Encyklopädie der neueren Geschichte





Encyklopädie

der

Neueren Geschichte.

In Verbindung
mit
namhaften deutschen und außerdeutschen Historikern

begründet
von

Wilhelm Herbst,
weil. Doktor der Theologie und Philosophie, ordentl. Honorar-Professor der Pädagogik
und Direktor des pädagogischen Seminars an der Universität Halle.

Dritter Band.



Gotha.
Friedrich Andreas Perthes.
1886.

Karlisten. Unter den Apostolischen (s. „Carlos, Don", Bd. I, S. 539) griff der Gedanke immer mehr Raum, Don Carlos an die Stelle seines Bruders Ferdinand VII. zu setzen, und sie streuten die Nachricht aus, letzterer wolle zugunsten des Infanten abdanken; um ihre wahren Absichten zu verhüllen, nannten sie sich eine Zeit lang „Agraviados del Rey", Beleidigte des Königs. Es kam zu verschiedenen Aufständen, zuletzt 1827 zu der großen Erhebung in Catalonien, die höchst blutig unterdrückt wurde (s. „Carlos, Don"). Ebenda: s. über die weitere Haltung der Karlisten unter Ferdinand VII. Ein Donnerschlag für sie war die Geburt Isabellas II. (s. d.), zu deren Gunsten das salische Gesetz aufgehoben wurde. Nach Ferdinands Ableben erhielt Carlos in England die Einladung der K., nach den baskischen Provinzen zu kommen, in denen sein Anhang festen Fuß gefaßt hatte; die Anhänger des weltlichen und geistlichen Despotismus erkoren diese eigenartigen Provinzen zum Mittelpunkte der karlistischen Bewegung und wollten von da aus jede neue Gestaltung des öffentlichen Lebens in Spanien bekämpfen. Das Landvolk überrumpelte Bilbao und Vittoria, ermordete mehrere Anhänger der Königin-Mutter, 3. und 7. Oktober 1833, und rief Carlos als „König Karl V." aus; durch Manifest aus Valença de Alcantara vom 6ten nahm er den Königstitel unter diesem Namen an. Die Einwohner von Bilbao und Vittoria zwangen, von Linientruppen unterstützt, die K. wieder zur Flucht und der gefährliche Guerillaführer Santos Ladron wurde am 11. Oktober bei Estella gefangen, dann erschossen. Aber im ganzen übrigen Baskenlande griff der Aufstand rasch um sich, das Volk trat unter die Waffen, Zumalacarreguy riß die Oberleitung des Aufstands an sich und brachte feste Ordnung in die zusammengelaufenen Banden; Navarra, ein Teil Aragoniens und Cataloniens schlossen sich an, und während auf anderen Gebieten der Monarchie auftauchende karlistische Guerillas sich keiner Erfolge rühmen durften, fand der Prätendent in den genannten Provinzen eine reguläre Streitmacht. Am 17. Oktober erklärte die Königin-Regentin seine Güter für konfisziert und schlug sie zum königlichen Schatze; am 27. nahmen die Königlichen den K. Miranda weg; die Regentin annullierte die Privilegien der Provinzen Biscaya und Alava und bedrohte die Rebellen mit schweren Strafen, am 30. Dezember erlitten die K. bei Los Arcos (Navarra) eine Schlappe. Karlos überließ die Fortführung seiner Sache seinen Anhängern und ging zu Dom Miguel nach Portugal; am 16. April 1834 floh er vor dem Generale Rodil von Guarda nach Castel-Branco, während am 23. Zumalacarreguy über General Quesada zwischen Vittoria und Pampeluna siegte. Carlos mußte sich nach England begeben (s. bei ihm), kam in der Nacht zum 13. Juni in Portsmouth an, erschien aber bereits am 10. Juli wieder in Navarra; von Elisondo aus erließ er am 12. ein Amnestiedekret für alle Generale u. s. w., die seine legitime Regierung anerkennen würden. Die K. wurden zahlreicher, Carlos ließ seine Familie kommen, seine Anwesenheit machte seine Anhänger kühner; von beiden Seiten wurde der Krieg mit unerhörter Grausamkeit geführt, weder Mina noch Rodil, Quesada, Sarsfield oder Valdez konnten entscheidende Erfolge über die K. erlangen, obgleich sie 35,000 gegen 21,000 Mann zählten. Ein Hof und eine Regierung umgaben „Karl V.", seine Anhänger aus ganz Spanien eilten zu ihm nach Onate, sein Obergeneral Zumalacarreguy leistete Vorzügliches, darum war sein Tod vor Bilbao am 25. Juni 1835 ein unersetzlicher Verlust für den Prätendenten. Einem Dekrete der Regentin vom 22. Oktober 1834 wegen Sequestrierung der Güter der K. folgte am 25. eines, welches Carlos mit seiner Descendenz des Thrones verlustig und aus Spanien verbannt erklärte. Die Bekämpfung des Karlismus war für Marie Christine eine ungemein schwere Aufgabe, zumal sie bei den damit zu betrauenden Generalen nicht nur die militärische Tüchtigkeit, sondern ganz wesentlich das politische Glaubensbekenntnis zu berücksichtigen hatte. Mehrere Jahre lang scheiterten die Anstrengungen ihrer Generale, die K. aus ihren festen Stellungen zu vertreiben, ein Heer nach dem anderen rieb sich nutzlos auf, und der Krieg nahm einen geradezu unmenschlichen Charakter an. Besonders unternehmende karlistische Anführer wie Cabrera und Gomez durchbrachen mehrmals die feindlichen Linien, zogen plündernd und brandschatzend in einem Teile Spaniens einher und ließen bekannte Christinos ohne weiteres erschießen; sobald sie sich aber entfernt hatten, kehrte die Gegend wieder zu Isabella II. zurück. Es war Carlos alles daran gelegen, eine bedeutende Stadt zu nehmen, um da-

Karlisten. Unter den Apostolischen (s. „Carlos, Don", Bd. I, S. 539) griff der Gedanke immer mehr Raum, Don Carlos an die Stelle seines Bruders Ferdinand VII. zu setzen, und sie streuten die Nachricht aus, letzterer wolle zugunsten des Infanten abdanken; um ihre wahren Absichten zu verhüllen, nannten sie sich eine Zeit lang „Agraviados del Rey", Beleidigte des Königs. Es kam zu verschiedenen Aufständen, zuletzt 1827 zu der großen Erhebung in Catalonien, die höchst blutig unterdrückt wurde (s. „Carlos, Don"). Ebenda: s. über die weitere Haltung der Karlisten unter Ferdinand VII. Ein Donnerschlag für sie war die Geburt Isabellas II. (s. d.), zu deren Gunsten das salische Gesetz aufgehoben wurde. Nach Ferdinands Ableben erhielt Carlos in England die Einladung der K., nach den baskischen Provinzen zu kommen, in denen sein Anhang festen Fuß gefaßt hatte; die Anhänger des weltlichen und geistlichen Despotismus erkoren diese eigenartigen Provinzen zum Mittelpunkte der karlistischen Bewegung und wollten von da aus jede neue Gestaltung des öffentlichen Lebens in Spanien bekämpfen. Das Landvolk überrumpelte Bilbao und Vittoria, ermordete mehrere Anhänger der Königin-Mutter, 3. und 7. Oktober 1833, und rief Carlos als „König Karl V." aus; durch Manifest aus Valença de Alcantara vom 6ten nahm er den Königstitel unter diesem Namen an. Die Einwohner von Bilbao und Vittoria zwangen, von Linientruppen unterstützt, die K. wieder zur Flucht und der gefährliche Guerillaführer Santos Ladron wurde am 11. Oktober bei Estella gefangen, dann erschossen. Aber im ganzen übrigen Baskenlande griff der Aufstand rasch um sich, das Volk trat unter die Waffen, Zumalacarreguy riß die Oberleitung des Aufstands an sich und brachte feste Ordnung in die zusammengelaufenen Banden; Navarra, ein Teil Aragoniens und Cataloniens schlossen sich an, und während auf anderen Gebieten der Monarchie auftauchende karlistische Guerillas sich keiner Erfolge rühmen durften, fand der Prätendent in den genannten Provinzen eine reguläre Streitmacht. Am 17. Oktober erklärte die Königin-Regentin seine Güter für konfisziert und schlug sie zum königlichen Schatze; am 27. nahmen die Königlichen den K. Miranda weg; die Regentin annullierte die Privilegien der Provinzen Biscaya und Alava und bedrohte die Rebellen mit schweren Strafen, am 30. Dezember erlitten die K. bei Los Arcos (Navarra) eine Schlappe. Karlos überließ die Fortführung seiner Sache seinen Anhängern und ging zu Dom Miguel nach Portugal; am 16. April 1834 floh er vor dem Generale Rodil von Guarda nach Castel-Branco, während am 23. Zumalacarreguy über General Quesada zwischen Vittoria und Pampeluna siegte. Carlos mußte sich nach England begeben (s. bei ihm), kam in der Nacht zum 13. Juni in Portsmouth an, erschien aber bereits am 10. Juli wieder in Navarra; von Elisondo aus erließ er am 12. ein Amnestiedekret für alle Generale u. s. w., die seine legitime Regierung anerkennen würden. Die K. wurden zahlreicher, Carlos ließ seine Familie kommen, seine Anwesenheit machte seine Anhänger kühner; von beiden Seiten wurde der Krieg mit unerhörter Grausamkeit geführt, weder Mina noch Rodil, Quesada, Sarsfield oder Valdez konnten entscheidende Erfolge über die K. erlangen, obgleich sie 35,000 gegen 21,000 Mann zählten. Ein Hof und eine Regierung umgaben „Karl V.", seine Anhänger aus ganz Spanien eilten zu ihm nach Onate, sein Obergeneral Zumalacarreguy leistete Vorzügliches, darum war sein Tod vor Bilbao am 25. Juni 1835 ein unersetzlicher Verlust für den Prätendenten. Einem Dekrete der Regentin vom 22. Oktober 1834 wegen Sequestrierung der Güter der K. folgte am 25. eines, welches Carlos mit seiner Descendenz des Thrones verlustig und aus Spanien verbannt erklärte. Die Bekämpfung des Karlismus war für Marie Christine eine ungemein schwere Aufgabe, zumal sie bei den damit zu betrauenden Generalen nicht nur die militärische Tüchtigkeit, sondern ganz wesentlich das politische Glaubensbekenntnis zu berücksichtigen hatte. Mehrere Jahre lang scheiterten die Anstrengungen ihrer Generale, die K. aus ihren festen Stellungen zu vertreiben, ein Heer nach dem anderen rieb sich nutzlos auf, und der Krieg nahm einen geradezu unmenschlichen Charakter an. Besonders unternehmende karlistische Anführer wie Cabrera und Gomez durchbrachen mehrmals die feindlichen Linien, zogen plündernd und brandschatzend in einem Teile Spaniens einher und ließen bekannte Christinos ohne weiteres erschießen; sobald sie sich aber entfernt hatten, kehrte die Gegend wieder zu Isabella II. zurück. Es war Carlos alles daran gelegen, eine bedeutende Stadt zu nehmen, um da-

durch auf die nordischen Höfe einen Druck zu seiner Anerkennung zu üben; im Juni 1835 aber scheiterte sein Unternehmen auf Bilbao. Am 22. Juli 1835 erklärte sich Don Sebastian, (gest. 1875) für „Karl V." während die portugiesische Regierung der Regentin ein Hilfscorps versprach und die französische Fremdenlegion unter General Bernelle zum Teile in den Dienst Isabellas II. trat. Am 12. April 1836 nahmen die K. den Hafen von Lequeytio, aber am 26sten trieb Bernelle ihren Ansturm zurück, die in England geworbene britische Legion von 10,000 Mann unter General Lacy Evans landete, nahm den K. Verschanzungen vor San Sebastian und den Hafen von Passages im Mai weg, griff aber Fuentarabia am 11. Juli vergeblich an. Der Obergeneral Isabellas, Cordova, verhinderte die Ausbreitung des Aufstands nach Castilien und Valencia, Espartero und Manso nahmen dem kecken Karlistengenerale Gomez, der fast ganz Spanien in einem Streifzuge umkreiste, Oviedo am 7. Juli nach eintägigem Besitze ab, die K. unter Villareal wurden von Bernelle am 1. August bei Inigo geschlagen, am 21. d. M. erlitten dieselben unter Ituralde bei Lodosa eine Schlappe, aber am 30. schlug Gomez die Christinos unter Lopez völlig, vereinigte sich in Utiel mit den Corps von Cabrera und Quitez und bedrohte Valença. Die britische Legion trieb am 1. Oktober einen Angriff der K. bei Alza nicht weit von Passages zurück, am 5. wurde der Karlistengeneral Maroto von Gurrea geschlagen und ging mit seinem Stabe in der Gegend von Perpignan auf französischen Boden über (6. Oktober), Gomez hingegen nahm Cordova und Almaden (1. und 25. Oktober), die K. verloren am 31. Cantavieja und belagerten abermals erfolglos seit dem 24sten Bilbao; Ituralde wurde am 25. November kriegsgefangen mit seinem Stabe nach Vittoria geschafft, Gomez erlitt durch Narvaez mehrfach Verluste, während am 28. November die Cortes den Prätendenten vom Throne ausschlossen. Bilbao schwebte in großer Gefahr, aber Espartero (s. d.) sollte Carlos' Hoffnungen zertrümmern; er entsetzte Bilbao, nachdem er am 24.—25. Dezember das Lager der K. erstürmt hatte. Am 26. d. M. ernannte Carlos ein neues Ministerium und den Infanten Sebastian zum Obergeneral, verbannte Villareal und verabschiedete Gomez; ein königliches Dekret erschien hingegen mit der Publikation des Cortesbeschlusses vom 15. am 17. Januar 1837, wonach Carlos, seine Descendenz und Sebastian vom Throne ausgeschlossen wurden. Am 19. Februar siegten die K. unter Forcadel in der Provinz Valencia, Lacy Evans nahm ihre Verschanzungen bei Amezagona am 10. März, wurde aber bei Hernani am 16. geschlagen und mußte auf San Sebastian zurück. Mit sechzehn Bataillonen verließ der Oberfeldherr Don Sebastian am 11. Mai Hernani, die Christinos nahmen zwar mühelos Hernani, Urnieta, Lasarte, Astigarrago, Lezo und Renterro, Lacy Evans erstürmte am 17ten Irun, aber Carlos und Sebastian drangen mit 20 Bataillonen und 12 Schwadronen vor, Carlos überschritt den Ebro am 29. Juni bei Flix und rüstete zum Marsche auf Madrid, während Lacy Evans mit seinen meisten Offizieren den spanischen Dienst verließ. Die Generale der K. machten den Christinos viel zu schaffen und als Cabrera mit 14,000 Mann noch zu Carlos stieß, wuchs die Gefahr für die Hauptstadt, denn K. streiften bereits bis dicht vor Madrid, welches von Linientruppen entblößt war. Espartero jedoch eilte im August in Gewaltmärschen hierhin, deckte Madrid, schlug die K. in mehreren Gefechten, jede Blöße ausbeutend, trieb Carlos eine Zeit lang in Castilien hin und her, folgte ihm nach dem Ebro und schlug ihn an verschiedenen Punkten; schließlich löste sich das karlistische Heer auf und eilte in wilder Flucht Ende Oktober 1838 dem Baskenlande zu. Trotz Cabreras Thätigkeit hinderten innerer Zwiespalt und um-sich-greifende Demoralisation jedes weitere energische Auftreten der K.; bei ihnen herrschten Geldnot und Unfrieden. Der verfehlte Zug in das Innere Spaniens mußte über den ganzen Krieg entscheiden, Carlos wurde die Illusion benommen, er habe die Mehrheit der Nation für sich und sie warte nur auf sein Erscheinen, um für ihn aufzustehen; seine Unfähigkeit trat täglich deutlicher hervor; eine Camarilla unter dem Bischofe von Leon und dem Höflinge Arias Tejeiro erhob und stürzte die Generale und unterhandelte mit den Agenten des Auslands; diese Unfähigkeit der Umgebung des Infanten leuchtete dem Erzbischofe von Havanna, Pater Cyrillo, ein, und er riet ihm, den Oberbefehl dem unbrauchbaren Guergué zu nehmen und dem mit der Camarilla verfeindeten Generale Maroto zu übergeben, in dessen Charakter er sich gründlich geirrt hatte. Seit dem 16. Oktober weilte bei Carlos seine zweite Gemahlin, die Prinzessin von Beira, Maria Theresia, Witwe des Infanten Peter von Spanien, die eine mächtige Stütze für die Camarilla wurde und den Einfluß Marotos bekämpfte. Maroto aber setzte alle Hebel an, um sich seiner Nebenbuhler zu entledigen und „Karl V." zu beherrschen, erfand eine große Verschwörung gegen ihn (Maroto) und überlieferte die Generale Guergué, Garcia, Carmona, Sanz und den Intendanten Ibanez einem Kriegsgerichte von Kreaturen, die sie zum Tode verurteilten; Carlos befahl ihre Freilassung, da sie seine treuesten Anhänger waren, Maroto achtete nicht darauf und ließ sie am 18. Februar 1839 in Estella erschießen. Am 20. erstattete er Carlos Bericht und forderte ihn auf, seine Ratgeber zu entfernen, aber Carlos sandte Truppen gegen ihn, um ihn zur Rechenschaft zu ziehen und abzusetzen, erklärte ihn am 21. zum Verräter und für vogelfrei. Da jedoch die Truppen zu Maroto übergingen und er das Hauptquartier des „Königs" bedrohte, widerrief dieser am 24. sein Dekret, bestätigte feige alles, was Maroto gethan, entließ seine Vertrauten, den Bischof von Leon, Arias Tejeiro und den Beichtvater Pater Larraga, die nebst mehr als dreißig anderen „Apostolischen" an die französische Grenze abgeführt wurden. Der Krieg wurde seitens der K. matter fortgeführt, Espartero drang von Sieg begleitet vor; Maroto, der Carlos seiner Getreuesten beraubt hatte und am Siege des Karlismus verzweifelte, knüpfte Unterhandlungen geheimer Natur mit Espartero an und ließ sich von ihm in immer ungünstigere Stellungen treiben,

bis er nach einer persönlichen Begegnung vom 26. am 31. August 1839 mit ihm den Vertrag von Bergara schloß: fünf Bataillone der Division von Castilien, drei Bataillone, vier Compagnieen und eine Schwadron der Division von Guipuzcoa und acht Bataillone der Division von Biscaya stießen zu den Christinos. Maroto und die karlistischen Offiziere, die sich unterwarfen, behielten Grade, Orden und Gehalte, die Mannschaften wurden in die Heimat entlassen. Die Regentin bestätigte die Fueros der Basken, wogegen die aufständischen Provinzen Isabella II. und die Konstitution von 1837 anerkannten. Am 4. September unterwarfen sich in Bergara acht weitere Bataillone aus Guipuzcoa, der karlistische Kriegsminister Montenegro trat mit 22 hohen Offizieren auf französisches Gebiet über, und Espartero trieb den Prätendenten am 9. d. M. in das Baztan-Thal; am 13. ging Carlos nach Urdax und überschritt am 14. September mit seiner Familie in Ainhoa die französische Grenze; man führte sie nach Saint Pé. Sechs Bataillone von Alava, zwei von Navarra und der ganze karlistische Stab unter den Generalen Elio und Negri flüchteten auf französischen Boden, wurden entwaffnet und ihre Waffen Espartero nach Urdax ausgeliefert; am 25sten öffnete Guevara den Christinos die Thore, ganz Biscaya unterwarf sich Isabella II. Der Karlistengeneral Graf de España nahm im November ein tragisches Ende. Die französische Regierung wies Carlos Bourges als Wohnsitz an, seine Rolle war beendet. Cabrera setzte den Krieg in Catalonien und Aragonien noch eine Zeit lang fort, wurde von „Karl V." zum Generalissimus ernannt, aber Espartero drängte ihn immer mehr in die Enge, die Christinos nahmen ihm einen Punkt nach dem andern weg, er mußte nach Berga zurück und nach furchtbar erbittertem Kampfe, als Espartero Berga genommen hatte, am 6. Juli 1840 mit seinen letzten 5000 Mann nach Frankreich übertreten. Die Reste der K. unterwarfen sich im Laufe des Juli und in den ersten Tagen des August 1840.

Am 18. Mai 1845 verzichtete Don Carlos als „Karl V." in Bourges auf seine Thronrechte zugunsten seines ältesten Sohns Carlos, „Prinzen von Asturien", und nahm den Titel Graf von Molina an. Der nunmehrige Prätendent, der sich hiermit einverstanden erklärt, nannte sich Graf von Montemolin, forderte Pässe nach Spanien, die ihm verweigert wurden, entwich aus Bourges und traf am 19. September 1846 mit Cabrera in London ein, nachdem er am 12. in Bourges eine Proklamation an die Spanier erlassen hatte. Sein Vater reiste am 17. Juli 1845 von Bourges nach Italien ab. Nachdem am 16. Februar 1847 eine karlistische Bande unter dem Kanonikus B. Tristany Cervera in Catalonien überfallen und ausgeplündert hatte, um sich sofort zurückzuziehen, gelang es dem Obersten Baxecos, Tristany zu fassen, und derselbe wurde am 15. Mai d. J. in Salsona erschossen. Cabrera versuchte 1848 eine Erhebung für den Grafen von Montemolin, drang mit einem kleinen Heere von Frankreich aus in die baskischen Gebiete ein und in Guipuzcoa wurde „König Karl VI." proklamiert; K. und Regierungstruppen schlugen sich wieder auf manchem Schlachtfelde, aber Cabrera mußte Ende Januar 1849 nach Frankreich übertreten, die französische Regierung verwies den Prätendenten nach Großbritannien, und Ende April sahen sich die meisten Führer der K. gezwungen, in Frankreich ein Asyl zu suchen; eine große Amnestie Isabellas II. hatte die Unterwerfung zahlreicher K. zur Folge. Am 10. März 1855 starb in Triest der alte Don Carlos, aber der Karlismus endete nicht. Während des Kriegs Spaniens mit Marocco erhob er sein Haupt wieder. Der Generalkapitän der Balearen, Don Jayme Ortega, ließ sich von „Karl VI." (s. „Carlos, Don", Bd. I, S. 540) zum Sturze Isabellas II. gewinnen, verschwieg aber seinen Truppen, 4000 Mann, den Zweck seiner Expedition, als er am 1. April 1860 mit ihnen bei San Carlos de la Rapita landete; bei ihm waren der Graf von Montemolin, sein jüngster Bruder, der einäugige Infant Don Fernando, und General Elio. Als er am 2. April auf dem Marsche nach Tortosa den Prätendenten als „Karl VI." proklamierte, ließen ihn seine Soldaten im Stiche, und er ergriff mit den Infanten und Elio die Flucht, doch wurden alle, die Infanten am 21. d. M. gefangen. Ortega endete durch Pulver und Blei am 19ten in Tortosa, ebenso erging es mehreren mit den Waffen in der Hand ergriffenen Parteigängern in Bilbao und Palencia; Elio wurde begnadigt. Am 23. April entsagten beide Infanten ihren Thronansprüchen zugunsten Isabellas in Tortosa, aber ihr Bruder, Don Juan, erließ am 5. Juni in der „Times" eine Deklaration an die Cortes, wonach er die Ansprüche seiner Familie reklamierte, und am 15. Juni widerriefen Carlos und Fernando in Köln ihren Verzicht. Fernando starb in Brunnsee am 2. Januar 1861 unvermählt, Carlos am 13. Januar d. J. in Triest kinderlos; Don Juan allein überlebte und erließ seitdem zahlreiche Manifeste als Prätendent, versprach den Spaniern das allgemeine Wahlrecht, entsagte den Ansprüchen seiner Familie auf Neapel und Sicilien, fand aber sehr wenig Anklang. Nach dem Sturze Isabellas verzichtete er am 3. Oktober 1868 auf sein Thronrecht an Spanien zugunsten seines ältesten Sohns Don Carlos, Herzogs von Madrid, (s. „Carlos, Don", Bd. I, S. 540), der somit für die K. „Karl VII." war. Er bot keinerlei Garantieen in konstitutioneller Richtung, sein überallhin versandtes Programm vom 28. Oktober erregte wenig Zutrauen, während die K. sich wieder sammelten und seine Thronerhebung forderten. Im Februar 1869 traten karlistische Banden in Catalonien auf, Truppen wurden gegen sie gesandt, bestanden im April harte Kämpfe mit ihnen, und zahlreiche Verhaftungen von K. erfolgten. Carlos protestierte gegen die Thronbesteigung Amadeos, die K. näherten sich gegen diesen den Republikanern, waren aber in sich uneins, denn Cabrera widerriet die Ergreifung der Waffen, zu der Hitzköpfe den Prätendenten anspornten. Am 11. März 1872 ermahnte ein Aufruf des karlistischen Zentralkomitee die Wähler, an die Urnen zu eilen, die Regierung zu stürzen und den Boden für die Errichtung des „reinen" Königtums frei zu machen; unruhige Auftritte in Nordspanien ließen auf

den Ausbruch einer karlistischen Erhebung schließen, und am 15. April erließ „der Herzog von Madrid“ durch seinen Sekretär Arjona an den Vizepräsidenten der „katholisch-monarchischen Zentraljunta in Madrid“ als „Befehl“ sein Manifest; in einem kurzen Entscheidungskampfe hoffte Carlos das Vaterland zu retten (s. das Manifest bei „Carlos, Don“.) Am 21. begann der karlistische Aufstand, während die Regierung den Belagerungszustand in Biscaya und Navarra verhing, Don Riaz de Rada wurde von Carlos zum Oberbefehlshaber der baskischen Provinzen und Navarras ernannt, proklamierte „Karl VII.“ und rief „Nieder mit den Fremdlingen!“ Der Marschall Serrano ging als Generalissimus der gegen die K. aufgebotenen Truppen nach Navarra ab und begann die Operationen am 29. April von Tafalla aus. Von Rada empfangen, traf „Karl VII.“ am 2. Mai in Vera ein und erließ Proklamationen an Volk und Heer, rief alle zu sich und forderte Einigkeit, um ihnen „Frieden und Wohlfahrt, ihre Fueros und die wahre Freiheit zu verleihen“; mit ihnen wollte er die Fremden verjagen. Aber die unter seinem Kommando vereinigten Banden Navarras erlitten am 4. Mai durch General Moriones bei Oroquieta eine totale Niederlage, wurden zersprengt, Rada trat nach Frankreich über, „Karl VII.“ entfloh ebendahin und verschwand von der Bildfläche. Fast alle Banden der K. wurden von Serrano überwältigt oder lösten sich selbst auf, er wandte sich gegen Biscaya, wo Bilbao bedroht war. Am 15. Mai traf Carlos' jüngerer Bruder, Don Alfonso, bei dem Heere als Oberbefehlshaber ein und wetterte in einem Manifeste gegen die Liberalen, denen er alle Gebrechen Spaniens auflud. Aber am 24. d. M. erfolgte in Amorevieta die Konvention Serranos mit mehreren Bevollmächtigten der K., wonach diesen volle Amnestie und den zu Carlos übergelaufenen Offizieren ihr früherer Rang zugesagt wurde; hierauf legte eine Anzahl Banden, aber keineswegs alle die Waffen nieder. Der erprobte Karlistengeneral Tristany, Graf von Avino, trat vielmehr am 25. Mai in Catalonien auf und rief zu den Waffen. Die Lage schien sich überhaupt durch die Konvention nicht zu bessern, karlistische Banden erschienen im Norden, der Aufstand griff mächtig um sich, die K. streiften bis Reus und Tarragona und hielten die Pässe in Navarra besetzt. Am 16. Juli erließ „Karl VII.“ von der spanischen Grenze aus ein pomphaftes Manifest an die Catalanen, Aragonesen und Valencier, sprach für die Dezentralisation und verhieß die Wiedereinsetzung ihrer Fueros, die Philipp V. gestrichen hatte. Die Regierung hingegen hielt den Aufstand für dem Erlöschen nahe und erteilte, während Amadeo die Nordprovinzen bereiste, am 11. August den Mitgliedern der „katholisch-monarchischen Zentraljunta“ (s. oben) u. a. Amnestie. In Catalonien und im Baskenlande mehrten sich die K. merklich, die Geistlichkeit hetzte aus Leibeskräften, und am 31. Dezember übernahm Don Alfonso den Oberbefehl der karlistischen Streitmacht in Catalonien. Unter der Anführung Dorregarays (s. d.) wurden in Nordost-Spanien von den K. die Eisenbahnverbindungen unterbrochen, und Amadeo mußte sein Unvermögen erkennen, den Karlismus zu zertrümmern. Am 29. März 1873 nahmen die K. Berga und fingen 500 Soldaten, konnten freilich den Ort nicht behaupten, aber bei der allgemeinen Auflösung der Regierungsarmee war der Norden fast völlig den K. preisgegeben. Bisher in Bayonne, trat Carlos am 15. Juli nach Spanien über und rief nach Amadeos Abdankung „Freiwillige zur Rettung“ Spaniens auf. 12- bis 15,000 Mann zählten die K., aus denen drei Heere unter Elio (Nordprovinzen), Don Alfonso (Catalonien) und Palacio (Valencia) gebildet wurden; die bedeutendsten Führer waren in der Nordarmee Dorregaray und Ollo in Navarra, Velasco in Biscaya, Lizarraga in Guipuzcoa, Laramendi und Mendiri in Alava, in Nord-Catalonien Saballs, in Süd-Catalonien Tristany. Carlos durchzog Navarra und Alava und beschwor am 2. August in Guernica unter einer heiligen Eiche die Fueros der baskischen Provinzen: er kehrte nach Navarra zurück, Estella wurde von den K. 18. August genommen und die Garnison, welche sich ins Kloster San Francisco zurückzog, mußte am 24. kapitulieren. Zwei Abteilungen der Regierungstruppen wurden bei Allo und Dicastillo zurückgeworfen, und ganz Navarra bis auf Pampeluna gehorchte „Karl VII.“; in Biscaya standen zur Madrider Regierung nur noch Bilbao und Portugalete, in Alava Vittoria und in Guipuzcoa einige Städte innerhalb des von San Sebastian, Irun und Tolosa gebildeten Dreiecks. Gegen letzteres unternahm Elio im September einen vergeblichen Zug, während der Oberkommandant der Regierungstruppen in den Nordprovinzen, Moriones, sich mit Rada und Ollo herumschlug und gegen Estella, das Hauptquartier „des Königs“, vorzudringen suchte. 7.—9. November wurde er hierbei mit bedeutenden Verlusten zurückgeschlagen. Tortosa wurde von Lizarraga umlagert, Moriones eilte hierhin, er und Loma schlugen den Feind am 9. Dezember bei Velabieta und verproviantierten Tortosa; dann zog Moriones auf Bilbao zu, welches von den K. umschlossen wurde, geriet aber in die bedenklichste Lage; Elio verlegte ihm am 19. Dezember bei Cestona derart den Weg, daß er umkehren und sich mit seiner Armee in San Sebastian nach Santander einschiffen mußte (25. Dezember), um von Santoña aus wieder die Offensive zu ergreifen. Der direkte Weg wurde ihm neuerdings versperrt, und er konnte nichts gegen die K. unternehmen. Diese belagerten mit 25,000 Mann Bilbao, welches von Carlos am 29. Januar 1874 zur Übergabe aufgefordert wurde; Portugalete fiel den K. am 22. d. M. in die Hände. Der Versuch, die K. von Österreich als kriegführende Macht anerkannt zu sehen, scheiterte freilich. Moriones war mit den Versuchen, Bilbao zu entsetzen, dauernd unglücklich, im Februar geriet er in die Klemme, rettete sich zwar, konnte aber nicht verhindern, daß Carlos selbst am 21. vor Bilbao eintraf und das Bombardement begann; am 24. erlitt er bei Somorostro eine Niederlage durch die K., und die Gefahr für Bilbao stieg. Auch Serrano, der ihm den Oberbefehl selbst abnahm, war Ende März und Anfang April nicht imstande, die karlistische Stellung

bei San Pedro de Abanto zu erstürmen, übergab am 9. April den Oberbefehl gegen die K. dem Marschall Concha, und erst am 29. April bis 2. Mai gelang es Serrano und Concha, jene Stellung bei San Pedro de Abanto zu nehmen, die Räumung Portugaletes zu bewirken und am 2. Mai in Bilbao einzuziehen, von wo Carlos abgezogen war. Concha, der Held von Bilbao, wurde Oberbefehlshaber der ganzen Nordarmee, wagte aber vorerst keinen entscheidenden Schlag gegen die K. Diese kehrten wieder in die Nähe Bilbaos zurück und beunruhigten es, Carlos ernannte zu seinem Ministerium vom 20. April im Juni noch einen Staatsrat, und Don Alfonso rückte über den Ebro langsam gegen Süden vor. Carlos nahm bei Estella Stellung, Concha ergriff Ende Juni gegen ihn die Offensive und fiel am 27. Juni bei dem Sturme auf die karlistischen Schanzen. Die K. erschossen von den Kriegsgefangenen je den zehnten Mann und alle Offiziere, auch den als Zeitungsreporter bei Concha befindlichen preußischen Hauptmann a. D. Schmidt, was zur Folge hatte, daß die beleidigte deutsche Regierung die Gewalt des Marschalls Serrano unterstützte und einige Kriegsschiffe an die spanische Küste sandte; die K. haßten keine Regierung so herzlich wie die deutsche, während Carlos' Hoffnungen auf Rußlands Regierung elend scheiterten und Frankreich durch Deutschland in seiner Unterstützung der K. gehemmt wurde. Auch im Süden machten die K. Fortschritte, sie belagerten Puycerda, nahmen Olot und Cuenca 10.—20. Juli und begingen die scheußlichsten Greuel, die Führer überboten sich; meist wurden von den K. die Gefangenen niedergemetzelt, alles Völkerrecht ward mit Füßen getreten, und die niederträchtigsten Verbrechen fanden Gnade und Billigung bei Don Alfonso und seiner schönen Gemahlin, Donna Maria das Neves, einer Tochter Dom Miguels von Portugal. Ganz Europa sprach mit Abscheu von dieser Kriegführung, die sich vom Morde kaum unterschied. Carlos suchte sie durch ein Manifest „an die christlichen Mächte" vom 6. August zu verteidigen, indem er Thatsachen fälschte; aber er beschränkte am 9. August seinen blutgierigen Bruder auf die Kriegführung in Catalonien, was diesen so verletzte, daß er den Abschied nahm und am 20. Oktober erhielt. Südlich vom Ebro stand es mit den K. ziemlich schlecht, etwas besser in Catalonien, wo Tristany im August Seo de Urgel nahm. Die K. beschossen den Eisenbahnzug, in dem der deutsche und der österreichische Gesandte, die Grafen Hatzfeldt und Ludolf, nach Madrid fuhren, und am 5. September wagten sie von den Schanzen von Guetaria zwei deutsche Kanonenboote zu beschießen, wurden aber durch deren Kanonen rasch zum Schweigen gebracht; als sie am 11. Dezember eine mecklenburgische Brigg beschossen und bei Zarauz auf den Strand trieben, übernahm die Madrider Regierung den Schadenersatz. Bei der Nordarmee gegen die K. war wenig geleistet worden, bis im September Laserna den Oberbefehl erhielt; unter ihm standen als Corpsführer Moriones, Ceballos und Loma. Moriones verproviantierte das von den K. umschlossene Pampeluna, Laserna besetzte La Guardia wieder, Oktober 1874; ihn begünstigte die bei den K. ausgebrochene Zwietracht in der Führung, Dorregaray war abgesetzt und Mendiri Oberfeldherr geworden. Am 12. Oktober begannen die K. die Belagerung, am 4. November die Beschießung von Irun mit etwa 12,000 Mann, Laserna brachte Hilfe, schlug die K. am 10. und 11. vor Irun und zog hier ein, verfolgte aber den Sieg nicht und kehrte mit den Truppen nach Santander zurück; Loma suchte 7.—8. Dezember den K. Tolosa zu entreißen, mußte jedoch unter empfindlichen Verlusten nach San Sebastian umkehren. Wie barbarisch die K. den Krieg fortzuführen gedachten, bekundete der Tagesbefehl Lizarragas vom 17. Dezember.

Im Vatikan hatte man bisher ausschließlich für „Karl VII." Partei genommen, und noch hielt eine Clique an ihm um jeden Preis fest, doch näherte sich die Kurie mit Beginn des Jahres 1875 dem neuen Monarchen Alfonso XII. (s. d.). Aus seinem Hauptquartiere zu Deva erließ Carlos am 6. Januar ein zornsprühendes Manifest gegen „seinen unerfahrenen Vetter", gegen den seine Kanonen, „mit unwiderstehlicher Beredsamkeit" protestieren würden. Alfonso hatte alle Ursache, seinen Gegner zu fürchten, denn dieser stand mit mindestens 60,000 Mann in seinem Reiche; er wollte Carlos selbst gegenübertreten und eilte zur Nordarmee. Es gelang, das blockierte Pampeluna im Februar zu entsetzen, die K. zogen sich in die festen Stellungen um Estella zurück und hielten Puenta la Reyna besetzt, während Alfonso XII. über ein Convenio mit Carlos in Unterhandlungen trat, die an dessen übertriebenen Forderungen scheiterten. Mendiri schlug am 3. Februar die Regierungstruppen bei Lucar (Lorca) empfindlich, sodaß sie den ganzen Plan gegen Estella aufgaben; alle Operationen wurden sistiert, der König kehrte nach Madrid um. Carlos prahlte von gewaltigen Siegen, und der Bischof von Seo de Urgel rief am 8. Februar in einem Hirtenbriefe die Catalanen unter die Waffen für das Recht des Königs Karl, für die katholische Kirche und für ihre Fueros. Am 11. beschossen K. den Eisenbahnzug, der Alfonso nach Madrid trug, am 26. griffen sie neuerdings Bilbao an und rüsteten sich, gegen Puycerda vorzugehen. Am 2. März erließ Carlos in Estella ein Strafgesetzbuch für das Königreich, während Cabreras Abfall und Abschluß eines Convenio mit Alfonso am 4. d. M. dem Karlismus einen harten moralischen Schlag versetzte, obgleich nur wenige seinem Beispiele folgten. Allmählich drohten die Mittel zur Fortsetzung des Kriegs Carlos auszugehen, denn die Vertreter der vier ihm anhängenden Provinzen wollten keine weiteren Steuern verwilligen, und die auswärtigen Legitimisten zahlten seit Alfonsos Thronbesteigung die bisherigen Subventionen nicht mehr. General Campos begann mit der Zentrumsarmee in Catalonien aufzuräumen und schloß Mitte April Seo de Urgel ein, wo 2500 K. lagen; am 7. Juni übernahm Jovellar den Oberbefehl dieses Heers und zog den General Martinez Campos an sich, fünf große Kriegsschiffe beschossen die karlistischen Küstenstädte am Meerbusen von Biscaya

und demontierten die Strandbatterieen, Martinez Campos besetzte die Ebrolinie, Torregaray wurde aus den Bergen herausgetrieben, entkam aber, Jovellar besetzte Cantavieja am 6. Juli, und bis zum 8. war der Maestrazgo (südlich vom Ebro) von den K. gesäubert; ihren Einfällen in Valencia und Murcia und in Neucastilien bis Cuenca wurde von Jovellar ein Ziel gesetzt, die Bedrohung Madrids verhütet, Dorregaray erlitt schwere Schlappen und eilte über den Ebro nach den Pyrenäen. Auch im Norden errangen die Regierungstruppen wesentliche Vorteile über die K. und besetzten am 9. Juli Vittoria; die K. hingegen belagerten seit 31. Juni San Sebastian und seit 19. Juli Puycerda. In Catalonien drangen die Regierungstruppen siegreich vor, warfen die K. auf das linke Ebroufer zurück, entsetzten Logroño und bombardierten Seo de Urgel, wo sich Lizarraga hielt; am 26. August nahmen die Regierungstruppen trotz dessen Tapferkeit die Festung, deren Besatzung samt dem Bischofe kriegsgefangen wurde; nun war das Segre-Thal für die K. gesperrt, dem Kleinkriege in Catalonien ein Ende gemacht und von zerstreuten kleinen Banden abgesehen, der Aufstand auf Biscaya und Navarra beschränkt; die Armee des Zentrums und die Nordarmee konnten gemeinsam gegen diese Lande operieren. „Karl VII." rief am 31. August in Navarra und den baskischen Provinzen alle Waffenfähigen von 17 bis 50 Jahren unter seine Fahnen, aber seine Lage wurde immer bedenklicher, die Basken selbst ermüdeten, die Generaldeputation von Alava verweigerte eine Massenaushebung, und am 25. Oktober wurde sogar von Navarresen Alfonso XII. eine Ergebenheitsadresse mit etwa 30,000 Unterschriften überreicht. Im November durfte sich Martinez Campos gestehen, daß er Catalonien von den K. gesäubert habe; am 21. d. M. befreite General Quesada das von den K. belagerte Pampeluna; Don Carlos aber mit bedeutender Heeresmacht war bemüht, Estella uneinnehmbar zu machen, während unter seinen Generalen Zwietracht herrschte und seinen Truppen Zersetzung drohte. Quesada und Martinez Campos rückten an der Spitze der Heere des Nordens und Navarras, Cataloniens und des Zentrums gegen ihn an, er mußte Ende Januar 1876 seine Truppen von Bilbao und San Sebastian zurückziehen, um alle Kräfte zu konzentrieren, Quesada zog am 1. Februar in Bilbao, am 6. in Durango ein, und die Truppen Alfonsos hatten ganz Navarra und Alava im Besitze. Am 18. Februar begann General Primo de Rivera das Bombardement von Estella, der letzten und festesten Stellung der K., deren Junta von Guipuzcoa nach Frankreich entfloh, am 19. erstürmte er die den Platz beherrschende Position von Monte Jurra, Estella ergab sich auf Gnade und Ungnade. Er besetzte am 21. alle Forts Navarras. Dorregaray, Saballs und andere Führer der K., die sich in hellen Haufen Alfonso unterworfen hatten, traten nach Frankreich über, die Reste der karlistischen Armee ergaben sich oder lösten sich auf, und Carlos selbst ging am 28. Februar auf französischen Boden. Campos und Primo de Rivera säuberten das Land von den letzten Resten des Karlismus, der Krieg war glücklich beendet. Die französische Regierung duldete Carlos nicht an der spanischen Grenze, von den übergetretenen 15,000 K. kehrte ein Teil, von der durch Alfonso verkündeten Amnestie Gebrauch machend, nach Spanien zurück, die übrigen wurden interniert. Carlos begab sich nach England und wahrte seine Rechte wie die seines Sohns Jayme, des „Prinzen von Asturien".

Karlsbader Beschlüsse. Unter dieser Bezeichnung werden die unheilvollen Abmachungen verstanden, welche, in Teplitz und Karlsbad vorbereitet, am 20. September 1819 von dem Bundestage als verbindlich für sämtliche Bundesstaaten gutgeheißen wurden. Sie betrafen die Handhabung der Presse, die Überwachung der Universitäten, die Unterdrückung der demagogischen Umtriebe und die Auslegung des § 13 der Bundesakte, in dem die Einführung einer Verfassung verheißen war.

Es muß eingeräumt werden, daß inbetreff des ersten Punktes mannigfache Ausschreitungen stattgefunden hatten: die politischen Fragen waren von manchen Seiten, insbesondere von Görres und noch mehr von den Jenenser Professoren mit großer Unreife und in aufregendem Tone verhandelt worden. Zur Behandlung des zweiten Punktes hatte vornehmlich die Ermordung Kotzebues den Anlaß gegeben; es waren überdem infolge davon Untersuchungen über die Burschenschaft, Haussuchungen und Beschlagnahme der Papiere hochgeachteter Männer angestellt worden. Eine Stellungnahme endlich der Regierungen zu der Verfassungsfrage konnte nach den erbitterten Streitigkeiten in Württemberg über das alte Recht und das neue Staatsgrundgesetz, sowie nach den Mißgriffen, welche die Ungewohntheit der parlamentarischen Bewegung in Bayern und Baden herbeigeführt hatte, als ein Bedürfnis angesehen werden. Fast in allen Bundesstaaten war es zu einem Kampfe zwischen den früheren Ständen und der Repräsentativverfassung gekommen. Metternich und Kaiser Franz dachten überhaupt nicht daran, den § 13 auf ihre Staaten anzuwenden. In Preußen war man nicht nur unschlüssig über Grundlage und Form der zu erlassenden Verfassung, sondern hatte auch die Absicht, die Erledigung der Angelegenheit bis nach der Aufstellung neuer Finanzgesetze zu verschieben; im Gegensatz zu Hardenberg und seinem Antipoden Humboldt gab es viele, die mit den alten Provinzialständen zufrieden gewesen wären.

Metternich verfolgte bereits seit längerer Zeit das Ziel, die nationale und freiheitliche Entwickelung in Deutschland zu hemmen. Die Ermordung Kotzebues bot die Handhabe, auch den König Friedrich Wilhelm III. durch die Vermittelung Wittgensteins zur Mitwirkung heranzuziehen. Ende Juli 1819 wurden in Teplitz mit dem Könige und seinen Ministern Vorbesprechungen gehalten und eine Punktation aufgesetzt, in welcher sich Preußen auch verpflichtete, seinen Provinzen nur landständische Verfassungen zu erteilen und aus diesen für die Gesamtheit des Staates einen Zentralausschuß zu bilden; außerdem wurden die übrigen in Karlsbad zu verhandelnden Gegenstände festgestellt. Vom 6.—31. August fand

dann die Zusammenkunft in Karlsbad statt, zu welcher nur Abgeordnete derjenigen Staaten eingeladen wurden, deren man ganz sicher zu sein glaubte; Gentz machte den Protokollführer und verfaßte die Denkschriften. Es ward beschlossen: 1) für die Presse eine strenge Zensur einzuführen (zensurfrei sollten nur Schriften über 20 Bogen sein), 2) behufs Überwachung der Universitäten, und zwar der Professoren wie der Studenten, das Amt eines außerordentlichen Regierungsbevollmächtigten einzuführen, 3) die vermeintlichen revolutionären Umtriebe einer Zentraluntersuchungskommission zu überweisen (daß dieselbe auch richtende Behörde wurde, wie Kamptz wünschte, ward nur durch den persönlichen Einspruch des Kaisers Franz verhindert); 4) in der Verfassungsfrage mußte man sich begnügen, die Aufrechterhaltung des monarchischen Prinzips zu betonen, weil Württemberg mit Erfolg gegen die Wiederbelebung der alten Stände Protest erhob. In Frankfurt, wo schließlich allen Bundesgesandten die Punkte zum Beitritt vorgelegt wurden, waren insbesondere die Vertreter der kleineren Staaten und Freien Städte völlig überrascht, doch ward am 20. September die notwendige Einstimmung in der Genehmigung erzielt.

Für Preußen war es verhängnisvoll, daß es sich mit diesen Beschlüssen für die Entwickelung seiner Verfassung die Hände band, überhaupt sich der retrograden Haltung Österreichs anschloß. Da es sich auch nach dem Tode Friedrich Wilhelms III. davon nicht lossagte, so wurde durch diese Abmachungen mehr oder weniger der Grund zu den schweren Erschütterungen gelegt, an denen es von 1840—50 zu leiden hatte.

Litt.: Gervinus, Gesch. des 19. Jahrh.; Treitschke, Deutsche Gesch. II; Haym bei Ersch und Gruber s. v. Gentz und Wilh. v. Humboldt, Ägidi aus dem Jahre 1819.

Karlstadt (eigentlich: **Andreas Rudolphi Bodenstein**), Reformator und Schwarmgeist des 15. Jahrhunderts, ist geboren um 1480 zu Karlstadt in Franken, starb zu Weihnachten 1541 in Basel. — Nachdem er auf deutschen und auswärtigen Universitäten theologische und kanonistische Studien gemacht, kam er 1504 als Baccalaureus biblicus nach Wittenberg, erwarb sich hier die höheren theologischen Grade, wurde 1510 Dr. theol. und Professor, zugleich Kanonikus an der Stiftskirche, seit 1513 Archidiakonus daselbst. Er galt damals als gelehrter Scholastiker, suchte zwischen Thomisten und Skotisten eine Mittelstellung einzunehmen, machte sich aber durch Eitelkeit und Streitsucht bei seinen Kollegen unbeliebt. Plötzlich verließ er Wittenberg 1515, um in Rom das Studium des kanonischen Rechtes fortzusetzen. Nach seiner Rückkehr 1516 schien er anfangs geneigt, gegen die unterdessen durch Luther in Wittenberg eingezogene antischolastische Richtung Opposition zu machen, wandte sich aber bald selbst der Lehre Luthers zu und beschäftigte sich auf dessen Anregung mit dem Studium der heiligen Schrift, Augustins und der mittelalterlichen Mystiker.

Eine Reihe von 152 Thesen über Natur, Gesetz und Gnade und einige kleine Schriften ähnlichen Inhalts, die er 1517 und 1518 herausgab, zogen ihm die Gegnerschaft des bekannten Ingolstädter Theologen Dr. Eck und dessen Herausforderung zur Leipziger Disputation zu. Mit der Verteidigung der Augustinischen Gnadenlehre, die er hier am 27. Juni 1519 und an den folgenden Tagen versuchte, war er nicht besonders glücklich, da er an dialektischer Gewandtheit und Schlagfertigkeit hinter Eck bedeutend zurückstand. In mehreren Schriften setzt er den Kampf gegen Eck fort, macht aber auch einen versteckten Angriff gegen Luther in einer ausführlichen, nicht uninteressanten Schrift de scripturis canonicis. Doch führt der gemeinsame Kampf mit Rom beide Kollegen wieder zusammen. Die päpstliche Bulle erschien (Juli 1520), die Luther und K. gleichmäßig bannte.. Dieser tröstet sich und die Seinen durch eine Schrift über die Gelassenheit, appelliert wie Luther an ein allgemeines Konzil und bestreitet in mehreren Schriften und Disputationen die päpstliche Heiligkeit und Unfehlbarkeit. Ein neuer Schauplatz des Wirkens schien sich ihm 1521 zu eröffnen in Dänemark, wohin er von König Christian II. berufen wurde; doch richtete er wenig aus und kehrte bald wieder nach Wittenberg zurück. Hier glaubt er sich während Luthers Abwesenheit auf der Wartburg berufen, das von jenem angefangene Reformationswerk fortzuführen und mit Änderungen des Gottesdienstes und christlichen Gemeindelebens energisch voranzugehen. Er eifert gegen Mönchtum und Cölibat, gegen Messe und Heiligenkult, fordert den Laienkelch, legt die Priesterkleidung ab und teilt am 25. Dezember 1521 das Abendmahl unter beiderlei Gestalt nach der Einsetzung Christi in der Stiftskirche zu Wittenberg aus. Durch die Zwickauer Schwärmer, die in denselben Tagen in Wittenberg erschienen, ließ er sich zu weiteren bedenklichen Schritten hinreißen, insbesondere Entfernung der Bilder und Altäre, Zerstörung der Schule und Universität, trat auch im Januar 1522 in die Ehe mit Anna von Mochau, der Tochter eines armen Edelmanns aus der Nähe von Wörlitz. Da erschien Luther in Wittenberg, stellte Ruhe und Ordnung her, schaffte die meisten der Neuerungen K.s wieder ab, behandelte aber diesen persönlich mit großer Schonung. Derselbe zog sich zurück, hielt seine Vorlesungen ganz unregelmäßig, verweilte meist auf seinem Gut Segrena bei Wittenberg, gab zuletzt sein Wittenberger Lehramt ganz auf, trug bäuerliche Kleidung, trieb Ackerbau, schrieb aber daneben allerlei mystische Traktate und Flugschriften. Im Jahr 1523 folgte er einem Ruf der Gemeinde in Orlamünde bei Jena, übernahm das dortige Pfarramt, nahm wieder allerlei Änderungen im Gottesdienst vor, trat mit Münzer in Verbindung und polemisierte gegen Luther, dessen Reformationsmethode ihm zu langsam und schonend war. Luther hatte eine Besprechung mit ihm zu Jena, richtete aber nichts aus. Auf Befehl des Kurfürsten aus dem Lande verwiesen, ging K. 1524 nach Süddeutschland und Basel, wo er Schriften über das Abendmahl drucken ließ, in denen er die lutherische Lehre offen bekämpfte, mußte deshalb Basel verlassen, hielt sich dann 1525 eine Zeit lang zu

Rothenburg an der Tauber auf, trat mit den aufrührerischen Bauern in Verbindung, mußte fliehen, nahm nun wieder zu Luther seine Zuflucht und erhielt auf dessen Verwendung die Erlaubnis zur Rückkehr nach Sachsen und ein Asyl zu Kemberg bei Wittenberg, wo er von einem Kramhandel sich kümmerlich nährte, insgeheim aber auch die ihm verbotene Korrespondenz mit auswärtigen Freunden fortsetzte. Endlich gelang es ihm, 1528 heimlich zu entweichen: er lebte nun eine Zeit lang in Holstein, dann in Ostfriesland, wo er anfangs vielen Beifall fand, aber bald wieder weichen mußte; und ging endlich 1530 über Straßburg nach der Schweiz, wohin er durch Butzer an Ökolompad und Zwingli empfohlen war. Auf des letzteren Verwendung wurde er 1531 Pfarrer zu Altstätten im Rheinthal, dann 1532 Diakonus in Zürich, zuletzt auf Bullingers Empfehlung 1534 Prediger und Professor in Basel, wo er 1541 an der Pest starb.

K. war ein Mann, dem es weder an Gaben und Kenntnissen, noch an originellen Gedanken und tiefsinnigen Anschauungen fehlte, wohl aber an Klarheit des Verstandes wie an Lauterkeit und Stetigkeit des Charakters, — eitel, eigensinnig, unverträglich, unruhig und überall sich vordrängend, ein echtes Kind seiner unruhig gährenden Zeit, von deren mancherlei Strömungen und Richtungen er sich fortreißen ließ, ohne daß er die Kraft hatte, sie zu beherrschen oder in sich zur Harmonie zu bringen.

Quellen für sein Leben sind vor allem seine eigenen Schriften wie die Schriften und Briefe der Reformatoren; Bearbeitungen aus älterer Zeit von Mayer, Gerdes, Füßlin, Rotermund, neuere von C. F. Jäger, A. Bodenstein von Karlstadt, 1856; Erbkam in Herzogs „Theol. Real-Encykl." VII, 523, 2. Aufl.; Hasemann in der „Allg. Encykl." von Ersch u. Gruber; Heppe in der „Allg. deutschen Biogr." III, 8 ff.

Karoline Mathilde, Königin von Dänemark, Gemahlin Christians VII., geboren am 22. Juli 1751 als Tochter des Prinzen von Wales, Friedrich Ludwig, der kurz vor ihrer Geburt starb; sie war eine Schwester König Georg III. von England und wurde im Spätherbste 1766 mit ihrem Vetter, der zu Anfang desselben Jahres den Thron von Dänemark bestiegen hatte (seine Mutter Luise, erste Gemahlin Friedrichs V. von Dänemark, war eine Schwester des Prinzen von Wales), vermählt. Eine liebenswürdige, reizvolle Persönlichkeit, von guter Bildung, klarem Verstande und lebhaftem Geiste, dabei von weichem, liebebedürftigem, hingebendem Herzen hätte sie ihren Gemahl glücklich machen und ihn, wie in Dänemark allgemein gehofft wurde, von seinen tollen, sinnlosen Thorheiten heilen können, wenn der krankhafte, verbildete Monarch zu heilen gewesen wäre. Seine Neigung zu ihr erkaltete bald, obgleich sie ihm am 28. Januar 1768 einen Sohn gebar, den späteren Friedrich VI. Unter der Leitung des Grafen Holck ergab er sich den gröbsten Zügellosigkeiten und Ausschweifungen. Die Königin, die ihn anfangs durch Nachgiebigkeit und Entgegenkommen zu lenken versucht hatte, vertauschte dieses Benehmen unter dem Einfluß ihrer Oberhofmeisterin, der strengen und herrschlustigen Frau von Plessen, nach und nach mit einer gewissen Kälte und Schroffheit. Als dann die Frau von Plessen durch den Einfluß Holcks entfernt wurde, stand K. schutzlos ihrem zugleich brutalen und feigen Gemahl gegenüber. Durch die im Mai 1768 unternommene Reise des Königs wurde dieser ihr noch mehr entfremdet. Von ihm gezwungen, ließ sie in einer bisher erfolglos behandelten Krankheit den ärztlichen Rat Struensees zu, den sie vorher als eine der Kreaturen des Königs, die ihn von ihr abzogen, gehaßt und verabscheut und deshalb energisch zurückgewiesen hatte (vgl. d.). Bald wurde er ihr intimster Vertrauter, an den eine aufrichtige Neigung sie knüpfte. Er verstand es, ihren Gemahl wenigstens soweit zu beeinflussen, daß er ihr wieder mit Rücksicht begegnete. Der Dank dafür war es wohl zunächst, der die Königin Struensee näher führte. Sie sah ihn bald täglich, zeichnete ihn öffentlich aus und machte aus ihrer Vorliebe für ihn kein Hehl. Es kann keinem Zweifel mehr unterworfen sein, daß ihr Umgang mit ihm allmählich den allervertraulichsten Charakter annahm. Struensee aber behauptete seine Stellung am Hofe vorzugsweise durch seine Herrschaft über die Königin, die ihm vollständig ergeben war. Es war natürlich, daß auch K. M. in seinen Sturz verwickelt wurde. An demselben Morgen, an dem Struensee verhaftet wurde (17. Januar 1772), wurde auch sie auf Grund eines soeben vom Könige erlangten Haftbefehls durch Graf Rantzau-Ascheberg in ihren Gemächern auf Schloß Christiansborg überfallen und dann unter Bedeckung in rasender Eile nach Kronborg geführt. Anfang März erschienen dort die Richter; da Struensee die Königin schon vollständig bloßgestellt hatte, blieb ihr nichts mehr übrig, als seine Geständnisse zu bestätigen. Anfang April wurde von einer zu diesem Zwecke niedergesetzten Kommission ihre Scheidung vom Könige ausgesprochen. Vergebens suchte sie diesen noch einmal wiederzusehen, um wenigstens den Tod Struensees, dem sie trotz seiner unmännlichen Haltung verziehen hatte, zu verhindern; sie wurde abgewiesen. Im Mai 1772 mußte sie dann Kronborg verlassen; nur die energische Einsprache der englischen Regierung verhinderte es, daß sie in ein enges Exil nach Jütland geschickt wurde. Ihr zukünftiger Aufenthaltsort Celle war aber den früheren Verhältnissen gegenüber auch kaum besser als ein Verbannungsort. Von ihren Kindern wurde sie getrennt; der überaus zärtlichen und treuen Mutter ist der Abschied sehr schwer geworden und hat wohl wesentlich mit dazu beigetragen, ihr Leben zu kürzen. In Celle erwarb sie sich die Liebe aller Kreise, die mit ihr in Berührung kamen; ihre Wohlthätigkeit war eine großartige. Der frühere Frohsinn ist auch nicht einmal für Augenblicke wieder zum Vorschein gekommen. Der Tod, der schon am 10. Mai 1775 die noch nicht 24jährige infolge einer Brustentzündung hinwegnahm, war ihr Erlösung. Im Schloßgarten von Celle wurde ihr ein Denkmal gesetzt. Ihre Tochter Luise ist die Großmutter des Herzogs Friedrich von Augustenburg und da-

durch Urgroßmutter unserer künftigen Kaiserin geworden.

Karoline Amalie Elisabeth, Königin von Großbritannien und Irland, Königin von Hannover. Als zweite Tochter des Herzogs Karl Wilhelm Ferdinand von Braunschweig-Wolfenbüttel und der Auguste Friederike, Tochter des Prinzen Friedrich Ludwig von Wales, am 17. Mai 1768 geboren, erhielt K. eine mangelhafte Erziehung und wurde in unvernünftigem Zwange gehalten, um ihren Sinn für Lebensgenuß zu zügeln. Gutherzig und offen, besaß sie kein Urteil und keine Charakterstärke, wußte nichts von fürstlicher Selbstbeherrschung, sobald sie dem Zwange der Eltern entwachsen war, war heftig bis zur Derbheit und natürlich bis zur Unbesonnenheit. K. wurde Kanonissin zu Quedlinburg und Gandersheim und gegen ihre Neigung 1795 zur Gemahlin des liederlichen Prinzen von Wales auserseben; sie fügte sich, landete am 4. April 1795 in Greenwich und wurde am 8. in London dem Thronerben angetraut (s. hierüber und über die nichtswürdige Behandlung K.s: „Georg IV. von Großbritannien"). An ihrer Schwiegermutter hatte die Unglückliche keine Stütze, Georg III. aber nahm sich ihrer herzlich an. Nach der Geburt ihrer einzigen Tochter Charlotte verließ sie der Prinz, und am 6. Mai 1796 willigte sie in seine Forderung ewiger Trennung, zog nach Charlton bei Blackheath, dann nach Montague House und lebte trotz ihrer Lebenslust einsam, von Spionen umlauert, vom ganzen Volke aber bemitleidet. Trotz aller Einreden des Prinzen blieb sie in Beziehungen zu ihrem geliebten Kinde, das seit 1805 in Lower Lodge (Windsor) auferzogen wurde, nachdem Georg es ihr weggenommen; sie nahm eine Waise William Austin an, was ihre Feinde benutzten, um den Knaben als Frucht des Ehebruchs mit Sir Sidney Smith zu bezeichnen, und am 29. Mai 1806 wurde eine „delikate Untersuchung" gegen K., die sich oft sehr unvorsichtig benahm, eingeleitet, die am 14. Juni d. J. mit ihrer vollen Freisprechung endete; auch Georg III. erklärte sie am 22. April 1807 für ganz schuldlos, und sie bezog Kensington-Palace, um sehr zurückgezogen zu leben. Der Prinz sprengte überall aus, sie sei Ehebrecherin, Perceval ließ anonym gegen ihn „The Book" erscheinen, wurde aber, als der Prinz Regent geworden, von ihr abgezogen und unterdrückte als Minister die Rechtfertigungsschrift K.s. Unter der Regentschaft ihres Gemahls verschlimmerte sich ihre Lage, so würdig sie auch ihren kleinen Hofhalt führte; die dem Regenten feindlichen Whigs hingegen nahmen sich ihrer an, sie beschwerte sich — freilich fruchtlos — bei dem Regenten über ihr und ihrer Tochter Los und publizierte einen Brief an ihn vom 14. Januar 1813 im „Morning Chronicle"; wutentbrannt legte er den Ministern, die 1806 für K.s Unschuld eingetreten waren, mühsam zusammengetragene Schuldverdächtigungen vor, um eine Kriminalanklage zu formulieren. Während selbst Lord Eldon trotz aller Spitzfindigkeit nichts gegen K. auffinden konnte, fand sie an Brougham (s. d.) den glänzendsten Anwalt und Schützer, auf dessen Antrieb sie, als keiner Schuld bewußt, am 1. März 1813 vom Unterhause eine wirkliche Untersuchung verlangte. Der radikale Cochrane Johnstone beantragte im Unterhause die Vorlage der Papiere, um das ganze Komplott gegen sie zu entlarven. Whigs wie Romilly sprachen zu ihrer Rechtfertigung, Castlereagh und die anderen Minister mußten ihre Unschuld einräumen. Als der Regent, alle Haltung verlierend, die alten Anklageakten trotz ihrer Fadenscheinigkeit in den Regierungsblättern publizieren ließ, antworteten die Gegner mit „The Book", welches Cobbett mit Kommentaren in seinem „Weekly political register" wiederholte. Die im Unterhause herrschende Sympathie für die Verfolgte schlug auf das ganze Land über, der Regent erlitt eine allgemeine Niederlage, aus dem Lande kamen Adressen an K., und ihre mutige Tochter schlug jeden Versuch ab, ihr die Mutter aus dem Herzen zu reißen; trotz aller Verbote besuchte sie wiederholt K. 1814 veranstaltete der Regent, daß keiner der London besuchenden alliierten Fürsten von K. Notiz nahm. Die unaufhörlichen Demütigungen in England bestimmten sie zum Verlassen dieses Bodens, aus dem ihr nur Widerwärtiges entsproß; unbedacht zerriß sie den letzten sie mit dem Hofe verknüpfenden Faden, das Naturkind regte sich in ihr, sie wollte die Welt genießen. Ihre Freunde, voran Brougham (s. d.), rieten ihr ab, England zu verlassen, wo man sie und ihr Los kannte und beklagte, und warnten sie vor der Fremde, wo ihr manches übel ausgelegt werden könne. Sie aber reiste am 9. August 1814 zum Jubel des Regenten ab und lebte im Auslande, besonders in Italien, so unbedacht und extravagant wie nur möglich, die Verleumdung geradezu ermutigend; ihr vertrautes Benehmen gegen ihren Kurier Bergami war unköniglich, und besoldete Späher des Regenten, die ihr überallhin folgten, sie in der Türkei und Syrien wie in Deutschland und Italien beobachteten, fanden überreichen Stoff zu Skandalberichten an ihren Brotherrn. Der Tod ihrer Tochter zerriß 1817 die letzte Spur von sittlichem Halt in ihr und das letzte Verknüpfungsband mit der Königsfamilie; krankhaft war ihre Sucht nach Extravaganzen, und der Regent ließ alle Punkte sammeln, die er gegen sie vorbringen könnte. Die Minister wünschten, die Scheidung solle unterbleiben, der Regent aber bestand darauf. Da bestieg er am 29. Januar 1820 als Georg IV. den Thron, wie K. nicht von ihm, sondern von Brougham erfuhr. Die Minister wiesen seine Forderung, die Anklage auf Hochverrat gegen die Königin zu erheben und die Ehe scheiden zu lassen, am 10. Februar als dem Königtume präjudicierlich ab, während K. zum äußersten entschlossen war und aus dem Schiffbruche ihres Lebens wenigstens die Krone retten wollte. Sie ernannte Brougham zu ihrem Generalanwalte und Denman zu seinem Kollegen, wies alle Versuche, sie nachgiebig zu stimmen, energisch zurück und landete am 6. Juni in Dover, von wo sie im Triumphzuge nach London eilte. Hier wurden ihr die lärmendsten Demonstrationen bereitet, K. verwarf jede ihr angebotene Vermittelung, wollte alles oder nichts, und der König schritt zum Prozesse. Lord Liverpool brachte am 5. Juli im Oberhause

die Bill of pains and penalties gegen K. ein, kraft deren sie ihrer Rechte als Königin verlustig erklärt und geschieden werden sollte; hierdurch hoffte Georg IV., die Gegenanklage zu vereiteln. Die öffentliche Meinung erkannte sofort das Nichtswürdige im ganzen Verfahren und äußerte sich täglich unzweideutiger zugunsten K.s, Demonstrationen und Adressen häuften sich, bisweilen jubelten ihr 30,000 Menschen vor ihrer Wohnung zu, mit den Hauptführern der populären Bewegung trat sie auf den Balkon, keck schrieb sie Georg IV., auf ihre Unschuld pochend, und forderte, anstatt von den Lords von unparteiisch aus dem Volke gewählten Geschworenen gerichtet zu werden, Georg nahm den Brief nicht an. Zahlreiche Belastungszeugen meist niedersten Standes kamen jetzt nach England, vom Pöbel häufig mit Prügeln bedacht, und am 17. August begann im Oberhause unter grenzenloser Aufregung „die königliche Bordellkomödie". Brougham (s. d.) und Denman ließen Georg IV. erzittern und bereiteten ihm in dem Prozesse eine so eklatante Niederlage, daß infolge der Abstimmung im Oberhause vom 10. November Liverpool erklärte, das Ministerium wolle die Bill erst in sechs Monaten wieder in Erwägung ziehen. Der schamlose Prozeß zerrann in nichts. Grenzenlos war der Jubel der Nation und K.s, die sich aber unter den ewig wechselnden Eindrücken physisch und moralisch aufrieb. Jetzt setzte sie alles daran, mit Georg IV. trotz seiner Weigerung gekrönt zu werden; er aber ließ sie am 19. Juli 1821 von allen Thüren der Westminster-Abtei wegweisen. Dieser Schimpf gab ihr den Tod. Sie setzte Austin (s. oben) zum Erben ihres Privatvermögens ein, starb am 7. August in Brandenburgh House (London) und fand am 24sten ihr Grab in Braunschweig. — Vgl. „Historische Denkwürdigkeiten und Aktenstücke aus dem Leben und über den Prozeß der Königin Karoline von England", 4 Hefte, Leipzig 1820; Lady Charlotte Campbell, Diary illustrative of the times of George IV., 4 Bde., London 1838—1839; R. Pauli, Geschichte Englands seit den Friedensschlüssen von 1814 und 1815, Bd. I, Leipzig 1864; The Greville Memoirs, edited by H. Reeve, Bd. I, London 1874.

Karoline Marie Ludovica Josepha Johanna Antonie, Königin von Neapel und Sicilien. Als sechste Tochter Kaisers Franz I. von Deutschland und Maria Theresias von Österreich am 13. August 1752 geboren, bekundete K. schon frühe einen leidenschaftlichen Charakter, war launisch, herrisch, schroff, unbesonnen und liebte den Müßiggang; bei ihrer Erziehung wurde der Hauptwert auf Andachtsübungen gelegt, der Unterricht oberflächlich erteilt, und K. erlangte trotz guter Anlagen nur wenig Kenntnisse. Mit schwerem Herzen entschloß sich die lebenslustige Erzherzogin zu der von der Politik erforderten Ehe mit dem erbärmlichen Könige Ferdinand IV. (s. d.) von Neapel und Sicilien, die am 12. Mai 1768 in Caserta trotz ihres Abscheus vollzogen wurde. Obgleich ihr Maria Theresia abgeraten hatte, sich in Intriguen und Zuträgereien einzulassen, Günstlinge zu dulden und sich in Staatsaffairen einzumischen, strebte K. neben einem halb idiotischen Gemahl alsbald nach einer politischen Rolle, ohne nur einen Bruchteil des staatsmännischen Geistes ihrer Mutter zu besitzen, und geriet auf den Weg der Intrigue. Sie stürzte den Minister Tanucci und seinen Nachfolger La Sambuca (s. Ferdinand IV.) und leitete mit einem unwürdigen Geliebten Acton (s. d.), der Premierminister wurde, das Reich und den König, dem sie sieben Söhne und elf Töchter schenkte. Der König blieb ihr unterthan, so eigensinnig er auch manchmal war. Krasser Absolutismus und blutige Reaktion waren die Grundzüge ihrer Politik; Näheres: bei Ferdinand IV. Mit dem höchsten Abscheu blickte K. auf die französische Revolution, die ihre Lieblingsschwester mit Familie aufs Schafott schleppte; sie schien seitdem in eine Furie verwandelt, trachtete nach der Zertrümmerung alles Liberalen in ihrem Machtkreise unter dem Vorwande, es sei jakobinisch, und der Kampf auf Tod und Leben gegen das königsmörderische Frankreich wurde ihr A und O. Über den Krieg: s. „Ferdinand IV." Die Vernichtung der französischen Flotte bei Abukir (s. d.) durch Nelson versetzte sie in wahre Extase, mit endloser Dankbarkeit begrüßte sie den Seehelden am 22. September 1798 in Neapel, dann verschrieb sie Mack (s. d.) als Generalissimus aus Wien, da sie nichts von den neapolitanischen Generalen hielt, ließ sich durch Nelson und andere leidenschaftliche Ratgeber bestimmen, sofort loszuschlagen, der Feldzug verunglückte (s. „Ferdinand IV."), und K. entfloh 21./22. Dezember 1798 mit den Ihren nach Palermo. Unglaublich läppisch ist die von einigen Historikern ihr angedichtete Urheberschaft des Rastatter Gesandtenmords.

Nach der Wiedereroberung Neapels sprach K. gegen jede Milde und forderte, von Nelson und seiner Buhlerin Emma Hamilton unterstützt, Rache und strenge Strafe an den Rebellen; Emma war ihre unzertrennliche Busenfreundin geworden (s. „Hamilton, Emma"). Schneidend sprach K. gegen einen Vertrag mit „der rebellischen Canaille"; sie war empört über die Kapitulation des Kardinals Ruffo mit den Rebellen vom 23. Juni 1799 und begrüßte mit lauter Freude den schnöden Bruch derselben durch Nelson und Emmas Gemahl, den britischen Gesandten; sie trägt die volle Mitschuld an der entsetzlichen Reaktion, die nun in Blut badete (s. „Ferdinand IV."). Nachdem sie einige Zeit in Sicilien der Regierung vorgestanden war, kehrte K. im Januar 1800 mit Ferdinand nach Neapel zurück. Über die weiteren Kriege: s. „Ferdinand IV.". Napoleon that alles, um K. herauszufordern, schmähte sie eine Messalina und stieß die Dynastie am 26. Dezember 1805 vom Throne, worauf K. mit den Ihren im Januar 1806 abermals nach Palermo flüchtete. Mit britischer Hilfe unterhielt sie in Calabrien den Kleinkrieg gegen den neuen König Joseph Napoleon und behauptete Sicilien. Der britische Oberbefehlshaber in Palermo aber, Lord Bentinck (s. d.), kam mit ihr in heftige Differenzen und verletzte ihre Hoffart maßlos (s. „Ferdinand IV."); sie knüpfte 1809 sogar mit Napoleon geheime Unterhandlungen an. Hierauf erzwang Bentinck ihre Entfernung von allen

Staatsgeschäften, sie mußte 1811 Sicilien verlassen, ging über Konstantinopel nach Wien und setzte von hier die Beziehungen zu Napoleon fort, auf dessen Heirat mit Marie Luise, ihrer Enkelin und Großnichte, sie vergebliche Hoffnungen für die Restauration Ferdinands in Neapel baute. Nach Napoleons Sturz hoffte sie auf dem Wiener Kongresse diese Restauration durchzusetzen, aber Alexander I. schien derselben sehr abhold. Meist lebte K. in Schönbrunn; wenig betrauert, starb sie im Schlosse Hetzendorf am 8. September 1814.

Vgl. v. Arneth, Briefe der Kaiserin Maria Theresia an ihre Kinder und Freunde, 4 Bde., Wien 1881; A. Freiherr v. Helfert, Königin Karoline von Neapel und Sicilien im Kampfe gegen die französische Weltherrschaft 1790—1814, Wien 1878; Königin Maria Karoline von Neapel, Ein Lebensbild, „Historisch-politische Blätter", München 1884; R. Palumbo, Carteggio di Maria Carolina, regina delle due Sicilie, con Lady Emma Hamilton, Documenti inediti, Neapel 1877.

Károlyi, Alexander Graf, geb. den 20. März 1668, gest. den 24. September 1743. Man zählt dies Geschlecht mit dem Prädikate von Nagy-Károly (Herrschaft im Szatmárer Komitate) zu den 5 Sippen, die dem alten Adelshause Kaplyon entstammten. Alexander war ein Nachkomme Bertalans v. Károly, der um 1418 auftaucht und eine zahlreiche Descendenz hinterließ. Der 6. Generation gehörte der Vater Alexanders, Ladislaus, Erbobergespan des Szatmárer Komitates, an († 1689). A. war der vierte Sprößling unter 3 Söhnen und 5 Töchtern; er begründet den namhaften Aufschwung seines Geschlechtes. Zunächst folgte er dem Vater in der Obergespanschaft; 1699 erscheint er als Beisitzer der königlichen Gerichtstafel für Oberungarn, sodann als Mitglied der Magnatendelegation, die in Wien für das ungarische Reformwerk der Regierung gewonnen werden sollte, 1701—1702 als königlicher Kommissär in wichtigen Landesangelegenheiten. Als der Kuruzzenaufstand Ostungarns, der Vorläufer der großen Insurrektion Franz Rákóczis II. losbrach (1702—1703), war A. K. ebenso entschlossen in der Bekämpfung desselben wie 1697 in der Bewältigung der Unruhen, welche dem Ujhelyer Volkstumulte entsprangen und die verwegenen Rottenführer Tokaj und Szalontai an ihrer Spitze zeigten. Er schlug die Kuruzzenhaufen bei Dolha in der Marmaroscher Gespanschaft (1703, 7. Juni) und begab sich mit den erbeuteten Fahnen nach Wien, um über seinen Sieg und die Sachlage Bericht zu erstatten. Hier fand er nicht die erhoffte Anerkennung, und der Groll darüber, das erfolgreiche Um-sich-greifen der rákóczischen Insurrektion und wohl nicht in letzter Linie die begreiflichen Anstrengungen Rákóczis und Bercsényis, den politisch und militärisch angesehenen Magnaten für ihre Sache zu gewinnen, bestimmten K., von der Krone abzufallen und ein wichtiges Haupt der Konföderation zu werden. So spielte er denn auch auf dem Onoder Konföderationstage, der infolge des Drängens der französischen Politik (Juni 1707) den Abfall des rákóczischen Ungarns von dem Hause Habsburg und die Unabhängigkeitserklärung des ersteren entschied, keine untergeordnete Rolle. Bald aber lernte er die Haltlosigkeit der Sache Rákóczis, ihren unvermeidlichen Niedergang einsehen und war zu klug, um sich nicht für die Pacifikationspolitik Österreichs, deren Träger Pálffy wurde, gewinnen zu lassen. Rákóczi hatte ihm, allerdings widerwillig, die Vollmacht zu Unterhandlungen mit Pálffy gegeben, doch war K. fest entschlossen, auf eigene Faust den Frieden mit der Regierung abzumachen. Dies zeigte sich bald nach K.s Besprechungen mit Pálffy zu Hadház und Baja (Januar, Februar 1711). K. berief um Ostern die Konföderation nach Szatmár und brachte mit Pálffy vereint die Pacifikation den 27. April (10 Tage nach Kaiser Josephs I. Ableben) zustande. Der Protest Rákóczis vermochte an der vollendeten Thatsache nichts zu ändern. So hat K. als einer der Schöpfer des Szatmárer Friedens zu gelten, der dann reichsgesetzliche Kraft erlangte. Fortan genoß er der vollen Gunst des Wiener Hofes. Schon 15. September 1711 wurde er zum Feldmarschall ernannt, und mit dem militärischen Kommando in Ostungarn betraut, 5. April 1712 folgte die Erhebung in den erblichen Grafenstand. Als 1719, 1734—1739 Ostungarn von neuen Unruhen bedroht ward, erwies sich K. — 1723 königlicher Kommissär und Geheimrat (12. September), anderseits General der Kavallerie (4. Oktober); 5. Januar 1724 Statthaltereirat und Präses der Landeskommission geworden — sehr thätig in der Bekämpfung dieser Gefahren. So stellte er 1734 ein eigenes Reiterregiment auf, und mit diesem zog sein Sohn Franz an den Rhein, allwo der Krieg zwischen Frankreich und Österreich sich abspielte, 1741, als es die Generalinsurrektion Ungarns für die Sache Maria Theresias galt, finden wir K. an der Spitze des Adelsaufgebotes vom östlichen Theißufer. Die Herrscherin bewies ihre Erkenntlichkeit durch Ernennung des greisen Magnaten zum Feldmarschall (24. September 1741). Zwei Jahre darauf (1743) starb der 75jährige. Aus der Ehe mit der Gräfin Barkóczy waren ihm drei Kinder erwachsen, deren ältestes, Franz, sein Haus fortsetzte.

K. verewigte sich auch als Verfasser einer Autobiographie und zugleich tagebücherlicher Aufzeichnungen von zeitgeschichtlichem Interesse, anderseits als Autor der „Revelatio arcanorum" u. s. w., welche Schrift sich mit der Geheimgeschichte der rákóczischen Insurrektion beschäftigt. Jenes, die Autobiographie und das Tagebuch, gab der verstorbene Historiker Szalay im 3. u. 4. Bde. der Magy. tört. emlékek (Denkm. der Geschichte Ungarns) im magyar. Originaltexte, letzteres, die Revelatio, Pray im 3. Bde. s. „Epp. procerum Hungariae" heraus.

S. die Rákóczi-Litteratur, sodann das geneal. hist. Werk von J. Nagy, Magyarország családai (Ungarns Adelsfamilien, Tl. VII [1860] und Wurzbach, S. 98—111); „Österr. biogr. Lexikon" XI, S. 1—12.

Károlyi Alois, zweitgeborener Sohn des Grafen Ludwig K. (gest. 1863) und der Gräfin Ferdinandine von Kaunitz-Rittberg, geb. 8. August 1825. 1852 königlicher Kämmerer, brachte

er es in der Laufbahn des Diplomaten bald zum Legationssekretär am Hofe Großbritanniens, allwo wir ihm 1856—1858 neben dem Grafen Apponyi, dem Botschafter Österreichs, begegnen. Eine selbständige Wirksamkeit erschloß sich ihm als außerordentlichem Gesandten und bevollmächtigtem Minister in Kopenhagen (seit 1858 bis 1859). Ungleich wichtiger und schwieriger wurde seine Stellung mit gleichem Titel am Berliner Hofe, insbesondere als 1862 Bismarck an die Spitze des preußischen Ministeriums trat und bereits im August d. J. sich mit K. über die Stellung beider Großmächte scharf auseinandersetzte. 1864 wuchsen die Schwierigkeiten infolge der schleswig-holsteinschen Angelegenheiten und der verfehlten Politik des damaligen Leiters der äußern Angelegenheiten Österreichs (Grafen Rechberg — bis Oktober 1864), welche dessen Nachfolger Graf Mensdorf-Pouilly, gedrängt zu der verhängnisvollen Gasteiner Konvention (1865) nicht mehr zu paralysieren vermochte. Als K. nach längerer Abwesenheit in Wien (behufs Einholung neuer Instruktionen) wieder nach Berlin zurückkehrte (10. Januar), war der Entscheidungskampf zwischen Preußen und Österreich so gut wie entschieden; der scharfen Note Bismarcks vom 20. Januar folgte die Ablehnung Mensdorffs vom 7. Februar. Die Aufgabe K.s gestaltete sich immer undankbarer; dies zeigte deutlich die Antwort Bismarcks auf die Interpellation K.s in Hinsicht der Gasteiner Konvention (17. März). Am 23. April kündigte K. dem preußischen Kabinett die Mobilisierung der österreichischen Armee gegen Italien an; 4. Mai erklärte Graf Mensdorff die Abrüstung gegen Italien als unstatthaft, und zwei Tage später wurde die ganze österreichische Armee auf Kriegsfuß gesetzt, was den 4. schon vonseiten Preußens geschehen war. Während der wichtigen Verhandlungen über die Pariser Friedenskonferenz weilte K. in Wien und ging dann auf seinen Posten zurück. Am Tage der Räumung Altonas vonseiten der Truppen Österreichs wurde K. offiziell abberufen; gleichzeitig erhielt der preußische Gesandte in Wien, H. v. Werther, seine Pässe zugestellt. (12. Juni). Der Prager Friede und die Wiederherstellung der diplomatischen Beziehungen beider Mächte führten dann K. wieder nach Berlin. Hier war und blieb er das gewandte Organ des Wiener auswärtigen Amtes in den Tagen der Ministerpräsidentschaft Beusts (1866/67 bis 8. November 1871) und Andrássys (1871 bis 1879). Als im Juni 1878 der Berliner Kongreß die orientalische Frage erörterte, vertrat er neben Andrássy und Haymerle die Interessen Österreichs. Im Oktober d. J. vertauschte er den Berliner Posten mit dem eines Botschafters in London, welchen damals Beust räumte, um an Apponyis Stelle in Paris zu treten.

Kars. Im Jahre 1828 erschien der russische General Graf Paskiewitsch, welcher am 25. Juni (n. St.) bei Gumri die Grenze überschritten hatte, am 30. mit 12,000 Mann vor der Stadt. Dort befehligte Emin Pascha 11,000 Mann, worunter jedoch 3000 Reiter und 4000 bewaffnete Bürger sich befanden; die Werke waren in gutem Stande, Proviant und Munition reichlich vorhanden. Paskiewitsch etablierte sofort seine Batterieen und beabsichtigte am 7. Juli, dem Geburtstage des Kaisers, zu stürmen; inzwischen aber bemächtigten sich seine Vortruppen der Vorstädte, und Paskiewitsch setzte sich, diesen Vorteil benutzend, schon am 3. Juli in den Besitz der Stadt, worauf die Citadelle am 4. Juli kapitulierte. Ein türkisches Ersatzheer war nur wenige Werst entfernt, kehrte aber nun nach Ardaahan zurück. — Vgl. Uschakoff, Die Feldzüge in der Asiatischen Türkei 1828—1829, Leipzig 1838.

Im Jahre 1855 ward K. seit dem 12. August durch General Murawiew blockiert. Die Einschließungslinie, welche die seit 1828 befestigten, die Stadt beherrschenden Höhen umspannte, war 50 Werst lang. Als Murawiew die Nachricht des Falles von Sewastopol empfing und gleichzeitig hörte, daß ein Ersatzheer nahe, wollte er dem Kampfe um K. ein rasches Ende machen; er schritt daher am 29. September zum Sturm, wurde aber mit einem Verlust von 7000 Mann abgeschlagen. Der Hunger zwang darauf am 29. November die tapfere Besatzung zur Kapitulation. Die Engländer nehmen das Verdienst der Verteidigung für den General Williams in Anspruch; dasselbe dürfte indes in höherem Grade dem Ungarn Kmety (s. d.) gebühren. — Vgl. Sandwith, Geschichte der Belagerung von K., Braunschweig 1856.

Im Jahre 1877 ward K. zu einem mächtigen Waffenplatze umgeschaffen, am 8. Juni durch Truppen unter dem russischen General Loris-Melikow eingeschlossen; das Nahen Mukthar-Paschas mit überlegenen Kräften nötigte jenen am 9. Juli zum Aufgeben der Belagerung. — Im Herbst waren die russischen Truppen genügend verstärkt, um, unter Oberleitung des Großfürsten Michael, von neuem zur Offensive übergehen zu können. Nachdem durch die Kämpfe des 14. und 15. Oktober Mukthar Pascha zur Aufgabe seiner K. deckenden Stellung gezwungen war, schritten die Russen zum zweitenmale zur Belagerung; seit dem 11. November waren 48 Geschütze gegen die Ostforts in Thätigkeit; General Lazarew führte den Oberbefehl. Da die Besatzung 20,000 Mann zählte und auf 6 Monat verproviantiert war, so drohte die Belagerung bei der ungünstigen Jahreszeit und der felsigen Bodenbeschaffenheit sehr langwierig zu werden, während es höchst erwünscht war, die eigenen Truppen anderweit verwenden zu können. K. wurde daher in der kalten mondhellen Nacht zum 18. November gestürmt. Bis 4 Uhr morgens waren die Forts am rechten Ufer der K.-Tschai in den Händen der Russen, worauf die Citadelle sich ergab; ein Durchbruchsversuch der Garnison auf dem linken Ufer wurde verhindert. Fast die ganze Besatzung wurde kriegsgefangen. — Durch den Vertrag von Berlin vom 13. Juli 1878 ist K. definitiv in den Besitz der Russen übergegangen. — Vgl. Ch. v. Sarauw, Der russisch-türkische Krieg, Leipzig 1878; v. Stuckrad, desgl., Hannover 1878.

Katharina von Aragonien, Königin von England; s. **Heinrich VIII.**

Katharina Howard, Königin von England; s. **Howard,** Katharina.

Katharina Parr, Königin von England; s. **Parr, Katharina.**

Katharina Maria von Medici, Königin von Frankreich. Am 13. April 1519 in Florenz als einziges Kind Lorenzos von Medici, des titulären Herzogs von Urbino, und Magdalenas de la Tour d'Auvergne geboren, verlor K. in der Wiege die Eltern und wurde von Verwandten erzogen, lebte einige Zeit in Klöstern, dann in Rom unter Obhut Klemens' VII., ihres Vetters. Ihr Unterricht war auf religiöse Formgerechtigkeit berechnet, ohne Tiefe und Innerlichkeit, und niemand verstand es lebenslang besser, mit der Religion zu kokettieren. Um die Hand dieser letzten echten Mediceerin wurde ein wahres Wettrennen veranstaltet, ihre reichen Besitzungen in Frankreich lockten manchen an, und sie war stattlich erblüht, ohne schön zu sein; nach längeren Verhandlungen trug Herzog Heinrich von Orléans den Sieg davon, und am 28. Oktober 1533 segnete Klemens VII. in Marseille den Bund. Schlau, gemütlos, ohne alles Gewissen, gründlich verschlagen und einzig auf ihren Vorteil bedacht, hielt sich K. vorerst in heuchlerischer Bescheidenheit, genau beobachtend, im sicheren Hintergrunde, auch als ihr Gemahl Dauphin geworden war. Von lauter Intriguen umringt, in höchst unbehaglicher Stellung zwischen den allvermögenden Maitressen von Schwiegervater und Gemahl, den Herzoginnen von Etampes und von Valentinois, suchte sie nach einer Stütze und gewann die Gunst des Schwiegervaters Franz I., da ihr Gemahl sich von ihr ferne hielt. Franz liebte ihre Gesellschaft, ging mit ihr auf die Jagd, teilte ihre Liebe zu Kunst und Wissenschaft; sie studierte eifrig, lernte griechisch, ließ aus Italien die seltensten Manuskripte kommen u. s. w. Erst nach zehnjähriger Ehe gab sie einem Sohne das Leben, dann folgten schnell noch vier Söhne und fünf Töchter, von welchen sieben heranwuchsen.

Am 31. März 1547 bestieg ihr Gemahl als Heinrich II. (s. d.) den Thron Frankreichs, am 10. Juni 1549 wurde sie zu St. Denis als Königin gesalbt und gekrönt, blieb aber ohne allen Einfluß, die Maitresse Valentinois herrschte und hetzte Maria Stuart gegen „die Kaufmannstochter“ auf; auch als sie 1552 Regentin während des Feldzugs war, wurde K.s Autorität eng begrenzt; unter Heinrichs Regierung bot sich ihr wenig Gelegenheit, anders hervorzutreten als durch die Pflege der Wissenschaft und das Lob der Dichter. Mit der Thronbesteigung ihres ältesten Sohns Franz II. (s. d.) am 10. Juli 1559 wurde die Maitresse Valentinois verjagt, die junge Königin Maria Stuart aber und die Familie Guise leiteten den schwachen Monarchen, obgleich K. als Königin-Mutter dem Namen nach die Generalaufsicht über die Geschäfte erhielt. K. spielte ein Doppelspiel, wie es ihr Charakter liebte; sie stellte sich, als sei sie den gehässigen Maßregeln der Guises gegen die Bourbons und den Verfolgungen gegen die Hugenotten fremd, spornte aber ihren Schwiegersohn, Philipp II. von Spanien, gegen die Bourbons an. Da sie als einziges Mittel zur Beruhigung der Geister Milde gegen die Hugenotten ersah, so schuf sie mit dem Admiral Coligny und dem Kanzler Olivier 1560 das Edikt von Amboise, während ihr die Ernennung des Herzogs von Guise (s. d.) zum Generallieutenant wie eine Thronentsagung des Königs erschien. Obwohl umlauert, verschaffte sie sich einen vorzüglichen Verbündeten in dem neuen Kanzler de l'Hôpital und schloß aus Egoismus ein Bündnis mit seiner unbestechlichen Geradheit. Frankreich blieb vor der Inquisition bewahrt, das Edikt von Romorantin erschien, K. wohnte der Notabelnversammlung bei und lockte den König Anton (s. d.) von Navarra und den Prinzen von Condé am 31. Oktober 1560 nach Orléans. Sie wich nicht vom Lager ihres sterbenden Sohns, sicherte sich die Wege zur Regentschaft, hielt die Guises und die Bourbons im Gleichgewichte gegen einander, schüchterte König Anton derart ein, daß er sich mit der wesenlosen Würde des Generalstatthalters begnügte, und riß mit wahrem Heißhunger am 5. Dezember 1560 für ihren Sohn Karl IX. (s. d.) die Zügel der Regierung an sich. Besaß die Königin-Mutter ungewöhnlich viel Verstand, Emsigkeit und Thatendrang, so fehlten ihr durchaus Herz und Charakter, und sie blieb weit hinter ihrem Berufe zurück. Hielt sie sich während des Reichstags von Orléans noch in der Reserve, so schloß sie sich bald offen der versöhnlichen Politik de l'Hôpitals an, sprach, so gleichgültig ihr die religiösen Interessen waren, für die Ordonnanz vom 31. Januar 1561, liebäugelte aber trotzdem mit Philipp II. von Spanien. Wollte Anton widerhaarig werden, so gängelte ihn K. durch eine Schönheit ihres Hofs. Zur Einschüchterung K.s und zur Beherrschung Karls IX. bildete sich das Triumvirat Guise-Saint André-Montmorency, während K. und de l'Hôpital die Zwiste der Katholiken und Protestanten im Gegensatze zu diesem verhüten wollten und das Edikt vom 19. April ins Leben riefen; ihr lag wenig daran, ob die fanatischen Priester sie mit Jesabel verglichen, die den Hunden vorgeworfen werden solle; als sie aber Spaniens Zorn wegen des Edikts bemerkte, ließ sie es fallen, versöhnte scheinbar Guise und Condé und erließ das hugenottenfeindliche Edikt vom 31. Juli 1561.

K. wohnte dem Reichstage von Pontoise und dem Colloquium von Poissy bei und sah mit Unzufriedenheit, wie kein modus vivendi zwischen Katholiken und Hugenotten zu finden sei; ihr kühler Skepticismus ließ sie stets den Vorteil der Politik über die Anforderungen der Religion stellen, was freilich in Madrid und Rom ungnädig aufgenommen wurde. Im Sinne des Kanzlers wirkte sie für das Toleranzedikt vom 17. Januar 1562, dessen Widerruf die Führer der Katholiken von ihr verlangten. Nach dem Blutbade von Vassy forderten die Hugenotten von ihr Gerechtigkeit, K. trat in Beziehungen zu dem Prinzen von Condé, ihrem Haupte, bangte vor den Guises und ging mit Karl IX. nach Fontainebleau, aber das Triumvirat und der übergetretene König Anton zwangen sie, am 6. April nach dem Louvre zurückzukehren, nachdem ihr Fluchtversuch aus Melun vereitelt worden war. Die katholische Partei bediente sich des Königs und ihres Namens, um den eigenen Akten mehr Ansehen zu verleihen;

sie aber fühlte sich in erzwungener Stellung bei den Triumvirn und schaute nach allen Seiten aus, um den Fesseln zu entrinnen. Als der Religionskrieg mit allen Greueln Frankreich überflutete, wollte sie vermitteln, ihre Boten durcheilten das Reich, sie wünschte die Ausführung des Toleranzedikts und den Rücktritt der Triumvirn, aber ihre Bemühungen waren vergeblich wie ihr Versuch, Anton und Condé zu versöhnen; sie mußte mit Karl zum Heere eilen und neue Unterhandlungen mit Condé, der nach Antons Tod die Generalstatthalterschaft erstrebte, ergaben kein Resultat. K. beschickte das Tridentiner Konzil, sah gespannt auf Elisabeth von England und ihre Einmischung in die französischen Händel und unterhandelte mit deutschen protestantischen Fürsten wegen eines Religionsgesprächs. Von Blois aus suchte sie Condé und Guise auszusöhnen, und durch seine Gemahlin bearbeitete sie Condé im Sinne des Friedens; die Ermordung des Herzogs von Guise erschien ihr für Frankreich günstig. Da sich das Triumvirat aufgelöst hatte und der Kardinal von Lothringen in Trient war, so hielt K. wieder die Macht in Händen und bewirkte das Religionsedikt von Amboise vom 19. März 1563, welches aber nur einen Waffenstillstand der Parteien herbeiführen konnte, da es den einen zuviel, den anderen zu wenig bewilligte. K. führte die neu vereinten Kräfte Frankreichs gegen England, und Havre de Grace wurde erobert. Am 17. August 1563 ließ sie in Rouen Karl IX. für volljährig erklären und das Edikt von Amboise bestätigen; Karl hob die vor ihm Knieende auf und bat sie, nach wie vor für ihn zu herrschen.

K. erfüllte die Parteien abwechselnd mit Hoffnung und Besorgnis, handelte mit schlauer Berechnung, aber ganz unter der Eingebung des Moments, ohne alle Prinzipien und feststehende Regierungsregeln; von extremen Richtungen hielt sie sich fern, was ihr den Kardinal von Lothringen ebenso entfrembete, wie es den Kanzler ihr näherte. Nach einer auswärtigen Allianz auf der Suche, um sich zu befestigen, schwankte sie zwischen England und Spanien und neigte sich schließlich Philipp II. zu, da ihr die Hugenotten gefährlicher erschienen. Ihr Gott war der Erfolg, einen anderen kannte die geriebene Schauspielerin nicht; da die Hugenotten einen Staat im Staate zu bilden drohten und sie von den Châtillons und Condés Gefahr befürchtete, so stellte sie sich und den König in das Vordertreffen des Katholicismus, dem die Massen der Nation angehörten, trachtete nach der Wiederherstellung der Einheit im Reiche und nach der Vernichtung des Protestantismus; in ihrer scheuen und schleichenden Natur war bedingt, daß sie dies Ziel nicht mit brutaler Gewalt und fremden Truppen erreichen, sondern den Protestantismus langsam unterwühlen und aus den bewilligten Positionen mit florentinischer Staatslist verdrängen wollte. Jetzt änderte K. auch die Erziehungsmethode ihrer Söhne, gab ihr einen orthodoxen Anstrich, ließ natürlich Herz und Gemüt bei ihnen ungebildet, begünstigte ihre Ausschweifungen, um den Drang des Selbstgefühls zu ersticken und sie lebenslang an ihre Weisheit zu binden. Im März 1564 trat K. mit Karl eine Rundreise durch Frankreich an, schloß in Troyes mit England Frieden, verschaffte sich in Lothringen Badens und Sachsens Neutralität im Falle eines französischen Religionskriegs, suchte überall die katholische Richtung zu kräftigen, ließ aber Pius IV. vorstellen, sie müsse, um desto sicherer zu siegen, temporisieren und könne darum die Beschlüsse des Tridentiner Konzils nicht sofort in Frankreich einführen lassen. Vergebens suchte sie mit allem Raffinement, die Leidenschaften der hadernden Parteien zu mildern; die bitterste Fehde brach zwischen den Guises und Montmorencys aus, entschlossen untersagte K. den Guises und Châtillons den Aufenthalt in Paris, verpflichtete am 18. März 1565 alle Großen eidlich, niemals ohne königliche Erlaubnis Waffen zu tragen, und zwang den Kardinal von Lothringen, sich wenigstens äußerlich mit dem Marschalle Montmorency zu vergleichen. Maria Stuart nie gewogen, ließ sie es an aller Begünstigung ihrer Sache fehlen, urteilte kühl über Darnleys Ermordung und Bothwells Ehe, dachte hingegen daran, Jakob unter ihre Obhut zu bringen, und verhinderte ihren Sohn, etwas für Maria zu thun, die vergebens ihre Hilfe anrief. Um Elisabeth von den Hugenotten abzubringen, dachte K. an ihre Vermählung mit einem ihrer Söhne; gleichzeitig aber ging sie enge mit Spanien zusammen; im Juni 1565 verweilten sie und Karl IX. längere Zeit mit ihrer Tochter, der Königin von Spanien, und dem Herzoge von Alba in Bayonne; trotz der Eindringlichkeit Albas verwarfen K. und Karl neue Gewaltthaten gegen die Hugenotten, K. verweigerte die Entlassung de l'Hôpitals, sprach von einer kirchlichen Nationalversammlung, auf der die Tridentiner Beschlüsse geprüft werden sollten, schied kalt von den Spaniern, und das gegenseitige Mißtrauen der beiden Höfe wuchs. Im Dezember schloß die Rundreise; die Versammlung von Moulins im Januar 1566 sollte neue Wirren verhüten, aber bald zeigte sich, daß kein Friede kommen würde. Hatte sie der Ordonnanz von Moulins beigepflichtet, so beschränkte K. alle Zugeständnisse an die Reformierten, der Kardinal von Lothringen (s. „Guise, 2.“) gewann Einfluß auf sie, doch ließ sie es nicht an Vorsichtsmaßregeln fehlen, um gegen eine Überrumpelung durch Philipp II. gerüstet zu sein, warb seit 1567 Schweizer und zog den Kaiser in ihr Interesse. Im Gegensatze zu früher erwies sie sich den niederländischen Protestanten ungnädig, und die Hugenotten konnten von ihr nichts Gutes erwarten; darum brachen sie im September 1567 los, um sich in Monceaux K.s und ihrer Söhne zu bemächtigen; sie aber entwischte und vergaß den Streich den Hugenotten niemals. Sie verweigerte ihnen jetzt jede Konzession, behandelte sie als Rebellen, stieß ihre Häupter schroff zurück und stützte sich auf die katholische Sache. Sie hielt Karl davon ab, selbst den Oberbefehl aller Truppen nach Montmorencys Tod zu übernehmen und verschaffte ihn trotz Karls Abneigung ihrem Lieblingssohne Heinrich; dieser stand ihr am nächsten, weil er das verderbteste ihrer Kinder war, Karl war ihr nie sympathisch, und sie bangte vor Auflehnung seinerseits. Es gelang ihr, die lutherischen Fürsten Deutschlands von der Unterstützung der Huge-

notten abzuhalten, und als Reformierte unter Pfalzgraf Johann Kasimir letzteren Hilfe brachten, vermied sie den Zuzug spanischer Truppen, um nicht von Alba Gesetze zu empfangen, und führte den „hinkenden Frieden“ von Lonjumeau März 1568 herbei, dessen Garantie der Hof verdächtig genug verweigerte. Die katholische Richtung gewann neuen Einfluß bei ihr, der Kardinal von Lothringen fand ein geneigtes Ohr, Philipp II. und Pius V. wollten von keinem Kompromisse mit Ketzern hören, die Gewaltakte in Frankreich hörten nicht auf. De l'Hôpital kam um seinen Einfluß, der Kardinal und Birago, K.s intimster Vertrauter, teilten sich darin und trafen mit K. alle Anstalten, um meuchlings die Hugenotten zu überrumpeln, aber der Prinz von Condé, Coligny und sein Bruder, der Kardinal von Châtillon, entrannen dem sichern Tode. K. warf die Maske ab, entließ de l'Hôpital, übergab Birago die Leitung des Kronrats und verfolgte in der Verwaltung des Reichs ultramontane Wege. Der Religionskrieg brach überall aus, Condé fiel, K. ging wiederholt mit dem Könige zum Heere, sie rief spanische Hilfe an und verurteilte Coligny wie die Seinen zum Tode. Da aber der Krieg beide Parteien erschöpfte und sie nicht Philipp II. allein Nutzen daraus ziehen lassen wollte, so näherte sie sich den Hugenotten wieder, trat in Beziehungen zu Königin Johanna (s. d.) von Navarra und zu Coligny und bewog Karl IX., am 8. August 1570 den für die Hugenotten vorteilhaften Frieden von Saint-Germain-en-Laye trotz des Zorns der Kurie und Spaniens zu schließen. Sie war zu großen Zugeständnissen bereit, um freie Hand zu bekommen, wollte die Parteien balancieren, mittlerweile ihre Kinder politisch verheiraten und strebte, da Philipp II. ihr Geringschätzung zeigte und ihre Tochter Margarete nach dem Tode seiner Gemahlin verschmähte, nach einer Allianz mit Elisabeth von England und dem Kaiser. Karl heiratete Elisabeth von Österreich, Heinrich sollte Elisabeth von England heimführen, und da dies nicht glücken wollte, warb sie für ihren jüngsten Sohn Franz um die reiche Hand. Sie näherte sich freundlich den deutschen und niederländischen Protestanten, sandte Schomberg nach Deutschland und besprach sich mit Graf Ludwig von Nassau, empfing Coligny voll Güte am 12. September 1571 in Blois und betrieb die Heirat ihrer Tochter Margareta mit dem Erben Navarras, Heinrich von Bourbon, als vorzüglichstes Mittel religiöser und politischer Pacifikation; Spanien schien bei ihr allen Boden zu verlieren, und im April 1572 kam trotz aller katholischen Intriguen in Blois eine gegen Spanien gerichtete französisch-englische Defensivallianz zu Wege, in der Maria Stuart preisgegeben wurde. Aber vor offenem Bruche mit Spanien, gegen den Philipp II. Maßregeln traf, scheute die Lügnerin zurück; mit Unwillen bemerkte sie Colignys wachsende Autorität bei Karl IX., der selbständig zu werden drohte, haltlos schwankte sie hin und her und neigte sich allmählich wieder Spanien zu. Als Coligny den König zum Kriege gegen diese Macht bestimmte, eilte sie herbei, warf seine Pläne total um, beugte den König unter das alte Joch und beschloß, den mit ihr rivalisierenden Admiral aus dem Wege zu räumen. Mit ihrem Sohne Heinrich, dem Herzoge Heinrich von Guise und seiner Mutter verabredete sie Colignys Ermordung, aber das Attentat vom 22. August mißlang. Voll Ruhe besuchte sie ihn mit Karl IX., kürzte dessen geheime Besprechung mit ihrem Opfer ab, ruhte nicht, bis sie den Inhalt wußte, der in Warnungen vor ihr gipfelte, und suchte Rettung vor der drohenden Rache der Hugenotten in einer allgemeinen Metzelei, die sie mit dem Fluche der Geschichte belegt hat; Birago, Heinrich, der Bastard von Angoulême, Gondi, Nevers nnd Tavannes rieten ihr zu, sie entrang Karl die Einwilligung, und die Bartholomäusnacht fand statt. Trotzdem glaubte sie, vermittelnd auftreten zu können, wollte sich weder den Guises noch Spanien überliefern, eine unversöhnliche Reaktion gegen die Hugenotten widersprach ihrer Schaukelpolitik; sie bemühte sich, England und die deutschen Protestanten zu beschwatzen, der Schuß auf den Admiral sei das Werk der Guises, die Verfolgung der Hugenotten nur verzweifelte Notwehr. Vergebens versuchte sie, dem von ihr entfesselten Gemetzel Einhalt zu gebieten, vergebens, an den protestantischen Höfen die Schuld auf die Guises abzuwälzen, während sie an den katholischen sich mit ihrer That brüstete; sie zerstörte mit ihren Lügen den letzten Rest der Achtung vor ihrem Sündenregimente. Die Ableugnung des Glaubens durch Condé und ihren Schwiegersohn Heinrich war für sie ein Triumph. Alle Wohlgesinnten aber haßten sie, die Hugenotten erhoben die Waffen gegen die feige Mörderin, die sich Karls ganz bemächtigt hatte, vor La Rochelle scheiterten K.s Truppen und Intriguen, im Juli 1573 erzwangen die Hugenotten ein günstiges Edikt. Nach außen hielt K. fest an der gemäßigten Haltung der letzten Monate und verschaffte dadurch ihrem Lieblinge Heinrich die Polenkrone, so ungern sie sich von ihm trennte, dem sie auch das Protektorat der Niederlande zugedacht hatte. Als die Hugenotten 1573 volle Freiheit zur Ausübung ihrer Religion forderten, suchte sie auf Schleichwegen Herrin der Lage zu werden. Die Großen Frankreichs hingegen arbeiteten an ihrem Sturze; die sogen. Politiker und die Hugenotten wollten sich gegen sie und die Guises verbünden, eine Flut von Pamphleten ergoß sich gegen sie, Frankreich sollte ihr um jeden Preis entrissen werden. K. versprach Reichsstände, ohne sie gewähren zu wollen, und leugnete die Mitschuld an der verunglückten Überrumpelung von La Rochelle ab, obwohl sie Biron dazu beauftragt hatte. Da ihr Sohn Franz die Generalstatthalterschaft forderte und K. wie Karl sie ihm verweigerten, leistete er offen Widerstand, von den Politikern unterstützt, aber seine Verschwörung gegen Karl und K. scheiterte und wurde mit Energie niedergedrückt. K. sandte gegen hervorragende Feinde Mörder aus, doch ohne Erfolg, und Condé entschlüpfte ihr; Karl IX. weigerte sich, seinen Bruder Franz und seinen Schwager Heinrich von Navarra umzubringen, übertrug ihr aber sterbend am 30. Mai 1574 die Regentschaft bis zur Ankunft seines Bruders Heinrich III. aus Polen; mit dem Worte „Meine Mutter!“ starb er, ohne

daß sich K. darüber betrübte, denn jetzt kam ja ihr Liebling, der nichtswürdige Deserteur aus Polen, auf den Thron.

K. hatte sich bedeutende Verdienste um Seehandel und Marine erworben, Industrie und Gewerbe gefördert, den Seidenbau gepflegt; mit großer Vorliebe unterstützte sie die Baukunst, 1564 begann sie die Tuilerien, das Hotel Soissons entstand, in dem sie ihre astrologischen Beobachtungen machte; die königliche Bibliothek erhielt von ihr kostbare griechische Manuskripte, die Wissenschaften und schönen Künste erfreuten sich besonderer Gunst, sie sparte nicht, was freilich ihre Erbschaft mit 8 Mill. Frs. Schulden belastete.

Während der Bürgerkrieg anhielt, forderte K. von Heinrich III. Vernichtung der Montmorencys und der Hugenotten und Unduldsamkeit gegen jede von der katholischen abweichende Religionsausübung; sie sandte ihm die gefangenen Prinzen und zog mit ihm im September 1574 in Lyon ein. Der allgemeine Haß traf bald ihn wie sie; K. und er schienen trotz Gift und Dolch ihre Herrschaft nicht befestigen zu können, lenkten ein und mußten im Mai 1576 das fünfte den Hugenotten so vorteilhafte Religionsedikt erlassen. K. hoffte, die Politiker und Hugenotten dauernd trennen zu können, ihren Sohn Franz zu gewinnen, sich mit den Montmorencys auszusöhnen und nur noch die Hugenotten zu Gegnern zu behalten. Jetzt schon wurde von den eifrigen Katholiken der Same zur Liga gelegt, K. billigte auf dem Reichstage in Blois im Dezember 1576 den Wunsch nach einer Religion, doch wünschte sie die Vermeidung des Religionskriegs, freilich umsonst, und erwirkte die Verträge von Bergerac und Nérac sowie im November 1580 den Frieden von Fleix. Die Einmischung ihres Sohns Franz, Herzogs von Anjou, in die niederländischen Händel wurde von ihr gefördert, doch fand er dabei einen frühen Tod; sie erhob 1580 Ansprüche auf den portugiesischen Thron als Descendentin Alfonsos III. von Mutterseite her und unterstützte den Prätendenten Don Antonio (s. d.) Jahre lang mit Geld, Schiffen und Mannschaft gegen Philipp II.

Der Himmel hatte sie schwer gezüchtigt, indem sie in das offene Grab ihrer Dynastie blicken mußte; Heinrich allein lebte noch und war kinderlos; ihm mußte der von ihr verabscheute Heinrich von Navarra, ein Ketzer, oder Heinrich von Guise succedieren; sie soll darum an Änderung der Thronfolgeordnung zugunsten ihrer nach Lothringen verheirateten Tochter und deren Descendenz gedacht haben. Noch schlauer als die große Intriguantin gewann Heinrich von Guise (s. „Guise, 4“) sie für die Liga, nicht aber konnte er sie für Philipp II. stimmen, den sie zu bekriegen dachte und dem sie Cambray nahm. Von neuem brach in Frankreich der Religionskrieg aus, die Guises sprachen in ihrem Manifeste von Péronne 1585 so günstig von ihr, daß ihr Heinrich III. die Unterhandlungen mit ihnen übertrug, die am 7. Juli d. J. zu dem das Königtum demütigenden Vertrage von Nemours führten. Dabei begann sie aber Unterhandlungen mit König Heinrich von Navarra, vor dem sie die Guises warnten; sie trauten ihr ebenso wenig wie dieser. Bald hielt sie sich mehr zu den Guises, bald beargwöhnte sie lauernd ihren Ehrgeiz; die Lage Heinrichs III. wurde täglich kläglicher, Guise stieg am 9. Mai 1588 bei K. in Paris ab, die nicht wenig verblüfft war; sie unterhandelte mit ihm für den entflohenen Monarchen, beobachtete jeden Schritt des kecken Herzogs, reiste zwischen Paris und Chartres, wohin der König geflohen war, hin und her und suchte vergebens die exorbitanten Forderungen des Herzogs herabzustimmen (s. „Guise 4“). 1588 wohnte sie der Ständeversammlung in Blois an, die Ermordung des Herzogs und des Kardinals von Guise geschah ohne ihr Vorwissen, sie mißbilligte sie, besuchte krank den gefangenen Kardinal von Bourbon, der ihr die Urheberschaft an allem Elende in Frankreich vorwarf und sie mit Anklagen überhäufte. Von aller Welt, selbst von Heinrich III. gehaßt und verachtet, starb K. an der Gicht am 5. Januar 1589 in Blois.

Vgl. E. Albèri, Vita di Caterina de' Medici, saggio storico, Florenz 1838; A. v. Reumont, Die Jugend Caterinas de Medici, 2. Aufl., Berlin 1856; A. Trollope, The girlhood of Catherine de' Medici, London 1856; de Croze, Les Guises, les Valois et Philippe II., 2 Bde., Paris 1866; H. Martin, Histoire de France depuis les temps les plus reculés jusqu'en 1789, 4. Aufl., Bde. VIII—X., Paris 1865; L. v. Ranke, Sämtliche Werke, Bd. VIII., Leipzig 1876; Comte Hector de la Ferrière, Lettres de Cathérine de Médicis, Bd. I, 1533—1563, Paris 1880; H. Baumgarten, Vor der Bartholomäusnacht, Straßburg 1882.

Katharina I., Alexejewna, Kaiserin von Rußland 1725—1727, geb. den 15. April 1684, war wahrscheinlich die Tochter des litauischen Bauers Samuel Skawronski. Dieser siedelte sich später nach Livland über. Nach dem Tode desselben nahm der Propst zu Marienburg, Pastor Glück, sie zu sich. Sie wurde von diesem ihrem Pflegevater „etwas geringer wie ein Kind im Hause, aber auch etwas besser als Dienstboten gehalten“. Etwa achtzehnjährig verheiratete sich Martha (dies war ihr eigentlicher Name) mit einem schwedischen Dragoner. Bald darauf, bei der Eroberung Marienburgs durch die Russen (3. Sept. 1702) fiel sie dem Feldmarschall Scheremetjew in die Hände, und einige Monate später eignete der Fürst Menschikow sie sich zu, der aber seinerseits wiederum das schöne Frauenzimmer dem Zar Peter I. überlassen mußte. Bei ihrem Übertritt zur griechischen Kirche (1703) erhielt sie den Namen Katharina Alexejewna. Seit 1707 war Peter heimlich mit ihr vermählt. Ihr mutiges und kluges Verhalten am Pruth, 1711, wo man ihr nebst Ostermann und Schaffirow das Verdienst zuschrieb, das russische Heer durch Bestechung des Großwesirs aus der Gefahr der Gefangennehmung gerettet zu haben, gab dem Zar die erwünschte Gelegenheit, sie populär zu machen, und im folgenden Jahr erklärte er sie öffentlich zu seiner Gemahlin. 1724 wurde sie in Moskau mit außerordentlichen Feierlichkeiten und größter Pracht gekrönt und gesalbt. Dennoch gab sie noch nach dieser Erhöhung dem

Zar durch ihr zu vertrauliches Verhältnis zum Kammerherrn Mons Anlaß, sie seinen höchsten Zorn fühlen zu lassen. Mons wurde enthauptet. Und mag man auch immerhin die durch dieses Ereignis hervorgerufene „Spannung", als eine nur „vorübergehende, momentane" bezeichnen, so steht doch fest, daß der Zar, als er am 8. Febr. 1725 starb, noch nicht dazu gekommen war, seiner durch die Krönung K.s angedeuteten Willensmeinung einen urkundlichen Ausdruck zu geben und von dem am 16. Febr. 1722 erlassenen Thronfolgegesetz Gebrauch zu machen, demzufolge der jeweilige Monarch seinen Nachfolger ernennen durfte. Daß trotzdem K. die Nachfolge nicht entging, hatte sie vor allem dem wie sie durch Peter I. aus dem Staub emporgehobenen Fürsten Menschikow zu danken, der für den Fall des Obsiegens der altrussischen Gegenpartei den eigenen Untergang vor Augen hatte. An der Spitze dieser Partei der alten Geschlechter, die dem erst neunjährigen Großfürsten Peter Alexejewitsch die Thronfolge zuwenden wollten, standen die Fürsten Galizyn und Dolgoruki, — ferner die Fürsten Kurakin, Trubetzkoi und der Oberbefehlshaber der Armee, Fürst Repnin. Der Großadmiral Apraxin, die Verwandten der verstoßenen Zarin Jewdokia Lapuchin, die Saltykows, Verwandte der verstorbenen Gemahlin des älteren Bruders Peters, des Zaren Iwan Alexejewitsch, die Naryschkins schlossen sich an. Diese Altrussen hatten sich bereits in ihren Beratungen von der Notwendigkeit überzeugt, K. und ihre beiden Töchter, Anna und Elisabeth, ins Kloster zu sperren. Aber ihr Plan wurde vereitelt durch die wohlberechneten Veranstaltungen des Generalprocureurs Jagushinski im Bunde mit Bassewitz, dem im Vertrauen der Kaiserin stehenden ersten Minister des Herzogs von Holstein und mit Menschikow. Letzterer, Befehlshaber des ersten Garderegiments, wußte für sich auch den der Ssemenowschen Garde als Oberstlieutenant vorstehenden, mit den Hauptanhängern des Prinzen Peter Alexejewitsch aus Privatfeindschaft zerfallenen General Iwan Buturlin zu gewinnen. Die vornehmsten Offiziere von beiden Garderegimentern und einige andere einflußreiche Männer, auf die man zählte, erhielten, während Peter I. noch im Sterben lag, in der Stille Befehl, sich in das Palais zu verfügen. Nach dem Zimmer, wo die Versammelten ihrer warteten, zog Bassewitz die bekümmerte Kaiserin mit den Worten: „Hier am Sterbebette sind Ew. Maj. nichts nütze, und dort kann man ohne Sie zu keinem Schluß kommen." K. faßte sich und folgte. Sie sprach von ihrem Rechte auf die Herrschaft durch die Krönung und die Salbung und erklärte, ihre Absicht sei nicht, den Prinzen Peter von der Thronfolge auszuschließen, sondern sie ihm nach ihrem Tode zuzusichern. Von der größten Wichtigkeit war es, daß auch die Geistlichkeit durch ihr Haupt, den dem Synod Vorsitzenden Erzbischof Feodosii Janowski von Nowgorod, für die Zarin sich hatte gewinnen lassen. Er war stets eine Kreatur von ihr gewesen und schmeichelte sich mit der Hoffnung, daß durch sie seinem Stande alle verloren gegangenen Vorrechte wieder würden eingeräumt werden, wogegen, wenn der junge Peter zur Herrschaft käme, ihm und seinen Genossen die Furcht vor der Rache wegen des über den Zarewitsch Alexi Petrowitsch verhängten Urteils vorschwebte. Er zuerst legte den Eid ab, die gekrönte Gemahlin Peters des Großen auf dem Thron erhalten zu wollen. Alle Anwesenden folgten seinem Beispiel.

Während der Nacht versicherten sich Menschikow, Bassewitz und der Kabinettssekretär Makarow ganz in der Stille des Reichsschatzes und der Citadelle von Petersburg. Inzwischen hatten die vornehmen Anhänger des Großfürsten Peter vertraute Diener im kaiserlichen Palast verweilen oder Wache halten lassen, um sofort benachrichtigt zu sein, wenn der Kaiser geendet hätte. Als nun am folgenden Morgen (28. Januar/8. Februar) die Kunde von dem soeben erfolgten Tode Peters durch die Stadt ging, eilten alle die Herren in den Palast. Aber schon hatte Menschikow die Garden ausrücken lassen. Bassewitz trat an ein Fenster und sobald er es öffnete, wurden draußen sogleich auf dieses verabredete Zeichen die Trommeln gerührt. „Was soll das bedeuten?" rief unwillig der Fürst Repnin, „wer hat sich unterstehen dürfen, ohne mein Wissen solchen Befehl zu erteilen? Bin ich nicht mehr der Oberbefehlshaber der Armee?" „Das habe ich befohlen, mit Willen der Kaiserin, welcher jeder Unterthan den schuldigen Gehorsam leisten wird, dich nicht ausgenommen", antwortete Buturlin, und von dem Augenblick an wagte sich niemand mehr gegen K. auszusprechen. Nun trat erst die Kaiserin, begleitet von ihrem künftigen Schwiegersohn, dem Herzog Karl Friedrich von Holstein-Gottorp, ein. Jetzt erklärte sie, dem Willen ihres Gemahls sich ergebend, sei sie entschlossen, die ihr noch übrigen Lebenstage den schweren Sorgen der Regierung zu widmen und in dem jungen Großfürsten einen Kaiser zu bilden, der des Bluts und des Namens des Verstorbenen würdig sei. Menschikow antwortete als erster Senator und höchster Würdenträger des Reichs im Namen aller, daß eine so wichtige Erklärung im Interesse des Vaterlands eine ganz freie Beratung erfordere, und K. entfernte sich mit der Erklärung, daß sie alles, was ihre Person betreffe, dem erleuchteten Urteil der Versammlung anheimgebe. In dieser sagte dann der Kabinettssekretär Makarow auf Menschikows Frage, ob der Kaiser eine schriftliche Anordnung über die Thronfolge getroffen, aus: Peter habe kurz vor seiner letzten Reise nach Moskau ein mehrere Jahre zuvor gemachtes Testament vernichtet und später mehrmals geäußert: fühle sein Volk, das er der Barbarei entrissen, was es seinen Arbeiten zu verdanken, so werde es seinen Absichten gemäß sich benehmen, die er mit größerer Feierlichkeit an den Tag gelegt, als man einer schriftlichen Verordnung zu geben vermöge, wolle es aber undankbar sein, so wolle er wenigstens seinen letzten Willen keiner Beschimpfung aussetzen. Hierauf mahnte der Erzbischof von Nowgorod die Anwesenden „mit ergreifender Beredsamkeit" an die Heiligkeit des Eides, durch den sie sich (1722) verpflichtet hätten, den von Kaiser Peter ernannten Thronfolger anzuerkennen. Dabei berief er sich auf das Zeugnis des Kanzlers

Golowkin und anderer Anwesenden inbezug auf die Äußerungen, die Peter in Moskau, im Hause des englischen Kaufmanns Thompson am Abend vor der Krönung der Kaiserin gethan, Menschikow aber unterbrach ihn, gebieterisch dreinfahrend, mit den Worten: „Ich frage weiter nach keinem Testamente, meine Herren, Ihr Zeugnis ist so gültig wie alle Testamente! Es lebe unsere Monarchin, die Kaiserin K." Keiner wollte der letzte sein, in diesen Ruf mit einzustimmen. Die Versammlung eilte zur Kaiserin und huldigte ihr. Als sie am Fenster sich zeigte, wiederholten Offiziere und Soldaten den Ruf, der im Palaste erscholl. Um jedem möglichen Mißverständnis vorzubeugen, kam man noch zuletzt überein, daß die Versammlung, die eben stattgefunden hatte, nicht als eine Wahlversammlung, sondern als eine zur feierlichen Erklärung der schon vorher bestimmt gewesenen Thronfolge abgehaltene anzusehen sei.

So war es Menschikow und seinen Anhängern in Verbindung mit dem holsteinschen Hof geglückt, einstweilen die altrussische Partei mit ihrem Thronkandidaten, dem Sohne Alexei Petrowitschs, zu beseitigen und das dereinstige Bauermädchen Martha zur unumschränkten Herrscherin des russischen Kaiserreichs zu erheben.

Das Intriguenspiel der Parteien. Dieser schwachen und unselbständigen Frau gegenüber aber machten die Großen, die alten Geschlechter, nur zum Schein gute Miene zum bösen Spiel und unter den Obsiegenden suchte einer dem andern den Rang abzulaufen. Der holsteinische Hof wollte den Herrn spielen, noch ehe er mit dem kaiserlichen, von dessen Pension er lebte, wirklich in Verwandtschaft getreten war, und Menschikow maßte sich ein so unumschränktes Ansehen an, daß Münnich in seinem trefflichen „Entwurf der Verfassung des russischen Reichs" mit Recht sagen konnte: „Unter der Kaiserin K. lag die Form der Regierung lediglich in dem despotischen Willen Menschikows." Ihm schloß sich damals aufs engste auch jener Kerkermeister des Zarewitsch Alexei, der Geheimrat und Senator Peter Tolstoi an. Dagegen fand Jagushinski, aus altem, eingewurzeltem Haß gegen Menschikow für gut, sich auf die Seite des Herzogs von Holstein zu stellen. Und dazu sah er um so mehr sich veranlaßt, als er letzterem die Begnadigung wegen in der Trunkenheit begangener höchster Ungebühr und bald darauf, nach Verzichtleistung auf das bis dahin verwaltete hochwichtige Amt eines Generalprocureurs des Senats, auch die Beförderung zum Oberstallmeister zu verdanken hatte. — Als am 1. Juni 1725 mit ausnehmender Pracht die Vermählungsfeier zwischen der ältesten siebzehnjährigen Tochter der Kaiserin, Anna Petrowna, und dem Herzog von Holstein stattfand, hielt man es für ungefährlich, auch den Altrussen beschwichtigende Zugeständnisse zu machen. Bei dieser Gelegenheit wurden der (in der Ukraine kommandierende) Fürst Michail Mich. Golizyn zum Generalfeldmarschall, die Fürsten Romodanowski, Dimitri Mich. Golizyn, Wassilii Lukitsch Dolgoruki und Peter Apraxin, der Bruder des Großadmirals, zu Wirklichen Geheimenräten, der Generalmajor Iwan Mich. Dolgoruki zum Generallieutenant und der Graf Tschernyschew zum Generalkriegskommissär der kaiserlichen Armee ernannt. Im einzelnen die Stellung zu verfolgen, welche während dieser Regierung die namhaftesten Persönlichkeiten im Dienste des Staats einnahmen, ist hier nicht der Ort. Fast ohne Ausnahmen muß von ihnen allen gesagt werden, nicht wer seine Pflicht erfüllte, sondern nur wer mit Geld oder durch fortwährende Verleugnung seines Ehrgefühls die Gunst der mächtigeren und angeseheneren Vorgesetzten schnöde erkaufte, konnte sich behaupten und höher steigen. Daher je nach den augenblicklichen Konjunkturen ein fortwährender Wechsel der Parteistellungen in ihren einzelnen Gliedern. „Es ist völlig unmöglich", berichtete bereits unterm 14./3. Juli 1725 der sächsische Gesandte Le Fort, „das Benehmen dieses Hofes zu beschreiben. Alles ist fahrlässig, mit nichts geht es vorwärts. Niemand will etwas zu verantworten haben, allgemeiner Stillstand! Allgemeine Unzufriedenheit mit einer Regierung, die für nichts als ihre Vergnügungen Sorge trägt. Der mit Ausnahme der Begünstigten niemand zugängliche Palast ist der Sitz der Intriguen, Kabalen und Ausschweifungen." K. selbst hatte mit dem Tode des Kaisers und der Furcht vor ihm alle Haltung verloren, sie überließ sich, auch von Menschikow dazu verleitet, immer mehr dem unmäßigsten Trunk, so daß sie dadurch ihre Gesundheit zugrunde richtete und ein vorzeitiges Ende unausbleiblich war. — Besonders bemerkenswert ist die auf Betreiben des unentbehrlichen, im Dezember 1725 zum Vizekanzler ernannten Ostermann am 11./22. Februar 1726 angeordnete Neuordnung im Mechanismus der Regierung. Die oberste Leitung der Regierungsgeschäfte ging zwar auch bis dahin nicht unmittelbar von der damals aus elf Mitgliedern bestehenden Zentralbehörde, dem Senat aus, sondern vielmehr von einigen vom Staatsoberhaupt damit besonders betrauten Personen. Aber erst jetzt wurde unter dem Titel eines „höchsten Geheimen Rats" eine besondere höchste Behörde gebildet, welche die eigentliche Regierung sein sollte und in welcher alle Angelegenheiten entschieden werden sollten, die der Theorie nach die Kaiserin persönlich entscheiden mußte. Alle anderen Kollegien wurden diesem Konseil untergeordnet, und demgemäß erhielt auch der Senat die Weisung, sich nicht mehr der „regierende", sondern statt dessen der hohe Senat zu nennen. Die Hauptperson in diesem höchsten Geheimen Rat war, wie sich von selbst verstand, Menschikow. Mitglieder waren außer ihm der Großadmiral Apraxin, der (höchst unbedeutende) Großkanzler Golowkin, welchen zu verdrängen dem begnadigten, aus der Verbannung zurückgerufenen Schaffirow nicht gelungen war, ferner Ostermann, der zum deutschen Reichsgrafen erhobene Geheimrat Peter Andréjewitsch Tolstoi und der hinter dem Rücken Menschikows und sehr gegen seinen Willen ernannte Herzog von Holstein. Allein die Gegner des Emporkömmlings, dem wenigstens Trägheit nicht nachgesagt werden konnte, der „durch seine Unermüdlichkeit aus den niedrigsten Umständen seiner Geburt zum ersten Beamten des Reichs emporgestiegen war", vermochte auch der an sich unbedeutende, durch die ihm zuteil

werdenden Bevorzugungen den Russen als Ausländer doppelt verhaßte Schwiegersohn der Kaiserin nicht zu einem nachhaltigen Widerstand zu vereinigen. So berichtet Le Fort unterm 26. Juli 1726: „Menschikow ist die oberste Gewalt, nichts widersteht ihm, ein jeder beeifert sich, seinen ehrgeizigen Gedanken zu huldigen", und ferner unterm 17. Dezember desselben Jahres: „Je mehr man die verschiedenen Ereignisse unter dieser Regierung in Betracht zieht, um so weniger wird man nur noch eine Spur von der früheren, durch mühsame Arbeit und wachsame Strenge zusammenhaltenden Kraft finden. Jetzt da das Vaterland keinen Zar mehr hat, haben Luxus, Weichlichkeit und träge Gleichgültigkeit die Oberhand gewonnen. Der hohe Konseil besteht nur noch dem Namen nach".

Despotismus des Fürsten Menschikow. Zunächst hatte der seine Ansprüche auf Belohnungen und eine einflußreichere Stellung zu geräuschvoll erhebende Erzbischof von Nowgorod, Feodosii Janowski, einst einer der Vertrautesten Peters des Großen, sein unbesonnenes Verhalten aufs schwerste zu büßen. Für beleidigende Reden gegen die Kaiserin wurde er von der geheimen Kanzlei zur Rechenschaft gezogen, in das Kloster des heiligen Nikolai an der Mündung der Dwina verschickt und daselbst unter dem Namen „Mönch Fedós" lebendig eingemauert. Sein Amt erhielt der geschmeidige und gewandte Theophan Prokopowitsch. — Der Plan Menschikows, seine Macht über die Lebenszeit der Kaiserin hinaus durch die Verlobung einer seiner beiden Töchter mit dem zum Thronfolger zu ernennenden Großfürsten Peter sich zu sichern, sollte in den Tagen, als der Gesundheitszustand der Kaiserin schon ein höchst bedenklicher war, zu weiteren Katastrophen führen. Menschikows eigener Schwager, der Oberpolizeimeister Devier, Buturlin, Tolstoi, der General Pissarew und noch andere, wie der Fürst Iwan Dolgoruki, der General Uschakow, Alexander Naryschkin, und die Fürstin Wolkonski, die Vertraute der Herzogin Anna Iwanowna von Kurland und Tochter des alten Dieners derselben, des Geheimrats Peter Bestuschew, machten sich verdächtig, diesen Plan vereiteln zu wollen. Menschikow säumte nicht, sie hochverräterischer Verbrechen zu beschuldigen. Der Bericht der unter dem Vorsitz des Kanzlers Golowkin ernannten Untersuchungskommission an die sterbende Kaiserin erklärte für erwiesen, daß „die Verbrecher" sich der Vermählung des Großfürsten mit der Prinzessin Menschikow hätten widersetzen wollen. Devier wurde zur Verbannung nach Sibirien verurteilt, Tolstoi zur Verbannung nach dem Ssolowezkischen Kloster. Pissarew wurde mit der Knute gezüchtigt und gleichfalls nach Sibirien verbannt, die Fürstin Wolkonski aber nach Schlüsselburg gebracht. Naryschkin und Buturlin kamen mit der Verweisung auf ihre Güter davon, und Uschakow sowie der Fürst Dolgoruki wurden in ein niedrigeres Amt versetzt. Noch aber war Menschikow nicht am Ziele. Gleichzeitig mit den gegen die Vorgenannten eingeleiteten Untersuchungen hatten sich noch andere den Erwartungen Menschikows keineswegs entsprechende Kundgebungen vollzogen. Bereits zu Ende April hatten, ähnlich wie beim Tode Peters I. die Mitglieder der höchsten Behörden, der höchste Rat, der Senat, der Synod, der Major der Garden und die Präsidenten der Kollegien im Palais sich versammelt, um über die zu ergreifenden Maßregeln sich zu beraten. Es thaten sich vier verschiedene Meinungen kund, eine für die Herzogin von Holstein, eine andere für die Prinzessin Elisabeth, eine dritte für den jungen Großfürsten Peter und Menschikow als Regenten bis zur Volljährigkeit des Erkorenen, die vierte, in welcher sich schließlich alle Stimmen vereinigten, erklärte sich ebenfalls für den Großfürsten, wollte aber die Regentschaft dem höchsten Rat übertragen und zwar so, daß kein Beschluß dieser Behörde gültig sein sollte, wenn er nicht von allen Mitgliedern derselben genehmigt und unterschrieben war. Da der Fürst durch diesen Beschluß jedes Rechtstitels sich beraubt sah, für seine Person in Zukunft auch nur eine vorwiegende Machtstellung in Anspruch zu nehmen, so trug er kein Bedenken, durch ein angebliches, aber jedenfalls untergeschobenes Testament der Kaiserin wenigstens diesem Mangel abzuhelfen. Nachdem K. am 6./17. Mai 1727 an einem Geschwür an der Brust, welches mit der Wassersucht verbunden war, verschieden war, ließ er am folgenden Morgen den weltlichen und geistlichen Großen des Reichs diesen angeblichen letzten Willen der verstorbenen Kaiserin vorlegen, welcher namentlich im Unterschied zu dem vorher gefaßten Beschluß der letzten Notabelnversammlung die Bestimmung enthielt, daß im höchsten Conseil die Mehrheit der Stimmen entscheiden und der Kaiser bei den Beratungen, jedoch ohne eine Stimme zu haben, gegenwärtig sein sollte, so wie, daß die Regierung sich bemühen sollte, den Kaiser mit der Tochter des Fürsten Menschikow zu vermählen.

Nur auf diese Punkte des Testaments, gegen den kein Widerspruch laut zu werden wagte, brauchte der Fürst Menschikow sich zu stützen, um von allen übrigen so viel oder so wenig er wollte gelten zu lassen, und so hat er es denn in der That durchzusetzen gewußt, daß er bis zu seinem unter dem Kaiser Peter II. erfolgten Sturz (19. Sept. 1727) faktisch der an keine gesetzlichen Schranken sich bindende Alleinherrscher Rußlands geblieben ist.

Während unter der im schlechtesten Sinne weibischen Regierung der Kaiserin K. jeder nur an seinen Privatvorteil dachte, keiner das Wohl des Staates als solches im Auge hatte, konnte jedenfalls auch das Ansehen Rußlands nach außen nicht wachsen. In der Geschäftsführung nahm in dieser Richtung neben Ostermann der der Kaiserin persönlich nahe stehende Kammerherr Gustav Reinhold von Löwenwolde die erste Stelle ein. Bemerkenswert ist, daß Österreich am 16. April 1726 dem im März 1724 zwischen dem Petersburger und dem Stockholmer Kabinett abgeschlossenen Bündnis beitrat, kraft dessen Kaiser Karl VI. sich mit verbindlich machte, die Maßregeln zu unterstützen, welche man zur Wiederherstellung des Herzogs von Holstein in den Besitz des Gottorpschen Anteils von Schleswig nehmen würde, wogegen Rußland nötigenfalls ein Hilfsheer von 60,000 Mann zur Verteidigung der „pragmati-

schen Sanktion“ zu senden versprach. — Der Krieg mit Dänemark wurde nur dadurch verhindert, daß eine englische Flotte in der Bucht von Reval vor Anker ging und die russische in ihrer Unthätigkeit zu verharren zwang. — In Polen gab die zu Ende des Jahres 1724 über die protestantischen Bewohner der Stadt Thorn mit unerhörter Ungerechtigkeit ergangene Urteilsvollstreckung der russischen Regierung Anlaß zur Einmischung. K. befahl ihrem Minister zu Warschau, Dolgoruki, sich dieser Stadt nachdrücklich anzunehmen, und den benachbarten Mächten ließ sie erklären, daß sie mit ihnen gemeinschaftlich zum besten der Unterdrückten einschreiten wolle. Unter diesem Vorwand wurden in Kurland geraume Zeit russische Truppen in Bereitschaft gehalten, und in diesem schutzlosen polnischen Lehen fand nun die russische Politik ein freies Feld für die maßloseste Willkür. Namentlich benutzte Menschikow die am 28. Juni 1726 vom kurländischen Adel vollzogene übrigens auch von der polnischen Republik nicht anerkannte Wahl des Grafen Moritz von Sachsen zu einem persönlichen gewaltsamen Einschreiten, womit er den Anspruch verband, sich selbst zum Herzog wählen zu lassen. Allein die Kurländer lehnten seine Wahl ab, weil er nicht ein Deutscher, nicht lutherisch war, und Anna Iwanowna setzte es in Petersburg durch, daß er damals Kurland auf allerhöchsten Befehl wieder verlassen mußte. In Kurland aber wurden, nachdem der Graf Moritz im August 1727 den russischen Truppen hatte weichen müssen und vier Wochen darauf auch der Sturz Menschikows erfolgt war, die politischen Zustände wieder in das alte Fahrwasser zurückgeleitet, und zehn Jahre später, nach dem Tode des alten in Danzig lebenden Herzogs Ferdinand, fiel es der Kaiserin Anna nicht schwer, die kurländischen Stände zur Wahl ihres Günstlings Ernst Johann Biron zu bestimmen.

Vgl. Herrmann IV, 467—538; Bernhardi II, 2. S. 66—80; Ssolowjew XVIII u. XIX.

Katharina II., Kaiserin von Rußland 1762—1796, war geboren am 2. Mai 1729 in der neun Jahre zuvor durch den Stockholmer Frieden an Preußen abgetretenen Stadt Stettin, wo ihr Vater, Fürst von Anhalt-Zerbst, Kommandant war. Am 1. September 1745 in Moskau mit dem russischen Thronfolger, Peter Feodorowitsch von Holstein-Gottorp, vermählt, wurde sie am 1. Oktober 1754 Mutter eines Prinzen, Paul Petrowitsch, welcher dereinst ihr Thronerbe werden sollte (s. d. Art. „Elisabeth Petrowna“ Bd. II, S. 22 und Raumers „Historisches Taschenbuch“ 1882, S. 299 ff.). Die Revolution, durch welche sie auf Kosten des legitimen Selbstherrschers, ihres Gemahls, sich an seine Stelle setzte, ihn verdrängte und der Vernichtung preisgab (9. Juli 1762), war ein Akt der Notwehr behufs der eigenen Erhaltung und der Errettung der Nation, mit der sie durch Stellung, Beruf und den thatkräftigsten Ehrgeiz aufs engste sich verwachsen fühlte, aus den derselben drohenden Gefahren unabsehbaren Elends. Aber mit rastlosem, unermüdlichem Eifer das gigantische von Peter dem Großen begonnene Werk der Umbildung Rußlands wieder aufnehmend und dazu mit der genialsten Begabung ausgerüstet, hat sie doch nie zu der ethischen Selbstbeherrschung sich zu erheben vermocht, der sie sich nicht versagen durfte, wenn sie in ihrer uneingeschränkten Machtstellung bei Mit- und Nachwelt den Anspruch darauf machen wollte, von nicht ungerechten Vorwürfen des Machtmißbrauchs sich frei zu halten. Durch sinnliche Wollust und die Wollust des Herrschens, durch ihre Ruhmsucht, ließ sie sich verleiten, in den weiten Kreisen des ihren Günstlingen erreichbaren Einflusses vielfach den Schein für das Sein und Wesen gelten zu lassen, das gesamte russische Beamtentum blieb im großen und ganzen nach wie vor mit dem Makel der Korruption und Unehrlichkeit behaftet. Und so verminderte sich trotz aller von K. II. gehegten und neu gepflanzten Kulturelemente, doch auch unter ihrer Regierung nicht die fort und fort wuchernde, dem Staat wie er sein soll, hohnsprechende Triebkraft dieser inneren Widersprüche.

Vor allem kam es der nunmehrigen Alleinherrscherin darauf an, ihre Herrschaft sicher zu stellen. Sie bestätigte daher den von Peter III. mit Friedrich II. geschlossenen Frieden, und schon im August konnte zu Königsberg der Feldmarschall Lehwald als Gouverneur in dem von den Russen geräumten Lande Platz greifen. Am eigenen Herd ging sie zunächst darauf aus, die Hauptstützen ihrer Erhebung sich in der ihr gebührenden Unterordnung zu erhalten, sowohl den staatsmännisch durchgebildeten, zumal durch seine frühere gesandtschaftliche Stellung in Stockholm diplomatisch geschulten Erzieher ihres Sohnes, Nikita Panin, wie die zu brutaler Überhebung geneigten rohen Naturen der Gebrüder Gregor Alexei und Feodor Orlow. Sie befolgte die Politik, die ihres persönlichen Vertrauens Gewürdigten durch Eifersucht sich gegenseitig im Schach halten zu lassen. Auch den alten Großkanzler Bestuschew zog sie, ihm den gleichstehenden Feldmarschalltitel verleihend, wieder aus der Verbannung heran, nicht weil sie noch wesentliche Dienste von ihm hätte erwarten können, sondern um, wo es ihr zweckmäßig schien, durch die Autorität seines Namens den Anstoß zu geben, unverhüllt ihre Willensmeinung herauszusagen. Der nunmehrige Graf, spätere Fürst Gregor Orlow, war kühn genug, es für möglich zu halten, daß die Kaiserin vom Liebhaber sogar zum Gemahl ihn erheben könne und sie duldete es, daß ihr eine auf die Erfüllung dieses Wunsches abzielende, von Bestuschew verfaßte, von einigen Generalen, angesehenen Großen und 12 Bischöfen unterzeichnete Bittschrift übergeben wurde. Als aber Panin, der Hetman Kirill Rasumowski und der Großkanzler Woronzow durch die gegründetsten Gegenvorstellungen sie abmahnten, den Wünschen der Orlowschen Partei nachzugeben, nahm sie keinen Anstand, dieselben durch die Versicherung zu beruhigen, daß es ihr, eine ähnliche Verbindung, wie die vorgeschlagene, einzugehen nie in den Sinn gekommen sei. Wirklich hatte, noch bevor Katharina sich so entschied, der Verdacht, daß eine solche Verbindung im Werke sei, im Semenowschen Garderegiment Veranlassung zum Versuch eines Aufstands gegeben (August 1762). Die Fürstin Daschkow stand im Verdacht,

sich lebhaft an diesen Umtrieben zu beteiligen. Aus Rachsucht, weil K. sie als eine Person behandelte, die ihre Rolle ausgespielt habe, wollte sie das Gegenteil durch die That beweisen.

Im September begaben die Kaiserin und der Hof sich zur Krönung nach Moskau. Auch hier war das Benehmen der Großen gegen sie ein zurückhaltendes, worauf sie indessen weniger Gewicht legte, weil sie wußte, daß diese reichen, an ein bequemes und weichliches Leben gewöhnten Herren weder die Energie noch den Kopf hatten, um ihr wirksam entgegenzuhandeln. — Die Armee wurde öffentlich für die Siege, die sie im Kriege gegen Preußen erfochten, belobt und belohnt. — Aber trotz aller Festlichkeiten bezeigte auch das Volk der Kaiserin eine nur geringe Teilnahme. Mit lautem Freudenruf dagegen empfing es den jungen Großfürsten Paul Petrowitsch, wo es ihn erblickte. Die Geistlichkeit harrte vergeblich auf die versprochene Rückgabe der von Peter III. eingezogenen Güter und nährte deshalb geflissentlich den Geist der Unzufriedenheit, der unter anderem noch zwei Jahre später aufs auffälligste in dem tollkühnen Versuch der Befreiung des dereinst von der Kaiserin Anna zu ihrem Nachfolger ernannten unglücklichen Prinzen Joan Antonowitsch sich kundthat. Dieses kopflose Unternehmen ging von einem Lieutenant des smolenskischen Infanterieregiments, Wassilii Mirówitsch aus, ehemaligem Adjutanten des der Fürstin Daschkow nahe stehenden Generals Peter Panin. Es gelang ihm, seine Leute unter die Waffen zu bringen und in der Festung Schlüsselburg bis an die Kasematte vorzudringen, in welcher der irrsinnig gewordene entthronte Kaiser bewacht wurde. Die Wächter, Wlassiew und ein Lieutenant Tschekin aber hielten sich an den Befehl, der ihnen für den Fall erteilt war, daß ein Versuch, ihn zu befreien, gemacht wurde. Sie überfielen ihn im Schlaf und ermordeten ihn (16. Juli 1764). Das aus dem Senat, dem Synod und den Präsidenten sämtlicher Kollegien zusammengesetzte Gericht verurteilte Mirówitsch zum Tode. Nach seiner Hinrichtung wurden mit großer Strenge auch die Soldaten bestraft, die durch ihn sich hatten verleiten lassen. (Herrmann V, 654; Bernhardi II, 2. S. 216.)

K.s Bemühungen, ihre modern staatlichen Begriffe in gangbare Münze umzusetzen, waren freilich von vornherein nicht darauf zugeschnitten gewesen, ihr den Beifall des Altrussentums zu verschaffen. So hatte sie bereits zu Ende des Jahres 1762 einer geistlichen Kommission die Prüfung des von Peter III. erlassenen, den Klerus betreffenden Ukases übergeben. Und um die Mittel, ihren Willen durchzusetzen, war sie nicht verlegen. Die vornehmsten Mitglieder des Klerus wurden mit Geld gewonnen, und die übrigen überließ man den Ausbrüchen ihrer ohnmächtigen Wut. So konnte denn, durch keinen weiteren Widerstand behindert, schon zu Anfang des Jahres 1764 die Säkularisation der geistlichen Güter ins Werk gesetzt werden. Wie schon Peter I. die Einkünfte von den geistlichen Gütern einem besonderen Kammerkollegium zu unterwerfen angefangen hatte, so trat nun ein neues von K. verordnetes Ökonomiekollegium in Thätigkeit. Ein Dritteil der Einkünfte dieser Güter wurde jährlich auf die Besoldung aller Bischöfe und Geistlichen, mit Ausnahme der Landpfarrer und zur Erhaltung aller Klöster verwendet. Ein anderes Dritteil sollte zur Hälfte auf Schulen, zur Hälfte auf Ruhegehalte für invalide Offiziere des Heeres und der Flotte verwendet werden, der Rest blieb für die laufenden Ausgaben der Regierung verwendbar. Für die Landpfarrer sollten die Gemeinden sorgen, und das geschah dadurch, daß ihnen in hergebrachter Weise kleine Landlose angewiesen wurden, deren äußerst geringer Ertrag es denn aber freilich wesentlich mit verschuldete, daß der russische Dorfgeistliche auch in seiner Bildung vor den russischen Bauern nicht allzu viel voraus hatte. (Herrmann V, 327; Bernhardi II, 2. S. 209.)

Auch den Senat glaubte K. fortan jeder politischen Bedeutung entkleiden zu müssen. Namentlich gab zu solchem Vorgehen das auffällig oligarchische Gebahren des Bruders von Nikita Panin, des Senators und Generals en chef, Peter Panin ihr Anlaß. Um die Bedeutung dieser Behörde für immer zu brechen, wurde der Senat, der sich bis dahin stets in seiner Gesamtheit versammelt hatte, in sechs Departements geteilt und jedem derselben ein bestimmter Geschäftsbetrieb angewiesen, über den hinaus er sich um nichts zu kümmern habe. Zwei dieser Abteilungen wurden nach Moskau verlegt, um dort zwei entsprechenden Departements in Petersburg gleichgestellt, als eine Abteilung des höchsten Gerichtshofs im Reiche in Thätigkeit zu treten (1763). Zu gleicher Zeit wurden zwei neue Behörden geschaffen, die über dem Senat standen 1) das sogen. Kabinett, welchem die Besorgung der Schatulleneinkünfte oblag, wie auch die Entgegennahme von Bittschriften, und 2) die Errichtung des geheimen Staatsrats, in dem die Kaiserin selbst den Vorsitz führte und der mit der leitenden Oberaufsicht über alle Angelegenheiten des Reiches beauftragt wurde. Der Vizekanzler, alle wirklichen Minister und der Generalgouverneur von Petersburg erhielten Sitz und Stimme darin. Hier wurden fortan alle wichtigen Angelegenheiten beraten und entschieden. Die mit der unmittelbaren Führung der besonderen Staatsgeschäfte beauftragten Reichskollegien oder Ministerien waren das Kollegium der auswärtigen Affairen unter dem Reichsvizekanzler, die Justizdepartements, das Kriegskollegium, das Admiralitätskollegium, das Kammerkollegium in Moskau, das Kommerz-, Berg-, Manufaktur- und Ökonomiekollegium und das medizinische Kollegium (Bernhardi S. 219). Und endlich mußte diesem nicht aus einem selbstbewußten Volkswillen hervorgewachsenen, sondern entsprechend dem Machtgebot der Selbstherrscherin zusammengefügten Beamtenstand, dem das Pflichtgefühl der von höherer Bildung und Gesittung getragenen Staatsidee erst anerzogen werden sollte, an Stelle des ihm abgehenden inneren Halts als Stütze des Ganzen ein sehr ausgebildetes Spioniersystem eingefügt werden, dessen Mittelpunkt die Kanzlei der geheimen Angelegenheiten war. Nichtsdestoweniger wollte Katharina es sich nicht nehmen lassen, auch für das Sorge getragen zu haben, was allein eine

bessere Zukunft herbeiführen konnte, für eine bessere Erziehung des heranwachsenden und des künftigen Geschlechts. Bereits im Jahr 1764 stiftete sie eine Erziehungsanstalt für 240 adelige Mädchen und im folgenden Jahr eine ähnliche für ebenso viele bürgerlichen Standes. Die Erziehung der männlichen Jugend blieb, sofern vom Adel die Rede ist, überwiegend eine militärische. Für die Bildung tüchtiger Ingenieure war von ihren Vorgängern noch nicht gesorgt. Diesem dringenden Bedürfnis suchte die Kaiserin daher schon im August 1762 durch Stiftung eines Ingenieur- und Artilleriekadettencorps abzuhelfen. Zum Nutzen des Mittelstandes wurde eine Handelsschule in Moskau eingerichtet. Die von der Kaiserin Elisabeth gestiftete Akademie der Künste erhielt eine erweiterte Einrichtung mit neuen Statuten und Privilegien (1764). Auf Antrag des Generallieutenants Iwan Betzkoi wurde ein Findel- und Erziehungshaus für 8000 Kinder in Moskau und zwei Jahre später ein ähnliches in Petersburg angelegt (1763 und 1765). In eben diesem Jahr erfolgte auf Antrag Gregor Orlows zur Förderung gemeinnütziger Kenntnisse auf dem Gebiet der Ökonomie und des Landbaues die von der Kaiserin freigebig unterstützte Stiftung der St. Petersburgischen freien ökonomischen Gesellschaft.

Einen besonderen Erfolg glaubte K. (seit 1763) von der Herbeiziehung deutscher Ackerbauer sich versprechen zu dürfen, welchen bleibende Vorrechte, wie namentlich die Befreiung von der Rekrutenstellung, eingeräumt wurden. Die Mehrzahl derselben erhielt noch unbebaute Ländereien im Südosten des Reichs zugewiesen, vornehmlich im Ssaratowschen. Die Gesamtzahl aller Eingewanderten betrug im Jahre 1774 gegen 26,000. Und dieser Kern einer gewerbfleißigen Bevölkerung gelangte bald zu einem ebenso ihr selbst ersprießlichen, wie den Zwecken des Staats förderlichen Wohlstande, der sie umwohnenden russischen Bevölkerung zum beneidenswerten Beispiel und zum mahnenden Vorwurf. Daß jedoch dieses Beispiel im Grunde gar nichts fruchtete, hatte seinen Grund nicht nur in den Leibeigenschaftsverhältnissen, sondern vorzugsweise in der gemeinschaftlichen Benutzung der Dorffluren, in denen kein russischer Bauer ein bestimmtes Eigentum oder einen bleibenden Besitz hatte. (Herrmann V, 329—336; Bernhardi II, 2. S. 222.)

Unter allen Vorbereitungen, die K. zur Aufbesserung der inneren Zustände ihres Reiches traf, that sie, die Schülerin Montesquieus, Beccarias und der französischen Encyklopädisten, sich besonders viel auf den Versuch zugute, auch als weise Gesetzgeberin den erleuchtetsten Fürsten ihrer Zeit durch Veröffentlichung eines neuen umfassenden Gesetzbuchs vorzuleuchten, zu dessen Beratung Abgeordnete aller Provinzen, aller Stände und aller Völkerschaften ihres weiten Reiches im August 1767 nach Moskau einberufen wurden. Die der Versammlung vorgelegte, ausführliche Instruktion hatte die Kaiserin selbst entworfen. Von vornherein war nicht zu erwarten, daß die Abgeordneten bei ihrer höchst unzureichenden Bildung befähigt sein könnten, von sich aus eine selbständige, dem Zweck entsprechende Thätigkeit zu entwickeln, noch durften sie es wagen, ihre Meinungen frei zu äußern. Ebenso wenig konnte es der Kaiserin selbst nach all ihren bisherigen Erfahrungen voller Ernst damit sein, ihre selbstherrliche Gewalt irgendwie beschränken lassen zu wollen, wie denn auch unter anderm auf die in der Versammlung von einem Tataren aufgeworfene Frage, ob es nach der Vollendung des Gesetzbuchs auch noch kaiserliche Ukase geben werde, die nach allerhöchstem Ermessen Beliebiges verfügen? — die Kommissäre der Krone nicht in Abrede stellten, daß es dergleichen geben werde. Das schlechteste Zeugnis stellten sich die Stimmführer der Edelleute aus, die in Wut gerieten, so oft bei den Beratungen der auch sonst schon verschiedentlich von der Kaiserin mit Vorliebe gehegte Gedanke ihnen nahe gelegt wurde, daß es auch auf eine Veränderung in den Rechtsverhältnissen der Bauern, auf eine Befreiung der Bauern abgesehen sein könnte; ja mehrere Herren vom Adel gingen so weit zu erklären, sie würden einen jeden, der von Aufhebung der Leibeigenschaft spreche, auf der Stelle niederstoßen, und später wurden selbst die Versuche hintertrieben, das Los der Landbevölkerung wenigstens in ein und anderer Beziehung zu erleichtern. Die im Februar 1768 nach Petersburg verlegte Versammlung wurde daselbst im Dezember desselben Jahres ohne irgend ein Ergebnis unter dem Vorwand geschlossen, daß ihre Beratungen des eben ausgebrochenen Türkenkriegs wegen vertagt werden mußten. Das auf Anlaß dieses Schaugepränges sich aufsammelnde Instruktionsmaterial behielt gleichwohl seinen ihm nicht abzusprechenden historischen Wert, wenngleich es sehr fraglich ist, wie weit es bei dem in gesetzgeberischer Beziehung auch fernerhin noch auf autokratischem Wege in Angriff zu nehmenden Verfahren als eine auch nur einigermaßen wirklich praktisch nutzbare Grundlage in Verwendung gekommen sein mag. (Herrmann V, 659—664; Bernhardi II, 223—227; vgl. dagegen Brückner, Russische Revue XX, 424 ff., und desselben „Katharina II.", S. 427—500.)

Ein sehr großes und nachhaltiges Verdienst erwarb sich die Kaiserin um die Organisation der inneren Verwaltung ihres Reiches durch Einführung einer neuen Provinzialverfassung (1775) deren nach dem Muster der livländischen Verfassung entworfene Grundzüge sie dem Livländer Johann Jakob v. Sievers, bisherigem Statthalter von Nowgorod, zu verdanken hatte. Das ganze Reich wurde in 50 Gouvernements geteilt, deren jedes 3- bis 400,000 Einwohner haben und in 8—10 Kreise zerfallen sollte. An der Spitze stand ein Zivilgouverneur. Zwei oder drei Gouvernements bildeten einen größeren Verband, dem ein Generalgouverneur vorgesetzt wurde. In den Kreisen wurden eingesetzt Kreisgerichte für Edelleute, städtische Magistrate für Kaufleute und Bürger, untere Gerichte für Einhöfer und Kronbauern, ein Kameralhof zur Beitreibung und Aufbewahrung der Einnahmen und niedere Landgerichte für die Polizei. Nur ging, geschweige den Bürgern, auch dem russischen Adel doch noch gar zu sehr der Sinn und das richtige Verständnis ab, um den ihm hier gebotenen Anfängen zu einer den gegebenen Verhältnissen angemessenen Selbstver-

waltung einen der allgemeinen Wohlfahrt ersprießlichen Erfolg zu erzielen. Die Kaiserin mußte zunächst wenigstens mit höchst bescheidenen Erfolgen vorlieb nehmen. „Die Regierungsstellen wurden Leuten anvertraut, denen es an Talent oder gutem Willen fehlte und die, nachdem sie die alte Verwaltungsform abgeschafft hatten, sich unfähig zeigten, die neue in Kraft zu setzen, woraus eine furchtbare Unordnung in allen Teilen des Staats entstanden ist" (Verac, 15. Oktober 1780 bei H. VII, 620). Anderseits mußten die Ostseeprovinzen es sich gefallen lassen, daß die Kaiserin auch ihnen diese Statthalterverfassung aufdrängte, deren für die Russen berechneten Bestimmungen für sie jedoch vielfach keine Verbesserungen waren, sondern nur als willkürliche Verletzung des ihnen verbrieften Rechts empfunden wurden. (Bernhardi, S. 265—269; Ilowaiski, S. 245.)

Auf dem Gebiet der auswärtigen Politik versuchte K. sich zunächst in Kurland. In diesem polnischen Lehnsherzogtum hatte ohnlängst vermittelst ständischer Wahl und im Einvernehmen mit der Kaiserin Elisabeth König August III. einen seiner jüngeren Söhne, den Prinzen Karl von Sachsen, zum Herzog gemacht. Doch schon am 20. Juli 1762 setzte, von K. II. dazu veranlaßt, der von Peter III. aus der Verbannung zurückgerufene Herzog Ernst Johann Biron durch ein aus Petersburg datiertes Manifest den kurländischen Adel von seinem Entschluß in Kenntnis, sich der Regierung wieder zu bemächtigen, und durch ein Schreiben vom 8. August stellte die Kaiserin von Rußland an den König von Polen unumwunden das Ansinnen, seinen im anerkannten Besitz des Herzogtums sich befindenden Sohn zur Verzichtleistung zu nötigen. Alsbald setzten 15,000 Mann russischer Truppen mit der Einführung Birons an Stelle der im Recht begründeten Oberherrlichkeit Polens die thatsächliche auf reale Macht gegründete Oberherrlichkeit Rußlands (Herrmann S. 345, Bernhardi S. 230). — Das war das Vorspiel zu den weiteren den ganzen vierunddreißigjährigen Zeitraum der Regierung K.s II. ausfüllenden Unternehmungen, die tief in den gesamten europäischen Gleichgewichtsbestand eingreifend, einerseits gegen das nachbarlich gehaßte, katholische Königreich Polen und anderseits gegen die islamitische Oberherrschaft des Sultans der Osmanen über griechisch-orthodoxe, zum Teil den Russen stammverwandte Völkerschaften gerichtet waren.

Der durch das liberum veto individualisierte Souveränitätsdünkel des polnischen Adels und die jesuitische Intoleranz der herrschenden Kirche hatten seit mindestens einem vollen Jahrhundert dieses slavische Staatswesen einer es innerlich zersetzenden Parteizerklüftung preisgegeben und es zum wehrlosen Spielball der dasselbe umschließenden, finanziell und militärisch zeitgemäß vorgeschrittenen Staatsverbände gemacht. Der in nicht weiter Sicht bevorstehende Tod König Augusts III. gab K. II. Veranlassung, zunächst in Verbindung mit Friedrich II. die beiden inbezug auf Polen gemeinsamen Interessen ins Auge zu fassen, über die sie gegenseitig brieflich sich ausließen, und deren eingehendere Erörterungen, ihren Weisungen entsprechend, wesentlich durch die Verhandlungen des Grafen Panin mit dem preußischen Gesandten Grafen Viktor v. Solms vermittelt wurden. Bei dem Könige von Preußen überwog die Überzeugung von der Notwendigkeit der Sicherstellung seines Staats jede andere Rücksicht, vor allem hielt er die Verbindung Ostpreußens und Brandenburgs durch Polnisch-Preußen für eine Lebensfrage desselben. Und vollends die russische Politik glaubte schon seit Peter dem Großen es gewissermaßen als eine Ehrensache ansehen zu dürfen, im ganzen Umfang des polnischen Königreichs gegen ihre Machttendenzen keinen Widerspruch erstarken zu lassen. Selbst das kursächsische, bisher nur allzu sehr auf die russische Protektion sich stützende Haus konnte möglicherweise unter Umständen der russischen Begehrlichkeit sich unbequem machen, während anderseits aus noch viel gewichtigeren Gründen die fortgesetzte Verbindung des sächsischen Kurhuts mit der polnischen Königskrone, dem König von Preußen ein Dorn im Auge sein mußte. Und so wurde denn in dem am 11. April 1764 in Petersburg von Panin, dem Vizekanzler Golizyn und Solms unterzeichneten und vorläufig auf 8 Jahre abgeschlossenen russisch-preußischen Bündnis ausdrücklich die Bestimmung getroffen, daß an Stelle des am 8. Oktober 1763 gestorbenen Königs kein anderer als ein. Piast, d. h. mit anderen Worten ein einheimischer, von vornherein von auswärtiger Unterstützung abhängiger Edelmann gewählt werden sollte. Und nicht nur zum gerechten Einspruch sondern zum sehr berechneten Vorwand zu ferneren Einmischungen bediente man sich der Dissidentenfrage, indem man sich dazu verpflichtete, die Dissidenten gegen Ungerechtigkeiten und Bedrückungen in Schutz zu nehmen. (H. V, 355 ff.; Bernhardi S. 233.)

Unter der Decke wechselnder Parteiprotektion in Polen und durch die preußische Freundschaft vor der Gefahr geschützt, daß aus der polnischen Frage nicht so leicht ein europäischer Krieg entbrennen werde, konnte K. in den nächsten Jahren in Polen durchsetzen, was sie wollte. Der schon zwei Monate nach dem Tode Augusts III. sich ereignende Tod Friedrich Christians, welchem in Sachsen als Kurfürst dessen ältester Sohn, der unmündige erst dreizehnjährige Sohn Friedrich August nachfolgte, erleichterte in Polen der russischen Partei das Obsiegen über die ihr entgegenstehende sogen. republikanische. An der Spitze der ersteren stand die sehr ansehnlich begüterte, auch mit ihren Haustruppen Staat machende Familie der Fürsten Czartoryski, deren Häupter der Großkanzler von Littauen, Michael und dessen Bruder August, Wojewode von Rotrußland, waren. Darauf, dem Sohn des letzteren, dem Fürsten Adam die polnische Königskrone zu verschaffen, verzichteten sie, in der Hoffnung, durch Verwendung für ihren eitlen Neffen, den von der russischen Kaiserin in erster Linie empfohlenen St. A. Poniatowski, um so erfolgreicher ihren politischen Einfluß als maßgebend zur Geltung bringen zu können. Durch Herbeiziehung russischer Truppen veranlaßten sie, daß der ordentliche Konvokationsreichstag, welchem als hervorragende Mitglieder der Gegenpartei der Krongroßfeldherr Branicki, der Fürst Karl Rad-

ziwil und der Wojewode von Kiew, Graf Potocki angehörte, unter dem Vorsitz des alten Malachowski durch Einlegung des liberum veto vonseiten des Landboten von Bielsk, Mokranowski, gesprengt wurde (7. Mai 1764; H. V, 369). Und fortan warfen sie sich durch die aus ihren Parteigenossen zusammengesetzte Konföderation, durch die unter der revolutionären Form eines konföderierten Reichstags forttagende, ihre Beschlüsse mit Stimmenmehrheit fassende Versammlung zu der zur Zeit thatsächlich souveränen Gewalt in Polen auf. Zuvörderst fiel es ihnen auf diesem Wege nicht schwer, für die Dauer der Konföderation eine Anzahl von Vorschlägen durchzubringen, deren Annahme mit der Zeit der Republik eine völlig veränderte, die monarchischen Befugnisse des Königs hebende Verfassung geben konnte. Und mit denselben Mitteln, mit welchen „die Familie“ sich zum Herrn dieses Konvokationsreichstags gemacht hatte, brachte sie sodann auch die Königswahl fertig. Sie fiel bei gewaltsamer Entfernung der Gegner einstimmig auf den Grafen Stanislaus August Poniatowski (7. September 1764. H. V, S. 376). Auch der am 4. Dezember eröffnete Krönungsreichstag bestätigte die vier unumschränkten Kommissionen, welche die bisherigen von der Autorität des Königs völlig unabhängigen hohen Kronämter mit ihren feudalen Auswüchsen zu beseitigen bezweckten, und so wurde denn namentlich auch die bisherige Gewalt der Krongroßfeldherren aufgehoben. Der Großfeldherr von Littauen, Massalski und seine Söhne hatten sich vergebens hartnäckig dieser Bestimmung widersetzt. Sie verließen den Reichstag, um gegen die neuen Gewalthaber Partei zu nehmen. Den Vorschlag des an Stelle Keyserlings (gest. 30. September 1764) zum russischen Botschafter ernannten Fürsten Nikolaus Repnin: die Kaiserin werde unter der Bedingung eines Schutz- und Trutzbündnisses mit der Republik selbst der Verstärkung der polnischen Armee auf 50,000 Mann sich nicht widersetzen, verweigerten jedoch die Czartoryskis ihre Zustimmung. Der Vorschlag wurde verworfen, und man erklärte sich nur zu einem einfachen Verteidigungsbündnis bereit (H. V, S. 377). Nochmehr verdarben die Czartoryskis es mit der russischen Freundschaft dadurch, daß sie es nicht wagten, der katholischen Majorität die Zustimmung zu dem auf eben diesem Reichstag von Rußland und Preußen gestellten Antrag auf völlige Gleichheit der Dissidenten in kirchlicher und politischer Beziehung mit den Rechten des Adels katholischen Bekenntnisses, abzutrotzen.

Fortan suchte der russische Hof jeden ihm unbequemen Widerspruch der Czartoryskis zu beseitigen und das Ansehen dieser ihm zu selbstbewußt auftretenden Klienten dadurch zu untergraben, daß er darauf ausging, unmittelbar denselben Einfluß auf den von seinen Oheimen geleiteten König und die Nation zu erlangen, den bisher unter russischem Schutz die Czartoryskis für sich ausgeübt hatten. Gleichzeitig unterließ die russische Regierung es nicht, vor allem in den östlichen Provinzen der Republik der Grenzregulierungs-, sowie der Dissidentenfrage zu weit ausgeholten Übergriffen Raum zu schaffen. Die in Warschau zu Anfang des Monats August 1765 von dem griechisch-katholischen Bischof von Mohilew erhobenen Beschwerden empfahl Repnin in einer Audienz dem König so nachdrücklich, daß, als dieser einige Einwendungen machte, er kurz mit den Worten abbrach, „es sei der Wille seiner Souveräne, den Bischof zufriedenzustellen“ (H. V, S. 385). Dieser bereiste sodann, von Kosaken begleitet, die Wojewodschaften von Kiew, Braclew und der Ukraine, um alle die Kirchen aufzuzeichnen, die ehemals der griechischen Kirche gehört hatten und dieser wieder entzogen waren. Bald erstreckten sich seine Ansprüche auf 300 Pfarreien. — Um dieselbe Zeit hatte das Petersburger Ministerium die Generale Weymarn und Bibikow mit dem Auftrag, die Grenze zu regulieren, nach Polen geschickt. Nach dem ihnen vorgeschriebenen Plan sollte in einer Ausdehnung von 80 Meilen ein Landstrich mit einer Bevölkerung von 160,000 Familien der Republik entrissen werden (H. V, S. 387.) Aus Petersburg wurde Saldern, ein holsteinischer Abenteurer von schlechtem Ruf, aber nicht gewöhnlichen Fähigkeiten, der sich das besondere Vertrauen des Grafen Panin erschlichen hatte, nach Warschau gesandt, um die Gründe der Mißhelligkeiten zwischen der königlichen Familie und der czartoryskischen zu untersuchen, und auf dem bevorstehenden Reichstag einem übergreifenden Einfluß der letzteren soviel wie möglich entgegenzuarbeiten (April 1766). Um die Widerspenstigen einzuschüchtern und in Zaum zu halten, verstärkte man die Zahl der auf polnischem Gebiet befindlichen russischen Truppen. In Littauen waren 7- bis 8000 Mann größtenteils auf den Gütern der Massalskis und des Fürsten Karl Radziwill einquartiert (Juli 1766). Bei den Wahlen zum Reichstag legte der russische Gesandte zunächst es darauf an, zu seinen Zwecken den katholischen Klerus verwenden zu können. Vor allem sah er es auf die Auflösung der czartoryskischen Konföderation ab, wenngleich er scheinbar als die Hauptforderung seiner Gebieterin, eine sie befriedigende Lösung der Dissidentenfrage voran stellte. Inbezug auf ersteren Punkt war der Bischof von Krakau, Gaëtan Soltik, ein persönlicher Feind des Königs und zugleich von einem wütenden Haß gegen die Russen erfüllt, ebenso wie der gesamte hohe Klerus, durchaus mit ihm einverstanden. Denn dieser im Volke wühlenden, einflußreichen Korporation war, abgesehen von der unbedingten Aufrechthaltung aller von den Katholiken im Gegensatz zu den Dissidenten in Anspruch genommenen Vorrechte, doch immerhin auch schon die Vernichtung jener neuen Einrichtungen, mitsamt der Czartoryskischen Konföderation eine höchst willkommene Abschlagszahlung. Und so mußten die unter dem einschüchternden Schutz russischer Truppen vollzogenen Wahlen doch wenigstens zum Teil auch für den russischen Gesandten befriedigend ausfallen. Am 6. Oktober fand in der von russischen Truppen besetzten Residenz die Eröffnung des Reichstags statt. Die von Rußland und Preußen dem Primas übergebenen Erklärungen zugunsten der Dissidenten, denen ähnliche vonseiten des Londoner und Kopenhagener Hofs nachfolgten, stellten die religiöse Frage in den Vordergrund, und jetzt ließ die antirussische Partei, an

deren Spitze die Bischöfe standen, es sich angelegen sein, dem Fürsten Repnin die despotischen, im Sinn der czartoryskischen Reformpläne auf die monarchische Gewalt abzielenden Bestrebungen des Königs zu verdeutlichen. Repnin erwiderte, er leugne zwar nicht, daß er für die Religionsfreiheit sprechen solle, ebenso aber werde er sich allem widersetzen, was man gegen die Freiheit der Nation in Anschlag bringen würde. Zugeich hielt er jedoch nicht damit zurück, daß die Dissidentenfrage bei dem russischen Hof nicht in erster Linie stehe und bereits acht Tage darauf (16. Oktober) ließ er durch seine Sekretäre nicht weniger als 60 Landboten schriftliche Winke darüber zustellen, daß die Kaiserin nie irgendein Mehrheitsvotum dulden werde, weil diese Stimmweise mit der Freiheit der Nation unverträglich sei. Ja, er nahm keinen Anstand, mündlich selbst dem König, im Verein mit dem preußischen Residenten Benoit eine Erklärung ähnlichen Inhalts zu wiederholen und auf Grund neuer aus Petersburg erhaltener Vorschriften setzte er demselben sodann (10. November) ausführlicher auseinander, daß die Kaiserin den von ihm beabsichtigten Neuerungen in der Regierungsform nicht gleichgültig zusehen könne, sie wolle weder eine Vermehrung der Truppen noch der Auflagen und verlange, daß im wesentlichen alles beim Alten bleibe. In der That wurde es dem russischen Gesandten vermittelst seiner neuen Parteiverbindungen zumal durch den Bund mit dem Bischof von Krakau, nicht schwer durchzusetzen, was seine Gebieterin als das zunächst Dringlichste verlangte. Am 22. November erklärte der konföderierte Reichstag die Aufhebung des Mehrheitsvotums in Staatssachen und die Auflösung der Konföderation. Dagegen mußte er den Toleranzartikel für jetzt noch völlig fallen lassen, und der klerikale Fanatismus war unklug genug, den sich auflösenden Reichstag zur Annahme einer Akte zu bewegen, durch welche ungemildert die harten Gesetze und Beschlüsse gegen die Dissidenten von den Jahren 1717, 1731, 1735 und 1764 förmlich wieder bestätigt wurden. (H. V, S. 406 ff.)

Allerdings waren die mit den hohen Staatsämtern verbundenen Vorrechte jetzt noch nicht wieder hergestellt worden, und da die an Stelle derselben gesetzten oder unumschränkten Kommissionen noch in der Hand des Königs blieben, war trotz der Wiederherstellung des liberum veto die Gewalt der Krone noch lange nicht auf ihre frühere Ohnmacht zurückgeführt. Aber Rußland war es wenigstens gelungen, die bisher durch die Konföderation der Czartoryskis zusammengehaltene Partei zu sprengen, und wie es zur Zeit der bevorstehenden Thronerledigung dem Petersburger Kabinett darum zu thun gewesen war, die dem sächsischen Hause abgewendete Familie der Czartoryski als die einflußreichste und bedeutendste im Königreiche von seinem Schutz abhängig zu machen, so ging es jetzt, nachdem es das Ansehen derselben untergraben hatte, unverweilt darauf aus, durch einen im nächsten Jahr abzuhaltenden, nur aus Gegnern „der Familie“ zusammengesetzten außerordentlichen Reichstag seinen die polnische Nationalität zersetzenden Bestrebungen noch weiter Bahn zu brechen. Unter dem Schutz russischer Truppen beförderte Repnin aller Orten das Zusammentreten von Konföderationen, die teils aus unzufriedenen Dissidenten, teils aus unzufriedenen Katholiken sich bildeten. Drei Armeecorps, deren wirklicher Bestand auf etwa 30,000 Mann anzuschlagen war, rückten im März 1767 aus Kurland an den Niemen, aus dem Smolenskischen gegen Wilna und aus dem Kiewschen in Wolhynien vor. Das war die thatsächliche Antwort der Kaiserin K. auf das Verlangen des Königs, ihre Truppen, die bisher im ganzen Umfang des Königreichs in viel geringerer Zahl verteilt gewesen waren, abzurufen.

Zum Hauptwerkzeug seiner unterwühlenden Politik ersah sich Rußland den von den Czartoryskis vertriebenen zur Zeit in Dresden lebenden Fürsten Karl Radziwill. Derselbe zeigte gegen die ihm in Aussicht gestellten Vorteile sich nicht schwierig, zu versprechen, daß er, soweit er es vermöge, die Interessen der Kaiserin fördern werde (H. V, S. 412). Der Kronreferendar Podoski, eine Kreatur Repnins, arbeitete die Pläne aus, nach welchen die im Namen der „verletzten Nation“ zu einer allgemeinen Konföderation zusammentretenden Einzelkonföderationen ausgehen sollten: 1) auf Beseitigung oder wenigstens Veränderung der Wirksamkeit der unumschränkten Kommissionen; 2) auf Ausmerzung des letzten Schattens eines Mehrheitsvotums aus der Konstitution und 3) sollte jede Vermehrung der Staatseinkünfte verhindert und Polen mit einem Wort auf seinen früheren Zustand zurückgeführt werden. Auch den König trug Repnin kein Bedenken der allgemeinen Verlästerung preiszugeben, indem er verlauten ließ, Rußland werde durch Zulassung der Absetzung desselben die Nation sich selber zurückgeben, während in Wahrheit eben die Eigenschaften, die Stanislaus August seiner Nation verächtlich machten, dem russischen Interesse zum besten Empfehlungsbrief dienten, ihn nicht fallen zu lassen. Am 23. Juni (1767) war die Agitation des russischen Hofs soweit durchgedrungen, daß auf seine Empfehlung zum Generalmarschall der sämtlichen polnisch-littauischen zu Radom, 15 Meilen von Warschau, sich vereinigenden Konföderationen der Fürst Radziwill erwählt wurde. Zwei Tage zuvor war der Fürst Ladislaus Lubienski, Erzbischof von Gnesen und Primas des Reichs mit Tode abgegangen. Stanislaus August, der diese höchste Würde nach der königlichen einem der ihm persönlich ergebenen Großen verleihen wollte, sah sich auf Repnins Andrängen genötigt, den nichtswürdigen Podoski mit derselben zu bekleiden. Jetzt hatte Repnin gewonnenes Spiel und um von der Generalkonföderation die Unterzeichnung der ihr lediglich im russischen Interesse vorgelegten Forderungen zu erzwingen, brauchte er kurzer Hand offene Gewalt. Zuvörderst mutete er den hier Versammelten eine noch viel schärfere, die völlige politische Gleichstellung bedingende Fassung des die Dissidenten betreffenden Artikels zu, als zu welcher sie in den Einzelkonföderationen sich bekannt hatten. Noch mehr empörte sie die Forderung, daß sie für die auf dem außerordentlichen Reichstag zu erlassenden Konstitutionen und Gesetze um die Garantie Rußlands nachsuchen sollten. Da sie bereits erfahren hatten, daß Ruß-

land, welches nur die möglichste Beschränkung der königlichen Autorität wollte, die Absetzung des seinen Zwecken so dienlichen Königs um keinen Preis zugeben werde, verweigerten sie schlechtweg die Unterzeichnung der ihnen aufgedrungenen Konstitutionsakte. Hierauf ließ der Oberst Carr das Versammlungshaus mit russischen Truppen umgeben, alle Zugänge mit Kanonen besetzen und erklärte, daß er keinen herauslassen werde, bevor nicht die Akte unterzeichnet sei. Und der Gewalt wichen sie. Zuvörderst ließen die Generalmarschälle Brzostowski und Radziwill sich eidlich verpflichten, die Rechte der Dissidenten und die Garantie der Kaiserin anzuerkennen wie auch, nachdem sie dem König Treue geschworen, diesen zum Beitritt einzuladen. Somit hatte Rußland im wesentlichen erreicht was es wollte, und das, was der Hauptzweck der Konföderation war, die Absetzung des Königs, vollständig vereitelt. Selbst die Bischöfe tragen, unter dem Anstands halber beigefügten Vorbehalt, daß es unbeschadet der Rechte der katholischen Religion geschähe, fast ausnahmslos kein sonderliches Bedenken, ihre Beitrittsakten abzugeben. Unter den Unbeugsamen trat am entschiedensten der Bischof Soltik von Krakau auf. Zehn Tage nach Eröffnung des Reichstags, in der Nacht vom 13. auf den 14. Oktober wurde er nebst dem Bischof von Kiew, Zaluski, sowie von ihren Anhängern der Wojewode von Krakau Wenzeslaus Rzewuski und seine Söhne, Sewerin Rzewuski, Starost von Dolin ergriffen und sofort unter russischer Bedeckung über Wilna und Smolensk ins Innere von Rußland, nach Kaluga abgeführt.

Um ferneren Widerspruch abzuschneiden, wurde jetzt auf den Befehl Repnins und den Vorschlag des Reichstagsmarschalls, Fürsten Radziwill der Reichstag bis zum 1. Februar (1768) vertagt und mit der Abfassung der bei dem Wiederzusammentritt demselben zu unveränderter Annahme vorzulegenden Beschlüsse ein aus nur 14 Mitgliedern bestehender engerer Ausschuß beauftragt. Zugleich wurde letzterem die Befugnis beigelegt, mit Stimmenmehrheit Beschlüsse zu fassen, sodaß über das Schicksal eben des Landes, welches nach dem Willen Rußlands und Preußens als unumstößliche Grundlage seiner Verfassung das liberum veto beibehalten sollte, acht nur des Winkes der auswärtigen Mächte gewärtige Personen zu entscheiden hatten. Außer den den Dissidenten gewährten Zugeständnissen setzte diese Delegation inbezug auf die Form des Reichstags fest, daß künftig in den drei ersten Wochen stets nur ökonomische Angelegenheiten verhandelt und durch Stimmenmehrheit entschieden werden sollten, alle Staatssachen dagegen (im Gegensatz zu den von den Czartoryskischen Neuerungen) in den drei letzten Wochen durch Stimmeneinheit. Der einfache Widerspruch eines einzigen Landboten reicht in dieser Periode hin, den Reichstag zu sprengen und ein Manifest oder eine besondere Schrift, um den Bruch zu rechtfertigen, wie es sonst herkömmlich war, ist nicht erforderlich, vielmehr sind von dem Augenblick an, wo ein Vorschlag nicht einstimmig angenommen wird, die weiteren Beschlüsse des Reichstags ungültig und haben keine Gesetzeskraft. — Nachdem am 5. März der König und die beiden Marschälle im Namen der Nation die Akte unterzeichnet hatten, durch welche die vom Reichstag angenommenen Beschlüsse die Bestätigung erhielten, wurde auch die Konföderation aufgelöst, und die russischen Truppen machten, von der Hauptstadt sich zurückziehend, Miene, das Reich zu verlassen.

Der König wurde für seine so schmachvolle Fügsamkeit durch eine reichere Dotation belohnt und der Fürst Radziwill durch die Wiederverleihung der bereits von August III. ihm verliehenen Wojewodschaft von Wilna. (H., S. 430.)

Diese russischen Triumphe forderten die polnische Nation zu einem voraussichtlich für sie unglücklichen Kampf der Verzweiflung heraus, der unausbleiblich die von den Machtaussprüchen Rußlands, Preußens und Österreichs ertrotzte erste Teilung der durch Unverstand und Frevel jeder Art sich selbst auflösenden Republik nach sich ziehen mußte. Schon gleichzeitig mit dem Schluß des Reichstags erhob sich zu Bar in dem durch die türkische Nachbarschaft gedeckten Podolien eine Konföderation, deren von dem Grafen Michael Krasinski, einem Bruder des Bischofs von Kaminiec, geleiteten Genossen sich zuschworen, für die Religion und die Freiheit zu leben und zu sterben. Sehr bald traten dieser die Konföderationen von Lublin und von Halisch bei u. s. w. Die Kaiserin von Rußland aber beeilte sich sofort, auf Grund des eben erst von ihr erpreßten Vertrags als der polnischen Nation befreundete Schutzmacht ihre auf polnischem Gebiet befindlichen Truppen zur Bekämpfung der Aufständigen aufzubieten. Inzwischen versäumte, während Österreich sich noch sehr lau verhielt, der französische Gesandte Vergennes, der Choiseuls Haß gegen Rußland teilte, es nicht, in Konstantinopel, wo der Sultan Mustapha III. persönlich schon längst für den Krieg mit Rußland gestimmt war, das Feuer zu schüren und mit solchem Erfolg, daß in der That noch im Herbst 1768 (6. Oktober) auf Anlaß der von russischen Kosaken zu Balta und Dubazar auf türkischem Grenzgebiet verübten völkerrechtswidrigen Ausschreitungen die Pforte Rußland den Krieg erklärte. So ungern auch die Kaiserin unter den obwaltenden Umständen die Last ihrer Sorgen verdoppelt sah, so fühlte sie sich doch der Aufgabe gewachsen, auch diese ihrer Thatkraft gestellte Probe ruhmgekrönt zu bestehen. Eben damals (August 1768) hatte der in Polen bereits zu einem allgemeinen Bürgerkrieg entbrannte Kampf auch im Großherzogtum Littauen, wo der junge Kossakowski, der Graf Rzewuski und der Graf Pac sich an die Spitze stellten, sich auszubreiten angefangen. (H., S. 450.) Hierauf wurde russischerseits an Stelle des zu Anfang des Jahres 1769 abberufenen Fürsten Repnin nach Warschau als Botschafter der Fürst Wolkonski gesendet, neben welchem man sehr absichtlich mit der Leitung der militärischen Angelegenheiten den zu Gewalt und Unterdrückung geneigten, energisch durchgreifenden General Weymarn betraute. Auf dem Feld der diplomatischen Verhandlung glaubte jetzt dem schlaffen Fürsten Wolkonski gegenüber der König Stanislaus August auf Anlaß seiner damaligen

Ratgeber zu dem Entschluß sich ermannen zu dürfen, an die Kaiserin den Antrag zu stellen, daß sie großmütig von dem durch Repnin erpreßten Traktat sich wieder lossagen und ihre Truppen das Königreich möchte räumen lassen! (6. Oktober 1769. H., S. 473). Die Antwort aber des russischen Hofs fiel so aus, wie sie im Grunde nicht anders zu erwarten war. Wolkonski eröffnete in Verbindung mit Benoit dem König, wenn er nicht schleunig für die russisch-preußische Partei sich entscheide, würde man ohne Nachsicht ihn preisgeben. Und bald zeigte sich, daß die Hoffnungen, die man in Polen auf eine glückliche Wendung der Dinge sich machte, durch das gleiche Mißgeschick, unter welchem der türkische Halbmond stand, im Laufe des folgenden Jahres noch tiefer sinken sollten.

Als kaum vier Wochen nach dem großen Sieg bei Tschesme auch zu Lande am 1. August 1770 die Türken von Romanzow entscheidend geschlagen wurden, da trug in Polen Weymarn kein Bedenken, unverholen seine weit aussehenden Pläne laut werden zu lassen. Nun sei man, meinte er, bald so weit, die Pforte zu einem Frieden zwingen zu können, bei dem von dem Schicksal Polens nicht mehr die Rede sein dürfe; die russische Regierung werde sich nicht behindern lassen, ihren Truppen einen bleibenden Aufenthalt in Polen zu geben; sobald man mit der Pazifikation fertig sei, werde man, um die Ruhe zu erhalten, jedem Palatinat einen Obersten vorsetzen; man werde dafür sorgen, daß die großen Familien sich nicht rühren sollten, aber mit solcher Zucht werde auch Ordnung und Recht zur Geltung kommen (September 1770, H., S. 478).

Bei dieser Lage der Dinge kam alles darauf an, wie die beiden andern östlichen Großmächte, die nächst Rußland zumeist die Geschicke Polens in ihrer Hand hatten, sich entscheiden würden. Die eben damals (3. bis 7. September) zu Mährisch-Neustadt stattfindende zweite Zusammenkunft Friedrichs II. und Kaiser Josephs II. trug wesentlich dazu bei, eine freundliche Annäherung der beiden bisher nur mit dem äußersten Mißtrauen sich beobachtenden Mächte vorzubereiten. Und insbesondere hob inbezug auf die türkisch-polnische Frage der bei dieser Versammlung mit beteiligte Staatskanzler Fürst Kaunitz hervor, man dürfe durchaus nicht zugeben, daß Rußland den Türken Eroberungen von einiger Bedeutung abnähme oder Polen in einem Zustand ließe, der es zu einer russischen Provinz machte (Reimann, Neue Geschichte des preußischen Staats I, 330). Bereits im Frühjahr 1769 hatte Maria Theresia die seit vierthalb Jahrhunderten zu Polen gehörenden 13 Städte der Zips in Besitz genommen, und vor kurzem hatte man auf ihren Befehl (19. Juli 1770) die Grenzpfähle mit den kaiserlichen Adlern in der Ausdehnung von noch drei Starosteien vorgerückt, das so umschlossene Gebiet als ein zur Krone Ungarn gehöriges „wiedergewonnenes“ bezeichnend. Anderseits unterließ Friedrich II., diesem Beispiel folgend, nicht, zuvörderst das Gebiet von Elbing zu besetzen, und sodann auch nach, um eine Verbindung mit der Provinz Preußen zu gewinnen, seinem Vorgeben nach wegen der Pest, seine Grenzkette zu verstärken und bis nach Marienwerder auszudehnen (Reimann, S. 365). Sehr gefördert wurde die weitere Auseinandersetzung über die gegenseitigen Interessen der drei Mächte durch die mehrmonatliche Anwesenheit von Friedrichs II. Bruder, des Prinzen Heinrich, in Petersburg (Oktober 1770 bis Februar 1771, Reimann, S. 368). Zwar ließ Wolkonskis Nachfolger in Warschau, der hartherzige Saldern, es sich angelegen sein, die Pazifikation, d. h. die russische Diktatur in Polen, womöglich noch vor Beendigung des Türkenkriegs durchzusetzen und definitiv zu ordnen, um dadurch Rußland in den Stand zu setzen, sowohl die ferneren Einmischungen Preußens und Österreichs in die polnischen Angelegenheiten zurückzuweisen als auch die in der Türkei gemachten Eroberungen durch einen ohne die Zulassung vermittelnder Mächte abzuschließenden Frieden möglichst unverkürzt zu behaupten (Juli 1771, H., S. 491). Allein so nah auch der russische Übermut dem Ziel seiner Wünsche zu sein schien, zumal nach der schmachvollen Niederlage, die der littauische Großfeldherr Oginski durch den russischen Obersten Ssuworow erlitt (bei Stolowicze am 23. September 1771), so hatte doch wohlweislich die berechnende Staatskunst Österreichs dafür schon Sorge getragen, wenigstens nicht zu ihrem Nachteil durch die maßlosen Ansprüche Rußlands sich verkürzen zu lassen. Vornehmlich hatte die Erklärung Panins (Ende Mai 1777. H., S. 515), Rußland werde, wenn es auch auf den eigenen Besitz der Krim, der Moldau und Walachei verzichte, doch darauf bestehen, daß diese Länder zu von der Pforte unabhängigen (d. h. der Lage der Umstände nach zu von Rußland abhängigen) Staaten erhoben werden müßten, Österreich den Anstoß zu einem entscheidenden Gegenschlag gegeben. Es hatte in tiefstem Geheimnis am 6. Juli einen Vertrag mit der Pforte abgeschlossen, durch welchen es diese Drohung zu vereiteln suchte. Die Besorgnisse der russischen Kaiserin aber über die Rüstungen Österreichs wurden von Friedrich II. mit so gutem Erfolg genährt, daß K. nun nicht länger Anstand nahm, auf die Alleinherrschaft in Polen zu verzichten und der Ausführung eines gemeinschaftlichen Teilungssystems sich nicht zu widersetzen. Und dieser Ausweg mußte im Grunde ihr um so willkommener sein, da die in eben diesem Jahr in Rußland und am ärgsten in der alten Hauptstadt Moskau furchtbar um sich greifende Pest und die immer drückender werdenden Kriegslasten ihr kaum noch eine andere Wahl frei lassen. Anderseits glaubte auch der Wiener Hof, sich jetzt ein derartiges Anerbieten gern gefallen lassen zu dürfen, nachdem im Dezember dem Fürsten Lobkowitz war eröffnet worden, daß der Petersburger Hof lediglich aus Rücksicht auf die Kaiserin-Königin und den Kaiser in die Zurückgabe der beiden Fürstentümer einwilligen wolle. Auf solche Zusicherungen hin hielt Österreich sich seiner der Pforte gegenüber übernommenen Verpflichtungen für erledigt. Schon sehr bald kamen sodann die die Teilung Polens betreffenden Verträge zum Abschluß, zwischen Rußland und Preußen am 17. Februar, zwischen diesen beiden Mächten

und Österreich am 19. Februar und 4. März 1772. Mit der Türkei aber beeilte Rußland sich, alsbald einen Waffenstillstand zu schließen (30. Mai), der ihm den Vorteil gewährte, seine Streitkräfte in Polen zur Vollziehung der Teilung verstärken zu können. Auch Preußen und Österreich zögerten nicht, jetzt den Konföderierten gegenüber zu den Waffen zu greifen. Nachdem so die drei Mächte nach dem Prinzip des willkürlichen Beliebens, nicht ohne vielfachen und fortdauernden Hader ihre gegenseitigen Ansprüche in Polen thatsächlich gemacht hatten, gelangten sie endlich dazu, durch einen am 8. August in Petersburg unterzeichneten Vertrag dieselben gegenseitig zu begrenzen. Rußland sprach sich Westrußland oder das Land zwischen der Düna, Dniepr und Drusch mit den Palatinaten Polock, Witepsk, Mohilew und Mcislaw zu, ein Gebiet von 1975 Quadratmeilen mit 1,800,000 Einwohnern; Österreich nahm das ganze linke Ufer der Weichsel, von den Salinen von Wieliczka bis zur Mündung des Biroz, ein Gebiet von 1280 Quadratmeilen mit nahezu 3,000,000 Einwohnern, welches Rotrußland, das Palatinat Belz und einen Teil von Volhynien einbegreifend unter dem Namen der Königreiche Galizien und Lodomirien zusammengefaßt wurde. Ja im Jahre 1774 nahm es auch noch auf Kosten der Pforte, als zu Galizien gehörig, einen ansehnlichen Teil der Moldau, der nun Bukowina genannt wurde, in Besitz (Bernhardi II, 2, 259). Preußen nahm polnisch Preußen, mit Ausnahme der beiden Städte Danzig und Thorn und dem Lauf der Netze entlang einen Teil von Großpolen im ganzen 680 Quadratmeilen mit 600,000 Einwohnern.

Um den Hohn aufs äußerste zu treiben, ersparte man der zerstückelten Nation nicht die Schmach, ihre Erniedrigung selbst zu ratifizieren. Der am 19. April 1773 eröffnete, aus erkauften Mitgliedern zusammengesetzte konföderierte Reichstag nahm die von dem Ausschuß desselben, dem Willen der drei Mächte entsprechend ausgearbeiteten Grenzregulierungen ohne Widerspruch an. Und nicht weniger fügsam zeigte er sich sodann bei den Verhandlungen über die inbezug auf die inneren Einrichtungen ihm aufgedrängten Bestimmungen (September 1773 bis 12. April 1775) bei welchen es vornehmlich darauf abgesehen war, die Macht des Königs noch mehr als bisher zu beschränken. Man stellte ihn unter die Vormundschaft eines permanenten Rats und selbst des Vorrechts, die Minister der Krone oder die Generale selbständig zu ernennen, wurde er beraubt.

Aber noch war trotz all dieser Demütigungen durch die Gewalt der Fremdherrschaft die polnische Nation nicht vernichtet. Sah sie auch um ein Dritteil ihres Gebiets sich verkürzt, so war die Republik der Zahl ihrer Einwohner nach doch immer noch bei weitem stärker als damals das ganze Königreich Preußen. Es kam also vor allem darauf an, ob sie das Gericht, das über sie ergangen war und das sie selbst verschuldet hatte, sich so zu Herzen nehmen werde, daß sie in sich kehrte und sich besserte, es kam darauf an, ob diese tief gesunkene Nation noch der unerläßlichen Sinnesänderung sich fähig zeigen werde. Ein denkwürdiger Bericht des sächsischen Residenten von Essen vom 9. November 1776, in welchem er außerordentlich einsichtig die den polnischen Staat zersetzende Zerklüftung schildert, schließt mit den Worten: „Darum glaube ich, daß, um eine Veränderung der Sitten zu bewirken, ohne die eine Verbesserung der Regierung unmöglich ist, es mehr als einer Generation bedürfen wird, bis die Söhne und Enkel von der Korruption ihrer Vorfahren sich frei machen.“ (Herrmann, Preuß. Jahrb. III, S. 711.)

Von nicht geringerer Bedeutung wie die erste Teilung Polens war für die russische Machterweiterung der im Herbst 1768 begonnene Türkenkrieg. Bereits im August 1770 gelang es dem General Panin, die im heutigen Bessarabien zwischen der Donau, dem Pruth und dem Dniestr wohnenden Stämme, Budjak und Jedissan zur Unterzeichnung eines Vertrags zu bewegen, durch den sie sich eidlich verpflichteten, mit dem russischen Reich Freundschaft zu halten. Zugleich versprachen sie gegen die Zusicherung, daß ihnen ihre Gesetze, Gebräuche und Vorrechte erhalten werden sollten, mit russischer Hilfe die ganze Herrschaft des Chans der Tataren auf gleiche Weise frei und unabhängig zu machen und keinen Chan anzuerkennen, der nicht dieser ihrer Lossagung von der Pforte beitreten würde. In eben diesem Jahr trug Rumänzow drei glänzende Siege über die Türken davon und unter dem Oberbefehl Alexei Orlows erschien eine russische Flotte im Archipel. Bei Tschesme, wo bis auf ein Schiff die ganze türkische Flotte verbrannte, thaten sich vornehmlich Spiridow und Greigh hervor. Im folgenden Jahr wurde unter dem Fürsten Wassilii Dolgoruki die ganze Krim eingenommen. An den im Juni 1772 geschlossenen Waffenstillstand knüpften sich die zu keinem Ergebnis führenden Friedensverhandlungen von Folschani. Nach Ablauf dieses Stillstands (22. März 1773) versäumten die Türken es, den eben damals im südöstlichen Rußland unter der Führung Pugatschews weit um sich greifenden Aufstand dazu zu benutzen, durch verdoppelte Anstrengungen den Frieden sich zu erzwingen. Am 17. Juni 1774 wurde ein Teil der türkischen Truppen von dem mit Ssuworow vereinigten General Kamenskoi bei Koslidsche in die Flucht geschlagen, den andern vom Großwesir befehligten Heeresabteilungen stand in der Nähe von Schumla der Feldmarschall Rumänzow gegenüber. Kamenskoi zog letzterem unverweilt entgegen, und am 14. Juli sahen die Türken ringsum von den Russen sich eingeschlossen. Die ihnen am 16. von dem Fürsten Nikolaus Repnin zu Kudschuk-Kainardsche vorgelegten Friedensbedingungen wurden vonseiten der Pforte am 17. angenommen und russischerseits am 21. Juli unterzeichnet, als dem Tage der verzweifelten Lage, in welcher vor 63 Jahren Peter der Große am Pruth sich befand.

Die wesentlichen Bestimmungen dieses Friedens waren folgende: 1) Die Tataren der Krim und des Kuban wurden von beiden Kaiserreichen als freie, von jeder auswärtigen Macht unabhängige Nationen anerkannt. Dasselbe sollte von den Tataren von Budjak gelten, welche bereits im Jahre 1776

auf Verlangen der Kaiserin von Rußland nach dem Kuban sich übergesiedelt hatten. 2) Rußland wie die Pforte werden sich in keiner Weise in die Wahl der Chans, noch in die politischen, bürgerlichen, inneren und häuslichen Angelegenheiten der Tataren einmischen. 3) Die Russen behalten Kertsch, Jenikale und Kinburn am Liman des Dniepr, sowie Asow nebst dem dasselbe umgrenzenden, infolge des Belgrader Friedens wüst gelegten Gebiet. Alle andern Eroberungen werden von Rußland geräumt. Dagegen verspricht die Pforte, sich jeder Bedrückung ihrer christlichen Unterthanen zu enthalten, und namentlich in der Moldau und Walachei dem christlichen Kultus ihren besonderen Schutz angedeihen zu lassen. Außerdem wird zugunsten dieser Fürstentümer festgesetzt, daß die Pforte in Zukunft bei der Erhebung von Abgaben mit Humanität und Milde verfahren soll und den Fürsten dieser beiden Staaten wird gestattet, daß ein jeder bei der Pforte einen unter dem Schutz des Völkerrechts stehenden Geschäftsträger christlichen Bekenntnisses halten darf, den bei der Pforte beglaubigten Ministern des russischen Hofs aber soll es frei stehen, sich zugunsten dieser Fürstentümer zu verwenden, so oft die Umstände es verlangen. Inbezug auf Handel und Verkehr werden den Russen fortan zur See wie zu Lande alle bisher den bevorzugtesten Nationen, den Franzosen nnd Engländern, zugestandenen Vorteile eingeräumt. Konsuln und Vizekonsuln sollten in allen Orten, wo der russische Hof es passend finden wird, sich niederlassen dürfen. Schließlich wird zugunsten der orthodoxen griechischen Kirche noch die Wohlthat ausbedungen, daß alle russichen Unterthanen, ohne eine Abgabe zu entrichten, die Stadt Jerusalem und die heiligen Stätten besuchen dürfen. — Polens, der Hauptveranlassung zum Kriege, wurde mit keiner Silbe gedacht.

K. II. hatte allen Grund, auf diese Errungenschaften stolz zu sein. Fortan fristete die einst in der ganzen Christenheit gefürchtete Macht des Halbmonds nur noch durch den Neid und die Eifersucht der europäischen Diplomatie elend ihr Leben.

Unmittelbar nach der Beendigung des Türkenkrieges wurde der Generallieutenant Ssuworow befehligt, sich zu den Truppen zu verfügen, die zur Bekämpfung des seit zwei Jahren weite Strecken des Wolgagebietes verwüstenden (nicht weniger als 100,000 Menschenleben kostenden) Aufruhrs verwendet wurden. Unter dem Namen Peters III. hatte der vom Don her gebürtige Kosak Jemeljan Pugatschew, zuerst unter seinen an den Ufern des Jaik (Ural) wohnenden Stammgenossen sich geltend zu machen gewußt. Alsbald fand er überall, wo er sich zeigte, unter den unzähligen Unzufriedenen der unteren Volksschichten, zumeist durch die Raskolniks, denen er selbst angehörte, wie insgemein unter den wider ihre Herren aufgewiegelten Leibeigenen, einen epidemisch sich ausbreitenden Anhang. Auch verschiedene den Russen nicht stammverwandte Völkerschaften, im Osten des Reichs, Baschkiren, Kalmücken, Mordwinen und Wotjäken erhoben sich. Selbst in der alten Hauptstadt Moskau fehlte es nicht an öffentlichen Kundgebungen, die darauf hinwiesen, wie sehr auch dort der Boden zur Aufnahme dieser Saat des Umsturzes sich gelockert hatte. Weder der General Carr noch Bibikow hatten Entscheidendes zuwege zu bringen vermocht (Anfang 1774). Auch unter dem Nachfolger des letzteren, dem General en chef Panin, griff der Aufstand noch weiter um sich. Pugatschew verbrannte Kasan, nahm Pensa und Ssaratow ein. Endlich gelang es dem unermüdlich allen Schwierigkeiten Trotz bietenden Oberst Michelson den ihm gegenüber noch 20,000 Mann starken Feind am 24. August (90 Werst von Zarizyn) völlig zu vernichten. Pugatschews nächste Genossen hielten, nur auf die eigene Rettung bedacht, es für das geratenste, durch Auslieferung ihres Häuptlings sich die Straflosigketi zu erkaufen. Ssuworow ließ ihn in einem hölzernen Käfig nach Moskau bringen, wo er nebst einigen andern der Hauptmitschuldigen enthauptet wurde (21. Januar 1775).

Bei dem sechs Monate darauf (21. Juli) mit großer Pracht in Moskau gefeierten Friedensfest wurden mit besonderer Auszeichnung begnadigt: der Generalprocureur Fürst Wäsemski, die Feldmarschälle Kirill Rasumowski, Zachar Tschernyschew, Golizyn und Rumänzow, die Generale en chef Panin, Dolgoruki, Alexei Orlow, und der kurz zuvor zum Vizekanzler erhobene Graf Ostermann (H., S. 691). Unter diesen Angesehensten des Reichs befand damals sich nicht mehr der Fürst Gregor Orlow. Bereits drei Jahre zuvor hatte durch sein anmaßendes, nicht selten brutales Betragen in dem Gemüt der Kaiserin ihre frühere Zuneigung zu diesem russischen Helden in einen entschiedenen Überdruß sich verwandelt (H., S. 670) und der durch den Einfluß desselben sich vielfach behindert sehende Graf Nikita Panin hatte nicht unterlassen, die Gunst der Umstände dazu zu benutzen, in Verbindung mit den bis dahin dem Fürsten anhängenden Brüdern Zachar und Iwan Tschernyschew und den beiden Worätinskis den auch diesem unbequem gewordenen despotischen Günstling völlig zu stürzen. Im September 1772 bezog der schöne Gardeoffizier Alexander Wassiltschikow im kaiserlichen Palast die Räume, die Gregor Orlow bewohnt hatte. Doch vermochte dieser an sich unbedeutende, geistlose Mensch sich nicht lange zu halten. K. suchte einen Mann, der zugleich ihrem Willen und ihren Launen eine Stütze werden sollte, wie Orlow es gewesen. Der Auserwählte, der sich darauf verstand, nicht nur als Liebhaber, sondern auch, nachdem er diese Rolle längst andern Günstlingen überlassen hatte, durch seinen aufstachelnden Ehrgeiz, die Kaiserin als ausführendes Organ ihres nie ruhenden Unternehmungsdranges bis an sein Lebensende an sich zu fesseln, war Gregor Alexandrowitsch Potemkin. Dieser Sohn eines mit Majorsrang verabschiedeten, in der Nähe von Ssmolensk ansässigen Edelmanns war als Sergeant der Leibwache, im Dienst der Orlows bereits bei dem Staatsstreich vom 9. Juli 1762 beteiligt gewesen, und schon damals ernannte ihn die Kaiserin zum Kammerjunker. Im Türkenkrieg stieg er, unter und durch Rumänzow bis zum Generalmajor auf. Und Anfang 1774 als Überbringer einer wichtigen Nachricht nach Petersburg gesendet, erhob K. ihn bald darauf zum

Generaladjutanten, indem sie zugleich die Gemächer Wassiltschikows ihm zuwies. Schon in einem Bericht Sackens vom 9. September heißt es: „Potemkin hat nunmehr alle diejenigen Personen beiseite geschafft, die ihm gefährlich zu sein schienen, wodurch denn auch sein Kredit ausnehmend steigt. Er wird von niemand geliebt, von aller Welt aber gefürchtet.“ Am empfindlichsten und zuerst wurde von der Herrschsucht Potemkins der Kriegsminister Feldmarschall Zachar Tschernyschew getroffen durch die Ernennung desselben zur Würde eines Vizepräsidenten des Kriegskollegiums. Unter den übrigen hochgestellten Personen wurden in der Folge am schwersten der nur allzu sehr einer großen Bequemlichkeit und Lässigkeit in den Geschäften sich hingebende Oberhofmeister Graf Nikita Panin und dessen Zögling, der Großfürst Paul, von den hoffärtigen Ansprüchen des neuen Günstlings getroffen, und man schrieb es wesentlich seinem Einfluß zu, daß die an sich geringe Zuneigung K.s zu ihrem Sohn noch mehr sich verringere.

Unter den weiteren Machtvergrößerungsbestrebungen der Kaiserin gereichte ihr die durch den bayerischen Erbfolgekrieg gebotene Gelegenheit, in den deutschen Angelegenheiten das Gewicht ihres Ansehens geltend zu machen, zur besonderen Befriedigung. Die von dem Sohne Maria Theresias, Kaiser Joseph II., ausgehenden, den Widerspruch Friedrichs II. herausfordernden Umtriebe hatten zur Folge, daß Österreich und Preußen zur Vermeidung eines europäischen Krieges sowohl die Vermittelung Frankreichs wie auch Rußlands in Anspruch zu nehmen sich genötigt sahen. Der bei den Verhandlungen des Teschener Friedens vom 13. Mai 1779 diesem Auftrag obliegende russische Gesandte war wiederum der Fürst Nikolaus Repnin, von welchem Friedrich II. damals bezeichnend aussagte, er habe vielmehr die Miene eines Bevollmächtigten angenommen, der im Namen seiner Monarchin Deutschland Gesetze vorschreiben wollte, als die eines Feldherrn, der ein Hilfscorps anzuführen bestimmt sei. Und fortan ließ K. es sich angelegen sein, aus dem ihr hier eingeräumten Einfluß ein schiedsrichterliches Anrecht auf alle deutschen Sachen abzuleiten. Sie behauptete, da der Teschener Frieden den Westfälischen bestätige, so sei Rußland nicht nur Bürge von jenem, sondern auch von diesem und mithin auch Bürge von der auf den Westfälischen Frieden sich gründenden Verfassung des Deutschen Reichs (H. VI, S. 20).

Diese neu erhobenen Ansprüche nahm die russische Politik alsbald zum Vorwand, um mit zäher Hartnäckigkeit bald die Neutralisation Österreichs durch Preußen bald die Preußens durch Österreich in ununterbrochenem Fluß zu erhalten. Das gegenseitige Verhalten dieser beiden Mächte aber schien nur darin zu wetteifern, der russischen Staatskunst ihr schadenfrohes Spiel zu erleichtern. Den Ratschlägen Friedrichs II. entsprechend trug K. zunächst Sorge für die erweiterte diplomatische Vertretung ihres Hofs im Deutschen Reich und an den deutschen Höfen. Bisher hatte Rußland ständige Gesandte nur in Wien, Berlin und Dresden gehalten, welchen sodann ein solcher bereits 1773 am Reichstag zu Regensburg in der Person des Freiherrn von der Assebnrg sich anreihte. Im September 1781 trat zu Frankfurt der später durch sein übermütiges Betragen gegen den Herzog von Zweibrücken berüchtigt gewordene Graf Nikolaus Rumänzow ein und sodann zu Hamburg der mit besonderem Beglaubigungsschreiben an die Herzöge von Braunschweig und Mecklenburg ernannte Herr v. Groß. Doch gerade Friedrich II. sollte das von ihm begünstigte Ansehen Rußlands in Deutschand am wenigsten zugute kommen. Diese veränderte Stellung Rußlands zu Preußen war die natürliche Folge von der nüchternen Berechnung K.s, daß bei dem Stadium ihrer Macht, welches sie bereits erreicht hatte, es für die Verfolgung ihrer weiteren Pläne viel vorteilhafter sei, wenn es ihr gelänge, Österreich zu ihrer Politik hinüberzuziehen, als wenn sie mit Preußen auf der bisherigen Bahn verharrte. Denn Preußens Politik ging nach dem Vollzug der ersten Teilung Polens doch unverkennbar darauf hinaus, Rußlands weiterem Vordringen und der wirklichen Vermehrung seiner Macht einen Riegel vorzuschieben. Österreich dagegen war gern bereit, den Wünschen der Kaiserin entgegenzukommen, indem es seinerseits nach dem ersten mißglückten Anlauf gegen Bayern fortfuhr, die Hoffnung eines bessern Gelingens, auf eine intimere Verbindung mit Rußland zu setzen (H. VI, S. 28.) Der Graf Cobenzl in Petersburg erhielt im April 1780 die Weisung, weder Geld noch Mühe zu sparen, um womöglich Rußland von der Allianz mit Preußen abzuziehen und die alte, vertraute Freundschaft zwischen den beiden Kaiserhöfen wiederherzustellen. Diesen Zweck um so sicherer zu erreichen, faßte Joseph II. den Entschluß, selbst sich nach Rußland zu begeben. Ende Mai fand seine erste Zusammenkunft mit K. II. in Mohilew statt. Im Gegensatz zu der zuvorkommenden und glänzenden Aufnahme, welche dieser die Kaiserkrone tragende, seiner Ziele sich so wenig sicher fühlende Fürst bei der stolzen Kaiserin fand, mußte der Kronprinz von Preußen, Friedrich Wilhelm, als auch er bald nach der Abreise des Grafen von Falkenstein nach Petersburg kam, eine fast unanständige und offenbar geflissentliche Zurücksetzung sich gefallen lassen. Einen noch viel unzweideutigeren offiziellen Ausdruck aber gab K. ihrem Systemwechsel durch die thatsächliche Beseitigung Panins und durch die Beauftragung des staatsmännisch unbedeutenden, dabei jedoch willenlos fügsamen Vizekanzlers Ostermann mit der künftig von ihm allein zu verwaltenden Geschäftsführung im Departement des Auswärtigen (Mai und September 1781). Empfindlich berührt werden sollte auch am russischen Hofe selbst durch diesen ihm nichts weniger als angenehmen Umschlag der Großfürst Paul. Derselbe war bald nach dem Tode seiner ersten Gemahlin, der trefflichen Wilhelmine von Hessen-Darmstadt, mit einer württembergischen, der später als Kaiserin unter dem Namen Maria Feodorowna sich hervorthuenden Prinzessin wieder vermählt worden. Als er jetzt (1782) im Begriff stand, mit dieser eine Reise ins Ausland zu unternehmen, erhielten die hohen Reisenden den Befehl, einen längeren Aufenthalt in Wien zu nehmen, Berlin

aber durften sie gegen ihren Wunsch nicht betreten. (H. VI, S. 33.) Inzwischen hatte K. es bereits sechs Monate nach dem Tode Maria Theresias zu jenem in tiefstem Geheimnis in Briefform mit Joseph II. abgeschlossenen Bündnis gebracht, (18. Mai 1781), durch welches letzterer ihr für den Fall eines neuen zwischen ihr und der Pforte zum Ausbruch kommenden Krieges seinen Beistand zusagte. Durch dieses österreichische Bündnis sah sie zuvörderst bei der von ihr geplanten dauernden Besitzergreifung der Krim sich gedeckt, auf deren Russifizierung sie seit dem Frieden von Kainardsche unablässig Bedacht genommen hatte. Am 6. August 1783 veröffentlichte die „Petersburger Zeitung" das von dem General en chef Statthalter von Katharinoslew, Astrachan und Ssaratow, Fürsten Gregor Potemkin aus seinem damaligen Hauptquartier in der Stadt Karas-Basar in der Krim erlassene Manifest über die russische Besitzergreifung der tatarischen Länder. So hatte jetzt die kluge Kaiserin auf Grund der vor erst neun Jahren den Tataren ausbedungenen Unabhängigkeit mit Gewalt und List im Süden ihrem Reich die natürlichen Grenzen errungen. Am 8. Januar 1784 verstand auch die Pforte sich dazu, im Westen auf tatarischem Gebiet nur noch die Festung Otschakow sich vorbehaltend, diese neuen russischen Übergriffe zu ratifizieren. Der Fürst Potemkin wurde jetzt mit dem Rang eines Generalfeldmarschalls zum Präsidenten des Kriegskollegiums ernannt, Besborodka, der als Kabinettssekretär schon seit Jahren der Kaiserin bei ihren Arbeiten durch sein Wissen und seinen unermüdlichen Eifer sich unentbehrlich gemacht hatte, zum Geheimen Rat und Ritter des Alexanderordens, und der später in Polen sich hervorthuende, zur Zeit in Konstantinopel thätige Bulgákow zum Staatsrat.

Gleichzeitig mit dieser Unterwerfung der nördlichen Küstenländer des Schwarzen Meeres wurden von der Kaiserin auch wieder die Beziehungen ihres Reiches zu den von demselben durch den Kaukasus und das Kaspische Meer getrennten Völkerschaften ernstlich ins Auge gefaßt. Vorgearbeitet hatten in dieser Richtung zwei deutsche Gelehrte, die Akademiker Pallas und Gmelin. Pallas entwarf, den Wünschen Potemkins entsprechend einen Plan, durch welchen er zum Schutz gegen die Raubzüge der kaukasischen Völkerschaften die Zweckmäßigkeit der Errichtung von Militärkolonieen darlegte. Schon in den Jahren 1784 bis 1787 kam es zu einigen harten Kampfproben zwischen den Russen und den Lesgiern im Kaukasus. Ein unendlich viel leichteres Spiel hatte in den transkaukasischen, bisher von der Pforte abhängigen Fürstentümern Georgiens oder Grusiens die russische Einmischungspolitik. K. erwirkte sich, dank ihrer Verwendung im Frieden von Kainardsche für die den dortigen Fürsten zustehenden Rechte, die Unterwerfung des Zars von Mingrelien, Imiretien und Guriel, Heraklius, unter russische Oberhoheit (3. August 1783) und diesem Beispiel fand im folgenden Jahr auch der in Tiflis residierende Zar Salomo von Kachetien und Kartalinien Folge zu leisten sich veranlaßt.

Auch im europäischen Westen, dem seebeherrschenden, mit seinen nordamerikanischen Kolonieen, mit Frankreich und Spanien im Krieg befindlichen England gegenüber hatte K. in diesen Jahren die Genugthuung, zu ihrem Ruhm durch jene Erklärung, durch welche für die Dauer des Seekriegs die Grundsätze des Handels der neutralen Mächte festgestellt worden, Rußlands machtgebietende Stellung geltend zu machen (1780). Im übrigen war ihre englische Politik stets die, diese Macht, die vor allen andern von dem Handel mit den russischen Produkten den größten Vorteil zog, so in der Schwebe zu halten, daß sie von dieser Seite in der weiteren Verfolgung ihrer orientalischen Pläne gestört zu werden, nicht zu befürchten brauche. Ebenso verstand sie sich darauf, auch ihrer dem Kaiser Joseph gegenüber eingegangenen Verpflichtungen sich wohlfeilsten Kaufes zu erledigen. Am auffälligsten zeigte sich das bei Gelegenheit des von diesem eifrigst in Angriff genommenen Plans, Bayern durch einen Tausch mit den österreichischen Niederlanden zu erwerben. Jetzt sah ihr Ehrgeiz in Wirklichkeit es nur darauf ab, zwischen Österreich und Preußen als die den Ausschlag gebende Macht aufzutreten. Sie unterließ es daher keineswegs, zwar mit hochsprecherischen Worten die Politik des Kaisers bei dem Herzog von Zweibrücken aufs nachdrücklichste zu unterstützen (Januar 1785, H. VI, S. 93), der Verlegenheit aber, sich zu einem thatkräftigeren Beistand gedrängt zu sehen, entzog sie sich alsbald durch die dem Berliner Hof gegebene Erklärung, sie habe in der Tauschsache nichts Gesetzwidriges gefunden. Es verstehe sich von selbst, daß die Ausführung nur mit der vollständigen Einwilligung der verschiedenen Kontrahenten stattfinden werde, sonst aber nicht. Auch Österreich werde ferner nicht darauf bestehen. Bei der von Friedrich dem Großen hierauf ins Werk gesetzten Stiftung des deutschen Fürstenbundes aber fühlte sie persönlich besonders dadurch sich verletzt, daß sie diese politische That als einen auch den russischen Übergriffen vorgeschobenen Riegel glaubte auffassen zu müssen. Um die Ruhe und Sicherheit des Deutschen Reiches zu wahren, ließ sie in dieser Beziehung unter anderem gegen den Grafen Besborodko sich verlauten, „habe sie im Deutschen Reich eine dritte Macht gewünscht, welche mit Vereinbarung und Übereinstimmung (d. h. unter der Protektion) Rußlands die Balance von diesen beiden Potentaten halten könne" (H. VI, S. 100). In der That machte das durch den Rückhalt, den es am Fürstenbund fand, gewachsene Ansehen Preußens sehr bald an den beiden Punkten sich geltend, auf welche damals die russische Politik, den Hauptnachdruck ihres nach außen auszuübenden Übergewichts legte, an den Höfen von Konstantinopel und Warschau und konnten gewichtige Stimmen in eben den Kreisen des Petersburger Hofs, in welchen man darauf ausging, gestützt auf die österreichische Freundschaft, zunächst den großen gegen die Türkei geschmiedeten Plan in Angriff zu nehmen, sich nicht verhehlen, daß die beiden Kaiserhöfe, behufs der Ausführung desselben schlechterdings zuvor mit dem Könige von Preußen sich verständigt haben mußten, wenn anders man einen Krieg mit dieser Macht vermeiden wolle. (30. Mai 1786.)

Das ganze letzte Jahrzehnt der Regierung K.s II. füllte inbezug auf die auswärtige Politik wesentlich mit den von ihr aufgebotenen Kraftanstrengungen sich aus, sowohl die Türkei wie Polen zugunsten der russischen Machterweiterung womöglich bis zur Vernichtung zu demütigen und zwar unter möglichster Nichtberücksichtigung der beiden seit dem Teschener Frieden durch sie paralysierten deutschen Hauptmächte. Sehr zustatten kam ihr zuvörderst bei dem im Herbst 1787 zum Ausbruch kommenden zweiten Türkenkrieg die ihr vertragsmässig nicht entstehende Teilnahme Österreichs, die für Joseph II. abgesehen von allen sonstigen militärischen und finanziellen Einbußen, namentlich in Ungarn und in Belgien nur das völlige Scheitern seiner allzu hoch fliegenden Reformpläne zur Folge hatte. Recht besorgniserregend und störend trat zeitweilig während dieses Krieges K. II. im Norden ihres Reiches der offensive Thatendrang des verwegenen Königs Gustavs III. von Schweden entgegen. Doch der glänzende Sieg der schwedischen Flotte bei der Insel Hogland (17. Juli 1788) hielt die schwedischen Offiziere des Landheers nicht davon ab, im Namen ihrer Standesgenossen, des gesamten Adels, ihrem Groll gegen eben diesen König Luft zu machen, welcher der von Rußland im Nystädter Frieden garantierten maßlosen antimonarchischen Verfassung ein Ende gemacht hatte (1772). Sie versagten den Gehorsam, als der König am 2. August ihnen den Befehl zum Angriff auf Frederikshamn erteilte. Durch den aus ihrer Mitte nach Petersburg gesendeten Major Jägerhorn fanden sie bei der Kaiserin den erwünschten Rückhalt. Im Bunde von Anjala zusammengetreten, schlossen sie sodann mit ihr, den Krieg gegen Rußland für einen ungerechten erklärend, einen Waffenstillstand. Alsbald setzten die Russen in den von den Schweden verlassenen, den Zugang in das Innere von Finland beherrschenden Plätzen sich fest. Kaum aber schienen sie der Waffen noch zu bedürfen, da die von ihnen angewandten Mittel der Bestechung und Verführung einen über Erwarten glücklichen Ausgang für sie nahmen. Erst auf dem vom 2. Februar bis zum 23. April 1789 versammelten Reichstag gelang es Gustav III., durch List und Gewalt die demselben zur Annahme vorgelegte Sicherheitsakte durchzusetzen und dadurch seine monarchische Gewalt zu einer fast unumschränkten zu machen. Aber das Kriegsglück stand auch jetzt ihm nicht zur Seite. In diesem Jahr erlitt die schwedische Scheerenflotte (24. August) durch den Prinzen von Nassau-Siegen einen bedeutenden Verlust.

In Polen hatte inzwischen die russenfeindliche Partei an dem damals mit England verbündeten König von Preußen, Friedrich Wilhelm II., eine Stütze gefunden. Dem im Oktober 1788 eröffneten konföderierten Reichstag kam im Gegensatz zu den russischen Veranstaltungen, die Republik in noch bindenderer Form als bisher zum Vasallen Rußlands zu machen, der preußische Gesandte Buchholz mit einer Note entgegen, welche sich gegen das von Rußland beabsichtigte Bündnis ausließ und die Republik durch eine Allianz mit Preußen vor jeder fremden Unterdrückung sicher zu stellen verhieß (13. Oktober). Sehen wir zu, wie es jetzt mit der Befähigung der polnischen Nation stand, von einem solchen Anerbieten den rechten Gebrauch zu machen. Unter allen ausländischen Berichterstattern über die damaligen Zustände in Polen jedenfalls als einer der einsichtsvollsten, dessen Urteil wir schon bei Gelegenheit der ersten Teilung besonders hervorheben zu müssen glaubten, spricht hierüber in seiner Denkschrift vom 30. April 1788 der sächsische Resident von Essen sich folgendermaßen aus: „Der König und die Republik lassen nach wie vor von den drei Höfen sich gängeln und sind nichts als die Zuschauer und die willigen Vollzieher dessen, was diesen Höfen über Polen zu bestimmen beliebt. Man schreit und thut zuletzt doch, was sie wollen. Gegenwärtig sind die Russen in Polen wie in eine ihrer Herrschaft zugehörige Provinz eingerückt. Sie nehmen die Fourage, wo sie können, ohne sie zu bezahlen, oder sie bezahlen sie, wie man sagt, mit falschem Geld. Sie heben mit offener Gewalt die Bauern aus und mißhandeln die Edelleute. Der König fühlt seine unglückliche Lage und die des Staats, aber man glaubt nicht, daß eine neue Teilung ihn in Verzweiflung bringen würde, vorausgesetzt daß er eine Provinz als Erbschaft erhielte. Es läßt sich keine positive oder negative Handlung von ihm nennen, die nicht entweder das Gepräge der Furcht vor einem der drei Höfe und vor der Oppositionspartei an sich trüge, oder die nicht sichtlich von dem Antrieb irgendeiner Frau oder eines Günstlings ausginge. Ich halte es für unmöglich, daß dieser Zustand der Dinge fortdaure, und ich glaube, daß eine Revolution, deren Keim nur aus dem verwirrten Zustand der Nation und der Regierung hervorgeht, unvermeidlich ist; ich wünsche, daß sie nicht verhängnisvoll werden möge, aber ich fürchte, daß wenn je die gegenwärtige Gährung in der polnischen Nation ernstliche Folgen hat, so werden sie es nur in soweit sein, als eine auswärtige Macht ihr Interesse dabei finden wird, dieses Reich umzustürzen.“

Am 19. November stellte der konföderierte Reichstag auf Antrag des Grafen Stanislaus Potocki dem russischen Gesandten Grafen Stackelberg eine Note zu, durch welche er die Anmaßung Rußlands, das gesetzgeberische Verhalten der Republik unter seine Zucht nehmen zu wollen, aufs entschiedenste zurückwies, und in einer zweiten Note von demselben Datum stellte er die Forderung, daß das polnische Gebiet von den russischen Truppen, welche durch ihre fortwährenden Excesse zu den bittersten Klagen Anlaß gaben, geräumt werden solle. Rußlands Antwort aber auf diese Drohnote waren nur neuerdings in der polnischen Ukraine mit verhöhnender Rücksichtslosigkeit fortgesetzte Gewaltthätigkeiten. Erst im Mai 1789 hielt die Kaiserin es für angemessen, den dringenden Vorstellungen des Königs von Preußen nachgebend, endlich ihre Truppen das südliche Polen räumen zu lassen. Der erlittenen Kränkung aber dieser ihr abgedrungenen Nachgiebigkeit blieb sie wohl eingedenk. Das preußische Kabinett dagegen harrte vergeblich darauf, daß dieser polnische Reichstag nun auch zu wirklich die Republik kräftigenden Maßnahmen, durch neue diesem Zweck entsprechende

Verfassungsbestimmungen sich ermannen möchte. Der Egoismus der niedrigsten Parteiumtriebe ließ keinen gesunden Gedanken in ihm aufkommen. Dennoch mutete man Preußen, dessen Beistand man nicht entbehren konnte, weitere Konzessionen zu. Der Reichstag sprach in der Sitzung vom 15. März 1790 zwar den Wunsch aus, daß die Republik unverzüglich mit Preußen sich alliieren solle, doch mit der Beschränkung, daß der von England und den Niederlanden aufs eifrigste befürwortete Handelsvertrag, welcher gegen Abtretung von Danzig und Thorn an Preußen die umfassendste Basis des Freihandels verhieß, einer späteren Vereinbarung vorbehalten bliebe. Man appellierte an die Großmut des Königs von Preußen, statt die allein stichhaltige Politik der gegenseitigen Interessen zu ergreifen. Und in der That verstand Preußen sich dazu, eine getrennte Verhandlung der beiden Traktate zuzulassen. Am 29. März 1790 fand die offizielle Unterzeichnung des Allianzvertrags statt, so jedoch, daß vorderhand mehrere Hauptfragen, erstens die auf die Erblichkeit des Throns und zweitens die auf die Handelsverhältnisse bezüglichen noch unerledigt blieben. Schon aber hatte zur Zeit, als dieses polnisch-preußische Bündnis zum Abschluß kam, in Österreich durch den am 20. Februar erfolgten Tod Kaiser Josephs II. eine politische Umwandlung sich anzubahnen angefangen, die sehr bald, unter der Wucht der sich vordrängenden französischen Frage, noch weit über die türkisch-polnischen Verwickelungen hinaus in der europäischen Gesamtpolitik von durchgreifender Bedeutung sein sollte. Insbesondere wurde in der türkischen Frage durch die zwischen Leopold II. und Friedrich Wilhelm II. zu Reichenbach am 27. Juli 1790 abgeschlossene Konvention eine Wendung der Dinge vorbereitet, welche Österreich und Rußland vom türkischen Kriegsschauplatz abzog und dagegen den Mittelpunkt der Konflikte zwischen den drei östlichen Großmächten nach Polen verlegte. Leopold II. versprach in Reichenbach mit den Türken auf den status quo vor dem Kriege Frieden zu schließen und Rußland zur Fortsetzung des Krieges keinerlei Beistand zu leisten. Die von ihm im Dezember zu Sistowa eröffneten Verhandlungen kamen mit geflissentlicher Hinziehung erst im August 1791 zum Abschluß. Inzwischen hatte in Polen Österreich (im Verein mit Rußland) alles aufgeboten, was in seinen Kräften stand, um die Absichten Preußens bei der sogenannten patriotischen (antirussischen) Partei zu verdächtigen. (H. VI, S. 312). Und zugleich fing Rußland an, die lebhaftesten Anstrengungen zu machen, um die ihm in Polen entrissene Vorherrschaft wieder zu gewinnen und die unter Preußens Führung sich anbahnende Erhebung zu einer selbständigen Existenz dieser Nation zu untergraben. Zugleich ließ wohlweislich die Kaiserin K., um aus dem mit so großen Ansprüchen unternommenen türkischen Krieg nicht erfolglos hervorzugehen, es sich angelegen sein, zuvörderst und schleunigst mit ihrem anderen Feind, Schweden, auf eine der Lage der Umstände entsprechende Weise sich auseinander zu setzen. In der That konnte sie nach dem glänzenden Seesieg, welchen am 9. Juli 1790 Gustav III. im Swenskasunde zu erringen gelungen war, auch zu Lande den Krieg noch länger fortzusetzen, um so weniger sich aufgefordert fühlen, da sie auch in diesem dritten Feldzug nicht imstande gewesen war, ihren geringen gegen Schweden verfügbaren Truppenbestand zu erhöhen und noch weniger, ihn kampftüchtiger zu machen. So wurden dann in der Ebene von Werelä am Kymenefluß die Friedensverhandlungen von russischer Seite durch den Generallieutenant v. Igelström, von schwedischer durch den Liebling des Königs, den Generalgouverneur v. Armfeldt am 13. August eröffnet und schon am folgenden Tag unterzeichnet. Dadurch daß in diesem Traktat die Erneuerung der Friedensschlüsse von Nystadt und Abo nicht erwähnt wurde, durfte Gustav die von Rußland in Anspruch genommene Einmischung in die inneren Angelegenheiten Schwedens als formell aufgegeben und die von ihm selbst eingeführten Verfassungsveränderungen gewissermaßen als sanktioniert oder doch gut geheißen ansehen. Dafür aber hatte K. die Genugthuung, den Frieden ohne Vermittelung einer fremden Macht abzuschließen, und die unbedingte Unabhängigkeit, mit der Gustav pekuniär und politisch von ihr sich fesseln ließ, war ihr die beste Bürgschaft, daß auch sein Reich mehr als je den Zwecken Rußlands sich werde dienstbar machen müssen.

Das weitere Vorgehen Rußlands gegen Polen aber wurde dieser Macht fortan sehr erleichtert durch das Verhalten der Republik in den die Abtretung Danzigs und Thorns voraussetzenden Verhandlungen über den preußisch-englisch-polnischen Handelsvertrag durch den am 6. September 1799 vom Reichstag gefaßten Beschluß der völligen und unabänderlichen Integrität der Krone Polen und des Großherzogtums Littauen mit allen ihren Wojewodschaften, Städten und Höfen. Denn indem die patriotische Partei durch diesen Beschluß von Preußen sich isolierte, mußte notwendig der ihr verhaßte, feindselige Einfluß Rußlands wieder einen um so freieren Spielraum gewinnen. Und als um die Mitte des Septembers Bulgakow, der Nachfolger des Grafen Stackelberg in Warschau anlangte, nahm er sogleich die ihm von letzterem hinterlassene russische Bestechungsmethode mit der größten Betriebsamkeit wieder auf. Dagegen blieb, was die polnische Bewegungspartei im Lande selbst that, nach wie vor so durchaus kopflos, daß die beabsichtigte Neugestaltung unmöglich zu einem lebensfähigen Bestand gelangen konnte. Am langsamsten ging es mit den Beratungen über die neue Regierungsform vorwärts. Die größte Zwietracht aber riefen im Reichstag und im ganzen Königreich zu Anfang August und in den ersten Tagen des Septembers die Verhandlungen über die Thronfolgefrage hervor. Durch ein Zirkularschreiben der Konföderationsausschüsse vom 9. Oktober wurde den Provinzialversammlungen, die am 16. November eröffnet werden sollten, zur Königswahl der Kurfürst von Sachsen empfohlen. Mehr als die Hälfte dieser Landtage bejahte die Frage, ob man bei Lebzeiten Stanislaus Augusts einen Prinzen zu seinem Nachfolger erwählen wolle und sprach sich für das Haus Sachsen aus, zeigte sich jedoch

zugleich sehr besorgt für die Freiheit, welche sie durch die Erblichkeit für gefährdet hielten (H. VI, 335). Gleichzeitig aber wurden auch schon von den Gegnern, wie namentlich von dem damals in Wien befindlichen General der Artillerie, Grafen Felix Potocki, Manifeste verbreitet, die hauptsächlich gegen die Erblichkeit des Thrones gerichtet waren.

Vollends im höchsten Grade ungünstig gestalteten sich die Aussichten der patriotischen Partei in Polen, als im April 1791 die englische Regierung den bereits gefaßten Beschluß, Preußen für den Fall des Krieges mit Rußland zu unterstützen, plötzlich zurückzog, wonach es kaum noch zweifelhaft sein konnte, daß nun auch Preußen, wenn es nicht alsbald zum Kampfe käme, sich friedlich mit Rußland auseinandersetzen und die Polen ihrem eigenen Schicksal überlassen werde. Jetzt glaubte die patriotische Partei, der im Entstehen begriffenen von Rußland begünstigten Gegenkonföderation gegenüber, nur durch ein rasches und entscheidendes Handeln sich halten zu können. Die Deputation der auswärtigen Angelegenheiten brachte durch ein Gewebe von Lug und Trug den Reichstag am 3. Mai 1791 zur Annahme eines aus zwölf Punkten bestehenden Verfassungsentwurfs, durch welchen die erbliche Thronfolge eingeführt und auf den Kurfürsten von Sachsen und dessen Tochter übertragen wurde. Der Haupturheber dieser mit theatralischem Pomp und dem Beistand des Königs in Scene gesetzten Scheinschöpfung war der Bruder des von uns bereits genannten, viel unbedeutenderen Stanislaus, der Graf Ignaz Potocki. Nach den zuverlässigsten Ermittelungen hat sich indessen herausgestellt, daß in dieser verfassunggebenden Sitzung vom 3. Mai nicht weniger als 327 Mitglieder abwesend waren, nämlich 223 Landboten und 104 Senatoren, anwesend waren nicht mehr als 157, und von diesen stimmten nur 88, nämlich 74 Landboten und 14 Senatoren für die Annahme der Konstitution; gegen die Annahme stimmten 69, nämlich 50 Landboten und 19 Senatoren; so daß hiernach die Anstifter der Revolution ihren Sieg einer Mehrheit von nur 19 Stimmen zu verdanken gehabt hätten (H. VI, 358).

Die Gegenpartei säumte nicht, sofort wenigstens im stillen zu wühlen. Sie sah sich in ihrem Trachten bald aufs wesentlichste gefördert durch den für Rußland glücklichen Ausgang des türkischen Krieges. Auf Grund der Friedenspräliminarien zu Galacz (11. August) dehnte diese Macht im Frieden zu Jassy (9. Januar 1792), übrigens unverkürzt an den die Selbständigkeit der Pforte so sehr beeinträchtigenden Bestimmungen des Friedens von Kainardsche festhaltend, ihre Grenzen vom Bug bis zum Dniepr aus. Die Seele dieser contrerevolutionären Umtriebe in Polen waren die Grafen Felix Potocki und Rzewuski. Im Oktober begaben sie sich nach der Moldau, um bei dem Fürsten Potemkin die Unterstützung Rußlands nachzusuchen. Sie fanden ihn sterbend. Noch bis zuletzt hatte er durch das in ihn gesetzte Vertrauen der Kaiserin als Feldmarschall auch in diesem Kriege die erste Rolle gespielt, „aber seine persönlichen Thaten beschränkten sich auf die lange Belagerung und teuer zu stehen kommende Einnahme von Otschakow, Dezember 1788“. Erst durch seinen Tod wurde das bisher durch Furcht oder Gunstbewerbung gebundene Urteil über ihn ein freieres. „Unstreitig war er ein außerordentlicher Mann, und die Art und Weise, wie er eine so lange Zeit sich zu behaupten wußte, ist zugleich ein Beweis für seine geistige Begabung. Die Kaiserin behandelte ihn, trotz aller schlechten Dienste, die er dem Staat geleistet hatte, doch stets wie ihren vertrautesten Freund, und sein Einfluß war so groß, daß er durch unablässiges Drängen in der Regel auch das durchsetzte, was sie ihm anfangs ungnädig abgeschlagen hatte.“ Das Urteil des jungen Großfürsten Alexander, des Lieblings der Kaiserin, bei der Nachricht von dem Tode Potemkins lautete: „ach, da haben wir einen Schurken weniger“, und als man ihm vorhielt, daß die Kaiserin durch eine solche Äußerung sich verletzt fühlen würde, soll er geantwortet haben: „was geht das mich an, ich liebe und schätze meine Großmutter unendlich, aber es giebt doch noch etwas, das ich noch mehr liebe, und das ist mein Vaterland“ (Völkersahm bei H. VII, 106—109). Felix Potocki und Rzewuski hatten darauf in Jassy, wo auch der Großgeneral Branicki, der Mann von einer Nichte Potemkins, sich ihnen zugesellte, bei dem Grafen Besborodko sich Rats erholt. Zu Anfang April des folgenden Jahres begaben sie sich nach Petersburg, um dort unter der Fahne des liberum veto und der Wiederherstellung der alten von Rußland garantierten Zustände Polens ihre Umtriebe fortzuspinnen. Durch den Günstling Platon Subow zu einer Privatkonferenz mit der Kaiserin eingeladen, machte diese kein Hehl aus ihrer Bereitwilligkeit, alle Mittel des mächtigen Kaiserreichs zu einem seines Erfolges sicheren Rachezug aufzubieten. Die Verständigung über weitere Nutzanwendungen behielt sie wohl weislich der Auseinandersetzung mit ihren gekrönten Verbündeten vor. Zuvörderst erhob sich jetzt die Frage, da offenbar das Schicksal Polens nicht einseitig von Rußland allein entschieden werden konnte, inwiefern und wie weit die Kabinette von Wien und Berlin mit dem übereinstimmen würden, worauf man in Rußland ausging? Und da kam denn der Kaiserin von Rußland bei ihren auf die Unterdrückung Polens gerichteten Plänen nichts mehr zustatten, als die europäischen Verwickelungen, welche die französische Revolution hervorrief. Während sie sich in der Hauptsache darauf beschränkte, aufstachelnd mit den hochtönendsten Worten für die in Frankreich ruchlos mit Füßen getretenen Königsrechte einzutreten, wenngleich sie auch daneben das Geld nicht sparte, um eine Anzahl der namhaftesten Emigranten an sich zu ziehen, mußten anderseits die beiden von den Revolutionswirren unmittelbar berührten deutschen Großmächte in der polnischen Frage zumal seit dem Ausbruch des französischen Krieges, wenn auch noch so widerwillig unbestreitbar ihr den Vortritt zugestehn.

Bereits am 25. Juli 1791 hatten zu Wien Österreich und Preußen mit einander eine vorläufige Übereinkunft geschlossen inbezug auf ge-

wisse von ihnen sowohl in den französischen wie in den polnischen Angelegenheiten gemeinsam zu treffende Maßnahmen. Namentlich verpflichteten sie sich dazu, im Interesse der Polen benachbarten Mächte ein Übereinkommen zu treffen, welches dazu geeignet wäre, alle Eifersucht und alle Furcht vor dem Übergewicht der einen oder der andern unter den dreien zu entfernen (H. VI, 436). Der zugunsten Rußlands gemachte Vorbehalt, daß auch diesem der Beitritt vorbehalten sein sollte, bahnte sodann den Weg dazu an, daß man schon in der preußisch-österreichischen, noch von Kaiser Leopold unterzeichneten Allianz vom 7. Februar 1792 von der in jener Konvention scheinbar festgehaltenen Aufrechthaltung der polnischen Maiverfassung wieder absah durch die Bestimmung, daß Polen nicht „die“, sondern nur „eine freie Verfassung“ haben solle, womit „die vernichtende Entscheidung über seine Selbständigkeit“ ausgesprochen wurde (H. VII, 231; „Forschungen“ IV, 425, 429). Dem General Bischoffswerder erklärten in Wien am 29. Februar (dem Tage vor dem Tode Leopolds II.) der Vizekanzler Cobenzl und der Baron Spielmann, man wolle für den höchst unwahrscheinlichen Fall, daß zwischen dem Kurfürsten von Sachsen und der polnischen Nation doch noch eine Einigung hinsichtlich der Annahme der Krone zustande kommen sollte, sich anheischig machen, einer künftigen Erhebung dieses Königreiches genügende Schranken entgegenzusetzen, wenn es nicht etwa Rußland belieben sollte, noch einen Schritt weiter zu gehen und dem Faß den Boden auszustoßen (de casser les vitres), und schon am 3. Februar hatte die Kaiserin K. in Petersburg dem preußischen Gesandten v. Goltz den festen Entschluß kundgethan, dieses Königreich zu besetzen, mit dem Zusatz: „wenn Österreich und Preußen, wie es wahrscheinlich ist, sich widersetzen, werde ich ihnen eine Entschädigung oder Teilung vorschlagen“. Durch die Traktate vom 14. Juli und 7. August 1792 vereinigten Österreich und Preußen sich zu einem intimen Konzert, welches den Zweck hatte, „die vermittelst der Konstitution vom 2. Mai 1791 halb mit Gewalt halb durch Überraschung auf gesetzwidrige Weise in die alte Konstitution Polens eingeführten Neuerungen abzuschaffen (H. VII, 237). Die auf die Vernichtung Polens gerichteten Pläne der russischen Kaiserin wurden vornehmlich von Subow und dem den Grundsätzen seines alten Chefs, des Fürsten Potemkin anhängenden General Popow unterstützt. Und der von der russischen Politik erzielte Erfolg wurde jetzt ihr fast mühelos zuteil. Der durch ihre inneren Zerwürfnisse in der That wehrlosen sogen. patriotischen Partei in Polen stellte unter russischem Schutz die inzwischen von den Dreimännern Felix Potocki, Rzewuski und Branicki zusammengebrachte russenfreundliche auf Grund der am 14. Mai zu Targowice, einer kleinen Stadt der polnischen Ukraine publizierten Konföderationsakte sich entgegen. Aber mit dem Anspruch, ihre unverjährbaren Rechte wiederzuerlangen, hatten sie nur in selbstmörderischer Verblendung sich selbst und der ganzen Nation das Grab gegraben. Indem sie den Schutz der Macht anriefen, welche seit mehr als hundert Jahren systematisch auf die Vernichtung der polnischen Unabhängigkeit ausgegangen war, räumten sie ihrem alten Erbfeind gewissermaßen die Befugnis ein, die atomistische Zerklüftung ihres rettungslos in sich verkommenen Volkstums dem sie wenigstens noch mechanisch zusammenhaltenden Druck einer despotischen Fremdherrschaft unterthan zu machen. Russische und preußische Waffengewalt zogen die zweite Teilung nach sich, durch welche Preußen ein dem heutigen Posen entsprechendes Gebiet in Besitz nahm und einen Streifen Landes längs der schlesischen Grenze, während Rußland sich Volhynien und Podolien und einen Teil Littauens aneignete, im ganzen 4533 Quadratmeilen mit 3 Millionen Einwohnern. Ähnlich wie bei der ersten Teilung wurde auch jetzt dem nach Grodno einberufenen Reichstage die Zustimmung abgepreßt (Brückner S. 415).

Die bereits im März 1794 in Polen unter Kosciuszkos Führung zum Ausbruch kommende Verzweiflungskampf beschleunigte den Vollzug der dritten Teilung, durch welche, nach dem Austrag langen Haders in dem Traktat vom 24. Oktober 1795 unter den drei Mächten Österreich die Wojewodschaften Krakau, Sendomir und Lublin erhielt (800 Quadratmeilen), Preußen Warschau nebst Masurien und Podlachien (400 Quadratmeilen) und Rußland, was nach der zweiten Teilung von Littauen verblieben war, alles Land bis an den Njemen und den oberen Bug, dazu Kurland, zusammen ein Gebiet von über 2000 Quadratmeilen.

Auch bei dieser letzten Teilung gingen diejenigen, welche an der Ausführung und dem glücklichen Ausgang der Operationen teilgenommen, nicht leer aus. Sie wurden mit Schenkungen von Bauern in einem Gesamtbetrag von ungefähr 120,000 Köpfen begnadigt. Es erhielten unter anderen: der Graf Platon Subow 13,669 Bauern, der Graf Soltikow 4781, der Graf Ostermann 4167, der Herr v. Markow 3307, der General Kutusow 2667, der Marschall Graf Rumänzow 7099, der Fürst Repnin 4385, der Marschall Ssuworow 6922, der Generallieutenant Graf v. Fersen 3121, die Gräfinnen Branicka und Skawronska (Nichten Potemkins) 8717, (Whitworth bei H. VII, 533; 11. September 1795).

So hatte K. II., ein Jahr vor dem Schluß ihrer Laufbahn, in unbestrittener Selbstherrschaft den Gipfel einer staunenswerten Macht erklommen. Damals ließ sich ein sehr kundiger Berichterstatter, der keineswegs zu ihren Lobrednern gehört, vernehmen: „Alles trägt dazu bei, diese Fürstin auf die höchste Stufe des Ansehens zu erheben, und es ist gewiß, daß so lange Frankreich nicht eine so befestigte Stellung wieder erlangt haben wird, um wie ehemals in die Politik der übrigen Höfe eingreifen zu können, Rußland in vielen Beziehungen den ersten Rang in Europa einnehmen wird.“ Und vollends im Innern des Reichs war alles, von den Höchsten bis zum Niedrigsten ihres Winkes gewärtig: „Die Kaiserin greift despotisch durch und selten begegnet sie einem energischen Widerstand, wenn sie

jemand begünstigen oder unterdrücken will" (Helbig, 8. September 1795 H. VII, 522). „Die Kaiserin ist die Seele von diesem Koloß, und es gehört nicht weniger dazu als ihr Alter, ihr Genie, ihre glänzenden Erfolge und ein beständiges Glück, um ihn zusammenzuhalten, und der Unordnung, die die Basis desselben ist, ein Gegengewicht zu geben. Ihre gute Konstitution, ein geregeltes und gleichförmiges Leben sichern ihr noch mehrere Lebensjahre, aber ein jedes vermehrt die Verlegenheiten und Schwierigkeiten, mit denen ihr Nachfolger zu kämpfen haben wird", heißt es in einem andern Bericht vom 20. April 1796 (H. VII, 534). Und nicht minder beachtenswert als dieser Ausspruch des preußischen Gesandten Grafen Tauenzien ist das im wesentlichen damit übereinstimmende Urteil des Engländers William Eton (21. Dez. 1796 S. 589): „Die Kaiserin, welche allein die allgemeinen Pläne entwarf und alle politischen Angelegenheiten leitete, hörte die Meinungen aller ihrer Minister an und ließ einen jeden das ihm angewiesene Departement verwalten, ein jeder gab auf das Rad acht, an das er gestellt war, aber die durch die komplizierte Maschine hervorgebrachte Wirkung kannte und dirigierte sie allein." Auch kann man gern zugeben, „daß sie immer das Gute wollte, das nur durch die unlauteren Absichten der anderen (ihrer Untergebenen) vereitelt wurde" (Völk. 21. Dezember 1792, H. VII, 346). Ja, man kann sich damit einverstanden erklären, daß ihr das in ihr personifizierte Staatsinteresse mehr galt, als das einzelner ihr noch so nahe stehender Personen, wie denn ausdrücklich hervorgehoben wird, „unter zwölf Beispielen von Günstlingen habe sie nie gezeigt, daß irgendeine persönliche Zuneigung ihre Vernunft gemeistert habe" (Eton, 21 Dez. 1796, S. 601). Dennoch aber lief das von ihr geleitete Staatsschiff Gefahr, leck zu werden durch ihre selbstsüchtige Selbstverherrlichung, durch ihre Schwäche, daß sie trotz des Anspruchs, alles allein am besten wissen zu wollen, die Ausführung ihres Willens vielfach in den wichtigsten Angelegenheiten dem entscheidenden Einfluß ihrer solchen Aufgaben keineswegs gewachsenen Günstlinge preisgab. Ihr sich überhebendes Selbstgefühl wollte, daß auch die an erster Stelle verantwortlichen Staatsdiener, die Staatsminister, jeden Augenblick durch dieses Zwischenorgan und dessen Zuträger von der allerhöchsten Laune sich abhängig wissen sollten. Und hatte man schon bei den nahen Beziehungen K.s zu Potemkin, auch wenn er noch so sehr die maßloseste Willkür sich erlaubte, darüber sich zu beklagen Grund gehabt, daß man schwer unterscheiden könnte, inwiefern die Kaiserin und der Fürst übereinstimmend handelten oder in ihren Meinungen von einander abwichen, weil sie sich scheute, denjenigen bloßzustellen, den „sie fähig fand, alle ihre Ideen zu begreifen und selbst sie zu verbessern" (H. VII, 602), so treten unter dem letzten ihrer Favoriten, Platon Subow, welchem diese Befähigung völlig abging, die nachteiligen Folgen dieses unnatürlichen Zwiebundes in noch ungleich verletzenderer Weise hervor. Es mag uns gestattet sein, diese Behauptung nur durch einige thatsächliche Anführungen zu verdeutlichen. So schreibt Whitworth unterm 8. August 1793 (S. 409): „Er (der Günstling) scheint den Ehrgeiz zu heben, nach dem Beispiel des Fürsten Potemkin die Staatscarriere zu betreten, nur daß er dazu nicht dieselbe Befähigung mitbringt wie jener."

Noch in demselben Monat (20. August S. 395) läßt der preußische Gesandte Goltz sich vernehmen: „Die Unordnung, welche der Günstling in alle Departements bringt, macht sich auch in dem der auswärtigen Angelegenheiten bemerklich. Der Graf v. Ostermann, der immer dem Namen nach an der Spitze steht, weiß von vielen Schritten nichts und sucht das nicht einmal zu verheimlichen. Der Graf Besborodko, — wünscht nichts mehr, als sich zurückziehen zu können." Drittehalb Jahre später (29. April 1796 S. 538) berichtet Graf Tauenzien: „Kein Minister wagt es, der Kaiserin auch nur die geringste Sache in Vorschlag zu bringen, bevor der Günstling davon benachrichtigt ist und seine Zustimmung dazu gegeben hat. Da er selbst faul ist und anderen nicht traut, schleppen sich die Geschäfte mehr als hin. Stolz und Eitelkeit sind die herrschenden Eigenschaften seines Charakters, und seit seiner letzten Beförderung ist, wie man behauptet, seine Anmaßung vollends unerträglich geworden." Und schon im Dezember 1792 sagte Völkersahm aus: „Die Kaiserin hat eine so große Vorliebe für ihn (Subow), daß sie ihm einen größeren Einfluß auf die Geschäfte verstattet, als in der Ordnung ist. So hat sie ihn in die polnischen Angelegenheiten hineingezogen und in die französischen oder richtiger in die der Emigranten. Das Ministerium ist gegen ihn, aber zu schwach, um ihm Widerstand zu leisten; es läßt vielmehr die Sachen gehen, wie sie wollen, und kümmert sich um nichts, wenn es nicht ausdrücklich zurate gezogen wird, was sehr selten geschieht. Markow ist oft mit Herrn von Subow einverstanden, dem er einen gewissen Griechen Altesti, einen geriebenen und talentvollen, aber vonseiten seines Charakters unzuverlässigen Menschen zum Sekretär beigegeben hat. Diese beiden regieren eigentlich den Günstling und folglich das Reich" (H. VII, 345). Und so hat denn unzweifelhaft K. vor allem durch die Günstlingswirtschaft, durch diese Leibwache ihrer Selbstherrschaft, durch dieses Organ ihrer Willkür es selbst verschuldet, wenn ihr der Ruhm, die Umwandlung ihres Reiches in eine in sich wohlgeordnete Monarchie angebahnt zu haben, in doch nur sehr bestimmt zu begrenzender Weise zugesprochen werden kann. Diese Anhaltinerin ragt hoch hervor im Zeitalter des aufgeklärten Despotismus durch ihre äußere deutliche Befähigung und ihren unermüdlichen Eifer, umfassenden Blickes keine nach irgendeiner Seite hin der Pflege und Entwickelung bedürftige Anlage der großen ihr anvertrauten Nation, mit der sie verwachsen war, unbeachtet zu lassen. Aber wegleugnen darf man doch nicht, daß sie zugleich durch zu engen Anschluß an so manche der unberechtigten hergebrachten Eigenartigkeiten eben dieser Nation den despotischen Bestandteilen ihres aufgeklärten Re-

giments zu weiten Spielraum gewährt hat. Man darf nicht durch eine allzu schweigsame Verdeckung ihrer Mitschuld an der Fortvererbung der russischen Nationalgebrechen weit über ihre Zeit hinaus auch nur dem Verdacht einer an das lobrednerische streifenden Verherrlichung ihrer Person sich aussetzen. Handelt es sich doch gerade bei der Darstellung eines Lebens von so weltgeschichtlicher Bedeutung wie der Kaiserin K. nicht sowohl um das bloße summarische Was des unter ihr Gewordenen, als um das genetische Wie des sich entwickelnden Werdens, wovon der Nachweis der dem gesunden Wachstum hinderlichen Wurzelschäden nicht losgetrennt werden darf. Es muß unverblümt herausgesagt werden: K. selbst hat, trotz ihres glühenden Hasses gegen die französische Revolution der ethischen Charaktereigenschaften ermangelt, auf die gestützt, es ihr vielleicht möglich gewesen wäre, diesem mit unumschränkter Gewalt beherrschten Reich einen Unterbau zu geben, der auch in der Zukunft die Explosionen nihilistischen Gebahrens nicht zu fürchten brauchte. — Die Art ihres Todes infolge eines Schlaganfalls, von dem sie nicht wieder zum Bewußtsein erwachte, hat sie verhindert, die ihr zugeschriebene Absicht, zum Thronfolger, mit Übergehung ihres Sohnes Paul, ihren Enkel Alexander zu ernennen, zu offenkundiger Kenntnis zu bringen. Und so haben denn die guten Seiten ihres umgestaltenden Wirkens in desto unvergeßlicherem Andenken allen denjenigen sich eingeprägt, die aus der dann doch ohne Widerspruch sich vollziehenden Nachfolge ihres Sohnes kein Glück ersprießen sahen. — Hatte man doch schon einige Jahre vor dem Eintritt dieses Ereignisses im Vergleich der Mutter mit dem Sohne unter anderem kurz dahin sich geäußert: „Der Großfürst, immer übler Laune, vorschnell, unbeständig und Kleinigkeitskrämer, läßt für die Zukunft fürchten, und bei der geringsten Unpäßlichkeit der Kaiserin zittert man“ (Völl. 22. Dezember 1792; H. VII, 346).

In den letzten Jahrzehnten ist mit dem Aufschwung der gesamten russischen Litteratur überhaupt, zumal zur Aufhellung der russischen Geschichte auch über die Zeiten Peters des Großen hinaus und insbesondere für die Regierungszeit K.s II. außerordentlich viel geschehen. Die hierher gehörigen Publikationen lassen sich in dreierlei Klassen zerlegen: erstens in solche, die einen höchst belehrenden, urkundlichen und amtlichen Nachweis von dem unter K. II. in Gang gebrachten Verwaltungssystem geben. Die zweite Klasse dieser Publikationen besteht, abgesehen von sonstigen litterarischen Leistungen der Kaiserin, aus ihrer unmittelbaren Korrespondenz mit anderen gekrönten Häuptern und fürstlichen Personen, mit ihres Vertrauens und ihrer Freundschaft gewürdigten Untergebenen und mit auswärtigen schriftstellerischen oder künstlerischen Größen. Den der Genialität der Kaiserin von diesen Briefstellern gebrachten Huldigungen entsprechen die in den Antworten in dieser Beziehung von ihr selbst abgelegten Zeugnisse. Wer ihren Geist, ihren politischen Verstand bewundern, ihres Geselligkeitssinns und Humors sich erfreuen will, der findet hier eine unerschöpfliche Fülle der lohnendsten Ausbeute. — Die dritte Klasse von Publikationen enthält neue, sehr umfassende Beiträge in der Art von Berichten, wie sie u. a. schon viel früher Raumer gegeben hatte, gesandtschaftliche, die abgesehen von ihrer Unentbehrlichkeit in den auswärtigen Angelegenheiten, auch vielfach als Quellen ersten Ranges zurate gezogen werden müssen, wo es sich um die richtige Beurteilung der Personen handelt, die bei dem Wie der Ausführung in den inneren Angelegenheiten besonders in Betracht kommen. Eben diese Art von Berichten war es, die später, vor 30, 23 und 18 Jahren, der Unterzeichnete, vornehmlich mit Benutzung des Berliner und des Londoner Staatsarchivs, sich in der Lage sah, zur Hauptgrundlage der die Zeit K.s II. behandelnden Bände seiner Geschichte des russischen Staats machen zu können. Von darstellenden Werken der Geschichte K.s II. ist in russischer Sprache die Ssolowjews zu nennen (Bd. XXV—XXVIII, Moskau 1875 bis 1878, J. 1762—1772), in deutscher die Geschichte K.s II. von A. Brückner, Berlin 1883. Die subjektive Anschauungsweise der Verfassers dieses ausgezeichneten Werks ist eine solche, daß die Russen dieselbe nicht als eine gegen sie parteiisch eingenommene werden bezeichnen können. Anderseits habe ich in vorliegendem Abriß noch jetzt im wesentlichen mich dem einheitlichen Gesamteindruck, welcher der russischen Empfindungsweise gegenüber aus der Auffassung der ausländischen Berichterstatter sich ergiebt, mich nicht entziehen zu dürfen geglaubt. Der ausführlichste Nachweis über die neuere Quellenlitteratur zur Geschichte K.s II. findet sich in dem Brücknerschen Werk. — Den zweiten Band der von mir aus dem Berliner Archiv gesammelten, ebenfalls erst in diesem Jahr in Bd. XXXVII. des Sbornik der kaiserlich-russisch-historischen Gesellschaft zu Petersburg abgedruckten Korrespondenz des preußischen Gesandten Grafen Viktor v. Solms hat Brückner noch nicht benutzen können. Nicht unerwähnt lassen darf ich bei dieser Gelegenheit, daß der Herausgeber dieser Korrespondenz, der jetzige Sekretär der genannten Gesellschaft sowohl jetzt, wie bei der Herausgabe des ersten Bandes (Sbornik Bd. XXII, 1878) mir eine letzte redaktionelle Revision unmöglich gemacht hat, da beide Bände erst nach fast vollendetem Druck mir zugesendet worden sind. E. Herrmann. (Nov. 1883.)

Katharina, die dritte Gemahlin Gustavs I. Wasa von Schweden. Nachdem Gustav seine sehr geliebte zweite Gemahlin Margareta 1551 durch den Tod verloren hatte, heiratete er ein Jahr später die erst 16jährige Schwestertochter derselben, eine Tochter des Reichsmarschalls Gustav Stenbock, obwohl die Geistlichkeit, voran der Erzbischof Laurentius Petri, eine Ehe unter so nahen Verwandten als „in Gottes Wort verboten“ erklärte. Auch diese Ehe war eine in jeder Beziehung musterhafte, aber K. verstand doch nicht in gleicher Weise der nicht selten vorbrechenden Heftigkeit des Königs mildernd entgegenzutreten wie ihre Vorgängerin. Kinder hat K. ihrem alternden Gemahle nicht gebracht. Nachdem sie als Königin-Witwe mehrfach

Gelegenheit gehabt hatte, in den bitteren Streitigkeiten und Feindseligkeiten ihrer Stiefsöhne vermittelnd aufzutreten, starb sie erst 1621.

Katharina Jagiellowna (Jagellonica), eine Tochter Sigismunds I., des vorletzten jagiellonischen Königs von Polen, die erste Gemahlin Johanns III. von Schweden. Da ihr einziger Bruder, der Polenkönig Sigismund II. August, trotz dreimaliger Verheiratung kinderlos blieb, so lag die Erwartung nahe, daß dereinst einmal die Polen bei einer Thronerledigung auch auf die Nachkommenschaft K.s ihre Blicke werfen könnten, und darum, als Erbtochter, war K. viel umworben. Nachdem der russische Zar Iwan Wasiliewitsch 1561 zurückgewiesen war, erhielt ihre Hand der Herzog Johann von Finnland, der zweite Sohn Gustav Wasas, und feierte im Oktober 1562 seine Vermählung mit ihr zu Wilna. Eben durch diese Heirat und durch seine damit in Verbindung stehenden Ansprüche auf Ordensgebiete in Livland geriet Johann in Zwist und Kampf mit seinem ältesten Bruder, König Erich XIV. Als er im Sommer 1563 bei der Übergabe des Schlosses zu Abo sich selbst gefangen geben mußte, versuchte man, seine Gemahlin von ihm zu trennen, diese aber wies auf die lateinische Inschrift ihres Eheringes: „Keiner als der Tod!" und hat die vierjährige Gefangenschaft ihres Gemahls zu Gripsholm getreulich geteilt. Sie hatte vollkommen recht, ihrem königlichen Schwager nicht zu trauen, denn in dem Vertrage, durch welchen Erich sich im Februar 1567 mit Rußland verband, versprach er dem Zaren, K. auszuliefern. K. war, nachdem ihr Gemahl nach der Absetzung Erichs selbst den schwedischen Thron bestiegen hatte, die Seele und der Mittelpunkt aller Bestrebungen und Versuche, Schweden wieder in den Schoß der katholischen Kirche zurückzuführen, die freilich durch ihren frühen Tod vollends vereitelt wurden (s. den Art. „Johann III. von Schweden"). Als sie am 16. November 1583 starb, hinterließ sie ihrem einzigen Sohne Sigismund ihre Ansprüche auf die Krone Polen.

Katharina von Brandenburg-Preußen, Fürstin von Siebenbürgen, geb. den 28. Mai 1602, gest. den 27. August 1649. Sie war die dritte Tochter des Kurfürsten Joh. Sigmund von Brandenburg-Preußen (gest. 23. Dezember 1619) aus dessen Ehe mit Anna, Tochter des Herzogs Albrecht Friedrich von Preußen, Schwester des 1619—1640 regierenden Kurfürsten Georg Wilhelm und infolge der Heirat ihrer nächstälteren Schwester, Maria Elisabeth, Schwägerin des Schwedenkönigs Gustav Adolf (gest. 1632). 1625 kam es zu ihrer Verlobung mit dem Wahlfürsten Siebenbürgens, Gabriel Bethlen (s. Bd. I, S. 337—343). Die Heirat fand den 2. März 1626 in Kaschau (Oberungarn) statt. Bereits 1627 bereitete Bethlen die eventuelle Thronfolge seiner um 24 Jahre jüngeren Frau vor, was die Stände sowohl als auch die damalige Schutzmacht Siebenbürgens, die hohe Pforte, anerkannten. Die kurze Ehe blieb kinderlos und war nicht glücklich. Der Einfluß der Umgebung bewirkte, ohne daß es der kalvinische Gatte ahnte, schon bei Lebzeiten den Kryptokatholicismus K.s. Am 5. November 1629 starb Bethlen. K., die während einer Erkrankung angeblich wieder ihrem früheren Glauben zurückgewonnen wurde, gelangte allerdings zur Entgegennahme der ständischen Huldigung, aber ihre fürstliche Macht war durch die Gubernatur ihres Schwagers, Stephans Bethlen des älteren, und einen ständischen Rechenschaftsrat möglichst gebunden. Dies entwickelte sogleich einen verhängnisvollen Konflikt zwischen Fürstin und Gubernator, der die große Mehrheit der Stände für sich hatte, während K. in der Hand ihres Günstlings Csáky, eines Schwiegersohnes des vormaligen ungarischen Palatins Forgách, und der katholischen Partei, die auf die Union Siebenbürgens mit Ungarn hinarbeitete, bald in einen unlöslichen Konflikt mit jener Majorität geriet. Man drängte sie Ende September 1630 zur freiwilligen Abdankung, wählte dann alsbald den Gubernator St. Bethlen zum Fürsten, obschon dieser bereits die Fürstenwürde Georg, dem Sohne des ehemaligen Regenten des Landes Sigismund Rákóczy von Felsö-Vadász angetragen hatte, und suchte dann die zwischen Stephan Bethlen und Georg Rákóczy unvermeidliche Verwickelung durch Anerkennung einer neuen Fürstenwahl zu lösen, aus welcher dann Georg Rákóczy I. (26. November) hervorging. K., seit ihrer erzwungenen Abdankung ziemlich rücksichtslos behandelt und über ihre Wittumsgüter auch bald mit Rákóczy im Rechtsstreite, verließ Siebenbürgen 1631, begab sich nach Tokaj, dann nach Kaschau in Ungarn und übersiedelte später (1632) nach Tyrnau in die damalige Primatialstadt Ungarns und den Vorort des Jesuitenordens, zu dessen bedeutendsten Gönnern K. zählte. Sie führte ihn in Tokaj ein. Schließlich 1636—1639 schlug sie ihren Wohnsitz in Wien auf und ehelichte (27. August 1639) den verwitweten, seit 1630 gleichfalls katholisch gewordenen Herzog Karl von Lauenburg. Ihr jüngerer Gatte überlebte sie nach 10jähriger kinderloser Ehe und schloß dann die dritte mit einer österreichischen Adeligen, Barbara v. Teuffel. — Vgl. Szilágyi, Gesch. Siebenbürgens II; „G. Bethlen und die schwedischen Diplomaten" (erschien auch deutsch in der „Ungar. Revue" 1882); „Monum. Hung. histor." (Dokum. Sammlung für die Jahre 1631—1633), 1882; Marczali, Regesten zur Geschichte der Jahre 1612—1630 (tör. tár. 1880); Ötvös, Das Fürstentum Katharinas von Brandenburg, 1861 bis 1862; „Akad. Anz."; Frankel, Pázmons Leben, Bd. II u. III (sämtliche Werke in magy. Sprache).

Katharina, Königin von Württemberg. Geboren zu Zarskoe-Selo am 10./21. Mai 1788 als die Tochter des Großfürsten, nachmaligen Kaisers Paul und der Maria Feodorowna, Prinzessin von Württemberg, unter den Augen ihrer Großmutter, der Kaiserin Katharina, sorgfältig erzogen, heiratete die Großfürstin 1809 den Prinzen Georg von Holstein-Oldenburg, Gouverneur von Twer, den sie in glücklicher Ehe, doch bald auch an den Anforderungen des Krieges vollen Anteil nehmend, mit zwei Söhnen, Alexander (1810—1829) und Peter (1812—1881), beschenkte, aber schon im Dezember 1812 durch den Tod verlor. Im nächsten Frühjahr begann für die Schwester Kaiser Ale-

xanders ein mehrjähriges Wanderleben, welches die geistreiche lebhafte Frau nach Österreich, Mittel- und Norddeutschland, England, auf den Wiener Kongreß ꝛc., auch mehrmals mit dem Württemberger Thronfolger Wilhelm zusammenführte. Diesem im Januar 1816 zu Petersburg vermählt, wurde K. in ihrer neuen schwäbischen Heimat, welche an der langen Zeit der Kriegswirren und der prunkenden Hofhaltung eines Gewaltherrschers schwer getragen, durch ein häusliches Leben von seltener Einfachheit und Innigkeit, dann, als im ersten Regierungsjahr ihres königlichen Gemahls das Land unter harter Teuerung litt und die Verfassungskämpfe in dem noch keineswegs zu wirklicher Einheit der alten und neuen Provinzen verbundenen Königreich fortdauerten, durch das rastlose wahrhaft landesmütterliche Wirken eines starken Geistes und warmen Herzens dem König und Volk in einer Weise zum Segen, daß ihr früher Tod, am 9. Januar 1819, in allen Landesteilen, von allen Parteien — vgl. Uhlands schönen Nachruf — aufrichtig nnd lange betrauert wurde. Ein über das ganze Land sich verbreitender Wohlthätigkeitsverein, Spitäler, Schulen und Rettungsanstalten, eine schöne Grabkapelle auf dem Berge, der einst die Stammburg des Hauses Württemberg getragen, erhalten der Frühvollendeten ein bleibendes Gedächtnis. In ihrer Ehe mit König Wilhelm gab sie zwei Töchtern, den Prinzessinnen Marie (30. Oktober 1816) und Sophie (17. Januar 1818, gestorben als Königin der Niederlande 1877), das Leben. — Vgl. Gust. Schwab, Lebensabriß der Königin Kath. von W. 1819; Reinbeck, Kath. Königin von W., Stuttgart 1842.

Katzbach, Schlacht an der, am 26. August 1813. Napoleon hatte die Schlesische Armee unter Blücher, welche mit Ablauf des Waffenstillstandes gegen die Elbe vormarschiert war, durch blutige Gefechte auf Jauer zurückgedrängt; am 23. August kehrte er, auf die Nachricht von der Bedrohung Dresdens durch das Böhmische Heer mit einem Teile seiner Truppen um und ließ Macdonald Blücher gegenüber zurück. Beide beschlossen, offensiv vorzugehen und setzten sich dazu am 26. von neuem in Marsch. Blüchers Vortruppen des rechten Flügels hielten die K.linie besetzt, das Corps Sacken stand bei Eichholz, York zwischen Brechelshof und Triebelwitz, beide also am rechten Ufer des Flusses und der auf dem Schlachtfelde sich von rechts in dieselbe ergießenden Wütenden Neiße. Langeron stand auf dem linken Ufer des letztgenannten Gewässers in der Stellung von Hennersdorf an der Straße von Jauer nach Goldberg. Um 11 Uhr morgens gab Blücher seine Disposition zum Vormarsch aus; aber ehe sie zur Ausführung gelangte, wurde der Anmarsch der Franzosen gemeldet, welche seine Vorposten zurückwarfen. Macdonald verfügte, da er vielfach detaschiert hatte, in seinem eigenen dem 11. Corps, dem 5. unter Lauriston und dem 3. unter Souham, sowie dem 2. Reitercorps unter Sebastiani, auf dem Schlachtfelde nur über etwa 60,000 Mann, denen Blücher etwa 75,000 entgegenzustellen hatte. Der Regen, schon seit mehreren Tagen anhaltend, floß in Strömen; der lehmige Boden war tief aufgeweicht; die Gebirgswässer wurden immer mehr zu reißenden Strömen. Schauplatz des Kampfes für York und Sacken war das Hochplateau am rechten Ufer der K. und der Wütenden Neiße, westlich der Straße von Jauer nach Liegnitz; die schluchtenartig zerrissenen Thalränder fallen dort steil gegen die Flußbetten ab.

Auf die Nachricht vom Anmarsch des Feindes ließ Blücher auf engem Raume die Corps von York und von Sacken in je zwei Treffen aufmarschieren, 92 Geschütze standen in Position; ihnen gegenüber entwickelten sich die feindlichen Kolonnen, nachdem sie den Thalrand erstiegen hatten. Um 3 Uhr eröffnete preußische Infanterie den Angriff; Yorks Reserve-Kavallerie unter Jürgaß unterstützte denselben, wurde aber von der französischen Reiterei geworfen. Jetzt ließ Blücher Yorks Preußen und Sackens Russen gegen die französische Mitte, das 11. Corps, vereint vorwärts gehen, es hatte die K. bei Kroitsch überschritten. Die Gewehre versagten, Bajonnett und Kolben traten an Stelle der Schießwaffe, in wilder Verwirrung flohen die Reste der überwundenen französischen Truppen der K. und der Wütenden Neiße zu, in deren Fluten viele ertranken. — Inzwischen hatte auf dem linken Flügel der Verbündeten Lauriston das Corps Langeron in einem schon um 10 Uhr morgens begonnenen Kampfe immer weiter zurückgedrängt und ihm Hennersdorf entrissen; gegen 6 Uhr abends stellte hier die 1. preußische Brigade (v. Steinmetz), welche gerade rechtzeitig eintraf, um den Gang des Gefechtes zu ändern, das Gleichgewicht her, doch behauptete Lauriston Hennersdorf und zog erst am 27. auf Goldberg ab. — Sobald die Möglichkeit vorlag, mit den zu Tode erschöpften Truppen Yorks und Sackens in den aufgeweichten, durch den französischen Troß verstopften Wegen durchzukommen, schritten diese zur Verfolgung. — Die Verluste der Franzosen betrugen etwa 30,000 Mann, darunter 20,000 Gefangene, 105 Geschütze und fast das gesamte Kriegsgerät, wichtiger aber noch war der Einfluß des Sieges auf das Schlesische Heer und der Eindruck, den die Niederlage auf den Feind machte. — Vgl. „Militär-Wochenblatt“, Beiheft für Januar bis April 1844.

Kaub (Caub), eine kleine Stadt auf dem rechten Rheinufer in der preußischen Provinz Hessen-Nassau, war der Punkt, von welchem aus die Blüchersche Armee in der Nacht zum 1. Januar 1814 den Strom überschritt. Da das jenseitige Ufer besetzt war, kam es darauf an, den Übergang möglichst unbemerkt zu bewerkstelligen. Yorks Armeecorps sollte den Anfang machen; Hünerbeins Brigade erhielt den Vortritt. Vom Feinde unbemerkt, hatten diese Truppen am 31. Dezember die nächsten Dörfer erreicht; die Nacht war kalt und mondhell. Um ½3 Uhr früh stiegen 200 Brandenburger Füsiliere in die zusammengebrachten Rheinkähne; sie landeten glücklich, und nach unbedeutendem Gefecht wichen die schwachen Kräfte des Feindes. Das Übersetzen währte nun ununterbrochen fort, während gleichzeitig die Preußen eine Schiffbrücke schlugen, die aber erst am Morgen des 2. Januar vollendet

wurde. Am 3. folgte Langerons Corps. Am 1. gingen auch bei Mannheim Sacken, bei Coblenz St. Priest über den Rhein. — Vgl. Yorks Leben von J. G. Droysen, 3. Bd.

Kaufmann, Konstantin v., russischer General der Ingenieure, am 19. Februar / 3. März 1818 zu Maidani bei Iwangorod geboren und in der Haupt-Ingenieurschule ausgebildet, sammelte seine ersten Kriegserfahrungen in den langwierigen Kaukasuskämpfen, wo er namentlich bei der Eroberung der Feste Gergebil im Jahre 1848 hervortrat. Auch im Krimkriege war er auf dem asiatischen Kriegsschauplatze thätig; er kommandierte das Kaukasische Sappeur-Bataillon und wird namentlich bei der Einnahme von Kars genannt. Von 1861—1865 leistete er als Direktor der Kanzlei des Kriegsministers Miljutin bei dessen Arbeiten zur Reorganisation der Armee wesentliche Dienste. Seine glänzendsten Leistungen aber waren seine Eroberungen in Mittelasien. 1867 zum Militärgouverneur von Turkestan mit dem Sitze in Taschkend ernannt, nahm er 1868, nach einem Siege über die Bucharen, Samarkand und zwang den Emir Seid-Mozaffar zum Frieden, unterwarf 1873 das Chanat Khiwa und 1875, durch den Sieg von Machram, Khokand, welches 1876 als Fergana-distrikt dem russischen Reiche einverleibt wurde. Aus den eroberten Provinzen ward nun das General-Gouvernement Turkestan gebildet, welchem K. bis zu seinem, am 4./16. Mai 1882 erfolgten Tode vorstand. — K. ward als Staatsmann ebenso sehr geschätzt, wie als Soldat. — Vgl. v. Löbell, Jahresberichte über Militärwesen für 1882 (nach dem russischen Invaliden Nr. 103).

Kaukasuskämpfe nennt man die mehr als sechzigjährigen Kämpfe, welche Rußland um den Besitz des kaukasischen Hochgebirgslandes fast vom Beginn des 19. Jahrhunderts an bis zur endlichen Bezwingung der dortigen Bergvölker geführt hat. — Der Kaukasus, d. h. der etwa 8000 Geviertmeilen umfassende Landstrich zwischen dem Schwarzen und dem Kaspischen Meere, welcher im Norden vom Kuban und Terek, im Süden vom Riom und Kur begrenzt wird, hat für Rußland eine dreifache Bedeutung, nämlich die einer Brücke für die Verbindung mit Asien, eines Stützpunktes für die Beherrschung der genannten beiden Binnenmeere und einer Festung zum Schutze des europäischen Hinterlandes. — Sobald das gegenwärtige russische Reich anfing, sich zu konsolidieren und an der Erweiterung seines Einflusses nach außen zu arbeiten, also fast drei Jahrhunderte vor Beginn der K., nehmen wir Zeichen seiner Bemühungen um die Eroberung des Kaukasus wahr. Eine Handhabe dazu boten die Beziehungen zu dem christlichen Teile der Bevölkerung des Kaukasus, namentlich zu den Herrschern von Georgien oder Grusien; nach dem Willen des letzten derselben, Georgs XIII., wurde Georgien, als er gestorben war, zu Anfang des Jahres 1801 russische Provinz. Das russische Reich war schon früher fast bis an den Nordfuß des Gebirges vorgerückt; seit der Beendigung des Krieges mit Persien im Jahre 1798 besaß es auch die Westküste des Kaspischen Meeres bis zum Südfuße des Gebirges; jetzt hatte es dazu bedeutende Landesteile in Transkaukasien erworben, zu denen in den nächsten Jahren noch eine Reihe von anderen Gebieten kamen, indem mehrere Fürsten (von Imeretien, Gurien, Mingrelien und Awarien) sich freiwillig unter die russische Oberherrschaft begaben und da, durch den im Jahre 1813 abgeschlossenen Frieden, Persien einige Provinzen abtrat. Es galt nun zunächst, den neuen Besitz vor den räuberischen Bergvölkern zu sichern, welche unbesiegt das Innere des Gebirges bis an das Schwarze Meer bewohnten, unabhängig von einander und gegen Rußland meist feindlich gesinnt. Der westliche, am Schwarzen Meere liegende Teil gehörte, wenigstens dem Namen nach, noch zur Türkei. Die Hauptgefahr, welche vom Kaukasus her drohte, war der Sklavenraub, der hauptsächlichste Erwerb der Bergbewohner und ihre liebste Beschäftigung; Kriegszüge in die angrenzenden Länder oder gegen einander dienten dazu, ihn auszuführen. In der Abwehr derselben und in Einfällen in das Bergland bestand die kriegerische Thätigkeit der Russen während der ersten fünfzehn Jahre ihres Besitzes; ihre Schwäche in den dortigen Gegenden gestattete ihnen größere Unternehmungen nicht. Die Bergvölker, zum Islam sich bekennend, fanden ihren Rückhalt und zugleich die Abnehmer ihrer Waren in den Türken und in den Persern; beide, sonst einander feindlich gegenüberstehend, hatten, dem Eindringlinge Rußland gegenüber, das gleiche Interesse. Die Schwierigkeit der Lage in Transkaukasien war um so größer, als nur zwei Wege den dortigen Besitz mit dem Hauptlande verbanden; der eine führte mitten durch das Gebirge von Wladikawkas nach Tiflis, der andere war die Küstenstraße am Kaspischen Meere.

Eine Änderung in diesen Verhältnissen trat ein, als im Jahre 1816 General Jermolow den Oberbefehl im Kaukasus übernommen hatte und die Verhältnisse es gestatteten, ihm mehr Truppen zur Verfügung zu stellen, freilich auch jetzt nur 45,000 Mann, mit denen er, angriffs- und verteidigungsweise zugleich, gegen ein Gelände operieren sollte, welches eine Längenausdehnung von 150 Meilen bot und von kampfgewohnten Räubern bewohnt war. Es glückte ihm, verschiedene Gebiete zu erobern, deren Besitz die Verbindung mit Rußland durch das Gebirge hindurch herstellte und die Verbindung zwischen den Bergvölkern störte: da brachte das Erscheinen des Muridismus, einer religiösen Verschwörung, eine völlige Umgestaltung der Verhältnisse zuwege. Dieser machte die Bergbewohner zu willenlosen Werkzeugen in der Hand ihres Oberhauptes, des Imam, eines Nachfolgers des Propheten, und des vermeintlichen Vermittlers zwischen Gott und den Gläubigen; seine Lehre entfernte aus ihrem Leben alles Menschliche, da er von seinen Anhängern unausgesetzt Vorbereitung für das Paradies und immerwährenden Krieg gegen die Andersgläubigen forderte. In den Muriden erwuchsen den Russen furchtbare Gegner, welche jeden Augenblick bereit waren, Haus und Hof zu verlassen, ihre Familien und ihre gesamte Habe in den Wäldern zu bergen und ihr Leben freudig im Kampfe für ihren

Glauben und ihre Unabhängigkeit hinzugeben. Der eigentliche Stifter des Muridismus, welcher die Lehre des Islam dem Kampfe gegen Rußland dienstbar machte, ward im Jahre 1828 Mulla Mahomed, ein kurinskischer Kadi; der erste, der die Muriden in den Kampf führte, war Kasi Mulla, Mahomeds Schüler, bei Ghimri starb er 1832 den Tod des Helden. Sein Nachfolger ward Hamssad-Beg; als dieser 1835 durch Meuchelmord fiel, beherrschte der Muridismus bereits das ganze Gebirge und Schamil, der neue Imam, war ganz der Mann dazu, den religiösen Fanatismus seiner Bekenner im Kampfe zu verwerten. Durch die Feldzüge der Jahre 1831 und 1832 hofften die Russen, dem Muridismus ein Ende gemacht zu haben, aber in den unzugänglichen Gebirgen des östlichen Kaukasus erstarkte er bald nachher zu einer Macht, deren Niederwerfung sie zwanzig Jahre hindurch viele Tausende von Menschen und Millionen von Rubeln kosten sollte.

Daß es dem Muridismus gelingen konnte, zu einer solchen Kraftentwickelung zu gelangen, lag wesentlich darin, daß die Russen sich, nach jenen anfänglichen Erfolgen, von neuem der Bezwingung des westlichen Kaukasus zuwendeten, um dadurch die sichere Herrschaft am Schwarzen Meere zu erlangen; schon früher war dieses ihr Hauptziel gewesen; daher kommt es auch, daß die Kämpfe mit den Tscherkessen, welche eigentlich Adighé heißen und dort wohnen, so bekannt geworden sind. Und doch waren sie leicht im Vergleich zu denen gegen die östlichen Bergvölker, welche von den Russen mit dem gemeinsamen Namen Lesghier bezeichnet werden. Kämpfe, welche das daghestanische Truppencorps in den Jahren 1837 und 1838 mit den letzteren zu bestehen hatten, ließen die Russen die Gefahr erkennen, welche ihnen von dort her drohte, und veranlaßten sie zu einer mit größeren Mitteln ausgeführten Unternehmung, dem Feldzuge in Daghestan vom Jahre 1839, vielleicht dem militärisch-interessantesten unter allen. Das hervorragendste Ereignis desselben war der Kampf um Schamils am Koisuflusse gelegene und von ihm heldenmütig zehn Wochen lang gegen die ebenso tapferen Angriffe der Russen unter General Grabbe verteidigte Felsenfeste Adul'gho. Nachdem die letzteren sich am 15. September derselben bemeistert und mit Feuer und Schwert in ihrer ganzen Machtsphäre unter den Lesghiern entsetzlich aufgeräumt hatten, glaubten sie Herren des Landes zu sein, doch hatten sie sich abermals geirrt, Schamil war entkommen und nach wenigen Monaten flammte der Aufstand in der Tschetschnjä von neuem auf. Der Muridismus eroberte immer neue Gebiete und fing bald an, offensiv gegen die Russen vorzugehen, welche an ihrer früheren Kriegführung zunächst nichts änderten. Diese bestand darin, daß sie razziaartige Einfälle in das feindliche Gebiet machten, welche sich mehr gegen das Eigentum der Bewohner als gegen diese selbst richteten und vor denen die letzteren, ihre Habe möglichst mit sich nehmend, in das Innere des Gebirges und seiner Wälder flüchteten. Diese Expeditionen wurden meist im Winter unternommen, wo dem Feinde der Schutz des Waldes weniger nützte und wo das Gelände gangbarer war als im Sommer; einen nachhaltigen Erfolg hatten sie nicht. Der letztere war vielmehr jetzt durch den Muridismus noch insofern beeinträchtigt, als dieser dem einzelnen Stamme oder Gemeinwesen unmöglich machte, sich den Russen zu unterwerfen, wie es wohl früher geschehen war; ein solcher Schritt würde ihm den Untergang durch seine eigenen Landsleute bereitet haben.

Es mußte ein ganz anderes System angewendet werden, um den Kaukasus zu bezwingen, als bisher geschehen war. In Petersburg sah man dies zunächst noch nicht ein. Man schob das Ausbleiben der Fortschritte auf die kommandierenden Generäle und wechselte diese, statt den Weg einzuschlagen, welcher allein zum Ziele führen konnte, nämlich den einer systematischen Eroberung. Es kam darauf an, von einer gesicherten Basis ausgehend, Terrain zu gewinnen, dieses durch Straßen in eine sichere Verbindung mit dem Hinterlande zu bringen und es dauernd zu besetzen, um die Einwohner sowohl im Zaum halten als auch sie vor dem Zorne der nicht unterworfenen Stämme schützen zu können. Der erste, welcher in dieser Richtung Schritte that, war der im Jahre 1844 mit dem Oberbefehl betraute Fürst Michael Woronzow. Er unternahm zunächst noch einen Feldzug mit größeren Mitteln im früheren Stile, den sogenannten darghinskischen (in Ostdaghestan); er kostete 5000 Menschen und 3 Geschütze, ohne das Geringste einzubringen. Dann begann er von der tschetschenskischen Ebene aus gegen das Waldgebirge vorzudringen und den feindlichen Einfluß Schritt für Schritt aus der kleinen Tschetschnjä zu verdrängen; Unternehmungen der alten Art gingen ziemlich planlos daneben her; wichtig aber war es, daß er den Ostkaukasus, den Hauptsitz des Muridismus, mit einem Ringe umgab, welcher der weiteren Verbreitung von dessen Lehren eine unüberschreitbare Schranke entgegensetzte. Im Inneren des Ringes freilich gebot Schamil mit um so unumschränkterer Gewalt.

Eine sehr ernste Gefahr drohte der Stellung Rußlands im Kaukasus, als der Krimkrieg (s. d.) ausbrach. Durch eine Armee von 270,000 Mann hatte das Zarenreich sich bereitet, dieselbe aufrecht zu erhalten, aber schwerlich würde diese Streitmacht ihrer Aufgabe sich gewachsen gezeigt haben, wenn die Verbündeten etwas Ernstliches unternommen oder wenn Schamil aus seiner abwartenden Stellung herausgetreten wäre. Zum Glück hatte Frankreich kein Interesse daran, Rußland im Kaukasus anzugreifen, England fehlten die Mittel dazu, die Türkei traf halbe Maßregeln, und Schamil erkannte seinen Vorteil nicht klar, so daß Rußland allein einen Nutzen aus der erhaltenen Lehre zog, indem es nach Beendigung des Krieges mit voller Kraft an die endliche Bezwingung der Bergvölker ging. Das Verdienst, dieses große Werk zum Abschluß gebracht zu haben, gebührt allein dem 1856 zum Oberbefehlshaber ernannten Fürsten Barjätinsky; er brachte den Gedanken, den Kaukasus als eine Festung zu betrachten, gegen welche planmäßig vorgegangen werden müßte, in glänzendster Art zur Ausführung. Mit den Verhältnissen des Kriegsschauplatzes genau bekannt, war er der richtige Mann zur

Lösung der ihm gestellten Aufgabe. Er begriff, daß der Feind dadurch bekämpft werden müsse, daß man die Natur besiegte; mehr noch als das Schwert sollte das Beil arbeiten, welches die Wälder lichtete und seinen Soldaten den Zugang in die Schlupfwinkel ihrer Gegner öffnete und ihnen gestattete, sich dort festzusetzen. Sein Stabschef war der General Miljutin, der spätere Kriegsminister.

Fürst Barjätinsky teilte zu diesem Ende die ihm unterstellte Truppenmacht (im ganzen 240,000 Mann) in fünf Militär-Kommandos. Davon bestimmte er zwei, von denen das des rechten Flügels gegen die Nordseite, das von Kutais gegen die Südseite des Gebirges operieren sollte, zum Angriff auf den westlichen Kaukasus, während drei gegen die östliche Gebirgshälfte zu wirken hatten, nämlich das des linken Flügels von Norden, das daghestanische vom Kaspischen Meere her, das grusinische von Süden. Gegen den Westkaukasus sollten entscheidende Schläge nicht geführt werden; man wollte sich hier mehr auf eine Beobachtung und Einschließung beschränken; die Entscheidung sollte im Osten fallen. Hier ward der Hauptangriff dem Militär-Kommando des linken Flügels übertragen; der dortige kommandierende General Jewdokim hatte gegen die eigentliche Angriffsfront der Riesenfestung vorzugehen; Schritt für Schritt, wie bei einer Belagerung, rückte er durch die bewaldete Tschetschnjä gegen sie an. Diese Art zu operieren bot die meisten strategischen Vorteile; außerdem waren die Tschetschenzen, wenn auch der tapferste und am meisten kriegerische unter allen Volksstämmen, doch dem Muridismus weniger ergeben, als die Bewohner Daghestans; wenn ihr Land erobert war, sollte gegen das letztere von allen Seiten mit vereinten Kräften vorgegangen werden. Bis zum Frühjahr 1858 hatte Jewdokim den ersten Teil seiner Aufgabe gelöst, die beiden anderen Kommandos hatten ihn dabei namentlich im Sommer 1857 durch zwei Expeditionen gegen Daghestan unterstützt. Im Juni 1858 begannen nun alle drei ihren konzentrischen Angriff auf das Innere des Gebirges, wobei dem Kommando des linken Flügels wieder der Löwenanteil zufallen sollte und zufiel. Die erste Unternehmung, welche General Jewdokim ausführte, war die Niederwerfung der Tschetschenzen; sie hatte den doppelten Vorteil, daß sie die Russen nicht nur von einem Gegner befreite, sondern ihnen zugleich einen Verbündeten zuführte, indem die Tschetschnjä, der Despotie Schamils müde, mit ihnen gegen den Muridismus gemeinsame Sache machte. Anfang 1859 blieb den Russen in diesem ganzen Landstriche nur noch Schamils Residenz Weden im Gebiete der Itschkeren zu erobern, welche dessen Sohn Kasi Mahoma mit 7000 Mann verteidigte; am 13. April wurde sie, nachdem am 29. und 30. März die Trancheen eröffnet waren, verhältnismäßig leicht mit Sturm genommen.

Aber noch immer stand Daghestan unbesiegt unter des Imam Herrschaft. Im Juli begann der Angriff auf diesen Landstrich an drei Stellen. Von Norden drangen, getrennt operierend, die Truppen des linken Flügels unter Jewdokim, bei welchen Fürst Barjätinsky sich befand, und die des daghestanischen Kommandos, jetzt unter Baron Wrangel, von Süden die lesghinskischen Truppen unter Fürst Melikow vor. Man bereitete wieder das methodische Verfahren vor, welches so gute Erfolge gehabt hatte, als es Wrangel glückte, durch geschicktes Benutzen der Umstände, sich der wichtigen Linie des Koisuflusses zu bemächtigen und dadurch auf die Bewohner Awariens und Koisubus einen solchen Eindruck zu machen, daß auch sie sich unterwarfen. Andere Stämme folgten, und nach Verlauf weniger Wochen war, da auch die übrigen Kolonnen rasche Fortschritte machten, Schamil auf seine Felsenfeste auf dem Berge Ghunib beschränkt, welcher am Fuße acht Meilen im Umfang hat und dessen Felsengipfel ein Plateau einschließen, welches alles bietet, dessen die Besatzung zu ihrem Lebensunterhalte bedarf. Aber zu seiner Behauptung hatte Schamil nur noch 400 wehrfähige Männer, während er wenigstens viermal so viel nötig gehabt hätte, um die Stellung ausreichend zu besetzen. Am 4. September 1859 begannen die Russen, deren Kolonnen sich hier Rendezvous gaben, die Angriffsarbeiten, und am 6ten öffneten sich die Thore des Aul, aus dem heraustretend der Muridenhäuptling seinen Gegnern sich ergab, die ihn mit 14 Bataillonen eng umstellt hatten, so daß ihm keinerlei Hoffnung auf Änderung seiner Lage blieb. — Die Unterwerfung des Kaukasus war damit im wesentlichen beendet; die Bezwingung der westlichen Stämme war nur noch ein Nachspiel und die Auswanderung zahlreicher Tscherkessen nach der Türkei trug zur Sicherung des russischen Besitzstandes wesentlich bei. Daß derselbe aber keineswegs hinreichend gefestigt ist, um den Kaukasus unter allen Umständen als einen verläßlichen Teil des Zarenreiches und seine Bewohner insgesamt als treue Unterthanen des Kaisers erscheinen zu lassen, hat der Türkenkrieg von 1877—1878 neuerdings bewiesen. — Vgl. Baumgarten, Sechzig Jahre des Kaukasischen Krieges, Leipzig 1861; Lapenski (Tewfik Bei), Die Bergvölker des Kaukasus und ihr Freiheitskampf, Hamburg 1863.

Kaunitz, Wenzel Anton, Graf, dann Fürst von K. „Rietberg", geboren am 2. Februar 1711, gestorben den 27. Juni 1794, österreichischer Staatsmann. Das alte böhmisch-mährische Adelsgeschlecht der v. K. (Kounic, Kunic) begegnet uns urkundlich seit der zweiten Hälfte des zwölften Jahrhunderts. Wilhelm v. K., der in den Thronwirren von 1179 keine unbedeutende Rolle spielt und 1183 seiner im Kriege begangenen Unthaten wegen ein bedeutendes Kloster für Prämonstratenser-Nonnen stiftete, wurde der Begründer der mährischen Linie der K., welcher der Mann unserer biographischen Skizze und dessen Vorfahren angehören. Mit Ulrich (1569—1617) kam es zur Erhebung der mährischen K. in den Freiherrn-, mit Leopold Wilhelm (1617—1655) zur solchen in den Grafenstand. — Der einzige Sohn dieses Leopold Wilhelm: Dominik Andreas, Graf v. K., geboren 1655 aus der väterlichen Ehe mit Marie Eleonore Gräfin von Dietrichstein, erscheint zunächst als königl. Rat, Kämmerer und Landratsbeisitzer in seiner Heimat. 1682 „Reichsgraf" geworden, eröffnete er seine diploma-

tische Thätigkeit am kurbaverischen Hofe; 1683 führte ihn seine Mission zu den Westmächten, Holland und England, im Interesse der Verständigung gegen Frankreichs Übergriffe. 1684 verhandelte er als Geh. Rat und Ritter des Goldenen Vließes mit den süd- und westdeutschen Höfen in gleicher Richtung. 1688 hatte er namentlich mit der Kölner Kurfürstenwahl zu thun, um die französische Kandidatur abzuwehren. Solche diplomatische Missionen beschäftigten ihn bis 1698, in welchem Jahre er zum kaiserl. Reichsvizekanzler und geh. Konferenzminister bestellt wurde. Er starb am 11. Januar 1705 zu Wien mit Hinterlassung von vier Söhnen und ebenso viel Töchtern. — Sein drittgeborener Max-Ulrich, aus der Ehe mit Marie Eleonore, Gräfin v. Sternberg, geboren 1679, 27. März, wurde zunächst Reichshofrat und 1716 kaiserl. Gesandter in vier Reichskreisen, besonders wichtig gestaltete sich jedoch seine administrative Thätigkeit, als er Landeshauptmann Mährens geworden war. 1744 Ritter des Goldenen Vließes geworden, starb er zwei Jahre später zu Brünn. Mit der Tochter des letzten Grafen von Rietberg, Marie Ernestine Franziska vermält, wurde Max Ulrich der Vater einer zahlreichen Familie (5 Töchter und 11 Söhne) und erwarb für dieselbe vermöge des vielbestrittenen Erbrechtes seiner Gattin die Grafschaft Rietberg in Westfalen, deren Namen weiterhin ein Prädikat seines Hauses wurde.

Der sechste Sprößling Max Ulrichs, Grafen von Kaunitz-Rietberg, war Wenzel Anton. Seine Lebensgeschichte deckt sich mit einer der reichsten Epochen des Staatslebens Österreichs, und seine staatsmännische Bedeutung verleiht auch dem Hauptteile dieser Epoche ein ganz bestimmtes Gepräge. Über die im Elternhause verlebte Jugend wissen wir nicht viel, auch kennen wir nicht genau die Eigenart des Vaters und der Mutter, die als eine Frau von männlicher Energie bezeichnet wird, in der Erziehung der Söhne, so daß die geläufige Anschauung, K. sei von der durch den Tod anderer ihrer Kinder ängstlich gewordenen Mutter ungemein gehütet, verweichlicht und verzärtelt worden, eben nur als Tradition hingenommen werden muß. Sicher ist nur, daß er, für den geistlichen Stand bestimmt, eine Präbende zu Münster in Aussicht hatte. Bald aber erscheint er der weltlichen Laufbahn gesichert, denn an die akademischen Studien in Wien, Leipzig und Leyden, die ihn vorzugsweise zum Juristen heranbildeten, und an die Reise durch England, Frankreich und Italien knüpfte sich 1735 die erste bedeutende Amtsstellung als Reichshofrat und 1736 die Gründung eines eigenen Hausstandes durch die Heirat mit der Gräfin Marie von Stahremberg, aus welcher drei Söhne hervorgingen, ohne das eheliche Band besonders fest und beglückend zu gestalten. Aus der stilleren Thätigkeit eines Reichshofrates und Mitkommissärs am Regensburger Reichstage brachte ihn der Thronwechsel, die erste und schlimmste Zeit Maria Theresias, denn er hatte im März 1741 die Nachricht von der Geburt des sehnlichst erwarteten Kronprinzen Joseph nach Florenz, Rom und Turin zu überbringen. K. soll sich anfänglich auf alle Weise gesträubt haben, den Botschafterposten in Turin zu übernehmen, weil er den Zusammenbruch der Sache Maria Theresias besorgte. 1742 übernahm er jedoch diese Stellung und bekam da Gelegenheit, seinen diplomatischen Scharfsinn an der politischen Verlogenheit K. Emanuels III. von Sardinien und an der Geriebenheit von dessen Minister, d'Ormea, reichlich zu üben. Damals schon imponierte sein Geist und Wissen dem Hofkanzler und Minister der auswärtigen Angelegenheiten, Grafen Uhlefeld. Dessen rechte Hand, Konferenzminister Bartenstein, ahnte vielleicht auch schon in K. einen gefährlichen Konkurrenten. Das Vertrauen der Kaiserin entbot den 33jährigen Diplomaten als Zivialdlatus des niederländischen Statthalterpaares (Erzherzogin Marianne, Schwester Maria Theresias, und Prinz Karl von Lothringen) nach Brüssel. Hier mußte 1744—1746 K. wider seinen Willen verbleiben, denn schon 1745 betrachtete er seine Stellung in der bedrohten Provinz für unnütz und unhaltbar. Im Juni 1746 endlich abberufen — es war dies im Todesjahre seines Vaters — begab sich K., der nächsten Aufgabe, an den Präliminarverhandlungen in Breda teilzunehmen, überhoben, nach Aachen, wo 1748 der wichtige Friede verhandelt wurde, der den österreichischen Erbfolgekrieg abschließt. Erst den 7. Januar 1749 kehrte K., von der jüngsten Haltung der alten Verbündeten Österreichs, England und Holland schlecht erbaut, dagegen unter dem frischen Eindruck der militärischen Überlegenheit Frankreichs, nach Wien zurück, wo ihm schon seit Januar 1748 ein Platz in der sogen. Staatskonferenz, im Ministerrate, zugewiesen war. Im März 1749 kam es zur Abfassung jener Gutachten, unter welchen das von K. herrührende im scharfen Gegensatz zu dem der älteren Kronräte sich befand, indem es der politischen Befreundung mit Frankreich gegen Preußen, den „schlimmsten und gefährlichsten Feind“ Österreichs zur Wiedererlangung des Verlorenen das Wort redete. Hierdurch geriet K. speziell in eine bleibende Meinungsdifferenz mit Kaiser Franz Stephan, dem Gemahl und Mitregenten Maria Theresias und unter den andern Kollegen insbesondere mit dem Reichsvizekanzler Colloredo. Harrach war wohl nicht seiner Meinung, aber die Gründe, die K. anführte, erschienen selbst ihm beachtenswert. Auch Bartenstein war für eine Annäherung an Frankreich; die Überlieferung hat den Sieg der Ansicht K.s bei Maria Theresia in eine etwas dramatisch ausgemalte Sitzungsscene verlegt. Hatte schon nach Abgange Blondels die auszeichnende Behandlung des neuen französischen Botschafters (seit September 1750), Hautefort, als ein Symptom des politischen Systemwechsels gelten können, so war die Bestellung unseres K. zum Vertreter Österreichs in Paris-Versailles (1750—1753) der entscheidende Schritt zu dessen Verwirklichung. Schon Blondel hatte ihn als die geeignetste Mittelperson bezeichnet. Dennoch fand damals K. den Boden für seine Entwürfe daselbst so wenig empfänglich, daß er seine politische Idee selbst als unausführbar ansah, und in der Meinung, es sei die Allianz Frankreichs und Preußens schwer löslich, sogar die Preisgebung Schlesiens und Verständigung

mit Preußen als etwas wahrscheinlich Unvermeidliches bezeichnete. Immerhin aber muß K. später Gelegenheit gefunden haben, die Stimmung am französischen Hofe in der oben angedeuteten Weise zu beeinflussen, wenn auch die Tradition dies alles viel zu sehr ausschmückt und überstürzt. Sicherlich fand der Nachfolger im Botschafteramte, Graf Georg Stahremberg, einen bereits empfänglicheren Boden vor, aber der Weg zu einer Allianz mit Frankreich war noch ein weiter, und man darf die Rolle der Madame de Pompadour dabei keineswegs überschätzen. — Das, was Blondel schon zu seiner Zeit als Vertreter Frankreichs geäußert, K. sei der fähigste Mann für das Hofkanzleramt, tritt uns auch in dem wichtigen Gespräche zwischen Maria Theresia und dem Fürsten Khevenhüller vom 8. Oktober 1752 entgegen. Sie erklärte damals ihren festen Entschluß, Uhlefeld, den bequemen, kränklichen Kavalier, durch K. ersetzen und diesem die neue Organisation der Hof- und Staatskanzlei ganz überlassen zu wollen, und äußerte sich anderseits über die Extravaganzen, Wunderlichkeiten und die bis zur Lächerlichkeit verzerrte Krankheitsfurcht des eben so genialen als in seiner Lebensweise oft äußerst kleinlichen und pedantischen Mannes, als etwas, was man dabei in den Kauf nehmen müßte. 1753, den 13. Mai, wurde Uhlefeld Obersthofmeister, K. Hof- und Staatskanzler und zwar der erste dieses Titels, mit der Aufgabe, sein ganzes Ressort und Kanzleiwesen zu organisieren. Bartenstein (s. d. Art.) wurde als Vizedirektor der Zentralbehörde für die politische Verwaltung, des damals neu geschaffenen Amtes, bestellt, dem als Direktor oder Präses in der Art eines Ministers der inneren Angelegenheiten Haugwitz vorstand. Die neue Staatskanzlei wurde nun ein eigentliches Bureau für die öffentlichen Angelegenheiten, zugleich eine Schule für den diplomatischen Dienst und die Werkstätte offizieller Publizistik. K. erwählte sich selbst seine Leute, damit Chef und Untergebene in Harmonie seien. Ein besonderes Vertrauen genoß Friedrich Freiherr v. Binder, den bereits 1776 K. an seine Person zu fesseln verstand. Er selbst war kein rascher und in gleichem Zuge arbeitender Mann der Geschäfte, aber er hatte tiefe Gedanken, einen großen Wurf in der Behandlung politischer Fragen, Energie und Schlagfertigkeit, wo es galt, und ein sicheres Verständnis auch für die wachsenden inneren Reformbedürfnisse. — Feind aller Überstürzung (Alors comme alors! war sein Wahlspruch), — ließ er die Dinge gern reifen, aber er griff auch unbedenklich ein, wenn es notwendig war, diese Reife zu beschleunigen.

K. ließ daher im August 1755 durch Stahremberg den französischen Hof tiefer sondieren, und den 21. Juli d. J. fand jene Scene im Konseil der Kaiserin statt, von der Khevenhüller erzählt, sie habe dem Staatskanzler K. Gelegenheit geboten, sein „genie superieur“ neben „kleinen ridicules“ zu zeigen. — Die endgültige Verständigung Österreichs mit Frankreich schleppte sich erwiesener Maßen noch längere Zeit hinaus, so daß die Allianz zwischen England und Preußen viel eher reifen konnte (16. Januar 1756). Dem Westminsterer Tractate folgte erst im Mai das Versailler Bündnis zwischen Maria Theresia und Ludwig XV., das jedoch zunächst den Charakter einer Defensivallianz an sich trägt. Im Januar, Februar 1757 bewirkte K. den Beitritt Rußlands, nachdem bereits der Siebenjährige Krieg zunächst zwischen Österreich und Sachsen auf der einen, Preußen auf der andern Seite begonnen hatte. In diesem großen Kampfe lenkte K. nicht bloß den Gang der Politik, sondern griff auch wiederholt in die militärischen Angelegenheiten entscheidend und beschleunigend ein. — Wie groß und unerschütterlich das Vertrauen Maria Theresias in K. war, beweist am besten ihre Bekümmernis über den zwischen ihrem Gatten, dem Kaiser, und K. in der Staatsratssitzung vom September 1761 ausgebrochenen Konflikt und die angestrengte Bemühung der Monarchin, denselben so rasch als möglich aus der Welt zu schaffen. — Ende 1760 war K. mit der Idee des Staatsrates vor Maria Theresia getreten, und diese Zentralbehörde wurde der wichtigste Faktor für das staatliche Leben Österreichs nach innen und außen. Bei seiner Gründung finden wir drei „Staatsminister“: K., Haugwitz und Daun (s. d. Art.) und drei Staatsräte mit einem Referendar als Mitglied des Staatsrates. K. war von der Notwendigkeit der Zentralisation und der Einschränkung ständischer Rechte gegenüber dem monarchischen Prinzip und der allgemeinen Wohlfahrt durchdrungen. Daher trat er auch am 1. Mai 1763 den Wünschen böhmischer Kavaliere nach Dezentralisation und Herstellung der ständischen Autonomie in vorzeitigem Stile ganz entschieden entgegen. In Ungarn allerdings lagen die Dinge anders; hier konnte das monarchische Prinzip nicht so rasch vorwärtskommen, da man die ständischen Rechte wesentlich nicht schmälern durfte. Immerhin beweist die Thatsache, daß Maria Theresia — gewiß nicht ohne Einvernehmen mit K. — seit 1764 keinen weiteren Landtag dort einberief, und mit ihr das im ganzen zustimmende Urteil K.s über das in der ungarischen Ständeschaft so hart angegriffene Buch J. A. Kollárs (de potestate legislativa u. s. w. von 1764), wie wenig ihm die Physiognomie des ungarischen Staatswesens behagte.

Der Eintritt Kaiser Josephs II. in die Mitregentschaft und der ungestüme Reformdrang seiner Feuerseele machte Konflikte mit K. unvermeidlich. Kaiserin Maria Theresia blieb da immer die Verbündete des Staatskanzlers oder doch die Vermittlerin zwischen beiden. Als K. durch das Projekt, den bisherigen Gesandten Österreichs in Frankreich, Georg Stahremberg in den Staatsrat zu berufen, sich derart gekränkt fühlte, daß er den 4. Juni 1766 sein Entlassungsgesuch eingab, schrieb Maria Theresia dem Staatskanzler: „Sie haben mich vierundzwanzig Stunden recht bitter verleben gemacht“, und wußte wieder alles auszugleichen. Als sie an den Blattern erkrankte (1767), geriet dagegen die ängstliche Selbstliebe und Krankheitsfurcht K.s mit seinen Ergebenheitsgefühlen für die Kaiserin in einen sehr harten Konflikt. Er verbot seinem Amtspersonale, das Wort „Blattern“ auszusprechen, denn „es verlege ihm den Atem, und Zittern befalle ihn“, wenn er es höre. — In der polnischen Teilungsfrage fand sich K. in seinen Anschauungen denen

des Kaisers und Thronfolgers, der aufs Zugreifen drang, wenn man angesichts Preußens und Rußlands nicht leer ausgehen wolle, schließlich befreundeter als der streng abwehrenden Gesinnung der Kaiserin, die nun dem Drängen des Sohnes und des Kanzlers nachgeben mußte.

Mit dem Tode Maria Theresias (1780) kommt es auch zu einer bedeutsamen Wendung im staatsmännischen Sein und Gelten unsers K. Der verstorbenen Kaiserin war er ein Orakel, dem neuen Selbstherrscher ein — bei allen Abneigungen hochgeachteter — Berater, aber kein ausschließlicher Vertrauensmann. Joseph II. ging seine eigenen Wege, und so kam es, daß in manchen Fragen die warnende oder zurückhaltende Meinung des Staatskanzlers nicht rechtzeitig durchdrang. Dagegen stimmten in der orientalischen Politik Rußland und der Pforte gegenüber Joseph II. und K. im wesentlichen zusammen, und als König Friedrich II. starb (dessen Urteile über K., den er in Mährisch-Neustadt 1770 sah, Treffendes enthalten) und Joseph II. den Anlauf nahm, eine Versöhnungspolitik mit Preußen zu inaugurieren, stemmte sich K. mit Erfolg gegen dieses bodenlose Projekt, gerade so, wie sich der preußische Minister Hertzberg gegen eine analoge Anwandlung seines neuen Herrn, Friedrich Wilhelm II., aussprach. K. war durch die Haltung Preußens gegenüber dem bayerischen Tauschprojekte Josephs II. und die Bildung des Fürstenbundes vom Jahre 1785 in seiner Grundanschauung von der Notwendigkeit einer Politik des bewaffneten Mißtrauens dem Berliner Hofe gegenüber so ganz und gar erfüllt, wie Friedrich II. von der Unversöhnlichkeit des Gegensatzes beider Mächte überzeugt blieb und dahin vor allem seine bekannte Losung: toujours en vedette! richtete. — Was die damalige Phase der orientalischen Frage betrifft, so scheinen die Depeschen des Internuntius Österreichs, Thugut, aus der Schlußzeit Maria Theresias, einen nachhaltigen Einfluß auf die politischen Überzeugungen des Staatskanzlers geübt zu haben. Auch er war wohl von dem fortschreitenden Machtverfalle der Pforte überzeugt, und der Triumph Rußlands über die Türkei in dem Kriege, der mit dem Frieden von Kutschuk-Kainardsche schloß, belehrte ihn augenscheinlich, daß man auf die Pforte als Faktor in umfassenden politischen Berechnungen mit wenig Vertrauen zählen könne. Er konnivierte denn auch den hochfliegenden Entwürfen Josephs II. inbezug einer Annexion der Süddonauländer insoweit, als es sich um eine Stärkung der Position Österreichs alldort und eine bezügliche Auseinandersetzung mit Rußland, dem gefährlichsten aber unvermeidlichen Konkurrenten, handelte. — An Behutsamkeit und Schärfe des politischen Blickes dem Kaiser überlegen, hatte er das Verhängnisvolle des Konfliktes mit Holland in der Frage der Schelbesperre, Österreichs Isolierung darin vorausgesehen, und ebenso wenig war er wohl den tief eingreifenden Neuerungen Josephs II. in den Niederlanden befreundet. — Der Kaiser hatte die Bedeutung des greisen Staatsmannes nie unterschätzt, sein schriftliches Abschiedswort an K., als der Tod dem schwergeprüften Herrscher nahte, beweist dies. Anderseits hatte er auch seinem Bruder, dem Großherzoge Leopold von Toskana, anzudeuten nicht unterlassen, daß K. sich seit langem bei ihm gar nicht sehen lasse, was hauptsächlich mit der extremen Furcht und Scheu des Staatskanzlers vor Krankheit und Kranken zusammenhing; durfte doch seine Umgebung das Wort Tod und Sterben gar nicht aussprechen, sondern nur unter der Blume solches andeuten. — Am entschiedensten war das Zusammengehen des Kaisers und seines Staatskanzlers in der kirchlichen Frage. Die zahlreichen Anekdoten, welche die weltbekannte Reise des Papstes nach Wien (1782) umkreisen, haben auch die charakteristische Haltung des Staatskanzlers dabei zu ihrem Gegenstande. Durchdrungen von dem Prinzip der Verstaatlichung der Kirche, Nationalist aus französischer Bildungsschule, kultivierte K. auch ausschließlich den französischen Litteratur- und Kunstgeschmack, in dieser Richtung auch wieder ein Gegenstück zu dem deutschen, antifranzösischen Wesen Josephs II.

Unter Leopold II. (1790—1792) trat K. immer mehr in den Hintergrund, denn neue Verhältnisse und Persönlichkeiten drängten sich vor, und die angesichts der französischen Revolution wachsende Verständigung mit Preußen fand in den neuen Staatsmännern Philipp Cobentzl und Spielmann ihre Wortführer. Der alte Staatsmann konnte diese Durchlöcherung seines politischen Systems nicht ruhig hinnehmen. Noch erlebte er die Genugthuung, daß Cobentzl, unter Kaiser Franz II. sein Nachfolger im Amte, durch die ohne Österreich vollzogene zweite Teilung Polens durch Rußland und Preußen, seiner unzweckmäßigen und unselbständigen Politik überführt wurde und bald seinen Platz einem Thugut räumen mußte, der etwas vom Geiste des alten Staatskanzlers besaß und einer der gewandtesten Jünger seiner diplomatischen Schule genannt werden muß, wenn er auch sonst an den Meister nicht hinanreicht, nichts von dessen eigentümlicher Größe aufweist. K. starb an Alterschwäche; für den Zeitgeist, der mit der französischen Revolution zur Herrschaft kam, hatte er kein Verständnis mehr. Durch ein halbes Jahrhundert hatte er, der „europäische Kutscher" den Wagen der großen Politik mit gelenkt.

Vgl. Arneth, Maria Theresia (Hauptwerk) u. s. Art. in der „Allg. deutsch. Biogr."; desgl. die Litt. über die Geschichte des österr. Erbfolgekrieges, des Siebenjährigen Krieges, der 1. Teilung Polens; Joseph II., Leopold II.

Kay, Schlacht bei (auch bei Züllichau oder bei Paltzig genannt) am 23. Juli 1759. Generallieutenant Graf Dohna hatte den von Friedrich dem Großen ihm gegebenen Auftrag, das russische Heer unter General Fürst Soltikow von der Oder abzuhalten, nicht erfüllt. Am 22. Juli standen beide Armeen sich gegenüber: Dohna's 27,500 Mann (30 Bataillone, 67 Eskadrons, 100 Geschütze) mit der Front nach Osten, den rechten Flügel an die Stadt Züllichau gelehnt; Soltikow mit 73,000 Mann (70 Bataillone, 100 Eskadrons, 340 Geschütze) auf eine Meile Entfernung ihm gegenüber; zwischenliegender Wald hinderte jeden von ihnen an dem Einblick in des Feindes Stellung. — An demselben Tage kam Generallieutenant v. Wedell, welchem

mit Preußen als etwas wahrscheinlich Unvermeidliches bezeichnete. Immerhin aber muß K. später Gelegenheit gefunden haben, die Stimmung am französischen Hofe in der oben angedeuteten Weise zu beeinflussen, wenn auch die Tradition dies alles viel zu sehr ausschmückt und überstürzt. Sicherlich fand der Nachfolger im Botschafteramte, Graf Georg Stahremberg, einen bereits empfänglicheren Boden vor, aber der Weg zu einer Allianz mit Frankreich war noch ein weiter, und man darf die Rolle der Madame de Pompadour dabei keineswegs überschätzen. — Das, was Blondel schon zu seiner Zeit als Vertreter Frankreichs geäußert, K. sei der fähigste Mann für das Hofkanzleramt, tritt uns auch in dem wichtigen Gespräche zwischen Maria Theresia und dem Fürsten Khevenhüller vom 8. Oktober 1752 entgegen. Sie erklärte damals ihren festen Entschluß, Uhlefeld, den bequemen, kränklichen Kavalier, durch K. ersetzen und diesem die neue Organisation der Hof- und Staatskanzlei ganz überlassen zu wollen, und äußerte sich anderseits über die Extravaganzen, Wunderlichkeiten und die bis zur Lächerlichkeit verzerrte Krankheitsfurcht des eben so genialen als in seiner Lebensweise oft äußerst kleinlichen und pedantischen Mannes, als etwas, was man dabei in den Kauf nehmen müßte. 1753, den 13. Mai, wurde Uhlefeld Obersthofmeister, K. Hof- und Staatskanzler und zwar der erste dieses Titels, mit der Aufgabe, sein ganzes Ressort und Kanzleiwesen zu organisieren. Bartenstein (s. d. Art.) wurde als Vizedirektor der Zentralbehörde für die politische Verwaltung, des damals neu geschaffenen Amtes, bestellt, dem als Direktor oder Präses in der Art eines Ministers der inneren Angelegenheiten Haugwitz vorstand. Die neue Staatskanzlei wurde nun ein eigentliches Bureau für die öffentlichen Angelegenheiten, zugleich eine Schule für den diplomatischen Dienst und die Werkstätte offizieller Publizistik. K. erwählte sich selbst seine Leute, damit Chef und Untergebene in Harmonie seien. Ein besonderes Vertrauen genoß Friedrich Freiherr v. Binder, den bereits 1776 K. an seine Person zu fesseln verstand. Er selbst war kein rascher und in gleichem Zuge arbeitender Mann der Geschäfte, aber er hatte tiefe Gedanken, einen großen Wurf in der Behandlung politischer Fragen, Energie und Schlagfertigkeit, wo es galt, und ein sicheres Verständnis auch für die wachsenden inneren Reformbedürfnisse. — Feind aller Überstürzung (Alors comme alors! war sein Wahlspruch), — ließ er die Dinge gern reifen, aber er griff auch unbedenklich ein, wenn es notwendig war, diese Reife zu beschleunigen.

K. ließ daher im August 1755 durch Stahremberg den französischen Hof tiefer sondieren, und den 21. Juli d. J. fand jene Scene im Konseil der Kaiserin statt, von der Khevenhüller erzählt, sie habe dem Staatskanzler K. Gelegenheit geboten, sein „genie superieur" neben „kleinen ridicules" zu zeigen. — Die endgültige Verständigung Österreichs mit Frankreich schleppte sich erwiesener Maßen noch längere Zeit hinaus, so daß die Allianz zwischen England und Preußen viel eher reifen konnte (16. Januar 1756). Dem Westminsterer Tractate folgte erst im Mai das Versailler Bündnis zwischen Maria Theresia und Ludwig XV., das jedoch zunächst den Charakter einer Defensivallianz an sich trägt. Im Januar, Februar 1757 bewirkte K. den Beitritt Rußlands, nachdem bereits der Siebenjährige Krieg zunächst zwischen Österreich und Sachsen auf der einen, Preußen auf der andern Seite begonnen hatte. In diesem großen Kampfe lenkte K. nicht bloß den Gang der Politik, sondern griff auch wiederholt in die militärischen Angelegenheiten entscheidend und beschleunigend ein. — Wie groß und unerschütterlich das Vertrauen Maria Theresias in K. war, beweist am besten ihre Bekümmernis über den zwischen ihrem Gatten, dem Kaiser, und K. in der Staatsratssitzung vom September 1761 ausgebrochenen Konflikt und die angestrengte Bemühung der Monarchin, denselben so rasch als möglich aus der Welt zu schaffen. — Ende 1760 war K. mit der Idee des Staatsrates vor Maria Theresia getreten, und diese Zentralbehörde wurde der wichtigste Faktor für das staatliche Leben Österreichs nach innen und außen. Bei seiner Gründung finden wir drei „Staatsminister": K., Haugwitz und Daun (s. d. Art.) und drei Staatsräte mit einem Referendar als Mitglied des Staatsrates. K. war von der Notwendigkeit der Zentralisation und der Einschränkung ständischer Rechte gegenüber dem monarchischen Prinzip und der allgemeinen Wohlfahrt durchdrungen. Daher trat er auch am 1. Mai 1763 den Wünschen böhmischer Kavaliere nach Dezentralisation und Herstellung der ständischen Autonomie in vorzeitigem Stile ganz entschieden entgegen. In Ungarn allerdings lagen die Dinge anders; hier konnte das monarchische Prinzip nicht so rasch vorwärtskommen, da man die ständischen Rechte wesentlich nicht schmälern durfte. Immerhin beweist die Thatsache, daß Maria Theresia — gewiß nicht ohne Einvernehmen mit K. — seit 1764 keinen weiteren Landtag dort einberief, und mit ihr das im ganzen zustimmende Urteil K.s über das in der ungarischen Ständeschaft so hart angegriffene Buch J. A. Kollárs (de potestate legislativa u. s. w. von 1764), wie wenig ihm die Physiognomie des ungarischen Staatswesens behagte.

Der Eintritt Kaiser Josephs II. in die Mitregentschaft und der ungestüme Reformdrang seiner Feuerseele machte Konflikte mit K. unvermeidlich. Kaiserin Maria Theresia blieb da immer die Verbündete des Staatskanzlers oder doch die Vermittlerin zwischen beiden. Als K. durch das Projekt, den bisherigen Gesandten Österreichs in Frankreich, Georg Stahremberg in den Staatsrat zu berufen, sich derart gekränkt fühlte, daß er den 4. Juni 1766 sein Entlassungsgesuch eingab, schrieb Maria Theresia dem Staatskanzler: „Sie haben mich vierundzwanzig Stunden recht bitter verleben gemacht", und wußte wieder alles auszugleichen. Als sie an den Blattern erkrankte (1767), geriet dagegen die ängstliche Selbstliebe und Krankheitsfurcht K.s mit seinen Ergebenheitsgefühlen für die Kaiserin in einen sehr harten Konflikt. Er verbot seinem Amtspersonale, das Wort „Blattern" auszusprechen, denn „es verlege ihm den Atem, und Zittern befalle ihn", wenn er es höre. — In der polnischen Teilungsfrage fand sich K. in seinen Anschauungen denen

des Kaisers und Thronfolgers, der aufs Zugreifen drang, wenn man angesichts Preußens und Rußlands nicht leer ausgehen wolle, schließlich befreundeter als der streng abwehrenden Gesinnung der Kaiserin, die nun dem Drängen des Sohnes und des Kanzlers nachgeben mußte.

Mit dem Tode Maria Theresias (1780) kommt es auch zu einer bedeutsamen Wendung im staatsmännischen Sein und Gelten unsers K. Der verstorbenen Kaiserin war er ein Orakel, dem neuen Selbstherrscher ein — bei allen Abneigungen hochgeachteter — Berater, aber kein ausschließlicher Vertrauensmann. Joseph II. ging seine eigenen Wege, und so kam es, daß in manchen Fragen die warnende oder zurückhaltende Meinung des Staatskanzlers nicht rechtzeitig durchdrang. Dagegen stimmten in der orientalischen Politik Rußland und der Pforte gegenüber Joseph II. und K. im wesentlichen zusammen, und als König Friedrich II. starb (dessen Urteile über K., den er in Mährisch-Neustadt 1770 sah, Treffendes enthalten) und Joseph II. den Anlauf nahm, eine Versöhnungspolitik mit Preußen zu inaugurieren, stemmte sich K. mit Erfolg gegen dieses bodenlose Projekt, gerade so, wie sich der preußische Minister Hertzberg gegen eine analoge Anwandlung seines neuen Herrn, Friedrich Wilhelm II., aussprach. K. war durch die Haltung Preußens gegenüber dem bayerischen Tauschprojekte Josephs II. und die Bildung des Fürstenbundes vom Jahre 1785 in seiner Grundanschauung von der Notwendigkeit einer Politik des bewaffneten Mißtrauens dem Berliner Hofe gegenüber so ganz und gar erfüllt, wie Friedrich II. von der Unversöhnlichkeit des Gegensatzes beider Mächte überzeugt blieb und dahin vor allem seine bekannte Losung: toujours en vedette! richtete. — Was die damalige Phase der orientalischen Frage betrifft, so scheinen die Depeschen des Internuntius Österreichs, Thugut, aus der Schlußzeit Maria Theresias, einen nachhaltigen Einfluß auf die politischen Überzeugungen des Staatskanzlers geübt zu haben. Auch er war wohl von dem fortschreitenden Machtverfalle der Pforte überzeugt, und der Triumph Rußlands über die Türkei in dem Kriege, der mit dem Frieden von Kutschuk-Kainardsche schloß, belehrte ihn augenscheinlich, daß man auf die Pforte als Faktor in umfassenden politischen Berechnungen mit wenig Vertrauen zählen könne. Er konnivierte denn auch den hochfliegenden Entwürfen Josephs II. inbezug einer Annexion der Süddonauländer insoweit, als es sich um eine Stärkung der Position Österreichs alldort und eine bezügliche Auseinandersetzung mit Rußland, dem gefährlichsten aber unvermeidlichen Konkurrenten, handelte. — An Behutsamkeit und Schärfe des politischen Blickes dem Kaiser überlegen, hatte er das Verhängnisvolle des Konfliktes mit Holland in der Frage der Scheldesperre, Österreichs Isolierung darin vorausgesehen, und ebenso wenig war er wohl den tief eingreifenden Neuerungen Josephs II. in den Niederlanden befreundet. — Der Kaiser hatte die Bedeutung des greisen Staatsmannes nie unterschätzt, sein schriftliches Abschiedswort an K., als der Tod dem schwergeprüften Herrscher nahte, beweist dies. Anderseits hatte er auch seinem Bruder, dem Großherzoge Leopold von Toskana, anzudeuten nicht unterlassen, daß K. sich seit langem bei ihm gar nicht sehen lasse, was hauptsächlich mit der extremen Furcht und Scheu des Staatskanzlers vor Krankheit und Kranken zusammenhing; durfte doch seine Umgebung das Wort Tod und Sterben gar nicht aussprechen, sondern nur unter der Blume solches andeuten. — Am entschiedensten war das Zusammengehen des Kaisers und seines Staatskanzlers in der kirchlichen Frage. Die zahlreichen Anekdoten, welche die weltbekannte Reise des Papstes nach Wien (1782) umkreisen, haben auch die charakteristische Haltung des Staatskanzlers dabei zu ihrem Gegenstande. Durchdrungen von dem Prinzip der Verstaatlichung der Kirche, Nationalist aus französischer Bildungsschule, kultivierte K. auch ausschließlich den französischen Litteratur- und Kunstgeschmack, in dieser Richtung auch wieder ein Gegenstück zu dem deutschen, antifranzösischen Wesen Josephs II.

Unter Leopold II. (1790—1792) trat K. immer mehr in den Hintergrund, denn neue Verhältnisse und Persönlichkeiten drängten sich vor, und die angesichts der französischen Revolution wachsende Verständigung mit Preußen fand in den neuen Staatsmännern Philipp Cobentzl und Spielmann ihre Wortführer. Der alte Staatsmann konnte diese Durchlöcherung seines politischen Systems nicht ruhig hinnehmen. Noch erlebte er die Genugthuung, daß Cobentzl, unter Kaiser Franz II. sein Nachfolger im Amte, durch die ohne Österreich vollzogene zweite Teilung Polens durch Rußland und Preußen, seiner unzweckmäßigen und unselbständigen Politik überführt wurde und bald seinen Platz einem Thugut räumen mußte, der etwas vom Geiste des alten Staatskanzlers besaß und einer der gewandtesten Jünger seiner diplomatischen Schule genannt werden muß, wenn er auch sonst an den Meister nicht hinanreicht, nichts von dessen eigentümlicher Größe aufweist. K. starb an Altersschwäche; für den Zeitgeist, der mit der französischen Revolution zur Herrschaft kam, hatte er kein Verständnis mehr. Durch ein halbes Jahrhundert hatte er, der „europäische Kutscher" den Wagen der großen Politik mit gelenkt.

Vgl. Arneth, Maria Theresia (Hauptwerk) u. s. Art. in der „Allg. deutsch. Biogr."; desgl. die Litt. über die Geschichte des österr. Erbfolgekrieges, des Siebenjährigen Krieges, der 1. Teilung Polens; Joseph II., Leopold II.

Kay, Schlacht bei (auch bei Züllichau oder bei Paltzig genannt) am 23. Juli 1759. Generallieutenant Graf Dohna hatte den von Friedrich dem Großen ihm gegebenen Auftrag, das russische Heer unter General Fürst Soltikow von der Oder abzuhalten, nicht erfüllt. Am 22. Juli standen beide Armeen sich gegenüber: Dohna's 27,500 Mann (30 Bataillone, 67 Eskadrons, 100 Geschütze) mit der Front nach Osten, den rechten Flügel an die Stadt Züllichau gelehnt; Soltikow mit 73,000 Mann (70 Bataillone, 100 Eskadrons, 340 Geschütze) auf eine Meile Entfernung ihm gegenüber; zwischenliegender Wald hinderte jeden von ihnen an dem Einblick in des Feindes Stellung. — An demselben Tage kam Generallieutenant v. Wedell, welchem

der König, mit Dohna unzufrieden, das Kommando übertragen hatte, bei der Armee an. Da sich bei derselben Generäle befanden, welche älter waren als Wedell, so hatte der König angeordnet, „Wedell solle bei den Truppen das sein, was ein Diktator bei der Römer Zeiten gewesen sei" und hatte ihm mündlich befohlen, „die Russen anzugreifen, wo er sie fände"; es kam ihm darauf an, ihre Vereinigung mit den Österreichern in Schlesien zu verhindern.

Am 23. morgens versuchte Wedell, durch eine Rekognoszierung sich vor allem Kenntnis der Gegend zu verschaffen; als er damit beschäftigt war, bemerkte er, daß das russische Heer sich in Bewegung setzte und erkannte bald, daß dasselbe ihn in der linken Flanke zu umgehen versuchte, um ihn von Crossen und von der Oder abzudrängen. Eingedenk des königlichen Befehls beschloß er, den Feind anzugreifen. Dieser hatte inzwischen Halt gemacht und zu beiden Seiten des Dorfes Paltzig eine feste Stellung genommen. Wedell setzte gegen dieselbe sein erstes Treffen in drei Kolonnen in Marsch; die des linken Flügels gelangte an den Feind, versuchte indessen vergeblich, obgleich die Kavallerie des General v. Schorlemmer anfangs Erfolge hatte, ihn zu werfen; die des Zentrums und des rechten Flügels aber stießen in der sumpfigen Niederung, welche beide Heere trennte, auf unüberwindliche Terrainhindernisse und mußten sich auf eine Kanonade beschränken; die Kavallerie des rechten Flügels, welcher es gelungen war, durchzudringen, wurde geworfen und durch ein brennendes Dorf verhindert, ihren Angriff zu wiederholen. Gegen Abend traf General v. Wobersnow, welcher die Bäckerei in Züllichau gedeckt hatte, auf dem Kampfplatze des linken Flügels bei K. ein; er selbst fiel, und seine Bataillone richteten ebenso wenig aus wie das zweite Treffen, welches unter General v. Kanitz gegen des Feindes rechte Flanke und Rücken entsandt war und bald nach ihm eintraf. Nach langem vergeblichen Ringen sammelte Wedell, unter dem Schutze der Reiterei, die Reste seiner Bataillone, welche er am folgenden Tage bei Tschicherzig auf das linke Ufer der Oder führte. Die Russen selbst hart mitgenommen, verfolgten nicht; sie hatten 169 Offiziere, 4622 Mann verloren, die Preußen 230 Offiziere, 7910 Mann, 2 Fahnen und 2 Standarten.

Vgl. „Geschichte des Siebenjährigen Krieges vom preußischen Generalstabe", Bd. III, Berlin 1824; v. Rothenburg, Die Schlachten der Preußen, Berlin 1847.

Keith, zwei Brüder, aus altem schottischen Geschlecht (Vgl. P. Buchan, Account of the family of K., 1828), welche nach dem Sturze des Hauses Stuart ihr Vaterland meiden mußten, dann zuerst in Spanien Aufnahme und zuletzt durch Friedrich den Großen in Preußen eine zweite Heimat fanden. — Der ältere George K., nach dem von ihm in seinem Vaterlande bekleideten Erbamte „Lord Marishal" genannt, am 2. April 1693 geboren (Geburtstag und Geburtsort werden sehr verschieden angegeben), lebte ohne festen Beruf und viel auf Reisen, bis er Ende 1747 durch seinen Bruder an den Hof von Sanssouci kam und in nahe Beziehungen zum Könige trat. Dieser schickte ihn 1751 als Gesandten nach Paris und ernannte ihn 1754 zum Gouverneur von Neufchatel, wo es ihm indes wenig behagte, so daß er nach dem Siebenjährigen Kriege ganz nach Potsdam übersiedelte. Während jenes Krieges hatte er vergeblich versucht, Spanien zur Parteinahme zu bestimmen und auch eine Sendung an den englischen Hof ausgeführt, mit welchem er sich ausgesöhnt hatte. Durch seinen am 25. Mai 1778 erfolgten Tod erlosch sein Haus. Sein „Éloge par D***", Berlin 1779, schrieb d'Alembert. — Sein Bruder James K., am 11. Juni 1696 zur Fretereſſa in der Grafschaft Kinkardie geboren, vertauschte 1728 den spanischen Kriegsdienst mit dem russischen, focht gegen Türken und Schweden, schwang sich zum General auf und bewährte sich auch in anderen Stellungen, z. B. als Gouverneur der Ukraine, trat aber 1747, unzufrieden mit den Verhältnissen in Rußland, als Feldmarschall in preußische Dienste und gehörte bald zu des Königs Freundeskreise. 1756 rückte er zuerst in Böhmen ein, focht bei Lowositz und blieb dort, als der König nach Sachsen zurückging bis zum Winter; 1757 hielt er, während der Schlacht von Prag, die Stadt auf dem anderen Moldauufer eingeschlossen und wurde dann beauftragt, sie zu belagern; nach der Niederlage von Kolin bewerkstelligte er mit großem Geschick seinen Rückzug. Im Oktober erhielt er dem Könige, als dieser, wegen Hadiks Marsch gegen Berlin, nach der Elbe aufgebrochen war, durch seine Maßnahmen Leipzig und trug darauf bei Roßbach mit der Infanterie durch richtige Unterstützung der Kavallerie wesentlich zur Entscheidung bei; während der König dann in Schlesien war, machte K. eine Diversion nach Böhmen hinein; Olmütz, mit dessen Belagerung er 1758 beauftragt war, zu nehmen, gelang ihm nicht; als das Unglück von Domstädtl, wo die Kaiserlichen am 30. Juni einen großen Transport nahmen, zur Aufgabe des Unternehmens genötigt hatte, erwarb er sich um den Rückzug nach Böhmen ein besonderes Verdienst. Von längerer Krankheit genesen, war er bei Hochkirch wieder zur Stelle. Den Österreichern mannhaften Widerstand entgegensetzend, fiel er hier in der Morgenstunde des 14. Oktober 1758. Ein tüchtiger Soldat und rechtschaffener Mann, vom Könige mehr bedauert als von der Armee, welcher er immer fremd blieb. — Vgl. „Memoirs of F. M. Keith", 1759; Pauli, Leben großer Helden IV, Halle 1759. Auch Varnhagen v. Ense hat in seinen „Biographischen Denkmälern" K.s Leben beschrieben.

Aus einem anderen, schon früher nach Deutschland gekommenen Zweige der Familie stammt Peter Karl Christof v. Keith, am 24. Mai 1711 zu Poberow in Hinterpommern geboren, welcher, früher Leibpage und vertrauter Freund des Kronprinzen Friedrich, dann Lieutenant im Infanterie-Regiment Dossow zu Wesel, als Mitwisser von jenes Fluchtversuch, selbst landflüchtig werden mußte. Er trat in portugiesischen Militärdienst, kehrte nach Friedrichs des Großen

Thronbesteigung nach Preußen zurück, ward Stallmeister, Kurator der Akademie der Wissenschaften zc. und starb am 27. Dezember 1756. — Vgl. „Allgemeine deutsche Biographie“, 15. Bd., Leipzig 1882.

Keith, Lord George, britischer Admiral, am 12. Januar 1746 geboren, führte bis zu seiner Erhebung zum Pair den Namen Elphinstone. Er trat 1762 unter Jervis, dem späteren Lord Saint-Vincent in den britischen Seedienst, zeichnete sich als Kapitän während des Nordamerikanischen Unabhängigkeitskrieges aus, saß im Unterhause, wurde für die Dienste, die er bei der Verteidigung von Toulon als Kommandant des Fort La Massue geleistet hatte, bei welcher Gelegenheit ihn übrigens wegen der geringen Sorge für das Geschick der Royalisten ein Vorwurf trifft, Contre-Admiral, eroberte 1795 das Kapland und dann Ceylon, nahm in der Bay von Saldanha ein holländisches Geschwader, wofür er irischer Pair wurde, und war 1799, als Kleber (s. d.) mit der Pforte den Vertrag von El Arisch (s. d.) geschlossen hatte, Befehlshaber im Mittelmeere. Diesen Vertrag ratifizierte er nicht und bewog dadurch Kleber, nochmals an die Entscheidung durch die Waffen zu appellieren. Im Frühling des nächsten Jahres bombardierte er vergeblich Genua, wo Massena zu Lande von den Österreichern eingeschlossen war, und deckte im März 1801 Abercrombys Landung bei Alexandria. Nachdem er im Dezember 1801 auch Pair von England geworden war, erhielt er das Kommando der Nordsee- und 1812 das der Kanalflotte, welches letztere er führte, als Napoleon sich den Engländern ergab und nach Sankt Helena gebracht wurde. Er starb am 10. März 1823 zu Tullialan in Perthshire. — Vgl. „Biographie universelle“, T. XXI, Paris und Leipzig 1861.

Kellermann, Vater und Sohn. — 1) **François Christophe,** Marschall von Frankreich, am 28. oder 30. Mai 1735 zu Straßburg oder zu Wolfsbuchweiler bei Rothenburg a. d. Tauber geboren, ward im Siebenjährigen Kriege französischer Husarenoffizier und war bei Beginn der Revolution, der er sich mit Begeisterung anschloß, Maréchal de Camp. An die Spitze der Armee des Zentrums gestellt, führte er am 20. September 1792 bei Valmy, als unter den Truppen eine Panik auszubrechen drohte, im rechten Augenblick seine Reserveartillerie ins Gefecht und entschied dadurch das Geschick des Tages. Napoleon verlieh ihm zum Andenken daran später den, nach dem Rechte der Erstgeburt sich vererbenden Titel eines Herzogs von Valmy. Im Frühjahr 1793 trat er an die Spitze der Alpenarmee; die unzureichende Stärke und Ausrüstung derselben machten ihre energische Verwendung unmöglich; außerdem hatte er innere Feinde zu bekämpfen, namentlich Lyon zu belagern, welches am 10. Oktober kapitulierte; sein Verhalten während der Belagerung zog ihm die Anklage auf Verrat zu und brachte ihn ins Gefängnis, aus dem ihn der Sturz der Schreckensherrschaft befreite. Er übernahm dann von neuem das Kommando der Alpenarmee, zuerst selbständig, dann unter Scherer; die Kämpfe derselben an Italiens Grenze blieben aber ohne Bedeutung bis 1796 Bonaparte erschien, worauf K. abtrat. Dieser machte K. 1804 zum Marschall und schenkte ihm den Johannisberg, hat ihn aber im Felde nicht verwandt. Später schloß K. sich den Bourbons an, fiel jedoch bald bei ihnen in Ungnade und starb am 12. September 1820. — Vgl. „Nouvelle biographie générale“, XXVII, Paris 1861. — 2) **François Etienne,** am 4. August 1770 zu Metz geboren, einer von Napoleons Reitergeneralen, trat diesem zuerst im Feldzuge von 1796 als Adjutant nahe, zeichnete sich bei Marengo mit seiner Kavalleriebrigade aus und wurde an der Spitze von Bernadottes Kavallerie bei Austerlitz so schwer verwundet, daß er am Kriege von 1806/7 nicht teilnehmen konnte. Auch 1812 war er krank. Hervorragend aber waren seine Leistungen 1813, wo er zuerst unter Ney, dann unter Poniatowski diente, und 1814, wo er zuerst unter Grouchy, dann an der Spitze des 6. Kavalleriecorps stand. Während der Restauration war er General-Inspekteur der Kavallerie. An dem Feldzuge von 1815 nahm er als Commandeur des 3. Kavalleriecorps teil, wurde von den Bourbons nicht wieder angestellt und starb am 2. Juni 1835. — Vgl. Nollet-Fabert, La Lorraine militaire, Bd. III, Nancy 1855.

Kent, Eduard August, Herzog von K. und Strathern, Graf von Dublin. Als vierter Sohn König Georgs III. von Großbritannien und Irland von Sophie Charlotte von Mecklenburg-Strelitz am 2. November 1767 geboren, wurde Eduard in Deutschland zum Soldaten erzogen, am 23. April 1799 Herzog von K. und Strathern, Graf von Dublin und Mitglied des Oberhauses. Er wurde Gouverneur in Halifax (Neuschottland), dann in Portsmouth, wo er im November 1798 das Bürgerrecht erhielt, diente einige Zeit bei der Landmacht in Westindien und zeichnete sich im Kriege aus, wurde Inhaber eines Infanterieregiments, Oberjägermeister von Hamptoncourt-Park u. s. w., 1800 General, 1802 Gouverneur von Gibraltar, wo er mit Härte einen Soldatenaufruhr unterdrückte, legte dies Amt 1803 nieder und wurde 1805 Feldmarschall. Er lebte in London, bis ihn die Zerrüttung seiner Finanzen zwang, in dem billigeren Brüssel Wohnsitz zu nehmen, heiratete am 11. Juli 1818 in Kew die verwitwete Fürstin Emich Karl von Leiningen, Marie Luise Viktoria von Sachsen-Saalfeld-Coburg (geb. am 17. August 1786), erhielt nun eine größere Apanage und kehrte nach England zurück, der festen Überzeugung, daß ihm, resp. seinen Kindern, der britische Thron zufallen werde. Im Oberhause stimmte er stets mit der Opposition, seine Reden waren bedeutend. Nachdem ihm am 24. Mai 1819 eine Tochter, die heutige Königin Viktoria, in Kensington geboren worden war, starb er am 23. Januar 1820 in Sidmouth und ruht in Windsor; seine Witwe folgte ihm im Tode erst am 16. März 1861 zu Frogmore. — Vgl. Erskine Neale, Life of Edward Duke of Kent, 2. Aufl., London 1850; „Denkwürdigkeiten aus den Papieren des Freiherrn C. F. v. Stockmar“, Braunschweig 1872.

Keppel, Augustus Viscount, britischer Admiral, ein Sohn des Grafen Albemarle, am 2. April 1725 geboren, nahm an Lord Ansons Expedition gegen die spanischen Kolonieen im Stillen Ozean (1740—1744) teil und zeichnete sich während des Siebenjährigen Krieges mehrfach, namentlich durch die Einnahme von Belleisle 1759, aus. Als Frankreich für die Nordamerikanischen Freistaaten die Waffen gegen England ergriff, fand der erste Zusammenstoß der britischen und der französischen Flotte am 17. Juli 1778 bei der Insel Quessant statt. Der Kampf blieb unentschieden, weil Sir Hugh Palliser, welcher K.s Nachhut führte, dessen Signale nicht befolgte; sein Flaggschiff war durch eine Explosion in Unordnung gekommen. Es erregte dies daheim große Unzufriedenheit, jeder von ihnen maß dem anderen die Schuld bei; beide wurden in Untersuchung gezogen, aber freigesprochen, K. zog sich aus dem Dienste zurück. Er wurde später Pair, war zweimal erster Lord der Admiralität, als welcher er die Kupferung der Schiffsböden einführte und starb am 3. Oktober 1786. — Vgl. James, Account of the chief naval occurrences, London 1817.

Kern, Jakob Konrad, wurde in wohlhabenden Verhältnissen im Thurgauer Dorfe Berlingen am Untersee 1808 geboren. Während seiner Studien an schweizerischen und deutschen Universitäten wandte er sich der Jurisprudenz zu. Nach 1830 hatte sein Heimatskanton Thurgau, der erst seit 1798 aus einem gemeinschaftlichen eidgenössischen Unterthanenlande ein gleichberechtigtes Bundesglied geworden, dann während Mediation und Restauration von einer künstlich geschaffenen, auf Wahlordnung beruhenden Oligarchie der Intelligenz regiert worden war, sich umgestaltet, besonders durch die Initiative des als Volksmann und Dichter geschätzten Pfarrers Bornhauser. Auf die naive Demokratie folgte mit der Revision der Verfassung von 1831, 1837, auch für den Thurgau die Epoche der juristischen Doktrin, welche in jenen Jahren noch in anderen Kantonen der Administration erfolgreich Konkurrenz machte, und der kenntnisreiche junge Advokat K. wurde jetzt als Mitglied der mit großen Befugnissen ausgestatteten Justiz-Kommission eine sehr einflußreiche Persönlichkeit. Regelmäßig sandte ihn nun auch der Thurgau auf die Tagsatzung, und er trat da schon 1838 in nachdrücklicher Weise hervor, als sich wegen des dem Prinzen Louis Napoleon gewährten Asyls gegenüber der Ausweisungs-Forderung Ludwig Philipps ein Konflikt mit Frankreich herauszubiden schien. Als Altersgenosse und Freund des zunächst bei Berlingen auf Schloß Arenenberg wohnenden Prinzen war K. allerdings in erster Linie auch persönlich dazu aufgefordert, die Sache des mit Thurgau enge verbundenen Napoleoniden zu führen. Zu der Zeit des Sonderbundes war K. ein Hauptführer der auf dessen Auflösung durch Gewalt und auf Reform des Bundes arbeitenden Mehrheit der Tagsatzung, und er zählte zu der Kommission, aus deren Beratungen der neue Bundesvertrag von 1848 hervorging. Seine Heimat ordnete ihn nach Annahme der Verfassung erst in den Nationalrat, später in den Ständerat ab; er arbeitete an der Organisation des Bundesgerichtes und nach Gründung des eidgenössischen Polytechnikums trat er 1855 als Präsident an die Spitze des eidgenössischen Schulrats, in welcher Stellung ihn nach seiner Versetzung sein Landsmann Kappeler ersetzt hat. — Den wichtigsten Teil seiner Aufgabe fand nämlich K. seit dem Herbst 1856 auf dem Boden der auswärtigen Politik. Nach dem Ausbruche des Royalisten-Aufstandes in Neuenburg (s. d.) schien K. wegen seiner alten Beziehungen zu dem inzwischen auf den Kaiserthron gehobenen Napoleoniden dem Bundesrate die geeignetste Persönlichkeit zu sein, um als Delegierter der Schweiz in Paris gegenüber Preußen den Streit mit Hilfe der französischen Regierung zu vermitteln (s. „Dufour"). Der glückliche Erfolg der Mission als außerordentlicher Gesandter führte bis zum Sommer 1857 zur endgültigen Ersetzung des bisherigen schweizerischen Ministers in Paris (des Wallisers Barman) durch K. Seither, bis März 1883, bekleidete derselbe den Posten des schweizerischen Gesandten in Paris, also lange über die Zeit des Kaisertums hinaus, nach dessen Sturze er während der Belagerung 1870 und 1871 nicht nur den Angehörigen seines eigenen Landes nützlich sein konnte. Überhaupt genoß sein Walten, wie es sich auf eine reiche Erfahrung stützte, in weiten Kreisen einer wohl verdienten Achtung. Bei den wachsenden internationalen Beziehungen, den sich steigernden Aufgaben, wobei der neutralen Schweiz besondere Vertrauensmissionen oblagen, dann aber vorzüglich für speziell zwischen Frankreich und der Schweiz zu ordnende Angelegenheiten, so besonders die Handelsverträge, lag K. eine große Arbeitslast ob. Obschon noch rüstig glaubte er, nachdem er über ein Vierteljahrhundert auf seinem Platze ausgeharrt, sich ins Privatleben, nach der Schweiz, zurückziehen zu dürfen.

Kesselsdorf, Schlacht am 15. Dezember 1745. Auf die Nachricht, daß seine Gegner ein Vordringen in seineStaaten planten, sammelte König Friedrich II. von Preußen, welcher seine Truppen bereits hatte in die Winterquartiere rücken lassen, 23 Bataillone und 38 Schwadronen unter Fürst Leopold von Anhalt-Dessau bei Halle und rückte selbst von Schlesien gegen die österreichische Armee des Prinzen Karl (s. d.) von Lothringen, welcher durch die Lausitz gegen die Oder vordrang. Der Tag von Hennersdorf (s. d.) bestimmte den Prinzen zum Rückzuge nach Böhmen; der König entsandte den General v. Lehwaldt mit 10 Bataillonen und 20 Schwadronen zum Fürsten Leopold, welcher am 30. November Leipzig genommen hatte. Beide vereinigten sich am 13. Dezember bei Meißen und langten, 32,600 Mann stark, am 15. mittags vor der Stellung an, welche Feldmarschall Graf Rutowsky mit 34,600 Mann bei dem Dorfe K., 15 km westlich von Dresden, inne hatte. Dieser verfügte, neben den Regimentskanonen, über 65 schwere Geschütze; seine Truppen waren meist sächsische, 10 österreichische Bataillone standen entfernt und kamen nicht zum Gefecht. — Vor der Front der Stellung befand sich der tief eingeschnittene Zschonengrund, dessen Ränder mit Schnee und Eis bedeckt waren; Fürst Leopold entschloß sich daher

zum Angriff auf das auf dem linken sächsischen Flügel gelegene K. Zwei Stürme, welche General Graf Herzberg unternahm, wurden abgeschlagen; da begingen die Verteidiger die Unvorsichtigkeit, den in Unordnung weichenden Preußen zu folgen; dies benutzte der Fürst, um sich durch General v. Lehwaldt in den Besitz von K. zu setzen, von wo die Sachsen ihn nicht wieder vertreiben konnten. Gleichzeitig war Prinz Moritz von Anhalt-Dessau unter großen Schwierigkeiten über den oberen Zschonengrund gegangen, hatte die ihm gegenüberstehenden Sachsen ebenfalls geworfen, und, als nun auf deren linkem Flügel immer mehr preußische Truppen in Aktion traten, wandten sie sich allgemein zum Rückzuge. In zwei Stunden war die Schlacht entschieden; die einbrechende Nacht verhinderte, daß sie zu einer vollständigen Niederlage wurde. Während derselben stand Prinz Karl von Lothringen mit der österreichischen Armee ziemlich ahnungslos in Dresden beim Großen Garten; König Friedrich war bis Meißen gekommen. Sein Nahen bestimmte seine Gegner zur Räumung von Dresden, wo die Preußen am 16. einrückten, und zum weiteren Rückzuge. Am 25. wurde dort Friede geschlossen, er bestätigte den von Breslau. Preußische Verluste: 5000 Mann tot und verwundet; sächsische: 7000 tot, verwundet und gefangen. — Vgl. v. Rothenburg, Die Schlachten der Preußen, 2. Aufl., Berlin 1847.

Ketteler, Wilhelm Emanuel, Bischof von Mainz und streitbarer Führer der Ultramontanen in dem Kirchenstreit und Kulturkampf des XIX. Jahrhunderts, ist geboren am 25. Dezember 1811 in Münster, gestorben am 13. Julius 1877 zu Burghausen im K. Bayern. — Als dritter Sohn des westfälischen Freiherrn Friedrich v. K., von der Linie Harkotten, war er zuerst zu einer weltlichen Laufbahn im preußischen Staatsdienst bestimmt, genoß seine Vorbildung im elterlichen Haus, auf der Domschule zu Münster und in dem Jesuiten-Kollegium zu Brieg im Kanton Wallis, studierte darauf 1829—1833 Jura und Cameralia in Göttingen, Berlin, Heidelberg, München, wurde 1834 Referendar bei der Regierung in Münster, verließ aber 1838 den Staatsdienst infolge des Kölner Streites und entschloß sich nach längerem Schwanken auf des Bischofs von Reischach Veranlassung zum Eintritt in den geistlichen Stand. Nach kurzem Studium in München und auf dem Priesterseminar zu Münster empfing er 1844 die Priesterweihe. Nachdem er wenige Jahre als Kaplan zu Beckum und als Pfarrer zu Hopsten in Westfalen der Seelsorge sich gewidmet, ließ er sich 1848 in der Grafschaft Tecklenburg ins Frankfurter Parlament wählen, erregte die öffentliche Aufmerksamkeit durch seine Leichenrede am Grab von Auerswald und Lichnowsky, sowie durch einige in Mainz gehaltene Reden und Predigten über die Freiheit der Kirche und die sozialen Fragen der Gegenwart. Auf Diepenbroks Empfehlung wurde er 1849 zum Probst an der Hedwigskirche in Berlin, auch Ehrendomherrn in Breslau und bischöflichen Delegaten ernannt, vertauschte aber diese Stellung bereits 1850 mit der des Bischofs zu Mainz, wozu er im März vom Papst ernannt, im Mai konsekriert und inthronisiert wurde. Bei einem einfachen und streng asketischen Privatleben widmet er sich mit großem Eifer den Pflichten seines bischöflichen Amts, predigt, hält Visitationen, Missionen und Exercitien, stiftet Bruderschaften und geistliche Vereine, gründet Waisenhäuser, katholische Schulen und Klöster, beruft 1851 die Schulbrüder, 1854 Kapuziner und Franziskanerinnen, 1858 die Jesuiten, errichtet in Mainz eine theologische Lehranstalt und verbietet seinen Theologen den Besuch der Universität Gießen, wodurch die dortige katholische Fakultät lahm gelegt wird. Bald nach seiner Konsekration hatte er sich mit den Bischöfen der Oberrheinischen Kirchenprovinz zu gemeinsamem Vorgehen gegen die betr. Staatsregierungen verabredet, dann aber doch mit der hessischen Regierung separat verhandelt und mit ihr eine „vorläufige Konvention" abgeschlossen, die vorerst geheim gehalten, 1862 publiziert, dann aber 1866 resp. 1871 wieder beseitigt wurde. Aus Anlaß der 1855 zu Fulda veranstalteten Bonifaziusfeier erklärt er die Reformation für „den Messiasmord des deutschen Volkes", spielt auch ferner bei den Versammlungen der deutschen Bischöfe eine Hauptrolle, beteiligt sich an allen kirchenpolitischen Fragen mit seinen zwar nicht sehr tiefgehenden, aber klar und populär geschriebenen Broschüren, Hirtenbriefen und Zeitungsartikeln, und sucht vor allem seine süddeutschen Kollegen (den Erzbischof von Freiburg 2c.) in ihrer Auflehnung gegen die Staatsgesetze und Regierungen zu bestärken. Nun aber kam auch für ihn eine Zeit schwerer Krisis. Nachdem er schon früher dreimal in Rom gewesen, beteiligte er sich 1869—1870 am Vatikanischen Konzil, und zwar als Führer der Partei der sogen. Opportunisten, welche zwar nicht das Dogma der päpstlichen Unfehlbarkeit, wohl aber die Zweckmäßigkeit der Infallibilitäts-Erklärung bestritten. Am 13. Juli 1870 stimmt er mit der Minorität für Non placet, am Abend des 15. Juli sucht er in einer Audienz bei Papst Pius IX. diesen in beweglichen Worten und schließlich durch einen Fußfall zum Verzicht auf die Infallibilität oder wenigstens zu einer Modifikation der vorgelegten Formel zu bestimmen, reist dann aber vor der entscheidenden Sitzung des 18. Julius von Rom ab, kehrt in seine Diöcese zurück und beeilt sich, nicht bloß selbst dem neuen Dogma sich zu unterwerfen, sondern auch von seinem Diöcesanklerus dessen Annahme zu verlangen. Mit diesem seinem „Fall und Kniefall" war aber auch seine Rolle ausgespielt, sein moralisches Ansehen gebrochen. Zwar verteidigt er auch noch ferner die Vatikanischen Dekrete und bekämpft den Altkatholicismus in Broschüren und Zeitungsartikeln, zwar läßt er sich 1871 durch einen badischen Wahlkreis in den deutschen Reichstag wählen und beteiligt sich an der Organisation der sogen. Zentrumspartei, legte aber bald darauf sein Mandat nieder und zog sich in seine Diöcese zurück, sah aber auch hier infolge der neuen Kirchengesetzgebung seinen Einfluß sinken, trotz der Broschüren, die er auch fortan von Jahr zu Jahr über die kirchenpolitischen Fragen ausgehen ließ. Durch eine in der Pfalz gehaltene Festpredigt kam er 1873 auch mit der bayerischen Regierung in Konflikt, feierte

in demselben Jahr sein 25jähriges Bischofsjubiläum und reiste 1877 zum fünftenmal nach Rom zum 50jährigen Bischofsjubiläum des Papstes. Auf der Rückreise erkrankte er und starb in dem Kloster Burghausen in Oberbayern, sieben Jahre nach jener römischen Abstimmung — 13. Juli 1877. Nach seinem Tode erschienen noch Predigten von ihm und ein Teil seines interessanten Briefwechsels, der eine wichtige Quelle für seine Lebensgeschichte wie für die katholische Kirchengeschichte der Gegenwart bildet. — Einen Abriß seines Lebens hat P. Münz 1874 gegeben in: „Deutschlands Episkopat in Lebensbildern" II, 3; vgl. die verschiedenen nach seinem Tod erschienenen Nekrologe und den Artikel von Reusch in der „Allgem. deutschen Biographie" XV, 670; ein vollständiges Verzeichnis seiner Schriften bei Raßmann, Nachrichten von Münsterschen Schriftstellern; außerdem sind zu vergleichen die Schriften über das Vatik. Konzil und die katholische Kirche des XIX. Jahrhunderts.

Kettler (jetzt gewöhnlich **Ketteler**) ein westfälisches Adelsgeschlecht, von welchem mehrere Zweige reichsfreiherrliche, auch reichsgräfliche Eigenschaft erworben haben. Die Genealogen leiten es von den Herren von Huesten ab, die als Vasallen der Grafen von Arnsberg schon im 11. Jahrhundert vorkommen. Der neue Name K. entstand von der Kettelburg bei Herdringen, die ein Herr von Huesten anlegte, und gewann seit dem 14. Jahrhundert die Oberhand. Schon am Ende desselben Jahrhunderts begannen die Teilungen in verschiedene Linien. Geschichtlich am bedeutendsten und daher am bekanntesten ist im 16. Jahrhundert Gotthard K. geworden, der letzte Meister des deutschen Ordens in Livland und der erste Herzog von Kurland (s. d.), und mit ihm seine männlichen Nachkommen auf dem Herzogsstuhle des letztgenannten Landes. Auf Gotthard selbst folgten 1587 seine beiden Söhne Friedrich (1587—1642) und Wilhelm (1587—1616, stirbt 1640), dann Wilhelms Sohn Jakob (1642 bis 1681), sein Enkel Friedrich Kasimir (1681 bis 1698), sein Urenkel Friedrich Wilhelm (1698 bis 1711), endlich Jakobs jüngerer Sohn Ferdinand, mit dem 1737 die Herzogslinie ausstarb. Eine andere in Kurland angesessene Linie erlosch dort 1781. Mehrere Linien blühen noch heute in Westfalen fort, und von allen ihren Mitgliedern hat in neuester Zeit den größten Namen Freiherr Wilhelm Emanuel v. Ketteler gewonnen, der von 1850—1877 Bischof von Mainz gewesen ist und fast als der erste unter allen deutschen Bischöfen aus dem ausgesprochenen Gegner des Unfehlbarkeitsdogmas ein entschiedener Anhänger und Verteidiger desselben wurde (s. d. vor. Art.).

Kettler, Gotthard, der letzte Meister des deutschen Ordens in Livland (1559—1561) und der erste Herzog in Kurland (1561—1587). Das Geburtsjahr dieses für die ganze spätere Entwickelung der heutigen deutschen Ostseeprovinzen Rußlands entscheidenden Mannes, seine ganze Jugend, die ersten Jahre seiner Zugehörigkeit zum deutschen Orden, dem er etwa 20 Jahre alt beigetreten sein mag, entziehen sich vollständig unserer Erkenntnis. Erst seit seiner Ernennung zum Komtur von Dünaburg, Januar 1554, tritt er in den Vordergrund, und zwar sofort als Anhänger der polnischen Partei und in der immer offener hervortretenden Absicht, sich selbst an die Spitze des Ordensstaates, zum Landmeister oder Herrmeister von Livland, emporzuschwingen. Im Juli 1558 wird er Koadjutor des Meisters Wilhelm v. Fürstenberg, weiß diesen bald zum völligen Rücktritte zu bewegen und erhält im September 1559 selbst die meisterliche Würde. (Das Genauere s. „Livland".) Durch die Pacta subjectionis, die zu Wilna am 28. November 1561 vereinbart wurden, geschah endlich die Unterwerfung des Ordensstaates, oder vielmehr, da Estland bereits unter schwedische Herrschaft gekommen war, die Unterwerfung Livlands und Kurlands unter die Herrschaft der Krone und der Republik Polen und des Großherzogtums Littauen. Am 5. März 1562 wird G. K. als Herzog von Kurland und Semgallen und als königlicher Statthalter von Livland proklamiert. (Das Weitere s. „Kurland".) In den Fasten 1566 vermählte sich der neue Herzog auf Betrieb des Herzogs Albrecht von Preußen zu Königsberg mit Anna, der Schwester Johann Albrechts von Mecklenburg (s. d.), der selbst die „Succession" in Kurland für sein Haus zu gewinnen gedachte. Bei seinem Tode stand G. K. im Alter von etwa 70 Jahren.

Keyserlingk, Hermann Karl, Freiherr und später Graf von, dem kurländischen Zweige der aus Tecklenburg herstammenden Familie K. entsprossen, gehörte zu denjenigen Deutschen der Ostseelande, welche bei Gelegenheit der Erhebung der verwitweten Herzogin Anna von Kurland auf den russischen Kaiserthron in russische Dienste kamen, und hatte zur Beförderung Birons auf den kurländischen Herzogsstuhl nicht wenig beigetragen. 1733 wurde er wirklicher Staatsrat, Vizepräsident des Justizkollegiums und Präsident der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften. Weiterhin verrichtete er mehrere wichtige Gesandtschaften, so schon 1733 am polnisch-sächsischen Hofe in Dresden und 1745 beim Wahltage in Frankfurt a. M. Gleich nach ihrer Thronbesteigung sandte Katharina II. den Grafen K. als ihren Bevollmächtigten nach Warschau mit der Aufgabe, die polnische Krone, die sächsische Dynastie in die völlige Abhängigkeit von Rußland hinabzudrücken. Wie der Graf sofort als Sachverwalter des eben zurückberufenen Herzogs Ernst Johann (Biron) von Kurland auftrat und in einem staatsrechtlich gelehrten Manifest nachwies, daß König August III. durch die Belehnung seines Sohnes Karl mit dem Herzogtum die Rechte der Republik schwer verletzt hätte, so sammelte er alle Gegner der Sachsen um seine Person. Er wurde die Veranlassung, daß die Kaiserin sehr bald 8000 Mann russischer Truppen in Littauen einrücken ließ. Zwar erkrankte K. nach dem Tode Augusts III. bedenklich, so daß die Czartoryski, die Führer der zu Rußland haltenden Partei, manche gesetzliche Bestimmungen durchsetzen konnten, die den russischen Intentionen widersprachen, aber dennoch gelang es ihm, die Wahl eines „Piasten", des Stanislaus Poniatowski, durchzusetzen. Wenige Wochen

danach starb er, am 30. September 1764, in einem Alter von 69 Jahren.

Khevenhüller, Franz Christoph, Freiherr zu Landskron, Graf zu Frankenburg, geb. den 21. Februar 1588 zu Klagenfurt, gest. den 13. Juni 1650 in Baden bei Wien, Diplomat und Geschichtschreiber. Die Familie der Kh. stammt aus Ost- oder Mittelfranken, aus dem Gebiete des Bistums Bamberg, wo noch jetzt die Ortschaft Khevenhüll bei Beilngries an sie erinnert, und kam mutmaßlich nach dem furchtbaren Erdbeben des Jahres 1348, das die oberkärntnischen Besitzungen des genannten Bistums verödete und neue Ansiedelungen notwendig erscheinen ließ, in letzteres Gebiet, und zwar in die Gegend von Villach, wo es bald heimisch und als Dienstadel der Bamberger Bischöfe mannigfach begütert wurde. Seit 1427 führen die Kh. das Prädikat „zu Aichlberg" und scheiden sich seit 1519 in zwei Linien, in die Frankenburger, vorzugsweise im Erzherzogtum Österreich begüterte, und in die Hohenosterwitzer, deren Besitz besonders in Kärnten vorfindlich war, und die sich im Laufe des 18. Jahrhunderts dann zur fürstlichen mit dem Prädikate Kh.-Mätsch umwandelte. Der Frankenburger Linie, welche seit 1566 den österreichischen Freiherrn, 1593 den Grafen beigezählt wurde, gehört Fr. Chr. an, der Sohn des weitgereisten, vielseitig gebildeten Bartholomäus (Bartlmä), eines der eifrigsten Bekenner des Protestantismus (geb. 1539, gest. 16. August 1613), aus dessen zweiter Ehe mit Blanca Ludmila, Gräfin von Thurn. Aus dem „siechen, buckligen, zwerghaften Geschöpf", was Fr. Chr. Kh. als Säugling war, entwickelte sich nachmals eine stattliche, anziehende Mannesgestalt. Von 1604—1608 als junger Kavalier durch Reisen nach West- und Südeuropa welterfahren gemacht, trat er alsbald dem Hofe näher, ehelichte 1613 die Barbara v. Teuffel und erlangte 1616 als bevorzugter Schützling des damals allmächtigen Kardinalministers Kaiser Mathias', Melchior Khlesl (s. d.), einen allerdings bedeutenden, aber ungemein schwierigen und aufwandheischenden Posten, nämlich den eines kaiserlichen Botschafters in Madrid, welchen früher einmal sein Ohm Hanns († 1606) innegehabt. Seit 1614 erscheint er auch bereits als Katholik, während die meisten anderen Familienglieder protestantisch geblieben waren. Zunächst kam er als außerordentlicher Botschafter nach Spanien, setzte aber bald (September 1617) seine Beglaubigung als ordentlicher Gesandter durch. Er war da für die Zustandebringung der österreichisch-spanischen Allianz ungemein rührig, obschon er (1618 ward sein Gönner, der Kardinalminister Khlesl, gestürzt) in die äußersten finanziellen Bedrängnisse geriet. Am 20. Dezember 1621 zum Geh. Rate ernannt, nachdem er Madrid für einige Zeit verlassen, widmete er sich seiner diplomatischen Aufgabe von 1622—1625 neuerdings. Auf der Rückkehr von Madrid (1625) hatte er mit Aufträgen an den Hof der Bourbonen, an die Generalstaaten und an die geistlichen Kurfürsten zu thun. Er ging dann zum drittenmale nach Spanien, wo er bis 1631 in Bestallung blieb. Für seine diplomatische Mitwirkung im Handel um die strittige Grafschaft Finale erhielt er von König Philipp IV. das Goldene Vlies. 1628 traf seinen leiblichen Bruder Hanns († 1632) das Los der Exilierung als Protestanten, und nun geriet Fr. Chr., der, wie dies auch Hanns wünschte, die hierdurch zur Veräußerung gelangenden Güter, insbesondere Landskron zu erwerben wünschte, um sie nicht fremden Händen überlassen zu müssen, in schlimme Prozesse, deren Unannehmlichkeiten durch die Schwierigkeit, seine Forderungen an die Hofkammer als kaiserlicher Diplomat durchzubringen, nur noch gesteigert wurden. An Würden und Ämtern gebrach es ihm nicht. Er war Erblandstallmeister von Kärnten, Vorschneider, Mundschenk, Silberkämmerer, Kammerherr; durch 28 Jahre Geh. Rat, durch 14 Jahre Oberhofmeister der Kaiserin Maria, 4 Jahre General-Obrister der windisch-kroatischen Grenze. Der oberösterreichische Bauernaufstand von 1626 wurde besonders den K.schen Herrschaften gefährlich. — Seine Muße verwertete K. zur Abfassung eines weitschichtigen Memoirenwerkes, das aus gedruckten Werken, aber vornehmlich auch aus Handschriften, Materialien, so z. B. auch aus den Aufzeichnungen seines Ohms Hanns, ehemaligen Gesandten in Spanien, eigenen Vermerken und Erlebnissen geschöpft, in pragmatische Ausführungen, Biographieen, Relationen u. s. w. zerfallend, eine der stofflich bedeutendsten Publikationen für die Geschichte Habsburg-Österreichs von der Geburt Kaiser Ferdinands II. als Erzherzogs und Thronfolgers in Inneröſterreich (1578) bis zu dessen Tode (1637) darstellt und daher auch den Titel führt: „Annales Ferdinandei oder jährliche Beschreibung Kaiser Ferdinands II. Geburt, Auferziehung und bisher zu Krieg- und Friedenszeiten vollbrachten Thaten" u. s. w. Zunächst erschien der „Prodromus" des Werkes von 1578 bis 1595 (Wien 1636, Fol.). In den Jahren 1640—1644 kam das Werk (bis 1622 reichend) heraus, und zwar 1.—4. Bd. in Regensburg (1640/1), 5.—9. Bd. in Wien (1642/6) in der geringen Zahl von 40 Exemplaren. Der Leipziger Buchhändler, M. G. Weidmann, unternahm daher etwas Verdienstliches, daß er das seltene Werk nicht bloß neu auflegte, sondern den vorher noch nicht gedruckten Schluß desselben zur Publizität brachte. Der 9. Bd. jener Auflage schloß nämlich mit dem Jahre 1622; während die 12bändige Edition Weidmanns aus den Jahren 1716—1726, vom 10.—12. Bde. die Geschichte der Jahre 1623—1637, also gerade die wichtigste Epoche Kaiser Ferdinands II. und des Dreißigjährigen Krieges behandelt. D. Runde brachte — leider nur die Jahre 1578—1597 — des K.schen Werkes in einem kritischen „Auszug" zusammen („K.s Jahrb. in einen pragmatischen Auszug gebracht und berichtigt", Leipz. 1788 bis 1781, 4 Tle.).

Von zwei Frauen überlebten Frz. Chr. K. drei Töchter und ein Sohn gleichen Namens, der die Frankenburger Linie des Geschlechtes fortsetzte.

Litt.: Hammer, Leben Kard. Khlesls (4 Bde., 1847—51); Hurter, Gesch. Ferd. II. u. s. w. (11 Bde., 1850—64); Czerny, Bilder aus der

Zeit der Bauernunruhen in Ober-Österr. (Linz 1876). Insbesondere aber biogr. Czerwenka, Die Khevenhüller (1876, 16. Kap.); A. Wolf, Gesch. Bilder aus Österreich I, 1878.

Khevenhüller, Ludwig Andreas, Graf von Aichelberg auf Frankenburg, geb. 30. November 1683, gest. 26. Januar 1744, österreichischer Feldmarschall. Er stammte von der älteren frankenburgischen Linie des K.-Geschlechtes, als Sohn Franz Christophs II. (starb 1684), aus dessen zweiter Ehe mit Ernestine Barbara, Gräfin Montecuculi, einer Tochter des berühmten Feldherrn. — Der Vater lebte zeitweise auch in Linz, und hier, in der Hauptstadt Oberösterreichs, wurde K. geboren, und zwar als drittältester Sohn des Hauses. Mit 19 Jahren (1702) trat er in die kaiserliche Armee ein, leistete das Seinige bei der Landesverteidigung Oberösterreichs (1704) und kam dann bald in das Kürassier-Regiment Visconti unter die Fahne Eugens von Savoyen, dessen Adjutanten einer er wurde. Nicht lange nach dem Utrecht-Rastatt-Badner Frieden (1711—1714), der den Krieg um die spanische Erbfolge schloß, erscheint er (1715) als Kommandant jenes Regiments und im beginnenden Türkenkriege (1716) bereits als Generaladjutant des Savoyers. In den Kämpfen vor Karlowitz und Peterwardein als wackerer Krieger sich bewährend, erhielt Oberst K. den ehrenden Auftrag, den Peterwardeiner Sieg vom 5. August 1716 bei Hofe zu melden, machte die Entscheidung des Krieges vor Belgrad (1717) mit und erwarb sich die Auszeichnung, zum Obersten des Leibregiments Eugens von Savoyen (Dragoner) befördert zu werden. Am 1. Oktober 1723 Generalmajor (General-Feldwachtmeister), 1726 Oberstinhaber des Kavallerieregimentes Schönborn blieb K. bis 1732 vorzugsweise in Ungarn stationiert und verfaßte in dieser längeren Ruhepause ein für die damaligen Heeresverhältnisse beachtenswertes Opus unter dem Titel: „Die Observationspunkte, so ich dem mir von der kaiserlichen Majestät allergnädigst anvertrauten Dragoner-Regiment hiermit vorschreibe“, das zunächst in Kronstadt (Siebenbürgen) 1729 zweiteilig, dann 1739 in Wien dreiteilig und posthum 1748, abermals zu Wien in dritter Auflage erschien und manchen zeit- und sittengeschichtlich nicht uninteressanten Beitrag liefert, abgesehen von dem militärgeschichtlichen Werte des umfangreichen Werkes. Im Oktober 1733 zum Feldmarschall-Lieutenant und Festungskommandanten von Essegg befördert, fand K. bald Gelegenheit, den Krieg der Jahre 1734/5 gegen Frankreich und Spanien, und zwar auf dem italienischen Schauplatze unter dem Oberbefehle des Feldmarschalls Grafen von Mercy mitzumachen. In der verhängnisvollen Schlacht bei Parma (29. Juni 1734), in welcher gleich zu Anfang des Kampfes Mercy fiel und Feldzeugmeister Prinz Ludwig von Württemberg verwundet wurde, mußte K. in das undankbare Interimskommando eintreten und den Rückzug leiten. Mit Festigkeit hielt er auch unter dem Oberbefehl Königseggs seine Stellung in dem heißen Treffen bei Guastalla (19. September) gegen Broglie, der kurz zuvor (16. September) die Überrumplung bei Guistella erlitten, und nun die Schlappe wettmachte, — und bezog die Winterquartiere. Im April 1735 wurde er zum Kavalleriegeneral befördert und für die Armee in Italien weiterhin bestimmt. In der Campagne d. J. war die Übermacht entschieden auffeiten der Franzosen und Spanier und der ihnen verbündeten Sarden unter dem Oberbefehle des Königs von Sardinien, des Marschalls Noailles und Montemars, Herzogs von Vitronto, und K. hatte vorzugsweise den Rückzug nach Tirol durchzuführen, als er Gefahr lief, am Po, bei Ostiglia abgeschnitten und erdrückt zu werden. In Tirol übernahm er dann ein selbständiges Kommando und drang wieder nach Ober-Italien vor. Am 1. Dezember 1735 wurde zu Mantua von ihm mit Noailles eine Militärkonvention abgeschlossen. 1736 kam es zum Frieden und 1737 zur Rückkehr K.s nach Wien. Den 27. Mai legte er seinen Eid als Hofkriegsrats-Vizepräses und kais. Geheimrat ab; zwei Monate früher war er Feldmarschall geworden, mit gleichzeitiger Ernennung zum Gouverneur und kommandierenden General im Königreiche Slavonien und Fürstentum Syrmien. Als der verhängnisvolle Türkenkrieg im Jahre 1737 ausbrach, traten K. und Graf Philippi dem kommandierenden Generale Grafen Seckendorf an die Seite. K. hatte zunächst gegen Widdin in Bulgarien zu operieren; die ungünstigen Bodenverhältnisse und die davon bedingte große Sterblichkeit der Mannschaft nötigten zur Räumung dieses Terrains. Bald kam es am Timok im Serbischen zu heftigen Kämpfen des K.schen Corps mit der Übermacht der Türken (September 1737), welche auch die Oberhand errangen. Am 18. Oktober wurde an Seckendorfs Stelle Feldmarschall Philippi mit dem interimistischen Oberkommando betraut. Nach kurzer Erkrankung begab sich K. Ende Oktober nach Wien und kehrte dann im Dezember nach Ungarn zurück, um die Oberleitung der Winterquartiere zu übernehmen, nachdem er im Seckendorfschen Prozesse ziemlich heftig die Partei gegen den Obergeneral genommen. 1738 verlebte K. den ganzen Sommer als Vizepräses des Hofkriegsrates in Wien und sah sich durch Ernennung des Grafen Joh. Jos. Harrach an Königseggs Stelle zum Präsidenten in seinen eigenen Erwartungen bitter enttäuscht. Er war nahe daran, alle seine Chargen niederzulegen; ging dann wieder auf den Kriegsschauplatz mit einer neuen Vorschrift ab und führte die Armee in die Winterquartiere, worauf er wieder nach Wien zurückging. War der Obergeneral des zweiten Feldzugsjahres (1738) Graf Königsegg, der frühere Hofkriegsrats-Präsident, vom gleichen Schicksal wie sein Vorgänger Seckendorf ereilt worden, so erlebte der Oberanführer der Campagne des dritten und letzten Kriegsjahres 1739, Feldmarschall Graf G. O. Wallis, die gerechte Ungunst des Geschicks, und K., den die Ernennung seines rangjüngeren Kollegen schwer gekränkt hatte, durfte sich bald im Hinblick auf den Ausgang des Krieges dessen getrösten.

Die rühmlichsten Jahre bilden den Schluß der Lebenszeit K.s. Es sind die schweren Zeiten der Kämpfe Maria Theresias um den Bestand ihres

Thrones und Reiches. 1741 wurde K. als einer der Bewährtesten zum Kommandanten in der Stadt Wien ernannt, und er war auch durch Pflichttreue, strammes und doch leutseliges Wesen ganz der Mann für diese Stellung. — Als die drohendste Gefahr, die des Anmarsches der Bayern gegen Wien, vorüber war, begab er sich zufolge des Befehles der Königin Maria Theresia nach Preßburg an das Hoflager und führte bei den wichtigen Beratungen das Wort, welche die Aufstellung eines Armeecorps in Österreich unter seiner Führung bezweckten. Waidhofen a. d. Ybbs wurde zum Sammelplatze ausersehen.

Es war (Dezember 1741) ein Zeitpunkt, in welchem Max v. Schmerling an den Legationssekretär Gudebel in Paris schrieb: „On n'espère plus ici qu'en Khevenhüller.“ Unter K. kommandierten die regulären Truppen: Feldzeugmeister Graf Wurmbrand-Stuppach, die Feldmarschallieutenants Grafen Mercy-Argenteau und Graf Karl Pálffy, die Generalmajore Graf Bernes, Frhr. v. Bärenklau, Graf Leopold Pálffy und Frhr. Dungern. Seine rechte Hand als General-Adjutant war Oberst-Lieutenant Graf Gorani. Auch die Freicorps der gefürchteten „Panduren und Kroaten“, unter Franz Freiherr v. d. Trenk und Joh. D. v. Menzel unterstanden seinem Oberbefehle, erregten aber bald durch ihre Unbotmäßigkeit und Barbareien seine sittliche Entrüstung, welche den günstigen Eindruck ihrer Schlagfertigkeit und Verwendbarkeit gegen den Feind weit überwog. — Im Januar 1742 konnte K. bereits die Offensive gegen das bayerisch gewordene Oberösterreich ergreifen. Damals (21. Januar) überbrachte der Großherzog von Toscana, Franz Stephan, Gemahl Maria Theresias, als nomineller Oberfeldherr, jenes allbekannte Schreiben der Königin in Begleitung ihres lebensgroßen Porträts, welche Beweise des unbegrenzten Vertrauens und lebhaften Dankgefühls den General bis zu Thränen rührten. „Lebe und streite wohl!“ lautete der Schluß jenes Schreibens, und an letzterem ließ es K. nicht fehlen. Linz übergaben den 23. Januar die Franzosen und Bayern unter Ségur, was diesem ein Spottlied der Franzosen einbrachte, worin die Schlußstrophe K.s gedenkt. Seine Unerschrockenheit machte den Ruhm Frankreichs zuschanden, und der venetianische Gesandte, Capello, relationierte: „Der Marschall K. wird gerühmt wegen seiner Klugheit und Tapferkeit.“ Zwei Tage und zwei Nächte war er immer zu Pferde, um seine eigenen Anordnungen in Ausführung zu bringen. Im Feldzugsjahre 1742 gelang K. die Einnahme Münchens durch Kapitulation (13. Februar), was Maria Theresia durch die Übersendung ihres Bildnisses, des ihres Erstgeborenen (Joseph II.) und der Summe von 150,000 Dukaten zur Verteilung unter seine Soldaten entgalt. — Das Vordringen des Preußenkönigs nach Mähren erschreckte nun aber den Hof derart, daß K. einen Teil seiner Truppen abgeben mußte, um die Armee des Prinzen Karl von Lothringen zu unterstützen. Die feindliche, bayerisch-französische, Macht wuchs dagegen an und nötigte ihn, die Offensive im Bayernlande aufzugeben. München ging verloren, und die neuen bayerisch-französischen Befehlshaber, Frhr. v. Seckendorf, einst österreichischer Feldmarschall, und der Graf Moritz von Sachsen, entwickelten eine immer größere Rührigkeit. Doch that K. sein Möglichstes. Am 14. September 1742 zum Abmarsche nach Böhmen und zur Vereinigung mit dem Großherzoge von Toscana entboten, ließ er den Feldmarschall-Lieutenant Bärenklau mit der geringen Macht von 5300 Mann in Bayern zurück.

Mitte Dezember war der böhmische Feldzug zur Abwehr der Franzosen unter Maillebois beendigt. Mit allem Eifer unternahm dann K. die Rückeroberung des großenteils wieder vom Feinde besetzten Landes, was ihm und dem Prinzen Karl von Lothringen vor allem durch den Sieg bei Simbach (4. Mai 1743), durch die Einnahme der Verschanzungen von Deggendorf (27. Mai) und nach dem Abzuge der Franzosen unter Broglie (27sten) gelang, da nunmehr zwischen K. und Seckendorf der Niederschönfelder Räumungstraktat (27. Juni) abgeschlossen wurde. Es geschah dies an dem gleichen Tage, an welchem die sogen. pragmatische Armee unter Oberanführung König Georgs II. von England die Franzosen bei Dettingen schlug.

Im Juli 1743 gingen nun K. und Prinz Karl über die Donau und marschierten an den Rhein, um denselben am 7. August zu überschreiten, was jedoch nicht glückte. Den 21. Oktober wurde der Rückmarsch nach Bayern angetreten. Im November begab sich dann K. von München nach Wien zu neuen Beratungen. Am 5. Januar 1744 mit dem Goldenen Vliese bedacht, verfiel bald darauf der wackere Kriegsmann in eine tödliche Krankheit, die den 60jährigen dahinraffte. Er hinterließ zwei Töchter. Seinen militärischen Nachlaß legierte er dem „auserlesenen Führer seiner Avantgarde, Feldmarschall-Lieutenant Grafen Leopold Daun“ (s. d.). Als posthumes militär-wissenschaftliches Werk wurde 1756 „Kurzer Begriff aller militärischen Operationen“ veröffentlicht.

Litt.: Frhr. v. Arneth, Maria Theresia, 1. Abteil.; Graf Thürheim, Feldmarschall-Lieutenant Graf von Khevenhüller-Frankenburg, Wien 1878.

Khlesel s. **Klesl.**

Kiel. Am 14. Januar 1814 wurde hier Friede geschlossen zwischen Dänemark und den Verbündeten. Dänemark trat Norwegen an Schweden ab und erhielt als Ersatz dafür das schwedische Vorpommern; gegen dieses tauschte es dann das bequemer gelegene Lauenburg, das Preußen von Hannover für Ostfriesland erhalten hatte, ein und erhielt noch eine Geldsumme von Preußen zur Ausgleichung des Äquivalents. Norwegen mußte einen entsprechenden Teil der Staatsschuld übernehmen. Den Engländern wurde die seit 1807 besetzte schleswigsche Insel Helgoland abgetreten. Gleichzeitig mußte sich Dänemark verpflichten, am Kriege gegen Napoleon mit 10 000 Mann teilzunehmen.

Kienmayer, Michael, Freiherr v., österreichischer General, geboren zu Wien am 17. Januar 1755, gestorben alldort am 28. Oktober 1828. Mit dem Jahre 1774 beginnt sein Soldatenleben;

1779 verdiente er sich die Beförderung zum Rittmeister. In dem Türkenkriege brachte er es als wackerer Haudegen zum Oberstlieutenant, und nach dem rühmlichen Anteil am zweiten Siege der Russen und Österreicher bei Martineschtje am Rymnik (September 1789) infolge der nachdrücklichen Belobung des Prinzen von Koburg zum Obersten und Ritter des Theresienkreuzes. Auch in dem niederländischen Feldzuge Österreichs gegen die Truppen der französischen Republik vom Jahre 1794 that sich K. besonders bei Rouveroy (13. Mai) hervor. Traditionell wurde der „Kienmayer-Sprung“, nämlich sein kühnes Reiterstück, das er 1799, am 24. Mai bei dem Kampfe in der Schweiz an den Fluten der reißenden Thur versuchte. 1800 machte K., vom Generalmajor zum Feldmarschalllieutenant befördert, die wechselvollen Feldzüge mit. Nach dem Frieden von 1801 finden wir ihn als Kommandanten in Troppau. 1805 befehligte er ein Corps der Armee Macks und versah, nachdem der unglückliche Feldzug zu Ende, das Divisionskommando, in Olmütz, später in Ungarn, zu Fünfkirchen. 1809 beschied ihm der Feldzugsplan den Befehl über das zweite Reservecorps. Er that sich bei Aspern hervor und hatte dann die Aufgabe, als Kommandant des elften Corps Böhmen zu decken und einen Teil Sachsens zu occupieren. 1810 wurde ihm das Commandeurkreuz des Theresienordens zuerkannt, nachdem er bereits 1809 zum General der Kavallerie vorgerückt. Wir finden ihn später als stellvertretenden Kommandierenden in Ungarn, 1813 in der Eigenschaft eines Militärkommandanten in Galizien, 1814—1819 als solchen in Siebenbürgen, 1820—1826 in Mähren. Siechtum nötigte den 71jährigen General, in den Ruhestand zu treten (seit 1826) und schloß mit seinem Tode (1828, 28. Oktober). — Vgl. Wurzbach, Österr. biogr. Lex., Bd. XI, S. 244—256; Hirtenfeld, Milit. Konversat.-Lex, Bd. III, S. 526.

Kiffert, Albert, niederländischer Vize-Admiral, am 17. November 1762 auf der Insel Vlieland geboren, trat in den Marinedienst, zeichnete sich in der Schlacht bei der Doggersbank (5. August 1781) aus und trug später durch sein kluges Benehmen viel dazu bei, die Insel Curaçao, wo die Negerbevölkerung sich empört hatte, seinem Vaterlande zu erhalten. Nachdem er eifriger Anhänger der Franzosen gewesen war, trat er nach der Schlacht bei Leipzig auf die Seite der Oranier und beteiligte sich mit den ihm unterstellten Kriegsschiffen an den Feindseligkeiten gegen jene, wurde dann Gouverneur von Curaçao und starb am 16. Dezember 1819. — Vgl. van der Aa, Biographisch Wordenboek der Nederlanden, 10. Teil, Haarlem 1862.

Killiecrankie, Schlacht am 27. Juli (n. St.) 1689. Als König Jakob II. von England und Irland im Jahre 1688 die Herrschaft seinem Schwiegersohne Wilhelm von Oranien hatte überlassen müssen, versuchte sein entschlossenster Anhänger, der ebenso tapfere wie fähige Viscount Dundee, bekannter unter dem Namen James Graham von Claverhouse, sie in den Hochlanden wieder aufzurichten. Er sammelte einige Clans, verstand es, die wilden Kräfte zu ordnen und zu leiten und besetzte das feste Blair Athol. Gegen ihn heran zog durch die enge Schlucht von K. Andrew Mackay, der General Wilhelms und des Parlaments; als er seine 4000 Mann arglos aus derselben herausgewickelt hatte, erblickte er vor sich den Feind. Kaum hatte er seine Truppen in einer langen Linie mit Zwischenräumen für das Vorbrechen seiner Reiterei aufgestellt, so brachen schon die Hochländer in ihre Reihen ein, das Schlachtschwert schwingend und mit der Tartsche sich deckend; Mackays geschulte Truppen hatten keine Zeit, ihre Salven abzugeben, und seine Reiter kamen nicht zum Einhauen. In kürzester Zeit war der Kampf beendet, der Sieg der Schotten ein vollständiger, da traf eine der letzten Kugeln Dundee zu Tode: die hirtenlose Herde der Clans lief auseinander, und die Herrschaft Oraniens war gerettet. — Vgl. Macaulay, Geschichte von England, 13. Kapitel.

Kilmaine, Charles, französischer General, zu Dublin 1754 (nach Fieffé, Geschichte der fremden Truppen im Dienste Frankreichs, II, München 1860, übersetzt von Symon de Carneville, am 19. Oktober 1751) geboren, trat in den französischen Kriegsdienst, focht in Nordamerika und dann in den Revolutionskriegen, namentlich in der Nordarmee, deren Kommando er nach Custines Abberufung eine Zeit lang führte, war ein Jahr lang eingekerkert, focht mit Auszeichnung unter Bonaparte in Italien und starb am 15. Dezember 1799, ohne das ihm bestimmte Armeekommando in der Schweiz angetreten zu haben. — Vgl. „Nouvelle biographie générale“ XXVII, Paris 1858.

Kinsbergen, Jan Hendrik Jonkheer van, niederländischer Admiral, am 1. Mai 1735 zu Doesburg an der Yssel geboren, trat zuerst in den Marinedienst seines Vaterlandes, vertauschte diesen aber 1770 mit dem russischen und zeichnete sich in dem Kriege mit der Türkei im Schwarzen Meere verschiedentlich aus, namentlich am 2. September 1773, wo er mit fünf Linien- und einigen kleineren Schiffen dreizehn feindliche Linienschiffe schlug. Er wandte hier zuerst das später von Howe, Nelson und anderen geübte Manöver des Durchbrechens der feindlichen Linie an; auch erprobte er hier das Verfahren, die gewöhnlich zum Signalisieren gebrauchten Segelstangen, wenn sie verloren gegangen waren, durch bewegliche Signale zu ersetzen. 1775 kehrte er nach Holland zurück; wurde zuerst gebraucht, um einen Friedensschluß mit Marokko zustande zu bringen, trat dann wieder in den Seedienst und zeichnete sich am 5. August 1781 in der Schlacht bei der Doggersbank aus. Nachdem er an den Kämpfen mit Frankreich teilgenommen und den Erbstatthalter nach England übergeführt hatte, trat er in dänische Dienste, kehrte 1806 in sein Vaterland zurück, wo ihn König Ludwig zum Grafen Doggersbank ernannte, und starb am 22. Mai 1819 zu Apeldoorn in Gelderland. Ein besonderes Verdienst hat er sich um eine große Zahl gemeinnütziger Einrichtungen in seinem Vaterlande erworben. Er schrieb eine Menge von Werken über Schiffswesen und Seetaktik. — Sein Leben beschrieb van Hall, Amsterdam 1841.

Kinsky, Wilhelm, Graf von auf Wchinitz und Tettau, erm. zu Eger den 25. Februar 1634, einer der 6 Söhne Johanns, des Zweitgeborenen Wenzels Dlask auf Krzemusch, Ritters und Kreishauptmanns im Saazer Kreise (erm. 1542). Es war ein Geschlecht von sehr bedenklichem Emporkommen, denn der Oheim K.s, Radoslaw der Ältere, erschlich sich (1597) durch Urkundenfälschung die Aufnahme in den böhmischen Herrenstand, indem er behauptete, daß sein Geschlecht von den Tettauern von Tettau abstamme, die bereits 1326 dem böhmischen Herrenstande angehört haben sollten, und Wilhelms Vater, Johann, in der einträglichen und einflußreichen Stellung eines Burggrafen von Karlstein, entging nur durch seinen jähen Tod der schweren Strafe für einen ähnlichen Betrug, den er sich bei der Landtafel zuschulden kommen ließ (1590). Johanns Söhne wurden in den Tagen des wüsten Bruderzwistes im Hause Habsburg (1606—1611) die Vertreter einer sehr zweideutigen politischen Rolle, welche jedoch ebenso wie ihre spätere Haltung (1611—1618) stets den Vorteil des Augenblicks zu erspähen und festzuhalten bemüht war. Wenzel, der Erstgeborene, und Wilhelm, der vierte von den 6 Brüdern, treten da in den Vordergrund. Wilhelm beerbte 1619 den reichen Oheim Radoslaw den älteren und blieb auch Utraquist, während Wenzel, seit 1620 wieder zum väterlichen Glauben zurückgekehrt, als Katholik starb, nachdem er als Hochverräter 1616 vom Tode zu ewiger Kerkerhaft verurteilt, derselben durch Flucht ledig geworden, mit der ständischen „Rebellion" paktiert (1618), eine neue Intrigue mit Gefängnis (1619) gebüßt und durch den Sieg der Dynastie (1620, 8. November) neuerdings die Freiheit und seine Rehabilitierung erlangt hatte. — Wilhelm, bereits 1611 Landoberjägermeister, wurde 1618, den 25. Mai, zu einem der 30 Direktoren des Ständebundes erwählt, stimmte für die Absetzung Kaiser Ferdinands II. und gehörte zu der Fraktion am Wahllandtage des Jahres 1619, die für die böhmische Königswahl des Kurfürsten Johann Georg von Sachsen eintrat. Dennoch verstand er es nach der Schlacht am Weißen Berge, sich mit fuchsartiger Schlauheit allen schlimmen Folgen des Zeiten- und Systemwechsels zu entwinden, seine Güter, ja auch seine Ämter festzuhalten, und als Gläubiger des trotz aller Konfiskationen geldbedürftigen Kaisers seinen tiefen Haß gegen die Dynastie um so leichter zu maskieren. Durch die Heirat mit der Schwester des Grafen Adam Terzka, welcher die Schwägerin Wallensteins, eine Gräfin Harrach zur Frau genommen, trat K. in die Sippe des Friedländers, und dieser erwirkte ihm am 2. Juli 1628 die Erhebung in den Grafenstand. Als Protestant mußte aber K. schließlich doch der katholischen Restauration in Böhmen weichen, erwirkte indes die kaiserliche Erlaubnis, seine Güter behalten und durch katholische Beamte verwalten lassen zu dürfen. Es war dies zur Zeit der Enthebung Wallensteins vom ersten Generalate (1630). Zunächst begab sich K. nach Pirna, im Sächsischen, einem starken Ansiedelungsherde böhmischer Exulanten, kehrte aber bald nach der Heimat zurück, während sich an die Schlacht bei Leipzig oder Breitenfeld (1631) der Einfall der Sachsen, als Verbündeten Gustav Adolfs, nach Böhmen knüpfte. Hier in Teplitz (November 1631) geriet K. in sächsische Gefangenschaft und so nach Dresden, wo er einen Mittelpunkt der böhmischen Flüchtlinge und den Boden einer diplomatischen Thätigkeit vorfand, in welcher er nun einerseits als Korrespondent seines Schwagers, des neuerdings zum Generalissimus bestellten Herzogs von Friedland, sodann des Kaisers, anderseits als Vertrauensperson des kursächsischen Hofes eine sehr unklare, jedenfalls zweideutige Rolle spielt. Dies war zur Zeit der Verhandlungen über einen Separatfrieden der Kaiserlichen mit Sachsen vor der Rückeroberung Böhmens durch Wallenstein (1631 — 1632). Dem Verluste seines ältesten Sohnes zu Pirna folgte bald in Dresden der zweier anderer Kinder. Jedenfalls mußten solche Erlebnisse K.s Seele verdüstern und ihm den katholischen Kaiser und Landesfürsten Böhmens als Urheber seines persönlichen Exulantenlebens verhaßt machen.

Seit dem Sommer des Jahres 1633, in welchem die vielberufenen Unterhandlungen Wallensteins mit Sachsen unter veränderten Umständen wieder auf der Tagesordnung standen, anderseits Frankreich und Schweden alles versuchten, um Kursachsen in der kaiserfeindlichen Allianz festzuhalten, wird K. der wahre oder vermeintliche Träger einer geheimen Aktion, welche Wallenstein zum Abfalle vom Kaiser bringen sollte. Über diese ziemlich widerspruchsvolle Aktion, deren Hauptpersonen K. und der Botschafter Frankreichs, Manasses des Pas Marquis de Feuquières ausmachen und die wir vorzugsweise aus den „Lettres et négotiations de Feuquières" (ersch. 1735) und Auberys Memoiren Richelieus (1660) kennen lernen, — bestehen drei fachmännische Meinungen. Die ältere Auffassung, die in Wallenstein nur den Verräter und ehrgeizigen Streber erblickt, betrachtet K. als Vollmachtträger Wallensteins, während die Apologeten des Friedländers solche Vollmachten in Abrede stellen. Das thut auch Hallwich, der jetzt bedeutendste Wallensteinforscher insofern, als er K. von dem Franzosen eingefädelt und zur Verständigung mit dem kaiserlichen Generalissimus verwendet werden läßt, aber ohne daß der Friedländer die bezüglichen Anträge entgegenkommend und ernstlich behandelt habe, da er ja „noch Mitte Februar 1634 nichts weniger als zum Anschlusse an Frankreich entschlossen gewesen sei". Am weitesten geht Schebek, welcher, allerdings nicht ohne Scharfsinn, die gewagte Behauptung durchführt, Feuquières habe gar nicht mit dem wahren K., sondern mit einem Pseudo-Kinsky (Bubna oder Rabenhaupt) zu thun gehabt, und dies wäre eine der vielen Intriguen des Oberkanzlers Slawata, des Todfeindes Wallensteins, gewesen.

Sicherlich begrüßte aber K. mit Genugthuung den Brief seines Schwagers Terzka vom 26. Dezember 1633 aus Pilsen, worin es hieß, der Herzog-Generalissimus sei „nicht allein resolviert, mit beiden Kurfürsten, Sachsen und Brandenburg sich zu veraccordieren, sondern auch mit Schweden und Frankreich". . . . . obschon sich Wallenstein erst nach seiner Ächtung (Februar 1634) dem

Feinde in die Arme zu werfen entschloß. K. und dessen resolute Gattin, Elisabeth, befanden sich im Gefolge Wallensteins, als dieser den verhängnisvollen Weg von Pilsen über Mies nach Eger einschlug. K. teilte den 25. Februar das Los seines Schwagers Trczka und Ilows (s. d.) und endete, wehrlos gemacht, wundenbedeckt als „ein starker, tapferer und resoluter Kavalier", wie dies Hallwich aus dem Berichte eines seiner entschiedensten Gegner anzieht. Seine Witwe stellte nach der Katastrophe zu Eger an den Hof das Begehren, wider die „Meuchelmörder" ihres Gatten, „die justitiam ihr zu erteilen und ergehen zu lassen". Selbstverständlich hatte dies keinen Erfolg, denn K. galt als justifizierter Hochverräter; seine bedeutenden Güter wurden bis auf Böhmisch-Komnitz sämtlich konfisziert und vergabt. Letzteres erhielt Wenzels K. Sohn Johann Octavian († 1669), aus dessen Ehe mit Gräfin Marg. Magd. Krezia der 1676 gegrafte Franz Ulrich (geb. 1634) stammt, welcher es bis zum Oberstkanzler Böhmens und Geh. Konferenzminister Kaiser Leopolds I. brachte und im Rufe eines gewissenhaften Diplomaten und Staatsdieners, von bedeutendem Wissen 1699 (27. Februar) kinderlos starb. — Dessen Bruder Wenzel (* 1642, † 1719) k. Gerichtsrat, Appellations-Gerichts-Präsident, dann böhmischer Oberstkanzler und Ritter des Goldenen Vließes war Vater von sechs Söhnen, deren einer, Stephan Wilhelm († 1749) als Landesmarschall und österreichischer Botschafter in Petersburg und Paris die Erhebung in den Reichsfürstenstand erlebte. Der Fürstentitel ging dann auf die Söhne seines Bruders Philipp Joseph, des Ahnherrn der gegenwärtigen Fürsten dieses Hauses († 1749), über. Als Militärs der österreichischen Armee zeichneten sich aus: Fürst Franz Ulrich (* 1726, † 1792) im Siebenjährigen Kriege, und Graf Franz (* 1739, † 1805) des Erstgenannten Bruder, 20 Jahre lang Direktor der Wiener-Neustädter Militärakademie und Feldzeugmeister, dessen litterarische Arbeiten drei Auflagen (1785—1825) erlebten.

Vgl. J. C. Folkmann, Die gefürstete Linie des uralten und edlen Geschlechtes Kinsky (Prag 1861); W. J. A. Freiherr v. Tettau, Gesch. d. Tettauschen Familie (Berlin 1878); Gindely, Geschichte Rudolfs II. und Geschichte des 30jähr. Krieges; Hallwich, Wallensteins Ende (Leipzig 1879); von demselben der sorgfältige, quellenmäßige Artikel in der „Allg. deutsch. Biogr.", Bd. XV (1882); Schebek, Kinsky und Fenquières, Nachtrag z. Lösung der Wallensteinfrage (Berlin 1882).

Kipper und **Wipper**, betrügerische Geldwechsler des 17. Jahrhunderts. Die Bezeichnung rührt her von den beiden aus dem Niederdeutschen in das Hochdeutsche aufgenommenen Wörtern kippen und wippen. Ersteres kommt schon im 16. Jahrhundert vor und bedeutet neben „das Gleichgewicht verlierend umschlagen", auch trans. „beschneiden und bestümmeln", hier der Münzen. Wippen heißt „schnellen", und soll wohl hier das betrügerische Verfahren der alten Münzmeister kennzeichnen, das gekaufte Metall beim Wägen durch das Aufschnellen der mit dem Edelmetall beschwerten Wagschale leichter erscheinen zu lassen. So viel vom Jahre 1621 bis gegen das Ende des Jahrhunderts über diese Art Spekulanten der schlechtesten Art gesprochen und geschrieben worden ist, so schwer läßt sich eine ganz bestimmte Erklärung ihrer Thätigkeit aus den noch zahlreich erhaltenen Schriften dieser Zeit geben. Nur so viel ist sicher, daß hauptsächlich das Beschneiden vollwichtiger Münzen, falsches Gewicht, betrügerisches Wägen, Hauptrollen dabei spielen.

Die Urheberschaft ruht wohl zunächst bei einer großen Anzahl von in Bedrängnis befindlichen, vielleicht auch der Tragweite ihres Treibens unkundigen Regierungen, die es sich angelegen sein ließen, um ihrer Geldbedürftigkeit abzuhelfen, die von ihnen selbst erlassenen Münzgesetze zu mißachten und immer leichtere Münzen zu schlagen. Beweis dafür der öftere Wechsel und die Verschlechterung der Münzfüße.

Das Gewerbe des Münzens wurde damals noch zunftmäßig ausgeübt, doch das Verderben, welches sich nach und nach in jedes streng geschlossene Innungswesen einschleicht, fing auch hier an Platz zu greifen. Noch galt zwar die von Kaiser Ferdinand I. 1559 erlassene und von Maximilian II. 1571 bestätigte Probier-Ordnung im Reiche, allein weder sie noch die auf Reichstagen und durch Landesherren erlassene Kontrollebestimmungen verhinderten die einbrechende Korruption und außer den approbierten Münzen gab es in den meisten der zehn Kreise noch andere von leichterem Gewissen und kühnerer Thätigkeit. Diese boten bereitwillig die Hand, statt des guten schweren Reichsgeldes, leichtere Münzen herzustellen. Unsauber war auch ihr Verkehr mit den Lieferanten, welche ihnen das Metall herbeischafften. Denn so stark verpönt von dem Gesetze diese Art Handel war, so wußte doch die List der Unterhändler die Wachsamkeit der städtischen Thorwächter zu täuschen. Die Beute des Soldaten, des Diebes wurde von den Hehlern eingeschmolzen und in flache Kuchen (Plantschen) und kegelförmige Barren (Könige) verwandelt; was dem Gelde durch Beschneiden abgekippt oder was sonst vorsichtig zu versenden war, das wurde aus dem Schmelztiegel über nasse Besenreiser in Wasser gegossen und so gekörnt. Wechsler und von Dorf zu Dorf, bis weit über die Grenzen des Deutschen Reiches wandernde jüdische, kleine Händler, tauschten das gut geprägte Geld gegen schlechteres ein, und die heimliche Ware fand unter Anwendung von allerhand Praktiken den Weg durch die Stadtthore.

Man entzog sich bei Herstellung der neuen Münzen der Beaufsichtigung der Kreis- und gewöhnlichen Wardeine, prägte nicht mehr in den vorgeschriebenen Münzstätten, sondern in sogenannten „Heckenmünzen", die überall entstanden, wo die Örtlichkeit diesem ungesetzlichen Treiben günstig schien. Anfangs verringerte man nur das Münzmetall in seinem Werte durch stärkeren Zusatz an Kupfer, bald aber verwendete man fast nur schwachversilbertes Kupfer. Man prägte alles kupferne Gerät zu Geld und ersetzte die alten kupfernen Münzen durch solche aus Blech. In

der Chronik der Stadt Sangerhausen heißt es: „Da wurden die Blasen, Kessel, Röhren, Rinnen und was sonst von Kupfer war, ausgehoben, in die Münzen getragen und zu Gelde gemacht.“ Und in einer weit verbreiteten Flugschrift des Pfarrers M. Andr. Lampe zu Halle: „Von der letzten Brut und Frucht des Teufels, den Kippern und Wippern ꝛc.“, Leipzig 1621, 2. Aufl. 1692, ist zu lesen: „Denn wo vor dessen Fürsten und Herren gut Gold und Silber in die Kammer bekommen, müssen sie jetzt mit Kupfer oder Blech und Schaum vorlieb nehmen, und wo ein ehrlicher Mann vor dessen hundert oder tausend Gülden an gutem, herrlichem Gelde ausgeliehen und sich keines Betruges besorget, sondern in Hoffnung gestanden, er oder die Seinen würden solch ausgeliehen Geld richtig und in demselben Valor, wie es ausgegeben, wieder bekommen, muß er jetzt anstatt der 100 Gulden mit 20 und anstatt der 1000 Gulden mit 200 oder 300 zufrieden sein, denn obschon hundert Gulden wieder gefallen, so ist es doch, wenn auf den innerlichen Wert der Münze gesehen wird, nicht recht, 20 Gulden und die tausend, so sie ausgeantwortet werden, seyn kaum 2= oder 300 Gulden wert.“

Den Höhepunkt erreichte diese unselige Geldwirtschaft, die durch den Ausbruch des 30jährigen *Krieges einen* mächtigen Hebel erhielt, in den *Jahren 1621—23*, die denn deshalb hauptsächlich die *Zeit* der Kipper und Wipper heißen. Doch die Gegenströmung sollte nicht auf sich warten lassen. So lange das neue, in Massen angefertigte Geld noch willig genommen wurde, kümmerte sich die Menge wenig darum, daß altes Silbergeld im kaufmännischen Verkehr immer höher stieg, daß die Waren und Lebensmittel immer teurer wurden. Der Taumel, in den die ganze Nation geraten war, wich erst einer schrecklichen Ernüchterung, als die Preise der notdürftigsten Dinge anfingen, eine unerschwingliche Höhe zu erreichen, unerschwinglich hauptsächlich für solche, die im festen Gehalt standen. In einem Klagelied des Jahres 1621 sagt M. T. Hendel, Pfarrer zu Halberstadt:

„Die Amts=Diener werden verkürzt,
Witwen und Waisen klagen,
Die diebischen Männer treiben Trutz,
Mancher möcht' schier verzagen.
So drückt die Teurung arme Leut'
Wegen der bösen Münze heut' —
Kein Korn will man verlassen.“

Prophetischen Geistes sagt er dann Aufstand und Mord und jegliches Unheil voraus, wenn solch Wesen noch länger dauere.

Die Unzufriedenheit ward immer allgemeiner. Überall entstanden Tumulte; die Bäcker wollten nicht mehr backen, die Fleischer zu der vorgeschriebenen Taxe nicht mehr schlachten; das Volk tobte in wildem Aufruhr; viele Stadtgemeinden standen am Rande des Bankrottes. Die Flugblatt=Litteratur schoß üppige Blüten. In Bild und Wort verfolgte man die Kipper und unredlichen Münzer.

Nicht aber bloß im Volke, sondern auch unter den Gelehrten erhob sich ein gewaltiger Sturm gegen die Münzfälscher. Die Geistlichkeit verdammte von der Kanzel wie durch Flugschriften das Treiben von „Kippern und Wippern, falschen Münzern, Juden und Judengenossen“, die theologischen und juristischen Fakultäten, so z. B. von Wittenberg und Jena, folgten mit ihren Resolutionen und Bedenken in halb lateinischer, halb deutscher Sprache abgefaßt. Kurz, fast alles Volk stand gegen die unglücklichen Münzverfälscher in Waffen, und nur hier und da hört man die Stimme eines gebildeten, welterfahrenen Mannes, die echt staatsmännische Einsicht bekundete, der Sache mehr auf den Grund ging und in echt demokratischer Weise der „Erzkipper“ gedenkt, die in hohen, unnahbaren Stellungen im Staate zur Bereicherung ihrer Kassen, die Kipperei unter ihrem Schutze gewähren lassen. Zu diesen Schriften gehört z. B. die pseudonym erschienene Expurgatio oder Ehrenrettung der armen Kipper und Wipper, gestellt durch Knipbardum Wipperium. Fragfurt 1622.

Veranlaßt durch das Übermaß des Elendes traten endlich im Jahre 1623 viele Stände oder Kreise des Deutschen Reiches zusammen, um dem Unwesen ein Ende zu machen; es wurde der Thaler im nördlichen Deutschland auf 24 Groschen, im südlichen auf 90 Kreuzer festgesetzt und danach, da 9 Thaler eine Mark f. Silbers, ein 13½ f. Fuß, ausgebracht. Allein die bösen Erfahrungen, welche die Fürsten durch ihr frevelhaftes Thun gemacht, hielten das Zurückfallen in dasselbe leider nicht lange fern, denn schon Ende desselben Jahrhunderts begegnen wir wieder jener schon oben erwähnten Litteratur und erst unserm Jahrhundert war es vorbehalten, in dieser für die Volkswohlfahrt so ernsten Angelegenheit einen strengster Gewissenhaftigkeit entsprechenden Wandel zu schaffen.

Kirchbach, Hugo [Graf] von, preußischer General, wurde am 23. Mai 1809 zu Neumarkt in Schlesien geboren und im Kadettencorps erzogen, aus welchem er 1826 in die Infanterie trat. Als der Sohn einer armen Offizierswitwe und ohne Fürsprache, mußte er sich seinen Weg selbst bahnen; Fähigkeiten und Fleiß brachten ihn in die Adjutantur und in den Generalstab, und bei Ausbruch des Krieges von 1866 stand er an der Spitze der 10. Division in Posen, welche er bei Nachod, Skalitz und Schweinschädel zum Siege führte. 1870/71 kommandierte er das V. (Posensche) Armeecorps, welches unter ihm bei Weißenburg, Wörth, Sedan und vor Paris (namentlich am 19. Januar) focht. Bei seinem, anfang 1880 erfolgten, Ausscheiden aus dem aktiven Dienste gegraft, zog er sich nach seiner Besitzung Moholz bei Niesky in der Lausitz zurück, welche er erworben hatte, als er nach dem Kriege von 1870/71 dotiert worden war. — Vgl. „Militär=Wochenblatt für 1876“, Nr. 43, 1880, Nr. 11; „Allgemeine Militär=Zeitung“, Darmstadt 1876, Nr. 20. 21.

Kirchenstaat, Geschichte bis 1814. Papst **Julius II.** (Julian della Rovere), der 1503 den Stuhl Petri bestieg, vernichtete Cäsar Borgias Macht, verfolgte, Staatsmann und Krieger, die klügste Politik, wechselte zwar vielfach in seinen Allianzen, pflanzte aber kühn den Baum des Kirchenstaats in Italiens Boden. Er unterwarf

Perugia, Bologna, Rimini, Faenza, Imola, Forli, Ravenna, Cervia, Modena, Reggio, Parma und Piacenza der Kirche, deren Besitz sich nun zwischen Oberitalien und Neapel breit hinlagerte. Seit ihm schien das Papsttum eine Territorialmacht; er benützte die widerstreitenden Interessen der Großmächte, um den K. aufzurichten, lehnte sich an sie an und gebrauchte sie für seine Zwecke. **Leo X.** (Giovanni Medici) folgte ihm im März 1513, um mühelos die Früchte angestrengter Geistesthätigkeit des Vorgängers zu genießen und als politischer Virtuose die Zukunft um der Gegenwart willen preiszugeben; er war groß im Rechts- und Vertragsbruche, wollte den Gegensatz zwischen Frankreich und Spanien für sich und sein Haus ausbeuten, kam aber dabei in manche Verlegenheit. Von Frankreich erlangte Leo die Preisgebung der pragmatischen Sanktion von 1438 und teilte sich mit dem Könige in die Hoheitsrechte über dessen Klerus; er verlieh Urbino den Medici. Für die riesenhafte Bedeutung von Luthers Auftreten hatte er kein Verständnis, während er in Geldgeschäften aufzugehen schien; ein Förderer von Kunst und Wissenschaft, brachte er die Universität Rom zu hoher Blüte, sie war sein Schoßkind. Im Januar 1522 begann das Pontifikat **Adrians VI.** (Hadrian Dedel von Utrecht). Urbino und Perugia gingen verloren. Der seine Mission ehrlich auffassende, reine Papst ging spurlos vorüber. **Klemens VII.** (Giulio Medici), seit November 1523, ein Feigling, von ungewöhnlicher Schlauheit, scheiterte mit seinen wichtigsten Unternehmungen, vermaß sich, der Führer Italiens im Befreiungskampfe gegen die Fremdherrschaft zu werden, starb aber als demütiger Bittsteller bei dem Kaiser. Modena und Reggio gingen verloren, Ancona wurde gewonnen, nicht aber Ferrara. Unter Heinrich VIII. riß sich England von Rom los (s. „Heinrich VIII.“). Der neue Papst **Paul III.** (Alessandro Farnese), seit Oktober 1534, ein berüchtigter Charakter, wollte seine Familie groß machen und verschaffte ihr Parma und Piacenza, hingegen dem K. Nepi und Camerino sowie Perugia. **Julius III.** (Gianmaria del Monte), seit Februar 1550, verlor durch Mißerfolge rasch allen Geschmack an der Politik, lebte allein dem Genusse, hatte aber schon im März 1555 **Marcellus II.** und im April d. J. **Paul IV.** (Gianpietro Caraffa) zum Nachfolger. Im Gegensatz zur Reformation beabsichtigte Paul die Rettung der katholischen Kirche durch die Inquisition, der er sich auf Tod und Leben ergab, und bebte in ihrem Interesse vor keiner Grausamkeit zurück; dabei beseelte ihn glühender Haß gegen die Habsburger, und er sann auf ihre Austreibung aus Italiens Geschicken; er scheiterte aber kläglich mit seinen Großmachtträumen. Er bereicherte seine Nepoten, schleuderte sie aber beiseite, als sie ihm nichts nützten. Unter den Flüchen des Volkes starb er, und im Dezember 1559 folgte ihm **Pius IV.** (Gianangelo Medici), der das Tridentiner Konzil schloß; im Januar 1566 wurde **Pius V.** (Michele Ghislieri) Papst, um mit den Schrecken der Inquisition zu herrschen und keinerlei Rücksicht auf die realen Machtverhältnisse in der Welt zu nehmen. **Gregor XIII.** (Ugo Buoncompagni), seit Mai 1572, genoß mit vollen Zügen die Freude über die Bartholomäusnacht und reformierte den Kalender; aus den Kardinälen setzte er Kongregationen zusammen, um bei der Verwaltung des K. zu helfen; vergebens kämpfte er gegen das überhandnehmende Banditenwesen, vergebens gegen die Anarchie der Barone im K. an; trotz der Finanznöte bereicherte er seinen Bastard. Er revidierte die Statuten der Stadt Rom, die erst 1744 reformiert wurden, seine Zunftverfassung blieb bis 1801 unverändert, und die römische Gemeindeordnung hielt sich, bis Napoleon den K. einverleibte. Im April 1585 succedierte ihm der gewaltige und gewaltthätige **Sixtus V.** (Felice Peretti). Er reinigte mit eisernem Besen den K. von den Banditen, Blut und Greuel nicht schonend, demütigte die Barone mit plebejischem Behagen, leitete die Verwaltung im K. nach zweckmäßigen Prinzipien, reformierte die zerrütteten Finanzen und schmückte dabei Rom mit Bauten, freilich den Stil verderbend, anstatt ihn zu heben. Er machte die Kongregationen der Kardinäle zu einer stehenden Einrichtung und gab dem Kollegium derselben die endgültige Gestaltung. In ihm starb der größte Papst seit nahezu drei Jahrhunderten, ohne seinesgleichen bis heute noch zu finden, im August 1590. Rasch folgten einander **Urban VII.** (Gianbattista Castagna), **Gregor XIV.** (Nicolo Sfondrati), **Innocenz IX.** (Antonio Facchinetti), und bereits im Januar 1592 **Klemens VIII.** (Ippolito Aldobrandini). Derselbe söhnte die Kurie mit Heinrich IV. aus, war aber hart gegen die Hugenotten in Avignon und die Juden im K.; er brachte das Herzogtum Ferrara an den K. Als Asket starb er im März 1605, und nach einem Pontifikate von 25 Tagen (**Leo XI.** [Alessandro Ottaviano Medici]) folgte **Paul V.** (Camillo Borghese). Unter diesem zeigte sich während des heftigen Streits mit Venedig die Unfähigkeit des K. zu wehrhafter politischer Aktion; das Heer war erbärmlich, die Finanzen ungenügend; weit mehr als um den K. kümmerte sich Paul um den Glanz seines Geschlechts. **Gregor XV.** (Alessandro Lodovisio) war regierungsunfähig und wurde von seinen Nepoten geleitet. Unter **Urban VIII.** (Maffeo Barberini), seit August 1623, ergriff die Kirche Besitz vom Herzogtum Urbino; er war rastlos thätig für den K. und seine Dynastie, arbeitete an einer Kriegsmacht, um den K. unabhängiger vom Auslande zu machen, erreichte aber wenig von dem Erstrebten und ließ sich durch die Nepoten in einen unglücklichen Krieg mit Parma verwickeln, der zu seiner Beschämung endete. Im September 1644 Papst geworden, stand **Innocenz X.** (Gianbattista Pamfili) ganz unter dem Einflusse einer Hetäre, unterwarf Castro und Ronciglione dem K., steuerte aber keineswegs dem entsetzlichen Notstande desselben. **Alexander VII.** (Fabio Chigi) schien den Nepotismus beseitigen zu wollen, kam jedoch rasch darauf zurück, wurde von Frankreich gedemütigt, hatte aber die Genugthuung, daß er Christine (s. d.) von Schweden als Konvertitin in Rom einziehen sah. Im Juni 1667 ersetzte ihn **Klemens IX.** (Giulio Rospi-

gliosi), ein Diener Ludwigs XIV., dem schon im April 1670 **Klemens X.** (Emilio Altieri) folgte, gänzlich abhängig von einem Nepoten, der die Kurie in bedenkliche Zerwürfnisse mit Frankreich brachte. Im September 1676 bestieg **Innocenz XI.** (Benedikt Odescalchi) den Thron; er hob den bankrotten K. durch Sparsamkeit empor, freilich unter rücksichtsloser Erhöhung der Steuern, beschränkte den schmachvollen Ämterverkauf, der Jahrhunderte im Flor stand, hielt sich vom Nepotismus rein, war ein Ehrenmann, aber als Staatsmann borniert; in den Zwisten mit Ludwig XIV. zog er den kürzeren. **Alexander VIII.** (Pietro Ottoboni), vom Oktober 1689 bis August 1691, huldigte wieder dem Nepotismus und beugte sich vor Frankreich; **Innocenz XII.** (Antonio Pignatelli), bis September 1700, rang hingegen Ludwig XIV. in der Frage über die gallikanischen Artikel nicht unwesentliche Konzessionen ab, arbeitete gegen den Nepotismus und allerhand Vorurteile, erhob Civitavecchia zum Freihafen und reformierte in Verwaltung und Justiz. **Klemens XI.** (Giovanni Francesco Albani), bis März 1721, war höchst franzosenfreundlich; durch seine Ohnmacht gezwungen, im Spanischen Erbfolgekrieg anfangs neutral zu bleiben, wurde er schließlich von den Ereignissen getrieben, trotz seiner Abneigung gegen den Kaiser und seiner Vorliebe für Frankreich, nach unglücklichem Kriege mit den Kaiserlichen einen Vertrag mit Joseph I. einzugehen, in dem er die habsburgischen Ansprüche an Spanien anerkannte; sonst endete der Krieg für ihn verhältnismäßig günstig, nur Comacchio blieb einstweilen in den Händen des Kaisers. Der Papst lag in heftigem Streite mit Sardinien, dem Kaiser und Spanien, kam in Zwist mit Großbritannien und wurde trotz seiner mittelalterlichen Machtansprüche in den politischen Fragen beiseite gesetzt; der K. verlor alle politische Bedeutung und lag unter schwerem Steuerdrucke. **Innocenz XIII.** (Michele Angelo Conti), ein echter Friedensfürst, erlangte Comacchio wieder, steuerte dem Nepotismus, konnte aber das Elend im K. nicht heben. Ihm folgte schon im Mai 1724 **Benedikt XIII.** (Vincenzo Maria Orsini), ganz in den Händen des nichtswürdigen Kardinals Coscia, des wahren Herrn im K. **Klemens XII.** (Lorenzo Corsini) machte Coscias Gewalt ein Ende, suchte die Finanzen zu ordnen, wobei er das Lotto begünstigte, errichtete große Bauten, hegte die Wissenschaften, war aber in der großen Politik sehr unglücklich. Sein Plan, Parma als heimgefallenes Kirchenlehen einzuziehen, scheiterte, Neapel kränkte ihn unaufhörlich unter Karl III. und Tanucci, mit Spanien trat Zwist ein. Im August 1740 erhielt die Kirche einen ausgezeichneten Papst in **Benedikt XIV.** (Prospero Lambertini), einem hochgelehrten und hochherzigen Manne voll Milde und Aufklärung. Dem total erschöpften K. bereitete er bessere Tage, so weit dies möglich schien; er reduzierte das unbrauchbare Heer, doch die Finanzsorgen ließen ihm keine Ruhe, und trotz des ehrlichsten Willens konnte er in der Verwaltung des K. nur unerhebliches bessern.

Im Österreichischen Erbfolgekriege hielt er sich auf seite von Österreichs Gegnern, im Siebenjährigen auf der der Feinde Preußens; die Kaiserlichen hausten furchtbar im K. Im Juli 1758 erhielt **Klemens XIII.** (Carlo Rezzonico) die Tiara; unter ihm und seinem Nachfolger wurde die Jesuitenfrage die brennende. Er war der Gönner der Jesuiten und verstand nichts von dem Zeitgeiste, wetterte gegen die Verfolgung des Ordens durch die Regierungen und mußte erleben, daß die Franzosen Avignon und Venaissin, die Neapolitaner Pontecorvo und Benevent besetzten. Den K. überschwemmten die ausgewiesenen Jesuiten, worüber das Volk murrte. Getreidemangel führte zu Emeuten; eine neue Steuerordnung wurde nötig. **Klemens XIV.** (Giovanni V. A. Ganganelli) seit Mai 1769 bis September 1774, war ebenso würdig wie eigenmächtig, der ausgesprochenste Vertreter des aufgeklärten Despotismus, gefeiert als Aufheber des Jesuitenordens; er schränkte den Haushalt und das Heer ein, suchte Ordnung in die Finanzen zu bringen und dem K. eine Industrie zu schaffen, was aber schlecht gelang; das Museum Pio-Clementinum verschlang enorme Summen; Klemens gründete mit großen Kosten den Ort San Lorenzo delle Grotte.

Pius VI. (Giovanni Angelo Braschi), seit Februar 1775, trat in das Erbe alter Übelstände im K. ein, hegte Reformabsichten, wurde aber durch die trüben Verhältnisse darin gelähmt; hingegen begünstigte er die Jesuiten und verfolgte den Anhang seines Vorgängers; seine Finanzpolitik war unglücklich, und die Austrocknung der pontinischen Sümpfe wurde für den verschuldeten K. zumeist durch das nepotistische Eingreifen von Pius ein schlechtes Geschäft. Pius liebte prunkhaften Hofhalt und ließ die Sakristei der Peterskirche ausbauen. Ganz befangen im Merkantilsystem, erzielte er trotz energischer Rührigkeit wenig auf industriellem und volkswirtschaftlichem Gebiete; die öffentliche Unsicherheit erregte beständig Ärgernis.

Die projektierte Grundsteuerausbildung stieß auf unbesiegbare Hindernisse, und das Finanzwesen blieb ungeheilt. Pius' Schritte zur Beseitigung der letzten kommunalen Freiheiten in Bologna verbitterten die Gemüter auf die Dauer und legten den Samen zu der bei dem Erscheinen der Franzosen auftretenden Wut gegen den Papst. Das politische Ansehen desselben sank immer mehr. Neapel zerriß den Lehensverband, verweigerte Lehenszins und Zelter (s. „Ferdinand IV."); Toskana trat dem Papste kühn entgegen, noch kühner aber der Kaiser Joseph II. Pius' Reise nach Wien war eine Demütigung der Kurie, 1783 feierte Joseph II. in Rom Weihnachten, der erste Kaiser seit Karl dem Kahlen, und erwirkte wiederum von Pius Zugeständnisse. Das Papsttum hatte an Macht ungemein eingebüßt, als es den Kampf mit der französischen Revolution zu bestehen galt. Welche Gefahren bereitete ihm die Constitution civile du clergé in Frankreich! Die Nationalversammlung erklärte am 14. September 1791 Avignon und Venaissin für mit Frankreich vereinigt; Pius hingegen erklärte, die politische Freiheit im unbedingten Sinne und die Lehre, wonach die Souveräne nicht göttlicher Einsetzung seien, liefen der katholischen Kirche zuwider, und bannte alle den Eid leistenden Priester

in Frankreich. Als Fürst des K. beobachtete jedoch Pius vorerst Neutralität und lehnte einen Bund mit Sardinien gegen Frankreich ab. Die Finanznot stieg enorm, Papiergeld überflutete den K., die Scheidemünze verschwand, der Regierung waren die Hände gebunden, ihren Maßnahmen fehlte der finanzielle Untergrund. Die Franzosen wurden im K. streng überwacht oder ausgewiesen, es kam zu Tumulten gegen sie in Rom, während die Regierung allen Halt im eigenen Volke verlor und an Verteidigung gegen die anrückenden Feindesheere nicht denken konnte. Schon 1794 brach in Bologna eine Verschwörung gegen die päpstliche Herrschaft aus, die italienische Trikolore wurde aufgesteckt, aber der Putsch endete kläglich. Anders erging es 1796. Bonaparte nahm das befestigte Urbino, Augereau rückte in den Legationen Bologna und Ferrara ein, diese warfen sofort das verhaßte römische Joch ab, Bonaparte hielt am 19. Juni unter grenzenlosem Jubel in Bologna seinen Einzug, der Senat schwur der französischen Republik Treue. Pius sandte als Vermittler an Bonaparte den spanischen Gesandten d'Azara, und am 23. Juni erfolgte der Waffenstillstand zu Bologna: Frankreich behielt provisorisch die Legationen Ferrara und Bologna nebst Ancona, der Papst zahlte 21 Millionen Francs an Geld, Getreide und Vieh, gab hundert wertvolle Gemälde und fünfhundert Manuskripte nebst den Büsten von Markus und Junius Brutus, mußte alle politischen Gefangenen freilassen u. s. w. Der Papst suchte sehr bald den Vertrag zu verletzen: ihn reute das Geld, er suchte Ferrara wieder zu gewinnen, scheiterte aber damit ebenso wie mit einem Versuche im Bolognesischen, während Bonaparte die Legationen zur cispadanischen Republik schlug. Offen zeigte Pius den Haß gegen Frankreich, er unterhandelte nicht wegen Frieden; nach Mantuas Fall rückte darum Bonaparte im Februar 1797 im K. ein, die Schlüsselsoldaten liefen spornstreichs davon, das Land lag zu seinen Füßen; er beruhigte das Volk, nannte sich seinen und der Religion Protektor, schärfte seinen Truppen Disziplin ein, fing ein päpstliches Corps vor Ancona, erbeutete in Loretto eine Million an Gold und Silber und sandte die Madonna nach Paris. Es blieb Pius keine Wahl; als Bonaparte in Tolentino stand, unterwarf sich der Papst „seinem geliebten Sohn“; am 19. Februar 1797 wurde dort der Friede unterzeichnet: Avignon und Venaissin, die Legationen Bologna und Ferrara, Ancona und die Romagna kamen an Frankreich, und der Papst mußte noch fünfzehn Millionen zahlen. Es blieb nur noch ein Schatten der weltlichen Macht des Papsttums, aber die römische Gesellschaft ließ sich im Sinnenrausche nicht einen Moment stören. Als Bonaparte im März gegen den Kaiser zog, ließ er eine Division zur Bewachung des K. zurück, und mit dem Direktorium in Paris verhandelte er über die Frage, ob Pius einst einen Nachfolger haben solle; er stand nichtsdestoweniger in guten Beziehungen zu Pius, reichte ihm die eine Hand und wirkte mit der anderen gegen ihn; Pius erkannte die cisalpinische Republik an, Bonaparte schaltete in den einst päpstlichen Gebieten nach Belieben, und der Papst mußte für den Rest zittern. Bei verschiedenen Strömungen in Rom wurde seine Lage täglich bedrohter, eine republikanische Partei kam in Rom auf, und Frankreichs Agenten wühlten, bis am 28. Dezember die gewonnenen Republikaner (Demokraten) einen Aufstand machten. Die Franzosen duldeten nicht, daß ihn die Päpstlichen dämpften, nahmen zum Kriegsvorwand, daß im Getümmel General Duphot fiel, der französische Gesandte Joseph Bonaparte (s. d.) verließ sofort Rom, und General Berthier besetzte am 10. Februar 1798 die Stadt samt der Engelsburg, stürzte die päpstliche Regierung und setzte französische Beamte ein. Rom wurde ausgeplündert, öffentliche und private Kunstschätze wanderten nach Paris, die schwersten Kontributionen sollte der K. zahlen, das Eigentum von Russen, Briten und Portugiesen wurde saisiert. Verabredetermaßen proklamierten „die Patrioten“ das Ende der Papstherrschaft und mit Berthiers Einwilligung wurde am 20. März 1798 der K. zur Römischen Republik erklärt; ein hochtönender Name sollte für namenloses Elend entschädigen! Pius lehnte es ab, auf die ihm von Gott verliehene Souveränität zu verzichten und mußte unter militärischer Bedeckung noch am 20. März Rom verlassen, das Kardinalskollegium wurde ebenfalls in das Exil gejagt. Pius lebte anfänglich in Toscana, nach dessen Besetzung schleppte man ihn nach Frankreich, wo der Greis am 29. August 1799 in Valence starb und erst nach vier Monaten ein Grab erhielt.

In maßloser Willkürlichkeit schalteten die Franzosen in der Römischen Republik, die ausgepreßt wurde; Tribunat, Senat, Konsulat waren Namen ohne Macht, der K. war eine französische Militärkolonie, in der gelegentliche Tumulte blutig unterdrückt wurden. Neapel sann seit Errichtung dieser Republik auf Krieg mit Frankreich, in dem es einen Teil des K., Ancona u. s. w. zu erbeuten hoffte; schließlich führte Mack (s. d.) die Neapolitaner in den von General Championnet besetzten K.; sie wurden mit Jubel empfangen, Ferdinand IV. führte selbst am 27. November 1798 im Triumphe eine Division in Rom ein, Championnet zog sich gegen Umbrien zurück und ließ nur 500 Mann in der Engelsburg. Bald aber sammelte er seine Truppen wieder, Mack machte Fehler um Fehler, Ferdinand räumte am 12. Dezember eiligst Rom, und die Franzosen rückten sofort ein. Doch bald bildete sich die große Koalition der Mächte gegen Frankreich; Suworow errang seine italienischen Siege; Kaiserliche, Russen und Neapolitaner rückten gegen Rom vor, die Briten blockierten von der See Civitavecchia, und am 27. September 1799 endete die Römische Republik durch den Vertrag von Rom: Rom wurde den Neapolitanern, Civitavecchia den Briten übergeben, die Kapitulationsbedingungen aber für die Besatzung und den Anhang Frankreichs schnöde verletzt. Es schien, als solle das römische Gebiet neapolitanisch werden; alles wurde von Ferdinand IV. dahin betrieben.

Die vertriebenen Kardinäle wählten in Venedig am 14. März 1800 Barnabas Chiaramonti als **Pius VII.** zum Papste, während die Kaiserlichen und Neapolitaner den ganzen K. besetzt hielten.

Pius sandte drei Kardinäle nach Rom, um sich die Stadt von den Neapolitanern übergeben zu lassen; nach Bekanntwerdung der Schlacht bei Marengo wurden die Unterhandlungen beschleunigt, und am 22. Juni 1800 übergaben die Neapolitaner Rom außer der Engelsburg, gleich darauf die Kaiserlichen das Römische und das Gebiet bis Fano; in den Festungen und auf militärisch wichtigen Punkten im K. blieben freilich neapolitanische oder kaiserliche Truppen. Pius VII. traf am 3. Juli 1800 in Rom ein und begann die Restauration der päpstlichen Macht, wobei er große Schonung walten ließ; er erließ eine beschränkte Amnestie, bemühte sich, Übelstände abzuschaffen, die Käufer von Nationalgütern bei deren Rückgabe an die apostolische Kammer einigermaßen zu entschädigen, die Finanzen zu ordnen und die Bodenproduktion zu beleben; aber die Lage im Innern blieb noch lange trostlos. Bonaparte sann auf ein Bündnis mit Pius, am 15. Juli 1801 kam sein Meisterstück, das Konkordat, zustande, welches Pius am 15. August, Bonapartes Geburtstag, bestätigte. Bonaparte gab Ancona heraus, räumte im September 1802 Pesaro und versprach, bei dem neapolitanischen Hofe die Herausgabe von Benevent zu betreiben. Auffällig schonte er den K., er wollte sich den Papst verbinden. 1803 ließ er Pius um die Erlaubnis bitten, französische Truppen über die Mark ins Neapolitanische ziehen zu lassen, General Saint Cyr mußte unter ihnen strengste Mannszucht halten. Trotzdem gab es viel Reibungen zwischen dem Papst und Bonaparte, auf religiösem Gebiete sonderlich. Sehr enttäuscht kehrte Pius, der Napoleon gekrönt hatte, von Paris heim; er hatte Romagna und die Legationen nicht erhalten, nur wurde der Gregorianische Kalender wieder eingeführt. Das Verhältnis von Kaiser und Papst wurde immer kühler; der Mann, welcher allein über Italien herrschen wollte, konnte mit dem Papstkönige nicht übereinstimmen. Im Oktober 1805 besetzten die Franzosen Ancona und Napoleon verwarf das päpstliche Verlangen, es zu räumen; seine Truppen rückten durch den K. nach Neapel, wo sein Bruder Joseph den Thron bestieg, und als der Kardinal-Staatssekretär Consalvi von Joseph die Anerkennung der alten Vasallität Neapels forderte, wurde er schnöde abgewiesen. Mit Pius redete Napoleon bald in einer Sprache, wie sie kaum Philipp IV. gegen Bonifaz VIII. geübt hatte; er betrachtete ihn als Puppe in seiner Hand und hielt ihm vor, er sei Karls des Großen Nachfolger und könne ihn in die Lage zurückführen, in der die Päpste vor Karl gewesen seien, denn er habe die Macht. Er beschnitt sein weltliches Gebiet und griff seine geistliche Macht rücksichtslos an; nicht nur gab er ihm Ancona nicht zurück, sondern ließ auch andere Küstenstädte am Adriatischen Meere besetzen; 1806 wurden Civitavecchia, das Herzogtum Urbino und die Provinz Macerata besetzt, der Streit zwischen Kaiser und Papst nahm beständig zu, am 1. November 1807 proklamierte sich General Lemarois zum französischen Gouverneur der Mark Ancona, der Provinzen Macerata und Urbino und hauste als Gebieter. Napoleon ließ die Häfen des K. und am 2. Februar 1808 durch General Miollis Rom mit der Engelsburg besetzen; Lemarois reihte in Urbino, Camerino, Macerata und Ancona die päpstlichen Soldaten in die Armee des Königreichs Italien ein, Rom starrte von französischen Soldaten. Der Protest des Papstes vom 16. März gegen die Vergewaltigung steigerte die Wut Napoleons, Miollis löste seine Nobelgarde auf, und Pius wurde als Gefangener bewacht. Seine Behörden wurden aufgelöst, sechzehn Kardinäle durch Gensdarmen ausgewiesen, Ancona, Urbino, Camerino und Macerata am 2. April 1808 dem Königreiche Italien einverleibt und daraus am 22. Mai d. J. die Departements Metauro, Musone und Tronto gebildet. In stummer Nachgiebigkeit, ja teilweise freudig, wurden die Einwohner Unterthanen des neuen Königreichs; unbedeutende Tumulte wurden leicht unterdrückt. Pius aber protestierte gegen jeden Gewaltakt und gegen jede Handlung der neuen Verwaltung vor ganz Europa. Napoleon beschloß, dem Papste alle weltlichen Befugnisse zu entziehen; am 17. Mai 1809 befahl er in Schönbrunn „als Nachfolger Karls des Großen" die Vereinigung der Reste des K. mit seinem Kaiserreiche, machte der weltlichen Herrschaft „der Bischöfe von Rom" ein Ende und erklärte Rom für eine unmittelbare kaiserliche Stadt. Dem Papste sicherte er hingegen volle Unabhängigkeit seiner geistlichen Amtsführung, den Besitz der päpstlichen Paläste und eine Zivilliste von jährlich 2 Mill. Francs zu. Der tödlich beleidigte Statthalter Christi schleuderte am 10. Juni den Bann gegen alle Urheber und Mitschuldigen an der Beraubung der Kirche, Napoleon ließ ihn am 6. Juli verhaften und nach Savona abführen; niemals sollte er — so verfügte Napoleon — nach Rom zurückkehren.

Da die päpstlichen Beamten der neuen Regierung den Dienst versagten, so hatte die organisierende Konsulta unter Miollis eine sehr schwere Arbeit, doch war 1811 alles geordnet; sie waltete im ganzen human und verständig, ließ manches Gute bestehen, zeigte Rücksichten bei Aufhebung der Klöster, konnte aber den Klerus, der Napoleon verabscheute, nicht milder stimmen; jedenfalls war die kaiserliche Administration schärfer und schroffer, aber auch weit thätiger und heilsamer als die Priesterherrschaft. Am 17. Februar 1810 wurde Rom mit dem Kaiserreiche vereinigt, zur zweiten Stadt desselben erhoben und erhielt eine neue Stadtverfassung; das Kardinalkolleg wurde nach Paris verpflanzt, der Sohn des Kaisers sollte König von Rom heißen. Die päpstlichen Staaten bildeten die Departements Rom und Trasimeno, der Papst aber sollte eine Art geistlicher Erzkanzler des Kaiserreichs sein und dem französischen Konzile präsidieren. Pius setzte passiven Widerstand nach wie vor entgegen, jeder Ausgleich war unmöglich, Pius ertrug ruhig die Gefangenschaft, während Napoleon immer heftiger wurde. Er suchte im K. zu entfernen, was an die päpstliche Zeit erinnerte, und der Kirche wurde viel Besitz entrissen. Der Papst wurde brutal behandelt und 1812 in Fontainebleau interniert; in einer schwachen Stunde entlockte ihm Napo-

leon am 25. Januar 1813 das Konkordat, worin die weltliche Macht des Heiligen Stuhles abgeschafft und derselbe nach Avignon übertragen wurde, der Papst 2 Mill. Francs Rente erhalten sollte u. s. w. Bald aber kam die Reue über den Überlisteten, am 24. März d. J. widerrief er seine Zustimmung und blieb unbeugsam dabei, er lasse niemals mit seiner Einwilligung das Patrimonium Petri verkürzen. Nach den Schicksalsschlägen von 1813 entschloß sich Napoleon, ihn freizugeben; Pius sandte einen Kardinal voraus, um die Verwaltung auf den alten Fuß zurückzuführen; Joachim Murat, der die Stadt Rom jüngst besetzt hatte, räumte sie; am 24. Mai 1814 zog Pius VII. wieder als alleiniger Gebieter ein.

Vgl. M. Brosch, Gesch. des Kirchenstaates, 2 Bde., Gotha 1880—1882.

Kirchenstaat, Der, von 1814—1870. Nach fünfjähriger Verbannung war Pius VII. am 24. Mai 1814 nach Rom zurückgekehrt. Aber eine neue Gefahr drohte seiner Herrschaft. König Murat rückte im März 1815 mit 60,000 Mann in die päpstlichen Staaten ein und besetzte die Legationen. Freilich verlor er, von den Österreichern zurückgeschlagen, wenige Monate später Krone und Leben. Aber die Sieger selbst entschlossen sich schwer, das besetzte Land zu räumen. Erst nach langen Verhandlungen sprach der Wiener Kongreß dem Papste das ganze alte Gebiet der Kirche zu mit Ausnahme von Avignon und Venaissin, sowie der nördlich vom Po gelegenen Striche, die Österreich festhielt.

Natürlich protestierte die Kurie gegen die Gebietsberaubung. Im übrigen waren Pius VII. und sein Minister, Kardinal Consalvi gemäßigte und wohldenkende Männer. Aber die alten Traditionen der Klerusherrschaft waren mächtiger als sie: das „patriarchalische" Priesterregiment trat wieder an die Stelle der Herrschaft des Gesetzes. Alle höheren Laienbeamten wurden abgesetzt, die Klöster wieder hergestellt (2436 durch das Edikt vom 14. August 1814), die Inquisition wieder eingeführt, dagegen alle französischen Neuerungen, bis auf Pockenimpfung und Straßenbeleuchtung, abgeschafft. Wie in Italien unter solchen Verhältnissen natürlich, sammelten sich die zahlreichen Unzufriedenen in geheimen Verbindungen. Die Sekte der Carbonari fand in den adriatischen Provinzen des Kirchenstaates zahlreiche Anhänger. Dennoch blieb hier, einen unbedeutenden Aufruhr in Macerata 1817 ausgenommen, alles ruhig, selbst während der erfolgreichen Revolution in Neapel und Piemont 1820—21. Nur mit den Banditen in der Nähe Roms kriegte und paktierte die Regierung abwechselnd, bis es gelang, ihre Führer durch Hinterlist in eine Falle zu locken und zu vernichten.

Pius VII. starb am 20. August 1823. Ihm folgte der finstere und fanatische Kardinal della Genga als **Leo XII.** Seine erste Regierungshandlung war die Absetzung seines Feindes, des Kardinals Consalvi; dann wurden möglichst rasch die letzten Spuren gesetzlicher Einrichtungen eines zivilisierten Laienstaates ausgelöscht, alle des Karbonarismus Verdächtigen eingekerkert, 500 derselben zum Tode verurteilt, aber nicht hingerichtet. Dagegen that Leo XII., ein tüchtiger Geschäftsmann, das Seinige, um die zerrütteten Finanzen des Landes zu ordnen. Nach seinem Tode (am 10. Februar 1829) bestieg der 67jährige Kardinal Castiglione als **Pius VIII.** den heiligen Stuhl. Das Volk, nicht verwöhnt, liebte ihn, weil er das Spionenwesen seines Vorgängers verabscheute und den Dingen gern ihren Lauf ließ, ohne freilich positive Reformen ins Werk zu setzen. Er starb schon nach 1½ Jahren (30. November 1830): an seine Stelle wählte nach langem Schwanken das Konklave den Camaldulensergeneral Cappellari (**Gregor XVI.**) Ein kleiner Geist, furchtsamen Herzens, voller Vorurteile, ohne alle Weltkenntnis wurde er durch seine Angst vor dem bösen Zeitgeist schließlich in einen hartherzigen Tyrannen verwandelt.

Inzwischen hatte die französische Julirevolution die Köpfe erhitzt. Die Proklamation des Nichtinterventionsprinzips seitens Frankreichs schien den Liberalen Schutz vor Österreich zu sichern. Am 4. Februar 1831 brach ein langer Hand vorbereiteter Aufstand in Bologna aus und verbreitete sich mit Blitzesschnelle über die Legationen und Marken. Aber um die französischen Drohungen unbekümmert, rückten die von der Kurie herbeigerufenen Österreicher ein, trieben die Insurgenten zu Paaren und nötigten ihren letzten Zufluchtsort Ancona zur Übergabe unter der von dem Kardinallegaten gewährleisteten Bedingung allgemeiner Amnestie. Aber der neue Papst verwarf die Kapitulationsbedingungen: eine mitleidlose Liberalenhetze begann. Da reichten am 21. Mai 1831 die Großmächte selbst der Kurie ein Memorandum ein, welches Reformen, zumal Laienbeamte und Selbstverwaltung der Gemeinden, verlangte. Aber die Versprechungen in der gewundenen Antwort des Kardinalstaatssekretärs Bernetti wurden nie oder doch nur höchst ungenügend verwirklicht.

Kaum hatten die Österreicher die Legationen geräumt, so brach eine neue Empörung aus. Ein buntscheckiges päpstliches Söldnerheer schlug die Insurgenten bei Cesena (30. Januar 1832) und beging solche Schandthaten gegen die Bewohner der Stadt, daß der Einmarsch des österreichischen Generals Grabowsky, den der Kardinallegat Antonelli herbeigerufen, als eine Wohlthat erschien. Ergrimmt über die abermalige österreichische Intervention besetzten die Franzosen Ancona (s. d.) Aber diese eitle Demonstration schadete den Liberalen des Kirchenstaates weit mehr als sie ihnen nützte. Die Regierung, selbst in der Stadt, blieb päpstlich; die schwache französische Garnison hielt die verfallene Citadelle bis 1838 besetzt.

Eine längere Ruhepause folgte. Im Jahre 1843 bewogen Unruhen durchaus unpolitischer Natur, aus Zollplackereien und Konflikten der Douaniers mit Schmugglern entstanden, die päpstliche Regierung, eine Militärkommission in die Romagna zu senden, der es nach jahrelanger Thätigkeit gelang, eine politische Verschwörung zu konstruieren und ein den Bewohnern gesetzmäßig regierter Länder unverständliches Blut-

urteil zu fällen. Ein Doppelmord in Ravenna ließ sie ihre Arbeit nochmals aufnehmen. Trotz Geld, Mühe und Tortur war diesmal kein Komplott zu eruieren; aber Tausende von „Verdächtigen“ und Verzweifelten flohen in die Berge, wo sie sich zusammenrotteten und, aus ihrer Freistatt San Marino vertrieben, sich der Stadt Rimini bemächtigten. Von hier aus verlangten sie in einem „Manifest an die Fürsten und Völker Europas“ Gerechtigkeit vom Papste, flohen aber alsbald bei der Annäherung eines Corps Schweizer über die toscanische Grenze.

Bald nach dieser Episode mit ihrem gewöhnlichen Gefolge von Verfolgungen und Verurteilungen starb Gregor XVI. am 1. Juni 1846. Der Fluch seiner Völker folgte seinem Sarge. Unbedingtes Festhalten am Alten, eine wahre Idiosynkrasie gegen jede, auch die unschuldigste Neuerung selbst auf dem materiellen Gebiete, bitterer Haß gegen Vernunft und Aufklärung, gegen Geistes- und Gewissensfreiheit, war der Charakter seines Pontifikats gewesen. Bei seinem Tode war die Besorgnis allgemein, daß derjenige, welcher vielleicht mehr als der Papst selbst als die Personifikation dieser Richtung erschien, der mächtige Kardinalstaatssekretär Lambruschini sein Nachfolger werden würde. Aber teils die nebenbuhlerische Eifersucht anderer Kardinäle, teils der Einfluß der Großmächte, welche die Gefahr einer zweiten gregorianischen Regierung erkannten, führte zur Wahl des Grafen Mastai-Ferretti, Erzbischofs von Imola, der am 16. Juni als Papst **Pius IX.** proklamiert wurde. Er war ein Mann ohne hervorragende Gaben, ohne weitblickenden Geist, wie ohne große Energie des Willens; aber wohlwollend, milde, weltlicher Bildung nicht ganz fernstehend, patriotischen Gefühlen und Gedanken nicht unzugänglich. Vom römischen Volke mit hoffnungsvollem Jubel begrüßt, war er entschlossen, vernünftige administrative Reformen einzuführen, ohne der päpstlichen Allgewalt etwas zu vergeben. Aber der rauschende Beifall, mit dem gleich seine ersten Regierungshandlungen, vorab die Amnestie der politischen Verurteilten und Verdächtigen, aufgenommen wurden, die fast abgöttische Verehrung, die ihm das Volk weihte, rissen ihn bald halb widerwillig über die selbstgesteckten Grenzen fort. Als der große Reformator und Regenerator Italiens gepriesen, begann er sich selbst dafür zu halten und wurde der gefährlichen Bahn sich erst bewußt, als er schon zu weit auf der schiefen Ebene herabgeglitten war, um Halt machen zu können. Vergeblich erklärte er noch am 8. Februar 1848, daß er nichts von einer Konstitution, nichts von einem Kriege gegen Österreich wissen wolle; wenige Wochen nachher, als die siegreiche Revolution von Paris aus ihren Zug durch Europa hielt, mußte er sich zu beiden verstehen. Aber sein Widerstreben gegen den Unabhängigkeitskrieg hatte das Volk gegen ihn empört; die immer mehr in den Vordergrund tretende radikale Partei benutzte geschickt die öffentliche Stimmung. Vergeblich stellte sich Pellegrino Rossi mutvoll an der Spitze der konstitutionellen Regierung dem fanatisierten Pöbel entgegen; er fiel durch Mörderhand; der Papst selbst wurde im Quirinal belagert und zur heimlichen Flucht nach Gaëta genötigt (24. November 1848). Der Kirchenstaat zerfiel in mehrere unabhängige Teile. Rom mit dem Patrimonium Petri erhielt zuerst eine provisorische radikale Regierung, wurde aber nach kurzer Zeit als Republik unter Mazzinis Diktatur proklamiert. Als nach der Schlacht bei Novara die Reaktion überall siegreich war, besetzten die Österreicher die adriatischen Provinzen, während der Prinz-Präsident mit Zustimmung der französischen Republikaner das Erbteil Petri für den Papst wiederzuerobern sich anschickte. Nach zweimonatlicher tapferer Verteidigung gegen Franzosen und Neapolitaner unter Garibaldis (s. d.) Führung mußte die Stadt Ende Juni 1849 kapitulieren. General Oudinot zog ein; die päpstliche Regierung wurde zunächst unter einem Kardinaltriumvirate (s. „Altieri“) wiederhergestellt. Erst im April 1850 zog Pius IX. wieder in den Vatikan ein und übernahm das Regiment des ganzen Kirchenstaates von neuem, das von nun an in keiner Weise mehr an die Reformperiode von 1846—48, wohl aber in jeder an das Regierungssystem seines Vorgängers im Amte erinnerte. Allerdings enthoben ihn die Österreicher in den adriatischen, die Franzosen in den tyrrhenischen Provinzen eines Teiles der Regierungslast. Jene zogen teils 1856, teils erst infolge des Krieges von 1859 ab; die Franzosen blieben bis 1866. Die Verwaltung des Staates war über alle Beschreibung elend, die Rechtspflege schlimmer als keine; die Kerker füllten sich mit „Verdächtigen“, mit deren Prozeß kein Gericht befaßt war; von 1849—1870 trieb das Priesterregiment 17,000 Familien in die Verbannung. Die Unvereinbarkeit desselben mit dem modernen Rechtsstaate war über alle Zweifel hinaus erwiesen.

So erscheint es natürlich, daß die im Frühling 1859 neu aufgehende Sonne der italienischen Einheit und Unabhängigkeit nirgends mit größerem Jubel begrüßt wurde, als im Kirchenstaate, zumal dessen nördlichen Provinzen. So lange die Österreicher Bologna und Ancona besetzt hielten, begnügte man sich mit Demonstrationen; sobald nach Magenta die Truppen über den Po zurückgerufen wurden, schüttelte die Romagna das päpstliche Joch ab und proklamierte Victor Emanuel und die Fusion mit Piemont. Victor Emanuel nahm die ihm angebotene Diktatur aus diplomatischen Rücksichten nicht an, wohl aber den Oberbefehl über die von der Provinz aufgebrachten Truppen und sandte Massimo d'Azeglio als seinen Alterego nach Bologna.

Weit weniger allgemein und energisch war die Bewegung in den Provinzen südlich vom Engpaß der Cattolica. Vereinzelte Aufstände hier und in Umbrien wurden leicht unterdrückt. Die Hauptstadt der letztgenannten Landschaft, Perugia, welche die Trikolore aufgezogen und den Anschluß an Sardinien proklamiert hatte, wurde am 20. Juni 1859 von päpstlichen Söldnern gestürmt und unter furchtbaren Greueln erobert und geplündert. Der Friede von Villafranca hielt die weitere Verbreitung des Aufstandes zurück. Der Papst, welcher die Gegner des Papstkönigtums in corpore

exkommuniziert hatte, verkündete nun eine Amnestie, weigerte sich aber entschieden, dem Rate Napoleons folgend, den Legationen eine gesonderte Verwaltung zu bewilligen. Hier hatte inzwischen d'Azeglio eine geordnete Regierung eingerichtet und Truppen gesammelt, ehe er dem Befehle zur Rückkehr nach Turin Folge leistete. Eine von der Bevölkerung gewählte Notabelnversammlung erklärte sich einstimmig gegen die Fortdauer der weltlichen Regierung des Papstes und für den Anschluß an das norditalienische Königreich; die provisorische Regierung zu Bologna schloß ein Bündnis mit den in gleicher Lage befindlichen Herzogtümern (Toscana, Modena und Parma); Viktor Emanuel übernahm das Protektorat und sandte den General Fanti als militärischen Organisator. Das Kommando des neuen mittelitalienischen Heeres übernahm Garibaldi, wurde aber bald, weil er im Sinne der radikalen Aktionspartei einen Einfall in die Marken vorbereitete, zurückgerufen. Nun übernahm im Einverständnis mit Cavour Farini (s. d.) die Diktatur in der Emilia, d. h. der Romagna, Modena und Parma und ließ am 11. März 1860 die Bevölkerung über die Alternative abstimmen: Annexion oder unabhängiges Königreich? Von Restauration war kein Rede. Eine ungeheure Majorität (80 Prozent aller Stimmberechtigten) erklärte sich für Annexion. Viktor Emanuel schlug dem Papste nochmals ein königliches Vikariat für die Romagna, die Marken und Umbrien unter päpstlicher Oberhoheit vor. Der erwarteten Weigerung folgte sofortige Aufnahme der Emilia in den norditalienischen Staat.

In den übrigen Provinzen des Kirchenstaates, vorab in Umbrien und den Marken herrschte eine dumpfe Gärung; jeden Augenblick war ein neuer Aufstand zu fürchten. Da übernahm General Lamoricière den Oberbefehl über die päpstlichen Soldtruppen, die durch Werbungen in Frankreich, Belgien und Österreich verstärkt, bald ein „Kreuzheer“ von etwa 20,000 Mann bildeten. Dasselbe sollte nicht nur die dem Papste noch gebliebenen Territorien erhalten, sondern auch die verlorenen wieder erobern. Da nun zugleich radikale Freiwilligenscharen von Norden her mit einem Einfall in den Kirchenstaat drohten und Garibaldi von Neapel aus das Volk zum Zuge nach Rom aufrief, beschloß Cavour die bewaffnete Intervention. General Fanti rückte in Umbrien, Cialdini (s. d.) in die Marken ein. Nachdem Lamoricière am 17. September 1860 bei Castelfidardo geschlagen war, beendigte am 29. die Kapitulation von Ancona den 18tägigen Krieg: die päpstliche Armee war gefangen, die Marken und Umbrien in den Händen der Piemontesen. Vergeblich protestierte der Papst gegen die unerhörte Beraubung. Bei der Volksabstimmung am 4. und 5. November 1860 erklärten sich 99 Prozent für den Anschluß an das Königreich.

So blieb von den 3,200,000 Einwohnern des Kirchenstaates von 1858 nur das Patrimonium Petri mit 693,000 Seelen im Besitz des Papstes, Garibaldis thörichter Plan im Sommer 1862, auch diesen letzten Rest trotz der französischen Besatzung zu erobern, nötigte die italienische Regierung, den alten Helden mit den Seinigen selbst auf Aspromonte (s. d.) bei Reggio gefangen zu nehmen.

Die Septemberkonvention von 1864, durch welche sich Italien um den Preis der Zurückziehung der französischen Truppen vom italienischen Boden anheischig machte, die Grenzen der noch päpstlichen Landschaften zu achten und zu schützen, wurde von der Kurie mit großem Unwillen aufgenommen. In der That hatten sich kaum die letzten Franzosen zu Ende 1866 von Civitavecchia aus eingeschifft, als Garibaldi seine alten Pläne wieder aufnahm. Trotz der scheinbaren Bewachung durch italienische Kriegsschiffe verließ er im Oktober 1867 Caprera und übernahm, ohne von der italienischen Regierung behelligt zu werden, den Oberbefehl über die Freiwilligen-Corps, welche schon die päpstliche Grenze überschritten. Aber Kaiser Napoleon erklärte die Septemberkonvention für verletzt und sandte Truppen nach Civitavecchia. Garibaldi, schon bis an die Mauern Roms vorgedrungen, wo der versprochene allgemeine Aufstand inzwischen nicht ausgebrochen war, erkannte die Notwendigkeit eines vorläufigen Rückzuges. Aber eine Abteilung seines kleinen Heeres wurde am 3. November 1867 bei Mentana von dem päpstlichen General Kanzler angegriffen, dessen französische Reserve unter General Polhès die Garibaldiner nach anfänglichem Siege durch die „Wunder des Chassepot“ zu Paaren trieb. Garibaldi selbst mußte sich der italienischen Armee ergeben. Von neuem hielten nun die Franzosen Besatzungen in Rom und Civitavecchia. Napoleon III. weigerte sich standhaft, seine Soldaten zurückzuziehen, selbst als er um diesen Preis ein Bündnis mit Italien hätte erkaufen mögen; erst die Niederlagen von Wörth und Spichern nötigten ihn im August 1870 zur Rückberufung der römischen Garnison. Aber erst 10 Tage nach Sedan entschloß sich das Ministerium Lanza, von der drohender werdenden öffentlichen Stimme gedrängt, zur Occupation. Trotz der alten ohnmächtigen Proteste und Flüche zog am 20. September 1870 das italienische Heer nach rein formellem Widerstande durch die Bresche bei Porta Pia möglichst weit vom Vatikan in Rom ein. Die leoninische Stadt sollte eigentlich im Besitze der Päpstlichen bleiben; aber bedenkliche Unruhen nötigten alsbald, auch das vatikanische Viertel zu besetzen. Auch hier in Rom selbst und seinem suburbanen Gebiete sprachen am 2. Oktober 1870 achtzig Prozent der Stimmberechtigten, 98 Prozent der Abstimmenden dem päpstlichen Regimente das Todesurteil. Der Kirchenstaat hatte aufgehört zu existieren; im folgenden Jahre wurde Rom die Hauptstadt des Königreichs Italien. Das Reich des souveränen Papstes beschränkt sich auf den Vatikan, den Lateran und Schloß Castelgandolfo am Albanersee. Aber Pius IX. († 7. Februar 1878), so gut wie bisher sein am 19. Februar 1878 inthronisierter Nachfolger **Leo XIII.** haben es vorgezogen, unter stetem Protest sich als Gefangene im Vatikan zu betrachten, weder das Garantiegesetz von 1871 noch die jährliche Dotation von 3¼ Millionen Lire annehmend

Kirchner (Kirgener), Josef (für Auszeichnung bei der Belagerung von Danzig im Jahre

1807 Baron), französischer General, am 8. Oktober 1766 zu Paris geboren, trat 1793 als Lieutenant in das Geniecorps, erwies sich bei vielen Kriegsvorfällen und Befestigungsanlagen als tapfer und tüchtig und wurde am 22. Mai 1813, bei der Verfolgung nach der Schlacht von Bautzen, bei Markersdorf von derselben russischen Kanonenkugel getötet, welche auch den General Duroc traf. — „Nouvelle biographie générale" XXVII, Paris 1858.

Kirkaldy, Sir William K., Laird of Grange. Als Sohn des Lord-Schatzmeisters von Schottland geboren, studierte K. in Frankreich und wohnte 1546 dem Tode des Kardinals Beaton (s. d.) an. In den schottischen Wirren wagte er anfangs nicht, sich entschieden zu erklären, schwankte zwischen Frankreich und England. Er empfahl als guter Protestant Cecil im Sommer 1559, Elisabeth solle den Grafen von Arran (s. „Hamilton, 4") heiraten. Im Feldzuge des Jahres 1560 führte er einen Truppenteil und riet im Mai zur Verschiebung des gefährlichen Angriffes auf die Stadt Leith, ohne aber Anklang zu finden. Am 9. Oktober 1562 unternahm er einen kecken Anschlag gegen Strathbogie, um den mächtigen Grafen von Huntly zu fangen, doch entwischte dieser; bei Corrichie Burn hingegen schlugen und fingen ihn Murray, Morton und K. 1566 schloß sich K. der Verschwörung gegen Riccio an, entrüstet erhob er sich 1567 gegen Bothwell (s. d.) als den Mörder des Königs Henry Darnley (s. d.) und schrieb voll Ingrimm über Maria Stuarts Haltung an Cecil (20. April); nach ihrer mit Bothwell verabredeten Entführung äußerte er sich gegen Bedford (am 26. April) in der mißachtendsten Weise. Er wurde eines der Häupter des gegen Bothwell zusammentretenden Bundes und sondierte bei den englischen Ministern, ob man auf englische Unterstützung rechnen dürfe. K. und seine Genossen bekriegten Maria und Bothwell, K. galt für den berühmtesten schottischen Feldherrn der Zeit; bei Carberryhill umging er in der Schlacht vom 15. Juni mit 200 Reitern den Hügel und schnitt Bothwell den Rückzug ab. Maria, allein um dessen Sicherheit besorgt, ließ K. zu sich kommen; ehrerbietig kniete er vor ihr; sie fragte, ob für ihren Gemahl keine Versöhnung mit den Lords möglich sei, worauf K. erwiderte, die Lords seien entschlossen, ihn zu fangen oder zu töten. Nach einer kurzen Besprechung mit ihnen kehrte er zur Königin zurück und sicherte ihr, falls sie sich sofort entscheide, gute Behandlung, Bothwell freien Abzug zu. Maria verließ Bothwell und forderte K. stolz auf, sie in das Lager der Lords zu geleiten. Als hier beleidigende Rufe und Drohungen gegen sie erschollen, gebot K., das Schwert zückend, Schweigen. Elisabeth tadelte bitter die Art, in der K. über Maria zu schreiben wagte, da es eine Kränkung des Königtums sei. Der Geheime Rat in Schottland verordnete Bothwells Verhaftung, Tullibardine und K. wurden ihm nachgesandt; es kam zu einem Gefechte im Bressay-Sunde und bei Unst (s. „Bothwell"), Bothwell entwischte nach Dänemark, aber K. führte einen Teil seiner wichtigsten Anhänger gefangen nach Leith. 1568 befehligte er wiederum gegen die Königin, ließ in Edinburgh Garnison, eilte mit einigen hundert Hakenschützen herbei, ließ im Défilé vor Langside einen Hinterhalt legen und griff hier am 13. Mai entscheidend in die Schlacht ein, die Maria ihr Reich kostete. Bei der feierlichen Bestattung des Regenten Murray im Februar 1570 trug K. die Fahne. Noch einmal schien Marias Stern aufzuleuchten, die Hamiltons und Lethington traten für sie ein, K. weihte ihr seinen Degen, und erobernd drang das Heer 1570 vor. Mit Entsetzen vernahm K., ein eifriger Protestant, von seinem Bruder James, der kaum dem Tode entrann, die Greuel der Bartholomäusnacht, während er für Maria wirkte und für sie das Schloß von Edinburgh hielt; aber Frankreich begütigte ihn, sparte das Geld nicht und nährte seinen Trotz gegen England. Knox hingegen, der ihn sehr schätzte, beschwor ihn noch auf dem Sterbebette, Marias Sache zu verlassen und das Schloß von Edinburgh zu übergeben; aber K. wies seine Mahnungen im November 1572 trotzig zurück. Vergebens bot ihm der Regent, Graf Morton, Prioreien, Bistümer, Güter und was er nur wolle, gegen Übergabe des Schlosses an; er hielt es; neue Anerbietungen hatten denselben Mißerfolg. So wurde denn das Schloß bombardiert, K. hing das Banner Marias aus; als keine Aussicht auf den Sieg mehr schien, forderte K. am 27. Mai 1573 für sich die Berechtigung, in Schottland zu bleiben oder hinzugehen, wohin ihm beliebe, aber Morton lehnte seine Wünsche ab. Am 28. besprachen K. und Melville, an Stricken über den inneren Wall herabgelassen, abermals mit Morton ihre Forderungen; er aber bestand darauf, sie, Maitland, Hume und vier andere Führer müßten sich bedingungslos unterwerfen und abwarten, was Königin Elisabeth über sie verfüge. Am liebsten wäre K., den die Soldaten liebten, mit dem Schwerte in der Faust gefallen, aber die Besatzung wollte nicht länger kämpfen und haßte Maitland — das Schloß fiel, Marias Sache in Schottland sank ins Grab. „Der zweite Wallace", wie sich K. gern nennen ließ, wurde am 3. August 1573 auf einem Karren von Holyrood nach dem Kreuze in der High Street gefahren, wo der Scharfrichter ihn aufhing, das Gesicht nach dem Schlosse, das er so mutvoll verteidigt hatte. — Vgl. Froude, History of England from the fall of Wolsey to the death of Elizabeth, Bde. VII—X, London 1863—1866; Gaedeke, Maria Stuart, Heidelberg 1879.

Kiß, Ernst, Freiherr, ungarischer General, im Jahre 1800 zu Temesvár geboren, war bei Ausbruch der Revolution von 1848 Oberst des 2. Husarenregiments König Ernst August von Hannover, mit welchem er zu den Aufständischen übertrat. Er nahm nun an dem, mit großer Erbitterung, mit Feuer und Schwert, geführten Kampfe gegen die Raizen teil, griff am 2. September das verschanzte Perlász an, verteidigte die Stadt am 10. und 11. mit Geschick gegen die Angriffe des Feindes und sah sein eigenes prächtiges Schloß Ellemér in Flammen aufgehen. Im Oktober wurde er Landeskommandierender in Südungarn, nahm am 14. Dezember die Stadt

Tomassovacz und vertrieb die Serben, griff am 3. Januar 1849 vergeblich Pancsova an, erscheint dann aber nicht mehr im Felde. Er ergab sich an Paskiewitsch, welcher ihn den Österreichern auslieferte, und ward am 6. Oktober 1849 zu Arad, nachdem er zu Pulver und Blei begnadigt war, standrechtlich erschossen. K. galt für den reichsten Mann im Banat; dieser Umstand und sein tragisches Geschick haben mehr dazu gethan, ihn in weiten Kreisen bekannt zu machen, als seine militärische oder politische Bedeutung. Außer ihm werden noch andere seines Namens in den Kämpfen der Jahre 1848 und 1849 gegen Österreich genannt. — Vgl. v. Levitschnigg, Kossuth und seine Bannerschaft, Pest 1850.

Kisselew, alte Adelsfamilie Rußlands. Berühmt sind:

1) Paul Dimitrijewitsch, Graf K. 1788 zu Moskau geboren, trat K. am 18. Oktober 1806 als Cornet in das Chevaliergarde-Regiment, in dem er den Feldzug des folgenden Jahres mitmachte. Als Adjutant des Fürsten Bagration (s. d.) stritt er 1812 bei Borodino, wurde Ordonnanzoffizier des Feldmarschalls Golenistschew-Kutusow, Adjutant des Grafen Miloradowitsch, machte die Feldzüge bis 1815 voll Auszeichnung mit, wurde 1814 Flügeladjutant des Kaisers, den er nach Wien und Paris begleitete, 1815 Oberst, 1817 Generalmajor, 1819 Generalstabschef der zweiten Armee. Als solcher reformierte er voll Geschick, human und liberal im höchsten Grade und steuerte den Unterschleifen. 1823 wurde er Generaladjutant. Er bemerkte nichts von den revolutionären Umtrieben in der zweiten Armee, obwohl gerade Pestel ihr angehörte, leistete hingegen nach der Entdeckung des Aufstandes um so bessere Dienste bei der Verfolgung und gewann das Vertrauen von Nikolaus I. K. entwarf 1828 den Feldzugsplan gegen die Türken, watete am 8. Juni zuerst durch die Donau, wurde hierfür Generallieutenant, focht mit eminenter Tapferkeit am 28. Juli bei Schumla, konnte aber unter Graf Wittgensteins Oberbefehl keine entscheidende Stimme erlangen. Im Februar 1829 erhielt er das Kommando des 4. Corps der Reservekavallerie und aller Truppen in den Donaufürstentümern, blockierte Giurgewo und Rustschuk, machte sich in den Fürstentümern durch Milde und Disziplin beliebt, passierte die Donau und wollte eben den Pascha von Skutari am 10. September bei Wratza schlagen, als er vom Friedensabschlusse hörte; als jedoch der Feind trotzdem nicht ruhte, ließ K. Sophia nehmen und besetzte im Oktober Grabowa. Die walachischen Bojaren befürworteten es eifrig, daß er im Oktober 1829 zum bevollmächtigten Präsidenten der Divans der Moldau und Walachei mit dem Kommando der Occupationsarmee ernannt wurde. Nikolaus verlieh ihm am 12. April 1832 das Großkreuz des St. Wladimir-Ordens I. Klasse und am 18. Dezember 1833 die Diamanten zum St. Alexander-Newski-Orden, 1845 die zum St. Andreas-Orden. Seine Administration gereichte den Donaufürstentümern zum größten Segen; er gründete Schulen und Hospitäler, half der Armut ab und traf Anordnungen für die öffentliche Gesundheit; er hob den Ackerbau, den Handel von Braïlow und die Donauschiffahrt, ordnete das Polizeiwesen, steuerte unbarmherzig Unterschleif und Erpressung, schaffte Todesstrafe und Folter ab, ebnete die Finanzen, schuf den Bojaren gegenüber ein berechtigtes Volk und machte sich so beliebt, daß ihm das Indigenat beider Fürstentümer mit den Vorrechten eines Bojaren I. Klasse angeboten wurde, was er ablehnte. Das unter seinen Augen von einer Kommission ausgearbeitete „Organische Statut" öffnete Rußlands Einfluß die Wege. 1833 sollte er das 6. Armeecorps befehligen, um Konstantinopel gegen den Pascha von Ägypten zu decken, doch legte sich der drohende Sturm; K. aber erhielt vom Sultan sein Porträt in Brillanten und die Ernennung zum Bey. Im Mai 1834 verließ K., allgemein betrauert, die Fürstentümer, wurde General der Infanterie, legte das Kommando des 6. Corps nieder und trat in das vierte Departement des Reichsrates. Dann erhielt er den Vorsitz des Komitee für Reformen in der Verwaltung der Reichsdomänen und wurde am 1. Januar 1838 der erste Domänenminister. Auch auf diesem Gebiete brachte er es zur Meisterschaft; er hob das erbärmliche Schulwesen auf den Domänen, führte landwirtschaftliche Zeitungen ein, schuf Ackerbauschulen und ein agronomisches Institut; er beförderte die Gesundheitspflege, half Not und Armut ab, hob Landbau und Industrie, errichtete Mustermeiereien, veranstaltete Ausstellungen landwirtschaftlicher Erzeugnisse und begründete eine vernünftige Forstwirtschaft. In erstaunlichen Progressionen stieg unter ihm der Wohlstand, aber der Korruption der Beamten konnte auch K. nicht abhelfen. Für seine großen Dienste erhielt er am 6. April 1839 den erblichen Grafenstand; er war auch Generaldirigent der 5. Abteilung der Geheimkanzlei des Kaisers. Im August 1856 legte er das Ministerium nieder und wurde am 12. November desselben Jahres als Botschafter in Paris accreditiert; Napoleon III. behandelte ihn mit besonderer Auszeichnung. K. wirkte in der Neufchâteler Frage auf den friedlichen Ausgang hin, bei der Donaufürstentümerfrage ging er mit Frankreich und veruneinigte es mit Großbritannien. Nachdem er 1857 der Stuttgarter Zusammenkunft Alexanders II. mit Napoleon angewohnt hatte, nahm er in Paris den regsten Anteil an der Konferenz zur Regelung der Donauschiffahrt und zur Reorganisierung der Donaufürstentümer. 1862 trat K. vom Botschafterposten ab und starb als Mitglied des Reichsrates im 85. Jahre zu Paris am 26. November 1872, kinderlos.

2) Sergei Dimitrijewitsch K. Als Bruder des Vorigen 1793 geboren, wurde K. schon 1810 Kapitän, stritt mit seltener Bravour 1812 bei Borodino, wo von seiner Compagnie nur fünf überlebten, brachte es in den Feldzügen bis 1815 zum Generale, trat aber nach dem zweiten Pariser Frieden in den Zivildienst, zu dem er glänzend befähigt war, wurde Wirklicher Staatsrat und Präsident des Moskauer Cameralhofes und starb auf dem Gute Elisawetino am 24. Juli 1851.

3) Nikolai Dimitrijewitsch K. Als Bruder

der Vorigen 1800 geboren, trat K. in die diplomatische Carriere, wurde Sekretär bei der russischen Gesandtschaft in Berlin, 1829 in Paris, 1838 Legationsrat in London und 1839 in Paris, wo er nicht nur die Geschäfte unter dem Gesandten Grafen Pahlen eigentlich führte, sondern auch nach dessen Abberufung Ende 1841 als Geschäftsträger blieb und mit großer Umsicht waltete. K. erlangte Einfluß auf Ludwig Philipp, näherte beide Kabinette einander, erzielte zwar 1846 kein Bündnis, vermittelte aber 1847 eine Anleihe Nikolaus' bei der Bank von Frankreich. Der Präsident der neuen Republik, Ludwig Napoleon, wurde von Nikolaus dadurch ausgezeichnet, daß derselbe K. zum Geheimen Rate und außerordentlichen bevollmächtigten Minister bei ihm beförderte, am 9. Mai 1851 überreichte K. in Paris seine Kreditive, gewann rasch Napoleons Gunst und soll vom Staatsstreiche des 2. Dezember 1851 im voraus unterrichtet gewesen sein. Als Napoleons Kaiserpläne Mißstimmung bei den Großmächten erzeugten, verließ K. 1852 Paris, um in Petersburg Rechenschaft abzulegen und neue Instruktionen einzuholen. Am 5. Januar 1853 aber kehrte er als außerordentlicher Gesandter und bevollmächtigter Minister nach Paris zurück, von Napoleon III. sehr wohlwollend begrüßt. In der orientalischen Verwickelung jedoch war K. dem schlauen Kaiser nicht gewachsen; nach Abbruch des diplomatischen Verkehrs mit Frankreich verließ K. am 6. Februar 1854 Paris und kehrte über Brüssel nach Petersburg heim. 1856 wurde er außerordentlicher Gesandter und bevollmächtigter Minister am heiligen Stuhle und in Florenz (5. Juli und 17. Juni); er näherte Rußland dem Papste, die Lage der polnischen Katholiken besserte sich, aber der Ausbruch des Polenaufstandes brachte ihn in eine schwierige Situation, und die Kurie nahm Anstoß an seiner 1864 geschlossenen Ehe mit der verwitweten Fürstin Franziska Torlonia. Er ließ sich darum abberufen, übernahm am 14. August 1864 den Posten des außerordentlichen Gesandten und bevollmächtigten Ministers bei dem König von Italien und starb als solcher hochangesehen in Florenz am 8. Dezember 1869.

Vgl. Kleinschmidt, Rußlands Geschichte und Politik, dargestellt in der Geschichte des russischen hohen Adels, Kassel 1877.

Kissingen, Gefecht am 10. Juli 1866. Die bayerische Division Zoller, welcher, im Verein mit dem Kavallerie-Corps, die Besetzung der fränkischen Saale anvertraut war (vgl. „Hausen", „Hammelburg"), hatte zur Verteidigung von K. 8½ Bataillone, 4 Schwadronen und 18 Geschütze unter General Ribaupierre zur Verfügung. Gegen sie richtete am 10. Juli morgens General von Goeben (13 Bataillone, 7½ Schwadronen, 31 Geschütze) seinen Angriff. Dieser, durch die Brigade Kummer ausgeführt, blieb in der Front, wo die Saaleübergänge teils barrikadiert und durch Geschützfeuer bestrichen, teils zerstört waren, resultatlos. Da gelang es dem Hauptmann von dem Bussche vom 15. Infanterie-Regiment, den südlich von der Stadt bei der Lindenmühle gelegenen Holzsteg wieder gangbar zu machen und zunächst mit seiner Compagnie den Fluß zu überschreiten. Andere Truppen folgten; die Bayern wurden aus der Stadt herausgedrängt und nahmen bei Winkels, nordöstlich nahe bei K., eine zweite Aufstellung. Gegen diese wurde, bald nach Mittag, ein erneuter Angriff gerichtet, infolgedessen die Bayern sich gegen Nüdlingen, 3 km nordöstlich von K., zurückzogen. Die Preußen machten Halt und richteten sich für die Nacht ein; da wurde General v. Wrangel, der mit 8 Bataillonen, 3 Schwadronen, 12 Geschützen bei Winkels stand, etwa um 5 Uhr nachmittags, von der von Münnerstädt kommenden Division Stephan mit 9 Bataillonen, 4 Eskadrons, 10 Geschützen überraschend angegriffen, Teile der Division Zoller schlossen sich deren Vorgehen an. Wrangel mußte einen Teil seiner Stellung räumen, gewann diesen aber durch einen spät abends gemachten neuen Angriff wieder; die Bayern gingen in der Nacht nach Münnerstädt zurück. — Vgl. A. v. Goeben, Das Gefecht bei K., 2. Aufl., Darmstadt und Leipzig 1880; „Bayerisches Generalstabswerk", München 1868.

Kiutagi oder vielmehr **Mehemed-Reschid-Pascha**, namhafter türkischer Feldherr im dritten und vierten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts, zur Unterscheidung von anderen Männern gleichen Namens nach türkischer Sitte bald nach seinem Geburtsort, bald nach seinem Paschalik oder dem Orte, wo er zuerst irgendwie bedeutsam hervorgetreten war, benannt, in diesem Falle also nach Kiutahja. K. war von Geburt ein Tscherkesse (oder ein georgischer Renegat) und galt seiner Zeit an ritterlicher Tapferkeit, an körperlicher Schönheit, Gewandtheit und Kraft als ein echter Vertreter seines Stammes; die osmanischen Zeitgenossen rühmten ihn als gutmütig, leutselig, ausdauernd und genügsam; er besaß alle Eigenschaften, um seine Truppen in den vielen Feldzügen, die er zu leiten hatte, zu begeistern. Jedenfalls war K. der beste Heerführer der Osmanen in der zweiten Hälfte der Regierung des Sultans Mahmud II. In Europa wurde er zuerst bekannt als gefährlicher Gegner der um ihre Unabhängigkeit kämpfenden Neugriechen. K. hat zuerst als Befehlshaber in Arta am 16. Juli 1822 den Griechen des Fürsten Maurokordatos die Schlacht bei Peta abgewonnen; dann aber hat er 1825 als Rumili-Valessi und Seraskier (parallel mit dem Feldzuge des ägyptischen Ibrahim-Pascha in Morea) Akarnanien und Ätolien überrannt und seit dem 27. April 1825 die starke Festung Missolunghi belagert, die er endlich in Verbindung mit den ägyptischen Truppen am 22./23. April 1826 erstürmte. Von den Ruinen dieser Stadt zog K. ostwärts nach Attika, eroberte die Unterstadt Athen am 15. August 1826 und belagerte nunmehr die starke Akropolis, die er aber erst nach einer siegreichen, auf der Ebene von Athen den Griechen am 6. Mai 1827 abgewonnenen Hauptschlacht, zur Übergabe zu nötigen vermochte (5. Juni 1827). Von hier aus nach Janina zurückgekehrt, und längere Zeit in Epirus und Thessalien mit Rüstungen für den neu ausgebrochenen russischen Krieg an der Donau be-

schäftigt, wurde K. im Februar 1829 zum Großwessir und zum Oberfeldherrn gegenüber den Russen ernannt. Am 21. März 1829 traf er in Schumla ein. Hier aber vermochte K. (obwohl er bisher durch Gerechtigkeit und Strenge, wie durch Festigkeit, ausdauernde Zähigkeit, persönliche Tapferkeit und ungewöhnliche Raschheit als Heerführer sich ausgezeichnet hatte) vor dem überlegenen Feldherrntalente des russischen Generals Diebitsch nicht lange standzuhalten. Der Verlust der Schlacht von Kulewtscha (11. Juni) wirkte bekanntlich auf den weiteren Verlauf des Balkankrieges zu ungunsten der Pforte entscheidend ein; und nach dem Verlust des Treffens von Selimieh (12. August) war auch Adrianopel nicht mehr zu retten. Viel glücklicher war K., als es galt, die höchst gefährliche, durch die Bosniaken unterstützte nordalbanesische Empörung des mächtigen Mustafa-Pascha-Skodrali zu dämpfen; im Mai 1831 hat K. bei Perlepe die entscheidende Hauptschlacht glänzend gewonnen.

Dagegen scheiterte K. wieder gegenüber der europäischen Taktik seines Gegners, als er (31. August 1832) in dem ägyptischen Kriege an Stelle des Hussein-Pascha zum Chef der anatolischen Truppen erhoben wurde. K. war ein Gegner der europäischen, auch der militärischen Reformen seines Sultans, die er für eine thörichte Spielerei hielt; er hat dann auch auf dem Marsch nach Konia in seiner Zuversicht auf die alte türkische Kampfesweise die europäischen, als Instrukteurs thätigen Offiziere aus seinem Heere entfernt. Aber mit dem Talent Ibrahims von Missolunghi her wohl bekannt, wollte K. zunächst eine größere Schlacht vermeiden und die Ägypter durch einen energisch geführten Partisankrieg aufreiben. Wider seinen Willen durch unbesonnenes Drängen des Sultans und die Befehle des ihm abgeneigten Kriegsministers Chosrew-Pascha zu raschem Losschlagen genötigt, verlor er am 21. Dezember 1832 nach fast acht Stunden langem, tapferem Kampfe, den er nur mit Truppen alter Art führte, die große Schlacht bei Konia und fiel selbst als Gefangener in die Hände der Ägypter. — Sehr glücklich war K. aber, als ihn der Sultan nach Herstellung des Friedens im Oktober 1833 zum Statthalter von Siwas ernannte. Nach Dämpfung eines Aufstandes in dem Paschalik Angora hat K. im Sinne seines Sultans die vielen türkischen, turkomanischen und kurdischen Derebegs und Stammesfürsten zu dauernder Unterwerfung genötigt, welche (zum Teil durch ägyptische Sendlinge bearbeitet) in ihren Gebirgssitzen überall der Autorität der Pforte spotteten und das Land durch ihre Raubzüge ruinierten. Dann säuberte er zur Sicherung der Handelsstraße von Trapezunt nach Erzerum, Bajazid und Tabriz die Hochebenen Armeniens vom Raubgesindel und suchte endlich im Sommer 1834 mit 15,000 Mann die Kurden in ihrem Heimatlande auf und trug namentlich 1835 über dieses kriegerische Räubervolk so entschiedene Erfolge davon, daß mehr als die Hälfte ihrer Stämme sich der Pforte ernsthaft unterwarfen. Nach einem neuen glänzenden Feldzuge im Sommer 1836 ist K. dann nach kurzer Krankheit gestorben; unaufgeklärt blieb, ob eine „byzantinische" Intrigue des osmanischen Hofes ihm Gift zugeführt hatte, wie man damals in Stambul argwöhnte.

Vgl. G. Hertzberg, Geschichte Griechenlands, Bd. IV; v. Moltke, Der russisch-türkische Feldzug, 1828 u. 1829; G. Rosen, Geschichte der Türkei, Tl. I.

Kjögebucht, der Meerbusen in der Mitte der Ostküste Seelands (Malmö gegenüber), in welcher am 1. Juli 1677 die dänische Flotte einen bedeutenden Sieg über die Schweden erfocht. Auf Betrieb Ludwigs XIV. hatte Karl XI. von Schweden für den Sommer 1677 den Plan gefaßt, während der Krieg gegen Dänemark fortging, auch nach Pommern Truppen hinüberzusenden, um im Verein mit Polen Brandenburg anzugreifen. Trotz aller Befehle des Königs verzögerte sich die Ausrüstung der Hauptflotte im Busen von Stockholm über Gebühr, und als die Flotte endlich auslief, ließ sie viel zu wünschen übrig; ihr Befehlshaber Heinrich Horn war ein tüchtiger General zu Lande, verstand aber nichts vom Seewesen. Nachdem eine kleinere, von Göthaborg ausgegangene Flotte, die zu ihm stoßen sollte, bei Femarn vernichtet war, ging er dem Befehl des Königs entsprechend allein gegen die dänische Seemacht, um sie vor ihrer Verbindung mit den Holländern zu schlagen und dem hart bedrängten Malmö Luft zu schaffen. Zwar wurde das dänische Landheer schon am 26. Juni gezwungen, die Belagerung dieser Festung mit großen Verlusten aufzugeben, aber die schwedische Flotte, welche den Dänen in die K. hinein folgte und im Anfange der am frühen Morgen beginnenden Seeschlacht im Vorteil war, verlor dennoch, als der Feind ihr den Wind abgewann und Verstärkungen erhielt, schließlich den Sieg, wobei fast ein Drittel der schwedischen Schiffe vernichtet wurde. Die Feinde Schwedens wurden die Herren auf der See, der Angriff auf Brandenburg mußte aufgegeben werden.

Klapka, Georg, ungarischer General, am 7. April 1820 zu Temesvár geboren, war zuerst österreichischer Offizier, hatte aber den Dienst bereits verlassen, als die Revolution von 1848 ausbrach, an der er sich mit großem Eifer beteiligte; seine gute militärische Bildung und seine Arbeitskraft verschafften ihm bald eine einflußreiche Stellung und rasche Beförderung. Zunächst war er bei der Schaffung und Organisation der Armee thätig; im Herbst stand er im Banat dem General Vetter als Stabschef zur Seite; als dieser dann stellvertretender Kriegsminister wurde, fungierte K. bei ihm als Chef der Operationskanzlei. Als Anfang Januar 1849 der von Norden in Ungarn eingedrungene Feldmarschall-Lieutenant Graf Schlick den General Mészáros in Unordnung zurückgeworfen hatte, erhielt K. das Kommando des von diesem befehligt gewesenen 1. Armeecorps; er hielt Schlick auf, vereinigte sich am 10. Februar in Kaschau mit Görgey und beide zogen unter Dembinskis Oberbefehl dem Fürsten Windischgrätz entgegen, welcher durch die Schlacht bei Kápolna am 26. und 27. die ungarische Offensive vereitelte. K. arbeitete nun mit Görgey an Dembinskis Entsetzung vom Oberkom-

mando, welcher seinerseits ihn durch die Ernennung zum Kommandanten von Komorn loszuwerden suchte, was K. ablehnte. Als Görgey den Oberbefehl erhalten hatte, entwarf K. den Plan zu dessen erneutem Vorgehen, welches Ende April den Entsatz von Komorn (s. d.) herbeiführte; an der Durchführung des Unternehmens hatte er hervorragenden Anteil, obgleich die Haltung der ihm direkt unterstellten Truppen vielfach zu wünschen übrig ließ; die Milde seines Charakters und seine Nachgiebigkeit schlossen energisches Auftreten und striktes Durchführen seiner Absichten häufig aus. Im Mai übernahm er für einige Wochen Görgeys Vertretung im Kriegsministerium, wo er vergeblich bestrebt war, die Befehlshaber auf den einzelnen Kriegsschauplätzen dem letzteren mehr unterzuordnen, ebenso versuchte er umsonst zwischen Görgey und Kossuth zu vermitteln. Dann wurde er zum Kommandanten von Komorn (s. d.) ernannt, führte von dort auch, als Görgey am 2. Juli verwundet war, eine Zeit lang das Oberkommando und blieb, als die ungarische Armee den Rückzug antrat, in der Festung zurück, die er erst durch eine am 27. September abgeschlossene Kapitulation übergab. Damit war der Kampf Ungarns gegen Österreich beendet. K. ging nun in das Ausland und schrieb seine „Memoiren", Leipzig 1850, und „Der Nationalkrieg in Ungarn und Siebenbürgen", Leipzig 1851. Später wurde er Bankdirektor und Mitglied des Rathes in Genf. Wo sich ihm aber die Aussicht bot, Ungarn gegen Österreich zu den Waffen rufen zu können, ergriff er die Gelegenheit. Nachdem seine Unterhandlungen mit der Pforte über seinen Eintritt in den türkischen Dienst zur Zeit des Krimkrieges zu keinem Resultate geführt hatten, bildete er 1859 in Italien und 1866 bei Neiße ungarische Legionen; beide Male aber waren die Feindseligkeiten beendet, ehe diese zu kriegerischer Thätigkeit gelangen konnten. 1867 wurde er amnestiert; 1876 wollte er gegen Rußland eine ungarische Legion errichten, die Pforte lehnte sein Erbieten indessen ab. — Vgl. C. v. Wurzbach, Biographisches Lexikon des Kaisertums Österreich, 12. Teil, Wien 1864, wo zahlreiche Quellen angegeben sind.

Kleber, Jean Baptiste, französischer General, am 9. März 1753 zu Straßburg geboren, widmete sich der Baukunst, war von 1776 bis 1783 österreichischer Offizier (Wiener Abendpost vom 27. Mai 1877, Beilage) und trat bei Beginn der Revolution in die französische Armee. Er zeichnete sich bei der Verteidigung von Mainz aus, führte eine Brigade der dortigen Besatzung nach der Vendée, kommandierte hier auch größere Abteilungen und focht in den nächsten Jahren als Divisionsgeneral, meist unter Jourdan, in den Niederlanden und am Rhein. Bonaparte nahm ihn in gleicher Eigenschaft nach Ägypten mit. Bei der Einnahme von Alexandria am 3. Juli 1798 verwundet, blieb er hier zunächst als Kommandant zurück, begleitete aber 1799 Bonaparte nach Syrien, wo er mit jenes Hilfe am 17. April die Schlacht am Berge Tabor gewann. Als Bonaparte nach Europa zurückkehrte, übernahm K. am 22. August den Oberbefehl und damit eine ziemlich hoffnungslose Aufgabe. Er versuchte durch Verhandlungen mit den Türken sich aus der schlimmen Lage zu befreien, in welcher er samt seinen Truppen sich befand, und schloß den Vertrag von El Arysch (s. d.); als aber die Engländer die Ausführung desselben verhinderten, griff er von neuem zu den Waffen, gewann den Mamelukenhäuptling Murad Bey, bis dahin Frankreichs erbitterten Gegner, als Bundesgenossen, schlug den Großvezier am 20. März 1800 auf den Trümmern des alten Heliopolis (s. d.), warf einen gefährlichen, in Kairo ausgebrochenen Aufstand nieder und war bald wieder Herr Ägyptens. Mit der Beruhigung des Landes und mit der Einrichtung von dessen Verwaltung beschäftigt, fiel er am 14. Juni 1800 zu Kairo durch den Dolch eines fanatischen Muselmannes. K. war ein Mann von nicht gewöhnlichen Gaben, eine imponierende soldatische Erscheinung und ein vortrefflicher Corpsführer. Sein Nachfolger Menou war der Aufgabe nicht gewachsen, die Expedition nach Ägypten nahm unter ihm nach etwas mehr als Jahresfrist ein klägliches Ende. — Vgl. Lebensbeschreibungen von Ernouf, Paris 1867, und namentlich von Pajol, Paris 1877, von denen die letztere auf K.s hinterlassene Papiere sich stützt.

Kleist, Friedrich Wilhelm Gottfried Arnd v., preußischer General, 1724, zu Heiligenbeil geboren, that sich im Siebenjährigen Kriege an der Spitze des Husarenregiments Szekely durch tüchtige Leistungen vielfach hervor. Ein Meister im kleinen Kriege leistete er in den Feldzügen 1759 und 1760 der Armee des Prinzen Heinrich vorzügliche Dienste, so daß ihm der König die Bildung von leichten Truppen auftrug, welche nach und nach zu einem K.schen Freicorps, aus Husaren, Dragonern, Kroaten und Fußjägern bestehend, anwuchsen. Das wichtigste und glänzendste Unternehmen, welches er mit demselben ausführte, war ein Zug in das Reich, zu welchem der König ihn entsandte, um die dortigen Stände dem Frieden geneigt zu machen. K. brach dazu, auf 6000 Mann verstärkt, am 13. November 1762 auf, brandschatzte Bamberg, Würzburg, Nürnberg 2c. und streifte bis an die Thore von Regensburg. Geistliche und weltliche Stände schrieen nun nach Frieden, ihre Stimmen verfehlten ihre Wirkung bei den Friedensunterhandlungen nicht. K., zum Unterschiede von anderen seines Namens, nach der Uniformsfarbe seines Regiments „der grüne K." genannt, starb am 28. August 1767 zu Jeschkendorf in Schlesien. — Vgl. E. Graf Lippe, Husarenbuch, Berlin 1863.

Kleist, Friedrich Heinrich Ferdinand Emil Graf K. von Nollendorf, preußischer Feldmarschall, am 9. April 1763 zu Berlin geboren, erwarb sich in den Kriegen gegen die französische Republik die Achtung und die Zuneigung von Hohenlohe und Möllendorf, unter denen er als Generalstabsoffizier diente, ward 1803 vortragender General-Adjutant des Königs, zeichnete sich in dieser Stellung, auch während der Feldzüge von 1806/7, durch praktischen Blick und ehrenhafte Gesinnung aus und kommandierte 1812 im Kriege gegen Rußland die preußische Infan-

terie. 1813 bewährte er sich zunächst durch die Verteidigung von Leipzig während der Schlacht bei Groß-Görschen und dann bei Bautzen durch hartnäckige Behauptung einer Stellung vor dem Zentrum der Armee als tüchtiger Führer und schloß darauf den Waffenstillstand von Poischwitz ab; glänzenderen Ruhm aber erntete er an der Spitze seines II. Armeecorps, dessen Kommando er während des Waffenstillstandes erhalten hatte, am 30. September, dem Tage von Kulm, für welchen er als „K. von Nollendorf" gegraft wurde. Bei Leipzig nahm er am 16. Oktober Markkleeberg und machte im Laufe des Tages, wo man auf dem linken Flügel im übrigen wenig vorwärts kam, noch weitere Fortschritte; am 18. half er Probstheyda nehmen. Dann blockierte er Erfurt; als hier eine teilweise Kapitulation stattgefunden hatte, marschierte er am 6. Januar 1814 nach Frankreich. Bei den harten Schlägen, welche in der Mitte des Februar Blüchers Armee trafen, trug seine Standhaftigkeit wesentlich dazu bei, eine Niederlage abzuwenden; bei Laon kämpfte er, mit York vereint, glücklich gegen Marmont und vor Paris focht er am 30. noch einmal bei Villette. Nachdem er den König nach England begleitet hatte, erhielt er das Kommando am linken Rheinufer, wo auch die sächsischen Truppen ihm unterstellt waren; die Milde seines Charakters und sein Gerechtigkeitsgefühl machten ihn für diese Stellung besonders geeignet. Im Frühjahr 1815 erkrankte er; am Feldzuge dieses Jahres nahm er nicht teil. Dann ward er kommandierender General in Magdeburg, verließ aber 1820 den aktiven Dienst und starb am 17. Februar 1823 zu Berlin. Der König ging gerade mit der Absicht um, ihn zum Vorsitzenden des Staatsministeriums zu machen. — Vgl. „Allgemeine deutsche Biographie" XVI, Leipzig 1882.

Kleist-Retzow, Hans Hugo v. Als Sohn des Landrats von K.-R. zu Kieckow (Hinterpommern) am 25. November 1814 geboren, besuchte K.-R. die Landesschule Pforta, studierte in Berlin und Göttingen Jura und Cameralia, trat als Auskultator bei dem Berliner Stadtgerichte in den Staatsdienst, wurde Referendar bei dem Oberlandesgericht in Frankfurt a. O. und ein eifriger Schüler des Herrn v. Gerlach in politischer und kirchlicher Anschauungsweise. Nach bestandenem Assessorexamen wurde er 1844 Landrat des Belgarder Kreises, und unter seinem Vorsitze richteten die dortigen Kreisstände 1848 an den Prinzen von Preußen nach London die Bitte, in ihre Mitte zurückzukehren. Er gehörte zu den Gründern der „Kreuzzeitung"; von ihm und seinen Freunden, z. B. Bismarck-Schönhausen, ging der Gedanke aus, der Berliner Nationalversammlung ein konservatives Gegenparlament gegenüberzustellen, und er wurde im August 1848 Präsident des sogenannten Junkerparlaments. Von 1849—1852 gehörte er als Mitglied des Abgeordnetenhauses der reaktionären Richtung an, wirkte mit Bismarck zusammen, wurde 1850 vom Könige in das Staatenhaus des Erfurter Parlaments berufen und am 18. Juli 1851 Oberpräsident der Rheinprovinz, worauf er am 24 d. M. die Gräfin Charlotte zu Stolberg-Wernigerode, Tochter des Oberstkämmerers Grafen Anton, heimführte. Mit Entfaltung polizeilicher Willkür und viel Härte schritt der neue Oberpräsident gegen den Liberalismus ein, machte sich durch rücksichtslose Maßregeln viel Feinde und trat in offene Opposition zum Hofe des Prinzen von Preußen in Koblenz; auch sorgte er für die konservative Haltung der rheinischen Provinziallandtage. Verdient machte er sich durch Förderung der Wald- und Wasserkultur. Von der Familie Kleist präsentiert, wurde er 1857 vom Könige ins Herrenhaus berufen; sobald der Prinz von Preußen Regent geworden, stellte er ihn im November 1858 als Oberpräsidenten zur Disposition. Im Herrenhause war K.-R. seitdem ein eifriger Vorkämpfer gegen die Gesetzgebung der neuen Ära, verteidigte Bismarck als Ministerpräsidenten in der Konfliktszeit und bekämpfte dann nach 1866 und nach 1871 die Gesetzgebung, seit 1866 an der Spitze der strengkonservativen Partei. Voll Scharfsinn und mit großer rhetorischer Gewandtheit griff er die kirchliche Politik der Regierung seit 1871 an, verleugnete aber nie den preußischen Patrioten. Nach der Reorganisierung von 1876 trat er an die Spitze des äußersten rechten Flügels der Deutschkonservativen im Land- und später im Reichstage.

Im März 1872 verteidigte K.-R., von anderen Führern der Feudalen unterstützt, als Referent den Antrag der Kommission im Herrenhause, die Vorlage über das Schulaufsichtsgesetz zu modifizieren, aber vergebens; die Regierung siegte, und das Gesetz ging in der vom Abgeordnetenhause bereiteten Fassung durch. Bei der Debatte im Herrenhause über die Kreisordnung ging er im Oktober sehr rauh gegen den Minister Grafen Eulenburg vor, stimmte gegen das Gesetz, erinnerte an die Verdienste der Kreiskorporationen (besonders 1848) und an die „glänzenden Zeiten" des Konflikts des Ministeriums mit der liberalen Richtung des Parlaments; er warnte davor, die Obrigkeit dem Gutsbesitzer zu entziehen und eine radikale Atmosphäre über das Land zu lagern, prophezeite dem Ministerium, es werde sich einst nach den alten Kreiskorporationen zurücksehnen; die königliche Macht sei nur zu erhalten, wenn sie den höchsten Berg unter umgebenden Bergen und Hügeln bilde. Eulenburg, der diese Ansichten verwarf, mußte schließlich von K.-R. hören, daß er die Freiheit und Selbständigkeit des Hauses beeinträchtige, wogegen hiermit Verwahrung eingelegt werde. Auch im Dezember bekämpfte K.-R. die Kreisordnungsvorlage heftig, sah das Chaos hereinbrechen und auf den Trümmern den Minister, der va banque gespielt, sorglos seine Zigarre rauchen; trotz allem Ansturme ging das Gesetz durch. Im April 1873 erklärte K.-R. geradezu für eine Pflicht des evangelischen Adels, den kirchenpolitischen Gesetzvorlagen sich zu widersetzen; Bismarck griff ihn direkt an und wehrte seine Anklagen ab, er habe sich von den Konservativen losgerissen; er nannte seine Taktik sogar staatsfeindlich und zieh ihn der Überschätzung seines Ich. Auf der Augustkonferenz orthodoxer lutherischer Mitglieder der preußischen Landeskirche in Berlin sprach K.-R. warm dafür, daß der Staat die ihm

von Gott gegebene Macht anwenden müsse, über die sittliche Ordnung in der Welt zu wachen. Am 30. August unterlag er, von der Regierung nicht unterstützt, bei einer Reichstagswahl in Halle-Herford. Im Februar 1874 erhob er sich entrüstet gegen das Zivilehegesetz, ebenso bekämpfte er im April 1875 das Sperrgesetz; Bismarck verzichtete auf eine Verständigung mit ihm und riet ihm, er werde vielleicht besser für sein Seelenheil sorgen, indem er katholisch werde. Im Januar 1877 wurde er in den Reichstag gewählt, setzte hier den Kampf gegen die neue Gesetzgebung fort, unterstützte aber auch den Reichskanzler teilweise im konservativen Sinne.

Klemens VII., Papst von 1523—1534. In dem für die deutsche Reformation entscheidenden Jahrzehnte saß ein Mann auf dem päpstlichen Stuhle, der, ohne hohe Gesichtspunkte und, wo es sich um Thaten handelte, unentschlossen zwar im kleinen klug und fein zu rechnen verstand, aber in den großen Erfolgen sich doch meist verrechnete. Giulio de Medici, ein unehelicher Sohn von Leos X. Bruder Giuliano, widmete sich frühe der geistlichen Laufbahn und wurde der einflußreichste Ratgeber seines Oheims. Fünfundvierzigjährig selbst zum Papste gewählt zeigte er sich dem Kaiser gegenüber als schwankenden Politiker. Anfangs neutral in dem Kriege zwischen Karl V. und Franz I., war er es, der, in der Hoffnung, die immer drohender werdende habsburgische Gewalt von Italien abzuwenden, den bei Pavia gefangenen französischen König vom Eide lossprach und der sogenannten heiligen Ligue 1526 beitrat, deren nächstes Ziel war, Karl V. aus Italien zu vertreiben. Die Ligue nahm bald ein Ende: im Mai desselben Jahres erschienen die kaiserlichen Truppen vor Rom, und nach gräßlicher Plünderung und Verwüstung der Stadt durch die deutschen und spanischen Söldner (Sacco di Roma) wurde dem in der Engelsburg eingeschlossenen Papste nur gegen Zahlung eines Lösegeldes und gegen das Versprechen, nicht mehr gegen den Kaiser zu stehen, die Freiheit wieder gegeben. 1530 krönte er Karl V. in Bologna, nachdem die aus Florenz vertriebenen Medici durch diesen wieder eingeführt worden waren. Der reformatorischen Bewegung gegenüber zeigte sich K. ebenso schwankend wie in der Politik. Gegen die Ausbreitung derselben in Italien erließ er schon 1525 ein scharfes Edikt. Anderseits sah er die Notwendigkeit innerkirchlicher Reformen wohl ein und beauftragte den Bischof Giovanni Pietro Caraffa, Vorschläge zu machen und Maßregeln zu treffen, wie man einige der dringendsten Übelstände abschaffen möchte. Allein an entschiedenem Durchgreifen ließ er sich durch äußere Rücksichten hindern. In der deutschen Kirche hoffte er dann nach der Versöhnung mit Karl V. durch dessen Autorität seinen Einfluß wieder herzustellen. Aber die maßlosen Vorschläge, welche der Legat Campeggi dem Kaiser behufs gewaltsamer Unterdrückung der Protestanten machen sollte, zeigen, wie wenig K. die Lage der Dinge in Deutschland richtig zu beurteilen vermochte. Von der Einberufung eines Konziles, wie der Kaiser es jahrelang forderte, wollte er nichts wissen und stellte ausweichend unerfüllbare Bedingungen; dann sagte er sich im Einverständnis mit Franz I. ganz von dieser Idee los, als er sich abermals der französischen Politik genähert und durch die Vermählung seiner Nichte Catarina de Medici mit einem Sohne des Königs diese Verbindung besiegelt hatte. Während seiner Regierung erfolgte auch der Abfall Heinrichs VIII. von England. K. wäre wohl geneigt gewesen, in der Scheidungsfrage einen Ausweg einzuschlagen, allein Furcht vor dem Kaiser hielt ihn ab, und so erging in dem Todesjahre des Papstes die entscheidende Sentenz, infolge deren der englische König sich und sein Reich von Rom lossagte. — Vgl. Ranke, Päpste, Bd. I; Brosch, Geschichte des Kirchenstaates (1880), Bd. I.

Klemens VIII., aus der florentinischen Familie Aldobrandini, Papst von 1592—1605, suchte die Politik der Kurie nicht ohne Erfolg von dem überwiegenden spanischen Einfluß zu befreien. Erst wagte er es zwar nur insgeheim, sich dem Könige Heinrich IV. von Frankreich zu nähern; selbst der Übertritt desselben (Juli 1593) beruhigte ihn nicht ganz. Als er aber sah, daß Frankreich, der endlosen Kriege müde, den König überall mit offenen Armen aufnahm, trat auch er auf dessen Seite durch die feierliche Absolution, die er am 17. Dezember 1595 vor der Peterskirche in Rom an den Stellvertretern des Königs vollzog. Zum Dank dafür bildete nun nicht allein Heinrich IV. für ihn stets den Rückhalt gegen die spanischen Forderungen und Drohungen, sondern half ihm auch, als er 1598 nach dem Erlöschen des regierenden Geschlechts der Este das Herzogtum Ferrara als römisches Lehen einzog. Auch in der Angelegenheit der Jesuiten, welche 1594 nach dem Mordversuche ihres Ordensangehörigen Chastel auf den noch nicht absolvierten König aus Frankreich vertrieben worden waren, zeigte sich Heinrich sehr willfährig und gestattete 1603 wieder die Aufnahme. Ihn veranlaßte dazu der Umstand, daß Spanien sich der gerade im heftigsten Kampfe mit jenen stehenden Dominikaner annahm. Der Papst aber gewann so die Möglichkeit, beide Orden zu halten, da sie beide für die Durchführung der Gegenreformation unentbehrlich waren. — Vgl. (auch für die folgenden Art.) Ranke, Päpste, Bd. II u. III; Brosch, Geschichte des Kirchenstaates (1880), Bd. I u. II.

Klemens IX., Papst von 1667—1669, hat sich nicht allein als Ordner der Finanzen des Kirchenstaates Verdienste erworben, sondern auch seinen Einfluß bei Ludwig XIV. mit Erfolg zum Abschluß des Aachener Friedens (1668) geltend gemacht, um die Kräfte der Christenheit gegen die Türken zu sammeln. Die Beilegung der jansenistischen Streitigkeiten in der Kirche Frankreichs wußte er durch Nachgiebigkeit in der sogen. Pax Clementina (Klementinischer Frieden) zu erreichen — freilich nur vorübergehend. Sein Nachfolger war

Klemens X., 80 Jahre alt, als er den Thron bestieg, Papst von 1670—1676 aus der Familie Altieri, die er denn auch nach Kräften emporbrachte. Unter ihm brach heftiger Zwist mit Frankreich aus, angefacht durch den französischen Botschafter, nachdem der allmächtige Kardinalnepot Paoluzzi Altieri sich geweigert, zwei von Frank-

reich gewünschte Kardinalsernennungen zu vollziehen. Der bald auf das Gebiet der „Regalien“, d. h. der alten Gerechtsame der französischen Krone, bei Vakanzen geistlicher Stellen an den Einkünften derselben teilzunehmen, hinübergespielte Streit dauerte noch unter dem folgenden Papste (s. „Innocenz XI.“) weiter.

Klemens XI., Papst von 1700—1721, ganz ein Freund Frankreichs, kam während des Spanischen Erbfolgekrieges wegen Parma und Piacenza sowie Comacchio in Krieg mit Österreich, welches die ganze apenninische Halbinsel in seine Gewalt brachte und den Papst (Vertrag vom 15. Januar 1709) zur Anerkennung der habsburgischen Ansprüche auf Spanien zwang. Damit hörte für immer jede selbständige Aktion der Kurie, die früher oft darauf aus gewesen war, die Verwirrung der Verhältnisse in Italien zur Vergrößerung ihrer Territorialmacht zu benutzen, auf, und der Utrechter Friede 1713 machte insofern in der Geschichte des Kirchenstaates Epoche, als die Mächte in ihm über Dinge, welche die Kurie ansprach, z. B. die Lehnsherrlichkeit über Neapel, verfügten, ohne sich um den Protest des Papstes zu kümmern. — Auch in dem innerkirchlichen Bereiche haben unter diesem friedliebenden Papste heftige Kämpfe stattgehabt. Der schon gegen Ende des 16. Jahrhunderts zum Ausbruch gekommene Streit der Rivalität zwischen Dominikanern und Jesuiten (vgl. „Klemens VIII.“) entzündete sich von neuem bezüglich der chinesischen Missionen, in deren Bereich die Jesuiten, um Terrain zu gewinnen, den Neubekehrten die Beibehaltung von Gebräuchen und Anschauungen gestatteten, welche geradeswegs heidnisch waren. Auch K. wollte sich weder mit diesen noch mit jenen identifizieren und begnügte sich mit einer scheinbaren Unterwerfung der Jesuiten. Unbedingt trat er dagegen auf deren Seite in dem neu angefachten jansenistischen Streite. Durch die Bulle „Unigenitus“ vom 8. September 1713 verdammte er unter Zugrundelegung von 101 Sätzen aus dem Quesnelschen Neuen Testament mit moralischen Betrachtungen die ganze auf augustinischer Grundlage erbaute Gnadenlehre des Jansenius, eine Entscheidung, welche die heftigsten aber nicht nachhaltigen Gegenerklärungen seitens des französischen Klerus zur Folge hatte.

Klemens XII., Papst von 1730—1740, suchte ohnmächtig und vergeblich alte Lehnsansprüche auf Pavia und Piacenza geltend zu machen und die Republik S. Marino dem Kirchenstaat einzuverleiben. Als er das Lehnsrecht auf Neapel wieder beanspruchte, brachen neapolitanische Truppen in den Kirchenstaat ein und erzwangen die bedingungslose Investitur für Karl III. (1738). So nach außen hin durchweg unglücklich in seinen Unternehmungen hat er sich doch um die Verschönerung Roms und seiner Kirchen sowie um dessen Kunstsammlungen unleugbare Verdienste erworben und seine Handelspolitik, darauf bedacht, Ancona zu selbständiger Bedeutung zu verhelfen, hat zeitweise sogar die Eifersucht der Venetianer erregt. Aber der Stand der öffentlichen Rechtspflege im Staat war höchst mangelhaft und die volkswirtschaftlichen Verhältnisse derart, daß bei der Vernachlässigung der Ausbeutung der natürlichen Erwerbsquellen, wie Ackerbau und Gewerbfleiß, das Volk mehr und mehr verarmte.

Klemens XIII., ein Venetianer, Carlo Rezzonico, 1693 geboren, bestieg 1758 den päpstlichen Stuhl. Das Interesse des Jesuitenordens als mit dem der römischen Kirche identisch ansehend, trat er allerorts der gerade unter seinem Pontifikat sich erhebenden Reaktion gegen diesen Orden freilich meist ohne Erfolg entgegen. Aus Portugal, wo schon unter Benedikt XIV. durch Pombal die verhaßten Zumutungen von Visitation und Reformation an den Jesuitengeneral Ricci gestellt worden waren, vertrieb man den Orden 1759. In Frankreich, wohin bei ähnlichen Forderungen das stolze Wort sei es von Ricci sei es vom Papste selbst erging: „Sint ut sunt, aut non sint!“ — „Entweder wie bisher, oder gar nicht!“ — geboten Parlament und Krone 1764 die Ausweisung. In Spanien erfolgte diese durch Karl III. unversehens 1767. Dagegen erklärte der Papst unter lebhaftem Proteste in den Bullen „Apostolicum pascendi munus“ (Januar 1765) und „Animarum saluti“ den Orden für heilig und nützlich, schleuderte das Interdikt auf jene Länder und erteilte nur den Jesuiten selbst Dispensation, während desselben Gottesdienst zu halten. Auch in Deutschland fand der Kampf seinen Wiederhall. 1763 erschien eine Schrift des Trierer Weihbischofs Nikolaus von Hontheim (Justinus Febronius) gegen die übertriebenen Anspüche der Kurie auf päpstliche Allgewalt. 1764 wurde die Schrift von Rom verworfen und verboten und erlangte nun erst rechte Verbreitung auch in Übersetzungen. Mittlerweile fing Frankreich und Neapel an, durch Besetzung von Avignon und Pontecorvo gegen den hartnäckig bei seiner Taktik bleibenden Papst vorzugehen. Da berief dieser auf den 3. Februar 1769 ein Konsistorium, um über die Jesuitenfrage und den Frieden der Kirche zu beraten. Aber in der Nacht vorher starb der 76jährige Papst, diese Fragen ungelöst seinem Nachfolger hinterlassend.

Klemens XIV., Lorenzo Ganganelli, geboren 1705, ging aus dreimonatlichem Konklave im Mai 1769 hervor. Seine Wahl war eine nach 185maligem Skrutinium als unumgänglich erkannte Konzession der Zelanten (Jesuitenfreunde) unter den Kardinälen an die Gemäßigten. Auf ihn vereinigten sich schließlich die Stimmen, weil er der Unbedeutendste unter den von der einflußreichen französischen Krone als ihr genehm bezeichneten zu sein schien. Daß er vor der Wahl dem französischen Gesandten die Aufhebung des Jesuitenordens versprochen habe, ist nicht erwiesen; jedenfalls hat er eine derartige Zusage nur bedingungsweise erteilt, da er selbst noch betreffs der Aufhebung schwankte und den Orden zu retten suchte. Seine Absicht ging dahin, die Sache der Jesuiten von der des römischen Papsttums äußerlich zu trennen, um nicht bei dem unvermeidlichen Sturze der einen das andre mit geschädigt zu sehen. Prinzipiell war er keineswegs ein Gegner des Ordens, den er auch noch mit neuen Privilegien für seine Missionen ausgestattet hat. Verschlossen und keinen der Kardinäle ins Vertrauen

ziehend, arbeitete er allein an der Durchführung dieser schwierigen Politik. Den mit dem römischen Stuhle in Streit liegenden Königen bot er die Hand der Versöhnung, klug wußte er es zu übersehen, daß z. B. in Österreich und Frankreich auf dem kirchlichen Gebiete Anordnungen getroffen worden waren, welche dem kanonischen Grundsatze von der alleinigen Kompetenz der kirchlichen Gewalt entgegen traten. 1770 gelang es, die Nunciatur in Lissabon wiederherzustellen. Dagegen bestanden Frankreich, Spanien und Neapel auf der Forderung, den Jesuitenorden aufgehoben zu sehen. Wenn K. nicht die Gefahr der Trennung jener Länder von Rom heraufbeschwören wollte, so mußte er endlich nachgeben. Unter dem 21. Juli 1773 erging das Breve „Dominus ac Redemptor“, welches die Aufhebung des Ordens verfügt. Jubelnd nahm die Welt dasselbe auf, und doch widerrief es nicht einen der übertriebenen Ansprüche, welche die Jesuiten im Namen der geistlichen Gewalt und des Papsttums erhoben hatten. Nachdem K. am Eingange den Anspruch des mittelalterlichen Papsttums, daß Gott ihn über die Völker und Königreiche gesetzt, wieder erhoben, führt er als Grund der Aufhebung nicht etwa die allseitigen berechtigten Klagen, sondern die Wahrnehmung an, daß der Orden nicht mehr die Vorteile bringe, welche man bei seiner Bestätigung erwartet habe. Schon vor dem Erlaß des Breves hatte der Papst im eigenen Lande mit Maßregeln gegen die Jesuiten begonnen: im Oktober 1772 war ihr Collegium Romanum geschlossen, dann waren ihre Häuser in Rom und im Kirchenstaate aufgehoben worden. Einige Väter, die man der Veruntreuung von Geldern beschuldigte, wurden eingezogen, der General Ricci scharf bewacht. Die Früchte der Politik K.s reiften sofort: die Welt, über seine wahre Gesinnung sich täuschend, begrüßte in ihm den „aufgeklärten Papst“; Frankreich gab das besetzte Avignon, Neapel das Fürstentum Pontecorvo dem päpstlichen Stuhle zurück. Jedoch scheint ihn persönlich dennoch die Rache der Jesuiten getroffen zu haben, vor der man ihn oft gewarnt. Denn als er, 69 Jahre alt, am 22. September 1774 starb, deuteten mehrfache Spuren auf Vergiftung. Die Erzählung, daß er selbst jenes Aufhebungsdekret schließlich bereut und für erzwungen erklärt habe, ist unbegründet. — Litt: August Theiner, Geschichte des Pontifikates Klemens' XIV., Leipzig und Paris 1853, 2 Bde. (Bd. III enthält die Briefe). — v. Reumont, Ganganelli. Seine Briefe und seine Zeit, Berlin 1847. — Brosch (s. o.), Bd. II.

Klenau, Johann Graf, Freiherr von Janowitz, österreichischer General, geb. 13. April 1758 zu Prag, gest. 6. Oktober 1819. Er trat in die Armee 1774, brachte es im Türkenkriege 1788 zum Major, dann bald zum Oberstlieutenant. Als solcher diente er am Rhein 1794 unter Wurmser und zeichnete sich in der Schlacht von Handschuchsheim (24. September 1795) aus, so zwar, daß er das Theresienkreuz und den Oberstenrang sich erwarb. Als Husarenoberst kam K. auf den italienischen Kriegsschauplatz und mußte die schlimmen Tage der Belagerung Mantuas bis zu dessen Kapitulation mit Wurmser teilen (September 1796 bis 2. Februar 1797). Zum Generalmajor befördert, erscheint K. 1799, zur Zeit des österreichisch-russischen Feldzuges wieder in Italien, 1800 auf dem deutschen Kriegsschauplatze. Im Oktober d. J. Feldmarschall-Lieutenant geworden, verbrachte K. die kurze Friedensepoche als Divisionär in Prag. 1805 war er der Armee Macks zugeteilt und in dessen Hauptquartiere zu Ulm. K.s Haltung bei Aspern (1809), woselbst er den Vortrab der vierten und fünften Armeekolonne befehligte, und bei Wagram als Kommandant des 6. Armeecorps an Hillers Stelle verschaffte ihm das Commandeurkreuz des Theresienordens. 1813 General der Kavallerie geworden, machte K. die großen Schlachten bei Dresden und Leipzig mit und schloß die Kapitulation der erstgenannten Stadt mit dem französischen Generale St. Cyr, die jedoch von dem österreichischen Obergeneral, Fürsten v. Schwarzenberg, für ungültig erklärt wurde. Seit 1815 kommandierender General in Mähren und Schlesien, starb K. — allgemein geachtet — in dieser Stellung. — Wurzbach, Österr. biogr. Lexikon XII, 70—77.

Klephten, Die. Wie die italienische Halbinsel zu verschiedenen Malen während des 19. Jahrhunderts, so hat Griechenland während der ganzen Zeit seit dem ausgehenden 17. Jahrhundert bis zum Ausbruch des Unabhängigkeitskrieges 1821 ein großartiges Räubertum mit politischer Färbung erzeugt. Die osmanische religiöse und politische Fremdherrschaft, die sich im Laufe des 15. Jahrhunderts über Griechenlands Kantone ausbreitete, war so gewaltsam eingeführt und vielfach so drückend, daß es hier von Anfang an ebenso wenig wie in den slawischen Teilen der Balkanhalbinsel an Männern fehlte, die von den Hochgebirgen aus den Türken trotzten, oder für Mißhandlung und wirtschaftlichen Ruin an ihnen Rache zu nehmen versuchten. Eine wirkliche Bedeutung gewann die „Klephturie“ jedoch erst seit 1685. Als damals der entsetzliche „Knabenzins“ zur Rekrutierung der Janitscharen für immer abgestellt war, gewannen die christlichen Rajahvölker der Pforte die physischen Kräfte zu neuem soldatischen Aufschwunge, der sich bei den Griechen schnell genug durch das stärkere Aufblühen des Klephtentums bemerkbar machte. Dem ersten namhaften akarnanischen Häuptling solcher freien Krieger, die gegen die Türken in den Ebenen den Räuberkrieg führten, dem Christos Milionis (gegen Ende des 17. Jahrhunderts) sind nun allmählich immer zahlreichere Griechen und christliche Albanesen gefolgt, die in der Regel sich der Sympathieen ihrer Glaubensgenossen erfreuten und wiederholt den Paschas der Pforte sich furchtbar machten. Einen großartigen Charakter nahmen (mit Ausnahme von Morea, wo neben den Maniaten das Klephtentum immer nur sporadisch aufgetreten ist) diese Verhältnisse etwa seit 1740 an; seitdem nämlich die Pforte, mißtrauisch geworden gegen die Zuverlässigkeit der griechischen Armatolen (s. d.) in Mittel- und Nordgriechenland, diese für die Pflege der öffentlichen Sicherheit bestimmten Lokalmilizen durch mohameda-

reich gewünschte Kardinalsernennungen zu vollziehen. Der bald auf das Gebiet der „Regalien“, d. h. der alten Gerechtsame der französischen Krone, bei Vakanzen geistlicher Stellen an den Einkünften derselben teilzunehmen, hinübergespielte Streit dauerte noch unter dem folgenden Papste (s. „Innocenz XI.“) weiter.

Klemens XI., Papst von 1700—1721, ganz ein Freund Frankreichs, kam während des Spanischen Erbfolgekrieges wegen Parma und Piacenza sowie Comacchio in Krieg mit Österreich, welches die ganze apenninische Halbinsel in seine Gewalt brachte und den Papst (Vertrag vom 15. Januar 1709) zur Anerkennung der habsburgischen Ansprüche auf Spanien zwang. Damit hörte für immer jede selbständige Aktion der Kurie, die früher oft darauf aus gewesen war, die Verwirrung der Verhältnisse in Italien zur Vergrößerung ihrer Territorialmacht zu benutzen, auf, und der Utrechter Friede 1713 machte insofern in der Geschichte des Kirchenstaates Epoche, als die Mächte in ihm über Dinge, welche die Kurie ansprach, z. B. die Lehnsherrlichkeit über Neapel, verfügten, ohne sich um den Protest des Papstes zu kümmern. — Auch in dem innerkirchlichen Bereiche haben unter diesem friedliebenden Papste heftige Kämpfe stattgehabt. Der schon gegen Ende des 16. Jahrhunderts zum Ausbruch gekommene Streit der Rivalität zwischen Dominikanern und Jesuiten (vgl. „Klemens VIII.“) entzündete sich von neuem bezüglich der chinesischen Missionen, in deren Bereich die Jesuiten, um Terrain zu gewinnen, den Neubekehrten die Beibehaltung von Gebräuchen und Anschauungen gestatteten, welche geradeswegs heidnisch waren. Auch K. wollte sich weder mit diesen noch mit jenen identifizieren und begnügte sich mit einer scheinbaren Unterwerfung der Jesuiten. Unbedingt trat er dagegen auf deren Seite in dem neu angefachten jansenistischen Streite. Durch die Bulle „Unigenitus“ vom 8. September 1713 verdammte er unter Zugrundelegung von 101 Sätzen aus dem Quesnelschen Neuen Testament mit moralischen Betrachtungen die ganze auf augustinischer Grundlage erbaute Gnadenlehre des Jansenius, eine Entscheidung, welche die heftigsten aber nicht nachhaltigen Gegenerklärungen seitens des französischen Klerus zur Folge hatte.

Klemens XII., Papst von 1730—1740, suchte ohnmächtig und vergeblich alte Lehnsansprüche auf Pavia und Piacenza geltend zu machen und die Republik S. Marino dem Kirchenstaat einzuverleiben. Als er das Lehnsrecht auf Neapel wieder beanspruchte, brachen neapolitanische Truppen in den Kirchenstaat ein und erzwangen die bedingungslose Investitur für Karl III. (1738). So nach außen hin durchweg unglücklich in seinen Unternehmungen hat er sich doch um die Verschönerung Roms und seiner Kirchen sowie um dessen Kunstsammlungen unleugbare Verdienste erworben und seine Handelspolitik, darauf bedacht, Ancona zu selbständiger Bedeutung zu verhelfen, hat zeitweise sogar die Eifersucht der Venetianer erregt. Aber der Stand der öffentlichen Rechtspflege im Staat war höchst mangelhaft und die volkswirtschaftlichen Verhältnisse derart, daß bei der Vernachlässigung der Ausbeutung der natürlichen Erwerbsquellen, wie Ackerbau und Gewerbfleiß, das Volk mehr und mehr verarmte.

Klemens XIII., ein Venetianer, Carlo Rezzonico, 1693 geboren, bestieg 1758 den päpstlichen Stuhl. Das Interesse des Jesuitenordens als mit dem der römischen Kirche identisch ansehend, trat er allerorts der gerade unter seinem Pontifikat sich erhebenden Reaktion gegen diesen Orden freilich meist ohne Erfolg entgegen. Aus Portugal, wo schon unter Benedikt XIV. durch Pombal die verhaßten Zumutungen von Visitation und Reformation an den Jesuitengeneral Ricci gestellt worden waren, vertrieb man den Orden 1759. In Frankreich, wohin bei ähnlichen Forderungen das stolze Wort sei es von Ricci sei es vom Papste selbst erging: „Sint ut sunt, aut non sint!“ — „Entweder wie bisher, oder gar nicht!“ — geboten Parlament und Krone 1764 die Ausweisung. In Spanien erfolgte diese durch Karl III. unversehens 1767. Dagegen erklärte der Papst unter lebhaftem Proteste in den Bullen „Apostolicum pascendi munus“ (Januar 1765) und „Animarum saluti“ den Orden für heilig und nützlich, schleuderte das Interdikt auf jene Länder und erteilte nur den Jesuiten selbst Dispensation, während desselben Gottesdienst zu halten. Auch in Deutschland fand der Kampf seinen Wiederhall. 1763 erschien eine Schrift des Trierer Weihbischofs Nikolaus von Hontheim (Justinus Febronius) gegen die übertriebenen Anspüche der Kurie auf päpstliche Allgewalt. 1764 wurde die Schrift von Rom verworfen und verboten und erlangte nun erst rechte Verbreitung auch in Übersetzungen. Mittlerweile fing Frankreich und Neapel an, durch Besetzung von Avignon und Pontecorvo gegen den hartnädig bei seiner Taktik bleibenden Papst vorzugehen. Da berief dieser auf den 3. Februar 1769 ein Konsistorium, um über die Jesuitenfrage und den Frieden der Kirche zu beraten. Aber in der Nacht vorher starb der 76jährige Papst, diese Fragen ungelöst seinem Nachfolger hinterlassend.

Klemens XIV., Lorenzo Ganganelli, geboren 1705, ging aus dreimonatlichem Konklave im Mai 1769 hervor. Seine Wahl war eine nach 185maligem Skrutinium als unumgänglich erkannte Konzession der Zelanten (Jesuitenfreunde) unter den Kardinälen an die Gemäßigten. Auf ihn vereinigten sich schließlich die Stimmen, weil er der Unbedeutendste unter den von der einflußreichen französischen Krone als ihr genehm bezeichneten zu sein schien. Daß er vor der Wahl dem französischen Gesandten die Aufhebung des Jesuitenordens versprochen habe, ist nicht erwiesen; jedenfalls hat er eine derartige Zusage nur bedingungsweise erteilt, da er selbst noch betreffs der Aufhebung schwankte und den Orden zu retten suchte. Seine Absicht ging dahin, die Sache der Jesuiten von der des römischen Papsttums äußerlich zu trennen, um nicht bei dem unvermeidlichen Sturze der einen das andre mit geschädigt zu sehen. Prinzipiell war er keineswegs ein Gegner des Ordens, den er auch noch mit neuen Privilegien für seine Missionen ausgestattet hat. Verschlossen und keinen der Kardinäle ins Vertrauen

ziehend, arbeitete er allein an der Durchführung dieser schwierigen Politik. Den mit dem römischen Stuhle in Streit liegenden Königen bot er die Hand der Versöhnung, klug wußte er es zu übersehen, daß z. B. in Österreich und Frankreich auf dem kirchlichen Gebiete Anordnungen getroffen worden waren, welche dem kanonischen Grundsatze von der alleinigen Kompetenz der kirchlichen Gewalt entgegen traten. 1770 gelang es, die Nunciatur in Lissabon wiederherzustellen. Dagegen bestanden Frankreich, Spanien und Neapel auf der Forderung, den Jesuitenorden aufgehoben zu sehen. Wenn K. nicht die Gefahr der Trennung jener Länder von Rom heraufbeschwören wollte, so mußte er endlich nachgeben. Unter dem 21. Juli 1773 erging das Breve „Dominus ac Redemptor“, welches die Aufhebung des Ordens verfügt. Jubelnd nahm die Welt dasselbe auf, und doch widerrief es nicht einen der übertriebenen Ansprüche, welche die Jesuiten im Namen der geistlichen Gewalt und des Papsttums erhoben hatten. Nachdem K. am Eingange den Anspruch des mittelalterlichen Papsttums, daß Gott ihn über die Völker und Königreiche gesetzt, wieder erhoben, führt er als Grund der Aufhebung nicht etwa die allseitigen berechtigten Klagen, sondern die Wahrnehmung an, daß der Orden nicht mehr die Vorteile bringe, welche man bei seiner Bestätigung erwartet habe. Schon vor dem Erlaß des Breves hatte der Papst im eigenen Lande mit Maßregeln gegen die Jesuiten begonnen: im Oktober 1772 war ihr Collegium Romanum geschlossen, dann waren ihre Häuser in Rom und im Kirchenstaate aufgehoben worden. Einige Väter, die man der Veruntreuung von Geldern beschuldigte, wurden eingezogen, der General Ricci scharf bewacht. Die Früchte der Politik K.s reiften sofort: die Welt, über seine wahre Gesinnung sich täuschend, begrüßte in ihm den „aufgeklärten Papst“; Frankreich gab das besetzte Avignon, Neapel das Fürstentum Pontecorvo dem päpstlichen Stuhle zurück. Jedoch scheint ihn persönlich dennoch die Rache der Jesuiten getroffen zu haben, vor der man ihn oft gewarnt. Denn als er, 69 Jahre alt, am 22. September 1774 starb, deuteten mehrfache Spuren auf Vergiftung. Die Erzählung, daß er selbst jenes Aufhebungsdekret schließlich bereut und für erzwungen erklärt habe, ist unbegründet. — Litt: August Theiner, Geschichte des Pontifikates Klemens' XIV., Leipzig und Paris 1853, 2 Bde. (Bd. III enthält die Briefe). — v. Reumont, Ganganelli. Seine Briefe und seine Zeit, Berlin 1847. — Brosch (s. o.), Bd. II.

Klenau, Johann Graf, Freiherr von Janowitz, österreichischer General, geb. 13. April 1758 zu Prag, gest. 6. Oktober 1819. Er trat in die Armee 1774, brachte es im Türkenkriege 1788 zum Major, dann bald zum Oberstlieutenant. Als solcher diente er am Rhein 1794 unter Wurmser und zeichnete sich in der Schlacht von Handschuchsheim (24. September 1795) aus, so zwar, daß er das Theresienkreuz und den Oberstenrang sich erwarb. Als Husarenoberst kam K. auf den italienischen Kriegsschauplatz und mußte die schlimmen Tage der Belagerung Mantuas bis zu dessen Kapitulation mit Wurmser teilen (September 1796 bis 2. Februar 1797). Zum Generalmajor befördert, erscheint K. 1799, zur Zeit des österreichisch-russischen Feldzuges wieder in Italien, 1800 auf dem deutschen Kriegsschauplatze. Im Oktober d. J. Feldmarschall-Lieutenant geworden, verbrachte K. die kurze Friedensepoche als Divisionär in Prag. 1805 war er der Armee Macks zugeteilt und in dessen Hauptquartiere zu Ulm. K.s Haltung bei Aspern (1809), woselbst er den Vortrab der vierten und fünften Armeekolonne befehligte, und bei Wagram als Kommandant des 6. Armeecorps an Hillers Stelle verschaffte ihm das Commandeurkreuz des Theresienordens. 1813 General der Kavallerie geworden, machte K. die großen Schlachten bei Dresden und Leipzig mit und schloß die Kapitulation der erstgenannten Stadt mit dem französischen Generale St. Cyr, die jedoch von dem österreichischen Obergeneral, Fürsten v. Schwarzenberg, für ungültig erklärt wurde. Seit 1815 kommandierender General in Mähren und Schlesien, starb K. — allgemein geachtet — in dieser Stellung. — Wurzbach, Österr. biogr. Lexikon XII, 70—77.

Klephten, Die. Wie die italienische Halbinsel zu verschiedenen Malen während des 19. Jahrhunderts, so hat Griechenland während der ganzen Zeit seit dem ausgehenden 17. Jahrhundert bis zum Ausbruch des Unabhängigkeitskrieges 1821 ein großartiges Räubertum mit politischer Färbung erzeugt. Die osmanische religiöse und politische Fremdherrschaft, die sich im Laufe des 15. Jahrhunderts über Griechenlands Kantone ausbreitete, war so gewaltsam eingeführt und vielfach so drückend, daß es hier von Anfang an ebenso wenig wie in den slawischen Teilen der Balkanhalbinsel an Männern fehlte, die von den Hochgebirgen aus den Türken trotzten, oder für Mißhandlung und wirtschaftlichen Ruin an ihnen Rache zu nehmen versuchten. Eine wirkliche Bedeutung gewann die „Klephturie“ jedoch erst seit 1685. Als damals der entsetzliche „Knabenzins“ zur Rekrutierung der Janitscharen für immer abgestellt war, gewannen die christlichen Rajahvölker der Pforte die physischen Kräfte zu neuem soldatischen Aufschwunge, der sich bei den Griechen schnell genug durch das stärkere Aufblühen des Klephtentums bemerkbar machte. Dem ersten namhaften akarnanischen Häuptling solcher freien Krieger, die gegen die Türken in den Ebenen den Räuberkrieg führten, dem Christos Milionis (gegen Ende des 17. Jahrhunderts) sind nun allmählich immer zahlreichere Griechen und christliche Albanesen gefolgt, die in der Regel sich der Sympathieen ihrer Glaubensgenossen erfreuten und wiederholt den Paschas der Pforte sich furchtbar machten. Einen großartigen Charakter nahmen (mit Ausnahme von Morea, wo neben den Maniaten das Klephtentum immer nur sporadisch aufgetreten ist) diese Verhältnisse etwa seit 1740 an; seitdem nämlich die Pforte, mißtrauisch geworden gegen die Zuverlässigkeit der griechischen Armatolen (s. d.) in Mittel- und Nordgriechenland, diese für die Pflege der öffentlichen Sicherheit bestimmten Lokalmilizen durch mohameda-

nische (namentlich durch albanesische) Miliztruppen zu verdrängen bemüht war. Seit dieser Zeit begann das „flüssige Verhältnis“ zwischen Armatolen und K.; das soll sagen, jeden Augenblick waren die Armatolen, wenn sie mit den osmanischen Behörden in Streit gerieten, sehr bereit, zu wilden Klephten zu werden und mit den freien Räubern der Gebirge gegen die Türken gemeinschaftliche Sache zu machen. Dadurch wurde für viele Jahrzehnte das Klephtentum eine Art nationaler Institution der Griechen, und die K. als bewaffnete Vertreter der griechischen Freiheit gewannen einen Nimbus, der vielfach diese Art der politischen Brigandage auch jenseits der griechischen Grenzen in einem über Gebühr glänzenden Lichte hat erscheinen lassen. — Sicher ist, daß der 80jährige Gebirgskrieg aus den abgehärteten, für diese Art des Kampfes ausgezeichnet geschulten K. eine unvergleichliche leichte Infanterie gemacht hat, die seit 1821 den Kern der griechischen Nationalheere abgeben konnte. Das in der Volksdichtung wunderbar verklärte Kriegerleben dieser tapferen Männer, ihr unerschütterlicher Heldenmut bei den oft empörend grausamen Hinrichtungen, welche die Paschas über ihre Gefangenen verhängten; ihre Anhänglichkeit an ihre Waffenbrüder und an ihre Religion, endlich die hohe Achtung vor der Ehre gefangener Frauen, sind mit Recht gerühmt worden. Dagegen mußte sich unvermeidlich aus der Art ihres Krieges mit Türken und Albanesen einerseits die Neigung entwickeln, die Greuel ihrer Henker durch ähnliche Blutthaten zu vergelten, anderseits hielten sie sich oft genug bei Ausraubung des türkischen Landes keineswegs von dem Eigentum auch griechischer Landsleute fern. Nach beiden Seiten hin wurde der 80jährige Guerillakrieg der K. eine schlimme Vorschule für die Art, in welcher später der große Nationalkrieg sich abgespielt hat. — Der gefürchtete Ali-Pascha von Janina hat nun seiner Zeit nicht wenige dieser K. in seinen Dienst gezogen; ihm ist es auch, zum Teil unter Anwendung furchtbarer Grausamkeit gelungen, in einem für griechische Verhältnisse großartigen Kriege die K. und die wider ihn empörten Armatolen in Nord- und Mittelgriechenland (1805—1808) zu bändigen. Seit 1821 endlich ging das Klephtentum für mehr denn zehn Jahre in dem nationalen Kriege gegen die Pforte auf. Dann aber erlosch sein Ruhm. Die wilden Raubzüge, welche unzufriedene Pallikaren und alte K. noch mehrere Jahre lang von Epirus und Thessalien gegen die nördlichen Grenzstriche des neuen Königreiches Griechenland versuchten; die furchtbaren Thaten, welche noch später vereinzelte Räubertrupps in Griechenland verübten; endlich die bis in ganz neue Zeit hinein sich wiederholenden Gewaltstreiche von K. in den noch unter türkischer Hoheit stehenden Ländern mit griechischer Bevölkerung, haben allen romantischen Nimbus eingebüßt und auch sonst die historische Bedeutung der älteren Klephturie niemals auch nur entfernt wieder zu erreichen vermocht.

Klesl (Khlesl), Melchior, Kardinalbischof und österreichischer Staatsminister, geboren im Februar 1552 zu Wien als Sohn eines protestantischen Bäckermeisters. In diesem Glauben aufgewachsen und geschult, trat K. als Wiener Universitätshörer in Beziehungen zum dortigen Jesuitenkollegium, die allmählich seine Konversion zum Katholicismus ergaben. Theologe geworden, während er vorher philosophische Studien betrieben, erlangte er zu Ingolstadt (1579) das Licentiat der Theologie und in Wien selbst die Priesterweihe. Der reich begabte, hochstrebende, überdies vielgeschäftige, streitbare und doch auch geschmeidige, redefertige und kirchlichen Eifers übervolle K. fand durch die Protektion des Ordens Jesu am Wiener, Prager und Münchener Hofe Gönnerschaften, die ihm 1577 bereits ein Breslauer Kanonikat, 1579 die Wiener Domprobstei und das mit ihr verbundene Kanzleramt der Universität und schon 1580 die besonders wichtige Stellung eines Offizials oder Administrators der Passauer Diöcese in Niederösterreich einbrachten. Acht Jahre später wurde ihm auch die Verwaltung des Wiener-Neustädter Bistums anvertraut.

K. war nun einerseits die treibende Kraft der katholischen Restauration oder Gegenreformation seines Heimatlandes, da ihm 1590 die „Direktion“ des schwierigen Werkes vonseiten des Kaisers übertragen wurde, und er auch in der 1588 für Wien besonders ernannten Glaubenskommission Sitz und Stimme erhalten hatte —, anderseits der hartnäckigste Verfechter kirchlicher Gerechtsame gegenüber dem Klosterrate als dem Hüter landesfürstlicher Befugnisse in kirchlichen Dingen. Es setzte da scharfe Auseinandersetzungen und starke persönliche Gegensätze ab, wie dies namentlich die brieflichen Ausfälle des kaiserlichen Rates, späteren Hofkammerpräsidenten Wolf Unverzagt gegen K. und dessen unruhiges „Cerebell“ darthun. — K. benahm sich da in der That als eifernder, hartnäckiger Kämpe der Hierarchie, der den Vergleich zwischen dem Kaiser und dem Passauer Bistum von 1592, wenn auch nicht als entschiedenen Sieg, so doch als nennenswerten Erfolg, als vorteilhaftes Kompromiß betrachten durfte. — 1598 vom Kaiser mit der Verwesung des Wiener Bistums betraut, war K. damals bereits dem Bruder Kaiser Rudolfs II., Erzherzog Matthias, näher getreten, der die Statthalterschaft Nieder-Österreichs und Ungarns versah, und er verstand es, sich diesem Habsburger bald unentbehrlich zu machen, ihn zu leiten, zu beherrschen. Dies war insbesondere seit der Zeit der Fall, als K. das Passauer Offizialat aufgab (1600) und Anfang 1602 die kleine Wiener Diöcese übernahm, denn er konnte sich da ganz in die Aufgaben des Politikers versenken und brachte diesen Scharfsinn, eiserne Arbeitskraft und entschiedenen Willen entgegen. — Hier förderte K. als Seele der katholischen Restauration die Gestaltung einer antiprotestantischen Liga in Unter-Österreich, um der akatholischen Ständeverbindung, die dann gemeinhin der Horner Bund genannt wird, die Stirne zu bieten. Er war von der Unfähigkeit Kaiser Rudolfs II. zum Herrschen bei so schwieriger Sachlage überzeugt und für die Erweiterung der Regierungsbefugnisse Erzherzogs Mathias gewiß nicht minder günstig gesinnt, als es die anderen Erzherzöge selbst waren. Darum begehrte Kaiser Rudolf II. Ende 1605, Mathias solle den Bi-

schof aus seinem Rate entfernen. — Als das verhängnisvolle Jahr 1606 den politischen und persönlichen Gegensatz im Hause Habsburg entschied und den leidigen Bruderkrieg zwischen Rudolf II. und Mathias im Gefolge hatte, benahm sich K. während dieser Krise (1606—1608) äußerst klug und korrekt, heimste dann aber die Früchte des Sieges Mathias insofern ein, als ja sein Wirkungskreis in dessen Rate wesentlich größer wurde. — An seinem persönlichen Verhältnisse zum Könige Mathias konnte daher auch der Protest K.s als Bischofs gegen die königliche Resolution vom Jahre 1609 (19. März) zugunsten der niederösterreichischen Protestanten nichts Wesentliches ändern. Als dann sein Versuch, die Einigkeit im Hause Österreich herzustellen, wegen der begreiflichen Rachelust Kaiser Rudolfs II., des auf Böhmen beschränkten Herrschers, erfolglos war drängte wohl K. selbst seinen Dienstherrn und Gönner zur völligen Entthronung Rudolfs II., da eine andere Lösung der schwebenden Frage wohl nicht leicht erfindlich war. — Seither war K. der Prinzipalminister Kaiser Mathias', der „Direktor" des „Geheimen Rates", das Auge und die Hand seines Gebieters, den er ob seiner Energielosigkeit und Lethargie nicht selten förmlich hofmeisterte, ohne das unbegrenzte Vertrauen des Kaisers dabei aufs Spiel zu stellen, dessen er sicher blieb. — Von nun an lassen sich drei maßgebende Gesichtspunkte seiner Politik verfolgen: Die Abwehr der Forderungen des Protestantismus im österreichischen Stammlande, — die Bekämpfung des Autonomismus und Föderalismus der Provinzialstände, welche Mathias in offener „Rebellion" gegen Rudolf II. unterstützt hatten und dem Programme Zivertias gemäß auf eine konstitutionelle Monarchie mit dem Schwerpunkte in einem Reichsparlament, nach den Anschauungen Tschernembls hinwieder auf eine förmliche Stände- d. i. Adels-Republik hinarbeiten sollten, — und endlich die Neutralisierung der konfessionellen Krise in Deutschland, damit ebenso das Bündnis der „Kalvinischen", die pfälzische Union, als wie die Verbindung der „Römischen", die Liga mit dem gefürchteten Rivalen Habsburgs, Bayern-Wittelsbach, beseitigt, und das tief gesunkene kaiserliche Ansehen gehoben werden könnte. — Aber auf allen diesen drei Wegen sah K. seine Politik durchkreuzt, — im Lande Österreich durch die immer schroffere Haltung der „Horner", — gegenüber dem ständischen Autonomismus und Föderalismus durch die Vereitelung des Hauptergebnisses am Linzer Generallandtage (1615), nämlich der Kriegsbereitschaft gegen die Pforte und Gabriel Bethlen, — und im Reiche endlich durch den Antagonismus Bayerns und einer schroff sich gebärdenden Katholikenpartei, die nicht wenig stark am Wiener Hofe selbst herrschte. Der bayerische Hof war auf K. immer schlechter zu sprechen, da K. dessen Oberdirektorium im Ligistenbunde lahm legen wollte, auch der spanische Hof zeigte sich ihm abgeneigt, und an Gegnern fehlte es weder im Kreise der Kronräte noch unter den Erzherzögen selbst. Es waren dies Erzherzog Max, der Bruder des Kaisers, Hochmeister des Deutschen Bundes und Regent Tirols und Vorderösterreichs, sowie Erzherzog Ferdinand, das Haupt der innerösterreichischen oder steiermärkischen Habsburgerlinie, der bei der Kinderlosigkeit des Kaisers Mathias und dessen Brüder auf die Adoption seitens des kaiserlichen Vetters und auf die Thronfolge in Österreich mit Sicherheit zählen konnte. Erzherzog Max haßte in K. den übermütigen Emporkömmling, der den Kaiser beherrsche und eine falsche Politik verfolge. Er war zum Äußersten bereit, wie dies seine Korrespondenz darthut. — 1615 wurde der erst 1614 zum Bischofe geweihte K. bei der Kurie durch kaiserliche Verwendung als Kardinal durchgesetzt und 1616 als solcher öffentlich ernannt. Es war dies zur Zeit der Anklage, die Erzherzog Max bei seinem kaiserlichen Bruder gegen K. einbringen ließ, und beweist, wie fest K. in der Gunst seines Herrn wurzelte. — Erzherzog Ferdinand war für seine Person aus zwei Ursachen insbesondere wider den Kardinalbischof erbittert. Er glaubte, in dem sogen. Uskokenkriege mit der Republik Venedig (1616/17) von K. absichtlich im Stiche gelassen worden zu sein, — man hinterbrachte ihm, K. habe sich geäußert, ihn mit diesem Kriege, wie durch ein „Fieber" „auszuzehren", und anderseits hielt er sich für überzeugt, daß K. in der Frage der Adoption und Thronfolge Ferdinands im Reiche und Spanien gegenüber absichtlich „temporisiert" habe, um den unbequemen Mitregenten möglichst lange fern zu halten. Dies auffallende Hinziehen der ganzen Angelegenheit durch K. wird auch von seinem Zeitgenossen und damaligen Schützlinge, F. Ch. Khevenhüller (s. d.), dem Verfasser der „Annales Ferdinandei", bezeugt. Dennoch konnte K. das Unvermeidliche nicht abwehren, die Adoption Ferdinands, seine Wahl zum Könige Böhmens (29. Juni 1617 Krönung) vollzogen sich, und auch zur Königswahl in Ungarn kam es (Mai Wahl, 1. Juli 1618 Krönung), wobei die Gegner K.s ihm wieder zur Last legten, in seinen Zugeständnissen an die Ungarn den Interessen der Dynastie zu nahe getreten zu sein. Ein Schuß, der bei der Krönungsfeier in der Nähe K.s fiel, wurde gerüchtweise mit dem unversöhnlichen Hasse des Erzherzogs Max in Verbindung gebracht.

Als dann beim Ausbruche der böhmischen „Rebellion" (1618) K. die Politik des „Lavierens" und „Temporisierens" vertrat, während die Erzherzöge Max und Ferdinand, der Thronfolger, für ein rücksichtsloses Vorgehen mit bewaffneter Strenge sich aussprachen, und darin von dem spanischen Botschafter Grafen Oñate, und den nicht geringen Gegnern K.s im Rate des Kaisers (insbesondere Breuner), wohl auch vom Vertrauensmanne Ferdinands, Eggenberg, unterstützt wurden, schien das Maß des Kardinalbischofs voll, und Erzherzog Max beschloß, ihn aus Wien gewaltsam zu entfernen, da man sehr wohl wußte, K.s Sturz bei Mathias nicht durchsetzen zu können. Dies fand in der Hofburg den 20. Juni 1618 in sehr geschickter und geräuschloser Weise statt. K. wurde bei dem Gegenbesuche, den er dem Erzherzoge Max abstattete, verhaftet und nach Tirol deportiert, allwo er zunächst auf Schloß Ambras, später zu Innsbruck und schließlich im Kloster St. Georgenberg bei Schwatz interniert

wurde. K. hatte sich durch sein vielfach unkluges, eitles Benehmen nicht wenige Feinde in den Regierungskreisen gemacht; es fehlte ihm bei all seinen Fähigkeiten durchdringende Menschenkenntnis, Größe und Weite des Blickes und jene Verschlossenheit, welche hohe Entwürfe bis zur Reife bringt und mit eiserner Thatkraft Hand in Hand geht. Man tadelte ihn auch als eigennützig. Er wurde daher auch wenig bedauert und sein Sturz in Prosa und Versen karikiert. Immerhin war seine Entführung ein Gewaltakt, und daß der damals gichtkranke Kaiser die Beseitigung seines Günstlings sich gefallen ließ, beweist, daß das neue Regime bereits Oberwasser hatte. — K. wurde nachmals auf Geheiß Papst Gregors XV. (1622) von Tirol nach Rom gebracht und hier in der Engelsburg ein halbes Jahr verwahrt. Sein Kaiser und Gönner, Mathias, war längst (Februar 1619) gestorben, früher noch sein unversöhnlichster Gegner, Erzherzog Max (November 1618). Kaiser Ferdinand (II.) vergaß seinen Groll, und die österreichischen Verhältnisse hatten sich seit der Schlacht auf dem Weißen Berge wesentlich geändert. K. konnte, in Rom auf freien Fuß gesetzt, ihm manchen Dienst erweisen. So erhielt er bereits 1624 die Erlaubnis zur Rückkehr nach Österreich. Doch machte er von ihr erst Gebrauch, nachdem ihm der Kaiser die Wiedererstattung seines konfiszierten Vermögens zugesichert. 1627 finden wir ihn wieder in Österreich als Bischof von Wien und Wiener-Neustadt, bei Hofe wohl gelitten und in manchem zurate gezogen. Er starb im Alter von 78 Jahren (18. September 1630).

Vgl. Höller, Spec. hist. cancellariorum univ. Viennensis, Viennae 1729; die anderweitige ältere Litteratur bei Weber, Litt. d. deut. Staatsgesch., 1. Bd.; Hammer, Khlesls, des Kardinals, Direktors des Geh. Kabin. Kaisers Mathias', Leben, 4 Bde., Wien 1847—1851 (massenhafter Stoff); Gindely, K. Rudolf II. u. s. Zeit von 1600—1612, 2 Bde., Prag 1863 ff., und desselben Gesch. des 30jähr. Krieges I, Prag 1869; Kerschbaumer, Kardinal Klesel, Wien 1865 (kirchlicher Standpunkt, apologetisch); Fragment einer Selbstbiographie Klesels in der „Österr. theol. Vierteljahrsschrift" 1872; Stieve, Die Politik Bayerns 1591—1607, 1. Hälfte 1878, 2. Hälfte 1883 (München), als 4. u. 5. Bd. der „Briefe und Akten zur Gesch. des 30jähr. Krieges"; von demselben der Art. in der „Allgem. deutsch. Biogr." 16. Bd. (1882), S. 167—178; Ritter, Politik u. Gesch. der Union z. Zeit des Ausganges Rudolfs II. u. d. Anf. K. Mathias'; „Abh. der philos.-philol.-histor. Kl. d. bayr. Abnd.", 3. Abtl., 15. Bd. (1880).

Klingspor, Moritz Graf, schwedischer Feldmarschall, 1744 geboren, im ersten Finnischen Kriege (1788—90) zuerst General-Intendant der Operationsarmee, dann Höchstkommandierender, erhielt auch im zweiten Kriege (J. v. Xylander, Beitrag zur Geschichte des Krieges von 1808—9, Berlin 1825) bald wieder den Oberbefehl. Er zog sich vor den in Finnland eindringenden Russen anfangs zurück, ging aber, als er deren Schwäche erkannt hatte, wieder vor, errang verschiedene Vorteile und siegte namentlich am 13. Juli 1808 bei Lappo über Rajewski. Die Russen verstärkten sich nun mehr und mehr und, nachdem mit wechselndem Erfolge an verschiedenen Orten gekämpft war, schloß K. am 16. November mit ihnen einen Waffenstillstand, welchem zufolge er Finnland räumte. Er legte sein Kommando nieder und beteiligte sich eifrig an der unblutigen Revolution, welche König Gustav IV. (s. d.) um seinen Thron brachte, so daß er zu denen gehörte, welchen die Reichsstände, als den Rettern des Vaterlandes, dessen Dank darbrachten. Er starb 1814.

Kloster Camp, Dorf mit Abtei in der preußischen Rheinprovinz, 18 km südwestlich von Wesel, war im Siebenjährigen Kriege zweimal der Schauplatz kriegerischer Ereignisse. Zuerst am 11. Juni 1758. Herzog Ferdinand (s. d.) von Braunschweig beschloß, nachdem er in den ersten Tagen jenes Monats zwischen Emmerich und Wesel den Rhein überschritten hatte, das 52,000 Mann starke französische Heer des Grafen Clermont in seiner Stellung zwischen Rheinberg und K. C. anzugreifen. In seiner Disposition spielte K. C. insofern eine wichtige Rolle, als die Wegnahme dieses Ortes dem Vorgehen der übrigen Truppen vorangehen sollte. Da aber der mit der letzteren Aufgabe betraute Prinz Holstein zu spät kam, der Staub und das bedeckte Gelände den Herzog die Verhältnisse beim Gegner nicht klar erkennen ließen und der Abend hereinbrach, so verschob der Herzog die Fortsetzung des glücklich begonnenen Kampfes auch den folgenden Tag. Clermont hatte sich diesem durch seinen Abmarsch entzogen. Am 23. desselben Monats folgte die Schlacht bei Crefeld (s. d.).

Am 16. Oktober 1760 griff der Erbprinz von Braunschweig (s. „Karl Wilhelm Ferdinand"), welcher die Belagerung von Wesel zu decken hatte, den zum Ersatz herangerückten Marquis de Castries in einer Stellung an, deren rechter Flügel sich ebenfalls wieder bei Rheinberg an den Rhein lehnte, während der linke bei K. C. stand. Der Erbprinz verfügte über 16,000, Castries über 25,000 Mann. Des ersteren Plan ging dahin, den Feind in der Front zu beschäftigen und ihn in der linken Flanke überraschend anzugreifen. Die Überraschung glückte aber nicht, und nach heftigem Kampfe mußten die Angreifer (Engländer, Hannoveraner, Hessen) sich zurückziehen. Castries verfolgte nicht und ließ den Feind auch ungestört am 18. auf das linke Rheinufer zurückkehren; die Belagerung von Wesel mußte dieser aufgeben. Die Verbündeten verloren 1600 Mann tot und verwundet; sie hatten den Franzosen noch Kanonen und Fahnen abgenommen; die Angaben über ihre sonstigen Verluste sind unsicher. — Quellen s. „Siebenjähriger Krieg". — Die erste Kunde vom Anrücken des Erbprinzen soll den Franzosen durch die Aufopferung eines Wachhabenden geworden sein, der, mit dem Tode bedroht, wenn er Lärm mache, die Seinen herbeigerufen habe und sofort niedergemacht sei. Das Verdienst dieser That wird, auf Voltaires Autorität hin, meist für einen Kapitän d'Assas vom Regiment Auvergne in Anspruch genommen, während es, nach „Miscellen aus der neuesten ausländischen Litteratur", 3. Heft, S.

409, einem Soldaten Dubois (Preuß, Friedrich der Große, Bd. II, S. 269, Berlin 1833), nach „Fabel und Geschichte" von W. v. Janko, Wien 1880 einem Korporal Gargentin jenes Regiments gebührt.

Kloster Zeven, Konvention von, s. **Cumberland,** Herzog von.

Kluschino, ein 6 Meilen von Moshaisk, auf der Straße von Moskau nach Smolensk gelegenes Dorf. Dort wurden am 24. Juni 1610 die Truppen Dimitri Schuiskis und ihre Verbündeten, die Schweden unter Jakob de la Gardie, von den Polen, welche der Kronhetman Stanislaus Zolkiewski führte, auseinandergejagt. — Vgl. E. Herrmann, Gesch. des russischen Staates III, S. 501.

Kmety, Georg, ungarischer General, 1810 zu Pokoragy im Gömörer Komitate geboren, vertauschte bei Beginn der aufständischen Bewegung von 1848 den österreichischen Dienst, in welchem er Lieutenant war, mit dem ungarischen und machte nun, dank seinen militärischen Fähigkeiten und Leistungen, ein rasches Avancement; obgleich nur Divisionskommandant, hatte er, vielfach selbständig verwendet, Gelegenheit zu mannigfacher Auszeichnung. Bei Dembinskis Rückzuge nach der Schlacht bei Kápolna wurde er am 28. Februar 1849 bei Mezö-Kövesd geschlagen, hatte an der Einnahme von Ofen, wo er die Angriffe auf die Wasserstadt zu machen hatte, bedeutenden Anteil, lieferte bei Görgeys Vorrücken gegen die Österreicher im Sommer, wo er mit 6000 Mann auf dem rechten Donauufer vorgehen sollte, der Brigade Wyß am 13. Juni bei Gorna ein glückliches Gefecht, wurde aber bei dem darauffolgenden Rückzuge von der Hauptarmee abgedrängt, passierte am 7. Juli bei Pâcs die Donau und beteiligte sich nun an den Kämpfen in der Bácska, namentlich an den Unternehmungen zum Entsatz von Peterwardein. Nach dem Entscheidungsschlage von Temesvar am 9. August entkam er auf abenteuerliche Weise nach der Türkei, entzog sich durch Übertritt zum Islam (zuerst als Kiamil, dann als Ismail Pascha) der Auslieferung, gelangte aber erst durch den Krimkrieg zur Verwendung im Militärdienste. Bei der Verteidigung von Kars (s. d.) leistete er Hervorragendes, den englischen Versuchen, den Ruhm, welcher ihm selbst gebührte, für den General Williams in Anspruch zu nehmen, trat er durch „A narrative of the defense of Kars", London 1856 (auch deutsch), entgegen. — Görgeys Rechtfertigungsversuch für dessen „Leben und Wirken in Ungarn" hatte er (Leipzig 1853) unter dem gleichen Titel beurteilt.

Knade (oder **Knode**), Jakob, ein geborener Danziger, in der Zeit der ersten Regungen des reformatorischen Geistes Verwalter des Pfarramtes an der Petrikirche in der Vorstadt zu Danzig (nicht selbst Pfarrherr, denn dieses Amt bekleidete bis 1525 Tiedemann Giese). Selbst den Neuerungen zugeneigt, ergab er sich übereifrig dem Studium der Schrift, brachte aber, um sich von den geistigen Anstrengungen zu erholen, seine freien Stunden in dem Hause eines angesehenen Bürgers zu, dessen ebenso ehrbare wie anmutige Stieftochter Anna Rastenberger ihn mehr und mehr anzog. Sobald die neue Lehre von Wittenberg festere Gestalt gewann und so auch bis nach Danzig drang, gehörte K. sofort zu ihren eifrigsten Predigern, wenn aber er, der sonst mäßige Mann, nicht davor zurückschreckte als einer der ersten alle Konsequenzen daraus zu ziehen, so mag wohl in jenem persönlichen Verhältnis der vornehmliche Antrieb dazu zu suchen sein. K. begnügte sich nicht damit, den ehelichen Stand von der Kanzel herab auf das höchste zu preisen, sondern faßte den nicht geringen Mut, auch seinen geistlichen Amtsbrüdern mit dem Beispiel der That voranzugehen. Nachdem der Stiefvater und auch die anfangs widerstrebende Mutter gewonnen waren, wurde die Hochzeit mit nicht geringem Pomp vollzogen. Dieses kann zwar nicht gut vor 1520 geschehen sein, geschah aber jedenfalls lange, bevor Luther denselben Schritt that, vielleicht auch noch vor Melanchthons Verehelichung. Aber bald wurde K. auf Befehl des Bischofs gefesselt fortgeführt und in ein Kloster gesperrt; auf Fürbitte seines Schwiegervaters wieder freigegeben, lebte er einige Jahre predigend auf dem Schlosse eines (unbekannten) Edelmannes bei Thorn, versuchte dann beim Ausbruch des Aufstandes 1526 in seine Vaterstadt zurückzukehren, wurde aber nach der Unterdrückung desselben geächtet und begab sich zunächst nach Marienburg. Nach einiger Zeit durch Herzog Albrecht von Preußen in Dienst genommen, erscheint er 1529 als Pfarrer in Soldau, 1534 in Neidenburg; seit 1543 aber bekleidete er nacheinander mehrere Pfarrstellen in pommerischen Städten. 1550 erhält er in Greifswald die Würde eines Magisters und ist um 1564 gestorben. Seine Witwe verbrachte die Zeit ihres Wittums, noch fast zwanzig Jahre, in Danzig, wo sie, die noch immer schöne Greisin, selbst bei katholischen Verwandten hohe Achtung genoß. — Fast die einzige Quelle über K. sind die Aufzeichnungen eines katholischen Verwandten im 4. Bande der „Scriptores rerum Prussicarum", 1870; vgl. dazu Th. Hirsch, Die Ober-Pfarrkirche von St. Marien in Danzig, 1. Teil 1843.

Knäred, ein schwedisches Kirchdorf in der ehemals dänischen Provinz Halland, in welchem am 28. Januar 1613 ein Friede zwischen Schweden und Dänemark abgeschlossen ist. Von den vom Vater her ererbten Kriegen mußte Gustav Adolf den dänischen zuerst zu beendigen bemüht sein, weil die Dänen in der letzten Zeit auf der schwedischen Halbinsel selbst bedeutende Eroberungen über ihre alten Besitzungen hinaus gemacht hatten und immer weiter griffen, während von der anderen Seite die Angriffe der Polen und der Russen drohten. Da der junge König, vom Adel fast verlassen, lediglich auf die Hilfe der Bürger und der Bauern angewiesen war, auch noch tüchtiger Anführer gänzlich entbehrte, so konnte der Krieg weder im großen Stile, noch mit Nachdruck geführt werden; trotz aller Anstrengungen der Schweden blieben die Dänen im Vorteil, sie eroberten sogar die an der Mündung des Götha-Elf, dem einzigen Zugangspunkte Schwedens zur Nordsee, gelegenen Festungen Elfsborg und Gullberg (Mai 1612) und zerstörten die von Karl IX. dort angelegte Stadt Götha-

borg. Aber auch die Mittel der Dänen wurden bald erschöpft. Nachdem sich bei einer Verhandlung über Austausch von Gefangenen auf beiden Seiten Sehnsucht nach Frieden geäußert hatte, kam ein solcher nach zweimonatlichen Verhandlungen zu K. zustande: Schweden verzichtete auf Ösel und auf die Herrschaft über die nördlichsten Finnmarken (Seelappen); beide Reiche behielten das Recht, die drei Kronen im Wappen zu führen, und gaben einander alle ihre Eroberungen zurück, nur Elfsborg verblieb vorläufig den Dänen als Pfand für eine Kriegsentschädigung von einer Million Reichsthaler, welche Schweden innerhalb sechs Jahre zu zahlen hatte.

Knesebeck, Karl Friedrich von dem, preußischer Feldmarschall, am 5. Mai 1768 auf dem väterlichen Gute Carwe bei Neu-Ruppin geboren, trat mit vierzehn Jahren in den Militärdienst und hatte daher nur eine ungenügende wissenschaftliche Vorbildung erhalten. In seiner Garnison Halberstadt bestrebte er sich, dieselbe zu vervollkommnen: er schloß sich dem Gleimschen Freundeskreise an und beschäftigte sich mit philosophischen und politischen Studien; zur Zeit der französischen Revolution neigte er zu freisinnigen Anschauungen hin, denen er später durchaus widerstrebte. Zur Beschäftigung mit den Militärwissenschaften regte ihn sein Regiments-Commandeur, der spätere General v. Grawert, an; von den Anschauungen der Schule, in welcher dieser selbst groß geworden war und welche, einer streng methodischen Kriegführung huldigend, mehr mit mathematischen Größen, als mit lebendigen Kräften rechnete, hat sich K. sein Lebelang nicht frei machen können. Die Rheinfeldzüge gaben ihm Gelegenheit, praktische Erfahrungen zu sammeln und sich auszuzeichnen; sein Regimentschef, der Herzog von Braunschweig, verwendete ihn mehrfach zu Generalstabsgeschäften. 1799 kam er als Inspektionsadjutant zum General v. Rüchel nach Potsdam, 1803 in den Generalstab; er hatte damals eine Denkschrift ausgearbeitet, welche eine Volksbewaffnung vorschlug und Mittel an die Hand gab, das Heer moralisch zu heben. Während des Feldzuges von 1806/7 war er Major; bei Auerstädt befand er sich in der Nähe des Königs, erwies sich tüchtig und bewährte sich auch auf dem Rückzuge, wie im Winterfeldzuge, den er teils im preußischen Hauptquartiere, teils in dem des General v. Bennigsen mitmachte; eine Sendung K.s nach Österreich, um dieses zum Losschlagen gegen Frankreich zu bestimmen, blieb erfolglos. Nach Friedensschluß nahm er den Abschied und zog sich nach Carwe zurück; eine zweite Sendung nach Österreich auf den Kriegsschauplatz von 1809 unterbrach seine dortige Muße. Im Januar 1812 wurde er zu des Königs Generaladjutanten ernannt, auf seines Freundes Ancillon Rat nach Petersburg gesandt, um einen letzten Versuch zur Abwendung des drohenden Krieges zu machen; ein Jahr später riet er dem Könige zu rüsten und wurde nach Österreich geschickt, um dessen Beitritt zu einer Koalition gegen Frankreich zu betreiben. Es glückte ihm dies ebenso wenig, wie es ihm gelang, den ihm darauf erteilten Auftrag zum Abschluß eines Bündnisses mit Rußland auszuführen; in hohem Grade zuvorkommend gegen Österreich, war er in gleichem Maße schroff gegenüber dem Zarenreiche; das Bündnis von Kalisch kam ohne sein Zuthun zustande. In dem darauffolgenden Kriege war er, als des Königs militärischer Berater, in dessen Hauptquartiere und übte auf den Gang der Ereignisse einen bedeutenden Einfluß, welcher, K.s ganzer Natur und seinen Ansichten vom Kriege entsprechend, nicht immer ein fördernder war; noch Mitte Februar 1814 riet er in Troyes vom Marsche auf Paris ab, Kaiser Alexander nannte ihn pusillanime und ein anderer Zeitgenosse (Hardenberg in Wien) bezeichnet ihn als excessivement timide et craintif; Blüchers Husarennatur und Gneisenaus überlegter Feuereifer sympathisierten nicht mit seiner Cunctatornatur, doch hat er sich im einzelnen manches Verdienst erworben. Er begleitete den König dann nach England, war auf dem Wiener Kongreß und 1815 zum zweitenmale in Paris. Er blieb bis zu seinem am 12. Januar 1848 zu Carwe erfolgten Tode, obgleich nur einmal, nämlich nach Gneisenaus Tode, an der polnischen Grenze, mit einem Kommando betraut, eine einflußreiche, zu mancherlei Geschäften gebrauchte Persönlichkeit. Bald nachher teilte sein Schwager, der General Graf Henckel in einem Beihefte des Militär-Wochenblattes einen Bericht K.s über dessen Sendung vom Jahre 1812 mit, welcher, ebenso wie die 1850 veröffentlichten Bruchstücke aus dessen Papieren, das Hauptverdienst an der Befreiung Europas vom französischen Joch für K. in Anspruch nehmen. Sie wurden geglaubt, bis 1875 Dr. Max Lehmann, auf Grund von Forschungen in den preußischen Staatsarchiven, die Legende zerstörte; er wies nach, daß K. 1812 in Rußland nur für den Frieden zu wirken gehabt und gewirkt habe. — Abrisse von K.s Lebensgeschichte in „Neuer Nekrolog der Deutschen“, 1848; „Allgemeine deutsche Biographie“ XVI, 1882; **Poten**, Militärisches Handwörterbuch V, 1878 (von M. Lehmann, viele Belegstellen); A. v. d. K., Aus dem Leben der Vorfahren vom Schlosse zu Tylsen, Berlin 1875.

Kničanin, Stefan Petrović, 1809 (n. a. 1807) zu Knič in Serbien geboren, zuerst Kaufmann, aber in allen Waffenkünsten geschickt und eine energische, willenskräftige Persönlichkeit, wurde schon früh durch Fürst Milosch in den Staatsdienst gezogen und war 1839 Kreischef in Semendria; aber des Fürsten Willkürherrschaft entzog ihm K.s Sympathieen und bewirkte, daß er zur Partei von dessen Sohne übertrat. Infolge hiervon mußte er fliehen und lebte von 1840 bis 1842 in Widdin, bis der inzwischen zur Regierung gelangte Alexander Kara Georgović ihn zurückrief. Als 1848 in Ungarn die Revolution ausgebrochen war, zog er, mit einem serbischen Freicorps seinen slavischen Stammesgenossen zuhilfe und focht tapfer für Österreichs Sache. Als im Herbst des Jahres sein Oberfeldherr, der Banus Jellačić, die Offensive ergriff, ließ er K. in der wichtigen Stellung auf dem Plateau von Titel zurück, um dessen Besitz sich die Kämpfe im Banat bis zu ihrer Beendigung hauptsächlich drehten. Bei den fortgesetzten Angriffen der Ungarn auf dasselbe hatte er an seiner Behauptung einen wesent-

lichen Anteil. In die Heimat zurückgekehrt, gelangte er zu hohen Ehrenämtern; starb aber schon am 26. Mai 1855 zu Belgrad mit dem Ruhm eines guten Patrioten und ehrlichen Mannes. — Vgl. C. v. Wurzbach, Biographisches Lexikon des Kaisertums Österreich, 12. Teil, Wien 1864.

Knipperdolling s. **Wiedertäufer.**

Knox, John, der Reformator Schottlands, „der Mann, welcher nie das Angesicht eines Menschen gefürchtet hat", ist geboren 1505 zu Gifford Gate, einer Vorstadt von Haddington im südöstlichen Schottland, gestorben am 24. November 1572 in Edinburg. Von seiner Herkunft und Jugend ist wenig bekannt. Er studierte auf der Universität Glasgow, wo der angesehene, kirchlich wie politisch liberale Scholastiker John Mair sein Lehrer war, erhielt 1530 die Priesterweihe und bekleidete die Stelle eines Kaplans. Großen Einfluß übte auf ihn sein Freund John Wishart, der den Lehren der schweizerischen Reformation sich zuwandte und 1546 den Märtyrertod für seine evangelischen Überzeugungen starb. Als dann nach Ermordung des reformationsfeindlichen Erzbischofs Beatoun die Freunde der Reformation in St. Andrews sich sammelten, folgte K. dem an ihn gelangten Ruf als Prediger an die dortige Gemeinde, wird aber 1547 bei Eroberung der Stadt durch die Franzosen gefangen genommen und gegen die Kapitulation auf eine französische Galeere gebracht. 1549, wahrscheinlich auf K. Eduards VI. von England Verwendung befreit, geht er nach England, wird Prediger in Berwick, wo er sich verheiratete, 1551 Prediger in Newcastle, schlägt aber ein ihm angebotenes englisches Bistum ebenso wie eine Pfarrstelle in London aus. Nach der Thronbesteigung der blutigen Maria ging er 1554 nach Genf, wo er nun erst gründliche theologische Studien macht, mit Calvin sich aufs engste befreundet und ein eifriger Anhänger seiner Lehren und Grundsätze, insbesondere seiner Prädestinationslehre, seines Presbyterianismus, seiner rigoristischen Sittenzucht wird. Nachdem er sodann kurze Zeit an einer reformierten Flüchtlingsgemeinde zu Frankfurt a. M. gewirkt, kehrt er im Herbst 1555 nach Schottland zurück, wo er jedoch vorerst den Boden für seine Wirksamkeit noch nicht geeignet fand. Er wird daher jetzt 1556 Prediger an einer englischen Gemeinde in Genf, wird in England in absentia zum Tode verurteilt und in effigie verbrannt, besorgt mit einigen Freunden eine englische Bibelübersetzung (die sogenannte Genfer Bibel), bleibt in lebhafter Korrespondenz mit Schottland, wo am 3. Dezember 1557 der evangelisch gesinnte Adel ganz nach K.s Sinn und Aufforderung den Bund der Congregatio Christi schließt. 1558 erläßt er gegen die englische Maria seinen „Trompetenstoß wider das monströse Weiberregiment", die heftigste seiner Streitschriften, durch die er auch die Feindschaft der Königin-Witwe von Schottland wie ihrer Tochter Maria Stuart sich zuzieht. Dennoch kehrt er im Mai 1559 auf den Wunsch der ihm befreundeten Lords nach Schottland zurück; die Regentin, Maria von Guise, erklärt ihn in die Acht; nichtsdestoweniger durchzieht er predigend das Land und wird vom Volk mit Begeisterung aufgenommen. Seine feurige Predigt zu Perth gegen den Bilderdienst erregt einen förmlichen Bilder- und Klostersturm, den K. nicht hervorruft, aber auch nicht hindert. Es kommt zum Religionskrieg: dieser endigte 1560 mit dem Sieg der reformierten Lehre. Das Parlament verkündigt die Beseitigung des Papsttums, bestätigt die von K. verfaßte strengcalvinische Confessio Scotica, verbietet die Messe bei Todesstrafe. Die Generalsynode versammelt sich im Dezember 1560 erstmals in Edinburg und erläßt eine strengcalvinische Kirchen-, Kultus- und Zuchtordnung in dem von K. redigierten Book of discipline. Er selbst als der mutigste Vorkämpfer und treueste Förderer der Reformation erhält die erste Predigerstelle in Edinburg. Da erfolgt im August 1561 die Rückkehr der Königin Maria Stuart nach Schottland, nachdem am 10. Juni 1560 ihre Mutter, am 6. Dezember d. J. ihr Gemahl, König Franz II. von Frankreich, gestorben. Ihre Versuche, den katholischen Kultus wenigstens an ihrem Hof wieder herzustellen und zugleich die leichtfertigen französischen Sitten in Schottland einzuführen, finden in K. den entschiedensten Widerstand; ungebeugt durch die Drohungen wie durch die Schmeicheleien der Königin rügt er laut ihre papistischen Neigungen wie ihren anstößigen Lebenswandel, mißbilligt ihre Wiederverheiratung mit Darnley, wie er nachher ihren Ehebruch und ihren Gattenmord als todeswürdige Verbrechen straft und offen erklärt, daß er nur bedingungsweise für sie beten könne: „Herr, erleuchte ihr Herz, wenn es dein Wille ist!" Ein Hochverratsprozeß, in den er verwickelt war, endete mit seiner Freisprechung. Nach der Absetzung der Königin (1567), die vorzugsweise durch seinen Einfluß herbeigeführt wird, ist zwar die gesetzliche Anerkennung der Reformation in Schottland eine vollendete Thatsache, doch wird K. selbst während der Wirren der Regentschaft noch einmal aus Edinburg vertrieben 1571, kehrt aber schon 1572 zurück und stirbt daselbst im Frieden, nachdem er in seinen letzten Tagen Gott zum Zeugen angerufen, daß er nur für das Evangelium gewirkt und nicht die Personen, sondern nur die Sünde gehaßt habe. — So ist K. der Reformator Schottlands geworden nicht in dem Sinne, als ob er zuerst dort die evangelische Lehre verkündigt hätte; aber er hat das von andern begonnene Reformationswerk mit wunderbarer Energie und standhafter Treue im innigsten Einverständnis mit seinem Volk zur Durchführung gebracht; er hat durch seine Predigt, daß der Papst der Antichrist, der römisch-katholische Kultus Götzendienst, daß vielmehr der christliche Gottesdienst streng nach der Schrift ohne Zuthun und Abthun zu ordnen sei, den Gegensatz zwischen Protestantismus und Katholicismus schärfer als irgendein anderer der Reformatoren gefaßt, und hat insbesondere der reformierten Kirche Schottlands ihr eigentümliches streng puritanisches und presbyterianisches Gepräge gegeben, das sie mehr oder minder bis heute bewahrt hat. Seine Schriften, meist praktischen Inhalts, sind gesammelt und herausgegeben von David Laing, Edinburg 1846—1864, in 6 Bänden, darin seine mitten im Drang der Ereignisse, ohne kunstvolle Verarbeitung, aber in frischer lebendiger Darstellung und kräftiger, kerniger Sprache geschriebene

Reformationsgeschichte von Schottland, bis 1567 reichend, 1586 erstmals erschienen, später ergänzt von Buchanan 1644. — Sein Leben hat der Schotte M'Crie beschrieben unter dem Titel: „The life of John Knox“, 1. Ausg. 1811 bis 1814, neueste 1874 mit zahlreichen Berichtigungen und Zusätzen von A. Crichton; einen deutschen Auszug gab J. G. Planck 1817; eine neue Lebensbeschreibung Fr. Brandes in den „Vätern und Begründern der reformierten Kirche“, Elberfeld 1862; neue wichtige Mitteilungen geben Lorimer, John Knox and the church of England, London 1875 und Chr. Rogers, Genealogical memoirs of J. K., 1879; außerdem sind zu vergleichen die Werke über schottische Reformations- und Kirchengeschichte von Cook, Burton, Froude, Moncreiff, Rudloff, Merle d'Aubigné, Weber ꝛc.; Encyclopaedia Britan. s. v. „Knox“.

Knyphausen, Dodo Freiherr zu Inn- und K., schwedischer Feldmarschall, am 22. Juni 1583 auf dem väterlichen Schlosse Lützburg in Ostfriesland geboren, machte seine Schule als Soldat im Dienste der Generalstaaten unter Moritz von Oranien und stand dann nach einander in Diensten seines Landesherrn, der Hansastädte, des Herzogs von Pommern, Georgs von Lüneburg und darauf des Herzogs Christian von Braunschweig, des Halberstädters. In der Umgebung des letzteren spielte er militärisch wie diplomatisch eine bedeutende Rolle; später focht er unter Mansfelds, Dänemarks und Englands Fahnen. Als dann Gustav Adolf auf deutscher Erde landete, stand er in des Schwedenkönigs Diensten, that sich mannigfach hervor und nahm auch im Rate seines Kriegsherrn eine einflußreiche Stellung ein. Nach des letzteren Tode entsendete ihn Oxenstierna Ende 1632 mit einem abgesonderten Heeresteile auf den niedersächsisch-westfälischen Kriegsschauplatz. Hier richtete K., nachdem die Krone Schweden ihn 1633 mit dem Emslande belehnt hatte, von dessen Hauptstadt Meppen aus sein Augenmerk darauf, in der Nähe seiner ostfriesischen Heimat sich ein eigenes kleines Reich zu gründen; das werdende schwedisch-französische Bündnis sollte ihm dazu behilflich sein. Bei Ausführung einer damit in Verbindung stehenden kriegerischen Unternehmung fiel er am 1./11. Januar 1636 in einem Treffen gegen die Kaiserlichen bei Haselünne. — Seine Lebensbeschreibung in der „Allgemeinen deutschen Biographie“, Bd. XVI, Leipzig 1882, giebt die Quellen an.

Knyphausen, Wilhelm Freiherr zu Inn- und K., hessen-kasselscher General-Lieutenant, am 4. November 1716 zu Lützburg geboren, führte, nachdem er im Siebenjährigen Kriege gefochten hatte, 1776 die 2. Division des vom Landgrafen den Engländern gegen die Vereinigten Staaten von Amerika gestellten Subsidiencorps über den Ozean, erhielt 1778 dessen Oberbefehl und bewährte sich überall als ein tüchtiger und tapferer Kriegsmann; einem von ihm am 15. November 1776 genommenen Fort Washington auf York Island am Hudson legte der Kongreß den Namen Fort K. bei, daneben haben freilich auch die Verheerungen des Landes, welche seine Soldaten auf Geheiß der englischen Regierung anrichteten, das Gedächtnis seines Namens dort erhalten. 1782 zurückgekehrt, starb er am 7. Dezember 1800 zu Kassel. — Quelle: wie bei Dodo v. K.

Koblenz, Manifest des Herzogs von Braunschweig aus. Während die Emigranten an den rheinischen Höfen dem französischen Namen wenig Ehre erwarben und ihre feige Flucht aus Frankreich durch nichtige Prahlereien zu verdecken suchten, erschien der Ludwig XVI. treu zugethane Mallet du Pan bei den gegen Frankreich alliierten Monarchen von Österreich und Preußen in Frankfurt und Mainz 1792, um ihnen die Grundgedanken eines Manifestes anzugeben, welches den gemäßigten Teil der Nation den Heeren beider Monarchen zuführen sollte. Im ganzen teilten die Fürsten und ihre Minister diese Ansicht, so sehr auch die Emigranten dagegen schalten. Beruhigt schied Mallet vom Rhein; er konnte glauben, das Manifest werde die beste Wirkung thun. Da nahmen die tollsten Emigranten die Feder zur Hand und einer, der Marquis von Limon, schrieb das wahnwitzige Manifest von K. vom 25. Juli 1792; obgleich mit innerem Widerwillen, denn er haßte die Emigranten und ihre Prahlereien ohne Gehalt, setzte der ruhmvolle Oberfeldherr der Koalition, Herzog Karl Wilhelm Ferdinand (s. d.) von Braunschweig seinen Namen darunter und vor seinem Heere flog das Manifest nach Frankreich. Der Ton desselben schnitt jeden Gedanken an Aussöhnung ab; es enthielt lauter Drohungen, die aber anstatt des erwünschten Schreckens nur Wut in Frankreich erzeugten und den wildesten Radikalen erwünschten Stoff zur Mißleitung der Massen gaben. Wie durfte man den Orten, die sich dem anrückenden Koalitionsheere widersetzen würden, mit Demolierung und Paris mit vollständiger Zerstörung drohen, wie durfte man eine europäische Invasion Frankreichs ankündigen? Schwächte auch die papierne Ohnmacht des Manifestes den Eindruck ab, so wühlte doch sein Erscheinen Frankreich in seinen Tiefen auf, entlockte ihm einen Schrei der Wut und brachte den Gedanken an die Absetzung und Vernichtung Ludwigs XVI. zur Herrschaft.

Kohlhase, Hans, ist unter dem Namen Michael Kohlhaas durch die Novelle Heinrichs von Kleist weithin bekannt geworden. C. A. H. Burkhardt hat in seinem Buche: „Der historische Hans Kohlhase ꝛc.“ (Leipzig 1864) den historischen Sachverhalt über ihn festgestellt. Er war ein Produktenhändler aus Berlin, dem im Jahre 1532 auf kurfürstlich sächsischem Boden durch Günther v. Zaschwitz 2 Pferde widerrechtlich weggenommen wurden. Da auf gerichtlichem Wege durch beiderseitige Schuld ein Ausgleich nicht erzielt wurde, erließ K. im Februar 1534 einen Fehdebrief gegen Zaschwitz und Kursachsen. Erst im folgenden Jahre kam es zu Gewaltthätigkeiten, welche bis zum Jahre 1539 andauerten. Luther ermahnte ihn anfänglich vergeblich zum Frieden, scheint ihn aber doch, als 1539 K. selbst bei ihm in Wittenberg erschien, was indessen nicht ganz feststeht, zu dem Versprechen gebracht zu haben, seine Raubzüge einzustellen. Als K. bald darauf auch gegen Brandenburger sich Feindseligkeiten erlaubte, ließ

ihn Kurfürst Joachim II. ergreifen und am 22. März 1540 zu Berlin rädern. — S. „Allgem. deutsche Biogr." Bd. XVI, S. 448ff.

Kolberg wurde im Dreißigjährigen Kriege am 2./12. März 1631, durch Hunger bezwungen, von dem kaiserlichen Kommandanten, Franz v. Mörs, dem schwedischen Oberst Boetius auf sehr ehrenvolle Bedingungen übergeben. — Im Siebenjährigen Kriege wurde die Festung durch ihren wackeren Kommandanten, den preußischen Major von der Heyde (s. d.), gegen die Angriffe von Russen und Schweden tapfer verteidigt. Zuerst im Jahre 1758, wo General v. Palmbach, am 3. Oktober vor der Stadt erschienen, sie zunächst bombardierte, dann aber zu regelmäßiger Belagerung schritt, die er jedoch Ende des Monats wieder aufhob. Dann schritt Ende Juli 1760 eine russische Flotte unter Admiral Mischoukow, von schwedischen Schiffen unterstützt, zu einem zweiten Versuche, während Kavallerie die Stadt auf der Landseite umschloß. Das Bombardement begann am 28. August und endete am 1. September, wo das Wetter die Schiffe nötigte, die hohe See zu gewinnen; gleichzeitig versuchten Landungstruppen Bresche zu legen. Da sandte Friedrich der Große, nachdem er am 15. August den Sieg bei Liegnitz erfochten hatte, in Gewaltmärschen Entsatz. Das Nahen seiner Husaren unter General v. Werner veranlaßte den General Demidow zu kopflosem Rückzuge. Im Jahre 1761 war dem Prinzen Eugen von Württemberg die Deckung der Stadt aufgetragen. Er wies die Angriffe des General Rumjänzow zwar ab, seine Lage wurde aber so schwierig, daß er Mitte Oktober Heyde sich selbst überlassen mußte und abzog. Dieser verteidigte K. bis alle Vorräte aufgezehrt waren und keine Hoffnung blieb, die Stadt länger zu behaupten. Dann unterzeichnete er am 16. Dezember die Kapitulation. — Vgl. v. Held, Geschichte der drei Belagerungen von Kolberg, Berlin 1847.

Im März 1807 schritt Marschall Mortier zur Belagerung von K.; die Festung war in einem leidlichen Verteidigungszustande; die Ankunft des Major v. Gneisenau, welcher Ende April den schwachen Kommandanten v. Lucadou ersetzte, flößte der tapferen Besatzung frischen Mut und neue Thatkraft ein. Die Verteidigung wurde nun aktiv geführt und durch häufige Ausfälle gefördert; die Bürgerschaft unter Nettelbecks (s. d.) Führung leistete der Garnison nach Kräften Beistand. Die zähe Behauptung des Wolfsberges, eines am Ausfluß des Küstenflusses Persante, unweit der See nordwestlich von K. gelegenen Sandhügels, der mit Verschanzungen versehen war, durch den Unterkommandanten von Waldenfels hielt die Franzosen fünfundzwanzig Tage lang auf; endlich mußte er ihnen überlassen werden; bei einem der unternommenen Rückangriffe blieb Waldenfels; auch die Maikuhle, eine andere Verschanzung, nordwestlich von der Stadt belegen, fiel in Feindes Hand; immer enger spannte General Loison, welcher jetzt an der Spitze der 24000 Mann Belagerungstruppen stand, seine Netze um die Festung; immer mehr Brandgeschosse fielen in die Stadt, zündeten die Häuser und dezimierten Garnison und Bürgerschaft, mit jedem Tage wuchs das Verlangen der Franzosen, K. zu gewinnen und stieg die Not der Verteidiger, da erhielt Gneisenau am 2. Juli die Nachricht, daß nach der Schlacht von Friedland ein Waffenstillstand abgeschlossen sei, und K. blieb Preußen erhalten. — Vgl. v. Höpfner, Krieg von 1806/7, 2. Aufl., Berlin 1855.

Gegenwärtig ist K. entfestigt, doch sind Küstenbefestigungen vorhanden. — Vgl. Riemann, Geschichte der Stadt Colberg, Colberg 1873.

Kolding, Treffen am 23. April 1849. Der dänische Oberbefehlshaber, General von Bülow, war bei Beginn des Feldzuges von 1849 über die in Jütland belegene Grenzstadt K. in Schleswig eingerückt. Als die ihm dort zunächst allein gegenüberstehende Schleswig-Holsteinische Armee (etwa 14,000 Mann) durch deutsche Bundestruppen einen Rückhalt erhalten hatte, ging er über die jütische Grenze zurück, beließ aber seine Vortruppen auf den, südlich von K., auf schleswigschem Boden gelegenen Höhen. Am 20. April griff ihn der Kommandierende der Schleswig-Holsteiner, General von Bonin, dort an und setzte sich in den Besitz des nicht nachhaltig verteidigten K. — Am 23., dem Jahrestage des Treffens von Schleswig, griff ihn Bülow seinerseits an und verdrängte durch die 3. und 4. Brigade der Generale v. Moltke, bezw. v. Schleppegrell (10,000 Mann) den Oberst v. Zastrow aus der Stadt, während westlich derselben General Rye (8000 Mann) sich des durch die K.-Aue gebildeten Terrainabschnittes bemächtigte. Hier erlahmte aber die dänische Offensive. Nun ergriff Bonin dieselbe, zwang Rye's ziemlich erschöpfte Truppen zum Rückzuge und nahm K. wieder. Eine Verfolgung fand nicht statt. Rye ging auf Veile, die übrigen Truppen gingen auf Fridericia zurück. — „Den dansk-tydske Krieg i aarene 1848—50" vom dänischen Generalstabe, Kjobenhavn, 1866ff. F. v. Rothenburg, Die Schlacht bei K., Berlin 1849.

Kolettis, s. Colettis.

Kolin, Schlacht am 18. Juni 1757. Nach seinem Siege bei Prag (6. Mai) belagerte Friedrich der Große diese Stadt; gegen Daun, welcher am Schlachttage sich der Walstatt bis auf zwei Meilen genähert hatte, dann aber zurückgewichen war, entsandte er den Herzog August Wilhelm von Braunschweig-Bevern. Daun wollte und sollte anfangs den Kampf vermeiden, erhielt dann aber den Befehl, eine Schlacht zu wagen, um Prag zu retten, welches nur bis zum 20. Juni mit Lebensmitteln versehen war; von der Verantwortung für den Ausgang wurde er von vornherein entbunden. Bevern erkannte die Überlegenheit des Feindes und wich einer Schlacht ebenfalls aus, so daß der König, welcher seinen Meldungen keinen Glauben schenkte, sich entschloß, ihm einige Verstärkungen zuzuführen und den Oberbefehl seiner Heeresabteilung selbst zu übernehmen; am 14. Juni abends vereinigte er sich mit ihm bei Kaurzim. Daun hatte sich am 12. in Marsch gesetzt und stand an jenem Tage bei Gintitz, seine Avantgarde bei Czasmuk; am Spätabend des 17. nahm er die Stellung ein, in welcher er sich am 18. schlug. Sie lag am linken

Elbufer; ihr rechter Flügel befand sich etwa 5 km westlich von K., wo das Dorf Krzeczhorz und ein 1 km südlich davon gelegenes Gehölz, der Eichbusch, besetzt waren; von hier erstreckte sich die Linie der Österreicher etwa 7 km weit auf einem Höhenrücken, welcher, der Kaiserstraße von K. über Planian nach Prag parallel, etwa 4 km südlich von dieser nach Westen läuft, bis an den Bacwarer-Bach, der in einem Wiesengrunde von Süd nach Nord zur Elbe fließt. Die Gegend ist gut angebautes, hügeliges Flachland. — Dem Könige, welcher am 17. nachmittags sich Daun genähert hatte, entzog die Dunkelheit des Abends die Einsicht in die Verhältnisse beim Feinde; er war daher am Morgen des 18. ungewiß, ob Daun zurückgegangen sei oder nur seine Stellung geändert habe und setzte sich über Planian gegen K. mit der Absicht in Bewegung, wenn er Daun träfe, nach den Umständen zu verfahren. Planian war von den leichten Truppen des General Beck besetzt; diese vertrieb er; jenseits des Ortes angekommen, erblickte er die österreichische Schlachtordnung; er beschloß anzugreifen. Als seine Avantgarde beim Wirtshause Goldene Sonne, halbwegs zwischen Planian und K., angekommen war, ließ er seine treffenweise abmarschierte Armee auf und neben der Kaiserstraße halten, rekognoszierte und teilte darauf den versammelten Generalen seinen Angriffsplan mit, welcher vorschrieb, den feindlichen rechten Flügel zunächst zu umfassen und ihn dann durch den eigenen linken anzugreifen, während der rechte, wie der König mehrmals wiederholte, ohne seinen ausdrücklichen Befehl durchaus nicht engagiert werden sollte; wenn die letzten Abteilungen in die Höhe des Dorfes Brzisiwy gekommen sein würden, sollte die ganze, an der Front der österreichischen Stellung hermarschierende Armee einschwenken. Wenn die Österreicher vorbrächen, so sollte ihm General Pennavaire mit der Kavallerie des linken Flügels entgegentreten; zu dem Ende sollte dieser bei Brzisiwy halten bleiben. Dem Könige standen dazu 18,000 Mann Infanterie und 16,000 Mann Kavallerie zugebote; Daun hatte ihnen 35,200 bezw. 18,600 Mann entgegenzustellen.

Es war 1 Uhr mittags, als die Preußen sich in Bewegung setzten; die Hitze und der Staub waren stark. Daun war sich inzwischen über des Königs Absichten klar geworden; er ließ seine Armee mehr rechts rücken, seine Artillerie passende Stellungen einnehmen und namentlich eine starke Batterie westlich von Krzeczhorz auffahren; die Dörfer vor der Front wurden mit Infanterie besetzt; sein Reservecorps bildete auf dem rechten Flügel einen nach rückwärts gebogenen Haken; an diesen schloß sich die Avantgarde unter Nadasdy, sie stand hinter dem Eichbusche, welcher den König verhindert zu haben scheint, die Verhältnisse auf dem österreichischen rechten Flügel genau zu übersehen. Das preußische Generalstabswerk sieht hierin den ersten Grund für den Verlust der Schlacht. — Als Hülsen mit der Avantgarde in der Höhe von Krzeczhorz angekommen war, schwenkte er von der Kaiserstraße rechts ab, Zieten, welcher die Reserve-Kavallerie kommandierte, ließ ihm einen Teil derselben folgen, mit dem Rest begleitete er jenes Vormarsch in der linken Flanke. Hülsen nahm Krzeczhorz nach tapferer Gegenwehr unter schweren Verlusten und warf den Feind in den Eichbusch zurück, blieb dann aber halten, weil er der starken Stellung der Österreicher ansichtig wurde und weil das Gros der eigenen Armee ihm nicht gefolgt war. Letztere hatte, gegen die Vorstellungen des Prinzen Moritz von Dessau, auf des Königs Befehl halt gemacht; Friedrich wollte den Erfolg von Hülsens Angriff abwarten. Als dieser gelungen war, hatte auch Zieten Nadasdys Kavallerie geworfen; das Feuer aus dem Eichbusche hatte ihn jedoch zur Umkehr genötigt. Trotz jener Fortschritte aber setzte das Gros der preußischen Armee sich nicht von neuem in Marsch, sondern schwenkte schon jetzt gegen die österreichische Stellung ein, höchst wahrscheinlich auf eigenen Befehl des Königs, welcher Meldung von den Vorgängen bei Krzeczhorz erhalten hatte; die Linie kam dadurch in eine Stellung, aus welcher der Vormarsch sie von Hülsen entfernen und ihr Angriff sich zu einem frontalen gegen die starke Position der Österreicher gestalten mußte; der linke Flügel erhielt Befehl anzugreifen, der rechte und Pennavaire halten zu bleiben, beim Vorgehen wurde jener angewiesen, sich links zu ziehen, um Fühlung mit Hülsen zu gewinnen. — Daun benutzte diese Zeit, um seinen rechten Flügel noch mehr zu verstärken; er vereinigte jetzt zwischen Radowesnitz und Chotzenitz 32 Bataillone, 30 Grenadiercompagnieen zu Fuß, 114 Schwadronen, 9 Grenadiercompagnieen zu Pferde und den größten Teil seiner vortrefflichen Artillerie; in zwei getrennten Heerhaufen rückten 22 Bataillone und 100 Schwadronen Preußen dagegen heran. Trotz der Schwierigkeiten, welche das Linksziehen in dem unebenen Gelände und dem hohen Getreide bereiteten, kam der linke Flügel vorwärts und näherte sich Hülsen, welcher jetzt den Eichbusch und die große Batterie des rechten Flügels nahm; Zieten blieb unerklärlicherweise unthätig, so daß die günstigen Chancen unbenutzt blieben, welche in den feindlichen Reihen bereits Unruhe und Besorgnis hervorgerufen hatten; erst als Nadasdy gegen ihn vorging, griff er diesen zum zweitenmale an, warf ihn wiederum, wurde aber durch das Feuer aus dem Eichbusch, welchen die Österreicher inzwischen wieder genommen hatten, gezwungen, sich von neuem zurückzuziehen. Pennavaire, an den Wortlaut des ihm gewordenen Befehls sich haltend, benutzte die günstige Gelegenheit zum Eingreifen in das Gefecht ebenso wenig. Um diese Zeit beging General Manstein einen verhängnisvollen Fehler, indem er, der Disposition zuwider, mit einigen Infanteriebataillonen, durch eine Äußerung eines Offiziers der königlichen Suite veranlaßt, einen Angriff auf Chotzenitz unternahm; derselbe glückte freilich, aber jenseits des Dorfes konnte Manstein kein Terrain gewinnen, in mörderischem Feuergefechte verlor er viele Leute. Eine Panik, welche in den Reihen der Österreicher auszubrechen drohte, wurde rasch im Keime erstickt.

Es war 3 Uhr. Hülsen und Prinz Moritz behaupteten sich auf den genommenen Höhen südwestlich von Krzeczhorz, gegen sie entwickelte sich

jetzt österreichische Kavallerie unter O'Donnell. Der König beorderte Pennavaire, ihr entgegenzugehen; dieser kam auf einem weiten Umweg endlich an, mußte aber bald weichen. Seydlitz, welcher, den Augenblick benutzend, mit seinen zehn Schwadronen eingehauen hatte und bis an das zweite Infanterietreffen vorgedrungen war, mußte ebenfalls zurückgehen, weil er nicht unterstützt wurde und weil seine Pferde erschöpft waren; das Feuer aus dem Eichbusche brachte die Versuche der preußischen Reiterei, vorwärts zu kommen, zum Scheitern. In mörderischem Feuergefechte verzehrten während dessen die preußischen Bataillone, denen keine Reserve mehr zur Seite stand, ihre Kräfte. Prinz Moritz versuchte jetzt zum letztenmale mit einigen Kürassierschwadronen der Schlacht eine andere Wendung zu geben, aber ihr Angriff mißlingt, auf ihrem Rückzuge reißen sie die eigene Infanterie mit sich fort; diesen Moment benutzt der sächsische Oberst Benkendorf zum Einhauen, andere sächsische und österreichische Kavallerie folgt ihm auf seinem Siegeswege; ihrem Ansturm erliegen die erschütterten Reste des preußischen Fußvolkes, auch Manstein mußte weichen, und der rechte Flügel, welchen der Herzog von Bevern kommandierte, konnte die Schlacht nicht herstellen. Der Rückzug ward allgemein; das unthätige Verharren Dauns *rettete* den König vor vollständiger *Vernichtung*; Zieten wies Nadasdys Angriff von *neuem* zurück; er, sowie Seydlitz und Pennavaire, traten erst mit Einbruch der Nacht den Rückweg an. Der preußische Verlust betrug 13—14,000 Mann, davon 5400 Gefangene, der österreichische 3000 Mann. Die unmittelbare Folge der Schlacht war die Aufhebung der Belagerung von Prag und die Räumung Böhmens; eine sehr wichtige moralische war das Verlorengehen des Glaubens an die preußische Unüberwindlichkeit bei Freund und Feind. Die Kaiserin stiftete aus Veranlassung des Sieges den Maria-Theresia-Orden. — Vgl. J. Kutzen, Vor hundert Jahren. 1. Abt. Der Tag von Kolin, Berlin 1857; Uhlig v. Uhlenau, Erinnerungen an die Schlacht bei Kolin, Wien und Prag 1857.

Koller, Alexander, Freiherr v. Österreichischer General und Staatsmann, geboren am 3. Juni 1813, Sohn des August Freiherr v. K. († 1805) Geheimrats und Unterstaatssekretärs im Ministerium des kaiserlichen Hauses und des Äußeren, 1859 Generalmajor und Brigadekommandant im italienischen Feldzuge dieses Jahres, nachmals Brigadier in Preßburg; nach dem Jahre 1866 Militärkommandant in Prag und 1868, 10. Oktober infolge der Entlassung des böhmischen Statthalters, Freiherr v. Kellersperg auch mit der interimistischen Leitung der Statthalterei betraut, und zwar unter den schwierigen Verhältnissen des durch die czechischen Unruhen bedingten Ausnahmszustandes (vom 10. Oktober 1868 bis 28. April 1869). Am 8. Mai 1870 räumte K. den Statthalterposten dem Fürsten Dietrichstein (Grafen Mensdorff-Pouilly), zur Zeit der versuchten Transaktionen des Ministeriums Potocki mit den Czechen. Am 15. Juni 1874 wurde K. der Nachfolger Kuhns (s. d. Art.) als Reichskriegsminister und schied am 21. Juni 1876 aus diesem Amte, was hauptsächlich, abgesehen von der finanziellen Seite seines Ressorts mit der schiefen Stellung zu dem Generalstabschef Freiherr v. John zusammenhing. Er quittierte auch den aktiven Militärdienst.

Koller, Franz, Freiherr v. Österreichischer General, geboren am 27. November 1767 zu Münchengrätz in Böhmen, gestorben am 22. August 1826 zu Neapel; begann seine Laufbahn im Jahre 1783, kam als Fähnrich in das niederländische Hauptquartier der österreichischen Armee (1790) und wurde 1792 als Unterlieutenant im Generalstabe verwendet. 1793 Oberlieutenant und zufolge seiner wackern Haltung in der Schlacht bei Neerwinden (18. März) Hauptmann im Generalstabe geworden, machte er den Feldzug des Jahres 1805 bereits als Oberst mit. In der Schlacht bei Aspern 1809 verdiente er sich das Theresienkreuz. Seit dem Wien-Schönbrunner Frieden bis zum Jahre 1813 finden wir ihn als Brigadier in Böhmen. Schon in jungen Jahren von den Vorgesetzten als begabter, sprachenkundiger und anstelliger Militär bevorzugt, von Erzherzog Karl in wichtigen Aufträgen verwendet, genoß K. auch das Vertrauen des Feldmarschalls Schwarzenberg, dem er als Generaladjutant 1813 beigegeben wurde. 1814 hatte er die Aufgabe, den Exkaiser der Franzosen, Napoleon, von Fontainebleau nach Elba zu geleiten, was angesichts der erregten Stimmung der Südfranzosen und der hierdurch gefährdeten Sicherheit des entthronten Herrschers immerhin keine leichte Aufgabe war. Von Elba heimgekehrt (Juni 1814), wurde er zum Begleiter des russischen Kaisers, des Königs von Preußen und dann der Erzherzöge Johann und Ludwig ausersehen, als diese 1815 ihre Reise durch Westeuropa (s. d. Art. „Erzherzog Johann von Österreich") antraten; doch blieb er ihnen nur in England zur Seite, begab sich dann wieder in militärisch-diplomatischer Sendung nach Petersburg und mit dem besonderen Auftrage, den Russenkaiser zum Wiener Kongresse einzuladen. K. war der Begleiter des Zaren von der Grenze bis zum Kongreßorte. 1815 kam er als Generalintendant der österreichischen Armee nach Neapel, von hier als Divisionär nach Prag und fünf Jahre später abermals in der früheren Eigenschaft ins Neapolitanische, als nämlich (1821) die Revolution allদort um sich griff. Er versah seinen schwierigen Posten mit Umsicht und starb in der Fremde. In die politischen Verhältnisse tief eingeweiht, wie dies schon seine verschiedenen Missionen vermuten lassen und beispielsweise seine kürzlich veröffentlichten Briefe an den Grafen Franz v. Sourau über Murats Landung und Verhaftung vom Herbste 1815 andeuten, — war K. auch Kunstkenner und planmäßiger Sammler archäologischer Gegenstände, insbesondere antiker Vasen und ägyptischer Altertümer. 1828 wurde die erstere Sammlung vom königlichen Museum in Berlin, letztere von der Leipziger Universität erworben. — Litt.: Wurzbach, Biogr. Lex., Bd. XII, S. 339—342 (1864); insbesondere Hirtenfeld, Der Maria Theresia-Orden und seine Mitglieder (Wien 1857); Frhr. v. Helfert, Napoleons erste Fahrt von Fontainebleau nach Elba April—Mai 1814 (Wien 1874); Helfert, Joachim Murat, seine letzten Kämpfe und sein Ende

(Wien 1878); v. Zahn, Steierm. Geschichtsbl., Bd. I, Jahrg. 1880 (Graz), S. 170—174.

Köln, Geschichte von Erzbistum und Stadt seit dem sechzehnten Jahrhundert. Der Kurfürst-Erzbischof Hermann V. (Graf von Wied), welcher von 1515 bis 1547 regierte und auch das Bistum Paderborn seit 1532 besaß, war anfänglich ein Gegner der lutherischen Lehre, wurde dann ihr Anhänger und ließ sie verkünden; darum setzte ihn Papst Paul III. durch Bulle vom 16. April 1546 ab, und er trat im Jahre 1547 vom Amte zurück. Seine Nachfolger Adolf III (Graf zu Schauenburg-Pinnenberg) und Anton (dessen Bruder), 1547—1558, führten zwar die katholische Lehre zurück, konnten es aber nicht verhindern, daß sich die Reformation ringsum ausbreitete; außerdem wurde der Sprengel der Erzdiöcese durch die Errichtung des Bistums Roermonde verkleinert, wozu man das Dekanat Geldern schlug, und ihr das zum Erzbistum erhobene Bistum Utrecht 1559 entzogen. Friedrich IV. (Graf von Wied), seit 1562, weigerte sich hartnäckig, das Tridentinische Glaubensbekenntnis zu beschwören, kam in beständigen Streit mit Pius V., galt frühe als wenig katholisch, haderte mit dem Domkapitel und resignierte schließlich am 25. Oktober 1567. Salentin (Graf von Isenburg-Grenzau), ein Lebemann, wahrte des Stifts Rechte und Interessen nach außen und gegen die Stadt K., trat kräftig dem Kapitel entgegen, ließ sich vom Papste keinen Zwang anthun und hielt Frieden und Ordnung in seimem Staate aufrecht, wußte zur rechten Zeit zu sparen und verwandte viel auf Bauten, tilgte einen großen Teil der schwebenden Stiftsschulden und löste manches Verpfändete ein. Am 13. September 1577 resignierte er; Gebhard II. (Truchseß von Waldburg), sein Nachfolger, erklärte sich am 19. Dezember 1582 öffentlich als Protestant, heiratete die schöne Gräfin Agnes von Mansfeld und begann im Erzstifte zu reformieren, rief aber dadurch einen Aufstand der Kölner hervor, ward am 1. April 1583 exkommuniziert und vom Kaiser geächtet. Anstatt seiner wurde am 23. Mai d. J. gewählt Ernst (Herzog von Bayern), der sich, unterstützt durch die Spanier und Bayern, gegen Gebhard behauptete; der sehr leichtsinnige Fürst war zugleich Bischof von Münster, Freising, Hildesheim und Lüttich und nahm 1595 als Koadjutor seinen Neffen Ferdinand an, der ihm am 17. Februar 1612 in allen Bis- und Erzbistümern folgte. Kurköln war zur bayerischen Sekundogenitur geworden, es war die stärkste Burg gegen die ketzerischen Niederlande, und darum vereinigte man gerne viele Bistümer in der Hand des Kurfürsten. Bis dahin ein Asyl der flüchtigen Katholiken im Dreißigjährigen Kriege, wurde K. 1642 von den Franzosen und Hessen besetzt, und erst im Westfälischen Frieden erhielt Ferdinand gegen die Zahlung von 600,000 Thalern die genommenen Plätze zurück. Seit 1643 sein Koadjutor, folgte ihm, als Ferdinand am 13. September 1650 starb, sein Neffe Maximilian Heinrich, der auch die Bistümer Hildesheim und Lüttich erhielt. Er kräftigte die kirchliche Ordnung durch die 1651 und 1662 publizierten Synodalbeschlüsse und ließ 1663 das Kölnische Landrecht, eine Rechtsordnung für die wichtigsten bürgerlichen Institute, ausarbeiten. Auf den Rath des Bischofs von Straßburg, Franz Egon von Fürstenberg (s. d.), und des Hauses desselben schloß er, längst nach Paris hinneigend, 1669 mit Frankreich ein Bündnis, räumte den Franzosen Kaiserswerth, Neuß und Bonn ein und stellte ihnen Truppen, weshalb die Kaiserlichen seine Staaten besetzten und ihn zwangen, sich in ein Kloster zurückzuziehen. 1674 schloß er mit Holland Frieden und erhielt von den Holländern Rheinberg zurück, das sie seit 1633 besetzt hielten; der Friede zu Nymwegen restituierte ihn 1679 auch in seinen anderen Gebieten. Seit 1683 auch Bischof zu Münster, starb Maximilian Heinrich am 3. Juli 1688. Ihm folgte sein Vetter Joseph Klemens in K., Freising, Lüttich, Hildesheim und Regensburg; über seine vielbewegte Regierung s. „Joseph Klemens“. Nach seinem Tode am 12. November 1723 succedierte sein Neffe Klemens August, zugleich Bischof von Münster, Paderborn, Hildesheim und Osnabrück und seit 1732 Hoch- und Deutschmeister (s. „Deutscher Orden“). Abgesehen von der Bigotterie, war seine lange Regierung dem Lande ein Segen; von seinen großen Einkünften verwendete er viel auf den Bau von Kirchen, Schulen und Schlössern, auf die Verbesserung der Verwaltung und des Bodens, auf die Wiedererwerbung verkaufter oder verpfändeter Besitzungen, endlich auf die Pflege der Musik; aber seine Verbindung mit Frankreich und sein üppiger Hof brachten auch dem Erzstifte große Einbußen und viel Mißlichkeiten. Als er am 6. Februar 1761 verschieden war, bestieg den Kurstuhl Maximilian Friedrich (Graf von Königsegg-Rothenfels), seit 1583 der erste Nicht-Wittelsbacher. Ihn nötigten Altersschwäche und Indolenz, die Regierung den Räten zu überlassen, an deren Spitze der gewandte Belderbusch stand; ohne Scham trieb er Nepotismus. Er stiftete 1780 die Akademie in Bonn und dotierte sie mit den Gütern des aufgehobenen Jesuitenordens, verbesserte die Gerichtsordnung, sorgte für Hebung der Industrie, lebte im Josephinischen Ideeenkreise und verband sich auf Anregung Hontheims (s. d.) mit den Kurfürsten von Mainz und Trier zu Vorstellungen bei der römischen Kurie wegen deren Eingriffe in die Angelegenheiten des Deutschen Reichs und in die kirchliche Verwaltung der Bistümer. Auch Bischof von Münster geworden, starb er, am 15. April 1784 ersetzt durch den Erzherzog Maximilian Franz Xaver von Österreich, der auch in Münster folgte, seit 1780 bereits sein Koadjutor.

Milde und aufgeklärt, verwendete Maximilian Franz Xaver die Ersparnisse seines Hofs zum besten des Kurstaats, unterstützte Künste und Wissenschaften und erhob 1786 die Bonner Akademie zur Universität. Er hielt an seinen Gerechtsamen gegenüber dem Papste fest. Einer der entschiedensten Gegner der Revolution, nahm er als Reichsstand am Kriege gegen Frankreich teil. Die Kölner hingegen schlossen sich jubelnd der Revolution an, wurden zur cisrhenanischen und dann zur französischen Republik geschlagen; das städtische Eigentum wurde von den Franzosen zum Natio-

nalgute gemacht, und sehr bald trat die verbittertste Enttäuschung an die Stelle des übereilten Entzückens; die Fremdherrschaft mit ihren Folgen lastete schwer auf Kurstaat und freier Reichsstadt. Der Kurfürst mußte 1797 aus seiner Residenz Bonn fliehen, ging nach Mergentheim, da er auch Hoch- und Deutschmeister war (s. „Deutscher Orden"), siedelte 1800 nach Wien über und starb zu Hetzendorf am 28. Juli 1801 als letzter Kurfürst und Erzbischof von K., des heiligen Römischen Reichs durch Italien Erzkanzler. Zu seinem Nachfolger wählte zwar das Domkapitel den Erzherzog Anton Viktor, aber 1803 wurde das Erzstift säkularisiert; der linksrheinische Teil fiel an Frankreich, welches ihn mit den Departements Roer, Rhein und Mosel vereinigte, die Reste rechts des Rheins kamen an Nassau-Usingen mit Ausnahme der Ämter Altwied und Neuenburg, die der Fürst zu Wied-Runkel erhielt; das Herzogtum Westfalen nebst Arnsberg fiel an Hessen-Darmstadt, die Grafschaft Recklinghausen an den Herzog von Arenberg und im Dezember 1810 an den Großherzog von Berg. In geistlichen Dingen unterstanden seit dem Reichsrezeß von 1803 die am linken Rheinufer gelegenen erzstiftlichen Pfarreien dem Bistum Aachen, die am rechten den Generalvikaren in Deutz und Arnsberg. Im ersten Pariser Frieden von 1814 mußte Frankreich auch den bisher französischen Teil des alten Erzstifts zurückgeben, nachdem die Stadt K. am 14. Januar d. J. von den Franzosen geräumt worden war. Im Wiener Kongresse wurde 1815 der bisher französische Teil Preußen zuerteilt, welches auch die in letzter Zeit nassauischen Gebiete K.s rechts des Rheins, die Grafschaft Recklinghausen und das Herzogtum Westfalen erhielt. Das eigentliche Erzstift K. bildet jetzt Bestandteile der preußischen Regierungsbezirke Düsseldorf, Köln und Koblenz.

Bei der neuen Organisation des Erzstiftes auf Grund der päpstlichen Bulle De salute animarum von 1821 wurden die Bestandteile des 1814 wiederaufgehobenen Bistums Aachen sowie die an Preußen gefallenen Diöcesen Lüttich und Roermonde und die früher zum Sprengel von K. gehörigen Kirchen außer Recklinghausen, Westfalen u. a. zu dem neuen Erzstift K. geschlagen und ihm die Bistümer Münster, Trier und Paderborn unterstellt. Am 20. Dezember 1824 wurde zum Erzbischof erwählt und am 25. Juni 1825 eingesetzt Ferdinand August (Graf Spiegel zum Desenberg). Dieser wissenschaftlich gebildete, kluge und freisinnige Mann brachte, so sehr er auch alle Rechte der katholischen Kirche wahrte, durch edle Toleranz ein gutes Einvernehmen zwischen Protestanten und Katholiken zuwege, beugte der Uneinigkeit zwischen Staat und Kirche vor, regenerierte das Domkapitel und teilte die Erzdiöcese in 44 Dekanate, hob die Schulen, begünstigte Hermes (s. d.) und seine Anhänger, war Kunst und Wissenschaft hold und veranstaltete Sammlungen zum Weiterbau des Doms zu K. Als er am 2. August 1835 starb, folgte ihm als Erzbischof Klemens August II. (Freiherr Droste zu Vischering). Er hielt am hierarchischen Prinzipe mit Starrheit fest, war ein Feind jeder Neuerung und geriet durch sein Auftreten gegen den Hermesianismus wie in der Frage wegen der gemischten Ehen mit der Regierung in solchen Konflikt, daß sie ihn am 20. November 1837 als Staatsgefangenen nach Minden abführen ließ; das Metropolitankapitel übernahm die Verwaltung der Erzdiöcese, der zeitherige Generalvikar Hüsgen wurde zum Kapitularverweser ernannt und im Mai vom Papste unter gewissen Vorbehalten bestätigt. 1839 freigelassen, wurde des Erzbischofs Lage eine bedeutend günstigere, seit Friedrich Wilhelm IV. regierte; die Regierung ließ wesentlich an Energie ihm gegenüber nach, und er willigte nach mannigfachen Verhandlungen auf Anraten des Papstes 1841 dahin ein, den Bischof Geissel von Speier als Koadjutor anzunehmen und ein ruhiges Verhalten zu beobachten; 1842 trat Geissel dieses Amt an. Aber erst nach dem Tode des Erzbischofs und mit der Erhebung des Johannes v. Geissel auf den erzbischöflichen Thron am 14. Oktober 1845 endeten die langjährigen Zwiste zwischen der Kurie und der preußischen Regierung. Johannes war sehr bemüht für die Errichtung eines Knabenseminars zur Heranbildung einer größeren Zahl junger Geistlicher und widmete dem Dombauvereine rege Teilnahme. Die Bewegung von 1848 berührte auch K. Man erließ Petitionen an den Erzbischof, es möchten Diöcesansynoden abgehalten, die Besetzung der Stellen nach der Anciennetät der Priester vorgenommen werden u. s. w., doch blieben die Wünsche unerfüllt. Nur brachte die Umgestaltung der geistlichen Gerichtsbarkeit in der Erzdiöcese einiges Neue, indem für mehrere zeither auf dem Verwaltungswege abgemachte Angelegenheiten die kanonische Prozeßform eingeführt ward. Der Umschwung im politischen Leben wirkte auch auf die kirchlichen Verhältnisse zurück, und die streng römische Partei erhob wieder ihr Haupt, zumal seit Johannes am 30. September Kardinal-Priester geworden war. Er starb am 8. September 1864. Das Domkapitel in K. konnte sich mit der Regierung durchaus über die Wahl eines Nachfolgers nicht einigen, bis endlich der Papst am 8. Januar 1866 einen solchen in der Person des Bischofs von Osnabrück, Dr. Paul Melchers, ernannte. Dieser regierte in streng römisch-hierarchischem Geiste, unterwarf sich dem Dogma der päpstlichen Infallibilität und wollte sich der Neugestaltung der katholischen Kirchenverhältnisse durch die Maigesetze nicht fügen. Er protestierte gegen das neue Gesetz über die Verwaltung des Vermögens katholischer Kirchengemeinden in seinem und der anderen Bischöfe Namen, da es den Grundsätzen der katholischen Kirche widerstreite. Als Agitationsmittel im Kampfe zwischen Kirche und Staat dienten in K. wie anderwärts Massendeputationen an die Bischöfe, um ihnen für ihre standhafte Verteidigung des Katholicismus zu danken. 2- bis 800 Personen, später mehrere Tausende eilten Ende März 1874 herbei. Melchers empfing an 40 Deputationen; an des Kaisers Geburtstag wurde er, von dem Hochamte aus dem Dome kommend, mit stürmischen Hochrufen von der Menge begrüßt und nachhause geführt, Kirchenlieder wurden gesungen. Die Regierung schritt nun ein; bereits waren Geldstrafen im Betrage

von etwa 30,000 Thalern gegen den Erzbischof verhängt, zu ihrer Absitzung wurde er am 31. März verhaftet und ins Arresthaus abgeführt. Im August forderte ihn die Regierung auf, die sogenannten Succursalpfarreien nach Maßgabe der Maigesetze definitiv zu besetzen, und am 9. Oktober entließ sie ihn aus der Haft, den übrigen Teil seiner Strafe getilgt betrachtend durch die eingehaltenen Raten seines Gehalts und den Erlös des ihm abgepfändeten Mobiliars. Am 15. Dezember forderte ihn der Oberpräsident auf, die wegen nicht erfolgter definitiver Besetzung der Succursalpfarreien verfallenen 29,500 Thaler vor Ablauf des Jahrs zu bezahlen, widrigenfalls er zu weiteren Schritten gezwungen sei. Da er die Aufforderungen unbeachtet ließ, wurde ihm am 1. Januar 1875 die fällige Gehaltrate von 3,000 Thalern gesperrt; ein ihm zu Ehren auf den 28. Juni anberaumter demonstrativer Fackelzug mußte unterbleiben. Am 20. Juli erklärte er, das neue Gesetz (s. oben) über die Verwaltung des Vermögens katholischer Kirchengemeinden annehmen zu wollen, natürlich einzig aus Opportunitätsgründen einwilligend. Die Regierung wußte nach wie vor, was sie von Melchers zu erwarten habe, forderte ihn am 7. September auf, den erzbischöflichen Palast, der Staatseigentum sei, zu räumen und zog denselben am 16. Oktober an sich; man fand ihn ganz leer. Melchers hatte anfangs, umgeben von Geistlichen, die Exmission erwartet, dann aber sich zu einer Dienstreise von K. entfernt. Am 1. November ließen bereits drei Domherren und ein Domvikar der Regierung eine ausreichende Erklärung wegen Befolgung der Staatsgesetze zukommen, worauf ihnen ihr Gehalt weitergezahlt wurde. Die Mehrheit des Domkapitels lehnte den Beitrit zum Proteste des Erzbischofs gegen seine Ausweisung aus dem Palaste ab. Als das erzbischöfliche Priesterseminar in K. die Revision durch Regierungskommissäre zufolge der Maigesetze verweigerte, erfolgte am 10. November seine Schließung von Staats wegen. Am 12. Januar 1876 leitete der königliche Gerichtshof für kirchliche Angelegenheiten das Absetzungsverfahren gegen den Erzbischof ein, das erzbischöfliche Palais und vier Domkurien wurden vermietet, der Weihbischof Baudri mußte seine Wohnung räumen; am 20. Mai ordnete das erzbischöfliche Generalvikariat eine vierteljährige Kirchenkollekte für die gesperrten Geistlichen der Erzdiöcese an, die jedoch nicht sehr reich ausfiel, und da der Erzbischof der Aufforderung vom 10. Juni, vor dem Gerichtshof für kirchliche Angelegenheiten in Berlin am 28. zu erscheinen, nicht nachkam, wurde er von diesem am 28. Juni 1876 abgesetzt und der erzbischöfliche Stuhl für erledigt erklärt. Melchers löste am 6. Juli das bisherige Generalvikariat auf, das ganze Vermögen der Erzdiöcese ging in staatliche Verwaltung über, da das Metropolitankapitel die sofortige Wahl eines Verwesers des Erzstuhls verweigerte.

Der Ausbau des Domes, zu dem im September 1842 König Friedrich Wilhelm IV. den Grundstein gelegt hatte, fand seinen würdigen Abschluß in der großartigen Feier, welche am 15. Oktober 1882 in Gegenwart des deutschen Kaisers und der Kaiserin, der preußischen Prinzen und vieler deutscher Fürsten stattfand.

Vgl. Binterim und Mooren, Die alte und neue Erzdiöcese Köln, 2 Bde., Mainz 1828; Mering, Geschichte der vier letzten Kurfürsten von Köln, Köln 1842; Derselbe, Die Bischöfe und Erzbischöfe von Köln, 2 Bde., Köln 1842 bis 1844; Ennen, Geschichte der Reformation in der Erzdiöcese Köln, Köln 1849; Derselbe, Stadt und Kurstaat Köln seit dem Dreißigjährigen Kriege bis zur französischen Revolution, 2 Bde., 1855—1856; A. I. Weidenbach, Calendarium historico-christianum medii et novi aevi, Ratisbonae 1855.

Kolokotronis, Theodor, berühmter neugriechischer Heerführer, war der Abkömmling einer alten peloponnesischen Klephtenfamilie. Sein Vater Johannes K., Chef einer Familie in Messenien, die ihre Abkunft aus dem südarkadischen Leondari herleitete, in der Art des 18. Jahrhunderts ein mächtiger Mann im Peloponnes, hatte in der wilden und stürmischen Zeit nach 1770 den türkischen Behörden, namentlich i. J. 1779 dem Seraskier Hassan Ghazi, mit Erfolg bei der Überwältigung und Vernichtung der schrecklichen Albanesenschwärme beigestanden, die damals Griechenland überschwemmten. Nachher aber (1780) wurden auch die griechischen Klephten niedergeworfen und Johannes K., seiner Zeit ein gefürchteter Gegner der Mohamedaner, zu Andrussa in Messenien grausam hingerichtet. Treue Pallikaren hatten einen Teil seiner Familie zu retten vermocht; namentlich sein Sohn Theodor (geboren am 3. April 1770 unter einem Baume auf dem messenischen Berge Rhamovuni) reifte in den Bergen der Maina zum Rächer des Vaters heran; nur daß die auch nach Griechenland dringenden Ideen der französischen Revolution seinen Plänen allmählich einen etwas höheren, auf Befreiung der griechischen Nation gerichteten Flug verliehen. Theodor hatte 1790 durch die Verheiratung mit der Tochter eines griechischen Gemeindevorstehers zu Leondari ein erhebliches Heiratsgut gewonnen; aber die Kriegernatur seines Geschlechts schlug bald bei ihm durch. Zuerst mehrere Jahre friedlicher Führer der lokalen Milizen, geriet er 1797 durch ein paar Raubzüge nach dem reichen messenischen Gau Emblakika (bei dem alten Stenyklaros) gänzlich auf die Bahn der Klephturie, mußte aber endlich bei der damaligen Abneigung der griechischen Bauern gegen das Klephtentum i. J. 1806 vor der Energie der türkischen Behörden das Land verlassen und nach Zante austreten. Als nun die Engländer seit Oktober 1809 die ionischen Inseln eroberten, bildeten sie unter Sir Robert Church aus geworbenen Griechen ein Regiment leichter Schützen, in welchem K. bis zu dessen Auflösung 1815 als Major diente. Seit dieser Zeit ein friedlicher Proviantfahrer, aber 1817 in die Hetärie der Philiker eingetreten, 1820 bereits enthusiasmiert durch die ersten Aufrufe Alexanders Hypsilanti, landete K. zu Ende Januar 1821 in dem maniatischen Hafen Skardamula unter dem Schutze der Familie Murtzinos und stürzte sich dann mit Maniaten und anderen Griechen zu Anfang April, in den ersten Stunden des griechischen Be-

freiungskrieges, siegreich auf die messenische Stadt Kalamata. Damit begann die vielbewegte Feldherrnlaufbahn dieses merkwürdigen Mannes.

K. ist der bedeutendste Feldherr dieses Befreiungskrieges, den der Peloponnes gestellt hat. Allerdings darf er nicht nach europäischem Maßstabe beurteilt werden, welchem schließlich Karaiskakis erheblich näher gekommen ist. Theodor K. erreichte als Heerführer vielleicht den höchsten Grad dessen, was einem als Klephten geschulten Manne mit seinen niemals zu regelmäßigen Truppen ausgebildeten Mannschaften möglich werden konnte. Sein Talent reichte weit genug, um ihn zur Anlage umfassender Feldzüge nach griechischem Maße zu befähigen; die Art aber seiner Kriegführung war durchaus die des „kleinen Krieges", und mit erstaunlicher Kunst und Sicherheit stets den Bedingungen des Terrains genau angepaßt. Überaus geschickt, das Volk zu begeistern, bei Zuversicht und guter Laune zu erhalten, die von ihm zu Soldaten geschulten Bauern auch unter oft sehr schwierigen Umständen zusammenzuhalten, ihnen volles Vertrauen zu seiner Führung einzuflößen, war K. unerschöpflich an Kriegslisten und Auskunftsmitteln, unermüdlich, und von einer unvergleichlichen Ausdauer und Elasticität. Seine schwachen Seiten lagen (neben seiner oft sehr schädlich wirkenden Habsucht) auf dem Gebiet der Politik. Obwohl K. weit mehr als mancher andere Heerführer (wie namentlich Odysseus) von dem nationalen Zuge dieses Krieges durchdrungen war, und in dem grausamen und greuelvollen Kampfe gegen die Türken sich von gemeiner Verräterei und überflüssigen Greueln doch frei erhalten hat, so wurde es ihm dagegen sehr schwer, mit europäischen Formen und mit einer Herrschaft der Zivilbehörden nach abendländischer Art sich zu befreunden. Nicht nur in seinem moreotischen Partikularismus, sondern noch mehr in seiner Leidenschaftlichkeit, in seiner Herrschsucht, in seinem Gegensatze zu den bürgerlichen Staatsmännern seines Volkes war großenteils die Schuld der schlimmen Parteifehden zu suchen, die noch während des Türkenkrieges wiederholt die inneren Kräfte der befreiten Griechen ruinierten oder doch lähmten.

Die Laufbahn dieses riesigen Soldaten, der mit seinem schielenden Blicke, mit seiner mächtigen Adlernase, in seiner ganzen Gestalt und Erscheinung den Idealtypus eines Klephtengenerals darstellte, war anfangs glänzend. Nach Überwindung der ersten großen Schwierigkeiten an der Spitze junger insurgierter Milizen erzielte seine Ausdauer und Gewandtheit zuerst die Eroberung von Tripolitsa (5. Oktober 1821). Im Sommer 1822 rettete seine erstaunlich gewandte Strategie, die zuletzt durch den großen Sieg am Treton (in den Pässen zwischen Argos und Korinth) über Dramali (6. August) gekrönt wurde, geradezu die Existenz des freien Griechenlands.

Seit dieser Zeit aber sank sein Ansehen allmählich. Der tapfere Oberfeldherr des Peloponnesos zeigte sich jetzt als allzu habsüchtig und selbstwillig, um nicht schnell genug mit vielen anderen griechischen Machthabern sich zu verfeinden. Die Gegnerschaft zu der Regierung des Dr. Kolettis und des Konduriotis steigerte sich endlich (gegen Ende des Jahres 1824) bis zu offenem Bürgerkriege, in welchem er jedoch den kürzeren zog. Er kapitulierte am 11. Januar 1825 zu Nauplia mit seinen Gegnern und wurde als Staatsgefangner nach Hydra abgeführt. Aus dieser Haft befreite ihn erst die Angst der Griechen vor den gefährlichen Erfolgen der Ägypter unter Ibrahim-Pascha in Morea (22. Mai 1825). Abermals Oberfeldherr des Peloponnes, hat er seitdem trotz aller Tapferkeit und Gewandtheit der ägyptischen Taktik doch nicht ähnliche Erfolge abzugewinnen vermocht, wie früher den Osmanen. Dagegen gelang es seiner diplomatischen Schlauheit, als Führer der sogen. russischen Partei, am 11. April 1827 die griechische Nationalversammlung zu Dhamala (Trözene) zur Wahl des Grafen Giovanni Kapodistrias zum Präsidenten Griechenlands zu bestimmen. Wie er unter dessen Herrschaft sein ergebenster Anhänger war, so teilte er sich nach dessen Untergang vom 9. Oktober bis zum 20. Dezember 1831 mit Augustin Kapodistrias und mit Kolettis in die Leitung der provisorischen Regierung, um nachher als eifriger und erbitterter „Kybernitiker" seit Augustins Vertreibung aus Griechenland (9. April 1832) die nun regierende Siebenerkommission auf das erbittertste mit bewaffneter Hand zu befehden.

Dem König Otto hat K. nun allerdings nach dessen Ankunft in Nauplia (6. Februar 1833) gehuldigt, auch sein Schloß zu Karitena der neuen Regierung übergeben. Aber schon im Sommer 1833 wurde K. wegen Teilnahme an einer ausgedehnten kybernitischen Verschwörung gegen die bayerische Regentschaft (18./19. September) verhaftet, und Ende Mai 1834 zum Tode verurteilt. Der König begnadigte jedoch den alten Feldherrn zu vieljähriger Haft auf dem Fort Palamidhi bei Nauplia; noch mehr, bei dem Eintritt seiner Volljährigkeit (1. Juni 1835) gab Otto den alten K. vollständig wieder frei und nahm ihn auch in den (im September desselben Jahres neu geschaffenen) Staatsrat auf. Seitdem trat K. indessen von der Entwickelung des griechischen jungen Staates mehr zurück, um nur noch (mit seiner erstaunlichen Intelligenz und Bildungsfähigkeit in national-griechischen Dingen) Mitglied des Vorstandes eines zur Erbauung eines Universitätsgebäudes und anderer akademischer Schöpfungen (für Athen) durch freiwillige Beiträge, gebildeten Vereins zu werden. K. ist am 26. Februar 1843 zu Athen gestorben.

Vgl. G. Hertzberg, Geschichte Griechenlands, Bd. III u. IV.

Kolowrat-Krakowsky, Johann Karl, Graf von, österreichischer Militär, Sohn des Grafen Prokop und Anna Margaretas, geb. Gräfin Ogilvy, geb. am 21. Dezember 1748 zu Prag, gest. am 6. Juni 1816. — Vom Jahre 1766 an in der österreichischen Armee; 1778/79 im bayerischen Erbfolgekriege, 1788/89 gegen die Türken im Felde, und zwar schon als Oberstlieutenant und vor Belgrad bereits als Oberst, erwarb sich hier im Sturme auf die Festungsstadt (30. September 1789) mit seinem Regiment das Lob des Generalissimus Laudon und die Beförderung zum

von etwa 30,000 Thalern gegen den Erzbischof verhängt. zu ihrer Absitzung wurde er am 31. März verhaftet und ins Arresthaus abgeführt. Im August forderte ihn die Regierung auf, die sogenannten Succursalpfarreien nach Maßgabe der Maigesetze definitiv zu besetzen, und am 9. Oktober entließ sie ihn aus der Haft, den übrigen Teil seiner Strafe getilgt betrachtend durch die eingehaltenen Raten seines Gehalts und den Erlös des ihm abgepfändeten Mobiliars. Am 15. Dezember forderte ihn der Oberpräsident auf, die wegen nicht erfolgter definitiver Besetzung der Succursalpfarreien verfallenen 29,500 Thaler vor Ablauf des Jahrs zu bezahlen, widrigenfalls er zu weiteren Schritten gezwungen sei. Da er die Aufforderungen unbeachtet ließ, wurde ihm am 1. Januar 1875 die fällige Gehaltrate von 3,000 Thalern gesperrt; ein ihm zu Ehren auf den 28. Juni anberaumter demonstrativer Fackelzug mußte unterbleiben. Am 20. Juli erklärte er, das neue Gesetz (s. oben) über die Verwaltung des Vermögens katholischer Kirchengemeinden annehmen zu wollen, natürlich einzig aus Opportunitätsgründen einwilligend. Die Regierung wußte nach wie vor, was sie von Melchers zu erwarten habe, forderte ihn am 7. September auf, den erzbischöflichen Palast, der Staatseigentum sei, zu räumen und zog denselben am 16. Oktober an sich; man fand ihn ganz leer. Melchers hatte anfangs, umgeben von Geistlichen, die Exmission erwartet, dann aber sich zu einer Dienstreise von K. entfernt. Am 1. November ließen bereits drei Domherren und ein Domvikar der Regierung eine ausreichende Erklärung wegen Befolgung der Staatsgesetze zukommen, worauf ihnen ihr Gehalt weitergezahlt wurde. Die Mehrheit des Domkapitels lehnte den Beitrit zum Proteste des Erzbischofs gegen seine Ausweisung aus dem Palaste ab. Als das erzbischöfliche Priesterseminar in K. die Revision durch Regierungskommissäre zufolge der Maigesetze verweigerte, erfolgte am 10. November seine Schließung von Staats wegen. Am 12. Januar 1876 leitete der königliche Gerichtshof für kirchliche Angelegenheiten das Absetzungsverfahren gegen den Erzbischof ein, das erzbischöfliche Palais und vier Domkurien wurden vermietet, der Weihbischof Baudri mußte seine Wohnung räumen; am 20. Mai ordnete das erzbischöfliche Generalvikariat eine vierteljährige Kirchenkollekte für die gesperrten Geistlichen der Erzdiöcese an, die jedoch nicht sehr reich ausfiel, und da der Erzbischof der Aufforderung vom 10. Juni, vor dem Gerichtshof für kirchliche Angelegenheiten in Berlin am 28. zu erscheinen, nicht nachkam, wurde er von diesem am 28. Juni 1876 abgesetzt und der erzbischöfliche Stuhl für erledigt erklärt. Melchers löste am 6. Juli das bisherige Generalvikariat auf, das ganze Vermögen der Erzdiöcese ging in staatliche Verwaltung über, da das Metropolitankapitel die sofortige Wahl eines Verwesers des Erzstuhls verweigerte.

Der Ausbau des Domes, zu dem im September 1842 König Friedrich Wilhelm IV. den Grundstein gelegt hatte, fand seinen würdigen Abschluß in der großartigen Feier, welche am 15. Oktober 1882 in Gegenwart des deutschen Kaisers und der Kaiserin, der preußischen Prinzen und vieler deutscher Fürsten stattfand.

Vgl. Binterim und Mooren, Die alte und neue Erzdiöcese Köln, 2 Bde., Mainz 1828; Mering, Geschichte der vier letzten Kurfürsten von Köln, Köln 1842; Derselbe, Die Bischöfe und Erzbischöfe von Köln, 2 Bde., Köln 1842 bis 1844; Ennen, Geschichte der Reformation in der Erzdiöcese Köln, Köln 1849; Derselbe, Stadt und Kurstaat Köln seit dem Dreißigjährigen Kriege bis zur französischen Revolution, 2 Bde., 1855—1856; A. I. Weidenbach, Calendarium historico-christianum medii et novi aevi, Ratisbonae 1855.

Kolokotronis, Theodor, berühmter neugriechischer Heerführer, war der Ablömmling einer alten peloponnesischen Klephtenfamilie. Sein Vater Johannes K., Chef einer Familie in Messenien, die ihre Abkunft aus dem südarkadischen Leondari herleitete, in der Art des 18. Jahrhunderts ein mächtiger Mann im Peloponnes, hatte in der wilden und stürmischen Zeit nach 1770 den türkischen Behörden, namentlich i. J. 1779 dem Seraskier Hassan Ghazi, mit Erfolg bei der Überwältigung und Vernichtung der schrecklichen Albanesenschwärme beigestanden, die damals Griechenland überschwemmten. Nachher aber (1780) wurden auch die griechischen Klephten niedergeworfen und Johannes K., seiner Zeit ein gefürchteter Gegner der Mohamedaner, zu Andrussa in Messenien grausam hingerichtet. Treue Pallikaren hatten einen Teil seiner Familie zu retten vermocht; namentlich sein Sohn Theodor (geboren am 3. April 1770 unter einem Baume auf dem messenischen Berge Rhamovuni) reifte in den Bergen der Maina zum Rächer des Vaters heran; nur daß die auch nach Griechenland dringenden Ideen der französischen Revolution seinen Plänen allmählich einen etwas höheren, auf Befreiung der griechischen Nation gerichteten Flug verliehen. Theodor hatte 1790 durch die Verheiratung mit der Tochter eines griechischen Gemeindevorstehers zu Leondari ein erhebliches Heiratsgut gewonnen; aber die Kriegernatur seines Geschlechts schlug bald bei ihm durch. Zuerst mehrere Jahre friedlicher Führer der lokalen Milizen, geriet er 1797 durch ein paar Raubzüge nach dem reichen messenischen Gau Emblakika (bei dem alten Stenyklaros) gänzlich auf die Bahn der Klephturie, mußte aber endlich bei der damaligen Abneigung der griechischen Bauern gegen das Klephtentum i. J. 1806 vor der Energie der türkischen Behörden das Land verlassen und nach Zante austreten. Als nun die Engländer seit Oktober 1809 die ionischen Inseln eroberten, bildeten sie unter Sir Robert Church aus geworbenen Griechen ein Regiment leichter Schützen, in welchem K. bis zu dessen Auflösung 1815 als Major diente. Seit dieser Zeit ein friedlicher Proviantfahrer, aber 1817 in die Hetärie der Philiker eingetreten, 1820 bereits enthusiasmiert durch die ersten Aufrufe Alexanders Hypsilanti, landete K. zu Ende Januar 1821 in dem maniatischen Hafen Skardamula unter dem Schutze der Familie Murtzinos und stürzte sich dann mit Maniaten und anderen Griechen zu Anfang April, in den ersten Stunden des griechischen Be-

freiungskrieges, siegreich auf die messenische Stadt Kalamata. Damit begann die vielbewegte Feldherrnlaufbahn dieses merkwürdigen Mannes.

K. ist der bedeutendste Feldherr dieses Befreiungskrieges, den der Peloponnes gestellt hat. Allerdings darf er nicht nach europäischem Maßstabe beurteilt werden, welchem schließlich Karaiskakis erheblich näher gekommen ist. Theodor K. erreichte als Heerführer vielleicht den höchsten Grad dessen, was einem als Klephten geschulten Manne mit seinen niemals zu regelmäßigen Truppen ausgebildeten Mannschaften möglich werden konnte. Sein Talent reichte weit genug, um ihn zur Anlage umfassender Feldzüge nach griechischem Maße zu befähigen; die Art aber seiner Kriegführung war durchaus die des „kleinen Krieges", und mit erstaunlicher Kunst und Sicherheit stets den Bedingungen des Terrains genau angepaßt. Überaus geschickt, das Volk zu begeistern, bei Zuversicht und guter Laune zu erhalten, die von ihm zu Soldaten geschulten Bauern auch unter oft sehr schwierigen Umständen zusammenzuhalten, ihnen volles Vertrauen zu seiner Führung einzuflößen, war K. unerschöpflich an Kriegslisten und Auskunftsmitteln, unermüdlich, und von einer unvergleichlichen Ausdauer und Elasticität. Seine schwachen Seiten lagen (neben seiner oft sehr schädlich wirkenden Habsucht) auf dem Gebiet der Politik. Obwohl K. weit mehr als mancher andere Heerführer (wie namentlich Odysseus) von dem nationalen Zuge dieses Krieges durchdrungen war, und in dem grausamen und greuelvollen Kampfe gegen die Türken sich von gemeiner Verräterei und überflüssigen Greueln doch frei erhalten hat, so wurde es ihm dagegen sehr schwer, mit europäischen Formen und mit einer Herrschaft der Zivilbehörden nach abendländischer Art sich zu befreunden. Nicht nur in seinem moreotischen Partikularismus, sondern noch mehr in seiner Leidenschaftlichkeit, in seiner Herrschsucht, in seinem Gegensatze zu den bürgerlichen Staatsmännern seines Volkes war großenteils die Schuld der schlimmen Parteifehden zu suchen, die noch während des Türkenkrieges wiederholt die inneren Kräfte der befreiten Griechen ruinierten oder doch lähmten.

Die Laufbahn dieses riesigen Soldaten, der mit seinem schielenden Blicke, mit seiner mächtigen Adlernase, in seiner ganzen Gestalt und Erscheinung den Idealtypus eines Klephtengenerals darstellte, war anfangs glänzend. Nach Überwindung der ersten großen Schwierigkeiten an der Spitze junger insurgierter Milizen erzielte seine Ausdauer und Gewandtheit zuerst die Eroberung von Tripolitsa (5. Oktober 1821). Im Sommer 1822 rettete seine erstaunlich gewandte Strategie, die zuletzt durch den großen Sieg am Treton (in den Pässen zwischen Argos und Korinth) über Dramali (6. August) gekrönt wurde, geradezu die Existenz des freien Griechenlands.

Seit dieser Zeit aber sank sein Ansehen allmählich. Der tapfere Oberfeldherr des Peloponnesos zeigte sich jetzt als allzu habsüchtig und selbstwillig, um nicht schnell genug mit vielen anderen griechischen Machthabern sich zu verfeinden. Die Gegnerschaft zu der Regierung des Dr. Kolettis und des Konduriotis steigerte sich endlich (gegen Ende des Jahres 1824) bis zu offenem Bürgerkriege, in welchem er jedoch den kürzeren zog. Er kapitulierte am 11. Januar 1825 zu Nauplia mit seinen Gegnern und wurde als Staatsgefangner nach Hydra abgeführt. Aus dieser Haft befreite ihn erst die Angst der Griechen vor den gefährlichen Erfolgen der Ägypter unter Ibrahim-Pascha in Morea (22. Mai 1825). Abermals Oberfeldherr des Peloponnes, hat er seitdem trotz aller Tapferkeit und Gewandtheit der ägyptischen Taktik doch nicht ähnliche Erfolge abzugewinnen vermocht, wie früher den Osmanen. Dagegen gelang es seiner diplomatischen Schlauheit, als Führer der sogen. russischen Partei, am 11. April 1827 die griechische Nationalversammlung zu Dhamala (Trözene) zur Wahl des Grafen Giovanni Kapodistrias zum Präsidenten Griechenlands zu bestimmen. Wie er unter dessen Herrschaft sein ergebenster Anhänger war, so teilte er sich nach dessen Untergang vom 9. Oktober bis zum 20. Dezember 1831 mit Augustin Kapodistrias und mit Kolettis in die Leitung der provisorischen Regierung, um nachher als eifriger und erbitterter „Kybernitiker" seit Augustins Vertreibung aus Griechenland (9. April 1832) die nun regierende Siebenerkommission auf das erbittertste mit bewaffneter Hand zu befehden.

Dem König Otto hat K. nun allerdings nach dessen Ankunft in Nauplia (6. Februar 1833) gehuldigt, auch sein Schloß zu Karitena der neuen Regierung übergeben. Aber schon im Sommer 1833 wurde K. wegen Teilnahme an einer ausgedehnten kybernitischen Verschwörung gegen die bayerische Regentschaft (18./19. September) verhaftet, und Ende Mai 1834 zum Tode verurteilt. Der König begnadigte jedoch den alten Feldherrn zu vieljähriger Haft auf dem Fort Palamidhi bei Nauplia; noch mehr, bei dem Eintritt seiner Volljährigkeit (1. Juni 1835) gab Otto den alten K. vollständig wieder frei und nahm ihn auch in den (im September desselben Jahres neu geschaffenen) Staatsrat auf. Seitdem trat K. indessen von der Entwickelung des griechischen jungen Staates mehr zurück, um nur noch (mit seiner erstaunlichen Intelligenz und Bildungsfähigkeit in national-griechischen Dingen) Mitglied des Vorstandes eines zur Erbauung eines Universitätsgebäudes und anderer akademischer Schöpfungen (für Athen) durch freiwillige Beiträge, gebildeten Vereins zu werden. K. ist am 26. Februar 1843 zu Athen gestorben.

Vgl. G. Hertzberg, Geschichte Griechenlands, Bd. III u. IV.

Kolowrat-Krakowsky, Johann Karl, Graf von, österreichischer Militär, Sohn des Grafen Prokop und Anna Margaretas, geb. Gräfin Ogilvy, geb. am 21. Dezember 1748 zu Prag, gest. am 6. Juni 1816. — Vom Jahre 1766 an in der österreichischen Armee; 1778/79 im bayerischen Erbfolgekriege, 1788/89 gegen die Türken im Felde, und zwar schon als Oberstlieutenant und vor Belgrad bereits als Oberst, erwarb sich hier im Sturme auf die Festungsstadt (30. September 1789) mit seinem Regiment das Lob des Generalissimus Laudon und die Beförderung zum

Generalmajor. Er befehligte dann eine Brigade der 1790 gegen Preußen unter General-Feldzeugmeister Fürsten Hohenlohe in Böhmen kampierenden Observationsarmee und wurde nach deren Auflösung zum Kommissär der Übergabe Belgrads an die Türken (23. Oktober 1791) bestellt. Anfang 1792 veranlaßte der General-Artillerie-direktor Feldmarschall J. Graf Kolloredo den Übertrit K.s von der Infanterie zur Artillerie als Regimentsinhaber und Brigadier. Er brachte es auch bald zum Feldmarschall-Lieutenant und Oberkommandanten des Geschützwesens der Rheinarmee Clerfaits (s. d.). Für seine Tüchtigkeit in den späteren Feldzugsjahren, insbesondere was den Kampf um den Brückenkopf von Kehl am Rheine (Januar 1797) betrifft, sprach laut genug die Relation des Feldzeugmeisters Grafen Latour und anderseits die Eingabe des ganzen Offiziercorps der Feldartillerie, unter dem sich dazumal auch der rühmlich bekannte Mathematiker Vega befand, am 10. Januar 1797, worin dasselbe um eine außerordentliche Auszeichnung des beliebten Führers einschritt. K. erhielt auch das Commandeurkreuz des Theresienordens.

Im Oktober 1806 General-Feldzeugmeister, bald darauf (April 1801) Hofkriegsrat, kaiserlicher Geheimrat und Regimentsinhaber, wurde K. 1803 Nachfolger des ihm langher befreundeten Generals Melas im Landeskommando Böhmens und versah es mit anerkennungswerter Umsicht. — 1809 befehligte K. das zweite gegen Bayern dirigierte Armeecorps. Ebenso ließ er es bei Wagram an Ausdauer nicht fehlen. Seit dem 10. September 1809 Feldmarschall, löste er als Kommandierender in Böhmen die Aufgabe, den Alliierten der Befreiungskriege 1813—15 allen möglichen Vorschub zu leisten und die militärische Krankenpflege zu organisieren, in pflichttreuester Weise. Dafür wurde ihm das 1815 von Kaiser Franz I. gestiftete Goldene Kreuz als Zivilehrenzeichen zuteil. Der Bourbonen-König Ludwig XVIII. verlieh ihm für sein humanes Vorgehen gegen Frankreichs Krieger das Großkreuz der Ehrenlegion, und Kaiser Franz I., als K. aus Gesundheitsrücksichten um seine Enthebung einschritt, das Großkreuz des Leopoldordens. Wenige Wochen nach seiner Pensionierung starb der allgemein geachtete Kriegsmann. Sein Zeitgenosse, dem Hause oder der Linie Kolowrat-Liebsteinsky angehörig, Graf Vinzenz Maria, geb. in Böhmen am 11. Mai 1750, gest. zu Wien am 7. Dezember 1824, war auch ein tapferer Krieger, der es zum Feldmarschall-Lieutenant und Besitzer des Theresien-Commandeurkreuzes brachte.

Vgl. Wurzbach, Österr. biogr. Lexikon XII, 386—388.

Kolowrat-Liebsteinsky, Franz Anton, Graf von, österreichischer Staatsmann, geb. zu Prag am 31. Januar 1778, starb (zu Wien?) am 4. April 1861. — Er war der Abkömmling eines alten böhmischen Adelshauses, das schon Ende des 15. Jahrhunderts in 5 Linien zerfiel, von denen die Liebsteiner und Krakower die bedeutendsten und dauerndsten blieben. Er selbst wurde der letzte seiner Linie und war der einzige Sohn des Grafen Franz Joseph, aus dessen Ehe mit Katharine, Gräfin Kolowrat-Krakowsky auf Radiewin († 1812). Seine Universitätsstudien begann und vollendete er in Prag und wandte sich seit 1799 — nicht wie es ursprünglich der Wunsch der Eltern war, dem Militär, — sondern dem Zivildienste des Staates zu. Schon als Knabe und Jüngling hatte er das Heimatland nach allen Richtungen durchwandert und kennen gelernt; sein erster Dienst als Praktikant des Bernauer Kreisamtes bot ihm Gelegenheit, bei einer großen Überschwemmung nicht ohne Lebensgefahr werkthätig, helfend und rettend einzugreifen.

Im gleichen Jahre hatte K. als „Führungskommissär" bei der russischen Armee Suworows auf ihrem Marsche durch Böhmen zu thun. Vom Kreiskommissär bald zum böhmischen Gubernialrate befördert, 1806 Oberlandeskommissär bei der sogen. böhmischen Neutralitätsarmee, 1807 Prager Stadthauptmann, verstand es K. angesichts der immer weitere Kreise ziehenden Verarmung durch die Sammlung eines Gründungsfonds für das Prager Armenhaus zu steuern, das bald entstand und seine Wohlthaten äußerte. Seit 1808 Hofrat, bethätigte sich K. bei der Organisation der Landwehren und trat bereits 1809 als Nachfolger des Grafen Wallis zunächst in die Stellung eines Verwesers des Oberst-Burggrafenamtes, um gleich darauf dies vornehmste unter den Kronämtern des Landes definitiv zu übernehmen. Ein reicher Kavalier, von bedeutendem Organisationstalente, Kalobiot, und eine durchaus wohlwollende Natur war K. zunächst bemüht, die schweren Unbilden des Krieges thunlichst zu mildern und die allgemeine Stimmung in ihrer Erregtheit zu beschwichtigen. In den maßgebenden Kreisen war man auch für seine Klugheit und Loyalität nicht blind, wie dies 1813 die Verleihung des Goldenen Vließes und 1815 die des goldenen Zivil-Ehrenkreuzes darthaten. Das Land selbst bewahrte ihm aber ein dankbares Andenken für die namhaften Verschönerungen in Prag und die Förderung des Emporkommens bedeutender wissenschaftlicher und humanitärer Institute daselbst, wie dies die Genesis des National-Museums, des Taubstummen- und Blindeninstituts bezeugt. Von seinem Schönheitssinne geben die schönen Parkanlagen auf seinen Gütern Belege. Eine glänzendere aber gewiß nicht gemeinnützigere Rolle beschied ihm das Jahr 1825, als K. Staats- und Konferenzminister wurde und zunächst mit der Leitung der 2. Sektion des Staatsrats, nämlich in Hinsicht der innern Verwaltungssphäre, zu thun bekam. Seine Ernennung zum dirigierenden Staats- und Konferenzminister, mit dem Vorsitz in der politischen und Finanzsektion (2. und 3. Sektion) des Staatsrates (zufolgedessen Reorganisierung mittelst kaiserlichen Handbillets vom 27. August 1814) — sicherte ihm einen bedeutenden Wirkungskreis, den er auch, beim Kaiser wohlgelitten, ja durch besonderes Vertrauen ausgezeichnet, auf Kosten der Selbständigkeit jener Zentralbehörde auszudehnen beflissen war und hierfür auch durch seine Befugnis, in Personalien zu verfügen, die Handhabe besaß. Er hatte überdies das umfangreichste Referat. Diese Ernennung vom 29. Oktober

1826 brachte K. an die Stelle des kurz zuvor (26. Oktober) verstorbenen Konferenz-Ministers Grafen Zichy. Ihr folgte am 23. April 1828 ein allerhöchstes Handschreiben, das ihm das Recht einräumte, Kanzleibeamte des Staatsrates nach Gutdünken zu beurlauben. Frühzeitig machte sich die Rivalität zwischen K. und Metternich bemerkbar, denn jener strebte nach möglichster Alleingeltung im Ressort des Innern. Es bildeten aber nicht bloß Ehrgeiz und Thätigkeitsdrang die Triebfedern seines Planes, die legislatorische Initiative des Staatsrates möglichst einzuschränken und ihn vorzugsweise auf die Linie eines kontrolierenden und begutachtenden Institutes zu setzen, sondern dazu bestimmte ihn auch nicht wenig seine Überzeugung, man müsse zentralisieren, und zu diesem Behufe seien die Staatsräte mit den Chefs der Hofstellen in regelmäßige Konferenzen zu vereinigen. Kaiser Franz I. bequemte sich auch dieser Anschauung und bestellte schließlich am 21. März 1829 eine Kommission, die unter K.s Vorsitze einen Teil der Regierungsgeschäfte übernahm, und deren Entscheidungen von K. contrasigniert, vom Kronprinz-Thronfolger Ferdinand an des Kaisers Statt unterzeichnet wurden. Ja, K. erlangte schließlich die kaiserliche Ermächtigung, Resolutionen, die im Wirkungskreise des Kronprinzen lagen, auch selbständig hinauszugeben.

K. übernahm auch die Rückstände der Staatsratsarbeiten und erlangte 1832 die Bildung einer besonderen, auch von ihm geleiteten Kommission, welche sie der kaiserlichen Entscheidung zuführte. — Den Vorsitz in der 3. (Finanz-) Sektion des Staatsrats gab K. 1830 an den Grafen Nádasdy ab, behielt sich aber die wichtigsten Finanzangelegenheiten für sein Ressort vor und blieb selbstverständlich der Chef der 2. Sektion, für innere Angelegenheiten. Seine rechte Hand in den staatsrätlichen und Kabinettsgeschäften wurde der gewesene Prager Gubernialkonzipist, dann Offizial der Staatsratskanzlei, Prokop Eckert. K.s Einfluß zeigte sich besonders in dem von ihm organisierten „Ministerial-Departement“, das sein eigenes Präsidialbureau hatte, und zweimal die Woche fand sich K. beim Kaiser zu Vorträgen ein, denen allerdings ein Mitglied des Staatsrates — aber nach Auswahl K.s — beiwohnte. — Metternich ließ es allerdings an Vorschlägen nicht fehlen, welche den Wirkungskreis seines ihm unbequemen Rivalen einschränken sollten, — so lange jedoch Kaiser Franz I. lebte, behauptete K. seinen vollen Einfluß. Ja es scheint, als sei dem Kaiser die Rivalität beider, dieser Gleichgewichtskampf zwischen dem Staatskanzler und dem Minister des Innern — nicht unwillkommen gewesen.

Mit dem Tode des Kaisers (März 1835) und der Thronfolge Ferdinand I., des „Gütigen“, aber ganz unselbständigen Herrschers erlebte K. bald ein Sinken seiner Geltung in dem Maße, als die Präpotenz des Staatskanzlers Metternich stieg. Dieser wußte es nämlich im Einverständnis mit Erzherzog Ludwig dahin zu bringen, daß der Kompromiß vom Dezember 1835, wonach eine neue Staatskonferenz, bestehend aus dem Erzherzog Ludwig, als Stellvertreter des Kaisers, Metternich als Vizepräses der Staatskonferenz, Erzherzog Franz Karl, Bruder Kaiser Ferdinands I., und K., gebildet worden war, während der urlaubsweisen Abwesenheit des schmollenden und einerseits durch sein Bestreben, die hohen Zuckerzölle herabzusetzen, andeiseits durch seine Abwehr der Ansiedelung des Jesuitenordens in Rekriminationen verwickelten Rivalen — auf Kosten des Einflusses K.s vom Staatskanzler ausgebeutet wurde, indem eine Reorganisation des Staatsrates (31. Oktober 1836) Platz griff. K. wurde der Stelle eines staatsrätlichen Sektionschefs enthoben (5. Dezember), ihm jedoch als Ressort die „höheren“ Finanzgegenstände, das Staatskreditwesen, die „höhere“ Polizei und die Personalien der staatsrätlichen Funktionäre, überdies das Recht der Einsichtnahme von allen staatsrätlichen Geschäftsstücken gewahrt. Doch hatte sich K. in seinen finanziellen Propositionen des Beirates der staatsrätlichen Finanzsektion zu bedienen. — Mit dieser letzteren geriet er bald in ernstliche Differenzen, da sich dieselbe gegen seine Eigenmächtigkeiten stemmte, ebenso wie er mit dem Staatskanzler, mit der Militärpartei und mit den ungarischen Staatsmännern in Differenzen geriet, als er auf die Verminderung des Heeresaufwandes drang und für die Rückgebung der 30 Millionen Staatsschuld an die Nationalbank eintrat, außerdem die ungarischen Länder zur Teilnahme an der Verzinsung der Staatsschuld, zur entsprechenden Rekrutenstellung und zur Übernahme eines entsprechenden Teiles des Militärbudgets herangezogen wissen wollte. Nicht blind für die wesentlichen Gebrechen der Regierungsmaschine, aber weder reich an großen Ideen, noch schöpferisch und energisch genug, um seine Anschauungen durchzusetzen, am allerwenigsten in einem Staate, der damals der bedenklichsten äußeren und inneren Lage zusteuerte, verzichtete K. am 3. November 1840 auf das Finanzressort, und erhielt den Freiherrn Kübeck zum Nachfolger, indem er sich auf die Teilnahme an der engeren Staatskonferenz beschränkte. Seine eigentliche Rolle war ausgespielt. Um so günstiger beurteilte ihn die allgemeine Stimmung; sie sah in ihm den von Metternich angefeindeten Staatsmann fortschrittlicher Tendenz und überschätzte ihn darin. Dennoch versuchte man, als die Märzbewegung von 1848 Österreichs altes Staatswesen knickte und Metternichs Sturz entschied, K. den Vorsitz im neuen konstitutionellen Ministerium zuzuwenden. Er aber sah ein, daß er hier nicht am Platze wäre, und zog sich ins Privatleben zurück. In die 13 Jahre seines Ruhelebens fällt noch so manche Leistung des kunstsinnigen Greises, seine Güter zu verschönern. Die „K.-Esplanade“ in Ischl verewigt ihn als Gönner dieses schönen Kurortes der Alpenwelt. Auch soll man ihm nicht die löblichen Worte vergessen, welche er zur Begründung eines dem Kaiser Franz vorgelegten Planes zugunsten dramatischer Dichter in den bezüglichen Vortrag einfließen ließ: „Jeder Stand will seine Ehre, jedes Streben will seinen Lohn. Der Dichter, der von der Bühne herab Tausende erheitert und erhebt, soll nicht trockenes Brot essen müssen.“

Seit 1801 mit Maria Rosa, Prinzessin Kinsky vermählt, seit 1842 verwitwet und kinderlos,

vererbte K. die großen Besitzungen seiner mit ihm erlöschenden Linie des Hauses K., auf die überlebende, die Kolowrat-Krakowsky. Die reichhaltige, 30,000 Bände zählende, Bibliothek vermachte er einer Hauptstiftung seines engeren Vaterlandes, dem böhmischen Nationalmuseum.

Litt: Wurzbach, Österr. biogr. Lex. XII, 392—396. Die zeitgeschichtl. Litt. bei Krones, Grundriß der österr. Gesch., S. 784—789; Schmidt, Österr. Zeitgen.-Geschichten (1859); Springer, Gesch. Öster. (1. Bd. 1863, 2. Bd. 1865); Sybels Hist. Zeitschr., 38. Bd. („Über die österr. Staatskonferenz von 1835/36"); Beer, Die Finanzen Österreichs (1877); Hoch-Bidermann, Der österr. Staatsrat, S. 637—693, 1879; Sommarugas Art. in der „Allgem. deutsch. Biogr.", S. 488—491.

Kommune s. **Commune**.

Komorn im Jahre 1849. Als in den letzten Dezembertagen des Jahres 1848 die ungarische Donauarmee unter Görgey durch das Vordringen von Windischgrätz zum Rückzuge genötigt worden war und die Österreicher vergeblich versucht hatten, durch Demonstrationen in den Besitz von K. zu gelangen, ließen sie die Einschließungstruppen zurück, welche die Festung cernierten, bis in der zweiten Hälfte des April das erneute Vorgehen Görgeys den an die Stelle von Windischgrätz getretenen Welden zwang, seine Absichten auf K. aufzugeben. Ein am 26. dieses Monats unter den Wällen von K. stattfindendes Gefecht ermöglichte den Österreichern das herbeigeschaffte Belagerungsmaterial in Sicherheit zu bringen. Zwei Monate später wurden die Ungarn genötigt, zum zweitenmale auf ihrem Wege nach Wien umzukehren. Haynaus Vordringen gegen ihre Front und die Bedrohung ihrer Rückzugslinien durch die Russen waren die Veranlassung. Görgey vereinigte seine Armee am 30. Juni in dem verschanzten Lager von K. und bot hier den Österreichern, welche sich zur Einschließung der Festung anschickten, die Spitze. Diese Verhältnisse führten zu zwei bedeutenden Kämpfen, am 2. und am 11. Juni, die 1. und die 2. „Schlacht von K." genannt; sie lieferten kein entscheidendes Resultat; nach der 2. entschloß sich Görgey jedoch, dem ihm bereits am 30. Juni zugegangenen Rufe der Regierung, welche inzwischen ihren Sitz nach Szegedin verlegt hatte, nämlich an die Theiß zu marschieren, Folge zu leisten; K. blieb nun sich selbst überlassen. Klapka war Kommandant und hat durch seine tapfere, aktive Verteidigung sich und der Besatzung einen glänzenden Namen gemacht. Durch einen seiner Ausfälle, am 3. August bei Almás und Puszta Herkal, warf er die Einschließungstruppen sogar so weit zurück, daß der siegreiche Haynau von K. aus für seine Verbindungen Störungen fürchtete und sich zur Entsendung von Truppen veranlaßt fand. Als dann aber der Entscheidungsschlag von Vilagós gefallen und K. am 20. August durch das 2. österreichische Armeecorps von neuem eingeschlossen war, fanden Unterhandlungen statt. Ein vierzehntägiger Waffenstillstand brachte sie nicht zur Reife; am 6. September begann die Belagerung, welche F.-Z.-M. Graf Nugent leitete; sie führte am 27. zur Kapitulation, infolge deren die Festung am 4. Oktober übergeben ward. — Vgl. Szillányi, K. im Jahre 1849, Leipzig 1851.

Komunduros (oder **Kumunduros**) ist der Name einer mächtigen Familie im heutigen Griechenland. Sie zählte zu den kriegerischen Maniaten (Mainotten) und war auf der messenischen Seite der Maina angesessen, nämlich in dem Hafenplatz Kitriäs, nordwestlich von Skardamula und unmittelbar auf der seit der römischen Kaiserzeit bestehenden Grenze zwischen Lakonien und Messenien, an der Schlucht Choirios. Am Ausgange des 18. Jahrhunderts waltete hier ein K., der (1797) den berühmten Tzanet-Bey Gregorakis von Marathonisi wegen seiner türkenfeindlichen Verbindung mit Napoleon Bonaparte bei der Pforte anklagte und im folgenden Jahre dessen Nachfolger als Bey der Mainotten wurde. Nach siebenjähriger Amtsführung wurde auch K. als Corsar auf Verlangen der Österreicher abgesetzt und zu dauernder Haft nach Stambul gebracht, in seinem Lande durch Antonio Gregorakis aus Bathy ersetzt.

In der zweiten Hälfte dagegen des 19. Jahrhunderts stellte diese messenisch-maniatische Familie dem jungen Königreich Griechenland, und zwar unter König Georgios, einen ganz bedeutenden Staatsmann. Nach Art des griechischen Parteiwesens, wie sich dasselbe (bei nicht allzu großer prinzipieller Verschiedenheit der einzelnen Parteien) namentlich seit Ottos Vertreibung ausgebildet hat, der mächtige Führer eines namhaften Clans von persönlichen Anhängern, und gestützt auf sein Ansehen in der Maina und in Messenien ist der „Kommatarch" Alexander K. als griechischer Politiker namentlich während des vergangenen Jahrzehnts wiederholt bedeutsam hervorgetreten. Ohne in das Detail der historisch und politisch in der Regel gleich wertlosen parlamentarischen Entwickelungsgeschichte Griechenlands mit ihren Kinderkrankheiten und unaufhörlichen Ministerwechseln, Auflösungen und Neuwahlen der Kammer einzugehen, sei hier bemerkt, daß K. namentlich seit 1874 andauernd zu den Männern gehört hat, die wiederholt an die Spitze der Staatsleitung berufen wurden. Das von ihm am 27. Oktober 1875 formierte Kabinett ist für uns Deutsche speziell dadurch denkwürdig, daß damals (19. November) der mit dem deutschen Reiche wegen der Ausgrabungen zu Olympia geschlossene Vertrag in Athen genehmigt wurde. Die letzten Jahre seines Lebens wurden für K. dadurch bedeutungsvoll, daß er Griechenland wiederholt während der großen Bewegung des Volkes zu leiten hatte, die durch den Ausbruch des letzten serbischen, dann des russischen Krieges gegen die Pforte hervorgerufen wurde. Die schwierige Aufgabe war, einerseits die ungestümen Leidenschaften des griechischen Volkes im Zügel zu halten, dessen feurige Jugend gern die Gelegenheit ergriffen hätte, durch Losschlagen gegen die Türken die griechischen Länder, die noch unter der Hoheit des Sultans standen, zu erobern, während doch die Armee und die Finanzen des kleinen Staates noch keineswegs auf einen Krieg größeren Stils eingerichtet waren, anderseits zwischen der Abneigung des übrigen Europa, gegen die Pforte einen neuen Gegner auftreten

zu sehen, und der Gefahr, bei völliger Unthätigkeit auch bei der diesmaligen Krisis im Orient ebenso leer auszugehen, wie zur Zeit des Krimkrieges, den möglichst sicheren Weg zu finden. Die neutrale Haltung wurde daher einstweilen fest behauptet, bedeutende militärische Rüstungen eingeleitet, auch zweckmäßige finanzielle Maßregeln getroffen. Als K., wie in Griechenland oft der Fall, nach der üblichen konstitutionellen Etikette am 8. März 1877 wegen einer Niederlage in einer untergeordneten Frage zurückgetreten war, bildete allerdings Deligeorgis am 10. März ein neues Kabinett. Als dann aber nach der Kriegserklärung Rußlands an die Pforte die britische Regierung in Athen für den Fall einer Grenzüberschreitung seitens der Griechen die Occupation des Piräus in drohende Aussicht stellte, und in so schwieriger Lage die griechischen Parteien sich einmal zu patriotischer Eintracht zusammenfanden, da erhielt in dem (31. Mai) unter des alten Kanaris (s. d.) Vorsitz gebildeten Koalitionsministerium der Kommatarchen (am 7. Juni) K. das Portefeuille des Innern. Nun erhielten die griechischen Rüstungen neuen Schwung. Als aber der greise Kanaris schon am 15. September 1877 starb, wurde das Koalitionsministerium unhaltbar. So trat am 22. Januar 1878 K. als Minister des Innern an die Spitze des neuen Kabinetts, dessen auswärtiger Minister Theodor Delyannis war. Die Aktion freilich, zu der er jetzt schritt, führte unmittelbar zu keinem Ziel. Wohl überschritten am 2. Februar 12,000 Mann griechischer Truppen die türkische Grenze, mußten aber schon nach wenigen Tagen wieder aus Thessalien zurückgezogen werden. Doch wurde den Griechen jetzt, zunächst vonseite Englands die Zusage gemacht, daß bei der neuen Regulierung der orientalischen Verhältnisse die Interessen Griechenlands berücksichtigt werden sollten. Nun hat es aber nachher noch lange gedauert, bis der wesentliche Teil der den Griechen auf dem Berliner Kongreß zugebilligten epirotisch-thessalischen Abtretungen wirklich zur Ausführung kam. Über den Schwierigkeiten, die einerseits die Pforte, anderseits die sehr ausgedehnte „panhellenische“ Forderungen nährende Opposition der griechischen Kammer selbst dem Kabinett K. machte, trat K. am 29. Oktober von seiner Stellung zurück; allerdings nur, um schon am 6. November die Leitung der Geschäfte wieder zu übernehmen. Auch das Jahr 1879 verlief unter beständigen Schwankungen ohne endgültige Entscheidung; endlich entschied eine Konferenz in Berlin (16. Juni bis 1. Juli 1880) zugunsten Griechenlands in bestimmter Weise, und nun (K. ist über Budgetfragen am 18. März noch einmal vor seinem Hauptgegner Charilaos Trikupis zurückgetreten, am 25. Oktober aber wieder an die Spitze gestellt worden), als es endlich doch schien, als ob Griechenland doch nur durch Krieg die ihm zugewiesenen Gebietsstücke werde von der Pforte erlangen können, einigten sich endlich die Großmächte mit der Pforte auf einer Konferenz zu Stambul am 30. März 1881 dahin, daß Griechenland 600 □Meilen (nämlich in Epirus das Gebiet südlich vom Artafluß, in Thessalien aber das Land bis zur Linie des Salamvrias) erhalten sollte: ein Beschluß, den dann auch die griechische Regierung annahm. Als dann bis zum 14. Juni alle diplomatischen Geschäfte erledigt waren, konnten vom 7. Juli bis zum November 1881 die griechischen Truppen die neuen Glieder ihres Königreichs völlig in Besitz nehmen.

Großen Dank hat K. für seine mühevolle Arbeit natürlich nicht geerntet. Vielmehr blieb weithin unter den Griechen der Verdruß darüber haften, daß nicht noch weit mehr hatte gewonnen werden können. Unter diesen Umständen dauerte es nicht lange, und die griechische Landesvertretung rächte sich an K. Nach griechischer Praxis war das Kabinett am 4. März 1882 über eine Wahlprüfungsstreitfrage zufalle gekommen; später schickte die Kammer dem abgetretenen Minister am 24. April noch ein Tadelsvotum nach wegen der Unterzeichnung der letzten türkisch-griechischen Konvention. Trikupis wurde (15. März) der neue leitende Minister, der nun der griechischen Expansionslust beredten Ausdruck gab. Natürlich genehmigte die Kammer dann doch den von Griechenland nun ohne Krieg eingeheimsten Gewinn, aber K. hatte (23. und 24. März) in der Debatte noch Mühe genug, sich der Angriffe der Gegner zu erwehren. Zur Regierung ist er nicht wieder gelangt, sondern am 15. (27.) Februar 1883 gestorben.

Vgl. auch die jüngst erschienene Schrift von D. Bikélas, Coumoundouros, souvenirs personnels (traduit du Grec par Le Mr. de Queux de St. Hilaire), Montpellier 1884.

Konduriotis ist der Name einer Familie, welche während des Unabhängigkeitskrieges der Neugriechen zeitweise eine sehr bedeutende Rolle gespielt hat. Auf der Insel Hydra hatten während und nach der endgültigen Vertreibung der Venetianer aus Morea durch die Osmanen (1715) sehr zahlreiche flüchtige griechische und albanesische Familien des griechischen Festlandes sich neue Wohnsitze gesucht. Zu diesen gehörte ein Geschlecht, welches sich nach seiner Heimat Kundura oder Kondura im Gebirge Karydhi in Megaris nun „Konduriotis“ nannte, und nachmals auf Hydra zur Zeit des hohen Handelsaufschwungs dieser Insel ungeheure Reichtümer und eine sehr angesehene Stellung unter den Primatenfamilien gewann. Als 1821 der Unabhängigkeitskrieg der Griechen ausbrach, sind die Brüder Lazaros und Georg K. von sehr großer Bedeutung für die Schicksale ihres Volkes geworden.

Lazaros K., der den Vorbereitungen der großen Hetärie mit bedächtiger Haltung gefolgt war, 1821 einer der regierenden „Demogeronten“ auf Hydra, hat der Sache des nationalen Krieges mit patriotischer, auch in den schwersten Krisen nicht zu erschütternder Ausdauer und Hingebung wahrhaft enorme Opfer an Geldmitteln gebracht, ohne dabei in den Vordergrund der großen politischen Ereignisse der Kriegszeit zu treten. Lazaros K. stand nicht nur in Griechenland in sehr bedeutendem Ansehen; daher war es für den Präsidenten Giovanni Kapodistrias eine sehr unerfreuliche Erfahrung, daß dieser Mann schon i. J. 1830 von seiner Staatsleitung sich abwandte, und seit Juni 1831 Mitglied der Kommission wurde, unter deren

Leitung damals die Hydrioten dem Präsidenten offen absagten. Sein Tod fällt in das Jahr 1852.

Bei geringerer Tüchtigkeit des Charakters und der Begabung war weit mehr verflochten in die Politik des um seine Unabhängigkeit kämpfenden griechischen Volkes sein Bruder Georg K. Dieser Hydriote tritt zuerst stärker hervor, als seit Ende 1823 unter den Griechen sehr zur Unzeit die Parteien einander in schroffer Feindseligkeit sich gegenüberstellten, und die Partei der peloponnesischen Kapitäne, an ihrer Spitze Theodor Kolokotronis, in offenen Hader geriet mit den Primaten, welche die legislative Versammlung von Argos beherrschten. Als diese Versammlung, um ihren Freunden auf Hydra näher zu sein, nach Kranidhi übersiedelte, bildete sie (18. Januar 1824) eine Regierungskommission, an deren Spitze Georg K. stand. Dieser nun und der energische Rumeliote Dr. Kolettis führten allerdings ein kräftiges Regiment, machten aber das Übergewicht der Inselgriechen und der Rumelioten so übermäßig geltend, daß die Moraïten dagegen wiederholt sich empörten. Als deren großer Aufstand zu Anfang des Jahres 1825 mit gewaltigem Nachdruck gebändigt worden war, landete aber gegen Ende Februar 1825 das ägyptische Heer unter dem gefürchteten Ibrahim-Pascha in Messenien. Und nun erwies sich Georg K. als sehr unzulänglich. Da er selbst weder zum Heerführer sich eignete, noch auch nur den Beschwerden eines Feldzuges (nicht einmal denen des Reitens) gewachsen war, so verließ er Messenien sehr schnell und begab sich nach Hydra, machte aber den schweren Fehler, den griechischen Heerführern, die gegen Ibrahim im Felde standen, als Chef den Schiffskapitän Skurtis zu geben, der dann auch am 19. April 1825 von den Ägyptern aufs Haupt geschlagen wurde. Als 1826 die Regierung, deren Mitglied K. war, durch den Verlust von Missolunghi ihren letzten Halt verlor, agitierte K. nachher durch die hydriotische Presse sehr lebhaft gegen seine Nachfolger, wurde auch als Gegner der Engländer für einige Zeit ein eifriger Helfer der sogen. russischen Partei. Unter Giovanni Kapodistrias war K. einer der Abteilungschefs in dem durch diesen Präsidenten 1828 geschaffenen Staatsrat „Panhellenion", folgte aber später der Richtung seiner hydriotischen Mitbürger gegen Kapodistrias, und spielte dann (1832) unter den „Syntagmatikern" eine Rolle. Mitglied der im April dieses Jahres formierten Siebenerkommission, kehrte er bei dem inneren Zerfall dieser Behörde und bei der Unmöglichkeit, sich mit dem Senat zu verständigen, am 2. Oktober aus Nauplia wieder nach Hydra zurück. Unter König Otto seit 1835 Mitglied des Staatsrates, ist Georg K. 1858 gestorben.

Konföderation. Da in der alten polnischen Republik zur Wahl der Reichstagsabgeordneten oder Landboten nur die Adeligen, diese aber sämtlich, ob vom höchsten oder niedrigsten Stande, aktiv wie passiv berechtigt waren, und da in der Landbotenstube selbst für jeden Beschluß Stimmeneinheit erforderlich war (das liberum veto), demgemäß selbst die Durchführung der heilsamsten Maßregeln oder Neuerungen durch die einzige Stimme des niedrigsten, vielleicht durch eine geringe Summe Geldes erkauften Schlachzìz hintertrieben werden konnte, so entstanden seit dem Ausgange des 14. Jahrhunderts als natürliche Folge, als notwendiges Korrelat die Konföderationen. Fand sich für irgendeinen Zweck politischer Natur eine genügend erscheinende Anzahl von Gesinnungsgenossen, so konföderierten sie sich zunächst in den einzelnen Landschaften, indem sie sich eidlich verpflichteten, ihre Sache mit allen, auch den gewaltsamsten Mitteln durchzuführen. Gelang dann diesen Gruppen, eine Vereinigung aller herbeizuführen und auch die Regierung (den König oder die Zwischenregierung) für sich zu gewinnen, so bildeten sie eine Generalkonföderation, es wurde eiligst ein Reichstag für die vorliegende Maßregel berufen, und auf diesem galt dann Stimmenmehrheit, seine Beschlüsse aber hatten volle gesetzliche Kraft. Unter den zahlreichen gesetzmäßigen Revolutionen dieser Art, von denen die wenigsten ohne Blutvergießen, ohne Mord, Raub und Brand verlaufen sind, sind die bekanntesten die beiden geworden, welche der ersten Teilung Polens unmittelbar vorangingen. — Kaum war nach dem Tode des zweiten sächsischen Polenkönigs durch eine Konföderation Stanislaus August Poniatowski, der frühere Günstling der russischen Kaiserin Katharina II., auf den Thron der Piasten erhoben worden, so nahm die Kaiserin die Durchführung ihrer zunächst auf die unbedingte Beherrschung, bald auf die völlige Erwerbung Polens gerichteten Pläne offen in die Hand, wozu die bedrängte Lage der Dissidenten (s. d. Art.), zu welchen nicht bloß die Protestanten und die Socinianer, sondern auch die nicht unierten Griechen, die Glaubensgenossen der Kaiserin, gehörten, die beste Handhabe bot, da ihnen im Laufe der Zeit alle politischen und bürgerlichen Rechte entrissen waren. Dagegen wollte Katharina, um die Schwäche des Polenreiches zu erhalten, seine unförmliche Verfassung, vor allem das liberum veto in keiner Weise ändern, einzelne, nicht unwichtige politische Reformen um jeden Preis wieder abschaffen lassen. Mit ihren Zielen stimmte der König Friedrich II. von Preußen aus gleicher Rücksicht vollständig überein, da er aber jeden Krieg vermieden wissen wollte, so riet er dringend von allen Gewaltmaßregeln ab. Jedoch der russische Gesandte Repnin verabredete, da der polnische König und sein zweiter Reichstag aus religiösen wie politischen Gründen, indem sie mit Recht eine Steigerung des russischen Einflusses fürchteten, jede Änderung zugunsten der Akatholiken ablehnten, zunächst mit diesen die Bildung von Konföderationen, denen sich dann auch alle diejenigen, die aus irgendwelchen Gründen mit dem Könige und seiner Regierung unzufrieden waren, selbst viele Katholiken, anschlossen. Im Juni 1767 trat die Generalkonföderation in der kleinpolnischen Stadt Radom zusammen. Wie die Feststellung des Programmes, der sogen. Konstitution, so vollzogen sich auch die Wahlen zum Reichstage nicht ohne vielfache Gewaltthaten und Zwangsmaßregeln russischer Truppen. Auf dem Reichstage selbst, der nur eine Kommission zu wählen hatte, ließ Repnin einzelne Bischöfe und Senatoren verhaften und erreichte durch diese und andere Ein-

schüchterungen schließlich seinen Zweck. Am 5. März 1768 erlangten die Beschlüsse der Kommission, welche den Dissidenten alle gewünschten Rechte, völlige Gleichstellung mit den Katholiken gewährten, jede politische Reform aber rückgängig machten und für die Zukunft abschneiden sollten, durch die Unterschrift des Königs Gesetzeskraft: die Konföderation löste sich auf. Kaum aber war dieses geschehen, als die strengkatholischen Polen zu Bar in Podolien zu einer neuen Konföderation zusammentraten, und wieder schlossen sich alle Mißvergnügten ihnen an — nur „Ungläubige" wurden in ihre Reihen nicht aufgenommen; schon sprach man von Absetzung des Königs. Von Repnin gezwungen, baten Senat und König die Kaiserin um abermalige Sendung ihrer Truppen. Ein furchtbar wütender Kampf, in welchem zugleich alle Greuel eines Glaubenskrieges zutage traten, wurde in fast allen Landschaften Polens mehrere Monate hindurch geführt, bis es den Russen, die anfangs zu schwach waren, gelang, die Oberhand zu gewinnen: im Juni wurde Bar von den Russen genommen, im August Krakau. Immer vergebens hatten bisher die Konföderierten die Türkei zum Kriege gegen Rußland zu gewinnen gesucht; als aber im Juli die Nachricht nach Konstantinopel gekommen war, daß russische Kosaken bei der Verfolgung eines Haufens Konföderierter ein polnisch-tartarisches Grenzstädtchen (Balta zwischen Bug und Dnjestr) zerstört hatten, gelang es trotz aller russischen Beschwichtigungen den französischen Diplomaten, die Pforte zur Kriegserklärung an Rußland zu bewegen (6. Oktober). Von jetzt ab verläuft das Schicksal der bedeutungslos gewordenen Konföderation in die Ereignisse des Türkenkrieges und in das Vorspiel zur ersten Teilung Polens.

Koniah, Schlacht am 21. Dezember 1832. Ibrahim Pascha (s. d.) hatte nach seinen im Frühjahr und Sommer 1832 gegen die Truppen der Pforte errungenen Erfolgen den Taurus überschritten und bei K., dem Ikonium der Kreuzzüge, mit 30,000 Mann Infanterie, 14,000 Reitern und 142 Geschützen Stellung genommen. Hier griff ihn der Großwesir Reschid-Pascha am Nachmittage des 21. Dezember mit 16,000 Mann Infanterie, 28 Schwadronen regulärer Kavallerie, 160 Geschützen und etwa 20,000 Freiwilligen an. Die ägyptische Artillerie richtete unter den dichtgedrängten Massen der Türken schreckliche Verwüstungen an; als diese dann zum Angriff vorgingen, warf Ibrahim sich auf ihre Flanke und zwang sie, trotz tapferen Widerstandes, zu fluchtartigem Rückzuge. Die Pforte hatte dem Sieger kein Heer mehr entgegenzustellen; die Großmächte vermittelten, und am 11. Mai 1833 wurde zu Kiutahieh ein Vertrag abgeschlossen, durch welchen Mehemed Ali in den ersehnten Besitz Syriens gelangte und somit seinen Kriegszweck erreichte. — Vgl. „Österreichische militärische Zeitschrift", 5. Heft, 1834.

Königgrätz, Schlacht bei, am 3. Juli 1866. Die österreichische Nordarmee war am 2. Juli in einer Stellung nordwestlich von K. vereinigt. Ihr Zustand flößte dem Oberbefehlshaber, Feldzeugmeister v. Benedek, so wenig Vertrauen ein, daß er den Kaiser telegraphisch bat, „um jeden Preis Frieden zu machen, weil eine Katastrophe unvermeidlich sei". Da seinem Ansinnen nicht entsprochen wurde, beschloß er bei K. eine Schlacht anzunehmen. Er gab für diese eine Disposition aus und bereitete seine Stellung fortifikatorisch für den Kampf vor. Letztere bot manche Vorteile; ihr Hauptnachteil war, daß die Rückzugslinie hinter dem linken Flügel lag und daß in ihrem Rücken die Elbe floß. Benedek erwartete den Angriff von Westen, also seitens der Elb- und der I. Armee (General v. Herwarth, bezw. Prinz Friedrich Karl), die II. Armee des Kronprinzen von Preußen glaubte er noch entfernt. Sein Heer zählte 219,000 Mann und 770 Geschütze.

Von den preußischen Armeeen standen ihr am 2. die Elb- und die I. mit ihren Vorposten auf 3—11 km gegenüber, die II. war noch einen Tagemarsch zurück; das Große Hauptquartier befand sich in Gitschin. Sie zählten insgesamt 221,000 Mann mit 780 Geschützen. Im Laufe des Tages stellten Rekognoszierungen (namentlich des Major v. Unger) die Anwesenheit der Österreicher fest; Prinz Friedrich Karl befahl daher für den 3. den Angriff, forderte den Kronprinzen zur Mitwirkung auf und meldete seine Maßregeln dem Könige, welcher sofort das Vorgehen des ganzen Heeres anordnete. Die getroffenen Dispositionen kamen pünktlich zur Ausführung, was auf österreichischer Seite nicht der Fall war. Verschiedene Armeecorps nahmen hier ganz andere Aufstellungen, als beabsichtigt war, und namentlich behielten die beiden Armeecorps auf dem rechten Flügel (II. und IV.) nicht die Front nach Norden, sondern nahmen sie nach Nordwesten und beraubten sich dadurch der Möglichkeit, dem Angriff der preußischen II. Armee wirksam entgegenzutreten. Störend wirkte außerdem, daß Feldmarschall-Lieutenant Baron Henikstein und General v. Krismanic gerade jetzt ihrer Stellungen als Generalstabschef, bezw. Chef der Operationskanzlei enthoben wurden. Man setzte die Unfälle, welche die Armee erlitten, auf ihre Rechnung und hoffte, durch einen Wechsel in den Persönlichkeiten bessere Erfolge zu erzielen.

Um 8 Uhr morgens am 3. Juli gab der auf der Höhe von Dub, nordwestlich von Sadowa, angelangte König Wilhelm der ersten und der Elb-Armee Befehl, sich in den Besitz der vor dem Zentrum und dem linken Flügel der Österreicher in sumpfigen Ufern fließenden Bistritz zu setzen, deren Übergänge man zu zerstören versäumt hatte, vielleicht um sich selbst die Offensive offen zu halten. Die Sachsen, das III. und X. Armeecorps räumten nach leichtem Gefecht ihre vorgeschobenen Stellungen an der Bistritz und behielten nur das waldreiche Höhenterrain am linken Ufer des Flusses besetzt; die Preußen folgten ihnen dahin und führten nun, in Erwartung des Eintreffens der kronprinzlichen Armee, ein hinhaltendes Gefecht, welches auf dem linken Flügel der I. Armee sich bald zu einem blutigen Ringen um den Wald von Maslowed, auch Swipwald genannt (zwischen Sadowa, dem Übergangspunkte der Chaussee Gitschin-K. über die Bistritz, und dem 4 km östlich

davon gelegenem Dorfe Masloweb) gestaltete. Die 7. Division (General von Fransecky) des IV. preußischen Armeecorps hatte sich in den Besitz des Waldes gesetzt; die fortgesetzten Versuche des Feindes, an welchen sich außer dem III. auch das IV. und II. österreichische Armeecorps beteiligten, vermochten nicht sie ganz daraus zu vertreiben. Es war dies um so wichtiger, als jenes IV. und II. Armeecorps bestimmt waren, den rechten Flügel der Aufstellung zu bilden, gegen welchen man österreichischerseits seit 10 Uhr den Kronprinzen im Anmarsch wußte. Erst in den frühen Nachmittagsstunden gelang es, diese Corps, sehr erschüttert, aus dem Kampfe loszumachen, aber in ihre rückgängige Bewegung stieß bereits der Anmarsch der II. Armee. Bis um 3 Uhr bemächtigte sich die zu demselben gehörige 11. Division des VI. Armeecorps der Orte Razitz, Sendrasitz und Nedelist, während rechts davon das Gardecorps nacheinander Horenowes, Masloweb, Chlum, den Wald von Lipa und Rosberitz nahm. Auf dem österreichischen rechten Flügel wich das II. Corps auf das linke Elbufer zurück; auf dem preußischen rechten entriß die Elbarmee den Sachsen Problus. Hierdurch war der österreichische linke Flügel im Rücken bedroht und trat daher seinen Rückzug an; Offensivstöße, zu denen Benedek jetzt seine Reserven, das VI. und das I. Corps, einsetzte, blieben ohne Erfolg, vergebens suchte er Rosberitz und Chlum zurückzuerobern; die preußische I. Armee vereinigte sich mit der II. zur Abwehr seiner zu diesem Zweck unternommenen Angriffe.

Der Rückzug der Österreicher ward jetzt allgemein; die preußische Kavallerie versuchte zu verfolgen, aber mit glänzender Tapferkeit warfen sich die österreichischen Reiter, deren von der eigenen Infanterie und Artillerie unterstütztem Vorbrechen entgegen und mit heldenmütiger Tapferkeit deckten die österreichischen Geschütze in einer Aufstellung nordwestlich und westlich von K. den Rückzug der österreichischen Armee, welcher in seinem weiteren Verlaufe zu einer fast vollständigen Auflösung aller taktischen Ordnung führte. Namentlich der Übergang über die Elbe, bei unzureichenden Brücken und dem Fehlen einer Disposition für den Rückzug, erwies sich als verderblich. Das Unterlassen der Verfolgung seitens der Preußen rettete die Armee jedoch vom Untergange; sie unterblieb hauptsächlich deshalb, weil man, durch die errungenen Erfolge geblendet, diese bei weitem nicht in ihrem ganzen Umfange erkannte, auch selbst nicht wußte, daß man noch über eine bedeutende intakte Reserve verfügte. Die Österreicher und Sachsen hatten 1368 Offiziere, 42,945 Mann (darunter 22,000 Gefangene), 187 Geschütze, 5 Fahnen verloren, die Preußen 359 Offiziere, 8794 Mann.

Vgl. M. Jähns, Die Schlacht von K., Berlin 1876, nebst der Berichtigung in Streffleurs „Österreichischer militärischer Zeitschrift" im Jahrgang 1876, 3. Bd.

Königinhof, Gefecht am 29. Juni 1866. Der Weg des österreichischen X. Armeecorps Gablenz aus der Gegend von Neuschloß in die von Dubenetz und Jaromier, welche dasselbe am 29. erreichen sollte, führte durch K.; er tritt unmittelbar westlich vor der Stadt vom rechten auf das linke Elbufer und geht südlich von K. auf das rechte zurück. Der gesamte Train und ein Teil der Truppen hatten die Stadt bereits passiert, als dieselbe um Mittag von der Avantgarde des preußischen Gardecorps unter Oberst von Kessel angegriffen wurde. General v. Knebel mußte dieselbe, trotz tapferer Gegenwehr des Regiments Coronini räumen, behielt aber die südlich gelegenen Höhen besetzt. Die Preußen versuchten nicht, die Elbe zu überschreiten, auf deren rechtem Ufer die Österreicher ihren Rückzug querfeldein bewerkstelligten.

Königsberg i. Pr., Vertrag zu, zwischen Brandenburg und Schweden, 17. Januar 1656; s. **Karl X. von Schweden.**

Königsberg, Konvention von 1807. Am 12. Juli 1807 schloß der preußische Feldmarschall Graf Kalckreuth in K. eine Konvention, nach welcher vom 21. Juli bis zum 20. August die Provinz Preußen bis zur Weichsel, am 1. Oktober ganz Preußen bis zur Elbe geräumt werden solle; ausgenommen waren das Herzogtum Magdeburg auf dem rechten Elbeufer, der Prenzlauer und der Pasewalker Kreis, die erst am 1. November zu räumen seien. Wegen Stettins Räumung wurden weitere Unterhandlungen vorbehalten, die Rückgabe der übrigen Festungen sollte am 1. Oktober erfolgen. Diese Termine seien jedoch nur einzuhalten, falls die dem Lande auferlegte Kontribution rechtzeitig bezahlt oder genügende Sicherheit für ihre Zahlung geleistet sein würde und der französische Generalintendant Daru (s. d.), letztere als genügend anerkannt habe. Vom Tage der Ratifikation an sollten die Landeseinkünfte wieder in die königlichen Kassen fließen, aber nur in der Voraussetzung, daß die Kontributionen, deren Zahlung vom 1. November 1806 bis zur Auswechselung der Ratifikationen auferlegt worden, abgezahlt sein würden. Alle französischen Truppen und Kriegsgefangenen sollten bis zur erfolgten Räumung vom Lande ernährt werden. Die Annahme letzterer Artikel durch Kalckreuth war unbegreiflich kurzsichtig. Den fertigen Text des ganzen Vertrags legte General Berthier ihm vor; die Konvention erwähnte mit keiner Silbe die Höhe der Kontribution und den Zeitraum für ihre Abtragung. Fürst Hardenberg bezeichnet in seinen Memoiren die Convention vom 12. Juli als die Quelle alles Elends, von dem Preußen in den nächsten Jahren betroffen ward; Napoleon erreichte mit diesem Vertrage vollständig den Zweck des Tilsiter Friedens; jetzt konnte er den größten Teil der preußischen Territorien besetzt halten und unter schweren Erpressungen seine Truppen auf fremde Kosten ernähren. Er that es im ausgiebigsten Maße. — Vgl. Häusser, Deutsche Geschichte vom Tode Friedrichs des Großen bis zur Gründung des Deutschen Bundes, 3. Aufl., Bd. III, Berlin 1863; Hassel, Geschichte der preußischen Politik, 1807 bis 1815, 1. Tl., Leipzig 1881.

Königsegg, Lothar Josef Dominik, Graf, österreichischer Feldmarschall, am 16. Mai 1673 geboren, that sich zuerst 1705 durch seine

tapfere Verteidigung der kleinen Festung Mirandola im Modenesischen, dann 1706 unter Prinz Eugens Augen in der Schlacht bei Turin hervor und wurde nach Beendigung des Spanischen Erbfolgekrieges vielfach zu diplomatischen Geschäften gebraucht, so bei Abschluß des Barrierevertrages mit den Generalstaaten (17. November 1715). Als Mercy am 28. Juni 1734 bei Parma gefallen war, erhielt K. das Kommando in Italien. Hier glückte es ihm am 15. September, die Franko-Sarden bei Quistello zu überfallen, schon am 19. desselben Monats aber wurde er, infolge seiner fehlerhaften Dispositionen, bei Guastalla total geschlagen, und im folgenden Jahre mußte er bis an die Grenzen von Tirol zurückweichen. Nach Prinz Eugens Tode wurde er Präsident des Hofkriegsrates und erhielt 1738, nach Seckendorfs Mißerfolgen, das Kommando gegen die Türken, richtete aber ebenfalls nichts aus, kehrte nach Wien zurück und wurde auch im Hofkriegsrate ersetzt. Er blieb aber Konferenzminister, hatte an den Beratungen der Kriegspläne für den Österreichischen Erfolgekrieg Anteil und half dem Herzoge Karl von Lothringen 1742 und 1743 bei den wenig gelungenen Ausführungen. 1745 erschien er nochmals in den Niederlanden im Felde und half am 11. Mai dem Herzog von Cumberland die Schlacht von Fontenoy verlieren, von welcher er übrigens abgeraten haben soll. Er starb am 8. Dezember 1754 zu Wien. — Vgl. C. v. Wurzbach, Biographisches Lexikon des Kaisertums Österreich, 12. Tl., Wien 1864.

Königsegg, Christian Moritz, Graf, österreichischer Feldmarschall, am 24. November 1705 geboren, focht schon 1734 in Italien als Oberst, 1737 gegen die Türken als General und nahm dann an den Kämpfen des Österreichischen Erbfolgekrieges auf verschiedenen Kriegsschauplätzen teil. Im Siebenjährigen Kriege erscheint er zu Anfang des Feldzuges von 1757 an der Spitze eines abgesonderten Corps von 18,000 Mann, wird aber am 21. April bei Reichenberg vom Herzog von Bevern geschlagen, ficht noch in Prag und wird dann im Felde nicht mehr genannt. Er starb am 21. Juli 1778 zu Wien. — Vgl. Hirtenfeld, Österreichisches Militär-Konversationslexikon, 3. Bd., Wien 1850.

Königshofen, Schlacht bei, s. **Bauernkrieg**.

Königsmark, Hans Christoph Graf von, ein ebenso rascher und thatkräftiger wie rücksichtsloser Anführer der Schweden in der zweiten Hälfte des Dreißigjährigen Krieges. Im Jahre 1600 zu Kötzlin in der Altmark, im alten Stammsitze der Familie, geboren, hatte er zuerst im kaiserlichen Dienste gefochten, war aber nach dem Siege Gustav Adolfs bei Leipzig zum Sieger übergegangen. In den nächsten Jahren nach dem Tode des Königs durchzog er mit seinem Heere das Reich in überraschender Schnelligkeit von einem Ende zum andern, zuerst als Oberst mit seinem Regiment, dann mit größeren Abteilungen, bald für sich allein, bald unter höheren Anführungen (Baner, Torstensson). Bei Breitenfeld im Jahre 1642 führte er den rechten Flügel, und nach der Schlacht wandte er sich zunächst nach Pommern, um die Kaiserlichen zu vertreiben; dann wieder erschien er an der Saale. Den größten Dienst hat K. dem schwedischen Reiche damit geleistet, daß er 1644 das Bistum Verden und im folgenden Jahre das Erzbistum Bremen eroberte. Zum Danke wurde er als Generalgouverneur dieser Lande eingesetzt und blieb in der Würde, auch als er sich weiterhin am Kriege selbst beteiligte. Er endlich war es, der den langen Krieg durch die Einnahme der Kleinseite von Prag am 15. Juli 1648 zum Ende führte. Auch nach dem Frieden blieb er in seiner Stellung in jenen Stiftern, in denen er von der Regierung Christinas ausgedehnten Landbesitz erhielt. Er wurde Generalfeldmarschall und schwedischer Reichsgraf. An dem polnischen Kriege, zu welchem ihn Karl X. berief, konnte er nicht teilnehmen, da er mit dem Schiffe, welches ihn hinüberführte, in die Hände der Danziger fiel und bis zum Frieden in Gefangenschaft gehalten wurde. Er starb zu Stockholm 1663. Das Vermögen, welches er an Landbesitz, Kapitalien und barem Gelde hinterließ, betrug mehr als anderthalb Millionen. — Seine Gattin, auch eine Brandenburgerin von Adel (v. Leesten), blieb mit zwei überlebenden Söhnen und einer Tochter zurück. Von den ersteren beiden ist am berühmtesten geworden

Königsmark, Otto Wilhelm Graf von, zuerst schwedischer, dann venetianischer General. In Minden 1639 geboren und zuerst von Esaias Pufendorf unterrichtet, besuchte er eine ganze Reihe deutscher, schweizerischer und französischer Universitäten und machte dann die bei jungen Leuten von Stande übliche große Reise. Nachdem er hintereinander in schwedischen, pfälzischen und französischen Kriegsdiensten gestanden, rief ihn Karl XI. 1672 zurück und übertrug ihm die Verwaltung von Bremen und Verden; doch hielt ihn auch dieses Amt nicht davon ab, noch einmal unter den Fahnen Turennes gegen die Holländer zu fechten (vor Mastricht und bei Senef). Als schwedischer Feldmarschall erhielt er 1675 den Oberbefehl über Pommern und über diejenigen Truppen, welche den Einfall in die Mark Brandenburg machen sollten, um den Großen Kurfürsten vom Rheine abzuziehen. Sein Unternehmen endete mit der Niederlage von Fehrbellin und mit dem Verluste aller schwedischen Besitzungen in Deutschland. Obwohl er 1685 abermals zum Generalgouverneur von Pommern und Rügen ernannt wurde, verließ er doch, da die wieder ins Werk gesetzte Gütereinziehung ihm fast allen seinen reichen Landbesitz nahm, sofort den schwedischen Dienst und folgte dem Rufe Venedigs, dessen Regierung ihn zum Oberbefehlshaber aller von deutschen Fürsten zum Türkenkriege gemieteten Truppen annahm. In den Feldzügen der Jahre 1686 und 1687 eroberte er mit dem Landheere fast alle festen Plätze an den Küsten von Morea, im September 1687 auch Athen (bei welcher Gelegenheit das Parthenon durch eine Pulverexplosion vernichtet wurde). Doch mußte der letztere Ort, da daselbst die Pest ausbrach und in verheerendem Maße um sich griff, schon im folgenden Frühjahr wieder verlassen werden. Als

K. darauf gemeinsam mit dem Dogen die Belagerung von Negroponte unternahm, wurde er selbst von der Krankheit befallen und erlag derselben im September 1688 zu Modone, wohin ihn seine Gattin selbst geführt hatte.

Königsmark, Maria Aurora Gräfin von, eine Tochter des 1673 verstorbenen Grafen Konrad (Kurt) Christoph v. K., des Bruders des Vorigen. Zeit und Ort ihrer Geburt sind nicht bekannt, doch war sie jedenfalls nicht zu lange vor dem Tode ihres Vaters geboren. Sie wurde von ihrer Mutter, einer Tochter des schwedischen Feldmarschalls Hermann Wrangel, in Hamburg und in Stockholm erzogen, kam nach dem Tode derselben nach Hamburg zurück und begab sich endlich, nachdem der Ruf von ihrer Schönheit und von ihren bedeutenden geistigen Vorzügen ihr bereits eine ganze Reihe von Bewerbern, unter denen sich auch regierende Fürsten befanden, verschafft hatte, im Herbst 1694 an den kurfürstlichen Hof nach Dresden, um vielleicht hier über das Schicksal ihres verschollenen (wahrscheinlich in die Katastrophe der hannöverschen Kurprinzessin Sophia Dorothea verwickelten) Bruders Gewißheit zu erlangen. Hier entbrannte sofort die leicht entzündliche Neigung des Kurfürsten August für sie, es gelang ihm unschwer, sie seinem Willen gefügig zu machen, aber es dauerte nicht zwei Jahre, bis der wankelmütige Fürst, von einer anderen Dame angezogen, die junge Gräfin wieder aufgab. Da auch die Familie K. infolge der schwedischen Gütereinziehungen ihr Vermögen fast ganz verloren hatte, so stand Aurora, die in aller Heimlichkeit eines Knaben (des späteren Grafen Moritz von Sachsen) genas, ziemlich mittellos da. Es gelang ihr zwar bald, nicht bloß die Gunst der Äbtissin des Jungfrauenstifts zu Quedlinburg zu gewinnen, sondern auch trotz vielen Widerstandes mit des Kaisers und des Kurfürsten Unterstützung im Januar 1698 ihre eigene Wahl zur Nachfolgerin derselben durchzusetzen; aber in den Besitz der Regierung des Stiftes gelangte sie nicht, da der Kurfürst eben damals die Stiftsvogtei an Brandenburg verkaufte, sie mußte sich vielmehr mit der Würde der Pröpstin begnügen. Hierüber unzufrieden und von ewigen Geldverlegenheiten bedrängt, aus welchen auch die freigebige Hand des Kurfürsten August sie kaum zu erretten imstande war, reiste sie fortwährend umher. Auch ihr Versuch, die Rückgabe ihrer Familiengüter durch eine Audienz bei Karl XII. selbst zu erwirken, schlug fehl (1702), da der König, bei welchem sie zugleich einen diplomatischen Auftrag des Kurfürsten ausführen sollte, sie gar nicht vorließ. Ihre persönlichen Beziehungen zum Kurfürsten wurden durch wiederholte Zusammenkünfte aufrecht erhalten. Sie starb am 16. Februar 1728 zu Quedlinburg. — (Zuverlässige Nachrichten über das vielfach in Romanen behandelte Leben der Gräfin geben zwei Werke von Friedrich Cramer, 1833 und 1836, in denen sich auch über die anderen Mitglieder der Familie K. viele Einzelnotizen finden.)

Königswartha-Weißig, Treffen am 19. Mai 1813. Die Verbündeten hatten sich nach der Schlacht bei Groß-Görschen (s. d.) in eine Stellung bei Bautzen (s. d.) zurückgezogen und erwarteten Napoleons Angriff. Auf die Nachricht, daß französische Heeresabteilungen gegen ihre rechte Flanke anrückten, wurde Barclay de Tolly mit 23,600 Mann diesen entgegengesandt. Er marschierte auf zwei Straßen: links Langeron mit Russen auf die kleine Stadt K., etwa 20 km nordwestlich von Bautzen, rechts York mit seinem preußischen Corps auf das östlich von K. liegende Dorf W. — Nach einem beschwerlichen Nachtmarsche trafen beide Kolonnen am Nachmittage des 19. Mai auf den Feind. Langerons Vorhut unter Tschaplitz überfiel in K. die italienische Division Peri, welche von Napoleon dem Marschall Ney entgegengesandt war, und zersprengte sie, während York ein sehr heftiges Gefecht mit Lauristons Corps zu bestehen hatte. Langeron sowohl wie York mußten der Übermacht weichen; sie vereinigten sich wieder mit der Hauptarmee und nahmen an den beiden folgenden Tagen an der Schlacht von Bautzen teil. Namentlich Yorks Corps war stark mitgenommen; die Verbündeten hatten aber 4 Geschütze erbeutet und 1000 Gefangene gemacht. — Vgl. „Beiheft zum Militär-Wochenblatt für Mai und Juni 1847" (vom damaligen Major v. Fransecky).

Konkordate (capitula concordata) heißen in der publizistischen und kanonistischen Sprache des späteren Mittelalters und der Neuzeit Vereinbarungen oder Konventionen, welche zwischen der Staatsgewalt und der katholischen Kirche d. h. dem Papst als dem Repräsentanten der letzteren über gemeinsame, das Rechtsgebiet beider berührende Fragen abgeschlossen und dann vom Staat als Staatsgesetz, von der Kirche als Kirchengesetz angesehen und publiziert werden. Ihren Inhalt bilden vorzugsweise die Rechtsverhältnisse und Einkünfte des Klerus, Zahl und Umfang der bischöflichen Diöcesen (sogen. Circumskriptionsbullen), die Besetzung der Bischofsstühle und anderer kirchlicher Ämter, überhaupt die Grenzregulierung zwischen Staat und Kirche oder die Feststellung eines gemeinsamen modus vivendi. Über die rechtliche Natur der Konkordate ist viel gestritten worden: streng genommen können sie weder als privatrechtliche noch als völkerrechtliche Verträge betrachtet werden; vielmehr sieht das päpstliche Kirchenrecht in ihnen nur „Privilegien" oder „Indulte", wodurch der souveräne Papst aus Gründen der Zweckmäßigkeit (temporum ratione habita) dem Staat gewisse Zugeständnisse macht, ohne seinerseits an dieselben gebunden zu sein; vom staatsrechtlichen Gesichtspunkt aus aber haben sie nur den Charakter von rechtlich unverbindlichen Vorbereitungsschritten, die erst durch einen darauf folgenden Akt der Staatsgesetzgebung rechtliche Geltung erlangen (vgl. über diese neuerdings vielbesprochene Frage die Ausführungen von Vering, Sarwey, Hübler, Mejer, Fink u. a. und die weitere Litteratur bei Richter-Dove, Kirchenrecht, 8. Aufl.).

Die Konkordate des Mittelalters, wie das den Investiturstreit beendigende sogen. Wormser oder Lobwiser Konkordat vom Jahre 1122, die National- und Fürsten-Konkordate des 15. Jahrhunderts, das sogen. Wiener oder Aschaffenburger Konkordat

vom Jahre 1448, das französische Konkordat des Jahres 1516 fallen außerhalb der Grenze unserer Aufgabe (s. darüber die Sammlungen von E. Münch [1830—1831] und von V. Nussi [Mainz 1870] und die Kirchengeschichte). — Unter den neueren Konkordaten ist das erste und wichtigste das französische vom Jahre 1801, abgeschlossen nach langen, besonders von Talleyrand und dem päpstlichen Staatssekretär Consalvi geleiteten Unterhandlungen zwischen Papst Pius VII. und der französischen Republik am 15. Juli 1801 zur Neuorganisation der durch die Revolution von 1789 zerstörten katholischen Kirche Frankreichs, vom Papst publiziert durch die Bulle „Ecclesia Christi“ vom 13. August 1801, von dem ersten Konsul Napoleon Bonaparte als Staatsgesetz promulgiert, in Verbindung mit den seinen Inhalt wesentlich modifizierenden sogen. „Organischen Artikeln“, durch die loi relative à l'organisation des cultes vom 18. Germinal an X (8. April 1802). Durch das Konkordat wird die katholische Religion als die Religion der Mehrzahl des französischen Volks anerkannt; das Kirchengut verbleibt dem Staat, dieser aber verpflichtet sich zur Erhaltung des Klerus und des Kultus; die Bistümer werden neu abgegrenzt mit Rücksicht auf die politische Einteilung; die Regierung wählt, der Papst bestätigt die Bischöfe; diese ernennen die vom Staat zu bestätigenden Pfarrer. Die organischen Artikel aber unterstellen die Kirche der Staatsaufsicht, machen die Verkündigung päpstlicher Erlasse, die Veranstaltung von Synoden und Versammlungen des Klerus abhängig von der Regierungserlaubnis, übertragen dem Staatsrat das Recht des Einschreitens gegen Mißbrauch der Amtsgewalt und Mißachtung der Staatsgesetze vonseiten des Klerus und sichern den Protestanten ebenfalls Religions- und Kultusfreiheit sowie die volle bürgerliche Gleichberechtigung mit den Katholiken zu. Neue Mißhelligkeiten, die zwischen Kaiser Napoleon I. und Papst Pius VII. entstanden waren besonders wegen der Konfirmation der Bischöfe, führten zu neuen Verhandlungen, in welchen Napoleon dem Papst den 25. Januar 1813 in dem sogen. Konkordat von Fontainebleau Zugeständnisse abdrang, die vom Kaiser als Reichsgesetz publiziert, vom Papst aber nicht als wirkliches Konkordat anerkannt, vielmehr am 24. März 1813 förmlich widerrufen wurden. Ein nach der Restauration von König Ludwig XVIII. den 16. Juli 1817 zu Rom abgeschlossenes neues Konkordat, wodurch dasjenige von 1801 nebst den organischen Artikeln beseitigt, das von 1516 wiederhergestellt, 42 neue Bistümer und Domkapitel geschaffen und dotiert werden sollten, kam wegen des Widerspruchs der Kammern nicht zur Vollziehung, vielmehr blieb für die katholische Kirche in Frankreich das Konkordat von 1801 nebst den organischen Artikeln die Grundlage ihrer Rechtsverhältnisse.

Auch in Deutschland galt es, die durch die französische Revolution und den Untergang des heiligen römischen Reichs mehr oder minder in Auflösung gekommenen Rechtsverhältnisse der katholischen Kirche nach der Wiederkehr des Friedens 1815 ff. neu zu ordnen, teils auf dem Wege der Staatsgesetzgebung, teils durch Vereinbarungen mit dem römischen Stuhl. Zu einheitlichem Vorgehen der beteiligten Staaten ist es damals aus verschiedenen Gründen nicht gekommen, besonders deswegen, weil die römische Kurie, nach einem alten Grundsatz römischer Politik ein Verhandeln mit den einzelnen vorteilhafter fand. Zuerst gelang es der Kurie, mit Bayern im Oktober 1817 ein vom 5. Juni desselben Jahres datiertes, vom Papst unter dem 15. November publiziertes Konkordat abzuschließen, dessen für Rom sehr günstige Bestimmungen jedoch 1818 durch die „Edikte über die äußeren Rechtsverhältnisse des Königreichs Bayern in Beziehung auf Religion und kirchliche Gesellschaften“ zugunsten der Protestanten modifiziert wurden, was zu neuen Differenzen zwischen der römischen Kurie und der bayerischen Staatsregierung über die Auslegung des Konkordates Anlaß gab (s. darüber v. Sicherer, Staat und Kirche in Bayern [1873], Mejer, Dove a. a. O. und eine zahlreiche weitere Litteratur). — Nicht durch eigentliche Konkordate sondern durch sogen. Circumskriptionsbullen wurden die Rechtsverhältnisse der katholischen Kirche geordnet: in Preußen 1821 (nach längeren besonders durch Niebuhr geführten Verhandlungen) durch die am 16. Juli 1821 ergangene Bulle „De salute animarum“; in Hannover am 25. März 1824 durch die Bulle „Impensa Rom. Pontificum“; in den Staaten der oberrheinischen Kirchenprovinz (Württemberg, Baden, Hessen, Nassau, Frankfurt, Hohenzollern) durch die beiden Bullen „Provida sollersque“ vom 16. August 1821 und „Ad Dominici gregis custodiam“ von 1827, welche von den betreffenden Regierungen zwar publiziert, aber 1830 durch eine Verordnung inbetreff des landesherrlichen Schutz- und Aufsichtsrechts über die katholische Kirche in einer Weise interpretiert wurden, daß die Päpste Pius VIII. und Gregor XVI. dagegen Protest erhoben und die Bischöfe aufforderten, das „Recht der Kirche“ zu wahren. Als dann nach der Revolution von 1848 in dem Reaktionsjahr 1851 die oberrheinischen Bischöfe in einer gemeinsamen Denkschrift gegen jene Verordnung protestierten und ihre angeblichen Rechte reklamierten, kam es zu einer Reihe von Konflikten, denen die betreffenden Regierungen teils durch Konventionen mit den Bischöfen (wie die hessische durch die geheime Übereinkunft von 1854), teils durch Verhandlungen mit der römischen Kurie ein Ende zu machen suchten. Die beiden von Württemberg 1857 und von Baden 1859 mit dem Papst abgeschlossenen Konkordate scheiterten jedoch an der Opposition der Kammern und des Volkes (1860 und 1861); sie wurden von den Regierungen zurückgezogen und durch Staatsgesetze die Verhältnisse der katholischen Kirche zum Staat geordnet. Dagegen gelang es der römischen Kurie, mit Österreich den 18. August 1855 das vorteilhafteste d. h. für den Staat und die Protestanten ungünstigste aller bisherigen Konkordat abzuschließen, wodurch sämtliche „der Lehre der Kirche oder ihrer vom heiligen Stuhl gebilligten gegenwärtigen Praxis“ widersprechende Staatsgesetze aufgehoben, das placet, der recursus ab abusu und alle die „Freiheit der Kirche“

hemmenden Einrichtungen beseitigt, dagegen Ehe, Schule, Beaufsichtigung der Litteratur 2c. ganz der Kirche überlassen wurden. Nachdem aber die politischen Pläne, von denen die österreichische Regierung bei diesem Konkordatsabschluß geleitet war — die Niederwerfung Preußens und des Protestantismus, die Wiederaufrichtung des römischen Kaisertums deutscher Nation in der Hand eines Habsburgers —, im Jahre 1866 gescheitert waren, und nachdem anderseits das Papsttum selbst durch seine Infallibilitätserklärung vom 18. Juli 1870 sein eigenes Recht wie die Rechte des Episkopats wesentlich geändert hatte, so kündigte die österreichische Regierung unter dem 30. Juli 1870 das bisher schon mehrfach modifizierte Konkordat förmlich auf und suchte seitdem im Wege der Gesetzgebung (1874 ff.) die Rechtsverhältnisse der Konfessionen, des Klerus, der Orden und Kongregationen 2c. selbständig zu ordnen.

Von geringerer Bedeutung, aber wesentlich gleichartig wie die bisher genannten waren die Konkordate, welche die Kurie im Lauf des 19. Jahrhunderts mit einzelnen italienischen Staaten, mit den Niederlanden 1827, mit Spanien 1831, mit Guatemala 1853, mit Portugal 1857, mit Ecuador 1862, mit einzelnen Kantonen der Schweiz 2c. abgeschlossen hat: sie alle haben teils infolge politischer Ereignisse, teils infolge der seit 1870 und 1871 total veränderten kirchlichen und politischen Stellung des Papsttums wesentliche Modifikationen erlitten. Und wie man auch über die rechtliche Natur der früher geschlossenen Konkordate denken mag, jedenfalls scheint doch neuestens die Einsicht sich Bahn zu brechen, daß ein Vertragsabschluß zwischen dem modernen Rechtsstaat und einem infalliblen Kirchenhaupt ein logisches wie ein juridisches Nonens ist, daß vielmehr jeder Staat die Pflicht hat, die äußeren Rechtsverhältnisse der verschiedenen Konfessionskirchen gesetzlich zu ordnen, die Verwaltung ihrer inneren Angelegenheiten aber ihnen selbst zu überlassen — natürlich unter dem Schutz und der Aufsicht der von Gott verordneten Obrigkeit.

Konkordienformel (Formula Concordiae oder **Eintrachtsformel)** — eine öffentliche Lehr- und Bekenntnisschrift der evangelisch-lutherischen Kirche, welche nach vielen und langwierigen Lehrstreitigkeiten von sechs nord- und süddeutschen Theologen im Jahre 1577 entworfen, von einer großen Zahl von Theologen und Kirchenregierungen angenommen, und sodann am 25. Juni 1580 von Kurfürst August von Sachsen samt dem damit verbundenen Konkordienbuch feierlich publiziert wurde. — Den Anlaß zu dem Konkordienwerk gaben die seit Luthers Tod (gest. 18. Februar 1546) und besonders seit dem Augsburger und Leipziger Interim des Jahres 1548 im Schoß der lutherischen Kirche zwischen den beiden Parteien der Gnesiolutheraner und Philippisten, den Anhängern Luthers und Melanchthons, ausgebrochenen Lehrstreitigkeiten, die sogen. interimistischen, adiaphoristischen, majoristischen, synergistischen, flacianischen, kryptokalvinistischen Streitigkeiten, wozu noch die aus anderen Anlässen entstandenen osiandristischen, stankaristischen, äpinischen, kargschen, antinomistischen nebst einigen Nebenstreitigkeiten hinzukamen. Alle diese Lehrstreitigkeiten, von welchen die lutherische Kirche in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts in unheilvollster Weise zerrüttet und mit völliger Auflösung bedroht wurde, legten solchen evangelischen Fürsten und Theologen, denen das Heil der Kirche und das Wohl der deutschen Nation am Herzen lag, die Notwendigkeit nahe, auf Herstellung des Friedens bedacht zu sein. Die verschiedensten Wege dazu wurden versucht, teils vonseiten der Fürsten (wie z. B. der Frankfurter Fürstentag 1557, der Frankfurter Rezeß 1558, der Naumburger Fürstentag 1561, das Altenburger Gespräch 1568), teils vonseiten einzelner friedliebender Theologen, von denen besonders der schwäbische Theolog Jakob Andreä, eines Schmieds Sohn aus Waiblingen (geb. 1528, seit 1561 Professor und Kanzler in Tübingen, gest. 1590), die Herstellung einer Konkordie zu seiner Lebensaufgabe machte. Nachdem ein erster Versuch, den Andreä 1567—70 gemacht hatte, durch Aufstellung einer vermittelnden Lehrformel in seinen fünf Artikeln eine Versöhnung herbeizuführen, auf dem Konvent zu Zerbst im Mai 1570 mißlungen war, weil es keiner der beiden streitenden Parteien ernstlich um den Frieden zu thun war: so eröffneten sich ihm günstigere Aussichten für sein Eintrachtswerk seit 1576, nachdem indessen 1573 die gnesio-lutherische Partei in Thüringen, 1574 die philippistische Partei in Kursachsen gestürzt war und seit Kurfürst August von Sachsen, um die kirchliche Ordnung und den verlorenen Ruf der Rechtgläubigkeit in seinem Lande herzustellen, sich lebhaft für das Konkordienwerk und für die Person Jakob Andreäs interessierte und diesen in seinen Dienst zog. Dieser selbst war indessen in das Lager des strengen Luthertums übergegangen und hatte die Streitpunkte zunächst in sechs Predigten behandelt 1572, dann aus denselben einen Auszug gemacht und diesen, der die Billigung der Tübinger und anderer süddeutschen Theologen erhalten, an seine alten Freunde in Norddeutschland, besonders an M. Chemnitz in Braunschweig, D. Chyträus in Rostock und andere übersandt (sogen. „Confessio Suevica" oder „Liber Tubingensis"), zunächst nur zu dem Zweck, um die wesentliche Übereinstimmung des schwäbischen und niedersächsischen Luthertums zu konstatieren. Die Niedersachsen hielten deshalb mehrere Konferenzen und nahmen mit der schwäbischen Konfession mehrfache Änderungen vor, wodurch diese eine neue, weit ausführlichere Gestalt erhielt als sogen. Schwäbisch-sächsische Konkordie. Als nun Kurfürst August den Wunsch aussprach, an der Herstellung einer vollkommnen Lehreinheit in der lutherischen Kirche Deutschlands sich zu beteiligen und dieser Wunsch 1575 den in Stuttgart anwesenden süddeutschen Fürsten kund wurde, beauftragten diese zunächst die beiden württembergischen Theologen L. Osiander und Bidenbach mit Ausarbeitung eines neuen Gutachtens, das dann auch im Januar 1576 auf einem Konvent zu Maulbronn von einer Versammlung süddeutscher Theologen acceptiert wurde (sogen. Maulbronner Formel). Jakob Andreä, der 1576 dem Ruf des Kurfürsten von Sachsen

gefolgt und von diesem zu einem Gutachten über die Herstellung einer Konkordie aufgefordert war, erklärte sich mit keiner der beiden vorliegenden Formeln, weder mit der sächsisch-schwäbischen noch mit der Maulbronner, ganz einverstanden, sondern beantragte die Berufung eines, teils aus kursächsischen, teils aus auswärtigen Theologen zusammengesetzten Konvents, um aus den beiden vorliegenden Formeln, dem Ausdruck des nord- und süddeutschen Luthertums, eine dritte gemeinsame Formel zusammenzusetzen. Dies geschah an einem aus 16 Theologen, 11 sächsischen und 5 auswärtigen, bestehenden Konvent zu Torgau im Mai 1576; schon am 7. Juni konnte die neue Formel, der sogen. „Liber Torgensis“, dem Kurfürsten überreicht und sodann an sämtliche lutherische Landeskirchen Deutschlands zur Begutachtung übersandt werden. Im ganzen liefen 25 Beurteilungen ein, die meisten zustimmend, einzelne ganz ablehnend, andere mit verschiedenen Ausstellungen oder Änderungsvorschlägen. Um auf Grund dieser Zensuren eine Revision des torgischen Buchs vorzunehmen, traten im März 1577 zunächst drei, dann im Mai sechs von den früheren Teilnehmern am Torgischen Konvent — Jakob Andreä, Martin Chemniz, David Chyträus, Nikolaus Selnecker, Andreas Muskulus und Christoph Körner, die sogen. sechs Bergischen Väter — im Kloster Bergen bei Magdeburg zusammen. So entstand die Schlußredaktion der Formel, das sogen. Bergische Buch oder die Konkordienformel, bestehend aus zwei Teilen, einem sogen. Auszug und einer Gründlichen Erklärung („Epitome“ und „Solida Declaratio“), jeder Teil wieder in zwölf Artikel zerfallend, worin die wichtigsten Streitfragen der letzten Jahrzehnte besprochen, Antithesen und Thesen einander gegenübergestellt und die schließliche Entscheidung und Erklärung gegeben wird — nämlich 1) über die Erbsünde, 2) den freien Willen, 3) Rechtfertigung, 4) Werke, 5) Gesetz und Evangelium, 6) Gebrauch des Gesetzes, 7) Abendmahl, 8) Person Christi, 9) Höllenfahrt, 10) Mitteldinge, 11) Prädestination, 12) von anderen Sekten (Anabaptisten, Antitrinitarier 2c.). Schließlich aber handelt es sich noch um den Modus der Einführung. Auf die Abhaltung einer Generalsynode beschloß man zu verzichten, dagegen die bergische Formel zunächst in den einzelnen Landeskirchen unterschreiben zu lassen, und dann zum Schluß die Eintrachtsformel mit den Unterschriften zu publizieren in einem unter gemeinsamer Autorität herauszugebenden Konkordienbuch, das sämtliche Schriften enthalten sollte, die hinfort als Lehrnorm in der gesamten lutherischen Kirche zu gelten haben. Nachdem sodann 1577—80 noch verschiedene Verhandlungen stattgefunden, um teils den Einführungsmodus, teils die in die Sammlung aufzunehmenden Schriften und deren Redaktion festzustellen, teils die von verschiedenen Seiten her erhobenen Einsprachen zu beantworten: so konnte endlich am fünfzigsten Gedenktag der „Confessio Augustana“ die offizielle Publikation des „Liber Concordiae“ in Dresden erfolgen (zunächst in deutscher, 1584 auch in lateinischer Sprache). Das Konkordienbuch enthielt nach einer Vorrede und den Unterschriften sämtlicher Reichsstände, welche die Formel und das Buch angenommen hatten (im ganzen 86, worunter 3 Kurfürsten, 48 Fürsten und Herren, 35 Städte) im ganzen sechs Lehrschriften, die hinfort als symbolische Bücher und Lehrnorm der lutherischen Kirche gelten sollten: 1) die drei ökumenischen Bekenntnisse, 2) die Conf. Augustana von 1530, 3) Apologie, 4) Schmalkaldische Artikel von 1537, 5) die beiden Katechismen Luthers und 6) die Konkordienformel. Die meisten evangelischen Stände des Deutschen Reichs hatten die Formel sogleich 1577 angenommen, andere traten später bei, verweigert wurde die Annahme in Schleswig-Holstein, Hessen, Pommern, Anhalt, Pfalz-Zweibrücken, sowie in einer größeren Zahl von Städten z. B. Magdeburg, Nordhausen, Nürnberg, Straßburg, Frankfurt a. M. und anderen. Außerhalb Deutschlands wurde die Konkordienformel von Preußen angenommen, von Dänemark verworfen; Schweden trat erst später im 17. Jahrhundert bei.

So war der Zweck einer Konkordie doch nur unvollständig erreicht; die reformierten Theologen spotteten über die concordia discors, katholische Polemiker über die papierene Eintracht und die aufs neue zu Tag getretene Uneinigkeit der Protestanten; im Schoß der lutherischen Kirche selbst erhob sich bald neuer Streit, teils über die Geltung der Formel, teils über verschiedene darin ungelöst gebliebene Fragen. So hat die Konkordienformel, trotz des guten Willens ihrer Verfasser und Förderer, doch nicht geleistet, was sie leisten wollte und sollte: statt Einigung zu bringen, hat sie nur zu neuer Entzweiung geführt; sie hat die Kluft zwischen der lutherischen und reformierten Kirche erweitert und befestigt, den Melanchthonismus geächtet, die Aussicht auf eine Gesamtreformation der Kirche vollends zerstört, der jesuitischen Gegenreformation ihr siegreiches Fortschreiten erleichtert, den Theologenhaß verschärft und verbittert und in der lutherischen Kirche selbst eine Richtung erzeugt, die in Gefahr ist, in einseitigem Orthodoxismus, Dogmatismus und Scholasticismus zu erstarren, statt das sittliche und geistige Leben der Nation zu pflegen, zu befreien und zu befruchten.

Von der älteren Litteratur über das Konkordienwerk sind besonders zu nennen die reformierte Gegenschrift von Rudolf Hospinian, Concordia discors (Zürich 1607) und die lutherische Verteidigung von Leonhard Hutter, Concordia concors (Wittenberg 1614); von neueren Bearbeitungen G. J. Planck, Geschichte des protestantischen Lehrbegriffs (2. Aufl., Leipzig 1779); H. Heppe, Geschichte des deutschen Protestantismus (Marburg 1852); J. H. R. Frank, Die Theologie der K. F. (Erlangen 1858); als beste Ausgabe des Konkordienbuchs die von J. T. Müller, Die symbolischen Bücher der evangelisch-lutherischen Kirche, deutsch und lateinisch (4. Aufl., Gütersloh 1876).

Konstantin, Nikolajewitsch, Großfürst von Rußland. Als zweiter Sohn des Kaisers Nikolai Pawlowitsch von Rußland und Alexandra Feodorownas von Preußen am 21. September 1827 in St. Petersburg geboren, wurde K. schon

1830 in zarter Jugend zum Großadmirale ernannt, studierte unter Leitung des Admirals von Lütke das Seewesen, bereiste 1845—46 Türkei, Kleinasien, England, Frankreich, Spanien, Portugal, Italien und Deutschland, machte 1849 im Gefolge Paskewitschs den ungarischen Feldzug mit und wurde 1852 Unterstaatssekretär bei der Verwaltung der Marine, der Menschikow vorstand. Ferner erhielt er die Posten als Chef des Marine-Kadettencorps, der 29. Flotten-Equipage, des Husarenregiments Großfürst Michael Pawlowitsch, wurde Generaladjutant und Commandeur der 4. Leibgarde-Infanteriebrigade, Mitglied des Rates der Militärschulen und des sibirischen Komitee, dazu Inhaber des österreichischen Infanterieregiments Nr. 18, des preußischen 2. rheinischen Husarenregiments Nr. 9 und des bayerischen 2. Ulanenregiments.

Nachdem er wegen Streites mit seinem Erzieher die Würde als Großadmiral vorübergehend niedergelegt hatte, übernahm er sie 1853 wieder, als der Krieg mit der Pforte drohte, und überkam auch den Oberbefehl in der Ostsee; bald erkannte er, wie notwendig die gründliche Reorganisation des Seewesens sei, und nahm sie nach dem Kriege in energischen Angriff; zu diesem Behufe bereiste er auch 1856—57 Deutschland und die Küsten Frankreichs wie Englands. Er leitete die ganze Marine als Großadmiral und Chef der Flotte, bis ihm Alexander III. in dem Großfürsten Alexis Alexandrowitsch einen Nachfolger gab.

Dabei interessierte K. sich sehr für die innere Entwickelung des Reiches, unterstützte nach Kräften die Reformpläne Alexanders II., und sein Anhang, die sogenannten Konstantinowzi, strebten die Durchführung liberaler Prinzipien in Rußland an. Als Mitglied des Komitee für Aufhebung der Leibeigenschaft bekämpfte er die Adelsvorrechte so entschieden, daß neue Mißverhältnisse drohten; besonders geriet er in heftige Fehde mit Fürst Orlow und mußte darum eine Seereise nach der Türkei und Kleinasien antreten.

Den Unruhen in Polen gegenüber redete K. im Sinne der Milde; er riet Alexander zu versöhnlichen Schritten, und der Marquis Wielopolski (s. d.), der gleich ihm dachte, trug wesentlich dazu bei, daß Alexander K. am 8. Juni 1862 zum Statthalter von Polen und nach Lüders Verwundung auch zum Oberbefehlshaber der dortigen Truppen ernannte; Wielopolski übernahm unter ihm die Zivilverwaltung mit ausgedehnten Vollmachten. Am 2. Juli traf K. in Warschau ein, wo schon tags darauf ein Attentat auf ihn gemacht wurde, dem er glücklich entging. K. war redlich bemüht, Polen zur Wohlfahrt zu verhelfen und ihm so viel Reformen zu gewähren, als das russische Interesse irgend gestattete, aber seine Milde und Konzessionen genügten den Polen nicht, K. erreichte keine Versöhnung, die Revolution brach im Januar 1863 aus; in Petersburg fand man seine Waltung zu wenig energisch und durchgreifend, während er an der Durchführung seiner versöhnlichen Politik verzweifelte. Mit Wielopolski verließ er Warschau am 25. August 1863 und wurde am 31. Oktober desselben Jahres des Statthalterpostens entsetzt, den Berg (s. d.) erhielt. K. bereiste nun die Krim und Deutschland und wurde am 13. Januar 1865 Präsident des Reichsrats, bis ihn Michael Nikolajewitsch darin ablöste. Das Attentat Karakasows auf Alexander II. (1866) sollte anfänglich in reaktionärer Richtung ausgebeutet werden; Graf Murawiew (s. d.) wollte sogar K., der sein Todfeind war, in dasselbe verwickeln, aber sein Treiben blieb erfolglos. In neuester Zeit wurde K. als ein Schützer des Nihilismus vielfach bezeichnet und stand niemals bei Alexander III. in Gnaden.

Seiner Ehe mit Alexandra Josephowna, Prinzessin zu Sachsen-Altenburg (geboren am 8. Juli 1830, vermählt am 11. September 1848) entsprossen vier Söhne und zwei Töchter, deren eine Königin der Hellenen ist.

Konsularverfassung vom Jahre VIII. Auf der Basis Siepèsscher Entwürfe, die nach Bonapartes Willen sehr bedeutend abgeändert worden, beruhte die Konsularverfassung vom 24. Dezember 1799 (Jahr VIII), eine Konstitution der Knechtschaft; sie wurde zur Form dem Volke, damit es sich darüber äußere, vorgelegt, und dasselbe stimmte ihr jubelnd bei, nur 1562 Stimmen waren in ganz Frankreich dagegen. Napoleon Bonaparte trat als Erster Konsul auf zehn Jahre an die Spitze des Staates, mit allen Herrscherbefugnissen ausgestattet, und ernannte zwei Mitkonsuln, die nur eine beratende Stimme hatten, gleich ihm die Tuilerieen bezogen und eine Konsulargarde erhielten; Bonapartes Gehalt war ½ Million, der jedes der Mitkonsuln 150,000 Franks. Als Mitkonsuln auf zehn Jahre nahm Bonaparte Cambacérès (s. d.) und Lebrun (s. d.), die neben ihm so gut wie nichts bedeuteten; Siepès wurde beseitigt, indem er Präsident des stummen Senats ward. Der Senat (Sénat conservateur) wurde aus lebenslänglichen Mitgliedern zusammengesetzt; Bonaparte bestimmte sie, zog daher nur seine Leute in denselben und machte ihn zu seinem Werkzeuge, welches „das Volk für ungültig erklärte“. Der Senat hatte über die Aufrechterhaltung der neuen Verfassung zu wachen, die Mitglieder des Gesetzgebenden Körpers und die Tribunen zu wählen. Der Staatsrat arbeitete die Gesetzentwürfe aus; in ihn zog Bonaparte die vorzüglichsten Fachmänner, war mit ihm allmächtig und machte ihn zum Vortrab der Usurpation. Ein Tribunat von hundert Mitgliedern diskutierte über die Gesetzentwürfe und stimmte über ihre Annahme oder Verwerfung ab, wurde aber als der einzige Repräsentant der Redefreiheit von Bonaparte immer mehr beschnitten und mit Kreaturen seines Willens besetzt. Ein gesetzgebender Körper von dreihundert Mitgliedern schritt ohne Diskussion zur Abstimmung über die Gesetze. Das Leben ging völlig von der Nation auf die Regierung über, der die ganze Initiative zustand.

Kontinental-System (Kontinentalsperre). Napoleon I. mußte allmählich erkennen, daß die Überwindung Englands ihm schwerlich gelingen würde. Nachdem er bereits am 23. Juni 1803 die Einführung englischer Waren nach Frankreich und dessen Schutzstaaten verboten hatte, er-

schien nach Preußens Unterwerfung, am 21. November 1806, sein berüchtigtes Dekret von Berlin, mit dem er Englands Handel und Industrie zu vernichten hoffte. Es erklärte ganz Großbritannien in Blockadezustand, verbot allen Verkehr und Briefwechsel, verordnete die Kriegsgefangenschaft aller Briten in von französischen und alliierten Truppen besetzten Landen, bezeichnete alle englischen Magazine, Waren und Eigentum als gute Prise, verbot den Handel mit englischen Waren und unterwarf jede aus England oder seinen Kolonieen herrührende Ware der Konfiskation; kein unmittelbar von England oder seinen Kolonieen kommendes Schiff sollte in irgendeinen Hafen zugelassen, jedes trotz des Verbotes mittels falscher Zeugnisse einlaufende beschlagnahmt und wenn es englisches Eigentum sei, samt der Ladung konfisziert werden. So verschloß Napoleon dem britischen Handel den Kontinent, der dadurch auch ohne alle Produkte Amerikas blieb; die ganze europäische Handelsmarine ging hieran zugrunde; durch Englands Blockade litten alle Nationen, keineswegs England allein, und selten hat ein Staatsmann eine so verkehrte Maßregel getroffen. Sie verband England solidarisch enger mit Europa und beschwor einen furchtbaren Haß gegen den Druck des Kaisertums herauf. Frankreich, Holland, der größte Teil Italiens und die Rheinbundstaaten folgten sofort dem Dekrete, im Tilsiter Frieden trat Rußland am 7. Juli 1807 der Kontinentalsperre bei, obgleich seine Rohprodukte meistens nach England gingen und es in äußerste Not geriet, und Preußen war gezwungen, Gleiches zu thun. Am 28. Oktober 1807 folgte Portugal, von Junot bedroht. Indem die Briten die dänische Flotte 1807 wegnahmen, verhinderten sie Dänemarks Beitritt zum Kontinentalsysteme; Schweden verweigerte denselben und kam darum in Krieg mit Rußland. Österreich hingegen trat im Vertrage von Fontainebleau am 10. Oktober 1807 dem Kontinentalsysteme bei, und Spanien wurde unter König Joseph Napoleon 1808 ebenfalls damit beglückt. Großbritannien antwortete mit Repressalien und erließ die „Orders in Council“ vom 11. November 1807: es verhing die schärfste Blockade über alle Häfen, von denen seine Flagge ausgeschlossen war, gestattete nur den Neutralen direkt zwischen den feindlichen Kolonieen und ihrem Vaterlande zu verkehren und dort Kolonialwaren für letzteres einzunehmen, und zwang alle Schiffe, die mit den blockierten Häfen handeln wollten, in einem Großbritannien unterworfenen Hafen zuerst einzulaufen und eine Abgabe, meist 25 %, vom Werte der Ladung zu zahlen. Noch bevor Napoleon von diesem Geheimratsbefehl vernommen, erließ er, da der Schleichhandel in hohe Blüte trat, das erste Mailänder Dekret vom 23. November 1807: alle Schiffe, die vor ihrer Ankunft in französischen Häfen aus irgendeinem Grunde in England gewesen, wurden mit gesamter Ladung weggenommen. Diesem folgte nun am 17. Dezember 1807 das zweite Mailänder Dekret, welches jedes Schiff, das sich dem englischen Geheimratsbefehle vom 11. November unterwarf, für entnationalisiert erklärte und als englisches Eigentum anzusehen befahl. Da die Amerikaner unter den Orders in Council besonders leiden mußten, hoffte Napoleon, er könne sie zum Kriege gegen Großbritannien reizen, aber sie hielten sich neutral und stellten durch die Non-Intercourse-Act vom 28. Dezember 1807 jeden Verkehr mit Europa ein. Auch Dänemark war dem Kontinentalsysteme, sich eng an Napoleon anschließend, beigetreten und nach der Thronrevolution fügte sich ihr Schweden im Januar 1810, während Portugal seit der Konvention von Cintra 1808 ihr verloren war. Beinahe der ganze Kontinent stand somit unter dem Kontinentalsystem. Rußland fühlte sich freilich stark genug, es in seinem Interesse nach Kräften zu modifizieren; andere Staaten aber, wie Preußen und Holland, litten unsäglich darunter. Das System war in den Staaten, die ihm folgten, herzlich verhaßt, denn der Egoismus Frankreichs trat nackt zutage: es verschloß sich ihren Fabrikaten und überflutete sie mit den seinigen. Darum hatten sie alle keinen Sporn, die Sperrgesetze pünktlich auszuführen, und ganzen Heeren von Zollwächtern zum Trotze erreichte der Schleichhandel, mit raffinierter Klugheit betrieben, enorme Dimensionen. Forderte Napoleon von den Opfern seiner Politik, daß sie an ihrem eigenen Ruine arbeiten sollten, so begann er sich selbst von ihm lästigen Maßregeln zu dispensieren; er verkaufte gegen enorme Summen Licenzen, für die französische Produkte und Fabrikate ausgeführt und fremde eingebracht werden durften, trieb damit ein einträgliches Geschäft, verschenkte solche Licenzen an Verwandte und Begünstigte, umging so seine eigenen Gesetze, begünstigte mittelbar den Schmuggel und ruinierte zu seinen Gunsten den Handel der Nation. Durch den Tarif von Trianon (am 5. August 1810) verschaffte er sich von neuem große Einnahmen: der Handel mit England und dessen Kolonieen blieb wie bisher untersagt: alle Kolonialwaren, woher sie auch stammten, wurden einer Einfuhrabgabe von 50 % unterworfen. Jeder in Napoleons Machtsphäre liegende Staat mußte diesen Tarif annehmen. Der Vernichtungskrieg sollte nun die britischen Manufakturen treffen. Überall veranstalteten die Napoleonischen Regierungen Nachforschungen nach Kolonialvorräten, die nicht besteuert eingekommen waren, und konfiszierten 1810 solche im Werte von 150 Millionen Frcs.; überall fahndeten sie nach Baumwollenwaren und anderen britischen Manufakturen, konfiszierten oder verbrannten sie. Das Dekret von Fontainebleau vom 19. Oktober 1810 verfügte die öffentliche Verbrennung aller englischen Manufakturwaren in der ganzen kaiserlichen Machtsphäre; spezielle Gerichtshöfe hatten über der strengen Ausführung des Dekrets zu wachen. In den Rheinbundslanden z. B. nahm nun die Obrigkeit den Bürgern bezahlte und versteuerte Waren weg und verbrannte sie; wer verheimlichte Vorräte verriet, wurde belohnt. Napoleons Soldaten setzten rücksichtslos die Konfiskationen und Autodafés von der Schweiz und Spanien bis zu den Hansestädten und Schweden ins Werk. Der ausgedehnteste Schmuggel dauerte freilich fort. Nach den neuen Annexionen in

Norddeutschland, am 10. Dezember 1810, schien durch den Besitz der ganzen Nordseeküste die Handhabung des Kontinentalsystems gesichert, und Napoleon träumte davon, seine Zollwächter auch in Petersburg schalten zu sehen. Alexander aber entfremdete sich ihm immer mehr, sagte sich durch Ukas vom 31. Dezember 1810 von Napoleons Handelssystem los, verkündete einen neuen Zolltarif und schloß einige französische Fabrikate von der Einfuhr aus. Die Kontinentalsperre hat schließlich Frankreich noch mehr geschadet als England und in erster Linie die Mißstimmung der Völker, die Napoleons Sturz nach sich zog, genährt. Großbritanniens Interesse erforderte, nachdem Rußland dem Kontinentalsystem entsagt hatte, seine Sprengung, und seit April 1812 wurde für englische Kolonialwaren der Schmuggel nach Europa über Rußland organisiert; 1812 beseitigte ein Parlamentsbeschluß die Orders in Council von 1807, und das ganze Kontinentalsystem brach mit der großen Koalition von 1812—13 gegen Napoleon zusammen. — Vgl. Kiesselbach, Die Kontinentalsperre in ihrer ökonomisch-politischen Bedeutung, Stuttgart und Tübingen 1850.

Konzert-Traktat von 1805. Am 11. April 1805 schlossen England, wo der russische Gesandte Graf Woronzow sehr dafür thätig gewesen, und Rußland in St. Petersburg ein Bündnis (Traité de concert) ab. Sein Zweck war: das Gleichgewicht und den Frieden in Europa herzustellen, Hannover und Norddeutschland von den Franzosen zu säubern, Holland und die Schweiz unabhängig zu machen, Sardinien wiederherzustellen, Italien von der französischen Herrschaft zu befreien und überhaupt eine Ordnung der Dinge zu begründen, welche allen Staaten ihre Sicherheit und Unabhängigkeit verbürgen und als Schutzwehr gegen künftige Übergriffe dienen möchte. Unter Beitritt Preußens sollte ½ Million Streiter gegen Napoleon und seine Verbündeten geführt werden: England versprach seine Schiffe für den Truppentransport und für jedes Hunderttausend regulärer Truppen 1,250,000 Pf. St. Subsidien. Friede sollte nur unter gemeinsamer Übereinstimmung aller Mächte, die dem Bunde angehörten oder beitreten würden, geschlossen werden dürfen. In Separatartikeln war der Beitritt Österreichs und Schwedens auf Grund kürzlich mit Rußland abgeschlossener Verträge in Aussicht gestellt. Vergebens blieben hingegen alle Bemühungen Alexanders I., auch Preußen zu dem Bunde zu ziehen; es blieb neutral, sich selbst nicht mehr als Großmacht fühlend. Schweden trat im April, Österreich am 9. August 1805 dem Bunde bei, den, als eben Preußen an Napoleon irre werden wollte, die Schlacht von Austerlitz (s. d.) zersprengte. Lefèbvre nennt den Vertrag vom 11. April, der Frankreich alle Eroberungen seit 1789 nehmen wollte, den blutigsten Schimpf für die Würde und Unabhängigkeit eines großen Volkes; jetzt — sagt er — stand Frankreich nur die Wahl frei zwischen dem Caudinischen Joche und Europas Eroberung.

Kopenhagen wurde vom 11. August 1658 an von Karl X. Gustav, König von Schweden, belagert und von Bürgern und Besatzung unter der Führung von Schack, Güldenlöwe, Thuresen und dem Könige Friedrich III. selbst verteidigt. Die Anstrengungen der Schweden blieben fruchtlos, da die Verproviantierung der Stadt durch eine holländische Flotte unter Admiral Opdam Ende Oktober trotz lebhafter Gegenwehr der schwedischen Schiffe und der Festen Helsingborg und Kronborg nicht verhindert werden konnte. Als die Verbündeten der Dänen Jütland eroberten, mußte die Belagerung in eine Blockade verwandelt werden; doch machte der König in der Nacht vom 10. zum 11. Februar 1659 noch einen letzten Sturmversuch, der aber wie alle früheren zurückgeschlagen wurde. Zahlreiche Ausfälle, in deren einem König Karl selbst nahezu in Gefangenschaft geraten wäre, hatten den Schweden ihre Aufgabe erschwert. Die Niederlage bei Nyborg (14. November 1659) veranlaßte dann die Aufhebung der Belagerung und die Räumung Dänemarks.

Kopenhagen. Am 27. Mai 1660 kam hier der im Haag unter Vermittelung von Holland, England und Frankreich verhandelte Friede zwischen Dänemark und Schweden zum Abschluß, in dem Dänemark von den im Roeskilder Frieden vom 26. Februar 1658 verlorenen Provinzen Drontheim und Bornholm zurück erhielt.

Kopenhagen, englische Angriffe 1801 und 1807. K. hatte zu Anfang unseres Jahrhunderts zweimal kurz nacheinander heftige Angriffe durch englische Streitkräfte zu bestehen. Infolge des Beitritts Dänemarks zu der bewaffneten Neutralität Rußlands, Preußens und Schwedens, zu dem es wesentlich durch russische Drohungen gedrängt war, erschien im März 1801 eine englische Flotte unter Parker und Nelson im Sunde, in den einzudringen sie das Feuer von Kronborg nicht hatte hindern können. Die Verteidigung K.s war zwei Geschwadern anvertraut, deren Mittelpunkt die den Hafen deckende, der Nordspitze von Christianshavn (Amager) vorliegende Feste Tre Kroner (Drei Kronen) bildete. Die eine Hälfte der dänischen Flotte war zwischen dieser Feste und dem seeländischen Strande (lange Linie, Strandweg) aufgestellt in der Richtung Süd-Ost zu Nord-West, die andere zwischen ihr und der Nordküste von Amager in wesentlich nördlicher Richtung. Gegen letztere, die unter dem Befehl Olfert Fischers stand, richtete Nelson am 2. April mit 12 Linienschiffen, 7 Fregatten und 19 kleineren Fahrzeugen, die 1200 Kanonen und ca. 9000 Mann Besatzung trugen, seinen Angriff, während Parker den nördlichen Teil der dänischen Aufstellung beobachtete. Olfert Fischer hatte sieben große und einige kleinere Blockschiffe, mehrere Prahme und zwei kleine Fregatten unter seinem Kommando, mit zusammen 630 Kanonen und 5000 Mann Besatzung. Der Angriff begann um 10 Uhr morgens und dauerte gegen 5 Stunden, ohne einen Erfolg zu erzielen. Nelsons Admiralschiff wurde übel zugerichtet und schoß zuletzt nur noch aus wenigen Kanonen. Olfert Fischer mußte den „Dannebrog“, der in Brand geriet, verlassen, ebenso ein zweites Schiff, führte aber, obgleich verwundet, von der Feste Tre Kroner aus den Kampf fort. Führer und Mannschaft der Dänen bewährten vollauf den

alten, wohl erworbenen Ruf der Tüchtigkeit und Mannhaftigkeit im Kampfe zur See. Nach dreistündiger Dauer des Kampfes fing Parker an, am Erfolge zu zweifeln und gab Nelson das Signal zum Rückzuge, das dieser aber nicht beachtete. Es gelang diesem, den Dänen schwere Verluste beizubringen, aber sein eigenes Geschwader blieb kaum noch kampffähig. Drei seiner größten Linienschiffe waren an Grund geraten, darunter eins dicht vor Tre Kroner, das von dort aufs heftigste beschossen wurde. Um es zu retten, schickte Nelson einen Parlamentär ans Land mit der Erklärung, wenn das dänische Feuer nicht aufhöre, sei er genötigt, die in seine Gewalt geratenen dänischen Schiffe in Brand zu setzen, ohne die Mannschaft retten zu können. Inzwischen hielt er mit seinen Offizieren einen Kriegsrat, ob man imstande sein werde, auch die nördliche Verteidigungslinie anzugreifen, was einstimmig verneint wurde; man war der Meinung, daß man ungesäumt den günstigen Wind benutzen müsse, sich aus dem gefährlichen Fahrwasser zu retten. Aus dieser Situation befreite der zurückkehrende Parlamentär, den ein Bote des Kronprinzen begleitete mit dem Auftrage, einen vorläufigen Stillstand zu schließen; die weiteren Verhandlungen führten dann zur Lossagung Dänemarks von der bewaffneten Neutralität. Die Dänen gaben ihren Verlust in diesem Seegefecht auf 1035 Tote und Verwundete an, die Engländer auf 1200. Nelson soll geäußert haben, daß unter den 105 blutigen Treffen, denen er beigewohnt, die Schlacht auf der Rhede von Kopenhagen das blutigste und hartnäckigste gewesen sei.

Ruhmloser und dabei verlustreicher für Dänemark verlief der zweite Angriff der Engländer auf Kopenhagen im Jahre 1807. Er erfolgte, weil England nach dem Tilsiter Frieden fürchtete, die dänische Flotte möge in die Hände Frankreichs geraten. Im August erschien unter dem Befehl des Admirals Gambier eine englische Flotte von 54 Kriegs- und 500 Transportschiffen im Sunde und verlangte die Auslieferung der dänischen Flotte für die Dauer des Krieges mit Frankreich, damit man sicher sei, daß dieselbe nicht gegen England gebraucht werde. Die Forderung wurde verweigert, worauf die englische Armee unter Cathcart und Arthur Wellesley (Wellington) am 16. August bei Vedbek, zwei Meilen nördlich von Kopenhagen, landete. An Truppen fehlte es auf Seeland vollständig, da die Armee zur Deckung der Grenze in Holstein versammelt worden war. Am 11. August war von dort der Kronprinz in der Hafenstadt erschienen und hatte dadurch den Mut der Bewohner stark belebt, war aber schon am folgenden Tage wieder abgereist unter dem nichtigen Vorwande, von Holstein Ersatz heranzuführen, was unmöglich war, da die Engländer den Belt beherrschten. Auch die sämtlichen übrigen Mitglieder des königlichen Hauses verließen K. Trotzdem rüsteten sich Bürger und Studenten zur Gegenwehr und unterstützten willig das kleine Häuflein Militär, das zur Hand war. Am 18. August schlossen die Engländer die Stadt ein, nachdem sie die zusammengeraffte, schlecht bewaffnete Landmiliz mit leichter Mühe aus einander getrieben hatten. Die Verteidiger hielten sich gut. Aber am 2. September begann ein nachdrückliches Bombardement und währte bis zum 5., zerstörte zahlreiche öffentliche Gebäude, darunter die schöne Frauenkirche, und über 300 Privathäuser. Die Fortsetzung desselben würde die Stadt in einen Schutthaufen verwandelt haben; den von den Engländern vorbereiteten Sturm hätte man schwerlich abschlagen können. So kapitulierte der Kommandant der Stadt, der alte General Peymann, am 7. September unter der Bedingung, daß die Flotte den Engländern übergeben werde, und dieselben auf sechs Wochen die Citadelle Frederikshavn besetzten, um während dieser Frist die Flotte segelfertig zu machen. 75 größere und kleinere Fahrzeuge, darunter 18 Linienschiffe und 17 Fregatten, wurden dann von den Engländern hinweggeführt, mehrere, die im Bau begriffen waren, zerstört; dazu eigneten diese sich die sämtlichen in Arsenälen und Magazinen für die Flotte gesammelten Vorräte und Gerätschaften an. Die dänische Flotte hat nach diesem Schlage nie wieder die frühere Stärke erlangt. Dänemark suchte den Verlust in einem erbitterten Kaperkriege zu rächen, dem erst durch den Kieler Frieden 1814 ein Ende gemacht wurde. Es war dieser Überfall, der Dänemark in die unheilvolle politische Stellung trieb, die zum Verluste Norwegens führte. Peymann und mehrere höhere Offiziere wurden vor ein Kriegsgericht gestellt, das ihn und die beiden Generäle Bielefeldt und Gedde zum Tode verurteilte. Selbstverständlich konnte die Regierung dadurch die Schuld, die auf ihr lastete, nicht von sich abwälzen. Die Verurteilten wurden begnadigt.

Vgl. C. F. Allen, Slaget paa Kjobenhavns Rhed 1801 (Dansk Folkekalender 1842); J. v. Räder, Danmarks Krigs-og politiske Historie 1807 bis 1809, Bd. I, Kopenhagen 1845; E. Holm, Danmark-Norges Udenrigske Historie 1791—1807, Bd. II, Kopenhagen 1875.

Kopernikus (oder vielmehr nach der eigenen Schreibweise **Coppernicus** und deutsch **Coppernic), Nikolaus**, der Begründer der neueren Astronomie, der terrae motor, solis caelique stator, ist zu Thorn am 19. Februar 1473 geboren. Die wahrscheinlich aus Oberschlesien stammende Familie K. (Koppernigk) bestand nachweislich seit dem 14. Jahrhundert in zwei Abzweigungen zu Krakau und zu Thorn und galt ohne Frage für eine deutsche Familie. Zwischen 1455 und 1458, mitten in jenem Kriege, der den Übergang Westpreußens und Ermlands vom deutschen Ordensstaate zu Polen besiegelte, hatte der Großhändler Niklas Koppernigk sein Geschäft von Krakau nach Thorn verlegt und war hier schnell zu hohem Ansehn gelangt, so daß er schon 1465 in den Schöppenstuhl der Altstadt gewählt worden war; er hatte sich mit Barbara Watzelrode, der Tochter eines reichen Thorner Kaufherrn, vermählt, deren Bruder Lukas, ein sehr gelehrter Herr, Domherr zu Kulmsee und dann zu Frauenburg wurde und 1489 den bischöflichen Stuhl im Ermlande bestieg. Unter den vier Kindern von Niklas und Barbara war das jüngste der spätere Astronom. Über Jugendleben und Erziehung des bedeutenden Mannes,

welche, da er schon im Alter von zehn Jahren seinen Vater verlor, der Oheim Lukas unter seine Obhut nahm, ist nichts überliefert; es mag genügen, darauf aufmerksam zu machen, daß sie in jene Zeit fiel, in welcher zu leben es Ulrich von Hutten eine Lust dünkte, und daß die vollen Wirkungen dieser Zeit sich bei ihm später in mannigfaltigen Beziehungen bewährten, daß ebenso auch die Anregungen, welche auf den in den höchsten Kreisen der kommerziell und politisch bedeutenden Stadt heranwachsenden Knaben alltäglich einwirkten, wahrlich keine geringe gewesen sein können. Im Herbst 1491 bezog K. die jagiellonische Universität Krakau, welche sich damals vorzugsweise humanistischer Einwirkungen zu erfreuen hatte, und betrieb dort seine eifrigen Studien wohl ausschließlich nach zwei Richtungen hin: neben der Vertiefung der allgemeinen wissenschaftlichen Bildung, wie sie die Artistenfakultät, in welche K. sich eintragen ließ, zu gewähren pflegte, lag er besonders der Mathematik und Astronomie ob, für welche Albertus Blar von Brudzewo (Brudzewski) ein berühmter Lehrer war. Nach vollendetem Triennium, jedoch ohne einen akademischen Grad erworben zu haben, kehrte K. in die Heimat zurück und hielt sich teils in der Vaterstadt auf, teils in Heilsberg beim bischöflichen Oheim, der sich vergebens bemühte, seinem Neffen schon jetzt eine Stelle in dem Domstift zu Frauenburg zu verschaffen. (Nach der Vermutung anderer hat K. in dieser Zeit deutsche Universitäten besucht.) Im Herbst 1496 überstieg N. K. die Alpen und „hat fast ein volles Jahrzehnt in Italien zugebracht, die schöne Zeit des Mannesalters vom 24. bis zum 34. Lebensjahre. Sein Aufenthalt daselbst zerfällt in zwei größere Perioden, deren erste er zu Bologna durchlebt hat, die zweite zu Padua. Dazwischen fällt ein kürzerer Aufenthalt in Rom und eine Reise in die Heimat. Neben der Fortsetzung seiner mathematisch-astronomischen und philosophischen Studien hat K. sich in Italien noch zwei ganz verschiedenen Fachwissenschaften zugewandt. Er hat dem Rechtsstudium zu Bologna obgelegen, sodann zu Padua die kanonistischen Studien fortgesetzt und zu Ferrara durch seine Promotion abgeschlossen. Außerdem hat er zu Padua Medizin studiert.“ Auch in Bologna, wo er der Rechtsschule angehörte und sich in die Nation der Deutschen hatte aufnehmen lassen, hat er seine Lieblingswissenschaft nicht vernachlässigt, er hat selbständig Beobachtungen gemacht und war der Schüler und bald der Freund des gelehrten Dominicus Maria di Novara; erst hier hat er ferner auch die erste Bekanntschaft mit der griechischen Sprache gemacht. Im Herbst 1497 gelangte K., wenn auch abwesend, in den Besitz eines ermländischen Kanonikates. Nach einem ununterbrochenen Aufenthalte von viertehalb Jahren ging K. zu Ostern 1500, im großen Jubeljahre, von Bologna nach Rom selbst und weilte daselbst genau ein Jahr lang, in welcher Zeit er auch bereits (jedoch nicht etwa an der Universität) Vorträge über Mathematik hielt, „denen nicht bloß eine große Zahl von Studenten, sondern auch hochangesehene Männer, bereits Meister in der Wissenschaft, beiwohnten“. Im Hochsommer 1501 kehrte K. endlich nach langer Abwesenheit zu seiner Kathedrale zurück, wenn auch nur für kurze Zeit, da er die kanonistischen Studien, den offiziellen Hauptzweck seines ersten italienischen Aufenthalts, noch nicht völlig abgeschlossen hatte. Dennoch gab er, als er gleich nach seiner Heimkehr einen neuen Urlaub nachsuchte, zur Begründung desselben die Absicht, auch noch Medizin zu studieren an, damit er dereinst dem Bischof und seinen Amtsbrüdern als Arzt nützlich sein könnte. Auch zu diesem Zwecke suchte K. wieder diejenige Universität Italiens auf, welche für die hervorragendste in dem Fache galt, Padua, und hat daselbst an die vier Jahre, wohl von 1502 bis in den Anfang des Jahres 1506, dem neuen Studium gewidmet, und wieder nicht so ausschließlich, daß er nicht Zeit gefunden hätte, sich im Griechischen zu vervollkommnen und sich für das kirchliche Recht den Doktorgrad zu erwerben: seine Promotion zum doctor decretorum geschah zu Ferrara am 31. Mai 1503. Auch nach seiner zweiten Heimkehr hat K. noch nicht dauernden Sitz im Kapitel genommen, da ihn der Oheim, der Bischof, sehr bald nach Heilsberg berief, damit er ihm bei seiner schwankenden Gesundheit als Arzt zur Seite stände, und ihn bis zu seinem Tode 1512 bei sich behielt. Aus späteren Äußerungen K.s selbst geht hervor, daß er innerhalb dieser fünfjährigen Muße, wo amtliche Thätigkeit ihn nur wenig in Anspruch nahm, begonnen hat, seine kosmischen Entdeckungen und Gedanken systematisch zu ordnen und zusammenzustellen; auch hat er damals die zumeist erotischen Briefe des dem Anfange des 7. Jahrhunderts angehörigen byzantinischen Geschichtschreibers Theophylaktos Simokatta aus dem Griechischen ins Lateinische übersetzt und 1509 zu Krakau erscheinen lassen — eine Frucht, ein Denkmal seiner humanistischen Studien. — Vom Tode des Oheims ab hat K., von einer kurzen kaum 3½ Jahr dauernden und nicht einmal zusammenhängenden Unterbrechung abgesehen, über 30 Jahre hindurch in seiner Kurie zu Frauenburg Residenz gehalten, während des letzten Jahrzehnts seines Lebens von amtlicher Thätigkeit zurückgezogen, nur seinen wissenschaftlichen Arbeiten hingegeben. Von November 1516 bis November 1519 und wieder von November 1520 bis Juni 1521 verwaltete K. als Statthalter des Kapitels die Kapitelsgüter vom Schlosse zu Allenstein aus, zumeist in einer sehr schweren Zeit, denn mit dem Ausgange des Jahres 1519 ging die schon lange die Zustände Preußens unsicher machende Spannung zwischen dem Deutschen Orden und den Polen in einen vollen Krieg über, der auch über Allenstein eine Belagerung durch die Ordenssöldner hereinbrachte. Und auch von Frauenburg aus sah sich K. vielfach genötigt, Zeit und Kräfte amtlicher Thätigkeit zu widmen, sei es bei der inneren Verwaltung, sei es bei diplomatischen Verhandlungen mit den Nachbaren, mit den Polen und mit Westpreußen sowie mit der hochmeisterlichen und bald herzoglichen Regierung in Königsberg. Wie es bei den Bischofswahlen den Polen und ihrem Könige gegenüber, welche die Rechte des Kapitels und der Deutschen überhaupt

nicht ohne Erfolg mehr und mehr zu beschränken bemüht waren, besonders große Schwierigkeiten zu überwinden gab, so machte die Ordnung der völlig wirren Münzverhältnisse der preußischen Lande selbst viel zu schaffen. Im Jahre 1527 verfaßte K. selbst eine Denkschrift über das preußische Münzwesen. Auf den Tagfahrten der polnisch-preußischen Stände hat K. öfter seinen Bischof, der den Vorsitz zu führen hatte, vertreten müssen. 1523, nach dem Tode des Bischofs Fabian, war K. bis zur Wahl des Nachfolgers Administrator des Stifts. Trotz seiner festen Anhänglichkeit an den alten Glauben, trotz der vielen Zwistigkeiten, die es zwischen dem Bistum und dem Herzogtum gab, stand doch K. durchweg in persönlich freundschaftlichem Verhältnisse zum Herzoge Albrecht und folgte sogar 1541 trotz seines hohen Alters einem Rufe desselben zu ärztlichem Beirat nach Königsberg. Schon gegen den Ausgang des Jahres 1542 schwer erkrankt, starb K. am 24. Mai 1543. Daß K. schon früher als ein bedeutender Mathematiker galt, dessen Rat in den wichtigsten Fragen nicht umgangen werden durfte, zeigt die an ihn gerichtete Aufforderung, für das zu 1515 berufene Konzil ein Gutachten über die Kalenderverbesserung auszuarbeiten; er glaubte aber ablehnen zu müssen, weil die Länge des Jahres und der Monate noch nicht genau genug bestimmt sei. Erst auf seinen späteren Berechnungen beruht die Schaltregel in der Reform Gregors XIII. — Wenngleich K. auch bereits in Italien vielfache Beobachtungen am Himmel angestellt hatte, so hat er dieselben in größerem Maßstabe doch erst in Frauenburg aufnehmen können, wo ihm ein niedriger Thorturm neben seiner Kurie als Warte diente (nicht auch in Allenstein). Aber die Mangelhaftigkeit der damaligen Instrumente, die sich die Astronomen meist mit eigener Hand anfertigen mußten, konnte sie nie, wie es natürlich auch K. selbst nicht entging, zu scharfen Resultaten gelangen lassen. Die wahre Bedeutung des neuen koppernikanischen Weltsystems beruht aber auch weniger auf den zugrunde liegenden Beobachtungen als auf dem philosophischen Gedanken, auf der Loslösung von dem verknöcherten Scholasticismus, auf dem Zurückgreifen auf das Altertum und dessen unmittelbare Epigonen. „Durch keine andere Anordnung habe ich eine so bewundernswürdige Symmetrie des Universums, eine so harmonische Verbindung der Bahnen finden können, als da ich die Weltleuchte, die Sonne, die ganze Familie kreisender Gestirne lenkend, in die Mitte des schönen Naturtempels wie auf einen königlichen Thron gesetzt.“ Wenn K. hierbei gewissen Grundgedanken des Ptolemäus folgte, welche er weiter ausführte und mehr auf philosophischem Wege, aus „der großen Einfachheit und Zweckmäßigkeit des Ganzen“ erwies, die genaue Berechnung den mit besseren Instrumenten ausgestatteten Nachfolgern überlassend, so hat er doch auch schon einmal die Möglichkeit der elliptischen Bahnen der Himmelskörper vorahnend angedeutet. Das große Werk, in welchem K. seine Anschauungen niedergelegt hat, „de revolutionibus orbium caelestium libri sex“, ist erst unmittelbar vor dem Tode des großen Verfassers zum Druck gekommen. Vorher hatte sich K. darauf beschränkt, einzelnen Freunden und bevorzugten Schülern gelegentliche Mitteilungen zu machen, und nur eine ganz kurze, mit einer übersichtlichen Einleitung über die früheren Systeme versehene Zusammenstellung seiner Haupt-„Axiome“ (commentariolus) war handschriftlich hin und wieder verbreitet. Erst ein junger Mathematiker aus Wittenberg, der 22jährige Professor Joachim Rheticus, der 1539 schon als ein entschiedener Anhänger der koppernikanischen Lehre nach Frauenburg kam und bald das volle Vertrauen seines greisen Lehrers gewann, vermochte ihn die Zustimmung zum Drucke des Werkes zu geben. Das erste vollständige Exemplar des gedruckten Buches konnte K. wenige Stunden vor seinem Tode wenigstens noch berühren. — L. Prowe, Nicolaus Coppernicus. Erster Band: Das Leben. 2 Teile. 1883.

Köprili ist der Name der Familie jener berühmten Staatsmänner des osmanischen Reiches, welche in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts noch einmal an Stelle der erschlafften Sultane aus Osmans Hause die Pforte ihren Nachbarn furchtbar gemacht haben. Bekanntlich war die Macht der Sultane der Türkei nach dem Ableben des furchtbaren Murad IV. (1640) durch die Damen des Serai, durch die Ulemas, und namentlich durch die revolutionäre Wildheit der vollständig zu Prätorianern schlimmster Art gewordenen Janitscharen in fühlbarer Weise verfallen. Sultan Ibrahim wurde 1648 durch die meuterischen Krieger ermordet, und sein junger, bei Antritt der Herrschaft erst siebenjähriger Sohn Mohamed IV. (1648—1687) sah während der ersten Jahre seiner Regierung einerseits unter seinen Augen in Stambul selbst den grimmigen, oft in schrecklichen Thaten sich entladenden Parteikampf zwischen dem Serai und den soldatischen Machthabern, andererseits mit Schrecken einen fühlbaren Rückgang der türkischen Waffenmacht. Denn der schwere Krieg, den die Pforte unter Sultan Ibrahim gegen die Venetianer zur Eroberung der Insel Kreta im Jahre 1645 begonnen hatte, und der sich seit 1647 hauptsächlich um die Hauptstadt Candia drehte, brachte schon seit mehreren Jahren der Türkei keinerlei nennenswerte Erfolge mehr. Als endlich anderen maritimen Schlägen der Venetianer der glänzende Seesieg in den Dardanellen folgte, den im Juni 1656 ihr Generalkapitän Lorenzo Marcello mit seinem Tode erkaufte, und nun diesem an Lepanto erinnernden Schlage für die Türken auch der Verlust von Lemnos und Tenedos folgte, da hat der junge Sultan mit glücklichem Griffe am 15. September 1656 einen gewaltigen Menschen als Großwessir an die Spitze des Reiches gestellt, der wieder die Autorität herstellte, in der Verwaltung, in dem Heer- und Seewesen Ordnung und Reformen einführte, und zuerst wieder bei den Osmanen den alten ungestümen kriegerischen Geist und ihr altes wildes Nationalgefühl erweckte. —

Es war dieses Mohamed K., der Enkel eines nach Kleinasien ausgewanderten Albanesen, ein vorgerückter Siebziger, ein Mann, der bei Mangel an wissenschaftlicher Bildung (selbst zu lesen

verstand er nicht) doch in jeder Lage des Lebens gesundes Urteil und Thatkraft bewiesen hatte, und noch über eine unerschöpfliche Lebenskraft verfügte. Durch den Einfluß des Serai erhoben, sicherte er sich sofort gegen die Intriguen der Eunuchen und die Launen des Harems, indem er beim Antritt seines Amtes die mächtige Sultanin-Walide im Namen ihres Sohnes bei Allah schwören ließ, daß keiner seiner Anträge ohne willfährige Erledigung bleiben, Belohnung und Strafe sowie Besetzung der Stellen allezeit in seiner Hand sein, und niemals einer Anschwärzung gegen ihn Gehör gegeben werden sollte. Auch nach anderen Richtungen hin wußte er die Stellung des Großwessirs stark und übermächtig zu gestalten. Mit Hilfe des von ihm gewonnenen vornehmsten Agas der Janitscharen wurden die gefährlichsten Meuterer unter den Truppen der Hauptstadt unschädlich gemacht. Den Mufti bestimmte er, ihm ein Zeugnis abzugeben, daß keiner seiner Schritte dem Gesetz zuwiderlaufe. Und wie er nun mit rücksichtsloser Härte, mit durchdringendem Scharfsinn, mit List und furchtbarem Nachdruck alles aus dem Wege räumte, was ihm Widerstand leistete oder auch nur seine Eifersucht erweckte oder ihm hätte gefährlich werden können; wie er weder die Schützlinge der Walide, noch volksbeliebte Scheichs, weder die ihm zuerst verbündeten Männer (wie den Mufti und den Janitscharenaga) verschonte, als sie sich ihm widersetzten: so stellte er nun auch kräftige Rüstungen an, und führte alles zum glücklichen Ende, was er unternahm. Aufstände in Asien und Afrika wurden glücklich niedergeschlagen, und den Venetianern entriß er schon 1657 die eroberten Inseln wieder, drängte sie auf die Verteidigung zurück und sicherte die Dardanellen durch neue feste Schlösser („Wälle des Islam") gegen die Flotte der kühnen Italiener. So galt sein Wort bei dem jungen Sultan bald für ein untrügliches Orakel. Nach Unterdrückung eines furchtbaren Aufstandes in Asien starb Mohamed schon im fünften Jahre seiner Amtsführung; sterbend soll er dem Sultan den Rat gegeben haben (der wenigstens ganz in seinem Sinne war), den Damen des Harems kein Gehör in Staatsfragen zu geben, — selbst auf die Gefahr einer Bedrückung der Unterthanen hin stets eine gefüllte Kasse zu halten, — und die Zuverlässigkeit und den Gehorsam des Heeres durch unaufhörliche Bewegung desselben sich zu sichern.

Sultan Mohamed IV. war glücklich genug, in dem Sohne seines gewaltigen Ministers, in Ahmed K., einen ausgezeichneten Ersatz zu finden. Der alte K. hatte diesen Sohn in den Schulen der Ulemas erziehen lassen und ihn ursprünglich nur zu einer hohen Stellung in der Beamtung des Reiches bestimmt, nachher aber, obwohl wider das türkische Herkommen, den Sultan doch bewogen, den Ahmed zuerst als Gehilfen ihm zur Seite zu stellen, endlich als Nachfolger anzunehmen. Dieser K. hat sich in der Türkei ein sehr gutes Andenken gestiftet. Ahmed war ein Mann von anerkannter Mäßigung und Uneigennützigkeit; er hatte keinerlei blutige Neigungen, und während er durch seine Festigkeit und Klugheit Meister des Palastes, der Truppen und des Reiches blieb, gewann er den Ruf der Freigebigkeit und Unbestechlichkeit, der Gerechtigkeit und des verständigen Wohlwollens als Regent des großen Reiches. Was auf der anderen Seite die Leitung der auswärtigen Angelegenheiten des Reiches und namentlich das Kriegswesen angeht, so haben die Erfolge Ahmeds, von dem man anfangs zweifelte, ob er es verstehen würde, ein Heer zu führen, die seines Vaters in Schatten gestellt. Seine Hauptthat war die vollständige Eroberung der Insel Kreta. Viertehalb Jahre (vom November 1666 bis zum Ende September 1669) stand er persönlich auf diesem Eiland und wich nicht, bis die Venetianer am 6. September 1669 Kreta vertragsmäßig abtraten und am 27. September Candia räumten, wo er nun am Altar der Hauptkirche die Fahne des Islam aufpflanzte. Ebenso gelang es ihm, 1670 die Mainotten in Morea zur Ergebung zu nötigen. Geringere Erfolge hatte Ahmed gegen Österreich und Polen. In dem 1662 ausgebrochenen Kriege mit dem Hause Habsburg hatte er allerdings mit gewaltiger Heeresmacht nach langer Belagerung (17. August bis 24. September 1663) Neuhäusel, das Bollwerk des westlichen Ungarn, erobert. Dagegen war er im folgenden Jahre 1664 der Taktik Montecuculis nicht gewachsen und verlor nach langem mörderischen Kampfe die große Schlacht bei St. Gotthard an der Raab (1. August). Trotzdem behauptete er in dem gleich nachher am 10. August zu Vasvar auf 20 Jahre geschlossenen Frieden die Festungen Neuhäusel und Großwardein und die Oberhoheit über Siebenbürgen für die Pforte. Nachher (wie schon bemerkt) auf Kreta thätig, hat er drei Jahre nach der Eroberung von Candia sich gegen die Polen gewendet. Trotz Sobieskis glänzender Siege bei Choczim und Lemberg erkämpfte Ahmed in vier Feldzügen einen Teil Podoliens und Kaminiez (wie auch die erneute Herrschaft über Moldau und Walachei) für die Pforte. Unmittelbar nach Abschluß des Friedens von Zurawna (des letzten, in welchem die Pforte Land und Leute gewonnen hat), ereilte Ahmed der Tod. Gleich nachher (7. November 1676) wurde sein Schwager Kara-Mustafa (s. d.) als sein Nachfolger zum Großwessir erhoben, der aber weder als Mensch noch als Staatsmann und Feldherr an die K. heran reichte. Als dieser am 25. Dezember 1683 auf Befehl des Sultans zu Belgrad durch den Oberstkämmerer Ghasassade-Ahmedaga aus dem Wege geräumt, später aber auch Mohamed IV. nach der Niederlage seines Heeres bei Mohacz, durch die Truppen entthront und (im Herbst 1687) durch seinen Bruder Suleiman III. ersetzt worden war, fand dieser neue Sultan noch einmal einen tüchtigen Großwessir in Ahmeds Bruder Mustafa K. 1689. Mit Kraft und Einsicht stellte dieser tüchtige Mann schnell genug das bei Betudschina unter Redscheb-Pascha am 30. August 1689 durch die Österreicher unter Ludwig von Baden ruinierte türkische Heer wieder her und warf sich den Österreichern entgegen, die schon Widdin und Nisch erobert hatten. War es ihm gelungen, die erschöpften Finanzen wieder in Ordnung zu bringen, durch Wort und Beispiel die Mutlosig-

keit zu bannen und in seiner neuen Armee den alten religiösen Enthusiasmus wieder zu erwecken, so vermochte er nun 1690 Nisch wieder zu nehmen und Belgrad mit Sturm zu erobern. Als er aber im Frühling 1691 wieder mit 100,000 Mann nach Semlin ausgerückt war und später den Markgrafen Ludwig von Baden bei Salankemen (19. August 1691) zu vernichten gedachte, fand er in der furchtbaren Schlacht, die hier mit gänzlicher Niederlage der Osmanen endigte, selbst den Tod im Gefecht, nachdem kurz vorher Suleiman III. am 23. Juni gestorben und diesem Ibrahims dritter Sohn Ahmed II. gefolgt war.

Vgl. L. Ranke, Die Osmanen und die spanische Monarchie.

Koraïs, Adamantios (**Diamantis Coray**), berühmter neugriechischer Patriot und Gelehrter, war der Sohn eines auf der Insel Chios ansässigen wohlhabenden Kaufmannes. Am 27. April 1748 zu Smyrna geboren, wurde der reich begabte, durch eine überaus zähe Arbeitskraft ausgezeichnete K. zuerst in seiner Geburtsstadt selbst auf der daselbst bestehenden „Evangelischen Hochschule" in die Theologie und Philologie eingeführt. Als Jüngling versuchte er sich auf den Wunsch seines nach Amsterdam übergesiedelten Vaters zunächst (1772—1778) als Kaufmann, ging aber dann zur *Medizin* über. Nach Vollendung seiner *Studien* (1782—1788), die in Montpellier der Medizin, und an anderen Zentralplätzen wissenschaftlicher Bildung in Frankreich und in Italien auch der Philologie und der Theologie gewidmet waren, siedelte K. sich in Paris an, und hat nun von hier aus für mehrere Jahrzehnte einen sehr starken Einfluß auf sein Volk ausgeübt. Ein durchaus lauterer Charakter und ein sehr tüchtiger Gelehrter, lebte K. bei einfachen Gewohnheiten und stolzer Gleichgültigkeit gegen Reichtümer nur für die großen Interessen seiner Nation.

Für die Folgezeit ist K. am bedeutendsten geworden einerseits durch das „legislatorische" Verdienst, welches er sich um die neugriechische Volkssprache erworben hat, indem er dieselbe so viel als möglich von fremden Worten und Ausdrücken reinigte, dagegen die rücksichtslose Einführung altgriechischer Formen abwies, und darauf hinleitete, eine korrekte und allgemein verständliche, den Bedürfnissen des Volkes wie der Gelehrten gleichmäßig entsprechende Schriftsprache zur Geltung zu bringen. Anderseits ist der Ruf des K. als eines tüchtigen Philologen noch heute anerkannt. Nach dieser Seite war (1805—1827) eine Hauptarbeit seines Lebens die Ausgabe der „hellenischen Bibliothek", nämlich der prosaischen Schriftsteller des griechischen Altertums mit Anmerkungen und Einleitungen.

K. war jedoch keineswegs ausschließlich Gelehrter. Viele seiner Schriften, die namentlich dahin wirkten, die Opferfreudigkeit der reichen und gebildeten Griechen für die Sache der Volksbildung zu erwecken, dienten der nationalen Erziehung des griechischen Volkes, auf welche der feurige, stets auf die künftige Befreiung desselben von der Fremdherrschaft bedachte, und wie so viele seiner Landsleute damals durch die Ideen der ersten französischen Revolution lebhaft angeregte K. das höchste Gewicht legte. Sein Grundgedanke war es dabei, daß die politische „Wiedergeburt" Griechenlands durch die geistige erst vorbereitet werden müsse, daß aber die geistige Erhebung nicht sich vollziehen werde, ohne dann auch die politische nach sich zu ziehen. Dieses ist namentlich ausgesprochen in seiner Bearbeitung (Paris 1802) des berühmten Werkes von Beccaria „Dei delitti e delle pene". Und seine Schrift „De l'état actuel de la civilisation en Grèce" (Paris 1803, ins Deutsche übersetzt von Karl Iken, Leipzig 1821), die Europa auf die Lage der Neugriechen aufmerksam machen sollte, bekämpfte die Meinung von der Gesunkenheit dieses Volkes und schilderte die bedeutenden materiellen und moralischen Fortschritte desselben seit der Mitte des 18. Jahrhunderts. Ebenso nahm K. an der thatsächlichen Neugestaltung seines Vaterlandes seit 1821 durch patriotische Schriften teil, deren einige mit ungestümem Feuer gegen das Regierungssystem des Präsidenten Giovanni Kapodistrias sich richteten. K. starb am 6. April 1833 zu Paris.

Vgl. G. Hertzberg, Geschichte Griechenlands, Bd. III. Rangabé und Daniel Sanders, Geschichte der neugriechischen Litteratur, S. 25 ff.

Korff, alte Adelsfamilie. — **1) Nikolai Friedrich, Baron Korff.** Am 18. Mai 1710 geboren, erhielt K. im Dezember 1741 von Kaiserin Elisabeth, der Cousine seiner Frau, den Auftrag, den jungen Peter von Holstein nach St. Petersburg zu bringen; seitdem verband beide die innigste Freundschaft. Er wurde Kammerherr, brachte 1743 die gestürzte Familie Braunschweig von Ranenburg nach Cholmogory und suchte die Trennung Iwans VI. von den Seinen zu hindern; freilich umsonst, was dem humanen Manne furchtbar war. 1746 löste ihn der Major Gurjew in der Bewachung ab. Unter Elisabeth stieg er zum General en chef, Generallieutenant und Senator auf, war zwei Jahre mit der Obhut des unglücklichen Iwan in Schlüsselburg betraut, den er gütevoll und ehrerbietig behandelte; Iwan selbst gab ihm dies ehrende Zeugnis, als Peter III. den Entthronten im April 1762 mit K. und anderen Herren im Schlüsselburger Kerker besuchte; der verwahrloste Iwan erkannte K. nicht wieder und pries ihn Peter als seinen einzigen Wohlthäter, ohne zu ahnen, daß K. tief bewegt neben ihm stehe. Seit dem 3. Januar 1762 war er Generalpolizeimeister, war milde, ehrenhaft, aber schwach. 1757 starb seine Gemahlin, die Gräfin Katharina Karlowna Skawronski; er verschied in St. Petersburg 5. Mai 1766.

2) Modest Andrejewitsch, Graf Korff. Als Sohn des russischen Senators und Geheimen Rates Barons Andrei Feodorowitsch K. am 23. September 1800 in St. Petersburg geboren, verließ K. am 21. Juni 1817 das Lyceum zu Zarskoje-Selo mit dem späteren Reichskanzler Fürsten Gortschakow, dem Dichter Puschkin u. a., und trat im Juli in das Justizministerium als Titularrat; von 1819 bis 1826 gehörte er der Kommission an, welche die Gesetze zusammenstellen sollte. Am 16. April 1826 wurde er Hofrat und in der zweiten Abteilung der Privatkanzlei des Kaisers verwendet; Speranski fand in ihm die

verstand er nicht) doch in jeder Lage des Lebens gesundes Urteil und Thatkraft bewiesen hatte, und noch über eine unerschöpfliche Lebenskraft verfügte. Durch den Einfluß des Serai erhoben, sicherte er sich sofort gegen die Intriguen der Eunuchen und die Launen des Harems, indem er beim Antritt seines Amtes die mächtige Sultanin-Walide im Namen ihres Sohnes bei Allah schwören ließ, daß keiner seiner Anträge ohne willfährige Erledigung bleiben, Belohnung und Strafe sowie Besetzung der Stellen allezeit in seiner Hand sein, und niemals einer Anschwärzung gegen ihn Gehör gegeben werden sollte. Auch nach anderen Richtungen hin wußte er die Stellung des Großwessirs stark und übermächtig zu gestalten. Mit Hilfe des von ihm gewonnenen vornehmsten Agas der Janitscharen wurden die gefährlichsten Meuterer unter den Truppen der Hauptstadt unschädlich gemacht. Den Mufti bestimmte er, ihm ein Zeugnis abzugeben, daß keiner seiner Schritte dem Gesetz zuwiderlaufe. Und wie er nun mit rücksichtsloser Härte, mit durchdringendem Scharfsinn, mit List und furchtbarem Nachdruck alles aus dem Wege räumte, was ihm Widerstand leistete oder auch nur seine Eifersucht erweckte oder ihm hätte gefährlich werden können; wie er weder die Schützlinge der Walide, noch volksbeliebte Scheichs, weder die ihm zuerst verbündeten Männer (wie den Mufti und den Janitscharenaga) verschonte, als sie sich ihm widersetzten: so stellte er nun auch kräftige Rüstungen an, und führte alles zum glücklichen Ende, was er unternahm. Aufstände in Asien und Afrika wurden glücklich niedergeschlagen, und den Venetianern entriß er schon 1657 die eroberten Inseln wieder, drängte sie auf die Verteidigung zurück und sicherte die Dardanellen durch neue feste Schlösser („Wälle des Islam") gegen die Flotte der kühnen Italiener. So galt sein Wort bei dem jungen Sultan bald für ein untrügliches Orakel. Nach Unterdrückung eines furchtbaren Aufstandes in Asien starb Mohamed schon im fünften Jahre seiner Amtsführung; sterbend soll er dem Sultan den Rat gegeben haben (der wenigstens ganz in seinem Sinne war), den Damen des Harems kein Gehör in Staatsfragen zu geben, — selbst auf die Gefahr einer Bedrückung der Unterthanen hin stets eine gefüllte Kasse zu halten, — und die Zuverlässigkeit und den Gehorsam des Heeres durch unaufhörliche Bewegung desselben sich zu sichern.

Sultan Mohamed IV. war glücklich genug, in dem Sohne seines gewaltigen Ministers, in Ahmed K., einen ausgezeichneten Ersatz zu finden. Der alte K. hatte diesen Sohn in den Schulen der Ulemas erziehen lassen und ihn ursprünglich nur zu einer hohen Stellung in der Beamtung des Reiches bestimmt, nachher aber, obwohl wider das türkische Herkommen, den Sultan doch bewogen, den Ahmed zuerst als Gehilfen ihm zur Seite zu stellen, endlich als Nachfolger anzunehmen. Dieser K. hat sich in der Türkei ein sehr gutes Andenken gestiftet. Ahmed war ein Mann von anerkannter Mäßigung und Uneigennützigkeit; er hatte keinerlei blutige Neigungen, und während er durch seine Festigkeit und Klugheit Meister des Palastes, der Truppen und des Reiches blieb, gewann er den Ruf der Freigebigkeit und Unbestechlichkeit, der Gerechtigkeit und des verständigen Wohlwollens als Regent des großen Reiches. Was auf der anderen Seite die Leitung der auswärtigen Angelegenheiten des Reiches und namentlich das Kriegswesen angeht, so haben die Erfolge Ahmeds, von dem man anfangs zweifelte, ob er es verstehen würde, ein Heer zu führen, die seines Vaters in Schatten gestellt. Seine Hauptthat war die vollständige Eroberung der Insel Kreta. Viertehalb Jahre (vom November 1666 bis zum Ende September 1669) stand er persönlich auf diesem Eiland nnd wich nicht, bis die Venetianer am 6. September 1669 Kreta vertragsmäßig abtraten und am 27. September Candia räumten, wo er nun am Altar der Hauptkirche die Fahne des Islam aufpflanzte. Ebenso gelang es ihm, 1670 die Mainotten in Morea zur Ergebung zu nötigen. Geringere Erfolge hatte Ahmed gegen Österreich und Polen. In dem 1662 ausgebrochenen Kriege mit dem Hause Habsburg hatte er allerdings mit gewaltiger Heeresmacht nach langer Belagerung (17. August bis 24. September 1663) Neuhäusel, das Bollwerk des westlichen Ungarn, erobert. Dagegen war er im folgendem Jahre 1664 der Taktik Montecuculis nicht gewachsen und verlor nach langem mörderischen Kampfe die große Schlacht bei St. Gotthard an der Raab (1. August). Trotzdem behauptete er in dem gleich nachher am 10. August zu Vasvar auf 20 Jahre geschlossenen Frieden die Festungen Neuhäusel und Großwardein und die Oberhoheit über Siebenbürgen für die Pforte. Nachher (wie schon bemerkt) auf Kreta thätig, hat er drei Jahre nach der Eroberung von Candia sich gegen die Polen gewendet. Trotz Sobieskis glänzender Siege bei Choczim und Lemberg erkämpfte Ahmed in vier Feldzügen einen Teil Podoliens und Kaminiez (wie auch die erneute Herrschaft über Moldau und Walachei) für die Pforte. Unmittelbar nach Abschluß des Friedens von Zurawna (des letzten, in welchem die Pforte Land und Leute gewonnen hat), ereilte Ahmed der Tod. Gleich nachher (7. November 1676) wurde sein Schwager Kara-Mustafa (s. d.) als sein Nachfolger zum Großwessir erhoben, der aber weder als Mensch noch als Staatsmann und Feldherr an die K. heran reichte. Als dieser am 25. Dezember 1683 auf Befehl des Sultans zu Belgrad durch den Oberstkämmerer Ghasassade-Ahmedaga aus dem Wege geräumt, später aber auch Mohamed IV. nach der Niederlage seines Heeres bei Mohacz, durch die Truppen entthront und (im Herbst 1687) durch seinen Bruder Suleiman III. ersetzt worden war, fand dieser neue Sultan noch einmal einen tüchtigen Großwessir in Ahmeds Bruder Mustafa K. 1689. Mit Kraft und Einsicht stellte dieser tüchtige Mann schnell genug das bei Betudschina unter Redscheb-Pascha am 30. August 1689 durch die Österreicher unter Ludwig von Baden ruinierte türkische Heer wieder her und warf sich den Österreichern entgegen, die schon Widdin und Nisch erobert hatten. War es ihm gelungen, die erschöpften Finanzen wieder in Ordnung zu bringen, durch Wort und Beispiel die Mutlosig-

keit zu bannen und in seiner neuen Armee den alten religiösen Enthusiasmus wieder zu erwecken, so vermochte er nun 1690 Nisch wieder zu nehmen und Belgrad mit Sturm zu erobern. Als er aber im Frühling 1691 wieder mit 100,000 Mann nach Semlin ausgerückt war und später den Markgrafen Ludwig von Baden bei Salankemen (19. August 1691) zu vernichten gedachte, fand er in der furchtbaren Schlacht, die hier mit gänzlicher Niederlage der Osmanen endigte, selbst den Tod im Gefecht, nachdem kurz vorher Suleiman III. am 23. Juni gestorben und diesem Ibrahims dritter Sohn Ahmed II. gefolgt war.

Vgl. L. Ranke, Die Osmanen und die spanische Monarchie.

Korais, Adamantios (**Diamantis Coray**), berühmter neugriechischer Patriot und Gelehrter, war der Sohn eines auf der Insel Chios ansässigen wohlhabenden Kaufmannes. Am 27. April 1748 zu Smyrna geboren, wurde der reich begabte, durch eine überaus zähe Arbeitskraft ausgezeichnete K. zuerst in seiner Geburtsstadt selbst auf der daselbst bestehenden „Evangelischen Hochschule" in die Theologie und Philologie eingeführt. Als Jüngling versuchte er sich auf den Wunsch seines nach Amsterdam übergesiedelten Vaters zunächst (1772—1778) als Kaufmann, ging aber dann zur Medizin über. Nach Vollendung seiner Studien (1782—1788), die in Montpellier der Medizin, und an anderen Zentralplätzen wissenschaftlicher Bildung in Frankreich und in Italien auch der Philologie und der Theologie gewidmet waren, siedelte K. sich in Paris an, und hat nun von hier aus für mehrere Jahrzehnte einen sehr starken Einfluß auf sein Volk ausgeübt. Ein durchaus lauterer Charakter und ein sehr tüchtiger Gelehrter, lebte K. bei einfachen Gewohnheiten und stolzer Gleichgültigkeit gegen Reichtümer nur für die großen Interessen seiner Nation.

Für die Folgezeit ist K. am bedeutendsten geworden einerseits durch das „legislatorische" Verdienst, welches er sich um die neugriechische Volkssprache erworben hat, indem er dieselbe so viel als möglich von fremden Worten und Ausdrücken reinigte, dagegen die rücksichtslose Einführung altgriechischer Formen abwies, und darauf hinleitete, eine korrekte und allgemein verständliche, den Bedürfnissen des Volkes wie der Gelehrten gleichmäßig entsprechende Schriftsprache zur Geltung zu bringen. Anderseits ist der Ruf des K. als eines tüchtigen Philologen noch heute anerkannt. Nach dieser Seite war (1805—1827) eine Hauptarbeit seines Lebens die Ausgabe der „hellenischen Bibliothek", nämlich der prosaischen Schriftsteller des griechischen Altertums mit Anmerkungen und Einleitungen.

K. war jedoch keineswegs ausschließlich Gelehrter. Viele seiner Schriften, die namentlich dahin wirkten, die Opferfreudigkeit der reichen und gebildeten Griechen für die Sache der Volksbildung zu erwecken, dienten der nationalen Erziehung des griechischen Volkes, auf welche der feurige, stets auf die künftige Befreiung desselben von der Fremdherrschaft bedachte, und wie so viele seiner Landsleute damals durch die Ideen der ersten französischen Revolution lebhaft angeregte K. das höchste Gewicht legte. Sein Grundgedanke war es dabei, daß die politische „Wiedergeburt" Griechenlands durch die geistige erst vorbereitet werden müsse, daß aber die geistige Erhebung nicht sich vollziehen werde, ohne dann auch die politische nach sich zu ziehen. Dieses ist namentlich ausgesprochen in seiner Bearbeitung (Paris 1802) des berühmten Werkes von Beccaria „Dei delitti e delle pene". Und seine Schrift „De l'état actuel de la civilisation en Grèce" (Paris 1803, ins Deutsche übersetzt von Karl Iken, Leipzig 1821), die Europa auf die Lage der Neugriechen aufmerksam machen sollte, bekämpfte die Meinung von der Gesunkenheit dieses Volkes und schilderte die bedeutenden materiellen und moralischen Fortschritte desselben seit der Mitte des 18. Jahrhunderts. Ebenso nahm K. an der thatsächlichen Neugestaltung seines Vaterlandes seit 1821 durch patriotische Schriften teil, deren einige mit ungestümem Feuer gegen das Regierungssystem des Präsidenten Giovanni Kapodistrias sich richteten. K. starb am 6. April 1833 zu Paris.

Vgl. G. Hertzberg, Geschichte Griechenlands, Bd. III. Rangabé und Daniel Sanders, Geschichte der neugriechischen Litteratur, S. 25 ff.

Korff, alte Adelsfamilie. — **1) Nikolai Friedrich, Baron Korff.** Am 18. Mai 1710 geboren, erhielt K. im Dezember 1741 von Kaiserin Elisabeth, der Cousine seiner Frau, den Auftrag, den jungen Peter von Holstein nach St. Petersburg zu bringen; seitdem verband beide die innigste Freundschaft. Er wurde Kammerherr, brachte 1743 die gestürzte Familie Braunschweig von Ranenburg nach Cholmogory und suchte die Trennung Iwans VI. von den Seinen zu hindern; freilich umsonst, was dem humanen Manne furchtbar war. 1746 löste ihn der Major Gurjew in der Bewachung ab. Unter Elisabeth stieg er zum General en chef, Generallieutenant und Senator auf, war zwei Jahre mit der Obhut des unglücklichen Iwan in Schlüsselburg betraut, den er gütevoll und ehrerbietig behandelte; Iwan selbst gab ihm dies ehrende Zeugnis, als Peter III. den Entthronten im April 1762 mit K. und anderen Herren im Schlüsselburger Kerker besuchte; der verwahrloste Iwan erkannte K. nicht wieder und pries ihn Peter als seinen einzigen Wohlthäter, ohne zu ahnen, daß K. tief bewegt neben ihm stehe. Seit dem 3. Januar 1762 war er Generalpolizeimeister, war milde, ehrenhaft, aber schwach. 1757 starb seine Gemahlin, die Gräfin Katharina Karlowna Skawronski; er verschied in St. Petersburg 5. Mai 1766.

2) Modest Andrejewitsch, Graf Korff. Als Sohn des russischen Senators und Geheimen Rates Barons Andrei Feodorowitsch K. am 23. September 1800 in St. Petersburg geboren, verließ K. am 21. Juni 1817 das Lyceum zu Zarskoje-Selo mit dem späteren Reichskanzler Fürsten Gortschakow, dem Dichter Puschkin u. a., und trat im Juli in das Justizministerium als Titularrat; von 1819 bis 1826 gehörte er der Kommission an, welche die Gesetze zusammenstellen sollte. Am 16. April 1826 wurde er Hofrat und in der zweiten Abteilung der Privatkanzlei des Kaisers verwendet; Speranski fand in ihm die

rechte Kraft, um ihm bei der Zivilgesetzgebung zu helfen; K. lernte unendlich viel vom Meister, eignete sich völlig seine Kürze und Präcision an und erhielt den Beinamen „die goldene Feder“. Seit 1827 Kollegienrat, 1829 Staatsrat, 1830 Vizedirektor des Departements für Abgaben und Zölle, 1832 wirklicher Staatsrat und Geschäftsführer des Ministerkomitee, wurde K. am 18. Dezember 1834 interimistisch und 13. Januar 1839 definitiv als Reichssekretär angestellt, gab vielen Gesetzentwürfen bessere Fassung und glich die Meinungen der verschiedenen Reichsräte aus. Seit 1836 Geheimer Rat, trat er am 23. April 1843 in das erste (Gesetze-) Departement des Reichsrats. Er arbeitete neue Bestimmungen aus über die Einrichtung des Reichsrats und der Reichskanzlei, schilderte die Leistungen der Reichsverwaltung und leitete die Abfassung einer Geschichte des Reichsrats; eingehend beschäftigte er sich mit der russischen Geschichte, schrieb über Stenographie wie über die Dezemberereignisse von 1825; 1857 erschien in Petersburg „Die Thronbesteigung des Kaisers Nikolaus I.“ (deutsch, Frankfurt a. M.), 1859 in Petersburg „Ein Decennium der kaiserlichen Bibliothek, 1849 bis 1859“, und 1862 sein bestes preisgekröntes Werk „Das Leben des Grafen Speranski“; Speranskis einzige Tochter hatte seine Papiere der kaiserlichen öffentlichen Bibliothek zur Veröffentlichung geschenkt. Seit 1847 hielt K. fast allen Großfürsten und dem Herzoge Georg von Mecklenburg-Strelitz Vorträge über Gesetzkunde. Seit 1856 arbeitete er an einer vollständigen Geschichte des Kaisers Nikolaus, die unvollendet hinterblieb, aber vom Fürsten Sergei Urussow fortgesetzt ward. Alle Archive und Briefschaften standen K. bei seinen Arbeiten zu Gebote. 1854 Wirklicher geheimer Rat; vom 30. Oktober 1849 bis zum 18. Dezember 1861 war er Direktor der kaiserlichen öffentlichen Bibliothek. Er erweiterte sie ungemein, erwirkte Erhöhung ihres Kaufetats und außerordentliche Zuschüsse seitens des Kaisers und von Privaten, gab ihr selbst über 32,000 Rubel, den Erlös seiner Werke über 1825 und Speranski, und machte die Bibliothek dem Publikum zugänglicher; er stellte die Werke in fremden Sprachen über Rußland in einem Saale zusammen, der am 28. Dezember 1861 auf ewige Zeiten den Namen „Saal des Barons Korff“ erhielt. Schon 1847 und 1858 hatte er als Stellvertreter des Grafen Bludow provisorisch die zweite Abteilung der Geheimkanzlei des Kaisers geleitet, deren Chef er am 18. Dezember 1861 wurde. Er trennte die eigentlichen Gesetze von den Verfügungen u. s. w. und machte die große Bibliothek der zweiten Abteilung dem Publikum zugänglich; sehr herbe war es für ihn, durch Graf Panin aus dem wichtigen neuen Amte verdrängt zu werden. Alexander II. ernannte K. im März 1864 zum Präsidenten des ersten Departements des Reichsrats (Gesetzgebung und Codifikation), doch fühlte K., sein Ansehen sei nicht mehr das alte; längst kränkelnd, nahm er am 13. Januar 1872 den Abschied und wurde mit seiner Descendenz in den Grafenstand erhoben. Als Mitglied des Plenums des Reichsrats starb K. am 14. Januar 1876. Im April d. J. schilderte ihn Bytschkow in „Das alte und das neue Rußland“.

Vgl. Kleinschmidt, Rußlands Geschichte und Politik, dargestellt in der Geschichte des russischen hohen Adels, Kassel 1877.

Korfu, nicht die größte, aber militärisch und politisch allezeit die bedeutendste der sogenannten Ionischen Inseln (s. d.), ist schon unter den Bewegungen, welche dem lateinischen Kreuzzuge vorausgingen, dem Reiche der Byzantiner abhanden gekommen und in fränkische Hände gefallen. In den dauernden Besitz der Republik Venedig kam es dann seit dem Jahre 1386 n. Chr., und blieb während der ganzen Zeit der osmanischen Übermacht unter der Herrschaft jener Seemacht, für welche namentlich im Jahre 1716 ein ausgezeichneter Feldherr, der deutsche Reichsgraf Johann Mathias von der Schulenburg, dessen Andenken noch heute eine Reiterstatue in der Hauptstadt der Insel verewigt, hinter den Werken der Stadt K. mit geringer Macht gegen ein großes türkisches Heer eine schwere Belagerung höchst ruhmvoll und glücklich bestand und dadurch den Venetianern, die damals Morea verloren hatten, wenigstens die ionischen Inseln rettete. Dieser Besitz ging dagegen 1797 an die erste französische Republik verloren; K. selbst wurde am 28. Juni 1797 durch den französischen General Gentili eingenommen, und seine Citadelle sofort überaus stark verschanzt, indessen nach hartem Kampfe schon wieder am 2. März 1799 durch Russen, Türken und Ali-Paschas Albanesen den Franzosen entrissen. Von 1800 bis 1807 Sitz der Oberbehörden der neu fabrizierten Siebeninselrepublik, aber schon wieder im Tilsiter Frieden 1807 durch Rußland an Napoleon I. überlassen, blieb K. nunmehr abermals in französischer Hand, bis nach Napoleons Sturze der tapfere General Donzot im Juli 1814 die Festung dem britischen General Sir James Campbell übergab. — Da die europäischen Mächte im Pariser Vertrage vom 5. November 1815 die ionischen Inseln als „Siebeninselstaat“ unter das Protektorat der britischen Krone stellten, so wurde K. nunmehr der Sitz des englischen Lord-Oberkommissärs und der Oberbehörden des kleinen Staates. Bei der Bedeutung seiner Lage für die Beobachtung der Adria und des ionischen Meeres, wie auch der albanischen und griechischen Küsten, wurde K. als ein starker Stützpunkt der britischen Seeherrschaft in der Levante und im Mittelmeer möglichst wirksam befestigt. Erst als die britische Politik anderen Erwägungen Raum gab, ist K. mit den übrigen ionischen Inseln im Mai des Jahres 1864 mit dem Königreich Griechenland verbunden worden. K. und Paxos sollten jedoch für Kriegsfälle für immer als neutraler Boden gelten, daher auch die Festungswerke von K. geschleift werden. Die 1808 gegründete, aber erst 1824/25 durch Lord Guilford zu einer wirklichen Universität entwickelte Akademie wurde 1865 mit der Universität Athen vereinigt (dafür in K. ein Lyceum belassen), K. aber die Hauptstadt einer Nomarchie des Königreichs, die außer dieser Insel noch Leukas und Paxos umfaßt. — Vgl. G. Hertzberg, Geschichte Griechenlands, Bd. III.

Korsákow-Rimskoi, Alexander, russischer General, aus alter Bojarenfamilie am 24. August 1753 geboren, wohnte dem Feldzuge von 1794 in den Niederlanden bei, focht 1796 unter Subow gegen die Perser und machte, auf seine in ersterem Kriege gemachten Beobachtungen sich stützend, den Kaiser Paul glauben, daß es ihm ein Leichtes sein würde, die Franzosen zu schlagen. Paul stellte ihn an die Spitze von 40,000 Mann, mit denen er in der Schweiz operieren sollte, aber nie im Verein mit den Österreichern, welche an ihren Mißerfolgen selbst Schuld wären. Er rückte im September 1799 in die Stellung bei Zürich, wo Erzherzog Karl ihm Platz machte; Masséna griff ihn hier an und schlug ihn am 25. und 26. vollständig. Er verlor fast seine ganze Artillerie und Bagage, mußte bis auf das linke Rheinufer weichen, wo am 10. Oktober der aus Italien kommende Suworow sich mit ihm vereinigte und kehrte dann nach Rußland zurück. Paul empfing ihn ungnädig, Kaiser Alexander aber machte ihn 1805 zum Gouverneur von Litauen. Er verwaltete dieses Amt fünfundzwanzig Jahre lang zu allgemeiner Zufriedenheit und starb am 25. Mai 1840 zu St. Petersburg. — Vgl. Kleinschmidt, Rußlands Geschichte, Cassel 1877.

Kosaken. Mit diesem Namen bezeichneten, so *nimmt man* an, die Tartaren, indem sie ihn von *dem an* der Ostküste des Pontus wohnenden und seit dem 10. Jahrhundert oft erwähnten Volke der Kossogen hernahmen und ihm geradezu die Bedeutung von Herumstreichern und Räubern beilegten, das Gemisch der Reste derjenigen Völkerschaften, welche einst neben einander und nach einander auf den Steppen des heutigen Südrußland vom Dnjepr im Westen bis zu dem in die Nordspitze des Kaspisees mündenden Jaik (oder Ural) im Osten hausten. Diese Schwärme lebten zunächst von Raub und Krieg und wurden im Laufe der Zeit auch von den benachbarten Völkern her durch Unzufriedene, flüchtige Verbrecher und loses Gesindel aller Art verstärkt. Für die Geschichte, zumal für die spätere, treten zumeist natürlich die westlichen in den Vordergrund, die in der Ukraine, dem „Gränzlande“ zwischen Littauern, Russen und Tartaren, wohnenden kleinrussischen oder Dnjepr-Kosaken, welche gewöhnlich nach den an den Stromschnellen (sa porogi) gelegenen Felseninseln, die ihnen vorzugsweise als Schlupfwinkel dienten, die saporogischen K. genannt werden. Infolge der Vereinigung Littauens mit Polen galten sie als zum Verbande des polnischen Reiches gehörig und dienten als Vorkämpfer gegen die Moskowiter, die Tartaren und die Türken. Am Anfange des 16. Jahrhunderts gab König Sigismund I. ihrem Kriegerstaate seine erste Begründung, und in derselben Zeit hat der Bauernsohn Jewstafii Daschkowitsch, der einige Jahrzehnte an ihrer Spitze stand und besonders glückliche Kriege gegen Moskau führte, sie durch Pflegung von Gemeinsinn und Kriegszucht auch innerlich zu einem Ganzen vereinigt. Mit der Zeit begannen sie auch Ackerbau zu treiben, wozu sie von den Besitzern weiter, unbebauter Flächen bereitwillig Land unter den günstigsten Bedingungen erhielten, meist nur gegen Grundzins oder Naturallieferungen zu freiester Verfügung; schon 1510 hatte ihnen der eben genannte Polenkönig umfassende Landschenkungen unter ähnlichen Bedingungen gemacht. Als nach der Unterdrückung der kirchlichen Reformation, zumal unter den Wasa, der polnische und der littauische Adel sich immer größere Vorrechte anmaßte, den kleinen Adel ganz unterdrückte und die Bauern zu Leibeigenen machte, als der Jesuitenorden in Polen und Littauen alle Andersgläubigen, wenn auch durch gewaltsame Bekehrung oder durch Vertreibung auszurotten bestrebt war, wurde der Zuzug zu den K., die in ihrer Freiheit verblieben, ein ganz gewaltiger: der Polenkönig Stephan Bathori, der die Saporoger in sechs Regimenter einteilte, von welchen ein Dritteil immer unter den Waffen bleiben, der Rest den Acker bebauen sollte, konnte nur erst 6000 Bewaffnete von ihnen verlangen, 1620 aber wurde ihnen bereits die Stellung von 30,000 Mann auferlegt. Soweit bei diesen Horden überhaupt von Religion, von Bekenntnis und Ausübung derselben die Rede sein konnte, betrachtete sich der alte Kern der K. als Anhänger des griechischen Glaubens, und zwar des orthodoxen, so daß sie auch die von den Jesuiten wieder aufgerichtete Union mit der römischen Kirche zurückwiesen. So wurden die religiösen Verfolgungen, zumal unter Sigismund III., nicht weniger als die auf die Vernichtung der alten kosakischen Freiheit gerichteten Bestrebungen der Republik die Veranlassung, daß die K. in immer schrofferen Gegensatz gegen die polnische Regierung gerieten. „Die königlichen Kommissare verfuhren mit den K. nicht weniger tyrannisch als die Grundherren mit den Bauern“, und als 1645 die Jesuiten in Kiew eingezogen waren, ergriffen sie zugunsten der Union gleichfalls die gewaltsamsten Maßregeln. Die Gewaltthätigkeiten, welche sich ein polnischer Starost gegen Bogdan (Theodor) Chmelnicki erlaubte, der, obwohl der Sohn eines geflüchteten Polen, das Amt eines obersten Gerichtsbeamten bei den K. bekleidete und im höchsten Ansehn bei ihnen stand, brachte die Empörung zum Ausbruch. Nach der völligen Vernichtung eines polnischen Heeres wandte sich Chmelnicki mit einem Schreiben an König Wladislaw IV., den er im Zwiespalt mit dem Reichstage wußte, aber vor Ankunft des Briefes starb der König, im Mai 1648. Da von den Anerbietungen, welche der neue König Johann Kasimir nach einer zweiten Niederlage der Polen seinerseits machte, nur die Übertragung der Würde des Hetmans (Oberhaupts der K.) an Chmelnicki Annahme fand, alle übrigen zurückgewiesen wurden, so begann der Krieg aufs neue. Aber schon im Juli 1649 wurde die polnische Armee bei Zbarasch (östlich von Lemberg) eingeschlossen und der zur Hilfe herbeieilende König selbst im August zu dem Vertrage von Zborow genötigt, welcher zwar den K. alles gewährte, aber in einem wichtigen Punkte unausführbar blieb, denn dieser bestimmte, daß von den vorhandenen K. (vielleicht mehr als 200,000 Mann) nur 40,000 als „einregistrierte“, d. i. vollberechtigte, gelten sollten. Um sich und seinem Volke eine kräftige Stütze zu schaffen, bot der Hetman dem

Zaren Alexei ein Schutzbündnis an; im März 1654 wurde zu Moskau der Vertrag abgeschlossen, welcher den K., die sich dem rechtgläubigen Zaren unterwarfen, ihre alten Freiheiten bestätigte und auch alle übrigen von ihnen gestellten Bedingungen gewährte. Als Bogdan Chmelnicki 1657 mit Hinterlassung eines erst 16jährigen Sohnes Georg starb, gelang es dem Vormund, obwohl Georg bereits bei des Vaters Lebzeiten zum Hetman gewählt worden war, zwar die polnische Herrschaft wiederherzustellen und selbst die oberste Würde zu gewinnen, jedoch nur für zwei Jahre, denn da die vereinbarten geheimen Bedingungen nur den Offizieren und Beamten zugute kamen, so wurde es Georg nicht schwer, die Herrschaft seines Vormundes und die Oberherrschaft der Polen wieder zu stürzen und in einem neuen Vertrage vom Oktober 1659 das von seinem Vater geschaffene Verhältnis zu Moskau unter den früheren Bedingungen wiederherzustellen. — Mit dem verunglückten Versuche des Hetmans Iwan Mazeppa (s. d. Artikel), sich mit Hilfe Karls XII. eine unabhängige Herrschaft zu verschaffen, hört die selbständige Geschichte der K. auf. — Vgl. Herrmann, Geschichte des russischen Staates, Bd. III u. IV, 1846 u. 1849; Lelewel, Betrachtungen über den politischen Zustand des ehemaligen Polens (deutsche Ausgabe 1845), S. 251 ff.

Kosciuszko, Thaddäus, der bekannte polnische Diktator und „letzte Held Polens", ist am 12. Februar 1746 zu Mereczewsczyzna im heutigen russischen Gouvernement Minsk aus einer Familie von nicht hohem Adel geboren. Nachdem er von seinem Vater, einem Gutspächter und früheren Major, und einem Oheim eine gute Vorbildung erhalten, kam er durch Vermittelung des Fürsten Adam Czartoryski in das Kadettenhaus zu Warschau. Ein Reisestipendium, welches der fleißige und begabte junge Mann bei einer Wettbewerbung gewann, schaffte ihm die Mittel zu einer fünfjährigen Studienreise, auf welcher er besonders die militärischen Bildungsanstalten Frankreichs (Versailles u. s. w.) besuchte, und von der er 1774 als ein ausgezeichneter Ingenieur heimkehrte. Zwar erhielt er vom Könige sofort eine Compagnie, doch veranlaßte ihn der mißglückte Versuch, eine vornehme junge Dame zu entführen, deren Vater die Verbindung mit ihm nicht hatte zugeben wollen, abermals sein Vaterland zu verlassen. Von Toulon aus begab sich K. auf der Flotte, welche Frankreich den Amerikanern zuhilfe sandte, 1778 nach dem Kriegsschauplatze in der neuen Welt und gewann sich dort als Offizier in hervorragender Stellung bedeutenden Kriegsruhm, dabei die volle Anerkennung Washingtons, die Zuneigung des Volkes und eine enge Freundschaft mit Lafayette. Trotz seiner Ernennung zum Brigadier, trotz der Verleihung des Cincinnatusordens und reicher Belohnung an Geld und Landbesitz überwog bei ihm nach Vollendung des Krieges doch wieder die Liebe zur Heimat; dort aber wies er zunächst alle Anerbietungen zurück und lebte einige Jahre der Bewirtschaftung des ererbten Pachtgutes. Erst als sich der König selbst durch den Eid auf die Verfassung vom 3. Mai 1791 in offenen Widerstand gegen die russische Regierung gesetzt hatte, trat K. als Generallieutenant wieder in die polnische Armee ein. Als Anführer einer nach Wolynien vorgeschobenen Division des unter dem Oberbefehl Joseph Poniatowskis gegen die Russen aufgestellten Gesamtheeres besiegte er am 18. Juni 1792 eine feindliche Abteilung bei Zielence, mußte aber nach vier Wochen (17. Juli) bei Dubienka vor einer fünffach stärkeren Übermacht, die noch dazu galizisch-österreichisches Gebiet zur Umgehung benutzte, wenn auch erst nach tapferer Gegenwehr, das Feld räumen. Als der König in den nächsten Tagen öffentlich zur Konföderation von Targowice, zur russischen Partei übertrat, nahm auch K. seinen Abschied und begab sich nach Lemberg und bald, da die österreichische Regierung ihm den weiteren Aufenthalt auf ihrem Gebiet verweigerte, nach Leipzig. Wenngleich er hier die Verbindung, welche die eine Empörung vorbereitenden polnischen „Patrioten" mit ihm anknüpften, nicht zurückwies, sich sogar im voraus das Amt eines „Diktators" übertragen ließ, so bediente er sich dabei seines großen Einflusses auf seine Landsleute doch längere Zeit nur zur Verhütung eines verfrühten Losbruches. Um die immer zunehmende Aufmerksamkeit der Russen, die ihn sogar bisweilen in Warschau selbst vermuteten, von den Vorbereitungen zum Aufstande abzulenken, reiste K. im Herbst 1793 vor aller Welt Augen für einige Monate nach Italien. Als die Russen endlich mit der Ausführung des Befehles zur Verringerung der polnischen Armee Ernst machten, die allgemeine Aufregung nicht länger mehr zurückzuhalten war und ein Teil des Heeres offenen Widerstand erhob, eilte auch K. nach Krakau, wo er am 23. März 1794 eintraf und die Diktatur in die Hand nahm. Ein ernstes Manifest, die Vereidigung der anwesenden Truppen und der Bürger der Hauptstadt, Einziehung aller königlichen und kirchlichen Schätze, sowie der königlichen Domänen waren seine ersten Maßregeln. Nachdem die heranrückenden Russen am 4. April bei Raclawice zurückgeworfen waren, wurde auch Krakau selbst noch mehr befestigt. Der Zuzug des littauischen Heeres brachte die polnische Truppenmacht auf 36,000 Mann. Nach der zwar heftigen, aber unentschiedenen Schlacht gegen die vereinigten Russen und Preußen bei Szczekocin am 9. Juni nahm K. seine Richtung auf Warschau, doch brach dort, ehe er hinkam, auf die Nachrichten von seinem eigenen Mißgeschick, von der Niederlage eines anderen Führers und der Übergabe Krakaus an die Preußen ein Blutbad gegen die Russenfreunde aus, so daß er sich gezwungen sah, Truppen zur Festnahme der Anstifter vorauszuschicken. Am 13. Juli, drei Tage nach der Ankunft des Diktators in der zweiten Hauptstadt, begann der König von Preußen, mit russischen Truppen vereinigt, die energische Belagerung derselben; aber die Uneinigkeit der verbündeten Mächte, weniger über militärische Maßregeln als über die Teilung der ins Auge gefaßten Beute, wuchs von Tage zu Tage, so daß der König am 9. September die Belagerung aufhob und abzog. Während darauf die

Russen durch gewaltigen Zuzug verstärkt wurden und Suworoff den Oberbefehl erhielt, beging der Diktator den großen Fehler, seine Armee durch Entsendungen in die polnischen Gebiete Preußens zu teilen. Da noch dazu einer der zurückbehaltenen Unterbefehlshaber ihn im Stiche ließ, vermochte er dem Angriffe der Russen bei Maciejowice am 10. Oktober schließlich nicht standzuhalten, obwohl er sie zuerst zweimal zurückschlug und in persönlicher Tapferkeit Übermenschliches leistete. Als er selbst beim Überspringen eines breiten Grabens mit dem Pferde gestürzt war, erhielt er von nachsetzenden Kosaken mehrere schwere Verwundungen und wurde erst von einem Offizier, der ihn trotz der Tracht des gemeinen Soldaten, in welcher er sich wie gewöhnlich befand, erkannte, vor dem Tode gerettet. Die Erzählung, daß er bei dieser Gelegenheit, als er sich dem Tode nahe glaubte, die Worte: Finis Poloniae! ausgerufen hätte, ist als falsch erwiesen. Bis zum Tode der Kaiserin Katharina wurde K. zu St. Petersburg in strenger Festungshaft gehalten und erst von ihrem Nachfolger Paul im Frühjahr 1797 entlassen. Nachdem er beim Beginne einer neuen großen Reise in Hamburg längere Zeit auf dem Krankenbette gelegen hatte, begab er sich zunächst wieder nach Nordamerika hinüber, wo er mit den höchsten Ehren empfangen und durch neue Belohnungen ausgezeichnet wurde, und von dort 1798 als Gesandter der Vereinigten Staaten nach Paris mit einem bestimmten handelspolitischen Auftrage, den er mit vollstem Erfolge ausführte. Bis 1815 blieb er in Paris und wählte schließlich, nachdem er noch beim Wiener Kongreß einen vergeblichen Versuch zugunsten seines Vaterlandes gemacht hatte, Solothurn zu seinem Aufenthalte. Hier lebte er in stiller Zurückgezogenheit im Kreise einer innig befreundeten Familie noch zwei Jahre und starb am 15. Oktober 1817. Seine Leiche wurde sofort nach Krakau übergeführt und in der Kathedrale beigesetzt. (Eine besondere Lebensbeschreibung K.s hat bisher nur Falkenstein, Leipzig 1834, geliefert.)

Kosel, schlesische Stadt an der oberen Oder, alte Grenzfeste zwischen Mähren und Polen, gehörte zu denjenigen festen Plätzen, welche Deutsche (die Reste der Mansfelder) und Dänen besetzt und verstärkt hatten, um von da aus die kaiserlichen Erblande zu beunruhigen. Sobald aber Wallenstein im Sommer 1627 durch die Friedensunterhandlungen, welche die Pforte mit dem Kaiserhofe anknüpfte, und in die auch Fürst Bethlen Gabor von Siebenbürgen, der Verbündete der Protestanten, hineingezogen wurde, in Ungarn freie Hand erhalten hatte, wandte er sich nach Oberschlesien, wo die Feinde gegen seine fast dreifach größere Übermacht nirgends standzuhalten vermochten. Als sie (im Juli) bei K. noch einmal einen ernstlichen Versuch dazu machten, wurden sie auch hier, obgleich die dänische Reiterei anfangs mit Erfolg kämpfte, zu eiligem Rückzug gezwungen und die Festung selbst genommen. Ganz Schlesien ging bis zu Ende August in die Hände der Kaiserlichen über; der Generalissimus konnte 65 Fahnen als Siegeszeichen nach Wien senden.

Kossuth, Lajos (Ludwig). Zu Tapio Bicske im Pesther Komitate aus einer armen adeligen evangelischen Familie slowakischer Herkunft am 21. April 1805 geboren, wurde K. in Tyrnau und Eperies erzogen, studierte seit 1824 in Pesth Jura, praktizierte als Advokat, war eine Zeit lang Fiskal der Gräfin Szápáry und ging 1832 als Absentenlegat für einen Magnaten auf den Reichstag. Daneben gab er im Auftrage der liberalen Partei eine „Landtagszeitung“ heraus, die er, um die lästige Zensur zu umgehen, lithographieren, später sogar abschreiben ließ; sie veröffentlichte die bei geschlossenen Thüren statthabenden Debatten des Reichstags, dessen aufregende Sprache dadurch in die Ohren der ganzen Nation drang. Da er sie trotz Verbots fortsetzte, ließ die Regierung den kecken Oppositionsredner und Litteraten im Mai 1837 verhaften, die Septemviraltafel verurteilte ihn 1839 zu vierjähriger Festungshaft auf Munkács, doch öffnete ihm die Amnestie schon 29. April 1840 die Thore der Festung. Nach Pesth zurückgekehrt, gründete K. 1841 eine neue politische Zeitung, „Pesti hirlap“; in ihr griff er den Hof und seine Anhänger rücksichtslos an, verfocht voll Glut die nationalen Anforderungen und Ziele und trat für die nationalen Rechte ein; seine Sprache zündete. Unter seiner Redaktion wurde „Pesti hirlap“ die gelesenste Zeitung Ungarns, sein Ansehen stieg, allmählich gewann er den größten Einfluß auf die Stimmung seiner Landsleute, besonders der Jugend; selbst Magyaren, die von seinen radikalen politischen Anschauungen nichts wissen wollten, ließen sich dadurch bestechen, daß K. voll Entschiedenheit für die ausschließliche Herrschaft der magyarischen Nationalität in Ungarn eintrat; er schmeichelte maßlos der Eigenliebe und Selbstüberhebung der Nation durch Verherrlichung ihrer Geschichte und Interessen. Auf den Reichstagen war er längere Zeit weniger glücklich, da Konservative und gemäßigt Liberale seine demokratischen Tendenzen fürchteten und durch ihn eine Aussöhnung mit Wien gehemmt sahen. Infolge eines Streits mit den Verlegern trat K. 1844 von der Redaktion des „Pesti hirlap“ zurück, beteiligte sich hingegen an nationalen Vereinen, und bald gewann großen Einfluß der „Védegylet“, dessen Mitglieder sich verpflichteten, nur einheimische Produkte zu tragen und zu benutzen. So hoffte K. seine volkswirtschaftlichen, höchst einseitigen Ansichten zu verwirklichen: ein Schutzzollsystem sollte Ungarn absolut absperren und seine Industrie, seinen Handel mächtig machen. K. war die Seele der nationalen Partei geworden. „Was diesen Mann anziehend, aber zugleich gefährlich machte, war eine ungewöhnliche Gabe der Beredsamkeit, die ihn allen, welche ihm nicht grundsätzlich durchaus entgegen waren, unwiderstehlich erscheinen ließ. Aber K. besaß mehr Gefühl als Urteil und war den Illusionen der Phantasie unterworfen, die ihm die Dinge nicht immer in ihrem wahren Licht zeigten. Obgleich im Besitz einer allgemeinen europäischen Bildung und mit mehreren fremden Sprachen vertraut, war er doch wieder ganz Magyare, stolz auf seine Nation bis zur Geringschätzung anderer, feurig,

beweglich, und neben großer praktischer Geschicklichkeit im einzelnen, bei der Auffassung des Ganzen von vorgefaßten Meinungen bis zur Verkennung der wirklichen Sachlage beherrscht." (E. Arnd, Geschichte der Jahre 1848 bis 1860, Berlin 1863.)

K.s Verbindung mit Graf Ludwig Batthyány (s. d.) war es zu danken, daß ersterer am 17. Oktober 1847 vom Pesther Komitate als Deputierter für den Reichstag gewählt wurde. Er war auf diesem Sprecher und bald Führer der Opposition, beherrschte die Versammlung, trat gegen das ganze System Metternichs unbarmherzig auf, gewann aber durch die Mäßigung und Würde seiner Reden über wichtige Fragen selbst die Achtung der Gegner. Kaum irgendwo machte die Pariser Februarrevolution solchen Eindruck wie in dem gärenden Ungarn. Am 3. März 1848 beschloß die Ständetafel, in der K. das Wort führte und das Regierungssystem verdammte, in einer unverzüglich an den Monarchen zu richtenden Adresse den Wunsch zu äußern, der König möge allen Provinzen eine freie Verfassung, Ungarn nach altem Rechte eine selbständige Verwaltung geben; die Magnatentafel stimmte bei. Die Adresse forderte ein verantwortliches ungarisches Ministerium u. s. w., K. verlangte auch volle Preßfreiheit und neue Wehrverfassung. Mit der Adresse traten er und Batthyány am 16. März in Wien vor den König; dieser zeigte viel Wohlwollen und gewährte die ungarischen Forderungen. In Batthyánys selbständigem ungarischem Ministerium vom 17. März übernahm K. die Finanzen, war aber die eigentliche Seele desselben. Er wollte eine magyarische Großmacht schaffen, kümmerte sich wenig um die Rechte der Nichtmagyaren Ungarns, reizte dadurch die slawischen Stämme zum Widerstande und trieb sie schließlich auf die Seite des Kaiserhauses; er war durch und durch Magyar. Entschiedenster Gegner der Vermittelungspolitik, sann er nur auf die Unabhängigkeit Ungarns; er entwarf die Finanzpläne, die dem bevorstehenden Unabhängigkeitskampfe die nötigen Mittel gewähren sollten. Durch Gesandte unterhielt er Verbindungen mit Paris, London, Turin und Frankfurt. Die von ihm gegründete neue Zeitung „Kossuth Hirlapja", welche zugleich ministerielles Organ war, erlangte binnen kurzem eine beispiellose Popularität, sprach offen den Haß gegen Österreich aus und suchte enge Beziehungen mit Deutschland. K. traf alle Anstalten, um die Revolution Ungarns im Notfalle mit den Waffen gegen Österreich aufrecht zu halten. Da er Ungarn schon als ein selbständiges Reich ansah, ließ er ungarische Banknoten ausgeben und, da diese in Österreich nicht angenommen wurden, die österreichischen in Ungarn verbieten. Am 4. September erklärte er im Reichstage, es solle eine Deputation an den König entsandt werden, worauf hundert Reichstagsdeputierte nach Wien abgingen und dem Könige am 9. September eine Adresse überreichten. Da Ferdinand ausweichend antwortete, trat das Ministerium Batthyány ab, die Radikalen kamen an das Ruder, K. riß am 11. September in einer theatralischen Rede im Reichstage die Diktatur an sich, von wahnsinnigem Beifalle umtönt. Er schloß sich dem neuen Ministerium Batthyány an, veranlaßte den Reichstag zur Werbung in ganz Ungarn für die Honved und zur Heimberufung aller ungarischen Soldaten. Fieberhaft wurde zur Verteidigung Ungarns gerüstet, K. schien allmächtig. Am 15. September beantragte er in der Nationalversammlung, der Palatin selbst müsse das Heer gegen den Ban Jellachich (s. d.) führen; er bestach den Bauernstand wie den Adel, dem er ein freundliches Gesicht abnötigte, durch Vergünstigungen und leitete, obwohl nicht mehr Minister, thatsächlich den Reichstag; auch sandte er eine Deputation an den österreichischen Reichstag, um ihn zur direkten Einmischung in Ungarn zu bestimmen: sie wurde abgewiesen und die Deputation schloß einen engen Bund mit den Wiener Demokraten. Um zur vollen Diktatur zu gelangen, forderte K. am 22. September die Einsetzung eines außerordentlichen Regierungsrats; rasch entwickelte sich der radikale Landesverteidigungsausschuß (Kommission der Sechs) und nach Ermordung des Oberkommandanten Grafen Lamberg wurde K. am 28. September Präsident desselben. Jetzt stand er an der Spitze des rebellischen Ungarn. Er war der unbestrittene Herr der ungarischen Nation, ununterbrochen folgten seine Verfügungen. Er organisierte die Armee, bewaffnete den Landsturm, entzündete den revolutionären Geist im Volke, und die Wiener Revolution förderte seine Thätigkeit, indem sie dem Kaiser den Arm gegen Ungarn lähmte. Die Ungarn brachen, um Wien zu helfen, am 26. Oktober unter General Móga auf, doch warf sich Jellachich am 30. bei Schwechat ihnen entgegen und zwang sie zum Rückzuge, Fürst Windischgrätz bändigte Wien, und K. kam zu spät in das ungarische Hauptquartier, um etwas erreichen zu können. Am 6. November wurde er in Wien zum Landesverräter erklärt, und im Dezember drangen die Österreicher unter Windischgrätz in Ungarn ein. K. überzeugte sich, daß mit dem Landsturme keine reguläre Schlacht zu liefern sei, und bildete mit Klapka, dem Kriegsminister, bis April 1849 ein Heer von 112 Infanterie-Bataillonen und 6 Husaren-Regimentern. Nachdem Windischgrätz in Raab eingezogen war, beschloß K., Pesth aufzugeben und den Sitz der Regierung in die Steppen hinter der Theiß zu verlegen, um hier kraftvoll zu rüsten. Da der Reichstag zustimmte, wurde Pesth geräumt; K. mit dem Landesverteidigungsausschusse, der Reichstag mit der St. Stephans-Krone, den Reichsinsignien, der Banknotenpresse und den Landeskassen gingen 1.—2. Januar 1849 nach Debreczin, während alle K. anhängenden Personen am 1. Januar mit Sequestration ihres Vermögens bedroht wurden. Die magyarische Sache stand verzweifelt, K. aber rettete sie durch Mut und Thatkraft; der glückliche Frühjahrsfeldzug war in erster Linie sein Werk, er wohnte ihm an, kehrte am 11. April nach Debreczin zurück und stellte am 14. hier im Reichstage als Antwort auf die oktroyierte Verfassung vom 4. März den Antrag: Ungarn mit Siebenbürgen und den dazu gehörigen Landen sollte ein freier, unabhängiger Staat sein; das verräterische Haus Habsburg-Lothringen sei auf ewig vom ungarischen Throne auszuschließen

und zu verbannen; bis die Nationalversammlung über die künftige Regierungsform Ungarns bestimmt habe, solle ein mit aller Macht versehener Präsident mit einem von ihm gewählten Ministerium die Geschäfte leiten. Einstimmig nahmen die Repräsentanten den Antrag an, das spärliche Oberhaus stimmte bei, K. wurde mit Stimmeneinheit zum verantwortlichen Gouverneur-Präsidenten der Republik Ungarn erwählt, die sich als selbständiger europäischer Staat am 19. April in einem Manifeste allen Nationen vorstellte. Alle Monarchisten freilich trieb der Schritt vom 14. d. M. zu Österreich zurück. Nach der Erstürmung Ofens durch Görgey (s. d.) glaubte K. Ungarn gerettet; am 5. Juni hielt er einen triumphatorischen Einzug in Pesth, der Reichstag kam von Debreczin zurück, und mit einem meist aus Republikanern bestehenden Ministerium unter Szemere suchte K. Ungarn eine geregelte Verwaltung zu geben. Mit unermüdlicher Rührigkeit organisierte und reformierte er, um den Kampf mit Österreich zu gutem Ende führen und Ungarns Selbständigkeit behaupten zu können; aber Görgeys Eigensinn und Widerspruch lähmten K.s mit Dembinski beratenen Feldzugsplan und ließen ihn die Siege der ungarischen Waffen nicht ausnützen. Die Russen sandten den Österreichern ein Heer, während kein Staat außer der Republik Venedig mit Ungarn in Verkehr trat. K. entflammte den nationalen Fanatismus, bot überall den Landsturm auf, ließ alle Wege nach Ungarn ungangbar machen und protestierte am 18. Mai feierlich gegen die russische Invasion; ein Kreuzzug wurde im Namen der Religion gepredigt, die ganze Nation am 29. Juni zu blutigem Guerillakriege aufgerufen. Die wachsende Geldnot erschütterte wesentlich den Kredit der Regierung K.s, der in stetem Hader mit Görgey lag. Die Österreicher und Russen drangen sieghaft vor, während Görgey den Kriegsplan K.s und Dembinskis nach wie vor verwarf; am 1. Juli entzog ihm K. den Oberbefehl, um ihn dem unfähigen Meszaros zu geben, doch behielt Görgey die Donauarmee. Der Reichstag mußte Pesth abermals verlassen, K. floh zuerst, ihm folgte bis 9. Juli die ganze Regierung; die Österreicher besetzten Ofen und Pesth, K. aber traf am 12. Juli in Szegedin ein; von eigentlicher Regierungsthätigkeit konnte keine Rede mehr sein, und das von einem Magnaten repräsentierte Oberhaus setzte seine Sitzungen aus. Im Hinblicke auf das Herannahen der Feinde hatten die Verhandlungen der Repräsentantenkammer von Szegedin (seit 21. Juli) über die allgemeine nationale Gleichberechtigung und die Judenemanzipation etwas Komisches. Am 28. Juli verlegte der Reichstag seinen Sitz nach Arad, doch kam es nicht mehr zum Zusammentritte; die Uneinigkeit und das gegenseitige Mißtrauen der Führer der Revolution trugen viel zum Untergange der letzteren bei; im Heere war keine Ordnung, die Generale wechselten beständig. Nach dem Siege des Feldmarschalls Baron Haynau bei Temesvar brach im Kriegsrate Görgey wild gegen K. aus, K. wurde von ihm am 11. August in Arad genötigt, die Diktatur niederzulegen und ihm zu überlassen. Nach der Unterwerfung Görgeys bei Vilagos vergrub K. die St. Stephans-Krone und andere Reichskleinodien in einer Grube bei Orsowa und ging am 17. August kummervoll auf türkisches Gebiet über, gewillt sich nach England zu begeben. Aber er wurde erkannt, in Widdin, dann in Schumla, endlich im März 1851 in Kutahia (Kleinasien) interniert; auf Drängen Amerikas und Frankreichs gab ihn der Sultan im August 1851 frei. Er schiffte sich am 7. September auf der amerikanischen Dampffregatte Mississippi in Gemlek ein, während er in Pesth am 22. d. M. in effigie hingerichtet wurde, ging über Marseille und Lissabon nach England, wurde in Southampton im Oktober feierlich empfangen und mit Banketten und Meetings ihm reichlich geschmeichelt. Von vielen Städten eingeladen, ging er nur nach London, Manchester, Birmingham und Liverpool, heftig gegen die bestehenden Verhältnisse in Europa agitierend. Mit außerordentlichem Enthusiasmus begrüßte Nordamerika den überall von den Frauen besonders gefeierten und durch viele Liebesabenteuer verwöhnten Ex-Diktator; eine bedeutende Summe wurde gesammelt, um zur zukünftigen Revolutionierung Europas zu dienen. 1853 kehrte er nach London zurück und wurde zum politischen Charlatan, der die Emigration um die Species Ungarn bereicherte; den theatralischen Nimbus, mit dem „der Herr Gouverneur" sich zu umgeben liebte, hat Alexander Herzen vorzüglich gekennzeichnet („Von Nikolaus I. zu Alexander III.", Leipzig 1881); köstlich ist die Rangscene zwischen K. und Ledru-Rollin. K. wurde ein Führer der roten Demokratie, blieb aber dabei fanatischer Magyar; doch selbst Anhänger bezichtigten ihn der Doppelzüngigkeit, bessere Emigranten mieden ihn; nach Herzens Meinung hörte er bald nach seiner Landung in England auf, an die Ausführbarkeit der Pläne zu glauben, für die er beständig agitierte. Als 1859 der italienische Krieg ausbrach, ging K. mit anderen ungarischen Emigranten nach Turin, um die allgemeine Insurrektion Ungarns anzubahnen, obwohl er anfänglich durch die englische Presse das Nichtinterventionsprinzip bekämpfte. Er trat mit Napoleon III. in direkte Unterhandlungen; seine „Schriften aus der Emigration" sprechen von seinen Beredungen mit ihm wegen des Einrückens einer französischen Armee in Ungarn, er will dem Prinzen Napoleon die ungarische Krone angeboten haben. Die Friedenspräliminarien von Villafranca ließen alles scheitern, K. kehrte enttäuscht nach London um, setzte hier seine agitatorische Thätigkeit fort, machte sich aber wenig bemerklich. 1867 warf er von Paris aus Deak Verrat an Ungarn vor, weil er mit der kaiserlichen Regierung verhandelte; Deak widerlegte den Vorwurf und wies ohne Mühe nach, wie K. durch politischen und nationalen Fanatismus sein Vaterland in den Abgrund gestürzt habe. Von der am 9. Juni 1867 verkündeten Generalamnestie des eben gekrönten Königs Franz Joseph machte er keinen Gebrauch; allein von allen Emigranten verweigerte er den Eid der Treue gegen ihn und des Gehorsams für die Verfassung und lehnte darum die in Fünfkirchen auf ihn gefallene Wahl in den Reichstag ab. Er

mochte fühlen, daß er zu schroff mit der Dynastie und dem Systeme gebrochen habe, um die neue Ordnung der Dinge anzuerkennen, und daß er im neuen Ungarn nur eine Ruine aus verklungenen Zeiten sein würde, was der Ehrgeizige gewiß nicht wollte. Er ließ sich in Turin nieder. 1877 wählten ihn sämtliche politischen Parteien in Czegléd zum Reichstagsabgeordneten, um ihm eine eklatante Huldigung darzubringen; eine Deputation der Wähler überbrachte ihm das Mandat nach Turin und lud ihn ein, nach Ungarn heimzukehren; er aber lehnte dankend ab. Durch offene Sendschreiben nahm er hingegen hie und da Anteil an den ungarischen Angelegenheiten; in einem merkwürdigen Schreiben an Simonyi, den Führer der äußersten Linken, sprach er z. B. 1876 die Überzeugung aus, das Heil Ungarns falle mit dem Österreichs zusammen; hier warnte er vor dem Hinneigen zu Rußland, Vilagos' eingedenk. Im August 1877 befürwortete er darum in einem Briefe ein Bündnis Österreich-Ungarns mit der Pforte gegen Rußland. Seit 1880 erscheinen „Meine Schriften aus der Emigration“ (Preßburg), die in mehrere Sprachen übersetzt wurden; sie sind interessant, erheben aber den einstigen Diktator wohl allzu sehr; seine Genossen erscheinen darin wie Nullen neben ihm, der einzigen Zahl.

Vgl. Horn, Ludwig Kossuth, Leipzig 1851; Frey, L. Kossuth und Ungarns neueste Geschichte, Mannheim 1849; Kossuth, Die Katastrophe in Ungarn, Originalbericht, Leipzig 1849; Szemere, L. Batthyány, A. Görgey und L. Kossuth, Hamburg 1852; „Kossuths Briefe“, Pesth 1862; „Kossuths Briefe an Bem, 1849“, Pesth 1872.

Kotschubey, russische Fürstenfamilie tatarischer Herkunft. — Victor Pawlowitsch, Fürst Kotschubey. 1768 in Kleinrußland geboren, wurde K. in Genf erzogen, machte als Neffe des Ministers Grafen, dann Fürsten Bezborodko sehr rasch Carriere, wurde 1787 der Gesandtschaft in London attachiert und bereits 1792 bevollmächtigter Minister in Konstantinopel, 1798 Vizekanzler des Reichs, 1799 Graf. All dies verdankte er Bezborodko; nach dessen Tod 1799 fiel er bei Paul in Ungnade, wurde entlassen und verwiesen. Alexander I. aber, sein persönlicher Freund, zog ihn wieder hervor, und als entschiedener Anhänger Englands erweckte K. bei ihm die Vorliebe für britische Institutionen. 1802 wurde er Minister des Inneren, verstand aber blutwenig von Rußlands Bedürfnissen und mußte sein Wissen bei Stroganow entlehnen. Als Alexander sich 1807 zu Napoleon hinneigte, erhielt K. den Abschied und im November Urlaub auf unbestimmte Zeit; 1810 wurde K. Reichsrat. Erst als Alexander 1812 auf die Seite der Gegner Napoleons trat, kam K. wieder zur Geltung; er wurde Mitglied des von Stein gebildeten deutschen Komitees und am 4. April 1813 des russisch-preußischen Zentral-Verwaltungsrats, dem Stein präsidierte. Zum Wirklichen geheimen Rat befördert, erhielt er im November 1819 provisorisch das Ministerium des Inneren samt der Polizei, bald darauf wurde es ihm definitiv übergeben. Im März 1825 legte er es Kränklichkeit halber nieder. Er wohnte der Krönung Nikolaus' bei, wurde am 10. Mai 1827 Präsident des Reichsrats und des Ministerkomitees und erhielt im Dezember 1828 das kaiserliche Porträt am blauen Bande zu tragen. Nikolaus und seine Mutter schätzten den treuen, tüchtigen Diener ungewöhnlich, den kein körperliches Leiden rastloser Arbeit entfremden konnte. Am 18. Dezember 1831 erhielt K. den erblichen Fürstenstand, am 3. Mai 1834 wurde er Reichskanzler, starb aber schon am 15. Juni 1834 in Moskau. — Vgl. Kleinschmidt, Rußlands Geschichte und Politik, dargestellt in der Geschichte des russischen hohen Adels, Kassel 1877.

Krakau, Friede zu, abgeschlossen am 8. April 1525 zwischen König Sigismund I. von Polen und dem letzten Hochmeister des Deutschen Ordens, Markgrafen Albrecht von Brandenburg-Ansbach (s. d. Artikel).

Krakau, Freistaat. Auf dem Wiener Kongresse wurde am 3. Mai 1815 ein Freistaat mit dem Titel „Durchlauchtige Stadt und Republik Krakau“ mit 22,30 □Meilen gebildet; begrenzt von Österreich, Preußen und Rußland, sollte er unter deren Schutz stete Neutralität genießen. Der Freistaat umschloß den letzten Rest des alten Polenreichs, aber die ihm zugesprochene Unabhängigkeit war eine ziemlich haltlose und flößte wenig Scheu ein; die drei Schutzmächte wußten sich die Möglichkeit zu wahren, in die inneren Verhältnisse einzugreifen. Die gemischt republikanische Verfassung vom 3. Mai 1815 übertrug die gesetzgebende Gewalt einer jährlich vier Wochen tagenden Volksrepräsentation, die vollziehende einem aus zwölf Senatoren und einem Präsidenten gebildeten Senate; den Präsidenten desselben wählte die Volksrepräsentation, und die Schutzmächte mußten ihn bestätigen. Die Rechtspflege übten ein Obertribunal als Appellhof, ein Tribunal und Friedensgerichte. Anstatt mit Mäßigung und Klugheit zu verfahren und aus K. eine Pflanzschule zur Erhaltung ihrer Nationalität und Eigenartigkeit zu machen, legten die Polen hier eine revolutionäre Brutstätte an, von der aus lauter Versuche ausgingen, die bestehende Ordnung zu stören und das alte Polen wieder auferstehen zu lassen; natürlich fehlten zu einem günstigen Resultate alle Machtmittel, der Zustand konnte sich nur verschlimmern, die Schutzmächte sahen im Freistaate K. einen Herd der Unruhen, an dem alle Verschwörer ein Asyl fanden. Schon 1829 suchten sie durch eine Untersuchungskommission innere Übelstände in K. zu beseitigen. Nach dem Ausbruche der polnischen Revolution Ende 1830 schloß sich ein Teil der Bevölkerung in K. derselben an; als sich zumal von Rozyckis Corps viele Flüchtlinge nach dem Freistaate retteten, veranlaßte dies Rußland im Einvernehmen mit den anderen Schutzmächten diesen zu besetzen, um alle unruhigen Elemente zu entfernen; General Rüdiger besetzte die Republik 1831. Im März 1833 erschien eine Kommission der drei Schutzmächte in K., um die Verfassung zu revidieren, d. h. alles aus ihr zu entfernen, was dem revolutionären Geiste der Bevölkerung Vorschub geben könnte. Am 30. Mai war die Revision beendet. Es wurde ein neuer Senat von nur acht Mitgliedern

eingesetzt, von dem die Wahl der Richter abhängig war; der Präsident durfte nur mit Zustimmung der Schutzmächte erwählt werden; nur alle drei Jahre sollte die Volksrepräsentation berufen werden, lediglich zur Beratung des Budget, die Residenten der Schutzmächte hatten sie zu überwachen; die Miliz wurde einem österreichischen Major unterstellt. Bald aber fanden neuerdings die polnischen Flüchtlinge in K. ein Asyl, und als der Senat der Aufforderung, sie auszuweisen, nicht nachkam, besetzten im Februar 1836 einige Bataillone Österreicher, Kosaken und preußische Ulanen unter dem österreichischen General Kaufmann die Republik. Über 500 Personen, darunter viele Soldaten der einstigen polnischen Armee, wurden von Kaufmann ausgewiesen und unter militärischer Bedeckung nach Triest geschafft, um nach Amerika gebracht zu werden. Die Verfassung wurde abermals revidiert und die Macht der Schutzmächte über die Republik erweitert, wogegen Großbritannien und Frankreich vergebens protestierten. Im Herbste 1837 verließen die letzten Österreicher K., dessen Polizei einem österreichischen Kommissar unterstellt wurde. Bald zeigten sich neue Spuren geheimer Verbindungen; die Ermordung eines angeblichen russischen Spions Celak veranlaßte eine Besetzung des Freistaats durch die Österreicher im Oktober 1838, eine schutzmächtliche Untersuchungskommission entdeckte 1839 den von Krakauer Studenten gestifteten Bund der polnischen Nation, und als die Österreicher 1841 abgezogen waren, blieb der Freistaat nichtsdestoweniger in beständiger Überwachung der argwöhnischen Schutzmächte.

1846 wurde K. ein Hauptwaffenplatz der Insurrektion und die Basis ihrer Operationen gegen Galizien. Auf Ansuchen des Senats rückten die in Podgórze stationierten Österreicher am 18. Februar 1846 in der Stadt K. ein; da aber die Zahl der Insurgenten bedrohlich stieg, am 21. schon 12,000 Mann stark war, und die Nachricht kam, die erwarteten russischen Soldaten könnten erst am 27. abmarschieren, so mußten die Österreicher am 22. K. verlassen. Hier wurde eine „Nationalregierung der polnischen Republik“ errichtet und ein Manifest, unterzeichnet von Ludwig Gorzkowski, dem jungen Arzte Johann Tyssowski und Alexander Grzegorzewski, forderte ganz Polen zum Anschlusse auf; eine allgemeine Bewaffnung wurde angeordnet. Tyssowski nahm den Titel eines Diktators an. Das Mißglücken des polnischen Aufstands in Galizien führte den Untergang des Freistaats herbei, der längst den Schutzmächten ein Gegenstand des Widerwillens geworden war. Als russische und österreichische Truppen gegen K. heranrückten, riß die ärgste Entmutigung ein. Die Insurgenten räumten die Hauptstadt in der Nacht zum 3. März; ohne den geringsten Widerstand zogen die Russen und Österreicher am 3., die Preußen am 7. März in K. ein. Im April begannen in Berlin Konferenzen der Schutzmächte wegen des künftigen Geschickes von K., und am 6. November 1846 wurde von ihnen in Wien die Konvention unterzeichnet, wonach die Bestimmungen der Kongreßakte von 1815 wegen K. aufgehoben, der Freistaat beseitigt und die Stadt K. mit ihrem Gebiete Österreich in der Gestalt übergeben wurde, wie sie bis zum 10. Oktober 1809 ihm angehört hatte. Die Proteste Großbritanniens und Frankreichs verhallten wirkungslos, die Republik verschwand ohne Sang und Klang. Am 11. November ergriff Österreich Besitz, am 16. wurde die Konvention vom 6. publiziert, und der österreichische Kommissär Graf Deym übernahm K. Als Großherzogtum wurde K. durch die Reichsverfassung von 1849 dem Kronlande Galizien einverleibt, nach der Landesverfassung von 1850 bildete es einen der drei Regierungsbezirke Galiziens, wurde 1854 jedoch vergrößert und bildet seitdem einen der beiden Verwaltungsgebiete dieses Kronlands.

Im Frühjahr 1848 wurden Unruhen in K. durch Waffengewalt rasch unterdrückt, doch blieb K. ein Mittelpunkt des Polentums.

Krasnoi, Gefecht am 15. August 1812. Barclay de Tolly hatte am 8. August von Smolensk aus auf dem rechten Dnieprufer die Offensive gegen die französische Armee ergriffen; Napoleon wollte versuchen, in ihrem Rücken Smolensk zu nehmen, ging zu diesem Ende bei Orscha auf das linke Flußufer und schlug die große nach Smolensk führende Straße ein, deren Beobachtung einer Division der 2. Westarmee unter Newjerowsky anvertraut war. Dieser hatte hinter K. Stellung genommen, als am 15. August Murat mit der aus drei Kavalleriecorps bestehenden Avantgarde, gefolgt von Ney mit dem 3. Armeecorps, den Ort erreichte. Murat griff sofort an, verjagte die Kavallerie der Russen und nahm einen Teil ihrer Geschütze. Newjerowsky formierte aus seiner Infanterie eine einzige Kolonne, in welche die Artillerie aufgenommen wurde, und marschierte ab, ehe Ney heran war. Murat griff ihn nun mit seiner Reiterei an und setzte seine Angriffe auf die Kolonne, welche ihren Marsch nur unterbrach, wenn die feindlichen Reiter auf sie einsetzten, sechs Stunden lang auf einer Strecke von zwei Meilen fort, ohne sie sprengen zu können; sein hitziges Vorgehen, welches ihn abhielt, die Kavallerieattaquen durch die reitende Artillerie vorzubereiten, und ihn veranlaßte, seine Kräfte im schwadronsweisen Anreiten zu verbrauchen, war Schuld an dem Mißlingen der ersteren. Die Nacht machte dem Kampfe ein Ende, die Russen kamen glücklich nach Smolensk.

Kämpfe vom 16. bis 19. November 1812. Napoleon hatte auf seinem Rückzuge in Smolensk einen viertägigen Halt gemacht, um die Schlagfertigkeit seiner Armee einigermaßen herzustellen. Am 12. November begann der Abmarsch von dort, welcher in sechs Echelons ausgeführt wurde, die sich auf je einen Tagemarsch folgten. Drei derselben waren am 15. November bis K. gekommen, als am Abend dieses Tages die russische Avantgarde unter Miloradowitsch die Straße Smolensk — K. nahe bei letzterem Orte erreichte. Napoleons Aufenthalt in Smolensk hatte es den Russen, deren Flankenbewegung sie in K. auf die französische Rückzugslinie führen mußte, ermöglicht, in gleiche Höhe mit ihm zu kommen. — Erst jetzt erhielt Napoleon Kunde von der Nähe des Feindes; er beschloß daher in K. die zurück-

feienden Corps abzuwarten. Das nächste war das des Vizekönigs Eugen, das 4. Unter heftigem Kampfe gelang es diesem am 16., die Straße nördlich verlassend, sich nach K. durchzuschlagen; seine ganze Artillerie blieb in den Händen der Russen. Napoleon ließ die Trümmer des Corps, noch 3500 Mann, am 17. ihren Marsch fortsetzen und beschloß, um für die aus Smolensk nachrückenden Echelons die Straße frei zu machen, an diesem Tage Kutusow anzugreifen. Dieser glaubte, daß jener K. schon verlassen habe und plante daher gegen die noch in K. befindlichen und die von Smolensk anrückenden Truppen einen Hauptschlag: Tormassow sollte mit dem einen Teile der Hauptarmee ihnen westlich von K. die Straße sperren, während Miloradowitsch dieselbe zunächst freimachen sollte, um später, im Verein mit dem anderen Teile der Armee unter Galitzin, den Franzosen in den Rücken fallend, sie auf K. und in die Arme Tormassows zu treiben. Das nächste Echelon war das Corps von Davout (1.), noch 10,000 Mann. Da die Straße frei war, langte er am 17. vormittags, ziemlich unbehelligt bei K. an. Seine Tête traf ein, als Napoleon, welcher Galitzin angegriffen und gegen diesen Vorteile erzielt hatte, durch die Beteiligung von Miloradowitsch am Kampfe wieder Terrain verlor. Es gelang den Franzosen, die Russen aufzuhalten, bis das ganze Corps Davout versammelt war. Napoleon marschierte nun, da er die Nachricht von Tormassows Nahen erhalten hatte, auf seiner Rückzugslinie ab und fand diese frei, da Kutusow, als er vernommen hatte, daß Napoleon selbst ihm gegenüber stehe, Tormassow zurückgerufen hatte, um ihn bei dem Kampfe seiner übrigen Truppen nicht zu entbehren. — Jetzt fehlte nur noch Ney. Dieser war, durch Davout von der allgemeinen Lage in Kenntnis gesetzt, am 17. früh mit seinem Corps (3.) und dem Rest der Besatzung von Smolensk, etwa 8000 Bewaffneten und 7000 Unbewaffneten, von dort aufgebrochen und hatte an diesem Tage etwa den halben Weg bis K. zurückgelegt. Am 18. setzte er in dichtem Nebel seinen Marsch fort und traf vor K. auf die bisherige Avantgarde der Russen, welche nicht ahnten, daß noch Teile der französischen Armee in ihrem Rücken ständen. Sie erkannten indes bald die Verhältnisse, von allen Seiten eilten ihre Truppen herbei und drängten Ney unter lebhaftem Gefechte in der Richtung, in der er gekommen war, wieder zurück. Da benutzte dieser eine Gefechtspause und die herrschende Dunkelheit, um sich unbemerkt dem Feinde zu entziehen, verließ die große Straße, passierte den gefrorenen Dniepr, dessen Eis seine Artillerie allerdings nicht trug, so daß er diese zurücklassen mußte, und setzte seinen Marsch auf dem rechten Flußufer fort. Mit 3000 Mann erreichte er am 19. früh ein von seinen Bewohnern verlassenes Dorf, wo er wenigstens einige Lebensmittel fand. Den Weg nach Orscha, wo er am 21. mit wenig mehr als 1000 Mann anlangte, mußte er sich durch Platows Kasaken hindurch bahnen, die ihm denselben zu sperren suchten. — Die Franzosen verloren in diesen Kämpfen 7000 Mann, 112 Geschütze und 26,000 meist unbewaffnete Gefangene; die Kälte war bis zu 16° gestiegen, am 19. trat Tauwetter ein; die Auflösung der französischen Armee ward immer größer. Die Russen hatten etwa 4000 Mann eingebüßt.

Vgl. Marquis de Chambray, Histoire de l'expédition de Russie, deutsch von Blesson, Berlin 1825; Bogdanowitsch, Geschichte des Feldzuges im Jahre 1812, deutsch von Baumgarten, Leipzig 1863.

Kray, Paul, Freiherr von Krojowa und Topolja, österreichischer Militär, geboren 5. Februar 1735 zu Käsmark in der Zips (Ungarn), gestorben zu Pest 19. Januar 1804. Er stammte aus einer Bürgerfamilie des Zipser Sachsenlandes.

Sein Großvater, Jakob (der mutmaßliche Sohn des Paul, welcher zu Wittenberg geschult, 1655 genannt wird, und aus der benachbarten Sároscher Gespanschaft stammen soll, oder — wie dies der Familienstammbaum andeutet — der Sohn Alexanders und Enkel Jakobs, Stadtschreibers von Käsmark), bekleidete die Stellung eines Stadtrichters in Käsmark und wurde in den Wirren der rákoczischen Insurrektion ein Opfer der Politik, indem er als Rebell von dem österreichischen General Heister mit vier anderen Bürgern zum Tode mit dem Schwerte verurteilt wurde (1709). Der gleichnamige Vater (Jakob II., geboren 1686) hatte vergeblich getrachtet, das Verhängnis vom Haupte des geliebten Vaters abzuwenden, für welchen auch andere, hervorragende Persönlichkeiten, so Fürst Lubomirski, der Erbstarost der polnischen Zips, ihre Fürsprache eingelegt hatten. In Wien traf er zufällig mit einem Offiziere zusammen, der, ohne ihn näher zu kennen, im Tone prahlerischer Selbstbefriedigung vorbrachte, er habe die bereits höchsten Ortes entschieden gewesene Pardonierung des Käsmarker Stadtrichters vereitelt, indem er, mit der Eilbotschaft der Begnadigung beauftragt, sich von der Gegenpartei bestechen ließ und seine Reise nach Käsmark absichtlich verzögerte, so daß der Pardon zu spät eintreffen mußte. Nach dieser entsetzlichen Mitteilung gab sich der empörte Sohn des Hingerichteten dem schändlichen Verräter zu erkennen und hieb ihn im Zweikampfe nieder. — Für ihn, den „Mörder“ eines kaiserlichen Offiziers, gab es kein anderes Heil als den Eintritt in die kaiserliche Armee unter fremdem Namen, und der Türkenkrieg des Jahres 1715—1718 bot ihm Gelegenheit, als gemeiner Dragoner durch unvergleichliche Bravour die Aufmerksamkeit des Prinzen Eugen von Savoyen auf sich zu ziehen, dem er denn auch den wahren Sachverhalt entdeckte. Der Generalissimus ernannte ihn zum Offizier und empfahl ihn bei Hofe. Nach dem Passarowitzer Frieden begab sich Jakob (II.) K. nach Käsmark zurück, mannigfachen, insbesondere geschichtlichen Studien ergeben. Als nach zwei Jahrzehnten der österreichische Erbfolgekrieg (1740—1748) ausbrach, stellte sich Jakob (II.) K. als Hauptmann an die Spitze einer Abteilung des oberungarischen Aufgebotes und hielt sich insbesondere vor Prag (1742) wacker. Nach dem Dresdner Frieden (1745) widmete sich der angehende Sechziger neuerdings den Beschäftigungen wissenschaftlicher Muße, wurde zum Senator der Vaterstadt gewählt, und 1751 als Landtagsdeputierter Käs-

marks nach Preßburg abgeordnet, wo er sich in den Debatten hervorthat, Flugschriften verfaßte, welche allgemeinere Aufmerksamkeit erregten, und, allgemein geachtet, in seinem Heimatsorte 1753 oder 1755 starb. Der vierte Jahrgang der „Österreichischen Anzeigen aus den österreichischen Erbländern“ brachte eine Reihe von Aufsätzen „Merkwürdige Begebenheiten der königlichen Freistadt Käsmark“, die von ihm herrühren.

Der erstgeborene Sohn dieses Jakob (II.) — als dessen Brüder wir den als Oberstlieutenant 1720 verstorbenen Paul und Alexander genannt finden — war Paul, dessen an der Spitze dieses Artikels bereits gedacht wurde. Der Gönner seines Vaters, Nikolaus Graf Csáky, Primas von Ungarn, ließ den bereits mit 10—13 Jahren verwaisten in Schemnitz und Wien studieren. Bald aber, schon 1754 betrat Paul K. als Infanteriekadett die Bahn des Soldaten, machte den siebenjährigen Krieg mit und wurde vor Liegnitz (15. August 1760) schwer verwundet, nachdem er sich als Oberlieutenant und Adjutant des Generals Grafen Draskowich bei der Erstürmung von Glatz (Juli) ausgezeichnet und die Schlüssel der Festung dem Feldmarschall Laudon überbracht hatte. Im Schlußjahre des langen Krieges (1762) avancierte er zum Hauptmanne. Laudon hatte ihn wiederholt zu wichtigen und schwierigen Missionen verwendet. 1778 Major geworden, 1783 Oberstlieutenant des 2. Szekler-Grenzregimentes, machte er sich um die Niederwerfung des Walachenaufstandes in Siebenbürgen (1784) sehr verdient, indem er schließlich den Hauptrödelsführer, Horja, gefangen nahm. Seit 1785 Oberst und Kommandant des ersten Walachen-Grenzregimentes, erwarb er sich in dem wechselvollen Türkenkriege (1788—1789) durch seine Umsicht und Tapferkeit das Ritterkreuz des Theresienordens und den Rang des Generalmajors, überdies bald die Erhebung in den Freiherrnstand mit dem Prädikate von Krajowa, welchen Ort, in der kleinen Wallachei, er 1789 occupiert hatte. — Nachdem er, um von seinem Siechtum zu genesen, 1791 vom Dienste Abschied genommen, trat er alsbald in die erste Reihe der österreichischen Unterbefehlshaber, im niederländischen Kriege gegen die Franzosen, und erwarb sich namentlich in den Kämpfen des Jahres 1793 gegen Jourdan, unter dem Oberbefehle Koburgs (s. d. Art.) wesentliche Verdienste, so bei Famars, Valenciennes, Courtray, Menin, Macchienne, Orchies, — was ihm am 7. Juli 1794 das Commandeurkreuz des Theresienordens bescheerte. Eine seiner bedeutendsten Thaten war der Sieg bei Cateau-Cambresis (26. April 1794), über Pichegru. 1796 (5. März Feldmarschalllieutenant) befehligte er die Avantgarde des Erzherzogs Karl und machte die ganze Reihe der Einzelgefechte auf deutschem Boden ehrenvoll und nächstbeteiligt mit. — Daß Mißgeschick des Feldzuges von 1797 erheischte eine Deckung des obersten Kommandos in den Augen der öffentlichen Meinung. So nur erklärt man sich die kriegsgerichtliche Verurteilung K.s zu einer zweiwöchentlichen Arreststrafe, obschon er doch die Unzulänglichkeit seiner Militärkräfte und die Übermacht des Feindes dargethan und sein Verhalten gerechtfertigt hatte. K. war nun entschlossen, den aktiven Dienst aufzugeben, obschon er bereits für den Feldzug nach Italien designiert war. Man gewährte ihm jedoch die Entlassung nicht, sondern nur einen kurzen Urlaub, und er mußte schon im September 1798 ins Venetianische als Divisionär des Grafen Wallis, später des Freiherrn v. Melas. Auf diesem Boden errang er gegen die Franzosen Ende März und Anfang April 1799 noch vor dem Eintreffen der Russen unter Suworow namhafte Siege, so bei Legnago über Montrichard und vor allem bei Magnano (5. April). Die Veroneser empfingen den Sieger mit Jubel. K. wurde nun zum Feldzeugmeister befördert, und das Waffenglück begünstigte ihn auch dann, als die Russen unter Suworow mit den Österreichern vereinigt die Franzosen bekämpften. K. brachte Brescia, Peschiera und Mantua in seine Hände, letzteres trotz der Annäherung des feindlichen Corps unter Macdonald. An dem Siege bei Novi (15. August) und Fossano (17. September) hatte er einen wesentlichen Anteil. Der Kaiser belohnte ihn mit der Regimentsinhaberschaft und mit dem Nachlasse von 100,000 Gulden bei dem Kaufschilling für die ungarische Herrschaft Topolya, die sich auch als freiherrliches Prädikat K.s genannt findet. — Leider mußte K. den italienischen Kriegsschauplatz, wo er verdiente Lorbeeren geerntet, bald 1800 (März) mit dem deutschen vertauschen und das von Erzherzog Karl niedergelegte Oberkommando übernehmen, — denn hier erlitt er trotz aller Zähigkeit des Widerstandes im Kampfe mit Moreau Schlappe um Schlappe, vermochte auch keinen anständigen Waffenstillstand zu erzielen, nahm den Abschied, übergab den Heeresbefehl an Erzherzog Karls Bruder, Erzherzog Johann, und trat dann in den bleibenden Ruhestand, den er nur vier Jahre im ungarischen Vaterlande genoß. Er starb, ein angehender Siebziger, mit Hinterlassung zweier Söhne und einer Tochter.

Melzer, Biographieen berühmter Zipser (Kaschau 1833); „Ungarischer Plutarch“, aus authentischen Quellen geschöpft von Kölesy und Melzer (Pesth 1816), Bd. IV; Ritter v. Rittersberg, Biographieen der ausgezeichnetsten verstorbenen und lebenden Feldherren der österreichischen Armee von 1788—1824 (Prag 1828), Bd. I; Wurzbach, Österreichisches biographisches Lexikon, Bd. XIII, S. 161—168.

Kreta s. **Candia.**

Kreutz, Cyprian Graf, russischer General, am 10. Juli 1778 geboren, hatte bereits in den Kriegen gegen Frankreich mit Auszeichnung gedient und sich im letzten Türkenkriege als Commandeur einer Ulanen-Division einen ehrenvollen Namen gemacht, als er 1831 bei Beginn des Kampfes gegen die polnische Insurrektion, an der Spitze des 5. Reserve-Kavallerie-Corps, mit der Deckung des linken Flügels der Hauptarmee beauftragt wurde. Von Lublin als Zentralstellung aus erledigte er sich dieser Aufgabe mit Geschick und Erfolg, wenn er auch diese Stadt im März eine Zeit lang räumen mußte und wenn auch unter seinen gelehrten strategischen Combinationen und Manövern die Energie seines Handelns mitunter

litt, letzteres z. B. als er am 10. Mai 1831 bei Lubartow glücklich gegen Chrzanowski focht. Mit mehr Nachdruck war er am 17. April, Sierawski gegenüber, bei Wronow aufgetreten. Im Juni war er bei Gielguds Übertritt auf preußisches Gebiet in Littauen thätig, stieß dann zur Hauptarmee und kommandierte beim Sturm auf Warschau den rechten Flügel des Hauptangriffs. Sogar die Polen erkannten seine Milde und Leutseligkeit an, welche seiner Umgebung zuweilen zu weit ging. Er starb am 25. Juli 1850. — F. v. Smitt, Geschichte des polnischen Aufstandes 1830 u. 1831, 2. Aufl., Berlin 1848.

Krieg von 1870/71. Die Erfolge, welche die preußischen Waffen im Kriege des Jahres 1866 gehabt hatten, und die durch den Frieden von Prag veränderte Gestaltung der Zustände in Deutschland, hatten die Eitelkeit Frankreichs in hohem Grade verletzt und die Eifersucht der westlichen Grenznachbarn des Norddeutschen Bundes und seiner süddeutschen Verbündeten mächtig erregt. Kaiser Napoleon III. versuchte zunächst die in Frankreich hervorgerufene Bewegung dadurch zu beruhigen, daß er auf friedlichem Wege einen Länderzuwachs zu gewinnen sich bemühte; als seine auf diesen Zweck gerichteten Bemühungen aber an Preußens Weigerung auch nur einen Zoll breit deutschen Landes abzutreten gescheitert waren, bereitete er sich vor zu der gefährlicheren Alternative, der Entscheidung durch die Waffen, zu schreiten. „Revanche pour Sadowa“, hieß der Ruf, mittelst dessen der französische Chauvinismus zum Kriege drängte, welchen alle Welt, mit Ausnahme der noch im Jahre 1869 auf Abrüstung drängenden liberalen deutschen Parlementarier, mit Sicherheit kommen sah. Ein Vorwand für denselben war leicht gefunden. Spanien, damals Republik, ging damit um, den erledigten Thron wieder zu besetzen; das Ministerium, an dessen Spitze der Marschall Prim stand, trat darüber durch Vermittelung eines Vertrauensmannes, des Cortesabgeordneten Salazar y Mazarredo, mit dem Erbprinzen Leopold von Hohenzollern-Sigmaringen in Unterhandlungen; dieser willigte ein die Thronkandidatur anzunehmen, brachte seinen Entschluß zur Kenntnis König Wilhelms I. von Preußen, als des Oberhauptes seiner Familie, zu welcher übrigens der katholische Zweig derselben, dem er selbst angehörte, nur in sehr entfernter Beziehung stand, und erhielt dessen Zustimmung. Der Schritt, welchen der Prinz that, war lediglich ein Akt persönlicher Artigkeit; der König hatte denselben weder zu genehmigen, noch konnte er ihn verbieten. Da fragte am 4. Juli 1870 der französische Botschafter in Berlin, Graf Benedetti, indem er mitteilte, daß die Angelegenheit in Frankreich peinlich berührt habe, an, ob Preußen bei der Sache beteiligt sei, worauf, in Abwesenheit des Bundeskanzlers, der Staatssekretär v. Thile erwiderte, daß dies nicht der Fall sei, er könne daher keine Aufklärungen über dieselbe geben. Den gleichen Gegenstand brachte am nämlichen Tage das französische Ministerium in Paris dem dortigen Botschafter des Norddeutschen Bundes, Freiherrn v. Werther, gegenüber zur Sprache, welcher dieselbe Antwort wie Thile erteilte, sich aber, obgleich ihm der Minister Ollivier bei dieser Gelegenheit sagte „il y a menace de guerre“, dazu hergab, die Sache dem Könige vorzutragen, welcher sich zum Kurgebrauch in Ems befand. Es geschah dies am 6. Juli, und schon an demselben Tage beantwortete der französische Minister des Auswärtigen, Herzog von Gramont, eine im Gesetzgebenden Körper am 5. an die Regierung gerichtete Interpellation in einer für Preußen verletzenden Weise; er erklärte dabei, Frankreich werde nie dulden, daß eine fremde Macht einen ihrer Prinzen auf den Thron Karls V. setze und so das Interesse und die Ehre Frankreichs schädige. Benedetti begab sich zum Könige nach Ems, wurde am 9. empfangen, erhielt aber auf sein Ansinnen, der König möge dem Prinzen die Thronkandidatur untersagen, eine ablehnende Antwort, da die Regierung an der Sache gar nicht beteiligt und der Versuch einer persönlichen Einwirkung auf den Prinzen ein Eingriff in das demselben zustehende Recht der freien Selbstbestimmung sei. Dieselbe Erwiderung gab der König Benedetti in einer zweiten Audienz am 11.

Um jeden Vorwand für die Gefährdung des europäischen Friedens, so viel an ihm war, aus dem Wege zu räumen, entsagte nun der Erbprinz am 12. seiner Kandidatur; ein Zeitungsblatt brachte die Kunde davon nach Ems, und der König teilte dieses Blatt, sowie ein Privattelegramm gleichen Inhaltes, welches er aus Sigmaringen erhalten hatte, am 13. morgens auf der Promenade Benedetti mit, welcher erwiderte, daß er die nämliche Nachricht schon abends vorher aus Paris erhalten habe, gleichzeitig aber an den König das Ansinnen richtete, derselbe möge erklären, daß er in Zukunft nie wieder seine Einwilligung zu der Thronkandidatur geben würde, wenn die Angelegenheit einmal wieder angeregt werden sollte. Er that dies in Gemäßheit einer von Paris ihm zugegangenen Weisung, wo tags zuvor der Herzog von Gramont, als die Nachricht von dem Verzicht des Erbprinzen eingegangen war, dem deutschen Botschafter zugemutet hatte, dem Könige vorzutragen, dieser möge an den Kaiser Napoleon ein Schreiben richten, in welchem er ausspräche, daß er nicht geglaubt habe, die Thronkandidatur des Prinzen verletze das Interesse und die Würde Frankreichs, und daß er sich dessen Entsagung anschlösse; von den verwandtschaftlichen Beziehungen des Prinzen zu den Napoleoniden möge in dem Schreiben nichts erwähnt werden. Da der Botschafter sich nicht darauf einließ, diesen Vorgang nach Ems zu telegraphieren, sondern sich damit begnügte, die Erstattung eines schriftlichen Berichts in Aussicht zu stellen, so wies Gramont Benedetti auf dem oben genannten Wege an, die geforderte Erklärung direkt zu verlangen. Auf diese Weisung gründete sich des letzteren Auftreten. Übrigens hatten bei jener Gelegenheit der Herzog von Gramont und der Justizminister Ollivier, die Seele des Ministeriums, kein Hehl daraus gemacht, daß die ganze Angelegenheit mehr die französische Nation aufgeregt, als daß sie den Kaiser beschäftigt habe; erstere müsse beruhigt werden, damit ihre eigene Stellung

als Minister nicht gefährdet würde. Der Kaiser, krank und dadurch apathisch geworden, war übrigens wenig kriegslustig, obgleich es ihn befremdet hatte, daß bei einer am 8. Mai stattgefundenen, von ihm ins Werk gesetzten Volksabstimmung inbetreff nachträglicher Billigung der in liberalem Sinne durch das Ministerium Ollivier herbeigeführten Verfassungsänderung und des dieselbe zum Gesetz erhebenden Senatsbeschlusses vom 20. April, 45,000 Mitglieder der Armee mit Nein gestimmt, sich also feindlich gegen ihn gestellt hatten, und er daher für zweckmäßig halten mochte, durch etwas leicht erworbene gloire bei den Truppen Stimmung für sich zu machen; die Kaiserin dagegen galt allgemein für eine Hauptstütze und Anhängerin der Kriegspartei. Die Landbevölkerung war durchaus friedlich gesonnen und von den 7½ Millionen Stimmen, welche am 8. Mai den anderthalb Millionen „Nein" gegenüber ihr „Ja" abgegeben hatten, wollte gewiß die große Mehrzahl damit zugleich aussprechen, daß sie den Friedensverheißungen der Regierung trauten und daher die letztere stützen wollten. In Deutschland wünschte niemand den Krieg, aber, wie oben schon gesagt wurde, man sah ihn kommen, und die obere Heeresleitung war vollkommen auf seinen Ausbruch vorbereitet; in dem Augenblicke, in welchem er kam, hatte man ihn allerdings am wenigsten erwartet. In Paris sah man in den meisten Kreisen den ganzen Zwischenfall als durch die Thronentsagung des Prinzen erledigt an; angesehene halbamtliche Zeitungen feierten letztere als einen Sieg. Bei den eigentlichen Machthabern aber war der Krieg eine beschlossene Sache.

König Wilhelm wies das von Benedetti an ihn gestellte Ansinnen entschieden ab und wiederholte seine Weigerung, sich auf Erörterungen inbetreff der Zukunft einzulassen, als dieser ihn, auf Grund einer vonseiten des Herzogs von Gramont ihm erneut zugegangenen Anweisung, am Nachmittage dasselbe nochmals vortragen wollte. Ganz Deutschland aber empfand auf das tiefste die dem Könige angethane Beleidigung und fühlte sich durch die dem Heldengreise zugemutete Demütigung schwer gekränkt; jeder Einzelne im gesamten Vaterlande, nördlich wie südlich vom Main, empfand die Schmach, als wäre sie ihm selbst angethan, und hoch aufwallten der nationale Zorn und der nationale Stolz; allen gemeinsam war der Gedanke, daß glänzende Genugthuung gefordert und gegeben werden müsse, ebenso allgemein war aber auch die Überzeugung, daß sie nur durch Anwendung von Waffengewalt erlangt werden könne.

Was in Frankreich weiter geschah, ließ darüber keinen Zweifel. Am 13. freilich ließ der Herzog von Gramont sich im Gesetzgebenden Körper auf weitere Erörterungen der Lage, trotz des ihm bezeigten Mißfallens über die passive Haltung der Regierung, nicht ein, und am 14. blieben die Minister den parlamentarischen Sitzungen ganz fern, aber an letzterem Tage schon ließ Kaiser Napoleon sich durch die Kriegspartei bestimmen, die Einberufung der Armeereserven anzuordnen, welche übrigens in der Stille bereits am 8. begonnen hatte, und am 15. teilte Ollivier dies dem Gesetzgebenden Körper mit; die von ihm verlesene ministerielle Erklärung stellte den von Preußen angebotenen Krieg in sichere Aussicht. Thiers wollte protestieren, kam aber kaum, Jules Favre, welcher die gleiche Absicht hatte, kam gar nicht zu Wort; des Herzogs von Gramont Verlesung der Erklärung im Senat wurde mit ungeteiltem Beifall aufgenommen. Der Gesetzgebende Körper bewilligte für die Armee einen Kredit von 500, für die Marine von 16 Millionen Francs und genehmigte die Einberufung einer Altersklasse sowie der Mobilgarde zu den Fahnen; von 255 Stimmen waren nur 10 für die Ablehnung der gestellten Anträge.

In Berlin hatte man, um Frankreichs Empfindlichkeit zu schonen und ihm keinen Vorwand für seine Rüstungen zu geben, zunächst noch keinerlei Vorbereitungen für den Krieg getroffen; die Überzeugung von der Schlagfertigkeit der Armee und von der Güte der militärischen Organisation rechtfertigte die Unterlassung. Erst am 15., wo der König von Ems zurückkehrte, beschloß er auf dem Bahnhofe zu Brandenburg, wohin der Kronprinz Friedrich Wilhelm, der Bundeskanzler Graf Bismarck, der Kriegsminister v. Roon und der Chef des Generalstabes der Armee Freiherr v. Moltke ihm entgegengefahren waren, die Mobilmachung, zu welcher die Befehle in der Nacht zum 16. mit der Bestimmung abgesandt wurden, daß der 16. der erste Tag der planmäßig vorzunehmenden Mobilmachung sei, und am 19. trat der Reichstag des Norddeutschen Bundes zusammen, um mit Einmütigkeit die Forderungen der Regierung, namentlich einen Kredit von 120 Millionen Thaler, zu bewilligen. An letztgenanntem Tage stellte der französische Geschäftsträger Le Sourd dem Grafen Bismarck, als preußischem Minister des Auswärtigen, die von diesem Tage datierte Kriegserklärung zu.

Aus eigener Initiative hatte bereits am 16. König Ludwig von Bayern die Mobilmachung befohlen; vergebens suchte eine preußenfeindliche Partei im Abgeordnetenhause den Anschluß an Norddeutschland zu hintertreiben und die Beschränkung auf eine bewaffnete Neutralität herbeizuführen; französische Annäherungsversuche, welche am 10. Juli gemacht waren, hatte die Regierung sofort entschieden zurückgewiesen; am 19. wurden die bayerischen Truppen dem militärischen Oberbefehl König Wilhelms unterstellt. Ähnlich in Württemberg und in Baden; dort befahl der König, von einer Reise zurückkehrend, am 17. die Mobilmachung, mit jubelndem Zuruf begrüßte die Ständeversammlung die dazu gehörige Kreditforderung der Regierung, am 21. erfolgte der offizielle Anschluß an Preußen; hier, wo man schon seit längerer Zeit mit Preußen Hand in Hand ging, ward die Mobilisierung am 16. ausgesprochen; der Bundestreue hatte der badische Abgeordnete zum Bundesrate von vornherein beredten Ausdruck gegeben. So waren die französischen Hoffnungen, Nord- und Süddeutschland entzweit und in zwei Heerlager geteilt zu finden, das letztere wohl gar zu sich herüberziehen zu können, getäuscht: Deutschland war einig wie

litt, letzteres z. B. als er am 10. Mai 1831 bei Lubartow glücklich gegen Chrzanowski focht. Mit mehr Nachdruck war er am 17. April, Sierawski gegenüber, bei Wronow aufgetreten. Im Juni war er bei Gielguds Übertritt auf preußisches Gebiet in Littauen thätig, stieß dann zur Hauptarmee und kommandierte beim Sturm auf Warschau den rechten Flügel des Hauptangriffs. Sogar die Polen erkannten seine Milde und Leutseligkeit an, welche seiner Umgebung zuweilen zu weit ging. Er starb am 25. Juli 1850. — F. v. Smitt, Geschichte des polnischen Aufstandes 1830 u. 1831, 2. Aufl., Berlin 1848.

Krieg von 1870/71. Die Erfolge, welche die preußischen Waffen im Kriege des Jahres 1866 gehabt hatten, und die durch den Frieden von Prag veränderte Gestaltung der Zustände in Deutschland, hatten die Eitelkeit Frankreichs in hohem Grade verletzt und die Eifersucht der westlichen Grenznachbarn des Norddeutschen Bundes und seiner süddeutschen Verbündeten mächtig erregt. Kaiser Napoleon III. versuchte zunächst die in Frankreich hervorgerufene Bewegung dadurch zu beruhigen, daß er auf friedlichem Wege einen Länderzuwachs zu gewinnen sich bemühte; als seine auf diesen Zweck gerichteten Bemühungen aber an Preußens Weigerung auch nur einen Zoll breit deutschen Landes abzutreten gescheitert waren, bereitete er sich vor zu der gefährlicheren Alternative, der Entscheidung durch die Waffen, zu schreiten. „Revanche pour Sadowa“, hieß der Ruf, mittelst dessen der französische Chauvinismus zum Kriege drängte, welchen alle Welt, mit Ausnahme der noch im Jahre 1869 auf Abrüstung drängenden liberalen deutschen Parlementarier, mit Sicherheit kommen sah. Ein Vorwand für denselben war leicht gefunden. Spanien, damals Republik, ging damit um, den erledigten Thron wieder zu besetzen; das Ministerium, an dessen Spitze der Marschall Prim stand, trat darüber durch Vermittelung eines Vertrauensmannes, des Cortesabgeordneten Salazar y Mazarredo, mit dem Erbprinzen Leopold von Hohenzollern-Sigmaringen in Unterhandlungen; dieser willigte ein die Thronkandidatur anzunehmen, brachte seinen Entschluß zur Kenntnis König Wilhelms I. von Preußen, als des Oberhauptes seiner Familie, zu welcher übrigens der katholische Zweig derselben, dem er selbst angehörte, nur in sehr entfernter Beziehung stand, und erhielt dessen Zustimmung. Der Schritt, welchen der Prinz that, war lediglich ein Akt persönlicher Artigkeit; der König hatte denselben weder zu genehmigen, noch konnte er ihn verbieten. Da fragte am 4. Juli 1870 der französische Botschafter in Berlin, Graf Benedetti, indem er mitteilte, daß die Angelegenheit in Frankreich peinlich berührt habe, an, ob Preußen bei der Sache beteiligt sei, worauf, in Abwesenheit des Bundeskanzlers, der Staatssekretär v. Thile erwiderte, daß dies nicht der Fall sei, er könne daher keine Aufklärungen über dieselbe geben. Den gleichen Gegenstand brachte am nämlichen Tage das französische Ministerium in Paris dem dortigen Botschafter des Norddeutschen Bundes, Freiherrn v. Werther, gegenüber zur Sprache, welcher dieselbe Antwort wie Thile erteilte, sich aber, obgleich ihm der Minister Ollivier bei dieser Gelegenheit sagte „il y a menace de guerre“, dazu hergab, die Sache dem Könige vorzutragen, welcher sich zum Kurgebrauch in Ems befand. Es geschah dies am 6. Juli, und schon an demselben Tage beantwortete der französische Minister des Auswärtigen, Herzog von Gramont, eine im Gesetzgebenden Körper am 5. an die Regierung gerichtete Interpellation in einer für Preußen verletzenden Weise; er erklärte dabei, Frankreich werde nie dulden, daß eine fremde Macht einen ihrer Prinzen auf den Thron Karls V. setze und so das Interesse und die Ehre Frankreichs schädige. Benedetti begab sich zum Könige nach Ems, wurde am 9. empfangen, erhielt aber auf sein Ansinnen, der König möge dem Prinzen die Thronkandidatur untersagen, eine ablehnende Antwort, da die Regierung an der Sache gar nicht beteiligt und der Versuch einer persönlichen Einwirkung auf den Prinzen ein Eingriff in das demselben zustehende Recht der freien Selbstbestimmung sei. Dieselbe Erwiderung gab der König Benedetti in einer zweiten Audienz am 11.

Um jeden Vorwand für die Gefährdung des europäischen Friedens, so viel an ihm war, aus dem Wege zu räumen, entsagte nun der Erbprinz am 12. seiner Kandidatur; ein Zeitungsblatt brachte die Kunde davon nach Ems, und der König teilte dieses Blatt, sowie ein Privattelegramm gleichen Inhaltes, welches er aus Sigmaringen erhalten hatte, am 13. morgens auf der Promenade Benedetti mit, welcher erwiderte, daß er die nämliche Nachricht schon abends vorher aus Paris erhalten habe, gleichzeitig aber an den König das Ansinnen richtete, derselbe möge erklären, daß er in Zukunft nie wieder seine Einwilligung zu der Thronkandidatur geben würde, wenn die Angelegenheit einmal wieder angeregt werden sollte. Er that dies in Gemäßheit einer von Paris ihm zugegangenen Weisung, wo tags zuvor der Herzog von Gramont, als die Nachricht von dem Verzicht des Erbprinzen eingegangen war, dem deutschen Botschafter zugemutet hatte, dem Könige vorzutragen, dieser möge an den Kaiser Napoleon ein Schreiben richten, in welchem er ausspräche, daß er nicht geglaubt habe, die Thronkandidatur des Prinzen verletze das Interesse und die Würde Frankreichs, und daß er sich dessen Entsagung anschlösse; von den verwandtschaftlichen Beziehungen des Prinzen zu den Napoleoniden möge in dem Schreiben nichts erwähnt werden. Da der Botschafter sich nicht darauf einließ, diesen Vorgang nach Ems zu telegraphieren, sondern sich damit begnügte, die Erstattung eines schriftlichen Berichts in Aussicht zu stellen, so wies Gramont Benedetti auf dem oben genannten Wege an, die geforderte Erklärung direkt zu verlangen. Auf diese Weisung gründete sich des letzteren Auftreten. Übrigens hatten bei jener Gelegenheit der Herzog von Gramont und der Justizminister Ollivier, die Seele des Ministeriums, kein Hehl daraus gemacht, daß die ganze Angelegenheit mehr die französische Nation aufgeregt, als daß sie den Kaiser beschäftigt habe; erstere müsse beruhigt werden, damit ihre eigene Stellung

als Minister nicht gefährdet würde. Der Kaiser, krank und dadurch apathisch geworden, war übrigens wenig kriegslustig, obgleich es ihn befremdet hatte, daß bei einer am 8. Mai stattgefundenen, von ihm ins Werk gesetzten Volksabstimmung inbetreff nachträglicher Billigung der in liberalem Sinne durch das Ministerium Ollivier herbeigeführten Verfassungsänderung und des dieselbe zum Gesetz erhebenden Senatsbeschlusses vom 20. April, 45,000 Mitglieder der Armee mit Nein gestimmt, sich also feindlich gegen ihn gestellt hatten, und er daher für zweckmäßig halten mochte, durch etwas leicht erworbene gloire bei den Truppen Stimmung für sich zu machen; die Kaiserin dagegen galt allgemein für eine Hauptstütze und Anhängerin der Kriegspartei. Die Landbevölkerung war durchaus friedlich gesonnen und von den 7½ Millionen Stimmen, welche am 8. Mai den anderthalb Millionen „Nein" gegenüber ihr „Ja" abgegeben hatten, wollte gewiß die große Mehrzahl damit zugleich aussprechen, daß sie den Friedensverheißungen der Regierung trauten und daher die letztere stützen wollten. In Deutschland wünschte niemand den Krieg, aber, wie oben schon gesagt wurde, man sah ihn kommen, und die obere Heeresleitung war vollkommen auf seinen Ausbruch vorbereitet; in dem Augenblicke, in welchem er kam, hatte man ihn allerdings am wenigsten erwartet. In Paris sah man in den meisten Kreisen den ganzen Zwischenfall als durch die Thronentsagung des Prinzen erledigt an; angesehene halbamtliche Zeitungen feierten letztere als einen Sieg. Bei den eigentlichen Machthabern aber war der Krieg eine beschlossene Sache.

König Wilhelm wies das von Benedetti an ihn gestellte Ansinnen entschieden ab und wiederholte seine Weigerung, sich auf Erörterungen inbetreff der Zukunft einzulassen, als dieser ihn, auf Grund einer vonseiten des Herzogs von Gramont ihm erneut zugegangenen Anweisung, am Nachmittage dasselbe nochmals vortragen wollte. Ganz Deutschland aber empfand auf das tiefste die dem Könige angethane Beleidigung und fühlte sich durch die dem Heldengreise zugemutete Demütigung schwer gekränkt; jeder Einzelne im gesamten Vaterlande, nördlich wie südlich vom Main, empfand die Schmach, als wäre sie ihm selbst angethan, und hoch aufwallten der nationale Zorn und der nationale Stolz; allen gemeinsam war der Gedanke, daß glänzende Genugthuung gefordert und gegeben werden müsse, ebenso allgemein war aber auch die Überzeugung, daß sie nur durch Anwendung von Waffengewalt erlangt werden könne.

Was in Frankreich weiter geschah, ließ darüber keinen Zweifel. Am 13. freilich ließ der Herzog von Gramont sich im Gesetzgebenden Körper auf weitere Erörterungen der Lage, trotz des ihm bezeigten Mißfallens über die passive Haltung der Regierung, nicht ein, und am 14. blieben die Minister den parlamentarischen Sitzungen ganz fern, aber an letzterem Tage schon ließ Kaiser Napoleon sich durch die Kriegspartei bestimmen, die Einberufung der Armeereserven anzuordnen, welche übrigens in der Stille bereits am 8. begonnen hatte, und am 15. teilte Ollivier dies dem Gesetzgebenden Körper mit: die von ihm verlesene ministerielle Erklärung stellte den von Preußen angebotenen Krieg in sichere Aussicht. Thiers wollte protestieren, kam aber kaum, Jules Favre, welcher die gleiche Absicht hatte, kam gar nicht zu Wort; des Herzogs von Gramont Verlesung der Erklärung im Senat wurde mit ungeteiltem Beifall aufgenommen. Der Gesetzgebende Körper bewilligte für die Armee einen Kredit von 500, für die Marine von 16 Millionen Francs und genehmigte die Einberufung einer Altersklasse sowie der Mobilgarde zu den Fahnen; von 255 Stimmen waren nur 10 für die Ablehnung der gestellten Anträge.

In Berlin hatte man, um Frankreichs Empfindlichkeit zu schonen und ihm keinen Vorwand für seine Rüstungen zu geben, zunächst noch keinerlei Vorbereitungen für den Krieg getroffen; die Überzeugung von der Schlagfertigkeit der Armee und von der Güte der militärischen Organisation rechtfertigte die Unterlassung. Erst am 15., wo der König von Ems zurückkehrte, beschloß er auf dem Bahnhofe zu Brandenburg, wohin der Kronprinz Friedrich Wilhelm, der Bundeskanzler Graf Bismarck, der Kriegsminister v. Roon und der Chef des Generalstabes der Armee Freiherr v. Moltke ihm entgegengefahren waren, die Mobilmachung, zu welcher die Befehle in der Nacht zum 16. mit der Bestimmung abgesandt wurden, daß der 16. der erste Tag der planmäßig vorzunehmenden Mobilmachung sei, und am 19. trat der Reichstag des Norddeutschen Bundes zusammen, um mit Einmütigkeit die Forderungen der Regierung, namentlich einen Kredit von 120 Millionen Thaler, zu bewilligen. An letztgenanntem Tage stellte der französische Geschäftsträger Le Sourd dem Grafen Bismarck, als preußischem Minister des Auswärtigen, die von diesem Tage datierte Kriegserklärung zu.

Aus eigener Initiative hatte bereits am 16. König Ludwig von Bayern die Mobilmachung befohlen; vergebens suchte eine preußenfeindliche Partei im Abgeordnetenhause den Anschluß an Norddeutschland zu hintertreiben und die Beschränkung auf eine bewaffnete Neutralität herbeizuführen; französische Annäherungsversuche, welche am 10. Juli gemacht waren, hatte die Regierung sofort entschieden zurückgewiesen; am 19. wurden die bayerischen Truppen dem militärischen Oberbefehl König Wilhelms unterstellt. Ähnlich in Württemberg und in Baden; dort befahl der König, von einer Reise zurückkehrend, am 17. die Mobilmachung, mit jubelndem Zuruf begrüßte die Ständeversammlung die dazu gehörige Kreditforderung der Regierung, am 21. erfolgte der offizielle Anschluß an Preußen; hier, wo man schon seit längerer Zeit mit Preußen Hand in Hand ging, ward die Mobilisierung am 16. ausgesprochen; der Bundestreue hatte der badische Abgeordnete zum Bundesrate von vornherein beredten Ausdruck gegeben. So waren die französischen Hoffnungen, Nord- und Süddeutschland entzweit und in zwei Heerlager geteilt zu finden, das letztere wohl gar zu sich herüberziehen zu können, getäuscht: Deutschland war einig wie

noch nie, und so wenig man sich diesseits des Rheins die glänzenden Erfolge träumen ließ, mit denen der Herr der Heerscharen die treue Friedensarbeit der Truppen und den Glauben des Volkes an sich selbst binnen kurzem lohnen sollte, so stand doch in aller Brust die Überzeugung fest, daß der Endausgang ein glücklicher sein, daß ein so frevelhaft begonnener Krieg nicht mit dem Siege der Urheber desselben enden könne. Der Orden des Eisernen Kreuzes, welchen König Wilhelm an jenem ersten Kriegstage, dem 19., im Andenken an die Befreiungskriege von neuem ins Leben rief, sollte ein Mittel bieten, hervorragende Leistungen eines jeden, ohne Unterschied des Ranges oder des Stammes, um den bevorstehenden Kampf durch ein äußeres Zeichen anzuerkennen. Die „Wacht am Rhein", von Schneckenburger gedichtet, von Wilhelm in Musik gesetzt, wurde das Nationallied der Deutschen, während in Frankreich die Klänge der immer mehr wiedererlaubten Marseillaise das Wutgeschrei und die Drohungen gegen die Prussiens und die ruhmredigen Deklamationen begleiteten, in denen Behörden und Presse die Ruhmesthaten des Heeres verherrlichten, ehe noch ein Kanonenschuß gefallen war. Der Kaiser verhielt sich jedoch ablehnend gegen diese Voreingenommenheit. Die Bemühungen seiner Regierung, andere europäische Mächte in sein Interesse zu ziehen und sie zu gemeinsamem Handeln zu veranlassen, schlugen fehl; aber ebenso wenig machte eine von ihnen einen ernstlichen Versuch den Krieg abzuwenden, indem sie, die Hand am Schwerte, sich hätte angelegen sein lassen, den Frieden zu erhalten.

Jede der beiden kriegführenden Mächte war mithin auf ihre eigene Kraft allein angewiesen, aber beide Heere waren grundverschieden, und die öffentliche Meinung war inbetreff des Wertes, welchen sie ihnen zuerkennen sollte, sehr geteilt. Die französische Armee hatte bis vor wenigen Jahren für die erste der Welt gegolten; seit dem Jahre 1866 neigten viele Ansichten dazu, diesen Rang für die preußische in Anspruch zu nehmen. Der wesentlichste Unterschied zwischen beiden bestand darin, daß diesseits des Rheins das ganze Volk in den Reihen des Heeres stand, während jenseits des Stromes die Stellvertretung in ausgedehntem Maße Anwendung fand, so daß nur die unbemittelten Klassen Soldaten wurden, eine Einrichtung, welche auf der anderen Seite hoffen ließ, daß die ihr dadurch zugeführten Troupiers ihren jugendlichen Gegnern in vielen Stücken wesentlich überlegen sein würden. Im ganzen und großen aber war der innere Wert der französischen Armee dadurch viel geringer geworden, daß ihre seit 1866 vorgenommene starke Vermehrung, im Hinblick auf die finanzielle Leistungsfähigkeit des Landes, zu teilweise sehr bedeutenden Herabsetzungen der Dienstzeit gezwungen hatte. Ein sehr wichtiges Moment für die Leistungsfähigkeit des deutschen Heeres war auch das Vorhandensein eines ganz gleichartigen, aus den besten Kreisen der Gesellschaft ergänzten, trefflich vorgebildeten Offiziercorps im stehenden Heere; in einem zahlreichen Stamme von Reserve- und Landwehroffizieren stand demselben eine wertvolle Unterstützung und Ergänzung zur Seite, während in Frankreich die Offiziere aus zwei ganz verschiedenen und keineswegs harmonisch mit einander lebenden Klassen bestanden, den aus den Militärschulen Hervorgegangenen, mit denen die höheren Stellen fast ausschließlich besetzt waren, und den dem Unteroffizierstande Entstammenden, welche es selten weiter als zum Hauptmann brachten. Auch bildeten in Frankreich die Generalstabsoffiziere eine von den Truppenoffizieren fast ganz geschiedene Klasse, während in Deutschland zwischen beiden Arten ein steter Austausch stattfand, so daß hier der Generalstabsoffizier auf allen Gebieten des militärischen Lebens zuhause war, während er dort fast ausschließlich die Geschäfte der Heeresleitung, nicht aber das Leben und die Bedürfnisse der Truppe kannte. Auch in der Verwaltung und im Sanitätswesen der französischen Armee lagen manche Verhältnisse vor, welche hemmend einwirkten. Für die Ausbildung und die Ausrüstung war seit 1866 mancherlei geschehen; Marschall Niel war als Kriegsminister eifrig bemüht gewesen, die Schäden der gesamten Organisation, die er wohl erkannte, zu beseitigen; nach seinem 1868 erfolgten Tode aber hatte sein Nachfolger, Marschall Leboeuf, nicht in gleicher Weise fortgearbeitet, und so kam es denn, daß bei Ausbruch des Krieges, trotz der letzteren im Ministerrate abgegebener großsprecherischer Erklärung, daß die Armee für einen Krieg archiprêt sei, sich das gerade Gegenteil als richtig erwies. Preußen dagegen hatte seiner ausgezeichneten Heeresorganisation, welche die süddeutschen Staaten in bewunderungswürdiger Raschheit sich bereits in genügendem Grade angeeignet hatten, zu danken, daß die Mobilmachung glatt vonstatten ging und daß seine Armeeen mit ungeahnter Schnelligkeit binnen kurzer Zeit an der Grenze standen. Was die Bewaffnung angeht, so war das französische Chassepot dem deutschen Zündnadelgewehr (Bayern hatte ähnliche Hinterlader) überlegen, namentlich ergab es größere Schußweiten, dagegen verfügte die deutsche Artillerie durchweg über Hinterladungsgeschütze, denen die französischen gezogenen Vorderlader nicht gewachsen waren; die französische Kavallerie focht mit ritterlicher Tapferkeit, genügte aber auf allen anderen Gebieten reiterlicher Thätigkeit den Ansprüchen nicht, während die deutsche Reiterei sich als ein vorzüglich brauchbares Werkzeug für die Zwecke der oberen Heeresleitung erwies.

Am 28. Juli traf Kaiser Napoleon, welcher am 23. der Kaiserin Eugenie die Regentschaft übertragen hatte, mit seinem Sohne in Metz ein und übernahm den Oberbefehl; der Kriegsminister, Marschall Leboeuf, sollte ihm als Generalstabschef zur Seite stehen. Der ursprüngliche Operationsplan war dahin gegangen, 150,000 Mann bei Metz, 100,000 bei Straßburg und 50,000 im Lager von Chalons zu vereinigen, die beiden ersteren Gruppen („Rheinarmee") sollten dann bei Maxau den Rhein überschreiten, während die letztere als Reserve dienen und die Nordostgrenze decken sollte; die Flotte sollte die Operationen der Landarmee unterstützen, indem ein Ostseegeschwader unter Admiral Bouët-Willaumez die

deutschen Häfen blockierte und womöglich Dänemark zur Teilnahme an den Feindseligkeiten gegen Deutschland bestimmte und eine Transportflotte unter Vice-Admiral La Roncière le Noury 30,000 Mann unter General Bourbaki an Bord nähme, welche an einem noch nicht bestimmten Punkte der Küste landen sollten. Aber am 29. standen zwischen Metz und der Saar erst 128,730, im Elsaß 46,900 und bei Chalons 34,450 Mann, und ein für den 31. geplantes Überschreiten der Saar mußte unterbleiben, weil die Truppen noch nicht schlagfertig waren; das Ostseegeschwader hatte mit der Hälfte der ursprünglich bestimmten Schiffe in See gehen müssen, weil man die anderen nicht bemannen konnte, und der Gedanke an eine Landung ward sehr bald aufgegeben, da man die Truppen anderswo nötiger brauchte.

Deutscherseits wurden drei Armeeen gebildet, von denen die 1. (7. und 8. Armeecorps, 3. Kavallerie-Division; 50,000 Mann Infanterie, 4800 Pferde, 180 Geschütze) unter General v. Steinmetz bei Trier; die 2. (Garde-, 3., 4., 9., 10., 12. [königlich sächsisches] Armeecorps, 5. und 6. Kavallerie-Division, 156,000 Mann Infanterie, 22,000 Pferde, 546 Geschütze) unter dem Prinzen Friedrich Karl auf der Linie Bingen-Alzey-Mannheim; die 3. (5. und 11. Armeecorps, 4. Kavallerie-Division, die bayerischen, württembergischen und badischen Truppen; 128,000 Mann Infanterie, 15,300 Pferde, 480 Geschütze) unter dem Kronprinzen von Preußen bei Landau und Germersheim sich versammelte; die übrigen Truppen blieben vorläufig zum Küstenschutz und mit Rücksicht auf die noch nicht ganz entschiedene Haltung Österreichs in der Heimat, konnten aber sehr bald schon herangezogen werden; es traten dann das 1. Armeecorps und die 1. Kavallerie-Division zur 1., das 2. Armeecorps und die 17. Division zur 2., das 6. Armeecorps und die 2. Kavallerie-Division zur 3. Armee. Den Oberbefehl führte seit dem 2. August König Wilhelm, welcher am 31. von Berlin zur Armee nach Mainz abreiste; General v. Moltke war sein Generalstabschef. Die Truppen standen an diesem Tage im ganzen und großen in den obengenannten Stellungen, bereit einem jeden Einbruchsversuche in deutsches Land entgegenzutreten; den Franzosen waren die Vorteile verloren gegangen, welche sie hätten haben können, wenn sie in den ersten Tagen der gegnerischen Mobilmachung die offene Grenze überschritten hätten.

Am 2. August begann der Krieg, nachdem einige kleine Vorpostengefechte und von deutscher Seite ein paar kühne Rekognoszierungsritte in das feindliche Land hinein stattgefunden hatten, mit einer großen Fanfaronade, dem Angriff auf Saarbrücken. Das Unternehmen war anfangs in großem Maßstabe geplant; zur Ausführung desselben wurden dem Marschall Bazaine, welcher das 3. Armeecorps kommandierte, zeitweilig deren fünf und eine Reserve-Kavallerie-Division unterstellt; es beschränkte sich aber schließlich auf einen Kampf des 2. Armeecorps unter General Frossard, dem Gouverneur des kaiserlichen Prinzen, gegen ein kleines Detachement (3 Bataillone, 3 Eskadrons, 2 Geschütze) unter Oberst-Lieutenant v. Pestel, welcher sich, nachdem der Feind zur Entfaltung seiner ganzen Macht veranlaßt worden war, unverfolgt zurückzog. Die offene, nicht verteidigte Stadt wurde beschossen und dann besetzt, ganz Frankreich jubelte, das Kohlenbecken der Saar war erobert, die erste Etappe auf dem Wege nach Berlin war erreicht. Der Kaiser hatte dem Gefechte persönlich beigewohnt, der kaiserliche Prinz empfing die Feuertaufe. Damit war die französische Angriffsbewegung zu Ende; jetzt gingen ihre Gegner zur Offensive über.

Es geschah dies zuerst durch die Armee des Kronprinzen, der am 4. August die Grenze überschritt, gegen welche die beiden anderen Armeeen noch im Vormarsch begriffen waren. Die 3. Armee traf sofort bei Weißenburg (s. d.) auf den Feind, eine Infanterie-Division unter General Abel Douay, welche nach tapferem Widerstande unterlag und sich auf Wörth (s. d.) zurückzog, wo Mac Mahon stand und schleunigst die im Elsaß verfügbaren Truppen zu vereinigen suchte, um noch am Ostfuße der Vogesen dem Feinde das weitere Eindringen in Frankreich zu verwehren. Der Versuch schlug fehl. Nach hartem Kampfe wurde er am 6. geschlagen, und in Auflösung passierten seine Truppen das Gebirge, um sich erst im Lager von Chalons wieder zu sammeln.

Am nämlichen Tage führte der Vormarsch des linken Flügels der 1. Armee zur Schlacht bei Spicheren (s. d.), in welche sehr bald der rechte Flügel der 2. eingriff. Auch hier wurden die Franzosen nach tapferem Widerstande zum Rückzuge gezwungen. Derselbe ging auf Metz; hinter der Französischen Nied, einen Tagemarsch westlich von dieser Festung, nahm die dort vereinigte Heeresgruppe eine Stellung, welche sie befestigte. Angesichts der erlittenen Niederlagen und des mehr oder weniger aufgelösten Zustandes, in welchen ein großer Teil des Heeres durch dieselben versetzt worden war, hatte man anfänglich daran gedacht, noch weiter zurückzugehen und alle verfügbaren Kräfte bei Chalons zu vereinigen, um Paris zu decken; man hatte diesen Gedanken aber wieder aufgegeben, weil man den Eindruck fürchtete, welchen ein solcher Schritt in Paris und auf die Armee machen würde; auch mochte man Metz nicht sich selbst überlassen, weil es dort noch an zu vielem fehlte, was nötig war, um eine Belagerung aushalten zu können. — Der unmittelbaren Berührung mit den siegreichen deutschen Truppen hatten ihre Gegner sich überall durch die Eile, mit der sie ihre rückwärtigen Bewegungen ausführten, durch Nachtmärsche und durch Zuhilfenahme der Eisenbahnen entzogen; die Vogesenlinie aber war definitiv von ihnen aufgegeben.

In Paris vollzog sich infolge dieser Vorgänge ein gewaltiger Umschwung. Die überschwänglichen Siegeshoffnungen waren zerplatzt wie Seifenblasen; statt die eigenen Truppen auf ihrem militärischen Spaziergange nach Berlin zu begleiten, erblickte man die fremden Eroberer bereits vor den Thoren der Stadt; die Opposition benutzte sofort die Gelegenheit, den Sturz der Dynastie in die Wege zu leiten. Die Regierung

versuchte zunächst zu täuschen, die Hiobsposten abzuschwächen, wie sie überhaupt bis zu Ende des Krieges die Wahrheit zu verhüllen, die Thatsachen zu entstellen bemüht gewesen ist. Keineswegs jedoch gab man sich kleinlicher Verzweiflung hin, sondern thatkräftig und energisch schickte man sich an, die Wehrkraft des Landes zur Verteidigung des heimischen Herdes in vollem Umfange auszunutzen; das amtliche Journal rief die Hilfe der europäischen Mächte gegen die Europa drohende preußische Suprematie an. Am 9. traten die Kammern zusammen; sie beschlossen Massenaushebung, Organisation der Nationalgarde, Einstellung eines Teiles der Mobilgarde in das Heer, Einberufung der Altersklasse von 1871; im übrigen aber veranlaßte die Haltung des Gesetzgebenden Körpers den Rücktritt des Ministeriums. General Cousin de Montauban, Graf von Palikao, bildete am 10. ein neues, in welchem er selbst das Portefeuille des Krieges übernahm. Französischerseits fing man jetzt an, dem Kampfe, welcher bis dahin ein ehrlich Spiel gewesen, einen gehässigen persönlichen Stempel aufzudrücken; es begann die Thätigkeit der Franctireurs und der Blaukittel, welche, ruhig hinter dem Pfluge gehend, im gegebenen Augenblick die Flinte ergriffen, um vom sicheren Hinterhalte aus einen des Weges ziehenden deutschen Soldaten zu erschießen; der Deutschenhaß gab sich in der Deutschenhetze kund. — Auch in den höchsten Kommandostellen fand ein Wechsel statt: Der Kaiser legte den nominell geführten Oberbefehl nieder und hatte somit jeglicher Thätigkeit entsagt, blieb aber beim Heere; Bazaine übernahm das Kommando der bei Metz versammelten Rheinarmee, Mac Mahon das der Armee von Chalons, Marschall Leboeuf mußte als Generalstabschef dem General Jarras weichen, dem Marschall Mac Mahon stand als solcher General Faure zur Seite. Die Rheinarmee bestand aus dem Garde- (Bourbaki), 2. (Frossard), 3. (Decaen, am 14. August Leboeuf), 4. (Ladmirault), 6. (Canrobert), der Brigade Lapasset vom 5. Armeecorps, den Reserve-Kavallerie-Divisionen du Barail und Forton; die Armee von Chalons setzte sich aus dem 1. (Ducrot), dem 5. (de Failly), dem 7. (Felix Douay), dem 12. (Lebrun), den Reserve-Kavallerie-Divisionen Bonnemains und Margueritte zusammen. Die erstere zählte 170,000, die letztere 120,000 Mann; Reserven waren, außer den Ersatztruppenteilen, kaum noch vorhanden; die Teilung in die beiden Heeresgruppen erschwerte das einheitliche Handeln.

Den zurückgehenden Franzosen folgten die Deutschen, zu denen in dieser Zeit das 1., 2., 6. Armeecorps, die 1. und 2. Kavallerie-Division gestoßen waren, während die badische Division gegen Straßburg entsendet wurde, in breiter Front; ihren rechten Flügel, die 1. und 2. Armee, deren Kavallerie schon am 12. bis zur Mosel streifte, nötigte das Stehenbleiben Bazaines an der Nied aber bald sich gegen Norden zu konzentrieren, während die 3. ihren Vormarsch in westlicher Richtung fortsetzte. Bazaine erkannte die Gefahr, welche ihm aus einem Moselübergange der Deutschen oberhalb Metz, wenn er halten bliebe, erwachsen würde; er befahl daher am 13. abends den Abmarsch auf Metz, wurde aber in diesem am 14. von der 1. Armee durch die Schlacht bei Colombey-Nouilly (s. d.) aufgehalten, während die 2. ihren Weg gegen die Mosel fortsetzte, um, Metz südlich umgehend, der Rheinarmee den Rückzug zu verlegen. Es gelang dies über Erwarten durch die Schlachten von Vionville-Mars la Tour (s. „Mars la Tour") am 16. und Gravelotte-Saint Privat (s. „Saint Privat") am 18.

Die 3. Armee hatte inzwischen die kleinen Vogesenfestungen und zwar Lützelstein am 9. ohne Widerstand, Lichtenberg am selben Tage nach tapferer Gegenwehr, Marsal am 14., als die Beschießung eben begonnen hatte, in Besitz genommen, während Bitsch und Pfalzburg die Beschießung aushielten und jede Unterhandlung ablehnten, so daß erstere Bergfeste bis zum Ende des Krieges cerniert werden mußte und letztere erst in deutsche Hand kam, als am 14. Dezember der Kommandant, Major Taillant, durch Hunger gezwungen, ihre Thore öffnete. Während der Entscheidungsschlacht des 18. stand die kronprinzliche Armee an der Maas, wo am 16. das 4. Armeecorps vergeblich versucht hatte, Toul (s. d.) durch einen Handstreich zu nehmen. Hier machte sie einige Tage Halt, um dann, gemeinsam mit der neu gebildeten 4. oder Maasarmee den Marsch auf Paris fortzusetzen, welche letztere, aus dem Garde-, 4., 12. (jetzt unter Prinz Georg von Sachsen) Armeecorps, sowie der 5. und 6. Kavallerie-Division formiert, unter das Kommando des Kronprinzen Albert von Sachsen gestellt wurde. Vor Metz blieb die ganze 1. Armee und die 2., jetzt noch aus dem 2., 3., 9. und 10. Armeecorps und der hinzutretenden 3. Reserve-Division (v. Kummer) bestehend. Noch am Abend des 19. trat die Maasarmee ihren Marsch an, erreichte am 23. den Fluß, nach welchem sie benannt wurde, und versuchte am 24. durch das 12. Armeecorps sich der Festung Verdun (s. d.) zu bemächtigen. Als der Versuch fehlschlug, verfolgte sie in gleicher Höhe mit der 3. Armee den Weg nach Paris weiter.

Bazaine war also in Metz eingeschlossen; Mac Mahon hatte seine Truppen am 21. von Chalons nach Reims geführt. Es handelte sich für letzteren darum, ob er zur Deckung von Paris zurückgehen oder ob er auf Metz marschieren solle, um Bazaine die Hand zu reichen. Der Kaiser, welcher am 16. morgens die Rheinarmee verlassen und sich zu ihm begeben hatte, überließ ihm die Entscheidung, und Mac Mahon hatte, trotz der von der Regierung in Paris, welche von dem Rückzuge dahin für die Dynastie das Schlimmste fürchtete, an ihn gerichteten Weisungen, die erstere Alternative ins Auge gefaßt, als er im letzten Augenblicke von Bazaine die Nachricht erhielt, daß dieser beabsichtige, über Sedan und wenn nötig über Mézières nach Chalons durchzubrechen. Daraufhin brach er am 23. nach Nordosten auf. Die 4. Kavallerie-Division fand an diesem Tage Vitry-le-François, am 24. das Lager von Chalons unbesetzt; es machten sich Zeichen bemerklich, welche auf Mac Mahons Marsch hinwiesen. Am

25. abends, wo das deutsche große Hauptquartier sich in Bar-le-Duc befand, waren diese fast zur Gewißheit geworden; die französischen Truppen standen damals schon fast nördlich von den deutschen auf der Linie Rethel-Vouziers, die Hauptmasse der letzteren zwischen Saint-Ménéhould und Vitry. Für die deutsche Heeresleitung gab es zwei Möglichkeiten, entweder die 3. Armee auf dem freigegebenen Wege gen Paris zu führen und der Maasarmee den etwaigen Kampf mit Mac Mahon allein zu überlassen oder den Marsch nach Paris vorläufig aufzugeben und jenen mit vereinten Kräften anzufallen; bei Mac Mahons Stärke war die zweite Alternative jedoch rätlicher: es wurde daher der Rechtsabmarsch für beide Armeen befohlen. Die Maasarmee hatte den Feind zu beschäftigen und aufzuhalten, damit die 3. Zeit gewönne, zu gemeinsamem Handeln heranzukommen; 200,000 Mann mußten dazu, mit Aufgabe ihrer bisherigen Operationslinien, für welche der ganze Verpflegungsnachschub berechnet war, eine große Schwenkung machen, bei welcher der äußerste linke Flügel etwa 11 Meilen zurückzulegen hatte.

Mac Mahon verlor inzwischen kostbare unwiederbringliche Zeit, während die deutsche Bewegung sich mit bewunderungswürdiger Raschheit und Pünktlichkeit vollzog. Bereits am 26. trafen die Spitzen der Reiterei auf einander, Reims wurde unbesetzt gefunden, und die Vermutungen über Mac Mahons Absichten wurden zur Gewißheit; am 27. kam es bei Busanzy zu einem Kavalleriegefecht, bei welchem die Franzosen versäumten, von ihrer großen numerischen Überlegenheit über ihre sächsischen Gegner Nutzen zu ziehen. Am Abend hatte das 12. Armeecorps die Maaslinie besetzt, von welcher die Franzosen noch 4 bis 6 Meilen entfernt waren. Mac Mahon begriff die Schwierigkeiten, welche sich der weiteren Verfolgung seines Planes, Bazaine die Hand zu reichen, entgegenstellten; er dachte daran westlich auszubiegen, aber, dem Drängen der Regierung aus Paris nachgebend, setzte er am 28. seinen Weg fort; der kaiserliche Prinz war am 26. zu seiner Mutter zurückgesandt. — Bei diesen Märschen, deren Richtung für die Deutschen nach Norden, für die Franzosen nach Nordosten ging, kam es am 29. für die sächsischen Truppen zu einem Rekognoszierungsgefechte bei Nouart (s. d.), durch welches das Corps de Failly so aufgehalten wurde, daß es am 30. bei Beaumont (s. d.) vom 4. und 12. Armeecorps erreicht und in wilder Verwirrung über die Maas geworfen wurde; einem Teile des 7. brachte gleichzeitig das 1. bayerische zwischen Warniforet und Yoncq eine Schlappe bei. — Mac Mahon gab jetzt den Gedanken an eine Vereinigung mit Bazaine auf und führte seine Armee nach Sedan (s. d.), wo sie, am 1. September geschlagen, am 2. kapitulierte. Gleichzeitig hatte Bazaine einen Durchbruchsversuch gemacht, welcher aber durch die Schlacht bei Noisseville (s. d.) am 31. August und 1. September vereitelt wurde.

Die Nachricht von der Katastrophe von Sedan traf die Hauptstadt ganz unvorbereitet; das Ministerium hatte verstanden, sie über den Gang der Ereignisse im Unklaren zu lassen. Sie antwortete mit einer Revolution, welcher die Regierung keinen Widerstand entgegenzusetzen versuchte: am 4. September ward die Republik proklamiert, die Kaiserin ging nach England. Eine Regierung der nationalen Verteidigung, an deren Spitze der Gouverneur von Paris, General Trochu, berufen wurde, und deren hervorragendste Mitglieder Jules Favre (für das Auswärtige) und namentlich Leon Gambetta (für das Innere) waren, trat an die Stelle des Kaiserreiches; sie beschloß die Fortsetzung des Kampfes auf das äußerste und machte sich mit großer Energie daran, die Wehrkraft des Landes neu zu organisieren; der militärische Schwerpunkt wurde nach Paris verlegt; das 13. Armeecorps unter General Vinoy, dem Heere Mac Mahons nachgesandt, aber nur bis Mézières gelangt und von dort glücklich nach der Hauptstadt entkommen, ward der Kern der Verteidiger von Paris (s. d.). — Es begann der Kampf gegen die Republik.

Schon am 3. September setzten sich die deutschen Truppen von neuem in Marsch gegen Paris, am 17. langten sie dort an, am 19. war der eiserne Ring geschlossen, welcher die Hauptstadt nun mehr als vier Monate lang von der Außenwelt fast hermetisch absperrte. Dabei fanden an diesem Tage mehrere Zusammenstöße statt, namentlich bei Petit Bicêtre und bei Châtillon, wo das 5. Corps und die Bayern die Truppen des General Ducrot zurückwarfen. Das Ringen um den Besitz von Paris war fortan der Angelpunkt, um welchen sich der Krieg drehte; die Anstrengungen der Provinzen waren auf den Entsatz gerichtet, die Unternehmungen der Deutschen hatten zum Zweck, jene Entsatzversuche abzuweisen. — Zunächst freilich hatte die Regierung der nationalen Verteidigung den Weg der Verhandlungen einzuschlagen versucht; Jules Favre begab sich dazu am 19. in das königliche Hauptquartier nach Ferrières, seine Besprechungen mit Graf Bismarck blieben aber erfolglos, da er jede Gebietsabtretung entschieden verweigerte. Wenige Tage darauf, am 23. nahm der Großherzog von Mecklenburg-Schwerin Toul, wodurch der vor Paris stehenden Armee eine direkte Eisenbahnverbindung mit Deutschland eröffnet wurde, und am 28. kapitulierte das vom General v. Werder belagerte Straßburg (s. d.). — Das große Hauptquartier war am 5. Oktober nach Versailles verlegt worden.

Die Einwirkung der Regierung auf die Neubildung von Truppenkörpern in den Provinzen und auf deren Verwendung im Felde machte sich bald fühlbar. Zuerst aus der Richtung von Orleans her. Ein 15. Armeecorps, 60,000 Mann stark, unter General de la Motterouge, begann Anfang Oktober seine Operationen. Diesen zu begegnen, wurde aus der Cernierungslinie vor Paris der bayerische General v. d. Tann (s. d.) mit seinem 1. Armeecorps, der 22. Infanterie- und der 2. Kavalleriedivision, zur Aufnahme der südlich von Paris gegen Orléans vorgeschobenen 4. Kavalleriedivision entsendet, welcher am 10. Oktober den Feind bei Artenay schlug und sich

versuchte zunächst zu täuschen, die Hiobsposten abzuschwächen, wie sie überhaupt bis zu Ende des Krieges die Wahrheit zu verhüllen, die Thatsachen zu entstellen bemüht gewesen ist. Keineswegs jedoch gab man sich kleinlicher Verzweiflung hin, sondern thatkräftig und energisch schickte man sich an, die Wehrkraft des Landes zur Verteidigung des heimischen Herdes in vollem Umfange auszunutzen; das amtliche Journal rief die Hilfe der europäischen Mächte gegen die Europa drohende preußische Suprematie an. Am 9. traten die Kammern zusammen; sie beschlossen Massenaushebung, Organisation der Nationalgarde, Einstellung eines Teiles der Mobilgarde in das Heer, Einberufung der Altersklasse von 1871; im übrigen aber veranlaßte die Haltung des Gesetzgebenden Körpers den Rücktritt des Ministeriums. General Cousin de Montauban, Graf von Palikao, bildete am 10. ein neues, in welchem er selbst das Portefeuille des Krieges übernahm. Französischerseits fing man jetzt an, dem Kampfe, welcher bis dahin ein ehrlich Spiel gewesen, einen gehässigen persönlichen Stempel aufzudrücken; es begann die Thätigkeit der Franctireurs und der Blaukittel, welche, ruhig hinter dem Pfluge gehend, im gegebenen Augenblick die Flinte ergriffen, um vom sicheren Hinterhalte aus einen des Weges ziehenden deutschen Soldaten zu erschießen; der Deutschenhaß gab sich in der Deutschenhetze kund. — Auch in den höchsten Kommandostellen fand ein Wechsel statt: Der Kaiser legte den nominell geführten Oberbefehl nieder und hatte somit jeglicher Thätigkeit entsagt, blieb aber beim Heere; Bazaine übernahm das Kommando der bei Metz versammelten Rheinarmee, Mac Mahon das der Armee von Chalons, Marschall Leboeuf mußte als Generalstabschef dem General Jarras weichen, dem Marschall Mac Mahon stand als solcher General Faure zur Seite. Die Rheinarmee bestand aus dem Garde- (Bourbaki), 2. (Frossard), 3. (Decaen, am 14. August Leboeuf), 4. (Ladmirault), 6. (Canrobert), der Brigade Lapasset vom 5. Armeecorps, den Reserve-Kavallerie-Divisionen du Barail und Forton; die Armee von Chalons setzte sich aus dem 1. (Ducrot), dem 5. (de Failly), dem 7. (Felix Douay), dem 12. (Lebrun), den Reserve-Kavallerie-Divisionen Bonnemains und Margueritte zusammen. Die erstere zählte 170,000, die letztere 120,000 Mann; Reserven waren, außer den Ersatztruppenteilen, kaum noch vorhanden; die Teilung in die beiden Heeresgruppen erschwerte das einheitliche Handeln.

Den zurückgehenden Franzosen folgten die Deutschen, zu denen in dieser Zeit das 1., 2., 6. Armeecorps, die 1. und 2. Kavallerie-Division gestoßen waren, während die badische Division gegen Straßburg entsendet wurde, in breiter Front; ihren rechten Flügel, die 1. und 2. Armee, deren Kavallerie schon am 12. bis zur Mosel streifte, nötigte das Stehenbleiben Bazaines an der Nied aber bald sich gegen Norden zu konzentrieren, während die 3. ihren Vormarsch in westlicher Richtung fortsetzte. Bazaine erkannte die Gefahr, welche ihm aus einem Moselübergange der Deutschen oberhalb Metz, wenn er halten bliebe, erwachsen würde; er befahl daher am 13. abends den Abmarsch auf Metz, wurde aber in diesem am 14. von der 1. Armee durch die Schlacht bei Colombey-Nouilly (s. d.) aufgehalten, während die 2. ihren Weg gegen die Mosel fortsetzte, um, Metz südlich umgehend, der Rheinarmee den Rückzug zu verlegen. Es gelang dies über Erwarten durch die Schlachten von Vionville-Mars la Tour (s. „Mars la Tour") am 16. und Gravelotte-Saint Privat (s. „Saint Privat") am 18.

Die 3. Armee hatte inzwischen die kleinen Vogesenfestungen und zwar Lützelstein am 9. ohne Widerstand, Lichtenberg am selben Tage nach tapferer Gegenwehr, Marsal am 14., als die Beschießung eben begonnen hatte, in Besitz genommen, während Bitsch und Pfalzburg die Beschießung aushielten und jede Unterhandlung ablehnten, so daß erstere Bergfeste bis zum Ende des Krieges cerniert werden mußte und letztere erst in deutsche Hand kam, als am 14. Dezember der Kommandant, Major Taillant, durch Hunger gezwungen, ihre Thore öffnete. Während der Entscheidungsschlacht des 18. stand die kronprinzliche Armee an der Maas, wo am 16. das 4. Armeecorps vergeblich versucht hatte, Toul (s. d.) durch einen Handstreich zu nehmen. Hier machte sie einige Tage Halt, um dann, gemeinsam mit der neu gebildeten 4. oder Maasarmee den Marsch auf Paris fortzusetzen, welche letztere, aus dem Garde-, 4., 12. (jetzt unter Prinz Georg von Sachsen) Armeecorps, sowie der 5. und 6. Kavallerie-Division formiert, unter das Kommando des Kronprinzen Albert von Sachsen gestellt wurde. Vor Metz blieb die ganze 1. Armee und die 2., jetzt noch aus dem 2., 3., 9. und 10. Armeecorps und der hinzutretenden 3. Reserve-Division (v. Kummer) bestehend. Noch am Abend des 19. trat die Maasarmee ihren Marsch an, erreichte am 23. den Fluß, nach welchem sie benannt wurde, und versuchte am 24. durch das 12. Armeecorps sich der Festung Verdun (s. d.) zu bemächtigen. Als der Versuch fehlschlug, verfolgte sie in gleicher Höhe mit der 3. Armee den Weg nach Paris weiter.

Bazaine war also in Metz eingeschlossen; Mac Mahon hatte seine Truppen am 21. von Chalons nach Reims geführt. Es handelte sich für letzteren darum, ob er zur Deckung von Paris zurückgehen oder ob er auf Metz marschieren solle, um Bazaine die Hand zu reichen. Der Kaiser, welcher am 16. morgens die Rheinarmee verlassen und sich zu ihm begeben hatte, überließ ihm die Entscheidung, und Mac Mahon hatte, trotz der von der Regierung in Paris, welche von dem Rückzuge dahin für die Dynastie das Schlimmste fürchtete, an ihn gerichteten Weisungen, die erstere Alternative ins Auge gefaßt, als er im letzten Augenblicke von Bazaine die Nachricht erhielt, daß dieser beabsichtige, über Sedan und wenn nötig über Mézières nach Chalons durchzubrechen. Daraufhin brach er am 23. nach Nordosten auf. Die 4. Kavallerie-Division fand an diesem Tage Vitry-le-François, am 24. das Lager von Chalons unbesetzt; es machten sich Zeichen bemerklich, welche auf Mac Mahons Marsch hinwiesen. Am

25. abends, wo das deutsche große Hauptquartier sich in Bar-le-Duc befand, waren diese fast zur Gewißheit geworden; die französischen Truppen standen damals schon fast nördlich von den deutschen auf der Linie Rethel-Vouziers, die Hauptmasse der letzteren zwischen Saint-Ménéhould und Vitry. Für die deutsche Heeresleitung gab es zwei Möglichkeiten, entweder die 3. Armee auf dem freigegebenen Wege gen Paris zu führen und der Maasarmee den etwaigen Kampf mit Mac Mahon allein zu überlassen oder den Marsch nach Paris vorläufig aufzugeben und jenen mit vereinten Kräften anzufallen; bei Mac Mahons Stärke war die zweite Alternative jedoch rätlicher: es wurde daher der Rechtsabmarsch für beide Armeen befohlen. Die Maasarmee hatte den Feind zu beschäftigen und aufzuhalten, damit die 3. Zeit gewönne, zu gemeinsamem Handeln heranzukommen; 200,000 Mann mußten dazu, mit Aufgabe ihrer bisherigen Operationslinien, für welche der ganze Verpflegungsnachschub berechnet war, eine große Schwenkung machen, bei welcher der äußerste linke Flügel etwa 11 Meilen zurückzulegen hatte.

Mac Mahon verlor inzwischen kostbare unwiederbringliche Zeit, während die deutsche Bewegung sich mit bewunderungswürdiger Raschheit und Pünktlichkeit vollzog. Bereits am 26. trafen die Spitzen der Reiterei auf einander, Reims wurde unbesetzt gefunden, und die Vermutungen über Mac Mahons Absichten wurden zur Gewißheit; am 27. kam es bei Busanzy zu einem Kavalleriegefecht, bei welchem die Franzosen versäumten, von ihrer großen numerischen Überlegenheit über ihre sächsischen Gegner Nutzen zu ziehen. Am Abend hatte das 12. Armeecorps die Maaslinie besetzt, von welcher die Franzosen noch 4 bis 6 Meilen entfernt waren. Mac Mahon begriff die Schwierigkeiten, welche sich der weiteren Verfolgung seines Planes, Bazaine die Hand zu reichen, entgegenstellten; er dachte daran westlich auszubiegen, aber, dem Drängen der Regierung aus Paris nachgebend, setzte er am 28. seinen Weg fort; der kaiserliche Prinz war am 26. zu seiner Mutter zurückgesandt. — Bei diesen Märschen, deren Richtung für die Deutschen nach Norden, für die Franzosen nach Nordosten ging, kam es am 29. für die sächsischen Truppen zu einem Rekognoszierungsgefechte bei Nouart (s. d.), durch welches das Corps de Failly so aufgehalten wurde, daß es am 30. bei Beaumont (s. d.) vom 4. und 12. Armeecorps erreicht und in wilder Verwirrung über die Maas geworfen wurde; einem Teile des 7. brachte gleichzeitig das 1. bayerische zwischen Warniforet und Yoncq eine Schlappe bei. — Mac Mahon gab jetzt den Gedanken an eine Vereinigung mit Bazaine auf und führte seine Armee nach Sedan (s. d.), wo sie, am 1. September geschlagen, am 2. kapitulierte. Gleichzeitig hatte Bazaine einen Durchbruchsversuch gemacht, welcher aber durch die Schlacht bei Noisseville (s. d.) am 31. August und 1. September vereitelt wurde.

Die Nachricht von der Katastrophe von Sedan traf die Hauptstadt ganz unvorbereitet; das Ministerium hatte verstanden, sie über den Gang der Ereignisse im Unklaren zu lassen. Sie antwortete mit einer Revolution, welcher die Regierung keinen Widerstand entgegenzusetzen versuchte: am 4. September ward die Republik proklamiert, die Kaiserin ging nach England. Eine Regierung der nationalen Verteidigung, an deren Spitze der Gouverneur von Paris, General Trochu, berufen wurde, und deren hervorragendste Mitglieder Jules Favre (für das Auswärtige) und namentlich Leon Gambetta (für das Innere) waren, trat an die Stelle des Kaiserreiches; sie beschloß die Fortsetzung des Kampfes auf das äußerste und machte sich mit großer Energie daran, die Wehrkraft des Landes neu zu organisieren; der militärische Schwerpunkt wurde nach Paris verlegt; das 13. Armeecorps unter General Vinoy, dem Heere Mac Mahons nachgesandt, aber nur bis Mézières gelangt und von dort glücklich nach der Hauptstadt entkommen, ward der Kern der Verteidiger von Paris (s. d.). — Es begann der Kampf gegen die Republik.

Schon am 3. September setzten sich die deutschen Truppen von neuem in Marsch gegen Paris, am 17. langten sie dort an, am 19. war der eiserne Ring geschlossen, welcher die Hauptstadt nun mehr als vier Monate lang von der Außenwelt fast hermetisch absperrte. Dabei fanden an diesem Tage mehrere Zusammenstöße statt, namentlich bei Petit Bicêtre und bei Châtillon, wo das 5. Corps und die Bayern die Truppen des General Ducrot zurückwarfen. Das Ringen um den Besitz von Paris war fortan der Angelpunkt, um welchen sich der Krieg drehte; die Anstrengungen der Provinzen waren auf den Entsatz gerichtet, die Unternehmungen der Deutschen hatten zum Zweck, jene Entsatzversuche abzuweisen. — Zunächst freilich hatte die Regierung der nationalen Verteidigung den Weg der Verhandlungen einzuschlagen versucht; Jules Favre begab sich dazu am 19. in das königliche Hauptquartier nach Ferrières, seine Besprechungen mit Graf Bismarck blieben aber erfolglos, da er jede Gebietsabtretung entschieden verweigerte. Wenige Tage darauf, am 23. nahm der Großherzog von Mecklenburg-Schwerin Toul, wodurch der vor Paris stehenden Armee eine direkte Eisenbahnverbindung mit Deutschland eröffnet wurde, und am 28. kapitulierte das vom General v. Werder belagerte Straßburg (s. d.). — Das große Hauptquartier war am 5. Oktober nach Versailles verlegt worden.

Die Einwirkung der Regierung auf die Neubildung von Truppenkörpern in den Provinzen und auf deren Verwendung im Felde machte sich bald fühlbar. Zuerst aus der Richtung von Orleans her. Ein 15. Armeecorps, 60,000 Mann stark, unter General de la Motterouge, begann Anfang Oktober seine Operationen. Diesen zu begegnen, wurde aus der Cernierungslinie vor Paris der bayerische General v. d. Tann (s. d.) mit seinem 1. Armeecorps, der 22. Infanterie- und der 2. Kavalleriedivision, zur Aufnahme der südlich von Paris gegen Orléans vorgeschobenen 4. Kavalleriedivision entsendet, welcher am 10. Oktober den Feind bei Artenay schlug und sich

am 11. nach lebhaftem Gefechte in den Besitz von Orleans (s. d.) setzte. Hier blieb er dann mit seinem Corps und der 2. Kavalleriedivision stehen, während seine anderen Truppen, nachdem General v. Wittich am 18. Oktober Chateaudun mit Sturm genommen hatte, nach Chartres gingen. In ein neues Stadium trat der Krieg in der Provinz, seitdem Gambetta am 7. Oktober im Luftballon von Paris abgegangen, am 9. in Tours angekommen und in die dortige Delegation der Regierung eingetreten war. Er übernahm die Leitung der Ministerien des Krieges und des Innern und gebot fortan als Diktator. Von ihm war der Gedanke ausgegangen, die Kraft der Provinzen mit den Anstrengungen zu verbinden, welche Paris selbst machen sollte, sich aus den Banden zu befreien, von denen es umklammert wurde, und diesen Plan verfolgte er mit seltener Energie; er war es, der unausgesetzt den Kampf aufs Messer, la guerre à outrance, vertrat, dessen Feuergeist jegliches andere Interesse dem Streben nach Befreiung des französischen Bodens von der Invasion unterordnete. Anfang November ging eine Loirearmee, die „erste" genannt, unter General Aurelle de Paladines, welcher am 13. Oktober de la Motterouge ersetzt hatte, 75,000 Mann stark, am rechten Ufer des Flusses gegen Tann vor; am 7. stellte dieser durch ein Gefecht bei Chantôme, am östlichen Saume des Waldes von Marchenoir, das Vorhandensein starker feindlicher Kräfte fest; am 9. wurde er durch das Treffen bei Coulmiers (s. d.) bis halbwegs zwischen Orleans und Paris zurückgedrängt. Mittlerweile aber hatte am 27. Oktober Metz kapituliert, dadurch wurden die dortigen Armeeen, seit dem 13. September beide dem Prinzen Friedrich Karl unterstellt, verfügbar.

Es wurde jetzt die 1. Armee unter General v. Manteuffel nach dem Norden, die 2. unter Prinz Friedrich Karl nach der Loire entsendet. Auf beiden Kriegsschauplätzen waren Verstärkungen sehr erwünscht; auf diesem aus den oben angegebenen Gründen; auf jenem, weil die Unternehmungen der in den Nordfestungen formierten Truppen, in Verbindung mit der Thätigkeit von Mobilgarden und Franktireurs, den Rücken der Einschließungsarmee bereits aus bedenklicher Nähe bedrohten und sie zu mannigfachen Entsendungen genötigt hatten, die zu häufigen Zusammenstößen führten. Die zwischen Paris und Orleans stehenden Truppen (das 1. bayerische Corps, die 17. und 22. Infanterie-, die 2., 4. und 6. Kavalleriedivision) wurden dem Großherzoge von Mecklenburg unterstellt, welcher mit dem größten Teile derselben in der zweiten Hälfte des November einen Zug über Chartres gegen le Mans unternahm, der sich indessen als ein Luftstoß erwies. Zu den Kämpfen, welche bald darauf unter Friedrich Karl an der Loire stattfanden, war er rechtzeitig wieder zur Stelle. Hier hatte Gambetta vergeblich Aurelle de Paladines zur Offensive zu drängen versucht; dieser hielt sich hierzu nicht kräftig genug, und Gambetta betrieb daher zunächst eifrigst sein Organisationswerk, wobei ihm sein „Delegierter" de Freycinet, früher Zivilingenieur, eine vorzügliche Hilfe war. Bis zum 20. November waren an der Loire fünf Armeecorps, das 15. bis 19. aufgestellt, zu denen bald noch das 20. trat; die Überbleibsel der alten Armee und die Marine, Mobilgarden, mobilisierte Nationalgarden und das Material, welches das am 2. November von Tours erlassene Massenaufgebot, alle Waffenfähigen vom 20. bis zum 40. Jahre umfassend, bot, wurden die Bestandteile; zwei weitere Corps waren in der Formation begriffen; zahlreiche Franktireurs führten den Guerillakrieg gegen die deutschen Truppen und belästigten ihre Verbindungen, deren Sicherung übrigens durch die Einnahme mehrerer Festungen erleichtert wurde, so fiel am 16. Oktober Soissons, am 24. Schlettstadt, am 8. November Verdun, am 10. Breisach, am 24. Diedenhofen, am 27. La Fère, am 14. Dezember Montmedy. Seit dem 3. November wurde Belfort (s. d.) durch General v. Tresckow eingeschlossen, am 9. Montbéliard besetzt.

Französischerseits fallen in das Ende des November die beiden ersten großen Unternehmungen zum Entsatze von Paris, von Süden und von Norden; gleichzeitig versuchte die Garnison der Hauptstadt einen großartigen Ausfall. — Gambetta beschloß das Vorgehen von Süden durch den rechten Flügel der Loirearmee (18. und 20. Armeecorps, 1. Division des 15.) unter General Crouzat einzuleiten. Es führte dies am 24. November zu den Gefechten von Ladon (s. d.) und Maizières und von Chilleurs-aux-Bois; durch die Schlacht bei Beaune-la-Rolande (s. d.) am 28. kam es zum Stehen; am 1. Dezember erfolgte der Rückzug auf Orleans. Eine Ballonnachricht über einen bevorstehenden Ausfall der Pariser Garnison in der Richtung auf Gien drängte jetzt zum Handeln, Freycinet mußte d'Aurelle zur Offensive bestimmen, welche im Osten auf die gesammelten Kräfte des Prinzen Friedrich Karl, mehr als 100,000 Mann, traf; die Franzosen geboten freilich über 150,000, aber ihre Truppen entbehrten der Ausbildung und des inneren Gehaltes. Es gelang d'Aurelle am 1. Dezember die Bayern nach hartem Kampfe bei Villepion zurückzudrängen, aber schon am 2. erlitt sein linker Flügel bei Loigny-Poupry (s. d.) eine Niederlage und am 3. und 4. wurde er durch die zweitägige Schlacht von Orleans aus dieser Stadt verdrängt. Seine Armee wich nach drei Seiten auseinander: das 18. und 20. Armeecorps, am 3. Bourbaki unterstellt, gingen auf Gien und dann auf Bourges, das 15. unter Martin de Pallières, welcher bei Orleans die Loire überschritt, schloß sich ihm dort an, das 16. und 17. unter Chanzy (s. d.) wandten sich auf Beaugency. Chanzy, durch das 21. Corps verstärkt und an die Spitze der so gebildeten „zweiten Loirearmee" gestellt, sollte den vordringenden Deutschen Widerstand leisten, er wurde aber vom Großherzoge von Mecklenburg in hartnäckigen Kämpfen, welche sich vom 7. bis 10. bei Beaugency abspielten, geschlagen und ging bis an den Loir zurück. Hier holte ihn Prinz Friedrich Karl, welcher anfänglich einen Marsch auf Bourges geplant und zwei Corps (3. und 10.) gegen Gien entsandt hatte, während die 6. Kavallerie-

division in die Sologne streifte, aber bald die Notwendigkeit erkannte, sich gegen Chanzy zu wenden, ein und zwang ihn am 15., durch das Treffen bei Vendôme, bis Le Mans zurückzugeben; dann kehrte der Prinz nach Orleans zurück, um einem etwaigen Anmarsche Bourbakis entgegentreten zu können. Hier verweilte er bis Ende des Jahres; die Linie des Loir blieb besetzt; Blois war schon am 13. Dezember genommen, nachdem am 9. Schloß Chambord von dem am linken Loireufer vordringenden 9. Armeecorps durch Überfall gewonnen war. Die Regierung verlegte ihren Sitz von Tours nach Bordeaux.

Im Norden war General von Manteuffel, mit 45,000 Mann auf dem Marsche nach Rouen begriffen, zuerst am 23. November auf Truppen des General Faidherbe gestoßen, welcher ihm mit der etwas stärkeren Nordarmee (22. Armeecorps), auf die dortigen Festungen sich stützend, entgegenstand. Manteuffels Weitermarsch führte am 27. zur Schlacht von Villers-Bretonneux, welche Faidherbe zum Rückzuge auf Arras nötigte und die Besetzung von Amiens zufolge hatte, dessen Citadelle sich am 30. ergab. Am 5. Dezember wurde nach vorangegangenen leichten Gefechten Rouen erreicht, welches General Briand räumte. Von einem Unternehmen gegen Havre mußte abgesehen werden; eine Bedrohung von Rouen durch die Franzosen in den letzten Tagen des Jahres wurde dagegen abgewiesen und in Veranlassung derselben am 31. Dezember das feste Schloß Robert-le-diable erstürmt. — Faidherbe aber ruhte nicht lange, und sobald seine Truppen, jetzt das 22. und 23. Armeecorps, einigermaßen schlagfertig waren, rückte er von neuem vor, einzelne kleinere Unternehmungen gingen dieser Bewegung voran; die Schlacht an der Hallue (s. d.) am 24. Dezember nötigte ihn jedoch wiederum zum Rückzuge. Am Jahresschlusse stand die 1. Armee in zwei Gruppen, unter General v. Bentheim bei Rouen, unter General v. Goeben bei Amiens, verteilt.

Der Ausfall aus Paris war durch die Schlachten von Champigny (vgl. „Paris“), auch bei Villiers genannt, am 30. November und 2. Dezember vereitelt; dem General Ducrot war nicht gelungen, den Ersatztruppen die Hand zu bieten; Gambettas strategische Kombinationen hatten nicht gestimmt.

Im Südosten war nach dem Falle von Straßburg General v. Werder mit dem neugebildeten 14. Armeecorps gegen die obere Seine in Marsch gesetzt, mit dem Auftrage, die Verbindungen der 2. Armee gegen Süden zu decken, während General v. Schmeling mit der aus Norddeutschland herangezogenen 4. Reserve-Division das Ober-Elsaß besetzte. Werder setzte sich am 5. Oktober in Marsch, zog den schon vorher in die Vogesen entsendeten General v. Degenfeld, welcher am 6. bei Etival oder bei Nompatelize ein glückliches Gefecht bestanden hatte, an sich, und rückte unter fortwährenden Kämpfen, namentlich am 22. bei Etuz am Oignon, gegen Besançon, fand sich hier aber den überlegenen Kräften des General Cambriels gegenüber und beschloß sich gegen Dijon zu wenden, wo der alte Garibaldi (s. d.) mit der „Armee der Vogesen“, einer bunt zusammengewürfelten Truppe, sich festgesetzt hatte. Da fiel Metz. Werder, welchem nun auch die 4. Reserve-Division sowie die 1. unter General v. Tresckow unterstellt wurden, erhielt den Auftrag, das Elsaß und die linke Flanke der 2. Armee zu sichern und die der eigenen Stärke angemessenen feindlichen Kräfte zu fesseln. Am 31. wurde Dijon genommen, Garibaldi zog sich nach Autun zurück. Am 19. November überfiel sein Sohn Menotti die Garnison von Chatillon sur Seine. Werder hatte am 20. seine Truppen bei Dijon konzentriert; eine seiner von hier in die Côte d'Or entsandten fliegenden Kolonnen wurde am 26. bei Pasques von den Garibaldianern zurückgewiesen, worauf Werder am 27. selbst gegen diese vorging und sie zum Rückzuge nach Autun zwang; General Keller, welcher ihnen dorthin folgte, beschoß die Stadt am 1. Dezember vergeblich und mußte sich auf dem Rückwege am 3. bei Chateauneuf durch General Cremers Truppen durchschlagen. Seit Anfang Dezember wurde Werder in seiner schwierigen Aufgabe durch General v. Zastrow unterstützt, welcher mit dem 7. Armeecorps, abgesehen von der im Norden im Festungskriege beschäftigten 14. Division, von Metz heranrückte; Zastrow nahm sein Hauptquartier in Chatillon sur Seine, ging aber am 20. nach Auxerre, um einen Vormarsch Bourbakis längs des Loing auf Paris hindern zu können. Langres wurde durch General v. d. Goltz isoliert, welcher auf dem Marsche dorthin am 16. Dezember ein glückliches Gefecht bei Longeau bestand; am 18. machte Werder durch General v. Glümer einen gelungenen Vorstoß, welcher zu dem blutigen Treffen von Nuits führte. Gegen Ende des Monats veranlaßten jedoch die Nachrichten über die französischen Maßregeln auf diesem Teile des Kriegsschauplatzes eine Verschiebung der deutschen Kräfte nach Osten hin.

Die Kriegslage hatte sich mithin am Schlusse des Jahres 1870 so gestaltet, daß Paris, der Preis des ganzen Kampfes, noch nicht genommen war und daß im Norden und Westen Gambettas Improvisationen bei ihren Entsatzversuchen zwar überall zurückgeschlagen waren, sich aber bereits zu neuem Vorgehen bereiteten, bei welchem dieses Mal auch die im Südosten versammelten Massen mitwirken sollten. Gambetta plante einen „suprême effort“. Zur Ausführung desselben gebot Bourbaki (15., 18., 20. Armeecorps) über 90,000, Chanzy (16., 17., 21., Teile des 19.) über 150,000, Faidherbe (22., 23.) über 50- bis 60,000; Briand über 15- bis 20,000 Mann Infanterie; dazu kamen 15- bis 20,000 Garibaldianer und etwa 10,000 Mann unter Cremer; im Norden war das 19., im Osten das 24., in Mittelfrankreich waren das 25. und 26. Corps in der Bildung begriffen; Kavallerie war nur in ganz ungenügender Menge vorhanden, die Artillerie dagegen ziemlich zahlreich. Trochu verfügte in Paris über 450,000 Mann, von denen wohl 200,000 zu Offensivzwecken zu benutzen waren.

Chanzy hatte im Westen bereits Ende Dezember seine Offensive eingeleitet; General Jouffroy umzingelte am 26. bei Montoire ein Detachement

Boltenstern, welches sich indessen durchschlug, und bedrohte Vendôme. Prinz Friedrich Karl vereinigte gegen ihn seine Armee (75,000 Mann) am Loir und warf ihn in den siebentägigen Kämpfen (6.—12. Januar) von Le Mans (s. d.) bis in die Mayenne zurück. Damit war hier der Krieg im wesentlichen zu Ende; der Großherzog von Mecklenburg, welchem jetzt die 17. und 22. Division als 13. Armeecorps unterstellt waren, wurde nach Rouen entsendet, um die dortigen Truppen für den Kampf im Norden verfügbar zu machen. Hier waren die Deutschen mit der Beschießung von Péronne beschäftigt, als Faidherbe sie heftig angriff. General v. Göben wies ihn jedoch mit dem 8. Armeecorps am 2. und 3. bei Bapaume ab, worauf Péronne am 9./10. kapitulierte. Dadurch ward ein wichtiger Stützpunkt drüben verloren, hüben gewonnen. Mézières hatte am 1. Januar kapituliert, Rocroy war am 5. durch Handstreich genommen. Am 8. übernahm Göben, an Stelle des nach dem Südosten gesandten Manteuffel, das Kommando der 1. Armee. Am 19. machte die Schlacht von Saint-Quentin (s. d.) auch hier dem Kampfe im wesentlichen ein Ende, auch hier war er siegreich gewesen.

Der Anteil, welchen nach Gambettas Absichten Bourbaki an dem letzten großen Entscheidungskampfe zu nehmen hatte, sollte darin bestehen, daß er gegen die rückwärtigen Eisenbahnverbindungen der vor Paris stehenden Armee vorging und daß er gleichzeitig Belfort entsetzte. Zu diesem Zweck begann er am 5. Januar mit seiner, jetzt aus dem 15., 18., 20., 24. Armeecorps und der Division Cremer bestehenden Ostarmee, mit welcher Garibaldi kooperieren sollte, seine Bewegungen gegen Werder, mit dem linken Flügel gegen Vesoul, mit dem rechten gegen Villersexel. Werder entschloß sich nun von Vesoul noch weiter nach Osten zu gehen und, vereint mit den Belagerungstruppen von Belfort, eine Schlacht anzunehmen. Am 9. trafen beide Bewegungen bei Villersexel (s. d.) auf einander, dann nahm Werder eine Aufstellung an der Lisaine (s. d.) und wies in derselben vom 15. bis 18. Bourbakis Angriffe ab, worauf dieser gegen Besançon zurückging. Inzwischen hatte Manteuffel, nachdem er am 12. in Chatillon sur Seine das Kommando der aus dem 2., 7. und 14. Armeecorps (über 100,000 Mann, abgesehen von 18,000, welche vor Belfort standen) gebildeten Südarmee angetreten hatte, die Côte d'Or überschritten, ohne daß der Feind ihn daran zu verhindern gesucht hätte. Auf die Nachrichten, welche er von Werder erhielt, änderte er sofort seine Absicht, sich auf Vesoul zu dirigieren, und entschloß sich zu einem Unternehmen, welches entscheidende Resultate bringen mußte, nämlich mit dem 2. und 7. Armeecorps sich Bourbaki vorzulegen und ihn entweder zur Schlacht zu zwingen oder ihn gegen die Grenze der Schweiz zu drängen. Es war ein Vorhaben, welches die höchsten Anforderungen an Truppen, Führer und Verpflegungsbeamte stellte und nur einer Armee gegenüber gewagt werden durfte, welche sich in dem Zustande der Bourbakischen befand. Werder folgte dieser und suchte sie möglichst zu fesseln; Garibaldi, welcher in gewohnter Unthätigkeit in Dijon verharrte, wurde durch General v. Kettler beobachtet, welcher am 21. und 23. vergebliche Versuche machte, die Stadt zu nehmen; Manteuffel entsandte, als er sich gegen Osten wandte, dorthin den General Hann v. Weyhern mit stärkeren Kräften; dieser rückte am 1. Februar, ohne Widerstand zu finden, in Dijon ein, von wo Garibaldi, den von Bordeaux aus ihm gewordenen Weisungen folgend, sich in der Richtung auf Lons-le-Saulnier gegen Manteuffels Verbindungen gewandt hatte, ohne jedoch irgendetwas zu unternehmen. Ohne Sang und Klang verschwand er von der Bildfläche, mit ihm seine Vogesenarmee. — Vor Langres wurde General v. d. Goltz, welcher wieder zum 7. Corps stieß, durch Etappentruppen ersetzt; die Festung blieb in Feindeshand. Bourbaki that nichts, um sich dem ihm drohenden Schicksale zu entziehen; er blieb bei Besançon, seine Entschlüsse, von Bordeaux aus durch einen ihm beigeordneten Ratgeber de Serres, einem Dilettanten im Kriegswesen wie Gambetta selbst und Freycinet, in unheilvoller Weise beeinflußt, schwankten hin und her. Die Märsche der Deutschen vollzogen sich dagegen mit zielbewußter Sicherheit; durch die Passivität des Feindes, welcher nicht einmal die Brücken zerstört hatte, wurden sie erleichtert. Am 22. standen die Avantgarden vom 2. und 7. Corps am Doubs, und am 23. war Bourbaki der direkte Rückzug nach Lyon bereits abgeschnitten. Manteuffels Hauptquartier befand sich in Dôle. An letzterem Tage machte Cremer von Besançon aus einen Vorstoß gegen Dôle, welchem bei Dannemarie die 14. Division des 7. Corps entgegentrat. Die Umfassung der französischen Armee geschah in der Weise, daß das 14. Corps von Norden und Osten, das 7. von Westen und Süden Besançon umschloß, während das 2., den äußersten rechten Flügel der großen Linksschwenkung bildend, in östlicher Richtung gegen die Schweizergrenze vordrang. Um sich der Einschließung zu entziehen, entschied Bourbaki sich, nachdem er am 24. einen Kriegsrat abgehalten hatte, für den Abmarsch nach Südosten über Pontarlier; er hoffte noch zwischen dem Feinde und der Grenze durchzukommen; einen Versuch, die Umfassung seines Gegners zu sprengen, mochte er mit Rücksicht auf den Zustand seiner Truppen nicht wagen. Aber bevor dieser Plan zur Durchführung gelangte, machte Bourbaki am 26. abends in Besançon, als ein Telegramm aus Bordeaux ihm die später thatsächlich eingetroffenen Folgen seiner Absichten voraussagte, einen mißlungenen Selbstmordversuch; an seine Stelle trat der Kommandeur des 20. Armeecorps, General Clinchant, für welchen Gambettas Befehl Bourbaki zu entsetzen ohnehin unterwegs war; er konnte die Armee nicht mehr retten. Als am 29. sein Hauptquartier sich noch in Pontarlier befand und der größte Teil seiner Armee noch nördlich dieser Stadt stand, hatten die Vortruppen des 2. Corps ihm auch die über les Planches führende Straße bereits verlegt; dieses Corps selbst, sowie das 7., standen südwestlich bzw. westlich von Pontarlier bereit, ihn gegen die nahe Grenze zu drücken, während die 4. Reserve-Division von Norden

heranrückte und die Badische Devision Besançon beobachtete.

Inzwischen erreichten die Feindseligkeiten auf den übrigen Teilen des Kriegsschauplatzes ihr Ende. Die Übergabe von Paris war zur unabweisbaren Notwendigkeit geworden. Um sie in die Wege zu leiten, erschien Jules Favre am 23. Januar zum erstenmale in Versailles; am 28. wurde dort zwischen ihm und dem Grafen Bismarck eine Konvention abgeschlossen, zufolge welcher überall, außer in den Departements Doubs, Jura, Côte d'Or und vor Belfort, bis zum 19. Februar Waffenstillstand eintreten sollte, damit während dieser Zeit eine nach Bordeaux zu berufende Versammlung über die Frage entscheiden könne, ob der Krieg fortgesetzt oder unter welchen Bedingungen Frieden geschlossen werden solle. Die Forts von Paris sollten den deutschen Truppen übergeben, die Enceinte desarmiert, die Garnison kriegsgefangen werden, aber in der Stadt verbleiben, deren Ernährung freigegeben wurde; Paris zahlte 200 Millionen Francs Kriegskontribution.

General Clinchant, durch die unvollständigen Mitteilungen, welche er von Bordeaux über den Abschluß des Waffenstillstands erhalten hatte, irregeführt, glaubte am 29., daß letzterer sich auch auf die ihm unterstellte Armee erstrecke, er und seine Unterführer versuchten daraufhin, die Einstellung von Feindseligkeiten herbeizuführen, welche an diesem Tage bei Les Planches mit dem 2. Armeecorps und namentlich bei Sombacourt und Chaffois, wo die 14. Division der französischen Nachhut bedeutende Verluste beibrachte, stattfanden. Manteuffel aber ordnete sofort die unveränderte Fortsetzung der Operationen an. Die deutsche Heeresleitung zog die Maschen des um Pontarlier, wo die französische Armee am 31. ziemlich vereinigt war, gespannten Netzes unter mannigfachen Gefechten immer enger und setzte sich an diesem Tage in den Besitz auch des letzten der feindlichen Rückzugswege nach dem Süden. Nur Cremer mit 8000 Mann und einer Anzahl Versprengter war es gelungen auf einer Gebirgsstraße längs der Grenze zu entkommen. Clinchants Truppen, in der Auflösung begriffen, waren in ihrer Gesamtheit nicht mehr imstande, Widerstand zu leisten, während die Deutschen, durch die Siegeszuversicht gehoben, trotz der Beschwerden des Winterfeldzuges im Gebirge, den höchsten Anforderungen entsprachen. Vergebens versuchte der französische Heerführer am 31. nochmals einen Waffenstillstand zu erlangen; das 7. Armeecorps hatte der von Norden kommenden 4. Reservedivision die Hand gereicht, und für den 1. Februar wurde der konzentrische Angriff auf Pontarlier befohlen. Er gelang ohne bedeutendes Gefecht; den letzten Widerstand setzte am Nachmittage noch das 18. Armeecorps im Engpaß La Cluse entgegen, durch den der Rückweg über Verrières in die rettende Schweiz ging. — Das Ergebnis aller dieser Kämpfe war, daß 90,000 Mann auf neutrales Gebiet gedrängt wurden, wo sie, in Gemäßheit der mit dem Oberbefehlshaber der an der Grenze aufgestellten schweizerischen Truppen, dem General Herzog, getroffenen Übereinkunft, entwaffnet wurden; 15,000 Gefangene und ein sehr bedeutendes Kriegsmaterial hatten bereits die Kämpfe der letzten vier Tage in die Hand der Sieger fallen gemacht. Der Zustand, in welchem die übertretende Armee sich befand, gab dem General Herzog Veranlassung, sie in einem Tagesbefehle seinen Leuten als abschreckendes Beispiel hinzustellen. — Die Übergabe von Belfort (s. d.) am 18. Februar bildete den letzten kriegerischen Akt des Feldzuges.

Es bleiben noch die Ereignisse zur See nachzuholen. Das deutsche Panzergeschwader, im Juli 1870 auf einer Übungsfahrt begriffen, war rechtzeitig in Sicherheit gebracht worden; die Flotte hielt sich naturgemäß in der Defensive. Französischerseits erschien zunächst die am 24. Juli von Cherbourg ausgelaufene Flotte unter Graf Bouët-Willaumez in der Ostsee, wo am 17. August preußische Kanonenboote, in der Nacht vom 21./22. August die Korvette Nymphe in der Nähe von Rügen Gefechte bestanden; dann zeigte sich eine zweite Flotte unter Admiral Fourichon in der Nordsee; beide kehrten im September heim. Später erschien in letzterem Gewässer noch einmal der Admiral de Guedon. Ernstliches unternahm die französische Marine um so weniger, als der Landkrieg auch ihre Kräfte bald vollständig in Anspruch nahm; die deutscherseits für den Küstenschutz anfänglich verfügbar gemachten Landtruppen konnten nach dem Kriegsschauplatze abgehen. Dem deutschen Handel fügte die französische Flotte durch Aufbringen von Handelsschiffen nicht unbedeutenden Schaden zu. Die deutsche Korvette Augusta nahm im Dezember französische Schiffe in der Mündung der Gironde und am 12. November bestand in den Gewässern bei Havanna das Kanonenboot Meteor ein glückliches Gefecht mit dem französischen Aviso Bouvet.

Am 12. Februar trat in Bordeaux die Nationalversammlung zusammen. Sie war das freiestgewählte Parlament, welches Frankreich je besessen hat, nachdem auf deutsches Andringen die französische Regierung die Wählerliste Gambettas, welche alle Partisane des zweiten Kaiserreiches von der Wählbarkeit ausschließen wollte, für null und nichtig erklärt hatte, worauf der Diktator aus der Regierung ausschied; vergebens hatte er versucht, das Volk von neuem zu den Waffen zu rufen. Die Versammlung übertrug die Exekutivgewalt an Thiers, mit welchem am 26., nachdem der Waffenstillstand verlängert war, zu Versailles der Präliminarfriede abgeschlossen wurde: Frankreich trat die jetzigen Reichslande Elsaß-Lothringen an Deutschland ab und verpflichtete sich zur Zahlung einer Kriegskostenentschädigung von fünf Milliarden Francs; bis zu völliger Tilgung dieser Schuld sollten die Deutschen gewisse französische Grenzgebietsteile besetzt halten. Um den deutschen Truppen eine Genugthuung zu geben, wurde auch das Einrücken deutscher Truppen in Paris ausbedungen, auf welches bis dahin verzichtet worden war. Es fand, in sehr bescheidenem Maße, vom 1. bis 3. März statt. Auf die Verhandlungen in Bordeaux wirkte der Wunsch es abzukürzen beschleunigend ein; sie nahm die Bedingungen am 1. März mit 546 gegen 107

Stimmen an. Die Ausführung derselben erlitt durch den am 18. in Paris ausgebrochenen Aufstand der Commune (s. d.) eine Verzögerung, nachdem der Aufstand aber, nicht ohne wesentliche, wenn auch indirekte, Unterstützung der deutschen Truppen niedergeworfen und nachdem am 10. Mai zu Frankfurt am Main der definitive Friede unterzeichnet war, vollzog sie sich rasch, und schon 1873 verließen die letzten Teile der von Manteuffel kommandierten Occupationsarmee den Boden Frankreichs.

Der materielle Gewinn, welchen Deutschland aus den Erfolgen seiner Heere zog, war groß; er entsprach den gemachten Anstrengungen und den erfochtenen Siegen: 455,782 Mann Infanterie, 57,779 Kavallerie mit 1674 Geschützen standen deutscherseits an Feld-, 114,090 Mann Infanterie, 5686 Kavallerie mit 68 Geschützen an Etappentruppen am 1. März auf französischem Boden; 11860 Offiziere, 385,000 Mann Franzosen befanden sich in Deutschland in Kriegsgefangenschaft, die Ostarmee und die Besatzung von Paris waren außer Gefecht gesetzt, 22 Festungen erobert, 1865 Feld- und 5373 Festungsgeschütze und ein ungeheures sonstiges Kriegsmaterial genommen. Die Einbuße Frankreichs an personellen und materiellen Streitmitteln ist nur schätzungsweise anzugeben.

Größer aber noch war der moralische und politische Gewinn, welcher Deutschland durch den ihm aufgedrungenen Krieg erwuchs: es war seine Einigung. Wie der Fürsten Weisheit und der Völker Einsicht bei seinem Ausbruche alle für einen und einen für alle aufstehen ließ und wie im Laufe des Feldzuges die Soldaten aller Stämme in treuester Waffenbrüderschaft zu einander standen, so führte auch der seit 1866 mächtig angefachte Drang nach Neuaufrichtung des Deutschen Reiches schon im Herbst 1870 zu Verhandlungen der Südstaaten mit dem Norddeutschen Bunde, und am 18. Januar 1871 wurde in den Prachträumen des Schlosses von Versailles der siegreiche König Wilhelm I. zum Deutschen Kaiser proklamiert.

Die Litteratur ist überreich, so daß hier über sie nur Andeutungen gegeben werden können. Die wichtigste Quelle ist das „Deutsche Generalstabswerk“; über die Thätigkeit der einzelnen Armeeen hatten schon früher v. Schell und Graf Wartensleben (1. Armee), v. d. Goltz (2.), v. Hahnke (3.), Löhlein, v. d. Wengen und Graf Wartensleben (Südarmee), Blume (allgemein von Sedan bis zu Ende), über die Bayern Helvig und Heilmann, über die Sachsen Schubert, über die Hessen Scherf, über die Artillerie haben Hoffbauer und Leo, über die Ingenieurtruppen Götze, über den Seekrieg Livonius, über die Verluste Engel geschrieben; die Erscheinungen der periodischen Litteratur finden sich in dem Repertorium von Hirsch und Kowalski, bzw. Hirsch. Von französischer Seite sind fast nur Einzeldarstellungen zu verzeichnen, die nambaftesten sind die von de Freycinet, Bazaine, Ducrot, Vinoy, Wimpffen, Aurelle de Paladines, Chanzy, Faidherbe, Beauquier (Unterpräfekt in Pontarlier); ferner sind zu nennen Martin de Pallières, Bordone (Garibaldianer), die Akten der Regierung der nationalen Verteidigung und Chasteau, Récueil des dépêches officielles. Gute Gelegenheit zu sachgemäßer Orientierung bietet die Schrift des österreichischen Major Junck „Der deutsch-französische Krieg“, Leipzig 1876, 2 Bände.

Krimkrieg, 1853—1856. Im Jahre 1853 hielt Kaiser Nikolaus I. (s. d.) von Rußland den Zeitpunkt gekommen, wo er der türkischen Herrschaft in Europa ein Ende machen, dem „kranken Manne“, wie er sich ausdrückte, den Todesstoß versetzen, Konstantinopel in seine eigene Hand bekommen könnte. Auf Widerstand seitens der Großmächte glaubte er dabei nicht zu stoßen. England sollte durch Ägypten und vielleicht noch durch Candia gewonnen, Frankreich konnte am Rhein schadlos oder durch die deutschen Mächte in Schach gehalten werden; Österreich hatte erst kürzlich des russischen Beistandes bedurft, um es gegen seine eigenen Unterthanen zu schützen; Preußen wurde einfach als eine moskowitische Satrapie betrachtet. Alle konservativen Parteien erblickten in dem Zaren ihren natürlichen Beschützer; was er that, war wohlgethan. Zwei Umstände wirkten auf die russischen Pläne beschleunigend ein: die Verwendung Kaiser Napoleons III. (s. d.) für den freien Besuch des heiligen Grabes seitens der Katholiken, welchen Besuch der Divan im März 1852 dem französischen Gesandten Lavalette zugestand, und die Parteinahme Österreichs für Montenegro, welches sich mit der Türkei im Kampfe befand und in den beiden ersten Monaten des Jahres 1853 in Gefahr stand zu unterliegen, als die Pforte durch die Drohungen des nach Konstantinopel gesandten Feldmarschall-Lieutenant Graf Leiningen bewogen wurde, den österreichischen Forderungen zugunsten des Volkes der Schwarzen Berge nachzugeben. Kaiser Nikolaus betrachtete das Vorgehen beider Mächte als Eingriffe in seine eigenen Gerechtsamen. Er versuchte zunächst, England in sein Interesse zu ziehen; Lord Seymour, der Gesandte des Inselreiches am Petersburger Hofe, mußte seiner Regierung vertrauliche Anerbieten machen; diese, an deren Spitze damals das aus Mitgliedern aller Parteien gebildete Ministerium Aberdeen (s. d.) stand, lehnte indessen ab; die Zerstückelung der Türkei liege nicht im Interesse Großbritanniens, außerdem würden schwerlich England und Rußland allein darüber zu entscheiden haben. Ebenso wenig Erfolg hatten die Schritte, welche des Zaren Gesandter Kisselew beim Hofe der Tuilerieen zu thun angewiesen wurde. Alle Welt sah ein, daß Rußland bei einer Teilung der Türkei unter allen Umständen den Löwenanteil erhalten würde. — Kaiser Nikolaus versuchte nun sein Heil direkt bei der Pforte. Schon längst standen seine Truppen im südlichen Teile seines Reiches, bereit den Pruth zu überschreiten, und in Sewastopol war eine stattliche Flotte versammelt; jetzt schickte er den Admiral Mentschikow als außerordentlichen Gesandten nach Konstantinopel, um seine in sechs Punkten formulierten Forderungen durchzusetzen, deren Kern die Anerkennung seines Protektorates über alle griechischen Christen und damit die

Sanktionierung eines Vorwandes war, unter welchem Rußland sich jeden Augenblick in die Angelegenheiten der Türkei mischen konnte. Unterwegs musterte Mentschikow mit Ostentation jene Flotte und ein Landungsheer; dann erschien er am 2. März 1853 im Divan, mit Paletot und mit schmutzigen Stiefeln angethan; „damit Europa weniger bemerke, daß Rußlands Füße thönern seien“, meinte Fuad Effendi. Die Pforte aber versicherte sich durch die Gesandten der Westmächte, Lord Stratford de Redcliffe und de la Cour, des Beistandes derselben; Mentschikow reiste am 21. Mai ab, ohne etwas durchgesetzt zu haben; er drohte in Uniform wiederzukommen, statt im Paletot. Der Krieg stand in Sicht; am 14. Juni ankerten die westmächtlichen Flotten, die englische unter Dundas, die französische unter Hamelin, in der Besikabai am Eingange der Dardanellen und vom 3.—16. Juli überschritten, nachdem am 28. Juni den europäischen Mächten der bevorstehende Einmarsch in die Donaufürstentümer angezeigt worden war, zwei russische Armeecorps unter den Generalen Dannenberg und Lüders und unter dem Oberbefehl des Fürsten Peter Gortschakow (s. d.) den Pruth. Kaiser Nikolaus stellte bei jeder Gelegenheit seine Eigenschaft als Patriarch der griechischen Kirche in den Vordergrund und wollte den Krieg als einen Glaubenskrieg angesehen wissen, während der Sultan einen Ferman erließ, durch welchen er allen seinen christlichen Unterthanen auf das feierlichste ihre Rechte bestätigte; der Patriarch von Konstantinopel und der armenische Klerus sprachen ihm dafür öffentlich ihren Dank aus; es gelüstete ihnen keineswegs nach dem moskowitischen Schutze.

Zunächst trat die Diplomatie in Thätigkeit; jede der beiden Parteien, Rußland wie die Westmächte — die Türken spielten eine lediglich leidende Rolle —, suchte der anderen die Schuld an dem Streite zuzuschieben; England, Frankreich, Österreich und Preußen traten zu Konferenzen in Wien zusammen. Man hoffte, Rußland zu freiwilligem Rückzuge zu bewegen; der Beitritt Österreichs war vor allem wichtig, und dieses Kaiserreich war im Grunde bei dem Angriff auf die Türkei mehr beteiligt als die Westmächte, aber Palmerstons wühlerische Politik hatte seit Jahren in Wien zu schwer beleidigt und war den dortigen Interessen zu sehr entgegen gewesen, als daß man Englands Wünsche hätte unterstützen mögen; auch konnte Österreich gegen Rußland nichts unternehmen, wenn es nicht Preußens sicher war, in Berlin aber hatte die russenfreundliche Stimmung die Oberhand. Am 31. Juli richtete die Konferenz an Rußland eine Note, welche vorschlug, daß der Sultan an den Zar ein demütiges Schreiben richten solle, welches letzterem einen ehrenvollen Rückzug ermöglichte, indem es ihm seine Forderungen, bis auf das ausschließliche Protektorat über die christlichen Unterthanen der Pforte, zugestand; der Zar gab dem Aktenstücke seine eigene Auslegung und stimmte zu, aber weder die öffentliche Meinung in England noch die Türkei waren damit zufrieden. Den Stürmen, welche die erstere erregte, widerstand das Ministerium freilich; die alttürkische Partei aber, welcher die Zugeständnisse an die Christen zu weit gingen, forderte vom Sultan Verweigerung der Unterschrift oder Abdankung. Er wählte die erstere; seine amtliche Erklärung datiert vom 29. September. Die russische Politik machte inzwischen die größten Anstrengungen, den Beistand Österreichs und Preußens zu erlangen; Kaiser Nikolaus kam am 24. September mit Franz Josef in Olmütz zusammen und reiste von da nach Berlin, aber er erhielt von beiden Mächten nur das Versprechen ihrer Neutralität, wogegen er sich damals noch verpflichtete, die Donau nicht zu überschreiten.

In der Moldau und in der Walachei hatten sich die Russen inzwischen vollständig als die Herren gebärdet, so daß die Hospodaren, Ghika und Stirbey, sich nach Österreich begaben. Jetzt erklärte der Sultan die Besetzung der Donaufürstentümer am 26. September für einen casus belli; der Höchstkommandierende in Bulgarien, Omer Pascha (s. d.), richtete an Gortschakow die Aufforderung, sie binnen vierzehn Tagen zu räumen; widrigenfalls würde er die Feindseligkeiten eröffnen. Ersteres unterblieb; die letzteren ließen zunächst noch auf sich warten. Keiner der beiden Feldherren fühlte sich stark genug dazu; außerdem waren Omer Pascha durch die Diplomatie, welche noch immer hoffte, daß es ihr gelingen würde, Rußland zur Nachgiebigkeit zu bewegen, Gortschakow durch das vom Kaiser den beiden deutschen Mächten gegebene Versprechen vorläufig die Hände gebunden. Die russische Macht, etwa 55,000 Mann, war längs der ganzen Stromgrenze verzettelt; Omer Pascha, welcher über die doppelte Zahl von Streitern, darunter aber sehr viele Redif (Landwehr) und Irreguläre, gebot, richtete sein Hauptaugenmerk auf seinen eigenen linken Flügel, weil er befürchtete, daß die Russen hier über die Donau gehen und den Serben die Hand bieten würden; er wußte nicht, daß Gortschakow den Strom nicht überschreiten durfte. Am 23. Oktober fiel der erste Kanonenschuß, das Fort Isaktscha feuerte ihn gegen russische Schiffe ab, welche auf der Donau vorüberfuhren; am 4. November schlugen die Türken einen Versuch des General Dannenberg, mit 6000 Mann ihnen Oltenitza, Turtukai gegenüber, wo sie sich am linken Stromufer festgesetzt hatten, wieder zu nehmen, mit einem Erfolge zurück, welcher auf das moralische Element ihrer Truppen von günstigstem Einflusse war und, durch das Gerücht sehr übertrieben, im außerrussischen Europa eine fast allgemeine Freude erregte, deren Ausdruck für die öffentliche Meinung sehr bezeichnend war. — Besser ging es den Russen auf dem asiatischen Kriegsschauplatze. Schamyl, der im September gegen Tiflis vorgegangen war, sah sich bald genötigt, in seine Berge zurückzukehren; Selim Pascha, welcher am 27. Oktober das Fort Nikolai bei Batum überfallen hatte, mußte dasselbe nach kurzer Zeit wieder räumen; Abdi Pascha, welcher von Kars mit 40,000 Mann auf Alexandropol marschiert war, griff am 14. November den Fürsten Orbeliani bei Bajandur mit Übermacht an, mußte aber weichen, weil Bebutow mit Ver-

stärkungen nahte, worauf letzterer, nachdem die russischen Truppen verschiedene kleinere Vorteile erlangt hatten, am 30. November den ihm numerisch sehr überlegenen Achmed Pascha bei Pirwali oder Basch-Kadyklar (auf dem Wege nach Kars) vollständig schlug. Der Winter und die Haltung der einheimischen Bevölkerung machten dann im Kaukasus den größeren Operationen ein Ende. — In Europa hatte Omer Pascha Oltenitza am 12. November freiwillig wieder geräumt; ein Versuch zum Übergange über die Donau, den er am 9. und 10. bei Rustschuk gemacht hatte, war durch General Ssoimonow vereitelt worden. Wichtiger war es, daß am 30. November die auf der Fahrt nach Batum begriffene türkische Flotte unter dem Kapudan-Pascha Osman, 13 Segel stark, im Hafen von Sinope von der von Sewastopol ausgelaufenen russischen unter Admiral Nachimow, bis auf einen kleinen Dampfer, welcher entkam, nach heldenmütigem Widerstande vernichtet wurde; John Bull sah das als einen Schimpf an, welcher der britischen Flagge widerfahren sei, und die englische Politik, welcher jede maritime Leistung eines anderen Volkes ein Dorn im Auge ist, weil es Albions Handelsinteressen zuwiderläuft, daß überhaupt andere Seemächte existieren, empfand ein sehnsüchtiges Verlangen, die Türken an den Russen zu rächen; Palmerston benutzte die Gelegenheit, aus dem Ministerium zu scheiden, um wenige Tage später in ein neugebildetes zu treten, dessen Programm der Krieg war. Die westmächtlichen Geschwader liefen in das Schwarze Meer ein.

Die Wiener Konferenzen hatten unterdessen fortgetagt und am 5. Dezember eine neue Friedensnote erlassen, welche keiner der streitenden Parteien genügte und von beiden abgelehnt wurde. Napoleon III. erließ nun am 29. Januar 1854 an den Zar ein im „Moniteur" abgedrucktes Schreiben, dessen Ton an den seines großen Oheims erinnerte: er hielt ihm in demselben sein Unrecht vor und vermahnte ihn; mit Palmerston war er längst darüber einig, daß Krieg geführt werden sollte. Nikolaus war dazu ebenso entschlossen, und da er die Forderung, die Donaufürstentümer zu räumen, zurückwies, war der Ausbruch der Feindseligkeiten unvermeidlich. Im Februar wurden die diplomatischen Verhandlungen zwischen den Westmächten und Rußland abgebrochen, und am 28. März erklärten die ersteren den Krieg, für welchen keine der Parteien gerüstet war.

Inzwischen war es an der Donau zu mehrfachen Kämpfen gekommen. In der Kleinen Walachei hatte Omer Pascha bei Widdin 20,000 Mann unter Achmed Pascha versammelt und den Ort mit dem auf dem linken Donauufer gegenüberliegenden Kalafat durch Schanzen in Verbindung gesetzt; am 31. Dezember 1853 und am 6. Januar 1854 kam es bei Tschetati, nördlich von Kalafat, zu Gefechten, in denen die Russen unter Aurep den kürzeren zogen, und auch Liprandi, welcher mit Verstärkungen eintraf, konnte gegen die türkischen Schanzen nichts ausrichten, die angreifenden russischen Soldaten blieben im Kote stecken. Die Bevölkerung erhob sich gegen die Plünderungen und Räubereien ihrer moskowitischen Befreier. Dagegen mißlang am 3. Februar ein Versuch der Türken, Rustschuk gegenüber bei Giurgewo auf dem linken Ufer der Donau festen Fuß zu fassen, und die Russen vernichteten deren Schiffe auf dem Strome. Einige antitürkische Schilderhebungen, welche um diese Zeit in Griechenland in Scene gesetzt wurden, führten nur zu wenigen Raubzügen; dem Könige fehlten die Mittel, um die Verhältnisse zu einer Erweiterung der Grenzen seines Landes zu benutzen, und Rußland hatte auch gar nicht die Absicht, ihm dazu behilflich zu sein; die Türken brachten die Bewegung bald zum Stillstande und, wie hier vorgreifend schon erwähnt werden mag, am 25. Mai warf eine westmächtliche Flottille im Piräus Anker, setzte eine französische Brigade an das Land und stellte die Ordnung wieder her; die übrigen christlichen Unterthanen der Pforte verhielten sich ruhig.

Gegen das Frühjahr 1854 schickte Rußland sich an, Ernst zu machen. Es wurde eine außerordentliche Rekrutierung angeordnet, und die Armee wurde kirchlich fanatisiert, der Krieg sollte sich zu einem Kreuzzuge gestalten, ein großer christlicher Aufstand sollte die Fortschritte des Heeres begleiten, und Freicorps der verschiedensten Nationalitäten sollten die Kriegszwecke fördern helfen. Der greise Paskiewitsch sollte den Oberbefehl übernehmen; er schickte zunächst den Chef seines Generalstabes, den General von Schilder, um die Operationen einzuleiten. Der Offensivstoß auf dem rechten Flügel wurde nun aufgegeben und der Übergang über die untere Donau beschlossen. Derselbe war am 25. März beendet, die Türken wichen nach Süden und Westen aus, Gortschakow aber rückte nicht weiter vor, so daß der Kaiser Paskiewitsch entsandte, um das Kommando selbst zu übernehmen. Dieser hatte ebenfalls Bedenken gegen eine kräftige Offensive; er schlug dem Kaiser sogar vor, die Donaufürstentümer ganz zu räumen, um Österreich, welches inzwischen 50,000 Mann unter Coronini an der Grenze aufgestellt hatte, jeden Anlaß zur Beteiligung am Kriege zu nehmen, und ließ Liprandi bis Krajowa zurückgehen. Der Kaiser drang jedoch auf den Vormarsch; aber erst am 16. Mai trafen die russischen Truppen endlich vor Silistria (s. d.) ein. Die Belagerung nahm einen sehr langsamen Verlauf; in der zweiten Hälfte des Juni waren die Angriffsarbeiten endlich so weit gediehen, daß zum Sturme hätte geschritten werden können. In der Nacht vom 20. zum 21. warteten die Truppen auf die Signalrakete, um denselben zu unternehmen: da traf der Befehl von Paskiewitsch ein, die Belagerung aufzuheben und auf das linke Donauufer zurückzukehren; der Feind störte sie dabei nicht. Der Grund für den Entschluß der russischen Heeresleitung war die drohende Haltung Österreichs, welches das, von Rußland mit dem Einlaufen der westmächtlichen Flotten in das Schwarze Meer entschuldigte Überschreiten der Donau übel vermerkt hatte und jetzt, von Preußen unterstützt, mit welchem es am 20. April ein Schutz- und Trutzbündnis geschlossen hatte, die Räumung der Donaufürstentümer energisch forderte; daneben

wirkte die Besorgnis vor dem Herannahen der westmächtlichen Landtruppen auf den Entschluß ein, obgleich diese erst am 25. in Warna einzutreffen begannen und Marschall Leroy de Saint-Arnaud (s. d.), welcher mit dem Oberbefehl über die französischen Truppen betraut war, erst am 5. Juli dort 40,000 Mann mustern konnte, während in Gallipoli 20,000 Engländer unter Lord Raglan standen, deren Kavallerie noch auf dem Meere schwamm. In Frankreich und England ward die Verbrüderung überall auf das festlichste gefeiert; ein großes Anlehen, welches Napoleon zum Zweck der Rüstungen aufnahm, ward vielfach überzeichnet. — Am 20. Juli hatten endlich auch die deutschen Mittelstaaten, deren Vertreter in Bamberg tagten, trotz der bei ihnen vielfach vorhandenen Sympathieen für Rußland, sich den beiden Großmächten angeschlossen. Die Flotten hatten schon am 22. April, damit doch etwas geschähe, vor Odessa einige Handelsschiffe und ein paar Häuser in Brand gesteckt, ohne jedoch die eigentliche Stadt zu bombardieren.

Im Kriegsrate der Verbündeten trat man jetzt dem Gedanken einer Expedition nach der Krim näher; General Canrobert (s. d.) wurde zu diesem Zweck mit einer Rekognoszierung beauftragt; inzwischen unternahm General Espinasse (s. d.) einen gänzlich fehlgeschlagenen Zug in die Dobrudscha. Saint-Arnaud, so viele strategische Bedenken er auch gegen die Expedition hatte, hoffte, in der Krim die russische Macht rasch und empfindlich zu treffen, er glaubte dem Verlangen nach Ruhm und Sieg, welches seine Soldaten und ihn selbst, der den Todeskeim in seiner Brust fühlte, erfüllte, hier am frühsten Genüge leisten zu können; Lord Raglan war der Zug dorthin sympathisch, weil durch die Einnahme von Sewastopol der russischen Seemacht im Schwarzen Meere der Todesstoß versetzt werden konnte. Napoleon hätte gern gesehen, wenn eine Expedition nach Polen unternommen wäre; er fügte sich aber den politischen und militärischen Bedenken, welche gegen eine solche sprachen. Am zweckmäßigsten wäre wohl gewesen, den Russen im Kaukasus entgegenzutreten, namentlich in Englands Interesse hätte es gelegen. Ferhat Pascha (ein Renegat, Namens Stein) erschien in Warna und vertrat diesen Gedanken; ein Schwager Schamyls, von einer Gesellschaft tscherkessischer Häuptlinge gefolgt, unterstützte seine Bitte; die Gelegenheit, Rußland aus dem Kaukasus zu vertreiben, Englands Einfluß in Persien und sein Ansehen in ganz Asien zu heben, war in hohem Grade günstig, aber die obigen Erwägungen ließen die Heeresleitung auf den Versuch verzichten. Die Russen hatten auf jenem Kriegsschauplatze neue Erfolge: Andronikow erfocht am 16. Juni am Flusse Tscholok, Wrangel am 29. Juli am rechten Ufer des Araxes bei den Tschinzilskischen Höhen einen Sieg und nahm Bajazet, Bebutow wies am 5. August bei Kjuruk-Dara in der Nähe von Kars einen türkischen Angriff glänzend zurück.

Anfang September segelten die vereinigten Flotten von Warna, dem Hauptdepot der westmächtlichen Streitkräfte, und dem nördlich davon gelegenen Hafenorte Baltschik nach der Krim ab; 330 Schiffe führten 60,000 Mann mit 134 Feld- und 73 Belagerungsgeschützen dahin über, von der türkischen Armee nahmen 6000 Mann an dem Unternehmen teil; der Krieg hatte die Westmächte schon vorher 15,000 Mann gekostet, welche den Sommer hindurch dem Klima und Krankheiten zum Opfer gefallen waren. Die Halbinsel Krim befand sich bei Beginn des Krieges in einem durchaus ungenügenden Verteidigungszustande, es fehlte an personellen und an materiellen Streitmitteln; auch nach Gortschakows Rückzuge nach Bessarabien erhielt Mentschikow die erbetenen Verstärkungen nicht; sein Wunsch, wenigstens die Landenge von Perekop durch eine Besatzung gesichert zu sehen, blieb unerfüllt. Sein Hauptbestreben ging zunächst dahin, die Befestigung von Sewastopol zu vervollständigen; mit dem Herannahen des Herbstes glaubte er indes, die Gefahr einer ernstlichen Landung, auf welche zuerst jene Rekognoszierungen der Küste und später das Zusammenbringen von Transportflotten aufmerksam gemacht hatten, schwinden zu sehen; wenn indes die Verbündeten eine solche vornehmen wollten, war es wahrscheinlich, daß es sich um Sewastopol oder um Kertsch handeln würde. Aus dem oben angeführten Grunde wurde der erstere Punkt gewählt. Am 13. September erschien die Flotte im Angesicht von Eupatoria, einer 10 Meilen nördlich von Sewastopol auf flachem Meeresufer belegenen Hafenstadt, und setzte dann in der Nähe des sogen. Alten Forts, einem Reste genuesischer Befestigungen, zwischen den Seeen Kamieschlu und Kitschik-Belsk, bis zum Abend des 16. die Armee an das Land; am 19. begann diese, von der Flotte begleitet und unterstützt, den Vormarsch gegen den Küstenfluß Alma; die russische Flotte wagte sich nicht aus dem Hafen heraus; am 20. trugen die Verbündeten in der Schlacht an der Alma (s. d.) einen glänzenden Sieg davon. Der Rückzug der Russen geschah in bedenklicher Auflösung, da aber die Verbündeten ihren Erfolg nicht ausbeuteten, so gelang es ihnen unbehelligt nach Sewastopol zu entkommen. Die Verbündeten, welche nicht wußten, wo der Feind geblieben war, verzichteten, angesichts der ihnen zu stark erscheinenden Befestigungen auf der Nordseite der Stadt auf den Angriff aus dieser Richtung und entschieden sich für den von Süden, wo sich ihnen Gelegenheit zu einer günstigen Stellung auf der Hochebene von Balaklawa bot, welche, im Osten durch das enge Thal der in die Bai von Sewastopol sich ergießenden Tschernaja gegen eine russische Entsatzarmee gedeckt, ihnen im Süden durch die Bucht von Balaklawa, im Westen durch die von Kamiesch die Verbindung mit dem Meere ermöglichte. Ein rascher Angriff von Norden hätte möglicherweise die Festung ohne große Opfer in ihre Gewalt bringen können, und eine Tatarennachricht verbreitete nach Europa die Kunde, daß dies geschehen sei, aber erst am 24. erreichten sie das linke Ufer des Belbek, welcher sich nördlich von Sewastopol in das Meer ergießt. Saint-Arnauds schwere Erkrankung, welcher er am 29. am Bord des

Berthollet erlag, trug dazu bei, die Thatkraft der verbündeten Heere zu lähmen. Am 25. setzten diese ihren Marsch auf die Südseite von Sewastopol, wo sie am 26. und 27. anlangten, fort, während Mentschikow gleichzeitig, um nicht von Rußland abgeschnitten zu werden, seine Armee nach Baktschisarai führte, wohin er sogleich hätte gehen sollen. Kaiser Nikolaus hatte Gortschakow sofort befohlen, Verstärkungen nach der Krim zu schicken; einen sehr wesentlichen Beistand aber hatte der Kommandierende in Sewastopol, der Admiral Kornilow, inzwischen schon durch die Ankunft des Ingenieuroberst Todleben (s. d.) erhalten, welcher es verstand, in genialster Weise die Verbündeten zu fast einjähriger Belagerung einer Festung zu zwingen, welche eigentlich noch keine Festung war, als jene vor dem Orte anlangten. Ein sofortiger Angriff hätte alle Wahrscheinlichkeit des Gelingens für sich gehabt; die Engländer wünschten ihn im allgemeinen, aber ihr Ingenieurgeneral Burgoyne widersetzte sich aus technischen Gründen und Canrobert, welcher an Saint-Arnauds Stelle getreten war, stimmte ihm bei. Er fürchtete Mentschikows Eingreifen, von welchem man nicht wußte, wo er geblieben war. Er stand im Belbekthale; in freiem Verkehr mit der belagerten Seefeste, zu welcher man den Eingang vom Meere her durch das Versenken von Schiffen geschlossen hatte. Es begann also nun die Belagerung von Sewastopol, welche den Verbündeten durch das felsige Erdreich sehr erschwert wurde. Am 9. Oktober wurden die Laufgräben eröffnet; die Franzosen waren zuerst fertig; am 17. begannen sie ein Bombardement auf die Festung, welchem die Engländer sich anschlossen und auf welches man gehofft hatte, einen Sturm folgen lassen zu können; die Flotte unterstützte dasselbe, aber das Feuer der Russen erwies sich als überlegen und die Schiffsgeschütze richteten gegen die Mauern der Festung so wenig aus, daß man auf ihre Mitwirkung für die Folge ganz verzichtete und die Flotte nur zu Transportzwecken benutzte; die Russen verloren ihren tapferen Kommandanten Kornilow, welcher getötet wurde; an seine Stelle trat General Osten-Sacken.

Mentschikow war inzwischen auf 80–90,000 Mann verstärkt worden; er beschloß daher, angriffsweise vorzugehen, wozu die ausgedehnte Stellung des Feindes einlud, außerdem wünschte er, sich der Festung mehr zu nähern. Die Aufstellung der Verbündeten umspannte diese in einem weiten Bogen, links an das Meer, rechts an die Tschernaja gelehnt; sie bildete eine Art von bastionierter Linie, anfangs etwa 800 m von den feindlichen Werken entfernt; ihre Flanken, namentlich die rechte, wurden später durch besondere Anlagen gedeckt. Anfangs standen die Franzosen auf dem linken, die Engländer nebst den Türken auf dem rechten Flügel; zur Sicherung des letzteren wurden aber bald zwei französische Divisionen dorthin gezogen. Der französische Angriff richtete sich gegen die Stadt, der englische gegen die Karabelnaja, die östliche Schiffervorstadt. Die Russen waren unermüdlich in der Verstärkung und Vermehrung ihrer Werke; eine wesentliche Hilfe brachte der Verteidigung die Flotte dadurch, daß deren schwere Geschütze an das Land geschafft wurden und ihre Besatzung in den Werken, namentlich bei der Geschützbedienung, vortreffliche Dienste leistete. — Mentschikow richtete seinen Angriff, welchen er am 25. Oktober durch General Liprandi ausführen ließ, gegen die englische Lagerstellung nördlich von Balaklawa (s. d.); die Schlacht, in welcher namentlich die englische Kavallerie mit glänzender, aber nutzloser Tapferkeit focht, hatte keine weitere Folgen, als daß die Russen sich am linken Ufer der Tschernaja festsetzten und daß die Verbündeten, auf die Gefährdung ihrer rechten Flanke aufmerksam gemacht, diese durch neue Werke und durch Aufstellung eines besonderen Truppencorps verstärkten. Weiterer Zuzug, welcher zu Mentschikows Heere stieß, und die Kunde, daß auch für die Verbündeten Verstärkungen unterwegs seien, veranlaßten den russischen Feldherrn zu einem zweiten Angriff am 5. November, welcher zur Schlacht von Inkerman (s. d.) führte. — Beide Teile sahen nun zunächst von größeren Unternehmungen ab; der Winter mit seinen Schrecken trat in seine vollen Rechte und hemmte die Operationen, zu denen außerdem den Verbündeten die Kräfte, dem russischen Feldherrn der Unternehmungsgeist fehlten, nur die Stadtverteidigung war unermüdlich in kleinen Ausfällen und Offensivunternehmungen; sie ließ ihre Gegner nie zur Ruhe kommen. Diese befanden sich überhaupt in der übelsten Lage. Als man den Zug nach der Krim unternahm, hatte man keineswegs an einen Winteraufenthalt im Freien gedacht, und es war daher für nichts vorgesorgt, was einen solchen in einem Lande hätte erträglich machen können, welches den Truppen nichts als den kahlen Erdboden bot. Klima, Entbehrungen und Anstrengung rafften viele Tausende dahin oder warfen sie auf das Krankenlager; die Flotte, durch die Stürme behindert, welche in dieser Jahreszeit auf dem Schwarzen Meere wüten, hatte vollauf zu thun mit dem Heranführen von Lebensbedürfnissen aller Art und dem Zurückbringen der Kranken. Die Franzosen waren im ganzen besser daran als die Engländer; ihre Verwaltung war rühriger und umsichtiger, sie selbst waren anstelliger als die Briten, welche unter einer unsäglich schwerfälligen und unpraktischen Intendantur litten; um die Türken kümmerte sich niemand. Die Aufopferung und die werkthätige Liebe der englischen Krankenpflegerinnen, an deren Spitze Miß Florence Nightingale stand und der französischen barmherzigen Schwestern konnten nicht all das Elend fortschaffen, sondern nur wenig lindern, welches die Unbedachtsamkeit der Heeresleitung über so viele brave Männer gebracht hatte. Die Schilderungen der Zustände, welche vor Sewastopol herrschten, sind erschreckend. Außerdem war es schwer zu sagen, wer der Belagerte war und wer der Belagerer.

Auf den übrigen Teilen des Kriegsschauplatzes geschah wenig. Die Engländer hatten eine mächtige Flotte unter Sir Charles Napier in die Ostsee entsendet, welcher eine französische sich zugesellte; sie sollten Kronstadt nehmen und Sankt-

Petersburg bombardieren, aber Kronstadt machte den Flotten den Eindruck der Uneinnehmbarkeit, sie begnügten sich daher damit, offene Orte an der finnischen Küste zu bombardieren und ähnliche Heldenthaten auszuführen. Das einzige kriegerische Ereignis, welches in der Ostsee sich zutrug, war die Einnahme der Feste Bomarsund (s. d.) auf der Insel Aland durch ein Landungscorps unter General Baraguay d'Hilliers (s. d.) nach regelmäßiger Belagerung, bei welcher die Flotte mitwirkte, nach tapferer Gegenwehr unter General Bodisko am 16. August (vgl. v. Schweinitz, Die Expedition gegen die Alandsinseln, Berlin 1856). — Im Spätherbst kehrten die französischen Schiffe nach Cherbourg zurück, die englischen blieben in der Ostsee. — Schweden verhielt sich ruhig. Da Preußen nichts gegen Rußland unternahm, was dessen Kräfte gegen diese Macht abgezogen hätte, so durfte man in Stockholm nicht wagen, einen Versuch zur Wiedergewinnung Finnlands zu machen. — Im Weißen Meere führten die Engländer den Krieg in gleicher Weise wie in der Ostsee, sie blockierten Archangel und verbrannten Kola; ein Angriff, welchen sie auf Petropaulowsk in Kamschatka machten, wurde von den Russen abgewiesen.

Um den Winter hindurch wenigstens etwas zu thun und zum Zweck der Sicherung seiner rückwärtigen Verbindung über die Landenge von Perekop, beschloß Mentschikow einen Angriff auf Eupatoria, mit dessen Ausführung General Chrulew beauftragt wurde; Omer Pascha, welcher dort 40,000 Mann befehligte, wies denselben indessen am 17. Februar 1855 mit Erfolg zurück.

Die Diplomatie hatte inzwischen nicht geruht; sie war unablässig bemüht gewesen, den Streit so bald als möglich beizulegen und durfte um so mehr hoffen, ihren Zweck rasch zu erreichen, als der Kampf von allen Teilen schwere Opfer forderte und keiner von ihnen hoffen durfte, einen nennenswerten Gewinn aus demselben zu ziehen, nachdem auf ein Mitwirken der deutschen Großmächte nicht mehr zu rechnen war; diese unterstützten nichtsdestoweniger lebhaft die Forderungen der Westmächte, welche im wesentlichen auf die Aufhebung des russischen Protektorats in den Donaufürstentümern und in Serbien, Freiheit der Donauschiffahrt, Revision der Verträge über die Schiffahrt im Schwarzen Meere und Beseitigung des Anspruches jeglicher einzelnen Macht, die Christen in der Türkei zu schützen, gerichtet waren. Diese „vier Punkte" hatten die Grundlage einer am 22. Juli 1854 von den Westmächten abgegebenen Erklärung gebildet. Österreich gab seinem Votum, da Rußland sich ablehnend verhielt und Preußen in starrer Neutralität verharrte, im Herbst durch Truppenversammlungen an der Grenze vermehrten Nachdruck, und nun erklärte eine russische Note vom 6. November, auf Friedensunterhandlungen sich einlassen zu wollen. Der rücksichtslose Ton, in welchem dieselbe von den deutschen Mächten redete, veranlaßte Preußen, sich den Westmächten diplomatisch enger anzuschließen, und war für Österreich der Grund, am 2. Dezember mit ihnen sogar ein Bündnis einzugehen. Die militärischen Maßregeln, welche letzterer Staat infolge davon zu nehmen hatte, forderten bedeutende Opfer; er verpachtete damals seine Eisenbahnen auf 90 Jahre. Rußland ließ nun freilich den noch in Wien versammelten Vertretern der Mächte am 28. November durch seinen Gesandten Fürst Alexander Gortschakow (s. d.), den späteren Reichskanzler, erklären, daß es die vier Punkte als Ausgang für die Unterhandlungen annähme; es war ihm aber damit keineswegs ernst, sondern es wollte nur den dadurch gemachten Eindruck benutzen, um, vermöge der deutschen Mittelstaaten und der russenfreundlichen Partei in Preußen, einen Druck auf Österreich auszuüben; Truppenzusammenziehungen in Polen mußten diesen Druck verstärken. Preußen und die Mittelstaaten sprachen am 30. Januar 1855 die Kriegsbereitschaft aus, von welcher allerdings noch ein weiter Schritt bis zur Mobilmachung war; sie sagten auch nicht, gegen wen jene Maßregel gerichtet sei. Dagegen trat am 26. Januar Sardinien der westmächtlichen Vereinigung bei; es fühlte den Drang, die sechste Großmacht zu werden und trachtete nach dem Beistande der Westmächte Österreich gegenüber, General La Marmora (s. d.) wurde mit 15,000 Mann nach dem Kriegsschauplatze entsendet. Im britischen Parlamente wurden die Klagen über die schlechten Heereseinrichtungen, besonders von Roebuck, so laut zur Sprache gebracht, daß Lord Aberdeen aus dem Ministerium austrat, dessen Leitung nun Palmerston allein zufiel. — Da starb am 2. März Zar Nikolaus, der Selbstherrscher aller Reußen. Der Gang der Ereignisse auf dem Kriegsschauplatze, die Überzeugung, daß die Füße, welche den russischen Koloß trugen, wirklich thönerne waren, hatte dem schon länger Kränkelnden das Herz gebrochen; die Nachricht von dem Fehlschlagen des Unternehmens auf Eupatoria gab ihm den Todesstoß. Alexander II. (s. d.) wurde sein Nachfolger. Das erste Manifest des neuen Kaisers lautete noch kriegerisch; er durfte zunächst dem Andenken seines Vaters nichts vergeben, aber im Grunde seines Herzens war er friedliebend, und, angesichts der für alle Teile wenig günstigen Sachlage, wurde schon am 15. März die Wiener Konferenz von neuem eröffnet.

Ohne die Einnahme von Sewastopol war die Beendigung des Krieges für die Westmächte allerdings eine moralische Unmöglichkeit. Um die Belagerung energischer und in anderer Weise zu betreiben, hatte Kaiser Napoleon bereits im Januar den Ingenieur-General Niel (s. d.) nach der Krim entsandt; dieser erachtete einen Angriff auf den im Südosten der Festung gelegenen Malakow, ein die ganze Stadt beherrschendes Befestigungswerk mit einem turmähnlichen Reduit im Inneren, für zweckmäßiger, als den auf das Bastion IV im Süden der Stadt, welches bis dahin den Hauptgegenstand desselben gebildet hatte; gegen den Malakow wurde daher am 10. Februar die erste Parallele eröffnet. Aber Niels ebenbürtiger Gegner, Todleben, ging ihm mit Kontreparallelen entgegen und errichtete immer neue Werke. Beider Arbeitsfeld bildete den Schauplatz unaufhörlicher Gefechte; bei Tage und bei Nacht, über und unter der Erde wurde gekämpft, die Artillerie

Berthollet erlag, trug dazu bei, die Thatkraft der verbündeten Heere zu lähmen. Am 25. setzten diese ihren Marsch auf die Südseite von Sewastopol, wo sie am 26. und 27. anlangten, fort, während Mentschikow gleichzeitig, um nicht von Rußland abgeschnitten zu werden, seine Armee nach Baktschisarai führte, wohin er sogleich hätte gehen sollen. Kaiser Nikolaus hatte Gortschakow sofort befohlen, Verstärkungen nach der Krim zu schicken; einen sehr wesentlichen Beistand aber hatte der Kommandierende in Sewastopol, der Admiral Kornilow, inzwischen schon durch die Ankunft des Ingenieuroberst Todleben (s. d.) erhalten, welcher es verstand, in genialster Weise die Verbündeten zu fast einjähriger Belagerung einer Festung zu zwingen, welche eigentlich noch keine Festung war, als jene vor dem Orte anlangten. Ein sofortiger Angriff hätte alle Wahrscheinlichkeit des Gelingens für sich gehabt; die Engländer wünschten ihn im allgemeinen, aber ihr Ingenieurgeneral Burgoyne widersetzte sich aus technischen Gründen und Canrobert, welcher an Saint-Arnauds Stelle getreten war, stimmte ihm bei. Er fürchtete Mentschikows Eingreifen, von welchem man nicht wußte, wo er geblieben war. Er stand im Belbekthale; in freiem Verkehr mit der belagerten Seefeste, zu welcher man den Eingang vom Meere her durch das Versenken von Schiffen geschlossen hatte. Es begann also nun die Belagerung von Sewastopol, welche den Verbündeten durch das felsige Erdreich sehr erschwert wurde. Am 9. Oktober wurden die Laufgräben eröffnet; die Franzosen waren zuerst fertig; am 17. begannen sie ein Bombardement auf die Festung, welchem die Engländer sich anschlossen und auf welches man gehofft hatte, einen Sturm folgen lassen zu können; die Flotte unterstützte dasselbe, aber das Feuer der Russen erwies sich als überlegen und die Schiffsgeschütze richteten gegen die Mauern der Festung so wenig aus, daß man auf ihre Mitwirkung für die Folge ganz verzichtete und die Flotte nur zu Transportzwecken benutzte; die Russen verloren ihren tapferen Kommandanten Kornilow, welcher getötet wurde; an seine Stelle trat General Osten-Sacken.

Mentschikow war inzwischen auf 80—90,000 Mann verstärkt worden; er beschloß daher, angriffsweise vorzugehen, wozu die ausgedehnte Stellung des Feindes einlud, außerdem wünschte er, sich der Festung mehr zu nähern. Die Aufstellung der Verbündeten umspannte diese in einem weiten Bogen, links an das Meer, rechts an die Tschernaja gelehnt; sie bildete eine Art von bastionierter Linie, anfangs etwa 800 m von den feindlichen Werken entfernt; ihre Flanken, namentlich die rechte, wurden später durch besondere Anlagen gedeckt. Anfangs standen die Franzosen auf dem linken, die Engländer nebst den Türken auf dem rechten Flügel; zur Sicherung des letzteren wurden aber bald zwei französische Divisionen dorthin gezogen. Der französische Angriff richtete sich gegen die Stadt, der englische gegen die Karabelnaja, die östliche Schiffervorstadt. Die Russen waren unermüdlich in der Verstärkung und Vermehrung ihrer Werke; eine wesentliche Hilfe brachte der Verteidigung die Flotte dadurch, daß deren schwere Geschütze an das Land geschafft wurden und ihre Besatzung in den Werken, namentlich bei der Geschützbedienung, vortreffliche Dienste leistete. — Mentschikow richtete seinen Angriff, welchen er am 25. Oktober durch General Liprandi ausführen ließ, gegen die englische Lagerstellung nördlich von Balaklawa (s. d.); die Schlacht, in welcher namentlich die englische Kavallerie mit glänzender, aber nutzloser Tapferkeit focht, hatte keine weitere Folgen, als daß die Russen sich am linken Ufer der Tschernaja festsetzten und daß die Verbündeten, auf die Gefährdung ihrer rechten Flanke aufmerksam gemacht, diese durch neue Werke und durch Aufstellung eines besonderen Truppencorps verstärkten. Weiterer Zuzug, welcher zu Mentschikows Heere stieß, und die Kunde, daß auch für die Verbündeten Verstärkungen unterwegs seien, veranlaßten den russischen Feldherrn zu einem zweiten Angriff am 5. November, welcher zur Schlacht von Inkerman (s. d.) führte. — Beide Teile sahen nun zunächst von größeren Unternehmungen ab; der Winter mit seinen Schrecken trat in seine vollen Rechte und hemmte die Operationen, zu denen außerdem den Verbündeten die Kräfte, dem russischen Feldherrn der Unternehmungsgeist fehlten, nur die Stadtverteidigung war unermüdlich in kleinen Ausfällen und Offensivunternehmungen; sie ließ ihre Gegner nie zur Ruhe kommen. Diese befanden sich überhaupt in der übelsten Lage. Als man den Zug nach der Krim unternahm, hatte man keineswegs an einen Winteraufenthalt im Freien gedacht, und es war daher für nichts vorgesorgt, was einen solchen in einem Lande hätte erträglich machen können, welches den Truppen nichts als den kahlen Erdboden bot. Klima, Entbehrungen und Anstrengung rafften viele Tausende dahin oder warfen sie auf das Krankenlager; die Flotte, durch die Stürme behindert, welche in dieser Jahreszeit auf dem Schwarzen Meere wüten, hatte vollauf zu thun mit dem Heranführen von Lebensbedürfnissen aller Art und dem Zurückbringen der Kranken. Die Franzosen waren im ganzen besser daran als die Engländer; ihre Verwaltung war rühriger und umsichtiger, sie selbst waren anstelliger als die Briten, welche unter einer unsäglich schwerfälligen und unpraktischen Intendantur litten; um die Türken kümmerte sich niemand. Die Aufopferung und die werkthätige Liebe der englischen Krankenpflegerinnen, an deren Spitze Miß Florence Nightingale stand und der französischen barmherzigen Schwestern konnten nicht all das Elend fortschaffen, sondern nur wenig lindern, welches die Unbedachtsamkeit der Heeresleitung über so viele brave Männer gebracht hatte. Die Schilderungen der Zustände, welche vor Sewastopol herrschten, sind erschreckend. Außerdem war es schwer zu sagen, wer der Belagerte war und wer der Belagerer.

Auf den übrigen Teilen des Kriegsschauplatzes geschah wenig. Die Engländer hatten eine mächtige Flotte unter Sir Charles Napier in die Ostsee entsendet, welcher eine französische sich zugesellte; sie sollten Kronstadt nehmen und Sankt-

Petersburg bombardieren, aber Kronstadt machte den Flotten den Eindruck der Uneinnehmbarkeit, sie begnügten sich daher damit, offene Orte an der finnischen Küste zu bombardieren und ähnliche Heldenthaten auszuführen. Das einzige kriegerische Ereignis, welches in der Ostsee sich zutrug, war die Einnahme der Feste **Bomarsund** (s. d.) auf der Insel Aland durch ein Landungscorps unter General Baraguay d'Hilliers (s. d.) nach regelmäßiger Belagerung, bei welcher die Flotte mitwirkte, nach tapferer Gegenwehr unter General Bodisko am 16. August (vgl. v. Schweinitz, Die Expedition gegen die Alandsinseln, Berlin 1856). — Im Spätherbst kehrten die französischen Schiffe nach Cherbourg zurück, die englischen blieben in der Ostsee. — Schweden verhielt sich ruhig. Da Preußen nichts gegen Rußland unternahm, was dessen Kräfte gegen diese Macht abgezogen hätte, so durfte man in Stockholm nicht wagen, einen Versuch zur Wiedergewinnung Finnlands zu machen. — Im **Weißen Meere** führten die Engländer den Krieg in gleicher Weise wie in der Ostsee, sie blockierten Archangel und verbrannten Kola; ein Angriff, welchen sie auf Petropaulowsk in **Kamschatka** machten, wurde von den Russen abgewiesen.

Um den Winter hindurch wenigstens etwas zu thun und zum Zweck der Sicherung seiner rückwärtigen Verbindung über die Landenge von Perekop, beschloß Mentschikow einen Angriff auf **Eupatoria**, mit dessen Ausführung General Chrulew beauftragt wurde; Omer Pascha, welcher dort 40,000 Mann befehligte, wies denselben indessen am 17. Februar 1855 mit Erfolg zurück.

Die Diplomatie hatte inzwischen nicht geruht; sie war unablässig bemüht gewesen, den Streit so bald als möglich beizulegen und durfte um so mehr hoffen, ihren Zweck rasch zu erreichen, als der Kampf von allen Teilen schwere Opfer forderte und keiner von ihnen hoffen durfte, einen nennenswerten Gewinn aus demselben zu ziehen, nachdem auf ein Mitwirken der deutschen Großmächte nicht mehr zu rechnen war; diese unterstützten nichtsdestoweniger lebhaft die Forderungen der Westmächte, welche im wesentlichen auf die Aufhebung des russischen Protektorats in den Donaufürstentümern und in Serbien, Freiheit der Donauschiffahrt, Revision der Verträge über die Schiffahrt im Schwarzen Meere und Beseitigung des Anspruches jeglicher einzelnen Macht, die Christen in der Türkei zu schützen, gerichtet waren. Diese „vier Punkte" hatten die Grundlage einer am 22. Juli 1854 von den Westmächten abgegebenen Erklärung gebildet. Österreich gab seinem Votum, da Rußland sich ablehnend verhielt und Preußen in starrer Neutralität verharrte, im Herbst durch Truppenversammlungen an der Grenze vermehrten Nachdruck, und nun erklärte eine russische Note vom 6. November, auf Friedensunterhandlungen sich einlassen zu wollen. Der rücksichtslose Ton, in welchem dieselbe von den deutschen Mächten redete, veranlaßte Preußen, sich den Westmächten diplomatisch enger anzuschließen, und war für Österreich der Grund, am 2. Dezember mit ihnen sogar ein Bündnis einzugehen. Die militärischen Maßregeln, welche letzterer Staat infolge davon zu nehmen hatte, forderten bedeutende Opfer; er verpachtete damals seine Eisenbahnen auf 90 Jahre. Rußland ließ nun freilich den noch in Wien versammelten Vertretern der Mächte am 28. November durch seinen Gesandten Fürst Alexander Gortschakow (s. d.), den späteren Reichskanzler, erklären, daß es die vier Punkte als Ausgang für die Unterhandlungen annähme; es war ihm aber damit keineswegs ernst, sondern es wollte nur den dadurch gemachten Eindruck benutzen, um, vermöge der deutschen Mittelstaaten und der russenfreundlichen Partei in Preußen, einen Druck auf Österreich auszuüben; Truppenzusammenziehungen in Polen mußten diesen Druck verstärken. Preußen und die Mittelstaaten sprachen am 30. Januar 1855 die Kriegsbereitschaft aus, von welcher allerdings noch ein weiter Schritt bis zur Mobilmachung war; sie sagten auch nicht, gegen wen jene Maßregel gerichtet sei. Dagegen trat am 26. Januar **Sardinien** der westmächtlichen Vereinigung bei; es fühlte den Drang, die sechste Großmacht zu werden und trachtete nach dem Beistande der Westmächte Österreich gegenüber, General La Marmora (s. d.) wurde mit 15,000 Mann nach dem Kriegsschauplatze entsendet. Im britischen Parlamente wurden die Klagen über die schlechten Heereseinrichtungen, besonders von Roebuck, so laut zur Sprache gebracht, daß Lord Aberdeen aus dem Ministerium austrat, dessen Leitung nun Palmerston allein zufiel. — Da **starb** am 2. März Zar **Nikolaus**, der Selbstherrscher aller Reußen. Der Gang der Ereignisse auf dem Kriegsschauplatze, die Überzeugung, daß die Füße, welche den russischen Koloß trugen, wirklich thönerne waren, hatte dem schon länger Kränkelnden das Herz gebrochen; die Nachricht von dem Fehlschlagen des Unternehmens auf Eupatoria gab ihm den Todesstoß. Alexander II. (s. d.) wurde sein Nachfolger. Das erste Manifest des neuen Kaisers lautete noch kriegerisch; er durfte zunächst dem Andenken seines Vaters nichts vergeben, aber im Grunde seines Herzens war er friedliebend, und, angesichts der für alle Teile wenig günstigen Sachlage, wurde schon am 15. März die Wiener Konferenz von neuem eröffnet.

Ohne die Einnahme von Sewastopol war die Beendigung des Krieges für die Westmächte allerdings eine moralische Unmöglichkeit. Um die Belagerung energischer und in anderer Weise zu betreiben, hatte Kaiser Napoleon bereits im Januar den Ingenieur-General Niel (s. d.) nach der Krim entsandt; dieser erachtete einen Angriff auf den im Südosten der Festung gelegenen Malakow, ein die ganze Stadt beherrschendes Befestigungswerk mit einem turmähnlichen Reduit im Inneren, für zweckmäßiger, als den auf das Bastion IV im Süden der Stadt, welches bis dahin den Hauptgegenstand desselben gebildet hatte; gegen den Malakow wurde daher am 10. Februar die erste Parallele eröffnet. Aber Niels ebenbürtiger Gegner, Todleben, ging ihm mit Kontreparallelen entgegen und errichtete immer neue Werke. Beider Arbeitsfeld bildete den Schauplatz unaufhörlicher Gefechte; bei Tage und bei Nacht, über und unter der Erde wurde gekämpft, die Artillerie

bestrebte sich, die feindlichen Werke zu zerstören, und Schützen waren darüber aus, die bedienenden Kanoniere zu treffen. Die Garnison machte häufige Ausfälle, den bedeutendsten am 22./23. März; die Verbündeten eröffneten am 9. April mit 464 Geschützen ein zehntägiges vergebliches Bombardement: alles, ohne die Sache wesentlich zu fördern. Ihre Streitkräfte in der Krim bestanden in dieser Zeit aus etwa 100,000 Franzosen, 30,000 Engländern, 15,000 Sarden, 28,000 Türken; die Russen zählten ungefähr 150,000. Das Kommando der letzteren hatte, bald nach dem Thronwechsel, Fürst Michael Gortschakow (s. d.) übernommen; Mentschikow hatte seine Entbindung aus Gesundheitsrücksichten verlangt, die Erfüllung seiner Bitte wurde durch den Tod Kaiser Nikolaus' verzögert; sie wurde ihm jetzt gewährt, weil seine Kriegführung nicht befriedigt hatte und weil der neue Zar Europa eine Konzession machen wollte, indem er einen der Hauptschürer des Krieges entließ. Auch Gortschakow unternahm nichts zum Entsatz der bedrängten Feste. Die Verbündeten dagegen gebrauchten ihre Flotten unter den Admiralen Lyons und Bruat, um einen Raub- und Zerstörungszug gegen die Hafenplätze des Asowischen Meeres auszuführen; sie nahmen am 24. Mai Kertsch, wo sie vandalisch hausten, und verfuhren dann ähnlich in Jenikale, Mariopol, Taganrog und anderen Küstenplätzen am Asowschen, sowie in Anapa am Schwarzen Meere. Durch das Faule Meer nach Perekop konnten sie nicht gelangen. Kurz vorher hatte sich auch im Oberkommando der französischen Armee ein Wechsel vollzogen. Canrobert hatte dasselbe seinem bisherigen Untergebenen Pélissier (s. d.) abgetreten, unter welchem er vorläufig weiter diente; er wollte die Verantwortung für einen Sturm auf Sewastopol, welchen Lord Raglan befürwortete, nicht übernehmen; er wußte, daß dieser Ströme von Blut kosten würde, ohne den Erfolg zu verbürgen. Der Wechsel fand am 16. Mai statt. Pélissier ging sofort direkter auf sein Ziel los, indem er mit seinen Angriffsarbeiten den feindlichen Werken immer näher rückte; am 22. erstürmte General de Salles ein neuangelegtes Werk und am Abend des 7. Juni wurde der Grüne Berg (mamelon vert) von den Franzosen unter General Camou genommen, während die französische Division Magnan die Weißen Werke eroberte und die Engländer unter Oberst-Lieutenant Campbell die Steinbrüche von Inkerman nahmen; der Zugang zum Malakow wurde dadurch sehr erleichtert. Trotzdem mißglückte ein Sturmangriff, welcher am Frühmorgen des 18. Juni, dem Jahrestage der Schlacht von Waterloo, auf den Malakow und auf den Redan unternommen wurde; er kostete sehr bedeutende Opfer. Auch die Cholera wütete; am 28. Juni erlag ihr Feldmarschall Lord Raglan, an dessen Stelle General Simpson trat. Die Russen machten sich allmählich mit dem Gedanken vertraut, Sewastopol zu räumen; zu diesem Ende wurde Ende Juli ein Brückenschlag über die Bucht zur Verbindung mit der Nordseite der Stadt in Angriff genommen und die Forts der Südseite wurden unterminiert. Inzwischen rückten die gleich nach dem 18. Juni wieder aufgenommenen Angriffsarbeiten der Verbündeten immer näher. Kaiser Alexander befahl, etwas Ernstliches dagegen auszuführen; ein zusammengerufener Kriegsrat entschied sich für einen Offensivstoß gegen die feindliche rechte Flanke. Derselbe fand am 16. August statt, wo man die französischen Truppen noch unter den Nachwirkungen der Feier des Napoleontages zu finden dachte; er führte zur Schlacht an der Tschernaja (s. d.) oder bei Traktir. Sie änderte die Kriegslage nicht. Die Verbündeten schritten nun zum Bombardement der Festung, welches bis zum endlichen Sturmangriffe mit großer Heftigkeit fortgesetzt wurde. Ein Hagel von Hohlgeschossen fiel täglich in die Stadt oder flog über dieselbe hinweg in den Hafen, wo sie die Schiffe in Brand setzten; der Verlust an Menschenleben war bei den Russen sehr bedeutend, während er für die Verbündeten gering blieb; überall in der Stadt wüteten Feuer und Tod; trotzdem wurde die Gegenwehr mit unerhörter Hartnäckigkeit fortgesetzt und die Geschützbedienung, so oft sie auch durch die feindlichen Kugeln weggerafft wurde, immer durch neue ersetzt; auch unter der Erde ward rastlos weitergekämpft. Ein am 3. September im französischen Hauptquartiere abgehaltener Kriegsrat, bei welchem Niel den Ausschlag gab, setzte den Plan für den Sturmangriff fest; die Franzosen hatten nur noch für fünf Tage Munition. Am 5. verstärkten die Verbündeten ihr Feuer auf das äußerste; 800 Geschütze schwersten Kalibers sandten Tag und Nacht ihre todbringenden, feuersprühenden Geschosse in die heldenhaft verteidigte Stadt, welche einem Trümmerhaufen glich; nur 35 Schritt waren die französischen Angriffsarbeiten noch von den russischen Werken des Malakow entfernt. Am 8. September, 12 Uhr mittags, schwieg plötzlich das Feuer. Es begann der Sturm. Er richtete sich besonders gegen zwei Punkte, gegen den Malakow und gegen den sogen. Großen Redan; ersteren griffen die Franzosen, letzteren die Engländer an; alle übrigen Angriffe waren mehr Demonstrationen und Nebensache. Den Sturm auf den Malakow leitete Bosquet, die vorderste Kolonne führte Mac Mahon. Es gelang ihr rasch, in den Turm einzudringen, aber fünf Stunden dauerte es, bis man Herr der Werke war, in deren Innern die Russen sich wie Verzweifelte wehrten und welche diese, aus denselben vertrieben, sich lange noch bemühten wiederzunehmen. Die daneben versuchten Angriffe der Franzosen auf die Kurtine und den Kleinen Redan, durch La Motterouge, bezw. Dulac, ausgeführt, mißglückten dagegen ebenso wie derjenige der Engländer auf den Großen Redan. Die britischen Sturmkolonnen unter Windham und Shirley drangen freilich in den Redan ein, konnten ihn aber nicht halten und mußten ihn wieder räumen. General de Salles' Angriff mit dem französischen linken Flügel auf das Zentralbastion schlug gleichfalls fehl. Die Sarden kamen wenig ins Gefecht. Alle Kämpfe aber kosteten beide Parteien große Opfer. Der Gesamtverlust der Angreifer betrug 10,000 Mann, die Russen

sollen an diesem Tage 13,000 verloren haben. — Der Verlust des Malakow bedingte das Aufgeben der Stadt. In der Nacht wurde sie geräumt, sämtliche Werke wurden in die Luft gesprengt, die Schiffe im Hafen versenkt, die geschlagene Brücke wurde abgebrochen. Die Räumung geschah mit großem Geschick; große Vorräte, namentlich an Geschützmaterial, mußten allerdings noch zurückgelassen werden. Die Verbündeten waren am 9. sehr überrascht, als sie sich unvermutet im Besitz der Stadt sahen. Nur mit großer Vorsicht betraten sie dieselbe. Die Nordseite hielten die Russen besetzt; Gortschakow blieb in seiner Stellung östlich von Sewastopol auf den Höhen von Inkerman. — Die Krim war mit Sewastopol keineswegs erobert; die Verbindung mit dem Hinterlande war noch ganz in der Hand der Russen.

Dagegen war die Waffenehre der Verbündeten nun gewahrt; Napoleon, der durch eine Fortsetzung des Kampfes etwas zu gewinnen nicht mehr hoffen durfte, wünschte den Frieden; die Engländer, die sich von der Unzulänglichkeit ihrer Landmacht für die Zwecke eines europäischen Krieges hatten überzeugen müssen und die auch mit ihrer Flotte nichts ausgerichtet hatten, waren ebenfalls nachgiebiger geworden; auf den Beistand Österreichs und Preußens war nicht zu rechnen, und so mußten die hochfliegenden Pläne aufgegeben werden, welche sich einst auf eine gründliche Schwächung des Zarenreiches und eine erhebliche Schmälerung seines Einflusses im Osten Europas erstreckt hatten. Aber zunächst fand man bei Rußland nur geringes Entgegenkommen. Man trachtete hier nach Revanche für Sewastopol und hoffte, diese in Asien zu erhalten, wo Ende 1854 Nikolai Murawiew (s. d.) den Oberbefehl übernommen hatte. Die Türkei verstärkte ihre dortigen Streitkräfte im Herbst 1855 durch 30,000 Mann, welche unter Omer Pascha bei Batum landeten, aber auf den Verlauf des Feldzuges keinen Einfluß mehr hatten. Ziel desselben war russischerseits die Eroberung von Kars (s. d.). Die in dortiger Gegend stehenden Türken, welche seit Mitte des Sommers Wassif Pascha kommandierte, beschränkten sich auf die Defensive. Nachdem die Einnahme von Kars am 28. November erfolgt war, zeigte sich auch Rußland, welches gesehen hatte, daß es zur Zeit seine Pläne auf Beseitigung der türkischen Macht in Europa noch nicht verwirklichen könne, zu Friedensunterhandlungen geneigt. Frankreich übte in dieser Beziehung auf den Zaren noch dadurch einen Druck aus, daß Canrobert, welcher Ende Juli die Krim verlassen hatte, nach Stockholm ging und mit Schweden ein Übereinkommen traf, durch welches dieses sich verpflichtete, ohne Zustimmung der Westmächte keinen Hafen an der Nordsee an Rußland abzutreten, dessen Besitz dieses lebhaft wünschte; es handelte sich dabei um einen Küstenstrich im höchsten Norden. Der sympathische Empfang, welcher dem französischen Abgesandten in der schwedischen Hauptstadt zuteil wurde, berührte in Sankt-Petersburg sehr unangenehm.

In der Krim fiel nichts Ernstliches mehr vor; zwei Unternehmungen, welche Pélissier noch ausführte — eine Bewegung durch das Baidarthal gegen Gortschakows Stellung und eine andere von Eupatoria aus — blieben erfolglos; die Flotte unternahm noch zwei ihrer Zerstörungszüge gegen ein paar kleine Festungen am Asowschen Meere und gegen das unbedeutende Kinburn am Eingange zum Liman des Dnjepr. Am 11. November trat Simpson sein Kommando an Codrington ab. — In der Ostsee wiederholte sich das unwürdige Schauspiel der Kriegführung des Vorjahrs; ein am 9. August unternommener Versuch Sweaborg zu bombardieren, mußte nach 48 Stunden aufgegeben werden.

Sobald Kars gefallen war, entsandte Österreich, welches darauf rechnen konnte, daß Rußland die Donaumündungen freigeben würde, ohne daß die österreichische Armee das Schwert zu ziehen brauchte, den Fürsten Eszterhazy nach Sankt-Petersburg, am 16. Januar 1856 kam dieser mit dem Reichskanzler Nesselrode über die Basis der Friedensunterhandlungen überein, denen der Sultan zustimmte, indem er zehn Tage später 21 Punkte genehmigte, durch welche er die Gleichstellung der Christen mit den Moslem und eine Reihe von inneren Reformen in seinem Reiche zusicherte, deren Zweck die Emanzipation der Christen und die Zivilisation der Türkei war, Rußland sollte dadurch der stets gern benutzte Vorwand entzogen werden, daß es sich der christlichen Unterthanen der Pforte annehmen müsse. Am 25. Februar wurde zu Paris der Friedenskongreß eröffnet. Durch die Wahl des Ortes schmeichelte man der Eitelkeit Frankreichs, um dessen Freundschaft Rußland sich von nun an lebhaft bemühte. Den Vorsitz bei den Verhandlungen führte Graf Walewski, der französische Minister des Auswärtigen; Teilnehmer waren Vertreter der kriegführenden Mächte: für Frankreich, außer Walewski, noch Bourquenay, für England Clarendon und Cowley, für Österreich Buol und Hübner, für die Türkei Ali Pascha und Mehemed Dschemil Bey, für Italien Cavour und Villamarina, für Rußland Orlow und Brunnow. Der Kongreß begann seine Thätigkeit damit, daß er übereinkam, einen Waffenstillstand eintreten zu lassen. Preußen wurde am 11. März zugestanden, an allen Verhandlungen sich zu beteiligen, welche von ihm früher mitunterzeichnete Verträge betrafen; der Ministerpräsident Manteuffel begab sich dazu nach Paris. Am 30. März wurde der Frieden unterzeichnet. Rußland trat die Donaumündungen mit einem kleinen Landstriche am linken Stromufer an die Türkei ab, entsagte seinen Ansprüchen auf das Protektorat über die christlichen Unterthanen der Pforte und über die Fürstentümer, gab Kars wieder heraus und verpflichtete sich, am Schwarzen Meere ferner keine Seearsenale anzulegen und auf demselben nicht mehr Schiffe zu halten als die Türkei. Der letzteren beiden lästigen Bedingungen sich zu entledigen, benutzte es später die günstige Lage und die Aktionsfreiheit, welche der deutsch-französische Krieg von 1870/71 ihm verschafften. Sewastopol und alle übrigen, von den kriegführenden feindlichen Mächten auf russischem Boden besetzten Plätze wurden geräumt. Die Donauschiffahrt

ward freigegeben; die Donaufürstentümer blieben von österreichischen Truppen besetzt, bis über ihre Zukunft endgültig bestimmt sein würde; die Christen in der Türkei wurden unter die gemeinsame Obhut der Großmächte gestellt. Rußland hatte eine Demütigung erlitten, aber an seiner Machtstellung nichts eingebüßt; Napoleon stand groß da.

Vgl. die offiziösen Werke von Bazancourt und von Bogdanowitsch und für England Kinglake, Invasion of the Crimea; ferner C. Rousset, Histoire de la guerre de Crimée, Paris 1877. In Deutschland ist die Litteratur über den K. etwas vernachlässigt; eine gute Übersicht giebt W. Küstow, Der Krieg gegen Rußland, Zürich 1855/56, als Quelle mit Vorsicht zu benutzen.

Krismanić (Krizmanić), Gedeon, Ritter von († 1876), 1859 Oberst und Direktor des kriegsgeschichtlichen Bureau, 1860 Professor an der Kriegsschule in Wien, 1866 Generalmajor und Brigadier und alsbald Chef des Generalquartiermeisterstabes und der Operationskanzlei neben v. Henikstein, dem Generalstabschef Benedeks (s. d.), deren Los er nach der Schlacht bei Sadowa-Königgrätz teilte.

Krogh, Gerhard Christoph v., dänischer General, im Jahre 1785 zu Aastrup in Jütland geboren, befehligte 1848 im Kriege gegen Deutschland eine Brigade und erhielt im Juli desselben Jahres an Stelle des General von Hedemann das Oberkommando; die Waffenstillstandsverhandlungen machten aber den Feindseligkeiten bald ein Ende. Als sie im Frühjahr 1849 von neuem ausbrachen, veranlaßten der Mißerfolg von Eckernförde und der Mangel an Initiative, welchen K.s Kriegführung zeigte, sowie Meinungsverschiedenheit mit dem Kriegsminister Hansen, daß er durch General von Bülow ersetzt wurde. Dieser erkrankte kurz vor Beginn des Feldzuges von 1850; K. trat an seine Stelle und dankte es den Fehlern seiner Gegner, daß er die Schleswig-Holsteiner am 25. Juli bei Idstedt schlug; ihren mangelhaften Anordnungen ist es ferner zumeist zuzuschreiben, daß er auch später keine Schlappen erlitt, sondern sogar bei Missunde am 12. September und bei Friedrichstadt am 4. Oktober Vorteile erfocht. Er verblieb dann bis zu seiner im Juli 1857 erfolgten Pensionierung in den Herzogtümern und starb am 13. April 1860 zu Kopenhagen. — Vgl. „Das dänische Generalstabswerk", Kopenhagen 1867.

Kryptocalvinismus. Kryptocalvinisten wurden in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts diejenigen Lutheraner genannt, welche heimlich den Lehren Calvins, insbesondere seiner Abendmahlslehre, anhingen und eine Union zwischen der lutherischen und reformierten Kirche anstrebten. Nachdem nämlich Melanchthon seine frühere, mit Luther übereinstimmende Lehre vom heiligen Abendmahl, wie sie im X. Artikel der Augsburger Konfession ihren Ausdruck gefunden hatte, seit seinen Verhandlungen mit dem Straßburger Theologen M. Bucer (1535) wesentlich modifiziert und dieser geänderten Lehrweise insbesondere in einer neuen Ausgabe jenes Bekenntnisses (der sogen. „Variata" von 1540) Ausdruck gegeben, und nachdem anderseits Calvin in seiner „Institutio religionis chr." vom Jahre 1536 ff. und in seiner Schrift „de la sainte cène" vom Jahre 1540 eine zwischen Zwingli und Luther vermittelnde Abendmahlslehre aufgestellt und während seines Straßburger Aufenthalts selbst die „Conf. Aug. Variata" unterschrieben hatte: so sahen viele Theologen der lutherischen Kirche, besonders die Schüler Melanchthons, die sogen. Philippisten, in jenen vermittelnden Ansichten Bucers, Melanchthons und Calvins ein Mittel zur Beilegung des leidigen Abendmahlsstreites, der seit 1524 die Anhänger der deutschen und schweizerischen Reformation in so unheilvoller Weise getrennt hatte, und somit den Weg zur Einigung des gesamten Protestantismus. Dagegen erneuten seit 1552 die strengen Lutheraner, besonders Joachim Westfal in Hamburg und andere, den scheinbar zur Ruhe gekommenen Sakramentsstreit zunächst gegen Calvin, nachdem dieser 1549 in dem sogen. „Consensus Tigurinus" sich den Zürchern genähert hatte, und suchten auch die Philippisten, welche Calvins Ansichten teilten, ohne sie offen auszusprechen, in den Streit zu verwickeln und Melanchthon selbst zu einer offenen Darlegung seiner jetzigen Ansichten und seines Verhältnisses zu der Lehrweise Luthers zu provozieren. Melanchthon schwieg zu den Aufforderungen seiner Gegner wie seiner Freunde. Nur um so mehr wurden jetzt die Melanchthonianer oder Philippisten als sogen. Kryptocalvinisten verdächtigt, und es entstand daraus eine neue Reihe von Streitigkeiten, die unter dem Namen der kryptocalvinistischen bekannt und berüchtigt sind. Der Schauplatz war zuerst Niedersachsen, besonders Bremen, wo der Philippist Albert Rizäus von Hardenberg aus Wesel wegen seines Widerspruches gegen die lutherische Abendmahls- und die zur Begründung derselben aufgestellte sogen. Ubiquitätslehre als Kryptocalvinist angegriffen (1555), von den Lutheranern Timann, Heßhus, Musäus aufs heftigste bekämpft, und zuletzt 1561 vertrieben wurde; dann die Pfalz, wo Heßhus gegen Klebiz, und das benachbarte Württemberg, wo der Lutheraner Brenz gegen den calvinisierenden Prediger Hagen und andere das strenge Luthertum vertrat (1559); endlich aber besonders Kursachsen, das Stammland der Reformation, wo die Schüler Melanchthons sowohl an den beiden Universitäten als unter den Pastoren zahlreiche Vertreter und am kurfürstlichen Hof, besonders an dem kurfürstlichen Leibarzt Caspar Peucer, an dem Rat Cracau, dem Hofprediger Schütz, dem Superintendenten Stößel rc., einflußreiche Beschützer und Förderer hatten. Da nun Kurfürst August dem Calvinismus ebenso abgeneigt war wie dem Ultraluthertum der sogen. Flacianer, so spielten jetzt nach Melanchthons Tod (gest. 1560) die Führer der philippistischen Partei in Kursachsen ein gefährliches Doppelspiel, indem sie einerseits der calvinischen Abendmahlslehre immer entschiedener sich annäherten, anderseits aber den Kurfürsten bei dem guten Glauben zu erhalten suchten, daß sie fortwährend gut lutherisch lehren und nur von den Flacianern und Ubiquitisten in leidenschaftlicher Weise angefeindet werden. Nachdem es ihnen längere Zeit hindurch gelungen war, durch verschiedene Erklärungen (besonders die

sogen. „Wittenberger Grundfeste“ ihren endlichen Bericht und ihren „Consensus Dresdensis“ vom Jahre 1571) den durch die Angriffe und Anklagen der Gnesiolutheraner beunruhigten Kurfürsten immer wieder zu beruhigen: so führte endlich 1574 das Erscheinen der sogen. exegesis perspicua, einer angeblich von dem schlesischen Arzt Cureus verfaßten, zu Leipzig gedruckten Abendmahlsschrift, eine plötzliche Katastrophe herbei. Kurfürst August, durch auswärtige Theologen gewarnt, von seinen eigenen sich getäuscht wähnend, sucht jetzt den Kryptocalvinismus in seinen Landen mit Gewalt zu unterdrücken, läßt die Häupter der philippistischen Partei, besonders seinen Leibarzt Peucer, den Rat Cracau, die Prediger Schütz und Stößel, die Wittenberger Theologen Pezel, Widebram, Möller u. a. verhaften und zum Teil in langem hartem Gefängnis halten (Cracau und Stößel starben im Gefängnis, Peucer wurde erst 1586, Schütz 1589 wieder frei); andere wurden abgesetzt oder des Landes verwiesen. Durch einen Landtag zu Torgau ließ der Kurfürst ein streng lutherisches Bekenntnis vom Abendmahl aufsetzen; in ganz Kursachsen wurden Kirchengebete veranstaltet zur Ausrottung des Calvinismus. Da aber auch das Torgauische Bekenntnis von 1574 den strengen Lutheranern noch nicht genügte, so wurde jetzt auf den Antrag des Lichtenberger Theologenkonvents (Februar 1576) und nach dem Rat auswärtiger Fürsten der Tübinger Kanzler Jakob Andreä nach Kursachsen berufen, um in Gemeinschaft mit anderen gut lutherischen Theologen das neue Gesetzbuch des reinen Luthertums aufzustellen in der Konkordienformel von 1577 und dem Konkordienbuch von 1580 (siehe den Artikel).

Als dann aber nach dem Tode des Kurfürsten August (gest. 1586) sein Sohn und Nachfolger Christian I., ein Schwager des Pfalzgrafen Johann Kasimir, und sein allmächtiger Kanzler Nikolaus Crell dem Calvinismus und der pfälzischen Politik immer offener sich zuneigten, erhob der kursächsische Philippismus oder Kryptocalvinismus sein Haupt aufs neue: die strengen Lutheraner wurden verfolgt oder abgesetzt, die geistlichen Stellen und Lehrämter mit Anhängern der vermittelnden Richtung besetzt, die Bestreitung der Reformierten auf Kanzeln und in Schriften verboten 2c. Nach dem frühen und plötzlichen Tod des Kurfürsten Christian I. (gest. 1591) aber übernahm Herzog Friedrich Wilhelm von Sachsen-Altenburg die vormundschaftliche Regierung in Kursachsen: sofort wurde die kryptocalvinistische Richtung mit größter Strenge wieder ausgerottet, die Calvinisten und Philippisten abgesetzt oder aus dem Lande gewiesen, der Leiter der Partei, der Kanzler Crell, der auch sonst durch sein gewaltthätiges Verfahren sich viele Feinde gemacht, zuletzt nach langem Gefängnis den 9. Oktober 1601 zu Dresden enthauptet und zur definitiven Unterdrückung des Kryptocalvinismus sogar ein neues lutherisches Bekenntnis aufgestellt in den von Ägidius Hunnius u. a. verfaßten sogen. vier kursächsischen Visitationsartikeln, die von sämtlichen Kirchen- und Schuldienern unterschrieben werden mußten.

Vgl. Planck, Gesch. des protest. Lehrbegriffs, Bd. V u. VI und Geschichte der protest. Theologie; Heppe, Gesch. des deutschen Protestantismus 1852, Bd. IV; R. Calinich, Kampf und Untergang des Melanchthonismus (1866); Kluckhohn in Sybels Zeitschrift, Bd. XVIII; Richard, Henke, Brandes, Calinich über den Kanzler Crell; O. Schmidt in der „Theol. Realencyklopädie“ VIII, 263 ff.

Kuhn, Franz Freiherr v., geboren zu Proßnitz in Mähren 1816, Sohn des Hauptmanns Franz v. Kuhn, österreichischer General und Minister. — In der W. Neustädter Militärakademie herangebildet, trat er 1837 als Lieutenant in die Armee, wurde 1843 Oberlieutenant und zugleich dem Generalquartiermeisterstabe zugeteilt. 1848—49 rückte er zum Hauptmann und Major vor, da er sich in dem damaligen Kriege Österreichs mit Sardinien unter Radetzkys Fahne den besten Ruf eines umsichtigen und thatkräftigen Offiziers der Brigade Strassoldo erworben hatte, wie dies die Chronik der betreffenden Kämpfe, insbesondere aber die Siege bei Santa Lucia (1848, 6. Mai) und vor Mailand (4. u. 5. August), darthun. Im September 1849 vertauschte K., schließlich auch im Römischen kampierend, den italienischen Kriegsschauplatz mit dem des ungarischen Revolutionskampfes, und zwar wurde er dem Belagerungscorps vor Komorn zugeteilt, welche Festung erst Ende September 1849 kapitulierte.

Den Orden der eisernen Krone hatte er bereits 1848 erhalten; dazu gesellte sich 1849, 29. Juli, das Theresienkreuz und 1852, 28. Dezember, die Erhebung in den Freiherrenstand. Wie rasch er dann emporkam, beweist die Thatsache seiner Ernennung zum Generalstabschef Gyulais in dem allerdings noch immer nicht genügend aufgehellten Kriege Österreichs mit den Franco-Sarden im Jahre 1859, der den Verlust der Lombardei herbeiführte und das Königreich Italien begründen half. Die öffentliche Meinung verurteilte nur Gyulai und schonte seinen Generalstabschef, dem das Jahr 1866 die beste Gelegenheit bot, sich (vom Generalmajor zum Feldmarschalllieutenant vorgerückt) als Truppenkommandant Tirols im Gebirgskriege gegen Cialdinis Angriff und die Versuche der Garibaldischen Freischaren als den rechten Mann zu zeigen. — 1868, 18. Januar, übernahm K. nach dem Rücktritte Johns das Portefeuille der obersten Heeresverwaltung, als zweiter Reichskriegsminister Österreichs in der wichtigen Epoche durchgreifendster Neugestaltungen. Es galt die Armeereform auf der Grundlage allgemeiner Wehrpflicht und unter den schwierigen Verhältnissen, die der Ausgleich mit Ungarn, der Dualismus Österreichs geschaffen. Letzteres erhellt am besten aus den Ende April sich abspielenden Verhandlungen zwischen Cis- und Translejthanien über das zu adoptierende neue Wehrsystem, wobei die Ungarn die direkte Rekrutierung oder Werbung d. i. die Nationalisierung der Landwehr (Honvéd) verfochten und in den Anschauungen des österreichischen „Klub der Linken“ einen Rückhalt gewannen, während der Entwurf des Reichskriegsministers auf 10jähriger Dienstpflicht (5 in der Linie, 5 in der Reserve) beruhte und den Übertritt

jedes Reservisten auf weitere 5 Jahre in die Landwehr vorschlug. Bald traten das Elaborat der Wiener Generals-Kommission, in welcher die von K. und Erzherzog Albrecht (s. 15. Januar 1868 Armee-„Kommandanten") patronisierte Idee der Armee- und Landwehreinheit festgehalten erschien, und der Entwurf Klapkas des rehabilitierten ungarischen Insurrektions-Generals, einander gegenüber. Letzterer trat für 12jährige Dienstpflicht (4 Jahre Linie, 6 Jahre Reserve, 2 Jahre Landwehr) und vor allem dafür ein, daß die Landwehr nur durch Reichstagsbeschluß außerhalb des Landes verwendet werden könne und dem Landesverteidigungsminister unterstehe. In Ofen brachte Graf Andrássy die Vereinbarung zugunsten der ungarischen Honvéd-Armee durch und ermöglichte so die Annahme des neuen Wehrgesetzes in Ungarn (6. August). Mit diesen Faktoren, mit den cis- und transleithanischen Wehrausschüssen, den beiderseitigen Delegationen, und mit dem Gebote der Notwendigkeit, das riesige Armeebudget nicht übermäßig zu steigern, mußte K. nunmehr rechnen. — Vom 10. November 1868 begannen im neuen Abgeordnetenhause die Debatten über das neue Wehrgesetz in Hinsicht der aktiven Armee, und K. gab sich alle Mühe darzulegen, er sei bemüht gewesen, „alle Reformen und die Vorbereitung der gesteigerten Wehrkraft nicht nur innerhalb des früheren Rahmens des Ordinariums (80,500,000 fl.) zu finden, sondern noch Ersparungen zu erzielen." Den 13. November wurde das neue Wehrgesetz angenommen, am 5. Dezember vom Kaiser sanktioniert, wodurch die Dienstpflicht auf 3 Jahre in der Linie, 7 Jahre in der Reserve und 2 Jahre in der Landwehr (beziehungsweise 12 Jahre für die unmittelbar in die Landwehr eingereihten Wehrpflichtigen) festgestellt erscheint und allerdings eine wesentliche Abschwächung und Alterierung der ursprünglichen Propositionen des Reichskriegsministers offenbart. Fortan bildete der unvermeidliche Kampf ums „Geld" — d. i. um Mehraufwand, Nachtragskredit u. s. w. zwischen dem Reichskriegsminister und den Vertretungskörpern, insbesondere mit den Delegationen eine stehende Rubrik, — da 1869 der Bocchesenaufstand in Dalmatien gegen die allgemeine Wehrpflicht und 1870 die militärischen Rüstungen für Eventualitäten das Armeebudget stark angriffen, so daß 1870, am 24. November, den Delegationen zu Budapest ein außerordentliches Militärerfordernis von ca. 60 Millionen entgegengehalten wurde, was allerdings zunächst in der Notwendigkeit einer zeitgemäßen Abänderung des Feuergewehres seine Erklärung fand. Der Reichskriegsminister suchte 1871 im Januar, gewiß nicht ohne einem maßgebenden Winke von oben zu folgen, die ungarische Delegation für seine Vorlagen günstig zu stimmen, indem er eine Vorlage einbrachte, der zufolge die Verlegung der Truppen in ihre Werbebezirke und die Dezentralisierung aller Ausrüstungsgegenstände der Armee auf die betreffenden Territorial- oder Administrationsbezirke eintreten sollte. Die österreichische Delegation lehnte zunächst die Einrichtung der sogen. Territorialdivisionen ab, bequemte sich hierin dann wieder in etwas der Anschauung Ungarns, welches auch in der Frage der Provinzialisierung der Militärgrenze obenan blieb (Juni). Die bezügliche Verordnung war von K. und von Andrássy, damals ungarischem Ministerpräsidenten und zugleich Verweser des Honvéd-Ministeriums, kontrasigniert. K. hatte als Reichskriegsminister in Cisleithanien das „Bürger-Ministerium" (1867 bis 1870), das Ministerium Potocki (1870) und Hohenwart (1871) überdauert; bald folgte die neue Krise, der Sturz Beusts und die Reichskanzlerschaft Andrássys (s. Art.), wodurch die ungarische Präponderanz immer fühlbarer wurde. Unter dem sogen. „Doktoren-Ministerium" (Fürst Adolf Auersperg-Lasser) s. November 1871, gab es neue Schwierigkeiten, so mit der Novelle zum Landwehrgesetze vom Mai 1872, vor allem aber in der Delegation im September dieses Jahres, als K. und Andrássy für eine Mehrforderung im Militäretat von 1873 wegen notwendiger Erhöhung der Präsenzzeit eintraten. Die österreichische Delegation war dagegen, die ungarische dafür. K. hatte in der Debatte erklärt, daß die diesjährigen Anforderungen der Kriegsverwaltung als ein fester Rahmen eines Normalbudgets für das gesamte Ordinarium des Reichskriegswesens anzusehen seien. K.s Enthebung den 15. Juni 1874 und Ersatz durch den damaligen Statthalter von Böhmen, F. W. L. Koller, scheint vornehmlich in seinen parlamentarischen Differenzen, anderseits in den Schwierigkeiten seiner Doppelstellung und in Meinungsgegensätzen der höchsten Kreise über den Wert seiner Neuerungen im Heereswesen die Erklärung zu erhalten. Besonders mußte hierbei ins Gewicht fallen, daß seit 1874 an die Spitze des neuorganisierten Generalstabes John, Feldzeugmeister und seit seinem Rücktritt vom Reichskriegsministerportefeuille, Landeskommandierender Innerösterreichs (s. Art. „John" II, 645—46), gestellt wurde und K. in dessen independenter Stellung eine lähmende Konkurrenz erblickte. Es wurde ihm der Posten eines Militärkommandanten für ganz Innerösterreich (Steiermark, Kärnten, Krain) und das Küstenland (Istrien, Görz) mit Graz als Amtsitz zugewiesen, den er noch jetzt inne hat.

Vgl. Wurzbach Bd. XIII (1865), S. 344 f. (für die frühere Epoche), die Werke und Geschichte des Krieges von 1866. (Vgl. das von Kuhn selbst verfaßte Werk „Der Gebirgskrieg".) Die zeitgeschichtlichen Werke über Österreich.

Kulewtscha, Schlacht am 11. Juni 1829. Nach Beendigung des Feldzuges von 1828 war die Hauptmasse des russischen Heeres aus Bulgarien in Winterquartiere auf das linke Donauufer zurückgegangen, General Roth mit dem VI. und VII. Armeecorps in und bei Warna geblieben. Im Frühling 1829 schritt Diebitsch, welcher den Oberbefehl übernommen hatte, von neuem zu der im Vorjahre aufgegebenen Belagerung von Silistria; das türkische Oberkommando übernahm Reschid Mehemed Pascha, Sultan Mahmuds tüchtigster Heerführer. Sobald er seine Truppen in schlagfertigen Stand gesetzt hatte, machte er von Schumla aus einen Vorstoß gegen Warna, welcher zum Gefecht von Eski-Arnautlar am 17. Mai führte. Er sah sich zwar zum Rückzuge veranlaßt; seine Truppen hatten aber in einer

Weise gefochten, welche an die Zeiten altosmanischen Heldentums erinnerte und den Russen für die Zukunft schwere Arbeit in Aussicht stellte. In der That machte der Großvezier schon am 28. einen neuen Angriff auf Roth bei Kosludscha, welcher aber nur zu einer Kanonade führte. — Auf die Nachricht vom Erscheinen der Türken im freien Felde übertrug Diebitsch die Fortsetzung der Belagerung von Silistria dem General Krassowski, vereinigte den größten Teil seiner Truppen mit denen des General Roth und verlegte seinem Gegner mit 28,000 Mann den Rückweg nach Schumla. Dieser kehrte, mit einem Angriff auf das feste Prawady, halbwegs zwischen Schumla und Warna, beschäftigt gewesen, nach Schumla um, stieß bei K. auf Diebitsch und wurde in blutiger Schlacht, in welcher die Stimmung seiner Truppen von tollkühner Verwegenheit zu kleinlicher Verzagtheit wechselte, am 11. Juni gänzlich geschlagen; sein Heer, vor der Schlacht 40,000 Mann stark, wurde vollständig zerstreut, er selbst entkam mit 600 Pferden nach Schumla. Der Sieg von K. entschied über den Ausgang des Feldzuges. — Vgl. Freiherr v. Moltke, der russisch-türkische Feldzug in der europäischen Türkei 1828 und 1829, 2. Auflage, Berlin 1877.

Kulm, Schlacht bei, am 29. und 30. August 1813. Napoleon hatte, als er aus Schlesien dem von der Hauptarmee der Verbündeten bedrohten Dresden (s. d.) zuhilfe eilte, von Stolpen aus den General Vandamme mit 40,000 Mann und mit dem Auftrage entsendet, bei Königstein die Elbe zu überschreiten und dem Feinde die Wege nach Böhmen zu verlegen. Vandamme passierte am 26. August die Elbe, drückte am 28. die ihm gegenüberstehenden 20,000 Russen unter dem General Graf Ostermann-Tolstoi, welcher hartnäckig widerstand, zurück und folgte ihm am 29. auf der Straße von Pirna nach Teplitz; Ostermann verfügte am Abend des 28. nur noch über 14,700 Mann. Diese Straße war auch den russischen und preußischen Truppen unter General Barclay de Tolly angewiesen; ihr Führer aber hatte sich durch die Schwierigkeiten, auf welche schon Ostermanns Marsch gestoßen war, bewegen lassen, seine Truppen auf die das Erzgebirge weiter westlich überschreitenden, von den Österreichern zu benutzenden Wege zu dirigieren, wodurch dort eine Verwirrung eintrat, welche, wenn Vandamme kräftig unterstützt worden wäre, leicht zur Vernichtung der verbündeten Armee hätte führen können. Dem russischen General Prinz Eugen von Württemberg, welcher, vor Ostermanns Eintreffen mit den Garden die Vandamme gegenüberstehenden Russen kommandierte und diesem dann unterstellt wurde, gebührt das Verdienst, daß die Straße nicht ganz verlassen und dem Feinde preisgegeben wurde. Napoleon, von einem Unwohlsein befallen, unterließ sowohl jene Unterstützung wie die Verfolgung überhaupt, und so entging die verbündete Armee dem drohenden Verderben; Vandamme aber erlag einem Zusammentreffen von Umständen, an denen er nicht Schuld war.

Ostermann erhielt, am 29. unter fortwährenden Kämpfen seiner Nachhut unter Prinz Eugen bei K. angekommen, vom König von Preußen die Weisung sich dort nach Möglichkeit zu halten, um der Armee den Rückzug durch die Schluchten des Gebirges zu sichern. Zu diesem Zwecke nahm er eine Aufstellung hinter dem Stradenbache, quer über die von K. nach Teplitz führende Chaussee, den linken Flügel an das Gebirge gelehnt; er vereinigte in dieser nach und nach 20,000 Mann. Vandamme, welcher keinen nachhaltigen Widerstand mehr erwartete und jeden Augenblick dem Eintreffen Napoleons entgegensah, griff ihn hier mit seinen Truppen, wie sie nach und nach in das Thal herabstiegen, an; seinen Hauptangriff richtete er gegen den feindlichen linken Flügel, wo General Bistram kommandierte, um den Feind vom Gebirge abzudrängen. Nach und nach setzte er hier die Brigaden Prinz Reuß und Mouton-Duvernet ein, aber nur langsam wich der, durch Truppen, die von anderen Teilen des Schlachtfeldes herangezogen wurden, verstärkte Bistram zurück. Sehr kritisch stand der Kampf eine Zeit lang im Zentrum; ein Kavallerieangriff, welchen General Diebitsch leitete, schaffte hier Luft und, als Vandamme nachmittags das Gefecht abbrach, hatten die Russen ihre Stellung im wesentlichen behauptet. Ostermann hatte einen Arm verloren, Prinz Eugen war an seine Stelle getreten. Als gegen Abend Fürst Schwarzenberg auf dem Schlachtfelde eintraf, wurde von ihm und den Monarchen die Fortsetzung des Kampfes für den folgenden Tag beschlossen; Barclay de Tolly erhielt den Oberbefehl; zahlreiche Verstärkungen waren in Aussicht.

Am 30. morgens standen beide Teile in Schlachtordnung einander gegenüber. Der Angriffsplan der Verbündeten (35,000 Mann) ging dahin, den feindlichen linken Flügel in Front und Flanke anzugreifen, ihn zwischen K. und das Gebirge zu drängen und den Preußen gegen Nollendorf die Hand zu reichen; Vandamme erwartete mit Zuversicht den Anmarsch befreundeter Heeresteile. Demzufolge gingen Barclays Truppen zunächst nur auf den Flügeln, namentlich nur auf dem eigenen rechten, wo Vandamme sich durch die von ihm für unzugänglich gehaltenen Striesswitzer Berge gesichert glaubte, in der That aber durch die Österreicher unter Colloredo umgangen wurde, kräftig vor und führten im Zentrum ein hinhaltendes Gefecht, bis etwa um 10 Uhr das preußische Armeecorps des General v. Kleist (später Graf Kleist von Nollendorf) in den Kampf eingriff. Kleist war in Fürstenwalde, wo er die Nacht vom 29. zum 30. zugebracht hatte, aufgefordert worden, in Vandammes Rücken zu marschieren, er hatte sich sofort dafür entschieden, dem Rufe Folge zu leisten und zu diesem Zweck die Richtung über Nollendorf gegen Aussig einzuschlagen; jetzt erschien er im richtigen Augenblick auf den Höhen. Vandamme, welcher Kleists Truppen zuerst für befreundete gehalten hatte, begriff rasch seine Lage. Auf den Flügeln von den Österreichern, im Zentrum jetzt auch von den Russen bedrängt, sah er seine Rückzugslinie durch die Preußen verlegt. Nur hier konnte er noch hoffen durchzukommen. Er beschloß, seine Artillerie und seinen Troß zu opfern, sich auf die Preußen zu stürzen und sich den Ausweg nach

Dresden zu öffnen. In wilder Verzweiflung stürmten die französischen Kolonnen, von ihren Feinden gefolgt, die Höhen hinan und rannten Kleists Truppen, welche ihnen den Weg sperren wollten, teilweise über den Haufen, aber nur wirren Schwärmen gelang es, die Vorposten Saint-Cyrs bei Liebenau zu erreichen; Vandamme selbst, sein Stabschef Haxo und 10,000 Mann wurden gefangen, der Gesamtverlust der Franzosen wird auf 15,000 Mann geschätzt, 82 Geschütze und der ganze Train fiel in die Hände der Sieger. Aber auch die Verbündeten hatten starke Einbußen erlitten; sie zählten 3300 Tote und Verwundete.

Vgl. Aster, Die Kriegsereignisse im August 1813 und die Schlacht bei K., Dresden 1845; v. Helldorf, Zur Geschichte der Schlacht bei K., Berlin 1856; v. Helfert, Die Schlacht bei K., Wien 1863.

Kunersdorf, Schlacht am 12. August 1759. Der Sieg bei Kay (s. d.) hatte die Vereinigung der Russen und der Österreicher ermöglicht; sie geschah am 3. August, indem Loudon bei Frankfurt a. O. zu Soltikow stieß, welcher sich über Crossen dorthin gewandt hatte. König Friedrich II. hatte am 9. eine Armee 1 Meile nordwestlich von Frankfurt (bei Bossen) versammelt, passierte in der Nacht zum 11. 3 Meilen unterhalb Frankfurt bei Göritz die Oder, ließ bei den dort geschlagenen Brücken das Feldgeräte, die Tornister und Mantelsäcke, sowie zu ihrem Schutze 6 Bataillone zurück und bezog am Abend des 11. 1¼ Meile nordöstlich von Frankfurt ein Lager bei Bischoffee. Er verfügte hier etwa über 43,000 Mann, wovon ¾ aus Infanterie bestanden; die Zahl seiner Gegner kann auf 60,000 Mann geschätzt werden, darunter 19,000 Österreicher.

Das Schlachtfeld von K., ein sandiges Plateau, liegt auf dem hohen Ufergelände, welches die Oderniederung am rechten Stromufer begleitet und gegen deren Wiesenthal steil abfällt; drei tief eingeschnittene Schluchten, „Gründe" genannt, welche von Süden nach Norden laufen, zerlegen es in scharf geschiedene Abschnitte; sie heißen, von Osten nach Westen genannt, der Bäcker-, Kuh- und Loudongrund; am Südende des Kuhgrundes, dessen südliche Fortsetzung eine Seeenreihe bildet, liegt das Dorf K., im Süden und Osten wird das Schlachtfeld von Kiefernwaldungen umschlossen. In den Bäckergrund mündet das Thal des Hühnerfließ, eines Gewässers, welches den Abfluß einer Reihe weiter oberhalb gelegener Seeen in die Oderniederung vermittelt. Der König kannte die Gegend nicht; eine am 11. vorgenommene Rekognoszierung orientierte ihn nur mangelhaft, namentlich blieb ihm verborgen, daß vom österreichischen Lager, welches sich ganz nahe östlich von Frankfurt befand, ein Damm durch das von ihm für unzugänglich gehaltene Sumpfholz, den Henkerbusch, welcher, zwischen den Höhen und der Niederung, von der Stadt bis über den Loudongrund sich hinzog, hergestellt worden war, auf dem man direkt, und ohne das hart an der Frankfurter Dammvorstadt liegende Rothe Vorwerk zu berühren, in den Loudongrund und so in die Mitte der Verschanzungen gelangen konnte, mit denen das ganze Höhengelände von Frankfurt bis zum westlichen Abhange des Bäckergrundes umschlossen war. Die Front der russischen Stellung ging nach Süden und Osten. Große Batterieen befanden sich auf dem Mühlberge, im südöstlichen Winkel der Schanzenreihe, zwischen Bäcker- und Kuhgrund, und auf dem Spitzberge, zwischen Kuh- und Loudongrund, westlich von K., in der Mitte der Südfront.

Der König befahl für den 12. um 2 Uhr früh den Aufbruch; es sollte in zwei Kolonnen links abmarschiert und, durch die Neuendorfsche Haide, eine Stellung gewonnen werden, aus welcher ein Angriff von Südosten her unternommen werden könnte; dabei sollte der linke Flügel etwas zurückgehalten werden; auf diesem wurde unter Seydlitz' Befehl die gesamte Kavallerie mit Ausnahme von zwei Regimentern vereinigt, welche auf dem rechten Flügel verbleiben sollten. Während des Anmarsches hatte General Fink mit den Reservecorps (8 Bataillone) und einiger Kavallerie unter General Schorlemmer von Bischoffee her zu demonstrieren, den Angriff hatte er ernstlich zu unterstützen. — Nachdem das Hühnerfließ auf zwei vorhandenen Brücken überschritten war, formierte sich die Armee, den rechten Flügel an dieses gelehnt, Front gegen Nordwesten, im Walde und rückte, von den Russen, welche ihre ganze Aufmerksamkeit auf Fink richteten, nicht beachtet, bis an dessen Saum vor; Fink gewann Fühlung mit dem rechten Flügel der Armee. Es war 10½ Uhr; der König rekognoszierte und ließ dann ein heftiges Geschützfeuer gegen den Mühlberg eröffnen, an welchem auch Fink sich beteiligte. Um 11½ Uhr befahl er den Angriff; die Avantgarde ging durch den Bäckergrund und bemächtigte sich des ganzen Terrainabschnittes des Mühlberges bis zum Kuhgrunde; der nachrückenden Armee bereitete das bedeckte und durchschnittene Gelände viele Schwierigkeiten; ihre Mitte rückte gegen K., der linke Flügel gegen die Seeen, welche Seydlitz mit der Kavallerie südlich umging. Während dessen formierten sich die Russen hinter dem Kuhgrunde; ihre Artillerie unterhielt ein heftiges Feuer, welches die preußischen Positionsgeschütze nach und nach erwiderten; Loudon nahm die Leitung der Schlacht in die Hand. — Um 2 Uhr ließ der König von neuem vorrücken. Die Preußen durchschritten den Kuhgrund, nahmen die Batterie auf dem Spitzberge und sollen bis auf etwa 800 Schritt vom Loudongrunde vorgedrungen sein. Aber nur einige leichte Feldstücke haben folgen können, der Feind stellte ihnen immer neue und frische Truppen entgegen, während sie selbst von der langen, bei starker Hitze verrichteten Tagesarbeit erschöpft waren; der Widerstand ihrer Gegner mußte um so hartnäckiger sein, als General Wunsch, welchen der König mit einer Abteilung auf dem linken Oderufer gegen Frankfurt entsendet hatte, um dieselbe Zeit, etwa um 4 Uhr, in die Stadt gedrungen war und, auf ausdrücklichen königlichen Befehl, die dortigen Brücken beschoß, gegen welche der Feind zu fliehen begann. — Dem Könige wurde vorgestellt, daß es rätlich sein werde, das Gefecht abzubrechen, der Feind würde dann in der Nacht nach Crossen abziehen, aber Friedrich wollte nicht allein siegen, sondern seinen

Sieg auch ausnutzen. Sein Mühen war vergebens; seine Infanterie konnte kein Terrain gewinnen. Da befahl er der Kavallerie zu attaquieren. Seydlitz hielt den Augenblick noch nicht für gekommen, machte Einwendungen und gehorchte wider seine bessere Überzeugung; das Gelände gestattete nicht, mit der ganzen Masse auf ein Mal anzugreifen; die nach und nach vorgeführten Regimenter wurden durch das heftige Geschützfeuer in Unordnung gebracht und gingen zurück, Seydlitz wurde verwundet; feindliche Kavallerie, welche durch den Loudongrund ging, verwandelte den Rückzug der preußischen Reiter in wilde Flucht. — Bis gegen 6 Uhr stand das Infanteriegefecht noch; da griff Loudon, welcher mit Kavallerie unterhalb der Hänge unbemerkt durch den Henkerbusch gegangen war, entscheidend ein, in zwei Treffen attaquierte er mit 14 Schwadronen die preußische rechte Flanke. In wilder Hast eilte das preußische Fußvolk dem Kuhgrunde zu; umsonst versuchte man, östlich vom Kuhgrunde die Schlachtordnung herzustellen, und vergeblich führte Prinz Friedrich Eugen von Württemberg Kavallerie vor. Rittmeister von Prittwitz von Zieten-Husaren rettete den König vor der Gefangenschaft. Um 7 Uhr war die Schlacht zu Ende; die Armee des Königs befand sich in einer Auflösung wie noch nie; das waldige Gelände rettete sie vor vollständiger Vernichtung. sie hatte mehr als 18,000 Mann, ihre Gegner hatten nicht viel weniger verloren. Die Überbleibsel der Armee wurden bei den Brücken gesammelt. Am 13. wurden sie in ein Lager bei Reitwein geführt und jene abgebrochen. Die Unthätigkeit der Feinde und der Mangel an Einigkeit unter ihnen brachten zuwege, daß sie von ihrem Siege keinen Nutzen zogen. Der Verlust von Dresden, zu dessen Entsatz General Wunsch nur zwölf Stunden zu spät eintraf, war die einzige strategische Folge der erlittenen Niederlage.

Vgl. die Schlacht bei K. im 1. Beiheft des „Militär-Wochenblattes“ für 1860 (vom General v. Stiehle.)

Kurakin, russische Fürstenfamilie, vom Großfürsten Gedimin von Littauen abstammend.

1) **Boris Iwanowitsch**, Fürst. Als Sohn des Bojaren Fürsten Iwan Grigorjewitsch K. am 18. Oktober 1677 geboren, wurde K. durch die Heirat mit Axinia Lapuchin der Schwager Peters des Großen, der die innigste Freundschaft zu ihm hegte und derselben treu blieb, auch nachdem er wieder geheiratet hatte; er behielt ihn als vertrautesten Rat. K. ging 1705 als außerordentlicher Gesandter zu dem Papste, wurde bevollmächtigter Minister in London, dann in Hannover, wo er am 3. Juli 1710 eine Allianz negociierte, im Oktober 1711 im Haag und nahm 1713 am Utrechter Kongresse teil. Auch war er Generalmajor, Oberstlieutenant der Leibgarde und Wirklicher geheimer Rat. Von 1716 bis zum Ableben war er Gesandter in Paris, wo er 1717 den Dragoman bei Peters Anwesenheit machte. Im Vergleiche zu seinen Landsleuten durfte er für zivilisiert gelten, er hatte Geist und Verständnis sowie große Sprachkenntnisse, war aber dünkelhaft und voll Habsucht. Im Begriffe, zum Kongresse nach Soissons zu reisen, starb er am 29. September 1727 in Paris.

2) **Alexander Borissowitsch**, Fürst. Als Urenkel des Vorigen und Sohn des Finanzministers Boris Alexandrowitsch am 23. Mai 1752 geboren, wurde K. mit dem Großfürsten Paul erzogen und blieb lebenslang sein geliebter Freund, als welchen ihn Pauls Testament noch bezeichnet. 1776 begleitete K. Paul nach Berlin und 1782 nach Paris. Im November 1796 wurde er unter Paul Reichsvizekanzler, was er bis 1798 blieb, und 1800 Minister des Äußeren. Bei der Krönung im April 1797 erhielt er die auf jährlich 120,000 Rubel taxierten Astrachaner Fischereien und im November den St. Andreas-Orden in Brillanten. Auch K. und sein Bruder fielen vorübergehend bei Paul in Ungnade und suchten 1801 eine Rolle zu spielen: sie beredeten die Kaiserin Maria, ihre Popularität sei groß und Rußland so sehr an Frauenregiment gewöhnt, daß es ihr leicht wäre, sich zur Selbstherrscherin zu machen; der Mord Pauls aber vereitelte ihr Vorhaben. Alexander I. berief K. an den Hof, doch blieb er unbedeutend neben den Günstlingen. 1807 unterzeichnete K. den Tilsiter Frieden, bei dem man ihn kaum befragt hatte; in diesem Jahre schrieb er interessante Briefe an Pauls Witwe. Er ging 1808 in außerordentlicher Mission nach Wien, um Österreich in friedlichen Gesinnungen zu Napoleon zu halten, und wurde in demselben Jahre Gesandter in Paris, wo er bis zur Kriegserklärung im Juni 1812 blieb. Zum Wirklichen geheimen Rat ernannt, war er seit 1810 Mitglied des Reichsrats. Er starb in Weimar am 6. Juli 1818, ruht aber in Pawlowsk, Pauls Lieblingssitz; Kaiserin Maria ließ auf die Gruft setzen: „Dem Freunde meines Gemahls“.

3) **Alexei Borissowitsch**, Fürst. Als Bruder des Vorigen am 19. September 1759 geboren, wurde K. Kammerherr, leitete unter Katharina II. eine Abteilung der Kontrollbehörde, und sein Großonkel Graf Panin führte den begabten Mann in die inneren und äußeren Staatsangelegenheiten ein. Unter Paul wurde er 1796 Oberprocureur des Senats, fiel aber 1798 in Ungnade. Von 1807 bis 1810 Minister des Inneren, wurde er 1810 Reichsrat. Er arbeitete gewissermaßen der Aufhebung der Leibeigenschaft vor, indem er für 1½ Million Rubel einer Anzahl seiner Bauern Ländereien und ihre persönliche Freiheit verkaufte. 1826 leitete er als Oberst-Trauermarschall die Begräbnisse Alexanders und Elisabeths; er wurde Wirklicher geheimer Rat und Kanzler des Kapitels der kaiserlichen Orden. Er lebte wie ein Orientale, ein großer Weiberfreund. Seit April 1828 Präsident des vierten Departements des Reichsrats (politische Ökonomie), starb er auf seinen Gütern im Orelschen am 11. Januar 1830.

Vgl. Kleinschmidt, Rußlands Geschichte und Politik, dargestellt in der Geschichte des russischen hohen Adels, Kassel 1877.

Kurfürsten. Das Recht, den deutschen König zu wählen, stand ursprünglich allen Reichsfürsten zu. Einige der wichtigsten Wähler erlangten das Recht vor den übrigen ihre Stimme abzugeben,

Dresden zu öffnen. In wilder Verzweiflung stürmten die französischen Kolonnen, von ihren Feinden gefolgt, die Höhen hinan und rannten Kleists Truppen, welche ihnen den Weg sperren wollten, teilweise über den Haufen, aber nur wirren Schwärmen gelang es, die Vorposten Saint-Cyrs bei Liebenau zu erreichen; Vandamme selbst, sein Stabschef Haxo und 10,000 Mann wurden gefangen, der Gesamtverlust der Franzosen wird auf 15,000 Mann geschätzt, 82 Geschütze und der ganze Train fiel in die Hände der Sieger. Aber auch die Verbündeten hatten starke Einbußen erlitten; sie zählten 3300 Tote und Verwundete.

Vgl. Aster, Die Kriegsereignisse im August 1813 und die Schlacht bei K., Dresden 1845; v. Helldorf, Zur Geschichte der Schlacht bei K., Berlin 1856; v. Helfert, Die Schlacht bei K., Wien 1863.

Kunersdorf, Schlacht am 12. August 1759. Der Sieg bei Kay (s. d.) hatte die Vereinigung der Russen und der Österreicher ermöglicht; sie geschah am 3. August, indem Loudon bei Frankfurt a. O. zu Soltikow stieß, welcher sich über Crossen dorthin gewandt hatte. König Friedrich II. hatte am 9. eine Armee 1 Meile nordwestlich von Frankfurt (bei Bossen) versammelt, passierte in der Nacht zum 11. 3 Meilen unterhalb Frankfurt bei Göritz die Oder, ließ bei den dort geschlagenen Brücken das Feldgeräte, die Tornister und Mantelsäcke, sowie zu ihrem Schutze 6 Bataillone zurück und bezog am Abend des 11. 1¼ Meile nordöstlich von Frankfurt ein Lager bei Bischoffee. Er verfügte hier etwa über 43,000 Mann, wovon ¾ aus Infanterie bestanden; die Zahl seiner Gegner kann auf 60,000 Mann geschätzt werden, darunter 19,000 Österreicher.

Das Schlachtfeld von K., ein sandiges Plateau, liegt auf dem hohen Ufergelände, welches die Oderniederung am rechten Stromufer begleitet und gegen deren Wiesenthal steil abfällt; drei tief eingeschnittene Schluchten, „Gründe" genannt, welche von Süden nach Norden laufen, zerlegen es in scharf geschiedene Abschnitte; sie heißen, von Osten nach Westen genannt, der Bäcker-, Kuh- und Loudongrund; am Südende des Kuhgrundes, dessen südliche Fortsetzung eine Seeenreihe bildet, liegt das Dorf K., im Süden und Osten wird das Schlachtfeld von Kiefernwaldungen umschlossen. In den Bäckergrund mündet das Thal des Hühnerfließ, eines Gewässers, welches den Abfluß einer Reihe weiter oberhalb gelegener Seeen in die Oderniederung vermittelt. Der König kannte die Gegend nicht; eine am 11. vorgenommene Rekognoszierung orientierte ihn nur mangelhaft, namentlich blieb ihm verborgen, daß vom österreichischen Lager, welches sich ganz nahe östlich von Frankfurt befand, ein Damm durch das von ihm für unzugänglich gehaltene Sumpfholz, den Henkerbusch, welcher, zwischen den Höhen und der Niederung, von der Stadt bis über den Loudongrund sich hinzog, hergestellt worden war, auf dem man direkt, und ohne das hart an der Frankfurter Dammvorstadt liegende Rothe Vorwerk zu berühren, in den Loudongrund und so in die Mitte der Verschanzungen gelangen konnte, mit denen das ganze Höhengelände von Frankfurt bis zum westlichen Abhange des Bäckergrundes umschlossen war. Die Front der russischen Stellung ging nach Süden und Osten. Große Batterieen befanden sich auf dem Mühlberge, im südöstlichen Winkel der Schanzenreihe, zwischen Bäcker- und Kuhgrund, und auf dem Spitzberge, zwischen Kuh- und Loudongrund, westlich von K., in der Mitte der Südfront.

Der König befahl für den 12. um 2 Uhr früh den Aufbruch; es sollte in zwei Kolonnen links abmarschiert und, durch die Neuendorfsche Haide, eine Stellung gewonnen werden, aus welcher ein Angriff von Südosten her unternommen werden könnte; dabei sollte der linke Flügel etwas zurückgehalten werden; auf diesem wurde unter Seydlitz' Befehl die gesamte Kavallerie mit Ausnahme von zwei Regimentern vereinigt, welche auf dem rechten Flügel verbleiben sollten. Während des Anmarsches hatte General Fink mit den Reservecorps (8 Bataillone) und einiger Kavallerie unter General Schorlemmer von Bischoffee her zu demonstrieren, den Angriff hatte er ernstlich zu unterstützen. — Nachdem das Hühnerfließ auf zwei vorhandenen Brücken überschritten war, formierte sich die Armee, den rechten Flügel an dieses gelehnt, Front gegen Nordwesten, im Walde und rückte, von den Russen, welche ihre ganze Aufmerksamkeit auf Fink richteten, nicht beachtet, bis an dessen Saum vor; Fink gewann Fühlung mit dem rechten Flügel der Armee. Es war 10½ Uhr; der König rekognoszierte und ließ dann ein heftiges Geschützfeuer gegen den Mühlberg eröffnen, an welchem auch Fink sich beteiligte. Um 11½ Uhr befahl er den Angriff; die Avantgarde ging durch den Bäckergrund und bemächtigte sich des ganzen Terrainabschnittes des Mühlberges bis zum Kuhgrunde; der nachrückenden Armee bereitete das bedeckte und durchschnittene Gelände viele Schwierigkeiten; ihre Mitte rückte gegen K., der linke Flügel gegen die Seeen, welche Seydlitz mit der Kavallerie südlich umging. Während dessen formierten sich die Russen hinter dem Kuhgrunde; ihre Artillerie unterhielt ein heftiges Feuer, welches die preußischen Positionsgeschütze nach und nach erwiderten; Loudon nahm die Leitung der Schlacht in die Hand. — Um 2 Uhr ließ der König von neuem vorrücken. Die Preußen durchschritten den Kuhgrund, nahmen die Batterie auf dem Spitzberge und sollen bis auf etwa 800 Schritt vom Loudongrunde vorgedrungen sein. Aber nur einige leichte Feldstücke haben folgen können, der Feind stellte ihnen immer neue und frische Truppen entgegen, während sie selbst von der langen, bei starker Hitze verrichteten Tagesarbeit erschöpft waren; der Widerstand ihrer Gegner mußte um so hartnäckiger sein, als General Wunsch, welchen der König mit einer Abteilung auf dem linken Oderufer gegen Frankfurt entsendet hatte, um dieselbe Zeit, etwa um 4 Uhr, in die Stadt gedrungen war und, auf ausdrücklichen königlichen Befehl, die dortigen Brücken beschoß, gegen welche der Feind zu fliehen begann. — Dem Könige wurde vorgestellt, daß es rätlich sein werde, das Gefecht abzubrechen, der Feind würde dann in der Nacht nach Crossen abziehen, aber Friedrich wollte nicht allein siegen, sondern seinen

Sieg auch ausnutzen. Sein Mühen war vergebens; seine Infanterie konnte kein Terrain gewinnen. Da befahl er der Kavallerie zu attaquieren. Seydlitz hielt den Augenblick noch nicht für gekommen, machte Einwendungen und gehorchte wider seine bessere Überzeugung; das Gelände gestattete nicht, mit der ganzen Masse auf ein Mal anzugreifen; die nach und nach vorgeführten Regimenter wurden durch das heftige Geschützfeuer in Unordnung gebracht und gingen zurück, Seydlitz wurde verwundet; feindliche Kavallerie, welche durch den Loudongrund ging, verwandelte den Rückzug der preußischen Reiter in wilde Flucht. — Bis gegen 6 Uhr stand das Infanteriegefecht noch; da griff Loudon, welcher mit Kavallerie unterhalb der Hänge unbemerkt durch den Henkerbusch gegangen war, entscheidend ein, in zwei Treffen attaquierte er mit 14 Schwadronen die preußische rechte Flanke. In wilder Hast eilte das preußische Fußvolk dem Kuhgrunde zu; umsonst versuchte man, östlich vom Kuhgrunde die Schlachtordnung herzustellen, und vergeblich führte Prinz Friedrich Eugen von Württemberg Kavallerie vor. Rittmeister von Prittwitz von Zieten-Husaren rettete den König vor der Gefangenschaft. Um 7 Uhr war die Schlacht zu Ende; die Armee des Königs befand sich in einer Auflösung wie noch nie; das waldige Gelände rettete sie vor vollständiger Vernichtung, sie hatte mehr als 18,000 Mann, ihre Gegner hatten nicht viel weniger verloren. Die Überbleibsel der Armee wurden bei den Brücken gesammelt. Am 13. wurden sie in ein Lager bei Reitwein geführt und jene abgebrochen. Die Unthätigkeit der Feinde und der Mangel an Einigkeit unter ihnen brachten zuwege, daß sie von ihrem Siege keinen Nutzen zogen. Der Verlust von Dresden, zu dessen Entsatz General Wunsch nur zwölf Stunden zu spät eintraf, war die einzige strategische Folge der erlittenen Niederlage.

Vgl. die Schlacht bei K. im 1. Beiheft des „Militär-Wochenblattes“ für 1860 (vom General v. Stiehle.)

Kurakin, russische Fürstenfamilie, vom Großfürsten Gedimin von Litauen abstammend.

1) Boris Iwanowitsch, Fürst. Als Sohn des Bojaren Fürsten Iwan Grigorjewitsch K. am 18. Oktober 1677 geboren, wurde K. durch die Heirat mit Arinia Lapuchin der Schwager Peters des Großen, der die innigste Freundschaft zu ihm hegte und derselben treu blieb, auch nachdem er wieder geheiratet hatte; er behielt ihn als vertrautesten Rat. K. ging 1705 als außerordentlicher Gesandter zu dem Papste, wurde bevollmächtigter Minister in London, dann in Hannover, wo er am 3. Juli 1710 eine Allianz negociierte, im Oktober 1711 im Haag und nahm 1713 am Utrechter Kongresse teil. Auch war er Generalmajor, Oberstlieutenant der Leibgarde und Wirklicher geheimer Rat. Von 1716 bis zum Ableben war er Gesandter in Paris, wo er 1717 den Dragoman bei Peters Anwesenheit machte. Im Vergleiche zu seinen Landsleuten durfte er für zivilisiert gelten, er hatte Geist und Verständnis sowie große Sprachkenntnisse, war aber dünkelhaft und voll Habsucht. Im Begriffe, zum Kongresse nach Soissons zu reisen, starb er am 29. September 1727 in Paris.

2) Alexander Borissowitsch, Fürst. Als Urenkel des Vorigen und Sohn des Finanzministers Boris Alexandrowitsch am 23. Mai 1752 geboren, wurde K. mit dem Großfürsten Paul erzogen und blieb lebenslang sein geliebter Freund, als welchen ihn Pauls Testament noch bezeichnet. 1776 begleitete K. Paul nach Berlin und 1782 nach Paris. Im November 1796 wurde er unter Paul Reichsvizekanzler, was er bis 1798 blieb, und 1800 Minister des Äußeren. Bei der Krönung im April 1797 erhielt er die auf jährlich 120,000 Rubel taxierten Astrachaner Fischereien und im November den St. Andreas-Orden in Brillanten. Auch K. und sein Bruder fielen vorübergehend bei Paul in Ungnade und suchten 1801 eine Rolle zu spielen: sie beredeten die Kaiserin Maria, ihre Popularität sei groß und Rußland so sehr an Frauenregiment gewöhnt, daß es ihr leicht wäre, sich zur Selbstherrscherin zu machen; der Mord Pauls aber vereitelte ihr Vorhaben. Alexander I. berief K. an den Hof, doch blieb er unbedeutend neben den Günstlingen. 1807 unterzeichnete K. den Tilsiter Frieden, bei dem man ihn kaum befragt hatte; in diesem Jahre schrieb er interessante Briefe an Pauls Witwe. Er ging 1808 in außerordentlicher Mission nach Wien, um Österreich in friedlichen Gesinnungen zu Napoleon zu halten, und wurde in demselben Jahre Gesandter in Paris, wo er bis zur Kriegserklärung im Juni 1812 blieb. Zum Wirklichen geheimen Rat ernannt, war er seit 1810 Mitglied des Reichsrats. Er starb in Weimar am 6. Juli 1818, ruht aber in Pawlowsk, Pauls Lieblingssitz; Kaiserin Maria ließ auf die Gruft setzen: „Dem Freunde meines Gemahls“.

3) Alexei Borissowitsch, Fürst. Als Bruder des Vorigen am 19. September 1759 geboren, wurde K. Kammerherr, leitete unter Katharina II. eine Abteilung der Kontrollbehörde, und sein Großonkel Graf Panin führte den begabten Mann in die inneren und äußeren Staatsangelegenheiten ein. Unter Paul wurde er 1796 Oberprocureur des Senats, fiel aber 1798 in Ungnade. Von 1807 bis 1810 Minister des Inneren, wurde er 1810 Reichsrat. Er arbeitete gewissermaßen der Aufhebung der Leibeigenschaft vor, indem er für $1\frac{1}{2}$ Million Rubel einer Anzahl seiner Bauern Ländereien und ihre persönliche Freiheit verkaufte. 1826 leitete er als Oberst-Trauermarschall die Begräbnisse Alexanders und Elisabeths; er wurde Wirklicher geheimer Rat und Kanzler des Kapitels der kaiserlichen Orden. Er lebte wie ein Orientale, ein großer Weiberfreund. Seit April 1828 Präsident des vierten Departements des Reichsrats (politische Ökonomie), starb er auf seinen Gütern im Orelschen am 11. Januar 1830.

Vgl. Kleinschmidt, Rußlands Geschichte und Politik, dargestellt in der Geschichte des russischen hohen Adels, Kassel 1877.

Kurfürsten. Das Recht, den deutschen König zu wählen, stand ursprünglich allen Reichsfürsten zu. Einige der wichtigsten Wähler erlangten das Recht vor den übrigen ihre Stimme abzugeben,

und aus diesem Vorrecht entwickelte sich ein ausschließliches Kurrecht. Ein Zusammenhang des Wahlvorrechts mit dem Erzamte darf gegenüber den diesen bestreitenden Versuchen wohl angenommen werden, wenn auch der Ursprung dieser Verbindung zu den noch ungelösten Problemen der deutschen Verfassungsgeschichte gehört.

Im Laufe des 13. Jahrhunderts schließt sich das Kurkollegium ab, nachdem zuerst der Sachsenspiegel die sieben nachmaligen Kurfürsten als vorstimmberechtigte Wähler aufgeführt hatte. Bei der Wahl Rudolfs von Habsburg war die Ausbildung des Sieben-Kurfürstenkollegiums vollendet; eine Beteiligung der übrigen Fürsten an der Wahl kommt schon jetzt nicht mehr vor. Die zwischen Bayern und Böhmen streitige siebente Kurstimme erkannte Rudolf 1290 dem Böhmenkönige zu. Der Kurie gelang es infolge der politischen Verhältnisse, einen weitgehenden Einfluß auf die deutsche Königswahl zu gewinnen und ein Bestätigungsrecht des zum Könige Erwählten durchzusetzen, bis der Kurverein von Rense 1338 die Unabhängigkeit der deutschen Königswahl von der päpstlichen Mitwirkung zu einem staatsrechtlichen Prinzip erhoben hatte.

Die Zusammensetzung des Kurfürstenkollegs in der erwähnten Weise wurde reichsgesetzlich anerkannt durch die Goldene Bulle 1356, welche also nicht neues Recht schuf, sondern zum größten Teile das Herkommen auf diesem Gebiete sanktionierte. Dieses Reichsgrundgesetz bildete die Basis für die Rechtsstellung der Kurfürsten im deutschen Reichskörper bis zur Auflösung des Deutschen Reichs. Als wichtigste Grundsätze der Goldenen Bulle sind folgende hervorzuheben: 1) Als Kurfürsten blieben anerkannt die Erzbischöfe von Mainz, Köln und Trier (die Erzkanzler in Germanien, Italien und Arelat); der König von Böhmen (Erzschenk), der Pfalzgraf bei Rhein (Erztruchseß), der Herzog von Sachsen (Erzmarschall) und der Markgraf von Brandenburg (Erzkämmerer). 2) Die Kurstimme haftet am Territorium, welches unteilbar und nach dem Rechte der Erstgeburt sich vererben solle. Sie wurde nur einer bestimmten Linie eines jeden Kurhauses zugesprochen. 3) Der Erzbischof von Mainz hatte als Erzkanzler des Reichs innerhalb Monatsfrist die übrigen Kurfürsten zum Erscheinen an dem von ihm anberaumten Wahltermine einzuladen. Analog einer Bestimmung der Konklaveordnung Gregors IX. durften die Wähler vor Erzielung eines Wahlergebnisses den Wahlort nicht verlassen und mußten sich mit Wasser und Brot begnügen, falls das Wahlgeschäft nicht innerhalb 30 Tagen beendigt war. Wahlort blieb Frankfurt, Krönungsort Aachen, doch fand seit dem 15. Jahrhundert auch der Krönungsakt in Frankfurt statt. Die Kaiserkrönung war nach der Goldenen Bulle nicht notwendig. 4) Für die Wahl wurde das Majoritätsprinzip aufgestellt. 5) Das Herkommen, daß bei einer Thronerledigung der Pfalzgraf bei Rhein in den Ländern des fränkischen Rechts (Rheinlanden, Franken, Schwaben), der Herzog von Sachsen in den Ländern des sächsischen Rechts (Norddeutschland) als Reichsverweser fungieren sollten, wurde bestätigt. Dem Pfalzgrafen wurde sodann noch die Jurisdiktion über den König zuerkannt. 6) Für die kurfürstlichen Länder wurde das privilegium de non evocando und das privilegium de non appellando eingeräumt, so daß also die Unterthanen der Kurfürsten, den Fall der Rechtsverweigerung ausgenommen, vor auswärtigen Gerichten nicht Recht zu nehmen brauchten, wie auch die vor den Landesgerichten anhängigen Prozesse an kein auswärtiges, auch nicht an ein kaiserliches Gericht gezogen werden durften und gegen Entscheidungen der kurfürstlichen Gerichte nicht an ein Reichsgericht appelliert werden konnte. 7) Den Kurfürsten wurde das Bergwerksregal, das Münz- und Judenschutzrecht und die hergebrachten Zölle bestätigt. Dem Könige ward außerdem die Erneuerung und Bestätigung aller Privilegien eines jeden Kurfürsten als erste Regierungspflicht auferlegt. 8) Der erste Rang unter den Ständen des Reichs sowie königliche Ehren wurden den Kurfürsten verliehen, jedes gegen ihre Person gerichtete Delikt wurde als Majestätsverbrechen qualifiziert. Über die Rangabstufung, die Ehrenrechte der Kurfürsten sowie über Zeremoniell bei Ausübung der Erzämter waren detaillierte Bestimmungen gegeben. Die einzelnen Kurfürsten übten die Erzämter, die sie lange bei dem Krönungsakte versehen hatten, nicht mehr in Person aus, sondern übertrugen diese Funktionen lehenweise altadeligen Familien (sogen. Erbämter).

Vor der Wahl mußte der Thronkandidat die Erfüllung gewisser ihm von den Kurfürsten gestellter Bedingungen geloben. Aus dieser Sitte entstanden die Wahlkapitulationen, Verträge, welche die Kurfürsten namens der übrigen Reichsstände mit dem zu Erwählenden abschlossen, deren Inhalt in der Aufzählung seiner Regierungspflichten bestand. Die älteste sogen. Wahlkapitulation ist die 1519 bei der Wahl Karls V. errichtete. Die Unterzeichnung und Beschwörung der Wahlkapitulation durch den Kaiser bildete den Anfangspunkt seiner Regierung. Eine ständige Wahlkapitulation wurde, nachdem das erste Projekt schon 1664 entworfen war, endlich 1711 beschlossen. Sie bildete seit der Wahl Karls VI. die Grundlage aller folgenden. Doch auch fernerhin behielten die Kurfürsten Einfluß auf ihren Inhalt, indem sie das Streben der übrigen Reichsfürsten um Beteiligung bei der Errichtung der Wahlkapitulation dadurch paralysierten, daß sie für sich das Recht Zusätze zu machen (jus adcapitulandi) erlangten. Die Kurfürsten ließen sich eben ihren hervorragenden Anteil an der Reichsregierung — solide bases imperii et columpne immobiles nannte sie die Goldene Bulle — nicht so leicht entreißen. Die Gefahr, daß der Machtzuwachs der Kurfürsten, deren Vorrechte sich ja vielfach aus den früher allen Fürsten zustehenden Befugnissen konsolidiert hatten, allmählich die Rechte der übrigen Reichsstände vollständig absorbieren und das Reich zu einer Kurfürstenaristokratie umbilden würde, war zwar beseitigt — auf dem Reichstage waren dem unter dem Vorsitze von Kurmainz zu einem festen Kollegium abgeschlossenen Kurfürstenrat die zwei Kollegien der Fürsten und Städte zur Seite getreten —, aber wichtige Vorrechte blieben den Kurfürsten auch ferner noch gewahrt. Ihre Zustimmung

war erforderlich zur Ausübung der kaiserlichen jura reservata limitata (Verleihung von Zoll- und Münzprivilegien). Außer in den erwähnten Vorrechten zeigt sich die Machtfülle der Kurfürsten noch in den „Willebriefen“, indem alle königlichen Verfügungen über Reichsgut und über Veräußerung von Reichsrechten erst durch Zustimmung der Kurfürsten Gültigkeit erlangten. Auch zu den von einzelnen Kurfürsten ausgestellten wichtigen Urkunden mußten die übrigen ihren Konsens erteilen. Während die Goldene Bulle die „Willebriefe“ mit Stillschweigen übergeht, dieselben aber keineswegs beseitigt, ordnet sie an, daß die Kurfürsten sich jährlich in einer vom Kaiser zu bestimmenden Stadt zur Beratung von Reichsangelegenheiten versammeln sollen. Es wird hier an die alten Kurvereine angeknüpft, wo die Kurfürsten als selbständige Träger der Reichspolitik hervortraten. Von dem ersten und wichtigsten, dem von Rense war schon die Rede. Die jährlichen Versammlungen unterblieben, obwohl noch der Kurverein zu Gelnhausen 1502 die diesbezügliche Bestimmung der Goldenen Bulle wiederholt hatte. Zum letztenmale wurde der Kurverein erneuert 1558.

Nachdem das Kurfürstenkolleg in dem durch die Goldene Bulle fixierten Bestande jahrhundertelang erhalten war, traten folgende Veränderungen ein: Die pfälzische Kurwürde wurde 1623 auf Bayern übertragen. Im Westfälischen Frieden ward diese Übertragung bestätigt, gleichzeitig aber für die Pfalz eine neue achte Kurwürde in Verbindung mit dem Reichserzschatzmeisteramt geschaffen. Das Haus Braunschweig-Lüneburg wurde 1692 vom Kaiser zum Kurhaus erhoben. 1708 wurde die Verleihung dieser neunten Kurwürde vom Reichstage bestätigt, in demselben Jahre auch die böhmische Kurwürde wieder hergestellt, welche seit dem 15. Jahrhundert nicht mehr ausgeübt worden war. Als dann infolge des Aussterbens der Wittelsbacher in Bayern 1777 Bayern und Pfalz unter einem Szepter vereinigt waren, erlosch auch eine der von diesen beiden Häusern innegehabten Kurwürden. Der Friede von Luneville 1801 und der Reichsdeputationshauptschluß 1803 hatten kurz vor der Auflösung des Reichs noch eine vollständige Umgestaltung der deutschen Reichsverfassung herbeigeführt. Die Kurfürstentümer Köln und Trier wurden säkularisiert. Von den geistlichen Kurfürsten blieb allein der von Mainz als Erzkanzler übrig, seine Kurwürde wurde auf Regensburg übertragen. Dagegen wurden vier weltliche Fürsten zu Kurfürsten erhoben: der Herzog von Württemberg, der Markgraf von Baden, der Landgraf von Hessen-Kassel und der mit dem Erzstifte Salzburg entschädigte Großherzog von Toskana. Die Auflösung des Reichs und die Stiftung des Rheinbundes, welcher nur ein königliches, auch die Großherzoge umfassendes, und ein fürstliches Kollegium kannte, machte den Kurfürstentümern als solchen ein Ende. Bei der Gründung des Deutschen Bundes war nur ein Kurfürstentum unter den deutschen Staaten erhalten worden; der frühere Kurfürst von Hessen hatte diesen seinen Reichstitel nicht aufgegeben. Natürlich war die Kurwürde zu bedeutungslosem Scheine herabgesunken. Mit der Annexion Kurhessens 1866 war auch die letzte Reminiscenz an dieses einst so mächtige Institut des Deutschen Reichs vom deutschen Boden verschwunden.

Litt.: Ficker, Kurfürstentümer in Bluntschli-Brater, Deutsches Staatswörterbuch VI, 171 ff. Harnack, Das Kurfürstenkollegium bis zur Mitte des 14. Jahrhunderts. Nebst kritischem Abdrucke der ältesten Ausfertigung der Goldenen Bulle. 1883 (woselbst die gesamte einschlägige Litteratur verzeichnet ist).

Kurland, jetzt ein Gubernium des russischen Reichs, im Mittelalter der südlichste, links („jenseits“) der Düna gelegene Teil des livländischen Staates des deutschen Ordens, ein Gebiet von 482¼ geographischen Quadratmeilen, hat 233 Jahre lang, 1562—1795, ein unter polnisch-littauischer Lehnshoheit stehendes Herzogtum gebildet. Bei der Auflösung des livländischen Ordensstaates (s. die Artikel „Livland“ und „Kettler, Gotthard“) kamen die noch nicht von den Dänen und den Schweden vorweggenommenen Gebiete, also im wesentlichen Kurland und Livland, durch den auf dem littauischen Reichstage zu Wilna am 28. November 1561 geschlossenen Unterwerfungsvertrag (Pacta subjectionis) unter polnisch-littauische Herrschaft. Während das eigentliche Livland ein unmittelbares Gebiet Polens wurde, wurde Kurland, jedoch vorläufig mit Ausnahme des nordwestlichsten Teiles, des bischöflichen Stiftes Kurland (oder Pilten), welches samt Ösel der dänische Prinz Magnus innehatte, nach dem Muster Preußens als ein lehnbares Erbfürstentum dem bisherigen Ordensmeister Gotthard v. Kettler übergeben, welcher dafür den Titel eines Herzogs in Livland zu Kurland und Semgallen führen und zugleich Livland als polnischer Statthalter verwalten sollte. Infolge dieser eigentümlichen Stellung sah sich Kurland nicht bloß von den auf die Unterdrückung des evangelischen Glaubens und auf die Beschränkung der den Deutschen in Stadt und Land zugesicherten Rechte gerichteten Bestrebungen der Polen, welche in Livland sehr bald ungescheut hervortraten, für immer befreit, sondern blieb auch bis weit in das folgende Jahrhundert hinein von den furchtbaren Kriegsstürmen verschont, welche die unaufhörlichen Kriege zwischen den Schweden, den Dänen, den Russen und den Polen über Livland und Estland brachten. Die Geschichte des jungen Herzogtums weiß daher für eine geraume Zeit fast nur von Kämpfen zwischen der herzoglichen Regierung und den Ständen des Landes zu berichten, da jene nach den ältesten Grundgesetzen (jenen Verträgen vom 28. November 1561, dem Privilegium Gotthards vom 25. Juni 1570 und den Rezessen der ersten Landtage) keine sonderlich eingeschränkte war, der Adel aber bald dieselbe politische Stellung anstrebte, welche die Polen schon lange genossen, die Preußen gerade in jener Zeit zu erringen wußten. Am 5. März 1562 legte **Gotthard** (1562—1587) das Ordensgewand ab und leistete dem Könige die Huldigung, aber es dauerte noch ein Jahr, bis der König ihm die fürstlichen Insignien erteilte. Die Statthalterschaft in Livland verwaltete Gotthard nur wenige Jahre, da der

König 1566 auf Verlangen der Livländer selbst einen Polen mit dieser Würde betraute. Um eine Dynastie zu begründen, bewarb sich der Herzog um die Hand der mecklenburgischen Prinzessin Anna, einer Schwester des Herzogs Johann Albrecht (s. diesen Artikel), doch schleppte sich die Sache jahrelang hin, da man ihn noch nicht recht für ebenbürtig hielt und an der längeren Dauer seines Fürstenstandes zweifelte, bis es endlich den Bemühungen des Herzogs Albrecht von Preußen, des Schwiegervaters Johann Albrechts, gelang, die Einwilligung der Verwandten durchzusetzen: am 1. Mai 1566 fand zu Königsberg das Beilager statt. Während bei den Verträgen des Jahres 1561 immer nur von dem Könige von Polen die Rede gewesen war, ließ der Herzog im Auftrage und mit Vollmacht seiner Stände auf dem großen Reichstage zu Lublin, auf welchem auch die völlige Union zwischen Polen und Livland zustande kam, am 3. August 1569 die Vereinigung Kurlands mit der Krone Polen und dem Großfürstentum Littauen vollziehen, wodurch der Bestand des neuen Herzogtums erst volle Sicherheit erhielt. — Sein Hauptaugenmerk richtete Herzog Gottbard auf die Befestigung und die ernstliche Durchführung des evangelischen Glaubens, und hier sind seine Verdienste unleugbar groß. Die erste Kirchenvisitation (1566) ergab das sehr traurige Resultat, daß sich nur sehr wenige mit Geistlichen besetzte Kirchen im Lande befanden, und daß zumal die Bauern fast durchgehend ohne jeden Religionsunterricht aufgewachsen und vielfach noch gänzlich heidnischem Aberglauben ergeben waren. Die nächste Folge dieser Visitation war „die Anordnung der Schulen, Kirchen und Hospitäler und anderer nötigen Dinge in dem Herzogtum“ vom 28. September 1567, welche regelmäßige Visitationen und die Einrichtung einer großen Zahl neuer Kirchen anbefahl; die Durchführung freilich ging nicht sehr schnell vonstatten, da niemand mit den nötigen Mitteln herausrücken mochte. Weiter wurden der Superintendent Alexander Einhorn und der fürstliche Geheimrat Salomon Henning (derselbe, der später in seinen Mußestunden eine livländische Chronik verfaßt hat,) mit der Ausarbeitung einer Kirchenordnung beauftragt, welche 1570 vollendet und 1572 durch den Druck herausgegeben wurde. Als Herzog Gotthard 1587 starb, folgten ihm seine zwei überlebenden Söhne **Friedrich** und **Wilhelm**, von denen der erstere eben volljährig wurde, dem väterlichen Testamente gemäß in gemeinsamer Regierung (1587—1618); auch die Belehnung empfing Friedrich im April 1589 zu Warschau für sich und seinen Bruder gemeinschaftlich auf das ganze, ungeteilte Herzogtum. Erst 1596 übernahmen die Herzöge, als sie von langen Reisen heimkehrten, die Regierung. Da sie die Einkünfte geteilt hatten, gesondert Hof hielten (Friedrich zu Mitau in Semgallen, Wilhelm zu Goldingen in Kurland) und jeder seine eigene Kanzlei und Gerichtsstube hatte, so gab dies zu verschiedenen Unzuträglichkeiten Veranlassung und bot den Unzufriedenen oft Anlaß zu begründeter Beschwerde. Was die Adeligen, der einzige politische Stand des Landes, dem Vater willig geleistet hatten, glaubten sie oft den jungen Herzögen, den ohne persönliches Verdienst dastehenden Söhnen eines früheren Standesgenossen, verweigern zu dürfen; was aber der ernste, doch stille ältere Bruder durch verständige Nachgiebigkeit gut machte, verdarb wieder der bis zu wildem Ungestüm gehende jüngere. Besonders böses Blut erregte der Befehl, daß die Mitglieder der Ritterschaft ihre Lehen knieend (in „abgöttischer Zeremonie“) empfangen sollten, und viele konnten nur durch Zwang zur Befolgung desselben gebracht werden, einzelne leisteten hartnäckig Widerstand. Schon hatte man auch hier, wie es in ähnlichen Fällen im Herzogtum Preußen geschah, die oberlehnsherrliche Instanz mehrfach angerufen und hereingezogen, als (August 1615) die an der Spitze der Unzufriedenen stehenden zwei Gebrüder Nolde zu Mitau ermordet wurden, nach der allgemeinen Meinung auf Veranlassung Herzog Wilhelms, der auch persönlich gegen sie erbittert gewesen war, jedenfalls von Leuten, die ihm nahe standen. Daß auch jetzt nicht, wie es einen Augenblick bevorzustehen schien, das äußerste Urteil gegen die Familie Kettler vollzogen wurde, verdankte sie nur den unbestreitbar großen Verdiensten, welche sich Herzog Friedrich durch seine glücklichen Kriegsthaten im ersten schwedischen Kriege (gegen Karl IX.) erworben hatte, seiner offenen Bereitwilligkeit, für seine Person den Reinigungseid wegen jenes Mordes zu leisten, und zum guten Teile der Einsicht derjenigen, welche begriffen und fürchteten, daß nach der Einverleibung Kurlands in die Republik dieselben politischen und kirchlichen Übergriffe der Polen, welche in Livland geübt wurden, auch ihnen bevorständen. Während Wilhelm entsetzt und geächtet wurde, erhielt Friedrich von neuem die Belehnung (Mai 1616), zunächst freilich nur für den semgallischen Anteil. — Wilhelm begab sich außer Landes und verbrachte die letzten zwanzig Jahre seines Lebens (1620—1640) in Pommern, dessen Herzog ihm die Einkünfte einer Propstei verliehen hatte. — Dem Herzoge **Friedrich** (1618—1642) gelang es schon 1618, auch den Anteil Wilhelms, das eigentliche Kurland, vom Könige zu erhalten. Auch im zweiten schwedischen Kriege (gegen Gustav Adolf), welchen 1629 der Waffenstillstand von Altmark beendete, ließ sich der Herzog, obwohl jetzt auch sein Land selbst von beiden Teilen schwer zu leiden hatte, auf keine Weise bewegen, die Sache seines Lehnsherrn zu verlassen. Dennoch konnte er es bei König Sigismund III. nicht durchsetzen, daß, weil seine eigene Ehe kinderlos war, sein Neffe, Wilhelms einziger Sohn Jakob, als Nachfolger anerkannt wurde. Erst die Zwischenregierung nach Sigismunds Tode, bei welcher die Radziwill, in deren Familie eine Schwester Friedrichs verheiratet war, die Leitung hatten, gab eine darauf bezügliche Zusage, welche der folgende König Wladislaw IV. nicht zurücknehmen konnte: 1633 empfingen Onkel und Neffe gemeinsam die Belehnung. Der Abschluß der Noldeschen Angelegenheit hatte dem Herzogtum zugleich die für geraume Zeit endgültige Festsetzung seiner Verfassung gebracht, indem im Sommer 1617 unter Mitwirkung von polnischen Kommissarien die Formula regiminis

und die ihr beigefügten Jura et leges in usum nobilitatis Curlandiae et Semgalliae entworfen worden waren: die ausschließliche Adelsherrschaft wurde nur einigermaßen beschränkt durch die erbliche Herzogswürde. Die weitere innere Geschichte Kurlands verlief, soweit nicht äußere Mächte gelegentlich eingriffen, in den unfruchtbaren Reibungen zwischen Adel und Landesherrschaft, welche den fast alleinigen Inhalt der Verhandlungen der zahlreichen Landtage abgaben. — Da König Wladislaw trotz der eigenen Zusicherungen inbetreff der Nachfolge des Prinzen Jakob Versuche machte, Kurland für seine Familie zu gewinnen, während die polnischen Magnaten das Land unmittelbar mit der Republik zu vereinigen wünschten, so übertrug schließlich Herzog Friedrich das Herzogtum an seinen Neffen, behielt aber doch, da dieser auf Reisen ging, die Regierung. 1642 folgte **Jakob** dem greisen Oheim und bewies sich in seiner eigenen vierzigjährigen Regierung (1642—1682) als den tüchtigsten unter den Nachkommen Gotthards, wenngleich er in den inneren Verhältnissen nichts zu ändern vermochte, vielmehr beinahe mit der Kompositionsakte von 1644 beginnen mußte, welche ausdrücklich die Ritterschaft für den alleinigen Stand des Landes und als alleinberechtigt zum Besitze adeliger Landgüter erklärte und die Städte von den Landtagen gänzlich ausschloß. Der nordische Krieg gegen den Schwedenkönig Karl X. Gustav legte dem nach allen Seiten vermittelnd auftretenden Fürsten einen Augenblick den Gedanken nahe, für sich die volle Souveränität zu gewinnen. Da man aber schwedischerseits darauf nicht gleich einging und die Sache auch in Polen ruchbar wurde, so hielt es der Herzog für geraten, den Gedanken fahren und über seine treue Anhänglichkeit an Krone und Republik keinen Zweifel aufkommen zu lassen. Schließlich wurde das Schloß zu Mitau im September 1658 von den Schweden überrumpelt und der Herzog samt seiner Familie gefangen genommen; da er sich aber auch jetzt weigerte, die schwedische Oberhoheit anzuerkennen, so wurde er bald nach Riga und von dort nach Iwangorod (bei Narwa) abgeführt. Obwohl sehr bald das ganze Land durch ein brandenburgisch-littauisches Heer wieder von den Schweden gesäubert wurde, so erhielt der Herzog selbst doch erst durch den Frieden von Oliva seine Freiheit zurück. Als eine Folge dieser Politik ist es zu betrachten, wenn die Polen und ihr König jetzt endlich eine Sache, welche seit der Entstehung des Herzogtums Kurland in der Schwebe war, zu einem für die Familie Kettler günstigen Abschluß kommen ließen: der „Distrikt Pilten" (das ehemalige Stift Kurland), welcher seit den Zeiten des Prinzen Magnus von Dänemark in den Händen verschiedener Pfandinhaber gewesen war, wurde dem Herzoge noch im Jahre 1660 vom Könige zuerkannt und wenigstens eine Art von Personalunion zwischen dem eigentlichen Herzogtum und dem neuen Erwerb geschaffen, doch ohne daß die Herzöge jemals einen besondern Einfluß dem fast souveränen Adel des Ländchens gegenüber hätten ausüben können. — Unter der Regierung Jakobs konnte sich Land und Volk Kurlands eines Wohlstandes erfreuen wie niemals sonst während der ganzen Dauer des Herzogtums. Die vielfachen Reisen in seiner Jugend hatten in dem unternehmungslustigen Geiste des Herzogs große Handels- und Schiffahrtspläne entspringen und reifen lassen. Bereits 1640 hatte er Kolonisten an die westafrikanische Küste von Guinea gesandt, bald nach der Thronbesteigung ließ er durch ein bewaffnetes Schiff von der westindischen Insel Tabago, welche ihm, wie geglaubt wurde, König Jakob I. von England zum Patengeschenk überlassen haben sollte, Besitz nehmen, zu Ende 1643 endlich schloß er einen Handelsvertrag mit Frankreich, und im Laufe der nächsten Jahre wurde für seine Rechnung eine bedeutende Anzahl von großen Schiffen, Kriegs- und Handelsfahrzeugen, erbaut. Aber während der Kriege im zweiten Jahrzehnt der Regierung Jakobs gingen zunächst die Kolonieen, die bereits einen guten Aufschwung genommen hatten, an die Holländer verloren und konnten auch später nicht wiedergewonnen werden; der Seehandel und die eigene Schiffahrt wurden daher vom Herzoge nach seiner Befreiung nur in weit geringerem Maße aufgenommen. Einen Ersatz suchte der Herzog seinem Lande durch Anlegung verschiedenartiger Fabriken zu verschaffen, die in der That mit bedeutendem Erfolge arbeiteten. — Auf Jakob folgte sein älterer Sohn **Friedrich Kasimir** (1682—1698). Obwohl die auswärtigen Unternehmungen mit dem Tode Jakobs völlig ins Stocken kamen und demzufolge die bisher daraus erflossenen Einnahmen ausblieben, so ließ der prachtliebende Fürst seiner Vorliebe für eine glänzende Hofhaltung dennoch freien Lauf. Zu den hiedurch veranlaßten großen Ausgaben kamen noch unaufhörlich geforderte Beisteuern des Oberlehnsherrn zu den Türkenkriegen, so daß der Herzog bald in große Geldverlegenheit geriet und, da die Bewilligungen der Ritterschaft nie ausreichten, zu Verpfändungen seine Zuflucht nehmen mußte, die wiederum Ursache von Mißhelligkeiten mit den Unterthanen und von Einmischungen der Polen wurden. Da bei dem Tode Friedrich Kasimirs der einzige überlebende Sohn **Friedrich Wilhelm** (1698—1711) noch nicht sechs Jahre alt war, so erhielt der Oheim (Jakobs zweiter Sohn) Ferdinand, obwohl die Oberräte auf Grund der Regimentsformel sofort die Regierung ergriffen hatten, vom Könige die Bestallung als Vormund und Administrator. Natürlich geriet derselbe sehr bald in arge Zerwürfnisse mit jenen und mit der ganzen Ritterschaft, und als beim Ausbruche des nordischen Krieges Karl XII. Kurland besetzte, begab sich Herzog Ferdinand außer Landes nach Danzig. Kurland wurde für längere Zeit der Kriegsschauplatz und ging je nach dem Wechsel des Kriegsglücks aus einer Hand in die andere. Auch der junge Herzog selbst blieb nicht daheim, sondern wurde von seiner Mutter, einer Tochter des Großen Kurfürsten, mitgenommen und auswärts erzogen. Einem Versprechen gemäß, welches sein Oheim, König Friedrich I. von Preußen, vom Zaren Peter dem Großen auswirkte, wurde der junge Herzog, sobald er für volljährig erklärt war, im Oktober 1710 zu St. Petersburg mit

des Zaren Bruderstochter Anna Iwanowna vermählt. Kaum aber war er nach den großen Festlichkeiten, schon unwohl, wieder abgereist, als er am 21. Januar (1711) starb. Die herzogliche Würde nahm jetzt **Ferdinand,** nunmehr der einzige männliche Sproß des Kettlerschen Hauses, mit vollem Rechte an (1711—1737), da er aber in Danzig blieb, so wurde die Ausübung der Regierungsgewalt vom Könige auch weiter den Oberräten übertragen, wodurch allein schon neue Mißhelligkeiten zwischen beiden Teilen und gegenseitige Klagen hervorgerufen wurden. Zum Überfluß wurde ein Edelmann, der polnische Oberst Karl v. Fircks, der sich weigerte, ein Pfandgut den herzoglichen Beamten herauszugeben, und auf des Herzogs Befehl verhaftet werden sollte, bei einem Handgemenge erschossen. Eine polnische Kommission erklärte darauf (Frühjahr 1717) den Herzog für unfähig, aus der Ferne zu regieren, entschied eine Reihe von Streitfragen weiter zu seinen Ungunsten und ordnete wegen des Todes jenes Obersten eine gerichtliche Untersuchung an. Aber wie die letztere nie zustande kam, so fanden auch jene Entscheidungen keine volle Ausführung, da wie immer beide Teile abwechselnd günstige Mandate in Warschau auszuwirken wußten. Daß endlich auch die Herzogin Witwe, die Großfürstin Anna, im Lande blieb und sogar zu ihrem Schutze eine kleine russische Besatzung erhielt, trug nicht eben zur Vereinfachung der Zustände, zur Beruhigung des Landes bei. Auch an kirchlichen Streitigkeiten fehlte es nicht, denn nicht genug, daß die katholische Kirche an vielen Stellen mit Erfolg einzudringen wußte, so beschäftigte und erhitzte die Gemüter der Protestanten lange Zeit die Frage, ob der Segen beim Gottesdienst zweigliedrig (nach Ps. 67, 7. 8) oder dreigliedrig (nach 4 Mos. 6, 24—26) zu sprechen sei. — Da Herzog Ferdinand kinderlos war, so war bei seinem hohen Alter die kurländische Nachfolge schon viele Jahre vor seinem Tode mehr noch als bei den Unterthanen selbst bei den ausländischen Mächten und besonders bei Rußland ein Gegenstand reger Teilnahme. Nacheinander kamen inbetracht und schienen längere oder kürzere Zeit Aussicht auf Erfolg zu haben: der Herzog Johann Adolf II. von Sachsen-Weißenfels, der Markgraf Friedrich Wilhelm von Brandenburg-Schwedt, der Herzog Karl Friedrich von Holstein-Gottorp, der Graf Moritz von Sachsen, der Landgraf Georg von Hessen-Kassel. Eine große Partei in Polen wünschte völlige Einverleibung, während die Kurländer ihr eigenes Wahlrecht gewahrt sehen wollten. Schließlich aber erhielt keiner der genannten Prätendenten den kurländischen Herzogshut, sondern der ehemalige Kammerherr Anna Iwanownas, die selbst im Januar 1730 den russischen Kaiserthron bestiegen hatte, Ernst Johann v. Biron. — Die Geschichte Kurlands von 1737—1769: **Ernst Johann** 1737—1741, die herzogslose Zeit 1741—1758, **Karl** (von Sachsen) 1758—1763 und **Ernst Johann** zum zweitenmale 1763—1769, siehe unter den beiden Artikeln „Biron" und „Karl von Kurland". — Als Herzog Ernst, von Krankheit heimgesucht, seine zweite Regierung niederlegte, folgte ihm sein älterer Sohn **Peter** (1769 **bis 1795), während der zweite Sohn Karl, einem ausschweifenden Leben sich hingebend, mit einer Leibrente abgefunden wurde. Selbst ein so begabter,** wissenschaftlich und politisch so hochgebildeter Fürst wie Peter vermochte die Zustände Kurlands nicht mehr zu ordnen. Die Konstitution, welche der polnische Reichstag zu Warschau, wo Bevollmächtigte des Herzogs und der Ritterschaft einander entgegenarbeiteten, 1774 für Kurland entwarf, wurde vom Landtage nicht angenommen, und die auf dem Landtage von 1776 vereinbarte Kompositionsakte, welche manche Anmaßungen des Adels zurückwies, fand nur Annahme, weil zugleich viele ihren Eigennutz durch neue Ämter, Landschenkungen und Geldentschädigungen befriedigt sahen; aber im Grunde änderte auch sie nichts, da aller gesetzliche Sinn geschwunden war. Nach fünfzehn Jahren mußte man sich wiederum an den polnischen Reichstag wenden und erhielt von dort (1792) eine neue, modernere Verfassung. In all den unglücklichen und unfruchtbaren Wirren, welche auch Peters Regierung ausfüllten, schuf der Herzog (5. Juni 1775) das akademische Gymnasium zu Mitau, dessen Studienplan Sulzer entworfen hat, und versah es mit reichlichen Mitteln. — Auch in Kurlands Bürgerschaft, die durch den völlig unbeschränkten freien Handel zu hohem Wohlstande gekommen war, begann sich der Geist der neuen Zeit zu regen; es bildeten sich in den größeren Städten sogen. Bürgerunionen, welche für den Grundbesitz und für die Teilnahme an den Landtagen gleiche Rechte mit dem Adel anstrebten, aber sie konnten trotz aller Bemühungen in Warschau und in St. Petersburg über die Bestimmung der Konstitution von 1774 hinaus, daß auf den Landtagen nichts, was sie betraf, ohne ihre Zustimmung beschlossen werden sollte, nichts erreichen. — Die Hauptfrage, welche fünfzehn Jahre lang alle anderen an Wichtigkeit und Interesse weit überragte, betraf wiederum die Nachfolge und das weitere Schicksal des Landes, denn Herzog Peters einziger Sohn starb 1780 im Alter von nur drei Jahren, und die Nachkommenschaft des Prinzen Karl, der eine polnische Edeldame geheiratet hatte, galt nirgends für ebenbürtig. Die Entwickelung der Geschichte Kurlands während der zwei letzten Menschenalter hatte es aber von selbst mit sich gebracht, daß sich nach der russischen Hauptstadt hin vielfache Beziehungen und Verbindungen gebildet hatten und immer engere geworden waren; viele Kurländer waren in russische Dienste getreten, viele hochgestellte Russen hatten das Indigenat im Herzogtum erhalten; als Polen durch die Teilungen dahinsank, begann man sich von der Kaiserin Katharina, der „angebeteten Schutzgöttin" des Vaterlandes, Garantieen für die eigene Verfassung geben zu lassen; die am 22. Februar 1794 ausgestellte kaiserliche Garantie der Kompositionsakte vom Februar 1793 erklärte der Oberburggraf v. d. Howen für die goldene Bulle, die magna charta Kurlands. Eben dieser Mann war es, der seit 1792, vom Landtage mit reichen Mitteln ausgestattet, sich bald am kaiserlichen Hofe, bald in Riga aufhielt und an beiden Orten, so kann man ohne Bedenken annehmen, der Vereinigung Kur-

lands mit dem russischen Reiche vorarbeitete, und als der Teilungsvertrag vom 25. Januar 1795 der polnischen Republik ein Ende gemacht hatte, war auch das Schicksal Kurlands besiegelt, obwohl seiner dort gar nicht ausdrücklich gedacht ist. Am 28. März n. St. 1795 stellten der Landtag von Kurland und Semgallen zu Mitau sowie Regierung und Landschaft des Piltenschen Kreises zu Hasenpoth die Urkunden aus, durch welche sie der Lehnsverbindung mit Polen entsagten und sich der Kaiserin unterwarfen, und an demselben Tage verzichtete der Herzog zu St. Petersburg auf alle ihm als regierendem Herzoge zustehenden Rechte auf jene Länder; am 15. April a. St. unterzeichnete die Kaiserin, nachdem ihr die Delegierten in feierlicher Audienz die unbedingte und unmittelbare Unterwerfung angetragen hatten, das Manifest, durch welches sie von den Landen Besitz ergriff und den Einwohnern ihre Religion, ihre Rechte und ihr Eigentum bestätigte. — Der Herzog selbst, der sich im Sommer noch einmal nach Kurland begab, verließ das Land am 30. August für immer und ging nach Schlesien, wo er bereits mehrere Jahre vorher das Herzogtum Sagan gekauft hatte. Er starb am 23. Januar 1800. — Vgl. Cruse, Kurland unter den Herzögen, 2 Bde., 1833 u. 1837; v. Richter, Geschichte der dem Kaisertum Rußland einverleibten deutschen Ostseeprovinzen, 2 Tle., 1858.

Kurschid s. **Churschid-Pascha.**

Küstrin, am Einfluß der Warthe in die Oder und zwar auf dem rechten Ufer beider Gewässer gelegen, wurde von Markgraf Johann, dem zweiten Sohne des im Jahre 1535 gestorbenen Kurfürsten Joachim I. von Brandenburg, zur Festung gemacht (Seydel, Nachrichten über vaterländische Festungen, I, S. 108, Leipzig 1818). Den ersten feindlichen Angriff hatte die Stadt im Jahre 1758 auszuhalten, wo sie vom 14. bis zum 23. August von den Russen unter Fermor beschossen, aber, durch den Anmarsch Friedrichs des Großen zur Schlacht von Zorndorf, bald entsetzt wurde. K. wurde damals ganz eingeäschert (Seydel, a. a. O., III, S. 253, Leipzig 1821.) — Im Jahre 1806 ergab sich die Festung, wo Oberst v. Ingersleben Kommandant war, am 1. November einem französischen Infanterie-Regiment auf die erste Aufforderung ohne jeglichen Widerstand; sie war mit allem Nötigen versehen; der Ingenieur vom Platz, Lieutenant Thynkel, hatte der Kapitulation kräftig widersprochen. Ingersleben wurde zum Tode verurteilt, aber begnadigt (v. Höpfner, Krieg von 1806/7, 2. Aufl., Berlin 1855). — Um so nachhaltiger war in den Jahren 1813—14 der Widerstand der Franzosen gegen die Angriffe, welche zunächst in Form einer Beschießung, durch die Russen im März unter General Helfreich, später mittelst teilweiser Blockade durch Truppen derselben Macht unter General Woronzow und unter General Kapziewitsch, gemacht wurden. Während des Waffenstillstandes übernahmen ostpreußische und neumärkische Landwehr (7 Bataillone, 2 Schwadronen) nebst einer 6pfündigen Fußbatterie den Dienst vor der Festung. General v. Hinrichs befehligte jene, während hier General Fournier d'Albe Kommandant war. K. wurde von allen Seiten eingeschlossen; da aber ein Belagerungspark nicht zur Verfügung stand, so mußte Hinrichs sich auf eine Blockade beschränken. Die Festung war gut proviantiert und ausgerüstet; der Kommandant sehr tüchtig; die Besatzung, deren Kern Westfalen bildeten, von zweifelhafter Zuverlässigkeit, der westfälische General Füllgraf hielt jedoch an König Jerôme unerschütterlich fest; die Verteidigung war, so lange die Verhältnisse es gestatteten, sehr aktiv. Die Einschließungsarmee litt schwer unter der Entbehrung von Obdach, Kleidung und auch Nahrung. Am 7. März 1814 kam die Kapitulation zustande, in Gemäßheit deren die Besatzung am 30. in die Kriegsgefangenschaft abmarschierte. (C. Friccius, Geschichte der Blockade Küstrins in den Jahren 1813 und 1814. Berlin 1854.) Gegenwärtig (1884) werden die Werke von K. bedeutend erweitert und verstärkt. Im Herbst 1730 kam Friedrich der Große, damals Kronprinz, nach seinem mißlungenen Fluchtversuche als Gefangener nach K., wo er demnächst bis 1732 als Rat bei der Kriegs- und Domänenkammer arbeitete.

Kutahja, auf der großen Karawanenstraße durch Kleinasien, von Brussa über Konia nach Syrien, südöstlich von Brussa belegen, bedeutende türkische Handels- und Fabrikstadt von jetzt etwa 50- bis 60,000 Einwohnern, ist die Hauptstadt eines sogen. Mutessariflik in dem osmanischen Vilajet Khodawendikjar (einst Bithynien). In der Geschichte unseres Jahrhunderts ist K. hauptsächlich dadurch namhaft geworden, daß hier der Friedensvertrag zum Abschluß kam, durch welchen der erste Krieg zwischen der Pforte und Mehemed-Ali von Ägypten sein Ende fand. Nach seinem entscheidenden Siege bei Konia (21. Dezember 1832) über die Türken war Ibrahim Pascha (s. d.) mit der ägyptischen Armee bis zu Anfang Februar des Jahres 1833 nach Afium-Kara-Hissar, und zur Verstärkung des Druckes auf die noch immer schwankende Pforte demnächst bis nach K. vorgerückt. Hier nun trafen in seinem Hauptquartier zu Anfang April aus Stambul der französische Geschäftsträger v. Varennes und als Vertreter des Diwans der Amedschi-Efendi oder Großreferendar Mustafa-Mehemed-Reschid-Bey ein, welche binnen vier Tagen mit Ibrahim die Präliminarien feststellten, mit denen Varennes am 14. April in Stambul erschien, während Reschid in K. noch weiter über die Detailfragen verhandelte. Die verabredeten Bedingungen wurden am 5. Mai 1833 durch Sultan Mahmud II. genehmigt, Syrien an Mehemed-Ali abgetreten und Mitte Mai auch Adana an Ibrahim-Pascha unter dem Titel eines Muhassil (General-Steuereinnehmers oder Statthalters zweiten Ranges) übertragen. Am 24. Mai wurde K. von den letzten ägyptischen Truppen geräumt.

Kutschuk-Kainardschi (Kütschük-K.) ist ein Flecken in Donau-Bulgarien, ostsüdöstlich von der benachbarten Festung Silistria und berühmt durch den hier im Jahre 1774 zwischen Russen und Türken geschlossenen Frieden. Der schwere Krieg, den seit 1769 der Sultan Mustafa III. gegen die russische Kaiserin Katharina II. führte, hatte im wesentlichen einen für die osmanischen Waffen sehr ungünstigen

Verlauf genommen; namentlich nördlich von der Donau hatte die Pforte erheblich viel Terrain verloren. Als die (nach Abschluß des Waffenstillstandes vom 10. Juni 1772) zu Folschani und Bucharest 1772 und 1773 versuchte Friedensunterhandlung aber erfolglos geblieben und seit April 1773 der Krieg wieder neu aufgenommen worden war, belagerten die Russen allerdings Silistria und Warna vergeblich, sonst aber verlief für die Osmanen (gegen die auch in Ägypten und Syrien sich Gegner erhoben) der Kampf abermals unglücklich. Als daher gegen Ende des Jahres 1773 nach Mustafas III. Tode die Herrschaft in Stambul auf seinen schwachen Bruder Abdul-Hamid I. übergegangen war, und nun die Russen unter Kamenskoi, Suworow und Saburowski am 19. Juni 1774 bei Kosludscha und am 14. Juli bei Tschalikawah entschieden gesiegt und den türkischen Großwessir nach Schumla zurückgedrängt und von Adrianopel abgeschnitten hatten, da eilte Abdul-Hamid (21. Juli 1774), den für sein Reich verhängnisvollen Frieden von K.-K. zu schließen, an dem auch der kurz zuvor durch den Aufstand Pugatscheffs beunruhigten Kaiserin Katharina gelegen war. Materiell waren die Verluste noch erträglich, in welche die Pforte sich damals finden mußte; aber doch enthielt der Vertrag den Keim zu ihrem späteren unaufhaltsamen Niedergange. Allerdings gab Rußland, namentlich aus Rücksicht auf Österreich, die Walachei und die Moldau zurück, behielt sich aber ein Schutzrecht in Sachen dieser Länder vor. Ebenso entsagte Rußland freilich der Herrschaft über die Tatarenvölker Nordkaukasiens, der Krim und Bessarabiens; aber auch die Pforte mußte auf das Lehensverhältnis verzichten, in welchem diese Stämme bisher zu ihr gestanden hatten, und denselben eine (wie sich nachher zeigte) unhaltbare politische Unabhängigkeit belassen. Dagegen behielt Rußland einige wertvolle Plätze in diesen Ländern, namentlich Asow, Taganrog, Jenikale, Kertsch, Kinburn. Abgesehen von der (durch einen geheimen Artikel stipulierten) Kriegsentschädigung von $4\frac{1}{2}$ Millionen Rubel, so ließ sich Rußland die freie Handels-Schiffahrt in den türkischen Meeren und Meerengen zusichern. Weiter wurde für die während des Krieges zugunsten der Russen kompromittierten Griechen volle Amnestie ausbedungen; für die Griechen der während des Krieges durch die Russen occupierten Inseln des Ägäischen Meeres wurde außer anderen das unbeschränkte Recht des Wiederaufbauens und der Ausbesserung ihrer Kirchen festgestellt. Weil aber Rußland damals auch das Recht erwarb, neben der freien Handelsschiffahrt in den türkischen Gewässern nach Bedürfnis Konsuln und Vizekonsuln anzustellen, so wurden diese sehr bald Agenten auch zur Anknüpfung von Verbindungen mit der griechischen Rajah; viele griechische Seeleute und Kauffahrer erhielten zu ihrem großen merkantilen Vorteil Patente, mit denen es ihnen möglich wurde, unter russischer Flagge das Schwarze Meer und die Seestraßen dahin gewinnbringend zu befahren.

Endlich hat die Gewandtheit der russischen Diplomatie es nachher auch verstanden, aus den Artikeln 7, 16 und 17 des Vertrages sich das Schutzrecht über die unter osmanischer Hoheit lebenden Christen herauszulesen. Obwohl die Pforte (abgesehen von einer zu Pera zu erbauenden russischen Kirche und den nach Jerusalem pilgernden Unterthanen des Zaren) nur im allgemeinen das Versprechen gegeben hatte, die christliche Religion und ihre Kirchen zu schützen, so konnte es bei der Stimmung der christlichen Rajah nicht schwer werden, jedes von Türken an der Rajah verübte Unrecht zu einem Anlaß diplomatischer Beschwerden über Vertragsverletzung zu machen.

Kutusow, Michael Laurionowitsch Fürst K.-Smolenskoi, russischer Feldmarschall, am 16. September n. St. 1745 zu Sankt Petersburg geboren und, teilweise zu Straßburg, sorgfältig erzogen, focht zuerst gegen die Polen und dann 1770—74, mit hoher Auszeichnung, gegen die Türken. Er fungierte hier unter General Bauer als General-Quartiermeister und lernte Suworow kennen, der ihm in seinen Äußerlichkeiten später vielfach Muster war und unter welchem er auch gegen Pugatschew diente. General geworden, kommandierte er bei Ausbruch des neuen Türkenkrieges 1787 zuerst am Bug, focht dann mit Löwenmut und hoher Einsicht unter Potemkin und später unter Galitzin. Vor Oczakow verlor er ein Auge. Nach Friedensschluß wurde er zu diplomatischen Sendungen nach Konstantinopel und nach Berlin benutzt; auch als Verwaltungsbeamter erwies er sich tüchtig, zog sich dann aber vom Dienst zurück, bis ihn Kaiser Alexander 1805 mit 30,000 Mann den Österreichern gegen Napoleon zuhilfe sandte. Als er auf dem Kriegsschauplatze anlangte, war die Katastrophe von Ulm schon geschehen. K. ging nun fechtend nach Mähren zurück, vereinigte sich mit einer anderen russischen Armee unter Buxhöwden und verstand sich nur ungern zur Schlacht von Austerlitz, in welcher die russisch-österreichischen Waffen am 2. Dezember eine schwere Niederlage erlitten; seit Kaiser Alexander beim Heere eingetroffen war, war der Oberbefehl thatsächlich auf diesen übergegangen. 1809 wurde K. dem Fürsten Prosorowski, welcher gegen die Türken kommandierte, zur Seite gestellt; die Intriguen, welche er spann, um diesen zu verdrängen, bewirkten, daß er abberufen wurde. Als aber 1811 der mit Frankreich drohende Kampf die rasche Beendigung des Türkenkrieges bringend wünschenswert machte, erhielt er, an des erkrankten General Kamenskoi Stelle, im April das Kommando. Nach hartnäckigen Kämpfen, nötigte er Ende November das türkische Heer, dessen Leitung der entflohene Großvezier Achmed dem Pascha Topschan Oglu übergeben hatte, bei Giurgewo zu einer Kapitulation, welcher am 28. Mai 1812 der Friede von Bukarest folgte. K.s Name war nun in ganz Rußland populär, er selbst war der Liebling des Heeres und des Volkes; als daher der immer weiter fortgesetzte Rückzug der Armee Unzufriedenheit und Mißmut hervorrief, wurde er, an Barclays Stelle, an die Spitze derselben berufen. Bei Borodino am 7. September unterlegen, hatte er Seelengröße genug sogar Moskau preiszugeben und beim Rückzuge der Franzosen überließ er den Elementen, das Vernichtungswerk an der eingedrungenen Armee zu vollenden. Ob seine Handlungsweise das Ergebnis kühler Be-

trachtung und großer Sinnesart war, welche, in richtiger Würdigung der Verhältnisse, ihn veranlaßten, auf einen taktischen Sieg zu verzichten, oder ob er sich scheute, dem Schlachtenkaiser gegenüber an die Entscheidung durch die Waffen zu appellieren, wo er es nicht nötig hatte — wird wohl stets eine unbeantwortete Frage bleiben; sein Charakter und seine Vergangenheit sprechen dafür, daß die letztgenannten Beweggründe für ihn die leitenden gewesen sind. Den Ehrennamen „Smolenskoi“ verdankt er einer hervorragenden Waffenthat nicht. Als Rußland befreit war, drängte er zum Frieden und nur ungern überschritt er die Oder. Bald nachher starb er am 28. April 1813 zu Bunzlau in Schlesien. — Sein Leben beschrieb Michailowsky-Danielewsky (französisch von Fitzelier, Petersburg 1850). — Vgl. „Denkwürdigkeiten des General Graf Toll“, herausgegeben von v. Bernhardi (Leipzig 1866).

L.

La Bédoyère, Charles Angélique François Hugbet, Graf, französischer General, aus alter Familie der Bretagne am 17. April 1786 zu Paris geboren, zeichnete sich in den napoleonischen Feldzügen mehrfach ganz besonders aus, schloß sich aber während der Restauration den Bourbons an und war, als Napoleon von Elba kam, Commandeur des 7. Infanterieregiments in Grénoble, mit welchem er, dem von Elba zurückgekehrten Kaiser entgegengesandt, bei Vizille sofort zu diesem überging, worauf Napoleon ihn zu seinem Adjutanten, zum General und zum Pair machte. In ersterer Eigenschaft in der Schlacht bei Ligny am 16. Juni 1815 zu Ney gesandt, um diesem den Befehl zu bringen, er solle den preußischen rechten Flügel angreifen, wies er das diesem Marschall unterstellte Armeecorps Erlon, welches auf dem Marsche zum Schlachtfelde von Quatrebras begriffen war, in eine den Absichten des Kaisers entsprechende Richtung; Ney aber, welcher Erlons selbst dringend bedurfte, gab diesem den unbedingten Befehl, nach Quatrebras zu kommen. Hier langte er nun zu spät an. L. B. war daher Veranlassung, daß Erlons Corps überhaupt nicht zur Thätigkeit kam. Nach Paris zurückgekehrt, vertrat er am 22. Juni in der Pairskammer mit großer Wärme die Ansprüche Napoleons II., beschloß dann nach Amerika zu gehen, kam aber nochmals nach Paris, wurde verhaftet, kriegsrechtlich zum Tode verurteilt und am 19. August 1815 auf der Ebene von Grénelle erschossen. — Vgl. „Nouvelle biographie universelle“, T. XXVII, Paris 1861.

Labiau, Vertrag zu, zwischen Brandenburg und Schweden am 20. November 1656, s. **Karl X.,** König von Schweden.

Labienus, „Propos de L.“ ist der Titel einer Schrift, welche A. Rogeard veröffentlichte, als Napoleon III. sein „Leben Cäsars“ hatte drucken lassen, in welchem er seinen großen Oheim mit diesem, sich selbst mit Augustus verglich und dem Kaiserreiche eine lange, glänzende Zukunft verhieß; Rogeard geißelte alle diese Äußerungen mit vielem Witz und beißendem Hohne; den Titel nahm er von einem römischen Geschichtsschreiber L., einem Gegner des Kaiser Augustus.

Laboulaye, Edouard René Lefèbvre. Am 18. Januar 1811 in Paris geboren, studierte L. daselbst Jura, wurde Besitzer einer Schriftgießerei, 1842 aber Advokat an der Cour royale und machte in einer Reihe hervorragender Werke zuerst die Franzosen mit den Arbeiten der deutschen rechtsgeschichtlichen Schule bekannt; von ihm ging vielfältige Anregung zu rechtsgeschichtlichen Studien in Frankreich aus, ihm verdanken die seit 1855 erscheinenden rechtsgeschichtlichen Zeitschriften ihr Dasein und zahlreiche Beiträge. 1845 wurde er Mitglied der Akademie der Inschriften und schönen Wissenschaften, 1849 Professor der vergleichenden Gesetzgebung am Collège de France. Mit Vorliebe studierte er Geschichte und Politik der Vereinigten Staaten von Nordamerika, über die er schrieb, und machte den Versuch, in Frankreich den Sinn für amerikanische Selbsthilfe und Selbstverwaltung zu wecken. Natürlich zählte er zu den bittersten Feinden Napoleons III., schloß sich der Demokratie an, fiel aber bei den Wahlen wiederholt durch; auch nahm ihn die französische Akademie nie unter ihre Mitglieder auf. Seine Professur bekleidete er ruhmvoll bis 1873, wo er Administrator des Collège de France wurde. Der eminente Jurist war ein Ehrenmann ohne Fehl, durchaus liberal und in seiner Politik ganz unabhängig. Eine Zeit lang war er mit Bluntschli und Lieber in engen Beziehungen, doch verbitterte ihn der Krieg von 1870 gegen Deutschland und löste diese Bande. L. war ein warmer und weitherziger Freund der religiösen Freiheit, aber entschiedener Gegner der radikalen Trennung von Kirche und Staat; leider hat er am Abende seines Lebens in der Frage vom höheren Unterrichte und von den akademischen Graden den Ultramontanen Dienste geleistet. Im Februar 1870 wurde der Kämpfer des Liberalismus in die Kommission gewählt, welche die Organisation der Verwaltung in Paris und dem Seine-Departement untersuchte, brach nun mit der alten Opposition und sprach sich für die Erhaltung des Kaiserreichs aus, was das größte Aufsehen erregte. Der Posten als Unterrichtsminister im Kabinett Ollivier entging ihm, nach dem Sturze des Kaiserreichs war er wieder ganz liberal und der alte amerikanisierende Doktrinär. Am 1. Juli 1871 vom Seine-Departement in die Nationalversammlung gewählt, wurde er Vize- und bald Präsident ihres linken Zentrums und Präsident der Kommission zur Reorganisierung des höheren Unterrichts. Als solcher nahm er hervorragenden Anteil an den Gesetzen, welche den höheren Unterricht dem Kle-

rus überlieferten; als Berichterstatter über das Unterrichtsgesetz gab er 1874/75 den Ausschlag zugunsten des Klerus. Im Namen der republikanischen Mehrheit berichtete er im November 1873 über die Anträge Changarniers und Périers und verlangte, daß die von Broglie am 17. d. M. verlesene Botschaft sofort dem Fünfzehner-Ausschusse überwiesen werde. Auf seinen Antrag beschlossen die gesamte Linke, die Monarchisten und Bonapartisten im Januar 1875 während der Verfassungsdebatten die Priorität des Ventavonschen Entwurfs vor dem Senatsgesetze, und bei der Spezialdebatte über denselben vertrat L. Ende Januar das Programm der Republikaner; anstatt der Anerkennung des Septennats Mac Mahons, das er entschieden bekämpfte, wünschte er den Satz gestellt: „Die Regierung der Republik besteht aus zwei Kammern und einem Präsidenten.“ Trotz des großen Eindrucks seiner Rede, die Louis Blanc angriff, erlag er mit 336 gegen 359 Stimmen. Auf Buffets Programmrede vom 12. März 1875 hin entwickelte L. als Präsident des linken Zentrums als dessen Programm aufrichtigen Republikanismus, und als Batbie im Mai d. J. den Rücktritt des Dreißiger-Ausschusses erklärte, protestierte L. dagegen namens der republikanischen Minorität. Er bekämpfte jeden Gedanken einer Restauration. Nachdem er 1875 als Präsident des Komitee der französisch-amerikanischen Union zur Feier des Säkularfests der amerikanischen Unabhängigkeit bei mehreren Demonstrationen für die Vereinigten Staaten hervorgetreten war, brachte ihn die Linke im Dezember 1875 in den französischen Senat. Auch hier ging er in der Unterrichtsfrage mit den Klerikalen und brachte Waddingtons Gesetzentwurf über die akademischen Grade im Juli 1876, mit der Rechten gehend, zu Fall; energisch bekämpfte er die Revision der Unterrichtsgesetze. L. sprach gegen die Rückkehr der Kammern nach Paris, gegen das Projekt, einen historischen Lehrstuhl für Religionen am Collège de France zu errichten, und gegen den Entwurf betreffs der Mairewahlen. Mit anderen unabhängigen Liberalen war er im Sinne größerer Freiheit des sogenannten freien Unterrichts gegen die Regierungsvorlage wegen Umgestaltung des obersten Unterrichtsrats, Januar bis Februar 1880. L. starb in Paris am 24./25. Mai 1883.

La Bourdonnaie, Bertrand François de, französischer Seemann, am 11. Februar 1699 zu Saint-Malo geboren, diente zuerst der Ostindischen Compagnie, wo er für Auszeichnung bei der Belagerung von Maihi auf Malabar den Beinamen „Mahé“ erhielt, gehörte dann der portugiesischen Flotte an, kehrte als Gouverneur von Isle-de-France und Bourbon in den vaterländischen Dienst zurück und hatte seit 1744 an den Kämpfen mit den Engländern in Ostindien hervorragenden Anteil. Am 21. September 1746 ergab sich ihm Madras durch Kapitulation, welche der Generalgouverneur Dupleix indessen nicht genehmigte. Zwistigkeiten mit diesem veranlaßten L. B., nach Europa zurückzukehren, wo er in die Bastille gesetzt und erst nach drei Jahren als schuldlos entlassen wurde. Die Leiden der Gefangenschaft hatten seine Gesundheit untergraben; er starb am 9. September 1753 zu Paris. Ein als Schachspieler bekannter Enkel gab seine Denkwürdigkeiten heraus.

Aus der Familie (die Schreibweise des Namens ist eine sehr wechselnde) sind ferner zu nennen: ein General (1747—93), welcher sich der Revolution anschloß, unter Dumouriez in den Niederlanden und dann in den Pyrenäen focht, aber militärisch wenig leistete, und ein Deputierter (1767—1839), welcher unter den Bourbons sich durch seinen Ultraroyalismus bemerklich machte.

La Cécilia, Napoleon, 1834 zu Tours geboren, studierte Mathematik, focht 1860 unter Garibaldi, 1870/71 unter Lipowski, schloß sich der Kommune an, zu deren hervorragenden Führern er gehörte, kommandierte zuerst im Zentrum, dann auf der Südfront von Paris, zog sich in den letzten Tagen des Aufstandes nach Vincennes zurück, entkam und ist am 25. November 1878 zu Kairo gestorben.

La Chaise, François d'Aix de, Père, Jesuit und Beichtvater Ludwigs XIV. von Frankreich während 34 Jahren. Geboren am 25. August 1624 zu Schloß Aix in Forez, wurde er seit seinem zehnten Jahre im Jesuitencolleg zu Roanne erzogen. Später ging er nach Lyon und wurde Provinzial des Jesuitenordens; als solchen nahm ihn Ludwig XIV. 1675 zu seinem Beichtvater. Bald nahm er eine ungemein einflußreiche Stellung am Hofe wie in dem Rate des Königs ein; die Politik Ludwigs XIV. hinsichtlich der Deklaration der gallikanischen Freiheiten (1682), namentlich aber betreffs der Widerrufung des Ediktes von Nantes (1685) ist nicht zum geringsten auf La Chaises Eingebungen zurückzuführen. Auch beim Zustandekommen des Verhältnisses des Königs zu der Frau v. Maintenon war er sehr beteiligt. Er starb, 85 Jahre alt, am 20. Januar 1709.

La Chaussée, Gefecht am 3. Februar 1814. York hatte für den 3. einen Angriff auf Vitry geplant, als er die Kunde von dem Nahen des Corps Macdonald auf der Straße von Châlons her erhielt. Er beschloß, diesem entgegenzugehen. Am Frühmorgen des 3. griffen Katzler mit der Kavallerie der Avantgarde und Jürgaß mit der Reserve-Kavallerie die vor dem Dorfe L. Ch. aufgestellte französische Reiterei und Artillerie an, warfen erstere in Unordnung durch das Dorf zurück und nahmen 4 Geschütze, worauf L. Ch. von der inzwischen herangekommenen Infanterie besetzt wurde. Am 4. wurde Châlons übergeben, in der Nacht vom 4./5. Vitry geräumt. — Vgl. „Militär-Wochenblatt“ 1835, Nr. 1005 ff.

Lacy, Sir de L. Evans, englischer General, 1787 zu Moig in Irland geboren, focht zuerst in den Kolonieen, dann auf der Pyrenäischen Halbinsel unter Wellington gegen die Franzosen, in Nordamerika und als Adjutant von Lord Ponsonby bei Waterloo, verließ darauf den Militärdienst und wandte sich der Politik zu, schrieb 1828 ein Buch gegen die russische Politik im Orient und gehörte im Parlament der radikalen Partei an. Von 1835—37 kommandierte er in Spanien die sogenannte englische Legion (6- bis 10,000 Mann), eine mit Unterstützung seiner Regierung der Königin Isabella gegen die Karlisten nach Spanien

gesandte Truppe, welche nur geringe Erfolge hatte, und verfolgte dann von neuem seine Reformbestrebungen im Parlamente. Bei Ausbruch des Krimkrieges wurde er wieder angestellt, focht an der Spitze einer Division an der Alma und bei Balaklawa, mußte dann aber aus Gesundheitsrücksichten nachhause zurückkehren, wo das Parlament ihm einstimmig den Dank des Vaterlandes aussprach. Er starb am 9. Januar 1870 zu London.

Lacy (Lascy), Franz Moritz, Graf, kaiserlich österreichischer Heerführer und Organisator, geboren den 21. Oktober 1725 zu St. Petersburg, gestorben zu Neuwaldegg bei Wien, den 24. November 1801. — Sein Vater, Graf Peter (s. Art.), rühmte sich altnormännischer Ahnen und entstammte selbst der zweiten, irländischen Heimat seines Geschlechtes, ein eifriger Anhänger der Stuart, der dem König Jakob II. (1688) das Geleite nach Frankreich gab und es später im Zarenreiche Peters I. zu bedeutender Stellung als Militär- und Staatsmann brachte. Die damaligen Allianzverhältnisse zwischen Österreich und Rußland erklären vielleicht, daß der Vater unseres L. sich entschloß, 1737 seinen Sohn nach Schlesien an die Liegnitzer Akademie und sodann 1739 nach Wien zur Ausbildung zu senden. Mit 19 Jahren trat L. als Fähnrich in das österreichische Heer, um demselben mehr als ein halbes Jahrhundert anzugehören. Es war dies im dritten Waffengange des österreichischen Erbfolgekrieges, zur Zeit als die italienische Armee Maria Theresias unter dem Oberbefehle des Fürsten Georg Christian von Loblowitz (s. Art.) gegen die Truppen des bourbonischen Frankreich und Spanien im Felde stand. Bei Belletri (11. August 1744) trug L. seine erste Wunde davon. — 1745 focht er auf dem böhmischen Kriegsschauplatze bei Hohenfriedberg und Soor als Hauptmann des Fußvolkes und bewies dabei seine Tapferkeit und Todesverachtung. Im Regimente Bernklau zum Major befördert, bezog er wieder das Feldlager in Italien unter dem Oberbefehle des Fürsten W. J. Liechtenstein und machte dann den Schluß des österreichischen Erbfolgekrieges in den Niederlanden vor Mastricht mit. 1748 Oberstlieutenant, 1750 Oberst und Regimentskommandant geworden, eine rasche Carriere, die ihn als Günstling des Glückes zeigt, erwarb er sich bei dem Ausbruche des Siebenjährigen Krieges in der blutigen Schlacht bei Lobositz (1. Oktober 1756) das ehrendste Zeugnis des Befehlshabers, Grafen Browne (s. Art.) und den Generalmajorsrang. Seine neuerliche damalige Verwundung machte ihn nur für kurze Zeit felduntüchtig, denn bald darauf machte er die kleineren Gefechte um Neujahr mit, kämpfte in der Schlacht vor Prag (1757) an der Spitze der Brigade, welche mit ihrem verwundeten Führer bis zum Schlusse den Kampfplatz behauptete und that sich nach der Schlacht bei Kolin (s. „Daun“), welcher der Entsatz Prags folgte, durch den Angriff auf die Stellung des preußischen Cernierungscorps auf dem Weißen Berge hervor. Vor Breslau und in der Dezemberschlacht bei Leuthen erwarb sich L., neuerdings verwundet, neues Lob für seine Bravour und Umsicht; dies und seine gründliche militärwissenschaftliche Bildung, gewandte Umgangsformen und vorteilhaftes Äußere, das Geschick, sich geltend zu machen, für seine Anschauungen den zweiten zu gewinnen, und sich ebenso leicht fremden Anschauungen anzupassen endlich der methodische Grundzug in beider Wesen, stellten L. als Günstling und Vertrauensmann Daun immer näher, dessen rechte Hand er als Generalquartiermeister und Feldmarschalllieutenant wurde. Hiemit war auch die Rivalität mit Laudon (s. Art.) gegeben, dessen Streben nach Selbständigkeit und feurigeres Wesen mit dem Selbstbewußtsein und Kriegsplane des Höchstkommandierenden und seines Ablatus, L., immer und immer wieder in Konflikte geraten mußte. Jedenfalls verdiente L. für seine Anordnungen bei dem Angriffe auf die Preußen vor Hochkirch (14. Oktober 1758), das Lob der Fachmänner und das Großkreuz des Theresienordens, und auch das Gelingen des „Finkenfanges“ bei Maxen (21. November 1759) darf ihm zugeschrieben werden. Größer war jedoch unstreitig das Verdienst Laudons bei Kunersdorf, und die Stimmen, welche die Nichtverwertung einzelner Erfolge Dauns und L.s für den Krieg im großen und ganzen immer lauter tadelten, in der Ernennung L.s zum Feldzeugmeister (E. 1759) nur die Einwirkung Dauns zugunsten seines Generalstabschefs betonten, fanden auch bei den Beratungen des Feldzugsplanes für 1760 ihren Wiederhall in den Erklärungen des Staatskanzlers Kaunitz und des Feldmarschalls W. Jos. Liechtenstein, zugunsten der Offensivtaktik Laudons gegen die Defensive Dauns und L.s. Man begreift daher auch den schweren Vorwurf der öffentlichen Meinung wider beide, daß sie Laudon, den Sieger über Fouqué und Eroberer der starken Festung Glatz, im ungleichen Kampfe vor Liegnitz absichtlich im Stiche gelassen hätten. Dieser Vorwurf entbehrt allerdings der Erweislichkeit, aber die Tadler Dauns und L.s behielten leider durch das Ergebnis des Feldzugsjahres 1760 recht, denn die Überrumpelung Berlins (7. Oktober 1760) durch 18,000 Österreicher unter L. und 30,000 Russen war doch schließlich ein unfruchtbarer Erfolg, welcher überdies zu heftigen Klagen L.s über die schlechte und selbstsüchtige Haltung der Verbündeten führte. Deshalb klagte man auch L. an, daß er den ungünstigen Ausgang der von Daun schon halb gewonnenen Schlacht bei Torgau (3. November) mit verschuldet habe. Daun selbst, mitten in der Schlacht verwundet, war gegen die von Wien aus beschlossene Ernennung zum stellvertretenden Oberbefehlshaber, obschon er L. „den einzigen Mann von Kopf in der österreichischen Armee“ nannte. Er gewahrte darin eine Zurücksetzung der durchweg älteren Feldzeugmeister und Kavalleriegeneräle, anderseits eine bedenkliche Vollmachterteilung an den jüngsten derselben. Daher kam es zur interimistischen Bestellung des rangältesten Kavalleriegenerales O'Donell. Daun übernahm dann wieder das Oberkommando in den Jahren 1761 und 1762, und das wenig Erfolgreiche seiner Heerführung legte die öffentliche Meinung dem Grafen L. abermals zur Last.

In die Friedensjahre 1763—1772 fällt der

Tod Dauns (s. Art.) und der Eintritt L.s als Feldmarschalls in das wichtige Amt des obersten Leiters der Militäradministration Österreichs, dessen musterhafte Verwaltung ihm die dauernde Zuneigung Kaiser Josephs II. und Maria Theresias erwarb. Als Hofkriegsratspräsident verstand er es, den Staatssäckel zu schonen und doch für die Reorganisation des Heerwesens in anerkennenswerter Weise zu sorgen. Wir begreifen daher auch das Gefühl der Freundschaft und Dankbarkeit, das sich in jener Inschrift kundgiebt, von welcher seiner Zeit Kaiser Joseph II. die Aufstellung der Büste L.s im neuen Hofkriegsratsgebäude begleiten ließ. Überdies teilte L. die Reformpläne des Thronfolgers und Mitregenten in politischen Dingen und dessen Ländererwerbungsprojekte, so daß der Brief Maria Theresias vom August 1772 an L. den letzteren als Urheber des Planes der Annexion Galiziens bezeichnet; „er habe so viel zu verlangen gewagt und dadurch dem Staate diesen Nutzen verschafft, ohne sich in die Frage einzulassen, ob er auch gerecht sei oder nicht —“, womit sie sein Verhalten zu der „unglückseligen Teilung Polens“ — wie sie diese Thatsache bezeichnend nennt — genugsam charakterisiert. — Schweres körperliches Leiden, das 1773 in Blutbrechen ausartete, nötigte im Oktober 1773 den 48jährigen L. zur Urlaubsreise nach Südfrankreich. Als er, leidlich wieder hergestellt, heimkehrte, konnten alle Bemühungen Josephs und Maria Theresias L. nicht vermögen, das Hofkriegspräsidium neuerdings zu übernehmen. L. war unter seinen Waffen- und Ranggenossen weniger beliebt, als er dies wünschen mußte, die Last der Berufsgeschäfte groß. So halfen sich denn Kaiser und Kaiserin damit, Haddik statt L.s zum Präsidenten des Hofkriegsrates und ihn selbst zum Staats- und Konferenzminister zu ernennen, als welcher er namentlich in militärischen Dingen einer der einflußreichsten Ratgeber Josephs II. blieb. L. entwarf den Plan für den böhmischen Kriegsschauplatz des bayerischen Erbfolgekrieges zwischen Österreich und Preußen (1778—1779), und die hohe Meinung des Kaisers von dem militärischen Genie L.s wurde auf Kosten Laudons damals nur noch gefestigt. Und so kam es, als der verhängnisvolle Türkenkrieg der Jahre 1788—1790 in Scene ging, und L. als Ablatus des kaiserlichen Oberbefehlshabers in Ungarn die Operationen begann, immer mehr zum Gegensatze zwischen der Anschauung Josephs II. und der öffentlichen Meinung, welche letztere in Laudon den rechten Mann sah, und die Mißerfolge des Oberkommandos in L.s Händen um so schärfer verurteilte. Trotzdem wollte Joseph II. L.s festen Entschluß (Februar 1789), seinen bisherigen Vertrauensposten im zweiten Feldzugsjahre nicht wieder zu bekleiden, durch die schmeichelhaftesten Gegengründe erschüttern, und als das tödliche Siechtum des Kaisers die Bildung einer Staatskonferenz notwendig erscheinen ließ, finden wir als dritten darin auch L. An ihn, der zu dem engsten Kreise der Vertrauten und Freunde Josephs II. zählte, war auch einer der Abschiedsbriefe des Kaisers gerichtet, worin dieser dicht vor seiner Todesstunde L. als besten Lehrer und Ratgeber, als Reorganisator der Armee mit Achtung und Dank überschüttet. — Auch unter Kaiser Leopold II. nahm L. eine bedeutende Stellung ein. Er wurde nach Laudons Tode zum Oberkommandanten der gegen Preußen aufgestellten Observationsarmee ernannt (1790), nahm an den Verhandlungen zu Pillnitz (Ende August 1791) teil und erscheint auch noch in der ersten Regierungszeit Kaiser Franz II. als zweites Mitglied der geheimen Konferenz, als Begleiter des neuen Monarchen nach Mainz, woselbst Beratungen mit dem Herzoge von Braunschweig über die Campagne gegen Frankreich gepflogen wurden. Er war damals (1793) also noch immer die Seele des österreichischen Heereswesens, über welchen eine vertrauliche Aufzeichnung am 1. Februar 1793 ein ziemlich herbes aber gewiß nicht unbegründetes Verdikt ausspricht: „Der Feldmarschall ist immer damit beschäftigt, die Gedanken herabzustimmen, die sich über die seinigen erheben, und denen entgegen zu wirken, die nicht von ihm selbst kommen. Denn stolz auf seine Erfolge auf militärischem Gebiete und sich selbst als gleich hervorragend ansehend in Dingen der Verwaltung wie des Oberbefehls, begreift er nicht recht, daß eine gut geschulte und wohl ausgerüstete Armee dennoch eines Laudon bedarf, um sie wirkungsvoll zu verwenden, und daß die politischen Geschäfte und die Lenkung der Völker andere Talente verlangen, als die genaue Kenntnis dessen, was ein Regiment kostet.“

Ganz anders allerdings charakterisiert sein jüngerer Zeitgenosse, Fürst Franz Dietrichstein, als begeisterter Apologet L.s dessen Wesen und Wirken, und darin vor allem dürfte er recht haben, wenn er die moralischen Eigenschaften und gesellschaftlichen Tugenden des Genannten rühmt. Aber auch das ungeschmälerte Verdienst eines Armeeorganisators ersten Ranges gebührt ihm, und in dieser Richtung teilt er dasselbe mit Daun, dessen Beirat und Nachfolger er war. Den Ruhestand verlebte er in den anmutigen Neuwaldegg, seiner, der Residenz nahen, Lieblingsbesitzung. Ihr schöner, dem naturliebenden Stadt-Publikum geöffneter Park beherbergt auch in abseits liegendem Waldgehege die letzten Reste des humanen Eigentümers, der das ganze Gut unter Bedingungen, die das Andenken L.s ehren, 1798 dem Fürsten Jos. Schwarzenberg verschrieb.

L. starb im Jahre des Friedens von Luneville, unter Zeitverhältnissen, die sich für Österreich immer verhängnisvoller gestalteten. Mit ihm ging eine der bedeutendsten Persönlichkeiten der theresianisch-josephinischen Epoche aus dem Leben. Sechs Jahre zuvor war sein älterer und hervorragendster Zeitgenosse, Kaunitz, vom irdischen Schauplatze abgetreten; beide schieden so ziemlich gleichzeitig aus ihren öffentlichen Lebensstellungen.

Litt.: Wurzbach XIII, 462—9. Hauptwerk: Arneth, Maria Theresia (10 Bde.), 1.—4. Abteil.; vgl. seinen maßgebenden Art. in der „Allg. deutsch. Biogr.“ XVII, 487—499; die Litteratur zur Geschichte Josephs II. — Wolf-Zwiedinek in Onckens Weltgeschichte in Einzel-Darstellungen; Hock-Bidermann, Geschichte des österreichischen Staatsrates (1879); „Die Hofkriegsratspräsidenten und Kriegsminister der kaiserlich-königlich österr. Armee“ (Wien 1874).

Lacy, Luis de, spanischer Generalkapitän, am 11. Januar 1775 zu San Roque bei Gibraltar geboren, trat in den spanischen Heeresdienst und nahm an den Kämpfen gegen die französische Republik teil, mußte diesen infolge eines Liebeshandels verlassen, focht unter französischen Fahnen, kehrte aber, als diese ihn nach Spanien führten, in die Reihen seiner Landsleute zurück und erwies sich in den Kämpfen gegen die Franzosen als tüchtiger Soldat. Als eifriger Anhänger der Konstitution von 1812 versuchte er 1817 diese in Barcelona zu proklamieren, hatte aber keinen Erfolg, wurde ergriffen und am 5. Juli desselben Jahres auf Mallorca erschossen.

Lacy, Peter Graf, russischer Feldmarschall, am 29. September 1678 zu Killidy in der irischen Grafschaft Limerick geboren, trat, nachdem er seit 1692 unter französischer und polnischer Fahne gefochten hatte, als Compagniechef in russische Dienste, focht im Nordischen Kriege, ward 1708 Regimentskommandeur, kommandierte 1709 bei Poltawa als Brigadier den linken Flügel, eroberte 1710 Riga und kam nun rasch vorwärts, so daß er gegen Ende des Nordischen Krieges mehrfach selbständig größere Heeresabteilungen kommandierte. 1734 leitete er die Belagerung von Danzig, bis Münnich ankam, befehligte unter diesem im Türkenkriege 1736 ein abgesondertes Corps, mit welchem er am 4. Juli 1736 Asow nahm und die Krim besetzte und behauptete, kommandierte gegen die Schweden in Finnland, wo er am 3. September 1741 bei Wilmanstrand siegte und durch eine Invasion in Schweden viel zur glücklichen Beendigung des Krieges beitrug, und starb 1751 als Gouverneur von Livland zu Riga. — Vgl. „Briefe über den Türkenkrieg", aus dem Französischen des Prinzen von Ligne, Dresden 1799, in welchem L.s bis 1736 reichendes Tagebuch abgedruckt ist.

Ladmirault, Louis René Paul de, französischer General, am 17. Februar 1808 zu Montmorillon geboren, in Saint-Cyr erzogen, diente von 1831 bis 1852 in Algier, führte 1859 in Italien eine Division im Corps Baraguay d'Hilliers, mit welcher er sich bei Melegnano und bei Solferino auszeichnete, und kommandierte 1870 das 4. Armeecorps, mit dem er in den Nachmittagsstunden des 16. August auf dem französischen rechten Flügel gegen das 10. preußische Corps und die 5. Division, am 18. bei Amanvillers gegen das 9. Corps focht und an der Schlacht von Noisseville hervorragenden Anteil hatte. Aus der Kriegsgefangenschaft zurückgekehrt erhielt er den Befehl über das 1. Armeecorps, drang am 22. Mai in die Stadt ein, nahm am 23. den Montmartre und breitete sich dann am rechten Seineufer aus. Am 1. Juli wurde er Gouverneur von Paris, ein Posten, welchen er bis zu seinem am 17. Februar 1878, wo er die gesetzliche Altersgrenze erreichte, erfolgten Ausscheiden aus dem aktiven Dienste bekleidete.

Ladon, Gefecht am 24. November 1870. Das 10. preußische Armeecorps, welches den linken Flügel der auf dem Vormarsche von Metz gegen die Loire begriffenen Armee des Prinzen Friedrich Karl bildete, sollte sich an diesem Tage in Beaune-la-Rolande vereinigen. Dabei traf die 37. Brigade Lehmann, welche von Montargis kam, auf Teile des französischen 20. Armeecorps des General Crouzat, welches im Vorgehen gegen den Loing begriffen war und L. erreicht hatte. Nach lebhaftem Kampfe wurden die Franzosen aus dem Orte vertrieben, Lehmann setzte seinen Weg nach Beaune über Maizières fort. Auch aus letzterem Orte waren Truppen des 20. Armeecorps durch die 39. Brigade Valentini, welche ebenfalls von Montargis nach Beaune dirigiert war, erst nach längerem Gefechte vertrieben. Der Hauptvorteil, welchen die Deutschen aus den Zusammenstößen zogen, war die Aufklärung, welche sie durch dieselben über die gegnerischen Verhältnisse erhielten. — Vgl. Frhr. v. d. Goltz, Operationen der II. Armee, Berlin 1873—75.

La Farina, Giuseppe. Am 20. Juli 1815 in Messina geboren, lebte L. als politischer Flüchtling in Toskana, wo er das Journal „Alba" gründete; seine Tendenzen waren italienisch-einheitlich und demokratisch, er haßte die Bourbons und den Absolutismus. Als die Revolution in Sicilien ausbrach, eilte er heim und wurde 1848 in das Parlament gewählt. Hier stellte er am 7. April den Antrag, die des Kunstwertes entbehrenden Bronzestatuen der Könige von Sicilien in Kanonen umzugießen, was großen Beifall erntete; als Stimmführer der Demokratie wollte er die Absetzung der Bourbonen, warnte aber, Sicilien rasch einen neuen König zu geben, in der Hoffnung, eine Republik werde möglich sein; die Kammer wollte freilich hiervon nichts hören. L. beschwor sie im Namen von Vaterland und Freiheit, nicht sofort den neuen König zu erwählen, sondern erst freie Gesetze zu dekretieren, die eine neue Tyrannei unmöglich machen sollten, und fand hiermit allgemeinen Beifall. Sobald Karl Albert im italienischen Unabhängigkeitskriege unterliege, meinte L., werde eine italienische Republik diesen fortsetzen; deshalb sollte Sicilien sich nicht zu frühe binden. Begeistert gab er sein Votum ab für die Absetzung der Bourbons in Sicilien, am 13. April; freudig stimmte er für die Königswahl des Herzogs von Genua und die Jesuitenverbannung. Am 13. August wurde er Kriegsminister; am 3. September jubelte Palermo seinen gegen jede Diktatur gerichteten Worten zu, willens den Vernichtungskampf zu wagen; er schickte, was an Munition aufzutreiben war, nach Messina, und fürchtete, die Neapolitaner könnten das munitionslose Palermo überfallen. Die Neapolitaner siegten in Messina, L. widerlegte dann die Greuel, von denen Filangieri in Neapel sprach, als Lüge. Voll Thatkraft waltete er seines Amts, energisch verfocht er seine Maßnahmen im Parlamente; Volk und Jugend hielten zu ihm. Aber die von ihm zurückgedämmte Nationalgarde ruhte nicht, bis er mit seinen Kollegen am 8. Februar 1849 abtrat. Er konnte es nicht verhindern, daß Sicilien sich dem Könige Ferdinand wieder unterwarf; vergebens hatte er Ruggiero Settimo am 21. April 1849 beschworen, die Diktatur an sich zu reißen und das Volk zur äußersten Verteidigung aufzurufen; Settimo dankte ab, und L. ging nach Frankreich.

Sehr zuverlässig für die Geschichte ist seine 1851

(Capolago) erschienene zweibändige „Istoria documentata della rivoluzione Siciliana e delle sue relazioni coi governi italiani e stranieri 1848—49".

Erst 1855 kehrte L. nach Italien zurück, wo er sich Manin und Pallavicino 1856 anschloß und mit seltenem politischem Takte ihre Pläne unterstützte, worüber uns sein „Epistolario" von Franchi belehrt. Die entscheidendste Frage war für ihn die der nationalen Einheit und Unabhängigkeit; Piemont erschien ihm für Italien hochwichtig. Im Herbste 1857 wurde er Schriftführer des italienischen Nationalvereins und seine Wochenschrift „Piccolo corriere d'Italia" dessen Organ; L. gewann in Sicilien zahlreiche Anhänger. Dabei trat er mit Cavour in immer intimere Beziehungen. Seit 1857 leitete er die Società Italiana. Voll Freude sah er die Vorbereitungen zum Kriege und arbeitete an der Insurrektion Italiens, von Garibaldi angefeuert und auf Cavour bauend, den er zum Kriege gegen Österreich drängte. Der Krieg brach aus, L. eilte nach Venetien, um es zu insurgieren, und trieb zur Annexion Mittelitaliens durch Piemont an; als Vertrauensmann und Kanzleidirektor Cavours setzte er alle Kräfte im Sinne der Annexion ein. Er reorganisierte den Nationalverein und wurde 1860 Vizepräsident der in Turin gebildeten liberalen Union. Er war der entschiedene Gegner einer Murat-Regierung für Neapel, wollte beide Sicilien unter Viktor Emanuel mit Piemont vereinigen und beriet sich in dieser Richtung heimlich mit Cavour; sein Feldgeschrei war: Italien unter Viktor Emanuel! 1860 that er sein Bestes, um die Revolutionierung Siciliens zu befördern, wohnte der Einschiffung Garibaldis bei und ging bald in Cavours Auftrag nach Sicilien. Hier aber ließ ihn Garibaldi am 7. Juli in Palermo verhaften und nach Genua heimschicken. Trotzdem bewunderte der edle L. offen Garibaldis Heldenthaten. Während die Mazzinisten ihn mit Verleumdungen überhäuften, wurde der fabelhaft thätige Mann von Cavour im Oktober zum Staatsrate befördert, erhielt die Direktion der öffentlichen Sicherheit und des Inneren auf Sicilien, blieb aber nur kurze Zeit dort. An die Spitze des Nationalvereins getreten, forderte er Siciliens unmittelbare Annexion, war gegen jeden Partikularismus; auch als Parlamentsmitglied war er unermüdlich. Die Mazzinisten und die Feinde der italienischen Einheit haßten ihn glühend. Er starb am 5. September 1862 in Florenz. Seine „Storia d'Italia del 1815 al 1850" erschien in 2. Auflage in 2 Bänden 1864 in Mailand. Ausonio Franchi gab L.s Briefwechsel und politische Schriften 1868 heraus.

Vgl. Reuchlin, Geschichte Italiens von der Gründung der regierenden Dynastien bis zur Gegenwart, 4 Bde., Leipzig 1859—1873.

Lafayette, Marie Jean Paul Roch Yves Gilbert Motier, Marquis de, am 6. September 1757 auf Schloß Chavagnac in der Auvergne geboren, stand als französischer Offizier zu Metz in Garnison, als die Begeisterung für die Unabhängigkeitsbestrebungen der englischen Unterthanen in Nordamerika ihn 1777 dorthin führte. Dieser Umstand sowie seine ganze Persönlichkeit und seine militärische Tüchtigkeit, welche er in dem entbrannten Kampfe mehrfach an den Tag legte, verschafften ihm bald eine große Volksbeliebtheit; sie nahm noch zu, als er, auf die Nachricht vom Ausbruch des Krieges zwischen Frankreich und England 1779 nach Europa zurückgekehrt, die Absendung französischer Hilfstruppen nach Amerika zu Wege gebracht hatte. Er beteiligte sich nun dort von neuem am Kriege und trug namentlich zur Kapitulation von Yorktown bei. Wenig gefielen dagegen bei Hofe die liberalen Grundsätze, zu denen er sich nach seiner Rückkehr nach Frankreich offen bekannte, und welche er in der Versammlung der Notabeln sowie später in den Reichsständen und in der konstituierenden Nationalversammlung vertrat. Auch den radikalen Parteien ging er bald nicht weit genug, und so befand er sich früh zwischen zwei Strömungen, deren keiner er folgen mochte. Er legte daher das Kommando der Nationalgarde, welche er ins Leben gerufen hatte, nieder und zog sich nach Annahme der Konstitution von 1790 auf das Land zurück. Bei Ausbruch des Krieges an die Spitze der Ardennen-Armee gestellt, versuchte er nach den Ereignissen des 10. August 1792 diese zur Rettung des bedrohten Königtums zu gebrauchen; als dies nicht glückte, entfloh er nach den Niederlanden, wurde am 14. von den Österreichern festgenommen und blieb in deren Gewahrsam, bis Bonaparte ihn 1797 durch die Abmachungen von Leoben befreite. Bis 1815 hielt er sich dem öffentlichen Leben fern. Dann aber erhob er in der Deputiertenkammer mächtig seine Stimme für Napoleons Absetzung und für die Grundsätze von 1789; als darauf die Bourbons den Thron von neuem bestiegen hatten und ihre Regierung zu jenen Grundsätzen in den entschiedensten Gegensatz trat, gehörte er in der Deputiertenkammer zu den hervorragendsten Mitgliedern der Opposition. Er war daher leicht für die Julirevolution gewonnen und stützte den Thron Louis Philipps, namentlich als Kommandant sämtlicher Nationalgarden, gegen die Republikaner, zerfiel aber bald mit der Regierung und starb zu Paris am 20. Mai 1834. — Vgl. Warin, Mémoires pour servir à la vie de L., Paris 1824; Sarrans, L. et la révolution de 1830, Paris 1832; „Memoires, correspondance et manuscrits de L.", 6 vol., Paris 1836—37.

La Fère, kleine französische Festung an der Oise, im Jahre 1814 wegen der Verbindung mit den Niederlanden und als Artilleriedepot von Wichtigkeit, wurde am 28. Februar von General v. Thümeen nach geringem Widerstande genommen und blieb 1815 während der ganzen Zeit des Aufenthaltes der Verbündeten in dortiger Gegend blockiert. — Vgl. „Geschichte der Kriege in Europa seit 1792", 12. Teil, 1. Bd., Berlin 1847.

Während des Krieges von 1870/71 war L. F., damals Festung 2. Klasse, deren Stärke in der durch Überschwemmungen und Wassergräben geschaffenen Sturmfreiheit bestand, wegen ihrer Lage an der Eisenbahn Reims-Laon-L. F.-Paris von Bedeutung. Sie wurde daher am 15. November von der zum 1. Armeecorps gehörigen Brigade Zglinitzki eingeschlossen. Nachdem in den

nächsten Tagen von Soissons Belagerungsgeschütz eingetroffen war, begann am Abend des 24. der Batteriebau und am 25. morgens die Beschießung, worauf in der Nacht vom 26./27. die Kapitulation erfolgte; 2000 Mann wurden kriegsgefangen. — Vgl. „Militär-Wochenblatt", 10. Beiheft, 1872.

La Ferté, Heinrich Herzog von, Marschall von Frankreich, 1599 geboren, am 27. September 1681 auf seinem Schlosse L. F. bei Orléans gestorben, in den Kriegen Ludwigs XIII. und XIV. viel genannt und viel verwandt, ohne als Feldherr hervorzutreten.

Laffeld, Schlacht am 2. Juli 1747. Der Höchstkommandierende der verbündeten Truppen in den Niederlanden, der Herzog von Cumberland, hielt Mastricht für bedroht und brach daher am 24. Juni aus seinem Lager bei Lier dorthin auf; der französische Oberbefehlshaber, der Marschall von Sachsen, folgte ihm von Mecheln aus und griff ihn am 2. Juli in seiner Stellung bei L., einem Dörfchen bei Mastricht, an; er gebot über 98,000, sein Gegner über 82,000 Mann. Der sehr blutige Kampf drehte sich hauptsächlich um den Besitz von L.; als dieses genommen war, ging Cumberland auf das rechte Maasufer zurück. Der Marschall entsandte nun Löwendal zur Belagerung von Bergen-op-Zoom; im übrigen blieben beide Heere unthätig. — Vgl. „Österreichische militärische Zeitschrift" 1836, 4. Bd.

Laffitte, Jacques. Als Sohn eines Zimmermanns in Bayonne am 24. Oktober 1767 geboren, trat L. mit zwölf Jahren bei einem Notar in die Lehre und kam 1788 nach Paris, um eine Stelle zu suchen. Diese fand er bei dem Banquier Perregaux, der dem begabten Kommis bald sein volles Vertrauen schenkte, ihn 1800 zum Associé nahm und ihn zum Testamentsvollstrecker und Nachfolger ernannte, als er starb. Somit war L. 1805 Chef des Bankhauses Perregaux, Laffitte und Co., das er zu einem der angesehensten Frankreichs erhob. Auch wurde er Präsident der Pariser Handelskammer und 1813 Richter am Handelstribunale der Seine, 1809 Regent und am 25. April 1814 Gouverneur der Bank von Frankreich, den Gehalt für diese Stelle hochsinnig ausschlagend. Paris sollte eine Kriegskontribution zahlen, die Stadtkassen waren leer, L. schlug eine Nationalsubskription vor und unterzeichnete eine gewaltige Summe, aber er blieb allein. Napoleon kam von Elba zurück, Ludwig XVIII. wandte sich an L. und erhielt einige Millionen, ebenso half L. dem Herzoge von Orleans aus großer Geldnot. Während der Hundert Tage Mitglied der Repräsentantenkammer, nahm L. keinen offenkundigen Anteil an den Verhandlungen. Als Napoleon Frankreich verloren hatte, legte er bei L. 5 Millionen in Gold an, die L. als Depositum ansah und darum nicht verzinste, während Napoleon in seinem Testamente Legate auf die Zinsen anwies. Um eine Zwangsanleihe vermieden zu sehen, schoß L. nach der Kapitulation von Paris aus seiner Kasse 2 Millionen dem Staatsschatze vor, und bei Blücher verbürgte er sich für die Kontribution von 600,000 Frs., an der er den größten Teil selbst trug. Die allgemeine Anerkennung lohnte ihm für solche Uneigennützigkeit.

Im Oktober 1816 von Paris in die Repräsentantenkammer entsandt, saß L. in den Reihen der Opposition. Nur bei Finanzfragen ergriff er das Wort. Seine Kenntnisse und sein Urteil bestimmten Richelieu, ihn in die Kommission zur Abhilfe der Not im Staatsschatze zu berufen, was der König selbst wünschte; L. bekämpfte in dieser Kommission das System der Zwangsanleihen und die Pfandzettel, forderte hingegen ein auf das öffentliche Vertrauen basiertes Steuersystem. Er arbeitete der Chambre introuvable nach besten Kräften entgegen, mißbilligte alle verfassungswidrigen Verfügungen und machte sich bei dem herrschsüchtigen Klerus und den Höflingen ebenso verdächtig wie verhaßt. Nach der Auflösung der Kammer 1817 wiedergewählt, behielt L. seinen Platz in der Opposition bei, verteidigte die Preßfreiheit und pries 1817 in der Kammer die Wohlthaten von 1688 für Großbritannien und den Vorteil eines Dynastiewechsels. Als 1818 eine finanzielle Krisis drohte, kaufte und zahlte der populäre Banquier für 400,000 Frs. Rente und hielt die Panik auf. 1819 mußte er vom Posten als Gouverneur der Bank von Frankreich zurücktreten, den der Herzog von Gaëta (s. „Gaudin") erhielt. Er tadelte 1819 von der Kammertribüne die blutige Unterdrückung der Meutereien seitens der Regierung, stritt für das bedrohte Wahlgesetz und schlug eine Adresse an Ludwig vor, in der er um Erhaltung desselben gebeten wurde. 1822 hielt er eine sehr bemerkenswerte Rede über die finanzielle und politische Lage Frankreichs, wurde wieder Regent der Bank und lehnte den Gehalt ab. 1823 widersetzte er sich heftig der Intervention in Spanien. Er besaß viel fünfprozentige Rente, und man erwartete von ihm, er werde 1824 an der Seite seiner Parteigenossen die Rentenkonversion Villèles bekämpfen; statt dessen begünstigte er sie zum bitteren Ärger seiner politischen Freunde und der allgemeinen Meinung, nur um dem Herzoge von Orléans die auf ihn entfallenden 14 Millionen aus der Entschädigungsmilliarde zuzuwenden, die sich nur durch die Rentenkonversion erwirken ließ. Seinen Schriften „Opinion sur le projet de loi relatif aux finances pour 1817" (Paris 1817), „Opinion sur le projet de loi relatif à la liberté de la presse" (1817), „Opinion sur le projet de loi des finances de 1818" (1818), „Discours prononcé dans la séance du 12. mai 1818" (1818), „Opinion sur le projet de loi des finances de 1822" (1822) ließ er jetzt „Réflexions sur la réduction de la rente et sur l'état du crédit" (1824) folgen, um sein unerwartetes Verhalten zu erklären; aber er war in der Achtung der Genossen gefallen und erlangte 1824 kein Kammermandat. 1827 jedoch wurde er wieder gewählt, warf sich neuerdings in die Opposition, lärmte bei Manuels Monstrebegräbnisse gegen die Regierung Karls X. und forderte die In-Anklage-Versetzung des Kabinetts Villèle, was ihn wieder beliebt machte. Die Notabilitäten von Presse und Tribüne scharten sich um ihn, seine Börse stand allen Unglücklichen offen, mit fürstlicher Liberalität unterstützte er die Industrie und die Künste, voll Edelmut half er Châteaubriand aus Geldnöten und rettete unter

eigenen Opfern der Familie des gefeierten Generals Foy ihr Vermögen; daß er seine älteste Tochter mit dem Fürsten von der Moskwa, Joseph Napoleon Ney († 1857), vermählte, schmeichelte den Bonapartisten. Seit lange stand er in den vertrautesten Beziehungen zu dem Herzoge von Orléans; er sah eine Revolution als unvermeidlich voraus und fand in dem Herzoge den geeignetsten König, der Frankreich vor Anarchie und Radikalismus bewahren könnte; immer wieder ermunterte er ihn, die Lage auszubeuten und sich den Weg zum Throne zu ebnen; aber auch den Republikanern erwies er Aufmerksamkeiten. Der Herzog von Orléans sträubte sich gegen die Rolle, die er übernehmen sollte; Thiers wirkte durch L. beschwichtigend auf seine Bedenken ein. Daß nach dem Erscheinen der Ordonnanzen Karls X. am 26. Juli 1830 die fünfprozentige Rente um vier Francs fiel, galt für ein Manöver L.s gegen Rothschild. Mit Ungeduld erwartete man L. vom Lande in Paris, am 28. traf er ein und eilte zu den Deputierten bei Audry de Puyraveau; seiner und Thiers' energischen Fürsprache war es zu danken, daß Guizots Protestentwurf gegen die Ordonnanzen angenommen wurde; er ging in die Tuilerieen, um den Marschall Marmont um Einhalt des Kampfs zu bitten und ihm die Hilfe der Deputierten anzubieten, wenn Karl die Ordonnanzen widerrufe, erreichte aber nichts.

Zu Puyraveau zurückgekehrt, übernahm er die Leitung der parlamentarischen Bewegung, während er den Herzog von Orléans vor den Netzen von St. Cloud warnen ließ. Sein Hôtel an der nach der Julirevolution mit seinem Namen geehrten Straße wurde das Hauptquartier der oppositionellen Deputierten, und er warf sich mit verhängten Zügeln in die Bewegung. Man dachte an Bruch mit dem Bourbonentume, an eine provisorische Regierung, die Lafayette vorschlug. Sein Bruder Eugène brachte am 29. zwei Linienregimenter auf der Place Vendôme zum Anschlusse an die oppositionellen Deputierten, was den Erfolg entschied. Bei L. wurde Lafayette zum Oberbefehlshaber der Nationalgarde gemacht und ein städtischer Ausschuß für die Ordnung erwählt, in den L. trat; sofort ging er am 29. Juli auf das Hôtel-de-ville. Dem Herzoge von Orléans ließ er nach Neuilly sagen, er solle sich bereit halten, er habe nur die Wahl zwischen Krone und Flucht. Den vom Könige in sein Hôtel Abgesandten, Semonville, Argoult und Vitrolles, erklärte er, es sei zu spät; seiner Ansicht nach mußte die Revolution zu Ende geführt werden, und offen sprach er von Orléans. Er nutzte die Zeit aus, die Karl verlor, und handelte für Ludwig Philipp von Orléans; er sandte Thiers zu ihm, um seinen Anschluß zu erlangen. Im Palais Bourbon versammelte sich unter seinem Vorsitze am 30. sehr unvollständig die Kammer, und als hier ein Pair seitens Karls erschien, schnitt L. alle Unterhandlungen schroff ab; er weigerte sich, Dekrete Karls anzunehmen, dessen „Stadtpost er nicht sei", und wies den Pair an den städtischen Ausschuß. Thiers meldete ihm, Ludwig Philipps Schwester Adélaide habe sich in dessen Abwesenheit für die Annahme der Statthalterschaft durch ihn verbürgt; doch kostete es L. Mühe, die Deputierten zu einer Botschaft an Ludwig Philipp zu bestimmen. Endlich erging die Einladung, auf L.s Drängen unterzeichneten sie alle Deputierten, die bei ihm waren, und Ludwig Philipp traf in Paris ein, um Reichsverweser zu werden. L. unterzeichnete die Adresse der Deputierten, welche der Nation die Ernennung des Herzogs zum Generallieutenant verkündete, las sie ihm im Palais Royal vor, umarmte ihn am 31. vor dem Volke auf dem Balkon des Palais und riet ihm, nach dem Hôtel-de-ville zu gehen. Der Generallieutenant ernannte ihn am 1. August zum Minister ohne Portefeuille, und bei den Wahlen zum Kammerpräsidium erhielt er am 6. 160 Stimmen; da Périer das Präsidium ablehnte, übernahm er es. Als Bérard den Vorschlag zum Dynastiewechsel machte, unterstützte ihn L., der in den Ausschuß über diese Frage trat; am 7. August verlas L. Ludwig Philipp den Kammerbeschluß, der ihn zum Throne berief; der neue König warf sich angesichts der Deputierten in seine Arme und leistete ihm am 9. den Eid auf die Verfassung. Am 11. August 1830 wurde L. Minister ohne Portefeuille im Kabinette Guizot-Broglie. „Weder Staatsmann noch Finanzmann, weder Redner noch Denker, ohne gründliche allgemeine noch Fach-Bildung, hatte sich L. doch, allein vermöge seiner Persönlichkeit, zum Führer der parlamentarischen Opposition in der Kammer und zum zeitweiligen Abgotte der Pariser aufgeschwungen. Die ganz ideale Seite der Julirevolution verkörperte sich in diesem bürgerlichen Königsmacher, der seinem fürstlichen Schützling noch nicht lästig, dem höheren Bürgertume, dem er angehörte, noch ein Stolz, dem niederen Volke durch seine freie, einnehmende Liebenswürdigkeit ein unverdächtiger Freund war. Die Hoffnungsfreudigkeit, der Glaube an den Edel- und Heldenmut des Volkes, an seine Unüberwindlichkeit, an die Macht des liberalen Gedankens erfüllten ihn ganz. Die naiv-unwissende Anschauung von der apostolischen Sendung und der Popularität französischer Herrschaft in Europa, die Allgemeinheit der politischen Begriffe, die ungeprüfte revolutionäre Überlieferung teilte er mit dem unerfahrensten Ladenbesitzer der Hauptstadt. Der ganze dreifarbige Rausch der Julitage, der leichtlebige und leichtsinnige Optimismus, die wohlgefällige Selbsttäuschung, der heitere Enthusiasmus, die harmlose Eitelkeit eines Geschlechts und einer Klasse, deren politisches Glaubensbekenntnis und nicht allzu hohe Lebensmoral sich in einem Bérangerschen Liede zusammenfassen ließen, hatten einen getreuen und gefälligen Vertreter, wie ihn der Augenblick wollte, in dem versöhnlich-gutmütigen, beweglichen und begabten Epikuräer, der zugleich eine permanente Seite der französischen Natur trefflich darstellte, die angenehmste vielleicht, wenn nicht die tüchtigste. Sobald der Augenblick vorüber, der Rausch verflogen — er dauerte freilich ein halbes Jahr —, so war auch der Mann, der gerade jetzt so geeignet erschien, die Gegensätze zu verschmelzen, als Bindeglied zwischen Palais-Royal und Stadthaus zu dienen, verbraucht und unverwendbar für die Tagesarbeit und den regelmäßigen Krieg." (Hillebrand.) L. wurde Präsident

der neuen Kammer, als aber die Volksbewegung immer höher wogte, am 3. November Ministerpräsident eines Kabinetts der Fortschrittler, in dem er die Finanzen übernahm, um alsbald seinen Idealismus der politischen Anschauung auf Schritt und Tritt gehemmt zu sehen. Denn alle Wünsche der Fortschrittler konnte man nicht befriedigen, und dem Kabinette fehlte innere Einheit, während es vor allem streben mußte, der Ordnung zum Siege zu verhelfen; gewissermaßen mutlos trat L. sein schweres Amt an, zumal sein Bankhaus augenfällig zurückging. Es glückte ihm nicht, Barrot in das Ministerium zu bringen, während er die Finanzleitung eigentlich Thiers überließ. Anfangs unterstützte ihn die Linke, bald aber war er ihr viel zu wenig radikal, die Rechte hingegen fand ihn zu revolutionär. Seine Gesetze über Gemeindeverwaltung, Presse und Wahlen entfremdeten ihm die Linke mehr und mehr. Hatte er in der belgischen Frage feierlich betont, Frankreich werde nie die Verletzung des Grundsatzes der Nichtintervention gestatten, so tadelte er die Ansprüche Belgiens an Luxemburg, was der Linken nicht weniger als die Forderung einer hohen Zivilliste für Ludwig Philipp mißfiel. Als Lafayette abtrat, suchte ihn L. im königlichen Auftrage vergebens zu begütigen, und doch freute er sich, seiner ledig zu sein.

Seine Stellung wurde täglich schwieriger und haltloser, die Kammerauflösung nützte ihm nichts, den ewigen Aufständen und Meutereien gegenüber war er ohnmächtig, zumal er nicht einen gleichgesinnten Mitarbeiter hatte, sondern allein stand; die Majorität in der Kammer verließ ihn, der König betrachtete ihn als abgethan. Seine Privatverhältnisse waren in voller Zerrüttung; die Revolution hatte sie gebrochen, denn er hatte ihr zu große Summen geopfert.

Neun Millionen waren um ihretwillen darauf gegangen. L. hatte große Summen in liegenden Gütern, jetzt forderten seine Gläubiger Geld, er konnte erstere nicht ohne großen Verlust sofort realisieren und die letzteren damit befriedigen. Bald war auch sein bedeutender Anteil an den von der Kammer dem Handel bewilligten 30 Millionen erschöpft. Ludwig Philipp kaufte ihm die Waldungen von Breteuil für 10 Millionen ab, obwohl sie nur 5 wert waren, und verbürgte sich für weitere 6, die L. bei der Bank von Frankreich erhob, machte freilich 1831 die größten Schwierigkeiten, als er zahlen sollte. L. ließ dem Bankkonsortium, welches der Haytischen Regierung 150 Millionen vorgeschossen, wobei er selbst wesentlich interessiert war, 5 Millionen vom Staate als Bürgen der Anleihe auszahlen, wofür im Februar 1833 auf seine Bitten Indemnität gewährt wurde: 1834 gab ihm der König nochmals 1,500,000 Frs., trotzdem er sein Feind geworden. Der Kredit des Hauses L. war nicht mehr zu erhalten, die Gläubiger stürmten gegen die Kassen, und L. kündete am 19. Januar 1831 an, er liquidiere, während die französischen Finanzen fast ebenso kläglich standen wie die seinen. Am 8. März erfuhr L. aus der Zeitung, eine wichtige Depesche aus Wien sei ihm vom Könige und dem Minister des Äußeren vorenthalten worden; er beschwerte sich, trat aber noch nicht ab. Er suchte, von der Kammer 200 Millionen zu erhalten, um den Staatsverpflichtungen nachkommen zu können, und erlangte sie trotz Berryers Angriffen durch Sebastianis Hilfe am 11. März. Aber der König und die Majorität wollten ihn los sein, zumal er beständig taktlos Instruktionen gab, die Frankreich im Auslande kompromittierten, und des Königs persönliche Politik kreuzte. Der König ließ ihn fallen, berief Périer, und L. blieb nichts übrig, als am 12. März 1831 abzutreten. Von nun an war er der erbittertste Feind des Mannes, dem er den Thron verschafft hatte. Er trat für Bayonne in die Kammer, deren Präsidium er fast wieder erhalten hätte, und stimmte gegen alle Ministerien der Reihe nach, unterzeichnete den Rechenschaftsbericht der Opposition 1832 und ging am 6. Juni d. J. mit Arago und Barrot zu dem Könige, um ihn für populärere Maßregeln zu stimmen. Vermögen und Popularität waren verloren; er mußte alle Güter verkaufen, um 50 Millionen Schulden zu decken; die für ihn eröffnete Nationalsubskription erreichte in acht Monaten nicht über 400,000 Frs., erhielt ihm aber sein prachtvolles Hôtel in Paris. 1834 trat er für Rouen in die Kammer, um bittere Opposition zu machen. Nachdem die Liquidation seines Hauses 1836 beendet war, verblieben ihm einige Millionen, und er gründete 1837 unter dem Namen einer Banque sociale mit 20 Millionen eine Diskontokasse unter seiner Leitung, die dem Pariser Handel und der Industrie aufhelfen sollte, aber sehr wenig Glück hatte. 1837 kam er nur durch Aragos Austritt für Paris, 1839 und 1842 für Rouen in die Kammer, wo er die Julikrone mit steigender Verbitterung angriff und sich soweit hinreißen ließ, Gott und die Menschen um Verzeihung für seine Hilfe bei der Julirevolution anzurufen. 1826 schrieb L. „Laffitte, banquier à Paris, à Mm. les électeurs de l'arrondissement de Vervins", 1832 „Dix millions de profits à garder, ou une million d'intérêts à gagner", 1834 „Jacques Laffitte à Mm. les électeurs de Saint-Denis" und 1841 „Note explicative sur l'emprunt de 37 millions de francs par le gouvernement du Texas" (Paris). Seine Memoiren wurden nicht gedruckt, und in seinem Nachlasse fand man 7200 Bündel mit angefangenen und auf seinen Befehl abgebrochenen gerichtlichen Prozeduren. 1844 präsidierte L. als Alterspräsident der Kammer, die ihn aber nicht aussprechen ließ, als er an die Verheißungen der Revolution erinnerte, und am 26. Mai d. J. erlag er in Paris einem Lungenübel. Über 20,000 Personen folgten seinem Sarge.

Vgl. Marchal, Souvenirs de Jacques L., racontés par lui-même et puisés aux sources les plus authentiques, Paris 1844, drei Bände; Hillebrand, Geschichte des Julikönigtums, 2. Auflage, zwei Bände, Gotha 1881.

La Force, französische Herzogsfamilie, aus welcher mehrere Mitglieder in der Kriegsgeschichte sich einen Namen gemacht haben, namentlich die beiden Marschälle Jacques und Armand, Vater und Sohn. Der erstere, am 30. Oktober 1558 geboren, am 10. Mai 1652 zu Bergerac gestorben, wird besonders im Dreißigjährigen

Kriege genannt. Der letztere, am 16. Dezember 1675 auf Schloß L. F. in Perigord gestorben, diente unter seinem Vater und unter Condé. Beide schrieben Denkwürdigkeiten, welchen die eines 1621 gefallenen Bruders von Jacques, Henri, beigefügt sind (Paris 1843). — Vgl. „Nouvelle biographie générale“, T. XXVIII, Paris 1861.

de Lagardie, ein aus Südfrankreich, aus der Gegend von Carcassonne, stammendes Adelsgeschlecht, welchem mehrere berühmte Staatsmänner und Feldherren Schwedens entsprossen sind.

Pontus de L., geboren etwa 1530, warf früh, von unruhigem, thatendurstigem Geiste getrieben, den Mönchsstand ab und focht zuerst mit Auszeichnung unter Brissac in Piemont (1552 bis 1556), dann in Schottland für die Witwe Jakobs V., Maria von Lothringen. Später trat er in dänische Dienste und endlich, von den Schweden gefangen genommen (1565), nach Beendigung des dänisch-schwedischen Krieges in die Dienste Erichs XIV., bei dessen Hof und Armee sich bereits mehrere Franzosen befanden. Er machte Kriege gegen die Polen, die Dänen und Lübeck mit, schloß sich aber bei den Zwistigkeiten Erichs mit seinen jüngeren Brüdern den letzteren an und wirkte persönlich bei seiner Überwältigung und Festnahme mit, wobei er sogar einen Pistolenschuß auf ihn abfeuerte. Der neue König Johann erhob ihn aus Dankbarkeit zum Ritter, machte ihn später zum Freiherrn v. Eckholm und verlieh ihm große Güter. Abwechselnd diente er bald als Befehlshaber in Livland und gegen die Russen, bald als Gesandter in Deutschland, Spanien, Navarra, Frankreich und auch bei den wichtigen Verhandlungen in Rom, welche die Zurückführung des Katholicismus nach Schweden bezweckten. Nachdem er alles, was die Schweden in Livland verloren hatten, wiedergewonnen, auch Narwa und Ingermanland erobert hatte, wurde er zum Statthalter der Ostseeprovinzen ernannt, aber schon bald darauf litt er, von einer Unterhandlung mit den Russen heimkehrend, vor Narwa Schiffbruch und ertrank (5. Dezember 1585).

Jakob de L., der zweite Sohn des Vorigen (von Johanns III. natürlicher Tochter Sophia Gyllenhjelm), geboren 1583. Schon 1609 erhielt er den Oberbefehl gegen die Russen und drang bis gegen Moskau vor, als aber die fremden Söldner beim Ausbleiben des Soldes meuterten und davonliefen, machte er mit seinen Schweden und Finnen einen meisterhaften Rückzug; 1611 eroberte er Kexholm und Nowgorod und zwang die Russen, den zweiten Sohn Karls IX. zu ihrem Großfürsten anzunehmen. Auch in den ersten Jahren Gustav Adolfs führte er den Krieg gegen Rußland mit großem Ruhm (Juli 1614 Sieg bei Staraja-Russa) und war ein trefflicher Lehrer und Meister des jungen Königs in der praktischen Kriegskunst. Während des vierjährigen preußischen Krieges befehligte de L. ebenfalls meistenteils in Livland (schon vorher, August 1625 Eroberung von Dorpat, im September von Mitau; Februar 1627 Sieg bei Wenden). Zum Grafen und zum Mitglied des Reichsrats ernannt, war er einer der zehn Reichsräte, welchen, als Gustav Adolf nach Deutschland hinüberging, die Verwaltung des Königreiches anvertraut wurde. Später wurde er Präsident des Kriegsrats und starb 1652. — Von Jakobs drei Söhnen, welche ihm Ebba Brahe, die einst Gustav Adolf geliebt hatte, gebar, war der älteste

Magnus Gabriel de L., geboren 1622, gestorben 1686. Ausgestattet mit allen trefflichen Eigenschaften des Geistes und des Körpers und hoch gebildet, dabei von feinen Sitten, prachtliebend und verschwenderisch, war er ein aufrichtiger Verehrer und Förderer der Künste und Wissenschaften („Schwedens erster Mäcen“); aber um als praktischer Staatsmann und Feldherr Großes zu leisten, dazu fehlten ihm, der die höchsten Würden in Heer und Staat bekleidete, Schnelligkeit und Entschiedenheit des Entschlusses, Festigkeit und Ausdauer im Handeln und im Leiden. — Wenn die Königin Christine ihrem Vetter Karl Gustav von Zweibrücken trotz früherer Zusage ihre Hand verweigerte, so lag davon die Hauptursache in ihrer wachsenden Zuneigung zu dem jugendlich schönen Grafen, und da sie diesen doch nicht gut heiraten konnte, verzichtete sie selbst ganz auf die Ehe und vermählte ihn mit des Pfalzgrafen Schwester. Schon 1646 war M. G. de L. in einer zwar wenig bedeutenden, aber mit großem Aufwand ausgerüsteten Gesandtschaft an den Hof Ludwigs XIV. geschickt worden. 1648 wurde er von der Königin zum Generalgouverneur von Leipzig und zu Wrangels Generallieutenant über alle schwedischen Truppen in Deutschland ernannt und damit ohne jedes eigene Verdienst den alten Truppenführern übergeordnet; weiter wurde er Generalgouverneur in Livland, Reichsmarschall und Inhaber vieler Lehen. 1653 aber fiel er bei der Königin in eine Ungnade, die er selbst durch demütigende Schritte nicht mehr zu bannen vermochte. Durch König Karl X., seinen Schwager, wurde er zwar zum Reichsschatzmeister eingesetzt, doch die Geschäfte mußte seiner Untauglichkeit wegen ein anderer versehen. Auch beim Ausbruche des Krieges gegen Polen und Rußland (1655) erhielt de L. als „des Königs Generallieutenant“ in den Ostseeprovinzen eine wichtige und verantwortungsvolle Stellung, die er bei den dortigen stark zerrütteten Zuständen um so weniger auszufüllen imstande war: die Russen eroberten und überschwemmten die Lande, daß aber Zar Alexei Riga nicht nehmen konnte, war nicht sein Verdienst. Von Karl X. in seinem Testament zum Reichskanzler ernannt, kam er auch in die vormundschaftliche Regierung für Karl XI. und fand darin trotz alles wilden Parteigetriebes Zeit und Neigung, seine Vorliebe für die Wissenschaften vielfach zu bethätigen: so wurde damals auf seine Anregung das Antiquitätskollegium ins Leben gerufen, und 1666/68 wurde zu Lund die erste schwedische Universität gestiftet. Inbezug auf die äußere Politik war der Reichskanzler der Führer der französischen Partei. Bald nachdem der junge König für volljährig erklärt war (1672), begann de L.s Stern zu sinken, da sich die Gegenpartei allmählich dem Könige zu nähern wußte; sogar gegen die

Beschuldigung unehrerbietiger, hochverräterischer Äußerungen über den König hatte er sich einmal zu verteidigen. Nach dem Unglück von Fehrbellin und den wiederholten Niederlagen der schwedischen Flotte gegen die dänische, als die schwedische Macht immer tiefer sank, während die heimische Verarmung in erschrecklichem Maße anwuchs, zog sich der Reichskanzler stillschweigend von allen Staatsgeschäften zurück. — Während M. G. de L. noch im Jahre 1679 ein Einkommen beziehen konnte, welches auf 256,719 Reichsthaler berechnet wurde, traf ihn die Reduktion der Krongüter so hart, daß er im folgenden Jahre nur noch ein einziges Gut besaß und sich selbst für „vollständig zugrunde gerichtet" ansah. Dennoch legte ihm die Kommission, welche 1681 die ehemalige vormundschaftliche Regierung zur Rechenschaft zu ziehen hatte, die Zahlung eines Schadenersatzes an den Staat von nicht weniger als 83,000 Reichsthalern auf. — Die jetzt lebenden Grafen de L. stammen von M. G.s jüngstem Bruder, dem Reichsrat Axel Julius († 1710), ab. — Die Quellen siehe unter „Karl IX." u. s. w. von Schweden.

Laghuat (El Aghuat), Stadt auf einer Oase im Norden der Sahara, 260 km südlich von Algier, wurde am 3. Dezember 1852 von den Franzosen durch einen kombinierten Angriff der Generale Pélissier und Yusuf nach vorangegangener Beschießung mit Sturm genommen. — Vgl. „Spectateur militaire", Février 1858.

Lagny, Stadt im Departement Seine-et-Marne, war seit dem 21. November 1870, wo es gelang, die vom Osten kommende Eisenbahn durch Herstellung des gesprengten Tunnel von Nanteuil bis dorthin fahrbar zu machen, der Hauptstapelplatz für die vor Paris sowie für die weiter westlich stehenden deutschen Truppen. — Vgl. „Deutsches Generalstabswerk" I, 1368; II, 205.

Laguéronnière (La Guéronnière), Louis Etienne Arthur Dubreuil Hélion, Vicomte de. Zu Limoges 1816 aus legitimistischem Hause geboren, erhielt L. eine streng königliche Erziehung, studierte und schrieb seit 1840 an der von seinem Bruder gegründeten legitimistischen Limoger Zeitung „L'avenir national". Châteaubriand und Lamartine waren seine Ideale, und er vertrat feurig in der Provinzialpresse ihre politischen Anschauungen, was ihm Lamartines Gunst verschaffte. Nach der Februarrevolution bot dieser L. die Präfektur von Corrèze an, L. schlug sie aus und blieb als Freund und gewissermaßen Sekretär um den Minister Lamartine. Dieser übertrug ihm die Leitung seines Organs „Le bien public", und da dies bald einging, übernahm L. die Redaktion der „Ere nouvelle", die ebenfalls auf Antreiben des Klerus rasch aufhörte. Girardin öffnete dem talentvollen Publizisten die Spalten der „Presse", an der er 15 Monate äußerst thätig war; als aber die Zeitung sozialistische Tendenzen vertrat, schied L. aus der Redaktion, und sein Absagebrief an Girardin wurde in der „Presse" abgedruckt. Für Lamartine übernahm er die Direktion des „Pays", entzweite sich aber mit ihm wegen einer darin erscheinenden Studie über Ludwig Napoleon, die ein Zukunftsbild genannt werden konnte und ihm ungeheure Reputation verschaffte. 1851 und 1856 erschien sie wieder in den „Etudes et Portraits politiques contemporains" (Paris). Der Staatsstreich machte ihn plötzlich zum Bonapartisten, er verteidigte ihn. Das Departement Cantal brachte ihn im März 1852 in den Gesetzgebenden Körper, wo er für die definitive Abschaffung der Todesstrafe für politische Dinge sprach, und er kam unter dem Kaiserreiche in den permanenten Ausschuß zur Prüfung der neuesten Preßerzeugnisse, überwachte Presse und Buchhandel. Am 15. August 1852 wurde er Ritter und 1858 Kommandeur der Ehrenlegion, am 18. September 1854 Mitglied des Staatsrats. Längere Jahre präsidierte er dem Generalrate von Haute-Vienne, der unter seiner Leitung allein von allen zugunsten Lamartines seine Genehmigung votierte. 1858 schrieb er (Paris) „Souvenirs et Notes sur M. Bineau et les finances de l'empire"; in der „Revue contemporaine" erschienen wiederholt Aufsätze von ihm, und 1862 trat er mit dem Buche „De la politique intérieure et extérieure de la France" hervor. Im „Constitutionnel" und im „Pays" verfaßte er die hauptsächlichsten Artikel über die orientalische Frage; im März 1858 erregte seine Broschüre „L'empereur Napoléon III. et l'Angleterre" großes Aufsehen, und im Januar 1859 kündete er die bevorstehende Katastrophe in der Broschüre „L'empereur Napoléon III. et l'Italie" an. Seine offiziöse Broschüre „La France, Rome et l'Italie" rief neuerdings zur Erörterung der Frage über die weltliche Herrschaft des Papstes auf. 1861 wurde L. Senator, seit 1862 leitete er das Journal „La France", um die imperialistischen mit den klerikalen Interessen zu vereinigen. Am 29. September 1868 als außerordentlicher Gesandter und bevollmächtigter Minister in Brüssel accreditiert, begann L. mit Frère-Orban wegen der belgischen Eisenbahnen zu unterhandeln, was aber keinen Erfolg hatte. Im Senate zeichnete er sich 1870 als eleganter Redner aus, indem er die Veränderung der Verfassung und das Plebiscit verteidigte; dann ging er als Botschafter nach Konstantinopel. Die Katastrophe von Sedan aber verschloß ihm auf immer die politische Bühne. 1875 erschien in Paris sein zweibändiges Werk „Le droit public et l'Europe moderne", und am 23. Dezember d. J. starb er daselbst. — Vgl. Delord, Histoire du second empire, Paris 1869 ff.

Laharpe, Friedr. Cäsar. Als der Sohn geachteter Eltern am 6. April 1754 im Städtchen Rolle am Genfersee im damals bernerischen Waadtlande geboren, empfing L. die wesentlichsten Eindrücke in der nach Grundsätzen der Aufklärung geleiteten, stark besuchten Plantaschen Erziehungsanstalt im bündnerischen Schloß Haldenstein. Voll von Erinnerungen an die Republiken des klassischen Altertums, träumte er schon jetzt von einer demokratischen Verjüngung seines Vaterlandes. Nach vollendeten Studien ließ er sich in seinem Heimatslande als Anwalt nieder; aber das ihm peinliche Gefühl der Abhängigkeit von Bern, ein persönlicher Zusammenstoß mit einem Patrizier, der den feurigen jungen Mann an die Unterthan-

Kriege genannt. Der letztere, am 16. Dezember 1675 auf Schloß L. F. in Perigord gestorben, diente unter seinem Vater und unter Condé. Beide schrieben Denkwürdigkeiten, welchen die eines 1621 gefallenen Bruders von Jacques, Henri, beigefügt sind (Paris 1843). — Vgl. „Nouvelle biographie générale", T. XXVIII, Paris 1861.

de Lagardie, ein aus Südfrankreich, aus der Gegend von Carcassonne, stammendes Adelsgeschlecht, welchem mehrere berühmte Staatsmänner und Feldherren Schwedens entsprossen sind.

Pontus de L., geboren etwa 1530, warf früh, von unruhigem, thatendurstigem Geiste getrieben, den Mönchsstand ab und focht zuerst mit Auszeichnung unter Brissac in Piemont (1552 bis 1556), dann in Schottland für die Witwe Jakobs V., Maria von Lothringen. Später trat er in dänische Dienste und endlich, von den Schweden gefangen genommen (1565), nach Beendigung des dänisch-schwedischen Krieges in die Dienste Erichs XIV., bei dessen Hof und Armee sich bereits mehrere Franzosen befanden. Er machte Kriege gegen die Polen, die Dänen und Lübeck mit, schloß sich aber bei den Zwistigkeiten Erichs mit seinen jüngeren Brüdern den letzteren an und wirkte persönlich bei seiner Überwältigung und Festnahme mit, wobei er sogar einen Pistolenschuß auf ihn abfeuerte. Der neue König Johann erhob ihn aus Dankbarkeit zum Ritter, machte ihn später zum Freiherrn v. Eckholm und verlieh ihm große Güter. Abwechselnd diente er bald als Befehlshaber in Livland und gegen die Russen, bald als Gesandter in Deutschland, Spanien, Navarra, Frankreich und auch bei den wichtigen Verhandlungen in Rom, welche die Zurückführung des Katholicismus nach Schweden bezweckten. Nachdem er alles, was die Schweden in Livland verloren hatten, wiedergewonnen, auch Narwa und Ingermanland erobert hatte, wurde er zum Statthalter der Ostseeprovinzen ernannt, aber schon bald darauf litt er, von einer Unterhandlung mit den Russen heimkehrend, vor Narwa Schiffbruch und ertrank (5. Dezember 1585).

Jakob de L., der zweite Sohn des Vorigen (von Johanns III. natürlicher Tochter Sophia Gyllenhjelm), geboren 1583. Schon 1609 erhielt er den Oberbefehl gegen die Russen und drang bis gegen Moskau vor, als aber die fremden Söldner beim Ausbleiben des Soldes meuterten und davonliefen, machte er mit seinen Schweden und Finnen einen meisterhaften Rückzug; 1611 eroberte er Kexholm und Nowgorod und zwang die Russen, den zweiten Sohn Karls IX. zu ihrem Großfürsten anzunehmen. Auch in den ersten Jahren Gustav Adolfs führte er den Krieg gegen Rußland mit großem Ruhm (Juli 1614 Sieg bei Staraja-Russa) und war ein trefflicher Lehrer und Meister des jungen Königs in der praktischen Kriegskunst. Während des vierjährigen preußischen Krieges befehligte de L. ebenfalls meistenteils in Livland (schon vorher, August 1625 Eroberung von Dorpat, im September von Mitau; Februar 1627 Sieg bei Wenden). Zum Grafen und zum Mitglied des Reichsrats ernannt, war er einer der zehn Reichsräte, welchen, als Gustav Adolf nach Deutschland hinüberging, die Verwaltung des Königreiches anvertraut wurde. Später wurde er Präsident des Kriegsrats und starb 1652. — Von Jakobs drei Söhnen, welche ihm Ebba Brahe, die einst Gustav Adolf geliebt hatte, gebar, war der älteste

Magnus Gabriel de L., geboren 1622, gestorben 1686. Ausgestattet mit allen trefflichen Eigenschaften des Geistes und des Körpers und hoch gebildet, dabei von feinen Sitten, prachtliebend und verschwenderisch, war er ein aufrichtiger Verehrer und Förderer der Künste und Wissenschaften („Schwedens erster Mäcen"); aber um als praktischer Staatsmann und Feldherr Großes zu leisten, dazu fehlten ihm, der die höchsten Würden in Heer und Staat bekleidete, Schnelligkeit und Entschiedenheit des Entschlusses, Festigkeit und Ausdauer im Handeln und im Leiden. — Wenn die Königin Christine ihrem Vetter Karl Gustav von Zweibrücken trotz früherer Zusage ihre Hand verweigerte, so lag davon die Hauptursache in ihrer wachsenden Zuneigung zu dem jugendlich schönen Grafen, und da sie diesen doch nicht gut heiraten konnte, verzichtete sie selbst ganz auf die Ehe und vermählte ihn mit des Pfalzgrafen Schwester. Schon 1646 war M. G. de L. in einer zwar wenig bedeutenden, aber mit großem Aufwand ausgerüsteten Gesandtschaft an den Hof Ludwigs XIV. geschickt worden. 1648 wurde er von der Königin zum Generalgouverneur von Leipzig und zu Wrangels Generallieutenant über alle schwedischen Truppen in Deutschland ernannt und damit ohne jedes eigene Verdienst den alten Truppenführern übergeordnet; weiter wurde er Generalgouverneur in Livland, Reichsmarschall und Inhaber vieler Lehen. 1653 aber fiel er bei der Königin in eine Ungnade, die er selbst durch demütigende Schritte nicht mehr zu bannen vermochte. Durch König Karl X., seinen Schwager, wurde er zwar zum Reichsschatzmeister eingesetzt, doch die Geschäfte mußte seiner Untauglichkeit wegen ein anderer versehen. Auch beim Ausbruche des Krieges gegen Polen und Rußland (1655) erhielt de L. als „des Königs Generallieutenant" in den Ostseeprovinzen eine wichtige und verantwortungsvolle Stellung, die er bei den dortigen stark zerrütteten Zuständen um so weniger auszufüllen imstande war: die Russen eroberten und überschwemmten die Lande, daß aber Zar Alexei Riga nicht nehmen konnte, war nicht sein Verdienst. Von Karl X. in seinem Testament zum Reichskanzler ernannt, kam er auch in die vormundschaftliche Regierung für Karl XI. und fand darin trotz alles wilden Parteigetriebes Zeit und Neigung, seine Vorliebe für die Wissenschaften vielfach zu bethätigen: so wurde damals auf seine Anregung das Antiquitätskollegium ins Leben gerufen, und 1666/68 wurde zu Lund die erste schwedische Universität gestiftet. Inbezug auf die äußere Politik war der Reichskanzler der Führer der französischen Partei. Bald nachdem der junge König für volljährig erklärt war (1672), begann de L.s Stern zu sinken, da sich die Gegenpartei allmählich dem Könige zu nähern wußte; sogar gegen die

Beschuldigung unehrerbietiger, hochverräterischer Äußerungen über den König hatte er sich einmal zu verteidigen. Nach dem Unglück von Fehrbellin und den wiederholten Niederlagen der schwedischen Flotte gegen die dänische, als die schwedische Macht immer tiefer sank, während die heimische Verarmung in erschrecklichem Maße anwuchs, zog sich der Reichskanzler stillschweigend von allen Staatsgeschäften zurück. — Während M. G. de L. noch im Jahre 1679 ein Einkommen beziehen konnte, welches auf 256,719 Reichsthaler berechnet wurde, traf ihn die Reduktion der Krongüter so hart, daß er im folgenden Jahre nur noch ein einziges Gut besaß und sich selbst für „vollständig zugrunde gerichtet“ ansah. Dennoch legte ihm die Kommission, welche 1681 die ehemalige vormundschaftliche Regierung zur Rechenschaft zu ziehen hatte, die Zahlung eines Schadenersatzes an den Staat von nicht weniger als 83,000 Reichsthalern auf. — Die jetzt lebenden Grafen de L. stammen von M. G.s jüngstem Bruder, dem Reichsrat Axel Julius († 1710), ab. — Die Quellen siehe unter „Karl IX.“ u. s. w. von Schweden.

Laghuat (El Aghuat), Stadt auf einer Oase im Norden der Sahara, 260 km südlich von Algier, wurde am 3. Dezember 1852 von den Franzosen durch einen kombinierten Angriff der Generale Pélissier und Yusuf nach vorangegangener Beschießung mit Sturm genommen. — Vgl. „Spectateur militaire“, Février 1858.

Lagny, Stadt im Departement Seine-et-Marne, war seit dem 21. November 1870, wo es gelang, die vom Osten kommende Eisenbahn durch Herstellung des gesprengten Tunnel von Nanteuil bis dorthin fahrbar zu machen, der Hauptstapelplatz für die vor Paris sowie für die weiter westlich stehenden deutschen Truppen. — Vgl. „Deutsches Generalstabswerk“ I, 1368; II, 205.

Laguéronniere (La Guéronnière), Louis Etienne Arthur Dubreuil Hélion, Vicomte de. Zu Limoges 1816 aus legitimistischem Hause geboren, erhielt L. eine streng königliche Erziehung, studierte und schrieb seit 1840 an der von seinem Bruder gegründeten legitimistischen Limoger Zeitung „L'avenir national“. Châteaubriand und Lamartine waren seine Ideale, und er vertrat feurig in der Provinzialpresse ihre politischen Anschauungen, was ihm Lamartines Gunst verschaffte. Nach der Februarrevolution bot dieser L. die Präfektur von Corrèze an, L. schlug sie aus und blieb als Freund und gewissermaßen Sekretär um den Minister Lamartine. Dieser übertrug ihm die Leitung seines Organs „Le bien public“, und da dies bald einging, übernahm L. die Redaktion der „Ere nouvelle“, die ebenfalls auf Antreiben des Klerus rasch aufhörte. Girardin öffnete dem talentvollen Publizisten die Spalten der „Presse“, an der er 15 Monate äußerst thätig war; als aber die Zeitung sozialistische Tendenzen vertrat, schied L. aus der Redaktion, und sein Absagebrief an Girardin wurde in der „Presse“ abgedruckt. Für Lamartine übernahm er die Direktion des „Pays“, entzweite sich aber mit ihm wegen einer darin erscheinenden Studie über Ludwig Napoleon, die ein Zukunftsbild genannt werden konnte und ihm ungeheure Reputation verschaffte. 1851 und 1856 erschien sie wieder in den „Etudes et Portraits politiques contemporains“ (Paris). Der Staatsstreich machte ihn plötzlich zum Bonapartisten, er verteidigte ihn. Das Departement Cantal brachte ihn im März 1852 in den Gesetzgebenden Körper, wo er für die definitive Abschaffung der Todesstrafe für politische Dinge sprach, und er kam unter dem Kaiserreiche in den permanenten Ausschuß zur Prüfung der neuesten Preßerzeugnisse, überwachte Presse und Buchhandel. Am 15. August 1852 wurde er Ritter und 1858 Kommandeur der Ehrenlegion, am 18. September 1854 Mitglied des Staatsrats. Längere Jahre präsidierte er dem Generalrate von Haute-Vienne, der unter seiner Leitung allein von allen zugunsten Lamartines seine Genehmigung votierte. 1858 schrieb er (Paris) „Souvenirs et Notes sur M. Bineau et les finances de l'empire“; in der „Revue contemporaine“ erschienen wiederholt Aufsätze von ihm, und 1862 trat er mit dem Buche „De la politique intérieure et extérieure de la France“ hervor. Im „Constitutionnel“ und im „Pays“ verfaßte er die hauptsächlichsten Artikel über die orientalische Frage; im März 1858 erregte seine Broschüre „L'empereur Napoléon III. et l'Angleterre“ großes Aufsehen, und im Januar 1859 kündete er die bevorstehende Katastrophe in der Broschüre „L'empereur Napoléon III. et l'Italie“ an. Seine offiziöse Broschüre „La France, Rome et l'Italie“ rief neuerdings zur Erörterung der Frage über die weltliche Herrschaft des Papstes auf. 1861 wurde L. Senator, seit 1862 leitete er das Journal „La France“, um die imperialistischen mit den klerikalen Interessen zu vereinigen. Am 29. September 1868 als außerordentlicher Gesandter und bevollmächtigter Minister in Brüssel accreditiert, begann L. mit Frère-Orban wegen der belgischen Eisenbahnen zu unterhandeln, was aber keinen Erfolg hatte. Im Senate zeichnete er sich 1870 als eleganter Redner aus, indem er die Veränderung der Verfassung und das Plebiscit verteidigte; dann ging er als Botschafter nach Konstantinopel. Die Katastrophe von Sedan aber verschloß ihm auf immer die politische Bühne. 1875 erschien in Paris sein zweibändiges Werk „Le droit public et l'Europe moderne“, und am 23. Dezember d. J. starb er daselbst. — Vgl. Delord, Histoire du second empire, Paris 1869 ff.

Laharpe, Friedr. Cäsar. Als der Sohn geachteter Eltern am 6. April 1754 im Städtchen Rolle am Genfersee im damals bernerischen Waadtlande geboren, empfing L. die wesentlichsten Eindrücke in der nach Grundsätzen der Aufklärung geleiteten, stark besuchten Plantaschen Erziehungsanstalt im bündnerischen Schloß Haldenstein. Voll von Erinnerungen an die Republiken des klassischen Altertums, träumte er schon jetzt von einer demokratischen Verjüngung seines Vaterlandes. Nach vollendeten Studien ließ er sich in seinem Heimatslande als Anwalt nieder; aber das ihm peinliche Gefühl der Abhängigkeit von Bern, ein persönlicher Zusammenstoß mit einem Patrizier, der den feurigen jungen Mann an die Unterthan-

schaft erinnerte, bewogen L., 1782 einem durch den Baron Grimm vermittelten Rufe der Kaiserin Katharina II., als Erzieher ihrer Enkel, der Großfürsten Alexander und Konstantin, zu folgen. Als Jugendbildner des künftigen Selbstherrschers gewann so L. eine weithin reichende Einwirkung, und auch nach Ausbruch der französischen Revolution blieb „Mr. le Jacobin“, wie die Kaiserin scherzweise den Freiheitsschwärmer zuweilen nannte, in seiner Stellung. Nicht so sehr seine politische Gesinnung, als ein Versuch, gegen Katharinas Willen seine Zöglinge ihrem Vater, dem Großfürsten Paul, näher zu bringen, erschütterten seine Stellung, so daß er 1795 Rußland verließ. Doch schon von St. Petersburg aus hatte L. 1790 für die Emanzipation der Waadt in Denkschriften die öffentliche Meinung zu bearbeiten angefangen und dadurch Reklamationen der Berner Regierung am russischen Hofe veranlaßt. Nach seinem Ausscheiden aus St. Petersburg setzte er diese litterarischen Angriffe auf das rührigste fort, so daß ihm nicht nur die Grenzen seines Heimatslandes verschlossen blieben, sondern daß er es vorzog, das Genfergebiet, wo er anfangs weilte, mit Paris zu vertauschen. Nicht mehr anonym stellte er sich jetzt als Verfechter nicht nur der waadtländischen, sondern geradezu auch der französischen Interessen — u. a.: „Essai sur la constitution du pays de Vaud“, an V, und: „Des intérêts de la republique française considérés relativement aux oligarchies helvetiques“, an VI — in den Vordergrund. Hatten die Aufreizungen der Schweizer Flüchtlinge noch bei Robespierre wenig Anklang gefunden, so „machten nun (wie der erste Konsul sich 1800 in einer Instruktion an den Gesandten nach Helvetien aussprach) einige ‚schweizerische Störenfriede‘, voran L., in den Pariser Journalen einen ‚Revolutionslehrkurs‘ in wütenden Artikeln durch und betrieben gleichzeitig bei den reizbarsten Mitgliedern des Direktoriums eine Reihe von Intriguen und Einwirkungen aller Art“. Nach dem Fructidor-Staatsstreich war die Einmischung Frankreichs eine reife Sache geworden, und L., in welchem die Liebe zur engeren Heimat und der Haß gegen die bisherigen politischen Gestaltungen sich um den Vorrang stritten, ist als ein Haupturheber der französischen Invasion nach der Schweiz anzusehen (s. d. Art. „Helvetische Republik“). Aber wie nun — nach L.s eigenem Willen — die junge Republik Waadt alsbald ihre Zugehörigkeit zu Helvetien bekannte und dadurch einer gegenüber Frankreich gefährdenden Zwischenstellung sich entzog, so trat auch L. selbst sehr bald in die Leitung der Helvetischen Republik ein. An die Stelle zweier gemäßigter denkender Mitglieder des erstgewählten Direktoriums kamen durch einen Staatsstreich, Ende Juni 1798, L. und Ochs (s. d.). Vom Boden Frankreichs her eilte L. nach der helvetischen Hauptstadt Aarau, und als Mitglied der obersten Autorität entfaltete er nun eine umfassende Arbeitskraft, eine durchgreifende Energie, zeigte aber auch seine von Leidenschaft erfüllte Auffassung, welche, wenn notwendig, mit Anwendung wildterroristischer Mittel, einzig im weigerungslosen Anschluß an Frankreich das Heil Helvetiens erblickte; dabei geriet L. besonders mit seinem waadtländischen Kollegen im Direktorium, Moritz Glayre (geb. 1743), einem makellosen Verfechter nationaler Unabhängigkeit, in schärfsten Gegensatz. Aber mit dem Nachlassen der kriegerischen Gefahren, Herbst 1799, mit der Verminderung der revolutionären Gärung sank auch L.s Übergewicht, das zeitweise einer Diktatur ähnlich gewesen war. Nochmals brachte er am 4. November 1799 in einer Staatsschrift sehr bemerkenswerte, wenn auch teilweise wieder sehr gewaltsame Vorschläge zur Leitung des Esprit national ein; doch schon war seine Stellung erschüttert. Er drang mit dem Staatsstreiche, welchen er darauf im Dezember zur Befestigung des Direktoriums anriet und mit französischer Hilfe gegen die Föderalisten durchzuführen hoffte, nicht durch. Vielmehr wandte sich jetzt der französische Geschäftsträger selbst den Gegnern zu, und am 7. Januar 1800 wurde die bisherige Regierung aufgelöst, L. mit zwei seiner Kollegen geradezu geächtet. Er begab sich nach Lausanne, wurde aber im Juli dazu gebracht, die Schweiz ganz zu verlassen. Irregeführt, wie es scheint, durch einen gefälschten Brief, hatte er bei den höchsten Behörden eine grundlose Denunciation eingebracht, infolge deren er nach Bern in Haft gebracht werden sollte: da entzog er sich, während er dahin auf dem Wege war, durch Flucht seinen Wächtern und begab sich nach Frankreich.

Inzwischen hatte sein früherer Zögling Alexander den Kaiserthron bestiegen, und L. reiste im Herbst 1801 nach St. Petersburg. Der schwärmerische Herrscher des Ostens suchte durch L. im Frühjahr 1802 mit Bonaparte anzuknüpfen, um mit demselben Hand in Hand ein Zeitalter des Konstitutionalismus zu begründen; aber L. war doch selbst einsichtig genug, um das Unpassende eines solchen Antrages an den Militärregenten zu erkennen. L. zog sich zu Paris in das Privatleben zurück, und erst nach Napoleons Sturz, und zwar im Interesse der Erhaltung der seit 1798 geschehenen neuen Gestaltung der schweizerischen Dinge gegenüber weitergehenden reaktionären Forderungen, konnten die älteren Verbindungen desselben mit dem kaiserlichen Schüler wieder zu größerer Bedeutung erwachen. Schon am 3. Januar 1814 gab Alexander in einem Briefe an L. die bündigsten Zusicherungen für Erhaltung der beiden Kantone Waadt und Aargau gegenüber den deren Selbständigkeit bedrohenden Begehren der hergestellten vorrevolutionären Regierung von Bern. Von Langres an Begleiter des Zaren, dann wieder 1815 auf dem Wiener Kongresse thätig, war L unermüdlich in der Verteidigung der Unabhängigkeit der durch die Revolution neugeschaffenen kantonalen Gebilde. Später kehrte er nach der Waadt selbst zurück und nahm, als Mitglied des Großen Rates bis 1828, am öffentlichen Leben Anteil Ein Kämpfer auf seite der liberalen Opposition während der Restauration, half der als Greis noch feurige Mann zur Veränderung von 1831 (s. d. Art. „Druey“) mit. Noch im höchsten Alter behielt er seine geistige Rüstigkeit und starb am 30. März 1838.

Vgl. besonders von L. selbst die am 15. Floréal an XII durch ihn an Zschokke adressierten Memoiren (J. Vogel, Schweizergeschichtliche Stu-

dien, Bern 1864, S. 63—217). „Notices biographiques sur le général F. C. de la Harpe", par C. Monnard, 1838.

La Hogue, Seeschlacht s. **Hogue.**

Laibach, Monarchenkongreß, Januar bis Mai 1821. Nachdem es Metternich auf dem Kongresse zu Troppau im November 1820 gelungen war, die Monarchen von Rußland, Österreich und Preußen angesichts der Revolution in Neapel zur Unterzeichnung eines Protokolles zu vermögen, nach welchem sie sich verpflichteten, illoyalen Reformen ihre Anerkennung zu versagen und sich gegen Staaten, in denen dergleichen vorgekommen, zunächst freundschaftliche Schritte, nötigenfalls aber Zwangsmaßregeln vorbehielten, welches Verfahren gegen das Königreich beider Sicilien angewendet werden sollte, wurde dessen König Ferdinand I. (s. d.) auf den für Januar 1821 anberaumten Kongreß nach L. eingeladen. Da dieser sich dem Willen der Mächte gern und völlig unterwarf, wurde die österreichische Intervention beschlossen und ausgeführt. Von L. aus desavouierte Kaiser Alexander I. auch den Losbruch Alexander Hypsilantis. — Vgl. die Werke über neueste Geschichte: Gervinus, Bulle, Flathe 2c.

Lainé, Joseph Henri Joachim, Vicomte de. Am 11. November 1767 in Bordeaux geboren, wurde L. 1789 Advokat und schloß sich eifrigst der Revolution an. 1793 wurde er Administrator des Distrikts La Réole und leistete im Proviantwesen Bedeutendes. Nach einem Aufenthalte in San Domingo zurückgekehrt, trat er 1795 in die Departementalverwaltung der Gironde, wirkte im mäßigenden Sinne, milderte nach Kräften die harten Verfügungen gegen Emigranten und eidweigernde Priester, legte aber nach drei Monaten sein Amt nieder und griff zur Advokatur zurück, der er zwölf Jahre mit großem Erfolge diente; seine Einnahmen machten es ihm möglich, die Familie seines ältesten Bruders, der im Handelsfache verunglückt war, zu erhalten. 1808 kam er durch die Gironde in den Gesetzgebenden Körper, wo er sich als Redner und Ehrenmann hervorthat. Bei der Diskussion über den Strafkodex wollte er in einem von ihm geforderten geheimen Komitee das Prinzip der Konfiskation bekämpfen, drang aber nicht durch, und das Komitee unterblieb; hingegen gab ihm Napoleon das Kreuz der Ehrenlegion. Als die Alliierten Frankreich bedrohten, rief Napoleon Kommissionen des Senats und des Gesetzgebenden Körpers ins Leben, welche Einschau in die Verhandlungen mit den Alliierten nehmen sollten, und L. wurde Mitglied und Präsident der Kommission des Gesetzgebenden Körpers. In dieser Eigenschaft erstattete er am 28. Dezember 1813 im Ausschusse Bericht und gegenüber den lügenhaften Worten Napoleons sprach er offen den Unwillen des Volks über die endlosen Kriege aus, als unerläßlich einen dauerhaften Frieden fordernd; Frankreich wünschte durch seinen Mund die Garantie seiner Freiheit, seiner Sicherheit, seines Eigentums und seiner politischen Rechte. Der Bericht wurde gedruckt und erregte des Kaisers äußerste Wut; er ließ die Rede polizeilich wegnehmen und löste am 31. Dezember den Gesetzgebenden Körper auf; L. wurde als Söldling Englands und Spion des Prinzregenten behandelt. Er zog sich nach Bordeaux zurück, wo ihn der Herzog von Angoulême im März 1814 zum provisorischen Präfekten der Gironde ernannte. Ludwig XVIII. berief L. zum Präsidenten der Abgeordnetenkammer, und trotz seiner Liebe zu den Bourbons bekämpfte L. jedes der Charte entgegenstrebende Gelüste ritterlich. Napoleon kehrte von Elba zurück, Ludwig berief die Kammern in außerordentliche Session zum 16. März 1815, in der L. dazu aufmunterte, alle Parteiungen zu vergessen und sich als Franzosen gegen den gemeinsamen Feind zu verbrüdern. Kurz vor Napoleons Ankunft in Paris reiste L. nach Bordeaux ab, von wo er im Namen der Kammer gegen ihre Auflösung durch Napoleon und gegen alle zukünftigen Akte seiner Regierung Protest einlegte. Am 2. April schiffte er sich nach den Niederlanden ein, aber am 10. Juli kehrte er nach Napoleons Sturz nach Paris zurück und übernahm im August 1815 den Kammervorsitz. Unermüdlich kämpfte er gegen die Ultras des Royalismus und hielt die Segnungen der Charte aufrecht; bei den Diskussionen über das Wahlgesetz wurde er von einem Deputierten der äußersten Rechten gröblich Lügen gestraft und verließ sofort den Präsidentenstuhl; ein Brief Richelieus bestimmte ihn jedoch im Namen des Königs, sein Amt wieder aufzunehmen. Bei der Reorganisierung der Académie française am 21. März 1816 wurde er in ihren Schoß berufen, schrieb aber nie ein Werk; nur seine Reden sind erhalten. Am 7. Mai 1816 folgte L. Vaublanc als Minister des Innern in schwerer Zeit. „Er war Richelieus Vertrauter, war wie dieser ein unbescholtener und unhöfischer, ein freiheitliebender aber von der Revolution eingeschüchterter, ein gutgesinnter aber ein energieloser, vor Schwierigkeiten leicht verzagter Mann, wie jener ein Spiel wechselnder Eindrücke, dem alten Regierungswesen abgeneigt, dem neuen Verfassungswesen nicht zugethan." (Gervinus, Geschichte des 19. Jahrhunderts.) L. riet dem Könige zur Auflösung der Chambre introuvable, damit derselbe wieder Herr im eigenen Hause werde. Als Minister bekundete er keine bedeutende Energie, was die Royalisten nicht unbenutzt ließen, während sein am 1. Dezember vorgelegter Wahlgesetzentwurf möglichst das Gegenteil ihrer Wünsche beabsichtigte und zu den unmittelbaren Wahlen zurückgriff; am 5. Februar 1817 nahm die Kammer das Wahlgesetz an. Bei der Diskussion über das Budget von 1817 sprach L. warm für die fernere Unterstützung der als Afrancesados aus Spanien Geflüchteten, als sie ihnen entzogen werden sollte, und fast einstimmig wurde der Posten verwilligt. Seine weise und versöhnende Haltung wirkte heilsam. Aber mit Richelieu trat er ab, und am 29. Dezember 1818 ersetzte ihn Decazes (s. d.); L. verließ das Ministerium so arm, wie er es angetreten hatte. Von der Gironde in die Kammer deputiert, that er sich in den Debatten über das Wahlgesetz hervor und wirkte für die Nullitätserklärung von Grégoires (s. d.) Wahl. Im neuen Ministerium Richelieus wurde er Präsident des könig-

schaft erinnerte, bewogen L., 1782 einem durch den Baron Grimm vermittelten Rufe der Kaiserin Katharina II., als Erzieher ihrer Enkel, der Großfürsten Alexander und Konstantin, zu folgen. Als Jugendbildner des künftigen Selbstherrschers gewann so L. eine weithin reichende Einwirkung, und auch nach Ausbruch der französischen Revolution blieb „Mr. le Jacobin“, wie die Kaiserin scherzweise den Freiheitsschwärmer zuweilen nannte, in seiner Stellung. Nicht so sehr seine politische Gesinnung, als ein Versuch, gegen Katharinas Willen seine Zöglinge ihrem Vater, dem Großfürsten Paul, näher zu bringen, erschütterten seine Stellung, so daß er 1795 Rußland verließ. Doch schon von St. Petersburg aus hatte L. 1790 für die Emanzipation der Waadt in Denkschriften die öffentliche Meinung zu bearbeiten angefangen und dadurch Reklamationen der Berner Regierung am russischen Hofe veranlaßt. Nach seinem Ausscheiden aus St. Petersburg setzte er diese litterarischen Angriffe auf das rührigste fort, so daß ihm nicht nur die Grenzen seines Heimatslandes verschlossen blieben, sondern daß er es vorzog, das Genfergebiet, wo er anfangs weilte, mit Paris zu vertauschen. Nicht mehr anonym stellte er sich jetzt als Verfechter nicht nur der waadtländischen, sondern geradezu auch der französischen Interessen — u. a.: „Essai sur la constitution du pays de Vaud“, an V, und: „Des intérêts de la republique française considérés relativement aux oligarchies helvetiques“, an VI — in den Vordergrund. Hatten die Aufreizungen der Schweizer Flüchtlinge noch bei Robespierre wenig Anklang gefunden, so „machten nun (wie der erste Konsul sich 1800 in einer Instruktion an den Gesandten nach Helvetien aussprach) einige ‚schweizerische Störenfriede‘, voran L., in den Pariser Journalen einen ‚Revolutionslehrkurs‘ in wütenden Artikeln durch und betrieben gleichzeitig bei den reizbarsten Mitgliedern des Direktoriums eine Reihe von Intriguen und Einwirkungen aller Art“. Nach dem Fructidor-Staatsstreich war die Einmischung Frankreichs eine reife Sache geworden, und L., in welchem die Liebe zur engeren Heimat und der Haß gegen die bisherigen politischen Gestaltungen sich um den Vorrang stritten, ist als ein Haupturheber der französischen Invasion nach der Schweiz anzusehen (s. d. Art. „Helvetische Republik“). Aber wie nun — nach L.s eigenem Willen — die junge Republik Waadt alsbald ihre Zugehörigkeit zu Helvetien bekannte und dadurch einer gegenüber Frankreich gefährdenden Zwischenstellung sich entzog, so trat auch L. selbst sehr bald in die Leitung der Helvetischen Republik ein. An die Stelle zweier gemäßigter denkender Mitglieder des erstgewählten Direktoriums kamen durch einen Staatsstreich, Ende Juni 1798, L. und Ochs (s. d.). Vom Boden Frankreichs her eilte L. nach der helvetischen Hauptstadt Aarau, und als Mitglied der obersten Autorität entfaltete er nun eine umfassende Arbeitskraft, eine durchgreifende Energie, zeigte aber auch seine von Leidenschaft erfüllte Auffassung, welche, wenn notwendig, mit Anwendung wildterroristischer Mittel, einzig im weigerungslosen Anschluß an Frankreich das Heil Helvetiens erblickte; dabei geriet L. besonders mit seinem waadtländischen Kollegen im Direktorium, Moritz Glayre (geb. 1743), einem makellosen Verfechter nationaler Unabhängigkeit, in schärfsten Gegensatz. Aber mit dem Nachlassen der kriegerischen Gefahren, Herbst 1799, mit der Verminderung der revolutionären Gärung sank auch L.s Übergewicht, das zeitweise einer Diktatur ähnlich gewesen war. Nochmals brachte er am 4. November 1799 in einer Staatsschrift sehr bemerkenswerte, wenn auch teilweise wieder sehr gewaltsame Vorschläge zur Leitung des Esprit national ein; doch schon war seine Stellung erschüttert. Er drang mit dem Staatsstreiche, welchen er darauf im Dezember zur Befestigung des Direktoriums anriet und mit französischer Hilfe gegen die Föderalisten durchzuführen hoffte, nicht durch. Vielmehr wandte sich jetzt der französische Geschäftsträger selbst den Gegnern zu, und am 7. Januar 1800 wurde die bisherige Regierung aufgelöst, L. mit zwei seiner Kollegen geradezu geächtet. Er begab sich nach Lausanne, wurde aber im Juli dazu gebracht, die Schweiz ganz zu verlassen. Irregeführt, wie es scheint, durch einen gefälschten Brief, hatte er bei den höchsten Behörden eine grundlose Denunciation eingebracht, infolge deren er nach Bern in Haft gebracht werden sollte: da entzog er sich, während er dahin auf dem Wege war, durch Flucht seinen Wächtern und begab sich nach Frankreich.

Inzwischen hatte sein früherer Zögling Alexander den Kaiserthron bestiegen, und L. reiste im Herbst 1801 nach St. Petersburg. Der schwärmerische Herrscher des Ostens suchte durch L. im Frühjahr 1802 mit Bonaparte anzuknüpfen, um mit demselben Hand in Hand ein Zeitalter des Konstitutionalismus zu begründen; aber L. war doch selbst einsichtig genug, um das Unpassende eines solchen Antrages an den Militärregenten zu erkennen. L. zog sich zu Paris in das Privatleben zurück, und erst nach Napoleons Sturz, und zwar im Interesse der Erhaltung der seit 1798 geschehenen neuen Gestaltung der schweizerischen Dinge gegenüber weitergehenden reaktionären Forderungen, konnten die älteren Verbindungen desselben mit dem kaiserlichen Schüler wieder zu größerer Bedeutung erwachen. Schon am 3. Januar 1814 gab Alexander in einem Briefe an L. die bündigsten Zusicherungen für Erhaltung der beiden Kantone Waadt und Aargau gegenüber den deren Selbständigkeit bedrohenden Begehren der hergestellten vorrevolutionären Regierung von Bern. Von Langres an Begleiter des Zaren, dann wieder 1815 auf dem Wiener Kongresse thätig, war L. unermüdlich in der Verteidigung der Unabhängigkeit der durch die Revolution neugeschaffenen kantonalen Gebilde. Später kehrte er nach der Waadt selbst zurück und nahm, als Mitglied des Großen Rates bis 1828, am öffentlichen Leben Anteil. Ein Kämpfer aufseite der liberalen Opposition während der Restauration, half der als Greis noch feurige Mann zur Veränderung von 1831 (s. d. Art. „Druey“) mit. Noch im höchsten Alter behielt er seine geistige Rüstigkeit und starb am 30. März 1838.

Vgl. besonders von L. selbst die am 15. Floréal an XII durch ihn an Zschokke adressierten Memoiren (J. Vogel, Schweizergeschichtliche Stu-

dien, Bern 1864, S. 63—217). „Notices biographiques sur le général F. C. de la Harpe“, par C. Monnard, 1838.

La Hogue, Seeschlacht s. **Hogue**.

Laibach, Monarchenkongreß, Januar bis Mai 1821. Nachdem es Metternich auf dem Kongresse zu Troppau im November 1820 gelungen war, die Monarchen von Rußland, Österreich und Preußen angesichts der Revolution in Neapel zur Unterzeichnung eines Protokolles zu vermögen, nach welchem sie sich verpflichteten, illoyalen Reformen ihre Anerkennung zu versagen und sich gegen Staaten, in denen dergleichen vorgekommen, zunächst freundschaftliche Schritte, nötigenfalls aber Zwangsmaßregeln vorbehielten, welches Verfahren gegen das Königreich beider Sicilien angewendet werden sollte, wurde dessen König Ferdinand I. (s. d.) auf den für Januar 1821 anberaumten Kongreß nach L. eingeladen. Da dieser sich dem Willen der Mächte gern und völlig unterwarf, wurde die österreichische Intervention beschlossen und ausgeführt. Von L. aus desavouierte Kaiser Alexander I. auch den Losbruch Alexander Hypsilantis. — Vgl. die Werke über neueste Geschichte: Gervinus, Bulle, Flathe &c.

Lainé, Joseph Henri Joachim, Vicomte de. Am 11. November 1767 in Bordeaux geboren, wurde L. 1789 Advokat und schloß sich eifrigst der Revolution an. 1793 wurde er Administrator des Distrikts La Réole und leistete im Proviantwesen Bedeutendes. Nach einem Aufenthalte in San Domingo zurückgekehrt, trat er 1795 in die Departementalverwaltung der Gironde, wirkte im mäßigenden Sinne, milderte nach Kräften die harten Verfügungen gegen Emigranten und eidweigernde Priester, legte aber nach drei Monaten sein Amt nieder und griff zur Advokatur zurück, der er zwölf Jahre mit großem Erfolge diente; seine Einnahmen machten es ihm möglich, die Familie seines ältesten Bruders, der im Handelsfache verunglückt war, zu erhalten. 1808 kam er durch die Gironde in den Gesetzgebenden Körper, wo er sich als Redner und Ehrenmann hervorthat. Bei der Diskussion über den Strafkodex wollte er in einem von ihm geforderten geheimen Komitee das Prinzip der Konfiskation bekämpfen, drang aber nicht durch, und das Komitee unterblieb; hingegen gab ihm Napoleon das Kreuz der Ehrenlegion. Als die Alliierten Frankreich bedrohten, rief Napoleon Kommissionen des Senats und des Gesetzgebenden Körpers ins Leben, welche Einschau in die Verhandlungen mit den Alliierten nehmen sollten, und L. wurde Mitglied und Präsident der Kommission des Gesetzgebenden Körpers. In dieser Eigenschaft erstattete er am 28. Dezember 1813 im Ausschusse Bericht und gegenüber den lügenhaften Worten Napoleons sprach er offen den Unwillen des Volks über die endlosen Kriege aus, als unerläßlich einen dauerhaften Frieden fordernd; Frankreich wünschte durch seinen Mund die Garantie seiner Freiheit, seiner Sicherheit, seines Eigentums und seiner politischen Rechte. Der Bericht wurde gedruckt und erregte des Kaisers äußerste Wut; er ließ die Rede polizeilich wegnehmen und löste am 31. Dezember den Gesetzgebenden Körper auf; L. wurde als Söldling Englands und Spion des Prinzregenten behandelt. Er zog sich nach Bordeaux zurück, wo ihn der Herzog von Angoulême im März 1814 zum provisorischen Präfekten der Gironde ernannte. Ludwig XVIII. berief L. zum Präsidenten der Abgeordnetenkammer, und trotz seiner Liebe zu den Bourbons bekämpfte L. jedes der Charte entgegenstrebende Gelüste ritterlich. Napoleon kehrte von Elba zurück, Ludwig berief die Kammern in außerordentliche Session zum 16. März 1815, in der L. dazu aufmunterte, alle Parteiungen zu vergessen und sich als Franzosen gegen den gemeinsamen Feind zu verbrüdern. Kurz vor Napoleons Ankunft in Paris reiste L. nach Bordeaux ab, von wo er im Namen der Kammer gegen ihre Auflösung durch Napoleon und gegen alle zukünftigen Akte seiner Regierung Protest einlegte. Am 2. April schiffte er sich nach den Niederlanden ein, aber am 10. Juli kehrte er nach Napoleons Sturz nach Paris zurück und übernahm im August 1815 den Kammervorsitz. Unermüdlich kämpfte er gegen die Ultras des Royalismus und hielt die Segnungen der Charte aufrecht; bei den Diskussionen über das Wahlgesetz wurde er von einem Deputierten der äußersten Rechten gröblich Lügen gestraft und verließ sofort den Präsidentenstuhl; ein Brief Richelieus bestimmte ihn jedoch im Namen des Königs, sein Amt wieder aufzunehmen. Bei der Reorganisierung der Académie française am 21. März 1816 wurde er in ihren Schoß berufen, schrieb aber nie ein Werk; nur seine Reden sind erhalten. Am 7. Mai 1816 folgte L. Vaublanc als Minister des Innern in schwerer Zeit. „Er war Richelieus Vertrauter, war wie dieser ein unbescholtener und unhöfischer, ein freiheitliebender aber von der Revolution eingeschüchterter, ein gutgesinnter aber ein energieloser, vor Schwierigkeiten leicht verzagter Mann, wie jener ein Spiel wechselnder Eindrücke, dem alten Regierungswesen abgeneigt, dem neuen Verfassungswesen nicht zugethan.“ (Gervinus, Geschichte des 19. Jahrhunderts.) L. riet dem Könige zur Auflösung der Chambre introuvable, damit derselbe wieder Herr im eigenen Hause werde. Als Minister bekundete er keine bedeutende Energie, was die Royalisten nicht unbenutzt ließen, während sein am 1. Dezember vorgelegter Wahlgesetzentwurf möglichst das Gegenteil ihrer Wünsche beabsichtigte und zu den unmittelbaren Wahlen zurückgriff; am 5. Februar 1817 nahm die Kammer das Wahlgesetz an. Bei der Diskussion über das Budget von 1817 sprach L. warm für die fernere Unterstützung der als Afrancesados aus Spanien Geflüchteten, als sie ihnen entzogen werden sollte, und fast einstimmig wurde der Posten verwilligt. Seine weise und versöhnende Haltung wirkte heilsam. Aber mit Richelieu trat er ab, und am 29. Dezember 1818 ersetzte ihn Decazes (s. d.); L. verließ das Ministerium so arm, wie er es angetreten hatte. Von der Gironde in die Kammer deputiert, that er sich in den Debatten über das Wahlgesetz hervor und wirkte für die Nullitätserklärung von Grégoires (s. d.) Wahl. Im neuen Ministerium Richelieus wurde er Präsident des könig-

lichen Rates für den öffentlichen Unterricht und erhielt am 30. September 1820 den Heiligen Geist-Orden. Im November 1820 von der Gironde abermals in die Kammer gewählt, wurde er am 21. Dezember d. J. Staatssekretär ohne Portefeuille, worauf er sein Unterrichtsamt niederlegte. Während der ganzen Session griff ihn die äußerste Linke schonungslos an, und als Richelieu am 14. Dezember 1821 abging, folgte er seinem Beispiele. 1823 sprach er bei den Debatten über die Einmischung in Spanien für Neutralität, und bei den Debatten, die zu Manuels Ausschluß aus der Kammer führten, suchte er vergebens die Stimme der Mäßigung durchdringen zu lassen. Seit 23. Dezember 1823 Pair von Frankreich und Vicomte, verfocht L. unermüdlich die Sache der Legalität und konstitutioneller Freiheit. Er trat in die Kommission zur Verbesserung des Zustands der Schwarzen in den Kolonieen, bekämpfte am 5. Februar 1825 einen Gesetzentwurf, der Frauengemeinschaften die Erwerbung aller Arten Güter gestattete, und erhob sich 1826 in tiefgefühlten Worten für die Befreiung Griechenlands, worauf der Beschluß durchging, jede Beziehung zu Griechenlands Unterdrückern als Verbrechen anzusehen. Gelegentlich der Petition Montlosiers gegen die Jesuiten forderte L. strenge Handhabung der gesetzlichen Macht gegen die Umtriebe der gefährlichen Brüderschaft. L. sah das Ende von Karls X. Wirtschaft voraus; als die Juliordonnanzen erschienen, rief er betrübt: „Die Könige gehen davon!“ Er leistete Ludwig Philipp den Eid, blieb Pair, sprach aber nicht mehr im Pairshause. Meist lebte er in Bordeaux, 1835 kam er nach Paris zurück. L. war ein antiker Charakter, hatte die Seele eines Spartaners und blieb der einfachste Bürger, so hoch er auch stieg. Er erlag schweren Lungenleiden am 17. Dezember 1835 in Paris. — Vgl. die Werke über die Restauration.

Lainez, Jakob (**Jago Laynez**), spanischer Jesuit und zweiter General der Gesellschaft Jesu, geboren 1512 zu Almançario in Castilien, gestorben am 19. Januar 1565 in Rom. Von rechtschaffenen Eltern abstammend, erhielt er eine fromme häusliche Erziehung und studierte darauf Humaniora und Theologie zu Alcalà und Paris, wo er mit Ignatius von Loyola bekannt und 1534 ff. einer der Mitstifter der Gesellschaft Jesu wurde (s. d. Artikel „Jesuitenorden“). Nachdem er schon zu Lebzeiten des Ignatius eines der thätigsten und einflußreichsten Mitglieder des Ordens und seit 1552 Provinzial für Italien gewesen, wurde er nach des Stifters Tod († 1556) zunächst zum Generalvikar, 1558 aber von der Generalkongregation, wenn auch nicht ohne Widerspruch, zum zweiten Ordensgeneral gewählt. Er war es besonders, welcher zu der frommen Einfalt und phantastischen Begeisterung Loyolas jenes Element der Weltklugheit und feinen Politik hinzubrachte, durch welche die Weltherrschaft des Ordens begründet, später aber auch sein Verfall herbeigeführt wurde. Insbesondere gilt er mit Recht als das eigentlich organisatorische Talent der Gesellschaft, als Hauptverfasser der berühmten Ordenskonstitutionen: wenigstens war er es, der dem von Ignatius hinterlassenen Entwurf die letzte Redaktion gegeben, den sogen. „Constitutiones S. J.“ die erläuternden und teilweise modifizierenden „Declarationes“ hinzugefügt und beide durch die Generalkongregation als Grundgesetz des Ordens hat sanktionieren lassen, nicht ohne Kampf gegen die Versuche des päpstlichen Stuhles, die Macht des Ordens und seines Generals zu beschränken. Dreimal, unter den Päpsten Paul III., Julius III. und Pius IV. nahm L. teil an den Verhandlungen des Tridentiner Konzils, wo er das päpstliche System in seinen schroffsten Konsequenzen vertrat, im Gegensatz gegen den herrschenden Thomismus aber mehrfach für die scotistische Lehrfassung sich aussprach. 1561 kam er im Gefolge des Kardinals von Ferrara nach Frankreich, wo er am Kampf gegen die protestantische „Häresie“ sich beteiligte und zu Poissy mit Th. Beza und Peter Martyr disputierte. Nach Rom zurückgekehrt, schlug er die vom Papst ihm angebotene Kardinalswürde aus und starb bald darauf im kräftigsten Mannesalter, erst 53 Jahre alt, in dem stolzen Bewußtsein, seinen Orden im blühendsten Zustand zu hinterlassen. Sein Nachfolger wurde sein Landsmann Franz Borgia 1565—72. Einige theologische und moralische Traktate, die L. verfaßt haben soll, sind von keiner großen Bedeutung; einige Reden von ihm stehen in den Akten des Tridentiner Konzils. Sein Leben hat sein ihm innig befreundeter Landsmann und Ordensgenosse Peter Ribadeneira beschrieben; außerdem sind zu vergleichen die bekannten Werke über die Geschichte des Jesuitenordens und des Papsttums im XVI. Jahrhundert.

Laings-Neck. Als die Engländer im Januar 1881 ihre Offensivoperationen gegen die Transvaalrepublik begannen, kam es ihnen zunächst auf den Entsatz der Städte im Innern des Landes an, in welchen ihre Truppen von den Boeren eingeschlossen waren. General Sir George Colley beschloß, für seinen Vormarsch von dem Grenzorte Newcastle im Natalgebiete nach dem 160 Miles entfernten Prätoria die Straße über den L.-N. zu benutzen, eine sanfte Niederung, auf welcher diese den Drakensberg überschreitet, 25 Miles von Newcastle. Die dortige Stellung war von etwa 2000 Boers besetzt. Am 28. Januar 1881 wurden diese von 1140 Engländern mit 6 Geschützen und 3 Raketengestellen angegriffen; die Briten verloren fast 200 Mann an Toten und Verwundeten und mußten sich in ihr Lager zurückziehen. — Vier Wochen später erneuerten sie ihren Versuch gegen den L.-N., indem sie in der Nacht vom 26./27. Februar den die dortige Stellung beherrschenden Majubaberg mit 700 Mann besetzten. Hier wurden sie am 27. von den Boeren ihrerseits angegriffen und mit einem Gesamtverlust von 295 Mann zum abermaligen Rückzuge in ihr Lager genötigt. Auch General Colley fiel. — v. Löbell, Jahresberichte über Militärwesen, Berlin, Jahrgang 1881.

Lally-Tollendal, Thomas Arthur Graf, französischer General, aus irischer Familie zu Romans im Dauphiné geboren, am 15. Januar 1702 getauft, wurde mit dem Rufe eines tüchtigen und erprobten Soldaten 1757 von König Ludwig XV. als General-Kommandant aller ostindisch-franzö-

sischen Niederlassungen nach Ostindien gesandt, machte anfangs gegen die Engländer bedeutende Fortschritte und belagerte sogar Madras, wurde dann aber in Pondichery eingeschlossen und übergab die Stadt nach zehnmonatlicher Verteidigung am 16. Januar 1761. In der Kriegsgefangenschaft erfuhr er, daß man ihn zuhause der Feigheit und des Verrates zeihe; er erwirkte sich daher von der englischen Regierung die Erlaubnis, zu seiner Verteidigung nach Frankreich zu gehen. Nach langem Zögern machte man ihm den Prozeß. Am 9. Mai 1766 wurde er endlich als Verräter enthauptet. — Vgl. de Courcelles, Dictionnaire des généraux français, VII, Paris 1823.

Sein Sohn, **Trophime Gérard**, geboren am 5. März 1751 zu Paris, setzte durch, daß ein königlicher Erlaß vom 21. Mai 1778 des Vaters Unschuld anerkannte, gehörte in den Generalstaaten der liberalen Richtung an, trat aber bald, mit dem radikalen Vorgehen der Nationalversammlung nicht einverstanden, auf die andere Seite und ging nach den Septemberereignissen von 1792 nach England, von wo aus er sich dem Könige als Verteidiger anbot. Nach der Restauration vertrat er in der Pairskammer die konstitutionelle Regierungsform und daneben die Notwendigkeit einer einflußreichen Aristokratie, Ideen, für welche er auch schriftstellerisch eingetreten ist. Er starb am 11. März 1830 zu Paris. — Vgl. „Nouvelle biographie générale", T. XXIX, Paris 1862.

La Marmora, florentinisches Adelsgeschlecht, bereits im Mittelalter zu Biella in Piemont ansässig, aus welchem sich in der Neuzeit besonders Alfonso Marchese L. M. einen Namen gemacht hat. Am 17. November 1804 zu Turin geboren und in der dortigen Militär-Akademie erzogen, trat er 1823 als Lieutenant in die reitende Artillerie, eine Waffe, welcher die Arbeit der ersten Periode seines Dienstlebens besonders gewidmet gewesen ist und um deren Ausbildung er sich großes Verdienst erwarb. Im Feldzuge von 1848 trat er auch durch kriegerische Leistungen hervor, rettete in der Nacht des 6. August König Karl Albert vor der Wut des Mailänder Pöbels, ward General, war im Winter 1848/49 zweimal Kriegsminister, kommandierte, während der Entscheidungsschlag bei Novara fiel, auf dem rechten Ufer des Po, stellte dann die Ruhe in Genua her und ward im November 1849 Kriegsminister. Als solcher hatte er die Aufgabe, die Armee zu reorganisieren und sie zu dem zu machen, was sie werden sollte, zum Werkzeuge der Befreiung Italiens von der Fremdherrschaft und der politischen Einigung der Halbinsel, eine Aufgabe, die er mit Geschick gelöst, deren Erledigung ihm aber viel Haß und Feindschaft zugezogen hat, namentlich weil er mit Energie die Säuberung des Offiziercorps von unlauteren Elementen betrieb. Seine Thätigkeit wurde durch den Krimkrieg (s. d.), während dessen er an der Spitze des sardinischen Hilfscorps stand, und durch den Feldzug von 1859 unterbrochen; an letzterem nahm er an der Seite Viktor Emanuels teil, welcher seine Truppen persönlich kommandierte; der Führung derselben sind gegründete Vorwürfe nicht erspart geblieben. Nach dem Friedensschlusse übernahm er bis zum Januar 1860 an Cavours Stelle den Vorsitz im Ministerium; als dieser dann von neuem an die Spitze der Regierung trat, mußte er auch das Portefeuille des Krieges an Fanti (s. d.) abtreten, mit dessen Vorgehen in militärischen Dingen sein konservativ-piemontesischer Sinn sich nicht einverstanden erklären konnte, dagegen unterstützte er nach Kräften im Parlament Cavours innere Politik. Nach Erledigung verschiedener besonderer Aufträge wurde er 1864, als es galt, die Septemberkonvention (s. „Italien von 1814—1880"), gegen deren Abschluß er sich übrigens erklärt hatte, auszuführen, zum zweitenmale Ministerpräsident und brachte als solcher den Abschluß des Bündnisses mit Preußen zustande. Als 1866 der Kampf bevorstand, ward er, unter Beibehaltung des Portefeuille des Auswärtigen, Generalstabs-Chef des, wie im Jahre 1859, persönlich kommandierenden Königs; die Mißerfolge der italienischen Waffen in dem kurzen Feldzuge fallen hauptsächlich der Führung zur Last. Sie regten die öffentliche Meinung gewaltig gegen L. M. auf; man warf ihm sogar absichtliche und bewußte Pflichtverletzung vor; Sympathie für die französischen Überlieferungen, in denen er vermöge seiner Familienbeziehungen erzogen war, sollten auf seine Maßregeln eingewirkt haben; auch General Cialdini und der preußische Gesandte Graf Usedom erhoben ihre Stimmen gegen ihn. Die Folge davon war, daß er am 18. August 1866 als Minister und als Generalstabschef abtrat und sich immer mehr vom öffentlichen Leben zurückzog, doch übernahm er nach der Annexion Roms die Diktatur im Kirchenstaate. Seiner Angreifer suchte er sich namentlich durch Veröffentlichung seiner Schrift „Un poco piú di luce", 1873, zu erwehren, welche ihn selbst am meisten bloßstellte; sie rief fast ungeteilte Entrüstung hervor und die Herausgabe eines in Aussicht gestellten zweiten Bandes unterblieb. Die durch sein Buch veranlaßte Aufnahme eines bezüglichen Paragraphen in das Strafgesetzbuch beantwortete er durch eine weitere Schrift „Il segreto di stato nel governo constituzionale", 1877. Er starb am 5. Januar 1878 zu Florenz. — Biographieen in „Il contemporanei Italiani" (Nr. 23), Torino 1860, von Fioruzzi, Firenze 1873, von Massari, Firenze 1880.

Von seinen drei Brüdern Carlo, geboren 1788, Alberto, geboren 1789, und Alessandro, geboren 1799, war der erste in den Jahren 1848 und 1849 Adjutant Karl Alberts, er starb 1854; der zweite war in jenen Jahren bei der Verteidigung von Venedig beteiligt, wurde dann Gouverneur von Sardinien, über welche Insel er Reisewerke geschrieben hat, und starb 1863; beide hatten zuerst unter französischen Fahnen gedient. Der dritte ist der Organisator der Versaglieri, der sardinischen Kerntruppe; er erlag im Juni 1855 während des Krimkrieges, wo er eine Division kommandierte, der Cholera.

Lamarque, Maximilian Graf, französischer General, am 22. Juli 1770 zu Saint-Sever (Landes) geboren, zeichnete sich in den Kriegen der Republik und des Kaiserreiches durch Umsicht und

energische Tapferkeit, aber auch durch Milde und Menschlichkeit in Feindesland vielfach aus. Unter den Bourbons war er eifrig aber erfolglos bemüht, schriftstellerisch für die Interessen des Heeres und die Verbesserungen der Einrichtungen desselben zu wirken; in der Deputiertenkammer gehörte er, sowohl unter den Bourbons wie unter dem Julikönigtume, zur Opposition, strebte die Revision der Verträge von 1815 und die Einverleibung Belgiens an und vertrat eifrig die Sache der Polen. Als er am 1. Juni 1832 gestorben war, versuchten die Republikaner sein Leichenbegängnis zu Kundgebungen gegen die Regierung zu benutzen, was am 5. und 6. zu blutigen Straßenauftritten Veranlassung gab. — Seine Denkwürdigkeiten erschienen 1835.

Lamartine, Alphonse Marie Louis de. In Mâcon als Sohn eines nicht reichen Edelmanns und königlichen Rittmeisters a. D. am 21. Oktober 1792 geboren, mußte L. in den ersten Jahren seines Lebens unter den Wirren der Revolution mitleiden, bis sein Vater nach Robespierres Sturze frei kam und L. mit den Eltern nach dem Schlößchen Milly übersiedelte, um hier die glücklichste Jugend zu verleben und sich frei und glänzend zu entwickeln. Seine Mutter war für ihn der Inbegriff eines Engels und sich schildert er später als ihr Ebenbild an physischer und moralischer Vollkommenheit, wie denn seine Eitelkeit hochkomisch hervortritt. Seine erste Lektüre waren Empfindungsschriften, die seine große Neigung zur Sentimentalität steigerten, und der Unterricht in der Dorfschule brachte ihm encyklopädistische Grundsätze bei. In der Jesuitenschule zu Belley gewann er auch wenig festen Halt für das Leben, es war eine mechanische Religionsübung, er lernte nicht allzu viel. 1809 heimgekehrt, verschlang er die sentimentalen Liebesgeschichten der damaligen Litteratur und berauschte sich an Ossian, dann in Paris an allen Ausschweifungen, bereiste Italien und begrüßte freudig den Sturz Napoleons. Nach Paris eilend, trat er 1814 unter die Gardes-du-corps des restaurierten Königs und folgte ihm bis Béthune, als Napoleon zurückgekehrt war; er nahm unter dem Kaiserreiche keinen Dienst, lebte in der Schweiz und Savoyen, trat nur vorübergehend unter der zweiten Restauration wieder in die Garde und ging 1816, dem Dienste entsagend, nach Savoyen, wo er sich durch die Berührung mit de Maistre in seinen monarchistischen und religiösen Meinungen befestigte. Frühe schon dichtete L., und in den schöngeistigen Salons wurde er bewundert; mit dem Erscheinen der „Méditations poétiques“ (Paris 1820) wurde er mit einem Schlage ein berühmter Dichter. Ludwig XVIII. ernannte ihn zum Gesandtschaftssekretär in Neapel, dann in London; L. heiratete eine reiche Britin, mehrte seinen Dichterruhm von Jahr zu Jahr, erntete, was bei seiner maßlosen Verschwendung sehr wichtig war, enorme Honorare und machte schöne Reisen. Seit 1824 Legationssekretär in Florenz, wurde er 1826 Geschäftsträger Karls X. daselbst, und ein Duell mit dem aus Neapel verbannten Pepe ging ohne dauernde Folgen an ihm vorüber. Als Polignac 1829 ein neues Kabinett bildete, kehrte L. aus Florenz zurück und lehnte das Generalsekretariat des auswärtigen Amts ab, das Nahen der Katastrophe voraussehend; nur nahm er die Gesandtschaft bei Leopold von Koburg an, der eben König von Griechenland werden sollte, aber sich dann eines besseren besann. Am 1. April 1830 trat L. in die Académie française. Die Julirevolution brach aus; L. hatte die Restauration zu warm gepriesen, um Ludwig Philipps Anerbieten, unter ihm weiter zu dienen, annehmen zu können, und verzichtete auf die diplomatische Carriere. Aber er war keineswegs gesonnen, sich vom öffentlichen Leben grollend fern zu halten; nach einer anständigen Kondolenzzeit bewarb er sich um eine Rolle auf politischem Felde. 1831 schrieb er „Sur la politique rationelle“ und kündete Gesellschaft und Macht die neue Politik an, die sie inaugurieren müßten, und die christlich-moralisch sein sollte; er beschwor die Julimonarchie, in die Nation und nicht in sich selbst ihr Vertrauen zu setzen und ohne selbstisches Interesse nur den allgemeinen Interessen zu leben. Er hatte keine Sympathieen für das nüchterne Regiment des Bürgerkönigs, sah in ihm nur ein Übergangsstadium, wollte aber in der Kammer sitzen. In Toulon und Dünkirchen fiel er jedoch durch und machte nun seine Orientreise 1832 mit dem berechneten Pompe eines Souveräns; in Beirut verlor er seine einzige Tochter. In prachtvollen Bildern hat er die Reise nachmals beschrieben (Paris 1835, 4 Bände). Unterdessen war L. in Bergues (Depart. Nord) in die Kammer gewählt worden (Januar 1833); am 4. Januar 1834 sprach er hier zum erstenmale in der Adreßdebatte, und am 14. Mai d. J. legte er bei Anlaß des Associationsgesetzes seine politischen Ansichten dar. Er schloß sich keiner Partei an, denn die ihm zunächst stehenden Konservativen waren ihm zu nüchtern und im Banne der Tagesinteressen; er stand allein im Zentrum, und doch lauschte alles seinen wunderlich phantastischen, unklaren Reden; bei Eisenbahn- wie bei Steuerfragen brachte er seine orientalischen Anschauungen und seine einzigartige Geschichtsphilosophie ins Gefecht; bisweilen schien etwas Seherhaftes in seinen Phantasieen zu liegen; er sprach von der Zertrümmerung der Türkei und fand hier das Feld einer allgemeinen europäischen Kolonisation; die Türkei sollte unter den Mächten geteilt werden, verlangte er offen in der Kammer. 1834 in Mâcon und Bergues gewählt, blieb er für Bergues in der Kammer, 1837 aber nahm er für Mâcon an und blieb hierfür. 1835 sprach er bitter gegen die Septembergesetze und die Bedrücker der Presse; aus seinen Worten klang die Abneigung gegen die Julikrone wieder. Mit einigen Gleichgesinnten, darunter Sauzet, bildete er eine kleine „soziale Partei“, die philantropischen Reminiscenzen und christlich-sozialen Velleitäten huldigte, manchmal mit den Ministeriellen ging, meist aber neutral und in vornehmer Höhe über dem Parteigetümmel blieb. Später trat er zu den Konservativen; es schmeichelte seinem Ehrgeize, dem Kabinette Molé eine Stütze sein zu können, und er verteidigte es mannhaft gegen die Angriffe der vereinigten Koalition, ohne in allem Molés Ansichten zu teilen

und zu billigen; er sagte der Juliregierung die bittersten Wahrheiten: es sei seit 1830 keine große Leistung von ihr ausgegangen, alle Welt sei müde, Frankreich langweile sich. Dies letztere Wort hallte von 1839, da L. es sprach, bis 1848 in ganz Frankreich wieder. Gegen seinen Rat blieb Molé im Amte, als Ludwig Philipp ihn bat. Die orientalische Frage, die L. immer beschäftigte, trennte ihn vom Kabinette des Herzogs von Dalmatien, das Mehemed Ali begünstigte, während L. Syrien an Frankreich, Ägypten an Großbritannien und Konstantinopel an Rußland gegeben wissen wollte. Im März 1840 griff er das Kabinett Thiers aufs leidenschaftlichste im Namen der Unabhängigen an, und Thiers fand während seiner Verwaltung an L. den heftigsten Widersacher. Nachdem Thiers im Oktober Guizot gewichen war, der L. sehr gering schätzte, verteidigte dieser allein ihn gegen die allgemeinen Angriffe; zum letztenmale vertrat er die Sache der Regierung. Er wandte sich mehr und mehr von der konservativen Seite ab. In der Debatte wegen der Befestigungen von Paris machte er im Januar 1841 dem Kabinette Guizot die wirksamste Opposition und warnte vor einer Revolution, die sich einst der Forts bemächtigen und das geängstigte Paris zur Beute der verzweifeltsten Faktionen machen könnte. Er suchte Gelegenheiten, der Regierung seine Unabhängigkeit zu beweisen, bekämpfte 1842 den Antrag, nichtangestellten Abgeordneten müsse die Annahme eines Staatsamts während der Legislatur verboten werden, und befürwortete die Eintragung der auf den Geschworenenlisten stehenden Bürger in die Wahllisten; seiner Ansicht nach sollte das bureaukratische Element recht zahlreich vertreten sein; voll Bitterkeit geißelte er die Politiker des Stillstands, die Bewegung und Umsturz verwechselten, und nannte sie anstatt Staatsmännern Ecksteine, weil sie unbeweglich da hafteten, wohin sie geraten seien. Der Name der Eckstein-Partei blieb seitdem an den blinden Anhängern Guizots und des Königs haften. L. verzieh Guizot nicht, daß er seine Kandidatur zum Kammerpräsidium Ende 1841 bekämpft hatte, und lehnte das Unterrichtsministerium aus seinen Händen ab. Bei der Regentschaftsfrage trennte er sich 1842 entschieden von der Regierung, sprach gegen die Unterordnung der nationalen Autorität unter die dynastische und für das Anrecht der Herzogin von Orléans auf die Regentschaft. Seine Stellung in der Kammer wurde stets bedeutsamer. Bei Beratung der Adresse brach er am 27. Januar 1843 geräuschvoll mit der Regierung und den Ecksteinen und schlug sich unter dem dröhnenden Beifalle Frankreichs zur Opposition, sich eitel für den ersten Staatsmann und Redner haltend, was er beides nicht war. Ein kleiner Anhang hielt in der Kammer zu ihm, in der Presse schloß sich ihm Emile de Girardin an. Seit 1843 redigierte L. selbst ein in Mâcon ins Leben gerufenes Blatt „Le bien public“, welches sich in demokratischer Zunge an das große Publikum wandte, aber ein Provinzialblatt blieb, bis es 1848 in die Hauptstadt übersiedelte. Dem Kabinette Guizot machte L. nach wie vor heftigste Opposition, während er auf eine Monarchie mit nahezu republikanischen Institutionen hinarbeitete. Bei dem Kampfe um die Unterrichtsfreiheit sekundierte er 1845 Berryer und verfocht den Grundsatz der Trennung von Kirche und Staat, ohne Erfolg zu erzielen; er trennte nach Montalemberts Vorgange die Sache der Religion von der Legitimität und war bereit, auch von der revolutionärsten Regierung die Freiheit der Kirche anzunehmen. Hatte er vor kurzem das Schlagwort ausgegeben, Frankreich langweile sich, so sagte er, nie um eine packende Phrase verlegen, am 23. Juli 1847 auf einem Bankette zu Mâcon: „Frankreich ist bekümmert“; drohend hielt er dem Bürgerkönigtum die Revolution, die da kommen würde, vor Augen, prophezeite ihm den Fall nicht in seinem Blute wie 1789, sondern in seiner eigenen Schlinge, und rief: nach den Revolutionen der Freiheit und den Gegenrevolutionen des Ruhms käme dann die Revolution des öffentlichen Gewissens, die Revolution der Verachtung. Den energischsten Ausdruck seiner republikanisch-revolutionären Gesinnung trug sein 1847 erschienenes achtbändiges Werk „Histoire des Girondins“. Dies seltsam unhistorische, von Phrasen überquellende Buch mit der prachtvollen Sprache machte einen unbeschreiblichen Eindruck auf die nüchternen Zeitgenossen; alle Greuel wurden verklärt, er erweckte sympathische Bewunderung für That und Rede, Gesinnung und Person der Revolutionshelden, machte die Bluttragödie zu einer grandiosen Epopöe, stellte sie der langweiligen Nüchternheit und Klugheit von heute gegenüber und versetzte den erregbarsten Teil der Nation in ein wahres Revolutionsfieber. Zum Ausbruche der Revolution von 1848 trug L. dadurch vielleicht das meiste bei.

Unausgesetzt bekämpfte L. Guizot, aber an den Reformbanketten nahm er keinen Anteil; er mißbilligte sie und protestierte dagegen im „Bien public“; rücksichtslos griff er Guizots auswärtige Politik an, die stets gegen die französischen Traditionen gesündigt habe. Indem er sich als die Stimme Frankreichs betrachtete, donnerte er in der Adreßdebatte am 10. Februar 1848 dem Kabinette die ärgsten Anschuldigungen entgegen. Hatte er bisher die Reformbankette verdammt, so ließ er sich aus Trotz gegen die Regierung umstimmen und erklärte am 21. Februar feierlich den oppositionellen Deputierten, er werde trotz des Regierungsverbotes das Bankett des zwölften Arrondissements von Paris besuchen „allein, mit seinem Schatten hinter sich!“ — Worte, die er später tief bereute. Die Revolution brach aus, für L. kam mit dem Sturze des Bürgerkönigs der große Moment. Einige Journalisten verkündeten ihm, er solle in die republikanische Regierung eintreten; der Eitle erlag der Lockung, gab den Plan einer Regentschaft preis, um eine Rolle in der neuen Ordnung zu spielen, entschied sich „auf eine Eingebung des Himmels hin“ für die Republik und ging mit dieser Ansicht am 24. Februar in das Palais Bourbon. Dupin verkündete hier die Regentschaft der Herzogin Helene für Ludwig Philipp II., Tocqueville beschwor L., einzutreten, sonst sei die Sache der Republik verloren; L. aber weigerte sich, in Gegenwart der Herzogin und ihres Sohns zu

reden, verlangte ihre einstweilige Entfernung aus dem Saale und gab ihnen damit den Todesstoß; die Republik wurde in diesem Momente geboren. In dem grenzenlosen Durcheinander der Sitzung hielt sich L. längere Zeit neben der Rednerbühne, die Ledru-Rollin inne hatte, bis ihm dieser Platz machte; dann verlangte er die Bildung einer provisorischen Regierung, die nichts über die endgültige Regierung entscheide; denn erst sobald das Land befragt worden sei, dürfe eine solche ins Amt treten; als Aufgabe der augenblicklich von ihm geforderten Regierung bezeichnete er die Befragung der Nation. Mehrfach stürmten Pöbelhaufen in den Saal, ein Kerl legte auf L. an, doch wurde die Waffe zurückgeschlagen; die Sitzung endete in einem Chaos. L. kam in die neue Regierung als drittes Mitglied und begab sich im Triumphe nach dem Hôtel-de-ville; unterwegs sank er beinahe um, an der Kaserne des Quai d'Orsay reichte ihm ein Dragoner ein Glas Wein, L. leerte es „auf den Bund des Volks und des Heeres, das wahre Bankett", welches geflügelte Wort natürlich die Runde machen sollte. L.s imponierendes Wesen wirkte besänftigend auf die tobenden Volksmassen; die neuen Gewalthaber konnten endlich im Hôtel-de-ville die ersten Proklamationen abfassen und sich die Rollen geben; L. erhielt das auswärtige Amt. Wiederholt brachen wilde Horden herein; immer war es L., der mit diesem souveränen Pöbel verhandelte, und seine unerreichte Kunst, die packendste Phrase für den Moment zu finden, wie seine furchtlose Thatkraft lenkten jedesmal die Gefahr ab; unter Beifallgebrüll trollte das Volk davon. In das den Sturz des Königs ankündigende Manifest der provisorischen Regierung brachte L. die Phrase: dieselbe erkläre, die republikanische Form sei vorläufig von ihr und dem Pariser Volke angenommen worden, doch sei die letzte Entscheidung dem Ausspruche der in Urversammlungen zu befragenden Bürger Frankreichs überlassen — Ledru-Rollin vertauschte den Ausdruck „republikanische Form" mit dem entschiedeneren „Republik", L. gab nach, und so erschien die von Crémieux verfaßte endgültige Proklamation. Hingegen wies L. am 25. die mit der roten Fahne anrückenden Haufen mit glänzenden Worten in die Schranken; sie traten selbst die Fahne mit Füßen und zogen ab. Auf seinen Antrieb fiel die Todesstrafe für politische Vergehen, und als Minister der auswärtigen Angelegenheiten erließ er Anfang März ein ziemlich friedfertig lautendes Rundschreiben an die französischen Vertreter im Auslande; dasselbe erklärte zwar die Verträge von 1815 für aufgehoben, erkannte aber die Länder in ihrem gegenwärtigen Umfange an und betonte Frankreichs Wunsch, Frieden mit aller Welt zu halten. Auch bemühte sich L. ehrlich, Frankreich vor einem auswärtigen Kriege zu bewahren, und suchte unter seinen Kollegen Eintracht zu begründen, was bei ihren verschiedenen Ansichten sehr schwer war. L.s Name wurde die Ägide der besitzenden Klassen gegen die anarchistischen Gelüste, die immer bedrohlicher auftauchten. Ledru-Rollin begünstigte die Unruhen gegen die Mäßigung der provisorischen Regierung; es kam zu mehreren Meutereien, bis sich schließlich L. Ledru-Rollin selbst näherte, um nicht die Einheit der Regierung zu zerreißen. Bei den Wahlen in die Konstituante wurde L. am 23. April in zehn Departements (Seine, Côte-d'Or, Bouches-du-Rhône, Saône-et-Loire, Ille-et-Vilaine, Dordogne, Finistère, Gironde, Nord, Seine-Inférieure) gewählt und nahm für Seine an, wo er 259,800 Stimmen zählte. Er war der populärste Mann Frankreichs und feierte einen Triumph nach dem anderen in der Nationalversammlung; als er seinen Rechenschaftsbericht verlas, unterbrach ihn so oft der Beifallssturm, daß er bat, zu Ende lesen zu können. Aber rasch beeinträchtigte sein Bündnis mit Ledru-Rollin seine Autorität und Beliebtheit; er glaubte, nicht ohne solche Alliierte die Regierung behaupten zu können, und verlor dadurch so sehr, daß er am 10. Mai nur als Vierter in die von der Versammlung gewählte Exekutivkommission kam. Er konnte die Auftritte des 15. nicht verhindern; man rief ihm, als er seine Redekünste spielen ließ, aus dem Haufen ein „Genug mit solcher Leier!" zu, doch gelang es ihm, mit Hilfe Ledru-Rollins die Insurrektion zu überwältigen. L. sah die Junitage voraus, erkannte in Cavaignac den Mann der neuen Lage, kämpfte darauf selbst ritterlich gegen die Insurgenten und trat mit den anderen Mitgliedern der Exekutivkommission am 24. Juni ab: die Tage der Schönrednerei waren vorüber! Cavaignacs Degen war nötig. L.s politische Rolle war ausgespielt. Mit großer Vorsicht sind die historischen Werke zu benutzen, die er über die Zeit publizierte, da er an der Spitze Frankreichs stand, „Trois mois au pouvoir" (Paris 1848), „Histoire de la révolution de 1848" (2. Bde., Paris 1849).

Auf L. lastete die volle Wucht der Unpopularität, er selbst war entmutigt und verzweifelte an der seinen Händen entglittenen Republik. Trotz seines heftigen Widerspruchs beseitigte die Nationalversammlung im September das „Recht auf Arbeit". Bei der Diskussion des Leblondschen Antrags, den Repräsentanten des Volks die Ernennung des Präsidenten der Republik zu übertragen, erhob er sich leidenschaftlich am 6. Oktober dagegen und verlangte, daß diese Ernennung dem allgemeinen Suffrage anheimgegeben werde, obwohl er die Wahl Napoleons befürchtete. Bei der Präsidentenwahl entfielen auf den vor kurzem allgefeierten Mann nur 7,910 Stimmen, und bei den Generalwahlen vom April 1849 in die Legislative wurde er nirgends, selbst nicht in Mâcon, gewählt; nur eine Nachwahl im Departement Loiret brachte ihn in die neue Nationalversammlung. In ihr stand er einsam und unbeachtet, keiner Partei sich anschließend; im „Pays" trat er für die gemäßigte Republik ein, aber der Staatsstreich des 2. Dezember 1851 entfernte ihn von der Direktion dieses Blattes und aus der Kammer. L. war durch sein sinnlos prächtiges Leben total verschuldet und schrieb, um Geld zu neuem Aufwande zu gewinnen, auf Kosten seines Ruhms unermüdlich; durch eine Aktiengesellschaft ließ er seine Schriften verwerten und zog alles in den Bereich seiner Feder; „er schrieb an einem Tage einen politischen Artikel, eine Novelle, eine

Seite seiner Memoiren und ein Kapitel aus irgendeiner Landesgeschichte" („Unsere Zeit, Neue Folge", Bd. 5,[2].); seine „Histoire de la restauration" (Paris 1851—52, 7 Bände) und die anderen historischen Werke sind wertlos. Napoleon III. bot dem Dichter die Präsidentschaft des Senats mit hohen Emolumenten und Zahlung seiner Schulden an, L. lehnte beides ehrlich ab; dann aber wurde für ihn eine Nationalsubskription eröffnet, für die Napoleon sehr viel zeichnete; die Regierung kaufte viel von seinen Büchern und unterstützte ihn in jeder Weise, während er unverbesserlich und ohne Skrupel dies Geld der Wohlthat wieder vergeudete. 1867 bewilligte der Gesetzgebende Körper dem Greise eine unantastbare Jahresrente von 20,000 Fres. Er starb nach schweren Leiden, sich überlebend, erst am 28. Februar 1869 bei Passy; er ruht in der Familiengruft zu St. Point. Die von ihm veranstaltete Gesammtausgabe seiner Werke in 40 Bänden erschien 1860—1864.

Vgl. die Werke über Restauration, Julikönigtum, Republik und Kaiserreich.

Lamballe, Maria Theresia Luise, Prinzessin von. Als Tochter des Prinzen Ludwig Viktor von Savoyen-Carignan und Christine Henriettens von Hessen-Rheinfels-Rothenburg am 8. September 1749 in Turin geboren, wurde die Prinzessin fromm und gut erzogen und am 30. Januar 1767 mit dem lasterhaften, nur zwei Jahre älteren Ludwig Alexander Joseph Stanislaus von Bourbon, Prinzen von Lamballe, Oberjägermeister von Frankreich, in Nangis verheiratet. Natürlich war die Ehe unglücklich, der Tod des Prinzen am 7. Mai 1768 löste sie frühe, und die Witwe fand den sichersten Halt an ihrem tugendreichen Schwiegervater, dem Herzoge von Penthièvre, dem sie sich völlig widmete. Marie Antoinette schenkte ihr besondere Gunst und nahm sie am 16. September 1775 zur Oberintendantin ihres Hauses; sie blieb ihre treueste Freundin, obwohl Frau v. Polignac die Prinzessin manchmal zurückzudrängen suchte. Die Prinzessin wurde Großmeisterin der schottischen Mutterloge. Als das Unheil über das Königshaus hereinbrach, wich die edle Frau nicht von der Seite der Königin, teilte ihre Niederlagen, schickte, um der Not abzuhelfen, ihr Silberzeug in die Münze und verließ Frankreich nur, als das Königspaar entfloh; am 22. Juni 1791 schiffte sie sich in Boulogne nach England ein. Hier aber litt es sie trotz aller Mahnbriefe und Vorstellungen ihrer Freunde nicht, als sie von der Heimführung des Königspaares nach Paris vernommen hatte; sie machte in Aachen am 15. Oktober ihr Testament und traf im November in Anet ein, von wo sie zur Königin eilte. An allen Unglückstagen der kommenden Zeit stand sie mit männlichem Mute neben ihr; mit ihr und dem Könige bezog sie den Temple im August 1792; auf der Kommüne mußte sie brutale Verhöre bestehen, was sie mit seltenem Geschicke und voll Geistesgegenwart that; man schleppte sie am 20. August in das Gefängnis La Force. Hier wurde sie am 3. September 1792 vor ein Tribunal von Henkern gestellt, weigerte sich, dem Könige, der Königin und dem Königtum Haß zu schwören, und wurde durch Säbelhiebe niedergestreckt. Ihr Haupt wurde auf eine Pike gesetzt und vor das Fenster der Königin gehalten. Die Canaille trieb mit ihren Gliedern den gemeinsten Hohn, bis man sie in eine Grube warf; ihr Haupt wurde auf dem Friedhofe der Findelkinder beigesetzt. — Vgl. de Lescure, La princesse de Lamballe Marie-Thérèse-Louise de Savoie-Carignan, sa vie, sa mort, Paris 1864.

Lamberg, eine alte innerösterreichische Adelsfamilie, die seit dem 15. Jahrhundert in den Vordergrund tritt, im 16. und 17. zur ersten Reihe des Hofadels zählte und — vielverzweigt — auch in Niederösterreich und Böhmen, überdies unter den deutschen Reichsfürsten Herrschaftsgut, Sitz und Stimme erhielt und auch in Ungarns Magnatenschaft eingereiht erscheint. Der erbländische Freiherrnstand mit dem Prädikate von Ortenegg und Ortenstein knüpft sich an das Diplom König Ferdinands I. vom Jahre 1544, die Reichsgrafenwürde des Geschlechtes an das Jahr 1666; die reichsfürstliche erwarb die Hauptlinie im Jahre 1707.

Franz Philipp, Graf von L., geboren zu Moor in Westungarn am 30. November 1791, begann 1810 als Lieutenant seine militärische Laufbahn und schloß dieselbe 1848 als Feldmarschalllieutenant. Als ungarischer Magnat beteiligte er sich lebhaft an dem hochbewegten politischen Leben Ungarns, das in publizistischer Beziehung um die Namen: Széchényi, Kossuth und Aurel Dezsewffy kreist; das Leibjournal des letztgenannten hochbegabten Verfechters der konservativen Interessen, der „Pesti Hienök", soll auch den Grafen L. unter seine Mitarbeiter gezählt haben. Auch mit Paul Orosz habe er als Publizist eine Lanze gebrochen. Das Jahr 1848 beschied ihm einen verhängnisvollen Auftrag. Er sollte zur Zeit, als schon der Abfall Ungarns von der Dynastie nur noch eine Frage der Zeit war, als kaiserlicher Kommissar der Alleinherrschaft Kossuths einen Damm setzen und das revolutionäre Ungarn loyal machen. Bei dieser von vornherein unmöglichen Mission erlag Graf L. der aufgestachelten Volkswut, als er den 28. September 1848, unmittelbar nach dem ihn und sein Mandat ächtenden Reichstagsbeschlusse vom 27. September in Pesth-Ofen, mit ziviler und militärischer Diktatur bekleidet, eintraf und nur zu bald seine hilflose Lage begriff. Der Pöbel riß ihn auf der Brücke aus dem Wagen, erschlug ihn und trug den grausam verstümmelten Leichnam auf Spießen oder Sensen von dannen. Er fand dann im Servitenkloster seine stille Beisetzung. — Vgl. Wurzbach XIV, 39—41; Meynert, Gesch. der Ereignisse in der österreichischen Monarchie 1848—49 (Wien 1853); Schütte, Ungarn und der ungar. Unabhängigkeitskrieg (Dresden 1850); Springer, Gesch. Österreichs, II. Bd.; Iwányi u. Chassin, Hist. polit. de la révol. de Hongrie 1847—49, Bd. II. (Paris 1854—60).

Johann Maximilian, Freiherr v., österreichischer Staatsmann, gestorben am 12. Dezember 1682, aus der dritten Ehe des angesehenen Landes- und Hofbeamten Georg Sigismund (gest. 1631), zunächst 1634 Kämmerer des Thronfolgers,

König Ferdinands III., kaiserlicher Kommissar bei der Regensburger Wahl und Krönung desselben zum römischen Könige, 1637 Reichshofrat und als **bevollmächtigter kaiserlicher „Minister" dem kaiserlichen Prinzipalgesandten, Grafen Trautmannsdorf, im westfälischen Friedenskongresse beigeordnet. Er vertrat Österreich in den Negotiationen mit Schweden in Osnabrück und unter**zeichnete am 24. Oktober 1648 den Schlußakt. 1652—60 bekleidete L. das wichtige Amt eines kaiserlichen Botschafters am Hofe zu Madrid, zur Zeit als es sich um die Vermählung des österreichischen Thronfolgers König Ferdinands IV. (gest. 1654) mit der spanischen Infantin und um die Pflege der guten Beziehungen beider Höfe handelte. 1660 ging L. (seit 1657 Wirklicher Geheimer Rat) nach Wien zurück und leistete als Oberstkämmerer wichtige Dienste bei dem Abschlusse der Heirat Kaiser Leopolds I. (des zweiten Sohnes und Thronfolgers Kaiser Ferdinands III.) mit der Infantin Margareta Theresia, Schwester der französischen Königin Maria Theresia, Gemahlin Ludwigs XIV., fortan Konkurrenten Habsburg-Österreichs um die in Aussicht stehende spanische Erbschaft. Philipp IV. von Spanien verlieh an L. den Orden des Goldenen Vließes. 1665 gipfelte die Laufbahn L.s in der Ernennung zum Obersthofmeister und Mitgliede der Staats- und Ministerkonferenz, doch konnte er sich an persönlichem Einfluß weder mit Johann Weikh. Fürsten von Auersperg noch mit dem Fürsten W. Euf. Lobkowitz (s. d. Art.) oder mit dem Hofkanzler Hocher messen. Bei den 1671—74 verlaufenden wichtigen Untersuchungen der ungarischen Magnatenverschwörung (1665—71) und der Schuld des bisher allmächtigen Prinzipalministers Lobkowitz hatte auch L. eine gewichtige Stimme. Sein Tod (12. Dezember 1682) fällt in die Zeit der größten politischen Gefahren Österreichs, angesichts der französischen Eroberungspläne, der ungarischen Insurrektion und des drohenden Türkenkrieges, doch war er damals ganz in den Hintergrund zurückgetreten, — denn Graf Strattmann und Graf Ulr. Kinsky (s. Art.) wurden die Vordermänner der neuen Ära.

Leopold Joseph, Graf von L., gestorben am 28. Juni 1706, kaiserlicher Diplomat, Sohn des gleichnamigen Vaters (gest. 1666 als niederösterreichischer Vizestatthalter und Reichsgraf), vermählt mit der Gräfin Katharina Eleonore von Sprinzenstein, welche Ehe den Grund zu dem großen Sprinzensteinschen Majorate dieser Linie der Lamberge („Lamberg-Sprinzenstein") legte. Seine diplomatische Laufbahn begann er 1690—99 als kaiserlicher Prinzipalgesandter des permanenten Regensburger Reichstages, worauf er 1699—1705 als Botschafter in Rom seine Thätigkeit aufnahm. Es war dies zur Zeit des großen Kampfes zwischen Habsburg-Österreich und den Bourbonenhöfen um die spanische Erbschaft, als Österreich und Frankreich beim römischen Stuhle sich wechselseitig diplomatisch bekriegten. Die bourbonische Politik hatte jedoch beim Papste Oberwasser, und L. wurde als minder glücklich in seinen Bemühungen 1705 aus Rom abberufen. Er überlebte diese Rückkehr nur um ein Jahr.

Leopold Matthias, der erste „Fürst" dieses Hauses, geboren am 23. Februar 1667, gestorben am 10. März 1711, der Erstgeborene des Grafen **Franz Joseph (geb. 1637, gest. 1711, der seinen Sohn um 7 Monate überlebte und dessen fürstliches Prädikat zuerkannt erhielt), aus der Ehe mit der Gräfin Anna Maria von Trautmannsdorf. — L. M. Graf von L. seit 1689 Kämmerer des Thron**folgers Joseph (I.) wurde der bevorzugteste Günstling dieses Habsburgers, ein Kavalier von überschäumender Lebenslust und bestechendsten geselligen Vorzügen, dem auch Kaiser Leopold I. sehr geneigt war, 1699 das kaiserlich königliche Oberstshof- und Landjägermeisteramt und 1700 das Goldene Vließ verlieh. Seine persönliche Geltung gipfelte in der kurzen Herrscherzeit Kaiser Josephs I., der ihm am 1. November 1707 den erblichen Reichsfürstenstand, 1708 die Oberstallmeisterwürde und überdies die Landgrafschaft Leuchtenberg zuwandte. Er starb eines jähen Todes im kräftigsten Mannesalter, wenige Wochen vor dem Hinscheiden seines kaiserlichen Gönners, drei Monate nach dem Tode seiner Gattin Gräfin Maria Claudia Künigl.

Vgl. Wurzbach XIV, 21—46; Wißgrill, Schauplatz des landesfässigen niederösterreichischen Adels, Bd. V; Vehse, Gesch. der europ. Höfe und der österr. Diplomatie (Abteil.: Österreich); Majláth, Österr. Gesch. III. IV; Wolf, Fürst W. E. von Lobkowitz; v. Arneth, Eugen von Savoyen, Bd. I—III; Krones, Gesch. Österr., Bd. IV; die Artikel von Felgel in der „Allgem. deutsch. Biogr." XVII, 538—541.

Lambert, John, englischer General, 1690 in Calton Hall, Yorkshire, aus guter Familie geboren, einer der besten Unterführer Cromwells, welcher nach eigener Angabe seinem Rate z. B. den Sieg von Dunbar wesentlich mit verdankt, und lange Zeit auch politisch einer von dessen eifrigsten Anhängern, trat später in Gegensatz zu diesem. Während er 1654 Cromwells Einsetzung als Lord Protektor im Staatsrate warm befürwortet hatte, sprach er sich 1657 heftig gegen dessen Wahl zum Könige aus und wurde bald darauf, als er einen neuen Eid der Treue zu leisten sich weigerte, entlassen. Sein Ehrgeiz und das Ansehen, dessen er sich namentlich beim Heere erfreute, erfüllten jenen mit Besorgnis. Durch und durch Soldat verlangte er für die Armee die höchste Stellung im Lande; gegen das Parlament stand er immer im Gegensatz. Als Cromwell gestorben war, schien es nicht unwahrscheinlich, daß L. der Leiter der Geschicke Großbritanniens werden würde, aber Monk schob ihn beiseite, indem er Karl II. auf den Thron der Stuarts zurückführte. L. ist dann nicht mehr hervorgetreten und 1694 auf der Insel Guernsey gestorben, man sagt als Katholik.

Lambesc, Prinz Karl Eugen von Lothringen, Fürst von Lambesc, Graf zu Brionne, geb. am 25. September 1751 zu Versailles, gest. am 21. November 1825 zu Wien, aus der lothringischen Nebenlinie der von Guise, deren Zweig der Marquis, dann Herzöge von Elboeuf mit ihm erlosch. Seit 1785 oder 1789 finden wir den Vollblutaristokraten als Kommandierenden des vielberufenen Kavallerieregimentes Royal Allemand. Sein Benehmen als solcher

bei der Emeute, welche aus Anlaß der Verabschiedung des Finanzministers Necker (1789) zur Zeit der Assemblée nationale (27. Juni) stattfand, zog ihm die Anklage des Untersuchungskomitees zu, welche jedoch der Gerichtshof von Châtelet als unbegründet aufhob. Er und sein Regiment hatten in Stenoy die Aufgabe, die Flucht Ludwigs XVI. aus Paris (20.—22. Juni 1791) zu decken. Die Vereitlung derselben hatte die Auflösung des loyalen Regimentes, die Emigration L.s und dessen Eintritt in österreichische Dienste als Generalmajor zur Folge. Er machte als solcher den Krieg in den Niederlanden 1792 bis 1794 mit und zeichnete sich besonders bei Tournay (22. Mai) und Charleroi (26. Juni 1794) aus. 1796 Feldmarschallleutenant und Kommandeur des Theresienordens geworden, blieb L. bis 1799 auf dem Kriegsschauplatze und vertauschte dann denselben mit dem Kommando in Ostgalizien. Seit 1806 Kavalleriegeneral und Hauptmann der Arcierenleibgarde, tritt L. mit seinem 55. Lebensjahre aus dem Kriegsleben und schließt mit 74 Jahren seine Laufbahn. — Vgl. Wurzbach XIV, 48 bis 50; „Biogr. univ. ancienne et moderne", Bd. LXX; Susane, Hist. de la caval. franç., 2. Bd. (Paris 1874); Forneron, Les ducs de Guise (Paris 1877); Schinzls Artikel in der „Allg. deutsch. Biogr." XVII, 557.

Lamboy, Wilhelm, Graf, kaiserlich österreichischer Heerführer, gest. am 12. Dezember 1659, stammte aus einer ritterlichen Familie des Hochstiftes Lüttich und dürfte wie andere Wallonen mit Bucquoi (s. Art.) nach Österreich gekommen sein, um dem Hause Deutschhabsburg Kriegsdienste zu leisten. Bestimmte Kunde von ihm erhalten wir erst nach der Entscheidungsschlacht auf dem Weißen Berge (8. November 1620) und Bucquois Tode (Juli 1621), indem er uns um diese Zeit als kaiserlicher „Obrister" genannt wird. Seine erste bedeutende Waffenthat verzeichnet aber erst der Bericht des Oberfeldherrn über die Schlacht bei Lützen (16. November 1632), der ihn unter den Toten nennt, obschon er nach heldenmütigem Widerstande schwer verwundet in die Hände der Schweden fiel. Freigelassen, empfing er als Lohn ein kaiserliches Handschreiben, das ihm eine außerordentliche Gnadenbezeugung in Aussicht stellte und vom Generalissimus Wallenstein die Belehnung mit der friedländischen Herrschaft Neuschloß bei Arnau. L. focht dann (1633) unter Holk (s. Art.) in Meißen und Sachsen, half Leipzig erobern und wurde dann von Gallas (s. Art.) und Hatzfeld (s. Art.) in wichtigen Aktionen verwendet. — Er unterzeichnete nicht bloß den ersten Pilsner Revers (Januar 1634), worauf ihn Wallenstein zum Generalwachtmeister ernannte, sondern auch den zweiten (Februar), erscheint aber sofort als gut kaiserlich neben dem General Suys in Prag und half die kaiserliche Achtserklärung gegen Wallenstein und dessen „Adhärenten" verkündigen. Der Lohn blieb nicht aus, denn L. wurde am 16. März 1634 als Generalwachtmeister bestätigt, in den Reichsfreiherrenstand erhoben, kaiserlicher Kämmerer und seit 5. November 1635 mit der ehemals Wallensteinschen Herrschaft Arnau beschenkt.

In die Zwischenzeit fällt manche Kriegsthat L.s, so vor Görlitz (Mai 1634), die Kämpfe mit den übermächtigen Schweden in Böhmen an der Elbe, die Eroberung von Culmbach und Koburgs (28. März 1635), Sachsenhausens bei Frankfurt a. M. (20. August) und die Schlappe L.s neben Hatzfeld und Caretto di Grana (14. September), durch Bernhard von Weimar erlitten. Sechs Monate mühte sich L. mit der Eroberung Hanaus ab (Januar—Juli 1636), mußte aber mit seiner geringen Macht dem hessisch-schwedischen Entsatzheere weichen. Bald darauf vereinigte er sich mit dem Herzoge Karl von Lothringen, schlug mit ihm den Prinzen Heinrich von Bourbon-Condé zurück und machte mit Gallas und Mercy den Einbruch in das südliche Frankreich, ohne daß dieses Unternehmen einen nachhaltigen Erfolg eintrug. Die bedeutendsten Kriegsthaten vollbrachte L. auf dem niederländischen Schauplatze im Kampfe gegen die Franzosen (1640—41). Bei Arras (24. Juni 1640) schlug er den Marschall Meilleraye, bei Marsée den Marschall Chatillon (6. Juli 1641) und zwar in entscheidendster Weise; den 12. Juli eroberte er Donchery. Diese Verdienste verschafften ihm (18. Juli) die Beförderung zum Feldzeugmeister. — Bald mußte er jedoch die Wechselfälle des Kriegsglückes über sich ergehen lassen, denn 1642 im Januar bereitete er sich und Mercy durch tollkühne Überschätzung seiner Kriegsmacht und Sorglosigkeit an der Maas, zwischen Kempen und Crefeld, eine Niederlage, infolge deren er in französische Kriegsgefangenschaft fiel. Erst 1643 gelang es ihm, sich mit eigenem Gelde loszukaufen. — 1645, abermals in Diensten Spaniens, des Bundesgenossen Österreichs, glückten ihm bedeutende Werbungen für den Kaiser, dessen Feldherrn, Piccolomini, er 8000 Mann zuführte. Im November d. J. verlieh ihm der Kaiser den Feldmarschallsrang, und 1647 diente er wieder unter kaiserlicher Fahne, unter dem Oberkommando „Holzapfels" (s. Art.) oder „Melanders" als Kommandierender im westfälischen Kreise. Hier schlug er sich in wechselvollen Kämpfen mit dem schwedischen Generale Königsmark und mit dem hessischen Feldobersten Geyso herum, bis zum Ende des großen Krieges (Oktober 1648). Der kaiserliche Gnadenbrief vom 22. Januar 1649 rühmte seine Waffenthaten und erhob ihn in den österreichischen Erbgrafenstand. Auf seinen böhmischen Gütern erwies sich der strenggläubige Wallone als eifriger Gönner der Jesuiten und ihrer katholischen Mission, ohne jedoch ihren weitergehenden Wünschen zu willfahren. Mit seinem Enkel aus der Ehe seines Sohnes Johann Lampert mit Gräfin Anna Franziska Martiniz, erlosch 1683 sein Name.

Die Litt. des Dreißigjährigen Krieges: Richter, Söltl, Berthold, Hurter, Schreiber 2c. Stramberg, Rhein. Antiquarius II. Abteil. Bd. IX, 592—711; Schweigerd, Österreichs Helden und Heerführer II, 52 ff. Die beste aktenmäßige biogr. Skizze von Hallwich in der „Allg. deutsch. Biogr." XVII, 557—564.

Lambruschini, Luigi. Am 16. Mai 1776 in Genua geboren, trat L. in den Barnabiten-Orden, wurde Sekretär des Kardinals Consalvi,

den er auf den Wiener Kongreß begleitete, und war ihm bei dem Abschlusse mehrerer Konkordate behilflich. Er wurde Bischof von Sabina, 1819 Erzbischof von Genua und 1824 Nuntius in Paris, wo er den ungünstigsten Einfluß auf Karl X. gewann, der zu dessen Sturze sehr wesentlich beitrug. Vom Hofe Ludwig Philipps abberufen, wurde L. am 30. September 1831 Kardinalpriester. An Stelle Bernettis ernannte ihn Gregor XVI. 1836 zum Staatssekretär für die auswärtigen Angelegenheiten, den Krieg, die Polizei und den Kultus; auch wurde L. Abt von Santa Maria di Farfa, Bibliothekar der Kirche, Sekretär der Breven, Großprior des Ordens von St. Johann von Jerusalem, Großkanzler des St. Gregorius-Ordens und Präfekt der Kongregation der Studien. Ein Mann von stählerner Unbeugsamkeit, war L. eines der hervorragendsten Mitglieder der kirchlich und politisch reaktionären Partei, ein Todfeind der Neuerungslust; tyrannisierte er selbst den Papst, so hielt er die Regierungsautoritäten zu nachsichtsloser Strenge an, übertrug in den Legationen die außerordentlichen Vollmachten wieder Priestern anstatt Laien und unterdrückte grausam jedes liberale Gelüste; die politischen Prozesse nahmen kein Ende. Alle Welt sollte sich blind vor ihm beugen; wer dies nicht that, wurde verdrängt und durch eine Kreatur ersetzt; er allein herrschte mit allen Mitteln gewaltthätiger Repression und verfolgte gemäßigte Liberale ebenso wie Mazzinisten; er verfehmte Eisenbahnen, Kettenbrücken, Gasbeleuchtung und schien der Welt demonstrieren zu wollen, daß der Kirchenstaat ein Hemmnis jeder nationalen Entwicklung sei. L. riet dem Papste von der Bereisung des Kirchenstaats ab, während seine Engherzigkeit die Liberalen täglich mehr erbitterte. 1845 trat L. das Unterrichtswesen dem Kardinale Mezzofanti ab. In den Kölner Wirren (s. „Köln") spielte er eine sehr herrschsüchtige und starrrömische Rolle. Bei dem Tode Gregors XVI. hatte L. die meisten Aussichten zur Tiara, aber seine Herrschgier und Härte hatten ihn zu verhaßt gemacht; bei jedem Wahlgange sank seine Stimmenzahl, und endlich wurde statt seiner Pius IX. im Juni 1846 gewählt. Dieser ernannte L. zum Mitgliede der neuen Consulta di stato und bestätigte ihn als Sekretär der Breven und Bibliothekar des Vatikan, ohne ihm Einfluß auf seine Politik zu gönnen. Am 11. Juni 1847 wurde L. Kardinalbischof von Porto, San Rufina und Civita Vecchia, Unterdekan des heiligen Kollegiums, Präfekt der Kongregation der Riten und Großkanzler aller päpstlichen Orden. Als 1847 die Unruhen ausbrachen, bedrohte ihn das römische Volk, er entfloh aus seinem Palaste nach Civita Vecchia, fühlte sich auch hier unsicher und kehrte nach Rom zurück. Als der Papst nach Rossis Ermordung im November 1848 entfloh, eilte L. ins Neapolitanische und stieß in Gaëta zu ihm; mit ihm kehrte er 1850 nach Rom heim, wurde Hauskardinal und starb in Rom am 12. Mai 1854. Er hat mehrere geistliche Bücher verfaßt. — Vgl. Reuchlin, Geschichte von Italien, Bde. 1 u. 2, Leipzig 1859 bis 1860; Brosch, Geschichte des Kirchenstaats, Bd. II, Gotha 1882.

Lamennais, Hugues Félicité Robert de (**La Mennais**). Am 19. Juni 1782 in Saint-Malo als Sohn eines geadelten Rheders geboren, widersetzte sich L., der einen sehr entschiedenen Eigenwillen besaß, dem väterlichen Wunsche, er solle einst die Geschäfte fortführen, wurde bei einem Oheim erzogen, der ein gelehrter Gegner der Philosophie war, studierte beständig in dessen Bibliothek, begeisterte sich für Rousseau und nahm eine so ungläubige Richtung, daß seine Kommunion wiederholt verschoben wurde. Er floh die Welt, vergrub sich in der Einsamkeit, war voll Mißtrauen und doch voll ungeklärter Zärtlichkeit für die Menschheit. Im Landhause zu La Chênaie (bei Dinan) studierte er eifrigst Latein, Griechisch, Hebräisch und moderne Sprachen, die Kirchenväter und die Kontroversschriftsteller; religiöse Zweifel zerrissen sein junges Gemüt, erst mit 22 Jahren nahm er die Kommunion vor, dann aber warf er sich trotz aller neuen Bedenken, die in ihm aufstiegen, voll Feuer auf die Theologie, nahm 1811 die Tonsur, trat in das von seinem Bruder gegründete kleine Seminar seiner Vaterstadt, an dem er in Mathematik unterrichtete, entschloß sich aber erst 1816, die Weihen zu nehmen und auf immer sich der Kirche zu widmen. Ein Gegner des Kaiserreichs und des „Antichristen" Napoleon, schrieb L. 1808 gegen die religiöse Indifferenz „Réflexions sur l'Etat de l'église en France pendant le dix-huitième siècle et sur sa situation actuelle" (Paris, seitdem wiederholt herausgegeben); die Polizei konfiszierte das Buch, welches die Kirche verherrlichte, an das Associationsrecht des Klerus appellierte und selbst die Zeit als der Kirche gegenüber ohnmächtig hinstellte. 1814 siedelte er nach Paris über und jubelte dem Sturze Napoleons wie der Rückkehr des Königs zu; so heftig verdammte er das kaiserliche Regiment, daß er bei Napoleons Wiederkehr es geraten fand, nach England zu gehen, wo er Stunden gab, und erst unter der zweiten Restauration im November 1815 nach Paris zurückzukommen. Hier beendete er seinen in England begonnenen ersten Band des „Essai sur l'Indifférence en matière de religion", der 1817 in Paris erschien und ein Aufsehen erregte wie wenige Werke. Ohne Liebe und Freundschaft in der Welt, suchte der hochbegabte Priester Ersatz in der Kirche; er wollte herrschen, die unterdrückte Kirche zu neuer Allmacht erhöhen und in ihr eine gebietende Rolle spielen. Mit der absoluten Sicherheit eines unerschütterlichen Glaubens erhob er sich, seine rhetorische Kraft war zumal im Zorne berückend, mit echt populärer Feder riß er die Indifferenten aus ihrem Schlummer; so verachtungsvoll sprach er von Europas gesellschaftlichen Zuständen, wie wenn er ihnen absolut fremd wäre; er kämpfte gegen die Philosophie des 17. und den Unglauben des 18. Jahrhunderts an und erklärte zur einzigen Regel der Gewißheit das Grundprinzip der römischen Kirche, ihre Autorität in Glaubenssachen; was von der Lehre der Kirche abwich, war ihm schnöder Abfall; wer dem Papste nicht blind gehorchte, war ein Rebell gegen Gott; jeder Staat, der Ketzerei duldete, verließ seine kirchliche Grundlage und gab seine Legitimität selbst preis; die gesunkene europäische Gesellschaft konnte aus der

allgemeinen Anarchie nur gerettet werden, wenn sie zur Unfehlbarkeit der päpstlichen Autorität zurückkehrte. Das Werk wurde jahrelang in schärfster Weise angegriffen und widerlegt, L. selbst schrieb 1821 eine „Défense" desselben. Als begeisterter Streiter der ecclesia militans wurde er Mitarbeiter am „Conservateur", trug zum Sturze des Ministers Decazes nach Kräften bei und bekämpfte in „Le Drapeau blanc" und „Le Mémorial catholique" den Minister Villèle. Er war kein eigentlicher Royalist und feindete alle Ministerien der Restauration an, aber er arbeitete für die Konservativen. Rom ging ihm über alle Könige. Der Katholicismus erschien ihm die höchste Bildung der göttlich menschlichen Vernunft, in der Autorität des Papsttums glaubte er die ersehnte Garantie für die ewige Wahrheit zu finden, welche der individuelle Verstand anzweifele; alle obrigkeitliche Autorität schien ihm vom Papste abgeleitet, er wollte darum den Staat völlig der Kirche unterordnen. Fast heftiger noch als den Protestantismus bekämpfte er den Gallikanismus. Nicht minderes Aufsehen als der erste erregten die drei letzten Bände des „Essai", die bis 1823 erschienen und wiederholt aufgelegt wurden; die Angriffe auf L. nahmen ebenfalls ungeschwächten Fortgang, auch mit den Gerichten kam er wegen seiner Ansichten in Konflikt. 1824 reiste er nach Rom, wo ihn Leo XII. mit seltener Auszeichnung aufnahm und ihn als „letzten Kirchenvater" pries; L. nahm den Kardinalshut nicht an, erwirkte hingegen durch seinen Einfluß Lambruschinis Ernennung zum Nuntius in Paris — und wie sehr ist ihm dieser feind geworden! Im Winter 1825 heimgekehrt, nahm L. aus einer ministeriellen Verfügung Anlaß, die gallikanische Kirche und ihre Deklaration von 1682 voll leidenschaftlicher Herbe in „De la Religion considérée dans ses rapports avec l'ordre politique et civil" (Paris 1825 bis 1826) anzugreifen; er fand es schmählich, daß Karl X. den Gallikanismus schütze, und nannte seinen Staat atheistisch. Die einzige Wahrheit war für L. die christliche, sie verkündete der Papst, der Schlußstein der Gesellschaft; auf der Kirche beruhte für L. alle soziale Ordnung, darum mußte der Staat sich ihr unterordnen und ihr sein weltliches Schwert leihen; nach ganz mittelalterlicher Auffassung sah er alle fürstliche Majestät lediglich als eine päpstliche Verleihung an; jede nicht auf kirchlichem Boden fußende Verfassung galt ihm als illegitim und Katholicismus und Demokratie als unvereinbar. Schroff brach der begeisterte Hierarch mit den Legitimisten und den Liberalen: Rom war die Sonne, aus der die Welt Licht erhalten sollte. Diesmal wurde L. als ungehorsam gegen die Staatsgesetze am 22. April 1826 trotz Berryers Verteidigung verurteilt, aber mit viel Schonung behandelt; der Spruch erwähnte seines ehrwürdigen Charakters; die Schrift wurde unterdrückt, und er mußte 30 Frcs. Buße zahlen. Der Episkopat begann nun eine beständige Verfolgung des kecken Römlings, während dieser nach wie vor die Unterrichtsminister und den Gallikanismus angriff und die Priesterjugend zu sich zog. Mehr und mehr ekelte ihn die konstitutionelle Monarchie Karls X. an, an ihr fand er keinen Halt mehr; er nannte sie den abscheulichsten Despotismus, der jemals auf der Menschheit gelastet habe; er sah in der Allianz des Priestertums mit dem fürstlichen Absolutismus einen Fehler und verlangte vollständige Trennung der Interessen der Kirche von denen der Staatsgewalt. 1829 erschien in Paris „Des Progrès de la révolution et de la guerre contre l'église"; in fast prophetischen Worten verkündigte L. die Revolution des nächsten Jahres; bitter griff er Martignacs Kabinett an, das seiner Meinung nach die Gesellschaft entchristlichte und alle Anhänger der Kirche, voran die Jesuiten, verfolgte; ihm schien der Moment nahe, wo das unterdrückte Volk Gewalt brauchen solle, um im Namen des Papstes gegen den König aufzustehen. Ganz allmählich näherte er sich, das liberale Lager verlassend, den Demokraten; es war die Konsequenz seiner Lehren. 1829 gründete L., was Leo XII. sehr billigte, die „Gesellschaft zur Verteidigung der katholischen Religion", die in „Le Catholique" und „Le Correspondant" ihre Organe fand; doch waren beide ihm nicht dienstbar genug, und als die erwünschte Revolution von 1830 die Presse frei gemacht hatte, gründete L. das christlich-revolutionäre Journal „L'Avenir" mit der Devise „Dieu et Liberté — le Pape et le Peuple", welches seit September d. J. erschien. Hierin herrschte er, unterstützt von fähigen Schülern wie Lacordaire, Montalembert und Gerbet; sie gewannen der Religion eine lange vermißte Popularität und verfochten glühend die Sache der Freiheit. L. that den Schritt zur freien Kirche im freien Staate; er bekämpfte das Konkordat und forderte seine Abschaffung wie die des Kultusbudgets, er leugnete das Ernennungsrecht des Königs, schlug dem Klerus vor, auf die Staatsbesoldung zu verzichten und alles Nötige nur von der freiwilligen Spende der Gläubigen zu erwarten, und versicherte, die Kirche werde wieder mächtig auf das Gemüt der Nation einwirken, wenn sie arm werde und nur der religiösen und moralischen Kraft vertrauen wolle. Sein Losungswort wurde Freiheit der Kirche vom Staate und Verzicht auf alle Staatsunterstützung; aber die Kirche wollte von solchen Entsagungen nichts hören: ihre Güter, ihr Besitz waren ihr zu wert. Unter dem grenzenlosen Jubel der jungen Priesterwelt Europas trat L. für die Sache der unterdrückten Katholiken Belgiens, Irlands und Polens ein, während er gleichzeitig die Alleinherrschaft Christi und des Papstes predigte; für den Altar focht er gegen die Throne. Dabei forderte er unbedingte Freiheit des Gewissens, des Unterrichts, der Presse und der Association; es galt ihm die Kirche mit der Demokratie, die er früher als unvereinbar bezeichnet hatte, die Autorität mit der Freiheit zu versöhnen. Es fehlte wieder nicht an Preßprozessen gegen ihn, aber er wurde freigesprochen und erntete Triumphe. Keck setzte er den Kampf gegen die Universität und die Bischöfe fort und befehdete das weltliche Regiment, bis die Bischöfe sich zum Teile ermannten und unter der Leitung des Erzbischofs Astros von Toulouse Gregor XVI. ein Memorandum gegen das revolutionäre „Avenir" und seine Redakteure einsandten. Hatte L. im Februar 1831 selbst die Kurie in seinem Sinne angerufen, so stellte er jetzt

am 15. November 1831 einstweilen sein Journal ein und zog mit Lacordaire und Montalembert nach Rom. Er fand eine sehr kalte Aufnahme, wurde endlich vom Papste nur unter der Bedingung empfangen, vom Zwecke seiner Reise nicht reden zu dürfen, sein unendlicher Hochmut durchkostete die schwersten Niederlagen; das von ihm und seinen Schülern eingereichte Memorandum über den Zustand der Kirche wurde von der Kurie zurückgewiesen. Des ewigen Wartens müde, verließ L. mit Montalembert im Juli 1832 Rom, tief verstimmt; in München ereilte ihn Gregors Encyklika vom 15. August 1832, welche sämtliche Lehren des „Avenir" von der bürgerlichen Freiheit, der Preßfreiheit, der Berechtigung unterdrückter Völker zum Aufstande und vor allem den Wahnsinn der Gewissensfreiheit verdammte; ein Breve vom 18. September verschärfte noch die Verurteilung. Äußerlich unterwarf sich der Rebell, den Groll im Herzen niederdrückend. Schon am 10. September erklärte er, das „Avenir" und die vor einiger Zeit errichtete „Generalagentur zum Schutze der Religionsfreiheit" hätten aufgehört. Der Papst wollte aber, L. solle offen die Lehren verdammen, die er gepredigt habe; er wies mehrere Erklärungen L.s zurück und trieb ihn dadurch selbst zum Bruche. Am 5. November 1833 schrieb L. an ihn, seinem Gewissen zufolge dürfe der Christ nur in religiösen Dingen gehorchen, während er vor der geistlichen Macht in allen Zeitliches betreffenden Meinungen, Worten und Thaten frei bleibe. Zur Entrüstung der Kurie publizierte er den Brief. Am 11. Dezember aber erklärte er vorbehaltlos seinen unbedingten Gehorsam und schrieb dem Erzbischofe von Paris: damit unterzeichne er implicite, der Papst sei Gott. Doch auch hiermit war die Kurie nicht zufrieden. L. zog sich nach La Chênaie zurück und schritt zum entscheidenden Akte seines Lebens; der fanatische Römling brach mit Rom; im Mai 1834 erschienen die „Paroles d'un croyant", ein Empörungsschrei des Abgefallenen, ein Evangelium beleidigten Hochmuts und wilden Zornes; das Werk verkündigte in schwungvollster Sprache den Untergang der alten teuflischen Staatsordnung und die Zukunft des neuen christlichen Reichs der Freiheit und Gleichheit; es reizte die Armen auf gegen die Reichen, mißbrauchte die Bibel zu revolutionären Zwecken und rief zum Kriege gegen Thron und Vermögen. L. war Demokrat geworden und sprach wie St. Just oder Robespierre. Gregor XVI. schleuderte am 15. Juli 1834 eine Encyklika gegen das Buch, „das Erzeugnis der Gottlosigkeit und Frechheit, unbedeutend an Ausdehnung, unermeßlich an Verderbtheit", und verdammte das ganze Trugsystem L.s. Selten bewegte ein Buch derart die öffentliche Meinung, binnen wenigen Jahren erlebte es über hundert Auflagen, es wurde in viele Sprachen übersetzt und fand zahlreiche Widerlegungen; dem Autor trug es den Haß seiner Gegner auf ewig ein. Selbst seine Anhänger, selbst Montalembert, verließen ihn, Lacordaire war längst von ihm gewichen; er stand allein und setzte ohne jede Rücksicht den Kampf fort. Er warf seine Vergangenheit weit hinter sich und begann die Laufbahn des Volksapostels; ihm galt die Autorität nichts mehr, welche die Freiheit nicht beförderte, und er kam zur Liebe seiner Jugend, zu Rousseau, zurück. Sein Herz, das in seinen phantastischen Reden stets pulsierte, war gut und schlug für die Wohlfahrt der Menschheit. In den „Affaires de Rome" (zwei Bände, 1836—37) schilderte er seine Romfahrt von 1832, vertrat früher von ihm verdammte Ansichten, warf das eitle Papsttum zu den Toten und huldigte demokratischen Zukunftsidealen. Im Februar 1837 gründete er ein neues Journal „Le Monde", das aber nur wenige Monate sein Dasein fristete. In diesem Jahre erschien sein Volkssouveränität empfehlendes Buch „Le Livre du peuple", welches vom Christentum nur die Predigt von der allgemeinen Brüderschaft übrig ließ; Christus ward zum ersten der heiligen Jakobiner, die für die Freiheit gearbeitet haben, das Volk zum echten Souverän, von dem alle Gewalt ausgehe und das berufen sei, despotische Willkür zu stürzen und das Reich Christi wieder zu bauen. Gegen die satanische Weltordnung schleuderte er ein Buch um das andere, er hetzte das Volk gegen die besitzenden Klassen auf. In diesem Geiste entstanden 1838 „Politique à l'usage du peuple" (zwei Bände), 1839 „De la Lutte entre la cour et le pouvoir parlementaire" und „De L'esclavage moderne", 1840 „Questions politiques et philosophiques" (zwei Bände). 1841—1846 folgte eine vierbändige „Esquisse d'une philosophie", ein überwiegend rhetorisches Buch, welches dem gottlosen heutigen Zeitalter den Untergang prophezeite und nur Châteaubriand vergönnte, es zu überleben. Das heftige Pamphlet „Le Pays et le gouvernement" (1840), ein Schlag gegen die „Optimatenherrschaft", war einer der gehässigsten und übertriebensten Ergüsse seiner Wut und rief nach einer vollständigen Reform, um Frankreich von seinen Feiglingen, Verrätern und Aussaugern zu befreien; die Pariser Geschworenen verurteilten L. am 26. Dezember dafür zu 2000 Frcs. und einem Jahre Gefängnis, das er sofort antrat, froh Märtyrer zu werden. In St. Pélagie schrieb er und veröffentlichte 1846 „Une Voix de prison". 1841 erschienen „De la religion", „Discussions critiques et pensées diverses sur la religion et la philosophie" und „Du Passé et de l'avenir du peuple", 1843 „Amschaspands et Darvands" (ein Kampf der guten und bösen Geister), 1846 eine neue Übersetzung der Evangelien und 1848 „De la Société première et de ses lois, ou de la religion", der letzte Bruch mit seiner römischen Vergangenheit. Mit Jubel begrüßte L. die Revolution von 1848, um bald bitter enttäuscht zu werden; er forderte von ihr den Schlag der Wünschelrute, um die satanische Weltordnung zu zertrümmern und ein Lichtreich zu gründen. Vom 27. Februar an erschien täglich sein mit Duprat und Barbet gegründetes Journal „Le Peuple constituant", aber schon am 11. Juli d. J. mußte es eingestellt werden; alles kam anders, als der Schwärmer vermutet hatte, und verzweifelt nahm er Abschied von seinen Lesern. Das Seine-Departement deputierte ihn in die Konstituante, dann in die Legislative, natürlich saß er als Repräsentant des Sozialismus auf der äußersten Linken. Als Mit-

glied des Verfassungsausschusses unterbreitete er schon in der ersten Sitzung ein vollständiges „Projet de constitution de la république française“ (Paris 1848), das aber zu radikal und übertrieben war; zu keiner Konzession ließ er sich herbei. Er publizierte noch 1848 (mit Barbet) „Projet de constitution du crédit social“, „Question du travail“ und „De la Famille et de la propriété“, Auszüge aus dem „Peuple constituant“. Ab und zu schrieb er in ultrarevolutionäre Zeitungen. Bis 1851 wohnte L. regelmäßig den Sitzungen der Nationalversammlung an und protestierte durch Stillschweigen gegen ihre ihm mißliebigen Akte. Mit tiefer Trauer erfüllte ihn der Staatsstreich vom 2. Dezember 1851, der alle Illusionen begrub; was sollten seine christlich-sozialen Träume noch bedeuten? Er zog sich vom öffentlichen Leben zurück, gab sich mit allem Eifer dem Studium Dantes hin und ordnete die Gesamtausgabe der eigenen Werke; ihre beste Ausgabe ist die elfbändige (Paris 1844—1847); 1855 bis 1858 erschienen die „Oeuvres posthumes“, und Forgues gab 1858 die zweibändige „Correspondance“, heraus. L. wies die Versuche Pius' IX., ihn mit der Kirche auszusöhnen, von der Hand und starb, ruhig in seinen Irrtümern, die sein fester Glaube geworden waren, am 27. Februar 1854 in Paris. Ungeheure Volksmassen drängten sich am 1. März zu seinem Begräbnisse auf Père-Lachaise, die Polizei hatte viel Militär aufgeboten, ließ nur acht Leute auf den Friedhof, wo kein Wort am Grabe gesprochen und dasselbe weder durch ein Kreuz, noch durch einen Stein kenntlich gemacht wurde: so hatte L. es gewollt. Alle Bekehrungsversuche auf dem Sterbebette hatte er entschieden von sich gewiesen.

Vgl. Sainte-Beuve, Portraits contemporains, Bd. I, Paris 1846; Renan, Lamennais et ses écrits in der „Revue des Deux-Mondes“ vom August 1857; Blaize, Essai biographique sur Lamennais, Paris 1858; Hillebrand, Geschichte Frankreichs von der Thronbesteigung Louis Philipps bis zum Falle Napoleons III., 2. Teil, Gotha 1879; J. Schmidt, Geschichte der französischen Litteratur seit Ludwig XVI., 1774, 2. Aufl., 2 Bde., Leipzig 1873 bis 1874.

Lameth, zwei Brüder, **Charles**, geboren am 5. Oktober 1757, gestorben am 28. Dezember 1832, und **Alexander**, geboren am 28. Oktober 1760, gestorben am 18. März 1829, aus einem Grafengeschlechte der Picardie, fochten beide unter Rochambeau in Nordamerika und kehrten von dort mit freisinnigen Anschauungen zurück, welche sie zu Anfang der Revolution, sowie auch nach Wiedereinsetzung der Bourbons, in den gesetzgebenden Körperschaften bethätigten. Die Revolution war ihnen bald zu weit gegangen, auch hatten sie mit Napoleon ihren Frieden gemacht und Anstellungen von diesem angenommen. Zwei andere Brüder traten weniger hervor. — Vgl. „Nouvelle biographie générale“ XXIX, Paris 1862.

Lamoignon, Guillaume de L., Seigneur de Basville. Einer alten Familie der Noblesse de robe als Sohn des Parlamentspräsidenten (président à mortier) Chrétien de Lamoignon 1617 in Paris entsprossen, bildete sich L. unter der vorzüglichen Leitung von Jérôme Bignon, war zehn Jahre Parlamentsrat und wurde 1644 maître des requêtes, was aber seinem Thatendrange keineswegs genügte. „Schön, angenehm, sich gut auf die Welt und die Intrigue verstehend, mit allen äußeren Talenten ausgestattet“, wie ihn sein Feind, der Herzog von Saint-Simon schildert, glänzte er im Staatsrate. Er war voll Leutseligkeit, beliebt bei den Magistraten und Richtern, führte eine gastfreie Tafel, empfing an bestimmten Tagen die Gelehrten und zeichnete sie ungewöhnlich aus. Gleich seinen Genossen widersetzte er sich Mazarin in der Alten Fronde, lenkte aber von den Frondeurs ab, als er sah, daß sie kein Herz für die Erhöhung parlamentarischer Macht hatten, söhnte sich mit der Hofpartei aus, die Anarchie der Massen als ärgstes Übel betrachtend, leistete als Oberst des Viertels Cité vorzügliche Dienste, und seine Berichte im Staatsrate gefielen dem Könige vor allen. L. hatte das Bedürfnis, am Hofe in Geltung zu sein. Da starb der erste Präsident des Parlaments von Paris, Bellièvre, und die Minister, voran Mazarin, lenkten das Auge des Königs auf L.; er wurde am 20. Oktober 1658 erster Präsident, wobei ihm Mazarin sagte: „Wenn ich selbst etwas Unrechtes von euch fordern sollte, so schlagt es mir ab; wir wollen zusammen an der Erleichterung des Volks arbeiten.“ Nicht der König, sondern Mazarin sprach zu ihm die rühmlichen Worte: „Hätte ich im Königreiche einen Trefflicheren finden können, so würdet ihr diese Stelle nicht erhalten haben.“ Niemand hielt fester an der Würde des Parlaments und an seiner ihm gebührenden Stellung als L.; niemals bereicherte er sich, was ihm Saint-Simon aus blinder Feindschaft gegen seine Familie andichtet; im Prozesse Fargues handelte er trotz Saint-Simons Anschuldigung korrekt. Als Herr von Basville erwarb er 1668 das früher Fargues gehörige Courson. Früher mit dem Oberintendanten Fouquet befreundet, hatte er sich mit ihm entzweit, während ihn auch Colberts herrisches Wesen und finanzielle Maßregeln abstießen; er liebte ungemein die Form und haßte alle Übergriffe in die vorgeschriebene Machtsphäre, besaß in hohem Grade den Corpsgeist und opponierte Colberts Einmischung. L. erhielt den Vorsitz in dem Gerichtshofe, der Fouquet verurteilte, wies Colberts Beeinflussung seines Verdikts derb zurück und verlor den Vorsitz, als er sich gegen den Tod aussprach, 1662; einen Platz unter den Richtern lehnte er ab, da er seine gereinigten Hände nicht wieder beschmutzen wolle.

L. arbeitete darauf hin, die ganze französische Gesetzgebung in einem Codex zu vereinigen; Colbert wollte ohne ihn mit seinem Oheime Pussort am Zivilprozesse arbeiten, aber der König gab beiden L. bei, und noch andere Parlamentsmitglieder wurden zugezogen. So entstand der berühmte „Code Louis“ von 1667. L. war hiermit nicht genug gethan; mit den Advokaten Fourcroi und Auzannet wollte er die 285 in Frankreich geltenden Droits de coutume in eine Generalgesetzgebung verschmelzen, unternahm das ungeheure Werk, konnte aber damit keinen Erfolg

haben, denn die feudalen Tendenzen des droit coutumier widerstrebten der Unifikation. L. liebte die Wissenschaft und die Künste; in Basville sah er häufig Racine und Boileau, aber Molières Tartuffe erschien ihm so gefährlich, daß er die Darstellung in Paris verbot. L. wurde vom Könige häufig zurate gezogen und kam mit Colbert manchmal in Streit; 1672 war er auch gegen dessen Wunsch, die Steuern zu erhöhen, und sprach für eine Anleihe; mit Louvois' Hilfe siegte L.s Meinung, Colbert prophezeite L. schlimme Folgen von diesem Schritte Frankreichs auf dem Wege der Anleihen. L. starb am 10. Dezember 1677. Seine „Arrêtés" erschienen 1757 in Paris.

Vgl. H. Martin, Histoire de France depuis les temps les plus reculés jusqu'en 1789, 4. Auflage, Bde. XII. u. XIII., Paris 1865; „Mémoires complets et authentiques du Duc de Saint-Simon sur le siècle de Louis XIV. et la régence", Bd. V, Paris 1856; Chéruel, Saint-Simon considéré comme historien de Louis XIV., Paris 1865.

Lamoignon de Malesherbes: s. **Malesherbes.**

Lamoricière, Christophe de, am 5. Februar 1806 zu Nantes geboren, 1828 Lieutenant im französischen Geniecorps, machte sich in der afrikanischen Armee, welcher er von 1830—47 angehörte, einen glänzenden Namen und versuchte 1848, am 24. Februar zum Militärkommandanten von Paris ernannt, wo er als Mitglied der Deputiertenkammer seit Anfang des Jahres sich aufhielt, vergeblich, den Thron der Orléans zu retten. Bei den Juni-Kämpfen von 1848 beteiligte er sich an der Niederwerfung des Aufstandes, war vom Ende dieses Monats bis Dezember unter Cavaignac Kriegsminister, trat aber zurück, als Louis Napoleon Präsident geworden war. 1849 übernahm er den Botschafterposten in St. Petersburg, legte denselben nieder, als am 31. Oktober das Ministerium Odillon-Barrot einem bonapartistischen weichen mußte und trat nun, zum Vizepräsidenten der Gesetzgebenden Versammlung gewählt, in lebhaften Gegensatz zu dem Thronprätendenten, so daß dieser ihn bei dem Staatsstreiche am 2. Dezember 1851 gefangen nehmen ließ und später verbannte; 1857 kehrte er nach Frankreich zurück. Seine legitimistischen Verbindungen veranlaßten, daß der Papst ihm 1860 den Oberbefehl seiner Truppen übertrug. Es blieb ihm aber keine Zeit, die bunte Masse zu einem kriegstüchtigen Werkzeuge zu gestalten; im Süden bedrohten Garibaldis Scharen den Kirchenstaat, von Norden rückten die sardinischen Truppen ein, und der Übermacht der letzteren unter Cialdini unterlag L. am 18. September 1860 bei Castelfidardo. Er entkam nach dem 20 km. nördlich gelegenen Ancona, mußte hier am 29. kapitulieren und zog sich auf sein Schloß Prouzel bei Amiens zurück, wo er am 11. September 1865 starb. — Vgl. „Le général de L.", Paris 1866; Keller, Le général de L., Paris 1873.

Lamormain, richtiger Guillaume **Germain** von **La Moire Mennie** im luxemburgischen Wallonenlande, — auch „Lämmermann" in deutscher Verballhornung—, Sohn Eberhards Germain von La M. M. — geb. am 29. Dezember 1570, gest. am 22. Februar 1648 zu Wien, Jesuit und kaiserlicher Beichtvater. Die Jugenderziehung und wissenschaftliche Ausbildung genoß derselbe in Deutschland, dem auch sein ganzes Leben und Wirken angehört. Sein Vater verlegte nämlich seinen Wohnsitz nach Dochau, woselbst L. den Unterricht des Pfarrers genoß. Dann bezog der Knabe das Jesuitengymnasium in Trier, worauf ihn sein Oheim als Koch des spanischen Gesandten am Prager Hofe, Don Guillem de San Clemente, der Fürsorge seines Gebieters empfahl, und dieser auf seine Kosten den begabten Jüngling an der Prager Hochschule unter der Leitung der Jesuiten studieren ließ. Als Doktor der Philosophie trat L. am 5. Februar 1590 das Noviziat des Ordens an und zwar im Brünner Kollegium. Hierauf begab er sich nach Wien, studierte hier 4 Jahre Theologie und erlangte 1596 die Priesterweihe im Preßburger Kollegium. Der angehende „sacerdos" societatis Jesu wurde dann 1596—1598 als Lehrer der Syntax (Oberklasse des damaligen Jesuitengymnasiums) im Kollegium des Ordens zu Sillein (Szolna) in Oberungarn 1598—1600 in der Poesie und Rhetorik (Humaniora, Vorstufe der facultas philosophica) zu Prag verwendet und kam später an die Grazer Universität als Professor der Philosophie. 1603—1606 war seine Probation durch Ablegung der vier Ordensgelübde vollendet, und 1606, im 36. Lebensjahre, übernahm er die Professur der Theologie an der genannten Hochschule. Es war dies zur Zeit, als Erzherzog Ferdinand von Innerösterreich (der nachmalige Kaiser Ferdinand II.), der eifrigste Gönner des Jesuitenordens unter den Habsburgern, die seit 1599 begonnene Gegenreformation mit rücksichtsloser Ausdauer durchführte. Die Grazer Universität, schon durch ihre Gründungsurkunde (1586) zur Pflegestätte des „wahren Glaubens" ausersehen, war die wichtigste Bundesmacht des landesfürstlichen Willens und erfreute sich samt dem Kollegium und Seminarium des Jesuitenordens der weitgehendsten Munifizenz ihres erzherzoglichen Gönners. Um so näher trat dann auch L. nach 14jährigem Wirken als Ordensmann und Professor in Graz diesem Habsburger, als er zum Rektor des dasigen Kollegiums bestellt wurde und in dieser Eigenschaft 1614—1621 wirkte. 1621 wurde L. vom Ordensgeneral nach Rom berufen und hielt sich hier bis zum Herbste des Jahres 1623 auf. — 1617 bez. 1618 war Erzherzog Ferdinand als Adoptivsohn seines Vetters K. Mathias zum Könige Böhmens und Ungarns gewählt worden, 1619 folgte er dem Vorgenannten in der Gesamtherrschaft; der deutschen Kaiserwahl (August 1619) gesellte sich bald (8. November 1620) der Sieg über die Rebellion der Böhmen und ihrer Verbündeten zu, und der große deutsche Krieg zog immer größere Kreise. Anderseits begann die katholische Restauration Böhmens und der andern in sein Geschick mitgezogenen Länder. Die gewonnenen Erfolge der beiden habsburgischen Höfe, Österreichs und Spaniens, hatten Frankreich, jetzt unter der politischen Führung Richelieus, zur Gegnerschaft aufgestachelt

und entsprachen ebenso wenig der Politik Papst Urbans VIII., eines entschiedenen Gegners der Spanier. Dies brachte auch in die Tendenzen des in den entgegengesetzten politischen Heerlagern wirkenden Jesuitenordens einen geheimen Zwiespalt, da es sich darum handelte, Partei zu nehmen und doch eigentlich im Ordensinteresse über den streitenden Parteien zu stehen, hier Österreich der deutschen Liga — Bayern vor allen und Spanien — dort Frankreich und dem römischen Stuhle sich gefügig zu erweisen, anderseits wieder dem Vorwurfe auszuweichen, daß sich die geistlichen Väter in weltliche Dinge mischten. In dieser Zeit, für welche die Nuntiaturberichte des Kardinals Carafa eine so wichtige Quelle bieten, brachte der Tod seines Ordensbruders, Becanus, des bisherigen Beichtvaters Kaiser Ferdinands II., L. zu der außerordentlich wichtigen Stellung eines Gewissensrates dieses der katholischen Kirche unbedingt ergebenen und in der Politik von fremder Einsicht, fremdem Rate nur allzu sehr abhängigen Herrschers (Ende Januar 1624). Die politisch maßgebenste Persönlichkeit am Hofe war und blieb ohne Frage bis Ende 1634 Ferdinands II. bevorzugtester Günstling, Fürst Hanns Ulrich von Eggenberg, der „Herr des kaiserlichen Willens", wie die venetianischen Gesandtschaftsberichte melden, und auch die Phalanx anderer Kronräte, so vor allem die der Clique und Verwandtschaft (der „famiglia") Eggenbergs zugehörigen Hof- und Staatsbeamten (wie z. B. Harrach) und der böhmischen Regierungsorgane erzkatholischer Gesinnung, wie des Hofkanzlers Slawata in erster Linie oder der ungarischen Staatsmänner und Kirchenfürsten, wie Niklas Esterházi (s. Art.) und Kardinalsprimas Pázmán — machten ihren Einfluß geltend; nichtsdestoweniger jedoch hatte ein kaiserlicher Beichtiger und Gewissensrat von scharfsinniger Berechnung, Welt- und Menschenkenntnis wie L. Gelegenheit vollauf, seinen Einfluß in weltlichen Dingen geltend zu gestalten, insbesondere dort, wo sie mit religiösen und geistlichen Interessen verquickt waren und der schwankende skrupulöse Sinn des Herrschers an das mündliche und schriftliche Gutachten seines Gewissensrates appellierte. L. machte gewiß nicht die Politik des Kaisers, er war auch zu klug, sich hervorzudrängen und zu kompromittieren, aber er beeinflußte sie gegebenenfalles und sicherlich öfters, als sich dies aktenmäßig nachweisen läßt, da das entscheidendste im engsten Verkehre vor sich ging, oder auf geräuschlosen Umwegen insceniert wurde. Immerhin überschätzt man traditionell L.s politischen Einfluß, indem man alles auf Rechnung der Jesuiten und Hofgeistlichen setzt, während man nur das schärfer ins Auge fassen und mit ihrem Einflusse in Verbindung setzen sollte, was mit den Interessen der katholischen Restaurationspolitik und speciell denen des Jesuitenordens sich berührt. So war L. sicherlich ein Anwalt des Restitutionsediktes (1629), der ligistischen Interessen, ein Gegner der konfessionell indifferenten Politik Wallensteins und in dieser Beziehung gewiß auch mit dem schlauen Staatslenker Frankreichs, Richelieu, in Fühlung, der das Hauptergebnis des Regensburger Tages (1630), die Entlassung Wallensteins, wesentlich fördern ließ. Ebenso müssen wir die Katastrophe Wallensteins in Eger 1634 und die allerdings erfolglosen Versuche Ferdinands II., sich mit Frankreich auf Friedensfuß zu setzen, in Verbindung mit dem entscheidenden Einflusse des kaiserlichen Gewissensrates bringen. Sicherlich hatte der Ordensgeneral Grund, wenn er vor dem Hinscheiden Ferdinands II. die politische Vielthätigkeit L.s rügte, denn nicht alles darin entsprach den universellen Ordenstendenzen. An Förderung derselben, was Besitz, Lehrthätigkeit und Katholisierung protestantischer Kreise betrifft, hatte es L. unter Ferdinand II. nicht fehlen lassen, — selbst unter den Israeliten Wiens wollte L. Propaganda machen. Er hatte allen Grund, diesen Habsburger für ein Ideal eines Fürsten auszugeben und dies in einem überschwenglichen biographischen Nachrufe: „Idea principis christiani" zu thun, dessen Schlußteil u. d. T. „Ferdinandi R. J. virtutes" erschien und mehrsprachige Übersetzungen erlebte. 1623 war bereits L. Rektor des Wiener Kollegiums geworden, unter K. Ferdinand III. brachte er es zur Würde eines Provinzials der österreichischen Provinz seines Ordens und gestaltete aus den vier Bursen der armen Universitätsstudenten Wiens ein Seminar. Es heißt, daß ihn Papst Urban VIII. zum Kardinal machen wollte, er habe dies jedoch entschieden abgelehnt. L. starb im 78. Lebensjahre drei viertel Jahre vor dem Abschlusse des Dreißigjährigen Krieges. Es fehlte ihm weder an Gelehrsamkeit und vielseitigen Sprachkenntnissen noch an klugem weltläufigen Wesen. Der ziemlich kräftige, den rechten Fuß nachschleppende Mann mit bedeutender Stirne, gekrümmter Nase, dünnem Bart und Kopfhaar hatte sich in seiner Gewalt und verstand es, unmerklich zu herrschen, zu leiten, dort wo das Bereich seiner Thätigkeit war. — Vgl. Dudik, Korrespondenz König Ferdinands II. und seiner erlauchten Familie mit P. Martin Becanus und P. Wilhelm Lamormaini; „Öster. Gesch.-Arch." LIV, 228 ff. (Speculum christiani hominis et Jesuitae sive vita et virtutes Gulielmi Germani Lamormaini . . . . .). Die Geschichtswerke über den 30 jährigen Krieg und speziell zur Geschichte Ferdinands II. und der wallensteinschen Epoche (s. Art. „Ferdinand II."). Kink, Gesch. der Wiener Universität; Peinlich, Gesch. des akad. Gymnasiums in Graz, Epoche 1586 ff. (Sep.-Abdr. aus einer Reihe von Programmarbeiten). — „Litterae annuae Societatis Jesu", 1590 ff. — Die Werke über die Schriftsteller des Jesuitenordens von Alegambe und Baker; Socher, Hist. provinciae S. J. austriacae; Stieve i. d. „Allgem. deutsch. Biogr." XVII, 572—3.

Lamotte (Lamothe), Jeanne de Luz de Saint-Remy de Valois, Gräfin de. Zu Fontète (Champagne) am 22. Juli 1756 in verkommenen Verhältnissen als Tochter eines illegitimen Descendenten Heinrichs II. von Frankreich geboren, der 1761 im Armenhause starb, wußte Jeanne de Luz de Saint-Remy de Valois frühe aus ihrem Stammbaume Kapital zu schlagen und erhielt vom Könige eine Pension von 600 Frs., ebenso viel ihre Schwester Marie Anne; beide fanden

Freistellen in der Abtei Longchamps; ihr Bruder, Jacques Baron de Valois erhielt eine Pension von 1,000 Frs., wurde umsonst in der Marineschule erzogen und starb während des Halsbandprozesses als Fregattenkapitän. Die Schwestern hielten es in der Abtei nicht aus, entflohen nach sechs Jahren nach Bar-sur-Aube, und Jeanne heiratete nach abenteuerlicher Jugend einen ihrer würdigen Mann, den Abenteurer und Leibgardisten Grafen de Lamotte, der vor Schulden sich nicht zu helfen wußte; einen Monat nach der Hochzeit ward er Vater zweier Söhne, die alsbald das Zeitliche segneten. Die Gräfin war ohne alle Erziehung, besaß aber großes Talent zur Intrigue, Menschenkenntnis und Meisterschaft im Ausbeuten der Schwächen anderer; Moralität war ihr absolut unbekannt. Sie und der Graf suchten ein Feld ihrer Thätigkeit in Paris, wo sie genug Gesinnungsgenossen hatten. Die Gräfin gab sich den Anschein, als stehe sie in intimen Beziehungen zu der Königin, deren Stellung bereits untergraben wurde, müsse aber dieselben in einem gewissen Schleier halten; sie näherte sich dem lüderlichen Kardinale von Rohan Großalmosenier des Königs, wußte ihm Liebe für sie einzuflößen, gewann leicht sein ganzes Vertrauen und verhieß dem ob der Ungnade Marie Antoinettens trostlosen Höflinge die Rückkehr ihrer Gnade. Auch der berüchtigte Hexenmeister, Graf Cagliostro, spielte seine Rolle in dem Trugstücke. Die Gräfin entlockte dem Kardinale beständig Geld, als sei es Anleihe im Auftrage der Königin, deren Gunst er sich so wieder erringen könne; sie ließ ihn sogar hoffen, die Monarchin liebe ihn, und fälschte Briefe in ihrem Namen. Schließlich veranstaltete sie ein Stelldichein des durch Leidenschaft verblendeten Kirchenfürsten in den Gärten von Versailles in einer Nacht des August 1784, veranlaßte eine der Monarchin ähnliche verlorene Dirne d'Oliva, deren Rolle zu übernehmen, und sorgte dafür, daß das Pärchen vor eventueller Erkennung im Schäferstündchen auseinander gescheucht wurde; eine Rose blieb als Pfand in des Kardinals Händen, und er war felsenfest überzeugt, Marie Antoinette war seine Liebste. Jetzt konnte die Gaunerin zu Größerem vorgehen: im Namen Marie Antoinettens lieh sie bei ihm 120,000 Frs., und da er sie gab, wagte sie den Hauptcoup. Die Hofjuweliere Böhmer und Bassange hatten der Königin ein Diamantenhalsband von wunderbarer Schönheit angeboten, sie es jedoch wegen des enormen Preises von 1,800,000 Frs. wiederholt abgelehnt. Die Gräfin machte es dem Kardinale klar, mit diesem Schmucke könne er das Herz der Königin dauernd erobern; die Königin — so sagte sie — gebe ihm einen Beweis ihres Wohlwollens, indem sie ihn beauftrage, für sie den Schmuck zu erstehen. Mit Hilfe eines gewissen Reteaux de Villette wurden falsche Billets von der Gräfin geschrieben, von Reteaux mit „Approuvé“ und „Marie-Antoinette de France“ unterzeichnet, der Kardinal ging in die Falle und kaufte den Juwelieren am 1. Februar 1785 das Halsband für 1,600,000 Frs. ab, die in vier Raten bezahlt werden sollten, die erste war am 31. Juli d. J. fällig. Rohan war überglücklich, überlieferte das Collier sofort der Gräfin für die Königin, und diese brach die Diamanten heraus, die nun der Graf de Lamotte großenteils in England verkaufte. Der Kardinal bemerkte zwar zu seiner Verwunderung ebenso gut wie die Juweliere, daß die Königin den Schmuck nie trug, auch fiel ihm ihre dauernde Kälte auf, aber Liebesbriefe der Gräfin und Reteaux's lullten ihn wieder ein. Die Gräfin konnte ebenso wenig wie Rohan das Halsband bezahlen, die vertrösteten Banquiers warteten nicht länger, sondern machten Lärm. Die Königin wollte anfangs von der Sache als einem Mißverständnisse nichts hören; endlich erfuhr sie aber, daß in der That ihre Person in die Frage verwickelt sei, stellte dem Könige den ihr von Rohan angethanen Schimpf vor, und voll Entrüstung ließ Ludwig XVI. den Kardinal am 15. August in pontificalibus im Schlosse verhaften und in die Bastille führen. Königliche Patente vom 5. September führten den Kardinal und die Gräfin als Majestätsbeleidiger vor die Große Kammer des Parlaments; der Hof setzte alles daran, Rohan verurteilen zu lassen, während die öffentliche Meinung zu glauben begann, Marie Antoinette sei schuldig und man wolle Rohan stumm machen, damit er nichts aussagen könne. Am 18. August war die Gräfin in Bar-sur-Aube verhaftet worden, der Graf entkam nach England; Cagliostro wurde arretiert, die Oliva auf Wunsch der Regierung aus Brüssel verwiesen. Gräfin und Kardinal hatten ihre wechselseitige Korrespondenz verbrannt, aber Reteaux de Villette wurde in Genf ergriffen und gestand seine Fälschungen ein. Rohan hatte selbst verlangt, vom Parlament gerichtet zu werden, weshalb der Papst im Konsistorium ihn von den Vorrechten des Kardinalats suspendierte; er hatte bald sich anders besonnen, gegen das Urteil des Parlaments protestiert, worauf ihm der Papst verzieh, und geistliche Richter gefordert; aber das Parlament bestand darauf, selbst zu entscheiden. Und nun erlitt das Königtum eine beispiellose Niederlage von dem lange mißachteten Parlamente: dieses sprach am 31. Mai 1786 den Kardinal als Opfer eines Betrugs völlig frei, worüber alle Feinde der Krone laut jubelten. Der Graf wurde gleichzeitig in contumaciam zur Auspeitschung, Brandmarkung und lebenslänglichen Galeerenstrafe, Reteaux zur lebenslänglichen Verbannung verurteilt, die Oliva vom Gerichtshofe abgewiesen, Cagliostro mußte Frankreich verlassen. Die Gräfin wurde zur Auspeitschung und Brandmarkung auf den Schultern von Henkershand, den Strick um den Hals, und zur Einsperrung ins Spital für Lebenszeit verurteilt. Sie geberdete sich wie eine Rasende bei Verkündigung wie bei Vollziehung der Sentenz und kam in die Salpêtrière, wo man sie wie ein Wunder anstarrte. Der Graf drohte mittlerweile in London mit Veröffentlichung von Memoiren ohne Schonung der Königin, und der Hof beging die gefährliche Thorheit, ihm polizeilich die ganze Auflage abkaufen zu lassen; natürlich ließ der Gauner dennoch „Vie de Jeanne de Saint-Remy de Valois, comtesse de Lamotte, écrite par elle-même“ in zwei Bänden 1787 und 1793 erscheinen, und nach ihrer Flucht publizierte sie 1788—89 in London

die dreibändigen „Mémoires justificatifs de la Comtesse de Valois de Lamothe, écrits par elle-même“, eines der niederträchtigsten und schamlosesten Lügenwerke, die je geschrieben worden sind. Leider glaubte Frankreich an den Inhalt, keine Verleumdung war zu frech gegen „die Österreicherin“. Am 5. Juni 1787 entkam die Gräfin aus der Salpêtrière, und ihre Flucht wurde, wie es scheint, vom Hofe begünstigt; sie stieß in London zu ihrem Gatten und starb durch einen Sturz aus dem Fenster am 23. August 1791. Ihr Witwer überlebte sie lange, von Erpressungen und Schmach lebend; seine Memoiren von 1754—1830 veröffentlichte Lacour 1858. Vgl. Campardon, Marie Antoinette et le procès du collier, Paris 1863.

La Motterouge, Josèphe Edouard de, französischer General, am 3. Februar 1804 zu Pleneuf (Côtes du Nord) geboren, in Saint-Cyr gebildet, trat zuerst als Brigade-, dann als Divisionsgeneral im Krimkriege, namentlich beim Sturme auf den Malakow, hervor, führte auch 1859 in Italien, besonders bei Magenta, mit Auszeichnung eine Division, wurde aber 1870, seiner antinapoleonischen Gesinnungen wegen, anfangs nicht verwendet. In den ersten Tagen des September führte er den Oberbefehl der Nationalgarden im Seinedepartement, legte diesen jedoch nieder, als die Republik proklamiert wurde. Dann erhielt er das Kommando des neugebildeten XV. Armeecorps, mit welchem er von Orleans gegen Paris vorrückte. Am 10. Oktober bei Artenay geschlagen und am 11. über die Loire zurückgedrängt, wurde er von Gambetta durch Aurelles de Paladines ersetzt. Er starb am 31. Januar 1883 zu Nantes. — Vgl. de Freycinet, Der Krieg in der Provinz (Breslau 1872); „Moniteur de l'armee“ 1883, No. 12.

Lanark s. **Hamilton** 6.

Landau, im Dreißigjährigen Kriege, wo die Stadt freie Reichsstadt war, der Gegenstand vieler Kämpfe, siebenmal von Mansfeld, den Schweden, Kaiserlichen und Franzosen erobert, schließlich in den Händen der letzteren verblieben, 1670 von den Österreichern unter Herzog Karl V. von Lothringen erobert, schon im folgenden Jahre von den Franzosen wiedergenommen, wurde durch Vauban seit 1688 neu befestigt und im Spanischen Erbfolgekriege zuerst vom Markgrafen Ludwig von Baden am 10. September 1702 eingenommen; die Einschließung hatte am 21. April, die Belagerung am 27. Juli begonnen, Melac war Kommandant, die Übergabe erfolgte durch Kapitulation. Nachdem der kaiserliche General Graf Friesen sie am 17. November 1703, als die Aussicht auf Entsatz durch Tallarts Sieg am Speierbach am 15. vereitelt war, dem von diesen vor der Festung zurückgebliebenen General Laubaine übergeben hatte, gewann sie der Markgraf, welcher sie seit dem 14. September eingeschlossen hatte, am 6. November 1704 zurück, derselbe General Laubaine war Kommandant; gegen Ende des Krieges kam sie am 20. August 1713 durch Kapitulation wieder in die Gewalt der Franzosen, Marschall Besons belagerte, Prinz Alexander von Württemberg verteidigte sie damals; jedesmal bedurfte es langwieriger Belagerungen, sie zu nehmen. Im Jahre 1793 wurde L. von den Preußen angegriffen, am 28. Oktober schloß der Kronprinz die Festung ein, am 28. Dezember wurde das Unternehmen aufgegeben, weil das linke Rheinufer infolge des ungünstigen Verlaufs des Krieges geräumt werden mußte. 1814 versuchten die Russen, welche von Badensern abgelöst wurden, L. zu nehmen; General Verrière aber hielt sich tapfer und öffnete erst am 25. April, als es mit Napoleon zu Ende war, ein Thor; 1815 fand nur eine Einschließung durch preußische Truppen unter General Krauseneck statt; am 14. August erklärte der Kommandant, General Geuder, sich für Ludwig XVIII. 1816 kam L. an Bayern und wurde Bundesfestung, deren Garnison in Friedenszeiten Bayern allein stellte. — Vgl. „Militär. Wochenblatt“ 1829, Nr. 663 f.: „Geschichte der Festung Landau.“

Landeshut war in den Schlesischen Kriegen, als Ausgangspunkt der über das Gebirge führenden Straße nach Böhmen, der Schauplatz vieler kriegerischer Zusammenstöße. — Zuerst am 22. Mai 1745, wo Oberst von Winterfeld in einem Gefechte, in welches auch General v. Stille eingriff, die österreichische Avantgarde unter Feldmarschall-Lieutenant Graf Nadasdy zurückwies. Winterfeld wurde dafür General (v. Orlich, Geschichte der Schlesischen Kriege, Bd. II, Berlin 1841). — Dann am 24. August 1757, wo General von Kreytzen von den vordringenden Österreichern unter General von Jahnus zur Aufgabe der Stellung genötigt wurde, und am 22. Dezember 1757, wo General de la Motte-Fouqué die Reste der retirierenden Österreicher vertrieb. — Am wichtigsten aber ist das Treffen, welches der letztgenannte General am 23. Juni 1760 hier bestand. Vom Könige in die von ihm aufgegebene Stellung zurückdirigiert, erlag er mit 10,800 Mann dem Angriffe des Feldzeugmeisters v. Loudon, welcher ihn mit 38,700 Mann umstellt hatte (s. „Fouqué“). — Am 20. Juni 1761 wurde Major von Wuthenow mit 500 Pferden bei L. von den Österreichern überfallen; die Hälfte seiner Abteilung geriet in Gefangenschaft. — Vgl. Perschke, Beschreibung und Geschichte von Landeshut (Breslau 1829).

Landrecies, von Kaiser Karl V. erobert und befestigt, wurde 1607 von den Franzosen erobert, welche die Stadt vierzig Jahre später an die Spanier verloren. Nachdem Turenne und la Ferté sie dann seit dem 18. Juni 1655 belagert hatten, ergab sie sich am 13. Juli und kam 1659 durch den Pyrenäischen Frieden ganz an Frankreich. Im Feldzuge von 1712 schloß Fürst Leopold von Anhalt-Dessau sie ein, während Prinz Eugen den Marschall Villars beobachtete. Sein Sieg bei Denain über einen Teil der Verbündeten unter Albemarle am 24. Juli bewirkte ihren Entsatz. Im Jahre 1794 beschlossen die Verbündeten, ihren Feldzug mit der Eroberung von L. zu eröffnen; sie begannen die Belagerung am 18. April und nahmen L., nachdem Pichegrus Entsatzversuche abgewiesen waren, am 30. durch Kapitulation; schon am 16. Juli gelangte die Festung infolge des für die Verbündeten ungünstigen Verlaufs

des Krieges auf dieselbe Weise wieder in den Besitz der Franzosen. 1815 wurde L. seit Ende Juni von preußischen Truppen eingeschlossen, am 19. Juli begannen diese die Belagerungsarbeiten. Als sie am 21. zur Beschießung schritten, erzwang eine royalistische Erhebung dem Kommandanten Oberst Plaige gegenüber die Übergabe. — Vgl. Blesson, Festungskrieg von 1815 (Berlin).

Landriano s. Leyva.

Landshut im Jahre 1809. Als bei Beginn des Krieges die Österreicher offensiv gegen die Donau vorgingen, bemächtigten sie sich unter Radetzky am 16. April des von der bayerischen Division Deroy tapfer verteidigten Isarüberganges bei L., von wo diese einen meisterhaften Rückzug machte (vgl. „Zeitschrift für Kunst ꝛc. des Krieges" [Berlin 1855], 2. Heft). Wenige Tage später nötigte der inzwischen eingetroffene Napoleon den österreichischen Generalissimus Erzherzog Karl durch eine Reihe von Gefechten zum Rückzuge, bei welchem sein linker Flügel unter Feldmarschall-Lieutenant Hiller auf L. zurückging. Von Napoleon hart gedrängt, erreichte dieser die Stadt am 21. April. Jener ließ sofort angreifen. L.s Straßen waren mit dem österreichischen Train gefüllt, eine einheitliche Gefechtsleitung fehlte, Hiller wurde trotz tapferer Gegenwehr vertrieben und mußte auf Neumarkt zurückgehen, der Train fiel in Feindes Hand. — Vgl. „Österreichische militärische Zeitschrift" 1832 ff.; Staudenraus, Chronik der Stadt Landshut (Landshut 1832).

Landsknechte. Gegen das Ende des Mittelalters machte sich in der Kriegführung vielfach das Bedürfnis fühlbar ein tüchtiges Fußvolk zu besitzen, welches jenes Zeitalter mit Ausnahme der leichtbewaffneten Bogenschützen, fast ganz entbehrt hatte. Die Kämpfe mit Schweizern, Dithmarsen und Hussiten hatten dargethan, daß die schwerbepanzerten Ritter ihren zu Fuß fechtenden Gegnern vielfach nicht gewachsen waren; die steigende Macht der Städte stellte den Kampf mit solchen Feinden in immer häufigere Aussicht und die Einführung von Feuerwaffen, denen gegenüber unter Umständen der tapferste Mann wehrlos war, ließen Kaiser Maximilian I. den Wunsch nach dem Besitze einer brauchbaren nationalen Fußtruppe um so lebhafter empfinden, als die Schweizer, welche damals das Monopol auf dem Soldatenmarkte hatten, nur für den Meistbietenden zu haben waren und als seine Ritter, in geistesbeschränkter Überhebung, keinen anderen Dienst für ihrer würdig erachteten als den zu Roß. Als er gegen die niederländischen Städte zu Felde ziehen mußte, wandte er sich an die wehrhaften Mannen seiner Erblande mit der Aufforderung als L. — denn so und nicht wie irrtümlich wohl geschrieben wird „Lanzknechte" heißen sie — in seine Dienste zu treten. Bald zog eine Anzahl derselben unter Graf Friedrich von Zollern nach Brabant und Flandern, und bei König Karls VIII. von Frankreich Zuge nach Neapel im Jahre 1494 kämpften schon 10000 deutsche Knechte gegen ihn. Die Reichsstädte ahmten das Beispiel des Kaisers, der sich selbst, um dem Vorurteile zu begegnen, mit der Pike auf der Schulter in die Reihen der L. stellte, zuerst nach, und bald erblicken wir diese auf allen Schlachtfeldern Europas. Sie waren eine Soldtruppe, welche bezahlt werden wollte, wenn sie fechten sollte, aber nur selten trug einer der kriegerischen Gesellen die Waffen gegen Deutschland. Georg von Frundsberg ward ihr eigentlicher Vater, und aus den L.n bildete sich eine Zunft mit Gesetzen und Gebräuchen, welche ebensoviel Interesse bieten, wie die Geschichte ihrer Thaten, hier aber nicht erörtert werden können. In die erste Hälfte des 16. Jahrhunderts fällt ihre Hauptblüte; mit dem Ende desselben verschwindet der Name, wenn auch das Wesen blieb, bis bald nach dem Dreißigjährigen Kriege die stehenden Heere an die Stelle der nur auf Kriegsdauer geworbenen Söldnerscharen traten. — Die Litteratur über L. ist sehr reich; anschauliche Schilderungen ihres Wesens geben z. B. Barthold, Georg v. Frundsberg und das deutsche Kriegshandwerk zur Zeit der Reformation (Hamburg 1833); Leitner, Das Kriegswesen in Deutschland unter Maximilian I. und Karl V. (Leipzig 1859); Blau, Die deutschen Landsknechte (Görlitz 1882).

Landskrona (Stadt und Festung an der Ostküste des Sundes in Schonen), Schlacht bei, 14. Juli 1677, der erste in der Reihe der Siege, welche Karl XI. von Schweden im Sommer dieses Jahres über die Dänen zu Lande persönlich erfocht, während die schwedische Flotte der dänischen gegenüber wiederholt den kürzeren zog. Mit etwa 9000 Mann, unter denen einige Tausend Neuausgehobener waren, stellte sich der König dem ungefähr 12,000 Mann starken Heere der Dänen, welches gleichfalls vom Könige selbst (Christian V.) angeführt wurde, entgegen und erfocht im Laufe von acht Stunden jenen Sieg, der ihm das Übergewicht in Schonen gab. Die Dänen verloren an 3000 Mann, die Schweden nur 800, unter ihnen aber den General Helmfeldt.

Landstände. Die Landesversammlungen, welche in der karolingischen Zeit unter Vorsitz des königlichen Gewaltboten jährlich in jeder Grafschaft abgehalten wurden, erhielten sich auch nach der Auflösung des fränkischen Reichs. Nach der Wiederaufrichtung des von Karl dem Großen vernichteten Stammesherzogtums beriefen die Herzöge die Großen ihres Stammes an ihren Hof, um mit ihnen alle wichtigen Angelegenheiten der Provinz zu beraten (Landdinge, placita provincialia). Hier wurden nicht nur die Streitigkeiten unter den Großen entschieden, sondern auch Landfrieden beschworen, Privilegien verliehen und selbst die Wahl eines Herzogs wurde auf solchen Hof- und Landtagen vorgenommen. Diese bildeten die Wurzeln der späteren landständischen Versammlungen, wenn auch ein unmittelbarer Zusammenhang sich nicht nachweisen läßt, da diese Provinzial-Landtage vielfach abstarben oder lediglich als Gerichtsversammlungen ein verkümmertes Dasein führten.

Erst mit der Ausbildung der Landeshoheit entstanden die „Landstände", gefördert durch den das Mittelalter beherrschenden Einungstrieb. Verschiedene Anlässe, z. B. Wahl eines Fürsten,

Entscheidung von Streitigkeiten in der landesherrlichen Familie, meistens aber die Geldnot der Fürsten riefen seit dem 13. Jahrhundert in einzelnen Territorien Bündnisse der Mitglieder eines Standes zum Schutze und zur Erweiterung ihrer Privilegien ins Leben. Insbesondere waren es Geldforderungen der Landesherren, die über das Maß der herkömmlichen Abgaben hinausgingen, welche diese zwangen, mit den mächtigen Ständen ihres Landes zu unterhandeln behufs Erlangung einer Steuer, zu deren Forderung sie kein Recht hatten, was sie in den den Ständen ausgestellten Schadlosbriefen ausdrücklich anerkannten. So sind es vor allem die Adeligen (Ritter), dann die Prälaten und die Städte, welche, nachdem sie sich zuerst einzeln zur Erreichung eines bestimmten Zweckes korporativ abgeschlossen hatten, sich nun zu einem dauernden Gesamtverbande einigen. Die drei Stände organisieren sich zu einem ewigen und erblichen Bunde, es entsteht die gemeine Landschaft, dieser wird vom Landesherrn zum Schutze ihrer Freiheiten sogar das Recht des bewaffneten Widerstands gegen jedermann, selbst gegen den Landesherrn und auch das Selbstversammlungsrecht eingeräumt. In den meisten Ländern erschienen nur die drei Stände, Adel, Prälaten und Städte, welche in besonderen Kurien auf den Landtagen beraten. Nur ganz vereinzelt z. B. in Friesland, Tirol, Württemberg, im Erzbistum Bremen ist auch der Bauernstand auf den Landtagen vertreten.

Der Wirkungskreis der Landstände war nicht fest begrenzt. Die Persönlichkeit des Landesherrn, die Konstellation der politischen Verhältnisse wirkten nicht nur in den einzelnen Ländern, sondern innerhalb derselben auch zu verschiedenen Zeiten auf die Machtstellung der Landstände in verschiedener Weise ein. Im allgemeinen war ihre Zustimmung erforderlich zu allen wichtigen Angelegenheiten des Landes. Sie sollen miteinander reden, heißt es in einem bayerischen Freibriefe 1393, von der Herrschaft des Landes und ihrer Notdurft. Das bedeutsamste Recht der Landstände blieb das, welches ihre Macht begründet hatte, das Steuerbewilligungsrecht. Die Stände bewilligten als Grundherren die Steuer zugleich für ihre Hintersassen. Auch die Erhebung und Kontrolle über die Verwendung der Steuern war Sache der Stände, welche diese Funktionen oft unter Mitwirkung der fürstlichen Beamten verrichteten. Ihre Genehmigung mußte ferner eingeholt werden zur Veräußerung, Verpfändung und Teilung des Landes und des Staatsguts.

Bezüglich des Anteils der Landstände an der Gesetzgebung war schon 1231 reichsgesetzlich anerkannt worden, daß kein Fürst ohne Zustimmung seiner angesehenen Landsassen neues Recht setzen könne — **nisi meliorum et majorum terrae consensus primitus habeatur.** Fast alle bedeutenden legislativen Schöpfungen, welche seit dem 15. Jahrhundert in den einzelnen Territorien entstehen, Landes-, Polizei-, Gerichts-, Prozeßordnungen, auch Landrechte, verdanken ihre Existenz einer eingehenden Beratung der fürstlichen Räte und der Stände, wobei die landständischen Beschwerden über Gebrechen des Rechtszustandes oft den Anstoß zur Ausarbeitung solcher Gesetze gaben. Beschränkt ward im Laufe der Zeit ihre Thätigkeit auf dem Gebiete der Rechtsprechung, wenn auch gerade in dieser ihrer ursprünglichen Funktion als Urteilsfinder unter dem Vorsitze des Landesherrn der Ausgangspunkt für die Entwickelung der Hofgerichte in den Territorien zu suchen ist. Nur als Schiedsrichter spielten sie bei Streitigkeiten der Fürsten oder Prinzen oft eine höchst einflußreiche Rolle. Selbst bei Kriegserklärungen, beim Abschlusse von Bündnissen und Friedensverträgen waren die Fürsten an den Beirat der Stände gebunden.

Was die Verwaltung anlangt, so ist ihr Einfluß auf die Besetzung des landesherrlichen Rats hervorzuheben, den sie namentlich in der Richtung einer Verdrängung oder Verminderung der gelehrten Juristen geltend zu machen suchten. Ferner ist auch ihre Mitthätigkeit bei Regelung des Münz- und Gewerbewesens und anderer polizeilicher und kirchlicher Verhältnisse zu erwähnen.

Eine folgenschwere Thätigkeit wußten die Landstände zu entfalten bei Successionsstreitigkeiten im fürstlichen Hause nicht nur durch Schlichtung derselben, sondern auch durch Mitwirkung bei Aufstellung von Successionsordnungen, wie ja überhaupt ihr Interesse auf Erhaltung der Einheit des Territoriums ging. Beim Vorhandensein minderjähriger Prinzen übernahmen sie resp. ein aus ihrer Mitte gebildeter Ausschuß die vormundschaftliche Regierung.

Die Blütezeit der kraftvollen mit dem Landesherrn den Staat bildenden Landstände fällt in das 15. und 16. Jahrhundert. Etwa mit dem Westfälischen Frieden beginnt die Periode des Verfalls. Verschiedene Momente bewirkten diesen Niedergang ihrer Macht. Vor allem ward ihnen durch den ewigen Landfrieden (1495) das Recht des bewaffneten Widerstands entzogen. Die Reichsgerichte sollten jetzt ihre Beschwerden entscheiden, aber eine Exekution reichsgerichtlicher Erkenntnisse gegen mächtige Fürsten war unmöglich. Auch die Hofjuristen suchten vom Standpunkt des römischen Rechts aus die Bestrebungen der absolutistischen Herrscher auf Unterdrückung der Stände zu rechtfertigen. — Während die Stände verschiedener Territorien früher Bündnisse zur Wahrung ihrer Rechte oder zur Erreichung bestimmter politischer Zwecke schließen durften, wurde ihnen dies Recht jetzt genommen, und schon die Wahlkapitulation Karls V. statuiert ein Verbot solcher „unziemlicher, häſſiger Bündnisse“. Damit war das die Blüte der Landstände bedingende Einigungswesen gebrochen, ihr Selbstversammlungsrecht geriet in Wegfall, und da eine gesetzliche Pflicht der Landesherren zur Berufung der Stände in bestimmten Terminen nicht existierte, beriefen einige dieselben überhaupt nicht mehr. So wurde in der Mark Brandenburg seit 1653, in Bayern seit 1669 kein allgemeiner Landtag mehr zusammenberufen.

Das Steuerbewilligungsrecht wurde im Laufe des 17. Jahrhunderts in allen Territorien vernichtet, indem die Fürsten ihre Heeresmacht auf eine von den Ständen unabhängige Basis bringen wollten, was ihnen um so leichter gelang, als

die Stände vielfach nur in egoistischer Weise für ihre eigenen Steuerprivilegien besorgt waren und gegen Erhaltung dieser gern ihre öffentlich rechtlichen Befugnisse preisgaben. So war in Bayern, in Österreich während des Dreißigjährigen Kriegs die Macht der Landstände zerstört worden, indem die zur Führung des Kriegs erforderlichen Steuern ohne ihre Einwilligung erhoben wurden, und auch der große Kurfürst verstand es, den Widerstand der Provinzialstände zu brechen und die Genehmigung zur Erhebung der zur Erhaltung des Heeres notwendigen und festgesetzten Summen für alle Zeiten zu erzwingen.

An Stelle der Landschaft traten häufig landständische Ausschüsse, deren Mitglieder sich den Fürsten für eine Förderung ihrer Sonderinteressen dadurch dankbar erwiesen, daß sie selbst in Überschreitung ihrer Instruktionen Geld bewilligten. Diese Einrichtung der permanenten Ausschüsse war ein wichtiges Förderungsmittel der Untergrabung der landständischen Verfassung. Als die Landstände immer mehr in Selbstsucht erstarrten, als sie nur auf Sicherung ihrer eigenen Gerechtsamen und Privilegien, nicht auf Schutz der Rechte aller Unterthanen bedacht waren, da war der Vernichtungskampf, den einzelne einsichtsvolle Fürsten gegen diese abgelebte privilegierte Kaste führten, ein höchst populärer. Häufig geschah es, daß sich jetzt einzelne Landesherren der Unterthanen, besonders der Bauern gegen die Landstände annahmen, so daß diese allerdings im wesentlichen nach Erweiterung ihrer Souveränitätsrechte, nach Ausbildung der absoluten Staatsgewalt strebenden Fürsten als Vertreter des Fortschritts betrachtet wurden.

So vollzog sich langsam der Auflösungsprozeß der einst so mächtigen landständischen Korporationen, nicht gleichmäßig in den einzelnen Territorien, denn auch auf den Niedergang wirkten dieselben Verhältnisse modifizierend ein, welche ihre Entstehung und Ausbildung beeinflußt hatten. Nur in wenigen Territorien, z. B. in Württemberg, gelang es den Landständen, sich bis in unser Jahrhundert hinein eine bedeutende Machtstellung zu erhalten. Im allgemeinen machte die Auflösung des Deutschen Reichs auch formell dem Schattendasein der meisten Landstände ein Ende, und der moderne Staat setzte im Laufe des 19. Jahrhunderts fast in allen deutschen Landen die Repräsentativverfassung an die Stelle der alten landständischen. So kam bei aller Verschiedenheit beider Institutionen in dem modernen staatsrechtlichen Gebilde der Repräsentativverfassung derselbe Gedanke in neuer Form zum Ausdrucke, welcher auch der landständischen Verfassung des Mittelalters zugrunde gelegen war, — der einer Beschränkung des Absolutismus des Landesherrn.

Litt.: Unger, Geschichte der deutschen Landstände; K. Maurer, „Landstände“ in Bluntschli-Brater, Staatswörterbuch VI, 251 ff.; H. Schulze, Lehrbuch des deutschen Staatsrechts (1881), S. 445 ff.

Landstuhl in einem Seitenthale der Glan (bayerische Rheinpfalz), einst Burg Franz von Sickingens, in welcher derselbe am 7. Mai 1523 starb. Siehe auch „Sickingen“.

Landsturm, d. h. eine mit Anspannung der letzten Kräfte zur Verteidigung des bedrohten Vaterlandes aufgebotene Streitmacht, kommt unter dieser Bezeichnung in manchen deutschen Ländern, namentlich aber in Österreich, schon früh vor; auch das Wehrgesetz von 1868 für Österreich-Ungarn nimmt „für den Fall eines feindlichen Einbruches“ die Aufbietung eines L.s in Aussicht, doch sind nur für Ungarn und für Tirol Organisationsgesetze erlassen, dort soll er aus Freiwilligen bestehen; hier, wo der L. von jeher große Bedeutung gehabt hat, führen die Gemeinden schon im Frieden „Sturmrollen.“ — In Preußen datiert der Gedanke der Aufbietung eines L.s aus dem Jahre 1813. Der Kabinetts-Ordre vom 17. März 1813, welche die Landwehr schuf und als einen Teil derselben einen L. in Aussicht nahm, folgte am 21. April ein Ausführungsgesetz, welches Guerillas in weitester und wildester Bedeutung des Wortes schaffen wollte, aber nie zur Anwendung kam und bald gemildert wurde. Das Wehrgesetz vom 3. September 1814 überwies dem L. alle Wehrfähigen vom 17. bis zum 49. Lebensjahre, welche nicht dem stehenden Heere oder der Landwehr angehörten. Die Einrichtung ging in das Heerwesen des Norddeutschen Bundes und des Deutschen Reiches über. Das letztere besitzt seit dem 12. Februar 1875 ein eigenes Landsturmgesetz; die Zugehörigkeit zum L. dauert nach demselben bis zum 42. Lebensjahre; in Friedenszeiten finden weder Kontrolle noch Übungen für den L. statt. — Quellen: s. „Landwehr.“

Landwehr (vgl. „Landsturm“). Der Name L., schon in alter Zeit vielfach für Truppen gebraucht, welche im Falle der Not zur Verteidigung des häuslichen Herdes aufgerufen wurden, hat seit dem Jahre 1813 eine höhere militärisch-politische Bedeutung erhalten. — Besonders war es in Preußen der Fall. Als für die Erhebung gegen die Fremdherrschaft das „Krümpersystem“, welches die Linientruppen durch Einstellung eines vorher notdürftig ausgebildeten, dann in die Heimat entlassenen Ersatzes verstärkte, nicht ausreichte, um eine genügende Macht in das Feld zu stellen, ordnete eine Kabinettsordre vom 17. März 1813 die Errichtung einer L. neben dem stehenden Heere an. Die Ausführung stieß auf mannigfache und große Schwierigkeiten, welche teilweise in den mangelnden materiellen Hilfsmitteln des Landes, teilweise in dem Widerstreben vieler Landesteile gegen die Neuerung lagen; trotzdem leistete die L., über ihre ursprüngliche Bestimmung hinaus an der Seite der Feldarmee kämpfend, Gutes, dessen Wert freilich namentlich in früherer Zeit vielfach überschätzt ist; nach Ablauf des Waffenstillstandes waren 112,000 Mann kriegsbereit, von denen 67,000 im freien Felde, 31,000 bei Belagerungen, 14,000 als Besatzungen Verwendung fanden. Die Dienste, welche die L. geleistet hatte, verbunden mit der dem Staate zugefallenen Aufgabe bei seinen geringen Hilfsmitteln die Stellung einer Großmacht zu behaupten, veranlaßte ihre Beibehaltung nach hergestelltem Frieden; das Gesetz vom 3. September 1814, durch welches die allgemeine Wehrpflicht dauernd eingeführt wurde, machte die L. zu einem

integrierenden Teile der preußischen Wehrmacht; bei Ligny kämpften 30,000, bei Belle-Alliance 26,000 Landwehrmänner. Die Landwehrordnung vom 21. November 1815, welche die Grundzüge der Organisation feststellte, schuf zwei Aufgebote, nach dem Lebensalter geschieden; das 1. war zur Unterstützung des stehenden Heeres, das 2. für Besatzungszwecke bestimmt; die Zugehörigkeit dauerte im allgemeinen bis zum 32. bezw. 39. Lebensjahre; nicht ausgebildete Mannschaften wurden der L. nur bis zum Jahre 1831 überwiesen. Das ganze Land ward in Landwehrbezirke geteilt, welche zugleich die Aushebungsbezirke für die entsprechenden Linientruppen waren; für die einzelnen Landwehrtruppenteile des 1. Aufgebotes bestanden besoldete Stämme; es war Landwehrinfanterie und Landwehrkavallerie vorhanden; alljährlich fanden Landwehrübungen statt. Verschiedenen organisatorischen Änderungen, welche im Laufe der Zeit vorgenommen wurden, gelang es nicht, die dem Institute anhaftenden Mängel zu heben, welche in den unruhigen Jahren 1848 und 1849 und bei den verschiedenen Mobilmachungen zutage getreten waren; es geschah dies erst durch die Reorganisation der Armee in den Jahren 1859 und 1860; diese wies der L. die Stellung einer Kriegsreserve an, sie wurde nach und nach auf das ganze Deutsche Reich ausgedehnt. Die Zunahme der Bevölkerung und die Vergrößerung des Staates durch die Erwerbungen des Jahres 1866 ermöglichte es, die L. zweiten Aufgebotes abzuschaffen und die Dienstzeit in der L. auf fünf Jahre, also bis zum zurückgelegten 32. Lebensjahre, herabzusetzen. — Abgesehen von den Stämmen der Regimenter und Bataillone gehört die L. zum Beurlaubtenstande; ihre Verhältnisse sind durch die Heer- und Wehrordnung vom 28. September 1875 geregelt. Im allgemeinen entsprechen einem jeden Linien-Infanterieregiment zwei Landwehrbataillonsbezirke, deren im ganzen gegenwärtig 272 und 3 Landwehrregimentsbezirke (Berlin, Breslau, Cöln) bestehen. — Vgl. Braeuner, Geschichte der preußischen L., 2 Bde., Berlin 1863; Lange, desgl., Berlin 1857; v. Lübinghausen gen. Wolff, Kriegsmacht des Deutschen Reiches, 8. Auflage, Berlin 1876.

Auch in Österreich trat eine feste Organisation der L., zugleich diesen Namen führend, erst 1813 ein. Jedem Linien-Infanterieregimente wurde ein, später zwei Bataillone L. zugeteilt, von denen das 1. zu unmittelbarer Verstärkung der Feldarmee bestimmt war. Die L. erhielt ihre eigenen Rekruten, welche in vier Wochen ausgebildet, und später ab und an zu Übungen eingezogen wurden. Das Wehrgesetz von 1868 hat hier, nach mannigfachen Organisationsänderungen, radikalen Wandel geschaffen. Dasselbe bezeichnet die L. als „im Kriege zur Unterstützung des stehenden Heeres und zur inneren Verteidigung bestimmt." Sie besteht aus der Königlich Kaiserlichen L. in Cisleithanien, den Honved in den Ländern der Stefanskrone und der Landesverteidigung in Tirol und Vorarlberg, letztere darf außerhalb der Landesgrenzen nicht verwendet werden. Die L. ergänzt sich, außer durch gebiente Leute auch durch Landwehrrekruten mit 12jähriger Dienstpflicht, welche in 8 Wochen ausgebildet werden. Sie zählt in Cisleithanien 130,000, in Ungarn 150,000, in Tirol 25,000 Mann; darunter 12,000 Kavalleristen. — Vgl. Meynert, Geschichte der K. K. Armee, 4 Bde., Wien 1852—54; Jurnitscheck, Wehrmacht der österreichisch-ungarischen Monarchie, Wien 1873.

Formationen, welche den oben geschilderten L.en entsprechen, finden sich auch in allen übrigen Staaten: in Frankreich als Territorialarmee, in Rußland als Reichswehr (Opoltschenie), in Italien als Mobilmiliz, in der Türkei als Redifarmee ꝛc. — Da die Landwehrpflicht ein integrierender Bestandteil der allgemeinen Wehrpflicht ist, so fehlt die L. wo die letztere nicht eingeführt ist.

Lang, Mathäus von Wellenburg, Bischof von Gurk, Kardinal, Koadjutor, dann Erzbischof von Salzburg, kaiserlicher Diplomat, geb. um 1468, gest. am 31. März 1540. Er war der Sohn eines angesehenen Augsburger Patriziers, welcher außerdem zwei männliche Sprößlinge und zwei Töchter besaß. Eine historische Legende der Nachwelt machte ihn zu einem natürlichen Sohne des Habsburgers Kaiser Maximilians I., ohne zu bedenken, daß L. nur um ein Dezennium später als dieser zur Welt kam und somit sein eigentlicher Zeitgenosse genannt werden muß. L. studierte zu Ingolstadt, Wien und Tübingen und fand dann eine wichtige Stellung am Kaiserhofe, indem ihn Kaiser Friedrich III., der Vater Maximilians (gestorben 1493), zum Geheimschreiber in der lateinischen Expedition seiner Kanzlei ernannte, was bei dem Umstande, daß Max I. beim Tode seines Erzeugers selbst nicht mehr als 34 Jahre zählte, auch gegen jene Legende spricht. Als nun aber Max zur Alleinherrschaft kam (1493), wurde bald der reichbegabte, weltläufige L. einer der einflußreichsten Günstlinge und Ratgeber des planreichen, weit und hochstrebenden Habsburgers. Die Augsburger Chronik erzählt, L. habe bald in Österreich, Kärnten und Steiermark Abteien und Propsteien, Pfründen und Pfarreien an sich gebracht, so daß seine jährlichen Einkünfte auf 18,000 Goldgulden sich beliefen, ohne daß er je persönlich einen dieser Posten eingenommen hätte. Als L. im Jahre 1500 den Augsburger Reichstag als Begleiter des Königs besuchte, brachte dieser die Nachfolge L.s in der erledigten Dompropstei von Augsburg zu Wege, wie sehr auch die Domherren remonstrierten. Auch ihre Beschwerde beim Papste half nichts. Als Dompropst erwarb L. das Schloß Wellenburg und verschaffte sich einen Gnadenbrief des Königs, dem zufolge sich L.s Geschlecht von Wellenburg schreiben durfte. Er wurde auch Dompropst von Konstanz (1502) und 1503 Administrator des Bistums Gurk in Kärnten, 1505 selbst Bischof, und seither wurde der „Gurker" einer der häufigsten und gewichtigsten Namen in den diplomatischen Negotiationen Maximilians. Als Diplomat begegnen wir ihm seit dem Beginne des 16. Jahrhunderts. Dies war bei den Trienter Unterhandlungen zwischen Max und dem französischen Gesandten Charles Jeoffrey (1501/2) der Fall, ebenso zu Innsbruck, wo sich 1503 die französische Botschaft von Frankfurt her einfand. Er war

da der Hauptträger dieser Action und führte die Angelegenheiten bis zu den Schlußtraktaten zwischen Österreich und Spanien (24. August 1504), über die Zukunft Neapels und Habsburgs mit Ludwig XII. von Frankreich über Mailand und die Niederlande (22. Sept. 1504 in Blois und 7. April 1505 zu Hagenau). L. begleitet den König Max auf den Reichstag in Köln (19. Mai 1505), wo es sich um die endgültige Beilegung des Landshuter Erbstreites handelte. Als der Konstanzer Reichstag im Juni 1507 in Scene ging, stand L. dem Könige zur Seite, und in den Beratungen der Diplomaten Maximilians über die Kriegsfrage, ob man mit Frankreich oder Venedig anbinden solle, gab die Meinung des Gurker Bischofs, „es sei leichter den Venetianern als den Franzosen etwas anzugewinnen", — den Ausschlag. Als im Frühjahre 1508 Maximilian den längst geplanten Römerzug antrat, befand sich auch L. in seinem Gefolge und war gewiß der maßgebendste Ratgeber, als sich der Habsburger zu Trient (4. Februar 1508) entschied, die vom Papste Julius II. abgelehnte, von den Venetianern angefeindete Romfahrt zu unterlassen und sich mit der Annahme des Titels eines „auserwählten römischen Kaisers" zu begnügen. Der Gurker verlas dies von der Kanzel der Domkirche herab. L. war auch die Seele jener alsbald beginnenden Negotiationen mit Frankreich, welche dann von der staatsklugen Tochter Maximilians, Margareta, in der Liga von Cambray (Dezember 1508) zum Abschlusse geführt wurden. Anderseits hatte er eine Mission an Margareta, um durch sie zwischen Kaiser Max und König Ferdinand von Spanien ein Abkommen über die Zukunft ihrer Enkel, Karl und Ferdinand, zu verwirklichen. Im Feldzugsjahre 1509, als Maximilian und die Franzosen gegen die Signoria von Venedig in Waffen standen, hatte L. am Hofe Ludwigs XII. als Diplomat vollauf zu thun. Auch 1510, zur Zeit der Auflösung der Ligue von Cambray durch den Rücktritt des Papstes und Spaniens zugunsten Venedigs und der Gestaltung einer zweiten „heiligen Liga" gegen die Franzosen, von welcher sich Max aus begreiflichem Hasse gegen die Signoria noch länger fern hielt, — war L. die wichtigste Vertrauensperson des Habsburgers im Interesse der Erneuerung des Cambrayer Sonderbündnisses mit Frankreich, die sich auch den 17. Nov. 1510 zu Blois verwirklichte. L. hatte damals auch der Synode von Tours beigewohnt (27. September 1510), in welcher die Absetzung des Papstes Julius II. und die Einberufung eines allgemeinen Konzils beschlossen wurde. Wenn nun auch der Gurker Bischof nur als Sendbote des Kaisers in anderer Angelegenheit und bloßer Zuschauer diesen Vorgängen beigewohnt zu haben scheint, so läßt doch die Abneigung Maximilians gegen Papst Julius II. und des Erstgenannten bald auftauchender, höchst abenteuerlich klingender Plan, selbst Papst zu werden, der Vermutung Raum, es habe L. in der Papst- und Konzilfrage Studien machen und an seinen Herrn berichten sollen. Max äußerte sich auch nach dem Briefe des Andrea de Burgo vom 29. Dezember aus Blois äußerst vergnügt über die Relationen des Gurker Bischofs. Papst Julius II. durch die feindliche Haltung Ludwigs XII. und die Vorbereitung des Pisaner Konzils der gegnerischen Partei aufgeschreckt, wünschte nichts sehnlicher, als den Kaiser vom Bündnisse mit Frankreich ganz abzuziehen, und fand in dieser Richtung an König Ferdinand von Spanien einen Gesinnungsgenossen. Eigenhändig schrieb Julius II. an den Gurker, sich so schnell als möglich zu ihm zu verfügen. L. erschien dann auch im März 1511 als „kaiserlicher Stellvertreter" (vicarius generalis) mit glänzendem Gefolge in Mantua, wo der Friedenskongreß stattfinden sollte. L. war jedoch durchaus nicht gesonnen, seinen Herrn in das Schlepptau der päpstlichen und spanischen Politik zu bringen, und ebenso wenig sollte er dem Wunsche Ludwigs XII., in die Friedensliga aufgenommen zu werden, entgegentreten. In Bologna von dem Papste mit ungewöhnlichen Ehren empfangen, mühte sich L. zehn Tage ab, seine Aufgabe zugunsten der Neutralisierung der italienischen Frage und der kaiserlichen Ansprüche an Venedig zu lösen. Der Papst war Frankreich gegenüber unversöhnlich, und dieses setzte nun das Pisaner Konzil in Scene, während Max nach außen die Konzilfrage ventilieren ließ und insgeheim das Papsttum für sich herausschlagen wollte, denn der greise Papst war damals schwer erkrankt und nun sollten der Gurker Bischof und Kardinal Adrian von Corneto, der Vertrauensmann des Kaisers unter den oppositionellen römischen Prälaten, nach Rom eilen, um den französischen Plänen zuvorzukommen. Sie erfuhren jedoch schon am Wege von der Genesung des Papstes und kehrten nun wieder zurück (6. September 1511). Aber Max I. war gerade damals entschlossen, sein „Papsttum" zu verwirklichen. Er schrieb am 18. September 1511 an seine Tochter Margareta: „Morgen werde ich den Bischof von Gurk nach Rom senden, um mit dem Papste ein Übereinkommen zu treffen, vermöge dessen ich nach seinem Tode zum Koadjutor des heiligen Stuhles ernannt, zum Priester geweiht und nach und nach heilig gesprochen werde . . ." und unterschrieb sich darin als „künftiger Papst" (fatur pape). Aber die Seifenblase solcher abenteuerlichen Bestrebungen platzte bald, die Sachlage wandelte sich, und als das Pisaner Konzil der Franzosenpartei Fiasko machte und der Krieg der heiligen Liga gegen Frankreich losbrach, sandte auch Max, ohnehin dem durch die venetianische Frage aufgenötigten Bündnisse mit Frankreich im Herzen abgeneigt, den Bischof von Gurk an den Papst, um den Ausgleich mit Julius II. und hiermit den Anschluß des Kaisers an die heilige Liga anzubahnen. L. vollführte seine Aufgabe und erhielt den 18. Dezember den Kardinalshut als Diakonus S. Angeli, ohne sofort von dieser Auszeichnung öffentlichen Gebrauch zu machen. Im August 1512 begab sich L. nach Mantua, wo vorzugsweise die mailändische Angelegenheit, die Belehnung Maximilians Sforza, zwischen dem Papste, Venedig, den Eidgenossen und den kaiserlichen Abgeordneten verhandelt wurde. L. stimmte dieser Belehnung bedingungsweise zu und reiste dann nach Rom, wo er, vom Papste mit

den größten Ehrenbezeugungen aufgenommen, das wichtige Bündnis mit dem Papste am 18. November abschloß, wodurch das halsstarrige Venedig isoliert werden sollte. Von Rom begab sich L. nach Mailand, um den jungen Sforza, Erstgeborenen Lubovico Moros, in seine Würde einzusetzen. Desgleichen arbeitete L. neben der Kaisertochter Margarete an der Festigung der Allianz Englands mit dem Kaiser gegen Frankreich. Im Spätjahre 1513 begab er sich dann wieder nach Rom, um dem neuen Papste, dem Mediceer Leo X., die Obedienzerklärung seines Herren zu überbringen und den Ausgleich mit der Signoria zu bewirken, was jedoch an der Zähigkeit der letzteren abermals scheiterte. Als sich L. 1514 von Italien nach Deutschland und zwar in die Reichsstadt Augsburg zurückbegab, schrieb der Kanzler des burgundischen Hofes Mercurio Gattinara an die Kaisertochter, durch die Hand des Gurker Kardinalbischofs gingen alle großen Angelegenheiten der Welt und seine Vermittlung sei notwendig, wenn man beim Kaiser etwas erreichen wolle. —

Als die Verhandlungen mit Ungarn und Polen, den beiden Jagellonenhöfen, über eine dynastische Einigung und Verschwägerung derselben mit Habsburg-Österreich in das entscheidende Stadium traten, begab sich am 11. Februar 1515 der Kardinalbischof von Augsburg, überall feierlich begrüßt, nach Wien, wurde hier von der Enkelin Maximilians, Prinzessin Maria empfangen und reiste dann nach Wiener-Neustadt, um mit den dahin beschiedenen Ständen der deutsch-österreichischen Erbländer das Zeremoniel und die Vertretung ihrerseits bei dem Fürstenkongresse zu verhandeln. Trotz der Gegenanstrengungen der antihabsburgischen oder Zápolyaschen Nationalpartei in Ungarn kam es dennoch zur Preßburger Entrevue des ungarischen und polnischen Königs mit L. als Bevollmächtigtem des damals in Augsburg noch weilenden Kaisers. Der Kardinalbischof traf am 28. März, 4 Tage nach der Ankunft des Polenkönigs in der bezeichneten Stadt Ungarns ein und bewirkte in den Beratungen mit den beiden Königen und deren Räten vom 2.—12. April 1515 die Vereinbarungen in Hinsicht des Fürstenkongresses und der ihm vorangehenden Traktate. Er kehrte dann nach Wien zurück und sandte von hier Botschafter nach Augsburg, um des Kaisers Ankunft betreiben zu lassen. Maximilian I. trug ihm die Fortführung der Negotiationen bis zu seinem persönlichen Eintreffen auf, und so begab sich L. am 11. Mai abermals nach Preßburg zurück, wo er in Gemeinschaft mit sechs anderen kaiserlichen Räten die Friedens-Allianzartikel mit Ungarn und Polen und die Stipulationen der jagellonisch-habsburgischen Wechselheirat am 20. Mai 1515 zustande brachte. Den 23. Mai begab sich dann L. wieder nach Wien zurück, um dann von hier nach Innsbruck zu eilen und seinem Gebieter das Ergebnis der Negotiationen zu vermelden. Er hatte dann die schwierige Aufgabe, durch Briefe und Boten die zu Preßburg wochenlang des Kongresses unmutig harrenden Könige Polens und Ungarns zu beschwichtigen, in Augsburg die Willfährigkeit der Fürsten zur würdigen Beschickung des Kongresses zu bearbeiten und den 16. Juli die beiden genannten Herrscher zu vermögen, in Wien sich als Gäste des Kaisers einzufinden. So war L. der wesentlichste Faktor bei der Verwirklichung des Wiener Fürstenkongresses, wie er ein solcher auch bei dem Abschlusse jener Verträge gewesen.

1514 zum Koadjutor beziehungsweise Nachfolger des Salzburger Erzbischofs Bernhard Keutschacher bestellt, brachte L. den Rest des Jahres 1515 und das folgende zu Mühldorf, im Salzburger Sprengel, zu. 1517 bekam er dann wieder den kaiserlichen Auftrag im Interesse des Türkenkrieges, der den Kaiser aufs ernstlichste beschäftigte, die Stände der Erbländer gefügig zu machen. L. berief dieselben mit kaiserlicher Vollmacht nach Wels auf den 21. Dez. 1517 und erlangte ihre bedingte Zusage. Als dann Maximilian den Augsburger Reichstag 1518 einberief, sollte L. die Angelegenheit des Türkenkrieges, anderseits die Wahl des Kaiserenkels, Karl von Spanien-Burgund (s. Art. „Karl V.") betreiben. Vom Augsburger Reichstage, der die Erwartungen des Kaisers enttäuschte, begab sich L. zum Herzoge Ulrich von Württemberg, um dessen landfriedensbrüchige Haltung zu ändern. Als Maximilian I. zu Wels mit dem Tode rang (Januar 1519), soll er aufs dringlichste nach dem Erscheinen des Kardinalbischofs, seines vornehmsten Ratgebers und Günstlings verlangt haben, ohne jedoch dessen Eintreffen zu erleben. —

Der Enkel und Universalerbe Maximilians I., Karl und dessen Bruder Ferdinand, mußten selbstverständlich einen Mann von der Bedeutung L.s, der nach dem Tode des Erzbischofs Bernhard Keutschacher Metropolit von Salzburg geworden, auch in ihrem Vertrauen hoch stellen. Der Kardinalerzbischof war das Haupt der österreichischen Wahlkommissarien im Reiche, als es sich um die deutsche Kaiserkrone handelte. Der niederländische Diplomat Marnix bezeugt seine große Thätigkeit in diesem schwierigen Handel; wenn L. auch über tüchtige Agenten, insbesondere Zevenberghen, verfügte, so gebührt ihm doch der Löwenanteil des Verdienstes bei der Kaiserwahl Karls V.

Ebenso bediente sich seiner Karl V., noch vor seiner Erhebung auf den deutschen Thron, um die ständischen Wirren Niederrösterreichs (1519) zu beschwören. Er ernannte ihn (27. Juli 1519) zum Verweser der österreichischen Erbländer; doch tritt er da nicht in den Vordergrund. An der Kaiserkrönung Karls V. am 9. Oktober 1520 nahm er teil und saß zu Mastricht dem königlichen Gerichte vor. Ebenso finden wir ihn auf dem Wormser Reichstage des Jahres 1521 als Vorsitzenden des deutschen Rates und des königlichen Gerichtes. Er geleitete den Bruder Kaiser Karls, Erzherzog Ferdinand, nach Linz, woselbst am 6. Mai 1521 die schon 1515 stipulierte Heirat zwischen dem Habsburger und der böhmisch-ungarischen Jagellonin Anna stattfand. —

Mit dem Jahre 1522 beginnt jene Epoche im Leben L.s, welche uns denselben nicht mehr als Staatsmann der Habsburger sondern vorzugsweise als Kirchenfürsten im Kampfe mit der neuen Glaubensströmung und sozialen Bewegung bethätigt zeigt. Er selbst war nichts weniger als

ein mönchischer Zelot, sondern weit eher ein von humanistischer Bildung angehauchter Kirchenfürst weltlicher Gesinnung, ein prunkliebender, viel Geld verbrauchender Herr, von welchem Kaiser Max zu Zeiten, als noch der frühere Salzburger Erzbischof lebte, gesagt haben soll, er habe zwei Pfaffen, deren einen er nie voll (Lang), den andern nie leer (Keutschacher) machen könne. Aber er gewahrte in der Glaubensneuerung eine die alte kirchliche und politische Ordnung gefährdende Revolution, und gerade im Salzburger Erzstiftlande hatte sie starke Wurzeln geschlagen. Die Mühldorfer Provinzial-Synode, die er als Metropolit abhielt (1522), sollte dem Verfalle der alten Kirchenzucht steuern und so der allgemeinen Klage über die Gebrechen der römischen Kirche den Boden entziehen. Aber sie blieb wie alle solchen Versuche wirkungslos, und in der Salzburger Bürgerschaft, welche nicht selten wider die geistliche Herrschaft unbotmäßig war, und nicht minder in den Thalgemeinden, vor allem unter den Gewerkschaften und ihren Erzknappen regte sich schon damals das Verlangen nach Beseitigung der geistlichen Fürstenherrschaft eben so stark wie die dem neuen Evangelium befreundete Gesinnung. Wohl unterlag die erste Auflehnung der Salzburger gegen das erzbischöfliche Regiment, seine „lateinischen“ Doktoren und Mandate der gesetzlichen Macht. L. siegte in dem sogen. „lateinischen Kriege“ vom Jahre 1523 über die unbotmäßigen Erzstiftleute, wobei ihm der tirolische Landeshauptmann Leonhard von Völs (Fels) wesentlichen Beistand erwies, aber im Jahre des großen deutschen Bauernkrieges wurde das Salzburger Land ein Hauptherd desselben, und der Erzbischof bald genötigt, sich auf seine Veste, Hohensalzburg, zu flüchten. Das benachbarte Bayern sah mit verschränkten Armen zu und wünschte nichts sehnlicher als den eigenen Prinzen Ernst dem Erzbischofe an die Seite zu geben, um so die Annexion Salzburgs als säkularisierten Gebietes vorzubereiten. Anderseits wurde dem natürlichen Nebenbuhler dieser wittelsbachischen Pläne, Erzherzog Ferdinand, hinterbracht, die Salzburger seien gewillt, österreichisch zu werden. Die Bändigung der Salzburger Unruhen war mit Rücksicht auf deren Zusammenhang mit dem „Bauernrebell“ in Steiermark, für Österreich und Tirol eine auch für die habsburgische Regierung dringliche Aufgabe. Ihr widmete sich der österreichische Feldhauptmann, Niklas Graf v. Salm, im Herbste des Jahres 1525; aber auch die bayerisch-schwäbischen Bundestruppen hatten im August 1525 eingegriffen und einen Ausgleich zwischen dem Erzbischofe und den Salzburgern bewirkt, wogegen die österreichische Regierung Einsprache erhob. Die Lage des Erzbischofs inmitten so widerstreitender Interessen und angesichts der eigenen Ohnmacht war äußerst bedenklich. Überdies brach im April 1526 neuerdings ein Aufstand los, der im Pinzgau begann, die Rauriser und Gasteiner mit sich riß **und erst im Hochsommer von den bayerisch-schwäbischen Bundestruppen, insbesondere aber von Niklas Salm durch seinen Sieg bei Radstadt (20. Juli 1526) niedergeworfen werden konnte. Die Säkularisationspläne Habsburg-Österreichs und Wittelsbach-Bayerns neutralisierten sich zum** Heile für den Erzbischof, und es gelang ihm auch, die hohen Schadenersatzforderungen der österreichischen Landschaften herabzudrücken. Fortan verlebte er minder gefährliche Jahre, aber in steter Gegnerschaft mit dem Protestantismus und auch nicht ohne Konflikte mit dem habsburgischen Landesfürstentum, da die Besitzungen Salzburgs in allen Ländern der deutschen Habsburgerherrschaft lagen. Im November 1530 überreichte er auf dem Augsburger Reichstage einen Protest der gesamten Metropole Salzburg gegen die von Kaiser Ferdinand verfügte und teilweise auch eingebrachte Veräußerung des vierten Teiles aller Holden, Güter, Inventarstücke und Gülten der Prälaturen, Klöster und Gotteshäuser zum Besten des Türkenkrieges. Damals erklärte auch L. die Unmöglichkeit einer Vereinbarung zwischen Katholiken und Protestanten. L. zählte auch zu den zahlreichen Gläubigern des finanziell bedrängten Landesfürsten. Den 25. Oktober 1535 kam es zwischen ihm als Salzburger Erzbischof und König Ferdinand I. zu einem Vergleiche über die Stellung der Salzburger Güter zur landesfürstlichen Gewalt in den österreichischen Provinzen. Im Januar 1537 hielt L. eine Provinzialsynode zu Mühldorf ab, auf welcher über die Beschickung des vom Papst Paul III. zunächst nach Mantua ausgeschriebenen Konzils, über Glaubenssätze, Reform des Klerus und der Laienwelt u. s. w. beraten wurde.

Damals begann auch der wachsende Verfall der leiblichen und geistigen Kräfte des Greises, der nahezu erblindet, mit 72 Jahren sein bewegtes Leben schloß.

Litt.: W. Hund, Metropolis Salisburg (München 1620); Zauner-Gärtner, Chronik von Salzburg, Bd. III; Abd. Pichler, Salzburgs Landesgeschichte (1865); F. A. Veith, Bibliotheca Augustana Alphabetum V. — J. Dav. Köhler, Historische Münzbelustigungen (1729 bis 1764); Register von Bernhold (1764). Dazu vergleiche die Litteratur zur Geschichte Maximilians I. und seiner Zeit. Ein biographischer Versuch ist der von Al. Schopf, u. d. T.: „Ein Diplomat Kaiser Maximilians I. (Wien 1882). Eine kritische Monographie fehlt noch.

Langenau, Friedr. Karl Gustav, Freiherr v., österreichischer General, geboren am 7. November 1782 zu Dresden, gestorben am 4. Juli 1840 in Graz. Derselbe gehörte 1796 bis 1812 als Militär seinem Vaterlande an, dem auch sein Vater, Generallieutenant, eifrig gedient hatte. Er hatte es mit 30 Jahren zum Generalstabschef des sächsischen Armeecorps gebracht, das mit Napoleons großer Armee gegen Rußland ins Feld zog. Hierauf k. Generaladjutant geworden, beteiligte sich L. an den Unterhandlungen zwischen Sachsen und Österreich, deren Zweck aber im entscheidenden Momente durch französische Einwirkung **einem Abfalle Sachsens von der geplanten Allianz weichen mußte. L. wollte unter solchen Umständen nicht länger in sächsischen Diensten bleiben und begehrte seine Entlassung, die er unter Verdächtigungen erhielt, welche sich später als gänzlich grundlos herausstellten. Er nahm**

dann österreichische Dienste und hervorragenden Anteil an dem Befreiungskriege des Jahres 1813 als Generalmajor im Generalstabe, so in der Schlacht bei Dresden (26. August) als auch im Entscheidungskampfe von Leipzig (16.—18. Oktober), desgleichen im Treffen bei Hochheim (9. November) und zwar als Leiter der Feldartillerie. Man schreibt ihm die Autorschaft des Werkes: „Der deutsche Krieg im Jahre 1813 nach Österreichs Beitritt“ zu. Bei der Rheinarmee wirkte er 1815 als Generalquartiermeister und erwarb sich so den Theresienorden und den österreichischen Freiherrenstand. Nach der Schöpfung des Deutschen Bundes finden wir ihn 1819 zu Frankfurt a. M. als Präses der Militär-Bundes-Kommission mit den maßgebendsten Entwürfen für die Kriegsverfassung und den Bau der Bundesfestungen betraut. 1827 Feldmarschall-Lieutenant und Divisionär zu Ofen, 1833 Geheimer Rat und dem Generalgouverneur Galiziens, Erzherzog Ferdinand Este, beigegeben, 1835 Kommandierender Tirols und Innerösterreichs, starb er als solcher 58 Jahre alt.

Vgl. Wurzbach XIV, 101—106; Schweigerd, Österreichs Helden und Heerführer, Bd. III (Wien 1854); Funk, Erinnerungen aus dem Feldzuge des sächsischen Corps im Jahre 1812 (Dresden 1829); „Sachsen und seine Krieger 1812 u. 1813“ (Leipzig 1829); „Mitteilungen aus den Papieren eines sächsischen Staatsmannes (Jos. Friedr. v. Zezschwitz)“ (Camenz 1858; Ehrenrettung Langenaus); „Relation der Kriegsereignisse vom 22. bis 30. August 1813 bei Dresden und Kulm“ (Wien 1813); Helfert, Die Schlacht bei Kulm (1871). Die Werke und Geschichten der Freiheitskriege von Plathe, Beitzke u. a. Prokesch (Osten), Denkwürdigkeiten aus dem Leben des Feldmarschalls Fürsten Karl zu Schwarzenberg (Wien 1823); Heller, Der k. k. österreichische Feldmarschall Graf Radetzky (Stuttgart u. Augsburg 1858); „Geschichte der sächsischen Armee“ (Leipzig 1858).

Langensalza. Treffen am 15. Februar 1761. Als Herzog Ferdinand von Braunschweig Anfang Februar einen Versuch zur Eroberung von Hessen zu machen beschloß und dazu selbst von der Diemel her vorging, entsandte er den hannoverschen General von Spörken mit 12,000 Mann gegen Thüringen. König Friedrich II. unterstützte letzteren durch 5000 Mann unter General von Syburg, welche von Weißenfels in Anmarsch waren. Der Herzog von Broglie befahl den Rückzug der französisch-sächsischen Truppen; der Befehl traf aber bei L. erst ein, als die Generale Solms und Graf Stainville von Spörken und Syburg am Morgen des 15. bereits angegriffen wurden. Stainville, welcher den rechten Flügel der Stellung, deren Zentrum die Stadt L. bildete, auf dem rechten Salzaufer innehatte, erhielt den Befehl zuerst und konnte sich durch sofortigen Abmarsch der drohenden Gefahr noch entziehen; Solms aber, welcher mit den Sachsen am linken Ufer, von jenem durch eine sumpfige Niederung getrennt, stand, gelang das Entrinnen über Eisenach hinter die Werra nur unter großen Verlusten. — Vgl. Renouard, Geschichte des Krieges in Hannover, Hessen und Westfalen 1757 bis 1763, Bd. III, Kassel 1864.

Als am 13. April 1813 der bayerische Generallieutenant Graf Rechberg, welcher die Erlaubnis erhalten hatte, mit seiner auf 1200 Mann zusammengeschmolzenen Division nachhause zurückzukehren, in L. übernachtete, erschienen gegen Morgen preußische Husaren unter Major Hellwig vor L., nahmen die vor dem Thore aufgefahrenen sechs Geschütze, bespannten sie mit den aus den Ställen geholten bayerischen Pferden und waren verschwunden, ehe die übrigen Truppen es recht gewahr wurden. — Vgl. v. Mauvillon, Militärische Blätter, Essen und Duisburg, Februar 1820; „Archiv für Offiziere aller Waffen“, München 1848, Bd. I; Göschel, Chronik von L., 2 Bde., Leipzig 1818—1820.

Schlacht am 27. Juni 1866. Die hannoversche Armee unter General v. Arentsschildt hatte am 23. Juni L. besetzt und am 26. abends eine Stellung auf dem linken Ufer der Unstrut, Vortruppen in L. und gegen Gotha, eingenommen. In dieser wurde sie am 27. vom General v. Flies, welcher ihren Abmarsch fürchtete, angegriffen. Es gelang letzterem nicht, die Unstrut zu überschreiten; die Hannoveraner gingen vielmehr nach mehrstündigem Gefechte ihrerseits zum Angriff über und zwangen ihre Gegner zum Rückzuge auf Gotha, mußten aber, ringsum von überlegenen Kräften eingeschlossen und an Lebensmitteln Mangel leidend, am 29. kapitulieren. Sie legten die Waffen nieder und wurden in die Heimat zurückbefördert. Es hatten 16,000 Mann von ihnen am Gefechte teilgenommen, denen Flies 8700 entgegenzustellen hatte; der Gesamtverlust der ersteren betrug 1429, der der letzteren 1753 Mann, darunter 907 unverwundete Gefangene, und zwei Geschütze. — Vgl. Das preußische und hannoversche Generalstabswerk.

Langeron, Andrault Graf, russischer General, am 13. Januar 1763 zu Paris geboren, kämpfte in französischen Diensten in Nordamerika, emigrierte, trat in russische Dienste und stieg in den Kriegen gegen Türken und Franzosen 1799 zum Generallieutenant auf. Als solcher führte er bei Austerlitz eine der Kolonnen auf dem linken Flügel, welche er dem über diesen hereinbrechenden Verderben leidlich entzog; 1812 gehörte er der Armee Tschitschagows an. Vielgenannt wird sein Name in den Kämpfen von 1813 und 1814, wo er ein Corps von ca. 45,000 Mann in der Armee Blüchers kommandierte. Die Bedenklichkeit und übertriebene Vorsicht, welche ihm eigen waren, brachten ihn häufig in Gegensatz zu seinem Oberfeldherrn und dessen ungestümem Drange nach vorwärts; daneben war er aber von glänzender Tapferkeit. Er starb am 4. Juli 1831 zu St. Petersburg, ohne im Türkenkriege von 1828, welchem er im Gefolge des Kaisers beiwohnte, hervorgetreten zu sein. — Vgl. „Nouvelle biographie generale“, T. XXIX, Paris 1862.

Langes Parlament. Am 3. November 1640 in Westminster von König Karl I. eröffnet, war das L. P. ihm durchweg unfreundlich gesinnt und gesonnen, die Krone zu demütigen; anders ließ es sich von einem Oberhause, in dem Warwick,

ein mönchischer Zelot, sondern weit eher ein von humanistischer Bildung angehauchter Kirchenfürst weltlicher Gesinnung, ein prunkliebender, viel Geld verbrauchender Herr, von welchem Kaiser Max zu Zeiten, als noch der frühere Salzburger Erzbischof lebte, gesagt haben soll, er habe zwei Pfaffen, deren einen er nie voll (Lang), den andern nie leer (Keutschacher) machen könne. Aber er gewahrte in der Glaubensneuerung eine die alte kirchliche und politische Ordnung gefährdende Revolution, und gerade im Salzburger Erzstiftlande hatte sie starke Wurzeln geschlagen. Die Mühldorfer Provinzial-Synode, die er als Metropolit abhielt (1522), sollte dem Verfalle der alten Kirchenzucht steuern und so der allgemeinen Klage über die Gebrechen der römischen Kirche den Boden entziehen. Aber sie blieb wie alle solchen Versuche wirkungslos, und in der Salzburger Bürgerschaft, welche nicht selten wider die geistliche Herrschaft unbotmäßig war, und nicht minder in den Thalgemeinden, vor allem unter den Gewerkschaften und ihren Erzknappen regte sich schon damals das Verlangen nach Beseitigung der geistlichen Fürstenherrschaft eben so stark wie die dem neuen Evangelium befreundete Gesinnung. Wohl unterlag die erste Auflehnung der Salzburger gegen das erzbischöfliche Regiment, seine „lateinischen" Doktoren und Mandate der gesetzlichen Macht. L. siegte in dem sogen. „lateinischen Kriege" vom Jahre 1523 über die unbotmäßigen Erzstiftleute, wobei ihm der tirolische Landeshauptmann Leonhard von Völs (Fels) wesentlichen Beistand erwies, aber im Jahre des großen deutschen Bauernkrieges wurde das Salzburger Land ein Hauptherd desselben, und der Erzbischof bald genötigt, sich auf seine Veste, Hohensalzburg, zu flüchten. Das benachbarte Bayern sah mit verschränkten Armen zu und wünschte nichts sehnlicher als den eigenen Prinzen Ernst dem Erzbischofe an die Seite zu geben, um so die Annexion Salzburgs als säkularisierten Gebietes vorzubereiten. Anderseits wurde dem natürlichen Nebenbuhler dieser wittelsbachischen Pläne, Erzherzog Ferdinand, hinterbracht, die Salzburger seien gewillt, österreichisch zu werden. Die Bändigung der Salzburger Unruhen war mit Rücksicht auf deren Zusammenhang mit dem „Bauernrebell" in Steiermark, für Österreich und Tirol eine auch für die habsburgische Regierung dringliche Aufgabe. Ihr widmete sich der österreichische Feldhauptmann, Niklas Graf v. Salm, im Herbste des Jahres 1525; aber auch die bayerisch-schwäbischen Bundestruppen hatten im August 1525 eingegriffen und einen Ausgleich zwischen dem Erzbischofe und den Salzburgern bewirkt, wogegen die österreichische Regierung Einsprache erhob. Die Lage des Erzbischofs inmitten so widerstreitender Interessen und angesichts der eigenen Ohnmacht war äußerst bedenklich. Überdies brach im April 1526 neuerdings ein Aufstand los, der im Pinzgau begann, die Rauriser und Gasteiner mit sich riß und erst im Hochsommer von den bayerisch-schwäbischen Bundestruppen, insbesondere aber von Niklas Salm durch seinen Sieg bei Radstadt (20. Juli 1526) niedergeworfen werden konnte. Die Säkularisationspläne Habsburg-Österreichs und Wittelsbach-Bayerns neutralisierten sich zum Heile für den Erzbischof, und es gelang ihm auch, die hohen Schadenersatzforderungen der österreichischen Landschaften herabzudrücken. Fortan verlebte er minder gefährliche Jahre, aber in steter Gegnerschaft mit dem Protestantismus und auch nicht ohne Konflikte mit dem habsburgischen Landesfürstentum, da die Besitzungen Salzburgs in allen Ländern der deutschen Habsburgerherrschaft lagen. Im November 1530 überreichte er auf dem Augsburger Reichstage einen Protest der gesamten Metropole Salzburg gegen die von Kaiser Ferdinand verfügte und teilweise auch eingebrachte Veräußerung des vierten Teiles aller Holden, Güter, Inventarstücke und Gülten der Prälaturen, Klöster und Gotteshäuser zum Besten des Türkenkrieges. Damals erklärte auch L. die Unmöglichkeit einer Vereinbarung zwischen Katholiken und Protestanten. L. zählte auch zu den zahlreichen Gläubigern des finanziell bedrängten Landesfürsten. Den 25. Oktober 1535 kam es zwischen ihm als Salzburger Erzbischof und König Ferdinand I. zu einem Vergleiche über die Stellung der Salzburger Güter zur landesfürstlichen Gewalt in den österreichischen Provinzen. Im Januar 1537 hielt L. eine Provinzialsynode zu Mühldorf ab, auf welcher über die Beschickung des vom Papst Paul III. zunächst nach Mantua ausgeschriebenen Konzils, über Glaubenssätze, Reform des Klerus und der Laienwelt u. s. w. beraten wurde.

Damals begann auch der wachsende Verfall der leiblichen und geistigen Kräfte des Greises, der nahezu erblindet, mit 72 Jahren sein bewegtes Leben schloß.

Litt.: W. Hund, Metropolis Salisburg (München 1620); Zauner-Gärtner, Chronik von Salzburg, Bd. III; Abb. Pichler, Salzburgs Landesgeschichte (1865); F. A. Veith, Bibliotheca Augustana Alphabetum V. — J. Dav. Köhler, Historische Münzbelustigungen (1729 bis 1764); Register von Bernhold (1764). Dazu vergleiche die Litteratur zur Geschichte Maximilians I. und seiner Zeit. Ein biographischer Versuch ist der von Al. Schopf, u. d. T.: „Ein Diplomat Kaiser Maximilians I. (Wien 1882). Eine kritische Monographie fehlt noch.

Langenau, Friedr. Karl Gustav, Freiherr v., österreichischer General, geboren am 7. November 1782 zu Dresden, gestorben am 4. Juli 1840 in Graz. Derselbe gehörte 1796 bis 1812 als Militär seinem Vaterlande an, dem auch sein Vater, Generallieutenant, eifrig gedient hatte. Er hatte es mit 30 Jahren zum Generalstabschef des sächsischen Armeecorps gebracht, das mit Napoleons großer Armee gegen Rußland ins Feld zog. Hierauf k. Generaladjutant geworden, beteiligte sich L. an den Unterhandlungen zwischen Sachsen und Österreich, deren Zweck aber im entscheidenden Momente durch französische Einwirkung einem Abfalle Sachsens von der geplanten Allianz weichen mußte. L. wollte unter solchen Umständen nicht länger in sächsischen Diensten bleiben und begehrte seine Entlassung, die er unter Verdächtigungen erhielt, welche sich später als gänzlich grundlos herausstellten. Er nahm

dann österreichische Dienste und hervorragenden Anteil an dem Befreiungskriege des Jahres 1813 als Generalmajor im Generalstabe, so in der Schlacht bei Dresden (26. August) als auch im Entscheidungskampfe von Leipzig (16.—18. Oktober), desgleichen im Treffen bei Hochheim (9. November) und zwar als Leiter der Feldartillerie. Man schreibt ihm die Autorschaft des Werkes: „Der deutsche Krieg im Jahre 1813 nach Österreichs Beitritt" zu. Bei der Rheinarmee wirkte er 1815 als Generalquartiermeister und erwarb sich so den Theresienorden und den österreichischen Freiherrenstand. Nach der Schöpfung des Deutschen Bundes finden wir ihn 1819 zu Frankfurt a. M. als Präses der Militär-Bundes-Kommission mit den maßgebendsten Entwürfen für die Kriegsverfassung und den Bau der Bundesfestungen betraut. 1827 Feldmarschall-Lieutenant und Divisionär zu Ofen, 1833 Geheimer Rat und dem Generalgouverneur Galiziens, Erzherzog Ferdinand Este, beigegeben, 1835 Kommandierender Tirols und Innerösterreichs, starb er als solcher 58 Jahre alt.

Vgl. Wurzbach XIV, 101—106; Schweigerd, Österreichs Helden und Heerführer, Bd. III (Wien 1854); Funk, Erinnerungen aus dem Feldzuge des sächsischen Corps im Jahre 1812 (Dresden 1829); „Sachsen und seine Krieger 1812 u. 1813" (Leipzig 1829); „Mitteilungen aus den Papieren eines sächsischen Staatsmannes (Jos. Friedr. v. Zezschwitz)" (Camenz 1858; Ehrenrettung Langenaus); „Relation der Kriegsereignisse vom 22. bis 30. August 1813 bei Dresden und Kulm" (Wien 1813); Helfert, Die Schlacht bei Kulm (1871). Die Werke und Geschichten der Freiheitskriege von Plathe, Beitzke u. a. Prokesch (Osten), Denkwürdigkeiten aus dem Leben des Feldmarschalls Fürsten Karl zu Schwarzenberg (Wien 1823); Heller, Der k. k. österreichische Feldmarschall Graf Radetzky (Stuttgart u. Augsburg 1858); „Geschichte der sächsischen Armee" (Leipzig 1858).

Langensalza. Treffen am 15. Februar 1761. Als Herzog Ferdinand von Braunschweig Anfang Februar einen Versuch zur Eroberung von Hessen zu machen beschloß und dazu selbst von der Diemel her vorging, entsandte er den hannoverschen General von Spörken mit 12,000 Mann gegen Thüringen. König Friedrich II. unterstützte letzteren durch 5000 Mann unter General von Syburg, welche von Weißenfels in Anmarsch waren. Der Herzog von Broglie befahl den Rückzug der französisch-sächsischen Truppen; der Befehl traf aber bei L. erst ein, als die Generale Solms und Graf Stainville von Spörken und Syburg am Morgen des 15. bereits angegriffen wurden. Stainville, welcher den rechten Flügel der Stellung, deren Zentrum die Stadt L. bildete, auf dem rechten Salzaufer innehatte, erhielt den Befehl zuerst und konnte sich durch sofortigen Abmarsch der drohenden Gefahr noch entziehen; Solms aber, welcher mit den Sachsen am linken Ufer, von jenem durch eine sumpfige Niederung getrennt, stand, gelang das Entrinnen über Eisenach hinter die Werra nur unter großen Verlusten. — Vgl. Renouard, Geschichte des Krieges in Hannover, Hessen und Westfalen 1757 bis 1763, Bd. III, Kassel 1864.

Als am 13. April 1813 der bayerische Generallieutenant Graf Rechberg, welcher die Erlaubnis erhalten hatte, mit seiner auf 1200 Mann zusammengeschmolzenen Division nachhause zurückzukehren, in L. übernachtete, erschienen gegen Morgen preußische Husaren unter Major Hellwig vor L., nahmen die vor dem Thore aufgefahrenen sechs Geschütze, bespannten sie mit den aus den Ställen geholten bayerischen Pferden und waren verschwunden, ehe die übrigen Truppen es recht gewahr wurden. — Vgl. v. Mauvillon, Militärische Blätter, Essen und Duisburg, Februar 1820; „Archiv für Offiziere aller Waffen", München 1848, Bd. I; Göschel, Chronik von L., 2 Bde., Leipzig 1818—1820.

Schlacht am 27. Juni 1866. Die hannoversche Armee unter General v. Arentsschildt hatte am 23. Juni L. besetzt und am 26. abends eine Stellung auf dem linken Ufer der Unstrut, Vortruppen in L. und gegen Gotha, eingenommen. In dieser wurde sie am 27. vom General v. Flies, welcher ihren Abmarsch fürchtete, angegriffen. Es gelang letzterem nicht, die Unstrut zu überschreiten; die Hannoveraner gingen vielmehr nach mehrstündigem Gefechte ihrerseits zum Angriff über und zwangen ihre Gegner zum Rückzuge auf Gotha, mußten aber, ringsum von überlegenen Kräften eingeschlossen und an Lebensmitteln Mangel leidend, am 29. kapitulieren. Sie legten die Waffen nieder und wurden in die Heimat zurückbefördert. Es hatten 16,000 Mann von ihnen am Gefechte teilgenommen, denen Flies 8700 entgegenzustellen hatte; der Gesamtverlust der ersteren betrug 1429, der der letzteren 1753 Mann, darunter 907 unverwundete Gefangene, und zwei Geschütze. — Vgl. Das preußische und hannoversche Generalstabswerk.

Langeron, Andrault Graf, russischer General, am 13. Januar 1763 zu Paris geboren, kämpfte in französischen Diensten in Nordamerika, emigrierte, trat in russische Dienste und stieg in den Kriegen gegen Türken und Franzosen 1799 zum Generallieutenant auf. Als solcher führte er bei Austerlitz eine der Kolonnen auf dem linken Flügel, welche er dem über diesen hereinbrechenden Verderben leiblich entzog; 1812 gehörte er der Armee Tschitschagows an. Vielgenannt wird sein Name in den Kämpfen von 1813 und 1814, wo er ein Corps von ca. 45,000 Mann in der Armee Blüchers kommandierte. Die Bedenklichkeit und übertriebene Vorsicht, welche ihm eigen waren, brachten ihn häufig in Gegensatz zu seinem Oberfeldherrn und dessen ungestümem Drange nach vorwärts; daneben war er aber von glänzender Tapferkeit. Er starb am 4. Juli 1831 zu St. Petersburg, ohne im Türkenkriege von 1828, welchem er im Gefolge des Kaisers beiwohnte, hervorgetreten zu sein. — Vgl. „Nouvelle biographie generale", T. XXIX, Paris 1862.

Langes Parlament. Am 3. November 1640 in Westminster von König Karl I. eröffnet, war das L. P. ihm durchweg unfreundlich gesinnt und gesonnen, die Krone zu demütigen; anders ließ es sich von einem Oberhause, in dem Warwick,

Kimbolton, Essex, Holland, und einem Unterhause, in dem Pym, Hampden, Cromwell, Holles, Haslerigh, Vane, St. John saßen, nicht erwarten. Über Haltung und Ergebnisse des L. P.: s. „Großbritannien", „Cromwell", „Karl I.". Trotzdem Karl ihm das Parlament in Oxford entgegen stellte, blieb es zusammen und betrachtete sich als das allein gültige; am 6. und 7. Dezember 1648 wurde es durch Prides Purganz von den oppositionellen Mitgliedern gesäubert und war nun als „Rumpf-Parlament" ein Werkzeug des Heeres und der Independenten (s. d.). Es stellte den König vor Gericht und ließ ihn enthaupten. Das Rumpfparlament konnte nur mit Unrecht als die Vertretung des Volks angesehen werden; Cromwell trieb es am 20. April 1653 durch seine Musketiere auseinander (s. „Cromwell") und berief am 4. Juli das Barebone-Parlament (s. d.), das schon am 12. Dezember abgewirtschaftet hatte. Als Protektor eröffnete er am 3. September 1654 ein neues Parlament, das er im Januar 1655 wieder auflöste (s. „Cromwell"); über seine weiteren Parlamente (s. ebd.). Sein Sohn, der Protektor Richard Cromwell (s. d.) berief das 1653 zersprengte L. P. wieder ein, und am 7. Mai 1659 zogen 42 Mitglieder desselben in die St. Stephens-Kapelle; aber dieser Rump erschien ein Hohn auf die Souveränität des Volks. Nach Richards Abdankung schlug bald des Rump Stunde, General Lambert zersprengte ihn am 13. Oktober 1659, aber nach den Erfolgen Haslerighs (s. d.) zogen nochmals 40 Mitglieder des Rump am 26. Dezember nach Whitehall, um die Gewalt in die Hände zu nehmen. Monk (s. d.) rief die ausgeschlossenen presbyterianischen Mitglieder im Februar 1660 wieder ein, ersetzte das Rumpf-Parlament durch das L. P., wie es 1648 bei Prides Purganz gewesen war, und das L. P. löste sich am 16. März 1660 auf, um dem ersten der Restauration Platz zu machen. — Vgl. außer den Werken von Clarendon, Ranke, Guizot, Macaulay, Gardiner u. s. w. auch A. Stern, Geschichte der Revolution in England, Berlin 1881.

Langiewicz, Morgan, am 5. August 1827 zu Krotoschin in der Provinz Posen geboren, focht, nachdem er (nicht als Offizier) in der preußischen Artillerie gedient hatte, 1860 unter Garibaldi, wurde Lehrer an der Militärschule zu Cuneo, ging 1863 nach Polen und zeichnete sich unter den Führern, welche, nachdem Mieroslawski, am 22. Februar bei Raziejewo geschlagen, hatte flüchten müssen, den Kampf auf eigene Hand fortsetzten, durch kriegerische Fähigkeiten aus. An der galizischen Grenze erfocht er mit seiner etwa 7000 Mann zählenden Schar manche Vorteile, und erklärte sich zum Obergeneral, wogegen Mieroslawski protestierte, wurde aber am 17. März bei Chrobrze, am 18. bei Busk entscheidend geschlagen und genötigt auf österreichisches Gebiet überzutreten, wo er bis 1875 interniert blieb, ging dann nach der Türkei und starb Ende Dezember 1881 im städtischen Krankenhause zu Lille. — Vgl. v. Erlach, Die Kriegführung der Polen im Jahre 1863, Darmstadt 1866.

Langres, Stadt im französischen Departement Haute-Marne, 8300 E., nach welchem das, in Beziehung auf seine strategische Bedeutung vielfach überschätzte Plateau von L., d. h. die Hochebene, auf welcher Yonne, Armançon, Seine, Aube und Marne entspringen und deren Südrand dem Quellengebiete der Saône angehört, benannt ist, hat im Kriege von 1870/71 nur eine untergeordnete Rolle gespielt. Zuerst entsandte Prinz Friedrich Karl auf seinem Vormarsche von Metz gegen die Loire Truppen gegen L., dann wurde die Stadt, welche als Hauptstützpunkt der gegen die Verbindungen der deutschen Armeeen gerichteten Unternehmungen lästig war, seit dem 16. Dezember durch eine zum Werderschen Corps gehörende preußische Brigade isoliert. Als Goltz um die Jahreswende zu jenem Corps herangezogen wurde, welches gegen Bourbaki Front machte, übernahmen Etappentruppen die Einschließung. Die Besatzung, aus etwa 16,000 Mann Mobilgarden ꝛc. unter General Arbellot, später unter Oberst Meyer bestehend, war für Offensivunternehmungen wenig geeignet. — Vgl. „Langres pendant la guerre de 1870/71", Paris 1873.

Langside am linken Ufer des Clyde bei Glasgow. Die Truppen, welche Maria Stuart nach ihrer Flucht aus Lochleven wieder um sich gesammelt hatte, wurden hier am 13. Mai 1568 von Murray und Kirkaldy nach kurzem Kampfe auseinandergejagt.

Lanjuinais, Jean Denis, Graf. Als Advokatensohn am 12. März 1753 in Rennes geboren, studierte L. hier und nahm seit seinem sechzehnten Jahre an des Vaters Arbeiten teil. Geschichte, Kirchenrecht, bürgerliches Recht und Philosophie waren sein Studium, und voll Inbrunst hing er an der Kirche. Unter Altersdispens wurde er schon 1771 Advokat und 1775 Professor des Kirchenrechts in Rennes und bald als Advokat und Gelehrter berühmt. 1779 kam er in den Ständerat der Bretagne und sprach gegen die Privilegien von Adel und Klerus; hierüber kam es zu einem Prozesse, indem beide Stände sich beleidigt fühlten. L. gewann, verzichtete aber auf die Advokatur und warf sich völlig auf die Studien, schrieb viel über Kirchenrecht und als die Revolution herankam, über die Tagesfragen. Er verabscheute Demokratie, Aristokratie und Despotismus und wollte eine gemischte Regierungsform mit den Segnungen der Volksrepräsentation, der Unterstützung des Adels und der Kraft der Krone; die Anmaßungen des Adels griff er kühn als ungerecht an und forderte die Verdoppelung der Vertretung des dritten Standes in den Reichsständen. Er war der Hauptredakteur des kecken Cahiers der Sénéchaussée von Rennes und ging 1789 von hier als Deputierter zu der Reichsständeversammlung nach Versailles. Er war unter den Gründern des Club Breton und einer der ersten in der berühmten Ballhaussitzung. Bitter tadelte er Ludwigs herrische Worte in der „Königssitzung" vom 23. Juni; er griff den bretonischen Adel an, sprach für die Maßregelung der Parlamente, forderte die Abschaffung der Privilegien und die Zulassung der Farbigen zur Ausübung aller bürgerlichen und politischen Rechte; beständig suchte er Bresche in das wankende Gebäude des alten Staates zu schießen. Auf seine Einsprüche hin wurde Mira-

beaus Vorschlag, den Ministern beratende Stimme in der Nationalversammlung zu gewähren, im November 1789 abgelehnt. In der Constituante gehörte er zum geistlichen Ausschusse, hatte große Verdienste an der Constitution civile du clergé und strebte nach der Wiederbelebung des Glaubens durch die Rückkehr zu der Zucht der ersten Jahrhunderte, sah aber das Schisma in der Kirche, das nun eintrat, nicht voraus. Sein Entwurf über die Standesbeamtung der Bürger und die Ehedispense ist nach manchen Zwischenfällen in den „Code civil“ Napoleons übergegangen. Nach Abschluß der Constituante kehrte L. in die Vaterstadt heim, wurde städtischer Beamter und arbeitete litterarisch, aber in den Nationalkonvent sandte ihn das Departement Ille-et-Vilaine. In Paris angelangt, bekämpfte er in der „Gesellschaft der Freunde der Constitution“ den Eid des Hasses gegen König und Königtum, drang aber mit seiner Mäßigung nicht durch und ging weg. Im Konvente erhob er wiederholt die Stimme gegen Exzesse und Extravaganzen, die ihm die Revolution der Anarchie zuzuführen schienen; er trat zu den Girondisten. Am 22. September 1792 erwirkte er die Vertagung von Talliens Antrag auf Neubesetzung sämtlicher Verwaltungs- und Richterstellen; am 23. unterstützte er Kersaints Antrag auf Errichtung der Departementalgarde zum Schutze des Konvents, um kurz darauf mit Louvet gegen Robespierre zu wirken. Seitdem griff ihn Marat fortgesetzt im „Ami du peuple“ wild an. L. unterstützte Buzots Antrag, vor dem Prozesse des Königs die Familie Orleans zu verbannen, und erklärte, er sei „allen Parteien fremd, isoliert von allen Gesellschaften, und kenne keine andere als den Konvent“. Im Prozesse des Königs sprach er, unberührt vom Toben der Tribünen und der Radikalen, gegen die Nichtswürdigkeit, Ludwig ohne Diskussion verurteilen zu wollen, und suchte darzuthun, daß der Konvent nicht in derselben Sache Gesetzgeber, Ankläger und Richter sein und ein Urteil fällen könne, dessen Ausfall bei der „skandalösen Wildheit“ einiger Mitglieder im voraus sicher sei. Er nahm an der Diskussion keinen mündlichen Anteil, publizierte hingegen seine Ansicht, der König könne nicht vom Konvente gerichtet werden und der Appell an das Volk müsse dem Urteile vorausgehen; sollte aber der Konvent auf dem Gerichte bestehen, so müßte er wenigstens dem gesetzlich erforderten Stimmenverhältnisse folgen und im geheimen Skrutinium abstimmen. Mit Indignation verwarf er den namentlichen Aufruf als eine unverzeihliche Feigheit. Am 15. Januar 1793 bejahte er die Fragen, ob Ludwig Capet der Verschwörung gegen die Sicherheit des Staates schuldig und ob das Urteil, wie es ausfallen möge, der Sanktion des Volkes zu unterziehen sei. Nochmals erhob er sich gegen den namentlichen Aufruf, berief sich auf das umgangene Strafverfahren und warnte vor Verletzung der Prinzipien; er wagte furchtlos die Behauptung, anstatt in einem freien Konvente beratschlage man unter Dolch und Kanonen der Parteimänner, ließ sich durch kein Gebrüll einschüchtern und verlangte im Namen der Gerechtigkeit und Menschlichkeit, daß das Urteil nur mit drei Viertel aller Stimmen ausgesprochen werden dürfe. Danton aber ließ den Übergang zur Tagesordnung beschließen. L. gab sein Votum ab für Ludwigs Einsperrung bis zum Friedensschlusse und dann Verbannung; als echter Girondist betrachtete er ihn als beste Geisel und als Drohmittel in Händen der Gironde gegen ihre Feinde. Voll Feuer griff L. die Septembermörder im Konvente an und forderte ihre strenge Bestrafung; wie bereits in der Constituante, so bekämpfte er jetzt am 9. März 1793 die Errichtung eines Revolutionstribunals, dessen ganze Scheußlichkeit er kennzeichnete, und wollte, da er es nicht verhindern konnte, es wenigstens auf das Pariser Gebiet beschränkt wissen, unterlag aber trotz Guadets (s. d.) Beistand. Das Gesetzgebungskomitee, dem L. angehörte, mußte das Dekret über Errichtung des Revolutionstribunals abfassen, L. verweigerte seine Mitwirkung. Am 15. April war er unter denen, die Pache an der Barre des Konvents zu denunzieren wagte; dann unterstützte er den Zwölferausschuß, klagte am 24. Mai die Pariser Kommune im Konvente an, und sein Antrag, in Paris eine Beamtung für je 50000 Seelen zu ernennen, ging trotz des Wütens der Bergpartei in alle Departements. Konnte L. die Überflutung des Konvents durch das Gesindel nicht verhüten, so forderte er wenigstens am 28. Mai die Annullierung der gestrigen Beschlüsse und die Wiedereinsetzung des Zwölferausschusses; das Murren beirrte ihn nicht, er warf dem Konvente vor, er beschütze Blutmenschen, und ließ sich durch Legendres Drohung, ihn hinabzuwerfen, nicht von der Tribüne bringen; auch am 30. verfocht er den Zwölferausschuß. Der 2. Juni war vielleicht sein glorreichster Tag; bei Beginn der Sitzung griff er, unbekümmert um die Rufe „Nieder mit ihm!“ den Berg und die Kommune an, wies Legendres Drohung, ihn zu erschlagen, mit Ironie zurück, und betonte, Paris sei rein, aber von blut- und rachgierigen Tyrannen unterdrückt. Mit Pistolen stürzten sich einige Montagnards auf ihn, sein Anhang deckte ihn, L. klammerte sich an die Rednerbühne und schrie nach Zersprengung der revolutionären Versammlungen und Ächtung der Anarchisten. Als Barrère beantragte, freiwillig möchten die mißliebigen Girondisten ihr Mandat vorübergehend niederlegen, lehnte L. die Zumutung mutig und hochherzig ab, richtete gegen Chabot (s. d.) prachtvolle Worte des Tadels und prophezeite Tage entsetzlichen Bürgerkrieges, der Diktatur und Tyrannei, in denen Republik und Freiheit untergehen würden. Der umzingelte Konvent verfügte Hausarrest über ihn, während Rennes und Saint Malo ihm bewundernde Adressen sandten; L. publizierte einen Bericht über die Insurrektion des 2. Juni und rief das Volk zum Schutze der Freiheit auf: es war zu spät. Am 3. Juni forderte er in einem Briefe an den Konvent seine Stellung vor Gericht; als er aber sah, wie lauter Schreckensmaßregeln getroffen wurden, entfloh er mit Hilfe eines Emigranten am 23. Juni nach Rennes, wo man ihn begeistert empfing. Während er als Verräter am Vaterlande am 18. Juli geächtet wurde, griff er in Rennes in einer Broschüre die von Hérault de Séchelles (s. d.) redigierte neue Konstitution an. Carriers (s. d.) Blut-

Kimbolton, Essex, Holland, und einem Unterhause, in dem Pym, Hampden, Cromwell, Holles, Haslerigh, Vane, St. John saßen, nicht erwarten. Über Haltung und Ergebnisse des L. P.: s. „Großbritannien“, „Cromwell“, „Karl I.“. Trotzdem Karl ihm das Parlament in Oxford entgegen stellte, blieb es zusammen und betrachtete sich als das allein gültige; am 6. und 7. Dezember 1648 wurde es durch Prides Purganz von den oppositionellen Mitgliedern gesäubert und war nun als „Rumpf-Parlament“ ein Werkzeug des Heeres und der Independenten (s. d.). Es stellte den König vor Gericht und ließ ihn enthaupten. Das Rumpfparlament konnte nur mit Unrecht als die Vertretung des Volks angesehen werden; Cromwell trieb es am 20. April 1653 durch seine Musketiere auseinander (s. „Cromwell“) und berief am 4. Juli das Barebone-Parlament (s. d.), das schon am 12. Dezember abgewirtschaftet hatte. Als Protektor eröffnete er am 3. September 1654 ein neues Parlament, das er im Januar 1655 wieder auflöste (s. „Cromwell“); über seine weiteren Parlamente (s. ebd.). Sein Sohn, der Protektor Richard Cromwell (s. d.) berief das 1653 zersprengte L. P. wieder ein, und am 7. Mai 1659 zogen 42 Mitglieder desselben in die St. Stephens-Kapelle; aber dieser Rump erschien ein Hohn auf die Souveränität des Volks. Nach Richards Abdankung schlug bald des Rump Stunde, General Lambert zersprengte ihn am 13. Oktober 1659, aber nach den Erfolgen Haslerighs (s. d.) zogen nochmals 40 Mitglieder des Rump am 26. Dezember nach Whitehall, um die Gewalt in die Hände zu nehmen. Monk (s. d.) rief die ausgeschlossenen presbyterianischen Mitglieder im Februar 1660 wieder ein, ersetzte das Rumpf-Parlament durch das L. P., wie es 1648 bei Prides Purganz gewesen war, und das L. P. löste sich am 16. März 1660 auf, um dem ersten der Restauration Platz zu machen. — Vgl. außer den Werken von Clarendon, Ranke, Guizot, Macaulay, Gardiner u. s. w. auch A. Stern, Geschichte der Revolution in England, Berlin 1881.

Langiewicz, Morgan, am 5. August 1827 zu Krotoschin in der Provinz Posen geboren, focht, nachdem er (nicht als Offizier) in der preußischen Artillerie gedient hatte, 1860 unter Garibaldi, wurde Lehrer an der Militärschule zu Cuneo, ging 1863 nach Polen und zeichnete sich unter den Führern, welche, nachdem Mieroslawski, am 22. Februar bei Raziejewo geschlagen, hatte flüchten müssen, den Kampf auf eigene Hand fortsetzten, durch kriegerische Fähigkeiten aus. An der galizischen Grenze erfocht er mit seiner etwa 7000 Mann zählenden Schar manche Vorteile, und erklärte sich zum Obergeneral, wogegen Mieroslawski protestierte, wurde aber am 17. März bei Chrobrze, am 18. bei Busk entscheidend geschlagen und genötigt auf österreichisches Gebiet überzutreten, wo er bis 1875 interniert blieb, ging dann nach der Türkei und starb Ende Dezember 1881 im städtischen Krankenhause zu Lille. — Vgl. v. Erlach, Die Kriegführung der Polen im Jahre 1863, Darmstadt 1866.

Langres, Stadt im französischen Departement Haute-Marne, 8300 E., nach welchem das, in Beziehung auf seine strategische Bedeutung vielfach überschätzte Plateau von L., d. h. die Hochebene, auf welcher Yonne, Armançon, Seine, Aube und Marne entspringen und deren Südrand dem Quellengebiete der Saône angehört, benannt ist, hat im Kriege von 1870/71 nur eine untergeordnete Rolle gespielt. Zuerst entsandte Prinz Friedrich Karl auf seinem Vormarsche von Metz gegen die Loire Truppen gegen L., dann wurde die Stadt, welche als Hauptstützpunkt der gegen die Verbindungen der deutschen Armeeen gerichteten Unternehmungen lästig war, seit dem 16. Dezember durch eine zum Werderschen Corps gehörende preußische Brigade isoliert. Als Goltz um die Jahreswende zu jenem Corps herangezogen wurde, welches gegen Bourbaki Front machte, übernahmen Etappentruppen die Einschließung. Die Besatzung, aus etwa 16,000 Mann Mobilgarden ꝛc. unter General Arbellot, später unter Oberst Meyer bestehend, war für Offensivunternehmungen wenig geeignet. — Vgl. „Langres pendant la guerre de 1870/71“, Paris 1873.

Langside am linken Ufer des Clyde bei Glasgow. Die Truppen, welche Maria Stuart nach ihrer Flucht aus Lochleven wieder um sich gesammelt hatte, wurden hier am 13. Mai 1568 von Murray und Kirkaldy nach kurzem Kampfe auseinandergejagt.

Lanjuinais, Jean Denis, Graf. Als Advokatensohn am 12. März 1753 in Rennes geboren, studierte L. hier und nahm seit seinem sechzehnten Jahre an des Vaters Arbeiten teil. Geschichte, Kirchenrecht, bürgerliches Recht und Philosophie waren sein Studium, und voll Inbrunst hing er an der Kirche. Unter Altersdispens wurde er schon 1771 Advokat und 1775 Professor des Kirchenrechts in Rennes und bald als Advokat und Gelehrter berühmt. 1779 kam er in den Ständerat der Bretagne und sprach gegen die Privilegien von Adel und Klerus; hierüber kam es zu einem Prozesse, indem beide Stände sich beleidigt fühlten. L. gewann, verzichtete aber auf die Advokatur und warf sich völlig auf die Studien, schrieb viel über Kirchenrecht und als die Revolution herankam, über die Tagesfragen. Er verabscheute Demokratie, Aristokratie und Despotismus und wollte eine gemischte Regierungsform mit den Segnungen der Volksrepräsentation, der Unterstützung des Adels und der Kraft der Krone; die Anmaßungen des Adels griff er kühn als ungerecht an und forderte die Verdoppelung der Vertretung des dritten Standes in den Reichsständen. Er war der Hauptredakteur des kecken Cahiers der Sénéchaussée von Rennes und ging 1789 von hier als Deputierter zu der Reichsständeversammlung nach Versailles. Er war unter den Gründern des Club Breton und einer der ersten in der berühmten Ballhaussitzung. Bitter tadelte er Ludwigs herrische Worte in der „Königssitzung“ vom 23. Juni; er griff den bretonischen Adel an, sprach für die Maßregelung der Parlamente, forderte die Abschaffung der Privilegien und die Zulassung der Farbigen zur Ausübung aller bürgerlichen und politischen Rechte; beständig suchte er Bresche in das wankende Gebäude des alten Staates zu schießen. Auf seine Einsprüche hin wurde Mira-

beaus Vorschlag, den Ministern beratende Stimme in der Nationalversammlung zu gewähren, im November 1789 abgelehnt. In der Constituante gehörte er zum geistlichen Ausschusse, hatte große Verdienste an der Constitution civile du clergé und strebte nach der Wiederbelebung des Glaubens durch die Rückkehr zu der Zucht der ersten Jahrhunderte, sah aber das Schisma in der Kirche, das nun eintrat, nicht voraus. Sein Entwurf über die Standesbeamtung der Bürger und die Ehedispense ist nach manchen Zwischenfällen in den „Code civil" Napoleons übergegangen. Nach Abschluß der Constituante kehrte L. in die Vaterstadt heim, wurde städtischer Beamter und arbeitete litterarisch, aber in den Nationalkonvent sandte ihn das Departement Ille-et-Vilaine. In Paris angelangt, bekämpfte er in der „Gesellschaft der Freunde der Constitution" den Eid des Hasses gegen König und Königtum, drang aber mit seiner Mäßigung nicht durch und ging weg. Im Konvente erhob er wiederholt die Stimme gegen Exzesse und Extravaganzen, die ihm die Revolution der Anarchie zuzuführen schienen; er trat zu den Girondisten. Am 22. September 1792 erwirkte er die Vertagung von Talliens Antrag auf Neubesetzung sämtlicher Verwaltungs- und Richterstellen; am 23. unterstützte er Kersaints Antrag auf Errichtung der Departementalgarde zum Schutze des Konvents, um kurz darauf mit Louvet gegen Robespierre zu wirken. Seitdem griff ihn Marat fortgesetzt im „Ami du peuple" wild an. L. unterstützte Buzots Antrag, vor dem Prozesse des Königs die Familie Orleans zu verbannen, und erklärte, er sei „allen Parteien fremd, isoliert von allen Gesellschaften, und kenne keine andere als den Konvent". Im Prozesse des Königs sprach er, unberührt vom Toben der Tribünen und der Radikalen, gegen die Nichtswürdigkeit, Ludwig ohne Diskussion verurteilen zu wollen, und suchte darzuthun, daß der Konvent nicht in derselben Sache Gesetzgeber, Ankläger und Richter sein und ein Urteil fällen könne, dessen Ausfall bei der „skandalösen Wildheit" einiger Mitglieder im voraus sicher sei. Er nahm an der Diskussion keinen mündlichen Anteil, publizierte hingegen seine Ansicht, der König könne nicht vom Konvente gerichtet werden und der Appell an das Volk müsse dem Urteile vorausgehen; sollte aber der Konvent auf dem Gerichte bestehen, so müßte er wenigstens dem gesetzlich erforderten Stimmenverhältnisse folgen und im geheimen Skrutinium abstimmen. Mit Indignation verwarf er den namentlichen Aufruf als eine unverzeihliche Feigheit. Am 15. Januar 1793 bejahte er die Fragen, ob Ludwig Capet der Verschwörung gegen die Sicherheit des Staates schuldig und ob das Urteil, wie es ausfallen möge, der Sanktion des Volkes zu unterziehen sei. Nochmals erhob er sich gegen den namentlichen Aufruf, berief sich auf das umgangene Strafverfahren und warnte vor Verletzung der Prinzipien; er wagte furchtlos die Behauptung, anstatt in einem freien Konvente beratschlage man unter Dolch und Kanonen der Parteimänner, ließ sich durch kein Gebrüll einschüchtern und verlangte im Namen der Gerechtigkeit und Menschlichkeit, daß das Urteil nur mit drei Viertel aller Stimmen ausgesprochen werden dürfe. Danton aber ließ den Übergang zur Tagesordnung beschließen. L. gab sein Votum ab für Ludwigs Einsperrung bis zum Friedensschlusse und dann Verbannung; als echter Girondist betrachtete er ihn als beste Geisel und als Drohmittel in Händen der Gironde gegen ihre Feinde. Voll Feuer griff L. die Septembermörder im Konvente an und forderte ihre strenge Bestrafung; wie bereits in der Constituante, so bekämpfte er jetzt am 9. März 1793 die Errichtung eines Revolutionstribunals, dessen ganze Scheußlichkeit er kennzeichnete, und wollte, da er es nicht verhindern konnte, es wenigstens auf das Pariser Gebiet beschränkt wissen, unterlag aber trotz Guadets (s. d.) Beistand. Das Gesetzgebungskomitee, dem L. angehörte, mußte das Dekret über Errichtung des Revolutionstribunals abfassen, L. verweigerte seine Mitwirkung. Am 15. April war er unter denen, die Pache an der Barre des Konvents zu denunzieren wagte; dann unterstützte er den Zwölferausschuß, klagte am 24. Mai die Pariser Kommune im Konvente an, und sein Antrag, in Paris eine Beamtung für je 50 000 Seelen zu ernennen, ging trotz des Wütens der Bergpartei in alle Departements. Konnte L. die Überflutung des Konvents durch das Gesindel nicht verhüten, so forderte er wenigstens am 28. Mai die Annullierung der gestrigen Beschlüsse und die Wiedereinsetzung des Zwölferausschusses; das Murren beirrte ihn nicht, er warf dem Konvente vor, er beschütze Blutmenschen, und ließ sich durch Legendres Drohung, ihn hinabzuwerfen, nicht von der Tribüne bringen; auch am 30. verfocht er den Zwölferausschuß. Der 2. Juni war vielleicht sein glorreichster Tag; bei Beginn der Sitzung griff er, unbekümmert um die Rufe „Nieder mit ihm!" den Berg und die Kommune an, wies Legendres Drohung, ihn zu erschlagen, mit Ironie zurück, und betonte, Paris sei rein, aber von blut- und rachgierigen Tyrannen unterdrückt. Mit Pistolen stürzten sich einige Montagnards auf ihn, sein Anhang deckte ihn, L. klammerte sich an die Rednerbühne und schrie nach Zersprengung der revolutionären Versammlungen und Ächtung der Anarchisten. Als Barrère beantragte, freiwillig möchten die mißliebigen Girondisten ihr Mandat vorübergehend niederlegen, lehnte L. die Zumutung mutig und hochherzig ab, richtete gegen Chabot (s. d.) prachtvolle Worte des Tadels und prophezeite Tage entsetzlichen Bürgerkrieges, der Diktatur und Tyrannei, in denen Republik und Freiheit untergehen würden. Der umzingelte Konvent verfügte Hausarrest über ihn, während Rennes und Saint Malo ihm bewundernde Adressen sandten; L. publizierte einen Bericht über die Insurrektion des 2. Juni und rief das Volk zum Schutze der Freiheit auf: es war zu spät. Am 3. Juni forderte er in einem Briefe an den Konvent seine Stellung vor Gericht; als er aber sah, wie lauter Schreckensmaßregeln getroffen wurden, entfloh er mit Hilfe eines Emigranten am 23. Juni nach Rennes, wo man ihn begeistert empfing. Während er als Verräter am Vaterlande am 18. Juli geächtet wurde, griff er in Rennes in einer Broschüre die von Hérault de Séchelles (s. d.) redigierte neue Konstitution an. Carriers (s. d.) Blut-

herrschaft in Rennes zwang L., sich 18 Monate in engem Verstecke daheim zu halten, nur die Treue seiner Frau und einer Magd bewahrte ihn vor den Häschern Carriers, die in seinem Hause lebten. Seine Familie kam ins Gefängnis, seine Frau ließ sich am 12. November 1793 von ihm zum Schein scheiden, wodurch sie ihre Freiheit und ihr Vermögen rettete, das seine war konfisziert. Robespierres Sturz gab L. die Freiheit noch nicht zurück, und auch die Seinen kamen erst nach Monaten frei; seine Frau verbarg ihn an anderer Stelle, er sandte zwei Adressen an den Konvent, um vor Gericht zu kommen; endlich dekretierte dieser am 8. Dezember 1794 die Zurücknahme der Ächtung vom 18. Juli und setzte ihn wie seine Leidensgenossen im März 1795 wieder zu Volksrepräsentanten ein. L. ließ seine Scheidung annullieren, half zur Pacifikation der Vendée, trat in den Konvent zurück, ward Mitglied des Elferausschusses, der die Konstitution des Jahres III entwarf, und am 7. Juni Präsident des Konvents. An dem unruhigen 20. Mai d. J. wurde er von den Meuterern, die in den Konventssaal eindrangen, insultiert; darauf unterstützte er Lesages Vorschlag, die kompromittierten Deputierten vor die gewöhnlichen Gerichte zu stellen, was aber nicht durchging; am 7. Mai hatte er feurig dafür gesprochen, den in revolutionärer Weise Verurteilten die konfiszierten Güter zurückzuerstatten, denn unschuldig wie schuldig seien sie nicht gerichtet, sondern meuchlings ermordet worden; Boissy d'Anglas sprang ihm bei, und der Antrag ging durch. L. wurde einer der thätigsten Fürsprecher der gemäßigten Reaktion. Er forderte die Abschaffung der Gesetze, welche die Verwandten von Emigranten so hart trafen, bekämpfte Frérons wilde Vorschläge gegen die Touloner, redete stets der Humanität das Wort und bewirkte die Streichung vieler Emigranten und Priester von den Ächtungslisten. Er war es, der den Kollegen die Überzeugung beibrachte, es sei nötig, dem christlichen Kultus seine Bethäuser wieder einzuräumen; die Ausschüsse ließen ihn einen Entwurf hierüber machen, der durchging. Seine Haltung machte L. zur Zielscheibe der Wut von Montagnards und Thermidorianern. Am 5. Oktober versuchte er Opposition gegen die Berufung der ehemaligen Terroristen zum Schutze des Konvents und wollte, man möge mit den Sektionen parlamentieren, fiel aber durch, und Tallien beschuldigte ihn einige Tage später royalistischer Umtriebe; L. gönnte ihm keine Erwiderung, fand aber Verteidiger an Louvet, Siéyes und Legendre.

L. lebte damals in Freundschaft mit Hoche und Moreau und besuchte eifrig die Salons von Josephine Beauharnais und Frau v. Staël. Dreiundsiebzig Departements wählten den gefeierten Mann, fast überall als ersten ihrer Liste, in die neue gesetzgebende Körperschaft; er trat im Oktober 1795 in den Rat der Alten, wo er Ausnahmegesetze und unkonstitutionelle Maßregeln mit Energie bekämpfte. Nach Ablauf seiner Amtszeit am 20. Mai 1797 kehrte er in die Vaterstadt zurück, wirkte hier als Professor der Gesetzgebung an der Zentralschule und übernahm freiwillig noch den Unterricht in allgemeiner Grammatik. Zugleich schrieb er gegen die royalistischen Intriguen, wollte aber gegen die Feinde der Republik nur legale Mittel angewendet wissen und mißbilligte darum den 18. Fructidor (s. d.). Nach dem 18. Brumaire (s. d.) schlug ihn der Gesetzgebende Körper in den Sénat conservateur vor, und er trat am 22. März 1800 in letzteren ein. In ihm ragte er höchst vorteilhaft durch seinen unabhängigen und freimütigen Charakter hervor; er widersprach den nach der Höllenmaschine verhängten Verfolgungen von Demokraten und Emigranten, bekämpfte 1802 Bonapartes lebenslängliches Konsulat und 1804 sein Kaisertum, verurteilte sich dann, als er seine Einsprache als nutzlos erkannte, zum Schweigen und begnügte sich mit Abgabe seiner Stimme gegen die despotischen Maßregeln Napoleons, die der Senat sanktionierte. Trotzdem creierte ihn Napoleon 1808 zum Grafen des Kaiserreichs, und L. wählte zur Devise „Dieu et les lois“. Er arbeitete sehr viel, schrieb Bücher und in Zeitschriften, besonders über Archäologie, Geschichte, Sprachen, Religion, Verfassung und Recht; mit Target, Portalis und Malleville gründete er eine Akademie der Gesetzgebung, entwarf ihr Lehrprogramm und übernahm von den 14 Lehrstühlen den für römisches Recht; seine lateinisch abgehaltenen Vorträge waren gesucht; Dupin der Ältere (s. d.) hörte sie; 1804 aber endete diese Freischule durch die Einführung der Rechtsschulen. Am 16. Dezember 1808 wurde L. Mitglied des Instituts für die historische Klasse; auch erhielt er das Kommandeurkreuz der Ehrenlegion.

Mit Grégoire, Lambrechts und einigen anderen Senatoren wirkte L. 1814 auf die Absetzung Napoleons hin, wurde von Ludwig XVIII. am 4. Juni 1814 zum Pair von Frankreich ernannt und verfocht auf der Tribüne die konstitutionelle Freiheit; er sprach gegen das Zensurgesetz vom 21. Oktober und gegen Macdonalds Antrag auf Entschädigung der Emigranten, da diese jetzt im Besitze der wichtigsten Ämter seien und man keinen privilegierten Stand schaffen dürfe. In den Hundert Tagen hielt er sich zurück, verweigerte den neuen Eid als Mitglied des Instituts und Träger der Ehrenlegion, kam nicht in die Pairskammer, wurde aber von Paris und vom Seine- und Marne-Departement in die Kammer gewählt. Als er Präsident der Kammer ward, wollte Napoleon die Wahl nicht sanktionieren, ließ sich jedoch von Carnot umstimmen, hatte eine L.s Charakter illustrierende Unterredung mit ihm und L. wurde bestätigt. Napoleon hatte für Lucian die Stelle erhofft. L. konnte nur durch sein Votum an den Kammerdiskussionen teilnehmen; einzig bei der Diskussion der Adresse an Napoleon griff er ein und ließ das Wort „großer Mann“ durch „Held“ ersetzen, da dieser der Tugenden jenes entraten könne. Nach Napoleons Niederlage bei Waterloo war er sofort für seine Abdankung, sprach in der Kammer dafür, überbrachte Napoleon die bedingungslose Abdankungsakte, und dieser empfahl der Kammer seinen Sohn. Als die Kammer militärisch geschlossen wurde, eilten 80 Mitglieder zu L. und unterzeichneten mit ihm einen Protest gegen die Vergewaltigung.

Nach Berufung der neuen Kammer wurde L.

vom Könige zum Präsidenten des Wahlkollegs in Rennes ernannt, wo er mit den Ultraroyalisten heftige Kämpfe bestehen mußte. Wieder in die Pairskammer tretend, bekämpfte er den ministeriellen Entwurf eines Gesetzes für Sicherheitsmaßregeln gegen politischer Attentate Bezichtigte als ein Willkürgesetz, wurde heftig angefeindet, unterlag, ließ seine Rede drucken und kam dadurch in bitteren Zwist mit dem Herzoge von Saint-Aignan im November 1815. In Neys Prozeß widersetzte er allein sich der Zumutung, der Marschall dürfe die ihn deckende Pariser Kapitulation nicht zu seiner Verteidigung anrufen, und verweigerte, da er damit nicht durchdrang, sein Votum; in der Folge sprach er für die Deportation. In der Chambre introuvable war L. einer der eingreifendsten Opponenten der ultraroyalistischen Strömung, bekämpfte den Antrag, dem Klerus die nichtverkauften Güter zurückzugeben und den Ankauf neuer in beliebiger Ausdehnung zu gestatten, die Entschließung wegen Abschaffung der Pensionen an verheiratete Priester, den Gesetzentwurf über Wiedereinsetzung der Prévôtalgerichte und das von ihm als Ächtungsgesetz gebrandmarkte Amnestiegesetz. Nach Auflösung dieser Kammer im September 1816 unterstützte er hingegen die ministeriellen Vorlagen, vor allen das Wahlgesetz von 1817 und das Rekrutierungsgesetz des folgenden Jahres. In einer Broschüre griff er die Verfassung des Staatsrates an und zeigte, wie gefährlich es sei, die Wahlfragen einer absetzbaren Kommission zu unterwerfen. Beständig trat er in die Schranken für die Heimberufung der Geächteten, für die Wiedereinsetzung der 29 Pairs der Hundert Tage und die willkürlich suspendierten Pensionen eines Grégoire, Monge u. a. Er unterstützte das Ministerium lebhaft in der Erörterung des Barthélemischen Vorschlags gegen das Wahlgesetz, denunzierte die Umtriebe der Ultraroyalisten und entfesselte einen Sturm, indem er die Existenz der Westarmee, ihre Niederlagen an Material, ihre geheimen Versammlungen und ihre grüne Kokarde besprach; man rief ihn darüber zur Ordnung. Nach dem Sturze von Decazes bekämpfte er, zur Opposition zurückkehrend, alle retrograden Verfügungen der Minister und publizierte Werke, die ihm dauernd eine Stelle unter den ersten Publizisten seiner Nation verschafften; unter seinen zahlreichen Arbeiten sind die wichtigsten „Constitution de la nation française, avec un essai de traité historique et politique sur la Charte, et un recueil de pièces corrélatives“ (2 Bde., Paris 1819); „Mémoires sur la religion, avec des tableaux de la discipline et des moeurs du temps présent dans les différentes communions“ (Paris 1821); „Etudes biographiques et littéraires sur Ant. Arnauld, P. Nicole et Jacq. Necker, avec une Notice sur Christ. Colomb“ (1823); „Tableau général de l'état politique intérieur de la France depuis 1814 et de l'Angleterre depuis 1716, ou Discours de M. le comte Lanjuinais contre la septennalité“ (1824). In Pairskammer und Presse bekämpfte er die ministeriellen Versuche, die alten Konkordate wieder aufleben zu lassen, geistliche Tribunale zurückzuführen, privilegierte Klöster zu hegen und zu mehren, die weltliche Gewalt der geistlichen Autorität unterzuordnen. Er haßte die Jesuiten und bewunderte den Jansenismus, ohne Jansenist zu sein; er hielt treu zur katholischen Kirche, wie sie die gallikanischen Artikel gestaltet hatten, war ohne Neigung zum Proselytentume, liebte die Diskussion religiöser Fragen, stand aber in den besten Beziehungen zu Freidenkern wie Volney, Saint-Simon und Fourier. 1822 widersprach er der Verfügung des Preßgesetzes, welches die Beschimpfung anerkannter Religionen als Vergehen bezeichnete, und nannte dasselbe ein Neronisches Gesetz, zumal auch die Apostel das Christentum nicht hätten zur Geltung bringen können, ohne die heidnischen Götter zu beschimpfen. Mit heftigen Worten erhob er sich gegen das Sakrilegsgesetz und verdammte es als den Versuch, die Beinhäuser der Intoleranz wieder aufzuthun. Ein unsträflicher Charakter, ein seltener Mensch schied L., nachdem er noch krank in der Pairskammer das Erstgeburtsrecht und die Aftererbsfolge bekämpft hatte, am 13. Januar 1827 in Paris aus dem Leben. Seine „Oeuvres complètes“ publizierte sein Sohn Victor 1832 in vier Bänden (Paris). — Vgl. die Werke über „Revolution“, „Konsulat“, „Kaiserreich“ und „Restauration“.

Lanjuinais, Victor Ambroise, Vicomte de. Als Sohn des Vorigen am 5. November 1802 in Paris geboren, wurde L. Advokat und 1830 Substitut des königlichen Staatsprokurators in Paris. Am 15. Februar 1838 von Nantes in die Kammer deputiert, gehörte er der Mittelpartei an, stimmte 1847 für die Wahlreform, blieb aber den Reformbanketten fern. 1845 kaufte er mit de Beaumont, de Combarel und de Tocqueville das „Journal de commerce“, an dessen Wirken er sich emsig beteiligte. Nach der Februarrevolution von 1848 kam er als erster der Liste im Departement Loire-Inférieure in die Constituante und weihte, obwohl von Herzen der konstitutionellen Monarchie zugethan, der Republik loyal seine Kräfte. Als Mitglied und Sekretär des Finanzausschusses bekämpfte er die sozialistischen Ansichten und förderte an maßgebender Stelle die ökonomischen Lehren der liberalen Schule; er sprach gegen zu viel Papiergeld, proponierte die Deckung des Defizits durch Konsolidierung der Schatzbons und Sparkassenbücher und durch Emission einer Anleihe von 200 Millionen in Renten auf den Staat; fand er auch viel Gegnerschaft, so gab er doch die Anleitung zur Wiederherstellung des gesunkenen öffentlichen Kredits. Er wurde zu mehreren finanziellen Berichten veranlaßt, kam aber auch in die Untersuchungskommission gegen die Urheber der Aufstände von Mai und Juni. Gelegentlich der Diskussionen über Auflösung der Constituante brachte L. einen vermittelnden Antrag ein, dieselbe möge sich freiwillig nach dem Votum des Wahlgesetzes auflösen, erlangte die Majorität und beugte damit unvermeidlichen Kämpfen vor. Einige legitimistische Führer bearbeiteten jetzt die ländlichen Wähler des Departements Loire-Inférieure, welches L. seit 1838 vertreten hatte, und wollten nur solche auf die Wahlliste zur Kammer setzen lassen, die sich für eine Restauration verbürgten; als L. sich hierzu nicht ver-

stand, fiel er bei den Wahlen in die Legislative durch. Aber am 2. Juni 1849 wurde er Minister für Handel und Ackerbau im Kabinette Odilon-Barrots, und bei den Nachwahlen in Paris kam er im Juli als erster der Liste in die Legislative. Er war als Minister sehr thätig, wirkte für Abschaffung des Levante-Quarantänesystems u. s. w. Drei Monate leitete er auch interimistisch das Ministerium des öffentlichen Unterrichts für Falloux (s. d.) und hatte besonders in der Synodalfrage wichtige Verfügungen zu veranstalten. Am 31. Oktober 1849 trat L. mit den anderen Ministern ab. Er nahm nun an verschiedenen Kommissionen teil und schrieb Berichte über ihre Arbeiten. 1851 stimmte er gegen die Revision der Verfassung und für den Quästorenantrag, protestierte am 2. Dezember auf der Mairie des 10. Arrondissements gegen den Staatsstreich, wurde arretiert und nach Vincennes geschafft, aber schon am 5. Dezember freigegeben. Er zog sich vom öffentlichen Leben zurück und trat erst 1863 wieder in den Gesetzgebenden Körper, in dem er der Opposition angehörte. L. starb am 1. Januar 1869.

Lannes, Jean, Herzog von Montebello, Marschall von Frankreich, am 11. April 1769 zu Lectoure (Gers) geboren, erlernte das Färberhandwerk, wurde während der Revolution Soldat, stieg rasch zum General und zog 1796 in Italien Bonapartes Aufmerksamkeit auf sich, welcher ihn nach Ägypten und, bei seiner Abreise von dort, wieder nach Europa mitnahm. Am 18. Brumaire und 1800 in Italien (Gefecht bei Montebello am 9. Juni) leistete er diesem wichtige Dienste, weniger als Gesandter in Portugal, von wo er abberufen werden mußte. Als tüchtiger Soldat bewährte er sich dagegen wieder 1805 im südlichen Deutschland, 1806 im Kriege gegen Preußen, namentlich bei der Verfolgung nach der Schlacht bei Jena, und 1808 in Spanien; seinen dortigen Aufenthalt benutzte er in schamloser Weise zu seiner Bereicherung. Bei Aspern nahm ihm am 22. Mai 1809 eine Kugel beide Beine weg; er wurde amputiert, starb aber, von Napoleon tief betrauert, am 31. zu Wien. — Vgl. Perrin, Vie militaire de L., Paris 1809; de la Barre-Duparcq, Portraits militaires, Paris 1855 f.

Lannoy (Lanoy), Karl v., Fürst von Sulmona, Feldherr und Staatsmann Karls V., geboren um 1470, Abkömmling eines angesehenen Geschlechtes, dessen Name mit einer Ortschaft in der flandrischen Kastellanei von Ryssel zusammenhängt. Er war bereits unter Kaiser Max I. Gouverneur von Tournay und erhielt 1516 den Orden des Goldenen Vließes. Er zählte zu den bevorzugten Günstlingen Karls V., war ein in Hofdienst und Ritterschaft trefflicher Kavalier von Mut und auch im Staatsdienste erfahren, aber vom Glücke mehr als mancher andere begünstigt. Als Karls V. Feldherr in Italien, Prosper, Fürst von Colonna, erkrankte und bald verstarb (1523), übernahm L. als Statthalter Neapels das Kommando, einem Pescara, Frundsberg und Karl von Bourbon zur Seite. In der Schlacht bei Pavia (1525) ergab sich ihm der französische König als Gefangenen, und L. geleitete Franz I. zum Verdrusse der Waffengenossen nach Madrid. Karl V. verlieh ihm nebst bedeutenden Herrschaften im Flandrischen die Grafschaft d'Ast und La Roche in den Ardennen und das neapolitanische Fürstentum Sulmona. 1527 traf er mit Karl von Bourbon zusammen, als dieser mit dem kaiserlichen Söldnerheere auf Rom losrückte. Im September 1527 ereilte auch ihn der Tod durch die weithin wütende Pest. — Sein dritter Sohn Ferdinand, Herzog von Boyennes (geb. 1510 gest. 1579) war General der spanischen Artillerie, Gouverneur von Holland, dann von Artois, Gouverneur von Groy und Grandbailli von Amona. Seine zweite Gattin war eine Schwester des Kardinalministers Perenot-Granvella. — Siehe die Litteratur zur Geschichte Karls V. (Art.)

La Noue, François de, 1531 in der Bretagne geboren, war einer der hervorragendsten Führer der Hugenotten, an deren Kämpfen er bis zu seinem 1591 durch eine vor Schloß Lamballe (Bretagne) erhaltene Wunde herbeigeführten Tode Anteil hatte; dazwischen focht er in den Niederlanden gegen die Spanier, in deren Gefangenschaft er sich von 1580—85 befand. Er war König Heinrichs IV. erster Lehrmeister in der Kriegskunst und hinterließ interessante Denkwürdigkeiten über die Periode von 1562—70 (Übersetzung in Schiller und Woltmann, Sammlung historischer Memoiren. Abteilung I, 13, Jena 1790), sowie ein für die Kenntnis seiner Zeit wichtiges Werk „Discours politiques et militaires“, 1591, deutsch 1775, Nr. 33 der „Collection Petitot“. — Vgl. Amyrot, Fr. de la Noue dit Bras-de-fer, Leyden 1661; de la Barre-Duparcq, Portraits militaires, Paris 1855. — Nicht zu verwechseln mit einem anderen de L. N., welcher 1643 über Kavallerie schrieb.

Lansdowne, William Petty, erster Marqueß of. Am 2. Mai 1737 geboren, diente Petty als Freiwilliger bei den Garden und entfaltete ungewöhnlichen Mut in den Schlachten von Campen und Minden; 1760 wurde er als Oberst Adjutant Georgs III. 1761 trat er für Chipping Wycombe in das Unterhaus, folgte aber noch in demselben Jahre seinem verstorbenen Vater als Graf v. Shelburne in das Oberhaus. Bei seinem Eintritte in das politische Leben verband er sich mit dem Grafen Bute und unterstützte eifrig den unpopulären Frieden von 1763; Georg III. war von dem gewandten und intriganten Faiseur sehr eingenommen, der übrigens Pitt bewunderte; hingegen griffen Fox, Burke, Walpole u. a. Shelburne gehässig an.

Im April 1763 wurde Graf Shelburne Präsident des Handelsamtes und Mitglied des geheimen Rates im Kabinette Grenville (s. d.). Man traute ihm Großes zu, er war einer der besten Sprecher im Oberhause. Er neigte der Absicht zu, die legislative Autorität des britischen Parlamentes über die auswärtigen Besitzungen der Krone zu beschränken, wollte nicht Amerika durch eine Militärkolonie im Norden und Westen einschüchtern lassen, und weigerte sich, zu einer Besteuerung Amerikas zu helfen, ganz im Gegensatze zu dem Staatssekretär Egremont. Georg III. be-

auftragte ihn, eine Koalition Pitt und Temples mit Bedford vorzuschlagen, doch mißglückte der Versuch. Seine versöhnliche Politik gegen Amerika zog ihm die Feindschaft des Königs und der Kollegen zu; er trat im September 1763 bereits von seinem Posten ab, blieb Pitts zuverlässigster Freund und ein Vorkämpfer der Opposition; sein Amt erhielt Graf Hillsborough. Sogar den Adjutantenposten bei dem Könige ließ man Shelburne nicht. In dem vom Herzoge von Cumberland im Juni 1765 gebildeten Ministerium lehnte er das Präsidium des Handelsamtes ab, welches nun Graf Dartmouth annahm. Von keinem Genossen unterstützt, sprach Shelburne für Versöhnung mit Amerika und warnte vor Eigensinn; er antwortete mit „Nein“ auf Lord Mansfields Rede zur Besteuerung Amerikas; aufs entschiedenste bekämpfte er die Stempelakte. 1765 heiratete der Graf die Tochter des Grafen Granville, Sophia, wodurch er große Güter, z. B. Lansdowne-Hill bei Bath, erhielt; seine Gattin schenkte ihm einen Sohn, den späteren zweiten Marqueß Lansdowne, und starb 1771, worauf er 1779 Lady Mary Fitzpatrick, die Schwester des Grafen von Upper Ossory, heiratete, die ihm ebenfalls einen Sohn gebar (s. die folg. Art.) und 1789 starb.

Im Kabinette Chatham (s. „Pitt“) übernahm der Graf, obwohl Georg III. sein entschiedener Feind geworden, im Juli 1766 die Leitung der amerikanischen Angelegenheiten als Staatssekretär für das südliche Departement und die Kolonieen; er war Chathams fähigster und wahrster Freund. Gern beriet er sich mit Franklin über Humanitätsfragen; er wünschte, im Thale des Mississippi Kolonieen entstehen zu sehen, die unter dem Schutze der britischen Freiheit seien, aber das Handelsamt wollte davon nichts hören. Ehrlich bemühte er sich, die erschütterte Liebe von Massachusetts wiederzugewinnen, indem er sie verdiente; er war der Vertreter der Versöhnung und schärfte den Gouverneuren und Beamten Mäßigung ein; Chatham und er gingen eine Bahn. Er fürchtete, wenn Amerika bis zum äußersten getrieben würde, möchten Frankreich und Spanien den Frieden mit Großbritannien brechen; er suchte alle amerikanischen Fragen selbst in die Hand zu bekommen und sie den Gegnern zu entwinden. Shelburne schlug vor, das System des Landverkaufs an Spekulanten aufzugeben, hingegen darauf zu dringen, daß die großen Grundbesitzer die Bedingungen ihrer Konzessionen erfüllten und daß alle künftigen Verleihungen von Ländereien nach dem Grundzinssystem stattfänden; die Grundzinsen sollten zur Bestreitung der amerikanischen Ausgaben verwendet werden; durch diesen amerikanischen Fonds würde das Mutterland eine Erleichterung seiner Finanzen finden. Ferner schlug er vor, den indianischen Handel nach allgemeinen Gesetzen durch die betreffenden Provinzen auf deren Kosten regulieren zu lassen und die Truppen in Amerika an den Grenzen unter die jüngeren Kolonieen zu verteilen. Er sprach gegen die Errichtung eines amerikanischen Episkopats, tadelte die politische Abhängigkeit der Kolonialrichter, mißbilligte die Einquartierungsakte für Amerika im Prinzipe und suchte die Bedürfnisse der Armee mit den Rechten Amerikas in Einklang zu bringen; viel Fleiß setzte er an die Schlichtung der kanadischen Streitigkeiten. Seine versöhnliche Politik gegenüber Amerika verfeindete ihn immer mehr mit Georg und seinen Räten, während er die Entlassung Townshends aus dem Kabinette von Chatham forderte. Letzterem zu Liebe blieb er Minister, schützte die amerikanischen Freiheiten, so weit es in seiner schwachen Macht stand, und parierte die Ausfälle Townshends und Graftons. Georg wollte ihn entlassen, Grafton bat darum, aber Chatham ließ ihn nicht fallen und verteidigte ihn. Shelburne suchte den Streit mit Amerika wegen der Einquartierungsakte zu beschwichtigen. Townshends Tod war für ihn eine Erleichterung, aber Georg entzog ihm im Dezember 1767 die Kolonieen, die Hillsborough erhielt. Shelburnes Erklärung, es sei abgeschmackt, Militärgewalt gegen Kolonieen anzuwenden, die aus Liebe und Interesse von selbst zum Mutterlande zurückkehren würden, sobald man sich über die Form der Beisteuer geeinigt habe, reizte Georg und den Premier Grafton zu neuer Wut, während die Kollegen auch verdrießlich waren, daß er sich in keine heimlichen Intriguen mit Korsika und Paoli einließ. Georg ließ nicht ab, bis Grafton auf die Entlassung Shelburnes einging, und obgleich Chatham sie nicht billigte, erfolgte sie im November 1768, worauf sofort Chatham abtrat; Graf Rochford ersetzte Shelburne. Im Hause der Lords bekämpfte letzterer seitdem unermüdlich die verderbliche Politik des Kabinetts North, die dem Mutterlande die Kolonieen kostete; schon im April 1770 forderte er, Lord North solle wegen der Wahlen für Middlesex in Anklagestand versetzt werden, und im März 1774 wies er darauf hin, wie ruhig und loyal die Kolonieen gewesen seien, als er ihre Verwaltung aufgegeben habe, konnte aber die Bostoner Hafenbill nicht verhüten. Mit noch acht Peers protestierte er am 30. November 1774 nach Eröffnung des neuen Parlaments schriftlich gegen die unüberlegte Verwegenheit, die das Land in einen Bürgerkrieg stürzen könne, und begeistert schloß er sich der berühmten Rede Chathams vom 20. Januar 1775 im Oberhause an. In der hitzigen Debatte des 7. Februar d. J. geriet er mit dem großen Juristen Mansfield an einander und beide warfen sich Lügen vor. Bei der Debatte über die Fischereien Neuenglands im März erklärte er sich entschieden für das Anrecht der Bewohner daran, und protestierte, als eine Bill sie desselben beraubte. Im Oktober 1775 sprach er wieder für ehrenvollen Ausgleich mit Amerika und bürgte für Franklins Aufrichtigkeit, der gleich ihm Versöhnung wolle; doch blieb er unerhört. Seine rastlose Opposition gegen Amerikas Bedrückung machte ihm einen allgemein geehrten Namen; er bewies Patriotismus und gesundes Urteil in der Bekämpfung der Northschen Maßnahmen. Als Frankreich 1778 mit der jungen Republik jenseits des Ozeans ein Bündnis geschlossen hatte, hob Shelburne das hierin liegende Schimpfliche für Großbritannien hervor und forderte Rache, ein neues Kabinett unter Chatham und neue Grundsätze in der Staatsführung. Als Haupt der Opposition im Oberhause verurteilte er 1780

die russische Erklärung der bewaffneten Neutralität als keckes Unterfangen gegen das seebeherrschende Albion. Infolge einer heftigen Beleidigung kam es am 22. März 1780 zu einem Duell zwischen Shelburne und Oberstlieutenant Fullarton, wobei Shelburne verwundet wurde.

Am 20. März 1782 trat das Kabinett North ab, und Georg schlug am 21. Shelburne vor, er möge mit Thurlow, Gower, Weymouth, Camden, Grafton und Rockingham die Geschäfte übernehmen. Der Graf lehnte dies als unmöglich ab und drang auf die Berufung des Marqueß of Rockingham. Georg mochte nicht, gab aber schließlich Shelburne die weitesten Vollmachten zur Unterhandlung mit Rockingham; dieser bildete sein Kabinett, in dem Shelburne als Staatssekretär das Amerika einschließende Departement für Auswärtiges übernahm. Alsbald schrieb der Graf an Franklin im Sinne des Friedensschlusses zwischen Großbritannien und Amerika und bewog Georg, mit den Vereinigten Staaten wegen des Friedens auf der Basis ihrer Unabhängigkeit zu unterhandeln. Nach Rockinghams Tode bot Georg Shelburne im Juli 1782 brieflich den Posten als Erster Lord des Schatzes an, und der Graf übernahm ihn, was Fox, Cavendish, Portland, Burke, Sheridan u. a. zum Abgange bewog. Durchaus liberal, wünschte er eine liberale britische Volksvertretung im Parlamente und Demütigung der übermütigen Aristokratie, die den König zur Marionette machen wolle; eifrig arbeitete er auf den Frieden mit Amerika hin; Franklin leistete ihm die besten Dienste, und nach längeren Verhandlungen hatte Shelburne den Ruhm, dem Kriege ein Ende zu bereiten und die Unabhängigkeit der Vereinigten Staaten am 30. November anerkannt zu sehen. Sein Plan, Gibraltar den Spaniern gegen eine westindische Besitzung abzutreten, scheiterte hingegen und erschütterte etwas die Beziehungen zu Pitt, der treu zu ihm hielt, während Burke und Fox ihn als Borgia und Catilina, als den Inbegriff der Doppelzüngigkeit und den schlechtesten aller Minister angriffen. Bald zerrissen innere Zwiste das Kabinett Shelburne, Fox schloß das unehrliche Bündnis mit North, und so erhielten Shelburnes Feinde ein derartiges Übergewicht im Parlamente, daß er am 24. Februar 1783 abtrat. Er riet Georg, Pitt an seine Stelle zu erheben, dieser aber ernannte Portland. Die neue Administration konnte nicht von Dauer sein; sie fiel bald, und Shelburne erwartete, wieder das Haupt des Kabinetts zu werden, aber sein Schützling Pitt überflügelte ihn im Dezember 1783. Auf seinen Vorschlag wurde der Graf im November 1784 Marqueß of Lansdowne und Graf Wycombe. Er zog sich von der Politik auf seine Güter zurück, sammelte eine stattliche Bibliothek und Kunstschätze, verkehrte viel mit Gelehrten, namentlich mit Priestley und Bentham, von denen er ersteren zum Bibliothekar nahm, und wurde ein gesuchter Mäcen. Seine wertvolle Bibliothek mit Manuskripten erwarb das britische Museum nach seinem Tode. Die französische Revolution trieb ihn nochmals auf den Kampfplatz; er trat in die Reihen der Opposition. Als im Oktober 1795 der König beleidigt worden, erklärte L. im Oberhause, dieser Angriff sei nur eine Alarmglocke, um das Volk zu schwächlicher Gefälligkeit zu bewegen, ein vom Ministerium geplanter Streich, um sich im Besitze der Macht zu behaupten. Und 1797 prophezeite er: wenn die Lords suchten, Banknoten zum gesetzlichen Angebote zu machen, so würde deren Kredit zu Grunde gehen; eine Stauung der Zahlungen aber sei, wie die Erfahrung lehre, in jedem Staate gleich gefährlich. L. blieb in der Opposition bis zu seinem am 7. Mai 1805 erfolgten Ableben. Seine Biographie schrieb Fitzmaurice (London 1875).

Vgl. „The Georgian Era", Bd. I, London 1832; Graf Stanhope, Life of the R. H. William Pitt, 3 Bde., 2. Aufl., London 1862; Bancroft, Geschichte der Amerikanischen Revolution, übersetzt von Kretzschmar und Bartels, Bde. II bis VII, Leipzig 1853—1875.

Lansdowne, Henry Petty Fitzmaurice, dritter Marqueß of. Als Sohn des Vorigen aus zweiter Ehe am 2. Juli 1780 geboren, studierte Lord Henry Petty in Westminster-School, seit 1795 an der Edinburgher Universität und am Trinity-College in Cambridge und erlangte hier 1801 das Diplom als Magister artium. Hatte er schon auf der Schule mit atemloser Spannung den großen Parlamentsrednern gelauscht, was den Zöglingen als Privileg gestattet war, so nahm er in Edinburgh mit Walter Scott, Brougham u. a. regen Anteil an der Speculative Society und hielt hier seine ersten Redeversuche. Nach Absolvierung seiner Studien bereiste er den Kontinent und trat dann 1802 für den von seiner Familie abhängigen Flecken Calne in das Unterhaus. Eifrig füllte er die Lücken seines Wissens aus und beobachtete aufmerksam den Geist der Versammlung; vorzugsweise beschäftigte er sich mit finanziellen Fragen und mit Irland. 1804 hielt er seine Jungfernrede in einem dem Ministerium ganz entgegengesetzten Sinne über die Irland bedrohende Bankfrage, wobei er Ideen über die Zirkulation des Geldes und über die wahren Prinzipien der politischen Ökonomie mit einer Klarheit und Sicherheit entwickelte, die bei den Whigs, seiner Partei, großen Beifall fanden. Fox stand nicht an, ihn mit Pitt im gleichen Alter auf eine Stufe zu stellen; man hielt Petty für einen geborenen Staatsmann. Er aber blieb ziemlich schweigsam, nur trat er 1805 energisch für den angeklagten Chef der Admiralität, Lord Melville, ein. Pitt starb, und Petty wurde im „Ministerium aller Talente" als erprobter Finanzier 1806 Kanzler der Schatzkammer und Vertreter der Universität Cambridge, was beides früher Pitt gewesen war. Es war die Glanzperiode seines Lebens. Oft ergriff er, zumal in Finanzfragen, das Wort, bekundete seine großartigen Fähigkeiten und machte sich einen Namen als Staatsmann. Er bahnte eine wirksamere Kontrolle der öffentlichen Rechnungen an, in denen furchtbare Lücken und Unredlichkeiten eingerissen waren, führte mit seinen Kollegen den letzten Streich gegen den Sklavenhandel, der im Februar 1807 abgeschafft und als Seeraub verpönt wurde, rechtfertigte vor dem Parlamente die enormen Ausgaben, die der Krieg mit Frankreich und die britischen Subsidiengelder

aufgehäuft hatten, und griff die harten Strafgesetze gegen die irischen Katholiken an. Kaum aber hatte er sein Budget in lichtvoller Beleuchtung eingebracht, als die Weigerung Georgs III., sich für die Katholiken-Emanzipation auszusprechen, das Kabinett 1807 zersprengte; das Parlament wurde aufgelöst, und Petty büßte seinen Sitz für Cambridge ein. Im November 1809 wurde er durch den kinderlosen Hintritt seines Halbbruders dritter Marqueß of Lansdowne, Graf von Shelburne und Wycombe und Erbe der reichen Güter des Hauses, und als der letzte Graf von Kerry starb, erbte er 1818 Titel und Besitzungen des Hauses Fitzmaurice, nahm diesen alten Familiennamen zu dem seinen an und fügte seinen gräflichen Titeln den von Kerry hinzu. Bisher für Camelford im Unterhause, trat er jetzt 1809 ins Haus der Lords. Mit einer Tochter des zweiten Grafen von Ilchester, seiner Cousine, verheiratet, lebte er äußerst glücklich und im Glanze, sammelte in Lansdowne-House und auf seinem fürstlichen Landsitze in Wiltshire, Bowood, die Elite der Whigpartei um sich und war der freigebigste Patron der Litteraten und Künstler; sein reiches Wissen, seine gefälligen Formen, sein ruhiges, edles Wesen fesselten eigentümlich; sein Charakter und Privatleben verdienten die größte Verehrung. Ohne leidenschaftlichen Ehrgeiz überließ L. seinen Freunden Grey und Grenville (s. d.) die Führung der Opposition. Er leistete der Partei des Prinzen von Wales während der Debatten über die Regentschaftsbill Vorschub; obgleich ein Gegner des Kabinetts Liverpool, opponierte er nicht aktiv seinen Maßnahmen. Bei wichtigen Fragen sprach er meist auch, sein Vortrag war fließend und gewählt. 1814 beantragte er eine Adresse an den Prinz-Regenten, um thatkräftig die Abschaffung der Negersklaverei durchgesetzt zu sehen. Vorzugsweise interessierten ihn außer dieser Frage die Katholiken-Emanzipation und die Reform des Kriminalrechts; in dem Prozesse der Königin erklärte er sich edel für sie; 1816 unterstützte er Grenvilles Opposition gegen den Plan, Großbritannien in eine Militärmacht umzuwandeln. 1824 stellte er den Antrag auf sofortige Anerkennung der von Spanien abgefallenen südamerikanischen Gebiete als selbständiger Republiken. Canning suchte durch L. Annäherung an die Whigs, doch gelang sie nicht, während L. selbst zur Verständigung hinneigte. Voll Kummer sah Grey, daß sein Freund sich dem Kabinette Canning näherte, und er betonte im Oberhause, L. werde sich bald von dem Fehler überzeugen, den er jetzt begehe; L. schwieg, als Grey seinen Entschluß kundgab, sich allmählich vom öffentlichen Leben zurückzuziehen. Nach einigem Bedenken trat er in Cannings Kabinett 1827 ohne Portefeuille; im Juli bot ihm Canning das auswärtige Amt an, er aber zog das Ministerium des Innern vor und erhielt es statt Sturges Bourne. Nach Cannings Tod bot er im August seine Entlassung an, blieb aber auf Wunsch Georgs IV. im Kabinette Goderich Minister des Innern; mit Goderich trat er im Januar 1828 ab. Gegen Wellingtons Kabinett machte er nun rührigste Opposition. In der Frage von der Emanzipation der Katholiken spielte L. eine bedeutende Rolle; er ruhte und rastete nicht, bis sich Wellington und Peel selbst von ihrer Notwendigkeit überzeugen ließen, und feierte im April 1829 den Triumph, sie in beiden Häusern durchgehen zu sehen. Auf seine Einwirkung hin wurden die drakonischen Strafgesetze des Reiches für Kriminalsachen durch die „Lansdowne-Act" gemildert. Das Kabinett Grey trat im November 1830 an das Ruder, und L. erhielt das Amt des Lordpräsidenten des Geheimenrats. Immer war er für die Notwendigkeit der Parlamentsreform eingetreten und hatte ihre Prinzipien verteidigt; unter seinem Freunde Grey kämpfte er mutig für die Reformbill, bis sie durchging, für die Sklaven-Emanzipation, die endlich erfolgte, u. s. w. Im Juli 1834 blieb er nach Greys Rücktritt im Kabinette Melbourne als Lordpräsident des Geheimenrates, trat im November d. J. mit ihm zurück, als Peel sein konservatives Kabinett bildete, gehörte wieder zur Opposition, kehrte jedoch in der alten Stellung mit Melbourne schon im April 1835 ins Kabinett zurück. Trotz seiner Bemühungen blieb die Kirchenfrage in Irland unerledigt. Im Mai 1839 trat er mit Melbourne ab, um schon nach wenigen Tagen zurückzukehren, aber am 30. August 1841 definitiv mit ihm abzugeben. Unter Peels Administration war L. der Führer der Opposition im Oberhause und erwarb sich durch Takt, Urbanität, Mäßigung und Erfahrung die Bewunderung und Achtung von Feind und Freund. Lord John Russell und er gingen, als Peel zurücktrat, am 13. Dezember 1845 zu Viktoria wegen Bildung des Kabinetts, doch blieb Peel, dessen Korngesetz L. warm empfahl.

Unter Russell übernahm L. abermals im Juli 1846 das Präsidium des Geheimenrates, und mit ihm trat er am 23. Februar 1852 zurück; würdig und in der ihn so beliebt machenden Anmut verkündete der Greis, mit Genugthuung auf die Ergebnisse seiner langen Laufbahn zurückblickend, dem Oberhause tief bewegt den Rücktritt des Kabinetts, und mit aufrichtigem Bedauern sah das Haus ihn scheiden, wenn er auch in den letzten Jahren wiederholt Scheu vor durchgreifenden Maßregeln gezeigt hatte. Aber er sollte die ersehnte Ruhe noch nicht finden; nach Wellingtons Tod suchte Viktoria bei L. Rat. Nach dem Rücktritte Lord Derbys (s. d.) berief sie den Marqueß im Dezember 1852, um ein neues Kabinett unter seiner Premierschaft zu bilden; der Veteran der Liberalen kam Krankheit halber nicht, auch wußte er, daß die Peeliten unter ihm nicht dienen würden, und schlug die Premierschaft aus, trat hingegen in Aberdeens (s. d.) Koalitionskabinett als Minister ohne Portefeuille. Auch nach Aberdeens Rücktritt blieb er unter Palmerston in dieser Stellung. Viktoria hatte sich nach Aberdeens Rücktritt, im Januar 1855, wieder an L. um Rat gewendet; er aber konnte ihr nur zeigen, daß sie allzu wohl die Schwierigkeiten vorausgesehen habe, die aus der Entsetzung der letzten Administration erwachsen mußten; im Gegensatze zu seinem Freunde Russell glaubte er, ohne die Peeliten sei kein Kabinett zu bilden, Palmerston würde nicht unter Russell dienen, und ein Kabinett Palmerston ohne Russell sei unhaltbar. Unter L. hätten beide gern

gedient, aber der von Gicht und Alter gebeugte Mann fühlte in sich nicht die Kraft, dauernd einem Kabinette vorstehen zu können, und wollte nicht in Bälde die Mühe einer Neubildung der Regierung hervorgerufen wissen. Er riet Viktoria, Russell zur Kabinettsbildung zu berufen; sie aber wandte sich an Palmerston. Ihn unterstützte L. während des Krimkrieges mit seinem Einflusse; als Heer und Verwaltung zum Gegenstande der Angriffe im Parlamente gemacht wurden, erhob sich der alte Mann im Mai 1855 und beleuchtete die furchtbaren russischen Verluste in diesem Kriege; aus einer Quelle höchster Autorität behauptete er zu schöpfen, daß die Russen bereits 240,000 Mann verloren hätten, und diese erste authentische Feststellung hierüber in Großbritannien erregte ungeheures Aufsehen. Am 20. Februar 1858 trat L. mit Palmerston ab, um nie mehr ins Amt zu treten; den Herzogstitel schlug er aus. Er hatte seine meisten Zeitgenossen überlebt, sich aber eine seltene Geistes- und Körperfrische bewahrt, und folgte bis zum Tode mit dem regsten Anteil den Ereignissen; er war „die Inkarnation eines liberalen Aristokraten, das Muster eines englischen Grandseigneur, der letzte echte Whig aus der großen Schule des vorigen Jahrhunderts“. Infolge eines Sturzes auf der Terrasse von Bowood starb L. dort rasch und fast schmerzlos am 31. Januar 1863, im 83. Jahre. — Vgl. „Unsere Zeit“, Bd. VII, Leipzig 1863; „The Georgian Era“, Bd. I, London 1832; Pauli, Geschichte Englands seit den Friedensschlüssen von 1814 und 1815, Bde. I—III, Leipzig 1864—1875; „The Greville Memoirs“, 3 Bde., London 1874; H. Martin, Life of H. R. H. the Prince-Consort, Bde. I—III, 4. Aufl., London 1878; J. M'Carthy, A history of our own times, Bde. I und II, Leipzig 1879.

Lanza, Dr., Giovanni. Zu Casale (Piemont) 1815 geboren, studierte L. in Turin Medizin, nahm aber frühe an ökonomischen und anderen Fragen regen Anteil und war seit 1848 politisch thätig. 1849 kam er in das Parlament, hielt sich zur Fraktion der gemäßigten Linken und besonders zu Cavour; mit der Zeit entfaltete er eine ausgeprägte gesetzgeberische Thätigkeit. Freunde und Gegner zollten gleiche Achtung der Entschlossenheit seines Charakters, der Festigkeit seiner Grundsätze, der Aufrichtigkeit seines Liberalismus und seinem reinen Patriotismus. Am 31. Mai 1855 wurde L. sardinischer Minister des öffentlichen Unterrichts, wozu er am 15. Januar 1858 noch provisorisch die Finanzen erhielt, gab aber den Unterricht im Oktober 1858 an Cadorna ab und blieb Finanzminister bis zum 13. Juli 1859, wo er mit Cavour abtrat. Nun erhielt er den Kammervorsitz, aber im Ministerium La Marmora übernahm der alte Führer der Cavourschen Majorität am 24. September 1864 das Portefeuille des Innern. In dieser Stellung machte er der zweiten Kammer am 7. April 1865 eine Vorlage, die geistlichen Korporationen aufzulösen, doch zog die Regierung sie rasch zurück. Am 25. August machte er durch Erlaß geistliche Prozessionen außerhalb der Kirchen von der Erlaubnis der weltlichen Behörde abhängig, kam in Differenzen mit seinen Kollegen, besonders inbezug auf die bevorstehenden Wahlen, reichte am 28. August 1865 seine Entlassung ein und erhielt am 1. September Natoli zum Nachfolger. Abermals übernahm L. nun das Kammerpräsidium, um es schon im August 1868 nach dem Kammervotum über die Tabaksregie niederzulegen. Er bekämpfte Menabreas hauptsächlichste Maßregeln, und darum war seine abermalige Wahl zum Kammerpräsidenten am 19. November 1869 eine Erklärung gegen Menabrea, der sofort abtrat; Victor Emanuel übertrug L. die Bildung eines neuen Kabinetts, die ihm aber nicht gelang. Sella war darin glücklicher, und L. wurde am 12. Dezember Ministerpräsident und Minister des Innern; in seiner Rede vom 15. Dezember erklärte er, kein allgemeines Programm geben zu wollen, da solche keine praktische Bedeutung hätten; als wichtigste Frage bezeichnete er die finanzielle, als wesentlichste Aufgabe seiner Administration die Herstellung des Gleichgewichts zwischen Einnahme und Ausgabe. Aber die politischen Verhältnisse stellten sich vielfach seiner Finanz-Reorganisation entgegen. Unter seinem Ministerium wurde die Residenz von Florenz nach Rom verlegt. Er war zu großen Zugeständnissen an den Papst geneigt, wie das Garantiegesetz bewies. Das Kabinett Lanza-Sella wurde mit den Jahren schwächer; im April 1873 erlitt es in der Kammer eine Niederlage, und kaum war das Klostergesetz durchgegangen, so wurde das Kabinett am 10. Juli 1873 durch das Minghettis abgelöst. Auf dem Totenbette empfing L. den Besuch König Humberts, den der mit dem Tode ringende Patriot nicht erkannte, bis Humbert den Namen seines Vaters aussprach; da aber röchelte er: „O, mein König!“ Wenige Stunden darauf war er tot, am 9. März 1882. Die Leiche wurde von Rom nach Casale übergeführt.

Laon, Schlacht am 9. und 10. März 1814. Nach der am 7. März verlorenen Schlacht bei Craonne war Blüchers gesamte Armee (ca. 100,000 Mann) in die feste Stellung von L. zurückgegangen. Auf dem rechten Flügel stand Wintzingerode; die das Zentrum bildende Stadt und die steilen Hänge des Felsen, auf dem sie erbaut ist, hatte Bülow besetzt; York und Kleist standen auf dem linken Flügel, Langeron und Sacken in Reserve. Napoleon rückte mit ca. 50,000 Mann dagegen an, die Hauptmacht von Soissons, Marmonts Corps weiter östlich von Corbeny her; ein zwischen den Anmarschlinien befindlicher Sumpf hinderte jegliche Verbindung zwischen den getrennten Abteilungen. Ney versuchte in der Nacht zum 9. Wintzingerodes Truppen zu überfallen. Der Plan mißglückte indessen, und Bülow gelang es, im Laufe des Tages die Franzosen, welche die Hänge bereits bis zu deren halber Höhe genommen hatten, zurückzuwerfen; ein von beiden gemeinsam unternommener Offensivstoß hatte keinen Erfolg. Napoleon wartete vergeblich auf Marmonts Eingreifen; als er nachmittags angelangt war, begnügte er sich mit einer Kanonade. Der Tag war somit ziemlich resultatlos verlaufen, bis im Abenddunkel Kleist und York das Corps Marmonts überfielen und es in wilder Verwirrung gegen Corbeny zurückwarfen. — Die

Verbündeten glaubten nun, daß Napoleon abziehen würde; statt dessen fanden sie ihn am Morgen des 10. zum Angriff bereit stehend. — Sie kamen ihm zuvor, aber, da Blücher krank war und die Unterführer dem an seiner Stelle befehlenden Gneisenau nur mangelhaft gehorchten, fehlte ihren Maßregeln die Einheit und daher der Erfolg; sie verloren im Gegenteil Terrain. Napoleon gab indessen nachmittags die Hoffnung auf, L. nehmen zu können und ging auf Soissons zurück. Marmont hatte seinem Angriffe zu danken, daß er unverfolgt davon kam. — Vgl. Beitzke, Geschichte der Freiheitskriege, neue Auflage von Goldschmidt, Bremen 1881.

Als am 9. September 1870 der französische Kommandant, General Theremin d'Hâme, die von ca. 2000 Mann, fast lauter Mobilgarden, besetzte Stadt ohne Widerstand zu leisten auf Grund der Kapitulationsbedingungen von Sedan der 6. Kavallerie-Division unter dem Herzog Wilhelm von Mecklenburg-Schwerin übergeben hatte und beide Stäbe sich in der Citadelle befanden, flog diese, infolge einer Explosion im Pulvermagazin in die Luft, mehrere hundert Menschen, mehr Franzosen als Deutsche, wurden getötet und verwundet; auch General Theremin erlag den erhaltenen Verletzungen. Es war eine That blinden Fanatismus eines Unteroffiziers.

La Palice, Jacques, Marschall von Frankreich, auch unter dem Namen Chabannes bekannt, zog mit Karl VIII. nach Neapel, wurde 1503 bei der Verteidigung von Rubos von Gonsalvo di Cordoba gefangen, focht bei Agnadello, Guinegate und Marignano, sollte 1522 den Konnetable von Bourbon in Haft nehmen, kam aber zu spät, operierte dann mit Erfolg gegen diesen in der Provence und fiel am 24. Februar 1525 in der Schlacht von Pavia, von welcher er vergeblich abgeraten hatte. — Seine Lebensbeschreibung geben Thevet in den „Hommes illustres", Brantôme in den „Capitaines français"; François de Pavie Baron de Fourquevaulx in den „Grands capitaines".

La Plata-Staaten, auch Argentinische Konföderation (Republik) genannt. Spanien mißgönnte Portugal die Besitzungen im Malaiischen Archipel und sandte, um sie zu erbeuten, eine Expedition unter dem erfahrenen Großpiloten Juan Diaz de Solis 1515 ab; dieser gelangte in die Mündung des Rio de la Plata und drang bis zur Garcia-Insel vor, wurde aber von eingeborenen Charruas erschlagen, und seine Leute segelten nach Spanien ab. Auch Magelhaens fuhr 1520 in die Mündung des Rio de la Plata. Der spanische Großpilot Sebastian Cabot segelte 1527 in denselben ein — man nannte den Strom damals Parana — und errichtete das Fort San Espiritu an der Mündung der Carcarañal (Tercero). Er forschte eifrigst nach edlen Metallen, die er in Masse vorhanden glaubte, welcher irrigen Vermutung der große Strom seinen Namen „Rio de la Plata" verdankte. Nach seiner Abfahrt zerstörten die Eingeborenen das Fort. In Spanien aber hatte man übertriebene Vorstellungen vom Reichtum der Gebiete am La Plata, und die Regierung beschloß, sich ihrer definitiv zu bemächtigen. Als Adelantado (Statthalter mit richterlicher, politischer und militärischer Obergewalt) für die entdeckten und zu entdeckenden Lande ging Don Pedro de Mendoza ab und gründete am 2. Februar 1535 am Westufer des La Plata die Stadt Buenos Aires, die aber nach kurzem vom Stamme der Guerandis zerstört wurde; Mendoza veranlaßte 1537 die Gründung von Asuncion (s. „Paraguay, Geschichte".) Diese Kolonie gedieh langsam unter den Adelantados Yrala und Zarate, und neue Ansiedelungen folgten. Der Generalkapitän Don Juan de Garay legte im Juli 1573 die Stadt Santa Fé und am 11. Juni 1580 von neuem Buenos Aires an, 1588 wurde die Stadt Corrientes unter dem Adelantado Vera y Aragon gegründet. Landexpeditionen aus Peru erforschten ebenfalls das Gebiet der heutigen Argentinischen Republik; Santiago del Estero, Tucuman, Córdoba, Salta, Rioja und Tujuy wurden angelegt, und Chilenische Entdecker nahmen die Cuyoprovinzen in Besitz, in denen sie San Juan, Mendoza und San Luis gründeten. König Philipp III. errichtete 1620 das Gobierno del Rio de la Plata, welches die Provinzen Tucuman und Buenos Aires begriff, von Paraguay unabhängig, dem Vizekönige von Peru hingegen unterstellt wurde; Buenos Aires war Hauptstadt und Bischofssitz darin, stieg rasch an Bevölkerungszahl und Reichtum trotz der in diesen Gegenden nie fehlenden inneren Unruhen. Unter Zavala wurden Angriffe der Portugiesen seit 1724 abgewiesen und 1726 Montevideo gegründet; aber Schleichhandel, vom Monopolsystem groß gezogen, brachte die Spanier um viele Handelsvorteile. Unter Karl III. wurden die Jesuiten 1767 auch aus den La Plata-Staaten vertrieben und nach Cadix eingeschifft. Die Streitigkeiten mit Portugal währten fort, der Gouverneur des Gobierno del Rio de la Plata, Don Pedro Cevallos, war aber glücklich im Felde, nahm den Portugiesen die Colonia San Sacramento, die sie freilich im Pariser Frieden 1763 zurückerhielten, aber 1777 dauernd an Spanien verloren. Am 8. August 1776 erhob Karl III. die Besitzungen am La Plata zum Vizekönigreiche La Plata mit der Hauptstadt Buenos Aires; Cevallos wurde Vizekönig. Das von Perus Verwaltung ganz gelöste Vizekönigreich umfaßte die Provinzen Buenos Aires, Paraguay, Córdoba, Salta, Potosi, La Plata, Santa Cruz della Sierra, La Paz und Puno, die unterstellten Gouvernements von Montevideo, Moxos und Chiquitos, die Missionen an den Flüssen Uruguay und Paraná. Das überlebte Handelssystem kam in Wegfall; seit 1774 durften alle Kolonieen Spaniens frei mit einander handeln, was hauptsächlich der Minister Galvez veranlaßt hatte, und trotz vieler drückender Schäden hob sich das Vizekönigreich, Buenos Aires sah seine Einwohnerzahl 1800 nach 22 Jahren verdoppelt, 72,000 Seelen. 1778 wurde Vertiz Vizekönig, unter dem Carmen de Patagones entstand; 1784 folgte ihm Loreto, 1789 Arredondo, 1795 Melo de Portugal, 1797 Feliu, 1799 Aviles und 1800 Del Pino y Rosas, unter dem die erste Zeitung erschien, medizinische und französische Schule und Zeichenakademie gegründet wurden. Unter dem

Vizekönige Marquis Sobre Monte besetzten die Briten unter General Beresford (s. d.) am 27. Juni 1806 Buenos Aires; aber der in spanischen Diensten stehende Kapitän Liniers, ein Franzose, organisierte die waffenfähigen Creolen, in blutigen Kämpfen erkannten sie ihre Kraft und zwangen die Briten am 12. August zur schimpflichen Kapitulation; eine zweite britische Invasion wurde am 1. Juli 1807 so entschieden abgeschlagen, daß die Briten davoneilten und auch Montevideo räumten. Von Spanien war keine Hilfe zu erwarten, dort wußte man sich selbst nicht zu helfen, die Kolonieen waren auf eigene Kraft und Klugheit angewiesen. 1808 drohte ein portugiesischer Einfall, der Prinz-Regent verlangte als Schwager Ferdinands VII. die Unterwerfung, wurde aber zurückgewiesen; als Joseph Napoleon durch einen Abgesandten die Huldigung forderte, wurde letzterer arretiert und Ferdinand VII. proklamiert. Als 1806 Sobre Monte vor den Briten geflohen war, hatte das Volk ihn abgesetzt und seinen Retter Don Santiago Liniers zum Vizekönige gemacht; seit den Eingriffen Napoleons aber in Spanien war Liniers bei den am La Plata herrschenden spanischen Klassen unmöglich geworden, wurde maßlos gehaßt, und der Gouverneur von Montevideo, General Elio, kündete ihm nicht nur den Gehorsam, sondern errichtete auch nach Art des Mutterlandes eine unabhängige Junta von Montevideo; als ein solcher Versuch im Januar 1809 in Buenos Aires selbst gemacht wurde, unterdrückte ihn Liniers gewaltsam. Die Zentraljunta von Sevilla sandte jetzt an seiner Statt den alten Feldmarschall Baltazar Hidalgo de Cisneros, der im Juli 1809 in Buenos Aires ankam und alles im Argen traf; er wußte sich in kürzester Zeit durch maßlose Strenge verhaßt zu machen und beschleunigte dadurch selbst die Krisis, in welcher der Gedanke an Losreißung vom Mutterlande zur Geltung kam. Kaum traf im Mai 1810 die Nachricht ein, die Junta von Sevilla sei aufgelöst, als das Volk das Mandat des Vizekönigs für erloschen ansah und den Gehorsam kündigte.

Eine provisorische Junta unter Cisneros Präsidium wurde verworfen und am 25. Mai 1810, am Geburtstage der politischen Freiheit der Argentinischen Republik, eine nationale Regierungsjunta unter dem Vorsitze von Cornelio Saavedra errichtet. Dieselbe forderte alle Behörden des Landes zum Anschlusse auf, die Bürgerwehr wurde organisiert, und im Interesse der Revolution wirkte die „Gaceta de Buenos Aires". Die verzweifelten Anstrengungen der Spanier, mit Truppengewalt die Erhebung niederzuwerfen, scheiterten; Ferdinands VII. Drohungen gegen die „Rebellen" verhallten und machten die Kluft zwischen ihm und den Kolonieen noch breiter; das Volk rüstete sich zum Entscheidungskampfe. Die Spanier fanden in Brasilien bei Hofe Unterstützung, die aber durch die britische Parteinahme für die „Rebellen" paralysiert wurde; Paraguay setzte der Revolution Widerstand entgegen, machte sich im Mai 1811 unabhängig von Spanien und konstituierte sich selbständig (s. „Paraguay, Geschichte"). Die Kolonieen mußten einen blutigen Krieg mit den spanischen Truppen kämpfen; um ihm einen legalen Rückhalt zu geben, trat am 31. Januar 1813 ein Kongreß von Deputierten aller Provinzen des bisherigen Vizekönigreichs La Plata zusammen; dieser proklamierte als Landesfarben blau-weiß-blau und als Wappen eine von zwei verschlungenen Händen gehaltene, von der Sonne überragte Freiheitsmütze, erklärte die Kinder der Sklavinnen für frei u. s. w. Auch als spanische Truppen aus Europa anlangten, verzagten die von Spanien Abgefallenen nicht, vielmehr gaben sie sich eine strammere Leitung, indem ein „Oberster Direktor" der vereinigten Provinzen 1813 an die Spitze trat: es war Gervacio Antonio Posadas. Dieser begann, eine Flotte zu schaffen, die bald die spanische zertrümmerte; mit der Einnahme von Montevideo im Juni 1813 war die Macht Spaniens im Küstengebiete der vereinigten Provinzen für immer gebrochen, während von Buenos Aires aus Chile in einer kecken Expedition unabhängig von Peru gemacht wurde (s. „Chile"). Glücklicherweise scheiterte an Großbritanniens Einspruch der Plan der Heiligen Allianz, die Rebellen am La Plata mit Waffengewalt zu Spanien zurückzubringen. Eine Partei hatte hier noch Anhänglichkeit genug an das alte Königshaus, um in einem aus London vom 16. Mai 1815 datierten Schreiben, welches die Unterschriften des berühmten Generals Don Manoel Belgrano und Don Bernardino Rivadavias trug, dem entthronten Könige Karl IV. und, wenn er ablehne, seinem zweiten Sohne, Don Francisco de Paula, die Souveränität der Gebiete als eines unabhängigen Staates anzubieten: es war die letzte Hinneigung zum Mutterlande. Als der General Ignacio Alvarez Thomas Oberdirektor war, versammelte sich in Tucuman ein Nationalkongreß, der am 9. Juli 1816 feierlichst die **Unabhängigkeit der Vereinigten Provinzen Südamerikas** und ihre **Loslösung von Spanien** proklamierte und den General Pueyrredon mit ausgedehnten Vollmachten zum Oberdirektor bestellte. Die Anarchie schien aber kein Ende nehmen zu wollen, in den Provinzen regten sich mächtige föderalistische Gelüste im Gegensatze zu der Zentralgewalt in Buenos Aires; als ein Kongreß 1819 das Land mit einer Verfassung beschenkte, nahmen mehrere Provinzialgouverneure sie nicht an, es kam zum Bürgerkriege, und als Pueyrredon abdankte, zum Siege der Föderalisten, zur Einnahme von Buenos Aires, zur Auflösung des Kongresses und 1820 zur Abschaffung der Direktorialregierung; eine mit Frankreich gesponnene Intrigue, den Erbprinzen von Lucca zum Monarchen in den La Plata-Staaten zu erheben, brachte die gestürzten Machthaber um ihren Kredit. Der ganze Bundesstaat zerfiel nun in Gouvernements und Gemeinwesen, volle Anarchie riß ein. Den Bemühungen des Gouverneurs von Buenos Aires, General Martin Rodriguez, gelang es, einige Ordnung herzustellen; es kam im Mai 1822 zu einem Kongresse, auf dem die Regierung von Buenos Aires auf die Oberherrschaft über die Provinzen verzichtete, die Provinzen Buenos Aires, Corrientes, Entre-Rios und Santa-Fé den „Vierfachen Vertrag" schlossen, die Staaten Buenos Aires, Entre-Rios, Corrientes, Groß-Chaco, Salta, Tucuman,

Rioja, Santiago del Estero, Córdoba, Santa-Fé, San Juan de la Frontera, Mendoza und San Luis sich als Föderativstaaten zu einer Union verbanden, während Paraguay und Uruguay besondere Republiken bildeten. Es blieb wenig Hoffnung auf friedlichen Vergleich mit Spanien, während mit Großbritannien und anderen Mächten Handels- und Freundschaftsverträge zustande kamen. Unter dem Gouverneur General Las Heras tagte in Buenos Aires ein neuer, von allen Provinzen beschickter konstituierender Kongreß, der das Verhältnis derselben zu einander ordnen und eine Verfassung einführen wollte, die aber auf viel Widerspruch stieß. Zu diesen Wirren kam noch ein Krieg mit Brasilien wegen Montevideos. Der aufgeklärteste argentinische Staatsmann der Zeit, Don Bernardino Rivadavia, wurde Präsident des neugebildeten Bundesstaates: ein Sieg der Unitarier über die Föderalisten. Er fand freilich am Kongresse nicht den erhofften Beistand und kam in den wichtigsten Verfassungsfragen mit der Majorität in solchen Widerspruch, daß er schon am 5. Juli 1827 abtrat. So scheiterte der Versuch, einen alle Provinzen umschließenden einheitlichen Bundesstaat zu errichten, jede ging wieder ihren Sonderweg. Der Chef der föderalen Partei, Manuel Dorrego, wurde Präsident von Buenos Aires, stellte die Ruhe im Innern her und bewirkte im Kriege mit Brasilien, daß dies Reich in einen Vertrag vom 27. August 1828 willigte, in dem Montevideos volle Unabhängigkeit von beiden Teilen anerkannt wurde. Bei der Rückkehr des Heeres aus Brasilien aber wurde Dorrego in einer Insurrektion des unitarischen Generals Juan de Lavalle am 1. Dezember gestürzt und am 13. erschossen. Infolge dessen erhob sich das ganze offene Land der Provinz Buenos Aires unter Führung des Generals Juan Manuel Rosas gegen Lavalle, eine Nationalversammlung in Santa-Fé erklärte Lavalles Regierung für illegal, die erbitterten Kämpfe führten aber schließlich zu einer Vereinbarung zwischen Lavalle und Rosas am 24. Juni 1829; auf Grund derselben trat in Buenos Aires ein Kongreß zusammen, und nach neuen Streitigkeiten wurde General Don Juan Manuel de Rosas am 6. Dezember 1829 Gouverneur von Buenos Aires mit außerordentlichen Vollmachten. Dieser Wüterich hatte lange mit Lavalle zu kämpfen, der wieder die erste Rolle erbuhlte, wurde im August 1830 mit diktatorischer Gewalt bekleidet, und das Kriegsglück blieb ihm so treu, daß Ende 1831 unter allen Provinzen der La Plata-Staaten Föderativsystem und Ruhe wiederhergestellt waren.

Hungersnot und Grausamkeiten des Generals Quiroga gegen die alten Unitarier zwangen an 8000 Familien zur Auswanderung nach Bolivia. Am 17. Dezember 1832 wurde General Juan Ramon Balcarce Gouverneur, dem schon nach elf Monaten General Viamonte und am 7. März 1835 als Diktator mit fast uneingeschränkter Macht abermals Rosas folgte. Er wütete in grauenhafter Weise und Lavalles Versuche, ihn zu stürzen, scheiterten; er beseitigte seine Gegner und berief keinen Kongreß, bekriegte mit Chile Peru und Bolivia, kam mit Uruguay und Frankreich in Mißhelligkeiten, aus denen sich weitere mit Paraguay, Brasilien und Großbritannien ergaben, doch endete der Krieg mit Frankreich und Großbritannien 1850 und 1849 günstig für Rosas. Ein schwerer Schlag für ihn war hingegen der Abfall von Entre-Rios und Corrientes sowie der Geheimvertrag vom 29. Mai 1851 zwischen Brasilien, Uruguay und Entre-Rios. Der Gouverneur von Entre-Rios, General Justo José de Urquiza, überschritt mit einem mächtigen Heere, dessen Kern die ehemalige schleswig-holsteinische Artillerie bildete, den Paraná, die Provinz Santa-Fé schlug sich zu ihm, er zog auf Buenos Aires los und besiegte Rosas' Heer entscheidend am 3. Februar 1852 bei Monte Caceros, Rosas entfloh nach England, Buenos Aires ergab sich, und Urquiza übernahm die Regierung aller Provinzen als provisorischer Direktor; er berief nach San Nicolás eine Gouverneurversammlung, die ihn bestätigte und einen Nationalkonvent ausschrieb. Er erkannte die Unabhängigkeit Paraguays im Vertrag vom 23. Juni 1852 an und gab die Schiffahrt in den Argentinischen Gewässern allen Nationen frei. Im August trat in Santa-Fé die Gesetzgebende Versammlung zusammen; kaum aber war Urquiza dahin gereist, als am 11. September in Buenos Aires eine Rebellion ausbrach, sein Anhang vertrieben wurde und die Provinz sich von der Konföderation trennte, um selbständig zu werden. Dies führte zu neuen Kämpfen, die erst nach langen Jahren mit dem totalen Siege von Pavon am 17. September 1861 zugunsten von Buenos Aires endeten. Im Mai 1853 war eine neue Verfassung gegeben, Paraná zur Hauptstadt des Bundes erklärt und auf dem hier zusammentretenden Nationalkongresse Urquiza am 5. März 1854 zum ersten Präsidenten der Argentinischen Konföderation erwählt worden. Die Schlacht von Pavon besiegelte nun die Einheit der Argentinischen Republik, und ihr Präsident auf sechs Jahre wurde der dortige Sieger, General Bartolomé Mitré am 12. Oktober 1862, nachdem anstatt Paraná Buenos Aires Regierungssitz geworden und eine neue Bundesverfassung am 6. Juni 1860 gegeben war. Freilich dauerte auch unter Mitré der traditionelle Hader der Parteien fort, Unruhen brachen da und dort aus, doch leistete Mitré viel für Fortschritt auf allen Gebieten; an größeren Resultaten hinderte ihn der große 1865 ausbrechende Krieg der Argentinischen Republik, Brasiliens und Uruguays gegen den Diktator Lopez in Paraguay. Der 1870 endende Krieg kostete der Argentina an 50,000 Mann und über 40 Millionen Dollars. Durch Charakter und Talent ausgezeichnet, wurde Dr. Domingo Faustino Sarmiento am 12. Oktober 1868 trotz Mitrés Bemühungen sein Nachfolger; er hatte das ernsteste Bestreben, das Landeswohl zu fördern und allen persönlichen Rücksichten vorzuziehen, gründete tüchtige Schulen und hob sein Volk intellektuell wie materiell in jeder Weise; er begünstigte Ackerbau und Handel zuliebe die Einwanderung in das von der Natur so verschwenderisch ausgestattete Land. Aber die inneren

Streitigkeiten hörten nicht auf, eine Bande Ultraföderalisten in Entre-Rios machte einen Aufruhr und ermordete am 12. April 1870 den alten General Urquiza (s. oben); erst 1871 konnten sie unterworfen werden. Im Januar 1872 wurde der Versuch eines allgemeinen Fremdenmordes im Distrikte Tondil gemacht, und am 23. August 1873 erfolgte ein Attentat auf Sarmiento. Handel und Verkehr nahmen außerordentlichen Aufschwung, Differenzen mit Brasilien wurden ausgeglichen, am Ausbau eines Eisenbahn- und Telegraphennetzes fleißigst gearbeitet, ein in Entre-Rios ausbrechender Bürgerkrieg unter Lopez Jordan endete zugunsten der Regierung. Gelegentlich der Präsidentenwahl kam es 1874 zu einem abermaligen Bürgerkriege, Dr. Nicolás Avellaneda wurde am 12. Oktober d. J. Präsident; sein Rival Mitré protestierte und wurde von manchen Verhältnissen begünstigt, sah sich aber Ende November d. J. zur Kapitulation genötigt, und Avellaneda erließ eine allgemeine Amnestie. Er that alles, um die Argentinische Republik zur ersten Südamerikas zu erheben, förderte Bildung und Entwickelung. Am 3. Februar 1876 kam der definitive Friede mit Paraguay zustande, die Argentinische Republik erkannte dessen Selbständigkeit an und verzichtete auf den nördlichsten Teil von Gran Chaco vom Rio Verde an, so daß sie Ende d. J. 3,055,105 □ Kilometer mit 2,500,000 Seelen besaß. 1876 wurde die Kriegsflotte aufgelöst. In einem Gebietsstreite mit Paraguay unterwarfen sich die Republik und Paraguay dem Schiedsspruche des Präsidenten der Vereinigten Staaten von Nordamerika, und die Argentina verlor durch denselben Ende 1878 das Territorium zwischen dem Rio Pilcomayo, Rio Paraguay und dem Parallel des Rio Verde. Im Süden dehnte sich aber die Republik auf Kosten wilder Stämme bis zum Rio Negro aus. Wegen Patagoniens kam es zum Kriege mit Chile und bei der Präsidentenwahl 1880 zwischen Föderalisten und Nationalisten zu heftigem Bürgerkriege, bis der nur mangelhaft gebildete General Julio Roca am 12. Oktober 1880 Präsident auf sechs Jahre wurde. Buenos Aires wurde abermals feierlich zur endgültigen Hauptstadt erklärt, die Verwaltung aber der Nationalregierung direkt unterstellt. Als Programm nannte Roca Frieden und Arbeit; in der That widerstand er der Versuchung, in einem Kriege mit Chile Lorbeeren zu suchen, und ein Vertrag setzte am 23. Juli 1881 die Grenzen beider Staaten in Patagonien fest. Handel und Finanzen blühten auf, das Eisenbahnnetz erweiterte sich, und im März 1882 wurde in Buenos Aires eine Weltausstellung eröffnet.

Vgl. Parish, Buenos Ayres and the Provinces of the Rio de la Plata, 2. Auflage, London 1852; Napp, Die Argentinische Republik, Buenos Aires, 1876; L. Schneider, Der Krieg der Tripelallianz gegen die Republik Paraguay, Berlin 1872/75, 3 Bände.

Lapoype, Jean François Marquis, französischer General, am 13. Oktober 1765 zu Grénoble geboren, stand anfangs in den französischen Garden, schloß sich der Revolution an und hat sich in der Kriegsgeschichte durch seine energische und nachhaltige Verteidigung der Elbfestung Wittenberg einen Namen gemacht, welche nach dreivierteljähriger Belagerung in der Nacht vom 12./13. Januar 1814 durch Tauentziens Truppen erstürmt wurde; L. wehrte sich bis zuletzt im Schloß. Er starb zu Brosses (Isère) am 27. Januar 1851. — Vgl. Bernhardt, Wittenberg vor fünfzig Jahren, Wittenberg 1864.

Lapuchin, russische Bojarenfamilie. — **1) Jewdokia** (Eudoxia) **Feodorowna,** Zarin von Rußland. Am 30. Juli 1669 als Tochter des Bojaren Feodor Abrahamowitsch L. geboren, wurde Jewdokia von der Familie Narischkin zur Braut des Zaren Peter I. bestimmt und die Konvenienzehe am 29. Januar 1689 vollzogen. Aber die Charaktere der Gatten waren ganz verschieden; Jewdokia war fanatische Altrussin und Feindin aller Neuerungen, und ihr Gemahl wurde ihr überdies bald um anderer Frauen willen untreu; ihre Eifersucht entfremdete ihn ihr immer mehr. Sie war klug, aber nicht fähig, Peters großen Plänen zu folgen. Peter suchte die Bande zu lösen, indem er seine Gemahlin zum Eintritte ins Kloster bewege; sie aber lehnte solche Zumutungen beharrlich ab. Im Hinblicke auf ihre reaktionären Ansichten verwickelte Peter sie nach seiner Heimkehr aus Westeuropa in den Strelitzenaufstand, erklärte sie, von seinem Günstlinge Lefort ermuntert, für mitschuldig daran, entzog ihr ihren Sohn Alexei und verwies sie am 1. Oktober 1698 in das Pokrowsche Kloster zu Ssusdal, wo sie nach zehn Monaten den Schleier als Nonne Helena nehmen mußte; er setzte ihr keine Mittel zum Unterhalte aus, so daß ihre Verwandten sie unterstützten. Er überwachte ihren Verkehr mit seinem Sohne Alexei und hielt sie hart, weil alle Opposition gegen seine Reformen auf sie und Alexei hinwies. 1718 wurde sie beschuldigt, sie habe Alexei auf den Thron erheben wollen und 1709—1710 ein Liebesverhältnis zum Major Gljebow unterhalten, der nun gespießt wurde; in Moskau knutete sie Peter selbst, und im April 1718 wurde sie in ein Kloster zu Neu-Ladoga gebracht. Nach der Thronbesteigung ihres Enkels, Peters II., wurde sie im September 1727 nach Moskau berufen, mit Auszeichnung empfangen und bezog das Jungfrauenkloster. Sie hielt sich Krankheit halber vom Hoftreiben fern, war zu stumpf, um politisch verwendbar zu sein, hatte keinen Einfluß und bat nur den Kaiser, an Ostermann festzuhalten. 1730 dachte man zwar nach dem Tode ihres Enkels auch an sie als Kaiserkandidatin, aber sie blieb ihrer Zurückhaltung treu und starb, nach einem gänzlich verfehlten Leben, am 10. September 1731 im Kloster. — Vgl. Brückner, Peter der Große, Berlin 1879.

2) Peter Wassiljewitsch, Fürst. L. war Generalprokurator des Senats, als Kaiser Paul seine Tochter Anna Petrowna, nachmals Fürstin Gagarin und Ehrendame, 1798 zur Maitresse nahm. Er wurde reich mit Geld und Gütern dotiert, während Anna Paul beherrschte, und am 29. Januar 1799 in den erblichen Fürstenstand erhoben. Ebenso unbedeutend wie unwürdig war Fürst L. 1803—1804 Justizminister und Präsident

der Gesetzeskommission, wurde 1809 Präsident des Departements für Gesetzgebung im Reichsrate, 1818 im Konseil der Staatskrediteinrichtungen und gleich danach Präsident des Reichsrates und des Ministerkonseils. 1826 führte er den Vorsitz in dem hohen Gerichtshofe gegen die Dekabristen. Nikolaus hielt ihn für einen Staatsmann, weil L. ihm nie widersprach, und L. stand in großem Ansehen in Rußland. Er starb am 18. April 1827. — Vgl. Kleinschmidt, Rußlands Geschichte und Politik, dargestellt in der Geschichte des russischen hohen Adels, Kassel 1877.

La Renaudie, ein Edelmann aus Perigord, stiftete unter dem Vorgeben, von Condé dazu veranlaßt zu sein, die Verschwörung von Amboise (s. d.). Er selbst fiel am 17. März 1560 im Handgemenge. — Vgl. v. Ranke, Französische Geschichte I, 147 f.

Larevellière de Lépeaux, Louis Marie de. Als jüngster Sohn des Maire zu Montaigu (Niederpoitou) am 25. August 1753 geboren, verlebte L. eine traurige Kindheit unter der Zuchtrute eines reizbaren Priesters, der den starrsinnigen Knaben oft schlug, und wurde mißgestaltet. Er studierte am Collège von Beaupréau und bei den Oratorianern in Angers, trieb an letzterem Orte Jura, widmete sich wie sein älterer Bruder der Advokatur und arbeitete bei einem Procureur in Paris, hegte jedoch einen unbändigen Widerwillen gegen Prozeßverfahren und überhaupt Jurisprudenz, und sein Bruder nahm ihm in rastloser Arbeit die Hauptgeschäfte ab, während er sich mit den lebenden Sprachen, der Philosophie und den Künsten angelegentlich beschäftigte. Nach einigen Jahren kehrte er, reich an Wissen, nach Anjou zurück, heiratete vorteilhaft und gewann durch seine feingebildete Frau solche Neigung zur Naturwissenschaft, daß beide sich damit speziell befaßten und er in Angers Vorträge darüber hielt. Er schwärmte für Rousseau, für republikanische und philosophische Gebilde, bewunderte die englischen Institutionen und Amerikas neue Freiheit und sann, unzufrieden mit den Zuständen in Frankreich, auf Auswanderung nach der Schweiz oder den Vereinigten Staaten. Der dritte Stand der Sénéchaussée von Angers sandte L. 1789 in die Reichsstände, wo er sich alsbald durch seine heftige Opposition gegen die Hofpartei hervortat; fast beständig stimmte er mit der Linken der Constituante bis zu ihrer Auflösung; einmal rief er hingegen aus: „Am Tage, an dem Frankreich seinen König verliert, wird es auch seine Freiheit einbüßen!" Während der Legislative war L. Geschworener am hohen Nationalgerichtshof, Generaladjutant der Nationalgarden im Westen, Administrator des Departements Maine-et-Loire und bereiste in letzterer Eigenschaft die Vendée, um sie mit der Sache der Revolution auszusöhnen. Er trat in den Nationalkonvent, bewunderte viele Girondisten aufrichtig, aber ihrer Politik pflichtete er nicht bei. Er war ehrlicher Republikaner, rief als Antwort auf das Manifest des Herzogs von Braunschweig zur Hilfeleistung für alle Völker auf, die sich befreien wollten, und stimmte trotz seines früheren Ausspruches, da er Ludwig XVI. als einen Verräter und Meineidigen ansah, für seinen sofortigen Tod. Er war ein erbitterter Widersacher der Pariser Kommune und suchte im Kampfe gegen die Bergpartei letztere in Aufbietung äußerster Energie für die Revolution zu überbieten; im März 1793 rang er mit Danton gleichsam im Einzelkampfe. Als der Berg die Gironde überwältigte, schloß sich L. mit Feuer Lanjuinais in seinem Ansturm gegen ersteren an, konnte aber nur fortgesetzt protestieren und bestieg trotz Krankheit, auf die Schultern seiner Freunde Pilastre und Leclerc gestützt, wiederholt die Tribüne. Es erging gegen ihn ein Haftbefehl und gleich danach wurde er für außer dem Gesetze erklärt. Er fand ein Asyl bei Freunden, bis ihn der Sturz Robespierres aus dem Verstecke hervorrief; er kam wieder nach Paris und nahm im Konvente seinen Platz ein. Von den Thermidorianern hielt er sich fern, die Royalisten waren ihm ein Greuel, und gegen beide verteidigte er die Jakobiner, obwohl er deren Opfer gewesen war. Er wurde in die Kommission der Elf gewählt, die der Verfassung vom Jahre III das Leben gab, und Daunous intimster Freund, Präsident des Konvents und erster Präsident des Rates der Alten. Bei der Wahl des Direktoriums der Republik erhielt L. 1795 die meisten Stimmen. Die Mittelparteien in den gesetzgebenden Räten waren für ihn; sie ehrten seine Beredsamkeit, seine republikanische Überzeugung, seine Unbescholtenheit. Aber bald zeigte sich, daß er nichts weniger sei als ein Staatsmann, hingegen ein fanatischer Doktrinär, kleinlich, giftig, zelotisch, wie ihn sein Antipode Carnot gekennzeichnet hat. Er und Carnot waren grundverschiedene Naturen, was sich vor allem auf religiösem Boden zeigte. Als glühender Revolutionär bekämpfte L. maßlos heftig die christliche Kirche: an ihrer Stelle wollte er einen neuen Kultus der Vernunft und Humanität begründen und stiftete in diesem Geiste die Sekte der Theophilantropen, was Carnots Hohn hervorrief; für seinen neuen Kultus wirkte er als Direktor und als Mitglied des Institutes, erregte aber viel Spott. Seine Gesinnungen näherten ihn mehr und mehr Rewbell und Barras, Carnot hingegen blieb mit Letourneur in der Minorität; je mehr eine Reaktion drohte, desto fester hielt L. an Rewbell und Barras; der Zwist im Direktorium wurde immer bitterer, Barras, L. und Rewbell waren zum Gewaltakte gegen den Gesetzgebenden Körper entschlossen, um keine royalistische Reaktion aufkommen zu lassen, wechselten das Ministerium, begünstigten Bonaparte anstatt Hoche und führten, als eben Rewbell anstatt Carnots am 31. August 1797 Präsident des Direktoriums geworden, den Staatsstreich vom 18. Fruktidor (4. September) herbei. Nach demselben botanisierte L. wieder eifrig, beschäftigte sich mit der Theophilanthropie und mit dem republikanischen Kalender; nach wie vor träumte er von der Revolutionierung Europas; Bonaparte erschien er nicht gefährlich. Mit Treilhard und Merlin stand er jetzt im Direktorium Barras und Rewbell gegenüber; als Rewbell austrat, kämpften Barras und Siéyes gegen das Triumvirat, Treilhard wurde rasch beseitigt, und Siéyes und Barras gingen so energisch gegen Merlin und L. vor, daß diese am 18. Juni 1799 freiwillig abdankten. Nach dem 18. Brumaire ver-

teidigte L. das Direktorium gegen Verleumdungen und trat in das Privatleben; doch blieb er im Institut. Er verweigerte den Eid auf das Kaiserreich, erhielt seinen Abschied und lebte sehr bescheiden auf seinem Gute La Rousselière in der Sologne, mit Naturgeschichte beschäftigt; 1810 nach Paris gekommen, schlug er eine kaiserliche Pension aus. Unveränderlich trat er gegen Napoleon ein, wurde 1816 nicht von dem Gesetze gegen die Königsmörder betroffen und starb in Paris am 27. März 1824. Er hatte das Museum in Angers gegründet und hinterließ wichtige Memoiren; auch hat er verschiedenes publiziert. — Vgl. die Werke über Revolution, Direktorium, Konsulat und Kaiserreich.

La Roche-Jaquelein, de, wegen ihrer legitimistischen Gesinnungen bekannte Familie aus dem Poitou, aus welcher namentlich Graf Henri, geboren am 3. August 1772 auf Schloß Durbellière bei Châtillon-sur-Sèvre, zu nennen ist. Seit dem Frühjahr 1793 an den Kämpfen der Vendée gegen die Republik beteiligt, wurde er nach dem unglücklichen Treffen bei Chollet (17. Oktober) zum Generalissimus gewählt, ohne indessen nach eigenem Willen befehlen zu können, weil ihm ein Kriegsrat von 25 Mitgliedern zur Seite stand; dabei war er sehr jung, und seine militärischen Talente waren seinem Mute und seiner Hingebung nicht ebenbürtig. Er führte die Armee bei Saint-Florent über die Loire, wies von Laval aus den Angriff der Republikaner durch seinen Sieg bei Entrames am 27. und das Arrieregardengefecht bei Craon am 28. Oktober ab, irrte dann aber, in seiner Hoffnung auf eine allgemeine Erhebung des Landes und auf die Hilfe der Engländer getäuscht, planlos hin und her. Seine Truppen verlangten, in die Vendée zurückgeführt zu werden; vergebens suchte er indessen, am 3. Dezember durch einen Angriff auf Angers sich den Weg dahin zu bahnen. Er wich auf Le Mans; am 12. wurde er hier von Marceau gänzlich geschlagen und seine Macht zersprengt; nur mit wenigen der Seinen erreichte er selbst das linke Loireufer. Umsonst versuchte er das Boccage zu neuem Aufstande zu entflammen; Turreaus colonnes infernales warfen die Erhebung überall nieder, im Gefechte mit einer derselben fiel L. R. am 4. März 1794 bei Nouaillé, von seinen Anhängern vergöttert.

Sein Bruder, der Marquis Louis, am 29. November 1777 zu Saint-Aubin geboren, rief während der hundert Tage die Vendée gegen Napoleon unter die Waffen und fiel in einem Gefechte gegen dessen Truppen am 4. Juni 1815. Seine Witwe, die Marquise von L. R. von Donnissan, am 25. Oktober 1772 zu Versailles geboren, zuerst an einen anderen Führer der Vendéer, den Marquis Lescure (s. d.) vermählt, 1801 zum zweitenmale verheiratet, selbst eine Heldin der Vendée, hat wichtige Memoiren hinterlassen. Einer ihrer Söhne, Henri Louis, versuchte 1832 vergeblich, die Vendée gegen das Julikönigtum zu insurgieren und fiel, für das legitimistische Prinzip fechtend, unter Dom Miguel in Portugal. Der jüngste Bruder seines Vaters Auguste, welcher übrigens auch unter Napoleon gedient hatte, war an jenem Versuche ebenfalls beteiligt, wurde aber 1835 von der erhobenen Beschuldigung freigesprochen.

La Rochelle war in den Hugenottenkriegen einer der Hauptstützpunkte der reformierten Partei, nach der Bartholomäusnacht wurde die Stadt der Angelpunkt ihres Kampfes gegen den Katholicismus. Im Jahre 1573 widerstand sie mit Erfolg einer 6½ monatlichen Belagerung, welche durch einen am 24. Juni geschlossenen Frieden beendet wurde; am 29. Oktober 1628 aber erlag sie schließlich den acht Monate hindurch fortgesetzten Angriffen trotz des heroischen Widerstandes, welchen ihr Maire Guiton, ein Schiffsrheder, diesen entgegengesetzt hatte, und trotz der Entsatzversuche einer englischen Flotte, zu deren Abwehr der Kardinal Richelieu einen Damm durch das Meer hatte ziehen lassen. Guiton soll nur noch über 136 kampffähige Männer verfügt haben, 15,000 Menschen sollen in L. R. umgekommen sein. Der Fall der Stadt besiegelte den Untergang der Hugenotten. — Vgl. Arcère, Histoire de la ville de L. R., L. R. 1756—57.

La Romana, Peter Caso y Sylva Marques de, spanischer General, 1770, n. a. 1761 zu Palma auf Mallorka geboren, erhielt im Jahre 1807 das Kommando über 14,000 Mann, welche Spanien Frankreich zur Verfügung stellen mußte. Mit diesen befand er sich unter Bernadottes Kommando im Sommer 1808 in Dänemark, als er die Nachricht von den Vorgängen in seiner Heimat erhielt. Es gelang ihm, auf englischen Schiffen von Fünen aus zu entkommen und mit 9000 Mann am 20. September in Santander zu landen, was in England großes Aufsehen machte und viel dazu beitrug, den Krieg in Spanien dort populär zu machen. Er kam gerade rechtzeitig an, um durch seine Truppen Blakes geschlagener Armee einen Halt zu geben, reorganisierte die Trümmer derselben in Leon und führte 1809 in Galicien mit Glück den kleinen Krieg gegen Ney und Soult, denen es nie gelang, ihn zu fassen; er war es, der seine Landsleute zuerst den Guerillakrieg lehrte: ward Mitglied der Zentraljunta, gehörte dann zu Wellingtons Heere in Portugal und starb dort zu Cartaxo am 23. Januar 1811. — Vgl. „Memoiren“, Paris 1825.

La Roncière le Noury, Camille de, französischer Vizeadmiral, am 13. Oktober 1813 zu Turin geboren, wegen seiner wissenschaftlichen Befähigung und diplomatischen Gewandtheit schon früh zu organisatorischen Arbeiten und politischen Sendungen gebraucht, zeichnete sich während des Krimkrieges als Kommandant der Fregatte Roland aus, kommandierte 1856 eine zu wissenschaftlichen Zwecken in das nördliche Polarmeer entsandte Expedition und leitete 1866 den Rücktransport der Truppen aus Mexiko. 1870 war er zuerst für das Kommando einer Landungsflotte bestimmt, aber schon am 8. August wurde ihm der Befehl über die nach Paris zu entsendenden Marinetruppen übertragen. Nachdem er für deren zweckmäßige Verwendung in den Forts gesorgt hatte, erhielt er das Kommando in Saint-Denis, am 21. Dezember leitete er das Ausfallsgefecht gegen Le

Bourget. Nach dem Kriege wandte er sich der Politik zu, monarchischen Prinzipien huldigend und besonders dem Bonapartismus ergeben, wurde Deputierter und Senator, erhielt aber im Herbst 1877 wegen einer heftigen gegen den Präsidenten der Republik Mac-Mahon gelegentlich der Wahlen gerichteten Polemik seine Entlassung aus dem aktiven Dienste und starb am 15. Mai 1881 zu Paris. Er schrieb „La marine au siège de Paris“, Paris 1872. — Vgl. „Moniteur de l'Armée“ 1881.

La Rothière, Schlacht am 1. Februar 1814. Blücher war nach der am 29. Januar geschlagenen Schlacht bei Brienne (s. d.) nach Trannes zurückgegangen; Napoleon folgte ihm am 30. in eine fast eine Meile lange Stellung zu beiden Seiten von L. R., welche er nur dünn besetzen konnte, den rechten Flügel an die Aube gelehnt; unternahm aber wider seine Gewohnheit weiter nichts. Schwarzenberg hatte daher Zeit, seine Kräfte zu einem Schlage zu sammeln, welchen er für den 1. Februar plante und mit dessen Ausführung er Blücher beauftragte; Besorgnis für seine Flanken, welche bei seiner Überlegenheit, 80- bis 100,000 Mann gegen die Hälfte dieser Stärke, unnötig war, veranlaßte ihn jedoch, weite Entsendungen zu machen und dadurch seine Macht für den bevorstehenden Kampf zu schwächen. Der Oberfeldherr und die Monarchen wohnten der Schlacht bei. Sie begann um 1 Uhr bei ungünstigem Wetter, Schneegestöber erschwerte die Umsicht, auf anhaltenden Regen war ein Nachtfrost gefolgt. Befürchtungen für seinen linken Flügel, durch den Vormarsch der Bayern unter Wrede hervorgerufen, hatten Napoleon kurz vorher veranlaßt, eine rückgängige Bewegung anzuordnen; er gab jetzt Befehl, damit innezuhalten, und entsandte die Gardekavallerie unter Nansouty, um den Ausmarsch des Corps Sacken im Zentrum der Verbündeten zu stören, sie wurde jedoch von den Russen geworfen, und Sacken nahm L. R.; Gyulai auf dem linken und der Kronprinz von Württemberg auf dem rechten Flügel kamen indessen nicht so rasch vorwärts; erst als Wrede, welcher rechts von den Württembergern auf dem äußersten Flügel vorging, in das Gefecht eingriff, mußte Marmont, der auf dem linken französischen Flügel befehligte, weichen; teilweise Vorteile, welche Victor im Kampfe um L. R. errang, gingen wieder verloren; die Verbündeten waren im Zentrum und rechts davon überall siegreich; Napoleons Truppen, welche ihnen den hartnäckigsten Widerstand entgegengesetzt hatten, gingen endlich in Auflösung auf Brienne zurück, nur sein rechter Flügel unter Gérard hatte Gyulai gegenüber stand gehalten und räumte erst in der Nacht seine Stellung, der letzte Akt der Schlacht spielte sich bei vollständiger Dunkelheit ab. Die Fortsetzung des Kampfes, welche Napoleon am 2. erwartete, unterblieb; Blücher ging, dem früheren Plane gemäß, an die Marne und die Möglichkeit, einen Entscheidungskampf herbeizuführen, blieb unbenutzt.

Lasalle, Antoine François Louis Graf, einer von Napoleons besten Reiterführern, am 10. Mai 1775 zu Metz aus vornehmer Familie geboren, besonders genannt wegen seines Eingreifens in den Kampf von Rivoli am 14. Januar 1797, wo sein Erscheinen mit 200 Reitern hauptsächlich den Sieg entschied, und durch die Einnahme von Stettin nach den Oktobersiegen von 1806; dort war er chef d'escadron, hier Brigadegeneral. Auf den Schlachtfeldern Italiens, Ägyptens, Spaniens und Deutschlands wird sein Name vielfach mit Auszeichnung genannt, und Napoleon zollt ihm hohe Anerkennung. Er fiel am 6. Juli 1809 bei Wagram. 1808 hatte ihn Napoleon zum Generaloberst der Schweizer ernannt. — Vgl. „Nouvelle biographie générale“ XXIX, Paris 1862.

Lascy, s. **Lacy.**

Lasker, Eduard. Am 14. Oktober 1829 zu Jaroczin (Posen) als Israelit geboren, besuchte L. das Elisabethgymnasium in Breslau, studierte hier und in Berlin Mathematik und Jura von 1847—1851, wurde Auskultator und Referendar am Berliner Stadtgerichte und ging nun auf drei Jahre in das Ausland (besonders nach England). 1856 trat er als Referendar wieder in den Staatsdienst, wurde 1858 Assessor am Berliner Stadtgerichte, welche Stellung er 1870 mit der eines Rechtsanwaltes an demselben vertauschte; 1873 wurde er Syndikus des Pfandbriefamtes der Stadt Berlin, 1876 Mitglied des Verwaltungsgerichtes. Die Universität Freiburg kreierte ihn am 26. Juni 1875 zum Ehrendoktor der Philosophie.

L. lenkte zuerst durch staatsrechtliche und historisch-politische Abhandlungen die Aufmerksamkeit auf sich; sie waren in Oppenheims „Deutschen Jahrbüchern“ 1861—1864 erschienen; später sammelte er sie unter dem Titel „Zur Verfassungsgeschichte Preußens“ (Leipzig 1874). Im März 1865 wurde er vom 4. Berliner Wahlbezirke in das preußische Abgeordnetenhaus gewählt, wo er in der Fortschrittspartei seinen Platz nahm. Frühe zeichnete er sich durch die Schlagfertigkeit seiner Rede, durch den Blitz des Impromptu, der ihm so unwiderstehlich eignete, durch die Gewandtheit in der Debatte aus, die ihm die schönsten Siege in den Schoß werfen sollte; dabei war er auf das gründlichste in allen Verfassungsfragen unterrichtet und prüfte sie mit kritischem Auge, mit ungewöhnlichem Scharfsinn. So war er bald eine der hervorragendsten Figuren der Partei. Im Juli 1866 in Berlin wiedergewählt, nahm er den nach dem Kriege von der Regierung angebotenen Ausgleich des Verfassungskonfliktes an und war unter den Gründern wie unter den Führern der nationalliberalen Partei im Abgeordnetenhause; später wurde er ihr Führer im norddeutschen Bundestage, dann im deutschen Reichstage. Seit 1868 vertrat er Magdeburg im Abgeordnetenhause und im norddeutschen Bundestage. Hier war er für die Heranziehung Süddeutschlands thätig; aus seiner Vorlage gingen das Not-Gewerbegesetz vom 8. Juli 1868 und die Gewerbeordnung vom 21. Juni 1869 hervor. Im Abgeordnetenhause beantragten er und Miquel im November 1869 die Ausdehnung der Kompetenz des norddeutschen Bundes auf das gesamte bürgerliche Recht, da ohne dies der Bund in Stagnation geraten und Preußen sinken würde; trotz mächtiger Gegenströmungen ging der Antrag am 24. d. M. mit

großer Mehrheit durch. L. nahm in allen Sessionen hervorragenden Anteil an einer Reihe organisatorischer Gesetze für Preußen und Deutschland, an der siebenjährigen Dienstzeit, an der Kreis- und Provinzialordnung Preußens, an der Unifizierung Deutschlands, an der Ausbildung der Gesetzgebung &c. Im norddeutschen Reichstage beantragte er 1870, man möge für den sofortigen Eintritt Badens, resp. der süddeutschen Staaten, in den Norddeutschen Bund wirken, unzweifelhaft wünsche Baden den Eintritt; Bismarck nannte den Antrag einen politischen Fehler, der nur bei Verkennung der Gesamtlage Deutschlands habe gemacht werden können; die Beweisführung des Kanzlers und die in der Debatte zutage tretenden Anschauungen belehrten L., und er zog am 24. Februar seinen Antrag zurück. L. war von unermüdlichem Fleiße und studierte fortgesetzt; um seine Kenntnisse zu bereichern; seine Rednergabe entfaltete sich immer glänzender, sein Wissen war überreich, und im gegebenen Momente stand ihm stets, was er brauchte, zur Verfügung; er war lebenslang von seltener Wahrhaftigkeit und Überzeugungstreue, wollte nur das Beste, blieb bei allem Ruhme bescheiden und drängte sich nie hervor, wenn er gleich vollkommen wußte, was er galt und wert war. Gleich eifrig trat er ein für nationale Einigung und für konstitutionelle Freiheiten. Im deutschen Reichstage, in den ihn der 2. Meininger Wahlkreis deputierte, beantragten er und Freiherr v. Stauffenberg 1871, auch bis zur Einführung der Reichsverfassung sollten Gesetze, die das Land mit Anleihen belasteten, der Zustimmung des Reichstags bedürfen; Bismarck bekämpfte diesen Satz leidenschaftlich. Als in dem Bankgesetzentwurf vom November 1874 keine Bestimmungen über Errichtung einer Reichsbank getroffen waren, beantragte L. Ausfüllung der Lücke und Überweisung des Entwurfs an eine Kommission; Windthorst bekämpfte die Zulässigkeit des Antrags als Verstoß gegen die Geschäftsordnung, und das Haus gab ihm der Mehrheit nach Recht; die Kommission erklärte sich für die Notwendigkeit einer Reichsbank. Als Bebel im Reichstage einmal eine blutige Revolution in Aussicht stellte, rief ihm L. zu, die Bürger würden kommunistische Empörer mit Knüppeln niederschlagen. L. bekämpfte den Kanzelparagraphen als Ausnahmegesetz und im Juni 1872 das Gesetz gegen die Jesuiten und verwandte Orden. Am 14. Januar 1873 griff er den Handelsminister Grafen Itzenplitz im Abgeordnetenhause heftig an: s. „Itzenplitz“; dieser fiel; die lange Rede L.s vom 7. Februar gegen das Unwesen der Eisenbahngründungen nach Strousbergs System, ganz ruhig und sachlich begründet, war ein Meisterwerk und brachte den Ministerpräsidenten Grafen Roon, der den Geheimrat Wagener hatte rechtfertigen wollen, in starke Verlegenheit; auf L.s Antrieb wurde eine königliche Kommission ernannt, die alle von ihm geforderten Erhebungen über das Eisenbahnwesen machte; das Abgeordnetenhaus wählte in sie L. und v. Köller. Die Untersuchungskommission begann sofort ihre Arbeiten; längere Zeit beiseite gelassen, wurde der ausführliche Bericht im Februar 1876 wieder auf die Tagesordnung gesetzt; ohne L.s Verschulden entsprach die Debatte keineswegs den hochgespannten Erwartungen, und am 29. März wurde L.s Antrag angenommen: man wolle die Regierung auffordern, den Mißbräuchen im Konzessionswesen entgegenzutreten und für Reform der Gesetze über das Aktienwesen zu wirken. Auch an den Debatten über die Berliner Nordbahn &c. nahm L. wesentlichen Anteil; das Reichseisenbahnprojekt fand alsbald seine Unterstützung, und 1876 war er im Abgeordnetenhause, dem er seit 1874 für Frankfurt a. M. angehörte, der Hauptverteidiger desselben. Bei der Beratung über die Matrikularbeiträge der Bundesstaaten sprach er dafür, daß nicht neue Steuern ein Äquivalent für deren Verminderung bilden dürften, sondern die Einkommen- und Erbschaftssteuer und der Immobilienstempel auf das Reich übernommen werden sollten; doch drang er nicht durch; L. gestand im November 1875 zu, daß die Börsensteuer gerecht sei, meinte aber, sie dürfe nur im Zusammenhange mit einer notwendigen Reform der Stempelsteuern eintreten. Ebenso beteiligte er sich an den Debatten über die Militärgesetzgebung, über das Militärbudget, über den Arrest der Soldaten &c. Wie im norddeutschen Bundestage, so stellten L. und Miquel im Reichstage seit 1871 mehrfach den Antrag, die Reichskompetenz auf das gesamte bürgerliche Recht, Strafrecht und Gerichtsverfahren auszudehnen, aber Jahre vergingen, bis sie durchdrangen und ein Ausschuß den Auftrag erhielt, den Plan zu entwerfen, nach dem ein allgemeines bürgerliches Gesetzbuch ausgearbeitet werden solle. In der Session von 1874/75 sprach L. für die Verweisung der neuen Justizgesetze an eine Justizkommission; sein Antrag, sie durch Gesetz zu ermächtigen, auch während der Parlamentsferien bis zur nächsten Session zu tagen und den Mitgliedern Diäten dafür zu bewilligen, wurde angenommen. Bei der Beratung der Strafgesetznovelle im Reichstage trat L. wiederum in den Vordergrund; wie seine Partei lehnte er die politischen Bestimmungen in der Regierungsvorlage ab, sie als unannehmbar bezeichnend, wollte aber die rein juristischen im Plenum beraten wissen; am 3. Dezember 1875, bei der ersten Lesung der Novelle, hielt er einen Vortrag von 2½ Stunden; den politischen Artikeln warf er vor, sie seien wie Kautschuk und bezeichneten die in ihnen bedrohten Vergehen mit so dehnbaren Worten, daß alles dem subjektiven Ermessen des Richters überlassen bleibe; schon ein falscher Bericht oder eine andere Betonung könne das Urteil trüben. Bismarck fand in L.s Erörterungen eine Gereiztheit, die grundlos scheine, während Hänel voll Bewunderung für L. sprach. Am 27. Januar 1876 sprach L. gegen den Sozialistenparagraphen der Strafgesetznovelle und glaubte die vom Minister Grafen Eulenburg gestellte Alternative, Annahme des Paragraphen oder Möglichkeit des Bürgerkrieges, namens der ungeheuren Mehrheit des Reichstages als irrig zurückweisen zu dürfen; L. unterschätzte bedeutend die sozialdemokratische Gefahr, forderte die Sozialdemokraten im Reichstage zu praktischer Mitarbeit an der Vervollkommnung der Nation auf, was besser sei, als in Worten ungeheure Fortschritte zu versprechen und wirkliche zu hin-

dern. Als politisches Organ diente L. die „Berliner autographierte Korrespondenz“, und sie erklärte im August 1876, daß bei den Wahlen die liberale Partei geschlossen einstehen würde für die Wahl liberaler Abgeordneten. Bezüglich der Justizgesetzentwürfe gingen die Nationalliberalen und die Fortschrittspartei schließlich aus einander; Miquel, Bennigsen und L. brachten im Reichstage im Dezember 1876 einen Kompromißantrag mit der Reichsregierung ein, den die Fortschrittspartei ablehnte; L. verteidigte ihn eifrig; die Fortschrittspartei brach mit den Nationalliberalen. Bisher im Kulturkampfe schweigsam geblieben, sprach L. am 28. Februar 1877 nach einer Rede des Klerikalen Cremer im Abgeordnetenhause in warm bewegten Worten den Wunsch nach einem Ausgleiche in den konfessionellen Streitfragen aus und befürwortete hierzu eine teilweise Revision der Maigesetze; er wich hierin vom Gros seiner Partei ab und mußte den Vorwurf der Sentimentalität in den Kauf nehmen, während nur sein edles, gutes Herz ihn leitete. Am 26. April d. J. erläuterte er im Reichstage Moltkes Rede vom 24. d. M. als friedlich, und Moltke billigte seine Ausführung völlig. Mit anderen erhob er sich gegen die Fortdauer des Zeugniszwanges, aber der Bundesrat hielt daran fest. Bei der heftigen Debatte im Abgeordnetenhause über die Ministerbeurlaubungen vom 26. bis 27. Oktober führte L. die Nationalliberalen und gab in ihrem Namen die Erklärung ab, sie hielten eine neue Stadt- und Landgemeindeordnung für notwendige Bestandteile der Verwaltungsreform. In der Debatte über den Welfenfonds im Abgeordnetenhause vom 5. bis 6. Dezember erklärte er es für inopportun, wenn das Haus jetzt sein Kontrollrecht ausübe, wünschte aber, die Regierung möge die Hand dazu reichen, den Fonds aus der Welt zu schaffen. In den Steuerdebatten des Februar 1878 im Reichstage ergriff auch L. das Wort als Gegner des Tabakmonopols. Bismarck war längst zornig auf L., der sich nicht, wie er gehofft, „wie ein Ei zerdrücken“ ließ, sondern unbeirrt das verfocht, was ihm als Recht erschien; trat diese Verstimmung in der Debatte über die Stellvertretung des Reichskanzlers im März 1878 im Reichstage erkennbar zutage, so griffen Bismarcks Organe L. bald heftig an; Bismarck beschuldigte ihn als Führer der Nationalliberalen, er habe seine Einigung mit Bennigsen wegen einer Ministerkombination vereitelt, die Regierungspresse befehdete L. im Juli gelegentlich der Wahlen zum Reichstage rücksichtslos, im 2. Meininger Wahlkreis trat ihm sogar Bismarcks ältester Sohn als Kandidat entgegen, aber L. siegte am 30. Juli glänzend. Hatte L. im letzten Reichstage das Sozialistengesetz bekämpft und seine Partei gegen den Vorwurf verwahrt, das Anwachsen der Sozialdemokratie gefördert zu haben, so trat er im September 1878 in die Kommission für die Sozialistenvorlage, welche letztere unter seinem Einflusse wesentlich modifizierte; er verteidigte seine abweichenden Ansichten, stimmte dann einem Kompromißantrage zu und betonte am 18. Oktober die Notwendigkeit des Zustandekommens des Sozialistengesetzes. Im März 1879 bekämpfte L. im Reichstage die Vorlage des Bundesrats über die Disziplinargewalt des Reichstags gegenüber seinen Mitgliedern, worauf Bismarck ihn zu widerlegen suchte; am 21. d. M. bekämpfte L. den Antrag Seydewitz' auf Abänderung der Gewerbeordnung, da er, im Vorurteile aller Nationalliberalen befangen, sofort Innungszwang befürchtete, empfahl aber seine Verweisung an eine Kommission. Als Führer des linken Flügels der Nationalliberalen zählte L. 1879 während der Reichstagssession zu den entschiedensten Verteidigern des bisher geltenden Freihandelssystems und den erklärten Gegnern des Zolltarifgesetzes; seine Reden gegen die Vorlage des letzteren im Mai brachten Bismarck in Eifer, und er sprach äußerst gereizt am 9. Mai gegen L., der besonders die Getreidezölle verwarf; L. unterlag trotz aller Anstrengungen. Am 7. Oktober fiel L. in Frankfurt a. M. bei den Wahlen in das Abgeordnetenhaus durch, der demokratische Gegenkandidat siegte, L. aber verzichtete auf eine anderweitige Wahl; bei einer Nachwahl in Breslau am 3. November ließ ihn die nationalliberale Partei fallen, und ihr linker Flügel war somit ohne den bisherigen Führer im Hause. Am 14. März 1880 erklärte er im Reichstage seinen Austritt aus dieser Partei, am 15. teilte er es deren Vorstand in einem Schreiben mit; nicht in Harmonie mit der Fraktion und ihrer Leitung seit 1879, konnte er sich für die nächste Zeit kein nützliches Zusammenwirken mit ihr versprechen, gab aber die Hoffnung auf ein solches in späteren Tagen nicht auf. In einem Briefe an seine Meininger Wähler erklärte er am 24. März, er könne der Majorität der nationalliberalen Fraktion in ihrem Versuche nicht folgen, mit der Regierung über die Wirtschafts- und Steuerreform zu paktieren. Bei der Militärvorlage im Reichstage beantragten L. und Stauffenberg im April, die Gültigkeitsdauer der Friedenspräsenzstärke nur auf 3 anstatt 7 Jahre festzustellen; L. begründete den Antrag, doch fiel derselbe durch, und L. stimmte am 16. April gegen die durchgehende Militärvorlage. Am 1. Mai sprach er seine Mißbilligung des Vorgehens der Regierung gegen Hamburgs Stellung als Freihafen aus und konstatierte mit Genugthuung, daß sich noch nicht eine Stimme im Reichstage erhoben habe, die es als verfassungsgemäß verteidigte. Bei einer Landtagsnachwahl in Magdeburg fiel L. am 19. September gegen den nationalliberalen Bewerber durch.

Nach der Lesung der Stempel-, Brau- und Wehrsteuer-Vorlagen Ende März 1881 im Reichstage kritisierte L., jetzt Secessionist, dieselben und Bismarcks Denkschrift scharf, wogegen der Reichskanzler eine lange Rede hielt; auch seine Stellung zum Unfallversicherungs-Gesetz verdroß Bismarck (Juni 1881) sehr. In Meiningen wiedergewählt, begründete er im Januar 1882 Buhls Antrag wegen Erweiterung der Haftpflicht, für den er als Delegierter am 19. Dezember 1881 bereits gestimmt hatte. Sein am 6. Mai 1882 auf dem Parteitage in Berlin entwickeltes liberales Parteiprogramm wurde en bloc von den Secessionisten angenommen. Kränklichkeit und Verstimmung über den Gang der öffentlichen Angelegenheiten veranlaßten L., sich mehr und mehr von der politischen

Bühne fernzuhalten, seine Nerven waren äußerst alteriert. Er trat nun eine Reise zu Freunden in New-York an, wo er unverhohlen seine Mißbilligung der Bismarckschen Politik äußerte, erlag aber plötzlich dort am 4. Januar 1884 einem Schlaganfalle. In ihm schied einer der eifrigsten Vorkämpfer des Liberalismus, ein reiner Charakter, ein mit idealem Schwunge begnadeter Politiker dahin. Das amerikanische Repräsentantenhaus erließ an den deutschen Reichstag eine Resolution, in der es den Hintritt des eminenten Mannes beklagte und seine Thätigkeit als nützlich, Deutschland ersprießlich bezeichnete; der deutsche Gesandte in Washington, v. Eisendecher, wollte sie durch Bismarck an den Reichstag gelangen lassen; der Reichskanzler aber sandte sie durch Eisendecher an das Repräsentantenhaus zurück, da er sein Visa keiner Erklärung geben könne, die eine Verurteilung der kaiserlichen Politik involviere. Mochte auch von L.s Freunden die Resolution angebahnt worden sein, so mußte doch Bismarcks feindselige Haltung gegen L. über das Grab hinaus viel Anstoß erregen. Als am 7. März 1884 der Präsident v. Levetzow im Reichstage L.s Tod erwähnte, sprach Rickert dem amerikanischen Repräsentantenhause, das über die Zurückweisung der Resolution sehr verstimmt war, seinen Dank für die bewiesene Teilnahme aus, was zu einer höchst tumultuarischen Scene führte. Am 13. März suchte Bismarck selbst die Zurücksendung im Reichstage zu rechtfertigen, kritisierte schneidend L.s parlamentarische Thätigkeit und beschuldigte ihn der Zersprengung der nationalliberalen Partei. Hänel behauptete, er sehe in der Resolution nur eine Beileidsbezeigung, in Bismarcks Rede aber ein unschönes Totengericht, worauf Bismarck erwiderte: die hielten ein solches ab, welche den toten L. gegen ihn ausgespielt hätten. L. wurde feierlich in Berlin beigesetzt.

Berthold Auerbach hat eine Autobiographie L.s unter dem Titel „Erlebnisse einer Mannesseele“ (Stuttgart 1873) herausgegeben, die aber viel Anstoß erregte.

Lasko, Johannes a, **(Jan Łaski)** aus einem angesehenen polnischen Geschlecht entsprossen, geboren „wahrscheinlich um das Jahr 1499“ in dem kleinen, der Familie gehörigen Städtchen Lask in der Woiwodschaft Sieradz, in welcher der Vater das höchste Amt bekleidete, wurde der Begründer der evangelischen Kirche in Polen. Die erste Erziehung und Ausbildung erhielt er unter der besonderen Leitung seines gleichnamigen Oheims, der Erzbischof von Gnesen und Primas des Königreichs, auch Reichskanzler war, durfte diesen auch auf seiner Reise zum Laterankonzil im Sommer 1513 nach Rom begleiten, wo er etwa 15 Monate verweilte, und begab sich von da zu weiteren Studien auf die hohe Rechtsschule zu Bologna. Wie die Empfehlungen des Oheims den jungen Mann daheim in die höchsten Kreise, selbst an den Hof gebracht hatten, so öffneten sie ihm auch in der Fremde den Zutritt zu den berühmtesten Lehrern und verschafften ihm ihre besondere Fürsorge. Über seine bedeutenden Geistesgaben und seinen erfolgreichen Fleiß fehlt es nicht an Zeugnissen. Die Exkommunikation, in welche er während dieser Zeit verfiel, weil von einem in Rom weilenden Vetter ohne sein Wissen ein Wechsel auf seinen Namen ausgestellt, aber nicht eingelöst war, wurde selbst vom Oheim für eine bedeutungslose Strafe angesehen und offen erklärt. Als L. nach fünfjähriger Abwesenheit heimkehrte, fand er sich bereits im Besitze von drei Domherrnstellen und zwei anderen reichen Pfründen, stieg auch sehr bald noch in kirchlichen Aemtern, wurde 1521 unter die Sekretäre des Königs aufgenommen und war schon längst vom Oheim zum dereinstigen Nachfolger in den eigenen hohen Kirchenwürden und Staatsämtern ausersehen. Schon hatte die neue Lehre von Wittenberg auch in Polen Eingang und Verbreitung gefunden und zu manchem verbitterten Streit und zu Ketzerverfolgung Anlaß gegeben, als L. Gelegenheit fand, zur Fortsetzung seiner Studien eine zweite Reise ins Ausland zu unternehmen. Gegen Ende 1523 begleitete er seinen Lieblingsbruder, der mit diplomatischen Aufträgen reiste; es ging zuerst über Basel, wo er durch den Bruder in Verkehr mit Erasmus und den anderen Humanisten kam, nach Paris, wo sich ihm die gleichgesinnten wissenschaftlichen Kreise öffneten, dann wiederum zurück nach Basel, wo er etwa ein Jahr Hausgenosse des Erasmus sein durfte, und endlich im Herbst 1525 auf ausdrücklichen Befehl des Oheims nicht durch Deutschland, sondern durch Oberitalien nach Polen zurück. Daß L. damals bereits die Schäden der römischen Kirche gleich seinem innig verehrten Lehrer und so weit als dieser richtig erkannte, darf nicht bezweifelt werden, aber er war von jeder Annäherung an das tiefere Wesen der evangelischen Lehre noch so weit entfernt, daß er nach seiner Heimkehr den von ihm geforderten Reinigungseid inbetreff seines Glaubens ohne Gewissensbedenken ablegen konnte. Durch des Oheims Vermittelung wurde er noch Administrator von Gnesen und später Propst von Gnesen und Lenczyc. Über seine Teilnahme an den äußeren Dingen in den zwölf Jahren nach der Rückkehr von Basel giebt es der Nachrichten genug, aber über seine innere Wandlung ist die Überlieferung völlig stumm. Er mochte es, zumal bei den Vorgängen in Danzig, Elbing und Thorn, immer mehr begreifen, daß gegen die neue Richtung allein mit Gewaltmaßregeln sich nichts ausrichten ließ, und es bedauern, daß an eine ernstliche Besserung keine Hand gelegt wurde; er sah das ränkesüchtige Einmischen der Königin in die kirchlichen Dinge, das häßliche Intriguenspiel der Prälaten; auf ihn übertrug sich nach dem Tode des Oheims (1531) der verbitterte Haß der zahlreichen Gegner. Aber er verfolgte auch den heftigen Streit zwischen Erasmus und Luther über das Wesen der Freiheit und vertiefte sich dadurch mehr und mehr in die Schriften des Reformators selbst. Schon 1536 verbreitete sich einmal das, freilich falsche, Gerücht, L. hätte die Heimat verlassen und wäre nach Wittenberg gegangen. Aber nach zwei Jahren, als der König ihn eben zum Archidiakonus von Warschau ernannt hatte und ihm bald danach seine Absicht, ihn auf den Bischofsstuhl von Kujawien zu erheben, mitteilte, erklärte er sich demselben mündlich, mit Darlegung seiner Gründe außer Stande, diese Gunst anzu-

nehmen, und verließ sofort, wohl noch im Sommer 1538, sein Vaterland und seine Ämter. — L. zog über Frankfurt, Mainz, wo er ein Jahr blieb, und Brüssel nach Löwen; hier lebte er still zumeist in einer kleinen evangelischen Gemeinschaft und vermählte sich mit einem einfachen Bürgermädchen, von dem nicht einmal die Namen bekannt sind. Einen Schauplatz für seine erste reformatorische Wirksamkeit aber fand er, seit 1540, in Ostfriesland. — Über zwei Jahre lebte L., zum Teil von alter Krankheit geplagt, zunächst noch weiter seinen stillen Studien in Emden, nur daß er inzwischen noch einmal nach Krakau an das Sterbelager seines Bruders eilen mußte. Im Beginne des Jahres 1543 übernahm er, von der die Vormundschaft für ihren Sohn führenden Gräfin-Witwe aufgefordert, die Leitung (Ephorie) aller Kirchen des ganzen Landes. Neben dem Kampfe, den er auf der einen Seite gegen Mönche und Bilderdienst, auf der andern gegen die Sektierer und die Lauen zu führen hatte, beschäftigte ihn zumeist die Einrichtung der Landeskirche: Visitationsreisen wurden unternommen, zur Ausübung der Kirchenzucht wurde den Predigern ein Rat von vier Laien an die Seite gestellt, dabei eine allgemeine Prediger-Versammlung (der Cötus) eingeführt, auch das Schulwesen geordnet. Da L. trotz aller Bemühungen eine volle Glaubenseinheit unter seinen Predigern nicht durchführen konnte, so legte er 1546 die Superintendentur nieder und blieb nur Pfarrer an der Hauptkirche in Emden selbst; doch ließ er sich nach einigen Monaten, da die heftigsten Gegner wichen, zur Wiederannahme der obersten Kirchenleitung bewegen. Das Hauptwerk der litterarischen Thätigkeit L.s aus seiner friesischen Zeit ist der Katechismus (gedruckt erst 1551). Wenngleich L., seiner milden und edlen Gesinnung entsprechend, in dem Widerstreit der beiden evangelischen Parteien im allgemeinen eine mittlere Richtung einhielt, so war doch beim Eintritt des Interimsstreites von seiner festen Überzeugungstreue ein Nachgeben auf keinen Fall zu erwarten. Im Sommer 1548 begab er sich nach Königsberg, sei es, um beim Herzoge Albrecht von Preußen eine Stellung zu finden, oder vielleicht auch in der stillen Hoffnung, von dem neuen, dem Evangelium weniger abgeneigten Polenkönige einen Ruf in die Heimat zu erhalten. Unverrichteter Sache nach Ostfriesland zurückgekehrt, reiste er dann auf eine Einladung des Erzbischofs Cranmer nach England und verlebte dort den Winter auf dem Schlosse desselben zu Lambeth in engstem und vertrautestem Umgange mit ihm und nicht ohne sichtlichen Einfluß auszuüben. Im Oktober 1549 endlich mußte er sein Amt in Emden auf den Wunsch der die Macht des Kaisers fürchtenden Gräfin niederlegen. Nach mehrmonatlichem Aufenthalte in Hamburg und Bremen folgte er im nächsten Frühjahre dem Rufe nach London, um die dort lebenden zahlreichen deutschen Protestanten zu einer Gemeinde zu sammeln und als solche zu leiten. Schon im Juli (1550) erkannte ein königlicher Erlaß Eduards VI. die aus Deutschen und anderen Fremdlingen Londons gebildete evangelische Gemeinde an, gab ihr vollste Selbständigkeit und eine alte Kirche zum Eigentum; L. als Superintendent und vier andere Geistliche wurden an ihre Spitze gestellt. Gerade die ausdrückliche Bestimmung, daß diese „Fremdlingsgemeinde“ in keiner Weise der Landeskirche eingegliedert sein sollte, bereitete manche Mißhelligkeit mit der letzteren, die eine so selbständige, wesentlich auf ganz anderen Grundsätzen beruhende Gemeinschaft als einen Pfahl im eigenen Fleische betrachtete; und wieder dieser Gegensatz war es wohl zumeist, was L. veranlaßte, die Gemeinde fest in sich abzuschließen. Wie seine „Londoner Bekenntnisschrift“ die Glaubenssätze enthielt, auf welche sich jeder, der Aufnahme verlangte, zuvor verpflichten mußte, so hat er in einer andern Schrift („Forma ac ratio etc.“) sehr genau das ganze Leben innerhalb der Gemeinde (Taufe, Abendmahl, Trauung, Beamtenwahl, Kirchenzucht, Cötus) beschrieben und vorgeschrieben. Auch außerhalb der eigenen Gemeindeangelegenheiten durfte L. in London kirchlich thätig mitwirken, indem er vom Könige in die Kommission zur Ausarbeitung eines (evangelischen) Kirchenrechtes berufen wurde und auf eine andere Kommission zur Feststellung der Lehrartikel für die englische Kirche, wenn er auch als Fremder nicht Mitglied derselben werden konnte, wenigstens einen starken geistigen Einfluß ausgeübt hat; seine Beziehungen zu Cranmer blieben stets die freundschaftlichsten und innigsten. Den Mitgliedern des deutschen Fürstenbundes, die sich an Eduard VI. um ein Hilfsbündnis wandten, erschien L. als der geeignetste Vermittler. Als der Tod des jugendlichen Königs und die Thronbesteigung der Maria Tudor dem Protestantismus in England den Untergang bringen zu wollen schien, wurde auch sofort der Fremdlingsgemeinde ein Ende bereitet, und L. selbst, der der Gefangenschaft entging, verließ im September 1553 mit einem Teile derselben London und England. Überall auf dem Festlande, wo die Flüchtlinge sich eine neue Heimat zu gründen versuchten (in Kopenhagen, Rostock, Wismar, Lübeck, Hamburg) wurden sie auf Betreiben der Lutheraner, oft selbst in herzlosester Weise, zurückgestoßen. Erst im folgenden Frühjahr konnte L. seinen Schützlingen in Emden eine von opferwilliger Teilnahme dargebotene Zufluchtsstätte bereiten, er selbst wurde wieder Superintendent der friesischen Kirche; aber es währte doch nur ein Jahr, bis ihn und die Seinigen der Haß der Gegner auch von hier wieder vertrieb. Ebenso schnell verleidete ihm in Frankfurt a. M., wo er danach die Leitung eines andern Teiles der Londoner Flüchtlinge übernahm, die Verfolgungssucht der orthodoxen Ketzerriecher jede Freude an seiner Thätigkeit, so daß ihm eine erneuerte, jetzt mit mittelbar eingestandener Zustimmung des Königs Sigismund II. August ergangene Einladung zur Heimkehr in die Heimat endlich sehr gelegen kam. Im Oktober 1556 verließ L. Frankfurt, besuchte den Landgrafen Philipp in Kassel, Melanchthon selbst in Wittenberg (jetzt zum erstenmale, wie er kurz vorher den gleichbefreundeten Calvin in Frankfurt zum erstenmal persönlich gesehen hatte) und wurde endlich in den ersten Dezembertagen auf dem Schlosse eines protestantischen Verwandten bei Krakau von Verwandten und Glaubensgenossen freudig begrüßt. Am Neujahrstage wohnte er

einer Pastoralkonferenz bei, welche die kurz vorher geschlossene Union zwischen den polnischen Protestanten und den in Polen wohnenden böhmischen Brüdern bekräftigen sollte, und begab sich dann nach Wilna zum Könige selbst. Vergebens bestürmten diesen der päpstliche Nuntius und der Papst selbst um die Verbannung des gefürchteten Reformators; ohne eine Zusage wegen der Kirchenverbesserung zu geben, versprach der König L. als seinem Sekretär seinen Schutz und gestattete ihm, seine Glaubensgenossen um sich zu versammeln und ihnen zu predigen. Jetzt hatten die polnischen Protestanten, was ihnen immer gefehlt: ein sie einigendes Haupt. L. nahm an einer großen Reihe von Synoden, provinzialen und allgemeinen, Anteil, traf einleitende Vorbereitungen zur Übersetzung der Bibel in die polnische Sprache und arbeitete weiter mit Eifer an der Ausgestaltung des Kirchenwesens und an der Gründung von Schulen. Um eine Einigung aller Evangelischen des ganzen polnischen Reiches anzubahnen, reiste er, obwohl sehr kränklich, im Frühjahr 1558 sogar nach Königsberg, aber natürlich, da die Osiandristen dort die Oberhand hatten, vergebens. Wie gegen die Anhänger der römischen Kirche, als deren Vorkämpfer jetzt Hosius (s. diesen Artikel) auftrat, so hatte er nicht minder stark gegen die bald geheimen, bald auch offenen Angriffe der Gegner im Schoße der eigenen Kirche anzukämpfen. Nachdem er so das ganze Jahr 1559 hindurch trotz schwerer körperlicher Leiden rastlos gearbeitet hatte, nahm seine Krankheit um die Weihnachtszeit eine bedenkliche Wendung; am 8. Januar 1560 verschied L. auf dem Schlosse zu Pinczow und wurde nach drei Wochen in der Stadtkirche bestattet. Auf der Synode zu Sendomir im April 1570 wurde noch einmal eine gemeinsame Bekenntnisschrift für die Protestanten und die böhmischen Brüder in Polen ganz im Sinne L.s aufgesetzt, aber nach dem Tode des letzten Jagiellonen konnte die römische Kirche in Polen ihre verlorene Stellung sehr bald wiedergewinnen. — Vgl. **Krasinski**, Historical sketch of the Reformation in Poland, 1838 (deutsch 1841); **Fischer**, Versuch einer Geschichte der Reformation in Polen, 2 Teile, 1855f.; **Dalton**, Johannes a Lasco. Ein Beitrag zur Reformationsgeschichte Polens, Deutschlands und Englands, 1881. Die Gesamtwerke L.s hat 1866 der holländische Theologe **Kuyper** herausgegeben.

Lassalle, Ferdinand. Dieser interessante Agitator wurde als Sohn eines wohlhabenden jüdischen Kaufmanns in Breslau am 11. April 1825 geboren, sollte Kaufmann werden und kam nach seiner Gymnasialzeit 1840 auf die Handelsschule nach Leipzig, die er in anderthalb Jahren absolvierte. Aber gelehrte Studien fesselten ihn weit mehr, und er bezog 1842 die Universität der Vaterstadt. Keckes Selbstvertrauen und eine nie verlegene Beredsamkeit, die mit allem „auf das leichteste Fangball spielte“, zeichneten ihn früh aus; für das Journal der Studentenschaft lieferte er philosophische Artikel. L. studierte Philologie und Philosophie, wurde ein Hauptbewunderer der Jung-Hegelschen Philosophie, und philosophische Kontroversen waren seine Liebhaberei. Seit 1844 setzte er seine Studien in Berlin fort, dem Lebensgenusse reichlich Rechnung tragend, eignete sich bedeutendes Wissen an und wurde von A. v. Humboldt, Savigny und Boeckh sehr geschätzt; auf die Durchschnittsbildung vornehm herabsehend, imponierte er trotz seiner Jugend. 1846 reiste er nach Paris, und Heine war von ihm entzückt, nannte ihn bewundernd eine „Vereinigung von Wissen und Können, von Talent und Charakter“. Nach Berlin zurückgekehrt, lernte L. 1846 die in der Scheidung von ihrem Gemahle begriffene Gräfin Sophie Hatzfeldt (geborene Prinzessin Hatzfeldt) kennen, wurde ihr leidenschaftlicher Verehrer und führte acht Jahre lang mit Uneigennützigkeit ihre verwickelten Prozesse, bis er 1854 ein ihr günstiges Resultat erzielte; der intellektuellen Urheberschaft eines Kassettendiebstahls zugunsten der Freundin angeklagt, rechtfertigte er sich glänzend; die Gräfin behielt zeitlebens großen Einfluß auf ihn. Nach Düsseldorf übergesiedelt, stürzte er sich in die politische Bewegung, vertrat die Stadt auf dem rheinischen Demokratenkongreß und forderte im November 1848 das Volk zu bewaffnetem Widerstande auf; als Seele der Agitation am 21. November verhaftet, verteidigte er sich als „Revolutionär aus Prinzip, als entschiedener Anhänger der sozialdemokratischen Republik“ so meisterhaft, daß seine Freisprechung erfolgte; darauf aber forderte er zur Widersetzlichkeit gegen Beamte auf, das Tribunal verurteilte ihn zu sechs Monaten Gefängnis, und er saß dieselben im Winter 1850 ab. Wieder nach Berlin übergesiedelt, zog er sich von der politischen Bewegung zurück und lebte bis 1862 seinen Studien. 1857—58 erschien sein zweibändiges Werk über „Heraklit den Dunkeln von Ephesos“ (Berlin), in dem er die Diktatur des überlegenen Geistes verherrlichte, 1859 sein historisches Trauerspiel „Franz von Sickingen“ und die Broschüre „Der italienische Krieg und die Aufgabe Preußens. Eine Stimme aus der Demokratie“, 1860 „Fichtes politisches Testament“, 1861 „Lessing vom kulturhistorischen Standpunkt“ und sein Hauptwerk „Das System der erworbenen Rechte. Eine Versöhnung des positiven Rechts und der Rechtsphilosophie“ (zwei Teile, Leipzig), sowie noch einiges über Fichte, den er als philosophischen Vorläufer des deutschen Sozialismus feierte. Ohne die Kenntnis des „Systems der erworbenen Rechte“ läßt sich L.s späteres agitatorisches Auftreten in seinen innersten Motiven nicht erfassen. In maßloser Grobheit befehdete L. 1862 in einer Schrift den Litterarhistoriker Julian Schmidt (Berlin). Während der Konfliktsperiode hielt er Vorträge, die Aufsehen erregten; sie griffen den lebendigen Kern der politischen Dinge an, redeten die Sprache von 1848, belehrt durch die damaligen Erfahrungen, setzten sich über alle konstitutionellen Doktrinen hinweg, wandten sich vom Bürgertume ab und dem vierten Stande zu; schließlich forderte er das allgemeine Wahlrecht, um das Prinzip des Arbeiterstandes als herrschendes Prinzip der Gesellschaft zu verwirklichen, pries die Herrschaft des vierten Standes als die Blüte der Sittlichkeit und Kultur und appellierte an die Massen. Das Berliner Stadtgericht erklärte ihn am 16. Januar 1863 auf eine

Rede des letzten Jahres hin der Gefährdung des öffentlichen Friedens durch Anreizung der Staatsangehörigen zu gegenseitigem Haß und Verachtung schuldig, verurteilte ihn zu viermonatlichem Gefängnisse, und das Kammergericht bestätigte dies trotz seiner gewandten, von Eitelkeit durchtränkten Verteidigungsrede. Die inkriminierte Rede ließ er als „Arbeiterprogramm" 1863 in Zürich erscheinen; sie schilderte die Freiheit des vierten Standes als die Freiheit der Menschheit, seine Herrschaft als die der letzteren. L. war als beredter Advokat und feuriger Volksredner allbekannt geworden, seine Reden wurden von den Arbeitern wie ein Evangelium betrachtet. Bisher hatte L. praktische Ziele nicht verfolgt, war nur als philosophischer Radikaler aufgetreten; jetzt wurde er das Zentrum einer weitreichenden Agitation innerhalb des gärenden Arbeiterstandes. In Leipzig hatte sich ein Zentralkomitee für Arbeiterinteressen gebildet; dies wandte sich an L. und erbat seinen Rat, wie die Lage der Arbeiter in politischer, materieller und geistiger Beziehung zu verbessern sei und was er von Arbeiterassociationen halte. L. erließ das vom 1. März 1863 datierte „Offene Antwortschreiben an das Zentralkomitee zur Berufung eines allgemeinen deutschen Arbeiterkongresses zu Leipzig". Er will, der Arbeiterstand solle sich als selbständige politische Partei konstituieren und mittels des allgemeinen und direkten Wahlrechts seine Vertretung in den gesetzgebenden Körpern Deutschlands finden; er bekämpft die Fortschrittspartei, die durch Kleinmut die Sache der Freiheit preisgegeben habe und noch am Dogma der preußischen Spitze für Deutschland festhalte, während die preußische die allerreaktionärste Regierung sei; Gewerbefreiheit und Freizügigkeit erscheinen ihm selbstverständlich, die Schulze-Delitzsch-Associationen, Kredit-, Vorschuß-, Rohstoff- und Konsumvereine nicht vermögend, die Lage des Arbeiterstandes zu verbessern; letzteres ist nur zu erreichen durch freie Association der Arbeiter für fabrikmäßige Großproduktion; die Scheidung zwischen Arbeiterlohn und Unternehmergewinn muß wegfallen, der Arbeiter sein eigener Unternehmer werden; es ist Aufgabe des Staats, die Mittel zu dieser Neugestaltung zu bieten, und das allgemeine Stimmrecht von 96 % der Bevölkerung ist als Magenfrage aufzufassen. Diese Broschüre enthält alle Ideeen L.s über die soziale Frage; der Arbeiter wird schroff den besitzenden Klassen entgegen gestellt und zum Zugreifen nach seinen Rechten aufgerufen. Das Leipziger Komitee nahm das Programm an, und in Leipzig bildete sich eine Gemeinde. Fast die ganze liberale Presse griff L. an, es kam zu einem Schriftenwechsel mit Rau in Heidelberg, ein großer Teil der Arbeiter erklärte sich gegen L. für Schulze-Delitzsch, L. stand mitten in der Polemik. Auf einer Arbeiterversammlung in Leipzig bewirkte er einen Aufruf an die deutschen Arbeitervereine zur Gründung eines allgemeinen Arbeitervereins auf dem Boden seines Programms, während die Fortschrittspartei eine Reihe Versammlungen gegen ihn inscenierte. Auf einer hauptsächlich aus Schulze-Delitzschs Anhängern bestehenden Versammlung in Frankfurt a. M. errang er einen vollen Sieg, seine dortige Rede war seine größte agitatorische Leistung, 400 Stimmen gegen eine entschieden sich für die Beschickung der Leipziger Versammlung; die Rede wurde als „Arbeiterlesebuch" (Frankfurt 1864) publiziert und eine Art Grundtext für die sozialistische Agitation. Gleich nach dem Frankfurter Tage siegte L. in Mainz mit 800 gegen zwei Stimmen. Am 23. Mai 1863 wurde in Leipzig der Allgemeine deutsche Arbeiterverein gegründet, L. Präsident auf fünf Jahre mit fast diktatorischer Gewalt; das Programm richtete sich äußerlich fast ganz auf die Wahlreform und schwieg von der Sozialreform. Langsam ging es mit der Gewinnung von Mitgliedern, im August zählte der Verein nicht über tausend. L.s Gegner sparten Demonstrationen nicht. Er aber kam wegen seines Arbeiterprogramms (s. oben) wieder vor die Berliner Gerichte, verteidigte sich meisterhaft, griff dabei die indirekten Steuern schneidend an und hielt seine gelungenste, edelste Rede; die Richter verwandelten die viermonatliche Haft in eine Buße von nur 100 Thalern. Nun eilte er an den Rhein und hielt im September in Barmen, Solingen und Düsseldorf eine recht gemeine Brandrede, die als Broschüre „Die Feste, die Presse und der Frankfurter Abgeordnetentag. Drei Symptome des öffentlichen Geistes" (Düsseldorf 1863) erschien; maßlos tobte er gegen die Presse, die Fortschrittspartei, die Frankfurter Reichsverfassung, und ein vulgärer Ton riß in Solingen in der Versammlung ein, die geschlossen werden mußte; der Staatsanwalt erhob sofort Anklage gegen die Rede. Feierte L. in den rheinischen Fabrikstädten die größten Triumphe, so verhielt sich Berlin ziemlich kühl; seit Oktober bearbeitete er die dortigen Arbeiter, aber nur wenige traten in seinen Verein. Die Presse überflutete ihn mit Angriffen, während Bismarck sich wiederholt mit ihm besprach, was ihm große Hoffnungen erregte; doch gewährte ihm der Minister keine moralische Unterstützung und versprach sich von L.s Agitation keinen dauernden Erfolg.

L. hatte beständig Prozesse wegen seiner Reden und seines Wirkens zu bestehen; überarbeitet, überhetzt reiste er umher, bisweilen einen frühen Tod ahnend; er sprach manchmal von der Möglichkeit, bei seinem Streben zugrunde gehen zu müssen, und hoffte, aus seiner Asche werde ein Rächer entstehen, nicht aber „die gewaltige und nationale Kulturbewegung enden". Um einen theoretischen Codex seiner Lehre für seine Anhänger zu schaffen, schrieb er im Winter 1864 das übereilte Buch „Herr Bastiat Schulze von Delitzsch, der ökonomische Julian, oder Kapital und Arbeit" (Berlin), eine grobe dünkelhafte Abfertigung des bisher gnädig geduldeten Gegners; jetzt ist Schulze nur noch Gaukler und Schwindler. Der Schwerpunkt der Schrift lag in der Forderung von Produktivassociationen der Arbeiter und in der Betonung der Staatshilfe hierfür anstatt der Selbsthilfe. Er wollte die soziale Welt mit Staatshilfe, Produktivassociationen und allgemeinem direktem Wahlrechte aus den Angeln heben, und setzte, um dies zu erreichen, einen Staat voraus, der gar nicht bestand. Wegen seiner Ansprache an die Berliner Arbeiter (November 1863), die er in einer Bro-

schüre wiederholt hatte, klagte ihn der Staatsanwalt auf Hochverrat an; am 13. März 1864 kam er vor den Staatsgerichtshof. Hier verkündete er fast prophetisch, wie die Dinge kommen würden; seiner Meinung nach mußte Bismarck das allgemeine und direkte Wahlrecht der Nation geben, das Volk auf die Bühne rufen und, von ihm getragen, die nationale Existenz dem Auslande gegenüber behaupten. Der Staatsanwalt beantragte eine Zuchthausstrafe von drei Jahren, L. aber wurde von der Hauptanklage freigesprochen, und das Gericht erklärte sich betreffs der übrigen Punkte inkompetent. Hingegen verurteilte ihn die Zuchtpolizeikammer in Düsseldorf wegen Publizierung der Solinger Rede (s. oben) am 22. April 1864 in contumaciam zu einjährigem Gefängnisse und als er sich vor dem Düsseldorfer Appellgericht in einer langen Rede verteidigte, milderte es die Strafe zu sechs Monaten wegen Gefährdung des öffentlichen Friedens und Aufreizung der Staatsangehörigen zu Haß und Verachtung. Die letzte Zeit von L.s Leben war mit Mißerfolgen und Enttäuschungen reich versetzt, in seinem sehr mäßig zunehmenden Vereine traten Zwistigkeiten ein, die erhoffte große Bewegung blieb aus, während L.s eigene Kräfte abnahmen. Er dachte im Gegensatze zu früher an einen Bund von Volk und Königtum gegen die Bourgeoisie, an ein soziales Königtum, und wies bei seiner zweiten Rundreise am Rhein im Sommer 1864 darauf hin. Mit ganz zerrütteten Nerven reiste der Freund der alten Hatzfeldt in die Schweiz; auf Rigi Kaltbad suchte ihn, der den Frauen sehr gefährlich war, die exzentrische Helene v. Dönniges, Tochter des bekannten bayerischen Geschäftsträgers in der Schweiz, auf, die er von Berlin kannte. Sie war zwar mit einem Rumänen Yanko v. Racowitz verlobt, wollte aber lieber L. heiraten, was die Gräfin keineswegs förderte; L., „ihr kaiserlicher Aar, ihr starker Siegfried“, eilte nach Genf, wo sie mit den Eltern weilte; diese verwarfen die Ehe mit ihm, Helene lief zu L., der sie ins Elternhaus zurückführte. Helene war hierüber entrüstet, die Eltern ließen L. nicht vor, Dönniges ließ ihn zu sofortiger Abreise auffordern. L. bereute bitter, nicht mit Helene geflohen zu sein; Helene schrieb ihm einen Absagebrief. Er schrieb vielmals an sie und verließ am 13. August Genf, um sie sich in München zu erringen, wohin ihre Familie zurückgekehrt war; seine Liebe kannte keine Grenzen mehr. Am 23. nach Genf abgereist, forderte er Dönniges und Racowitz am 26. August, letzteren in für seine Braut beleidigenden Worten. Am 27. machte er sein Testament, am 28. traf ihn Racowitz' Kugel in den Leib, und am 31. August 1864 verschied er. Demokraten und Arbeiter feierten überall den Toten, die Gräfin Hatzfeldt zog mit der Leiche durch Deutschland, um für seine Sache zu begeistern, bis die preußische Regierung auf Drängen von L.s Mutter sie zwang, L. in der Familiengruft zu Breslau am 15. September beisetzen zu lassen; auch sein Testament rief noch Streit hervor. Am 21. Dezember 1864 wurde ein einfaches Denkmal auf seinem Grabe errichtet.

L. ward stets beherrscht von einer spekulativen Auffassung aller Dinge, blieb unter dem Einflusse der deutschen Philosophie und emanzipierte sich nie von der Studierstube, während er mit ausdauerndem Fleiße glühende Lebenslust und die Sucht nach Abenteuern verband. Er war „ein Volkstribun in Glacéhandschuhen“, der wie ein Olympier dem Volke die rettende Hand reichte. L. „trug in sich den Widerstreit großer Anlagen und kleinlicher Überhebung“. Er starb frühe genug, um nicht sehen zu müssen, daß sein Anhang sich spaltete und ein Teil zur staatsfeindlichen Internationale (s. d.) trat.

Vgl. „Unsere Zeit“, Neue Folge, Bd. I, Leipzig 1865; „Allgem. deutsche Biographie“, Bd. XVII, Leipzig 1883; B. Becker, Enthüllungen über das tragische Ende Lassalles, Schleiz 1868; Helene v. Racowitza, Meine Beziehungen zu Ferdinand Lassalle, Breslau 1879; Brandes, Ferdinand Lassalle, ein litterarisches Charakterbild, Berlin 1877; Kutschbach, Lassalles Tod, Chemnitz 1880.

Latimer, Hugo, englischer Bischof, Reformator und Märtyrer des XVI. Jahrhunderts, wurde geboren um 1490 zu Thurcaston in der Grafschaft Leicester als Sohn eines Gutsbesitzers, studierte zu Cambridge, wurde 1514 Magister artium, trat in den geistlichen Stand und war in seiner Jugend ein „obstinater Papist wie nur irgendjemand in England“. Bei seiner Promotion zum Baccalaureus der Theologie hielt er eine Rede gegen die Theologie Melanchthons. Bald darauf aber wurde er, besonders durch Bilney, für die evangelische Lehre gewonnen (ca. 1523) und war von da an ein eifriger Gegner des Papsttums und der kirchlichen Mißbräuche. Großes Aufsehen erregten besonders seine zu Weihnachten 1529 gehaltenen „Kartenpredigten“, in denen er nicht bloß die Unsitte des Kartenspielens in der Festzeit, sondern auch die Indulgenzen und andere Menschensatzungen bekämpfte und die evangeliche Heilslehre sowie die Notwendigkeit einer Bibelübersetzung verteidigte. Trotz der Anfechtungen seiner Gegner setzte er dennoch seine Predigtthätigkeit an verschiedenen Orten fort, predigte 1530 sogar vor dem König Heinrich VIII., gewann dessen Gunst und erhielt von ihm 1531 die Pfarrei Westkirston in Wilshire. Auf Cranmers Empfehlung wurde er sogar Kaplan der Königin Anna Boleyn und erhielt 1535 das Bistum Worcester, wo er durch seine feurigen und volkstümlichen, die sozialen Schäden freimütig anfassenden Predigten die Reformation kräftig förderte. Als er aber 1539 sich weigerte, die sogen. 6 Blutartikel Heinrichs VIII. anzunehmen, mußte er sein Amt niederlegen, lebte eine Zeit lang in der Verborgenheit, wurde aber zuletzt entdeckt und in den Tower gesetzt, wo er bis zu Heinrichs Tode 1547 blieb. Unter Eduard VI. wurde er frei, kehrte aber nicht wieder in sein Bistum zurück, sondern blieb in London als unermüdlicher Prediger und als Gehilfe des Erzbischofs Cranmer bei der Abfassung des Homilienbuches und anderen reformatorischen Arbeiten. Unter der Königin Maria wurde er 1553 vor den Geheimrat citiert, als Gegner des Papsttums in den Tower gesetzt, 1554 zugleich mit Erzbischof Cranmer und Bischof Rid-

ley in Oxford vor ein Glaubensgericht gestellt und, da er, einzig auf die Schrift sich berufend, jeden Widerruf verweigerte, den 16. Oktober 1555 zugleich mit Ridley verbrannt. Sein letztes Wort an diesen war: „Sei guten Mutes! Wir wollen heute in England mit Gottes Hilfe ein Licht anzünden, das nimmermehr verlöschen wird!" Wahrheitssinn, Überzeugungstreue, unerschrockener Glaubensmut sind die Grundzüge in seinem Charakterbild; Menschenfurcht war ihm ebenso fern wie Eigennutz und Ehrgeiz. Er war kein gelehrter Theolog, verstand nicht einmal Griechisch, aber seine Bibel hatte er in Kopf und Herz, und sein Volk kannte und liebte er wie wenige. Seine Predigten erschienen 1549 in 2 Bänden und wurden später von Bernher, Watkins, zuletzt 1844/5 von Corie neu herausgegeben; sein Leben beschrieb R. Demaus 1869; außerdem ist zu vergleichen Burnets „Englische Reformationsgeschichte" II, 209; Fox, Buch der Märtyrer, S. 705, und die übrige Litteratur zur Geschichte der Reformation in England.

Latour, Graf Theodor Franz Baillet, Sohn des Grafen Maximilian, k. k. General der Kavallerie (geboren auf Schloß Latour in Belgien 1737, gestorben am 22. Juli 1806 zu Wien). Er kam zur Zeit, als sein Vater Oberst war, den 15. Juni 1780 zu Linz, in der Hauptstadt Oberösterreichs zur Welt, erlangte seine militärische Ausbildung in der Wiener Neustädter Akademie und nahm zunächst als Oberlieutenant teil an den Kriegen mit Frankreich seit 1799—1805. Wir finden ihn dann 1809 im galizischen Armeecorps und 1812 im Corps Schwarzenbergs. Er brachte es zum Obersten und Ritter des Theresienkreuzes. Im großen Jahre der Befreiungskriege, 1813, und im darauffolgenden erwarb er sich namhafte Verdienste, so auch 1815 als Generalstabschef im Armeecorps des Prinzen von Württemberg. Damals Generalmajor geworden, 1831 Feldmarschalllieutenant, 1846 Feldzeugmeister, ward L. zu mehrfachen militärischen Aufgaben herangezogen, die seine Vertrauenswürdigkeit erprobten. Die schwierigste und verhängnisvollste beschied ihm das Jahr 1848. Als Kriegsminister des nachmärzlichen Österreichs, nahm er inmitten zerfahrener Verhältnisse, die einer Katastrophe zueilten, die undankbarste Stellung ein. Ungarn war für die Dynastie so gut wie verloren, die Ermordung des kaiserlichen Kommissärs, Grafen Lamberg (28. September) zu Ofen-Pesth, ein grauser Beleg für die dort herrschenden Stimmungen, deren Wege Kossuths Diktatur lenkte. Venedig hatte sich als Republik unter die Leitung Manins gestellt, während der Wiener Reichstag an unversöhnlichen Gegensätzen der Parteien und des nationalen Wesens krankte, die Fühlung mit der Dynastie verlor, und letztere einerseits den Thronwechsel, anderseits die bewaffnete Niederwerfung des Liberalismus als Trägers der Revolution plante. Der Wiener Bewegungspartei mußte bald der Kriegsminister als verlogenes Werkzeug der Reaktion erscheinen und ein aufgehetzter Pöbelhaufe vollführte in wahnwitziger Wut die Ermordung des 68jährigen Mannes. — Vgl. Wurzbach, Österreichisches biographisches Lexikon I (Baillet-Latour), S. 125—126. Insbesondere: „Erinnerungen an den k. k. Feldzeugmeister und Kriegsminister Theodor Grafen Baillet de L." (Graz 1849); Frhr. v. Welden, Feldzug der Österreicher gegen Rußland im Jahre 1812 (Wien 1870); Svoboda, Die Zöglinge der Wiener Neustädter militärischen Akademie (Wien 1870); „Die Hofkriegsratspräsidenten und Kriegsminister der k. k. österreichischen Armee" (Wien 1874). — Die Werke über die Wiener Revolution, insbesondere Dunder und Reschauer; Springer, Geschichte Österreichs, Bd. II. — „Ergebnisse der vom k. k. Militärgericht geführten Untersuchung wider die Mörder des k. k. Feldzeugmeister Grafen Theodor Baillet de L." (Wien 1850) — findet sich auch in englischer Übersetzung dem Nachtragsbande der 6. Ausgabe der Geschichte Österreichs von Will. Coxe beigefügt.

Latour d'Auvergne, Théophile de, am 23. November 1743 zu Carhaix in der Bretagne aus einer unechten Nebenlinie der Herzogsfamilie Bouillon geboren, während der Belagerung von Mahon auf Minorka Adjutant des Herzogs von Crillon, machte sich in dem Kriege der Republik mit Spanien in den Ostpyrenäen an der Spitze seiner Grenadiere einen gefürchteten Namen, und nahm überhaupt, obgleich er den Generalstitel zu führen ablehnte, eine hervorragende Stellung ein, erhielt von Napoleon I. den Titel des „Ersten Grenadiers von Frankreich" und fiel am 27. Juni 1800 im Gefecht bei Neuburg in Bayern. Während der napoleonischen Zeit wurden seinem Andenken besondere regelmäßige Huldigungen dargebracht. — Lebensbeschreibung von Buhot de Kersers, Paris 1841.

Latour d'Auvergne-Lauraguais, Henri Godefroi Bernard Alphonse Prince de, am 21. Oktober 1823 zu Paris geboren, wurde, nachdem er die Gesandtschaftsposten in Berlin, Rom und London bekleidet hatte, am 17. Juni 1869 von Napoleon III. zum Minister des Auswärtigen ernannt, verlor sein Portefeuille, als am 2. Januar 1870 das liberale Ministerium Ollivier ans Ruder kam, erhielt es am 10. August durch Palikao wieder, ging nach dem 4. September nach England und starb am 6. Mai 1871 zu London.

Latour-Maubourg, Marie Victor Marquis, aus der alten Familie de Fay am 11. Februar 1766 zu Lamotte de Galaure (Drôme) geboren, vor der Revolution Offizier der Garde du Corps, kommandierte 1792 unter Lafayette ein Kavallerieregiment und trat mit jenem auf österreichisches Gebiet über. 1797 nach Frankreich zurückgekehrt, nahm er als Adjutant Klebers an der Expedition nach Ägypten teil und wurde bei der Verteidigung von Alexandria schwer verwundet. Nach der Schlacht bei Austerlitz zum Brigadegeneral ernannt und bei Friedland von neuem verwundet, diente er von 1808—11 mit großer Auszeichnung in Spanien an der Spitze einer Dragonerdivision; 1812 kommandierte er in Rußland das vierte Reserve-Kavalleriecorps, welches bei Borodino die Rajewskischanze (la grande redoute) nahm; deutsche Reiter waren es, welche ihm diesen Erfolg verschafften; 1813 führte er wiederum ein Reitercorps, bis am 16. Oktober, bei dem großen Kavallerieangriffe bei Wachau,

welcher die feindliche Schlachtlinie durchbrechen sollte, eine schwere Verwundung seinem Siegesritte ein Ziel setzte; sie kostete ihn ein Bein. Unter der Restauration war er bei der Reorganisation der Armee thätig, fungierte von 1819—21 als Kriegsminister und wurde 1822 Gouverneur der Invaliden. Nach der Julirevolution legte er diese Stelle nieder, blieb den Bourbons treu und starb am 11. November 1850. — Vgl. „Notice sur L.-M“ par M. A. Sala.

Sein älterer Bruder, Marie Charles César Graf L.-M, am 22. Mai 1758 geboren, vor der Revolution Regimentskommandeur, schloß sich, vom Adel von Puy in die Generalstaaten gewählt, dem dritten Stande an, gehörte zu den Kommissären, welche den König von Varennes zurückführten, diente dann unter Lafayette und teilte dessen Schicksale und Gefangenschaft. Nach dem 18. Brumaire nach Frankreich zurückgekehrt, blieb er bis zu seinem am 28. Mai 1831 erfolgten Tode mannigfach im öffentlichen Leben thätig. Er hinterließ sieben Söhne, von denen mehrere in der Diplomatie und in der Armee höhere Stellungen bekleidet haben. — Vgl. „Nouvelle biographie generale“, 29. Bd., Paris 1862.

La Trémoïlle, Herzoge von, alte Adelsfamilie des Poitou, in viele Zweige gespalten: Louis II., Prinz von Talmont, 1460 geboren, kommandierte schon unter König Karl VIII. von Frankreich am 6. Juli 1495 bei Fornuovo das Corps de Bataille, eroberte im Anfange des folgenden Jahrhunderts Oberitalien, konnte aber Neapel nicht gewinnen, kämpfte am 14. Mai 1509 in der siegreichen Schlacht bei Agnadello mit, wurde am 6. Juni 1513 bei Novara von den Schweizern total geschlagen, hatte an der Revanche von Marignano am 14. und 15. September 1515 seinen Anteil, verteidigte 1522/3 mit Erfolg die Picardie gegen Engländer und Kaiser Karls V. Truppen und fiel in der gegen seinen Rat angenommenen Schlacht bei Pavia am 24. Februar 1525. — Henri Charles, Prinz von Tarent, am 17. Dezember 1620 zu Thouars geboren, am 16. September 1672 gestorben, wird in den Kämpfen der Fronde genannt, über welche er 1767 zu Lüttich erschienene Memoiren hinterlassen hat, stand auch in holländischen Diensten. — Ein anderer L. T., Philippe, 1764 geboren, focht unter den Fahnen der Emigranten, wurde gefangen genommen und 1794 guillotiniert; ein fernerer, Charles, 1764 geboren, trat nach Ausbruch der Revolution in österreichische Dienste, kehrte 1814 nach Frankreich zurück und starb 1839. — Der Name L. T. wird verschieden geschrieben. — Vgl. „Nouvelle biographie générale“, XXIX, Paris 1862.

Laud, William. Als Sohn eines Tuchhändlers am 7. Oktober 1573 zu Reading (Berkshire) geboren, studierte L. seit 1589 in Oxford am St. Johns College, wurde hier 1593 Fellow und galt frühe für einen Bewunderer Roms. Er nahm die Weihen, befehdete heftig die Puritaner und hatte eine ziemlich schwere Stellung unter lauter Gegnern. 1603 wurde er Kaplan des Grafen Devonshire, den er aus Liebedienerei mit einer verheirateten Dame traute, was ihn mehrere Jahre bei König Jakob I. unmöglich machte. L. bereute seine unwürdige Gefälligkeit und machte jenen Hochzeitstag zu seinem Bußtage. 1607 wurde er Vikar von Stanford, 1608 Rektor von North Kilworth und Kaplan des Bischofs von Rochester, erhielt vom versöhnten Könige eine Pfründe in Westminster, wurde 1611 Präsident des St. Johns College in Oxford, dann Kaplan Jakobs und 1616 Dechant von Gloucester. 1617 begleitete er Jakob nach Schottland, und dieser belohnte ihn für seine Vertretung absolutistischer Grundsätze gegenüber dem Presbyterianertume am 18. November 1621 mit der Erhebung zum Bischofe von St. Davids; am 15. Juni 1622 wurde er Beichtiger des Günstlings Buckingham (s. d.). Unter Karl I. stieg sein Ansehen rasch, 1626 wurde er Bischof von Bath und Wells, Dechant der königlichen Kapelle, 1627 Geheimer Rat, 1628 Bischof von London, 1630 Kanzler der Universität Oxford. Als Mitglied der Sternkammer und der Hohen Kommission hatte der ehrsüchtige Prälat ein weites Feld für seine Pläne und Eingriffe. Ohne Papist zu sein und ohne es zu wagen, den angebotenen Kardinalshut vom Papste anzunehmen, näherte L. die anglikanische Kirche dem römischen Charakter des Kirchentums; ein Feind der selbstzufriedenen Dogmatiker und theologischen Gezänkes, suchte er weniger nach der Wahrheit als nach dem Frieden, er erstrebte Uniformität der verschiedenen Glieder der Gesamtkirche; unbedingt gestand er seinem Monarchen den Supremat zu, denn nur im Bunde mit ihm und mit seiner Hilfe konnte er hoffen, die eigenen Ziele durchzuführen. Er haßte die Puritaner mit ihrem Fanatismus gegen Rom, gewann in geistlichen Dingen den leitenden Einfluß auf Karl und förderte eifrigst den Bund zwischen Thron und Altar. Mit Hilfe der Hohen Kommission und der Sternkammer schaltete er willkürlich, bebte vor keiner Grausamkeit zurück, erließ die nichtswürdigsten Urteile und verhängte haarsträubende Strafen über Puritaner und Sektierer: Ohren- und Nasenabschneiden, Auspeitschen u. dgl. waren keineswegs Seltenheiten; seine bekanntesten Opfer waren der Arzt Alexander Leighton, der überspannte Advokat William Prynne, der Prediger Burton, der Arzt John Bastwick, John Lilburne u. a. In Schottland wie in England besetzte L. die Bischofsstühle nach seinem Gutdünken, um seine hierarchischen Tendenzen zur Geltung zu bringen, wollte den Bischöfen die volle Kirchengewalt geben, die Generalversammlungen der Kirche unterdrücken und begünstigte in Schottland zum Entsetzen des kalvinistischen Gewissens des Volks den Arminianismus. Als er 1633 mit Karl in Schottland weilte, versuchte er, hier die Äußerlichkeiten der bischöflichen Hochkirche und das englische Prayer-Book einzuführen; doch zeigten die Presbyterianer so entschiedenen Widerstand, daß L. und Karl vorerst davon abstanden. Am 16. August 1633 wurde L. Erzbischof von Canterbury und Primas von England, auch erhielt er das Amt des Lordschatzmeisters; er war der Mittelpunkt der geistlichen Verwaltung und träumte von einer ihm dienstbaren, von Rom unabhängigen Bischofskirche. Er reizte Karl zu

ungesetzlichen Schritten gegen seine Unterthanen an, umgab ihn mit Kreaturen und beging Gewaltakt auf Gewaltakt, was ihn grenzenlos verhaßt machte. Auch 1637 scheiterte sein Bestreben, den Schotten einen neuen Kultus und kanonischen Codex aufzudrängen, und führte zu dem Karl so gefährlich werdenden Covenant des folgenden Jahres. Nun trieb er Karl zum Kriege gegen die Schotten an. Im Kurzen wie im Langen Parlamente erhob sich eine geschlossene Opposition gegen sein katholisierendes Kirchenregiment und seine Ausschreitungen, am 18. Dezember 1640 forderte das Unterhaus vom Oberhause, daß L. in Anklage versetzt werde, und er kam in den Tower, während seine Opfer aus ihren Kerkern emporstiegen. Als der Graf von Strafford zum Schafotte ging, erschien L., um ihn zu segnen, am Fenster seines Gefängnisses, war aber keines Wortes mächtig, sondern sank, die Arme nach ihm ausbreitend, in Ohnmacht. Er blieb in enger Haft, aller Einkünfte beraubt, während sein Lebenswerk draußen zertrümmert wurde und alle Welt ihn verfluchte. Am 12. März 1644 vor das Oberhaus gerufen, wurde er mit schweren Anklagen belastet, doch konnte keine auf Hochverrat ausgelegt werden. Das Unterhaus half diesem Umstande ab, indem es ebenso ungesetzlich wie bei Strafford eine Bill of attainder gegen L. einbrachte; er wurde am 11. (21.) November verurteilt, nur sieben Lords stimmten der Sentenz bei, der König wurde gar nicht gefragt, und L. endete am 10. Januar 1645 auf dem Schafotte; er starb mutig und beteuerte seine Treue zum anglikanischen Glauben. 1663 wurde er im St. Johns Kollege in Oxford bestattet.

Sein Wissen scheint weder tief noch umfassend gewesen zu sein, seine hinterbliebenen Werke geben uns keine große Meinung davon. Die von ihm im Tower geschriebene Geschichte seines Prozesses wurde von Wharton nebst seinem „Diary" 1694, eine Fortsetzung 1700 herausgegeben; seine Werke erschienen in sechs Bänden in der Library of Anglo-Catholic theology (Oxford 1847—49), seine Werke, Briefe und Aufsätze (Oxford 1857 bis 1860). Sein Leben wurde vielfach beschrieben, von seinem Todfeinde Prynne (1644) an bis heute; die neueste Biographie steht im 11. Bande von Hooks Lives of the Archbishops of Canterbury, (London 1875).

Vgl. die Werke über die englische Revolution, die bei „Karl I." genannt sind.

Lauderdale, John Maitland, Herzog von L., Viscount Petersham, Count Guilford. Am 24. Mai 1616 zu Lethington als Sohn Johns, zweiten Lords Maitland von Thirlstane und ersten Grafen Lauderdale, geboren, erhielt L. eine gute Erziehung, wurde eifriger Presbyterianer, trat frühe in das öffentliche Leben und war seit 1638 einer der eifrigsten Covenanters; er nahm an allen ihren Akten gegen Karl I. teil, zeigte sich bei dem Verkaufe desselben an die Engländer in Newcastle im Januar 1647 sehr doppelzüngig, suchte Karl in Hamptoncourt auf und verhieß ihm Schottlands Hilfe zur Wiedererlangung der Herrschaft, doch stieß Karl seine dreisten Bedingungen zurück. Später aber blieb ihm nichts übrig, als darauf einzugehen und auf der Insel Wight im Dezember den Vertrag mit den schottischen Kommissären abzuschließen. Graf L., der sehr emsig an der Vollziehung arbeitete, ging 1648 nach Holland, um den Prinzen von Wales zur Übernahme des Oberbefehls der schottischen Armee aufzufordern, verfuhr aber so brutal, daß die Sache scheiterte. Nach Schottland zurückgekehrt, erfuhr er von den Siegen der Engländer über die Schotten und sah sich für den Vertrag vom Dezember 1647 vom Parlamente bedroht, worauf er wieder in den Haag ging und Karl (II.) 1650 nach Schottland begleitete. Er erwarb sich dessen Gunst, begleitete ihn auf der Expedition nach England und fiel bei Worcester am 3. September 1651 in die Gefangenschaft Cromwells. Neun volle Jahre saß er gefangen im Tower und an andern Orten, bis Monk 1660 seinen Kerker öffnete, eilte sofort zu Karl II. nach dem Haag und wurde nach seiner Rückkehr nach London zum Staatssekretär für Schottland ernannt. Er wurde trotz seiner Vergangenheit ein williges und fähiges Werkzeug für alle Dienste, die Karl von ihm verlangte, war ein Mann der Arbeit und verwertete die königliche Gunst für sein eigenes Interesse. Er wurde in rascher Folge Präsident des Staatsrats, erster Kommissär der Schatzkammer, Mitglied des Oberhauses, Kammerherr, Gouverneur des Schlosses von Edinburgh 2c.; mit den Grafen Rothes und Middleton regierte er Schottland, bis es ihm gelang, beide zu verdrängen und seit 1667 allein das Land zu leiten. Er schien ein glühender Verfechter des Covenant, so lange für ihn keine Gefahr hierin lag; später aber warf er diese Richtung beiseite und verfolgte die Presbyterianer. Karl II. überhäufte den gewissenlosen Überläufer mit Ehren, am 2. Mai 1672 kreierte er ihn zum Marquis von March, am 2. Juni 1673 zum Herzog von L., er gab ihm den Hosenband-Orden, erhob ihn als Viscount Petersham und Count Guilford am 25. Juni 1674 in die englische Peerage und nahm ihn in seinen Geheimen Rat auf. Hier schloß er sich denen an, die am meisten Einfluß besaßen, und bildete mit Clifford, Arlington, Buckingham, Ashley das berüchtigte Cabal-Ministerium (s. d.), in dem er vielleicht das unehrlichste Mitglied war, wenn er sich auch gerne den Anschein lärmenden Freimuts gab. Die Kavaliere hielten ihn für einen der elendesten Verräter, das Parlament haßte ihn fast allgemein, er aber liebte, mit berechneter Heiterkeit von den Tagen zu reden, da er ein Rebell gewesen sei. Bisher der Mann des Covenant, wurde er vor allen von Karl II. benutzt, um das Bistum den Schotten wieder aufzuzwingen, und obwohl er keine Religion so günstig beurteilte wie die presbyterianische, arbeitete er mit Schwert, Strang und Folter für das Bistum und gegen sein Gewissen. Am 31. Dezember 1670 unterzeichnete er den Vertrag von Dover, d. h. nur den unechten (s. „Cabal-Ministerium"). Beständig riet er Karl zur Stärkung der Kronprärogative, trieb ihn, während er unbedenklich Gelder von Frankreich annahm, zu schlimmen Schritten, arbeitete an der Schwächung der Macht des Parlamentes und suchte Bestechungen bei diesem vorzu-

nehmen. Das Parlament von 1673 griff in erster Linie den Herzog von L. an und bei dem Wiederzusammentritte im Januar 1674 zog es ihn zur Verantwortung; es ersuchte Karl, L. seiner Ämter zu entsetzen und auf immer vom Hofe zu verweisen, trieb mit wilden Angriffen L. in die Enge und erzwang seine Entlassung. Er blieb nur Staatssekretär für Schottland und erhielt von Ludwig XIV. große Summen für manche Gefälligkeit; er war unter den wenigen, die im September 1674 um die Vertagung des Parlaments wußten, und galt für den Anstifter des Kriegs gegen die Generalstaaten. Im April 1675 griff ihn das Parlament abermals an und forderte seine Verabschiedung und Verbannung. L. hatte nicht den Mut, das entehrende Bündnis Karls vom 26. Februar 1676 mit Ludwig XIV. zu unterzeichnen, da es ihm den Kopf kosten könnte, aber auch nicht den Anstand, zurückzutreten. Als sich der Glücksritter Joseph August du Cros in London umhertrieb, begünstigte ihn L. sehr und verschaffte ihm im März 1676 vom Könige eine Mission nach Kopenhagen und Stockholm; du Cros empfand später schwer das Sinken von L.s Einfluß (Historisches Taschenbuch, sechste Folge, Bd. IV, Leipzig 1885). Das Parlament verabscheute L., der als Vizekönig in Schottland zu walten fortfuhr, und forderte am 17. Mai 1678 von Karl seine Absetzung und Verjagung, was dieser mit Indignation zurückwies. 1680 bemühte sich L., Karl bei Frankreich festzuhalten. Seitdem der Herzog von York in diesem Jahre in Schottland eintraf, sank L.s Ansehen rasch, 1682 entzog ihm Karl alle Ämter und Gehalte, und L. starb wenige Monate nach seinem Falle am 24. August d. J. in Tunbridge. Seine einzige Tochter heiratete den Marquis v. Tweedale. — Vgl. Macaulay, The history of England from the accession of James the Second, 5. Auflage, Bd. I, London 1849; O. Klopp, Der Fall des Hauses Stuart und die Succession des Hauses Hannover in Groß-Britannien und Irland, Bde. I und II, Wien 1875.

Lauderdale, James Maitland, achter Graf v. Am 26. Januar 1759 in Schottland geboren, studierte L. in Edinburgh und Glasgow unter der Leitung von Andrew Dalzell, mit dem er den Kontinent bereiste. Nach seiner Rückkehr trat er als Lord Maitland 1780 als Advokat bei dem Schottischen Bureau und durch den Einfluß seiner Familie für die schottischen Flecken Lauder und Jedburgh ins Parlament ein, wo er sich engstens an Fox anschloß. Er machte sich als Redner der Opposition bekannt, unterstützte 1783 die von Fox vorgelegte Indische Bill und gehörte 1787 der Kommission an, welche die Anklage gegen Warren Hastings führte. 1789 hielt er eine glänzende Rede für die Abschaffung des Sklavenhandels, und in demselben Jahre folgte er seinem Vater als Graf Lauderdale im Oberhause nach, um hier sofort Fox' wärmster Unterstützer zu werden, zu einem der sechzehn schottischen Repräsentativpeers gewählt. Voll Treue für seine politische Überzeugung, hielt er sich in der Opposition und sprach seinen Haß gegen jedes willkürliche Verfahren aus. 1792 griff er im Parlamente den Herzog von Richmond ingrimmig an, als diesem das Kommando des Lagers von Bagshot übertragen wurde, und rief, er wäre, wenn Abtrünnigkeit Anwartschaft auf Beförderung gewähre, gewiß nächst General Arnold (s. d.) der Bestberechtigte; als sich der Herzog so impertinente Persönlichkeiten verbat, forderte ihn der Graf, und zugleich wurde er von Arnold gefordert; Freunde legten den Streit zwischen L. und Richmond bei, mit Arnold aber kam es zum Duelle; Fox sekundierte L., Arnold schoß fehl, L. weigerte sich, auf ihn zu schießen, und es kam zur Vermittlung. (Graf Stanhope, Life of William Pitt, Bd. II, London 1862).

L. bekämpfte die Maßnahmen gegen Tippo Sahib und bekannte sich offen als Anhänger der französischen Revolution; er reiste 1792 mit Dr. Moore nach Paris, um die Ereignisse an Ort und Stelle zu studieren, und trat in enge Beziehungen zu Brissot und anderen Girondisten. Nach England zurückgekehrt, bekämpfte er mit äußerster Leidenschaftlichkeit die Rüstungen gegen Frankreich, die Bewaffnung der Miliz, die Suspension der „Habeas-Corpus-Act" und Pitts ganze auf den Krieg mit Frankreich abzielende Politik. Er griff das Ministerium derart an, daß es ihn bei der Neuwahl von Repräsentativlords auszuschließen für gut fand, und wollte Mitglied des Unterhauses werden. Er verschaffte sich das Londoner Bürgerrecht, trat in die Gesellschaft der Nadelmacher und bewarb sich um die Sheriffswürde, konnte sie jedoch nicht erlangen und setzte nun seine liberalen Ideen in verschiedenen Schriften über dies und das in Umlauf; die Finanzen, das Papiergeld, die indischen Verhältnisse wurden erörtert, und 1804 richtete er gegen die Theorieen von Adam Smith die bemerkenswerte, rasch drei Auflagen erlebende Arbeit „An Inquiry into the nature and origin of public wealth" (Edinburgh); 1809 erschienen von ihm Gedanken über die indische Administration, die 1858 teilweise in ihr Recht treten sollten. Als Fox und Grenville (s. d.) 1806 ans Staatsruder kamen, erhielt L. die britische Peerage, trat in den Geheimen Rat und wurde Groß-Siegelbewahrer von Schottland, welches Amt ihm große Einkünfte verschaffte. Bald verlor er es und ging 1806 als außerordentlicher Gesandter zu Napoleon, um wegen des Friedens zu unterhandeln, erreichte aber gar nichts und wurde von Napoleon und Talleyrand mißachtend behandelt; da das Ministerium Grenville 1807 stürzte, entging ihm auch die Aussicht, Generalgouverneur von Indien zu werden. Im Parlamente trat er wie bisher im liberalen Sinne auf und bekämpfte die Torymaßregeln; in dem Zwiste im Königshause war er der Prinzessin von Wales feind und ihrer Tochter freundlich gesinnt. 1816 unterstützte er in wärmster Weise den Antrag Lord Hollands (s. d.), Napoleon die Freiheit wiederzugeben, 1817 griff er neuerdings die Suspension der „Habeas-Corpus-Act" an, wiederholt sprach er gegen die Frembenbill u. s. w. In späteren Jahren jedoch gab L. mehr und mehr seine liberalen Gesinnungen auf, trat der Parlamentsreform entgegen, wurde der Führer der Hochtories in der schottischen Peerage

und zog sich schließlich wegen Altersschwäche ganz vom öffentlichen Leben zurück. Der Graf starb auf seinem Schlosse Thirlstane bei Lauder am 13. September 1839.

Vgl. „The Georgian Era", Bd. I, London 1832.

Laudon, Ernst Gideon (Loudon, Laudohn), österreichischer Heerführer, geboren am 2. Februar 1717 zu Tootzen in Livland, gestorben am 14. Juli 1790 zu Neutitschein in Mähren.

Die glaubenswürdige Überlieferung bezeichnet seine Ahnen als Schotten, welche 1350—1400 in Livland einwanderten und hier seßhaft geworden zwei Linien bildeten. Der ärmeren mit dem Erbgute Tootzen, gehörte unser L. an, der sich selbst bis 1759 — wie von maßgebender Seite nachgewiesen wird — „Laudohn" schrieb, dann aber die schottische Schreibweise „Loudon" (spr. Lahdn) annahm. Sein Vater Gerhard hatte sich als Oberstlieutenant aus schwedischen Kriegsdiensten in den Ruhestand begeben. Einer seiner Söhne aus der Ehe mit Fräulein v. Bornemund war Ernst Gideon. Aus der strengen Zucht des Elternhauses trat der begabte und wohlerzogene 16 jährige als Kadett unter die russische Fahne mit einem Herzen voll edeln Ehrgeizes und unbestechlichen Pflichtgefühles, aber von der Natur mit keinerlei äußerlichen Gaben ausgestattet, die rasch gewinnen, den Lebensweg ebnen; — kein Günstling feilen Glückes und schließlich doch für eine ruhmvolle Laufbahn ausersehen. Die Eroberung von Danzig (1734) und der Marsch des russischen Hilfscorps (1735) an den Rhein, als bereits der Friedensschluß zwischen Frankreich und Kaiser Karl VI., dem Alliierten Rußlands, vor der Thür stand, drei Jahre später 1738/9 die Kriege der Zarenmacht mit der Pforte, insbesondere unter Münnichs Kommando um Oczakow, bilden die Erlebnisse der frühesten Kriegslaufbahn L.s. Als Oberlieutenant quittierte er jedoch bald den heimischen Dienst, um auswärts unter günstigeren Verhältnissen emporzukommen, und als der Plan seines Oheims von mütterlicher Seite, den Neffen in der schwedischen Armee unterzubringen, anderseits L.s Gedanke, eine überseeische Militärlaufbahn einzuschlagen, keine Verwirklichung erlebten, wandte sich der 25jährige Live nach Preußen, um in der Armee des glaubensverwandten Staates, der soeben den Ersten schlesischen Krieg mit Ruhm und Gewinn ausgefochten (1742), eine Hauptmannscharge zu erlangen. Er fand jedoch bei König Friedrich II. nicht die gehoffte Berücksichtigung und ergriff daher bei seiner materiell bedrängten Lage die Gelegenheit, sich, infolge der Aufforderung des österreichischen Botschafters in Berlin, nach Wien zu wenden und in dem Kriegsheere Maria Theresias unterzukommen. Unter Umständen, die mannigfaltigen Anekdotenaufputz erfuhren, immerhin aber die Intervention des Gatten Maria Theresias nicht unwahrscheinlich machen, erlangte L. die ersehnte Bestellung als Hauptmann in der Linie, welche er jedoch nach der gewöhnlichen Annahme einem selbständigeren Wirkungskreise zuliebe mit einer gleichen Charge im Freicorps Franz v. d. Trenk vertauschte, oder, was noch wahrscheinlicher ist, anstrebte, aber mit einem Hauptmannspatente bei den irregulären Milizen vertauschen mußte. Im vierten Jahre des österreichischen Erbfolgekrieges (1744) überschritt L. mit der Avantgarde den Rhein (30. Juni), erlitt im Elsaß eine lebensgefährliche Verwundung und genas — nach vorübergehender Gefangenschaft — unter der Pflege von Bauersleuten, deren Hab und Gut er dann gegen die Plündrungswut der Trenkschen Milizen schützte. Vor dem Ausbruche des Zweiten schlesischen Krieges war er endlich wieder diensttauglich geworden und zeichnete sich besonders (25. u. 26. Mai 1745) bei der Überrumpelung der Feste Kosel aus. Auch in der Schlacht bei Soor, die den Feldzug für Preußen entschied, leistete L. das Seinige. Der Dresdener Friede (1745) berührt sich mit dem längst gefaßten Entschlusse L.s, den Dienst bei den Milizen zu verlassen, deren wüstes Treiben ebenso wenig als der unbändige Sinn ihres Oberbefehlshabers, Franz v. d. Trenk, seinem streng militärischen Sinne und moralischen Charakter zusagten. — Franz v. d. Trenk wollte den Abtrünnigen in sein eigenes kriegsgerichtliches Verhängnis ziehen, aber L.s auf ein genau geführtes Tagebuch sich stützende Verantwortung entwaffnete die Anschuldigungen des Gegners und bewirkte die Freisprechung des Verleumdeten. Dessen ungeachtet wirkte diese Angelegenheit sehr zu Ungunsten L.s nach, und der dienstlose Fremdländer, dessen Äußeres nicht bestach, der ebenso wenig sich hervorzudrängen als um Gunst zu buhlen verstand, geriet in die äußerste Notlage, welcher ihn endlich das werkthätige Mitgefühl des Hofmusikus Salviati entriß. Letzterer verschaffte ihm eine Hauptmannsstelle im Likkaner Grenzregimente und war auch der Urheber der Bekanntschaft L.s mit der Familie v. Haagen, deren anmutige und häusliche Tochter Klara er alsbald zum Altar führte. Um diese Zeit vollzog sich auch der Übertritt L.s vom Protestantismus zur katholischen Kirche. 1746—1756 verlebte er nun im äußersten Südosten der Monarchie, und zwar in der Ortschaft Bunić als geachteter Berufssoldat, dem beispielsweise die rasche und unblutige Beschwichtigung eines gefährlichen Grenzeraufstandes gelang, und als Förderer gedeihlicher Friedensarbeit, wie selbe die Anpflanzung eines Waldes bezeugt, der deshalb auch seinen Namen trug. In der von ihm zu Bunić erbauten Kirche ruhten die Überreste der früh verstorbenen Kinder seiner Ehe. Verzehrender Thatendrang hieß ihn die Anzeichen eines neuen großen Krieges, des Siebenjährigen, zugleich als Befreiung aus unerquicklichen Dienstverhältnissen freudig begrüßen. Es wurde ihm sauer genug, sich denselben zu entwinden, und von der Anklage auf Insubordination bedroht, bei dem Hofkriegsratspräsidium schlecht angeschrieben, ein Kommando aktiver Grenzertruppen zu erlangen. Damals schon erkannte der Scharfblick eines Kaunitz den inneren Wert L.s, und fortan blieb dieser im Besitze des wachsenden Zutrauens des Staatslenkers Österreichs. Das Jahr 1757 eröffnet die glänzende Laufbahn unseres Liven. Er wird Oberst, im Hochsommer d. J. bereits General-Feldwachtmeister, denn die blutigen Kämpfe, die den Schlachten bei Lobositz und Prag das Geleite gaben, bewähren L.s Tüchtigkeit,

und seine Verdienste finden ihre besondere Auszeichnung durch das Ritterkreuz des Theresienordens. So kündigte sich denn auch bald eine Rivalität zwischen L. und seinem älteren Waffengenossen, dem höchstkommandierenden Daun (s. Art.) an, die ihren Quell in dem Gegensatze der beiderseitigen Charakteranlage, der methodischen Bedächtigkeit Dauns und der feurigen Schlagfertigkeit L.s, besaß, von dem Einflusse Lacys (s. Art.) als Vertrauten Dauns gefördert wurde und die öffentliche Meinung mitunter über Gebühr gegen den „Fabius Cunctator" Österreichs zugunsten L.s aufstachelte. Seit dem gelungenen Handstreiche, den im dritten Feldzugsjahre (1758) L. Hand in Hand mit General Siskowich am 30. Juni im Defilé bei Domstadtl in Mähren gegen den großen Armeeconvoy des Preußenkönigs ausführte und letzteren dadurch zwang, die Belagerung der von Marschall tapfer verteidigten Festungsstadt Olmütz aufzugeben, trat L. in die erste Linie der Heerführer Österreichs und wurde bald ein gefürchteter Gegner Friedrichs des Großen, dessen Kriegsmemoiren diese Thatsache durch manche abfällige Äußerung über L. nicht zu beseitigen vermögen. Schon bei Hochkirch (s. d. Art. „Daun" und „Lacy") bewies dies L. in ausgiebiger Weise, — sein Glanztag ward jedoch die Schlacht bei Kunersdorf (12. August 1759), in welcher L. als Befehlshaber des österreichischen Corps neben den Russen unter Soltykow den Ausschlag gab und die schon siegesgewissen Preußen auseinandersprengte. Daß dieser entscheidende Sieg nicht besser verwertet wurde, daran waren nicht bloß die Russen, sondern auch Daun und Lacy mit ihrer zögernden Defensivtaktik schuld, und nicht minder machte sich in der ganzen weiteren Heerführung die Eifersucht und Abneigung der beiden Letztgenannten gegen L. geltend. Das verkannte niemand weniger als der scharfblickende Protektor L.s, Staatskanzler Kaunitz. „Gott erhalte Ew. Majestät Ihren Josua", schrieb Kaunitz 1760 an Maria Theresia, und diese Worte kennzeichnen am besten die gerechte und hohe Meinung dieses Staatsmannes von L. Maria Theresia, deren großes Herz vor allem dankbar war, hatte bereits nach der Schlacht bei Hochkirch L. mit dem Großkreuze des Theresienordens, mit dem Gute Kl. Bečwar in Böhmen und mit dem Reichsfreiherrenstande beschenkt. Der Tag von Kunersdorf trug ihm die Ernennung zum Feldzeugmeister und zum Oberbefehlshaber der Truppen in Böhmen, Mähren und Schlesien ein. —

Am 23. Juni 1760 überwältigte L. den General Fouqué nach tapferer Gegenwehr bei Landeshut, und die Einnahme von Glatz erhöhte diese Erfolge. Um so mehr erbitterte den Feldherrn die Schlappe bei Liegnitz (15. August), denn er gewahrte darin nicht sowohl die Wirkung der Übermacht des Preußenkönigs als vielmehr eine Folge des Zerwürfnisses mit Daun und Lacy, die ihn absichtlich im Stiche gelassen hätten. Diese Annahme mochte ungegründet sein, aber schwerlich entkräfteten die Gegenäußerungen Maria Theresias und ihres Staatskanzlers den Verdacht L.s, und das Ergebnis des Kriegsjahres 1761, in welchem L. ziemlich selbständig agieren konnte, zeigte wieder die leidigen Wirkungen unvereinbarlicher Gegensätze im gemeinsamen Heeresbefehle. Auch ihn traf der Vorwurf, die Gelegenheit eines rechtzeitigen Angriffes auf den Preußenkönig versäumt zu haben, und obschon er ihn durch die rasche Wegnahme der Feste Schweidnitz (im Oktober 1761) wett machte, so empfand L. bald selbst, angesichts des politischen Umschwunges vom Jahre 1762, das Mißliche der weiteren Kriegsführung. Der Grundzug seines Wesens, tiefe Schwermut, die allerdings dann, wenn es zum Handeln kam, jederzeit feurigster Entschlossenheit wich, wirkte mit, und so erklären wir uns im Frühjahre 1762 sein Sträuben, den Oberbefehl der schlesischen Hauptarmee Österreichs zu übernehmen, seine Bitte, Daun wieder untergeordnet zu werden. Die Jahre des Friedens 1763—1778 gestalteten sich für L. zu einer unerquicklichen Zeit, denn Daun war Hofkriegsratspräsident und schon seit 1766 Lacy dessen Nachfolger; einer wie der andere Gegner L.s. Überdies mußte die allmächtige Geltung Lacys bei Kaiser Joseph II. den Vorgang mit der baldigen Aufhebung des für L. 1766 geschaffenen Generalinspektorates über die Infanterie als eine Maßregel Lacys, seinen Rivalen ganz beiseite zu schieben, erscheinen lassen. Das Stillleben L.s auf seinem böhmischen Gute wurde allerdings schon im November 1769 durch dessen Ernennung zum Kommandierenden Mährens unterbrochen, aber L. fand sich schon 1772 wieder zum Rücktritte veranlaßt, und um diese Zeit müssen neuerdings, wie schon um das Jahr 1766, verschiedene Anträge, die Kriegsdienste Österreichs mit fremden zu vertauschen, an ihn herangetreten sein, da Maria Theresia im März 1773 an Lacy schreibt, L. bleibe in ihren Diensten. — Die damaligen Bauernunruhen Böhmens machten L. die Veräußerung seines Gutes Kl. Bečwar wünschenswert. Die Kaiserin nahm es ihm unter vorteilhaften Bedingungen ab. Er kaufte sich dann (im Spätjahre 1776) in Hadersdorf bei Wien an.

Die Ernennung Haddiks zum Nachfolger Lacys im Hofkriegsratspräsidium (Mai 1774) mußte trotz aller Gegenversicherungen Kaiser Josephs II. und der Thatsache, daß der Kaiser seinen und Lacys Entwürfe in Sachen einer Reform des Militärwesens der Begutachtung L.s überwies, — doch als eine Zurücksetzung des letzteren erscheinen. Und ebenso zeigte sich die Bevorzugung Lacys deutlich genug darin, daß Joseph II. beim Ausbruche des bayerischen Erbfolgekrieges mit Preußen Lacy zu seinem Ablatus bei der Hauptarmee machte, während L., den 27. Februar 1778 Feldmarschall geworden, das Kommando der zweiten Armee erhielt. Es gebrach dem Kaiser ebenso wenig an Achtung des Charakters als an dankbarer Anerkennung der militärischen Verdienste L.s, aber Lacy, der ungleich gebildetere und vielseitigere Kopf, war Joseph II. unentbehrlich, besaß dessen ganze Sympathieen. Der Kaiser war von Lacys strategischer Überlegenheit um so mehr überzeugt, je weniger Feldherrntalent er selbst besaß und je mehr er sich in allem und jedem als militärischer Schüler Lacys ansah. Die persönliche Vertrauenswürdigkeit L.s bei Joseph II. steht außer aller Frage, sie findet ihren Beleg in dessen

Korrespondenz mit L., insbesondere in jenem Schreiben des Kaisers an den 61jährigen Feldherrn, worin Joseph II. angesichts der Friedensaktion der Kaiserin-Mutter seinen Entschluß kundgiebt, — käme es zum Frieden, so werde er sich, ohne Wien zu berühren, unverzüglich nach Florenz begeben und so deutlich erkennen lassen, wie gekränkt er sich fühle. Diese vertrauliche Erklärung des Kaisers erwiderte L. als grundehrlicher Mann von strengem Pflichtgefühl mit ernstlichem Abraten von jeglicher Demonstration gegen die Kaiserin-Mutter. Gewiß verringerte es nicht die Achtung Josephs II. vor L., als deren unverfälschten Ausdruck wir die Aufstellung der Erzbüste L.s im Saale des neuen Hofkriegsratsgebäudes in Wien ansehen müssen, aber die Unterschätzung der Feldherrngaben des letzteren, von Lacy eingesogen, fand bei dem Kaiser einen neuen Halt, als die Operationen L.s gegen das feindliche Corps im nördlichen Böhmen unter der Führung des Prinzen Heinrich und dessen Ablatus, v. Moellendorf, ungünstig ausschlugen. L., der seinerseits den Kriegsplan Lacys unzweckmäßig fand und über diesen „Hundekrieg" (guerre de chien) ganz verdrossen war, zeigte sich bei dem Besuche Josephs II. im Lager vor Münchengräz so „unentschlossen und verzagt", wie der Kaiser sich äußerte, daß wir darin den Ausdruck jener gründlichen Verstimmung des verdienten Heerführers gewahren, die auch durch den ermutigenden Zuspruch des Monarchen nicht behoben wurde. Um so begreiflicher erscheint Kaiser Josephs Überschätzung Lacys auf Kosten L.s und dessen nahezu zehnjähriges Stillleben.

Als nun der österreichisch-russische Doppelkrieg gegen die Pforte 1788 begann, da sprach die öffentliche Meinung laut genug zugunsten der hervorragenden Verwendung des populärsten Feldherrn, der sich trotz aller Kränklichkeit und seiner 71 Jahre tüchtig genug fühlte, die Fahnen Österreichs wider die Türken zu führen. Der Kaiser lehnte jedoch mit Hinweis auf das Alter und die Kränklichkeit L.s das Anerbieten L.s ab, und so erhielt denn Lacy freien Spielraum, seinen Kriegsplan zu verwirklichen. — Das Mißgeschick des ersten Feldzugsjahres verschaffte jedoch bald dem schwer Gekränkten und der öffentlichen Meinung ihr gutes Recht. Und der ehrenwerte, selbstlose Charakter L.s, den sein Zeitgenosse und Bekannter, der ihm gemütsverwandte Dichter Gellert, — in seinen Aufzeichnungen so treffend skizziert, spiegelt sich darin am besten ab, daß L. im August 1788 sich mit dem Kommando des Armeecorps begnügte, das durch die Erkrankung des Fürsten Karl Liechtenstein in Erledigung kam. Schon den 24. August konnte L. auf den Sieg vor Dubitza und die Eroberung der wichtigen Festung und sechs Wochen später auf die Erstürmung des gleich wichtigen Novi als Erfolge verweisen, die am besten besagten, was er leisten konnte, wenn es zum Handeln kam. — Der sieche, von den schmerzlichsten Schicksalsprüfungen bedrängte Kaiser zögerte noch immer, den Oberbefehl in L.s Hände zu legen, ihn erhielt der dienstältere Feldmarschall Haddik (1789); Alter, Krankheit und die eigene Einsicht in sein Unvermögen bestimmten diesen, bereits im Juli abzutreten, und nun mußte der Kaiser dem sich sträubenden, in seiner Gesundheit tief erschütterten L. das Armeekommando aufdrängen. Der 72jährige Feldherr that sein bestes und brachte Belgrad, den Schlüsselpunkt Serbiens zur Kapitulation (8. Oktober 1789). Es war das rühmliche Schlußstück seines thatenreichen Lebens und erinnerte an die allerdings glänzendere Leistung eines Eugen von Savoyen (1717). Die Eroberung von Neu-Orsowa konnte der ungünstigeren Herbstzeit wegen nicht mehr durchgeführt werden; auch war der greise Feldherr mit seinen Kräften bereits zu Ende und kehrte den 24. November nach Wien zurück, allwo er mit dem todeskranken Kaiser ein erschütterndes Wiedersehen hatte, dessen letzten Dank und Händedruck empfing und mit der damals wichtigsten Aufgabe, mit dem Oberbefehle der gegen Preußen aufgestellten Beobachtungsarmee, betraut wurde. —

Als Joseph II. starb, wurde L. von dem neuen Herrscher des tief zerrütteten Staates, Kaiser Leopold II., zum Oberkommandanten des ganzen österreichischen Heeres ernannt. Als solcher bezog L. sein Hauptquartier zu Neutitschein in Mähren. Aber auch seine Tage waren gezählt. Denn schon den 14. Juli 1790 raffte ihn dort eine tödliche Krankheit aus dem Leben. Mit ihm trat die seit Prinz Eugen populärste Feldherrnpersönlichkeit der österreichischen Armee vom Schauplatze ab, kein Heerführer ersten Ranges, aber der Besten einer, der schweigsame, scheue L., den man nicht auf den ersten Blick in seinem innersten Wesen durchdrang, den man aber im Lager und im Getümmel der Schlacht sehen mußte, um seinen Beruf zum Führer der ihm ergebenen Truppen zu erkennen. Seine sterblichen Reste ruhen in der Gruft zu Hadersdorf, sein Andenken blieb im Worte und Liede des Volkes lebendig. — Den Namen pflanzte in der österreichischen Armee der Bruderssohn Joh. Ludwig Alexius (geboren 1762 zu Riga) fort, der im Regimente seines Oheims 1778, dann als dessen Flügeladjutant, später Generaladjutant im Türkenkriege 1788 bis 1790 seine Carriere machte und als Feldmarschalllieutenant dieselbe 1809 schloß. Er starb auf dem vom Oheim vererbten Gute Hadersdorf am 22. November 1822 im Ruhestande.

Litt.: Wurzbach, XVI, 67—92 und die bei „Daun" und „Lacy" citierten Werke. Überdies v. Janko, Leben des Feldmarschalls L. (Wien 1869) und v. Arneths Artikel in der „Allgemeinen deutschen Biograhie" XVIII, 25—35; Buchberger, Briefe L.s an den Hofkriegsrat Elias Freiherr v. Hochstätter von 1757—1769 („Österreichisches Geschichtsarchiv", Wien 1872, 48. Bd.); L.s Bericht über die Schlacht bei Kunersdorf („Historische Zeitschrift" F. v. Sybel, XXIII., S. 330 f.); H. M. Richter, Österreichische Volksschriften und Volkslieder im Siebenjährigen Kriege. („Österreichische Revue" 6. Heft und als selbständige Monographie, Wien 1869).

Lauenburg und **Bütow**, ehemals zwei Herrschaften, die jetzt zu einem Kreise des preußischen Regierungsbezirks Köslin zusammengefaßt sind. Nachdem diese Lande anderthalb Jahrhunderte

lang als zu Pommerellen gehörig im Besitze des deutschen Ordens gewesen, waren sie infolge des 13jährigen Krieges (1454—1466) in die Hände der Herzöge von Pommern gefallen, welche sie zunächst als Pfand für den Polen geleistete Kriegsdienste behielten. Auf Grund späterer Verträge zog König Wladislaw IV. nach dem Aussterben des herzoglichen Hauses von Pommern 1637 die Lande als zur Krone Polen heimgefallen ein, worauf sie einen Bestandteil der „Lande Preußen königlichen Anteils" bildeten. In den Verabredungen zu Bromberg, welche als Ergänzung des die preußische Souveränität bestätigenden Vertrages von Wehlau am 9. November 1657 in persönlicher Zusammenkunft des Polenkönigs Johann Kasimir und des Großen Kurfürsten getroffen wurden, erhielt der letztere die Herrschaften L. und B. als ein in männlicher Linie erbliches Lehen der Krone Polen. Am 25. April 1658 vollzogen seine Bevollmächtigten die Übernahme des Landes und empfingen für ihn die Erbhuldigung der Unterthanen. Friedrich der Große endlich erwarb bei der ersten Teilung Polens die volle Unabhängigkeit und das völlig freie Eigentum der Lande, indem Krone und Republik Polen allen aus dem Bromberger Vertrage ihnen zustehenden oberlehnsherrlichen und Rückfallsrechten auf ewige Zeiten feierlich entsagten (zu Warschau 18. September 1773). — Vgl. R. Cramer, Geschichte der Lande L. und B., zwei Teile, 1858.

Lauenburg, Konvention von; s. **Elbkonvention.**

Lauenburg, ein mit der Krone Preußen verbundenes deutsches Herzogtum. Seit Mitte des 13. Jahrhunderts herrschte hier das askanische Haus Sachsen-L. Aus den Fehden des Mittelalters, vornehmlich mit Gliedern des Hansabundes, war L. ungekräftigt hervorgegangen, einzelne Gebietsteile waren verloren, andere zeitweise verpfändet und wieder eingelöst worden, wodurch auch der wirtschaftliche Haushalt des Landes erheblich gelitten hatte. Bei den Bestrebungen der Herzoge, die früher verlorenen Territorien wiederzugewinnen, konnte eine dauernd friedliche Politik kaum Platz greifen. Einer der kühnsten und thatkräftigsten Landesfürsten, Herzog Magnus II. (1507—1543) kämpfte während einer Reihe von Jahren mit dem Erzbistum Bremen wegen Oberhoheit des reichsunmittelbaren Hochstifts Ratzeburg, welches vorlängst zu L. gehörte, aber nicht wie die gleichnamige Grafschaft an dasselbe zurückgefallen war. Papst Leo X. verhängte den Kirchenbann über Magnus, worauf dieser mit Einführung der eben umsichgreifenden Reformation in L. antwortete. Von nun an verfuhren er sowohl als sein Nachfolger Franz I. noch gewaltsamer gegen das bischöfliche Ratzeburg, welches bei den benachbarten Herzögen von Mecklenburg Unterstützung fand und mit Zustimmung des Kapitels 1554 sogar seiner Selbständigkeit zugunsten des Herzogs Christoph von Mecklenburg völlig entsagte. Noch bei Lebzeiten Franz I. bekriegten sich dessen beide Söhne um die Nachfolge. Magnus, der ältere Bruder, war mit einer schwedischen Prinzessin verheiratet und hielt sich meist in deren Heimat auf, während Franz den Vater bei zunehmender Hinfälligkeit in der Regierung unterstützte. Franz II. behauptete sich und verschaffte dem Lande unter weiser Beherrschung von 1581 bis 1619 Ruhe und friedliche Entwickelung. Doch bald breiteten sich die Schrecken des 30jährigen Krieges über Deutschland aus; Franz' II. Sohn und Nachfolger August, ebenfalls ein vortrefflicher Regent, vermochte nicht die unsäglichen Schäden des langen Krieges von L. abzuwenden, das gleich so vielen deutschen Landen furchtbar verödet wurde. Ihm folgte 1656 sein Bruder Julius Heinrich, der bis zum Westfälischen Frieden in kaiserlichen Diensten gestanden, später katholisch wurde und, ohne sich eigentlich um sein Land zu kümmern, 1665 in Prag starb. Ein jüngerer Bruder war jener Franz Albrecht von L., der sich in der Schlacht von Lützen in unmittelbarer Nähe des tödlich verwundeten Königs Gustav Adolf befand. Durch die seither bekannt gewordenen Briefe eines Leibpagen, welcher im Gefechtsgetümmel zur Seite seines sterbenden Königs trotz eigener Verwundung standhaft ausharrte, ist der auf Franz Albrecht früher ruhende Verdacht, den König erschossen zu haben, vollständig beseitigt. Die Anklage ist überhaupt niemals ernstlich begründet gewesen und beruhte der Hauptsache nach nur auf kompromittierenden Zufälligkeiten, getragen durch den unbestimmten Charakter dieses Fürsten, der in den großen Bewegungen seiner Zeit mit ligistischen, schwedischen und kaiserlichen Kriegsdiensten, zuletzt auch mit seinem Glauben ohne Bedenken wechselte. Mit Julius Heinrichs Sohn, dem Herzoge Julius Franz, starb 1689 die askanische Dynastie, nachdem sie über 400 Jahre L. beherrscht hatte, im Mannesstamme aus. Der Erbfolgeordnung fehlte die unbestreitbare Grundlage, denn nicht weniger als acht deutsche Fürstenhäuser erhoben Erbansprüche. Die albertinische Linie Kursachsens stützte sich auf Verträge mit L. von 1671, speziell auf kaiserliche wiederholt bestätigte Anwartschaftserteilung seit 1507; mit noch älteren Ansprüchen trat die ernestinisch-sächsische Linie hervor; Anhalt machte eine Belehnung Kaiser Friedrichs I. und einen Erbvertrag von 1678 geltend; Herzog Christian Adolf von Holstein-Sonderburg beanspruchte die Erbfolge seiner Gemahlin, einer Prinzessin von L.; Holstein-Gottorp und Schweden behaupteten partielle Forderungen zu haben, ersteres verlangte einige Landstriche des nördlichen L. als rückfällige Lehen, letzteres das Küstengebiet von Hadeln als Pertinenz des Erzstiftes Bremen; ferner meldeten sich als Bewerber die Herzöge von Mecklenburg und endlich Herzog Georg Wilhelm von Braunschweig-Lüneburg-Celle. Dieser berief sich auf einen alten Erbvertrag von 1369, occupierte aber gleichzeitig L. als Direktor des niedersächsischen Kreises unter dem Vorwande, Streitigkeiten zwischen den Bewerbern zu verhüten. Nunmehr verfügte Kaiser Leopold I. die Sequestration L.s als erledigtes Mannslehen und Allodialentschädigung der beiden hinterlassenen Töchter des Herzogs Julius Franz. Bei Austragung des Erbfolgestreites behielt Braunschweig-Lüneburg-Celle den Vorrang, Herzog Georg Wilhelm verglich sich gegen Geldabfindung mit Kursachsen und wurde

1702 allseitig und förmlich als Landesherr des Herzogtums L. anerkannt. Nach seinem Tode fiel letzteres 1705 an die kurfürstliche Linie des Hauses Braunschweig, nämlich an Georg I., Kurfürst von Hannover, späteren König von England, dem 1728 die kaiserliche Belehnung über L. zuteil wurde. Nun blieb L. bis 1803 bei Hannover, wo es, als England den Frieden von Amiens (s. d.) nicht innehielt, von französischen Truppen besetzt und 1810 dem französischen Departement der Elbmündungen einverleibt wurde. Nach den Beschlüssen des Wiener Kongresses kam L. am 29. Mai 1815 mit Ausschluß des Landes Hadeln und des auf dem rechten Elbufer abgesonderten Landstriches des Amtes Neuhaus, die bei Hannover verblieben, an Preußen, wurde von diesem jedoch schon am 4. Juni desselben Jahres durch Separatvertrag gegen Schwedisch-Pommern (s. „Pommern") ausgetauscht. Hierbei hatte sich die dänische Regierung zur Aufrechthaltung aller eigentümlichen Rechte L.s verpflichtet und hat diese Verbindlichkeit in der Folge gewissenhaft beobachtet, weshalb das Herzogtum von den nationalen Erhebungen Schleswig-Holsteins fast unberührt blieb. Beim Tode König Friedrichs VII. von Dänemark, 15. November 1863, beanspruchten der Erbprinz Friedrich von Schleswig-Holstein-Sonderburg-Augustenburg und die Fürstenhäuser von Sachsen, Mecklenburg und Anhalt beim Deutschen Bunde Besitzrechte auf L., das von Bundes-Exekutionstruppen besetzt wurde. Nachdem Preußen und Österreich 1864 den Krieg gegen Dänemark zu Ende geführt, trat Dänemark im Frieden von Wien am 30. Oktober 1864 auch L. an diese ab, worauf Österreich in der Übereinkunft von Gastein am 14. August 1865 gegen eine Geldentschädigung von 2½ Millionen dänischer Thaler (5,625,000 Mark) auf seinen Anteil zugunsten Preußens verzichtete, welches am 15. September 1865 Besitz vom Herzogtum L. ergriff. — Vgl. v. Kobbe, Geschichte und Landesbeschreibung des Herzogtums Lauenburg, Altona 1836; v. Duve, Mitteilungen zur Kunde der Staatsgeschichte und Zustände des Herzogtums Lauenburg, Ratzeburg 1857.

Lauer, Franz Frhr. v., österreichischer General, geb. 1735, gest. zu Krems in Niederösterreich am 11. September 1803. Als Sohn eines österreichischen Offiziers genoß L. seine Vorbildung in der Wiener Ingenieurschule und seit 1755 im Geniecorps. Der Siebenjährige Krieg war seine praktische Schule für den Waffendienst, die Bereisung Ungarns, Slavoniens, des Banates und Siebenbürgens (1771) im Gefolge des Ingenieurgenerals Pellegrini, sodann Österreichisch-Italiens (1775, 1782) eine solche für fortifikatorische Zwecke. 1778 machte er den bayerischen Erbfolgekrieg als Oberstlieutenant mit, wurde sodann der Festungsbaukommission für Böhmen zugeteilt, bereiste in solchen Dienstangelegenheiten abermals das Lombardische (1782) und wurde 1783 Oberst. Als Leiter von Befestigungs- und Belagerungsarbeiten zeichnete er sich im Türkenkriege 1788—1789 vor Dubicza und Belgrad derart aus, daß ihm das Theresienkreuz und die Ernennung zum General-Major bereits 1789 beschieden war. 1790 in den Freiherrnstand erhoben, leistete er in den französischen Kriegen 1793—1796, insbesondere vor Lauterburg, Fort Louis und Mannheim sein Bestes. 1795 Kommandeur des Theresienordens und 1796 Feldmarschall-Lieutenant, Vizedirektor und Inspektor des Geniewesens und Oberdirektor der Ingenieur-Akademie, bekam L. 1797 auch mit Befestigungsarbeiten in und um Wien und an der niederösterreichischen Grenze zu thun, da das siegreiche Vordringen Bonapartes Tage der Gefahr für die Reichshauptstadt in Aussicht stellte. Ein Jahr nach der Schlacht bei Hohenlinden (3. Dezember 1800), der letzten, die L. mitmachte, trat er als Feldzeugmeister den bleibenden Ruhestand an und genoß denselben nur zwei Jahre. — Sein Sohn Joseph (geb. zu Graz, 1769), trat in die Fußtapfen des Vaters und brachte es 1813 bis 1847 zum General-Major und Feldmarschall-Lieutenant. Er starb am 26. Februar 1848 als Feldzeugmeister. — Vgl. Wurzbach XIV, 216—217. Vgl. auch die Artikel in der „Allgemeinen deutschen Biographie" XVIII, S. 36/37 und 39 von Schinzl.

Laufach, Gefecht am 13. Juli 1866. Die Brigade Wrangel der Division Goeben hatte bei dem Vorrücken der preußischen Mainarmee gegen Frankfurt am Nachmittage das Ziel ihres Tagemarsches, die Stadt L., zwischen Lohr und Aschaffenburg gelegen, erreicht, als sie gegen Abend von der großherzoglich-hessischen Brigade Frey, deren Divisionskommandeur, General v. Perglas, die Preußen für ermüdet und der Munition ermangelnd hielt, angegriffen wurde; der Angriff ward aber mit Verlust abgeschlagen. Ebenso ging es der zu ihrer Unterstützung vorbeorderten Brigade Stockhausen. Die Hessen konnten, dem aus gedeckter Stellung wirkenden Zündnadelfeuer gegenüber, trotz ihrer kräftig ausgeführten Offensive, kein Terrain gewinnen, sondern mußten sich mit großem Verluste zurückziehen. — Vgl. „Preußisches Generalstabswerk"; „Die Operationen des VIII. deutschen Armeecorps."

Lauffen am Neckar (württembergischer Neckarkreis). Hier schlug am 13. Mai 1534 Landgraf Philipp von Hessen die Truppen Ferdinands von Österreich infolge seiner Überlegenheit an Geschütz und Reiterei nach kurzem Kampfe. Die Folge des Sieges war die Zurückführung des Herzogs Ulrich nach Württemberg. — Vgl. v. Ranke, Geschichte der Reformation III, 329f.

Launay, Bernard René Jourdan Marquis de, am 9. April 1740 zu Paris in der Bastille, deren Gouverneur sein Vater war, geboren, erhielt im Jahre 1776 das gleiche Amt und wurde am 14. Juli 1789 bei der Einnahme der ihm anvertrauten Feste, welche er mit 82 Invaliden und 32 Schweizern gegen das durch Soldaten verstärkte bewaffnete Volk mannhaft verteidigt hatte, ermordet. — Vgl. „Bastille".

Lauriston, Alexandre Jacques Bernard Law [Marquis], Großneffe des Finanzmanns Law, am 1. Februar 1768 zu Pondichery geboren, Napoleons Mitschüler in Brienne und gleich ihm Artillerist, wurde nach dem 18. Brumaire sein Adjutant und in der Folge meist zu politischen Geschäften verwandt. So nahm er nach dem Frieden von Preßburg Venedig und Dal-

matien in Besitz, verteidigte sich aber auch 1806 in Ragusa tapfer gegen Russen und Montenegriner. Bei Wagram zeichnete er sich als Artillerist aus, wurde dann zu den Verhandlungen wegen der Heirat des Kaisers mit der Erzherzogin Marie Luise gebraucht und darauf Gesandter in Sankt-Petersburg, was er bis zum Kriege von 1812 blieb. 1813 befehligte er ein Armeecorps, wurde am 19. Oktober an der Elster gefangen, schloß sich der Restauration an, nahm 1815 keine Dienste, ward 1820 Minister des Königlichen Hauses, kommandierte 1823 in Spanien ein Reservecorps, zog sich 1824 vom öffentlichen Leben zurück und starb am 10. Juni 1828 zu Paris. Ludwig XVIII. verlieh ihm den Marschallstab. Marmonts Memoiren schildern ihn als unbedeutend, gegen diese Ansicht hat sich L.s Sohn in „Observations sur les mémoires du duc de Raguse", Paris 1857, gewandt. — Vgl. „Nouvelle biographie générale", T. XXIX, Paris 1862.

Lausitz. König Matthias von Ungarn ließ sich, nachdem er 1467 seinen Schwiegervater, den böhmischen König Georg Podiebrad, arglistig verraten, selbst als König von Böhmen huldigen und bemächtigte sich damit auch der L., welche seither schon der böhmischen Krone freiwillig sich untergeordnet hatte. Die L., früher zwei selbständige Markgrafentümer bildend, erhielt von nun an die Bezeichnung Ober-L. für den südlichen gebirgigen Landesteil an der oberen Spree und Neisse zu beiden Seiten der heutigen sächsisch-schlesischen Grenze und Nieder-L. für die nördlichen zwischen der mittleren Spree und unteren Neisse nach Brandenburg sich hineinziehenden flachen Gegenden. Den Sechsstädten der Ober-L. Bautzen, Görlitz, Zittau, Lauban, Löbau und Kamenz, die sich bereits im 14. Jahrhundert zu gegenseitigem Schutz verbunden und sich eigentümliche Rechte bewahrt hatten, bestätigte Matthias eine erneuete Vereinigung, deren Bestand bis zum Jahre 1815, wo Görlitz und Lauban an Preußen kamen, prinzipiell fortgedauert hat, sogar die altverbrieften Rechte der vier bei Sachsen verbliebenen Städte in dem Landesgesetze von 1831 modifizierte Berücksichtigung fanden. Als der junge König Ludwig von Ungarn und Böhmen 1526 im Türkenkriege bei Mohacz blieb, fiel die L. zugleich mit Böhmen an Erzherzog Ferdinand von Österreich (1531 römischer König und 1556—1664 deutscher Kaiser). Dieser hatte zwar hinsichtlich der Religionsfreiheit die bündigsten Versicherungen gegeben, benutzte indessen nur die Umstände, um mittelst der deutschen Reformbewegung Zwecke zu erreichen, die derselben durchaus fern lagen und Mittel zu gewinnen, deren er sich demnächst zur Unterdrückung der Reformation bediente. Auch die protestantisch gewordene L. wurde in der Folge hart bedrückt, besonders die Sechsstädte des größten Teils ihrer Freiheiten beraubt, deren Wiedergewährung diese erst nach und nach mit Aufopferung beträchtlicher Summen zurückkaufen mußten. Nun blieb die L. fast ein ganzes Jahrhundert mit Österreich vereinigt, bis unter Kaiser Matthias die böhmischen Unruhen 1618 den äußeren Anlaß zum Dreißigjährigen Kriege gaben, in den alsbald die L. verwickelt und für Österreich verloren wurde. Bei Kaiser Matthias Tode 1619 hatten nämlich die Stände Böhmens und der L. in Verbindung mit denen von Schlesien und Mähren den Kurfürsten Friedrich V. von der Pfalz zum König gewählt, als dieser aber schon im nächsten Jahre nach dem Verlust der Schlacht bei Prag außer Landes fliehen mußte, nahm Kurfürst Johann Georg I. von Sachsen für den neuerwählten Kaiser Ferdinand II. die L. in Besitz. Die Anwartschaft auf diese hatte letzterer dem sächsischen Kurfürsten für dessen Stimme zu seiner Kaiserwahl versprochen, um ihn nun für geleistete Kriegsdienste gegen Friedrich V. und bei Eroberung der L. zu entschädigen und um auch seinen Protest gegen die Verleihung der wegen Ächtung Friedrichs erledigten pfälzischen Kurwürde an den Herzog von Bayern zu beseitigen, verpfändete ihm der Kaiser 1623 die L., welche endlich im Separatfrieden von Prag 1635 mit allen Hoheitsrechten als böhmisches Mannslehn förmlich an Kursachsen abgetreten wurde. Hierbei wurde bestimmt, daß nach Erlöschen der sächsischen Kurlinie die Erbfolge auf die herzogliche Linie zu Altenburg, und falls diese früher eingehen würde, auf die Töchter des Kurfürsten und deren männliche Nachkommen übergehen solle, letzterenfalls aber der Krone Böhmen das Recht vorbehalten bleibe, statt dieser Nachfolge die L. durch Tilgung der von Johann Georg auf ca. 7 Millionen Gulden berechneten Schuld zurückzukaufen, dagegen habe nach Aussterben aller dieser Linien der Rückfall ohne weitere Verbindlichkeiten an Böhmen stattzufinden. Im Westfälischen Frieden erhielt Sachsen den Besitz der L. bestätigt. Zufolge testamentarischer Bestimmung Johann Georgs wurde die L. 1656 wieder geteilt, indem die Ober-L. seinem Nachfolger in der Kurwürde, die Nieder-L. aber seinem Sohne Christian, Stifter der herzoglichen Linie Sachsen-Merseburg zufiel, welche letztere indessen 1738 erlosch, worauf ihr Gebiet an das Kurhaus zurückkam. Nun teilte die L. als ein mit den kursächsischen Erblanden durch Personalunion verbundenes, außer dem deutschen Reichsverbande stehendes Nebenland bis 1815 alle Schicksale Sachsens. Nach den Festsetzungen des Wiener Kongresses überließ Sachsen bei Abgabe eines Teils seines Landes an Preußen, diesem auch die Nieder-L. und die größere Hälfte der Ober-L., deren südwestlicher Teil bei Sachsen verblieb. — Vgl. „Berichte der Lausitzer Gesellschaft der Wissenschaften".

Lautrec, Odet de Foix, Seigneur de, 1485 geboren, ein tapferer Kriegsmann in den Kämpfen des Königs Ludwig XII. und Franz I. von Frankreich, erhielt 1516 den Oberbefehl in Italien, machte sich aber durch Grausamkeit verhaßt, so daß, als 1521 die Kaiserlichen anrückten, die Mailänder sich erhoben und ihn zur Räumung der Stadt zwangen. Am 22. April 1522 erlitt er durch Prospero Colonna bei Bicocca eine vollständige Niederlage. Dem Einflusse seiner Schwester, einer Frau v. Chateauneuf, welche sich der Gunst Franz I. erfreute, dankte er, daß er trotzdem ein Kommando gegen die Spanier bekam, welche ihn in Bayonne vergeblich belagerten. Nachdem er am 24. Februar 1525 bei Pavia mit-

gekämpft hatte, erhielt er nochmals das Kommando in Italien, nahm einige Städte in Piemont ein und zog dann gegen Neapel; bei der Belagerung der Stadt starb er am 12. August 1528 an einer ansteckenden Krankheit, welche in seinem Heere wütete. — Vgl. „Nouvelle biographie générale“ XXIX, Paris 1862.

La Valette, Jean Parisot de, Großmeister des Malteserordens, geboren 1494, gestorben auf Malta am 21. August 1568, entstammte einer alten Ratsherrnfamilie zu Toulouse. Nachdem er alle Grade des Ordens bekleidet, auch Gouverneur von Tripolis gewesen, wo die Malteserritter unter der Regierung Kaiser Karls V. kurze Zeit festen Fuß gefaßt hatten, wurde L. V. 1557 einstimmig zum Großmeister gewählt. Feldherr von staatsmännischer Einsicht, festen, entschiedenen Willens und zugleich wohlwollender Gesinnung, verehrten ihn seine Ordensbrüder, wie ihn seine osmanischen Feinde fürchteten. Rechtlich und parteilos handhabte er die Pflichten seines hohen Amtes und eine seiner ersten Regierungshandlungen war die Rehabilitierung seines früheren Gegners, des Marschalls Gaspard de Vallier, welcher das Unglück gehabt hatte, 1551 Tripolis an den türkischen Seeräuber Dragut zu verlieren und seither der öffentlichen Mißachtung verfallen war. Als nach dem Seesiege der Türken über die Spanier 1559 bei der Insel Dscherbe zwischen Tunis und Tripolis, türkische Seeräuber unaufhörlich die spanischen und italienischen Küsten plünderten und eine Masse Gefangener in die Sklaverei schleppten, reorganisierte L. V. mit seltener Energie die Malteser Flotte zu erfolgreichen Unternehmungen gegen die Geschwader der Türken und Barbaresken. Viele christliche Gefangene wurden befreit, in Anerkennung dessen Papst Pius IV. den Malteserrittern Sitz und Stimme beim Tridentiner Konzil sanktionierte. Anderseits beschloß Sultan Soliman II., erbittert über die kühnen Operationen des Ordens, sich Maltas zu bemächtigen. Der Großmeister hiervon unterrichtet, traf die umfassendsten Vorbereitungen zur Verteidigung. Von allen Seiten sammelten sich die Ritter auf der Insel, der Papst und viele europäische Fürsten sandten Subsidiengelder, König Philipp II. von Spanien versprach sogar Hilfstruppen und beauftragte mit deren Zuführung den Vizekönig von Sicilien, dessen Zaudern den Maltesern später ungeheure Opfer kostete. Dagegen entfaltete L. V. eine außerordentliche Thätigkeit, nicht nur verstärkte er die äußeren Widerstandsmittel, sondern er wußte auch durch zündende Worte den Mut der Besatzung, welche auf 700 Ritter und 8- bis 9000 Soldaten (dienende Brüder und Einwohner) angewachsen war, derartig zu heben, daß die demnächst beginnende Verteidigung Maltas das herrliche Bild eines in Zucht und Begeisterung zusammengehaltenen und zusammenwirkenden Ganzen darbot. Am 18. Mai 1565 erschien die türkische Flotte unter dem Großvezier vor der Insel und landete ein zahlreiches Heer, das sogleich zum Angriff des detachierten Forts St. Elme überging. Nach tapferer Gegenwehr fiel das Fort am 23. Juni, die wenigen den Fall überlebenden Malteser wurden vom Feinde aus Rache wegen seiner enormen Verluste grausam getötet, weshalb L. V. an den türkischen Gefangenen blutige Wiedervergeltung ausüben ließ. Nun konzentrierte sich die Verteidigung auf die Festung Malta (Città Vechia) und das mit dieser verbundene feste Schloß St. Ange. Zwar waren die zumeist bedrohten Punkte der Festungswerke sorgfältig verstärkt worden, auch fehlte es nicht an Geschützen und Munition, freilich nur dürftig im Vergleich mit den Hilfsmitteln der Belagerung, vor allem aber hatten sich, von L. V.s untadelhaftem Beispiel fortgerissen, die Herzen der Verteidiger in mächtiger Empfindung über die alltägliche Stimmung emporzuschwingen vermocht. Am 15. Juli wurde ein gewaltsamer Angriff der Türken standhaft abgewiesen und noch entscheidender ein Hauptsturm am 19. August zurückgeschlagen, wobei L. V. auf der Bresche schwer verwundet liegen blieb. Indessen gestaltete sich die Lage der Verteidiger von Tag zu Tage bedenklicher, bis endlich am 6. September die spanische Flotte in Sicht kam, bei deren Erscheinen die infolge der abgeschlagenen Angriffe ohnehin schon entmutigten Feinde Anstalten trafen, die Belagerung aufzugeben. Sofort machte L. V., obwohl noch an seiner Wunde leidend, mit allen noch verfügbaren Kräften der Besatzung einen herzhaften Ausfall und erfocht einen glänzenden Sieg über das feindliche Heer, dessen Trümmer sich schlennigst einschifften. Die Belagerung hatte den Türken nahezu 30,000 Mann und ein bedeutendes Kriegsmaterial gekostet, aber auch die Zahl der heldenmütigen Verteidiger war bis auf wenige Ritter und kaum 600 Soldaten zusammengeschmolzen. Die ganze Christenheit war hocherfreut über diesen Sieg, L. V.s Name wurde überall gefeiert, der Papst sandte ihm den Kardinalshut, doch hielt der souveräne Großmeister dafür, den römischen Purpur zurückzuweisen. Der über das unglückliche Schicksal der Expedition erzürnte Sultan bereitete neue Seerüstungen vor, und so traf auch L. V. seine Gegenmaßregeln. Das Fort St. Elme wurde wiederhergestellt und zum besseren Halt der Insel eine neue Stadt und Festung angelegt, deren Grundstein L. V. am 28. März 1568 selbst legte. Um den tapferen Großmeister zu ehren, erhielt der Platz später den Namen La Valette. Für den Bau steuerten alle christlichen Beherrscher reichliche Geldzahlungen bei, die jedoch nicht ausreichten, so daß sich L. V., um die Arbeiten nicht zu unterbrechen, zum zeitweisen Zwangskurs eigens geprägter Verkehrsmünzen (Kupferstücke mit der Legende „non aes sed fides“) von erhöhtem Nennwert veranlaßt sah. L. V.s letzte Lebenstage wurden durch eine ihm vom Papst Pius V. zugefügte Kränkung schmerzlich getrübt. Letzterer hatte ohne Befugnis Großpriorstellen des Malteserordens an seine Günstlinge verliehen, wogegen die Malteser Einsprache erhoben. Dennoch verblieb Pius bei seinem usurpatorischen Vorgehen und verweigerte sogar die Vorlassung der zur Besprechung in dieser Sache abgesandten Vertrauensmänner L. V.s. Der Verdruß hierüber und das Bewußtsein ohnmächtig nachgeben zu müssen, zehrten an seinem Lebensmark. Bald darauf starb er infolge eines Sonnenstiches, den er sich auf der

Reiherbeize zugezogen. — Vgl. „Nouvelle biographie générale“. Paris, Firmin Didot frères pp. 1859.

Lavalette, Antoine Marie Chamans, Graf von. Als Kaufmannssohn 1769 in Paris geboren, besuchte L. bis 1788 das Collège Harcourt und wurde Geistlicher, dann Jurist. Die Revolution begeisterte ihn, aber er wollte sie nur in gemäßigten Formen und ohne Greuel. In Lafayettes Nationalgarde durchlebte er in Versailles den 5. u. 6. Oktober 1789 voll Mitleid mit Marie Antoinette; dabei half er dem königlichen Bibliothekar an dem von den Büchern der aufgehobenen Klöster zu entwerfenden Kataloge. Oft auf Wache in den Tuilerieen, wurde er allmählich Royalist und unterzeichnete 1792 Petitionen an den Konvent in diesem Sinne. Darum in Paris bedroht, trat er am 19. September 1792 in Villefranche als Freiwilliger in die Alpenlegion Baraguay d'Hilliers' (s. d.), wurde bald Unterlieutenant im 93. Linieninfanterie-Regimente, ging 1793 zur Rheinarmee und 1794 als Adjutant zu Baraguay d'Hilliers nach Paris. Nachdem er in der Vendée gefochten, ging er 1796 zu Bonaparte nach Italien, wurde Kapitän und Bonapartes Adjutant, frühe sein besonderes Wohlwollen gewinnend. Nachdem er Joubert bis Trient begleitet und eine wichtige Mission in Tirol ausgeführt hatte, diente er bei den dem Vertrage von Leoben vorausgehenden Unterhandlungen als Sekretär, brüsquierte 1797 die Republik Genua und prüfte im Interesse Bonapartes in Paris die Stimmung; nach Kräften fesselte er den Direktor Barras an Bonaparte, stellte ihm und seinen Kollegen Rewbell und Larevellière de Lépeaux militärische Unterstützung und Geld in Aussicht, berichtete Bonaparte, wie unpopulär das Direktorium sei, und dieser ließ den 18. Fructidor (s. d.) in Scene treten. Ohne den Direktoren das erhoffte Geld zu geben, reiste L. am 21. September 1797 nach Passeriano, gab Bonaparte alle Details über die Pariser Stimmungen und Zustände, ging mit ihm nach Rastatt und wurde von den fremden Diplomaten sehr gehätschelt. Bonaparte gab ihm die einzige Tochter von Josephinens Schwager, Marquis de Beauharnais, Emilie Louise, 1798 in Paris zur Ehe, dann nahm er ihn mit nach Ägypten, wo er sein Vorleser war. Unterwegs gab er ihm verschiedene Aufträge in Malta, auf Corfu, an Ali Pascha in Janina. In Kairo stieß L. zu Bonaparte, den er während der Campagne fast nie verließ; er focht bei Salahieh, meldete zuerst die Vernichtung der Flotte bei Abukir, begleitete Andréossy (s. d.) auf einer Expedition nach Pelusium, begab sich in das von der Pest heimgesuchte Alexandria und folgte Bonaparte nach Syrien. Tapfer stritt er bei St. Jean d'Acre und am Berge Tabor, ging mit Bonaparte nach Ägypten zurück, kämpfte bei Abukir und kehrte mit Bonaparte nach Frankreich heim; am 18. und 19. Brumaire (s. d.) stand er ihm zur Seite, ging dann in Mission nach Dresden und wurde 1800, nachdem er kurze Zeit Administrator der Amortisationskasse gewesen, Kommissär und bald Generaldirektor der Posten, welches Amt er bis zum Ende des Kaiserreichs voll Thatkraft und Geschick bekleidete. Auch wurde er Staatsrat, 1808 Graf des Kaiserreichs, 1811 Großoffizier der Ehrenlegion; nie war er Höfling, stets ein aufrichtiger Freund Napoleons, der ihn hoch achtete. Nach Napoleons Abdankung legte er seine Ämter nieder, hielt sich von Hof und Politik ferne, blieb aber in Beziehungen zur Insel Elba und begrüßte jubelnd Napoleons Rückkehr. Am 20. März 1815 ergriff er eigenmächtig von der Post in Paris Besitz, was für den nahenden Kaiser sehr wertvoll war, wurde von ihm nach der Ankunft in Paris wieder zum Generaldirektor der Posten und bald auch zum Pair von Frankreich ernannt und brachte Ordnung in das entartete Postwesen. Nach der Niederlage von Waterloo riet er Napoleon zur Abdankung. Ludwig XVIII. nahm ihn am 24. Juli von der Amnestie aus, und da die öffentliche Stimme L. als einen Haupturheber von Napoleons Rückkehr nannte, wurde er bereits am 18. d. M. verhaftet. Er kam in die Conciergerie, und der Assisenhof der Seine wurde mit dem Prozesse betraut. Er wurde angeklagt „der Mitschuld an dem im Februar und März gegen des Königs Person begangenen Attentate, welches bezweckt habe, die Regierung zu ändern und zu zerstören, Bürger und Einwohner zur Bewaffnung gegen die königliche Autorität aufzureizen“, und die Royalisten dürsteten nach seinem Blute. Trotz glänzender Verteidigung durch Tripier, Delacroix-Frainville und sich selbst wurde er unter dem Drucke der ultraköniglichen Stimmung am 21. November zum Tode verurteilt, seine Appellation vom Kassationshofe am 14. Dezember verworfen. Aber am Abende vor dem zur Hinrichtung bestimmten 21. Dezember ließ ihn seine Gemahlin in ihren Kleidern aus der Conciergerie entwischen; treue Seelen verbargen ihn in Paris bis 7. Januar 1816. An diesem Tage wurde er in effigie hingerichtet, entkam jedoch gleichzeitig in britischer Uniform als Oberst Losak mit Hilfe britischer Offiziere, die dafür von der französischen Regierung schwer bestraft wurden, und passierte am 10. Januar die belgische Grenze. Seine Gemahlin verlor infolge der schrecklichen Erlebnisse den Verstand. Der Graf nahm unter Eugène Beauharnais' (s. d.) Schutz seinen Wohnsitz in Bayern, ganz verborgen lebend. 1822 gestattete ihm Ludwig XVIII. die Heimkehr, und der gebrochene Mann mit der geistesschwachen Frau lebten in tiefster Stille in Paris. Napoleon gedachte des treuen Freundes im Testamente mit 300,000 Francs. L. starb in Paris am 15. Februar 1830, seine Witwe erst Juni 1855. — Vgl. „Mémoires et Souvenirs du Comte Lavalette“, zwei Bände, Paris 1831, mit Notice von Cuvillier-Fleury.

Lavalette, Charles Jean Marie Felix, Marquis de. Am 25. November 1811 in Senlis geboren, war L. 1837—1841 Gesandtschaftssekretär in Stockholm, 25. Juli 1843 bis 1845 erster Gesandtschaftssekretär und Generalkonsul in Alexandria, ging 1840 in Mission nach London und November 1845 an Ibrahim Pascha. 1846 wurde er Deputierter des Arrondissement Bergerac in die Kammer. 1846 bis Juni 1848 bevollmächtigter Minister in Kassel, wurde er am 12. Mai 1851 außerordentlicher Gesandter und

bevollmächtigter Minister in Konstantinopel, wo er bis April 1853 blieb, und trat am 23. Juni 1853 in den Senat. Vom 21. Mai 1860 bis August 1861 Botschafter in Konstantinopel, vom 28. August 1861 bis 18. November 1862 bei Pius IX., wurde er am 28. März 1865 Minister Staatssekretär des Innern in Rouhers Kabinett. Er war hart gegen die Presse, und wegen des Gesetzes gegen Koalitionen kam es im März 1867 zu Arbeiterunruhen in Roubaix. Bis Moustier im Oktober 1866 in Paris eintraf, versah L. vom 1. September d. J. an auch die Geschäfte des auswärtigen Amtes und erließ in dieser Vertretung am 16. September die friedfertige Zirkulardepesche an die französischen Vertreter im Auslande, die, unter Napoleons Mithilfe entstanden, Vertrauen erwecken sollte. Von Preußen 1866 mit dem schwarzen Adlerorden geschmückt, trat er im November 1867 vom Ministerposten zurück, aber am 18. Dezember 1868 ersetzte er Moustier als Minister der auswärtigen Angelegenheiten. Seine Politik war sehr friedfertig, wie seine Erklärung vom 10. April 1869 im Gesetzgebenden Körper und seine Haltung in der belgischen Eisenbahnfrage 1869 bekundeten. Infolge der kaiserlichen Botschaft vom 12. Juli 1869 mit den Kollegen zurücktretend, ging er im August d. J. als Botschafter nach London, suchte aber vergebens, für den drohenden deutsch-französischen Krieg das Kabinett von St. James Frankreich zu gewinnen, und trat, als das Kabinett Ollivier ans Ruder kam, am 3. Januar 1870 ab. Seit 10. Juli 1861 war er Großkreuz der Ehrenlegion, seit 15. August 1866 Officier de l'instruction publique. L. erlag schweren Leiden am 3. Mai 1881 in Paris.

Law, John, berüchtigter Finanzmann des 17. Jahrhunderts, geboren zu Edinburg 1671, war der Sohn eines Goldschmiedes, der, nach der Sitte des Landes, auch Bankgeschäfte betrieb. Obgleich zum Nachfolger seines Vaters bestimmt, setzte er nach dessen frühzeitigem Tode die mit Verständnis betriebenen Studien in den mathematischen Wissenschaften fort, und ging, kaum 20 Jahre alt, um die Welt kennen zu lernen, nach London. Er führte hier als Spieler ein abenteuerliches Leben, verfolgte aber auch mit Interesse die Diskussionen über Geld- und Kreditwesen, die damals Parlament und Publikum gleich lebhaft beschäftigten. Ein Duell, in dem er seinen Gegner tötete, nötigte ihn 1695 zur Flucht nach den Niederlanden. In Amsterdam trat er, um die Bank-Manöver kennen zu lernen, als Kommis in ein Bankhaus und kehrte erst gegen das Jahr 1700 nach Schottland zurück. Hier hoffte er durch die Hebung der mißlichen schottischen Finanzen sich einen Namen zu machen. Zu diesem Zwecke überreichte er dem schottischen Parlamente im Jahre 1705 eine Denkschrift (ein Auszug daraus erschien 1720 zu London unter dem Titel: „Money and Trade consider'd; with a Proposal for supplying the Nation with Money"), in welcher er seine Idee über Geld, Handel und Kredit auseinandersetzte und besonders dem Papiergelde, als unfehlbar bestem Tauschmittel, das Wort redet, dem Metallgelde diese Eigenschaft nur in beschränktem Maße zuerkennt, da die Schwankungen des Preises der Metalle, das Nichtvorhandensein der für den Verkehr nötigen Mengen, die Beschwerlichkeit seines Transportes Unvollkommenheiten seien, welche zu sehr in die Augen sprängen. Dagegen rät er an dessen Stelle papierne Scheine, Anweisungen auf außerhalb der Cirkulation befindliche Pfänder in Umlauf zu setzen. Eine von dem Parlament eingesetzte Kommission solle gegen Verpfändung von Grundstücken auf Verlangen Zettel als Geld ausgeben, wobei es ihr vorbehalten bleibe, ob sie dies gegen den landesüblichen Zinsfuß auf die Hälfte des Taxwertes der verpfändeten Immobilien thun, ob sie diese verkaufen oder, unter der Bedingung des Rückkaufes, einstweilen selbst verwalten lassen wolle. Um diesem Zahlungsmittel dem Metallgelde gegenüber noch einen weiteren Vorteil zu verschaffen, solle es zu einem gesetzlich höheren Kurs, der aber 10 % nicht übersteigen dürfe, umlaufen. Nach und nach solle Metallgeld überhaupt nur in so großen Mengen zugelassen werden, als der Kleinverkehr solche nötig habe.

Nach heftigen Debatten lehnte das schottische Parlament, später auch das englische, L.s Vorschläge ab, und ebenso erfolglos war sein erster Antrag, den er der französischen Regierung machte. Aus Frankreich ausgewiesen, verbrachte L. die Zeit des Spanischen Erbfolgekrieges vorzugsweise in Italien und bot verschiedenen Höfen, so dem Wiener und Turiner, sein Bankprojekt, jedoch mit gleichem Mißerfolge an. Endlich lächelte ihm das Glück, denn durch seine Verbindung mit einflußreichen französischen Aristokraten erhielt er die Erlaubnis zur Rückkehr nach Frankreich, allwo der Generalkontroleur Desmarets, gedrängt durch den hoffnungslosen Stand der französischen Finanzen, mit ihm in Unterhandlungen trat, in deren weiterem Verfolge die Gründung einer Bank auf Aktien beschlossen wurde. Allein durch den inzwischen eingetretenen Tod Ludwigs XIV. und infolge des Mißtrauens des Parlamentes, sowie des Herzogs von Noailles, der in L. einen Nebenbuhler fürchtete, geriet das Unternehmen, trotz der Gunst des Regenten und der Zusage, für den Fall dessen Mißlingens, 500,000 Livres an die Armen zu zahlen, noch einmal ins Stocken, bis endlich die Ereignisse des Jahres 1716 die jahrelangen Anstrengungen L.s mit Erfolg krönen sollten. Der Regent, der dem verhaßten Schotten infolge der Anfeindungen, die er zu erdulden hatte, nur noch mehr seine Gunst zugewendet hatte, erzwang von dem Finanzrale eine nochmalige Prüfung des L.schen Projektes, welche zu Anfange des gedachten Jahres von dem Staatsrate unter Zuziehung einer zahlreichen Kommission von Geschäftsleuten vorgenommen wurde. Das Ergebnis derselben war allerdings zunächst nur die Erlaubnis zur Errichtung einer Privatbank, durch deren Kredit der Verkehr wieder in gesunde Bahnen geleitet werden sollte. L. ergriff mit Eifer diese Gelegenheit, um dem Regenten und seinen Feinden an den Erfolgen dieses beschränkten Unternehmens die Solidität seines ursprünglichen Planes zu beweisen.

Ein Patent vom 2. Mai 1716 fixierte die

Reiherbeize zugezogen. — Vgl. „Nouvelle biographie générale“. Paris, Firmin Didot frères pp. 1859.

Lavalette, Antoine Marie Chamans, Graf von. Als Kaufmannssohn 1769 in Paris geboren, besuchte L. bis 1788 das Collège Harcourt und wurde Geistlicher, dann Jurist. Die Revolution begeisterte ihn, aber er wollte sie nur in gemäßigten Formen und ohne Greuel. In Lafayettes Nationalgarde durchlebte er in Versailles den 5. u. 6. Oktober 1789 voll Mitleid mit Marie Antoinette; dabei half er dem königlichen Bibliothekar an dem von den Büchern der aufgehobenen Klöster zu entwerfenden Kataloge. Oft auf Wache in den Tuilerieen, wurde er allmählich Royalist und unterzeichnete 1792 Petitionen an den Konvent in diesem Sinne. Darum in Paris bedroht, trat er am 19. September 1792 in Villefranche als Freiwilliger in die Alpenlegion Baraguay d'Hilliers' (s. d.), wurde bald Unterlieutenant im 93. Linieninfanterie-Regimente, ging 1793 zur Rheinarmee und 1794 als Adjutant zu Baraguay d'Hilliers nach Paris. Nachdem er in der Vendée gefochten, ging er 1796 zu Bonaparte nach Italien, wurde Kapitän und Bonapartes Adjutant, frühe sein besonderes Wohlwollen gewinnend. Nachdem er Joubert bis Trient begleitet und eine wichtige Mission in Tirol ausgeführt hatte, diente er bei den dem Vertrage von Leoben vorausgehenden Unterhandlungen als Sekretär, brüsquierte 1797 die Republik Genua und prüfte im Interesse Bonapartes in Paris die Stimmung; nach Kräften fesselte er den Direktor Barras an Bonaparte, stellte ihm und seinen Kollegen Rewbell und Larevellière de Lépeaux militärische Unterstützung und Geld in Aussicht, berichtete Bonaparte, wie unpopulär das Direktorium sei, und dieser ließ den 18. Fructidor (s. d.) in Scene treten. Ohne den Direktoren das erhoffte Geld zu geben, reiste L. am 21. September 1797 nach Passeriano, gab Bonaparte alle Details über die Pariser Stimmungen und Zustände, ging mit ihm nach Rastatt und wurde von den fremden Diplomaten sehr gehätschelt. Bonaparte gab ihm die einzige Tochter von Josephinens Schwager, Marquis de Beauharnais, Emilie Louise, 1798 in Paris zur Ehe, dann nahm er ihn mit nach Ägypten, wo er sein Vorleser war. Unterwegs gab er ihm verschiedene Aufträge in Malta, auf Corfu, an Ali Pascha in Janina. In Kairo stieß L. zu Bonaparte, den er während der Campagne fast nie verließ; er focht bei Salahieh, meldete zuerst die Vernichtung der Flotte bei Abukir, begleitete Andréossy (s. d.) auf einer Expedition nach Pelusium, begab sich in das von der Pest heimgesuchte Alexandria und folgte Bonaparte nach Syrien. Tapfer stritt er bei St. Jean d'Acre und am Berge Tabor, ging mit Bonaparte nach Ägypten zurück, kämpfte bei Abukir und kehrte mit Bonaparte nach Frankreich heim; am 18. und 19. Brumaire (s. d.) stand er ihm zur Seite, ging dann in Mission nach Dresden und wurde 1800, nachdem er kurze Zeit Administrator der Amortisationskasse gewesen, Kommissär und bald Generaldirektor der Posten, welches Amt er bis zum Ende des Kaiserreichs voll Thatkraft und Geschick bekleidete. Auch wurde er Staatsrat, 1808 Graf des Kaiserreichs, 1811 Großoffizier der Ehrenlegion; nie war er Höfling, stets ein aufrichtiger Freund Napoleons, der ihn hoch achtete. Nach Napoleons Abdankung legte er seine Ämter nieder, hielt sich von Hof und Politik ferne, blieb aber in Beziehungen zur Insel Elba und begrüßte jubelnd Napoleons Rückkehr. Am 20. März 1815 ergriff er eigenmächtig von der Post in Paris Besitz, was für den nahenden Kaiser sehr wertvoll war, wurde von ihm nach der Ankunft in Paris wieder zum Generaldirektor der Posten und bald auch zum Pair von Frankreich ernannt und brachte Ordnung in das entartete Postwesen. Nach der Niederlage von Waterloo riet er Napoleon zur Abdankung. Ludwig XVIII. nahm ihn am 24. Juli von der Amnestie aus, und da die öffentliche Stimme L. als einen Haupturheber von Napoleons Rückkehr nannte, wurde er bereits am 18. d. M. verhaftet. Er kam in die Conciergerie, und der Assisenhof der Seine wurde mit dem Prozesse betraut. Er wurde angeklagt „der Mitschuld an dem im Februar und März gegen des Königs Person begangenen Attentate, welches bezweckt habe, die Regierung zu ändern und zu zerstören, Bürger und Einwohner zur Bewaffnung gegen die königliche Autorität aufzureizen“, und die Royalisten dürsteten nach seinem Blute. Trotz glänzender Verteidigung durch Tripier, Delacroix-Frainville und sich selbst wurde er unter dem Drucke der ultraköniglichen Stimmung am 21. November zum Tode verurteilt, seine Appellation vom Kassationshofe am 14. Dezember verworfen. Aber am Abende vor dem zur Hinrichtung bestimmten 21. Dezember ließ ihn seine Gemahlin in ihren Kleidern aus der Conciergerie entwischen; treue Seelen verbargen ihn in Paris bis 7. Januar 1816. An diesem Tage wurde er in effigie hingerichtet, entkam jedoch gleichzeitig in britischer Uniform als Oberst Losak mit Hilfe britischer Offiziere, die dafür von der französischen Regierung schwer bestraft wurden, und passierte am 10. Januar die belgische Grenze. Seine Gemahlin verlor infolge der schrecklichen Erlebnisse den Verstand. Der Graf nahm unter Eugène Beauharnais' (s. d.) Schutz seinen Wohnsitz in Bayern, ganz verborgen lebend. 1822 gestattete ihm Ludwig XVIII. die Heimkehr, und der gebrochene Mann mit der geistesschwachen Frau lebten in tiefster Stille in Paris. Napoleon gedachte des treuen Freundes im Testamente mit 300,000 Francs. L. starb in Paris am 15. Februar 1830, seine Witwe erst Juni 1855. — Vgl. „Mémoires et Souvenirs du Comte Lavalette“, zwei Bände, Paris 1831, mit Notice von Cuvillier-Fleury.

Lavalette, Charles Jean Marie Felix, Marquis de. Am 25. November 1811 in Senlis geboren, war L. 1837—1841 Gesandtschaftssekretär in Stockholm, 25. Juli 1843 bis 1845 erster Gesandtschaftssekretär und Generalkonsul in Alexandria, ging 1840 in Mission nach London und November 1845 an Ibrahim Pascha. 1846 wurde er Deputierter des Arrondissement Bergerac in die Kammer. 1846 bis Juni 1848 bevollmächtigter Minister in Kassel, wurde er am 12. Mai 1851 außerordentlicher Gesandter und

bevollmächtigter Minister in Konstantinopel, wo er bis April 1853 blieb, und trat am 23. Juni 1853 in den Senat. Vom 21. Mai 1860 bis August 1861 Botschafter in Konstantinopel, vom 28. August 1861 bis 18. November 1862 bei Pius IX., wurde er am 28. März 1865 Minister Staatssekretär des Innern in Rouhers Kabinett. Er war hart gegen die Presse, und wegen des Gesetzes gegen Koalitionen kam es im März 1867 zu Arbeiterunruhen in Roubaix. Bis Moustier im Oktober 1866 in Paris eintraf, versah L. vom 1. September d. J. an auch die Geschäfte des auswärtigen Amtes und erließ in dieser Vertretung am 16. September die friedfertige Zirkulardepesche an die französischen Vertreter im Auslande, die, unter Napoleons Mithilfe entstanden, Vertrauen erwecken sollte. Von Preußen 1866 mit dem schwarzen Adlerorden geschmückt, trat er im November 1867 vom Ministerposten zurück, aber am 18. Dezember 1868 ersetzte er Moustier als Minister der auswärtigen Angelegenheiten. Seine Politik war sehr friedfertig, wie seine Erklärung vom 10. April 1869 im Gesetzgebenden Körper und seine Haltung in der belgischen Eisenbahnfrage 1869 bekundeten. Infolge der kaiserlichen Botschaft vom 12. Juli 1869 mit den Kollegen zurücktretend, ging er im August d. J. als Botschafter nach London, suchte aber vergebens, für den drohenden deutsch-französischen Krieg das Kabinett von St. James Frankreich zu gewinnen, und trat, als das Kabinett Ollivier ans Ruder kam, am 3. Januar 1870 ab. Seit 10. Juli 1861 war er Großkreuz der Ehrenlegion, seit 15. August 1866 Officier de l'instruction publique. L. erlag schweren Leiden am 3. Mai 1881 in Paris.

Law, John, berüchtigter Finanzmann des 17. Jahrhunderts, geboren zu Edinburg 1671, war der Sohn eines Goldschmiedes, der, nach der Sitte des Landes, auch Bankgeschäfte betrieb. Obgleich zum Nachfolger seines Vaters bestimmt, setzte er nach dessen frühzeitigem Tode die mit Verständnis betriebenen Studien in den mathematischen Wissenschaften fort, und ging, kaum 20 Jahre alt, um die Welt kennen zu lernen, nach London. Er führte hier als Spieler ein abenteuerliches Leben, verfolgte aber auch mit Interesse die Diskussionen über Geld- und Kreditwesen, die damals Parlament und Publikum gleich lebhaft beschäftigten. Ein Duell, in dem er seinen Gegner tötete, nötigte ihn 1695 zur Flucht nach den Niederlanden. In Amsterdam trat er, um die Bank-Manöver kennen zu lernen, als Kommis in ein Bankhaus und kehrte erst gegen das Jahr 1700 nach Schottland zurück. Hier hoffte er durch die Hebung der mißlichen schottischen Finanzen sich einen Namen zu machen. Zu diesem Zwecke überreichte er dem schottischen Parlamente im Jahre 1705 eine Denkschrift (ein Auszug daraus erschien 1720 zu London unter dem Titel: „Money and Trade consider'd; with a Proposal for supplying the Nation with Money"), in welcher er seine Idee über Geld, Handel und Kredit auseinandersetzte und besonders dem Papiergelde, als unfehlbar bestem Tauschmittel, das Wort redet, dem Metallgelde diese Eigenschaft nur in beschränktem Maße zuerkennt, da die Schwankungen des Preises der Metalle, das Nichtvorhandensein der für den Verkehr nötigen Mengen, die Beschwerlichkeit seines Transportes Unvollkommenheiten seien, welche zu sehr in die Augen sprängen. Dagegen rät er an dessen Stelle papierne Scheine, Anweisungen auf außerhalb der Cirkulation befindliche Pfänder in Umlauf zu setzen. Eine von dem Parlament eingesetzte Kommission solle gegen Verpfändung von Grundstücken auf Verlangen Zettel als Geld ausgeben, wobei es ihr vorbehalten bleibe, ob sie dies gegen den landesüblichen Zinsfuß auf die Hälfte des Taxwertes der verpfändeten Immobilien thun, ob sie diese verkaufen oder, unter der Bedingung des Rückkaufes, einstweilen selbst verwalten lassen wolle. Um diesem Zahlungsmittel dem Metallgelde gegenüber noch einen weiteren Vorteil zu verschaffen, solle es zu einem gesetzlich höheren Kurs, der aber 10 % nicht übersteigen dürfe, umlaufen. Nach und nach solle Metallgeld überhaupt nur in so großen Mengen zugelassen werden, als der Kleinverkehr solche nötig habe.

Nach heftigen Debatten lehnte das schottische Parlament, später auch das englische, L.s Vorschläge ab, und ebenso erfolglos war sein erster Antrag, den er der französischen Regierung machte. Aus Frankreich ausgewiesen, verbrachte L. die Zeit des Spanischen Erbfolgekrieges vorzugsweise in Italien und bot verschiedenen Höfen, so dem Wiener und Turiner, sein Bankprojekt, jedoch mit gleichem Mißerfolge an. Endlich lächelte ihm das Glück, denn durch seine Verbindung mit einflußreichen französischen Aristokraten erhielt er die Erlaubnis zur Rückkehr nach Frankreich, allwo der Generalkontroleur Desmarets, gedrängt durch den hoffnungslosen Stand der französischen Finanzen, mit ihm in Unterhandlungen trat, in deren weiterem Verfolge die Gründung einer Bank auf Aktien beschlossen wurde. Allein durch den inzwischen eingetretenen Tod Ludwigs XIV. und infolge des Mißtrauens des Parlamentes, sowie des Herzogs von Noailles, der in L. einen Nebenbuhler fürchtete, geriet das Unternehmen, trotz der Gunst des Regenten und der Zusage, für den Fall dessen Mißlingens, 500,000 Livres an die Armen zu zahlen, noch einmal ins Stocken, bis endlich die Ereignisse des Jahres 1716 die jahrelangen Anstrengungen L.s mit Erfolg krönen sollten. Der Regent, der dem verhaßten Schotten infolge der Anfeindungen, die er zu erdulden hatte, nur noch mehr seine Gunst zugewendet hatte, erzwang von dem Finanzrate eine nochmalige Prüfung des L.schen Projektes, welche zu Anfange des gedachten Jahres von dem Staatsrate unter Zuziehung einer zahlreichen Kommission von Geschäftsleuten vorgenommen wurde. Das Ergebnis derselben war allerdings zunächst nur die Erlaubnis zur Errichtung einer Privatbank, durch deren Kredit der Verkehr wieder in gesunde Bahnen geleitet werden sollte. L. ergriff mit Eifer diese Gelegenheit, um dem Regenten und seinen Feinden an den Erfolgen dieses beschränkten Unternehmens die Solidität seines ursprünglichen Planes zu beweisen.

Ein Patent vom 2. Mai 1716 fixierte die

Dauer des L. erteilten Privilegiums auf 20 Jahre, und ein Edikt vom 20. enthielt über die Einrichtung des Instituts die näheren Bestimmungen. Die Bank sollte auf Aktien gegründet werden und den Namen „Banque générale de France“ führen. Die Fonds derselben waren auf 6,000,000 Livres festgesetzt, die Zahl der Aktien auf 1200.

Zugunsten der Regierung hatte indessen L. bereits eine Verpflichtung übernommen, die dieses Kapital bedeutend reduzierte. Die Aktienzahlung solle nur zu $^1/_4$ in barem Gelde und zu $^3/_4$ in Staatspapiergeld, welches damals $^2/_3$ seines Nennwertes verlor, erfolgen. Die Rechnungsmünze, deren sich die Bank in allen ihren Geschäften bediente, war der Silberthaler à 5 Livres, von denen nach dem damaligen Fuß 8 auf die Pariser Mark f. S. gingen. Die Bank durfte Zettel von 1000 und 10,000 Bankthalern ausgeben, die auf Sicht in Metallmünze nach landesüblicher Ausprägung zahlbar waren. Sie durfte ferner Wechsel und andere Handelseffekten diskontieren, von Privaten Depositen annehmen, die Zahlungen der Kaufleute gegen eine unbeträchtliche Gebühr bar oder durch Übertrag in den Bankbüchern vermitteln, bei Sicht zahlbare Wechsel auf die Münzdirektionen in den französischen Provinzen und auf ausländische Banquiers ausstellen und zum Tageskurse verkaufen. Zur Beruhigung der Kaufleute war jedoch der Bank untersagt, Land- und Seehandel zu treiben, Assekuranz- oder Kommissionsgeschäfte zu übernehmen. Auch konnte sie kein Papier auf Frist ausstellen und unter keiner Form eine Anleihe machen, noch Geld gegen Zinsen ausleihen. Die Bank war von allen öffentlichen Lasten befreit und die Fonds der Ausländer unterlagen keiner Konfiskation, keiner Repressalie, keinem Heimfallsrechte. Protektor der Bank war der Herzog von Orleans, als Direktor für die Dauer des Privilegiums wurde L. eingesetzt. Zweimal des Jahres sollte eine Generalversammlung der Aktionäre gehalten, in derselben nach Stimmenmehrheit entschieden und die Dividende verteilt werden. Fünf Aktien gaben dabei das Recht auf eine Stimme. Die Eröffnung der Bank erfolgte noch im Mai im Hôtel de Maine, später wurde sie in das geräumigere Hôtel de Soissons dislociert. Die Unterbringung der Bankaktien vollzog sich außerordentlich schnell, denn jedermann entäußerte sich gern der tief unter ihrem Nennwerte stehenden Staatsbillets, da ja in einer besondern, dem Einrichtungsakte beigefügten Klausel die Erklärung abgegeben wurde, daß 1 Livre jenes Papiergeldes genau dem Werte eines Livre der Bankvaluta (siehe oben) gleich geachtet werden sollte. Anfänglich hatte man nur Spott und Verachtung für das Unternehmen, denn die Geschäftsleute jener Zeit, hauptsächlich nur mit Wucherzins zu arbeiten gewöhnt, verkannten die Grundlage der Anstalt. Denn, so berechnete man, bei der geringen Provision von 5 Sous per Mille, auch bei dem täglichen Umsatze des ganzen Fonds, könne der Gewinn von 9 % unmöglich ein lukratives Geschäft genannt werden. Aber L. verstand, durch die musterhafte Einrichtung und Verwaltung der Bank die Interessen des ganzen Verkehres derartig in die Operationssphäre der Bank zu ziehen, daß Einheimische und Fremde in wenig Monaten sich nur noch ihrer Vermittelung bedienen, nur noch nach der neuen Bankvaluta handeln wollten. Die glücklichen Wirkungen des Instituts traten aber erst recht zutage, als L. die Erlaubnis erhielt, anfänglich à 6, später à 4 % per Jahr gute Wechsel zu diskontieren. Bei diesem mäßigen Zinsfuß schwand der Wucher, Handel und Industrie atmeten wieder frei auf. Noch mehr wuchs der Kredit der Bank, als ein Arrêt vom 10. April 1717 befahl, daß deren Billets in allen königlichen Kassen als Geld zu nehmen seien. Staunen aber erregte es, als die Bank in der Generalversammlung vom ersten Semester eine Dividende von $7\frac{1}{2}$ % für die Aktie verteilen konnte. Der Regent erschien in dieser Versammlung, umgeben von den Prinzen und Großen, und trat unter dem Jubel der Aktionäre, nach vorgängiger Abstimmung, in das Direktorium ein. Zwar wurde dieser auffallende Schritt des Herzogs von dem stolzen Adel Ludwigs XIV. heftig bekrittelt, doch sollte es nur noch kurze Zeit währen, um selbst den hochmütigsten dieser Herren sich beeilen zu sehen, mit dem Reste seines geschmolzenen Vermögens in dem Kreise der Spekulanten zu erscheinen.

So weit standen die Dinge ganz gut, und wäre diesem eingeschränkten aber soliden Institute Zeit gelassen worden, sich zu entwickeln, gewiß würde in Verbindung mit weisen Regierungsmaßregeln dessen mittelbar regenerierender Einfluß auf den Nationalwohlstand und die Finanzen des Reiches unzweifelhaft gewesen sein. Allein der Regent vermochte sein Drängen nach Erfüllung der gemachten Verheißungen, die Staatsschuld getilgt, Hof und Regierung im Überflusse zu sehen, nicht zu zügeln, und ihm hierin über die Maßen gefällig gewesen zu sein, war der große Fehler L.s.

Schon in der oben erwähnten Versammlung that L. die ersten vorbereitenden Schritte zur Begründung jener Handelsgesellschaft, welche die Ausbeutung der sogen. Mississippi-Staaten, eines Danaergeschenkes, welches die französische Regierung von dem reichen französischen Kaufmann Crozat empfangen hatte, als dieser 1716 von der Justizkammer als dessen Besitzer eingeschätzt werden sollte, zum Ziele hatte. Nachdem der Boden, wie angedeutet, für das Unternehmen gelockert, berief L. eine freie Versammlung von Kaufleuten und Kapitalisten zusammen, in welcher er, mit überwältigender Beredsamkeit, Männer, die ihm feindlich gesinnt waren, für die Errichtung einer Handels-Compagnie nach dem Mississippi zu begeistern wußte. Noch im August 1717 erschien ein Edikt, das auf den Antrag L.s die Errichtung einer Aktiengesellschaft für den Handel nach dem Mississippi unter dem Namen „Compagnie d'Occident“ bewilligte und dieser Gesellschaft ein Privilegium auf 25 Jahre verlieh. Das Kapital wurde auf 100 Millionen Livres, in Aktien à 500 Livres, zahlbar in Staatsbillets, festgestellt. Zwei Fünftel der schwebenden Schuld sollten auf diese Weise getilgt werden.

Der Compagnie verlieh der Staat große Privilegien, sie empfing ganz Louisiana als Eigentum, mit allen Hoheitsrechten: nur mußte sie dem Kö-

nige von Frankreich huldigen. Ihr fielen zu eigen sämtliche Schiffe, Geräte, Waren, die bisher der Regierung in der Kolonie angehörig. Diese Schenkungen, zusammen genommen mit den bisherigen Erfolgen L.scher Wirksamkeit, erregten die überspanntesten Hoffnungen. Die Aktien der Gesellschaft stiegen in einem unerhörten Maßstabe, alle Welt wollte davon besitzen. Man trug alles Geld zu den Kassen der Compagnie. Das Agiotagefieber griff wie eine Seuche um sich. „Es war", sagt Voltaire, „ein neues und gewaltiges Spiel, in dem alle Bürger, der eine gegen den andern spielten." Die Bureaus der Bank waren während des Zeitraums von zwei Jahren in der engen, schmutzigen, übelriechenden Straße Quincampoix umdrängt von einer kompakten Menge, die sich von Tag zu Tag, von Stunde zu Stunde vermehrte. Marquis de Dangeau schreibt in seinem Journal vom 3. November 1719: „Um einige Ordnung in das Gewühl zu bringen, besetzte man die beiden Enden der Straße mit Wachen, erließ ein ganz besonderes Verbot, an Sonn- und Festtagen dahin zu gehen. Glocken- und Trommelsignale bezeichnen an den andern Tagen die Stunde zum Heimgehen, um 9 Uhr abends und um 6 oder 7 Uhr morgens die Zeit des Eintrittes."

Montesquieu, ein kaltblütiger Zeuge dieser fremdartigen gesellschaftlichen Wandlungen, schrieb von der Katastrophe, die er vorhergesehen: „Alle diejenigen, welche vor 6 Wochen noch reich waren, sind jetzt in Armut, und diejenigen, die hungerten, schwelgen in Reichtümern. Niemals haben sich die beiden Gegensätze so nah berührt. Der Fremde (L.) hat den Staat umgewendet wie ein Trödler einen alten Rock; er läßt auf der Oberfläche erscheinen, was unten war und umgekehrt. Welche unverhofften Reichtümer, unglaublich selbst denen, die sie erwerben. Gott selbst zieht die Menschen nicht schneller aus dem Nichts. Wieviele Diener, bedient von ihren Kameraden und morgen vielleicht durch ihre Herren. Alles das fördert die abenteuerlichsten Dinge zutage: Die Lakaien, welche ihr Glück unter der vorhergehenden Regierung gemacht hatten, verkaufen und geben an diejenigen, welche eben ihre Livrée zu verlassen gesonnen sind in einer gewissen Straße (la rue Quincampoix), alle die Verachtung zurück, welche man sie selbst vor kaum 6 Monaten noch fühlen ließ; sie schreien aus allen Kräften: ‚Der Adel ist ruiniert.' Welche Unordnung im Staate, welche Verwirrung in den Ständen! Man sieht nur Unbekannte, die Glück machen!"

Leider waren es aber die grands seigneurs, die Prinzen selbst, die durch ihre Beteiligung an dem Schacher mit Aktien, die ihnen L. freigebig hinwarf, diese gierige Raserei förderten. Dangeau giebt eine ganze Liste von Namen des höchsten Adels, die solcher Schenkungen teilhaftig wurden und stolz darauf waren, mußten sie sich auch deshalb unangenehme Wahrheiten sagen lassen. So der Prinz von Conti, Nachkomme der Condés, der von L. reich bedacht worden war und dem ein Weiser des Hofes bemerkte: „Toutes ces actions ne valent pas une seule des actions de vos ancêtres!" Die handschriftlichen Sammlungen aus jener Epoche haben uns eine große Anzahl von Spottgedichten aufbewahrt, die sich gegen L. und sein System wenden, so das folgende aus den „Mélanges" de Bois Jourdan, T. II, p. 317:

„Depuis qu'un juif venu d'Ecosse
s'est enrichi de notre argent,
Tous les gredins roulent carosse,
Et qui fut riche, est indigent."

Doch weder diese Gegnerschaften, noch die weise aber unbeugsame Opposition des Parlamentes, vermochten dem rollenden Stein Einhalt zu thun. L. war trunken von dem Erfolge seines Systems, kannte keine Grenzen mehr bezüglich seiner Projekte, seiner Hoffnungen.

Dem ausschweifenden und verschwendenden Marquis v. Carillac, der ihn eines Tages zwang, das Ende dieser Orgie vorherzuahnen, antwortete er frech: „Mein Herr, ich mache Billets, gebe sie aus und bezahle sie nicht. Sie haben mir demnach mein System gestohlen?"

Die Wut des Aktienspieles, welche die Franzosen ergriffen hatte, verbreitete sich aber auch nach Holland und England. Rotterdam wurde für einige Zeit vollständig ruiniert, London während des Jahres 1720 in Aufruhr gebracht, Paris aber war der Sammelplatz aller Agiotage-Spekulanten Europas. Ende September schätzte man die Zahl der Provinzialen und Fremden in Paris auf eine halbe Million, und die Reisebillets von Lyon, Brüssel, Bordeaux und Straßburg nach Paris bildeten ebenfalls den Gegenstand der Spekulation.

Die Banque générale war indessen (Edikt vom 4. Dezember 1718) in eine Banque royale umgewandelt worden, die Bankvaluta die Livres tournois. Sie erwarb die Privilegien der alten, noch von Colbert gegründeten, aber in Verfall geratenen Compagnie des Indes, die Monopole für den Handel nach dem Senegal, nach China, kaufte für 4,080,000 Livres die Tabakspachtung, für die ein Herr Minon nur 2,200,000 Livres offeriert hatte, die Salzsteuer im Elsaß, die Posten, kurz, alle hauptsächlichen königlichen Pachtungen wurden ihr zugeschlagen, nachdem sie ein Jahr früher durch den Einfluß des Finanzministers Argenson, der gegen L. intriguierte, weil er in ihm seinen Nachfolger sah, den Gebr. Pâris zugewendet worden waren, die eine Gesellschaft mit einem Kapital von 100 Millionen Livres in 100,000 Aktien à 1000 Livres, zahlbar in Renten-Kontrakten oder den Billets der verschiedenen öffentlichen Kassen (letztere waren um so viel wie die Staatsbillets unter Pari), gegründet hatten und dieses Kapital als Sicherheit für 48 Millionen, das Gebot für die Pachten, hinterlegten. Man nannte diese Gesellschaft, die sich direkt gegen L. wendete, das „Anti-System". L. zahlte für diese Pachtungen ein Jahr später im September 52 Millionen, also 4 Millionen Livres mehr als sein Gegner und versprach außerdem dem Staate 1500 Millionen Livres zur Zahlung der Staatsschulden zu 3 % zu leihen. Man acceptierte vonseiten der Regierung diese Offerte. Doch das Geld fing an zu fehlen, fehlte bald ganz. Man sah nur noch Papiere. Der Wert der Aktien der Banque royale repräsentierte 1719 24mal denjenigen des gemünzten Geldes, der überhaupt im ganzen Königreich existieren konnte. In drei Mo-

naten gingen diese Aktien immer mehr zurück und fielen endlich auf nichts. L. versuchte durch großartige industrielle Unternehmungen (Gründung einer von Schweizern und Engländern betriebenen riesenhaften Uhrenfabrik) das Steigen der Aktien zu verursachen und den Nennwert der Bankbillets aufrecht zu erhalten. Der Regent hatte ihn zum General-Kontroleur der Finanzen ernannt in der Hoffnung, ihm energische Mittel zu liefern, den Kredit und das Ansehen der neuen Bank zu heben, es waren auch diese Maßregeln nicht imstande, die immer größer werdende Zerrüttung des ganzen Geldwesens zu hemmen.

Die tyrannischsten und ungeheuerlichsten Edikte dienten nur dazu, die Krisis furchtbarer zu machen. Am 25. Februar schon erschien ein Arrêt, der den Preis der Münze etwas erhöhte, am 27. das berüchtigte Verbot des Besitzes von mehr als 500 Livres in klingender Münze unter Androhung der Konfiskation und sonstiger schwerer Strafen, auch auf die Fabrikation von Gold- und Silbergeschirr, bis endlich der Arrêt vom 5. März den Sturz des Systems unwiderruflich entschied, da zum erstenmal ein Angriff auf das Papier selbst gemacht wurde.

Es sollte die Menge der auszugebenden Noten beschränkt, die Vorschüsse auf die Aktien bei Verfall eingezogen werden. Diejenigen der Bank betrugen damals 450 Millionen, die Summe der ausgegebenen Noten 1100 Millionen. Die Rückforderung der ersteren würde möglicherweise eine Katastrophe der Bank verhindert haben; um die Zahlungen der großen Spekulanten zu erleichtern, wurde der Kurs der Compagnie-Aktien, die im November des vorigen Jahres noch mit 20,000 Livres (bei einem Nominalwert von 500) bezogen worden waren, auf 9000 Livres festgesetzt. Der Arrêt vom 5. März verordnete ferner: Die Mark Gold wird vom Tage der Publikation zu 1200 L., die Mark Silber zu 80 L. ausgeprägt. Der Louisd'or des Münzgesetzes vom Mai 1718 von 34 auf 48 L., der Silberthaler von 6 auf 8 L., in demselben Verhältnisse wurden auch die niedrigeren Münzen in ihrem Werte erhöht. Die Bankzettel sollten indessen bei Zahlungen an die königlichen Kassen um 10 % höher als die erlaubten 100 L. Metallgeld angenommen werden.

Diese neuen eigenmächtigen Eingriffe in das öffentliche Vertrauen untergruben den ohnedies nur noch geringen Kredit der Aktien vollends. Das Publikum suchte sich, wo es konnte, dieses gefährlichen Papieres, der Aktien wie der Bankzettel, zu entäußern. Noch mehr schwand die Ruhe aus den Gemütern, als ein offener Brief L.s, voll von Sophismen und Drohungen, verbreitet wurde. Diesem Briefe folgte ein berüchtigter Arrêt vom 11. März 1720, der Goldmünzen nur bis zum 20. März in Paris, bis zum 1. April in den Provinzen im Verkehr mit der Bank und unter Privaten zuließ. Nach dem 1. Mai sollte es hingegen weder einem Franzosen noch einem im Reiche weilenden Fremden erlaubt sein, Goldmünzen oder ungeprägtes Gold zu besitzen. Konfiskation und schwere Strafe bedrohen den Zuwiderhandelnden, ingleichen den Besitzer von goldenem Geschmeide oder Kostbarkeiten, außer den besonders angegebenen, Goldschmiede dürfen nur gewisse Geschmeide von bestimmtem Gewicht und bestimmter Feinheit anfertigen. Das nun hereinbrechende Mißtrauen bemächtigte sich aller Schichten der Bevölkerung, zumal das sich bildende Denunziantenwesen von einer moralischen Verkommenheit der Nation Zeugnis ablegte, die hochgradiger sich kaum denken läßt. Ein Sohn denunziert den eigenen Vater, um dessen Vermögen zu erhalten, ein Graf Horn, dessen Familie mit allen Höfen Europas in Verbindung stand, wird am 26. März mit einem seiner Spießgesellen, Mille, wegen eines in der Straße Quincampoix an einem Agioteur verübten Raubmordes auf dem Grève-Platz lebendig gerädert. Neben Unzucht und Schlemmerei war Raubmord an der Tagesordnung. Die Verschwendung und der Luxus derer, die durch den Aktienschwindel reich geworden, überstieg alle Begriffe. Die Regierung schritt endlich ein; am 22. März erschien ein Arrêt, der den Effektenhandel in der Straße Quincampoix gänzlich verbot und dieselbe von dem sich noch dort herumtreibenden Gesindel durch die bewaffnete Macht reinigen ließ. Um die Noten im Umlauf zu erhalten, ordnete ein Dekret vom 10. April an, daß diejenigen von 10,000 L. in Abschnitte von 1000 L. und darunter verwandelt würden und außerdem die Anfertigung von 438 Millionen neuer Billets von 10 bis 1000 L. Diese Maßregel muß aber wenig gefruchtet haben, denn schon am 21. Mai wurde zu einer neuen vorgeschritten, welche die allmonatliche Reduktion der Aktien, die vom 1. Dezember ab auf einem festen Preis von 5500 L. verbleiben sollten, sowie die in gleichem Verhältnisse erfolgende Reduktion der Banknoten verfügten, die jedoch bis Ende des Jahres noch in Zahlung von Steuern und Leibrenten pari angenommen werden sollten. Im Handel sollten sie den loyalen Kurs bei Verfallzeit der Verbindlichkeiten gelten, der Gebrauch der edlen Metalle sollte wieder freigegeben und das alte Münzsystem, wonach 30 L. = 1 Mark, wiederhergestellt werden. Diese Anordnung war nicht ungünstig, sie wurde aber vom Publikum falsch aufgefaßt, ob mit Recht, oder Unrecht, läßt sich schwer ermitteln; die Preise der Lebensmittel stiegen plötzlich außerordentlich und eine bedenkliche Gärung zeigte sich im ganzen Lande. Gegen L. richtete sich zunächst die ganze Wucht dieses Sturmes, so daß er nach dem Palais Royal unter den Schutz des Regenten flüchten mußte. Schweizergardisten bewachten ihn, anscheinend als Verdächtigen, vermutlich aber zu seinem Schutze, auch mußte er seiner Stellung als Oberintendant der Finanzen entsagen. Eine große Anzahl von sich widersprechenden Arrêts, Dekreten und Edikten diente nur dazu, das System bis auf den Grund zu vernichten.

L. hatte an der Zerstörung seines Werkes keinen Anteil genommen. Schon seit 2 Monaten hatte er das Palais Royal verlassen und sich mit der Ordnung seiner Angelegenheit beschäftigt. Er bot dem Regenten alle seine reichen Besitztümer für den Staat und die Compagnie an und erbat sich nur die 200,000 L., die er mit nach Frankreich gebracht hatte, für seine Familie zurück. Der Regent blieb teilnahmlos, und nur der Herzog

von Bourbon, der allerdings durch ihn unermeßliche Reichtümer erworben hatte, nahm sich seiner im Staatsrate, wo man einzig die gemeinsten Drohungen und Beschuldigungen für ihn hatte, mit Wärme an, konnte aber für ihn nichts weiter erreichen, als daß man ihm nicht einen seiner ärgsten Feinde als Generalkontroleur und Nachfolger gab. Seine dringenden Bitten entrissen endlich dem Regenten einen Paß, der ihm mit einigen Zeichen der Gunst von dem Grafen Lassé nach seinem Landgute Gueremande bei Paris, woselbst er sich seit dem 4. Dezember 1720 aufhielt, überbracht wurde. Am 7. Dezember brachte ihn ein Wagen des Herzogs von Bourbon, unter Begleitung von dessen Jagdkapitän, nach Valenciennes. Nur mit geringen Mitteln ausgestattet, trat er von hier aus seine Weiterreise nach Brüssel an, wo ihn der reiche Banquier Miausse aus einer niedrigen Herberge in sein Haus aufnahm. Hier sollte ihm das Glück noch einmal lächeln, denn ein Gesandter Peters des Großen überbrachte ihm ein Schreiben des Zaren, in welchem er aufgefordert wurde, nach Petersburg zu kommen, um die russischen Finanzen zu verwalten. Doch er wies das Anerbieten kalt zurück und begab sich später nach Venedig. Hier nahm L., nachdem seine wiederholten Bitten an den Regenten, ihm wenigstens einen Teil des von ihm nach Frankreich gebrachten Vermögens zurückzugeben, ungehört geblieben waren, wieder seine Zuflucht zum Spiele und starb im Mai 1729, seiner Familie nur einige Gemälde und einen auf 40,000 L. geschätzten Diamanten, der ihm als Pfandstück diente, wenn er seine Zuflucht zum Leihhause nehmen mußte, hinterlassend.

Man hatte sich lange Zeit daran gewöhnt, L.s Auftreten nur als das eines Betrügers und Räubers zu kennzeichnen, allein ein näheres Eingehen in seine Pläne, ein ruhiges Prüfen seiner Handlungsweise, haben das Harte, ja Ungerechte dieses Urteils gemildert, ihm Gerechtigkeit widerfahren lassen. L. war ein genial angelegter Mensch, und sein Charakter entbehrte des Edelmutes nicht. Die Wissenschaft unserer Tage hat allerdings die groben Irrtümer, die bei seinen Unternehmungen mit unterliefen, aufgedeckt, kann aber in vieler Beziehung seinen Bestrebungen die Achtung nicht versagen, die ihm wenige seiner Zeitgenossen zuerkennen. Sein Auftreten weist nicht einen Akt von Streben nach Selbstbereicherung auf, und eine gewichtige Zeugin aus jener Zeit, die Herzogin Elisabeth Charlotte von Orléans, sagt in einem Schreiben vom 1. Oktober 1719, nachdem sie von den Wohlthaten, die das gewöhnliche Volk durch Verminderung der Steuern und Lasten, die es infolge der L.schen Operationen erfahren, gesprochen: „Monsieur L. ist gar ein polier und guter Mann, ich halte viel von ihm, er thut mir auch gefallen, wo er kann. Er stiehlt nicht, wie alle andern gethan, so die Finanzen reguliert, was er profitiert, ist mit Ehren und öffentlich." Eine reiche Ausbeute von Nachrichten über jene für Frankreich so unheilvolle Zeit geben überhaupt die Briefe jener achtungswerten Fürstin, ferner das Journal des Marquis v. Dangeau, weniger die sonst reichhaltigen Memoiren des Herzogs von St. Simon. Von großer Wichtigkeit zum Verständnisse jener Zeit sind die Aufzeichnungen von Lemontey in seiner „Histoire de la Régence" (Paris 1832).

Lawrence, Henry, englischer General, am 28. Juni 1806 zu Matura auf Ceylon geboren, trat 1823 in die Artillerie von Bengalen, zeichnete sich in den Kriegen gegen die Afghanen und gegen die Sikhs aus, leistete auch in der Verwaltung, zuerst des Penschab, dann von Oude Tüchtiges und verteidigte nach dem Ausbruch der Sepoyempörung Lucknow gegen die Aufständischen. Am 2. Juli 1857 in seiner Wohnung durch ein feindliches Geschoß verwundet, starb er dort am 4. Er schrieb „Adventures of an officer in the service of Runschit Sing". — Biographie von Edwardes und Merivale; ferner in „Life of Indian officers" by Iohn W. Kaye, London 1867. — Sein Bruder John, am 24. März 1811 zu Richmond in Yorkshire geboren, trat 1829 in den Dienst der Ostindischen Compagnie, erwarb sich als Beamter und Finanzmann Ruf und folgte seinem Bruder in der Verwaltung des Penschab; daß dieses während des großen Aufstandes ruhig blieb, wird wesentlich L. gedankt. Am 1. Dezember 1863 ward er Vizekönig, erfüllte aber die Erwartungen, welche man von ihm hegte, namentlich während der Hungersnot von 1866, nicht ganz, kehrte 1869 nach England zurück und starb am 27. Juni 1879. — Vgl. „Encyclopaedia Britannica", vol. XIV, Edinburg 1882.

Layard, Sir Austen Henry. Einer seit lange in Frankreich ansässigen britischen Familie am 5. März 1817 in Paris entsprossen, lebte L. einige Zeit in Italien und ging 1833 nach England, um die Rechte zu studieren, gab aber 1839 diesen Beruf auf, bereiste Dänemark, Schweden, einen Teil von Rußland, Ungarn, die Türkei, Kleinasien, Persien, Syrien und Mesopotamien und vermutete, in den Ruinenhügeln bei Mossul und Nimrud seien die Paläste der assyrischen Herrscher vergraben. Er hielt sich in Konstantinopel bei dem britischen Gesandten Sir Stratford Canning auf, begann aber 1845 auf dessen Kosten bei dem Dorfe Nimrud am Tigris Ausgrabungen und legte im Süden des alten Ninive eine Reihe assyrischer Paläste blos; 1848 unternahm er auf Kosten des britischen Museums Ausgrabungen bei Mossul und Babylon, der größte Teil der Königspaläste wurde frei gelegt und L.s Name weltberühmt; die Auffindung der Basreliefs, Skulpturen, Inschriften u. s. w., welche ihre Aufstellung im britischen Museum fanden, war von durchschlagender Bedeutung für die Kenntnis von Kultur und Geschichte der Assyrer. L. publizierte über seine Funde „Niniveh and its remains" (zwei Bände, London 1849, nebst Atlas von hundert Tafeln; 6. Auflage, deutsch von Meißner, zwei Bände, Leipzig 1850) und „Niniveh and Babylon, being the narrative of discoveries" (London 1853, deutsch von Zenker, Leipzig 1856). Er wurde Attaché bei der Gesandtschaft in Konstantinopel, kehrte aber 1851 nach England zurück. In den letzten Tagen des Ministeriums Granville Unterstaatssekretär im auswärtigen Amte geworden, legte er bei dem Antritte des Kabinetts Derby am 20. Februar 1852 bereits sein Amt nieder und trat für Ailesbury in das Parlament.

Er ging wieder als Attaché nach Konstantinopel, bereiste die Krim, konnte sich mit Sir Stratford Canning über Politik nicht einigen und kehrte nach London zurück; hier opponierte er im Unterhause der Regierung und spielte eine bedeutende Rolle als eines der Häupter des Vereins für die Reform der Verwaltung. 1861 wurde er unter Palmerstons Verwaltung Unterstaatssekretär im auswärtigen Amte, welchen Posten er im Juli 1866 niederlegte; im Dezember 1868 erhielt er in Gladstones Kabinett das Ministerium der öffentlichen Arbeiten und Bauten, aber 1869 wurde er außerordentlicher Gesandter und bevollmächtigter Minister in Madrid, wo er bis 1877 blieb. Im Frühlinge dieses Jahres wurde er Elliots Nachfolger als Botschafter in Konstantinopel, wo er am 20. April eintraf und sofort Anknüpfung bei den Vertretern der anderen Mächte zu gewinnen suchte. Am 31. Dezember erfolgte seine definitive Ernennung. Bisher liberal gesinnt, schloß sich L. unbedingt der orientalischen Politik Disraelis an, und während des russisch-türkischen Kriegs hatten seine Ansichten und Ratschläge das meiste Gewicht am Divan. Er bewirkte bei Derby das Erscheinen einer britischen Flotte in den Dardanellen und näherte nach besten Kräften Rußland und die Türkei nach dem Frieden von San Stefano einander. Am 4. Juni 1878 unterzeichnete der gewandte Diplomat den Vertrag, welcher die Insel Cypern in britische Verwaltung und Besetzung brachte. Die Königin schlug ihn in demselben Jahre zum Ritter. Bei dem Antritte des Kabinetts Gladstone im Mai 1880 wurde er vom Goldnen Horn abberufen, durch Göschen ersetzt und kehrte nach England heim.

Leake (spr. Lihk), englischer Kontreadmiral, 1656 zu Rotherhite geboren, hat sich in den vielfachen Kriegen seiner Zeit gegen die Niederländer und namentlich gegen die Franzosen einen geachteten Namen gemacht. An der Seeschlacht bei Malaga 1704, dem Entsatze von Gibraltar 1705, wie überhaupt an den Unternehmungen der englischen Flotte im Mittelländischen Meere während des Spanischen Erbfolgekrieges hat er hervorragenden Anteil gehabt. Als Georg I. den Thron bestiegen hatte, wurde er, seiner jakobitischen Gesinnungen halber, seiner Ämter enthoben, zog sich mit einer Pension von 600 £ auf das Land bei Greenwich zurück und starb im August 1720. — Vgl. Campbell, Leben und Thaten der Admirale, Leipzig 1755.

Lebas, Philippe François Joseph. (**Le Bas.**) Zu Frévent in Artois als Notarssohn 1765 geboren, studierte L. auf dem Collège Montaigu in Paris, wurde 1789 Advokat am Parlamente und folgte diesem Berufe in St. Pol, als die Revolution ausbrach, in deren Fluten er sich stürzte. Er vertrat seine Mitbürger bei dem Föderationsfeste vom 14. Juli 1790, wurde 1791 Administrator des Distrikts St. Pol und im Dezember d. J. Mitglied der Verwaltung des Pas-de-Calais; im September 1792 trat er in den Nationalkonvent, wo er mit dem Berge ging, und im Prozesse des Königs stimmte er für den Tod ohne Appellation und Aufschub. Mit einer Art Widerstreben sprach sich L. am 31. Mai 1793 gegen die Girondisten aus; aber er war Robespierre zu unerschütterlich ergeben, zu sehr von der Reinheit seiner Absichten überzeugt, um nicht seiner Fährte zu folgen. Er nahm wenig Anteil an den Debatten, arbeitete hingegen eifrig in den Ausschüssen. Mit Duquesnoy wurde er zur Sambre- und Maasarmee entsandt, heiratete nach seiner Heimkehr Elisabeth Duplay, die Tochter von Robespierres Hauswirt, und wurde dadurch noch intimer mit dem Gewaltigen. Am 14. September trat er in den Ausschuß der allgemeinen Sicherheit und arbeitete dem Terrorismus in die Hände. Er ging zur Rheinarmee, St. Just begleitend, und gab im Feldzuge Beweise von Tapferkeit. Nachdem er im Januar 1794 nach Paris zurückgekehrt war, eilte er im April d. J. mit St. Just zur Sambre- und Maasarmee. Wieder in Paris, erhielt er die Aufsicht der Marsschule. Als treuester Freund und glühender Bewunderer stand L. am 9. Thermidor (27. Juli) 1794 Robespierre zur Seite; man ließ ihn nicht reden, sondern fluchte Robespierres Tyrannei; als dessen Verhaftung dekretiert wurde, verlangte L., ebenfalls verhaftet zu werden, und wurde nach La Force geschafft. Von hier auf Henriots Veranstaltung befreit, wurde er mit St. Just und Couthon nach dem Hôtel-de-ville geführt, wo er Robespierre zu kräftigen Maßregeln gegen die Feinde anzuspornen suchte. Als aber diese nach dem Hause drangen, erschoß er sich in der Frühe des 28. Juli.

Leboeuf, Edmond, Marschall von Frankreich, am 6. Dezember 1809 in Paris geboren und auf der Polytechnischen Schule ausgebildet, diente 1837—41 in Algier und bewährte sich vor Sewastopol und 1859 im Kriege in der Lombardei, hier namentlich bei Solferino, als tüchtiger Artillerieführer. Nachdem er sodann eine Reihe wichtiger Stellungen bekleidet und 1866 Venedig von Österreich übernommen und an Italien ausgeliefert hatte, wurde er nach Niels Tode und auf dessen Empfehlung am 21. August 1869 Kriegsminister. Seine Leistungen als solcher haben diese Empfehlung nicht gerechtfertigt; er hat sich der Aufgabe, das von Niel nach dem Jahre 1866 begonnene Werk einer Neubildung des Heeres zu Ende zu führen, nicht gewachsen gezeigt. Seine Meinung von der Beschaffenheit der Armee war eine der Hauptursachen zum Kriege von 1870/71 (s. d.), sowie für dessen unglücklichen Ausgang. Am 19. Juli zum Major-général de l'armée du Rhin ernannt, mußte er der allgemeinen Stimme, welche ihn für die erlittenen Niederlagen verantwortlich machte, weichen und am 12. August seinen Posten aufgeben. Nach der tödlichen Verwundung des General Decaen am 14. übernahm er das Kommando des III. Armeecorps, mit welchem er an den Kämpfen bei Metz seinen vollen Anteil hatte. Während der Einschließung der Festung vertrat er energisch den Durchbruchsgedanken; im Prozeß von Trianon sagte er gegen Bazaine aus. Nach Friedensschluß ist er nicht mehr an die Öffentlichkeit getreten; auch hat er schriftstellerisch nicht versucht, sich gegen die auf ihm lastenden Anklagen zu verteidigen. Bei guten artilleristischen Fachkenntnissen fehlt es ihm an

organisatorischer und strategischer Begabung. — Vgl. H. Bartling in „Unsere Zeit", Jahrgang 1870.

Lebon (Le Bon), Joseph. Am 25. September 1765 in Arras geboren, studierte L. bei den Oratorianern und trat in ihre Kongregation; schon mit achtzehn Jahren lehrte er Rhetorik am Collège zu Beaune und zeichnete sich durch Pflichttreue aus. Daß er seine Sympathieen für die Revolution offen bekundete, machte ihn seinen Mitbrüdern fremd, er trennte sich im Mai 1790 schroff von ihnen und nahm die konstitutionelle Pfarre du Vernois bei Beaune an, die er Juli 1791 mit der von Neuville-Vitasse bei Arras vertauschte. Der Expriester heiratete, besuchte die politischen Versammlungen und wurde von Robespierre, St. Just und Lebas auf ihre Wege gezogen. Am 16. September 1791 wurde er Maire von Arras, dann Prokurator-Syndikus des Departements Pas-de-Calais, bewies noch große Mäßigung, trat im September 1792 als ergänzender Deputierter in den Nationalkonvent, saß aber erst nach dem 31. Mai 1793 darin. Billaud-Varennes veranlaßte, daß er im Oktober 1793 nach dem Pas-de-Calais entsandt wurde, um den Terrorismus hier durchzuführen; da er zu milde auftrat, genügte er dem Wohlfahrtsausschusse nicht, Guffroy klagte ihn des Föderalismus an, nannte ihn den Beschützer der Feinde der Revolution, den Verfolger der Patrioten, und warf ihm vor, er habe sich geweigert, dem Jakobinerklub beizutreten. Der Wohlfahrtsausschuß rief ihn heim, aber Robespierre verbürgte sich für ihn, L. versprach sich zu bessern und durch revolutionäre Leistungen seine Vergangenheit auszutilgen, wurde sofort mit unbegrenzten Vollmachten in das Pas-de-Calais zurückgesandt, um alle gegenrevolutionären Bewegungen zu ersticken; am 29. Dezember 1793 erhielt er Befehl, die Revolutionsregierung in den Departements Nord und Pas-de-Calais einzurichten. Alsbald spielte er den Wüterich, füllte die Kerker mit „Verdächtigen", die barbarisch behandelt wurden, erklärte die Guillotine in Permanenz, war voll Blutdurst und frivolen Launen, drohte allen Frauen mit Verhaftung, die sich Sonntags gut kleideten, und zwang jeden, die rote Mütze zu tragen; über seine Thüre ließ er die Drohung setzen, jeder würde verhaftet, der um die Freilassung eines Gefangenen bitte. So wurde der an sich milde Mann zum Bluthunde; seine Patrone im Wohlfahrtsausschusse schrieben ihm lobend und ermunternd. Zu Dutzenden fielen die Köpfe, während L. sich der Lüsternheit hingab; er schreckte vor nichts zurück, Arras und Cambrai schwammen in Blut, „die heilige Guillotine", wie er sie nannte, ruhte nicht. Sein persönlicher Feind Guffroy klagte ihn im Konvente an, er wurde freigesprochen, Barère verteidigte ihn für den Wohlfahrtsausschuß, nannte seine Bestialitäten am 9. Juli 1794 „etwas herbe Formen" und rechnete es ihm zum Ruhme an, er habe das von den Kaiserlichen angegriffene Cambrai gerettet. Zahlreiche Anklagen wurden gegen L. erhoben, Bourdon und Dumont nannten ihn Robespierres Henkersknecht, klagten ihn am 2. August im Konvente an und verlangten, er solle in die Hölle geschickt werden, um seiner Opfer Blut zu trinken; die Haft wurde über L. verhängt. Aber erst am 20. Januar 1795 wurde auf eine Vorstellung aus Cambrai und Béthune hin Erstattung eines Berichts über sein Verfahren angeordnet, am 5. April nannte ihn Merlin de Thionville unter den Blutmenschen, von denen der Konvent gereinigt werden müsse, am 7. Mai wurde eine Kommission von 21 mit der Untersuchung seines Betragens betraut, für die am 19. Juni Quirot Bericht erstattete. Seine Verteidigungsversuche blieben den Missethaten gegenüber fruchtlos, der Konvent war von seiner Schuld überzeugt, übergab den Prozeß dem Tribunale des Somme-Departements und dies verurteilte ihn am 9. Oktober 1795 zum Tode. Seine Appellation wurde verworfen, der Konvent gab Befehl zur Hinrichtung. L. meinte, als er das rote Hemd anzog, dies gebühre dem Konvente, dessen Befehle er nur ausgeführt habe, und fiel am 16. Oktober 1795 unter der Guillotine in Amiens. — Vgl. „Nouvelle biographie générale", Bd. XXX, Paris 1859, und die Werke über die „Revolution".

Le Bourget, Treffen bei, s. **Bourget.**

Lebrun, Pierre Henri Hélène Marie Tondu. In Noyon 1763 geboren, studierte L. am Collège Louis le Grand in Paris, wurde Geistlicher und als Abbé Tondu bekannt. Am Observatorium angestellt, beschäftigte er sich mit der Mathematik. Plötzlich überkam ihn die Lust, Soldat zu werden, freilich verlor er die Liebhaberei sehr frühe, und Ludwig XVI. hatte auf seine Bitte die Gnade, seine Entlassung aus dem Heere zu gewähren. Er begab sich in die Niederlande, wurde Komponist und Journalist und spielte 1787 eine Rolle in der Lütticher Revolution; 1790 wurde er Buchdrucker zu Herve in Limburg und erging sich in heftigen Ausfällen gegen van der Noot, van Eupen und die mönchische Wendung, welche die belgische Revolution nahm. 1791 kam er nach Paris und führte eine Deputation von Lütticher Patrioten in die Nationalversammlung, redigierte das „Journal général de l'Europe" und trat mit Talent für die neuen Ideen ein. Dumouriez und Brissot interessierten sich für ihn, sein patriotischer Eifer bestach die Girondisten, er war schwach, aber arbeitsam und verwandte treu seine Gaben für die Gironde. Nach dem 10. August 1792 wurde er Minister der auswärtigen Angelegenheiten; am 25. September erstattete er im Konvente genauen Bericht über seine Amtung, über Frankreichs Stellung gegenüber den fremden Mächten, und entwarf ein Bild von Europas Politik; im Oktober übernahm er provisorisch auch das Kriegsministerium anstatt Servans. Am 19. und 31. Dezember berichtete er im Konvente über Großbritanniens feindselige Absichten, und um dieselbe Zeit brachte er Spaniens Proteste zugunsten des Königs ein. Als vierzehntägiger Präsident des Exekutivrats unterzeichnete L. am 20. Januar 1793 das Todesurteil des Königs. Am 7. März verkündete er dem Konvente den Abbruch der diplomatischen Beziehungen und den drohenden Krieg mit Spanien. Während er sich dem britischen Kabinette näherte, klagte ihn

Robespierre förmlich an, er habe den Krieg provoziert, ohne ihn aushalten zu können. Obgleich L. Sémonville auf den Verdacht des Einverständnisses mit dem Könige hin absetzte, erschien er den Jakobinern verdächtig, und am 2. Juni wurde er auf Befehl des Konvents verhaftet. Am 5. September wurde beschlossen, ihn unverzüglich dem Revolutionstribunale zu überliefern, Billaud-Varennes forderte seine sofortige Hinrichtung, er entwischte am 9. September, aber sein Versteck wurde vom Agenten Héron entdeckt und er am 24. Dezember abermals verhaftet. Vom Pariser Revolutionstribunale als Gegenrevolutionär u. s. w. zum Tode verurteilt, fiel er unter der Guillotine am 27. Dezember 1793.

Lebrun, Charles François, Herzog von Piacenza. Zu Saint-Sauveur bei Coutances (Dep. La Manche) am 19. März 1739 geboren, besuchte L. das Collège zu Coutances, dann das der Grassins in Paris und wurde frühe des Lateinischen und Griechischen Meister; dieselbe Fertigkeit erlangte er im Italienischen, Spanischen und Englischen; mit Leichtigkeit schrieb er in diesen fünf Sprachen. Er las sehr viel, sammelte bedeutende Kenntnisse, beschäftigte sich gern mit öffentlichem Rechte und liebte besonders Montesquieus „Esprit des lois"; er machte Reisen zur Erweiterung seines Gesichtskreises nach Holland und England, deren Institutionen ihn fesselten, und bestimmte sich nach seiner Heimkehr nach Paris 1762 zum Advokatenberufe, hörte juristische Vorlesungen und unterwies den ältesten Sohn Maupeous im Rechtsstudium. Maupeou dachte an Reformen in der Justizverwaltung und besprach sich darüber mit L., dessen Kenntnisse und Talente ihn so bestachen, daß er durch den vertrauten Berater seine Reden und Schriftstücke redigieren ließ, ohne daß L. sein Sekretär geworden wäre. Gegen L.s Neigung verschaffte ihm Maupeou 1766 das Amt eines königlichen Zensors, und er übte es mit möglichster Schonung aus. Maupeou wurde Kanzler und L. durch ihn 1768 Rentmeister, dann Generalinspektor der Krondomänen; de facto war er Maupeous Kanzleidirektor, weshalb Ludwig XV. einmal ausrief: „Was würde Maupeou ohne L. machen?" L. faßte Maupeous berühmte Reden ab und nahm an seinen Gewaltakten gegen das Parlament thätigsten Anteil. Der Haß gegen den gewissenlosen Kanzler traf auch ihn, mit ihm mußte er am 24. August 1774 abtreten. Da er reich geheiratet hatte, so konnte L. unabhängig leben; mächtige Personen achteten und schützten ihn, er brauchte vom Hofe keine Gnade, kaufte das Gut Grillon bei Dourdan und lebte hier dem Studium. Ohne seinen Namen zu nennen, publizierte er 1774 in Paris eine französische Übersetzung von Tassos „Befreitem Jerusalem" und 1776 der „Ilias", die wiederholt aufgelegt wurden und denen 1809 die Übersetzung der „Odyssee" folgte. Als die Revolution ausbrach, lenkte er 1789 die öffentliche Aufmerksamkeit durch die Schrift „La Voix du citoyen" auf sich, die prophetisch manches Kommende verkündete und 1804 in neuer Ausgabe erschien. Vom Amte Dourdan in die Reichsstände deputiert, erstrebte er aufrichtig die Reform der Mißbräuche und ein den modernen Ansprüchen Rechnung tragendes Regiment; er wollte eine kräftige geregelte Regierung auf der Basis guter Gesetze. In der Konstituante zählte er zu den Konstitutionellen, ergriff aber das Wort nur bei Fragen von wirklicher Wichtigkeit; er sprach über die Güter des Klerus, widersetzte sich der Kreierung des Papiergelds und der Haltung der Lotterieen; besonders glänzte er in den Diskussionen der Ausschüsse, die ihn meist zu ihrem Organe wählten, und unterzog sich der enormen Aufgabe, Berichterstatter und Redakteur fast aller Finanzgesetze zu sein. Seine Reden waren Muster an Klarheit und Scharfsinn. Als Bewunderer der englischen Institutionen trat er von Anfang an für das Zweikammersystem ein und wußte recht wohl, wohin eine Kammer führen müsse. Nach Auflösung der Konstituante wurde L. 1791 Präsident des Verwaltungsrats im Departement Seine-et-Oise, wo er durch kräftige Maßregeln 1792 schwere Unordnungen unterdrückte. Nach dem 10. August entsagte er jeder öffentlichen Thätigkeit und zog sich aufs Land zurück. Hier suchten ihn Ankläger auf, er wurde im September 1793 verhaftet und in Versailles eingesperrt, aber auf Verwendung eines Volksrepräsentanten wieder freigelassen und unter Polizeiaufsicht seiner Familie zurückgegeben; am 16. Juli 1794 wieder nach Versailles ins Gefängnis gebracht, würde er gewiß das Schafott bestiegen haben, wenn nicht Robespierres Regiment am 27. Juli d. J. ein Ende genommen hätte. Zu Beginn von 1795 übernahm L. wieder die Präsidentschaft in Seine-et-Oise, im Oktober 1795 wurde er in den Rat der Alten gewählt, 1799 die Wahl erneuert, und rasch erwarb er sich allgemeine Achtung. Energisch trat er zugunsten der Verwandten von Emigranten ein, bekämpfte die Zwangsanleihen und machte fast alle Berichte über die Gesetze der öffentlichen Ökonomie. Am 20. Februar 1796 folgte er Lecoulteux-de-Canteleu als Präsident des Rates der Alten, bis an seine Stelle Portalis trat. Man hielt ihn für einen Royalisten, er aber sah in Bonaparte den Retter Frankreichs. Am 13. Dezember 1799 unterzeichnete er die neue Konstitution und wurde neben Bonaparte und Cambacérès dritter Konsul der Republik; mit ihnen bezog er die Tuilerieen. Der alte Kanzleidirektor Maupeous sollte gleichsam die Verwaltungstraditionen des ancien régime in der neuen Verwaltung verkörpern und konnte neben Bonaparte nur ein Schattenbild sein. Er trug anfangs Bedenken, die Konsulwürde anzunehmen, gab aber Bonapartes Drängen nach. Dieser verwandte L. in erster Linie bei der Reorganisierung der Finanzen und der inneren Verwaltung; seine Geschäftskenntnis war sehr wertvoll für Bonaparte. Als dieser sich zum Kaiser machte, ernannte er L. im Mai 1804 zum Erzschatzmeister mit dem Titel „Hochfürstliche Durchlaucht" und beließ ihm die oberste Leitung der Finanzen. Wesentlich trug L. zur Einführung des Rechnungshofes bei und nahm den Titel Herzog von Piacenza von Napoleon an, obwohl er gegen die Kreierung einer neuen Aristokratie im Rate gesprochen hatte. Es lag in seinem Charakter,

dem einmal Beschlossenen sich zu fügen und keine anhaltende Opposition zu unternehmen. Nachdem die Ligurische Republik im Juni 1805 mit Frankreich vereinigt worden war, sandte der Kaiser L. hin, um die Stimmung zu versöhnen und das Aufgehen in Frankreich anzubahnen; als Generalgouverneur blieb L. ein Jahr in Genua, leistete dem Kaiser, der ihn zur Matrosenpresse u. s. w. anspornte, bedeutende Dienste und machte sich bei den Genuesen beliebt. Als Napoleon das Tribunat abschaffen wollte, verteidigte es L., was ihn in Ungunst brachte. Seitdem nahm er wenig Anteil an den Geschäften bis 1810. Als im Juli dieses Jahrs Napoleon Holland mit Frankreich vereinigt hatte, ging L. als sein Generallieutenant dahin. Napoleon wies ihn an, er solle sich nicht um den Unmut der Holländer kümmern, aber trotz aller Arbeitsamkeit und guten Intentionen konnte L. sie nicht versöhnen. Nachdem ihm der russische Feldzug seinen zweiten Sohn, den Obersten eines Lancierregiments, gekostet hatte, drangen die Kosaken 1813 in Holland ein, die Nation erhob sich gegen Frankreich, man bat L., das Land zu verlassen, und er räumte Amsterdam am 18. November d. J. Nach Paris zurückgekehrt, lebte er ruhig, blieb dem Kaiser ergeben und sprach im März 1814 gegen die geplante Abreise der Kaiserin-Regentin aus der Hauptstadt; nachdem er der Senatsakte ferngeblieben, die Napoleon für abgesetzt erklärte, sprach er sich nach der Abdankung für die Restauration der Bourbons aus und wurde vom Könige am 4. Juni zum Pair von Frankreich ernannt. Als Napoleon zurückkehrte, nahm der Herzog die Würde als Großmeister der Universität von ihm an, in welcher Stellung er segensreich wirkte; Ludwig XVIII. aber strich ihn darum 1815 aus der Liste der Pairs, und L. büßte sein Ansehen ein. 1819 wieder in die Pairskammer berufen, lebte der Greis hauptsächlich ernstem Studium und starb im 86. Lebensjahre voll geistiger Frische auf seinem Schlosse Saint-Mesmes bei Dourdan am 16. Juni 1824. — Vgl. die Werke über „Revolution“, „Kaiserreich“, „Restauration“.

Lebrun, französischer General, Adjutant Napoleons III. und von diesem im Mai 1870 mit einer Sendung nach Wien betraut, um Österreich für einen Krieg gegen Preußen zu gewinnen, war im Kriege von 1870/71 (s. d.) zuerst einer der beiden Gehilfen des major-général de l'armée du Rhin, des Marschall Leboeuf, und erhielt, als Bazaine den Oberbefehl der Armee bei Metz übernahm, das Kommando des von Trochu im Lager von Chalons formierten XII. Armeecorps, mit welchem er bei Beaumont und bei Sedan tapfer focht. Nach Friedensschluß befehligte er eine Zeit lang das III. Armeecorps. Im Herbst 1884 veröffentlichte er eine Schrift „Bazeilles-Sedan“, welche wegen grober Unrichtigkeiten und wegen offenbarer thatsächlicher Entstellungen, welche sie enthält, vielfachen Widerspruch und gerechten Tadel erfahren hat. Von der Herausgabe eines größeren Werkes, welches seine militärischen Erinnerungen aus den letzten fünf Jahren des Kaiserreiches bringen sollte und dessen Erscheinen er im Frühjahr 1884 in Aussicht gestellt hatte, hat General L. vorläufig abgesehen.

Lebzeltern. Diese ursprünglich in Meißen heimische Familie, 1600 bereits adelig, erscheint seit **Karl Wolfgang** v. L., 1688 in Wien zum Doktor der Heilkunde und Philosophie promoviert, k. Rat und Leibmedikus, am 29. August 1718 in den erbländischen österreichischen und Reichsritterstand erhoben († 1732), dauernd an Österreich geknüpft, und behauptet sich noch in einem Zweige, den Freiherrn v. **Lebzeltern-Collenbach.** Hervorragendere Glieder dieses Geschlechtes sind:

Joseph, Ritter v. L., Sohn des Generalmajors Ludwig Leopold († 1799), geboren 1783 zu Klausenburg, gestorben 1836; er machte die französischen Kriege mit, wurde 1826 Oberstlieutenant, 1829 Oberst und übernahm dann die militärische Ausbildung des Herzogs von Reichstadt (Sohn Napoleons I.). Er starb als Generalmajor und Generalmontursinspektor.

Leopold, Freiherr v. L., k. k. Generalmajor, geboren 1813 zu Temesvár, seit 1830 in der k. k. Armee; 1849 als Major, 1859 als Brigadier im italienischen Kriege mit Ehren genannt, 1860 in den Freiherrnstand erhoben.

Ludwig, Graf v. L., geboren zu Lissabon am 20. Oktober 1779, gestorben am 18. Januar 1854; einziger Sohn des Freiherrn Adam v. L. († 1818), langjährigen kaiserlichen Gesandten am Hofe zu Lissabon und der Portugiesin Isabella d'Arnaud Courville Aguere Agala y Leon. Er selbst erhielt in der Gesandtschaftskanzlei seines Vaters die Schulung zum Diplomaten, wurde hierauf Legationssekretär des kaiserlichen Botschafters beim römischen Stuhle, Grafen Emanuel Khevenhüller in einer diplomatisch sehr schwierigen Epoche. Seine gründliche wissenschaftliche Bildung und geschäftliche Gewandtheit empfahlen ihn bestens für die wichtigsten Missionen, insbesondere seit dem Umschwunge der Dinge im Jahre 1813. So erschien er im Frühjahre als Abgesandter des österreichischen Hofes bei Kaiser Alexander I.; später finden wir ihn als außerordentlichen Gesandten und bevollmächtigten Minister des Wiener Kabinetts in Petersburg. 1823 wurde er in den erbländischen Grafenstand erhoben. Die Wirren in der Newastadt, nach dem Tode Alexanders I. (1. Dezember 1825) und der Thronentsagung Konstantins (24. Dezember), die Soldatenemeute gegen die Thronfolge Nikolaus I. unter der verdeckten Führung des Fürsten Trubetzkoy, eines Schwagers des österreichischen Diplomaten zufolge seiner Ehe mit Zenaïde Gräfin Laval (1823), der sich dann in das Haus des Botschafters flüchtete, — erschütterten L.s Stellung am Zarenhofe. Er vertauschte bald den Posten in Petersburg mit dem in Neapel. Mit ihm erlosch der Grafentitel des Hauses L., da er aus seiner Ehe nur zwei Töchter gewann.

Wilhelm, Freiherr v. L., k. k. Feldzeugmeister, geboren zu Czernowitz in der Bukowina 17. März 1787; jüngster Sohn des Generalmajors Ludwig Leopold. — Als ausgemusterter Zögling der k. k. Ingenieurakademie — erscheint er 1805—1806 im Befestigungswesen beschäftigt; 1809 in französischer Kriegsgefangenschaft, 1812 im Banate, 1814 in Frankreich mit Befestigungsarbeiten betraut. 1814 Hauptmann geworden, machte er

1815 den Feldzug in Piemont und in der Lombardei, 1815—1818 die Occupation in Frankreich mit. 1821 focht er in Neapel; befehligte dann in Dalmatien den Cordon gegen Montenegro und Türkisch-Albanien, und wurde 1830 als Major und Corps-Adjutant dem Feldmarschallleutenant Grafen Wallmoden zugewiesen. 1832 ging er nach Wien ab, um an dem Unterrichte der Söhne des Erzherzogs Karl teilzunehmen. Als Oberst gab er dem Erzherzog Friedrich das Geleite nach Venedig (1837), 1840 in den syrischen Krieg vor Saïde, auf dessen weiteren Reisen und blieb bis zum frühen Tode des Erzherzogs dessen Adlatus. — 1844 Generalmajor, 1848 Lokaldirektor der Wiener Neustädter Akademie, 1849 Feldmarschallleutenant, schloß er mit dem Jahre 1865 mit Feldzeugmeisterscharakter seine militärische Laufbahn.

Vgl. Wurzbach XIV, 275—282.

Lech, Übergang über den, am 5./15. April 1632. Tilly eröffnete den Feldzug von 1632 durch einen Vormarsch nach Franken gegen den Feldmarschall Horn; als König Gustav Adolf, vom Rhein kommend, diesem zuhilfe eilte, kehrte ersterer um; er verfügte über etwa 20,000 Mann, während seine Gegner doppelt so stark waren. Der König folgte ihm, nahm in der Nacht vom 26./27. März alten Stils die Stadt Donauwörth und hatte nun den L. zu überschreiten, um in das Herz der bayerischen Erblande zu gelangen. Er ersah dazu eine Stelle unterhalb des Städtchens Rain, wo Tilly sich verschanzt hatte. Hier wollte er angesichts des feindlichen Heeres den Übergang versuchen, weil die Örtlichkeit besonders günstig war; das linke Ufer beherrschte das rechte, und der Fluß machte eine starke Krümmung nach Westen, so daß er fast eine Halbinsel bildete, welche von den 72 schwedischen schweren Geschützen unter Feuer genommen werden konnte. Am 3. April eröffneten diese dasselbe, unter ihrem Schutze begann der Brückenschlag. Am 5. gingen das schwedische Fußvolk und das leichte Geschütz über, während die Reiterei den Fluß durchfurtete; die Bayern wurden aus ihren Verschanzungen vertrieben und zogen in der folgenden Nacht nach Ingolstadt ab, wo der schwerverwundete Tilly am 20. starb; auch Aldringer, der zweite im Kommando, war verwundet. Den Schweden stand nun Bayern offen. — Vgl. Gfrörer, Gustav Adolf, 3. Auflage, Stuttgart 1852.

Leclerc, Charles Victor Emanuel, französischer General, am 17. März 1772 zu Pontoise geboren, zog vor Toulon als Hauptmann die Aufmerksamkeit Bonapartes auf sich, welcher ihn 1796 zum Unterchef seines Stabes machte und ihm 1797 seine Schwester Pauline (s. „Bonaparte") vermählte. Am 18. Brumaire (s. d.) des Jahres VIII leistete er diesem wesentliche Dienste; er wurde dafür Divisionsgeneral. Als solcher focht er 1800 mit Auszeichnung unter Moreau in Deutschland. Als Bonaparte Hayti (s. d.) für Frankreich wiedergewinnen wollte, betraute er L. mit dem Kommando der zu diesem Zwecke dorthin gesandten Expedition; sie hatte militärisch vollen Erfolg, aber dem gelben Fieber, welches, durch die gelockerte Disziplin gefördert, die französischen Truppen dezimierte, erlag am 2. November 1802 auf der Schildkröteninsel auch L.; der Erste Konsul beklagte schmerzlich seinen Tod. — Neben ihm wird sein älterer Bruder Louis Nicolas in den napoleonischen Kriegen als General genannt, ohne daß derselbe besonders hervorgetreten wäre. — Vgl. „Nouvelle biographie générale", T. XXX, Paris 1862.

Le Coq, Karl Christian Erdmann v., sächsischer General, am 28. Oktober 1767 zu Torgau geboren, trat 1780 in den Dienst und kommandierte, infolge hervorragender Leistungen ausnahmsweise rasch befördert, im Feldzuge von 1806 ein Grenadierbataillon. Nach der Schlacht bei Jena ging er mit Blücher nach Mecklenburg, ward aber auf Grund der politischen Verhältnisse hier von diesem entlassen. Er wurde nun zunächst Kommandant von Wittenberg und erwarb sich auf diesem damals schwierigen Posten allseitige Anerkennung, machte dann den Feldzug von 1809 gegen Österreich mit und kommandierte 1812 die sächsische Division im Corps des General Reynier auf dem südlichen Kriegsschauplatze; die große Fürsorge, welche er seinen Truppen widmete und die strenge Disziplin, welche er hielt, trugen dazu bei, daß sie in verhältnismäßig gutem Zustande zurückkam. Er führte sie nach Torgau, mußte sie aber hier an Thielmann übergeben, dessen diplomatischen Fähigkeiten man mehr zutraute. Nach Beendigung des Waffenstillstandes erhielt er das Kommando von neuem und that mit seinen Truppen sein Möglichstes, die Niederlagen von Groß-Beeren und von Dennewitz abzuwenden. Dann wurde er zum Könige berufen; er galt für einen der Hauptanhänger des französischen Bündnisses und erhielt nach dem Anschlusse Sachsens an die Verbündeten erst spät ein Kommando, nahm aber 1814 noch an einigen Belagerungen teil. Als es sich um die Entscheidung des Wiener Kongresses über das Schicksal Sachsens handelte, war er das Organ derjenigen Offiziere, welche die Härten dieses Schicksals möglichst zu mildern und vom Könige abzuwenden bemüht waren; er wurde deshalb von der Armee entfernt. Als die Entscheidung gefallen war, beauftragte der König ihn mit der Teilung der Armee; er entledigte sich dieser Aufgabe mit vielem Takte, trat an die Spitze des sächsisch gebliebenen Teiles und nahm mit diesem an der Einschließung elsässischer Festungen im Feldzuge von 1815 teil. Dann wurde er kommandierender General der sächsischen Armee, um welche er sich mannigfache und bleibende Verdienste erwarb und starb am 30. Juni 1830 auf einer Reise zu Brieg im Kanton Wallis. — Lebensbeschreibung von seinem Adjutanten G[raf] H[oltzendorf] im „Militär-Konversations-Lexikon", herausgegeben von v. d. Lühe, 4. Bd., Leipzig 1834.

Lecourbe, Claude-Joseph, französischer General, 1760 zu Lons-le-Saulnier geboren, trat 1790 von neuem in den Militärdienst, in welchem er vor der Revolution sein Fortkommen nicht gefunden hatte, und verdiente durch Geschick und Tapferkeit die rasche Beförderung, welche ihm nun zuteil wurde. Im Feldzuge von 1799 erwies er sich durch seine Wirksamkeit in der Ostschweiz als ein Meister im Gebirgskriege; weniger Anerken-

nung haben seine Leistungen im folgenden Jahre gefunden, wo er unter Moreau den rechten Flügel der in Süddeutschland operierenden Armee befehligte, sodaß Clausewitz ihm die Befähigung zum Feldherrn abspricht. Sein Verhältnis zu Moreau war Veranlassung, daß Napoleon ihn bis zu seiner ersten Abdankung nicht verwendete, sondern ihn sogar internierte; trotzdem und ungeachtet des von den Bourbonen ihm bezeugten Wohlwollens übernahm L. 1815 das Kommando gegen die Österreicher im Jura. Am 25. Oktober desselben Jahres starb er zu Belfort. — Vgl. „Nouvelle biographie générale“, T. XXX, Paris 1862.

Ledóchowski von Ledóchow, Mieczislaus Halka, Graf. Am 29. Oktober 1822 zu Gorki bei Sandomir geboren, empfing Graf L. seine Erziehung im Lazaristenkolleg zu Warschau, wurde 1840 zum Priester geweiht und setzte in Rom seine Studien in der Academia ecclesiastica fort, wo er bald zu den ausgezeichnetsten und befähigtesten Schülern zählte. Der feine Geist von seltener diplomatischer Gewandtheit wußte bald Pius IX. für sich einzunehmen. Dieser ernannte ihn zum Hausprälaten und apostolischen Protonotar und schickte ihn als Auditor an die Nuntiaturen zu Lissabon, Rio de Janeiro und Santiago; aus Bogotá vertrieb ihn der Präsident von Columbia, er ging nach Rom zurück, wurde 1861 Erzbischof von Theben i. p. i. und am 1. Okt d. J. Nuntius in Brüssel. L. übte in Rom und in Polen großen Einfluß, zeigte sich sehr geschmeidig, und Bismarck hielt ihn darum für am meisten geeignet, im Januar 1866 Erzbischof von Gnesen und Posen, Legatus natus des apostolischen Stuhles, zu werden. L. bekam freieste Hand in allen kirchlichen Angelegenheiten, durfte sogar Jesuitenanstalten errichten, mußte hingegen den Klerus von aller politischen Agitation und von polonisierendem Getriebe fern halten. Er erwies sich der preußischen Regierung sehr willfährig und erhielt hohe Auszeichnungen, verfeindete sich mit den starren Polen und stand jahrelang mit König und Kanzler im besten Einvernehmen; im stillen aber polonisierte er die deutschen Schulen und fesselte deutschen wie polnischen Klerus an sich.

Als 1870 der Papst seine weltliche Macht verlor, übersandte L. dem Könige von Preußen eine Denkschrift, in der er die guten Dienste desselben für Pius erbat; er erhielt keine Ablehnung, sondern wurde in das Hauptquartier nach Versailles eingeladen, wohin er im November reiste. Natürlich wurden ihm keine Zusagen gemacht, und er trat nun an die Spitze der ultramontanen Opposition im neuen Deutschen Reiche, wurde der Wortführer der bisher von ihm zurückgedrängten polnischen Nationalpartei und ihrer reichsfeindlichen Bestrebungen und galt ihr geradezu als Stellvertreter des zur Zeit fehlenden Königs von Polen; da ihn Pius 1870 zum Primas von Polen ernannt hatte, wie sich bald herausstellte, so erstreckte er seine Thätigkeit heimlich auch auf Rußland. Seine Hirtenbriefe waren voll Grimm, aber doch zu vorsichtig gehalten, um ihn zur Strafe zu ziehen; nur verhinderte das Ministerium ihre Verlesung in den Gymnasialkirchen. Auf der Bischofskonferenz in Fulda im September 1872 fehlte er, aber mit maßloser Schroffheit und herausforderndem Trotze bekämpfte er die Maßregeln der Regierung in Kirchen- und Schulfragen, vor allem die Maigesetze und verweigerte der Regierung Kenntnisnahme von den Einrichtungen seines Seminars. Immer mehr trat der Erzbischof in das Vordertreffen der bischöflichen Opposition, so daß ihm die Regierung vom 1. Oktober 1873 an den Gehalt sperrte; er zahlte seine Geldstrafen, die sich schon im November 1873 auf über 10,000 Thaler beliefen, erwarb sich durch die Zähigkeit, mit der er die nationale Partei in ihren Ansprüchen bestärkte, die begeisterte Liebe des polnischen Adels, und dieser erklärte sich bereit, seine Strafgelder zu ersetzen. Der Oberpräsident der Provinz Posen forderte L. am 24. November auf, sein Amt freiwillig niederzulegen, er aber lehnte entschieden ab, wurde vor dem neuen obersten Gerichtshof für kirchliche Angelegenheiten in Berlin angeklagt, erschien weder hier noch in Posen vor dem Kreisgerichte und wurde, da die Geldstrafen bis 48,000 Mark aufgelaufen waren und durch Pfändung nicht aufgetrieben werden konnten, am 3. Februar 1874 verhaftet. Man brachte L. in das Kreisgefängnis zu Ostrowo, wo er zwei Jahre saß. Der kirchliche Gerichtshof in Berlin entsetzte ihn am 15. April 1874 seines Amts. Der Papst hingegen kreierte ihn am 15. März 1875 zum Kardinal-Priester. Im Februar 1876 der Haft entlassen, ging der Todfeind des Deutschen Reiches nach Rom, wo ihm Pius im Vatikan Wohnung anwies, und agitiert, sich als Primas von Polen gerierend, fort und fort; auch an den ultramontanen Umtrieben in Frankreich war er beteiligt. 1880 sandte der abgesetzte Prälat der Katholikenversammlung in Breslau seinen Segen. Trotz der neuerlichen Annäherung des Kaisers an den Papst Leo scheint L. nie auf den Erzstuhl zurückkehren zu können.

Ledru-Rollin, Alexandre Auguste. Am 2. Februar 1808 zu Paris als Sohn eines Arztes geboren, widmete sich L. der juristischen Carriere, studierte, wurde Licentiat und Doktor der Rechte und 1830 als Advokat vereidigt, wobei er zum Unterschiede von einem anderen Ledru den Namen Ledru-Rollin nach seiner Urgroßmutter annahm. Nach der Insurrektion vom Juni 1832 erließ der rasch zu Kundschaft gelangte Advokat ein Gutachten gegen die Verhängung des Belagerungszustands über Paris, welches auf ihn aufmerksam machte, und sein „Mémoire sur les événements de la rue Transnonain“ nach den Aprilscenen (Paris 1834) hatte großen Erfolg. Er machte sich zum Verteidiger einer Reihe Angeklagter gegen das Bürgerkönigtum und trat für verfolgte Zeitungen ein; seine kraftvolle Beredsamkeit entsprang wahrer Sympathie für den Gegenstand und sprach darum zu Herzen, ob er vor der Jury oder vor dem Pairshofe auftrat. 1837 wurde er zum Mitgliede des Ordnungsrates erwählt. Während er Spezialarbeiten juristischer Natur nachging, leitete er das „Journal du Palais“ und gab die Jahrgänge von 1791—1847 neu heraus, veranstaltete die achtbändige „Jurisprudence française ou

1815 den Feldzug in Piemont und in der Lombardei, 1815—1818 die Occupation in Frankreich mit. 1821 focht er in Neapel; befehligte dann in Dalmatien den Cordon gegen Montenegro und Türkisch-Albanien, und wurde 1830 als Major und Corps-Adjutant dem Feldmarschallleutenant Grafen Wallmoden zugewiesen. 1832 ging er nach Wien ab, um an dem Unterrichte der Söhne des Erzherzogs Karl teilzunehmen. Als Oberst gab er dem Erzherzog Friedrich das Geleite nach Venedig (1837), 1840 in den syrischen Krieg vor Saïde, auf dessen weiteren Reisen und blieb bis zum frühen Tode des Erzherzogs dessen Adlatus. — 1844 Generalmajor, 1848 Lokaldirektor der Wiener Neustädter Akademie, 1849 Feldmarschallleutenant, schloß er mit dem Jahre 1865 mit Feldzeugmeisterscharakter seine militärische Laufbahn.

Vgl. Wurzbach XIV, 275—282.

Lech, Übergang über den, am 5./15. April 1632. Tilly eröffnete den Feldzug von 1632 durch einen Vormarsch nach Franken gegen den Feldmarschall Horn; als König Gustav Adolf, vom Rhein kommend, diesem zuhilfe eilte, kehrte ersterer um; er verfügte über etwa 20,000 Mann, während seine Gegner doppelt so stark waren. Der König folgte ihm, nahm in der Nacht vom 26./27. März alten Stils die Stadt Donauwörth und hatte nun den L. zu überschreiten, um in das Herz der bayerischen Erblande zu gelangen. Er ersah dazu eine Stelle unterhalb des Städtchens Rain, wo Tilly sich verschanzt hatte. Hier wollte er angesichts des feindlichen Heeres den Übergang versuchen, weil die Örtlichkeit besonders günstig war; das linke Ufer beherrschte das rechte, und der Fluß machte eine starke Krümmung nach Westen, so daß er fast eine Halbinsel bildete, welche von den 72 schwedischen schweren Geschützen unter Feuer genommen werden konnte. Am 3. April eröffneten diese dasselbe, unter ihrem Schutze begann der Brückenschlag. Am 5. gingen das schwedische Fußvolk und das leichte Geschütz über, während die Reiterei den Fluß durchfurtete; die Bayern wurden aus ihren Verschanzungen vertrieben und zogen in der folgenden Nacht nach Ingolstadt ab, wo der schwerverwundete Tilly am 20. starb; auch Aldringer, der zweite im Kommando, war verwundet. Den Schweden stand nun Bayern offen. — Vgl. Gfrörer, Gustav Adolf, 3. Auflage, Stuttgart 1852.

Leclerc, Charles Victor Emanuel, französischer General, am 17. März 1772 zu Pontoise geboren, zog vor Toulon als Hauptmann die Aufmerksamkeit Bonapartes auf sich, welcher ihn 1796 zum Unterchef seines Stabes machte und ihm 1797 seine Schwester Pauline (s. „Bonaparte“) vermählte. Am 18. Brumaire (s. d.) des Jahres VIII leistete er diesem wesentliche Dienste; er wurde dafür Divisionsgeneral. Als solcher focht er 1800 mit Auszeichnung unter Moreau in Deutschland. Als Bonaparte Hayti (s. d.) für Frankreich wiedergewinnen wollte, betraute er L. mit dem Kommando der zu diesem Zwecke dorthin gesandten Expedition; sie hatte militärisch vollen Erfolg, aber dem gelben Fieber, welches, durch die gelockerte Disziplin gefördert, die französischen Truppen dezimierte, erlag am 2. November 1802 auf der Schildkröteninsel auch L.; der Erste Konsul beklagte schmerzlich seinen Tod. — Neben ihm wird sein älterer Bruder Louis Nicolas in den napoleonischen Kriegen als General genannt, ohne daß derselbe besonders hervorgetreten wäre. — Vgl. „Nouvelle biographie générale“, T. XXX, Paris 1862.

Le Coq, Karl Christian Erdmann v., sächsischer General, am 28. Oktober 1767 zu Torgau geboren, trat 1780 in den Dienst und kommandierte, infolge hervorragender Leistungen ausnahmsweise rasch befördert, im Feldzuge von 1806 ein Grenadierbataillon. Nach der Schlacht bei Jena ging er mit Blücher nach Mecklenburg, ward aber auf Grund der politischen Verhältnisse hier von diesem entlassen. Er wurde nun zunächst Kommandant von Wittenberg und erwarb sich auf diesem damals schwierigen Posten allseitige Anerkennung, machte dann den Feldzug von 1809 gegen Österreich mit und kommandierte 1812 die sächsische Division im Corps des General Reynier auf dem südlichen Kriegsschauplatze; die große Fürsorge, welche er seinen Truppen widmete und die strenge Disziplin, welche er hielt, trugen dazu bei, daß sie in verhältnismäßig gutem Zustande zurückkam. Er führte sie nach Torgau, mußte sie aber hier an Thielmann übergeben, dessen diplomatischen Fähigkeiten man mehr zutraute. Nach Beendigung des Waffenstillstandes erhielt er das Kommando von neuem und that mit seinen Truppen sein Möglichstes, die Niederlagen von Groß-Beeren und von Dennewitz abzuwenden. Dann wurde er zum Könige berufen; er galt für einen der Hauptanhänger des französischen Bündnisses und erhielt nach dem Anschlusse Sachsens an die Verbündeten erst spät ein Kommando, nahm aber 1814 noch an einigen Belagerungen teil. Als es sich um die Entscheidung des Wiener Kongresses über das Schicksal Sachsens handelte, war er das Organ derjenigen Offiziere, welche die Härten dieses Schicksals möglichst zu mildern und vom Könige abzuwenden bemüht waren; er wurde deshalb von der Armee entfernt. Als die Entscheidung gefallen war, beauftragte der König ihn mit der Teilung der Armee; er entledigte sich dieser Aufgabe mit vielem Takte, trat an die Spitze des sächsisch gebliebenen Teiles und nahm mit diesem an der Einschließung elsässischer Festungen im Feldzuge von 1815 teil. Dann wurde er kommandierender General der sächsischen Armee, um welche er sich mannigfache und bleibende Verdienste erwarb und starb am 30. Juni 1830 auf einer Reise zu Brieg im Kanton Wallis. — Lebensbeschreibung von seinem Adjutanten G[raf] H[oltzendorf] im „Militär-Konversations-Lexikon“, herausgegeben von v. d. Lühe, 4. Bd., Leipzig 1834.

Lecourbe, Claude-Joseph, französischer General, 1760 zu Lons-le-Saulnier geboren, trat 1790 von neuem in den Militärdienst, in welchem er vor der Revolution sein Fortkommen nicht gefunden hatte, und verdiente durch Geschick und Tapferkeit die rasche Beförderung, welche ihm nun zuteil wurde. Im Feldzuge von 1799 erwies er sich durch seine Wirksamkeit in der Ostschweiz als ein Meister im Gebirgskriege; weniger Anerken-

nung haben seine Leistungen im folgenden Jahre gefunden, wo er unter Moreau den rechten Flügel der in Süddeutschland operierenden Armee befehligte, sodaß Clausewitz ihm die Befähigung zum Feldherrn abspricht. Sein Verhältnis zu Moreau war Veranlassung, daß Napoleon ihn bis zu seiner ersten Abdankung nicht verwendete, sondern ihn sogar internierte; trotzdem und ungeachtet des von den Bourbonen ihm bezeugten Wohlwollens übernahm L. 1815 das Kommando gegen die Österreicher im Jura. Am 25. Oktober desselben Jahres starb er zu Belfort. — Vgl. „Nouvelle biographie générale“, T. XXX, Paris 1862.

Ledóchowski von Ledóchow, Mieczislaus Halka, Graf. Am 29. Oktober 1822 zu Gorki bei Sandomir geboren, empfing Graf L. seine Erziehung im Lazaristenkolleg zu Warschau, wurde 1840 zum Priester geweiht und setzte in Rom seine Studien in der Academia ecclesiastica fort, wo er bald zu den ausgezeichnetsten und befähigtesten Schülern zählte. Der feine Geist von seltener diplomatischer Gewandtheit wußte bald Pius IX. für sich einzunehmen. Dieser ernannte ihn zum Hausprälaten und apostolischen Protonotar und schickte ihn als Auditor an die Nuntiaturen zu Lissabon, Rio de Janeiro und Santiago; aus Bogotá vertrieb ihn der Präsident von Columbia, er ging nach Rom zurück, wurde 1861 Erzbischof von Theben i. p. i. und am 1. Okt d. J. Nuntius in Brüssel. L. übte in Rom und in Polen großen Einfluß, zeigte sich sehr geschmeidig, und Bismarck hielt ihn darum für am meisten geeignet, im Januar 1866 Erzbischof von Gnesen und Posen, Legatus natus des apostolischen Stuhles, zu werden. L. bekam freieste Hand in allen kirchlichen Angelegenheiten, durfte sogar Jesuitenanstalten errichten, mußte hingegen den Klerus von aller politischen Agitation und von polonisierendem Getriebe fern halten. Er erwies sich der preußischen Regierung sehr willfährig und erhielt hohe Auszeichnungen, verfeindete sich mit den starren Polen und stand jahrelang mit König und Kanzler im besten Einvernehmen; im stillen aber polonisierte er die deutschen Schulen und fesselte deutschen wie polnischen Klerus an sich.

Als 1870 der Papst seine weltliche Macht verlor, übersandte L. dem Könige von Preußen eine Denkschrift, in der er die guten Dienste desselben für Pius erbat; er erhielt keine Ablehnung, sondern wurde in das Hauptquartier nach Versailles eingeladen, wohin er im November reiste. Natürlich wurden ihm keine Zusagen gemacht, und er trat nun an die Spitze der ultramontanen Opposition im neuen Deutschen Reiche, wurde der Wortführer der bisher von ihm zurückgedrängten polnischen Nationalpartei und ihrer reichsfeindlichen Bestrebungen und galt ihr geradezu als Stellvertreter des zur Zeit fehlenden Königs von Polen; da ihn Pius 1870 zum Primas von Polen ernannt hatte, wie sich bald herausstellte, so erstreckte er seine Thätigkeit heimlich auch auf Rußland. Seine Hirtenbriefe waren voll Grimm, aber doch zu vorsichtig gehalten, um ihn zur Strafe zu ziehen; nur verhinderte das Ministerium ihre Verlesung in den Gymnasialkirchen. Auf der Bischofskonferenz in Fulda im September 1872 fehlte er, aber mit maßloser Schroffheit und herausforderndem Trotze bekämpfte er die Maßregeln der Regierung in Kirchen- und Schulfragen, vor allem die Maigesetze und verweigerte der Regierung Kenntnisnahme von den Einrichtungen seines Seminars. Immer mehr trat der Erzbischof in das Vordertreffen der bischöflichen Opposition, so daß ihm die Regierung vom 1. Oktober 1873 an den Gehalt sperrte; er zahlte seine Geldstrafen, die sich schon im November 1873 auf über 10,000 Thaler beliefen, erwarb sich durch die Zähigkeit, mit der er die nationale Partei in ihren Ansprüchen bestärkte, die begeisterte Liebe des polnischen Adels, und dieser erklärte sich bereit, seine Strafgelder zu ersetzen. Der Oberpräsident der Provinz Posen forderte L. am 24. November auf, sein Amt freiwillig niederzulegen, er aber lehnte entschieden ab, wurde vor dem neuen obersten Gerichtshof für kirchliche Angelegenheiten in Berlin angeklagt, erschien weder hier noch in Posen vor dem Kreisgerichte und wurde, da die Geldstrafen bis 48,000 Mark aufgelaufen waren und durch Pfändung nicht aufgetrieben werden konnten, am 3. Februar 1874 verhaftet. Man brachte L. in das Kreisgefängnis zu Ostrowo, wo er zwei Jahre saß. Der kirchliche Gerichtshof in Berlin entsetzte ihn am 15. April 1874 seines Amts. Der Papst hingegen kreierte ihn am 15. März 1875 zum Kardinal-Priester. Im Februar 1876 der Haft entlassen, ging der Todfeind des Deutschen Reiches nach Rom, wo ihm Pius im Vatikan Wohnung anwies, und agitiert, sich als Primas von Polen gerierend, fort und fort; auch an den ultramontanen Umtrieben in Frankreich war er beteiligt. 1880 sandte der abgesetzte Prälat der Katholikenversammlung in Breslau seinen Segen. Trotz der neuerlichen Annäherung des Kaisers an den Papst Leo scheint L. nie auf den Erzstuhl zurückkehren zu können.

Ledru-Rollin, Alexandre Auguste. Am 2. Februar 1808 zu Paris als Sohn eines Arztes geboren, widmete sich L. der juristischen Carriere, studierte, wurde Licentiat und Doktor der Rechte und 1830 als Advokat vereidigt, wobei er zum Unterschiede von einem anderen Ledru den Namen Ledru-Rollin nach seiner Urgroßmutter annahm. Nach der Insurrektion vom Juni 1832 erließ der rasch zu Kundschaft gelangte Advokat ein Gutachten gegen die Verhängung des Belagerungszustands über Paris, welches auf ihn aufmerksam machte, und sein „Mémoire sur les événements de la rue Transnonain“ nach den Aprilscenen (Paris 1834) hatte großen Erfolg. Er machte sich zum Verteidiger einer Reihe Angeklagter gegen das Bürgerkönigtum und trat für verfolgte Zeitungen ein; seine kraftvolle Beredsamkeit entsprang wahrer Sympathie für den Gegenstand und sprach darum zu Herzen, ob er vor der Jury oder vor dem Pairshofe auftrat. 1837 wurde er zum Mitgliede des Ordnungsrates erwählt. Während er Spezialarbeiten juristischer Natur nachging, leitete er das „Journal du Palais“ und gab die Jahrgänge von 1791—1847 neu heraus, veranstaltete die achtbändige „Jurisprudence française ou

Répertoire du Journal du Palais" (1843 bis 1848) und redigierte selbst die Einleitung dazu; 1844—1846 erschien von ihm „La Jurisprudence administrative en matière contentieuse de 1789 à 1831" (9 Bde.) Dabei war er Chefredakteur des Journals „Le Droit".

1838 kaufte L.-R. eine Stelle am Kassationshofe für 330,000 Frs. Unter Odilon Barrots Schutz bewarb sich der bei den Demokraten populäre Mann 1839 in Saint-Valery-sur-Somme um einen Kammersitz, aber sein politisches Glaubensbekenntnis war zu antimonarchisch, und er scheiterte um elf Stimmen. Nach dem Tode Garnier-Pagès' (s. d.) hielt er, zu seinem Nachfolger auserkoren, am 23. Juli 1841 vor den Wählern des zweiten Wahlkollegs in Le Mans eine Rede, in der er die Kammer als gesetzgebende und regierende Gewalt ignorierte, sie nur als einen Freihof bezeichnete, in dem man ungestraft und weithin gehört Propaganda für den Umsturz des Bestehenden machen könne, und erklärte, er werde es nie auf die Erzielung einer Mehrheit innerhalb des Hauses absehen, hingegen stets seinen Stützpunkt draußen im Volke, im Volke allein, suchen. Tags darauf wurde er mit allen gegen drei Stimmen in die Kammer gewählt; seine Rede, die wie sein Glaubensbekenntnis im Drucke erschien, wurde verfolgt, die berühmtesten Advokaten verfochten ihn vor den Assisen von Angers, aber all' ihre und seine Beredsamkeit konnten nicht verhindern, daß er am 23. November zu vier Monaten Gefängnis und 3000 Frs. Geldbuße verurteilt wurde; die Opposition war hierüber ebenso empört, wie die Regierung frohlockte; der Kassationshof aber stieß das Urteil um, verwies L.-R. vor den Assisenhof von Mayenne, und dieser sprach ihn frei. L.-R. hatte in der Kammer alle Parteien gegen sich, er stand völlig isoliert als Lobredner republikanischer Ideen. 1842 und 1846 in Le Mans wiedergewählt, war er fast ohne Einfluß, und seine bisweilen erhabene Rede verhallte wirkungslos; er war auch mehr zum Volkstribunen als zum Kammerredner angelegt. Der Führer der äußersten Linken ließ keine Gelegenheit unbenutzt, um in ihrem Namen das Regierungssystem zu bekämpfen; so sprach er über das Budget und die geheimen Fonds, über die schlechte Behandlung der politischen Gefangenen, über die Eisenbahnen, so nannte er die Befestigungen von Paris nicht gegen fremde Invasion sondern gegen die Freiheit aufgeführt, und das Regentschaftsgesetz 1842 eine dreiste Usurpation, so sprach er gegen die Münzumprägung, gegen Pritchards Entschädigung, so entschuldigte er die legitimistische Wallfahrt nach Belgrave-Square (s. „Chambord, Graf") mit dem Ekel über die Gegenwart, so trat er ein in der Frage der Abschaffung der Sklaverei, bei den Erörterungen über die Beschränkungen des Wahlrechts, über die Schweizer- und die Sonderbundsfrage, über das Vereinigungsrecht und über allgemeine Politik; in den sozialen Fragen warf er sich zum erklärten Verteidiger der arbeitenden Klasse auf. Manchmal verblüffte seine Sprache, die sich dem Jakobinismus sehr näherte, die ihm abholde Kammer. Auch in der Presse genoß er keine Sympathie; oft griffen ihn Thiers' und Barrots Journale zusammen mit denen der Regierung an, der „National" untergrub stetig seine Autorität und widersprach besonders seiner Protektion des Proletariats; höhnend nannte ihn die dynastische Linke einen General ohne Soldaten. Darum suchte L.-R. eine Stütze außerhalb der alten Parteien und gründete ein eigenes Organ „La Réforme". Flocon leitete es, L.-R. unterstützte es mit seiner Feder, seiner Rednergabe vor der Jury und mit seiner vollen Börse; in ihm entwickelte er frei seine politischen Ansichten und sozialen Tendenzen, die immer weiter links gingen; hinter ihm stand bereits Louis Blanc (s. d.). Das Journal „nahm die Stelle ein, welche in der Sturm- und Drangperiode des Julikönigtums die ‚Tribüne' eingenommen hatte, und bereitete nicht nur die Geister, sondern auch die Dinge für die kommende Revolution vor, welche sie zu leiten gedachte" (Hillebrand, Geschichte Frankreichs, Bd. II); Leute wie Lagrange und Caussidière hielten es in Verbindung mit der Straße. Als die Session von 1845 schloß, sagte L.-R. in seinem Blatte, aus den Arbeitern seien anstatt der früheren Sklaven und Leibeigenen Gelöhnte geworden, und in Zukunft würden sie Gemeinschafter sein; der Staat schulde dem kräftigen Bürger Arbeit, dem greisen und armen Hilfe. Durch Darlegung solcher Gesinnungen wurde L.-R. der Mann des Proletariats, und sein Reichtum machte ihn der Regierung doppelt gefährlich. 1846 verkaufte er seine Stelle als Advokat am Kassationshofe mit Verlust von 110,000 Frs., was ihm viel Spott seitens der konservativen Presse zuzog; die Beschäftigung mit der Politik beeinträchtigte außerdem sein Vermögen bedeutend. Er nahm an allen Manifestationen des Republikanismus teil, am Bankett zu Ehren O'Connells, am Grabe Godefroi Cavaignacs u. s. w.; seine Berichte an seine Wähler, seine Plaidoyers atmeten denselben Geist, und in dem Wahlmanifeste von 1846, welches die „Réforme" als „Appel aux travailleurs" brachte, schilderte er in übertriebenen Farben das Elend der Arbeiterklassen, denen er als Heilung das allgemeine Stimmrecht versprach. Als der Feldzug der Reformbankette begann, trennte sich L.-R. aufs schneidendste von der dynastischen Linken, denn er wollte nichts von dem üblichen Toast auf den König hören; darum blieb er dem Bankette vom Château-Rouge ferne. Als aber der Moment gekommen schien, die Bewegung aus den monarchischen Geleisen in revolutionäre abzulenken, trat er ins Treffen. Am 7. Nov. 1847 erschien er auf dem großen Reformbankette in Lille und toastete auf die Besserstellung der arbeitenden Klassen, forderte Freiheit für alle, Gewissens-, Gedanken- und Associationsfreiheit. Bei einem Bankette in Dijon proklamierte er „Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit", erklärte, Reformen seien unerläßlich, unter ihnen vor allen das direkte allgemeine Stimmrecht; in Châlon-sur-Saône verherrlichte er im Dezember geradezu die Thaten des Nationalkonvents. Seine Reden glichen Programmen der kommenden Revolution. Der Sturz des Julithrons führte L.-R. zur längst erstrebten Macht. Seit die Aufrührer am 24. Fe-

bruar 1848 das Hôtel-de-ville eingenommen hatten, beschlossen er und Caussidière die Invasion der Kammer, thaten alles, um die Monarchie durch die Republik zu verdrängen. War L.-R.s Name unter den Kandidaten der provisorischen Regierung, die unter Sarrans' Präsidium konstruiert wurde, so eilte er nach der Kammer, bestieg die Tribüne und gelangte durch seine herkulische Kraft endlich zum Worte, um die Regentschaft der Herzogin von Orléans zu verhindern und eine provisorische Regierung, die vom Volke und nicht von der Kammer ernannt werde, nebst augenblicklicher Berufung an einen Konvent zu fordern. Während das Volk den Saal überflutete, behauptete er sich auf der Tribüne und verlas die von den Republikanern vereinbarten Namen der provisorischen Regierung, unter ihnen den eigenen. Mit einer Schar Anhänger zog er nach dem Hôtel-de-ville und übernahm hier das ihm zufallende Ministerium des Innern und damit die thatsächliche Leitung der Politik. Er war der einzige von der äußersten Linken in der neuen Regierung, aber mächtiger als seine zehn Kollegen zusammen; auf seinen Wunsch wurde im ersten Manifeste Lamartines Ausdruck „republikanische Form“ durch „Republik“ ersetzt (s. „Lamartine“), und die Fassung desselben war ein Sieg von L.-R. und L. Blanc. Von L.-R. als einem Haupturheber der letzten Revolution erwarteten die arbeitenden Klassen die Befriedigung ihrer sämtlichen sozialen Bestrebungen, und seine Stellung wurde eine sehr schwierige; er mußte gegen die ankämpfen, die nach Einführung der Republik weitere Änderungen der Formen der Gesellschaft für unnötig erachteten, und die zurückhalten, welche die Vernichtung der Beziehungen der Arbeit zum Kapitale erschreien wollten; schwuren erstere auf Lamartine, so war L.-R. naturgemäß der Mann der letzteren, war aber doch als Minister zum Maßhalten gezwungen. So kam er zu zahlreichen Schwenkungen, Widersprüchen zwischen Wort und That und verlor rasch seine Popularität bei den Massen, während er nichtsdestoweniger der Popanz der Bourgeoisie blieb. Im Interesse der Erhaltung des öffentlichen Friedens machte er seinen Kollegen manches Zugeständnis und wies ehrenhaft die ihm von den Massen entgegengebrachten Anerbietungen zur Diktatur von sich; er übernahm die volle Mitverantwortlichkeit für sämtliche Akte der Kollegen, selbst für die von ihm lebhaft getadelten. So hatte er seinen Anteil an allen Maßregeln der provisorischen Regierung. Besonders thätig war er bei Organisierung des allgemeinen Stimmrechts, dessen sehr zweifelhafter Segen ihm zu verdanken ist; dasselbe ist untrennbar mit ihm verknüpft.

Am 16. April half L.-R. thatkräftig zur Unterdrückung der Insurrektion in Paris; auch schützte er selbst Girardins Pressen vor Plünderung; er trat entschieden für die Rückkehr des Heeres nach Paris ein. Hingegen waren einige seiner ministeriellen Maßregeln sehr gewaltthätig. Er sandte nicht allein, bisweilen sehr unglücklich wählend, Kommissäre mit unumschränkten Vollmachten in die Provinzen, in denen sie zwischen Siegern und Besiegten des Februar, vorherigen und nachherigen Republikanern, bedenklichen Unterschied machten und letztere von Wahl und Amt ausschließen wollten, sondern erließ auch an sie in diesem Geiste Rundschreiben, die im Lande große Erregung verursachten und Lamartine zu versöhnlichem Einschreiten bewogen. Aber seine Thaten entsprachen gar nicht seinen drohenden Worten, er ließ sich von keiner Rache oder persönlicher Gegnerschaft leiten, und sehr wenig Amtsentsetzungen kamen vor. Gelegentlich der Wahlmanövers erschienen vom 1. März bis 6. Mai jeden zweiten Tag „Bulletins de la République“, von Georges Sand redigiert oder wenigstens von ihrer Feder unterstützt; einige gingen noch weiter in ihrer radikalen Übertreibung als die von J. Favre, L.-R.s Unterstaatssekretär, verfaßten Rundschreiben an die Kommissäre und schadeten L.-R. wesentlich. Durch die von ihm veranlaßte Hinausschiebung der Wahlen schwächte sich die Macht der eifrigen Republikaner, die große Majorität war lau für die Republik; L.-R. wurde von der Presse angegriffen, verlor täglich an Ansehen und trat hinter Lamartine in Schatten. Sein Ideal, das allgemeine Stimmrecht, bestrafte ihn selbst am härtesten, indem er jetzt im Sarthe-Departement, das er seit 1841 vertrat, nicht wiedergewählt wurde; in Paris erhielt er von allen Mitgliedern der Regierung die wenigsten Stimmen, 132,000, kam aber durch; auch wählten ihn Algerien und Saône-et-Loire neben Lamartine. Als er in der Konstituante gleich den anderen Regierungsmitgliedern Rechenschaft von seiner Amtung ablegte, wurde er mit eisiger Kälte empfangen, den Kollegen aber enthusiastisch applaudiert. Daß er trotzdem am 4. Mai in die Exekutivkommission eintreten durfte, freilich als fünfter und letzter, verdankte er nur Lamartine; von etwa 800 Abstimmenden waren nur 458 für ihn. Am 15. Mai sank seine Popularität noch mehr: er that alles, um die Insurrektion zu bändigen, ritt mit Lamartine nach dem Hôtel-de-ville, um Maßregeln dagegen zu treffen und die legale Regierung zu repräsentieren. Seitdem stand er unter dem Drucke des Mißtrauens der Majorität und trat wenig hervor, nur hielt er eine heftige Rede gegen den Eintritt Ludwig Napoleon Bonapartes in die Nationalversammlung und verteidigte Blanc und Caussidière wegen des 15. Mai. Am 24. Juni dankte die Exekutivkommission in die Hände des Generals Cavaignac (s. d.) ab, L.-R. war wieder einfacher Deputierter, verteidigte seitdem sich und seine Freunde gegen unaufhörliche Anklagen und erlangte neues Ansehen; selbst die, welche ihn für den schwächsten Aktions- und Staatsmann gehalten hatten, ehrten ihn als feurigen Redner der Opposition. Er sprach gegen die Erneuerung der Journalbürgschaft, gegen den Belagerungszustand, für das Recht auf Arbeit, interpellierte die neue Regierung wegen des Eintritts von Dufaure und Vivien ins Ministerium, gab Erläuterungen über die Junitage in der Diskussion vom 25. November gegen Cavaignac und protestierte gegen die Intervention Frankreichs in Rom (30. November).

L.-R. war unter den Kandidaten für die Präsidentschaft der Republik. Er versuchte, auf dem Schulbankette sich den sozialistischen Führern wie-

der zu nähern, aber Mißtrauen und Haß gegen ihn waren zu groß, es kam zu heftigen Streiten, und Raspail wurde ihm als Kandidat der Sozialisten entgegengestellt. Auf die Bergpartei allein angewiesen, erlangte L.-R. im Dezember nur 370,119 Stimmen. Nach der Wahl Bonapartes zum Präsidenten bekämpfte er mit frischer Lebendigkeit die Politik der Majorität der Konstituante; wiederholt sprach er gegen die Changarnier (s. d.) erteilten Vollmachten; er griff die auswärtige Politik der Regierung an, wies die rückwirkende Kraft der Jurisdiktion des Hohen Justizhofs auf die Akte des 15. Mai ab, hielt die Freiheit der Association aufrecht, verteidigte die Legalität der „Solidarité républicaine" und hielt nochmals vor O. Barrot die heftige Rede, die er auf dem Bankett des Châlet (22. Sept. 1848) gegen ihn gehalten hatte; am 11.—12. April 1849 rechtfertigte er auf Anklagen des Deputierten Denjoy hin sein Betragen als Regierungsmitglied, und es kam zum Duelle mit Denjoy. Mehrmals ergriff L.-R. das Wort in der römischen Frage. Dabei trug er gelegentlich der Wahlen die Erregung in die Departements, hielt zündende Bankettreden in Le Mans, Châteauroux und Moulins, und die Arbeiter gerieten in größten Enthusiasmus; in Moulins entging er nur durch ein Wunder dem Tode durch die Nationalgarde, die mit hunderten von Waffen seinen Wagen beschoß; er selbst erstattete am 2. Mai 1849 der Versammlung Bericht über das Attentat. Wie sehr ihm die öffentliche Meinung wieder günstiger geworden, bewies seine Wahl in die Legislative in fünf Departements, Saône-et-Loire, Seine, Var, Allier und Hérault; die Sarthe freilich wählte ihn wieder nicht. Bei der Wahl des Präsidenten der Legislative erhielt er nur 182 Stimmen gegen Dupin (s. d.). Nach einem lebhaften Ausfalle auf Changarnier interpellierte L.-R. die Regierung am 7. Juni über Rom, legte einen Protest im Namen des Artikels 5 der Verfassung nieder, drohte, die verletzte Verfassung selbst mit den Waffen zu verteidigen, und verlangte die Inanklageversetzung des Präsidenten und der Minister, unterlag aber. Hierauf redigierte „der Berg" eine Proklamation an die Franzosen, welche den Präsidenten, die Minister und ihre Mitschuldigen in der Versammlung „außer der Verfassung" erklärte, die Nationalgarde zur Erhebung aufrief, die Ateliers zu schließen und das Volk aufzustehen mahnte. Von einigen Hitzköpfen mißraten, eilte L.-R. am 13. Juni durch die Straßen, aber nur einige Deputierte, über hundert Artilleristen der Nationalgarde unter Guinard und ein Haufe Volks folgten ihm nach dem Konservatorium der Künste und Handwerke, wo er eine Art Konvent bilden wollte. Rasch aber cernierten ihn und seine Leute die Soldaten, drängten sie von Hof zu Hof zurück, und es blieb ihnen nichts übrig als zu fliehen. L.-R. blieb in Paris, dann in dessen Weichbild 23 Tage versteckt, floh durch Belgien nach England und protestierte von hier gegen seine Vorladung vor den Hohen Gerichtshof in Versailles, der ihn am 15. November in contumaciam zur Deportation verurteilte. Seine große Rolle war ausgespielt.

Er lebte in London vom Reste seines Vermögens und dem Ertrage seiner Feder, veröffentlichte „Le 13. juin 1849" und war einer der Hauptredakteure von „La Voix du proscrit"; 1850 erschien in Paris das gegen England feindliche Buch „De la Décadence de l'Angleterre" (zwei Bände; deutsch von Vogel, Leipzig 1850), dem in demselben Jahre „La Loi anglaise" (zwei Bände) folgte. Er trat mit den Häuptern und Gliedern der in London sich sammelnden Emigration der verschiedenen Nationen in engste Verbindung, bildete mit Mazzini, Kossuth, Ruge u. a. einen Revolutionsausschuß zur Zentralisierung der Bestrebungen der europäischen Demokratie und galt für den angesehensten unter den französischen Emigranten; Herzen fand dabei in ihm einen „gutmütigen Lebemann, der trotz der übeln Erfahrungen, die er mit der Revolution gemacht hatte, in den wunderlichsten Illusionen über die Unwiderstehlichkeit derselben befangen war und gleich der Mehrzahl seiner Landsleute Frankreichs europäische Bedeutung ebenso überschätzte, wie diejenige seiner eigenen Person". Köstlich schildert Herzen seine Unterredung mit ihm und seinen Rangstreit mit Kossuth (s. d.). Als Felix Pyat und Louis Blanc nach England kamen, nahm L.-R.s Bedeutung bei den französischen Emigranten ab, denn diese scharten sich nun um deren sozialistisches Programm; sehr bittere und persönliche Streitigkeiten brachen zwischen den Gruppen aus (Von Nikolaus I. zu Alexander III., Leipzig 1881). 1851 ließ L.-R. die Broschüre „Du Gouvernement direct du peuple" in Paris erscheinen, in der er zwar die Trennung der exekutiven und legislativen Gewalt beibehielt, aber unaufhörlich die erstere der legislativen und letztere dem ganzen Volke unterordnete.

1857 wurde L.-R. mit Mazzini in das Komplott Tibaldi gegen Napoleon III. verwickelt, vor dem Assisenhofe der Seine verfolgt und trotz seiner Proteste in der englischen Presse im September zum zweitenmal in contumaciam zu lebenslänglicher Deportation verurteilt; die britische Regierung verweigerte die Auslieferung. Er lebte der Schriftstellerei, wurde von den Generalamnestieen von 1860 und August 1869 ausgeschlossen, protestierte bei letzterem Anlasse und verlangte, in Frankreich provisorisch frei leben zu dürfen, bis er sich wegen seiner früheren Nichtstellung vor Gericht entschuldigt habe. Bei den partiellen Wahlen in den gesetzgebenden Körper im November 1869 dachten die Unversöhnlichen vielfach daran, ihn aufzustellen, um so gegen die Formalität des Eides zu protestieren; er aber lehnte nach längeren Erörterungen ab, verfassungswidrige Unternehmungen mit seinem Namen decken zu lassen. Erst der Minister Ollivier erlaubte ihm mit Einwilligung Napoleons am 10. Januar 1870, nach Frankreich heimzukehren; L.-R. kam am 26. März und lebte zurückgezogen auf seinem Landhause Fontenay-aux-Roses bei Paris, blieb aber in indirekter Beziehung mit der politischen Welt daselbst; denn ihm fehlte es an genügendem Charakter, um seinen ehemaligen ultrademokratischen Freunden widerstehen zu können. Während

der Belagerung von Paris war einigemal von ihm die Rede; im Jakobinerklub der Reine Blanche trug er darauf an, von der Regierung zu fordern, daß sie mehr Nachdruck in die Verteidigung bringe und die Kommune einsetze. Wahrscheinlich ohne sein Vorwissen kam sein Name bei Flourens' Meuterei am 31. Oktober auf die Liste des projektierten Wohlfahrtsausschusses. Am 8. Februar 1871 zugleich in den Departements Seine, Bouches du Rhône und Var in die Nationalversammlung zu Bordeaux gewählt, gab L.-R. seine Entlassung infolge der Annahme des Friedenstraktats, lehnte mehrfach Kandidaturen ab, ließ sich aber schließlich durch die alten Freunde umstimmen, kam als Deputierter von Vaucluse 1874 in die Nationalversammlung zu Versailles, starb aber am 31. Dezember d. J. zu Fontenay-aux-Roses. Er war charakterschwach, aber gutmütig, ein echter Volkstribun, dessen Schwäche ihn leicht gefährlich machen konnte.

Lee, Robert Edward, General im Dienste der konföderierten Staaten von Amerika, ward am 19. Januar 1807 zu Stratfordhouse in Virginien als der Sohn eines im Unabhängigkeitskriege unter dem Namen „light-horse Harry" als Reiterführer bekannt gewordenen Generals geboren; durch seine Herkunft gehörte er der Aristokratie der Südstaaten an. Auf der Militärakademie in Westpoint erzogen, trat er 1829 als Lieutenant in das Corps der Topographen-Ingenieure und ward bei Beginn des Krieges mit Mexiko 1846 erster Ingenieur der Hauptarmee. Neben großer Befähigung für sein Fach zeigte er schon hier weitergehende militärische Talente; der Oberbefehlshaber General Scott rühmt dieselben in seinen Berichten. Später ward er Oberstlieutenant in der Kavallerie; 1859, als John Brown das Arsenal in Harpers Ferry plünderte, war er mit der Unterdrückung des Negeraufstandes beauftragt. Als 1861 der Krieg zwischen Nord und Süd bevorstand, ward L. nach Washington berufen; man bemühte sich, ihn für die Union zu gewinnen und eröffnete ihm Aussicht auf die erste Stelle im Heere; sobald aber sein Heimatstaat der Konföderation beigetreten war, nahm er schweren Herzens, um nicht gegen diesen kämpfen zu müssen, seinen Abschied und trat in den Dienst der Südstaaten, zunächst als Kommandierender der Truppen von Virginien, wo er den Plan für die später so wichtigen Befestigungen von Richmond vorzeichnete; dann, am 3. Juni 1862, nach Johnstons Verwundung bei Fair-Oaks, als Oberbefehlshaber der wichtigen Armee von Nord-Virginien. In Gemeinschaft mit Jackson ging er zur Offensive über und bedrohte Washington, mußte sich nach der Schlacht bei Sharpsburg am Antietam (16. September) hinter den Rappahannock nach Virginien zurückziehen, wies aber Burnsides Angriff bei Fredericksburg am 13. Dezember blutig zurück. Im Jahre 1863 stand Hooker ihm gegenüber, welcher nicht verstand, aus seiner großen numerischen Überlegenheit Nutzen zu ziehen, und am 2. und 3. Mai bei Chancellorsville in der Wilderneß geschlagen wurde. L. drang nun in Pennsylvanien ein, unterlag aber hier am 3. Juli bei Gettysburg dem an Hookers Stelle getretenen Meade. Die Aussichten der Konföderation, welche noch im Sommer 1863 nicht schlecht gewesen waren, gestalteten sich immer ungünstiger, das materielle Übergewicht des Nordens war zu groß; der Süden setzte ihm freilich, namentlich bei den Maikämpfen von 1864 in der Wilderneß, zähen Widerstand entgegen, L. versuchte sogar, zur Offensive überzugehen, aber bald wurde er durch Grant genötigt, sich auf Petersburg zurückzuziehen, welches er mit Richmond zu einer großen Befestigungsanlage vereinigte. Vergeblich griff ihn hier sein Gegner am 16. und 17. Juni an. Dieser faßte nun den Plan, ihn in seinen Stellungen zu isolieren. Dies gelang. Dazu schwanden alle sonstigen Aussichten für das Gelingen der Sezession. Vergebens versuchte L. noch in den letzten Tagen des Bestehens der Konföderation der Kapitulation zu entrinnen; am 9. April 1865 mußte er sie zu Appomatox Courthouse unterzeichnen; am folgenden Tage legten seine 26,000 Mann die Waffen nieder; nur 7500 davon hatten noch Gewehre. Am 12. Oktober 1870 starb er als Direktor des Washington-College zu Lexington im Staate Virginien; er hatte sein Vermögen durch den Krieg verloren. L. war gleich ausgezeichnet durch Geist und Charakter, als Soldat wie als Mensch, schlicht und einfach, dabei wohl die vornehmste und edelste Erscheinung des ganzen Krieges. — Lebensbeschreibung von Cooke, New-York 1871; H. Taylor, Four Years with General L., New-York 1878.

Außer ihm werden zwei andere Generale L. in den Reihen der konföderierten Armee genannt: Fitzhugh L. („Fitz-L."), des Obigen Brudersohn, ein tüchtiger Reiterführer, und Stephen L., ursprünglich Artillerist, aber überall brauchbar, welcher zuletzt in der Armee von Tenessee gute Dienste leistete. — Vgl. Pollard, L. and his lieutenants, New-York 1867.

Leeds, Thomas Osborne, Baron Osborne of Kiveton und Viscount Latimer of Danby, Count Danby, Marqueß of Caermarthen, Herzog von. Als einziger Sohn des Baronet Sir Edward Osborne, Knight of Kiveton (Yorkshire) 1631 geboren, gehörte Osborne einer royalistischen Familie an, die durch den Handel emporgekommen war, aber im Bürgerkriege unter Karl I. große Verluste erlitt. Unter der Restauration kam er an den Hof, fand die Protektion des Herzogs von Buckingham (s. d.), trat in das Unterhaus, wo er viel Talent in der Verteidigung des Standpunktes der Krone entfaltete, zeigte eminente Begabung für die Debatte wie für die Geschäfte und stieg durch Buckingham rasch empor. 1671 wurde er Schatzmeister in der Marine, am 3. Mai 1672 Mitglied des Geheimen Rats und schien Buckingham ebenso sehr ergeben, wie er ein leidenschaftlicher Gegner des Lordkanzlers Clarendon gewesen war. Er hatte gleichsam ein ererbtes Recht auf die Gnade des Königs und versäumte nichts, sich selbst zu fördern und zu heben. Auch der Herzog von York protegierte ihn.

Am 19. Juni 1673 folgte Osborne, der am 15. August desselben Jahres als Baron Osborne of Kiveton und Viscount Latimer of Danby in die Peerage und am 27. Juni

1674 zum Grafen Danby erhoben wurde, Lord Clifford als Lord-Großschatzmeister. Als solcher machte er dem französischen Gesandten Colbert keinen Gegenbesuch, und dieser verließ London.

Danby, der am 19. Juni 1675 den Hosenband-Orden empfing, war vermählt mit Bridget, einer Tochter Bertie Montagus, zweiten Grafen von Lindsey, Lord-Oberkammerherrn von England, die ihm eine zahlreiche Familie schenkte.

Gierig nach Reichtum, ließ sich Danby bestechen und bestach; besonders übte er diese Kunst an Parlamentsmitgliedern, setzte sich weniger mit den Führern der Faktionen im Parlamente in Verbindung, als daß er einzelne Deputierte zu gewinnen wußte, wobei er das Geld nicht sparte. Er war keineswegs ohne Gefühl dafür, Engländer und Protestant zu sein, vergaß auch nie in der Verfolgung des eigenen Interesses die Interessen seines Landes und seiner Religion. Er entfernte sich, sobald er Minister geworden, ebenso von Buckingham wie von York und nahm seine Stellung zwischen ihnen. Er sah die Möglichkeit, eine kompakte Regierungsgewalt zu bilden, nur in der engsten Verbindung der Krone mit den Bischöfen und der anglikanischen Gentry, der er entstammte; mit diesen Alliierten glaubte er Karl II. nicht weniger mächtig machen zu können, als es Elisabeth gewesen sei. Auf die vornehmsten Ideen des befehdeten Clarendon selbst zurückgreifend, strebte er danach, die Aufrechterhaltung der königlichen Prärogative mit dem anglikanischen Interesse zu vereinigen; er wollte die Prärogative ausdehnen, nie jedoch mit den Mitteln Cliffords und Arlingtons; nie kam ihm in den Sinn, eine willkürliche Gewalt mit Hilfe fremder Truppen zu schaffen und England zu einem abhängigen Staate erniedrigen zu lassen. Eigentlich gegen seine bessere Einsicht folgte Danby Karl II. in dessen zweifelhafte Politik und stand in den daraus resultierenden Verlegenheiten für ihn ein; den Umständen sich fügend, war er nicht eben wählerisch in seinen Mitteln, nicht sehr korrekt in seinen Handlungen; aber er trug sich mit weitreichenden Entwürfen, an denen er nachhaltig festhielt und zu denen er den flüchtigen König herüberzuziehen verstand. Jetzt war er im Vollbesitze des königlichen Vertrauens, zumal er finanzielle Quellen erschloß, und leitete in allererster Linie die Geschäfte. Er trat für den Erlaß einer Deklaration gegen Katholiken und Nonkonformisten ein und war überzeugt, der Staat sei nur im Einvernehmen mit dem Unterhause zu regieren. 1674 stimmte Danby Buckinghams Vorschlage bei, den simulierten Dover-Vertrag vom Dezember 1670 dem Parlamente vorzulegen, im September d. J. war er unter den wenigen, die im voraus von der Vertagung des letzteren wußten, zu Beginn 1675 riet er entschieden von dessen Auflösung ab, im April d. J. griff das Parlament alsbald seine Amtsführung an, er aber verteidigte sich geschickt und gewann die Majorität für sich. Er mißbilligte das englische Hilfscorps, welches in französischen Diensten stand, schlug Karl ein Bündnis mit den Holländern vor, aber Karl klammerte sich an Ludwig XIV. Um die Staatsgewalt in den Händen der Anglikaner zu konzentrieren, beantragte Danby 1675 im Oberhause eine Bill, wonach niemand ein Amt erhalten oder im Parlamente sitzen könne, der nicht zuvor eidlich beteuere, er betrachte den Widerstand gegen die königliche Gewalt als in allen Fällen verbrecherisch, und er wolle keine Änderung in Kirche und Staat versuchen; er deutete dabei an, die Regierung wolle auch in der auswärtigen Politik gemeinsame Sache mit dem Parlamente machen. Gelang es ihm, die „Nonresistenzbill“ durchzusetzen, so ward seine Stellung unerschütterlich; aber es erhob sich ein grandioser Sturm, er selbst wurde angegriffen, Buckingham und Shaftesbury führten die Opposition an, die Bill wurde verstümmelt und schließlich ließ man sie fallen.

Der Graf wollte England aus seiner Erniedrigung gegenüber Frankreich, dem er innerlich feind war, erheben, und hätte am liebsten England mit den Ludwig XIV. feindlichen Mächten gegen diesen verbunden; er war hierin im vollen Gegensatze zu Karl II., dem Söldlinge Ludwigs. Aber er blieb nicht konsequent und unbeugsam, sondern machte Zugeständnisse, die ihn selbst beschämten, und hatte nicht genug Selbstachtung, um lieber abzutreten als gegen seine Überzeugung zu handeln. So ließ er nicht nur die schmählichen Unterhandlungen Karls mit Ludwig wegen Geldunterstützungen fortdauern, sondern machte sich wider Willen selbst zum Agenten dabei. Wie Lauderdale (s. d.) wagte er aber nicht, das entehrende Bündnis vom 26. Februar 1676 zu unterzeichnen, da es sich um seinen Kopf handeln könne; doch hinderte dies Karl nicht. Danby nahm das höchst unpopuläre Parlament gegen Angriffe in Schutz und verfolgte dessen Angreifer; seine Feinde waren auch dessen Feinde und er des Parlaments wertvoller Alliierter. So gewann er wieder die Majorität im Parlamente, und seine Widersacher Buckingham, Shaftesbury u. a. kamen in den Tower. Sein Übergewicht war unbestreitbar.

Mit Einwilligung des Herzogs von York brachte er im Oberhause eine Bill ein, um für den Fall einer katholischen Thronfolge die protestantische Religion zu sichern; er wollte die Test-Akte auch auf die Krone ausdehnen; im Oberhause durchgehend, gelangte die Bill auch im Unterhause zur zweiten Lesung. Wie freundlich er für den Prinzen Wilhelm von Oranien gesinnt sei, bewies er ihm bei dessen Besuche in England 1677; auch verstand er es, in Wilhelms Sinn die europäische Politik aufzufassen. Im April 1677 unterbreitete er Karl seine Ansicht, er solle in den Krieg gegen Ludwig eintreten, und „die Christenheit von der Sklaverei erretten“, aber Karl hörte nicht darauf. Sehr widerwillig unterhandelte der schwache Minister mit dem französischen Gesandten wegen neuer Gelder und forderte schließlich auf drei Jahre sechs Millionen Livres Tournois. Als Ludwig ihm selbst Geld anbieten ließ, wies er es zurück; er wollte gegen ihn mit Wilhelm von Oranien gehen und beriet im April 1678 mit den Gesandten des Kaisers, Spaniens und Hollands wegen einer Allianz gegen Ludwig, aber im Mai lieh er seinen Beistand wieder zu Karls Geldabkommen mit Ludwig. Ludwig haßte ihn, denn er durchschaute seine Feindschaft und sein Streben gegen Frankreichs Übermacht; in seinem Hasse berührte er sich mit einem Teile

der Opposition im Parlamente, die in dem gegen seine bessere Einsicht handelnden Minister das gefügige Werkzeug der Tyrannei sah. Karl überließ Danby die Prüfung der papistischen Verschwörung, warnte ihn, sie vor das Parlament zu bringen, da dies eine Handhabe zu seinem eigenen Verderben würde; Danby aber wollte sie gerade als Schild zu seiner Deckung verwerten und die Angriffe wegen des Handels mit Frankreich dadurch von sich ablenken; all sein Geschrei gegen den Papismus nützte ihm jedoch nichts. Nachdem er im November mit nur kleiner Majorität unter Aufbietung aller Anhänger die Ausschließung des Herzogs von York aus dem Oberhause vereitelt hatte, erfolgte der Sturm auf ihn, den Ludwig XIV. längst vorbereitet hatte. Der elende Ralph Montague, früherer Gesandter Englands in Paris, ein persönlicher und politischer Feind Danbys, kam nach London und rastete nicht, bis er in das Parlament gewählt wurde; er besaß die Briefe, die Danby in Karls Auftrag wegen der Geldgeschäfte mit Ludwig an ihn gerichtet hatte, darunter den vom 4. April 1678, welcher Ludwig in den Stand gesetzt hatte, zu handeln, wie wenn England nicht existiere. Danby wurde vor Montague gewarnt, suchte ihn wenig ehrlich in das Popish Plot zu verwickeln und veranstaltete, daß sofort seine Papiere beschlagnahmt würden; Montague aber hatte sich vorgesehen, die wichtigsten Papiere beiseite geschafft und erklärte nun im Parlamente, er besitze in der That Papiere, die interessant für das Parlament seien. Das Unterhaus ließ sie herbeischaffen, ein Sturm brach gegen den Premierminister los. Der Alliierte des Parlaments, wurde er jetzt von diesem schonungslos als der Makler angegriffen, der England an Frankreich verschachert habe; man vergaß seine Gegnerschaft gegen den Papismus und Frankreich; in tumultuarischer Aufregung stellte sich das Unterhaus ihm entgegen. Danby konnte sich retten, wenn er die ganze Korrespondenz mit Montague dem Parlamente vorlegte, aber er wollte Karl II. nicht kompromittieren und suchte nur zwei Briefe aus, über die das Parlament in seiner Wut hinausging; die Majorität beschloß gegen ihn die Anklage auf Hochverrat am 25. Dezember 1678. Das Oberhaus fand sie nicht genug begründet, Danby durfte sich verteidigen und reinigte sich in eindrucksvoller Rede von den meisten Anklagen, ohne Karl zu schaden, worauf die Lords die Anklage der Gemeinen verwarfen. Letztere bestanden auf Danbys Anklage und Verhaftung; Karl, der fürchten mußte, sein Prozeß werde die Handelsgeschäfte mit Ludwig enthüllen, suchte Danby zu retten, indem er das Parlament im Januar 1679 auflöste. Ein neues trat zusammen, wegen dessen Stimmung Danby dem Könige zur Entfernung seines Bruders York riet. Karls Erwartung, seinen Premier dem neuen Parlamente gegenüber schützen zu können, erwies sich als Täuschung, denn mit verdoppelter Heftigkeit brach der Sturm gegen diesen los, und Montague wirkte so gewandt im Solde Frankreichs, daß das Unterhaus am 30. März ohne Widerrede beschloß, das Oberhaus um des Grafen Verhaftung zu ersuchen. Karl suchte den Sturm zu beschwören, indem er Danby des Amtes enthob und am 1. April dem Parlamente persönlich erklärte, er habe ihm unter dem großen Siegel Pardon erteilt, die Briefe von Danbys Hand seien auf seinen Befehl geschrieben. So stellte er die königliche Autorität als Schirm vor Danby; das Unterhaus aber nahm darauf keine Rücksicht, setzte sich über das Bollwerk hinweg und beschloß einstimmig Danbys Vorladung. Danby entzog sich Vorladung und Verhör, das Unterhaus verfügte eine Bill of attainder gegen ihn, der nach viel Sträuben das Oberhaus am 24. April beitrat; Karl sollte sie bestätigen, dachte dabei an seinen Vater und Strafford. Um ihn aus der Verlegenheit zu retten, verließ Danby sein Versteck in Whitehall und stellte sich dem Oberhause, vernahm an den Schranken die Anklage auf Hochverrat und erhielt Frist zur Verteidigung. Rechtskundige hatten ihm verbürgt, er könne nach dem Gesetze nicht verurteilt werden, und darum bezog er beruhigt am 28. April den Tower. Von hier aus warnte er Karl vor der im Parlamente geforderten Ausschließung seines Bruders von der Thronfolge und deutete auf die Gefahr einer Republik hin, bat dringend um Vertagung des Parlaments. Danby weigerte sich, auf die Anklage des Unterhauses hin sich zu verantworten und hielt sich an Karls Pardon; das Parlament nahm das sehr übel, Karl aber vertagte es unerwartet am 6. Juni. Danby blieb jahrelang im Tower. Karl legte hohen Wert auf seine Freilassung, doch sträubten sich die Richter der King's Bench, im Hinblicke auf den Erlaß des Parlaments, sie zu verfügen; endlich sprachen sie im Februar 1684 diese auf die Garantie hin aus, daß er sich einem neuen Parlamente stellen wolle. Der französische Gesandte sah mit Unruhe seine Rückkehr aus der Haft. Wie sein früherer Gegner Halifax (s. d.) riet Danby Karl zur Berufung eines Parlaments. Unter Jakob II. (s. d.) wurde Danby im Mai 1685 vor das Oberhaus gerufen, auf dessen Anfrage nun das Unterhaus die immer noch schwebende Anklage gegen ihn zurücknahm. Der Graf trat wieder in das Oberhaus, blieb zwar unter Jakob, dessen ganze Politik ihm entgegen lief, ohne Staatsamt, wurde aber eines der mächtigsten Mitglieder der Tory-Partei. Gegenüber den katholisierenden Plänen Jakobs II. schloß sich der eifrige Anglikaner an Wilhelm von Oranien an, machte ihm Eröffnungen, lud ihn ein, nach England zu kommen, und that alles, was er 1675 durch die Nonresistenz-Bill verdammt hatte. Im Haag stand er in hohem Ansehen; Wilhelm wußte, daß er eigentlich stets seinen Plänen gegen Frankreich hold gewesen, und verdankte ihm vor allen die Hand Maria Stuarts. Selbst unter den Whigs fühlten viele, sie seien einst zu weit im Hasse gegen den Minister Karls gegangen, und er, nach neuem Glanze und Einflusse lechzend, versöhnte sich mit seinem Gegner, dem Grafen Devonshire, gewann den Bischof Compton von London u. a. und unterzeichnete im Juni 1688 die Einladung an Wilhelm, rasch mit einem Heere nach England zu kommen.

Als Wilhelm gelandet war, erhob Danby in Yorkshire die Fahne der Empörung, überfiel York am 22. November unter dem Rufe: „Nieder mit

dem Papismus! ein freies Parlament!" entwaffnete die Besatzung und brachte Stadt und Grafschaft zum Abfalle vom Könige. Danby verwarf nach Jakobs Flucht den Gedanken einer Regentschaft Wilhelms für Jakob, war an der Spitze einer kleinen Partei für die Thronbesteigung Marias, verkannte aber völlig ihren Charakter und wurde von ihr bitter getadelt, da sie sich nie über ihren Gemahl stellen würde. So änderte er seine Ansicht und widersetzte sich der Anerkennung ihres ausschließlichen Thronrechts, sprach für die Thronbesteigung Wilhelms und Marias und entband damit das Wort, welches den meisten auf der Zunge schwebte. Danby hatte große Anrechte an Wilhelms Dankbarkeit, und ihm war wohl keiner an Geschäftskenntnis und Tüchtigkeit gewachsen; er kannte seinen Wert und rechnete auf die Wiedererlangung des Großschatzmeisterpostens. Aber er täuschte sich; Wilhelm beschloß, die Macht dieser Stellung zu zersplittern, und gab Danby nur die Wahl zwischen dem Vorsitze im Geheimen Rate oder einem Staatssekretariate. Rasch griff Danby im Februar 1689 zum Präsidium des Geheimen Rates, so sehr auch die Whigs darüber erbost waren. Bald brach sein alter Hader mit Halifax (s. d.) wieder aus, zumal dieser eine Art ersten Ministers spielte, und Danby bemühte sich, eine starke toryistische Phalanx um sich zu scharen. Unter Gesundheitsvorwänden verließ er den Hof, kam selten in die Ratssitzungen und nahm fast keinen Anteil an den öffentlichen Angelegenheiten, tadelte bitter alle Akte der Regierung und ließ seiner Zunge freien Lauf. Bei Gelegenheit der Krönung Wilhelms und Marias erfolgte am 20. April 1689 seine Kreierung zum **Marqueß von Caermarthen**. Er genoß das volle Vertrauen der Monarchen und riet zur Auflösung des Konventions-Parlaments. John Howe griff ihn im Parlamente an, forderte seine Entlassung, erreichte aber nichts; freilich folgten noch manche heftige und persönliche Angriffe, die aber das Vertrauen Wilhelms reichlich aufwog. Allmählich drängte er Halifax zurück, bekam den größten Einfluß im Ministerium, beschwor 1690 Wilhelm, dem Gedanken der Abdankung zu entsagen, und wurde bei der Neubildung der Regierung 1690 unter Beibehaltung seines bisherigen Amtes der That nach erster Minister. So gebrechlich auch seine Gesundheit war, warf er sich mit unbändigem Ehrgeize in die Geschäfte, schien unermüdlich und war Wilhelms rechte Hand in allen parlamentarischen und inneren administrativen Fragen. Er bezog den St. James-Palast. Von neuem betrieb er im großen die Bestechung von Parlamentsmitgliedern, und manche Hand half ihm dabei, ebenso unbedenklich, wie die seine war.

Voll Eifersucht sah Graf Shrewsbury seine wachsende Macht und trat zurück, während Caermarthen im Oberhause die Bill bekämpfte, welche von jedem Parlamentsmitgliede und jedem Beamten einen Eid verlangte, daß er für Wilhelm und Maria gegen Jakob und seinen Anhang einstehen wolle, und Wilhelms ausschließliches Recht auf die Krone beantragte. Ehe Wilhelm nach Irland aufbrach, ernannte er einen Rat der Neun, um Maria zur Seite zu stehen; in ihn berief er im Mai 1690 Caermarthen und auf ihn wies er Maria ganz besonders hin. Caermarthen unterzeichnete den Subsidienvertrag mit Brandenburg von 1690. Die Whigs machten beständig Ausfälle auf „König Thomas" oder „Tom den Tyrannen", schilderten ihn als Wilhelms ärgsten Feind und heimlichen Jakobiten und verhöhnten den immer kranken „bösen Geist des Monarchen"; man rief nach seiner Bestrafung am Galgen und beleidigte überall seine Familie und Anhänger. Sehr empfindlich berührte es ihn, daß ohne seine Entheißung Godolphin (s. d.) erster Lord der Schatzkammer wurde, und seine Stellung schien erschüttert, als ihm plötzlich Gelegenheit gegeben wurde, sie wieder zu befestigen. Eine jakobitische Verschwörung wurde ihm 1690 kund, sein ältester Sohn fing zur See die Verschworenen ab, und alle Welt mußte zugestehen, daß Caermarthen neuerdings Wilhelm große Dienste geleistet habe. Gegen seine Meinung vermied es der staatskluge König, wider eine Reihe Mitglieder der Aristokratie, die bei dem Komplotte genannt wurden, strafrechtlich vorzugehen. 1692 unterstützte der Marqueß Shrewsburys Bill, wonach kein Parlament länger als drei Jahre sitzen dürfe. Als er sich 1693 seiner Leiden wegen in Bath aufhielt, verhöhnten ihn die Jakobiten auf Weg und Steg, während Jakob II. in seiner Verblendung ihn für seinen Anhänger zu halten geneigt schien. Die Whigs erneuerten ihre Angriffe auf ihn in der Session 1693/94. Caermarthen raffte an Geldern zusammen, was nur möglich war; die ostindische Compagnie gewann ihn durch beträchtliche Summen für ihre Interessen, und er wirkte 1693 für die Erneuerung ihrer Privilegien. Wilhelm III. behielt aber von ihm die höchste Meinung und kreierte ihn am 4. Mai 1694 zum **Herzoge von Leeds**, während freilich das Emporkommen der Whigs seiner Autorität gefährlich ward. Es kam zur Untersuchung, wer sich von der Ostindischen Compagnie habe bestechen lassen; ein gewisser Bates, Agent derselben, gestand zu, er habe den Herzog von Leeds mit 5,500 Guineen bestechen wollen und auf seine Erlaubnis hin dies Geld seinem Vertrauensmanne Robart übergeben, Leeds selbst habe sich geweigert, einen Pfennig zu nehmen. Das Unterhausmitglied Wharton machte diese Entdeckung dem Hause bekannt, die Entrüstung war allgemein; Wharton forderte, Leeds müsse als notorisch bestochen aus dem Rate des Königs entfernt und unter Anklage auf schwere Verbrechen gestellt werden. Ohne Widerspruch wurde sein Antrag angenommen, er sollte im Namen des Unterhauses L. an den Schranken des Oberhauses anklagen; da forderte L. selbst im Unterhause Gehör. Er hatte eben im Oberhause seine Rechtfertigung begonnen, jetzt suchte er sich vor den Gemeinen zu rechtfertigen, was ihm aber nicht gelang. Die Gemeinen beharrten bei der Anklage, rasch entwarf ein Komitee ihre Artikel. Die Flucht Robarts außer Land verwickelte die Angelegenheit, die Gemeinen beschuldigten L., sie bewerkstelligt zu haben, er erhob sich empört gegen diese Unterstellung und verlangte die Aufhebung der Anklage. Das Oberhaus brachte diese letzte

Forderung zu Fall, am 13. Mai 1695, das Parlament wurde vertagt und L. einstweilen von allen Ämtern suspendiert; von seiner beabsichtigten Ernennung in die Regentschaft konnte keine Rede mehr sein. Seine große Rolle war unwiderruflich ausgespielt. Der Herzog blieb nicht länger Minister, wenn ihm auch Wilhelm hauptsächlich im Andenken an Maria noch längere Zeit den Titel als Lord-Präsident des geheimen Rats beließ; der That nach war auch dieser Posten vakant, L. kam nicht zu den Sitzungen und nahm keinen Anteil an der Regierung mehr. Nach seinem Sturze war er sofort aufs Land geeilt, um sich einige Monate vor der Welt zu verbergen; als aber das Parlament wieder zusammentrat, kam er trotz Alter und Krankheit 1695 wieder herbei. Er setzte alle Hebel an, um, zweimal gestürzt, zum drittenmale an die Spitze des Reichs zu treten; seine Energie war ungebrochen. An den Debatten nahm er hervorragenden Anteil, seine Beredsamkeit und sein Wissen sicherten ihm stets die Aufmerksamkeit seiner Zuhörer, aber niemals, selbst nicht als die Tories wieder zur Geltung gelangten, erlangte er auch nur den mindesten Anteil an der Leitung der Geschäfte. 1698 verteidigte er im Oberhause den Freibrief der alten ostindischen Compagnie, fand aber wenig Unterstützung. Im Prozesse des Dr. Sacheverel sprach der Mann, der 1688 die Waffen gegen Jakob ergriffen, wieder wie 1675; rückhaltlos äußerte er: wäre es ihnen damals nicht gelungen, Jakob zur Abdankung zu treiben, so würden sie mit Recht zu Rebellen erklärt worden sein. Aus Habgier behielt er seinen Titel und Gehalt als Lord-Präsident bis 1699 bei; dann entsagte er ungern und wurde durch Graf Pembroke ersetzt. 1710 publizierte er einen Band „Memoirs relating to the impeachment of Thomas, Earl of Danby, new Duke of Leeds" und einen Band Briefwechsel mit Staatsmännern. Mit Hinterlassung eines enormen Vermögens starb der Herzog am 26. Juli 1712, 81 Jahre alt.

Vgl. Macaulay, The history of England from the accession of James the Second, 5 Bde. (London 1849—61); v. Ranke, Englische Geschichte vornehmlich im 16. und 17. Jahrhundert, 4. Aufl. (Berlin 1877 ff.); O. Klopp, Der Fall des Hauses Stuart und die Succession des Hauses Hannover in Großbritannien und Irland, Bde. I—VII (Wien 1875—79).

Lefèbvre, François Joseph, Herzog von Danzig, Marschall von Frankreich, am 25. Oktober 1755 zu Ruffach geboren, vor der Revolution Unteroffizier, durch dieselbe rasch gefördert und, nachdem er sich in den Kriegen der Republik bewährt und als Kommandant der Militär-Division von Paris zum Erfolge des 18. Brumaire beigetragen hatte, nach Napoleons Thronbesteigung zum Marschall ernannt, befehligte 1806 die Garde-Infanterie, nahm 1807 Danzig (s. d.) durch Kapitulation, focht 1808 in Spanien, 1809, wo er im Kampfe gegen die Tiroler wenig ausrichtete, in Deutschland, machte den russischen Feldzug sowie den Krieg von 1814 in Frankreich mit und erwies sich überall als tüchtiger Soldat, ohne höhere militärische Eigenschaften an den Tag zu legen. Er machte dann seinen Frieden mit den Bourbons, saß während der hundert Tage in der Pairskammer und starb am 14. September 1820 zu Paris. Er blieb zeitlebens ein einfacher Mann, welcher es verschmähte, sich von seiner Frau zu trennen, für deren Haupt eine Herzogskrone wenig paßte. — Vgl. „Nouvelle biographie générale", T. XXX, Paris 1862.

Lefèbvre-Desnouettes, Charles, Graf, französischer General, am 14. September 1773 als der Sohn eines Tuchhändlers zu Paris geboren, durch die Revolution Soldat, bei Marengo Adjutant Bonapartes, wurde als Divisionsgeneral bei Benevente an der Esla im Januar 1809 von einem hannoverschen Dragoner gefangen genommen, entwich aber in England aus der Gefangenschaft, nahm im selben Jahre am Kriege gegen Österreich, 1812 im Gefolge des Kaisers am Feldzuge gegen Rußland teil und erwies sich in den Befreiungskriegen als ein tüchtiger Reiterführer. Für seinen Abfall von der Sache der Bourbonen und seine Teilnahme am Kriege von 1815, wo er bei Waterloo tapfer mitfocht, zum Tode verurteilt, gelang es ihm, nach Nordamerika zu entkommen; auf der Rückkehr von dort kam er am 22. April 1822 durch Schiffbruch an der Küste Irlands um. — Vgl. „Nouvelle biographie générale", T. XXX, Paris 1862.

Lefort, Franz, 1653 (n. a. 1656) zu Genf geboren, stand zuerst in französischen, dann in holländischen Diensten, in denen er 1673 an der Belagerung der von den Franzosen unter Chamilly tapfer verteidigten Festung Grave teilnahm, kam 1675 als Sekretär des dänischen Residenten nach Rußland und trat dort unter Zar Fedor Alexiewitsch wiederum in das Militär. Mit dem Nachfolger desselben, Peter dem Großen, wurde er im Jahre 1689, als dieser mit gebildeten Ausländern zu verkehren anfing, bekannt und gewann durch seine guten geistigen Anlagen und sein einnehmendes Wesen bald bedeutenden Einfluß auf ihn; bei des Zaren Bestrebungen, in seinem Reiche der abendländischen Kultur Eingang zu verschaffen und namentlich auch die Wehrmacht Rußlands nach westeuropäischem Muster umzugestalten, war er einer von dessen vornehmsten Beratern und Helfern, wenn er auch z. B. Gordon, mit welchem er durch die beiderseitigen Frauen verschwägert war, an soldatischen Fähigkeiten und im Ernst der Auffassung nachstand. Sein kräftiger Körper gestattete ihm, an Peters Zechgelagen vollen Anteil zu nehmen, er wurde dadurch bald dessen unzertrennlicher Begleiter. Als Peter, um sich den Zugang zum Schwarzen Meere zu eröffnen, 1695 mit den Türken und Tataren Krieg anfing, war L. neben Gordon und Golowin einer der Triumvirn, welchen, statt eines Oberfeldherrn, die Leitung der Operationen anvertraut wurde. Der Feldzug endete mit einem Mißerfolge, die Belagerung von Asow mußte aufgegeben werden; die Hauptschuld trifft den Mangel einer einheitlichen Führung, auf welche L. den Haupteinfluß hatte, obgleich er an militärischer Einsicht und soldatischem Geschick Gordon nicht gleichkam. Am 29. Juli 1696 gelang die Einnahme von Asow endlich. Im folgenden Jahre unternahm der Zar

seine Belehrungsreise nach Westeuropa; L. stand an der Spitze der Gesandtschaft, welche Peters durchsichtiges Inkognito während derselben verhüllte; während der Zar in England war, besuchte er seine Vaterstadt. Nachdem er dann an der Niederwerfung des Strelitzenaufstandes, welcher die Reisenden nach Rußland zurückrief, teilgenommen hatte, starb er am 12. März 1699. — Vgl. Lebensbeschreibungen von Posselt (Frankfurt a. M., 1866) und Blum (Heidelberg 1867).

Legendre, Louis. In Paris 1755 geboren, wurde L. Metzger in der Vorstadt St. Germain und schloß sich 1789 mit ganzer Seele der Revolution an; die Jakobiner und voran Robespierre wurden seine Ideale, während sie sich seiner zur Aufwiegelung der Massen erfolgreich bedienten. Am 12. und 13. Juli war er unter den Führern des Zugs, der mit den florumhüllten Büsten Neckers und Orléans bewaffnet durch Paris eilte, am 14. reizte er die Massen zum Sturme auf das Invalidenhôtel und führte sie von da nach der Bastille. Am 5. Oktober trug er wesentlich zum Zuge nach Versailles bei; er gab sich große Mühe, die Abreise der Tanten des Königs nach Rom und die des letzteren nach St. Cloud zu verhindern. Als Präsident des Klubs der Cordeliers erließ er nach der verunglückten Flucht Ludwigs im Juni 1791 ein Plakat, worin in Versen aus Voltaires Brutus allen Tyrannen der Dolch angedroht wurde; unter seiner Leitung erklärten die Cordeliers, sie zählten so viel Tyrannenmörder wie Mitglieder, und forderten von der Nationalversammlung eine republikanische Verfassung. Er arbeitete eifrigst an der Bewegung, die Petitionen in ganz Frankreich zur Absetzung des Königs hervorrufen sollte, aber die Nationalgarde unter Lafayette traf Gegenmaßregeln, die Aufruhrführer wagten sich nicht auf die Straße, L. ging mit Desmoulins und Fréron zu Danton, und Lafayette ließ die Haufen zersprengen. Nachdem L. am 7. Juni 1792 bei der Frohnleichnamsprozession mißhandelt worden war, weil er den Hut nicht abgenommen hatte, that er sich ungemein am 20. Juni hervor; er nannte Ludwig XVI. nur „Monsieur" und schimpfte ihn roheſtens; auch am 10. August nahm er rührigen Anteil. Im September von Paris in den Nationalkonvent gewählt, gehörte L. zu den ärgsten Terroristen. Am 20. Dezember nannte er Louvet ein Ungeheuer; lebhaft sprach er für Ludwigs Tod ohne Aufschub und Appell an das Volk; ja er rief am 13. Januar 1793 im Jakobinerklub, man solle den Kopf des Tyrannen auf einer Pike an die Grenzen Frankreichs tragen, um die Despoten zu erschrecken, die den Namen der Freiheit zu besudeln wagten; weitere Ungeheuerlichkeiten wurden L. nachgesagt, sind aber nicht beglaubigt. L. trat in den Ausschuß der allgemeinen Sicherheit und wütete gegen die Girondisten. Er forderte am 26. Mai die Aufhebung der Kommission der Zwölf, griff am 31. maßlos die Girondisten an und tobte am 2. Juni besonders gegen Lanjuinais (s. d.), dem er mit Todschlag und Erschießen drohte. Gegen die Gironde unterstützte er Robespierre, im Juni griff er wild die Enragés unter Roux an, während die Cordeliers daran dachten, ihn selbst zur Rechenschaft zu ziehen. Des Hébertismus angeklagt, sollte er im Januar 1794 aus dem Jakobinerklub ausgestoßen werden, rechtfertigte sich aber unter Berufung auf Marats Freundschaft und blieb im Klub. Am 22. Februar ermahnten L. und Barère im Konvente zu bürgerlichem Fasten. Am 31. März war L. außer sich über Dantons Sturz, wagte es, gegen Robespierre für ihn zu reden, da er Danton für so rein halte wie sich; Robespierre aber schüchterte ihn derart ein, daß er sein Wort zurückzog und die Erklärung abgab, in Zukunft werde er für niemandes Patriotismus bürgen und keinen Angeklagten mehr verteidigen. Mit Tallien und Fréron spielte er am 9. Thermidor eine wichtige Rolle. Bisher ein Werkzeug Robespierres, verließ ihn der Bube, deklamierte im Konvente gegen ihn und seine Genossen, rannte in den Jakobinerklub, setzte dem Präsidenten Vivier die Pistole auf die Brust, die Jakobiner liefen davon, L. schloß ihren Saal und brachte dem Konvente die Schlüssel. Von diesem 27. Juli 1794 an verfolgte L. unbarmherzig seine Parteigenossen als „Terroristen" und „Blutsäufer", spielte den eifrigen Thermidorianer und forderte die Ächtung der früheren Regierungsmitglieder „die den Horizont mit den Dünsten des Verbrechens verdunkelten". Im September sprach er leidenschaftlich gegen Barère, Carrier, Billaud-Varennes, Collot d'Herbois u. a., gegen Leute, die das Meer durch die Blutwellen der Loire röteten und den Marseiller Aufstand in Paris anzettelten, und forderte allgemeine Bestrafung der Schuldigen; am 5. November wandte er sich besonders gegen Billaud-Varennes, und als Präsident des Konvents griff er nicht nur die Jakobiner an, sondern richtete am 23. November seine Hauptgeschosse auf Carrier. Er forderte die Freilassung der Patrioten, die nach dem 9. Thermidor grundlos verhaftet worden seien, und ermunterte zur Untersuchung gegen die drei Erzverschwörer und Busenfreunde Robespierres, die noch im Konvente säßen; am 24. Dezember beschuldigte er Noel-Pointe, Duhem aber drohte ihn umzubringen. Während L. am 15. Januar 1795 eine Amnestie einen schönen Traum nannte, sah er mit Schrecken die Fortschritte der Reaktion, die auch ihn erreichen konnte, und sprach sich darum energisch gegen die Priester, die Emigranten und besonders die geächteten Deputierten aus, deren Wiedereinsetzung er sich kräftigst widersetzte. Am 5. April forderte er Reinigung des Konvents von den Blutmenschen Thuriot, Levasseur, Crassous und Montaut. Um Mitternacht des 21. Mai führte er aus den Sektionen dem Konvente Hilfe gegen die Insurgenten zu, und auch am 5. Oktober bekämpfte er letztere, so daß ihm der Konvent viel Dank schuldete. Trotz des Sieges nannte L. den 5. Oktober einen trauervollen Tag, am 6. beantragte er die Zurücknahme der gegen Barère erlassenen Anklage. L. wurde im Oktober 1795 in den Rat der Alten gewählt, ohne je darin eine hervorragende Rolle zu erlangen; am 17. Februar 1796 beklagte er sich über die Nachsicht der Regierung gegen die Emigranten und drohte Portalis, er werde seine Sophismen mit der Axt der Ver-

nunft zertrümmern. Nach Babeufs Verschwörung forderte er Austreibung aller ehemaligen Konventsmitglieder aus Paris. L. hatte sich als Redner manches von Danton angeeignet, war trotz seiner Rohheit bisweilen von wirksamer Beredsamkeit, seine wilde Art verschaffte ihm den Beinamen „des Bauern von der Donau". Er vermachte seinen Leichnam der medizinischen Fakultät, um noch nach dem Tode den Menschen zu nützen, und starb am 13. Dezember 1797 in Paris.

Legislative Nationalversammlung Frankreichs, vom 1. Oktober 1791 bis 21. September 1792; s. **Frankreich** vom 16. bis 19. Jahrhundert.

Lehmann, Orla, geboren zu Kopenhagen am 19. Mai 1810 aus einer holsteinischen Beamtenfamilie, einer der Hauptführer des dänischen Nationalliberalismus und Hauptvertreter eiderdänischer Bestrebungen. Er studierte Jura in Kopenhagen, Kiel und Berlin und beteiligte sich schon früh an politischen Agitationen. Als Mitredakteur des „Fædreland" war er es besonders, der dieses Journal in ein politisches umwandelte und ihm seine nationalliberale Richtung gab. Maßregelungen verschiedener Art hatte er als Redakteur wiederholt zu ertragen. 1841 wurde er zu drei Monaten Gefängnis verurteilt, weil er in einer Wählerversammlung zu Nykobing auf Falster dem konstitutionellen Regiment den Vorzug vor der absoluten Gewalt zuerkannt und über das Verhältnis der alten dänischen Könige zum Bauernstande in angeblich staatsgefährlicher Weise geredet hatte. Die Strafe machte ihn erst recht populär und bestärkte ihn nur in seinem Eifer für liberale Institutionen. Noch mehr erwärmte er sich für Abschließen Dänemarks im nationalen Sinne. L. war der Hauptheтzer und Wortführer im Streite zwischen der schleswig-holsteinischen und der dänischen Ständeversammlung und der eifrigste Agitator für die Trennung Schleswigs von Holstein und die Einverleibung des ersteren in Dänemark. Er erhielt daher auch einen Platz ohne Portefeuille im eiderdänischen Ministerium vom 24. März 1848. Er war es besonders gewesen, der durch seine Rede im Kasino am 20. März die Revolution zum Ausbruch gebracht und die Überreichung der Sturmpetition an den König veranlaßt hatte, welche zur Einsetzung des neuen Ministeriums führte. Als Minister hat er in Berlin und London für die eiderdänischen Pläne Stimmung zu machen versucht, doch ohne wesentlichen Erfolg. Mit dem gesamten Märzministerium nahm auch er im November 1848 seine Entlassung; er wurde dann Amtmann in Veile. In der Kommission des konstituierenden Reichstags hat er bei Ausarbeitung des neuen, jetzt geltenden Reichsgrundgesetzes seinen Einfluß entschieden im liberalen Sinne geltend gemacht. Auch seinem eiderdänischen Programm blieb er treu, hat aber, als er am 24. September 1861 als Departementschef des Innern wieder in das Ministerium eintrat, doch wenig Einfluß in diesem Sinne auszuüben vermocht, obgleich das lebhaft von ihm erwartet wurde. Am 31. Dezember 1863 ist er mit dem gesamten Ministerium zurückgetreten; der König konnte sich der Pression Englands, Frankreichs und Rußlands auf Abschaffung der Verfassung vom 18. November 1863 nicht entziehen, das Ministerium wollte derselben aber nicht als Handhabe dienen. L. starb am 30. September 1870.

Lehninsche Weissagung (Vaticinium Lehninense), ein aus 100 Hexametern bestehendes lateinisches Dichtwerk, welches gegen das Ende des 17. Jahrhunderts an das Licht trat und, sich selbst ein Alter von etwa 400 Jahren beilegend, die Geschichte des märkischen Klosters Lehnin, der gesamten Mark und besonders der brandenburgischen Kurfürstenhäuser vom Ausgange der Askanier bis zum fünften Nachfolger des Großen Kurfürsten vorhersagen wollte; als Verfasser ist in der Überschrift ein Cistercienser mönch Hermann genannt, welcher um 1300 in jenem Kloster, der Begräbnisstätte der meisten Askanier, „gelebt und geblüht" hätte. Auf den ersten Blick sieht man, daß der Verfasser von äußerster ultramontaner Gesinnung, ein verbitterter Feind des Protestantismus und der Hohenzollern, welche mit dem Großen Kurfürsten die Führung der deutschen Protestanten zu übernehmen im Begriffe standen, gewesen ist. Bis unmittelbar vor den Tod Friedrich Wilhelms stimmen die angeblichen Prophezeiungen mit dem thatsächlichen Verlaufe der Geschichte im ganzen überein, von da ab trifft nichts mehr zu, wenn man nicht etwa, wie es geschehen ist, die gezwungensten Erklärungsversuche der Verse machen will; von dem fünften Kurfürsten nach Friedrich Wilhelm heißt es, daß er der letzte seines Hauses sein und ein seiner Vorfahren und der eigenen Thaten würdiges, ein schmähliches Ende nehmen, daß dann das Kloster, die Mark und ganz Deutschland der katholischen Kirche und der habsburgischen Herrschaft wiedergewonnen werden würden. Von seinem ersten Erscheinen ab bis in die neuesten Zeiten ist dieses Schmähgedicht von politischen und kirchlichen Parteien vielfach zu Zwecken der Tagespolitik verwandt worden. Genauere Untersuchung hat gezeigt, daß es ziemlich sicher in den Jahren 1684 oder 1685 geschmiedet sein muß, und diejenige Annahme hat bisher noch die meiste Wahrscheinlichkeit für sich, welche als den wirklichen Verfasser Andreas Fromm, einen geborenen Märker, ansieht, der von 1654 bis 1666 zu den ersten Geistlichen Berlins gehörte, aber 1668 zum katholischen Glauben übertrat und 1685 als Kanonikus zu Leutmeritz in Böhmen gestorben ist. — Vgl. Hilgenfeld, Die L. W. über die Mark Brandenburg, Leipzig 1875.

Lehrbach, Ludwig Konrad, Graf von, geb. um 1750, gest. 1805. Einem hessischen Adelsgeschlechte entstammend, trat L. als Diplomat in die österreichischen Staatsdienste und war zunächst am kurpfälzischen Hofe in Mannheim, bei Karl Theodor, dem nächsten Erben der bayerischen Wittelsbacher, thätig (1777), um denselben im Interesse Österreichs für die Überlassung Bayerns an das letztere zu gewinnen. Obschon durch das rasche Vorgehen der antiösterreichischen Regentschaft in München, nämlich durch die Verkündigung der kurpfälzischen Succession (1777) dieses Projekt lahmgelegt schien, brachte L. dennoch, als Begleiter Karl Theodors nach München, den 14. Januar 1778 eine Konvention, den Anfall

Bayerns an Österreich betreffend, zustande. Überdies verhandelte er über eine Erbverbrüderung Österreichs mit der Kurpfalz und über dessen eventuelles Erbrecht auf die Oberpfalz, Neuburg und Sulzbach und übernahm auch die Aufgabe, den zweiten Erbschaftsanwärter, Karl August von Pfalz-Zweibrücken für die Bestrebungen des Wiener Hofes zu gewinnen. Bald durchkreuzte jedoch die preußische Diplomatie, vertreten durch den Grafen Eustach Görz, die Bemühungen L.s. Zum zweitenmale übernahm die gleiche Aktion Graf L. 1784 am kurbayerischen Hofe, jedoch abermals trat Preußen dazwischen mit dem Fürstenbunde (1785). War L. in seiner bisherigen Stellung ein entschiedener Träger antipreußischer Tendenzen, so erscheint er in der Zeit der französischen Revolutionskriege als zäher Gegner der Republik und bethätigte dies auf dem Rastatter Kongresse 1797—99, zu welchem er sich als Subdelegierter Österreichs neben Grafen Metternich (d. ä.) begab. Hier machte ihm der Übermut der französischen Direktorialgesandten viel zu schaffen.

Man hat in der vieldurchhechelten historischen Frage, betreffend die Ermordung derselben auf der Rückreise in der Nacht des 28. März 1799, vorzugsweise den Grafen L. als Anstifter des unseligen Vorfalles bezeichnet. Höchstens könnte mit v. Sybel und Hüffer angenommen werden, daß die Beschlagnahme des französischen Gesandtschaftsarchivs, vom österreichischen Hauptquartiere aus anbefohlen und von L. verfügt, zu einer Überschreitung des ursprünglichen Auftrages, zu einem Akte „militärischer Lynchjustiz" führte oder ein „unglückliches Mißverständnis" mit blutigem Ausgange hervorrief. Ein französischer Bericht will wissen, Graf L. habe bei der Nachricht von dem traurigen Ereignis die Worte ausgestoßen: er habe dem Obersten (Barbaczy der Széklerhusaren) den Auftrag gegeben, dem frechen Bonnier einige Stockschläge versetzen zu lassen, und nun hätten sie ihn umgebracht und dazu noch den anständigen und freundlichen Roberjot, wäre es doch wenigstens Jean Debry gewesen! Man wird gut thun, auch dies mit Vorsicht aufzunehmen. Noch einmal tritt L. in einer bedeutenderen Stellung auf. Es war zur Zeit, als Thugut dem Grolle Bonapartes und der Friedenspartei weichen mußte. Da wurde L. zum interimistischen Vertreter Thuguts und Reichsfürst Trautmannsdorf als Titularpremier bestellt. Bald aber löste sie Ludwig Graf Cobentzl (s. Art.) als Staatskanzler ab. L. galt als rechte Hand Thuguts; seine Rolle war daher ausgespielt; er soll sich in die Schweiz begeben haben und dort im Jahre des 3. Koalitionskrieges und der Schlacht bei Austerlitz gestorben sein.

Litt.: Schlosser, Gesch. d. 18. u. 19. Jahrh., Bd. V u. VII; Hormayr, Lebensbilder aus dem Brfreiungskriege (1844), Bd. I, 3. Abt.; Vehse, Geschichte des österreichischen Hofes . . . 9. Bdchen.; Wurzbach XIV, 318—20; Reimann, Geschichte des bayerischen Erbfolgekrieges (1869); Ranke, Die deutschen Mächte und der Fürstenbund (1871—72). Über den Rastatter Gesandtenmord die Monogr. von Mendelssohn-Bartholdy (1869), Reuchlin-Meldegg (1869), Zandt (1869), Vivenot (1871, Wien), Müller (1873), Frhr. v. Helfert (1874, Wien), Sybel (Histor. Zeitschrift 1874, 1878), Hüffer (1878—79), Wegele (Histor. Zeitschr. 1881).

Lehwaldt, Hans v., preußischer Generalfeldmarschall, im Juni 1685 in Ostpreußen geboren, hatte sich im zweiten Schlesischen Kriege mehrfach ausgezeichnet und erhielt 1757 das Kommando der gegen die Russen aufgestellten Armee, wobei ihm der König, da L. höhere militärische Fähigkeiten abgingen, einen Berater zur Seite stellte. L. wurde am 30. August bei Groß-Jägerndorf (s. d.) geschlagen; da aber Apraxin seinen Sieg nicht benutzte, konnte der König ihn noch im Winter 1757/58 nach Pommern gegen die Schweden senden; hier verfuhr ihm L. indessen nicht energisch genug, er wurde daher im April 1758 zum Gouverneur von Berlin ernannt. Als solcher fungierte er, als im Oktober 1760 Russen und Österreicher die Stadt einnahmen. Er starb am 16. November 1768 als Gouverneur von Königsberg. — Vgl. „Allgem. deutsche Biographie" XVIII (Leipzig 1883).

Leicester, Robert Dudley, Graf von L., Baron Denbigh. Als jüngerer Sohn John Dudleys, nachherigen Herzogs von Northumberland (s. d.), am 7. September 1533 geboren, beteiligte sich Lord Dudley an der Erhebung zugunsten seiner Schwägerin Jane Grey (s. d.), eilte, als Maria die Katholische, die er in Hunsdon hatte fangen wollen, den Sieg errang, zu ihr nach Framlingham, um zu huldigen, wurde aber nicht vorgelassen, sondern am 25. Juli 1853 in den Tower gesperrt, den er 1554 wieder verlassen durfte. Noch sehr jung heiratete er 4. Juni 1550 Amy, die Tochter des Sir John Robsart, wurde aber ebenso wenig glücklich wie sie; Amy zog sich auf ein Gut zurück; er aber, einst Elisabeths Spielgenosse, wurde ihr Geliebter und harrte sehnsüchtig auf Amys Tod, in der eitlen Hoffnung, Elisabeth werde ihm die Hand zur Ehe bieten. Aller Wahrscheinlichkeit nach trug er darum 1560 zum Tode Amys bei, dessen geheimnisvolle Umstände er wie Elisabeth zu enthüllen sich hüteten. War Elisabeth eine männliche Natur, so hatte Dudley einen weiblichen Charakter, war ohne Mut, ohne Talent, ohne Tugend, ein seichter, glatter Höfling, ein wertloser Mignon, den Elisabeth, seit sie die Krone trug, würdelos mit Ehren und Auszeichnungen überhäufte. Sie liebte Dudley wegen seiner Schönheit, sann beständig auf sein Glück, lebte mit ihm auf intimstem Fuße, tauschte mit ihm Liebkosungen, ergab sich ihm jedoch niemals, und jener Arthur Dudley, der sich 1587 am spanischen Hofe für ihren Sohn von L. ausgab, war ein Betrüger. Seit 1559 sprach sich Dudley günstig für die Ehe Elisabeths mit Erzherzog Karl aus, ohne freilich dem Hintergedanken jemals zu entsagen, daß er ihm vorgezogen werden könne, und im November desselben Jahres schleuderte er im Staatsrate dem Herzoge von Norfolk die Beschuldigung ins Gesicht, wer der Königin zur Heirat mit einem Fremden rate, sei kein guter Engländer. 1560 gab ihm Elisabeth das gewinnreiche Monopol für abgabenfreien Export wollener Zeuge, so

sehr Cecil (s. d.) es mißbilligte; freilich half alles Intriguieren und Wühlen des Günstlings gegen Cecil nie bei der staatsklugen Königin. Der größte Teil des Adels haßte Dudley, wie er Cecil haßte, und war entschieden gegen seine Heirat mit Elisabeth, während er sogar mit Spanien kokettierte, um diese zu erreichen, und die Beschickung des Tridentiner Konzils durch England versprach. Philipp II. gab sich den Anschein, als begünstige er seine Ehepläne, Dudley trug seine Zuversicht zur Schau, und sein Anhang drang in Elisabeth, ihn zu heiraten, er aber wandte sich neben Spanien auch an die Hugenotten und bot ihnen Hilfe an, wenn sie seine Heirat förderten. Als Elisabeth 1562 schwer erkrankte, wünschte sie, im Falle ihres Todes solle Dudley Lord-Protektor werden, und gestand, sie liebe ihn seit lange innig, aber in allen Ehren. Seit März 1563 dachte sie für ihn an Maria Stuart, Königin von Schottland, ihr schlug sie ihn vor; Maria aber verwarf ihn, da es ihr schlecht anstehe, sich mit einem englischen Unterthanen zu verehelichen; vergebens waren alle Verheißungen, Elisabeth würde ihn mit Ehren und Würden ausstatten, vergebens die Befürwortung durch die schottischen Großen, die dabei Marias Erbrecht an England zu sichern hofften. War er bereits Geheimer Rat, Feldzeugmeister, Oberstallmeister, Herr von Kenilworth und Chirk geworden, so sollte er noch höher steigen; in Gegenwart des schottischen Abgesandten Melvil erhob ihn Elisabeth am 26. September 1564 zum Grafen von Leicester und Baron Denbigh, aber Darnley (s. d.) lief ihm bei Maria den Rang ab, und alle Schritte aus England und Schottland für ihn machten sie Darnley nicht abtrünnig. Wie er derart mit Spanien in Beziehungen trat, die Philipp auf die Rekatholisierung Englands hoffen ließen, so unterstützte er 1569 den Gedanken, den Herzog von Norfolk mit Maria Stuart zu vermählen, und billigte nach dessen Hinrichtung Elisabeths Absicht, Maria aus dem Wege räumen zu lassen. In ihrem Prozesse spielte er eine gehässige Rolle, wie sie sein elender Höflingssinn ihm diktierte.

Die große Vertraulichkeit des Grafen, der auch den Hosenband-Orden erhielt, mit Elisabeth fiel allgemein auf, die Gesandten berichteten davon an ihre Höfe und sprachen noch immer von der Möglichkeit seiner Vermählung mit Elisabeth. 1567 wurde er Puritaner, ebenso überzeugungslos, wie er mit Spanien gegangen war. In der Folge begünstigte er, sich den Schein der Opferfreudigkeit gebend, Elisabeths Heiratspläne mit dem Herzoge von Anjou; ihrer maßlosen Eitelkeit huldigte er unausgesetzt, und sie konnte derbe Schmeicheleien vertragen; doch gestattete sie selbst ihm, dessen Ritterdienst ihr ein Herzensbedürfnis war, keine Eigenmächtigkeit, die ihrer Autorität Eintrag thun konnte, und wies ihn einmal streng zurück. Schon 1577 bestimmt, ein Heer nach den Niederlanden zu führen, trug er in diesem Jahre mit eigenen Mitteln zur Ausrüstung von Drakes (s. d.) Expedition bei und war sehr unzufrieden, daß Elisabeth mit dem Feldzuge zögerte, in dem er den Ruhm Don Juan d'Austrias zu überflügeln hoffte.

1572 hatte L. insgeheim Lady Douglas Howard, eine Tochter Lord William Howards und verwitwete Lady Sheffield, geheiratet, sich aber 1574 geschieden und erkannte weder die Ehe noch den ihr 1573 entstammten Sohn jemals an, und 1577 heiratete er abermals heimlich Lettice Knolles, eine Cousine der Königin und Tochter des Sir Francis Knolles; sie war die Witwe des ersten Grafen von Essex, Walter Devereux, seines erklärten Feindes, und man munkelte von dessen Vergiftung durch Lettice und L. Elisabeth war außer sich, als sie von dieser Hintergehung hörte; das hatte sie ihrem „Sweet Robin“ nicht zugetraut; sie machte nun dem Herzoge von Alençon Hoffnung auf ihren Besitz, schenkte aber bald L. die alte Gunst wieder, der ihr von dieser Verbindung abriet. 1582 begleitete er Alençon in die Niederlande und wohnte seiner Installierung als Herzog von Brabant bei, um alsbald heimzukehren. Da ihm der Thron entging, so sann er darauf, ihn später in sein Haus zu bringen, wie es schon der Traum seines Vaters gewesen war; er wollte seinen Stiefsohn, den Grafen Essex (s. d.), den er bei Hof einführte und in die Gunst der Königin brachte, mit Arabella (s. d.) Stuart und eine seiner Stieftöchter mit König Jakob VI. von Schottland verheiraten, wovon aber Elisabeth nichts hören mochte.

Obwohl ohne Befähigung, erschien L. 1585 als der gegebene Feldherr Elisabeths, als es galt zu zeigen, es sei ihr Ernst mit der Unterstützung der Niederlande. Im September d. J. erhielt er den Oberbefehl, dann schien es einen Augenblick fraglich, ob Elisabeth nicht doch einen anderen senden würde, erst im November bestätigte sie ihn, und im Dezember traf er als Oberbefehlshaber der englischen Truppen in Vlissingen ein. Er schrieb, in einem Jahre werde Elisabeth einen ehrenvollen Frieden haben; sie aber ließ es ihren Truppen bald an allem fehlen und lähmte selbst seine Operationen. Sie war erbittert, daß er in ihrem Namen die absolute Leitung der Provinzen annahm und den Staaten gegen ihr Verbot einen Eid leistete, daß er überhaupt eigenmächtig schaltete; lauter Aufpasser umgaben ihn. Er wurde von den Holländern enthusiastisch empfangen, sie boten ihm ihre Regierung an und setzten ihn 1586 als Oberstatthalter der Vereinigten Provinzen ein, bevor aus London das Verbot eintraf, die Würde anzunehmen. Elisabeth war sehr unwillig über seine Haltung, tadelte sie heftig und verlangte, L. müsse seine usurpierte Würde sofort ablegen, obgleich Burghley (s. „Cecil“) ihn verteidigte; die Ankunft der Gräfin mit großem Pompe bei L. steigerte noch ihren Grimm. Als sie ruhiger wurde, erließ sie L. die offene Absetzung, bestand aber darauf, daß er nur in ihrem Namen die Regierung der Provinzen führe. Einem Alexander Farnese gegenüber zeigte sich L. als Feldherr total unfähig, der Enthusiasmus der Niederländer verflog rasch und machte dem Mißtrauen Platz, Farnese drang siegreich vor und Elisabeth selbst hemmte fortgesetzt den Favoriten. Sein Zug nach Geldern, um Zütphen wiederzunehmen, mißglückte, und Elisabeth rief ihn heim; er überließ die Regierung dem

Staatenrate, das Heer blieb ohne Führer, und er segelte im November 1586 nach London ab. 1587 baten ihn die Staaten in ihrer verzweifelten Lage, wiederzukommen und ihnen zur Eroberung Deventers zu helfen; er kam im Juli d. J., begann sofort mit den Generalstaaten zu streiten, ließ die Zeit ungenützt verstreichen, verhinderte den Fall von Sluys nicht, wich dem allgemeinen Unwillen und kehrte im Dezember abermals nach England zurück. Trotzdem übertrug ihm Elisabeth, als die spanische Armada ihr Reich bedrohte, den Oberbefehl, auf seinen Ruf sammelte sich das Landheer bei London, und mit Elisabeth ritt er 1588 zur Heerschau nach Tilbury. Den Sieg ihrer Sache gegen Spanien schrieb Elisabeth ihm zu, sie besuchte ihn in Tilbury und wollte ihn zum Generalstatthalter von England und Irland ernennen, wogegen Cecil und der Großsiegelbewahrer Hatton protestierten; da erlag ihr Liebling auf dem Wege nach Kenilworth zu Cornbury Park (Oxfordshire) am 4. September 1588 dem Fieber. Seine Witwe heiratete Christopher Blount.

Vgl. Froude, History of England from the fall of Wolsey to the death of Elizabeth, Bde. VII—XII, London 1863—1870.

Leiningen, Karl Friedrich Wilhelm, Fürst von. Am 14. August 1724 dem uralten, 1220 mit der gräflichen und am 4. Oktober 1444 mit der landgräflichen Würde geschmückten Hause Leiningen und zwar der Linie Leiningen-Hardenburg-Dachsburg entsprossen, succedierte Karl Friedrich Wilhelm, seit 24. Juni 1749 mit Gräfin Christiane Wilhelmine Luise von Solms-Rödelheim, Erbgräfin zu Limpurg, vermählt, am 28. Oktober 1756 seinem Vater Friedrich Magnus als regierender Graf von Leiningen-Hardenburg und nahm seinen Sitz im Wetterauischen Grafenkollegium. Seit 17. November 1766 war er Senior des Hauses und Lehnsdirektor, und als die nächstverwandte Linie Leiningen-Dachsburg-Heidesheim-Falkenburg am 22. September 1774 in ihrem letzten Zweige zu Guntersblum im Mannsstamme erlosch, so succedierte er auch in ihren Landen. Er war k. k. Wirklicher Kämmerer, kurpfälzischer Generallieutenant, Wirklicher Geheimer Rat und Obersthofmarschall, seit 5. April 1768 Ritter des pfälzischen St. Hubertus- und Löwenordens. Am 3. Juli 1779 wurde er in den Reichsfürstenstand erhoben, und am 17. Januar 1785 trat er die Ämter Guntersblum und Heidesheim an die Nachkommen eines Vetters aus dem Guntersblumer Zweige (s. oben) ab, dessen Ehe als ungültig betrachtet worden war, bis sich der Reichshofrat am 15. Februar 1782 für die Legitimität der Descendenz aussprach. Der Fürst residierte zu Dürkheim an der Haardt. Die französische Revolution schädigte ihn außerordentlich, besonders durch die Beschlüsse vom August 1789 und ihre Folgen; seine Proteste waren wie die seiner Leidensgenossen vergeblich, er blieb ohne Entschädigung, litt schwer durch die Kriege, sah 1794 sein Schloß in Dürkheim von den Franzosen verbrannt und gab sich in Rastatt vergebliche Mühe, seine Interessen zu vertreten. Im Luneviller Frieden verlor er am 9. Februar 1801 seine Besitzungen auf dem linken Rheinufer, die Grafschaften Leiningen und Dachsburg, die Herrschaft Weiherskeim, erhielt hingegen im Reichsdeputationshauptschluß vom 25. Februar 1803 reichen Ersatz. An kurmainzischen Gebieten fielen ihm zu die Ämter Miltenberg, Buchen, Seligenthal, Amorbach und Tauberbischofsheim, an würzburgischen die Bezirke Grünsfeld, Lauda, Hardheim und Rippberg, an pfalzbayerischen die Ämter Boxberg und Mosbach, endlich die Abteien Amorbach und Gerlachsheim: dies alles bildet ein wohlarrondiertes Fürstentum Leiningen von 27 □Meilen mit 112,000 Seelen, freilich mit einer immerwährenden Rente und nicht unbedeutenden Schulden belastet; nicht so reich wurden die gräflichen Linien des Hauses für ihre linksrheinischen Verluste entschädigt. Der Fürst erhielt Sitz und Stimme im Reichsfürstenrate, aber schon am 17. Juli 1806 machte die Rheinbundsakte der Selbständigkeit seines Landes ein Ende. Das Fürstentum L. kam wie die gräflich leiningenschen Ämter Neudenau und Billigheim an das Großherzogtum Baden; als badischer Standesherr starb Karl Friedrich Wilhelm 1807. Ihm folgte sein Sohn, Fürst Emich Karl. Während dessen Regierung trat der Großherzog von Baden am 8. September 1810 die Souveränität über die leiningenschen Ämter Amorbach und Miltenberg an den Großherzog von Hessen ab, der sie am 30. Juni 1816 dem König von Bayern überließ. So liegen vom ehemaligen Fürstentum L. jetzt in Baden die Ämter Mosbach, Boxberg, Schüpf, Buchen, Walldüren, Tauberbischofsheim, Eberbach, Hardheim, Lauda und Rippberg (19⅞ □Meilen mit über 90,000 Seelen), in Bayern die Ämter Miltenberg und Amorbach (5¼ □Meilen mit etwa 18,000 Seelen), und Hessen besitzt die Gerichtsbarkeit in den Orten Hesselbach, Gammelsbach, Keilbach, Hebsthal und Unter-Sensbach. Residenz wurde Amorbach. Fürst Emich Karl, geboren am 27. September 1763, heiratete am 4. Juli 1787 Sophie Henriette, Tochter des Grafen Heinrich XXIV. zu Reuß-Lobenstein-Ebersdorf, mußte aber sie wie seinen Erbprinzen begraben, und verband sich in zweiter Ehe am 21. Dezember 1803 mit der Herzogin Marie Luise Viktoria von Sachsen, einer Tochter des Herzogs Franz von Sachsen-Saalfeld-Coburg; er starb am 4. Juli 1814, und seine Witwe heiratete Eduard, Herzog von Kent (s. d.), um Mutter der Königin Viktoria von Großbritannien zu werden und erst am 16. März 1861 in Frogmore zu sterben.

Leiningen, **Karl** Friedrich Wilhelm Emich, Fürst von. Als Sohn zweiter Ehe des Fürsten Emich Karl von Viktoria von Sachsen-Saalfeld-Coburg am 12. September 1804 geboren, folgte Karl dem Vater am 4. Juli 1814 unter mütterlicher Vormundschaft und wurde am 12. September 1823 mündig erklärt. Am 26. Mai 1818 erlangte er die erbliche Mitgliedschaft der bayerischen und am 22. Mai 1833 der badischen ersten Kammer. Er war bayerischer Generallieutenant und Inhaber des 5. Chevauxlégers-Regiments. Seine am 13. Februar 1829 geschlossene Ehe mit Gräfin Marie von Klebelsberg wurde am 9. November 1848 geschieden. Am 9. August 1848 wurde Karl zum Präsidenten des deutschen Reichsminister-

rates ernannt, um aber schon am 5. September d. J. sein Amt wieder in die Hände des Erzherzogs-Reichsverwesers niederzulegen, nachdem die Nationalversammlung den Waffenstillstand von Malmoe verworfen hatte. Er starb am 13. November 1856. Das heutige Haupt des Hauses Leiningen ist sein ältester Sohn, Fürst Ernst Leopold Viktor Karl August Joseph Emich, geboren am 9. November 1830, Admiral in der britischen Marine; seit 11. September 1858 vermählt mit Marie Amalie, Tochter des verstorbenen Großherzogs Leopold von Baden. 1863 dachte man vorübergehend an ihn als Kandidaten für den griechischen Königsthron.

Leiningen-Westerburg, Karl August, Graf von. Als jüngerer Sohn des regierenden Grafen Friedrich Ludwig Christian aus der Linie Alt-Leiningen-Westerburg am 11. April 1819 zu Ilbenstadt (Großherzogtum Hessen) geboren, trat der Graf in das österreichische Heer und diente im Infanterieregimente Nr. 31 unter seinem Vetter Grafen August Georg (s. d. Folgenden). Er heiratete die am 26. April 1827 geborene Ungarin Lisinka von Sziszany und ergriff, zum Hauptmanne aufgestiegen, als die Revolution ausbrach, ohne Bedenken das Schwert für Ungarn gegen den Kaiser. Er focht voll Tapferkeit, wurde im Revolutionsheere rasch Major, Oberstlieutenant, Oberst, General und Corpscommandeur, zwar in einem Gefechte gefangen, bald aber wieder befreit. Mit unerschütterlichem Vertrauen hielt er an Görgey fest, mit ihm kapitulierte er am 13. August 1849 in Világos an den russischen General Rüdiger (s. d.). Das Kriegsgericht verurteilte ihn zum Tode, und am 6. Oktober 1849 endete der junge Revolutionär in Arad durch den Strang. Seine Witwe heiratete 1854 den Grafen Joseph Bethlen von Bethlen.

Leiningen, August Georg Gustav, Graf von. Als dritter Sohn des regierenden Grafen Karl Gustav Reinhard von Leiningen aus der Linie Neu-Leiningen-Westerburg am 19. Februar 1770 zu Grünstadt (bayerische Rheinpfalz) geboren, trat der Graf 1785 in holländische Kriegsdienste, verließ sie schon 1787 als Oberlieutenant, diente 1789—1791 im französischen Heere, verließ aber auch dies infolge der Revolution und trat 1792 als Kadett bei den kaiserlichen Le Loup-Jägern ein. Im November 1792 wurde er Fähnrich bei Clerfayt-Infanterie Nr. 9, geriet aber bei Namur in französische Gefangenschaft und wurde als Geisel 1792 nach Paris gebracht. Mannhaft widerstand er allen Verlockungen, dem Kaiser untreu zu werden, entwich schließlich unter großen Gefahren 1794 aus der Haft und kehrte heim. Dem Infanterie-Regimente Callenberg Nr. 54 eingereiht, wurde er 1797 Lieutenant darin, machte die Feldzüge gegen Frankreich bis zum Luneviller Frieden voll Auszeichnung mit, that sich besonders 1797 bei Andel und 1799 bei Schaffhausen hervor. Zum Hauptmanne avanciert, focht er am 15. Oktober 1805 voll Bravour in Ulm; ohne dazu beordert zu sein, warf er sich mit seiner Compagnie dem in das Frauenthor eindringenden Feinde entgegen, hielt ihn nicht nur auf, sondern besetzte selbst das Thor, nahm den Franzosen drei Kanonen und fing einen Bataillonschef mit 15 Offizieren und 300 Mann ab. Für diese That wurde er Major und im April 1806 Ritter des Militär-Maria Theresien-Ordens. Durch Familienabkommen succedierte er am 7. Mai 1808 seinem älteren Bruder Karl als regierender Graf, in diesem Jahre heiratete er Charlotte Sophie Leopoldine v. Scholz (geboren am 19. April 1792), doch blieb die Ehe kinderlos; er errichtete darum am 24. Juni 1819 eine Erbfolgeordnung, die der Herzog von Nassau als Landesherr seiner Besitzungen (Westerburg und Schadeck) am 21. Juli 1823 bestätigte, und setzte als Erben der Güter seinen Neffen Christian Franz Seraphin ein; seine Gemahlin starb erst am 5. März 1860.

Den Feldzug von 1809 machte L. als Oberstlieutenant und Kommandant eines Grenadierbataillons mit; wacker stritt er bei Wagram gegen Bessières und am 10. Juli 1809 zeichnete er sich im Treffen bei Znaim eminent aus. Aus mehreren Duellen in Wien mit französischen Offizieren ging er heil hervor. 1813 führte er als Oberst das Infanterieregiment Erzherzog Rainer Nr. 11, während er als nassauischer Unterthan von Napoleon in die Acht gethan worden war. In der Schlacht von Dresden blieb ihm am 27. August nichts übrig, als endlich davon zu reiten, wobei er die beiden Fahnen seines Regiments mitnahm und mit seinen Pistolen gegen die nachsetzenden Jäger verteidigte. Durch die ihm eigene Energie und rastlose Thatkraft brachte er sein dezimiertes Regiment rasch wieder in gute Verfassung und schloß damit 1814 die Forts Joux, Saint-André und Pierre Châtel in den drei ersten Monaten des Jahres ein, so daß sie kapitulierten. 1815 stand er bei dem Hauptheere in Frankreich, und bis 1818 blieb er bei den Occupationstruppen im Elsaß. 1821 legte der Graf den Befehl des 11. Regiments nieder, wurde 1822 Generalmajor und kam als Brigadier nach Görz. 1829 ernannte ihn der Kaiser zum Inhaber des 31. Infanterieregiments, 1830 wurde L. Brigadecommandeur in Mainz, 1832 Feldmarschalllieutenant sowie Geheimer Rat und Kämmerer. Er erhielt das Militärkommando zu Graz, dann zu Laibach und Innsbruck, 1839 das Vizegouvernement der Bundesfestung Mainz, welches er bis 1846 inne hatte. Schließlich wurde dem ritterlichen Manne, der ein Vorbild seiner Offiziere war, die Ehrenstelle eines Oberlieutenants der Arcièrenleibgarde zuteil. Er starb unvermutet rasch an einer Lungenlähmung in Wien am 9. Oktober 1849.

Leiningen, Christian Ludwig Alexander, Graf von. Zu Grünstadt als jüngerer Bruder des Vorigen am 5. April 1771 geboren, trat L. 1790 als Lieutenant in das kaiserliche Infanterieregiment Bender Nr. 41 und gab zahlreiche Beweise seltener Unerschrockenheit; so rettete er als Oberlieutenant am 18. Juli 1793 bei der Belagerung von Mainz ein Pulvermagazin vor Explosion. 1796 schon Hauptmann, zeichnete er sich bei Lauterbach gegen die Franzosen aus und wurde schwer verwundet, 1799 that er sich erfolgreich bei Altstädten nahe Zürich hervor. 1805 wurde er Major und im Februar 1809 Oberstlieutenant im Infanterieregimente Nr. 26. Als

solcher rekognoszierte er in letzterem Jahre die Aufstellung des Feindes bei Trient, schlug ihn mehrfach, Trient konnte im April besetzt werden, L. schickte Streifpartieen in die gegen Italien zu gelegenen Thäler, überfiel am 3. Juni Bassano und beteiligte sich hervorragend an den Kämpfen um Trient, dessen Castell er länger verteidigte. Zur Erhaltung Südtirols leistete der Graf so wesentliche Dienste, daß er am 25. August 1809 das Ritterkreuz des Maria Theresien-Ordens erhielt und im Oktober dieses Jahres Oberst wurde. Im August 1811 trat er aus der kaiserlichen Armee und zog sich nach Arad zurück, wo er am 20. Februar 1819 starb. Seiner Ehe mit der am 5. Dezember 1817 verstorbenen Seraphine, Gräfin Porcia, entstammten ein Sohn (der Folgende) und eine Tochter, Gräfin Seraphine, die nach dem Ableben ihres Bruders die Besitzungen des Hauses erbte, Sternkreuz-Ordensdame und Ehrendame des adelig-weltlichen Damenstifts „Maria Schul“ zu Brünn war, in Innsbruck lebte und 1874 als letztes Glied der nassauischen Linie der Familie starb.

Leiningen, Christian Franz Seraphin Vincenz, Graf von. Zu Graz (Steyermark) am 10. Februar 1812 als Sohn des Vorigen geboren, wurde L., frühe verwaist, vom Oheime (s. „Leiningen, August G. G., Graf von“) erzogen, zum Militär bestimmt und bildete sich an ihm heran. 1830 trat er als Lieutenant in das 49. Infanterieregiment, wurde 1833 Hauptmann, diente in den Regimentern Nr. 31 und 35, wurde 1840 Major und 1844 Oberst im Infanterieregimente des Oheims Nr. 31, welches 1848 und 1849 unerschütterlich zum Kaiser hielt. Inmitten der Wirren führte der Graf das Regiment im September 1848 von Lemberg über Debreczin, Großwardein und Arad nach Temesvár, ohne daß ein Soldat der Fahne untreu ward, so viel Verführungsversuche auch gemacht wurden. Voll Heldensinn und Gewandtheit verteidigte er die Festung Temesvár 107 Tage, bis sie am 9. August 1849 entsetzt wurde; während dieser kritischen Zeit war er im November 1848 zum Generalmajor und Brigadier vorgerückt. Es gelang L., sich mit der aus Siebenbürgen kommenden Kolonne des Oberstlieutenants Berger am 14. Dezember bei Engelsbrunn zu vereinigen, nach mehrstündigem hitzigem Gefechte den Feind auf das rechte Ufer der Maros zu werfen, den Entsatz von Arad zu ermöglichen und die Kommunikation zwischen Arad und Temesvár so lange offen zu halten, bis Arad neu verproviantiert und mit Munition versehen war. Im Februar 1849 unternahm er einen Streifzug an die Westgrenze Siebenbürgens, deren Pässe er wegen Deckung des Siebenbürger Armeecorps besetzen sollte; er rückte in Déva ein, aber der Fall von Hermannstadt nötigte ihn, der Offensive zu entsagen, und die Ausbreitung der Insurrektion drängte ihn langsam nach Temesvár zurück, welches er ferner hielt. Für seine großen Verdienste hierbei empfing er vom dankbaren Kaiser das Commandeurkreuz des St. Leopold-Ordens; Temesvár, Ofen und Pesth verliehen ihm das Ehrenbürgerrecht, nachdem er schon seit 1836 Indigena des Königreichs Ungarn war. Seine Brust zierten russische, preußische, belgische und hessische Orden, und der Kaiser ernannte ihn zum Wirklichen geheimen Rate und Kämmerer wie zum Feldmarschall-Lieutenant. 1850 ging der Graf in außerordentlicher Mission als Bundeskommissar nach Frankfurt und waltete seit 22. Dezember als solcher in Kurhessen bis August 1851 (s. „Hessen-Kassel, Geschichte“). Da Österreich die Einmischung Rußlands in den türkisch-montenegrinischen Konflikt befürchtete, so wurde L. nach Konstantinopel gesandt, kam hier am 30. Januar 1853 an und trat voll Entschiedenheit auf; er forderte von der Pforte die Herstellung des status quo in Montenegro sowohl in territorialer als administrativer Beziehung und den Abzug der türkischen Truppen, die sofortige Internierung der in Omer Paschas Heere stehenden ungarischen und polnischen Flüchtlinge, die Abtretung der türkischen Enklaven Kleck und Suttorina an Österreich, die Zusicherung gerechter Behandlung der Rajahs in Bosnien und Herzegowina, die Aufhebung der in diesen Provinzen widerrechtlich erhobenen Zollaufschläge auf österreichische Ein- und Ausfuhrartikel, wie der widerrechtlichen Besteuerung des Tabaksbaues und des Ausfuhrverbots von Holz, die Befriedigung der billigen Ansprüche österreichischer Unterthanen an die Pforte. Nachdem sich die Pforte geweigert, hierauf einzugehen, übergab L. am 10. Februar ein Ultimatum, und erschreckt ging die Pforte am 14. d. M. auf alle Forderungen ein, worauf L. sofort abreiste. 1852 zum Inhaber des Infanterieregiments Nr. 21 ernannt, wurde er jetzt zum Lohne seiner diplomatischen Dienste mit dem Commandeurkreuze des St. Stephans-Ordens und dem Eisernen Kronen-Orden erster Klasse geschmückt. 1854 wurde er Ablatus des Gouverneurs von Ungarn und leitete hauptsächlich das Politische dieser Stellung, 1856 wurde er Kommandant des 2. Armeecorps der 4. Armee, starb aber schon am 1. Oktober 1856 in Krakau unvermählt und beschloß den Mannsstamm seiner Linie.

Leipzig, Disputation Luthers mit Eck, 1519 s. **Luther.**

Leipzig, Konvent zu, Februar bis April 1631. Von dem Kurfürsten Johann Georg I. von Sachsen (s. d.) eingeladen, erschienen acht protestantische Reichsfürsten, während zwölf andere und sechs Städte sich durch Gesandte vertreten ließen. Es kam hier trotz Brandenburgs Andrängen nicht zu einer entschiedenen Parteinahme gegen den Kaiser und zum Anschluß an Gustav Adolf von Schweden, sondern nur zu dem Beschluß einer Defensivrüstung und dem Erlaß eines Schreibens an den Kaiser, welches das Restitutionsedikt für nicht rechtsgültig erklärte. Auch an die katholischen Kurfürsten wurde ein Brief gerichtet. Die in Leipzig nicht vertretenen protestantischen Stände mit Ausnahme des Landgrafen von Hessen-Darmstadt schlossen sich diesen, wie die Folgezeit lehrte, völlig bedeutungslosen Abmachungen an.

Leipzig, Schlachten am 17. September 1631 und 2. November 1642 s. **Breitenfeld.**

Leipzig, Schlacht am 16.—19. Oktober 1813. Im Verfolg des zwischen den Verbün-

deten zu Trachenberg verabredeten Feldzugsplanes, welcher dahin ging, daß ihre von Norden, Osten und Süden anrückenden Heere sich zu einem gemeinsamen Schlage gegen die französische Streitmacht vereinigen, daß bis dahin aber jedes einzelne Heer der Entscheidung ausweichen solle, hatten die alliierten Armeeen ihre Konzentrierung Mitte Oktober bei L. bewerkstelligt, wohin Napoleon, die Elblinie aufgebend, von Dresden, die Stadt am 6. verlassend, zurückgegangen war, nachdem Blücher diesen Fluß am 3. Oktober bei Wartenburg, der Kronprinz von Schweden ihn am 4. bei Aken und Roslau überschritten und Schwarzenberg am 3. von Teplitz in Böhmen aus sich dorthin in Marsch gesetzt hatte. So kam es zur Völkerschlacht bei L., welche in den Tagen vom 16.—19. Oktober auf dem leicht gewellten, von der Elster sowie von ihrem rechten Nebenflusse der Pleiße und der sich in diese unterhalb L. ebenfalls von rechts ergießenden Parthe, nebst den Seitenarmen dieser Flüsse, ferner von zahlreichen Kanälen, Gräben und Dämmen durchschnittenen fruchtbaren Gelände fast rings um die Stadt geschlagen wurde.

Am 16. hatte Napoleon hier 170,000 Mann versammelt, darunter 24,000 Reiter, deren die Verbündeten 65,000 zählten, ihren 1330 Geschützen konnte er nur 700 entgegenstellen. Um seine numerische Schwäche auszugleichen und zu verbergen, befahl er am 13., die Infanterie auf zwei statt auf drei Glieder zu rangieren. Die Siegeszuversicht seiner Truppen war geschwunden, die deutschen Verbündeten waren nicht mehr zuverlässig. Von den ihm gegenüberstehenden Armeeen zählte die Böhmische unter Schwarzenberg (Österreicher, Russen, Preußen) 140,000, die Schlesische (Preußen, Russen) 60,000 Mann; dazu kamen an den folgenden Tagen noch die Nordarmee (Schweden, Preußen) unter dem Kronprinzen von Schweden mit 55,000 Mann und 50,000 Russen (die Reservearmee unter Bennigsen) und Österreicher, so daß die Gesamtmacht, über welche Schwarzenberg gebot, 305,000 Mann betrug, davon waren 127,000 Russen, 89,000 Österreicher, 71,000 Preußen, 18,000 Schweden. Auf französischer Seite, wo das Vorhandensein von Streitern aus fast allen übrigen Staaten Europas die Schlacht erst recht zu einer Völkerschlacht stempelte, trafen etwa 20,000 Mann an Verstärkungen ein. Das Wetter war kalt und regnerisch, an Lebensmitteln war hüben und drüben Mangel.

Die Kämpfe des ersten Schlachttages zerfallen in drei gesonderte Teile: bei Möckern im Norden, bei Wachau im Süden, bei Lindenau im Westen.

Im Norden befehligte Ney 57,000 Mann; der Kampf, welchen Blücher erst nach Mittag begann, drehte sich besonders um den Besitz des auf der Straße nach Halle belegenen Dorfes Möckern, welches Marmont verteidigte, York angriff. Ein Reiterangriff entschied schließlich das blutige Gefecht; die Franzosen wurden in wilder Flucht nach L. zurückgetrieben; eine Diversion, welche Ney gegen den auf dem linken Flügel der schlesischen Armee bei Wiederitzsch stehenden Langeron versuchte, endete ebenfalls mit einem Mißerfolge.

Im Süden waren die Verbündeten weniger glücklich. Schwarzenberg ging mit drei gesonderten Corps gegen Napoleon vor, welcher seine Hauptmacht am rechten Pleißeufer konzentriert hatte; das Dorf Wachau, an der Straße nach Altenburg belegen, war der Hauptstützpunkt seiner Stellung. Hier griff Wittgenstein mit vier Kolonnen an; er konnte aber nicht vordringen, und auch die Reiterschlacht, durch welche unter Murats Führung Napoleon später die Entscheidung herbeiführen wollte, brachte eine solche nicht; obgleich Napoleon um Mittag in Leipzig die Siegesglocken läuten ließ. Am Abend hatten die Franzosen sogar Terrain genommen. — Den beiden anderen Corps war es noch schlechter gegangen: General Meerveldt, welcher in dem bedeckten und durchschnittenen Gelände zwischen Pleiße und Elster von Südwesten her gegen L. vorgehen sollte, wurde den ganzen Tag über durch Poniatowski hingehalten und am Abend sogar selbst gefangen genommen; Gyulai, welcher Napoleon den Rückzug nach Westen verlegen sollte, indem er sich des Dorfes Lindenau und damit der Straße nach Lützen bemächtigte, mußte unverrichteter Sache abziehen; Bertrand war ihm zuvorgekommen, und jener, der überhaupt zu spät angegriffen hatte, war zu schwach, um ihn vertreiben zu können, der Kampf bei Wachau nahm Schwarzenbergs ganze Kraft und Interessen in Anspruch.

Der zweite Schlachttag, der 17., brachte nur unbedeutende Kämpfe im Norden der Stadt; Napoleon benutzte den Tag, um durch General Meerveldt Unterhandlungen anzuknüpfen, welche ihm den Frieden schaffen sollten, dessen er für den Augenblick dringend bedurfte. Als sie zu keinem Ergebnisse führten, mußte

der dritte Schlachttag, der 18., die Entscheidung bringen. Sie fiel im Süden, wo das Dorf Probstheida, ca. 5 km. südöstlich von L. unfern der Vereinigung der von Altenburg und von Grimma kommenden Straßen gelegen, den Hauptstützpunkt der von Napoleon näher an der Stadt genommenen Aufstellung bildete. Letztere zog sich von Connewitz an der Pleiße im Süden, über Probstheida im Südosten, nach Schönefeld an der Parthe im Nordosten und dann an diesem Flusse her zu dessen Einfluß in die Pleiße im Nordwesten der Stadt; 150,000 Franzosen verteidigten, 290,000 Verbündete griffen diese Stellung an. Letzteres geschah in sechs getrennten Heerhaufen: Auf dem äußersten rechten Flügel hielt Blücher, der schon nahe an L. herangerückt war, durch das Corps Sacken den Feind fest; links neben ihm griff der Kronprinz von Schweden, welchen Blücher durch das Corps Langeron verstärkt hatte, nicht, wie allgemein befohlen war, um 7 Uhr früh, sondern erst am Nachmittage an, gewann jetzt aber den ihm gegenüberstehenden bedeutend schwächeren Kräften, welche überdies durch den gerade dann stattfindenden Übertritt des größten Teils der sächsischen Truppen sowie der württembergischen Reiterbrigade Normann eine erhebliche Einbuße erlitten, Terrain ab und drang von Osten nahe an die Stadt heran. Die böhmische Armee war wiederum in vier Teile geteilt, von denen

drei gegen Napoleons oben angedeutete Aufstellung vorzugehen hatten, während mit dem vierten der österreichische General Gyulai den am 16. mißglückten Angriff auf Lindenau und die feindliche Rückzugslinie erneuern sollte. Die Verspätung des Kronprinzen von Schweden hatte zur Folge, daß der am rechten Flügel jener drei Teile fechtende Bennigsen mit seinen Russen ebenfalls erst um 2 Uhr nachmittags zum Kampfe schritt; die links von ihm stehenden Corps, zunächst Barclay mit Russen und Preußen, dann weiter westlich der Prinz von Hessen-Homburg mit seinen Österreichern, hatten sich inzwischen vergeblich bemüht, vorwärts zu kommen. Auch als alle Abteilungen endlich zusammenwirkten und namentlich Bennigsen zwischen Zuckelhausen und Baalsdorf Terrain gewann, hielten die Franzosen ihre Stellung noch mit Hartnäckigkeit fest, namentlich um Probstheida wurde blutig gerungen; es waren die Corps von Poniatowski, Augereau, Victor, Lauriston, Macdonald, welche hier unter des Königs Murat Oberbefehl standen, während im Norden und Osten, der schlesischen und der Nordarmee gegenüber, Ney die Corps von Marmont und Reynier sowie sein eigenes kommandierte. Gegen Abend waren die Franzosen indessen überall gegen die Stadt zurückgedrängt; Gyulai hatte wieder nichts ausrichten können, Bertrand nötigte ihn vielmehr über die Elster zurückzugehen, zog dann aber auf Napoleons Befehl auf Weißenfels ab. Napoleon ließ seine Armee noch in der Nacht zum 19. den Rückzug antreten; Macdonald blieb, um denselben zu decken, mit seinem eigenen und Lauristons Corps, sowie mit den Resten der Corps Poniatowski und Reynier, in L. zurück.

Am vierten und letzten Schlachttage, dem 19., wurde L. angegriffen, dessen Altstadt mit Mauern und Gräben umgeben war, über welche letztere Brücken zu den vier Thoren führten. Sacken und Langeron gingen gegen die nördliche Hallesche, Bülow ging gegen die östliche Grimmasche, Bennigsen gegen die südliche Petersvorstadt vor. Gleich nach Mittag war die tapfer verteidigte Stadt in der Gewalt der Verbündeten, mit ihr der König von Sachsen, welchem Napoleon kurz vorher Lebewohl gesagt hatte und eine große Zahl Franzosen, welche durch die vorzeitige Sprengung einer Brücke über die Elster in Gefangenschaft gerieten. Die Monarchen zogen nachmittags in L. ein. Eine Verfolgung fand ebenso wenig statt, wie am 18. etwas geschehen war, um in den Besitz der französischen Rückzugslinien zu gelangen. Der Sieg blieb unbenutzt, Napoleon konnte mit 100,000 Mann abziehen; die Verbündeten hatten fast 50,000 Mann an Toten und Verwundeten.

Vgl. Aster, Gefechte und Schlachten bei L., Dresden 1852.

Lelewel, Joachim. Am 22. März 1786 zu Warschau geboren, gewöhnte sich der schwächliche Knabe frühe an ernste Arbeit, suchte seinen Zeitvertreib in geistigem Schaffen und bildete seine Urteilskraft aus; stets strebte er die Quellen zu ergründen und zeigte kritische Anlagen. Schon als Kind schriftstellerte er und mit vierzehn Jahren zeichnete er nach eigener Auffassung den Plan der Belagerung von Pskow. 1801 kam er in das Konvikt der Piaristen. 1803 schrieb er eine „Geschichte des achtzehnten Jahrhunderts“ und verfertigte zu Blaires Chronologie Tabellen zu den polnischen Ereignissen. Seit 1804 besuchte er die Universität Wilna, wo die Geschichte, sein Lieblingsfach, sehr mangelhaft vertreten war, und begann hier seine „Kleine Geschichte“. 1807 und 1808 durch die „Edda“ und den „Blick auf die Heruler“ bekannt geworden, kam er 1809 als Lehrer der alten Geographie an das neue Gymnasium zu Krzemieniec, siedelte 1811 nach Warschau über und arbeitete rastlos. Da seine Gelehrtenthätigkeit uns hier ebenso wenig beschäftigen kann wie seine Werke, in denen er als der scharfsinnigste Kritiker und erste Historiker Polens seiner Zeit erscheint, so möge genügen, daß er 1814 außerordentlicher Professor der Geschichte in Wilna, 1818 Professor der Bibliographie und Bibliothekar an der neuen Universität Warschau, 1821 ordentlicher Professor der Geschichte in Wilna wurde, enorm viel schrieb und seine gesammelten Werke in zwanzig Bänden (Posen 1855—1866) mit seiner Autobiographie erschienen. Zu seinen Vorträgen drängten sich Tausende, und in dieser Jugend entstanden geheime Verbindungen, die sich gegen Rußland richteten und auf die Wiederherstellung des Königreichs Polen ausgingen. Nowossilzow, der Generalkommissär für Polen, bemerkte dies wohl, und L. wurde durch Ukas vom 14. August 1824 seines Amtes entsetzt. L. ging alsbald nach Warschau, um unermüdlich zu arbeiten, blieb aber in Beziehungen zu den Führern des sich vorbereitenden Aufstandes und konstituierte nach dessen Ausbruch Ende November 1830 den bisher geheimen Patriotischen Klub zu einem offiziell politischen, dessen Vorsitz er übernahm, zur Mäßigung mahnend. Um den neuen Verwaltungsrat populär zu machen, wurde der Professor hinein berufen, auch trat er in den Exekutiven Ausschuß, am 3. Dezember in die provisorische Regierung; aber bereits am 4. d. M. wurde sein Klub geschlossen und er selbst am 5. vom Diktator Chlopicki entlassen. Als Landbote wirkte er nach besten Kräften, bis er am 29. Januar 1831 einer der Fünf war, denen die Zivilgewalt übertragen wurde. Ihm fiel besonders die Leitung des öffentlichen Unterrichts zu. Er blieb dabei ein Führer der demokratischen Partei, die für entschiedene Maßregeln eintrat, und der rasch wieder aufgelebte Patriotische Klub verlangte in der August-Verschwörung die Einsetzung eines Triumvirats L., Pulawski und Zaliwski, worin L. den Reichstag repräsentieren sollte. Nach dem Falle von Warschau im September 1831 ging L. nach Frankreich und verfaßte die Protestation des Nationalausschusses der geflüchteten Polen gegen das Organische Statut von 1832 (s. „Polen, Geschichte“). Die häufige Nennung von L.s Namen in Sachen Polens beunruhigte Ludwig Philipp, der den Zaren fürchtete, und er verbot 1832 L. den längeren Aufenthalt in Paris, L. begab sich zu Lafayette nach La Grange, wurde aber auch von hier verdrängt und aus Frankreich verwiesen, worauf er im September 1833 nach Brüssel übersiedelte. Hier lebte er in tiefer Armut, unermüdlich arbeitend, bis 1861. Da bewogen ihn Freun-

de, nach Paris zu kommen, aber kaum angelangt, starb er im Spitale am 29. Mai 1861. Er war „ein Muster von Aufopferung, unbeugsamer Charakterstärke, unermüdlichen Fleißes, der hingebendsten Vaterlandsliebe und vollkommenster Selbstverleugnung". — Vgl. „Unsere Zeit", Bd. V, Leipzig 1861.

Le Mans, die am linken Ufer der Sarthe gelegene Hauptstadt des nach dem letzteren Flusse benannten französischen Departements, war am 12. Dezember 1793 Gegenstand eines heftigen Kampfes zwischen den königlich Gesinnten unter La Roche-Jacquelein und den Republikanern unter Marceau. Erstere hatten im Oktober die Vendée, wo sie ihren übermächtigen Gegnern unterlegen waren, in der Hoffnung verlassen, nördlich des Flusses, auf die Bretagne gestützt und mit Hilfe der Engländer, ihnen besser widerstehen zu können. In dieser Hoffnung getäuscht, geschlagen und entmutigt, wollten sie in die Heimat zurückkehren, vergeblich aber versuchten sie, am 3. Dezember bei Angers die Loire zu überschreiten. Zurückgewiesen, richteten sie ihren Marsch auf L. M.; es blieb ihnen kein anderer Ausweg. Unter Nachhutgefechten gegen Westermann, erreichten sie am 10. die schwach besetzte Stadt, nahmen sie und erwarteten südlich derselben in einer starken Stellung den Feind. Am 12. angegriffen, erlitten sie eine furchtbare Niederlage, welcher Massenhinrichtungen folgten. Ihr Rückzug ging nach Laval und dann zur Loire; lebhaft verfolgt, gelangten nur Trümmer des Heeres auf das linke Ufer dieses Flusses. Die Niederlage bei L. M. gab der Sache der Vendéer den Todesstoß.

Im Kriege von 1870/71, wo der Kampf gegen das republikanische Frankreich sich für die Deutschen lediglich um den Angriff auf Paris und die Abwehr der französischen Entsatzversuche drehte, bilden die „Sieben Tage von L. M." eine der bedeutendsten unter den aus diesem Anlaß hervorgegangenen Episoden. — General Chanzy hatte nach den Dezemberkämpfen bei Orléans die ihm als 2. Loirearmee unterstellten Truppen nach L. M. zurückgeführt; dort hatte er mit größter Energie rasch wieder eine Macht von 130,000 bis 150,000 Mann aufgestellt; es waren das 16., 17. und das durch das Corps de Bretagne verstärkte 21. Armeecorps. Mit diesem beabsichtigte er, in Ausführung des von Gambetta geplanten „suprême effort", Anfangs Januar gegen Paris aufzubrechen; mobile Kolonnen, welche er schon Ende Dezember unter Rousseau gegen Nogent le Rotrou und unter Jouffroy gegen Vendôme vorgehen ließ, sollten seinen Marsch sichern. Sie stießen bald auf die Deutschen, deren Kantonnements sich von Chartres über Vendôme gegen Blois erstreckten. Prinz Friedrich Karl, der Oberbefehlshaber der Chanzy gegenüberstehenden II. Armee, erhielt den Auftrag, diesem zuvorzukommen. Von seinem Hauptquartier Orléans aus befahl er am 2. Januar ein Vorgehen in breiter Front mit dem Zielpunkte L. M.; am 6. standen dazu 58,000 Mann zu Fuß, 15,000 Reiter und 313 Geschütze am Loir bereit. Auf dem äußersten rechten Flügel sollte das 13. Armeecorps (Großherzog von Mecklenburg) mit der 4. Kavallerie-Division über La Ferté-Bernard, daranschließend das 9. (Manstein), von Orléans kommend, mit der 2. Kavallerie-Division über Saint-Calais und Bouloire, dann das ebenfalls von Orléans kommende 3. (Konstantin Alvensleben) über Saint-Calais und Ardenay und auf dem linken Flügel das 10. (Voigts-Rhetz) mit der 1. Kavallerie-Division von Vendôme aus, links ausholend, über Parigné l'Evêque gegen L. M. vorrücken. Es herrschte strenge Kälte, Schnee bedeckte das Gelände, die Wege waren spiegelglatt, die Verpflegungsschwierigkeiten groß.

Der erste der sieben Tage war der 6. Januar. Lebhafte Gefechte brachten das mittags bei Vendôme eintreffende 3. Armeecorps den Truppen des General Jouffroy gegenüber in den Besitz der Loirlinie und abends noch in den Besitz der Linie des Azaybaches; das 10. blieb bei Saint-Amand gegen den von Château Renault her gegen seine linke Flankendeckung vordringenden General Curten im Nachteil; das 13. gelangte in den Besitz des Straßenknotens La Fourche.

Am 7. und 8. blieben die Deutschen unter steten Gefechten im Vorrücken; am Nachmittage des ersteren Tages hatte das 3. Armeecorps ein lebhaftes Gefecht am Brayebache zu bestehen, dessen Linie der Feind am folgenden ohne Widerstand aufgab; auch Saint-Amand hatte er am 7. geräumt, General v. Hartmann folgte ihm mit der 1. Kavallerie-Division und einer Infanteriebrigade des 10. Corps.

Am 9. setzte Chanzy dem fortgesetzten Vorgehen der Deutschen namentlich bei Ardenay lebhaften Widerstand entgegen, doch gelangte das 3. Armeecorps in den Besitz des Dorfes und der umliegenden Höhen; das 10. wurde durch das feindliche 16. und Jouffroys Truppen sehr aufgehalten; das 13. kam gut vorwärts, es erreichte die Linie Connéré-Thorigné.

Am 10. hatte Chanzy, die drohende Gefahr erkennend, seine Truppen östlich von L. M. eine feste Stellung nehmen lassen, deren linker Flügel (21. Corps) auf den Höhen zwischen dem Huisne und der oberen Sarthe, sowie auf der Hochfläche von Anvours stand, während das Zentrum (17. Corps) das Dorf Changé als Stützpunkt besetzt hielt und der rechte Flügel sich bis zur Sarthe unterhalb L. M. ausdehnte. Nach hartnäckigem Widerstande gelang es dem 3. Corps die feindliche Mitte zurückzudrängen, die Dörfer Champangé und Changé zu nehmen und sich gegen einen von Parigné-l'Evêque her gegen seine linke Flanke unternommenen Angriff zu halten; das 10. erreichte, ohne auf Gegenwehr zu stoßen, Grand-Lucé; das 13. gewann ebenfalls Terrain, konnte aber mit dem 3. noch nicht Fühlung erlangen.

Am 11. hielt Prinz Friedrich Karl die Mitte seiner Schlachtlinie zurück und drückte namentlich auf die feindlichen Flügel, die Eisenbahnverbindungen von L. M. nach Süden und Norden bedrohend; das 13. Armeecorps kam dabei bis La Chapelle und in die Gegend von Lambron. Chanzy versuchte vergeblich durch Offensivstöße das verlorene Gelände wieder zu erobern, er verlor immer mehr Boden, das 9. Armeecorps nahm die Hochfläche von Anvours und das 10. näherte sich

der Stadt in bedenklicher Weise von Süden. Als die Versuche, das an beiden Stellen verloren Gegangene wiederzunehmen, gescheitert waren, konnte es sich für Chanzy nur um den Rückzug handeln.

Er begann diesen am 12.; die Deutschen setzten ihre Angriffe fort. Das 13. Armeecorps, welchem jetzt das 9. die Hand reichte, drang im Norden der Stadt vor; vom 10. und von der 5. Division des 3. Armeecorps wurde diese nachmitags genommen. Die Franzosen blieben im Rückzuge; am 13. war das ganze linke Sartheufer von ihnen geräumt, doch ließen sie 22,000 Mann, 20 Geschütze und eine reiche Kriegsbeute in den Händen der Sieger, welche ihren Erfolg mit einem Verluste von 3400 Mann erkämpft hatten. Sie setzten sich in L. M. fest und sandten dem Feinde nur fliegende Kolonnen nach. Chanzy wich nach Norden aus, um Paris möglichst nahe zu bleiben, Gambettas Gebot wies ihn aber bald nach dem Westen.

Vgl. C. v. d. Goltz, Die sieben Tage von Le Mans, Berlin 1873.

Lemberg, Schlacht bei, im Sommer 1675: Sieg des Polenkönigs Johann III. Sobiesky (s. d. Artikel) über die Türken.

Lemnos (oder **Stalimene**, oder das **Liva Limni**), mit 454 □km. und gegenwärtig 12,000 Einwohnern, die bedeutendste der griechischen Inseln in dem nördlichen Teile des Ägäischen Meeres, gehört als eine Besitzung der Pforte zu dem asiatischen Vilajet „Dschesair", d. i. der Provinz der noch in türkischer Hand befindlichen Inseln des Ägäischen Meeres, und zwar zu dem Kaimakamlik Imbros. Durch ihre Lage zwischen dem Athos und der den Ausgang des Hellesponts dominierenden Insel Tenedos ist sie auch für den Seeverkehr der Levante und militärisch nicht ohne Bedeutung, doch tritt sie in der neueren Geschichte sehr wenig hervor. Der unglückliche letzte Paläologe, Kaiser Konstantin XI. Dragases, sagte sie 1453 dem tapferen Genuesen Longo Giustiniani von der Maona auf Chios als Lohn für seine Hilfe gegen die Osmanen zu. Nach dem Fall von Konstantinopel wurde L. durch Paride Longo Giustinianis Schwiegersohn Dominico Gattilusio von Lesbos besetzt, fiel aber im Jahre 1456 zu den Türken ab, die sie seitdem behauptet haben; nur vorübergehend ist L. von Mächten besetzt worden, die mit der Pforte im Kriege lagen, wie namentlich gleich zu Anfang (Sommer 1456 bis 1459) durch päpstliche Truppen und Rhodiser, und im 18. Jahrhundert (5. Oktober 1770) nach der Schlacht bei Tschesme durch die Russen.

Lennox, schottisches und englisches Geschlecht.

1) Sir John Stewart, ein Sohn Alexanders, sechsten Lord High Stewart von Schottland, und Bruder von James, dem Stammherrn der Königsdynastie Stuart, war der Stammvater der erloschenen Grafen und Herzoge von Lennox. Sir Johns Nachkomme, **Mathew** Graf von Lennox, schloß sich König Heinrich VIII. an, wurde darum aus Schottland verbannt und ließ sich in England nieder, wo er als unzufriedener Pensionär blieb. Er heiratete mit Heinrichs Zustimmung Lady Margaret Douglas, eine Tochter aus der zweiten Ehe von Heinrichs Schwester, der Königin-Witwe Margaret von Schottland, mit dem Grafen von Angus. Seine Gemahlin ward zwar von Heinrich in seiner Erbfolgeordnung nicht erwähnt, aber Königin Maria die Blutige gab ihr bei Hofe den Vorrang vor Elisabeth und hätte ihr am liebsten die Thronfolge zugewendet; Margaret nahm teil an Marias Intriguen gegen Elisabeth und hoffte, von Ehrgeiz beherrscht, auf den Thron. Aber Elisabeth bestieg diesen, ohne sich an ihr zu rächen; Margaret war verbittert von Herzensgrund, lebte nur von Intriguen, widmete sich leidenschaftlich der katholischen Sache und suchte ihren einzigen Sohn, Lord Darnley (s. d.), zu deren Schirmherrn zu erziehen. Sie war die rechtmäßige Erbin der ungeheuren Douglasschen Güter, die ihr aber die Familie Hamilton (s. d.) teilweise streitig machte, und fädelte die Ehe ihres Sohnes mit Königin Maria von Schottland ein; sie ging darauf aus, die Kronen von England, Schottland und Irland auf Darnleys Haupt zu vereinigen, nannte Elisabeth nur den Bastard und umgab sich mit den unzufriedenen Katholiken Englands; für ihre Intriguen war sie mit L. bereits im März 1562 einmal im Tower eingesperrt worden. Später wollte der Graf nach Schottland zurückkehren und dort in Besitz seiner Hausgüter treten, Elisabeth aber, die ihm mißtraute, hielt ihn in England zurück; endlich gestattete sie ihm im August 1564 doch die Heimkehr, und er überschüttete den Hof zu Holyrood mit Geschenken. Elisabeth mißbilligte entschieden Marias Vermählung mit Darnley; schon im April 1565 hatte sie Margaret wieder in den Tower gesandt, im Mai befahl sie L. und Darnley, ihren Unterthanen, sofort nach England zu kommen, dann erneuerte sie ihren Befehl; L. aber antwortete mit „Nein", und sein Sohn wurde König. Bald schloß er sich diesem gegen Riccio an, während er den alten Haß gegen Murray fortsetzte. Maria vernachlässigte ihn sehr, er lebte mißvergnügt in Glasgow, mißbilligte Darnleys Absicht, sich nach Frankreich zurückzuziehen, und suchte auf Maria zu dessen Gunsten eine Pression zu üben, scheiterte aber dabei (September 1566). Nach der Ermordung seines Sohnes stieß L. die heftigsten Klagen über Marias und ihres Staatsrats Unthätigkeit gegenüber den Mördern aus, beschwor sie am 20. Februar 1567 brieflich „um Gottes, ihrer und des Königreichs Ehre willen" Adel und Stände zu versammeln, damit die Verfolgung angeordnet werde, während er sich nicht von Houston (Renfrewshire) nach Edinburgh getraute. Sofort nach der Mordthat war Gräfin Margaret aus dem Tower entlassen worden, und niemand tobte so zügellos gegen Maria wie sie, da sie alle Ehrgeizträume zerronnen sah. L. ließ sich durch einen nichtigen Brief der Schwiegertochter nicht beschwichtigen, er forderte in einem zweiten Schreiben die schleunige Verhaftung der Verdächtigen; Maria erklärte sich bereit, einen Prozeß einleiten zu lassen, wenn ihr L. bestimmte Personen nenne, und am 28. März 1567 wurde in einer Staatsratssitzung beschlossen, Anklage gegen Bothwell (s. d.) zu erheben und L. zu ersuchen, er möge am 12. April seine Beweise in Edinburgh vor-

bringen: L. aber forderte zuvor Verhaftung der Beschuldigten und längere Frist zur Beweissammlung. Als man ihm während der Gerichtssitzung jedes Gefolge verbot, erschien er, der mit Tausenden von Anhängern ausgezogen war, nicht in Edinburgh, wo sein Abgesandter umsonst Aufschub der Verhandlungen beantragte. Nach Bothwells Freisprechung verließ L., vor dessen Nachstellungen bange, im April 1567 Schottland und ging nach England; er sah Bothwells Ehe mit Maria voraus. Im August 1568 bat er Elisabeth um die Erlaubnis, im Prozesse wegen der Ermordung seines Sohnes erscheinen und gegen Maria aussagen zu dürfen, wurde abgewiesen, erhielt aber nachträglich die Erlaubnis und klagte am 29. November d. J. vor der Konferenz in Westminster Maria an, was bei ihren Abgesandten Bestürzung erzeugte. Als im Mai 1570 ein englisches Heer unter Drury in Schottland einbrach, stieß er als Abgesandter seines Enkels, des Königs Jakob VI., dazu, und nach Murrays Ermordung erschien er Elisabeth als die geeignetste Person zur Regentschaft für Jakob. Sie empfahl ihn sehr, er wurde von den Lords Schottlands im Juli 1570 zum Regenten ernannt, blieb aber machtlos und spielte eine klägliche Rolle, wie er selbst bitter empfand. Am 14. September 1571 machten die Hamilton einen Überfall in Stirling und fingen L.; als sie ihn wegschleppten und verfolgt wurden, rief Lord Claudius Hamilton, man solle den Regenten erschießen; ein Soldat traf ihn tödlich, und L. starb nach wenigen Stunden „ein Stiefkind des Glückes". Seine Witwe, Margaret Tudor, konnte ohne Intriguen nicht leben. Nach L.s Tod nach England zurückgekehrt, war sie ohne Einfluß bei Hofe, komplottierte mit ihrer Todfeindin Maria Stuart, der sie in einem Briefe im Frühjahr 1573 beteuerte, sie sei von ihrer Unschuld überzeugt und habe nur auf Anstachelung Elisabeths und deren geheimen Rates gegen sie die Anklage erhoben; freilich blieb sie in ihrem Inneren der alten Ansicht treu und hielt Maria für eine Mörderin.

Sie veranstaltete die Heirat ihres einzig überlebenden Sohnes, Lord Charles Stuart, mit Elisabeth Cavendish, einer begeisterten Anhängerin Marias, und reizte Elisabeth von England derart, daß sie abermals in den Tower gebracht wurde. Schon nach einem Jahre starb das junge Paar und hinterließ ein Kind, Arabella (s. d.) Stuart.

Margaret selbst verschied im März 1578, Jakob VI. war ihr natürlicher Erbe.

Vgl. außer dem Werke von Froude, History of England, Gaedeke, Maria Stuart, Heidelberg 1879.

2) Esmé Stuart, Herzog von Lennox. Ein Brudersſohn des eben geschilderten Grafen Mathew Lennox, wurde Esmé Stuart in Frankreich erzogen, wo er den Namen d'Aubigny annahm, und kehrte, etwa 40 Jahre alt, im Februar 1579 nach Schottland heim. Durch sein einnehmendes Wesen bestach er rasch seinen Vetter Jakob VI. und wurde schon nach kurzem Graf von Lennox. Er wurde Katholik und völlig für die Pläne des Herzogs von Guise gewonnen, so daß Maria Stuart von ihm eifrigste Hingabe erwarten durfte. Anfangs dachte er daran, sich Jakobs Person zu bemächtigen, ihn nach Spanien zu schaffen, wo er katholisch erzogen und vermählt werden sollte. Elisabeth geriet über seinen steigenden Einfluß in große Besorgnis und sandte Bowes ab, um im entgegengesetzten Sinn zu wirken; da bekannte sich L. plötzlich zum Protestantismus, zu dem er von Jakob bekehrt worden zu sein vorgab, und Bowes verließ unverrichteter Dinge Schottland. L. aber verband sich mit dem größten Teile des Adels zum Sturze des englisch gesinnten Regenten Morton, dieser wurde der Mitschuld an Darnleys Mord angeklagt und hingerichtet (Juni 1581). L. regierte fast unumschränkt, und er wie sein Anhang wurden von Jakob mit Ehren überhäuft; er erhielt Dalkeith Castle und wurde Herzog von Lennox. Sein Endziel aber war die Katholisierung Schottlands: er stand in beständiger Verbindung mit Maria, Spanien, dem Papste, Frankreich und den Unzufriedenen überall, haßte Elisabeth von Herzensgrund und wollte mit Hilfe aller Katholiken ein Heer unter Guise zu Marias Befreiung zusammenbringen, aber der spanische Hof verhielt sich passiv. L. hingegen begann vorzeitig einen Kampf mit der presbyterianischen Kirche in Schottland, während deren Prediger ihn von den Kanzeln befehdeten: direkte Anklagen wurden gegen L. erhoben, worauf er den angesehensten Prediger Edinburghs verbannen ließ. Der allmächtige Favorit kehrte seine Waffen gegen den reformierten Adel, weshalb die Grafen von Mar und Gowrie mit den alten Anhängern Mortons einen Bund schlossen und mit Elisabeth in direkte Verbindung traten. L. wollte diese Adeligen teils hinrichten, teils verbannen lassen, als sie gegen ihn losschlugen; die presbyterianische Geistlichkeit machte mit ihnen gemeinsame Sache. L. war seiner Sache zu sicher gewesen, um sich auf alle Eventualitäten vorzusehen, behielt nicht einmal Jakob VI. unter seinen Augen und erleichterte so der Verschwörung ihr Spiel. Jakob wurde in Ruthven Castle gefangen, L. suchte ihn vergebens aus dem Schlosse von Edinburgh zu befreien, und ebenso vergebens wollte er Edinburgh halten. Jakob selbst riet ihm, Schottland zu verlassen, er ging im Dezember 1582 durch England nach Frankreich, suchte sich mit lauter Lügen vor Elisabeth zu rechtfertigen, und sie gab sich den Anschein, als glaube sie ihm. In Paris spielte er den eifrigen Hugenotten, pflegte aber dabei die Beziehungen zu den Guise und Katharina von Medici; in seinen Briefen an Elisabeth verriet er die Pläne für Marias Befreiung und die Verschworenen, mißbrauchte schmählich das Vertrauen seiner katholischen Freunde und bewies, daß er eine der gemeinsten Naturen seiner Zeit war. Er starb plötzlich in Paris 1583 an der Ruhr, wahrscheinlich vergiftet. — Vgl. Froude und Gaedeke.

3) König Karl II. von England, Schottland und Irland, erhob seinen natürlichen Sohn von der Herzogin von Portsmouth, **Charles** Lennox (geboren 29. Juli 1672), am 9. August 1675 zum Herzoge von Richmond und am 9. November d. J. zum Herzoge von Lennox und Peer

von Schottland. Dieser begründete das Haus der Herzoge von Richmond und Lennox (s. d.).

Lens, Schlacht am 20. August 1648. Als Condé (14,000 Mann), da es ihm nicht gelungen war den Erzherzog Leopold Wilhelm, welcher mit 18,000 Mann in einer festen Stellung bei L. (im jetzigen Departemenet Pas-de-Calais) stand, zur Schlacht zu bewegen, an diesem Tage seinen Rückzug antrat, griff General Beck die französische Nachhut unter dem Marquis von Noirmoutier an. Dies führte zum Kampfe zwischen den beiden Heeren, welcher nach sechsstündiger Dauer mit der Niederlage der Kaiserlichen endete. Sie ließen ihren ganzen Troß, viele Trophäen und Gefangene in den Händen der Sieger; Beck war tödlich verwundet. Condé verfolgte seinen Sieg nicht weiter, sondern wandte sich gegen Furnes, welches er einnahm; der Erzherzog sammelte seine Truppen in Douai. — Vgl. „Theatrum europaeum“ VI.

Leo X., Papst von 1513—1521, vor seiner Thronbesteigung Giovanni de' Medici genannt, war der zweite Sohn des Lorenzo il Magnifico, welchem das Haus der Mediceer nächst dem älteren Cosimo hauptsächlich seinen Glanz verdankte. Geboren am 11. Dezember 1475 in Florenz und früh zur kirchlichen Laufbahn bestimmt, erhielt er schon als Kind reiche Pfründen zugewiesen und als Knabe von 13 Jahren die Kardinalswürde. Die hervorragendsten Humanisten der Zeit wurden als Lehrer des jungen Kirchenfürsten berufen und pflanzten ihm die Neigung für das Schöne und für das klassische Altertum ein, welche sich in ihm so lebhaft und fruchtbringend entwickeln sollte, daß man das ganze Zeitalter nach ihm benannt hat. Im Jahre 1492 zum päpstlichen Legaten für den Kirchenstaat und Toskana ernannt, nahm er in Florenz seine Wohnung. Allein die Empörung von 1494 vertrieb ihn von dort, und jahrelang findet man ihn auswärts, in Venedig, am Hofe Kaiser Maximilians, in Frankreich und Flandern, bis er in den letzten Zeiten Alexanders VI. nach Rom zurückkehrte und dann unter Julius II. (seit 1503) sein Haus zum Mittelpunkte des humanistischen Treibens machte. Zum Legaten über Bologna ernannt, nahm er an der Schlacht bei Ravenna teil (1512) und geriet vorübergehend in französische Gefangenschaft. Da starb Julius II. und, eilig nach Rom zurückkehrend, wußte er die Mehrzahl der Stimmen im Konklave auf sich zu vereinigen.

Die Aufgabe, wie die Lage der Dinge sie Leo X. stellte, war eine zwiefache: einerseits Ordnung der politischen Verhältnisse, insbesondere Beseitigung des Übergewichts der französischen, sodann auch der venetianischen Macht über Italien: anderseits Beseitigung des kirchlichen Schismas, welches in der von Frankreich unterstützten antikurialistischen Synode zu Pisa seinen greifbaren Ausdruck gefunden hatte. Zur Erreichung des ersten Zweckes verbündete L. sich mit dem Kaiser, den Königen von England und Aragon, sowie mit Venedig: bei Novara erlitten die Franzosen durch die Tapferkeit der schweizerischen Söldner eine entscheidende Niederlage. Darauf wandten sich der Papst und der Kaiser gegen den eigenen Bundesgenossen Venedig, und auch dessen Übergewicht ward durch die Schlacht bei Vicenza gebrochen. Das Schisma zu beseitigen zeigte sich nicht schwerer: L. wußte die beiden Kardinäle Sanseverino und Carvajal, welche die Gegenpartei geführt hatten, auf seine Seite zu bringen und den König Ludwig XII. von Frankreich im November 1513 zur Anerkennung des den Interessen absoluter Papstherrschaft dienenden Laterankonzils zu bewegen. So war in kurzer Zeit viel erreicht; aber die Verhältnisse in Italien waren so verwirrt und ohne naturgemäßen Schwerpunkt, daß immer wieder neue Störungen und Gefahren ausbrachen. Mit der Thronbesteigung Franz I. von Frankreich 1515 begann die päpstliche Schaukelpolitik ihr gefährliches Spiel von neuem; Franz, bei Marignano siegreich, schonte zwar den Papst, nahm ihm aber jede Aussicht, seine weitreichenden dynastischen Pläne in Italien zu verwirklichen, und erzwang in einem Konkordate u. a. das Recht, alle Benefizien (Erzbistümer, Bistümer, Abteien) in ganz Frankreich selbst zu vergeben.

Mitten in die Wechselfälle und Wirnisse der päpstlichen Amtsführung fiel nun Ende 1517 die Nachricht von dem Auftreten des Augustinermönchs in Wittenberg, welches bekanntlich durch die Ausbeutung der Ablaßdoktrin in dem pekuniären Interesse der Kurie veranlaßt worden war. Die Stellung, welche L. selbst und die ganze Kurie in dieser Angelegenheit nahm und vermöge der damals schon bis auf die Spitze getriebenen absolutistisch-klerikalen Anschauung nicht umhin konnte zu nehmen, hat die deutsche Reformation herbeigeführt. Irrtümlich wäre freilich die Annahme, als ob man in Rom Luther gegenüber nicht zum Temporisieren geneigt gewesen wäre: das letztere beweisen die mehrfachen Vorverhandlungen zwischen 1518 und 1520 und besonders die außergewöhnlich sorgfältigen Vorarbeiten, wie sie dem Erlaß der Bulle gegen Luther (im Juni 1520) vorangingen.

Die Kaiserwahl in Deutschland 1519 gab dem Papste wiederum Gelegenheit, sich in der großen Politik zu versuchen. Aus leicht erkennbaren Gründen war ihm weder Franz I. noch Karl von Spanien genehm: als aber die Hoffnung schwand, einen der deutschen Fürsten an der obersten Stelle zu sehen, schloß L. eine geheime Abmachung mit Karl, die später nach erfolgter Krönung zu einem förmlichen Vertrage ward. Diese Beziehungen zwischen Papst und Kaiser muß man im Auge halten, wenn man Karls V. Politik Luther gegenüber in Worms ganz verstehen will. In dem Jahre, welches diesen ersten Aktschluß der deutschen Reformation sah, starb L., am 1. Dezember 1521.

Litt.: Ranke, Römische Päpste I; Brosch, Geschichte des Kirchenstaates I; Gregorovius, Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter VIII; v. Reumont, Geschichte der Stadt Rom III.

Leo XI. war Papst vom 10. bis 27. April 1605. Aus dem Geschlechte Leos X., früher Erzbischof von Florenz, war er ganz durch Heinrichs IV. von Frankreich Geld und Einfluß gewählt worden, ohne imstande zu sein, sich diesem dankbar zu beweisen.

Leo XII. (Annibale della Genga) war Papst von 1823—1829. Geboren im Jahre 1760, auf dem Kollegium in Osimo vorgebildet, 1782 durch Empfang der Subdiakonatsweihe in den Priesterstand eingetreten, ward er von Pius VI. zum Geheimkämmerer ernannt, dann 1793 zum Erzbischof von Tyrus i. p. i. und Nuntius in Luzern, 1794 in Köln. Während der folgenden stürmischen Jahre und der französischen Occupation des Kirchenstaates in Zurückgezogenheit außerhalb Roms lebend, trat er erst mit der Zeit der Restauration (1814) von neuem in die Geschäftsführung ein. Seit 1816 Kardinal, ward er die Seele der Partei der „Zelanten" (Eiferer), d. h. der in weltlichen und kirchlichen Dingen rücksichtslos absolutistisch gesinnten Mitglieder der römischen Prälatur. Den unter Pius VII. allmächtigen Führer der Gegenpartei, den Kardinalstaatssekretär Consalvi (s. d. Art.), setzte er ab, als er am 28. September 1823 zum Papste gewählt worden war; trotzdem bediente er sich jedoch des Rates dieses erfahrenen Diplomaten und konnte dies auch mit Nutzen, da im Grunde beide Parteien, die der Eiferer sowohl wie diejenige, welche sich zu scheinbaren Zugeständnissen an den Geist der Zeit herbeiließ, doch nur das eine Ziel verfolgten: die päpstliche Macht über alles in der Welt auszudehnen und alles aus dem Wege zu räumen, was der absoluten Zentralisation derselben an der einen Stelle in Rom hinderlich sein könnte. Um dies zu erreichen, beförderte man das Aufkommen einer Litteratur in Rom, welche die gesteigertsten Ansprüche zugunsten der päpstlichen Autorität auch in weltlichen Dingen machte; dem Jesuitenorden wurde das Kollegium Romanum von neuem übertragen und damit ein maßgebender Einfluß auf die Heranbildung des römischen Klerus auch der höheren Grade gegeben. Das erste Rundschreiben des Papstes verdammte die Glaubensfreiheit und die Bibelgesellschaften; den „von der Einheit Christi", d. h. von der römischen Kirche, Geschiedenen (Protestanten) weissagte er ewige Verdammnis in einem Breve an den Klerus von Poitiers (1826). Die Ausschreibung eines Jubeljahres auf 1825, welches denn auch mit dem alten Pompe begangen wurde, sowie der Abschluß von Konkordaten mit deutschen und südamerikanischen Regierungen zeigten den Wenigen, welche schärfer sahen, daß es auf eine Restauration der Papalgewalt im ausschweifendsten Sinne abgesehen war, während allerdings den Meisten, auch den preußischen Staatsmännern (Bunsen u. a.) gegenüber, die Schlauheit eines Capaccini dies zu verdecken wußte. Anderseits aber trat unter L.s XII. Regierung die Reaktion des dem theokratischen Regimente entgegen strebenden Volksgeistes deutlicher hervor. Die geheimen und Gewaltmaßregeln, welche zur Unterdrückung derselben angewandt wurden, brachten es zuwege, daß auch nach dem Urteile von solchen, die dem Papste gewogen sind, „seine Verwaltung die unpopulärste wurde, welche seit einem Jahrhundert gewesen". Seinen Tod vernahm Rom „mit unanständiger Freude." — Litt.: Brosch, Geschichte des Kirchenstaates II; Nippold, Handbuch der neuesten Kirchengeschichte II (1883).

Leo XIII., Papst seit Februar 1878, aus der gräflichen Familie Pecci stammend, wurde 1810 in Carpineto geboren, im Jesuitenkolleg in Viterbo erzogen, worauf er in Rom in die Accademia Ecclesiastica eintrat und die Vorlesungen der Jesuiten in Collegio Romano besuchte. 1837 machte Gregor XVI. ihn zum päpstlichen Hausprälaten und sandte ihn dann als Bischof und Erzbischof nach Benevent und Perugia, nachdem er mittlerweile eine Zeit lang Nuntius am belgischen Hofe gewesen war. Im Jahre 1857 wurde er zum Kardinal, 1877 zum Kardinalkämmerer ernannt. Aus seiner Amtsführung in Perugia ist ein Erlaß erhalten, in welchem er den Protestantismus „eine Pest, die pestilenzialischste Häresie, ein thörichtes, wetterwendisches, aus Hochmut und Gottlosigkeit entstandenes System" nennt. Trotz aller diplomatischen Geriebenheit, und obwohl er durchweg in sanfteren Tönen als sein polternder Vorgänger sich zu äußern pflegt, hat er ab und zu, wo er in offiziellen Aktenstücken auf den Protestantismus, insbesondere die protestantische Propaganda in Italien, oder auf Luther und die Reformation zu reden kam, auch bis in die neueste Zeit sich ähnlich geäußert. Daß er Pius IX. an allgemeiner und theologischer Bildung, an Weite des Blickes und Hingabe an sein Amt bei weitem übertrifft, daß er auch durch geschickte Benutzung der Zeitverhältnisse Bedeutendes zu erreichen vermocht hat, liegt am Tage. Aber der größte und für eine Zeit lang folgenreichste Trumpf, welchen er von vornherein ausspielte und womit er die oberflächlichen Beobachter düpierte: daß ihm vor allem der Friede und die Eintracht mit den übrigen Ordnungen in der Welt am Herzen liege und daß er von hierarchischer Herrschsucht weit entfernt sei, — ist doch längst seinen Händen entfallen, nachdem man sich einmal gewöhnt hatte, auch in seinen gutgeschriebenen Encykliken Form und Inhalt genauer zu scheiden. Obwohl L. XIII. an der Bildung des 19. Jahrhunderts weit mehr teilnimmt als seine Vorgänger, ist er doch dem modernen Geiste ebenso sehr feind wie jene —, das zeigt u. a. die Encyklika vom 5. August 1879, worin er die Philosophie des Thomas von Aquino als die alleinige Grundlage aller Weltanschauung empfiehlt. Der übereinstimmende Angelpunkt all seiner Erlasse beruht in der Förderung der Interessen einer bedingungslosen Zentralisation alles kirchlichen Lebens in der einen Hand der römischen Kurie —, keine einzige der Prätensionen des unfehlbaren und des absoluten Papstes, wie Bonifaz VIII. ihn darstellt, hat er aufgegeben. — Litt.: Nippold, Handbuch der neuesten Kirchengeschichte II (1883).

Leoben, Friedenspräliminarien am 18. April 1797. Bonaparte sowohl wie der österreichische Minister Thugut empfanden lebhaft das Bedürfnis nach dem Abschluß eines Friedens, wußten aber dieses beide gleich geschickt zu verbergen. Thugut wurde in seinen Entschließungen bestimmt durch das Ausbleiben der englischen Mittelmeerflotte und die mit einer Krisis der Bank von England zusammenhängende Verweigerung erhöhter Subsidien, ferner durch die Lauheit des Kaisers Paul I. von Rußland, vor allem aber

durch den Haß gegen Preußen und die Furcht, daß dieses sein Gebiet in Norddeutschland erweitern könnte. Als nun Bonaparte von Klagenfurt aus in „berechneter Biederkeit“ an den Erzherzog Karl geschrieben und ihn aufgefordert hatte, dem Kriege ein Ende zu machen, wurden am 5. April 1797 die Generäle Meerveldt und Bellegarde zur Einleitung einer Unterhandlung an Bonaparte geschickt. Dieser war inzwischen mit großer Schnelligkeit vorgerückt und hatte schon am 7. April die wichtige Stellung von L. besetzen lassen. Die Gesandten trafen ihn an diesem Tage in Judenburg, erlangten einen sechstägigen Waffenstillstand und begaben sich nach Wien zurück. Am 13. kam Meerveldt wieder zu Bonaparte; ihm folgte der neapolitanische Gesandte Marchese di Gallo. Der Waffenstillstand wurde verlängert, und die Unterhandlungen nahmen auf dem Schlosse Göß bei L. ihren Anfang. Dem lockenden Angebot venetianischen Gebietes hatte Thugut nicht widerstehen können, ja nicht einmal an der anfänglich so dringend geforderten Restitution des Herzogs von Modena wurde festgehalten. So erfolgte am 18. April, nachmittags 3 Uhr, die Unterzeichnung der Friedenspräliminarien. Frankreich erhielt Belgien und die Anerkennung der durch die Gesetze der Republik dekretierten Grenzen (d. i. der Rheingrenze). Ferner verzichtete Österreich auf seine Besitzungen westlich vom Oglio und erhielt dafür das zwischen Oglio, Po und dem Adriatischen Meere gelegene Gebiet neben Istrien und Dalmatien. Dafür sollte Venedig die Legationen erhalten, der Herzog von Modena entschädigt und Mantua, Peschiera u. s. w. an Österreich nach Abschluß des Friedens zurückgegeben werden. Eine in der Lombardei neugebildete Republik wird im voraus als unabhängig anerkannt. Über den Frieden mit den andern Mächten sollte in Bern verhandelt, an einem andern Orte die Verhältnisse des Deutschen Reiches auf „Grundlage der Integrität des Reiches“ geordnet werden. Über die wesentlichen Veränderungen, welchen diese Abmachungen beim definitiven Friedensschluß unterworfen wurden, siehe „Campo-Formio, Friede von“, Bd. I, S. 418. — Vgl. u. a. Sybel IV, 470 ff.; Häusser II, 78 ff.

Leonhardt, Dr. Gerhard Adolf Wilhelm. Als Sohn eines Kreiseinnehmers zu Neuhaus an der Oste am 6. Juni 1815 geboren, wuchs L. in ärmlicher Lage auf, besuchte das Lyceum in Hannover, studierte seit 1834 in Göttingen die Rechte, seit 1836 in Berlin bei Savigny und Klenze, dann wieder in Göttingen, um Dahlmann, Hugo, Albrecht und Mühlenbruch zu hören, welchem letzteren er sich persönlich enge anschloß. Durch Mühlenbruch gewann er die ihn später charakterisierende Ausschließlichkeit der Hingabe an die Rechtswissenschaft, und wie sein Lehrer blieb er von dem die Universität aufregenden Verfassungsbruche Ernst Augusts und von dem Schicksale der Sieben (s. „Gervinus“ und „Hannover, Geschichte“) unberührt. Bis an sein Ende waren L. politische Überzeugung und politisches Interesse bei anderen völlig unverständlich; „er maß alles nach der Elle des gemeinen Rechtes und kümmerte sich wenig oder gar nicht um die Motive eines Gesetzes“; war ein Gesetz in vorschriftsmäßiger Form erlassen, so galt es ihm für ein Recht, das befolgt werden mußte. L. promovierte mit Auszeichnung in Göttingen zum Dr. u. j., galt für außerordentlich kenntnisreich und trat am 23. Oktober als Auditeur am Stadtgerichte zu Hannover in den Staatsdienst seines Vaterlandes, aber nachdem er die zweite Prüfung bestanden hatte, ließ er sich 1842 als Advokat in der Residenz nieder, wo er besonders mit liberalen jüngeren Kollegen verkehrte, ein eifriges Mitglied des Advokatenvereins ward und in diesem für die Mündlichkeit des Rechtsverfahrens, nicht aber für die Öffentlichkeit oder die Schwurgerichte eintrat. 1843 debütierte er mit den „Statuten und Observanzen der Stadt Hannover, soweit dieselben praktische Gültigkeit haben“, dann folgte eine Schrift „Zur Lehre von den Rechtsverhältnissen am Grundeigentum“; auch beteiligte er sich an der Herausgabe der „Annalen des Advokatenvereins“. 1846 folgte sein zweibändiger „Kommentar über das Kriminalgesetzbuch für das Königreich Hannover“ (Hannover 1846—50); da er in der Vorrede gestand, er halte eine ständische Mitwirkung bei der Gesetzgebung nicht für sehr vorteilhaft, gefiel dies der königlichen Regierung sehr, und er wurde auf Bacmeisters (s. d.) Antrieb im Frühjahre 1848 als Referent in das Justizministerium berufen. Als Baron Schele im März fiel und von Düring eine neue Richtung einschlug, folgte ihm L. sofort; er arbeitete eifrigst für die Durchführung der bisher befehdeten Öffentlichkeit des Gerichtsverfahrens, für die Schwurgerichte, für die Trennung von Justiz und Verwaltung; er war ein ausgezeichneter Mitarbeiter an der Justizreform von 1850 und der eigentliche Schöpfer der bürgerlichen Prozeßordnung, förderte wesentlich die praktische Gestaltung des Prozeßverfahrens und der Gerichtseinrichtungen. Seine schroffe Weise, weitergehende Bestrebungen der Liberalen zu bekämpfen, zog ihm heftige Angriffe zu, die ihn wenig bekümmerten; ohne Widerspruch revidierte er auch manchmal seine eigenen Gesetze im rückschrittlichen Sinne und blieb so im Justizministerium, so oft auch Chef und Prinzip wechseln mochten, mit ehernem Fleiße und gründlichster Kenntnis des Stoffes arbeitend. 1852 Justizrat und 1853 Oberjustizrat geworden, gab L. 1851—52 in drei Bänden „Die Justizgesetzgebung des Königreichs Hannover“ (4. Auflage, 1867) heraus und war stets einer der fleißigsten Mitarbeiter am „Magazin für hannoverisches Recht“. Unter Scheles Justizministerium war L. einer der Hauptarbeiter am Hypothekengesetze und an den Gesetzen von 1852 über bürgerliches Verfahren, Strafverfahren und Gerichtsverfassung, die vielfach in Deutschland als Muster angenommen wurden und als solches bei Abfassung der Reichsjustizorganisation dienten. 1854—55 war L. von der Regierung ernanntes Mitglied der ersten Kammer des Landtages. L., der auch Vorsitzender der juristischen Prüfungskommission war, wohnte als Bevollmächtigter der Regierung den Konferenzen der deutschen Staaten über die Wechselordnung, das deutsche Handelsgesetzbuch und eine

allgemeine deutsche Zivilprozeßordnung bei und erledigte für die Regierung manches wichtige Justizverwaltungsgeschäft. 1862 machte ihn der Justizminister Windthorst zum Generalsekretär in seinem Ministerium, L. blieb von der willkürlichen Regierungsweise Georgs V. unberührt und widmete sich eifrigst seiner amtlichen Thätigkeit und der Schriftstellerei; 1865 schrieb er „Zur Reform des Zivilprozesses in Deutschland" (zwei Bände). Im Kabinette Bacmeister wurde L. am 21. Oktober 1865 Justizminister; als solcher wollte er nichts weiter, als Chef seines Ressorts sein und leitete dies meisterhaft. Für die Städte Lüchow, Dannenberg und Hitzacker saß er zugleich in der Zweiten Kammer, vertrat hier die Politik des Hofes und lobte sie noch am 16. Juni 1866 als deutsche Politik. Bis zuletzt trat er für die Abweisung der unberechtigten preußischen Forderungen ein. Nach der Annexion Hannovers übernahm er im Dezember 1866 das Vizepräsidium des Oberappellationsgerichts in Celle, was ihm von manchen sehr verdacht wurde, aber ganz zu seiner Anschauung stimmte. Am 1. September 1867 wurde er Präsident des Oberappellationsgerichts für die neuen Provinzen in Berlin, am 16. November d. J. Kronsyndikus und lebenslängliches Mitglied des preußischen Herrenhauses, und da Bismarck in ihm das geeignetste Werkzeug für seine Reformpläne auf dem Gebiete des Rechts erkannte, veranlaßte er König Wilhelm, ihn am 5. Dezember 1867 an Stelle des Grafen zur Lippe (s. d.) zum Justizminister zu berufen. Als solcher brachte er eine lange Reihe wichtiger gesetzgeberischer Arbeiten zum Abschlusse, vor allen die Novelle zur Konkursordnung, die Subhastationsordnung, die Grundbuchordnung, das Gesetz vom 15. Mai 1872 über die dingliche Belastung der Grundstücke und die Vormundschaftsordnung vom 5. Juli 1875. Die ihm eigene Schroffheit trat am 1. Dezember 1868 recht schlagend in dem Konflikte mit dem Abgeordneten Twesten (s. d.) im Abgeordnetenhause zutage. 1870 wurde er preußisches Mitglied des Bundesrats und Präsident des Ausschusses für das Justizwesen. In seiner so umfangreichen Amtsthätigkeit entwickelte L. eine fabelhafte Arbeitskraft; er nahm den erfolgreichsten leitenden Anteil an der Entwicklung der Reichsjustizgesetzgebung und erfüllte dann die großen Anforderungen, die sich aus der Durchführung der neuen Justizgesetze für sein organisatorisches Talent ergaben. L. ging bei der deutschen Zivilprozeßordnung von derselben Grundlage aus wie 1852 in Hannover. Von ihm wesentlich wurde die deutsche Gerichtsorganisation durchgeführt, er brachte die verschiedenen Formen des Rechtsverfahrens in eine einheitliche Gestalt, allein die Arbeit im Auge, ohne alle politische Rücksichtnahme; in dem Bundesrate und dem Reichstage vertrat er fast einzig seine Gesetzentwürfe selbst und überließ, obwohl kein parlamentarisch geschulter Redner, nur selten seinen Kommissären die Verteidigung der Paragraphen. Nachdem die Reichsjustizgesetze angenommen waren, sprach der Kaiser L. seine warme Anerkennung aus, 22. Dezember 1876, und verlieh ihm das Großkreuz des Roten Adlerordens. Bei Beratung der Strafgesetznovelle im Reichstage meinte L. am 3. Dezember 1875, im allgemeinen könne man die Frage, ob sich das Strafgesetzbuch von 1871 bewährt habe, nicht bejahen; im März 1877 sprach er gegen die Verlegung des obersten Reichsgerichts nach Leipzig. Wesentlich ist sein Anteil an den Reichsgesetzen von 1878 über die Gebühren für Gerichtsvollzieher, Zeugen und Sachverständige, an denen über die Rechtsanwälte, und 1879 hatte er den Triumph, die großartige neue Gerichtsorganisation im Reiche ins Leben treten zu sehen. Seine Kraft war freilich in der aufreibenden Arbeit gebrochen, die Überanstrengung zwang ihn, so schwer es ihm fiel, um seine Entlassung zu bitten. Außergewöhnlich anerkennend lautete das Handschreiben, in dem sie der Kaiser am 29. Oktober 1879 gewährte, während er L. den Rang als Staatsminister beließ und den Stern der Großkomthure des Hausordens von Hohenzollern verlieh; Wilhelm schrieb: „Ihr Name steht in der Weltgeschichte unauslöschlich da!" Auch bei Empfang des Präsidiums des Abgeordnetenhauses am 5. November d. J. sprach der Kaiser von L. in den ehrendsten Worten. Die Presse äußerte sich voll Anerkennung; er wurde als der Carmer (s. d.) Wilhelms bezeichnet; gewiß verdient er dauernden Ruhm als Schöpfer der neuen Gerichtsorganisation, als Reformator. Am 4. November 1879 siedelte L. nach Hannover über, aber ein schweres Nierenleiden ließ ihn die Ruhe nicht genießen und raffte ihn nach einigen qualvollen Monaten am 7. Mai 1880 hin. — Vgl. „Unsere Zeit", Jahrgang 1880, Heft 7, Leipzig 1880; „Allgemeine deutsche Biographie", Bd. XVIII, Leipzig 1883.

Leopold I. aus dem Hause Deutschhabsburg, römisch-deutscher Kaiser, Erzherzog von Österreich, König von Böhmen und Ungarn, geboren am 9. Juni 1640, gestorben am 5. Mai 1705. Er war der zweitgeborene Sohn Kaiser Ferdinands III. und der spanischen Infantin Maria Anna, Tochter König Philipps III., als solcher zunächst für den geistlichen Stand bestimmt und unter der Leitung des Ajo, Grafen (nachmals Fürsten) Johann Ferdinand Porzia von den Ordensmännern der Gesellschaft Jesu, Christoph Müller und Johann Eberhard Nithard (Nitardi), später Kardinal und Großinquisitor Spaniens, hierfür erzogen. Schwächlichen Leibes, melancholischen Grundcharakters, friedsamen Wesens und eines der Gelehrsamkeit und den Künsten, insbesondere der Musik befreundeten Sinnes, eine grundehrliche aber schwerfällige, alles bedächtig und skrupulös erwägende, melancholische und förmliche Natur ohne Leidenschaft und Schwung — in vielem der Gegensatz zu seinem Zeitgenossen und nachmaligem Schwager, Kaiser Ludwig XIV. von Frankreich, war gerade dieser Habsburger ausersehen, inmitten großer kriegerischer Konflikte nahezu ein halbes Jahrhundert die eigenen Erblande und Reiche und fast ebenso lange Deutschland zu regieren und eine Reihe europäischer Kriege als Hauptbeteiligter zu erleben. — Der Tod seines älteren Bruders, des Thronfolgers König Ferdinand IV. (1654) machte Leopolds Succession notwendig. Zunächst wurde dieselbe in den deutschen Erbländern, sodann in Ungarn und Böhmen noch bei Lebzeiten des Vaters,

Kaiser Ferdinand III. (1637—1657, s. Art.), angebahnt und zugleich alles vorgesehen, um ihm die Erlangung der deutschen Kaiserkrone zu sichern. Doch setzte hier Frankreichs Diplomatie alles in Bewegung, um die Kaiserwahl Leopolds zu hintertreiben und sie dem Bourbonenkönige Ludwig XIV. zuzuwenden. Wie geringschätzend man in diesen Kreisen von dem Kaisersohne dachte und sprach, beweisen am besten die medisanten Bemerkungen des bourbonischen Prinzipalgesandten, Duc de Grammont, über die Persönlichkeit und die Manieren Leopolds. — Als Kaiser Ferdinand III. starb (1657), zählte L. siebenzehn Jahre. Sein Leibgünstling war Porzia, ein ebenso träger als unbegabter Staatsmann, den nur die Pietät seines Pfleglings bis zum Tode (1664) obenan hielt; doch waren ihm an thatsächlichem Einfluß Graf, dann Fürst Johann Weikhard Anersperg und Lobkowitz bei weitem überlegen. Letzterer hatte die Hauptrolle bei der Durchbringung der Kaiserwahl Leopolds, die denn auch trotz aller Gegenanstrengungen Frankreichs am 1. August 1658 vor sich ging. Diesen diplomatischen Sieg Deutsch-Habsburgs feierte die antifranzösische Partei in Deutschland in mancherlei Flugschriften. Der erboste Franzosenkönig aber war bemüht, ihn durch den Abschluß des Bundes mit den vier rheinischen Kurfürsten („Rheinbund" 1658—1667) wett zu machen. Man hatte bei diesem Wahlkampfe bedeutende Geldsummen vonseiten des Wiener Hofes aufwenden müssen, um Frankreich mit den gleichen Waffen zu bekämpfen, und ebenso enthielt die Wahlkapitulation namhafte Zugeständnisse, die allerdings an der Stellung der deutschen Kaisergewalt, wie sie der Westfälische Friede ausgeprägt hatte, Wesentliches nichts mehr ändern konnten. Der bedeutendste der deutschen Kurfürsten war damals Friedrich Wilhelm von Brandenburg-Preußen (s. Art.) als dessen und Dänemarks Alliierter Kaiser Leopold I. gegen Karl X. von Schweden und Georg Rákóczi II. Fürsten Siebenbürgens zugunsten Polens (König Kasimir, der letzte Wasa) die Waffen ergriff (1657—1660), Eroberungen in den deutschen Gebietsteilen und am Baltischen Meere machte, und die Rettung des bedrängten Lechenreiches vollbringen half, bis der Friede von Oliva (3. Mai 1660) den langwierigen Kämpfen ein Ende machte. In diesem Kriege wurde der ehrgeizige Bundesgenosse Schwedens, Fürst Rákóczi nach kurzem Siegeslaufe von den Polen zurückgeworfen, von der Pforte als der Schutzmacht Siebenbürgens geächtet und angegriffen und im Verzweiflungskampfe zum Tode verwundet (8. Juli 1660). Das Überhandnehmen des türkischen Einflusses in der siebenbürgischen Frage und das Hilfgesuch des nationalen Kandidaten der dortigen Fürstenwürde, Johann Kemény, vormals Feldobersten Rákóczis II., bewogen Kaiser Leopold I. zur bewaffneten Intervention, welche jedoch den Fall Keménys bei der Übermacht der Pforte nicht aufhielt und anderseits dem kriegerischen Großvezier, Ahmed Köprili, erwünschte Gelegenheit zur Aufkündigung des Friedens mit Österreich bot. Denn eine starke politische Opposition vor allem im Lager der protestantischen, insbesondere kalvinischen aber auch in dem der katholischen Autonomisten des habsburgischen Ungarns schien der Pforte den bequemsten Bundesgenossen zum Angriffe von Türkisch-Ungarn aus abgeben zu sollen. So brach denn auch alsbald der gefürchtete Krieg mit der Pforte los, den der kaiserliche Oberfeldherr Montecuculi durch die heiße Schlacht bei St. Gotthard an der Raab (1. August 1664) zum Vorteile der Waffen Leopolds I. entschied. Dennoch kam es den 10. August zu einem Frieden mit der Pforte, dessen der Türkei günstige Bedingungen nur in der Furcht des Wiener Hofes vor einer inneren Erhebung Ungarns ihre Erklärung finden. Gerade der Eisenburger oder Vasvárer Traktat mußte jedoch die Unzufriedenheit schüren, da man darin eine Schädigung Ungarns erblickte und dem Wiener Hofe Kurzsichtigkeit von der einen, bösen Willen von der andern vorwarf. Zu derselben Zeit, als Kaiser Leopold I. den Heimfall Tirols und der Vorlande durch das Erlöschen der Habsburgisch-tirolischen Linie (1665) erlebte und seine erste Ehe mit Margarita Theresia, der jüngern Tochter König Philipps IV. von Spanien, schloß (1666), entwickelte sich eine gefährliche ungarische Magnatenverschwörung und pochte auf die Unterstützung Frankreichs. Ja einer der Heißsporne der magyarischen Revolutionspartei, Vitnyédy, soll den abenteuerlichen Plan ausgeheckt haben, den Kaiser auf seiner Hochzeitsreise bei Schottwien aufzuheben. — Bald nach dem Abschlusse des Aachener Friedens (1668) und dem von der bourbonischen Diplomatie schlau eingefädelten Geheimvertrage der beiden Schwäger, Ludwig XIV. und Leopold I. über die eventuelle Teilung der spanischen Erbschaft erlebte (1669) der Premierminister Auersperg, Porzias Nachfolger, seinen Sturz. Doch erwies sich sein in der Gunst des Kaisers noch fester wurzelnder Rivale und Nachfolger auf dem ersten Ministerposten, Lobkowitz, der Politik Frankreichs nicht minder befreundet. Die ungarische Magnatenverschwörung fand ihre Katastrophe 1670—1671 und schloß mit der Hinrichtung der Vordermänner. Im Kronrate des Kaisers drang die Ansicht durch, den Zeitpunkt für die Nivellierung der ungarischen Verfassung im Interesse des monarchischen Prinzips auszunützen und mit den bezüglichen Maßregeln, wie vor allem: Einsetzung eines Gubernators (Ampringen), Octroyierung von Steuermandaten ohne reichstägliche Genehmigung u. s. w. die Verhängung des Ausnahmszustandes über Ungarn, Massenverhaftungen, Gerichts- und Glaubenstribunale, Verurteilungen der auf Hochverrat und Religionsstörung Angeklagten zu verbinden, wobei der konfessionelle Haß im Lande, das Streben der katholischen Hierarchie und des Jesuitenordens, den durch die Magnatenverschwörung kompromittierten Protestantismus auszurotten, viel weiter ging, als die im Grunde gutmütige Natur des Kaisers ahnte. Bald erwuchs jedoch der Wiener Regierung in dem passiven Widerstande Ungarns ein unüberwindliches Hemmnis, und während der Krieg mit Frankreich sich seit 1672 entwickelte, entbrannte ein wilder Parteikrieg jenseits der Lejtha, in welchem den kaiserlichen Söldnern unter dem Befehle eines Kobb, Spankau, Caprara, Strassoldo u. a. die zunächst aus der Hefe der

Bevölkerung, den „armen Gesellen" (szegény legény), Wegelagerern (betyár), Heiduken, bald aber auch aus edlern Elementen gebildeten Scharen der vorzugsweise kalvinischen Streiter für magyarische Freiheit gegenüberstanden. Das war der schonungslose Kampf aufs Messer zwischen den Kaiserlichen oder „Labanczen" (labancz = Fußknecht) und „Kuruzzen" (kurucz = Kreuzer, Spitzname der „Rebellen" in Erinnerung an die aufrührerischen Bauern unter Dózsás Führung im Jahre 1514), dem nur allzu bald die Einigung der Kuruzzen mit der kaiserfeindlichen Regierung des siebenbürgischen Fürsten Apafi I. und seines Ministers Teleki, anderseits mit Frankreich durch dessen Botschafter in Polen, Marquis Bethune, schließlich das Auftreten Emerichs Tökölyi, des oberungarischen Magnaten als Kuruzzenfürsten und Schützlings der Pforte einen ebenso bedeutenden als dem Kaiser gefährlichen Charakter verleihen mußte.

Inzwischen hatte auch der Krieg Kaiser Leopolds mit Frankreich, dem Alliierten Schwedens, worin er als Bundesgenosse Hollands, Spaniens und Brandenburg-Preußens gegen die Annexionsgelüste Ludwigs XIV. die Waffen erhob, durch den Sturz des Ministers Lobkowitz (s. Art.) den Charakter eines Scheinkrieges mit dem einer ernstlichen Offensive seitens Österreichs vertauscht. Montecuculi und Bournonville befehligten da die kaiserlichen Truppen im Rheingebiete. — Aber auch die Gefahr in Ungarn und vor der Kriegslust der Pforte wuchs derart, daß sich Kaiser Leopold I. zu dem Nymweger Separatfrieden mit Ludwig XIV. (1679) bequemte und dadurch seinen Alliierten, den Kurfürsten von Brandenburg-Preußen derart erbitterte, daß dieser sich Frankreich zu nähern veranlaßt wurde und letztere Macht um so bessere Gelegenheit fand, ihre gewaltsame Reunionspolitik vorzubereiten und zunächst die Wegnahme Straßburgs, wodurch die Annexion des ganzen Elsasses vollendet ward, durchzuführen (1681). — Um diese Zeit waren die Kuruzzen unter Tököly als dem „Fürsten Ungarns" und Schützling Frankreichs und der Pforte auf dem Höhepunkte ihrer Macht, und der Entschluß des Großherrn, seinen ehrgeizigen und habsüchtigen Großvezier Kara Mustafa gegen Wien vordringen zu lassen, trotz aller Gegenbemühungen der österreichischen Diplomatie unabwendbar geworden; ein Doppelkrieg mit der Türkei und Frankreich stand vor der Thür, und eine Existenzgefahr bedrohte Österreich, auch wenn Ludwig XIV. dem Angriffe der Türkei mit verschränkten Armen zusah. Da glückte in der zwölften Stunde durch die Lostrennung des Polenkönigs Johannes Sobieski von der französischen Politik die allerdings nicht billig erkaufte Allianz mit demselben gegen den Erbfeind der Christenheit und anderseits der Ausgleich mit Brandenburg-Preußen, das sich bald wieder von Frankreich zurückgezogen hatte und später Soldtruppen für den Türkenkrieg dem Kaiser überließ. Im Juli 1683 verließ der Kaiser mit dem gesamten Hofstaate das bedrohte Wien, um sich nach Oberösterreich zurückzuziehen, während Karl von Lothringen als sein Generalissimus die Kaiserstadt vor dem allzu raschen Herandrängen der Osmanen zu bewahren bestrebt war, und Rüdiger von Stahremberg, seinen Vetter Guido zur Seite, das Kommando in Wien übernahm und hierin von einer Schar wackerer Patrioten unterstützt wurde. Der Lothringer hatte dann die langsame Bildung und Vereinigung der einzelnen Hilfstruppen aus Deutschland und den verzögerten Anzug des Polenheeres abzuwarten. Nach langen, bangen Wochen kam es zum Entsatze des hart bedrängten Wien (12. September 1683), zur völligen Niederlage der Türken unter dessen Mauern und zu einem der folgenreichsten Wendepunkte in der Geschichte Österreichs. Denn nicht nur folgte den geschlagenen Osmanen das kaiserliche Heer zur Rückeroberung der der Pforte zugefallenen Gebietsteile Ungarns, und beide Mächte tauschten nun ihre Rollen, sondern es war auch mit der Niederlage der Türken vor Wien der Fall der Kuruzzenherrschaft Tökölys entschieden und die Revindikation Siebenbürgens für die ungarische Krone angebahnt. 1686 fiel Ofen, das Hauptbollwerk der Osmanenherrschaft in Ungarn, 1687 Erlau. Im gleichen Jahre erlitten die Türken bei Hársany, unweit von Mohács eine neue vernichtende Niederlage, und 1688 mußte das feste Munkács, die Zufluchtstätte der Gattin Tökölys, Helene Zrinyi, verwitweten Rákóczi, an die Kaiserlichen kapitulieren. — 1687 hatte der Kaiser das, was er einst trotz Sistierens der Ausnahmemaßregeln und des Ödenburger Ständetages von 1681 nicht bewerkstelligen konnte, — nämlich die Pacifizierung Ungarns unter dem Gewichte der Siege seiner Waffen ungleich leichter bewerkstelligt und zwei wichtige Errungenschaften für die Dynastie und Krongewalt durch den wichtigen Preßburger Reichstag erzielt, die Erblicherklärung des Königtums in beiden habsburgischen Häusern und gleichzeitig die Anerkennung seines Erstgeborenen, Joseph als Thronfolgers nach Erbrecht, — anderseits die Aufhebung des 31. Artikels der goldenen Bulle von 1222, wodurch dem Adel das Recht des bewaffneten Widerstandes bei Verfassungsbruch eingeräumt worden war. 1686—1687 gelang auch die Stipulierung des Hallerschen und Blasendorfer Traktates zwischen Kaiser L. und dem Fürsten Michael Apafi, wodurch die Lösung von dessen Vasallenverhältnis zur Pforte und die Revindikation Siebenbürgens angebahnt wurde. Ein Rückschlag in den politischen Verhältnissen Ungarns drohte durch die überall Hochverrat witternde Haltung des Militärstatthalters Oberungarns, Generals Caraffa, dessen Eperieser Blutgericht lebhafte Rekriminationen hervorrief und auch im Auslande durch verschiedene Flugschriften gebrandmarkt wurde. Der Wiener Hof mußte endlich eingreifen und Caraffas Tribunal außer Wirksamkeit setzen. — Der Türkenkrieg selbst zeigte in der Eroberung Belgrads (1688) das Schlußglied einer Kette von Erfolgen, die dem lebhaften Verlangen des Serbenvolkes nach Abschüttelung des Türkenjoches begegneten, im eigentlichen Serbien, in der Herzegowina, in Montenegro und Albanien Sympathieen für die Sache Österreichs wachriefen und eine Proklamation Kaiser L.s zur Folge hatten, worin die Slavenvölker der Balkanhalbinsel, die Rajahs der Pforte aufgefordert erscheinen, sich unter die Fahne des Kaisers zu

scharen. 1688—1690 kam es jedoch zu einem Rückgange dieser Erfolge, und dies vernichtete die hochgestiegenen Erwartungen des Serbenvolkes, veranlaßte aber auch angesichts der Rachlust der Türken die Auswanderung von nahezu 36,000 Serbenfamilien unter Führung des Patriarchen von Ipek (Peć), Arsenius Černojević auf den Boden Südungarns, wodurch der Grund zur privilegienmäßigen Ansiedlung der Ungaroserben und somit die Einbürgerung einer neuen Nationalität auf dem Boden der Stephanskrone bewirkt wurde. — Eine neue glücklichere Phase im Türkenkriege knüpft sich an das Jahr 1691, in welchem der kaiserliche Generalissimus, Markgraf Ludwig von Baden, das Heer des Großveziers bei Slankamen (Salankemen) aufs Haupt schlug. Dieser glänzende Erfolg stand mit der kühnen und — so lange er lebte — günstigen Unternehmung des kaiserlichen Feldobersten Piccolomini in Verbindung, der zufolge eine Insurgierung des ostserbischen Gebietes von Prizrend aus geplant wurde. Seit der Abberufung des Markgrafen von Baden vom Kriegsschauplatze kam es aber wieder zu einem bedenklichen Rückgange der kaiserlichen Waffenerfolge unter dem Oberkommando des Prinzen von Croy und dem des Kurfürsten Friedrich August von Sachsen, so daß Belgrad an die Türken wieder verloren ging. — Siebenbürgen, 1691 der ungarischen Krone förmlich einverleibt und durch das sogen. Diploma Leopoldinum und die Resolutio Alvincziana in seinen staats- und kirchenrechtlichen Verhältnissen neu geordnet, war 1696 thatsächlich wieder eine Provinz des ungarischen Königreiches geworden, indem der jüngere Fürst Apafi (II.) zu Abdizierung veranlaßt wurde und als Pensionär des Wiener Hofes seine Tage schloß. — Dem Premierminister Lobkowitz (1669 bis 1674) war kein Minister gleichen Einflusses gefolgt. Das Hofkanzleramt bekleidete bis an seinen Tod Paul Hocher, die Inkarnation absolutistischer Regierungsstrenge und eine eiserne Arbeitskraft. Dann hatten die Beziehungen Leopolds zu dem pfalzneuburgischen Hofe, welche nach dem frühen Ableben seiner zweiten kinderlosen Gemahlin Claudia Felicitas (aus der habsburgisch-tirolischen Linie, 1673—1676) in der dritten Ehe mit Prinzessin Eleonore von Pfalz-Neuburg gipfelten, den Eintritt des Rheinländers Theodor von Strattmann in kaiserliche Dienste herbeigeführt, und dieser ebenso rührige als kluge Minister versah das Hofkanzleramt gerade in der drangvollsten Zeit seit 1682 mit vieler Umsicht. Sein Rivale war der gründliche aber schwerfällige und skrupulöse Konferenzminister Graf Ulrich Kinsky. Im Hofkanzleramte folgte später Graf J. Friedr. Bucellini, ohne sich mit seinen Vorgängern messen zu können. Zu den jüngern Staatsmännern und Emporkömmlingen zählte der pfälzische Konvertit Sailorn. Einer der persönlich einflußreichsten Hofleute war der langjährige Botschafter Österreichs am spanischen Hofe, Graf A. Harrach. — Das Hofkammer- und Hofkriegsratspräsidium lag nicht immer in den besten Händen. So war der Hofkammerpräsident, Graf Ludwig Sinzendorf, ein Finanzmann der schlechtesten Sorte, der sich in bodenlosen Speculationen und Experimenten, mit ärarischer Fabrikation unfruchtbarster Natur erging, dem alchymistischen Schwindel huldigte und eine so heillose Mißwirtschaft trieb, daß seine Entsetzung und Verurteilung wegen Unterschleife unvermeidlich wurde (1680). Die Revision und Reorganisierung der Hofkammer blieb aber noch lange eine brennende Frage, und erst der sechste Nachfolger im Amte, Gundaker von Stahremberg (f. 1703) war dieser Aufgabe gewachsen, während sein unmittelbarer Vorgänger, Graf Salaburg, noch im alten Schlendrian sich befangen zeigt und ebenso wenig wie sein Zeitgenosse, der Hofkriegsratspräsident, Graf Ph. von Mansfeld, seinen Platz entsprechend ausfüllte. Es war dies gerade zur Zeit der Wende des 17. und 18. Jahrhunderts, als der Türkenkrieg vor der Entscheidung stand und der Kampf mit Frankreich um die spanische Erbfolge ausbrach.

Seit dem Türkenkriege des Jahres 1683 hatte Ludwig XIV. für seine Reunionspolitik freieren Spielraum. 1684 sah sich Kaiser L. veranlaßt, einen Traktat mit Frankreich zu schließen, der dem Bourbonenkönige die Annexionen am Rheine vorderhand überließ, da Österreich alle Waffenmacht gegen die Pforte zusammenhalten mußte. Dennoch konnte Kaiser L. die Prätensionen seines Nachbars auf die pfälzischen Länder vom Jahre 1685 nicht ruhig hinnehmen; es kam 1686 zum Augsburger Bündnisse des Kaisers und Reiches gegen Ludwig XIV. als Vergewaltiger der Rheingrenze. Der Franzosenkönig begann alsbald große Rüstungen und erließ 1688 ein Kriegsmanifest, dem ein in der Pfalz und im Badensischen mit schonungsloser Barbarei vollzogener Einfall und der lange „Reunionskrieg“ im gesamten Rheingebiete (1689—1697) folgte. Gegen Frankreich standen da Kaiser L. I. und das Reich, Wilhelm von Oranien, der Erbstatthalter von Holland, seit 1688/9 König von England, Spanien, Dänemark und Savoyen im Bündnisse. Das deutsche Reichsgebiet wurde allerdings in seinem Umfange vom Jahre 1684 von der französischen Invasion freigemacht, aber der Angriffskrieg auf das linke Rheinufer mißlang den kaiserlich-deutschen Waffen, Holland geriet durch den Sieg Ludwigs XIV. bei Fleurus in großes Gedränge, und auf dem Boden Italiens schloß sich an anfängliche Erfolge des Kaisers das Übergewicht der Waffen Frankreichs (1696) und der Abfall des bedrängten und unverläßlichen Savoyerherzogs Victor Amadeus von dem Bündnisse mit dem Kaiser und dessen Alliierten. Es war dies zur Zeit, als der Türkenkrieg in eine bedenkliche Krise trat, und die Erledigung des polnischen Thrones durch den Tod Sobieskis neue Gegensätze in der Politik Frankreichs und anderseits Österreichs und Rußlands herbeiführte. Letztere Macht war ebenso wie Polen und Venedig seit dem großen Türkenkriege mit Kaiser L. I. in eine Quadrupelallianz getreten, und seit Zar Peter d. Gr. wuchsen die engeren Beziehungen derselben zu Österreich. Sie äußerten sich zunächst in dem Zusammenwirken beider Mächte, angesichts der polnischen Königswahl, für die Kandidatur des sächsischen Kurfürsten Friedrich August, damals kaiserlichen Oberfeldherrn in Ungarn. — 1697 kam es einerseits zum Ryswiker Frieden

mit Frankreich, durch welchen der lange Reunionskrieg sein Ende nahm, anderseits zum glorreichen Abschlusse des Türkenkrieges durch den Sieg des Prinzen Eugen von Savoyen (s. Art.) bei Zentha, dem der Karlowitzer Friede (1699) folgte, welcher dem Kaiser den Besitz ganz Ungarns, ausgenommen das sogen. Temescher Banat, und Siebenbürgens sicherte. — Dagegen war die Sachlage in Ungarn wieder schwierig geworden. Das Kuruzzenelement war nicht völlig ausgetilgt, die Neigung zu örtlichen Aufständen gegen das „deutsche Regiment“ vorhanden, wie dies der oberungarische Aufruhr unter Führung des Tokaj und Szalontai vom Jahre 1697 darthut. Die Einsetzung einer Behörde für die Wiederherstellung der Besitzverhältnisse in dem der Türkenherrschaft entrissenen Gebiete Ungarns d. i. der „commissio neoacquistica“ und die von ihr bemessene Geldtaxierung des Rückerwerbes erzeugte Mißstimmungen im ungarischen Adel, wie immer erschollen Klagen über die Bedrückungen des Landes durch die „deutsche Soldateska“, ohne daß man dabei die Ströme fremden Blutes und die Unsummen Geldes in Anschlag brachte, welche Deutsch-Österreich der Rückeroberung Ungarns zuzuwenden gezwungen war. Vollends aufgestachelt wurde jedoch das ungarische Autonomiegefühl durch den Plan der Wiener Regierung, eine Reform Ungarns in administrativer, judizieller, finanzieller und kolonisatorischer Richtung durchzuführen. Die Seele dieses am Widerstande Ungarns und vollends an der Rákóczischen Insurrektion gescheiterten Restaurationswerkes war der Kardinalbischof, dann Primas Leopold Kollonitsch.

Die letzte große europäische Krise, in welche Kaiser L. verwickelt wurde, war der Kampf um das spanisch-habsburgische Erbreich, dessen Erledigung bei der Kränklichkeit des zweimal vermählten aber kinderlosen Königs Karl II., Schwagers Kaiser L. I. und König Ludwigs XIV. seit Jahrzehnten die Diplomatie Österreichs und Frankreichs in Atem hielt. Die Zuversicht L.s, daß nach dem Tode seines Enkels, des bayerischen Prinzen Ferdinand Joseph (aus der Ehe der Tochter Leopolds und der spanischen Infantin Margarita Theresia, Antonia mit dem Kurfürsten Max Emanuel von Bayern) als vom spanischen Hofe eingesetzten Universalerben († 1699), ihm der Anfall des ganzen spanisch-habsburgischen Reiches (Spanien und die Kolonieen, Niederlande, Mailand, Neapel und Sizilien) nicht entgehen könne, sah sich durch die letzte Wendung der Dinge in Madrid bitter enttäuscht, denn sein Botschafter, Graf Raimund Harrach, konnte es nicht hindern, daß der gewandte Vertreter Ludwigs XIV., Harcourt, und die antiösterreichische Partei am Hofe Karls II., die Gräfin Berlepsch, den Kardinalminister Portoguarero und den Kabinettsekretär Ulbilla an der Spitze, dem todeskranken letzten Habsburgerkönige Spaniens ein Testament entrang, das den Enkel Ludwigs XIV., Philipp von Anjou zum Gesamterben bestellte (1700). Da hierdurch auch die Westmächte, England und Holland, als Vertreter der Idee einer Teilung der spanischen Monarchie und Hüter des europäischen Gleichgewichtes aufgeschreckt wurden, so gewann Kaiser L. an ihnen Alliierte gegen Frankreich, dem die Wittelsbacher, Kurfürst Max Emanuel von Bayern und Kurfürst Klemens von Köln an die Seite traten. Etwas früher war auch der Nordische Krieg zwischen Dänemark, Sachsen, Polen und Rußland auf der einen, Schweden auf der andern Seite ausgebrochen, und in Ungarn erwuchs durch den neu auflodernden Kuruzzenkrieg und die (1703) ihm folgende Schilderhebung des wegen Hochverrats in Wiener Neustadt eingekerkerten und von dort nach Polen entwichenen Franz Rákóczi dem Kaiser eine neue große Gefahr, da diese Rebellion im Interesse Frankreichs immer größere Kreise zog, bald über Ungarn hinaus die Waffen der Insurrektion führte und ebenso wenig durch die Unterhandlungen des Wiener Hofes als durch die Mediation der Westmächte beigelegt werden konnte. 1701—1702 errangen die Kaiserlichen unter der Führung des Prinzen Savoyen bedeutende Vorteile in Ober-Italien, aber bald gerieten die weiteren Unternehmungen zufolge der Übermacht Frankreichs ins Stocken, Tirol erwehrte sich (1703) nur durch einen Volkskrieg der bayerisch-französischen Occupation, und Erzherzog Karl, der zweitgeborene Sohn des Kaisers und Prätendent des spanischen Thrones, im Herbste 1703 auf holländisch-englischen Kriegsschiffen zunächst nach Portugal gebracht, dessen Hof eine Verschwägerung mit dem österreichischen anstrebte, mußte sich (1704) mit der Occupation Cataloniens begnügen. Es war hohe Zeit, daß durch die Bestellung des Generalissimus Prinzen Eugen von Savoyen zum Hofkriegsratspräsidenten und Gundakers v. Stahremberg zum Präses der Hofkammer — Kriegswesen und Finanzen in bessere Ordnung kamen, und daß der große Sieg Eugens und Marlboroughs bei Höchstädt-Blendheim (13. August 1704) über Marschall Tallard, Marsin und den bayerischen Kurfürsten die Franzosen vom deutschen Kriegsschauplatze zurückdrängte. In Ungarn erstarkte jedoch die Insurrektion immer mehr, und in Italien sowohl als auf dem spanischen Kriegsschauplatze war das Übergewicht Frankreichs unverkennbar.

Mitten in dieser Krise starb Kaiser L. am 5. Mai 1705, der Repräsentant der absoluten Monarchie mit spanischer Grandezza und spanischem Hofgepränge, für seine Person streng lebig und thätig, der sich auch des Reitens und Jagens befliß und den Wissenschaften und Künsten hold war. Für seine Liebe zur Gelehrsamkeit und insbesondere zur Geschichtskunde spricht das Verhältnis zu dem berühmten Polyhistor Lambek, einem geborenen Hamburger, der zu Wien die Stelle eines Präfekten der Hofbibliothek versah und überdies den Münzen und Antikensammlungen L.s vorstand, sodann die Gründung der Landesuniversitäten Tirols, Mährens und Schlesiens: Innsbruck, Olmütz, Breslau, die Benennung der ersten Naturforschergesellschaft Deutschlands: Societas Leopoldina und insbesondere die Beziehung L.s zu Leibnitz, welcher bei dessen Streben, eine Reichsakademie zu gründen, vorzugsweise an Wien dachte. Unter den Künsten war es vorzugsweise die Musik im damaligen italienischen Hof- und Kirchenstile, die an ihm einen Gönner und eifrigen Dilettanten fand, der sich schon in jungen Jahren

in Kompositionen versuchte. An Pracht, Esprit und tonangebendem Einflusse konnte sich allerdings der Hof L.s mit dem Ludwigs XIV. nicht im entferntesten messen, — ebenso wenig als die Wiener Hofburg mit den glänzenden Herrschersitzen der Bourbonen. Dagegen fehlte dort die raffinierte Sittenlosigkeit der „goldenen Zeit" des Bourbonenstaates. — L. war eine streng religiöse, aber dem Einflusse der Hofgeistlichkeit nicht so wie sein Großvater und Vater preisgegebene Natur, da er entschiedener als diese die Prärogativen der Krone und des placetum regium in kirchlichen Dingen ausübte. Dennoch hielt er an der Überzeugung von der Alleinberechtigung des Katholicismus fest und die Rekatholisierung Ungarns war auch Staatssache für ihn; doch lenkte er seit 1681 wieder ein und bequemte sich Siebenbürgen gegenüber zur staatsrechtlichen Recipierung der vier Glaubensbekenntnisse im Lande. Auch beschäftigte ihn lebhaft das alte Projekt einer Wiedervereinigung der Protestanten mit der alten Kirche, dessen schwärmerischer Träger der Wien-Neustädter Bischof Royas Spinola war und an einem Molanus, Leibnitz, an Prinzessin Hollandina, Äbtissin von Montbuisson, und anderen Gesinnungsverwandte besaß. Zwei Jahre vor seinem Tode (1703), als sein Zweitgeborener Karl nach der pyrenäischen Halbinsel als Prätendent der spanischen Krone zog, setzte L. einen Hausvertrag oder eine Hausordnung fest, durch welche die Erbfolgeverhältnisse der Dynastie mit Rücksicht auf die eventuellen Töchter Josephs und Karls geregelt wurden. Diese Satzung kann als Vorläuferin der Pragmatischen Sanktion angesehen werden.

Die ältere Litteratur bei Weber, Litteratur der deutschen Staatengeschichte, Bd. I; Wurzbach VI, 418, und die gesamte neuere bei Krones, Grundriß der österreichischen Geschichte, 3. Abteilung. Insbesondere F. Wagner (Jesuit, Hofgeistlicher und Historiograph), Historia Leopoldi M I. II (1719 und 1731), fol. 2 Bde.; Rinl, Leben und Thaten L.s I. (1713 f.) Die Werke ungarisch-österreichischer Geschichte von Schels, Meynert, Majláth, (III. IV), Krones, (III); Ad. Wolf, Fürst Wenzel Lobkowitz (Wien, 1869, besonders für die Periode von 1658 bis 1674). Hauptwerke für die Epoche seit 1683 von Arneth: Guido v. Stahremberg (1853) und Eugen v. Savoyen (1858—1859, 2. Aufl. 1864); Baumstark, Kaiser L. I. (1873); Gaedeles Abhandlungen über l'Isola, Harrach und sein Werk über die Geschichte des Spanischen Successionsstreites (1677) (vgl. das französische Werk von Mignet); Ad. Menzel, Neuere Geschichte der Deutschen; Carl v. Noorden, Geschichte des 18. Jahrhunderts, Bd. I. II. und die Litteratur der Geschichte des Türkenkrieges und des Spanischen Erbfolgekrieges, insbesondere das Werk: „Feldzüge des Prinzen Eugen von Savoyen", herausgeg. durch das k. k. Hofkriegsarchiv. Zur Geschichte der ungarisch siebenbürgischen Staatsverhältnisse die Werke von Fessler-Klein, (IV), Teutsch, (II) u. a.

Leopold II., römisch-deutscher Kaiser und Regent Österreichs, zunächst Großherzog von Toskana aus dem Hause Habsburg-Lothringen (s. Art.), der drittgeborene Sohn Maria Theresias und Franz Stephans von Lothringen, deutschen Kaisers und Großherzogs von Toskana, geb. am 5. Mai 1747, gest. am 1. März 1792. — Nach dem vorzeitigen Tode seines nächstältesten Bruders Karl (gest. 1761), kam man von dem (angeblichen) Plane, ihn für die Laufbahn eines Kirchenfürsten zu erziehen, ab, und es sollte L. der Enkelin des letzten modenesischen Herzogs Francesco III., Maria Beatrice, angetraut werden. Doch kam es später zu einer neuen Kombination, indem die modenesische Heirat und Erbschaft dem nächstjüngeren Bruder, Ferdinand, zugewiesen wurde, während L. mit der Infantin Marie Luise von Spanien, Tochter des Bourbonenkönigs Karl III., in den Stand der Verlobung trat und zufolge des bezüglichen Traktates seines Vaters, Kaiser Franz, mit dem Madrider Hofe (3. Dezember 1762), das Großherzogtum Toskana als Sekundogenitur Österreichs anzuerben bestimmt war. Der Errichtung der toskanischen Sekundogenitur (14. Juli 1763) und dem bedingungsweisen Verzichte Josephs II. auf Toskana zugunsten seines Bruders Leopold folgte am 16. Februar 1764 die prokurationsweise Heirat zu Madrid und den 5. August die Innsbrucker Einsegnung des jungen Paares. Dreizehn Tage später verschied zu Innsbruck Kaiser Franz I. an einem Schlagflusse (18. August 1765), und L. folgte ihm sofort in der Regierung Toskanas. Am 31. März 1766 empfing er die offizielle Huldigung des Landes. Zunächst waren ihm sein ehemaliger Sub-Ajo, Graf Franz Thurn, als Oberstkämmerer, überdies Feldmarschall Marchese Botta, bisher Präses der Regentschaft als „Maggiordomo" und 1766—1770 Graf Franz Orsini-Rosenberg an die Seite gegeben worden. Als 1769 Kaiser Joseph II. mit seinem Bruder L. in Rom zusammentraf, fand er diesen zu seinem Vorteile entwickelt und so unterrichtet, daß er dies der Kaiserin-Mutter in warmen Worten schrieb. 1770 kam L. nach Wien, und von dieser Reise ab datiert seine Selbstregierung in Toskana, welche bisher unter der Kontrolle des Wiener Hofes stand. Sein Premierminister wurde nun Pompeo Neri; in kirchenpolitischen Fragen zog er später insbesondere den Bischof von Prato und Pistoja, Scipione de Ricci, zurate. Die Jahre 1770—1790 zeigen uns L. als ungemein thätigen Regenten Toskanas. Er hatte nicht die Feuerseele, nicht das Herz Josephs II., aber an Anlagen war er diesem ebenbürtig, an Kenntnissen vielleicht überlegen, eine maßvolle, kluge, umsichtige Regentennatur, die den Vorteil einer eng begrenzten Herrscheraufgabe und ein ungetrübtes Familienglück voraus hatte, überdies ebenso dem praktischen Pessimismus in der Anschauung von Welt und Menschen als Joseph II. einem an Enttäuschungen reichen Optimismus huldigte. In dieser Beziehung kann L., der routinierte Politiker und melancholische Verstandesmensch, voll Feingefühl für seine Doppelstellung als Herrscher und Privatmann, ein Schüler Machiavellis genannt werden, wie wenig auch sonst diese landläufige Phrase zutrifft.

Das Vierteljahrhundert der toskanesischen Regierung L.s hat vorwiegend günstige Beurteilung erfahren, wenn auch nicht alle Charakterschilderungen

dieses Herrschers so schmeichelhaft lauten wie die aus der Feder des französischen Senators und Reisenden Dupaty. Thatsache ist's, daß L. den Mediceerstaat aus der Hand der Regentschaft in einem ziemlich versumpften Zustande übernahm und denselben in vielen Richtungen neugestaltet und materiell gebessert verließ, als ihn das Geschick auf den Thron Österreichs brachte. Die Regelung der verworrenen Finanzverhältnisse Toskanas, eine richtige Steigerung und Verwertung der Einkünfte des Staates, die Reform der veralteten Gemeindeverfassungen, die Reduktion der vielartigen Kommunallasten auf die einheitliche Ablösungstaxe (tassa di redenzione) als Grundsteuer, die Begünstigung der Bodenteilung und der Entlastung des Güterwesens, die Aufhebung der Binnen- und Einfuhrzölle, die vorzügliche Entwickelung des Straßenwesens, Förderung der Agrikultur durch gelehrte Genossenschaften und Schulen, anderseits Bodenverbesserung, zeitgemäße Reform der Kriminalgesetzgebung durch Aufhebung der Todesstrafe und Tortur, staatliche Beaufsichtigung der Kirche und Reform der Hierarchie im Sinne des Febronianismus —, alles dies beweist das rege Streben L.s, seine Regentenaufgabe in Toskana im Sinne der politischen, physiokratischen und rationalistischen Prinzipien der Aufklärungsepoche einzurichten. Darin zeigt sich auch vielfach eine Analogie mit den Regierungsmaximen der theresianischen Epoche Österreichs und in Hinsicht der Reformen auf dem Boden des Kirchenrechtes seit 1773, dem Jahre der Aufhebung des Jesuitenordens, insbesondere ein Zusammentreffen mit den Reformen seines Bruders Josephs II., wie dies z. B. auch aus der Opposition des toskanesischen Volkes gegen die Verstaatlichung der Kirche und kirchliche Disziplinarmaßregeln des Großherzogs hervorgeht.

Dennoch zeigte sich ein wesentlicher Unterschied zwischen Josephs II. und Leopolds Reformen, abgesehen von dem Boden derselben und von dem Umstande, daß der Großherzog bis zum Extrem die militärische Seite des Staatswesens vernachlässigte, wesentlich darin, daß L. weit mehr Realpolitiker als politischer Idealist war, kleine Mittel gewagten Staatsaktionen, die Verwertung seines ungemein ausgebildeten Polizeiapparates dem bureaukratischen Verwaltungsmechanismus vorzog, und wie sein Briefwechsel mit der Schwester, Erzherzogin Maria Christina, beweist, die Ansicht hegte, es könne sich die Monarchie mit der Repräsentativverfassung in gedeihlicher Weise auseinandersetzen.

L.s Privatleben, die Erziehung seiner Kinder trug den Stempel wohlberechneter Einfachheit. Er zeigte sich gewissermaßen als der erste Bürger seines Staates, ebenso benahm sich seine Gattin. Mit richtigem Verständnis pflegte L. die Tradition des Mediceerhofes und des „italienischen Athens“, der lieblichen Stadt am Arnoflusse. Die Geschichte Toskanas fand in der Schöpfung des Archivs eine reiche Zentralquelle; das Werk über die Mediceer von Galuzzi wurde unter der eigenen Aufsicht des Großherzogs in seinem Palaste (Palazzo Pitti) gedruckt. Die älteren Akademieen erschienen zu einer Körperschaft vereinigt; das „Giornale de' letterati“ erstand als eine von ihm seit 1771 patronisierte kritische Zeitschrift. Für die Freunde der Naturwissenschaften schuf L. das „Museo fisico“, während die berühmten Uffizien eigentliche Kunst- und Antiquitätensammlungen beherbergten, die Akademie der bildenden Künste einen neuen Prachtbau und wesentliche Bereicherung empfing, und die Laurentina mit Druckwerken und Handschriften bestens versorgt wurde.

Das Verhältnis des Großherzogs zu seinem kaiserlichen Bruder, Joseph II., beruhte keineswegs auf inniger Harmonie des Charakters und der Lebensanschauungen. — L. war kühler Verstandsmensch, eine feinfühlige, zurückhaltende Natur, — Joseph Idealpolitiker, stürmisch, rückhaltlos in seinem Gemütsleben. Jener nahm die Welt, wie sie ist, dieser, wie er sich dieselbe dachte. L. hielt als Haupt eines großen Hauswesens die Dynastie, die regierende Familie und den Staat inbezug ihrer Interessen auseinander, der früh kinderlos gewordene Joseph ging ganz im Staatsgedanken auf; er litt und starb für seine Staatsidee.

Wärmer, offener in seinem Denken und Fühlen verlangte er — wie dies der Briefwechsel beider kundgiebt — das rückhaltlose Urteil seines Bruders über sein eigenes Handeln. L. wich dem sichtlich aus, denn er konnte nicht unumwunden beipflichten und noch weniger wollte er den kaiserlichen Bruder durch gegenteilige Meinung verletzen. Sie sahen sich 1769, 1770, 1775, 1776 u. 1778, als Joseph noch Mitregent seiner Mutter war, — in der Zeit der Alleinherrschaft des letzteren nur dreimal und zwar 1783 in Pisa, als es sich darum handelte, den Erstgeborenen des Großherzogs, Erzherzog Franz (nachmals Kaiser Franz II. o. I., s. Art.) nach Wien zu senden, und bald darauf zu Wien, woselbst Vater und Sohn eintrafen und L. eine Abmachung mit Joseph II. unterzeichnete, wonach Franz zum Thronfolger bestimmt war und Toskana mit den österreichischen Erblanden vereinigt werden sollte, und 1785 zum letztenmale, als sich der Kaiser im Mailändischen einfand. Es war dies im verhängnisvollen Wendepunkte seiner schwergeprüften Regierung, welche im Februar 1790 schloß.

Als L. dem Rufe seines todkranken Bruders nach Wien folgte, war Joseph II. nicht mehr am Leben. Nicht um die Mitregentschaft handelte es sich nunmehr, sondern um die Thronfolge in einem Staate, der, wie ein naheliegender Vergleich ergiebt, ein halb bestelltes Saatfeld war, über das sich Wasserfluten zu ergießen drohten, während der Boden selbst von inneren Erschütterungen schwankte. Es war eine große aber schwierige Erbschaft, und es galt zunächst sie zu behaupten, zu sichern. Der Türkenkrieg hatte allerdings noch bei Lebzeiten Josephs II. eine günstige Wendung genommen, aber die Wehr- und Geldkraft Österreichs über Gebühr verbraucht. Preußen drohte mit bewaffneter Intervention, und gegen dasselbe war in den letzten Tagen Josephs eine Observationsarmee in Mähren aufgestellt worden. Englands und Hollands Sympathieen standen gleichfalls aufseiten der Pforte, und in Frankreich bereiteten sich Ereignisse von unabsehbarer Tragweite vor. Das revolutionäre Frankreich, nur noch dem Namen nach eine Monarchie, gewahrte in dem neuen Re-

genten, in dem Bruder der „Österreicherin“ Marie Antoinette einen natürlichen Gegner als Herrscher Österreichs und Deutschlands. Belgien hatte sich von Habsburg-Lothringen losgerissen, in Ungarn war die Autonomistenpartei auf gleichem Wege und rechnete auf die Unterstützung Preußens. Tirol war in einem Zustande bedenklicher Gährung, in Böhmen rüsteten die Stände zum Ankämpfen wider das josephinische Regierungssystem und eine schwüle Stimmung befing auch die deutschen Erblande. Überall warf man dem bisherigen Regime den Fehdehandschuh ins Gesicht und wollte die gesamten Errungenschaften der theresianisch-josephinischen Monarchie zugunsten autonomistischer Dezentralisation aus den Angeln heben. Die Räte der Krone waren dem Herrscher, er ihnen fremd. Der bedeutendste Staatsmann, Kaunitz, dessen früheres System der Allianz mit Frankreich durch die Revolution daselbst den Stoß ins Herz erlitt, hatte sich bereits überlebt, und sein starres Festhalten an der Politik der Abwehr gegen Preußen schien jetzt nicht mehr den Zeitumständen angemessen. Die Emporkömmlinge der neuen Aera, ein Graf Philipp Cobentzl, Spielmann, Collenbach, — reichten aber nicht an den greisen Staatsmann hinan, wie die Folgezeit bald lehrte. Der neue Herrscher war vorzugsweise auf seine Eingebungen verwiesen, und es läßt sich nicht leugnen, daß er seine äußere und innere Politik der schwierigen Sachlage mit Umsicht und Erfolg anzupassen verstand. Man nennt die kaum zweijährige aber ereignisreiche und wichtige Regierungsepoche L.s in Österreich die „Restauration“ dieses Staates. Und in der That verdient sie diesen Namen. Zunächst mußte die äußere Gefahr beschworen werden, damit der Regent nach innen zu, vor allem gegen Belgien und Ungarn die Hände freier habe. L. hatte die vielumfassenden Pläne Josephs II. in Hinsicht der orientalischen Frage und dessen Allianz mit Rußland nie billigen können; er war auch kein unversöhnlicher Gegner Preußens. Als nüchterner, vorsichtiger Realpolitiker, dem die Erhaltung des Überkommenen höher galt als jede gewagte Unternehmung und jeder noch so namhafte Wahrscheinlichkeitserfolg, — entschloß er sich rasch auf dem Reichenbacher Kongresse (Juli 1790), die Westmächte von seinem guten Willen zu überzeugen, daß er jedweder Annexion auf Kosten der Pforte aus dem Wege gehen wolle, und schlug dadurch auch die Pläne des preußischen Ministers Hertzberg aus dem Felde, wonach Galizien an Polen zurückgegeben, dafür von Österreich die Entschädigung auf türkischem Boden gesucht und Preußen in den Besitz Thorns und der wichtigen Küstenlandschaft Polens, des Gebietes von Danzig, gebracht werden sollte.

Preußen zog sich nun von der ungarischen Frage zurück und einigte sich mit den Westmächten zugunsten der ungehinderten Restauration Österreichs. Durch den Waffenstillstand von Giurgewo (19. September), dem später der eigentliche Friede mit den Türken zu Sistowa folgte, gleichwie durch seine diplomatischen Bemühungen, die Zarin Katharina für das Aufgeben des Türkenkrieges zu gewinnen, verwirklichte er seine in Reichenbach gegebenen Zusagen; seine deutsche Kaiserwahl und Krönung fand (30. September, 9. Oktober) ohne weitere Störung statt, und als nun die Niederländer L.s Manifest vom 14. Oktober verwarfen, konnte er zur Wiederunterwerfung Belgiens schreiten. Dieselbe gelang ohne Schlacht, denn in den Niederlanden war alles in Parteien zerklüftet, keine Eintracht und Widerstandsfähigkeit vorhanden. Den 2. Dezember 1790 befand sich Brüssel bereits in den Händen der Österreicher unter General Bender. L. that alles, um durch Rücknahme der den strengkatholischen Belgiern verhaßtesten josephinischen Reformen die Herrschaft Österreichs wieder einzubürgern. — Die kritische Sachlage in Frankreich, die wachsende Bedrohung der königlichen Familie durch den Jakobinismus, welcher dem Weltfrieden ebenso gefährlich war als das wachsende Heer der Emigranten mit seiner Revanchepolitik, andererseits das Bestreben L.s, Rußland gegenüber freiere Hand zu behalten, bestimmten den Kaiser, sich Preußen zu nähern und auf diese Weise die bisherige Basis der traditionellen Politik Österreichs, wie sie noch immer Kaunitz vertrat, nicht unwesentlich zu verrücken. Daß auch Joseph II. einmal in die gleiche Bahn einlenken wollte, beweist dessen Verhalten nach dem Tode Kaiser Friedrichs II. (1786). L. gehorchte eben der zwingenden Macht der Sachlage. Und so bildet die geheime Audienz des preußischen Diplomaten, Obersten Bischoffswerder, zu Wien (25. Februar 1791) den Ausgangspunkt der beschleunigten Annäherung beider Höfe. — Zur Zeit, als L. seinen zweiten Sohn Ferdinand in die Herrschaft Toskanas einführte und hier von dem Antagonismus der Bevölkerung gegen viele seiner Reformen manchen unangenehmen Eindruck empfing, wollte ihm der Botschafter Englands, Lord Elgin, die britische Allianz gegen Frankreich aufdrängen. In Mailand fand sich auch Bischoffswerder zur Weiterführung der früheren Unterhandlungen ein. L. hatte jedoch einen gerechten Argwohn, daß Großbritannien und Preußen nur Österreichs Isolierung, vor allem die Lösung seiner Beziehungen zu Rußland im Auge hätten, und daß die Mai-Ereignisse in Warschau, die neue polnische Konstitution, ein Werk Preußens seien, während er allerdings eine Kräftigung des siechen Polenreiches Rußland gegenüber anstrebte. Diese neue Spannung mit Preußen und die von L. und Kaunitz geteilte Anschauung, man müsse jeder bewaffneten Intervention in Frankreich ausweichen, sich begnügen, den Krater der französischen Revolution einzudämmen und dieselbe durch eine europäische Liga einzuschüchtern, wich bald der Überzeugung von der Notwendigkeit einer ernstlicheren Demonstration gegen Frankreich Hand in Hand mit Preußen, als er zu Padua die Nachricht von dem Fehlschlagen des Fluchtversuches seines königlichen Schwagers und der Schwester erhielt. Den 6. Juli erließ L. ein Manifest an alle Monarchen Europas zugunsten des gefangenen Königs von Frankreich und veranlaßte Bischoffswerder, gegen den strengen Wortlaut seiner Instruktion, sich zu einem Vertrage mit L. (25. Juli) herbeizulassen, wonach beide Mächte die wechselseitige Garantie ihrer Besitzungen und die gemeinsame Förderung eines europäischen Konzertes in der französischen Frage

eingingen. Anderseits schloß am 5. August L. den Frieden von Sistowa, um Preußen zu beruhigen, und diesem Traktate folgte bald der Präliminarfriede Rußlands zu Galacz (11. August) mit der Pforte. Aber von dem Systeme einer europäischen Mediation in den französischen Angelegenheiten ließ sich auch jetzt L. trotz aller Recriminationen der Emigranten- und Dringlichkeitsanträge ihres Hauptes, des Grafen von Artois, des jüngeren Bruders Ludwigs XVI., nicht abbringen, wofür auch der Wortlaut der Pillnitzer Übereinkunft zwischen L. und König Friedrich Wilhelm II. von Preußen das beste Zeugnis abgiebt. So erklärt es sich auch, daß L. die Annahme der französischen Konstitution vom 14. September 1791 seitens Ludwigs XVI. mit der Erklärung, der Zweck jenes Konzertes sei vorläufig erledigt, beantwortete. — Das Verhalten der Pariser Nationalversammlung drängte jedoch L. bald an die Schwelle des von ihm stets möglichst vermiedenen Krieges mit Frankreich, für welchen ihn nicht bloß die im Kürfürstlich-Trierschen Gebiete zusammengescharten Emigranten, sondern auch der schwedische Hof durch seinen Gesandten, Grafen Fersen, gewinnen wollte. Wohl suchte er auch jetzt noch der assemblée nationale jeden Vorwand zu Anklagen zu entziehen, indem er den Kurfürsten von Trier aufforderte, das in seinem Gebiete hausende Emigrantenheer aufzulösen, aber er mußte doch den Beschluß des Regensburger Reichstages zugunsten der reichsfürstlichen Besitzrechte im Elsaß bestätigen und in einer Note vom 21. Dezember Frankreich erklären, er müsse jede Grenzverletzung des Deutschen Reiches bewaffnet zurückweisen. Der Abschluß des Allianzvertrages mit Preußen vom 7. Februar 1792 war nun eine Notwendigkeit geworden. Dem Ultimatum der besonders von den Girondisten zum Kriege haranguierten Nationalversammlung vom 25. Januar 1792 mußte er die österreichische Sommation vom 7. Februar entgegenstellen. Aber er starb noch mit dem Wunsche, daß es zu keinem Kriege kommen müsse.

Die Lösung der inneren Staatsfragen, die Restauration Österreichs, vollzog sich im Zeitraum von Ende April 1790 bis zum Spätjahre 1791. Den Ausgangspunkt derselben bildet die Einberufung der Stände der deutschen und böhmischen Erblande auf den 26. April d. J. und die Verzeichnung ihres Aufgabenkreises mittels kaiserlichen Handschreibens vom 29. d. M. Der Anlauf der Stände zur Rückgewinnung ihrer Autonomie drohte die theresianischen Staatsgrundlagen wegzuschwemmen. Besonders ausführlich war die Deduktion der böhmischen Stände zugunsten ihrer historisch-politischen Rechte. Überall regte sich das Bestreben nach Wahrung des Privilegiums, der Ausnahmerechte der vordern Stände. L. beharrte jedoch mit Festigkeit auf jenen Staatsgrundlagen und Prärogativen der Krone, er war dem dritten Stande geneigt und in kirchenrechtlicher Beziehung durchaus nicht willens, die gesamten Neuerungen Josephs II. preiszugeben. So wurden nur wenige Klöster wieder hergestellt, das Kirchenvermögen blieb unter staatlicher Aufsicht und das Placetum regium, das neuere Episkopalsystem in Kraft. In diesem Kampfe zwischen der Krone und den Ständen stand der Zeitgeist auf Seite der ersteren, und dies erleichterte ihr auch den Sieg. — Am 6. September 1791 fand die Krönung L.s zum Könige Böhmens statt. — Am schwierigsten lagen die Dinge in Ungarn; die Reaktion gegen die auch bestgemeinten und vorteilhaftesten Reformen Josephs II., des nichtgekrönten Königes, überschritt jede richtige Grenze und bedrohte das Erbkönigtum in seinen Grundvesten. Glücklicherweise paralysierte L. die Anlehnung des oppositionellen Ungarns an das Ausland durch seine kluge äußere Politik, und bald gewann die gemäßigte Partei im langen Ofner Reichstage (1790/91) die Oberhand über die Intransigenten, um so mehr, als L. in den Beschlüssen der Ungaroserben auf der Nationalversammlung zu Temesvár (Sept. 1790) als Ausdruck der Opposition der „Illyrier“ gegen die Hegemonie der Magyaren, einen willkommenen Dämpfer gewann, und den Schild der Verfassung allen unberechtigten Angriffen entgegenhielt. So kam es zur Ausfertigung des Inauguraldiploms und zur Krönung L.s den 15. November 1791. Die Wiederherstellung der siebenbürgischen und die Schöpfung der „illyrischen“ Hofkanzlei hatte nicht bloß ihre administrative, sondern auch politische Bedeutung. Die Gesamterwägung der kurzen aber hochwichtigen Regierungsepoche L.s in ihren Grundsätzen und Zielen ergiebt als Schluß die Thatsache, daß in der Leopoldinischen Restauration jener Kern der Verfassungs- und Verwaltungszustände der habsburgisch-lothringischen Monarchie ruhe, der bis zum Jahre 1848 vorhanden war und trotz wechselnder Experimente unter dem Nachfolger L.s, Franz II. (I.), gewissermaßen versteinerte.

L. hatte in glücklicher Ehe 16 Kinder gewonnen, von denen ihn 14 überlebten, 10 Söhne und 4 Töchter.

Litt.: Allgem. ältere bei Weber, Litteratur der deutsch. Staatsgesch., Bd. I, S. 176 bis 177. — Vgl. Wurzbach, Bd. VI., („Habsburg“). Für die toskanesische Regierungszeit: Die ital. Werke von Zobi und Capponi, Storia di Pietro Leopoldo, in seinen Werken, H. v. Taboerini, Florenz 1877, Bd. II; Reumonts Gesch. Toskanas, Bd. II; Studie im „Archivio stor. ital. Ser. III“, 24. Bd.; Dupaty, Lettres sur l'Italie, Paris, 2 Bde., deutsch von Forster; Hirsch, Leopold II. als Großherzog v. Toskana in Sybels „Hist. Ztschr.“, 40. Bd., 1878, S. 385 bis 392; Briefsammlungen bezw. Korrespondenzen: Maria Theresias, Leopolds, Josephs II., Maria Christinas, Maria Antoinette, Kaunitz ...; H. v. Arneth, A. Wolf und A. Beer — Vivenot, Quellen zur Geschichte der deutschen Reichspolitik Österreichs, Bd. I, 1873; E. Herrmann, Diplom. Korresp. aus der Revol.-Zeit 1791—1797, Gotha 1867; Arneth, Gesch. Maria Theresias, 7. Bd.; A. Wolf, Maria Christina, Erzherzogin v. Österr., 2. Bd.; Ranke, Ursprung und Beginn der Revol.-Kriege 1791—1792, 2. A. 1879, Werke, 45. Bd.; Sybel, Gesch. des Revol.-Zeitalters von 1789—1800, Bd. I u. II; Vortrag in der Münchner Akad. 1860, über die Regierung Leopolds II., Münchner A. S. B. 1860 und Sep.-Abdr.; E. Herrmann, Die österr.-

preuß. Allianz vom 7. Febr. 1792 und die zweite Teilung Polens, Eine Streitschr. gegen Prof. H. v. Sybel, Gotha 1861; v. Sybel, Kaiser Leopold II. („Hist. Ztschr.“ 1863); E. Herrmann, Zur Gesch. der Wiener Konvention vom 25. Juli 1791 und der österr.-preuß. Allianz vom 7. Febr. 1792. („Forschungen zur deutsch. Gesch.“, 5. Jahrgang); Sybel, Noch einmal über Leopold II., gegen E. Herrmann („Hist. Ztschr.“ 1865); Hüffer, Österreich und Preußen gegenüber der franz. Revolution bis zum Abschl. des Friedens v. Campo Formio, Bern 1868; Sybel, Ergänzungsheft zur Gesch. des Revolutions-Zeitalters 1789—1795, 1868; Hüffer, Die Politik der deutschen Mächte im Revolutions-Zeitalter bis zum Abschluß des Friedens v. Campo Formio, 1869; Langwerth v. Simmern, Österreich und das Deutsche Reich im Kampfe mit der franz. Revol. 1. Bd., 1880; Liske, Zur Gesch. der letzten Jahre der Republik Polen („Hist. Ztschr.“, 21. Jahrg. 1874); Marczali, Preuß.-ungarische Verhältnisse 1789 bis 1790; Deutsch. Auszug in den Litt. Bericht von Ungarn, F. v. Hunfalvi, 1878, Bd. II; Gerh. Wolf, Österreich und Preußen, 1881. — Über die inneren Angelegenheiten Österreichs: Hock-Bidermann, Der österr. Staatsrat, 5. Abtl., 1879, S. 629—636; die Abhdlg. von Beidtel in den „Sitzungsberichten der kaiserl. Akad. d. W.“, 7., 9. u. 11. Bd.; „Aktenstücke zur Geschichte des österr. röm.-kathol. Kirchenwesens unter K. Leopold II.“, 1790 (Arch. f. K. Österreichs Gesch.-Quellen: 4. Bd.) — Ungarn: „Hist. stat. Aufklärungen zur Gesch. der österreichischen Monarchie von F. v. Grellmann, Bd. I („Manch.-Hermäon“); Kallay, Gesch. der Serben, deutsch v. Schwicker; Schwicker, Polit. Gesch. der Serben; Zieglauer, Die politische Reformbewegung in Siebenbürgen z. Zeit Josephs II. und Leopolds II., 1881.

Leopold, Fürst von Anhalt-Dessau, der „alte Dessauer“, der einzige überlebende Sohn seines Vaters, des Fürsten Johann Georg II. und einer oranischen Prinzessin, wurde am 3. Juli 1676 zu Dessau geboren. Seine Erziehung ging lediglich darauf hinaus, ihn gesund und körperlich kräftig zu machen, weil davon die Erhaltung der Selbständigkeit des Landes abhing; im übrigen ließ man ihm vollständig den Willen; die ihm angeborene Unbändigkeit und Ungeduld entwickelten sich dadurch zu immer wachsendem Trotz und Ungestüm; sein Geist wurde nur in derjenigen Richtung ausgebildet, an welcher er Geschmack fand: es war das Kriegswesen; in den militärischen Wissenschaften erwarb er sich daher Kenntnisse. Der Tod seines Vaters berief ihn schon im August 1693 zur Regierung, doch blieb er zunächst unter Vormundschaft seiner Mutter, reiste und nahm seit 1695 mit den brandenburgischen Truppen am Kriege in den Niederlanden teil; der Kurfürst hatte ihm bereits 1694 ein Regiment verliehen; letzterem blieb sein Lebelang seine aufrichtigste Fürsorge zugewandt; es ward, zuerst in Halberstadt, dann in Halle garnisonierend, eine Mustertruppe; mehrere der bei demselben von ihm getroffenen Einrichtungen gingen später in die ganze preußische Armee über, so das gleiche Kaliber der Feuergewehre und die eisernen Ladestöcke an Stelle der hölzernen, auch der Gleichschritt, d. h. das gleichzeitige Niedersetzen und Aufheben des nämlichen Fußes aller unter ein und demselben Befehlshaber exerzierenden Soldaten, welchen er bei seinem Regimente einführte. Anfang 1698 übernahm er die Regierung seines Landes; die Eigenwilligkeit seines Charakters legte er schon im Herbst desselben Jahres an den Tag, in dem er, trotz von allen Seiten gegen die Verbindung erhobener Einwendungen und Widersprüche, die Tochter seines Hofapothekers Föhse heiratete. Die Wahl erwies sich indes als eine segensreiche; die Fürstin Anna Luise wurde eine wahre Landesmutter; sie führte während der häufigen Abwesenheiten des Fürsten die Regierung mit Sorgfalt und Verständnis, wußte ihren Gemahl ausgezeichnet zu nehmen und übte auf dessen Rauheit und Jähzorn den besten Einfluß. Mit der ehelichen Treue nahm dieser es indes nicht zu genau; die Familie v. Berenhorst verdankt ihre Existenz einer anderweiten Neigung desselben. Der bald ausbrechende spanische Erbfolgekrieg gab L. mannigfach Gelegenheit, seiner Kriegslust zu genügen. 1702 und Anfang 1703 focht er in den Niederlanden, im Juli des letzteren Jahres aber erhielt er das Kommando eines preußischen Corps von 6000 Mann, welches unter Markgraf Ludwig von Baden an der Donau gegen Franzosen und Bayern operieren sollte; als mit einem Teile von des Markgrafen Truppen der kaiserliche General Styrum am 20. September bei Höchstädt geschlagen wurde, rettete L., welcher den Rückzug deckte, sie vor Vernichtung. Im Jahre 1704 war er auf demselben Kriegsschauplatze thätig; 11,000 Preußen waren ihm unterstellt; am 13. August wetzte er in der Schlacht von Höchstädt auf der vorigjährigen Walstatt die Schlappe vom September aus; Eugen von Savoyen, L.s Feldherr und besonderer Freund, war seines Lobes voll. Im April 1705 führte L. diesem Prinzen 8000 Preußen nach Italien zu. Das Hauptereignis des Feldzuges war die Schlacht bei Cassano am 16. August, in welcher Eugen eine Schlappe erlitt; Fürst L. hatte sich in derselben eine Krankheit zugezogen, welche ihn längere Zeit dem Feldlager fern hielt. Sein König wies ihn an, mit dem Blute seiner Soldaten sparsamer zu sein. In dieser Zeit ist der Dessauer Marsch entstanden; die Einwohner von Cassano ließen ihn zu L.s Ehren erklingen, er gefiel dem Fürsten so, daß dieser auch in der Kirche alle Lieder nach der Melodie desselben sang. Der Feldzug von 1706 verlief glücklicher; der Sieg von Turin am 7. September brachte L., welcher den linken Flügel befehligte und die französischen Schanzen mit Sturm nahm, großen Ruhm. 1707 nahm er an dem unglücklichen Zuge des Prinzen Eugen in die Provence und an der erfolglosen Belagerung von Toulon teil; das Fehlschlagen der Unternehmung beraubte L. der Aussicht auf den Besitz des Fürstentums Orange, welchen König Friedrich I. ihm übertragen hatte; auf dem Rückwege gelang ihm indessen am 29. September die Eroberung der Festung Susa. Prinz Eugen, sowie L. waren mit ihrem Verbündeten, dem Herzoge von Savoyen zerfallen;

ersterer vertauschte daher sein Kommando in Italien mit dem in den Niederlanden, und auch letzterer erwirkte seine Abberufung, es gelang ihm jedoch zunächst nicht, ein neues Kommando zu erlangen; seine Gegner am preußischen Hofe hintertrieben die Erfüllung seines Wunsches. Er machte daher den Feldzug von 1709 in Brabant als Freiwilliger mit; 1710 erhielt er jedoch dort, an des Grafen Lottum Stelle, das Kommando; 21,000 Mann standen unter seinem Befehl; die Belagerung von Douay und von Aire bezeichnen seine Thätigkeit; erstere Festung kapitulierte am 29. Juni, letztere am 8. November. Die lahme Kriegführung der folgenden Jahre verhinderte hervorragende Thaten; L.s einzige nennenswerte Leistung während derselben war die Überrumpelung der Stadt Moers am 6. November 1712; Preußen hatte den Besitz derselben schon lange erstrebt, die Holländer hatten aber immer verstanden, ihn zu verhindern; der erfreute König ernannte L. dafür zum Feldmarschall, eine Beförderung, nach welcher dieser sich lange gesehnt hatte. Am 25. Februar 1713 bestieg an König Friedrichs I. Stelle König Friedrich Wilhelm I. den preußischen Thron, ein Soldatenfreund wie L. selbst; die Gemeinsamkeit der Interessen und Neigungen beider Fürsten verband sie für die Zeit ihres Lebens zu inniger Freundschaft. Auf die Entwickelung und Gestaltung des preußischen Heerwesens richteten sie ihr Hauptaugenmerk, doch blieb ihre Sorge vorwiegend der Infanterie zugewandt; die Kavallerie ward erst in zweiter Stelle berücksichtigt; sie hatte sich bei Höchstädt und bei Malplaquet schwach gezeigt und war dadurch in jener Augen sehr gesunken; daß L. übrigens Verständnis für ihr Wesen hatte, bewies er schon früh, indem er dafür eintrat, daß sie mit dem Degen in der Faust attaquieren und sich nicht mit Schießen abgeben solle. Auch König Friedrich Wilhelms I. Regierungsantritt brachte dem Fürsten Verwendung im Felde; er führte 1715 im Kriege gegen die Schweden den Oberbefehl über die preußisch-sächsisch-dänischen Truppen, eroberte die Inseln Usedom und Rügen und nahm am 22. Dezember nach langer Belagerung Stralsund. Im polnischen Thronfolgekriege wurde ihm kein Kommando zuteil, doch wohnte er den Feldzügen von 1734 und 1735 am Rheine als Freiwilliger bei. Als des Kronprinzen Friedrich Fluchtversuch im Jahre 1730 des Königs Zorn in hohem Grade erregt hatte, trug L. viel zu dessen Besänftigung bei. Die Gunst des Königs mußte er mit dem General v. Grumbkow teilen; beide waren anfänglich gute Freunde, verfeindeten sich aber später so, daß Grumbkow den Fürsten forderte; der Zweikampf, welcher 1726 ausgefochten werden sollte, fand aber nicht statt, da Grumbkow auf dem Kampfplatze L., welcher schon den Degen gezogen hatte, den seinen in der Scheide überreichte.

Nicht so günstig wie mit Preußens ersten Königen gestaltete sich L.s Verhältnis zu deren Nachfolger, Friedrich dem Großen; er hatte um so mehr geglaubt, großen Einfluß auf denselben zu gewinnen, als er dem Könige sogar militärischen Unterricht erteilt hatte. Aber dieser nahm ihn 1740 nicht einmal mit ins Feld und während des ganzen Ersten schlesischen Krieges, wo er verschiedene militärische Kommandos führte, kam er nicht zu kriegerischer Thätigkeit. Ein Lichtblick in seinen letzten Lebenstagen, welche durch mancherlei Familienunglück getrübt wurden, war sein Sieg über die Sachsen bei Kesselsdorf (s. d.) am 15. Dezember 1745, welcher zum Frieden von Dresden führte und den Zweiten schlesischen Krieg beendete. Bald nachher starb er am 9. April 1747 zu Dessau. Seinem Lande war er ein sorgender Vater gewesen; er regierte es als wohlwollender Despot, trug viel dazu bei, den Wohlstand desselben zu heben, und schuf eine große Zahl gemeinnütziger Einrichtungen, welche zum Teil noch jetzt bestehen.

Vgl. Varnhagen v. Ense, Biographische Denkmale, Berlin 1824; „L. I. und seine Söhne“, Dessau 1852. Seine bis 1703 reichende Selbstbiographie gab Siebigk (Dessau 1860) heraus.

Leopold Maximilian, Fürst von Anhalt-Dessau, ein Sohn des „alten Dessauer“ und sein Nachfolger in der Regierung, hatte des Vaters kriegerische Beanlagung geerbt. Am 25. Dezember 1700 zu Dessau geboren und von Jugend auf Soldat im preußischen Dienst hatte er schon im Feldzug von 1715 gegen Schweden, als Freiwilliger im Kriege gegen die Türken in Ungarn 1717 und in den Rheincampagnen von 1734 und 1735 kriegerische Erfahrungen gesammelt, als die schlesischen Kriege ihm den verdienten Ruf eines tüchtigen Soldaten und einsichtigen Führers verschafften. Seine erste That war die Erstürmung von Glogau in der Nacht zum 9. März 1741, dann zeichnete er sich in der Schlacht von Molwitz aus und erwarb sich, auch durch die Leitung anderer selbständig ausgeführter Operationen, die Zufriedenheit Friedrichs des Großen. Für Auszeichnung in der Schlacht bei Czaslau im folgenden Jahre ernannte ihn dieser zum Feldmarschall. 1744 zog er von neuem mit ins Feld und focht 1745 unter dem Könige bei Hohenfriedberg und bei Soor. Da sein älterer Bruder 1737 gestorben war, kam L. 1747 zur Regierung. Er führte dieselbe im Geiste seines Vaters, jedoch milder und mit größerem Interesse für Kunst und Wissenschaft, starb aber schon am 16. Dezember 1751.

Leopold I. (Georg Christian Friedrich), König der Belgier, geboren am 16. Dezember 1790, war der jüngste Sohn des Herzogs Franz von Sachsen-Coburg-Saalfeld. Er war erst 16 Jahre alt, als sein Vater nach der Schlacht von Jena auf Befehl Napoleons I. depossediert, mit der herzoglichen Familie das Land verlassen mußte und bald darauf am 9. Dezember 1806 starb. L. begab sich nach Rußland, wo seine Schwester Juliane mit dem Großfürsten Konstantin vermählt war. Kaiser Alexander erkannte sehr bald die Befähigung und Strebsamkeit des jungen Prinzen und stellte ihn 1808 als General im russischen Heere an, als solcher begleitete er den Kaiser auf den Kongreß zu Erfurt. Inzwischen hatte der Tilsiter Friede seinen ältesten Bruder Herzog Ernst nach Coburg zurückgeführt, während der andere Bruder Ferdinand in österreichische Dienste getreten war. Napoleons wach-

preuß. Allianz vom 7. Febr. 1792 und die zweite Teilung Polens, Eine Streitschr. gegen Prof. H. v. Sybel, Gotha 1861; v. Sybel, Kaiser Leopold II. („Hist. Ztschr.“ 1863); E. Herrmann, Zur Gesch. der Wiener Konvention vom 25. Juli 1791 und der österr.-preuß. Allianz vom 7. Febr. 1792. („Forschungen zur deutsch. Gesch.“, 5. Jahrgang); Sybel, Noch einmal über Leopold II., gegen E. Herrmann („Hist. Ztschr.“ 1865); Hüffer, Österreich und Preußen gegenüber der franz. Revolution bis zum Abschl. des Friedens v. Campo Formio, Bern 1868; Sybel, Ergänzungsheft zur Gesch. des Revolutions-Zeitalters 1789—1795, 1868; Hüffer, Die Politik der deutschen Mächte im Revolutions-Zeitalter bis zum Abschluß des Friedens v. Campo Formio, 1869; Langwerth v. Simmern, Österreich und das Deutsche Reich im Kampfe mit der franz. Revol. 1. Bd., 1880; Liske, Zur Gesch. der letzten Jahre der Republik Polen („Hist. Ztschr.“, 21. Jahrg. 1874); Marczali, Preuß.-ungarische Verhältnisse 1789 bis 1790; Deutsch. Auszug in den Litt. Bericht von Ungarn, F. v. Hunfalvi, 1878, Bd. II; Gerh. Wolf, Österreich und Preußen, 1881. — Über die inneren Angelegenheiten Österreichs: Hock-Bidermann, Der österr. Staatsrat, 5. Abtl., 1879, S. 629—636; die Abhdlg. von Beidtel in den „Sitzungsberichten der kaiserl. Akad. d. W.“, 7., 9. u. 11. Bd.; „Aktenstücke zur Geschichte des österr. röm.-kathol. Kirchenwesens unter K. Leopold II.“, 1790 (Arch. f. K. Österreichs Gesch.-Quellen: 4. Bd.) — Ungarn: „Hist. stat. Aufklärungen zur Gesch. der österreichischen Monarchie von F. v. Grellmann, Bd. I („Manch.-Hermäon“); Kallay, Gesch. der Serben, deutsch v. Schwicker; Schwicker, Polit. Gesch. der Serben; Zieglauer, Die politische Reformbewegung in Siebenbürgen z. Zeit Josephs II. und Leopolds II., 1881.

Leopold, Fürst von Anhalt-Dessau, der „alte Dessauer“, der einzige überlebende Sohn seines Vaters, des Fürsten Johann Georg II. und einer oranischen Prinzessin, wurde am 3. Juli 1676 zu Dessau geboren. Seine Erziehung ging lediglich darauf hinaus, ihn gesund und körperlich kräftig zu machen, weil davon die Erhaltung der Selbständigkeit des Landes abhing; im übrigen ließ man ihm vollständig den Willen; die ihm angeborene Unbändigkeit und Ungeduld entwickelten sich dadurch zu immer wachsendem Trotz und Ungestüm; sein Geist wurde nur in derjenigen Richtung ausgebildet, an welcher er Geschmack fand: es war das Kriegswesen; in den militärischen Wissenschaften erwarb er sich daher Kenntnisse. Der Tod seines Vaters berief ihn schon im August 1693 zur Regierung, doch blieb er zunächst unter Vormundschaft seiner Mutter, reiste und nahm seit 1695 mit den brandenburgischen Truppen am Kriege in den Niederlanden teil; der Kurfürst hatte ihm bereits 1694 ein Regiment verliehen; letzterem blieb sein Lebelang seine aufrichtigste Fürsorge zugewandt; es ward, zuerst in Halberstadt, dann in Halle garnisonierend, eine Mustertruppe; mehrere der bei demselben von ihm getroffenen Einrichtungen gingen später in die ganze preußische Armee über, so das gleiche Kaliber der Feuergewehre und die eisernen Ladestöcke an Stelle der hölzernen, auch der Gleichschritt, d. h. das gleichzeitige Niedersetzen und Aufheben des nämlichen Fußes aller unter ein und demselben Befehlshaber exerzierenden Soldaten, welchen er bei seinem Regimente einführte. Anfang 1698 übernahm er die Regierung seines Landes; die Eigenwilligkeit seines Charakters legte er schon im Herbst desselben Jahres an den Tag, in dem er, trotz von allen Seiten gegen die Verbindung erhobener Einwendungen und Widersprüche, die Tochter seines Hofapothekers Föhse heiratete. Die Wahl erwies sich indes als eine segensreiche; die Fürstin Anna Luise wurde eine wahre Landesmutter; sie führte während der häufigen Abwesenheiten des Fürsten die Regierung mit Sorgfalt und Verständnis, wußte ihren Gemahl ausgezeichnet zu nehmen und übte auf dessen Rauheit und Jähzorn den besten Einfluß. Mit der ehelichen Treue nahm dieser es indes nicht zu genau; die Familie v. Berenhorst verdankt ihre Existenz einer anderweiten Neigung desselben. Der bald ausbrechende spanische Erbfolgekrieg gab L. mannigfach Gelegenheit, seiner Kriegslust zu genügen. 1702 und Anfang 1703 focht er in den Niederlanden, im Juli des letzteren Jahres aber erhielt er das Kommando eines preußischen Corps von 6000 Mann, welches unter Markgraf Ludwig von Baden an der Donau gegen Franzosen und Bayern operieren sollte; als mit einem Teile von des Markgrafen Truppen der kaiserliche General Styrum am 20. September bei Höchstädt geschlagen wurde, rettete L., welcher den Rückzug deckte, sie vor Vernichtung. Im Jahre 1704 war er auf demselben Kriegsschauplatze thätig; 11,000 Preußen waren ihm unterstellt; am 13. August wetzte er in der Schlacht von Höchstädt auf der vorigjährigen Walstatt die Schlappe vom September aus; Eugen von Savoyen, L.s Feldherr und besonderer Freund, war seines Lobes voll. Im April 1705 führte L. diesem Prinzen 8000 Preußen nach Italien zu. Das Hauptereignis des Feldzuges war die Schlacht bei Cassano am 16. August, in welcher Eugen eine Schlappe erlitt; Fürst L. hatte sich in derselben eine Krankheit zugezogen, welche ihn längere Zeit dem Feldlager fern hielt. Sein König wies ihn an, mit dem Blute seiner Soldaten sparsamer zu sein. In dieser Zeit ist der Dessauer Marsch entstanden; die Einwohner von Cassano ließen ihn zu L.s Ehren erklingen, er gefiel dem Fürsten so, daß dieser auch in der Kirche alle Lieder nach der Melodie desselben sang. Der Feldzug von 1706 verlief glücklicher; der Sieg von Turin am 7. September brachte L., welcher den linken Flügel befehligte und die französischen Schanzen mit Sturm nahm, großen Ruhm. 1707 nahm er an dem unglücklichen Zuge des Prinzen Eugen in die Provence und an der erfolglosen Belagerung von Toulon teil; das Fehlschlagen der Unternehmung beraubte L. der Aussicht auf den Besitz des Fürstentums Orange, welchen König Friedrich I. ihm übertragen hatte; auf dem Rückwege gelang ihm indessen am 29. September die Eroberung der Festung Susa. Prinz Eugen, sowie L. waren mit ihrem Verbündeten, dem Herzoge von Savoyen zerfallen;

ersterer vertauschte daher sein Kommando in Italien mit dem in den Niederlanden, und auch letzterer erwirkte seine Abberufung, es gelang ihm jedoch zunächst nicht, ein neues Kommando zu erlangen; seine Gegner am preußischen Hofe hintertrieben die Erfüllung seines Wunsches. Er machte daher den Feldzug von 1709 in Brabant als Freiwilliger mit; 1710 erhielt er jedoch dort, an des Grafen Lottum Stelle, das Kommando; 21,000 Mann standen unter seinem Befehl; die Belagerung von Douay und von Aire bezeichnen seine Thätigkeit; erstere Festung kapitulierte am 29. Juni, letztere am 8. November. Die lahme Kriegführung der folgenden Jahre verhinderte hervorragende Thaten; L.s einzige nennenswerte Leistung während derselben war die Überrumpelung der Stadt Moers am 6. November 1712; Preußen hatte den Besitz derselben schon lange erstrebt, die Holländer hatten aber immer verstanden, ihn zu verhindern; der erfreute König ernannte L. dafür zum Feldmarschall, eine Beförderung, nach welcher dieser sich lange gesehnt hatte. Am 25. Februar 1713 bestieg an König Friedrichs I. Stelle König Friedrich Wilhelm I. den preußischen Thron, ein Soldatenfreund wie L. selbst; die Gemeinsamkeit der Interessen und Neigungen beider Fürsten verband sie für die Zeit ihres Lebens zu inniger Freundschaft. Auf die Entwickelung und Gestaltung des preußischen Heerwesens richteten sie ihr Hauptaugenmerk, doch blieb ihre Sorge vorwiegend der Infanterie zugewandt; die Kavallerie ward erst in zweiter Stelle berücksichtigt; sie hatte sich bei Höchstädt und bei Malplaquet schwach gezeigt und war dadurch in jener Augen sehr gesunken; daß L. übrigens Verständnis für ihr Wesen hatte, bewies er schon früh, indem er dafür eintrat, daß sie mit dem Degen in der Faust attaquieren und sich nicht mit Schießen abgeben solle. Auch König Friedrich Wilhelms I. Regierungsantritt brachte dem Fürsten Verwendung im Felde; er führte 1715 im Kriege gegen die Schweden den Oberbefehl über die preußisch-sächsisch-dänischen Truppen, eroberte die Inseln Usedom und Rügen und nahm am 22. Dezember nach langer Belagerung Stralsund. Im polnischen Thronfolgekriege wurde ihm kein Kommando zuteil, doch wohnte er den Feldzügen von 1734 und 1735 am Rheine als Freiwilliger bei. Als des Kronprinzen Friedrich Fluchtversuch im Jahre 1730 des Königs Zorn in hohem Grade erregt hatte, trug L. viel zu dessen Besänftigung bei. Die Gunst des Königs mußte er mit dem General v. Grumbkow teilen; beide waren anfänglich gute Freunde, verfeindeten sich aber später so, daß Grumbkow den Fürsten forderte; der Zweikampf, welcher 1726 ausgefochten werden sollte, fand aber nicht statt, da Grumbkow auf dem Kampfplatze L., welcher schon den Degen gezogen hatte, den seinen in der Scheide überreichte.

Nicht so günstig wie mit Preußens ersten Königen gestaltete sich L.s Verhältnis zu deren Nachfolger, Friedrich dem Großen; er hatte um so mehr geglaubt, großen Einfluß auf denselben zu gewinnen, als er dem Könige sogar militärischen Unterricht erteilt hatte. Aber dieser nahm ihn 1740 nicht einmal mit ins Feld und während des ganzen Ersten schlesischen Krieges, wo er verschiedene militärische Kommandos führte, kam er nicht zu kriegerischer Thätigkeit. Ein Lichtblick in seinen letzten Lebenstagen, welche durch mancherlei Familienunglück getrübt wurden, war sein Sieg über die Sachsen bei Kesselsdorf (s. d.) am 15. Dezember 1745, welcher zum Frieden von Dresden führte und den Zweiten schlesischen Krieg beendete. Bald nachher starb er am 9. April 1747 zu Dessau. Seinem Lande war er ein sorgender Vater gewesen; er regierte es als wohlwollender Despot, trug viel dazu bei, den Wohlstand desselben zu heben, und schuf eine große Zahl gemeinnütziger Einrichtungen, welche zum Teil noch jetzt bestehen.

Vgl. Varnhagen v. Ense, Biographische Denkmale, Berlin 1824; „L. I. und seine Söhne", Dessau 1852. Seine bis 1703 reichende Selbstbiographie gab Siebigk (Dessau 1860) heraus.

Leopold Maximilian, Fürst von Anhalt-Dessau, ein Sohn des „alten Dessauer" und sein Nachfolger in der Regierung, hatte des Vaters kriegerische Beanlagung geerbt. Am 25. Dezember 1700 zu Dessau geboren und von Jugend auf Soldat im preußischen Dienst hatte er schon im Feldzug von 1715 gegen Schweden, als Freiwilliger im Kriege gegen die Türken in Ungarn 1717 und in den Rheincampagnen von 1734 und 1735 kriegerische Erfahrungen gesammelt, als die schlesischen Kriege ihm den verdienten Ruf eines tüchtigen Soldaten und einsichtigen Führers verschafften. Seine erste That war die Erstürmung von Glogau in der Nacht zum 9. März 1741, dann zeichnete er sich in der Schlacht von Molwitz aus und erwarb sich, auch durch die Leitung anderer selbständig ausgeführter Operationen, die Zufriedenheit Friedrichs des Großen. Für Auszeichnung in der Schlacht bei Czaslau im folgenden Jahre ernannte ihn dieser zum Feldmarschall. 1744 zog er von neuem mit ins Feld und focht 1745 unter dem Könige bei Hohenfriedberg und bei Soor. Da sein älterer Bruder 1737 gestorben war, kam L. 1747 zur Regierung. Er führte dieselbe im Geiste seines Vaters, jedoch milder und mit größerem Interesse für Kunst und Wissenschaft, starb aber schon am 16. Dezember 1751.

Leopold I. (Georg Christian Friedrich), König der Belgier, geboren am 16. Dezember 1790, war der jüngste Sohn des Herzogs Franz von Sachsen-Coburg-Saalfeld. Er war erst 16 Jahre alt, als sein Vater nach der Schlacht von Jena auf Befehl Napoleons I. depossediert, mit der herzoglichen Familie das Land verlassen mußte und bald darauf am 9. Dezember 1806 starb. L. begab sich nach Rußland, wo seine Schwester Juliane mit dem Großfürsten Konstantin vermählt war. Kaiser Alexander erkannte sehr bald die Befähigung und Strebsamkeit des jungen Prinzen und stellte ihn 1808 als General im russischen Heere an, als solcher begleitete er den Kaiser auf den Kongreß zu Erfurt. Inzwischen hatte der Tilsiter Friede seinen ältesten Bruder Herzog Ernst nach Coburg zurückgeführt, während der andere Bruder Ferdinand in österreichische Dienste getreten war. Napoleons wach-

samen Blicken entging es nicht, daß zwei Prinzen eines dem Rheinbunde angehörenden Landes in fremdherrlichen Diensten standen, er gebot dem regierenden Herzoge bei Verlust seines Landes die Abberufung beider Brüder von ihren auswärtigen Stellungen. Dieser äußersten Drohung fügten sich die Prinzen. L. kehrte 1810 nach Coburg zurück, um sich staatsrechtlichen und kriegswissenschaftlichen Studien zu widmen. Neben praktischer Lebensbildung auch Kunstkenner bereiste er 1812 Italien. Dabei vergaß er die Erniedrigung und die Leiden seines deutschen Vaterlandes nicht, und als sich im Februar 1813 der große Befreiungskampf vorbereitete, eilte L. nach Polen zum Kaiser Alexander und blieb nun beim russischen Heere bis zur Einnahme von Paris. Er focht bei Lützen, Bautzen, Leipzig, und mit besonderer Auszeichnung als schneidiger Reiterführer am 28. August 1813, wo es galt zur Sicherung des Hauptheeres und Herbeiführung der siegreichen Entscheidung von Kulm (29. und 30. August) die große Tepliter Straße gegen den übermächtig andringenden Feind festzuhalten. L. begleitete 1814 die verbündeten Monarchen nach England und begab sich im Februar 1815 zum Kongreß nach Wien. Von dort ging er, nach Napoleons Rückkehr von Elba, zur Rheinarmee, hielt sich nach der zweiten Einnahme von Paris einige Zeit daselbst auf und wandte sich dann nach Berlin. Hier traf ihn eine Einladung, nach England zu kommen. Die Wahl der britischen Thronerbin Charlotte (geb. 7. Januar 1796) war auf ihn gefallen, und bereits am 16. März 1816 kündete der Prinz-Regent den beiden Parlamentshäusern die bevorstehende Vermählung seiner Tochter mit dem Prinzen L. formell an. Letzterer wurde nun durch Parlamentsbeschluß naturalisiert, erhielt ein Jahrgehalt von 50,000 Pfd. Sterl. und den Titel eines Herzogs von Kendale mit dem Range vor allen britischen Herzogen und Großbeamten, sowie die Würde eines britischen Feldmarschalls, trat auch als Mitglied in den Geheimen Rat ein. Die Vermählung fand am 2. Mai 1816 statt, doch nur zu bald vernichtete der Tod der Prinzessin im Kindbette (5. November 1817) die Hoffnungen, welche die Briten in diese Ehe gesetzt hatten. Durch neue Bande mit der königlichen Familie verbunden, indem eine seiner Schwestern den Herzog von Kent heiratete (11. Juli 1818) und Mutter der Königin Viktoria (s. d.) wurde, blieb er in England, lebte aber meist in stiller Zurückgezogenheit auf seinem Landsitze Claremont.

Doch sollte L. noch eine glänzende Zukunft erblühen. Zwar hatte er die ihm von den drei zur Pacifikation Griechenlands verbündeten Mächten am 4. Februar 1830 angetragene erbliche Regierung Griechenlands nach mehrmonatlichen Verhandlungen definitiv ausgeschlagen, als ihn schon im nächsten Jahre am 4. Juni 1831 der belgische Nationalkongreß zum Könige der Belgier erwählte. Am 5. Oktober 1830 hatte Belgien seine Unabhängigkeit erklärt; die französische Juli-Revolution hatte hier, wo man sich schon längst aus der unnatürlichen Verbindung mit den durch Abstammung, Sprache und Religion verschiedenen Holländern herausgesehnt, sogleich tiefgreifenden Nachhall gefunden (s. „Belgien“). L. erklärte, die Krone nur unter den für die gedeihliche Entwickelung des neuen Staates günstigen Bedingungen des Londoner Protokolls vom 27. Juni 1831 annehmen zu wollen. Als der belgische Nationalkongreß hierauf einging, nahm er am 12. Juli die Krone an und hielt am 21. desselben Monats, nachdem er die Verfassung beschworen, als König der Belgier seinen feierlichen Einzug in Brüssel. Gleichzeitig verzichtete er, so lange er Souverän von Belgien, auf das englische Jahrgehalt vorbehaltlich der Vollziehung sämtlicher Legate seiner verstorbenen Gemahlin durch die englische Regierung. Kaum war L. in Brüssel eingezogen, als er sofort in die Lage kam, die Unabhängigkeit seines Landes wahren zu müssen. Der König von Holland hatte gegen die Londoner Konferenzbeschlüsse Protest erhoben und kündigte den Waffenstillstand, der bis dahin bestanden. An der Spitze von 40,000 Mann rückte der Prinz von Oranien Anfang August aufs neue gegen Süden vor und zersprengte die noch dürftig organisierten belgischen Truppen, worauf L. die ihm zur Verfügung gestellten französischen Truppen, 50,000 Mann unter Marschall Gérard, zuhilfe rief, vor denen die Holländer aus Belgien zurückgingen. Auch ein englisches Geschwader unter Admiral Codrington erschien vor der Scheldemündung, um dem Willen der zu London tagenden europäischen Konferenz Nachdruck zu geben. Am 9. August 1832 kam eine zweite Vermählung L.s mit der Prinzessin Louise von Orleans, ältesten Tochter Louis Philipps, Königs der Franzosen, zustande. Die Geburt zweier Prinzen 1835 und 1837 sicherte der coburgischen Dynastie die Nachfolge auf den belgischen Thron, auch ließ der König in Anbetracht der fast ausnahmslos katholischen Konfession der Landesbevölkerung seine Kinder katholisch erziehen. Trotz vielseitiger Schwierigkeiten erwies sich L. in vollstem Maße des ihm von den Belgiern geschenkten Vertrauens würdig, durch seinen längeren Aufenthalt in England mit konstitutionellen Einrichtungen bekannt und befreundet, hielt er unentwegt fest an den Prinzipien der belgischen Verfassung und bemühte sich, seinen Verpflichtungen den Garantiemächten gegenüber völlig gerecht zu werden. Dem europäischen Frieden leistete er gelegentlich nützliche Dienste; von deutscher Geburt und keinem der großen Dynastenhäuser entsprossen, mit dem russischen und englischen Hofe eng verbunden und vermählt mit einer französischen Prinzessin, Beherrscher eines neutralen Staates, dessen wahres Interesse friedliche Zustände in den großen Nachbarländern waren, wußte er die bedeutende und ehrenvolle Rolle eines Vermittlers mit geschickter Hand durchzuführen, wo nur immer Spannungen eintraten.

Dem definitiven Konferenzprotokoll entgegen, verweigerte die belgische Regierung 1839 die Räumung von Limburg und eines luxemburgischen Landstriches, weshalb Holland nochmals zu den Waffen griff, während auch Belgien rüstete und den polnischen General Skrzynecki zum Führer des Heeres berief, wegen dessen Anstellung die nordischen Großmächte aber höchst ungehalten waren und den diplomatischen Verkehr mit Bel-

gien abbrachen. Indessen verzichtete L. mit weiser Mäßigung auf eine Politik, die Holland und Belgien gleichmäßig ruinierte, und der Einmütigkeit der Mächte nachgebend, entließ er nicht nur sein kriegerisch gesinntes Kabinett, sondern auch den General Skrzynecki und setzte dem Senat und der Kammer gegenüber die Unterzeichnung des Protokolls durch. Hierauf folgte der förmliche Friedensschluß mit Holland und die Accreditierung der Gesandten Rußlands, Österreichs und Preußens. Unter einer so einsichtigen Regierung nahm das junge Königreich geistig und materiell den erfreulichsten Aufschwung. Ließen sich auch die Kämpfe der liberalen und klerikalen Parteien um die repräsentative Macht nicht beschwören, so machte sich doch nach und nach eine über den Parteien stehende, auf Straffheit und Spannkraft basierte staatliche Ordnung bemerkbar, anderseits begann die Regierung die gewerbreichen Städte durch ein Netz von Eisenbahnen zu verbinden und durch diese Erleichterung des Verkehrs wie durch zweckmäßige Handelsverträge mit dem Auslande die einheimische Industrie auf eine bis dahin kaum geahnte Höhe zu bringen. In kritischen Zeiten bewahrte L. Würde und Besonnenheit, so erklärte er 1848 sich bereit sofort zurückzutreten, wenn das belgische Volk in ihm ein Hindernis zur Landeswohlfahrt fände, ebenso sicher und beherzt trat er für Belgiens Autonomie ein, wenn gelegentlich, wie nach dem 2. Dezember 1851, Napoléonische Eroberungsgelüste auftauchten. Trotz seines nur zu gerechtfertigten Mißtrauens gegen das zweite Empire, suchte der König ein gutes Verhältnis mit diesem zu unterhalten, was ihm freilich dauernd erschwert wurde durch die vielen französischen Flüchtlinge in Belgien, durch die Aufregung im Lande wegen Konfiszierung der Orléansschen Güter und weiterhin durch die bösen Tage nach dem Orsinischen Attentat, wo Frankreich das Asylrecht der Nachbarvölker rücksichtslos in Frage stellte. Diese Umstände veranlaßten den König sich enger an Rußland und Österreich anzuschließen, wie er denn 1852 der ersteren Macht zuliebe alle im belgischen Heer angestellten polnischen Offiziere außer Aktivität setzte und 1853 die Verheiratung seines Sohnes und Thronerben mit einer österreichischen Erzherzogin einleitete. Klug und berechnend zog er die öffentliche Meinung zurate; als 1857 nach Annahme des Wohltätigkeitsgesetzes Unruhen entstanden, las man in einem königlichen Briefe vom 13. Juni: „Wir müssen uns der Behandlung einer jeden Frage enthalten, welche den Krieg in den Gemütern entzünden kann.“ Dagegen war L. unbeugsam in der Durchführung der als unabweisbar erkannten Maßregeln, wie z. B. bei Aufbesserung des Heerwesens und Organisation einer systematischen Landesverteidigung, um die dem Staate auferlegte Neutralität wahren zu können. Ungeachtet der bittersten Angriffe der Ultramontanen zögerte er 1862 nicht mit der Anerkennung des Königreichs Italien, insofern er es für unpolitisch hielt, der fortschreitenden Konsolidierung dieses Staates entgegenzutreten. Als demnächst während der gespannten Lage Europas 1862—1866 in Belgien Gerüchte umgingen, daß der neu ernannte preußische Minister-Präsident v. Bismarck mit dem französischen Kaiser geheime Anschläge wegen Belgien plane, um sich in Deutschland freie Hand zu verschaffen, blieb vornehmlich des Königs Besonnenheit weit über dem Niveau solcher Gespräche und hielt sich vielmehr an Bismarcks offene Politik, als nach einer geheimen zu suchen. Bei diesen hervorragenden Regenteneigenschaften entwickelte der König im persönlichen Verkehr eine milde, anspruchslose Liebenswürdigkeit.

Wie sehr er sich die Liebe und Achtung seines Volkes erworben, erkannte man, als er am 11. Oktober 1850 seine Gemahlin durch den Tod verlor und besonders 1856 am 25jährigen Gedächtnistage seiner Thronbesteigung. Am 10. Dezember 1865 starb König L., ein edler Fürst, dessen umsichtiger Staatsführung Belgien seine politische und materielle Entwickelung in hohem Maße zu danken hat. An Kindern hinterließ er seinen Nachfolger König Leopold II. (s. d.), den Prinzen Philipp Graf von Flandern, präsumtiven Thronerben, geboren den 24. März 1837 und Prinzessin Marie Charlotte, geboren den 7. Juni 1840, Witwe des zu Queretaro am 19. Juni 1867 kriegsrechtlich erschossenen Kaisers Maximilian von Mexiko.

Vgl. **Juste**, Histoire de la Belgique, 1876.

Leopold II. (Ludwig Philipp Maria Viktor), König der Belgier, geboren zu Brüssel am 9. April 1835, erhielt an der Hand vorzüglicher Lehrer eine sehr sorgfältige Erziehung. Nachdem für seine geistige und wissenschaftliche Bildung ein solider Grund gelegt worden, trat er mit dem 12. Lebensjahre unter dem Titel eines Herzogs von Brabant, der fortan dem belgischen Thronerben verbleiben soll, in das Heer ein, doch dehnte sich seine Fortbildung auf alle für seinen Beruf, in der Folge an der Spitze des Staates zu stehen, nötigen Friedenswissenschaften aus. Als Soldat durchlief er die Skala der militärischen Rangordnung bis zum Grade eines Generallieutenants, den er 1865 erhielt. Am 9. April 1853 wurde der mit edlen Geistesgaben ausgestattete Prinz für volljährig erklärt, als Senatsmitglied eingeführt und beeidigt. Bald darauf, am 22. August d. J. vermählte er sich in Wien mit der 17jährigen Erzherzogin Marie Henriette, Tochter des verstorbenen Erzherzogs Joseph, Palatins von Ungarn. Dieser Verbindung fehlte insofern ein politischer Hintergrund nicht, als Belgien dem eben erstandenen zweiten französischen Kaiserreich gegenüber und weil der bisherige Schutz Englands nicht mehr ganz zuverlässig erschien, sich an Österreich eine neue Stütze suchte. Nach Brüssel zurückgekehrt, beteiligte sich L. nunmehr lebhaft an den Beratungen des Senats. Sich der innern Politik meist fern haltend und zu den religiösen Parteifragen in abwehrend neutraler Stellung bleibend, galt sein Hauptinteresse vielmehr der Belebung von Handel und Industrie, zumal er bei mehreren größeren Reisen in Europa und im Orient sehr nutzbare Erfahrungen auf wirtschaftlichem und sozialem Gebiete gesammelt hatte. Durch den Tod seines Vaters am 10. Dezember 1865 auf den Thron berufen, erklärte L. bei seiner feierlichen Eidesleistung, die humane

und segensreiche Regierung seines Vaters zur Richtschnur seiner eigenen Regententhätigkeit nehmen zu wollen, Worte, welche das ganze Land mit enthusiastischer Freude begrüßte und die König L. in vollstem Umfange seither bewahrheitet hat.

Nach dem Regierungsantritt widmete sich L. ausschließlich der Verwaltung seines Landes. In der verfassungsmäßigen Vervollkommnung aller staatlichen Einrichtungen und deren freier Entwickelung auf gesetzlichem Wege sah er das geeignete Mittel, größtmöglichste Klärung in das oft ungeregelte Durcheinander der inneren Wirren zu bringen. Daher trug er auch nie Bedenken, seine persönlichen Ansichten, und zwar ohne die Würde der Krone zu verletzen, den jeweiligen Anschauungen der Kammermehrheit zu opfern und eintretenden Falls aus dieser Majorität heraus ein neues Kabinett zu bilden. Voll und ganz machte der König seinen Einfluß geltend, um freundschaftliche Beziehungen zum Auslande zu unterhalten, etwaigen Verwickelungen wußte er rechtzeitig zu begegnen und sie leicht zu lösen. Einen ernstlichen Charakter trugen die 1869 mit der französischen Regierung wegen Abtretung belgischer Eisenbahnlinien an französische Bahngesellschaften entstandenen Differenzen, deren bedenkliche Spannung L. mit vieler Gewandtheit ausglich. Ebenso planvoll und umsichtig beseitigte er die bei Ausbruch des deutsch-französischen Krieges 1870 an Belgien herantretende ernste Gefahr, auch wird es allseitig anerkannt, daß belgischerseits während des Krieges die Pflichten der Neutralität in loyaler Weise beobachtet worden sind. Hatten L.s weise Maßnahmen dem Lande die Segnungen des Friedens erhalten, während sich gewaltige Kriegsereignisse unmittelbar an der Grenze abspielten, so hing man nun auch mit um so größerer Verehrung an seiner Person, hiervon lieferten die zahlreichen Huldigungen und Ergebenheitsadressen bei der Feier der silbernen Hochzeit des Königspaares vollgültigen Beweis. Die Lehren des deutsch-französischen Krieges hatten auch in Belgien die Überzeugung hervorgerufen, daß das einheimische Wehrsystem einer Umänderung bedürfe. Der König hielt eine solche für dringend geboten und ließ sich ihre Durchführung äußerst angelegen sein. Durch das Gesetz vom 18. September 1873 wurde die allgemeine Wehrpflicht im Prinzip angenommen, indessen die Stellvertretung noch fernerhin gestattet. Um die Macht des Jesuitismus zu brechen, der kaum irgendwo in so üppiger Blüte steht als in Belgien, erließ die Regierung am 11. Juni 1879 ein Gesetz, wonach der Kirche überhaupt jeder Einfluß auf die Schule entzogen werden sollte. Diese Schulreform, welche durchaus nicht auf Schwächung des religiösen Gefühls, sondern nur auf selbständigen, freien Unterricht zum Vorteil der Volksbildung gerichtet war, rief einen gradezu fanatischen Widerstand bei den Klerikalen hervor. Diese hatten soeben nach mehrjährig behaupteter Majorität das Ruder des Staates in die Hände der Liberalen legen müssen und ergingen sich nun in maßlos heftigen Angriffen gegen das neu berufene Ministerium, scheuten auch selbst vor Bedrohungen des Königs nicht zurück, der es verfassungsmäßig mit der Majorität hielt, sonst aber gewissenhaft den Parteien fern blieb, die sich in seinem Reiche bekämpften und deren Anschauungen und Bestrebungen so weit auseinandergingen, daß für eine Vermittelung überhaupt kein Raum blieb. Dagegen begünstigte die Kurie, trotz ihrer friedlichen Versicherungen, die Auflehnung des Klerus gegen die Schulreformen und so spitzten sich die Dinge derartig zu, daß L. sich genötigt sah, den belgischen Gesandten beim heiligen Stuhl von seinem Posten abzuberufen. Erst zu Ende des Jahres 1884 wurde die diplomatische Vertretung Belgiens beim Vatikan wieder aufgenommen. Mitten in die Bewegung hinein fielen aber die großen Nationalfeste, welche im August 1880 zur Erinnerung an die 50jährige Unabhängigkeit Belgiens mit der Entfaltung des größten Glanzes und unter Teilnahme der ganzen Bevölkerung gefeiert wurden, so daß die ultramontane Verstimmung unbemerkt blieb vor der patriotischen Begeisterung und den lauten Kundgebungen innigster Ergebenheit an die Dynastie. Mit dem Jahre 1884 machte sich der wachsende Einfluß der seither wieder siegreichen Klerikalen in leidenschaftlichen Ausbrüchen bemerkbar, vornehmlich bei Votierung eines neuen Schulgesetzes. Unter dem im Lande allgemein herrschenden Klerus gestalteten sich die Schulverhältnisse immer trostloser, die Leitung der Schulen wurde Mitgliedern religiöser Kongregationen, die man aus Frankreich berufen hatte, übergeben, während die bisherigen einheimischen Lehrer in Disponibilität gestellt wurden. Die Klerikalen setzten es ferner durch, daß die Ernennung der Bürgermeister und Schöffen nicht mehr vom Ministerium ausgehen, sondern aus Wahlen des Kommunalrates hervorgehen solle, natürlich konnte diese Maßregel bei der übermächtigen Stellung und dem Einfluß der Pfarrer in den Gemeinden nur zugunsten der eigenen Partei wirken. Gegen eine so gewaltsame Politik erklärten sich die Kommunalwahlen vom 19. Oktober 1884, weshalb der König, in dem Bestreben, die beiden gegnerischen Parteien sich die Wage halten zu lassen, eine partielle Neubildung des Kabinetts unter anderer Führung mit gemäßigterem Programm verfügte. Das Land wird indessen durch dies Kompromißministerium kaum befriedigt sein, selbst ein königliches Dekret wegen Einführung von Erleichterungen bei Anwendung des Schulgesetzes wird die Krisis nicht heben, vielmehr werden nur weitgreifende Konzessionen die Beseitigung des Schulkonfliktes herbeiführen können. L.s unermüdlicher Arbeit bleibt es vorbehalten, hier einen Ausgleich zu schaffen, wie er stets bemüht ist, den Bestand Belgiens nach jeder Richtung der innern und äußern Politik zu konsolidieren. Deshalb besitzt er die Liebe und Zuneigung seiner Unterthanen und genießt die Achtung der auswärtigen Mächte.

Um die neuerdings so wesentlich vorgeschrittene Erschließung Afrikas hat sich L. ein hervorragendes Verdienst erworben. In Erwägung, daß der europäische Gewerbefleiß gerade in Afrika einen lohnenden Absatzmarkt finden werde, forderte er aus eigenstem Antriebe Europa auf, sich mit vereinten Kräften den afrikanischen Expeditionen zu

widmen. In diesem Sinne lud der König 1877 die leitenden Spitzen der Geographie zur Beratung nach Brüssel ein behufs Stiftung einer Internationalen Gesellschaft, welche den Afrikareisenden zunächst Verkehrserleichterungen verschaffen und besonders durch Einrichtung einer Kette von Aufnahmestationen Vorschub leisten sollte. L. übernahm das Protektorat der Gesellschaft. Um Mittel für das Unternehmen zu sammeln, bildeten sich in allen Ländern Komitees. An die Spitze des belgischen Ausschusses (comitée d'études du Haut Congo) stellte L. in richtiger Erkenntnis der Aufgabe, jene entwickelungsfähigen Gegenden der Kultur zu öffnen, den eben von seiner denkwürdigen Congoreise heimgekehrten bewährten Forscher Stanley, ihn 1879 mit unbeschränkten Fonds nach seinem Operationsfelde zurücksendend. Das weite Flußgebiet des prächtigen Stromes, vielleicht das reichste Land der Erde, sich vom Atlantischen Ozean bis zu den großen Zentralseeen des Tanganyika und Viktoria-Nyanza erstreckend und bisher mit zu den dunkelsten Teilen Zentralafrikas gehörend, ist seitdem völlig erschlossen worden. Damit boten sich dem im Becken des Congo und in den benachbarten Ländern frei bewegenden Welthandel unermeßliche Hilfsmittel dar. Auch befriedigte es allgemein, den Sitz der Internationalen Gesellschaft in Belgien zu wissen, wo unter der Regierung ausgezeichneter Regenten seit mehr als einem halben Jahrhundert alle Pflichten, welche die Neutralität auferlegt, gewissenhaft erfüllt worden sind. Dennoch wurde allmählich der Argwohn einzelner Mächte wachgerufen, so befürchtete Frankreich die Einbeziehung seiner nördlich belegenen Gabunlandstriche in das Congobassin, so auch machte Portugal spezielle Ansprüche an die Mündungen des Flusses geltend. L. suchte Frankreich zu beruhigen, weigerte sich aber den übertriebenen Forderungen Portugals nachzugeben. Unter diesen Umständen hielt es das Deutsche Reich, dessen Kolonialpolitik inzwischen begonnen hatte und dessen Regierung den segensreichen Bestrebungen L.s sympathisch gefolgt war, für angezeigt, die förmliche Anerkennung der Internationalen afrikanischen Gesellschaft seitens der Mächte herbeizuführen. Auf Einladung der deutschen Regierung vereinigten sich gegen Ende des Jahres 1884 die Vertreter sämtlicher schiffahrttreibenden europäischen Mächte und der Vereinigten Staaten Nordamerikas in Berlin zu einer Konferenz, welche die Neutralisierung des Congo aussprach zugleich mit der Absicht, die streitigen Fragen zu schlichten. Frankreich erklärte sich alsbald bereit, den neuen Congostaat und dessen Begrenzungen anzuerkennen, auch wird sich die Regulierung mit Portugal in nächster Zeit vollziehen. Diesen internationalen Staat aber, der jetzt südlich vom Äquator im schwarzen Weltteile sein Banner (blau mit goldenem Stern in der Mitte) entfaltet, diese Schöpfung L.s, darf man mit Recht als eines der großartigsten und humansten Werke des Jahrhunderts bezeichnen.

Schon 1869 verlor der König seinen einzigen hoffnungsreichen Sohn L., Herzog von Brabant und Graf von Hennegau, der im Alter von 10 Jahren nach mehrmonatlicher Krankheit starb. Der Königsfamilie gehören drei Töchter an, Prinzessin Luise, geboren am 18. Februar 1858, seit 4. Februar 1875 vermählt mit Prinz Philipp von Sachsen-Coburg-Gotha, k. k. österreichischem General, Prinzessin Stephanie, geboren am 21. Mai 1864, vermählt am 10. Mai 1881 mit Erzherzog Rudolf, Kronprinz des österreich-ungarischen Reiches und Prinzessin Clementine, geboren am 30. Juli 1872. (S. „Belgien".)

Vgl. Juste, Histoire de la Belgique, 1876; Bulle, Geschichte der Jahre 1871—77.

Leopold, Stephan Karl Anton Gustav Eduard Thassilo, Erbprinz von Hohenzollern. Am 22. September 1835 als ältester Sohn des Fürsten Karl Anton (s. d.) von Hohenzollern und der Josephine von Baden geboren, trat der Erbprinz in preußische Dienste und ist jetzt Generallieutenant à la suite. Am 12. September heiratete er die Infantin Antonia von Portugal, Herzogin zu Sachsen (geboren 17. Februar 1845) eine Schwester des Königs Ludwig I., die ihm drei Söhne schenkte, deren jüngster im September 1880 zum rumänischen Thronfolger designiert wurde. Die spanische Regierung warf 1870 bei ihrer Suche nach einem neuen Könige ihr Auge auf L., der als Katholik und Hohenzoller ihr empfehlenswert schien; Prim (s. d.) führte die Unterhandlungen und glaubte an sicheren Erfolg, als Frankreich sich einmischte. Hier wollte eine mächtige Partei um jeden Preis den Krieg gegen Preußen und nahm L.s Kandidatur zum erwünschten Vorwande. Als eben das spanische Ministerium beschloß, die Kandidatur L.s den Cortes vorzuschlagen und sie zu einer außerordentlichen Session deswegen einzuberufen, wurde man in Paris immer erbitterter. König Wilhelm von Preußen hatte am 28. Juni L. seine Einwilligung zur Annahme der Kandidatur erteilt, was nur eine Form war; jetzt forderte die französische Regierung allen Ernstes, jener solle sich brieflich verpflichten, nie wieder zuzustimmen, falls L. auf die Kandidatur zurückkommen solle (Näheres bei „Benedetti"). Als L. den Widerstand Frankreichs gegen seine Kandidatur bemerkte, trat er schon am 12. Juli 1870 aus eigenem Antriebe davon zurück. Er machte den Feldzug gegen Frankreich mit und erhielt im Mai 1871 vom Kaiser Wilhelm das Prädikat „Hoheit". Er residiert auf Schloß Benrath.

Leopold V., Erzherzog von Österreich aus dem Hause Habsburg, Administrator, dann Bischof von Passau und Straßburg, Statthalter und endlich Landesfürst Tirols und Vorder-Österreichs, geboren am 5. Oktober 1586 in Graz als zweitgeborener Sohn Erzherzog Karls II., Regenten Inneröstereichs, aus der Ehe mit Maria von Bayern, gestorben am 17. September 1632 zu Innsbruck. Derselbe erhielt bereits mit 12 Jahren infolge kaiserlicher Verwendung die Passauer Koadjutur vom Papste Klemens VIII. im Gnadenwege zugesprochen. 1599 erlangte er auch die Straßburger Koadjutur und nach Beendigung der gymnasialen und theologischen Studien in Judenburg und Graz unter der Leitung der Jesuiten mit 21 Jahren die Bischofswürde in Passau und Straßburg. Eifrig katholisch, nebenher mehr Welt- und

Kriegsmann als Geistlicher, erfreute er sich auch besonderer Beliebtheit bei Kaiser Rudolf II., während sein älterer Bruder Erzherzog Ferdinand, Regent Innerösterreichs, eher dem Erzherzoge Mathias, Rivalen und Gegner Kaiser Rudolfs II. zuneigte. Der Kaiser bestellte den Bischof L. zum Kommissär und Vollstrecker der bewaffneten Sequestration der strittigen jülich-cleveschen Lande (1609). Es kam darüber zum Kampfe des von den Ligisten unterstützten L. mit den von Frankreich ermunterten Unionisten. Den Einbruch Kaiser Heinrichs IV. von Frankreich verhinderten nur das Attentat Ravaillacs und der ziemlich gleichzeitige Tod des Unionshauptes Kurfürsten Friedrich IV. von der Pfalz. Die Gegner behaupteten nichtsdestoweniger in der jülisch-cleveschen Landesfrage die Oberhand, und L. wurde am 10. August 1610 seiner schwierigen und undankbaren Aufgabe enthoben. Kaiser Rudolf II. soll ihm die Erbfolge in Böhmen, welches Reich ihm seit 1608 noch verblieben war, zugedacht haben und wollte ihn und das nach Auflassung des jülisch-cleveschen Sequesters verfügbar gewordene Söldnerheer zur Durchführung der gegen seinen Bruder König Mathias gerichteten Revanchepläne verwenden. Allerdings war zur Fernhaltung dieser Milizen ein Vertrag zwischen den gegnerischen Brüdern im September 1610 abgeschlossen worden, aber ihre Unbotmäßigkeit und der geheime Wunsch des Kaisers setzten sich über diese Stipulation hinweg, und so erfolgte 1611 über Ober-Österreich ihr Einbruch in Böhmen, ihr Zug nach Prag, der aber die Katastrophe, die völlige Depossedierung und Entthronung Kaiser Rudolfs II. nur beschleunigte.

L. beschränkte sich nun auf die Verwaltung seiner Bistümer und trat in den Hintergrund der politischen Angelegenheiten Österreichs, bis ihn sein Bruder Erzherzog Ferdinand mit dem Kaiser Mathias aussöhnte und er nach dem Tode Erzherzog Maximilians III., des Hoch- und Deutschmeisters und Landesregenten Tirols (November 1618), die Gubernatur dieses Gebietes und Voderösterreichs erlangte. Er trat im März 1619 diese Würde an und bekam bald bei dem Kampfe der österreichisch-spanischen, streng katholischen Partei mit den von Frankreich und Venedig angeeiferten Protestanten des Bündtnerlandes, mit dessen Angelegenheiten viel zu schaffen. Inzwischen war L.s Bruder, Ferdinand, Regent Österreichs und deutscher Kaiser geworden und die Entscheidung in der Schlacht am Weißen Berge gefallen (8. November 1620), das Waffenbündnis Österreichs und Spaniens gegen den deutschen Protestantismus enger geworden. Es galt nun bald ein gemeinsames Losschlagen gegen das protestantische Bündtnerland, und dasselbe sah sich schon den 25. Februar 1622 durch Erzherzog L. und den spanischen Statthalter Mailands, Herzog Feria, zum Vertrage gezwungen, der den Verzicht aufs Veltlin und die Duldung des katholischen Glaubens verbürgte. Als dann die gegen die erzherzogliche Regierung erbitterten Prätigauer von den Bündtnern unterstützt wurden, kam es zu einem neuen Zusammenstoße mit dem Regenten Tirols, der kurz zuvor im Gebiete von Hagenau eine Schlappe durch den Mansfelder erlitten hatte. Die Bündtner wurden abermals gedemütigt, und dies spornte den Erzherzog zur katholischen Gegenreformation im Unter-Engadin und Prätigau an, welcher Versuch jedoch die Prätigauer zum Abfalle von Österreich und zum Anschlusse an die Bündtner trieb, als 1624, infolge des Pariser Traktates (17. Februar 1623), ein französisches Corps den Luziensteig besetzte. Die Tiroler Stände waren durchaus nicht gewillt, sich in die Unkosten und Mühen eines neuen Krieges zu stürzen. So mußte L. dem Abfalle der Prätigauer und der französischen Annexion des Veltlin ruhig zusehen. In der Zwischenzeit suchte L. seinen Ehrgeiz nach weltlicher Fürstenwürde und sein Streben, der geistlichen Stellung ledig zu werden, zu befriedigen. Die schwierigen Unterhandlungen mit dem kaiserlichen Bruder fanden am 15. November 1623 ihren Abschluß dahin, daß L. gegen den Verzicht auf seine Einkünfte aus den österreichischen, böhmischen und ungarischen Ländern und Anerkennung der Primogenitur für Ober- und Vorderösterreich zwei Dritteile der ober- und vorderösterreichischen Länder als Erbeigentum und das übrige Dritteil als Verwaltungsgebiet auf Lebenszeit zugewiesen erhielt. Den 14. September 1625 fand die Ratifizierung des Erbvertrages statt; Ende dieses Jahres brachte Leopolds Bevollmächtigter, Konrad von Bemmelberg, die Werbung seines Herrn um die Hand der schönen Mediceerin Claudia, Witwe des Fürsten von Urbino vor, und L. selbst reiste über Loretto nach Rom, wo ihn Urban VIII. sehr freundlich aufnahm und ihm anstandslos den Dispens von den priesterlichen Gelübden und zur Heirat erteilte. Am 18. April 1626 empfing L. mit großem Prunke die fürstliche Braut zu Innsbruck. Am 24. September 1630 wurde ihm von Kaiser Ferdinand II. die Gesamterbschaft Tirols und Vorderösterreichs zuerkannt, und so war nun die Grundlage für eine neue Fürstenherrschaft und Dynastiebildung geschaffen. L. begründet die jüngere tirolische Linie des deutsch-habsburgischen Hauses, welche bis 1665 bestand (s. Art. „Habsburg").

In seiner politischen Haltung 1625—30, zur Zeit des ersten Generalates Wallensteins, zeigt sich L. als eifriger Ligist und entschiedener Widersacher des Friedländers. In dieser Beziehung enthält die gegen die Liga und Frankreich gerichtete Flugschrift aus dem Jahre 1629, welche fälschlich dem General Aldringer zugeschrieben wurde, eine in manchen Stücken zutreffende Analyse der ehrgeizigen Gesinnung L.s. Sie sollte dem Kaiser die Augen über seinen Bruder und die Ligisten öffnen. Der Regensburger Reichstag von 1630 wurde ein Triumph der Ligisten über den Kaiser und dessen Generalissimus, den sie aber bald mit der bittersten Enttäuschung, mit dem schwedisch-französischen Angriffe und dem Jammer eines endlosen Krieges bezahlen mußten. Auch Tirol und Vorderösterreich wurden dabei stark in Mitleidenschaft gezogen. Im Mai und Juli 1632 standen die Schweden unter Bernhard von Weimar an der Ehrenberger Klause, und L. hatte den Andrang des Feindes über Reutte ins tirolische Lechthal nicht abwehren können, so daß er schon an die Flucht aus dem Lande dachte. Doch ver-

teidigten die Tiroler den Hauptpaß mit Erfolg, und Bernhard von Weimar wurde abberufen. Der 13. September 1632 war aber auch schon der Todestag des 46jährigen Fürsten, eines jagd- und prunkliebenden Herrschers und Hauptgönners des Jesuitenordens, dessen Testament vom 25. Juli 1629 die vollste Hingebung an die römische Kirche atmet. Von fünf Kindern überlebten ihn zwei Söhne, Ferdinand Karl und Sigismund Franz, deren Vormundschaft die Witwe Claudia, der Kaiser und dessen Erstgeborener (der spätere Kaiser Ferdinand III.) führen sollten.

Vgl. Khevenhüllers „Annales Ferdin.“, Bd. II—VII u. X—XII; Hurter, Geschichte Ferdinand II. und seiner Eltern; Gindely, Geschichte des 30jährigen Krieges I—V und die sonstige Geschichtsschreibung des 30jährigen Krieges, insbesondere die Briefe und Aktenstücke 1. bis 3. Bd., bearbeitet von M. Ritter 1870—77 (3. Bd.: Jülicher Erbfolgekrieg) IV, V; Stieve, Die Politik Bayerns 1591—1607 (1878, 1883); Gfroerer, Gustav Adolf und seine Zeit (3. Auflage); Schreiber, Maximilian I. Kurfürst von Bayern; J. Egger, Geschichte Tirols II (1876); Krones, Art. in der „Allg. deutsch. Biogr.“ XVIII, 398—402.

Leopold Wilhelm, Erzherzog von Österreich, zweiter Sohn Kaiser Ferdinands II. aus dessen erster Ehe, geboren am 6. Januar zu Graz, gestorben am 20. November 1662. Als jüngerer Prinz für die Versorgung mit geistlichen Pfründen bestimmt erlangte er schon mit elf Jahren die durch den Standeswechsel seines Oheims Erzherzogs Leopold V. (s. d. Art.) erledigten Bistümer Passau und Straßburg (1625), 1626 den Halberstädter Episkopaltitel, später (1637) das Olmützer und schließlich (1655) das Breslauer Bistum. Überdies war er Hoch- und Deutschmeister geworden.

Der Dreißigjährige Krieg führte den frommen Prinzen, der nicht ohne persönlichen Mut war, aber sicherlich keinen angeborenen Beruf zum Feldherrn besaß, seit 1639 als Generalissimus der Kaiserlichen auf den böhmischen Kriegsschauplatz, den Generallieutenant Piccolomini als Ratgeber zur Seite. 1640 im Frühjahre gelang die Hinausdrängung der Schweden aus Ostböhmen. L. folgte ihnen nach Thüringen, dann ins Weserland und nach Hessen-Kassel. 1641 gelang ihm der Entsatz der von Schweden und Franzosen bedrängten Reichsstadt Regensburg. Im Sommer 1641 (29. Juni) erlitt L. mit Piccolomini und dem bayerischen General Wahl die Niederlage bei Wolfenbüttel, deren Ursache Wahl den Dispositionen Piccolominis zuschrieb. Dann kam es 1642 zum Kampfe mit dem schwedischen Oberfeldherrn Torstenson, als dieser bis Olmütz vorbrach; die Schweden wichen wohl wieder nach Niederschlesien zurück, schlugen jedoch die Kaiserlichen unter L. und Piccolomini bei Leipzig (2. November) aufs Haupt. L. wurde nun durch Gallas ersetzt und blieb bis zum verhängnisvollen Kriegsjahre 1645 der Feldherrnrolle überhoben. Als die Schweden nach dem Siege bei Jankau (6. März 1645) gegen Wien vorbrachen und Kaiser Ferdinand III. die äußersten Anstrengungen zur Rettung der Monarchie machte, sollte sein Bruder Erzherzog L. wieder an die Spitze der Heerführung treten. Man gab ihm Gallas an die Seite, und bei Nördlingen fand die Vereinigung der Kaiserlichen mit den Ligisten unter Ghelern statt. 1646 sollte L. mit seinem Ablatus, General Grafen Hatzfeld, Böhmen und die Mainlinie gegen die Schweden halten, mußte aber bald an die Donau zurückweichen. Im Spätherbste legte dann der Erzherzog das Kommando nieder und erscheint s. 1647 als Statthalter Spaniens in den Niederlanden. Als solcher schlug er sich mit den Franzosen bei Armentières, Landrecy und Dixmuden herum, machte dann einen Einfall nach Frankreich und eroberte im August 1648 Furnes und Estaires. Die Schlacht bei Lens (20. August 1648) war das letzte Ereignis in dem Kriegsleben dieses Habsburgers. Als sein Bruder Kaiser Ferdinand III. starb (1657), erscheint auch L. W. unter den Kandidaten für die deutsche Kaiserwahl als Strohmann genannt. Er starb im vierten Jahre des Kaisertums seines Neffen Leopolds I. (s. Art.) als kunstliebender, der Kirche ganz ergebener Fürst.

Vgl. Avancini, Leopoldi Guglielmi archiducis Austriae principis bello et pace inclyti virtutes et gesta (Antwerpen 1665, 4°). Die Litteratur des 30jährigen Krieges, Richter, Barthold u. s. w. M. Koch, Geschichte des Deutschen Reiches unter Kaiser Ferdinand III., 1. u. 2. Bd.; Schreiber, Geschichte des Kurfürsten Max I. von Bayern. Vgl. auch Wurzbach VI (Art. „Habsburg“).

Leopold II. (Johann Joseph Franz Ferdinand Karl), Großherzog von Toskana und letzter Regent des vormals autonomen Toskanischen Staates, Erzherzog von Österreich, geboren am 3. Oktober 1797, folgte seinem Vater Ferdinand III. (s. d.) am 17. Juni 1824 in der Regierung. Schon in frühester Kindheit hatte er 1799 mit seinem Vater, welcher demnächst im Frieden zu Luneville am 9. Februar 1801 auf Toskana überhaupt verzichtete, die Heimat verlassen müssen, kehrte aber dorthin zurück, als sein Vater gemäß der Schlußakte des Wiener Kongresses vom 9. Juni 1815 in die Souveränitäts- und Eigentumsrechte des Großherzogtums wieder eingesetzt worden war. Er empfing eine sehr sorgfältige Erziehung; spät gereift, von langsamem Auffassungsvermögen und sich dessen bewußt, hatte er durch redlichen Willen und eisernen Fleiß zu ersetzen und zu ergänzen gesucht, was ihm von der Natur versagt oder nur unzureichend verliehen war. Mit ernster Religiösität, die während der thätigen Zeit seines Lebens niemals in Kleinlichkeit ausartete, vereinigte er wahrhafte Toleranz, in öffentlichen wie in persönlichen Beziehungen zugänglich und rücksichtsvoll, auch einfach und anspruchslos, so weit es sich um seine Person, nicht um den Souverän handelte, ist L. als Gatte und Vater seinem Volke immer ein Muster gewesen. Er vermählte sich am 16. November 1817 mit Prinzessin Maria Anna, Tochter des Prinzen Maximilian von Sachsen und, als diese am 24. März 1832 kinderlos gestorben, am 7. Juni 1833 zum zweitenmale mit Prinzessin Antonie, Tochter des Königs Franz I. von Neapel. Die ersten einund-

zwanzig Regierungsjahre gingen für L. und Toskana auf dem Wege einer dort seit dem vorigen Jahrhundert traditionellen humanen und aufgeklärten Verwaltung, in fruchtbarer Thätigkeit und freudigem Zusammenwirken dahin und hatten das Großherzogtum zu einem blühenden Lande gemacht. In Italien vertrat daher vor den Reformen des Jahres 1848 die Regierung L.s den rationellen Fortschritt auf materiellem und geistigem Gebiete. Indessen änderte die nationale Bewegung, welche seit 1847 ganz Italien ergriffen, dies Verhältnis, insofern die ruhige Haltung Toskanas vor der gewaltigen politischen Agitation des übrigen Italiens nicht bestehen konnte. Zwar machte der Großherzog alsbald wesentlich liberale Zugeständnisse und erteilte dem Lande am 17. Februar 1847 eine organisierte Repräsentativverfassung, legte sogar, um der ausgesprochenen Abneigung der Bevölkerung gegen Österreich gerecht zu werden, den Erzherzogstitel ab und ließ seine Truppen am Kriege gegen Österreich 1848 teilnehmen, doch vermochte er sich nicht mit Entschiedenheit dem italienischen Interesse anzuschließen. Als nun im Januar 1849, wegen L.s Weigerung die römische Nationalversammlung zu beschicken, die Unruhen einen bedenklichen Charakter annahmen, in Livorno, der militärisch wichtigsten und politisch gefährlichsten Stadt des Großherzogtums offene Rebellion ausbrach, auch in Florenz die bereits stark erschütterte landesherrliche Autorität durch Straßenkrawalle, die sich bis zum Blutvergießen steigerten, vollends untergraben wurde, entzog sich L. dem revolutionären Drucke und begab sich am 21. Februar mit seiner Familie nach der neapolitanischen Festung Gaëta, um hier den Ausgang der anarchistischen Zustände seines Landes, die zu bewältigen er keine Macht mehr hatte, abzuwarten. Das nach seiner Abreise in der Hauptstadt gebildete demokratische Verwaltungs-Komitee unterlag sehr bald einer aller Ordnung hohnsprechenden Pöbelherrschaft, die am 11. April eine erfolgreiche Gegenrevolution der Florentiner Bevölkerung herbeiführte und die Rückberufung des Großherzogs veranlaßte. Das ganze Land, mit Ausnahme von Livorno, folgte dem Beispiele der Hauptstadt. Am 25. April erschien eine Deputation bei L., um ihn zur Rückkehr zu bewegen, zwar willigte er ein, verzögerte aber seine Rückkunft bis nach der Einnahme Roms durch die Franzosen, 4. Juli, auch hatte er noch vor der Gegenrevolution mit Österreich wegen einer bewaffneten Intervention verhandelt, die rückgängig zu machen er sich nun vergeblich bemühte, um so mehr, als bei der Verzögerung seiner Rückkehr Österreich bereits Gelegenheit ergriffen hatte, Toskana militärisch zu besetzen (1849—1854). Am 28. Juli traf L. freudig und herzlich vom Volke empfangen in Florenz ein, gleichzeitig erließ er eine Amnestie für alle, die sich gegen seine Person oder seine Familie vergangen, Verbrechen gegen den Staat und die öffentliche Ruhe sollten von den ordentlichen Gerichten abgeurteilt werden. Nun trat auch in Toskana unter militärischem und jesuitischem Einflusse und trotz des persönlichen Wohlwollens des Großherzogs eine tiefgreifende Reaktion ein, die nicht nur die Neuerungen, sondern auch die wohlthätigen Schöpfungen der früheren Zeit beseitigte. L. ging allerdings nicht mit der alten frohen Zuversicht, jedoch mit der alten so unermüdlichen und gewissenhaften Thätigkeit an das Restaurationswerk seines wirtschaftlich und sozial schwer geschädigten Landes heran. Aber er hatte kein Glück mehr, zwischen ihm und seinem Volke stand jetzt der österreichische Einfluß, ihm unlieb und unbequem, seinen Unterthanen verhaßt und unerträglich. Schon gegen die neue kirchliche Politik entstand laute Opposition im Lande, man wollte keine Modifikation des Leopoldinischen Systems, man ersah keine zwingende Notwendigkeit, das bisherige mit dem öffentlichen Leben gewissermaßen verwachsene Verhältnis zwischen Kirche und Staat zu ändern, unendlich lauter aber gab sich die Mißbilligung über die weltliche Politik kund, man begriff, daß der Großherzog die österreichische Occupation nicht habe verhindern können, wohl aber beschuldigte man ihn der österreichischen Vasallität und des daraus hervorgegangenen Verfassungsbruches. Bei aller Achtung vor den politischen wie vor den aus Gewissensskrupeln entspringenden Motiven, die beim Großherzog den Ausschlag gaben, ist es doch unleugbar, daß er in dieser zweiten Periode seiner Regierung einerseits erklärten Gegnern Waffen in die Hand gegeben, anderseits viele, die es mit dem Lande und der Dynastie ehrlich meinten, von sich entfernt hat. So vollzogen sich Ereignisse, die eine Lage schufen, welche für das toskanische Herrscherhaus verhängnisvoll werden mußte. Bei Ausbruch der Krisis von 1859 suchten sowohl Piemont wie die toskanischen Patrioten den Großherzog für die italienische Sache zu gewinnen, doch zu Piemont hatte L. wegen dessen Verhalten von 1848 kein Vertrauen, und so beschloß er neutral zu bleiben, weshalb er auch das Anerbieten eines österreichischen Hilfscorps entschieden ablehnte. Indessen wurde die Bewahrung der Neutralität von der piemontesischen Action in Toskana unmöglich gemacht, am 26. April forderte eine Massenbewegung in Florenz die Errungenschaften von 1848 und den Krieg gegen Österreich. Nach längerem Schwanken wollte sich L. zur Annahme des piemontesischen Bündnisses und der Wiederherstellung der Verfassung herbeilassen, als man aber zur ersten Bedingung des Übereinkommens seine Abdankung verlangte, war es mit des Großherzogs Schwanken zu Ende, er sah klar, wohin man zielte und vor dem versammelten diplomatischen Corps Protest einlegend, verließ er mit seiner Familie am 27. April unter sichtbarer Teilnahme der Einwohner die Hauptstadt des Landes, um sich über die Grenzen des letzteren nach Österreich zu begeben. Nach dem Frieden von Villafranca am 11. Juli 1859 dankte L. zugunsten seines ältesten Sohnes, des Erbgroßherzogs Ferdinand mittelst Abdikationsurkunde vom 21. Juli 1859 ab, doch änderte sich auch hierdurch nichts mehr im Gange der Ereignisse, durch welche Toskana nur wenige Monate später am 22. März 1860 auf Grund einer allgemeinen Volksabstimmung mit dem Königreich Sardinien vereinigt wurde.

L. hat sein Land wie wenige Fürsten geliebt,

fünfunddreißig Jahre lang sich mit Sorge und Mühe der Wohlfahrt desselben gewidmet und ist dann im Exil gestorben. Das Beste des toskanischen Volkes war Zweck und Ziel seines Denkens und Wirkens, selbstische Zwecke lagen ihm fern. Er hat Fehler gehabt und politisch schwere Irrtümer begangen, dennoch wird sein Andenken in Toskana vielfach gesegnet bleiben. Was seine Stellung untergraben, seinen Sturz herbeigeführt hat, war in höherem Grade als sein persönliches Thun und Lassen, eine jener großen Bewegungen im Völkerleben, aus denen sich gewaltsame Krisen entwickeln, deren Wendungen menschlicher Einwirkung entzogen bleiben.

Zu dem Aufschwung von Kunst und Wissenschaft während L.s Regierung bot seine belebende und fördernde Teilnahme erheblichen Anlaß, für die Hebung von Industrie und Handel hat er unablässig gesorgt, ansehnliche Kunstbauten verfügt, so wie zweckmäßigen Straßen- und Brückenbau angeordnet, doch die ersprießlichsten seiner Unternehmungen bleiben die von ihm eigens überwachte Bonification öder Landstriche und besonders die durch ihre persönlich geleitete, einsichtsvolle und energische Wiedergewinnung der ungesunden Sumpfgegenden zwischen der Meeresküste und dem westlich niedersteigenden toskanischen Hügellande, den sogenannten Maremmen, die noch im 15. Jahrhundert fruchtbar und bewohnt, bis zu L.s Eingreifen für kulturelle Zwecke verloren waren.

Bis zum November 1869 lebte L. auf seinen Besitzungen in Böhmen, dann begab er sich nach Rom und starb hier nach kurzer Krankheit am 29. Januar 1870 in seinem 72. Lebensjahre. Aus seiner zweiten Ehe hinterließ er vier Söhne und zwei Töchter, der älteste Sohn, geboren am 10. Juli 1835, hat als Ferdinand IV. die Großherzogliche Würde übernommen und sich am 11. Januar 1868 zum zweitenmale vermählt mit Prinzessin Alice von Parma, Tochter des verstorbenen Herzogs Karl III. von Parma; die erste Gemahlin Erzherzogin Anna, Tochter des verstorbenen Königs Johann von Sachsen starb den 10. Februar 1859 nach nur zweijähriger Ehe.

Vgl. A. v. Reumont, Geschichte Toskanas, 2. Teil, Gotha 1877; „Gothaer Hofkalender 1884“.

Lepanto (von den heutigen Griechen **Epaktos** genannt) ist die Hauptstadt einer gleichnamigen Eparchie der neugriechischen Nomarchie „Akarnanien-Ätolien“ und liegt nur sieben Kilometer nordöstlich entfernt von der schmalen Meerenge von Rhion. Allzeit durch seine strategische und merkantile Lage bedeutsam, kam dieser wichtige Hafenplatz (im griechischen Altertum als Naupaktos berühmt) i. J. 1407 in die Hände der Venetianer, die ihn als eine Hauptstütze ihrer damaligen Machtstellung auf den griechischen Westküsten so stark verschanzten, daß sie denselben erst am 26. August 1499 an die ungeheuere Übermacht der Truppen des türkischen Sultans Bajesid II. verloren. Zur Zeit der osmanischen Herrschaft der Mittelpunkt eines Sandschaks oder Paschaliks, ist L. endlich am 23. April 1829 bleibend in die Hände der Neugriechen gelangt. — Historisch berühmt ist L. vor allem durch eine mörderische Seeschlacht geworden, die in seiner Nähe zwischen den Flotten der Pforte und des christlichen Abendlandes ausgefochten wurde. Der Krieg, den Sultan Selim II. im Sommer d. J. 1570 gegen die Republik Venedig eröffnet hatte, rief bei den gefährlichen Erfolgen der Türken auf der Insel Cypern unter Antrieb des Papstes Pius V. noch einmal eine christliche Koalition gegen die Osmanen ins Leben, die zugleich gegen deren Vasallenstaaten, gegen die Corsarenherbergen Tunis und Algier, sich richtete. Spanien, damals von Philipp II. beherrscht, der Papst und Venedig schlossen endlich am 25. Mai 1571 ihren Vertrag ab, durch welchen des spanischen Königs Halbbruder Don Juan d'Austria (Karls V. natürlicher Sohn) den Oberbefehl erhielt. Aber erst gegen Ende September 1571 traf die verbündete Flotte im Hafen von Messina zusammen, als bereits zu Anfang August die Türken die cyprische Hauptfestung Famagusta zur Ergebung genötigt und dabei unerhörte Schandthaten verübt hatten: diese wenigstens sollten nun ausgiebig gerächt werden. Die verbündete Flotte bestand aus 77 spanischen, von vielen Granden und Alexander Farnese von Parma begleiteten, aus 6 maltesischen und drei savoyischen Galeeren, zusammen unter Don Juans Führung; dazu traten zwölf päpstliche Kriegsschiffe unter dem berühmten Marco Antonio Colonna, Herzog von Paliano, und 108 Galeeren und sechs Galeazzen der Venetianer unter dem Generalkapitän Sebastian Veniero. Als die Flotte mit 80,000 Mann Bemannung rasch ostwärts vorgehend den albanesischen Hafen Leguminiza erreichte, vernahm man, daß der türkische Kapudan-Pascha Munsinsade-Ali mit 300 Schiffen und 120,000 Mann bei L. vor Anker lag. Trotz der feindlichen Übermacht eilte der 26jährige spanische Held, die türkische Flotte unverweilt anzugreifen. Er begegnete ihr ziemlich weit westlich von L., nämlich am Eingange des Golfs von Patras, bei den der Mündung des Acheloos vorgelagerten Oxias- oder Curzolarischen Inseln. Am 7. Oktober 1571 kam es zu der mörderischen Schlacht, in welcher bald die verschiedenen Geschwader auf einer mehrere Kilometer langen Strecke mit einander in einer Reihe von erbitterten Einzelgefechten sich verbissen. Am wildesten tobte der Kampf, die glänzendsten Thaten wurden ausgeführt natürlich in der Nähe der beiden Admiralschiffe; endlich vermochte Don Juan das gewaltige Fahrzeug des Kapudan-Pascha zu entern, wo der türkische Flottenführer den Untergang fand. Mit Don Juans Begleitern, unter denen Alexander von Parma und der Dichter Miguel Cervantes sich auszeichneten, wetteiferten die anderen christlichen Nationen im Beweise heldenmütiger Tapferkeit. Don Juan wurde selbst verwundet, der venetianische Proveditore Barbarigo und sein Neffe Marino Contarini fielen. Erst gegen Abend entschied der Sieg sich für die Christen, als der Beglerbeg von Algier, Uludsch-Ali, auf dem rechten Flügel der Christen durchbrach und das Weite suchte. Die aufs Haupt geschlagenen Türken hatten volle 130 Schiffe und 30,000 Leute, die Christen nur 15 Galeeren und 8000 Mann eingebüßt. — Der gewaltige Sieg blieb aber ohne

alle politische Folgen; bei der Uneinigkeit, Unklarheit und politischen Unentschlossenheit der Verbündeten wurde der ungeheuere militärische Gewinn so gut wie gar nicht ausgenützt (nur die Befreiung von 15,000 Christensklaven ausgenommen). Die Pforte konnte ihre Flotte bald wieder herstellen und die Venetianer zu dem Abschluß des verlustvollen Friedens vom 7. März 1573 nötigen.

Lepelletier, Louis Michel, Graf von Saint-Fargeau, ein Charakter der französischen Revolution, geboren am 29. Mai 1760 zu Paris, war beim Ausbruche der Bewegung General-Advokat zu Paris und betrat 1789 als Abgeordneter des Adels die Versammlung der Reichsstände. Obwohl reich und dem hohen Adel angehörend, wurde er bald eifriger Anhänger der Revolution. Als sich Klerus und Adel mit dem dritten Stande zum National-Konvent vereinigt hatten, stimmte L. in der Sitzung vom 4. Juni 1790 für Abschaffung des Adels und seiner Privilegien. Er hatte dann im Auftrage des Konvents den Entwurf eines Strafgesetzbuches auszuarbeiten, das aber wegen seiner überaus harten Strafzumessungen für politische Vergehen, bei der Beratung desselben am 22. bis 23. Mai 1791 nicht angenommen wurde und erst während der Schreckenszeit des Konvents in der neuen Verfassung von 1793 zur Geltung kam. Im Prozesse des Königs stimmte er für Hinrichtung ohne Aufschub und Appell. Dies Votum war die Ursache seines Todes. Noch am Hinrichtungstage des Königs stieß ihn ein Soldat der früheren Garde, Namens Paris, in einem öffentlichen Lokale, nach Feststellung seiner Identität, nieder. Der Konvent dekretierte L. die Ehre des Pantheons und adoptierte seine einzige Tochter als Kind der Nation. Man veranstaltete ihm ein prachtvolles Begräbniß und nannte die Straße, wo der Mord geschah, nach seinem Namen. — Vgl. Mignet, Geschichte der französischen Revolution 1789—1814; v. Sybel, Geschichte der französischen Revolution 1789—1795, Bd. III, Düsseldorf 1860.

Lepelletier, Felice, Graf von Saint-Fargeau, des Vorigen jüngerer Bruder, geboren den 12. Juli 1769, war Adjutant des Prinzen von Lambesc, als dieser mit seinem Regimente Royal-Allemand am 12. Juli 1789 den folgenschweren Zusammenstoß mit dem Pariser Volke hatte. Anfangs heftiger Gegner der Bewegung, neigte er sich später, dem Beispiele seines Bruders folgend, revolutionären Gesinnungen zu und verwickelte sich sogar 1796 in die kommunistische Verschwörung Babeufs (s. d.), wurde indessen nach längerer Haft freigesprochen. Nach dem Attentat vom 24. Dezember 1800 gegen den ersten Konsul vom Spezialgerichtshofe, den Bonaparte, durch wiederholte Verschwörungen am Leben bedroht, eingesetzt hatte, zur Deportation verurteilt entkam er aus dem Gefängnisse und ging in die Schweiz, durfte aber 1805 nach Frankreich zurückkehren. Hier beschäftigte er sich mit staatswissenschaftlicher Journalistik. Während der hundert Tage von Dieppe in die Deputiertenkammer gewählt, begrüßte L. wie alle alten Jakobiner, die nun wieder auftauchten und dem ihren Dank bezeugten, der sie wieder ans Licht geführt hatte, Napoleon als den Retter des Vaterlandes, weshalb er von der zweiten Restauration 1816 von neuem verbannt wurde. Er wandte sich nach Frankfurt a. M., wo er seine publizistische Thätigkeit wieder aufnahm. Nach der Julirevolution kehrte er 1830 nach Paris zurück, wo er ganz zurückgezogen lebte und 1837 starb. Man hat von ihm eine Reihe politischer Broschüren, daneben den von ihm herausgegebenen litterarischen Nachlaß seines Bruders. — Vgl. Mignet, Geschichte der französischen Revolution und Wachsmuth, Geschichte Frankreichs im Revolutionszeitalter, Hamburg 1844.

Lerchenfeld, Maximilian Emanuel Freiherr v., bayerischer Minister und Gesandter, wurde als Sprößling einer schon im 12. Jahrhundert in Bayern urkundlich nachweisbaren Adelsfamilie am 16. November 1778 in Ingolstadt geboren. Auf dem Gymnasium und der Universität seiner Geburtsstadt ausgebildet, trat er 1802 in einem Augenblick in den bayerischen Staatsdienst, da Bayern begann, eine Reihe fremder Gebiete seinem Stammlande anzugliedern. Bei dem Prozesse der Verschmelzung der neuen Erwerbungen mit dem alten Gebiete entwickelte L. während der Jahre 1807—1816 eine umfassende und bei seinen reichen Kenntnissen und seiner biederen, wohlwollenden Gesinnung von Erfolg begleitete Thätigkeit als Zivilkommissar in Schwaben, in Ansbach, Nürnberg, Innsbruck und Würzburg. Als nach Montgelas Sturz im Februar 1817 ein neues Ministerium gebildet wurde, trat L. als Finanzminister in dasselbe ein und legte in dieser Eigenschaft den Grund zur Ordnung des bayerischen Finanzwesens, namentlich zu der neuen Gestaltung der Staatsschuldentilgung. Er nahm an der Ausarbeitung der Verfassungsurkunde, die im Mai 1818 veröffentlicht wurde, eifrigen Anteil, und seinem Einflusse ist es zu danken, daß das Konkordat mit dem römischen Stuhle als Anhang des Religionsediktes erklärt und damit diesem und mittelbar den einschlägigen Bestimmungen der Verfassung untergeordnet wurde. Gegen die Bestrebungen des Fürsten Metternich, die auf Beseitigung oder wenigstens möglichste Beeinträchtigung der süddeutschen Verfassungen und der in denselben den Landständen zugestandenen Rechte gerichtet waren, Bestrebungen, die auch im bayerischen Ministerium an dem Grafen Rechberg einen einflußreichen Gönner fanden, trat L. im Vereine mit dem Fürsten Wrede und dem Generaldirektor v. Zentner entschieden auf. Er setzte durch, daß die Karlsbader Beschlüsse, welchen auch Bayern zustimmte, mit dem Vorbehalt veröffentlicht wurden, daß sie nur so weit zu gelten hätten, als sie dem bayerischen Verfassungsrecht nicht widersprächen. Obwohl er bei diesen Vorgängen seine Haltung von dem Kronprinzen Ludwig gebilligt und unterstützt sah, wurde L. doch nach dessen Regierungsantritt (1825) aus dem Ministerium entlassen und zum Bundestagsgesandten in Frankfurt ernannt. Nachdem er noch einmal — vom Mai 1833 bis zum Dezember 1834 — Finanzminister gewesen, wurde er Gesandter in Wien, 1842 aber-

mals Bundestagsgesandter. Am 14. Oktober 1843 starb L. auf seinem Gute Heinersreuth. Sein am 30. Mai 1806 in Ulm geborener und am 10. Dezember 1866 verstorbener Sohn, Gustav Freiherr v. Lerchenfeld gehörte seit 1845 dem bayerischen Landtage an, in welchem er das Haupt der Opposition gegen das Ministerium Abel in den 1840er und im Verein mit seinem Freunde Graf v. Hegnenberg-Dux gegen das Ministerium von der Pfordten-Reigersberg in den 1850er Jahren war. Vom März bis zum Dezember 1848 verwaltete er zuerst das Ministerium der Finanzen, dann jenes des Innern. In den 1860er Jahren war L. einer der eifrigsten Führer der sogen. großdeutschen Partei im bayerischen Landtage.

Lerma, Francesco Gomez de Sandoval y Royas, Marquis von Denia, Herzog von. Der vornehmen Familie Sandoval entstammt, war der Marquis von Denia ganz unbegütert, als er zum Oberstallmeister des Infanten Philipp ernannt wurde. Er allein zeigte diesem am Hofe Philipps II. Ehrerbietung und half ihm bisweilen in finanzieller Not ab, was ihm dessen Dankbarkeit erwarb. Der König behandelte ihn ungnädig und sandte ihn in eine Art Verbannung, indem er ihm die Verwaltung der Provinz Valencia übertrug, die Minister verfolgten ihn. Dieses Martyrium für den Infanten wurde überreich belohnt, sobald derselbe als Philipp III. am 13. September 1598 den spanischen Thron bestieg. Sofort überließ er Denia die Geheimschlüssel, erklärte ihn zum Mitgliede des Staatsrates, schenkte ihm ein Einkommen von 40,000 Dukaten und erhob ihn bald zum Herzoge von Lerma. Er überließ ihm alle öffentlichen Geschäfte, L. wurde unumschränkter Herr des Reichs, machte die Kardinäle, vergab alle Würden, verteilte weltliche und geistliche Einkünfte, verfügte selbst über die wichtigsten Angelegenheiten des Staates und unterrichtete den Staatsrat nur von geringeren Dingen; Philipp legte L.s Unterschrift dieselbe Bedeutung bei wie der eigenen. Unumschränkter als je der Großvezier eines Sultans, war L. voll Eifersucht auf seine Gewalt, verbat sich selbst von der Königin jegliche Einmischung in politische Angelegenheiten, wurde Mund und Hand Philipps III., der ihm blind vertraute und gehorchte, und doch besaß er keinerlei Befähigung für seine Stellung. Er war ganz ungebildet, unwissend und ohne Kenntnis von den Dingen, die er fast allein verwaltete, ohne feste Anschauungen und Pläne, ohne Stetigkeit; der geringste Widerspruch machte ihn wütend, die plumpste Lobhudelei gefiel ihm, was die Gesandten und jeder Stellensucher tüchtig ausbeuteten. Dabei war er „der größte Dieb Spaniens", bestahl den armen aus tausend Wunden blutenden Staat auf alle Weise, frönte der gemeinsten Habsucht und brachte es dahin, daß er 1611 ein Jahreseinkommen von 700,000 Scudi besaß, während seine Kostbarkeiten auf sechs Millionen Dukaten geschätzt wurden. War der Staatsschatz so geplündert, daß Philipp Geld dafür brauchte, so schossen es L. und seine Kreaturen, unter fremden Namen, mit Wucherzinsen vor; manches von seinem Raube trat er der Kirche ab, mit der gut zu stehen ihm sehr wichtig war und die er darum sehr begünstigte; unter ihm stiegen ihre jährlichen Renten auf acht Millionen Dukaten. Seine Familie wurde mit Würden und Geldern ausgestattet, seine Günstlinge führten ein glänzendes Dasein, während Beamte und Soldaten jahrelang unbezahlt blieben, die Münze verschlechtert und ein teilweiser Staatsbankrott gemacht wurde; durch unwürdige Leute wie Calderon und Franqueza wirkte L. auf Philipp ein, niemand ohne sein Wissen zu ihm lassend; aus Privatinteresse veranlaßte er 1600 die unsinnige Verlegung der Residenz von Madrid nach Valladolid. L. war grenzenlos verhaßt bei Adel und Volk, nur der Klerus hielt zu ihm. L. wurde im Mai 1602 Polizeipräsident von Madrid, dann Intendant aller königlichen Schlösser und Parks, im März 1603 General der gesamten spanischen Kavallerie mit 12,000 Dukaten Gehalt und in demselben Jahre vom Könige mit einer Erbschaft, die eine eben solche Rente abwarf, ausgestattet; im Februar 1604 erhielt er das Monopol der Thunfischerei an den Küsten Valencias und von den dortigen Cortes ein Geschenk von 15,000 Dukaten, im September d. J. von Philipp ein solches von 80,000 Dukaten; dies ging in der Folge so weiter, L. kaufte sich in Spanien die großartigsten Besitzungen. Um seine Machtstellung zu vererben, setzte er seinen ältesten Sohn, den Herzog von Uzeda, in der Gunst Philipps fest und führte ihn in die geheimsten Geschäfte ein; seinen eigenen Beichtvater gab er Philipp zum Gewissensrate und entfernte aus einflußreichen Stellen alle, die nicht seinem Willen gehorchten. Unheilbar verkam Spanien unter L.s Regimente, das Elend spottete aller Beschreibung, Ackerbau, Industrie und Handel lagen am Boden, rapid nahm die Population ab, die Kriege gegen England und Holland fielen unglücklich und ruhmlos aus. Stets mit der kirchlichen Partei eng verbunden, beschloß L. die Vertreibung der Moriscos und trieb unter den schändlichsten Vergewaltigungen 1609—1611 mindestens ½ Million der fleißigsten und thätigsten Unterthanen aus Spanien. Bald hörte dieses auf, eine Großmacht zu sein. L. aber und die Seinen bereicherten sich gewaltig am Raube der Moriscos. Da L. den allgemeinen Haß kannte, der sich gegen ihn angesammelt hatte, erbat er nach dem Ableben der Herzogin von Paul V. den Kardinalshut und erhielt ihn 1618; er hoffte, damit seine Zukunft gesichert zu haben. Aber seine neue Stellung störte gerade das vertraute Verhältnis zwischen Philipp III. und L.; sein eigener Sohn, den er zum Erben seiner Allmacht auferzogen hatte, untergrub aus Ehrsucht seinen Einfluß und entfremdete ihm den schwachen Monarchen; L. suchte den Thronfolger für sich zu gewinnen, aber der Herzog von Uzeda benützte dies, um den Vater bei Philipp zu verleumden. Philipp befahl L. in einem eigenhändigen Briefe, den Hof zu verlassen, aber erst nach Wiederholung dieses Befehls zog sich der Gestürzte im Oktober 1618 auf seine Güter zurück, während Uzeda erster Minister wurde und seine Ämter überkam. 1621 starb Philipp, und die öffentliche Gereiztheit brach so mächtig

gegen L. aus, daß Philipp IV. eine gerichtliche Untersuchung über sein Benehmen anordnete; dieselbe bewirkte die Verurteilung seiner rechten Hand, Calderons, zum Tode, während er selbst dem Staatsschatze eine bedeutende Summe restituieren mußte und empfindliche Einbußen erlitt. L. starb 1625. — Vgl. M. Philippson, Heinrich IV. und Philipp III. Die Begründung des französischen Übergewichtes in Europa. 1598—1610. 3 Teile. Berlin 1870—1876; Derselbe, Westeuropa im Zeitalter von Philipp II., Elisabeth und Heinrich IV., Berlin 1882.

Lesbos (bei den Osmanen das **Liva Midüllü** genannt), eine reiche und schöne griechische Insel an der Westküste Kleinasiens (gegenüber den Golfen von Adramyti und von Tschandarlyk), 1700 Quadratkilometer groß, mit jetzt 64,000 Einwohnern, und ein Teil des asiatischen Vilajets Dschesair (Provinz der noch der Pforte gehörenden Inseln des Ägäischen Meeres) gehörte bis 1358 zum byzantinischen Reiche, wurde damals durch den Kaiser Johann V. Paläologos seinem Freunde und Schwager, dem Genuesen Francesco Gattilusio als Lehensfürstentum überlassen, und blieb in den Händen dieser italienischen Familie bis 1462, wo der Sultan Mohamed II. auch diese Insel unter Strömen Blutes erobern ließ. Seitdem ohne Geschichte, ist sie hier nur deshalb zu nennen, weil bei der lesbischen Stadt Eresos die griechische Marine des Unabhängigkeitskrieges am 8. Juni 1821 durch vollständige Zerstörung einer großen türkischen Fregatte von 84 Kanonen den Osmanen die Furchtbarkeit ihrer Brandschiffe zuerst praktisch zeigte.

Leschjanin, Milojko, serbischer General, 1833 geboren, auf der Militärakademie zu Belgrad, in Berlin und Paris ausgebildet, später selbst Direktor der genannten Anstalt, hatte 1873 in dem kurzlebigen Ministerium Ristic das Portefeuille des Krieges inne und erhielt 1876 als Oberst das Kommando des Timokcorps. An der Spitze desselben focht er tapfer, aber wenig glücklich und hatte es nur der Unthätigkeit des ihm gegenüberstehenden Osman Pascha zu danken, daß er bei den Angriffen, welche er im Juli gegen diesen unternahm und bei denen er stets blutig zurückgewiesen wurde, unbeschädigt davon kam. Als darauf die Timoklinie aufgegeben ward, wurde er dem Höchstkommandierenden, General Tschernajew, mit welchem er sich nie hatte vertragen können, direkt unterstellt; auch im Avancement übergangen, legte er damals Hand an sich selbst, genas aber bald und erhielt im Oktober ein anderes Kommando. Als im folgenden Jahre Serbien in Rußlands Kampf gegen die Türkei eintrat, erhielt L. das Kommando des Morawa-Corps, mit welchem er am 11. Januar 1878 Nisch nahm. Als die Friedensunterhandlungen begannen, ward er mit mehreren diplomatischen Missionen betraut. Am 31. Oktober 1880 wurde er in dem neugebildeten Ministerium Pirotschanac zum zweitenmale Kriegsminister und brachte den Entwurf des neuen serbischen Wehrgesetzes ein, legte aber sein Portefeuille im Februar 1882 nieder, ehe jenes zustande kam. — Vgl. v. Löbell, Jahresberichte über Militärwesen für 1876 ff., Berlin.

Lescure, Louis-Marie, Marquis de, am 13. Oktober 1766 aus vornehmer Familie des Poitou geboren, ein namhafter Vendéekämpfer, erhielt, als nach Cathelineaus Tode d'Elbée Ende Juli 1793 zum Oberbefehlshaber der königlich Gesinnten gewählt war, das Kommando der Division des westlichen Poitou. Dem anfänglichen Waffenglück der Royalisten folgte bald Mißgeschick; die größere Energie, welche der Konvent seit Anfang September an die Niederwerfung der Erhebung setzte, führte aber bald zu Niederlagen und veranlaßte die Vendéer, den Kriegsschauplatz auf das linke Loireufer zu verlegen. Auf dem Wege dahin erhielt L. am 15. Oktober bei La Tremblaye eine tödliche Wunde, welcher er, von seinen Gefährten auf ihrem Rückzuge nach der Bretagne mitgenommen, am 3. November zwischen Ernée und Fougères an der Grenze der Departements Mayenne und Ille-et-Villaine erlag. Seine Witwe, welche sich später mit seinem Waffengefährden La Roche Jaquelein (s. d.) vermählte, gab 1817 ihre Denkwürdigkeiten heraus.

Lesdiguières, François de, Connétable von Frankreich, geboren 1543, wurde schon 1575 als ein noch junger, aber höchst einsichtiger und tapferer Edelmann der Dauphiné zum Anführer des reformierten Heeres gewählt. Er vereinte wissenschaftliche Bildung mit den praktischen Eigenschaften eines scharfsinnigen Soldaten. Im Dienste Heinrichs IV. bewältigte er die Landschaften von Languedoc und Guienne, entriß 1591 der Ligue Grenoble und unterwarf die Dauphiné, dann eroberte er 1600 ganz Savoyen und zwang es im Frieden von 1601 zu bedeutenden Gebietsabtretungen. Als die Reformierten 1621 infolge der Entziehungen ihrer Priviligien den ersten Religionskrieg begannen, führte Ludwig XIII. ein starkes Heer ins Feld und beschloß, der besseren Kriegführung halber, die Connétable-Würde, welche im Kriege der Gewalt einer altrömischen Diktatur fast gleich kam, neu zu besetzen. L. wurde hierfür in Aussicht genommen, falls er sich von seinen Glaubensgenossen lossagen wolle. Er trat wirklich zum katholischen Glauben zurück und erhielt nun das hohe Amt eines Connétables. Als solcher pacifizierte er mit gewohnter Raschheit das ganze südliche Frankreich, ebenso glücklich operierte er im Genuesischen Feldzuge von 1625, mittelst dessen Kardinal Richelieu seine politische Laufbahn eröffnete. Bereits im folgenden Jahre starb L. Nach seinem Tode hob Ludwig XIII., gemäß Richelieus Entwürfen, vornehmlich die Monarchie zu stärken, beide oberste Reichswürden, die des Connétables und des Admirals von Frankreich, welche gleichsam das königliche Ansehen teilten, durch Edikt von 1627 für immer auf. L., obwohl habsüchtig und über die Maßen ehrgeizig, gehört doch entschieden zu den ersten Feldherren Frankreichs. Königin Elisabeth von England sagte, wenn Frankreich zwei L. hervorgebracht hätte, so würde sie den König um einen bitten! — Vgl. E. A. Schmidt, Geschichte von Frankreich (Hamburg 1848), Bd. III; „Mémoires de Bassompierre“ (Amsterdam 1723), 4 Bde.

Leslie, Walther Graf, kaiserlicher Feldmarschall und Diplomat, geboren 1606, gestorben

am 3. März 1667. Er stammte aus dem schottischen Geschlechte der Herrn v. Balquhaine oder Balquhane und zwar aus der dritten Ehe seines Vaters John Leslie, des zehnten Barons v. Balquhaine in der Grafschaft Aberdeen. 1631 zog er nach Deutschland unter die Fahne des Herzogs von Friedland, als dieser im Spätjahre sein zweites Generalat antrat, und diente im Infanterieregimente des Schwagers Wallensteins, Grafen E. Trczka (Terzka) als Oberstwachtmeister, zunächst als es galt (Frühjahr 1632), die Sachsen aus Böhmen hinauszudrängen und dann vor Nürnberg gegen den Schwedenkönig. Nach tapferster Gegenwehr wurde bei Burgtann (August 1632) L. mit dem ranghöheren Landsmann Gordon vom übermächtigen Feinde gefangen genommen und später ohne Lösegeld freigegeben. Im Winter des Jahres 1632—33 und auch in der Folgezeit lag L. in Eger beim Besatzungscorps und machte dann im Herbste den Zug nach Ostfranken mit. Anfangs 1634 begann schon die engere Beziehung zwischen L. und Piccolomini, welche allerdings nicht hinderte, daß L. so gut wie die andern den ersten Pilsner Revers vom 12. Januar unterzeichnete. L. befand sich in Eger, als Wallenstein von Pilsen den verhängnisvollen Marsch dorthin antrat, und erhielt von Gallas die Weisung, den längst geächteten Generalissimus dort nicht aufzunehmen, während ihm der Hauptfaktor in der historischen Tragödie Wallensteins, Piccolomini, Ratschläge zukommen ließ, welche den achtundzwanzigjährigen L., den „nachdenklichen“ (cogitabundus), wie ihn ein gleichzeitiger Bericht nennt, zu den äußersten Maßnahmen ermunterten. L. ritt dem Herzoge von Friedland entgegen und traf den Gichtkranken in seiner Sänfte nahe dem Städtchen Plan (24. Februar). In der nach der Egerer Katastrophe auf kaiserlichen „Befehl“ gedruckten Apologie der Mörder Wallensteins ist von den geheimen Eröffnungen die Rede, welche der letztere auf dem Wege nach Eger gegen L. gemacht habe, und ebenso wird darin der zweiten Unterredung gedacht, zu der L. noch am Abende des 24. Februar von Wallenstein sei beschieden worden. Daraus sollten die hochverräterischen Pläne des Generalissimus erhellen. Bei der Bluthat des 25. Februar, welche an Trczka, Ilow und Kinsky und dann an Wallenstein vollzogen wurde, spielte L. eine Hauptrolle. Er war auch der Bote des Geschehenen am 27. Februar nach Pilsen, wo er mit dem kaiserlichen Bevollmächtigten, Caretto di Grana, am 28. d. M. zusammentraf, diesem ungemein imponierte und bald auch zu Wien den Lohn für seine Bemühungen empfing. L. erhielt im März die Kämmererwürde, ein Regiment, die Hauptmannschaft der Leibgarde des König-Thronfolgers Ferdinand (III.) und den Titel eines Hofkriegsrates nebst der trczkaschen konfiszierten Herrschaft Neustadt an der Mettau. Damals muß auch sein Übertritt vom Calvinismus zur katholischen Religion stattgefunden haben. — Obschon wir in den weiteren Kämpfen der Kaiserlichen mit den Schweden nichts Hervorragendes von den Kriegsthaten L.s aufgezeichnet finden, stand er doch so hoch in der Wertschätzung des Kaisers, daß dieser, kurz vor seinem Tode, das Gesuch L.s um die Reichsgrafenwürde vom 15. Januar 1637 noch am selben Tage in der schmeichelhaftesten Weise zustimmend erledigte. Doch wurde das Grafendiplom erst unter dem neuen Kaiser Ferdinand III., am 22. April 1637, ausgefertigt. Als „General“ focht L. unter dem Oberkommando Savellis bei Rheinfelden und Breisach (Februar und Oktober 1638); 1639 (März Mai) in Sachsen und Böhmen gegen Banér. 1640 übernahm er eine kaiserliche Mission nach Neustadt in Franken, allwo Erzherzog Leopold Wilhelm und Graf Stadion mit Herzog Ernst von Sachsen-Weimar einen Waffenstillstand zu vereinbaren suchten, und 1641 eine solche nach Eger und Regensburg. 1645 bewirkte L. in Rom die Zusicherung päpstlicher Subsidien an den Kaiser im Betrage von 20,000 Kronen und brachte aus Neapel von der spanischen Regierung 100,000 Kronen Hilfsgeld mit. — 1650 wurde er nach dem Tode des Hofkriegsratspräsidenten, Grafen Heinrich v. Schlick, dem Nachfolger desselben im Amte, Fürsten W. Eus. Lobkowitz (s. Art.) als Vizepräsident beigegeben (Januar), im Juli aber zum „General der steirischen, kroatischen und windischen“ (oder Warasdiner) Grenzwehren mit Feldmarschalltitel ernannt. Im Dezember dieses Jahres begab er sich nach Petrie und befestigte es in erfolgreicher Weise. Seit 1652 lebte er in Wien und wurde 1655 kaiserlicher Geheimrat. Da seine Ehe mit Anna Franziska, Tochter des Fürsten Max v. Dietrichstein kinderlos blieb, so verschaffte er 1662 seinem Bruder, Alexander L. die Grafenwürde und setzte in seinem Testamente vom 27. Mai 1663 den Erstgeborenen desselben, Jakob L., Oberstlieutenant (1664 Oberst) in der kaiserlichen Armee, zum Universalerben seiner Güter als Fideikommisses ein, unter welchen wir auch die steierische Herrschaft Pettau vorfinden. — Den Schluß seiner Lebensthätigkeit bildet die prunkvolle Großbotschaft an den Sultan im Jahre 1665, zu der er sich nach Empfang des goldenen Vließes entschloß. Im September traf L. in Konstantinopel ein, den 27. März 1666 hielt er seinen Einzug in Wien, mit den reichen Ehrengaben der Pforte an den Kaiser, selbst auch sehr ausgiebig beschenkt. In seiner geheimen Relation handelte er vom Niedergang des türkischen Kriegswesens. Den 3. März 1667 erlag er dem Fieber, dessen Keim er mit sich gebracht. — Litt.: William Leslie, Laurus Leslaeana (Graz 1692); Col. Charles Leslie, Historical records of the family of Leslie (Edinburg 1869). Die gesamte Wallensteinlitteratur, insbesondere Förster, Hurter, Dudik, Ranke, Hallwich und vor allen dessen maßgebenden Artikel in der „Allg. deutschen Biogr.“ XVIII (1883), S. 437—444; Paulus Tafferner, Caesarea legatio, quam . . . ad portam Ottomanicam suscepit, perfecitque Walterus Comes de Leslie (Wien 1672); Adam Wolf, Drei diplomatische Relationen aus der Zeit Kaiser Leopolds I. (Arch. f. „K. österr. Gesch.“ Bd. XX, Wien 1859; d'Elvert, Beiträge zur Geschichte der böhmischen Litteratur, insbesonders Mährens im 17. Jahrhunderte, 4. Abteil. (Bd. XXIII der „Schriften der historischen statistischen Sektion der k. k. mähr.-schles. Gesch. zur

Beförderung des Ackerbaues, der Natur- und Landeskunde") Brünn 1878 (S. 75, 185, 235, 262, 290, Auszüge aus dem Hofkammerarchiv). Vgl. auch Wurzbach XV, S. 13.

Lesseps, Ferdinand, Vicomte de. Am 19. November 1805 in Versailles geboren, wählte L. die diplomatische Laufbahn, wurde 1825 Attaché des französischen Generalkonsuls in Lissabon, diente 1827—1828 in der Handelsabteilung des Ministeriums des Äußeren, wurde am 19. Oktober 1828 Konsulélève und bald Attaché des Generalkonsuls in Tunis. Nach der Einnahme von Algier erfüllte er bei dem Marschall Clausel eine Mission inbezug auf die Unterwerfung der Provinz Constantine, ging 1831 im Auftrage seiner Regierung nach Ägypten, wo er bis 1833 als Konsulélève und Vizekonsul fungierte, wurde am 12. November 1833 Konsul 2. Klasse in Kairo und führte zweimal die Geschäfte des Generalkonsuls; während der Pest, die Alexandria verheerte, leistete er so vorzügliche Dienste, daß er 1836 das Kreuz der Ehrenlegion erhielt. Am 1. Mai d. J. abermals mit der Vertretung des Generalkonsuls und der diplomatischen Agentur in Ägypten betraut, wußte L. in den schwierigsten Zeitläufen den französischen Einfluß zu wahren, erwirkte von Ibrahim Pascha kräftige Unterstützung der syrischen Christen und trug zur Wiederherstellung freundlicher Beziehungen zwischen dem Vizekönige Mehemed Ali und Mahmud II. bei, worauf er in Urlaub nach Paris ging. Am 17. Juli 1838 wurde er Konsul in Rotterdam, am 8. Juli 1839 in Malaga und am 24. Mai 1842 in Barcelona. Als wenige Monate nach seiner Ankunft daselbst diese Stadt durch den Generalkapitän van Halen bombardiert wurde, traf L. so geschickte Maßregeln für die Sicherheit seiner Landsleute und gewährte auf den Staatsfahrzeugen bedrohten Spaniern so unparteiisch Zuflucht, that so unermüdlich alles, um das Schlimmste von der volkreichen Stadt abzuwenden, und scheute so wenig irgendeine persönliche Gefahr, daß er die Hochachtung von jedermann erwarb. Er wurde am 20. Dezember 1842 Offizier der Ehrenlegion und erhielt von Sardinien, den Niederlanden, Beiden Sicilien, Schweden Orden, von anderen Staaten Anerkennungsschreiben, von Isabella II. das Commandeurkreuz I. Klasse des Ordens Karls III.; die Handelskammer von Barcelona richtete an ihn öffentliche Danksagungen und stellte seine Marmorbüste in ihren Sitzungssaal, die französische Kolonie daselbst ließ zu seinem Gedächtnisse eine goldene Medaille prägen, u. s. w. Als sich das Gerücht von der Abdankung Mehemed Alis verbreitete, wurde L. im August 1844 an der Stelle von Lavalette (s. d.) nach Alexandria gesandt, kehrte aber alsbald nach Barcelona zurück, wo er am 26. Januar 1847 Generalkonsul wurde. Infolge der Februarrevolution am 25. März 1848 abberufen, wurde er am 10. April 1848 in Madrid als außerordentlicher Gesandter und bevollmächtigter Minister der französischen Republik accreditiert, teilte am 27. September d. J. dem spanischen Minister des Auswärtigen seine Ernennung offiziell mit und verhandelte in dieser Stellung mit Erfolg wegen eines Postvertrags behufs Ermäßigung des Portos. Am 10. Februar 1849 durch den Prinzen Napoleon ersetzt, erhielt er am 2. Mai d. J. das Großkreuz des Ordens Isabellas der Katholischen. Zum Gesandten in Bern ausersehen, mußte er statt dessen am 8. Mai in außerordentlicher Mission nach Rom abgehen. Hier suchte er ein freundliches Einvernehmen mit Frankreich anzubahnen und gewann im Verkehr mit den Römern günstigere Ansichten von ihnen und der Lage, als es der Regierung in Paris angenehm war; er wollte den Frieden, sie aber den Krieg; so arbeitete er ihr geradezu entgegen und wurde wegen Überschreitung seiner Instruktion abberufen. Seine Antwort war die Depesche vom 7. Juni 1849, worin er im Hinblick auf seine Dienstjahre seine Stellung zur Disponibilität verlangte; auch rechtfertigte er sich durch die Broschüren „Ma mission à Rome mai 1849" und „Réponse au Ministère et au Conseil d'Etat".

Auf eine Einladung des Vizekönigs Said Pascha hin begab sich L. im Oktober 1854 nach Ägypten, wo der Plan der Durchstechung der Landenge von Suez bei ihm zur Reife gedieh. Said war ungemein dafür eingenommen und besprach mit ihm genau die hochwichtige Angelegenheit; in seinem Auftrage veranstaltete L. 1855 in Paris eine Versammlung der berühmtesten Ingenieure Europas; er reiste nach Konstantinopel und erlangte nach manchem Bedenken des mißtrauischen Sultans seine Einwilligung zum Durchbruche des Isthmus. In der Schrift „Percement de l'isthme de Suez. Exposé et documents officiels" (Paris 1856, seitdem mehrere Auflagen) wies er die Durchführbarkeit des Unternehmens und seinen eminenten Nutzen nach, und es gelang ihm, die Geschäftswelt Frankreichs, Italiens und Österreichs davon zu überzeugen. 1856 zum Dirigenten des Kanalbaues ernannt, widmete sich L. demselben ganz und gar, mißachtete und überwand alle Hemmnisse, besonders auch die von Englands Eifersucht bereiteten diplomatischen Schwierigkeiten, wie alle Zweifel und Anklagen seiner Gegner, forderte im Januar 1858 zu Geldzeichnungen auf, die in Frankreich allein 200 Millionen Frs. ergaben, gründete eine Baugesellschaft und begann das Riesenwerk, seit Februar 1859 wieder in Ägypten weilend. Mit Saids Tod drohte dem Unternehmen Stillstand, sein Nachfolger Ismail schien sich wenig dafür zu erwärmen, und die Fellahs wurden zur Baumwollenzucht gebraucht, anstatt für die Compagnie am Kanal zu arbeiten. Die Compagnie trat mit dem Vizekönige in Unterhandlungen, beide Teile unterbreiteten ihre Angelegenheit dem Schiedsspruche Napoleons III., der im August 1864 eine Übereinkunft herbeiführte. Von neuem begannen die Arbeiten, und am 15. August 1865 konnte das erste Kauffarteischiff vom Mittelländischen in das Rote Meer durch den Kanal von Suez fahren. Allmählich verbreiterte sich infolge beispielloser Anstrengungen und Einrichtungen das Bett des Kanals, und wiederholt passierten ihn Fahrzeuge. L. erhielt die Erlaubnis zu einer neuen Subskription, die nochmals 100 Millionen Frs. einbrachte, und nach zehnjähriger Arbeit war am 15. August 1869 das grandiose Werk, das L.

unsterblich macht, vollendet. Mit großem Pompe fand am 17. November d. J. die Inauguration des Kanals in Gegenwart des Kaisers von Österreich, der Kaiserin der Franzosen und des Kronprinzen von Preußen statt; die ganze Welt schaute auf L. und Suez. Er aber heiratete in Ismaïlia am 25. November trotz seiner 64 Jahre eine blutjunge Creolin englischer Herkunft, Fräulein Autard de Bragard. Seit 21. März 1866 Commandeur, erhielt er am 20. November 1869 mit Überspringung eines Grads das Großkreuz der Ehrenlegion. 1875—1877 veröffentlichte er (Paris drei Bände) „Lettres, journal et documents à l'histoire du canal de Suez". Im Februar 1870 verlieh ihm die Geographische Gesellschaft von Paris den „Preis der Kaiserin" von 10,000 Frs., er aber wies ihn ihrer Expedition nach dem inneren Afrika zu. Die City von London ernannte L. zum Ehrenbürger, und im Juli 1873 nahm ihn die französische Akademie der Wissenschaften als freies Mitglied auf. Auf der internationalen Konferenz in Konstantinopel wegen des Suez-Kanals sträubte sich L. lebhaft gegen die Höhe der Taxen (Dezember 1873), aber umsonst; seine Drohung, den Kanal ganz zu schließen, lautete den Großmächten gegenüber naiv, und er fügte sich murrend im April 1874. L. beschäftigte sich mit einem Eisenbahnprojekte für Zentralasien und riet der russischen Regierung, die fast 4000 Kilometer lange Strecke von Orenburg nach Peshawar in Britisch-Indien zu bauen, was freilich unterblieb. Seit 1880 sann der eminente Ingenieur auf die Durchstechung des Isthmus von Panama und nahm die Arbeiten am 1. Januar 1884 in Angriff; eine Aktiengesellschaft hat sich gebildet.

Vgl. Berteaut, Ferdinand de Lesseps et son oeuvre, Paris 1875.

L'Estocq, Johann Hermann, Reichsgraf von. Am 29. April 1692 in Celle als Sohn eines französischen Réfugié, der Wundarzt war, geboren, erwarb sich L. sein Brot als Barbier, ging aber 1713 nach St. Petersburg, wo er bei Peter I. Wundarzt wurde, besuchte 1716 mit Katharina Holland, wurde aber wegen rücksichtslosen Benehmens von Peter 1718 nach Kasan verbannt. Von hier rief ihn Katharina I. zurück; er wurde Leibchirurg bei ihr und der Großfürstin Elisabeth, der er 1730 nach Peters II. Tod vergebens den Thron zu verschaffen suchte. Erst 1741 unter der Regentschaft Anna Leopoldownas gelang ihm dies durch seine unermüdliche Rührigkeit und die Unterstützung der Preobrashenskischen Garde. Er übte auf Kaiserin Elisabeth den mächtigsten Einfluß, wurde unter ihr Wirklicher geheimer Rat, erster Leibarzt und Generaldirektor der medizinischen Kanzlei, blieb aber stets ein hohler Glücksritter. Ebenso entschieden für Frankreich und Preußen wie gegen Großbritannien und Österreich, lag er in steter Fehde mit allen Ministern und Beamten und suchte sie durch niedrige Intriguen zu stürzen. Kaiser Karl VII. erhob ihn zum Reichsfreiherrn und 1744 zum Reichsgrafen, nachdem er schon polnischer Graf geworden war; fast alle wichtigen Angelegenheiten Rußlands gingen durch seine unkundigen Hände. Da er aber seit Jahren engstens an Peter Feodorowitsch, dem Thronfolger, hing, so wurde er Elisabeth verdächtig, seine Feinde nährten ihren Argwohn, L. wurde auf Antreiben seines Todfeinds Bestushew-Rjumin (s. d.) am 17. November 1748 verhaftet, aller Ämter und Ehren entkleidet; seine Güter wurden konfisziert, er erhielt die Knute, wurde 1750 nach Uglitsch und 1753 nach Ustjug-Weliki verbannt. Von hier rief Peter III. den 70jährigen Greis 1762 zurück, um ihm alle Güter und Ehrenstellen zurückzugeben, ohne ihm ein Dienstamt zu übertragen. Katharina II. beließ ihm seinen Gehalt von jährlich 7000 Rbl., hielt ihn aber sorglich von allen Geschäften fern. Kinderlos starb der einstige Günstling am 13. Juni 1767 in St. Petersburg.

L'Estocq, Anton Wilhelm, preußischer General der Kavallerie, am 16. August 1738 zu Celle geboren, hatte sich im Siebenjährigen Kriege, bei der holländischen Expedition von 1787 und in den Rheinfeldzügen als tüchtiger Soldat erwiesen; das Jahr 1807 gab ihm Gelegenheit, zur Herstellung der geschädigten preußischen Waffenehre das Seinige beizutragen und sich, mit Scharnhorst zur Seite, auch in höherer Stellung zu bewähren. Als Kommandeur der Truppen in Ostpreußen hatte er an den Herbstereignissen von 1806 nicht teilgenommen; erst als es sich um die Weichsellinie handelte, trat er in Thätigkeit. Er mußte jene freilich räumen, that es aber fechtend und mit Ordnung, flößte seinen Truppen Vertrauen zu sich selbst und dem Feinde Achtung vor ihnen ein und bestand bei Eylau (s. d.) glänzend die Probe. Nachdem er bis zu Ende des Krieges den Oberbefehl der mit den Russen unter Bennigsen vereinten preußischen Streitkräfte geführt hatte, ward er Gouverneur von Berlin, mußte diesen Posten nach Schills Auszuge aufgeben und starb dort am 1. Januar 1815. — „Allgem. deutsche Biographie", 18. Bd., Leipzig 1883.

Lestwitz, Johann George, preußischer General, 1688 in Schlesien geboren, nach der am 22. November 1757 verlorenen Schlacht bei Breslau (s. d.) zum Gouverneur dieser Stadt ernannt, übergab dieselbe schon am 24. desselben Monats den Österreichern, wurde dafür kriegsrechtlich abgeurteilt und starb am 27. Juli 1767 zu Berlin „im Stadtarrest zwischen Koch- und Zimmerstraße". — Sein Sohn, Hans Sigismund, am 19. Juni 1718 zu Kontop im Kreise Grünberg geboren, brachte den Namen wieder zu Ehren, indem er in der Schlacht von Torgau am 3. November 1760 als Major im Infanterie-Regiment Alt-Braunschweig an der Spitze einer von ihm aus Versprengten gesammelten Heeressäule durch einen Flankenangriff das Vorgehen Zietens gegen die Siptitzer Höhen wirksam unterstützte und dadurch wesentlich zu dem endgültigen Erfolge des Tages beitrug. „L. hat die Monarchie gerettet", sagte König Friedrich, als er ihm das Gut Friedland im Ober-Barnim verlieh. Als L. der Sohn dort einzog, durfte L. der Vater, aus seiner Haft beurlaubt, an der Feier des Tages teilnehmen. Jener starb als General außer Dienst am 16. Februar 1788 zu Berlin. — Vgl. „Allgem. deutsche Biographie", 18. Bd., Leipzig 1883.

Leszczynski, Stanislaus, König von Polen in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts; s. den Art. „Stanislaus".

Le Tellier, Michel, französischer Großkanzler und Staatsminister, geboren den 19. April 1603, war seit 1623 Mitglied des Großen Rates und ging 1629 als Intendant zur Armee nach Italien, wo er mit dem damals noch im päpstlichen Militärdienste stehenden, späteren Kardinal Mazarin bekannt wurde. Nach seiner Rückkehr 1631 zum Prokurator beim obersten Kassationshofe ernannt, bekleidete er demnächst die Würde eines der zwölf von Mazarin kreierten Requetenmeister (maîtres des requêtes du conseil privé). In dieser Stellung wurde ihm nebst dem Kanzler Seguier und dem Staatsrat Talon die Untersuchung des 1639 in der Normandie wegen übermäßigen Steuerdrucks entstandenen Volksaufstandes der sogen. Va-Nu-Pieds (Barfüßer) übertragen. Seine hierbei bewiesene Umsicht verschaffte ihm das Wohlwollen des eben in die Dienste Ludwigs XIII. getretenen Kardinals Mazarin, so daß er schon 1643 Staatssekretär und mit der Verwaltung des Kriegswesens betraut wurde. Als solcher hat L. in der Organisation des königlichen Heeres Außerordentliches geleistet. In der Folge stets ein treuer Anhänger des Kardinals, stand er diesem während der Minderjährigkeit Ludwigs XIV. in der Reichsregierung und gegen die Fronde thätig und erfolgreich zur Seite, weshalb er nach des ersteren zeitweiser Entfernung vom Staatsruder 1650—1653, ebenfalls des Dienstes entlassen und verbannt wurde. Nachdem Ludwig XIV. 1661 nach Mazarins Tode persönlich die Regierung übernommen, wurde L. unter den höheren Staatsbeamten bald dessen größter Vertrauensmann, denn er hatte sich zu einem tüchtigen, durch und durch soliden Staatsmann von nie zu ermüdender Arbeitskraft herangebildet, der ohne die Finanzen und die allgemeine Wohlfahrt des Landes außeracht zu lassen, dennoch dem Könige ein mächtiges und kriegsbereites Heer zu unterhalten verstand. Bei L.s vielseitiger Erfahrung beanspruchte der sonst so stolze und despotische König oft seinen Rat, indessen wußte dieser als gewandter Hofmann seinen Einfluß zu verbergen und dem Könige allein das Verdienst aller zweckmäßigen Einrichtungen und gelungenen Entwürfe zu unterschieben. Sein Wirkungskreis erweiterte sich 1677 bedeutend, als er mit dem Staatssekretariat das Kanzleramt vereinte, daher überließ er seinem ältesten Sohne François Michel L. Marquis de Louvois (s. d.), welchen er schon seit einer Reihe von Jahren in die Geschäfte des Kriegsdepartements eingeweiht hatte, freien Spielraum in diesem Dienstzweige. Sein anderer Sohn, Charles Maurice, geboren 1642, war Prälat und starb 1710 als Erzbischof von Reims. Im Jahre 1668 brachten L. und Lionne (s. d.) als bevollmächtigte Minister Frankreichs die vorteilhaften Verträge von St. Germain mit England und Holland und von Aachen mit Spanien zustande. Als Ludwig XIV. 1685 das Edikt von Nantes aufhob, fertigte L., der die Gesinnung des Königs gegen die reformierte Lehre, als die staatliche Einheit gefährdend, teilte, die bezüglichen Kabinettsbefehle aus. Bald nachher starb er. Dem Willen seines Königs unbedingt ergeben, genoß er dessen volles Vertrauen, wie es einem alten, in den Wechselfällen stürmischer Jahre erprobten, pflichttreuen Diener von selbst zuzufallen pflegt. — Vgl. E. A. Schmidt, Geschichte von Frankreich (Hamburg 1848), Bd. III. IV; L. v. Ranke, Französische Geschichte im 16. und 17. Jahrhundert, Bd. III.

Leu, St., Graf, s. **Bonaparte,** Ludwig.

Leuchtenberg, Herzoge von.

1) **Eugène Rose** de Beauharnais, Herzog von L., Fürst von Eichstädt (s. „Beauharnais, Eugène").

2) **August** Karl Eugen Napoleon, Herzog von L., Fürst von Eichstädt, Prinz von Portugal, wurde als ältester Sohn des Vorigen am 9. Dezember 1810 in Mailand geboren, studierte 1826 in München und trat in bayerische Kriegsdienste, in denen er es zum Obersten und Inhaber des 6. Chevauxlégers-Regiments brachte. Am 21. Februar 1824 succedierte er dem Vater als Herzog und Fürst unter Vormundschaft seiner Mutter, Auguste Amalie von Bayern; am 26. Februar 1832 trat er die Herrschaft selbst an, gab aber der Krone Bayern die Jurisdiktion und die grundherrlichen Rechte im Fürstentum Eichstädt zurück unter Reservierung aller andern Rechte und seinem Hause bewilligten Prärogative.

1830 dachte man an ihn für den belgischen Thron, am 19. Januar 1831 schlug man ihn auf dem Nationalkongresse in Brüssel zum Könige vor, aber Ludwig Philipp erklärte sich entschieden dagegen und sein Minister der auswärtigen Angelegenheiten, Graf Sebastiani, erließ am 26. eine Note an den Vertreter Frankreichs in Brüssel, worin diese Wahl als ein feindseliger Schritt gegen Frankreich bezeichnet wurde. Als der Nationalkongreß zur Wahl des Staatsoberhauptes schritt, fielen bei dem ersten Wahlgange 67, bei dem zweiten 74 Stimmen am 3. Februar auf den Herzog; gern hätte er die Krone angenommen und die Belgier wünschten es, aber Ludwig Philipp gab es nicht zu, und die großmächtliche Konferenz in London erklärte am 7. Februar, keine der Mächte würde L. anerkennen, wenn ihm die Krone zufiele. Am 26. Januar 1835 heiratete der Herzog in Lissabon die junge Königin Donna Maria II. da Gloria von Portugal (geboren 4. April 1819), erhielt den Titel „Prinz von Portugal", die Pairswürde und wurde General en chef aller Streitkräfte des Königreichs, erlag aber schon am 28. März 1835 in Lissabon der Halsbräune. Von seinen Schwestern heiratete Josephine König Oskar I. von Schweden und Norwegen, Eugenie den Fürsten Friedrich von Hohenzollern-Hechingen, Amalie den Kaiser Dom Pedro I. von Brasilien und Theodolinde den Grafen Wilhelm von Württemberg.

3) **Maximilian** Joseph Eugen August Napoleon, Herzog von L., Fürst von Eichstädt, wurde als jüngerer Bruder des Vorigen am 2. Oktober 1817 in München geboren, von seiner Mutter erzogen und succedierte dem Bruder am 28. März 1835 unter ihrer Vormundschaft, um bald selbst den Besitz anzutreten. Er nahm bayerische Dienste als Lieutenant im 4. Chevauxlégers-Regimente und wurde nachmals Oberst-Inhaber des 6. Chevauxlégers-Regiments. Kaiser Nikolaus von Rußland fand an L. beson-

deres Wohlgefallen, noch mehr aber zu seinem Kummer seine Tochter Maria Nikolajewna, und widerwillig legte der stolze Mann ihre Hand am 14. Juli 1839 in St. Petersburg in die L.s, dem er für sich und die Nachkommen das Prädikat „Kaiserliche Hoheit“ verlieh. L., dessen Ehe später durch beiderseitige Schuld der Gatten wenig erbaulich wurde, erhielt die Würden eines Generaladjutanten des Zaren Nikolaus, eines russischen Generallieutenants, Kommandanten der 1. Division der leichten Garde-Kavallerie, Chefs des Husaren-Regiments „Herzog Maximilian von L.“, Chefs des Kadettencorps der Mineur-Ingenieure, Präsidenten der Akademie der Künste in Petersburg, Ehrenmitglieds der russischen Akademie der Wissenschaften, der Universitäten zu Petersburg, Moskau und Kasan und des Rats der Militärschulen. Seine am 18. August 1819 geborene Gemahlin beschenkte ihn mit sieben Kindern, von denen ihn sechs überlebten, und heiratete nach seinem in Petersburg am 1. November 1852 erfolgten Tode am 16. November 1856 den kaiserlichen Stallmeister Grafen Grigorj Alexandrowitsch Stroganow, um am 24. Februar 1876 zu sterben. Im Jahre 1844 sprach man von L. als für den griechischen Thron geeignet, die Philorthodoxen in Griechenland dachten an ihn und erwarteten, er werde griechisch-katholisch werden; dem Könige Otto hielten sie L. als den von Rußland in petto gehaltenen orthodoxen König wie einen Popanz entgegen. — (Vgl. „Aus dem Nachlasse des Grafen Prokesch-Osten, k. k. österreichischer Botschafter und Feldzeugmeister. Briefwechsel mit Herrn v. Gentz und Fürsten Metternich. Bd. II, Wien 1881).

4) **Nikolaus** Maximilianowitsch, Fürst Romanowski, Herzog von L. Als ältester Sohn des Vorigen am 4. August 1843 in St. Petersburg geboren, succedierte L. am 1. November 1852 demselben unter mütterlicher Vormundschaft, bis 1854 die Standesherrschaft L. aufgelöst und mit Bayern vereinigt wurde. Durch Ukas vom 18. Dezember 1852 erhielt er mit den Prinzen und Prinzessinnen seines Hauses den Titel „Fürst Romanowski“, resp. „Fürstin Romanowskaja“. Er nahm russische Kriegsdienste, machte den russisch-türkischen Krieg von 1877, mit einem Kommando betraut, mit und ist Generallieutenant à la suite des Kaisers, Inhaber des 27. Dragoner-Regiments Kiew. Seit Februar 1879 ist L. vermählt mit Nadine Annenkoff, die mit ihrer etwaigen Descendenz den Namen Beauharnais und den Fürstentitel erhielt. Von seinen Schwestern heiratete Marie den Prinzen Wilhelm von Baden, Eugenie den Prinzen Alexander Petrowitsch von Oldenburg; von seinen Brüdern fiel Prinz Sergei Maximilianowitsch Romanowski am 24. Oktober 1877 als kaiserlicher Adjutant auf einer Rekognoszierung bei Gornij-Studen vor Rustschuk, Prinz Eugen Maximilianowitsch Romanowski, Hauptmann im Gardelanciers-Regiment, heiratete am 21. Januar 1869 Daria Constantinowna Opotschinin, erhoben zur Gräfin Beauharnais, und nach ihrem am 19. März 1870 erfolgten Tode das Hoffräulein Sinaide Skobelew, die hierbei am 15. Juli 1878 mit ihrer eventuellen Descendenz in den Grafenstand unter dem Namen Beauharnais erhoben wurde; Prinz Georg Maximilianowitsch Romanowski endlich, kaiserlicher Adjutant, führte am 11. Mai 1879 in Stuttgart Prinzessin Therese von Oldenburg heim, um schon am 19. April 1883 zu verwitwen.

Leuthen, Schlacht am 5. Dezember 1757. Friedrich der Große wandte sich nach seinem Siege bei Roßbach (s. d.) nach Schlesien, wo die Österreicher bedenkliche Fortschritte gemacht hatten. Als er dort ankam, fand er die Sachlage schlimmer, als er gedacht hatte. Der Herzog von Bevern war am 22. November bei Breslau geschlagen, und die Stadt hatte am 24. kapituliert (s. „Lestwitz“); die Österreicher schickten sich an, dem Könige entgegenzugehen; eingedenk ihrer Erfolge von Kolin und gegen Bevern meinten sie mit der Potsdamer Wachtparade bald fertig werden zu können. Sie verfügten über 80,000 Mann, die Preußen waren halb so stark. Die Kaiserlichen hatten die Weistritz überschritten und westlich derselben in hügeligem Gelände, dessen Übersichtlichkeit am 5. durch Nebel noch verringert wurde, eine Aufstellung genommen. In dieser griff der König sie an diesem Tage an. Vorher hatte er seine Generale und Stabsoffiziere um sich versammelt, hatte ihnen das Verzweifelte seiner Lage auseinandergesetzt und jedem von ihnen freigestellt, seinen Abschied zu nehmen. Alle waren bereit, mit ihm zu siegen oder zu sterben.

Herzog Karl von Lothringen und Feldmarschall Daun hatten ihre Truppen in zwei Treffen östlich von Frobelwitz und L., 15 km westlich von Breslau, am linken Oderufer, aufgestellt, die Flügel etwas nach Westen vorgebogen, auf dem linken bildeten Nadasdys leichte Truppen mit sächsischen Reitern, bayerischer und württembergischer Infanterie einen Haken nach rückwärts. Sie glaubten ihren rechten Flügel bedroht. Dann führte dorthin das Reservecorps, welches hinter der Mitte des 2. Treffens gestanden hatte. — Des Königs Abmarsch geschah in vier Kolonnen nebeneinander, waffen- und treffenweise abmarschiert, also: rechter Flügel der Kavallerie, rechter Flügel der Infanterie, linker Flügel der Infanterie, linker Flügel der Kavallerie; jede Kolonne aus beiden Treffen so zusammengesetzt, daß das 2. dem 1. folgte; eine Avantgarde ging dem Heere voran. Diese vertrieb zunächst eine unter Graf Nostitz bis Lampersdorf vorgeschobene Abteilung Kavallerie und Kroaten; dann befahl der König, daß die Spitzen der Kolonnen treffenweise rechts schwenken sollten, so daß die Treffen sich in sich vereinigten und dann in zwei Kolonnen nebeneinander hermarschierten. In dieser Formation sollten die Kolonnen den äußersten linken Flügel der feindlichen Aufstellung gewinnen, dann einschwenken und in der berühmten schrägen Schlachtordnung mit zurückgehaltenem linken Flügel angreifen. Also war nicht der rechte, sondern der linke Flügel der österreichischen Aufstellung der gefährdete. Sechs Bataillone der Avantgarde gingen unter Zieten der an der Spitze marschierenden Kavallerie des rechten Flügels des 1. Treffens voran, um diese gegen etwaige feindliche Angriffe aus den dort befindlichen Gehölzen von Sagschütz zu unterstützen. — Die Österreicher hielten die Bewegung für den Abmarsch, versäumten aber, denselben festzustellen. Erst als die Spitzen der

beiden Kolonnen nach Osten umwandten, ward es Nadasdy klar, daß ein Angriff auf seine Stellung nahe bevorstand. Es war 1 Uhr mittags, als dieser begann. Nadasdy wurde geworfen und eine große Batterie (14 Geschütze) genommen; umsonst versuchten die Österreicher, eine neue Front zu bilden; der Ansturm der auf dem preußischen rechten Flügel fechtenden Fuß- und Reitertruppen, welche von ihrer Artillerie trefflich unterstützt wurden, verhinderte sie, dieses Vorhaben zur Ausführung zu bringen; die Regimenter, welche dorthin entsendet wurden, gelangten nicht zu geregelter Verwendung, sie häuften sich in dichten Massen zusammen, unter denen die preußischen Kanonen schrecklich wüteten. Das Dorf L. wurde genommen, darüber hinaus aber konnten die Preußen zunächst nicht vordringen. Graf Lucchesi mit der Reiterei des österreichischen linken Flügels versuchte das Geschick der Schlacht zu wenden, aber Drieson, der bis dahin verdeckt gestanden hatte, fiel ihm mit der preußischen Kavallerie des linken Flügels in Flanke und Rücken, warf ihn auf die eigene Infanterie, welche nördlich von L. focht und nun in Unordnung auf Lissa floh; die Regimenter Wallis und Baden-Durlach, wie Verzweifelte fechtend, deckten im Verein mit Nadasdys Truppen den Rückzug ihrer Waffenbrüder. — Die Dunkelheit war vollständig hereingebrochen und machte dem Kampfe ein Ende, in welchem die Österreicher 22,000 Mann, einschließlich 12,000 Gefangene, 116 Geschütze, 51 Feldzeichen und 4000 Fahrzeuge, die Preußen 6000 Mann einbüßten. Der Besitz von Schlesien, mit Ausnahme von Schweidnitz, war der Preis des Sieges. Friedrich nahm sein Hauptquartier im Schlosse zu Lissa, wo nur seine Geistesgegenwart den Sieger aus der Gefahr rettete, selbst gefangen genommen zu werden, eine Scene, welche vielfach bildlich dargestellt wird.

Vgl. Kutzen, Vor hundert Jahren, Breslau 1857; v. Ollech, Friedrich der Große von Kollin bis Leuthen, Berlin 1858; Heilmann, die Schlacht bei L., Berlin 1849 (nach bayerischen Quellen).

Leuze, Schlacht am 1. September 1691. Der Marschall von Luxemburg ereilte die unter dem Kommando des General Tilly auf dem Marsche von Ath nach Cambrai begriffene Nachhut des Fürsten Waldeck bei der Stadt L., zwischen Ath und Tournay, und griff sie mit seiner Kavallerie an, die Reiterei der Verbündeten leistete aber trotz starker Verluste tapferen Widerstand, und da das brandenburgische Infanterieregiment Finkenstein eine Brücke über die Catoire, über welche der Rückzug ging, hartnäckig verteidigte, so gelang es Tilly, unter Zurücklassung von Gefangenen und Trophäen zu entkommen. — Vgl. „Theatrum europaeum", XIV, mit Plan.

Levée en masse. Das Massenaufgebot, welches der gesamten wehrfähigen Bevölkerung eines Staates die Verpflichtung auferlegt, zur Verteidigung des Vaterlandes die Waffen zu ergreifen, ist während der ersten französischen Republik dekretiert, aber nur in einzelnen Ausnahmefällen durchgeführt worden. Den ersten Versuch machten im Herbst 1792 die Kommissäre der Gesetzgebenden Versammlung in den Departements Pas-de-Calais und Somme, als der Einmarsch der Österreicher drohte; der Versuch mißglückte. Auch im folgenden Jahre hatte man keinen Erfolg damit. Der Konvent proklamierte Mitte August die L. e. m., aber nur an wenigen Orten wurde dem Rufe Folge geleistet, und wo es geschah, zerstreuten sich die Zusammengekommenen nach wenigen Tagen wieder, ohne einen Feind gesehen zu haben; wo ein solcher sich zeigte, trug dies nur dazu bei, die Zerstreuung zu beschleunigen. Der Gedanke, in einem Kulturstaate die ganze waffenfähige Bevölkerung zum Kampfe vereinigen und benutzen zu können, erwies sich, wo man ihn zur Ausführung zu bringen suchte, als undurchführbar. — Vielfach ist die L. e. m. mit der Requisition verwechselt worden. Letztere ist weiter nichts als das Prinzip der allgemeinen Wehrpflicht. Dasselbe war bereits in dem Gesetze vom 24. Februar 1793 enthalten, welches die Aushebung von 300,000 Mann anordnete; zum Gesetz wurde es durch das Dekret vom 16. August 1793 erhoben. Die réquisitionaires wurden zuerst in besondere Truppenkörper mit selbst gewählten Führern zusammengestellt; man überzeugte sich aber rasch, daß sie so nicht zu gebrauchen waren und reihte sie daher in die bestehenden Formationen ein. — Vgl. C. Rousset, Die Freiwilligen von 1791—1794, aus dem Französischen von C. Braun, Berlin 1875; H. v. Sybel, Geschichte der französischen Revolutionszeit, Bd. II u. III.

Levellers. Aus den Independenten (s. d.) schieden sich die L. aus, die viel weiter gingen, selbst weiter als Oberst John Lilburne, dessen Anhänger man bisweilen bereits als L. (Gleichmacher) bezeichnete. In der Grafschaft Surrey begann eines Tags ein Trupp Männer auf den Gemeindeäckern zu schaufeln, umzugraben und einzusäen, wobei sie die Nachbarn einluden, ihnen zu helfen. Ihre Führer rühmten sich, bald würden sie tausende stark sein, und sagten, seit den Tagen Wilhelms des Eroberers habe das englische Volk unter härterer Knechtschaft geseufzt, als die ägyptische gewesen sei; die Zeit der Befreiung sei jetzt gekommen. Fairfax's Soldaten jagten sie davon; die L. aber bezeichneten als ihren Plan, die alte Gemeinschaft wieder herzustellen, für die Gott ursprünglich die Menschen bestimmt habe; die Früchte der Erde sollten an die Armen verteilt, die Hungrigen gespeist und die Nackten gekleidet werden; das Land und die Frucht, die es trage, sollte gemeinsam bleiben, denn die Erde sei vom Schöpfer zur großen Schatzkammer des Unterhalts für jeden ohne Ansehen der Person bestimmt. Von Kauf und Verkauf konnte bei ihnen natürlich nicht die Rede sein. Nach ihrer Ansicht hatte Gott den Menschen zum Herrn über die Erde und über die Tiere des Feldes gesetzt, nicht aber die einen zu Herren und die anderen zu Sklaven bestimmt, was sie den Zwist zwischen Kain und Abel nannten. Sie dachten, bald werde es dahin kommen, daß jeder Besitzer sein Privatgut in die Masse werfe; dann würde man wie die Altvordern friedlich in Zelten zusammen wohnen, das Geld aber nutzlos werden, da man umsonst esse, trinke und sich kleide. Hier und da hörte man bereits, das Eigentum sei der Ursprung aller Sünde. Die L. wollten sich nicht

auf die heilige Schrift verweisen lassen, sondern bestanden auf dem Worte Gottes, das im Anfang war und im Herzen der Menschen lebt. So bedrohten kommunistische Ideen die Basis von Gesellschaft und Staat; Cromwell aber konnte nur ein Gegner derselben sein und verfolgte darum die L. als staatsgefährlich.

Levenhaupt, Adam Ludwig, zeichnete sich unter den Generalen Karls XII., vorzugsweise durch kühne Entschlossenheit, Vorsichtigkeit und kluge Berechnung aus; seine Kriegsweise war eine andere als diejenige, welche im allgemeinen von Karl XII. und seiner Schule eingehalten wurde. Die größte Rücksicht gegen Gesundheit und Leben der eigenen Soldaten, kluge Vorsicht bei den kriegerischen Operationen vereinigten sich bei ihm mit Milde und Schonung gegen die Feinde; bei all seiner Kühnheit und Tapferkeit im entscheidenden Augenblick hatte er keinen Sinn für jene Tollkühnheit, welche Gefahren ohne Zweck sucht. Neben hervorragendem Edelmut war ihm eine feine Bildung eigen. — Nachdem L. seine militärische Ausbildung in österreichischen und holländischen Diensten erhalten und an den Feldzügen in Ungarn und in den Niederlanden mit Auszeichnung teilgenommen hatte, kehrte er nach Abschluß des Friedens von Ryswik nach Schweden zurück. Doch erst nach dem Ausbruch des Nordischen Krieges trat er in den vaterländischen Dienst und wurde von Karl XII. zum Obersten eines Infanterieregiments gemacht. Mit seinem Regiment, welches er selbst eingeübt hatte, schloß er sich dem königlichen Heere bei Dorpat an, blieb aber auch später in Kurland als der König nach Polen zog. Den Grund zu seinem Feldherrnrufe legte L. in den Jahren 1703 und 1704, wo er mehrmals (so bei Jakobsstadt am 5. August 1704) russisch-polnische Heere trotz ihrer Übermacht besiegte. Sein Sieg vollends bei Gemauerthof (s. d. Art.) über Zar Peter selbst am 26. Juli 1705 stellte ihn an die Seite der größten Generale Schwedens aus jener Zeit. Er stieg jetzt sehr schnell; 1706 wurde er zum General der Infanterie und zugleich zum Statthalter von Livland ernannt. Als Karl XII. im Jahre 1707 aus Sachsen nach Polen aufbrach und seinen abenteuerlichen Zug in das südliche Rußland antrat, erhielt L. den Befehl, von Kurland aus zu folgen und sich dem Hauptheere anzuschließen. Da der König bekanntlich, allen guten Rat verachtend und nur den bodenlosen Versprechungen Mazeppas folgend, rücksichtslos weiterstürmte, so vermochte L. den Anschluß nicht zu erreichen, sondern wurde am 10. Oktober 1708 bei Ljesna von den Russen überfallen und verlor fast die Hälfte seines Heeres; seine Artillerie versenkte er im Flusse, seine reichen Vorräte verbrannte er, nur noch 6700 Mann konnte er dem zusammengeschmolzenen Heere des Königs zuführen. Auch L. vermochte die große Entscheidungsschlacht von Pultawa nicht zum Siege zu wenden. Es glückte ihm aber, da die Russen von einer Verfolgung abstanden, den größten Teil des geretteten Heeres, wenn auch unter großen Mühen, beim Troß zu sammeln. Auf des Königs Befehl, aber gegen L.s Rat, ging danach der Zug nach Südwesten weiter bis an den Dnjepr, wo das Heer zuletzt zwischen den beiden tiefen und breiten Strömen Dnjepr und Worskla ohne Mittel zum Übersetzen eingekeilt lag. Nur mit großen Anstrengungen vermochten L. und andere Offiziere den König wenigstens zur Rettung der eigenen Person zu überreden. Nachdem der König nachts auf die andere Seite des Dnjepr hinübergegangen war, erfolgte am Morgen des 12. Juli 1709 die Kapitulation des ganzen schwedischen Heeres. Zu den wenigen der hier gefangenen Schweden, welchen es noch vergönnt war, ihr Vaterland wiederzusehen, gehörte L. nicht; er starb in der Gefangenschaft 1719.

Lewal, Jean Louis, französischer General und Kriegsminister, am 13. Dezember 1823 zu Paris geboren, trat 1841 in die Schule von Saint-Cyr und ward 1843 als der beste unter den entlassenen Zöglingen Unter-Lieutenant im Generalstabe. 1848 zum Kapitän, 1859 zum Eskadronschef, 1863 zum Oberst-Lieutenant ernannt, focht er nach einander in Afrika, gegen Österreich in Italien und in Mexiko, kam dann in das Kriegsministerium und nahm am Kampf gegen Deutschland als Oberst im Generalstabe der Rheinarmee teil; in Metz stimmte er für einen Durchbruchsversuch, um Mac Mahon die Hand zu reichen. Nach Friedensschluß, wo er seit 1874 als Brigadegeneral, seit 1877 als Kommandant der Höheren Kriegsschule, seit 1880 als Infanterie-Divisions- und zuletzt als kommandierender General des 17. Armeecorps fungierte, machte er sich als Militärschriftsteller durch Werke taktischen, strategischen und organisatorischen Inhalts einen gewissen Ruf; außer unter seinem eigenen schrieb er auch unter dem Namen A. Studens. Seine am 3. Januar 1885 erfolgte Ernennung zum Kriegsminister wird ihm Gelegenheit geben, seinen Ruf als Theoretiker in der Praxis zu bewähren. Seine Berufung erfolgte, als Meinungsverschiedenheiten in Betreff der Ausdehnung, welche den gegen China zu treffenden kriegerischen Maßregeln gegeben werden sollten, den Rücktritt des General Campenon veranlaßten; L. unternahm es, den dortigen Kampf mit bedeutenderen Mitteln aufzunehmen, als sein Vorgänger darauf verwenden zu dürfen glaubte. L. ist mit dem Ministerpräsidenten Ferry befreundet und gilt für einen Anhänger der Orleans.

Lexington im Staate Massachusetts war der Schauplatz des ersten kriegerischen Zusammenstoßes der Engländer mit den Nordamerikanern in deren Unabhängigkeitskampfe. Derselbe fand am 19. April 1775 statt. General Gage hatte in der Nacht vom 18./19. von Boston eine Abteilung unter Oberst-Lieutenant Smith abgesandt, um sich einiger Kriegsvorräte zu bemächtigen, welche von den Aufständischen in Concord (15 Meilen von Boston) zusammengebracht waren; sie stieß in L. auf bewaffneten Widerstand, vollzog aber ihren Auftrag in Concord und machte sich dann auf den Rückweg. Auf diesem wurde sie von Milizen angegriffen und beschossen, deren Angriff namentlich bei L. heftig war. Hier traf Smith zum Glück den mit einer anderen Abteilung ihm nachgesandten Lord Percy; die Unterstützung, welche dieser gewährte, ermöglichte ihm, seine ganz erschöpften Truppen am Abend des 19., allerdings

mit ansehnlichem Verluste, nach Boston zurückzuführen. — Vgl. Stedman, Geschichte des amerikanischen Krieges, übersetzt von Remer, Berlin 1795.

L. im Staate Missouri. Der konföderierte General Mac Culloch hatte sich, nachdem er am 8. August 1861 bei Wilsons Creek von den Föderierten überfallen und geschlagen war, nach Arkansas zurückgezogen, der mit ihm vereinigt gewesene General Price war auf dem Kriegsschauplatze am Missouri allein zurückgeblieben. Die Föderierten unter Fremont setzten sich hier fest und beabsichtigten, L. zu einem ihrer Waffenplätze zu machen, wogegen Price einen Anschlag auf die Stadt plante. Sie war von 4000 Mann unter Oberst Mulligan besetzt. Price täuschte bei seinem Anmarsche den Feind, schlug dessen Vortruppen aus dem Felde und erschien am 13. September mit 5000 Mann und 5 Geschützen vor L., welches sich ihm nach zweitägigem Widerstande ergab. Er mußte die Stadt indessen sehr bald wieder räumen.

L. im Staate Virginien mit dem Washington-College, an welchem vor dem Sezessionskriege Jackson, nach demselben R. Lee wirkte, wurde im Juni 1864 vom nordstaatlichen General Hunter, bei einem Vorstoß, welchen dieser gegen Richmond machte, nachdem er den südstaatlichen General Mac Causland und dessen schwache Macht vertrieben hatte, verwüstet und verbrannt. — Vgl. C. Sander, Geschichte des vierjährigen Bürgerkrieges in den Vereinigten Staaten, Frankfurt 1865.

Leyden, Belagerung von, 1573—74. Die denkwürdige Belagerung von L. durch die Spanier ist mehr wegen der Standhaftigkeit bemerkenswert, mit welcher Bürgerschaft und Soldaten die durch die Kriegslage ihnen auferlegten Entbehrungen trugen, als wegen glänzender Waffenthaten. Sie begann am 31. Oktober 1573 mit einer Einschließung, welche am 21. März 1574 wegen des anrückenden Ludwig von Nassau unterbrochen wurde. Als dieser am 14. April jenes Jahres auf der Mooker Heide Schlacht und Leben verloren hatte, schloß der spanische Oberst Franz Valdes mit 7000 Mann L. von neuem ein; in der Stadt befanden sich nur 8- bis 9000 Soldaten, welche indes von den Einwohnern kräftig unterstützt wurden; die Seele der Verteidigung war Johann van der Does, Herr von Nordwyk, mit seinem lateinischen Poetennamen Johannes Dusa genannt. Der Plan der Spanier ging darauf hinaus, L. auszuhungern. Diesem Vorhaben konnte nur dadurch entgegengewirkt werden, daß die Stadt von der See aus verproviantiert wurde. Die Stände beschlossen daher am 24. Juli auf des Admiral Boissot Rat, die Dämme zu durchstechen, damit die Schiffe zur Stadt gelangen könnten. Am 4. August wurde der Beschluß in Ausführung gebracht; aber erst die Herbststürme schwellten die Flut so hoch, daß die niederländischen Schiffe genügend Vorräte nach der Stadt bringen konnten. Am 3. Oktober zogen die Spanier, dies erkennend und in ihren Werken durch das Wasser und durch den Feind gefährdet, ab; die Not in L. war auf das Höchste gestiegen. Zur Belohnung erhielt die Stadt die noch bestehende Universität. — Vgl. „Zeitschrift für Kunst, Wissenschaft und Geschichte des Krieges“ (Berlin 1829), 4. Heft.

Leyva, Antonio de, ein Spanier, welcher sich durch Geschick und Tapferkeit zu den höchsten Ehrenstellen aufschwang, einer der besten Feldherren Kaiser Karls V., trat zuerst bei Seminara am 25. April 1503 hervor, wo er die Franzosen unter d'Aubigny schlagen half, und trug am 24. Februar 1525 erheblich zu der Niederlage Franz' I. bei Pavia durch einen Ausfall aus der Stadt bei, welche er seit dem 26. Oktober tapfer verteidigt hatte. Als Statthalter von Mailand in dieser Stadt 1528 von den Franzosen unter Saint-Pol eingeschlossen, folgte er diesem, welcher unvorsichtig mit einem großen Teile seines Heeres abgezogen war, um einen Streich gegen Genua zu führen, überfiel ihn bei Landriano und zerstreute dessen Heer. Er starb 1536 bei dem unglücklichen Zuge Karls V. nach Frankreich zu Lyon.

L'Hôpital s. unter **H.**

Liberia, Geschichte von. Zwei amerikanische Geistliche bereisten 1818 den südlichen Teil der Küste von Sierra Leone, kauften die Sherbro-Inseln, um dort Neger anzusiedeln, und kehrten heim, worauf 1820 mit Unterstützung der nordamerikanischen Behörden 88 schwarze Auswanderer unter dem Geistlichen Bacon, dem Arzte Crozer und einem Mr. Bankson nach der Küste von Sierra Leone fuhren und sich auf der Insel Campelar niederließen. Aber sehr bald erlagen die drei Weißen und 22 Neger dem Fieber. 1821 kamen wieder 40 Auswanderer und dasselbe Sterben trat ein, weshalb Ende dieses Jahres Dr. Ayres ausgeschickt wurde und praktischer verfuhr. Er gab die ungesunden Sherbro-Inseln auf und verlegte die von den Negerfreunden ermöglichte Niederlassung auf das Festland nahe dem Kap Mesurado; hier wurde ein bedeutender Landstrich angekauft und Liberia, d. h. Freiland getauft; der Hauptstadt gab man, da eben Monroe Präsident der Vereinigten Staaten von Nordamerika war, den Namen Monrovia. Anfänglich mußte L. viel von den umwohnenden Stämmen leiden, die ihre Haupteinnahmequelle, den Sklavenhandel, gefährdet sahen. Als Ayres wegging, ersetzte ihn der Prediger Ashmun, der sich ungemeine Mühe gab, nach außen und innen Ordnung zu schaffen. 1823 und 1824 bestanden die aus allen Teilen Nordamerikas zusammengewürfelten Neger harte Kämpfe mit den Nachbarn, trieben sie aber zurück und griffen selbst um sich. Die Nordgrenze L.s wurde der St. Pauls-Fluß, die Südgrenze das Kap Mesurado und ziemlich weit reichte das Gebiet der freien Neger in das Innere Afrikas hinein. In Monrovia entstanden Kirchen und Schulen, zahlreiche Plantagen wurden angelegt.

Die ursprünglich unter einer amerikanischen Konlonisationsgesellschaft stehende Kolonie erklärte sich am 26. Juli 1847 für unabhängig und wurde bald von den europäischen Staaten, 1861 von der Nordamerikanischen Union als selbständige Republik anerkannt. Die Regierung besteht aus der exekutiven Gewalt (Präsident), der gesetzgebenden Versammlung (Senat und Repräsentantenhaus)

und der richterlichen Gewalt (Oberster Gerichtshof). Die Republik breitete sich aus, und ihr trat 1857 die seit zehn Jahren selbständige Negerrepublik Maryland bei. Hingegen traten wesentliche Rückschritte in der inneren Entwickelung L.s ein, der auch so ehrenhafte und tüchtige Männer wie der Präsident Stephen Allen Benson keine erfreuliche Gestaltung geben konnten. Der seit 3. Januar 1870 regierende Präsident E. J. Roye negociierte August 1871 in London mit Hilfe von Philanthropen eine 7% Anleihe von 500,000 Dollars, wie es hieß, zum Zwecke einer Verbesserung der Zustände der Republik, unterschlug aber gegen 40,000 Pf. Sterl. und wurde durch Manifest des vollziehenden Ausschusses für abgesetzt erklärt; eingekerkert, entkam er, ertrank aber im Meere bei Monrovia. Am 1. Januar 1872 wurde statt seiner J. J. Roberts Präsident, derselbe wurde am 5. Januar 1874 wieder gewählt, erhielt am 3. Juni 1876 J. Spriggs Payne zum Nachfolger, dem am 1. Februar 1878 A. W. Gardner und am 31. Januar 1882 Hilary Richard Wright Johnson, der heutige Präsident, folgte.

Die gehegten großen Erwartungen von der Zukunft L.s erfüllten sich nicht, die Bevölkerung war aus zu verschiedenen Elementen zusammengesetzt, um ein geordnetes Staatswesen zu schaffen; fortwährend kam es zu Reibereien zwischen Negern und Weißen, und die nach L. ausgewanderten amerikanischen Neger fielen in die alte Barbarei zurück, anstatt die afrikanischen zu zivilisieren. Der Finanzstand von L. ist sehr schlecht, die Einnahmen können nicht zur Verwaltung eines Landes von etwa 37,200 Quadratkilometern mit 18,000 zivilisierten und 1,050,000 eingeborenen Negern ausreichen. Die hauptsächlichen Ausfuhrartikel sind Kaffee, der vorzüglich ist, Palmöl, Palmnüsse, Rotholz, Elfenbein, Arrowroot, Zucker und Ingwer; der Handel wird mit Großbritannien, Amerika, Belgien und Hamburg betrieben, an letzterer Stelle ist das Haus Woermann von größter Wichtigkeit für L. Die Republik steht in Vertragsbeziehungen zu sehr vielen Staaten, ist bei ihnen vertreten und in Monrovia, welches an 3000 Seelen zählt, residieren diplomatische Vertreter der Union, Belgiens, des Deutschen Reiches, Großbritanniens, der Niederlande, Schwedens und Haytis. Die Kirche ist vom Staate getrennt, volle Toleranz aller Kulte herrscht. L. gehört dem Weltpostvereine an. 1880 erwarb L. das wichtige Königreich Medina, was ihm einen guten Weg ins Innere Afrikas öffnete. Es giebt in L. kein stehendes Heer, jeder Waffenfähige von 16—50 Jahren ist kriegspflichtig, und diese Miliz umfaßt eine Brigade von vier Regimentern, an deren Spitze General Sherman, ein Krämer und Mitglied der 1867 gegründeten Großloge von Monrovia steht; diese Miliz ist im lächerlichsten Zustande; eine Flotte existiert gar nicht. Zwei Parteien befehden sich, Republikaner und Whiggisten; erstere sind jetzt am Ruder und besitzen die Kassen. Im November 1884 machten die Whiggisten einen großen Aufstand gegen sie in der Grafschaft Gran Bassa, aber die Regierung sandte Milizen gegen sie, und die Rädelsführer wurden gefangen. — Vgl. „Unsere Zeit", Bd. III, Leipzig 1858; O. Lenz, Skizzen aus Westafrika (Selbsterlebnisse), Berlin 1878.

Liberum veto, das Recht eines jeden polnischen Landboten, eines jeden Mitgliedes der zweiten Kammer des polnischen Reichstages, durch seinen eigenen Widerspruch allein eine Beschlußfassung des Reichstages zu verhindern. — Neben die besonderen Tagfahrten des Adels der einzelnen Gebiete, aus welchen sich das polnische Reich zusammensetzte, traten seit dem Anfange des 15. Jahrhunderts, zunächst nur gelegentlich einberufen, Zusammenkünfte von Abgesandten des Adels aus dem ganzen Reiche. Bald gewannen natürlich diese allgemeinen Reichstage das entscheidende Übergewicht. Da die Landboten weder die ganze Nation zu vertreten hatten, noch nach ihrer eigenen Meinung stimmen und beschließen durften, sondern jeder einzelne nur strenge die Weisungen seiner Auftraggeber erfüllen mußte, da ferner, wie mehr oder weniger in allen ständischen Staatsgebilden jener Zeiten, so auch in Polen der Grundsatz Geltung gewann, „daß freie Männer nur durch solche Beschlüsse gebunden wären, in die sie selbst eingewilligt", so gelangte man bald zu der Auffassung, daß zur Gültigkeit der Reichstagsschlüsse Einstimmigkeit nötig wäre. Schon im 16. Jahrhundert verhinderte öfter die Minderheit durch hartnäckigen Widerstand Reichstagsschlüsse, „zerriß den Reichstag". 1652 erreichte zum erstenmale ein einzelner Landbote (Sicinski) durch hartnäckiges Festhalten an seinem nie pozwalam (d. i. ich gestatte nicht) den gleichen Zweck. In einem Jahrhundert (1652—1764) sind dann von 55 Reichstagen 48 zerrissen und nur 7 zu einem ordnungsmäßigen Schlusse gelangt. Da es unter diesen Umständen leicht war, durch Bestechung alles zu hintertreiben, so konnten auf die Abschaffung dieses Grundübels gerichtete Reformversuche einsichtiger Männer nie zu praktischer Durchführung kommen. Die Konstitution von 1764, welche endlich das L. v. zum erstenmale für abgeschafft erklärte, kam ebenso wenig zur Ausführung wie die gleichlautende von 1791; ein Gesetz von 1768, welches seine Anwendung auf 13 namhaft gemachte Fälle einschränken wollte, verhinderte nicht, daß alles nur Mögliche in einen dieser Fälle einbezogen werden konnte. So blieb dieser verderbliche, aber von der großen Mehrheit der Nation für „der Freiheit Augapfel" erklärte Brauch bis zum Untergange Polens selbst bestehen. — Vgl. Hüppe, die Verfassung der Repuplik Polen 1867.

Lichnowski, Felix Fürst von, wurde am 5. April 1814 als ältester Sohn des Fürsten Eduard, der sich durch eine Geschichte des Hauses Österreich bekannt gemacht hat, geboren. Die Besitzungen der Familie im preußischen Oberschlesien wie im österreichischen Schlesien sind nicht bedeutend, gewähren jedoch die Zugehörigkeit des Inhabers zum Herrenstande. Nach einer kurzen Dienstzeit im preußischen Heere und einem noch kürzeren Aufenthalte in Spanien, wo er 1837 in der Karlistenarmee focht, ging er auf seine Güter zurück und trat den Besitz derselben als Haupt des Geschlechts mit dem Tode des Vaters 1845 an. Er war ein eifriger, fast fanatischer Katholik und wirkte in dieser Richtung nicht eben günstig

auf die Herzogin Dorothea von Sagan, zu welcher er in dieser Zeit ein sehr nahes Verhältnis hatte; war doch die paritätische Stadt Sagan in höchster Aufregung, als er die Herzogin, welche selbst früher lutherisch gewesen war, dahin zu vermögen suchte, ein Standbild Wallensteins auf dem Marktplatze zu errichten. Ebenso lebhaft verfocht er die Prinzipien der Legitimität. Eine sorgfältige Erziehung und der Verkehr mit Menschen der verschiedensten Weltstellung hatten ihm übrigens eine reiche Lebenserfahrung gegeben, ein Vorzug, welcher ihm neben großer natürlicher Begabung in den neuen Verhältnissen, zu denen ihn die Eröffnung des Vereinigten Preußischen Landtags 1847 berief, sehr zustatten kam. Als Mitglied der Herrenkurie zeichnete er sich schon in diesem Jahre durch Gewandtheit der Rede, durch Schlagfertigkeit wie durch die ritterliche Grazie der persönlichen Erscheinung aus. Eine noch bedeutendere Rolle spielte er in der Nationalversammlung in Frankfurt, in welche er 1848 von seinem Heimatkreise Ratibor entsandt wurde. Daß er seinen Platz auf der Rechten nahm, daß er überall dem Vordringen der demokratisch-revolutionären Partei entgegentrat, war nur natürlich; seiner militärischen Vergangenheit entsprach es aber auch, daß er die Gefahren, welche ihm durch den Haß des fanatisierten Pöbels erwachsen mußten, verachtete, ja durch bittern Spott und Hohn noch mehrte. Wie sehr er auch in der größten Erregung die Formen des vornehmsten Anstandes zu bewahren wußte, und obwohl er viel eher nur die bestehende Ordnung verteidigte, als daß er versucht hätte, für seine Überzeugung Terrain zu gewinnen: er war der Gegenpartei unleidlicher als jeder seiner Gesinnungsgenossen. Sein Auftreten machte den Eindruck, als hätte er Freude an dem Kampfe, den er als einen Zeitvertreib anzusehen, von dem er keine ernste und dauernde Nachwirkung auf die Zukunft des Vaterlandes zu erwarten schien. Seine gewaltige Rede gegen Zitz bei Gelegenheit der Debatte über den Mainzer Aufstand, am 26. Mai, in welcher er unter Anwendung glänzender pathetischer Rhetorik auch der tumultuarischen Unterbrechungen der Linken Herr wurde, gab das Beispiel für ein nachdrücklicheres Auftreten der Rechten — eine Improvisation, wie Gervinus in der „Deutschen Zeitung" urteilte, welche Zitz und Blum in einer der ihrigen an Heftigkeit und Effekt ähnlichen, an Anstand und Würde sehr überlegenen Manier abfertigte. Allein sie bewirkte auch zugleich, daß die Gegner ihn durch jedes Mittel zu beseitigen suchten. Der Aufstand, welcher nach der Abstimmung über den Malmöer Waffenstillstand am 18. September in Scene gesetzt ward, bot die Gelegenheit dazu. L. fiel mit Hans v. Auerswald durch niederträchtigen Meuchelmord, als er bei einem Spazierritt über die Bornheimer Landstraße den aufgeregten Volksmassen begegnete. Er starb am 19. September. Für den ferneren Gang der Versammlung ist seine Art des Auftretens wie sein gräßlicher Tod nicht ohne Bedeutung gewesen. Er hat dem Radikalismus zuerst und unverholen seine Wertlosigkeit und Staatswidrigkeit nachgewiesen. Daß er für diese vernichtende Kritik den Tod erlitten, hat den erhaltenden Elementen den Weg gezeigt und die Nötigung auferlegt, sich von jenen Gegensätzen auf immer loszusagen. Die bald darauf erfolgende Hinrichtung Robert Blums bildet gewissermaßen die Kehrseite zu dem Morde L.s. Ob dieselbe sich vom politischen Standpunkte aus mehr rechtfertigen läßt, wird fraglich bleiben.

Lichtenau, Wilhelmine. Eine in der Preußischen Hofgeschichte vielgenannte Persönlichkeit, die nicht ohne Grund als die Repräsentantin der unsittlichen Wirtschaft an dem Hofe Friedrich Wilhelms II. bezeichnet wird. Sie war die Tochter des Kammermusikus Enke; ihr Geburtsjahr wird verschieden angegeben. Dem damaligen Prinzen von Preußen, nachherigen König Friedrich Wilhelm II. wurde sie unabsichtlich durch eine ältere Schwester zugeführt. Friedrich der Große veranlaßte zuerst ihre Entfernung von Berlin und Potsdam, ließ jedoch später dem Prinzen freie Hand. Dieser verheiratete sie mit seinem Kammerdiener Ritz, einem gemeinen Menschen, welcher aus diesem Verhältnis nach allen Richtungen materiellen Nutzen zog. Nach der Thronbesteigung des Prinzen ward sie zur Gräfin Lichtenau erhoben, erhielt Güter und Kapitalien geschenkt und blieb ungeachtet der sonstigen Neigungen des Fürsten fast ohne Unterbrechungen in seiner nächsten Nähe. Hatte sie denselben anfangs durch das vollendete Ebenmaß ihrer körperlichen Schönheit gefesselt, so wurde sie ihm später fast unentbehrlich dadurch, daß sie sich seinen Interessen zu fügen, seiner Empfindungs- und Denkweise geschickt anzubequemen wußte. In dieser Beziehung erinnert sie einigermaßen an die Maintenon. Unähnlich war sie dieser darin, daß es ihr trotz der Erziehung, welche ihr der Prinz hatte geben lassen, an geistiger Bedeutsamkeit, auch an Neigung gebrach, Einfluß auf die große Politik zu üben. Die „Vertrauten Briefe über die inneren Verhältnisse am Preußischen Hofe, Amsterdam und Köln 1807" versichern sogar, daß sie den König auch nicht zu großen Ausgaben für sich verleitet habe. Nach der Darstellung des Briefstellers war sie eitel und rachsüchtig; verhalf auch manchem Unwürdigen zu Ansehen und Reichtum, wies jedoch Güterschenkungen in den neueroberten polnischen Landesteilen zurück und ließ sich von den auswärtigen Mächten nicht bestechen; mit Bischofswerder lebte sie in ewigem Kampf, war jedoch unvermögend, ihn zu stürzen. Mit diesem Urteil stimmt mehr oder weniger das Bailleus in der „Allg. deutschen Biogr.", das sich auf archivalische Forschungen gründet, überein. Nach dem Tode des Königs ward sie verhaftet, ihrer Güter, selbst ihrer Pension beraubt. Einige Jahre später gab ihr der Gerechtigkeitssinn Friedrich Wilhelms III. fast alles zurück. Gestorben ist sie 1820. Ihre Nachkommen von Ritz besitzen die Güter in der Neumark gegenwärtig noch.

Liebertwolkwitz, Gefecht am 14. Oktober 1813. Schwarzenberg hatte für den 14. auf der ganzen Front der böhmischen Armee eine Rekognoszierung der französischen Stellung angeordnet. Diese erstreckte sich, soweit sie hier inbetracht kommt, zwischen Markkleeberg und dem an der Straße nach Grimma gelegenen Flecken L. hin, der rechte

Flügel lehnte sich an die Pleiße, der linke war zurückgebogen. Die Rekognoszierung führte zu einem Reitergefechte, welches bis zum Nachmittage aus Teilvorstößen von beiden Seiten bestand; dann vereinigte Murat seine Kräfte zu einem Hauptstoße, welchen die Verbündeten nur mit Mühe aushielten. Er scheiterte indessen an dem Widerstande der russisch-preußischen Reiterei unter Graf Pahlen III., welchen namentlich die Artillerie kräftig unterstützte; fast wäre Murat selbst durch einen preußischen Dragoner gefangen genommen worden. Während des Reitergefechtes fand ein heftiger Kampf um Markkleeberg statt, welches Dorf von Klenau genommen, aber von Maison wiedergewonnen und behauptet wurde. Die Dunkelheit machte gegen 6 Uhr dem Gefechte ein Ende. — Vgl. „Leipzig".

Liechtenstein. Aus diesem zunächst in Nieder-Österreich und Mähren begüterten Hause, das seit Karl (s. d.) die Fürstenwürde erlangte, verewigten sich nicht wenige Namen in den Jahrbüchern der neueren Geschichte Österreichs:

Alois, Fürst zu L., k. k. Feldzeugmeister, Ritter des Goldenen Vließes, geboren am 1. April 1780 zu Wien, gestorben am 4. November 1833 in Prag. Als jüngster Sohn des Feldmarschall Fürsten Karl Joseph L. und der Gräfin M. Eleonore Oettingen-Spielberg, betrat er mit 19 Jahren die Laufbahn des Soldaten und machte sich 1799 bereits durch militärische Bravour bemerkbar. 1800 Major geworden, verdiente er sich durch seine Tapferkeit in den Gefechten am Lech (11.—14. Juni), woselbst er schwer verwundet wurde, und in vorübergehende Kriegsgefangenschaft fiel, 1801 die Oberstlieutenants-Charge und das Theresien-Ritterkreuz. 1805 diente er unter dem Oberkommando Macks als Oberst bis zur Ulmer Katastrophe; 1809 als Generalmajor und Brigadier im Heere, das gegen Napoleon die Donaulinie verteidigte und erlitt am 19. April bei Thann und Hausen eine neue schwere Verwundung, die ihn kampfunfähig machte. Seine Bravour trug ihm das Commandeurkreuz des Theresienordens ein. Erst 1812 wieder feldtüchtig geworden, stritt A. L. im österreichischen Hilfscorps Napoleons gegen Rußland, und mit besonderem Erfolge bei Wyczulki (8. Oktober). Blessiert kehrte er wieder nach Wien zurück, um dann 1813, im Jahre des großen Befreiungskrieges, als Feldmarschall-Lieutenant und Divisionär den 27. August vor Dresden, bei Nauselitz und Roßthal, und in hervorragender Weise am 17. und 18. September bei Arbesau und Kinnitz nach der Kulm-Nollendorfer Entscheidung in die weiteren Kämpfe an der Elbe einzugreifen. Dafür empfing er von dem Kaiser Alexander I. einen goldenen Ehrendegen. In der Leipziger Völkerschlacht stritt er am 16.—18. Oktober mit ausdauernder Tapferkeit um den Besitz des Dorfes Dölitz. Wir finden ihn dann als Corpskommandanten im November vor Hochheim, Kastel und dann 1814 auf dem Boden Frankreichs vor den Festungen Joux, St. André, vor Besançon und 1815 im Reservecorps bis zur zweiten Einnahme von Paris. In den Friedensjahren bewies er als Corpskommandant Mährens und Böhmens die gewissenhafteste Fürsorge in allen militärischen Dingen. 1830 zum Feldzeugmeister befördert und des goldenen Vliesordens teilhaftig geworden, schloß er mit 53 Jahren sein pflichtgetreues Leben. — Vgl. Falke, Geschichte des Hauses Liechtenstein, 3. Bd., 1882; vgl. die Detaillitteratur bei Wurzbach XV und Schinzl in der „Allgem. deutschen Biogr.", Bd. XVIII, S. 609.

Johann, Fürst zu und von, Herzog von Troppau und Jägerndorf, k. k. Feldmarschall, geboren am 26. Juni 1760, gestorben am 24. April 1836, als Sohn des Fürsten Franz Joseph L. und der Fürstin Leopoldine, geborenen Gräfin von Sternberg; einer der tapfersten Generale Österreichs von ebenso viel Bravour als Humanität. Sein Eintritt in die kaiserliche Armee 1782 lenkte bald in eine glänzende Laufbahn ein, die mit dem Türkenkriege Josephs II. beginnt und uns den 28jährigen Major vor Semlin-Belgrad, insbesondere aber vor Czettin (Juli 1788) so hervorragend in Unerschrockenheit und Geistesgegenwart vorführt, daß ihm damals schon das Ritterkreuz des Theresienordens zuerkannt wurde. Er als Oberst und sein Reiterregiment vollbrachten im französischen Revolutionskriege, namentlich am 12. September 1793 bei Avesnes le Sec in der Gegend von Cambray ein Glanzstück waghalsigsten Mutes, und ebenso zeichnete er sich in den weiteren Kämpfen auf dem Boden der Niederlande, so am 29. September 1793 bei Maubeuge an der Sambre, am 21. Mai 1794 bei Cense de Faguel u. a. a. O. aus. Generalmajor geworden, führte er 1796 als Kommandant der Avantgarde seine schwierige Aufgabe als Muster der Pflichttreue, Fürsorge und stürmischen Tapferkeit aus, so daß ihm alle das Commandeurkreuz des Theresienordens von Herzen gönnten. Der österreichisch-russische Feldzug in Italien (1799) verschaffte ihm neuen Ruhm an der Trebbia (17.—29. Juni), vor Novi (15. August) und als Eroberer von Cuneo (4. Dezember), wo er selbständig befehligte. Selbst die unglückliche Schlacht bei Hohenlinden (3. Dezember 1800) mehrte seine Lorbeeren, da er am hartnäckigsten den Feind abwehrte und dann mit der Nachhut den Rückzug deckte. Dafür lohnte ihm das Großkreuz des Theresienordens. 1805 übernahm er nach dem Tode des älteren Bruders die Führung des Hauses als „regierender" Fürst von und zu L., blieb jedoch im Verbande der kaiserlichen Armee und befehligte mit ungeschwächter Bravour ein Corps in der Dreikaiserschlacht bei Austerlitz (2. Dezember). Da er die Achtung und das Vertrauen des Kaisers in hohem Grade genoß, so finden wir ihn nach der Entscheidung (2. und 3. Dezember) als Parlamentär im feindlichen Hauptquartiere und als Begleiter Königs Franz zum Stelldichein mit Napoleon I. bei Nasedlowic, schließlich vom 6. Dezember bis zum Abschlusse des Presburger Friedens als einen der Unterhändler desselben. Das letzte und glänzendste seiner Kriegsjahre wurde 1809. Das schönste Zeugnis über seine unvergleichliche Haltung stellte ihm (seit 1806 Ritter des Goldenen Vließes und General der Kavallerie) der oberste Heerführer und Sieger bei Aspern, Erzherzog Karl, aus. Ja eine berechtigte Tradition läßt ihn in dem kritischen

auf die Herzogin Dorothea von Sagan, zu welcher er in dieser Zeit ein sehr nahes Verhältnis hatte; war doch die paritätische Stadt Sagan in höchster Aufregung, als er die Herzogin, welche selbst früher lutherisch gewesen war, dahin zu vermögen suchte, ein Standbild Wallensteins auf dem Marktplatze zu errichten. Ebenso lebhaft verfocht er die Prinzipien der Legitimität. Eine sorgfältige Erziehung und der Verkehr mit Menschen der verschiedensten Weltstellung hatten ihm übrigens eine reiche Lebenserfahrung gegeben, ein Vorzug, welcher ihm neben großer natürlicher Begabung in den neuen Verhältnissen, zu denen ihn die Eröffnung des Vereinigten Preußischen Landtags 1847 berief, sehr zustatten kam. Als Mitglied der Herrenkurie zeichnete er sich schon in diesem Jahre durch Gewandtheit der Rede, durch Schlagfertigkeit wie durch die ritterliche Grazie der persönlichen Erscheinung aus. Eine noch bedeutendere Rolle spielte er in der Nationalversammlung in Frankfurt, in welche er 1848 von seinem Heimatkreise Ratibor entsandt wurde. Daß er seinen Platz auf der Rechten nahm, daß er überall dem Vordringen der demokratisch-revolutionären Partei entgegentrat, war nur natürlich; seiner militärischen Vergangenheit entsprach es aber auch, daß er die Gefahren, welche ihm durch den Haß des fanatisierten Pöbels erwachsen mußten, verachtete, ja durch bittern Spott und Hohn noch mehrte. Wie sehr er auch in der größten Erregung die Formen des vornehmsten Anstandes zu bewahren wußte, und obwohl er viel eher nur die bestehende Ordnung verteidigte, als daß er versucht hätte, für seine Überzeugung Terrain zu gewinnen: er war der Gegenpartei unleidlicher als jeder seiner Gesinnungsgenossen. Sein Auftreten machte den Eindruck, als hätte er Freude an dem Kampfe, den er als einen Zeitvertreib anzusehen, von dem er keine ernste und dauernde Nachwirkung auf die Zukunft des Vaterlandes zu erwarten schien. Seine gewaltige Rede gegen Zitz bei Gelegenheit der Debatte über den Mainzer Aufstand, am 26. Mai, in welcher er unter Anwendung glänzender pathetischer Rhetorik auch der tumultuarischen Unterbrechungen der Linken Herr wurde, gab das Beispiel für ein nachdrücklicheres Auftreten der Rechten — eine Improvisation, wie Gervinus in der „Deutschen Zeitung" urteilte, welche Zitz und Blum in einer der ihrigen an Heftigkeit und Effekt ähnlichen, an Anstand und Würde sehr überlegenen Manier abfertigte. Allein sie bewirkte auch zugleich, daß die Gegner ihn durch jedes Mittel zu beseitigen suchten. Der Aufstand, welcher nach der Abstimmung über den Malmöer Waffenstillstand am 18. September in Scene gesetzt ward, bot die Gelegenheit dazu. L. fiel mit Hans v. Auerswald durch niederträchtigen Meuchelmord, als er bei einem Spazierritt über die Bornheimer Landstraße den aufgeregten Volksmassen begegnete. Er starb am 19. September. Für den ferneren Gang der Versammlung ist seine Art des Auftretens wie sein gräßlicher Tod nicht ohne Bedeutung gewesen. Er hat dem Radikalismus zuerst und unverholen seine Wertlosigkeit und Staatswidrigkeit nachgewiesen. Daß er für diese vernichtende Kritik den Tod erlitten, hat den erhaltenden Elementen den Weg gezeigt und die Nötigung auferlegt, sich von jenen Gegensätzen auf immer loszusagen. Die bald darauf erfolgende Hinrichtung Robert Blums bildet gewissermaßen die Kehrseite zu dem Morde L.s. Ob dieselbe sich vom politischen Standpunkte aus mehr rechtfertigen läßt, wird fraglich bleiben.

Lichtenau, Wilhelmine. Eine in der Preußischen Hofgeschichte vielgenannte Persönlichkeit, die nicht ohne Grund als die Repräsentantin der unsittlichen Wirtschaft an dem Hofe Friedrich Wilhelms II. bezeichnet wird. Sie war die Tochter des Kammermusikus Enke; ihr Geburtsjahr wird verschieden angegeben. Dem damaligen Prinzen von Preußen, nachherigen König Friedrich Wilhelm II. wurde sie unabsichtlich durch eine ältere Schwester zugeführt. Friedrich der Große veranlaßte zuerst ihre Entfernung von Berlin und Potsdam, ließ jedoch später dem Prinzen freie Hand. Dieser verheiratete sie mit seinem Kammerdiener Ritz, einem gemeinen Menschen, welcher aus diesem Verhältnis nach allen Richtungen materiellen Nutzen zog. Nach der Thronbesteigung des Prinzen ward sie zur Gräfin Lichtenau erhoben, erhielt Güter und Kapitalien geschenkt und blieb ungeachtet der sonstigen Neigungen des Fürsten fast ohne Unterbrechungen in seiner nächsten Nähe. Hatte sie denselben anfangs durch das vollendete Ebenmaß ihrer körperlichen Schönheit gefesselt, so wurde sie ihm später fast unentbehrlich dadurch, daß sie sich seinen Interessen zu fügen, seiner Empfindungs- und Denkweise geschickt anzubequemen wußte. In dieser Beziehung erinnert sie einigermaßen an die Maintenon. Unähnlich war sie dieser darin, daß es ihr trotz der Erziehung, welche ihr der Prinz hatte geben lassen, an geistiger Bedeutsamkeit, auch an Neigung gebrach, Einfluß auf die große Politik zu üben. Die „Vertrauten Briefe über die inneren Verhältnisse am Preußischen Hofe, Amsterdam und Köln 1807" versichern sogar, daß sie den König auch nicht zu großen Ausgaben für sich verleitet habe. Nach der Darstellung des Briefstellers war sie eitel und rachsüchtig; verhalf auch manchem Unwürdigen zu Ansehen und Reichtum, wies jedoch Güterschenkungen in den neueroberten polnischen Landesteilen zurück und ließ sich von den auswärtigen Mächten nicht bestechen; mit Bischofswerder lebte sie in ewigem Kampf, war jedoch unvermögend, ihn zu stürzen. Mit diesem Urteil stimmt mehr oder weniger das Bailleus in der „Allg. deutschen Biogr.", das sich auf archivalische Forschungen gründet, überein. Nach dem Tode des Königs ward sie verhaftet, ihrer Güter, selbst ihrer Pension beraubt. Einige Jahre später gab ihr der Gerechtigkeitssinn Friedrich Wilhelms III. fast alles zurück. Gestorben ist sie 1820. Ihre Nachkommen von Ritz besitzen die Güter in der Neumark gegenwärtig noch.

Liebertwolkwitz, Gefecht am 14. Oktober 1813. Schwarzenberg hatte für den 14. auf der ganzen Front der böhmischen Armee eine Rekognoszierung der französischen Stellung angeordnet. Diese erstreckte sich, soweit sie hier inbetracht kommt, zwischen Markkleeberg und dem an der Straße nach Grimma gelegenen Flecken L. hin, der rechte

Flügel lehnte sich an die Pleiße, der linke war zurückgebogen. Die Rekognoszierung führte zu einem Reitergefechte, welches bis zum Nachmittage aus Teilvorstößen von beiden Seiten bestand; dann vereinigte Murat seine Kräfte zu einem Hauptstoße, welchen die Verbündeten nur mit Mühe aushielten. Er scheiterte indessen an dem Widerstande der russisch-preußischen Reiterei unter Graf Pahlen III., welchen namentlich die Artillerie kräftig unterstützte; fast wäre Murat selbst durch einen preußischen Dragoner gefangen genommen worden. Während des Reitergefechtes fand ein heftiger Kampf um Markkleeberg statt, welches Dorf von Klenau genommen, aber von Maison wiedergewonnen und behauptet wurde. Die Dunkelheit machte gegen 6 Uhr dem Gefechte ein Ende. — Vgl. „Leipzig".

Liechtenstein. Aus diesem zunächst in Nieder-Österreich und Mähren begüterten Hause, das seit Karl (s. d.) die Fürstenwürde erlangte, verewigten sich nicht wenige Namen in den Jahrbüchern der neueren Geschichte Österreichs:

Alois, Fürst zu L., k. k. Feldzeugmeister, Ritter des Goldenen Vließes, geboren am 1. April 1780 zu Wien, gestorben am 4. November 1833 in Prag. Als jüngster Sohn des Feldmarschall Fürsten Karl Joseph L. und der Gräfin M. Eleonore Oettingen-Spielberg, betrat er mit 19 Jahren die Laufbahn des Soldaten und machte sich 1799 bereits durch militärische Bravour bemerkbar. 1800 Major geworden, verdiente er sich durch seine Tapferkeit in den Gefechten am Lech (11.—14. Juni), woselbst er schwer verwundet wurde, und in vorübergehende Kriegsgefangenschaft fiel, 1801 die Oberstlieutenants-Charge und das Theresien-Ritterkreuz. 1805 diente er unter dem Oberkommando Macks als Oberst bis zur Ulmer Katastrophe; 1809 als Generalmajor und Brigadier im Heere, das gegen Napoleon die Donaulinie verteidigte und erlitt am 19. April bei Thann und Hausen eine neue schwere Verwundung, die ihn kampfunfähig machte. Seine Bravour trug ihm das Commandeurkreuz des Theresienordens ein. Erst 1812 wieder feldtüchtig geworden, stritt A. L. im österreichischen Hilfscorps Napoleons gegen Rußland, und mit besonderem Erfolge bei Wyczulki (8. Oktober). Blessiert kehrte er wieder nach Wien zurück, um dann 1813, im Jahre des großen Befreiungskrieges, als Feldmarschall-Lieutenant und Divisionär den 27. August vor Dresden, bei Nauselitz und Roßthal, und in hervorragender Weise am 17. und 18. September bei Arbesau und Kinnitz nach der Kulm-Nollendorfer Entscheidung in die weiteren Kämpfe an der Elbe einzugreifen. Dafür empfing er von dem Kaiser Alexander I. einen goldenen Ehrendegen. In der Leipziger Völkerschlacht stritt er am 16.—18. Oktober mit ausdauernder Tapferkeit um den Besitz des Dorfes Dölitz. Wir finden ihn dann als Corpskommandanten im November vor Hochheim, Kastel und dann 1814 auf dem Boden Frankreichs vor den Festungen Joux, St. André, vor Besançon und 1815 im Reservecorps bis zur zweiten Einnahme von Paris. In den Friedensjahren bewies er als Corpskommandant Mährens und Böhmens die gewissenhafteste Fürsorge in allen militärischen Dingen. 1830 zum Feldzeugmeister befördert und des goldenen Vließordens teilhaftig geworden, schloß er mit 53 Jahren sein pflichtgetreues Leben. — Vgl. Falke, Geschichte des Hauses Liechtenstein, 3. Bd., 1882; vgl. die Detaillitteratur bei Wurzbach XV und Schinzl in der „Allgem. deutschen Biogr.", Bd. XVIII, S. 609.

Johann, Fürst zu und von, Herzog von Troppau und Jägerndorf, k. k. Feldmarschall, geboren am 26. Juni 1760, gestorben am 24. April 1836, als Sohn des Fürsten Franz Joseph L. und der Fürstin Leopoldine, geborenen Gräfin von Sternberg; einer der tapfersten Generale Österreichs von ebenso viel Bravour als Humanität. Sein Eintritt in die kaiserliche Armee 1782 lenkte bald in eine glänzende Laufbahn ein, die mit dem Türkenkriege Josephs II. beginnt und uns den 28jährigen Major vor Semlin-Belgrad, insbesondere aber vor Czettin (Juli 1788) so hervorragend in Unerschrockenheit und Geistesgegenwart vorführt, daß ihm damals schon das Ritterkreuz des Theresienordens zuerkannt wurde. Er als Oberst und sein Reiterregiment vollbrachten im französischen Revolutionskriege, namentlich am 12. September 1793 bei Avesnes le Sec in der Gegend von Cambray ein Glanzstück waghalsigsten Mutes, und ebenso zeichnete er sich in den weiteren Kämpfen auf dem Boden der Niederlande, so am 29. September 1793 bei Maubeuge an der Sambre, am 21. Mai 1794 bei Cense de Faguel u. a. a. O. aus. Generalmajor geworden, führte er 1796 als Kommandant der Avantgarde seine schwierige Aufgabe als Muster der Pflichttreue, Fürsorge und stürmischen Tapferkeit aus, so daß ihm alle das Commandeurkreuz des Theresienordens von Herzen gönnten. Der österreichisch-russische Feldzug in Italien (1799) verschaffte ihm neuen Ruhm an der Trebbia (17.—29. Juni), vor Novi (15. August) und als Eroberer von Cuneo (4. Dezember), wo er selbständig befehligte. Selbst die unglückliche Schlacht bei Hohenlinden (3. Dezember 1800) mehrte seine Lorbeeren, da er am hartnäckigsten den Feind abwehrte und dann mit der Nachhut den Rückzug deckte. Dafür lohnte ihm das Großkreuz des Theresienordens. 1805 übernahm er nach dem Tode des älteren Bruders die Führung des Hauses als „regierender" Fürst von und zu L., blieb jedoch im Verbande der kaiserlichen Armee und befehligte mit ungeschwächter Bravour ein Corps in der Dreikaiserschlacht bei Austerlitz (2. Dezember). Da er die Achtung und das Vertrauen des Kaisers in hohem Grade genoß, so finden wir ihn nach der Entscheidung (2. und 3. Dezember) als Parlamentär im feindlichen Hauptquartiere und als Begleiter Königs Franz zum Stelldichein mit Napoleon I. bei Nasedlowic, schließlich vom 6. Dezember bis zum Abschlusse des Presburger Friedens als einen der Unterhändler desselben. Das letzte und glänzendste seiner Kriegsjahre wurde 1809. Das schönste Zeugnis über seine unvergleichliche Haltung stellte ihm (seit 1806 Ritter des Goldenen Vließes und General der Kavallerie) der oberste Heerführer und Sieger bei Aspern, Erzherzog Karl, aus. Ja eine berechtigte Tradition läßt ihn in dem kritischen

Augenblicke, wo man am Siege verzweifelnd, vom Rückzuge sprach, heransprengen, mit dem Rufe: „Was, retirieren? Warum nicht gar! Der Feind retiriert, und der Sieg ist unser!" Auch bei Wagram stellte L. den ganzen Mann. Als dann Erzherzog Karl den Znaimer Waffenstillstand mit Kaiser Napoleon einging, und Kaiser Franz I. den Krieg fortzuführen entschlossen war, übertrug das Vertrauen des Monarchen seinem Liechtenstein das Oberkommando (31. Juli). L. sah jedoch bald selbst das Hoffnungslose der Sachlage ein, und die Friedenspartei drängte den Kaiser zur Negotiation des Wien-Schönbrunner Friedens, wobei auch L. eine Hauptrolle spielte. L., der in hundert Schlachten und Gefechten mit Todesverachtung gestritten und — das Sprichwort: „Dem Tapfern lächelt das Glück" rechtfertigend, nur bei Wagram eine leichte Verletzung davon getragen hatte, zog sich nun in den Ruhestand zurück. Seinen warmen Gefühlen für die Armee gab das Bauwerk auf dem Hügel bei Mödling, gemeinhin der „Husarentempel" genannt, beredten Ausdruck, denn es ist ein Denkmal der tapferen Söhne des Vaterlandes, die bei Aspern und Wagram gefallen. Die Korrespondenz L.s mit seiner Mutter und Gattin, welche sein Schlachten- und Lagerleben begleitet, zeigt den gefühlvollen, zartsinnigen Menschen, der, in Ruhestand getreten, nun ganz und gar seiner Familie, der Güterwirtschaft, aber auch den schönen Künsten als deren Gönner lebte. — Wurzbach, a. a. O. — Falke, a. a. O. III.; Schinzls Artikel in der „Allg. deutsch. Biogr.", Bd. XVIII, S. 610—614.

Karl, Herr v. L., erster Fürst dieses Hauses, geboren 1560, gestorben am 12. Februar 1627, war der erstgeborene Sohn des 1585 gestorbenen Herrn Hartmann II. von Liechtenstein auf Nikolsburg und der Gräfin Anna von Ortemburg. Er und sein Bruder Maximilian (von den fünf Söhnen Hartmanns) brachten ihr Geschlecht wieder empor. K. L., im Glauben der böhmisch-mährischen Brüder gleich seinem Zeit- und Standesgenossen, Karl von Zierotin, aufgewachsen, erhielt seine Jugendbildung in der damals berühmten Eibenschitzer Schule der Union und erhielt mit 31 Jahren infolge der Erbteilung von 1591 die Herrschaften Eisgrub (Lebeice) in Mähren und Feldsberg und Baumgarten in Nieder-Österreich. Seine erste Landesbestallung war die eines Hauptmannes im Hradischer Kreise; 1594 finden wir ihn als Beisitzer des mährischen Landrechtes. Bald verzeichnete die Landtafel den ihm aus der Ehe mit Anna Maria, einer der beiden Erbtöchter des letzten Sprossen des reichen mährischen Herrngeschlechtes der Boskowitzer, Schembera (29. Mai 1597 gestorben), zugefallenen Besitz der bedeutenden Güter Czernahora und Aussee (Usow). 1599 war K. L. bereits Oberstlandrichter Mährens. Damals hatte sich aber auch bereits sein Übertritt zum katholischen Glauben längst vollzogen, und das Breve des Papstes Klemens VII. an K. L. (5. September 1599) belebte den konfessionellen Eifer des wichtigen Proselyten, der jedenfalls nicht aus bloßem Glaubensdrange, sondern auch von weltlichen Interessen bewogen, gleich den anderen Brüdern — Max, den Gatten der jüngeren Boskowitzer Erbtochter voran — der katholischen Kirche zugefallen war und nun den beim Prager Kaiserhofe bestens angeschriebenen Standesherrn Mährens zugehörte, ohne jedoch der katholisch-„spanischen" Partei, mit Berka von Duba und Kardinalbischof Franz von Dietrichstein an der Spitze, befreundet zu sein. Denn diese letztere war ihm seit dem Jahre 1600, in welchem K. L. der Nachfolger des entlassenen Obersthofmeisters Trautsohn wurde, nichts weniger als geneigt. Doch saß er ziemlich fest in der Gunst des Hofes, der, in ewiger Geldverlegenheit befindlich, ihm bald die stattliche Summe von 410,000 Gulden schuldete, den Liechtensteiner bei Lieferungen, Soldzahlungen u. s. w. stark in Anspruch nahm, aber ihm auch Gelegenheit gab, sich hierfür seiner Zeit schadlos zu halten. — 1604 mußte er das durch äußere Landesgefahren und innere Parteiwirren schwierig gewordene Amt des Landeshauptmannes in seiner Heimat übernehmen, da Berka von Duba hierfür nicht länger taugte, anderseits die spanische Partei am Hofe den einflußreichen Liechtensteiner gern los wurde. Der neue Landeshauptmann bekam bald (1605) mit der Grenzgefahr zu thun, welche die Baskaysche Insurrektion Ungarns über Mähren brachte, und 1606 war er bei dem Abschlusse der Verhandlungen des Wiener Friedens thätig. Damals aber schon hatte er die Unhaltbarkeit der kaiserlichen Sache in Mähren erkannt und sich einerseits dem Erzherzog Mathias, anderseits der oppositionellen Autonomistenpartei, welcher Karl von Zierotin, einst sein Jugend- und Studiengenosse, das Banner vortrug, gewährt, ohne daß die Zeichen der kaiserlichen Ungnade so schnell an den Tag traten. Noch 1607 erhielt er den Pfalzgrafentitel. Aber vom Herbste d. J. an war es mit der Gnade des Kaisers vorbei, so daß K. L. sowohl vom Oberhofmeisteramte als auch von der Landeshauptmannschaft Mährens zurücktrat und jenen Posten gleichwie den Vorsitz im kaiserlichen Geheimrate seinem Widersacher Kardinal-Fürstbischof Dietrichstein einräumte, während sein erbittertster Gegner, Berka von Duba, am 15. September 1607 abermals, als „provisorischer" Landeshauptmann bestellt wurde. K. L. kam aber bald wieder empor. Da er sich der mit Erzherzog Mathias immer reger verbündeten Bewegungspartei seines Heimatlandes anschloß, so wurde ihm nach dem Beschlusse des Eibenschitzer Ständetages die Leitung der provisorischen Landesregierung als „Direktor" oder außerordentlichem Landeshauptmanne übertragen. Als solcher durchlebte er die entscheidenden Ereignisse des Jahres 1608, welche mit Depossedierung Kaiser Rudolfs II. als König Ungarns, Erzherzog von Österreich und Markgraf von Mähren durch den Caslau-Liebner Vertrag schlossen. Als Haupt der Stände erließ er an Mathias die Einladung zur Huldigung. Den Lohn für seine Haltung erhielt er von diesem Habsburger in der Erhebung zum Reichsfürsten (20. Dezember 1608). Bei den unfruchtbaren Verhandlungen behufs Aussöhnung der entzweiten Brüder, Kaiser Rudolfs II. und Erzherzogs Mathias, 1609—1610, sodann in den Negotiationen betreffend den jülichschen Erbstreit und in dem Handel zwischen den „Hornern", d. i. der protestantischen Ständepartei des Landes Österreich

und dem Wiener Hofe spielte K. L. eine wichtige Rolle. Mit dem Prinzipalminister Kaiser Mathias', dem Kardinalbischofe Khlesl, stand er auf schlechtem Fuße, und so erklären wir uns auch seine geringere Geltung bei Hofe innerhalb der Jahre 1612 bis 1618. Doch hatte Kaiser Mathias seiner Dienste nicht vergessen und wandte ihm als Reichsfürsten das Herzogtum Troppau als pfandmäßiges Lehen, mit Sitz und Stimme bei den schlesischen Fürstentagen und im Breslauer Oberrechte zu (4. Januar 1614). Die drei oberen Stände des genannten Herzogtums verschanzten sich aber hinter die historische Verbindung des Troppauer Landes mit Mähren und wollten die Huldigung nicht leisten. So entwickelte sich ein schwieriger Rechtsstreit, der erst 1618 einer endgültigen Entscheidung zugeführt wurde. Seit diesem Jahre trat auch K. L. in den Vordergrund der politischen Ereignisse und zwar als strenger Legitimist, der samt seinen Brüdern Max und Ferdinand von der Aufstandspartei geächtet und zur Flucht nach Wien genötigt wurde. Mit einem Truppenteile hatte er die Unternehmungen der kaiserlichen Generale Bouquoi und Dampierre zu unterstützen. Auch am Kampfe der Entscheidung vor Prag am 8. November 1620 nahm er teil. Als nun die habsburgische Dynastie und mit ihr das katholische Glaubensprinzip gesiegt hatte, wurde K. L. als Vertrauensmann Kaiser Ferdinand II. mit der Landesverwesung Böhmens (17. November 1620) betraut. Die ungemein schwierige Aufgabe suchte er als kluger Gegner überstürzter und erbitternder Gewaltmaßregeln zu lösen, sah sich jedoch einer starken Gegenströmung am Hofe ausgesetzt und mußte sich mit dem Hemmen und Verzögern dessen begnügen, was er nicht fern halten konnte. Nachdem die Hinrichtung der Führer der ständischen Rebellion (21. Juni 1621) stattgefunden, sollte unverzüglich der Hochverratsprozeß auch über die anderen Teilnehmer am Aufstande verhängt, das Strafverfahren gegen die der Empörung schuldigen Stadtgemeinden eingeleitet und die Proskription und Landesausweisung über die akatholischen Prädikanten, Professoren und Schulmeister verhängt werden. K. L. richtete eine Gegenvorstellung an die Krone (14. Juli 1621), und dieselbe drang durch. Doch konnte er mit seiner Interzession zugunsten der Witwen und Waisen der Hingerichteten und der Familien geächteter Landesflüchtigen vom 10. August ebenso wenig durchgreifen als mit seinem Vorschlage vom 27. September, wonach die Gefängnisstrafen in Geldbußen umzuwandeln seien. Am 17. Januar 1622 wurde er förmlich zum Statthalter Böhmens ernannt und erhielt am 28. September das Goldene Vlies. Seine Stellung ward nicht minder schwierig, da ihm ein „Regierungskollegium" an die Seite trat, und er mit mancher Gegnerschaft in demselben und bei Hofe zu kämpfen hatte. — Sein Besitzstand mehrte sich in ausgedehnter Weise. Schon 1608 besaß er die Herrschaften Feldsberg, Baumgarten, Eisgrub, Plumenau, Aussee und Czernahora. Dazu erwarb er, abgesehen von dem Herzogtum Troppau, dessen Ständeschaft ihm endlich am 21. Juni 1622 huldigte, die namhaften Güter des reichen, altböhmischen Hauses Smiřicky: Schwarzkosteletz, Aurinowes im Kaurzimer und Škworec im Prachiner Kreise, dazu die der großen Güterkonfiskation des Jahres 1623 verfallenen Besitzungen der Städte Kaurzim und Deutschbrod, die Herrschaften Přeboz und Planian im Kaurzimer, Roztok und Petrowic im Rakowitzer Kreise; überdies Häuser in Prag, Brünn und an anderen Orten. 1625 starb seine Gattin, zwei Jahre später er selbst in Prag. Ihn überlebte ein minderjähriger Sohn Karl Eusebius (geboren 1611, gestorben 1684) und zwei Töchter, deren eine Graf Max Dietrichstein, die andere Graf Werner Tzerklaes von Tilly, ein Neffe des berühmten Ligistenfeldherrn geehelicht hatten. Seine Leiche wurde in der Familiengruft zu Wernau in Mähren beigesetzt. Sein Bruder Max starb 1643 kinderlos, während K. L. und dessen jüngerer Bruder Gundaker zwei Linien des Hauses begründeten. Die Linie K. L. erlosch im Mannesstamme mit seinem Enkel Joh. Adam Andreas im Jahre 1712, während die Gundakersche weiterblühte und in der Person des Fürsten Anton Florian (geboren 1656, gestorben 1721), des Oberhofmeisters Karls III. (dann Kaiser Karl VI.), spanischen Granden, k. Geheimrates, Ritters des Goldenen Vlieses, zu neuem Aufschwunge kam, indem sein Sohn Fürst Joseph Johann Adam (geboren 1690, gestorben 1732) die vorarlbergischen Herrschaften Schellenberg und Vaduz als „Fürstentum Liechtenstein" erwarb. Mit seinem einzigen Sohn Johann Nepomuk Karl erlosch die Hauptlinie und ihr großer Besitz fiel an Karl Joseph (s. u.).

Litt.: Wurzbach XV, S. 116ff.; d'Elwert, Über die Exemtion des Hauses Liechtenstein („Notizblatt der mährisch-schlesischen Geschichte des Ackerbaues, der Natur- und Landeskunde", Brünn 1850, Nr. 3; „Beitrag zur Geschichte der böhmischen Litteratur im 17. Jahrhundert", 1. u. 2. Abtl.); „Schriften d. hist. Sektion der mährisch-schlesischen Gesellschaft", Bd. XVI u. XVII (insbes. XVII, 1868, S. IV—V; Skizze des Lebens und der Litteratur, sodann im Texte die Korrespondenz Karl v. Liechtenstein mit Kaiser Ferdinand II., 1620 bis 1625 u. Abtl. II, S. 1 u. 2 über die Troppauer und Jägerndorfer Händel); ferner 3. Abtl. Bd. XXII, 1875, und 4. Abtl. Bd. XXIII, 1878; desgl. „Zur österreichischen Verwaltungsgeschichte, mit besonderer Rücksicht auf die böhm. Litteratur", Bd. XXIV, 1880; P. R. v. Chlumecky, Karl v. Zierotin u. s. Z. 1564—1615, Brünn 1862, Bd. XXI der V. Schr.; Gindely, Geschichte des Dreißigjährigen Krieges, Bd. I—IV; Biermann, Geschichte der Herzogtümer Troppau und Jägerndorf, 1874; Falke, Geschichte des Hauses Liechtenstein, Bd. II, 1877, 5. Abtl., S. 127—242; Krones in der „Allg. deutschen Biogr.", Bd. XVIII, 1883, S. 614 bis 618.

Karl Joseph, Sohn des Fürsten Emanuel und der Gräfin Maria Anna von Dietrichstein, geboren am 20. September 1730, gestorben am 21. Februar 1789. Seine Waffendienste knüpfen sich an den Siebenjährigen Krieg. Bei Reichenberg erlitt er am 21. April 1757 eine schwere Verwundnng. Sein ausgezeichnetes Verhalten bei der Erstürmung von Schweidnitz (1761, Oktober)

meldete Laudon der Kaiserin. Er erhielt das Goldene Vlies und das Wiener Stadtkommando. Den bayerischen Erbfolgekrieg machte er bereits als General der Kavallerie mit. Im Türkenkriege Kaiser Josephs II. übernahm K. J. L. im April 1788 das Armeecorps, welches gegen Türkisch-Dubica zu operieren hatte. Schwer krank verließ er den unglücklichen Kriegsschauplatz, begab sich nach Wien und erlag dem Siechtum im Alter von 59 Jahren. Er und seine Gattin, die liebenswürdige, geistvolle Marie Eleonore, geborene Fürstin von Öttingen-Spielberg (seit 1761 mit ihm vermählt), gehörten zu dem engen Kreise der vertrauten Freunde, zur erlesenen Tafelrunde Josephs II. — Vgl. Wurzbach XV, S. 165 bis 168; A. Wolf, Marie Eleonore, Fürstin von Liechtenstein, Wien 1875.

Philipp, Erasmus Fürst L., geboren am 14. September 1664, gestorben am 13. Januar (nach anderen den 17. Juni) 1704, jüngerer Bruder des Fürsten Anton Florian (geboren 1656, gestorben 1721), dessen oben bereits gedacht wurde. Während dieser die Diplomatenlaufbahn betrat, widmete sich Ph. E. dem Waffendienste, erscheint schon beim Entsatze Wiens (1683) und machte dann seine weitere Kriegsschule unter dem Prinzen Eugen von Savoyen durch. Seine bedeutendste That war den 15. August 1702 bei Luzzara, in der Schlacht, welche Eugen den Franzosen unter Vendôme lieferte, indem Ph. E. in einem kritischen Augenblicke entscheidend eingriff. Indem er bei Castelnuovo den Anmarsch der Franzosen und deren Übergang über die Bormida (11. Januar 1704) mit ausdauerndem Mute abwehrte, erlitt er eine tödliche Verwundung, welcher er bald erlag. Er hinterließ aus seiner Ehe mit Gräfin Christiane Therese von Löwenstein-Werthheim mehrere Kinder, darunter den Erstgeborenen

(Joseph) **Wenzel** (Laurenz), Fürst v. L., Herzog von Troppau und Jägerndorf, österreichischer Diplomat und Militär, geboren am 9. August 1696 zu Prag, gestorben zu Wien am 10. Februar 1772. Achtjährig, als sein Vater den Ehrentod des Kriegers starb (s. „Philipp Emanuel v. L."), beendete J. W. L. seine Studien an der Prager Hochschule und trat dann mit 17 Jahren unter die Fahne des Prinzen Eugen von Savoyen. Gleich im ersten Jahre des Türkenkrieges (1716) Oberstlieutenant geworden, zeichnete sich der Fürst besonders im zweiten, bei der Schlacht vor Belgrad (16. August 1717) aus. In den Friedensjahren 1718—1730 fand er Muße, seinen Hausstand zu gründen und seine ausgedehnten Güter zu verwalten. Schon 1712 fielen ihm als Majoratsherrn durch den Tod seines reichen Oheims, Fürsten Joh. Adam Andreas (geboren 1656, gestorben 1712, eines Sohnes des Fürsten Karl Eusebius aus der Ehe mit Anna Beatrix, Fürstin Dietrichstein, des letzten Sprossen der von Karl v. L. [s. Art.] gestifteten „karolinischen" Linie der L.) die deutschen Reichsherrschaften Schellenberg-Vaduz, das Fürstentum Liechtenstein und überdies das zweite Majorat des Hauses (sämtliche liechtensteinische Häuser in Prag, Wien und die Herrschaften Turau und Butschowitz) zu. 1718 überließ J. W. L. seinem Vatersbruder Anton Florian (s. o.) das Fürstentum Liechtenstein-Vaduz und erhielt dafür die Hand der Erbtochter desselben, Maria Anna Karoline (geboren 1694), der jungen Witwe des Grafen Ernst von Thurn. Die drei Kinder aus dieser Ehe J. W. L.s starben früh, und er selbst wurde Witwer im Jahre 1753, der keine weitere Heirat schloß. — Das Histörchen, es habe sich im Jahre 1731 der Fürst mit einem auf eigene Kosten geworbenen Dragonerregimente an der österreichischen Expedition unter General Wachtendonk gegen Korsika beteiligt, ist jedenfalls erfunden. Dagegen machte 1734 Fürst J. W. L. als Generalmajor die Rheincampagne mit. — 1735 vertauschte er den Waffendienst mit der Aufgabe des Diplomaten. Er wurde nämlich an den Berliner Hof gesandt, um sich der wandelbaren politischen Freundschaft des Preußenköniges (Friedrich Wilhelm I.) zu versichern und auch die Gesinnung des Kronprinzen (Friedrich II.) Österreich geneigt zu machen. Andern Schlages als sein stark intriguierender Vorgänger, Seckendorff, verstand es Fürst J. W. L., die Achtung des Königs zu gewinnen und sich den Kronprinzen verbindlich zu machen, dessen Korrespondenz mit J. W. L. für die gleiche Wertschätzung spricht. Innerhalb Jahresfrist heimkehrend, sah sich Fürst J. W. L. zum Feldmarschall-Lieutenant und Oberst-Hofmeister der Erzherzogin Maria Anna ernannt. 1737 finden wir den Fürsten in Ungarn, im Observationslager des Feldmarschalls Pálffy. Ende 1737 bis 1741 brachte er als Botschafter in Frankreich zu, ohne daß er die Beziehungen beider Mächte innerlich besser zu gestalten vermochte. Kaiser Karl VI. hatte den Fürsten im März 1739 zum General der Reiterei und im Spätherbst d. J. zum Ritter des Goldenen Vließes erhöht. Als nun, wie J. W. L. längst vorhergesehen, der Bruch mit Frankreich als vornehmster Stütze der Gegner Maria Theresias, der Tochter des letzten Habsburgers, entschieden war, verließ J. W. L. Ende Januar 1741 den Posten in Versailles, kehrte nach Österreich zurück und nahm den Waffendienst wieder auf. Er befehligte am 17. Mai 1742 in der Schlacht bei Czaslau-Chotusitz den rechten Flügel der Österreicher und warf sich dabei ins dichteste Handgemenge. 1743 machte er die glücklichere Campagne in Bayern mit. Dem scharfen Blicke J. W. L.s war die Überlegenheit des preußischen Geschützwesens nicht entgangen, und so faßte er den Gedanken, die österreichische Artillerie zeitgemäß emporzubringen. Maria Theresia war hierfür rasch gewonnen, und so finden wir bereits im Jahre 1744 den Fürsten J. W. L. zum „General-Land-Feld- und Haus-Artillerie-Zeugmeister" ernannt. Mit aller Umsicht und Energie und mit dem Aufwande eigener Mittel ging der Fürst ans Werk, gewann tüchtige Pyrotechniker und Ingenieure des Auslandes für Österreich, scheute keine Mühe, um maßgebende Werke für den Unterricht in Umlauf zu setzen, setzte Preise für die Bestschüsse aus, veranstaltete häufige Übungen und erzielte bald überraschende Erfolge, so daß das österreichische Geschützwesen den Anlauf zu einer hervorragenden Stellung nahm. — 1745—1746 bezog Fürst J. W. L. als General-Feldmarschall,

Statthalter der Lombardei und Kommandierender in Italien den welschen Kriegsschauplatz, um Hand in Hand mit dem Könige von Sardinien, Österreichs Alliiertem, gegen Franzosen und Spanier das Feld zu halten. Er gab sich die redlichste Mühe, um als Nachfolger des Generals v. Schulenburg die verwahrloste Armee wieder kampfestüchtig zu machen. Die Übermacht des Feindes machte indes längere Zeit Erfolge unmöglich. Er mußte sich begnügen, die Linie am Tessin zu halten. 1746 griff er jedoch zur Offensive, besetzte (27. März) Guastalla, schlug den Gegner bei Gualtieri, eroberte Casale (28. März), brachte die Citadelle von Parma in seine Gewalt (22. April) wurde jedoch durch Siechtum an der Weiterführung des Kommandos gehindert und übergab dasselbe dem Artillerie-General Botta d'Adorna. Nach der Verstärkung des Feindes durch den Marschall Maillebois mit frischen Truppen übernahm er noch siechen Leibes das Kommando wieder und erfocht den schweren Doppel-Sieg bei Piacenza (16. Juni). Er mußte jedoch infolge der Verschlimmerung seines Zustandes das Kommando abermals niederlegen und nach Wien zurückkehren. Hier widmete er sich mit verdoppelter Anstrengung der Artilleriereform, deren Früchte er schon bei Piacenza erprobt, und legte auch das Wiener Stadtkommando nieder. 1751 kommandierte er das große Übungslager bei Pest, ging 1752 in die Bäder von Spaa, besuchte sodann den niederländischen Erbstatthalter, Prinzen von Oranien, und nach einer in Antwerpen überstandenen schweren Krankheit kehrte er in die Heimat zurück. Im Oktober 1752 zum kommandierenden General in Ungarn, 1753 zum General der gesamten Kavallerie mit weitgehender Vollmacht ernannt, ward Fürst J. W. L. Zeitgenosse des Siebenjährigen Krieges. Wohl fand er in demselben keine Verwendung, dafür erntete aber seine Artillerie das Lob des maßgebendsten Beurteilers, Friedrichs des Großen. — Zu wichtigen Kriegsberatungen beigezogen, hielt Fürst J. W. L. mit seiner Meinung nie hinter dem Berge zurück. Er war, so gut wie Fürst Kaunitz, ein Gönner Laudons, dessen Offensivtaktik er gegen Daun und Lacys Defensivstrategie in Schutz nahm. 1759 legte Fürst J. W. L. das Generalat der Kavallerie nieder. Den Schluß seiner staatlichen Lebensthätigkeit bilden diplomatische Missionen, 1760 nach Parma, um für den Thronfolger (Joseph II.) um die Hand der Prinzessin Isabella zu werben, 1763 an die bourbonischen Höfe Italiens in Successionsangelegenheiten; es galt die Anerkennung der habsburgisch-lothringischen Succession in Toskana und Modena, anderseits die Verbindung Erzherzogs Leopolds mit der Infantin Maria Luise. Die Kaiserwahl Josephs (II.) war die letzte seiner Aufgaben.

Von 1764 bis an seinen Tod lebte nunmehr der Fürst als gutmütiger Murrkopf ausschließlich seiner schrankenlosen Wohlthätigkeit, seiner Gönnerschaft für die Kunst. Er war ein Mann von seltener Vornehmheit des Charakters und Herzens, dessen Andenken eine Bronzemedaille im Auftrage Maria Theresias 1773 geprägt, in den (lateinischen) Worten verewigt: „Die Kaiserin Maria Theresia dem Hersteller des Artilleriewesens, dem im Kriege und Frieden gleich großen Manne, Ihrem und des Vaterlandes Freunde." Und die ganze Wärme eines dankbaren und huldvollen Herzens atmet jener Brief der Kaiserin, der des Totenamtes für den Fürsten J. W. L., der allgemeinen Trauer dabei gedenkt. Sie beklagt den Verlust eines jener seltenen Menschen, die nicht wieder kommen. — Sein Neffe Franz Joseph (geboren 1726, gestorben 1781, Erstgeborener des Fürsten Emanuel) wurde sein Adoptivsohn und Erbe und überkam auch von der Fürstin Therese (geboren 1694, gestorben 1772, vierten Tochter des Fürsten Joh. Adam Andreas, s. o., 1711 mit dem Prinzen Thomas Emanuel von Savoyen-Carignan, Vetter des Prinzen Eugen von Savoyen vermählt und bereits 1729 in kinderloser Ehe verwitwet, Stifterin des adeligen oder savoyischen Damenstiftes und der savoyischen Akademie in Wien) den ganzen Nachlaß der karolinischen Linie (s. d.), deren letzter Sprosse sie war.

Vgl. Wurzbach XV, S. 156—162; Arneth, Maria Theresia, Abtl. I—IV; Falke, Geschichte des Hauses Liechtenstein, 3. Bd.

Liegnitz, Schlacht am 15. August 1760. Nach dem Falle von Glatz (26. Juli) fürchtete Friedrich der Große, daß Laudon, welcher nun seine sämtlichen Streitkräfte zur Verfügung hatte, sich mit den auf dem rechten Oderufer stehenden Russen vereinigen und daß Schlesien ganz für ihn verloren gehen könnte; er verließ daher Sachsen, wo die Einnahme von Dresden das Ziel seiner Operationen gewesen war, um dem in Schlesien kommandierenden Prinzen Heinrich die Hand zu reichen; Daun, welcher ihm gegenübergestanden hatte, begleitete seinen Marsch, setzte sich mit Laudon in Verbindung und verlegte dem Könige den Weg nach Breslau, wo Prinz Heinrich stand. Friedrich hoffte zuerst südlich über Jauer durchkommen zu können; da dies nicht mehr ausführbar war, dachte er es nördlich zu versuchen, um nicht auch noch die Verbindung mit Glogau zu verlieren; er hatte nur noch für drei Tage Brot, und schon überschritten die Russen zwischen Breslau und Glogau die Oder. Zunächst beschloß er, eine günstigere Aufstellung zu nehmen und dazu in der Nacht zum 15. August in die Gegend von Pfaffendorf, nordöstlich von L., zu gehen. An demselben Tage gedachte Daun ihn anzugreifen; dieser selbst wollte von Süden gegen des Königs rechte Flanke, Lacys Heeresabteilung sollte von Westen gegen dessen Rücken vorgehen, Laudon ihm den Ausweg nach Glogau sperren. Durch einen gefangenen österreichischen Offizier erfuhr der König, daß Daun beabsichtige, ihn mit seinen eigenen und mit Lacys Truppen anzugreifen; von Laudon wußte dieser nichts. Um 1 Uhr abmarschiert, war der König beschäftigt die Aufstellung seiner Truppen in der gewählten Position zu ordnen, als Laudon, in der Ausführung des ihm befohlenen Marsches begriffen, für beide Teile unvermutet auf den preußischen linken Flügel stieß. Er befehligte 35,000, der König 30,000 Mann. Dieser ging ihm sofort offensiv entgegen, während Zieten gegen den bevorstehenden Abmarsch der übrigen österreichischen Heeresteile Front machen mußte. Der Kampf begann um drei Uhr morgens, er

wurde mit abwechselndem Erfolge geführt, das Zünglein der Wagschale schwankte lange hin und her, schließlich mußten die Österreicher weichen, und schon um 6 Uhr früh war der Tag entschieden; die Österreicher waren trotz tapferer Gegenwehr vollständig geschlagen, von den preußischen Truppen waren ihnen gegenüber nur 14,000 Mann ins Gefecht gekommen; die gegenseitige Unterstützung der verschiedenen Waffen und das mörderische Feuer ihrer Artillerie den durch den Raum beengten Truppen des Feindes gegenüber verhalfen ihnen zum Siege. Die übrigen Heeresabteilungen der Österreicher, welche ebenfalls in den frühen Morgenstunden mit ihren Gegnern Fühlung gewonnen hatten, unternahmen entweder gar nichts oder nichts Ernstliches; den General Ried, welcher um 4 Uhr morgens L. besetzte, wies Zieten zurück. Die Österreicher büßten 10,000, die Preußen 3500 Mann ein, letztere eroberten 23 und verloren 10 Fahnen und Standarten. Der Weg nach Breslau stand dem Könige um so mehr offen, als die Russen am 15. auf das rechte Oderufer zurückgingen; er setzte sogleich seinen Marsch dahin fort, während Daun und Lacy sich südlich wandten, Laudon seine Truppen südlich von L. sammelte. — Vgl. Kutzen, Der Tag von L., Breslau 1860.

Lieven, russische Fürstenfamilie, am 22. Februar 1799 gegraft, am 3. September 1826 mit dem Prädikate „Durchlaucht" gefürstet.

1) **Christoph Andrejewitsch**, Fürst. Als zweiter Sohn des russischen Generalmajors Andrei Romanowitsch von L. und der Charlotte Karlowna von Posse, nachmaligen Obersthofmeisterin Fürstin L., 1770 geboren, wurde L. von der frühe verwitweten Mutter sorgsam erzogen, trat in das Heer, wurde rasch Generalmajor, unter Paul Kriegsminister, 1807 Generallieutenant, war bei den Verhandlungen wegen des Friedens in Tilsit thätig, ging 1810 als bevollmächtigter Minister nach Berlin, 1812 als Botschafter nach London, wo er unermüdlich im russischen Interesse wirkte, und besuchte von London aus als Bevollmächtigter des Zaren 1822 den Kongreß von Verona. Ihm war in sehr wesentlichem Maße Griechenland 1827 und Belgien 1830 zu Dank verpflichtet, denn er trug sein Möglichstes zum Londoner Vertrage vom 6. Juli 1827 und zur Unabhängigkeit Belgiens bei. 1830 vorübergehend mit der Leitung der auswärtigen Angelegenheiten Rußlands betraut, hielt er den Zaren von der Kriegserklärung an Ludwig Philipp ab und setzte die Anerkennung des letzteren durch. L. stand unter dem Einflusse seiner weit begabteren Gemahlin; in der letzten Zeit seiner Amtsführung in London wurde ihm Graf Matuszewitsch attachiert. Bald nach dem Abschlusse der Londoner Konferenzen, bei denen L. thätig war, wurde er 1834 abberufen und trat in den Reichsrat. Im Heere war er zum Generale der Kavallerie vorgerückt. Zum Kurator des Thronfolgers Alexander ernannt, begleitete er ihn auf Reisen und starb in dieser Stellung zu Rom am 12. Januar 1839.

2) **Dorothea** (Daria) **Christophorowna**, Fürstin. Als Tochter des russischen Generals Christoph v. Benckendorff am 17. Dezember 1785 in Riga geboren, wurde Dorothea im adeligen Fräuleinstifte zu St. Petersburg erzogen und gewann die Liebe der Kaiserin Maria Feodorowna. Diese veranlaßte bereits 1800 ihre Vermählung mit dem vorigen. Ihr Wissensdurst bezauberte die bedeutenden Menschen, an deren Geist sich Dorothea aufrichtete; 1810 ging sie mit ihrem Gemahle nach Berlin und 1812 nach London, wo ihre politische Thätigkeit begann. Sie wußte alle Herzen zu gewinnen und die Größen der verschiedenen Parteien in ihrem Salon zu vereinigen; Liverpool, Castlereagh, Canning schenkten ihr gleichmäßig Vertrauen und besprachen mit ihr politische Zustände. Sie konnte ihrem Gemahle wichtige Aufschlüsse über die Ansichten der leitenden Staatsmänner geben, arbeitete mit ihm und bisweilen allein die Gesandtschaftsberichte aus, und diese erregten bald die Aufmerksamkeit Alexanders I. und Nesselrodes. Pozzo di Borgo befestigte ihre Neigung zur politischen Intrigue, Nesselrode besprach mit ihr die ganze Politik und unterhielt einen Briefwechsel mit ihr, Alexander weihte sie bei ihren Besuchen in Petersburg in seine Pläne ein und sprach mit ihr offener als mit seinen offiziellen Gesandten. Ebenso standen zu ihr Georg IV. und Wilhelm IV., Peel, Wellington, Metternich, Paul Esterházy, Wilhelm v. Humboldt, Palmella u. a. Sie wohnte 1818 dem Kongresse in Aachen, 1822 dem in Verona bei und trieb mit den verschiedenen Ministern Politik. Besonders legte sie in London Wert darauf, das gute Einvernehmen Großbritanniens und Rußlands zu erhalten und zu befestigen, was sie aber nicht hinderte, in manchen Fragen ganz Russin zu sein. Sie interessierte den britischen Adel für das Los der Griechen und gewann für diese sogar das Kabinett von St. James, wirkte beständig für Rußland, aber die Stimmung in London wurde immer gereizter gegen Rußland, das Kabinett schloß sich der Türkei an, Dorothea trieb so offen ihre Politik, daß der Fürst nicht länger in London bleiben konnte und 1834 mit ihr nach Petersburg heimkehrte. Seit 1828 Ehrendame der Kaiserin Alexandra Feodorowna, wurde Dorothea von Nikolaus ungewöhnlich ausgezeichnet; er besprach mit ihr die Politik und ließ den Thronfolger darin von ihr orientieren. Nach dem Tode zweier Söhne siedelte sie 1835 nach Paris über, während der Fürst reiste, sammelte die ersten Geister Frankreichs um sich, machte ihren Salon zum Rendezvous der Politik in ihren verschiedensten Richtungen, verkehrte mit Thiers, Molé, Guizot u. a. und berichtete ihre Eindrücke Nikolaus, den sie in gutes Einvernehmen mit Ludwig Philipp zu setzen eifrigst bemüht war. Mit Guizot trat sie in das intimste Freundschaftsverhältnis, und er spricht sich darüber in einem Essai der „Mélanges biographiques et littéraires", Paris 1868, aus. Die Revolution von 1848 veranlaßte die diplomatische Sibylle zur Übersiedelung nach London, doch kehrte sie Oktober 1849 nach Paris zurück, ihr Salon wurde von neuem neutraler Boden für Diplomaten, Staatsmänner und Gelehrte, und es galt als Ehre, ihn besuchen zu dürfen. Daß sie sich Napoleon III. und Eugenie vorstellen ließ, wurde hoch aufgenommen. Infolge des Krim-

krieges lebte die Fürstin von Februar 1854 bis 1. Januar 1855 in Brüssel, doch trieb es sie nach Paris zurück, wo diese letzte politische Weltdame in der Nacht zum 27. Januar 1857 einer Brustentzündung erlag; sie ruht in Mesohten (Kurland). — Vgl. Kleinschmidt, Die Fürstin Lieven („Europa", Leipzig 1883, Nr. 1—3.)

3) Andrei Alexandrowitsch, Fürst. Als Enkel der vorigen geboren, wurde L. Zivilgouverneur von Moskau, 1872 Adjunkt des Domänenministers und Geheimer Rat, im Januar 1880 Walujews Nachfolger als Domänenminister und Staatssekretär, zugleich auch März d. J. Mitglied der obersten Exekutivkommission. Wenig beliebt und angesehen, obgleich er begabt war, wurde er im April 1881 als Minister entlassen und von Ignatiew ersetzt, trat in den Reichsrat und gab auch hier Februar 1882 seine Entlassung ein. — Vgl. Kleinschmidt, Rußlands Geschichte und Politik, dargestellt in der Geschichte des russischen hohen Adels, Kassel 1877.

Liga s. Ligne.

Ligne, Karl Joseph Fürst v., k. k. Feldmarschall, Pair von Flandern, Namur, Artois und Hainaut (Hennegau), Grand von Spanien, geboren am 23. Mai 1735 in Brüssel, gestorben am 13. Dezember 1814 zu Wien, Sohn des k. k. Feldmarschalls Claudius Fürsten v. L. Seit 1752 gehörte er der kaiserlichen Armee an und trat durch Vermählung mit der Fürstin Maria Franziska von Liechtenstein (1755) in den Kreis der erbländischen Hocharistokratie. Sein Vater († am 7. April 1766), ein strenger auf geordnete Lebensführung achtender Mann, war mit der Leichtlebigkeit, Genußsucht und Verschwendung des wohlgestalteten espritreichen, tapferen und im Kriegslager so gut wie bei Hofe und in den geselligen Kreisen der Aristokratie beliebten Sohnes, einer echten Wallonennatur, sehr unzufrieden. Erst kurz vor dem Hinscheiden kam es zum Ausgleiche zwischen beiden. 1756—1764 hatte es L. rasch zum Obersten gebracht, 1764 wurde er Generalmajor, 1771 zum Feldmarschallieutenant und Regimentsinhaber befördert. In der Zeit der Waffenruhe, welche zwischen dem Hubertsburger Frieden und dem Ausbruche des bayerischen Erbfolgekrieges liegt, unternahm er weite Reisen im Westen und Osten Europas, unterhielt als schriftstellerisch ungemein empfängliche und thätige Natur einen ausgedehnten litterarischen Briefwechsel und erfreute sich der innigen Beziehungen zu den bedeutendsten Herrscherpersönlichkeiten seiner Zeit, insbesondere Kaiser Joseph II., der ihm sehr geneigt war. Der bayerische Erbfolgekrieg führte ihn auf den mährischen und böhmischen Boden als Corpsführer (1778). 1780 besuchte er die Höfe zu Berlin und Petersburg und die Warschauer Residenz des letzten Polenkönigs, Stanislaus Poniatowski. Bald darauf reiste er auch nach Paris, und hier erkannte er die gewitterhafte Schwüle der politischen Verhältnisse und die Notwendigkeit von Neugestaltungen im verkommenen Staatswesen. Seinen diesfälligen Anschauungen gab er auch in einem Memoire an König Ludwig XVI. Ausdruck. Der unfruchtbare Scheldekrieg zwischen Kaiser Joseph II. und Holland (1784) bewirkte sein Vorrücken zum Feldzeugmeister. Er selbst äußert sich in seinem Memoire über diesen kurzen Krieg folgendermaßen: „So ist es denn, daß ich nach dem Anfange einer Art siebentägigen Krieges, fünfzehn Monaten Estafetten, Berichten, Plänen, Nachrichten, Spionagen, Verweisen, einigen zu Pferde durchgebrachten Nächten, oder in Überschwemmungen, die Gelegenheit entschlüpfen sah: den Kaiser zu rächen, ihm zu seinem Rechte wieder zu verhelfen, eine große Stadt (Antwerpen) zu bereichern, eine andere (Amsterdam) hingegen zu demütigen und erzittern zu machen und Ruhm zu erlangen." — Zwischen ihm und dem Generalstatthalter der österreichischen Niederlande, Prinzen Albert von Sachsen-Teschen entwickelte sich ein freundschaftliches Verhältnis, das lange nachdauerte. — Ende 1786 wurde L. nach Wien berufen, um von hier nach Petersburg die Botschaft von dem Entschlusse Kaiser Josephs II. zur Reise in die Krim zu überbringen. L. traf die Zarin Katharina II. nicht mehr an der Newa, sondern am Dniepr in Kiew und schloß sich dann der prunkvollen Fahrt nach Taurien an. Der französische Botschafter, Louis Philipp, Graf von Ségur d'Aguesseau, charakterisiert die Rolle L.s am Hoflager der russischen Kaiserin folgendermaßen: „Endlich kommt der Fürst v. Ligne aus Wien; seine Gegenwart frischt alles auf, was ermüdet schien, zerstreute jeden Schatten von Langeweile und gab allen Vergnügungen Wärme. Von diesem Augenblicke an glaubten wir zu fühlen, daß die Härte des düsteren Winters sich mildern und daß ein heiterer Frühling mit seiner Wiederkehr nicht mehr säumen werde." Der geistreiche Causeur „Höfling aus Gewohnheit, Schmeichler nach System, Philosoph aus Neigung, wohlwollend als Charakter" — so schildert ihn Ségur, war und blieb ein gerngesehener Gast, ein gesellschaftlicher Tausendkünstler. Joseph II. selbst schrieb am 19. Mai 1787 aus Kaibaki an Lacy (s. Art.): „Die Gesellschaft ist gut, L. ist sehr gefeiert und sehr willfährig . . ." „L. ist zum Verwundern, und er beträgt sich sehr gut für meine Interessen". — Derselbe erhielt sogar von Katharina II. Güter in der Krim und leistetete dafür den Lehenseid. — Als der Türkenkrieg Österreichs und Rußlands entschieden war, begab sich im Spätherbste 1787 der Fürst mit diplomatischen Aufträgen an den russischen Generalissimus, Fürsten Potemkin und gab ihm bis zur Eroberung von Oczakow das Geleite. Seine Briefe aus dem russischen Feldlager sind von mannigfaltigstem Interesse. Auch für Polen interessierte er sich, neben seiner Hauptaufgabe, den allmächtigen Günstling der Zarin für Österreich zu gewinnen. Er bewog den Fürsten Potemkin, den Polen 40,000 Gewehre zuzusagen, wenn sie sich bereit finden ließen, eine Konföderation zustande zu bringen. Er riet den Polen, sie sollten sich weder nach Wien, noch nach Petersburg, noch nach Berlin wenden; sie mögen nicht eilen, „Rußlands Joch abzuschütteln, um einem noch gefährlicheren, dem preußischen Korporalstocke, anheim zu fallen". — 1789 kehrte L. aus Rußland zurück und übernahm das Kommando eines Armeecorps in Syrmien, das zunächst unter den Befehlen

des Feldmarschalls Grafen Haddik, später Laudons (s. Art.) stand. Semlin war sein Hauptquartier; seine Truppen und er selbst litten äußerst viel durch das Lagerfieber. Dennoch durchdrang alle, sobald Laudon (Ende August 1789) die Belagerung Belgrads in Angriff nahm, der beste Geist. „Er zeigte uns den Kopf", schreibt L. an Ségur, „und verwirrte den der Türken, während ich nur deren Kanonen demontierte." — Er selbst erwarb sich neben Clerfait (s. Art.) in der Operationsarmee Laudons ein unbestreitbares Verdienst durch die unausgesetzte Beschießung Belgrads von der Savespitze aus. Nach der Kapitulation der Festung erließ Laudon an L. am gleichen Tage (8. Oktober) ein Schreiben, worin er bemerkt, daß ein „großer Teil des glücklichen Gelingens" ihm zu danken sei und er dies dem Kaiser auch gemeldet habe. L. erhielt auch in der 18. Promotion des Theresienordens vom 12. Oktober 1789 das Kommandeurkreuz desselben „proprio motu" des Kaisers „außer Kapitel". — L. genoß das freundschaftliche Zutrauen Kaiser Josephs II. Nur einmal, zur Zeit des Ausbruches der belgischen Unruhen, fiel er in Ungnade, da der Kaiser den Verdacht hegte, L. stände den Umtrieben der Brüsseler Revolutionspartei nahe. Van der Noot, deren Führer, hatte den Fürsten für die Sache der Bewegung gewinnen wollen, allerdings ganz ohne Erfolg. Aber Joseph sah bald das Grundlose eines solchen Verdachtes ein, und als L. vom todeskranken Kaiser im Februar 1790 Abschied nahm, um sein Armeecorps aus Südungarn der Beobachtungsarmee Laudons an der mährisch-schlesischen Grenze zuzuführen, sprach zu ihm der unglückliche Monarch: „Ich war nicht imstande, Sie gestern zu sehen! Ihr Land hat mich getötet. Die Einnahme Gents ist mein Todeskampf, die Übergabe Brüssels mein Tod. Welche Schmach für mich, Laudon hat viel Gutes von Ihnen gesprochen — ich danke Ihnen für Ihre Treue. Gehen Sie nach den Niederlanden, bewirken Sie, daß sie zu ihrem Herrscher zurückkehren. Können Sie das aber nicht, so bleiben Sie dort. Opfern Sie mir nicht Ihre Interessen. Sie haben Kinder." Eine weiche Gemütsnatur war L. in Thränen aufgelöst, als er vom Kaiser Abschied nahm. Dem Todeskranken that dies wohl, als er es von der Gräfin Chanclos vernahm. L. war einer der vier Träger des Sarges Josephs II., als dieser den Weg zu seinen Ahnen in die Gruft bei den Kapuzinern nahm. Seine Mitteilungen über die letzten Stunden des Kaisers an die Zarin Katharina II. machten den Weg durch viele Geschichtswerke, und ebenso zählt seine dem dahingeschiedenen Monarchen gewidmete Grabschrift zu den besten; insbesondere treffend sind die Schlußzeilen:

„Il entreprit beaucoup et commençant toujours
Ne put rien achever, excepté ses beaux jours."

Bald sollte L. auch den Schmerz erleben, den Schlachtenmeister Laudon in Neutitschein sterben zu sehen (14. Juli 1790). Als im Dezember 1790 die bewaffnete Pacifikation Belgiens vor sich ging, fand sich auch L. als Gouverneur von Mons und Grand Bailif von Hennegau in Brüssel ein und mißbilligte in öffentlicher Ständeversammlung die belgische Revolution. — Der härteste Schlag, welcher den Fürsten treffen konnte, war der Soldatentod seines Erstgeborenen Karl, eines hoffnungsvollen jungen Mannes, dessen Ernennung zum Oberstlieutenant und Dekorierung mit dem Theresienkreuze Joseph II. nach der Einnahme von Schabacz den 25. April 1788 dem Vater mitteilte, und welchem es beschieden war, 1792 als Oberst bei der Schanze Le Coque bei Condé in der Champagne zu fallen. — Der Sieg der Franzosen bei Jemappes (6. November 1792) verdrängte den Prinzen L. abermals aus seiner Heimat. Wohl schien die Niederlage des Feindes bei Neerwinden (März 1793) alles wieder in den alten Stand zurückversetzen zu sollen, aber die Schlacht bei Fleurus (26. Juni 1794) gab der Herrschaft Österreichs in Belgien für immer den Todesstoß und kostete dem Fürsten L. seine großen heimatlichen Güter und Würden, kettete ihn um so fester an Österreich, seine zweite und dauernde Heimat. Aber auch seine militärische Rolle war nun ausgespielt. Der alternde aber stets jugendlich fühlende und bewegliche Fürst lebte meist in Wien, am liebsten in seinem Landhause, seiner „Zufluchtstätte" (refuge) auf dem Leopoldsberge, das aus einem 1628 von Kaiser Ferdinand II. gestifteten und 1782 von Joseph II. aufgehobenen Kloster erwachsen war. Aber er empfand schmerzlich die Beiseiteschiebung eines verdienten Kriegers, für den er sich halten durfte, den man jedoch mit nicht geringerem Rechte für ein seinem Range entsprechendes Kommando ungeeignet ansah — Lacy selbst, L.s ehemaliger Waffengenosse, soll seine Stimme in dieser Richtung gegen die Übertragung eines Kommandos an L. erhoben haben. Außer Wien, woselbst sich L. ein kleines Palais (auf der vormaligen Mölker Bastei) erbaut hatte, war auch Teplitz, das Schloß seiner Tochter, verehelichten Gräfin Clary ein von L. häufig besuchter Sommersitz. Er machte da die Bekanntschaft des als Bibliothekar untergekommenen Abenteuerers und Memoiristen J. Jakob Casanova de Seingalt, aus Venedig († zu Wien 1803), der ihm als Gesellschafter sehr behagte. 1801 starb der ihm befreundete Feldmarschall Lacy. Es war dies im Jahre des Luneviller Friedens, der dem Fürsten L. an Stelle der Grafschaft Fagnolles, welche an Frankreich fiel, die namhafte Frauenabtei Edelstetten als gefürstete Grafschaft einräumte. Der Reichsdeputationsschluß des Jahres 1803 hob die Sequestration der Familiengüter des Hauses Ligne auf, und so überließ L. seinem zweiten Sohne, Prinzen Ludwig Lamoral, die Rechte darauf; doch überlebte er auch diesen Sohn (gest. 1813), während der Enkel, Fürst Eugen Lamoral aus der Ehe Ludwigs mit Gräfin Luise von Duras, den Stamm fortpflanzte. 1807 zum Hauptmann der Trabantenleibgarde und am 7. September 1808 zum Feldmarschall ernannt, blieb L. ganz seinen Lieblingsneigungen ergeben. Doch verfolgte er mit scharfem und oft richtigem Blicke die Heerführung Österreichs, wie dies die Briefe eines Grafen Grünne und Gentz darthun. Mit achtzig Jahren war es ihm noch vergönnt, die Völkerschlacht bei Leipzig, die Zertrümmerung der napoleonischen Weltherrschaft und den Wiener

Kongreß zu erleben. Hier, in dieser Welt der Fürsten, Diplomaten, großen Feste und kleinen Ränke war L. mit seinem unverwüstlichen Humor eine allbekannte und beliebte Figur. Hatte doch ein und das andere seiner zahllosen Bonmots so insbesondere der Ausspruch: „Le congrès danse, il ne marche pas“ (der Kongreß tanzt, aber schreitet nicht vor) — die Runde durch die Welt gemacht. Aber der Kongreß überlebte den jovialen Greis, den die Folgen einer Erkältung am 13. Dezember 1814 dahin rafften.

Fürst L. war ein ungemein fruchtbarer und federfertiger Schriftsteller, der sich auf allen Gebieten der Litteratur in Versen und in Prosa versuchte. Die Hauptsammlung, von ihm 1790 bis 1811 angelegt, führt den Titel „Mélanges militaires, littéraires et sentimentales à mon refuge sur le Leopoldberg, près de Vienne. Et se vend à Dresde, chez les frères Walter 1795—1811“ (24 Bde.). Sie teilen sich in militärwissenschaftliche, kriegsgeschichtliche, biographische, litterarhistorische, dramatische und andere Werke, von zeitgeschichtlicher Wichtigkeit und gemischtem stilistischem Werte. Nach seinem Tode erschienen: „Lettres et pensées du maréchal Prince de Ligne, publiées par madame la baronne de Staël-Holstein“ (Genève et Paris. N. A. 1817). — Eine Auswahl seiner Schriften unter dem Titel „Oeuvres choisies, littéraires, historiques et militaires . . . . . Précédées de quelques détails biographiques sur le prince de Ligne et publiées par un de ses amis“ (Maltebrun et Propiac, 2 Bde., Paris 1809) erschien ohne Zustimmung des Autors. Eine zweite Auswahl kam gleichfalls zu Paris 1827—1828 in fünf Bänden unter dem Titel „Mémoires et mélanges historiques et littéraires“ heraus.

Das günstigste und feinsinnigste Urteil über den Fürsten L. stammt aus der Feder seines jüngeren Zeitgenossen Varnhagen v. Ense; es schließt mit den Worten: . . . „Der tapfere Kriegsmann, der Feldmarschall, der Fürst, der Grand von Spanien, der Ritter des Goldenen Bließes und Commandeur des Maria-Theresien-Ordens, der Inhaber eines Regimentes, der Verwandte der mächtigsten Häuser, der Gefährte und Liebling der größten Herrscher Europas, alle diese verschwanden in der freundlichen Persönlichkeit, die nur gefallen, wohlthun, erfreuen, beleben und dadurch allein gelten und gewinnen wollte.“

Vgl. Wurzbach III, 213f. und insbesondere Thürheim, Feldmarschall Karl Joh. Fürst de Ligne (Wien 1877). Von den früher erschienenen Biographieen seien die selbständig herausgekommenen von J. F. Soubiron (Dresden 1807), Baron v. Reiffenberg (1845) und Petermanns (Liége 1857) bemerkt.

Ligny, Schlacht bei, am 16. Juni 1815. Blücher hatte am 16. die Armeecorps von Zieten (1.), Pirch I. (2.) und Thielmann (3.), zusammen 82,000 Mann mit 224 Geschützen, vereinigt und mit der Front nach Südwesten so aufgestellt, daß das 1. Corps die Linie der Dörfer Brye und L. zu beiden Seiten des Lignebaches und vor der Front das Dorf Saint-Amand besetzt hielt, das 2. stand hinter dem rechten, das 3. bei Point du jour hinter dem linken Flügel; er nahm die Schlacht in der Voraussetzung an, daß Wellington ihm während derselben zuhilfe kommen würde, wie dieser es ihm noch um 1 Uhr mittags auf dem Windmühlenberge von Bussy, östlich von Brye, wo eine Begegnung stattfand, versprochen hatte, aber der Herzog ward durch Ney bei Quatrebras festgehalten. — Napoleon griff um 2 Uhr nachmittags an; das 3. Corps (Vandamme) ging gegen Saint-Amand, das 4. (Gérard) gegen L. vor, eine starke Reserve, wobei die Garde sich befand, folgte; das im Anmarsch von Charleroi auf Fleurus begriffene und nur bis zu letzterem Orte gelangende 6. Corps (Lobau) eingerechnet, verfügte er über 79,000 Mann mit 242, ohne dasselbe über 69,000 mit 210 Geschützen. Saint-Amand, als ein vorgeschobener Posten nur schwach besetzt, wurde genommen, das Vorgehen aus dem Dorfe gegen das nördlich gelegene Brye und das Verdrängen der Preußen aus ihrer eigentlichen Schlachtstellung, zu dessen Abwehr das 2. Corps in das Gefecht gezogen wurde, gelang dagegen nicht; die Bedrohung der französischen linken Flanke durch die Preußen trug dazu bei. Ebenso wurde L., der Stützpunkt des linken Flügels, mit Hartnäckigkeit behauptet, so daß Napoleon seine Garden einsetzen mußte, um den Ort zu nehmen. Es geschah dieses Einsetzen, als der Abend hereinbrach; der glühenden Tageshitze folgte ein kurzes, aber heftiges Gewitter, dunkle Wolken bedeckten den Himmel, Tageshelle wechselte mit tiefer Dunkelheit. — Napoleon beschloß seinen Angriff auf L. durch ein Vorgehen von Reitermassen zu unterstützen; einem Teil derselben, Milhauds Kürassieren, welchen andere Regimenter folgten, wurde der verfügbare Rest der Reserve-Kavallerie des 1. Armeecorps entgegengeworfen, und bei dieser Gelegenheit war es, wo Blücher in Gefahr geriet, gefangen genommen zu werden und wo Lützow in die Gewalt der Franzosen geriet. — L. fiel in Feindes Hand; alles flutete nach dem Windmühlenberg von Bussy zurück, welchen Pirch I. erst nach Mitternacht räumte. — Jetzt erteilte Gneisenau den Befehl zum Rückzuge, hochherzig gab er dabei seine direkte Verbindung nach dem Rhein auf, indem er sich für die Richtung auf Tilly und Wavre entschied, damit er den Engländern die Hand reichen könne. Thielmann ging auf Gembloux zurück, um sich dem, noch auf dem Marsche zur Armee begriffenen 4. Armeecorps (Bülow) zu nähern; **Sorge für seine eigene Stellung hatte Thielmann veranlaßt, dem ihm gegen Abend gewordenen Befehl zum Eingreifen in den Kampf nur sehr unvollständig nachzukommen, so daß die ganze Last desselben von Zieten und Pirch getragen werden mußte. In der Nacht vom 17./18. war Blüchers ganze Macht bei Wavre vereinigt. Die Schlacht war sehr blutig gewesen, die Preußen hatten 12,000 Tote und Verwundete, die Franzosen nicht viel weniger, die ersteren verloren fünfzehn Geschütze. — Vgl. „Napoleon I. (Kriege)“.**

Ligonier, John Graf, englischer Feldmarschall, 1670 zu Castres geboren, wanderte der Religion wegen aus Frankreich aus, schwang sich unter Marlborough zu höheren Stellen im Heere

auf, erwarb sich um das Kriegswesen unter den beiden ersten Königen aus dem Hause Hannover mannigfache Verdienste und focht im Österreichischen Erbfolgekriege in den Niederlanden mit hoher Auszeichnung. Als Ausländer wurde ihm die gebührende Anerkennung seiner Leistungen nur selten zuteil; es ist dies auch der Grund, weshalb sein Name in der Geschichte nicht häufiger und rühmender genannt wird, als es geschieht. Er starb am 28. April 1770.

Ligue; berühmteste Bündnisse dieses Namens **(Liga)**.

1) Ligue von Cambrai: s. **Cambrai**, Ligue von.

2) Heilige Ligue. Am 4. Oktober 1511 schlossen Papst Julius II., Ferdinand der Katholische von Spanien und die Republik Venedig in Rom ein Bündnis gegen Frankreich. Man wollte die mit einer Spaltung bedrohte Einheit der Kirche erhalten, dem Papste Bologna, Ferrara u. s. w. bewahren und jeden aus Italien jagen, der sich dem widersetze, womit Ludwig XII. gemeint war. Heinrich VIII. von England und die Schweizer Eidgenossenschaft traten der H. L. bei und zu Ende 1512 waren die Franzosen aus Italien vertrieben. Leo X. stellte feierlich für sich, das Deutsche Reich, Mailand, Spanien und die Schweiz die H. L. für Italiens Unabhängigkeit her und ließ sie auf der Luzerner Tagsatzung am 17. Februar 1515 beschwören.

3) Heilige Ligue von Cognac. Am 22. Mai 1526 schlossen Papst Klemens VII., Franz I. von Frankreich, Heinrich VIII. von England, Venedig, Mailand und Florenz in Cognac einen Bund gegen den Kaiser, die H. L. oder Klementinische Ligue, um Italien vom spanischen Joche zu befreien; doch glückte dies nicht.

4) Heilige Ligue. Herzog Heinrich I. von Guise (s. d.) ersann sie, um das Hugenottentum auszurotten; s. Näheres bei ihm. Der König trat, sie unterzeichnend, am 3. Januar 1577 zu Blois an ihre Spitze. Ihr weiteres Geschick: s. bei „Guise 4) und 6)"; schließlich unterwarf sie König Heinrich IV.

5) Heilige Ligue. Am 10. Juni 1538 schloß Kaiser Karl V. zu Nürnberg mit dem Könige Ferdinand, den Erzbischöfen von Mainz und Salzburg, den Herzogen Wilhelm und Ludwig von Bayern, Georg von Sachsen, Erich und Heinrich von Braunschweig die H. L. zur Verteidigung des katholischen Glaubens gegenüber dem Schmalkaldener Bunde. Karl V. machte den Bund in einem besonderen Ausschreiben bekannt, versicherte die Aufrechterhaltung des Nürnberger Religionsfriedens u. s. w. Der Bund sollte von Johanni 1538 an elf Jahre dauern. Die Streitkräfte der Alliierten waren in zwei Teile geteilt; in der „oberländischen Provinz" wurde Bundesoberster Herzog Ludwig von Bayern, in der „sächsischen" Herzog Heinrich von Braunschweig. „Der Nürnbergische katholische Gegenbund", wie man die H. L. auch nannte, gab am 10. Juni seine „Ordnung oder Verfassung" heraus, aber der Frankfurter Waffenstillstand mit den Schmalkaldenern vom 19. April 1539 machte ihn von vornherein wirkungslos.

6) Katholische Ligue. Hatte sich schon Herzog Wilhelm V. von Bayern seit 1583 mit dem Gedanken eines solchen Bundes getragen, so machte der fanatische Herzog Maximilian I., sein Sohn, ihn zur Wahrheit. Am 10. Juli 1609 schloß er in Würzburg die K. L. mit Julius Echter von Mespelbrunn, Bischof von Würzburg, den Bischöfen von Konstanz und Augsburg, Passau und Regensburg, den Äbten von Kempten und Ellwangen. Unter kaiserlicher Autorität wurde Maximilian das Haupt der Ligue; ihr traten bei das Haus Österreich, Johann Schweikard von Cronberg, Kurfürst von Mainz, Ernst von Bayern, Kurfürst von Köln, Lothar von Metternich, Kurfürst von Trier, Wolf Dietrich von Raittenau, Erzbischof von Salzburg, die Bischöfe von Bamberg und Eichstätt, Kurfürst Johann Georg von Sachsen und Ludwig V., Landgraf von Hessen-Darmstadt. Auch baten Papst Paul V. und König Philipp III. von Spanien um Einlaß in den Bund. Über die Erfolge des von Maximilian geführten Heeres in Böhmen: s. Bayern, Geschichte. Der Ulmer Vertrag vom 3. Juli 1620 verschaffte der K. L. einen leichten und absoluten Sieg über die Evangelische Union, und der Erfolg kettete sich an ihre Fahnen.

Ligurische Republik s. **Genua**.

Lille (niederländisch **Ryssel**), die Hauptstadt des Departements Nord und von Französisch-Flandern, wurde am 27. August 1667, da die Bürger für die spanische Herrschaft, unter welcher sie damals standen, wenig Sympathie hatten und den Kommandanten zur Übergabe drängten, von den Franzosen durch Kapitulation genommen; durch den Frieden von Aachen kam L. endgültig in ihren Besitz. Ludwig XIV. ließ die Stadt nun durch Vauban stark befestigen, die an der Westseite belegene Citadelle gilt für eines seiner Meisterwerke.

Im Jahre 1708 schritten die Verbündeten, als nach dem Siege von Oudenarde auch die Kaiserliche Armee in den Niederlanden angekommen war, zum Angriff auf die Stadt, welche Marschall Boufflers mit 16,000 Mann verteidigte; Prinz Eugen übernahm die Belagerung, welche am 11. August begann, Marlborough deren Deckung, welche um so bedeutendere Schwierigkeiten bot, als die Franzosen über 100,000 Mann im freien Felde verfügten. Aber diese Macht stand unter drei Anführern, den Herzogen von Burgund und von Vendôme und dem Marschall Berwick, welche sich nicht einigen konnten und trotz der Befehle des Königs nichts Ernstliches zum Entsatze der Festung thaten. Eugen hatte in der Nacht vom 22. zum 23. August die Laufgräben, am 27. das Feuer aus denselben eröffnet und war nach und nach mit seinen Arbeiten so weit vorgedrungen, daß er Mitte Oktober sich im Besitze des gedeckten Weges befand; am 24. dieses Monats sollte der Hauptsturm unternommen werden, da ließ Boufflers, an Pulver und Lebensmitteln Mangel leidend, am 22. Chamade schlagen. Es wurde eine Kapitulation geschlossen, in Gemäßheit deren die Stadt übergeben wurde, die Reiterei ab- und Boufflers sich mit 5000 Mann Fußvolk in die Citadelle zurückzog. Am 28. fing die Belagerung

der letzteren an, und am 6. Dezember sollte mit der Breschierung des Hauptwalles begonnen werden, als Boufflers, am Notwendigsten Mangel leidend, sich der Diskretion des Siegers ergab, welcher ihm den Abzug mit allen Kriegsehren bewilligte. Durch den Frieden von Utrecht 1713 wurde L. an Frankreich zurückgegeben. — Vgl. „Feldzüge des Prinzen Eugen", herausgegeben vom k. k. Kriegs-Archiv: Das Kriegsjahr 1708, Wien 1884.

Im Jahre 1792 schritt Herzog Albert von Sachsen-Teschen nach langem Zögern im September zur Blockade von L. und versuchte darauf, da seine Kräfte zur Durchführung der Einschließung nicht ausreichten, die Festung durch ein vom 29. September bis zum 4. Oktober währendes Bombardement zu nehmen. Am 8. Oktober zog er, nachdem auch die Preußen den Rückmarsch aus der Champagne angetreten hatten, unverrichteter Sache ab. — Vgl. „Österreichische militärische Zeitung", 1812.

Im Kriege von 1870/71 war L. der Hauptstützpunkt der französischen Nordarmee, gegenwärtig ist die Festung einer der wichtigsten Waffenplätze im Norden von Frankreich.

Vgl. Rosny, Histoire de L., Lille 1838. — van Hende, Histoire de L., 2. ed., Lille 1875 (bis 1804 reichend).

Lincoln, Abraham. Als Sohn des Farmers Thomas Lincoln am 12. Februar 1809 zu Nolin Creek (County La Rue) in Kentucky geboren, verlebte L. hier und in Knob Creek seine ersten Jahre in freier Natur und entwickelte Herz wie Verstand ungewöhnlich rasch unter viel Leid und Entbehrung. Seine Erziehung war äußerst mangelhaft; er siedelte mit den Eltern nach Indiana über, hing mit großer Verehrung an seiner zärtlichen Stiefmutter, die ihn zum Studium anhielt und die in ihm schlummernden Talente zu erwecken trachtete, während sein Vater viel zu roh war, um in innigen Beziehungen zu ihm zu stehen. Einen regelmäßigen Schulunterricht genoß er nie, denn dazu ließ es die Armut nicht kommen, seine Hände waren auf der Farm nötig; wo er aber ein Buch fand, verschlang er es und machte Auszüge. Die Arbeit auf dem Felde und im Laden war ihm zuwider; er weigerte sich, Zimmermann zu werden, mußte aber auf Taglohn dienen und war überall beliebt; seine Körperkraft erregte Staunen. 1830 siedelte er nach Illinois über, wo sich seine Eltern in Coles County niederließen, sagte ihnen bald Lebewohl und stellte sich auf eigene Füße; voll Verehrung blieb er aber lebenslang der Stiefmutter zugethan. Er arbeitete auf Taglohn bald da bald dort, versah 1831 in New-Salem bei Wahlen Schreiberdienste und wurde erster Gehilfe im größten Kaufladen daselbst, ergänzte in Mußestunden die großen Lücken seines Wissens, trieb Grammatik und bereitete sich für den Moment vor, wenn er im öffentlichen Leben eine Rolle zu spielen berufen würde. 1832 machte L. in einer Freiwilligen-Compagnie einen Zug gegen den Indianerhäuptling Black Hawk mit; zum Kapitän gewählt, zeichnete er sich wiederholt durch Mut und Geistesgegenwart aus, war der Beste in der Independent Spy Compagny und erlangte große Popularität. Auch als Redner wurde er nach dem Feldzuge bekannt. Man riet ihm, bei den Wahlen in die Gesetzgebende Versammlung von Illinois zu kandidieren, und er bekannte sich dabei zu den Grundsätzen der Whigs oder demokratischen Republikaner, fiel aber durch. Er übernahm 1832 mit einem gewissen Berry ein Spezereigeschäft in New-Salem, hatte aber durch Berrys Schlechtigkeit keinen Erfolg und verkaufte das Geschäft, von Schulden erdrückt. Er setzte seine autodidaktischen Studien fort, sammelte Gesetzeskenntnisse mit ebenso viel Fleiß wie Erfolg, erwarb sich in Abfassung gerichtlicher Akten und Kontrakte Übung, beschäftigte sich auch mit Naturphilosophie, Astronomie und Chemie und beobachtete dabei aufmerksam den Gang der Ereignisse, ohne sich je ihr historisches Werden näher zu überlegen und zu ergründen. Calhoun (s. d.), der ihn sehr hoch schätzte, betraute ihn mit Feldmessungen, für die L. Geschick bekundete, und L. blieb ihm lebenslang warm ergeben. Am 7. Mai 1833 wurde L. Postmeister in New-Salem, wo er bis 1836 blieb. Allgemein geehrt und geliebt, kam er 1834 bei den Wahlen in Illinois in die Gesetzgebende Versammlung, mußte sich aber Geld leihen, um die neue Würde vertreten zu können. 1835 starb seine erste Liebe, Ann Rutledge, in deren Grab „er sein Herz bestattete", und auf deren Tod er ein herrliches Lied beständig recitierte, das ihm irrtümlich zugeschrieben wurde.

In der Gesetzgebenden Versammlung stimmte er allen weisen Maßregeln zu, wurde 1836, 1838 und 1840 wieder gewählt. Er war voll großer Pläne, wollte der „De Witt Clinton" von Illinois werden, trat für innere Reformen ein, arbeitete in den Ausschüssen, zeichnete sich als Redner und klarer Kopf hervorragend aus und bekämpfte seit dem 3. März 1837 lebenslang öffentlich die Sklaverei mit steigendem Feuer; damals dachten in Illinois kaum einige wie er, fast alle waren für die Sklaverei. Seit 1837 lebte L. in Springfield, wo er als Jurist thätig war und bald für einen geschickten Advokaten galt, heiratete am 4. November 1842 Mary Todd, eine höchst energische, aber wenig feinfühlende Frau, die ihm als Präsidenten große Verlegenheiten bereitet hat. 1843 fiel L. bei den Wahlen in den Kongreß durch, des Aristokratismus bezichtigt, aber 1846 drang er durch; er war in dem im Dezember 1847 beginnenden Kongresse das einzige Whig-Mitglied aus Illinois. Er kam in den Ausschuß für Postwesen, sprach gegen den mexikanischen Krieg und für die Wahl Taylors zum Präsidenten der Union. Als Advokat gewann er immer mehr Ansehen und Beliebtheit, seit dem 3. Dezember 1839 zur Praxis am Circuit Court der Union zugelassen; stets war er der Mann strengster Ehrenhaftigkeit, Rechtlichkeit und unbestechlicher Wahrheit, verteidigte nur das Recht, nie das Verbrechen, da es ihm gegen die Natur ging. Seine pekuniäre Lage besserte sich mit der Zunahme seiner Klienten wesentlich; seine Lieblingserholung aber blieben Kraftübungen, wie er sie in der Jugend um des Brotes willen hatte machen müssen, das Fällen von Bäumen u. s. w. Bei der Neuwahl in den Kongreß übergangen, strebte L. umsonst nach dem Posten des Commissioner of the General

Land-Office in der neuen Whig-Verwaltung und nahm auf den Rat seiner Frau die Gouverneursstelle in Oregon nicht an; 1850 lehnte er die Kandidatur für den Kongreß ab. Ohne jemals besondere Neigung für die Neger zu haben, mißbilligte er ihre unwürdige Stellung; er setzte sie weit hinter die Weißen und verwarf stets ihre Zulassung zu den Wahlen, indem er ihre geistigen Fähigkeiten und ihren Charakter sehr gering veranschlagte, wünschte ihre Entfernung nach Afrika, Zentralamerika oder Hayti und war kein Abolitionist im gewöhnlichen Sinne des Wortes, wollte aber Gerechtigkeit und Menschlichkeit für sie wie für alle Welt. Er ahnte, die Sklavenfrage werde eine eminente werden, und wollte keine Schwarzen in Kansas und Nebraska wissen; er wurde Führer der Anti-Nebraska-Partei, für die er eine berühmte Rede in Springfield hielt, indem er die Nebraska Bill scharf angriff. Im November 1854 als Kandidat für das Repräsentantenhaus der Legislatur von Illinois empfohlen, drang er durch, verzichtete aber, so sehr es ihm verübelt wurde, und kandidierte für den Senat der Union, fiel aber im Februar 1855 durch. Zu den Abolitionisten übergehend, sprach er sich in Bloomington offen gegen die Ausdehnung der Sklaverei auf bisher freie Gebiete aus, blieb aber ein Feind der Neger-Wählbarkeit und der Neger-Gleichheit. Bei den Wahlen des nationalen republikanischen Konvents am 17. Juni 1856 erhielt L. zur Vizepräsidentschaft der Union 110 Stimmen, unterlag aber Dayton; der nationale demokratische Konvent ernannte ihn zum Wähler für die Präsidentenwahl, und er bekämpfte die Befürchtung eines Bruches in der Union. Am 16. Juni 1858 stellte ihn der republikanische Staatskonvent in Springfield als alleinigen Kandidaten in den Senat der Union auf; L. hielt wunderbare Reden, seinen Blick auf den Präsidentenstuhl der Union heftend, den er einst zu besteigen träumte, fand zahlreiche Widersacher und erlag seinem Antipoden Douglas im November 1858, war aber in diesem Ringen ein allbekannter und gefeierter Mann geworden. Es war natürlich, daß man bei dem Nahen der Präsidentenwahl vielfach auch an ihn dachte; „Honest Old Abe“ aber blieb bescheiden. Nach wie vor bekämpfte er Douglas in Rede und Schrift. Im Mai 1860 wählte ihn der republikanische Konvent zu Chicago zum Kandidaten für den Präsidentenstuhl der Vereinigten Staaten von Nordamerika, was ihm feierlich in Springfield verkündet wurde; mehrere sehr gewichtige Rivalen unterlagen, darunter Douglas, Seward, Chase, und am 6. November 1860 erfolgte L.s Wahl zum Präsidenten mit 1,857,610 Stimmen. Von allen Seiten strömten sofort Stellenjäger zu ihm; er aber war gesonnen, nur das Verdienst zu berücksichtigen, und Demokraten wie Republikaner ins Amt zu lassen. Seine greise Mutter, zu der er reiste, warnte ihn vor seinen Feinden, die ihn ermorden würden, und viele Freunde teilten schon jetzt diese Besorgnis. „Er war der erste Unionspräsident, der durch ein striktes Sektionsvotum gewählt worden“ (Ward Lamon). Er mußte von vornherein einen großen Teil der Union als seine Todfeinde betrachten, ein Krieg zwischen Nord und Süd, ein Bruderkrieg, war unvermeidlich; er hatte geschworen, die Verfassung zu achten und zu verteidigen, auf sie mußte er sich stützen. Es galt, die Leidenschaften des eigenen Anhangs zu beschwichtigen, die Widersacher im Norden zu versöhnen, seine Feinde im Süden zu spalten und zu entkräften; gewiß enorme Anforderungen für einen Neuling! und es traute auch fast niemand L. eine so ungewöhnliche Größe zu, er selbst nicht ausgenommen. Von Natur zu Melancholie und Traurigkeit geneigt, so witzig er auch oft war, in seiner Ehe wenig harmonisch berührt, sah er eine glänzende, aber peinvolle und blutige Zukunft, ein schreckliches Ende voraus, ergab sich aber fatalistisch seinem Schicksale und betrachtete alle Vorsichtsmaßregeln als nutzlos. Er stand kühl und unbeteiligt in der Gesellschaft, ohne unzertrennliche Freunde und ohne seine Feinde unerbittlich zu hassen; ein inniger Verehrer und Befolger der Gerechtigkeit, war er streng gegen sich und andere, ohne jede Habsucht und ohne Eigennutz, sparsam und mäßig. Er wollte keine Hindernisse auf seinem Wege, strebte nach Macht und Ansehen, verschmähte aber kleine Mittel und Auskünfte, um in großen Verhältnissen groß zu handeln und hohe Politik zu treiben; populär zu werden, war sein heißer Wunsch, es dann zu bleiben, sein eifrigstes Interesse. L. war echt religiös, ohne je Mitglied einer Kirche zu sein; er dachte wie Theodore Parker; nach orthodoxer Ansicht ungläubig, weil er Christum nicht als Gottes Sohn und Heiland anerkannte, befolgte er doch praktisch die Vorschriften des Neuen Testamentes. Von Aberglauben war er keineswegs frei. Im Februar 1861 verließ L. Springfield, um eine Rundreise durch verschiedene Staaten zu machen; daß ihm in Baltimore der Tod bereitet werden sollte, ist geschichtlich widerlegt worden, hingegen war wohl eine Verschwörung gegen ihn im Zuge. Am 4. März 1861 trat L. an Stelle Buchanans (s. d.) die Präsidentschaft auf dem Kapitole in Washington an. Seine Inauguralrede enthielt das Programm seiner Politik und wurde in den Nordstaaten mit allgemeinem Beifalle aufgenommen, denn ihr Charakter war der der Mäßigung. Er erklärte darin die Union für unauflöslich und versicherte, die Nordstaaten würden niemals zu ihrer Auflösung zustimmen; kein Staat — so sagte er — dürfte einseitig aus dem Bundesverhältnisse austreten, und jeder dahin abzielende Beschluß sei ungesetzlich wie nichtig; wenn auch Verfassung und Gesetze der Union gewaltsam in einem Teile derselben aufgehoben würden, so beständen sie doch dem Rechte nach vollständig und seien unverletzlich; nur der ausgesprochene Gesamtwille des amerikanischen Volkes könne hierin eine Veränderung erzielen, nicht aber Meinung und Wille einzelner Staaten und Parteien. Ausdrücklich versprach L., die besonderen Einrichtungen und Gesetze jedes einzelnen Staates, so lange sie nicht der Unionsverfassung zuwider liefen, aufrecht zu erhalten, so auch die Sklaverei, wo sie bestände, und die Auslieferung flüchtiger Sklaven an ihre rechtmäßigen Besitzer. L. gab der Hoffnung beredten Ausdruck, die schwebenden Streitfragen auf friedlichem Wege lösen zu können, und rief den

Südstaaten-Bewohnern zu, in ihren und nicht in seinen Händen liege die folgenschwere Möglichkeit des Bürgerkrieges; wenn sie nicht angriffen, würde die Regierung es gewiß nie thun; sie seien Freunde, nicht Feinde. Mit Begeisterung begrüßte das zahlreiche Auditorium die Rede.

L. wählte sein Ministerium aus gemäßigten Republikanern, die wie er zu Konzessionen an den Süden, unter Aufrechterhaltung der Union, geneigt waren; aber der Bürgerkrieg ließ sich nicht vermeiden, der Süden führte denselben herbei, indem der General Beauregard am 14. April das Fort Sunter bei Charleston (Südcarolina) zur Kapitulation zwang. L. nahm den Handschuh auf, rief in der Proklamation vom 15. d. M. 75,000 Mann Miliz unter die Waffen, bewilligte den Südstaaten eine Bedenkzeit von 20 Tagen, um die Waffen abzulegen, und schrieb einen außerordentlichen Kongreß aus, der am 4. Juli zusammentrat. (S. hierüber und über den Sezessionskrieg: „Vereinigte Staaten von Nordamerika, Geschichte"). Der Kongreß bewilligte 500,000 Mann und 500 Millionen Dollars, während L. auch noch mit Großbritannien in Irrungen geriet. Da L. eine Aussöhnung mit dem Süden noch für erreichbar hielt, sanktionierte er ungern die Kongreßbeschlüsse zugunsten der Sklaven und empfahl beständig Mäßigung, die auch seine Botschaft an den Kongreß vom 2. Dezember atmete. Ohne daß dies ursprünglich in L.s Absicht gelegen, wurde er durch die Hartnäckigkeit der Südstaaten selbst zur Neger-emanzipation hingedrängt. In einer Proklamation vom 22. September 1862 erklärte er: wenn die Sezessionisten nicht bis 1. Januar 1863 zu der von ihnen gebrochenen Union zurückkehrten und sich den Grundgesetzen derselben unterwürfen, so solle bei ihnen die Sklaverei auf ewig aufgehoben werden. Grenzenlos war die Wut hierüber in den Südstaaten, die L. als Gegner der geheiligten Eigentumsrechte und als Sklavenaufhetzer bezeichneten. Dem Kongresse schlug L. in der Dezember-Botschaft von 1862 nochmals eine konstitutionelle Erledigung der Sklavenfrage und eine Entschädigung für jeden Staat vor, in dem die Sklaverei jetzt bestehe; als letzten Termin für den Bestand derselben in der Union nannte er den 1. Januar 1900. Am 1. Januar 1863 erließ L. die am 22. September angekündigte Emanzipationserklärung, die über drei Millionen Sklaven die Freiheit gab, und in der Botschaft an den Kongreß vom 10. Dezember 1863 drückte er seinen unerschütterlichen Willen aus, die für die Aufhebung der Sklaverei gegebenen Gesetze in ihrem ganzen Umfange zu vollziehen. Dabei aber blieb er seinen milden, versöhnlichen Gesinnungen treu und hoffte auf endliche Beilegung des Kriegs, während die Südstaaten zum Kampf bis aufs Messer entschlossen waren; L. war zu großen Konzessionen bereit, nur bestand er auf der Anerkennung der Union und der Aufhebung der Sklaverei. Mit gewaltiger Stimmenmehrheit wurde er am 8. November 1864 wieder zum Präsidenten der Vereinigten Staaten erwählt, und am 9. Dezember betonte er in seiner Kongreß-Botschaft, er werde nie auf einen Frieden eingehen, dessen erste Bedingung nicht die Wiederherstellung der Union sei, und werde nie die Emanzipation der Sklaven widerrufen. Der Krieg dauerte fort, ein Friedensversuch auf dem Wege von Unterhandlungen scheiterte, denn die Südstaaten verwarfen L.s Forderungen wie eine Selbstvernichtung, aber der Sieg neigte sich immer voller der Unionsarmee zu, am 3. April 1865 zog sie in Richmond ein, und am 9. kapitulierte der talentvollste Südgeneral Lee. Der Triumph des Nordens war unbestreitbar, — da traf die Kugel des Schauspielers John Wilkes Booth, eines leidenschaftlichen Südstaatlers, am Abend des 14. April 1865 im Theater Ford zu Washington den Präsidenten. L. starb, ohne zum Bewußtsein zurückzukehren, am 15. April, ein Märtyrer für seine Sache, im In- und Auslande bewundert und beweint. Sein am 14. April 1876 in Washington enthülltes Denkmal trägt die bezeichnende Inschrift „Errichtet aus den Beiträgen farbiger Leute". Von den zahlreichen Biographieen des großen Mannes sind die vorzüglicheren von Holland (1865), Barrett, Life of Abraham Lincoln, presenting his early history, political career and speeches in and out of congress; also a general view of his policy as President of the United States (New-York 1865); Ward H. Lamon, The life of Abraham Lincoln; from his birth to the inauguration as President, Boston und London 1872; W. O. Stoddard schrieb eine Biographie (London 1884), desgl. Isaac N. Arnold (Chicago 1885).

Lindenau, Karl Friedrich v., k. k. Feldzeugmeister, geboren 1742 zu Leipzig, gestorben am 21. Februar 1817 zu Wien. Derselbe stand bis 1788 in preußischen Diensten als General-Quartiermeister-Lieutenant und Adjutant, dann Major, — trat aber aus unaufgeklärten Gründen in österreichische über, in denen er hauptsächlich durch Lacys Verwendung als Generalstabsmajor Aufnahme fand. Er war bei der Reoccupierung Belgiens 1790 unter Benders Oberkommando und dann bis 1792 beim Prinzen Albert von Sachsen-Teschen als Generalstabschef in Verwendung. 1792—1799 arbeitete er im Kriegsdepartement und leitete die kriegswissenschaftlichen Studien einiger Erzherzoge, so auch des Erzherzogs Karl. 1797 Generalmajor, 1799 Feldmarschall-lieutenant, — machte er die Kriegsjahre 1799 bis 1809 mit und trat nach der Schlacht bei Aspern aus dem aktiven Dienste mit dem Theresienorden und Feldzeugmeisterscharakter in den Ruhestand. Die Wiener kannten den launigen Sonderling kurzweg als „General", an den sich eine ganze Legende von L.-Anekdoten knüpfte. L. war auch militärwissenschaftlicher Schriftsteller und bei allen Bizarrerieen ein ebenso redlicher als wohlthätiger Mensch. — Vgl. (Gräffer), Franziseische Curiosa, Wien 1849; Wurzbach XV.

Lindenau, Bernhard August v. Auf Rittersitz Pohlhof in Altenburg am 11. Juni 1779 als Sohn eines sächsischen Appellationsrates geboren, studierte L. in Leipzig Jura, Kameralia und mit Vorliebe Astronomie, promovierte nach drei Jahren als Dr. juris, wurde in Altenburg Assessor und 1801 Rat bei dem Kammerkolleg, betrieb aber vor allem Astronomie, siedelte 1801 nach Gotha über und wurde 1804 provisorisch,

1808 definitiv Direktor der dortigen Sternwarte auf dem Seeberge. Einer der größten Astronomen, schrieb er sehr viel in diesem Fache.

1812 bereiste L. Holland, Frankreich, Spanien, Italien, 1814 begleitete er Karl August von Weimar als Generaladjutant mit Oberstlieutenantsrang vor Paris, wo er lebensgefährlich verwundet wurde; er lehnte den Antrag, General im russischen Generalstabe zu werden, ab, kehrte 1815 nach Altenburg zurück, wurde hier 1817 Vizepräsident des Kammerkollegs und 1818 Vizelandschaftsdirektor und nahm die im Herzogtum nötigen Reformen vor. 1820 ging er als Geheimrat und Minister nach Gotha und führte sein Ministerium nach dem Tode des letzten Herzogs bis zur Erbteilung der Lande im November 1826 in ausgezeichneter Weise weiter; noch heute gedenkt man seiner in warmer Verehrung. Er lehnte das Ministerium in Koburg-Gotha ab und trat im Februar 1827 als Geheimrat in königlich sächsische Dienste, wurde außerordentlicher Gesandter und bevollmächtigter Minister am Bundestage und 1828 zugleich im Haag. Voll ehrlicher Begeisterung für die Idee der deutschen Handelseinheit, arbeitete er, Sachsens Macht überschätzend und Preußen beargwöhnend, mehrere Jahre an einem Handelsvereine zwischen Sachsen, Kurhessen und den Thüringer Staaten, den man in Berlin den „sächsischen Anti-Zollverein" nannte, und suchte Teilnehmer an diesem mitteldeutschen Handelsvereine, der sich gegen Preußen 1828 organisierte (Näheres bei v. Treitschke, Die Anfänge des deutschen Zollvereins, Berlin 1872). Ende 1829 nach Dresden heimberufen, gehörte L. dem Geheimen Rate an, wurde zugleich Direktor des Landesökonomiekollegs, der Manufaktur- und Kommerciendeputation und Oberleiter der Kunst- und wissenschaftlichen Sammlungen Sachsens, in welch letzterer Stellung er bahnbrechend und neugestaltend wirkte. Da brach die Erhebung in Sachsen aus, König Anton (s. d.) ernannte seinen Neffen Friedrich August (s. d.) zum Mitregenten, entließ den verhaßten allmächtigen Minister Grafen Einsiedel und berief an seiner Stelle den populären L. am 13. September 1830 zum Kabinettsminister, Chef des Geheimen Kabinetts und Staatssekretär des Innern. L.s Administration war die glücklichste und segensreichste Sachsens vor 1866; er säuberte den Staat von altem Wuste und Mißbrauche, führte ihn in die Reihe der konstitutionellen Staaten ein, verschaffte ihm die Konstitution von 1831, nahm die Verhandlungen mit Preußen wegen eines Handelsvereins eifrig wieder auf und erwirkte 1833 den Zollvereinsvertrag mit Preußen; Sachsen dankte L. eine lange Reihe Reformen und zeitgemäßer Verordnungen, die er trotz heftigster Anfeindung durchführte. 1834 legte er das Ministerium des Innern nieder, behielt nur die Oberaufsicht über die Straf- und Versorgungsanstalten, über die Kunstakademieen in Dresden und Leipzig und den Vorsitz im Ministerium. Der Bauernstand vergötterte ihn, das Volk bereitete ihm die größten Huldigungen, und er harrte kampfesfreudig aus, bis die gar zu heftige Art der Forderungen der Abgeordneten in der Kammer besonders seit 1839 ihn empfindlich verletzte und in Konflikt mit dem dritten Stande brachte. Er glaubte schließlich, einer allgemeinen Opposition gegenüberzustehen, besaß als Mann des Fortschritts nicht mehr das allerhöchste Vertrauen, trat hinter Könneritzs Einfluß zurück und bat Friedrich August II., ihn wegen seiner leidenden Gesundheit zu entlassen; am 4. September 1843 ging er ab. Das ganze Land überbot sich in Huldigungen an L., Leipzig und Dresden machten ihn zum Ehrenbürger; er aber bestimmte seine Pension zur Unterstützung für Künstler und zur Aufbesserung von Schullehrer- und Predigergehalten in Sachsen und Sachsen-Altenburg. Nach Altenburg auf den Pohlhof zurückgekehrt, blieb L. bis 1848 Präsident der Ständeversammlung, ging dann als Mitglied der Nationalversammlung nach Frankfurt, wo er im linken Zentrum saß, legte aber bald sein Mandat nieder und lebte nun auf dem Pohlhof nur der Wissenschaft und Kunst wie der Ausübung echter Humanität. Er vermachte seine Kunstschätze in dem „Lindenau-Museum" zu Altenburg und seine Bibliothek dem Staate und bestimmte 60,000 Thaler zu einer Stiftung, deren Zinsen an tüchtige Geistliche und Lehrer, junge Künstler und Gelehrte, treue Dienstboten verteilt werden sollten. Hochverehrt starb L. auf dem Pohlhof am 12. Mai 1854, als Staatsmann, Gelehrter und Mensch gleich ausgezeichnet.

Lindet, Jean Baptiste Robert, französischer Staatsmann der Revolutionszeit, geboren 1743, lebte bei Ausbruch der Revolution als Advokat zu Paris. In die Gesetzgebende Versammlung gewählt, bezeigte er anfangs konstitutionelle Gesinnungen, wurde indessen bei der Weiterentwickelung der Ereignisse mehr und mehr Gegner der Monarchie, bis er sich mit Robespierre befreundend, ein eifriger Jakobiner ward. Am 10. Dezember 1792 verlas er im National-Konvent namens des kurz zuvor eingesetzten Ausschusses der Einundzwanzig den Bericht über die Ludwig XVI. imputierten Vergehen, worauf dieser andern Tags vor die Schranken des Gerichts geladen wurde. Im Prozesse des Königs stimmte er für die Todesstrafe ohne Aufschub und Appell. Auf seinen Vorschlag gegen Verschwörungen und Parteiumtriebe durch einen außerordentlichen Kriminalgerichtshof summarisch zu verfahren, dekretierte der Konvent am 10. März 1793 die Errichtung des viel berufenen Revolutions-Tribunals. Als man nach dem Abfalle des Generals Dumouriez (s. d.) einen neuen Wohlfahrtsausschuß bildete, gehörte L. zu dessen Mitgliedern, widmete sich aber vorzugsweise der wirtschaftlich sozialen Aufgabe desselben. Obgleich entschiedener Gegner der Gironde, bewies er doch nach deren Sturz bei seiner Mission Juni und Juli 1793 in die Departements Rhône, Calvados, Eure und Finistère behufs Dämpfung der girondistischen Aufstände, große Mäßigung, indem er die Vollziehung der ihm vorgelegten Blutbefehle meist verweigerte. Seine Worte: „je suis ici pour nourrir les citoyens non pas pour les envoyer à l'echafaud" verdienen für immer ehrende Anerkennung. Nach Robespierres Fall trat L., den nachhaltigen Beschuldigungen der siegreichen

Thermidorpartei gegenüber, als gewandter Verteidiger der Terroristen auf, demnächst im Mai 1795 mit seinen politischen Freunden von der Reaktion in Anklagezustand versetzt, fand er bei seinen Richtern Teilnahme genug, um besonders auf Verwendung der Städte Nantes, Le Havre und Caën, wo er zwei Jahre zuvor viele Beschuldigte am Leben erhalten hatte, in die Amnestie vom 26. Oktober 1795 einbegriffen zu werden. Schon im nächsten Jahre hatte er sich wiederum als in die kommunistische Verschwörung Babeufs (s. d.) verwickelt zu verantworten, wurde indessen freigesprochen. Noch bei Siéyès' Staatsstreich am 18. Juni 1799 mußte das Direktorium bei Ernennung der neuen Minister der jakobinischen Strömung Rechnung tragen, weshalb man L. das Finanzamt anbot, zu dessen Annahme er sich nach längeren Verhandlungen bestimmen ließ. Nach dem 18. Brumaire (9. November 1799) (s. „Napoleon I.") schied er aus dem Staatsdienst und lebte spätere Anerbietungen zum Wiedereintritt in denselben abweisend, ganz zurückgezogen in Paris. Dort starb er 1825 in hohem Alter. — Vgl. Thiers, Histoire de la République française; v. Sybel, Geschichte der französischen Revolution 1789—1795, Bd. III.

Lindsey, Robert Bertie, Earl of, geboren 1582, stand zuerst in polnischen, dann in englischen Diensten. Nachdem er die Tochter des Grafen von Oxford geheiratet und den Titel eines Lord Willoughby geerbt hatte, machte König Karl I. ihn 1626 zum Grafen von L.; vorher hieß er Bertie. Er kommandierte 1628 die Flotte, welche gegen La Rochelle entsandt wurde aber unthätig blieb, und befand sich unter den Lords, welche sich am 25. August 1642 zu Nottingham um die royalistische Fahne scharten. An die Spitze des Landaufgebotes von York gestellt, versuchte er vergeblich, Hull zu nehmen. Als die Schlacht bei Edgehill am 23. Oktober 1642 bevorstand, mußte er sich dem jungen Prinzen Rupert unterordnen; er stellte sich an die Spitze seines Fußregiments und erhielt eine tödliche Wunde. — Vgl. Cust, Lives of the warriors of the civil wars of France and England I, London 1867.

Linköping, Vertrag zu, vom 28. September 1598 zwischen König Sigismund III. Wasa von Polen und Schweden und seinem Bruder Karl von Södermanland; s. den Art. „Jönköping".

Lionne, Hugues de, Marquis de Berny, französischer Staatsminister, geboren 1611 zu Grenoble, wurde während der Minderjährigkeit Ludwigs XIV. vom Kardinal Mazarin zu einem äußerst geschickten Diplomaten herangebildet. Am römischen Hofe, wo ihn Mazarin kennen lernte, erzogen, hatte er später Italien, Spanien und Deutschland bereist und war dann noch im frühesten Mannesalter in den französischen Staatsdienst getreten. Seit 1643 Staatsrat, ernannte ihn die Königin Mutter und Regentin auf Fürsprache des Kardinals zu ihrem Geheimsekretär. Jenem folgte L. 1650—1653 in die Verbannung, darauf nach Frankreich zurückgekehrt, erhielt er den Ministerrang und die selbständige Leitung der auswärtigen Angelegenheiten. Durch seinen längeren Aufenthalt an verschiedenen Höfen des Auslandes hatte er hinreichenden Einblick in die politische Lage der Nachbarstaaten gewonnen, um die ihm von der Reichsregierung übertragenen Aufträge glücklich erledigen zu können. So stiftete er 1658 die dem französischen Interesse gegen den deutschen Kaiser dienende niederrheinische Allianz, vollzog 1658—1659 die Präliminarien zum pyrenäischen Frieden und machte den Unterhändler bei der Heirat seines jungen Königs mit der Infantin Maria Theresia von Spanien, schon damals die Möglichkeit in Betracht ziehend, daß das Erbe Spaniens durch diese Heirat auf Frankreich übergehen könne. Ludwig XIV. nahm beim Regierungsantritt die Verhältnisse an, wie sie sich unter Mazarin gebildet und setzte sein Konseil aus den Persönlichkeiten zusammen, die unter dem Kardinal gearbeitet hatten. Somit blieb L. Minister des Auswärtigen und wurde 1664 Staatssekretär. Bald befanden sich in seinen Händen alle Fäden der europäischen Politik, ihm zuerst kamen die Depeschen vom Auslande zu und seinem Vortrage gemäß entschied sich der König. Schlau und rücksichtslos fand er aus allen bestehenden Verträgen Frankreichs Vorteil heraus, auch wurde er dieser Findigkeit wegen bei nun abzuschließenden Vergleichen oder Friedensschlüssen stets zurate gezogen. Fruchtbar an Auskunftsmitteln, gegen jeden möglichen Einwurf gerüstet und rasch entschlossen, wußte er Schwierigkeiten zu beseitigen und Zeitverlust zu vermeiden. Ausdauernd bei der Arbeit, hielt er sich nach beendeten Geschäften durch Spiel und Ausschweifungen schadlos, wenn auch auf Kosten seiner oft schwankenden Gesundheit, aber alles was an Lebenskraft in ihm war, konzentrierte sich in dem durchdringenden Scharfblick seines Geistes, dessen einziges Ziel in der Kräftigung der königlichen Autorität und der wachsenden Machtstellung Frankreichs gipfelte und da er sich wenigstens scheinbar den Ansichten des Königs unterordnete, so lernte dieser ihn immer höher schätzen. Nachdem L. noch mitgewirkt an der Herstellung des durch den Jansenismus gestörten Kirchenfriedens, starb er, durch traurige Familienverhältnisse schwer bedrückt, 1671 zu Paris. — Vgl. Ranke, Französische Geschichte, Bd. III, Leipzig 1869; „Nouvelle Biographie générale", Paris 1859, vol. XXXI.

Liparische Inseln, Seeschlacht am 8. Januar 1676. In Sicilien war im Jahre 1674 ein Aufstand gegen die spanische Herrschaft ausgebrochen, welchen Frankreich unterstützte; Admiral Duquesne befehligte die französische Flotte, welche dabei mitzuwirken hatte. Spanien, mit den Generalstaaten im Kriege begriffen, ging diese Macht um Seehilfe an; sie wurde durch de Ruyters Entsendung mit einer Flottenabteilung gewährt, welche letztere aber der französischen Macht nicht gewachsen war und in dem Kampfe bei den L.n I. in der Nähe von Stromboli weichen mußte. — Vgl. „Ludwig XIV., Kriege"; E. Sue, Histoire de la marine au XVI. siècle, Paris 1835—37.

Lippe, Deutsches Fürstentum. Im waldreichen L.schen Hügellande, wo auf dominierender Bergkuppe das Hermannsdenkmal steht, be-

gegneten sich bei Detmold die gewaltigen Heere Karls des Großen und Wittekinds zu einer ihrer blutigsten Schlachten. Von letzterem, dem mächtigen Sachsenfürsten, leitet die L.sche Dynastie ihren Ursprung her. Schon im zehnten Jahrhundert waren Edle von der L. an der oberen Lippe seßhaft, und zu Anfang des 12. Jahrhunderts herrschte auf der Burg L., deren Ruinen noch heute in der Nähe von Lippstadt sichtbar sind, Bernhard I., Edler von der L., Gemahl einer Nichte Kaiser Lothars II., dem dieser die Grafschaft Haholt mit den Städten Detmold und Lemgo 1130 zu Lehen gab. Einer seiner Nachkommen, Bernhard VII., Bellicosus, schloß mit Adolf, Herzog zu Cleve und Grafen von der Mark, einen Kondominial-Vertrag wegen Lippstadt ab, zugleich aber auch ein Schutzbündnis, durch welches er 1447 in die Soester Fehde mit Erzbischof Dietrich von Köln verwickelt wurde. Diese führte zu einem verheerenden Kriege, in dem die L.schen Lande ganz besonders zu leiden hatten. Das erwähnte Kondominat ging nach Beendigung des Jülichschen Erbfolgestreites (s. d.) 1666 mit der Grafschaft Mark an das Haus Brandenburg über, doch erst in neuerer Zeit ist Preußen 1849 durch Vergleich mit L. in den Vollbesitz von Lippstadt getreten. Bernhard VII. starb 1511, ihm folgte Simon V. von 1511—1536, welcher der heranwogenden Reformation den Eingang in L. gestattete, die dann unter der Regierung seines Sohnes Bernhard VIII., ersten Grafen von der L., 1556 wirklich eingeführt wurde. Dessen Sohn Simon VI., welcher 1613 nach 50jähriger ruhmvoller Regierung starb, hatte dem ältesten gleichnamigen Sohne die Landesregierung von L., den übrigen Söhnen Otto, Hermann und Philipp aber anderweitige resp. auswärtig belegene Besitztümer übergeben, zugleich aber testamentarisch bestimmt, daß, wenn einer der letztgenannten Söhne oder deren Nachkommen im Mannsstamme ausstürbe, der ihnen vermachte Landesteil zur Hälfte dem in L. regierenden, zur anderen Hälfte den übrigen Brüdern oder ihren männlichen Erben zufallen solle. Dies Testament ist die Ursache späterer endloser Streitigkeiten und landesverderblicher Prozesse geworden. Hermann starb bereits 1620, worauf die Brüder schon jetzt vom Testament des Vaters abweichend sich durch Vertrag von 1621 dahin einigten, daß nur die beiden ältesten den Landbesitz teilten, der jüngere aber eine Geldentschädigung erhielt. Es blieben nur drei Linien L., Brake und Bückeburg-Schaumburg (s. „Schaumburg-L."). Als die Brakesche Linie 1709 erloschen, nahm Friedrich Adolf, Graf von der L., deren Gebiet in Besitz ohne die Rechte der Bückeburger Linie zu berücksichtigen, indessen kam es gemäß reichshofrätlicher Entscheidung von 1737 und auf Grund des Stadthagener Vergleichs von 1748 zur Teilung des Erbes. Spätere Streitigkeiten beider Linien wegen Ausübung der landeshoheitlichen Rechte in der Schaumburgischen Enklave Blomberg der Grafschaft L. gaben sogar 1812 und 1818 zu Gewaltthätigkeiten Veranlassung, wurden aber durch Austrägalinstanz des Deutschen Bundes 1838 der Hauptsache nach zugunsten von L. entschieden. Simon VII., Stifter der Linie L. war 1627 gestorben und wieder war eine Nebenlinie des Hauses entstanden, die sich dann in die jetzt noch blühenden erbherrlichen Linien L.-Biesterfeld und L.-Weißenfeld abgezweigt hat. In der Hauptlinie folgten Hermann Adolf, gestorben 1666, Simon Heinrich, gestorben 1697, Friedrich Adolf, gestorben 1718, Simon Heinrich Adolf, gestorben 1734, unter dessen Regierung L. durch Kaiser Karl VI. 1720 zum Reichsfürstentum erhoben wurde, Simon August, gestorben 1782, Friedrich Wilhelm Leopold, gestorben 1802. Des letzteren minderjähriger Sohn Paul Alexander Leopold, geboren 1796, stand bis 1820 unter der vormundschaftlichen Regierung seiner Mutter, der ausgezeichneten Fürstin Pauline, die der Selbständigkeit und Wohlfahrt des Landes wegen 1807 dem Rheinbunde beitrat und sich später dem Deutschen Bunde anschloß. Wie in vielen anderen deutschen Ländern, so hatte sich auch in L. schon frühzeitig eine landständische Vertretung entwickelt, deren veraltete Formen aber 1806 mit der Auflösung des längst zum Schatten herabgesunkenen heiligen Römischen Reiches deutscher Nation gleichfalls verschwanden. Die verständige, zivilisatorisch wirkende Regierung der Fürstin hob 1808 die Leibeigenschaft auf und verlieh dem Lande 1819 eine neue Verfassung mit allgemein repräsentativer Basis, die jedoch wegen eingelegten Protestes der alten Landstände vom Bundestage außer Wirksamkeit gesetzt wurde. Indessen knüpfte der junge Fürst nach seinem Regierungsantritt neue Unterhandlungen mit den Ständen an, die nach mehrjährigen Unterbrechungen zum Ziele führten und die Verfassung vom 6. Juli 1836 zustande brachten. Danach bestand der Landtag aus einer Kammer von 21 Abgeordneten der 3 Stände, Ritterschaft (erste Kurie, 7 Abgeordnete), Städter und Bauern (zweite Kurie, 14 Abgeordnete). Die erste Vorlage, welche dem Landtage gemacht wurde, betraf den Anschluß an den Deutschen Zollverein, merkwürdigerweise lehnte man anfangs ab, obgleich L. von den Zollvereinsstaaten Preußen und Hannover umschlossen war, erst 1842 erfolgte der Beitritt. Infolge der politischen Bewegungen von 1848 wurde seitens der Regierung 1849 auf friedlichem Wege die landständische Verfassung des Jahres 1836 in liberalem Sinne umgestaltet, ferner der deutschen Reichsverfassung mit Übertragung der Kaiserkrone an Preußen zugestimmt und in kleindeutschem Sinne der Union mit Preußen beigetreten. Der Fürst starb 1851, ihm folgte in der Regierung sein Sohn Leopold Friedrich Emil, der im Strome der beginnenden Reaktion nach fruchtlosen Verhandlungen mit dem Landtage behufs Abänderung des volkstümlich erweiterten Wahlgesetzes von 1849, durch Verordnung vom 26. März 1853 die Verfassung von 1836 lediglich wiederherstellte. Bezügliche Beschwerden der Stände und Landtagsausschüsse beim Bundestage wurden zurückgewiesen, aber der L.schen Regierung, deren Kabinettsminister Fischer wie durch den Verkauf der deutschen Flotte so überhaupt jeder vorwärtsstrebenden Richtung entgegenarbeitete, anheimgegeben einen Ausgleich herbeizuführen. Es erfolgte nun 1854 die Zu-

sammenberufung der alten Stände, ohne indessen eine genügende Einigung zu erreichen, weshalb Fischer, welcher die Verfassungswirren hauptsächlich veranlaßt hatte, 1855 entlassen wurde. Ihn ersetzte der preußische Regierungsrat v. Oheimb, der die bisherigen Entschlüsse der Regierung aufrecht haltend durch Belebung des religiösen Sinnes die Mißstimmung im Lande abzuschwächen suchte. Allein vergeblich; zwar trat der Landtag regelmäßig zusammen, doch der innere Zwiespalt blieb haften und die Verfassungsfrage ungelöst. Dem österreichischen Bundesreformprojekt von 1863 aus dem Wege gehend, hielt sich L. 1866 zu Preußen und trat nach Konstituierung des Norddeutschen Bundes in diesen ein. Infolge der staatlichen Neuordnung mußten höhere Forderungen an die Steuerkraft des Landes gemacht werden, und so wurde mit Genehmigung des Landtages ein Klassensteuer- und klassifiziertes Einkommensteuergesetz nach preußischem Muster eingeführt, dagegen die ebenfalls von der Regierung beantragte Erhöhung der Grundsteuer verworfen. Im Interesse der Regierung lag es nun, auf dem betretenen Wege der Finanzreform vorwärts zu gehen, und es gelang ihr wirklich, wenn auch mit einigen Opfern und Zugeständnissen an den Landtag, einen Gesetzentwurf, betreffend die Trennung des Staatshaushaltes vom Domanialhaushalt, durchzubringen. Das am 1. Januar 1869 publizierte Gesetz überwies sämtlichen Domanialertrag im Gesamtwerte von ca. 15 Millionen Mark dem jeweilig regierenden Fürsten als Fideikommißgut und entlastete anderseits das Domanium von seiner bisherigen Verpflichtung, in erster Linie die Kosten der Landesverwaltung zu tragen. Dieser Vorgang erregte im ganzen Lande einen Sturm des Unwillens, das Kabinett wurde mit Mißtrauensadressen überschüttet, und der Reichstag des Norddeutschen Bundes mit Petitionen um Rücknahme des Gesetzes angegangen, wozu sich dieser indessen nicht befugt halten wollte. Minister v. Oheimb entzog sich der mißlichen Situation und nahm seine Entlassung, an seine Stelle trat der liberale Heldmann, dem es bald ganz unmöglich wurde, die Summe der vorliegenden Schwierigkeiten zu bewältigen; das Defizit wuchs zusehends, während der Landtag die vorgelegten Steuergesetzentwürfe ablehnte. Man war um so erbitterter auf Heldmann, als er die Hoffnungen des Volkes, in den verfassungsmäßigen seit 1853 verlassenen Weg wieder einzulenken nicht nur unerfüllt ließ, vielmehr gereizt durch die heftige Opposition und die absprechenden Äußerungen der öffentlichen Meinung, allen berechtigten Forderungen geradezu entgegentrat. Zwar zog der 1870 gegen Frankreich ausbrechende Krieg die von deutschem Nationalbewußtsein getragenen Gemüter für einige Zeit von dem innern Zwist ab, doch schon 1871 wurde der Landtag durch freiwillige Mandatsniederlegung einer Anzahl Abgeordneter beschlußunfähig, und da die von der Regierung angeordneten Ergänzungswahlen unbeachtet blieben, so kam es zum offenen Bruche. Als der Minister endlich zu gewaltsamen Maßregeln schritt, erlag er seiner aufregenden Thätigkeit und starb schnell und unerwartet. Sein Nachfolger von Flottwell, bisher Landesdirektor von Waldeck, kam auf ausdrücklichen Wunsch des Fürsten, um eine Vermittelung mit der liberalen Majorität des Landes zu versuchen. Er fand das Land 1872 in bedenklich wirrem Zustande mit einem Defizit von nahezu 200,000 Mark, keine Mittel zur Deckung, dagegen unbotmäßige Landstände und eine unzufriedene Bevölkerung. Alle darauf gerichteten Bemühungen, ein ersprießliches Zusammengehen herbeizuführen, scheiterten, und so zog er es vor, sein Amt 1875 niederzulegen. Aber auch der Fürst Leopold starb am 8. Dezember 1875, und erst durch seinen Tod wurde eine Erledigung des Konfliktes ermöglicht. Es succedierte sein Bruder Woldemar, dessen erste Maßnahmen es waren, Frieden mit seinem Lande zu schließen. Ohne das demokratische Wahlgesetz von 1849 seinem vollen Umfange nach wieder zur Geltung zu bringen, ersetzte er das in der Verfassung von 1836 enthaltene Wahlgesetz durch ein neues vom 3. Juni 1876 mit direkten Wahlen, wonach der Landtag auch ferner aus 21, aber gleichberechtigten Abgeordneten zu bestehen hat und zwar sieben der Höchstbesteuerten und vierzehn von den übrigen in zwei Klassen der Wahlberechtigten gewählten. Das Wegräumen des veralteten Wahlmodus wurde im Lande freudig begrüßt und dem Fürsten Zuneigung und Anerkennung entgegengetragen, wie sich denn seither unter dem Kabinettsminister Eschenburg die politischen und wirtschaftlichen Verhältnisse des Landes wesentlich verbessert haben. In kriegsgeschichtlicher Beziehung kommt L. eigentlich erst als Glied des Rheinbundes in Betracht. Während der Napoleonischen Kriege teilte das L.sche Kontignent das meist traurige Schicksal der französischen Truppencorps in Tirol und Spanien, aus Rußland kehrten im Dezember 1812 nur kärgliche Reste nach Preußen zurück, deren gelichtete Reihen zu zwei Compagnieen verschmolzen der Besatzung von Danzig beigegeben und erst 1814 nach dem Falle der Festung aus dem französischen Dienst entlassen wurden. Im Jahre 1815 nahmen die L.schen Truppen im Verbande des zweiten preußischen Armeecorps die Festung Montmédy. Zur Zeit des Deutschen Bundes stellte L. ein Infanterie-Bataillon von vier Compagnieen und für den Kriegsfall zwei weitere Compagnieen zur Reserve, das Kontingent gehörte der Reserve-Division an und war zur Besatzung der damaligen Bundesfestung Luxemburg bestimmt. Im Jahre 1866 wurde das L.sche Bataillon Preußen zur Verfügung gestellt, der Main-Armee zugeteilt kämpfte es rühmlichst in den Gefechten von Kissingen, Aschaffenburg und Tauber-Bischofsheim. Laut Konvention vom 26. Juni 1867 übernahm Preußen gegen Zahlung der Pauschalbeiträge alle militärischen Leistungen des Fürstentums, es wurden deshalb die noch dienstpflichtigen Unteroffiziere und Mannschaften in das sechste westfälische Infanterie-Regiment Nr. 55 eingestellt, erst mit dieser Konvention wurde in L. die allgemeine Wehrpflicht eingeführt. Jetzt stellt L. das in Detmold, der Hauptstadt des Landes, stehende Füsilier-Bataillon des genannten Regimentes. — In dem waldreichen Berglande des Fürstentums vom 1222 qkm. Flächeninhalt mit 120,400 meist reformierten Ein-

wohnern wird bedeutende Viehzucht und Ackerbau, aber wenig Industrie getrieben. Nach Abrechnung des Jahres 1881 belief sich die Einnahme des Landes auf 1,182,785 Mark, während die Ausgabe nur 1,024,753 Mark nachwies, die Gesamtstaatsschuld betrug Ende 1882: 1,163,490 Mark. — Vgl. Falkmann, Beiträge zur Geschichte des Fürstentums L., Detmold 1882; „Gothaischer Hofkalender".

Lippe, Wilhelm Friedrich Ernst, Edler Herr und regierender Graf zu Schaumburg-L., vielfach der Graf von Bückeburg genannt, wurde am 9. Januar 1724 zu London geboren. Seine Erziehung und der ihm erteilte Unterricht waren hauptsächlich auf eine militärische Laufbahn gerichtet, für welche Neigung und Geschick ihn gleichmäßig zu bestimmen schienen; er trat daher 1742 für kurze Zeit in die englischen Garden, nahm 1743 an der Schlacht von Dettingen, 1745 am Feldzuge in Italien als Freiwilliger teil, und widmete, als er 1748 seinem Vater in der Regierung seines kleinen Landes gefolgt war, seine vornehmlichste Sorge der Ausbildung des Soldatenwesens daselbst. Doch vernachlässigte er darüber seine sonstigen Regentenpflichten keineswegs, und auch die Einführung der allgemeinen Wehrpflicht, welche er auf Grund eines alten Gesetzes ins Leben rief, hatte hauptsächlich zum Zweck, die Arbeitskräfte dem eigenen Lande zu erhalten und die fremde Werbung zu verhindern. Sein Truppencorps kam im Siebenjährigen Kriege, während dessen er treu zu dem König Friedrich stand, zu hohem Ansehen, namentlich seine Karabiniers, eine Reitertruppe (vgl. Geschichte desselben von v. Düring, Berlin 1828), machte sich einen Namen. Graf L. beteiligte sich persönlich als Artillerist am Kriege, so leitete er die Belagerungen von Marburg und Münster 1759, von Kassel 1761, die letztere freilich ohne den beabsichtigten Erfolg. Als es 1762 darauf ankam, der portugiesischen Armee einen tüchtigen Führer zu geben und sie im Kampfe gegen die Spanier zu befehligen, ging auf den Wunsch des Königs Georg III. von England Graf L. dahin. Er reorganisierte die Armee und verstand es, seine Gegner im Schach zu halten, ohne daß er etwas aufs Spiel setzte. Das Fort La Lippe bei Elvas erinnert noch jetzt an ihn, ebenso wie der von ihm erbaute Wilhelmstein im Steinhuder Meere das Andenken an seine Tüchtigkeit als Ingenieur erhalten hat. Auf letztgenannter kleiner Feste unterhielt er die Kriegsschule, welcher Scharnhorst seine Ausbildung verdankt. Nach dem Friedensschlusse von Paris kehrte er in sein Land zurück, blieb aber mit Portugal in steter Verbindung. Graf L. selbst war hochgebildet und hat eine große Zahl von Schriften, meist militärischen Inhalts, teils gedruckt, teils als Manuskripte hinterlassen. Er starb am 10. September 1777 auf seinem Landhause Bergleben im Bückeburgischen. — Vgl. Varnhagen v. Ense, Biographische Denkmale, 1. Bd., Berlin 1824; „Militär-Wochenblatt", Berlin 1869.

Lippe-Biesterfeld-Weißenfeld, Leopold, Graf zur. Zu See (bei Görlitz) am 19. März 1815 geboren, besuchte L. 1828—1836 das Joachimsthalsche Gymnasium in Berlin und 1836—1839 die dortige Universität, an der er Jura studierte. Hierauf trat er als Auskultator in den preußischen Staatsdienst, wurde 1843 Oberlandgerichtsassessor, 1849 Staatsanwalt zu Friedeberg in der Neumark, 1850 in Kottbus und 1851 in Potsdam, März 1860 Rat am Glogauer Appellationsgerichte, bald danach erster Staatsanwalt bei dem Berliner Stadtgerichte und 1861 Oberstaatsanwalt bei dem dortigen Kammergerichte. Am 18. März 1862 berief ihn Wilhelm I. als Minister der Justiz, und am 17. Mai wurde er Kronsyndikus und lebenslängliches Mitglied des Herrenhauses. Als Minister that der Graf manches für den Richterstand, ermäßigte die Gerichtskosten u. s. w., war aber neben Mühler (s. d.) das verhaßteste und am schonungslosesten angegriffene Mitglied des Ministeriums; er wurde verspottet, weil er sich zum Werkzeuge von Bismarcks Gewalt erniedrige. L. ermöglichte 1866 den Obertribunalsbeschluß gegen die Redefreiheit der Abgeordneten durch die willkürliche Berufung von Hilfsarbeitern, ging brutal gegen die Unabhängigkeit des Richterstandes vor, verteidigte im Abgeordnetenhause sehr ungeschickt seine Verwaltung und förderte nicht im erforderlichen Maße die notwendigen Justizreformen. Da L. gar zu unpopulär war, suchte Bismarck ihn loszuwerden, als er 1866 mit der liberalen Majorität des Abgeordnetenhauses Frieden schloß, doch gelang ihm dies erst am 5. Dezember 1867, wo ihm Leonhardt (s. d.) folgte. Der Graf behielt Titel und Rang eines Staatsministers. Im Herrenhause zählte er seitdem zu Bismarcks erbittertsten Widersachern, zu den Partikularisten und streng Konservativen, sprach sich gegen Kompetenzerweiterungen des deutschen Reichstags und des Bundesrats auf Unkosten der einzelnen Regierungen aus, wie er gegen den Norddeutschen Bund und das neue Reich aufgetreten war, und mißbilligte die kirchenpolitische Gesetzgebung. Am 7. Oktober 1869 beantragte er im Herrenhause, man solle das Bundesoberhandelsgericht und das Bundesgesetz über gegenseitige Rechtshilfe der Einzelstaaten wegen nicht eingeholter Zustimmung des preußischen Landtags für unzulässig erklären, da sonst der preußische Landtag auf die Stufe einer Provinzialvertretung herabgedrückt werde; dabei gestand er, er und seine Partei hielten wenig von der deutschen Einheit. Sein Antrag ging in der Kommission des Herrenhauses am 6. November mit einer Stimme Majorität durch, Bismarck erklärte sich in einem Schreiben an Fürst Putbus entschieden gegen L. und seine Genossen und kündete seinen kräftigsten Widerstand gegen jeden Angriff auf die Bundesverfassung an, worauf das Herrenhaus am 17. November L.s Antrag mit 58 gegen 42 Stimmen verwarf. 1873 sprach L. gegen die Maigesetze und die Änderung der preußischen Verfassung; als er die Kirche über den Staat stellen wollte, schlenderte Bismarck ihn im Herrenhause nieder. 1874 trat L. gegen das Zivilgesetz voll Erbitterung auf, 1875 bei der Beratung des Sperrgesetzes bezeichnete er die Klagen über den Ungehorsam der katholischen Geistlichkeit als hohle republikanische Phrase und erfreute sich Kleist-Retzows (s. d.) Unterstützung; sein Antrag, das Gesetz an eine

Kommission zu verweisen, wurde im April verworfen. Bei der Vorlage der Kreisordnung 1872 machte L. ebenfalls Opposition und äußerte, der Entwurf schaffe neben dem stehenden Heere der Beamten noch die Bürgerwehr der Ehrenämter; ebenso erfolglos war 1876 seine Opposition gegen das Reichseisenbahnprojekt. L., der Rechtsritter des Johanniter-Ordens und unvermählt ist, bekleidet seit Jahren das Amt des Vorsitzenden der Staatsschulden-Kommission in Berlin.

Lippold, ein Jude in den Diensten des brandenburgischen Kurfürsten Joachim II., als dessen Kammerdiener und Münzmeister er bezeichnet zu werden pflegt. Joachim II., ein Fürst von großer Leutseligkeit, aber auch zugleich von schrankenloser Freigiebigkeit, an dessen Hofe Gelehrte und Künstler ebenso wie Alchimisten und Abenteurer eine freie Statt fanden, geriet durch ungeordneten Haushalt, da er überdies auch vom Vater große Schulden überkommen hatte, in die drängendste Finanznot. Da hatte denn auch L. viel helfen müssen; daß er Zinsen, hohe Zinsen nahm, war natürlich, ob er aber, wie nachher die Vorwürfe, namentlich von denen, die gleichfalls in sein Schuldbuch gekommen waren, lauteten, wirklich seinen Herrn schamlos ausgesogen und gemißbraucht hat, hat sich doch noch nicht erweisen lassen. Als Joachims Sohn und Nachfolger, der anders geartete Johann Georg, die Ordnung der Schuldverhältnisse des Vaters vornahm, wurde L. verhaftet; und als dann auf das unsinnige Gerücht, daß er den alten Kurfürsten vergiftet hätte, die Synagogen von Berlin und Köln an der Spree vom Pöbel gestürmt worden waren, wurde L. selbst durch die Folter zu Geständnissen gezwungen, welche seine Hinrichtung zur Folge hatten. Eine weitere Folge war eine abermalige Vertreibung aller Juden aus den Marken.

Liprandi, Paul Petrowitsch, russischer General, 1796 geboren, erhielt im Krimkriege, nachdem um die Jahreswende 1853/54 Graf Anrep vor Kalafat Schlappen erlitten hatte, das Kommando in der kleinen Walachei, richtete aber ebensowenig aus und mußte diesen Landesteil, nachdem Paskiewitsch den Oberbefehl übernommen hatte, im April auf dessen Befehl ganz räumen. Dann focht er in der Krim, wo er bei Balaklawa kommandierte, bei Inkerman wo er mit Gortschakow schuld daran war, daß Bosquet nicht festgehalten wurde, sondern den Engländern Hilfe bringen konnte und an der Tschernaja, wo er auf dem linken Flügel befehligte. — Vgl. „Krimkrieg“.

Lisaine, Schlacht am 15.—17. Januar 1871. Bei der Ausführung des von Gambetta für den Januar geplanten „suprême effort“ zum Zwecke des Entsatzes von Paris war der Ostarmee unter General Bourbaki eine wichtige Rolle zugeteilt. Sie sollte General Werder über den Haufen werfen, Belfort befreien und sich über Langres gegen die Rückzugslinie des Pariser Belagerungsheeres dirigieren. Bourbaki waren dazu das 15., 18., 20. und 24. Armeecorps sowie die Division Cremer und eine Armeereserve, im ganzen gegen 140,000 Mann überwiesen, meist Mobilgarden, ohne inneren Halt, wenig geschult und diszipliniert; ihre Thätigkeit glich einem Mechanismus, dessen Teile nicht gehörig zusammengesetzt sind und deshalb mangelhaft funktionieren. Ihnen gegenüber gebot General Werder, abgesehen von den vor Belfort nötigen Truppen, über nur 43,000 Mann; es waren die badische und die 4. Reserve-Division, die Detachements Goltz und Debschitz. Nach dem Gefechte bei Villersexel (s. d.) hatte er mit ihnen eine Stellung auf dem östlichen Ufer der L., eines am Südabhange der Vogesen entspringenden kleinen Flusses, genommen, welcher sich bei Montbéliard mit der von Belfort kommenden Savoureuse vereinigt. Montbéliard, das alte Mömpelgard, mit seinem festen Schlosse, bildete den Stützpunkt seines linken Flügels; die sehr ausgedehnte Stellung reichte bis an die 20 km entfernte Straße von Belfort nach Vésoul. Hier standen Goltz und ein badisches Detachement, Debschitz deckte links den Raum zwischen Montbéliard und der Schweizergrenze. Die an sich feste Stellung wurde nach Kräften zur Verteidigung eingerichtet; das Belagerungscorps von Belfort entsandte schweres Geschütz in dieselbe.

Bourbaki verlor nach dem am 9. stattgehabten Gefechte von Villersexel kostbare Tage. Erst am 13. vertrieb er die deutschen Vortruppen aus Arcey (10 km westlich der L.), den 14. ließ er ungenützt verstreichen, weil der Verpflegungsdienst ihm Schwierigkeiten verursachte; erst am 15. schritt er zum Angriff; das 15. Corps sollte auf seinem rechten Flügel gegen Montbéliard, das 24. gegen Béthoncourt und Bussurel, das 20. gegen Héricourt vorgehen; General Billot mit dem 18. Corps und der Division Cremer, 40,000 Mann mit 100 Geschützen, auf seinem linken den feindlichen rechten Flügel umfassen. Der Angriff traf hier die Schwäche des Gegners, aber, abgesehen von der mangelhaften Ausführung, nicht mit der nötigen Kraft, welche, statt hier voll eingesetzt zu werden, im frontalen Ansturm verzehrt wurde; ein Unternehmen wie jenes stellt freilich an die Manövrierfähigkeit der Truppen große Anforderungen, denen die Ostarmee vielleicht nicht gewachsen war. Der Tag verstrich auf der Front unter Artilleriegefecht und Teilangriffen der Infanterie, welcher es nicht gelang, auf dem linken Flußufer in nennenswertem Umfange festen Fuß zu fassen. Die Stadt Montbéliard wurde genommen, aber nicht das Schloß. Die Umfassungskolonne hatte nicht weit genug ausgeholt; das 18. Corps und die Division Cremer kamen einander in den Weg; als der Kampf recht beginnen sollte, brach die Dunkelheit herein. — Am 16. verlief das Gefecht ähnlich wie am 15. Auf der Linie Montbéliard-Héricourt Artilleriekampf, bis Mittag durch starken Nebel behindert, und vereinzelte Infanterieangriffe, tapfer ausgeführt, aber an der zähen Verteidigung scheiternd. Die Umfassung im geplanten Umfange blieb wiederum aus, doch fand Cremer den richtigen Weg, in bedenklicher Weise drang er auf der Straße Vésoul-Belfort vor. Werder raffte zusammen, was ihm noch an Truppen zur Verfügung stand, um seinen gefährdeten rechten Flügel zu verstärken; Menschenhände beförderten auf dem mit Schnee und Eis überzogenen Boden Geschütz von Belfort dahin. Die Nacht machte der Schlacht kein Ende; von hüben und drüben überfielen die Besatzungen der

verschiedenen Ortschaften einander. — Am 17. erneuerte der französische linke Flügel schon mit Tagesanbruch den Angriff; der badische General Keller, welcher gegenüberstand, mußte weichen, hielt aber das Dorf Frahier, und nach und nach erlahmte des Feindes Ansturm. Bourbaki verlor die ihm möglicherweise noch gebliebene Zeit mit Überlegen, bis ihn die Nachricht vom Anmarsch der deutschen Südarmee gegen seinen Rücken und die Erschöpfung seiner Truppen zu dem Entschlusse bestimmten, am 18. den Rückmarsch nach Besançon anzutreten. Auf seiner Front hatte ein ernsthaftes Gefecht am 17. nicht stattgefunden. — Sein Vorhaben war gescheitert, die Belagerung von Belfort konnte ihren Fortgang nehmen, und Süddeutschland war vor einem Einbruch französischer Truppen, welchen man dort fürchtete, sicher gestellt. Die Entscheidung war nahe. Die Franzosen hatten 8000, die Deutschen etwas über 2000 Mann eingebüßt.

Vgl. die Schriften von Löhlein und von von der Wengen über die Operationen Werders, von denen die letztere die von ersterer, ihrer eigenen Ansicht nach zu hoch gepriesenen Leistungen Werders von einem anderen Standpunkte aus erzählt.

Lissa, Seeschlacht am 20. Juli 1866. Am Morgen des 20. Juli bekamen die italienische und österreichische Flotte einander in Sicht. Die erstere hatte in den vorhergehenden Tagen einen Angriff auf die Insel L. und den gleichnamigen befestigten Hafenort unternommen, die letztere wollte die Insel entsetzen; jene zählte 12 gepanzerte, 8 ungepanzerte Schiffe, mehrere Kanonenboote &c. mit 656 Geschützen und 10 706 Mann Besatzung unter Admiral Persano, diese 7 gepanzerte und ebenso viel ungepanzerte Schiffe, ferner mehrere Kanonenböte &c. mit 526 Geschützen und 7492 Mann Besatzung unter Admiral Tegethoff. Der Angriff der österreichischen Panzerschiffe teilte die feindliche Kiellinie und gestaltete die Schlacht sofort zu einer Reihe von Einzelkämpfen, bei denen das österreichische Linienschiff „Kaiser“ stark beschädigt wurde, so daß es sich zurückziehen mußte. Dann aber brachte der Sporn des österreichischen „Ferdinand Max“ das Widderschiff „Affondatore“, das Admiralschiff Persanos, zum Sinken, der „Palestro“, ein anderes italienisches Schiff, flog in die Luft, so daß Persano sich veranlaßt sah, den Rückzug nach Ankona anzutreten. Die Italiener hatten, abgesehen von den gesunkenen Schiffen, nur 8 Mann an Toten, 40 an Verwundeten verloren; die Österreicher hatten 33 Tote, 130 Verwundete. Erstere waren ihren Gegnern an schweren Geschützen überlegen, es fehlte ihnen aber an Munition; der Erfolg war, abgesehen von dem materiellen Schaden, vorzugsweise ein moralischer; in Italien war die Mißstimmung groß. — Vgl. „Archiv für Seewesen“, Wien 1866; Brommy und Littrow, Die Marine, Wien 1877; „Revue des deux mondes“, Paris 1866.

Lissabon, Friede von. Der seit 1642 dauernde Krieg Portugals mit Spanien wurde am 13. Februar 1668 durch den Frieden von L. beendet. Gegenseitig wurden die Eroberungen herausgegeben, nur verblieb die Stadt Ceuta den Spaniern. Die liegenden Güter wurden ihren früheren Eigentümern zurückerstattet und wer wegziehen wollte, durfte seine ganze Habe mitnehmen. Alfonso VI. und Karl II. versprachen, gegenseitig freie und gesicherte Schiffahrt auf allen Meeren und Flüssen zu gewähren und einander mit allen Kräften beizustehen, um sie von Piraten zu säubern. Portugal wurde für ein selbständiges Reich erklärt, Alfonso VI. als rechtmäßiger König anerkannt. — Vgl. H. Schäfer, Geschichte von Portugal, Bd. IV, Hamburg 1852.

Lissabon, Erdbeben von. Während die Kirchen wegen Allerheiligen dicht gefüllt waren, begann am 1. November 1755 in L. plötzlich die Erde zu beben, was 6—7 Minuten anhielt, um alsbald einen zweiten Stoß von 3 Minuten folgen zu lassen. In einer Viertelstunde lag die prächtige Stadt in Trümmern, Tausende fanden den Tod unter den einstürzenden Gebäuden, in den Fluten des 20 bis 30 Fuß hoch steigenden Tejo, in Abgründen und Erdspalten, oder in der 5—6 Tage währenden Feuersbrunst. Die durch die Elemente aus den Kerkern befreiten Missethäter streiften umher, plünderten, sengten und mordeten, sich allen Freveln überlassend. Auch in Setubal, Porto und Algarve wütete das Erdbeben.

In L. selbst sollen 30,000 Menschen umgekommen sein. Leichte Erderschütterungen folgten noch längere Zeit, selbst am 14. Januar 1756 verspürte man in L. noch eine. Joseph I. und der große Minister Pombal (s. d.) thaten, was in Menschenkraft stand, das grenzenlose Unheil zu mildern und Ordnung wie Wohlstand zurückzuführen.

Vgl. H. Schäfer, Geschichte von Portugal, Bd. V, Gotha 1854.

List, Friedrich, der Agitator und Märtyrer für deutsche Wirtschafts- und Verkehrsentwickelung. In der schwäbischen Reichsstadt Reutlingen als Sohn eines Weißgerbers am 6. August 1789 geboren, in Schreibstuben für den Gemeinde- und niederen Staatsdienst vorbereitet, aber auch frühe gegen das altwürttembergische Schreiberregiment eingenommen, wurde L. durch den Minister König Wilhelms, Freiherrn v. Wangenheim, für seine Reformarbeiten verwendet und in der 1817 wesentlich auf Lists Anregung geschaffenen staatswirtschaftlichen Fakultät der Universität Tübingen als Professor der Staatspraxis angestellt. Die Gründung der Zeitschrift „Volksfreund aus Schwaben“ und die für einen Verein deutscher Kaufleute und Fabrikanten eröffnete Agitation für Aufhebung der Zölle im Innern von Deutschland zwang den Liberalen schon im Mai 1819, seine Professur niederzulegen. 1820 von seiner Vaterstadt in die Kammer der Abgeordneten gewählt, gedachte er, hier nicht bloß für eine bessere Landesverwaltung, sondern auch für die Verwirklichung seiner bereits dem ganzen Deutschland zugewandten handelspolitischen Gedanken zu wirken. Aber die strafrechtliche Untersuchung wegen einer von ihm verfaßten Eingabe seiner Mitbürger verdrängte ihn nach dem Wortlaut eines Paragraphen der Verfassung von 1819 und einem ausdrücklichen Beschluß der Majorität der Kammer aus dieser, und das Gericht verurteilte ihn überdies zu 10monatlicher Festungshaft, welche von ihm nach längerer

Selbstverbannung 1824 halb abgebüßt, halb ihm gegen das Versprechen der Auswanderung erlassen wurde. So kam L. nach Nordamerika, das für ihn so recht die hohe Schule seiner Wissenschaft und Praxis werden sollte. Nach harten Anfängen als Landwirt und Journalist erwarb er sich durch Beteiligung an dem Kampf gegen die Freihändler einen geachteten Namen, durch Entdeckung eines Steinkohlenlagers und Anlegung einer Eisenbahn zu dessen Ausbeutung die Mittel für ein sorgenfreies Wirken. Er, der damals in sein Tagebuch schrieb: „Im Hintergrund aller meiner Pläne liegt Deutschland“, suchte dieses 1827 ff. in der Augsburger Allgemeinen Zeitung sowie durch „Mitteilungen aus Amerika“ hauptsächlich für den Eisenbahnbau zu gewinnen. Als ihn der Präsident zum amerikanischen Konsul in Hamburg ernannte, machte der dortige Senat Schwierigkeiten, sodaß L. während seines Aufenthaltes in Europa vom Dezember 1830 bis Oktober 1831 auf den Verkehr mit Franzosen und Belgiern beschränkt war. Doch schon im Sommer 1832 konnte er als Konsul für Sachsen und, als hier die Regierung sich abgeneigt zeigte, für Baden ins Vaterland zurückkehren und zuerst von Hamburg, dann von Leipzig aus eine umfassende Thätigkeit für ein nationales Wirtschafts- und Transportsystem, die Unabhängigkeit und den Schutz der deutschen Industrie, die Befreiung und Einigung der Nation nach außen und innen entfalten. Es geschah durch Gründung eines Staatslexikons, für welches er Rotteck und Welcker als Redakteure gewann, durch Schriften über sächsische und deutsche Eisenbahnen, ein „Eisenbahnjournal und National-Magazin für die Fortschritte im Handel, Gewerbe und Ackerbau“, dann seit 1837, als die Einnahmen aus dem amerikanischen Kohlenwerk aufhörten, von Paris aus durch Korrespondenzen an die „Allgemeine Zeitung“ und „Vierteljahrsschrift“, endlich, nachdem er 1840 seinen Aufenthalt in Augsburg genommen, durch das „Zollvereinsblatt“ und den leider einzigen Band eines viel angefochtenen, aber rasch eine zweite und dritte Auflage erlebenden zusammenfassenden Werkes: „Das nationale System der politischen Ökonomie“. Die Versuche, in Württemberg, wo König Wilhelm ihm jetzt freundlich gesinnt schien, in Bayern oder Österreich-Ungarn eine amtliche Stellung zu erlangen, scheiterten; schwer drückte die Sorge um die Zukunft der Seinigen, denen er ein zärtlicher Gatte und Vater war, mit dem Gefühl der Kräfteabnahme den müden Kämpfer. Von einer in der Verzweiflung an der deutschen Staatskunst und zu hoher Meinung von britischer Weisheit und Vorurteilslosigkeit unternommenen Reise nach London kam L. als kranker gebrochener Mann zurück. Er hoffte Genesung vom Süden. Auf der Reise dahin machte er in Kufstein am 30. November 1846 seinem Leben ein Ende. Jetzt lohnte das Vaterland, die Könige von Bayern und Württemberg voran, dem unglücklichen Patrioten durch werkthätige Teilnahme für seine Hinterbliebenen und 1863 durch Errichtung eines ehernen Standbildes in seiner Vaterstadt Reutlingen. Seine Schriften gab Häusser 1850 f. mit einer ausführlichen Biographie heraus, und heute ist die Bedeutung des großen Kämpfers, der fast einzig unter den deutschen Liberalen seiner Zeit die volkswirtschaftlichen Fragen in den Vordergrund der Politik stellte und für eine Menge der wichtigsten praktischen Staats- und Wirtschaftsfragen der Gegenwart geradezu Prophet war, freilich mit jener tragischen Lebensfärbung, welche vom Prophetenberufe unzertrennlich zu sein pflegt, allerseits unumwunden anerkannt. Die offenkundigen Fehler seiner Arbeiten: der Mangel an wissenschaftlicher Schulung und Zucht, die maßlose oft ungerechte Polemik gegen die „Schule“, endloses Wiederholen und gewaltiges Übertreiben, haben nur gedient, seine populär praktische Wirksamkeit zu erhöhen, und verschwinden jedenfalls hinter den hohen Vorzügen seiner Behandlung der Staatswissenschaften: dem großartigen historischen Sinn und der allgemeinverständlichen, fesselnden, ihrer Wirkung sicheren Darstellung, durch welche L. mehr als alle seine Zeitgenossen dazu beigetragen hat, „die Nationalökonomie zu einer wahrhaft politischen und nationalen Wirtschaftslehre zu erheben“. — Vgl. außer Häusser a. a. O. Schnitzer, Denkwürdigkeiten aus Lists Leben, 2. Auflage, 1877; Roscher Geschichte der Nationalökonomik, 1874, S. 970 ff.

Litauen, Großfürstentum, östlich und nordöstlich von Polen gelegen, in der nördlichen Hälfte von den Litauern, im Süden vorwiegend von russischen Stämmen bewohnt, war 1386 dadurch mit Polen vereinigt worden, daß sein Großfürst Jagiello (Wladislaw) sich mit der polnischen Erbkönigin Hedwig vermählte, Christ wurde und selbst die polnische Krone erhielt. Trotz verschiedener Verträge aus dem Anfange des 15. Jahrhunderts waren aber beide Teile, die Krone und das Großfürstentum, immer nur lose miteinander verbunden geblieben, nicht einmal die Würden des Großfürsten und des Königs waren immer in einer Person vereinigt, sondern meist der voraussichtliche polnische Thronfolger Großfürst von L. Im allgemeinen galt L. als gleichberechtigt mit der Krone, doch mußte es sich thatsächlich in den wichtigsten Beziehungen mit der zweiten Rolle begnügen. Eine volle Vereinigung bahnte erst die Union von Lublin vom Jahre 1569 an, welche bestimmte, daß fortan nur eine Person gleichzeitig als König und Großfürst gewählt werden und die Rechte beider Teile in einer Urkunde und durch einen Eid bestätigen sollte; Polen sollte ohne L. keine Reichstage halten und beide Teile nur eine einige äußere Politik führen und keine Sonderbündnisse schließen; für beide sollte nur eine Münze gelten. Aber dennoch dauerte es noch lange Zeit, bis in das 17. Jahrhundert hinein, ehe Polen und L. sich als ein einiges Ganze fühlten, als ein einiger Staat auftraten und galten.

Livadien nannten die Türken und die Griechen während der Zeit der osmanischen Herrschaft die östliche Hälfte von „Hellas“ (im engeren Sinne) oder Mittelgriechenland; also das Gebiet, welches in den Fränkischen Jahrhunderten gewöhnlich als Herzogtum Athen zusammengefaßt war, und während sowie nach dem Unabhängigkeitskriege der Griechen in unserem Jahrhundert wiederholt als Ostgriechenland unter eine Gewalt gestellt

wurde. Der Name dieser Landschaft (der Länder zwischen dem Sund von Euböa und den Westabhängen des Parnaß) rührt offenbar von der einzigen mittelgriechischen Binnenstadt her, die auf der Linie von Salona bis nach Athen außer Theben bis in die türkische Zeit hinein sich kräftig erhalten hatte. Das antike, in der vorchristlichen Zeit nur durch sein Trophoniosorakel wichtige, böotische Lebadeia ist wahrscheinlich durch seine gedeckte, landschaftlich überaus reizende, Lage in einem von dem Flüßchen Probation und dem Bache Herkyna durchströmten, nach dem Seegestade des Kopais sich öffnenden, ziemlich langen Gebirgskessel (40 km westnordwestlich von Theben entfernt) von den Verwüstungen der slavischen Zeit verschont geblieben und erscheint im fränkischen Mittelalter als eine namhaft griechische Stadt und hatte noch 1821, als es (11. April) durch den Pallikarenkapitän Diakos in die Erhebung der Neugriechen gegen die Pforte hineingezogen wurde, 10,000 Einwohner.

Liverpool, Charles Jenkinson, Baron Hawkesbury, erster Graf von. Am 16. Mai 1727 in der Grafschaft Oxford als ältester Sohn des Obersten Charles Jenkinson geboren, wurde Jenkinson in Charter-House und University-College zu Oxford erzogen und 1752 Magister artium. Er machte sich durch Schriftstellerei bekannt und widmete seine Feder besonders dem internationalen Rechte; ein tüchtiger Geschäftsmann und guter Redner, war er zugleich ein liebenswürdiger Mensch. Jenkinson trat als Privatsekretär bei Lord Bute (s. d.) ein, kam 1761 für Cockermouth in das Parlament und wurde Unterstaatssekretär, 1763 Sekretär des Schatzamtes, 1766 Lord der Admiralität und 1767 Lord des Schatzes. In dieser Stellung blieb er bis 1773, wo er Mitglied des Geheimen Rats und Vizeschatzmeister von Irland wurde; auf letzteres Amt verzichtete er bald, um die einträgliche Stellung des Clerk of the pells bei der Schatzkammer zu übernehmen. 1778—1781 war er Staatssekretär für den Krieg und ließ sich die Vervollkommnung der Armee sehr angelegen sein. Unter Pitt wurde er 1784 Präsident des Handelsamtes, was er bis 1801 blieb, 1786 Kanzler des Herzogtums Lancaster, welches Amt er 1803 niederlegte. Am 21. August 1786 trat er als Lord Hawkesbury in die Peerage, und am 28. Mai 1796 wurde er Graf von Liverpool. Er blieb Clerk of the pells und Collector of the customs inward for the port of London. Zweimal verheiratet, starb L. in London am 17. Dezember 1808. — Vgl. „The Georgian Era", Bd. I, London 1832.

Liverpool, Robert Banks Jenkinson, Baron Hawkesbury, zweiter Graf von. Als Sohn des Vorigen erster Ehe am 7. Juni 1770 geboren, erhielt Jenkinson in Charter-House und Christchurch-College zu Oxford seine Erziehung, trat 1791 für Rye ins Parlament und hielt am 27. Februar 1792 seine Jungfernrede, um die bewaffnete Intervention Großbritanniens zwischen Rußland und der Pforte zu empfehlen. Voll Abscheu gegen die Bluthaten der französischen Revolution, bekämpfte er feurig Fox' Antrag, in Unterhandlungen mit der Pariser Regierung zu treten, trat für die Kriegserklärung an dieselbe ein und empfahl eine Expedition nach Paris.

Im April 1793 wurde er einer der Kommissäre für Ostindien und am 28. Mai 1796, als sein Vater den Grafentitel erhielt, Baron Hawkesbury. Eifrig unterstützte er die Union Großbritanniens mit Irland. 1801 wurde er unter Addington Staatssekretär der auswärtigen Angelegenheiten und leitete die zum Frieden von Amiens führenden Verhandlungen. Er empfahl die Aufhebung der Habeas-Corpus-Act, verteidigte die Verwilligung von 300,000 Pf. Sterl. an Portugal, trat mannhaft für die Freiheiten der Schweiz ein und stritt gegen die Opposition, nahm aber, als das Kabinett fiel, im Mai 1804 unter Pitt das Staatssekretariat des Inneren ohne Bedenken an. Hawkesbury wurde vom Könige in das Oberhaus berufen und trat lebhaft für die Vermehrung der Truppenmacht ein; auf seinen Antrag verwarf das Oberhaus die Abschaffung des Sklavenhandels als nicht genügend erwogen, und 1805 erklärte er sich in der Katholikenfrage dahin, die Katholiken dürften keine politische Macht erlangen, so lange sie den Eid des Supremats verweigerten. Pitt starb im Januar 1806, Hawkesbury lehnte die Premierschaft ab und nahm im Ministerium aller Talente unter Grenville (s. d.) kein Amt an; als dies 1807 fiel, lehnte er abermals die Premierschaft ab und wurde unter dem Herzoge von Portland Staatssekretär des Inneren. Ein Tory, recht nach dem Herzen Georgs III., erwarb er sich große Geschäftsgewandtheit, wurde als liebenswürdige Mittelmäßigkeit Freund und Feind angenehm. Am 17. Dezember 1808 folgte er dem Vater als Graf L., und 1809 wurde er unter Perceval Staatssekretär für den Krieg; als Perceval im Mai 1812 durch Meuchelmord fiel, nahm L. endlich das Amt als erster Lord des Schatzes an. Er erschien als wahrer Typus der ganzen Regierung, nach keiner Seite durch Glanz oder Kraft des Geistes verletzend. „Viel zu bequem, um sich in eindringlicher Rede oder gründlicher Erörterung hervorzuthun, schob er vielmehr Entschluß und That so lange als möglich hinaus." (Pauli.) Zäh konservativ, ganz reaktionär, brachte er es doch zuwege, daß sich die Angriffe gegen seine Administration kaum gegen ihn richteten, stets aber auf den Kollegen, dem auf dem betreffenden Gebiete mit Recht oder Unrecht die Verantwortlichkeit beigelegt wurde. Seine Talente standen weit hinter seinen Vorzügen zurück, er verdiente Achtung, aber keine Bewunderung. Als Minister in Ehrenhaftigkeit unübertroffen, suchte er an Vorurteilen seinesgleichen. Durchaus Aristokrat, war er im Privatleben aufrichtig und einfach, ein echter Ehrenmann.

Die Fehler seiner politischen Carriere waren reine Beurteilungsfehler, denn so oft er auch unrecht hatte, irrte er stets aus Überzeugung. Ein Zeitgenosse sagte von L., er glaube seine Aufgabe reichlich erfüllt, wenn das laufende Jahr ohne einen Krieg, eine Rebellion oder einen Nationalbankerott verfließe. Es war L. vergönnt, in Großbritanniens kritischster Epoche 15 Jahre das

Staatsruder zu führen, und was großen Vorgängern nicht gelungen, fiel dem mittelmäßigen Manne als reife Frucht in den Schoß. Der Weltkrieg gegen Napoleon wurde zu Ende geführt, Napoleon nach St. Helena geschafft, der Krieg mit den Vereinigten Staaten von Nordamerika endete, der britische Waffenruhm leuchtete durch die Welten — und das Kabinett L. wurde davon bestrahlt, erfreute sich großer Popularität im Lande. Bald aber warfen auf diese die wachsende Not der Massen, Mißernten und Teuerung ihre breiten Schatten, es kam zu Unruhen und zu Widersetzlichkeiten gegen das Ministerium; dieses ergriff Zwangsmaßregeln, suspendierte die Habeas-Corpus-Act, steigerte aber damit die Erbitterung. In der Cato-Street-Verschwörung wollte man L. und seine Kollegen ermorden, doch erfuhren sie zeitig den Plan und griffen die Schuldigen. Als Georg IV. 1820 den Thron bestieg, resignierte der Premier nach altem Brauche, wurde aber im Amte belassen und für seine bisherigen Dienste belobt. Sehr verhaßt machte ihn seine Haltung gegenüber der Königin Karoline (s. d.). Er hielt sie für schuldig und billigte, daß 1818 geheime Kommissäre nach Italien gesandt wurden, um alle ihre Schritte zu überwachen und Material für einen Ehebruchsprozeß zu sammeln, riet Georg IV. zu manchem Schritte gegen sie, ließ ihr, als sie von St. Omer nach England kommen wollte, drohen, man werde sofort gegen sie einschreiten, falls sie sich unterstehe, den Fuß auf englischen Boden zu setzen, billigte aber, als sie in London erschienen war, Vermittelungsversuche, die freilich zu nichts führten. Der Pöbel warf ihm die Fenster ein und jubelte Karolinen zu. Am 5. Juli 1820 brachte L. im Oberhause die Bill of pains and penalties gegen sie ein, wonach sie ihre Rechte als Königin verlieren und vom Könige geschieden werden sollte. Dies machte ihn ganz unpopulär und verhaßt. Der Verlauf des Prozesses war für L. eine fortgesetzte Niederlage; nur mit halbem Herzen war er an das saure Werk gegangen; am 10. November mußte er im Oberhause erklären, nach dem Ergebnis der dritten Lesung und in Berücksichtigung der allgemeinen Mißstimmung im Reiche wolle das Ministerium die Bill erst in sechs Monaten wieder in Erwägung ziehen. Trotzdem blieb L. Premier. Voll Eifer widersetzte er sich der Katholikenemanzipation und der Parlamentsreform, der Freiheit der Presse und politischer wie religiöser Diskussion. Er näherte sich, da er die erschütterte Stellung des Kabinetts fühlte, den Grenville und Peel und verstärkte es durch sie, gab aber in der Katholikenfrage nicht nach. Seine auswärtige Politik wurde stark angegriffen; man beschuldigte ihn, er gebe die britische Ehre preis. Castlereaghs Selbstmord war für ihn ein furchtbarer Schlag, um so mehr als ihm nichts übrig blieb, als Canning, seinen Widersacher, zum Minister des Äußeren zu wählen; daß dies notwendig sei, sprach er unumwunden Georg IV. aus, und bald gab er Cannings Wunsch nach, das Kabinett zu modifizieren. L. war gegen die unmittelbare Freilassung der Sklaven in Westindien, und wenn er auch mit den Jahren und zunehmenden Leiden für die Katholiken milder wurde, so blieb er doch in der Frage ihrer Emanzipation Cannings Gegner. Am 16. Februar 1827 beantragte der Graf im Oberhause die Zustimmung zur Versorgung für Herzog und Herzogin von Clarence und kündigte eine Maßregel über Abänderung der Korngesetze an, tags darauf fand ihn sein Diener vom Schlage gerührt bewußtlos am Boden. Die Ärzte erklärten, es sei nie wieder an Herstellung und geistige Thätigkeit zu denken. So war die Regierung ohne Haupt, ohne den Mann, der die widerstreitenden Elemente des Kabinetts verband, Reaktion wie Ultraliberalismus in Schranken hielt. Nach längerer Umschau nach einem Nachfolger betraute Georg am 10. April Canning mit der Premierschaft. L. reiste nach seiner Besitzung in Combewood, wo er in zunehmender Geistesschwäche bis zum 4. Dezember 1828 lebte. Aus zwei Ehen kinderlos, hatte er seinen Halbbruder, Sir Charles Cecil Cope Jenkinson (geboren 1784), zum Nachfolger als dritten Grafen von L. Mit diesem erlosch der Grafentitel von L. am 3. Oktober 1851 im Mannsstamme, während die Würde eines Baronet Jenkinson auf seinen Vetter, Sir Charles Jenkinson, überging.

Vgl. „The Georgian Era“, Bd. I, London 1832; Pauli, Geschichte Englands seit den Friedensschlüssen von 1814 und 1815, Bd. I, Leipzig 1864.

Livland ist der zusammenfassende Name für das einst dem Deutschen Orden gehörige Gebiet an der Südostküste der Ostsee, welches sich aus den drei Landschaften Kurland, Livland und Estland zusammensetzte. Aufs äußerste gefährdet wurde dieser abgelegene Teil deutschen Bodens, seitdem die Russen am Ausgange des 15. Jahrhunderts die beiden großen Handelsrepubliken Nowgorod und Pskow sich endgültig unterworfen hatten und dadurch die unmittelbaren Ostnachbaren der dortigen Deutschen geworden waren; sie betrachteten sich noch immer als die wahren Herren jener Küstenländer, welche ihnen vor drei Jahrhunderten von den Deutschen entrissen wären, deren Rückeroberung sie stets als ihre Aufgabe betrachteten, als ihre Absicht offen bezeichneten. Die Widerstandsfähigkeit war seit dem Hinsinken der Macht des Ordens, seitdem vollends der Hochmeister die Hälfte von Preußen an das polnische Reich verloren hatte und mit dem Reste Vasall der Krone Polen geworden war, bedenklich geschwächt. Dazu herrschte im Lande selbst die verderblichste Uneinigkeit und Zerfahrenheit, denn es gab neben dem Landmeister des Ordens nicht weniger als noch fünf andere mit landesherrlichen Rechten ausgestattete Herren (den Erzbischof von Riga und die Bischöfe von Kurland, Dorpat, Reval und Oesel), von denen jeder seine eigenen Wege ging und dabei wiederum meist die eigenen Stände sich feindlich gegenüber hatte; gegenseitige Beschuldigungen des Verrates, die nicht immer unbegründet waren, erschollen nur zu häufig. — Nachdem wechselseitige Beschwerden zwischen Deutschen und Russen wieder einmal erhoben und lange vergebens verhandelt waren, begann Zar Iwan III. 1498 den Krieg mit einem verheerenden Einfalle in Livland; vergebens suchte der

Landmeister Walther v. Plettenberg, einer der Tüchtigsten, die diese Würde bekleidet haben, überall nach Hilfe, dennoch gelang es ihm 1501 und 1502 zu wiederholten Malen, die Russen schwer aufs Haupt zu schlagen. Die Folge war ein mehrjähriger Waffenstillstand mit ihnen, der mehrmals erneuert, zuletzt zu einem festen Frieden umgewandelt wurde und so bis 1552 lief. In diese Zeit der Ruhe vor dem äußeren Feinde fiel die große Kirchenveränderung, die das ganze Land der katholischen Kirche entzog.

Die lutherische Kirchenreformation fand zuerst in Riga, das in jeder Beziehung der Mittelpunkt des gesamten Landes war, Eingang und nahm von hier aus ihren weiteren Weg. Sie gelangte nach Riga von Treptow in Pommern aus, von woher einige junge Rigenser, nachdem die dortige unter Bugenhagens Leitung stehende Lateinschule ihrer evangelischen Richtung wegen vom Bischof von Kamin 1521 aufgelöst war, ihren geachteten und geliebten Lehrer Andreas Knöpken nach ihrer Vaterstadt mitnahmen. Die namhaftesten und einflußreichsten Anhänger der neuen Lehre wurden hier sofort der Bürgermeister Konrad Durkop und der Stadtsekretär Johann Lohmüller. Im Verlaufe von zwei Jahren konnte nicht bloß Riga selbst als eine evangelische Stadt gelten, sondern die neue Lehre war auch, wenngleich nicht immer ohne bilderstürmerische Unruhen, vielfach sonst im Lande durchgedrungen. Auf dem Landtage zu Wolmar 1522 machte ein großer Teil der Ritterschaften mit den drei großen Städten (Riga, Reval, Dorpat) eine Vereinigung zugunsten der evangelischen Lehre; 1523 gab Luther seinen „Freunden in Riga, Reval und Dorpat“ eine Anweisung für den äußerlichen Gottesdienst, 1524 widmete er den „Christen zu Riga in Livland“ seine Auslegung des 127. Psalms. Ein Moment, welches wesentlich die ruhige Ausbreitung und Festsetzung des Evangeliums in L. gefördert hat, war jene Eifersucht zwischen dem Ordensmeister und dem Erzbischof. So erhielt Riga selbst, als die Stadt sich 1525 unter den alleinigen Schutz des Meisters Walther v. Plettenberg stellte, die schriftliche Zusicherung, daß das Evangelium rein und klar in der Stadt und ihren Marken verkündigt werden dürfte. 1527 stellten Knöpken und der Königsberger Reformator Briesmann eine „kurze Ordnung des Kirchendienstes“ für Riga zusammen; 1529 wurde die tiefgesunkene Domschule in einen besseren Zustand gebracht; 1531 wurde Lohmüller von dem Rat zum Superintendenten der Stadt ernannt. Auf dem allgemeinen Landtage zu Wolmar im Februar 1532 konnte bereits beschlossen werden, daß in Glaubenssachen ein jeder, hohen und niederen Standes, es so halten solle, wie er es vor Gott, kaiserlicher Majestät und gemeiner Christenheit verantworten könne. Noch immer hielten der Erzbischof und die anderen Bischöfe fest am römischen Glauben, und auch die Meister, Plettenberg selbst und seine nächsten Nachfolger, hielten es für gut, wenigstens äußerlich dabei zu beharren. Aber auch der Markgraf Wilhelm von Brandenburg, ein Bruder des preußischen Herzogs Albrecht, der vom Erzbischof zum Koadjutor angenommen war und 1539 in dieser Würde selbst nachfolgte, sah sich durch die Eifersucht der anderen Landesherren gehindert, mit seinen dem Luthertum geneigten Gesinnungen offen hervorzutreten, geschweige denn die Befolgung des Beispieles seines Bruders schon jetzt ernstlich ins Auge zu fassen. Als sich Riga 1547 nach langen Verhandlungen entschloß, dem Erzbischof und dem Meister gemeinsame Huldigung zu leisten, ließen diese die Stadt nicht bloß bei ihren Privilegien und Freiheiten, sondern auch — bezeichnend genug für die Gesinnungen beider — „bei dem allein selig machenden Worte Gottes, seinem heiligen Dienst und Zeremonieen, wie es jetzt in Riga nach Inhalt der biblischen Schriften Alten und Neuen Testaments gelehrt und gehalten wird“. Als nach der Niederwerfung des Schmalkaldischen Bundes die Bischöfe, auch der Erzbischof selbst, einen Versuch zur Wiedererlangung aller geistlichen Güter machten, fanden sie überall entschiedenen Widerstand. Endlich erhielt der Protestantismus volle Gleichberechtigung durch die von allen Landesherren genehmigte Bestimmung des Wolmarischen Landtagsabschiedes von 1554, daß jeder bei seinem Glauben frei und ungehindert gelassen werden solle bis zu einem allgemeinen christlichen Konzil.

Was nach der Säkularisation Preußens, welche dem Landmeister in Livland durchaus nicht die Unabhängigkeit gebracht (daß er sich gar 1520 und 1525 „freigekauft“ hätte, ist eine völlig grundlose Fabel), sondern ihn selbstverständlich unter die Hoheit des von nun ab an der Spitze des Deutschen Ordens stehenden Hoch- und Deutschmeisters gestellt hatte, diesen Rest des Ordensstaates in Livland noch über ein Menschenalter hindurch ein Scheindasein fortführen ließ, seinen Zusammenbruch so lange hinzögerte, war, wie schon erwähnt, der Neid und die Zwietracht zwischen den herrschenden Gewalten. Als Markgraf Wilhelm, der Erzbischof, 1555 gegen die ausdrückliche Bestimmung eines Landtagsbeschlusses von 1546 einen ausländischen Fürsten, des Herzogs Johann Albrecht von Meklenburg jüngeren Bruder Christoph, zum Koadjutor annahm, legte man ihm, dessen Ehrgeiz schon an sich verdächtig erschien, diesen Schritt als einen offenen Beweis für sein Streben, das weltliche und geistliche Haupt des ganzen Landes zu werden, aus. Sofort verband sich das ganze Land gegen die beiden Fürsten, und schon im folgenden Jahre wurden dieselben, ehe sie auswärtige Hilfe erlangen konnten, nach einem kurzen Feldzuge gefangen genommen. Da bereits vorher der zwanzigjährige Waffenstillstand mit Rußland abgelaufen war und alle Bemühungen um eine neue Verlängerung desselben an dem festen Beharren der Russen auf der Zinsbarkeit Livlands scheiterten, so traten die Verbündeten in Beziehung zum Polenkönige, der zum Schutze der beiden Gefangenen mit einem Heere bis an die Grenze gerückt war. Zu Poswol kam endlich im September 1557 zuerst ein Vertrag zustande, durch welchen jene beiden ihre Freiheit erhielten, der Erzbischof in seine Würde und Stellung wieder eingesetzt wurde, und gleich darauf ein Verteidigungsbündnis zwischen Polen und Livland gegen die Russen. Trotzdem erschien das Land wehrlos, als schon im Januar Zar Iwan IV.

der Schreckliche seine Scharen über das Land ergoß und den ganzen Osten ausplündern und verwüsten ließ. Ein kurzer Waffenstillstand wurde durch ein Versehen der Deutschen gebrochen, worauf die Russen abermals erschienen, zuerst Narva erstürmten und dann, da die Ordensmacht zu gering blieb und schlecht geführt wurde, Dorpat zur Übergabe zwangen (Sommer 1558); der Bischof von Dorpat wurde bald selbst nach Moskau entführt. Sofort gingen Hilfsgesuche nach allen Seiten: an die Hansa, an Kaiser und Reich, nach Schweden, Dänemark, Preußen. Nebenbei suchten einzelne Landesherren auf eigene Hand für sich zu retten, was zu retten war: der Bischof von Reval ließ allen voran einen dänischen Hauptmann Besitz von Dom und Schloß nehmen und eine Besatzung hineinlegen; der Bischof von Kurland und Oesel trat in unmittelbare Verhandlung mit dem Könige Friedrich II. von Dänemark selbst und verkaufte diesem 1559 seine beiden Stifter, welche dann der König seinem Bruder, dem Herzoge Magnus (s. Art.), überließ; aber das estländische Festland (westlich von Narva) blieb nicht in dänischem Besitz, denn die dortige Ritterschaft und die Stadt Reval unterwarfen sich 1561 dem Könige Erich XIV. von Schweden und leisteten ihm den Huldigungseid. So blieben nur noch der Landmeister und der Erzbischof übrig, aber auch sie waren weit davon entfernt, einmütig zu handeln: während der erstere noch von Deutschland und von seinem Orden her Hilfe zu hoffen und sich dorthin wenden zu wollen schien, neigte der andere dazu, jetzt endlich dem Beispiele des Bruders zu folgen und sich Polen in die Arme zu werfen. Da überdies ein neuer Einfall der Russen erfolgte, so fand endlich der dringende Rat des preußischen Herzogs, den Schutz des Polenkönigs selbst auf die Bedingung der Unterwerfung hin zu suchen, billigere Nachachtung, besonders nachdem auch der Großkanzler von Litauen, Fürst Radziwil, der Stadt Riga Beibehaltung des evangelischen Glaubens und der Stadtprivilegien zugesichert hatte. Im Oktober 1561 verhandelten in Wilna mit dem Polenkönige der Ordensmeister Gotthard v. Kettler, der Erzbischof, die Bevollmächtigten eines großen Teiles der Ritterschaft und die Gesandten der Stadt Riga. Nach fünf Wochen, am 28. November, kam man zum Schlusse, der in den Pacta subjectionis und in dem Privilegium Sigismundi Augusti seinen Ausdruck fand: der Meister erhielt Kurland (s. Art.) als erbliches Herzogtum unter polnischer Lehnshoheit, Livland dagegen wurde unmittelbar Polen und Litauen unterworfen. Da aber die erzstiftische Ritterschaft in Wilna gar nicht erschienen war, auch der Koadjutor Christoph von einer Unterwerfung unter Polen nichts wissen wollte, so konnte der Erzbischof selbst nur zu einem eidlichen Versprechen allgemeineren Inhalts bewogen werden. Erst im März des folgenden Jahres gelang es Radziwil, der selbst nach Riga kam, die Stiftsritter und die Stadt gegen Zusicherung und Vermehrung ihrer Privilegien für die Unterwerfung zu gewinnen. Anfangs wurde bestimmt, daß der neue Herzog von Kurland auch die Verwaltung von Livland führen sollte, aber schon 1566 wurde dieselbe auf Wunsch der Livländer selbst einem Polen übertragen, und der Herzog behielt nur den Titel. Der Markgraf Wilhelm starb als der letzte in der Reihe der rigischen Erzbischöfe zu Anfang 1563, sein Koadjutor Christoph aber, der durch thörichtes Beginnen den auf den Erwerb des Erzstiftes für das eigene Haus gerichteten Bestrebungen seines Bruders, die auch beim Polenkönige Entgegenkommen fanden, vereitelnd entgegentrat, wurde schließlich (Sommer 1563) gefangen genommen und zu langjähriger Haft nach Polen abgeführt.

So hatten die Ereignisse der Jahre 1561/62 das Ordensland zerrissen und unter fünf Herrschaften verteilt: über die Stiftslande des früheren Bistums Kurland (das Stift Pilten genannt) und über die Insel Oesel herrschten die Dänen, über Estland die Schweden, der Hauptteil von Livland gehorchte den Polen, während im Osten die Russen geboten, Kurland und Semgallen endlich hatte zwar seinen eigenen Herzog, aber auch unter polnischer Oberhoheit.

Die dänische Herrschaft bestand in Pilten kaum bis zum Tode des obengenannten Herzogs Magnus; dann kam das Ländchen nacheinander in die Hände verschiedener Pfandinhaber, bis es endlich 1660 dem Herzoge von Kurland übertragen wurde. Die Insel Oesel verblieb den Dänen fast ein Jahrhundert lang, bis zum Frieden von Brömsebro (1645), durch welchen die Schweden sie gewannen.

In Livland bewährte sich die Macht Polens bis gegen den Ausgang des 16. Jahrhunderts als durchaus kräftigen, ausreichenden Schutz gewährend, und es gelang ihr auch, die Russen wieder herauszudrängen; 1582 wurde ihnen Dorpat wieder entrissen. In der inneren Verwaltung aber gingen die Polen in Livland zu Werke, wie sie es in Westpreußen schon lange und nicht ohne Erfolg gewohnt waren. Man suchte die gegebenen Zusagen zu umgehen, die gewährleisteten Rechte ständischer und nationaler Natur zu brechen und hier ganz besonders noch, zumal seitdem in Polen selbst die Jesuiten mehr und mehr die Oberhand gewannen, den in den Verträgen zugesicherten Bestand des evangelischen Glaubens immer dreister anzutasten. Daher kam es denn auch, daß, als nach der Berufung Sigismunds III. Wasa auf den polnischen Thron und nach seiner Entthronung in Schweden im Beginne des 17. Jahrhunderts die langen Kriege zwischen Polen und Schweden ausbrachen, bei welchen es sich zumeist um den Besitz von Livland handelte, die protestantischen Schweden im Lande selbst, beim Adel und bei den Stadtbürgern, viel Entgegenkommen fanden, während die Polen durch ihr eigenes Auftreten, indem sie bei ihren Durchzügen durch Kurland sowie in Livland selbst ärger als die Feinde hausten, nur immer neue Erbitterung gegen sich erregten. Nach Eroberung einiger kleineren Plätze wurde Weihnachten 1600 Dorpat von den Schweden genommen, aber weiterhin war ihnen unter der Regierung Karls IX. das Kriegsglück nicht mehr besonders hold; erst als Gustav Adolf auch den polnischen Krieg mit voller Kraft aufnahm, wurde bald das ganze polnische Livland schwedischer Besitz. Der Friede von Oliva, der wenige Wochen nach dem Tode Karls X. Gustav

1660 zustande kam, und die polnisch-schwedischen Kriege gänzlich abschloß, ließ Livland (im engeren Sinne), jedoch ohne die südöstliche Ecke mit Dünaburg, welche polnisch verblieb, in schwedischem Besitz. Alle religiösen Bedrückungen und Verfolgungen hörten nun wohl auf, aber um so stärker entbrannte bald der ständische Kampf, besonders unter Karl XI., der wie in Schweden selbst rücksichtslos gegen die ständischen Einrichtungen vorging und seine Geldforderungen auch eigenmächtig durchführte. Die auch in den Ostseeprovinzen ins Werk gesetzte Güterreduktion vernichtete den Wohlstand des dortigen Adels, das ganze Land aber verarmte vollends in dem Nordischen Kriege Karls XII., in dessen ersten Jahren die Ostseeprovinzen zumeist der Kriegsschauplatz waren und von Schweden, Russen und Polen in gleicher Weise ausgebeutet wurden. — Genaueres siehe noch in dem Artikel „Patkul". — Unmittelbar nach dem Siege von Pultawa machte sich Peter der Große ohne Rücksicht auf die Ansprüche, welche das verbündete Polen auch seinerseits wieder erhob, an die Eroberung der von schwedischen Truppen fast ganz entblößten Ostseeprovinzen, deren Besitz für die von ihm ins Auge gefaßte europäische Machtstellung Rußlands unentbehrlich war. Im Oktober 1709 begann Scheremetjeff die Belagerung von Riga und vollendete sie nach 8¼ Monaten; am 10. Juli 1710 verließen die Schweden auf Grund einer Kapitulation die Stadt, am 12. zogen die Russen ein. Schneller ging es dann mit den Eroberungen der anderen Städte und festen Plätze in Livland und Estland. Am 1. März 1712 erfolgten in verschiedenen zarischen Verordnungen die Bestätigungen der Landesprivilegien, der uralten Verträge, Beliebungen, Rechte, Gerichte, Rezesse, Statuten u. s. w.; wie der evangelische Glaube, so wurde deutsche Sprache und eigene Verwaltung zugesichert; die durch die Reduktion widerrechtlich eingezogenen Privatgüter sollten zurückgegeben werden. In dem Frieden von Nystad, welchen nach Karls XII. Tode die neue schwedische Regierung am 3. September 1721 mit Rußland einging, wurden nebst Ingermanland und Karelien auch Livland und Estland für ewige Zeiten an Rußland abgetreten, welches dafür zwei Millionen Thaler zu zahlen und die jährliche Ausfuhr von Korn im Werte von 50,000 Rubeln aus den beiden Provinzen nach Schweden zu gestatten versprach.

Vgl. A. v. Richter, Geschichte der dem russischen Kaisertum einverleibten deutschen Ostseeprovinzen bis zur Zeit ihrer Vereinigung mit demselben, 2 Teile in 5 Bänden, 1857 f.

Liwadhiá (das antike *Lebadeia*), in der späteren türkischen Zeit der Sitz eines Woiwoden und Mittelpunkt eines der „Kazas" des Paschaliks Negroponte, ist jetzt (mit 4500 Einwohnern) Zentrum einer Eparchie in der neugriechischen Nomarchie Attika-Böotien.

Lizárraga y Esquiroz, Antonio, 1816 zu Pamplona geboren, focht schon 1833—1839 unter Don Carlos, trat nach Abschluß des Vertrages von Vergara in den Dienst der Königin, blieb dieser lange Zeit treu, übernahm aber 1872 von neuem ein Kommando unter den Karlisten und trat nach dem mit Serrano abgeschlossenen Vertrage von Armoravieta nach Frankreich über. Als Don Carlos diesen nicht sanktionierte, kehrte L., zum kommandierenden General in Guipuscoa ernannt, nach Spanien zurück, erhielt 1874 ein Kommando in Aragon, machte den Distrikt Mastrazzo, das Gebirgsland zwischen Teruel, Valencia und Castellon, zum Kernpunkte hartnäckigen Widerstandes gegen zahlreiche Gegner und verteidigte schließlich Seo d'Urgel, das letzte karlistische Bollwerk in Catalonien, zähe gegen Martinez Campos; am 26. August 1875 mußte er jedoch kapitulieren. Die Uneinigkeit der karlistischen Führer verhinderte sie, Erfolge zu erringen. — Vgl. „Karlisten".

Lobanow-Rostowski (Lobanow de Rostow), von Rurik abstammende russische Fürstenfamilie. Ihr gehört an: **Alexei Borissowitsch,** Fürst. Am 30. Dezember 1825 geboren, beendete L.-R. 1844 mit Auszeichnung den Kursus im Alexander-Lyceum zu St. Petersburg, um als Titularrat im Auswärtigen Amte einzutreten, wurde hier Kanzleisekretär und zu mancherlei Missionen, z. B. nach London, verwendet. 1850 kam er als zweiter Sekretär zur Gesandtschaft in Berlin, wurde nach einigen Jahren erster Sekretär derselben, 1855 aber Gesandtschaftsrat in Konstantinopel, leitete von November 1858 an in Abwesenheit des Gesandten die Geschäfte der Mission, avancierte am 6. Juni 1859 zum Wirklichen Staatsrate, erhielt den 24. August d. J. den türkischen Medjidié-Orden, wurde Kammerherr und am 9. Juli 1859 bevollmächtigter Minister in außerordentlicher Mission in Konstantinopel. Im März 1863 trat er Familienverhältnisse wegen aus dem auswärtigen Dienste, nahm aber schon im August d. J. wieder Dienste im Ministerium des Äußeren. 1866 wurde der Fürst Zivilgouverneur von Orel, 1867 aber Adjunkt des Ministers des Innern, Geheimer Rat und Senator, auch wurde ihm das Präsidium des Zentralkomitee für Statistik übergeben. Nachdem er lange Staatssekretär und erster Adjunkt des Ministers des Inneren gewesen, wurde L.-R. im April 1878 an Stelle Ignatiews außerordentlicher und bevollmächtigter Botschafter in Konstantinopel, aber schon im September 1879 an Stelle des Grafen Schuwalow Botschafter in London, wohin er 1880 ging. Als Franz Joseph sehr angenehm, wurde er im Juni 1882 Botschafter in Wien, wo er am 10. Oktober d. J. seine Kreditive überreichte. Von Alexander III. bei der Krönung am 27. Mai 1883 durch den St. Wladimir-Orden I. Klasse ausgezeichnet, begleitete er ihn im September 1884 zur Dreikaiserbegegnung in Skierniewicze und erhielt von Franz Joseph hierbei das Großkreuz des St. Stephans-Ordens.

Lobau. Erzherzog Karl hatte, durch die Unfälle seiner Armee in Bayern zum Rückzuge genötigt, Mitte Mai 1809 seine Streitkräfte Wien gegenüber am linken Donauufer vereinigt und erwartete dort den Angriff Napoleons. Dieser beschloß zu seinem Übergange über den Strom sich der L. zu bedienen, der größten der waldbewachsenen Inseln („Auen"), welche unterhalb von Wien im Donaubette liegen. Er ließ zuerst die Division

Molitor übersetzen, wozu nur sechs Schiffe zur Verfügung standen, am 19. abends war diese auf der L. vereinigt; die Österreicher versuchten nicht sie zu hindern, da der Erzherzog den Kampf erst auf dem linken Flußufer, wenn der Feind sich dort entwickeln würde, aufnehmen wollte. Am 20. um Mittag war der sofort begonnene Brückenschlag beendet, am Abend ward die Brücke durch das plötzlich anschwellende Wasser zerstört, aber bis zum Morgen des 21. wieder hergestellt; am 21. nahm die Schlacht von Aspern (s. d.) ihren Anfang. — Napoleon verlieh dem General Mouton (s. d.) den Titel eines Grafen Lobau.

Lobkowitz. Eines der ältesten noch bestehenden böhmischen Adelsgeschlechter, das zunächst als ritterbürtig zu Ende des 14. Jahrhunderts auftaucht, seit Michael im Jahre 1409 durch den Ankauf der Burgherrschaft Loblovice im ehemaligen Kaurziner Kreise zu diesem Prädikat gelangt und im landesfürstlichen Dienste emporkommt. Seit Michaels v. L. Tode (gestorben 1435) wurden seine 1459 von König Friedrich III. in den Herrenstand erhobenen Söhne Michael v. Hassenstein und Johann mit dem Prädikate „Popel" Stifter zweier Linien, der Hassensteinschen und Popelschen. (S. den genealogischen Artikel bei Wurzbach XV, S. 309 ff.)

a) Hassensteiner Linie: Ihre namhaftesten Sprößlinge wurden **1) Bohuslav** L. zu H. als reichbegabter Humanist, Orient- und Afrikareisender, überdies fruchtbarer Schriftsteller, geboren 1462 gestorben 1510 — (s. Wurzbach XV, S. 314 bis 317 und den Art. der allg. deutschen Bibl. von Hornwitz XIX, 1884, S. 47—50) und **Bohuslav Felix** L. zu H., Utraquist, Feldherr Kaiser Ferdinands I., 1554 gegen den Markgrafen Albrecht von Brandenburg-Kulmbach, 1558 Landvogt der Nieder-Lausitz, 1570 Oberst-Landrichter, 1576 Oberst-Landeskämmerer Böhmens, eine Hauptstütze der böhmischen Utraquisten (gestorben 27. August 1583). Die meisten Glieder dieser Linie wanderten nach der Schlacht am Weißen Berge als Exulanten in die Fremde. (Wurzbach XV, 317—318).

b) Popelsche Linie: 1) Biliner Ast, der mit **Franz Joseph** 1636 in den Reichsgrafenstand erhoben wurde und mit Ulrich Felix 1722 im Mannsstamme erlosch.

2) Chlumecker Ast (1624 in den Reichsfürstenstand erhoben; älterer und jüngerer Zweig derselben). **August Longin** Fürst von L. (von dem jüngern fürstlichen Zweige): geboren zu Prag am 15. März 1797, gestorben zu Wien am 17. März 1842. Er war der Erstgeborene des Fürsten Anton Isidor L. aus dessen Ehe mit Maria Sidonia Fürstin Kinsky. 1825 bereits Vizepräsident des galizischen Guberniums und ein Jahr später selbst Statthalter in Lemberg, scheute L. 1826 bis 1830 keine Mühe, um die österreichische Verwaltung in Galizien populär zu machen. Als dann die polnische Revolution gegen die Russenherrschaft losbrach, zeigte L. eine solche Haltung, daß der Zarenhof über ihn beim Wiener Kabinette die ernstlichsten Beschwerden führte und die Abberufung L.s von seinem Posten erzwang. Der allgemeinen Hofkammer zugeteilt, binnen kurzem jedoch zum Hofkanzler befördert, allgemein geachtet und insbesondere als Mann der uneigennützigsten, streng rechtlichen Gesinnung hochgehalten, wurde er von der öffentlichen Meinung zum Nachfolger des 1834 verstorbenen Finanzministers Grafen Klebelsberg ausersehen, — erhielt jedoch statt dieses Portefeuilles die Präsidentschaft der neugeschaffenen Hofkammer für Münz- und Bergwesen, während Freiherr v. Eichhof an die Spitze der allgemeinen Hofkammer trat. L. war ebenso für das Montanals für das Münzwesen thätig, verewigte sich durch den Bau und die treffliche Einrichtung des Wiener Hauptmünzgebäudes und starb, auch als Musikfreund und Mäcenas künstlerischer Bestrebungen, Wohlthäter der Armen und Leidenden im besten Andenken der Wiener. — Vgl. Wurzbach XV, S. 337—340.

Johann Georg Christian, Fürst von L., geboren am 10. August 1686, gestorben am 4. Oktober 1755, k. k. Feldmarschall, Stifter der jüngern fürstlichen Linie des Hauses, als jüngster Sohn des Fürsten Ferdinand August Leopold (geboren 1655, gestorben 1713) aus dessen zweiter Ehe mit Maria Anna Wilhelmine Markgräfin von Baden-Baden; ein Enkel des Fürsten Wenzel Eusebius von L. (s. w. u.) Er nahm Kriegsdienste unter dem Oberbefehle des Markgrafen Ludwig von Baden (s. Art.) und Eugens von Savoyen (s. Art.) seit dem Jahre 1707, in den Tagen des spanischen Erbfolgekrieges und der rákóczischen Insurrektion, auf dem deutschen, niederländischen und ungarischen Kriegsschauplatze. 1716 machte er als Oberstlieutenant den Türkenkrieg mit, dreizehn Jahre später (1729) finden wir ihn als General-Feldwachtmeister in Neapel. 1732 übernahm er das Gouvernement Siciliens und schlug — (1733) Feldmarschall-Lieutenant geworden — die Überfälle der Spanier zurück. Sieben Monate verteidigte er die Citadelle von Messina gegen feindliche Übermacht und erhielt eine ehrenvolle Kapitulation zugestanden. 1734 zum General der Kavallerie und Gouverneur des Mailändischen, von Parma und Piacenza ernannt, wurde er im letzten Jahre des unseligen Türkenkrieges Karls VI. (1739) abberufen, um an Stelle des General-Feldzeugmeisters Grafen Wallis die Deckung Siebenbürgens zu übernehmen, welche Aufgabe er auch löste. — Seit Maria Theresia trat er noch mehr in den Vordergrund, da ihm gleich nach dem Ausbruche des Erbfolgekrieges die Ansammlung einer Defensionsarmee übertragen wurde, die er bei Neuhaus dem Großherzog von Toscana zuführte. Die Rettung Prags mißlang, und L. wurde Kommandant des böhmischen Armeecorps zwischen Pilsen und Frauenberg (Ende März 1742) von den Franzosen unter Broglie und Belleisle geschlagen, welche Schlappe eine heftige Kontroverse zwischen L. und seinem Adlatus Browne (s. Art.) zur Folge hatte. L. hatte dann später die Cernierung Prags und die Rückeroberung dieser Stadt übernommen, gewährte aber den Franzosen unter Belleisle daselbst eine ungemein günstige Kapitulation. 1743—1746 befehligte er in Mittelitalien; 1746 dann wieder an Trauns Stelle neben Karl von Lothringen gegen die Preußen. Trotz seiner persönlichen Bravour als jäher, unwirscher Befehlshaber wenig

1660 zustande kam, und die polnisch-schwedischen Kriege gänzlich abschloß, ließ Livland (im engeren Sinne), jedoch ohne die südöstliche Ecke mit Dünaburg, welche polnisch verblieb, in schwedischem Besitz. Alle religiösen Bedrückungen und Verfolgungen hörten nun wohl auf, aber um so stärker entbrannte bald der ständische Kampf, besonders unter Karl XI., der wie in Schweden selbst rücksichtslos gegen die ständischen Einrichtungen vorging und seine Geldforderungen auch eigenmächtig durchführte. Die auch in den Ostseeprovinzen ins Werk gesetzte Güterreduktion vernichtete den Wohlstand des dortigen Adels, das ganze Land aber verarmte vollends in dem Nordischen Kriege Karls XII., in dessen ersten Jahren die Ostseeprovinzen zumeist der Kriegsschauplatz waren und von Schweden, Russen und Polen in gleicher Weise ausgebeutet wurden. — Genaueres siehe noch in dem Artikel „Patkul". — Unmittelbar nach dem Siege von Pultawa machte sich Peter der Große ohne Rücksicht auf die Ansprüche, welche das verbündete Polen auch seinerseits wieder erhob, an die Eroberung der von schwedischen Truppen fast ganz entblößten Ostseeprovinzen, deren Besitz für die von ihm ins Auge gefaßte europäische Machtstellung Rußlands unentbehrlich war. Im Oktober 1709 begann Scheremetjeff die Belagerung von Riga und vollendete sie nach 8½ Monaten; am 10. Juli 1710 verließen die Schweden auf Grund einer Kapitulation die Stadt, am 12. zogen die Russen ein. Schneller ging es dann mit den Eroberungen der anderen Städte und festen Plätze in Livland und Estland. Am 1. März 1712 erfolgten in verschiedenen zarischen Verordnungen die Bestätigungen der Landesprivilegien, der uralten Verträge, Beliebungen, Rechte, Gerichte, Rezesse, Statuten u. s. w.; wie der evangelische Glaube, so wurde deutsche Sprache und eigene Verwaltung zugesichert; die durch die Reduktion widerrechtlich eingezogenen Privatgüter sollten zurückgegeben werden. In dem Frieden von Nystad, welchen nach Karls XII. Tode die neue schwedische Regierung am 3. September 1721 mit Rußland einging, wurden nebst Ingermanland und Karelien auch Livland und Estland für ewige Zeiten an Rußland abgetreten, welches dafür zwei Millionen Thaler zu zahlen und die jährliche Ausfuhr von Korn im Werte von 50,000 Rubeln aus den beiden Provinzen nach Schweden zu gestatten versprach.

Vgl. A. v. Richter, Geschichte der dem russischen Kaisertum einverleibten deutschen Ostseeprovinzen bis zur Zeit ihrer Vereinigung mit demselben, 2 Teile in 5 Bänden, 1857 f.

Liwadhiá (das antike **Lebadeia**), in der späteren türkischen Zeit der Sitz eines Woiwoden und Mittelpunkt eines der „Kazas" des Paschaliks Negroponte, ist jetzt (mit 4500 Einwohnern) Zentrum einer Eparchie in der neugriechischen Nomarchie Attika-Böotien.

Lizárraga y Esquiroz, Antonio, 1816 zu Pamplona geboren, focht schon 1833—1839 unter Don Carlos, trat nach Abschluß des Vertrages von Vergara in den Dienst der Königin, blieb dieser lange Zeit treu, übernahm aber 1872 von neuem ein Kommando unter den Karlisten und trat nach dem mit Serrano abgeschlossenen Vertrage von Armoravieta nach Frankreich über. Als Don Carlos diesen nicht sanktionierte, kehrte L., zum kommandierenden General in Guipuscoa ernannt, nach Spanien zurück, erhielt 1874 ein Kommando in Aragon, machte den Distrikt Mastrazzo, das Gebirgsland zwischen Teruel, Valencia und Castellon, zum Kernpunkte hartnäckigen Widerstandes gegen zahlreiche Gegner und verteidigte schließlich Seo d'Urgel, das letzte karlistische Bollwerk in Catalonien, zähe gegen Martinez Campos; am 26. August 1875 mußte er jedoch kapitulieren. Die Uneinigkeit der karlistischen Führer verhinderte sie, Erfolge zu erringen. — Vgl. „Karlisten".

Lobanow-Rostowski (Lobanow de Rostow), von Rurik abstammende russische Fürstenfamilie. Ihr gehört an: **Alexei Borissowitsch,** Fürst. Am 30. Dezember 1825 geboren, beendete L.-R. 1844 mit Auszeichnung den Kursus im Alexander-Lyceum zu St. Petersburg, um als Titularrat im Auswärtigen Amte einzutreten, wurde hier Kanzleisekretär und zu mancherlei Missionen, z. B. nach London, verwendet. 1850 kam er als zweiter Sekretär zur Gesandtschaft in Berlin, wurde nach einigen Jahren erster Sekretär derselben, 1855 aber Gesandtschaftsrat in Konstantinopel, leitete von November 1858 an in Abwesenheit des Gesandten die Geschäfte der Mission, avancierte am 6. Juni 1859 zum Wirklichen Staatsrate, erhielt den 24. August d. J. den türkischen Medjidié-Orden, wurde Kammerherr und am 9. Juli 1859 bevollmächtigter Minister in außerordentlicher Mission in Konstantinopel. Im März 1863 trat er Familienverhältnisse wegen aus dem auswärtigen Dienste, nahm aber schon im August d. J. wieder Dienste im Ministerium des Äußeren. 1866 wurde der Fürst Zivilgouverneur von Orel, 1867 aber Adjunkt des Ministers des Innern, Geheimer Rat und Senator, auch wurde ihm das Präsidium des Zentralkomitee für Statistik übergeben. Nachdem er lange Staatssekretär und erster Adjunkt des Ministers des Inneren gewesen, wurde L.-R. im April 1878 an Stelle Ignatiews außerordentlicher und bevollmächtigter Botschafter in Konstantinopel, aber schon im September 1879 an Stelle des Grafen Schuwalow Botschafter in London, wohin er 1880 ging. Als Franz Joseph sehr angenehm, wurde er im Juni 1882 Botschafter in Wien, wo er am 10. Oktober d. J. seine Kreditive überreichte. Von Alexander III. bei der Krönung am 27. Mai 1883 durch den St. Wladimir-Orden I. Klasse ausgezeichnet, begleitete er ihn im September 1884 zur Dreikaiserbegegnung in Skierniewicze und erhielt von Franz Joseph hierbei das Großkreuz des St. Stephans-Ordens.

Lobau. Erzherzog Karl hatte, durch die Unfälle seiner Armee in Bayern zum Rückzuge genötigt, Mitte Mai 1809 seine Streitkräfte Wien gegenüber am linken Donauufer vereinigt und erwartete dort den Angriff Napoleons. Dieser beschloß zu seinem Übergange über den Strom sich der L. zu bedienen, der größten der waldbewachsenen Inseln („Auen"), welche unterhalb von Wien im Donaubette liegen. Er ließ zuerst die Division

Molitor übersetzen, wozu nur sechs Schiffe zur Verfügung standen, am 19. abends war diese auf der L. vereinigt; die Österreicher versuchten nicht sie zu hindern, da der Erzherzog den Kampf erst auf dem linken Flußufer, wenn der Feind sich dort entwickeln würde, aufnehmen wollte. Am 20. um Mittag war der sofort begonnene Brückenschlag beendet, am Abend ward die Brücke durch das plötzlich anschwellende Wasser zerstört, aber bis zum Morgen des 21. wieder hergestellt; am 21. nahm die Schlacht von Aspern (s. d.) ihren Anfang. — Napoleon verlieh dem General Mouton (s. d.) den Titel eines Grafen Lobau.

Lobkowitz. Eines der ältesten noch bestehenden böhmischen Adelsgeschlechter, das zunächst als ritterbürtig zu Ende des 14. Jahrhunderts auftaucht, seit Michael im Jahre 1409 durch den Ankauf der Burgherrschaft Lobkovice im ehemaligen Kaurzimer Kreise zu diesem Prädikat gelangt und im landesfürstlichen Dienste emporkommt. Seit Michaels v. L. Tode (gestorben 1435) wurden seine 1459 von König Friedrich III. in den Herrenstand erhobenen Söhne Michael v. Hassenstein und Johann mit dem Prädikate „Popel" Stifter zweier Linien, der Hassensteinschen und Popelschen. (S. den genealogischen Artikel bei Wurzbach XV, S. 309 ff.)

a) Hassensteiner Linie: Ihre namhaftesten Sprößlinge wurden **1) Bohuslav** L. zu H. als reichbegabter Humanist, Orient- und Afrikareisender, überdies fruchtbarer Schriftsteller, geboren 1462 gestorben 1510 — (s. Wurzbach XV, S. 314 bis 317 und den Art. der allg. deutschen Bibl. von Hornwitz XIX, 1884, S. 47—50) und **Bohuslav Felix** L. zu H., Utraquist, Feldherr Kaiser Ferdinands I., 1554 gegen den Markgrafen Albrecht von Brandenburg-Kulmbach, 1558 Landvogt der Nieder-Lausitz, 1570 Oberst-Landrichter, 1576 Oberst-Landeskämmerer Böhmens, eine Hauptstütze der böhmischen Utraquisten (gestorben 27. August 1583). Die meisten Glieder dieser Linie wanderten nach der Schlacht am Weißen Berge als Exulanten in die Fremde. (Wurzbach XV, 317—318).

b) Popelsche Linie: 1) Biliner Ast, der mit **Franz Joseph** 1636 in den Reichsgrafenstand erhoben wurde und mit Ulrich Felix 1722 im Mannsstamme erlosch.

2) Chlumecker Ast (1624 in den Reichsfürstenstand erhoben; älterer und jüngerer Zweig derselben). **August Longin** Fürst von L. (von dem jüngern fürstlichen Zweige): geboren zu Prag am 15. März 1797, gestorben zu Wien am 17. März 1842. Er war der Erstgeborene des Fürsten Anton Isidor L. aus dessen Ehe mit Maria Sidonia Fürstin Kinsky. 1825 bereits Vizepräsident des galizischen Guberniums und ein Jahr später selbst Statthalter in Lemberg, scheute L. 1826 bis 1830 keine Mühe, um die österreichische Verwaltung in Galizien populär zu machen. Als dann die polnische Revolution gegen die Russenherrschaft losbrach, zeigte L. eine solche Haltung, daß der Zarenhof über ihn beim Wiener Kabinette die ernstlichsten Beschwerden führte und die Abberufung L.s von seinem Posten erzwang. Der allgemeinen Hofkammer zugeteilt, binnen kurzem jedoch zum Hofkanzler befördert, allgemein geachtet und insbesondere als Mann der uneigennützigsten, streng rechtlichen Gesinnung hochgehalten, wurde er von der öffentlichen Meinung zum Nachfolger des 1834 verstorbenen Finanzministers Grafen Klebelsberg ausersehen, — erhielt jedoch statt dieses Portefeuilles die Präsidentschaft der neugeschaffenen Hofkammer für Münz- und Bergwesen, während Freiherr v. Eichhof an die Spitze der allgemeinen Hofkammer trat. L. war ebenso für das Montanals für das Münzwesen thätig, verewigte sich durch den Bau und die treffliche Einrichtung des Wiener Hauptmünzgebäudes und starb, auch als Musikfreund und Mäcenas künstlerischer Bestrebungen, Wohlthäter der Armen und Leidenden im besten Andenken der Wiener. — Vgl. Wurzbach XV, S. 337—340.

Johann Georg Christian, Fürst von L., geboren am 10. August 1686, gestorben am 4. Oktober 1755, k. k. Feldmarschall, Stifter der jüngern fürstlichen Linie des Hauses, als jüngster Sohn des Fürsten Ferdinand August Leopold (geboren 1655, gestorben 1713) aus dessen zweiter Ehe mit Maria Anna Wilhelmine Markgräfin von Baden-Baden; ein Enkel des Fürsten Wenzel Eusebius von L. (s. w. u.) Er nahm Kriegsdienste unter dem Oberbefehle des Markgrafen Ludwig von Baden (s. Art.) und Eugens von Savoyen (s. Art.) seit dem Jahre 1707, in den Tagen des spanischen Erbfolgekrieges und der rákóczischen Insurrektion, auf dem deutschen, niederländischen und ungarischen Kriegsschauplatze. 1716 machte er als Oberstlieutenant den Türkenkrieg mit, dreizehn Jahre später (1729) finden wir ihn als General-Feldwachtmeister in Neapel. 1732 übernahm er das Gouvernement Siciliens und schlug — (1733) Feldmarschall-Lieutenant geworden — die Überfälle der Spanier zurück. Sieben Monate verteidigte er die Citadelle von Messina gegen feindliche Übermacht und erhielt eine ehrenvolle Kapitulation zugestanden. 1734 zum General der Kavallerie und Gouverneur des Mailändischen, von Parma und Piacenza ernannt, wurde er im letzten Jahre des unseligen Türkenkrieges Karls VI. (1739) abberufen, um an Stelle des General-Feldzeugmeisters Grafen Wallis die Deckung Siebenbürgens zu übernehmen, welche Aufgabe er auch löste. — Seit Maria Theresia trat er noch mehr in den Vordergrund, da ihm gleich nach dem Ausbruche des Erbfolgekrieges die Ansammlung einer Defensionsarmee übertragen wurde, die er bei Neuhaus dem Großherzog von Toscana zuführte. Die Rettung Prags mißlang, und L. wurde Kommandant des böhmischen Armeecorps zwischen Pilsen und Frauenberg (Ende März 1742) von den Franzosen unter Broglie und Belleisle geschlagen, welche Schlappe eine heftige Kontroverse zwischen L. und seinem Ablatus Browne (s. Art.) zur Folge hatte. L. hatte dann später die Cernierung Prags und die Rückeroberung dieser Stadt übernommen, gewährte aber den Franzosen unter Belleisle daselbst eine ungemein günstige Kapitulation. 1743—1746 befehligte er in Mittelitalien; 1746 dann wieder an Trauns Stelle neben Karl von Lothringen gegen die Preußen. Trotz seiner persönlichen Bravour als jäher, unwirscher Befehlshaber wenig

beliebt und auch nicht zum großen Heerführer geboren, erlebte L. bald seine Abberufung und erhielt den Posten eines Landkommandierenden in Ungarn, auf welchem er bis zu seinem Tode blieb. — Vgl. Wurzbach XV, S. 342—345.

Georg Popel v. L. (gestorben 1607), Sohn Johanns, Herrn v. L., 1571 kaiserlicher Rat und Stallmeister, 1582—1584 Oberst-Landrichter, 1584 Oberst-Landeskämmerer und 1585—1594 Oberst-Landhofmeister, genoß bis 1592 die volle Gunst Kaiser Rudolfs II., fiel jedoch zufolge des ungünstigen Ergebnisses eines Landtages, dem er vorsaß, und geheimer Anklagen in die äußerste Ungnade und erlitt ohne eigentliche Untersuchung und gerichtliches Erkenntnis die Konfiskation seiner Güter und lebenslängliche Kerkerhaft, ohne daß die Fürbitte seiner ausgedehnten und einflußreichen Verwandtschaft, ja selbst die Intervention des römischen Stuhles oder die von Cluverius unter dem Pseudonym: Philaretes Amyntas Codomanus verfaßte Verteidigungsschrift seiner Tochter Eva Eusebia (gestorben 1624) vom Jahre 1606 sein Geschick abzuändern vermochten. Von Litschau nach Glatz und dann nach Elbogen geschafft, hier von seiner die Haft mit ihm teilenden Tochter getrennt, fand er endlich im Tode die ersehnte Erlösung.

Joseph Maria Karl, Fürst v. L., aus dem Horiner Zweige der Popel-L., Sohn des Fürsten Johann Georg Christian L. und der Gräfin Maria Henriette v. Waldstein, geboren am 8. Januar 1725, gestorben zu Wien am 6. März 1802, — tritt seit der Schlacht bei Lobositz als Oberst und Kommandant eines Kürassierregimentes in die Reihe der bedeutenderen Militärs des Siebenjährigen Krieges. Als Generalmajor und Brigadier that er bei Kolin (1757) seine Schuldigkeit und erwarb sich auch vor Breslau (22. November 1757) Verdienste. Am verdienstvollsten griff er bei Meißen (21. November 1759) in den Kampf ein, was ihm das Ritterkreuz des Theresienordens verschaffte (Januar 1760). Auch vor Pegau (Februar 1762) hielt er sich wacker. 1763 Feldmarschall-Lieutenant geworden, vertauschte er nun den Militär mit dem Diplomaten und vertrat bis 1777, durch volle 13 Jahre den Wiener Hof als Botschafter in Petersburg. Er war dies zur Zeit der heikeln Beziehungen Österreichs zu Rußland vor und nach der ersten Teilung Polens. Eine hervorragende Rolle als Diplomat hatte L. am Zarenhofe nicht gespielt, aber er war ein gewissenhaftes und gewandtes Organ der Aufträge des Staatskanzlers Kaunitz und erwarb sich nach der Abwickelung des Teilungsgeschäftes das Goldene Vlies. 1777 löste ihn Graf Cobentzl in Petersburg ab. 1771 zum General der Kavallerie, 1785 zum General-Feldmarschall und Hauptmann der Arcieren-Leibgarde ernannt — trat L. in den Hintergrund der großen Ereignisse, die sich unter Kaiser Joseph II., Leopold II. und Franz II. bis zum Luneviller Frieden abspielten. Ein großer Musikfreund und Dilettant in dieser Kunst, auch Komponist, schloß er mit 77 Jahren sein Leben. — Vgl. Wurzbach XV, S. 347—9; Arneth, Geschichte Maria Theresias, 1.—4. Abteilung.

Wenzel Eusebius von L., Fürst und Regierer des Hauses, Herzog von Sagan, gefürsteter Graf v. Sternstein, kaiserlicher General, Hofkriegsrats-Präsident und Staatsminister, — der einzige Sohn Zdenkos (s. w. u.) und Polyxenas v. Pernstein, verwitweten Gräfin v. Rosenberg, geboren am 20. Januar 1609 zu Prag, gestorben zu Raudnitz am 22. April 1677. Mit 16 Jahren als junger Kavalier den damaligen Zeitverhältnissen entsprechend ausgebildet, begabt, voll Witz und Lebenslust, — bereiste er zunächst West- und Südeuropa, und trat mit 22 Jahren (1631) unter die Waffen. Als Oberst gehörte er noch der Armee Wallensteins an; 1636—1640 diente er im Heere ununterbrochen und übernahm im letzteren Jahre eine Friedensmission an den kurfürstlich-sächsischen Hof. Er war ein Günstling der Verhältnisse. Schon 1636 war er Hofkriegsrat, 1640 Feldzeugmeister, 1644 Vizepräsident des Hofkriegsrates. Als solcher entwarf L. mit Hatzfeld und Johannes v. Werth den Plan der Hauptschlacht gegen die Schweden unter Torstenson, welche am 6. März 1645 bei Jankau geschlagen wurde und mit einer vollständigen Niederlage der Kaiserlichen schloß. 1646 übernahm L. das Interimskommando an Stelle des Erzherzogs Leopold Wilhelm (s. Art.), bis ihn darin Gallas ablöste, und dann eine Mission an den bayerischen Hof, um den Kurfürsten Max I., Schwiegersohn Kaiser Ferdinands III., von den Franzosen möglichst fern zu halten, 1646 verlieh ihm Kaiser Ferdinand III. das Herzogtum Sagan. 1647 bewirkte L. die Vereinigung der Kaiserlichen mit den Bayern gegen die Schweden und Franzosen. — 1647 Geheimer kaiserlicher Rat, am 28. August General-Feldmarschall geworden, 1652 Hofkriegsrats-Präsident, zählte L. schon damals zu den einflußreichsten Mitgliedern der Geheimen Konferenz und hatte da nur einen unbequemen Rivalen, den Grafen, dann Fürsten J. W. Auersperg. 1657 war er die Seele jener Wahlbotschaft, die 1658 unter großen Schwierigkeiten den Sieg über die Mitbewerbung Ludwigs XIV. um die deutsche Reichskrone zugunsten Leopolds I. (s. Art.) aus dem Felde schlug. Unter Kaiser Leopold I. gab er zunächst, bis 1664, die dritte Stimme im Ministerrate ab, da ihm Fürst Porzia und Auersperg im Range vorangingen. Nach dem Tode Porzias war nur Auersperg noch sein Vordermann, L. aber der ausgesprochene Liebling des ernsten, melancholischen, aber eben darum dem jovialen, witzigen L. geneigten Herrschers. 1664 unterhandelte L. mit der ungarischen Oppositionspartei; er war eine Stütze des von ihr, insbesondere vom Banus Nikolaus Zrinyi angefeindeten Generalissimus Montecuculi. 1665, Obersthofmeister des Kaisers geworden, bewirkte er 1668, in Gemeinschaft mit seinem Rivalen, Auersperg, den Abschluß des geheimen Teilungsvertrages mit Ludwig XIV. über die eventuelle Erbschaft der spanischen Krone und half dann am Sturze Auerspergs (1669) mit. 1669—1674 war er Prinzipalminister. Er spielte eine wichtige Rolle als Ratgeber des Kaisers zur Zeit der ungarischen Magnatenverschwörung (1669—1671) und in den Tagen der Ausnahmsmaßregeln gegen Ungarn (s. 1671). Der Gunst seines kaiserlichen Gebieters verdankte er 1666 bis 1673 unterschiedliche Herrschaften in Süddeutsch-

land so Schönsee mit Frauen- und Reichenstein in Bayern und 1672 den Konsens zur Stiftung eines großen Majorates. Ein Anhänger der franzosenfreundlichen Politik Österreichs, machte er sich durch seinen rücksichtslosen Spott, seine leichtlebige Weise viele Feinde. Esaias Pufendorf, ein Bruder des berühmteren Samuel Pufendorf, der Gesandte Schwedens, charakterisiert ihn ziemlich zutreffend in nachstehender Weise. „Es ist übrigens der Fürst L. vir magni et acutissimi ingenii, aber, wenn ich es ihm ohne Scheu sagen soll, non sine mixtura dementiae, hat auch durch solche wunderliche Konversation und ungewöhnlichen modum agendi bei denen, so ihn recht kannten, sich den Namen eines Phantasten zuwege gebracht. Er trauet sich dabei allzu viel zu, und indem er auf seine Erfahrung pocht, verachtet er andere neben sich, machet sich auch nichts daraus, andere ohne Not zu offendieren, deswegen er auch nachgehend nicht viel Freunde gefunden und wenig beklaget worden." Ähnlich äußerte sich schon 1665 der venetianische Botschafter Sagredo in seiner „Finalrelazion", er sei fähig und gerieben, mache sich aber über jedermann lustig, mische aber den Witzbold in die ernstesten Angelegenheiten, die er nicht gerne zu Ende führe, und achte nur sich selbst. Über den eigentlichen Sachverhalt seiner Feindschaft mit den Jesuiten, die er mit allerlei Spott verfolgt habe, sind wir zu wenig aus maßgebenden Quellen unterrichtet. Der gut unterrichtete Botschafter Venedigs, Francesco Michiele, äußert sich über seinen Sturz am 18. Oktober 1674 folgendermaßen („Finalrelazion vom 19. März 1678"): „Als ich (1674) nach Wien kam ging es mit seinem Glücke stark abwärts. Daß er sich der (zweiten) Heirat Kaiser Leopolds I. mit seiner Base Claudia Felicitas von Tirol, und dem Kriege des Kaisers gegen die Franzosen widersetzte, waren die Impulse seines Sturzes. L. hatte eingewendet, der Kaiser dürfe sich mit seiner Base, der Erzherzogin, aus unterschiedlichen politischen Rücksichten nicht verheiraten, übrigens brachte er verschiedene Beschuldigungen vor, die sich schon gegen deren Mutter Anna kehrten und welche vorzubringen sich nicht geziemt, und da er sich auf diese Weise frivol und bissig erwies, setzte er sich ihrem unversöhnlichen Hasse aus. Auf der andern Seite strebten die Spanier, gewohnt den Geist der Minister am Wiener Hofe zu lenken und in L. einen überlegenen Geist erkennend, denselben zu stürzen, da sie ihn nicht für sich gewinnen konnten. Der spanische Gesandte Spinola fand dann am Hofkanzler Hocher einen Verbündeten. Als Erzherzogin Anna, die Mutter der kaiserlichen Braut, nach Wien kam, büßte er das Ober-Hofmeister-Amt ein —, und drei Monate genügten dann zu seinem Sturze." Soweit zunächst Michiele. In der Abendsitzung des Geheimen kaiserlichen Konferenzrates vom 16. Oktober ward sein Sturz entschieden, und den 18. Oktober überreichte dem Überraschten Hofkanzler Hocher das kaiserliche Mandat, das ihn aller Würden und Ämter enthob und ihn anwies, „innerhalb drei Tagen sich vom Hofe und aus der Stadt zu machen und zu Raudnitz in Böhmen auf seinem Gute sich aufzuhalten, von da sich nicht wieder wegzubegeben, noch mit einem Menschen Briefe zu wechseln. Die Ursache dessen soll er zu wissen nicht begehren." Als er bereits in seinem Exil, auf dem von ihm fürstlich eingerichteten Elbschlosse, lebte, soll ihm Kaiser Leopold eine beschwichtigende Meldung haben zukommen lassen. — Michiele bezeichnet als die gegen L. gerichteten Haupt-Anklagen seine geheime Korrespondenz mit Frankreich, das ihn mit Gold bestochen habe. Ja man legte ihm auch zur Last, die zweite Gemahlin des Kaisers (Claudia Felicitas) vergiftet zu haben, zugunsten seines Projektes, die Heirat mit der Prinzessin von Pfalz-Neuburg zustandezubringen. Diese Beschuldigung habe die Mutter, Erzherzogin Anna, erfunden, um die Lungenschwindsucht ihrer Tochter zu maskieren. Man sieht, wie viel Geklätsch sich an den Sturz des Ministers knüpfte. Weit glaubwürdiger ist die Annahme, man habe in der mit Beschlag belegten Korrespondenz des Fürsten und in den Aussagen seines verhafteten Sekretärs (den auch Michiele erwähnt) weitere Beweise der Schuld des Fürsten zu finden geglaubt. Auch darf nicht unerwähnt bleiben, daß man den Kriminalfall des Landgrafen Wilhelm von Fürstenberg, Gesandten des Kurfürsten von Köln, der im Februar 1674 auf kaiserlichen Befehl zu Köln verhaftet und als Hochverräter nach Wien geschafft wurde, mit dem Sturze des Fürsten L. in Verbindung brachte. L. habe im engern Ministerrate gegen das Todesurteil votiert, und das von der Majorität beschlossene Verdikt sei aus der Kanzlei des Fürsten dem Nuntius bekannt geworden, der nun dagegen beim Kaiser remonstriert und die Provenienz seiner Kenntnis davon eingestanden hätte. Leopold habe nunmehr sein Vertrauen dem Fürsten L. entzogen. — Rink sagt in seiner Biographie Kaiser Leopolds I.: „Seine (Lobkowitz) Bonmots werden noch auf diese Stunde an dem kaiserlichen Hofe täglich repetiert, obgleich manchmal dabei die Natur ohne Kleidung erscheinet." Sein Humor verließ ihn auch nicht in den Tagen des Sturzes. So habe er sein Wohngemach in Raudnitz halb als Prunkzimmer halb als ärmliche Bauernstube herrichten lassen, und die Wände der letzteren mit Spöttereien und Witzen auf seine Feinde versehen. Er erlebte noch den Tod der Kaiserin Claudia Felicitas (1676) und die dritte Heirat Leopolds I. mit der Pfalz-Neuburgerin Eleonore Magdalena. Acht Monate darauf starb er. Seine angebliche Vergiftung ist ein haltloses Histörchen. Die Familie erhielt die sämtlichen Güter zurück und gedieh bald zu neuem Glanze. — Vgl. Hormayrs Taschenbuch 1830, S. 224 u. 236—280; Wurzbach XV, S. 330—335; Ad. Wolf, Fürst W. E. L., Wien 1869.

Zdenko Adalbert Popel von L., erster Fürst des Hauses, geboren am 15. August 1568, gestorben am 16. Juni 1628 zu Wien. Er war der zweite Sohn des Herrn Ladislaus II. P. von L. aus dessen Ehe mit Johanna Berka v. Duba. Im streng katholischen Glauben erzogen, von den Jesuiten in Prag ausgebildet, 1584—1591 auf weiten Reisen durch West- und Südeuropa begriffen, betrat er mit Erfolg die staatsmännische Laufbahn als Reichshofrat mit 23 Jahren und bald darauf als kaiserlicher Botschafter nach Sach-

sen (1592), an den Berliner Hof, 1594 an die Residenzen der Kirchenfürsten von Mainz, Köln, Trier, Bamberg und Würzburg in Angelegenheiten der Türkenhilfe, 1595 nach Madrid, 1597 nach Wien zu Erzherzog Mathias, an mehrere deutsche Höfe, nach Parma und Venedig. 1599 hatte er die Aufgabe, neue Mannschaft für den Türkenkrieg in Ungarn aufzubieten. In dem gleichen Jahre fand auch schon seine Ernennung zum Oberstkanzler Böhmens statt. Er war der bedeutendste und geachtetste Führer der intransigenten Katholikenpartei bei Hofe, einer vom protestantenfeindlichen Triumvirate, dem außer ihm Jan Bořita v. Martinitz (Smečansky) und der Konvertit Wilhelm von Slawata-Neuhaus, Vetter Wallensteins, zugehörten. 1603 schloß er die Ehe mit einer der Töchter des angesehenen mährisch-böhmischen Landherrn Wratislaw v. Pernstein (gestorben 1582) aus dessen Ehe mit der hochadeligen Spanierin Maria Max. Manriquez de Lara y Mendoza (gestorben 1608), Polyxena, als deren ersten Gatten (1587—1592) wir den Herrn Wilhelm v. Rosenberg kennen lernen. Sie war eine Frau von starker Seele, deren mütterliche Abstammung gleichwie die Verwandtschaft Zdenkos mit dem „spanisch" gesinnten Berka v. Duba, Landeshauptmanne Mährens, anderseits die strengkatholische Gesinnung unsern L. zum Günstlinge des Madrider Hofes machte. Als die akatholische Bewegung in Böhmen dem Kaiser den bekannten Majestätsbrief 1609 abnötigte, beharrte L. auf der Weigerung, dieses mitzufertigen. L. war seit der Entthronung und dem Tode Kaiser Rudolfs II. im Besitze der vollen Gunst von dessen Nachfolger Mathias und des Erzherzogs Ferdinand II., dessen böhmische Königswahl 1617 durchzubringen er mit Erfolg sich mühte. Jedenfalls genoß er unter den Statthaltern des Königs das meiste Ansehen, und die Maßregeln des Hofes in der Klostergrab-Braunauer Kirchenangelegenheit erflossen gewiß nicht in letzter Linie seinen Anträgen. Als die Defenestration seiner Amts-Genossen Martiniz und Slawata (Mai 1618) die „Rebellion" der böhmischen Stände eröffnete, weilte er am Wiener Hofe. Seine Gattin Polyxena bot mit vielem Mute den beiden genannten ihr Haus als Zufluchtsstätte an und förderte ihre Flucht. L. galt als gefährlichster Widersacher des böhmischen Aufstandes und wurde daher auf dem Landtage vom Mai 1619 gleich den Genossen geächtet. Die Schlacht am Weißen Berge (8. November 1620) rehabilitierte ihn und die anderen katholischen Legitimisten. 1621 erhielt er von Spanien den Orden des Goldenen Vließes, am 17. August 1624 von Kaiser Ferdinand II. den erblichen Reichsfürstenstand. Er starb im Jahre der vollen Machthöhe dieses Habsburgers mit Hinterlassung seiner Witwe, die ihrem einzigen Sohne Wenzel Eusebius (s. Art.) 1633 die väterlichen und 1637 ihre eigenen Güter übergab, darunter auch Raudnitz an der Elbe, das sie als Witwensitz und Leibgedinge von ihrem ersten Gatten Wilhelm und als Erbbesitz von ihrem Schwager Peter Wok, dem Paten ihres Sohnes und letzten vom Mannsstamme der Rosenberger, erhielt. Auch die Stammburg L. hatte sie käuflich an sich gebracht.

Litt.: Pelzel, Geschichte Böhmens II; Gindely, Geschichte Rudolfs II.; Chlumecky, Karl v. Zierotin und seine Zeit; Gindely, Geschichte des Dreißigjährigen Krieges; Wurzbach XV, S. 336—337.

Lobositz, Schlacht am 1. Oktober 1756. Seit dem 10. September hielt Friedrich der Große die Sachsen bei Pirna (s. d.) eingeschlossen. Bald darauf nahte auf dem linken Elbufer der österreichische Feldmarschall Browne zum Entsatz. Friedrich sandte ihm zunächst den Prinzen Ferdinand von Braunschweig entgegen und ließ diesem den Feldmarschall Keith folgen, welcher am 24. bei Aussig 30,800 Mann mit 106 Geschützen unter seinem Befehle vereinigte. Browne stand am 20. mit 33,400 Mann und 162 Geschützen bei Budin, am 30. bezog er ein Lager bei L., einem Flecken am linken Elbufer, Leitmeritz gegenüber gelegen. Hier trat ihm der König offensiv entgegen. Derselbe beschloß am 28., im Lager bei Aussig angelangt, dem Angriff Brownes zuvorzukommen, brach am 29. auf und traf am 30. mit 25,000 Mann und 100 Geschützen bei Wellemin vor der österreichischen Stellung ein, welche zur Verteidigung eingerichtet und mit schwerem Geschütz armiert war; sie lehnte ihren rechten Flügel an die Elbe; die Dörfer und Weingärten vor der Front waren mit leichten Truppen besetzt. — Dichter Nebel bedeckte die Gegend, als die Preußen am 1. Oktober zum Angriff heranrückten; der Prinz von Braunschweig befehligte die Vorhut, der Herzog von Bevern den linken Flügel, das Kommando des rechten übernahm der König selbst. Als sie in die Nähe des Feindes gekommen waren, schwenkte die Infanterie in zwei Treffen ein, die Kavallerie stand im 3. dahinter, die Artillerie ward in sechs Batterieen vor die Front verteilt, die größte davon (20 Zwölfpfünder) stand auf dem Homolkaberge. Das Gefecht begann sofort, führte aber der mangelnden Umsicht wegen zunächst zu keinem Resultate. Als gegen Mittag der Nebel sich zu verteilen anfing, ließ der König seine Kavallerie unter Geßler die auf dem österreichischen linken Flügel stehende feindliche angreifen; sie warf diese, wurde aber von der gegnerischen Infanterie zurückgewiesen und zog sich, von den kaiserlichen Reitern verfolgt, hinter das eigene Fußvolk zurück. Nun avancierte die preußische Infanterie; die österreichischen leichten Truppen wurden vertrieben, L. wurde genommen, und Browne führte seine Heeresabteilungen in eine weiter rückwärts gelegene Stellung, am 2. aber hinter die Eger zurück. Die Gefahr, bei dem Unternehmen gegen die Sachsen durch ihn gestört zu werden, war zunächst vorüber; zu spät versuchte er ihnen später auf dem anderen Elbufer Hilfe zu bringen. Der Verlust betrug auf jeder Seite gegen 3000 Mann; die Österreicher hatten 31 Geschütze und 2 Fahnen eingebüßt. — Vgl. v. Tempelhoff, Geschichte des Siebenjährigen Krieges, I, Berlin 1794.

Lochauer Heide, Schlacht auf der, s. **Mühlberg**.

Lodi, Treffen am 10. Mai 1796. Der österreichische Feldmarschall Baron Beaulieu hatte bei seinem Rückzuge gegen den Mincio den Feld-

marschall-Lieutenant v. Sebottendorf beauftragt, mit seiner 9600 Mann starken Division in L. die Nachzügler zu sammeln und die dortigen Magazinvorräte in Sicherheit zu bringen. Sebottendorf nahm auf dem hohen linken Ufer der Adda Aufstellung und beließ in der am rechten Ufer liegenden Stadt nur Nachtruppen; er versäumte, die Zerstörung der fast 200 Meter langen hölzernen Addabrücke vorzubereiten. Die französische Vorhut bemächtigte sich mit Leichtigkeit der Stadt, und General Bonaparte ließ nun sofort ein heftiges Geschützfeuer auf die österreichische Stellung eröffnen; sein Zweck ging zunächst dahin, die Zerstörung der Brücke zu verhindern. Sobald die Division Masséna eingetroffen war, schritt er zum Sturme; erst nach wiederholten abgeschlagenen Versuchen gelang derselbe, die französischen Tirailleure gingen zum Teil durch den Fluß. Auch Augereaus Division traf inzwischen ein: der Vormarsch der Franzosen ward über die Adda hinaus fortgesetzt; die Österreicher wichen fechtend auf Crema. — Vgl. „Österreich. milit. Zeitschrift", Jahrg. 1825.

Lodron. Ein altes welschtirolisches Geschlecht im Tridentiner Bistumslande heimisch, das seit dem 15. Jahrhundert in den Vordergrund der österreichischen Adelsgeschichte tritt, indem Kaiser Friedrich III. die beiden Brüder Georg und Peter v. L. als Stammväter der beiden Hauptlinien, der Peterschen und Georgschen in den Reichsgrafenstand erhob (1452). Doch kam es zu weiteren Linienbildungen.

a) Georgscher Hauptstamm: Ludwig (Nikolaus), einer der 4 Söhne des Grafen Paris (III.) von L. und der Gräfin Brambato oder Brantiotti, gefallen in der Schlacht bei Essegg (1537) als kaiserlicher Söldnergeneral. Er lernte das Waffenhandwerk vornehmlich an der Hand seines Schwagers, des berühmten „Landsknechtvaters" Georg von Frundsberg (s. Art..) Unter diesem focht er in den Tagen Maximilians I. gegen die Venetianer, machte 1522—1525 als Landsknechtoberst die Kämpfe wider Frankreich mit und erwarb sich 1525 in der Schlacht bei Pavia das beste Zeugnis des Oberfeldherrn Lannoy (s. Art.). 1525/6 half L. den Tiroler Bauernaufruhr stillen. 1527 zog L. mit dem Söldnerheer gegen Rom und that das Seinige bei dessen Erstürmung (6. Mai.) In dem Vertrage zwischen dem Papst Klemens und dem stark gelichteten Söldnerheer vom 5. Juni 1527 findet sich auch sein Name. 1529 (August) endigte der Friede von Cambrai seinen Kriegsdienst in Welschland. Damals wollte er auch Truppen zum Entsatze des von den Türken belagerten Wien herbeiführen. Doch kam es nicht dazu. Dafür sollte er 1532 zur Zeit der neuen Bedrohung Österreichs durch Sultan Soliman II. um so mehr Ruhm ernten. Er hielt seine Stellung an der Donaubrücke fest und warf im Vereine mit den deutschen Hilfstruppen die türkischen Raubhorden Kasimbegs bei Leobersdorf an der Triesting. 1537 war er der Anführer der tirolischen und welschen Büchsenschützen im Heere Katzianers, das Essegg den Türken entreißen sollte. L. bot alles auf, den mutlos gewordenen Oberfeldherrn vom Rückzuge abzubringen, und als das völlig demoralisierte Heer unter unkundigen Anführern, von den Türken umschwärmt, hungernd und abgehetzt gegen Gorjan (Gora) und Sirokopolje im Slavonischen gelangte, stoben den 10. Oktober im panischen Schreck die meisten Truppen auseinander, während, wie ein gleichzeitiges Lied besagt: „Sachsen, Österreicher und die frommen Kärner (Kärntner), Graff von L. und ander Fußknecht mer, sich schond heimlichs Abzugs nicht versehen" haben. Man berichtet, ein Söldner habe L. gehöhnt, weil er beritten sei und sechs Füße zum Fliehen bereit halte, dieser aber den Spötter durchbohrt und sich zu Fuß in den ungleichen Kampf gestürzt. Zuerst fiel der Kärntner Hauptmann Erasmus Mayer, dann wurde L. tödlich verwundet, ihm im Türkenlager der Kopf abgeschnitten und sein Haupt wie das des Mayer und des Ungarn Bakics als Siegeszeichen nach Konstantinopel gesendet. L. hinterließ aus seiner Ehe mit Ursula v. Cles einen Sohn, Namens Max, der aber schon als zweijähriges Kind starb. — Vgl. Moriggl, Leben und Heldentod des Grafen L. v. Lodron (Innsbruck 1869); Egger, Geschichte Tirols II (1876); Wurzbach XV, S. 374—376.

b) Peterscher Hauptstamm: Paris, Graf L., Fürsterzbischof von Salzburg, geboren am 13. Februar 1586 zu Villa Lagarina im Lägerthale (Valdi Ledro) in Tirol, gestorben 15. Dezember 1653 zu Salzburg. Er war der älteste Sohn des Tiroler Landeshauptmannes Niklas Graf L. (gestorben ca. 1620). Seine Studien als Theologe schloß er 1604—1605 in Ingolstadt ab. 1606 Domherr zu Salzburg, 1614 Priester, verdankte er schon 1616 seiner Tüchtigkeit die Wahl zum Dompropste der Salzburger Hochkirche. Außerdem bekleidete er die Würde eines salzburgischen Hofkammerpräsidenten und war Domherr von Trient und Regensburg. 1619 am 13. November zum Erzbischof von Salzburg erwählt und als solcher 1620—1621 von Papst und Kaiser bestätigt, war sich P. v. L. seiner schwierigen Aufgaben wohl bewußt und verstand es als Genosse der drangvollsten Zeit, des Dreißigjährigen Krieges, ein wahrer Vater seines Erzstiftlandes zu werden, für seine Kriegsbereitschaft, Verteidigungsfähigkeit, materielle und geistige Kultur zu sorgen. An ihn erinnern noch bis zur Gegenwart die Verteidigungswerke Salzburgs, der vollführte Ausbau des Doms. Sumpfmoore wurden trocken gelegt, die Sittenpolizei mit Kraft gehandhabt, der Güterbestand des Erzstiftes wieder hergestellt, das Salzburger Gymnasium zur Universität erhoben (1620) und dieselbe erweitert (1651), 1645—1653 das Collegium Marianum und Rupertinum für Studierende gegründet u. s. w. Er gilt als Erbauer der ersten Militärkaserne Deutschlands. Sein Tod ward aufrichtig betrauert und Joh. v. Müller, erfüllt von der Tradition erklärte 1808 dem Kronprinzen (nachmals Könige) Ludwig von Bayern, Paris v. L. verdiene einen Platz in der Walhalla, da ihn im „Dreißgjährigen Kriege kein Vorurteil noch Interesse zu ungebührlichen Dingen vermocht" habe und er „Vater seines Volkes" gewesen sei. — Vgl. Zauner-Gärtner, Chronik von Salzburg, Bd. VIII; Zillners Art. in der „Allg. deutsch. Biogr." XIX, 80—83.

Losoe, eine der Alandsinseln. Hier unterhandelte 1718 des Schwedenkönigs Karl XII. Minister Graf Görtz (s. d. Art.) mit Peter dem Großen. Es gelang ihm in der That, sehr günstige Bedingungen vom Zaren zugestanden zu erhalten, aber Karl XII. selbst, der den Russen nicht traute und von einer russischen Waffenbrüderschaft nichts wissen wollte, verwarf den Vertrag. Dennoch wurde, um den Zaren nicht zu reizen, noch weiter verhandelt, bis das unglückliche Ende Karls alle Unterhandlungen abbrach.

Lohe, Schlacht an der, s. **Breslau.**

Loigny-Poupry, Schlacht am 2. Dezember 1870. General d'Aurelle de Paladines begann am 1. Dezember, auf Gambettas Andringen, aus der von ihm nach dem Treffen von Coulmiers eingenommenen Stellung im Walde von Orléans den Vormarsch gegen Paris, von wo gleichzeitig der Versuch gemacht werden sollte, nach Süden durchzudringen. Sein linker Flügel, das 16. Corps unter General Chanzy, trat zuerst in Thätigkeit; nach hartnäckigem Kampfe vertrieb es das 1. bayerische Corps des General von der Tann aus Villepion. Der Großherzog von Mecklenburg-Schwerin, welcher mit seiner aus jenem Corps, der 17. und 22. Infanterie-, der 2. und 4. Kavallerie-Division bestehenden Heeresabteilung die Straße von Orléans nach Paris zu bewachen hatte, verfügte daraufhin die Konzentrierung derselben nach ihrem rechten Flügel westlich der großen Straße, welche über Artenay und Toury nach Paris führt. Die Beobachtung der letzteren ward der 5. Kavallerie-Brigade (Baumbach) der 2. Kavallerie-Division (Stolberg) übertragen. Das Gelände ist überall offen und übersichtlich. Als am Morgen des 2., eines schönen, aber etwas dunkeln Wintertages, die deutschen Truppen teilweise noch auf dem Marsche nach den ihnen angewiesenen Punkten unterwegs waren, griff Chanzy die Bayern in der rasch von ihnen eingenommenen Stellung Beauvilliers-Château Goury an; nach längerem, wechselvollem Kampfe wurden sie in ihre frühere dahinterliegende Position zurückgedrängt. Hier gelang es ihnen zunächst nur sich zu halten, als aber vor einer von der 4. Kavallerie-Division (Prinz Albrecht von Preußen) unternommenen Umgehungsbewegung gegen die an der Straße Orléans-Châteaudun stehenden französischen Truppen diese wichen und gegen Chanzys rechte Flanke die 17. (Tresckow) und bald nachher auch die 22. Infanterie-Division (Wittich) in das Gefecht eingriffen und die Bayern an mehreren Punkten Teilerfolge errangen, kamen die französischen Truppen zum Weichen; das von ihnen gewonnene Terrain wurde zurückerobert, die 17. Division nahm das an der Straße Orléans-Chartres, 10 km. nordöstlich von Artenay gelegene Dorf L. bis auf den Kirchhof, welcher mit Hartnäckigkeit behauptet wurde; die Bayern stürmten das Dorf Fougeu, konnten aber Villepion noch nicht wiedergewinnen; ebenso wenig aber gelang es General de Sonis mit dem französischen 17. Corps L. zu erobern.

Schon brach die Dunkelheit herein, da nahte den Deutschen eine neue Gefahr; das 15. französische Corps unter Martin de Pallières rückte in breiter Front zu beiden Seiten der großen Straße Orléans-Paris vor, wo die Kavallerie nur einen dünnen Schleier bildete. Gegen dieses wandte sich sofort die 22. Division. Es gelang ihr, das Dorf Poupry, 4 km. nordöstlich von Artenay, zu besetzen, ehe der Feind sich desselben bemächtigen konnte; von hier aus wies sie alle Angriffe des Feindes mit Erfolg zurück; die Kavalleriebrigade Colomb der 2. Division griff wirkungsvoll in das Gefecht ein. Bis zum Abend währten auf der ganzen Schlachtlinie die Versuche der Franzosen, den Deutschen das gewonnene Gelände zu entreißen. Sie waren vergeblich; der linke Flügel der Loirearmee war trotz seiner Überzahl geschlagen. Prinz Friedrich Karl konnte am 3. sein Vorgehen gegen Orléans (s. d.) fortsetzen. Jeder Teil hatte an Toten und Verwundeten etwa 4000 Mann, die Loirearmee außerdem 2500 Gefangene, 9 Geschütze und 1 Fahne verloren.

Vgl. „Generalstabswerk", 2. Teil.

Loire-Armee s. **Krieg 1870/71.**

Lombard (Johann Wilhelm), preußischer Staatsmann, wurde, einer protestantischen Refugié-Familie entstammend, 1767 zu Berlin geboren, wo sein Vater der dortigen französischen Kolonie angehörend, zwar in bescheidenen Verhältnissen lebte, dem Sohne aber eine gute Erziehung zuteil werden ließ. Reich begabt, von seinem geschmeidigen Wesen, beschäftigte sich dieser schon in seiner Jugend mit den schönen Wissenschaften und wußte seine ästhetische Beanlagung gewandt zu benutzen. Seine dichterischen Versuche, besonders aber einige wohlgelungene Übersetzungen aus Virgils und Ossians Werken, verschafften ihm frühzeitig eine Anstellung in dem Geheimkabinett Friedrichs des Großen, nach dessen Tode er auch die Aufmerksamkeit König Friedrich Wilhelms II. auf sich zog, Kabinettssekretär wurde und bald in die Hofintriguen eingeweiht, eine Vertrauensstellung im Boudoir der Gräfin von Lichtenau einnahm. Deshalb fiel L. bei Friedrich Wilhelms III. Thronbesteigung zunächst in Ungnade, es gelang ihm jedoch, sich zu rechtfertigen und im Amte zu bleiben, ja nächstdem, bei Übertritt in das Ressort der auswärtigen Angelegenheiten, zum Geheimrat befördert zu werden. Nun wurde er auch mit diplomatischen Sendungen betraut, wie 1803 an den ersten Konsul Bonaparte, der den eiteln Mann leicht durchschaute und mit glänzenden aber unsicheren Versprechungen abzufinden verstand. Im engsten Anschluß an Minister v. Haugwitz (s. d.) vertrat L. in der Zeit vor 1806 jene durch Frankreich stark beeinflußte, unheilvoll schwankende Neutralitätspolitik, welche Preußen in die gefährdete und zweideutige Stellung brachte, die zur Katastrophe von Jena führte. Sein Verhalten, schon vorher einer herben Kritik unterworfen, erfuhr nun von allen Seiten den bittersten Tadel, er sah sich gezwungen, aus Berlin zu entfliehen, und bei seiner Ankunft in Stettin vom Volke insultiert, schützte ihn nur seine sofortige Verhaftung vor weiteren Unbilden. Der König befahl seine Freilassung, doch mußte er 1807 aus dem Dienste scheiden, als Freiherr v. Stein bei Übernahme der Zivilverwaltung nach dem Tilsiter Friedensschlusse die Entlassung von Haugwitz und dessen Gesinnungs-

genossen zur Bedingung gemacht hatte. L. verblieb noch während einiger Jahre Direktionsmitglied der königlichen Akademie der Wissenschaften, ging dann brustkrank nach Nizza, wo er 1812 starb. — Man hält ihn für den Verfasser der Schrift: „Matériaux pour servir à l'histoire des années 1805, 1806 et 1807, dédiés aux Prussiens par un ancien compatriote", Paris 1808.

Lombardischer Krieg von 1859. Die Worte, welche Napoleon III. am 1. Januar 1859 beim Empfange in den Tuilerieen an den österreichischen Gesandten Hübner gerichtet hatte, konnten in der Wiener Hofburg keinen Zweifel darüber lassen, daß der Besitzstand des Kaiserreiches in Italien ernstlich gefährdet sei. In der That hatte im Juli des vorangegangenen Jahres Napoleon III. im Bade Plombières dem Minister Sardiniens, Cavour, gegen das Versprechen von Nizza und Savoyen seinen Beistand für den Krieg mit Österreich zugesagt; die Bomben Orsinis hatten den Kaiser an seine Verpflichtungen gegen die Umsturzpartei in Italien gemahnt, diese wollte er einlösen und zugleich dachte er, durch die Erwerbung jener Gebiete seinen Thron und die Aussichten seines Hauses in Frankreich zu festigen. In Italien erscholl seit zehn Jahren immer lauter der Ruf „Frei bis zur Adria"; aber es war allen Besonnenen klar geworden, daß das gern gebrauchte Wort „Italia fara da se" eine ruhmredige Phrase, eine leere Drohung sei; ohne fremden Beistand war an eine Einigung der Halbinsel nicht zu denken. — Österreich nahm sofort Bedacht darauf, seine Kriegsmacht in Italien zu verstärken; auch Sardinien und Frankreich rüsteten. Die fremden Mächte suchten zu vermitteln, aber die Unterhandlungen führten zu keinem Resultate, weil Österreich die Beteiligung Sardiniens an dem vorgeschlagenen Kongreß nicht zugestehen wollte, und Frankreich bestritt, daß es überhaupt rüste. Anfang April machte England abermals den Vorschlag zu einer allgemeinen Entwaffnung, welcher ein Kongreß unter Beteiligung der italienischen Staaten folgen sollte; Rußland, Preußen und auch Frankreich befürworteten den Vorschlag, welcher gleichsam eine an Österreich gerichtete Forderung Europas war. Da übersandte Österreich am 23. April ein vom 19. desselben Monats datiertes Ultimatum nach Turin, in welchem die sofortige Entwaffnung Sardiniens gefordert wurde. Man hielt in Wien den Krieg für unvermeidlich und die Finanzen des Kaiserreiches konnten den bewaffneten Frieden auf die Dauer nicht ertragen. Vom militärischen Standpunkte war der Schritt durchaus gerechtfertigt; es hätte aber der diplomatischen That die kriegerische ebenso rasch und energisch folgen müssen, das geschah nicht. — Die in Italien unter dem Feldzeugmeister Graf Gyulai stehende 2. Armee war am 1. März mobil gemacht worden; am 25. ward die Mobilisierung der gesamten österreichischen Armee befohlen, eine 1. Armee unter Feldzeugmeister Graf Wimpffen sollte die 2. unterstützen. Gyulai, der Nachfolger Radetzkys, erfreute sich der Liebe und des Vertrauens seiner Untergebenen nicht in gleicher Weise, wie jener es gethan hatte, aber er galt für einen tüchtigen Soldaten und hatte sich als Diplomat bewährt; als Generalstabschef stand ihm der Oberst Kuhn zur Seite, die allgemeine Stimme bezeichnete ihn als den rechten Mann für diese Stellung; für Operationszwecke hatte Gyulai etwa 100,000 Mann zur Verfügung. Sie waren tüchtig, voll guten Mutes und mit den eigentümlichen Verhältnissen des Kriegsschauplatzes genau vertraut, was bei der ihnen später zuhilfe kommenden 1. Armee zum großen Nachteil der Operationen nicht der Fall war; als Corpskommandeure fungierten Eduard Liechtenstein (2.), Edmund Schwarzenberg (3.), Stadion (5.), Zobel (7.), Benedek (8.) Ihnen standen zunächst etwa 65,000 Sarden gegenüber, mit der Hauptmacht hinter dem Po und dem Tanaro zwischen Casale und Alessandria, den Oberbefehl über dieselben führte der König selbst, mit General La Marmora als Generalstabschef. Die Franzosen, deren Einmarsch nach Italien bereits am 23. April befohlen ward, waren noch weit entfernt, ihre Kriegsbereitschaft nur gering; Marschall Baraguay d'Hilliers sollte mit dem 1. und 2., Mac Mahon mit dem Garde-Corps, Regnault de Saint-Jean d'Angely zu Schiff nach Genua, Marschall Canrobert mit dem 3. (Canrobert) und 4. (Niel) über die Alpen auf Susa gehen. Das Oberkommando wollte Kaiser Napoleon selbst führen; als Generalstabschef berief er den Marschall Vaillant. — Erst am 10. Mai war der strategische Aufmarsch der Franko-Sarden auf der Linie Novi-Casale einigermaßen vollendet, doch waren keineswegs schon alle französischen Truppen eingetroffen.

Am 29. April begannen die Österreicher ihren Einmarsch in das feindliche Gebiet; mit Spannung erwarteten die Sarden den Angriff; er fand nicht statt; Gyulai blieb am 2. Mai östlich der Sesia stehen. Es folgte ein unsicheres Umhertappen vonseiten der Österreicher; zuerst überschritten einzelne Abteilungen den Po und die Sesia, dann marschierte die Armee rechts ab und bedrohte Turin, kehrte wieder um und nahm am 10. Aufstellung in der Lomellina zwischen Sesia und Ticino, das Hauptquartier befand sich in Mortara. Der Gedanke an ein offensives Vorgehen war aufgegeben; jetzt vielleicht mit Recht, denn man hatte bereits eine überlegene Streitmacht sich gegenüber. Der Vorteil, in Feindes Land zu leben, war der einzige, den man errungen hatte, Ruhe wurde den Truppen nicht zuteil; die Zeit verging unter zahlreichen Alarmierungen und kleinen Unternehmungen. Am 19. wurde die Hauptmasse weiter nach links geschoben, weil man den Vormarsch des Feindes in der Richtung auf Piacenza erwartete; das Hauptquartier kam nach Garlasco und für den 20. ward eine Rekognoszierung angeordnet, welche zum Gefecht von Montebello (s. d.) führte; sie ergab das gewünschte Resultat, Klarheit über die Verhältnisse beim Gegner zu erhalten, nicht. Dasselbe wurde überhaupt nicht erreicht; Gyulai erwartete vielmehr den feindlichen Angriff auf seinem linken Flügel und sammelte dort immer mehr Truppen an, während derselbe auf dem rechten erfolgte; dazu mußten die franko-sardischen Truppen diesem gegenüber versammelt werden. Die zu diesem Zweck nötigen Bewegungen

wurden in der Zeit vom 27. bis zum 30. Mai ungestört ausgeführt; gut vorbereitet und unter strengster Geheimhaltung geschickt in Vollzug gesetzt, gelang die schwierige Operation vollständig, ohne daß der Feind sie durchschaute. Auch das kecke Auftreten Garibaldis, welcher mit den von ihm organisierten Freischaren auf dem äußersten linken Flügel der Verbündeten durch die Alpen gegen die Lombardei vorging, hatte die Österreicher auf die ihnen dort drohende Gefahr nicht aufmerksam gemacht. Ihm hatte ursprünglich mit einer Division der Feldmarschall Lieutenant Urban gegenübergestanden, welchem die Aufrechterhaltung der Ordnung in der Lombardei anvertraut war, es war dann aber anderweit über ihn verfügt worden, er mußte mit einem Teile seiner Truppen bei Montebello fechten, und so kam es, daß Garibaldi am 24. Varese besetzen konnte. Urban, von neuem gegen ihn entsendet, ward aber am 26., wo er Varese angriff, zurückgeschlagen und am 27. sogar aus Como vertrieben; auf 11,000 Mann verstärkt ging er am 30. abermals gegen ihn vor; Garibaldi aber verstand, ihm zu entwischen, geriet nun freilich, an die Schweizergrenze gedrängt in eine gefährliche Lage, wurde aber aus derselben schon durch die Begebenheiten der nächsten Tage befreit.

Es waren die nachstehend zu erzählenden. Für die Verbündeten kam es, nachdem ihnen die Versammlung ihrer Armee auf dem bisherigen linken Flügel gelungen war, darauf an, sich den Sesiaübergang bei Vercelli zu sichern und vorwärts Raum zur Entwickelung zu gewinnen. Die Sardinier erhielten den Auftrag, sich dazu vorwärts von Palestro (s. d.) zu etablieren. Es führte dies zu den nach jenem Orte benannten Gefechten am 30. und 31. Mai, bei welchen die Österreicher im Nachteile blieben und zurückgehen mußten. Die Verbündeten sammelten sich bei Novara; Gyulai beschloß am 2. Juni den Rückzug über den Ticino. Derselbe wurde bis zum 3. bewerkstelligt; Gyulai beabsichtigte mit etwa 40,000 Mann, welche er bei Magenta vereinigt hatte, sich dem Feinde frontal entgegenzustellen, während 75,000 Mann flankierend vorgehen sollten: inzwischen hoffte er am 4. seinen durch den Rückzug hart mitgenommenen Truppen einen Ruhetag geben zu können. Auch die Franko-Sarden hatten für diesen Tag ein ernstes Zusammentreffen nicht in das Auge gefaßt. Trotzdem kam es am 4. zur Schlacht von Magenta (s. d.). Am Abend desselben sah sich keiner der beiden Teile als Sieger, keiner als geschlagen an. Gyulai entschied sich jedoch mit Rücksicht auf den Zustand seiner Truppen und auf den Umstand, daß dieser den zunächst am Feinde stehenden General Graf Clam-Gallas, welcher zwei, zu der soeben auf dem Kriegsschauplatze erschienenen 1. Armee gehörende Armeecorps befehligte, bereits veranlaßt hatte seine Stellung zu räumen, zum weiteren Rückzuge. Mailand und Pavia sollten aufgegeben, die Lombardei geräumt werden, die Armee hinter die Adda gehen. Zu einem so weiten Rückzuge lag durchaus kein Grund vor; man hätte sehr wohl schon hinter dem Naviglio grande von neuem Halt machen, hier den Feind erwarten und, wenn er nicht angriff, selbst zur Offensive schreiten können. General Ramming, damals Brigadecommandeur, ein hervorragender Offizier, gab dieser im Heere vielvertretenen Ansicht dem Oberst Kuhn gegenüber Ausdruck; Kuhn teilte dieselbe, aber an höherer Stelle überwog der Kleinmut. Am 8. war die Adda erreicht, das ganze Land westlich dieses Flusses mit Mailand und Pavia, wo man einen großen Teil wertvollen Kriegsmaterials im Stiche gelassen hatte, stand dem Feinde offen. Jetzt endlich entschloß man sich nachzusehen, wo derselbe eigentlich geblieben sei.

Er war von seinem Erfolge selbst überrascht gewesen. Am Abend des 4. Juni hatte in Napoleons Hauptquartier vollständige Unkenntnis über einen großen Teil der Vorgänge des Tages geherrscht; nur nach und nach dämmerte bei den Verbündeten das Bewußtsein auf, daß sie gesiegt hätten; erst am 6. begannen sie langsam den Vormarsch; am 7. besetzte Mac Mahon das verlassene Mailand; am 8. zog Napoleon an der Spitze seiner Garden mit Viktor Emanuel dort ein. Melegnano, der Ort, wo die Straße nach Lodi den Lambro überschreitet, war noch von den Österreichern besetzt; die Nähe war unbequem, die Nachbarschaft konnte die Festfreuden in der Hauptstadt der Lombardei stören; Baraguay d'Hilliers erhielt daher den Auftrag, ihn dort zu vertreiben; sein Corps hatte bei Magenta nicht gefochten; er sollte dafür entschädigt werden. Das Gefecht von Melegnano (s. d.), veranlaßte die Österreicher zu weiterem Rückzuge bis hinter den Mincio; auch Piacenza wurde geräumt. Am 10. überschritten ihre letzten Truppen die Adda, am 11. begannen die Franzosen ihren Vormarsch gegen diesen Fluß; am 12. standen die Österreicher hinter dem Oglio, am 21., auch das günstige Höhenterrain südlich vom Gardasee mit der Vorhutstellung am Chiese aufgebend, hinter dem Mincio; seit dem 12. war auch Urban wieder in feste Verbindung mit der Armee getreten, deren Rückzug er, von Garibaldi gefolgt, unter mannigfachen kleinen Gefechten, von denen das bedeutendste am 15. bei Castelnedolo stattfand, in ihrer rechten Flanke die Alpen entlang begleitet hatte. Auf die Entschlüsse der österreichischen Heeresleitung war das Verhalten eines Corps nicht ohne Einfluß gewesen, welches unter Prinz Jerôme Napoleon in Mittel-Italien operierte. Der Entsendung desselben lagen ebensowohl rein militärische Ziele zugrunde, indem durch dasselbe feindliche Kräfte abgezogen und der Gegner für Flanke und Rücken besorgt gemacht werden sollte, als auch politische, Kaiser Napoleon wollte die Geschicke der mittelitalienischen Staaten, vor allem Toscanas, selbst in der Hand behalten und ein Gegengewicht gegen die von den Bewohnern vielfach geteilte Annektierungslust Savoyens haben. Zugleich war Prinz Napoleon, dessen Verhalten im Krimkriege seine kriegerische Thätigkeit in einem bedenklichen Lichte hatte erscheinen lassen, auf diese Weise standesgemäß untergebracht. In Livorno am 23. Mai gelandet, schlug derselbe am 31. sein Hauptquartier in Florenz auf. Der Großherzog war von hier schon am 27. abgereist; Viktor Emanuel hatte das Protektorat von Toscana, anstatt

des ihm angetragenen Direktorates, übernommen. Nach der Schlacht von Magenta verließ auch die Herzogin von Parma ihr Land, und bald nachher begab sich der Herzog von Modena mit seinen Truppen zu der österreichischen Armee hinter dem Mincio. Prinz Napoleon erhielt Befehl, vorwärts zu gehen; am 25. Juni besetzten seine Truppen Parma. Auch im Kirchenstaate brachen Unruhen aus.

In der österreichischen Armee waren inzwischen wichtige Veränderungen vorgegangen. Der Kaiser, schon Ende Mai in Verona eingetroffen, hatte am 16. Juni den Oberbefehl selbst übernommen, Feldzeugmeister Heß, welcher auf demselben Kriegsschauplatze unter Radetzky sich glänzend bewährt hatte, stand an der Spitze der Operationskanzlei, Ramming war Souschef des Generalstabes. Die Einteilung der gesamten Heeresmacht in zwei Armeeen ward beibehalten. Die I., aus dem 3. (Edmund Schwarzenberg), 9. (Schaffgotsche) und 11. Armeecorps (Beigl) bestehend, ward vom Feldzeugmeister Graf Wimpffen, mit Generalmajor Vakeny als Generalstabschef; die II., aus dem 1. (Clam-Gallas), 5. (Stadion), 7. (Zobel) und 8. (Benedek) zusammengesetzt, nachdem Gyulai seine Entlassung erbeten und erhalten hatte, vom General Graf Schlick kommandiert, an Kuhns Stelle war als Generalstabschef der General Scudier getreten; jener war die Kavallerie-Division Zedtwitz, dieser die Kavallerie-Division Mensdorff zugeteilt; die I. Armee war 67,000, die II. 91,000 Mann stark. Das 10. Corps war gegen den unteren Po entsendet, das in eine Division formierte 2. bei Mantua aufgestellt; ernste Gefahren drohten an keinem dieser Punkte. Den ca. 160,000 Österreichern mit 800 Geschützen stellten die Verbündeten etwa 150,000 Mann (⅔ Franzosen, ⅓ Sardinier) mit 400 Geschützen entgegen. Beide Parteien litten unter Verpflegungsschwierigkeiten. Die Österreicher infolge von Unrechtfertigkeiten bei der Verwaltung, die Verbündeten wegen der Schwierigkeiten, welche der Nachschub brachte.

Jetzt endlich entschlossen sich die Österreicher, die Offensive zu ergreifen; sie überschritten am 23. den Mincio und vereinigten sich in einer engen Stellung am rechten Ufer desselben zwischen Pozzolengo und Medole. Aus dieser sollte am 24. der Vormarsch fortgesetzt werden. Für denselben Tag hatten die Verbündeten eine Vorwärtsbewegung gegen den Mincio aus einer engen Aufstellung in Aussicht genommen, welche sie am linken Ufer des Chiese inne hatten. Der beiderseitige Anmarsch führte zu der Renkontreschlacht von Solferino (s. d.), welche über den Ausgang des Feldzuges entschied. Die Österreicher gingen nach derselben in das Festungsviereck Peschiera-Mantua-Legnago-Verona zurück, die Franzosen überschritten am 1. Juli den Mincio und nahmen ihnen gegenüber Aufstellung; von keiner Seite wurde noch etwas Ernstliches unternommen; die Sardinier machten sich an die Belagerung von Peschiera; am 3. Juli traf Prinz Napoleon am Mincio ein. Im Gebirge führte Garibaldi lebhaft den kleinen Krieg an der Tiroler Grenze; eine französische Flotte unter Vize-Admiral Romain-Desfosses Mitte Juni von Toulon abgesegelt, bemächtigte sich des Hafens von Lussin-Piccolo auf der Insel Osero als Stützpunkt für weitere Unternehmungen und erschien vor Venedig —, aber schon langte General Fleury mit Vorschlägen für das Einstellen der Feindseligkeiten im Hauptquartiere zu Verona an. Mitten in seinem Siegeslaufe machte Napoleon Halt. Die Motive dafür waren vorwiegend politischer Natur. Für den Ruhm Frankreichs und für seinen materiellen Gewinn war genug geschehen; Napoleon hatte einen italienischen Krieg, nicht einen europäischen, gewollt, und zu letzterem drohte derselbe sich zu gestalten, nachdem das übrige Deutschland unter Preußens Führung sich entschieden auffeiten des Kaiserstaates an der Donau gestellt hatte; am 15. Juli sollte der Transport der kriegsbereiten preußischen Armee an den Rhein beginnen. Auch mit dem Gange der Angelegenheiten in den übrigen Teilen der Halbinsel war Napoleon nicht einverstanden; die Piemontesen gingen zu selbstständig vor, bereits waren die Fürsten aus Florenz, Parma und Modena vertrieben, und der Kirchenstaat lehnte sich wider die weltliche Herrschaft des Papstes auf. Dazu kamen Bedenken militärischer Natur, die Schwierigkeiten des offensiven Vorgehens gegen die Österreicher waren groß, die Armee hatte sehr gelitten, die notwendige Ergänzung und Verstärkung war nicht leicht zu beschaffen, ungünstige klimatische Einflüsse machten sich geltend, und die Stimmung der französischen Truppen gegen ihre Bundesgenossen, welche nie eine sehr freundliche gewesen war, hatte einen höchst feindseligen Charakter angenommen. Im österreichischen Hauptquartiere fand General Fleury zuvorkommendste Aufnahme. Das Selbstvertrauen war tief erschüttert, die gebrachten Opfer hatten nur Mißerfolge gehabt, und die Finanzlage war trostlos. Schon am 8. Juli wurde zu Villafranka ein Waffenstillstand auf fünf Monate abgeschlossen, Sardinien trat widerwillig bei. Am 11. kamen in Villafranka die beiden Kaiser zusammen, und am 12. wurde dort der Präliminarfrieden unterzeichnet, dessen Festsetzungen der am 10. November zu Zürich abgeschlossene Definitivfrieden bestätigte. Österreich überließ die Lombardei außer Mantua und Peschiera an Frankreich, welches sie sofort an Sardinien abtrat. Die beiden Kaiserreiche verpflichteten sich, die Errichtung einer italienischen Konföderation anzustreben, in welche auch das bei Österreich verbleibende Venetien eintreten sollte. Dem Großherzog von Toscana und den Herzogen von Parma und Modena wurden ihre Rechte vorbehalten; Frankreich machte aber zur Bedingung, daß diese Fürsten von ihren Unterthanen zurückgerufen würden. Daran war indessen nicht zu denken. Der Papst sollte um Reformen im Kirchenstaate angegangen werden; Österreich stellte solche für Venetien in Aussicht. — Die Weltgeschichte ging über diese Pläne und, teilweise wenig aufrichtig gemeinten Versprechungen sehr bald zur Tagesordnung über (vgl. „Italien").

Napoleon III. hat „La campagne de L'empereur Napoléon III. en Italie", Paris 1862, veröffentlichen und außerdem den Krieg durch Bazancourt (in das Deutsche übersetzt durch Seybt, Naumburg 1860) beschreiben

lassen; italienische Darstellungen haben Baggio und Martini geliefert; ein österreichisches Generalstabswerk ist 1872 erschienen; der preußische Generalstab hat 1863 eine kritische Geschichte veröffentlicht (Beihefte zum Militär-Wochenblatt); W. Rüstows Krieg von 1859, auf Zeitungsnachrichten beruhend, ist mit Vorsicht zu benutzen, ebenso der Duc d'Almazan, Campagne de 1859, Paris 1882, letztere wegen ihrer Feindseligkeit gegen Mac Mahon.

Lonato, Treffen am 5. August 1796. Als Wurmser seinen ersten Versuch zum Entsatz des eingeschlossenen Mantua unternahm, entsandte der mit einer der vier österreichischen Kolonnen aus dem Chiesethale westlich vom Gardasee debouchierende Quosdanovich die Brigade Ocskay gegen Desenzano. Auf dem Wege dahin überfiel Ocskay in L. die Halbbrigade Pigeon, ward aber hier durch den von Bonaparte hergesandten Masséna angegriffen und gegen Desenzano abgedrängt. Von diesem und dem außerdem herangeorderten Junot eingeschlossen, gab sich die Brigade Ocskay nach vergeblichem Widerstande großenteils gefangen. — Vgl. „Österreichische militärische Zeitschrift", Jahrgang 1830.

London, Brand 1666. L. war zur Zeit der Restauration der Stuarts 1660 bereits eine große Stadt von mehr als einer halben Million Einwohnern, welche letztere sich nach der strengen und harten Zeit des Cromwellschen Protektorats unter der lebenslustigen Regierung König Karls II. mehr der Freude und dem Genusse als der öffentlichen Wohlfahrt widmeten, bis zwei ineinandergreifende furchtbare Ereignisse diese Sorglosigkeit jäh unterbrachen. Die engen und winkeligen Straßen der Hauptstadt waren damals noch ungepflastert und bei dem mangelhaften Zustande der Abzugsvorrichtungen schmutzig, sowie stellenweise mit stehendem Wasser bedeckt. Die von Holz gebauten Häuser hatten meist Strohdächer, welche sich bei den über einander herausragenden Stockwerken fast berührten, wodurch die freie Ausdünstung behindert und der Zutritt der frischen Luft wesentlich erschwert wurde. Straßen und Wohnräume bildeten deshalb einen Herd epidemischer Krankheiten, so daß die 1665 auftretende Pest hinreichend Ursache fand, die Bevölkerungsmasse L.s zu dezimieren. Noch war die Seuche nicht völlig überstanden, als am 2. September des folgenden Jahres eine ungeheure Feuersbrunst ausbrach, welche vier Tage wütete und fast 5/6 der Altstadt (City) wie auch den größten Teil der Vorstädte in Asche legte. So unermeßlichen Schaden der Brand indessen angerichtet hatte, ebenso heilsam wirkte er für die größer und schöner wieder erstehende Stadt, denn die durchseuchten Gebäude waren niedergebrannt und alle Ansteckungsstoffe von der reinigenden Kraft des Feuers zerstört worden. Schon 1670 war L. nach einem vortrefflichen Plane größtenteils wieder aufgebaut, Straßen und Plätze der Stadt hatte man erweitert, einen regelmäßigen Bau steinerner Häuser vollendet und ein großartiges Kloakensystem begonnen. Unzweifelhaft legte man damals den Grund zu der nachhaltigen Verbesserung des Gesundheitszustandes, durch welchen sich L. seither vorteilhaft unter den übrigen Hauptstädten auszeichnet. Auf Fishstreet-Hill steht in Form einer 63¼ m hohen dorischen Säule ein Denkmal, dessen Inschrift die Einzelnheiten des großen Brandes von 1666 angiebt.

London. Konferenzen, Verträge und „Protokolle", die für die neugriechisch-türkischen Verhältnisse im Laufe der Zeit seit 1821 in Betracht kommen. — Eine gemeinsame „Pacifikation" Griechenlands durch England und Rußland hatte am 23. März 1826 der Herzog von Wellington in St. Petersburg angeregt; am 4. April 1826 war daselbst ein geheimes (am 15. Mai in L. durch Canning bestätigtes) Protokoll unterzeichnet worden, durch welches diese beiden Mächte sich verpflichteten, die Ausgleichung zwischen der Pforte und den Griechen zu vermitteln; damals war die Herstellung der Oberhoheit des Sultans über die Griechen in Aussicht genommen, aber die Griechen sollten bei voller Freiheit des Kultus, des Handels, der Verwaltung und der Wahl ihrer Obrigkeiten, als tributpflichtiger Staat durch Personalunion mit der Pforte verbunden bleiben. Die Schroffheit aber, mit welcher die Pforte bei dem wachsenden Erfolge ihrer und der ägyptischen Waffen in Griechenland jede Vermittelung in Sachen ihrer aufständischen Unterthanen ablehnte, bestimmte die Mächte, die inzwischen auch Frankreich für die Einmischung in die griechische Frage gewonnen hatten, zum Abschluß einer „Tripel-Allianz", die auf einer Konferenz zu L. ihren Ausdruck fand durch den Vertrag vom 6. Juli 1827. Kraft desselben wollten England, Rußland und Frankreich einerseits der Pforte die Suzeränetät über den neu zu schaffenden, tributären, griechischen Staat sicherstellen, anderseits aber sollten die Griechen durchaus autonome Verwaltung unter selbst gewählten, jedoch dem Sultan nicht mißliebigen Obrigkeiten erhalten. Die Bestimmung der Grenzen des neu zu gestaltenden griechischen Staates blieb weiteren Verhandlungen vorbehalten. — Für die Weiterentwickelung der griechisch-türkischen Verhältnisse wurde unmittelbar am wichtigsten derjenige unter den zugehörigen geheimen Artikeln des Vertrages, welcher sich mit dem Waffenstillstande beschäftigte, der den kämpfenden Parteien aufgenötigt werden sollte. An diese Verabredung knüpfte sich nachher die Wendung auf dem griechischen Kriegsschauplatze, die zur Vernichtung der türkisch-ägyptischen Flotte durch die Geschwader der verbündeten Mächte bei Navarin (20. Oktober 1827) geführt hat. — Die Gesandtenkonferenz in L. folgte nun längere Zeit dem weiteren Verlaufe der griechisch-türkischen Dinge; so wurde in L. am 19. Juli 1828 die Expedition der Franzosen nach Morea zur Austreibung der ägyptischen Truppen aus diesem Lande verabredet, beziehentlich genehmigt; nur daß die Schlauheit der britischen Politik durch Unterhandlungen in Alexandria es dahin zu bringen wußte, daß nachher die französischen Truppen unter Maison im Spätsommer 1828 in Morea nicht viel mehr zu thun fanden. Dabei suchte dasselbe England noch immer mit großer Zähigkeit die Oberhoheit

des Sultans über die Griechen zu retten, und auch die Ausdehnung des neu zu schaffenden, halbfreien griechischen Staates möglichst gering zu bemessen: noch einmal wurden auf Lord Aberdeens Betrieb durch das Konferenzprotokoll vom 16. November 1828 lediglich Morea und die Inseln als Bestandteile dieses Staates bestimmt, die unter dem provisorischen Schutze der Mächte stehen sollten, bis die Lage dieser Länder in Gemeinschaft mit der Pforte geregelt sei.

Den Griechen aber kam die Hartnäckigkeit entgegen, mit welcher die Pforte in der griechischen Frage alle Vermittelungsvorschläge der Tripel-Allianz abwies, und mit der sie die Vorteile in den Wind schlug, die sie aus Englands Abneigung gegen Rußland, gegen die Griechen und namentlich gegen den griechischen Präsidenten Kapodistrias noch immer hätte ziehen können. Daher führten die fortlaufenden Arbeiten der Londoner Konferenz nach Ablehnung des Novemberprotokolls durch die Pforte allmählich dahin, daß am 22. März 1829 ein neuer Plan unterzeichnet wurde, nach welchem die Nordgrenze des freien Griechenlands von dem Golf von Arta bis zu dem von Volo gezogen, Euböa und die Kykladen mit diesem Staate verbunden, der Tribut auf 465,000 Reichsmark festgestellt, und weiter bestimmt wurde, daß der erbliche, christliche, suzeräne Fürst Griechenlands im Einverständnis mit der Pforte und den drei Konferenzmächten gewählt und in keinem Falle aus einer der Familien der drei vertragschließenden Souveräne entnommen werden sollte. Dabei bestand indessen die britische Regierung darauf, daß aus dem hier angenommenen Laufe der Nordgrenze und aus der Erblichkeit der fürstlichen Würde kein Ultimatum gemacht werden sollte. Auch jetzt wies die Pforte alles zurück, wollte (8. August) nicht einmal die Autonomie eines tributpflichtigen Griechenlands zugestehen und die Besetzung der moreotischen Festungen nicht aufgeben. Der unglückliche Krieg aber der Türken mit den Russen, förderte die Sache weiter. Der Sultan mußte sich entschließen, im Frieden zu Adrianopel (14. September 1829) auch die Neugestaltung der Lage Griechenlands auf Grund des Londoner Vertrages vom 22. März d. J. zuzugestehen. Nun aber war es der Wunsch Englands, auf der einen Seite Rußlands neue Machtstellung in der Levante im Einverständnis mit Metternich durch Schöpfung eines wirklich selbständigen Griechenlands (statt eines nur halbfreien) einigermaßen zu beschränken, auf der andern Seite dagegen die Türkei möglichst wenig zu schwächen, was die Londoner Konferenz (von Samos und Kreta nicht zu reden) dahin brachte, zwar den neuen Fürsten Griechenlands vollständig souverän zu stellen, dabei aber (Protokoll vom 3. Februar 1830) die Nordgrenze des gänzlich unabhängigen Griechenlands unter Ausschluß von Akarnanien, Nordätolien und dem Spercheiosthal, von der Mündung des Acheloos zum Öta, dann südlich von der Mündung des Spercheios bis zum Golf von Zeitun (Lamia) zu ziehen. In einem anschließenden Protokolle entsagte Frankreich dem Schutzrechte, welches diese Macht in türkischer Zeit über die römischen Katholiken innerhalb des Gebietes des neuen Staates ausgeübt hatte; England und Rußland fügten hinzu, daß alle Unterthanen des neuen Staates ohne Unterschied der Religion vor den Gesetzen gleich, und zu allen Rechten und Ämtern befähigt sein sollten.

Als künftiger Beherrscher der freien Griechen war damals Prinz Leopold von Sachsen-Coburg ausersehen, der auch die neue Krone am 11. Februar 1830 annahm, am 27. Mai d. J. aber ihr wieder entsagte, hauptsächlich doch, weil die Frage wegen der Nordgrenze nicht in der von ihm erstrebten, den Griechen günstigeren Richtung entschieden wurde. Der Ausbruch der zweiten französischen Revolution im Juli 1830 und deren Folgen unterbrachen dann die Arbeiten der Konferenz für lange, und erst seit Anfang des Jahres 1832 griff die letztere wieder in die griechischen Verhältnisse ein. Das erste für die Zukunft des Landes entscheidende neue Protokoll wurde am 13. Februar 1832 in L. unterzeichnet; dasselbe designierte des Königs Ludwig I. von Bayern zweiten Sohn Otto zum künftigen Herrscher der Hellenen. Nach längeren, namentlich am 26. April 1832 zum Abschluß geführten Unterhandlungen über die durch König Ludwig für seinen Sohn gestellten Bedingungen, die der Hauptsache nach genehmigt worden sind, kam es in L. am 7. Mai 1832 zum Abschluß des sogen. Quadrupelvertrages, der eigentlichen Grundlage der staatsrechtlichen Stellung des neuen griechischen Staates in Europa. Griechenland also sollte unter Garantie der drei Schutzmächte England, Rußland und Frankreich einen unabhängigen Staat bilden, der neue Souverän den Titel als König führen, die Krone nach dem Rechte der Erstgeburt erblich, niemals aber die Kronen von Griechenland und Bayern auf einem Haupte vereinigt sein. Die Volljährigkeit des Königs Otto wurde auf den 1. Juni 1835 bestimmt, bis dahin sollte Griechenland durch eine bayerische Regentschaft geleitet werden. Auf Grund der bereits am 20. Februar 1830 getroffenen Verabredungen verpflichteten sich die drei Mächte, eine durch König Otto zu kontrahierende Anleihe bis zur Höhe von sechzig Millionen Francs zu garantieren. Der neue Vertrag war von König Ludwig am 27. Mai 1832 ratifiziert worden; nun folgte die rationellere Regulierung die Nordgrenze, inbezug auf welche am 21. Juli 1832 das abschließende (und bis zu den für die Griechen so günstigen territorialen Veränderungen d. J. 1881 herabwirkende) Protokoll unterzeichnet worden ist; dadurch wurde dem jungen Königreich der Distrikt von Zeitun, das Gebiet des Spercheios, das südliche Agrapha, das nördliche Ätolien und ganz Akarnanien zugeteilt. Die Unterhandlungen der Londoner Konferenz in dieser Richtung schlossen am 30. August 1832 ab; die Pforte sollte noch bis zum 31. Dezember d. J. die Entschädigung von einer Million Dukaten erhalten.

Damit ging nach dieser Seite die Hauptthätigkeit der Londoner Konferenz zu Ende; doch sind bis auf unsere Tage herab die drei damaligen

Konferenzmächte noch mehrmals in der griechischen Frage zusammengetreten. Noch dicht nach Abschluß der Unterhandlungen, die auf die Schöpfung des neugriechischen Königreichs sich bezogen, hatte die Konferenz bestimmt, daß die Insel Samos (11. Dezember 1832) zu einem selbständigen tributären Fürstentum unter der Oberhoheit der Pforte, aber unter der Regierung eines für Lebenszeit zu ernennenden christlichen Fürsten umgestaltet werden sollte. Als später im Oktober 1862 die bayerische Dynastie aus Griechenland vertrieben worden, und die Wahl seines Nachfolgers seitens der Hellenen zu Anfang Dezember 1862 auf einen Sohn der Königin Victoria gefallen war, hatten die drei alten Konferenzmächte sich auf Englands Antrag bereits dahin verständigt, die frühere Verabredung festzuhalten und kein Mitglied oder keinen nahen Verwandten der Dynastieen der drei Mächte auf den griechischen Thron erheben zu lassen. Als nun die neue Wahl durch die atheniensische Nationalversammlung vollzogen werden sollte, lenkten sie die Schutzmächte bekanntlich (s. d. Artikel) auf den Prinzen Wilhelm Georg von Glücksburg. Dem einstimmig (30. März 1863) ernannten jungen König Georg I. überließ die englische Regierung auch die ionischen Inseln; um das zu können, mußten die europäischen Großmächte, die am 5. November 1815 durch den Pariser Vertrag die Siebeninseln unter Englands Protektorat gestellt hatten, am 14. November 1863 die Sache in L. genehmigen, und am 29. März 1864 wurde durch den Vertrag zu L., der die Abtretung der Inseln an Griechenland aussprach, zugleich die dauernde Neutralisierung von Korfu und Paxos ausgesprochen.

Vgl. Gervinus, Geschichte des neunzehnten Jahrhunderts, Bd. V u. VI; Mendelssohn-Bartholdy, Geschichte Griechenlands, zwei Teile (Leipzig 1870 u. 1871), und namentlich die vier Bände urkundlichen Materials in dem sechsbändigen Werke v. Prokesch-Osten (1867) über die „Geschichte des Abfalls der Griechen vom türkischen Reiche im Jahre 1821 ꝛc.“ Dann kürzer G. Rosens Geschichte der Türkei, Bd. I u. II, und G. Hertzberg, Geschichte Griechenlands, Bd. IV.

Einer anderen Seite der sogen. Orientalischen Frage gehört an die Londoner Konferenz, die auf Grund des Krieges zwischen der Pforte und Mehemet-Ali von Ägypten, zur Beilegung dieses Zwistes, zuletzt auf Österreichs Antrag (im Januar 1840) zusammenberufen wurde. Sie trat, von den Gesandten der fünf europäischen Großmächte gebildet, im Februar 1840 zusammen, und ist dadurch wichtig, daß zunächst der Gegensatz zu Frankreich, welches auf ägyptischer Seite stand, und der übrigen Mächte, welche die Sache der Pforte vertraten, scharf zutage kam. Der offene Bruch erfolgte aber erst, als das französische Ministerium Soult zurücktrat und nun am 2. März 1840 das Ministerium Thiers eintrat, welches die Dinge in einer stark herausfordernden Weise behandelte. Endlich wußte die russische Politik England für die Lösung seiner älteren Beziehungen zu Frankreich und zu dem Abschluß des auch durch die deutschen Mächte unterzeichneten Quadrupel-Allianz-Vertrages vom 15. Juli 1840 zu gewinnen, welcher die bedeutendsten Folgen hatte, und zunächst die vier Regierungen verpflichtete, die Integrität des türkischen Reiches zu behaupten und zu vertheidigen, Mehemed-Ali dagegen — erforderlichenfalls mit Waffengewalt — zur Rückgabe von Syrien mit Akka zu nötigen, ihm hier höchstens Palästina zu lassen. — Vgl. G. Rosen, Geschichte der Türkei, Bd. II, S. 21 ff.

London, Verhandlungen 1830/31 Belgien betreffend. Nachdem im Oktober 1830 das Band zwischen Holland und Belgien zerrissen (s. „Belgien“), wandte sich der niederländische König Wilhelm behufs Gewährleistung des Besitzstandes der vereinigten Niederlande an die Großmächte als Bürgen der Verträge von 1815. Zwar vereinigten sich in L. die bevollmächtigten Gesandten, aber nicht um über eine gewaltsame Unterwerfung Belgiens zu entscheiden, sondern um die Zukunft dieses Landes in förderndem Sinne zu beraten. In einer ersten Verhandlung vom 4. November 1830 schrieb die Konferenz den von beiden Teilen angenommenen Waffenstillstand vor und erkannte am 20. Dezember die Auflösung des bisherigen Königreichs der vereinigten Niederlande an. Der Wahl Leopolds von Sachsen-Coburg zum König der Belgier am 4 Juni 1831 folgte ein Konferenzbeschluß vom 27. Juni, der die Grenz- und Schuldauseinandersetzung mit Abänderung der ursprünglichen Trennungsgrundlagen zugunsten Belgiens in 18 Artikeln festsetzte. Man forderte von Holland die wichtigen Festungen Antwerpen und Maastricht, die Schlüsselpunkte an Schelde und Maas, duldete dagegen den status quo im gleichfalls aufständischen Luxemburg und sah von einer Teilung der holländischen Staatsschuld vollständig ab. Nur unter so günstigen Bedingungen hatte Leopold die belgische Krone annehmen wollen. Aber König Wilhelm und die Generalstaaten im Haag widersetzten sich energisch den Bestimmungen dieser 18 Artikel, worauf die Bevollmächtigten Rußlands, Österreichs und Preußens die Anerkennung Leopolds unter diesen Umständen vorläufig auszusetzen für nötig befanden. Gleichwohl nahm letzterer, auf den Schutz Englands und Frankreichs bauend und nachdem der belgische Kongreß den 18 Artikeln beigestimmt, die belgische Krone am 9. Juli an und hielt am 31. Juli seinen Einzug in Brüssel. An demselben Tage kündigte Holland den Waffenstillstand, um mittelst kühnen Handstreiches zu erreichen, was diplomatische Vereinbarung ihm versagte. Schnell rückte ein holländisches Heer in Belgien ein und schlug am 11. August bei Tirlemont die unvorbereiteten, in schlechter Verfassung sich befindlichen belgischen Truppen. Doch ließ sich der Sieg nicht weiter verfolgen, da Leopold die Hilfe Frankreichs anrief, welche bereitwilliger gewährt als erbeten wurde. Das rücksichtslose Eingreifen Frankreichs in Belgien war nicht ohne eigennützige Absicht, und nur von den anderen Mächten zur Räumung des Landes gedrängt, traten die Franzosen im September den Rückmarsch an. Holland fügte sich dem wieder auferlegten Waffenstillstande, hatte indessen

erreicht, was es gewollt, nämlich die Bemühungen der Konferenz für einen neuen Ausgleich zu gewinnen. Rußland und Preußen stellten sich ganz auf Seite Hollands, weshalb die Westmächte, um ernste Verwickelungen zu vermeiden, es vorzogen, Holland bessere Bedingungen zu gewähren. Ein Uebereinkommen vom 6. Oktober setzte an Stelle der 18 Artikel deren 24 und zwar in Gestalt eines Vertrags der Konferenzmächte mit Belgien, binnen zwei Monaten, vom 15. November ab zu ratifizieren. Letzteres sollte einen Teil von Luxemburg und Limburg herausgeben und als Zinsen seines Anteils an der holländischen Staatsschuld jährlich 8,4 Millionen Fl. (etwa 14,3 Millionen ℳ deutsche Reichswährung) bezahlen. Wenn auch wenig befriedigt, so pflichtete Belgien doch diesen Bestimmungen bei und erreichte damit die Anerkennung seiner politischen Neugestaltung durch die Großmächte. Nicht so Holland, welches auch diese Bedingungen zurückwies, obgleich sie nur ihm günstig waren, es hoffte nochmals auf russisch-preußische Verwendung oder auf einen Ministerwechsel in England. Fast ein Jahr hindurch verhandelte die Konferenz noch mit dem Könige Wilhelm, als dieser jedoch erklärte, nur der Gewalt weichen zu wollen, wurden am 1. Oktober 1832 Zwangsmaßregeln gegen Holland beschlossen. Eine englische Flotte begann die holländische Küste zu blockieren und ein französisches Heer unter Marschall Gérard rückte vor Antwerpen (s. d.), dessen Citadelle am 23. Dezember nach ruhmwürdiger Belagerung kapitulierte, worauf die Festung am 1. Januar 1833 an Belgien übergeben wurde. Erst am 21. Mai 1833 kam zwischen den Westmächten und Holland ein Vergleich zustande, der die Feindseligkeiten zwar beendete, aber den Frieden mit Belgien nicht zu bewirken vermochte. Die L. Konferenz begann hierauf von neuem ihr schwieriges Geschäft. Wegen Abtretung luxemburgischen Gebietes an Belgien war die Genehmigung des Deutschen Bundes notwendig, diese erfolgte am 18. August 1836 mit der Bedingung einer entsprechenden Entschädigung durch limburgische Landesteile. Aber König Wilhelm suchte immer noch die Verhandlungen hinauszuziehen, bis er in Erkenntnis der sich immer bedrohlicher gestaltenden Finanzverhältnisse des Staates, endlich am 14. März 1838 dem Vertrage vom 6. Oktober 1831 (24 Art.) beitrat. Jetzt aber legte Belgien wegen veränderter Sachlage Berufung ein und sträubte sich, die besetzten Gebiete von Luxemburg und Limburg herauszugeben. Wieder wurde gerüstet, und Ende 1838 standen sich beide Heere an den Grenzen kriegsbereit gegenüber, nur die Vorstellungen seitens der Konferenz vermochten den Ausbruch des Kampfes zurückzuhalten. Indessen mußte sich Belgien dem einmütigen Willen der Großmächte beugen, zumal die letzten Konferenzbeschlüsse dem jungen Staate noch namhafte Vorteile gegenüber dem Vertrage vom 15. November bzw. 6. Oktober 1831 (24 Art.), wie Herabminderung der an Holland zu zahlenden Rente u. a. m. zugesprochen hatten. Am 19. April 1839 wurde der endgültige Friedensvertrag zwischen Holland und Belgien von den Bevollmächtigten der Konferenzmächte unterzeichnet.

London, Protokolle 1850 u. 1852, Konferenz 1864: Schleswig-Holstein betreffend. Zu L. fanden in Angelegenheiten Schleswig-Holsteins bei dessen Erhebung 1848—1851 und während des Österreichisch-preußischen Krieges gegen Dänemark 1864 drei in engem Zusammenhang mit einander stehende diplomatische Verträge statt.

Als das deutsche Bundesheer 1849 im Begriffe stand, in Jütland vorzudringen, wurde infolge kriegerischer Drohungen Rußlands und Englands ein Waffenstillstand geschlossen, dem sich bald lebhafter, bald langsamer fortgesetzte Friedensverhandlungen anschlossen. Fast ein Jahr später, am 2. Juli 1850, unterzeichnete Preußen, gedrängt von der feindseligen Haltung der vorgenannten Mächte, zu Berlin für sich und den Deutschen Bund den Frieden mit Dänemark. Nun blieben die Herzogtümer sich selbst überlassen und mußten sich der Dänen allein erwehren, dennoch führten sie den Befreiungskampf ohne Säumen fort. Unter diesen Umständen vereinbarten Rußland, England und Frankreich am 2. August 1850 zu L. ein Protokoll, wonach die Aufrechthaltung des dänischen Gesamtstaates im europäischen Interesse notwendig sei. Österreich, das in seinen außerdeutschen Kronländern vollauf zu thun und dessen gutes Einvernehmen mit Kopenhagen thatsächlich niemals aufgehört hatte, trug ebenfalls kein Bedenken, das Protokoll zu unterzeichnen. Eine Trennung Schleswig-Holsteins von Dänemark hätte zur Verstärkung Norddeutschlands, also vorwiegend Preußens, beigetragen, wodurch sich die festgeschlossene Gegnerschaft der Fremdmächte und Österreichs leicht erklärt. Rußland und England traten von jeher deutscher Kräftigung an der Ost- und Nordsee entgegen, Frankreich war den Dänen stets günstig gesinnt, und Österreich wollte sich in Dänemark einen Bundesgenossen gegen Preußen erhalten. Letzteres trat den Protokollmächten nicht bei, suchte vielmehr das Schicksal der preisgegebenen Herzogtümer möglichst zu lindern. Nachdem man sich aber mit dem Tage von Olmütz (s. d.) am 26. November 1850 zu Berlin der schmerzlichen Ansicht hatte beugen müssen, daß die Zeit noch nicht gekommen sei, die Fahne der nationalen Sache zu entfalten, mußte Preußen, wie überhaupt in der deutschen, so auch in der schleswig-holsteinischen Frage nachgeben. Die Herzogtümer hatten sich von neuem zu unterwerfen und eine äußerst harte Dänenherrschaft mit unablässiger Verfolgung allen deutschen Wesens bildete noch für ein Jahrzehnt den traurigen Inhalt der schleswig-holsteinischen Geschichte.

Um nun den derzeitigen Bestand des dänischen Gesamtstaates zu erhalten und dessen Auseinanderfallen bei den von einander abweichenden Erbfolgeordnungen im eigentlichen Dänemark, wo die weibliche, und in den Herzogtümern, wo nur die männliche Nachfolge galt, zu verhüten, waren unter russischem Einfluß in einem zweiten L.er Protokoll vom 8. Mai 1852, da König Friedrich VII. keine Kinder hatte, Bestimmungen über die Person des zukünftigen Königs getroffen worden. Dieser Übereinkunft traten sämtliche Großmächte und auch Schweden bei, doch hatte Dänemark vorher die

ihm am 26. Dezember 1851 von Österreich und Preußen gemeinschaftlich gestellten Forderungen zu bewilligen, daß nämlich Schleswig nie in den dänischen Gesamtstaat einverleibt, daß es seine ständische Vertretung behalten und daß die deutsche Nationalität daselbst der dänischen völlig gleichgestellt bleiben sollte. Die berechtigte Erbin in Dänemark, Landgräfin Charlotte von Hessen, Schwester des am 20. Januar 1848 verstorbenen Dänenkönigs Christian VIII, hatte ihre Tochter Luise dem Prinzen Christian von Glücksburg vermählt, der sich von den Protestmaßnahmen der übrigen Agnaten gegen die im sogen. offenen Briefe Christians VIII. vom 8. Juli 1846 ausgesprochenen Integritätsbestrebungen, allein ferngehalten hatte. Diesen Prinzen berief das Protokoll zum Thronfolger der gesamten dänischen Monarchie. Eine Anerkennung dieser Thronfolgeordnung durch den Deutschen Bund wurde weder erfordert noch erteilt, weshalb derselbe von dem Vorgange in L. weiter keine Notiz nahm.

Am 15. November 1863 starb König Friedrich, der letzte seines Stammes, und Prinz Christian von Glücksburg bestieg als Christian IX. den dänischen Thron. Der Deutsche Bund sah sich natürlich nicht veranlaßt, den neuen König als Regenten in den zu Deutschland gehörigen Herzogtümern Holstein und Lauenburg anzuerkennen, auch ließen die Haltung der meisten deutschen Mittel- und Kleinstaaten, sowie das Auftreten des Erbprinzen von Augustenburg deutlich erkennen, daß König Christian mit Deutschland mindestens eine Menge Weiterungen haben werde. Bei den Zerwürfnissen, welche zwischen Deutschland und Dänemark bereits bestanden, ließ sich nicht absehen, wohin dies führen konnte. Schon am 1. Oktober 1863 hatte ein Bundesbeschluß die Exekution gegen Holstein und Lauenburg verfügt und zwar wegen Einführung der dänischen Gesamtstaatsverfassung von 1855, welche gegen die unter Zustimmung des Deutschen Bundes geschehenen Abmachungen Österreichs und Preußens mit Dänemark vom 28. Januar 1852, die Bürgschaften der holsteinischen Grundrechte betreffend, verstieß. Die bezüglichen Verhandlungen in Frankfurt waren namentlich von dem Augenblicke an ernster geführt worden, als Dänemark durch ein Patent vom 30. März auch Holstein in das Verhältnis einer eroberten Provinz herabdrückte. Gegen Weihnachten 1863 wurde die Exekution trotz der Bemühungen Englands, dieselbe abzuwenden, vollzogen. Währenddessen entstand aber zwischen Dänemark und den beiden deutschen Großmächten eine Streitfrage, die einen weit größeren Umfang annahm, als der mit Deutschland bereits bestehende Zwist. Am 14. November 1863 hatte der dänische Reichsrat den Bestimmungen des L.er Protokolls von 1852 entgegen, ein neues Grundgesetz für das Königreich Dänemark und das Herzogtum Schleswig gegeben, wonach letzteres unter dem Namen Süd-Jütland dem Königreich vollständig einverleibt und diesem deutschen Lande seine Selbständigkeit in jeder Beziehung genommen wurde. Trotz des Widerspruchs, den der preußische Gesandte einlegte und ungeachtet der von Rußland, England und Frankreich angeratenen Mäßigung, erteilte König Christian, eingeschüchtert durch die stürmisch aufgeregte Bevölkerung Kopenhagens, bei seiner Thronbesteigung dieser Verfassung die königliche Sanktion und verlieh ihr dadurch gesetzliche Kraft. Nun forderten Österreich und Preußen sofortige Zurücknahme dieses Grundgesetzes für das Herzogtum Schleswig und drohten mit Besetzung des letzteren. Dennoch hielt man in Dänemark an der Novemberverfassung fest, weshalb die deutschen Großmächte, da der Bund die Teilnahme an der Besetzung Schleswigs verweigerte, die Angelegenheit für sich allein in die Hand nahmen und am 1. Februar 1864 ihre Truppen in Schleswig einrücken ließen. Damit hatte der entscheidende Krieg begonnen, welcher die endliche Losreißung der Herzogtümer von Dänemark zur Folge hatte. Gegen den Einmarsch der siegreich vordringenden Verbündeten in Jütland erhob England Einspruch und wandte sich, als es keine Berücksichtigung fand, zunächst an Frankreich mit dem Vorschlage einer gemeinsamen bewaffneten Intervention. Allein Kaiser Napoleon konnte sein Nationalitätsprinzip in den Elbherzogtümern nicht mit Füßen treten und war in Mexiko zu sehr gebunden, um einen großen Krieg zu wagen. Auch Rußland hielt seine dänischen Sympathieen in bescheidenen Grenzen, insofern es der preußischen Politik wegen der Konvention vom 8. Februar 1863 zu Dank verpflichtet war. So blieb denn zur Schlichtung des Streites nur noch die Berufung einer Konferenz, und wirklich gelang es England, die Bevollmächtigten der Regierungen, welche das L.er Protokoll von 1852 unterzeichnet hatten, unter Zuziehung eines Vertreters des Deutschen Bundes in L. zu versammeln. Der Zusammentritt der Konferenz wurde auf den 12. April 1864 angesetzt, verzögerte sich indessen bis zum 25. d. M., welche Frist seitens der preußischen Waffen durch die Erstürmung der Düppeler Schanzen (s. d.) am 18. April verwertet wurde. Nunmehr gebot die Konferenz den kriegführenden Staaten Waffenruhe für die Zeit vom 11. Mai bis 26. Juni. Ohne eine Grundlage für die Verhandlungen gefunden zu haben, denn Österreich und Preußen erklärten das L.er Protokoll jetzt nicht mehr für bindend, suchten die neutralen Mächte einen friedlichen Ausgleich der verschiedenen Rechtsansprüche zustande zu bringen, fanden aber in ihren Bestrebungen einmal bei den Verbündeten wenig Neigung, von ihren Forderungen an Dänemark, Abtretung der Herzogtümer Schleswig, Holstein und Lauenburg, etwas nachzulassen, noch bei Dänemark auf mehr einzugehen als auf eine Verzichtleistung des Landes südlich der Eider. Die Macht und der Einfluß der eiderdänischen Parteien in Kopenhagen war noch in keiner Weise gebrochen, man fühlte sich hinter seinen Meeresarmen vor jedem Angriff sicher und dachte daher nicht daran nachzugeben. Auch die Vorschläge der Neutralen zu einer Teilung Schleswigs vermochten keine Einigung herbeizuführen, und bald wurde es allen Teilen klar, daß eine Erneuerung der Waffenthätigkeit eintreten müsse. England glaubte noch einen Ausweg zu finden, wenn es die Lösung der Grenzfrage dem Schiedsrichteramte Napoleons III. unterbreitete, offenbar mit dem Hintergedanken, hier-

durch das Bündnis der deutschen Großmächte zu sprengen, bei Österreich Bereitwilligkeit, bei Preußen Ablehnung voraussetzend. Aber nicht nur von Preußen, sondern auch von Österreich und Dänemark kamen ablehnende Antworten. In Deutschland begann gleichzeitig eine mächtige Agitation gegen alle Teilungspläne. So blieb der Konferenz nichts übrig, als sich am 26. Juni 1864 ohne Ergebnis aufzulösen und noch einmal die Waffen entscheiden zu lassen. Nach der Eroberung Alsens am 29. Juni und der Besetzung Jütlands ging der Krieg mit dem Waffenstillstande vom 18. Juli zu Ende, und durch den Wiener Frieden vom 30. Oktober 1864 wurden die deutschen Herzogtümer von der Elbe bis zur Königsau den Dänen entrissen und deutsches Land der fortschreitenden Danisierung entzogen.

London, Weltausstellungen 1851 und 1862. Vornehmlich auf Anregung des Prinz-Gemahls Albert von Großbritannien (s. d.) kam 1851 zu L. die erste große Weltindustrieausstellung fast aller zivilisierten Länder des Erdenrundes zustande. Bis dahin waren nur die industriellen Leistungen einzelner Staaten zur Schau gestellt, nun sollte der derzeitige Stand der Industrie aus dem ganzen Weltbereich vor Augen geführt werden. Dem Unternehmen, dessen Patronat Prinz Albert selbst übernahm, bot sich eine äußerst rege Beteiligung von 15,000 Ausstellern aller Völker dar, der Besuch überstieg sogar die gehegten Erwartungen. Bei den ausgestellten Gegenständen traten hauptsächlich die Rücksichten auf Nutzen und Zweckmäßigkeit gegenüber allen Luxuserfindungen hervor. Nach allgemeiner Befriedigung hatte diese Ausstellung auf industriellem Gebiete so großen Wetteifer angeregt, daß mit dem wachsenden Interesse eine Reihe anderer Weltausstellungen auf dem Festlande folgten (s. „München 1851", „Paris 1855", „Bern 1857", „Florenz 1861"). Eine solche Berufsentfaltung verschaffte der Industrie erhöhtes Ansehen wie auch größere Bedeutung und führte 1862 in L. zur zweiten großen Ausstellung gewerblicher Erzeugnisse im weitesten Sinne. Unstreitig die großartigste aller bisherigen Industrieausstellungen, nicht allein wegen der großen Zahl von fast 25,000 beisteuernden Industriellen und der außerordentlichen Teilnahme einer Menge Schaulustiger, sondern auch wegen des ausgedehnten Umfanges und der gediegenen Einrichtung der Ausstellungsräume, besonders aber wegen der durch Neuheit, Geschmack und Eigentümlichkeit sich auszeichnenden Produkte, hat dies zweite internationale Unternehmen sehr weittragende gemeinnützige Zwecke erzielt und vorzugsweise zur Förderung der seitherigen industriellen Thätigkeit mitgewirkt.

Londonderry, Henry Robert Stewart, Viscount Castlereagh, zweiter Marqueß L.; s. **Castlereagh**.

Londonderry, Charles William Vane, früher Sir Charles Stewart, dritter Marqueß von. Als Sohn zweiter Ehe des Robert Stewart of Balylawn Castle, nachmaligen Barons Stewart, Viscount Castlereagh und Grafen L., am 18. Mai 1778 geboren, zeichnete sich Charles Stewart frühe durch Kühnheit und Ungestüm aus, war rasch verletzt, vergab aber auch rasch, verriet militärische Neigungen, hing aber trotz aller Charakterverschiedenheit voll Liebe lebenslang an seinem Halbbruder (s. den Vorigen). Vom sechsten bis vierzehnten Lebensjahre lernte er in Eton, am 3. April 1791 trat er als Fähnrich in das 108. Regiment, wurde am 8. Januar 1793 Lieutenant und am 7. August 1794 Compagnieführer darin. Er galt für einen tüchtigen Soldaten, ging als Gehilfe des Generalquartiermeisters unter General Doyle mit nach der Isle Dieu, dann zum Corps des Generals Moira, kämpfte mit ihm in den Niederlanden, zog zu General Crawford und focht auf österreichischer Seite am Rhein gegen die Franzosen, wobei er einmal unter dem linken Auge verwundet wurde. Nach England zurückgekehrt, ging er als Adjutant seines Großvaters, des Statthalters Grafen Charles Camden, nach Irland, wurde am 31. Juli 1795 Major im 106. Regimente, wie jetzt das 108. hieß, am 4. August 1796 Major im 5. Dragoner-Regimente, 1. Januar 1797 Oberstlieutenant desselben. Er war als Camdens Adjutant eben in Dublin, als in seinem Regimente eine Meuterei ausbrach; rasch eilte er hin und traf umsichtig Maßregeln, wurde belobt und nach Auflösung des Regiments im Januar 1797 dem 18. leichten Dragonerregimente zugeteilt. Er trug viel zur Hebung desselben bei und ging mit ihm 1799 nach Holland, diente voll Auszeichnung, setzte sich jeder Gefahr heroisch aus und entging mehrmals dem Tode. Nachhause gekehrt, wurde Stewart am 25. September 1803 Oberst; der König nahm ihn unter seine Adjutanten auf und ernannte ihn zum Unterstaatssekretär für Irland, was er bis 1808 blieb, in kritischen Zeiten sein Amt voll Festigkeit und Entschlossenheit verwaltend. Am 8. August 1808 heiratete er Lady Catherine Bligh, jüngere Tochter des Grafen von Darnley, die ihm einen Sohn, den späteren vierten Marqueß L., schenkte.

Mit Sir John Moores Expedition ging Stewart 1808 nach Portugal und Spanien, wurde Generalmajor und zog unter Sir John Hope gegen Madrid, bestand mit seinen Husaren manchen Strauß gegen die Franzosen, z. B. bei Benavente, befehligte während des Rückzugs der Armee den Nachtrab und schiffte sich mit ihren Resten in La Coruña im Januar 1809 ein. In England voll Auszeichnung aufgenommen, wurde er, zumal auf Antrieb seines Bruders, des Kriegsministers, sobald eine neue Expedition nach der iberischen Halbinsel ausgerüstet wurde, zum Generaladjutanten dieser Armee ernannt und segelte am 16. April 1809 mit dem Höchstkommandierenden Sir Arthur Wellesley (s. „Wellington") nach Lissabon ab; bald sollte er dessen intimster Freund werden. Er zeichnete sich hervorragend im Feldzuge aus, besonders bei dem Übergange des Duero und bei Talavera, mußte aber infolge eines gefährlichen Wechselfiebers, das er im September in Estremadura sich zugezogen hatte, zu seinem tiefen Kummer am 26. Oktober 1809 Wellesley und das Heer verlassen. In der Heimat genas er rasch. An geeigneter Stelle legte er Wellesleys Pläne und Gedanken vor, was von wesentlicher Bedeutung war. Für seine ausgezeichneten Dienste

sprach ihm das Parlament am 5. Februar 1810 öffentlich seinen Dank aus, und am 17. d. M. erhielt er den Bath-Orden. Im März kehrte er zu Wellesley zurück; Sir Charles Stewart wurde von diesem hoch geschätzt. Er wohnte dem Treffen am Coa bei, verstand Wellesley wie wenige, ging auf seine Gedanken ein und stellte ihm seine sämtlichen Talente zur Disposition, während er als Generaladjutant allseitige Thätigkeit entfaltete. Er stritt bei Busaco und machte den Feldzug nach Torres Vedras mit; als aber die Franzosen den Rückzug antraten, fesselte ihn Fieber ans Bett, und erst an der spanischen Grenze konnte er wieder zu Wellesley stoßen. Er kämpfte 1811 bei Fuentes d'Onore, wo er besondere Proben seines Mutes gab, bei Albuera, Badajoz und El Bodon, wohnte der Belagerung und der Erstürmung von Ciudad Rodrigo bei, wurde hier wieder vom Wechselfieber erfaßt und sah sich genötigt, im Februar 1812 nach England heimzukehren, wo ihm der am 8. Februar erfolgte Tod seiner Gattin gemeldet wurde. Am 26. d. M. verlieh ihm der König das Großkreuz des Bath-Ordens. Er blieb in England, der beste militärische Ratgeber seines Bruders, und wirkte zur Verstärkung der Truppen auf dem Kontinente hin. Aber April 1813 erkor ihn der Prinz-Regent zum britischen Minister am Hofe und im Hauptquartiere Friedrich Wilhelms III., und er ließ es seine heiligste Aufgabe sein, alles zum Sturze Napoleons einzusetzen. Am 26. April in Dresden angelangt, überreichte er tags darauf Friedrich Wilhelm seine Kreditive. Er erwirkte von Hardenberg die provisorische Suspendierung des neuen Handelstarifs vom 20. April und unterzeichnete den Allianzvertrag zwischen Großbritannien, Preußen und Rußland in Reichenbach am 14. und 15. Juni wie den Geheimvertrag vom 16. neben Cathcart (s. d.). Stewart wohnte den Schlachten von Lützen, Bautzen und Haynau bei, nahm am Prager Kongresse mit Cathcart teil, war eifrig bemüht, Bernadotte bei den Alliierten zu halten, und benachrichtigte Castlereagh von Napoleons Zauberpolitik; am 16. August kam er nach Prag und versprach mit Cathcart Österreich sofortige Vorschüsse auf die britischen Subsidialgelder. Heldenhaft focht er bei Dresden und bei Kulm, wo er bei Colloredos Corps an der Wange schwer verwundet wurde, erhielt vom Zaren den St. Georg-Orden 4. Klasse und trug wesentlich zum Zustandekommen des Teplitzer Allianzvertrags vom 9. September (s. d.) bei. Im Dezember 1813 verlieh ihm Friedrich Wilhelm III. den Schwarzen und den Roten Adler-Orden. Die mißtrauischen Alliierten hatten ihn ins Hauptquartier Bernadottes gesandt, um diesen zu beobachten und zu innigerer Teilnahme an den gemeinsamen Operationen gegen Napoleon zu veranlassen; er drang in ihn, auf Leipzig vorzurücken, erinnerte ihn an das Urteil der Welt und an sein Interesse, aber Bernadotte blieb lahm. Bei Möckern führte Stewart die Reservekavallerie Blüchers, mit Bernadotte geriet er aufs schärfste an einander. Er stritt bei Leipzig, ging wieder in Bernadottes Hauptquartier und teilte im Dezember Napoleons Antwort auf die Frankfurter Vorschläge dem britischen Kabinette mit. Er protestierte gegen Bernadottes Plan, mit Davout eine Konvention wegen Hamburgs Räumung im November 1813 abzuschließen, und zwang ihn, davon abzustehen. Auch 1814 folgte Stewart dem alliierten Heere nach Frankreich, nahm an der Schlacht von La Rothière teil und war einer der drei britischen Bevollmächtigten auf dem Kongresse von Châtillon-sur-Seine (s. d.). Vom Zaren ausgezeichnet, sah er doch mit Befürchtung auf dessen große Pläne und Rußlands Übermacht. Nach Abbruch der Verhandlungen in Châtillon eilte er in Schwarzenbergs Hauptquartier, riet entschieden zum Marsche auf Paris, wie auch Fürst Wolkonski that, wohnte dem zweiten Gefechte von La Fère-Champenoise und der Schlacht bei Paris an und zog im Gefolge des Zaren in diese Stadt ein. Entschieden widerriet er in seinen Briefen nach London die Versetzung Napoleons nach Elba und ging im Auftrage Castlereaghs zum Herzoge von Wellington nach Toulouse, um ihn nach Paris zu bitten. Beide Feldherren kehrten hierhin zurück, dann ging Stewart nach London, wo ihn Hof und Regierung ungewöhnlich feierten, wurde im Juni 1814 Kammerherr und im Juli Botschafter in Wien und von Schweden durch das Großkreuz des Schwert-Ordens für seine Thaten belohnt. Von 1801—1814 Vertreter der Stadt Londonderry im Unterhause, wurde er 1814 als Lord Stewart Mitglied des Oberhauses.

Auf dem Wiener Kongresse, dem er als einer der Hauptbevollmächtigten anwohnte, zeigte er sich sehr preußenfreundlich, welche Richtung überhaupt nach Talleyrands Ansicht seine Wahl bestimmt hatte; über eine Scene mit ihm wegen dieser Haltung berichtet Talleyrand im Briefwechsel mit Ludwig XVIII. (Paris 1881). Napoleons Wiederkehr aus Elba brachte ihn in volle Wut; er konferierte sofort mit dem Zaren und that alles, um die Koalition gegen Napoleon aufzustacheln; 1815 kam er nach Napoleons zweitem Sturze im Gefolge der Monarchen wieder nach Paris. In der badisch-bayrisch-österreichischen Frage bemühte sich Lord Stewart als Botschafter in Wien, ein friedliches Übereinkommen mit kleinen Opfern badischerseits 1816 zu ermöglichen. Als Georg IV. seiner Gemahlin den Prozeß machte, rief er Stewart 1820 von Wien zurück; bald aber ging derselbe wieder hierhin. Von da wohnte er als Bevollmächtigter dem Kongresse von Troppau 1820 an, von Castlereagh durch Schreiben vom 16. September mit den Prinzipien der britischen Stellung zum Kongresse vertraut gemacht; er betrat darum ganz die Geleise der mattherzigen Politik Castlereaghs, die in England verdammt wurde. 1821 war er ihr Vertreter auf dem Laibacher Kongresse. Nach wie vor blieb er Botschafter in Wien, vom britischen Königshause beständig ausgezeichnet. 1818 wohnte er dem Aachener Kongresse als Zuschauer bei, reiste nach England und heiratete am 3. April 1819 eine reiche junge Erbin, Frances Anne, einzige Tochter des Sir Harry Vane-Tempest, wobei er Beinamen und Wappen der Vane annahm; viele Kinder entsprossen der Ehe. Durch den kinderlosen Tod Castlereaghs am 12. August 1822 Erbe seiner Güter und Titel geworden, zählte der dritte Marqueß von L. zu den

reichsten Peers. Da er die Ansichten des neuen Ministers des Äußeren, Canning (s. d.), nicht teilte, bat er um seine Abberufung vom Botschafterposten und erhielt sie am 15. Oktober 1822. Doch ließ er sich von Canning und Wellington bestimmen, im Amte zu bleiben, bis der Kongreß von Verona vorüber sei, auf dem er mit Wellington, Strangford und Burghersh Großbritannien Ende 1822 vertrat. Im Januar 1823 kehrte Vane L. nach England heim; seine offizielle und öffentliche Laufbahn schien zu Ende. Er nahm seinen Sitz im Oberhause ein, lebte viel auf den Besitzungen seiner Gattin in Durhamshire, die seinem ältesten Sohne zweiter Ehe zufallen sollten. Der König kreierte ihn am 28. März 1823 zum Grafen Vane und Viscount Seaham, welche Titel auf diesen Sohn vererbten. L. erhielt die Sinekure eines Kommandanten des Fort St. George auf Jamaika, trat sie aber im März 1822 an seinen verarmten Freund Lord Bloomfield ab. Hingegen wurde ihm am 28. Juni 1823 das 10. Husarenregiment verliehen. Er widmete sich der Verbesserung der Güter, baute und kaufte 1822 Seaham, Holdernesse House in London und Garron Tower in Irland, beteiligte sich lebhaft an den Tagesfragen, führte mit Wellington einen politischen Briefwechsel u. s. w. Obgleich Cannings Gegner, erkannte L. seine großen Talente an; er war den Forderungen der Katholiken freundlich, mißbilligte aber entschieden ihren drohenden Ton. In der Frage der Parlamentsreform stand er desto entschlossener auf der Seite ihrer Gegner, weshalb ihn Radikale in den Straßen Londons beschimpften. Der König ernannte ihn am 26. Juni 1830 zum Geheimen Rate, Wellington und Peel gaben ihm fortgesetzt Beweise ihrer Hochachtung. Viele Mußestunden widmete L. mit Geschick und Erfolg der Schriftstellerei; 1828 erschien in London seine „History of the war in Spain“ (letzte Ausgabe 1876), 1833 ebenda „Narrative of the late war in Germany and France“ (deutsch in 2 Bänden, Weimar 1836).

Als Peel im Dezember 1834 sein Kabinett bildete, bestimmte er L. zum Gesandten in St. Petersburg, um hier Zutrauen zur Rückkehr Großbritanniens zu konservativen Grundsätzen im internationalen Verkehre zu gewinnen. Aber im Unterhause erhob sich die liberale Partei unter Sheil und Fergusson leidenschaftlich gegen den Feind der Reformbill, der die Polen 1831 Rebellen gegen ihren legitimen Herrn genannt habe; auch Lord Stanley griff ihn an. Peel suchte vergebens ihn zu rechtfertigen, umsonst sprach Wellington für den alten Kameraden. L. löste die unangenehme Frage, indem er am 16. März 1835 im Oberhause erklärte, unter sothanen Verhältnissen nehme er den Posten nicht an. Mit seiner Gemahlin bereiste L. 1836—37 Schweden, Rußland, die Türkei, Nordafrika und Spanien, und 1838 erschienen in London als Frucht der Reise „Recollections of a tour in the north of Europe“. 1840 traten die Gatten eine neue Reise durch Holland, Deutschland, Österreich und die Türkei an, und 1842 erschien in London die „Steam voyage to Constantinople“. Wellington veranlaßte, daß L. am 21. Juni 1843 das 2. Leibgarderegiment verliehen wurde, und Peel verschaffte ihm 1843 das Amt des Lord-Lieutenant der Grafschaft Durham. Um seines Bruders Andenken zu retten und seinen Feinden entgegen zu treten, unternahm L. eine Riesenarbeit, als deren Resultat „Memoirs and correspondence of Viscount Castlereagh, second Marquess of Londonderry, edited by his brother Charles Vane, Marquess of Londonderry“, fortgesetzt als „Correspondence, despatches and other papers of Viscount Castlereagh, second Marquess of Londonderry“ in 12 Bänden 1848—1853 in London (deutsch von Frankenberg, Hamburg 1853) erschienen. L. sprach im Oberhause gegen die Insurrektionen in Polen und Italien, ergriff Partei für Don Carlos und unterstützte aus Haß gegen Frankreich den Julivertrag von 1840; er trat für Abd-el-Kader 1847 bei Ludwig Philipp ein, als das ursprüngliche Abkommen mit jenem nicht gehalten wurde, und interessierte den häufig bei ihm verkehrenden Prinzen Ludwig Napoleon für dessen Los. Während der Münzkrisis von 1847 zeigte er sich sehr energisch, und am 10. April 1848 stand er Wellington bei der Chartistenbewegung ritterlich zur Seite. Nachdem er Wellington die letzte Ehre erwiesen und sein Bahrtuch getragen hatte, erhielt L. auf Derbys (s. d.) Rat von Viktoria am 17. September 1852 den vom Verstorbenen getragenen Hosenband-Orden. L. starb in London am 6. März 1854 und ruht in Wynyard Park (Durhamshire).

Vgl. Alison, Lives of Lord Castlereagh and Sir Charles Stewart, the second and third Marquesses of Londonderry, with annals of contemporary events in which they bore a part, from the original papers of the family, 3 Bde., Edinburgh u. London 1861; Pauli, Geschichte Englands seit den Friedensschlüssen von 1814 u. 1815, 3 Bde., Leipzig 1864—1875.

Longstreet, James, General im Dienste der konföderierten Staaten von Amerika, 1820 in Süd-Carolina geboren und in Westpoint erzogen, trat bei Ausbruch des Sezessions-Krieges als Brigadier in den Dienst der Südstaaten, hatte an dem Erfolge von Bull-run am 21. Juli 1861 großen Anteil, trug zu Johnstons Siege bei Williamsburg am 7. Mai 1862 bei und diente dann unter Lee, dem er namentlich bei Gaines Mill am 27. Juni 1862 wertvolle Unterstützung leistete. Als selbständiger Befehlshaber in Süd-Virginien, wohin er darauf entsandt wurde, leistete er nichts, dagegen erwies er sich am 24. Juni 1863 bei Gettysburg unter Lee wiederum tüchtig, darauf wurde er mit fünf Brigaden zu General Bragg nach Tenessee geschickt, focht unter diesem am 19. und 20. September bei Chikamauga, überwarf sich aber mit ihm ebenso, wie er der Regierung gegenüber sich unbotmäßig erwies; er schloß nun Burnside in Knoxville ein, räumte aber bei Shermans Annäherung Kentucky; er wurde daher Anfang 1864 wieder zu Lees Armee versetzt, an deren letzten Kämpfen er, nachdem eine in den Maischlachten in der Wilderneß empfangene Wunde ihn fast den ganzen Rest des Jahres hindurch vom Kriege ferngehalten, seinen Anteil hatte.

sprach ihm das Parlament am 5. Februar 1810 öffentlich seinen Dank aus, und am 17. d. M. erhielt er den Bath-Orden. Im März kehrte er zu Wellesley zurück; Sir Charles Stewart wurde von diesem hoch geschätzt. Er wohnte dem Treffen am Coa bei, verstand Wellesley wie wenige, ging auf seine Gedanken ein und stellte ihm seine sämtlichen Talente zur Disposition, während er als Generaladjutant allseitige Thätigkeit entfaltete. Er stritt bei Busaco und machte den Feldzug nach Torres Vedras mit; als aber die Franzosen den Rückzug antraten, fesselte ihn Fieber ans Bett, und erst an der spanischen Grenze konnte er wieder zu Wellesley stoßen. Er kämpfte 1811 bei Fuentes d'Onore, wo er besondere Proben seines Mutes gab, bei Albuera, Badajoz und El Bodon, wohnte der Belagerung und der Erstürmung von Ciudad Rodrigo bei, wurde hier wieder vom Wechselfieber erfaßt und sah sich genötigt, im Februar 1812 nach England heimzukehren, wo ihm der am 8. Februar erfolgte Tod seiner Gattin gemeldet wurde. Am 26. d. M. verlieh ihm der König das Großkreuz des Bath-Ordens. Er blieb in England, der beste militärische Ratgeber seines Bruders, und wirkte zur Verstärkung der Truppen auf dem Kontinente hin. Aber April 1813 erkor ihn der Prinz-Regent zum britischen Minister am Hofe und im Hauptquartiere Friedrich Wilhelms III., und er ließ es seine heiligste Aufgabe sein, alles zum Sturze Napoleons einzusetzen. Am 26. April in Dresden angelangt, überreichte er tags darauf Friedrich Wilhelm seine Kreditive. Er erwirkte von Hardenberg die provisorische Suspendierung des neuen Handelstarifs vom 20. April und unterzeichnete den Allianzvertrag zwischen Großbritannien, Preußen und Rußland in Reichenbach am 14. und 15. Juni wie den Geheimvertrag vom 16. neben Cathcart (s. d.). Stewart wohnte den Schlachten von Lützen, Bautzen und Haynau bei, nahm am Prager Kongresse mit Cathcart teil, war eifrig bemüht, Bernadotte bei den Alliierten zu halten, und benachrichtigte Castlereagh von Napoleons Zauberpolitik; am 16. August kam er nach Prag und versprach mit Cathcart Österreich sofortige Vorschüsse auf die britischen Subsidialgelder. Heldenhaft focht er bei Dresden und bei Kulm, wo er bei Colloredos Corps an der Wange schwer verwundet wurde, erhielt vom Zaren den St. Georg-Orden 4. Klasse und trug wesentlich zum Zustandekommen des Teplitzer Allianzvertrags vom 9. September (s. d.) bei. Im Dezember 1813 verlieh ihm Friedrich Wilhelm III. den Schwarzen und den Roten Adler-Orden. Die mißtrauischen Alliierten hatten ihn ins Hauptquartier Bernadottes gesandt, um diesen zu beobachten und zu innigerer Teilnahme an den gemeinsamen Operationen gegen Napoleon zu veranlassen; er drang in ihn, auf Leipzig vorzurücken, erinnerte ihn an das Urteil der Welt und an sein Interesse, aber Bernadotte blieb lahm. Bei Möckern führte Stewart die Reservekavallerie Blüchers, mit Bernadotte geriet er aufs schärfste an einander. Er stritt bei Leipzig, ging wieder in Bernadottes Hauptquartier und teilte im Dezember Napoleons Antwort auf die Frankfurter Vorschläge dem britischen Kabinette mit. Er protestierte gegen Bernadottes Plan, mit Davout eine Konvention wegen Hamburgs Räumung im November 1813 abzuschließen, und zwang ihn, davon abzustehen. Auch 1814 folgte Stewart dem alliierten Heere nach Frankreich, nahm an der Schlacht von La Rothière teil und war einer der drei britischen Bevollmächtigten auf dem Kongresse von Châtillon-sur-Seine (s. d.). Vom Zaren ausgezeichnet, sah er doch mit Befürchtung auf dessen große Pläne und Rußlands Übermacht. Nach Abbruch der Verhandlungen in Châtillon eilte er in Schwarzenbergs Hauptquartier, riet entschieden zum Marsche auf Paris, wie auch Fürst Wolkonski that, wohnte dem zweiten Gefechte von La Fère-Champenoise und der Schlacht bei Paris an und zog im Gefolge des Zaren in diese Stadt ein. Entschieden widerriet er in seinen Briefen nach London die Versetzung Napoleons nach Elba und ging im Auftrage Castlereaghs zum Herzoge von Wellington nach Toulouse, um ihn nach Paris zu bitten. Beide Feldherren kehrten hierhin zurück, dann ging Stewart nach London, wo ihn Hof und Regierung ungewöhnlich feierten, wurde im Juni 1814 Kammerherr und im Juli Botschafter in Wien und von Schweden durch das Großkreuz des Schwert-Ordens für seine Thaten belohnt. Von 1801—1814 Vertreter der Stadt Londonderry im Unterhause, wurde er 1814 als **Lord Stewart** Mitglied des Oberhauses.

Auf dem Wiener Kongresse, dem er als einer der Hauptbevollmächtigten anwohnte, zeigte er sich sehr preußenfreundlich, welche Richtung überhaupt nach Talleyrands Ansicht **seine** Wahl bestimmt hatte; über eine Scene mit ihm wegen dieser Haltung berichtet Talleyrand im Briefwechsel mit Ludwig XVIII. (Paris 1881). Napoleons Wiederkehr aus Elba brachte ihn in volle Wut; er konferierte sofort mit dem Zaren und that alles, um die Koalition gegen Napoleon aufzustacheln; 1815 kam er nach Napoleons zweitem Sturze im Gefolge der Monarchen wieder nach Paris. In der badisch-bayrisch-österreichischen Frage bemühte sich Lord Stewart als Botschafter in Wien, ein friedliches Übereinkommen mit kleinen Opfern badischerseits 1816 zu ermöglichen. Als Georg IV. seiner Gemahlin den Prozeß machte, rief er Stewart 1820 von Wien zurück; bald aber ging derselbe wieder hierhin. Von da wohnte er als Bevollmächtigter dem Kongresse von Troppau 1820 an, von Castlereagh durch Schreiben vom 16. September mit den Prinzipien der britischen Stellung zum Kongresse vertraut gemacht; er betrat darum ganz die Geleise der mattherzigen Politik Castlereaghs, die in England verdammt wurde. 1821 war er ihr Vertreter auf dem Laibacher Kongresse. Nach wie vor blieb er Botschafter in Wien, vom britischen Königshause beständig ausgezeichnet. 1818 wohnte er dem Aachener Kongresse als Zuschauer bei, reiste nach England und heiratete am 3. April 1819 eine reiche junge Erbin, Frances Anne, einzige Tochter des Sir Harry Vane-Tempest, wobei er Beinamen und Wappen der Vane annahm; viele Kinder entsprossen der Ehe. Durch den kinderlosen Tod Castlereaghs am 12. August 1822 Erbe seiner Güter und Titel geworden, zählte der **dritte Marqueß von L.** zu den

reichsten Peers. Da er die Ansichten des neuen Ministers des Äußeren, Canning (s. d.), nicht teilte, bat er um seine Abberufung vom Botschafterposten und erhielt sie am 15. Oktober 1822. Doch ließ er sich von Canning und Wellington bestimmen, im Amte zu bleiben, bis der Kongreß von Verona vorüber sei, auf dem er mit Wellington, Strangford und Burghersh Großbritannien Ende 1822 vertrat. Im Januar 1823 kehrte Vane L. nach England heim; seine offizielle und öffentliche Laufbahn schien zu Ende. Er nahm seinen Sitz im Oberhause ein, lebte viel auf den Besitzungen seiner Gattin in Durhamshire, die seinem ältesten Sohne zweiter Ehe zufallen sollten. Der König kreierte ihn am 28. März 1823 zum Grafen Vane und Viscount Seaham, welche Titel auf diesen Sohn vererbten. L. erhielt die Sinekure eines Kommandanten des Fort St. George auf Jamaika, trat sie aber im März 1822 an seinen verarmten Freund Lord Bloomfield ab. Hingegen wurde ihm am 28. Juni 1823 das 10. Husarenregiment verliehen. Er widmete sich der Verbesserung der Güter, baute und kaufte 1822 Seaham, Holdernesse House in London und Garron Tower in Irland, beteiligte sich lebhaft an den Tagesfragen, führte mit Wellington einen politischen Briefwechsel u. s. w. Obgleich Cannings Gegner, erkannte L. seine großen Talente an; er war den Forderungen der Katholiken freundlich, mißbilligte aber entschieden ihren drohenden Ton. In der Frage der Parlamentsreform stand er desto entschlossener auf der Seite ihrer Gegner, weshalb ihn Radikale in den Straßen Londons beschimpften. Der König ernannte ihn am 26. Juni 1830 zum Geheimen Rate, Wellington und Peel gaben ihm fortgesetzt Beweise ihrer Hochachtung. Viele Mußestunden widmete L. mit Geschick und Erfolg der Schriftstellerei; 1828 erschien in London seine „History of the war in Spain" (letzte Ausgabe 1876), 1833 ebenda „Narrative of the late war in Germany and France" (deutsch in 2 Bänden, Weimar 1836).

Als Peel im Dezember 1834 sein Kabinett bildete, bestimmte er L. zum Gesandten in St. Petersburg, um hier Zutrauen zur Rückkehr Großbritanniens zu konservativen Grundsätzen im internationalen Verkehre zu gewinnen. Aber im Unterhause erhob sich die liberale Partei unter Sheil und Fergusson leidenschaftlich gegen den Feind der Reformbill, der die Polen 1831 Rebellen gegen ihren legitimen Herrn genannt habe; auch Lord Stanley griff ihn an. Peel suchte vergebens ihn zu rechtfertigen, umsonst sprach Wellington für den alten Kameraden. L. löste die unangenehme Frage, indem er am 16. März 1835 im Oberhause erklärte, unter sothanen Verhältnissen nehme er den Posten nicht an. Mit seiner Gemahlin bereiste L. 1836—37 Schweden, Rußland, die Türkei, Nordafrika und Spanien, und 1838 erschienen in London als Frucht der Reise „Recollections of a tour in the north of Europe". 1840 traten die Gatten eine neue Reise durch Holland, Deutschland, Österreich und die Türkei an, und 1842 erschien in London die „Steam voyage to Constantinople". Wellington veranlaßte, daß L. am 21. Juni 1843 das 2. Leibgarderegiment verliehen wurde, und Peel verschaffte ihm 1843 das Amt des Lord-Lieutenant der Grafschaft Durham. Um seines Bruders Andenken zu retten und seinen Feinden entgegen zu treten, unternahm L. eine Riesenarbeit, als deren Resultat „Memoirs and correspondence of Viscount Castlereagh, second Marquess of Londonderry, edited by his brother Charles Vane, Marquess of Londonderry", fortgesetzt als „Correspondence, despatches and other papers of Viscount Castlereagh, second Marquess of Londonderry" in 12 Bänden 1848—1853 in London (deutsch von Frankenberg, Hamburg 1853) erschienen. L. sprach im Oberhause gegen die Insurrektionen in Polen und Italien, ergriff Partei für Don Carlos und unterstützte aus Haß gegen Frankreich den Julivertrag von 1840; er trat für Abd-el-Kader 1847 bei Ludwig Philipp ein, als das ursprüngliche Abkommen mit jenem nicht gehalten wurde, und interessierte den häufig bei ihm verkehrenden Prinzen Ludwig Napoleon für dessen Los. Während der Münzkrisis von 1847 zeigte er sich sehr energisch, und am 10. April 1848 stand er Wellington bei der Chartistenbewegung ritterlich zur Seite. Nachdem er Wellington die letzte Ehre erwiesen und sein Bahrtuch getragen hatte, erhielt L. auf Derbys (s. d.) Rat von Viktoria am 17. September 1852 den vom Verstorbenen getragenen Hosenband-Orden. L. starb in London am 6. März 1854 und ruht in Wynyard Park (Durhamshire).

Vgl. Alison, Lives of Lord Castlereagh and Sir Charles Stewart, the second and third Marquesses of Londonderry, with annals of contemporary events in which they bore a part, from the original papers of the family, 3 Bde., Edinburgh u. London 1861; Pauli, Geschichte Englands seit den Friedensschlüssen von 1814 u. 1815, 3 Bde., Leipzig 1864—1875.

Longstreet, James, General im Dienste der konföderierten Staaten von Amerika, 1820 in Süd-Carolina geboren und in Westpoint erzogen, trat bei Ausbruch des Sezessions-Krieges als Brigadier in den Dienst der Südstaaten, hatte an dem Erfolge von Bull-run am 21. Juli 1861 großen Anteil, trug zu Johnstons Siege bei Williamsburg am 7. Mai 1862 bei und diente dann unter Lee, dem er namentlich bei Gaines Mill am 27. Juni 1862 wertvolle Unterstützung leistete. Als selbständiger Befehlshaber in Süd-Virginien, wohin er darauf entsandt wurde, leistete er nichts, dagegen erwies er sich am 24. Juni 1863 bei Gettysburg unter Lee wiederum tüchtig, darauf wurde er mit fünf Brigaden zu General Bragg nach Tenessee geschickt, focht unter diesem am 19. und 20. September bei Chikamauga, überwarf sich aber mit ihm ebenso, wie er der Regierung gegenüber sich unbotmäßig erwies; er schloß nun Burnside in Knoxville ein, räumte aber bei Shermans Annäherung Kentucky; er wurde daher Anfang 1864 wieder zu Lees Armee versetzt, an deren letzten Kämpfen er, nachdem eine in den Maischlachten in der Wilderneß empfangene Wunde ihn fast den ganzen Rest des Jahres hindurch vom Kriege ferngehalten, seinen Anteil hatte.

Nachdem sie kapituliert hatte, trat er in ein Handelshaus in New-Orleans. — Vgl. Pollard, Lee and his lieutenants, New-York 1867.

Longueville, Heinrich II. Herzog von, aus einer in der Normandie reich begüterten Bastardfamilie der Orléans am 27. April 1595 geboren, erhielt, im Dreißigjährigen Kriege als Kriegsmann bewährt, nach Bernhards von Weimar Tode das Kommando der französischen Truppen, führte 1642 den Krieg gegen die Spanier in Oberitalien zu einem glücklichen Ende, nahm an den Kämpfen der Fronde Anteil und starb am 11. Mai 1655 zu Rouen. — Eine noch wichtigere Rolle als Herzog Heinrich im Felde, spielte seine Gemahlin Anna Genoveva am Hofe und in der Politik. — Vgl. „Nouvelle biographie générale" XXXI, Paris 1862.

Longwy, französische Grenzfestung gegen Belgien, am rechten Ufer des Chiers belegen, wurde im Jahre 1792 seit dem 15. August von den Verbündeten eingeschlossen. Am 22. begann die Beschießung, schon am 23. folgte ihr die Übergabe, wegen welcher der Kommandant später in Paris guillotiniert wurde; am 23. Oktober wurde L. wieder geräumt.

1815 ward L. von 6000 Mann unter Prinz Ludwig von Hessen-Homburg eingeschlossen, in der Nacht vom 1./2. Juli wurde die 1. Parallele ausgehoben, am 12. die Beschießung durch von Metz und Diedenhofen heranrückende Entsatztruppen unterbrochen; am 27. begann die Belagerung von neuem. Die Unterhandlungen, welche angeknüpft wurden, führten, trotz der politischen Lage Frankreichs, nicht zum Ziele, den energischeren militärischen Maßregeln, welche der Prinz am 8. September ergriff, setzte der Kommandant, General Mériage, energischen Widerstand entgegen; am 18. desselben Monats mußte er jedoch kapitulieren.

1870 wurde L., da die Festung wegen ihrer geringen Größe und ihrer isolierten Lage eine besondere Bedeutung für die deutsche Kriegführung nicht hatte, erst Mitte Dezember eingeschlossen; am 27. unternahm die Besatzung einen nicht erfolglosen Überfall der Cernierungstruppen. Im Januar 1871 wurde die Belagerung ins Auge gefaßt, am 16. war die Einschließung beendet, am 17. begann die Beschießung, welche von der Besatzung nach Kräften erwidert wurde. Am 24. trat der Kommandant Oberst-Lieutenant Massaroli in Unterhandlungen mit dem Befehlshaber der Belagerungstruppen, Oberst v. Krenski, ein; am 25. erfolgte die Übergabe, 2000 Mann wurden Kriegsgefangene. Der Kommandant erfuhr Tadel, weil er den Anforderungen des Reglements nicht genügt habe; zu seiner Rechtfertigung schrieb er: „La défense de L. devant le conseil d'enquête et l'opinion publique." — Vgl. Wolf, Belagerung von L., Berlin 1875.

Lonjumeau, Friede am 2. März 1568 s. **Hugenotten.**

Lopez. 1) **Narciso,** ein Venezuele, 1799 geboren, stand in den Kämpfen Südamerikas gegen die Herrschaft Spaniens auf seiten des letzteren, focht in Europa gegen die Karlisten, verlor durch Esparteros Sturz 1843 seine Stellung als Gouverneur von Trinidad, ward 1848 des Hochverrats angeschuldigt, floh nach Amerika und beteiligte sich nun an den von den Vereinigten Staaten ausgehenden Bemühungen, den Spaniern Cuba zu entreißen. Bei den zu diesem Zweck mit bewaffneter Hand ins Werk gesetzten Unternehmungen war er der Hauptanführer. Die erste derselben fand 1850 statt; sie war ungenügend vorbereitet und fand bei den Eingeborenen keine Unterstützung, L. landete am 19. Mai bei Cardenas, kehrte aber bald nach Rhode-Island zurück. 1851 erschien er wieder; seine kleine Schar stieg am 12. August bei Playnas an das Land und errang anfangs einige kleine Erfolge, erlag aber bald den überlegenen spanischen Truppen, L. selbst wurde am 29. August im Gebirge von Rosario gefangen genommen und am 1. September in Havana erschossen. — Vgl. J. de la Pezuela, Historia de la isla de Cuba, Madrid 1868.

2) **Carlos** Antonio L., 1799 geboren, der Nachfolger des Dr. Francia (s. d.) in der Diktatur der Republik Paraguay (s. d.), zu deren Präsidenten er 1844 gewählt wurde, blieb im allgemeinen den Regierungsgrundsätzen seines Vorgängers treu, trat aber in manchen Dingen aus der von diesem sorgsam bewahrten Abgeschiedenheit heraus. So gestattete er die Schiffahrt auf dem Paraguay, gab den Handel frei und nahm an dem Kriege gegen Argentinien teil. Große Sorgfalt verwendete er auf das Heer, welches er, nachdem er die allgemeine Wehrpflicht eingeführt hatte, fast ganz nach preußischem Muster organisierte; außerdem legte er Befestigungswerke an und ließ die Flußdampfer so einrichten, daß sie erforderlichenfalls auch für Kriegszwecke brauchbar waren. Als er am 10. September 1862 gestorben war, folgte ihm sein Sohn

3) **Francisco** Solano L., am 24. Juli 1827 geboren, welcher auf die Abgeschlossenheit Paraguays noch mehr verzichtete und im Gegenteil die Grenzen seines Landes durch Waffengewalt zu erweitern versuchte. Militärisch erzogen, erhielt er schon in ganz jungen Jahren, wo sein Vater ihm das Kommando des Corps anvertraute, welches er gegen Argentinien entsandte, Gelegenheit sich kriegerisch weiter auszubilden, machte dann eine mehrjährige Reise nach Europa und benutzte diese, um sich mit den dortigen militärischen Einrichtungen und mit den Fortschritten der Industrie bekannt zu machen, Modelle, Maschinen, Techniker und Ingenieure in seine Heimat zu schicken. Aber auch eine Maitresse, Mrs. Lynch, eine Irländerin, brachte er dorthin mit, welche bis zu seinem Tode großen Einfluß auf ihn ausübte. Sobald er zur Regierung gelangt war, welche er ebenso despotisch führte wie seine beiden Vorgänger, dachte er an die Erweiterung seiner Machtsphäre. Als unumschränkter Herr eines wohlhabenden Landes und als Gebieter über die einzige tüchtige Armee in Südamerika schien er den Erfolg sicher zu haben. Nur Brasilien konnte ihm gefährlich werden. Dieses mußte er daher zunächst demütigen. Ob seine Pläne auf den Erwerb der brasilianischen Provinz Matto Grasso hinausgingen oder ob er sich den Zugang zum La Platastrome und damit zum Weltmeere eröffnen wollte, steht nicht fest. Zunächst suchte

er Streit mit Brasilien, wofür er Heer und Flotte sorgsam vorbereitet hatte. Des Kaiserreiches Einmischung in die inneren Verhältnisse Uruguays gaben ihm den Vorwand zur Eröffnung von Feindseligkeiten. Sie begannen im November 1864; Paraguay hatte anfangs Erfolge, aber L. benutzte dieselben nicht, es mangelte ihm der Geist der Offensive; er war unübertroffen im zähen Festhalten, aber es fehlte ihm der unternehmende Sinn, welcher die Welt erobert. Die Zeit verstrich ungenutzt, und bald sah er sich der am 1. Mai 1865 zwischen Brasilien, Uruguay und Argentinien geschlossenen „Tripleallianz" gegenüber, deren ausgesprochener Zweck sein Sturz war. Nach fünf Jahren war derselbe erreicht; Paraguay war nach hartnäckiger Gegenwehr unterlegen; sein Heer hatte der numerischen und materiellen Übermacht seiner Feinde gegenüber nichts ausrichten können. L. selbst erschien nie im Felde, sorgsam hütete er seine Person vor Schaden, aber er war die Seele der Kriegführung, despotisch streng gegen seine Soldaten, aber unermüdlich in der Fürsorge für sie und von ihnen vergöttert, fruchtbar in der Erfindung und Aufstellung immer neuer Widerstandsmittel und reich an Plänen, aber in Ausführung der letzteren weniger beharrlich und glücklich. Das Unglück machte ihn argwöhnisch und grausam, diese Schattenseiten seines Charakters traten immer mehr hervor. Endlich waren alle Hilfsmittel seines Landes erschöpft; L. floh mit einer Handvoll Leute, vielleicht hoffte er nach Bolivia zu entkommen, verraten und von den Brasilianern am Rio Aguidabanigui überfallen, wurde er am 1. März 1870 getötet. Die Urteile über seinen Charakter, seine Eigenschaften und seine Leistungen widersprechen einander in schroffster Weise, indes überwiegen die ungünstigen und abfälligen. — Vgl. L. Schneider, Krieg der Tripleallianz gegen Paraguay, Berlin 1872—1875.

4) **Miguel** L., mexikanischer Oberst, verriet nach ziemlich allgemein feststehender Ansicht den Kaiser Maximilian von Mexiko, indem er in der Nacht vom 14./15. Mai 1867 die liberalen Truppen in dessen letzte Zufluchtsstätte, die Stadt Queretaro, einließ. L. hat sich gegen den Verdacht durch eine eigene Schrift „Die Einnahme von Queretaro" vergeblich zu rechtfertigen gesucht. — Vgl. Prinz Salm, Queretaro, Stuttgart 1868.

Lorencez, Charles Ferdinand Latrille, Graf, französischer Divisionsgeneral, erhielt 1862 das Kommando der französischen Truppen in Mexiko, wo er im März landete, und wurde durch des Admirals Jurien de la Gravière Abberufung bald selbständig. Die Operationen begannen; er besetzte am 20. April Orizaba, vertrieb die Mexikaner am 28. aus einer günstigen Stellung bei Acultzingo und stand am 5. Mai vor Puebla; der sofort unternommene Sturmversuch scheiterte an den schlechten militärischen Maßregeln unter großen Verlusten, die Franzosen traten den Rückzug an. Die erlittene Schlappe mußte ausgeglichen werden; Ende des Jahres landete General Forey mit Verstärkungen in Veracruz und übernahm das Kommando, L. kehrte nach Frankreich zurück. Erst 1879 trat er ganz in den Ruhestand.

Loris-Melikow, Michael Farielowitsch, russischer General, wurde am 1. Januar 1826 n. St. zu Tiflis geboren. Seine Abstammung wird durch seinen Namen bezeichnet, da Lori ein Bezirk im Gouvernement Tiflis, Meli ein Titel, welchen die Perser dem ärmeren kaukasischen Adel gaben, und kow die angehängte russische Endung ist; er gehört der gregorianisch-armenischen Religion an. Im Jahre 1838 in die Petersburger Garde-Junkerschule aufgenommen, ward er 1843 Cornet im Grodnoer Garde-Husarenregiment und 1847 Adjutant des Fürsten Woronzow, damals General-Gouverneur des Kaukasus. Dort blieb L.-M. fast ununterbrochen mehr als dreißig Jahre hindurch thätig; seine genaue Kenntnis der Verhältnisse der Provinz, welcher er entstammt, war seiner Wirksamkeit sehr förderlich. Schon 1847 wurde er für Auszeichnung bei Erstürmung des Aul Gerbelü Rittmeister, mit dreißig Jahren war er Oberst; die Kämpfe gegen Schamyl gaben ihm vielfach Gelegenheit sich hervorzuthun. Während des Krimkrieges kommandierte er ein aus den mannigfaltigsten Bestandteilen, namentlich auch aus Kurden, zusammengesetztes Corps; bei der Eroberung von Kars wird er wiederholt genannt, nach der Einnahme der Festung ward er dort Gouverneur. 1863 focht er eine Zeit lang gegen die aufständischen Polen. 1875 ward er dem Großfürsten Michael attachiert; unter diesem war er die Seele der Kriegführung in Asien während des Türkenkrieges von 1877—1878. Am 24. April 1877 überschritt er bei Alexandropol die Grenze, nahm am 17. Mai Ardahan und drängte seine Gegner fast gegen Erzerum zurück Am 26. Juni griff er Mukthar Pascha mit ungenügenden Kräften bei Zewin vergeblich an und mußte sich nun, da auch seine Unterführer nichts ausrichteten, unter Aufgebung der Einschließung von Kars wieder auf Alexandropol zurückziehen. Erst das Eintreffen von Verstärkungen ermöglichte es dem Großfürsten Michael, welcher Anfang Oktober auf dem Kriegsschauplatze anlangte, die Offensivoperationen aufzunehmen und mit Erfolg zu Ende zu führen (vgl. „Türkenkriege"). Nachdem L.-M. im Beginn des Jahres 1879 durch seine energischen Maßregeln sich Verdienste um die Unterdrückung der Pest im Wolgagebiete erworben hatte, wurde er im April, wie Gurko in Petersburg und Todleben in Odessa, mit ausgedehnter Vollmacht zum General-Gouverneur in Charkow ernannt und im Februar 1880, da er sich bewährt hatte, nach der Dynamitexplosion im Winterpalais an Gurkos Stelle nach Petersburg berufen. Ein Attentat, welches am 3. März ein junger Mann aus den gebildeten Ständen gegen ihn ausführte, verfehlte seinen Zweck: am 18. August wurde er Minister des Innern; die große Macht, welche in seine Hand gelegt war, bemühte er sich nicht allein zu gewaltsamer Niederhaltung der Revolution zu verwenden, sondern zugleich zur Bekämpfung ihrer Bestrebungen von Grund auf, aber seine milde Persönlichkeit konnte das Attentat vom 13. März 1881, welches den Kaiser Alexander II. das Leben kostete, nicht abwenden; er legte nun sein Amt nieder.

Lornsen (Uwe Jens), geboren den 18. November 1793 auf der Insel Sylt, wo sein Vater

Schiffskapitän und später Ratmann war, brachte unter dem Eindrucke der französischen Juli-Revolution die sich seit 1815 hinschleppende schleswig-holsteinsche Frage zuerst wieder öffentlich zur Sprache, wofür er hart büßen mußte. L. besuchte seit 1811 die höheren Lehranstalten von Tondern und Schleswig und studierte sodann auf den Universitäten zu Kiel (1816—1817) und zu Jena (1817—1819) Jura. Nach Ablegung des Staatsexamens 1820 trat er zu Kopenhagen in das Regierungskollegium für Schleswig-Holstein, wo er als gut qualifiziert bald mit wichtigen Arbeiten betraut und zum Comptoir-Chef befördert wurde. Doch entsprach die immerhin subalterne Stellung nicht L.s ausgezeichneten Geistesgaben, und als er nach zehnjähriger Dienstzeit noch keine Aussicht hatte, in eine höhere Stelle aufzurücken, zog er es vor, um den mindestens selbständigeren Posten eines Landvogts nachzusuchen. In Anbetracht seiner bisherigen Leistungen wurde er noch 1830 zum Landvogt seiner Heimatsinsel ernannt. Inzwischen wehte von Frankreich her ein frischer Zug nationaler Begeisterung durch ganz Deutschland bis zur Königsau hinauf, und besonders L., der die Danisierung der Herzogtümer immer tief beklagt hatte, nahm den lebhaftesten Anteil an der Bewegung. Wie aus noch vorhandenen Briefen an seine Freunde hervorgeht, hoffte er, daß aus den zeitigen Bestrebungen auch eine Selbständigkeit Schleswig-Holsteins hervorgehen müsse. Auf seiner Reise von Kopenhagen nach Sylt kam L. nach Kiel, hier waren die Gegensätze zwischen Dänen- und Deutschtum bereits schroff hervorgetreten, und da er sich von Gleichgesinnten umgeben sah, war er sogleich zum Handeln bereit. Sich von der moralischen Schwäche und augenblicklichen Widerstandslosigkeit der Regierung überzeugt haltend, berief er nach kurzer Beratung mit seinen politischen Freunden zum 1. November eine Landesversammlung nach Kiel, die auch stattfand und der er eine von ihm verfaßte Schrift „Über das Verfassungswerk in Schleswig-Holstein“ vorlegte. Unter allgemeiner Zustimmung wurde die Veröffentlichung derselben, worin L. eine die beiden Herzogtümer umfassende Repräsentativverfassung unter Personalunion mit dem Königreiche forderte, beschlossen. Binnen wenigen Tagen wurden über 10,000 Exemplare der Schrift verbreitet, und um der öffentlichen Meinung Ausdruck zu geben, beabsichtigte man eine Petitionsbewegung zu veranlassen, wobei Stadt- und Landgemeinden vorangehen sollten. Aber diese Hoffnung schlug fehl, als die Kieler Kommunalvertretung die Opportunität der Petition beanstandete und ihr Zurückhalten überall Nachahmung fand. Unterdessen hatte die Regierung bereits erkannt, daß eine ernstliche Gefahr nicht vorliege und ihre Gegenmaßregeln getroffen. L. erhielt Befehl, sofort auf seinen Posten nach Sylt zu gehen, wo man ihn bei seiner Ankunft am 30. November 1830 verhaftete und nach Rendsburg abführte. Dort verurteilte ihn das schleswigsche Obergericht zur Amtsentsetzung und einjähriger Festungshaft. Nach Abbüßung seiner Strafe zog er sich 1832 nach Sylt zurück, verließ jedoch 1833 die Heimat und ging nach Rio de Janeiro, um unter den Tropen Heilung für seine angegriffene Gesundheit zu suchen. Nach vierjährigem Aufenthalte daselbst kehrte er kränker als zuvor nach Europa zurück und begab sich in die Schweiz, um hier sein Werk „Die Unionsverfassung Dänemarks und Schleswig-Holsteins“, erschienen nach seinem Tode Jena 1841, zu vollenden. Geistig und körperlich gebrochen starb L. nach schwerem Leiden 1838 zu Pressy am Genfer See.

Lothringen. In weiblicher Nachfolge der alten elsassischen Dynastie hatte das Haus Anjou seit 1431 über L. geherrscht, erlosch aber schon 1473 mit dem Tode des Herzogs Nikolaus. Nunmehr kam L. durch Renatus II. (René, Rainer), Sohn Friedrichs von L.-Vaudémont und Jolanthes von L.-Anjou, an die jüngere Linie der eigentlichen Dynastie zurück. Mit der Regierung dieses Herzogs beginnt für L. eine neue Periode staatlicher Entwickelung, indem es aus seiner bisher lediglich lokalen Position heraustretend, fortan an den wichtigeren Begebenheiten Mitteleuropas teilnahm. Der Herzog hatte sich zunächst über seine Haltung Frankreich und Burgund gegenüber, die beide zwar unter einander befeindet, doch L.s Freiheit gleich sehr bedrohten, zu entschließen. Eine Neutralität ließ sich kaum aufrechterhalten und der einzige natürliche Rückhalt, das Deutsche Reich, bot unter Kaiser Friedrichs III. schwacher und schwankender Regierung keine Garantie, weshalb sich Renatus nach aufrichtigen Bundesgenossen umsehen mußte, die er sogleich in der Koalition der Schweizer Kantone mit den Bischöfen von Basel und Straßburg und einigen elsassischen Städten gegen Herzog Karl den Kühnen von Burgund als den „Hasser gemeiner tütscher Nation“ fand. Freilich war der Zeitpunkt hierzu nicht glücklich gewählt, denn eben versöhnte sich Karl der Kühne mit dem Kaiser, dessen Sohne Erzherzog Maximilian er seine Tochter Maria von Burgund verlobt hatte, anderseits begünstigte wohl König Ludwig XI. von Frankreich das Bündnis, enthielt sich aber aus Besorgnis vor den mit Burgund alliierten Engländern jeder materiellen Hilfe. Um so mehr beeilte sich der Herzog von Burgund, über das noch nicht kriegsbereite L. herzufallen, occupierte 1475 das ganze Land und nahm auch die Hauptstadt Nancy ein. Herzog Renatus entfloh nach Lyon in die Nähe der befreundeten Schweiz. Diese hatte inzwischen die Feindseligkeiten gegen Burgund eröffnet, so daß sich Herzog Karl genötigt sah, mit dem größten Teile seines Heeres nach der Schweizergrenze aufzubrechen, wo er bei Granson und Murten 1476 schwere Niederlagen erlitt. Nun begann in L. das Befreiungswerk, aus den meisten Städten wurden die burgundischen Besatzungen vertrieben. Herzog Renatus eilte selbst herbei und sammelte die lothringischen Streitkräfte, denen sich Nancy durch Kapitulation ergab. Bald aber rückte ein neues burgundisches Heer zur Belagerung dieser Stadt heran, behufs deren Entsatz nun die schweizerischen Bundesgenossen aufgeboten wurden. Am 4. Januar 1477 traf das lothringisch-schweizerische Heer, jetzt auch durch einen unbedeutenden Zuzug französischer Ritter verstärkt, vor der Stadt ein. Am folgenden Tage

fand die denkwürdige Schlacht bei Nancy statt, in der das burgundische Heer vollständig geschlagen wurde und Karl der Kühne sogar blieb. Von der feindlichen Invasion war L. befreit, aber der Krieg hatte das Land ruiniert, und um die Schäden zu heilen, bedurfte es nun der Ruhe und sparsamsten Finanzwirtschaft. Vor neuen Kriegen bewahrte der Herzog glücklich das Land, indem er eine sehr vorsichtige Politik, besonders gegen Frankreich, befolgte, doch erforderte der Unterhalt seines prunkenden Hofhaltes und einer Söldnertruppe von einigen tausend Mann, deren er das Land zur Sicherheit der Straßen und des Handels für benötigt hielt, viel Aufwand. Für Schule und Pflege der Wissenschaften geschah unter Renatus' Regierung sehr wenig, obwohl die Buchdruckerkunst ihren Einfluß bereits überall auszuüben begonnen hatte, dagegen sah es mit den Künsten besser aus, Baukunst, Bildhauerei und Malerei blühten im Dienste der Kirche, auch ein zeitgemäß wohlgeordnetes Korporations- und Zunftwesen überwachte das Gedeihen der einzelnen Gewerbe. Die Versuche des Herzogs, das Land zu vergrößern, waren von geringem Erfolge, nur das von Frankreich größtenteils belegte Herzogtum Bar wurde 1484 L. als rechtmäßige Erbschaft zugesprochen. Nach König Ludwigs XI. Tode suchte die Regentin Anna de Beaujeu, ältere Schwester des minderjährigen Königs Karls VIII., an Herzog Renatus eine Stütze zu gewinnen, weshalb sie ihn zur Scheidung von seiner Gemahlin Jeannette d'Harcourt, von der er keine Kinder hatte, bewog und ihn 1488 mit ihrer Nichte Philippine von Geldern vermählte. Von 1504 bis 1508 wütete die Pest in L. furchtbar, eine große Sterblichkeit trat ein, und die Einwohnerzahl des Landes nahm zusehends ab, an ärztlicher Hilfe und Krankenpflege fehlte es gänzlich, und vergebens setzte der bigotte Herzog zur Bekämpfung der Epidemie feierliche Umzüge in Scene.

Herzog Renatus starb 1508 im 60. Lebensjahre. Er war der Stifter des neuen lothringischen Hauses, dessen Hauptlinie sein ältester Sohn Anton fortsetzte, während sein zweiter Sohn Claudius einen Nebenzweig gründete, der sich in Frankreich weit ausbreitete und die berühmte Familie der Guise (s. d.) bildete. Von seinen drei anderen Söhnen wurde Franz Stifter der Seitenlinie L.-Lambesc, während Johann und Ludwig in den geistlichen Stand traten und später die Bistümer Metz und Verdun erhielten.

Der junge Herzog Anton, obgleich deutscher Reichsfürst, war am französischen Hofe erzogen und blieb auch nach Antritt seiner Regierung in französischer Abhängigkeit, noch enger durch seine Verheiratung mit Renate von Montpensier, Schwester des Connetable von Bourbon, darin gefesselt. So begleitete er den König Franz I. von Frankreich nach Italien, um in den Ebenen von Marignano an dessen glänzendem Siege über die Schweizer, deren nachhaltiges Schutzbündnis seinem Vater das Herzogtum gerettet hatte, teilzunehmen. Erst als Karl V., den er persönlich verehrte, 1519 zum deutschen Kaiser gewählt war, erwachte sein deutsches Interesse und entfremdete ihn ebenmäßig Frankreich. Doch hielt der Herzog nach beiden Seiten seine Politik offen, eine Wandlung, welche L. sehr zu statten kam, das infolge dieser Neutralität von den Kriegen zwischen dem Kaiser und König Franz meist unberührt blieb. Der Wohlstand des Landes schien sich gedeihlich zu entfalten, aber von 1522—1524 wurde das Land wiederum von der Pest heimgesucht, auch folgte der Seuche diesmal eine verderbliche Hungersnot. Neue und schwere Wirren brachte die Reformation, die sich auch in L. ausbreitete und deren raschen Fortgang Herzog Anton unter Hilfe des Klerus mit Feuer und Schwert bekämpfte. Bald darauf erhoben sich im Deutschen Reiche die durch den Druck der weltlichen und geistlichen Grundherren übermäßig belasteten Bauern (s. „Bauernkrieg"). Der Herzog unterdrückte zunächst die Bewegung in seinem Lande und zog dann mit einem ansehnlichen Heere 1525 in das Elsaß, um selbst über die lothringischen Grenzen hinaus den Aufstand zu bekämpfen. Er schlug die schlecht bewaffneten und roh tumultuierenden Bauern bei Lupfenheim und schloß ihr Hauptheer in Zabern ein, wo dasselbe aus Mangel an Lebensmitteln kapitulierte. Anton brach jedoch die Kapitulation und richtete unter den Bauern, welche vertragsmäßig die Waffen niedergelegt hatten, mit offenbarer Verletzung des Völkerrechts, ein vernichtendes Blutbad an. Um sich wegen dieser Metzelei zu rächen, verlegten die Bauern den herzoglichen Truppen den Rückweg durch die Vogesen, wurden zwar wieder geschlagen, aber auch die Sieger erlitten bedeutende Verluste. Nach L. zurückgekehrt, ließ der Herzog die Anhänger der Reformation mit größter Strenge verfolgen; da er von Natur gutmütig gewesen sein soll, sogar von seinen Zeitgenossen den Beinamen des Guten erhielt, so muß man die harte Verfolgung der Protestanten ebenso wie die grausame Behandlung der Bauern seinem religiösen und politischen Fanatismus zuschreiben. Im übrigen waren seine Bestrebungen auf die Hebung der innern Zustände gerichtet, Handel und Gewerbe wurden gefördert, die größeren Städte, besonders Nancy, erweitert und verschönert. Mit Karl V. trat Anton 1540 durch Verheiratung des Erbprinzen Franz, der wie sein Vater am französischen Hofe erzogen war und für den man dort bereits Heiratsprojekte vorbereitete, mit des Kaisers Nichte, der Prinzessin Christiane von Dänemark, in verwandtschaftliche Beziehungen. Dies veranlaßte Franz I. zu ränkesüchtigen Maßnahmen, insofern derselbe jetzt ohne gültigen Vorwand die volle Lehnsherrschaft über das westliche Bar und den Besitz von Stenay beanspruchte, L. dafür mit einigen unwesentlichen Gebietserweiterungen an der Mosel abfindend. Herzog Anton mußte sich fügen, hoffte indessen wegen seiner vermittelnden Thätigkeit bei Wiederherstellung des Friedens zwischen dem Kaiser und König Franz später entschädigt zu werden. Hierüber starb er am 14. Juni 1544. Wenige Monate nachher erfolgte der Friede von Crespy (s. d.), nach dessen Bestimmungen seinem Nachfolger Herzog Franz II. Stenay wirklich zurückgegeben wurde. Dieser starb schon im folgenden Jahre und für den minderjährigen Erbprinzen Karl übernahm die Herzogin-Witwe Christiane die Regentschaft.

Einige Jahre darauf brachten neue kriegerische Vorbereitungen Frankreichs eine für L. höchst bedrohliche Wendung. König Heinrich II. im Bündnisse mit Kurfürst Moritz von Sachsen (s. d.) gegen Karl V. benutzte die kritische Lage des Deutschen Reiches zu einem Raubzuge gegen die unter lothringischer Schirmherrschaft stehenden Bistümer Metz, Toul und Verdun. Er ließ 1552 ein Heer in L. einrücken und bemächtigte sich von hier aus zunächst durch Verrat der deutschen Reichsstadt Metz als Basispunkt weiterer Überfälle Deutschlands, dann der Städte Toul und Verdun. Die Gebietsteile dieser Städte durchsetzten aber den territorialen Zusammenhang L.s und boten somit den französischen Heeren jederzeit willkommene Gelegenheit zu Durchzügen. Hätten die Herzöge von L. nur einigermaßen klaren politischen Blick gehabt, so mußte die Vereinigung von Metz, Toul und Verdun mit L. ihr unausgesetztes Ziel sein, um durch die Bistümer das Herzogtum zu verstärken und hierdurch beide Teile für Deutschland zu retten. Die Möglichkeit dafür läßt sich historisch nachweisen, unbeanstandet jedenfalls zur Zeit, als die französischen Könige sich noch weniger initiativ in die Angelegenheiten ihrer östlichen Nachbarn einmengen konnten. Trotz aller Proteste der Regentin-Mutter wurde der junge Herzog Karl III. von Nancy nach Paris gebracht, um dort auf Befehl König Heinrichs erzogen zu werden, der ihn unter Zustimmung der Guisen später mit seiner Tochter Claudia zu vermählen gedachte. Die Hochzeit geschah 1559, und das fürstliche Paar siedelte nun nach L. über, wo die Stimmung zwischen dem allgemeinen Jubel, der das Land bei der Wiederkehr des Herzogs erfüllte und den schweren Heimsuchungen der französischen Occupation, unter welcher es noch seufzte, wechselte. Damit begann die Selbstregierung Karls III., der, von einem großen Hofstaate umgeben, seinen Landständen mit französischem Übermut entgegentrat und die Anerkennung ihrer Privilegien verweigerte. Die hierdurch entstandene Krisis fand zwar in der Folge eine glückliche Lösung, eine merkliche Verstimmung blieb jedoch beiderseits zurück. Nach außen hin mußte der Herzog erfahren, daß in Frankreich lediglich das Staatsinteresse walte, seine nahe Verwandtschaft mit dem Könige blieb beim diplomatischen Verkehr ganz unberücksichtigt, dagegen machte sich mehr und mehr der französische Einfluß geltend, dem gegenüber sich seine politischen Maßnahmen machtlos erwiesen. Nur nach vielen Bemühungen gelang es ihm, sich mit Frankreich wegen Bar zu vergleichen und die Einwilligung desselben für den durch Erbschaft und Kauf erreichten Landerwerb der Distrikte Bitsch, Pfalzburg, Marsal und St. Avold an der oberen Saar und Seille zu gewinnen. Die Hugenottenkriege (s. d.) wirkten auch auf L. ein, denn in Verbindung mit der französischen Ligue wurden auch hier heiße Kämpfe gegen den Protestantismus, der in Metz und im Elsaß starke Unterstützung fand, geführt. Jahrelang hatte das Land unter diesen Zuständen zu leiden, doch noch härter wurde es 1595—1598 von den sich über ganz L. bis zur niederländischen Grenze erstreckenden Rüstungen König Heinrichs IV. gegen das spanisch-österreichische Haus betroffen, so daß sich die Finanznot allmählich zu einem unheilbaren Schaden gestaltete. Abgesehen davon machte sich ein Aufschwung der inneren Verhältnisse bemerkbar, 1580 wurde die Universität zu Pont-à-Mousson gestiftet und 1582 die neue Zeitrechnung des Gregorianischen Kalenders eingeführt. Am 14. Mai 1608 starb Karl III., und es folgte ihm sein Sohn Heinrich II. in schon reiferem Mannesalter. Von ebenfalls streng katholischer Gesinnung, hatte doch dieser Fürst in erster Ehe eine Protestantin, Katharina von Bourbon, Schwester Heinrichs IV., geheiratet; gutmütig und wohlwollend vermied er zwar die Streitigkeiten seines Vaters mit den Ständen, versuchte aber ebenso wenig eine Annäherung an diese, wie er energielos den klerikalen Übergriffen nachgab. Trotz aller Geldkalamitäten setzte er die traditionell gewordene Verschönerung der Landeshauptstadt fort, unternahm aber auch deren Neubefestigung mit vielen Unkosten, denn die Zeiten wurden mit dem beginnenden Dreißigjährigen Kriege drohender als je zuvor. 1621 durchzogen Graf Mansfeld und Herzog Christian von Braunschweig mit ihren beutelustigen Scharen L. und behandelten das Land, welches unter den Folgen einer Mißernte doppelt schwer zu leiden hatte, als zur feindlichen Partei gehörig mit grausamer Härte. Nach Abzug der gegnerischen Truppen in die Niederlande, konnte sich wie in den seitherigen Friedensjahren der wirtschaftliche Haushalt L.s von neuem beleben. Ein Gegenstand größter Sorge des Herzogs war die Erbfolge, da er nur zwei Töchter, Nicola und Claudia, aus seiner zweiten Ehe mit einer Nichte der Königin Maria von Medici hatte. Erst nach Beseitigung vieler Schwierigkeiten genehmigte Herzog Heinrich die Heirat der Erbtochter Nicola mit seinem Neffen, dem Prinzen Karl von L.-Vaudémont. Am 21. Juli 1624 starb der Herzog nach einer freilich matten, aber friedliebenden Regierung, während welcher ihm jedoch 1613 die Vereinigung des Marquisats Nomeny mit L. gelang.

Bei Beginn des 17. Jahrhunderts hatte Frankreich bereits festen Fuß in L. gefaßt, und es bedurfte nur noch weniger Generationen, um sein Eroberungsziel hier vollends zu erreichen. Trotz Heinrichs II. schwacher Regierung befand sich das Herzogtum in ziemlichem Wohlstande, es hatte Gebietszuwachs erhalten und an Einwohnerzahl zugenommen, die Zunahme wäre sogar noch erheblicher gewesen, hätten nicht die besten und fleißigsten Einwohner wegen religiöser Verfolgungen das Land verlassen müssen. Der angestammten Fürstenfamilie war man im Lande treu ergeben. Eine ständische Vertretung aus Geistlichkeit, Adel und den Magistraturen der Städte wurde bei der Landesverwaltung zurate gezogen. Das allgemeine Kulturleben stand allerdings auf niederer Stufe, die Roheit des ohne Unterricht und Bildung herangewachsenen und im Aberglauben erhaltenen Volkes fand nur in dem städtischen Gewerbebetrieb und Handelsverkehr einige Milderung. Infolge häufiger Kriegsgefahr sahen sich die Herzöge genötigt neben Lehnsfolge und Milizeinrichtungen eine Anzahl geworbener Soldaten als stehende Truppe

zu unterhalten. Nach Herzog Heinrichs Tode übernahm Nicola und ihr Gemahl Karl 1624 gemeinschaftlich die Regierung, doch schon nach zwei Jahren machte Karl IV. eigenmächtig das Salische Gesetz geltend und sich zum alleinigen Regenten. Nachdem er 1631 den Herzog Gaston von Orleans, der sich in offenem Zerwürfnis mit seinem Bruder, dem Könige Ludwig XIII. von Frankreich befand, an seinem Hofe aufgenommen, auch im Einverständnisse mit diesem agitiert hatte, warb er, von vornherein zu Kriegsunternehmungen geneigt, ein Heer von 16,000 Mann, das er aber, von König Ludwig wegen dieser Rüstungen bedroht, über den Rhein führte zur Unterstützung des eben von Gustav Adolf geschlagenen kaiserlichen Generalissimus Tilly. Gleichwohl rückte ein französisches Heer in L. ein, da Frankreich und Schweden schon zuvor (Januar 1631) in dem Vertrag von Bärwalde (s. d.) ein in den Interessen ihrer Politik liegendes Bündnis abgeschlossen hatten. Dem mit seinen stark mitgenommenen Truppen zurückeilenden Herzoge zwang der König zu dem sehr lästigen und demütigenden Vertrag von Vic, 6. Januar 1632, wonach L. ohne Frankreichs Genehmigung weder Bündnisse eingehen noch Krieg führen, letzterem freie Etappenlinien nach Luxemburg, dem Elsaß und Burgund, sowie das zeitweise Besatzungsrecht einzelner fester Plätze zugestehen solle. Von diesem Vertrage, der Bestimmungen in sich trug, die eine Dauer nicht versprechen konnten, beginnt die fast ununterbrochene Reihe der schlimmsten Jahre, welche L. je erlebt hat. Auf Zusage österreichischer Hilfe und spanischer Subsidien wurden die aus Deutschland zurückgeführten Truppen alsbald verstärkt, wenngleich Teuerung und Pest, letztere von 1629 bis 1638, das Land schwer heimsuchten. Wieder blieben diese Rüstungen dem Könige und seinem Minister-Kardinal nicht verborgen, zumal auch der Herzog von Orléans in Luxemburg Truppen ansammelte, und als sich nun gar Schweden in Paris über die zweideutige Haltung des Herzogs, den man freilich noch als Verbündeten der Kaiserlichen ansah, beschwerte, rückte König Ludwig ohne weiteres mit einem zahlreichen Heere in L. ein und trieb die herzoglichen Streitkräfte auseinander. Da der französischen Übermacht gegenüber an Widerstand nicht zu denken war, so mußte Herzog Karl am 26. Juni 1632 zu Liverdun von neuem in überaus harte Friedensbedingungen einwilligen und unter Aufrechthaltung des Vertrages von Vic die Gebietsabtretung der Grafschaft von Clermont sich gefallen lassen, sich ferner während des Krieges gegen das Deutsche Reich zur Neutralität verpflichten und endlich das Herzogtum Bar als französisches Lehn anerkennen. Indessen hatte auch dieser Friede nicht Bestand; wartete der Herzog nur eine passende Gelegenheit ab, ihn zu brechen, so suchte Richelieu ebenfalls nach einer solchen, um in der Wiederbesetzung L.s einen Ausgangs- und Stützpunkt für seine neuen Kriegspläne gegen Deutschland zu gewinnen. Wohl berechnend, lockte er die Schweden zu Unternehmungen in das Elsaß, wo das lothringische Interesse notwendig in Mitleidenschaft kommen mußte, was auch sogleich geschah, als schwedischerseits die von den Kaiserlichen besetzte, aber L. zugehörige Stadt Hagenau angegriffen wurde. Ein lothringisches Truppencorps, welches zum Entsatz der Stadt herbeieilte, wurde zwar bei Pfaffenhofen zurückgeschlagen, doch in Frankreich hatte man seinen Zweck, den Herzog des Vertragsbruches zu beschuldigen, vollkommen erreicht und somit Veranlassung gefunden, ganz L., einschließlich der Hauptstadt Nancy, 1634 militärisch zu besetzen. Erst nachdem Karl nochmals die Solidarität der bisherigen Verträge in einer Reihe wichtiger und tiefgreifender Bestimmungen, deren Gesamteffekt einer Mediatisierung schon sehr nahe kam, bestätigt, wurde Nancy zurückgegeben und das Land nach Maßgabe der Vereinbarungen von den Franzosen geräumt. Der Herzog jedoch, der französischen Schutzherrschaft überdrüssig, mit den unbotmäßigen Landständen, deren prinzipielle Einsprache ihn mißstimmte, zerfallen und besonders außerstande, seinen wegen Auferlegung zu großer Steuern und durch Not hart bedrängten Unterthanen helfen zu können, übergab seinem Bruder Franz die Regierung und verließ L., um in den Reihen der Feinde Frankreichs, bald in Deutschland, bald in den Niederlanden, bald in den spanisch-burgundischen Landesteilen den Todfeind anzugreifen, wiewohl er hierbei als lothringischer Regent immer tiefer in die spanisch-österreichische Politik, die wie ein verderblicher Bann auf ihm und seinen Nachkommen lastete, verflochten wurde. Als Oberbefehlshaber des liguistischen Heeres trug er wesentlich zu dem wichtigen Siege von Nördlingen bei und drang bei Übertragung des Krieges auf das linke Rheinufer durch die Vogesen in L. ein, hier organisierte er während der Invasion Johanns v. Werth (s. d.) bis an die Thore von Paris, eine allgemeine Volkserhebung gegen die Franzosen. Nunmehr konzentrierte sich der Krieg in L., ein österreichisches Heer unter Gallas (s. d.) nahte heran zur Abwehr der frankoschwedischen Offensivbewegungen gegen die Maaslinie, welche Herzog Karl zu behaupten suchte. Das Land litt dabei unsäglich, Städte und Dörfer entvölkerten sich, und die Einwohner verwilderten inmitten einer schonungslosen Soldateska, wie sie der Dreißigjährige Krieg herangebildet hatte. Als die Franzosen 1637 wieder Herren des Landes waren, ließ sich Richelieu, in der Annahme, daß bei der Eventualität eines allgemeinen Friedens der Kaiser für die Erhaltung L.s eintreten würde, doch noch einmal zu Unterhandlungen mit Karl herbei. Letzterer ebenso liebebedürftig wie kampflustig, lebte seit einiger Zeit in Bigamie mit einer Frau v. Cantecroix, dies mißbilligte man in Wien, weshalb er in der Hoffnung, der Kardinal werde ihm in Rom die Erlaubnis zur Scheidung von seiner Gemahlin Nicola, deren Ehe kinderlos geblieben, auswirken, die Konvention von St. Germain-en-Laye vom 29. März 1641 einging, in welcher zu den früheren Vertragsbestimmungen noch die Abtretung der Städte Stenay, Dün und Jametz mit ihren Territorien an Frankreich hinzutrat, ebenso dessen Besatzungsrecht von Nancy bis zum Frieden und die Schleifung der Festung Marsal. Von dieser Konvention sagte sich der Herzog sogleich wieder los, als er die gewünschte Erlaubnis nicht erhielt und schloß sich schleunigst

der kaiserlichen Partei wieder an. Nun hausten die Franzosen ärger als zuvor in L., das mehr und mehr zur Wüste geworden, vieler Jahre bedurfte, um sich nur einigermaßen erholen zu können. Inzwischen starben Ludwig XIII. und Richelieu, aber der Krieg dauerte fort, bis 1651 die inneren Parteikämpfe Frankreich selbst vollauf beschäftigten, so daß es Karl sogar wagen konnte, mit einer Truppenabteilung vor Paris zu erscheinen und der Königin-Regentin seine Vermittelung anzubieten, eine Zumutung, die dem französischen Nationalstolz ebenso unerträglich schien, wie des Herzogs schlecht verhüllte Absichten nur darauf hinausgingen, bei dieser Gelegenheit sein Herzogtum wieder zu gewinnen. Von der Königin abgewiesen, schloß er sich dem französisch-spanischen Heere unter dem Prinzen Condé (s. d.) an und verließ auch diesen, als die spanischen Truppen nach beträchtlichen Mißerfolgen in die Niederlande zurückgingen. In seinen Erwartungen getäuscht, nahm der Herzog Veranlassung, sich zu Brüssel in einer scharfen und verletzenden Kritik über die spanische Kriegführung zu äußern, weshalb ihn der König von Spanien, zumal in Anbetracht seines intriganten Verhaltens vor Paris, verhaften ließ. Während seiner mehrjährigen Gefangenschaft führten Nicola und sein Bruder gemeinschaftlich die Regierung in L., beide machten vergebliche Versuche für des Herzogs Entlassung, den man als Ruhestörer festhielt. Endlich wurde er 1659 infolge des Pyrenäischen Friedens der Haft entlassen, selbstverständlich nur gegen Unterzeichnung der noch verschärften Vertragsbestimmungen von St. Germain, dann durfte er in sein durch Kriegsdrangsal, Seuche und Hungersnot ausgesogenes und entvölkertes Land zurückkehren. Gelegentlich eines Besuches am Pariser Hofe 1662 ließ sich Karl gleich wieder zu einem Separatvertrage bestimmen, L. gegen eine Leibrente an Frankreich abzutreten, dieser Zwischenfall erregte im Herzogtum die größte Entrüstung, so daß Ludwig XIV., wohl einsehend, daß der Augenblick zur definitiven Annexion schwerlich schon gekommen sei, freiwillig von dem Vertrage zurückstand. Überhaupt hatten Kriegs- und Wanderleben den Herzog gewissermaßen zum Abenteurer gemacht, glücklicherweise umgaben ihn jetzt gute Räte, die dem Lande in wirtschaftlicher Hinsicht zusehends aufhalfen. Aber sein ruheloser und sanguinischer Geist plante immer wieder neue Bündnisse gegen das gebieterische Frankreich, so daß jetzt Ludwig XIV. den wetterwendischen Fürsten in Haft nehmen wollte, dem nun die Pflicht der Selbsterhaltung gebot, nochmals 1670 aus seinem Lande zu scheiden, um unter Österreichs Fahnen den Kampf gegen französische Herrschsucht fortzusetzen. Als die Franzosen 1675 an den Rhein drangen, gewann er einige Vorteile im Felde, brachte dann nach einem siegreichen Gefechte bei Konz Trier zu Fall und nahm den Marschall Créqui gefangen. Nach dieser letzten Waffenthat starb Karl am 18. September 1675 im Dorfe Alembach bei Birkenfeld, eben im Begriff zu einem neuen Streifzuge in die Rheinpfalz aufzubrechen. Unter seiner langen Regierung hat L. die traurigsten Schicksale seiner ganzen Geschichte erlebt, doch die Ursache davon kann man nimmermehr dem Herzoge allein zuschreiben, der fast ein halbes Jahrhundert in ununterbrochenem Kampfe mit Frankreich, welches die lothringische Beute nicht fahren lassen wollte, sein Volk immer zu neuem Befreiungskriege antrieb, und als ihm das eigene Land nicht mehr offen stand, endlich unversöhnt mit dem Landesfeinde auf fremdem Boden starb. Dazu hatte er sich mit den schlauesten Fürsten und Ministern, die Frankreich je gehabt, herumzuschlagen, und von der Gegenseite, wofür er stritt, wurde er in gleich erbärmlicher Weise undankbar behandelt und in Zeiten der Gefahr sogar ganz verlassen. Daher denn auch die vielen Abkommen und Verträge mit Frankreich, die vom Herzoge nie gehalten wurden und im Grunde genommen auch für die Franzosen von keiner Dauer, sondern nur als Stationen zum weiteren Umsichgreifen abgeschlossen wurden. Friede zwischen L. und dem sich unter Richelieu, Mazarin und Ludwig XIV. ausdehnenden Frankreich war unmöglich, und ein friedliebender Herzog hätte die unwiderrufliche Eroberung des Landes schon damals zur Thatsache werden lassen, während der kriegerische Sinn des Herzogs Karl mit seinen auswärtigen politischen Verbindungen, denselben Schritt unter ihm nicht zur Vollendung kommen ließ.

Seines Bruders Franz Sohn war der Erbe seines Namens, seiner Ansprüche und seines Hasses gegen Ludwig XIV., der L. in Besitz und Verwaltung genommen hatte. Auch Karl V., 1675 bis 1689, richtete seinen Sinn auf die Wiedereroberung des Herzogtums, aber mit ebenso wenig Erfolg. In der Sonne des Wiener Hofes mit einer habsburgischen Frau lebend und immer im Dienste Österreichs, hatte sein Leben so gut wie gar keinen Bezug auf L. Doch war der Herzog einer der bewährtesten deutschen Feldherren seiner Zeit in den Türkenkriegen, und viele Lothringer traten bei ihm in Kriegsdienste. In seinem Privatleben war er von einfachen und geregelten Sitten, was bei einem Prinzen der Lothringer Familie immerhin als Seltenheit erschien. Inzwischen hatte die französische Verwaltung in L. doch gute Folgen, sie versäumte keinen Moment in der Organisation und Aufbesserung des Landes, trotz des sich dagegen auflehnenden eigenmächtigen Adels wurde eine festere Anordnung des Staatslebens durch Neueinrichtung der Behörden zustande gebracht, auch billigen Volkswünschen Genüge geleistet, die Bevölkerung suchte man durch Einwanderung aus dem Innern Frankreichs wieder zu vermehren; um Ackerbau und Viehzucht zu fördern, wurde Steuerfrist gewährt und ebenmäßig alle industriellen Bestrebungen unterstützt. Karl V. starb 1689, aber fast noch acht Jahre blieb seinem ältesten Sohne und Nachfolger Leopold L. verschlossen, bis ihm endlich der Friede von Ryswik 1697 das Land seiner Väter wieder öffnete. Natürlich behielt sich Frankreich auch in diesem Frieden noch manche Vorteile vor, doch waren die Bedingungen jetzt wenigstens erträglich, wenn auch verbittert durch den Übermut eines noch längere Zeit auf Kosten des Landes zurückbleibenden französischen Heeres. Als der

Herzog von Wien kam, war er dem Lande ganz fremd, doch hatte sich die Anhänglichkeit an das alte Fürstenhaus noch erhalten. Bei Übernahme seiner Regierung fehlte es ihm gewiß nicht an gutem Willen, dem Lande aufzuhelfen, aber er kannte weder dessen Verhältnisse und Bedürfnisse, noch war er zu bewegen, die freilich nicht mehr zeitgemäßen Landstände einzuberufen oder die von Frankreich eingesetzten Behörden zurate zu ziehen, beide hätten mindestens Sorge getragen, den Landeseinkünften eine bessere Verwendung zu geben und dem Lande die stark anwachsende Schuldenlast zu ersparen. Nach den schweren Kriegszeiten suchte die Bevölkerung wieder zu Kräften zu kommen, aber der aufkeimende Wohlstand wurde vernichtet durch Leopolds maßlose Verschwendung, die besonders in der Nachahmung des glänzenden Versailler Hofes gipfelte und das Volk mit Abgaben belastete. In seiner äußeren Politik wußte sich der Herzog mit Klugheit und Vorsicht selbst unter schwierigen Verhältnissen gegen die französische Ländergier zu behaupten, anderseits hatten Kunst und Wissenschaft unter seiner habsburgisch-klerikalen Regierung nichts Erhebliches darzubieten, abgesehen von einer zur Förderung der schönen Künste 1702 in Nancy gestifteten Akademie. Leopold starb 1729, ihm folgte sein Sohn Franz III., 1729—1737, der als Bräutigam der habsburgischen Thronerbin in Wien lebte und seiner Mutter Charlotte von Orléans die Regentschaft überließ. Zwar führte diese Ersparungen ein, um die Finanzlage des Landes zu bessern, indessen die Staatsschuld verminderte sich nicht, zumal der junge Herzog in Wien seinen eigenen Hofstaat unterhielt und große Ansprüche machte. Bei Ausbruch des Polnischen Thronfolgekrieges 1733 diente L. wieder als Operationsbasis für die an den Rhein marschierenden französischen Heere, und als König Stanislaus, der Schwiegervater König Ludwigs XV., dem polnischen Thron entsagte und eine Entschädigung zu fordern hatte, trat Frankreich sofort im Frieden zu Wien 1735, unter dem Vorwande, Stanislaus zu entschädigen, mit seinen alten Gelüsten auf L. hervor. Franz, eingelebt in die österreichische Politik, welche leichten Herzens eines der ältesten und herrlichsten deutschen Länder preisgab, willigte am 13. Dezember 1736 in die Abtretung L.s an Stanislaus Leszczynski, zum größten Schmerze des loyalen lothringischen Volkes und unter Entrüstung der deutschen Nation, soweit sie in völliger Zerrissenheit ihrer selbst noch bewußt war. Mit Herzog Franz, der mit dem Kompensationsausgleich von Toskana und Parma auch die Hand der schönen Maria Theresia erhielt, endigte die lange Periode, während welcher das Haus Elsaß über L. 688 Jahre geherrscht und ihm 30 Regenten gegeben hatte. Äußerlich behielt das Herzogtum noch für einige Zeit den Schein der Selbständigkeit, aber der neue Regent Stanislaus, 1737—1766, hatte nur noch die Nutznießung des Landes, welches nach seiner Regierung endgültig mit Frankreich verschmolzen wurde.

König Stanislaus' ganze Regierung war eigentlich nur der Französierung L.s gewidmet, er war eben nur Repräsentant des Landes und mußte den Befehlen aus Versailles folgen, deshalb ließ er seine Ratgeber und Minister gewähren und nach den in Frankreich verzeichneten Direktiven verfahren. Dies betrachtete L. schon ganz als französische Provinz, verlangte Holzlieferungen für seine Marine, ließ während des Siebenjährigen Krieges Truppen und Pferde ausheben, verfügte die Verpflegung seiner durchmarschierenden Truppen und zog sogar die lothringische Steuerkraft mit heran, um zur Verzinsung der ungeheuer angewachsenen französischen Staatsschuld mitzuwirken. Stanislaus war zu schwach und abgenutzt, um nachhaltige Änderungen zu erzielen, seine Vorstellungen in Paris blieben unbeachtet. Er begriff die Unmöglichkeit, nach dieser Richtung hin seinem Lande nützen zu können und wollte nun in kultureller Beziehung wirksam sein. So that er viel für die Ausbildung des öffentlichen Unterrichts, errichtete für Stadt und Land Elementarschulen, stiftete in Nancy 1750 eine Akademie der Wissenschaften und schönen Litteratur und ebendort 1752 ein medizinisches Kolleg mit botanischem Garten. Mehr einem eifersüchtigen Triebe folgend, suchte er die alten Schöpfungen der Herzoge zu vernichten und an deren Stelle eigene und glänzendere zu setzen, daher auch vornehmlich seine Bau- und Verschönerungssucht, welche dem Lande ungeheure Summen kostete. Dadurch wurde unter seiner Regierung die Erholung des Volkes aus den schweren Tagen vergangenen Unglücks wieder gehemmt, ein Umstand, der auch durch seinen regen und vielfach bewährten Wohlthätigkeitssinn niemals beschönigt werden kann; im übrigen erwarb sich der König durch sein freundliches Entgegenkommen allgemeine Liebe. Er starb 1766 plötzlich infolge eines Unfalles. Mit seinem Tode hörte die Selbständigkeit von L. auf, das Land wurde ganz mit Frankreich vereinigt, indem es nur noch ein Vierteljahrhundert als besondere Provinz fortbestand. Mit Schmerz und Grimm sah das Volk schon längst diesem Augenblick entgegen, und wie sehr es Frankreich damals noch haßte, geht allein schon daraus hervor, daß mehrere tausend Einwohner lieber das Land verließen, als französisch werden wollten.

In dem Verhältnisse von L. änderte sich zunächst nichts, nur wurden die französischen Einrichtungen, und namentlich das Steuersystem, noch gründlicher durchgeführt. Während der französischen Revolution wurde L. in vier Departements eingeteilt, denen später die Untereinteilungen der Arrondissements und Kantons folgten. In der Hochflut der Revolutionszeit machten sich aus L. besonders Merlin v. Thionville, Maillard und Grégoire (s. d.) bekannt, später trugen die Kriege Napoleons I. ungemein dazu bei, die Schranken zwischen L. und Frankreich niederzuwerfen und beide zum erstenmale fester mit einander zu verbinden, auch zeichneten sich in dieser Zeit viele Lothringer aus, die zu Napoleons hervorragendsten Heerführern gehörten, wie Drouet, Düroc, Gouvion-St.-Cyr, Lobau, Molitor, Oudinot, Régnier u. a. m. (s. d.). Zur Zeit der Restauration in Frankreich war L. ein Hauptschauplatz klerikaler Agitationen, deren Nachwirkungen sogar noch Louis Philipp bei seinem ersten Besuche des Landes 1831 zu em-

pfinden hatte, als ihm von dem übermütigen Pfarrer einer Kirche Nancys das Weihwasser vorenthalten wurde. Wie vormals die Pest, so raffte 1832 die Cholera eine Menge Menschen in L. hin, auch hier hatten die Behörden wie fast überall mit dem sinnlosen Wahn der Massen zu kämpfen, daß die neu erschienene Krankheit eine Folge boshafter Vergiftung sei, dann folgten 1845 und 1847 Mißernten und in deren Folge große Not im Lande. Während der Regierung Napoleons III. hauste wieder die Cholera in L. zu verschiedenen Malen, zuletzt und am heftigsten 1866, gerade zur Zeit, als man in Nancy die vor 100 Jahren erfolgte Einverleibung L.s in das französische Reich feierte. Der Krieg von 1870 und der Frankfurter Frieden von 1871 haben schließlich noch eine große Veränderung in L. herbeigeführt, Deutsch-L., 6233 □km mit über 480,000 Einwohnern und der Hauptstadt Metz, wurde dem neu erstandenen Deutschen Reiche zurückgegeben, der französisch sprechende Teil des Landes, 17313 □km mit über 1,100,000 Einwohnern und der Hauptstadt Nancy, schon längst geistig und politisch mit Frankreich eng verbunden, verblieb bei diesem, soweit nicht die strategisch gebotene Grenzlinie noch Abzweigungen von Landesteilen an der Seille und am linken Moselufer westlich von Metz nötig machte. So wird das alte Herzogtum L., welches im Laufe der Zeiten so viele große und verheerende Kriege und damit so viel namenloses Elend über sich hereinbrechen sah, von der neuen Grenze quer durchschnitten, und wohl darf man dem Lande diesseits und jenseits derselben die Wohlthaten eines lang andauernden Friedens wünschen. Wenn in Deutsch-L. trotz aller Fürsorge der Reichsregierung für die materielle Wohlfahrt und die geistigen Bedürfnisse das Deutschtum nur mäßig fortschreitet, so ist dies die natürliche Folge einer mehr als 200jährigen Entfremdung, und statt Mißtrauen in Deutschland zu erwecken, wird man hier um so mehr bemüht sein, durch das regeste Wohlwollen für das wiedergewonnene Tochterland diese Gegensätze allmählich ausgleichen zu helfen.

Vgl. Digot, Histoire de Lorraine, Nancy 1856; „Bulletin des comités historiques", Paris 1851; „Geschichte Lothringens" von Th. Huhn, Bd. XXV der „Bibliothek für Wissenschaft und Litteratur", Berlin 1878.

Loudon s. Laudon.

Louis Ferdinand wird gewöhnlich der auf die Namen Friedrich Ludwig Christian getaufte und „Louis" gerufene Sohn des Prinzen Ferdinand von Preußen, jüngsten Bruders Friedrichs des Großen, genannt. Am 18. November 1772 zu Friedrichsfelde bei Berlin geboren, machte er den unglücklichen Feldzug von 1792 gegen Frankreich mit und that sich im folgenden Jahre bei der Belagerung von Mainz durch Tapferkeit und kriegerische Einsicht hervor; der spätere General Bülow v. Dennewitz stand ihm hier als militärischer Begleiter zur Seite. Eine Verwundung, welche er in der Nacht vom 16./17. Juli bei Erstürmung einer Schanze empfing, hielt ihn bis zu Ende des Jahres vom Kriegsschauplatze fern, 1794 aber nahm er an den Ereignissen wieder lebhaften Anteil; „ausnehmend brav und wirklich geschickt", aber von unruhigem Thatendrange verzehrt und der militärischen Unterordnung häufig widerstrebend, dabei ausschweifend und zügellos. Nach Beendigung der Feindseligkeiten wurde er daher von Berlin ferngehalten und mußte zunächst in seiner Garnison Magdeburg bleiben, 1796 aber an der Besetzung der Demarkationslinie teilnehmen. Der Aufenthalt in den kleinen Orten, welcher davon die Folge war, sagte ihm wenig zu, namentlich auch, weil er ihm seine geistige Ausbildung, an welcher er stetig arbeitete, und den musikalischen Verkehr, an welchem er hing, erschwerte. Mit seinen Eltern war er zerfallen; am Hofe des jungen Königs, seines Vetters, stand er in schlechtem Rufe. Dieser ließ ihn im Februar 1800 aus Hamburg, wo er sich mit Vorliebe aufhielt, ein wenig geordnetes Leben führte und mit Demagogen, namentlich Franzosen verkehrte, durch den Oberst Massenbach halb mit Güte, halb mit Gewalt nach Magdeburg zurückbringen. Von diesem Ereignis datiert eine Änderung seines ganzen Wesens, er hatte ausgetobt, wenn er auch keineswegs solide geworden war; seine guten Eigenschaften erhielten aber die Oberhand. Er wurde ernster, und mit noch größerem Eifer als früher gab er sich militärischen und politischen Studien hin; daneben trieb er Musik, in welcher er Ausgezeichnetes leistete; seine einnehmende Persönlichkeit und sein Feuer gewannen ihm aller Herzen; die verschiedensten Männer, welche mit ihm in Berührung kamen, sprechen mit Bewunderung von ihm, den Frauen war er ein Abgott. Bald nach Berlin zurückgekehrt, beschäftigte er sich viel mit den auswärtigen Angelegenheiten Preußens. Eifrigst befürwortete er ein inniges Zusammengehen mit Österreich; die Franzosenfeinde in Berlin betrachteten ihn als ihren Führer und Vertreter; als ein Gegner der franzosenfreundlichen Minister unterzeichnete er im Sommer 1806 sogar eine Eingabe an den König, in welcher dieser von einer Anzahl patriotisch gesinnter Männer um Entlassung seiner Räte angegangen wurde. Mit schwerem Herzen steckte er im Januar 1806 im Erzgebirge den Degen wieder in die Scheide, den er, bei der Mobilmachung von 1805 zum Führer von Hohenlohes Avantgarde ernannt, schon gezückt hatte. Schon im Herbst des ersteren Jahres durfte er ihn von neuem ziehen; wiederum ward ihm das Kommando von Hohenlohes Vorhut übertragen. Am 9. Oktober stand er mit derselben bei Rudolstadt; Napoleons Erscheinen dem linken Flügel der preußisch-sächsischen Armee gegenüber veranlaßte den Befehl zur Konzentrierung derselben auf dem rechten Saalufer. Um diese Operation zu sichern, nahm der Prinz am Morgen des 10. eine Aufstellung gegen den bis Saalfeld gekommenen Marschall Lannes; seine Truppen wurden aber geworfen, und im Getümmel des Rückzuges wurde der Prinz von einem Husarenwachtmeister getötet; elf Wunden bedeckten seinen Körper. — Vgl. „Allgemeine deutsche Biographie" (Quellenangabe) XIX, Leipzig 1884. Schneidawind, Prinz L. F., Neuhaldensleben 1836.

Louise von Savoyen, Regentin von Frankreich, geboren 1476 als Tochter des Herzogs Philipp von Savoyen und seiner Gemahlin Marga-

rete von Bourbon, vermählte sich 1490 mit Karl von Orléans, Grafen von Angoulême, Vetter König Ludwigs XII. von Frankreich. Früh verwitwet übernahm die gebildete, vielseitig unterrichtete Fürstin 1496 selbst die Erziehung ihrer Kinder, des nachherigen Königs Franz I. und Margaretes von Valois (s. d.), der späteren Gemahlin König Heinrichs I. von Navarra. Die andauernde Einwirkung ihres herrsch- und habsüchtigen Charakters, besonders aber ihrer stolzen, feurigen und sinnlichen Zerstreuungen geneigten Natur, blieb trotz der pädagogisch taktvollen Ausbildung beider Kinder nicht ohne Einfluß auf deren Gemütsbildung. Galt Franz demnächst als Muster eines Ritters, so hat er seine frivole und launenhafte Individualität doch nie verleugnen können, während das humane Streben der geistvollen und hochbegabten Margarete Raum behielt für die leichtfertig galanten Erzählungen ihres selbstverfaßten „Heptameron". Als Franz, sieben Jahre alt, 1500 zum präsumtiven Thronerben Frankreichs ernannt war, bezog L. mit ihm das Schloß von Amboise an der Loire, wo sie einen glänzenden Hof hielt, dessen sittliche Atmosphäre aber der bösen Nachrede reichen Stoff darbot. Zum Erzieher des jungen Prinzen hatte König Ludwig den Marschall Rohan-Gié ernannt, dem L. wegen seines selbständigen Auftretens abgeneigt, durch verleumderische Beschuldigungen diese Vertrauensstellung zu entziehen wußte, damit der ihr ergebene, weniger energische, doch ebenso tüchtige Artus de Gouffier, Herzog von Roannez, auf diesen Posten berufen werden konnte. Mit ängstlicher Sorgfalt überwachte sie die Person ihres Sohnes, damit kein Unberufener ihm nahe komme, auch als dieser 1515 König geworden, hielt sie es noch ferner für ratsam, seine Interessen initiativ wahrzunehmen, weshalb sie unablässig bemüht war, in die wichtigsten Hof- und Staatsämter ausschließlich ihre Vertrauten hineinzubringen, wodurch anderseits dem Staatsdienste viele gute Kräfte verloren gingen, ihr aber eine starke Opposition erwuchs. L. trieb ihre Kamarilla-Politik für sich und schrieb man ihr einen großen Einfluß auf den König zu. Sie vergötterte ihren mannhaften und kriegslustigen Sohn, der sie wieder zum Zeichen seiner Verehrung gleich nach seinem Regierungsantritt mit der zum Pairie-Herzogtum erhobenen Grafschaft Angoulême belehnte, ihr auch 1515 vor seinem Siegeszuge nach Italien die Reichsverwaltung anvertraute. Dies gute Einvernehmen wurde durch die für Frankreich so unheilvollen Ereignisse der nächstfolgenden Jahre wesentlich getrübt, um so mehr, als das Mißgeschick jener Zeit mit Recht der Königin-Mutter zur Last gelegt werden mußte. Nachdem 1519 ihr treuester Ratgeber, A. de Gouffier, zuletzt grand-maître de France, gestorben war, wußte ihre Gunst diese bedeutende Stelle dessen Bruder, dem Admiral Bonnivet (s. d.), trotz seines zweifelhaften Wertes als Staatsmann und Feldherr, zu verschaffen, er war es denn auch, der binnen wenigen Jahren die härtesten Unfälle über Frankreich brachte, dem Feinde 1524 Italien preisgab, der feindlichen Invasion den Süden des Reiches öffnete und 1525 durch seine Unentschlossenheit die Katastrophe von Pavia (s. d.) herbeiführte. In noch höherem Grade opferte L. das Staatsinteresse ihren persönlichen Leidenschaften bei dem verhängnisvollen Feldzuge des Marschalls Lautrec, eines ihrer entschiedensten Gegner. Dieser eilte 1521 aus Italien herbei, um dem in sinnlichen Zerstreuungen und Liebesabenteuern schwelgenden König über die kritische Lage des französischen Heeres in Mailand zu berichten, besonders daß die Armee sehr reduziert sei und es an den nötigen Mitteln fehle, die Truppen zu unterhalten und neue Söldner zu werben. Der König befahl sogleich die Überweisung von 300,000 Dukaten für das im Felde stehende Heer, und Lautrec kehrte nach Italien zurück, wo die angewiesenen Gelder indessen nicht eintrafen, so daß nun die Franzosen dem numerisch stärkeren Feinde unterlagen und Mailand, ja selbst Italien für Frankreich verloren ging. Eine geheime Untersuchung ergab den Thatbestand des Unterschleifes, wobei die Königin-Mutter, dem gemeinsamen Zuge ihrer Habgier und ihres eigensüchtigen Hasses folgend, die Hand im Spiele gehabt hatte. Der hoch erzürnte König, welcher sie mit dem Verluste ihres Einflusses bedrohte, vermochte kaum ihr Ansehen gegen die allgemeine Mißachtung, die sie auf sich geladen, zu schützen. Bald nach diesem Vorfall verließ 1523 der Connétable Karl von Bourbon (s. d.), der dem Könige bisher als tüchtiger Heerführer gedient hatte, die Fahne Frankreichs und trat zum Kaiser über, auch diesen Abfall mit seinen unglücklichen Folgen hatte L. provoziert. Es war nämlich 1521 die Gemahlin des Connétables gestorben, an deren reiches Erbe sie als Cousine der Verstorbenen Ansprüche erhob, welche jener durchaus bestritt. Beide wandten sich an den König, der, um seine Mutter nicht abschlägig zu bescheiden, die Sache der gerichtlichen Entscheidung überwies, in der Voraussetzung, daß der Gerichtshof dem Connétable das Erbrecht zuerkennen würde. Aber hier hatten die Intriguen der Königin-Mutter schon vorgearbeitet, diese erwirkte zunächst Beschlagnahme des Vermögens zugunsten der Krone und verstand es dann mit diplomatischen Winkelzügen, den Prozeß zum Vorteile ihrer vermeintlichen Rechte zu wenden. Auch in diesem Falle war nicht Habsucht ihr alleiniges Motiv, sie wollte die Gunst des Connétables oder sein Verderben. Letzterer, 14 Jahre jünger als L., galt schon seit längerer Zeit für ihren erklärten Liebhaber, seine Zuneigung hatte indessen nachgelassen. Doch ließ ihm L. auf vertraulichem Wege mitteilen, daß eine Ehe, zu der sie sich bereit erkläre, den Streit am besten ausgleichen würde. Der Connetable wies den Vorschlag unter Hinweis auf ihr galantes Leben kurz ab, sah sich nun aber vollständig um seine Güter gebracht und ging, tief gekränkt, ins feindliche Lager über.

Als König Franz 1525 in der Schlacht von Pavia gefangen worden, bezeigte L., vom französischen Nationalgeist unterstützt, heroischen Mut. Ob ganz uneigennützig oder aus Mangel an Selbstvertrauen mag dahingestellt bleiben, jedenfalls unterdrückte sie zum besten des Reiches ihre Herrschgelüste und veranlaßte den Prinzen von Guise-Vendôme während dieser Krise die höchste vollziehende Gewalt unbeschränkt auszuüben. Ihre

letzte wichtige Handlung war der Friedensvertrag von Cambrai, 3. August 1529. Sowohl der Kaiser als auch König Franz wünschten beide Frieden, ersterer von den Türken bedroht und zur Erledigung der lutherischen Frage in Deutschland gedrängt, letzterer, weil er Niederlagen genug erlebt hatte und zunächst Ruhe wünschte. Da aber Franz schandehalber nicht selbst unterhandeln konnte, weil er seinen im Madrider Frieden geleisteten Eid gebrochen, traten L. und Margarete von Österreich (s. d.), Statthalterin der Niederlande und verwitwete Herzogin von Savoyen, in Cambrai (s. d.) zusammen und stifteten den sogen. Damenfrieden. Am 14. September 1531 starb L., nachdem sie bis zuletzt Sitz und Stimme im Konseil behalten und ihrem Sohne wirksam zur Seite gestanden, zu Gretz, einem Dorfe der ehemaligen Landschaft des Gâtinais, im jetzigen Arrondissement Melun.

Louise Henriette, Kurfürstin von Brandenburg, geboren am 27. November 1627, gestorben am 18. Juni 1667. Sie war die älteste Tochter des Erbstatthalters Friedrich Heinrich von Oranien, des Sohnes von Wilhelm dem Schweiger aus seiner vierten Ehe mit Louise v. Coligny, und vermittelt so die Abstammung der nachfolgenden Hohenzollern von diesem Märtyrer des evangelischen Glaubens in Frankreich. Ihre Mutter war Amalie, eine geborene Gräfin Solms. Kurfürst Friedrich Wilhelm hatte bereits als Jüngling am Hofe ihres Vaters gelebt. Als daher verschiedene Heiratskombinationen, zumal diejenigen mit Christine von Schweden, für ihn zu keinem Erfolge geführt hatten, und anderseits auch die der Prinzessin mit dem nachmaligen Karl II. von England nicht für zweckmäßig befunden ward, ging man im Haag um so bereitwilliger auf die Werbung des Brandenburgers ein. Die Vermählung von Friedrich Wilhelm und L. H. fand 1646 statt. — Die nunmehrige Kurfürstin ist die Lebensgefährtin des Großen Kurfürsten während seiner ersten, sehr schweren Regierungszeit gewesen. Daß sie Einfluß auf die vielfach wechselnde Politik desselben gehabt hätte, läßt sich nicht bestimmt nachweisen, wenn auch ihr Gemahl die Weisheit ihrer Ratschläge nachmals dankbar anerkannt hat, und obwohl ihre Korrespondenz mit dem Oberpräsidenten Otto v. Schwerin wahrscheinlich macht, daß sie den öffentlichen Angelegenheiten nicht fern gestanden hat. Jedesfalls hat sie auf die Stellung ihres Gemahls zu den hochmögenden Herren in Holland nicht so eingewirkt, daß das Verhältnis ein freundlicheres wurde. Auf seinen vielen Reisen pflegte sie den Kurfürsten zu begleiten. Bei ihren märkischen Unterthanen war sie sehr beliebt wegen der Begünstigung des wirtschaftlichen Aufschwunges der Landbewohner; nach ihrem Tode wuchs die Verehrung, da ihre Nachfolgerin dies Interesse zum Vorteil ihrer eigenen Kasse übertrieb. In Bötzow, dem nachherigen Oranienburg, welcher Name dem Orte ihretwegen beigelegt ward, gründete sie ein Waisenhaus und ließ sich die Ausgestaltung des Gartens, in dem sie nach heimischer Gewohnheit auch Kulturpflanzen zog, angelegen sein. Es sind sonach die Seiten der fürstlichen Hausfrau, welche sie vorzugsweise pflegte, wie sie denn auch auf die angemessene Erziehung ihrer Kinder in trefflicher Weise bedacht war. Daß die Sage ihr auch die Autorschaft des Liedes „Jesus, meine Zuversicht“, welches zuerst 1653 im Rungeschen Gesangbuche gedruckt erschien, beilegt, bezeugt wenigstens, daß man ihren ernsten, religiösen Sinn kannte und wert hielt; neuere Untersuchungen haben unwiderleglich erwiesen, daß sie nicht die Verfasserin ist. Ob die nahen Beziehungen, welche sich nach ihrem Tode zwischen dem Kurfürsten und Wilhelm III. von Oranien herausbildeten, von dem durch L. H. hergestellten Verwandtschaftsverhältnis herrühren, ist mehr als zweifelhaft. — Vgl. v. Orlich, Friedrich Wilhelm der Große Kurfürst; Erdmannsdörffer in: „Zeitschrift für preußische Geschichte“ und in der „Allgem. deutschen Biographie“.

Louise, Königin von Preußen. Außer der Kaiserin Maria Theresia giebt es keine Fürstin der neueren Zeit, die einen ähnlich großen Einfluß auf das Denken und Empfinden ihrer Landesgenossen ausgeübt hätte, als die Königin L. Zwischen beiden ist indessen ein Unterschied doppelter Art: die Kaiserin stand maßgebend und entscheidend ihrem großen Reiche vor und genoß schließlich nach schweren Stürmen in wohlverdienter Ruhe und Sammlung ihres Alters; die Königin war nicht Gebieterin und Regentin, wollte es auch nicht sein, sie hat außerdem ein Ende der Leiden, welche die letzten fünf Jahre über Land und Haus heraufführten, nicht erlebt. Vielmehr sind es gerade die Eigenschaften, welche sie während dieser Jahre bewährte, das heldenhafte Dulden und das gottvertrauende Hoffen in den Tagen des Unglücks, die Thatkraft, welche sie für das Herausführen einer besseren Zukunft aufwandte, und ferner der frühe Tod gewesen, welche außer ihrer seltenen Anmut und Liebenswürdigkeit die Zeitgenossen wie die Nachlebenden mit tiefer Verehrung, ja mit Begeisterung erfüllt haben. Es ist ein Zeugnis für die wahre und zarte Ritterlichkeit, welche im deutschen Volke lebt, daß es von dem tragischen Geschick der hohen, reinen Frau, welche den Untergang des Vaterlandes nicht zu überleben vermochte, sich im innersten ergreifen ließ, und daß seine besten Männer in der verehrenden Erinnerung an die Königin einen Antrieb mehr für Harren, Hoffen und schließliches Obsiegen fanden.

Geboren ward Auguste Wilhelmine Amalie L. am 10. März 1776 in Hannover, wo Prinz Karl von Mecklenburg-Strelitz, ihr Vater, das englisch-hannoversche Kontingent befehligte. Ihre Mutter, welche sie im siebenten Lebensjahre verlor, war eine darmstädtische Prinzessin. Nach dem Tode derselben, und nachdem auch ihre Stiefmutter gestorben war, brachte sie ihre Jugendjahre bei der Großmutter in Darmstadt zu. Von dort aus wurden Reisen nach den verschiedensten Richtungen unternommen, durch welche ihre geistige Beweglichkeit in fruchtbarer Weise entwickelt ward. Öfter verweilte sie in Frankfurt, wo sie nicht versäumte, zu Goethes Mutter in Beziehungen zu treten. Dort fand auch die erste Begegnung mit dem preußischen Königshofe statt, welcher während der Rheincampagne in der freien Reichsstadt sein Hauptquartier

aufgeschlagen hatte. Die junge, 17jährige Prinzessin machte nebst ihrer jüngeren Schwester, der nachherigen Herzogin von Cumberland, in ihrer frischesten Jugendblüte einen höchst vorteilhaften Eindruck auf Friedrich Wilhelm II., der selbst die Annäherung zwischen seinen beiden ältesten Söhnen und den Schwestern einleitete. Am Weihnachtsabend 1793 ward die Vermählung des kronprinzlichen Paares in Berlin vollzogen. — Es gehörte natürlicher Takt dazu, um an dem wenig angemessen zusammengesetzten Hofe einerseits, andererseits an der Seite des schweigsamen und damals ungelenken Kronprinzen die richtige Stellung einzunehmen, und es war ein Beweis ebenso von dem Verstande der Kronprinzessin wie von ihrer idealistischen Herzenslauterkeit, daß sie sich nicht nur in jenem Kreise ihre Harmlosigkeit bewahrte, sondern auch den edlen Kern des Kronprinzen mit voller Innigkeit erkennen und würdigen lernte. In Oranienburg, wo zuerst die Residenz aufgeschlagen ward, dann in Paretz führte das junge Paar in den Sommermonaten ein einfaches, fast zurückgezogenes Leben, das den Wünschen beider entsprach und sie einander immer näher brachte. Die Könige Friedrich Wilhelm IV. und Wilhelm sind geboren, als ihre Mutter noch Kronprinzessin war, 1795 und 1797. Nachdem dann ihr Gemahl im November des letzteren Jahres den Thron bestiegen hatte, war die nunmehrige Königin zwar allseitig gereifter geworden, hatte aber nur die Holdseligkeit ihres Wesens um so reicher ausgebildet. Die nächstfolgenden Jahre sind die Zeit ihres höchsten Glückes. Auf den Reisen, die der König unternahm, um seine Provinzen kennen zu lernen, und auf denen sie ihn zu begleiten pflegte, entzückte sie alle Klassen der Bevölkerung, ohne daß sie doch die trefflichen Seiten ihres Gemahls in den Hintergrund gedrängt hätte. Nicht nur aus den offiziellen Berichten der Gesandten, auch aus tausend privaten Aufzeichnungen und Briefen jener Zeit läßt sich der Zauber erkennen, den sie auf alle ausübte, welche ihr nahetraten. Gleichviel, ob sie mit dem Adel oder den Bauern der Provinzen, mit den Bürgern der Handelsstädte oder den Professoren der Universitäten [wie in Halle, wo sie gern verweilte; sie schätzte damals die Romane Lafontaines besonders] in Berührung kam: sie wußte stets den Ton anzuschlagen, der ihr die Herzen gewann. Auch die fränkischen Provinzen hat sie damals besucht; in Memel sah sie 1802 zuerst Alexander von Rußland.

Die Vorgänge des Jahres 1805 nötigten Preußen, aus der Neutralität, welche es seit dem Baseler Frieden bewahrt hatte, herauszutreten. Gerade diejenigen Frauen, welche in dem Kreise des Hauses ihre eigentliche Lebenssphäre finden und nichts darüber hinaus verlangen, fühlen sich tief verletzt, wenn sie die Würde desselben beeinträchtigt sehen; sie halten es dann für Pflicht, auch auf die äußeren Verhältnisse zu achten und einzuwirken. So erklärt sich die rege Teilnahme der Königin seit dieser Zeit an der inneren Regierung wie an der großen Politik. Nicht daß sie Einfluß geübt hätte auf einzelne Entscheidungen; wohl aber hat sie mit ihrer Sympathie alles begleitet, was die erstrebten, welche sie für die besten und einsichtigsten Patrioten hielt. Sie ward nun noch in einem anderen Sinne als früher populär. Daß der König sich anderen Ratgebern zuwenden müsse als Haugwitz und Lombard, daß gegen Frankreich in bestimmter Form Stellung zu nehmen sei, daß würdiges und mutvolles Auftreten allein eine gedeihliche Zukunft verbürge, fühlte sie bestimmter als ihr Gemahl, dessen Maßregeln oft von den Erwägungen des einzelnen Falles abhängig waren. Daher ihre Begünstigung Hardenbergs, ihr Respekt vor Stein, dessen Angriffe auf die Kabinettsregierung sie wenigstens nicht hinderte, ihre Annäherung selbst an den Prinzen Louis Ferdinand, den sie früher von sich fern gehalten hatte. Die letzten ungetrübten Tage hat sie im Sommer 1806 in Pyrmont verlebt. In dem Herbstfeldzuge desselben Jahres begleitete sie dann den König nach Naumburg und Erfurt und kehrte erst kurz vor der Auerstädter Schlacht nach der Mark zurück. Nach Eingang der Nachricht von dem unglücklichen Ausgange derselben ging sie über Küstrin nach Preußen. Die Monate, welche sie hier teils in Memel, teils in Königsberg verlebte, im verzehrendsten Kummer über den Niedergang der Monarchie, sind die schwersten, die sie überstanden hat. Und doch wie groß und erhaben erscheint sie selbst in solchen Momenten, wo sie Napoleon selbst gegenübertrat, wie vor dem Friedensschlusse von Tilsit.

Wie bei fast allen, die in diesen unglücklichen Tagen litten und schafften, war auch bei der Königin die Nachwirkung eine veredelnde; dies offenbarte sich vornehmlich in der Vertiefung, welche in ihrem religiösen Empfinden eintrat; mit der klaren Einsicht in das, was versäumt und gefehlt war, verband sich ein festes Gottvertrauen. Weder in den engen Verhältnissen in Memel, wo der Hof bis zum Beginne des Jahres 1808 blieb, noch in Königsberg, wo er „auf den Hufen" vor der Stadt wohnte und eine einfache bürgerliche Existenz führte, hat die hohe Frau sich mutlos gezeigt. Sie hat das Eintreten Steins in das Ministerium mit Freuden begrüßt, seine Reformen gebilligt und sich auch durch seine rücksichtslose Heftigkeit nicht irre machen lassen; das Vermittelungsministerium Dohna-Altenstein ließ sie sich freilich mehr gefallen, als daß sie es gern gesehen hätte; der Abtretung Schlesiens 1809 scheint sie entgegen gewesen zu sein. Von Rigoristen, wie Schön, ist ihr der Ausflug nach Petersburg, den sie im Winter 1808 unternahm, zum Vorwurf gemacht; derselbe war vielleicht mehr politisch gedacht, als die Tadler ahnen konnten. Begreiflicherweise gingen die spannenden Wechselfälle des Jahres 1809, in welchem die Frage eines Bündnisses mit Österreich zu entscheiden war, nicht ohne die höchste Aufregung an ihr vorüber; sie fügte sich jedoch den sachlichen Erwägungen, welche eine Teilnahme am Kriege verboten.

Vielleicht haben diese Aufregungen noch mehr als die Bedrängnisse der voraufgehenden Jahre einen unheilvollen Einfluß auf ihre Gesundheit ausgeübt. Die königliche Familie kehrte im Dezember 1809 nach Berlin zurück; im Frühjahr 1810 übernahm Hardenberg die Leitung der Geschäfte. Es war dies vielleicht die letzte Freude,

welche ihr zuteil ward. Die Besuchsreise, welche sie dann im Juni nach Strelitz und Hohenzieritz zu ihrem Vater unternahm, ward ihr Todesgang. Sie starb an dem letzteren Orte am 19. Juli an einer Lungenentzündung. Bestattet ist sie in Charlottenburg, wo ihr Rauchs Meisterhand das klassische Denkmal errichtet hat.

Vgl. Adami, Eylertt, Charakterzüge; Gräfin Voß, 69 Jahre am preußischen Hofe; die Biographieen der zeitgenössischen Feldherren und Staatsmänner.

Louise Ulrike, eine jüngere Schwester König Friedrichs II. von Preußen, mit Adolf Friedrich von Holstein-Gottorp 1744 vermählt, bald nachdem derselbe auf Betreiben Rußlands zum schwedischen Thronfolger erwählt war. Sobald sie nach Schweden gekommen war, bemühte sie sich nicht ohne Erfolg, ihren Gemahl auf die Seite der damals herrschenden französischen Partei der Hüte hinüberzuziehen. — Das Weitere siehe in den Artikeln „Adolf Friedrich" und „Hüte". — Die ebenso geistreiche wie hoch gebildete, den Wissenschaften und Künsten voll ergebene Fürstin stiftete bereits 1753 die schwedische Akademie der Wissenschaften. Bald nach dem Tode ihres Gemahles, des Königs, geriet L. U. in ein nie mehr ausgeglichenes Zerwürfnis mit ihrem ältesten Sohne Gustav III., in dessen eheliches Verhältnis sie sich störend einmischte. Sie starb nach einem längeren vereinsamten Leben auf ihrem Witwensitze 1782.

Louisiana, Abtretung von. Im Präliminarfrieden vom 3. November 1762, den der definitive Friede vom 10. Februar 1763 in Paris zwischen Großbritannien, Spanien und Frankreich bestätigte, trat Ludwig XV., in absolutistischer Laune eine durchaus französische Kolonie mit französischen Neigungen und Einrichtungen zerteilend, an Großbritannien L. bis zum Mississippi ohne New-Orleans und an Spanien das übrige L. westlich vom Mississippi mit New-Orleans ab; letztere Cession sollte Spanien für den Verlust Minorcas und Floridas entschädigen. In L. erhob sich eine allgemeine Mißstimmung und nahm einen so drohenden Charakter an, daß man vorerst die ganze Verwaltung auf französischem Fuße beließ. Als 1768 die spanischen Behörden von L. Besitz ergriffen, kam es zu schweren Unruhen, der Gouverneur mußte L. verlassen, und erst 1769 gelang es dem mit 3000 Soldaten ankommenden spanischen Generalkapitäne, sich in New-Orleans zu etablieren. Mit furchtbarer Härte wurde die spanische Herrschaft durchgeführt. Bonaparte erkannte den Wert L.s als Kolonie und trachtete nach ihrer Rückerwerbung. Da Spanien tief gesunken war, forderte er kurzweg die Abtretung L.s, und im Vertrage von San Ildefonso erfolgte sie am 1. Oktober 1800, was der Madrider Vertrag vom 21. März 1801 definitiv bestätigte: gegen L. versprach Bonaparte Spanien das Königreich Etrurien und verbriefte, L. dürfe nie an einen anderen Staat kommen als an Spanien, wenn etwa Etrurien verloren gehe. Trotzdem handelte er ganz anders, als ihm der Verkauf L.s vorteilhaft erschien. Ohne auf Spanien Rücksicht zu nehmen, trat er in Unterhandlungen mit den Vereinigten Staaten von Nordamerika; er forderte 100 Millionen Frcs. als Kaufsumme, der Präsident Jefferson (s. d.) bot nur 40, schließlich kamen beide überein, und am 30. April 1803 verkaufte der Erste Konsul L. an die Union für 60 Millionen und die Übernahme weiterer 20 Millionen (als Entschädigung für die von Frankreich den Amerikanern zugefügten Verluste). Vergebens protestierte der Minister Azara im Namen Spaniens am 22. Mai 1803 gegen den Wortbruch Bonapartes. Die Erwerbung L.s verdoppelte den Umfang der Union, die es durch Kongreßakte vom 20. März 1804 in zwei Teile schied. L. trat als 18. Staat am 22. Januar 1812 in die Union. Eine von Großbritannien unternommene und von Spanien gebilligte große Expedition zur Eroberung L.s mißlang 1814; General Andrew Jackson (s. d.) rettete L. der Union.

Louvel s. **Berry,** Herzog von.

Louverture s. **Toussaint.**

Louvois, Franz Michael le Tellier, Marquis, Ludwigs XIV. Kriegsminister, der Rüstmeister, welcher die Waffen schmiedete und die Heere organisierte; mit denen der König seine Kriege führte, wurde am 18. Januar 1641 (n. a. 1639) zu Paris geboren. Sein Vater, Le Tellier (s. d.) geheißen, war Staatssekretär des Krieges, er trat dieses Amt 1666 ganz seinem Sohne ab, welcher seit früher Jugend an mit den Geschäften desselben bekannt gemacht worden war. Des Königs Wunsch nach Mehrung seiner Macht und nach Vergrößerung seines Reiches gab seinem Minister sofort vollauf zu thun, und letzterer stachelte in der Folge seines Gebieters Eitelkeit und Ruhmsucht zu immer weiteren Feldzügen an. Colberts (s. d.) Geschick, stets neue Geldquellen ausfindig zu machen, kam L. sehr zu statten, er lohnte seinem Kollegen indessen mit Undank, indem er den Erfolgen der Marine, deren Minister jener war, möglichst Hindernisse in den Weg legte. Überhaupt war er in hohem Grade mißgünstig, ehrsüchtig, rechthaberisch, anmaßend und unversöhnlich, aber ausgezeichnet befähigt für die Geschäfte seiner Stellung, ein vorzüglicher Organisator, thätig, umsichtig, unermüdlich. Seine Besorgnis entbehrlich zu werden, bewog ihn, den König zu immer neuen Unternehmungen zu veranlassen; er wußte, daß er viele Feinde hatte, denen er am sichersten entgegenarbeitete, wenn er dafür sorgte, daß der König seiner Dienste benötigt war. Zu seinen Gegnern gehörte namentlich die Maintenon. Um Frankreichs zahlreichen Gegnern, welche seine Politik dem Lande verschafft hatte, nicht zu unterliegen, scheute er vor keinem Mittel zurück; die Verwüstung der deutschen Grenzlande geschah auf seinen Betrieb; auch die Dragonaden, mit denen des allerchristlichsten Königs nichtkatholische Unterthanen heimgesucht wurden, waren vorzugsweise L.s Werk. Verhängnisvoll wurde der Einfluß auf das Finanzwesen des Staates, welchen er nach Colberts 1683 erfolgtem Tode ausübte; derselbe schädigte die Kräfte des Landes in solchem Grade, daß sie bei des Königs Tode vollständig erschöpft waren. L. schuf auch bedeutende Bauten, so das Invalidenhotel und das Schloß zu Versailles. Gegen das Ende seines Lebens war sein persönliches Verhältnis zum Könige, dessen Ohr

die Maintenon immer mehr gewann, ein wenig gutes; nach einem heftigen Auftritte mit demselben starb er am 16. Juli 1691.

Lowe, Sir Hudson, englischer General, am 28. Juli 1769 zu Galway in Irland geboren, 1791 in die Armee getreten, verteidigte Capri 1808 tapfer gegen die Franzosen, fungierte 1813—14 in Blüchers Hauptquartier als englischer Kommissär und wurde 1815 mit der Bewachung Napoleons auf Sankt-Helena betraut. Die Art und Weise, wie er sich dieser bei dem Naturell seines Gefangenen und dem Nationalcharakter des Volkes, welchem dieser angehörte, doppelt schwierigen Aufgabe entledigte, hat ihm eine Menge von Anfeindungen und Beleidigungen eingetragen, deren geringe Berechtigung der ruhiger urteilenden Nachwelt nicht zweifelhaft sein kann. L. war sich der Wichtigkeit seiner Aufgabe voll bewußt und hat sie streng und gerecht, aber ohne unnötige Härte und mit großer Mäßigung erfolgreich gelöst. Nachdem er später Gouverneur der Bermudasinseln gewesen, starb er zu London am 10. Januar 1844. Zur Abwehr der gegen L. erhobenen Angriffe veröffentlichte L. selbst 1830 ein „Mémorial rélatif à la captivité de Napoleon", und 1853 veröffentlichte M. W. Forsyt zu London aus seinem Briefwechsel und Tagebuche eine „History of the captivity of Napoleon"; beide Schriften sind in das Deutsche übersetzt.

Löwe-Kalbe, Dr. Wilhelm. Am 14. November 1814 einer Pfarrerfamilie zu Olvenstedt (Regierungsbezirk Magdeburg) entsprossen, studierte L. in Halle Medizin und wurde 1848 für den Kreis Kalbe, in dem er als Arzt praktizierte, in das Frankfurter Parlament entsandt, woher er den Namen L.-Kalbe annahm. Dem Pfarrhause verdankte er die ihm eigentümliche Mischung von nüchternem Ernste und romantischem Schwunge wie die Leichtigkeit des Verkehrs mit allen Ständen; dort empfing sein Charakter den Stempel echter Seelen- und Gemütsbildung. In Frankfurt saß er auf der demokratischen Linken. 1849 siedelte er mit dem Rumpfparlamente nach Stuttgart über, wurde dessen Vizepräsident, dann Präsident, bis es am 18. Juni d. J. durch Truppengewalt zersprengt ward. Er begab sich nach der Schweiz, von der Rechtsbeständigkeit des Parlaments überzeugt. Wegen seiner Teilnahme an den Stuttgarter Verhandlungen und Beschlüssen, die auf den Umsturz des Deutschen Bundes abzielten, wurde er von der preußischen Regierung zur Verantwortung gezogen, von den Gerichten zu Kalbe und Magdeburg freigesprochen, vom Berliner Obertribunale jedoch zu lebenslänglichem Zuchthause verurteilt. Als Arzt lebte er zwei Jahre in der Schweiz, zwei in London und acht in New-York, bis ihm die Amnestie vom 12. Januar 1861 das Vaterland wieder eröffnete. Er erwarb 1862 das preußische Bürgerrecht, wurde 1863 Mitglied des Abgeordnetenhauses für den Kreis Bochum-Dortmund, gehörte der Fortschrittspartei an und kam in den Sechsunddreißiger Ausschuß. 1867 ließ er sich in Berlin für das preußische Abgeordnetenhaus wählen und nahm in Bochum für den Norddeutschen Reichstag an; seit 1871 vertrat er Bochum im Deutschen Reichstage. Gegenüber Ketteler (s. d.) trat L.-K. 1871 hier mit der Frage auf: „Was ist denn für den Bischof Ketteler Gottes Gesetz?" und wies auf die Unfehlbarkeit hin, die nach der klerikalen Doktrin dem Papste die letzte Entscheidung über die Gültigkeit der Staatsgesetze anheimgebe; im Mai 1872 beantragte er Streichung des Postens eines deutschen Gesandten bei dem Papste im Budget, ohne damit im Reichstage durchzubringen. Auf seinen und Laskers Antrag wurde Bismarck im Juni d. J. ersucht, eine sachverständige Beobachtung über die Einwirkung des strengen und mittleren Arrests auf die Gesundheit der Soldaten zu veranlassen. 1871—1875 war L.-K. Vizepräsident des preußischen Abgeordnetenhauses. Mit Freuden sah er Preußens Großmachtstellung, für die er seit so lange agitiert hatte. In der Frage über das Reichsmilitärgesetz trennte er sich von der Fortschrittspartei, unterstützte Bennigsens Kompromißantrag am 14. April 1874, der siegte, und bildete von nun an mit einigen Kollegen eine eigene fortschrittliche Gruppe, deren Führung er 1876 übernahm; bei den Reichstagswahlen von 1877 deckte die Gruppe Löwe den Ausfall der Nationalliberalen und der Fortschrittspartei und enthielt in ihren 119,473 Wählern den vollen Ersatz für die eingegangene liberale Reichspartei. 1876 lehnte L.-K. die Wiederwahl zum Vizepräsidenten des Abgeordnetenhauses ab, da er sich nicht mehr als den Vertreter seiner früheren Partei betrachten könne, und im Januar 1877 schlug er, von der Majorität gewählt, das Vizepräsidium des Reichstags aus. Ein schwungvoller Redner, blieb er hingegen Mitglied des Reichstags, wo er zu denen zählte, welche die grundsätzliche Wendung in der deutschen Zollpolitik besonders herbeiführten. Von schwerer Krankheit genesen, feierte er am 14. November 1884 in Berlin seinen 70. Geburtstag.

Löwendal, Woldemar Graf, ein Glückssoldat, am 1. April 1700 zu Hamburg als der Sohn des dortigen polnisch-sächsischen Ministerresidenten, eines Enkels eines dänischen Königs, geboren, diente nacheinander in Sachsen-Polen, Dänemark, Österreich und Rußland, trat hier namentlich in den Kämpfen 1737—39 gegen die Türkei und 1741—43 gegen Schweden hervor, focht dann unter Frankreichs Fahnen im Österreichischen Erbfolgekriege und starb als Marschall von Frankreich am 27. Mai 1755 zu Paris. — Vgl. de Courcelles, Dictionnaire des généraux français, Bd. VII, Paris 1823.

Löwenwolde, Graf von, s. **Wusterhausen**, Vertrag von.

Loyola, Ignatius v. (oder wie er eigentlich hieß Don Iñigo Lopez de Recalde), der Stifter der Gesellschaft Jesu, ist geboren 1491 auf dem väterlichen Schloß Loyola in der spanischen Provinz Guipuzcoa, gestorben am 31. Juli 1556 in Rom. — Von seiner Jugend ist wenig Sicheres bekannt und dieses Wenige vielfach mit Sagenhaftem vermischt. Er war das jüngste von 13 Kindern seiner Eltern, des baskischen Edelmanns Bertran aus dem alten Hause Lopez de Recalde und seiner Frau Marina Saez y Balde. Kaum vierzehnjährig wurde er Page am Hof Ferdinands des Katholischen, später Offizier im

königlichen Heere, und tummelte sich in den Thaten und Freuden der Welt, ausgezeichnet ebenso durch ritterliche Tapferkeit im Kampf mit Portugiesen, Navarresen, Sarazenen und Franzosen wie durch ritterliche Manieren und Glück bei den Damen. Er stand bereits im dreißigsten Lebensjahr, als eine plötzliche Wendung seiner Geschicke und Lebensanschauungen eintrat. Im Mai des Jahres 1521 bei der Verteidigung der Citadelle von Pamplona gegen die französischen Belagerer wurde er durch eine Stückkugel am rechten Bein so schwer verwundet, daß er auf seinem väterlichen Schloß einer schmerzhaften Operation sich unterwerfen mußte und lebenslang ein Krüppel blieb. Aus seiner weltlichen Laufbahn gewaltsam herausgeworfen, wandte er sich religiösen Gedanken und Schwärmereien zu. Auf seinem Schmerzenslager hatte er zuerst mit Lesen von Ritterromanen sich die Zeit vertrieben; als diese nicht mehr zu haben waren, griff er zu Heiligenlegenden, zu einem Leben Jesu in spanischer Sprache, zu Lebensbeschreibungen der Mönchsheiligen und Ordensstifter Franziscus und Dominicus. Er beschloß, das weltliche Rittertum mit dem geistlichen zu vertauschen; sein ganzes bisheriges Leben erschien ihm als ein eitles und beflecktes; er wollte gleich den Heiligen der göttlichen Gerechtigkeit genugthun. In seinen Träumen und Visionen sah er bald Jesus und den Satan, um die Welt und die Menschenseelen sich streitend, die ganze Menschheit in zwei große Armeen geteilt, die Heerschar Christi und des Satans, bald die Jungfrau Maria, die ihn in ihren Dienst und den Dienst der heiligen Kirche, zum Wandel in der Nachfolge Christi und unter dem Panier des Kreuzes berief. Sobald er von seinem Krankenlager sich erhoben, schenkte er seine Habe den Armen und machte im Bettlergewand eine Wallfahrt nach dem Kloster Monserrat in Katalonien 1522. Hier hing er seine Waffen vor einem Marienbild auf, legte eine Generalbeichte ab und zog sich zu harten Kasteiungen und asketischen Übungen in eine Höhle in der Nähe der Stadt Manresa zurück, wo ihm wiederum wunderbare Visionen zuteil wurden, in denen er Christum, Maria, die heilige Dreieinigkeit, kurz alle Geheimnisse des Glaubens schaute. Aus diesen Übungen soll der erste Entwurf seiner Exercitia spiritualia (s. u.) hervorgegangen sein. Kaum geheilt begab er sich 1523 nach Barcelona, um nach dem heiligen Lande sich einzuschiffen. Im September 1523 kam er in Jerusalem an, fand hier aber schlechte Aufnahme bei den Franziskanern, die den unklaren Fanatiker, von dem sie Störung des Friedens mit den Moslemin fürchteten, baldmöglichst wieder nach Europa zurückschickten. Diese Reise war für ihn eine heilsame Lektion. Er erkannte, daß etwas weniger Fanatismus und Phantasterei, etwas mehr Besonnenheit und Bildung seinen Zwecken förderlicher sein würde. Er kehrte nach Barcelona zurück, vertauschte sein Bettelkleid mit einem anständigen Gewand und entschloß sich, obwohl schon 32 Jahre alt, sich auf die Schulbank zu setzen und die Elemente der lateinischen Grammatik zu erlernen. Er studierte darauf Philosophie zu Alcalà und Salamanca, begann aber auch religiöse Vorträge zu halten, Kinder zu katechisieren, Kranke zu besuchen. Dies erregte bald Anstoß; er kam in den Verdacht, der mystischen Sekte der Alombrados anzugehören, und war in Gefahr, von der Inquisition gemaßregelt zu werden; mehrmals kam er in Untersuchungshaft, und schließlich wurde ihm seine seelsorgerliche Wirksamkeit verboten. Müde dieser Hemmungen, die er in seinem Vaterlande fand, ging L. 1528 nach Paris, setzte seine humanistischen Studien im Kollegium Montaigu fort und ging dann zu philosophischen und theologischen Studien über, nachdem er 1534 Magister artium geworden. Es war die Zeit, in welcher die reformatorische Bewegung in ganz Europa um sich griff. L. erkannte es als eine Notwendigkeit, derselben einen Damm entgegenzusetzen durch Stiftung einer Gesellschaft, die den Kampf für den alten Glauben zu ihrer Lebensaufgabe machen sollte. Nach langen Bemühungen und nicht ohne bedenkliche Kollisionen mit den Pariser Universitätsbehörden gelang es ihm endlich, eine kleine Zahl gleichgesinnter junger Männer für seinen Plan zu gewinnen: zuerst einen savoyischen Priester, Pierre le Fèvre, dann einen Edelmann aus Navarra, Franz Xavier, Lehrer der Philosophie in Beauvais, dann die Spanier Lainez, Salmeron, Bobadilla und einen Portugiesen Rodriguez von Azevedo. Mit diesen sechs Genossen vereinigte er sich am 15. August 1534, am Fest Mariä Himmelfahrt, in der Kirche auf dem Montmartre bei Paris zu einem Bund, der durch feierlichen Eidschwur sich verpflichtete, ein Leben der Armut, des Gehorsams, der Keuschheit im Dienste der Religion zu führen und entweder im heiligen Lande der Bekehrung der Ungläubigen sich zu weihen oder dem Papst sich zur Disposition zu stellen. Der Verabredung gemäß treffen die sieben Bundesbrüder nach Beendigung ihrer Studien im Jahr 1537 in Venedig, verstärkt durch ein paar neue Genossen, wieder zusammen; der Türkenkrieg macht eine Reise nach Palästina unmöglich, und so beschließen sie, sich nach Rom zu begeben, um vom Papst zur Verteidigung des Glaubens sich verwenden zu lassen. Unterwegs predigten sie in verschiedenen Städten Italiens, auf den Straßen, in Schulen und Hospitälern, erregten großes Aufsehen, erfuhren aber auch mancherlei Anfechtungen. In Rom angekommen den 15. April 1538 legt L. die Grundzüge seiner Gesellschaftsordnung dem Papst Paul III. zur Genehmigung vor, fand aber zuerst keine große Geneigtheit, erduldete vielmehr acht Monate lang die ärgsten Anfechtungen und klagte „über den sterilen und trockenen Boden in Rom". Die Bitte, einen neuen Orden gründen zu dürfen, wurde zuerst einfach abgewiesen, da hierzu kein Bedürfnis vorhanden sei. L. ließ sich nicht entmutigen und legte durch Kardinal Contarini einen neuen Statutenentwurf vor, der die Zwecke der beabsichtigten Association und besonders ihre Verschiedenheit von den früheren Orden bestimmter hervorhob. Auch jetzt wieder fand der Plan heftigen Widerspruch im Kardinalskollegium; Papst Paul aber, in Anbetracht der schweren den heiligen Stuhl bedrohenden Gefahren, glaubte die angebotene Hilfe dieser treuergebenen Verbündeten nicht ablehnen zu dürfen. Er verwilligte ihnen

zunächst eine römische Kirche, die Kirche Gesù, von der die Gesellschaft nun den Namen Societas Jesu annahm; er vertraute ihnen dann in verschiedenen italienischen Städten Missionen an, und endlich, als König Johann III. von Portugal sechs von den neuen Aposteln zur Predigt unter den Indern sich ausbat, bestätigte Papst Paul III. das neue Institut den 27. September 1540 durch die Bulle Regimini ecclesiarum.

L. wurde zum Ordensgeneral proklamiert den 22. April 1541, redigierte die Konstitutionen der Gesellschaft in Gemeinschaft mit Jakob Lainez (s. d.) und entfaltete jetzt, ganz im Gegensatz gegen seine frühere phantastische Schwärmerei, jene diplomatische Klugheit, jene feine Welt- und Menschenkenntnis, jene eigentümliche Mischung von Politik und Devotion, von Energie und Elasticität, welche seither das Erbteil seines Ordens geblieben sind. L. selbst erlebte in den 15 Jahren seines Generalats noch die hoffnungsvollen Anfänge der weltumfassenden Verbreitung und Wirksamkeit seiner Stiftung: als er starb, zählte dieselbe bereits 13 Provinzen in Europa (7 in Spanien und Portugal, 3 in Italien, 2 in Deutschland, 1 in Frankreich), 3 in Amerika, 1 in Afrika, 1 in Asien, mehr als 100 Kollegien, mehr als 1000 Mitglieder. Die Päpste Paul III., Julius III. &c. hatten nicht bloß die anfänglichen beschränkenden Bestimmungen aufgehoben, nicht bloß alle Privilegien früherer Orden der neuen Stiftung erteilt, sondern diese auch noch durch eine ganze Reihe neuer außerordentlicher Privilegien vermehrt: so durch das Recht, überall in der ganzen Christenheit priesterliche Funktionen üben zu können, selbst in Zeiten des Interdikts, durch das Recht Absolution zu erteilen sogar in den sonst dem Papste reservierten Fällen, durch das Recht zur Verleihung akademischer Grade, durch die Befreiung von jeder lokalen Jurisdiktion &c. So war die Gesellschaft Jesu bereits im besten Zug, die Herrschaft über die katholische Welt zu gewinnen und den Kampf mit dem Protestantismus auf allen Flanken aufzunehmen, als der Ordensstifter starb und seinem, vielleicht noch begabteren und gewandteren Genossen und Nachfolger in der Ordensregierung, Jakob Lainez, Platz machte. L. wurde 1607 von Papst Paul V. beatifiziert, 1622 von Papst Gregor XV. kanonisiert; sein Leib ist bestattet in der Kirche San Gesù in Rom, sein Fest ist der 31. Juli.

Von den Schriften des Ignatius, bei denen es übrigens zweifelhaft, ob und inwieweit sie in ihrer vorliegenden Gestalt wirklich von ihm herrühren, sind besonders berühmt 1) seine „Exercicios espirituales“, „Exercitia spiritualia“, entworfen angeblich schon 1522 in der Höhle von Manresa, gedruckt zuerst 1548, dann in zahllosen neuen Ausgaben und Übersetzungen, „das geistliche Exerzierreglement des Ignatius und seiner Societas Jesu“, jedoch keineswegs so originell, wie man früher glaubte, sondern entlehnt aus einer älteren asketischen Schrift des Abtes Garcia de Cisneros; 2) „Libro de las Constituciones de la Compañia de Jesus“, lateinisch übersetzt von Juan Polanco (Rom 1558, 8°) und oft gedruckt, „Die jesuitische Gesellschaftsordnung“, verfaßt von Ignatius in Gemeinschaft seiner ersten Genossen, besonders des J. Lainez; 3) „Cartas de S. Ignacio de Loyola“, eine Sammlung von Briefen, erst neuerdings gesammelt und herausgegeben von spanischen Jesuiten, Madrid 1874 bis 1877 in 3 Bänden; von seinen früher gedruckten Briefen sind besonders bekannt eine „Carta de la perfeccion religiosa“ vom Jahr 1547, gerichtet an die Ordensglieder in Spanien, und die „Carta de la religiosa obediencia“ vom Jahr 1553, gerichtet an die portugiesischen Ordensglieder, die klassische Beschreibung des jesuitischen Kadavergehorsams.

Von älteren Lebensbeschreibungen sind besonders zu erwähnen die von Ribadaneira, Madrid 1570; von Maffei, Rom 1585; vgl. auch „Acta SS. Boll. Juli 31“; von neueren Gumpach, 1845; Genelli, Innsbruck 1848; Spuller, 1876; sowie die Monographieen von A. v. Druffel, Ignatius v. Loyola und die römische Kurie, 1879; H. Baumgarten, Ignatius v. Loyola, Vortrag, Straßburg 1880; Ritter in Sybels Zeitschrift IV, 1875; Rietschel, Luther und Loyola, Wittenberg 1879. — Vgl. den Artikel „Jesuitenorden“, Bd. II, S. 600 ff.

Lübeck. Die alte freie Reichs- und Hansestadt hatte den Höhepunkt ihrer Macht erstiegen, als sie in die neue Zeit eintrat. Sie stand an der Spitze der Hansa und behauptete auf diese gestützt ein im ganzen Norden Europas geltendes Ansehen. Aber der Eintritt in die neue Zeit bedeutet auch den Wendepunkt dieser Entwickelung. Durch geschickte Benutzung der Unzufriedenheit im dänischen Reiche, des Nationalhasses zwischen Schweden und Dänen und der Feindschaft und Eifersucht zwischen König Christian II. von Dänemark und seinem Onkel, dem Herzoge von Schleswig-Holstein, gelang es Lübeck, die ihm von Christian II. drohende Gefahr glücklich abzuwenden. Der König wurde wesentlich durch lübisches Geld und lübische Streitkräfte 1523 aus seinem Reiche vertrieben, und dieselben Mittel halfen nicht wenig seinem Gegner und Nachfolger, sich festzusetzen. Lübeck bedang sich Bestätigung der hansischen Privilegien in den skandinavischen Reichen aus und zugleich für sich und seine Bundesgenossen in dem letzten Kriege das Recht, die Städte des Hansebundes zur Teilnehmerschaft an diesen Privilegien zuzulassen resp. von derselben auszuschließen. Außerdem wurde ihm Beschränkung des empfindlich konkurrierenden holländischen Handels zugesagt. Letztere Bedingung war aber zu sehr gegen das Interesse der nordischen Reiche, als daß man ein dauerndes und gewissenhaftes Innehalten derselben hätte erwarten können. In Schweden waren die hansischen Privilegien so vermehrt worden, daß sie zugleich mit den von L. für geleistete Kriegshilfe gestellten Forderungen außerordentlich schwer auf dem Lande lasteten. Gustav Wasa trat daher schon bald zum großen Verdrusse der Lübecker mit den Holländern in direkte Verbindung. Friedrich I. von Dänemark hielt davon nur die Furcht vor dem vertriebenen Christian zurück. Als dieser dann aber 1532 bei seinem Versuche, Norwegen zu erobern, wieder vorzugsweise durch die Lübecker, bezwungen worden und

durch entehrenden Bruch des gegebenen Wortes in lebenslängliche Gefangenschaft geraten war, fiel diese Rücksicht hinweg. Als im nächsten Jahre Friedrich I. starb, mußten die Lübecker einen Umschlag der dänischen Politik gegenüber dem holländischen Handel fürchten. Diese Änderung der Situation fiel zusammen mit einem vollständigen Umschlage der Verhältnisse in der Stadt. Die Reformation, die gegen den Widerstand einflußreicher Ratsglieder durchgeführt worden war, und die finanziellen Schwierigkeiten, die aus den schweren Kriegen der letzten Jahrzehnte erwuchsen, hatten eine Bewegung der Bürgerschaft gegen den Rat und die Einsetzung eines Bürgerausschusses erst von 64, dann von 100 Mitgliedern veranlaßt. In diesen gewann der aus Hamburg gebürtige Kaufmann Jürgen Wullenwever durch Wort und Handlung bald bedeutendes Ansehen. Es erfolgte eine Neugestaltung des Rates; Wullenwever trat in denselben ein und bald an seine Spitze. Mittelpunkt seines Strebens blieb, L.s Stellung im Norden zu behaupten; er trat damit vollständig in die traditionelle Politik der Stadt ein, war aber in der Wahl der Mittel viel rücksichtsloser und gewaltthätiger. Das Interregnum, das in Dänemark nach dem Tode Friedrichs I. entstand, weil Adel und Geistlichkeit in ihrer großen Mehrzahl dem eifrig protestantisch gesinnten Sohn des Verstorbenen, Christian III., abgeneigt waren, suchte Wullenweber zu benutzen, um sich des Sundes zu bemächtigen; Kopenhagen und Malmöe brachte er in Aufstand und ließ unter dem Vorwande, die Rechte des auf Sonderburg gefangenen Christian II. verteidigen zu wollen, durch ganz Dänemark das Landvolk aufwiegeln, trieb dann dadurch allerdings Adel und Geistlichkeit Christian III. in die Arme. 1534 und 1535 tobte dann die „Grafenfehde" in Schleswig-Holstein und Dänemark, so genannt, weil die Grafen Christoph von Oldenburg und Johann von Hoya an der Spitze des Krieges in Dänemark standen. Er endigte mit der Niederlage L.s, das im Hamburger Frieden 1536 zwar seine Privilegien bestätigt erhielt, aber durch den Sieg Christians III. und Gustav Wasas über seine Ansprüche dauernden Schaden an seiner Stellung erlitt. Der Handel der Stadt hat allerdings erst nach und nach den Umschwung der Verhältnisse empfunden, denn erst allmählich, und besonders seit der Befreiung der Niederlande von spanischer Herrschaft, entwickelte sich die Übermacht der holländischen Flagge in der Ostsee und ging die Vermittelung des baltisch-abendländischen Verkehrs in die Hände der neuen Republik über. Auch der Wohlstand L.s hat sich im 16. Jahrhundert im wesentlichen auf seiner Höhe erhalten, ja scheint noch nach der Mitte desselben seinen höchsten Stand erreicht zu haben. Erst damals begann die Stadt den prächtigen Renaissanceumbau ihres Rathauses und führte trotz der Teilnahme am Nordischen Kriege denselben durch. Auch stammen manche reiche Privatbauten, manche Stiftungen aus jener Zeit. Aber das Ansehen der Stadt nach außen hatte gelitten. Das zeigte sich deutlich, als die Ordensherrschaft in den baltischen Provinzen zusammenbrach und der Kampf um diese Gebiete zwischen Dänen und Schweden, Russen und Polen begann. Schweden bemächtigte sich Estlands und suchte den russischen Handel im Finnischen Meerbusen nach seinem Willen zu lenken, nahm lübische Handelsflotten einfach weg. Das war die Veranlassung, daß sich L. im nordischen Siebenjährigen Kriege 1563—70 Dänemark anschloß und große Anstrengungen machte, gemeinschaftlich mit den Dänen die Schweden von der Ostsee zu vertreiben. Es erlangte im Stettiner Frieden die Zusicherung freier Schiffahrt nach den russischen Häfen, aber diese Zusicherung wurde kaum ein Jahr von den Schweden gehalten, und L. sah sich außerstande, ihre Beachtung allein zu erzwingen. Der schwedische Handel war schon unter Gustav Wasa schwer geschädigt worden, die dortigen Privilegien nicht mehr in Kraft; Königin Elisabeth brach die Stellung des hansischen Kaufmanns durch brutale Gewalt; und jetzt fing auch das eben verbündete Dänemark an, sich rücksichtslos über die hansischen Rechte hinauszusetzen. Die Insel Bornholm, die L. seit 1526 in Pfandbesitz hatte, mußte es vor der Zeit herausgeben. Christian IV. nahm sich dann die Elisabeth zum Muster und erklärt die hansischen Privilegien einfach als durch Mißbrauch verwirkt. Von einer großen Abneigung gegen städtische, überhaupt republikanische Gemeinwesen erfüllt, verfolgte er besonders die Grenzstadt L. mit neidischem Hasse, benutzte den Kalmarkrieg gegen Schweden, um den Handel der Stadt möglichst empfindlich zu treffen. Als dann diese in einem Bündnisse mit den Niederländern, in das sie auch andere Hansestädte hineinzog, Schutz suchte und mit Erfolg den Unternehmungen des vom Könige unterstützten Herzogs von Wolffenbüttel gegen Braunschweig entgegentrat, gab sich Christian dem heftigsten Zorn gegen L. hin, der von Versuchen gegen die Selbständigkeit der Stadt nur durch die Unmöglichkeit, dieselben durchzuführen, abgehalten wurde. In dieser Sachlage besonders hatte es seinen Grund, daß dann L. dem niedersächsisch-dänischen Kriege gegen die Kaiserlichen und Ligisten vollständig fern blieb. Vom Dreißigjährigen Kriege hat es so wenig zu leiden gehabt, aber mit der Blüte seiner Schiffahrt auf dem Baltischen Meere war es auch vorüber. Seit jener Zeit ist dann L. mehr und mehr gesunken, bis sein Hafen fast vollständig verödete und das Gras auf den Straßen wuchs. Den tiefsten Stand erreichte es aber erst in den ersten Jahrzehnten unseres Jahrhunderts. Blüchers Rückzug dorthin im November 1806 und der Sturm der Franzosen auf die Stadt schädigten dieselbe schwer. 1810 wurde L. dem französischen Departement der Elbmündungen einverleibt. Im März 1813 befreite es sich vorübergehend von den Franzosen und ließ ein Corps zur hanseatischen Legion stoßen; die definitive Befreiung erfolgte aber erst nach der Schlacht bei Leipzig. Erst in den dreißiger und vierziger Jahren begann dann der Handel sich wieder langsam zu heben, rascher in den folgenden Jahrzehnten. Besonders günstig eingewirkt hat die in den ersten fünfziger Jahren gebaute L.-Büchener Eisenbahn. Die Gunst der Lage L.s hat wieder ihr natürliches Recht geltend gemacht; es ist wieder Ein- und Ausfuhrhafen-

für den starken Verkehr des nordwestlichen Deutschlands mit dem Nordosten Europas geworden, zudem Stapelplatz in Kolonialwaren für Finland, in französischen und spanischen Weinen für dieses, für Schweden und Rußland. Hauptimportartikel ist Holz. 1867 ist L. in den Zollverein eingetreten. Die Stadt zählt nach der letzten Zählung 51,055 Einwohner, doppelt so viel als zu Anfang dieses Jahrhunderts und vielleicht etwas mehr als zur Zeit der höchsten Blüte. Davon entfallen ca. 12,000 auf die in den letzten Jahrzehnten entstandenen Vorstädte; der Umfang der eigentlichen Stadt hat sich seit dem 13. Jahrhundert nicht erweitert.

L.s mittelalterliche Verfassung, welche gewissen Gruppen des Kaufmannsstandes alle politische Macht sicherte, hat zuerst 1669 eine tiefer greifende und dauernde Veränderung erfahren. Unter Vermittelung kaiserlicher Kommissarien ist nach mehrjährigen innern Zwistigkeiten am 9. Januar d. J. ein Rezeß abgeschlossen worden, der den sogenannten bürgerlichen Kollegien eine gewisse Mitwirkung im Regiment der Stadt sicherte; die damals vereinbarte Verfassung hat bestanden bis 1848. Auch dieses Jahr brachte zunächst nur eine Abänderung im ständischen Sinne, und als der Senat dann selbst die Durchführung allgemein gleicher politischer Berechtigung erstrebte, die auch von weiten Kreisen der Bevölkerung gewünscht wurde, entstand im Oktober 1848 eine tumultuarische Bewegung der Ständischgesinnten gegen den Senat, die in ihren Folgen zu einer Besetzung der Stadt durch mecklenburgische Truppen führte. Trotzdem wurde dann im Dezember 1848 die revidierte Verfassung eingeführt. Sie ist drei Jahre später von einer neuen, an die Verhältnisse Hamburgs und Bremens sich anschließenden Verfassung ersetzt worden, die noch gegenwärtig besteht und die vollziehende Gewalt in die Hand eines vierzehngliedrigen Senates legt, die gesetzgebende zwischen diesem und einer aus 120 Mitgliedern bestehenden gewählten „Bürgerschaft" teilt. In L. bestehen begründet in der Geschichte der Stadt starke konservative und korporative Neigungen, wodurch sich der in der Stadt lebende Geist wesentlich von dem Bremens und noch mehr Hamburgs unterscheidet.

Vgl. Becker, Geschichte der Stadt Lübeck, 3 Bde., Lübeck 1782—1805; G. Waitz, Lübeck unter Jürgen Wullenwever, Berlin 1855/56; Pauli, Aus den Aufzeichnungen des Lübeckischen Bürgermeisters Heinrich Brokes (Zeitschrift des Vereins für Lübeck. Geschichte I und II).

Lübeck. Am 12. Mai 1629 wurde hier der Friede zwischen Dänemark einerseits, dem Kaiser und der Liga anderseits unterzeichnet, am 22. Juni die Ratifikationen ausgetauscht. Christian IV. verpflichtete sich, in Zukunft jede Einmischung in deutsche Angelegenheiten zu unterlassen, und gab alle seine Ansprüche auf das Erzbistum Bremen und die Bistümer Verden und Schwerin, die er früher für seine Söhne Friedrich und Ulrich erworben hatte, auf. Dafür erhielt er seine von den Gegnern eroberten und seit 1627 besetzt gehaltenen festländischen Besitzungen zurück.

Lübeck, Erstürmung am 6. November 1806. Blücher, welcher Hohenlohes Nachhut befehligte, hatte sich, nachdem dieser am 28. Oktober bei Prenzlau kapituliert hatte und er selbst sich in die Unmöglichkeit versetzt sah, die Oder zu überschreiten, von Bernadotte verfolgt nach Mecklenburg gewandt, wo er 21,000 Mann unter seinem Befehle vereinigte. Auch die Pässe über die Elbe, an deren Benutzung er gedacht hatte, um auf dem linken Ufer des Flusses nach Magdeburg zu gelangen, waren ihm verlegt; er richtete daher seinen Marsch auf L. in der Hoffnung, hier sich einschiffen zu können. Am 5. November langte er daselbst an, dänische Truppen unter General Ewald schützten die Neutralität des benachbarten holsteinischen Gebietes. Die Franzosen, welche Blücher unter mehrfachen Gefechten auf dem Fuße gefolgt waren, griffen die Stadt am 6. morgens an; Bernadotte führte den Oberbefehl, Soult und Murat waren zur Stelle. Der Angriff gegen das südliche Mühlenthor ward von der preußischen Artillerie zunächst abgewiesen, um 1 Uhr aber kam das nördliche Burgthor, wo der Herzog von Braunschweig-Oels kommandierte, in die Gewalt der Franzosen; die Preußen versuchten durch das westliche Holstenthor, L. zu räumen, und bald drangen die französischen Truppen von allen Seiten in die Stadt ein, welche gegen 3½ Uhr nachmittags ganz in ihrer Hand war. L. hatte alle Schrecken des Straßenkampfes und der Plünderung zu erdulden. Blücher verlor 22 Geschütze ohne die Regimentskanonen und einen großen Teil seiner Infanterie; mit dem Reste kapitulierte er, da er weder Brot noch Patronen hatte, am 7. zu Ratkau, einem nördlich von L. gelegenen Dorfe. — Vgl. „Historische Gemälde in Erzählungen merkwürdiger Begebenheiten", 16. Band, Leipzig 1808; v. Höpfner, Der Krieg von 1806 und 1807, 1. Teil, 2. Band, 2. Auflage, Berlin 1855.

Lübeck, Fürstbistum. Der Fürstbischof von L. erhielt im Westfälischen Frieden Sitz und Stimme auf dem Reichstage, und weil besonders Oldenburg das Schicksal der Säkularisation vom Bistume L. fern gehalten, verpflichtete sich das Kapitel 1647, sechs Bischöfe nach einander aus dem Hause Holstein-Gottorp zu wählen; nach Ablauf ihrer Regierung sollten auch dänische Prinzen gewählt werden können. Diese Verpflichtung führte zu Streitigkeiten, die aber der Glückstädter Friede 1667 zugunsten Oldenburgs entschied. 1706 kam es zu neuem Streite Oldenburgs mit Dänemark gelegentlich einer geteilten Bischofswahl, Großbritannien und die Generalstaaten vermittelten und entschieden zugunsten Christian Augusts, Administrators von Holstein-Gottorp. 1750 ging der Vertrag von 1647 mit der Wahl Friedrich Augusts von Holstein-Gottorp zu Ende und das Domkapitel wählte darum 1756 den kleinen Erbprinzen Friedrich von Dänemark zum Koadjutor. Dieser entsagte am 29. September 1773 zugunsten des Sohnes von Friedrich August (s. oben), Peter Friedrich Wilhelm; wegen Geistesschwäche verzichtete letzterer ebenfalls am 14. Februar 1776 auf die Koadjutorie zugunsten seines Vetters Peter Friedrich Ludwig von Holstein-Gottorp, der Friedrich August am 6. Juli 1785 als Fürstbischof folgte. So erhielt Holstein-Oldenburg ein An-

recht auf das Bistum, und das Land wurde darum bei der Säkularisation am 25. Februar 1803 im Reichsdeputationshauptschlusse an Oldenburg als weltliches Fürstentum überlassen; die Stadt Lübeck hingegen erhielt die Domgebäude und einige Kapiteldörfer. Am 14. Oktober 1808 trat Fürst Peter Friedrich Ludwig dem Rheinbunde bei; als Napoleon 1810 Oldenburg usurpierte, schlug er auch das Fürstentum L. zum französischen Departement der Elbmündungen, nach seinem Sturze fiel es 1814 wieder an Oldenburg und Peter Friedrich Ludwig bestieg, bisher Administrator dieses Herzogtums, am 2. Juli 1823 dessen Thron (s. „Oldenburg").

Lublin, eine Stadt im südöstlichen Kleinpolen, in welcher im Jahre 1569 ein polnischer Reichstag gehalten ist, der nach zwei Richtungen hin von großer Bedeutung war. Zuerst wurde die Verschmelzung des Großfürstentums Litauen mit der Krone Polen endgültig vollzogen (s. den Art. „Litauen"). Die zweite Verhandlung betraf das unter polnischer Lehnshoheit stehende Herzogtum Preußen. Bei der Säkularisation desselben durch den Vertrag von Krakau (1525) war die Erbfolge in Preußen außer den Nachkommen des neuen Herzogs Albrecht selbst nur den Nachkommen seiner Brüder in Franken zugesprochen. Der streng katholische Kurfürst Joachim I. hatte sich von diesem ganzen Handel durchaus fern gehalten, Joachim II. aber, der Gemahl einer Tochter des Polenkönigs Sigismund I., hatte gleich nach seinem Regierungsantritt Verhandlungen mit Polen begonnen, um die preußische Erbfolge auch auf die Kurlinie auszudehnen, auch seiner Familie die „Mitbelehnung" zu verschaffen. In der ersten Zeit war Unterhändler besonders sein Kanzler Lamprecht Diestelmeier. Aber fast dreißig Jahre vergingen, bis der Kurfürst, nicht ohne große Geldopfer an maßgebende Beamte und Magnaten des polnischen Reiches, zum Ziele gelangte. Mit Bewilligung des Reichstages von Petrikau erhielt endlich Joachim II. vom Polenkönige Sigismund II. August am 4. März 1563 die urkundliche Zusage, daß in Preußen nach dem Aussterben der fränkischen Hohenzollern auch seine eigenen Nachkommen in der Kur und nach diesen sein jüngerer Sohn, der Erzbischof Sigismund von Magdeburg, und dessen Linie folgen sollten. Demgemäß empfingen am 19. Juli 1569, als auf dem Reichstage zu L. des verstorbenen Herzogs Albrecht Sohn, Albrecht Friedrich, mit Preußen belehnt wurde, auch die Bevollmächtigten des Kurfürsten, wiederum nach längeren Schwierigkeiten und mit großen Opfern, die Mitbelehnung, indem sie, hinter dem fränkischen Markgrafen Georg Friedrich stehend, einen Zipfel der Lehnsfahne anfassen durften.

Lucca, italienische Provinz zwischen den Südhängen des Ligurischen Apennin und der Küste des Mittelländischen Meeres, von 1493 □km Flächeninhalt mit fast 289,000 Einwohnern, nahm als letzter der italienischen Freistaaten, nach über 600jährigem Bestehen, 1805 ein Ende. Infolge der gewaltsamen Veränderungen, welche Frankreich seit 1797 in Italien vorgenommen, wurde auch der aristokratischen Republik L. 1801 eine neue, der französischen ähnliche, Verfassung aufgedrungen. Doch schon vier Jahre später vereinigte Napoleon I. das lucchesische Gebiet mit Piombino zu einem Fürstentum L. und verlieh dies seiner Schwester Elise und ihrem corsischen Gemahl Bacciochi, 1806 nach dem Preßburger Frieden der neuen Herrschaft noch das Herzogtum Massa-Carrara hinzufügend. Elisas und ihres Gemahls Regierung haben die Lucchesen in dankbarer Erinnerung behalten, denn Ackerbau und Gewerbe, Volksschulen und Wohlthätigkeitsanstalten fanden gleichmäßig fürsorgliche Beachtung, auch wurden die Interessen des Landes gegen französische Anmaßung und selbst gegen die Machtgebote des kaiserlichen Bruders energisch vertreten. Obwohl 1809 nach Toskana berufen, verweilte die nunmehrige Großherzogin doch auch ferner mit Vorliebe in ihrer bisherigen Residenzstadt L., von hier schied sie in tiefer Bewegung für immer, als im März 1814 österreichische Truppen das Land besetzten. Im Wiener Kongreß wurde L. 1815 der durch Charakter und Gesinnung ausgezeichneten Infantin Marie Louise, Tochter König Karls IV. von Spanien und Witwe des ehemaligen Königs Ludwig von Etrurien, eventuell ihren Nachkommen als Herzogtum so lange überlassen, bis dieser bourbonische Zweig sein altes Besitztum Parma, das der Kaiserin-Erzherzogin Marie Louise, Napoleons Witwe, auf Lebenszeit zugeteilt war, zurückerhalten würde, worauf L. unter Vornahme einiger territorialer Veränderungen mit Toskana vereinigt werden sollte. Nach dem Tode der Herzogin, 13. März 1824, folgte ihr in der Regierung ihr Sohn Karl II., der bei den Unruhen von 1847 das Land am 11. Oktober dieses Jahres noch vor dem Tode der Witwe Napoleons an Toskana abtrat, dann aber, als diese wenige Monate nachher starb, vertragsmäßig die Regierung von Parma übernahm. Infolge der Einheitsbewegungen Italiens wurde L. im Verbande mit Toskana nach dem Italienischen Kriege von 1859 dem Königreiche Sardinien einverleibt, 1861 aber aus dem früheren lucchesischen Gebiete die Provinz L. des neuen italienischen Großstaates gebildet. — Vgl. A. v. Reumont, Geschichte Toskanas, Gotha 1877.

Lucchesi-Palli Campo und Pignatelli, Hektor, Marchese L., Herzog della Gracia, Gemahl der Herzogin von Berry (s. bei dieser).

Lucchesini, Girolamo, Marchese. Als älterer Bruder des Historikers von Lucca Cesare L. am 7. Mai 1751 in Lucca geboren, siedelte L. 1761 mit den Eltern nach Modena über, besuchte das Adelsgymnasium und zeichnete sich frühe durch Talent aus. 1779 ging er, mittlerweile verwaist und nach Lucca zurückgekehrt, auf Reisen in Frankreich und Deutschland, kam mit Empfehlungen d'Alemberts zu Friedrich dem Großen, der ihn am 9. Mai 1780 zum Kammerherrn ernannte, vermittelte dessen litterarischen Verkehr mit den Gelehrten Italiens und u. a. die Berufung Deninas nach Berlin. Er zählte zu der täglichen Gesellschaft Friedrichs, dem seine umfassenden Kenntnisse, sein geistreiches Wesen und seine Unterhaltungsgabe gefielen, und wurde bei dessen litterarischen Arbeiten häufig benutzt. Infolge seiner

1786 geschlossenen Ehe mit einer Schwester der Gräfin Pinto, die 1793 den bekannten General Bischoffwerder (s. d.) heiratete, wurde er noch enger mit Berlin verknüpft. Friedrich Wilhelm II. erkannte L.s Begabung zur Diplomatie und sandte ihn 1787 im Interesse des Fürstenbundes (s. d.) nach Rom, wo es ihm gelang, die Streitigkeiten der Kurie mit Kurmainz auszugleichen und für Dalberg (s. d.) das Breve zum Koadjutor zu erhalten; Kurmainz gab die Emser Beschlüsse preis und begnügte sich mit L.s zweifelhafter Bürgschaft, Rom werde keine weiteren Eingriffe in die erzbischöflichen Rechte versuchen. L. blieb noch in Italien, verhandelte in Rom mit den Gesandten Frankreichs und Spaniens wegen eines italienischen Fürstenbundes und wurde, 1788 zum Könige zurückgekehrt, im September d. J. zum preußischen Gesandten in St. Petersburg ernannt. Der König war von seinen diplomatischen Erfolgen so entzückt und hielt so viel von seinem Scharfblicke, daß L. sein ganzes Zutrauen gewann. Auf dem Wege nach Rußland sollte der Marchese in Warschau Halt machen und sich über die polnische Lage genau orientieren; er langte am 8. Oktober in Warschau an, verdrängte rasch den russischen Einfluß durch den preußischen, vereitelte den Plan einer russisch-polnischen Allianz und führte den Reichstag auf preußische Fährte. Friedrich Wilhelm hielt darum L. in Warschau besser am Platze als an der Newa, nahm seine Ernennung zurück und accreditierte ihn am 12. April 1789 als Gesandten bei König und Republik von Polen. Bei dem schwankenden Charakter der preußischen Politik Polen gegenüber war L.s Stellung sehr kritisch und nicht ohne Zweideutigkeit; während er Rußland schonen mußte, sollte er Polen zur Allianz mit Preußen bestimmen, Abtretungen erwirken, Preußen für den Kriegsfall mit Rußland oder Österreich die Unterstützung Polens sichern und doch Polen nicht zur Festigkeit, Einigung und Ordnung gelangen lassen; erreichte L. auch nicht alles, so wurde doch Preußens Einfluß in Warschau größer als je. Dabei ging er wiederholt nach Berlin, um bei entscheidenden Fragen seinen Rat zu erteilen; im August 1789 eilte er zu Friedrich Wilhelm nach Schlesien und im Januar 1790 nach Dresden, um Sachsen zum festen Anschluß an Preußen gegen Österreich zu vermögen. Am 29. März d. J. schloß er in Warschau nach vielen Hindernissen das polnisch-preußische Bündnis ab, im Juli ging er wieder nach Schlesien, bestärkte den König in der Abneigung gegen Hertzbergs (s. d.) Pläne und in der Forderung der Herstellung des Zustandes vor dem Türkenkriege, machte starke Zweifel geltend, ob die Polen Thorn und Danzig friedlich an Preußen abtreten würden, und bewog Friedrich Wilhelm, Hertzbergs Politik aufzugeben. Er stand weit höher in dessen Vertrauen als Hertzberg, was dieser wohl empfand, und entwarf die Hertzbergs Blicken entzogenen Denkschriften und Instruktionen, die dessen Politik kreuzten. Seit Reichenbach war L. der wichtigste Ratgeber Friedrich Wilhelms II. Im August 1790 auf den Warschauer Posten zurückgekehrt, ging er im September über Wien auf den Kongreß nach Sistowa und half zur Vermittelung des Friedens zwischen dem Kaiser und der Pforte, zeichnete sich durch Thatkraft und Gewandtheit aus, bekundete sich als geriebenen und geschmeidigen Intriguanten und erschien den Österreichern als ihr schlimmster Feind. Nachdem L. in Wien mit Kaunitz wegen Frankreichs vertraulich verhandelt hatte, ging er über Berlin im Dezember 1791 nach Warschau, wo die den Kaiserhöfen zugeneigte neue preußische Politik seine Stellung wesentlich erschwerte. Denn im Gegensatze zu früher mußte er jetzt die Polen zur Mäßigung und Ruhe anhalten und ihre Hoffnungen auf preußische Hilfe zurückweisen. Seine Lage wurde immer schwerer, und mit Freuden folgte er darum im August 1792 des Königs Ruf, ihn zur Führung der diplomatischen Verhandlungen ins Feld zu begleiten; nach der Kanonade von Valmy leitete er die Unterhandlungen mit Dumouriez (s. d.) vom Hauptquartiere in Hans aus, zeigte Kellermann und den geheimen Emissären die größte Zurückhaltung und machte dem Herzoge von Braunschweig klar, daß Dumouriez die preußischen Unterhändler mystifiziere. Schon jetzt für den Wiener Gesandtschaftsposten designiert, suchte sich L. den Österreichern angenehm zu machen, so sehr er auch der Allianz mit dem Kaiser abgeneigt war. Bei dem Rückzuge der Preußen aus der Champagne blieb er um den König, bearbeitete vor der Vorlage an denselben alle einlaufenden Sachen außer den militärischen, leitete die Immediatkorrespondenz mit den preußischen Gesandten und dem Kabinettsministerium und die Verhandlungen mit den Bevollmächtigten des Kaisers und Großbritanniens. Im November 1792 in Gießen, brachte er die Darmstädter Truppen gegen Frankreich in Bewegung, war dann für die Eroberung Frankfurts thätig, blieb hier bis März 1793 und folgte dem Könige wieder ins Feld. Seine vorzüglichste diplomatische Aufgabe waren die schwierigen Verhandlungen mit dem Kaiser; Prinz Reuß und Graf Lehrbach fanden in ihm einen gefährlichen Gegner, der gewandt das spezifisch preußische Interesse vertrat und der betonte, für die großen Leistungen im Kriege gegen Frankreich dürfe Preußen besondere Entschädigungen voraus vor dem Kaiser beanspruchen. Der König war außerordentlich mit L. zufrieden, während dieser jetzt in ihn drang, das Heer vom Rheine wegzuziehen und nach Polen zu eilen; Friedrich Wilhelm drehte wirklich der Koalition den Rücken und reiste mit L. nach Polen. Am 20. November zum Gesandten in Wien, vier Tage später zum Wirklichen geheimen Staats- und Kriegsminister ernannt, begann L. im Dezember seine gesandtschaftliche Thätigkeit und suchte, freilich erfolglos, Preußen die finanzielle Unterstützung des Kaisers zur Fortsetzung des Kriegs am Rheine zu verschaffen; im Herzen war er weit mehr für den Frieden als für eine kriegerische Koalition geneigt; besonders sah er den Frieden am Rheine als für Preußen notwendig an, sobald es in Polen zum Aufstande gekommen war, der nach seiner Ansicht die Vernichtung Polens herbeiführen mußte. Mit dem Könige ging er im Mai 1794 nach Posen, blieb ihm während des Feldzugs zur Hand und wirkte darauf hin, daß der Krieg mit aller Energie geführt würde. Sein

recht auf das Bistum, und das Land wurde darum bei der Säkularisation am 25. Februar 1803 im Reichsdeputationshauptschlusse an Oldenburg als weltliches Fürstentum überlassen; die Stadt Lübeck hingegen erhielt die Domgebäude und einige Kapiteldörfer. Am 14. Oktober 1808 trat Fürst Peter Friedrich Ludwig dem Rheinbunde bei; als Napoleon 1810 Oldenburg usurpierte, schlug er auch das Fürstentum L. zum französischen Departement der Elbmündungen, nach seinem Sturze fiel es 1814 wieder an Oldenburg und Peter Friedrich Ludwig bestieg, bisher Administrator dieses Herzogtums, am 2. Juli 1823 dessen Thron (s. „Oldenburg").

Lublin, eine Stadt im südöstlichen Kleinpolen, in welcher im Jahre 1569 ein polnischer Reichstag gehalten ist, der nach zwei Richtungen hin von großer Bedeutung war. Zuerst wurde die Verschmelzung des Großfürstentums Litauen mit der Krone Polen endgültig vollzogen (s. den Art. „Litauen"). Die zweite Verhandlung betraf das unter polnischer Lehnshoheit stehende Herzogtum Preußen. Bei der Säkularisation desselben durch den Vertrag von Krakau (1525) war die Erbfolge in Preußen außer den Nachkommen des neuen Herzogs Albrecht selbst nur den Nachkommen seiner Brüder in Franken zugesprochen. Der streng katholische Kurfürst Joachim I. hatte sich von diesem ganzen Handel durchaus fern gehalten, Joachim II. aber, der Gemahl einer Tochter des Polenkönigs Sigismund I., hatte gleich nach seinem Regierungsantritt Verhandlungen mit Polen begonnen, um die preußische Erbfolge auch auf die Kurlinie auszudehnen, auch seiner Familie die „Mitbelehnung" zu verschaffen. In der ersten Zeit war Unterhändler besonders sein Kanzler Lamprecht Diestelmeier. Aber fast dreißig Jahre vergingen, bis der Kurfürst, nicht ohne große Geldopfer an maßgebende Beamte und Magnaten des polnischen Reiches, zum Ziele gelangte. Mit Bewilligung des Reichstages von Petrikau erhielt endlich Joachim II. vom Polenkönige Sigismund II. August am 4. März 1563 die urkundliche Zusage, daß in Preußen nach dem Aussterben der fränkischen Hohenzollern auch seine eigenen Nachkommen in der Kur und nach diesen sein jüngerer Sohn, der Erzbischof Sigismund von Magdeburg, und dessen Linie folgen sollten. Demgemäß empfingen am 19. Juli 1569, als auf dem Reichstage zu L. des verstorbenen Herzogs Albrecht Sohn, Albrecht Friedrich, mit Preußen belehnt wurde, auch die Bevollmächtigten des Kurfürsten, wiederum nach längeren Schwierigkeiten und mit großen Opfern, die Mitbelehnung, indem sie, hinter dem fränkischen Markgrafen Georg Friedrich stehend, einen Zipfel der Lehnsfahne anfassen durften.

Lucca, italienische Provinz zwischen den Südhängen des Ligurischen Apennin und der Küste des Mittelländischen Meeres, von 1493 □km Flächeninhalt mit fast 289,000 Einwohnern, nahm als letzter der italienischen Freistaaten, nach über 600jährigem Bestehen, 1805 ein Ende. Infolge der gewaltsamen Veränderungen, welche Frankreich seit 1797 in Italien vorgenommen, wurde auch der aristokratischen Republik L. 1801 eine neue, der französischen ähnliche, Verfassung aufgedrungen. Doch schon vier Jahre später vereinigte Napoleon I. das lucchesische Gebiet mit Piombino zu einem Fürstentum L. und verlieh dies seiner Schwester Elise und ihrem corsischen Gemahl Bacciochi, 1806 nach dem Preßburger Frieden der neuen Herrschaft noch das Herzogtum Massa-Carrara hinzufügend. Elisas und ihres Gemahls Regierung haben die Lucchesen in dankbarer Erinnerung behalten, denn Ackerbau und Gewerbe, Volksschulen und Wohlthätigkeitsanstalten fanden gleichmäßig fürsorgliche Beachtung, auch wurden die Interessen des Landes gegen französische Anmaßung und selbst gegen die Machtgebote des kaiserlichen Bruders energisch vertreten. Obwohl 1809 nach Toskana berufen, verweilte die nunmehrige Großherzogin doch auch ferner mit Vorliebe in ihrer bisherigen Residenzstadt L., von hier schied sie in tiefer Bewegung für immer, als im März 1814 österreichische Truppen das Land besetzten. Im Wiener Kongreß wurde L. 1815 der durch Charakter und Gesinnung ausgezeichneten Infantin Marie Louise, Tochter König Karls IV. von Spanien und Witwe des ehemaligen Königs Ludwig von Etrurien, eventuell ihren Nachkommen als Herzogtum so lange überlassen, bis dieser bourbonische Zweig sein altes Besitztum Parma, das der Kaiserin-Erzherzogin Marie Louise, Napoleons Witwe, auf Lebenszeit zugeteilt war, zurückerhalten würde, worauf L. unter Vornahme einiger territorialer Veränderungen mit Toskana vereinigt werden sollte. Nach dem Tode der Herzogin, 13. März 1824, folgte ihr in der Regierung ihr Sohn Karl II., der bei den Unruhen von 1847 das Land am 11. Oktober dieses Jahres noch vor dem Tode der Witwe Napoleons an Toskana abtrat, dann aber, als diese wenige Monate nachher starb, vertragsmäßig die Regierung von Parma übernahm. Infolge der Einheitsbewegungen Italiens wurde L. im Verbande mit Toskana nach dem Italienischen Kriege von 1859 dem Königreiche Sardinien einverleibt, 1861 aber aus dem früheren lucchesischen Gebiete die Provinz L. des neuen italienischen Großstaates gebildet. — Vgl. A. v. Reumont, Geschichte Toskanas, Gotha 1877.

Lucchesi-Palli Campo und Pignatelli, Hektor, Marchese L., Herzog della Gracia, Gemahl der Herzogin von Berry (s. bei dieser).

Lucchesini, Girolamo, Marchese. Als älterer Bruder des Historikers von Lucca Cesare L. am 7. Mai 1751 in Lucca geboren, siedelte L. 1761 mit den Eltern nach Modena über, besuchte das Adelsgymnasium und zeichnete sich frühe durch Talent aus. 1779 ging er, mittlerweile verwaist und nach Lucca zurückgekehrt, auf Reisen in Frankreich und Deutschland, kam mit Empfehlungen d'Alemberts zu Friedrich dem Großen, der ihn am 9. Mai 1780 zum Kammerherrn ernannte, vermittelte dessen litterarischen Verkehr mit den Gelehrten Italiens und u. a. die Berufung Deninas nach Berlin. Er zählte zu der täglichen Gesellschaft Friedrichs, dem seine umfassenden Kenntnisse, sein geistreiches Wesen und seine Unterhaltungsgabe gefielen, und wurde bei dessen litterarischen Arbeiten häufig benutzt. Infolge seiner

1786 geschlossenen Ehe mit einer Schwester der Gräfin Pinto, die 1793 den bekannten General Bischoffwerder (s. d.) heiratete, wurde er noch enger mit Berlin verknüpft. Friedrich Wilhelm II. erkannte L.s Begabung zur Diplomatie und sandte ihn 1787 im Interesse des Fürstenbundes (s. d.) nach Rom, wo es ihm gelang, die Streitigkeiten der Kurie mit Kurmainz auszugleichen und für Dalberg (s. d.) das Breve zum Koadjutor zu erhalten; Kurmainz gab die Emser Beschlüsse preis und begnügte sich mit L.s zweifelhafter Bürgschaft, Rom werde keine weiteren Eingriffe in die erzbischöflichen Rechte versuchen. L. blieb noch in Italien, verhandelte in Rom mit den Gesandten Frankreichs und Spaniens wegen eines italienischen Fürstenbundes und wurde, 1788 zum Könige zurückgekehrt, im September d. J. zum preußischen Gesandten in St. Petersburg ernannt. Der König war von seinen diplomatischen Erfolgen so entzückt und hielt so viel von seinem Scharfblicke, daß L. sein ganzes Zutrauen gewann. Auf dem Wege nach Rußland sollte der Marchese in Warschau Halt machen und sich über die polnische Lage genau orientieren; er langte am 8. Oktober in Warschau an, verdrängte rasch den russischen Einfluß durch den preußischen, vereitelte den Plan einer russisch-polnischen Allianz und führte den Reichstag auf preußische Fährte. Friedrich Wilhelm hielt darum L. in Warschau besser am Platze als an der Newa, nahm seine Ernennung zurück und accreditierte ihn am 12. April 1789 als Gesandten bei König und Republik von Polen. Bei dem schwankenden Charakter der preußischen Politik Polen gegenüber war L.s Stellung sehr kritisch und nicht ohne Zweideutigkeit; während er Rußland schonen mußte, sollte er Polen zur Allianz mit Preußen bestimmen, Abtretungen erwirken, Preußen für den Kriegsfall mit Rußland oder Österreich die Unterstützung Polens sichern und doch Polen nicht zur Festigkeit, Einigung und Ordnung gelangen lassen; erreichte L. auch nicht alles, so wurde doch Preußens Einfluß in Warschau größer als je. Dabei ging er wiederholt nach Berlin, um bei entscheidenden Fragen seinen Rat zu erteilen; im August 1789 eilte er zu Friedrich Wilhelm nach Schlesien und im Januar 1790 nach Dresden, um Sachsen zum festen Anschluß an Preußen gegen Österreich zu vermögen. Am 29. März d. J. schloß er in Warschau nach vielen Hindernissen das polnisch-preußische Bündnis ab, im Juli ging er wieder nach Schlesien, bestärkte den König in der Abneigung gegen Hertzbergs (s. d.) Pläne und in der Forderung der Herstellung des Zustandes vor dem Türkenkriege, machte starke Zweifel geltend, ob die Polen Thorn und Danzig friedlich an Preußen abtreten würden, und bewog Friedrich Wilhelm, Hertzbergs Politik aufzugeben. Er stand weit höher in dessen Vertrauen als Hertzberg, was dieser wohl empfand, und entwarf die Hertzbergs Blicken entzogenen Denkschriften und Instruktionen, die dessen Politik kreuzten. Seit Reichenbach war L. der wichtigste Ratgeber Friedrich Wilhelms II. Im August 1790 auf den Warschauer Posten zurückgekehrt, ging er im September über Wien auf den Kongreß nach Sistowa und half zur Vermittelung des Friedens zwischen dem Kaiser und der Pforte, zeichnete sich durch Thatkraft und Gewandtheit aus, bekundete sich als geriebenen und geschmeidigen Intriguanten und erschien den Österreichern als ihr schlimmster Feind. Nachdem L. in Wien mit Kaunitz wegen Frankreichs vertraulich verhandelt hatte, ging er über Berlin im Dezember 1791 nach Warschau, wo die den Kaiserhöfen zugeneigte neue preußische Politik seine Stellung wesentlich erschwerte. Denn im Gegensatze zu früher mußte er jetzt die Polen zur Mäßigung und Ruhe anhalten und ihre Hoffnungen auf preußische Hilfe zurückweisen. Seine Lage wurde immer schwerer, und mit Freuden folgte er darum im August 1792 des Königs Ruf, ihn zur Führung der diplomatischen Verhandlungen ins Feld zu begleiten; nach der Kanonade von Valmy leitete er die Unterhandlungen mit Dumouriez (s. d.) vom Hauptquartiere in Hans aus, zeigte Kellermann und den geheimen Emissären die größte Zurückhaltung und machte dem Herzoge von Braunschweig klar, daß Dumouriez die preußischen Unterhändler mystifiziere. Schon jetzt für den Wiener Gesandtschaftsposten designiert, suchte sich L. den Österreichern angenehm zu machen, so sehr er auch der Allianz mit dem Kaiser abgeneigt war. Bei dem Rückzuge der Preußen aus der Champagne blieb er um den König, bearbeitete vor der Vorlage an denselben alle einlaufenden Sachen außer den militärischen, leitete die Immediatkorrespondenz mit den preußischen Gesandten und dem Kabinettsministerium und die Verhandlungen mit den Bevollmächtigten des Kaisers und Großbritanniens. Im November 1792 in Gießen, brachte er die Darmstädter Truppen gegen Frankreich in Bewegung, war dann für die Eroberung Frankfurts thätig, blieb hier bis März 1793 und folgte dem Könige wieder ins Feld. Seine vorzüglichste diplomatische Aufgabe waren die schwierigen Verhandlungen mit dem Kaiser; Prinz Reuß und Graf Lehrbach fanden in ihm einen gefährlichen Gegner, der gewandt das spezifisch preußische Interesse vertrat und der betonte, für die großen Leistungen im Kriege gegen Frankreich dürfe Preußen besondere Entschädigungen voraus vor dem Kaiser beanspruchen. Der König war außerordentlich mit L. zufrieden, während dieser jetzt in ihn drang, das Heer vom Rheine wegzuziehen und nach Polen zu eilen; Friedrich Wilhelm drehte wirklich der Koalition den Rücken und reiste mit L. nach Polen. Am 20. November zum Gesandten in Wien, vier Tage später zum Wirklichen geheimen Staats- und Kriegsminister ernannt, begann L. im Dezember seine gesandtschaftliche Thätigkeit und suchte, freilich erfolglos, Preußen die finanzielle Unterstützung des Kaisers zur Fortsetzung des Kriegs am Rheine zu verschaffen; im Herzen war er weit mehr für den Frieden als für eine kriegerische Koalition geneigt; besonders sah er den Frieden am Rheine als für Preußen notwendig an, sobald es in Polen zum Aufstande gekommen war, der nach seiner Ansicht die Vernichtung Polens herbeiführen mußte. Mit dem Könige ging er im Mai 1794 nach Posen, blieb ihm während des Feldzugs zur Hand und wirkte darauf hin, daß der Krieg mit aller Energie geführt würde. Sein

Wunsch war, Preußen solle bei der Auflösung Polens das entscheidende Wort erhalten, Krakau und Warschau davontragen; seiner Ansicht nach war Preußen am Rheine viel weniger interessiert als in Polen. Hier aber verlief alles in sehr ungünstiger Weise, was L. zum Teile auf Thugut schob. L. bearbeitete nun ausdauernd den König im Sinne eines Friedensschlusses mit Frankreich und ging im September 1794 wieder nach Wien, um die Abberufung eines Teils der preußischen Armee vom Rheine anzudrohen, falls der Kaiser nicht Preußen mit den Waffen in Polen unterstütze, und um wegen eines Friedens mit Frankreich Andeutungen zu machen, erreichte aber nichts. Preußen that hierauf die Schritte, die zum ruhmlosen Baseler Frieden (s. d.) führten.

In Wien verkehrte L. viel mit polnischen Emigranten, italienischen Diplomaten u. s. w., stand aber schlecht mit Thugut; viel Anstoß erregten in Wien seine ungünstigen Urteile über die kaiserliche Politik und seine egoistisch preußische Interessenvertretung, so daß schon 1795 in Berlin um seine Abberufung gebeten wurde. Doch hegten der König und seine Maitresse Lichtenau zu große Vorliebe für ihn, ersterer verlieh ihm 1796 Meseritz. Als aber L. bei einer Reise nach Italien, wo er Güter hatte, mit Bonaparte am 23. Februar 1797 in Bologna zusammengetroffen war, erregte dies in Wien die bitterste Unzufriedenheit; Bonaparte ließ in Wien Andeutungen fallen, L. dränge sich an ihn heran und führe große Pläne gegen Österreich im Schilde, die vielleicht Frankreichs Unterstützung fänden; hierdurch erschreckte er den Kaiser und machte ihn für Leoben (s. d.) gefügig. L.s Stellung in Wien war unhaltbar geworden, auch in Berlin billigte man seine Annäherung an Bonaparte nicht; der Kaiser ließ entschieden seine Abberufung von Wien fordern, und L. übergab am 17. Mai 1797 sein Abberufungsschreiben, um nun in Italien oder auf Meseritz zu leben; eine von ihm in Berlin eingereichte Rechtfertigungsschrift änderte nichts. Dem neuen Könige Friedrich Wilhelm III. wartete L. im März 1798 auf und wurde freundlich empfangen, doch unterblieb seine Ernennung zum Gesandten in Paris. Im Oktober 1800 erst ersetzte er zunächst in außerordentlicher Mission Sandoz-Rollin in Paris, um bei der Neuordnung der Dinge in Deutschland Preußens Interessen zu vertreten. Talleyrand nahm ihn freundlich, Bonaparte ablehnend auf; letzterer warf ihm und Preußen geheime Verbindungen mit England vor, zeigte ihm, wie viel mehr ihm an Rußland als an Preußen liege, gönnte ihm nicht den mindesten Einfluß und stand ihm ebenso antipathisch gegenüber wie L. ihm. Aus aufgefangenen Briefen entnahm er das ungünstigste Urteil L.s über seinen wahren Charakter und seine wahre Politik; mit Grimm bemerkte er seinen Verkehr mit Frau v. Staël, Moreau und anderen Oppositionellen; L.s Mißtrauen gegen ein russisch-französisches Bündnis reizte ihn ebenso wie seine Einmischung in italienische Verhältnisse, und schon 1801 wünschte er wiederholt in Berlin, L. solle abberufen werden. Dies unterblieb, da man in Berlin keine triftigen Gründe dazu fand. L. suchte nun im Bunde mit dem russischen Gesandten Kolytschew die Entschädigung für Preußen festzusetzen, kam aber mit ihm nicht voran. So große Schwierigkeiten sich ihm auch in den Weg stellten, so offen ihn Bonaparte verletzte, gelang es ihm hingegen am 23. Mai 1802 in geheimer Übereinkunft mit dem Ersten Konsul Preußens Entschädigung festzustellen. Jetzt nahm der Erste Konsul am 23. September 1802 seine Kreditive als definitiver Gesandter in Paris entgegen. L. blieb seiner Abneigung gegen ihn treu, verurteilte nach wie vor in seinen Berichten Charakter und Politik desselben, wurde von ihm ebenso ungünstig und voll Mißtrauen beurteilt, war aber für einen näheren Anschluß Preußens an Frankreich; daß die 1803 und 1804 hierüber geführten Unterhandlungen scheiterten, war nicht seine Schuld, denn an Eifer ließ er es nicht fehlen. L.s Charakter ließ viel zu wünschen übrig, man warf ihm unpassende Geldoperationen und Bestechlichkeit vor; „er verdiente weder als Staatsmann noch als Freund vollkommenes Vertrauen, so scharfsinnig er in der ersten Eigenschaft, und so angenehm er als ein gelehrter, gefälliger Gesellschafter war... bei sehr großem Verstande urteilte L. doch oft unrichtig; seine Berichte waren nicht selten mehr schöne Poesie als das Resultat kalter ernsthafter Beobachtung; an Kraft, sich bestimmt für diese oder jene Partei zu erklären und dahin zu wirken, fehlte es ihm gänzlich; niemand konnte besser als er den Mantel nach jedem Winde drehen, niemand das Gift der Schmeichelei feiner oder gröber, nachdem es not that, zugleich gefährlicher anwenden. Aber Vertrauen erwarb er sich nirgends, weil man ihm zu leicht abmerkte, daß Intrigue seine Hauptsache und in seinem Wesen, ohnerachtet seiner glänzenden Vorzüge, doch immer etwas — ich möchte sagen lakaienmäßiges — oder von dem war, was die Römer vernaculus nannten" (Hardenberg).

Ohne Erlaubnis dazu zu haben, reiste L. Napoleon nach Mailand nach, um ihm den vom Könige verliehenen Schwarzen Adler-Orden am 12. Mai 1805 feierlich zu überreichen; in Berlin galt er seitdem als ein befangener Anhänger seiner Stelle und der französischen Regierung, von dem kein ungetrübtes Bild der Pariser Zustände zu erwarten sei. Über Franken kehrte er im Juli d. J. nach Paris zurück. Er war wenig an den im August 1805 beginnenden Allianzverhandlungen mit Napoleon beteiligt, die zu den Verträgen von Schönbrunn und Paris führten, überbrachte aber auf Haugwitz' Wunsch den Pariser Vertrag vom 15. Februar 1806 selbst nach Berlin, wo er am 23. eintraf, um den König zur schleunigen Ratifizierung zu bestimmen. In den Verhandlungen über den Vertrag sprach er sich unumwunden für seine Annahme aus, und sie erfolgte, worauf L. triumphierend am 5. März nach Paris abreiste. Trotz aller Vorliebe für die preußisch-französische Allianz sah aber L. mit Unruhe Napoleons unablässiges Umsichgreifen und warnte die preußische Regierung zeitig vor seinen drohenden Absichten; er meldete seine Entwürfe gegen Hannover und Murats Absichten auf das preußische Westfalen: Friedrich Wilhelm machte sein Heer mobil. Um aber Napoleon zu hintergehen, berief Haugwitz

L., von dem ein verfängliches Schreiben aufgefangen und Napoleon gebracht worden war, im September ab und ersetzte ihn durch Knobelsdorff; am 14. d. M. verließ L. Paris, von Napoleon mit Huld behandelt, und stieß in Naumburg zum Könige. Er blieb bei dem Heere, eilte nach der Niederlage von Jena-Auerstädt über Nordhausen und Wernigerode nach Magdeburg, von wo ihn der König am 18. Oktober mit dem Antrage von Abtretungen und eines Waffenstillstands an Napoleon sandte. Dieser wollte ihn nicht annehmen, da er ihm persönlich verhaßt war, und wies ihn an Duroc. Duroc verhandelte mit ihm in Kemberg und Wittenberg, stellte aber so trotzige Forderungen und wies die Vorschläge L.s derart zurück, daß die Verhandlung am 24. Oktober abbrach. L. kehrte nach Potsdam zurück und berichtete am 25. dem Könige. Dieser ordnete ihm den General v. Zastrow bei und sandte beide am 26. zu Napoleon nach Charlottenburg mit dem Befehle, sie sollten mit ihm abschließen. Am 30. Oktober erklärten sie sich dort bereit, die Grundlagen eines Friedensvertrags zu unterzeichnen, erhielten aber von Napoleon keine Antwort. Friedrich Wilhelm zitterte, von allen Seiten kamen Hiobsposten, die Franzosen wurden täglich dreister; Napoleon verwarf das Abkommen vom 30. Oktober und schlug einen Waffenstillstand vor, der den König ihm auf Gnade und Ungnade preisgab. Eingeschüchtert und feige unterzeichneten L. und Zastrow in Charlottenburg am 16. November Durocs Entwurf des Waffenstillstands, aber der König verwarf denselben am 21. L. verließ hierauf am 2. Dezember Berlin und traf am 16. über Posen in Königsberg ein, wurde aber bedeutet, der König bedürfe seiner Dienste nicht mehr, als er ihm nach Memel folgen wollte. Er verließ am 3. Januar 1807 Königsberg und reiste nach Lucca heim; im September d. J. schied er mit tausend Thalern Pension definitiv aus dem preußischen Staatsdienste.

„Mit einer gewissen Virtuosität fand sich L. nach einem welthistorischen Mißerfolg in die Äußerlichkeit eines Hofdienstes" (Reumont). Er wurde Oberkammerherr Elisa Napoleons, der Fürstin Luccas, folgte ihr nach Florenz, als sie Großherzogin von Toskana geworden war, gewann großen Einfluß auf sie, begleitete sie 1810 nach Paris und war stets um sie. Im Auftrag Luccas gratulierte er im Mai 1811 Napoleon in Paris zur Geburt des Sohnes. Nach Elisas Sturze suchte er den Befehlshaber der britischen Flotte Bentinck (s. d.) zu einem Vergleiche mit ihr im März 1814 zu bewegen, erreichte aber nichts. Seitdem lebte er ganz litterarischer Muße, hielt in der Akademie von Lucca Vorlesungen über Friedrichs des Großen Regierung, die in ihren Abhandlungen gedruckt wurden, blieb in Beziehungen zur Berliner Akademie der Wissenschaften, begann eine Geschichte des Kongresses von Sistowa und publizierte 1819 ein ziemlich wertloses Werk über die Ursachen und Wirkungen des Rheinbundes (deutsch in zwei Bänden, Leipzig 1821 bis 1825); 1833 erschienen seine Werke in Venedig. 1822 machte er Friedrich Wilhelm III. auf dessen italienischer Reise seine Aufwartung. Am Abende seines Lebens gehörte er zu den Habitués der Gräfin von Albany (s. d.) in Florenz, wo er am 19. Oktober 1825 starb.

Vgl. Häusser, Deutsche Geschichte vom Tode Friedrichs des Großen bis zur Gründung des Deutschen Bundes, 3. Aufl., Bde. I—III, Berlin 1861—1863; „Allgemeine deutsche Biographie", Bd. XIX, Leipzig 1884; L. v. Ranke, Denkwürdigkeiten des Staatskanzlers Fürsten von Hardenberg, 5 Bde., Leipzig 1877; v. Reumont, Geschichte Toskanas seit dem Ende des florentinischen Freistaats, Bd. II, Gotha 1877.

Lucian Bonaparte s. **Bonaparte.**

Luciensteig, ein befestigter Gebirgspaß im Kanton Graubünden, welcher auf dem rechten Rheinufer zwischen Maienfeld und Balzers die Straße von Feldkirch nach Chur sperrt, wurde am 6. März 1799 von den Franzosen unter Masséna nach hartnäckiger Verteidigung seitens der Österreicher unter Auffenberg erobert. Vergeblich suchte Hotze am 1. Mai die Stellung, welche von Menard verteidigt wurde, wiederzunehmen; der Versuch scheiterte an der sehr verwickelten Disposition, er gelang jedoch bei einem neuen Angriff am 14. desselben Monats. — Vgl. Erzherzog Karl, Geschichte des Feldzuges 1799 in Deutschland und der Schweiz, Wien 1862.

Luckau, Treffen am 4. Juni 1813. Nach der Schlacht bei Bautzen entsandte Napoleon den Marschall Oudinot mit 20,000 Mann gegen Berlin. General von Bülow, welchem die Sicherung der Hauptstadt oblag, vereinigte rasch bei L. die weit verstreut gewesenen preußischen Brigaden Hessen-Homburg, Thümen und Oppen nebst der russischen Brigade Harpe und einem Bataillon des preußischen Leibregiments und besetzte damit die 75 km südlich von Berlin in der Niederlausitz belegene Stadt; Oudinot griff am 4. morgens an, aber nicht, wie Bülow vorausgesetzt hatte, von Westen sondern von Osten, auf dem rechten Ufer der in sumpfigen Ufern die Stadt durchfließenden Berste und drängte die dort stehende Brigade Oppen zurück; es gelang jedoch, dem Vorrücken der Franzosen ein Ziel zu setzen und auch das Anzünden der Stadt mittelst Granaten, durch welches die Franzosen sich den Weg bahnen wollten, führte sie nicht zum Zweck. Oudinot mußte von seinem Versuche abstehen, um ihn nach Ablauf des Waffenstillstandes, welcher an demselben Tage abgeschlossen wurde, mit noch geringerem Erfolge zu wiederholen. — Vgl. v. Burstini, Darstellung des Treffens bei L., Berlin (o. J.); v. Völderndorff und Waradein, Kriegsgeschichte von Bayern, 4. Bd., München 1826.

Luckner, Nikolaus, Graf, zuletzt Marschall von Frankreich, am 12. Januar 1722 als der Sohn des Bürgermeisters zu Cham im Bayerischen Walde geboren, ein abenteuernder Soldat, kam 1757, nachdem er in Bayern und Österreich gedient hatte, aus dem Dienste der Generalstaaten in den des Kurfürstentums Hannover. Er errichtete hier ein Husarencorps und leistete während des Siebenjährigen Krieges mit diesem, sowie an der Spitze leichter Truppen überhaupt, im kleinen Kriege Vorzügliches. Daß er das Soldatenhandwerk in gewinnbringender Weise betrieb und sein eigenes

Interesse nicht vernachlässigte, beweisen reiche Güterankäufe, welche er während dieser Zeit in Holstein machte; ein Teil davon ist noch jetzt im Besitz der Familie; L. ward damals von Dänemark gegraft. Nach Friedensschluß ging er in französische Dienste. Als die Revolution ausgebrochen war, hoffte man in ihm den Feinden Frankreichs einen General aus der Schule Friedrichs des Großen entgegenstellen zu können. Aber L. war alt geworden und wäre vielleicht nie ein Heerführer gewesen. Seine Maßregeln waren unzulänglich und schwach. 1792 an die Spitze der Nordarmee gestellt, unternahm er nichts gegen die schwächeren Österreicher; darauf zur Armee des Zentrums nach Metz versetzt, blieb er den in die Champagne einrückenden Preußen gegenüber unthätig; schließlich wurde er beseitigt. Als er später nach Paris ging, um seine Gehaltsrückstände beizutreiben, wurde er des Hochverrats angeklagt und am 4. Januar 1794 guillotiniert. — Vgl. „Allgemeine deutsche Biographie", Bd. XIX, Leipzig 1884.

Lucknow (englische Schreibweise des indischen „Lakhno") war bis zum 7. Februar 1856, wo das Königreich Oude dem Reiche der ostindischen Compagnie einverleibt wurde, der Sitz der Beherrscher desselben, welche dort seit 1775 residierten; die Einwohnerzahl wurde 1856 auf 150,000 geschätzt. Funfzehn Monate später brach der indische Aufstand aus. In L. kommandierte Sir Henry Lawrence; er verfügte über etwa 900 Mann europäische und eine bedeutend größere Menge eingeborener Truppen. In der Nacht vom 30./31. Mai 1857 meuterten die letzteren, verließen bis auf wenige die Stadt und nahmen in der Nähe derselben eine drohende Stellung ein. Am 30. Juni griff Lawrence sie an; sie wichen vor seinem Angriff zurück und begannen am 1. Juli, ihn in der Residentschaft, einem Stadtteile, wohin er sich mit den europäischen Truppen, einigen treugebliebenen Sipahis und den Frauen und Kindern zurückgezogen hatte, zu belagern. Bereits am 4. Juli starb Lawrence; Brigadier Sir John Inglis übernahm das Kommando. Die Engländer hielten nun eine achtundachtzigtägige Belagerung aus; Sturmversuche, Beschießung, Minenkrieg, Hunger und Krankheiten ließen sie fortwährend ihr Ende vor Augen sehen, da erschien am 25. September General Havelock, mit 2700 Mann und 17 Geschützen von Cawnpore aufgebrochen, in der Residentschaft; sie blieb aber belagert, und die Lebensmittel wurden immer knapper. Nun brach am 9. November Sir Colin Campbell mit 5000 Mann von Cawnpore zum Entsatz auf; am 17. gelang es ihm nach hartem Kampfe, Havelock die Hand zu reichen. Er war aber nicht stark genug, um L. zu behaupten; am 22. um Mitternacht räumte er die Stadt wieder, die Besatzung mit ihrem Anhange nach Cawnpore fortführend. L. wurde nun das Hauptbollwerk der Aufständischen. Um die Stadt in seine Gewalt zu bringen, brach Campbell mit 25,000 Mann und einer zahlreichen Artillerie am 4. März 1858 dahin auf; die Besatzung leistete seinem Angriff hartnäckigen Widerstand, aber am 21. desselben Monats war er Herr derselben. — Vgl. Rutz-Rees, Selbsterlebtes während der Belagerung von L., Leipzig 1858; Thomas Lowe, Central-India during the rebellion, London 1860.

Lüders, Alexander Nikolajewitsch Graf, russischer General, am 26. Januar 1790 geboren, trat schon in untergeordneteren Stellungen durch tüchtige Leistungen vor dem Feinde hervor, zeichnete sich an der Spitze einer Brigade beim Sturme auf Warschau aus, focht seit 1843 mehrere Jahre im Kaukasus und stellte 1848 in Verbindung mit Omer Pascha die Ruhe in den Donaufürstentümern her. Von dort rückte er am 19. Juni mit 28,000 Mann in Siebenbürgen ein; Anfang August war der Aufstand der Magyaren dort niedergeworfen. L. hatte durch die Siege, welche er bei Schäsburg am 31. Juli und bei Groß-Scheuern am 6. August über Bem erfocht, den Hauptanteil an dem Erfolge; in der zweiten Hälfte des Monats streckten verschiedene Abteilungen der ungarischen Armee, welche von Westen her ihm in die Arme getrieben wurden, vor ihm die Waffen. Als der Krimkrieg (s. d.) in Aussicht stand, rückte er im Juli 1853 in die Moldau ein und führte im Winter 1853/54 das Kommando an der unteren Donau, am 24. März überschritt er den Strom, wurde aber im Mai bei der Belagerung von Silistria durch Krankheit genötigt, die Armee zu verlassen; im März 1855 erhielt er das Kommando der Südarmee, im Januar 1856 den Oberbefehl in der Krim. 1861 ging er als Vertreter des Großfürsten-Statthalters nach Polen; als dort ein milderes Regiment walten sollte, wurde er abberufen, kurz vorher hatte am 17. Juni 1862 ein Soldat ein Attentat auf ihn gemacht, bei welchem er schwer verwundet wurde. Er starb Anfang Februar 1874 in Petersburg.

Ludwig Wilhelm, Markgraf von Baden, kaiserlicher Generallieutenant, Reichsfeldmarschall, geboren am 8. April 1655 zu Paris, gestorben am 4. Januar 1707 zu Rastatt, Sohn des Erbprinzen Ferdinand Max von Baden-Baden und der Prinzessin Louise Christiane von Savoyen-Carignan; Vetter des Prinzen Eugen von Savoyen-Carignan. Da seine Mutter Paris nicht verlassen wollte, so entführte man förmlich den drei Monate alten Prinzen, und für seine kerndeutsche Erziehung zum Landesfürsten sorgten Vater und Großvater in der Heimat seiner Vorfahren. 1669 starb sein Vater. Der Großvater, Markgraf Wilhelm, schickte den 19jährigen in das kaiserliche Heer, und hier focht er mit Ehren 1675 bis 1678 unter dem Oberbefehle Montecuculis und Karls von Lothringen im Rheinlande gegen die Franzosen. Seine Bravour vor Philippsburg (1676) lohnte der Kaiser mit der Regimentsinhaberschaft. 1679 wurde er Generalfeldwachtmeister. Inzwischen war sein Großvater (1677) gestorben, und 1678—1682 widmete sich L. von Baden nun vornehmlich der Regierung seines Landes. Am stärksten loderte aber in ihm das Kriegsfeuer, daher bewarb er sich um eine neue Stellung im kaiserlichen Heere, da der Türkenkrieg an der Schwelle stand. 1682 zum kaiserlichen Feldmarschalllieutenant bestellt, eilte L. von Baden 1683 nach Ungarn, wo er sich an den Rückzugsgefechten Karls von Lothringen beteiligte. In der Entsatzschlacht vor Wien am 12. September zählte er zu den

hervorragenden Corpsführern; er war es, der sich beim Schottenthore mit der ausfallenden Wiener Besatzung vereinigte und die Türken aus den Belagerungswerken vertrieb. Auf dem ungarischen Kriegsschauplatze half er bei Párkány am 9. Oktober 1683 die Polen heraushauen und am 27. Oktober Gran erobern. Als General der Kavallerie schlug er den Feind im Reitergefechte bei Hanzsabeg (23. Juli 1684) in die Flucht, trug das Wesentlichste zum Siege vor Gran (16. August 1685) bei, und fand nun durch die Ernennung zum zweiten Befehlshaber der kaiserlichen Belagerungsarmee vor Ofen (1686) den ersehnten Thatenraum für seinen Ehrgeiz. Er griff entscheidend ein bei der Erstürmung (September) dieses Hauptbollwerkes der türkischen Herrschaft und säuberte dann als Feldmarschall und selbständiger Kommandant (Oktober bis November) das rechte Donauufer von den Feinden. Wie vor Ofen trat im Jahre 1687 Markgraf L. von Baden dem Kurfürsten Max Emanuel von Bayern als zweiter Feldmarschall an die Seite, während Karl von Lothringen (s. Art.) noch immer Generalissimus war. L. von Baden hatte schon anfänglich zu dessen Antagonisten im Kriegsrate gezählt, er war dies jetzt mehr denn je geworden, und er sparte auch nicht mit Berichten nach Wien an den Hofkriegsrat, worin die Unschlüssigkeit der obersten Heeresleitung gerügt wurde. Daß L. von Baden sich da als Tadler aus Gründen ehrgeiziger Eifersucht entpuppt und an dem wackeren Karl von Lothringen ein Unrecht beging, dies geht wohl am besten aus den Äußerungen des kompetentesten Beurteilers, seines jüngeren Waffengenossen, Prinz Eugen von Savoyen, hervor. Solche Rivalitäten trüben eben den Blick der Besten durch thatendurstige Selbstsucht. Nach dem Siege bei Mohács oder eigentlich am Berge Hársany (18. August 1687), mit welchem Karl von Lothringen seine Campagne in Ungarn ehrenvoll abschloß, begab sich L. von Baden nach Wien, um im Vereine mit andern Widersachern des Lothringers seine weitere Bestallung zum Generalissimus in Ungarn zu vereiteln. Die Kränklichkeit Karls von Lothringen kam seinem Widerpart sehr gelegen, und so wurde 1688 Kurfürst Maximilian Emanuel von Bayern zum interimistischen Generalissimus mit der Hauptaufgabe, Belgrad zu erobern, bestellt. Mit ihm gemeinsam hatte L. von Baden zu operieren, und er löste ebenso selbständig als unerschrocken seine schwierige Aufgabe, indem er beide Saveufer durch die Eroberung von Kostainitza, Dubicza Gradiska (August 1688) und durch den blutigen Sieg bei Derbend (5. September) den Türken entriß und so die Erstürmung von Belgrad (6. September) ermöglichte. Die Einnahme der Feste Zwornik an der Drina (15. September) bildete den ehrenvollen Abschluß der Kriegsarbeit des Markgrafen L. von Baden im Jahre 1688. Für das nächste Jahr erhielt er das Oberkommando in Ungarn, während Karl von Lothringen gegen die Franzosen befehligte. Er sollte vorzugsweise die serbische Morawa-Linie halten, da ihm keine genügenden Streitkräfte zu einer wirksamen Offensive zur Verfügung gestellt werden konnten. Dennoch verstand er es als tüchtiger Stratege und Heeresverwalter zur letzteren überzugehen. Im Juli 1689 wurde den Türken eine bedeutende Schlappe bei Kostainitza beigebracht, welcher die Forcierung des Überganges über die Morawa folgte. Die entscheidende Niederlage der Türken bei Batatschina oder Patačin an der Morawa (30. August) war einer der Glanzpunkte seiner Kriegsführung, dem sich die Schlacht bei Nissa (Nisch) und dessen Eroberung (24. September), die Einnahme Widdins (14.—19. Oktober) und das glückliche Treffen bei Kačanik (14. Oktober) würdig anreihten.

Während er im Südosten gegen den Erbfeind der Christenheit stritt, hatte im Westen der Franzose das Badensche schwer heimgesucht. Der Markgraf begab sich nun nach Augsburg, um dem Kaiser seine Gutachten und Pläne für den Türkenkrieg des Jahres 1690 ans Herz zu legen. Doch standen ihm mancherlei harte Anfechtungen seiner Operationsentwürfe im Wege. Anderseits hatte die Pforte alle ihre Kräfte zusammengerafft und den ehemaligen Kuruzzenfürsten Ungarns, Emerich Tököly, mit genügender Streitmacht ausgerüstet, um nach Siebenbürgen einbrechen und dies wichtige Land für sich als tributäres Fürstentum zu gewinnen. Tököly schlug auch die Siebenbürger und die geringe Heerschar der Kaiserlichen bei Tohany oder Zernescht (21. August 1690). Die Türken hinwieder schlossen Nisch, wo der heldenmütige Guido v. Stahremberg kommandierte, mit zahlreichem Heere ein und bereiteten auch die Wiedereroberung Belgrads vor. Unter diesen schwierigen Verhältnissen vollbrachte der Generalissimus das Möglichste, denn er warf Tököly aus Siebenbürgen heraus, deckte das östliche Oberungarn und bedurfte dazu der polnischen Hilfe nimmer. Ebenso entschieden wies er einen neuerlichen Angriff Tökölys und der Türken auf Siebenbürgen zurück und nötigte ihn, bis in die Wallachei zurückzuweichen. Nisch und Belgrad vermochte er allerdings nicht zu retten. Um so glänzender war das Ergebnis des nächsten Feldzugsjahres (1691), in welchem L. von Baden mit weitergehenden Vollmachten und namhafterer Heeresstärke operieren durfte. Von Essieg, das im Oktober 1690 die feindlichen Angriffe mit Erfolg zurückgewiesen, rückte L. von Baden gegen Semlin vor, wandte sich aber dann nach Slankamen (Szalankemen) bei Peterwardein und brachte hier der Armee des Großveziers-Seraskiers eine vernichtende Niederlage bei (19. August 1691), die den Kaiserlichen eine großartige Lagerbeute in die Hände spielte und die Hoffnungen des Serbenvolkes auf Abschüttelung des Türkenjoches neu beschwingte. Die Einnahme von Lippa (12. September) und die Vorbereitungen zur Belagerung von Großwardein waren die nächsten Folgen des glänzenden Sieges. Er war auch der Höhepunkt der Kriegserfolge des Markgrafen von Baden, dem es gelungen war, Slawonien von den Türken ganz zu säubern und sie dem Lande Siebenbürgen fern zu halten. Am 5. Juni 1692 fiel Großwardein in die Hände der Kaiserlichen, bevor noch L. von Baden auf dem Kriegsschauplatze erschien; er mußte sich aber bei dem schlechten Gesundheitszustande der Truppen auf die Befestigung Peter-

wardeins beschränken. Ende Oktober 1692 wurde L. von Baden zur Übernahme des Oberbefehls der kaiserlichen und Reichstruppen am Rheine berufen. Diese Campagne 1693—1697 verlief ohne namhafte Erfolge. Man schlug sich um Wiesloch und Heilbronn (1694) herum; doch gelang dem Markgrafen die Verteidigung des Reichsbodens. — 1697 erscheint L. von Baden unter den Kandidaten um die durch den Tod Sobieskis erledigte Königswürde Polens, doch fiel diese dem von Österreich und Rußland unterstützten Kurfürsten von Sachsen zu. — Der Ryswiker Friedensschluß (September bis Oktober 1697) gab nun den Markgrafen der Regierung seines Landes zurück. Aber der Ausbruch des Spanischen Erbfolgekrieges rief ihn wieder ins Feld, da ihm Kaiser Leopold I. das Oberkommando des Krieges in Deutschland gegen Ludwig XIV. übertrug. — L. von Baden, dessen Gestirn nun immer mehr erblich, je glänzender das Feldherrngenie Eugens von Savoyen hervortrat, suchte zunächst durch die Nördlinger Association sich die Heeresfolge der Reichskreise zu sichern, stellte dann den Feldzugsplan für 1702 fest und erwies sich durch die regelrechte Belagerung und Einnahme der starken Feste Landau (16. Mai bis 9. Oktober 1702) unter den Augen des römischen Königs Josephs I. (s. Art.) als tüchtiger Kriegsingenieur. Angesichts der drohenden Vereinigung der Franzosen und Bayern lieferte L. von Baden den ersteren die Schlacht bei Friedlingen (14. Oktober 1702), worin er trotz der Schlappe seiner Reiterei den Feind schließlich zurückwarf. Als dann 1703 der übermächtige Feind die Bühl-Stollenhofer Linien im April angriff, wies er dessen Angriffe zurück, mußte sich aber infolge der Vereinigung der Franzosen und Bayern an der Donau auf die Defensive beschränken und die „absolute superioritet" des Feindes im Gegensatze zu den eigenen geringen Streitkräften sich gefallen lassen. — Im Kriegsjahre 1704 gelang zunächst die Vereinigung L.s von Baden mit dem englischen Feldherrn Marlborough an der Iller und ihr wichtiges Ergebnis war der gemeinsame Sieg am Schellenberge (2. Juli), wo L. von Baden eine unheilbare Verwundung davontrug. Überdies konnte er sich mit dem genialen, hochfahrenden Briten nicht vertragen, so daß hierdurch die gemeinsamen Operationen ins Stocken gerieten. Da griff nun Eugen von Savoyen (s. Art.), der Generalissimus und Hofkriegsratspräsident, ausgleichend ein. Er verstand es, die Empfindlichkeit des rangälteren, methodischen Schlachtenmeisters und den Eigenwillen des jüngeren, stürmischer angelegten Feldherrn zu neutralisieren, anderseits das jedes Zusammenwirken Eugens und Marlboroughs störende Mitkommando L.s von Baden fernzuhalten, und während L. von Baden die Belagerung von Ingolstadt übernahm, schlugen Eugen von Savoyen und Marlborough die siegreiche Schlacht bei Höchstädt-Blendheim (13. August), L. von Baden wurde dann bewogen, sich gegen Landau zu wenden (das an den Feind am 17. November 1703 wieder verloren gegangen war) und bewirkte dessen Übergabe (22. November). 1705 sollte L. von Baden über die Mosel gegen Frankreich vordringen, fand aber die Reichstruppen in einer so schlechten Verfassung vor, daß er, von seiner Wunde überdies geplagt, aus der Aktion treten mußte. Dies wiederholte sich 1706, und sein Gesundheitszustand ließ überdies das Schlimmste befürchten. Auch auf dem Krankenlager noch Soldat mit Leib und Seele, starb L. von Baden mit 52 Jahren zu Rastatt (4. Januar 1707); eine der kernigsten Gestalten unter den fürstlichen Kriegshäuptern, der „Türken-Louis", wie ihn bezeichnend die Zeit- und Waffengenossen nannten. Auch sein Sohn Wilhelm Ludwig, aus der Ehe mit Prinzeß Sybille von Sachsen-Lauenburg, erscheint als Regimentsinhaber im kaiserlichen Heere.

Vgl Schlosser, Gesch. des 18. u. 19. Jahrh.; v. Noorden, Gesch. des 18. Jahrh, 1. u. 2. Bd.; Röder, Des Markgrafen Wilhelm von Baden Feldzüge wider die Türken (1839—1842); ders., Die Kriegs- und Staatsschriften des Markgrafen Ludwig Wilhelm von Baden über den Spanischen Erbfolgekrieg (1850); v. Arneth, Das Leben des k. Feldmarschalls Grafen Guido von Stahremberg (1853); ders., Prinz Eugen von Savoyen I (1858); „Die Litteratur über die Belagerung Wiens und den Türkenkrieg" (1683 bis 1699); Angeli, Die kk. Armee unter dem Kommando des Markgrafen Ludwig von Baden in den Feldzügen 1689—1692 gegen die Türken (Mitteil. des kk Kriegsarchivs 1877); „Die Feldzüge des Prinzen Eugen von Savoyen", 7.—8. Bd. (1876 bis 1882).

Ludwig I., Großherzog von Baden, s. **Baden.**

Ludwig I., Karl August, König von Bayern, Pfalzgraf bei Rhein, Herzog von Bayern, Franken und in Schwaben. Als ältester Sohn des nachmaligen Königs Maximilian I. Joseph von Bayern (damaligen Prinzen von Pfalz-Zweibrücken) und seiner ersten Gemahlin Auguste von Hessen-Darmstadt am 25. August 1786 zu Straßburg geboren, wurde L. in der Wiege französischer Oberst, verließ mit den Seinen infolge der Revolution den Elsaß und verlebte seine Kindheit in Mannheim, Schwetzingen und Rohrbach, militärisch erzogen. Sein Vater wurde Herzog von Zweibrücken, dann Kurfürst von der Pfalz und von Bayern, und L. zog am 6. März 1799 in München als Kurprinz ein. In Landshut und Göttingen studierte er 1803—1804 Staatsrecht, Geschichte und Philosophie mit bleibendem Erfolge; er trat in nahe Beziehung zu J. M. Sailer und Johannes v. Müller, Martin Wagner u. a. und bildete seinen regen Geist in vielfältiger Weise aus; die große Tour durch Europa bot ihm hierzu die reichste Gelegenheit, und frühe traten seine Liebe und sein Verständnis für die Kunst und ihre Priester mächtig hervor. Voll Erbitterung und Scham sah L. die Demütigung der „teutschen Nation" unter Napoleon, obgleich sein Vater diesem die bayerische Königskrone verdankte; widerwillig diente er ihm, zog 1806 und 1807 für ihn gegen Preußen und Rußland und führte 1809 die erste Division gegen Österreich. Er verwünschte Napoleon in seinen Liedern und bezeugte offen dessen Gegnern seine Sympathieen, bewunderte die heroischen Tiroler und reizte Napoleon durch

seine Haltung im Feldzuge von 1809 derart, daß derselbe von Erschießen sprach. Seine Verlobung mit Großfürstin Katharina Pawlowna unterblieb, von Napoleon nahm er keine Gattin an, heiratete hingegen am 12. Oktober 1810 die geliebte Prinzessin Therese von Sachsen-Hildburghausen (später Altenburg). Als Gouverneur des Inn- und Salzachkreises lebte er in Innsbruck oder Salzburg, offenkundig ein Feind der Unterthänigkeit Deutschlands unter Napoleon und im Briefwechsel mit Gleichgesinnten. Seit 1812 mißbilligte er unverhohlen die zaudernde Haltung des väterlichen Kabinetts. Als Bayern sich in Ried Oktober 1813 den Alliierten gegen Napoleon angeschlossen hatte, wurde der Kronprinz Oberkommandant der Landesbewaffnung und erließ leidenschaftliche Tagesbefehle, die der Regierung sehr wenig gefielen. Zu seinem wahren Bedauern wurde es ihm versagt, an den Feldzügen von 1813 und 1814 teilzunehmen; mit dem Vater ging er auf den Wiener Kongreß, wo man ihn als exzentrisches Original anstaunte. Partikularisten und Kosmopoliten verspotteten seine „brausende Deutschthümelei“, Stein und Bunsen hielten ihn für einen verkappten Partikularisten, Talleyrand nannte ihn einen geistreichen Narren. Man rechnete es ihm nicht an, daß gerade er in Wien am meisten auf die Rückgabe von Elsaß-Lothringen drang und nach dem zweiten Einzuge der Alliierten in Paris die Zurückerstattung der gestohlenen Kunstschätze als wünschenswert betonte. Auch 1815 hatte er sich im Feldzuge nicht auszeichnen können, er kam zu spät. L. nahm wenig Anteil an Bayerns Verwaltung, lebte in Würzburg oder Aschaffenburg und huldigte seiner Neigung zu Kunst und Wissenschaft; wiederholt hielt er sich in Rom auf, was für Deutschlands Kunstleben hochwichtig werden sollte, knüpfte intime Beziehungen zu Cornelius, Thorwaldsen, Overbeck, Schnorr v. Karolsfeld u. a. an (s. Heigel, Aus drei Jahrhunderten, Wien 1881) und begann, in seinem Privatleben höchst sparsam, für die in München projektierten Kunstsammlungen, Glyptothek und Pinakothek, überall Schätze anzukaufen, wobei Wagner sein erster Rat war. Dabei ließ er jedoch den Blick oft nach München schweifen, trug zum Sturze Montgelas' (s. d.) sehr wesentlich bei und trat, da er den Frieden von Staat und Kirche als möglich ansah, für das Konkordat von 1817 ein. An der bayerischen Verfassung hatte er bedeutsamen Anteil, ein Memorandum von seiner Hand wurde ihre Basis, am 27. Mai 1818 beschwor er sie, und feierlich hielt er an ihr fest, sie gegen alle Angriffe aus Wien und Berlin wie aus Bayern verteidigend; mit solchen Gefühlen sprach er sich auch im Juni 1822 bei dem Schlusse des Landtags für die Verfassung aus. Er bekämpfte Metternichs Bestreben, die Regierung auf die reaktionäre Bahn von Verona zu ziehen, verwahrte sich gegen weitere Beschränkung der Preßfreiheit, gegen Aufhebung der Öffentlichkeit der ständischen Verhandlungen und befestigte wieder Wredes von den Gegnern der Verfassung erschütterte Stellung. Offen sympathisierte er mit den Hellenen und sandte ihnen große Summen zu ihrem Freiheitskriege. Nach der badisch gewordenen Rheinpfalz trug er eine große Sehnsucht und intriguierte, selbst an Metternich sich wendend, lange Jahre gegen die Anerkennung der Erbfolge der Hochberge in Baden, um bei dem Erlöschen des alten Hauses Zähringen diese Provinz davonzutragen, doch erfolglos.

Am 12. Oktober 1825 dem Vater als König folgend, traf L. liberale Reformen, an Geist und Kenntnissen den meisten zeitgenössischen Fürsten überlegen. Er wünschte sehnlichst eine Wiedererstarkung des christlichen Lebens, war aber anfänglich tolerant gegen Nichtkatholiken und ließ die Jesuiten nicht ins Land, da er ihnen jedes Gefühl für das Vaterland und Teutschtum absprach. Über seine wohlthätigen Verfügungen wegen des Staatshaushalts und der Aufhebung der Zensur: s. „Bayern, Neue Geschichte von“. Sein Hauptaugenmerk blieb die Hebung der Wissenschaften und Künste; Prachtbauten in München und anderen Städten, Sammlungen und dergl. kosteten enorm, oft mußte der Militäretat zu ihren Gunsten leiden, was sich 1859 im italienischen Kriege bitter nachempfinden ließ. Er verlegte die Landshuter Universität 1826 nach München und nannte als ihre Grundpfeiler Unabhängigkeit der Forschung, Freiheit des Wortes und der Mitteilung. Infolge der Pariser Revolution von 1830 kam es in Bayern zu einer gereizten Haltung der Presse und des Landtags; L. suchte die Erregung zu beschwichtigen, sprach seine Abneigung gegen ein unumschränktes Regiment aus, wurde aber, da die Opposition wuchs, mißtrauisch gegen die liberale Strömung, und sein 1831 berufenes Ministerium Öttingen-Wallerstein schlug den Weg der Reaktion ein: s. „Bayern“. Zumal nach dem Hambacher Feste (s. d.) ließ L. drakonische Strenge gegen die Revolution üben. Es galt ihm, das „altbayerische Prinzip“ zu befestigen, die gefährdete Staatseinheit zu retten, das monarchische Recht zu hüten; er fühlte das Königtum gefährdet und wollte sein königliches Amt, das ihm immer mehr zum Bewußtsein kam, verfechten. L. hatte viel Verdienste um den Zollverein (s. „Bayern“), das Eisenbahnwesen aber ging nur langsam voran, von ihm als notwendiges Übel bezeichnet. Als echter Romantiker für die Griechen begeistert, gab er ihnen freudig seinen zweiten Sohn Otto zum Könige, opferte zu dessen Befestigung gewaltige Summen und erntete Undank; 1835 bereiste er selbst Griechenland; er riet Otto von dem Plane ab, seinem Volke eine Konstitution zu geben. Die Reaktion feierte ihren vollen Triumph, seit Abel 1838 Minister des Innern war: L. sollte nun der Schirmvogt des katholischen Glaubens und Prinzips in Deutschland werden. Im Kölner Kirchenstreite vermittelte er, indem er den Erzbischof Droste zur Abdankung beredete und Geissel zum Nachfolger empfahl: s. „Köln, Geschichte“. Für Breslau empfahl er Friedrich Wilhelm IV. den trefflichen v. Diepenbrock zum Fürstbischofe. Über Abels Regiment: s. „Bayern“ und „Abel“. Voll Schwärmerei für die mittelalterlichen Einrichtungen der katholischen Kirche, ergab sich L. klerikalen Einflüssen und verfolgte die Protestanten; er ließ den Gustav-Adolf-Verein nicht in Bayern zu, denn er sah in ihm ein neues corpus Evangelicorum, das einer protestantischen Regierung

23*

Einwirkung auf einen Teil seiner Unterthanen gewähre. L. war einer der glühendsten Verehrer von Frauenschönheit, seit 1846 beherrschte ihn die Tänzerin Lola Montez, „die bayerische Pompadour". Sie stürzte Abel, bald aber kehrte sich das allgemeine Mißtrauen gegen das unter ihrem Einflusse gebildete Ministerium Öttingen-Wallerstein. Es kam zu Demonstrationen gegen Lola, L. mußte ihr befehlen, München zu verlassen, und tief verwundete ihn der Jubel hierüber. Die Erregung in Bayern stieg infolge der Pariser Revolution; geängstigt berief L. die Stände zum 16. März 1848 und erließ die Proklamation vom 6. d. M.: s. „Bayern." Für die Dauer konnte er jedoch seine Grundanschauungen nicht preisgeben; ihm war eine konstitutionelle Herrschaft, wie sie die Zeit ihm vorschrieb, unmöglich. Grenzenlos verbittert legte er am 20. März d. J. die Krone zugunsten seines Erstgeborenen Maximilian nieder, ihm die Ausführung der versprochenen Reformen überlassend. Seitdem lebte L. als Privatmann, fortwährend im intimen Umgange mit Künstlern, bedacht auf Münchens Verschönerung und bald mit den Münchenern ausgesöhnt. Dank seiner Leutseligkeit und witzigen Unterhaltung erlangte er die alte Popularität wieder. Oft weilte er in Rom, 1867 besuchte er die Pariser Ausstellung. Er blieb kräftig bis zum Abende des Lebens, eine kurze Krankheit tötete ihn in Nizza am 29. Februar 1868; er ruht in der St. Bonifacius-Kirche Münchens. Denkmäler L.s sind in München und Aschaffenburg. L. stiftete am 25. August 1827 den Ludwigs-Orden und erneuerte am 16. Februar 1837 den Verdienstorden vom Heiligen Michael.

Nach 44jähriger glücklicher Ehe war L. am 26. Oktober 1854 verwitwet. Von vier Söhnen und fünf Töchtern waren ihm drei Töchter und König Otto von Griechenland im Tode vorausgegangen.

Vgl. Sepp, Ludwig I. August, Schaffhausen 1869; Heigel, Ludwig I., König von Bayern, Leipzig 1872; Derselbe in der „Allgemeinen deutschen Biographie", Bd. XIX, Leipzig 1884.

Ludwig II., Otto Friedrich Wilhelm, König von Bayern, Pfalzgraf bei Rhein, Herzog von Bayern, Franken und in Schwaben. Als erster Sohn König Maximilians II. Joseph von Bayern (damaligen Kronprinzen) und Marias von Preußen am 25. August 1845 zu Nymphenburg geboren, wurde L. mit 18 Jahren majorenn und wollte eben seine Universitätsstudien beginnen, als ihn des Vaters Tod bereits am 10. März 1864 auf den Thron berief. Über seine Regierung: s. „Bayern, Neue Geschichte von". L. befaßt sich mit Staatsgeschäften nur, insoweit dies bei seinem königlichen Amte, von dem er eine sehr hohe Meinung hat, unumgänglich ist, liebt leidenschaftlich Musik und Kunst, ist einer der gründlichst und bestgebildeten Fürsten, hat ein sicheres klares Urteil, wie er wiederholt in entscheidendem Momente glänzend bekundete. Von Natur Romantiker wie sein Großvater, hing er mit Schwärmerei an Richard Wagner, überhäufte ihn mit Gnaden, entließ ihn jedoch 1866, da seine Vorliebe für den Meister auf Mißstimmung stieß. Ungewöhnlich liebt er die Pracht und läßt die kostspieligsten Bauten aufführen, die seine Zivilliste aufzehren und ihn in Schulden stürzen; nicht aber baut er zum allgemeinen Nutzen und Genusse wie Ludwig I., sondern nur für sich und schließt sich in seinen Schlössern von der Welt ab; selten in München, lebt er in Hohenschwangau, Berg, Linderhof, auf der Roseninsel u. s. w., im Prunke seiner Einrichtung Ludwig XIV. imitierend. Er ist menschenscheu, und dieses Übel nahm besonders seit der Auflösung seiner Verlobung mit der Herzogin Sophie in Bayern (jetzigen Herzogin von Alençon) zu. Nur in seltenen Fällen greift L. in die Regierung und Politik ein, dann aber hat er manchmal gegen alle Berechnung glücklich entschieden und allgemeine Bewunderung erregt; dabei kann niemand eifersüchtiger und stolzer über seine königliche Autorität und Würde wachen als er. Während des Krieges von 1866 gegen Preußen stiftete er am 19. Juli den „Militärverdienstorden", am 13. Mai 1870 das Verdienstkreuz, auch für Frauen.

Voll Gnade und Anerkennung für seinen Lehrer Döllinger hielt er zu ihm, als die Ultramontanen ihn angriffen, und war gegen das Unfehlbarkeitsdogma, während er freilich manchmal bischöflicher Anmaßung gegenüber zu nachgiebig auftrat. Als der Minister Hohenlohe (s. d.) 1869 angefeindet wurde, schützte ihn L., doch 1870 entließ er ihn im Interesse des Friedens mit der Kammer. Im Juli 1870 zeigte er sich echt national, erklärte sich, ohne die Kammer zu befragen, sofort für den Anschluß an Preußen gegen Frankreich (s. „Bayern") und regte am 4. Dezember d. J. durch sein Rundschreiben an die Fürsten und Freistädte Deutschlands die Übertragung der deutschen Kaiserwürde an Wilhelm I. an, ließ sich aber in Versailles bei der Proklamation desselben durch drei Prinzen vertreten. Trotz seiner Verehrung für den Kaiser und seiner Bewunderung Bismarcks meidet L. jede Berührung mit Gliedern der preußischen Dynastie und hat seine Abneigung gegen Ovationen, die ihnen in Bayern bereitet wurden, so offen ausgesprochen, daß von Berlin aus alles verhütet wird, was seine Empfindlichkeit verletzen könnte. 1875 sprach sich L. sehr scharf gegen die überdreiste Kammermajorität aus und billigte im Oktober d. J. warm Pfretzschners Administration, was er 1876 wiederholte. Voll Genugthuung sah er bei der Landesfeier der 700jährigen Regierung seiner Dynastie, wie sie beliebt und verehrt sei. Niemals wird L. undeutsch und unpatriotisch auftreten. L. ist Inhaber des bayerischen 1. Infanterie-, 4. Chevauxlégers-, 2. Ulanen- und 4. Feldartillerie-Regiments und des österreichischen 5. Infanterie-Regiments, Chef des russischen Petersburger Ulanen-Regiments Nr. 1 und des preußischen 1. westfälischen Husaren-Regiments Nr. 8.

Ludwig Joseph Anton, Erzherzog von Habsburg-Lothringen, elfter Sohn des Großherzogs Leopold von Toskana, nachmals Kaiser Leopold II., geboren am 13. Dezember 1784 zu Florenz, gestorben zu Wien am 21. Dezember 1864. Seine militärische Laufbahn schloß ohne namhafte Erfolge mit dem Jahre 1809 ab. 1816

bis 1817 unternahm er mit seinem Bruder, Erzherzog Johann, eine Reise durch Frankreich, England, Schottland und die Niederlande. Hierauf wurde er zum Generaldirektor der österreichischen Artillerie ernannt. Ein gefügiger Anhänger des absolutistischen Regierungssystems seines kaiserlichen Bruders Franz, trat er nach dessen Tode (1835) infolge des Kompromisses zwischen den Regentschaftsparteien an die Spitze der neuen Staatskonferenz als Stellvertreter seines kaiserlichen Neffen Ferdinand I. (1836). Die Märzrevolution 1848 drängte ihn in das Privatleben zurück. Er starb unverehelicht, als Freund der Naturwissenschaften und Wohlthäter der Armen in gutem Andenken. — Vgl. Wurzbach VI („Habsburg"), S. 447 f.; Ad. Schmidt, Zeitgenössische Geschichten (1859); Springer, Gesch. Österreichs I; (Graf Hartig) Genesis der österr. Revolution; Pillersdorf, Rückblicke.

Ludwig I.—III., Großherzoge von Hessen-Darmstadt, s. **Hessen-Darmstadt**, Geschichte.

Ludwig IV., Großherzog von Hessen und bei Rhein, Sohn des Prinzen Karl und einer Tochter des Prinzen Wilhelm von Preußen, wurde am 12. September 1837 zu Darmstadt geboren, verheiratete sich am 1. Juli 1862 mit der Prinzessin Alice, Tochter der Königin Viktoria von England, führte im Kriege von 1866 die hessische Reiterbrigade, hatte an den Gefechten bei Aschaffenburg und bei Gerchsheim Anteil und übernahm dann das Kommando der großherzoglichen Division (25.), welche, in Gemäßheit der mit Preußen wegen der militärischen Zugehörigkeit des Großherzogtums Hessen zum Norddeutschen Bunde getroffenen Vereinbarung, nach preußischem Muster reorganisiert werden mußte. Daß dies in kurzer Zeit vollkommen gelungen war, bewies ihre Teilnahme am Kriege von 1870/71, wo sie im Verbande des IX. Armeecorps (Manstein) unter Prinz L. focht. Gravelotte-Saint Privat, die Einschließung von Metz, die Dezemberkämpfe vor Orléans, der Zug von dort auf dem linken Loireufer über Chambord nach Blois sind die hauptsächlichsten Ereignisse, bei welchen die Division, von ihm geführt, thätig war. Über seine Wirksamkeit als Großherzog (seit 13. Juni 1877) vgl. „Hessen-Darmstadt", 2. Teil, Seite 514. Großes Aufsehen machte seine im Frühling 1884 erfolgte zweite Vermählung mit einer geschiedenen Frau v. Kolemine, deren Gatte der russischen Gesandtschaft in Darmstadt angehört hatte, einer geborenen Gräfin Hutten-Czapska, welche zur Gräfin Romrod erhoben wurde. Die Ehe mit dem Großherzoge war ebenso unerwartet geschlossen, wie sie rasch wieder getrennt wurde; die Motive für beide Vorgänge sind der Öffentlichkeit noch nicht bekannt, die Großherzogin Alice war am 14. Dezember 1878 gestorben. — Vgl. „Die Operationen des VIII. deutschen Armeecorps im Feldzuge 1866", Leipzig 1868; „Die Teilnahme der großherzoglich-hessischen (25.) Division an dem Feldzuge 1870/71" von Scherf, fortgesetzt von Draudt, Darmstadt 1876—1884.

Ludwig Bonaparte s. **Bonaparte** u. **Niederlande**, Geschichte der.

Ludwig XII., „der Vater des Volks", König von Frankreich. Als einziger Sohn Karls, Herzogs von Orléans, aus dritter Ehe mit Maria von Cleve am 27. Juni 1462 in Blois geboren, folgte L. am 4. Januar 1464 dem Vater als Herzog von Orléans. Von frühester Kindheit an von König Ludwig XI. geknechtet, wurde er schon 1473 mit dessen häßlicher Tochter Johanna (geboren 1464) verheiratet und hat nie ihre Liebe erwidert. Durch den Tod des Schwiegervaters 1483 ein freier Mann geworden, gab er sich den Lüsten hin, lebte nur Genuß und ritterlichen Übungen, aber nach und nach trieb ihn sein Vetter Dunois zu den Staatsgeschäften an. Als ältester Prinz von Geblüt wollte er Vormund König Karls VIII. werden, aber die thatkräftige Anna von Beaujeu, Ludwigs XI. Tochter, bemächtigte sich der Regentschaft, gab L. hingegen die Güter des hingerichteten Olivier Le Daim und die Generalstatthalterschaft von Ile-de-France, Picardie und Champagne. Orléans intriguierte stets gegen Anna, schlug 1484 dem königlichen Rate die Berufung der Reichsstände vor, sprach für Erleichterung der öffentlichen Auflagen und erhielt im Februar von den Reichsständen den Vorsitz im königlichen Rate bei Behinderung des Königs, doch blieb die Macht bei Anna, die ihres Bruders Krönung beschleunigte und ihn nach Montargis entführte, als er sich Orléans zuzuneigen begann. Mit den Herzogen von Bourbon und Bretagne konspirierte Orléans gegen Anna, suchte ohne Erfolg Parlament und Universität gegen sie zu hetzen; es kam zum Kriege mit ihr, Orléans entfloh nach Alençon und wurde am 5. Februar 1485 aller Ämter, Ehren und Pensionen beraubt. Da er im Kriege kein Glück hatte, söhnte er sich auf Dunois' Rat mit Anna aus, setzte aber seine Intriguen fort, trat in Verbindung zu Erzherzog Maximilian und zu Richard III. von England, blieb ohne Hilfe und mußte nach der Einnahme seiner Stadt Orléans sich in Beaugenci ergeben. Seit Oktober 1485 wieder an Annas Hof, trat er am 13. Dezember d. J. dem geheimen Bunde mit Maximilian gegen sie bei, suchte ihr im Januar 1487 Karl VIII. rauben zu lassen und entfloh, als dies mißlang, in die Bretagne. Anna lud ihn 1488 vor das Parlament, bekriegte ihn, und er wurde am 27. Juli bei Saint Aubin du Cornier geschlagen; man schleppte ihn nach Saint Aubin du Cornier, dann nach Sablé, Lusignan, Bourges, und er kam erst im Mai 1491 aus Bourges frei, um Gouverneur der Normandie zu werden und sich mit Anna und ihrem Gemahl im September auszusöhnen. Der Herzog von Orléans liebte den Krieg und riet Karl VIII. 1493 zum Zuge nach Italien; er besaß Asti und spekulierte auf das Herzogtum Mailand. 1494 übernahm er den Oberbefehl der Flotte, trieb diejenige Friedrichs von Tarent von Rapallo fort, blieb krank in Asti, geriet mit Lodovico Moro in Streit, behandelte ihn als Usurpator und nannte sich den wahren Erben Mailands als einziger legitimer Nachkomme der Visconti. Es kam zum Kriege mit Moro; Orléans fiel aus Asti über dessen Truppen her, schlug sie, überrumpelte Novara, wurde aber hier von 20,000 Mann be-

lagert, mußte Novara räumen, und Moro versprach ihm am 10. Oktober 1495 50,000 Dukaten. 1496 hielt Orléans Karl VIII. von einem neuen Zuge gegen Italien ab, wurde von Günstlingen bei ihm verleumdet; als aber am 7. April 1498 in jenem die direkte Linie Valois erlosch, folgte er ihm als König Ludwig XII., am 27. Mai zu Rheims gekrönt.

L. begann seine Regierung mit Wohlthaten an Freund und Feind, zeigte viel Edelmut, verschärfte die militärische Disziplin und verminderte die Steuern. Bisher ein Lüstling, wurde er als König human, mäßig, pflichttreu, ein sparsamer Administrator, Beschützer der Ordnung, Hort der Gerechtigkeit und des Verdienstes; doch fehlte es ihm an umfassendem Geiste, und er folgte leicht dem Einflusse seiner Vertrauten, unter denen Georg v. Amboise, Erzbischof von Rouen, als erster Minister hervorragte, der durch seine Fehler in der auswärtigen Politik seine Verdienste in der inneren aufwog. Vor allem betrieb L. seine Scheidung und um das Herzogtum Bretagne Frankreich zu erhalten, seine Vermählung mit der Witwe Karls VIII. Anna (geboren 1476). Er trat in enge Beziehungen zu Papst Alexander VI., der Amboise zum Kardinal machte, schmeichelte Cäsar Borgia, verstieß in unwürdigem Prozesse Königin Johanna, wurde am 17. Dezember 1498 geschieden, unterzeichnete am 6. Januar 1499 den Ehekontrakt mit Anna, der nicht sehr vorteilhaft war, und heiratete die heißgeliebte Frau. L. machte alsbald bedeutende Reformen in der Gesetzgebung; er suchte durch den „Großen Rat" dem Parlamente ein Gegengewicht zu geben, berief ihn und die Notabeln nach Blois, wo im März 1499 die Gallikanischen Freiheiten proklamiert und der Obhut der Prälaten anempfohlen wurden; den Richtern drohte er strenge Strafe für Annahme von Bestechungen an; er unterdrückte die Erpressungen der Subalternen, schuf die Parlamente zu Rouen und Aix u. s. w. 1498 wies sein General Narbonne Maximilians Einfälle in Burgund zurück. L. träumte von italienischen Eroberungen, suchte die Staaten Italiens auf seine Seite zu ziehen oder neutral zu halten, hatte an Alexander VI. einen Alliierten und schloß im Februar 1499 mit Venedig ein Bündnis gegen Lodovico Moro, verband sich mit Savoyen, der Schweiz, England und Spanien und begann am 13. August 1499 den Krieg; bald war er Herr des Mailändischen, Genua stellte sich unter seinen Schutz, er schloß Bündnisse mit Florenz, Mantua, Ferrara und Bologna und kehrte nach Frankreich zurück. Aber sein Statthalter in Mailand brachte das Volk derart gegen sich auf, daß ein Aufstand im Januar 1500 ausbrach; Como und Novara gingen verloren, Novara wurde jedoch wiedergewonnen und der hier gefangene Moro von L. in barbarischer Kerkerhaft gehalten; L. brachte alle Sforza in seine Gewalt, nur Moros zwei Söhne entflohen. Am 11. November 1500 kam zu Granada zwischen L. und Ferdinand von Spanien ein geheimer Teilungsvertrag über Neapel zustande; L. sollte den Titel „König von Neapel und Jerusalem" und Neapel, Terra di Lavoro und die Abruzzen erhalten, womit ihn der Papst im voraus belehnte. Franzosen und Spanier eroberten 1501 Neapel, L. verlieh dem bisherigen Könige Friedrich gegen Verzichtleistung auf die ihm zufallenden Gebiete die Grafschaft Maine als erblichen Besitz und eine lebenslängliche Pension und ernannte den Herzog von Nemours zum Vizekönige von Neapel. Auf Antrieb seiner Gemahlin verlobte L. 1501 seine zweijährige Tochter Claudia mit dem einjährigen Erzherzog Karl: eine große Thorheit, welche die Bretagne an Habsburg gebracht hätte! Amboise unterzeichnete am 13. Oktober d. J. mit dem Kaiser den Trienter Friedensvertrag, in dem die Belehnung mit Mailand L. versprochen ward. Während eine französische Expedition im Archipel mißglückte, kam es in Neapel zum Streite zwischen Frankreich und Spanien; derselbe führte zum Kriege beider, die Spanier siegten, Nemours (s. oben) fiel, und L. verlor fast ganz Neapel. Racheerfüllt strebte L. nach der Wiedereroberung, erhöhte die französischen Steuern und ließ die Spanier in Biscaya und Roussillon angreifen, doch waren seine Fahnen hier wie in Italien unglücklich. Er schloß nun am 31. März 1504 mit Ferdinand dem Katholischen Waffenstillstand auf drei Jahre und am 22. September d. J. zu Blois ein dreifaches geheimes Bündnis mit Papst Julius II. und dem Kaiser gegen Venedig, um Brescia, Bergamo und Cremona zu erhalten, mit dem Kaiser und seinem Sohne Philipp Mailands wegen, wofür L. 200,000 Frs. zahlte; seiner Tochter Claudia und ihrem einstigen Gemahle sicherte L. Burgund, falls er ohne Söhne sterbe, und in jedem Falle Mailand, Bretagne, Genua, Asti und Blois zu. Von schwerer Krankheit genesen, bereute aber L., von Amboise beraten, die Frankreich ungünstigen Abmachungen, widerrief sie in einem geheimen Testamente vom 10. Mai 1505 und unterzeichnete dies am 31. Mai, versprach Claudia dem Thronerben Franz, Grafen von Angoulême, und gab bald seine Nichte Germaine de Foix Ferdinand dem Katholischen zur Ehe, wobei ihm dieser am 12. Oktober d. J. volle Entschädigung für alle im Kriege um Neapel erlittenen Verluste und im Falle, daß Germaine kinderlos bleibe, den Rückfall des ihr jetzt zuerteilten Königreichs Neapel an die Krone Frankreich versprach. Ganz Frankreich war der Allianz mit den Habsburgern abhold, obwohl L. mit dem Kaiser und dem Erzherzog Philipp die innigsten Beziehungen einging, und L. wurde auf dem Reichstage zu Tours, wo ihm die Stände am 14. Mai 1506 den Beinamen „Père du peuple" verliehen, beschworen, Claudia mit Franz von Angoulême zu verheiraten; am 21. Mai erfolgte in Plessis-lez-Tours die feierliche Verlobung, durch welche die Bretagne bei Frankreich blieb. Sehr ritterlich benahm sich L. gegen die verwaisten Kinder Philipps von Kastilien. Über Genuas Empörung 1507 gegen L., seinen Rachezug und Sieg: s. „Genua, Geschichte". Im Triumphe durchzog L. die Lombardei, verständigte sich in Savona mit Ferdinand dem Katholischen am 28. Juni 1507 gegen Maximilian I., dem sich der Papst anschloß. L. rüstete zum Kriege und begann, der Schweizer Mietlinge müde, eine eigene Infanterie zu schaffen, hob die Marine, zog Venedig auf seine Seite, geriet aber

rasch mit der Republik in Streit. So kam es am 10. Dezember 1508 in Cambrai zu der Ligue gegen Venedig zwischen dem Kaiser, Ferdinand dem Katholischen, Papst Julius II. und L. Der Krieg brach aus, im April 1509 kam L. über die Alpen, griff die Venetianer an, siegte glänzend am 14. Mai bei Agnadello, wo er in den vordersten Reihen stritt, drang immer weiter vor bis zum Gardasee; Verona, Vicenza und Padua sandten ihm ihre Schlüssel, er hielt in Mailand einen glänzenden Einzug und kehrte nach Frankreich heim. Hier stand alles in herrlicher Blüte; jetzt aber starb Amboise, der sie mit L. geschaffen, im Mai 1510, ein Hauptbeförderer der Künste. Rasch löste sich die Ligue von Cambrai thatsächlich auf; Julius II. fürchtete Frankreichs Übermacht in Italien und begegnete in diesem Gefühle Ferdinand dem Katholischen; er zog die Schweizer zu sich, die L. vor den Kopf gestoßen hatte, und brach mit L., der ihm ein gallikanisches Konzil entgegenstellte. Der Krieg in Italien dauerte fort, gegen L. kam die Heilige Ligue (s. d.) vom 4. Oktober 1511 zustande, und Ende 1512 waren die Franzosen aus Italien verdrängt (s. auch „Genua"); L. verlor die Gebiete in Italien. Gleichzeitig behelligte ein englisches Geschwader die Bretagne, und englische Truppen stießen zu den spanischen, die Navarra überfielen und eroberten. L. sandte ein Heer mit dem Thronfolger Franz nach Béarn, der wenigstens die französische Grenze zu sichern wußte, und sah mit Freuden die Zwietracht in der Heiligen Ligue wie den Hintritt Julius' II., der ihn schon der königlichen Würde verlustig erklärt hatte. L. ließ Leo X. Friedensanträge machen, suchte aber Mailand zu retten. Er schloß Waffenstillstand mit Ferdinand und am 24. März 1513 eine Allianz mit Venedig; Savoyen und Saluzzo machten mit ihm gemeine Sache, sein Heer trat in den Kampf, erlitt aber bei Novara eine furchtbare Niederlage, die L. abermals Genua und Mailand kostete. Er war in schwerer Lage; England, der Kaiser und die Schweizer bedrohten Frankreich. Er mußte die Steuern erhöhen, Anleihen machen, Teile der Domänen verpfänden, um den Krieg bestehen zu können. Seine Marine zeichnete sich gegen die englische aus, aber sein Landheer verlor die „Sporenschlacht" von Guinegate am 16. August, der Waffenplatz Térouenne kapitulierte an die Engländer. L. begab sich, von Gicht gepeinigt, nach Amiens, und der Thronfolger führte das Heer an die Somme zurück. Tournai fiel am 24. September in die Gewalt der Engländer, was Heinrich VIII. alsbald mit dem Kaiser entzweite; mittlerweile brachen die Schweizer mit Hilfstruppen in Burgund ein und belagerten Dijon, bis der Gouverneur La Trémoille hier mit ihnen am 13. September ein Abkommen schloß, welches L. nicht ratifizierte. L. stellte sich auf guten Fuß mit Leo X., entsagte dem Pisaner Konzile und erkannte das Lateranenser an, worauf Leo alle Maßregeln Julius' II. gegen ihn und Frankreich aufhob. Während L. an die Verlobung seiner zweiten Tochter Renata mit Ferdinand von Österreich dachte, starb Königin Anna am 9. Januar 1514 in Blois. L. vermählte Claudia am 18. Mai mit Franz, belehnte beide mit der Bretagne, schloß am 7. August in London eine Offensiv- und Defensivallianz mit Heinrich VIII. und heiratete, Heinrich große Gelder auswerfend, am 11. Oktober Maria Tudor, dessen Schwester, die in St. Denis gekrönt wurde. Um ihr zu gefallen, mutete L. seiner zerrütteten Gesundheit Unmögliches zu und starb schon am 1. Januar 1515 in Paris, grenzenlos vom Volke beweint. Besonders viel geschah unter L. für Gesetzgebung, Redigierung und Reform der droits de coutume. L. war der erste König Frankreichs, der sein Brustbild auf die Münzen prägen ließ, und unter ihm begann das Theater mit den Enfants Sans-Souci. L.s jugendliche Witwe (geboren 1498) heiratete 1517 den Herzog von Suffolk.

Vgl. Roederer, Louis XII. et François I., 2 Bde., Paris 1825; H. Martin, Histoire de France depuis les temps les plus reculés jusqu'en 1789, 4. Aufl., Bd. VII, Paris 1865.

Ludwig XIII., König von Frankreich und Navarra. Als ältester Sohn König Heinrichs IV. (s. d.) aus zweiter Ehe mit Maria von Medici am 27. September 1601 zu Fontainebleau geboren, succedierte ihm L. am 14. Mai 1610 als König und wurde am 17. Oktober in Rheims gekrönt. Für ihn führte seine Mutter die Regentschaft (s. „Maria von Medici" und „Frankreich vom 16. bis 19. Jahrhundert"), im Kampfe mit den selbstsüchtigen Großen, umgeben von würdelosen Günstlingen. Am 22. und 25. August 1612 kamen in Madrid und Paris die Verträge zustande, worin die Infantin Anna (geboren am 22. September 1601) von Spanien L. mit einer Mitgift von $^{1}/_{2}$ Million Thalern zugesagt wurde, sie aber auf die elterliche Erbschaft feierlich verzichtete. Nachdem L. mit der Regentin Bretagne und Poitou bereist hatte, wurde er in Paris am 27. September 1614 majorenn, bestätigte das Edikt von Nantes, verbot seinen Unterthanen alle Bünde innerhalb und außerhalb seines Reichs, beließ aber der Mutter die Regentschaft. 1615 reiste er mit ihr nach Bordeaux und heiratete durch Prokuration am 18. Oktober, persönlich am 25. November d. J. Anna von Spanien, bekannt als Anna von Österreich, hielt sich ihr aber bis 1619 fern. Nie hat der schwächliche und herzenskalte L. die Liebe der blühenden Frau gewinnen können. Die Intriguen an Hof und Regierung währten ununterbrochen fort, L. wurde in sie hineingerissen, nahm 1616 seinen Anteil an der Überrumpelung des Prinzen von Condé und faßte den äußersten Widerwillen gegen den frechen Favoriten der Mutter, den Marschall d'Ancre (s. d.). L. lebte kindischen Vergnügungen und hatte Antipathie gegen die Staatsgeschäfte, empfand aber tief die ihm widerfahrende Zurücksetzung. Cholerisch, starrsinnig, scheu, unliebenswürdig, herzlos und voll Mißtrauen, glich er wenig seinem großen Vater, dessen Sinnlichkeit er nicht teilte; teilnamlos für die Wissenschaft, liebte er Musik und ein wenig die Kunst, auf welches Interesse er stolz war; die mechanische Begabung, die er unzweifelhaft besaß, nahm eine entschiedene Richtung auf die Kriegskunst, aber er blieb dabei am Kleinen kleben und rückte nie zum Bedeutenden vor. L. hatte Günstlinge, die er ungefähr wie seine Jagdhunde und

Falken liebte, unter ihnen Luynes, der trotz aller Unfähigkeit auf d'Ancres Stellung spekulierte. Luynes stachelte ihn gegen seine Mutter und d'Ancre an, trat in Korrespondenz mit den rebellischen Prinzen und knüpfte überall Verbindungen an; er stellte L. vor, seine Krone und sein Leben seien durch Mutter und Günstling gefährdet, und überzeugte ihn ohne Mühe. L. ließ d'Ancre im April 1617 ermorden und rief „Ich bin jetzt König!" Er berief die alten Diener seines Vaters ins Ministerium, jagte den Anhang d'Ancres davon, wurde in Paris als „Ludwig der Gerechte" unverdient gefeiert, und die rebellischen Prinzen kamen, um ihm zu huldigen; L. verweigerte der Mutter eine Begegnung, und sie ging mit Richelieu im Mai 1617 ins Exil, während Condé in Haft blieb. Anstatt aber selbst zu regieren, was ihm sein schwacher Geist nicht gestattete, überließ L. Luynes die Geschäfte, obwohl dieser sich völlig auf geschäftskundige Ratgeber und Kollegen verlassen mußte. 1617 intervenierte ein französisches Heer in Italien, Lesdiguières unterstützte Karl Emanuel I. von Savoyen gegen Spanien und L.s Regierung vermittelte für ihn den Vertrag vom 9. Oktober d. J.; ebenso intervenierte sie zwischen Venedig und dem Erzherzoge Ferdinand. L.s Schwester Christine wurde nach Turin verlobt und der französische Einfluß in Italien gehoben. Die von L. in Rouen abgehaltene Notabelnversammlung von 1617 gab dem Ministerium eine Art Vertrauensvotum, während die Großen gewahrten, daß Luynes ihnen ebenso feindlich sei wie d'Ancre; doch hatte sie keine nützlichen Resultate. Luynes trieb L. an, in Béarn die Reformierten zu unterdrücken. Eine Anzahl Großer trat hingegen in Verbindung mit der Königin-Mutter, sie entfloh nach Angoulême und eröffnete den Kampf gegen Luynes' Regiment; dann vermittelte Richelieu zwischen Mutter und Sohn, und am 5. September 1619 fand in Tours eine Aussöhnung statt, der bald Condés Befreiung folgte. Aber L. und Maria gerieten rasch wieder in Zwist, ihre Interessen waren zu verschieden. Anstatt wie sein Vater gegen das Haus Habsburg anzukämpfen, begünstigte L. die Thronbesteigung Ferdinands II. und seine Haltung gegen die deutschen Protestanten, intervenierte in Ulm 1620 zwischen Ligue und Union und in Wien zwischen dem Kaiser, Bethlen Gabor (s. d.) und den Ungarn. In Frankreich traten die Hugenotten, auf Maria Medici zählend, der Krone sehr entschieden gegenüber, und diese sah sich genötigt, ihnen neue Versprechungen zu machen. Der Haß des Adels und Marias gegen Luynes, der immer mehr Macht erlangte, machte sich in neuem Kriege mit L. Luft; L. zog mit Luynes und Condé nach der Normandie, unterwarf sie rasch, wandte die Waffen nach der Loire, siegte bei Les Ponts de Cé und zersprengte Marias Heer in alle Winde. In Brissac versöhnte er sich am 13. August 1620 mit der Mutter, und beide vereinten ihre Kräfte gegen die Hugenotten. L. eilte nach Bordeaux, vom Nuntius angestachelt, der von keinem Aufschub wissen wollte, überschritt, ohne Widerstand zu finden, die Grenzen Béarns, löste dessen Landmiliz auf, setzte einen katholischen Befehlshaber in Navarreins ein, erhob das Edikt von Nantes auch dort zum Gesetze und vereinigte im Oktober 1620 Béarn und Unter-Navarra mit seiner Krone. Dies war ein Sporn mehr für die Hugenotten, sich offen gegen die Regierung zu stellen; aus La Rochelle trotzten sie L. und provozierten ihn zum Kampfe, ohne die Mittel zum Siege zu besitzen, während die Lage in Europa ihrer Sache höchst ungünstig war.

L. gab Luynes den Stab des Connétable, nahm Saumur, und im ganzen Norden wurden die Hugenotten entwaffnet; ebenso erging es in Poitou und Guyenne, wohin L. zog; grausam wurden die Hugenotten in den eroberten Städten behandelt, wo man von den Kanzeln ihre Ausrottung forderte; ihr fester Punkt Montauban aber widerstand, und die Königlichen mußten die Belagerung am 12. November 1621 aufheben. L. war Luynes' überdrüssig geworden, der unersättlich schien; da starb der Herzog nach der Eroberung von Monheur am 14. Dezember, und alsbald suchten Condé wie Richelieu seine Stelle bei dem unselbständigen L. einzunehmen. Um L. von Maria und Richelieu fern zu halten, trieb Condé ihn zu neuem Kriege gegen die Hugenotten an; er zog am 20. März 1622 ins Feld, siegte mit Condé in Poitou und Guyenne, ließ sich aber vom Connétable Lesdiguières von der Belagerung Montpelliers abhalten und schloß hier am 19. Oktober d. J. mit den besiegten Hugenotten Frieden auf dem Boden des Edikts von Nantes, worüber sie glücklich sein mußten; gleich darauf besiegte die königliche Flotte unter Herzog Karl von Guise die Hugenotten von La Rochelle in zwei entscheidenden Seeschlachten.

Lesdiguières trat eifrig für ein enges Verhältnis L.s zu den italienischen Staaten ein; gegen Spanien-Österreich kam es in Lyon zur Tripelallianz mit Savoyen und Venedig am 7. Februar 1623 und Oktober 1624 in Susa (s. „Karl Emanuel I. von Savoyen"), und voll Freude vernahm L. den Bruch Spaniens mit England. Condé und Schomberg traten aus dem Ministerium, Sillery wurde erster Minister; bald aber stürzten ihn Intriguen, sein Nachfolger La Vieuville war zu unbedeutend und mußte Richelieu trotz L.s Abneigung gegen diesen Ratgeber seiner Mutter im August 1624 als Haupt des Staatsrats weichen; volle achtzehn Jahre lenkte nun Richelieu Frankreichs Geschicke. Schlau sprach er sich jetzt dahin bei L. aus, er möge ja nicht einem einzigen Rate die Summe der Geschäfte anvertrauen, und wußte sie doch in seine Hand zu bringen. Die Natur seines Genies führte Richelieu auf auswärtige Unternehmungen hin, mit vollen Kräften warf er sich auf europäische Politik; er wollte die spanische Übermacht zertrümmern, mit England zusammengehen, weshalb er die englisch-französische Heirat betrieb, in Italien bewaffnet intervenieren — darum entriß er Valtellin, Bormio und Chiavenna den Spaniern — und den Hugenotten die politische Stellung nehmen, die sie zu einem Staate im Staate erhob. Rohan und Soubise ergriffen die hugenottischen Waffen gegen L., und Richelieu beschloß, sie mit protestantischer Hilfe zu unterwerfen, erhielt englische und holländische Schiffe, die er gegen die ketzerischen Küstenstädte brauchte,

und siegte glänzend, worauf er von der Vernichtung abstand und unter englischer Vermittelung im Februar 1626 mit den Hugenotten Frieden schloß. Dann aber wandte er zum Erstaunen nicht die Waffen gegen Spanien, sondern schloß mit ihm am 10. Mai d. J. den Frieden von Barcelona, nachgiebig gemacht durch die allgemeine Gärung in Frankreich; Buckingham (s. d.) und Karl Emanuel von Savoyen (s. d.) vergaßen ihm die Täuschung niemals. In Frankreich kehrten sich alle Schattierungen der Opposition gegen Richelieu, in dem sie instinktiv ihren Bändiger erblickten; die unzufriedenen Großen scharten sich um L.s Bruder Gaston von Anjou (nachmals von Orléans), der bei L.s Kinderlosigkeit der präsumtive Thronerbe war; L. versprach bei seiner Kränklichkeit kein langes Leben, und Gaston besaß die Laster, die Höflingen gefallen. Darum wurde er unter der Ägide seines Gouverneurs Ornano als Parteihaupt gegen L. aufgestachelt, Richelieu aber ging rücksichtslos gegen ihn und seinen Anhang vor, behandelte die Prinzen und Großen wie gewöhnliche Unruhestifter, und die Verschwörung endete 1626 mit seinem vollen Triumphe und Gastons feiger Unterwerfung. Richelieu ging dem Adel gegenüber die Bahn Ludwigs XI., der Monarch schloß sich ihm enge an; zwischen Leuten wie Gaston und einem Richelieu war die Wahl nicht schwer. Die Nation hielt zur Krone, die den Absolutismus ausbildete, gegen den Adel, das Mittelalter wurde besiegt, und das Gesetz galt für alle gleich; Sorbonne, Parlament und die Notabeln von 1627 unterstützten Richelieus Politik in streng royalistischem Geiste. Er sorgte eifrigst für Heer und Flotte, und es kam zum Kriege gegen England (s. „Buckingham, Herzog von") und die mit demselben alliierten Hugenotten, während mit Spanien ein Vertrag abgeschlossen ward. L. beschloß, selbst sein Heer zu kommandieren, und ging leidend am 28. Juni 1627 von Paris ab, erkrankte so schwer, daß sein Tod nahe schien und das alte Projekt wieder auftauchte, Anna von Österreich an Gaston zu verheiraten, erholte sich aber. Die Engländer wurden überwunden, La Rochelle fiel, und L. zog im November 1628 als Sieger in der Hochburg des Protestantismus ein. In der Mantuanischen Erbfolgefrage unterstützte er den unzweifelhaft nächstberechtigten Herzog von Nevers gegen den Kaiser, Spanien und Savoyen (s. „Karl Emanuel I."); um keine ungünstigen Einflüsse aufkommen zu lassen, nahm Richelieu den König in den Feldzug mit; auch fand L. an Krieg und Waffentbaten Gefallen und überstieg am 1. März 1629 den Mont Genèvre; er besetzte Susa, demütigte Karl Emanuel und Spanien. Ehe Richelieu in Italien noch weiter ging und Mailand anfiel, wandten er und L. sich abermals gegen die Hugenotten. Am 28. April kehrte L. nach Frankreich zurück, Vivarais wurde unterworfen, die Stadt Alais kapitulierte, und am 28. Juni kam ein Abkommen zustande, welches den Bürgerkrieg beendete und der Bedeutung der Hugenotten als politischer Partei ein Ende machte; L. beschwor nochmals das Edikt von Nantes und reiste am 15. Juli von Nimes nach Paris ab, während Richelieu noch Montauban nahm. Bei all seinen Erfolgen mußte Richelieu für seine Machtstellung fürchten, weil er fühlte, daß der beschränkte und mißtrauische Monarch unter der unendlichen Überlegenheit seines Genies sich krümmte und nur widerstrebend ihn wie sein Verhängnis ertrug, daß L. in ihm den Herrn empfand und haßte, ohne sich von ihm lösen zu können. Dabei hatte der Kardinal beständig gegen die Intriguen Gastons von Orléans zu kämpfen, und die Königin-Mutter entfremdete sich ihm mehr und mehr. Während er sich in die große europäische Politik warf und über dem Ozean Frankreich Land erwarb, durfte er den Hof nicht einen Augenblick unbeobachtet lassen. Zum Prinzipalminister befördert, zog er zugleich als Oberfeldherr 1630 nach Italien, drang in Piemont ein, nahm Pignerol und hielt die Schlüssel zu Italien in Händen (s. „Karl Emanuel I. von Savoyen"). L. söhnte sich mit Gaston aus, der aus Lothringen heimkehrte, zog an der Spitze eines neuen Heeres im Mai 1630 nach Savoyen, und rasch war dies Land außer Montmélian erobert; nach dem Siege bei Avigliana fiel Saluzzo in die Gewalt der Franzosen, die immer vordrangen. Richelieu flog überall der Sieg zu. Aber lauter Intriguen unterwühlten bei Hof seine Stellung, Maria war offenkundig ihm feind geworden; als L. im September 1630 in Lyon tödlich erkrankte, schien Richelieus Sturz gewiß, und L.s Gemahlin dachte an die Vermählung mit Gaston, Maria an Richelieus Verhaftung. Aber L. genas zum allgemeinen Erstaunen und kehrte nach Paris heim; Maria machte hier einen Sturm auf ihn, um Richelieu zu stürzen; dieser aber bereitete ihr am 11. November „La journée des dupes", und sie hat L. seit 23. Februar 1631 nicht wieder gesehen; ihrer ledig, trieb Richelieu Gaston außer Landes, und L. überhäufte den Gewaltigen mit Ehren, redigierte öffentliche Erklärungen zur Rechtfertigung seiner Administration und nicht offizielle Artikel in der „Gazette de France".

Frankreich erwarb im Doppelvertrage von Cherasco (s. d.) 1631 Pignerol, das Glück krönte nach außen und innen L.s Regierung; im Bunde mit Schweden stritt L. gegen das Haus Habsburg. Von allen Seiten erhoben sich die Großen gegen Richelieus Übermacht, aber mit vollendeter Rücksichtslosigkeit trat er sie nieder, schonte des erlauchtesten Blutes nicht, ließ sich weder durch Spanien noch Lothringen beirren; der feige Gaston unterwarf sich abermals L., und die Autorität des Staats identifizierte sich mit der Richelieus. Lothringen und Trier wurden erobert und nach Gustav Adolfs Tod warfen sich die Schweden bald in L.s Arme; Kurköln trat in französischen Schutz, Richelieu spekulierte auf die Rheingrenze und gewann im Elsaß viele Plätze. Seit 1635 lag Frankreich 24 Jahre in Krieg mit Spanien; derselbe wurde mit wechselndem Glücke geführt; Johann von Werth machte sich bis Paris einen gefürchteten Namen. Alle Gegner Richelieus wälzten diesem die Schuld am Mißerfolge und an mangelhafter Heeresführung zu; Richelieu aber harrte unerschütterlich aus und befestigte sich wieder in L.s Gunst, der daran gedacht, ihn fallen zu lassen; Heer und Marine wurden trefflich ausgestattet und entsprachen ihren

Aufgaben. Gaston, der wieder rebelliert hatte, unterwarf sich L., der gegen ihn zog, 1637; der Graf von Soissons folgte diesem Beispiele.

L. war sehr keusch, was ihm bei seiner kalten Natur leicht wurde, und liebte seine Favoritinnen platonisch; Marie de Hautefort und Louise de La Fayette waren ihm angenehme Vertraute und unterhielten ihn; Richelieu beobachtete sie genau und entfernte sie, als sie ihm unbequem wurden. L. hatte die Königin konsequent gemieden, 1638 überraschte ihn ein Unwetter, er brachte die Nacht bei ihr im Louvre zu, und nach 23jähriger Ehe wurde ein Dauphin geboren, worüber die Nation aufjubelte.

Frankreich spielte unter L. eine wichtige Rolle im Dreißigjährigen Kriege (s. d. und „Bernhard von Weimar"), errang bedeutende Erfolge in Savoyen (s. „Karl Emanuel II."), und 1641 trat Monaco (s. d.) im Vertrage von Péronne unter seine Oberhoheit; Richelieu schürte die Unruhen in Spanien und Portugal wie in England; die Catalanen überlieferten sich im Januar 1641 völlig an Frankreich, am 18. September d. J. nahm L. sie feierlich als seine Unterthanen an; er nannte sich nun auch „Graf von Barcelona". Nochmals erhob sich eine gefährliche Adelsverschwörung unter dem Grafen von Soissons 1641 gegen Richelieu, aber Soissons' Tod zersprengte sie. Hatte Richelieu stets gesucht, durch Personen seiner Wahl den Monarchen zu beeinflussen, so entsprach niemand weniger seinen Erwartungen als Cinq-Mars (s. die Verschwörung bei „Cinq-Mars"), aber er besiegte auch ihn, unterwarf nochmals L. seinem Genie und starb auf der Höhe der Macht am 4. Dezember 1642. L. nahm seinen Tod sehr kühl auf. Doch suchte er das Werk Richelieus zu behüten und den übermütig herandrängenden hohen Adel zurückzuhalten, der es gefährdete. Auch die Geburt eines zweiten Sohns, Philipp, konnte ihn Anna nicht nähern, er mißtraute ihr und Gaston bis zum Grabe; trotzdem setzte er Anna am 20. April 1643 zur Regentin und Vormünderin während der Minderjährigkeit der Söhne ein, wobei er ihre Macht durch einen Regentschaftsrat einzuengen suchte. Voll Reue über seine lieblose Haltung gegen die Mutter in ihrem Alter starb L. nach langer frommer Vorbereitung gefaßt am 14. Mai 1643 zu Saint-Germain; es war der Todestag seines Vaters.

Vgl. H. **Martin**, Histoire de France depuis les temps les plus reculés jusqu'en 1789, Bd. XI, 4. Aufl., Paris 1865; L. v. **Ranke**, Französische Geschichte vornehmlich im 16. u. 17. Jahrhundert, Bd. II, 4. Aufl., Leipzig 1876; **Bazin**, Histoire de France sous Louis XIII. et sous le ministère du Cardinal Mazarin, 4 Bde., 2. Aufl., Paris 1846; **Topin**, Louis XIII. et Richelieu, Paris 1876; M. **Philippson**, Das Zeitalter Ludwigs XIV., Berlin 1879.

Ludwig XIV., Dieudonné, König von Frankreich und Navarra, „der Große". Als ältester Sohn des Vorigen und Annas von Österreich am 5. September 1638 zu Saint-Germain-en-Laye geboren, jubelnd von der Nation begrüßt, am 21. April 1643 getauft, zeigte L. als Kind eine unüberwindliche Abneigung gegen Richelieu und mied seinen Anblick. Frühe bekundete er einen entschiedenen Charakter, besaß natürliche Anmut und große Gewandtheit, war kräftig und berechtigte zu den schönsten Hoffnungen. Am 14. Mai 1643 wurde er König unter der Regentschaft seiner Mutter, die ihn schon am 18. ein lit de justice im Parlamente abhalten ließ und Mazarin zum ersten Minister nahm (s. „Mazarin" und „Frankreich vom 16. bis 19. Jahrhundert"). Mazarin übernahm die spezielle Sorge für seine Erziehung, vernachlässigte aber sehr die geistige Ausbildung. Hingegen fiel frühe die Würde und Grandezza in L.s Haltung und Handlungen auf; wiederholt bediente sich Anna seiner, um in lits de justice ihren Willen gegenüber den ständischen Gewalten durchzusetzen. Er frohlockte über Condés Sieg bei Lens über Spanien, mußte aber in der Nacht zum 6. Januar 1649 mit Mutter und Bruder aus Paris nach St. Germain fliehen, was er dem Parlamente niemals vergessen und vergeben hat. Nach dem Frieden von Ruel (s. „Fronde") kehrte der Hof im März nach Paris zurück; bald aber unterlag Anna abermals, Mazarin mußte 1651 Frankreich räumen, und L. mit den Seinen war im Louvre in einer Art Gefangenschaft. Mitten im Bürgerkriege wurde L. am 7. September 1651 dem Namen nach volljährig, überließ jedoch die Regierung Anna nach wie vor, zog gegen Condé (s. d.), der rebellierte und sich mit Spanien verband, rief heimlich den geächteten Mazarin zurück und ging ihm selbst entgegen. Die Unruhen im Innern dauerten fort, Turenne maß sich mit Condé, Mazarin verließ nochmals Frankreich, und L. lehnte die Rückkehr nach Paris ab, bevor Condé und die Seinen es geräumt hätten; erst als dies geschehen, zog er unter allgemeinem Jubel am 21. Oktober 1652 dort ein und gewann sich rasch die Volksgunst, eifrig seinem hohen Beruf lebend, während er bisher nur dem Vergnügen nachgegangen war; bei aller Liebe zur Mutter bewahrte er sich eigenen Willen und fühlte sich als Monarch. Nachdem die Fronde überwunden war, holte L. am 3. Februar 1653 Mazarin feierlich ein, in ihm den einsichtsvollen und mächtigen Hort des königlichen Absolutismus, seines Ideals, verehrend; im großen und ganzen ließ er ihn regieren, ohne auf eigenes Urteil zu verzichten. Eifrig lag er den Studien, den Staatsgeschäften, vor allem kriegerischen Übungen ob; im November 1653 zog er ins Feld gegen Spanien, und am 7. Juni 1654 fand seine Krönung zu Rheims statt. Frühe sprach sein Herz für die Frauen, Olympia und Maria Mancini begannen die Reihe seiner Geliebten; er wollte Maria heiraten, aber ihr Oheim Mazarin duldete es nicht und leitete L.s Verbindung mit der Infantin Maria Theresia von Spanien (geboren 10. September 1638) ein; dieselbe wurde in dem für Frankreich so günstigen Pyrenäischen Frieden vom 7. November 1659 (s. „Frankreich") von Philipp IV. L. zugesagt, mußte aber für ewige Zeiten auf die spanische Erbschaft verzichten. Seinem Parlamente wußte L. zu imponieren, 1654 hatte er den besten Beweis geliefert; jetzt trat Frankreich an Stelle Spaniens an die Spitze Europas, und eine stete Ein-

mischung in die deutschen Angelegenheiten sicherte L. die von Mazarin 1658 abgeschlossene Allianz (s. „Johann Philipp von Mainz"). Am 9. Juni 1660 heiratete L., den Verzicht auf das spanische Erbe bestätigend, Maria Theresia und widmete ihr anfänglich zärtliche Liebe, um sie bald um anderer Frauen willen zurückzusetzen. Aus Gewohnheit hatte L. Mazarins Ratschläge beständig erbeten und befolgt; als derselbe aber am 9. März 1661 gestorben war, bedauerte er dies nicht; er wollte jetzt Alleinherrscher sein, seine maßlose Auffassung von seinem fürstlichen Berufe machte ihm den Gedanken unerträglich, die Macht mit jemandem teilen zu sollen; darum nahm er keinen ersten Minister mehr an, so viele auch darauf rechneten, es zu werden, und sah mit Befriedigung seine Mutter ins Kloster gehen. Fouquet (s. d.) wollte ihn durch Intriguen unschädlich machen, aber Colbert (s. d.) durchschaute ihn, warnte L., und Fouquet fiel, wobei L. eine seltene Verstellungskunst zeigte. Fast unfehlbar war der Scharfblick, mit dem L. seine Minister und Hauptbeamten wählte; welch ein Talent war Colbert, der Finanzen und Rechtspflege ordnete, Handel und Industrie hob und eine Flotte schuf, während Louvois (s. d.) ein Heer organisierte, das Frankreich zur ersten Macht Europas erhob. L.s Minister sollten Geschöpfe seiner Gnade sein, darum nahm er sie aus verhältnismäßig niederem Range und schloß den höchsten Adel von den Staatsgeschäften aus; er liebte es nicht, oft die Minister zu wechseln, und ließ sie ungestört arbeiten, duldete aber nicht den leisesten Ton von Unabhängigkeit. Vielleicht nie hatte Frankreich einen so genialen Minister des Äußeren wie Lionne. Über die Reformen der Verwaltung: (s. „Frankreich vom 16. bis 19. Jahrhundert"). L. betrachtete sich stets als den Repräsentanten Frankreichs, als alleinigen Inhaber aller Gewalt und Autorität, aller Macht und Gnade, als Herrn von Eigentum und Leben aller Franzosen, und alles schien ihm gerechtfertigt, was zu thun ihm beliebe; ihm rechtfertigte das Staatsinteresse auch eine Verletzung des gewöhnlichen Rechts, und er hat ja ausgerufen: „Der Staat bin ich!" Sein ganzes Wesen atmete Energie und stolzes Selbstgefühl; sein Volk liebte, bewunderte, fürchtete ihn; er war der arbeitsamste wie der genußsüchtigste Mann im Reiche; schon jetzt zeichnete er eingehende Notizen über seine Entschlüsse und Thaten auf und teilte seine Zeit genau ein. Er empfand so sehr die Mängel seiner Bildung, daß er eine Zeit lang Latein lernte u. s. w. Die zur Schau getragene Kirchlichkeit, die im Alter zur Bigotterie ausartete, hielt ihn nicht ab, seiner langweiligen, geistig unbedeutenden Gemahlin untreu zu sein und trotz der bereits 1661 erfolgten Geburt eines Dauphin den Frauen nachzustellen. Es war ein besonderes Glück, daß die schöne Louise de La Vallière ein so hochherziges Wesen war, daß sie ihr Favoritentum nie mißbrauchte: eine zärtliche, ritterliche und gewissermaßen reine Liebe verband beide. L. beseitigte die Selbständigkeit der Parlamente, brach für immer den Trotz des Adels und übte eine schonungslose Justiz, während ein byzantinischer Ton der Schmeichelei und Unterwürfigkeit ihm gegenüber einriß, wie dieser Despot ihn liebte. L. wollte Frankreichs Macht nach außen wie im Innern zur Geltung bringen, als der vornehmste Fürst der Christenheit erscheinen. Gegen Spanien erlaubte er sich alles, auch beständige Unterstützung Portugals; gegen England nahm er eine hohe Miene an und machte Karl II. (s. d.) willfährig. Karl heiratete auf L.s Wunsch eine portugiesische Infantin, ging in L.s Pläne einer Liga gegen Spanien ein und verkaufte ihm Dünkirchen, um immer mehr in Abhängigkeit von L. zu geraten und allmählich sein Söldling zu werden (s. Näheres bei „Karl II.") Den Papst Alexander VII. ließ L. seine Hand hart fühlen; er sandte Truppen gegen ihn, zog Avignon ein, gab es aber 1664 zurück, als der Papst sich demütigst beugte; (s. Näheres bei „Alexander VII."); dessen Nachfolger Klemens IX. (s. d.) war seinem Willen gefügig. L. suchte das tief gesunkene Deutsche Reich zur vollen Ohnmacht zu bringen, führte das wichtige deutsche Grenzland Lothringen 1663 in militärische und politische Abhängigkeit von Frankreich, schloß Schweden und Dänemark an sich, ließ seine Heere durch Deutschland ziehen und spornte den Sultan gegen den Kaiser an. Unvergleichlich war sein Ansehen in Europa, unwiderstehlich seine Macht in Frankreich. Unter nichtigen Vorwänden suchte L. trotz der Verzichte seiner Gemahlin und der eigenen Spaniens Erbschaft an sein Haus zu bringen (s. „Ludwigs XIV. Kriege"), machte das Devolutionsrecht auf die spanischen Niederlande geltend, verband sich nach dem Tode seines Schwiegervaters mit den Vereinigten Niederlanden, mit de Witt (s. d.) in engen Beziehungen, und isolierte die spanischen Niederlande durch Bündnisse nach allen Seiten völlig, um im Mai 1667 den Krieg hier zu beginnen: (s. denselben bei „Ludwigs XIV. Kriege"). Dieser Krieg endete im Aachener Frieden (s. d.) 1668 für L. sehr günstig und hob ihn vor ganz Europa, ohne aber die spanischen Niederlande seinem Wunsche gemäß zu einer französischen Provinz zu machen; besonders die Vereinigten Niederlande hatten ihn daran gehindert, was er nicht verzieh. Er wollte die frechen Krämer exemplarisch züchtigen, Lionne umstrickte sie von allen Seiten, Colbert und Louvois schufen die militärischen Mittel und die Gelder, auf die Not der Unterthanen nicht achtend, und L. harrte des Moments, den Streich zu führen. Der Steuerdruck erreichte eine mitunter unerträgliche Höhe unter Colberts Verwaltung, die L.s Einkünfte von 84 auf 116 Millionen Frs. steigerte; wiederholt kam es zu Aufständen, die rigoros niedergeworfen wurden; das Merkantilsystem (s. bei „Colbert") hatte große Schattenseiten besonders für den Landmann; aber die Industrie wurde gehoben, Handel und Verkehrswege gepflegt (Näheres bei „Colbert"). Überall wurde zentralisiert, die Adelsmacht ganz beseitigt, Intendanten und Subdelegierte übten im Dienste der Zentralgewalt die Amtsthätigkeit aus und drängten die vornehmen Gouverneure zurück. Die Parlamente kamen um ihre Geltung, L. wollte allein das Recht der Gesetzgebung haben und schuf sich in der Polizei ein furchtbares Werkzeug des Despotismus und der Laune; jede Art von Volksvertretung unterblieb, die kommunale Selbst-

ständigkeit, die unabhängige Presse wurden vernichtet. Den Ständen blieben keine politischen Rechte mehr, und gerade darum machten ihre sozialen Privilegien sie doppelt verhaßt; der Adel erniedrigte sich zum Hofadel, und L. sah mit Freude, wie er sich bei Hof ruinierte, um seinen Glanz zu steigern. Louvois hatte einen glänzenden Mitarbeiter bei der Rüstung Frankreichs an Vauban (s. d.), der einen dreifachen Festungsgürtel um das Land legte.

L. sprengte die Tripelallianz, zog Karl II. von England ganz an sich, dieser schloß mit ihm den niederträchtigen Vertrag von Dover (s. „Karl II.", „Buckingham", „Cabal-Ministerium"). L. eroberte 1670 mitten im Frieden Lothringen, und Kaiser Leopold I. schwieg nicht nur, von dem Minister Lobkowitz (s. d.) beraten, sondern versprach in einem Vertrage mit L. am 1. November 1671, sich in keinen außerhalb Deutschlands und Spaniens geführten Krieg mischen zu wollen. L. sparte das Geld nicht, bestach in Köln, Münster u. s. w. und schloß mit Schweden im April 1672 ein Subsidialbündnis. So sehr sich auch die Vereinigten Niederlande demütigten, um den Krieg zu vermeiden, kam derselbe über sie, und L. brach im April 1672 in ihr Land ein. Er selbst war bei dem Heere Turennes und hatte nominell den Oberbefehl (s. diesen Krieg in „Ludwigs XIV. Kriege"). Die Niederlande schienen verloren, Europas bemächtigte sich eine Panik. Da bildete sich die Koalition gegen Frankreichs Übergewicht, von Brandenburg ausgehend; Kaiser Leopold ließ sich umstimmen. Die Niederlande rafften sich auf, Spanien und Brandenburg ergriffen die Waffen. Ganz Europa stand gegen L. in Wehr, leistete aber nicht, was man erwarten durfte, und L. vereitelte die Anschläge der Koalition. Er hetzte die Ungarn gegen den Kaiser, erwirkte durch sein Geld Sobieskis Königswahl in Polen, stachelte ihn gegen den Kaiser, die Sicilianer gegen Spanien auf und machte Brandenburg durch die Schweden unschädlich. Der europäische Widerstand gegen L. hingegen verkörperte sich in Wilhelm III. von Oranien, der Maria Stuart heiratete, während L. an ihre Hand für den Dauphin dachte, um einst Großbritannien mit Frankreich zu vereinigen. Der Krieg endete im Nymweger Frieden (s. d.) am 10. August 1678 mit den Vereinigten Niederlanden und in den anderen Friedensschlüssen bis zu dem von Fontainebleau (s. „Ludwigs XIV. Kriege"). L. hatte den Sieg über Europa errungen, es seinem Willen gefügig gemacht; das Bewußtsein seiner Allmacht verließ ihn nicht mehr, er glaubte alles erlangen zu können; die Welt beugte sich vor dem neuen Karl dem Großen, dem Vorgänger Napoleons, den ebenso klarer Verstand und gesundes Urteil wie grenzenlose Selbstliebe und Überhebung kennzeichneten. Wie ein Gott suchte er sich über den Wandel der Geschicke zu erheben; wie er sich nie von Leidenschaft hinreißen ließ, so wahrte er auch in den ergreifendsten Momenten des Seelenlebens Gleichmut und verbarg seine Gefühle vor jedem. Sein Hof war sittenlos wie er, mußte aber die Dehors beobachten. L. war unerbittlich gegen jeden, der seiner Würde zu wenig huldigte, konnte hingegen die lächerlichste Schmeichelei ertragen; Widerspruch verletzte ihn ungemein. Obgleich sehr geldsüchtig, verschwendete er um des Glanzes willen, denn sein Hof sollte der erste der Welt sein und wurde wirklich das Ideal aller Fürsten und Großen, wie er, der lebenslängliche Schauspieler, ihr Vorbild war; er konnte den Weihrauch nicht entbehren, verachtete aber maßlos die, welche ihn anzündeten. Dabei war L. voll Mißtrauen, fürchtete Verschwörungen und vor allem den Tod. Seine Gemahlin erhob nie Anspruch auf Teilnahme an den Staatsgeschäften und beirrte L. bei seinen zahllosen Untreuen niemals; sie schenkte ihm sechs Kinder, von denen nur der Dauphin zu Jahren kam, und starb am 30. Juli 1683. Der La Vallière folgte als Maitresse Madame de Montespan, ohne Einfluß auf die Staatssachen zu erhalten; ihre und der La Vallière Kinder erlangten glänzende Stellungen, das Legitimieren der Bastarde wurde Mode für ganz Europa, während in Frankreich der witzelnde und liederliche Ton einriß, welcher der Montespan eignete. Paris behagte L. nicht, darum schuf er an Stelle eines Waldschlößchens Versailles mit seiner verschwenderischen Pracht, daneben noch eine Reihe anderer Schlösser, voran Marly. Um Mit- und Nachwelt zu Verkündigern seiner Allmacht zu machen und das Urteil zu bestechen, goß er das Füllhorn der Gnade über Gelehrte und Künstler aus; aus eitler Berechnung, nicht aus innerster Begeisterung.

Unter ihm entstand die Akademie der Medaillen, Inschriften und schönen Wissenschaften; er umgab sich mit den ersten Geistern Frankreichs, um als Inkarnation ihres Genius zu gelten, erklärte sich 1672 zum Protektor der französischen Akademie, schuf die Akademie der Naturwissenschaften, die Akademieen der Malerei, der Baukunst, der Musik, den Jardin des plantes, die königliche Bibliothek u. s. w., was alles dem Zeitalter L.s dauernden Ruhm verliehen hat. Racine, Boileau, La Fontaine, Molière verherrlichten ihn wie die Maler und Bildhauer, aber die Wissenschaft verödete und verflachte unter seinem alles absorbierenden Despotismus, eine freie philosophische Entwickelung war undenkbar. Weit mehr als der Papst Herr der französischen Kirche, welche das feste Band des Interesses an ihn knüpfte, sah L. in der Kirche eine Staatsanstalt, die seinen absoluten Gelüsten dienen sollte. L. verdammte und verfolgte den Jansenismus, mißbilligte aber auch die Lehre der päpstlichen Unfehlbarkeit und geriet mit dem Papste in den Regalienstreit; der Klerus hielt zu L. gegen Innocenz XI. (s. d.), und die vier Artikel der Kirchenversammlung vom 19. März 1682 (s. „Frankreich vom 16.—19. Jahrhundert") waren ein Sieg in der Kirche gegen Roms Übergewalt: L. wich vor Innocenz keinen Schritt. Schrecklich war die Sittenlosigkeit des Hofs und der Gesellschaft unter L., der jetzt die Montespan um der Fontanges willen hintansetzte, um dann in die Netze der Maintenon (s. d.) zu geraten; wie L. zum Lüstling ward, lüstelte die servile Mitwelt mit ihm, und das Soubrettenwesen der Maitressen wurde guter Ton an allen Höfen. Die Höflinge in Versailles sahen ihren Stolz im Besitz des Heiligen Geist-Ordens, nicht im ehrlichen Wandel.

Mit zunehmenden Jahren schloß sich L. bedeutungslosen Günstlingen an und setzte ihretwillen die verdienten Minister zurück. Colbert starb 1683 in Ungnade, Louvois behauptete nun den ersten Platz, bestechlich, brutal und stets geneigt, um des Lächelns L.s wegen Europa ins Gesicht zu schlagen; ohne daß es sich L. eingestand, hatte er an ihm einen Premierminister. Der Volkswohlstand sank stetig, das Deficit wuchs, mit ihm die allgemeine Unzufriedenheit, die hie und da in Aufständen losbrach, um blutig bestraft zu werden. Aber Paris und Versailles waren die Zentren Europas, die französische Sprache wurde Weltsprache, die französische Kultur beherrschte die Welt; allerorten äffte man Frankreich nach.

Von Louvois angespornt, sann L. auf neue Kriege; er richtete sein Auge auf Savoyen, auf die Festung Casale (s. „Mantua, Geschichte“) und auf Genua (s. den Krieg bei „Genua“). Die Réunionskammern sollten ihm Anlaß zu neuen Erwerbungen bieten (s. „Ludwigs XIV. Kriege“); wegen der Wegnahme Straßburgs mitten im Frieden (s. ebenda und „Fürstenberg“). Casale wurde 1681 von den Franzosen genommen, das Herzogtum Luxemburg besetzt und die Festung blockiert. Aber diese Übergriffe versetzten die Kabinette in Aufregung. Schweden schloß, in Zweibrücken geschädigt, mit Holland ein Bündnis, der Kaiser und viele deutsche Reichsstände thaten 1682 das Gleiche in Laxenburg, um L. zu begegnen, während Brandenburg neutral blieb und England mit L. ging. Über den Krieg mit Spanien in den Niederlanden und Luxemburgs Fall: s. „Ludwigs XIV. Kriege“; ebenda über den Waffenstillstand von Regensburg, das Bombardement Genuas (s. auch „Genua“), den Krieg gegen die Barbareskenstaaten.

Voll Abneigung gegen die Hugenotten, duldete L. nicht, daß ein Teil seiner Unterthanen anders glaube als er; er wandte alle Mittel an, sie zu konvertieren, und verfolgte sie gnadenlos, von der Maintenon (s. d.) aufgehetzt, in deren Umgang L. die Ruhe des Gewissens wiederkehren fühlte und die er sogar im Herbste 1685 im Schlosse Maintenon heimlich heiratete; diese Heirat war wiederum maßgebend für Europa, es wurde Mode, die Maitressen zu heiraten und fromm zu thun. Nach verschiedenen Greueln gegen die Hugenotten (s. d.) wandte L. gegen sie die Dragonaden an, hob 1685 das Edikt von Nantes (s. d.) auf und verbot gleichzeitig den Unglücklichen auszuwandern; unmenschlich wurde gewütet. Trotz aller Maßregeln entkamen aber an 200,000 Hugenotten über die Grenze nach protestantischen Staaten; L. hatte in ihnen die fleißigsten und intelligentesten Unterthanen vertrieben, was Frankreich einen nachhaltigeren Schlag versetzte als alle Kriege. Auf L.s Antrieb mußte Savoyens Herzog die Waldenser verfolgen. (S. auch bei „Cevennen“.) Das ganze protestantische Europa verfluchte L., und auch die katholischen Mächte fühlten durch, daß ihn weit mehr weltlich despotische Motive als kirchliche Gesinnung bei der Verfolgung der Hugenotten leiteten. Über L.s Stellung zu England s. „Karl II.“, „Jakob II.“, „Leeds, Herzog von“. Um Europas Freiheit vor L. zu retten, mußte Jakob II. (s. d.) gestürzt werden, und dies that Wilhelm III. von Oranien. Über die Haltung L.s bei dem Aussterben des Pfälzer Kurhauses, das Augsburger Bündnis gegen ihn, den Orléansschen Raubkrieg (s. „Ludwigs XIV. Kriege“), über den Kölner Wahlstreit (s. „Köln“ und „Joseph Klemens“). Ganz Europa trat unter Oranien L. entgegen, dieser aber kämpfte voll Ruhm, alle Kräfte der Nation anspannend (s. „Ludwigs XIV. Kriege“). Schließlich waren die Kräfte verbraucht, Steuerdruck und Not wuchsen unheimlich, L. mußte Frieden schließen. In Ryswyk wurde 1697 sein Streben nach einer Universalmonarchie gebrochen, doch blieb er der mächtigste Fürst Europas, trotzdem seine auswärtige Macht große Schädigung erlitten hatte. Der Roi Soleil war auf dem Rückzuge.

Schwere Körperleiden machten L. noch mehr zum Frömmler, als es ohnehin der Umgang mit der Maintenon that; er fürchtete den Tod. Die Maintenon beherrschte seinen Willen, Betschwestern und Beichtväter gingen bei ihm aus und ein, Spione belauerten seine Minister und Hofleute. Mit L. begann die Gesellschaft zu fasten und zu beten, wurde melancholisch düster und langweilig und trieb dies so extrem, daß die Reaktion unter der Regentschaft eine ganz naturgemäße war. L., der so entschieden der Kurie Opposition gemacht hatte, bewarb sich jetzt eifrig um ihr Wohlwollen, gab die vier Artikel (s. oben) preis und söhnte sich auf Kosten der Gallikanischen Kirche 1693 mit Innocenz XII. (s. d.) aus; er verfolgte den Quietismus und bändigte ihn völlig, während er überall dem Ultramontanismus Vorschub leistete. Die großen Minister L.s waren tot, es ging mit dem Glanze seiner Regierung zurück, zumal Er nicht mehr der alte war. Die Verwaltung verfiel, allgemein zeigte sich die Verarmung der überbürdeten Nation. Von L. angebahnte Reformen verunglückten, Unzufriedenheit brach sich in That, Wort und Schrift Bahn.

Über die Intriguen L.s, um die spanische Erbschaft bei dem bevorstehenden Tode Karls II. zu erhalten: s. „Karl II. von Spanien“, über den großen Krieg von 1701—1714: „Erbfolgekrieg, Spanischer“. Während desselben hatte L. im eigenen Lande den Krieg in den Cevennen (s. d.) zu führen. L. konnte von Glück sagen, daß, als seines Landes Leistungskräfte völlig gebrochen waren, in Utrecht und Rastatt der Friede zustande kam; nur der plötzliche Umschwung der englischen Politik (s. „Anna von Großbritannien“) rettete den schwer bedrängten Monarchen vor dem Verderben.

L. hatte sich überlebt, sein Traum der Universalmonarchie war zerstoben und Frankreich absolut erschöpft. In seiner Familie wütete der Todesengel; es starben in rascher Folge der Dauphin, dessen ältester Sohn nebst Gemahlin, deren Erstgeborener, endlich der Herzog von Berry, und so blieben von L.s legitimer Descendenz nur sein zweiter Enkel, Philipp V. (s. d.) von Spanien, und sein Urenkel, der kleine Ludwig (XV.) am Leben: in Philipp II. von Orléans sahen viele den Giftmischer! doch ist es unerwiesen. Am Abende seines Lebens wandte sich L., immer bigotter werdend, nochmals gegen den Jansenismus,

vereint mit Klemens XI. (s. d.), und jubelnd begrüßte er dessen Bulle Unigenitus. L. konnte den ihm verhaßten Orléans nicht von der Regentschaft ausschließen, stellte ihm aber den Herzog von Bourbon und seine unehelichen Söhne Maine (s. d.) und Toulouse (s. d.) zur Seite, nachdem er letztere im Juli 1714 legitimiert und nach dem Aussterben der legitimen Prinzen des Hauses Bourbon für erbberechtigt erklärt hatte; sein Testament vom 2. August 1714 legte Orléans' Macht von vornherein lahm und gab Maine die eigentliche Vollgewalt; dasselbe wurde aber nie vollstreckt. Von allen, selbst der Maintenon verlassen, starb L. am 1. September 1715 in Versailles; er ruht in St. Denis. Frankreich jubelte bei seinem Tode auf, L.s ganzes System stürzte mit ihm; nirgends hatte L. seine Ziele erreicht, und überall folgte dem Rausche große Ernüchterung.

Vgl. Voltaire, Siècle de Louis XIV., Paris 1740 (deutsch Dresden 1778, 2 Bde.); Lemontey, Essai sur l'établissement monarchique de Louis XIV., Paris 1818 (deutsch, Leipzig 1830); Herzog von Saint-Simon, Mémoires sur le Siècle de Louis XIV. et la Régence, neue Ausgabe in 20 Bänden, Paris 1856—1876; Michelet, Louis XIV. et la révocation de l'édit de Nantes, neue Auflage, Paris 1875; Gaillardin, Histoire du règne de Louis XIV., 6 Bde., Paris 1874—1876; Chéruel, Histoire de France pendant la minorité de Louis XIV., Paris 1879; M. Philippson, Das Zeitalter Ludwigs des Vierzehnten, Berlin 1879; Graf Cosnac, Souvenirs du règne de Louis XIV., 8 Bde., Paris 1866 bis 1882. L.s „Oeuvres" erschienen 1806 in 6 Bänden in Paris, seine „Mémoires" gab Dreyß in 2 Bänden, Paris 1860, heraus.

Ludwigs XIV. Kriege. Als König L. XIV. von Frankreich nach des Kardinals Mazarin am 9. März 1661 erfolgtem Tode die Zügel der Regierung in seine eigene Hand genommen hatte, ging sein Streben sehr bald dahin, den Einfluß Frankreichs dem Auslande gegenüber in immer höherem Grade zur Geltung zu bringen und dabei, indem er sich in deren Angelegenheiten mischte, im Trüben zu fischen. Er trachtete danach, seinen Willen zum maßgebenden in Europa zu machen. Er konnte sich dabei auf geordnete Finanzen, welche er Colbert dankte, und auf ein tüchtiges Heer stützen, welches Louvois organisierte und Turenne schulte. Im Verfolge dieser Politik erzielte er eine Reihe von Vorteilen, ohne daß er in den ersten Jahren der Anwendung von Waffengewalt überhaupt, oder wenigstens in größerem Maßstabe, bedurft hätte. Es trat dies erst ein, als sein Schwiegervater, König Philipp V. von Spanien, am 17. September 1665 gestorben war und er im Namen seiner Gemahlin Ansprüche an dessen Nachlaß erhob. Diese Ansprüche waren zum Teil solche, welchen die Königin wie L. selbst feierlichst und eidlich entsagt hatten, teils stützten sie sich auf eine Bestimmung des brabantischen Landrechts, das Devolutions- oder Heimfallsrecht, welchem König L. eine ganz unzutreffende, gewaltsame Auslegung gab. Er hoffte, die Spanischen Niederlande zu erwerben; das Devolutionsrecht sollte ihm Ansprüche auf Brabant und einige andere Provinzen verleihen; weitere Gebiete forderte er auf Grund von Rechten, welche ersteren Ländern in Beziehung auf letztere zustehen sollten. Er eröffnete die Feindseligkeiten jedoch nicht sofort, weil seine Vorbereitungen zum Kriege noch nicht weit genug gediehen waren und weil er seine militärische Lage vorher noch günstiger gestalten wollte. Das letztere gelang ihm in hohem Grade. Durch Geld gewann er die Kurfürsten von Köln und Mainz, den Herzog von Pfalz-Neuburg und den Bischof von Münster, Bernhard v. Galen, als Bundesgenossen; sie hatten ihm zunächst nur indirekten Beistand zu leisten, waren aber verpflichtet, unter Umständen auch Truppen zu stellen; der Fürst Wilhelm von Fürstenberg, kurkölnischer Geheimrat, diente ihm bei den Unterhandlungen als Vermittler; König Karl II. von England sicherte ihm Neutralität zu und stellte sogar ein Bündnis in Aussicht; Spanien hielt er durch Portugal in Schach und wiegte es in Sicherheit ein; um Österreich zu beschäftigen, knüpfte er mit den Unzufriedenen in Ungarn und Siebenbürgen Verbindungen an. Unter so günstigen Aussichten begann der

Devolutions- oder erste Raubkrieg, 1667—1668; erst in der allerletzten Zeit hatte der Gouverneur der Spanischen Niederlande, Marquis von Castel-Rodrigo, dessen Mahnungen in Madrid ungehört verhallten, auf eigene Hand einige Verteidigungsmaßregeln getroffen. Am 8. Mai 1667 hatte König L. der Königin-Regentin von Spanien seinen Entschluß mitgeteilt, sein Recht, welches sie ihm verweigere, sich zu erkämpfen; am 24. begann der Krieg, für welchen Frankreich drei Armeeen aufgestellt hatte: im Zentrum, wo sich der König selbst befand, 35,000 Mann unter Turenne, auf dem linken Flügel unter d'Aumont, auf dem rechten unter Crequi. Der Feldzug setzt sich aus der, ohne große Mühe erfolgten Einnahme einer Reihe von festen Plätzen zusammen; der bedeutendste davon war Lille (s. d.), zu dessen Belagerung alle drei Abteilungen vereinigt wurden. Im Herbst bezogen die Franzosen in dem eroberten Gebiete Winterquartiere. — Spanien, welches am 14. Juli an Frankreich den Krieg erklärt hatte, bemühte sich vergeblich, Bundesgenossen zu finden; die französische Diplomatie war zuvorgekommen. Die durch die französischen Vergrößerungsgelüste am meisten bedrohte Macht waren die Generalstaaten, sie befanden sich zur Zeit noch mit England und dem mit diesem verbündeten Frankreich im Kriege, welchem indessen am 31. Juli der Friede zu Breda ein Ende machte; der Großpensionär Johann de Witt suchte zu vermitteln, und England, dessen erster Staatssekretär Arlington das Zusammengehen mit den Niederlanden dem mit Frankreich vorzog, unterstützte ihn bei diesen Bemühungen. Sie blieben indessen erfolglos. Nun kam durch den Ritter William Temple, den britischen Residenten in Brüssel, am 23. Januar 1668 ein Bündnis zustande, in welches auch Schweden hereingezogen wurde und welches bald zu der sogen. Tripleallianz führte. L. XIV. ließ inzwischen den Prinzen von Condé in die Franche-Comté rücken,

die spanischen Truppen leisteten kaum Widerstand, und in der Zeit vom 2. bis 19. Februar war die Eroberung vollzogen. — Spanien war nun zur Nachgiebigkeit bereit; König L. beschloß, sich zunächst zu begnügen und so kam am 15. April 1668 zu Saint-Germain en Laye ein vorläufiger Vertrag, am 2. Mai der Friede zu Aachen zustande. Frankreich erhielt Charleroi, Binz, Ath, Douay, Tournay, Oudenarde, Armentières, Courtray, Bergues und Furnes mit ihren Gebieten und Dependenzen; König L. war aber keineswegs befriedigt, namentlich war er über die Haltung der Niederlande ungehalten.

Die Befürchtungen, welche die übrigen Mächte inbetreff seiner Absichten hegten, veranlaßten daher den Abschluß der erwähnten Triplealliance am 7. Mai 1669. Die Generalstaaten, England und Schweden, verpflichteten sich durch dieselbe, die Festsetzungen des Aachener Friedens aufrecht zu erhalten, der letzteren Macht sagte Spanien Hilfsgelder zu. Das Bündnis trug die Keime seiner Auflösung in sich; die Hoffnung, daß dasselbe nicht lange bestehen werde, gründete L. besonders auf den Charakter des Königs von England, dessen Politik durch seine persönlichen Interessen geleitet wurde. Nach zweijährigen Unterhandlungen hatte ersterer seinen Zweck erreicht; am 1. Juni 1671 kam zu Dover ein Vertrag zustande, welcher jene Allianz zwar äußerlich aufrecht erhielt, in Wahrheit aber ihrem Zwecke geradeswegs zuwiderlief; zum Abschluß desselben ließ Karl II. sich durch das Versprechen bedeutender Hilfsgelder bestimmen. Am 31. Dezember wurde der Vertrag zu London durch ein neues Abkommen im wesentlichen bestätigt, am 12. Februar 1672 wurde er zu Whitehall mit geringen Abweichungen nochmals unterzeichnet und in dieser Form der Öffentlichkeit übergeben. Der Krieg gegen die Generalstaaten war bei diesen Unterhandlungen für Ende April oder Anfang Mai 1672 in Aussicht genommen. Daneben war König L.s Diplomatie in dem Bestreben, die Generalstaaten zu isolieren und Frankreich immer mehr Bundesgenossen zu verschaffen, sehr glücklich. Kurfürst Friedrich Wilhelm von Brandenburg und der Herzog von Pfalz-Neuburg wiesen ein Bündnis allerdings zurück; Schweden aber, durch den Reichskanzler Magnus de la Gardie bestimmt, verstand sich gegen ansehnliche Subsidien zu einem solchen, ebenso der Kurfürst von Köln; Kurpfalz, der Herzog von Hannover, die Bischöfe von Osnabrück und Münster wurden mehr oder weniger in das französische Interesse gezogen; den Herzog Karl IV. von Lothringen machte L. unschädlich, indem er ohne weiteres sein Land in Besitz nahm; der Kaiser wurde zur Neutralität bestimmt. Nur Spanien schloß am 17. Dezember 1671 einen Defensivvertrag mit der Republik. Die holländische Armee befand sich in übeler Verfassung, man verließ sich auf die Flotte, welche indes der englisch-französischen nicht gewachsen war. Die frühere Einigkeit in den Vereinigten Staaten der Niederlande, welche sie groß gemacht hatte, war nicht mehr vorhanden; nicht einmal über die Wahl des Prinzen Wilhelm III. von Oranien zum Oberfeldherrn konnte man sich einigen. Am 29. April erklärte Karl II. den Krieg, L. gab die gleiche Absicht nur durch ein Manifest vom 7. April kund. Es war der

Zweite Raubkrieg 1672—1679, auch der „Holländische" oder „Rachekrieg" genannt. Frankreich stellte im Jahre 1672 drei Heere auf: 80,000 Mann unter Turenne, bei welchem sich der König befand, 50,000 unter Condé, 20,000 unter Chamilly, dazu kamen 18,500 Kölner und Münstersche, deren Operationen der Marschall von Luxemburg überwachte; die Generalstaaten konnten ihnen zu Lande nur 30,000 entgegenstellen. Während Chamilly zunächst die Spanischen Niederlande beobachtete, bald aber in die südlichen Provinzen vordrang, und die bischöflichen Truppen ihren Marsch gegen die nördlichen Provinzen richteten, überschritten Turenne und Condé, die am 11. Mai von Charleroi aufgebrochen, nachdem sie die zwischenliegenden Landstriche, ohne Rücksicht auf ihre etwaige Neutralität und ohne dabei ernstlichem Widerstande zu begegnen, besetzt hatten, im Anfang Juni, um den schwierigen Waalübergang zu vermeiden, bei Kaiserswerth und Wesel den Rhein; am 12. Juni kehrten sie auf dessen linkes Ufer zurück. Es geschah dies beim Zollhause („Tollhuis", „Tolus") zwischen Schenkenschanz und Abtei Elten; der, übrigens wenig erhebliche, Kampf, welcher dadurch herbeigeführt wurde, gab den Franzosen Veranlassung, ihn in Wort und Bild zu einem großen Siege zu stempeln. Holland ward ihre leichte Beute, der trockene Sommer begünstigte ihr Vorgehen, schon war Amsterdam bedroht, als das Durchstechen der Deiche wenigstens die Hauptstadt rettete. Zur See waren die Generalstaaten glücklicher gewesen; durch die Schlacht vor Soulsbay bei der Insel Wight am 7. Juni, obgleich der Kampf unentschieden blieb, weil die Engländer unter dem Herzog von York von den Franzosen unter d'Estrées nicht unterstützt wurden, verhinderte de Ruyter eine feindliche Landung, deren zweiten Versuch im Juli das Wetter vereitelte.

Die Generalstaaten baten um Frieden; sie waren bereit, ihn teuer zu erkaufen, aber König L. forderte die Erfüllung noch härterer Bedingungen, als sie zugestehen wollten. Da erfolgte ein Umschwung; die öffentliche Meinung machte ungerechterweise de Witt für den Gang der Ereignisse verantwortlich, samt seinem Bruder, dem Admiral Kornelius de Witt, wurde er am 20. August, nachdem er sein Amt bereits niedergelegt hatte, im Haag vom Pöbel ermordet, die oranische Partei benutzte die herrschende Stimmung, den Prinzen Wilhelm von Oranien zum Generalstatthalter zu machen, und die übrigen Mächte bekamen endlich offene Augen für die ihnen von Frankreich drohende Gefahr. Friedrich Wilhelm, der Große Kurfürst von Brandenburg, hatte schon am 6. Mai mit den Vereinigten Staaten einen Subsidienvertrag geschlossen, und am 23. Juni war zwischen ihm und dem Kaiser ein Bündnis zustande gekommen; infolge davon sammelten sich im September 25,000 Brandenburger und 16,000 Kaiserliche im Halberstädtischen. Es war aber Österreich, dessen Politik durch den für Frankreichs Interesse gewonnenen Fürsten Lobkowitz geleitet

wurde, mit dem Kriege nicht Ernst; das Heer rückte zwar im Herbst an den Rhein, aber Frankreichs dortige Verbündete ließen den Übergang über den Strom nicht zu, Montecuccoli, der österreichische Befehlshaber, schützte vor, daß die eigenen Streitkräfte dazu nicht hinreichten, die Brandenburger und Österreicher wandten sich zunächst nach Westfalen gegen den Bischof von Münster, ohne daß etwas Ernstliches geschah. — Die bedrängten Niederländer waren aber gerettet; die Franzosen hielten die Schwierigkeiten, welche sich ihnen entgegenstellten, für größer, als sie in Wirklichkeit waren, und beschlossen, den Winter abzuwarten, wo der Frost das Land zugänglicher machen würde, sie stellten die Offensivoperationen ein, Condé ging an den Ober-, Turenne an den Nieder- und Mittelrhein, Luxemburg übernahm den Befehl in Holland, und L. XIV. verließ am 26. Juli die Armee. Nun schritt der Prinz von Oranien zur Offensive, im Dezember belagerte er, durch Spanier unterstützt, vergeblich Charleroi; die Franzosen erneuten zu derselben Zeit ihren Angriff auf Holland, wurden aber durch Tauwetter zur Umkehr genötigt. Die Kölner und die Münsterschen hatten die Belagerung des tapfer verteidigten Gröningen im August aufheben und ihre Eroberungen aufgeben müssen.

Den Feldzug von 1673 eröffnete Turenne, bei Wesel den Rhein überschreitend, durch einen Einfall in die Grafschaft Mark. Die Brandenburger und die an Montecuccolis Stelle von Bournonville befehligten Österreicher standen ihm in der Gegend von Soest gegenüber; als letzterer, seinen Instruktionen folgend, eine Schlacht verhinderte, trennten sich die Verbündeten; der Kurfürst wich an die Weser zurück und trat in Unterhandlungen ein, welche am 6. Juni zum Frieden von Vossem, einem Dorfe bei Löwen, führten, wo König L.s Hauptquartier sich befand. Er erhielt sein ganzes Gebiet, bis auf Wesel und Rees, welche Städte bis zur Beendigung des Krieges mit den Generalstaaten von den Franzosen besetzt bleiben sollten, zurück und, in einem geheimen Artikel, die Zusicherung einer Zahlung von 800,000 Livres, sowie der französischen Verwendung für nachträgliche Berichtigung der brandenburgischen Subsidienforderung seitens der Generalstaaten, welche nicht erfolgt war, weil der Kurfürst thatsächlich keine direkte Hilfe gebracht hatte. — L. XIV. rückte in die Spanischen Niederlande, nahm am 29. Juni Mastricht und ging dann nach dem Elsaß, wo Turenne eine Anzahl von Reichsstädten besetzte und das Land verwüstete. In Köln wurden am 27. Juni durch Vermittelung von Schweden, welches für den nordischen Handel fürchtete, wenn die Niederlande außer Stand gesetzt würden der englischen Seeherrschaft entgegenzutreten, Friedensunterhandlungen eröffnet, welche nicht zum Ziele führten, obgleich Frankreich seine Ansprüche immer mehr herabstimmte. König L. wurde hierzu durch den Umstand bewogen, daß Kaiser Leopold I., obgleich Lobkowitz widersprach, am 30. Juni ein Bündnis mit den Generalstaaten abschloß, welche ihm Hilfsgelder zahlten, und daß an demselben Tage ein Vertrag mit Spanien zustande kam, durch welchen dieses und die Niederlande gegenseitig versprachen, einander zur Wiedergewinnung der ihnen von den Franzosen entrissenen Gebietsteile behilflich zu sein. Montecuccoli führte nun 33,000 Mann an den Main, und Turenne überschritt den Rhein, kehrte aber bald über den Strom zurück, ohne daß es zum Kampfe gekommen war; Oranien belagerte Grave. Montecuccoli bewerkstelligte dann seinen Übergang bei Koblenz und nahm im Verein mit spanischen Truppen am 12. November Bonn, wogegen am 15. die Franzosen Trier besetzten, weil dessen Kurfürst die Kaiserlichen in Koblenz eingelassen hatte. — Die holländische Flotte unter Tromp und de Ruyter maß sich in drei Schlachten, am 7. und 14. Juni vor der Themse, am 21. August bei der Insel Texel mit der feindlichen, wo Prinz Rupert und Sprag die englischen Schiffe befehligten, welchen die französischen unter d'Estrées nicht ganz zuverlässige Verbündete waren; wenn die erstere auch nicht gerade Siege erfocht, so hielt sie ihre Gegner doch von der holländischen Küste fern.

Das Jahr 1674 schuf eine ganz veränderte Kriegslage. Die Generalstaaten schlossen am 19. Februar zu London mit England, im April mit dem Bischof von Münster, im Mai mit dem Erzbischof von Köln Frieden; das Reich erklärte sich, unter Widerspruch Bayerns, mit der Politik des Kaisers einverstanden, die Herzöge von Braunschweig-Lüneburg schlossen im Juni, der Kurfürst von Brandenburg im Juli mit Frankreichs Gegnern Subsidienverträge, und mit dem Könige von Dänemark wurde ein Abkommen getroffen, welches dessen Mitwirkung in Aussicht stellte; der Friedenskongreß in Köln löste sich im April auf. König L. war fast isoliert, doch war ihm ein Verbündeter geblieben: die Uneinigkeit seiner Feinde dem unbeschränkten Herrscher gegenüber. Er räumte nach und nach fast alle feindlichen Gebiete und stellte drei Heere auf: im Elsaß unter Turenne, in Flandern unter Condé und an der spanischen Grenze unter Schomberg; den Feldzug eröffnete er im März durch einen Angriff auf die Franche-Comté, deren Eroberung im Juli vollendet war. Turenne hatte sich in Philippsburg einen festen Übergangspunkt am Rhein geschaffen, von wo er beliebig das Land am rechten Ufer heimsuchen konnte. Hier schlug er am 16. Juni die Kaiserlichen unter Herzog Karl von Lothringen und Caprara bei Sinsheim, am 5. Juli Bournonville bei Ladenburg und verwüstete und brandschatzte das Land. Als später Bournonville über Straßburg in das Elsaß gerückt war, kam es zwischen ihm und Turenne am 4. Oktober zur Schlacht bei Enzheim, nach welcher beide Teile sich zurückzogen. Am 14. traf der Große Kurfürst mit 20,000 Brandenburgern ein, konnte aber den Kriegsrat nicht zum Angriff bewegen. Die Verbündeten bezogen dann Quartiere; ein Überfall Turennes, der am 29. Dezember Bournonville bei Mülhausen schlug, scheuchte sie gegen Ende des Jahres aus denselben auf. In den Niederlanden, wo unter Oranien außer dessen eigenen Truppen Kaiserliche und Spanier den Franzosen gegenüberstanden, waren die Hauptereignisse die

unentschiedene Schlacht bei Seneff am 11. August und die Belagerung von Grave, wo die französische Besatzung unter Chamilly nach tapferer Gegenwehr am 26. Oktober kapitulierte. Die Bedenklichkeiten seiner Unterführer, namentlich des kaiserlichen Generals de Souches, lähmten Oraniens Wirksamkeit. — Schomberg gelang es, die Spanier aus der Grafschaft Roussillon über die Pyrenäen zurückzudrängen. — Die Unternehmungen der niederländischen Flotte an der bretagnischen Küste und gegen Martinique verliefen erfolglos.

Den Feldzug von 1675 eröffnete Turenne mit Beginn des Jahres durch einen Sieg über die Verbündeten bei Türkheim am 5. Januar, infolge dessen diese auf das rechte Rheinufer zurückgingen, von wo die Brandenburger durch den Einfall der Schweden, welche in Veranlassung eines am 27. September 1674 mit Frankreich getroffenen Übereinkommens in die Mark eingefallen waren, dorthin zur Schlacht bei Fehrbellin (s. d.) abzogen. Montecuccoli trat wieder an die Spitze der Kaiserlichen, und es vollzog sich nun auf dem rechten Rheinufer in den Monaten Juni und Juli zwischen ihm und Turenne eine Reihe von künstlichen Kriegsmanövern, welche dadurch beendet wurden, daß letzterer am 27. Juli bei Saßbach fiel; das französische Heer kehrte nun auf das linke Ufer zurück; Montecuccoli folgte dahin und belagerte Hagenau und Zabern, wurde aber durch Turennes Nachfolger, Condé, genötigt, davon abzulassen, und ging wieder auf das rechte Rheinufer. — In den Niederlanden hatten die Franzosen eine Anzahl fester Plätze genommen und ziemliche Fortschritte gemacht; gegen Ende des Jahres überließen sie jedoch Oranien ihre Eroberungen größtenteils wieder; auf Condé war Luxemburg im Kommando gefolgt. — Schomberg drang in Catalonien ein. Die Kräfte der Spanier wurden auch noch durch einen im August 1674 auf Sicilien ausgebrochenen Aufstand in Anspruch genommen, zu dessen Unterstützung L. XIV. im Februar 1675 den Herzog von Vivonne, den Bruder seiner Maitresse Montespan, mit einer Flotte unter Duquesne entsandte. — An der Mosel wurde Marschall Créqui am 11. August von den Verbündeten unter dem Herzoge von Lothringen und den braunschweig-lüneburgischen Herzogen an der Conzer Brücke geschlagen, welche am 6. September Trier nahmen.

Durch Englands Vermittelung, welche L. XIV. schon 1674 in Anspruch genommen hatte, kamen 1675 von neuem Friedensunterhandlungen in Fluß, sie sollten in Nymwegen stattfinden, aber das Zusammentreten der Bevollmächtigten verzögerte sich, hauptsächlich weil Kaiser Leopold Wilhelm v. Fürstenberg, welchen er während des Kölner Kongresses hatte gefangen nehmen lassen, trotz L.s XIV. Andringens, nicht freigeben wollte; erst im August 1677 waren alle Teilnehmer versammelt, und bei dem weiten Abstande zwischen den aufgestellten Forderungen konnte voraussichtlich nur der Gang des Krieges eine Einigung herbeiführen; derselbe wurde daher auch im Jahre 1676 fortgesetzt. L. XIV. verlegte den Schwerpunkt der Thätigkeit seines Heeres für dieses Mal nach den Niederlanden, wohin er sich selbst begab, um hier, im Hinblick auf sein Endziel, die Erwerbung der Spanischen Niederlande, möglichst viel Terrain zu gewinnen. Die Kriegführung drehte sich um den Besitz von Festungen; die Franzosen gewannen namentlich Condé (26. April), Bouchain (11. Mai) und Aire (31. Juli); Oranien belagerte vergeblich das vom General Calvo tapfer verteidigte Mastricht, welches von Schomberg entsetzt wurde (27. August). — Am Rhein, wo Herzog Karl V. von Lothringen, der an Montecuccolis Stelle getreten war, dem Marschall von Luxemburg gegenüberstand, war die am 17. September, nach längerer Verteidigung durch die Franzosen, erfolgende Einnahme von Philippsburg die Hauptwaffenthat; zu einem Überschreiten des Stromes seitens der Kaiserlichen, welches Lothringen wünschte um sein Erbland wieder zu gewinnen, kam es nicht. — Auf Sicilien machten die Franzosen Fortschritte. Duquesne nötigte de Ruyter, welcher den Spaniern mit einer Flotte zuhilfe gekommen war, durch seinen Sieg bei den Liparischen Inseln am 8. Januar zum Rückzuge und führte Vivonne Verstärkungen zu, welche diesen in den Stand setzten, am 25. März die Spanier bei Messina zu schlagen und den französischen Besitz durch Eroberung von Scaletta, Taormina und anderer Küstenstädte auszudehnen, Vivonnes Unfähigkeit und des Kriegsminister Louvois' Eifersucht auf den Marineminister Colbert standen größeren Erfolgen im Wege; de Ruyters erneuter Angriff auf die französische Flotte, mit der eine spanische sich vereinigt hatte, schlug fehl; bei Agosta, angesichts des Ätna, verlor er am 22. April Schlacht und Leben, und die verbündete Flotte erlitt am 2. Juni auf der Rhede von Palermo eine weitere Niederlage. — In Spanien geschah nichts Nennenswertes. — In Amerika nahmen die Holländer im Mai Cayenne; d'Estrées nötigte sie aber im Dezember, ihre Eroberung wieder aufzugeben.

Den Feldzug von 1677 in den Niederlanden begannen die Franzosen schon im Februar; Luxemburg führte hier den Oberbefehl; am 17. März wurde Valenciennes, am 5. April Cambrai (die Citadelle am 17.) genommen, und am 11. wurde Oranien, welcher das gleichzeitig belagerte Saint-Omer entsetzen wollte, bei Mont-Cassel von Luxemburg geschlagen, worauf Saint-Omer am 20. kapitulierte. Diese Erfolge machten die Generalstaaten, mit denen König L. XIV. zunächst Frieden zu schließen wünschte, und England, welches diesen Frieden vermitteln sollte, besorgt; der König befahl daher eine weniger energische Kriegführung, schickte einen Teil der Truppen an den Rhein und verließ selbst das Heer. Oranien schritt zur Belagerung von Charleroi, welche die Franzosen im August ihn aufzugeben nötigten, letztere nahmen im Dezember Saint-Ghislain. — Auf dem deutschen Kriegsschauplatze verstand Créqui durch sein geschicktes Verfahren den Herzog von Lothringen, trotz dessen numerischer Überlegenheit, in Schach zu halten. Zuerst nötigte er ihn an der Mosel von einem Versuche zur Er-

oberung Lothringens abzustehen, dann verlegte er ihm den Weg in die Niederlande, wo der Herzog Oranien vor Charleroi Hilfe bringen wollte. Als Lothringen auf dem Umwege über Koblenz und Philippsburg wieder im Elsaß erschien, war Créqui ihm zuvorgekommen, hatte die dort zurückgebliebenen Kaiserlichen und Reichstruppen auf einer Rheininsel eingeschlossen und zur Kapitulation genötigt; jetzt überfiel er Lothringen am 7. Oktober in der Nähe von Straßburg, ging über den Rhein und eroberte am 14. November Freiburg. — In Spanien kämpfte der Marschall von Noailles mit abwechselndem Glück gegen Monterey, schließlich errang er einige Vorteile. — Im Seekriege war die Eroberung der holländischen Kolonie Tabago (im Dezember) das wichtigste Ereignis.

Die Unterhandlungen in Nymwegen kamen nicht vom Fleck; ebenso wenig führten die Versuche Frankreichs, die Generalstaaten zu einem Separatabkommen zu veranlassen, zu einem Resultate; in England aber, wo Frankreichs Fortschritte in den Niederlanden Bedenken erregten, drang man in den König, welchen L. XIV. durch ein bedeutendes, 1677 auf 200,000 Pfd. Sterl. erhöhtes Jahrgeld erkauft hatte, Bündnisse abzuschließen, damit Frankreich nicht in den Besitz der Spanischen Niederlande gelange. Am 15. November vermählte sich Wilhelm von Oranien durch die Vermittelung des Lordschatzmeisters Graf Danby mit Maria, der protestantischen Tochter des katholischen Herzogs von York, des späteren König Jakob II., voraussichtlichen Erbin des englischen Thrones, und schon im Januar 1678 wurde zwischen England und den Generalstaaten ein Vertrag abgeschlossen, welcher dahin zielte, mit allen erforderlichen Mitteln den Frieden herbeizuführen. Im März folgte ein zweites Abkommen; dasselbe verpflichtete jede der beiden Mächte, der anderen mit allen ihr zu Gebote stehenden Mitteln gegen jeglichen Angriff beizustehen. In Gemäßheit davon wurde endlich ein englisches Corps abberufen, welches sich trotz des im Jahre 1674 geschlossenen Friedens, noch immer bei der französischen Armee befunden hatte; englische Truppen besetzten Ostende und Brügge.

Die Aussicht auf einen Krieg mit England veranlaßte L. XIV., Sicilien zu Anfang des Jahres 1678 zu räumen, wodurch die Einwohner der Rache der Spanier preisgegeben wurden, und den Feldzug wiederum früh zu beginnen. Ein geschickt angelegter Kriegsplan erleichterte ihm die Einnahme von Gent und von Ypern noch im Monat März; die Besorgnis auch Antwerpen in seine Hand fallen zu sehen, verbunden mit dem Druck der Schuldenlast und der durch Oraniens Vermählung genährte Argwohn, daß dieser nach fürstlicher Gewalt strebe, verschafften der Friedenspartei in den Vereinigten Niederlanden das Übergewicht über den Wunsch, den Krieg fortzusetzen, und Oraniens Abneigung gegen jedes Separatabkommen. So kam, nach mancherlei Zwischenfällen und nachdem Englands thätige Parteinahme gegen Frankreich am 26. Juli durch ein neues Bündnis mit den Generalstaaten in sichere Aussicht gestellt worden war, wenn der Friede nicht bis zum 11. August unterzeichnet sein würde, am 10. dieses Monats der Friede zu Nymwegen zwischen jenen beiden Mächten endlich zustande. Die Bedingungen waren für die Niederlande sehr vorteilhaft; letztere erhielten Mastricht und das Zugeständnis erheblicher Handelsbegünstigungen. Aber noch nach Friedensschluß fand am 14. August bei Saint-Denis vor Mons ein blutiger Zusammenstoß zwischen Luxemburg und Oranien statt, da letzterer von dem Geschehenen noch nicht in Kenntnis gesetzt war. — Am 17. September wurde der Friede mit den Spaniern unterzeichnet; sie mußten die Franche-Comté und eine Reihe von Plätzen in den Niederlanden samt deren Dependenzen abtreten, darunter Valenciennes, Bouchain, Condé, Aire, Saint-Omer, Ypern und Maubeuge. — Die Spanier hatten 1678 wieder mit wenig Glück gefochten, Noailles hatte Monterey geschlagen und Puycerda genommen.

Bald mußten sich auch die übrigen Mächte bequemen die Waffen niederzulegen, zumal da die Kriegführung der Kaiserlichen wenig glücklich gewesen war; Créqui hatte Freiburg behauptet, verschiedene feindliche Corps geschlagen und Landau gewonnen; dazu machten die von Frankreich genährten Aufstände in Ungarn und Siebenbürgen immer größere Machtentfaltung notwendig. Am 5. Februar kam der Friede zwischen Frankreich und dem Kaiser zustande, welchen letzterer auch für das Reich unterzeichnete; Philippsburg wurde zurückgegeben, Freiburg dagegen an Frankreich abgetreten. Der Herzog von Lothringen sollte sein Land zurückerhalten, aber unter Bedingungen, welche den König von Frankreich zum Herrn in demselben machten und die jener daher zurückwies. Am 6. Februar schlossen die braunschweigischen Herzöge zu Celle, am 29. März der Bischof von Münster zu Nymwegen Frieden mit Frankreich und zugleich mit Schweden. Den Großen Kurfürsten nötigte König L. dadurch zur Niederlegung der Waffen, daß er durch Créqui seine westfälischen und rheinischen Besitzungen verheeren ließ; der Friede wurde am 29. Juni zu Saint-Germain en Laye, zugleich mit Schweden, an welches Brandenburg fast seine sämtlichen Eroberungen zurückgeben mußte, unterzeichnet, damals war es, wo der Große Kurfürst das „Exoriare aliquis nostris ex ossibus ultor" aussprach, welches fast 200 Jahre später so glänzend in Erfüllung gehen sollte; ganz zuletzt brachte Créqui den Frieden zwischen Dänemark und Schweden dadurch zuwege, daß er in das mit Dänemark vereinigte Oldenburg einrückte; derselbe wurde am 10. August zu Fontainebleau abgeschlossen.

Frankreich war nun der erste Staat in Europa geworden, L. XIV. stand auf dem Gipfel seiner Macht. Er benutzte sie alsbald, um sich auf Kosten seiner ohnmächtigen Nachbarn zu bereichern. Der Friedensschluß hatte ihm das Recht auf die ihm zugesprochenen Gebiete mit allem Zubehör derselben übertragen; dieser Ausdruck bot ihm die Handhabe, im Frieden weitere Eroberungen zu machen; ganz ohne Krieg und Anwendung von Waffengewalt ging es dabei freilich nicht ab. Eine in Metz gebildete „Reunions-

kammer", sowie zwei Gerichtshöfe in Breisach und in Besançon wurden beauftragt zu erforschen, was für Landesteile dermaleinst zu den seit dem Westfälischen Frieden an Frankreich abgetretenen Gebieten gehört haben möchten; diese Dependenzen, 600 an der Zahl, sollten sämtlich mit seinem Reiche wieder vereinigt („reuniert") werden; es waren ganze Länder darunter. — Frankreich machte sich sofort an die Besitznahme; die wichtigste Erwerbung war die von Straßburg, welches am 30. September 1681 ohne Schwertstreich besetzt wurde.

Zu kriegerischen Verwickelungen führten aber bereits des Königs Ansprüche auf Teile der Spanischen Niederlande. Im November 1683 rückten 40,000 Franzosen dort ein und belagerten und eroberten Courtrai; Spanien erklärte darauf am 11. Dezember den Krieg; seine Hoffnung, dabei in England einen Bundesgenossen zu haben, schlug indessen fehl, weil König Karl II. durch ein von L. XIV. ihm gezahltes Jahrgeld von neuem für dessen Interessen gewonnen wurde und die Union, welche am 6. Februar 1683 im Haag die Generalstaaten, Schweden und den Kaiser mit Spanien gegen die Übergriffe Frankreichs verbunden hatte, erwies sich als ein Blatt Papier. So konnte d'Humières weitere Erwerbungen machen, Créqui Luxemburg bombardieren, welches Vauban 1684 belagerte und am 7. Juli einnahm, Créqui die Befestigungen von Trier schleifen, während gleichzeitig auch in Catalonien Krieg geführt wurde; ein am 15. August desselben Jahres auf zwanzig Jahre zu Regensburg abgeschlossener Waffenstillstand ließ Luxemburg, Beaumont, Bouvines und Chimay bei Frankreich; ein am gleichen Tage für die nämliche Zeit mit dem Kaiser getroffenes Abkommen gestand dem Könige den Besitz von Straßburg und aller sonstigen bis zum 1. August 1681 mit Frankreich vereinigten Gebiete zu. — Genua, welches sich wegen seiner Freundschaft mit Spanien des Königs Mißfallen zugezogen hatte, wurde im Mai 1684 bombardiert und mußte demütige Abbitte leisten. — Rühmlicher waren die Unternehmungen der Flotte unter Duquesne und d'Estrées gegen die afrikanischen Korsaren; der Dey von Algier wurde dadurch 1684, die von Tripolis und Tunis wurden 1685 zu Verträgen gezwungen.

L.s Gewaltthaten gegen das Deutsche Reich hörten aber trotzdem nicht auf; das ohnmächtige, in sich gespaltene Land mußte sie ruhig geschehen lassen. Da gab der 1685 erfolgte Tod des Kurfürsten Karl V. von der Pfalz Anlaß zu einem neuen Kriege. L. XIV. erhob auf einen großen Teil seiner Hinterlassenschaft jeglicher rechtlichen Unterlage entbehrende Ansprüche für des Verstorbenen Schwester Elisabeth Charlotte, welche mit seinem Bruder, dem Herzoge von Orléans, vermählt war, und erklärte im Mai 1686 dem Reichstage zu Regensburg, daß er seine Forderungen nötigen Falles mit den Waffen durchzusetzen gewillt sei. In Veranlassung davon traten am 9. Juli 1686 der Kaiser, Spanien, Schweden (diese als Glieder deutscher Kreise) und eine Anzahl von deutschen Fürsten und Ständen zu Augsburg zu einem Bündnis behufs Aufrechterhaltung der Abmachungen des Regensburger Waffenstillstandes vom Jahre 1684 zusammen; gleiche Vereinbarung hatte kurz zuvor Brandenburg mit den Generalstaaten, Schweden und dem Kaiser getroffen. Trotz dieser Gegnerschaft entschloß sich L. zum Kriege; Louvois, welcher entbehrlich zu werden besorgte, drängte dazu und die Erfolge der christlichen Waffen gegen die Türken ließen befürchten, daß der Kaiser und seine Bundesgenossen im Osten bald nicht mehr in Anspruch genommen sein und ihre Waffen gegen Frankreich kehren könnten. Es führte dies zum

Dritten Raubkriege, auch Orléansscher oder Pfälzischer Krieg genannt, 1688 bis 1697. Den Vorwand zu demselben mußte eine Erzbischofswahl in Köln bieten, bei welcher jener Wilhelm v. Fürstenberg gegen den Prinzen Joseph Klemens von Bayern unterlag. Fürstenberg wollte sich nicht fügen und rief seines Beschützers, des französischen Königs, Hilfe an, welche ihm dieser gewährte, da er als Garant des Westfälischen und des Nymweger Friedens verpflichtet sei, die Reichsstände gegen die Vergewaltigung durch den Kaiser sicher zu stellen. Er brachte damit die Ansprüche der Herzogin von Orléans in Verbindung; ein Manifest vom 25. September 1688, welches die Kriegserklärung enthielt und am 3. Oktober zu Regensburg übergeben wurde, legt Zeugnis von der Nichtachtung ab, mit welcher der französische König damals Kaiser und Reich behandeln durfte.

Der Krieg hatte thatsächlich schon vorher begonnen. Der Augenblick war dazu insofern günstig, als Wilhelm von Oranien gerade damals mit dem am 29. Oktober von ihm ins Werk gesetzten Plane umging nach England überzuschiffen, um seinen Schwiegervater Jakob II. zu entthronen; im übrigen hätte die Leere seiner Kassen L. XIV. wohl davon zurückhalten können. Er richtete seinen Hauptangriff gegen den Rhein, welcher seine leichte Beute wurde, nur Coblenz und Köln kamen nicht in seine Gewalt; seine Heere unter dem Dauphin, welchem der Marschall de Lorges beigegeben war, und unter Boufflers überschritten den Strom noch im Herbst, besetzten das Land bis zum Schwarzwald und streiften über denselben hinaus bis ins Bayerische hinein; der Marschall d'Humières nahm Huy an der Maas. — L. XIV. hatte am 19. November auch den Generalstaaten den Krieg erklärt; die Zahl der Feinde, welche er zu bekämpfen hatte, war jetzt so groß geworden, daß er

im Jahre 1689 zu einem barbarischen Mittel griff, um ihnen das Kriegführen zu erschweren. Er befahl, die Pfalz und die angrenzenden Landschaften zu verwüsten und an Frankreichs Grenze eine Einöde zu schaffen, welche jene an dem Einrücken in sein eigenes Land hindern sollte; die Ausführung seines Gebotes, welche im Januar begann und mit barbarischer Rücksichtslosigkeit vollzogen wurde, verwandelte diese blühenden Länder in Wüsteneien. Am 15. April erklärte er Spanien, am 17. Mai Wilhelm von Oranien, als König von England, ihm den Krieg; das Deutsche Reich hatte am 14. Februar Frankreich für einen Reichsfeind erklärt. — Der Krieg, für welchen

Frankreich, mit der Absicht, sich defensiv zu verhalten, drei Armeeen, am Oberrhein unter Duras, am Mittelrhein unter Boufflers, in Flandern unter d'Humières aufgestellt hatte, drehte sich um den Besitz einiger Städte. Der Herzog von Lothringen nahm am 8. September das seit dem 31. Mai eingeschlossene, von d'Uxelles verteidigte Mainz; Kurfürst Friedrich III. von Brandenburg eroberte am 14. Oktober nach dreimonatlicher Belagerung Bonn, welches Asfeld endlich übergab; in den Niederlanden fiel nichts Wichtiges vor. In Spanien machte Noailles einige Fortschritte. Um England in Schach zu halten und um für Jakob II. dessen verlorenes Reich wiederzugewinnen, wurde eine Expedition nach Irland unternommen; sie machte anfangs Fortschritte, traf aber bei der Belagerung von Londonderry auf tapferen Widerstand und blieb schließlich im Nachteil gegen Schomberg, welcher nach der Aufhebung des Edikts von Nantes den französischen Dienst wieder verlassen hatte.

Das Jahr 1690 einte durch die sogen. Große Allianz, deren Grundlage ein am 12. Mai 1689 zwischen dem Kaiser und den Generalstaaten zu Wien geschlossener Vertrag bildete, fast sämtliche europäische Staaten gegen Frankreich, doch entsprachen die Kriegsresultate der von der Vereinigung zu erwartenden Machtentfaltung nicht. Am Oberrhein standen der Dauphin und der an des gestorbenen Herzogs von Lothringen Stelle getretene Kurfürst Maximilian Emanuel von Bayern einander thatenlos gegenüber; in Flandern schlug der Marschall von Luxemburg am 1. Juli die Verbündeten unter Fürst Georg Friedrich von Waldeck bei Fleurus, ohne aus seinem Siege Vorteil zu ziehen, da der Kurfürst von Brandenburg sich mit diesem vereinigte, nachdem Boufflers den Niederrhein verlassen hatte, dessen linkes Ufer von Köln bis gegen Trier die Franzosen in ähnlicher Weise verwüsteten wie im Jahr zuvor die Pfalz. In Savoyen, dessen Herzog Viktor Amadeus der Großen Allianz ebenfalls beigetreten war, machte Catinat Eroberungen, nachdem er den Herzog am 18. August bei Staffarda unweit Turin geschlagen hatte. In Irland fiel ein entscheidender Schlag, indem Wilhelm III. am 11. Juli am Boyneflusse einen Sieg über die vom Könige selbst geführten Jakobiten erfocht; tags zuvor hatte die französische Flotte unter Tourville einen großen Erfolg über die englisch-holländische Flotte davongetragen.

Im Jahre 1691 wurde in den Niederlanden Mons im Beisein König L.s am 9. April genommen; am 18. September schlug Luxemburg einen Teil von Waldecks Truppen, nachdem beide Heere sich lange unthätig beobachtet hatten, bei Leuze; in Savoyen machte Catinat weitere Fortschritte; in Irland nötigte Ginkel, nachdem Limerick erobert worden war, Jakob II. die Insel ganz zu verlassen; in Catalonien nahm Noailles Seu d' Urgel. Ein Glücksfall für die Verbündeten war der am 16. Juli erfolgte Tod Louvois', weil nun der König die Leitung des Kriegswesens selbst in die Hand nahm, wie er es bereits im Jahre zuvor nach Seigneleys Ableben mit dem Seewesen gemacht hatte. — Am Mittel- und Oberrhein fiel nichts von Bedeutung vor; die Franzosen verhielten sich abwartend, und auf deutscher Seite hemmte die Zerfahrenheit der Verhältnisse die militärische Thätigkeit. L. XIV. verlegte den Schwerpunkt seiner Kriegführung auch

im Jahre 1692 wieder nach den Niederlanden, wo in seinem Beisein Namur belagert wurde, welches am 30. Juni kapitulierte, und wo am 3. August Luxemburg den König Wilhelm bei Steenkerke in blutiger Schlacht schlug. — Der Marschall de Lorges überschritt den Rhein und brandschatzte das rechte Ufer. Der Mangel an Einheit bei seinen Gegnern lähmte deren Aktion vollständig; Catinat, welcher einen Teil seiner Truppen nach den Niederlanden hatte abgeben müssen, verlor Terrain und konnte nicht hindern, daß seine Gegner in das Dauphiné eindrangen. — Tourville war am 29. Mai von der englisch-niederländischen Flotte geschlagen.

Im Jahre 1693 hätten die Franzosen in den Niederlanden, wo sie zwei Armeeen unter Boufflers und Luxemburg stehen hatten, leicht einen entscheidenden Schlag führen können, aber der König, welcher hier zum letztenmale im Felde erschien, verweigerte seine Zustimmung und entsandte Boufflers nach dem Rhein; Luxemburg schlug am 29. Juli die Verbündeten unter König Wilhelm bei Neerwinden; im Oktober nahm Vauban Charleroi. — Marschall de Lorges ging zwar über den Rhein, vermochte aber trotz seiner Übermacht nicht, einen Hauptschlag gegen den ihm gegenüberstehenden Markgrafen Ludwig von Baden zu führen, welchen er in einer festen Stellung bei Heilbronn vergeblich angriff, sondern begnügte sich mit Raub und Plünderung; Heidelberg, schon 1688 hart mitgenommen, jetzt von seinem Kommandanten Heidersdorf schimpflich übergeben, wurde im Mai zum zweitenmale und noch ärger verwüstet. — Catinat führte den Krieg glücklich; er ging auf Turin los und schlug den Herzog von Savoyen am 4. Oktober bei Marsaglia, ging dann aber über die Alpen zurück. — Tourville nahm am 24. Juni bei Kap Saint-Vincent eine von Smyrna kommende englisch-holländische Handelsflotte; die Verbündeten bombardierten Sanct-Malo, die Franzosen Rosas, welches sie einnahmen.

Im Jahre 1694 fiel in den Niederlanden nichts von Belang vor; Geldmangel lähmte die Thätigkeit Luxemburgs, doch hielt er sich gegen die Verbündeten und lebte von dem Lande; in Italien fanden bereits geheime Unterhandlungen zwischen den kriegführenden Parteien statt; am Rhein konnte de Lorges, welcher denselben von neuem überschritten hatte, dem Markgrafen von Baden gegenüber wiederum nichts ausrichten, ebenso wenig aber vermochten die Verbündeten, welche ihm nach seinem Rückgange über den Fluß in das Elsaß folgten, sich dort zu halten. — Noailles schlug am 26. Mai die Spanier am Ter und machte in Catalonien Fortschritte; er war auf 20,000 Mann verstärkt worden, weil der König durch seine Erfolge Spanien zur Nachgiebigkeit zu stimmen hoffte. — Die französische Flotte war den feindlichen nicht mehr gewachsen, welche eine Anzahl von Küstenplätzen bombar-

dierten, doch fügten die französischen Kaper während dieser ganzen Zeit dem Handel der Gegner Frankreichs vielen Schaden zu; auch die französischen Seeleute der Kriegsflotte, namentlich Jean Baert, verrichteten manche kühne Waffenthat.

Im Feldzuge von 1695, wo die Stelle des gestorbenen Luxemburg der Marschall v. Villeroi einnahm, war in den Niederlanden die am 11. Juli durch Wilhelm III. begonnene Belagerung von Namur das wichtigste Ereignis; Boufflers übergab die Citadelle erst am 2. September; Villeroi unternahm nichts zum Entsatze, bombardierte dagegen vom 13. bis 15. August Brüssel, um das gleiche vom Feinde gegen die französischen Seestädte geübte Verfahren zu rächen. — In Italien konnte Catinat die Belagerung von Casale nicht hindern, auf L.s XIV. Befehl kapitulierte die Festung am 9. Juli und wurde dem Herzog von Mantua zurückgegeben; die Unterhandlungen mit Savoyen nahmen ihren Fortgang. — Der Rhein wurde von de Lorges von neuem überschritten, Ludwig von Baden stand fest bei Heilbronn; es geschah nichts Ernstliches. — Ebenso wenig Erhebliches fiel in Catalonien vor, wo Vendôme an Stelle von Noailles getreten war; er mußte infolge seiner numerischen Schwäche einige der gemachten Eroberungen aufgeben. — In Ostindien entrissen die Holländer den Franzosen Pondichery und störten deren Handel. — Alle Welt war des Krieges müde; die Seemächte sahen ihren Handel schwer geschädigt, und die Schuldenlast der kriegführenden Staaten stieg in bedenklicher Weise, namentlich Frankreich, obgleich seine Heere meist in Feindesland lebten, war von einem vollständigen finanziellen Ruine bedroht, trotzdem gediehen die durch Schwedens Vermittelung geführten Unterhandlungen auch

im Jahre 1696 noch zu keinem Resultate. Nur Savoyen machte am 29. August zu Turin Frieden. Frankreich sagte ihm Neutralität zu; als die Verbündeten diese nicht anerkennen wollten, kehrten Savoyer und Franzosen ihre Waffen vereint gegen sie, worauf im Oktober jenes Verhältnis anerkannt wurde. — König L. hatte im Anfange des Jahres eine große Unternehmung gegen England geplant, wo die steigende Unzufriedenheit mit König Wilhelm günstige Aussichten für ein solches bot; es kam aber nicht zustande, weil L. sich mit der jakobitischen Partei über die Ausführung nicht einigen konnte. — Die schleppende Kriegführung weist nirgends Ereignisse von besonderem Interesse auf; am Rhein befehligte Choiseul das französische Heer.

Im Jahre 1697 beschloß L. XIV. indessen, um auf die Friedensunterhandlungen und namentlich auf Spanien einen Druck auszuüben, den Krieg nachdrücklicher zu führen. Catinat, der, aus Italien herangezogen, in den Niederlanden den Oberbefehl führte, belagerte seit dem Mai Ath und nahm es am 5. Juni durch Kapitulation, dagegen gelang es König Wilhelm, Brüssel zu schützen; in Catalonien mußte der Landgraf von Hessen-Darmstadt am 10. August das tapfer verteidigte Barcelona an Vendôme übergeben. — Die letzte Waffenthat des Krieges war die am 27. September erfolgte Einnahme der Ebernburg bei Kreuznach durch den Markgrafen von Baden, welcher schon im vorhergehenden Jahre aus seiner defensiven Haltung herausgetreten war.

Die zu Ryswyk, einem Dorfe zwischen dem Haag und Delft, seit dem 9. Mai geführten Friedensunterhandlungen waren am 20. September mit den Generalstaaten und England zum Abschluß gekommen. Den ersteren wurden einige Handelsvorteile zugestanden, ihre Eroberungen, namentlich Pondichery, gaben sie heraus; Wilhelm von Oranien wurde als König von Großbritanien anerkannt; Spanien erhielt alles zurück, was ihm abgenommen war, ausgenommen 82 meist ganz unbedeutende Ortschaften. Der Kaiser, auf sich allein angewiesen, unterzeichnete am 30. Oktober den Friedenstraktat, welchen das Reich am 26. November bestätigte; Frankreich gab alle während des Krieges und durch die Reunionen gemachten Erwerbungen außerhalb des Elsaß jedoch mit dem Vorbehalte zurück, daß in den herausgegebenen Gebieten die katholische Kirche in ihren dermaligen Verhältnissen bleiben solle; Straßburg wurde ausdrücklich abgetreten; der Kaiser erhielt Freiburg und Breisach, das Reich Kehl und Philippsburg; Schweden wurde in den Besitz von Zweibrücken, des Erblandes seiner Könige, Württemberg in den von Mömpelgard wiedereingesetzt. Dem Herzog von Lothringen wurde sein Land zurückgegeben, doch mußte er in einige Abtretungen willigen. Wilhelm v. Fürstenberg wurde, nebst seinen Verwandten, in alle früher innegehabten Rechte und Würden wieder eingesetzt. Der Streit wegen der pfälzischen Erbschaft wurde einem Schiedsgerichte unterbreitet, dessen Obmann der Papst war; die Herzogin von Orléans erhielt eine Geldentschädigung, die Angelegenheit kam erst 1702 zum Abschluß.

L. XIV. konnte nun zu den Vorbereitungen auf den Spanischen Erbfolgekrieg (s. d.) schreiten. Die Uneinigkeit und die daraus hervorgegangene Schwäche seiner zahlreichen Gegner, welchen er unter anderen Verhältnissen sicher hätte erliegen müssen, vor allem die Ohnmacht Deutschlands infolge seiner politischen Zersplitterung, waren Frankreichs Rettung aus den frevelhaft heraufbeschworenen Gefahren.

Vgl. de Quincy, Histoire militaire au règne de Louis le Grand, Roy de France, Paris 1726; eine deutsche Spezialbearbeitung der Kriege L.s XIV. ist nicht vorhanden, dagegen eine große Anzahl von Schriften über einzelne Teile derselben.

Ludwig XV., der Vielgeliebte, König von Frankreich und Navarra. Als dritter Sohn Ludwigs, Herzogs von Burgund, Dauphins von Frankreich, von Maria Adelheid von Savoyen am 15. Februar 1710 geboren, führte L. anfänglich den Titel „Herzog von Anjou", nach dem Tode seiner älteren Brüder aber vom 8. März 1712 an den des Dauphins. Am 1. September 1715 folgte er seinem Urgroßvater, Ludwig XIV., als König unter Vormundschaft und Regentschaft seines Vetters, des Herzogs Philipp II. von Orléans (s. d.), seit seinem zweiten Jahre eine Waise. Sehr schwächlicher Natur, wurde L. von dem Marschall Herzog von Villeroi und dem Kar-

dinal Fleury sehr fromm erzogen. Über Orléans Regentschaft: s. „Frankreich vom 16. bis 19. Jahrhundert" und „Dubois, Kardinal". Orléans und Dubois leiteten L.s Verlobung mit der Infantin Maria Anna Victorie, der dreijährigen Tochter Philipps V. von Spanien, ein; am 27. November 1721 fand dieselbe in Paris statt, wohin die Braut gebracht worden war. L. wurde am 25. Oktober 1722 in Rheims gekrönt und am 16. Februar 1723 mündig erklärt; die Regierung aber übernahm nach Orléans' Tod am 2. Dezember 1723 der Herzog von Bourbon (s. d.). L.s Gesundheit war so elend, daß man in Madrid die Erbfolge in Frankreich für kaum zweifelhaft ansah und Philipp V. bereits zugunsten seines Sohns abdankte, um für die französische Krone frei zu sein. Um diese spanischen Pläne zu Schanden zu machen, beschlossen Bourbon und seine Maitresse, Marquise de Prie, L. rasch mit einer mannbaren Prinzessin zu verheiraten; die Infantin wurde 1725 ohne weiteres den Eltern zurückgeschickt, und L. willigte ein, die arme Tochter des Titularkönigs von Polen, Maria Lesczynska, zu heiraten, was am 16. August 1725 durch Prokuration in Straßburg und am 5. September d. J. in Person zu Fontainebleau geschah; Maria war am 23. Juni 1703 geboren. Am 11. Juni 1726 entließ L. in Ungnade Bourbon, und Fleury (s. d.) wurde Premierminister. Über seine Waltung: s. „Frankreich vom 16. bis 19. Jahrhundert". L.s Ehe war anfangs glücklich, Maria beschenkte ihn seit 1727 mit vielen Töchtern und zum Entsetzen Spaniens auch mit zwei Söhnen, von denen einer heranwuchs.

Dem Namen nach übernahm L. selbst, der That nach Fleury 1726 die Leitung der Geschäfte; der Kardinal suchte L. möglichst davon fern zu halten und begünstigte darum das Maitressenwesen; Gräfin Mailly begann 1729 die Reihe. Über L.s Teilnahme am polnischen Erbfolgekrieg: s. diesen und „Frankreich"; über die im österreichischen Erbfolgekriege: s. „Erbfolgekrieg, österreichischer". In diesem spornte ihn seine Maitresse, die Herzogin von Châteauroux, an, sich als Held hervorzuthun; er eilte selbst zum Heere, erkrankte in Metz 1744 gefährlich, und seine Genesung erregte in der Nation grenzenlosen Jubel; man gab ihm den Beinamen „Le Bien-aimé". Seit Fleurys Tod am 29. Januar 1743 regierte L., ohne einen Premierminister zu ernennen.

Über den ganzen Erbfolgekrieg bis zum Aachener Frieden von 1748: s. „Erbfolgekrieg, österreichischer" und „Aachener Friede". L. war zu keinem anderen Königtum fähig als zu dem des Genusses und Schlemmens; er lebte ein Seraildasein, das er manchmal durch einen Feldzug unterbrach, um Abwechslung zu kosten; ihm war gleichgültig, ob sein Volk unter einem solchen blutete und darbte oder nicht. Er lag seit Dezember 1745 in den Armen der herzlosen Madame de Pompadour (s. d.), und der Unwille seines Volks machte sich gegen beide in den bittersten Ausfällen Luft; der dabei beteiligte Minister Maurepas (s. d.) fiel. Die Finanzen zerrütteten unrettbar, wozu der Pompadour Verschwendungssucht ungeheuer beitrug; sie brachte L. dazu, kostspielige Bauten anzulegen; sie ruinierte den Schatz durch ihre acquits de comptant und ähnliche Mißgriffe. 1750 kam es zu einer furchtbaren Meuterei in Paris, welches seitdem mit L. auf gespanntem Fuße blieb, und L. verlor völlig sein Ansehen.

Über den Krieg mit Großbritannien in Ostindien und Nordamerika: s. „Frankreich", „Großbritannien", „Ostindien", „Clive". In Europa eroberten die Franzosen Minorca, mischten sich in Corsika ein und ebneten sich den Weg zu seiner Occupation. Über Frankreichs Teilnahme am Siebenjährigen Kriege: s. „Siebenjähriger Krieg" und „Bernis, Kardinal"; über den Kirchenstreit und die Zwiste mit dem Parlamente 1756: s. „Frankreich"; über das Attentat von 1757 auf L.: s. „Damiens". Die Pompadour herrschte, L. sank zu ihrem Sklaven herab, dessen Wollust sie durch den Parc aux cerfs stillte, wo ihm die Blüte der Jugend geopfert wurde. Sie stürzte Bernis und brachte den Herzog von Choiseul (s. d.) an die Spitze des Ministeriums; er führte den unglücklichen Krieg gegen Preußen fort, half ihr, L. zur Aufhebung des Jesuitenordens (s. d.) in Frankreich zu bestimmen, und schloß mit Grimaldi den Bourbonischen (s. d.) Familienpakt von 1761. Am 10. Februar 1763 beendete der Pariser Friede Frankreichs Teilnahme am Siebenjährigen Kriege, in dem seine Seemacht zugrunde gegangen war; die Nation sah in ihm eine Entehrung. L. brach den Widerstand des Pariser Parlaments gegen die Einregistrierung neuer Steueredikte, indem er die Parlamente 1766 zu bloßen Gerichtshöfen degradierte.

Frankreich sank zu einer Macht dritten Rangs herab, so daß Polen, seine alte Freundin, ohne Mitteilung an L. einfach aufgespeist wurde; die Pompadour setzte Minister und Feldherren beliebig ein und ab, verfügte absolut über die Staatskassen. Choiseul hielt hartnäckig an dem Bündnisse mit Österreich fest, was lauter Unheil nach sich zog, hatte aber wenigstens den einen Erfolg zu verzeichnen, daß Corsica 1768 französisch wurde (s. „Corsica"). Wie am Hofe Ludwigs XIV. wütete der Tod an dem L.s. 1764 starb die Pompadour, am 20. Dezember 1765 der mönchartig lebende Dauphin und am 13. März 1767 die Dauphine, am 25. Juni 1768 die vielgeprüfte Königin. Seit Juli 1768 war L.s Maitresse eine bisherige öffentliche Dirne, bald zur Gräfin Dubarry erhoben; sie beherrschte L. und Frankreich, stürzte den ihr feindlichen Choiseul, brachte den Herzog von Aiguillon an die Spitze des Reichs und hielt nichts heilig. 1770 kam es zum offenen Bruche zwischen dem Hofe und dem Parlamente; das Ministerium Aiguillon-Maupeou löste die Parlamente auf und setzte an ihre Stelle willkürlich den Grand Conseil, was im ganzen Lande offenen Unwillen gegen L. wachrief. Die Schulden Frankreichs betrugen 1774 4000 Millionen Frs.

L. behauptete, er habe in seinem ganzen Leben keinen ehrlichen Menschen gesehen, und in ihm brach die Idee der königlichen Inkarnation unwiederbringlich zusammen. Er spekulierte mit dem Hunger seines Volks, mit Getreide handelnd, und lastete von Jahr zu Jahr mehr auf demselben; selbst empfand er, daß die Verhältnisse anders werden würden, und rief aus: „Ich alter Mann

komme noch durch, aber mein Enkel mag sich in acht nehmen." Im Schlamme der Lüste erlag er in Versailles am 10. Mai 1774 den Pocken, von einem Mädchen angesteckt, das ihm die Dubarry zugeführt hatte; er ruht in St. Denis. Sein Volk verfluchte den „Vielgeliebten".

Vgl. Voltaire, Siècle de Louis XV., Paris 1768—1770, 2 Bde., die Memoiren von Saint-Simon, Duclos und Richelieu; Herzog von Luynes, Mémoires sur la cour de Louis XV. (1735—1758), 17 Bde., Paris 1860 bis 1865; Lemontey, Histoire de la régence et de la minorité de Louis XV., 2 Bde., Paris 1832; Barbier, Journal historique et anecdotique du règne de Louis XV., 4 Bde., Paris 1849—1856; Tocqueville, Histoire philosophique du règne de Louis XV., 2 Bde., Paris 1847; Capefigue, Louis XV. et la société du XVIII. siècle, Paris 1854; Boutaric, Etude sur le caractère et la politique personnelle de Louis XV., Paris 1866; Jobez, La France sous Louis XV., 6 Bde., Paris 1867; Bonhomme, Louis XV. et sa famille, Paris 1873; Rousset, Correspondance de Louis XV. et du maréchal de Noailles, 2 Bde., Paris 1865; Herzog von Broglie, Le Secret du roi, 2 Bde., Paris 1879; Derselbe, Frédéric II. et Louis XV., 2 Bde., Paris 1884; Vandal, Louis XV. et Elisabeth de Russie, Paris 1882; Oncken, Das Zeitalter Friedrichs des Großen, 2 Bde., Berlin 1881—1882.

Ludwig XVI., König von Frankreich und Navarra. Als dritter Sohn des Dauphin Ludwig aus zweiter Ehe mit Maria Josepha von Sachsen und Polen am 23. August 1754 in Versailles geboren, erhielt L. den Titel eines Herzogs von Berry, den er aber infolge des frühen Ablebens seiner älteren Brüder und des Vaters am 20. Dezember 1765 mit dem des Dauphins vertauschte. Sein Großvater, Ludwig XV., konnte ihn nicht leiden, zumal er offen seinen Abscheu gegen die Dubarry bekundete, und schloß ihn sorgsam von allen öffentlichen Angelegenheiten ab, anstatt den Thronerben darin einzuführen. Seine Erziehung war bigott und verhalf L. zu wenig praktischem Wissen. Im Denken schlaff, unbeholfen, beschränkt, haßte L. ernste Arbeit nicht aus Genußsucht sondern aus Mangel an geistiger Lebendigkeit, ermattete nach jeder geistigen Anstrengung, begriff schwer und entbehrte der Willenskraft in der Ausführung des einmal Begriffenen. Ohne Interesse an großen Dingen, ging er mit Vorliebe Nichtigem nach, betrieb, hierfür eingenommen, Uhrmacherei und Schlosserei und huldigte der Jagd, ohne einen Begriff von der Notlage zu haben, in die er versetzt war. Von Natur herzensgut, sittenrein und makellos, war er unerfahren wie ein Kind, als er am 10. Mai 1774 Ludwig XV. auf den Thron folgte, und betrachtete entsetzt die ihm zugefallene Krone. Gegen seinen Wunsch war er am 16. Mai 1770 mit der Erzherzogin Marie Antoinette von Österreich (geb. 2. November 1755) in Versailles vermählt worden, die erst nach Jahren seine Neigung gewann. Am 11. Juni 1775 fand seine Krönung in Rheims statt.

L. war ohne sicheres Urteil, ohne Zutrauen in sich und hegte das Vorgefühl, er müsse für die Sünden seiner Vorgänger büßen; da er weder Personen noch Verhältnisse durchschaute, so verfiel er der Leitung fremden Einflusses, die häufig wechselte und voll Widersprüche war; bald waren seine Ratgeber seine Tanten und Brüder, bald Höflinge und Minister, bald die Königin. Stets wollte er das Beste, während er oft das Verkehrteste anordnete: gesonnen, das Willkürregiment abzustellen, griff er aus Schwäche manchmal selbst dazu; während er am Hofe sparen wollte, duldete er die maßlose Verschwendung seiner Familie; während er die privilegierten Stände unter die notwendig erscheinenden Reformen zu beugen gewillt war, hielt er mitten darin ein und erneute die alten Mißbräuche, die er eben in seinen öffentlichen Erlassen als unerträglich gegeißelt hatte; anstatt den Widerstand zu brechen, wich er unköniglich zurück, denn zur Aktion fehlten ihm Kraft und Ausdauer. L. war der wohlwollendste Landesvater, aber ganz Herz ohne Geist; groß ist er nur im Märtyrertum geworden. L. entließ sofort die Dubarry und die verhaßten Minister Ludwigs XV., berief aber unglücklicherweise den Ränkeschmied Maurepas (s. d.) an die Spitze der Regierung; dieser machte ihn noch unselbständiger und trieb ihn zu lauter Halbheiten und Inkonsequenzen an. L.s redliche Reformversuche blieben nutzlose Experimente; der Adel, die von ihm zurückgerufenen Parlamente, das Volk: alles trat ihm entgegen. Als Turgot (s. d.) ernstlich zu reformieren begann, wandten sich alle gegen ihn, L. war schwach genug, ihn am 12. Mai 1776 fallen zu lassen, den letzten Minister, dem das Volksheil über alles ging; mit Turgot fiel in der Nation das Vertrauen zu den Bourbons. Weder Clugny noch Necker (s. d.), noch Joly de Fleury oder d'Ormesson, die sich rasch folgenden Leiter der Finanzen, konnten Besserung der Zustände erzielen; nach Maurepas' Tod im November 1781 nahm L. keinen Premierminister mehr, geriet hingegen in immer größere Abhängigkeit vom Einflusse der Königin, die ihm im Oktober 1781 den ersten Sohn geschenkt hatte. Dabei kostete die Teilnahme am amerikanischen Befreiungskriege dem Staatsschatze enorme Summen (s. „Frankreich vom 16. bis 19. Jahrhundert"). Calonnes (s. d.) gewissenlose Finanzverwaltung zerrüttete den Staat unheilbar, die Notabelnversammlung brachte ihn zwar im April 1787 zu Fall, aber sein Nachfolger Loménie de Brienne kam in den bittersten Hader mit dem Parlamente von Paris, welches neue Steuern nicht einregistrieren wollte. Die Nation nahm Partei für letzteres gegen den Hof, dessen Verschwendung bei so viel Elend maßlose Wut erregte; des Königs Vetter, der Herzog von Orléans, trat zur Opposition gegen ihn und die verhaßte „Autrichienne", Gewaltschritte des Hofs halfen nichts, vermehrten nur die Erbitterung in der Nation; eine außerordentliche Versammlung des Klerus gewährte auch nicht die geforderte Geldhilfe, und Malesherbes (s. d.) beschwor vergebens L., der nicht von der Jagd kam, die Gährung nicht für unbedenklich zu halten. Aus Zwang nachgiebig, versprach Brienne der danach begehrenden Nation die Berufung von Reichsständen, was aber

seinen Sturz am 25. August 1788 nicht verhütete. Neckers Rückberufung an die Spitze der Finanzen erregte ungemeinen Jubel und große Hoffnungen. Von den Reichsständen erwartete man Ordnung der Finanzen und Beschränkung der königlichen Macht. Sie traten im Mai 1789 zusammen (s. „Frankreich"); wegen der Jagden hatte L. Versailles auserkoren, obwohl nirgends die Fäulnis des ancien régime sichtbarer und die Nähe des vermiedenen Paris bedrohlich war. Das Endergebnis aller Cahiers der Stände war, es müsse mit dem alten Staate tabula rasa gemacht werden. Von vornherein nahm L. eine zaghafte und unsichere Stellung den Reichsständen gegenüber ein, beleidigte mehrfach den dritten Stand, um seinem Bruder Artois (s. „Karl X.") oder Höflingen Freude zu bereiten, erlitt die furchtbare Niederlage vom 23. Juni durch Mirabeau (s. d.) und trauerte über die lieblose Haltung seines Volks. Dem Adel und Klerus befahl er schließlich die Reunion mit dem dritten Stande; beständig schwankend, trat er bald zum Volke bald zur Hofpartei, mit der er verunglückende Staatsstreiche plante. Am 11. Juli entließ er Necker, Heer und Volk fielen vom Throne ab, die Bastille stürzte (s. d.), und die erste Emigration (s. d.) begann. L.s Erscheinen in der Nationalversammlung und in Paris war eigentlich die Anerkennung seiner Niederlage, die sich auch in Neckers Rückberufung aussprach; die Nacht des 4. August wurde zur nuit des dupes für die Privilegierten und begrub das feudale Frankreich. (Kleinschmidt, Die drei Stände in Frankreich vor der Revolution, Wien 1876.) L. hätte sich als Meister und Führer an die Spitze der Revolution stellen und sie lenken oder sie mit den Waffen vernichten müssen; statt dessen war er ratlos, wie er sich ihr gegenüber zu verhalten habe, zeigte sich bald tieftraurig bald teilnahmslos. Daß er am 1. Oktober bei dem Feste der Gardes-du-corps erschien, war unbesonnen; daß er am 5. Oktober sich mit der Deputation der Weiber in Unterhaltung einließ, unköniglich; indem er am 6. Oktober sich nach Paris schleppen ließ, dankte er geradezu ab und brachte den Thron unter die Aufsicht des Pariser Pöbels; seine Erklärung vom 9. d. M., er nehme freiwillig seinen Aufenthalt in Paris und bereise die Provinzen, sobald die Konstitution fertig sei, war Blendwerk. Mirabeau hatte ihm vergebens vom Zuge nach Paris abgeraten; er riet ihm, am hellen Tage nach dem treuen Rouen zu reisen und hierhin die Nationalversammlung zu berufen, aber um keinen Preis nach Metz zu fliehen, den Bürgerkrieg zu entfachen und mit Emigration und Ausland gegen Frankreich zu wirken. L. bestätigte alle Beschlüsse der Nationalversammlung und die Konstitution von 1790, deren Geist er in der Versammlung vom 4. Februar pries. Am 14. Juli d. J. spielte L. recht kläglich den Volkskönig, hinter Lafayette in den Schatten tretend, und leistete den Föderationseid, während die radikale Presse täglich frecher wurde, ihn schmähte und „den ältesten Capet" nannte. Necker fiel im September, und die Jakobiner (s. d.) wurden immer wilder. L. hatte sich den Königsmantel fetzenweise abreißen lassen, aber bei der Frage wegen der Constitution civile du clergé überkamen ihn die heftigsten Skrupel. Er war fromm bis zum Aberglauben, hier lag seine stärkste Seite, er sah in der katholischen Kirche das alleinige Seelenheil und im Papste das sichtbare Haupt der Kirche. In Verzweiflung erholte er sich bei Pius VI. Rats, und als dieser ihn natürlich ermahnte, ja nicht mit der Revolution gegen die Kirche vorzugehen, vermehrte der unbefolgbare Rat seine Seelenqual; er suchte seine Entscheidung zu verschieben, aber die Jakobiner ließen ihm keine Ruhe mehr (s. „Jakobiner"), und er unterschrieb die Kirchenkonstitution am 26. Dezember: im Innersten vergiftet, stand er nun aufseite der Revolution gegen seine Kirche. Gerade die Verfolgung derselben durch die Nationalversammlung hat ihn dann in die Arme des Auslands getrieben! Beständig dachte er an die Flucht, von der ihn Mirabeau zurückhielt. Als dieser jedoch tot war, entfloh L. mit den Seinen und benahm sich unterwegs so ungeschickt, daß er erkannt werden mußte; in Sainte-Menehould erkannte ihn der Postmeister Drouet am 22. Juni 1791, in Varennes wurde er angehalten, spielte in seiner Bedientenverkleidung eine klägliche Figur und wurde unter den Verwünschungen des Volks von Kommissären der Nationalversammlung am 25. Juni nach Paris zurückgeführt. In seinem Verhöre leugnete er jede Konspiration mit dem Auslande. Am 16. Juli votierte die Nationalversammlung, die exekutive Gewalt sei in L. suspendiert, bis er die neue Verfassung von 1791 beschworen habe; am 4. September hob sie den Arrest auf, und L. beschwor die neue Verfassung am 14. September, während er ihr höchst gram war (s. „Frankreich"). Die Legislative Nationalversammlung nahm ihm im Oktober 1791 sofort die Titel „Sire" und „Majesté", was ihn aber derart beleidigte, daß sie es widerrief; in seinem Hasse gegen die Konstitution bestärkte ihn vor allen sein Minister de Bertrand-Moleville (s. d.). L. suchte die eidweigernden Priester, die ja seine Gesinnung teilten, zu schützen und gab hierbei wie in der Frage wegen der Emigranten sein Veto gegen die schroffen Beschlüsse der Legislative ab, was ihm ungeheuer schadete, aber sehr begreiflich war.

Während L. auf Erlösung aus der Gefahr durch Europas Hilfe hoffte, wurde er von der Gironde (s. d.) gezwungen, den Kabinetten zu drohen, und sich ein girondistisches Ministerium aufdrängen zu lassen, und beantragte mit von Thränen erstickter Stimme am 20. April 1792 den Krieg gegen seinen Neffen Franz II. Da er in den Ministern Gefangenwärter sah, verkehrte er mit ihren Feinden Barnave, Lameth und Duport und hoffte auf die Intervention des Auslands; seine Lage wurde täglich unerträglicher. Man nahm ihm seine Leibwache und machte ihn wehrlos, Roland (s. d.) schrieb ihm in unverschämtem Tone; auch auf das Ministerium der Feuillans (s. d.) konnte er nicht bauen und sandte darum Mallet du Pan mit Geheimaufträgen an die gegen Frankreich alliierten Mächte. Es kam zu den furchtbaren Aufständen vom 20. Juni und 10. August, bei denen L. passiven Mut bekundete; anstatt ritterlich in den Tuilerieen zu fallen, gab er, stumpf geworden, die

Monarchie den Rebellen preis, hörte in der käfigartigen Stenographenloge der Nationalversammlung mit an, wie man über seine Absetzung verhandelte, und wurde am 10. August vorläufig suspendiert. Am 18. d. M. setzte man ihn mit seiner Familie in den Temple, und am 21. September schaffte der Nationalkonvent das Königtum ab. Rechtlich war L. unter keiner Bedingung der Prozeß zu machen; die Girondisten beschworen jetzt seinen Tod herauf, um ihn dann unter dem Beile leben zu lassen; s. über ihre und der Jakobiner Haltung in seinem Prozesse: „Girondisten" und „Jakobiner". Am 11. Dezember vor den Konvent geführt, zeigte L. eine grandiose Fassung und schlug jeden Paragraphen der Anklage aus dem Stegreife nieder; unbegreiflicherweise ging er auf den Prozeß ein und wählte seine Verteidiger, deren Reden am 26. Dezember ihn nicht retten konnten. Als „Ludwig Capet" der Verschwörung gegen den Staat und gegen die Sicherheit der Nation schuldig erklärt, wurde er am 17. Januar 1793 mit nur einer Stimme Majorität zum Tode ohne Aufschub verurteilt, am 18. der Aufschub mit 380 gegen 310 Stimmen verworfen. Ohne Bangen, fromm und gefaßt, vernahm der unschuldige König die Sentenz. Mit der Standhaftigkeit eines Märtyrers nahm er am 20. Abschied von seiner Familie, von der man ihn aus unnützer Bosheit seit längerer Zeit getrennt hatte, und bestieg am 21. Januar das Schafott. Als er zum Volke reden wollte, wurde dies verhindert; nur die Worte „Volk, ich sterbe unschuldig" waren hörbar, Santerre ließ durch Trommeln seine Stimme übertönen. Samson band ihn; er aber sagte zu den Henkern: „Meine Herren, ich bin an allem, was man mir vorwirft, unschuldig; ich wünsche, daß mein Blut das Glück der Franzosen befestigen möge." L. starb wie ein Märtyrer, die Revolution verhalf ihm dazu, als Held seiner Überzeugung zu enden. Da, wo sein Kopf gefallen, wurde nachmals der Obelisk von Luksor aufgestellt. Die auf dem Friedhofe von Sainte Madeleine beigesetzten Gebeine L.s kamen unter der Restauration 1814 nach Saint Denis.

Vgl. **Soulavie**, Mémoires historiques et politiques du règne de Louis XVI., 6 Bde., Paris 1801; „Tagebuch Ludwigs XVI. und seiner Familie im Templeturm", Wien 1812; **Bournisseaux**, Histoire de Louis XVI., 4 Bde., Paris 1829; **Capefigue**, Louis XVI., 4 Bde., Paris 1844; **Tocqueville**, Coup d'oeil sur le règne de Louis XVI., Paris 1850; **Droz**, Histoire du règne de Louis XVI., 3 Bde., Paris 1858; **Jobez**, La France sous Louis XVI., Paris 1877 ff., sowie die Werke über die Revolution.

Ludwig XVII. Karl, König von Frankreich und Navarra. Am 27. März 1785 als zweiter Sohn des Vorigen zu Versailles geboren, erhielt L. Karl den Titel eines Herzogs der Normandie, aber nach dem frühen Ableben seines älteren Bruders Ludwig Joseph Xaver Franz am 4. Juni 1789 den des Dauphins. Von seltener Anmut der Erscheinung, zeigte er rasche Auffassungsgabe und berechtigte zu den besten Hoffnungen. Der König leitete selbst seine Erziehung, die Königin lehrte ihn manches unter der Form der Unterhaltung; L. war sehr lebhaft und voll Temperament. Furchtbar waren die Eindrücke, die er seit 1789 bis zum Tode empfing; er teilte alle Leiden der Eltern, die Flucht, die Einsperrung im Temple, wo ihm der Vater mit großem Eifer Unterricht erteilte. Im Oktober 1792 entzog man ihn der Obhut der Mutter und seiner Gouvernante Madame de Tourzel und brachte ihn ganz zum Vater; aber am 11. Dezember wurde er der Mutter zurückgegeben. Als der König verurteilt worden, wollte der Knabe aus dem Temple laufen und das Volk draußen um Gnade für sein Leben bitten, wurde aber festgehalten. Nach der Hinrichtung des Vaters wurde er von seinem Oheime, dem Grafen von Provence, im Februar 1793 zum Könige als Ludwig XVII. ausgerufen; die Emigranten erkannten ihn als solchen an, ebenso Lyon, Marseille, Toulon, Bordeaux, Caen und andere Städte; die Vendée griff für ihn zu den Waffen, und nach dem Vorbilde Katharinas II. begrüßten die meisten Mächte seine Thronbesteigung. Die Königin unterrichtete ihn, er wurde strengstens bewacht und begann sehr leidend zu werden. Am 3. Juli entriß man ihn der Mutter und übergab ihn dem wildrepublikanischen Schuster Simon, um ihn zu erziehen; teilte auch dessen Frau seine politischen Ansichten, so hat sie doch mancherlei für die bessere Pflege L.s gethan und ihn bisweilen Mißhandlungen entzogen. Simon sollte das Kind ausspionieren und anhalten, gegen Mutter und Tante Aussagen zu machen, die für ihren Prozeß zu verwerten seien; um dies zu erreichen, schüchterte er L. ein, mißhandelte ihn und machte ihn mürbe; als L. die eingelehrten Verleumdungen nachsprach, war sein Zweck erfüllt. L. mußte mit Simon und seinem Weibe sich betrinken, Hohnlieder auf seine Familie mitsingen u. s. w., gab falsches Zeugnis gegen die angebetete Mutter (s. „Hébert") und gegen die Tante. Tiefe Melancholie ergriff ihn, seine Gesundheit nahm sichtlich ab, er wurde krumm und hinfällig; völlig eingeschüchtert, pflegte er meist schweigsam hinzubrüten und möglichst wenig Fragen zu beantworten. L. litt grauenhaft unter der Behandlung der Simon, die bald wieder die alte tierische Weise trug; nur nach dem Tode der Königin war einige Erleichterung eingetreten. Am 19. Januar 1794 legten die Simon die Obhut über „Karl Capet" nieder und verließen den Temple. Bisher als Staatsgefangener behandelt, wurde L. jetzt den gewöhnlichen Sträflingen gleichgestellt, blieb ohne Pflege und Unterricht, unter der Aufsicht der Mitglieder der Municipalität; man hoffte, er werde sterben. Seine Lage wurde immer entsetzlicher, er war wie lebendig begraben, verfiel körperlich und geistig; wegen wiederholter Komplotte, ihn zu entführen, verschärfte sich seine Kerkerhaft; er verkam im Schmutze und wurde höchst skrophulös. Nach Robespierres Sturz erhielt L., da Barras (s. d.) sich für sein Geschick interessierte, am 29. Juli 1794 den Creolen Laurent zum Wächter; dieser war menschlich, ließ ihn reinigen und ordentlich kleiden und besuchte ihn täglich dreimal in seiner Einzelhaft; am 9. November wurde ihm Gomin als Adjunkt bei-

gegeben und fand L. bereits sehr leidend. Der Ausschuß der allgemeinen Sicherheit verfügte um diese Zeit, daß stets eines der sechs Mitglieder der 48 Sektionen von Paris 24 Stunden zur Kontrolle im Temple sein müsse. Laurent und Gomin waren wackere Leute, die thaten, was sie überhaupt für L. und seine Schwester (s. „Angoulême, Herzogin") thun konnten; mit Kummer sahen sie, wie L. hinschwand, immer melancholischer und schweigsamer wurde. Am 31. März 1795 ersetzte Lasne Laurent als Wächter der Geschwister; er erkannte L. sofort und erwies ihm viel Güte, während der spanische Hof in Paris für L.s Freilassung sich verwendete. Als die Regierung darauf sann, seine Haft einigermaßen zu erleichtern, erlag L. am 8. Juni 1795 seinen rhachitischen Leiden. Die Identität der Leiche wurde festgestellt, diese auf dem Friedhofe von Sainte Marguerite in der allgemeinen Grube beigesetzt, heimlich jedoch in ein besonderes Grab gebettet, während der Arzt Dr. Pelletan das Herz an sich nahm.

Es traten eine Reihe Pseudo-Dauphins auf, die L.s Tod als nicht erfolgt bezeichneten, von wunderbarer Rettung sprachen, Anerkennung prätendierten, aber sämtlich von der Herzogin von Angoulême desavouiert wurden. Die bekanntesten waren der Schneiderssohn J. M. Hervagault aus Saint Lô, der Holzschuhmacher M. Bruneau aus Bezins, der Polizeiagent Louis Baron Charles de Richemont und der Uhrmacher Karl Wilhelm Naundorff aus Potsdam, von denen letzterer sein Vorgeben am wahrscheinlichsten zu machen und sich und seiner Descendenz dauernden Anhang zu sichern wußte.

Vgl. Eckard, Mémoires historiques sur Louis XVII., Paris 1817; Turgy, Mémoires historiques sur Louis XVII., Paris 1818; „Ludwig XVII. lebt", Leipzig 1835; Bülau, Geheime Geschichten und rätselhafte Menschen, Bd. II, Leipzig 1850; Nettement, Histoire populaire de Louis XVII., 2. Aufl., Paris 1876; Beauchesne, Louis XVII., sa vie, son agonie, sa mort, 9. Aufl., 2 Bde., Paris 1876; „Mémoires de Mme. la Duchesse de Tourzel", herausgegeben vom Herzoge des Cars, 2 Bde., Paris 1883; Kleinschmidt, Ludwig XVII. oder Naundorff? („Europa" Nr. 1—6), Leipzig 1884; Chantelauze, Louis XVII., son enfance, sa prison et sa mort au temple, Paris 1884.

Ludwig XVIII. Stanislaus Xaver, König von Frankreich und Navarra. Als vierter Sohn des Dauphins Ludwig und Bruder Ludwigs XVI. am 17. November 1755 in Versailles geboren, erhielt L. den Titel „Graf von Provence", wurde gut erzogen, ohne die Gunst seines Großvaters erlangen zu können, und gewann frühe ein geistiges Übergewicht über seine Brüder. Schon am 10. Mai 1771 heiratete er Maria Josephine Louise (geboren am 2. September 1753), Tochter des Königs Viktor Amadeus III. von Sardinien, doch blieb die Ehe kinderlos und sehr kühl. Er liebte das Studium und ein wunderbares Gedächtnis erleichterte es ihm; frühe war er ein Verächter und Düpierer der Menschen, ließ sich nie von jemandem leiten, schloß sich sehr von der Gesellschaft ab, stand am Hofe ziemlich isoliert und war unbeliebt, zumal auch bei seiner Schwägerin Marie Antoinette. Am 10. Mai 1774 wurde er durch des Bruders Thronbesteigung mit dem Titel „Monsieur" ausgestattet. Am neuen Hofe blieb er ebenfalls ein Fremdling. Sein etwas weiblicher Charakter erforderte einen vertrauten Kreis wißbegieriger Männer und Frauen; Seele und Körper entbehrten der vollen Männlichkeit, die nur sein Geist trug. Er strebte nach Einfluß bei Hofe und nach der Gunst der öffentlichen Meinung, scharte um sich Philosophen, Litteraten, Künstler, Theoretiker und Frondeurs gegen Regierung und Religion, huldigte der Gräfin von Balby, deren Wünsche er mit enormen Summen befriedigte, und war nicht besser und nicht schlechter als die meisten Prinzen seiner Zeit, wußte sich aber das Ansehen eines frühreifen Philosophen zu geben. Er studierte allerlei, schrieb über allerlei, begierig als Litterat zu glänzen, und sympathisierte in seinen Schriften mit dem Volksgeiste, um für einen Reformfreund gehalten zu werden. Von Religion Skeptiker, war er in administrativen Dingen Reformer, ja Revolutionär; nie dachte er aber an Maßregeln gegen die Krone oder an eine Beschränkung der Kirche, denn er sah in Thron und Altar Idole, die dem Volke ewig imponieren müßten. Keinen Illusionen nachhängend, sah Monsieur eine Revolution voraus, und wußte, sein Bruder sei ihr nicht gewachsen; er mochte daran denken, Ludwig XVI. werde zu seinen Gunsten abdizieren, konspirierte aber nicht gegen ihn, wie ihm so oft vorgeworfen werden sollte. Er sprach sich zugunsten des dritten Standes aus und stimmte, als er 1787 den Vorsitz im ersten Bureau der Notabeln führte, für die Abstimmung nach Köpfen und die doppelte Vertretung dieses Standes, was seine Popularität wesentlich steigerte. Bei Hofe als Volkstribun verschrieen, zeigte er sich als Gegner der verstockten Royalisten und des hohen Klerus; er galt für denjenigen, welcher König und Volk versöhnen würde. Je mehr aber die Revolution fortschritt, desto rascher verflüchtigte sich seine Popularität, besonders schadete ihr die Affaire Favras, und er sah sich genötigt, am 26. Dezember 1789 sich auf dem Pariser Rathause zu verteidigen. Er trat in Beziehungen zu Mirabeau, der aus ihm „den nominellen Piloten einer neuen Mannschaft" machen wollte, „ohne die das Schiff nicht mehr fahren könne". Im Februar 1790 schwur er den Bürgereid, 1791 lehnte er Mirabeaus Anerbieten ab, ihn zum Generallieutenant des Reichs zu machen. Hatte er schon im Februar 1791 an Flucht gedacht, so war er seit Mirabeaus Tod fest dazu entschlossen; um dem regen Verdachte der Pariser zu entgehen, lebte er mit Madame, seiner Gemahlin, sehr still, gespannt mit der Nationalgarde. Mit peinlicher Sorgfalt rüstete er, unterstützt von seinem unzertrennlichen Freunde, Graf Avaray (s. d.), alles zur Flucht und entkam am 21. Juni vermummt nach Mons, traf die Balby an, eilte über Brüssel mit Madame nach Koblenz, wo ihm die Emigration um seinen Bruder Artois sehr viel Ärger bereiten sollte, und suchte „das auswärtige Frankreich" zu leiten.

Der König ernannte ihn am 9. Juli zum Generalleutenant des Reichs, was er nun allen Höfen mitteilte. Trotz des Befehls der Nationalversammlung, nach Frankreich zurückzukehren, blieb er in Koblenz und wurde der bedeutendste Publizist des auswärtigen Frankreich, die Monarchen Europas gegen sein Vaterland unter die Waffen rufend und überzeugt von seiner Unentbehrlichkeit. Er gab den Befehl zur Formierung des Condéschen Heeres, beneidete seine Vettern Condé um ihre Thaten und korrespondierte fortwährend mit den Höfen zugunsten seines unglücklichen Bruders; es gelang ihm, Gustav III. und Katharina II. für denselben zu interessieren; er sandte Artois nach Pillnitz zu Leopold II. und Friedrich Wilhelm II., verbreitete dann ihre Deklaration vom 27. August in alle Welt und protestierte mit Artois in einem Manifeste an Ludwig XVI. am 10. September gegen alles, was er zur Schmälerung seiner ererbten Rechte thue; solches könne nicht gelten, da er unfrei sei. Über die Schritte der Nationalversammlung gegen Monsieur, die am 1. Januar 1792 sogar zur Anklage auf Hochverrat gegen ihn führten: s. „Emigranten"; er schrieb ihr die beleidigendsten Antworten und wurde von ihr durch Dekret vom 16. Januar 1792 der Regentschaft und Thronfolge verlustig erklärt. Er hingegen ließ sich von einer Imitation der Reichsstände zu Mannheim zum Regenten ausrufen, lieh in Holland einige Millionen an und suchte Europa gegen Frankreich zu entfachen. Nur kurze Zeit bei Condés Heer, ließ er sich auf Schloß Hamm (Westfalen) nieder. Angesichts des Todes erkannte Ludwig XVI. am 20. Januar 1793 feierlich seine Regentschaft an und bat ihn, dem königlichen Neffen Vater zu sein. Er erklärte sich zum Regenten, Artois zum Generallieutenant des Reichs während der Minorität Ludwigs XVII., wurde von Condés Heere und der Zarin anerkannt und ernannte ein Ministerium. Er arbeitete auf eine Kontrerevolution hin, die Vendée erhob sich für Ludwig XVII., Toulon rief denselben zum Könige aus. Der Regent ging nach Verona, lebte hier als „Graf von Lille" seit Mai 1794 und protestierte gegen jeden Gewaltakt, der seine Familie traf, während er in Paris eine royalistische Agentur arbeiten ließ und mit Barras (s. d.) Verbindungen unterhielt. Nach dem Tode seines Neffen am 8. Juni 1795 nahm er den Titel „Ludwig XVIII., König von Frankreich und Navarra" an, notifizierte dies allen Regierungen, forderte Hilfe gegen die Revolution, und Condé proklamierte ihn vor dem Heere. In seiner Proklamation an Frankreich verglich der König ohne Land seine Lage mit der Heinrichs IV., aus jeder Zeile sprach der Legitimist. Über seine Stellung zu den Vendéern und Chouans s. „Charette", „Chouans" und „Karl X.". Große Summen kosteten ihm die royalistischen Agenturen und Klubs (s. „d'Antraigues, Graf" und „Clichy, Klub von"); freilich schoß England viel bei. Vom Direktorium in Paris gedrängt, wies der venetianische Senat L. im April 1796 aus Verona; er ging zu Condés Heer, begann Unterhandlungen mit Pichegru, aber der Wiener Hof war voll Mißtrauen und ruhte nicht, bis L. das Heer verließ. Nachdem er am 18. Juni 1796 in Dillingen (Kurtrier) einem Attentate entgangen war, ließ er sich in Blankenburg (Harz) nieder und erzog seine Neffen Angoulême (s. d.) und Berry (s. d.), blieb mit Pichegru in Korrespondenz und konspirierte, wo er nur konnte, im Sinne einer Restauration. Sein neuer Hauptminister Graf Saint-Priest wies ihn auf Zar Paul als den besten Helfer hin, und als Braunschweig L. das Asyl kündete, ging er auf Pauls Einladung im März 1798 nach Mitau, wo Avaray bald den Hof tyrannisierte. Auf Pauls Intervention hin durfte seine Nichte Madame Royale nach Mitau zu ihm, heiratete hier Angoulême, und im Juni 1799 kam auch die Königin zu ihrem Gemahle; in Mitau erschien der Sohn Egalités, Ludwig Philipp (s. d.), und huldigte, Suworow besuchte ebenfalls L. L. erhoffte viel von den Beziehungen zu Barras und sah darum im 18. Brumaire (s. d.) einen Donnerschlag für seine Restauration. Er wandte sich wiederholt an Bonaparte, um durch ihn restauriert zu werden, machte ihm dafür große Anerbietungen, wurde aber kalt abgewiesen. Saint-Priest legte sein Portefeuille nieder, Paul näherte sich immer mehr Bonaparte und kündigte im Januar 1801 den Bourbons das Asyl. Mit seiner „Antigone", der Herzogin von Angoulême, reiste „Ödipus" nach Warschau, wo ihm Preußen Zuflucht gewährte. Hier ließ ihm der Erste Konsul im März 1803 durch den preußischen Regierungspräsidenten für den Fall, daß er und sein Haus auf Frankreich verzichteten, die um einige Kantone Toscanas und um Massa-Carrara erweiterte Republik Lucca mit 6 Millionen Frs. Einkünften oder die Jonischen Inseln anbieten; entrüstet lehnte L. ab und schrieb einen die Achtung Europas erzwingenden Brief, dem alle Bourbons von Frankreich begeistert zustimmten, an Bonaparte, den nie die Furcht vor der Restauration der Bourbons verließ. Als Karl IV. von Spanien Bonaparte, dem Mörder Enghiens, das Goldene Vlies verlieh, sandte L. diesen Orden nach Madrid zurück. Am 5. Juni 1804 protestierte er feierlich gegen das Kaisertum Napoleons und dessen sämtliche Akte. Bei einer Zusammenkunft mit Monsieur (s. „Karl X.") in Kalmar im Oktober 1804 mußte L. erkennen, daß dieser von keinerlei Konzessionen an die Revolution etwas wissen wolle; die Brüder wurden sich immer fremder, um jeden scharte sich eine besondere Emigration. Preußens Haltung verbot es L., von Kalmar nach Warschau zurückzukehren; er ging auf Alexanders I. Einladung wieder nach Mitau und sprach in einem Manifeste vom 2. Dezember 1804 versöhnlich zu den Franzosen. Aber infolge des Tilsiter Friedens mußte er wiederum zum Stabe greifen und wanderte nach einem Abstecher nach Schweden als „Graf von Lille" im November 1807 nach England. Mit seiner Familie lebte er in Gosfield-Hall (Essexshire), voll Wut über alle Akte Napoleons, in steter Konspiration gegen ihn unermüdlich. Nach Avarays Tod erhielt Graf Blacas (s. d.) den entscheidenden Einfluß, sehr zum Nachteile von L.s Erfolg. Dieser verlor am 13. November 1810 die hochherzige Königin und siedelte 1811 nach Schloß Hartwell (Buckinghamshire) über, wo ihn Gustav IV. Adolf

besuchte. Unter wechselnden Hoffnungen und Enttäuschungen blieb er hier bis zu seiner Restauration. Am 1. Januar 1814 erließ er eine verheißungsvolle Proklamation an die Franzosen; Artois, Angoulême und Berry eilten auf den Kontinent; s. bei ihnen. Der Maire von Bordeaux, Graf Lynch, lud L. durch eine Deputation dahin ein, und die Stadt erklärte sich für ihn, was Wellington sehr verdroß, vom Königshause aber mit der Verleihung des Titels eines Herzogs von Bordeaux an Chambord (s. d.) später gelohnt wurde. L. sah voll Würde dem Gange der Ereignisse zu, fest überzeugt von seiner Unentbehrlichkeit, auf sein Erbrecht fußend, durch und durch ein homme-principe; Artois hingegen sah in ihm einen pedantischen Schulmeister mit den philosophisch-revolutionären Ideen von 1791, einen gekrönten Jakobiner. Talleyrand und Fouché näherten sich L., die Pariser Presse sprach für ihn, Châteaubriand (s. d.) wirkte Wunder, eine Reihe Feinde wurden Freunde, mehrere Generale erklärten sich für L. In der Konstitution des Senats vom 6. April 1814 wurde L. als vom Volke zum Throne berufen erklärt und seines Neffen Ludwig XVII. als Königs nicht gedacht. Verschiedene Abgesandte gingen an L. ab, er aber gab keine bindende Antwort; über Artois' Haltung s. „Karl X.". Am 20. April verließ L. Hartwell, unter allgemeinem Jubel schiffte er sich am 24. in Dover ein und landete, als „Le Désiré" begrüßt, in Calais; am 29. traf er in Compiègne ein, seine Regierung konsequent von 1795 datierend. Die Marschälle Napoleons huldigten, und er sagte jedem Schmeichelhaftes, ebenso huldvoll war er gegen die Deputierten des Gesetzgebenden Körpers, um den Senat für seine stolze Haltung zu strafen. Alexander I. kam nach Compiègne, aber L. blieb bei seinem göttlichen Rechte, bei dem althergebrachten Titel seiner Vorgänger, und wollte vom Rechte des Senats und Volks, ihn zu berufen, nichts hören. L. gelobte, eine Verfassung zu geben, gewann Talleyrand, empfing den Senat in St. Ouen am 2. Mai, erließ eine Deklaration, die Volk und Mittelstand wohlgefiel, und zog am 3. Mai unter grenzenlosem Enthusiasmus in Paris ein. Er errichtete zuerst den Hofstaat, ganz im Geiste des ancien régime, dann ein wundersam zusammengesetztes Ministerium ohne Premier und ohne Einheit, und gab den Emigranten den Schatz preis, um seine Politik ohne sie selbst zu machen. Das kaiserliche Heer wurde zurückgesetzt, doch behielt L. das Administrationssystem Napoleons weise bei. Er schloß den Pariser Frieden (s. d.), gab mit Beugnots Hilfe am 4. Juni die „Charte constitutionnelle" „im 19. Jahre seiner Regierung", beseitigte alle Régicides aus dem Senate und einige Marschälle, zog aber das neue und das alte Frankreich in die Pairskammer, während ihn die zweite Kammer „Le Désiré" betitelte. Bald aber traten sich die Parteien schroff entgegen, an der Spitze der Unzufriedenen stand Artois; Béranger dichtete seine Spottgesänge; der Anhang Napoleons, die Régicides und andere Männer der Revolution traten gegen L. auf. (Über dessen Haltung gegenüber Fouché: s. d.). Zwischen Royalisten und Imperialisten, Protestanten und Katholiken kam es in Stadt und Land zu heftigen Auftritten, die Armee blieb L. ein Stein des Anstoßes trotz aller Ordensverleihungen, und mit dem Klerus kam L. in Streit wegen des Konkordats, sehr unzufrieden mit den Kutten, die am Hofe eine Rolle spielten (s. „Angoulême" und „Karl X."). Die Mißstimmung gegen die Restauration wuchs mit ihren verkehrten Maßregeln; trotz aller Preßbeschränkung schrieben Béranger, Carnot (s. d.) u. a., der „Nain jaune" erschien. Weil Blacas (s. d.) allmächtig war, hielt er Frankreich für glücklich und ruhig, und der unfähige Polizeiminister Dandré bemerkte nicht, wie alles gärte und Napoleon auf Elba konspirierte. Vergebens warnte Fouché; s. bei diesem. Auf dem Wiener Kongresse vertrat Talleyrand voll Meisterschaft Frankreich und das Legitimitätsprinzip. Blacas aber stand zum Unheil neben L.; die Nachricht von Napoleons Rückkehr schmetterte Blacas nieder, während Soult, Ney u. a. bramarbasierten, was sie thun wollten. Am 6. März 1815 erklärte L. Napoleon zum Verräter, Rebellen und vogelfrei; dieser aber eilte in raschem Siegesflug durch Frankreich; alle Welt fiel von L. ab, Blacas und der Herzog von Feltre zeigten L. den Abgrund, an dem sein Thron stand, und ihm blieb nichts übrig, als am 20. März Paris zu verlassen. Er ging nach Gent, die Kronjuwelen mitnehmend. Hier hielt er Kronrat ab, Châteaubriand (s. d.) redigierte den „Moniteur de Gand", und die Höfe unterhielten bei L. Gesandtschaften; Fouché korrespondierte heimlich mit L., und für ihn erhoben sich die Royalisten in Poitou, Anjou und Bretagne. Die Cent-Jours (s. d.) zerrannen rasch, Napoleon stürzte abermals, die Alliierten rückten in Paris ein. L. ließ sich endlich zur Entlassung Blacas' bewegen, Talleyrand kam zu ihm und gab ihm weise Ratschläge; L. erließ die Proklamation von Cambrai am 25. Juni, ernannte ein Ministerium Talleyrand und zog umjubelt am 9. Juli 1815 in Paris ein. Seine Stellung war weit schwieriger als nach der ersten Restauration. Wie sollte er sich allen gegenüber verhalten, die ihn verraten hatten? Der zweite Pariser Friede wurde abgeschlossen. L. mußte unablässig mit dem Anhange seines Bruders, dem Pavillon Marsan, kämpfen, der jede Reform verabscheute und royalistischer als L. war. L. war so stolz wie nur je ein Bourbon, aber er huldigte aus Berechnung gemäßigten Ansichten und seiner Charte, sprach für „Pardon et oubli!", konnte aber die Greuelthaten der Fanatiker im Süden nicht hindern (s. „Brune, Marschall" und „Ramel, General"; s. auch „Frankreich vom 16. bis 19. Jahrhundert"). Fouché entwarf die gehässigen Proskriptionslisten, s. bei ihm; Talleyrand wurde L. unbequem, und dieser bildete zu Rußlands Freude im September 1815 das Ministerium Richelieu (s. d.), in dem sein Liebling Decazes (s. d.) saß. L. trat der Heiligen Allianz bei.

Die chambre introuvable, wie man die Kammer von 1815 nannte, war ultraroyalistisch, die Minister für Krieg und Inneres, Feltre und Graf Vaublanc, säuberten Offiziercorps und Beamtung radikal von Revolutionären und Imperialisten, die Prozesse Labédoyères (s. d.), Lavalettes (s. d.), Neys (s. d.) erregten Frankreich und schadeten der

Restauration furchtbar; ebenso ging es mit den Aufständen, z. B. Didiers, und ihrer blutigen Unterdrückung. L. war zu schwach, den Ultras zu trotzen, und ließ „den weißen Schrecken“ schalten. Auf Decazes' Antrieb löste er jedoch die Kammer am 5. September 1816 auf und brachte die Kontrerevolution zum Stillstande. Die neue Kammer war gemäßigt, L. stützte sich auf „sein liebes Kind“ Decazes und arbeitete mit ihm eifrig an der politischen und finanziellen Organisation der konstitutionellen Monarchie. Das Wahlgesetz von 1817 leitete eine neue Ära für Frankreich ein, den Schwerpunkt in die Mittelklassen legend; das Budget wurde weise geordnet und auf dem Aachener Kongresse von 1818 erlangte Richelieu die beschleunigte Räumung Frankreichs von den Occupationstruppen und Ermäßigung der Entschädigungssummen; Frankreich trat unter die Großmächte. Über das Konkordat von 1817: s. „Konkordate“. Als auch Richelieu sich den Ultras zuzuneigen begann, mußte er abtreten, und Decazes wurde im Dezember 1818 die Seele des neuen Ministeriums Dessoles, das trotz Anfeindungen aller Art glücklich waltete. Mit der geistigen Regsamkeit allerorten wuchs zugleich der materielle Wohlstand; aber die Linke bedrohte fortgesetzt die Entwickelung zum Guten, ihre Presse beleidigte die Regierung, Grégoires (s. d.) Wahl war für letztere eine Beschimpfung, und Decazes suchte Hilfe in der Modifizierung des Wahlgesetzes. Seit November 1819 Präsident des Ministeriums, fiel er nach Berrys Ermordung im Februar 1820 den Ultras zum Opfer (s. bei „Berry“ und „Decazes“). L., den der Tod des Neffen tief beugte, sah den Freund höchst ungern scheiden; er glaubte, selbst an den Pavillon Marsan abgedankt zu haben. Seine sehr kostspielige Vertraute wurde die Gräfin Du Cayla, sein Premier wieder Richelieu, der streng monarchisch zuwege ging und die Revolution hemmte, aber streng an der Charte hielt. In wahre Ekstase versetzte Chambords (s. d.) Geburt König und Land, vor allem die Ultras, die bald Villèle und Corbière ins Ministerium brachten. Hingegen verbanden sich Liberale und Bonapartisten, denen Napoleons Tod neuen Schwung verlieh, gegen die Regierung, es kam zu Verschwörungen. L. war krank, alt und schlaff, eine schwache Stütze für Richelieu; gegen diesen verband sich die Cayla mit Artois und den Klerikalen, und entrüstet über deren Machinationen trat Richelieu im Dezember 1821 ab. Mit der Ernennung Villèles zu seinem Nachfolger glaubte die Reaktion einen vollen Sieg zu erringen. Geheimbünde bedrohten die Dynastie, wurden aber besiegt und dienten nur dazu, die Macht der Ultras zu befestigen; die Parteien standen sich tieferbittert gegenüber, und so viel auch Villèle den Ultras nachsah, es war ihnen lange nicht genug. Sie rasteten nicht, bis L. dahin gebracht wurde, Châteaubriands Wunsch zu erfüllen und ein Interventionsheer unter Angoulême (s. d.) nach Spanien zu senden; den heimkehrenden Neffen empfing er am 2. Dezember 1823 mit berechneten Ehrenbezeugungen. Villèle wurde L. unentbehrlich, gewann Monsieur und die Cayla für sich und beherrschte die Kammer von 1823, aber in der Nation war die Opposition mächtig. Das Ministerium erwirkte das Septennalitätsgesetz, welches jedoch die Rechte von der Nation trennte. Die Reaktion fühlte sich als Herrin des Terrains, die politische war kühn, die religiöse noch mehr, und Villèle wurde immer weiter von ihr fortgedrängt. L. aber litt an unüberwindlicher Schlafsucht, fühlte den Tod nahen, verbarg aber seinen Zustand peinlich vor der Welt; erst drei Tage vor seinem Ende durfte der Moniteur von seiner Erkrankung reden. Er segnete seine Familie, gab Monsieur als seinem Nachfolger weise Ratschläge und starb in Paris, fast blind, am 16. September 1824; er ruht in St. Denis. Talleyrand sprach, das Ende der Regierung der Bourbons ahnend, an L.s Leiche: „Es riecht hier fürchterlich!“

Vgl. die Werke über die Revolution, das Konsulat und das Kaiserreich, über die Restauration von Lubis, Vaulabelle, Viel-Castel, Lacretelle und Lamartine, die „Histoire du gouvernement parlementaire en France“ von Duvergier d'Hauranne, 10 Bde., Paris 1862 bis 1872; Barante, Lettres de Louis XVIII. au Comte de St. Priest, Paris 1845; A. de Beauchamp, Vie de Louis XVIII., 3. Aufl., Paris 1825; „Mémoires de Louis XVIII.“, 12 Bde., Paris 1832—1833; Pallain, Talleyrands Briefwechsel mit König Ludwig XVIII. während des Wiener Kongresses, übersetzt von Bailleu, Paris u. Leipzig 1881; Flathe, Das Zeitalter der Restauration und Revolution 1815 bis 1851, Berlin 1883.

Ludwig Philipp I., König der Franzosen. Am 6. Oktober 1773 zu Paris als ältester Sohn des Herzogs Ludwig Philipp Joseph von Chartres (nachmals von Orléans) und der Louise Marie Adelaide von Penthièvre geboren, empfing L. Ph. den Titel eines Herzogs von Valois, den er im November 1785 bei dem Tode des Großvaters mit dem eines Herzogs von Chartres vertauschte; in letzterem Jahre erhielt er auch das Patent als Oberst des 15. Dragoner-Regiments. Chevalier de Bonnard und Frau v. Genlis erzogen ihn in Rousseauscher Manier sorgfältig und einsichtsvoll; die ihm eigene Fassungs- und Redegabe, seine geistige Biegsamkeit und Klugheit bildeten sich rasch in bemerkenswerter Weise aus. Wie sein Vater schloß er sich der Revolution an, beschwor die neue Konstitution, trat am 1. November 1790 in den Jakobinerklub und in die Nationalgarde ein. Im Juni 1791 übernahm er sein Regiment in Vendôme, wurde dann Platzkommandant in Valenciennes und machte sich hier durch sein kluges Verhalten beliebt; 1792 diente er unter dem Herzoge von Biron in Flandern gegen die Kaiserlichen, wurde am 7. Mai Generalmajor (maréchal de camp), befehligte unter Luckner und Kellermann eine Dragonerbrigade, avancierte am 11. September zum Generallieutenant, kommandierte bei Valmy das zweite Treffen und trug unter Dumouriez im November zum Gewinne der Schlacht von Jemappes bei. Gleich dem Vater legte er den Prinzentitel ab, nannte sich „General Egalité“ und wurde darum von dem Konventsbeschlusse der Verbannung der Bourbons ausgenommen. Er bat seinen schändlichen

Vater, nicht für die Hinrichtung Ludwigs XVI. zu stimmen. Im Februar 1793 machte er die Belagerung von Mastricht unter Miranda mit; unter Dumouriez, der ihn zum Könige in Aussicht genommen hatte, befehligte er das Zentrum in der unglücklichen Schlacht bei Neerwinden und trat, als gegen ihn ein Verhaftbefehl erlassen worden, am 4. April auf österreichisches Gebiet über, nahm Pässe in die Schweiz und kam im April als Engländer in Basel an. Seine Gelder waren erschöpft, und er mußte sich glücklich preisen, als ihm General Montesquiou im Oktober 1793 die Stelle eines Lehrers an einer Erziehungsanstalt in Reichenau verschaffte; unter dem Namen „Chabaud-Latour" lehrte er hier acht Monate Mathematik, Geographie, Französisch und Englisch. Sein Vater endete im November 1793 unter der Guillotine, L. Ph. erbte den Titel eines Herzogs von Orléans, den ihm aber die ältere bourbonische Linie anfocht. Da sich in Graubünden politische Bewegungen kundgaben, verließ er im Juni 1794 Reichenau, blieb bis Anfang 1795 als „Monsieur Corby" bei Montesquiou, ging dann zu Dumouriez nach Hamburg und bereiste 1796 Skandinavien. Er lebte still zu Friedrichstadt in Holstein, als er im August 1796 von seiner sich in Marseille aufhaltenden vortrefflichen Mutter gebeten ward, nach Amerika abzureisen, da man ihr nur unter dieser Bedingung die Freiheit geben wolle; er ging im September d. J. nach Philadelphia und traf nach verschiedenen Abenteuern erst im Februar 1800 wieder in London ein. In Mitau huldigte er Ludwig (XVIII.), erlangte für sein Haus Vergebung und für sich den Titel eines Herzogs von Orléans; 1803 unterzeichnete er mit den anderen Bourbons von Frankreich die Deklaration, worin sie sich eng an den König anschlossen; 1807 begrüßte er diesen in England, wo L. Ph. sich in Twickenham angesiedelt hatte. Nachdem der Herzog seine Brüder Montpensier und Beaujolais 1807 und 1808 verloren hatte, ging er 1808 nach Messina, von wo ihn der König von Sicilien nach Palermo einlud; als nach Ferdinands VII. Gefangennahme der spanisch-französische Krieg entbrannte, sandte ihn der König von Sicilien mit dem Prinzen Leopold von Salerno nach Spanien, um hier gegen Frankreich zu wirken, was Ludwig (XVIII.) sehr mißtrauisch bemerkte; aber der Gouverneur von Gibraltar ließ beide Prinzen nicht landen, sondern sandte den Herzog von Orléans im September 1808 nach England, und dieser erhielt nur mit Mühe Erlaubnis, über Malta nach Palermo zurückzukehren, wo seine Mutter mit ihm zusammenkam. Dort heiratete er am 25. November 1809 die charakterstarke Tochter König Ferdinands I. beider Sicilien, Maria Amalie (geboren am 26. April 1782), die Ehe wurde eine der glücklichsten, mit fünf Söhnen und drei Töchtern gesegnet. 1810 ging L. Ph. wieder nach Spanien, um in Katalonien das Generalkommando zu übernehmen und dies Land gegen Joseph Napoleon zu insurgieren, aber auch dies vereitelten die Briten. Er kehrte nach Palermo zurück, widerstrebte den Plänen der Königin Karoline Marie, seiner Schwiegermutter, drang aber mit seiner Ansicht nicht durch und ging aufs Land. Im Mai 1814 kehrte er nach Frankreich heim, von Ludwig XVIII. kalt empfangen, aber zum Generalobersten der Husaren ernannt, und bald stieß seine Familie zu ihm. Die Royalisten haßten ihn; er aber bildete, während er nur mit der Erziehung seiner Kinder beschäftigt schien, heimlich eine Partei, der alle unzufriedenen Liberalen beitraten. Ludwig XVIII. beobachtete ihn voll Mißtrauen; der Herzog bewegte sich nicht, und doch sah der König, daß er gehe; diese Art unbeweglicher Thätigkeit beunruhigte ihn, aber wie sollte er jemanden am Gehen hindern können, der keinen Schritt zu thun schien? Durch Rückgabe seiner Güter suchte er den Herzog zu gewinnen; daß dieser der einzige populäre Prinz war, beunruhigte ihn immer mehr. Als Napoleon von Elba zurückkehrte, ging L. Ph. mit Monsieur nach Lyon; diese Stadt erklärte sich für Napoleon, die Prinzen mußten fliehen; L. Ph. sandte seine Familie nach Twickenham, schwur dem Könige unwandelbare Treue, während Fouché denselben vor ihm warnte, machte einen vergeblichen Versuch, die Norddepartements für ihn zu halten, und ging nicht nach Gent, sondern nach Twickenham, von Ludwig beargwöhnt. Seine Mäßigung und Biederkeit, vor allem aber, daß er nie gegen Frankreich gefochten hatte, verschafften ihm eine so starke Partei, daß man 1815 an ihn als Thronkandidaten nach Napoleons Sturz denken konnte. Natürlich vermehrte dies das Mißtrauen des abermals restaurierten Königs, gegen den nun Fouché mit ihm intriguierte; immer kälter behandelt, kehrte L. Ph. am 23. Oktober 1815 nach England zurück, und erst Anfang 1817 gestattete ihm der König auf Decazes' Rat die Niederlassung im Palais Royal. Er wurde der Mittelpunkt der liberalen Opposition, verschiedene Verschwörungen wurden zu seinen Gunsten unternommen, scheiterten aber, er leugnete jede Beziehung dazu ab und ließ ihre Teilnehmer unbedenklich hinrichten; über sein Verhalten bei Chambords ihm unwillkommener Geburt: s. „Chambord".

Sehr günstig war für Karls X. neue Regierung 1824 der Eindruck, den die Verleihung des Prädikats „Königliche Hoheit" an den Herzog und seine Familie machte. Die erzwungene Neutralität und ungeduldig ertragene Muße der besten Jahre gaben bei L. Ph. kühnem Wagen, rascher Entschließung und gewaltsamem Eingreifen weniger Raum und Gelegenheit als abwägendem und abwartendem Urteilen und Handeln; schon von Natur vor- und umsichtig, wurde er durch die Not der Umstände auf gewissenhaftes Haushalten hingewiesen. Nach wie vor verleugnete er die für ihn Konspirierenden aus Furcht vor neuem Exile, war aber fest entschlossen, sobald es zum Bruche Karls X. mit der Nation kommen sollte, den er wohl ahnte, seine Sache von der Karls zu trennen; er sah bei sich die beliebtesten Oppositionsredner und kaiserlichen Offiziere und buhlte um die Volksgunst. Hielt sich Lafayette noch in einer gewissen Reserve gegen ihn, so standen desto inniger auf seiner Seite der Banquier Laffitte (s. Näheres bei ihm), Sebastiani, Dupin (s. d.) u. a.; im weiteren Publikum genoß L. Ph. viel Sympathie, Courier und Cauchois Lemaire rühmten ihn in der Presse, und

Talleyrand wies auf seine günstigen Gesinnungen hin, während er viel bei ihm verkehrte; die neue Zeitung „Le National“ unter Carrel, Thiers und Mignet wirkte durchaus orléanistisch, und L. Ph. erschien ihr als ein neuer Wilhelm III., die Lage als ein zweites 1688. Als die Revolution von 1830 ausbrach, kam seine Stunde. Laffitte warnte ihn am 28. Juli vor den Netzen des Königs, worauf er sich in Bondy verbarg; Talleyrand sandte am 29. Juli insgeheim an ihn nach Neuilly, um L. Ph. sagen zu lassen, er solle am 30. nach Paris kommen und sich zum Statthalter ernennen lassen; das Übrige fände sich. L. Ph.s ehrgeizige Schwester Adélaide verbürgte sich dafür, daß ihr Bruder diesem Rate folgen würde. Als das Volk die Tuilerieen genommen, sandte Laffitte wieder nach Neuilly: L. Ph. solle sich bereit halten, er habe nur zwischen Krone und Flucht die Wahl. L. Ph. achtete nicht auf die Stimme der Pflicht, die ihm gebot, dem bedrohten Thron Karls X. zuhilfe zu eilen, und nicht auf die Warnungen seiner edelsinnigen Gattin; er dachte wie seine Schwester. Laffitte sprach sich auf dem Hôtel de ville für den Herzog aus, Thiers empfahl ihn in einem Straßenplakate und eilte nach Neuilly, während das Plakat für ihn wirkte. In der Abgeordnetenversammlung bei Laffitte trug der Vertraute des Herzogs, Delessert, am 30. darauf an, demselben die Würde des Generallieutenants des Königreichs anzubieten; denselben Schritt riet Bérard dem neuen Ministerpräsidenten Mortemart als einziges Rettungsmittel an, um der Republik zu entgehen; im Palais Bourbon ging die Stimmung hoch für L. Ph., die Deputierten traten in Verbindung mit den Pairs, bei denen Sebastiani des Herzogs Statthalterschaft vorschlug, und es erging an L. Ph. die feierliche Einladung, nach Paris zu kommen und die Generallieutenantswürde zu übernehmen. In der Nacht traf L. Ph. mit der Trikolore im Palais Royal ein, sein Versteck in Raincy verlassend. Er versicherte Mortemart, er sei nur der Gewalt gewichen und werde sich lieber zerstücken lassen, als die Krone anzunehmen, ließ Karl X. wissen, er werde nur vorübergehend im Interesse des Königtums die Generallieutenantschaft verwalten, falls er es ihm gestatte, erbat sich aber alsbald von Mortemart den diese Worte enthaltenden Brief zurück, als die Dinge so lagen, daß seine Ernennung durch Karl ihm ungünstig ausfallen konnte. Nach längerem Wanken erklärte er am Morgen des 31. den Abgeordneten in einer ihnen vorgelesenen Proklamation, er nehme die angebotene Würde von ihnen an, stelle die Trikolore wieder her, berufe die Kammern ein, und die Charte solle fortan eine Wahrheit sein. Die Abgeordneten zeigten in einer Adresse Frankreich die Ernennung an, während L. Ph. Bérard versicherte, wie ungern er sein friedliches Familienleben aufgebe. Bérard erwiderte ihm, er sei der Bürgerkönig, den man brauche, Laffitte las ihm die Adresse der Abgeordneten vor und umarmte ihn unter Volksjubel auf dem Balkon des Palais Royal. Dann zog L. Ph. nach dem Hôtel de ville, um die Weihe des Volks für seine Würde zu erhalten, umarmte Lafayette unter tollem Beifallsgeschrei und beseitigte hier die Gefahr der Republik. Seine Sache war gewonnen, das Volk hatte ihn bestätigt; Lafayette verkündete seine Würde der Nation in einer Proklamation vom 31. Juli, und besprach sich mit ihm am 1. August dahin, der Thron müsse mit republikanischen Einrichtungen umgeben werden. L. Ph. blieb im besten Einvernehmen mit dem städtischen Ausschusse, ernannte ein Ministerium unter Dupont de l'Eure, machte Lafayette zum Oberbefehlshaber der Nationalgarden, erklärte die Trikolore zur nationalen Fahne, erließ eine Amnestie für Preßvergehen und berief die Kammern auf den 3. August ein. Am 1. August übertrug ihm Karl X. selbst die Generallieutenantschaft; er aber lehnte die Ernennung, von Dupin beraten, ab, da er schon durch die Wahl der Kammern Generallieutenant sei. Karl X. und der Dauphin entsagten am 2. August der Krone, und ersterer forderte den neuen Generallieutenant brieflich auf, die Thronbesteigung seines Enkels als Heinrich V. zu proklamieren und die Regentschaft für das Kind zu übernehmen.

L. Ph. stand vor der entscheidenden Frage seines Lebens: war er der Mann, seine Ehrsucht niederzukämpfen und als Prinz des Hauses Bourbon im Dienste seines legitimen Königs zu wirken? Seine Gemahlin riet ihm aufrichtig dazu, aber seine Schwester, Dupin und Laffitte trugen den Sieg davon, indem sie ihn zum Bruche mit der älteren Linie und zum Griffe nach der Krone antrieben. Er schrieb beruhigend an Karl X., dessen Abreise er auf alle Weise beschleunigte, und versicherte den Gesandten der Fremdmächte, er werde Heinrichs V. Thronrechte nicht aus dem Auge verlieren; als er aber am 3. August die Kammern eröffnete, erwähnte er Heinrichs mit keiner Silbe. Entschieden wies er die Vorstellungen der Herzogin ab, und als ihm die Krone von den Deputierten am 7. August angeboten wurde, was die Pairs guthießen, nahm er sie an. Er umarmte Laffitte und Lafayette, der ihn als „der Republik am nächsten kommend“ dem Volke verkündete. Aus Furcht vor Einführung der Republik in Frankreich stellten die fremden Gesandten die Anerkennung des neuen Königs durch ihre Regierungen sofort in Aussicht. Um seinen Bruch mit dem königlichen Absolutismus kundzugeben, nannte sich der neue König nicht Philipp VII., sondern **Ludwig Philipp I.**, nicht König von Frankreich und Navarra, sondern **König der Franzosen**; er beschwor am 9. August die Konstitution. Das Vertrags- und Bürgerkönigtum begann, richtete sich ungestört ein, auf die Krönung in Rheims verzichtend, von den europäischen Regierungen außer denen von Parma und Modena anerkannt. L. Ph. besaß nicht die zu einem bedeutenden Könige nötigen Eigenschaften; er war nur ein tüchtiger Geschäftsmann und bekundete seine Wertschätzung des Besitzes schon am 7. August 1830 dadurch, daß er im Gegensatze zu seinen Vorgängern auf dem Throne sein großartiges Privatvermögen seinen Kindern überließ und sich die Nutznießung vorbehielt. Nach außen hielt sich L. Ph. ruhig, nach innen suchte er sich durch Begünstigung der Mittelklasse (Bourgeoisie) und der materiellen Interessen sowie durch die Beobachtung des Juste milieu

gegenüber den Parteien zu halten. Im Vergleiche zu Frankreichs großen Tagen war seine Politik sehr schwächlich, besonders die Haltung in der Orientfrage erschütterte seinen Kredit; bis in die höchsten Kreise griff Korruption um sich, die Beamtung war von ihr angefressen, und in der Kammer verschaffte sich die Regierung durch Bestechung Majoritäten. Über L. Ph.s Regierung s. „Frankreich vom 16. bis 19. Jahrhundert“. Die legitimen Kabinette mußten die Erhaltung seines Throns wünschen und unterstützen, da sie gewiß wußten, nach ihm komme die Republik; er aber suchte ihnen zu zeigen, trotz seines revolutionären Ursprungs sei er legitimer Souverän und verabscheue jeden Gedanken an Störung des Völkerfriedens. Und doch fehlte seinem Throne von der Republik die Volkskraft, von dem Kaiserreiche der militärische Ruhm, das Genie und der Arm Napoleons, von den Bourbons die Stütze des Prinzips; L. Ph. besaß nichts seinem Volke Imponierendes, sein untadelhaftes Familienleben versöhnte nicht mit seinem philiströsen Auftreten. L. Ph. trachtete allzu sehr nach Sicherstellung des Wohlstands seiner Familie, welcher die reiche Erbschaft des letzten Condé unter verdächtigen Verhältnissen zufiel, als daß er dem Vorwurfe niedriger Habsucht hätte entgehen können. Kommunistische und sozialistische Ideen verbreiteten sich, rasch aufwuchernd, im Lande; geheime Verbindungen trachteten nach des Königs Leben, um dann die Republik ausrufen und ihre Ideale realisieren zu können; L. Ph. aber entging acht Attentaten glücklich, deren furchtbarstes das Fieschis 1835 war. Hingegen war für ihn der schwerste Schlag der Tod des Thronfolgers 1842.

Die Parteien griffen unablässig L. Ph.s Regierung und ihn an, und als er mit seinem Minister Guizot die geforderte Reform des Wahlrechts verweigerte, auch die Reformbankette verbot, brach am 22. Februar 1848 die Revolution in Paris aus. Die Nationalgarde verließ den König, Guizots Entlassung konnte die Dinge nicht mehr bessern, Thiers' Hilfe den Thron nicht erhalten, die Linientruppen unterlagen im Straßenkampfe. Trotz der Gegenvorstellungen von Gemahlin und Schwiegertochter entschloß sich L. Ph. am 24. Februar 1848 zur Abdankung zugunsten seines Enkels, des Grafen von Paris, und begab sich mit den Seinen in Fiakern nach St. Cloud. Über Trianon und Dreux ging das Königspaar nach der Küste, während in Paris die Republik proklamiert wurde; L. Ph. dachte an das Schafott seines Vaters und an die Strafe für die Beraubung Heinrichs V. Verkleidet kam er am 3. März in Southampton an, ließ sich als „Graf von Neuilly“ in Claremont nieder und starb hier am 26. August 1850. Zu Weybridge (Surreyshire) beigesetzt, ruht er seit 1876 in Dreux. Seine Witwe folgte ihm am 24. März 1866 ins Grab.

Vgl. Montalivet, Le roi Louis Philippe, Paris 1851; Lemoine, Abdication du roi Louis Philippe racontée par lui-même, Paris 1851; A. Dumas, Histoire de la vie politique et privée de Louis Philippe, 2 Bde., Paris 1852; Nouvion, Histoire du règne de Louis Philippe, 4 Bde., Paris 1861; Villault de Gerainville, Histoire de Louis Philippe, 3 Bde., Paris 1870—1876; Guizot, Mémoires pour servir à l'histoire de mon temps, 8 Bde., Paris 1858 ff.; K. Hillebrand, Geschichte des Julikönigtums (1830—1848), 2. Aufl., 2 Bde., Gotha 1881; Flathe, Das Zeitalter der Restauration und Revolution 1815—1851, Berlin 1883.

Ludwig, Graf von Nassau-Katzenellenbogen. Am 10. Januar 1538 zu Dillenburg als jüngerer Bruder Wilhelms des Schweigers von Oranien geboren, studierte L. in Straßburg und Genf, that sich 1557 in der Schlacht bei St. Quentin hervor, wurde ein gefeierter Held auf dem Schlachtfelde und im Turniere und nahm eine große Stellung im Adel der Niederlande ein. Voll tiefer Frömmigkeit, ein Eiferer für den Protestantismus, war er doch kein Verfolger der Katholiken; seine Freunde waren Brederode wie beide Marnix. Mit Brederode unterzeichnete er 1565 den Kompromiß der Edlen, bald war er das Haupt der Bewegungspartei, und in Deutschland warb er unermüdlich für die Sache der Niederlande. Als Freund der Mäßigung verdammte er den Bildersturm. 1567 verließ er vor Alba die Niederlande, um 1568 im Norden derselben den Aufstand zu erregen, siegte bei Heiligerlee über Arenberg, war aber fortan unglücklich, wurde bei Jemgum besiegt, und entrann mit genauer Not über die Ems zu Wilhelm von Oranien, den er durch die Südprovinzen der Niederlande und nach Frankreich begleitete. Hier diente er 1569 unter Coligny mit seltener Bravour, niemand kämpfte kecker bei Moncontour. Nach dem Frieden von Saint Germain suchte er auf dem Felde der Verhandlungen den Niederlanden und dem Protestantismus Freunde zu gewinnen; als Statthalter des Fürstentums Oranien konnte er wertvolle Verbindungen in Frankreich unterhalten. Am 23. Mai 1572 überfiel L. mit einigen tausend Hugenotten Mons, aber bald schloß ihn ein spanisches Heer derart ein, daß er am 19. September kapitulieren mußte. 1573 vermittelte L. zwischen den Protestanten und der französischen Regierung, und 1574 zog er mit 9,000 Mann nach der Maas, um Mastricht anzugreifen und nach Holland vorzudringen; aber am 14. April d. J. wurde er auf der Mooker Heide vollständig von den Spaniern besiegt und kam im Getümmel um. In ihm starb einer der Edelsten und Höchstbegabten seiner Zeit. — Die Litteratur über ihn giebt Müller in der „Allgemeinen deutschen Biographie“, Bd. XIX, Leipzig 1884.

Ludwig I., König von Spanien und Indien. Als ältester Sohn König Philipps V. von Spanien und Indien von Louise Marie Gabriele von Savoyen am 25. August 1707 geboren, wurde L. jubelnd begrüßt, da er Spanien mit der neuen Dynastie Bourbon verknüpfen sollte, und zum Prinzen von Asturien ernannt. Nach dem Tode der Mutter 1714 leitete die Prinzessin des Ursins seine Erziehung. Am 16. November 1721 heiratete er die liederliche Mademoiselle de Montpensier, dritte Tochter des Regenten Herzogs von Orléans, Louise Elisabeth (geboren am 11. Dezember 1709), und am 10. Januar 1724 dankte sein Vater zu seinen Gunsten ab. L. I.

nahm im Eskorial am 14. feierlich die Krone an, wurde am 9. Februar in Madrid proklamiert und als „der Vielgeliebte" angejubelt, da die Nation seines Vaters überdrüssig war. Seine guten Gaben waren unter der pfäffischen Erziehung erstickt worden; er gefiel sich in albernen Streichen, und seine Ehe bot ein Bild ärgsten Skandals dar, er verwies sogar seine würdelose Frau auf ein Schloß fern vom Hofe, und auch nach ihrer Rückkehr besserte sich die Ehe nicht, so daß man an Scheidung dachte. Er ernannte neue Minister und bekundete einen echt spanischen Haß gegen alles Fremde, voran gegen seine Stiefmutter; diese aber und Philipp V. leiteten von San Ildefonso aus weit mehr die Geschäfte als er. Schon am 31. August 1724 starb L. an den Kinderblattern, sein Vater bestieg sofort wieder den Thron, den ihm L. sterbend vermachte. Seine Witwe ging 1725 nach Frankreich zurück, lebte höchst anrüchig im Palais Luxembourg, wurde dann Karmeliterin und starb in Paris 1742. — Vgl. Rosseeuw Saint Hilaire, Histoire d'Espagne depuis les premiers temps historiques jusqu' à la mort de Ferdinand VII, neue Auflage, Bd. XII, Paris 1875.

Ludwig II., König von Ungarn und Böhmen aus dem Hause der Jagellonen, Sohn König Wladislaws, des böhmisch-ungarischen Wahlkönigs aus seiner Ehe mit Anna v. Candale, geboren am 1. Juli 1506, gestorben auf der Flucht nach der Niederlage bei Mohács am 29. August 1526. — Die Geburt dieses Thronerben, die der Mutter das Leben kostete, befreite den gutmütigen, schwachsinnigen Vater aus einer argen Zwangslage, da ihn einerseits die nationale Oppositionspartei unter Führung des Erbgrafen der Zips, Johannes Zápolya, zum Bruche mit Habsburg, anderseits Kaiser Maximilian I. zu dynastischen Verlobungs- und Erbverträgen drängte. Wladislaw beeilte sich, sein Söhnlein bereits den 1. Juli 1507 als Reichserben krönen zu lassen, was aber die Stände Ungarns bis zum 4. Juni des Jahres 1508 vertagten. Inzwischen kam es am 12. November 1507 zu einem neuen Geheimvertrage Wladislaws mit Kaiser Maximilian I., wonach L. mit Katharina, der nachgeborenen Tochter Philipps des Schönen, oder mit ihrer älteren Schwester Maria, den Enkelinnen des Kaisers, dessen Enkel Karl oder Ferdinand mit der Schwester L.s, Anna (geboren 1503), dereinst verbunden werden sollten. Am 4. Juni 1508 kam nun allerdings die ungarische Königskrönung des kaum zweijährigen L. zustande, König Wladislaw mußte jedoch den Ständen versprechen, für den Fall seines Todes weder Kaiser Maximilian I. noch einen anderen ausländischen Fürsten zum Vormunde seiner Kinder zu bestellen; 1509 erlangte Wladislaw die Krönung L.s zum Könige von Böhmen. — Der von verschiedener Überlieferung als frühgeboren, unreif, schwächlich — ja sogar später als untergeschoben — bezeichnete Knabe, dem andere Gewährsmänner hinwieder die besten körperlichen und geistigen Anlagen zusprechen, gab mit 9 Jahren dem Vater und Oheime (König Sigismund von Polen) das Geleite zum Wiener Kongresse (1515). Die betreffenden Preßburger und Wiener Verträge (Mai bis Juli) bestimmten zunächst die jagellonisch-habsburgische Doppelheirat, wonach L.s Verlobung mit Erzherzogin Maria stipuliert erscheint. Überdies erklärte eine in ihrer Echtheit vielbestrittene Separaturkunde, in welcher Kaiser Maximilian I. den ungarischen Thronerben adoptiert, ihn „vermöge seiner Seelengröße, Sittenreinheit und ausgezeichneten Geistesgaben" zum Generalvikar des Deutschen Reiches und eventuellem Nachfolger in demselben. Am 13. März 1516 starb König Wladislaw von Ungarn und Böhmen, und für den kaum 10jährigen Thronerben finden wir als Obervormünder: König Sigismund von Polen und Kaiser Maximilian I., als Regentschaftsrat in Ungarn: den Kardinalprimas Bakács, den Ofener Schloßhauptmann Bornemisza und den Markgrafen Georg von Brandenburg bestellt, während für Böhmen die Stände 1516—17 auf dem langen Prager Tage die Einsetzung von vier Hauptleuten als Landesverweser beschlossen. In beiden Reichen blüht die Adelsoligarchie, der Ständestreit und der Glaubenszank, da die Reformation alsbald in Böhmen und Ungarn Wurzeln schlug. Das tiefgesunkene Ansehen der Krone findet an der geringen Widerstandskraft Ungarns gegenüber der großen Türkengefahr ihr leidiges Seitenstück. — 1521 wurde L. II. (mit 15 Jahren) als mündig erklärt, und am 13. Juni 1522 vollzog er die Heirat mit Maria, Erzherzogin von Österreich, der etwas älteren, geistig überlegenen, lebenslustigen und hochstrebenden Prinzessin, die den jugendlichen Gatten bald beherrschte. Um so hämischer wurde die „Fremdländerin" von der nationalen Oppositionspartei beurteilt. Letztere triumphierte auf dem Rákoscher April-Landtage, und besonders zu Hatvan (Juni bis Juli), des Jahres 1525, der die Hofpartei für kurze Zeit stürzte. Unter der Führung Marias und des Palatin Báthory raffte diese sich 1526 wieder empor. War L. im Wirbel der ungarischen Anarchie ohnmächtig, so konnte er auch den Glaubenswirren in Böhmen und insbesondere den Gewaltscenen in Prag (1524—25) nicht Halt gebieten. Und nun brach das Verhängnis, der Türkeneinfall des Jahres 1526 herein. Sultan Soliman II. hatte im August 1522 das Hauptbollwerk Ungarns, Belgrad, zum Falle gebracht; im Juli 1526 stand ihm der Weg ins Reich offen. In der äußersten Not wandte sich der junge König an seinen Schwager Erzherzog Ferdinand, an Polen, an den Papst und an alle Mächte der Christenheit. Den 20. Juli 1526 nahm er auf der Insel Csepel bei Ofen Abschied von seiner Gattin und zog nach Tolna (6. August), um alle Streitkräfte an sich zu ziehen. Doch sie waren nur in ungenügender Zahl vorhanden. Der Kanzler Broderics schlug eine Negotiation mit dem Sultan vor; doch man überstimmte ihn in verblendeter Zuversicht. Zu Batto nötigte L. dem Erzbischofe Paul Tomory den Oberbefehl auf (16. August). Dann zog man in die Mohácser Ebene, in welcher den 29. August die ungleiche Schlacht geschlagen wurde. Als am Morgen des Kampftages der König den Helm aufsetzte, überflog Totenblässe sein Gesicht. Er sollte die Niederlage seines Heeres nicht überleben. Auf der Flucht, von wenigen Getreuen begleitet,

gegenüber den Parteien zu halten. Im Vergleiche zu Frankreichs großen Tagen war seine Politik sehr schwächlich, besonders die Haltung in der Orientfrage erschütterte seinen Kredit; bis in die höchsten Kreise griff Korruption um sich, die Beamtung war von ihr angefressen, und in der Kammer verschaffte sich die Regierung durch Bestechung Majoritäten. Über L. Ph.s Regierung s. „Frankreich vom 16. bis 19. Jahrhundert". Die legitimen Kabinette mußten die Erhaltung seines Throns wünschen und unterstützen, da sie gewiß wußten, nach ihm komme die Republik; er aber suchte ihnen zu zeigen, trotz seines revolutionären Ursprungs sei er legitimer Souverän und verabscheue jeden Gedanken an Störung des Völkerfriedens. Und doch fehlte seinem Throne von der Republik die Volkskraft, von dem Kaiserreiche der militärische Ruhm, das Genie und der Arm Napoleons, von den Bourbons die Stütze des Prinzips; L. Ph. besaß nichts seinem Volke Imponierendes, sein untadelhaftes Familienleben versöhnte nicht mit seinem philiströsen Auftreten. L. Ph. trachtete allzu sehr nach Sicherstellung des Wohlstands seiner Familie, welcher die reiche Erbschaft des letzten Condé unter verdächtigen Verhältnissen zufiel, als daß er dem Vorwurfe niedriger Habsucht hätte entgehen können. Kommunistische und sozialistische Ideen verbreiteten sich, rasch aufwuchernd, im Lande; geheime Verbindungen trachteten nach des Königs Leben, um dann die Republik ausrufen und ihre Ideale realisieren zu können; L. Ph. aber entging acht Attentaten glücklich, deren furchtbarstes das Fieschis 1835 war. Hingegen war für ihn der schwerste Schlag der Tod des Thronfolgers 1842.

Die Parteien griffen unablässig L. Ph.s Regierung und ihn an, und als er mit seinem Minister Guizot die geforderte Reform des Wahlrechts verweigerte, auch die Reformbankette verbot, brach am 22. Februar 1848 die Revolution in Paris aus. Die Nationalgarde verließ den König, Guizots Entlassung konnte die Dinge nicht mehr bessern, Thiers' Hilfe den Thron nicht erhalten, die Linientruppen unterlagen im Straßenkampfe. Trotz der Gegenvorstellungen von Gemahlin und Schwiegertochter entschloß sich L. Ph. am 24. Februar 1848 zur Abdankung zugunsten seines Enkels, des Grafen von Paris, und begab sich mit den Seinen in Fiakern nach St. Cloud. Über Trianon und Dreux ging das Königspaar nach der Küste, während in Paris die Republik proklamiert wurde; L. Ph. dachte an das Schafott seines Vaters und an die Strafe für die Beraubung Heinrichs V. Verkleidet kam er am 3. März in Southampton an, ließ sich als „Graf von Neuilly" in Claremont nieder und starb hier am 26. August 1850. Zu Weybridge (Surreyshire) beigesetzt, ruht er seit 1876 in Dreux. Seine Witwe folgte ihm am 24. März 1866 ins Grab.

Vgl. Montalivet, Le roi Louis Philippe, Paris 1851; Lemoine, Abdication du roi Louis Philippe racontée par lui-même, Paris 1851; A. Dumas, Histoire de la vie politique et privée de Louis Philippe, 2 Bde., Paris 1852; Nouvion, Histoire du règne de Louis Philippe, 4 Bde., Paris 1861; Billault de Gerainville, Histoire de Louis Philippe, 3 Bde., Paris 1870—1876; Guizot, Mémoires pour servir à l'histoire de mon temps, 8 Bde., Paris 1858 ff.; K. Hillebrand, Geschichte des Julikönigtums (1830—1848), 2. Aufl., 2 Bde., Gotha 1881; Flathe, Das Zeitalter der Restauration und Revolution 1815—1851, Berlin 1883.

Ludwig, Graf von Nassau-Katzenellenbogen. Am 10. Januar 1538 zu Dillenburg als jüngerer Bruder Wilhelms des Schweigers von Oranien geboren, studierte L. in Straßburg und Genf, that sich 1557 in der Schlacht bei St. Quentin hervor, wurde ein gefeierter Held auf dem Schlachtfelde und im Turniere und nahm eine große Stellung im Adel der Niederlande ein. Voll tiefer Frömmigkeit, ein Eiferer für den Protestantismus, war er doch kein Verfolger der Katholiken; seine Freunde waren Brederode wie beide Marnix. Mit Brederode unterzeichnete er 1565 den Kompromiß der Edlen, bald war er das Haupt der Bewegungspartei, und in Deutschland warb er unermüdlich für die Sache der Niederlande. Als Freund der Mäßigung verdammte er den Bildersturm. 1567 verließ er vor Alba die Niederlande, um 1568 im Norden derselben den Aufstand zu erregen, siegte bei Heiligerlee über Arenberg, war aber fortan unglücklich, wurde bei Jemgum besiegt, und entrann mit genauer Not über die Ems zu Wilhelm von Oranien, den er durch die Südprovinzen der Niederlande und nach Frankreich begleitete. Hier diente er 1569 unter Coligny mit seltener Bravour, niemand kämpfte kecker bei Moncontour. Nach dem Frieden von Saint Germain suchte er auf dem Felde der Verhandlungen den Niederlanden und dem Protestantismus Freunde zu gewinnen; als Statthalter des Fürstentums Oranien konnte er wertvolle Verbindungen in Frankreich unterhalten. Am 23. Mai 1572 überfiel L. mit einigen tausend Hugenotten Mons, aber bald schloß ihn ein spanisches Heer derart ein, daß er am 19. September kapitulieren mußte. 1573 vermittelte L. zwischen den Protestanten und der französischen Regierung, und 1574 zog er mit 9,000 Mann nach der Maas, um Mastricht anzugreifen und nach Holland vorzudringen; aber am 14. April d. J. wurde er auf der Mooker Heide vollständig von den Spaniern besiegt und kam im Getümmel um. In ihm starb einer der Edelsten und Höchstbegabten seiner Zeit. — Die Litteratur über ihn giebt Müller in der „Allgemeinen deutschen Biographie", Bd. XIX, Leipzig 1884.

Ludwig I., König von Spanien und Indien. Als ältester Sohn König Philipps V. von Spanien und Indien von Louise Marie Gabriele von Savoyen am 25. August 1707 geboren, wurde L. jubelnd begrüßt, da er Spanien mit der neuen Dynastie Bourbon verknüpfen sollte, und zum Prinzen von Asturien ernannt. Nach dem Tode der Mutter 1714 leitete die Prinzessin des Ursins seine Erziehung. Am 16. November 1721 heiratete er die liederliche Mademoiselle de Montpensier, dritte Tochter des Regenten Herzogs von Orléans, Louise Elisabeth (geboren am 11. Dezember 1709), und am 10. Januar 1724 dankte sein Vater zu seinen Gunsten ab. L. I.

nahm im Eskorial am 14. feierlich die Krone an, wurde am 9. Februar in Madrid proklamiert und als „der Vielgeliebte“ angejubelt, da die Nation seines Vaters überdrüssig war. Seine guten Gaben waren unter der pfäffischen Erziehung erstickt worden; er gefiel sich in albernen Streichen, und seine Ehe bot ein Bild ärgsten Skandals dar, er verwies sogar seine würdelose Frau auf ein Schloß fern vom Hofe, und auch nach ihrer Rückkehr besserte sich die Ehe nicht, so daß man an Scheidung dachte. Er ernannte neue Minister und bekundete einen echt spanischen Haß gegen alles Fremde, voran gegen seine Stiefmutter; diese aber und Philipp V. leiteten von San Ildefonso aus weit mehr die Geschäfte als er. Schon am 31. August 1724 starb L. an den Kinderblattern, sein Vater bestieg sofort wieder den Thron, den ihm L. sterbend vermachte. Seine Witwe ging 1725 nach Frankreich zurück, lebte höchst anrüchig im Palais Luxembourg, wurde dann Karmeliterin und starb in Paris 1742. — Vgl. Rosseeuw Saint Hilaire, Histoire d'Espagne depuis les premiers temps historiques jusqu' à la mort de Ferdinand VII, neue Auflage, Bd. XII, Paris 1875.

Ludwig II., König von Ungarn und Böhmen aus dem Hause der Jagellonen, Sohn König Wladislaws, des böhmisch-ungarischen Wahlkönigs aus seiner Ehe mit Anna v. Candale, geboren am 1. Juli 1506, gestorben auf der Flucht nach der Niederlage bei Mohács am 29. August 1526. — Die Geburt dieses Thronerben, die der Mutter das Leben kostete, befreite den gutmütigen, schwachsinnigen Vater aus einer argen Zwangslage, da ihn einerseits die nationale Oppositionspartei unter Führung des Erbgrafen der Zips, Johannes Zápolya, zum Bruche mit Habsburg, anderseits Kaiser Maximilian I. zu dynastischen Verlobungs- und Erbverträgen drängte. Wladislaw beeilte sich, sein Söhnlein bereits den 1. Juli 1507 als Reichserben krönen zu lassen, was aber die Stände Ungarns bis zum 4. Juni des Jahres 1508 vertagten. Inzwischen kam es am 12. November 1507 zu einem neuen Geheimvertrage Wladislaws mit Kaiser Maximilian I, wonach L. mit Katharina, der nachgeborenen Tochter Philipps des Schönen, oder mit ihrer älteren Schwester Maria, den Enkelinnen des Kaisers, dessen Enkel Karl oder Ferdinand mit der Schwester L.s, Anna (geboren 1503), dereinst verbunden werden sollten. Am 4. Juni 1508 kam nun allerdings die ungarische Königskrönung des kaum zweijährigen L. zustande, König Wladislaw mußte jedoch den Ständen versprechen, für den Fall seines Todes weder Kaiser Maximilian I. noch einen anderen ausländischen Fürsten zum Vormunde seiner Kinder zu bestellen; 1509 erlangte Wladislaw die Krönung L.s zum Könige von Böhmen. — Der von verschiedener Überlieferung als frühgeboren, unreif, schwächlich — ja sogar später als untergeschoben — bezeichnete Knabe, dem andere Gewährsmänner hinwieder die besten körperlichen und geistigen Anlagen zusprechen, gab mit 9 Jahren dem Vater und Oheime (König Sigismund von Polen) das Geleite zum Wiener Kongresse (1515). Die betreffenden Preßburger und Wiener Verträge (Mai bis Juli) bestimmten zunächst die jagellonisch-habsburgische Doppelheirat, wonach L.s Verlobung mit Erzherzogin Maria stipuliert erscheint. Überdies erklärte eine in ihrer Echtheit vielbestrittene Separaturkunde, in welcher Kaiser Maximilian I. den ungarischen Thronerben adoptiert, ihn „vermöge seiner Seelengröße, Sittenreinheit und ausgezeichneten Geistesgaben“ zum Generalvikar des Deutschen Reiches und eventuellem Nachfolger in demselben. Am 13. März 1516 starb König Wladislaw von Ungarn und Böhmen, und für den kaum 10jährigen Thronerben finden wir als Obervormünder: König Sigismund von Polen und Kaiser Maximilian I., als Regentschaftsrat in Ungarn: den Kardinalprimas Bakács, den Ofener Schloßhauptmann Bornemisza und den Markgrafen Georg von Brandenburg bestellt, während für Böhmen die Stände 1516—17 auf dem langen Prager Tage die Einsetzung von vier Hauptleuten als Landesverweser beschlossen. In beiden Reichen blüht die Adelsoligarchie, der Ständestreit und der Glaubenszank, da die Reformation alsbald in Böhmen und Ungarn Wurzeln schlug. Das tiefgesunkene Ansehen der Krone findet an der geringen Widerstandskraft Ungarns gegenüber der großen Türkengefahr ihr leidiges Seitenstück. — 1521 wurde L. II. (mit 15 Jahren) als mündig erklärt, und am 13. Juni 1522 vollzog er die Heirat mit Maria, Erzherzogin von Österreich, der etwas älteren, geistig überlegenen, lebenslustigen und hochstrebenden Prinzessin, die den jugendlichen Gatten bald beherrschte. Um so hämischer wurde die „Fremdländerin“ von der nationalen Oppositionspartei beurteilt. Letztere triumphierte auf dem Rákoscher April-Landtage, und besonders zu Hatvan (Juni bis Juli), des Jahres 1525, der die Hofpartei für kurze Zeit stürzte. Unter der Führung Marias und des Palatin Báthory raffte diese sich 1526 wieder empor. War L. im Wirbel der ungarischen Anarchie ohnmächtig, so konnte er auch den Glaubenswirren in Böhmen und insbesondere den Gewaltscenen in Prag (1524—25) nicht Halt gebieten. Und nun brach das Verhängnis, der Türkeneinfall des Jahres 1526 herein. Sultan Soliman II. hatte im August 1522 das Hauptbollwerk Ungarns, Belgrad, zum Falle gebracht; im Juli 1526 stand ihm der Weg ins Reich offen. In der äußersten Not wandte sich der junge König an seinen Schwager Erzherzog Ferdinand, an Polen, an den Papst und an alle Mächte der Christenheit. Den 20. Juli 1526 nahm er auf der Insel Csepel bei Ofen Abschied von seiner Gattin und zog nach Tolna (6. August), um alle Streitkräfte an sich zu ziehen. Doch sie waren nur in ungenügender Zahl vorhanden. Der Kanzler Broderics schlug eine Negotiation mit dem Sultan vor; doch man überstimmte ihn in verblendeter Zuversicht. Zu Batto nötigte L. dem Erzbischofe Paul Tomory den Oberbefehl auf (16. August). Dann zog man in die Mohácser Ebene, in welcher den 29. August die ungleiche Schlacht geschlagen wurde. Als am Morgen des Kampftages der König den Helm aufsetzte, überflog Totenblässe sein Gesicht. Er sollte die Niederlage seines Heeres nicht überleben. Auf der Flucht, von wenigen Getreuen begleitet,

bald mit einem Knappen vereinzelt, fand er durch das Überschlagen seines müden Rosses in der Schlammflut des Csellyebaches sein Ende und die letzte Ruhestätte sodann in Stuhlweissenburg. Er starb kinderlos; ihn überlebte die Witwe, Königin Maria, nachmals Statthalterin der Niederlande, und seine Schwester Anna, Gattin des Habsburgers Ferdinand I. (s. Art.). — **Litt.**: Palacky, Geschichte Böhmens V, 1. 2. Abteil. (1471—1526); Fessler-Klein, Geschichte Ungarns II; Liske über den Wiener Kongreß und dessen Vorbereitungen in den „Forschungen zur deutschen Geschichte", 7. u. 8. Jahrg.; Zeißberg, Joh. Laski, Erzbischof von Gnesen, und sein Testament (1520—1531); „Wiener akad. Sitzungsber.", 77. Bd.; Stögmann über Andrea di Borgo, 24. Bd.; Sacher-Masoch, Ungarns Untergang und Maria von Österreich (1862).

Lueg (Paß L.), eine Felsenschlucht im Thale der Salzach, 30 km. südlich von Salzburg, war in den Jahren 1805 und 1809 der Gegenstand mehrfacher Kämpfe zwischen Österreichern und Franzosen. — Am 1. November 1805 nahm die Brigade Drouet von der Division Kellermann den von General Szénássy verteidigten Paß, mußte ihn jedoch schon am 3. den Österreichern wieder überlassen, welche ihn, als sie Mitte des Monats Tirol räumten, wieder aufgaben. — Am 25. September 1809 erstürmten die Tiroler unter dem Kapuzinermönch Haspinger den Paß; sie räumten ihn im Oktober wieder, als sie das Salzburgische dem Feinde überlassen mußten.

Lugos, Gefecht am 15. August 1849. Nach der Niederlage bei Temesvár, welche Bem am 9. August erlitten hatte, war die ungarische Armee, größtenteils in fluchtartiger Auflösung, auf L. zurückgegangen; Haynaus Verfolgung gestaltete sich zu einem Treibjagen. Am 15. räumte Kmety mit der Nachhut, etwa 3000 Mann mit 12 Geschützen, vor dem andringenden österreichischen General Ramberg auch L., nahm aber jenseits der Stadt noch zweimal Aufstellungen. Nachdem er teils durch Gefecht, teils durch die Bedrohung seiner Flanke durch eine andere Abteilung, gezwungen worden war, dieselben zu räumen, ging auch bei seinen Truppen der Halt verloren; die von Bem befehligte Armee löste sich von L. an in einzelne Teile auf, welche nach und nach die Waffen streckten, während die Häupter des Aufstandes meist versuchten, nach der Türkei zu entkommen.

Lund (Schweden), Schlacht zwischen Dänen und Schweden am 4. Dezember 1676, in der die letzteren das Schlachtfeld behaupteten. Die Könige führten beiderseits selbst ihre Armeen. Die Schlacht war eine der hartnäckigsten und blutigsten aller Zeiten, indem die Verluste mehr als die Hälfte der Kämpfenden betrugen; es wurden 8357 Tote von beiden Heeren vom Schlachtfelde aufgelesen, während diese zusammen nicht mehr als 30,000 Mann betrugen. Eine entscheidende Wirkung hatte die Schlacht nicht. — Vgl. Carlson, Geschichte Schwedens IV, 659 ff.

Lund, Frieden zu, zwischen Schweden und Dänemark im Herbst 1679. Nachdem Schweden mit Brandenburg und den meisten übrigen Feinden unter französischer Vermittelung zu St. Germain und zu Nymwegen Frieden geschlossen hatte (1679), blieb es nur noch mit Dänemark im Kriegszustande. Schon war auch der dänische König Christian V., nachdem er sich vergebens bemüht hatte die Gnade Ludwigs XIV. zu gewinnen, durch einen Einfall französischer Truppen in Oldenburg zu einem Frieden gezwungen, als es den Schweden, denen die Vormundschaft des französischen Königs nicht mehr behagte, gelang auch bei Christian das Selbständigkeitsgefühl zu erregen und ihn zu gesonderten Friedensunterhandlungen in L. zu veranlassen. Dem daraus hervorgehenden Frieden, der ebenfalls den schwedischen Besitzstand unangetastet ließ, folgte sofort noch ein Verteidigungsbündnis der nordischen Reiche.

Lüneburg, Gefecht am 2. April 1813. Tettenborns Marsch auf Hamburg hatte die Franzosen veranlaßt, bis in die Gegend von Bremen zurückzuweichen. Von hier ging die Division Morand indessen bald wieder vor und besetzte am 1. April 1813 L., wo er am 2. durch den von Magdeburg kommenden Tschernyschew, mit welchem Dörnberg und Benkendorf sich vereinigt hatten, überraschend angegriffen wurde. Er glaubte es nur mit Kosaken zu thun zu haben und schickte, auf die Nachricht vom Nahen des Feindes, diesem Infanterie und Artillerie entgegen, welche bald zurückgeworfen wurden und sogar ihre Geschütze im Stiche lassen mußten. L. war mit Wällen und Gräben umgeben und wurde tapfer verteidigt, mußte aber doch den Verbündeten überlassen werden, welche durch die nach Osten führenden Thore eindrangen. Die Franzosen versuchten dann durch das westliche Thor vergeblich die Stadt wieder zu nehmen, dabei wurde Morand tödlich verwundet; er blieb mit 2500 Gefangenen, darunter fast das ganze sächsische Infanterieregiment Prinz Max, und 10 Geschützen in den Händen des Feindes. Aber schon am 5. räumte dieser die Stadt wieder, weil Montbrun mit der Avantgarde Davouts von Magdeburg nahte. Die Repressalien, welche die Franzosen an den Bewohnern der Stadt üben wollten, wandte Dörnberg durch die Drohung ab, die französischen Gefangenen dieselben entgelten zu lassen. Das Treffen, militärisch ohne bleibende Folgen, war moralisch von großer Bedeutung. — Vgl. „Neues vaterländisches Archiv des Königreich Hannover" von Spiel und Spangenberg, Hannover 1823.

Luneville, Friede von. Nachdem durch die Schlacht von Hohenlinden (s. d.) über den Ausgang des von der sogenannten zweiten Koalition gegen die französische Republik geführten Krieges entschieden war, traten am 1. Januar 1801 die Bevollmächtigten Frankreichs und Österreichs, Josef Bonaparte und Graf Cobenzl, in L. zu Unterhandlungen zusammen. Am 9. Februar wurde der Friede abgeschlossen. Er bestätigte im wesentlichen den Frieden von Campo Formio (s. d.). Der Herzog von Modena erhielt den Breisgau; Parma sollte nach dem Tode des Herzogs, welcher 1802 erfolgte, an Frankreich fallen, wogegen der Erbprinz Ludwig, mit Rücksicht auf seine Verwandtschaft mit dem spanischen Königshause, als „König von Etrurien" Toskana erhielt, dessen Großherzog Ferdinand, ein österreichischer Erzher-

zog, wiederum in Deutschland entschädigt werden sollte; ihm wurde 1802 das säkularisierte Salzburg als Kurfürstentum zuteil. Italien wurde preisgegeben und das ganze linke Rheinufer an Frankreich abgetreten; dem Reiche wurde die Verpflichtung auferlegt, die dortigen Fürsten für ihre Verluste zu entschädigen, am 9. März nahm es diese Bedingung in aller Form an; zu den Entschädigungen wurden geistliche Güter und freie Reichsstädte (laut Reichsdeputationshauptschlusses vom 25. Februar 1803) verwendet.

Lusitanische Legion. Als die Franzosen im Jahre 1807 Portugal in Besitz genommen hatten, wandte sich eine Anzahl von Personen aus den höheren Ständen, welche damals das Land verließen, nach England. Hier tauchte der namentlich vom Bischof von Oporto geförderte Gedanke auf, mit englischer Unterstützung in der Heimat ein aus Landeskindern zu bildendes Truppencorps aufzustellen und dasselbe an dem in Aussicht genommenen Versuche der Befreiung des Vaterlandes teilnehmen zu lassen. Der Befehl des Corps wurde dem General Sir Robert Wilson übertragen; unter seiner Führung und dann, als er 1809 nach England zurückkehrte, unter der des Oberst Mayne, hat die Truppe, unter dem Namen der **Loyal Lusitanian Legion**, an den Kämpfen der Engländer und ihrer Verbündeten auf der Pyrenäischen Halbinsel von 1808 an ehrenvollen Anteil genommen; eine Episode des Kampfes, wo ein früherer preußischer Offizier, Baron Eben v. Brunn, im Jahre 1809, mit einer Division der Legion im nördlichen Portugal einen unüberlegten Vorstoß gegen den Marschall Soult unternahm, endete freilich mit einem schmählichen Davonlaufen. Die Stärke der Legion betrug etwa 2000 Mann, während beabsichtigt war sie auf 10,000 zu bringen; 1811 wurde sie der durch Marschall Beresford organisierten portugiesischen Armee einverleibt. — Vgl. „Narrative of the campaign of the Loyal Lusitanian Legion“, London 1812; A. Halliday, Observations on the portuguese army, London 1811.

Luther, Martin, der thüringische Bergmannssohn, der Erfurter Augustinermönch, der Wittenberger Doktor und Professor der Theologie, der Reformator der Kirche und Heros des deutschen Volkes, der schöpferische Begründer der neuhochdeutschen Sprache und Litteratur wie der modernen protestantisch-germanischen Kulturperiode, ist geboren zu Eisleben in der Grafschaft Mansfeld den 10. November 1483, gestorben ebendaselbst den 18. Februar 1546.

Sein Leben zerfällt in drei Hauptperioden: 1) die Zeit der Vorbereitung 1483—1517; 2) die Zeit der großen reformatorischen Zeugnisse 1517 bis 1521; 3) die Zeit des Kämpfens und Bauens 1521—1546.

1) L. war, wie er selbst sagt, „eines Bauern Sohn“; sein Vater, Großvater, Ahnherren sind „rechte Bauern gewesen“. Seine Familie war ansässig zu Möhra, einem kleinen Ort am Westabhang des Thüringer Waldes. Von da war sein Vater Hans Luder, da ihm das väterliche Erbgut nicht zugefallen war, um als Bergmann seinen Unterhalt zu verdienen, nach der Grafschaft Mansfeld am Südharz übergesiedelt und hatte zuerst in Eisleben, dann in der Stadt Mansfeld sich niedergelassen. Dort hatte ihm seine Ehefrau Margarete geb. Ziegler einen Sohn geboren, der bei seiner Taufe am 11. November den Namen des Tagesheiligen, des heiligen Martinus von Tours, erhielt. In Mansfeld, wohin die Eltern bald nach der Geburt des Sohnes gezogen waren und wo der Vater anfangs in dürftigen Verhältnissen lebte, sodann aber durch Fleiß und Sparsamkeit ein ausreichendes Vermögen und geachtete bürgerliche Stellung sich errang, verlebte Martin seine Kinderjahre, erhielt von seinen Eltern eine strenge, mitunter harte Erziehung, sowie in der dortigen Stadtschule seinen ersten, freilich mangelhaften Unterricht. Nachdem des Vaters ökonomische Lage sich gebessert, suchte er für seinen Sohn eine bessere Schule, erst zu Magdeburg bei den Nollbrüdern oder Brüdern des gemeinsamen Lebens, dann 1498 zu Eisenach, wo er zwar auch noch als Kurrendschüler ums Brot sang, aber einen tüchtigen Lehrer und mütterliche Verwandte traf und in dem Hause der Patrizierfrau Ursula Cotta freundliche Aufnahme und Unterstützung fand. Von seinem Vater zum Studium der Rechte bestimmt, bezog er 1501 die Universität Erfurt. Hier trat er „als ein hurtiger, fröhlicher, junger Gesell“ ein in die Kreise der Humanisten, beschäftigte sich mit den alten lateinischen Dichtern, trieb aber mit besonderem Eifer das Studium der „spinösen Dialektik“ bei den beiden Nominalisten Jodocus Trautvetter aus Eisenach und Barthol. Arnoldi aus Usingen. Er wurde 1502 Baccalaureus, 1505 Magister und sollte nun zu juristischen Studien übergehen. Plötzlich aber, ohne Wissen und Willen seines Vaters und zur Überraschung seiner Freunde, trat er am 17. Juli 1505 in das Augustinerkloster zu Erfurt ein. Der plötzliche Tod eines Freundes und eigene Lebensgefahr unter den Schrecken eines heftigen Gewitters, das ihn auf der Rückreise aus Mansfeld nach Erfurt überfallen, hatte den raschen, wenn auch durch allerlei religiöse Anfechtungen längst vorbereiteten Entschluß in ihm zur Reife gebracht: „er wollte fromm werden und einen gnädigen Gott kriegen“. Den Herzensfrieden aber, den er im Kloster suchte, fand er nicht trotz seines ernsten, ja übertriebenen Eifers in allen Werken mönchischer Askese, trotz seines eifrigen Studiums der mittelalterlichen Theologie und trotz der Priesterweihe, die er 1507 empfing. Vielmehr steigerten sich seine Beängstigungen, durch krankhafte körperliche Zustände vermehrt, mitunter bis zu Anwandlungen verzweifelnder Schwermut. Trost und Aufrichtung gab ihm in solchen Stimmungen zuerst der einfache Zuspruch eines alten Klosterbruders, der ihn auf den Glaubensartikel von der Sündenvergebung hinwies: „Gott selbst habe uns ja geboten, zu hoffen.“ Den tiefsten und heilsamsten Einfluß aber übte damals auf ihn sein väterlicher Freund und Ordensvikar Johann v. Staupitz, der ihm warme Teilnahme zeigte, ihn vor verderblichem Grübeln warnte und ihn mahnte, zur Gnade und Liebe Gottes seine Zuflucht zu nehmen. Er war es auch, der 1508 Luthers Versetzung aus dem Erfurter in das Wittenberger Augustinerkloster ver-

anlaßte, wo L. teils seine eigenen Studien fortsetzen, teils für ein Lehramt an der dort 1502 von Kurfürst Friedrich neugegründeten Universität sich vorbereiten sollte. Er mußte hier zunächst philosophische Vorlesungen übernehmen (Dialektik und Physik nach Aristoteles), erlangte im Frühjahr 1509 den Grad eines Baccalaureus der Theologie und sollte jetzt zu der höheren Stufe des Sententiarius sich vorbereiten. Zuvor aber wurde er — man wußte nicht genau wann und aus welchem Grunde — nach Erfurt zurückversetzt, wo er wieder ca. drei Semester verbrachte. Wahrscheinlich von hier aus machte er dann im Jahre 1511 (nach anderen schon 1510) eine Reise nach Rom in Ordensgeschäften und zugleich zur Erfüllung eines früheren frommen Gelübdes. Über die näheren Zwecke und Erfolge dieser Romreise wissen wir nichts. Wohl aber legte er selbst später derselben einen großen Wert für sich darum bei, weil sie ihm einen Einblick verschafft hatte in die zu Rom und in der nächsten Umgebung der Kurie herrschende Frivolität und sittliche Verderbnis. Während er „wie ein toller Heiliger durch alle Kirchen und Klufften lief“ und alle Gnadenschätze sich zu verdienen trachtete, verstummte doch nicht die aus dem Studium der Schrift gewonnene bessere Einsicht, und während er die angeblich aus dem Richthaus des Pilatus stammende heilige Treppe gleich anderen Pilgern hinaufrutschte, glaubte er eine innere Stimme zu vernehmen, die ihm zurief: „Der Gerechte wird seines Glaubens leben!“

Bald nach seiner Rückkehr aus Rom wurde er am 18./19. Oktober 1512 zu Wittenberg Doktor und Professor der Theologie, trat auch als Prediger auf, nicht bloß im Kloster, sondern auch vor der Gemeinde in der städtischen Pfarrkirche, und schritt jetzt unaufhaltsam vorwärts im Verständnis der heiligen Schrift und in der Ausbildung einer von dem Scholasticismus und Pelagianismus des herrschenden Systems gereinigten Theologie. Seine Schriften, Predigten, Vorlesungen und Briefe aus den Jahren 1512—17 (z. B. Annerkungen zum Psalter, Vorlesungen über den Galaterbrief, Predigten über die zehn Gebote, Vaterunser-Auslegung &c.) zeigen bereits eine geförderte christliche Erkenntnis, besonders der augustinischen Gnadenlehre und der paulinischen Lehre von der Glaubensgerechtigkeit, die von jetzt an das Zentrum seines Lebens und Lehrens wird. Aber noch war Luther weit entfernt, in einen Gegensatz zur Kirche und ihrem Lehrsystem sich zu stellen, als Ereignisse eintraten, die ihn zwangen, im Interesse der christlichen Wahrheit und Sittlichkeit seine Stimme laut zu erheben. Er selbst sagt von sich: „Ich war der Welt abgestorben, bis daß es Gott Zeit deuchte und mich Junker Tetzel durch den Ablaß trieb.“

2) Auf die Zeit der Vorbereitung folgt **die Zeit der großen reformatorischen Zeugnisse** L.s 1517—1521. Diese richten sich zuerst wider den Mißbrauch des Ablasses 1517/18, dann wider die falschen Autoritäten der römischen Kirche 1519, zuletzt wider die Mißbräuche des ganzen päpstlichen Systems 1520/21.

In ernstem Ringen um sein eigenes Seelenheil und zugleich in eifriger Schriftforschung war L. langsam fortschreitend zu derjenigen evangelischen Heilserkenntnis gelangt, die er nun auch der Gemeinde und dem christlichen Volk zu verkündigen sich berufen fühlte. Den Beruf dazu hat er nicht selbst erwählt: er wurde ihm fast wider Willen aufgedrängt. Den ersten Anlaß zum offenen Hervortreten gab ihm ein einzelner Punkt der kirchlichen Bußpraxis, in welchem aber zugleich das ganze Verderbnis des römischen Lehr- und Lebenssystems in besonders auffallender Weise sich darstellt, der Ablaßhandel oder der Mißbrauch der indulgentiae plenariae, wie er damals auf Veranstaltung des Papstes Leo X. und des Erzbischofs-Primas der deutschen Kirche, Albrecht von Mainz-Magdeburg, in Luthers nächster Nähe von dem Leipziger Dominikaner-Prior Johann Dietz oder Tetzel in schamlosester Weise getrieben wurde. L., der die verderblichen Wirkungen dieses Unfugs im Beichtstuhl kennen gelernt, fand sich in seinem Gewissen gedrungen, mit einem offenen Zeugnis dawider hervorzutreten. Er that dies zuerst sanft und maßvoll in Predigten und seelsorgerlichen Besprechungen, dann entschiedener und in mehr wissenschaftlicher Form durch 95 Sätze zur Erklärung der Kraft der Ablässe, die er am Vorabend des Allerheiligenfestes, am 31. Oktober 1517, an der Thür der Schloßkirche zu Wittenberg nach akademischer Sitte als Einladung zu einer öffentlichen Disputation anschlug und den benachbarten Bischöfen übersandte. L. verwirft hier den Ablaß noch keineswegs schlechthin, sondern verlangt nur, daß er zu Vermeidung von Mißverständnissen und Mißbrauch mit Vorsicht gepredigt werde. Aber er beschränkt denselben, im Gegensatz gegen neu aufgekommene Doktrinen, auf den bloßen Nachlaß von Kirchenstrafen, rügt die vorgekommenen groben Mißbräuche und weist hin auf den evangelischen Begriff der Buße, wonach das ganze Christenleben eine ununterbrochene Buße sein müsse, und auf den wahren Schatz der Kirche, das Evangelium von der Herrlichkeit und Gnade Gottes. Indem er so dem falschen scholastischen Bußbegriff und der entarteten kirchlichen Bußpraxis die evangelische Lehre von Buße, Glauben und Sündenvergebung entgegenstellt, so lagen hierin bereits die wesentlichen und wirksamen Grundprinzipien der Kirchen-Reformation ausgesprochen und traten in dem nun folgenden Ablaßstreit 1517 und in den folgenden Jahren immer deutlicher hervor.

L.s Thesen und Predigten wider den Ablaß fanden wunderbar rasche Verbreitung („schier in 14 Tagen liefen sie durch ganz Deutschland, gleich als ob die Engel dabei Botendienste gethan“) und vielfache Zustimmung. Aber auch an Widerspruch fehlte es nicht vonseiten der Verteidiger des päpstlichen Systems, besonders aus dem Schoße des mächtigen Dominikaner-Ordens, der sich in seinem Ordensglied Tetzel unmittelbar angegriffen fühlte. Zuerst traten Tetzel selbst und Konrad Wimpina, Professor der Theologie in Frankfurt a. O., dann Jakob Hochstraten in Köln, Sylvester Mazzolini von Prierio, Magister S. palatii in Rom, Dr. Mayer von Eck, Vizekanzler der Universität Ingolstadt, und andere mit Schriften gegen

ihn auf und suchten ihn teils wissenschaftlich zu bestreiten, teils der kirchlichen Autorität als Ketzer zu denunzieren. Diese Angriffe veranlaßten L. zu weiterer Entwickelung und Verteidigung seiner Ansichten in einer Reihe von Streitschriften, z. B. „Asterisci adv. obeliscos Eccii“, „Freiheit des Sermons von Ablaß und Gnade“, „Responsio ad dialogum Silvestri Pr.“, besonders aber den Resolutionen der Thesen „De virtute indulgentiarum“, die er am 22. Mai 1518 dem Bischof von Brandenburg als seinem gnädigen Vorgesetzten, am 30. Mai mit einer demütigen Zuschrift dem Papst Leo X. übersandte.

Dieser hatte in L.s Angriff auf den Ablaß zunächst nichts gesehen als ein gleichgültiges Mönchsgezänk zwischen den beiden rivalisierenden Bettelorden der Augustiner und Dominikaner, den ungefährlichen „Einfall eines trunkenen Deutschen“. Auf Andringen der Dominikaner setzte er dann zwar ein Gericht nieder, das L. zur Verantwortung nach Rom citierte (1. August), ließ sich dann aber auf Verwendung des Kurfürsten bereit finden, die Beilegung der Sache seinem Legaten, dem Kardinal Thomas Vio di Gaeta, zu übertragen, der ohnehin im Sommer 1518 dem von Kaiser Maximilian nach Augsburg berufenen Reichstag mit päpstlichen Vollmachten und Aufträgen anwohnte, und der überdies selbst erst kurz vorher eine Abhandlung über den Ablaß geschrieben hatte. L., für den noch im September die Wittenberger Universität ein Fürwort beim Papst eingelegt, folgte, obgleich für sich selbst das Schlimmste fürchtend, dennoch ohne Widerrede der Vorladung nach Augsburg. Die Verhandlungen mit Cajetan (12. Oktober ff.) führten zu keinem Resultat, da Luther trotz aller Unterwürfigkeit doch zu keinem Widerruf sich verstehen, der Kardinal aber, starr am thomistischen System und dem päpstlichen Dekretalenrecht festhaltend, auf keine weiteren Disputationen mit der deutschen „Bestie“ sich einlassen wollte. Um der drohenden Verhaftung zu entgehen, entflieht L. den 20. Oktober aus Augsburg mit Zurücklassung einer feierlichen, vor Notar und Zeugen ausgestellten Berufung von dem übelunterrichteten an den besser zu unterrichtenden Papst; und als ein päpstliches Breve die Ablaßlehre in ihrer schroffsten Gestalt bestätigte und ein Schreiben Cajetans an Kurfürst Friedrich von diesem die Auslieferung oder wenigstens Ausweisung L.s verlangte, so appellierte L. (am 28. November) vom Papst und den von diesem bestellten parteiischen Richtern an ein allgemeines christliches Konzil, das gesetzmäßig und an einem sicheren Ort sich versammeln würde.

Noch einmal versuchte die Kurie, aus Rücksicht auf den Landesherrn L.s und die damalige politische Lage Deutschlands, den Weg der Milde durch den aus Sachsen gebürtigen, dem kurfürstlichen Hof befreundeten päpstlichen Kammerherrn Karl v. Miltitz, der dem Kurfürsten die vom Papst geweihte goldene Rose überbringt, dem Prior Tetzel in Leipzig einen scharfen Verweis wegen seines unwürdigen Verhaltens erteilt, L. aber auf einer Zusammenkunft in Altenburg durch freundliche Schmeicheleien und bewegliche Vorstellungen zu dem Versprechen des Stillschweigens bestimmt unter der Bedingung, daß auch seine Gegner schweigen würden (Januar 1519). Auch wollte L. dem Papst in einem demütigen Schreiben bekennen, daß er bei seinem wohlgemeinten Streit gegen die Ablaßkrämer zu scharf und hitzig geworden, und das Volk in einer öffentlichen Erklärung zu Gehorsam und Treue gegen die römische Kirche ermahnen. Miltitz entließ L. mit einem Abschiedskuß.

Damit schien der Ablaßstreit beendigt. Allein die Gegner L.s schwiegen nicht und riefen auch ihn wieder auf den Kampfplatz. Dr. Eck in Ingolstadt hatte schon im Herbst 1518 während Luthers Anwesenheit in Augsburg mit dessen Wittenberger Kollegen A. Karlstadt eine theologische Disputation verabredet, wußte aber durch eine offenbar gegen Luther gerichtete These auch diesen darein zu verwickeln. In der Disputation, die dann im Sommer 1519 (27. Juni bis 16. Juli) in Leipzig stattfand, bestand L. darauf, daß das Haupt der Kirche nicht der Papst, sondern Christus, daß auch die Schlüssel des Himmelreichs keinem einzelnen übertragen seien, sondern der Kirche als der Gemeinschaft der Heiligen, er stimmte dem vom Konstanzer Konzil verurteilten Satze von Hus bei, daß die Kirche die Gesamtheit der von Gott Erwählten sei; ja, er schreitet, von Eck der hussitischen Ketzerei bezichtigt, zu der Erklärung fort, daß unter den zu Konstanz verdammten Sätzen einige echt christliche seien: auch ein allgemeines Konzil könne irren. Eck erklärte, wer die Irrtumsfähigkeit eines rechtmäßig versammelten Konzils behaupte, der sei ein Häretiker und Heide. Beide Teile schrieben sich den Sieg zu; Eck eilte nach Rom, um die Verdammung Luthers zu betreiben.

Die Leipziger Disputation des Jahres 1519 bildet einen entscheidenden Wendepunkt in der reformatorischen Gedankenentwickelung L.s wie in seiner Stellung zur Kirche. Ihr wichtigstes Ergebnis war, daß L., indem er Konzilien wie Päpste für irrtumsfähig erklärt, eine unfehlbare Kirchenautorität in Glaubenssachen überhaupt nicht mehr anerkennt, also die Grundvoraussetzung des katholischen Systems leugnet. Aber auch die ganze reformatorische Bewegung nimmt jetzt größere Dimensionen an, innerlich und äußerlich, sofern nun erst eine ganze Reihe von weiteren Fragen in die Verhandlung hineingezogen und sofern die Beteiligung auf beiden Seiten eine weit allgemeinere und lebhaftere wurde. Aus dem theologisch-scholastischen Streit über Pönitenz und Indulgenz erwächst jetzt ein Kirchenstreit, ein Gegensatz der religiös-kirchlichen Prinzipien. Neue Bundesgenossen aber gewinnt L. seit den Leipziger Tagen teils aus den Kreisen der Humanisten, die bisher an dem bloß theologischen Ablaßstreit wenig Interesse gefunden, teils an Mitgliedern des deutschen Adels (Hutten, Sickingen, Schaumburg, Hartmut v. Kronberg u. a.), teils an den Anhängern der hussitischen Reformation, den Utraquisten und böhmischen Brüdern, die jetzt Verbindungen mit ihm anknüpften. Alle die längst vorhandenen Elemente der Opposition gegen das päpstliche System nähern sich ihm und treten mit einander in Verbindung — das theologische, das

litterarische, das politisch-nationale und soziale. Die Zeit des Schweigens war vergangen, die Zeit des Redens und Handelns schien gekommen.

Als treuester Freund aber und tüchtigster Gehilfe war L. gerade aus Anlaß der Leipziger Disputation zur Seite getreten sein junger humanistischer Kollege Philipp Melanchthon, seit 1518 Professor der griechischen Sprache in Wittenberg, der vielseitigste und gelehrteste unter den jüngeren Humanisten. Er hatte L. nach Leipzig begleitet, hatte ihm dort bei der Disputation hilfreichen Beistand geleistet, trat nun, erst anonym, dann offen, mit Verteidigungsschriften für Luther hervor und förderte durch philologische, philosophische und bald auch durch biblisch-theologische Vorlesungen, Reden und Schriften das Werk der Studien- und Kirchenreform.

Aber auch L. selbst wird gerade durch den Kampf mit Eck zu neuen theologischen, historischen und kirchenrechtlichen Untersuchungen angeregt und gewinnt einen tieferen Einblick in Wesen und Geschichte des Papsttums, in die Irrtümer und Verderbnisse des ganzen kirchlichen Systems. Eine Reihe von Schriften, in denen er seine gereifte reformatorische Erkenntnis niederlegt, erscheint von ihm in den Jahren 1519 und 1520 (z. B. „Resolutiones super propositiones Lipsiae disp.“, „Defensio contra malignum Eccii judicium“, „Ad aegrocerotem Emseranum“, „de duplici justitia“, „Sermon von Buße, Taufe, Leichnam Christi, Bann“, „Kommentar zum Galaterbrief, zu den Psalmen, von guten Werken, vom Papsttum zu Rom“ 2c.) Insbesondere aber ist das Jahr 1520 denkwürdig durch die drei reformatorischen Hauptschriften L.s, die sein eigentliches Reformationsprogramm enthalten: 1) die deutsche Schrift „an den christlichen Adel deutscher Nation von des christlichen Standes Besserung, im August 1520 erschienen; 2) das lateinische „Praeludium de captivitate Babylonica“, über die babylonische Gefangenschaft der Kirche, erschienen im Oktober; und endlich 3) den Traktat „de libertate christiana“, „von der Freiheit eines Christenmenschen“, in lateinischer und deutscher Sprache, im November ausgegeben und einem Schreiben an Papst Leo X. (d. d. 6. September 1520) beigelegt. Die erste dieser drei Schriften ist ein Notschrei wider das Verderben der Christenheit und Aufruf zur Hilfe, gerichtet an den Adel der deutschen Nation wie an den gesamten Laienstand, nebst umfassenden kirchlichen, politischen, sozialen Reformvorschlägen. Die zweite handelt von den Hauptstücken des christlichen Gottesdienstes, besonders den Sakramenten, Taufe, Buße, Abendmahl 2c., als worin die babylonische Knechtung und Verwirrung der Kirche durch das Papsttum am meisten sich zeige. Die dritte endlich, der Traktat von der christlichen Freiheit, anknüpfend an das paulinische Wort 1 Kor. 9, 19 will eine Summa des ganzen christlichen Lebens geben, indem sie zeigt, wie der Christ durch den Glauben ein freier Herr aller Dinge, und dennoch auch wieder ein dienstbarer Knecht und jedermann unterthan sei in der Liebe: das sei die rechte geistliche, christliche Freiheit, die das Herz frei macht von allen Sünden, Gesetzen und Geboten.

Nun erfolgte aber auch der förmliche und definitive Bruch mit Rom. Schon September 1520 war Eck wieder in Deutschland erschienen als Überbringer einer Bulle Exsurge Domine, die zwar noch eine 60tägige Frist zum Widerruf gewährte, dann aber Bann und Ketzerstrafen über L. und alle seine Anhänger verhängte. L. beantwortet die Bulle mit drei Schriften, worin er zuerst ihre Echtheit bezweifelt, dann sie für ein Werk des Antichrists erklärt, endlich die darin verdammten Sätze einzeln verteidigt und die Appellation an ein allgemeines Konzil erneut. Als man an verschiedenen Orten, der Bulle gemäß, L.s Schriften verbrannte, antwortete er durch die öffentliche Verbrennung der Bulle und der päpstlichen Rechtsbücher, den 10. Dezember 1520. Wenige Wochen darauf, den 3. Januar 1521, erging, nachdem die letzte Frist zum Widerruf verstrichen, die päpstliche Schlußbulle Decet R. Pontificem, worin nun förmlich über L. und seine Anhänger der Bann gesprochen wird. Auf dem im Januar 1521 zusammentretenden Reichstag zu Worms, wo der neugewählte Kaiser Karl V. zum erstenmal inmitten seiner deutschen Stände erschien, forderte der päpstliche Legat Aleander sofortige Vollziehung des Bannes durch Verhängung der Reichsacht über L. und seine Anhänger. Der Reichstag, der selbst eine Reihe von Beschwerden gegen den päpstlichen Stuhl vorbrachte, beschloß, L. wenigstens vorher zu vernehmen, wie das in deutschen Landen Recht und Sitte sei, und der Kaiser, bei der damaligen politischen Lage Europas ebenso wenig geneigt, den Papst zu beleidigen als ihm unbedingt zu Willen zu sein, gab seine Zustimmung zu L.s Vorladung vor den Reichstag. (Vgl. hierüber außer Köstlin und Kolde a. a. O. das neu erschienene Werk von H. Baumgarten, Karl V., Bd. I, S. 379 ff.)

L., sofort bereit, der Vorladung zu folgen, erschien unter kaiserlichem Geleit, von wenigen Freunden begleitet, von vielen vor Hussens Schicksal gewarnt, alle weltliche Hilfe im Vertrauen auf Gottes Schutz ablehnend, am 16. April in Worms, und bekannte hier, nachdem er am 17. bei seiner ersten Vernehmung um Bedenkzeit gebeten, am 18. April sein schönes Bekenntnis vor Kaiser und Reich, daß er den ihm angesonnenen bedingungslosen Widerruf seiner Schriften und Lehren nicht leisten könne, es sei denn, daß er mit Zeugnissen der heiligen Schrift oder mit hellen, klaren Gründen widerlegt würde, denn dem Papst oder den Konzilien allein glaube er nicht, weil am Tage liege, daß sie öfters geirrt haben. Er sei durch die heilige Schrift überwunden und sein Gewissen durch Gottes Wort gefangen. Den Schluß seiner Erklärungen bildete das bekannte (allerdings nicht ganz sichere, wenigstens in verschiedener Fassung überlieferte) Wort: „Ich kann nicht anders; hier stehe ich; Gott helfe mir. Amen.“ (Vgl. darüber Köstlin I, 453; Kolde I, S. 336f. und Anm.) Auch bei späteren Privatverhandlungen, am 24. und 25. April, blieb L. standhaft, verweigerte die ihm angesonnene, vorbehaltlose Unterwerfung unter die Entscheidung des Reichstags oder eines allgemeinen Konzils und berief sich schließlich auf das Wort Gamaliels:

sei seine Sache nicht aus Gott, so werde sie ja in wenig Jahren von selbst untergehen; sei sie aus Gott, so werde man sie nicht dämpfen können. L.s einfältiger Glaubensmut machte großen Eindruck innerhalb und außerhalb der Reichsversammlung. Der Kaiser aber betrachtete die Sache als abgemacht. Am 26. April verließ L. Worms wieder unter kaiserlichem Geleit für die Rückreise; am 26. Mai erging gegen ihn, seine Schriften und Anhänger die Reichsacht durch das von dem päpstlichen Legaten Aleander redigierte, auf den 8. Mai zurückdatierte Wormser Edikt. So war die Ketzerei L.s, nachdem der Kirchenbann sie getroffen, nun auch durch die Reichsgewalt geächtet und totgesprochen. L. selbst aber war, als die Acht über ihn erging, längst in Sicherheit.

3) Auf die Zeit der Grundlegung folgt nun die Zeit der Ausführung seines Lebenswerkes, seines reformatorischen Kämpfens und Bauens 1521—1546. Zur Vorbereitung darauf dient ihm das Asyl auf der Wartburg, wohin ihn sein Kurfürst nach einer in Worms getroffenen Verabredung heimlich hatte bringen lassen und wo er nun 10 Monate (vom 4. Mai 1521 bis 3. März 1522) unter dem Namen und in der Verkleidung eines Ritters Georg in der Verborgenheit und Stille verlebte. Dieser Aufenthalt in seinem „Patmos" wurde für L. wie für sein Werk in mehrfacher Hinsicht förderlich: er selbst wurde dadurch nicht bloß den Nachstellungen seiner Feinde, sondern auch dem stürmischen Drängen der Freunde entzogen und fand Zeit zur inneren Sammlung und Befestigung in der heiligen Schrift, deren Übersetzung aus dem Grundtext in die neuhochdeutsche Sprache er eben hier (21. Dezember 1521) begann. Das Reformationswerk aber gewann durch die zeitweilige Entfernung seines Urhebers an innerer Selbständigkeit und wurde aus einem Werk L.s zu einer Angelegenheit der Gemeinde und des Volkes. Auch suchte er selbst den Fortgang desselben zu fördern durch eine Reihe von Briefen und Schriften, die er aus seiner Einsamkeit (ex eremo) ausgehen ließ und durch die er Freunden und Feinden bald wieder ein Lebenszeichen von sich gab (so Streitschriften gegen Latomus, Emser, die Pariser Theologen, gegen die päpstliche Nachtmahlbulle, gegen einen neuen Ablaßunfug in Halle, Auslegungen des Magnificat und einiger Psalmen und Evangelien, Schriften über Beichte, Mönchsgelübde, Privatmessen, besonders aber Kirchenpostille, Teil I, und anderes).

Bald aber erschien seine persönliche Gegenwart in Wittenberg als notwendig. Es zeigte sich hier ein schwärmerischer Radikalismus, der unter dem Vorgeben, L.s Gedanken praktisch verwirklichen und das neue Gottesreich aufrichten zu wollen, das ruhige Fortschreiten der Reform zu stören, ja alle Ordnungen des kirchlichen wie des bürgerlichen Lebens zu zerstören drohte. L.s theologischer Kollege Karlstadt und L.s Ordensbruder Gabriel Zwilling nebst einigen Anhängern, Studenten, Mönchen und Bürgern, begannen in tumultuarischer Weise allerlei willkürliche Änderungen des Gottesdienstes und kirchlichen Lebens vorzunehmen, die Messe zu stören, Fasten, Cölibat und Mönchsgelübde zu brechen, Bilder zu beschädigen oder aus den Kirchen zu entfernen, neue gottesdienstliche Formen einzuführen ꝛc. Bald kamen noch bedenklichere Elemente hinzu: Ende Dezember kamen nach Wittenberg die sogen. Zwickauer Propheten, Markus Stübner, Nikolaus Storch und ein dritter, denen sich dann noch ein Student, M. Cellarius, anschloß. Sie rühmten sich göttlicher Gesichte und Offenbarungen, verwarfen die Kindertaufe, forderten eine Erhebung der Seele zur mystischen Gotteinheit, aber auch einen Umsturz aller äußeren Ordnungen, gewaltsame Herstellung eines Reiches der Heiligen mit Vernichtung der Gottlosen. Es drohte ein wüstes, unordentliches Wesen. Der Kurfürst war ängstlich, der Magistrat unmächtig, Melanchthon unsicher und ratlos, die Reformation in Gefahr, auf abschüssige Bahnen zu geraten. Da eilte L. (der schon Anfang Dezember einmal heimlich drei Tage in Wittenberg gewesen war), der persönlichen Gefahr nicht achtend, des kurfürstlichen Schutzes nicht länger begehrend, von der Wartburg herbei, traf über Jena (wo er 3./4. März mit dem Schweizer Keßler zusammengetroffen, s. dessen „Sabbata", S. 145 ff.) am 6. März in Wittenberg ein und stellte durch sein ebenso besonnenes wie kräftiges Auftreten, durch acht Predigten, die er wider die Schwärmer hielt, und durch Privatbesprechungen, die er mit ihnen hatte, die Ordnung und Ruhe wieder her.

Nun aber galt es, gerade im Gegensatz gegen den Sturm und Drang solcher radikaler Neuerer, welche die kirchliche Reformation zu überstürzen, oder sie gar in die Bahnen einer fanatischen Sozialrevolution zu leiten drohten, und doch auch zugleich im fortdauernden Kampf wider die Anhänger des alten Systems, die jetzt in immer größerer Zahl und steigender Feindseligkeit gegen L. als den angeblichen Anstifter aller dieser Bewegungen sich erhoben, in vorsichtiger und besonnener Weise eine den evangelischen Grundsätzen entsprechende Neugestaltung des Gottesdienstes und gesamten Kirchenwesens, zunächst in Wittenberg, dann im übrigen Kursachsen zu versuchen, nachdem die politischen Verhältnisse, die das Wormser Edikt von 1521 teils modifizierenden, teils geradezu aufhebenden Reichstagsbeschlüsse der Jahre 1522, 1524, 1526 und der mit dem Tode Friedrichs und der Nachfolge Johanns eingetretene Regierungswechsel in Kursachsen dazu freie Bahn gemacht hatte. Eben in dieser Zeit, kurz nach Kurfürst Friedrichs Tod (gest. 5. Mai 1525) und kurz nach der Beendigung der Bauernunruhen (15. Mai), hatte L., um mit seiner ganzen mönchischen Vergangenheit zu brechen und in seinem persönlichen Leben das Vorbild eines christlichen Haus- und Ehestandes zu geben, den Bund der Ehe geschlossen mit der früheren Nonne Katharina v. Bora (13. Juni 1525, vgl. Köstlin I, 760ff.).

Für die Neubegründung der kirchlichen und gottesdienstlichen Ordnungen, wie sie L. in den Jahren 1523—1530 in Wittenberg und Kursachsen in Angriff nahm, bildete die erste und notwendigste Grundlage die 1521 auf der Wartburg begonnene, dann mit Hilfe der Wittenberger Freunde und Kollegen in den folgenden Jahren langsam fortschreitende, endlich 1534 abgeschlossene deutsche

Bibelübersetzung L.s, ein Meisterwerk deutscher Sprache, deutscher Wissenschaft und deutschen Gemüts, die feste Grundlage des evangelischen Glaubens und Lebens, der Lehre und des Kultus für Kirche, Schule und Haus, eines der wichtigsten Förderungsmittel der Kirchenreformation nicht nur, sondern des gesamten deutschen Kulturlebens der letzten Jahrhunderte.

Diesem verdienstlichsten und gesegnetsten aller Werke L.s schlossen als weitere Förderungsmittel des evangelischen Glaubens und Volksunterrichts sich an: L.s Auslegungsschriften zu verschiedenen biblischen Büchern (besonders Psalmen, Evangelien, Galater-, Römerbrief ꝛc.), dann seine gedruckten Predigten in großer Zahl, teils Einzeldrucke, teils Predigtsammlungen (Kirchenpostille I 1522, II 1525, 2. Aufl. 1540, 1543; Hauspostille 1544, 1545; vgl. Jonas, Die Kanzelberedsamkeit L.s 1852), dann seine liturgischen Schriften: Ordnung des Gottesdienstes und Formula Missae 1523, Taufbüchlein 1523, Greuel der Stillmesse und erstes Wittenberger Gesangbuch 1524, Deutsche Messe und neue Bearbeitung des Taufbüchleins 1526, Vorrede zu Melanchthons Unterricht der Visitatoren 1528, und die für den Zweck der Visitation geschriebenen beiden Katechismen (der sogen. große und kleine Katechismus), sowie das Traubüchlein 1529. Für die mit der Neuordnung des Kirchenwesens Hand in Hand gehende Neugestaltung des Schulwesens ist von epochemachender Bedeutung L.s Sendschreiben an die Ratsherren aller Stände deutschen Landes, daß sie christliche Schulen aufrichten und halten sollen 1524 (vgl. hierüber die Schriften von Gedike, Beste, Brüstlein, Scheffer, Schiller, Heiland, Meyer u. a.).

Neben dieser bauenden, reformierenden und organisierenden Thätigkeit L.s ging aber in dieser ganzen Zeit 1522—1530 eine ebenso eifrige kämpfende und abwehrende her, — gerichtet teils gegen die Anhänger und Verteidiger der päpstlichen Kirche (wie die Schrift gegen Heinrich VIII. von England 1522, gegen die Universität Ingolstadt, wider den neuen Abgott zu Meißen 1524, die Schrift gegen Erasmus: de servo arbitrio 1525), teils gegen den kirchlichen und politischen Radikalismus der Schwärmer und Bauern (z. B. treue Vermahnung sich zu hüten vor Aufruhr 1522, von weltlicher Obrigkeit 1523, wider die himmlischen Propheten 1524, besonders aber die beiden aus Anlaß des Bauernaufstands geschriebenen, schon damals wie neuerdings viel angefochtenen Schriften: Ermahnung zum Frieden auf die zwölf Artikel der Bauern, April 1525 und Wider die räuberischen und mörderischen Bauern, geschrieben im Mai 1525, nachdem „die Bauern zur Faust gegriffen"); — teils endlich gegen die Schweizer und speziell die schweizerische Abendmahlslehre (Vorrede zum schwäbischen Syngramma, Sermon vom Sakrament wider die Schwarmgeister 1526, daß diese Worte: das ist mein Leib, noch feststehen 1527, großes Bekenntnis am Abendmahl 1528 ꝛc.; vgl. hierüber Köstlin II, S. 65 ff.).

Unter allen diesen Kämpfen und Arbeiten gewann L.s theologische Gedankenentwickelung wie seine allgemeine Welt- und Lebensanschauung eine immer konservativere Haltung, den Charakter eines kräftigen Realismus und Positivismus, und eben damit ihre feste Abgrenzung wie gegenüber der falschen Äußerlichkeit und Gesetzlichkeit der alten Kirche, so nun auch gegen die falsche Innerlichkeit und den Radikalismus der Schwarmgeister und gegen den verstandesmäßigen Spiritualismus der Schweizer und Sakramentierer. So blieb denn auch der 1529 von Landgraf Philipp von Hessen gemachte Versuch, eine Ausgleichung der Abendmahlsdifferenz zwischen Schweizern und Sachsen herbeizuführen durch das Marburger Gespräch (1. bis 4. Oktober), ohne den gewünschten Erfolg. Man kam sich zwar näher, aber eine brüderliche Einigung wurde nicht erreicht. L. war es, der steif auf dem Schriftwort „das ist mein Leib" bestehend, die Friedenshand Zwinglis zurückstieß: „Es sind keine Leute auf Erden", sagte Zwingli, „mit denen ich lieber wollte eins sein, als die Wittenberger"; — „Ihr habt einen anderen Geist als wir!" entgegnete L. und wollt jenem zwar christliche Liebe, wie man sie auch den Feinden schuldig sei, nicht aber christliche Bruderschaft gewähren. Und da auch weitere Verhandlungen, die zu Schwabach, Schmalkalden und Nürnberg über ein Schutzbündnis der gegen den Speierer Majoritätsbeschluß von 1529 protestierenden Stände waren gepflogen worden, wegen der entschiedenen Abneigung L.s und des von ihm beeinflußten Kurfürsten Johann gegen bewaffneten Widerstand, zu keinem Ziele führten, so standen die Protestanten zu Anfang des Jahres 1530 den drohenden Gewaltmaßregeln des jetzt mit dem Papst verbündeten Kaisers wehrlos und ohne Einheit gegenüber.

Im Jahr 1530 schien endlich die Entscheidung des großen kirchlichen Kampfes zu nahen, als Kaiser Karl V. selbst nach Deutschland kam, um einen Reichstag in Augsburg abzuhalten. Da der Kaiser in seinem Reichstagsausschreiben vom 21. Januar versprach, „eines jeden Gutdünken, Opinion und Meinung in Liebe zu hören und zu erwägen": so erhielt L. mit den übrigen Wittenberger Theologen vom Kurfürsten den Auftrag, eine theologische Denkschrift auszuarbeiten zur Darlegung und Verteidigung der evangelischen Lehre auf dem Reichstag. In Erfüllung dieses Auftrags überreichten sie zu Ende März in Torgau zwei Schriftstücke, nämlich die von L. bereits 1529 auf Grund der sogen. Marburger Artikel redigierten sogen. 17 Schwabacher Artikel und sechs einzelne Artikel über die kirchlichen Bräuche, die von den vier Wittenberger Theologen gemeinsam verfaßt waren. Melanchthon erhielt den Auftrag, auf Grund dieser Vorlagen eine einheitliche Schutz- und Bekenntnisschrift auszuarbeiten, die spätere sogen. Confessio Augustana. L. selbst, der immer noch als Gebannter, Geächteter und Gefangener des Kurfürsten betrachtet wurde, mußte auf der Feste Coburg zurückbleiben (23. April bis 5. Oktober), wo er während des Reichstages nicht nur eine vielseitige litterarische Thätigkeit entfaltete, sondern auch in den Gang der Augsburger Verhandlungen durch Rat, Trost, Mahnungen und Warnungen, die er seinen Freunden, besonders dem zaghaften Melanchthon, zugehen ließ, erfolg-

reich eingriff. Insbesondere sprach er über die von Melanchthon redigierte, am 25. Juni vor Kaiser und Reich verlesene Bekenntnisschrift seine volle Billigung aus und freute sich, die Stunde erlebt zu haben, da Christus durch solche Männer in solcher Versammlung durch dieses allerschönste Bekenntnis öffentlich sei verkündigt worden.

In den folgenden 15 Jahren seines Lebens (1531—1546) tritt zwar L.s Einfluß und Thätigkeit äußerlich angesehen mehr zurück, teils hinter der vielseitigen Geschäftigkeit Bucers und Melanchthons, teils hinter der jetzt vielfach maßgebenden Autorität der Fürsten und Staatsmänner. Auch verblieb er von jetzt an, abgesehen von kleinen Reisen, meist in Wittenberg, seines akademischen Lehramtes und Predigtamtes wartend, von Tausenden aufgesucht, gehört und angesprochen, und stets, wo er konnte, zu Rat und Hilfe bereit. In allen wichtigen Fragen aber, nicht bloß kirchlichen und theologischen, sondern teilweise auch politischen, wurde er, zumal von dem ihm treuergebenen Kurfürsten Johann Friedrich (1532 ff.) nicht bloß gehört, sondern sprach er auch meist das entscheidende Wort, zumal wenn es galt neben dem, um des Friedens willen oft allzu nachgiebigen Melanchthon die Sache der evangelischen Freiheit oder Lehrbestimmtheit zu wahren.

So gab L. 1531 eine Glosse auf das kaiserliche Edikt und eine Warnung an seine lieben Deutschen heraus, gab sein Gutachten inbetreff des Schmalkaldischen Bundes wie inbetreff des Nürnberger Religionsfriedens, schrieb 1532 wider die Schleicher und Winkelprediger, 1534 und 1535 Schriften wider das jetzt vom Papst beabsichtigte Konzil, verhandelte über dieses am 7. November 1535 mit dem in Wittenberg anwesenden päpstlichen Legaten P. P. Vergerius, verfaßte 1537 aus Anlaß der Frage über die Konzilsbeschickung seine, den Gegensatz gegen das päpstliche System aufs schärfste betonenden sogen. Schmalkaldischen Artikel (gedruckt 1538, später unter die Bekenntnisschriften aufgenommen), muß aber den schmalkaldischen Konvent am 26. Februar 1537 wegen schwerer Erkrankung plötzlich verlassen, den Zurückbleibenden die Sorge für das Wohl der Kirche, aber auch den Haß wider den Papst anbefehlend. Schwere Verlegenheiten und Gewissensbedenken verursacht ihm 1539—1540 die Doppelehe des Landgrafen Philipp von Hessen, schwere Sorgen die tödliche Erkrankung seines treuen Melanchthon in Weimar (1540), den er mit kräftigem Zuspruch und Gebet wieder aufrichtet. Die Regensburger Vermittelungsvorschläge 1541 lehnt er ebenso entschieden ab, wie 1545 die Teilnahme an dem vom Papst berufenen Tridentiner Konzil; ja in seinem letzten Lebensjahr greift er noch einmal zur Feder, um eine seiner heftigsten Streitschriften wider das Papsttum loszulassen in seiner Schrift „Wider das Papsttum zu Rom vom Teufel gestiftet" 1545.

Anderenteils wird er durch eine neue Ausgabe der Zwinglischen Schriften 1544 veranlaßt, den seit Zwinglis Tod und seit der Wittenberger Konkordie des Jahres 1536 ruhenden Abendmahlsstreit mit den Schweizern noch einmal aufzunehmen durch sein „kurzes Bekenntnis vom heiligen Sakrament" vom Jahr 1544. Doch war L. so besonnen und gerecht, seinen Widerspruch gegen die Zwinglische Lehre nicht auf die vermittelnde Abendmahlslehre Calvins und Melanchthons auszudehnen, obgleich es schon damals an Schülern L.s nicht fehlte, die, lutherischer als der Meister, diesen gegen den alten Freund aufzuregen suchten wegen seiner angeblichen Abweichungen von der reinen Lehre, wie sie solche in den späteren Ausgaben der Augsburger Konfession (der sogen. Variata), und in der von Melanchthon gemeinsam mit Bucer verfaßten sogen. Kölner Reformation vom Jahr 1543 zu finden glaubten. Trotz solcher Verdächtigungen und momentanen Verstimmungen ist aber doch das auf gegenseitiger Achtung und Liebe gegründete Freundschaftsverhältnis zwischen beiden Reformatoren niemals ernstlich gestört, ist vielmehr gerade in L.s letzter Lebenszeit wieder neu befestigt worden.

Mancherlei Beschwerden brachte ihm in seinen letzten Jahren seine zunehmende Kränklichkeit, manchen Verdruß das ungezügelte Treiben der Wittenberger Jugend und andere betrübende Wahrnehmungen, die er in seiner näheren oder ferneren Umgebung machen mußte über die mangelnden sittlichen Früchte des neuen Evangeliums, über Verachtung oder Unterdrückung der Kirche, über Vermengung des Geistlichen und Weltlichen, über Störungen des Friedens zwischen den Bekennern des evangelischen Glaubens — lauter Dinge, die er aufs tiefste beklagte und die ihn noch Schlimmeres von der Zukunft fürchten ließen. Doch war sein letztes Werk noch ein Friedenswerk. Zur Beilegung eines zwischen den Grafen von Mansfeld ausgebrochenen Streites reiste er halbkrank mitten im Winter am 23. Januar 1546 von Wittenberg über Halle nach Eisleben. Bange Ahnungen stiegen in ihm auf, daß er hier in seinem Geburtsort auch sein Leben beschließen würde. Dennoch predigte er noch einmal, und hatte die Freude, nach schwierigen Verhandlungen einen glücklichen Vergleich zwischen den Streitenden zustande zu bringen. Schon im Begriff nach Wittenberg zurückzukehren, bekam er einen neuen Krankheitsanfall am 17. Februar. Arzeneien und Stärkungen halfen nichts: er fühlte sein Ende nahen. Er befahl seine Seele Gott, beantwortete die Frage seiner Freunde Jonas und Cölius, ob er auf seine Lehre sterben wolle, mit einem lauten Ja und entschlief sanft den 18. Februar 1546 in der dritten Stunde. Sein Grab fand er in der Schloßkirche zu Wittenberg am 22. Februar. Bugenhagen hielt die Leichenrede, Melanchthon als Sprecher der Universität eine lateinische Rede: „Wir sind wie Waisen, die ihres Vaters beraubt sind. Er aber ist hingegangen in die herrliche Schule, wo er die Geheimnisse der göttlichen Majestät mit offenen Augen schauen und mit brennendem Herzen Gott danken wird."

Als Schriftsteller gehört L. nicht bloß der deutschen und nicht bloß der kirchlichen Litteratur an: seine Schriften bilden einen Bestandteil der Weltlitteratur. Denn auf alle Kulturvölker der modernen Menschheit, auf alle Lebensgebiete der modernen Kulturwelt erstreckt sich mittelbar oder unmittelbar der Einfluß L.s und seines Lebenswerkes der Reformation. Dem deutschen Volke

aber insonderheit hat er durch seine aus dem Grundtext geschöpfte Übersetzung der heiligen Schrift ein deutsches Bibelbuch in die Hand und mit der Bibel eine neue gemeinsame Schriftsprache, ein alle Stämme und Stände einigendes Bildungsmittel gegeben. Er hat ferner die Bibel ausgelegt für Gelehrte und Ungelehrte, und zwar nicht nach der Norm der Tradition, sondern aus sich selbst heraus nach ihrem eigenen Wortsinn und Geist in seinen exegetischen Werken, seinen Predigten und Auslegungsschriften. Er hat das aus der Bibel geschöpfte gereinigte Bekenntnis niedergelegt und ausgebreitet in seinen Lehr- und Erbauungsschriften, seinen Katechismen, Traktaten, Gebeten und geistlichen Liedern, durch welche er, wie der Vater der evangelischen Kirche, so auch der Vater des evangelischen Kirchenliedes geworden ist. Er bespricht die politischen und sozialen Fragen, von denen seine Zeit bewegt war, und regt neue weltbewegende Gedanken an in seinen populären, kirchlichen und politischen Flugschriften, Sendschreiben und Ratschlägen. Er bekämpft seine Gegner mit unerbittlicher Polemik, oft mit rücksichtsloser Derbheit in seinen Streitschriften; aber er tröstet auch die Angefochtenen, ermutigt die Schwachen und Verfolgten oder feiert das Gedächtnis evangelischer Märtyrer in seinen herzinnigen Trostschriften, seinen herzhaften Kampfes- und Siegesliedern. Und dann hat er wieder in einfältigen Worten, in sinnvollen Sprüchen und Fabeln kindlich zu den Kindern geredet und hat in seinen zahllosen Freundesbriefen wie in den aus seinem Munde aufgezeichneten, nach Inhalt, Form und Echtheit freilich sehr verschiedenen Colloquien oder Tischreden bald ernsthaft, bald in gemütlichem Humor die kleinen und großen Anliegen und Vorkommnisse des täglichen Lebens wie die heiligsten und höchsten Fragen und Angelegenheiten der Christenheit und Menschheit besprochen.

Über alle diese verschiedenen Zweige der litterarischen Thätigkeit L.s sind wiederum ganze Litteraturen geschrieben. Von seinen sämtlichen Schriften besitzen wir, neben zahllosen Einzeldrucken, bis jetzt sieben, freilich mehr oder minder unvollständige Gesamtausgaben, erschienen zu Wittenberg, Jena, Altenburg, Leipzig, Halle, Erlangen, Weimar; von der letzteren, welche eine vollständige, urkundlich getreue Wiedergabe sämtlicher Lutherschriften verspricht, liegen bis jetzt zwei Bände vor (1883/84). Zahllos sind, zumal seit dem Lutherjubiläum des Jahres 1883, die Lebensbeschreibungen L.s: hier genügt es, die zwei ersten und die zwei letzten zu nennen: jene, welche urkundlichen Wert besitzen, die Vita Lutheri von Melanchthon 1546 und die Predigten über L.s Leben von Matthesius 1565; die zwei letzten, die allein auf historisch-kritischer Durchforschung des gesamten Quellenmaterials ruhen, sind die von J. Köstlin 1875, 2. u. 3. Aufl. 1883, und von Th. Kolde, Bd. I 1884. In beiden ist auch die ältere Litteratur, soweit sie in Betracht kommt, verzeichnet.

Lutter am Barenberge, Schlacht am 17./27. August 1626. König Christian IV. (s. d.) von Dänemark war, vor Tilly mit den Liguisten aus dem Göttingenschen zurückweichend, in die Gegend von L. a. B., einem braunschweigischen Dorfe zwischen Nordheim und Braunschweig, gekommen. In der Nacht zum 17./27. standen die beiderseitigen Vorposten einander nahe gegenüber. Am folgenden Morgen ward der Marsch der Dänen durch ihre Bagage aufgehalten, welche noch in dem Defilé von Neuen-Wallmoden steckte. Um den Abzug der Armee zu decken, nahm General Fuchs mit der Nachhut eine Aufstellung, in welcher gegen 10 Uhr Tilly ihn durch General Gronsfeld angreifen ließ. Fuchs wies den Angriff zurück, wurde aber durch Oberst Dufour, welcher mit wallensteinschen Regimentern sich bei dem liguistischen Heere befand, im Rücken angegriffen und fiel im Kampfe gegen diesen; sein Heeresteil wurde zum Rückzuge genötigt. Inzwischen hatte der König mit dem Gros seiner Truppen weiter rückwärts eine Aufstellung genommen. Gegen diese wandte Tilly sich jetzt. Der König ging ihm entgegen, aber ehe es zum eigentlichen Zusammenstoße kam, ergriff sein linker Flügel die Flucht und veranlaßte dadurch den allgemeinen Rückzug, welcher durch Tillys Nachdringen in eine gänzliche Niederlage verwandelt wurde, von der sich die dänische Kriegführung nicht wieder erholen konnte. — Vgl. „Dreißigjähriger Krieg“.

Lutternberg, Treffen am 10. Oktober 1758. Um Soubise, welcher in das Hannoversche eingefallen war, von dort abzuziehen, hatte Herzog Ferdinand von Braunschweig Ende September den hannoverschen General v. Oberg aus Westfalen gegen Kassel entsendet; dieser vereinigte sich hier mit den Hessen unter Prinz Ysenburg; beide zusammen verfügten über 16,000 Mann; Soubise stellte ihnen allmählich 37,000 Mann gegenüber, mit denen er am 10. Oktober seine Gegner angriff, welche rittlings der von Münden nach Kassel führenden Straße, den rechten Flügel an die Fulda gelehnt, bei dem Dorfe L. eine Aufstellung genommen hatten. Der Angriff geschah durch Soubise selbst in der Front, während sein Unterführer Chevert den linken Flügel der Verbündeten umfaßte. Oberg ging den Angreifern entgegen, wurde aber nach verlustreichem Gefechte zum Abzuge nach Münden genötigt, welchen der hessische Oberstlieutenant v. Huth mit Aufopferung deckte; am Abend hatte Oberg unter Aufgabe von Geschützen das rechte Ufer der Werra erreicht. Er hatte mehr als 1000 Mann eingebüßt, die Franzosen gaben ihren Verlust weit geringer an.

Treffen am 23. Juli 1762. Nach der Schlacht bei Wilhelmsthal, durch welche am 24. Juni Herzog Ferdinand von Braunschweig die Franzosen auf das rechte Ufer der Fulda zurückgedrängt hatte, stand Prinz Xaver mit dem 13,000 Mann starken sächsischen Hilfscorps ziemlich isoliert zwischen L. und Münden, Front gegen jenen Fluß. Der hessische General v. Gilsa erhielt den Auftrag, ihn mit 16,000 Mann von dort zu vertreiben, um Hannover gegen die Unternehmungen des Feindes sicher zu stellen. Der Angriff, mit Tagesanbruch in mehreren Kolonnen ausgeführt, gelang; die Sachsen wurden nach tapferem Widerstand überall zurückgedrängt; das

Nahen einer stärkeren französischen Abteilung aber, welche den Sachsen zuhilfe eilte, ließ es Gilsa rätlich erscheinen, seine ermüdeten Truppen nicht einem neuen Kampfe gegen überlegene Kräfte auszusetzen; er führte daher seine Heeresabteilung in ihre früheren Stellungen zurück, die beiderseitigen Verluste blieben das einzige Ergebnis des Tages; sie waren namentlich aufseiten der Sachsen sehr bedeutend gewesen, welche 2000 Mann eingebüßt haben sollen, während ihre Gegner nur 600 verloren.

Vgl. Renouard, Geschichte des Krieges in Hannover Hessen und Westfalen, Kassel 1863.

Lüttich, schon im Mittelalter durch den Widerstand, welchen die Bürgerschaft den Vergewaltigungsgelüsten ihrer Bischöfe entgegensetzte, der Schauplatz häufiger Kämpfe, mußte 1649 den mit der zwangsweisen Einsetzung des Bischofs vonseiten des Deutschen Reiches beauftragten kurkölnischen Truppen unter dem später brandenburgischen Feldmarschall Otto v. Sparr die Thore öffnen, worauf die Citadelle am linken Maasufer erbaut wurde. Letztere besetzten am 27. März 1675 die Franzosen, bevor die Verbündeten dazu kamen den gleichen Schritt zu thun, durch welchen sie die Belagerung von Mastricht decken wollten. — 1691 ward L. von den Franzosen unter dem Marschall Boufflers belagert und vom 2. Juni an bombardiert, am 6. aber durch die Verbündeten, in deren Reihen die Lütticher fochten, entsetzt. — Im Spanischen Erbfolgekriege, wo der Bischof, welcher zugleich Erzbischof von Köln war, aufseiten Frankreichs stand, ward L. 1702 von Marlborough belagert und, nachdem die Besatzung sich schließlich in die Citadelle zurückgezogen hatte, im Oktober erobert. — Am 18. November 1792 wurde die Stadt von den Österreichern den Franzosen freiwillig überlassen, welche wiederum sie im März 1793 räumten; am 27. Juli 1794 wurde sie von Jourdan nach schwacher Gegenwehr der österreichischen Besatzung erobert. — Am 24. Januar 1814 fand bei L. zwischen Franzosen einer-, Russen und Preußen unter Tschernyschew anderseits ein für erstere ungünstiges Gefecht statt. — Vgl. de Gerlache, Histoire de Liége, Bruxelles 1859 (reicht bis Ende des 18. Jahrhunderts).

Lutz, Dr. Johann Freiherr v. Als Sohn eines katholischen Volksschullehrers zu Münnerstadt (Unterfranken) am 4. Dezember 1826 geboren, studierte L. 1843—1848 die Rechte in Würzburg, wurde 1852 daselbst Rechtskonzipient und 1854 Richter am Kreis- und Stadtgerichte; 1857 führte er das Protokoll der in Nürnberg tagenden Konferenz für die Bearbeitung eines deutschen Handelsgesetzbuchs und begleitete sie nach Hamburg, wo das Seerecht bearbeitet wurde; 1861 gab er die Konferenzprotokolle heraus, 1863—1866 (Würzburg) den Kommentar zum bayerischen Einführungsgesetz für das allgemeine deutsche Handelsgesetzbuch, 1870 das Allgemeine deutsche Handelsgesetzbuch.

Aus Hamburg zurückgekehrt, trat L. als Hilfsarbeiter in das bayerische Justizministerium, aber am 1. Januar 1863 wurde er Kabinettssekretär Maximilians II. und behielt diese Stelle unter Ludwig II., bis er Pfistermeister im Dezember 1866 als Kabinettschef folgte, wurde Ministerialrat und geadelt. Am 1. Oktober 1867 wurde er im Ministerium Hohenlohe (s. d.) Staatsminister der Justiz, und ihm gebührt das Verdienst, unter Überwindung großer Schwierigkeiten den Zivilprozeß in Bayern eingeführt zu haben. Am 20. Dezember 1869 übernahm L. zu der Justiz noch das Ministerium für Kultus und Unterricht, was er in Brays (s. d.) Kabinett beibehielt. Als Delbrück (s. d.) 1870 in München weilte, nahm L. lebhaften Anteil an den Besprechungen über Bayerns Eintritt in das Deutsche Reich; am 20. Oktober ging er mit Graf Bray und v. Pranckh nach Versailles und unterzeichnete hier den Vertrag vom 23. November (s. „Bayern"). Mit Überzeugung und Erfolg verteidigte er denselben in eingehenden Reden vor der Kammer, Dezember 1870 und Januar 1871. Unter Hegnenberg-Dux (s. „Bayern") gab er im August 1871 die Justiz an Fäustle ab und behielt nur den Kultus bei. Dies Portefeuille war wegen des Kulturkampfs jetzt das wichtigste. Energisch und unermüdlich wehrte L. die Herrschgelüste der Ultramontanen ab, wies die Forderung, die Regierung solle zur Verbreitung des Infallibilitätsdogmas mitwirken, rund zurück, gewährte dem Altkatholicismus Schutz, s. „Bayern", und beantragte am Reichstage und im Bundesrate den Kanzelparagraphen, der den Geistlichen die Agitation von der Kanzel gegen die Staatsgesetze verbot; am 23. November 1871 verfocht er ihn in fulminanter Rede im Reichstage, der denselben am 28. annahm. Glänzend siegte L. im April 1872 über den Angriff des Augsburger Bischofs (s. „Bayern"). Unter Pfretzschner blieb er Staatsminister für Kultus und Unterricht, vergebens suchten die Klerikalen 1873, 1874 und in der Folge ihn zu stürzen, während er ihnen durch Bloßstellung der jesuitischen Wahlumtriebe des Bischofs Senestrey von Regensburg großen Schaden zufügte; auch 1881 behauptete er sich gegen die verstärkten klerikalen Angriffe im Landtage. Durch die Berufung gemäßigter und liberaler Bischöfe auf erledigte Stühle suchte er den Frieden in der Kirche anzubahnen. Seit 4. März 1880 steht L. als Pfretzschners Nachfolger an der Spitze des Ministerrats, unter Beibehaltung seines Portefeuille für Kirchen- und Schulangelegenheiten. Im Dezember 1880 wurde er von Ludwig II., der ihm die ausgezeichnetste Gunst dauernd beweist, in den erblichen Adelstand, 1884 zum Freiherrn erhoben.

Lützen, Schlacht am 6./16. November 1632. Wallenstein war, nachdem er Gustav Adolfs Angriff auf seine feste Stellung bei Nürnberg abgewiesen und dieser sich nach der Donau gewandt hatte, nach Sachsen gegangen; der König folgte ihm dorthin. Am 5./15. November traf er an der Rippach auf die Nachhut der Kaiserlichen; es kam zum Gefecht; die letzteren gingen auf das rechte Ufer des Flusses zurück und ordneten sich bei L. zur Schlacht, deren Zweck für die Schweden dahin ging, den Feind von seiner Rückzugslinie nach Leipzig abzudrängen und sich selbst mit den Sachsen zu vereinigen. Jede Partei mochte 20- bis 25,000 Mann zählen. Die Kaiserlichen waren

wohl etwas stärker als ihre Gegner; Pappenheim, welchen Wallenstein soeben nach dem Kölnischen gegen die Holländer entsandt hatte, wurde schleunigst zurückbeordert; er war erst bis Halle gekommen. — Wallenstein hatte seine Armee nördlich von der von L. nach Leipzig führenden Straße aufgestellt, die Front nach Süden gekehrt, den rechten Flügel, welchen Holk befehligte, an die Stadt L. gelehnt, den linken unter Gallas durch den Floßgraben gedeckt; das Fußvolk stand in vier großen Schlachthaufen, die Reiterei auf den Hügeln. Die Straße, welche etwa 200 Schritt vor der Front herlief, war zu nachhaltiger Verteidigung hergerichtet, das Geschütz in großen Batterieen vereinigt. Dieser Stellung gegenüber schwenkten die Schweden, welche im Morgennebel anmarschiert kamen, zum Angriff ein, sie waren in zwei Treffen geordnet, in der Mitte eines jeden derselben standen vier halbe Brigaden (d. h. Schlachthaufen, welche aus drei, aus Musketieren und Pikenieren zusammengesetzten Linien bestanden). Die Reiterei, im 1. Treffen mit Musketierabteilungen untermischt, war auf den Flügeln aufgestellt. Vor dem linken schwedischen Flügel lag L., der rechte lehnte sich an den Floßgraben; der rechte Flügel, dessen speziellen Befehl der König selbst übernommen hatte, sollte den Hauptangriff machen und, den Feind gegen Halle zurückwerfend, ihn von seiner Basis abdrängen, der linke unter Herzog Bernhard von Weimar sollte zunächst zurückgehalten werden. Der Kampf, nach verrichtetem Gebet und nachdem der König die Reihen durchreitend seine Truppen angesprochen hatte, durch Artilleriefeuer eingeleitet, wurde von Mittag an sehr heftig; um die kaiserlichen Batterieen und um den Besitz der Straße wurde hartnäckig gestritten; schließlich blieben die Schweden im Vorteil; der linke Flügel der Kaiserlichen wurde zurück- und von der Leipziger Straße abgedrängt. Da erschien hier, seinem Fußvolk mit der Reiterei vorausgeeilt, Pappenheim; er wurde bald tödlich verwundet, aber immer neue Verstärkungen, welche namentlich Ottavio Piccolomini von anderen Teilen der Schlachtlinie dem bedrängten Flügel zuführte, stellten das Gleichgewicht her. Da erschien der König an der Spitze des Steenbockschen Regiments persönlich im Getümmel. Er fiel. Sein Tod entflammte seine Truppen zu neuer Anstrengung; Bernhard von Weimar übernahm den Oberbefehl; Knyphausen, dessen Soldaten bis dahin wenig gethan hatten, griff mit dem 2. Treffen der Infanterie kräftig ein, und als schließlich vollständige Dunkelheit dem Kampfe ein Ende machte, waren die Schweden im Vorteil; die Kaiserlichen überließen ihnen das Schlachtfeld, aber sie zogen auf Leipzig ab; ihnen ihre Rückzugslinie zu nehmen, war nicht gelungen; sie waren geschlagen aber nicht besiegt. — Vgl. v. Vincke, Monographie über die Schlacht von Lützen, Berlin 1832, und G. Droysen in „Forschungen zur deutschen Geschichte“ V, Göttingen 1865.

Lützen, Schlacht am 2. Mai 1831; s. **Groß-Görschen.**

Lützow, Adolf Freiherr von, preußischer General, der Führer des nach ihm benannten Freicorps. Am 18. Mai 1782 zu Berlin geboren, machte er als Kürassier-Lieutenant die Schlacht von Auerstädt mit, errichtete hierauf in Pommern unter Schill eine Dragonerschwadron, ward am 16. Februar 1807 bei Naugard schwer verwundet und lebte dann als inaktiver Offizier in Berlin. Mit Schill, zu dessen Entschlusse loszuschlagen er mitgewirkt hatte, zog er Ende April 1809 von neuem gegen die Franzosen aus; eine zweite Verwundung, welche er am 5. Mai bei Dodendorf erhielt, hinderte ihn, an dem Zuge weiter teilzunehmen. Er wurde wegen seiner Beteiligung an demselben, da er nicht im Dienst gewesen war, nicht zur Rechenschaft gezogen und fuhr fort, an den Vorbereitungen zur Abwerfung des fremden Joches mitzuarbeiten. Als der Zeitpunkt gekommen war, hielt man ihn für besonders geeignet, ein Freicorps zu errichten; Scharnhorst empfahl ihn dazu. Am 18. Februar 1813 gab der König ihm die Erlaubnis; das Corps sollte aus Freiwilligen, vorzugsweise aus Ausländern, bestehen, welche sich selbst auszurüsten und beritten zu machen hätten; den Unterhalt und nötigenfalls die Waffen sollte ihnen der Staat geben. Der Werbeplatz war zunächst Breslau; Major von Petersdorff, welcher ebenfalls unter Schill gedient hatte, wurde der eigentliche Organisator, wozu L. wenig geeignet war; jener befehligte später die Infanterie des Corps, während L. sich speziell der Führung der Kavallerie widmete. Am 27. März brach die „Schwarze Schar“ von Rogau bei Zobten am Berge nach Leipzig auf; mit 1400 Mann zu Fuß und 340 Mann zu Pferde rückte L. dort ein. Es war ihm die Bestimmung zugedacht, in den Rücken der Franzosen zu gehen, hier das Land zu insurgieren und die feindlichen Verbindungen zu unterbrechen, aber er kam nicht dazu und unternahm zunächst überhaupt nichts Ernstliches. Die Zeit verging unter zwecklosem Umherziehen, erst am 29. Mai brach er mit der Kavallerie von Stendal zu einem Zuge in das Thüringische auf. Er hatte mancherlei Erfolge, aber es war zu spät; am 11. Juni erhielt er in Plauen im Vogtlande die Nachricht vom Abschluß des bereits am 4. zustande gekommenen Waffenstillstandes. Am 13. trat er den Rückmarsch an; am 17. war er bis in die Nähe von Lützen gekommen; er befand sich noch innerhalb der Demarkationslinie, welche er nach den getroffenen Abmachungen bereits hätte überschritten haben sollen, aber er konnte sich darüber rechtfertigen und war friedlich auf dem Heimwege begriffen, da wurde er bei dem Dorfe Kitzen in den Abendstunden jenes Tages von französischer und württembergischer Kavallerie unter General Graf Normann, über welche der französische General Fournier das Kommando führte, hinterlistig und in völkerrechtwidriger Weise angefallen; Arrighi, welcher in Leipzig befehligte, hatte auf Napoleons besonderes Geheiß die Weisung dazu gegeben. Sein Corps wurde gesprengt und erlitt bedeutende Verluste; L. wurde verwundet (Vgl. „Ein Streifzug der L.schen Reiterschar“, Berlin 1863). Ein von Petersdorff inzwischen unternommenes Vorgehen gegen Leipzig war durch den Waffenstillstand rasch zum Stehen gebracht. — Der Tag von Kitzen war ein schwerer Schlag für das Corps. Statt der geträumten Siege und der Erfüllung hochfliegen-

der Pläne hatte es eine Niederlage erlitten; die Erwartungen, welche die Schwarzen selbst gehegt hatten, und die Hoffnungen, welche man im Volk auf die Fülle von Intelligenz und Begeisterung gesetzt hatte, die unter L.s Banner vereinigt war, hatten sich als eitel erwiesen; die Leistungen waren selbst hinter mäßigen Ansprüchen zurückgeblieben. — Während des Waffenstillstandes wurde das Corps auf 2800 Mann Infanterie, 480 Reiter und 8 Geschütze gebracht; aber mit dem Wiederbeginn der Feindseligkeiten hörte seine selbständige Verwendung auf; die Truppe verlor den Charakter eines Freicorps, sie bildete fortan einen Teil der unter General Graf Wallmoden an der Niederelbe operierenden Heeresabteilung. Mit dieser hat sie redlich ihre Schuldigkeit gethan. L. selbst wurde am 16. September im Treffen bei der Göhrde von neuem verwundet. Zu den Seinen zurückgekehrt, als diese in Holstein standen, erhielt er Erlaubnis, den verbündeten Heeren mit zwei Schwadronen nach Frankreich zu folgen. Gewandt operierte er hier an der Spitze eines fliegenden Corps zwischen den im Norden thätigen Heeresabteilungen, bis eine in einem Gefechte mit insurgierten Bauern am 16. März erhaltene abermalige Verwundung seiner ferneren Teilnahme am Kampfe ein Ende machte. Nach Friedensschluß wurde das Corps aufgelöst; die Infanterie bildete den Stamm des 25. Infanterie-, die Kavallerie den des 6. Ulanenregiments; L. wurde Commandeur des letzteren. 1815 befehligte er eine Brigade; als er am Abend des 16. Juni den großen Reiterangriff mitmachte, bei welchem Blücher in Gefahr geriet, in Feindes Gewalt zu kommen, stürzte er mit seinem verwundeten Pferde und wurde gefangen (s. Ligny). Napoleon ließ ihn vor sich bringen, fragte ihn aus und befahl, ihn gut zu behandeln (s. v. Ollech, Geschichte des Feldzuges von 1815, Berlin 1876). Als Brigadecommandeur 1833 zur Disposition gestellt, starb er zu Berlin am 6. Dezember 1834 am Schlage. L. war ein Vaterlandsfreund und ein braver tüchtiger Soldat, aber den Aufgaben nicht gewachsen, welche ihm als Führer der ihm anvertrauten Truppe gestellt waren. Die Thaten des Freicorps hat Ad. S(chlüßer), der Adjutant desselben, geschildert (Berlin 1826); über die militärischen Leistungen des Corps hat sich neuerlich ein Streit erhoben, indem dieselben im Aprilhefte 1883 der „Preußischen Jahrbücher“ von A. Koberstein in allerdings sehr geringschätzender Weise besprochen wurden, wogegen ein Verwandter L.s, als K. v. L. bezeichnet, in einer Schrift „Adolf L.s Freicorps“, Berlin 1884, Verwahrung eingelegt hat; Koberstein hat eine Entgegnung in Aussicht gestellt. Eine gute Quelle ist Bothe, Geschichte des 6. Ulanen-Regiments, Berlin 1865. — Vgl. „Allg. deutsch. Biogr.“, 19. Bd., Leipzig 1884.

Lützow, Leo Freiherr von, preußischer General, ein Bruder des bekannten Freicorpsführers Adolf von L. (s. d.) und wie dieser ein warmer Patriot, war am 24. März 1786 zu Berlin geboren, focht als Infanterielieutenant bei Auerstädt und beteiligte sich nach dem Tilsiter Frieden eifrig an den Vorbereitungen zur Wiedererhebung des Vaterlandes; namentlich war er Mittelsperson zwischen der Zentralleitung in Berlin und den westfälischen Sinnesgenossen. Als Schill losbrach, nahm er den Abschied und beteiligte sich an dessen Zuge, trennte sich aber in Stralsund davon, weil er das Nutzlose des Unternehmens einsah. Er machte dann den Feldzug von 1809 in österreichischen Diensten mit, ging darauf nach Spanien, um dort gegen die Franzosen zu kämpfen, fiel im Januar 1812 in deren Gefangenschaft, entwich und ging nach Rußland, unter dessen Fahne er, zuletzt als Oberst, die Befreiungskriege mitmachte. Nach Friedensschluß in den preußischen Dienst zurückgekehrt, starb er am 27. August 1844 zu Gotha als Kommandant von Berlin und Chef der Landgendarmerie. — Vgl. „Allgemeine deutsche Biographie“, 19. Bd., Leipzig 1884.

Lux, Adam, deutscher Politiker, dann französischer Bürger, wurde 1773 zu Obernburg im damaligen Kurfürstentum Mainz geboren. Die französische Revolution fand in ihm einen ihrer wärmsten Anhänger, weshalb er Mitglied des rheinisch-deutschen in Mainz tagenden Jakobinerklubs wurde, der ihn mit zwei anderen Abgeordneten nach Paris sandte, um die Vereinigung des Mainzer Gebietes mit der französischen Republik zu beantragen, welche auch am 31. März 1793 vom National-Konvent dekretiert wurde. Während seines Aufenthalts in Paris hatte er den Mut, die geächteten Girondins (s. d.) in einem Pamphlet: „Avis aux citoyens français par Adam Lux, député extraordinaire de Mayence“, zu verteidigen. Noch kühner gab er seiner Bewunderung für Charlotte Corday (s. d.) Ausdruck, doch ohne den Mord Marats irgendwie zu billigen. Als man diese zum Schaffot führte, wurde er von ihrem Heroismus und ihrer Schönheit so tief ergriffen, daß er laut seine Hochachtung und den Wunsch, für sie sterben zu dürfen, äußerte und nach ihrer Hinrichtung in einer Flugschrift betitelt: „Charlotte Corday“ den Vorschlag machte zu ihrem Gedächtnis eine Statue mit der Inschrift: „Größer als Brutus!“ zu errichten. Nunmehr verhaftet und vom Revolutions-Tribunal, das die idealen Regungen seiner jugendlichen Phantasie unberücksichtigt ließ, verurteilt, büßte L. seine unklug an den Tag gelegte Begeisterung mit dem Leben, das unter dem Fallbeil endete. Champagneux, der Herausgeber der „Memoiren“ von Mdme Roland (s. d.), sagt von ihm: „Eine Einfalt vom Lande kam er nach Paris und spielte mit dem Terrorismus wie ein Kind mit Feuer, dann starb er arglos und sittenrein, als hätte er immer nur im einsamen Walde gelebt!“ Die beiden vorerwähnten Broschüren sind nur einmal mit einer Vorrede von M. G. Wedeking, Arzt, unter dem Titel: „Deux Mémoires pour servir à l'histoire de la revolution française par Adam Lux, jadis membre de la convention nationale Rhéno-Germanique, Strasbourg, Pfeiffer an III“ herausgegeben und nur noch in sehr wenigen Exemplaren vorhanden.

Luxemburg, François-Henri de Montmorency, Herzog von, bekannt als „Marschall von L.“, welchen Namen er nach seiner Vermählung mit der Erbtochter dieser Familie angenommen hatte, am 8. Januar 1628 zu Paris geboren, lernte das Waffenhandwerk unter dem

großen Condé, ging mit diesem in spanische Dienste und war später einer der hervorragendsten Feldherren Ludwigs XIV. Schon im Devolutions- und im Rachekriege (s. „Ludwig XIV., Kriege") trat er hervor, kommandierte ganze Armeeen und führte in des Königs Abwesenheit mehrmals den Oberbefehl in den Niederlanden; bedeutender aber war seine Wirksamkeit im Orléansschen Kriege; vorher hatte er freilich, auf Louvois' ungerechte Beschuldigungen hin, zehn Jahre (1679—89) im Kerker zubringen müssen. 1690 kommandierte er in den Niederlanden und schlug am 1. Juli den Prinzen von Waldeck bei Fleurus, 1691 übernahm er nach des Königs Rückkehr nach Frankreich dort wiederum den Oberbefehl und trug am 18. September den Erfolg bei Leuze (s. d.) davon, am 5. August 1692 siegte er bei Steenkerke (s. d.), am 29. Juli 1693 bei Neerwinden (s. d.). Der Feldzug von 1694, wo er dem Namen nach unter dem Dauphin stand und wo entscheidende Schläge nicht fielen, war sein letzter; er starb am 4. Januar 1695 zu Versailles. L. war unansehnlich, dabei ränkesüchtig, ausschweifend und mitunter träge, aber tapfer, scharfblickend und von raschem Entschluß. — Vgl. Beaurain, Histoire militaire du Maréchal de Luxembourg, La Haye 1756; ebenda erschienen 1758 seine Memoiren.

Luxemburg kam mit Kaiser Karls V. reichem Erbe als niederländisches Herzogtum 1555 an die spanische Monarchie, blieb aber im Verbande des Burgundischen Kreises beim Deutschen Reiche, dessen bereits stark erschütterte Autorität jedoch nicht zu hindern vermochte, daß Spanien im Pyrenäischen Frieden 1659 das Grenzgebiet zwischen Maas und Mosel mit den Städten Montmédy, Damvilliers und Diedenhofen Frankreich überließ. Während der Reunionen Ludwigs XIV. wurde auch L. 1684 mitten im Frieden von den Franzosen besetzt, die Hauptstadt und Festung L. nach vierwöchentlicher Belagerung zur Übergabe gezwungen und durch Vauban (s. d.) nach dessen System neu befestigt. Im Ryswicker Frieden 1697 den Spaniern wieder eingeräumt, übergab schon 1701 im Spanischen Erbfolgekriege der Statthalter, Kurfürst von Bayern, die Festung von neuem an die Franzosen, welche nun das ganze Land bis zum Utrechter Frieden 1714 in Besitz nahmen. Infolge dieses Friedens kam L. mit Ausnahme jener an Frankreich abgetretenen Gebietsteile wieder an Österreich und gehörte wie früher zum Burgundischen Kreise des Deutschen Reiches. Die französische Invasion der österreichischen Niederlande 1795 erstreckte sich auch auf L., dessen Hauptstadt, obgleich Kaiser Karl VI. die Festungswerke bedeutend hatte verstärken lassen, dennoch durch Kapitulation dem Feinde in die Hände fiel, weil das am Oberrhein stehende österreichische Heer keine Schritte zur Rettung des bedrohten Platzes that. Durch den Frieden von Campo-Formio (s. d.) 1797 fiel L. an Frankreich und bildete unter dessen Herrschaft das Departement Forêts. Nach dem Sturze Napoleons I. räumten die Franzosen 1814 die Festung L. und demnächst das Land, welches vom Wiener Kongreß 1815 als Großherzogtum und deutsches Bundesland dem König Wilhelm I. der Niederlande zur Entschädigung für den Verzicht auf seine nassauischen Erblande mit der Bestimmung zugeteilt wurde, daß die Stadt L. deutsche Bundesfestung, das ganze Großherzogtum dem nassauischen Hausfideikommisse einverleibt und für die wechselseitige Nachfolge der beiden Linien des Hauses Nassau (Walramsche und Ottonische) der nassauische Erbvertrag vom 30. Juni 1783 in L. maßgebend bleiben solle. Gleichzeitig erhielt Preußen zur Grenzausgleichung mit den Niederlanden aus dem Gebiete des alten Herzogtums L. die zwischen Ardennen und Eifel liegende Bittburger Berglandschaft mit dem nördlich davon belegenen Landbezirk von St. Vith und die bisher unter luxemburgischer Hoheit gestandene Grafschaft Schleiden, wobei die östliche Grenzlinie des Großherzogtums L. so gelegt wurde, daß sie dem Laufe der Mosel bis zur Mündung der Sauer, dann dem Laufe der letzteren aufwärts bis zum Einströmen der Ur, hierauf längs der letzteren nordwärts bis zur Grenze von St. Vith folgte. Dagegen erweiterte sich die Westgrenze durch Vereinigung mehrerer Gebietsteile des ehemaligen Reichsbistums Lüttich mit dem Großherzogtum, in dessen Staatsverband auch der größte Teil des Herzogtums Bouillon als Standesherrschaft eintrat. 1830 entschied sich L. mit Ausnahme der Bundesfestung und ihres Rayons für den Anschluß an Belgien, doch erst auf Grund der Londoner Konferenzbeschlüsse fand am 27. Juni 1839 in dieser Beziehung zwischen Holland und Belgien eine endgültige Auseinandersetzung statt, wonach mit Genehmigung der Mitglieder der Linie Nassau-Walram, der größere wallonische Teil von L. an Belgien abgetreten, seitdem die belgische Provinz L. (4417,769 □km. mit 215,000 Einwohnern) bildend, während das Großherzogtum (2587,45 □km. mit fast 210,000 meist deutschen und katholischen Einwohnern) in Personalunion mit Holland verbunden wurde. Zur Entschädigung für das an Belgien abgetretene zum Deutschen Bunde gehörige Gebiet wurde ein gleich großer Teil des holländischen Limburg mit L., doch nur in militärischer Beziehung, als deutsches Bundesland vereinigt. Als selbständiger Staat hatte das Großherzogtum nach Vorschrift der Deutschen-Bundes-Akte eine landständische Verfassung erhalten, die nach den Märzbewegungen des Jahres 1848, da sie den Ansprüchen der Zeit nicht mehr genügte, völlig umgestaltet und vom König-Großherzog Wilhelm II. am 9. Juli sanktioniert und den 10. Juli beschworen wurde. Bald darauf bestieg am 17. März 1849 König Wilhelm III. den niederländischen Thron, dieser beanstandete den Eid auf die neue Verfassung zu leisten, insofern sie organisch unfertig auch in ihren Prinzipien noch keine lebendige Gestaltung angenommen habe, entschloß sich aber zu einer Verfassungsrevision und sandte inzwischen seinen Bruder Heinrich als Statthalter nach L. Am 29. November 1856 octroyierte der König-Großherzog, ohne die betretene Bahn der konstitutionellen Reformen zu verlassen, ein mit den Beschlüssen der deutschen Bundesgesetzgebung vom 25. August 1851 in Übereinstimmung gebrachtes Staatsgrundgesetz, welches aber die Befugnisse der Volksvertretung wesentlich einschränkte.

Diese Maßregel rief eine fortdauernde Opposition der Bevölkerung gegen die Regierung hervor, ungeachtet die Kammer mehrere die Verfassung modifizierende Gesetze besonders Preßverhältnisse und Wahlverfahren betreffend erwirkte. Bei Ausbruch des preußisch-deutschen Krieges von 1866 erklärte sich L. neutral, doch benutzte König Wilhelm die Auflösung des Deutschen Bundes, um sich seiner Verpflichtungen gegen Deutschland möglichst zu entziehen und dessen fernere Rechte auf Limburg und L. in Frage zu stellen. Kaum war der Norddeutsche Bund unter Preußens Führung gegründet, so ließ sich auch schon Holland, statt aus nahe liegendem Interesse die Erstarkung Preußens als stammverwandten und natürlichen Bundesgenossen freudigst zu begrüßen, mit Frankreich in die antipreußische Intrigue ein, das Großherzogtum in französische Hände zu bringen. Finanzielle Verlegenheiten des niederländischen Hofes so wie dessen ausgesprochene Abneigung gegen den Norddeutschen Bund begegneten sich hier mit Anzettelungen des französischen Chauvinismus, dazu hatten klerikal-französisch-holländische Hetzereien gegen Preußen bereits die öffentliche Meinung in L. gemeinsam bearbeitet, um Napoleons III. politischen und strategischen Absichten auf den Erwerb des Landes Vorschub zu leisten. Dem Einspruche Preußens gegenüber unterblieb der projektierte Luxemburger Handel, die drohende Gefahr eines preußisch-französischen Krieges beseitigte aber erst der Londoner Vertrag vom 11. Mai 1867, welcher die Neutralisierung L.s als unabhängiger Staat unter bleibender Souveränität des Hauses Nassau-Oranien mit eigener Verfassung und Verwaltung unter einem vom König-Großherzog eingesetzten Statthalter aussprach, wogegen Preußen, dem bis dahin das Besatzungsrecht der Festung L. zustand, dasselbe aufgab, auch bestimmte man die Schleifung der Festung. Anderseits verblieb das Großherzogtum, dessen materieller Wohlstand vorwiegend auf die Handelsbeziehungen mit Deutschland angewiesen ist, im deutschen Zollverein. Die bis zum deutsch-französischen Kriege von der französischen Ostbahn verwaltete luxemburgische Wilhelms-Staatsbahn (171 km.) ging 1872 durch Vertrag auf die Dauer von vierzig Jahren in die Verwaltung der deutschen Reichsbahnen über, wobei sich Deutschland verpflichtete, dem Neutralitätsverhältnis gemäß in Kriegszeiten Transporte von Truppen und Kriegsmaterial auf der Bahn nicht stattfinden zu lassen, während sich L. bis 1912 des Rechts begab, den Zollverein zu kündigen. Nach dem neuesten Wahlgesetze vom 28. Mai 1879 wählen die Kantone in direkter Wahl 42 Abgeordnete auf sechs Jahre mit halber Zwischenerneuerung in die Ständeversammlung, der die vollständige Mitwirkung an der Gesetzgebung und das Recht der Steuerbewilligung gewährleistet worden ist. Das Budget betrug 1883 8,586,580 Frcs. Einnahme und 7,871,615 Frcs. Ausgabe, die Staatsschuld hatte einen Nominalbetrag von 16,170,000 Frcs. mit einer Annuitätsquote von 729,898⅘ Frcs. Die Militärorganisation umfaßt zwei Compagnieen Fußtruppen, eine Compagnie Gendarmen und eine Compagnie Freiwilliger, mit zusammen etwa 300 Mann, deren Effektivstärke bis auf 400 Köpfe in Ausnahmefällen erhöht werden darf.

Da jetzt nächst dem Könige der Niederlande keine Prinzen aus dem Mannesstamme des Stifters der Dynastie mehr am Leben sind, so bleiben für die luxemburgische Erbfolge die Bestimmungen des nassauischen Familienvertrages vom 30. Juni 1783 maßgebend, dessen Rechtsverhältnis später im Londoner Vertrage von 1839 ausdrücklich anerkannt worden ist, wie auch Artikel 71 der Wiener Kongreßakte, in dem gleichfalls die nassauischen Erbverträge behandelt werden. In der Übereinkunft von 1839 hat der damalige regierende Herzog Wilhelm von Nassau alle Rechte der Walramschen Linie auf den dem Könige von Holland übrig bleibenden Teil von L. aufrecht erhalten. Hiernach ist es unzweifelhaft, daß, wenn der gegenwärtige König der Niederlande, ohne einen Sohn zu hinterlassen, stirbt, der 1866 depossedierte Herzog Adolf von Nassau als Thronfolger im Großherzogtum L. anerkannt und die Erbfolge auf seine männlichen Nachkommen nach dem Rechte der Erstgeburt übertragen werden dürfte. Der Friedensschluß zwischen Preußen und Nassau von 1866 ändert hieran nichts, denn die luxemburgische Erbfolge steht mit der Souveränität Nassaus in gar keiner Verbindung. Herzog Adolf ist thronfolgeberechtigt, nicht als regierender Herzog, sondern als Blutsverwandter und nächster Agnat des Hauses Nassau-Oranien, und dies Familienrecht hat selbstverständlich im Feldzuge von 1866 keine Rolle gespielt.

Vgl. Engelhardt, Geschichte von Luxemburg, Mainz 1850; „Gothaer Hofkalender" 1884.

Luynes, Charles, Marquis d'Albert, Herzog von, Connétable von Frankreich, wurde am 5. August 1578 zu Pont-St.-Esprit am Rhône, im Departement Gard, geboren. Seine Familie entstammte dem namhaften florentinischen Hause der Alberti, war aber in Frankreich noch ohne Bedeutung, als L. mit zwei Brüdern von der väterlichen Besitzung Mornas in der Grafschaft Avignon nach Paris kam, und gelegentlich der Vermählung Heinrichs IV. mit Maria v. Medicis, 1600, bei Hofe vorgestellt wurde. Hier erregte L. wegen seiner schönen und kräftigen Erscheinung Aufsehen und wurde Leibpage des Königs, in welcher Eigenschaft er auch mit dem jungen Dauphin Ludwig in Berührung kam, an den er sich mit kluger Berechnung anschloß und dessen Gunst in hohem Grade gewann. Als Ludwig XIII. nach der Ermordung seines Vaters, erst neun Jahre alt, König geworden, blieb L. sein Gesellschafter, weil er weder der Königin Mutter noch deren mächtigem Günstlinge, dem zum Marschall d'Ancre erhobenen Florentiner Concini gefährlich erschien. Letztere beide behandelten den heranwachsenden König wie einen Unmündigen und hielten ihn absichtlich von ernsten Dingen fern, doch je mehr dieser eine solche Vernachlässigung empfand, um so größeres Vertrauen schenkte er L. für die Hingebung, mit welcher derselbe seine unfreiwillige Zurückgezogenheit teilte, überhäufte ihn mit Gunst- und Gnadenbezeugungen, verlieh ihm die Kammerherrnwürde und eine Reihe einträglicher Hofämter. Hierüber war in-

zwischen der Marschall d'Ancre mißtrauisch geworden, und als sich L. von diesem bedroht sah, traf auch er seine Gegenmaßregeln und arbeitete nun ununterbrochen an dem Sturze des anmaßenden Italieners. Er brachte es endlich dahin, daß Ludwig den Entschluß faßte, sich des Marschalls zu entledigen. Am 14. April 1617 kam das Komplott zur Ausführung, d'Ancre wurde beim Betreten des Louvre von zwei Offizieren der Königlichen Leibwache niedergemacht. So hatte der Günstling des Königs gegen den der Königin seinen Platz behauptet. Die Großen des Reiches, welche bisher versucht hatten, mit den Waffen in der Hand ihre Ansprüche geltend zu machen, begrüßten freudigen Herzens die vermeintliche Energie Ludwigs XIII. und erschöpften sich in loyalen Kundgebungen. L. hatte sich ein unendliches Verdienst um seinen Herrn erworben, der ihm die Anerkennung seiner Autorität verdankte und bei dessen unselbständiger Natur es ihm nicht schwer fiel seine Günstlingsstellung bald ebenso selbstsüchtig auszunutzen wie sein gestürzter Gegner. Er war fortan der Interpret des königlichen Willens, als solcher berief er die alten ausgezeichneten Minister Heinrichs IV. in ihre Stellen zurück, behielt aber die Fäden der Politik, ohne irgendwie staatsmännische Kenntnisse zu besitzen, in der Hand. Die Königin-Mutter, welche durch ihre grenzenlose Verschwendung die Finanzen des Landes zerrüttet hatte, wurde auf L.s Betrieb verhaftet und später nach Blois verbannt, die Marschallin d'Ancre aber, ehemalige Kammerfrau der Königin, zum Tode verurteilt und hingerichtet, ihre zusammengeraubten Schätze konfisziert und größtenteils von L. an sich gebracht. Dieser hatte nach dem Staatsstreiche die höchst einflußreichen Würden eines obersten Kammerherrn, des Oberbefehlshabers der Leibgarden und des Kommandanten der Bastille erhalten, nun vermählte er sich noch in demselben Jahre mit der schönen Marie von Rohan, Tochter des Herzogs von Montbazon, die durch seinen Einfluß sogleich Oberhofmeisterin der jungen Königin Anna wurde, bei der sie sich ebenso in Gunst zu setzen wußte wie ihr Gemahl beim König, auch fiel ihr die Aufgabe zu, mit diplomatischer Gewandtheit die Königin und ihre Damen vom Könige möglichst fernzuhalten. Macht und Reichtum steigerten L.s Ehrgeiz und Habgier, er benutzte alle Verhältnisse und scheute kein Mittel, seine Stellung zu behaupten, den König umgab er förmlich mit seinen Brüdern und Verwandten, und ohne seine Zustimmung wurde niemand vorgelassen. Doch schon erhob sich gegen den neuen Günstling die Opposition wie gegen den alten, zunächst seitens der Aristokratie, welche zürnte, weil sie ihr Ansehen wie zuvor geschwächt sah, auch ihr Führer Prinz Heinrich II. Condé, auf dessen Befreiung man gerechnet, nur das Gefängnis gewechselt hatte, um in Vincennes noch unmittelbarer in den Händen des Günstlings zu sein, und weil man bald erkannte, daß wirklich nur die Personen gewechselt, die großen Gegensätze aber geblieben seien. Mißvergnügt zogen sich die Prinzen und Großen des Reiches wieder vom Hofe zurück, ihre Unzufriedenheit wuchs noch mit L.s Standeserhöhungen, der 1618 zum Gouverneur von Isle de France ernannt und mit der Belehnung des Herzogtums Picardie zum Pair von Frankreich erhoben wurde, während seine Brüder den Marschallsstab erhielten und sich mit reichen Erbinnen der vornehmsten Häuser verheirateten. Das Volk haßte ihn, wie es früher d'Ancre gehaßt hatte, und von allen Seiten ermutigte man die Königin-Mutter, den ihr gebührenden Platz neben dem Throne einzunehmen. Diese war trotz aller Beaufsichtigung im Frühjahr 1619 aus Blois nach Angers entkommen, wo sich jetzt die ganze aristokratische Gewalt, welche die Königin selbst zuvor bekämpft hatte, um sie sammelte, um mit ihr im Bunde den Günstling zu stürzen. L. scheuete den unnatürlichen Kampf gegenüber der Mutter des Königs, welcher letztere von der Nation noch immer als minderjährig angesehen wurde, und doch durfte der Widerstand in Anjou nicht wachsen. Ein Abkommen mußte getroffen werden, und so entschloß man sich am Hofe des Königs, mit Krieg zu drohen und Frieden anzubieten. Eine erste Zusammenkunft König Ludwigs mit seiner Mutter verlief resultatlos, beide Parteien blieben sich drohend gegenüber stehen. L. und seine Partei erkannten, daß ihre Macht allein nicht ausreiche, und so richteten sie ihr Auge auf den unversöhnlichen Gegner der Königin, den Prinzen Condé, dem man die Freiheit gab, um ihn durch Dankbarkeit an sich zu fesseln und ein Gegengewicht gegen die Königin und die Großen ihres Hofes in die Wagschale zu legen. Mit Condé vereint rückte nun L. an der Spitze eines Heeres an die Loire, doch kam es nicht zum Kampfe; unter Vermittelung des damals noch jungen Bischofs von Luçon, Richelieu, dessen Talente L. vollkommen würdigte, wurden erfolgreiche Verhandlungen eingeleitet, die eine Verständigung beider Höfe herbeiführten. Die Königin fügte sich der Souveränität ihres Sohnes, und die unzufriedenen Großen mußten sich der Allgewalt des Königs und seines Günstlings unterwerfen.

Mit dem Jahre 1621 erstieg L. den höchsten Gipfel der Macht und zwar nur wenige Monate vor seinem Tode, der ihn noch rechtzeitig vor der schon sichtbar werdenden Ungunst des Schicksals bewahrte. Bei ihm war es nicht Ehrgeiz, sondern zugleich Eifersucht, wenn er 1621 sich selbst, so wenig er auch noch vom Kriege gesehen, zum Connétable von Frankreich ernennen ließ, denn er konnte niemand neben sich dulden, der die Prärogativen dieser Würde ausgeübt hätte. Auch als der Großsiegelbewahrer bald nachher starb, behielt er der Rechte und Gesetze wenig kundig, dennoch das Siegel des Reiches in seiner Hand. Im Kabinett und Konseil, am Hofe des Königs wie der Königin, nun auch im Lager und an den Gerichtshöfen sollte keine andere Stimme als die seine die höchste Gewalt ausdrücken. Was er auch immer unternahm, seines Königs glaubte er sicher zu sein, und auf die Warnungen seiner Freunde und Anhänger, daß der König seinen Hochmut und sein fürstliches Gepränge mißbillige, pflegte er zu erwidern, daß, wie er sich die Gunst seines Herrn zu gewinnen gewußt, er sich diese ebenmäßig zu erhalten verstehe. Dennoch

hielt es L. für ratsam, den König ernstlich zu beschäftigen und alle inneren Verlegenheiten durch einen Feldzug aus dem Wege zu räumen. Hierzu benutzte er das widersetzliche Auftreten der Béarner Reformierten, welche die Kirchengüter vertragswidrig zurückhielten und überredete den König, den protestantischen Süden mit Gewalt zum Gehorsam zu zwingen. Nun führte er als Connétable das Heer, bei dem sich auch der König befand, ins Feld, anfänglich mit glücklichem Erfolg, denn viele Städte öffneten dem Könige ihre Thore und unterwarfen sich; wie man aber den 1. September 1621 vor Montauban am Tarn, dem Hauptwaffenplatze der Hugenotten, ankam, stieß man auf eine mehrmonatliche, hartnäckige Verteidigung, wobei das Heer große Verluste erlitt, zumal sich infolge der Entbehrungen Typhus und Ruhr einstellten. Am 2. November wurde die Belagerung aufgegeben, an Stelle deren der Großmarschall Lesdiguières (s. d.) von Anfang an nur zur Blokade der Stadt geraten, aber L. auch hier allmächtig, die förmliche Belagerung durchgesetzt hatte. Zwar rückte er jetzt vor Monheur in der Guienne, einer wenig starken Festung, die auch bereits am 11. Dezember genommen wurde, doch der Mißerfolg von Montauban hatte den König tief erzürnt. Auf L. fiel der Vorwurf des verfehlten Unternehmens, sein Fall ließ sich mit Bestimmtheit voraussehen, doch blieb ihm die Katastrophe erspart, denn eine akute Krankheit stürzte ihn noch vor Monheur am 15. Dezember 1621 in das Grab. Ludwig XIII. machte kein Hehl daraus, wie gelegen ihm dieser Todesfall gekommen, den auch die Hofpartei nicht beklagte, und die Großen des Reiches wie das Volk drückten ihre unverhohlene Freude aus, den verhaßten Günstling los zu sein. Seine Brüder blieben in guten Stellungen am Hofe. Seine Gemahlin reichte einige Zeit nachher dem Herzoge von Chevreuse die Hand und war später die treibende Kraft in allen Intriguen, die in der folgenden Zeit das französische Hof- und Staatsleben in Bewegung setzten. Für die Geschichte Frankreichs ist L., der über vier Jahre alle Macht dieses Reiches in Händen gehabt, was man auch gegen seine persönliche Bedeutung einwenden mag, von großem Einfluß gewesen. Weniger mit politischer Voraussicht handelnd als von der Gunst der Verhältnisse getragen und mittelbar durch die Fehler seiner Gegner unterstützt, hat er eine große aristokratische Koalition zersprengt und die bisher so gefürchtete Macht der Hugenotten zuerst wieder bewältigt.

Vgl. L. v. Ranke, Französische Geschichte des 16. und 17. Jahrhunderts, Stuttgart und Tübingen; Godefroy, Histoire des Connétables; Griffet, Histoire de Louis XIII.

Luzern hatte, seit die Stadt 1332 ihren Bund mit den drei Waldstätten abgeschlossen, ungeachtet der vertragsgemäßen Beziehungen zu diesen ältesten Bundesgenossen mit ihren demokratischen Ordnungen, sich in wichtigen Entwickelungsmomenten im eidgenössischen Bundesleben, bei Reibungen zwischen dem aristokratischen und demokratischen Prinzip, naturgemäß auf die Seite der Städtekantone verwiesen gesehen. Der durch das Stanser-Verkommnis 1481 mit Mühe beschwichtigte allgemeine Konflikt war geradezu aus anfänglichen Reibungen zwischen L. und Obwalden hervorgegangen, und L. war da im Sonderbündnisse des Burgrechtes von 1477 der Verbündete der Städte Zürich und Bern, sowie von Freiburg und Solothurn gewesen. Der Gang der Kriege während der Reformationsbewegung stellte aber nun L., den herrschenden Verkehrsplatz am Vierwaldstättersee, endgültig, auch politisch als Vorort, an die Spitze der den Kern der katholischen Schweiz ausmachenden inneren Kantone, der fünf Orte, neben L. Uri, Schwyz, Unterwalden und Zug. Zwinglis streitfertigster litterarischer Gegner, der Franziskaner Murner, hatte Ende 1525 in L. Zuflucht gefunden und erweiterte seit der Badener Disputation 1526 durch seine unter dem Schutze der Obrigkeit geschehenden Angriffe den Riß zwischen den Eidgenossen, und als 1531 im zweiten Kappelerkrieg der Sieg der katholischen Sache, unter oberster Hauptmannschaft des Schultheißen von L., gewonnen worden, war der dortige Gerichtsschreiber Salat, der namhafteste Vertreter der Geschichtschreibung dieser Zeit von katholischer Seite, beflissen, dem Siegesjubel in Liedern den verletzendsten Ausdruck zu geben. Für die beginnende Gegenreformation war L. der die Geschäfte leitende, bewegende Faktor innerhalb der altgläubigen Staatengruppe der Kantone, und in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts nahm Ludwig Pfyffer, 1571 Schultheiß, bis zu seinem Tode 1594 in der katholischen Eidgenossenschaft unbestritten die Stelle des politischen Führers ein, nachdem er, „der Schweizer König“, wie er genannt wurde, der Held des Rückzuges von Meaux, bis zur Schlacht von Moncontour sieben Jahre hindurch an der Spitze der schweizerischen Hilfsvölker für Karl IX. gegen die Hugenotten gekämpft hatte. Der später nach Karl Borromäus genannte katholische Sonderbund von 1586, die daran sich anschließenden Verträge mit König Philipp II. und mit dem Herzog von Savoyen waren Ergebnisse seines staatsmännischen Wirkens. Als vertrauter Gehilfe diente Pfyffern mit seiner großen Arbeitskraft der gelehrte Stadtschreiber Renward Cysat. Seit 1579 war L., wo auch schon die Jesuiten ihr Kollegium eröffnet hatten, ferner der Sitz der ständigen Nunciatur des römischen Stuhles.

Diese streng katholische Richtung herrschte auch in der durch Pfyffer selbst begründeten Geschlechterverbindung, aus jenen Männern, welche gleich ihm aus dem auswärts erworbenen Ansehen ihre eigene Geltung im Vaterlande erhöht hatten. Noch tief in das folgende Jahrhundert hinein vermochte deswegen L., obschon eine aristokratisch regierte Stadt, die demokratische innere Schweiz zu leiten. Erst der Bauernkrieg von 1653 (vgl. Bd. I, S. 316), der auch das Gebiet von L. ergriff, entfremdete die regierenden Familien dem Volke. Mochte auch L. gleich nachher, 1656, und wieder 1712 in den blutigen Kriegen konfessioneller Färbung selbstverständlich auf katholischer Seite stehen, so war die Regierung doch insbesondere im zweiten Kriege durch gefährliche demagogisch-klerikale Anzettelungen im eigenen Landgebiete aufgefordert, sich bis zu einem gewissen

Grade den reformierten Städtekantonen anzunähern. — Eigentümlich ist dann innerhalb des letzten Jahrhunderts der alten Ordnung für den katholischen Vorort der Schweiz die entschlossene Haltung des regierenden Patriciates gegenüber vom Nuncius vorgebrachten oder anderweitigen die Rechte des Staates verletzenden kirchlichen Ansprüchen, wobei insbesondere der gelehrte Ratsherr Franz Urs Balthasar 1768 durch seine Schrift: „De Helvetiorum juribus circa sacra“ großes Aufsehen erregte; der der gleichen Zeit angehörende hochbegabte, ebenfalls litterarisch thätige Ratsherr Valentin Meyer ist einer der bemerkenswertesten und kühnsten Vorfechter aufklärerisch-autokratischer Gedanken in der Schweiz gewesen. Anderenteils aber klebten dieser Aristokratie auch häßliche Familienskandale und Familienverfolgungen an, welche zum Teil mit großen Veruntreuungen von Staatsgut zusammenhingen: so ist eben Meyer 1770 nicht bloß unter Heraufbeschwörung des Gespenstes der Religionsgefahr, sondern auch wegen solchen Hasses, der Familie Schumacher, welche er vorher aus guten Gründen verfolgt, gestürzt worden.

1798 kam die Regierung von L. in eigentümlicher Weise dem Sturme der Revolution zuvor, indem sie schon am 31. Januar abdizierte und die aristokratische Regierungsform als abgeschafft erklärte. Aber im Januar 1814 traten, nach dem Umsturze der Mediationsakte, teilweise die gleichen Persönlichkeiten — Vincenz Rüttimann, Franz Xaver Keller —, welche jene frühere Veränderung bewirkt, an die Spitze des, so weit möglich, wieder hergestellten älteren Regimentes. Die nach Ablauf der Restaurationszeit eingetretene Veränderung brachte 1831 in der neuen radikalen Regierung wieder insbesondere den Gedanken der Abgrenzung des staatlichen Machtbereichs gegenüber der Kirche zum Ausdruck. Um so mehr mußte der ausgeprägt demokratische Rückschlag von 1841 bei dem Siege der bäuerlichen Kreise über die städtischen Liberalen die Verbindung von Katholicismus und Volkssouveränität in der neuen Verfassung repräsentieren. Aus den gewaltsamen Anfechtungen gegen dieses zumeist in dem Bauernführer Joseph Leu ausgedrückte und durch die Jesuiten-Berufung 1844 vervollständigte System Siegwart-Müllers und aus der zwei Male gelungenen Abwehr der Angriffe der radikalen „Freischarenzüge“ erwuchs der Sonderbund (s. d.), dessen Besiegung hinwieder den Sturz der ultramontanen Regierung von L. 1847 zur Folge hatte. Erst 1871 trat durch eine abermalige Verschiebung des Übergewichtes die durch den Sonderbundskrieg gebrochene Partei in die Regierung von neuem ein: das geistige Haupt derselben ist der auch im Nationalrat schon seit 1848 als Sprecher der katholischen Minderheit verdientermaßen angesehene Anton Philipp v. Segesser. Als 1873 der Bischof von Basel, Lachat, wegen der Streitigkeiten mit den übrigen Diözesan-Kantonen, seinen bisherigen Bischofssitz Solothurn verlassen mußte, fand er in L. Zuflucht.

Vgl. von dem 1875 verstorbenen Kasimir Pfyffer, der als liberaler Staatsmann seit 1826 an den Dingen in der Eidgenossenschaft und in L. selbst regen Anteil genommen: „Geschichte der Stadt und des Kantons L.“, 2 Bde., Zürich 1850 u. 1852, sowie die Monographie Dr. v. Segessers: „Ludwig Pfyffer und seine Zeit“, 3 Bde., Bern 1880—1882.

Luzzara, Schlacht am 15. August 1702, war ein taktischer Sieg, welchen Eugen von Savoyen mit 20,000 Kaiserlichen über 30,000 Spanier und Franzosen unter König Philipp V. und Vendôme davontrug. Es wurde beim Städtchen L. am rechten Pouser nördlich von Guastalla vom Nachmittage bis um Mitternacht gefochten, der Kampf hatte aber keine strategischen Folgen, die Heere blieben vielmehr in verschanzten Stellungen noch mehrere Wochen einander gegenüber; Philipp und Vendôme wagten nicht anzugreifen und Eugens Thätigkeit wurde durch innere, namentlich Verpflegungsschwierigkeiten gelähmt. — Vgl. „Feldzüge des Prinzen Eugen“, herausgegeben vom K. K. Kriegsarchiv, 4. Teil, Wien 1877.

Lyck, Kreisstadt im äußersten Südosten von Ostpreußen (Masuren), in deren Nähe im Oktober 1656 gegen Polen und Tartaren gekämpft ist. Nach ihrer großen Niederlage bei Warschau suchten die Polen auf alle Weise den Großen Kurfürsten wieder von seinem Bunde mit Schweden abzuziehen, und um ihn zu schrecken, rückte Gonsiewski mit einem polnisch-litauischen Heere, bei welchem sich auch an 18,000 Tartaren befanden, gegen die Südostecke Preußens, wo nur wenige preußische und schwedische Regimenter standen, vor. In der ersten Schlacht, die auf preußischem Boden am Lyckflusse geschah und auch nach dem Grenzdorfe Prostken genannt wird, wurden die Verbündeten fast ganz aufgerieben, viele ihrer Offiziere gefangen genommen, und schon begannen sich namentlich die Tartaren nach Westen und nach Norden verheerend über das Land zu ergießen. Jetzt endlich wurden stärkere schwedische und brandenburgische Heeresmassen, jene unter Stenbock, diese unter Derfflinger, eilends herangezogen und die zurückweichenden Feinde kaum 14 Tage nach ihrem eigenen Siege jenseits der Grenze bei Philippowo von Stenbock vollständig geschlagen und auseinander getrieben.

Lyon, Friede von. Frankreichs politische Verhältnisse hatten sich infolge der Hugenottenkriege bis zu Ende des 16. Jahrhunderts völlig umgestaltet, erst unter Heinrich IV. war der französischen Nation das Gefühl der Einheit zurückgekehrt, und nun begann Frankreich, die seit Franz I. Zeit verlorene Machtstellung nach außen wiederzugewinnen. Schon hatte man Spanien gegenüber durch den Vertrag von Vervins (s. d.) am 2. Mai 1598 wichtige Erfolge erzielt, aber noch waren nicht alle Verluste der liguistischen Zeit wieder eingebracht; so befand sich noch das Marquisat Saluzzo, dessen sich Savoyen trotz der französischen Erbansprüche bemächtigt hatte, in dessen Besitz, und Heinrich IV. hielt es jetzt an der Zeit, Frankreichs Ansprüche geltend zu machen. Da aber Saluzzo der savoyischen Hauptstadt zu nahe lag, um es einer französischen Besatzung zu überlassen, so wollte es Karl Emanuel I., Herzog von Savoyen, nicht aufgeben, wurde aber 1600 nach einem kurzen Feldzuge zum Nachgeben gezwungen, wobei ihm die Wahl blieb, entweder Saluzzo herauszugeben

oder dafür die Provinz Bresse, eines der ältesten und besten Besitztümer seines Hauses, abzutreten. So schwer es ihm wurde, entschloß er sich für das letztere. Unter Vermittelung des päpstlichen Legaten kam ein Ausgleich zustande, der am 17. Januar 1601 zum Frieden von L. führte. Heinrich IV. überließ Saluzzo ohne alle Lehnsverpflichtung dem Herzoge von Savoyen, wogegen dieser die das mittlere Rhônegebiet umfassenden Landschaften Bresse, Bugny und Gex (jetzt zusammen das Departement Ain bildend) an Frankreich abtrat und eine Kriegsentschädigung von 300,000 Fres. zahlte. Durch diesen Frieden gewann das französische Reich an Abgeschlossenheit und Verteidigungskraft, denn nun im Besitz des Rhône von seiner Mündung bis zur Schweizergrenze hinauf, konnte es fortan die italienisch-spanische Invasion mit Erfolg abwehren und deren Verbindung mit den Niederlanden unterbrechen.

Lyon seit der Revolutionszeit. Die idealen Anfänge der Revolution von 1789 wurden auch in L. wie in ganz Frankreich durch die brutale Dazwischenkunft anarchischer Zustände gestört, auch hier rottete sich das Volk zusammen, überwand die an Kraft gebrochenen, unzuverlässig gewordenen königlichen Truppen und zerstörte das feste Schloß Pierre-en-Cise, die Bastille von L. Doch die reiche Handels- und Fabrikstadt von damals schon 200,000 Einwohnern, welche an der Erhebung des dritten Standes gegen die beiden ersten eifrig teilgenommen und deshalb 1791 die reaktionären Parteigänger des sich im benachbarten Savoyen aufhaltenden Grafen von Artois (s. d.) ausgewiesen hatte, war ebenso wenig gesonnen, ihren Wohlstand dem Pöbel zu überlassen. Wie sich der Widerstand der Bauern gegen das Sansculottentum hauptsächlich in der Vendée konzentrierte, so die Gegenwehr des Bürgerstandes in L. Der girondistischen Insurrektion waren schon bedeutsame Bewegungen vorausgegangen, denn die Hinrichtung des Königs hatte in den bürgerlichen Kreisen viel Unmut erregt. Die Jakobinische Agitation führte zu Gegenmaßregeln der anders gesonnenen Bürgerschaft, die in der Majorität befindlich den Jakobinerklub sprengte. Eine vom Nationalkonvent gesandte Untersuchungs-Kommission stellte den Klub zwar wieder her, dessen gewaltthätigen Provokationen man aber endlich am 29. Mai 1793 in offenem Kampfe entgegentrat, in welchem die Jakobiner unterlagen und aus der Municipalität ausscheiden mußten, ihr Führer Chalier, der Marat des Südens, sogar hingerichtet wurde. Inzwischen kam die Nachricht vom Sturze der Gironde, deren Sache man sich in L. sogleich mit Wärme annahm, und die Verteidigung des Platzes der umsichtigen Leitung des früheren königlichen Oberst Précy anvertraute. Schon am 11. Juli hatte der Konvent alle städtischen Behörden als des Verrats schuldig abgesetzt, am 10. August erschien das Revolutionsheer vor der Festung, schnitt diese von ihren Verbindungen ab und begann die Belagerung. Nach zweimonatlichem Widerstande und nachdem sich der Rest der Besatzungstruppen unter Précy mit enormem Verluste durchgeschlagen, ergab sich L. der Gnade des am 10. Oktober einrückenden Konventsheeres. Zunächst verfuhr man noch glimpflich, denn Couthon (s. d.), der Freund Robespierres, zügelte den Fanatismus seiner Kollegen und ließ 20,000 Lyonern Zeit zu entfliehen, ja als der Konvent befahl, die Stadt, welche den Namen Commune affranchie erhielt, der Erde gleichzumachen, hielt er diesen Befehl noch zwölf Tage zurück. Endlich mußte er Folge leisten, that es aber immer noch mit Mäßigung, nur einzelne Hinrichtungen besonders Kompromittierter erfolgten, und die Zerstörung ging nur langsam vor sich, bald jedoch mußte Couthon seinen Kollegen Collot d'Herbois und Fouché (s. d.) das Feld räumen, die sofort Massenhinrichtungen vornahmen und durch 20,000 Arbeiter ununterbrochen fünf Monate hindurch die schönsten Gebäude niederreißen ließen. Die Guillotine war unaufhörlich im Gange, und als dies noch zu langsam ging, schoß man die Verurteilten zu Hunderten mit Kartätschen nieder. Es sollen in und um L. 7000 Menschen hingeopfert sein, erst auf die Vorstellungen des zur Berichterstattung dorthin gesandten Konventsmitgliedes Reverchon, daß sich Frankreich mit der Vernichtung einer so bedeutenden gewerbsamen Stadt nur selbst schade, wurde im Frühjahr 1794 den Greueln Einhalt gethan. Nach dem 9. Thermidor übte auch in L. die Reaktion ein blutiges Vergeltungsrecht aus, die royalistisch-ultramontanen Jesus- oder Sonnen-Compagnieen verfuhren mit den Terroristen ebenso schonungslos wie vorher deren Exekutivausschüsse mit den anderen Parteien. Ähnlich den Septembermorden von Paris 1792, wurden in L. am 5. Mai 1795 die Gefängnisse erbrochen und viele terroristische Gefangene ermordet. Collot d'Herbois wurde auf Antrag der Lyoner Municipalität zur Deportation nach Cayenne verurteilt.

Bei Napoleons I. Rückkehr von Elba war die Stimmung in L. sogleich für den Kaiser, dem die Bevölkerung immer sehr ergeben gewesen, dieser verweilte auf seinem Sturmzuge nach Paris mehrere Tage in der Stadt und erließ von hier aus am 13. März 1815 die bekannten Regierungsdekrete, welche der französischen Nation ein volkstümliches Kaiserreich versprachen, ebenso datieren aus L. die Briefe an seine Gemahlin, welche Europa seiner friedlichen Gesinnung versichern sollten. Nur langsam erholte sich L. von den Schlägen der Revolution, erst seit 1815 hatten Handel und Seidenfabrikation wieder größeren Aufschwung genommen, kamen aber in der folgenden Zeit außer der Konkurrenz, auf die L. in anderen Ländern stieß, durch mehrere blutige Aufstände wieder in Abnahme. Zunächst mochten sich die Lyoner nach der Restauration nicht an die Bourbons gewöhnen und als infolge der Mißernte von 1816 Unruhen entstanden, knüpften sich hieran politische Bewegungen, die am 8. Juni 1817 in L. eine Revolte herbeiführten, deren gütliche Beilegung dem Marschall Marmont indessen gelang. Im Herbst 1831 brach jedoch ein höchst gefährlicher Aufstand in der Stadt aus. Die Preise der Lebensmittel waren in Frankreich von Jahr zu Jahr gestiegen, dazu die Steuerlast gewachsen, in L. suchten die Fabrikbesitzer ihr

Defizit durch Herabdrücken der Löhne zu decken, dem widersetzten sich nun von materieller Not getrieben am 21. November die Seidenweber, forderten bessere Bezahlung, und als diese nicht gewährt wurde, kam es zu blutigen Kämpfen, in denen die Truppen aus der Stadt getrieben wurden. Erst die Ankunft des Marschalls Soult mit 20,000 Mann in Begleitung des Herzogs von Orléans, vermochte durch Entwaffnung der Anführer die Ruhe herzustellen. Doch dem Notstande war nicht abgeholfen, eine Organisation der Arbeit hatte nicht stattgefunden, und so brach der Aufstand trotz der starken Garnison im März 1834 nur um so stärker hervor, diesmal aber mit aktuell politischer Bedeutung. Der gemeinsame Zug einer sozialdemokratischen Propaganda ließ sich in den fast gleichzeitigen Bewegungen zu Paris, im Elsaß und im Süden Frankreichs unschwer erkennen. Den Anlaß zum Ausbruch der Insurrektion in L. gab das gerichtliche Verfahren gegen einige Mitglieder des Arbeitervorstandes. Nach fünftägigem erbittertem Straßenkampfe wurden die nach und nach bis auf 40,000 Mann verstärkten Truppen unter General Aymar Herr der strategisch wichtigen Punkte der Stadt. Der Wohlstand L.s hatte bei diesen Kämpfen ungemein gelitten, man schätzte den Verlust auf mehrere Millionen Francs. Statt des Sozialismus zog nun der Ultramontanismus in die Stadt und betrieb von hier aus seine nicht minder staatsfeindlichen Umtriebe bis zur Februarrevolution 1848, welche diesen Bestrebungen sogleich die Spitze abbrach.

Zur Zeit der mißlungenen Junimeuterei Ledru-Rollins (s. d.) 1849 in Paris, begannen in Verbindung damit auch in L. Ruhestörungen, deren Ausgangspunkt ein großer Aufruhr der Arbeiter am 15. Juni 1849 vom General Magnan mit seinen Truppen energisch niedergeworfen wurde. Während der Belagerung von Paris durch die Deutschen und während der Pariser Kommune wurde die öffentliche Ruhe der Stadt wiederholt durch sozialistische Agitationen, die ebenfalls mit den Pariser Ereignissen Zusammenhang hatten, gestört, so am 28. September und 20. Oktober 1870, am 22. März 1871 infolge des Manifestes der Kommune an die Provinzen und am 30. April 1871 beim Herannahen der unvermeidlichen Krise im Entscheidungskampfe der Kommunards- und Regierungstruppen. Gegen Ende Februar 1871 stand die deutsche Südarmee bereit, am Tage nach Ablauf des Waffenstillstandes die Offensive gegen L. und den Süden Frankreichs zu ergreifen, als der Abschluß der Friedenspräliminarien dem Kriege ein Ende setzte.

Der Handel von L. hat mit dem zweiten Kaiserreiche einen bemerkenswerten Aufschwung genommen, L. ist jetzt als zweites industrielles Zentrum von Frankreich nur Paris nachstehend, seine Seidenmanufaktur nimmt den ersten Rang der Welt ein. Von jeher stark befestigt und seit der Revolte von 1834 zum Waffenplatz ersten Ranges verstärkt, wird es jetzt durch Erweiterung seiner Enceinte und durch Anlage neuer detachierter Forts zu einer gewaltigen Zentralfestung umgewandelt und bildet den Hauptstützpunkt der französischen Südostgrenze.

Vgl. L. v. Ranke, Französische Geschichte des 16. u. 17. Jahrhunderts, Stuttgart u. Tübingen; H. v. Sybel, Geschichte der Revolutionszeit 1789—1800, Stuttgart u. Frankfurt a. M. 1879; C. Bulle, Geschichte der Jahre 1871—77, Leipzig 1878.

Lyons, Edmund Lord L. of Christchurch, englischer Admiral, am 21. November 1790 in Hampshire geboren, trat 1801 in den Seedienst; zeichnete sich während der Kriege gegen Frankreich durch heroische Tapferkeit mehrfach ganz besonders aus, nahm an den Aktionen der britischen Flotte während der griechischen Befreiungskämpfe teil, erhielt den Auftrag, den König Otto in sein neues Reich zu geleiten und wurde 1835 Gesandter am Hofe von Athen. Hier verstand er dem Einflusse Frankreichs und Rußlands geschickt entgegenzuarbeiten, mußte aber, als 1849 ein Zerwürfnis zwischen Griechenland und Großbritanien ausbrach, seine Stellung mit dem Posten am schwedischen Hofe vertauschen. Während des Krimkrieges erhielt er 1854 an Dundas' Stelle den Oberbefehl der Flotte im Schwarzen Meere, leitete die Überführung der Armee nach der Krim und führte mehrere der Zerstörungszüge gegen die russischen Küstenplätze aus. Er starb am 23. November 1858 in Arundel-Castle.

Von seinen Söhnen trat Lord John L., am 26. April 1817 zu Lymington geboren, in den diplomatischen Dienst, leistete als Gesandter in Washington während des Secessionskrieges, wo er das Einvernehmen mit der Regierung der Vereinigten Staaten zu erhalten wußte, seinem Vaterlande gute Dienste und ward 1867, nachdem er seit 1865 Großbritanien bei der Pforte vertreten hatte, an Lord Cowleys Stelle Botschafter in Paris; er bekleidet diesen Posten noch jetzt.

Lytton, Edward Robert Bulwer, Graf von. Als einziger Sohn des großen Dichters Edward Bulwer am 8. November 1831 geboren, widmete sich L. der Diplomatie. Nach dreijährigem Dienste als Gesandtschaftssekretär in Washington, ging er 1852 in gleicher Eigenschaft nach Florenz, 1854 nach Paris, 1856 in den Haag, 1858 nach St. Petersburg und Konstantinopel, 1859 nach Wien, 1860 als Generalkonsul nach Belgrad, wo er 1862 zwischen Serbien und der Pforte vermittelte; 1863 abermals nach Konstantinopel versetzt, war er hier zeitweilig Geschäftsträger, 1864 ging er nach Athen, 1865 nach Lissabon, 1868 nach Madrid, Ende dieses Jahres als erster Gesandtschaftssekretär nach Wien, 1872 nach Paris. Seit 1864 mit einer Tochter des Grafen Clarendon verheiratet, folgte er dem Vater 1873 in der Baronie. Wie dieser war er Dichter, stand ihm aber eminent nach und leistete wenig Bedeutendes, während seine fachmännischen Berichte als gediegen anerkannt wurden.

Seit Dezember 1874 Gesandter in Madrid, schlug er 1875 das Gouvernement von Madras aus; hingegen ernannte ihn Viktoria auf Beaconsfields, seines väterlichen Freundes, Rat am 4. Januar 1876 zum Vizekönig und Generalgouverneur von Indien. Allgemein erstaunte man über die Wahl des bisher wenig bekannten Mannes zu einem Posten, für den die Dalhousie, Canning

und Elgin nicht zu groß gewesen; man glaubte jedoch, Beaconsfield habe in L. verborgene Talente entdeckt und dieser müsse wohl ein bedeutender Administrator sein. Am 1. März reiste L. nach Calcutta ab. Er schützte in seinem neuen Amte die Rechte der Eingeborenen energisch gegen Übergriffe von britischer Seite. Am 1. Januar 1877 hielt er in Delhi eine großartige Versammlung der indischen Fürsten ab, um ihnen die Annahme des Kaisertitels durch Viktoria zu verkünden, und im gleichen Jahre bekämpfte er thatkräftig die furchtbare Hungersnot, die das Land heimsuchte. Das auf seinen Antrag im März 1878 vom indischen Geheimen Rate erlassene Gesetz hingegen, welches für die von Eingeborenen herausgegebenen Blätter die Preßfreiheit suspendierte, begegnete in dem Parlamente und in der liberalen Presse Englands heftigen Angriffen. Beaconsfield hatte L. dazu ausersehen, in Indien große kaiserliche Politik zu treiben und Rußland entgegenzutreten; durch ihn ließ er den afghanischen Krieg vom Zaune brechen. Als der Emir Shir Ali im September 1878 eine britische Mission nach Kabul zurückwies, erklärte L. am 21. November Afghanistan den Krieg, und tags darauf überschritt ein britisches Heer den Khyber-Paß. Kabul wurde besetzt, und der siegreiche Feldzug endete im Mai 1879 durch den mit dem neuen Emir Yakub Khan geschlossenen Frieden von Gandamak. Dieser stand jedoch nur auf dem Papiere, denn als die britische Gesandtschaft in Kabul im September d. J. ermordet worden war, begann der Krieg von neuem, der verdächtige Yakub Khan wurde am 1. Dezember in die Gefangenschaft nach Peschawer geführt. So tapfer auch General Roberts stritt, blieb die militärische Lage in Afghanistan höchst kritisch; das Kabinett Beaconsfield konnte Afghanistans nicht Herr werden. Mit ihm trat L. am 21. April 1880 ab und kehrte im Juni nach England heim, für seine Leistungen zum Grafen von Lytton und Viscount Knebworth of Knebworth erhoben.

Vgl. J. M'Carthy, A history of our own times from the accession of Queen Victoria to the general election of 1880. Neue Auflage, Bd. IV, London 1882.

M.

Maanen, Cornelius Felix van, niederländischer Staatsmann, 1769 im Haag geboren, studierte in Leyden die Rechte, übernahm zunächst als Vorbereitungsstufe einflußreicherer Stellungen eine Advokatur in seiner Vaterstadt und wurde 1795 seinem Schwiegervater, dem Generalprokurator van der Meersch, als Adjunkt beigegeben, dem er später im Amte folgte. Er bekannte sich damals zu freisinnigen Grundsätzen, wohl weniger aus Überzeugung als um seiner Wirksamkeit an der mächtigeren Partei einen Rückhalt zu sichern. König Ludwig berief ihn 1806 nach Annahme der holländischen Krone zum Justizminister, entließ ihn aber 1809, weil M. aus Servilismus vor dem allgebietenden und gefürchteten, auf der Höhe seiner Laufbahn stehenden Kaiser Napoleon die vom Könige erstrebten Milderungen des Kontinentalsystems nicht genügend unterstützte. Nach der Vereinigung Hollands mit Frankreich trat er 1810 als Staatsrat in den kaiserlich französischen Dienst, in welchem er bald zum ersten Präsidenten des Appellhofes im Haag aufrückte. Mit anerkannter Befähigung für höhere Staatsämter verband M. eine seltene Geschmeidigkeit, sich mit jedem Regierungssystem zurechtzufinden, so trug er auch, ohne Anteil an der Erhebung von 1814 zu nehmen, kein Bedenken, sich vom König Wilhelm in seinem Amte bestätigen zu lassen. Als ihn dieser später zum Präsidenten der Notabelnversammlung ernannte, sprach er sich mit Nachdruck für die Verantwortlichkeit der Minister aus und übernahm dann 1815 von neuem das Portefeuille der Justiz. Kenntnisreich und von rastloser Thätigkeit erwarb er sich nun unbestrittene Verdienste um die niederländische Gesetzgebung, vertrat aber fortan in Änderung seiner politischen Gesinnung die Kräftigung der königlichen Autorität gegen die Reformpläne der Liberalen, weshalb er heftig angefeindet wurde. Besonders mißliebig hatte sich M. in Belgien gemacht durch die Strenge, mit der er hier das Gesetz wegen Gebrauchs der holländischen Sprache durchzuführen suchte, sowie durch seine gehässige Härte in politischen Prozessen, namentlich 1828 in dem Verfahren gegen den derzeitigen Führer der belgischen Opposition Louis de Potter. Noch weiter schärften sich die Gegensätze zwischen der Regierung und den Belgiern, als er von den belgischen Beamten eine ausdrückliche Zustimmung zu dem konservativen Programm der königlichen Botschaft vom 11. Dezember 1829 verlangte und mit Maßregelungen vorging. Obwohl in Brüssel bereits drohende Mahnungen laut wurden, riet M., unerschöpflich in hinhaltenden Vorschlägen, dem Könige die belgischen Forderungen eines Systemwechsels und administrativer Trennung (s. „Belgien") unbeachtet zu lassen. An dem Ausbruche der Revolution darf man ihm daher mit vollem Rechte einen großen Teil der Schuld beimessen, auch richtete sich beim Aufstande vom 25. August 1830 die Erbitterung des Volkes, welches den Justizpalast in Brüssel zerstörte, vorwiegend gegen seine Person. Nunmehr suchte er um Entlassung nach, die ihm der eigenwillige König höchst ungern und nur, um die Möglichkeit einer Vereinbarung mit den Belgiern nicht ganz auszuschließen, am 3. September erteilte. Nach der Unabhängigkeitserklärung Belgiens wurde er indessen sogleich in das Ministerium zurückberufen und des besonderen Vertrauens des Königs nach wie vor gewürdigt. So blieb M., dem man Erfahrung und Charakterstärke nicht absprechen kann, fast ununterbrochen eine Hauptstütze König Wilhelms, dessen starrsinniger Widerstand gegen Belgiens Unabhängigkeit wie überhaupt gegen zweck-

Defizit durch Herabdrücken der Löhne zu decken, dem widersetzten sich nun von materieller Not getrieben am 21. November die Seidenweber, forderten bessere Bezahlung, und als diese nicht gewährt wurde, kam es zu blutigen Kämpfen, in denen die Truppen aus der Stadt getrieben wurden. Erst die Ankunft des Marschalls Soult mit 20,000 Mann in Begleitung des Herzogs von Orléans, vermochte durch Entwaffnung der Anführer die Ruhe herzustellen. Doch dem Notstande war nicht abgeholfen, eine Organisation der Arbeit hatte nicht stattgefunden, und so brach der Aufstand trotz der starken Garnison im März 1834 nur um so stärker hervor, diesmal aber mit aktuell politischer Bedeutung. Der gemeinsame Zug einer sozialdemokratischen Propaganda ließ sich in den fast gleichzeitigen Bewegungen zu Paris, im Elsaß und im Süden Frankreichs unschwer erkennen. Den Anlaß zum Ausbruch der Insurrektion in L. gab das gerichtliche Verfahren gegen einige Mitglieder des Arbeitervorstandes. Nach fünftägigem erbittertem Straßenkampfe wurden die nach und nach bis auf 40,000 Mann verstärkten Truppen unter General Aymar Herr der strategisch wichtigen Punkte der Stadt. Der Wohlstand L.s hatte bei diesen Kämpfen ungemein gelitten, man schätzte den Verlust auf mehrere Millionen Francs. Statt des Sozialismus zog nun der Ultramontanismus in die Stadt und betrieb von hier aus seine nicht minder staatsfeindlichen Umtriebe bis zur Februarrevolution 1848, welche diesen Bestrebungen sogleich die Spitze abbrach.

Zur Zeit der mißlungenen Junimeuterei Ledru-Rollins (s. d.) 1849 in Paris, begannen in Verbindung damit auch in L. Ruhestörungen, deren Ausgangspunkt ein großer Aufruhr der Arbeiter am 15. Juni 1849 vom General Magnan mit seinen Truppen energisch niedergeworfen wurde. Während der Belagerung von Paris durch die Deutschen und während der Pariser Kommune wurde die öffentliche Ruhe der Stadt wiederholt durch sozialistische Agitationen, die ebenfalls mit den Pariser Ereignissen Zusammenhang hatten, gestört, so am 28. September und 20. Oktober 1870, am 22. März 1871 infolge des Manifestes der Kommune an die Provinzen und am 30. April 1871 beim Herannahen der unvermeidlichen Krise im Entscheidungskampfe der Kommunards- und Regierungstruppen. Gegen Ende Februar 1871 stand die deutsche Südarmee bereit, am Tage nach Ablauf des Waffenstillstandes die Offensive gegen L. und den Süden Frankreichs zu ergreifen, als der Abschluß der Friedenspräliminarien dem Kriege ein Ende setzte.

Der Handel von L. hat mit dem zweiten Kaiserreiche einen bemerkenswerten Aufschwung genommen, L. ist jetzt als zweites industrielles Zentrum von Frankreich nur Paris nachstehend, seine Seidenmanufaktur nimmt den ersten Rang der Welt ein. Von jeher stark befestigt und seit der Revolte von 1834 zum Waffenplatz ersten Ranges verstärkt, wird es jetzt durch Erweiterung seiner Enceinte und durch Anlage neuer detachierter Forts zu einer gewaltigen Zentralfestung umgewandelt und bildet den Hauptstützpunkt der französischen Südostgrenze.

Vgl. L. v. Ranke, Französische Geschichte des 16. u. 17. Jahrhunderts, Stuttgart u. Tübingen; H. v. Sybel, Geschichte der Revolutionszeit 1789—1800, Stuttgart u. Frankfurt a. M. 1879; C. Bulle, Geschichte der Jahre 1871—77, Leipzig 1878.

Lyons, Edmund Lord L. of Christchurch, englischer Admiral, am 21. November 1790 in Hampshire geboren, trat 1801 in den Seedienst; zeichnete sich während der Kriege gegen Frankreich durch heroische Tapferkeit mehrfach ganz besonders aus, nahm an den Aktionen der britischen Flotte während der griechischen Befreiungskämpfe teil, erhielt den Auftrag, den König Otto in sein neues Reich zu geleiten und wurde 1835 Gesandter am Hofe von Athen. Hier verstand er dem Einflusse Frankreichs und Rußlands geschickt entgegenzuarbeiten, mußte aber, als 1849 ein Zerwürfnis zwischen Griechenland und Großbritanien ausbrach, seine Stellung mit dem Posten am schwedischen Hofe vertauschen. Während des Krimkrieges erhielt er 1854 an Dundas' Stelle den Oberbefehl der Flotte im Schwarzen Meere, leitete die Überführung der Armee nach der Krim und führte mehrere der Zerstörungszüge gegen die russischen Küstenplätze aus. Er starb am 23. November 1858 in Arundel-Castle.

Von seinen Söhnen trat Lord John L., am 26. April 1817 zu Lymington geboren, in den diplomatischen Dienst, leistete als Gesandter in Washington während des Secessionskrieges, wo er das Einvernehmen mit der Regierung der Vereinigten Staaten zu erhalten wußte, seinem Vaterlande gute Dienste und ward 1867, nachdem er seit 1865 Großbritanien bei der Pforte vertreten hatte, an Lord Cowleys Stelle Botschafter in Paris; er bekleidet diesen Posten noch jetzt.

Lytton, Edward Robert Bulwer, Graf von. Als einziger Sohn des großen Dichters Edward Bulwer am 8. November 1831 geboren, widmete sich L. der Diplomatie. Nach dreijährigem Dienste als Gesandtschaftssekretär in Washington, ging er 1852 in gleicher Eigenschaft nach Florenz, 1854 nach Paris, 1856 in den Haag, 1858 nach St. Petersburg und Konstantinopel, 1859 nach Wien, 1860 als Generalkonsul nach Belgrad, wo er 1862 zwischen Serbien und der Pforte vermittelte; 1863 abermals nach Konstantinopel versetzt, war er hier zeitweilig Geschäftsträger, 1864 ging er nach Athen, 1865 nach Lissabon, 1868 nach Madrid, Ende dieses Jahres als erster Gesandtschaftssekretär nach Wien, 1872 nach Paris. Seit 1864 mit einer Tochter des Grafen Clarendon verheiratet, folgte er dem Vater 1873 in der Baronie. Wie dieser war er Dichter, stand ihm aber eminent nach und leistete wenig Bedeutendes, während seine fachmännischen Berichte als gediegen anerkannt wurden.

Seit Dezember 1874 Gesandter in Madrid, schlug er 1875 das Gouvernement von Madras aus; hingegen ernannte ihn Viktoria auf Beaconsfields, seines väterlichen Freundes, Rat am 4. Januar 1876 zum Vizekönig und Generalgouverneur von Indien. Allgemein erstaunte man über die Wahl des bisher wenig bekannten Mannes zu einem Posten, für den die Dalhousie, Canning

und Elgin nicht zu groß gewesen; man glaubte jedoch, Beaconsfield habe in L. verborgene Talente entdeckt und dieser müsse wohl ein bedeutender Administrator sein. Am 1. März reiste L. nach Calcutta ab. Er schützte in seinem neuen Amte die Rechte der Eingeborenen energisch gegen Übergriffe von britischer Seite. Am 1. Januar 1877 hielt er in Delhi eine großartige Versammlung der indischen Fürsten ab, um ihnen die Annahme des Kaisertitels durch Viktoria zu verkünden, und im gleichen Jahre bekämpfte er thatkräftig die furchtbare Hungersnot, die das Land heimsuchte. Das auf seinen Antrag im März 1878 vom indischen Geheimen Rate erlassene Gesetz hingegen, welches für die von Eingeborenen herausgegebenen Blätter die Preßfreiheit suspendierte, begegnete in dem Parlamente und in der liberalen Presse Englands heftigen Angriffen. Beaconsfield hatte L. dazu ausersehen, in Indien große kaiserliche Politik zu treiben und Rußland entgegenzutreten; durch ihn ließ er den afghanischen Krieg vom Zaune brechen. Als der Emir Shir Ali im September 1878 eine britische Mission nach Kabul zurückwies, erklärte L. am 21. November Afghanistan den Krieg, und tags darauf überschritt ein britisches Heer den Khyber-Paß. Kabul wurde besetzt, und der siegreiche Feldzug endete im Mai 1879 durch den mit dem neuen Emir Yakub Khan geschlossenen Frieden von Gandamak. Dieser stand jedoch nur auf dem Papiere, denn als die britische Gesandtschaft in Kabul im September d. J. ermordet worden war, begann der Krieg von neuem, der verdächtige Yakub Khan wurde am 1. Dezember in die Gefangenschaft nach Peschawer geführt. So tapfer auch General Roberts stritt, blieb die militärische Lage in Afghanistan höchst kritisch; das Kabinett Beaconsfield konnte Afghanistans nicht Herr werden. Mit ihm trat L. am 21. April 1880 ab und kehrte im Juni nach England heim, für seine Leistungen zum Grafen von Lytton und Viscount Knebworth of Knebworth erhoben.

Vgl. J. M'Carthy, A history of our own times from the accession of Queen Victoria to the general election of 1880. Neue Auflage, Bd. IV, London 1882.

M.

Maanen, Cornelius Felix van, niederländischer Staatsmann, 1769 im Haag geboren, studierte in Leyden die Rechte, übernahm zunächst als Vorbereitungsstufe einflußreicherer Stellungen eine Advokatur in seiner Vaterstadt und wurde 1795 seinem Schwiegervater, dem Generalprokurator van der Meersch, als Adjunkt beigegeben, dem er später im Amte folgte. Er bekannte sich damals zu freisinnigen Grundsätzen, wohl weniger aus Überzeugung als um seiner Wirksamkeit an der mächtigeren Partei einen Rückhalt zu sichern. König Ludwig berief ihn 1806 nach Annahme der holländischen Krone zum Justizminister, entließ ihn aber 1809, weil M. aus Servilismus vor dem allgebietenden und gefürchteten, auf der Höhe seiner Laufbahn stehenden Kaiser Napoleon die vom Könige erstrebten Milderungen des Kontinentalsystems nicht genügend unterstützte. Nach der Vereinigung Hollands mit Frankreich trat er 1810 als Staatsrat in den kaiserlich französischen Dienst, in welchem er bald zum ersten Präsidenten des Appellhofes im Haag aufrückte. Mit anerkannter Befähigung für höhere Staatsämter verband M. eine seltene Geschmeidigkeit, sich mit jedem Regierungssystem zurechtzufinden, so trug er auch, ohne Anteil an der Erhebung von 1814 zu nehmen, kein Bedenken, sich vom König Wilhelm in seinem Amte bestätigen zu lassen. Als ihn dieser später zum Präsidenten der Notabelnversammlung ernannte, sprach er sich mit Nachdruck für die Verantwortlichkeit der Minister aus und übernahm dann 1815 von neuem das Portefeuille der Justiz. Kenntnisreich und von rastloser Thätigkeit erwarb er sich nun unbestrittene Verdienste um die niederländische Gesetzgebung, vertrat aber fortan in Änderung seiner politischen Gesinnung die Kräftigung der königlichen Autorität gegen die Reformpläne der Liberalen, weshalb er heftig angefeindet wurde. Besonders mißliebig hatte sich M. in Belgien gemacht durch die Strenge, mit der er hier das Gesetz wegen Gebrauchs der holländischen Sprache durchzuführen suchte, sowie durch seine gehässige Härte in politischen Prozessen, namentlich 1828 in dem Verfahren gegen den derzeitigen Führer der belgischen Opposition Louis de Potter. Noch weiter schärften sich die Gegensätze zwischen der Regierung und den Belgiern, als er von den belgischen Beamten eine ausdrückliche Zustimmung zu dem konservativen Programm der königlichen Botschaft vom 11. Dezember 1829 verlangte und mit Maßregelungen vorging. Obwohl in Brüssel bereits drohende Mahnungen laut wurden, riet M., unerschöpflich in hinhaltenden Vorschlägen, dem Könige die belgischen Forderungen eines Systemwechsels und administrativer Trennung (s. „Belgien") unbeachtet zu lassen. An dem Ausbruche der Revolution darf man ihm daher mit vollem Rechte einen großen Teil der Schuld beimessen, auch richtete sich beim Aufstande vom 25. August 1830 die Erbitterung des Volkes, welches den Justizpalast in Brüssel zerstörte, vorwiegend gegen seine Person. Nunmehr suchte er um Entlassung nach, die ihm der eigenwillige König höchst ungern und nur, um die Möglichkeit einer Vereinbarung mit den Belgiern nicht ganz auszuschließen, am 3. September erteilte. Nach der Unabhängigkeitserklärung Belgiens wurde er indessen sogleich in das Ministerium zurückberufen und des besonderen Vertrauens des Königs nach wie vor gewürdigt. So blieb M., dem man Erfahrung und Charakterstärke nicht absprechen kann, fast ununterbrochen eine Hauptstütze König Wilhelms, dessen starrsinniger Widerstand gegen Belgiens Unabhängigkeit wie überhaupt gegen zweck-

mäßige Reformen Holland schwer geschädigt hat. Nach der Abdankung des mißmutigen und mit sich selbst unzufriedenen Königs, ging auch M.s staatsmännische Laufbahn zu Ende, er zog sich 1842 in das Privatleben zurück und starb am 14. Februar 1849. — Vgl. C. Bulle, Geschichte der neuesten Zeit 1815—71, Bd. I, Leipzig 1876.

Maaßen, Karl Georg, geboren in Cleve am 23. August 1769, gestorben in Berlin am 2. November 1834. „Ein Beamter von umfassenden Kenntnissen, mit Leib und Seele in den Geschäften lebend, ein Mann, der hinter kindlich anspruchslosen Umgangsformen den kühnen Mut eines Reformers, eine tiefe und freie Auffassung des sozialen Lebens verbarg (Treitschke II, 218)." In der That gehört M. zu der nicht geringen Zahl preußischer Beamten, welche aus beschränkten Verhältnissen heraus durch ihre tiefgreifende, wenn auch geräuschlose Wirksamkeit zu den höchsten Würden gelangten. Die Regierung Friedrich Wilhelms III. bedurfte solcher Männer, die in schwerer Drangsal Geduld zu üben gelernt hatten, ihre Persönlichkeit zurückstellten gegen die Pflicht und bei aller Beherrschung des Details große Ziele nicht aus den Augen verloren. — Nachdem M. das Gymnasium in Wesel durchlaufen hatte, bezog er die Universität Duisburg, wurde als angehender Beamter bei der clevischen Kammer beschäftigt, ging mit derselben, als die linksrheinischen Besitzungen an Frankreich abgetreten wurden, nach Münster und ward 1804 Kriegs- und Domänenrat in Hamm, wo er unter Ludwig v. Vincke arbeitete. Diesem gebührt das Verdienst, die trefflichen Eigenschaften des bescheidenen Mannes erkannt und demselben den Weg bis zur Spitze der gesamten Landesverwaltung gebahnt zu haben. Denn nach der Katastrophe von 1806 ward er zwar aus seinem Amte entlassen und genötigt, in den Dienst des Großherzogs von Berg zu treten, 1808. Allein schon im folgenden Jahre berief ihn v. Vincke neben M. Fr. v. Bassewitz als zweiten Regierungsdirektor an die kurmärkische Kammer nach Potsdam, deren Vizepräsident er nach dem Abgange Vinckes wurde. Die dortige Thätigkeit, welche ebenso viele Vorsicht als Energie und Hingebung verlangte, wie das Zusammenwirken mit Bassewitz, Ladenberg (welcher gleich ihm Minister ward), Beuth, Fr. v. Raumer (dem Historiker), Eylert, Natorp gewährte M. eine vorzügliche Vorbildung für seine spätere Stellung. Er blieb in Potsdam, bis er 1816 zum Wirkl. Geh. Oberfinanzrat und Präsidenten der Generalverwaltung für Gewerbe und Handel ernannt ward. Bald folgte dann auch die Berufung in den Staatsrat und die Ernennung zum General-Steuerdirektor. In dem Ministerium Klewitz nahm er eine maßgebende Stellung ein. Er war es, der durch das Zollgesetz von 1818 die wirtschaftliche Einheit des Staates sicherte, der die neuen Steuergesetze ausarbeitete, unbekümmert um die Einsprüche preußischer wie ausländischer Staatsmänner. Schon damals faßte er das Ziel einer allmählichen Zolleinigung Deutschlands in das Auge; ihm und Eichhorn, der die politische Seite der großen Frage vertrat, während M. die staatswirtschaftliche bearbeitete, ist das Gelingen dieses größten Friedenswerkes zu verdanken. Nachdem auf Klewitz noch Motz gefolgt war, ward ihm das Finanzministerium übertragen, 1830, ohne daß darum seine Thätigkeit eine andere geworden wäre. Denn schon als Generalsteuerdirektor war er die Seele des Ministeriums gewesen, hatte er alle wichtigen Maßregeln entweder vorgeschlagen oder zum Leben gebracht. Nachdem zuerst Schwarzburg-Sondershausen dem Zollvereine beigetreten, dann andere von Preußen umschlossene Kleinstaaten gefolgt waren, hatte er bald nach der Übernahme des Ministeriums die Genugthuung, daß auch Kurhessen sich zum Anschlusse bereit erklärte. Mit dem Zutritt dieses ersten größeren Territoriums war das Gelingen dieses großen Unternehmens, das viel mehr, als wir jetzt wahrnehmen, zu der Einigung Deutschlands beigetragen hat, gewährleistet. Im zweiten Bande von Treitschkes Deutscher Geschichte sind die Schwierigkeiten, welche M. und Eichhorn zu überwinden hatten, die indessen den letzteren in seiner ruhigen Überlegsamkeit nicht irre machten, wenigstens zum Teil aufgeführt. — M. starb hochgeachtet und geliebt von seinen Untergebenen, aber auch hochgeehrt von seinem Könige, dem Staatsdiener von der stillen, ruhigen und ausdauernden, aber auch zielbewußten Art M.s die liebsten waren. — Außer der in der „Allg. deutsch. Biographie" angegebenen Litteratur ist zu vergleichen: v. Bassewitz, Die Kurmark Brandenburg; v. Bodelschwingh, Leben v. Vinckes.

Macaulay, Thomas Babington, Lord M. of Rothley. Als Sohn eines schottischen reichen Kaufherrn am 25. Oktober 1800 zu Rothley Temple (Leicestershire) geboren, besuchte M. in früher Kindheit sehr ungern die Schule, zeigte hingegen ungewöhnliche Gaben und schrieb fortwährend Geschichte, Poesie u. s. w., Walter Scott war sein Liebling; sorgsam hüteten sich die Eltern, ihn durch Lob eitel zu machen. Nach fleißig benutzter Schulzeit besuchte er von Oktober 1818 an Trinity College in Cambridge, zeichnete sich als Student hervorragend aus und wurde am 1. Oktober 1824 Fellow, worauf er Cambridge verließ. Er sollte Advokat werden, war aber dem juristischen Berufe sehr abhold, während er sich darauf in Lincolns Inn zu London vorbereitete, weilte lieber in Parlamentssitzungen und Meetings der Anti-Slavery-Society, hielt Reden und schrieb Aufsätze in periodische Zeitschriften, wie er denn frühe in dauernde Beziehungen zur Edinburgh Review trat; ihr lieferte er die berühmten Essays über britische Dichter und Staatsmänner, die ihn mit einem Schlage unter die ersten Autoren versetzten. 1826 wurde er Advokat, zog aber die litterarische Beschäftigung bei weitem vor. Lord Lyndhurst nahm ihn im Januar 1828 zum Commissioner of Bankruptcy, was einige Zeit M. eine bedeutende Einnahme verschaffte, die um so erwünschter war, als sich die Vermögensverhältnisse des Vaters sehr verschlimmert hatten. Aber ihn beschäftigte vor allem die Politik, er trachtete nach einem Sitze im Parlamente und wurde 1830 Mitglied des Unterhauses für Calne. Am 5. April hielt er seine Jungfernrede bei der zweiten Lesung der Grantschen Bill wegen der Zulassung der Juden ins Parlament. Bei

den Neuwahlen in seinem Sitze bestätigt, bereiste er 1830 Frankreich. Zurückgekehrt, sprach er voll Feuer für die Reformbill Russells und erntete ungewöhnlichen Anklang. Regelmäßig wohnte er den Parlamentssitzungen an, wurde in der Debatte ein Rivale Stanleys (s. „Derby, Graf"), und die Whigs zählten auf ihn; seine Vermögensverhältnisse waren sehr dürftig, aber er galt bereits viel in der vornehmen und einflußreichen Gesellschaft. Stetig trat M. für die Reform des Parlaments ein, bis sie endlich durchging, und wurde 1832 mit dem Posten eines Kommissärs des indischen Amts (Board of control) belohnt. Mit tiefem Interesse waltete er des neuen Amts und studierte gründlich die indischen Zustände, dabei seine litterarische Thätigkeit fortsetzend. 1832 wurde er Hyde Villiers' Nachfolger als Sekretär des Indischen Amtes und im Dezember d. J. von Leeds in das reformierte Parlament gewählt. Als Kämpe der Whigs machte er sich hier einen bedeutenden Namen; er maß sich mit O'Connell, sprach für die India Bill, beteiligte sich an den irischen und indischen Fragen, an der Sklavenemanzipation u. s. w. Im Dezember 1833 zum Mitglied des obersten Gerichtshofs von Indien ernannt, sagte M. am 4. Februar 1834 den Wählern von Leeds Lebewohl und landete am 10. Juni d. J. in Madras, bereiste einen Teil Indiens und ließ sich im November zu Kalkutta nieder. Er arbeitete fleißig in seinem wichtigen Amte, schriftstellerte, trat als Präsident an die Spitze des Komitees für den öffentlichen Unterricht, das Indiens Erziehung zum Ziele hatte, und leistete in dieser Stellung Ungewöhnliches. Als Präsident einer Kommission für Indiens Jurisprudenz und Gesetzgebung erwarb er sich das Verdienst, 1837 ein indisches Gesetzbuch ins Leben zu führen. Doch sehnte er sich nach der Heimat, legte seine beiden Präsidentschaften und den Sitz im obersten Gerichtshof nieder und kam Anfang 1838 nach England zurück, wo er alsbald den Vater verlor. Mit den Anfängen seines unsterblichen Werks über die englische Geschichte von Jakob II. an beschäftigt, bereiste er Frankreich und Italien. Eine Stelle als Judge Advocate lehnte er ab, kehrte im Februar 1839 nach London heim, und das Ministerium unterstützte seine Wahl ins Parlament, die in Edinburgh erfolgte. Er sprach in der Frage der Ballot-Bill. Im September 1839 aber trat er in Melbournes Kabinett als Kriegsminister (Secretary of war) mit Sitz im Kabinette. Voll Eifer widmete er sich seinen Obliegenheiten, und verteidigte 1840 im Parlamente die Regierung gegen Grahams Angriffe und Vorwürfe, den Opiumkrieg herbeigeführt zu haben (s. „Chinas politische Beziehungen zu Europa"); er nahm seinen Teil an den Debatten der Jahre 1840—41 und an den Mißgeschicken des Ministeriums, kam 1841 für Edinburgh wieder ins Parlament und legte sein Portefeuille im August d. J. nieder. Nun arbeitete er mit verdoppeltem Eifer an seinen historischen Werken, sprach selten im Unterhause, wo er stets großer Wirkung sicher war, und bereiste Frankreich und die Niederlande. Im Unterhause trat er für die Unitarier ein und verdammte die theologischen Eide an den schottischen Hochschulen, während er sich warm der Katholiken annahm. Im Dezember 1845 bot ihm Russell (s. d.) in seinem Kabinette das Kriegszahlmeisteramt (Pay Office) und M. nahm es an; doch trat Russell tags darauf zurück und M. mit ihm; aber im Juli 1846 wurde M. in Russells Kabinett Schatzmeister der Marine und Generalzahlmeister des Heeres. In Edinburgh siegte er bei den Parlamentswahlen im Juli d. J., trotzdem die Gegner ihm die Begünstigung der Katholiken vorwarfen, über den Gegenkandidaten; wenn er sprach, fand er großen Erfolg. Aber bald hörte er auf, populär zu sein, da er offenkundig zeigte, wie er kirchliche Dinge vom Standpunkte des Staates aus betrachte, den Katholiken und Juden gegenüber tolerant war u. s. w.; so fiel er den 30. Juli 1847 bei den Neuwahlen in Edinburgh durch. Er zog sich ins Privatleben zurück und widmete sich ganz seinen Geschichtsstudien und Arbeiten, die eine unerhört glänzende Würdigung finden sollten. Im November 1848 wählte man M. zum Lordrektor der Universität Glasgow, im März 1849 zum Ehrenbürger daselbst; er lehnte die Professur für neue Geschichte in Cambridge im Juli d. J. ab, besuchte Irland und Frankreich und wurde von Lincolns Inn 1850 zum Ehrenmitgliede ernannt. Nach Palmerstons Rücktritt machte man M. im Dezember 1851 Anerbietungen, ins Ministerium zu kommen, doch lehnte er im Januar 1852 entschieden Russells Offerte ab. Hingegen wählte ihn Edinburgh im Juli 1852 wieder in das Unterhaus; es geschah in besonders ehrenvoller Weise und fand im Reiche großen Beifall.

Zwar nahm er an den Parlamentssitzungen teil, ergriff aber selten das Wort und hielt 1853 seine letzten Reden als Commoner in der Frage vom Zivildienste in Indien, das Prinzip der competitive examination warm empfehlend, und gegen die schottische Kirche mit ihrer Annuity tax. Er fühlte, daß seine Zeit als Parlamentsredner zu Ende sei, und zog sich von der Politik zurück, seiner Schriftstellerei lebend. Dabei verfolgte er voll Interesse den Krimkrieg und hielt zum Prinz-Consort Albert (s. d.) gegen dessen Verleumder. Seine Werke wurden in die meisten lebenden Sprachen übersetzt, die Akademieen zu Utrecht, München und Turin und das Institut von Frankreich kreierten ihn zum Mitgliede, die Universität Oxford im Juni 1854 zum Doktor des Zivilrechts, Friedrich Wilhelm IV. 1853 zum Ritter des Verdienst-Ordens; 1854 wurde er Präsident des philosophischen Instituts zu Edinburgh. Am 19. Januar 1856 sagte er seinen Wählern in Edinburgh Lebewohl und verließ das Unterhaus, arbeitete seitdem ununterbrochen, selbst auf Reisen nach dem Kontinent nicht rastend, umgab sich mit trauten Genossen in heiterer Lebensfreude und war freigebig wie wenige, wo er Not sah. Im August 1857 erhob ihn Viktoria als Baron M. of Rothley zum Peer, was allgemeinen Beifall erntete; der Stadtrat von Cambridge wählte ihn zum High Steward des Borough von Cambridge. Nur selten besuchte der kränkelnde M. die Sitzungen des Oberhauses, nie sprach er hier. Selten hat jemand so glücklich und so erfolgreich gelebt wie

M., selten jemand so edel gedacht und gewirkt wie er. Er starb am 28. Dezember 1859 auf seiner Besitzung Holly Lodge (Campden Hill in Kensington) und wurde am 9. Januar 1860 in der Westminster Abtei zu den Füßen Addisons beigesetzt. Er war kinderlos.

Vgl. G. O. Trevelyan (M.s Neffe), The life and letters of Lord Macaulay, vier Bände, Leipzig 1876; J. M'Carthy, A history of our own times from the accession of Queen Victoria to the general election of 1880, vier Bände, London 1882.

Mac Clellan, George, General der Vereinigten Staaten, am 3. Dezember 1826 zu Philadelphia geboren und in Westpoint erzogen, focht zuerst im Kriege gegen Mexiko, wohnte im Auftrage seiner Regierung der Belagerung von Sewastopol bei, verließ dann den Militärdienst und war vor dem Bürgerkriege Eisenbahndirektor. Bei Ausbruch desselben ward er zum Kommandeur der Milizen in Ohio bestellt. Im Juli 1861 stand er mit 20,000 Mann in Westvirginien; mit diesen zersprengte er die viel schwächeren Kräfte des ihm gegenüberstehenden Garnett und trug dazu bei, daß jener Staat bei der Union verblieb. Der Oberbefehlshaber Scott setzte großes Vertrauen in ihn; als dieser im Herbst seine Entlassung genommen hatte, erhielt M. C. an seiner Stelle das Kommando der Potomacarmee und am 3. November 1861 das des ganzen Heeres, doch ward er schon im März 1862 wieder auf das der Potomacarmee beschränkt. Als dann die Operationen begannen, ging er mit 80,000 Mann von Monroe aus auf der Halbinsel zwischen York- und James-River gegen Richmond vor; zwei andere Corps sollten gleichzeitig seine Offensive unterstützen. Aber Lincolns Regierung mischte sich bald in die militärischen Maßregeln; zum Schaden für die Sache wollte man von Washington aus die Operationen leiten. M. C. hatte am 4. April seine Landung beendet, nahm Yorktown und Williamsburg und rückte an den Chikahominy, wo ihn die Konföderierten am 31. Mai und 1. Juni angriffen. Die blutigen Kämpfe führten keine Entscheidung herbei und beide Parteien blieben nun vier Wochen lang unthätig. Als M. C. seine Stellung, da er auf die Mitwirkung des anderen Corps nicht mehr rechnen durfte, verändern wollte, ward er am 26. Juni bei Mechanicsville und am 27. bei Gaines Mill angegriffen. Trotz erneuter Anfälle an den beiden folgenden Tagen gelang es ihm, seine Armee hinter dem White Oaks Sumpf und an den James-River zu führen und am 1. Juli Lees Angriff bei Malvern Hill zurückzuweisen. Die Konföderierten waren in diesen Kämpfen im ganzen Sieger gewesen, hatten aber ihre Kräfte erschöpft und konnten nicht verhindern, daß M. C. seine Truppen zu Monroe einschiffte und nach Maryland überführte, wo er den Oberbefehl an Burnside abtreten mußte und selbst den Befehl erhielt, eine neue Armee zu bilden. Als aber im September Lee in Maryland einfiel, wurde er von neuem zum Oberbefehlshaber der Potomacarmee ernannt. Lee nahm eine Stellung bei Scharpsburg am Antietam; M. C. griff ihn hier am 16. und 17. September an; der Kampf blieb unentschieden, hatte aber zur Folge, daß die Konföderierten über den Potomac zurückgingen. M. C., dessen Armee sehr starke Verluste erlitten hatte, folgte nicht. Dieser Umstand und die Haltung, welche er der Politik der Regierung gegenüber genommen hatte, deren Proklamation inbetreff der zum 1. Januar 1863 in Aussicht gestellten Sklavenemanzipation er in einem Armeebefehle tadelte, veranlaßten seine Enthebung vom Oberkommando; sie erfolgte am 8. November. 1864 kandidierte er vergeblich um den Präsidentenposten, blieb aber Lincoln gegenüber bedeutend in der Minorität.

Macdonald, Etienne Jaques Joseph Alexandre, Herzog von Tarent, Marschall von Frankreich, aus schottischer Familie am 17. November 1765 zu Sancerre im Departement Cher geboren, unter dem Königtume Lieutenant in der Irischen Brigade, durch die Revolution rasch General, trat zuerst 1798 in Italien hervor. An Championnets Stelle 1799 zum Befehlshaber der Armee in Neapel ernannt, führte er diese nach Oberitalien, wo Scherer und Moreau unglücklich gegen die verbündeten Russen und Österreicher gefochten hatten, ward aber von Suworow vom 17. bis 19. Juni in der dreitägigen Schlacht an der Trebbia geschlagen; erst einen Monat später gelang es ihm, sich in der Riviera mit jenem zu vereinigen. Nach Frankreich zurückgekehrt beteiligte er sich an den Ereignissen des 18. Brumaire und führte im Herbst des Jahres 1800 unter furchtbaren Anstrengungen und Entbehrungen eine Armee von Graubündten aus über den Splügen nach Oberitalien, deren Erscheinen den Abschluß des Waffenstillstandes von Treviso (16. Januar 1801) beschleunigte, dann ward er Gesandter am dänischen Hofe. Seine Parteinahme für Moreau bewirkte, daß er erst 1809 wieder im Felde erschien. Es war in Italien, wo er dem Vizekönig Eugen gegen die Österreicher zur Seite stand. Als diese sich nach Deutschland zurückzogen und die ihnen gegenüberstehenden Franzosen ihnen dorthin gefolgt waren, stieß M. mit den ihm unterstellten Truppen bei Wien zur Großen Armee und focht bei Wagram; am zweiten Schlachttage, dem 6. Juli, befehligte er den großen Angriffsstoß gegen das feindliche Zentrum, welcher die Schlacht wesentlich mit entschied; der Marschallstab und der Titel eines Herzog von Tarent, zum Andenken an seine im Jahre 1799 geleisteten Dienste, waren sein Lohn. 1810 erhielt er an Augereaus Stelle das Kommando in Catalonien, wo indessen nichts Bedeutendes vorfiel. Im russischen Feldzuge kommandierte er auf dem nördlichen Kriegsschauplatze; seinem Corps, dem 10., gehörten die preußischen Hilfstruppen an, er drang bis Riga vor, der Rückzug der Großen Armee machte auch den seinigen nötig. 1813 stand er an der Spitze des 11. Armeecorps, mit dem er bei Groß-Görschen und bei Bautzen focht. Nach Ablauf des Waffenstillstandes erhielt er den Oberbefehl über eine größere Heeresabteilung, mit welcher er am 26. August an der Katzbach geschlagen wurde; nach der Schlacht bei Leipzig hatte er den Rückzug der Armee aus der Stadt zu decken; dann focht er bei Hanau, und 1814 im nördlichen Frankreich. Nach Napoleons Sturz machte er seinen Frieden mit den Bourbonen,

denen er treu blieb, als nach des Kaisers Rückkehr von Elba seine Truppen zu diesem übergegangen waren. Um so größer stand er da, als die hundert Tage vorüber waren. Nach der Julirevolution zog er sich auf sein Schloß Courcelles bei Guise zurück und starb hier am 24. September 1840. Er war ein vortrefflicher Soldat und ein geschickter Führer; seine Bildung und vornehme Denkungsart zeichneten ihn vor der Mehrzahl seiner Kameraden vorteilhaft aus. — Vgl. „Nouvelle biographie générale“ XXXII, Paris 1860.

Machiavelli, Nicolo. Einem edlen Geschlechte in Florenz am 3. Mai 1469 entstammt, genoß M. eine vorzügliche klassische Bildung. Er erlebte es, daß der Reformator Savonarola unterging, und daß die Mediceer vertrieben wurden. Seit dem 15. Juni 1498 Staatssekretär der Republik, ging er wiederholt als Gesandter an den kaiserlichen, den päpstlichen und den französischen Hof und gab stete Proben unerreichten Scharfblicks und geriebener Schlauheit. Nach der Rückkehr der Medici wurde er am 8. November 1512 auf Lorenzos Antreiben seines Amts entsetzt, wegen Teilnahme an der Verschwörung Boscolis und Capponis gegen den Kardinal Giovanni Medici verhaftet, gefoltert und am 13. März 1513 auf sein Landgut San Casciano verbannt. Für M. schien es nur möglich zu leben, wenn er im Staate praktisch wirken konnte, und so wurde ihm die unfreiwillige Muße einzig dadurch erträglich, daß er über staatliche Probleme nachsann und schrieb. M. beschäftigte sich vielseitig; neben Gedichten, obscönen Lustspielen und Satiren verfaßte er Briefe und hochinteressante Gesandtschaftsberichte, eine „Arte della guerra“ (sieben Bücher, 1521 und öfter), in der er anstatt der Söldnertruppen ein starkes Bürgerheer mit guter Infanterie empfahl, das Werk „Delle storie Fiorentine“ (Florenz 1532 und öfter) und die „Discorsi sopra la prima decade di Tito Livio“ (Venedig 1531 und öfter); in herrlicher Weise würdigte er in letzterem Buche den alten römischen Staat, ihn mit dem Auge eines strengen Republikaners beobachtend. Schon im Dezember 1513 hatte er sein berühmtes und berüchtigtes Werk „Il Principe“ vollendet (Rom 1532 und öfter); er schrieb es nicht für einen speziellen Medici, wie man bisher annahm, sondern nur in der Absicht, diese Familie wieder auf ihn aufmerksam zu machen, widmete er es Lorenzo. (H. Baumgarten, Geschichte Karls V., Bd. I., Stuttgart 1885.) Lange beschwor M. vergeblich seine Feinde, ihn aus dem Exile zurückzurufen; dieser heiß ersehnte Ruf erscholl erst 1519, als der Kardinal Giovanni (s. oben) unter dem Namen Leo X. Papst war, und M. brachte es sogar zum Ratgeber des Kardinals Giulio Medici. Aber infolge einer neuen Verschwörung, an der mehrere mit M. befreundete Edle teilnahmen, mußte er abermals vom Staatsdienste zurücktreten und errang kein bedeutendes Amt mehr. Wenn ihn auch Clemens VII., der bisherige Kardinal Giulio, zurückberief, so konnte er wegen seines Anschlusses an die Mediceer die Gunst der Florentiner nicht wieder gewinnen und starb in Ungnade unter ihnen am 22. Mai 1527.

In M. verbanden sich seltene Gewandtheit in Staatsgeschäften, seine Beobachtungsgabe, umfassende Welt- und Menschenkenntnis mit ausgebreiteter Gelehrsamkeit; durch Kraft und Wärme des Ausdrucks, durch korrekten und geradezu mustergültigen Stil erwarb er sich einen der ersten Namen unter den Prosaisten und wurde der Tacitus des neuen Italien. Er zuerst bildete die Wissenschaft der Politik aus. Diese war ihm das sichere Ergebnis der Erfahrungen, die er im Leben gemacht hatte, und seiner Studien des Altertums. Er kannte keinen auf sittlichen Grundlagen beruhenden Staat und brachte in seinem Principe ungeschminkt die politische Praxis seiner Zeit in ein System, that auch dabei noch manche grelle Pointe aus dem Altertum hinzu. Mit solch nackter Darlegung seines politischen Heidentums glaubte er bei so skrupelfreien Leuten wie den Medici sein Glück machen zu können. Vom Geiste der Renaissance beseelt, lebte M. in der antiken heidnischen Welt, trennte, mit dem Mittelalter brechend, sich und die Politik von Kirche, Religion und Moral und betrachtete den Staat nur vom Staatsgedanken aus. Dem Staate M.s fehlt jedes humane Element; die Monarchie ist ihm „ein entseeltes, aller höheren Zwecke und aller tieferen Beziehungen entkleidetes Wesen“, sein Fürstenstaat „ein Produkt der raffiniertesten Verstandesthätigkeit, die ihre Ziele mit unbarmherziger Konsequenz verfolgt“ (Baumgarten). Was der Politik bei ihren allein auf Macht abzielenden Operationen nützt, ist nach M.s Ansicht gut, was ihr hinderlich erscheint, verwerflich; ist etwas politisch zweckmäßig, so soll der Politiker ohne Bedenken Lüge, Trug, Wortbruch, Habgier, Grausamkeit anwenden, um sein Ziel zu erreichen. In der Politik kann von sittlichen Mächten gar nicht die Rede sein, die Religion nur als politisches Instrument inbetracht kommen; Liebe, Treue und Begeisterung der Unterthanen für den Fürsten sind total unnötig, denn ob das Volk glücklich sei oder nicht, berührt M. keineswegs; es hat nur Soldaten zu stellen, hohe Steuern zu zahlen, sich ruhig zu verhalten und blind zu gehorchen. Von seinem Principe, der als echter, italienischer Dynast denkt und sich in Italien arrondieren will, nicht aber als ein großer nationaler Herrscher aufgefaßt werden darf, verlangt M., daß er die Militärkraft seines Staates ausbilde und jene Staatskunst pflege, welche mit allen Mitteln innere und äußere Gefahren zu beschwören weiß. M.s Ideale waren Cesare Borgia und Ferdinand der Katholische, und er richtete seine Lehren so ein, daß sie den Mediceern zusagten; er wußte wohl, sie würden Lorenzo de Medici und Leo X. behagen. Baumgarten weist nach, daß M. von diesen weder den Heroismus, noch die Energie zur Befreiung Italiens von der Fremdherrschaft, von den Barbaren, erwarten konnte, da sie keine vom Auslande unabhängige Politik trieben; daß M. Lorenzo keinen Rat geben wollte, wie er mächtig und der Befreier Italiens werden könne. Galt M. als der begeistertste Apostel der Einheit Italiens, deren Antipoden er im Papste sah, als der glühende Patriot, dessen ceterum censeo dahin ging, Italien von den Fremden zu befreien und es groß, stark, einig zu machen, so zeigt Baum-

garten, daß das wohl für Lorenzo direkt bestimmte 26. Kapitel des Principe mit den Grundgedanken dieses Buchs nichts zu thun habe; ruft M. in diesem Kapitel zur Befreiung Italiens auf, so kannte er am besten die Unmöglichkeit, seine italienischen Zeitgenossen unter einen Hut zu bringen, und es war nichts weiter als eine Phantasie, wenn er von ihrem einmütigen Verlangen sprach; reell war dabei nur, daß er dem künftigen Befreier Italiens die Umbildung des Heerwesens als einziges Mittel anempfahl, welchem Rate erst Piemont nachkam. Gegen den gefährlichen Principe schrieb Friedrich der Große seinen Antimachiavelli, jenes als eines der ärgsten je geschriebenen Werke kennzeichnend. Wiederholt fand der Principe erbitterte Gegner, z. B. die Jesuiten, die 1577 in Lausanne erschienenen „Commentarii de regno rite et tranquille administrando", den Antimachiavell von C. H. Jacob (2. Aufl. Halle 1796). Herder, L. v. Ranke u. a. haben hingegen M. verteidigt. Die erste kritische Gesamtausgabe von M.s Werken (Florenz 1873 ff.) besorgen Passarini und Fanfani.

Vgl. R. v. Mohl, Geschichte und Litteratur der Staatswissenschaften, Bd. III, Erlangen 1858; F. Nitti, Machiavelli nella vita e nelle dottrine, Bd. I, Neapel 1876; Villari, Machiavelli e i suoi tempi, drei Bände, Florenz 1877 ff. (Deutsch von Mangold, zwei Bände, Leipzig 1877 ff.)

Maciejowice, Schlacht am 10. Oktober 1794. Kosciuszko (s. d.) hatte in Erwartung der polnisch-litauischen Armee im Oktober eine Stellung bei Lukow, 100 km südöstlich von Warschau, genommen, um sowohl dem vom Bug, aus der Gegend von Terespol her, nahenden Suworow, wie dem auf dem linken Weichselufer stehenden Fersen entgegentreten zu können. Den ersteren zu schlagen, war das einzige Mittel die unausbleibliche Entscheidung über das Schicksal Polens zu verzögern; die Vereinigung beider mußte verhindert werden. Als es Fersen jedoch gelungen war, den ihm gegenüberstehenden Poninski zu täuschen und das rechte Weichselufer zu gewinnen, eilte Kosciuszko mit 10,000 Mann eine andere Stellung bei M., einem 60 km südwestlich von Lukow und etwas weiter südöstlich von Warschau am rechten Weichselufer gelegenen Städtchen, einzunehmen. Er wollte hier Poninski an sich ziehen und dann Fersen entgegengehen. Ehe er dies aber bewerkstelligen konnte, ward er von Fersen mit Übermacht angegriffen und trotz herzhafter Gegenwehr geschlagen; verwundet geriet er selbst in russische Gefangenschaft. Daß er vom Pferde sinkend „Finis Poloniae" gerufen habe, ist eine der unwahren Ausschmückungen, welche die trockene Geschichtserzählung beleben sollen. In der That aber bezeichnet der Fall des Oberfeldherrn den Anfang vom Ende; Mutlosigkeit und Zwietracht gewannen die Oberhand unter den Polen, und nur kurze Zeit noch setzten die Aufständischen dem zielbewußten Vorgehen ihrer Gegner und der disziplinierten Tapferkeit der feindlichen Truppen Widerstand entgegen.

Mack, Karl Frhr. v. Leiberich, österreichischer General, geboren den 24. August 1752 zu Nennslingen in Bayern, gestorben zu St. Pölten in Niederösterreich am 23. Oktober 1828. — Als Sohn des Amtmanns und Lehenpropstes der reichsunmittelbaren Familie Schenk v. Geyern kam M. mit 17 Jahren durch Zuthun seines Mutterbruders, Rittmeisters v. Leiberich, dessen Namen er in der Folge als freiherrliches Prädikat annahm, in die österreichische Armee (1769). Als Oberlieutenant gewann er schon seit 1777 das Zutrauen des Feldmarschalls Lacy (s. d. Art.) und wurde zur Zeit des Bayerischen Erbfolgekrieges 1778—1779 die rechte Hand seines Divisionärs Feldmarschalls Grafen Jos. Kinsky; 1783 Hauptmann im geheimen militärischen Kabinett des österreichischen Generalstabes, und als solcher durch unermüdlichen Fleiß, gewandtes, findiges Wesen Lacys Vertrauensmann, überdies Flügeladjutant Kaiser Josephs II. in den Übungslagern. Allerdings soll allzu große Anstrengung damals den Grund zu M.s Nervenleiden gelegt haben. Major im Generalstabe geworden, nahm M. als kaiserlicher Flügeladjutant und Generalquartiermeister Lacys am Türkenkriege 1788 teil, und als dieser den Oberbefehl niederlegte, verstand er es, schon 1789 Oberstlieutenant geworden, nicht bloß das Vertrauen Kinskys und Haddiks zu behaupten, sondern bald auch vor Belgrad, Orsowa und Gladowa die Achtung Laudons (s. Art.) zu gewinnen, der ihm als Günstling Lacys anfänglich mit Mißtrauen begegnete. Laudon selbst schlug ihn für das Theresienkreuz vor und verwendete M. (noch 1789 Oberst geworden) für die Rekognoszierung Galiziens und Mährens, woselbst 1791 eine Observationsarmee gegen den besorgten Einfall Preußens unter Laudons Oberbefehl zusammengezogen wurde. Aus Gesundheitsrücksichten lehnte er die Generaladjutantur bei Kaiser Leopold II. ab und begab sich 1791 zu seinem in Galizien stationierten Regimente, nachdem er im Winter 1790/91 den Erzherzogen Karl und Joseph Vorträge über den letzten Türkenkrieg gehalten. Im Herbste 1792 mußte er die Stellung eines Generaladjutanten und Generalquartiermeisters bei dem österreichischen Generalissimus Prinzen Josias von Koburg (s. Art.) übernehmen. Er war nun thatsächlich die Seele der ganzen Kriegsführung am Rheine und in den Niederlanden 1793—1794, was auch der Generalissimus anerkannte und in seinen Depeschen nach Wien auch wiederholt auf Auszeichnung und Beförderung M.s drang. Er wurde Regimentsinhaber, Generalmajor und stand Kaiser Franz II. zur Seite, als dieser für kurze Zeit die niederländische Campagne (1794) mitmachte. Zur Kräftigung seiner zerrütteten Gesundheit begab er sich dann nach Böhmen. — 1796 sollte er zufolge eines Rufes von Lissabon den Oberbefehl des portugiesischen Heeres übernehmen, wurde jedoch für Österreich durch Ernennung zum Feldmarschalllieutenant und Generalquartiermeister der Rheinarmee unter Erzherzog Karl (s. Art.) festgehalten. Hatte schon der niederländische Feldzug von 1794 manche Bemängelung der Strategie M.s hervorgerufen, so bot sich ihm 1796 keine sonderliche Gelegenheit hervorzutreten; die Pläne zur Befestigung Wiens 1797 fanden zufolge des Leobener Vorfriedens

keine Erprobung, und seine Anträge auf Bildung einer starken Occupations- und Deckungsflottille für das ostadriatische Küstenland lagen mit der Finanzmisère im Widerstreit. Noch weniger dankbar erwies sich, nach der kurzen Beobachtungscampagne am Lech, die Berufung als Oberanführer der neapolitanischen Armee (Oktober 1798) in dem neuen Koalitionskriege gegen die Franzosen unter General Championnet. Seine Schuld war es mindestens nicht, wenn er mit dieser buntscheckigen, meuternden Armee, inmitten der Briganti und Lazzaroni nichts ausrichten konnte, ja schließlich sogar gezwungen war, sich unter französischen Schutz zu stellen, um in Calvano (Januar 1799) — zwischen Capua und Neapel — der Wut des Pöbels über seinen mit dem Feinde geschlossenen Waffenstillstand zu entrinnen. Championnet entließ ihn und seine Gefährten; in Bologna wurde er jedoch als Kriegsgefangener behandelt, nach Dijon und zur Zeit der Rückkehr Napoleons aus Ägypten nach Paris geschafft. Da sein Protest nichts half, so wagte er (25. April 1800) einen Fluchtversuch, der gelang und ihn den österreichischen Vorposten entgegenführte. Wenn nun auch 1800—1805 M. mit Gehalt und Charakter in Disponibilität blieb, somit an der Bildfläche der äußeren Ereignisse nicht auftaucht, so darf man seinen Einfluß in den höchsten Sphären der Kriegsverwaltung um so weniger unterschätzen, als er von starkem Ehrgeiz beseelt, seit 1804 als Antagonist des damaligen Generalissimus und Hofkriegsrats-Präsidenten Erzherzog Karls, anderseits als geschworener Gegner des allerdings stark angefochtenen Feldzeugmeisters Duka und namentlich des ungleich tüchtigeren Vertrauensmannes jenes Prinzen, Faßbenders, auftrat. Allerdings fand M. an dem Wesen und Gebahren des Hauptvertreters der Hofkriegsratsraison von Erzherzog Karls Reformen, Frhr. v. Türkheim, manches zu rügen, so namentlich seine unfruchtbare Schreibwut, aber immerhin glaubte er, dem Kaiser Franz die Rückkehr zu dem alten Systeme empfehlen zu sollen, da, „kleinliche Abänderungen weggerechnet, durch die Reformen Erzherzog Karls nichts Ersprießliches geschaffen worden wäre". M. fand sich im Anlaufe gegen Erzherzog Karl mit einer anderen geschlossenen Partei zusammen, und die mannigfachen Klagen über die Zustände der Militärverwaltung bewogen Kaiser Franz, den Kriegsminister, was Erzherzog Karl blieb, vom Hofkriegsrats-Präsidenten zu trennen und den letzteren Posten durch die Ernennung des Grafen Baillet-Latour neu zu besetzen. M. erreichte jedoch seine Ernennung zum Generalquartiermeister und wurde der einflußreichste Ratgeber des Kaisers in Kriegssachen. Bis zum Eintreffen des Erzherzogs Ferdinand von Este wurde ihm die Leitung der Operationen in Deutschland übertragen. Ende September 1805 brach M. nach Wels auf, um alles zum Einmarsche in Bayern vorzubereiten. Als Erzherzog Ferdinand, zu dessen Adlatus M. bestimmt war, in München eintraf, war die deutsche Armee Österreichs bereits in voller Bewegung. Als nun der Erzherzog von dem drohenden Anmarsche Napoleons hörte, sistierte Erzherzog Ferdinand den Vormarsch der Österreicher, und dies um so mehr, als ein Handschreiben des Kaisers den 16. September eintraf und ihn erinnerte, jedem Zusammenstoße vor Eintreffen genügender Verstärkungen mit größter Vorsicht auszuweichen und nur mit der Avantgarde vorzurücken. Feldmarschallleutenant M. stemmte sich in seiner Überzeugung von der Unfehlbarkeit eines raschen Offensivstoßes gegen diese Anschauung und gewann auch den Kaiser für sich, der den 23. September in Landsberg eingetroffen war. So kamen die Österreicher schon Ende September bis zur Iller. Napoleon hatte jedoch schon am 1. Oktober seine mit Recht bewunderte Zusammenziehung der ganzen Armee von Stuttgart und Heilbronn gegen Würzburg und Bamberg vollzogen und M.s Irreführung bewirkt, der dem Angriffe auf die Illerlinie mit großer Zuversicht entgegensah. Seine Einschließung war vollendet, als am 7. Oktober Bernadotte mit Verletzung der Neutralität des preußischen Gebietes sein Armeecorps an die Donau führte. Die Gefechte vom 7.—10. Oktober bestärkten M. trotz der gefährlichen Situation, die sie für ihn ankündigten, in der Meinung, Napoleon wolle die k. k. Armee durch Bedrohung ihrer Verbindungen mit Memmingen und Tirol bei Ulm festhalten und damit seine Hauptabsicht gegen die Russen, also gegen die Innlinie maskieren. Später geriet er auf die verhängnisvolle Annahme, die feindliche Armee habe von dem Angriffe abgelassen und bereite ihren Rückzug vor, da er von einem Vorrücken des Feindes auf dem linken Donauufer nichts vernahm, anderseits das Gerücht eine Landung der Engländer an der Küste Frankreichs verbreitete. Ja selbst die Niederlage des Corps Riesch (17. Oktober) und die nahezu vollständige Einschließung Ulms konnten diesen unseligen Irrtum nicht beseitigen, während sich Erzherzog Ferdinand mit seinen Genossen, Feldmarschallleutenant Kolowrat und Feldmarschallleutenant Schwarzenberg, entschloß, nach heftigen Kämpfen der Meinungen im Kriegsrate, in der Nacht vom 14. auf den 15. Oktober mit 11 Eskadronen Reiterei der Ulmer Festungsstadt den Rücken zu kehren, sich nach Böhmen durchzuschlagen und M. seinem eigenen Schicksal zu überlassen. Die Hoffnung Erzherzog Ferdinands und Schwarzenbergs, sich mit dem Corps des Feldmarschallleutenants Werneck zu vereinigen und sodann durch preußisches Gebiet der Donau zu nähern, mit dem Corps Kienmayer Fühlung zu erhalten, wurde durch die Schlappe des Feldmarschallleutenants Werneck und ebenso durch die nachdrückliche Verfolgung des erzherzoglichen Corps vonseiten der Franzosen unter Murat vereitelt, so daß sich Erzherzog Ferdinand nach Böhmen werfen mußte. Die Kapitulation Memmingens am 14 Oktober und die Zurückwerfung des Feldmarschallleutenants Jellačić nach Vorarlberg vollendete die Einschließung M.s in Ulm, der erst am 15. Oktober Gewißheit von dem Verhängnis erhielt, das er gegen sich heraufbeschworen hatte. Sein Entschluß, sich in Ulm aufs äußerste zu verteidigen, wich bald dem Drängen seines Kriegsrates, ein solches erfolgloses Beginnen mit einer Kapitulation zu vertauschen. So kam den 17. Ok-

tober 1805 eine solche des Inhalts zustande, daß Kaiser Napoleon der Besatzung eine Frist von acht Tagen gewährte, nach deren Ablauf ihre Kriegsgefangenschaft eintreten würde, falls bis dahin kein Entsatz anlangte. Die Offiziere sollten Degen, Pferde und Gepäck behalten und sich gegen Verpflichtung auf Ehrenwort, vor ihrer Auswechslung nicht gegen Frankreich zu dienen, frei nach Österreich zurückbegeben dürfen, wogegen die Mannschaft die Waffen strecken und kriegsgefangen nach Frankreich wandern müsse. Zwei Tage später hatte M., von seinem Mißgeschick tief gebeugt, eine Unterredung mit dem Franzosenkaiser zu Elchingen und ließ sich bestimmen, Ulm schon am 20. Oktober zu übergeben, unter der Bedingung, daß ein französisches Corps von gleicher Stärke mit der eingeschlossenen österreichischen Besatzung die Stadt und einen Rayon von 10 Stunden bis zum 25. Oktober nicht verlasse.

Nach Vollzug der Übergabe von Ulm (20. Oktober) war der Sturz M.s von der Höhe seiner bisherigen Vertrauensstellung bei Kaiser Franz entschieden, und an ihm rächte sich nun das unklare, widerspruchsvolle Verhältnis zum Erzherzoge Ferdinand, dem M., wie es die ursprüngliche Absicht des Kaisers war, als Generalquartiermeister unterordnet werden sollte. M. wollte jedoch vollkommen freie Hand haben, bewirkte die Beseitigung des Generalmajors Mayer v. Heldenfeld, der ihm als Generalquartiermeister des Erzherzogs durch Talent und rücksichtslose Offenheit unbequem ward, und verstand es, den Erzherzog bis zum 17. September in Wien zurückzuhalten, um vorher seine Operationen in festen Gang zu setzen. Das Handbillet des Kaisers vom 5. Oktober — zwei Wochen vor der Kapitulation — wies den Erzherzog auf das bestimmteste an, den Rat M.s zu befolgen, der dem Kaiser „schon in mehreren Vorfallenheiten wichtige Dienste geleistet habe und in seinem Geschäfte viele Erfahrung besitze". — Wie ungünstig aber Erzherzog Ferdinand von M. denken lernte, beweist sein Schreiben an den Kaiser vom 12. Oktober und insbesondere das vom 18. d. M. aus Öttingen, womit er seinen Ausbruch aus dem Ulmer Lager in Begleitung Kolowrats und Schwarzenbergs rechtfertigte, einen Schritt, der am besten den verhängnisvollen Gegensatz und Zwist im Hauptquartiere der deutschen Armee Österreichs darlegt. Erklärte doch M. noch am 15. Oktober, am Tage der völligen Einschließung: „Behaupten wir Ulm und die Iller, so muß der Feind über den Rhein zurückgehen und unser Glück ist für immer gemacht", worauf die sämtlichen neun Generäle mit einer direkten Gegenerklärung antworteten, die ihn dann zum Kapitulationsantrage veranlaßte. Das ganze Verhalten M.s in diesen schwülen Tagen, die mit der Kapitulation schlossen, überhebt ihn keineswegs einer scharfen Anklage, und das Gesuch an den Kaiser um kriegsgerichtliche Untersuchung, worinnen er schrieb, auch die Personen, welchen er oft seine Überzeugung opferte, so groß und erhaben sie seien, werde er anklagen, — er hoffe wenigstens noch, den Kaiser und seine Monarchie „vor den schrecklichen, immer mehr um sich greifenden Folgen zu retten", die die nächsten Verwandten des Kaisers hervorgebracht haben, — stimmt uns nicht günstig, obschon wir gern einräumen, daß so mancher, der ihn mit Steinen bewarf, dazu nichts weniger als berufen war. Die kriegsgerichtliche Untersuchung wurde den 6. November 1805 angeordnet; sie begann, einige Wochen nach der unglücklichen Schlacht bei Austerlitz, den 26. Februar 1806 unter dem Vorsitze des Feldzeugmeisters Grafen Colloredo und schloß den 17. Juni 1807. Inzwischen war M. zunächst nach Hütteldorf, den 28. Oktober nach Brünn, sodann nach Selowitz in Mähren und am 23. November 1805 in die Festung Josephstadt in Böhmen interniert worden. — Das Urteil war streng genug, denn es besagte den Verlust der Feldmarschall-lieutenants-Charge, jedoch mit Vorbehalt der Ehren, den Verlust des Theresienordens und der Regimentsinhaberschaft und eine sechsjährige Festungshaft. Das allgemeine Appellationsgericht der Armee verschärfte dies Urteil durch die Entsetzung ohne Beibehalt der Ehren und die Justizabteilung des Hofkriegsrates endlich auf 8 Jahre Festungshaft. Die kaiserliche Gnade ermäßigte die letztere jedoch auf 2 Jahre. Die Publikation des Urteiles erfolgte den 6. Juli, die Verkündigung vor der ganzen Armee den 19. Juli 1807. Zwölf Jahre später, 3. Dezember 1819, entschloß sich Kaiser Franz, den von 1809 ab aus Josephstadt entlassenen und hartgeprüften M. insofern zu rehabilitieren, als ihm der Titel eines Feldmarschall-lieutenants wieder zuerkannt, ein Gnadengehalt von 3000 fl. ausgesetzt und die Wiederaufnahme unter die Maria-Theresien-Ordensritter gewährt wurde. M. starb im Jahre 1828, 23 Jahre nach der Ulmer Katastrophe zu St. Pölten in Niederösterreich. Menschliches Mitgefühl hieß den österreichischen Kirchenfürsten und Dichter, Ladislaus Pyrker, achtungsvolle Verse auf M.s Grabstein setzen. Von seinen zahlreichen militärwissenschaftlichen und kriegsgeschichtlichen Schriften erschienen drei in den Jahren 1795, 1802 und eine posthum 1863. Ihn überlebte ein Sohn, der sich kaiserlicher Gunst erfreute.

Für seinen überschwenglichen Ehrgeiz und das durch Selbstüberschätzung herbeigeführte Kriegsunheil hatte M. vollauf gebüßt.

Litt.: Wurzbach XVI (1867), 211—220; (Schönhals) Der Krieg von 1805 in Deutschland (Wien 1873); Angeli, Ulm und Austerlitz in den „Mitteil. des k. k. Kriegsarchivs", 2. Jahrg. (Wien 1877); Beer, Zehn Jahre österr. Politik (1877); Löffler, Geschichte der Festung Ulm (Ulm 1881); Wertheimer, Geschichte Österreich-Ungarns I (1884); Schinzl in der „Allgem. deutsch. Biogr." 1884, S. 8—12.

Mac Mahon, Marie Edme Patrice de, Herzog von Magenta, Marschall von Frankreich, aus alter irischer Familie am 28. November 1808 auf dem väterlichen Schlosse Sully bei Autun (Saône et Loire) geboren, in Saint-Cyr erzogen, ward 1830 Husaren-Lieutenant, nahm an den ersten Kämpfen in Algerien teil, wohnte dann als Adjutant der Belagerung von Antwerpen bei und erwarb sich in den späteren afrikanischen Kämpfen den Ruf eines tüchtigen, pflichttreuen Soldaten und eines Ehrenmannes; weiteren Kreisen blieb sein Name unbekannt, bis der Krimkrieg

(s. d.) ihm europäische Berühmtheit erwarb. M. M. kommandierte dort die 1. Infanterie-Division des 2. Armee-Corps; er war es, der am 8. September den Sturm auf den Malakow ausführte. 1857 kehrte er nach Algier (s. d.) zurück und leitete unter Marschall Randon die letzte große Expedition, durch welche die Kabylie unterworfen wurde. Als 1858 ein Ministerium für Algier geschaffen ward und der dortige Militärdespotismus durch eine Zivilverwaltung ersetzt werden sollte, erhielt M. M. den Oberbefehl über die Land- und Seemacht. Er faßte seine Stellung sehr richtig auf, wurde aber schon im folgenden Jahre aus derselben abgerufen, um am lombardischen Kriege (s. d.) teilzunehmen. Von dort brachte er den Marschallsstab und den Titel eines Herzogs von Magenta (s. d.) zurück. 1861 fungierte er als Gesandter Frankreichs bei der Krönung König Wilhelms I. in Königsberg, 1864 ging er als General-Gouverneur von neuem nach Algier, wo er zahlreiche kleinere Aufstände der Bevölkerung zu bekämpfen hatte. Bei Ausbruch des Krieges von 1870/71 (s. d.) erhielt er das Kommando im Elsaß, wurde aber schon am 6. August bei Wörth (s. d.) total geschlagen. An der Spitze einer im Lager von Châlons gebildeten Armee erlitt er am 1. September bei Sedan (s. d.) eine neue Niederlage, welche die Kapitulation dieser Armee, den Sturz der kaiserlichen Dynastie und seine eigene Kriegsgefangenschaft zur Folge hatte. Eine Verwundung, welche er schon am Frühmorgen jenes Tages empfangen hatte, befreite ihn von der unmittelbaren Verantwortung für die Katastrophe; sein Nachfolger im Kommando, Wimpffen, mußte dieselbe übernehmen und auch die Kapitulation abschließen. Aus Deutschland zurückgekehrt, erhielt er das Kommando der Armee von Versailles, warf mit dieser den Aufstand der Kommune (s. d.) nieder und blieb dann an der Spitze der Truppen von Paris, Versailles und Lyon, bis er, als eine dynastische Koalition den Präsidenten der Republik Thiers gestürzt hatte, am 24. Mai 1873 durch die vereinigten antirepublikanischen Parteien zu dessen Nachfolger gewählt wurde. Ein Gesetz vom 20. November desselben Jahres verlängerte die Dauer seines Amtes auf sieben Jahre („Septennat"); er legte dasselbe jedoch schon im Januar 1879 nieder. Er schrieb „L'armée de Versailles", Paris 1871. — Biographieen von R. de Lavallé, Paris 1873, und P. Estienne, Paris 1874; vgl. „Unsere Zeit", Leipzig 1870, 1875 bis 1877.

Madagaskar nächst Neu-Guinea und Borneo die größte Insel der Erde (592,000 □km einschließlich der nahgelegenen kleinen Küsteninseln), von der ostafrikanischen Küste durch den breiten Kanal von Mozambique getrennt und sich in tropischer Zone langgestreckt durch 13 Breitegrade hinziehend, war schon Marco Polo, dem berühmten Orientreisenden des Mittelalters (1271 bis 1295), unter dem Namen Magastar oder Madugaskar bekannt. Ihre wirkliche Entdeckung gehört indessen der Zeit an, wo die Portugiesen bereits den Seeweg zu den ostindischen Gewürzländern betreten hatten. Antaõ Gonçalves, mit reich befrachteten Schiffen von Malabars Küste heimkehrend, wurde durch widrige Winde verschlagen, 2. Februar 1506, zufällig europäischer Entdecker der Insel, welche er San Lourenço (St. Lorenzinsel) benannte. Als später Briten und Holländer in die indischen Gewässer eindrangen, unternahmen beide Nationen vergebliche Niederlassungsversuche auf M., da diese meist an dem drückend heißen und ungesunden Klima der niedrigen, oft sumpfigen Küstenstriche scheiterten, welche das zum inneren Hochlande steil oder terrassenförmig aufsteigende Gebirge umsäumen. Seit Mitte des 17. Jahrhunderts begannen die Franzosen sich auf der Insel anzusiedeln, wurden aber ebenfalls von klimatischer Ungunst und feindlicher Gesinnung der einheimischen Bevölkerung auf die nordöstliche Kükteninsel St. Marie zurückgedrängt. Zwar betrieb König Ludwig XIV. sehr energisch die Erweiterungen seiner madagassischen Kolonieen, doch gerieten die Kolonisten in unglückliche Kriege mit den Eingeborenen und sahen sich 1672 gezwungen, nach der ostwärts entlegenen Insel Bourbon (jetzt Réunion) überzusiedeln. Seit 1719 erneuerte Frankreich seine Ansprüche und Versuche, auf M. festen Fuß zu fassen, bis es dem durch seine Schicksale bekannten Grafen Benjovski gelang, in französischem Dienste Eroberungen auf der Nordostseite der Insel zu machen und im Umlande der Antongil-Bai wie am südlich von dort verlaufenden Meeresstrande befestigte Plätze zu gründen. Aber auch diese Bemühungen Frankreichs, sich in M. zu behaupten, führten zu keinem dauernden Erfolge. Nur St. Marie blieb in französischem Besitz.

Für die europäischen Handelsstaaten erlangte M. erst Wichtigkeit, seit 1810 ein Häuptling des kriegerischen, in der Kultur am weitesten fortgeschrittenen Howa-Volkes als Radama I. seine Herrschaft über das Völkergemisch der Madagassen ausdehnte. Letztere sind meist malayischer Rasse, wozu auch die Howas gehören, demnächst hauptsächlich Nachkömmlinge eingewanderter Araber und Hindus und Sacalawas kafferischer Abstammung. Radama bezeigte sich dem Christentum und den Europäern geneigt, knüpfte besonders mit England Verbindungen an, schickte junge Howas zu ihrer Ausbildung nach der nordöstlich von Réunion gelegenen britischen Insel Mauritius, sogar nach Europa, und ließ im Lande selbst durch englische Missionäre Schulen errichten. Regierung und Heerwesen suchte er europäisch zu organisieren, schaffte vermöge beträchtlicher Geldentschädigung vonseiten Englands die Sklaverei ab, starb aber am 27. Juli 1828 an Gift, welches ihm seine den Reformen abgeneigte Gemahlin Ranavolo beigebracht hatte. Kaum hatte sich diese despotische Fürstin des Thrones bemächtigt, so ließ sie die Schulen zerstören, das christliche Bekenntnis mit blutiger Strenge unterdrücken und alle Europäer ausweisen, die, wie schon früher, in Mauritius und Réunion Aufnahme fanden. Die auswärtigen Handelsbeziehungen wurden auf Jahrzehnte unterbrochen, auch blieb die Königin unversöhnliche Feindin aller Bestrebungen, europäische Zivilisation in das Land zu tragen. Als Frankreich 1841 durch Vertrag mit Häuptlingen der Sacalawas dennoch die Insel Nossi-bé an der Nord-

westküste erwarb, hatte die neue Kolonie nur um so mehr unter der Mißgunst der Howas zu leiden, so daß es 1845 zu ernsten Händeln kam und sowohl Frankreich wie England Schritte zu gemeinsamer Intervention in M. thaten. Endlich gestattete Ranavolo den Kaufleuten von Mauritius und Réunion gegen namhafte Kaution die Wiedereröffnung des Handels an einigen Küstenplätzen der Insel. Nun leitete auch Kaiser Napoleon III. freundschaftliche Unterhandlungen mit der Königin ein, aber sein politischer Agent Lambert intriguierte mit der madagassischen Oppositionspartei. es entstanden Anzettelungen, welche Ranavolo, sich persönlich bedroht sehend, grausam bestrafte und gleichzeitig die verhaßten Christen hart verfolgte. Als die alte Königin 1860 starb, succedierte ihr Sohn Radama II., der sich wie sein Vater der Hebung des Volkes widmete, Lambert zu sich berief, womit der französische Einfluß stieg, ohne indessen die freundliche Begegnung mit England zu beeinträchtigen. Doch auch Radama fiel bald als Opfer seiner den Europäern gemachten Zugeständnisse, indem er am 12. Mai 1863 ermordet wurde. Nach der Thronumwälzung riefen die Howas des Königs Witwe Rabodo unter dem Namen Rosaherina als Königin aus, welche sich aber einer Verfassung unterziehen mußte, durch welche die Krone nur in Gemeinschaft mit dem Adel die Legislative ausüben durfte. Allen Fremden wurde durch Staatsgesetz gleichmäßig Schutz und den Einwohnern, Christen wie Nichtchristen, Religionsfreiheit gewährt. Fortan entfaltete die englische Diplomatie in M. rege Thätigkeit, 1865 schlossen Großbritannien und Amerika durch den englischen Unterhändler Pakenham in der Howahauptstadt Tanánarivo (80,000 Einwohner) sehr vorteilhafte Freundschafts- und Handelsverträge mit Rosaherina ab, denen 1868 auch Frankreich beitrat. Den Abschluß des französischen Vertrags vollzog bereits Ranavolo II., welche ihrer 1868 verstorbenen Kousine in der Regierung gefolgt war, 1869 förmlich zum Christentum übertrat und 1877 den bisher noch immer schwunghaft betriebenen Sklavenhandel gänzlich beseitigte. Nach dem Tode der Königin bestieg 1883 deren Nichte Ranavolo III. den Thron, alsbald mit Frankreich in Konflikt geratend. Schon seit einer Reihe von Jahren hatte letzteres, besonders seit es für die in Europa erlittene Einbuße an früherem Einfluß durch eine weitere Ausdehnung seiner Kolonialpolitik Ersatz zu finden suchte, auch in M. alte, angeblich aus der frühesten Besitzergreifung von 1642 hergeleitete Rechte an die Uferlandschaften der nordwestlichen Bali-Bai geltend gemacht. Seitens der dort wohnenden Sacalawas wurden die französischen Forderungen gegen hohe Geldabfindung bewilligt, wogegen das dominierende Howaregiment protestierte. Neue Ursache zu Beschwerden fanden die Franzosen außer anderen völkerrechtlichen Verletzungen im Aufhissen der Howaflagge auf dem von ihnen als Eigentum in Anspruch genommenen Gebiete. Unter diesen Umständen schien der Ausbruch des Krieges unvermeidlich, doch wurde die Angelegenheit durch das energische Auftreten des französischen Admirals Pierre, der mit einem im Indischen Ozean stationierten Geschwader an der Nordwestküste M.s erschien, schnell zugunsten Frankreichs erledigt. Mit diesen Wirren stand die Entsendung einer madagassischen Gesandtschaft nach Paris, London und Berlin in Zusammenhang, an letzterem Hofe nun ebenfalls zum Abschluß eines Handelsvertrages mit dem Deutschen Reiche führend. Seither nimmt der auswärtige Handel ungestörten Fortgang, meist auf englischen Schiffen von Mauritius und durch Transit der französischen Küstenkolonieen. Wichtigster Handelsplatz ist der befestigte Hafen von Tamatave an der Ostküste. Den Wert der Ein- und Ausfuhr schätzte man während der letzten Jahre auf 400,000 Pfd. Sterl. Das nach längerem Widerstreben offiziell eingeführte Christentum bricht sich jetzt schnell Bahn, seinen mildernden Einfluß auf das madagassische Regierungssystem ausübend.

Vgl. Lacaille, Connaissance de M., Paris 1863; O. Peschel, Geschichte der Erdkunde ꝛc., S. 309; Guthe-Wagner, Tl. I: Länderkunde der außereuropäischen Erdteile; „Goth. Hofkalender 1885“.

Madalinski, Anton, polnischer General, 1739 geboren, war Kommandeur einer Kavalleriebrigade, als, in Gemäßheit eines auf dem Reichstage zu Grodno mit Rußland und Preußen im Jahre 1793 getroffenen Abkommens, die polnische Armee eine Vereinbarung erfahren sollte, welche den durch die zweite Teilung des Landes bedingten Gebietsabtretungen entsprach. Kosciuszko hatte sich an die Spitze der Erhebung gegen die drohende Vergewaltigung gestellt, und M., welcher sich der Reduzierung der ihm unterstellten Truppen widersetzte, führte ihm letztere, am 13. März 1794 aus der Gegend von Pultusk aufbrechend, mitten durch das von Preußen und Russen besetzte Land nach Krakau zu. Unter Kosciuszko nahm er an den Kämpfen teil, welche dieser in den Monaten April bis Juni gegen die verbündeten Mächte zu bestehen hatte, und ging mit ihm nach der Hauptstadt Warschau, welche von Preußen und Russen belagert wurde. Anfang September gaben sie die Belagerung auf, weil der Aufstand ringsum bedrohliche Dimensionen annahm; Kosciuszko dachte aus der Zersplitterung der Kräfte seiner Gegner Nutzen zu ziehen und entsandte Dabrowski nach Großpolen; M., dem an Dienstalter jüngeren Dabrowski sich unterordnend, begleitete ihn, nahm dann nochmals an der Verteidigung von Warschau teil und behauptete sich, als Suworow die Stadt am 8. November genommen hatte, mit seinen Truppen noch eine Zeit lang im freien Felde, bis er zuletzt bei Nowemiasto in preußische Gefangenschaft geriet, in welcher er blieb, bis der Aufstand ganz niedergeworfen war. Er lebte dann auf seinen Gütern und starb am 19. Juli 1804 zu Borow im Gouvernement Lublin. — Vgl. Chodriewicz, Portraits des polonais illustres, Varsovie 1821.

Madeira, portugiesische Insel im Atlantischen Ozean, 700 km von der marokkanischen Küste entfernt, mit der in nördlicher Richtung nahe gelegenen kleinen Insel Porto santo 815 □km groß und von außerordentlich dichter Bevölkerung (162 Einwohner pr. □km) meist portugiesischer

Abkunft, findet sich unter dem Namen „de lo legname“ (Holzinsel), weil sie ganz mit Wald bestanden war, nebst dem noch jetzt seinen italienischen Namen tragenden Porto santo, schon auf einer Florentiner Seekarte vom Jahre 1351. Erst 1419 gelangten die Portugiesen Joaõ Gonçalves Zarca und Tristaõ Vaz Teyxeyra zur Insel, begannen deren Kolonisation und nannten sie in Übersetzung des italienischen Namens „M.“. Die üppige Waldung wurde behufs Anbaues weggerodet und dafür Reben aus Cypern, auch Zuckerrohr aus Sicilien kultiviert, beides gedieh trefflich in dem fruchtbaren Boden. M.s reiche Vegetation zerfällt nach der Höhe in verschiedene Zonen, über dem Weinbau, dem auch hier in den letzten Jahren die Traubenkrankheit viel geschadet, wie über den Getreidefeldern, Zuckerrohr- und Kaffee-Anpflanzungen u. s. w. ziehen sich Wälder der Edelkastanie hin, demnächst folgt Lorbeergewächs und darüber die Region heidenartiger Pflanzen, Heidelbeer- und Ginstergesträuches. Aber die größte Hälfte der Insel liegt noch ohne eingreifende Unterstützung des Mutterlandes unbenutzt da, weshalb die zahlreiche und somit arme Bevölkerung zu anhaltender Auswanderung nach Westindien und Brasilien gezwungen ist, wo die Arbeitsamkeit und Acclimatisierung der Madeirer sehr geschätzt wird. Wegen gleichmäßig günstiger Witterungsverhältnisse bildet M. auch einen der vielbesuchtesten klimatischen Kurorte, hauptsächlich für Brustkranke. Haupt- und Handelsstadt der administrativ ganz zum festländischen Portugal gerechneten M.-gruppe ist Funchal (21,000 Einwohner), von Gonçalves an der Südküste der Insel gegründet und bekannt als Anhaltepunkt und Kohlenstation der von Europa zu den westafrikanischen Häfen und zum Kap fahrenden Dampfschiffe. Die Hauptausfuhrartikel des meist in Händen der Engländer befindlichen Handels umfassen Wein, Kaffee und Zuckerrohr, während Getreide für den eigenen Bedarf nicht ausreicht und beträchtlich eingeführt werden muß. — Vgl. „Geschichte des Zeitalters der Entdeckungen“ von Soph. Ruge (Berlin 1881), 1. Buch, 2. Kap.; O. Peschel, Geschichte der Erdkunde &c. (München), S. 176; Guthe-Wagner, Tl. I: Länderkunde der außereuropäischen Erdteile.

Madison, James. Zu King George (Virginien) am 16. März 1751 geboren, besuchte M. seit 1769 das berühmte College zu Princeton in New-Jersey, studierte alte und neue Sprachen und Naturwissenschaften, nahm 1772 sein Diplom und wurde Advokat in Virginien. Bald galt er viel unter seinen Landsleuten, wurde 1776 Mitglied der Konvention von Virginien und arbeitete Ausschußberichte aus, die Aufsehen machten. 1780 bis 1784 gehörte er dem Kontinentalkongresse an und zählte zu dessen bedeutendsten Mitgliedern. Nach Abschluß des Versailler Friedens, der die Unabhängigkeit der Vereinigten Staaten von Nordamerika zugestand, betrieb M. wiederum seine juristischen Studien, auch zogen ihn Philosophie und Litteratur sehr an. 1784—1786 saß er von neuem in der Legislatur seines Heimatstaates und redete oft von der Notwendigkeit von Reformen der Bundesverfassung, arbeitete eifrigst auf eine neue Verfassung hin und machte sich allbekannt, als er in seinem und seiner Gesinnungsgenossen Namen eine Eingabe an das virginische Repräsentantenhaus erließ, den Antrag der Besoldung der Geistlichen christlicher Religion von Staats wegen zu verwerfen; seine Denkschrift, die welthistorisch wurde, war ein Evangelium religiöser Toleranz und Freiheit, fand enormen Anklang, führte zur Abweisung jenes Antrags und niemand wagte seitdem, von einer Nationalreligion in Amerika zu reden. Virginien wählte den gefeierten Mitbürger in die außerordentliche Konvention von 1787, in welcher die Deputierten aller Staaten eine neue Verfassung schufen; auch hier spielte er eine angesehene Rolle neben Washington, Hamilton, Franklin u. a. Im großen Ganzen wollte er wie Washington eine kräftig organisierte nationale Regierung. Mit größter Sorgfalt redigierte er die Debatten der konstituierenden Konvention, niemand war wohl tiefer in den Geist der neuen Verfassung eingedrungen als M. Der Kongreß kaufte nach M.s Tod von dessen Witwe das Manuskript der Verhandlungen über die Konstitution für 30,000 Dollars, und ein Teil desselben wurde unter H. D. Gilpins Aufsicht als „The Madison Papers“ in drei Bänden 1840 zu Washington publiziert. Mit Hamilton und Jay erörterte er die Grundsätze der Verfassung in einem New-Yorker Journale „The Daily Advertiser“, unter dem Namen Publius schriftstellernd; die dort erschienenen bedeutenden Artikel wurden nachher in einem Bande als „The Federalist“ gesammelt, 29 waren von M. Dieser trat kräftig für die Annahme der Konstitution durch Virginien ein, saß im Kongresse 1789—1797 und nahm teil an allen Maßregeln, welche die Organisation der Regierung und die auswärtige Politik betrafen; nie sprach er ohne gründliche Vorbereitung über Wichtiges, stets war er streng logisch und klar. In den besten Beziehungen zu Washington, stand er in innigster Freundschaft zu Jefferson und war wie dieser Republikaner, Gegner der Föderalisten, besonders Hamiltons. Er teilte Jeffersons Ansichten (s. d.) über die bewegenden Fragen, blieb aber in seiner Haltung gemäßigt. Die ihm 1794 angetraute Mrs. Todd war eine vortreffliche Frau voll Takt und gesellschaftlicher wie moralischer Vorzüge, was ihm zumal als Präsidenten von hohem Werte wurde. M. war entschieden gegen Ausnahmegesetze wie die vorgeschlagene Austreibung verdächtiger Fremden und die strenge Unterdrückung von Libellen gegen die Regierung, und faßte darum die Virginia-Resolutionen ab, welche der Senat am 24. Dezember 1798 annahm: in ihnen bezeichnete er die genannten Vorschläge als Eingriffe in die Verfassung und forderte die anderen Staaten auf, sich der Opposition dagegen anzuschließen; seiner Meinung nach hatten die Staaten Recht und Pflicht, sich ins Mittel zu legen, wenn die Bundesregierung sich Übergriffe erlaubte. Große Kämpfe folgten diesen Resolutionen in Presse und Legislatur der Staaten. Von Natur weit vorsichtiger und ruhiger als Jefferson, mahnte M. zu bedächtigerem Vorgehen und betrachtete etwas bedenklich die Kentucky-Resolutionen von 1799 (s. „Jefferson“).

westküste erwarb, hatte die neue Kolonie nur um so mehr unter der Mißgunst der Howas zu leiden, so daß es 1845 zu ernsten Händeln kam und sowohl Frankreich wie England Schritte zu gemeinsamer Intervention in M. thaten. Endlich gestattete Ranavolo den Kaufleuten von Mauritius und Réunion gegen namhafte Kaution die Wiedereröffnung des Handels an einigen Küstenplätzen der Insel. Nun leitete auch Kaiser Napoleon III. freundschaftliche Unterhandlungen mit der Königin ein, aber sein politischer Agent Lambert intriguierte mit der madagassischen Oppositionspartei. es entstanden Anzettelungen, welche Ranavolo, sich persönlich bedroht sehend, grausam bestrafte und gleichzeitig die verhaßten Christen hart verfolgte. Als die alte Königin 1860 starb, succedierte ihr Sohn Radama II., der sich wie sein Vater der Hebung des Volkes widmete, Lambert zu sich berief, womit der französische Einfluß stieg, ohne indessen die freundliche Begegnung mit England zu beeinträchtigen. Doch auch Radama fiel bald als Opfer seiner den Europäern gemachten Zugeständnisse, indem er am 12. Mai 1863 ermordet wurde. Nach der Thronumwälzung riefen die Howas des Königs Witwe Rabodo unter dem Namen Rosaherina als Königin aus, welche sich aber einer Verfassung unterziehen mußte, durch welche die Krone nur in Gemeinschaft mit dem Adel die Legislative ausüben durfte. Allen Fremden wurde durch Staatsgesetz gleichmäßig Schutz und den Einwohnern, Christen wie Nichtchristen, Religionsfreiheit gewährt. Fortan entfaltete die englische Diplomatie in M. rege Thätigkeit, 1865 schlossen Großbritannien und Amerika durch den englischen Unterhändler Pakenham in der Howahauptstadt Tanánarivo (80,000 Einwohner) sehr vorteilhafte Freundschafts- und Handelsverträge mit Rosaherina ab, denen 1868 auch Frankreich beitrat. Den Abschluß des französischen Vertrags vollzog bereits Ranavolo II., welche ihrer 1868 verstorbenen Kousine in der Regierung gefolgt war, 1869 förmlich zum Christentum übertrat und 1877 den bisher noch immer schwunghaft betriebenen Sklavenhandel gänzlich beseitigte. Nach dem Tode der Königin bestieg 1883 deren Nichte Ranavolo III. den Thron, alsbald mit Frankreich in Konflikt geratend. Schon seit einer Reihe von Jahren hatte letzteres, besonders seit es für die in Europa erlittene Einbuße an früherem Einfluß durch eine weitere Ausdehnung seiner Kolonialpolitik Ersatz zu finden suchte, auch in M. alte, angeblich aus der frühesten Besitzergreifung von 1642 hergeleitete Rechte an die Uferlandschaften der nordwestlichen Bali-Bai geltend gemacht. Seitens der dort wohnenden Sacalawas wurden die französischen Forderungen gegen hohe Geldabfindung bewilligt, wogegen das dominierende Howaregiment protestierte. Neue Ursache zu Beschwerden fanden die Franzosen außer anderen völkerrechtlichen Verletzungen im Aufhissen der Howaflagge auf dem von ihnen als Eigentum in Anspruch genommenen Gebiete. Unter diesen Umständen schien der Ausbruch des Krieges unvermeidlich, doch wurde die Angelegenheit durch das energische Auftreten des französischen Admirals Pierre, der mit einem im Indischen Ozean stationierten Geschwader an der Nordwestküste M.s erschien, schnell zugunsten Frankreichs erledigt. Mit diesen Wirren stand die Entsendung einer madagassischen Gesandtschaft nach Paris, London und Berlin in Zusammenhang, an letzterem Hofe nun ebenfalls zum Abschluß eines Handelsvertrages mit dem Deutschen Reiche führend. Seither nimmt der auswärtige Handel ungestörten Fortgang, meist auf englischen Schiffen von Mauritius und durch Transit der französischen Küstenkolonieen. Wichtigster Handelsplatz ist der befestigte Hafen von Tamatave an der Ostküste. Den Wert der Ein- und Ausfuhr schätzte man während der letzten Jahre auf 400,000 Pfd. Sterl. Das nach längerem Widerstreben offiziell eingeführte Christentum bricht sich jetzt schnell Bahn, seinen mildernden Einfluß auf das madagassische Regierungssystem ausübend.

Vgl. Lacaille, Connaissance de M., Paris 1863; O. Peschel, Geschichte der Erdkunde ꝛc., S. 309; Guthe-Wagner, Tl. I: Länderkunde der außereuropäischen Erdteile; „Goth. Hofkalender 1885".

Madalinski, Anton, polnischer General, 1739 geboren, war Kommandeur einer Kavalleriebrigade, als, in Gemäßheit eines auf dem Reichstage zu Grodno mit Rußland und Preußen im Jahre 1793 getroffenen Abkommens, die polnische Armee eine Vereinbarung erfahren sollte, welche den durch die zweite Teilung des Landes bedingten Gebietsabtretungen entsprach. Kosciuszko hatte sich an die Spitze der Erhebung gegen die drohende Vergewaltigung gestellt, und M., welcher sich der Reduzierung der ihm unterstellten Truppen widersetzte, führte ihm letztere, am 13. März 1794 aus der Gegend von Pultusk aufbrechend, mitten durch das von Preußen und Russen besetzte Land nach Krakau zu. Unter Kosciuszko nahm er an den Kämpfen teil, welche dieser in den Monaten April bis Juni gegen die verbündeten Mächte zu bestehen hatte, und ging mit ihm nach der Hauptstadt Warschau, welche von Preußen und Russen belagert wurde. Anfang September gaben sie die Belagerung auf, weil der Aufstand ringsum bedrohliche Dimensionen annahm; Kosciuszko dachte aus der Zersplitterung der Kräfte seiner Gegner Nutzen zu ziehen und entsandte Dabrowski nach Großpolen; M., dem an Dienstalter jüngeren Dabrowski sich unterordnend, begleitete ihn, nahm dann nachmals an der Verteidigung von Warschau teil und behauptete sich, als Suworow die Stadt am 8. November genommen hatte, mit seinen Truppen noch eine Zeit lang im freien Felde, bis er zuletzt bei Nowemiasto in preußische Gefangenschaft geriet, in welcher er blieb, bis der Aufstand ganz niedergeworfen war. Er lebte dann auf seinen Gütern und starb am 19. Juli 1804 zu Borow im Gouvernement Lublin. — Vgl. Chodriewicz, Portraits des polonais illustres, Varsovie 1821.

Madeira, portugiesische Insel im Atlantischen Ozean, 700 km von der marokkanischen Küste entfernt, mit der in nördlicher Richtung nahe gelegenen kleinen Insel Porto santo 815 □km groß und von außerordentlich dichter Bevölkerung (162 Einwohner pr. □km) meist portugiesischer

Abkunft, findet sich unter dem Namen „de lo legname“ (Holzinsel), weil sie ganz mit Wald bestanden war, nebst dem noch jetzt seinen italienischen Namen tragenden Porto santo, schon auf einer Florentiner Seekarte vom Jahre 1351. Erst 1419 gelangten die Portugiesen João Gonçalves Zarco und Tristaõ Vaz Tevxeyra zur Insel, begannen deren Kolonisation und nannten sie in Übersetzung des italienischen Namens „M.“. Die üppige Waldung wurde behufs Anbaues weggerodet und dafür Reben aus Cypern, auch Zuckerrohr aus Sicilien kultiviert, beides gedieh trefflich in dem fruchtbaren Boden. M.s reiche Vegetation zerfällt nach der Höhe in verschiedene Zonen, über dem Weinbau, dem auch hier in den letzten Jahren die Traubenkrankheit viel geschadet, wie über den Getreidefeldern, Zuckerrohr- und Kaffee-Anpflanzungen u. s. w. ziehen sich Wälder der Edelkastanie hin, demnächst folgt Lorbeergewächs und darüber die Region heidenartiger Pflanzen, Heidelbeer- und Ginstergesträuches. Aber die größte Hälfte der Insel liegt noch ohne eingreifende Unterstützung des Mutterlandes unbenutzt da, weshalb die zahlreiche und somit arme Bevölkerung zu anhaltender Auswanderung nach Westindien und Brasilien gezwungen ist, wo die Arbeitsamkeit und Acclimatisierung der Madeirer sehr geschätzt wird. Wegen gleichmäßig günstiger Witterungsverhältnisse bildet M. auch einen der vielbesuchtesten klimatischen Kurorte, hauptsächlich für Brustkranke. Haupt- und Handelsstadt der administrativ ganz zum festländischen Portugal gerechneten M.-gruppe ist Funchal (21,000 Einwohner), von Gonçalves an der Südküste der Insel gegründet und bekannt als Anhaltepunkt und Kohlenstation der von Europa zu den westafrikanischen Häfen und zum Kap fahrenden Dampfschiffe. Die Hauptausfuhrartikel des meist in Händen der Engländer befindlichen Handels umfassen Wein, Kaffee und Zuckerrohr, während Getreide für den eigenen Bedarf nicht ausreicht und beträchtlich eingeführt werden muß. — Vgl. „Geschichte des Zeitalters der Entdeckungen“ von Soph. Ruge (Berlin 1881), 1. Buch, 2. Kap.; O. Peschel, Geschichte der Erdkunde ꝛc. (München), S. 176; Guthe-Wagner, Tl. I: Länderkunde der außereuropäischen Erdteile.

Madison, James. Zu King George (Virginien) am 16. März 1751 geboren, besuchte M. seit 1769 das berühmte College zu Princeton in New-Jersey, studierte alte und neue Sprachen und Naturwissenschaften, nahm 1772 sein Diplom und wurde Advokat in Virginien. Bald galt er viel unter seinen Landsleuten, wurde 1776 Mitglied der Konvention von Virginien und arbeitete Ausschußberichte aus, die Aufsehen machten. 1780 bis 1784 gehörte er dem Kontinentalkongresse an und zählte zu dessen bedeutendsten Mitgliedern. Nach Abschluß des Versailler Friedens, der die Unabhängigkeit der Vereinigten Staaten von Nordamerika zugestand, betrieb M. wiederum seine juristischen Studien, auch zogen ihn Philosophie und Litteratur sehr an. 1784—1786 saß er von neuem in der Legislatur seines Heimatstaates und redete oft von der Notwendigkeit von Reformen der Bundesverfassung, arbeitete eifrigst auf eine neue Verfassung hin und machte sich allbekannt, als er in seinem und seiner Gesinnungsgenossen Namen eine Eingabe an das virginische Repräsentantenhaus erließ, den Antrag der Besoldung der Geistlichen christlicher Religion von Staats wegen zu verwerfen; seine Denkschrift, die welthistorisch wurde, war ein Evangelium religiöser Toleranz und Freiheit, fand enormen Anklang, führte zur Abweisung jenes Antrags und niemand wagte seitdem, von einer Nationalreligion in Amerika zu reden. Virginien wählte den gefeierten Mitbürger in die außerordentliche Konvention von 1787, in welcher die Deputierten aller Staaten eine neue Verfassung schufen; auch hier spielte er eine angesehene Rolle neben Washington, Hamilton, Franklin u. a. Im großen Ganzen wollte er wie Washington eine kräftig organisierte nationale Regierung. Mit größter Sorgfalt redigierte er die Debatten der konstituierenden Konvention, niemand war wohl tiefer in den Geist der neuen Verfassung eingedrungen als M. Der Kongreß kaufte nach M.s Tod von dessen Witwe das Manuskript der Verhandlungen über die Konstitution für 30,000 Dollars, und ein Teil desselben wurde unter H. D. Gilpins Aufsicht als „The Madison Papers“ in drei Bänden 1840 zu Washington publiziert. Mit Hamilton und Jay erörterte er die Grundsätze der Verfassung in einem New-Yorker Journale „The Daily Advertiser“, unter dem Namen Publius schriftstellernd; die dort erschienenen bedeutenden Artikel wurden nachher in einem Bande als „The Federalist“ gesammelt, 29 waren von M. Dieser trat kräftig für die Annahme der Konstitution durch Virginien ein, saß im Kongresse 1789—1797 und nahm teil an allen Maßregeln, welche die Organisation der Regierung und die auswärtige Politik betrafen; nie sprach er ohne gründliche Vorbereitung über Wichtiges, stets war er streng logisch und klar. In den besten Beziehungen zu Washington, stand er in innigster Freundschaft zu Jefferson und war wie dieser Republikaner, Gegner der Föderalisten, besonders Hamiltons. Er teilte Jeffersons Ansichten (s. d.) über die bewegenden Fragen, blieb aber in seiner Haltung gemäßigt. Die ihm 1794 angetraute Mrs. Todd war eine vortreffliche Frau voll Takt und gesellschaftlicher wie moralischer Vorzüge, was ihm zumal als Präsidenten von hohem Werte wurde. M. war entschieden gegen Ausnahmegesetze wie die vorgeschlagene Austreibung verdächtiger Fremden und die strenge Unterdrückung von Libellen gegen die Regierung, und faßte darum die Virginia-Resolutionen ab, welche der Senat am 24. Dezember 1798 annahm: in ihnen bezeichnete er die genannten Vorschläge als Eingriffe in die Verfassung und forderte die anderen Staaten auf, sich der Opposition dagegen anzuschließen; seiner Meinung nach hatten die Staaten Recht und Pflicht, sich ins Mittel zu legen, wenn die Bundesregierung sich Übergriffe erlaubte. Große Kämpfe folgten diesen Resolutionen in Presse und Legislatur der Staaten. Von Natur weit vorsichtiger und ruhiger als Jefferson, mahnte M. zu bedächtigerem Vorgehen und betrachtete etwas bedenklich die Kentucky-Resolutionen von 1799 (s. „Jefferson“).

Unter bescheidenem, ja allzu schlichtem Äußeren barg auch M. tiefen Ehrgeiz; er konnte leicht ungerecht gegen denselben verletzende Gegner werden und ließ sich in der Hitze des Parteikampfes hinreißen, sein Spiel mehr unter der Decke zu spielen, als es die politische Notwendigkeit entschuldbar machte. Galt es eine Maßnahme zu bekämpfen, die allzu sehr mit seinem Parteiprogramme im Widerstreite war, so stieg auch M. gelegentlich zu kleinlichen Tifteleien herab. Dabei aber hatte er nichts von einem Demagogen, war eine reine Natur, wenn ihn auch seine sittlichen Prinzipien nicht so unbedingt beherrschten, daß sein Urteil von seinen Wünschen ganz unbeeinflußt geblieben wäre. Nie trat er mit der bewußten Absicht an die Verfassung heran, irgendetwas darin aufzufinden, das er durch Kunstgriffe seinen Wünschen anschmiegen könnte; aber seit 1787 und 1788 war eine Wandlung in seinen Anschauungen wie in einem großen Teile der neuen Nation vorgegangen. 1799 bereitete M. neue Resolutionen vor, ganz im Geiste der demokratischen Partei. Als Jefferson im Februar 1801 Präsident der Vereinigten Staaten wurde, gab er M. das wichtigste Ministerium, das Staatssekretariat; diesem stand M. voll Talent und im innigsten Einvernehmen mit Jefferson vor. Von 175 Stimmen wählten 122 M. zum Nachfolger Jeffersons; im März 1809 wurde er Präsident der Vereinigten Staaten.

M. war weit entfernt, die äußerst kritische Situation zu beherrschen; ihm mangelten wesentliche Eigenschaften, um den drohenden kriegerischen Begebenheiten und anderen Wirren zu begegnen. „Ihm gingen die Selbständigkeit und Energie des Willens ab, die unbedingte Requisite eines großen politischen Führers sind. Er blieb darum immer nur ein politischer Sachwalter von außerordentlicher Befähigung, aber erhob sich nie zur Höhe des Staatsmannes.... Er fand sich in ein furchtbares Netz verstrickt, dessen Maschen er selbst auf Geheiß des Meisters (Jefferson) mit geschäftigen Händen geknüpft. Sie mit rascher Entschlossenheit zu zerreißen, dazu war er nicht der Mann.... Auch würde er sich schwerlich dazu entschlossen haben, denn er hätte damit nicht nur über Jefferson, sondern auch über sich selbst das Urteil gesprochen.... Maßvoll in seinem Denken und Urteilen, war er seit jeher vorsichtig tastend einen Mittelweg gegangen, wo er lediglich seinen Neigungen und seinem eigenen Ermessen gefolgt war. Unter dem Druck der Verantwortlichkeit wurde jetzt diese anerkennenswerte Mäßigung zur ängstlichen Unsicherheit. Das Positive in dem von Jefferson ererbten Programme zerbröckelte ihm mit jedem Tage mehr ... in den Händen. Die Verhältnisse forderten immer gebieterischer eine entschiedene Initiative, und dem Manne, der sie zunächst zu ergreifen hatte, fehlten nicht nur die nötigen Charaktereigenschaften dazu, sondern sein ganzes Programm wurde, gleich dem der Opposition, immer mehr ein lediglich negatives" (Holst). „Sein Benehmen war zurückhaltend, hie und da selbst schüchtern; seine Haltung gleichgültig und in keiner Weise geeignet, Ehrfurcht oder Vertrauen einzuflößen.... Keine Spur von einem gebieterischen Wesen, welches die Ratschläge des Kabinetts und anderer Versammlungen leiten und zu raschen Entschlüssen hindrängen könnte. Schnellkraft des Geistes, entschiedenes und furchtloses Eingreifen in den Lauf der Begebenheiten sind ihm immerdar fremd geblieben. Was er jedoch nach reiflicher Überlegung beschlossen, dabei ist M. unverrückt stehen geblieben. Nichts konnte ihn von dem für richtig Erkannten abbringen; keine Schwierigkeit vermochte ihn abzuschrecken.... Selbst Lüge und Verleumdung wagten es nicht, seine Redlichkeit in Zweifel zu ziehen" (Neumann).

Mit Großbritannien währte die Spannung der Union fort. M. war in den Ausgaben für Heer und Marine sparsam, förderte hingegen durch Kanalbauten die Verbindung der östlichen und südlichen Staaten und begünstigte die Provinzialbanken gegen die Nationalbank. Er nahm Besitz von Westflorida für die Union, konnte hingegen das ebenfalls besetzte Ostflorida nicht halten. Louisiana (s. d.) trat 1812 in die Union. M. wollte den Krieg mit Großbritannien nicht, nur eine Minorität hielt denselben für unvermeidlich, aber sie war voll Thatkraft und zwang M., ihr Werkzeug zu sein; auch machte sie die Annahme ihres kriegerischen Programms zur Bedingung seiner Wiederwahl, und er gab schwächlich den Versuchern nach. Es genügte der Kriegspartei nicht, daß er eine Kriegserklärung unterzeichnete; er mußte sie selbst im Kongresse beantragen. Das von M. am 1. April 1812 beantragte Embargo wurde sofort angenommen und am 18. Juni d. J. der Krieg erklärt, welcher der Union tiefe Wunden schlug (s. „Vereinigte Staaten von Nordamerika, Geschichte"). M. mußte während desselben Heer und Flotte stark vermehren, Freiwillige herbeiziehen u. s. w. Im März 1813 wurde er mit 128 gegen 89 Stimmen wiederum zum Präsidenten gewählt. Als die Briten 1814 Washington in Brand steckten, floh M. aus der bedrohten Stadt, aller Energie bar, was gerechten Tadel erntete. Trotzdem blieb seine Partei am Ruder. Am 24. Dezember 1814 machte der Genter Friede dem Kriege mit Großbritannien ein Ende, alles auf den Status quo ante zurückführend (s. „Vereinigte Staaten von Nordamerika"). Am 3. Juli 1815 erfolgte der Abschluß eines Handelsvertrags mit Großbritannien. Die britische Expedition nach Louisiana scheiterte (s. „Louisiana"), Amerika züchtigte die Barbareskenstaaten, Indiana trat als neuer Staat 1816 in die Union. M. bemühte sich redlich, die Wunden des schweren Kriegs von 1812—1814 im Frieden zu heilen, Marine, Handel und Wohlstand zu heben. Am 4. März 1817 trat er ab, Monroe folgte dem Freunde im Amte des Präsidenten. In Montpellier (Virginien) verlebte M. den Rest seines Lebens, hochgeachtet und beliebt; neben der Landwirtschaft auf seinem Gute beschäftigten ihn seine Bücher und eine große Korrespondenz; er trieb Naturwissenschaft, sah bisweilen Jefferson, der seiner noch im Testamente warm gedachte, und wurde Friedensrichter. Gelegentlich der Revision der Verfassung von Virginien nahm er 1829 an der Konvention, die sie vornahm, teil, beschränkte sich aber Alters und Kränklichkeit halber auf die

Erteilung von Ratschlägen an seine Freunde und auf Warnungen vor Umtrieben gegen Ruhe und Frieden im Staate. Er wurde Visitor, dann Rektor der Universität zu Charlotteville (Virginien) und sah tiefbetrübt die steigenden Wirren seines Vaterlandes, die auf Empörung gegen die Beschlüsse des Kongresses abzielten und sich zur Rechtfertigung seines Namens bedienten; er griff nun zur Feder, um sich gegen diese Annahme zu verteidigen. „Der Vater der Konstitution“ wandte seine letzten Kräfte auf, um sie zu retten. Im Vollbesitze seines Geistes starb M. zu Montpellier im 86. Jahre am 28. Juni 1836.

Rives schrieb „History of the life and times of James Madison“, 3 Bde. (Boston 1859—1869), und 1865 erschienen in Philadelphia vier Bände „Letters and writings of James Madison“.

Vgl. J. Quincy Adams, Eulogy of Madison, 1836; K. F. Neumann, Geschichte der Vereinigten Staaten von Amerika, Bd. II, Berlin 1865; v. Holst, Verfassung und Demokratie der Vereinigten Staaten von Amerika, 1. Tl., Düsseldorf 1873.

Madrid, Friede zu, vom 14. Januar 1526 zwischen Kaiser Karl V. und Franz I., König von Frankreich s. diese Artikel.

Madrucci oder **Madruzzi**, Christoph, Kardinalbischof von Trient 1539—1567, gest. 1578.

Madruzzo, Madrutzsch (lat. Madrucium), Dorf und Schloß in Tirol, südwestlich von Trient, hat einem freiherrlichen Geschlechte Namen und Ursprung gegeben, aus welchem im 16. und 17. Jahrhundert eine Reihe von Kriegshelden (z. B. Hildebrand v. M., kaiserlicher General im Schmalkaldischen Krieg, gest. 1547 in Ulm; Nikolaus v. M., General im Türkenkrieg, gest. 1570) und von katholischen Kirchenfürsten, worunter drei Kardinäle: Christoph, Ludwig und Karl Madruzzi, hervorgegangen sind. Unter diesen ist der bedeutendste „der große Kardinal von Trient“ Christoph Madruzzi, geb. am 5. Juli 1512, gest. 1578 an seinem Geburtstag zu Tivoli. Er war der Sohn von Johann Gaudentius M. und seiner Gemahlin Veronika geb. Fugger aus Augsburg, hatte in Bologna studiert und hier mit verschiedenen hervorragenden jungen Männern, insbesondere mit den nachmaligen Kardinälen Alexander Farnese, Otto Truchseß-Waldburg, Stanislaus Hosius und mit dem nachmaligen Papst Gregor XIII. (Hugo Buoncompagni) Freundschaft geschlossen. Reich begabt, erwarb er sich eine vielseitige Bildung und große Geschäftsgewandtheit, gewann die Gunst und das Vertrauen des Kaisers Karl V. wie seines Bruders Ferdinand und wurde von ihnen vielfach zu politischen und kirchlichen Missionen verwendet. Rasch erstieg er die Stufenleiter der geistlichen Würden, wurde Kanonikus in Trient, Salzburg und Brixen, 1539 Fürstbischof von Trient, 1543 Administrator des Bistums Brixen, 1544 Kardinal, wohnte als solcher 1545 der Eröffnung des Konzils in seiner Bischofsstadt an und beteiligte sich an dessen Verhandlungen während ihrer ganzen 18jährigen Dauer als Vertrauensperson des Kaisers, eben darum aber teilweise in Opposition gegen die päpstlichen Leiter des Konzils, besonders den Kardinal Monte, weshalb er auch später der Erhebung des letzteren auf den päpstlichen Stuhl sich widersetzte. Im Einverständnis mit den kaiserlichen Gesandten drang M. vor allem auf Vornahme der nötigen kirchlichen Reformen und wünschte Zugeständnisse inbetreff des Abendmahles unter beiderlei Gestalt, des Gebrauchs von Bibelübersetzungen rc. Mehrfach diente er sodann in den Jahren 1546 bis 1547 als Unterhändler zwischen Kaiser und Papst, wohnte 1546 dem Regensburger Reichstag bei, überbrachte im Juni d. J. dem Papst die vom Kaiser unterzeichnete Vertragsurkunde, wodurch sich der Kaiser zum Krieg gegen die Protestanten verpflichtete, aber auch im November 1547 den Protest des Kaisers und Reiches gegen die vom Papst willkürlich vorgenommene Verlegung des Konzils nach Bologna. Während der Unterbrechung desselben war er eine Zeit lang 1555 bis 1558 kaiserlicher Statthalter in Mailand. Bald nach dem Schluß des Konzils verzichtete er auf das Bistum Trient zugunsten seines Neffen Ludwig M., behielt aber die Administration des Bistums Brixen bei und verbrachte seine letzten Jahre meist in Italien als Kardinalbischof von Sabina, Präneste, zuletzt von Porto. Als Bischof bemühte er sich ernstlich um Herstellung kirchlicher Zucht und Ordnung, um bessere Erziehung des Klerus, war ein Freund der Wissenschaften und Künste, dabei außerordentlich freigebig und prachtliebend. Die Einkünfte zweier Bistümer und ein spanischer Jahrgehalt von 2000 Dukaten gewährten ihm die Mittel für seinen fürstlichen Aufwand. 36 Jahre ist er Kardinal gewesen und hat als solcher an sechs Papstwahlen (Julius III., Marcell II., Paul IV., Pius IV., Pius V., Gregor XIII.) teilgenommen — von seinen Zeitgenossen hochgeachtet als „il gran Cardinale di Trento“. — Litt.: Bonelli, Monumenta eccl. Trid. III., p. 1. 2 (Trient 1765); Pallavicini, H. Conc. Trid., lib. 5—8; Raynaldi, Annal. eccl. 1545 sqq.; Ughelli, Italia sacra V, 649; Moroni, Dizionario XLI, 112 sqq.; Ranke, Deutsche Gesch. im Zeitalter der Ref. Bd. IV u. V und die übrige Litteratur über das Reformationszeitalter und das Tridentiner Konzil.

Magdala war die Hauptstadt des von dem König („Negus“) Theodor im Anfang der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts unter seinem Scepter geeinten Reiches Abessynien. Im Anfange seiner Regierung bestrebt, abendländischer Kultur bei seinem Volke Eingang zu verschaffen, stand er auch mit den Engländern auf freundschaftlichem Fuße und zog zu ersterem Zwecke Europäer in sein Land, bald aber verwandelte er sich in einen orientalischen Despoten, erlaubte sich alle möglichen Unterdrückungen und Grausamkeiten und kerkerte eine Anzahl britischer Unterthanen, darunter sogar Gesandte der Königin, ein. Die Versuche der englischen Regierung, die Freilassung derselben zu erwirken, hatten keinen Erfolg; es mußte der Versuch gemacht werden, sie mit Gewalt zu befreien. Das dazu bestimmte Expeditionscorps basierte seine Operationen auf Ostindien und bestand zum größten Teile aus dortigen Eingeborenen; es zählte 10- bis 11,000 Mann, dazu mehr als die doppelte Zahl von Leuten zur Verrichtung des

Arbeitsdienstes und 50,000 Lasttiere verschiedener Art zur Fortschaffung der ungeheuren Bagage, welche die Natur des Landes und die Rücksicht auf die Eigentümlichkeiten der ostindischen eingeborenen Truppen mitzuführen nötigte. Das Kommando führte General Sir Robert Napier. Die Expedition landete in der Anneslaybucht, welche von Bombay in etwa 14 Tagen zu erreichen war; die Entfernung von hier bis M., dem voraussichtlichen Operationsobjekte, beträgt 400 englische Meilen; der Weg führte durch ein wasserloses wüstes Hochland (10,000 Fuß über dem Meere). Im Herbst 1867 begann die Überführung der Truppen von Bombay zum Landungsplatze bei Zula; am 25. Januar 1868 wurde der Marsch von hier echelonweise angetreten; es wurden täglich, je nach der Schwierigkeit des Weges, 7 bis 20 Meilen zurückgelegt, am 10. April befanden sich die Engländer nördlich von M. den Truppen König Theodors, etwa 6000 Mann, gegenüber. Es kam zum Kampfe, in welchem dieser eine entschiedene Niederlage erlitt, ohne daß die Engländer nennenswerte Verluste gehabt hätten. Er versuchte nun, durch das Anerbieten die Gefangenen auszuliefern, für sich und die Seinen freien Abzug nach dem Süden zu erlangen; als Napier bedingungslose Unterwerfung forderte, entschloß er sich nochmals zu fechten, vorher jedoch ließ er die Gefangenen frei. Der Kampf ging am 15. April vor sich, eine Kanonade eröffnete denselben, dann wurde M. mühelos und mit geringen Opfern erstürmt; König Theodor erschoß sich selbst; seine Truppen zerstreuten sich. Die Stadt wurde niedergebrannt, das Land einer Königin der Gallas überwiesen und am 18. April traten die Briten, reich beladen mit dem Raub, den Rückweg an, welchen die eingetretene Regenzeit sehr erschwerte. Am 2. Juni traf die Nachhut bei Zula wieder ein. Napier ward als Lord Napier zum Pair erhoben; er brachte den Sohn Theodors mit, welcher in England erzogen wurde. — Nähere Auskunft geben die Schriften von drei Teilnehmern an der Expedition, des Engländers Hozier, der Preußen Stumm und Graf Seckendorf.

Magdeburg. Die Stadt M., seit dem Jahre 968 der Hauptort des damals von Kaiser Otto III. an den Grenzen des Deutschtums gegründeten gleichnamigen Erzbistums, war bei Beginn der neueren Geschichte eine der reichsten und wichtigsten Städte Norddeutschlands. Trotzdem hatte sie ihr Ziel, freie Reichsstadt zu werden, nicht zu erreichen vermocht; die Erzbischöfe hatten das Streben der Bürgerschaft nach demselben stets zu vereiteln gewußt. Durch einen Vergleich vom 21. Januar 1497 verzichtete die letztere darauf; die Stadt erkannte ihr Unterthanenverhältnis, der Erzbischof deren von ihm zu schützende Freiheiten und Rechte an. Die Erzbischöfe, schon früh in der Regel aus vornehmen Familien gewählt, stammten seit der Mitte des 15. Jahrhunderts immer aus fürstlichen Häusern. — Die Reformation fand in M. früh Eingang, schon 1525 setzte ihr nur das Domstift noch Widerstand entgegen und als, nach Beendigung des Schmalkaldischen Krieges, das kaiserliche Interim vom 15. Mai 1548 die Lösung der Religionsfrage versuchte, weigerte M. sich entschieden, dasselbe anzunehmen. Es erfuhr von M. aus in einer Masse theologischer Streitschriften so entschiedenen Widerspruch, daß man die Stadt „unseres Herrgotts Kanzlei" nannte; an die Spitze der geistlichen Bewegung trat 1549 Mathias Flacius (s. d.). Karl V. war sehr erbittert auf die Stadt, gegen welche bereits Acht und Aberacht erkannt waren; zur Vollstreckung derselben ließen sich verschiedene deutsche Fürsten bereit finden; sie brachten für diesen Zweck Truppen zusammen, zu deren Oberbefehlshaber Kurfürst Moritz von Sachsen ernannt wurde. Am 4. Oktober 1550 begannen sie die Belagerung, welche zuerst Herzog Georg von Mecklenburg leitete, bis Moritz, mit Lazarus Schwendi zur Seite, das Kommando selbst übernahm. Die Stadt aber hatte sich wohl gerüstet und leistete mutig Gegenwehr, sodaß Kurfürst Moritz sich veranlaßt sah, einen Vergleich einzugehen, welcher ihm gestattete, am 6. November 1551 in M. einzuziehen. Die Annahme des Interim wurde nicht verlangt, die Stadt erkannte den Kaiser, das Erzstift und zugleich die Kurfürsten von Sachsen und von Brandenburg als ihre Oberherren, worauf diese sämtlich Anspruch erhoben, an; Erzbischof war damals ein brandenburgischer Prinz, ein Sohn Kurfürst Joachims. Auch die Nachfolger desselben gehörten diesem Hause an; unter ihrer Regierung gelangte die Reformation zu vollständiger Durchführung; mit dem Jahre 1567, wo am 30. November, dem ersten Adventsonntage, der evangelische Gottesdienst im Dom seinen seitdem nicht unterbrochenen Anfang nahm, kann das Werk als beendet angesehen werden. Am 8. Januar 1570 ging der Erzbischof Joachim Friedrich von Brandenburg ein Ehebündnis ein. Unter ihm erreichte am 10. Juni 1579 durch einen zu Eisleben abgeschlossenen Tauschvertrag mit Sachsen die 1551 geschaffene Dreiherrenschaft ihr Ende, indem letzteres seine Ansprüche aufgab; der Kaiser bestätigte den Vertrag. Um die Wende des 16. und 17. Jahrhunderts unterschied sich das Erzbistum M. von einem weltlichen Fürstentume nur durch unwesentliche Äußerlichkeiten, die Stadt erfreute sich noch immer einer gewissen Selbständigkeit und einzelner Vorrechte und noch in der ersten Zeit des Dreißigjährigen Krieges bemühte sie sich mit Hilfe ihrer festen Mauern und der Hansastädte, die Reichsfreiheit zu erwerben. Aber dieser Krieg verhängte schweres Unheil über sie und machte ihre Kraft erlahmen.

Bis zum Jahre 1629 war sie von der Kriegsgeißel ziemlich verschont geblieben. Damals erhielt sie einen Vorschmack davon, als die Kaiserlichen, welche nach ihrem Besitze lüstern waren, sie achtundzwanzig Wochen lang blockierten. Ein Abkommen mit Wallenstein, welches Pappenheim vermittelte, machte der Einschließung am 27. September ein Ende. Jetzt aber veranlaßte der Einfluß des Administrator Christian Wilhelm von Brandenburg, welcher seines Verwandten König Gustav Adolfs Hilfe angerufen hatte, eine entschiedene Parteinahme der Stadt für Schweden, wodurch die kaiserlichen Feldherren zu neuen kriegerischen Maßregeln gegen M. bewogen wurden.

Hier hatte im Spätherbst 1630 der vom Schwedenkönige gesandte Oberst Dietrich von Falkenberg, ein Hesse von Geburt, den Oberbefehl übernommen, Gustav Adolf gedachte, aus M. die Basis seines ganzen Unternehmens zu machen. Falkenberg ließ sich angelegen sein, aus der schon festen Stadt eine förmliche Festung zu machen, welche Tilly, der von der Weser herankam, durch Pappenheim mit 10,000 Mann einschließen ließ. Ende März 1631 kam dieser selbst vor die Stadt und begann die Belagerung; auf dem rechten Elbufer führte sie Pappenheim mit den liguistischen, auf dem linken Graf Wolf von Mansfeld mit den kaiserlichen Völkern; das Belagerungscorps zählte 22,600 Mann zu Fuß, 3100 Mann zu Pferde und 86 Geschütze. Bei den Verteidigern herrschte wenig Einheit, patriotische Hingabe war selten zu treffen; Falkenberg und der Administrator hatten Mühe, ihre Leute bei guter Stimmung zu erhalten. Die Belagerer hatten bereits mehrere Außenwerke genommen, als die Diversion, welche Gustav Adolf gegen Frankfurt a. O. machte, um Tilly von M. abzuziehen, bis seine eigenen Unterhandlungen mit den Kurfürsten von Brandenburg und von Sachsen ihm gestatten würden, dem bedrängten M. zu helfen, diesen in der That veranlaßte, mit dem größten Teile seines Heeres dorthin aufzubrechen. Auf die Kunde vom Falle jener Stadt kehrte er aber bald zurück, und die Belagerung wurde mit vermehrtem Nachdruck fortgesetzt. Ein Außenwerk fiel nach dem anderen; in den ersten Tagen des Mai mußte Falkenberg die Vorstädte Sudenburg und Neustadt abbrennen und sich in die innere Stadt zurückziehen; die Verteidiger zählten noch 2000 Mann zu Fuß und 250 zu Roß. Die Stadt wurde eng umschlossen, Falkenberg übernahm neben dem Oberbefehl das Kommando zwischen Heydeck und Krökenthor, der Administrator auf der Sudenburger, Oberst v. Amsterroth auf der Neustädter Seite, Oberst-Lieutenant Trost auf der Marsch. Die Verteidiger ließen den Mut nicht sinken; durch Ausfälle suchten sie die Fortschritte der Belagerer aufzuhalten. Verhandlungen führten nicht zum Ziel. Am 7./17. Mai begann das Bombardement, am 10./20. zwischen 6 und 7 Uhr morgens der Sturm; Pappenheim ging gegen die Neustadt, Herzog Adolf von Holstein gegen das Kröken-, Mansfeld gegen das Sudenburger Thor vor, drei Regimenter griffen das neue Werk auf der Marsch an; Rheinwein und die Aussicht auf eine dreitägige Plünderung begeisterten die Stürmenden. Die Verteidiger wurden überrascht, aber sie wehrten sich tapfer; Falkenberg und der Herzog von Holstein fielen, der Administrator ward schwerverwundet gefangen genommen. Um 9 Uhr war die Stadt in Tillys Gewalt, es begann die Plünderung, deren Greuel jeder Beschreibung spotten, die Stadt stand bald in Flammen und brannte bis auf geringe Reste nieder, tausend Einwohnern, welche nebst dem Prediger Bake sich in den Dom geflüchtet hatten, schenkte Tilly das Leben. Dem Kaiser berichtete er, daß seit Trojas und Jerusalems Falle solche Victoria nicht gesehen sei.

Die Kaiserlichen behielten nun M. bis zum Januar 1632 besetzt, wo sie die Stadt den Schweden überließen. Es kehrten jetzt einige Bürger zurück, und der Aufbau begann unter dem Schutze der Schweden; im Juli 1636 aber mußten diese sie nach tapferer Verteidigung den vereinigten Sachsen und Kaiserlichen überlassen. Nach vielfachen weiteren Drangsalen wurde sie endlich 1646 durch Verhandlungen zwischen dem Administrator und dem Kurfürsten von Sachsen alles fremde Kriegsvolk los. Durch den Westfälischen Frieden kam die Stadt mit dem gesamten Erzstifte als weltliches Herzogtum an Brandenburg. Der Administrator August, ein sächsischer Prinz, sollte jedoch bis zu seinem Tode im Amte bleiben. Dieser erfolgte erst 1680, doch hatte die Stadt schon 1650 brandenburgische Besatzung aufgenommen, und der Große Kurfürst Friedrich Wilhelm war sofort darüber aus, M. zu dem machen, was sie, allerdings in ganz anderer Gestalt, noch gegenwärtig ist, zu einer starken Festung. In kommerzieller und industrieller Hinsicht blühte die Stadt rasch auf. 1644 hatte sie 2464 Einwohner gehabt, bei Beginn des Siebenjährigen Krieges hatte diese Zahl sich verzehnfacht. Während dieses Krieges diente M. mehrmals dem preußischen Hofe als Zufluchtsstätte.

Im Jahre 1806 erfüllte die Festung M. die auf ihren Besitz gebauten Hoffnungen nicht. Als die preußische Armee am 21. Oktober nach der Oder abzog, blieben dort 23,000 Mann unter dem Gouverneur, General v. Kleist, zurück. Tags zuvor war Marschall Ney mit 7000 Mann vor der Stadt angekommen, und am 8. November übergab Kleist sie diesem mit allen ihren Vorräten, ohne daß er einmal ernstlich angegriffen gewesen wäre, wozu Ney außerdem alle Mittel fehlten. M. kam nun zum Königreich Westfalen, die Stadt ward Hauptort des Departement der Elbe.

1813 wurde M. von den Franzosen zu ihrem Hauptwaffenplatz an der Elbe gemacht, von hier ging ein Teil ihrer Unternehmungen gegen Berlin aus. Nach der Schlacht von Leipzig wurde die Stadt von Truppen des General Graf Tauentzien eingeschlossen, aber erst nach Napoleons Abdankung huldigte die Besatzung dem König Ludwig XVIII., und erst am 24. Mai 1814 konnte Tauentzien, nachdem am Tage zuvor die letzte französische Kolonne unter Le Marois, welcher seit dem 24. Juni 1813 in M. als Diktator geboten hatte, abmarschiert war, seinen Einzug halten und die Stadt wieder für Preußen in Besitz nehmen.

Vgl. E. Jacobs, Geschichte der in der Provinz Sachsen vereinigten Gebiete, Gotha 1884.

Magellanes, Fernando de (eigentlicher Familienname **Magalhaës**), einer der hervorragendsten Seefahrer aller Zeiten, rühmlichst bekannt durch seine 1519 unternommene kühne Entdeckungsreise, welche zur ersten Weltumsegelung führte, wurde um 1480, einer vornehmen portugiesischen Familie entstammend, zu Saborosa im Distrikte von Villa real der Provinz Tras-os-Montes geboren. In seiner Jugend Page am Hofe der Königin Leonore, Gemahlin König Johanns II. von Portugal, trat er später zum Hofstaate König Manuels des Großen über, unter dessen Regie-

rung Portugal zur Zeit der großen Entdeckungen die bedeutendste europäische Seenation und zugleich Mittelpunkt des Handels damaliger Welt war. Nachdem sich M. 1505 mit der „Armada“ des Vizekönigs Francisco d'Almeida nach Ostindien begeben und 1508 auf kurze Zeit in die Heimat zurückgekehrt war, nahm er schon im nächsten Jahre mit Auszeichnung an der ersten Expedition zur Rekognoszierung von Malaka (s. d.) teil, weshalb ihn der Generalkapitän d'Albuquerque zu dem Kriegsrate mit heranzog, in welchem am 12. Oktober 1510 wegen Angriffs auf das für Beherrschung der Handelslinien des Arabischen Meeres wichtige Goa an der Westküste Vorderindiens Beschluß gefaßt wurde. Unter Hinweis auf die bereits vorgerückte Jahreszeit widersprach M., doch ohne sonst die Bedeutung einer Besetzung von Goa in Frage zu ziehen, sehr freimütig den auf sofortige Offensive hinzielenden Plänen des Generalkapitäns, verlor aber hierdurch dessen Gunst und sah sich fortan stetig zurückgesetzt und schließlich von jeder selbständigen Leitung wichtiger Unternehmungen im Indischen Archipel ausgeschlossen. Bitteren Gefühles verließ er nun Indien und fand eine seinen Fähigkeiten angemessene Verwendung in Afrika, wo er sich an den Feldzügen gegen Marokko (s. d.) hervorragend beteiligte, aber 1514 eine schwere Verwundung am Bein erhielt, infolge deren er zeitlebens hinkte. Anderseits verleitete das sichere Bewußtsein eigenen Wertes den unablässig emsigen Mann zu Eigenmächtigkeiten, welche ihm unliebsame Verwickelungen mit seinen Waffengenossen, zuletzt sogar Beschuldigungen des Einvernehmens mit dem Feinde zuzogen. Voller Entrüstung und ohne sich beurlauben zu lassen, eilte M. vom Kriegsschauplatz nach Lissabon, um sich persönlich beim Könige zu beschweren, der ihn jedoch mit dem Befehle abwies, unverzüglich nach Afrika zurückzukehren und sich beim Heere zu rechtfertigen. In der nun angestellten Untersuchung erwies sich zwar seine Schuldlosigkeit und wurde er freigesprochen, doch war ihm der Dienst so verleidet, daß er ausschied und sich wieder nach Portugal begab. Hier erfuhr er zunächst weitere Kränkungen in einem abfälligen Bescheide des Königs auf seine Bitte um Pensions- und damit verbundener Rangerhöhung, wie es scheint waren Albuquerques ungünstige Berichte über ihn Ursache der königlichen Ungnade. Seine Dienste schlecht belohnt sehend, zog sich M. erbittert vom Hofe zurück, um sich fortan mit Kosmographie und Nautik zu beschäftigen, wozu ihn vorwiegend briefliche Mitteilungen seines in Indien verbliebenen Freundes Francisco Serraõ anregten. Letzterer hatte nach der 1511 erfolgten Eroberung Malakas von dort unter höchst abenteuerlicher Fahrt die Molukken erreicht, in den erwähnten Briefen aber die Entfernung seines Reisezieles weit übertrieben. Diese Nachrichten wurden von weittragendster Bedeutung, weil M. daraus den Schluß zog, daß die Molukkengruppe nicht mehr auf der den Portugiesen vertragsmäßig zugewiesenen Erdhälfte läge und auch auf westlichem Seewege dahin zu kommen sei. Im Vertrage von Tordesillas am 7. Juni 1494 waren Portugal und Spanien unter Modifikation der Jahrs zuvor durch päpstliche Sanktion erfolgten Teilung der Erde überein gekommen, daß eine 370 Leguas westlich der Kapverden von Pol zu Pol gezogene Meridianlinie (p. pr. 43° w. v. Gr.) den ganzen maritimen Entdeckungsbereich beider Mächte in eine ostwärtige portugiesische und eine westliche spanische Zone trennen solle. In seinem Verkehr mit dem Astronomen Ruy Faleiro reifte nun bei M. allmählich der Plan, um Südamerika herum den Weg nach den Molukken aufzusuchen, eine Aufgabe, die, wenn auch noch nicht klar erkannt, das höchste nautische Problem der Umschiffung des Erdballs in sich barg. In Portugal konnte der Gedanke nicht zur Ausführung gelangen, denn der Weg führte über die Demarkationslinie auf die spanische Seite und war ohne Genehmigung Spaniens nicht möglich, ebenso wenig durfte der rastlos thätige Forscher hoffen, in der Heimat seine seemännischen Kenntnisse zur Geltung und seine Ideen zur Ausführung bringen zu können. Solche Überzeugung trieb ihn zu dem Entschlusse, in aller Form und ohne Schädigung seiner Ehre aus dem portugiesischen Unterthanenverbande in spanische Dienste überzutreten. Begleitet von Faleiro langte er am 20. Oktober 1517 in Sevilla, dem Ausgangspunkte der indischen Expeditionen, an und fand dort williges Gehör für sein Anerbieten, eine Durchfahrt vom Atlantischen Ozean in jene unbekannte See westlich des amerikanischen Kontinents, die Balbao 1513 bereits von den Bergspitzen der Panama-Kordilleren erblickt hatte, zu suchen und, in westlicher Richtung weiterfahrend, die Molukken zu finden und für Spanien zu reklamieren. Für diese Macht hatte das Projekt unendlichen Reiz, insofern man bei erfolgreichem Ausgange der Reise in Gemäßheit des Vertrags von Tordesillas berechtigte Ansprüche auf den Besitz der paradiesischen Inseln, welche die köstlichsten Gewürze der Erde hervorbringen, erheben konnte.

Anfangs 1518 begab sich M. an den spanischen Hof nach Valladolid, und am 22. März kam ein Vertrag mit der spanischen Krone zustande, worin M. und seinem Gefährten Faleiro bedeutende Vorrechte und materieller Gewinn sowohl bei Erreichung der Molukken als auch bei Neuentdeckung sonstiger Länder zugesichert wurden. Die spanische Regierung stellte fünf Schiffe von 60—130 Tonnen Gehalt zur Verfügung, versah dieselben auf zwei Jahre mit Proviant für 234 Mann Besatzung und verpflichtete Offiziere wie Mannschaften, M. als Generalkapitän unbedingt zu gehorchen. In Lissabon beobachtete man mit großer Besorgnis diese Verhandlungen und ließ es nicht an Versuchen fehlen, M. und Faleiro, welche man unberechtigterweise als Abtrünnige ansah, durch Versprechungen und Drohungen von ihrem Vorhaben abzubringen, selbst in Sevilla regte sich Neid und Übelwollen gegen die mit Gunstbezeugungen überhäuften Fremdlinge. Wirklich trat Faleiro zurück, dagegen schloß sich der Ritter Antonio Pigafetta aus Vicenza, der sich während der Reise als treuer Gefährte M.s erwies, dem Unternehmen an, dessen Beginn von König Karl I. (V.) auf den 19. April 1519 festgesetzt wurde.

Doch erst nach fünfmonatlicher Verzögerung lichtete das Geschwader am 20. September 1519 im Hafen von San Lucar de Barramada die Anker, steuerte über Teneriffa nach den Kapverden und von hier aus unter veränderlichen und widrigen Winden nach der brasilianischen Küste hinüber, Mitte Dezember in der Bucht von Rio de Janeiro einlaufend. Dort verweilte man bis Ende d. M. zum Proviantersatz, zugleich auch um die innere Bucht genau zu untersuchen, ob nicht hier schon eine Straße nach dem westlichen Meere sich öffne. Als man sich überzeugt hatte, daß dies nicht der Fall sei, fuhr man längs der Küste südlich weiter und erreichte am 10. Januar 1520 die meerbusenartige Mündung des Laplatastromes. Diese weite Bucht gab wieder die Möglichkeit, einen Durchweg zu finden, doch ein zur Untersuchung ausgeschicktes Schiff kehrte nach vierzehn Tagen mit der Meldung zurück, daß zwar mehrere große Ströme einmündeten, aber eine Straße nicht vorhanden sei. Nun brach M. in den ersten Tagen des Februar nach dem noch völlig unbekannten Süden auf, die buchtenreiche Ostküste Patagoniens unausgesetzt beobachtend, um die gesuchte Passage nicht zu übersehen. Hierüber verstrich der antarktische Sommer, so daß M. sich schließlich genötigt sah, an der südpatagonischen Küste im Hafen von San Julian vom 31. März bis 24. August 1520 zu überwintern. Dieser Beschluß rief unter Offizieren und Mannschaften lebhaften Widerspruch hervor. Schon an der afrikanischen Küste hatte es M.s ganzen Ansehens bedurft, sich einigen widerstrebenden Kapitänen gegenüber als Oberbefehlshaber zu behaupten, jetzt verlangte man meuterisch die Rückkehr in die Heimat, was M. als schimpflich verwarf, vielmehr im Namen des Königs Standhaftigkeit und Gehorsam forderte. Die dennoch ausbrechende offene Empörung unterdrückte er mit großer Entschlossenheit, indem er zwei Kapitäne hinrichten, zwei andere Rädelsführer am Strande aussetzen ließ, die teils feindselig gesinnte, teils entmutigte Mannschaft aber mit eiserner Disziplin zu ihrer Pflicht zurückführte. Beim Herannahen der günstigen Jahreszeit wurden Vorbereitungen zur Weiterreise getroffen, wobei das zu Forschungen südlich vorgesandte Schiff, dessen Besatzung sich zwar rettete und wieder zum Geschwader stieß, verloren ging. Dann ging M. wieder unter Segel und erreichte am 21. Oktober Kap Virgenes und damit den Eingang der wichtigen Verbindungsstraße beider südlichen Weltmeere, jenen noch heute den Namen M.s führenden vielgegliederten, von Buchten durchsetzten Sund zwischen dem schroff abfallenden südamerikanischen Festlande und dem steilen Felsgestade der Feuerlandsinseln. Nach neuntägigem Aufenthalt in der von monoton abschreckender Wildnis und großartigen Naturgebilden rings umgebenen Meerenge, um zwei zur Untersuchung des Fahrwassers vorgeschickte Schiffe abzuwarten, deren eines nicht zurückkehrte, weil die Mannschaft gegen ihren dem Kommodore treu ergebenen Kapitän revoltiert und verräterisch den Rückweg nach Spanien gesucht hatte, entschloß sich M. trotz aller Gegenvorstellungen zur Weiterfahrt. Bei Todesstrafe verbot er von Umkehr zu sprechen und erklärte, dem König Wort halten zu wollen trotz aller Entbehrungen und ferneren Schicksalsschläge. Am 28. November erreichten die noch übrigen drei Schiffe nach zwölftägiger Fahrt die westliche Mündung der Straße, mit staunender Freude das offene Meer begrüßend. M. segelte nordwärts am Küstensaume hin, wandte bei 37° s. Br. nach Westen, und nun nordwestlichen Lauf nehmend, verfehlte er, wahrscheinlich zwischen den Marqueses- und den Pamuoti-Inseln durchsegelnd, die zahlreichen Inselgruppen, womit der Stille Ozean in jenen Gewässern übersäet ist. Mit Ausnahme zweier kleinerer unbewohnter Eilande, deren erstes am 24. Januar 1521 bei 16° s. Br., das andere am 4. Februar bei 11° s. Br. in Sicht kam und die man San Pablo bzw. de los Tiburones, der Haifische, nannte, sahen die Reisenden während drei Monaten nur Himmel und Wasser. Die Südsee schien ein unermeßlicher Ozean zu sein, dessen anhaltend ruhige See den Namen Mar pacifico, Stilles Meer erhielt. Da die Schiffsvorräte verdarben, so trat ein furchtbarer Mangel an Lebensmitteln und Trinkwasser ein, dem viele Leute erlagen, während die übrige Mannschaft, nach Pigafettas Erzählung, mit in Wasser aufgelöstem Leder den Hunger stillte. Erst nachdem die Linie am 13. Februar bei 175° w. L. v. Gr. passiert war, stieß das Geschwader bei 13° n. Br. am 6. März auf die Marianen-Inseln, die man Ladrones, Diebsinseln, nannte, wegen der Frechheit, mit welcher die Eingeborenen an Bord kamen und stahlen. Ende März gelangte M. zu den Philippinen im Süden von China, wo man die Bewohner in behaglichem Wohlleben fand und friedlichen Verkehr mit ihnen eröffnete, so daß der Schiffsmannschaft längere Ruhe vergönnt wurde, um sich an frischer Speise zu erholen. Der Häuptling der Insel Zebu, deren Kaufleute schon mit Portugiesen zusammengetroffen waren, erwies sich den Seefahrern geneigt und trat mit vielen Insulanern zum Christentum über, in der Absicht, sich dadurch den Beistand der Fremden gegen seinen mächtigen Nachbar, den Fürsten von Matan, zu erkaufen. Nach M.s Plan sollte der bekehrte Fürst von Zebu Oberherr der umliegenden Inseln werden und als solcher dem Könige von Spanien huldigen. Um nun zunächst Matan zu unterwerfen, wo man sich weigerte, die geforderten Abgaben an Lebensmitteln zu entrichten, unternahm M. am 27. April mit kaum 60 Mann in drei Böten einen Streifzug dorthin, der dem an Zahl weit überlegenen Feinde gegenüber mißglückte. M. selbst wurde durch einen vergifteten Pfeil am Schenkel verwundet und mußte Befehl zum Rückzuge geben, welcher vor den nachdrängenden Insulanern bald in helle Flucht ausartete, so daß nur noch wenige Leute den Befehlshaber umgaben, als ihn ein Speerwurf in den Oberarm und ein Schwerthieb in das Gesicht traf, die Feinde aber den Niedersinkenden vollends töteten. „Als die Indier" — so erzählt Pigafetta, der Zeuge des Heldentodes war — „ihn überwältigten, wandte er, schon am Boden liegend, den Blick noch mehrmals nach uns zurück, um sich zu überzeugen, ob wir uns gerettet hätten, als ob er nur so hartnäckig standgehalten hätte, um seine Leute in Sicherheit zu

bringen. So fiel unser Vorbild, unsere Leuchte, unser Trost und unser treuer Führer!"

M. war 41 Jahre alt, als er auf Matan fiel; hatte er auch sein Ziel nicht ganz erreicht, so hatte er doch den schwerwiegendsten Teil seiner Aufgabe glänzend gelöst. Die Entdeckungsreise dieses unerschrockenen Seemannes, dessen Geschicklichkeit und kluge Berechnung der Schiffahrt alle Küsten der Erde zugänglich machte, bestätigte zum erstenmale durch die Erfahrung, daß die Erde rund sei und im freien Himmelsraume schwebe. Die Eifersucht der Portugiesen und Spanier hat die Bedeutung seines epochemachenden Unternehmens zu verdunkeln gesucht; Portugal, welches den kühnen Mann erzeugte und nicht zu halten vermochte, Spanien, welches in M. nur den Fremden sah. Italiener waren es, welche seinen hohen Verdiensten Anerkennung verschafften und seinen unsterblichen Nachruhm verbreiteten. Ein Auszug aus M.s Reisetagebuche findet sich in Ramusios „Sammlung von Reisewerken ꝛc." 1550—1583, neu verfaßt seit 1835 durch Louis Pezzana in Venedig; M.s vollständige Reisebeschreibung gab zuerst Amoretti, Mailand 1811, heraus. Über die wissenschaftliche Bedeutung seiner nautischen That s. Humboldt, Kosmos II, 306.

Was die Vollendung der Erdumsegelung nach M.s Tode betrifft, so wurden die Seefahrer nach ihrer Niederlage auch vom Häuptling von Zebu feindlich behandelt; sie verbrannten noch eines der Schiffe, weil die Mannschaft nur noch für zwei ausreichte und setzten die Reise fort. Man gelangte zu den Molukken, mußte dort noch ein Schiff als seeuntüchtig zurücklassen und trat mit dem letzten, das Vorgebirge der guten Hoffnung umsegelnd, die Rückfahrt an. Nur 18 Personen der Gesamtausrückungsstärke, auch diese meist krank, trafen am 6. September 1522 im Hafen von San Lucar ein, den sie zwei Jahre zuvor verlassen hatten. In Valladolid wurden die Heimgekehrten von Karl V. sehr gnädig empfangen und belohnt, besondere Auszeichnungen erhielten der Kapitän Sebastian del Cano, welcher das letzte Schiff glücklich zurückgebracht hatte, und Pigafetta, welcher dem Kaiser das eigens geführte Tagebuch der ganzen Reise überreichte. Als infolge der M.schen Entdeckung zwei Wege zu den Molukken gefunden waren, entstand zwischen Portugal und Spanien notwendig die Streitfrage, wem eigentlich nun die so wertvollen Gewürzinseln gehören sollten. Indessen geschah die Lösung auf friedlichem Wege, da Karl V. seine Ansprüche für 350,000 Dukaten an die Krone Portugal abtrat. Auch diese bedeutende Abfindungssumme an Spanien muß man füglich unter die Erfolge der ersten Erdumsegelung rechnen. — Vgl. Sophus Ruge, Geschichte des Zeitalters der Entdeckungen, Berlin 1881; „Nouvelle biographie générale", Paris 1860, Bd. XXXII.

Magenta, Schlacht am 4. Juni 1859. (Vgl. „Lombardischer Krieg von 1859.") Am Morgen des 4. Juni hatten die Österreicher um Magenta, wo Clam-Gallas den Oberbefehl führte, 41,000 (2. Corps Liechtenstein, Divisionen Cordon vom 1. Corps Clam-Gallas, Reischach vom 7. Corps Zobel und die Reserve-Kavallerie unter Mensdorff), um Abbiategrasso 27,000 Mann (3. Corps Schwarzenberg, Division Lelia vom 7. Corps) versammelt; ihre übrigen Truppen kommen, abgesehen von der Brigade Prinz von Hessen des 5. Corps, für die Schlacht nicht in Betracht, da sie zu entfernt waren. Auf französischer Seite stand ihnen unmittelbar westlich die Division Mellinet des Gardecorps gegenüber; sie sollte sich bei M. mit der aus nördlicher Richtung von Turbigo anrückenden Gardedivision Camou, dem 2. Corps Mac Mahon und den diesen folgenden Sardiniern vereinigen. Auch Canrobert mit dem 3. Corps sollte aus dieser Richtung anrücken, während Niel mit dem 4. Corps Mellinet folgen sollte; hinter Niel stand Baraguey d'Hilliers mit dem 1. Corps; über Canrobert mußte später anders verfügt werden. — Der französische Vormarsch führte zur Schlacht von M.; sie wurde in einem langgezogenen Viereck geschlagen, dessen Ecken im Westen die Eisenbahn- und Chausseebrücken über den Ticino (Ponte nuovo di Boffalora), im Süden eine Brücke über den vom Ticino östlich abgeleiteten Schiffahrtskanal (Ponte nuovo di M.), im Norden und Osten die Orte Boffalora und M. bilden; das Schlachtfeld wird von Nordwesten nach Südosten von jenem Kanal durchschnitten, über welchen außer der zuletzt genannten Brücke innerhalb des hier in Betracht kommenden Geländes noch drei andere, davon die nördlichste bei Boffalora, führen; der Kanal ist nur auf Brücken zu überschreiten. Die Verteidigungsstellung der Österreicher gegen Westen zog sich auf dem für diesen Zweck sehr geeigneten, hohen und steilen östlichen Thalrande des Ticino hin; auf ihrem rechten Flügel hatte sie zugleich den Kanal als Annäherungshindernis vor der Front, im Zentrum aber und auf dem linken Flügel floß dieser im Rücken ihrer Stellung. Es wäre wohl vorteilhafter gewesen, das linke Kanalufer durchweg als Verteidigungsstellung zu wählen, zumal vom Thalrande des Ticino die Übersicht über die Niederung desselben durch die reiche Bewachsung sehr gehemmt ist. Das Höhenterrain des Schlachtfeldes trägt den Charakter des oberitalienischen Kulturlandes, die Bewegungen geschlossener Truppenkörper sind auf die wenigen Wege beschränkt; das Thal des Ticino ist mit nassen Wiesen und Reisfeldern bedeckt und von Gräben durchschnitten; starker Regen hatte den Boden aufgeweicht. — Erst um Mittag des 4. begann der eigentliche Kampf; schon vorher hatten die über den Ponte nuovo di Boffalora vorgerückten Franzosen einmal die Feindseligkeiten eröffnet, Napoleon hatte aber den General Mellinet zunächst noch zurückgehalten, um das Eingreifen des von Norden kommenden Generals Mac Mahon zu erwarten. Als er den Geschützdonner vernahm, welcher dessen Nahen verkündete, schritt er zum ernstlichen Angriff. Es war noch zu früh; Mac Mahon war entfernter, als der Kaiser meinte. Clam-Gallas erkannte jetzt den Ernst seiner Lage und ließ dem Oberkommando Meldung darüber zugehen; dieses beorderte Truppen zu seiner Unterstützung. Um 2 Uhr traf der Höchstkommandierende Gyulai selbst in M. ein. Es war eine Pause im Kampfe eingetreten; Mellinet hatte nach hartem Ringen auf dem linken Kanalufer Fuß gefaßt, aber er stand

dort isoliert, und es wurde nach Verstärkungen gesandt; Mac Mahon hatte nördlich von der Linie Boffalora-M. Halt gemacht, um genügende Kräfte zu weiterem Vorgehen zu sammeln. Indessen verleitete der Ungestüm der Franzosen sie trotzdem zu neuem Angriff. Dieser brachte sie in den Besitz von Boffalora; vergebens suchten frische österreichische Truppen den Ort wiederzunehmen; weder dem östlich von M. her angreifenden Reischach noch dem südöstlich von Robecco kommenden Schwarzenberg, welche die ersten zur Hand seienden Truppen vorführten, gelang es. Die Lage der Franzosen am Ticino blieb aber kritisch. „Je n'ai personne à envoyer; qu'on se maintienne", war das Einzige, was Napoleon auf die eingehenden Meldungen erwidern konnte. Erst um 4 Uhr langte der herbeigerufene Canrobert am Ticino an; um die gleiche Zeit hatte sich aber auch bei Robecco das Corps Schwarzenberg gesammelt. Der Kampf um die am linken Kanalufer liegenden Örtlichkeiten wurde nun allgemein und sehr heftig; Vinoy beteiligte sich mit einer Division des Nielschen Corps an denselben. Die Entscheidung aber brachte um dieselbe Stunde Mac Mahon, welcher auf seiner ganzen Linie angriff. Von Norden und Westen wurden die Österreicher nun auf M. zurückgedrängt; nach Südosten gegen Robecco konnten die Franzosen kein Terrain gewinnen. Um M. wurde noch lange gekämpft; die Dunkelheit war vollständig hereingebrochen, als die Franzosen Herren der Stadt wurden; beim Sturm auf dieselbe fiel General Espinasse. — Keiner der beiden Teile hatte, als die Nacht der Schlacht ein Ende gemacht hatte, das Gefühl geschlagen zu sein, und jeder von ihnen wäre in der Lage gewesen, am folgenden Morgen den Kampf von neuem aufzunehmen; auf der einen, wie auf der andern Seite standen dazu etwa 100,000 Mann bereit oder konnten binnen ganz kurzer Zeit versammelt werden; in der That beabsichtigte Gyulai den Angriff, als er in der Nacht von Clam-Gallas die Nachricht empfing, daß dieser die ihm unterstellten Truppen im Augenblick nicht für gefechtsfähig halte und daher mit dem 1. und 2. Corps gegen Mailand zurückgegangen sei. Der schon entworfene Plan zum Vorgehen konnte nicht ausgeführt werden. Die französische Armee blieb am 5. unbeweglich stehen. Auf beiden Seiten war mit großer Tapferkeit gekämpft worden; die Österreicher, welche 58,000 Mann in das Gefecht geführt hatten, verloren an Toten und Verwundeten 6000; die Franzosen, von denen 54,000 an der Schlacht beteiligt waren, gaben ihren Verlust, augenscheinlich zu gering, auf 4000 an; außerdem verloren die Österreicher 4500 Gefangene. Letztere Zahl erklärt sich, außer aus dem Umstande, daß die verwundeten Österreicher in die Gewalt des Feindes fielen, dadurch, daß nicht alle Nationalitäten auf dem Schlachtfelde ihre volle Schuldigkeit thaten; neben heldenmütigster Hingabe begegnen wir einzelnen Beispielen vollständiger Pflichtvergessenheit. Neben den Fehlern der Heeresleitung, welche vor allem darin zu suchen sind, daß die österreichischen Kräfte nicht vereinigt waren und daß, da dies zu thun unterlassen war, Clam-Gallas sich nicht rechtzeitig zurückzog, wurde der Mißerfolg auch dadurch herbeigeführt, daß dessen Truppen, soeben erst auf den italienischen Kriegsschauplatz versetzt, die durch dessen Natur bedingte Kampfweise nicht kannten und daß Führer wie Soldaten sich den durch letztere an sie gestellten Anforderungen nicht gewachsen zeigten; die Franzosen waren ihnen in der Leitung und Führung des zerstreuten Gefechtes, um welche es sich hier allein handelte, sehr überlegen; dazu waren die österreichischen Soldaten großenteils Rekruten und kannten das neu eingeführte gezogene Lorenz-Wilkinson-Gewehr nicht. Die österreichische Artillerie und Kavallerie waren den feindlichen überlegen, das Gelände beschränkte indessen deren Wirksamkeit, namentlich die der Reiterei, in hohem Grade.

Den Titel Herzog von M. führt Mac Mahon (s. d.).

Magnan, Bernard Pierre, Marschall von Frankreich, am 17. Dezember 1791 zu Paris geboren, ward 1809 Soldat, nahm 1810—1813 am Kriege auf der pyrenäischen Halbinsel, 1814 am Feldzuge im nördlichen Frankreich, 1815 an dem in den Niederlanden teil, kam auf des Marschall Gouvion Saint-Cyr Empfehlung und durch seinen vorgeblichen Royalismus in die königliche Garde und machte 1823 die Expedition nach Spanien, 1830 die nach Algier mit. Im folgenden Jahre wegen Mangels an Energie gelegentlich eines in Lyon ausgebrochenen Aufstandes als Oberst in Disponibilität versetzt und von seinen Gläubigern gedrängt, ging er nach Belgien, führte im Kriege gegen Holland ein Kommando als General und ward 1839 in die französische Armee wieder aufgenommen. Als Louis Bonaparte seinen Boulogner Putsch plante, hatte M. das Kommando im Departement du Nord; für den Fall des anfänglichen Gelingens sagte er seine Unterstützung bei den ferneren Schritten zu; als der Versuch fehlgeschlagen war, leugnete er alles ab. Arbeiteremeuten in Lille und Roubaix trat er in dieser Zeit mit Nachdruck entgegen. 1848 erbot er sich Louis Philipp gegenüber, mit seinen Truppen gegen den Aufstand kräftig einzuschreiten, und begleitete die Herzogin von Orléans in die Deputiertenkammer, wandelte sich dann aber zum Republikaner um, erhielt das Kommando einer Division der Alpenarmee und vollführte mit dieser eine vielbesprochene Marschleistung, indem er sie in sieben Tagen aus einer Entfernung von 120 Meilen nach Paris führte, um bei der Niederwerfung des Juniaufstandes von 1848 mitzuwirken. Er kam dazu zu spät; am 15. Juni 1849 aber warf er in hartnäckigem Kampfe eine Emeute in Lyon nieder. Louis Bonaparte, jetzt Präsident der Republik, stellte ihn an die Spitze der Division von Straßburg. 1850 im Seinedepartement zum Deputierten gewählt, ließ er sich vom Präsidenten leicht für dessen Pläne gewinnen, wirkte bei den Vorbereitungen zu ihrer Ausführung in der Armee mit und war neben Morny, Persigny und Saint-Arnaud einer der Hauptheltershelfer beim Staatsstreiche des 2. Dezember. Seine Schulden waren immer drückender geworden, obgleich das Geld ihm aus den verschiedensten Kanälen zugeflossen war. Der dankbare Kaiser überhäufte ihn mit

bringen. So fiel unser Vorbild, unsere Leuchte, unser Trost und unser treuer Führer!"

M. war 41 Jahre alt, als er auf Matan fiel; hatte er auch sein Ziel nicht ganz erreicht, so hatte er doch den schwerwiegendsten Teil seiner Aufgabe glänzend gelöst. Die Entdeckungsreise dieses unerschrockenen Seemannes, dessen Geschicklichkeit und kluge Berechnung der Schiffahrt alle Küsten der Erde zugänglich machte, bestätigte zum erstenmale durch die Erfahrung, daß die Erde rund sei und im freien Himmelsraume schwebe. Die Eifersucht der Portugiesen und Spanier hat die Bedeutung seines epochemachenden Unternehmens zu verdunkeln gesucht; Portugal, welches den kühnen Mann erzeugte und nicht zu halten vermochte, Spanien, welches in M. nur den Fremden sah. Italiener waren es, welche seinen hohen Verdiensten Anerkennung verschafften und seinen unsterblichen Nachruhm verbreiteten. Ein Auszug aus M.s Reisetagebuche findet sich in Ramusios „Sammlung von Reisewerken ꝛc." 1550—1583, neu verfaßt seit 1835 durch Louis Pezzana in Venedig; M.s vollständige Reisebeschreibung gab zuerst Amoretti, Mailand 1811, heraus. Über die wissenschaftliche Bedeutung seiner nautischen That s. Humboldt, Kosmos II, 306.

Was die Vollendung der Erdumsegelung nach M.s Tode betrifft, so wurden die Seefahrer nach ihrer Niederlage auch vom Häuptling von Zebu feindlich behandelt; sie verbrannten noch eines der Schiffe, weil die Mannschaft nur noch für zwei ausreichte und setzten die Reise fort. Man gelangte zu den Molukken, mußte dort noch ein Schiff als seeuntüchtig zurücklassen und trat mit dem letzten, das Vorgebirge der guten Hoffnung umsegelnd, die Rückfahrt an. Nur 18 Personen der Gesamtausrückungsstärke, auch diese meist krank, trafen am 6. September 1522 im Hafen von San Lucar ein, den sie zwei Jahre zuvor verlassen hatten. In Valladolid wurden die Heimgekehrten von Karl V. sehr gnädig empfangen und belohnt, besondere Auszeichnungen erhielten der Kapitän Sebastian del Cano, welcher das letzte Schiff glücklich zurückgebracht hatte, und Pigafetta, welcher dem Kaiser das eigens geführte Tagebuch der ganzen Reise überreichte. Als infolge der M.schen Entdeckung zwei Wege zu den Molukken gefunden waren, entstand zwischen Portugal und Spanien notwendig die Streitfrage, wem eigentlich nun die so wertvollen Gewürzinseln gehören sollten. Indessen geschah die Lösung auf friedlichem Wege, da Karl V. seine Ansprüche für 350,000 Dukaten an die Krone Portugal abtrat. Auch diese bedeutende Abfindungssumme an Spanien muß man füglich unter die Erfolge der ersten Erdumsegelung rechnen. — Vgl. Sophus Ruge, Geschichte des Zeitalters der Entdeckungen, Berlin 1881; „Nouvelle biographie générale", Paris 1860, Bd. XXXII.

Magenta, Schlacht am 4. Juni 1859. (Vgl. „Lombardischer Krieg von 1859.") Am Morgen des 4. Juni hatten die Österreicher um Magenta, wo Clam-Gallas den Oberbefehl führte, 41,000 (2. Corps Liechtenstein, Divisionen Cordon vom 1. Corps Clam-Gallas, Reischach vom 7. Corps Zobel und die Reserve-Kavallerie unter Mensdorff), um Abbiategrasso 27,000 Mann (3. Corps Schwarzenberg, Division Lelia vom 7. Corps) versammelt; ihre übrigen Truppen kommen, abgesehen von der Brigade Prinz von Hessen des 5. Corps, für die Schlacht nicht in Betracht, da sie zu entfernt waren. Auf französischer Seite stand ihnen unmittelbar westlich die Division Mellinet des Gardecorps gegenüber; sie sollte sich bei M. mit der aus nördlicher Richtung von Turbigo anrückenden Gardedivision Camou, dem 2. Corps Mac Mahon und den diesen folgenden Sardiniern vereinigen. Auch Canrobert mit dem 3. Corps sollte aus dieser Richtung anrücken, während Niel mit dem 4. Corps Mellinet folgen sollte; hinter Niel stand Baraguey d'Hilliers mit dem 1. Corps; über Canrobert mußte später anders verfügt werden. — Der französische Vormarsch führte zur Schlacht von M.; sie wurde in einem langgezogenen Viereck geschlagen, dessen Ecken im Westen die Eisenbahn- und Chausseebrücken über den Ticino (Ponte nuovo di Boffalora), im Süden eine Brücke über den vom Ticino östlich abgeleiteten Schiffahrtskanal (Ponte nuovo di M.), im Norden und Osten die Orte Boffalora und M. bilden; das Schlachtfeld wird von Nordwesten nach Südosten von jenem Kanal durchschnitten, über welchen außer der zuletzt genannten Brücke innerhalb des hier in Betracht kommenden Geländes noch drei andere, davon die nördlichste bei Boffalora, führen; der Kanal ist nur auf Brücken zu überschreiten. Die Verteidigungsstellung der Österreicher gegen Westen zog sich auf dem für diesen Zweck sehr geeigneten, hohen und steilen östlichen Thalrande des Ticino hin; auf ihrem rechten Flügel hatte sie zugleich den Kanal als Annäherungshindernis vor der Front, im Zentrum aber und auf dem linken Flügel floß dieser im Rücken ihrer Stellung. Es wäre wohl vorteilhafter gewesen, das linke Kanalufer durchweg als Verteidigungsstellung zu wählen, zumal vom Thalrande des Ticino die Übersicht über die Niederung desselben durch die reiche Bewachsung sehr gehemmt ist. Das Höhenterrain des Schlachtfeldes trägt den Charakter des oberitalienischen Kulturlandes, die Bewegungen geschlossener Truppenkörper sind auf die wenigen Wege beschränkt; das Thal des Ticino ist mit nassen Wiesen und Reisfeldern bedeckt und von Gräben durchschnitten; starker Regen hatte den Boden aufgeweicht. — Erst um Mittag des 4. begann der eigentliche Kampf; schon vorher hatten die über den Ponte nuovo di Boffalora vorgerückten Franzosen einmal die Feindseligkeiten eröffnet, Napoleon hatte aber den General Mellinet zunächst noch zurückgehalten, um das Eingreifen des von Norden kommenden Generals Mac Mahon zu erwarten. Als er den Geschützdonner vernahm, welcher dessen Nahen verkündete, schritt er zum ernstlichen Angriff. Es war noch zu früh; Mac Mahon war entfernter, als der Kaiser meinte. Clam-Gallas erkannte jetzt den Ernst seiner Lage und ließ dem Oberkommando Meldung darüber zugehen; dieses beorderte Truppen zu seiner Unterstützung. Um 2 Uhr traf der Höchstkommandierende Gyulai selbst in M. ein. Es war eine Pause im Kampfe eingetreten; Mellinet hatte nach hartem Ringen auf dem linken Kanalufer Fuß gefaßt, aber er stand

dort isoliert, und es wurde nach Verstärkungen gesandt; Mac Mahon hatte nördlich von der Linie Boffalora-M. Halt gemacht, um genügende Kräfte zu weiterem Vorgehen zu sammeln. Indessen verleitete der Ungestüm der Franzosen sie trotzdem zu neuem Angriff. Dieser brachte sie in den Besitz von Boffalora; vergebens suchten frische österreichische Truppen den Ort wiederzunehmen; weder dem östlich von M. her angreifenden Reischach noch dem südöstlich von Robecco kommenden Schwarzenberg, welche die ersten zur Hand seienden Truppen vorführten, gelang es. Die Lage der Franzosen am Ticino blieb aber kritisch. „Je n'ai personne à envoyer; qu'on se maintienne“, war das Einzige, was Napoleon auf die eingehenden Meldungen erwidern konnte. Erst um 4 Uhr langte der herbeigerufene Canrobert am Ticino an; um die gleiche Zeit hatte sich aber auch bei Robecco das Corps Schwarzenberg gesammelt. Der Kampf um die am linken Kanalufer liegenden Örtlichkeiten wurde nun allgemein und sehr heftig; Vinoy beteiligte sich mit einer Division des Nielschen Corps an denselben. Die Entscheidung aber brachte um dieselbe Stunde Mac Mahon, welcher auf seiner ganzen Linie angriff. Von Norden und Westen wurden die Österreicher nun auf M. zurückgedrängt; nach Südosten gegen Robecco konnten die Franzosen kein Terrain gewinnen. Um M. wurde noch lange gekämpft; die Dunkelheit war vollständig hereingebrochen, als die Franzosen Herren der Stadt wurden; beim Sturm auf dieselbe fiel General Espinasse. — Keiner der beiden Teile hatte, als die Nacht der Schlacht ein Ende gemacht hatte, das Gefühl geschlagen zu sein, und jeder von ihnen wäre in der Lage gewesen, am folgenden Morgen den Kampf von neuem aufzunehmen; auf der einen, wie auf der andern Seite standen dazu etwa 100,000 Mann bereit oder konnten binnen ganz kurzer Zeit versammelt werden; in der That beabsichtigte Gyulai den Angriff, als er in der Nacht von Clam-Gallas die Nachricht empfing, daß dieser die ihm unterstellten Truppen im Augenblick nicht für gefechtsfähig halte und daher mit dem 1. und 2. Corps gegen Mailand zurückgegangen sei. Der schon entworfene Plan zum Vorgehen konnte nicht ausgeführt werden. Die französische Armee blieb am 5. unbeweglich stehen. Auf beiden Seiten war mit großer Tapferkeit gekämpft worden; die Österreicher, welche 58,000 Mann in das Gefecht geführt hatten, verloren an Toten und Verwundeten 6000; die Franzosen, von denen 54,000 an der Schlacht beteiligt waren, gaben ihren Verlust, augenscheinlich zu gering, auf 4000 an; außerdem verloren die Österreicher 4500 Gefangene. Letztere Zahl erklärt sich, außer aus dem Umstande, daß die verwundeten Österreicher in die Gewalt des Feindes fielen, dadurch, daß nicht alle Nationalitäten auf dem Schlachtfelde ihre volle Schuldigkeit thaten; neben heldenmütigster Hingabe begegnen wir einzelnen Beispielen vollständiger Pflichtvergessenheit. Neben den Fehlern der Heeresleitung, welche vor allem darin zu suchen sind, daß die österreichischen Kräfte nicht vereinigt waren und daß, da dies zu thun unterlassen war, Clam-Gallas sich nicht rechtzeitig zurückzog, wurde der Mißerfolg auch dadurch herbeigeführt, daß dessen Truppen, soeben erst auf den italienischen Kriegsschauplatz versetzt, die durch dessen Natur bedingte Kampfweise nicht kannten und daß Führer wie Soldaten sich den durch letztere an sie gestellten Anforderungen nicht gewachsen zeigten; die Franzosen waren ihnen in der Leitung und Führung des zerstreuten Gefechtes, um welche es sich hier allein handelte, sehr überlegen; dazu waren die österreichischen Soldaten großenteils Rekruten und kannten das neu eingeführte gezogene Lorenz-Wilkinson-Gewehr nicht. Die österreichische Artillerie und Kavallerie waren den feindlichen überlegen, das Gelände beschränkte indessen deren Wirksamkeit, namentlich die der Reiterei, in hohem Grade.

Den Titel Herzog von M. führt Mac Mahon (s. d.).

Magnan, Bernard Pierre, Marschall von Frankreich, am 17. Dezember 1791 zu Paris geboren, ward 1809 Soldat, nahm 1810—1813 am Kriege auf der pyrenäischen Halbinsel, 1814 am Feldzuge im nördlichen Frankreich, 1815 an dem in den Niederlanden teil, kam auf des Marschall Gouvion Saint-Cyr Empfehlung und durch seinen vorgeblichen Royalismus in die königliche Garde und machte 1823 die Expedition nach Spanien, 1830 die nach Algier mit. Im folgenden Jahre wegen Mangels an Energie gelegentlich eines in Lyon ausgebrochenen Aufstandes als Oberst in Disponibilität versetzt und von seinen Gläubigern gedrängt, ging er nach Belgien, führte im Kriege gegen Holland ein Kommando als General und ward 1839 in die französische Armee wieder aufgenommen. Als Louis Bonaparte seinen Boulogner Putsch plante, hatte M. das Kommando im Departement du Nord; für den Fall des anfänglichen Gelingens sagte er seine Unterstützung bei den ferneren Schritten zu; als der Versuch fehlgeschlagen war, leugnete er alles ab. Arbeiteremeuten in Lille und Roubaix trat er in dieser Zeit mit Nachdruck entgegen. 1848 erbot er sich Louis Philipp gegenüber, mit seinen Truppen gegen den Aufstand kräftig einzuschreiten, und begleitete die Herzogin von Orléans in die Deputiertenkammer, wandelte sich dann aber zum Republikaner um, erhielt das Kommando einer Division der Alpenarmee und vollführte mit dieser eine vielbesprochene Marschleistung, indem er sie in sieben Tagen aus einer Entfernung von 120 Meilen nach Paris führte, um bei der Niederwerfung des Juniaufstandes von 1848 mitzuwirken. Er kam dazu zu spät; am 15. Juni 1849 aber warf er in hartnäckigem Kampfe eine Emeute in Lyon nieder. Louis Bonaparte, jetzt Präsident der Republik, stellte ihn an die Spitze der Division von Straßburg. 1850 im Seinedepartement zum Deputierten gewählt, ließ er sich vom Präsidenten leicht für dessen Pläne gewinnen, wirkte bei den Vorbereitungen zu ihrer Ausführung in der Armee mit und war neben Morny, Persigny und Saint-Arnaud einer der Haupthelfershelfer beim Staatsstreiche des 2. Dezember. Seine Schulden waren immer drückender geworden, obgleich das Geld ihm aus den verschiedensten Kanälen zugeflossen war. Der dankbare Kaiser überhäufte ihn mit

Ehren und Auszeichnungen; da aber seine militärischen Leistungen nicht ebenso groß waren wie seine Intriguen und seine Gewissenlosigkeit, so wurde er im Kriege nicht verwendet, dagegen erhielt er während des italienischen Feldzuges von 1859 den Oberbefehl in Paris. Die persönliche Achtung, deren der Marschall sich erfreute, war gering; seine 1862 erfolgte Ernennung zum Großmeister der Freimaurerei rief unter den Mitgliedern des Großen Orient lebhaften Widerspruch hervor. Trotz der Freigebigkeit, welche Napoleon III. allen seinen Anhängern und M. gegenüber ganz besonders bewies, hinterließ dieser, als er am 29. Mai 1865 zu Paris starb, noch immer beträchtliche Schulden. — Vgl. „Spectateur militaire 1865", 2. trimestre; „Unsere Zeit", 2. Bd., Leipzig 1858.

Magnano, Schlacht am 5. April 1799. Der französische General Scherer, welcher, mit dem Oberbefehl der 45,000 Mann starken italienischen Armee, die Weisung erhalten hatte offensiv vorzugehen, war am 26. März, wo er einen Angriff auf die österreichische Stellung bei Pastrengo (oberhalb Verona) machte, blutig zurückgewiesen worden. Am 5. April erneute er seinen Versuch, die Etsch zu überschreiten und die Linien seiner Gegner zu durchbrechen unterhalb Verona. Feldmarschall-Lieutenant Kray, welcher ihm gegenüberstand, hatte seine Absicht erkannt und trat deren Ausführung angriffsweise entgegen. Er brach mit 25 Bataillonen und 20 Schwadronen in vier Kolonnen von Verona auf, stieß jedoch auf heftigen Widerstand. Sein rechter Flügel und sein Zentrum, wo das Dorf M. lag, kamen nicht vorwärts, sein linker Flügel, auf welchem die Division Mercandin focht, wurde zum Rückzuge veranlaßt. Als aber Grénier und Victor hier zu hitzig verfolgten, wurden sie durch die österreichischen Reserven und die wieder gesammelte Division Mercandin ihrerseits geworfen und so weit zurückgedrängt, daß Scherer, da Rücken und Flanke seiner übrigen Truppen gefährdet waren, seine Stellung räumte. Er ging zunächst über den Mincio und den Chiese, am 20. April aber, als Vukassovich von Tirol aus seine linke Flanke bedrohte, auch über den Oglio zurück. — Vgl. „Österreichische militärische Zeitschrift", Wien 1834; Scherer, Précis des opérations militaires en Italie en VII, Paris (1799).

Magnus, der zweite Sohn König Christians III. von Dänemark, Herzog von Holstein, „König von Livland", gest. 1583. — Als der livländische Ordensstaat infolge der Reformation und durch den Eigennutz und die Zwietracht der vielen Landesherren seiner Auflösung zueilte (s. den Art. „Livland"), verkaufte der Bischof von Kurland und Ösel im September 1559 seine Gebiete an den eben zum Throne gelangten Dänenkönig Friedrich II., der damit seinen jüngeren, von der Mutter bevorzugten Bruder M. zu versorgen beabsichtigte. Im folgenden Frühjahr langte der zwanzigjährige, liebenswürdige und leutselige, aber höchst leichtfertige Prinz in seinen neuen Besitzungen an, fand bei seinem Wesen leicht Anhänger, kaufte noch die Administration des Bistums Reval und bekam sogar einzelne Ordensgebiete in seine Hand. Der von den Russen hart bedrängte Landmeister des Deutschen Ordens in Livland, Gotthard Kettler, der bereits mit den Polen über seine eigene Unterwerfung verhandelte, erkannte durch einen Vertrag M. im Besitze der drei Bistümer an, wofür dieser ihm Hilfe gegen die Russen versprach. Da aber sehr bald die Schweden ganz Estland nahmen, die Russen den ganzen Osten besetzten und verheerten, der Landmeister mit den Polen abschloß und von Dänemark keine Unterstützung kam, so wandte sich M., nachdem der Polenkönig seine Werbung um die Hand der Schwester zurückgewiesen hatte, an den Zaren. 1570 ernannte ihn der Zar, von dem er in Moskau selbst glänzend aufgenommen wurde, zum Könige von Livland, sagte ihm alle Hilfe zu und versprach ihm die Hand einer Nichte. Diese Heirat wurde nach drei Jahren vollzogen, M. erschien mit russischen Truppen vielfach in Livland; da sich aber die Hoffnung des Zaren, durch ihn dort eine russische Partei zu gewinnen, völlig zerschlug, so blieben die russischen Unterstützungen unzureichend; M. verlor fast alle seine Besitzungen und lebte in höchst bedrängten Verhältnissen in dem russischen Dorpat. Endlich wandte er sich wieder von den Russen ab; er trat mit allem, was ihm geblieben war, 1578 unter polnischen Schutz und verlebte dann die letzten Jahre seines Lebens in Pilten, dem Hauptorte des kurländischen Stiftsgebietes. — Vgl. K. H. v. Busse, Herzog Magnus, König von Livland. Herausgeg. von v. Bohlen. 1871.

Maharaten, d. h. große Krieger, ein dem Bramakultus anhängendes, aber nur die drei untersten Kasten umfassendes und daher nicht in so hohem Ansehen wie z. B. die Radschputen stehendes Hinduvolk, erscheinen in der Geschichte zuerst in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts. Einer ihrer Anführer, Sewadschi, ein thatkräftiger und vom Glück begünstigter Mann, welcher 1680 starb, vereinigte damals als Ram-Radscha (Oberkönig) die M.-Stämme unter seinem Scepter und behauptete seine Unabhängigkeit in langwierigen Kämpfen gegen die Mongolen. Den Verfall des Reiches der letzteren, welcher nach Aurengzibs Tode eintrat, benutzten die M. zur Vergrößerung und Kräftigung ihres eigenen Staates, dessen Beherrscher jedoch bald das gleiche Schicksal hatten wie einst die Merovinger. In üppigem Nichtsthun lebend, überließen sie die Regierung ihren Ministern, bis zwei derselben, als im Jahre 1740 der letzte Abkömmling von Sewadschis Familie als achtjähriger Knabe auf den Thron gekommen war, diesen, welchem sie allerdings noch einen äußeren Schein von königlicher Würde ließen, bis zu seinem 1777 erfolgten Tode gefangen hielten und das M.-Reich unter sich teilten. Dadurch entstand der Staat der Punah-M. und der der Berar-M., von denen der erstere den westlichen, der zweite den östlichen Teil des alten M.-Reiches umfaßte; Beherrscher des ersteren, welcher von seiner Hauptstadt den Namen erhielt, wurde der Peischwa (Großvezier) Badschi-Rao; an die Spitze des letzteren, mit der Residenz Nagpur, trad Radschodschi. Die Teilung legte die Kraft der M. lahm, es entstanden Zwiste und innere Streitigkeiten, die Statthalter verschiedener Gebiete erwarben mehr oder mindere Selbständigkeit, und

bald hatten manche Teile mit dem Ganzen nur noch geringe Gemeinschaft, die mächtigsten darunter waren der Scindiah und der Holkar. Die Engländer verstanden es, aus diesen Verhältnissen Nutzen zu ziehen. Badschi-Rao machte zunächst noch verschiedene Eroberungen, und sein Sohn Baladschi-Rao, welcher ihm 1759 folgte, setzte diese fort, aber die Niederlage, welche er bei seinem Streben, die Muhamedaner ganz aus Indien zu vertreiben, durch diese unter Abdallah, einem vormaligen Feldherrn Nadir-Schahs, am 7. Juni 1761 in der Ebene von Paniput erlitt, brach seine Kraft und nötigte ihn, auf jenes Ziel zu verzichten. Einer seiner Nachfolger, Ragoba, welcher jedoch die Peschwawürde nicht erlangte, rief die Engländer ins Land. Dadurch entstand 1780 der sogen. Erste M.-Krieg, welcher am 17. Mai 1782 durch den Vertrag von Salbye (förmlich unterzeichnet am 24. Februar 1783) beendet wurde. Obgleich der Krieg für die Engländer einen günstigen Verlauf genommen hatte, waren die Bestimmungen des Vertrages keineswegs glänzend. Die Ostindische Compagnie gab ihre Eroberuugen fast ganz heraus und räumte namentlich dem Scindiah eine große Macht ein, sie hatte aber den Vorteil erreicht, Hyder Ali zu isolieren, und hatte die M.-Fürsten noch mehr entzweit. Bald entstand zwischen diesen neuer Streit. Der Peschwa Magee-Row, Sohn des zu Salbye mit einer Pension abgefundenen Ragoba, bekämpfte im Bunde mit dem Scindiah den Holkar; in der Schlacht bei Punah am 25. Oktober 1802 blieb der letztere Sieger. Der Peschwa warf sich nun den Engländern in die Arme (Vertrag von Bassein am 31. Dezember 1802); der Scindiah aber verschmähte das Bündnis mit der Compagnie und vertrug sich mit dem Holkar, so daß die Engländer in dem nun folgenden Zweiten M.-Kriege auf sich allein angewiesen waren, doch nahm Holkar am Kampfe zunächst nicht teil. Arthur Wellesley, der spätere Herzog von Wellington, führte den Oberbefehl, seinem Unterführer, dem General Lake, fiel der schwerste Teil der Aufgabe zu. Der Krieg wurde im Jahre 1803 geführt; die von französischen Offizieren geschulten Heere der M. erlitten überall Niederlagen, und im Dezember wurden ihre Fürsten gezwungen, mit den Engländern Friedensverträge einzugehen, deren Bedingungen ihre Selbständigkeit sehr beeinträchtigten, ohne sie jedoch ganz zu beseitigen. Im Jahre 1804 kam Holkar an die Reihe, der erst ganz zuletzt sich am Kriege beteiligte. Er unterlag ebenso wie seine Stammesgenossen, obgleich auch Scindiah den Kampf von neuem aufgenommen hatte; doch bedurfte es längerer Zeit zu ihrer Bewältigung und erst am 24. Dezember 1805 kam der Friede zustande. Auch jetzt noch blieben Scindiah und Holkar mächtige Fürsten. Als daher einige Jahre später die Goorka sich den Eroberungsgelüsten der Engländer energisch widersetzten, griffen auch die M.-Fürsten von neuem zu den Waffen. Sie unterlagen aber wie früher, und durch die im Jahre 1818 geschlossenen Verträge begaben sie sich vollständig unter die Botmäßigkeit der Compagnie; die größte Selbständigkeit behauptete der Scindiah. Ein von seiner Witwe adoptierter Sohn, welchen die Engländer als Scindiah anerkannt hatten, versuchte 1843 zum letztenmale das Kriegsglück gegen die Unterdrücker seines Vaterlandes. Wiederum war das M.-Heer durch französische Offiziere, Baptiste und Jakob, organisiert und geführt; es unterlag aber am 29. Dezember in der Doppelschlacht von Maharadschpoor und Puniar oder am Antripaß, auch Schlacht bei Hingolah genannt, den englischen Feldherren Gough und Grey; aus dem Reiche des Scindiah wurde nun ein Vasallenstaat. — Eine Geschichte der M. schrieb J. Duff, London 1826.

Mahmud (Machmud), osmanischer Name, speziell der zweier Sultane. Mahmud I., der Neffe und Nachfolger Achmeds III., 1730—1754, war kein Herrscher von höherer Bedeutung. Desto stärker hat in der türkischen Geschichte Epoche gemacht die lange Regierung **Mahmuds II.**, der dem Abendlande ganz vorzugsweise als der kühne Reformer auf dem Throne der Padischahs von Stambul in Erinnerung geblieben ist. Dieser Mahmud II. ist am 25. Juli 1785 geboren; der zweite Sohn des 1789 verstorbenen Sultans Abdul-Hamid I. und (so ist die Überlieferung) einer französischen Mutter, ist er nur unter furchtbaren Stürmen auf den türkischen Thron gelangt. Bekanntlich wurde der kühne Reformer Sultan Selim III. am 31. Mai 1807 durch eine Revolution der Janitscharen entthront und an seine Stelle Abdul-Hamids I. ältester Sohn als Mustafa IV. an die Spitze des Reiches gestellt. Nun rächte jenen einer seiner eifrigsten Anhänger, der Pascha Mustafa-Bairaktar von Rustschuk, der mit Heeresmacht nach Stambul zog und am 28. Juli 1808 den jungen Padischah zur Abdankung zwang. Weil aber der letztere noch im letzten Moment den unglücklichen Selim ermorden ließ, so verhaftete Bairaktar den Mustafa und erhob dessen jüngeren Bruder, eben den, jüngst noch durch Selim für die Sache der Reform gewonnenen, Mahmud II. zum Sultan (1. August). Nun eifrig auf dem Wege der Reformen weiterschreitend, wurden Bairaktar, die Reformpartei und der neue Padischah durch einen furchtbaren Aufstand der Janitscharen, der Ulemas und des Pöbels in Stambul, die Mustafas IV. Wiedereinsetzung forderten, seit dem 14. November 1808 bedroht. Bairaktar fand dabei den Untergang und nur die rasche Hinrichtung des Mustafa IV. am 16., und die Bestätigung aller Privilegien der Janitscharen am 18. November 1808 konnte für Mahmud II. Leben und Herrschaft retten.

Zunächst wesentlich dadurch gesichert, daß er einstweilen der einzige überlebende Mann aus Osmans Hause war und in seiner Person jetzt die Unverletzlichkeit dieses ganzen Geschlechts vereinigte, verfocht M. — ein hochbegabter, höchst thatkräftiger, ausdauernder Mann, ein türkischer Selbstherrscher von dem stolzesten fürstlichen Bewußtsein — mit Zähigkeit den doppelten Plan, vor allem die Reichseinheit wieder herzustellen, dann aber in günstiger Zeit das Werk der Reform wieder aufzunehmen. Das osmanische Reich war seit den letzten Jahrzehnten des 18. und seit Beginn des 19. Jahrhunderts fast gänzlich auseinander gefallen: die großen

Statthalter in Epirus und Ägypten, die kleinen Machthaber in Anatolien, in Syrien, in Mesopotamien, in den Gebirgsländern am oberen Euphrat und Tigris, standen gegenüber der Zentralregierung von Stambul fast unabhängig. Zunächst durch die glückliche Erhebung der Serben unter Czerny-Georg gegen die Pforte (seit 1805), dann durch den Krieg mit Rußland (seit 1809) aufgehalten, gewann er erst freiere Hand, als der Ausbruch des Krieges mit Napoleon I. die Russen nötigte, am 28. Mai 1812 den für die Pforte günstigen Frieden zu Bukarest zu schließen. Nun konnten die Osmanen im Jahre 1813 auch Serbien wieder unterwerfen. Dabei verfuhren die türkischen Sieger aber so treulos und so grausam, daß schon 1815 eine neue serbische Erhebung unter Milosch Obrenowitsch erfolgte, die nicht wieder zu bändigen war und (1817) zur Durchsetzung einer halben Unabhängigkeit dieses Landes von der Pforte führte. — Dagegen gelang es dem Sultan M. sonst überall, die unbotmäßigen Statthalter und die lokalen Dynasten, besonders in Asien, wieder zu unterwerfen, namentlich mit Hilfe der nicht zu den Janitscharen gehörenden Milizenführer. Sechs Jahre nach Abschluß des Friedens mit Rußland war M. so weit gelangt, daß, abgesehen von Wüsten und schwer zugänglichen Gebirgen, seinen Befehlen im Reiche der Pforte überall wieder Folge geleistet werden mußte: überall mit Ausnahme der alten Herrschaften der Paschas von Janina und Ägypten. Endlich wurde es möglich, auch den in Stambul vorzugsweise verhaßten Ali-Pascha von Janina mit Erfolg anzugreifen. Im Juli 1820 wurde der Krieg gegen diesen Machthaber eröffnet, der nach einer Reihe rascher und durchschlagender Erfolge endlich vor Alis festen Schlössern in und bei Janina zum Stehen kam, bis endlich zu Anfang des Jahres 1822 Alis Widerstandskraft erschöpft war, so daß er Mitte Januar sich ergab, um dann am 5. Februar 1822 meuchlerisch aus dem Wege geräumt zu werden. Der große Gewinn der Wiederunterwerfung des Albanesenlandes wurde aber dadurch erheblich geschmälert, daß unter den Donnern dieses Krieges im Frühjahr 1821 der allgemeine Aufstand der Griechen zur Erkämpfung ihrer Unabhängigkeit von der Herrschaft der Pforte ausgebrochen war. Der griechische Krieg wurde für M. nach mehreren Seiten hin höchst verderblich. Die furchtbare Grausamkeit der moslemitischen Kriegführung machte die Osmanen damals in der übrigen Welt um so verhaßter, je allgemeiner die philhellenischen Stimmungen an sich schon verbreitet waren; die Hinrichtung des Patriarchen Gregor IV. von Konstantinopel (1821) erregte namentlich in Rußland furchtbare Erbitterung. Die Unmöglichkeit endlich, mit den alten türkischen Streitmitteln der Hellenen wieder Meister zu werden, nötigte M., 1824 die Hilfe des von ihm längst mit ähnlicher Abneigung wie früher Ali betrachteten Mehemed-Ali von Ägypten in Anspruch zu nehmen, der die von M. erstrebten Reformen zum Teil bereits in seinem Lande eingeführt, namentlich ein in europäischer Taktik geschultes Heer ausgebildet hatte. Der osmanische Stolz endlich, mit welchem er in dem Kampfe gegen die griechische Rajah jede Vermittelung des Auslandes abwies, brachte es dahin, daß die russisch-brittisch-französische Tripelallianz allmählich immer mehr aufseite der Griechen trat; derart daß nach der Vernichtung der türkisch-ägyptischen Flotte bei Navarin (20. Oktober 1827) durch die Seemacht dieser Verbündeten die griechische Frage noch ungelöst war, als M. schon den neuen schweren russischen Krieg zu führen hatte. Und dieses auch sonst unter höchst ungünstigen Umständen. Der Sultan hatte die Reform, zunächst der Armee, niemals aus den Augen verloren; die andauernd, noch zuletzt in Griechenland, sich wiederholenden Mißerfolge der Janitscharen im Felde und das siegreiche Auftreten der ägyptischen Truppen hatten jene allmählich auch in den Augen der Mohamedaner diskreditiert; selbst das Volk in Stambul hatte sich daran gewöhnt, mit Achtung auf die Leistungen europäisch geschulter Krieger zu blicken. Daneben hatte M. überall für die einflußreichsten Ämter zuverlässige und ihm ergebene Persönlichkeiten ausfindig gemacht, die auf seine Reformpläne einzugehen bereit waren; endlich hatte er die gesamte Regierung mit Einschluß des Mufti und des Aga der Janitscharen vollständig für seine Ansichten gewonnen. Zu Ende Mai 1826 wurde dann in einem großen Divan der Beschluß gefaßt, eine neue reguläre Armee auszubilden. Der furchtbare Aufstand der Janitscharen (s. d.) am 15. Juni 1826 in Stambul wurde unter Strömen Blutes niedergeworfen, dann dieses zur Reichsplage gewordene Corps überall aufgelöst, alle Reaktionsversuche mit gewaltigem Nachdruck zurückgeschlagen, und nunmehr mit Eifer an der Ausbildung einer wirklich brauchbaren, und ausreichend zahlreichen neuen Armee gearbeitet. Aber mitten unter diesen Anstrengungen sah sich M. in den neuen gefahrvollen Krieg mit Rußland verwickelt, der am 7. Mai 1828 durch die Überschreitung des Pruth vonseiten der Russen eröffnet wurde. Die zähe Tapferkeit der Osmanen erlag diesmal schließlich überall, in Europa wie in Asien, der überlegenen Taktik ihrer Gegner; und der Friede von Adrianopel (s. d.) vom 14. September 1829 bedeutete eine starke Schwächung der türkischen Machtstellung und eine bedeutende Steigerung des russischen Übergewichts in Vorderasien und auf der Donauhalbinsel. Neben erheblichen Gebietsverlusten in Asien auf der Südseite des Kaukasus und am Schwarzen Meere, und neben der Eröffnung der Meerengen für die freie Handelsschiffahrt, mußte M. nunmehr Griechenland definitiv aufgeben, und, während die neue staatsrechtliche Stellung Serbiens sanktioniert wurde, auch der Walachei und Moldau Rechte zugestehen, durch welche der türkische Einfluß in diesen Ländern erheblich geschmälert worden ist. — Nun aber hatten alle diese Kalamitäten sehr wesentlich dahin gewirkt, in weiten Kreisen der Osmanen die Notwendigkeit der Reform, nicht bloß der militärischen, immer klarer zu machen. Schwand allmählich, soweit der Staat in Betracht kam, prinzipiell ein großer Teil der alten Barbarei, so war neben dem (bekanntlich auch durch preußische Offiziere geförderten) neuen Aufbau des Heeres na-

mentlich M.s letztes Jahrzehnt reich an Neuerungen verschiedenster Art, bei denen vornehmlich der berühmte Reschid-Pascha mitgewirkt hat. Für den Staatsdienst ist seit 1838 die endliche Einführung bestimmter Gehälter für sämtliche Staatsbeamte (damals in der Türkei ein enormer Fortschritt) wertvoll geworden, — die notwendige Unterlage der sogen. Zivil-Reorganisation (Tansimat-i-hairieh). Die Anlegung von europäisch eingerichteten Spitälern seit 1835, ferner von Leuchttürmen zunächst am Bosporus und am Schwarzen Meere, die Erschließung der Bodenschätze verschiedener Provinzen, gehören in diese Richtung. Auf der anderen Seite wurde (mit nur geringem Erfolg freilich im Harem) die alttürkische Barbarei gezähmt, die qualvolle Art der Hinrichtungen abgestellt, die fanatische Wildheit des moslemitischen Pöbels nicht ohne Erfolg gebändigt. Vieles andere freilich traf mehr kleinliche und ganz äußerliche, für die Osmanen jedoch immerhin bedeutsame Dinge. Dem Abendlande fielen Neuerungen auf, wie beispielsweise (5. November 1831) die Gründung eines „Moniteur Ottoman", und (1831 und 1837) die sehr wichtige Bereisung mehrerer Provinzen durch den Sultan. Bedauerlich aber war, daß der wohlmeinende Mann, der aus dem Reiche der Pforte einen wirklichen Staat im europäischen Sinn zu machen gedachte, der sich auch persönlich durch seine ausgeprägt charakteristische Art (wie er denn auch einer der eifrigsten und geschicktesten Reiter, Schützen und Djeridwerfer war), den Osmanen unvergeßlich gemacht hat, nach Abstellung vieler moslemitischer Vorurteile sich leider mit arger Unmäßigkeit dem Trunke ergab. — Die Durchführung des Reformwerkes ist M. durch andauerndes auswärtiges Mißgeschick sehr erschwert worden. Wohl war es 1831 gelungen, den aufständischen Statthalter Daud-Pascha von Bagdad und den mächtigen albanesischen Derebeg Mustafa-Pascha Skodrali zu überwinden. Als aber endlich der lange schon in der Luft liegende Kampf zwischen der Pforte und Mehemed-Ali von Ägypten (s. d.) im November 1831 zum Ausbruch kam, hatten die osmanischen Waffen nur Unglück. Im Frieden von Kutahja (5. Mai 1833) verlor M. Syrien und Adana an seinen mächtigen Vasallen, und die russische Hilfe, die zuletzt dem Marsch der Ägypter in Kleinasien Einhalt geboten hatte, wurde durch den Vertrag zu Hunkjar-Skelessi vom 8. Juli 1833 bezahlt, welcher die Schließung der Dardanellen zu Rußlands Gunsten in das internationale Recht einführte. Seitdem dachte M. nur noch an eine künftige Demütigung der Ägypter; aber der am 9. Juni 1839 von ihm erklärte Krieg führte zu der Niederlage der Türken bei Nissib am 24. Juni 1839; noch ehe er diese Kunde erhielt, starb M. (30. Juni 1839); ihm folgte ohne Schwierigkeit sein Sohn Abdul-Medschid.

Vgl. namentlich Rosen, Geschichte der Türkei, Bd. I.

Mahmud-Nedim-Pascha, um 1810 als Sohn des Statthalters Nedschib-Pascha von Bagdad geboren, ein einflußreicher Staatsmann der hohen Pforte, der zunächst durch den berühmten Reschid-Pascha gehoben und im auswärtigen Staatsdienst seines Landes emporgekommen ist. Bedeutsamer in den letzten Jahrzehnten hervortretend, 1858 Minister des Auswärtigen, 1868 Marineminister, und nach Aali-Paschas Ableben (6. September 1871) für kürzere Zeit Großwessir, ein Günstling des Sultans Abdul-Asis, erregte er durch seine massenhaften, überaus gewaltsam und unter gehässigen Formen vollzogenen Absetzungen von Beamten aller Art und durch starke Reduktionen der meisten Gehälter, die der Reform und den Ersparnissen dienen sollten, um so mehr Erbitterung, als er persönlich, neben seiner argen Willkür, nur zu bereit war, großartige Summen für sich als „Bakschisch" oder Ehrengeschenke sehr zweideutiger Art anzunehmen. Am 30. Juli 1872 durch Midhat-Pascha gestürzt, blieb er doch andauernd mit dem Sultan in naher Beziehung und wurde dann, am 25. August 1875, abermals Großwessir; jetzt wie vorher ist er in ausgedehnten Kreisen sehr mißliebig geworden wegen seiner unbedingten Hinneigung zu Rußland, namentlich zu dem russischen Botschafter Ignatiew, der auf ihn den stärksten Einfluß ausübte, und durch das Dekret vom 6. Oktober 1875, durch welches die Hälfte der Zinsen aller Staatsschulden auf fünf Jahre verweigert wurde. Die Revolution der Softas und die Schlauheit des Kriegsministers Hussein-Avni führten am 11. Mai 1876 zu seinem Sturze. Aus der Verbannung nach Tschesme wurde er unter Abdul-Hamid II. zu Anfang des Jahres 1879 zurückberufen und bei einem Wiederaufschwung der Partei der Haremswirtschaft, der russischen Allianz und der Gegnerschaft gegen wirkliche Reformen wieder einmal am 18. Oktober unter dem Großwessir Said-Pascha als Minister des Innern angestellt. — Vgl. namentlich (Mordtmann) „Stambul und das moderne Türkentum", Bd. I (Leipzig 1877), speziell S. 91—127 und „Serail und Hohe Pforte" (Leipzig 1879), S. 209—217.

Mahmud-Dschelaleddin, einflußreicher Günstling unter dem türkischen Sultan Abdul-Hamid II., ist ein Sohn des Fethi-Ahmed-Pascha, Schwagers und Lieblings des Sultans Abdul-Medschid, und langjährigen Direktors des Artillerie- und Festungswesens, dessen Sitz zu Top-Hane war. Der junge M. wurde 1858 mit der Prinzessin Dschemile vermählt (deren Mutter auch die Abdul-Hamids war), erhielt den Pascha-Titel und wurde in Stambul zum Unterschied von anderen Mahmuds „Damad" (d. i. Schwiegersohn, nämlich des Sultans) genannt, erhielt zunächst den Vorsitz einer Abteilung des Staatsrats, wurde unter dem Großwessir Mahmud-Nedim (s. d.) 1872 bis 1874, dann wieder (Oktober 1875 bis April 1876) und noch einmal unter Murad V. Handelsminister, um dann von Abdul-Hamid II. mit der Stellung seines Vaters in Top-Hane betraut zu werden. Als das Haupt der sogen Kamarilla unter Abdul-Hamid II. ein Hauptwerkzeug bei dem Sturze Midhat-Paschas (5. Februar 1877), wird ihm (den das Volk „Vize-Sultan" nannte), dem militärisch ganz unfähigen Großmeister der Artillerie, von verschiedenen Kennern der Zustände Stambuls außer anderem ein durchaus nachteiliger Einfluß auf die türkische Kriegführung in dem letzten Russenkriege zugeschrieben. M., in den schwierigen

Zeiten vor dem Berliner Kongreß vorübergehend (28. Mai bis 4. Juni 1878) auch Kriegsminister, wurde endlich zu Ende des Jahres 1878 als gefährlicher Intrigant in die Verbannung geschickt, und am 29. Juni 1881 bei dem Prozesse gegen Midhat-Pascha ebenfalls zum Tode verurteilt und für immer nach dem arabischen Taif verbannt. — Vgl. (Mordtmann) „Stambul und das moderne Türkentum", Bd. I (Leipzig 1877), S. 213 ff; „Serail und Hohe Pforte" (Leipzig 1879), S. 324 ff.

Mähren. Dieses autonome Gebiet der böhmischen Krone, das seine verfassungs- und verwaltungsmäßigen Sonderrechte Böhmen gegenüber stets mit allem Nachdruck zu wahren entschlossen blieb, gelangte gleich Böhmen und Schlesien nach dem Tode des Jagellonen, König Ludwig II. von Ungarn und Böhmen, in der Mohácser Schlacht (1526) an das Haus Habsburg-Österreich, indem die Stände M.s den Erzherzog Ferdinand (I.), Gemahl der Schwester des genannten Königs, als Herrscher annahmen und ihm gegen Verbriefung ihrer Rechte und Freiheiten huldigten (1527). Ferdinand I. ließ auch das adelige Ständeregiment M.s, des Landes der „eisernen Barone", unangetastet. Der Akatholicismus, insbesondere die Union (böhmisch-mährische Brüder) fand hier eine ebenso starke Verbreitung wie einst der Hussitismus. — Eine namhafte politische Rolle spielte M. (1576—1612) in den bewegten Zeiten Kaiser Rudolfs II.; es war der Herd einer starken Adelsopposition protestantischer Richtung gegen die katholische Regierungspartei und den Prager Kaiserhof. Karl v. Zierotin war der bedeutendste Führer dieser Opposition, welche sich mit Erzherzog Mathias gegen dessen Bruder Kaiser Rudolf II. 1607 bis 1608 verband und die teilweise Depossedierung des letzteren bewirkte. 1608 mußte Rudolf II. M. so gut wie die anderen österreichisch-ungarischen Nachbarländer, Böhmen ausgenommen, an seinen Bruder Mathias abtreten, welcher zufolge der hervorragenden Teilnahme der mährischen Aktionspartei an seiner Erhöhung den politischen und konfessionellen Freiheiten des Landes bei Gelegenheit der Huldigung eine umfassende Anerkennung und Verbürgung angedeihen zu lassen gezwungen ward. Als der böhmische Aufstand, das Vorspiel des Dreißigjährigen Krieges, 1618 losbrach, fand er trotz der Abmahnungen Karls v. Zierotin, des konsequenten Verfechters einer konstitutionellen Autonomie und Selbständigkeit M.s-Böhmen gegenüber, in dem Adel M.s einen starken Anhang, der sich auf Grundlage einer besonderen Konföderation vom Jahre 1618 um den rührigsten der böhmischen Stände-Direktoren und Führer des ständischen Heeres gegen Habsburg-Österreich, Mathias Grafen von Thurn scharte. Als im August 1619 zu Prag die Absetzung Ferdinands II. und später die Wahl Friedrichs von der Pfalz zum Könige Böhmens erfolgte, hatte die oppositionelle Ständepartei M.s daran auch ihren Teil, und Friedrich von der Pfalz ließ sich alsdann (1619) in Brünn als Markgraf von M. huldigen.

Die Schlacht am Weißen Berge (8. November 1620) besiegelte auch das Verhängnis des mährischen Aufstandes gegen das Haus Habsburg-Österreich und brachte die katholische Regierungspartei empor, als deren Seele wir den Fürstbischof von Olmütz, Kardinal Franz v. Dietrichstein, ansehen müssen. Die Jahre 1621—1630, innerhalb deren die Restauration M.s verläuft, zeigen uns ihn als Direktor oder Verweser des Landes und Leiter der ganzen verwickelten Angelegenheiten, die sich um die Ahndung an Leib und Leben, Ächtung und anderweitige Bestrafung der Teilnehmer an dem Aufstande, Güterkonfiskation, Verteidigungs- und Geldwesen des Landes drehten. — Der ständische Adel M.s erlitt durch die Krise ein wesentlich verändertes Gepräge; zahlreiche Familien desselben erloschen ganz oder teilweise durch Verurteilung und Güterverlust, ein neuer, fremdbürtiger verbreitet sich in den stark gelichteten Reihen der „historischen" alther seßhaften Ständeschaft; und dem Verluste ihrer Autonomieprivilegien zugunsten des siegenden monarchischen Prinzips, wie sich dies in der neuen Landesordnung abspiegelt, tritt die katholische Gegenreformation mit wachsendem Erfolge an die Seite. Ihr rührigster Träger war schon in der Schlußzeit des 16. Jahrhunderts der Jesuitenorden, der nun immer mehr zur Geltung gelangt und das ganze höhere Unterrichtswesen in die Hände bekömmt. Die bedeutendste, in M. weitverbreitete akatholische Konfession, die der böhmisch-mährischen Brüder, unter denen der „Bruderbischof" Amos Comenius (Komensky, aus Niwnitz), Rektor der Fulneker Schule, als Exulant eine weltbekannte Persönlichkeit im Unterrichtswesen wurde, verschwindet gänzlich, und der eigentliche Protestantismus fristet nunmehr ein örtlich vereinzeltes Dasein. Die Stürme des Dreißigjährigen Krieges suchten M. als dessen Heerstraße namentlich seit 1642 heim; 1645 wurde Brünn von den Schweden — wenngleich erfolglos — belagert. Innerhalb der 90 Jahre, welche den Dreißigjährigen und den Österreichischen Erbfolgekrieg (1741—1748) trennen, hatte M. von den ungarischen Wirren, insbesondere der Kuruzzenepoche (1678—1683) und der rákóczischen Insurrektion (1702—1711) an seinem Ostgemärke durch Einfälle viel zu leiden.

Der Österreichische Erbfolgekrieg und der Siebenjährige oder die drei schlesischen Kriege (1741 bis 1763) machten M. wiederholt zum arg heimgesuchten Schauplatze — auch im Bayerischen Erbfolgekriege (1778—79) und zur Zeit des drohenden Konfliktes Österreichs und Preußens (1790) gehörte es zur Operationsbasis. — Die Reformen der theresianisch-josephinischen Epoche (1748 bis 1785) und die Restauration Leopolds II. zogen auch M. in durchgreifendster Weise in ihr Bereich. In den Jahren der napoleonischen Kriege war M. 1805 das Land, wo die blutige Entscheidung, die bei Austerlitz (2. Dezember) geschlagen wurde. Das Jahr 1809 zeigt uns M. als Schauplatz der Rückzugsgefechte Österreichs nach der Schlacht bei Wagram, und in Znaim kam jene erste Waffenruhe zustande, die dem Wien-Schönbrunner Frieden voranging. Die Friedensjahre des vormärzlichen Österreichs (1815—1848), innerhalb deren zahlreiche politische Sträflinge, darunter so mancher Carbonari, das Gefängnis auf dem Spielberge bei Brünn bevölkerten, wichen der großen Bewegung des Jahres 1848, an welcher sich na-

mentlich die Deutschen M.s lebhaft beteiligten. Die damaligen Landtagsverhandlungen bezeugen am besten, wie sich beide Nationalitäten des Landes, die bisher auch stets ein friedlicher Utraquismus im Verkehre und ein zähes Festhalten am österreichischen Staatsgedanken beseelte, für ihre Autonomie und gegen jede Dependenz von Böhmen einsetzten.

Der Niedergang der konstitutionellen Ära vom Herbste 1848—1849 knüpft sich an die Reichstagsverhandlungen zu Kremsier in der mährischen Hanna; Olmütz war auch das kaiserliche Hoflager geworden, und hier ereignete sich auch der entscheidende Thronwechsel des Dezembers 1848.

Die Jahre 1850—1859, 1859—1861, 1861 bis 1866, 1866—1878, 1878 bis zur Gegenwart, als Hauptphasen des österreichischen Verfassungslebens, offenbaren ein immer entschiedeneres Auftreten der besonders in den Kreisen des Jungklerus und der Lehrerschaft gepflegten czechischen Tendenzen, welche sich schließlich immer enger mit dem Föderalismus und Klerikalismus versippten und in den Städten immer mehr um sich zu greifen begannen. Die fruchtbarste Ära dieser Agitationserfolge knüpfte sich an das Ministerium Taaffe, und das Verhalten der Regierung mußte den Gegensatz zwischen Deutschmährern und slavischen Mährern von czechischer Heeresfolge verschärfen.

Majestätsbrief. Diese wichtige Urkunde des Jahres 1609 wurde von der protestantisch-oppositionellen Ständepartei Böhmens dem Kaiser Rudolf II. nach langen Kämpfen mit den katholischen Regierungsmännern (unter Führung Zdenkos Popel von Lobkowitz [s. Art.], Boritas Martinitz gen. Smečanský und Wilhelms Slawata) den 9. Juli abgerungen. Darin wurde den Protestanten, die unter der Bezeichnung „sub utraque", d. i. Utraquisten, erscheinen, unter anderem die Übergabe des utraquistischen Konsistoriums und der Universität, die Bestellung von Glaubensdefensoren, 30 an der Zahl (je 10 aus jedem Stande), und das Recht, Kirchen und Schulen zu errichten zugesichert Dieser letztere Artikel, der später den Anlaß zu einem verhängnisvollen Streite darbot, lautet wörtlich in deutscher Fassung: „Im Fall auch jemand aus den vereinigten dreyen Ständen dieses Königreiches sub utraque über die Kirchen und Gotteshäuser, deren sie allbereit im Besitz seyn und die ihnen zuvor geständig, dabey sie friedlich gelassen und geschützt werden sollen, es sey in Städten, Märkten, Dörfern oder anderswo, noch mehr Gotteshäuser und Kirchen zum Gottesdienst oder aber Schulen zu Unterrichtung der Jugend aufbauen lassen wollte, werden solches sowohl der Herrn- und Ritterstand als auch die Prager, Kuttenberger, und alle andern Städte gesamt und sonders iederzeit geraum und frey thun können, ohne aller meniglichs verhindern." — Eine wesentliche Bürgschaft für die Wahrung der akatholischen Glaubensinteressen bot im Anschlusse an den M. die Union zwischen den Protestanten und den böhmischen Brüdern vom 28. September 1609. Als in der Schlacht am Weißen Berge das katholisch-monarchische Prinzip siegte, schlug die Stunde der Vernichtung auch für den M. Kaiser Ferdinand II. zerschnitt eigenhändig die Originalurkunde. — Siehe die ältere Litteratur über den Majestätsbrief bei Pelzel, Handb. der Gesch. Böhmens, Bd. II, 3. Aufl. Vgl. auch Gindely, Kaiser Rudolf II., Bd. II.

Maigesetze. Während Pius IX. in Allokutionen und Encykliken von der Verfolgung der katholischen Kirche in Deutschland deklamierte, wurden dem preußischen Abgeordnetenhause vom Kultusminister Falk (s. d.) im November 1872 und am 9. Januar 1873 vier Vorlagen über die Grenzen des Rechts zum Gebrauche kirchlicher Straf- und Zuchtmittel, über den Austritt aus der Kirche, über Vorbildung und Anstellung der Geistlichen, über die kirchliche Disziplinargewalt und Errichtung eines königlichen Gerichtshofs für kirchliche Angelegenheiten unterbreitet. Mit diesen vier Entwürfen erklärte der moderne Staat der römischen Hierarchie den Krieg auf Tod und Leben und suchte den Konsequenzen der Unfehlbarkeitserklärung die Spitze abzubrechen. Sie wurden am 21. Januar 1873 an eine Kommission unter Vorsitz von Bennigsens (s. d.) und des Grafen Bethusy-Huc verwiesen, welche die Vorfrage stellte, ob sie eine Verfassungsänderung involvierten. Um der Kurie jeden Zweifel an der Kompetenz des Staates abzuschneiden, beschloß das Abgeordnetenhaus, die betreffenden Artikel der Verfassung (15. und 18.) deutlich auszuarbeiten. Dem Proteste des Paderborner Bischofs Martin gegen die vier Gesetzentwürfe folgte am 30. Januar 1873 eine Denkschrift des preußischen Gesamtepiskopats dagegen, die zahlreiche Zustimmungsadressen hervorrief; auch der evangelische Oberkirchenrat verwahrte sich gegen die neuen Gesetze. Trotzdem wurden die betreffenden Artikel der Verfassung umgeändert und bei der ersten Beratung am 31. Januar in zweiter Lesung mit großer Majorität angenommen, indessen das Herrenhaus am 19. Februar ihre Prüfung einer Kommission überwies, die gleich viele Gegner und Freunde der Umänderung zählte. Das Abgeordnetenhaus entschied am 1. März in zweiter Beratung und sechster Lesung mit 228 gegen 108 Stimmen für die abgeänderten Paragraphen der Verfassung. Weit bedenklicher stand es im Herrenhause, wo Bismarck mit Aufgebot aller Energie für die Abänderung eintrat, den Grafen zur Lippe (s. d.) zu Boden warf und mit v. Roons und Falks Unterstützung am 10. März siegte: das Haus nahm die Verfassungsänderung mit 93 gegen 63 Stimmen an und genehmigte sie definitiv am 4. April mit 87 gegen 53 Stimmen. Am 7. März begann das Abgeordnetenhaus die Beratung der vier Kirchengesetze. Vielleicht das wichtigste war das über die Vorbildung und Anstellung der Geistlichen, und dies nahm das Abgeordnetenhaus am 14. März, das Herrenhaus nach den hitzigsten Debatten am 28. April an. Rasch folgten die Debatten über die anderen Gesetze im Abgeordnetenhause; 20.—21. März nahm dasselbe alle vier in dritter Lesung an, und am 1. Mai gingen sie auch im Herrenhause durch. Die Kurie nahm den Handschuh auf, der Klerus predigte gegen die Gesetze, die Bischöfe versammelten sich in Fulda am Grabe des heiligen Bonifacius. Kaiser Wilhelm aber bestätigte die vier

Gesetze am 11. Mai 1873 — darum heißen sie M. Der katholische Klerus mißachtete sie, worauf die Regierung mit kräftigen Maßregeln antwortete und strenge Strafen verfügte, die Einmischung des Papstes höflich aber entschieden zurückweisend. Der kirchliche Konflikt spitzte sich immer schärfer zu. Vergebens erklärte Pius IX. in einer Bulle am 5. Februar 1875 die M. für ungültig und forderte zum Kampfe gegen den Staat auf: dieser hielt an ihnen fest und kämpfte den Kulturkampf.

Maikuhle, s. **Kolberg**.

Mailand, vormals selbständiges Herzogtum Oberitaliens und deutsches Reichslehn, stand bei Beginn des 15. Jahrhunderts unter der thatkräftigen Regierung Gian Galeazzos aus dem Herrscherhause der Visconti auf der Höhe seiner Macht. Als jedoch 1447 diese Regentenfamilie im Mannsstamme erlosch, hatte bereits der Zerfall des reichen und herrlichen Staates, dem die blühendsten lombardischen Städte angehörten, begonnen. Um das Viscontische Erbe bemühten sich drei Bewerber, zunächst eine starke republikanische Partei, deren zwölf capitani e difensori della libertà di Milano nach altem Brauche die Leitung der Staatsgeschäfte bis auf weiteres übernommen hatten, dann Frankreich mit einem aus dem Ehevertrage Ludwigs Herzogs von Orleans mit Valentine Visconti, Herzogs Gian Galeazzos Tochter, hergeleiteten Erbrechte und endlich ein kühner Condottiere Francesco Sforza, welcher des letzten Herzogs Philippo Maria natürliche Tochter geheiratet hatte. Sforzas umsichtige und berechnende Politik führte zum Ziele, seine Zusicherungen einer ehrenvollen Beendigung der überlästigen und gefahrdrohenden Feindseligkeiten Venedigs schlugen durch, und die Mailänder gaben ihm die herzogliche Würde in die Hand. Als er am 2. Februar 1450 die Regierung antrat, erklärte die französische Krone weiteren Vorbehalt ihrer Anspruchsrechte, während einzelne republikanische Schilderhebungen mit leichter Mühe unterdrückt wurden. Klug und verständig wußte der erste Sforza seine Herrschaft zu behaupten, er verschaffte dem Lande Frieden und Sicherheit, kulturelles Leben fördernd, wie zur Zeit der besten Viscontis, dagegen endete die prachtvolle und verschwenderische Regierung seines Sohnes Galeazzo Maria, 1466—1476, mit der Ermordung dieses durch Wollust und Grausamkeit verhaßten Fürsten. Unter der vormundschaftlichen, schwachen Regierung der Herzogin Witwe, Bona von Savoyen, für ihren unmündigen Sohn Gian Galeazzo, erwachte bereits wieder der alte ghibellinisch-guelfische Parteikampf, bis 1480 der energische Lodovico Sforza, des ermordeten Herzogs jüngerer Bruder, bekannt unter dem Namen il Moro, die Regentschaft übernahm, ein gewandter aber gewissenloser Politiker, welcher den jungen Gian arglistig von der Regierung verdrängte. Als sich letzterer 1489 mit der einflußreichen Isabella von Kalabrien vermählte, knüpfte Lodovico zur Sicherung seiner Herrschaft für das Land wie für sein eigenes Geschlecht höchst verhängnisvolle Verbindungen mit König Karl VIII. von Frankreich an. In einem Schutz- und Trutzbündnisse versprach er die französische Anwartschaft auf Neapel thätig zu unterstützen und bewilligte dem französischen Operationsheere freien Durchzug durch die Lombardei, wogegen ihm die Fortdauer seiner Regierung von Frankreich gewährleistet wurde. König Karl brach 1494 mit einem Heere in Italien ein, mußte aber einer deutsch-italienischen Koalition gegenüber, der sich auch Lodovico Moro nicht entziehen konnte, das Feld räumen. Als nun 1499 ein neues französisches Heer die Alpen überstieg und die mailändischen Etappen einschließlich der Hauptstadt M. besetzte, protestierte Moro, vom König Ludwig XII. deswegen als abfälliger Bundesgenosse angesehen, vergeblich hiergegen, und während er, ohne Mittel zur Gegenwehr, Hilfe suchend zum Oberlehnsherrn Kaiser Maximilian nach Innsbruck ging, zog der eroberungssüchtige König, als Enkel von Valentine Visconti, jetzt, seine vermeintlichen Rechte auf M. geltend machend, am 14. September in die Landeshauptstadt ein. Hier blieb nach seiner Abreise Marschall Trivulzio als Statthalter zurück, der an der Spitze einer hochfahrenden und übermütigen Besatzung die Mailänder äußerst hart bedrückte, so daß diese bei Moros Annäherung mit einem schweizerischen Hilfsheere alsbald tumultierten und den Marschall zwangen, die Stadt zu räumen. Moro rückte nach, doch fielen die Schweizer Söldlinge von ihm ab, er wurde gefangen nach Frankreich geführt, wo er bis zu seinem Tode verblieb. M. war am 17. April 1500 mit Frankreich vereint worden, doch schon 1512 wurde die französische Stellung in Italien durch die Erfolge der von Papst Julius II. geschlossenen heiligen Ligue (s. d.) wesentlich erschüttert, weshalb es Massimiliano Sforza, des Moro Sohn, gelang, mit einem Schweizerheere die Franzosen 1513 bei Novara zu schlagen und das Herzogtum wieder zu erwerben. Unter schweizerischer Militärdiktatur blieb Massimiliano nur Schattenfürst, obrigkeitliches Ansehen und Ordnung ließen die herrschsüchtigen und beutelustigen Schweizer im Lande nicht aufkommen. Inzwischen hatte der kriegslustige und ruhmbegierige König Franz I. den französischen Thron bestiegen, und sein erstes Unternehmen galt M. Nach seinem denkwürdigen Zuge über die Cottischen Alpen, auf einem, zuvor noch von keinem Kriegsheere versuchten Wege, erfocht er am 13. und 14. September 1515 in der Ebene von Marignano einen glänzenden Sieg über die Schweizer, durch welchen ihm M. zufiel. Massimiliano entsagte der Herrschaft und begab sich nach Frankreich, von König Franz ein Jahrgehalt annehmend. Da die Schweizer, durch französisches Geld gewonnen, dem Kaiser Maximilian ihre Hilfe versagten, so konnte dieser kein Heer mehr aufbringen, um M. zu retten. Die habsburgische Dynastie war indes nicht gesonnen, den Franzosen das Reichslehn zu lassen; als daher Karl V. nach Erlangung der Kaiserwürde über reichere Mittel zu gebieten hatte, erneuerte er die Lehnsansprüche, worauf 1521 der Krieg ausbrach. Die Mailänder, des französischen Druckes müde, empfingen die kaiserlich-päpstlichen Truppen, welche am 19. Dezember die Hauptstadt durch Überfall nahmen, als Befreier. Am 14. April 1523 zog

Francesco II. Sforza, jüngerer Bruder des Massimiliano, in M. ein und wies noch im Herbste dieses Jahres eine Belagerung der Franzosen zurück. Nach den Bestimmungen des Friedens von Cambrai am 3. August 1529 wurde Francesco als Herzog von M. bestätigt, doch als er 1535 kinderlos starb, fiel das erledigte Reichslehn an den Kaiser zurück. Frankreichs Einspruch führte zunächst einen zehnjährigen Waffenstillstand und eine Reihe diplomatischer Verhandlungen über den Ausgleich der beiderseitigen Ansprüche herbei, bis im Frieden von Crespy am 18. September 1544 das Schicksal M.s durch Verzichtleistung Frankreichs endgültig entschieden wurde. Kaiser Karl übertrug das nach heißem Ringen erworbene Herzogtum an seinen ältesten Sohn Philipp, seit 1556 König Philipp II. von Spanien. Bei dieser Krone verblieb dasselbe fortan mittelbar beteiligt an dem nun beginnenden Verfall des sich wirtschaftlich und militärisch verblutenden spanischen Reiches bis zum Tode des letzten habsburgischen Königs Nachdem der Utrechter Friede den für die neuere Geschichte Europas so bedeutungsvollen zwölfjährigen Spanischen Erbfolgekrieg beendet hatte, kam M. 1714 an Österreich und bildete samt dem 1705 wegen Felonie des geächteten Herzogs eingezogenen kaiserlichen Mantua (s. d.) die österreichische Lombardei. Mit dieser Einfügung in Gesamtösterreich trat M. in die zweite Periode seiner mehr als 300jährigen Fremdherrschaft. Die österreichische Hauspolitik erforderte zunächst Gebietsabtretungen an Sardinien. Diese emporstrebende Macht eroberte 1733 im Polnischen Thronfolgekriege, mit Frankreich und Spanien verbunden, M. und empfing davon im Wiener Frieden am 18. November 1735 die Distrikte Novara und Tortona, anderseits wurden im Österreichischen Erbfolgekriege die Spanier mit sardischer Hilfe aus M. vertrieben, wofür Sardinien im Aachener Frieden am 18. Oktober 1748 mit den Landschaften Anghiera, Vigevano und Teilen von Pavia belohnt wurde. Wie im übrigen Italien so entfaltete sich nach der französischen Revolution auch in der Lombardei neues nationales Leben. Als Napoleon Bonaparte 1796 den Oberbefehl in Italien übernahm, begann die französische Invasion festen Fuß in M. zu fassen, jubelnd begrüßte man Frankreichs republikanische Heere, obgleich deren mit schneidender Härte gehandhabtes Aussaugungssystem bittere Täuschungen herbeiführte. 1797 trat das lombardische Gebiet in den Verband der neuerrichteten cisalpinischen (s. d.), seit 1802 italienischen Republik und wurde, nachdem Kaiser Napoleon I. auch für Italien die höchste monarchische Gewalt angenommen hatte, Bestandteil des Königreichs Italien. Nach dem Zusammenbruche des ersten französischen Kaiserreiches vereinigte Österreich das wiedererlangte mailändische Besitztum mit dem lombardisch-venetianischen Königreiche seiner Erbmonarchie, ohne der fortdauernd nationalen Bewegung, deren Ziele in politischer Selbstbestimmung und Befreiung von österreichischer Fremdherrschaft gipfelten, Halt gebieten zu können. Unter gärenden, unbefriedigten Verhältnissen brach 1848 der offene Aufstand aus, welcher, planlos geleitet und von Sardinien mangelhaft unterstützt, den siegreichen Waffen der Österreicher unterlag. Dennoch schwankte die transalpine Machtstellung Österreichs vor dem Unabhängigkeitsdrange Italiens, besonders nachdem sich Sardinien den aktiven Beistand Frankreichs gesichert hatte und zum vollständigen Bruche hindrängte. Der italienische Feldzug von 1859 verlief für Österreich unglücklich, welches im Züricher Frieden am 10. November 1859 durch Vermittelung Kaiser Napoleons III. die Lombardei an Sardinien abtrat. Seit Erstehung des geeinten italienischen Großstaates, 17. März 1861, bildet das mailändische Gebiet mit einem Areal von 2992 □km und 1,200,000 Einwohnern die Provinz M. lombardischen Kompartiments des Königreichs Italien. — Vgl. „Allgem. Weltgeschichte“ von Wolfg. Menzel, Stuttgart 1863, Bd. VI, Buch 8; VII, 1. 4; IX, 1; X, 7. 10; XII, 6. — Ferner „Beiträge zur italienischen Geschichte“ von A. v. Reumont, Berlin 1857, Bd. V.

Mailand, Hauptstadt der gleichnamigen italienischen Provinz, prächtigste und bevölkertste Stadt Oberitaliens mit 295,000 Einwohnern (Gemeinde 321,000), zugleich wichtiger Eisenbahn- und Straßenknotenpunkt und trotz alles stattgehabten Wechsels aufbauender und zerstörender Gewalten vieler Jahrhunderte, reich an Denkmalen älterer und neuerer Zeit, wie hauptsächlich des ganz aus weißem Marmor erbauten berühmten Domes, der größten Kirche Europas nächst der Peterskirche zu Rom, dessen seit 1386 begonnener Bau noch heute nicht vollendet ist, — ragt mit seiner glanzvollen, oft von schweren Heimsuchungen getrübten Geschichte bedeutend in die Vergangenheit hinein. Im Mittelalter Haupt des lombardischen Städtebundes unter Lehnsherrlichkeit des deutschen Kaisers, wurde die Kraft der stolzen und wehrhaften Stadt durch das Mißgeschick des beständig um die Herrschaft ringenden guelfisch-ghibellinischen Parteikampfes vielfach gelähmt bis zur Erstehung des mailändischen Herzogtums, dessen Schicksale M. fortan als Landeshauptstadt teilte. Diese zeichnete sich, wenn auch ihrer Selbständigkeit entkleidet, sowohl zur Zeit Viscontischen Glanzes wie politischer Zerrüttung unter den Sforzas, als Pflanzstätte humaner Modebildung durch Pracht und höfische Feinheit, Förderung klassischer Studien und Pflege von Künsten und Wissenschaften aus. Von solcher Höhe 1545 zur fremdmächtlichen Provinzialhauptstadt hinabsteigend, erhielt sich M. auch unter spanischem Despotismus Lebensglanz und Lebenslust, Kunstfertigkeit und industrielles Streben. Als Erzbischof Graf Borromeo 1565—1584 in M. erfolgreiche Reformen unter dem verderbten Klerus vornahm, entbrannte zwischen seiner geistlichen Macht und der unbegrenzten Gewalt der spanischen Statthalterschaft, welche sich selbst Aufsicht und Disziplin des Klerus vorbehalten wollte, ein in das öffentliche Leben tief eingreifender harter Kampf, dessen Ausgleich erst unter Borromeos Nachfolger bewirkt werden konnte. Seit 1714, während vieler Friedensjahre unter österreichischem Scepter, spielte M. in den italienischen Kriegen der französischen Revolution eine Hauptrolle. Die Kriegführung dieser Feldzüge zielte stets auf den

Gesetze am 11. Mai 1873 — darum heißen sie M. Der katholische Klerus mißachtete sie, worauf die Regierung mit kräftigen Maßregeln antwortete und strenge Strafen verfügte, die Einmischung des Papstes höflich aber entschieden zurückweisend. Der kirchliche Konflikt spitzte sich immer schärfer zu. Vergebens erklärte Pius IX. in einer Bulle am 5. Februar 1875 die M. für ungültig und forderte zum Kampfe gegen den Staat auf: dieser hielt an ihnen fest und kämpfte den Kulturkampf.

Maikuhle, s. **Kolberg**.

Mailand, vormals selbständiges Herzogtum Oberitaliens und deutsches Reichslehn, stand bei Beginn des 15. Jahrhunderts unter der thatkräftigen Regierung Gian Galeazzos aus dem Herrscherhause der Visconti auf der Höhe seiner Macht. Als jedoch 1447 diese Regentenfamilie im Mannsstamme erlosch, hatte bereits der Zerfall des reichen und herrlichen Staates, dem die blühendsten lombardischen Städte angehörten, begonnen. Um das Viscontische Erbe bemühten sich drei Bewerber, zunächst eine starke republikanische Partei, deren zwölf capitani e difensori della libertà di Milano nach altem Brauche die Leitung der Staatsgeschäfte bis auf weiteres übernommen hatten, dann Frankreich mit einem aus dem Ehevertrage Ludwigs Herzogs von Orleans mit Valentine Visconti, Herzogs Gian Galeazzos Tochter, hergeleiteten Erbrechte und endlich ein kühner Condottiere Francesco Sforza, welcher des letzten Herzogs Philippo Maria natürliche Tochter geheiratet hatte. Sforzas umsichtige und berechnende Politik führte zum Ziele, seine Zusicherungen einer ehrenvollen Beendigung der überlästigen und gefahrdrohenden Feindseligkeiten Venedigs schlugen durch, und die Mailänder gaben ihm die herzogliche Würde in die Hand. Als er am 2. Februar 1450 die Regierung antrat, erklärte die französische Krone weiteren Vorbehalt ihrer Anspruchsrechte, während einzelne republikanische Schilderhebungen mit leichter Mühe unterdrückt wurden. Klug und verständig wußte der erste Sforza seine Herrschaft zu behaupten, er verschaffte dem Lande Frieden und Sicherheit, kulturelles Leben fördernd, wie zur Zeit der besten Viscontis, dagegen endete die prachtvolle und verschwenderische Regierung seines Sohnes Galeazzo Maria, 1466—1476, mit der Ermordung dieses durch Wollust und Grausamkeit verhaßten Fürsten. Unter der vormundschaftlichen, schwachen Regierung der Herzogin Witwe, Bona von Savoyen, für ihren unmündigen Sohn Gian Galeazzo, erwachte bereits wieder der alte ghibellinisch-guelfische Parteikampf, bis 1480 der energische Lodovico Sforza, des ermordeten Herzogs jüngerer Bruder, bekannt unter dem Namen il Moro, die Regentschaft übernahm, ein gewandter aber gewissenloser Politiker, welcher den jungen Gian arglistig von der Regierung verdrängte. Als sich letzterer 1489 mit der einflußreichen Isabella von Kalabrien vermählte, knüpfte Lodovico zur Sicherung seiner Herrschaft für das Land wie für sein eigenes Geschlecht höchst verhängnisvolle Verbindungen mit König Karl VIII. von Frankreich an. In einem Schutz- und Trutzbündnisse versprach er die französische Anwartschaft auf Neapel thätig zu unterstützen und bewilligte dem französischen Operationsheere freien Durchzug durch die Lombardei, wogegen ihm die Fortdauer seiner Regierung von Frankreich gewährleistet wurde. König Karl brach 1494 mit einem Heere in Italien ein, mußte aber einer deutsch-italienischen Koalition gegenüber, der sich auch Lodovico Moro nicht entziehen konnte, das Feld räumen. Als nun 1499 ein neues französisches Heer die Alpen überstieg und die mailändischen Etappen einschließlich der Hauptstadt M. besetzte, protestierte Moro, vom König Ludwig XII. deswegen als abfälliger Bundesgenosse angesehen, vergeblich hiergegen, und während er, ohne Mittel zur Gegenwehr, Hilfe suchend zum Oberlehnsherrn Kaiser Maximilian nach Innsbruck ging, zog der eroberungssüchtige König, als Enkel von Valentine Visconti, jetzt, seine vermeintlichen Rechte auf M. geltend machend, am 14. September in die Landeshauptstadt ein. Hier blieb nach seiner Abreise Marschall Trivulzio als Statthalter zurück, der an der Spitze einer hochfahrenden und übermütigen Besatzung die Mailänder äußerst hart bedrückte, so daß diese bei Moros Annäherung mit einem schweizerischen Hilfsheere alsbald tumultierten und den Marschall zwangen, die Stadt zu räumen. Moro rückte nach, doch fielen die Schweizer Söldlinge von ihm ab, er wurde gefangen nach Frankreich geführt, wo er bis zu seinem Tode verblieb. M. war am 17. April 1500 mit Frankreich vereint worden, doch schon 1512 wurde die französische Stellung in Italien durch die Erfolge der von Papst Julius II. geschlossenen heiligen Ligue (s. d.) wesentlich erschüttert, weshalb es Massimiliano Sforza, des Moro Sohn, gelang, mit einem Schweizerheere die Franzosen 1513 bei Novara zu schlagen und das Herzogtum wieder zu erwerben. Unter schweizerischer Militärdiktatur blieb Massimiliano nur Schattenfürst, obrigkeitliches Ansehen und Ordnung ließen die herrschsüchtigen und beutelustigen Schweizer im Lande nicht aufkommen. Inzwischen hatte der kriegslustige und ruhmbegierige König Franz I. den französischen Thron bestiegen, und sein erstes Unternehmen galt M. Nach seinem denkwürdigen Zuge über die Cottischen Alpen, auf einem, zuvor noch von keinem Kriegsheere versuchten Wege, erfocht er am 13 und 14. September 1515 in der Ebene von Marignano einen glänzenden Sieg über die Schweizer, durch welchen ihm M. zufiel. Massimiliano entsagte der Herrschaft und begab sich nach Frankreich, von König Franz ein Jahrgehalt annehmend. Da die Schweizer, durch französisches Geld gewonnen, dem Kaiser Maximilian ihre Hilfe versagten, so konnte dieser kein Heer mehr aufbringen, um M. zu retten. Die habsburgische Dynastie war indes nicht gesonnen, den Franzosen das Reichslehn zu lassen; als daher Karl V. nach Erlangung der Kaiserwürde über reichere Mittel zu gebieten hatte, erneuerte er die Lehnsansprüche, worauf 1521 der Krieg ausbrach. Die Mailänder, des französischen Druckes müde, empfingen die kaiserlich-päpstlichen Truppen, welche am 19. Dezember die Hauptstadt durch Überfall nahmen, als Befreier. Am 14. April 1523 zog

Francesco II. Sforza, jüngerer Bruder des Massimiliano, in M. ein und wies noch im Herbste dieses Jahres eine Belagerung der Franzosen zurück. Nach den Bestimmungen des Friedens von Cambrai am 3. August 1529 wurde Francesco als Herzog von M. bestätigt, doch als er 1535 kinderlos starb, fiel das erledigte Reichslehn an den Kaiser zurück. Frankreichs Einspruch führte zunächst einen zehnjährigen Waffenstillstand und eine Reihe diplomatischer Verhandlungen über den Ausgleich der beiderseitigen Ansprüche herbei, bis im Frieden von Crespy am 18. September 1544 das Schicksal M.s durch Verzichtleistung Frankreichs endgültig entschieden wurde. Kaiser Karl übertrug das nach heißem Ringen erworbene Herzogtum an seinen ältesten Sohn Philipp, seit 1556 König Philipp II. von Spanien. Bei dieser Krone verblieb dasselbe fortan mittelbar beteiligt an dem nun beginnenden Verfall des sich wirtschaftlich und militärisch verblutenden spanischen Reiches bis zum Tode des letzten habsburgischen Königs Nachdem der Utrechter Friede den für die neuere Geschichte Europas so bedeutungsvollen zwölfjährigen Spanischen Erbfolgekrieg beendet hatte, kam M. 1714 an Österreich und bildete samt dem 1705 wegen Felonie des geächteten Herzogs eingezogenen kaiserlichen Mantua (s. d.) die österreichische Lombardei. Mit dieser Einfügung in Gesamtösterreich trat M. in die zweite Periode seiner mehr als 300jährigen Fremdherrschaft. Die österreichische Hauspolitik erforderte zunächst Gebietsabtretungen an Sardinien. Diese emporstrebende Macht eroberte 1733 im Polnischen Thronfolgekriege, mit Frankreich und Spanien verbunden, M. und empfing davon im Wiener Frieden am 18. November 1735 die Distrikte Novara und Tortona, anderseits wurden im Österreichischen Erbfolgekriege die Spanier mit sardischer Hilfe aus M. vertrieben, wofür Sardinien im Aachener Frieden am 18. Oktober 1748 mit den Landschaften Anghiera, Vigevano und Teilen von Pavia belohnt wurde. Wie im übrigen Italien so entfaltete sich nach der französischen Revolution auch in der Lombardei neues nationales Leben. Als Napoleon Bonaparte 1796 den Oberbefehl in Italien übernahm, begann die französische Invasion festen Fuß in M. zu fassen, jubelnd begrüßte man Frankreichs republikanische Heere, obgleich deren mit schneidender Härte gehandhabtes Aussaugungssystem bittere Täuschungen herbeiführte. 1797 trat das lombardische Gebiet in den Verband der neuerrichteten cisalpinischen (s. d.), seit 1802 italienischen Republik und wurde, nachdem Kaiser Napoleon I. auch für Italien die höchste monarchische Gewalt angenommen hatte, Bestandteil des Königreichs Italien. Nach dem Zusammenbruche des ersten französischen Kaiserreiches vereinigte Österreich das wiedererlangte mailändische Besitztum mit dem lombardisch-venetianischen Königreiche seiner Erbmonarchie, ohne der fortdauernd nationalen Bewegung, deren Ziele in politischer Selbstbestimmung und Befreiung von österreichischer Fremdherrschaft gipfelten, Halt gebieten zu können. Unter gärenden, unbefriedigten Verhältnissen brach 1848 der offene Aufstand aus, welcher, planlos geleitet und von Sardinien mangelhaft unterstützt, den siegreichen Waffen der Österreicher unterlag. Dennoch schwankte die transalpine Machtstellung Österreichs vor dem Unabhängigkeitsdrange Italiens, besonders nachdem sich Sardinien den aktiven Beistand Frankreichs gesichert hatte und zum vollständigen Bruche hindrängte. Der italienische Feldzug von 1859 verlief für Österreich unglücklich, welches im Züricher Frieden am 10. November 1859 durch Vermittelung Kaiser Napoleons III. die Lombardei an Sardinien abtrat. Seit Erstehung des geeinten italienischen Großstaates, 17. März 1861, bildet das mailändische Gebiet mit einem Areal von 2992 □km und 1,200,000 Einwohnern die Provinz M. lombardischen Kompartiments des Königreichs Italien. — Vgl. „Allgem. Weltgeschichte" von Wolfg. Menzel, Stuttgart 1863, Bd. VI, Buch 8; VII, 1. 4; IX, 1; X, 7. 10; XII, 6. — Ferner „Beiträge zur italienischen Geschichte" von A. v. Reumont, Berlin 1857, Bd. V.

Mailand, Hauptstadt der gleichnamigen italienischen Provinz, prächtigste und bevölkertste Stadt Oberitaliens mit 295,000 Einwohnern (Gemeinde 321,000), zugleich wichtiger Eisenbahn- und Straßenknotenpunkt und trotz alles stattgehabten Wechsels aufbauender und zerstörender Gewalten vieler Jahrhunderte, reich an Denkmalen älterer und neuerer Zeit, wie hauptsächlich des ganz aus weißem Marmor erbauten berühmten Domes, der größten Kirche Europas nächst der Peterskirche zu Rom, dessen seit 1386 begonnener Bau noch heute nicht vollendet ist, — ragt mit seiner glanzvollen, oft von schweren Heimsuchungen getrübten Geschichte bedeutend in die Vergangenheit hinein. Im Mittelalter Haupt des lombardischen Städtebundes unter Lehnsherrlichkeit des deutschen Kaisers, wurde die Kraft der stolzen und wehrhaften Stadt durch das Mißgeschick des beständig um die Herrschaft ringenden guelfisch-ghibellinischen Parteikampfes vielfach gelähmt bis zur Erstehung des mailändischen Herzogtums, dessen Schicksale M. fortan als Landeshauptstadt teilte. Diese zeichnete sich, wenn auch ihrer Selbständigkeit entkleidet, sowohl zur Zeit Visconti-schen Glanzes wie politischer Zerrüttung unter den Sforzas, als Pflanzstätte humaner Modebildung durch Pracht und höfische Feinheit, Förderung klassischer Studien und Pflege von Künsten und Wissenschaften aus. Von solcher Höhe 1545 zur fremdmächtlichen Provinzialhauptstadt hinabsteigend, erhielt sich M. auch unter spanischem Despotismus Lebensglanz und Lebenslust, Kunstfertigkeit und industrielles Streben. Als Erzbischof Graf Borromeo 1565—1584 in M. erfolgreiche Reformen unter dem verderbten Klerus vornahm, entbrannte zwischen seiner geistlichen Macht und der unbegrenzten Gewalt der spanischen Statthalterschaft, welche sich selbst Aufsicht und Disziplin des Klerus vorbehalten wollte, ein in das öffentliche Leben tief eingreifender harter Kampf, dessen Ausgleich erst unter Borromeos Nachfolger bewirkt werden konnte. Seit 1714, während vieler Friedensjahre unter österreichischem Scepter, spielte M. in den italienischen Kriegen der französischen Revolution eine Hauptrolle. Die Kriegführung dieser Feldzüge zielte stets auf den

Besitz dieser inmitten der lombardischen Ebene gelegenen und das Straßennetz Oberitaliens beherrschenden strategisch wichtigen, auch an Hilfsquellen für den Krieg so reichen Stadt. Bonapartes siegreicher Einzug am 14. Mai 1796 war für M. der Beginn fast ununterbrochener Besatzungen und Durchzüge. Am 29. April 1799 sahen die erstaunten Mailänder den russischen Sieger Suwórow (s. d.), nachdem er die Franzosen unter Moreau (s. d.) geschlagen, in seiner gewohnten bizarren Weise in ihre seit 28. Juni 1797 cisalpine Metropole einrücken. Schon im nächsten Jahre machte sich Bonaparte durch einen glänzenden Feldzug wieder zum Herrn von Oberitalien und besetzte am 2. Juni M. Vom 25. Januar 1802 ab Hauptstadt der italienischen Republik empfing diese bei Bildung des Königreichs Italien am 8. Mai 1805 den triumphierend einziehenden Kaiser Napoleon, der sich daselbst am 26. im großen Dome mit der eisernen Krone der lombardischen Könige schmückte. Nach Napoleons Sturze verblieb M. in der nun folgenden Zeit Residenz des österreichischen Vizekönigs von Lombardo-Venetien, zunehmend an äußerem Wohlstand, doch Agitationspunkt aller gegen Österreich gerichteten Anzettelungen. Mit der Pariser Februarrevolution nahte die unvermeidliche Krise des Aufstandes. Nachdem M. am 18. März 1848 die dreifarbige Fahne Italiens aufgepflanzt hatte, nötigte ein viertägiger Straßenkampf die Österreicher unter Marschall Radetzki, die Stadt zu räumen, doch zogen dieselben nach ihrem am 25. Juli bei Custozza erfochtenen Siege wieder ein. Neue Unruhen zu M. im März 1849 wurden leicht unterdrückt, aber bei der fortwährenden Unterwühlung der Lombardei brach am 6. Februar 1853 nochmals eine Empörung aus, welche Kontributionen und Belagerungszustand zur Folge hatte. Dessen ungeachtet wurde die österreichische Herrschaft immer unhaltbarer, die Aufregung in M. wuchs zusehends, bis Kaiser Napoleons III. Kriegsmanifest am 4. Mai 1859 Italien zum Freiheitskampfe rief. Nach der siegreichen Schlacht von Magenta (s. d.) hielten Kaiser Napoleon und König Viktor Emanuel am 8. Juni ihren feierlichen Einzug in das befreite M. Nun konzentrierte sich hier statt des bisherigen aufreibenden revolutionären Treibens ein ersprießliches Leben toleranter und gemeinnütziger Art. Hier auch fanden die religiösen Reformbestrebungen des Jahres 1870 ihren Hauptsitz, denen die Gemeinden der italienischen Protestanten fortan freie Kultusstätten zu verdanken hatten. Im April 1875 begegneten sich zu M. unter jubelndem Zurufe der Einwohner die Beherrscher der politisch geeinten deutschen und italienischen Reiche, prachtvolle Feste der alten Longobardenstadt feierten diese Zusammenkunft, welche das innige auf gemeinsame Interessen beruhende Freundschaftsverhältnis beider Völker von neuem befestigte. — Vgl. Schlußbemerkungen bei „M., Herzogtum".

Maillard, Stanislas. Um 1745 in Paris geboren, trat M. in Dienste bei dem Marquis de Sainte-Palaye, dann in einem Infanterieregimente. Verabschiedet kam er nach Paris zurück und kaufte eine Huissiersstelle am Châtelet. Sobald die Revolution von 1789 ausbrach, machte er sich bei den Emeuten bemerkbar, nahm am Bastillesturme teil und half zur Gefangennahme des Gouverneurs. Als am 5. Oktober der Pöbel, voran die Weiber, sich anschickte, das Hôtel-de-ville anzuzünden, erklärte M. einigen städtischen Beamten, er kenne kein anderes Mittel, um dies zu verhüten, als den Zug nach Versailles, ergriff eine Trommel, rührte sie und zog mit einigen Tausenden dahin. Mit dem Vortrab der Weiber erschien er in der eingeschüchterten Nationalversammlung, übertrieb enorm den Brotmangel und log, das vierpfündige Brot koste einen Thaler, forderte die momentane Absendung einer Deputation an den König, um ihm die Pariser Hungersnot vorzustellen, die Entfernung des Regiments Flandern und Abbitte der Garde-du-corps, wobei Robespierre ihn unterstützte. M. kehrte in einem Hofwagen nach Paris zurück, um über den Erfolg des Zugs zu berichten, und nahm an den Greueln des 6. Oktober keinen Anteil. Als das Châtelet diese Vorgänge untersuchte, stellte M. seine Zeugenaussage so hin, daß sie als Apologie erschien. In den Vorstadtklubs war er einer der Lieblingsredner, unter dem Gesindel besaß er großes Ansehen. Am 17. Juli 1791 war er für die bevorstehende Meuterei sehr thätig und unterzeichnete die Petition Brissots (s. d.) wegen Absetzung des Königs. Seit dem 29. August 1792 war er mit seinen Banden bei den Greueln thätig, die als die Septembermorde berüchtigt sind, metzelte mit viehischem Behagen Hunderte von Opfern in den Gefängnissen nieder und präsidierte dem Scheingerichte, das über ihr Leben urteilte; trotzdem hielten ihn seine Henkersknechte noch für zu milde und murrten über seine Barmherzigkeit. M. blieb bei der Geheimpolizei, ging im Januar 1793 in Mission nach Bordeaux und wurde nach seiner Rückkehr vom Sicherheitsausschusse mit der Polizei über die Verdächtigen betraut. Am 17. Dezember 1793 als Hébertist (s. „Hébert") angeklagt, kam er wieder in Freiheit und blieb Polizist. Unter dem Kaiserreiche änderte er den Namen und starb im Elend nach 1805. — Vgl. die Werke über die Revolution und „Nouvelle biographie générale", Bd. XXXII, Paris 1860.

Maillebois, Jean-Baptiste François Desmarest, Marquis de, Marschall von Frankreich, 1682 zu Paris geboren, ein Großneffe Colberts und schon 1703 Oberst, diente im Spanischen Erbfolgekriege und erscheint 1733 auf dem italienischen Kriegsschauplatze, wo er Tortona nahm und am Siege von Guastalla einen Hauptanteil hatte, befehligte 1735 das Reservecorps und erhielt für die Besiegung Theodors v. Neuhof, des Königs von Korsika (1739), im Jahre 1741 den Marschallsstab. In demselben Jahre mit einer Armee nach Deutschland gesandt, bewog er durch sein Erscheinen an der Grenze Hannovers Georg II. der Unterstützung Maria Theresias vorläufig zu entsagen. Im August 1742 wurde er mit 42,000 Mann nach Böhmen gesandt, um die in Prag eingeschlossenen Franzosen unter Belle-isle und Broglie zu entsetzen. Mangel an eigener Energie, verbunden mit der von Versailles erhaltenen Weisung nichts auf das Spiel zu setzen,

hinderten ihn an der Erreichung jenes Ziels; Karl von Lothringen, von Prag herbeigeeilt, verlegte ihm den Weg, und um 15,000 Mann geschwächt langte er im November unverrichteter Sache an der Isar an, worauf er abberufen wurde. 1745 ward er nach Italien geschickt, um von Nizza aus mit den auf Neapel gestützten Spaniern unter Gages die Austro-Sarden zu bekämpfen. Er nahm mehrere feste Plätze, schlug Karl Emanuel von Savoyen am 27. September bei Bassignano und drang in das Mailändische vor, unterlag aber im folgenden Jahre mit Gages vereint am 16. Juni bei Piacenza und mußte über die Ligurischen Alpen zurückweichen, wo seine sehr zusammengeschmolzene Armee in traurigem Zustande ankam. Belleisle mußte das Geschehene gut machen, und M. erhielt einen Ruheposten als Kommandierender im Elsaß. Er starb am 7. Februar 1762 zu Paris. Der Marquis de Pézay hat seine Feldzüge von 1745—46 beschrieben (Paris 1775). Zuverlässiges über seine Leistungen geben des General Pajol neuerdings erschienene „Guerres sous Louis XV.“.

Sein Sohn, Yves Marie Desmarest, Graf von M., im August 1715 geboren, ward beschuldigt, als General bei der in Hannover operierenden Armee, in der Schlacht von Hastenbeck (26. Juli 1757) den Marschall d'Estrées nicht genügend unterstützt und den Marschall Richelieu, dessen Nachfolger, um diesen zu verderben, nicht am Abschluß der Übereinkunft von Zeven verhindert zu haben. Ein Federkrieg war die Folge. Die Sache kam vor das Tribunal der Marschälle; M. ward verurteilt und brachte einige Zeit im Gefängnis zu. Bei Beginn der Revolution freiheitsfeindlicher Machinationen angeklagt, flüchtete er 1790 nach Belgien und starb am 14. Dezember 1791 zu Lüttich. — Vgl. „Nouvelle biographie générale“, Bd. XXXII, Paris 1863.

Maina (richtiger Mani) ist der moderne Name des südwestlichen Teils von Lakonien, nämlich das zwischen dem Lakonischen und dem Messenischen Golfe von Marathonisi und Skardamula nach dem Kap Matapan sich ziehende, von dem südlichsten Teile des Taygetos ausgefüllte, rauhe Gebirgsland. Der Name tritt historisch in der zweiten Hälfte des 9. Jahrhunderts n. Chr. hervor, wo in dem südlichsten Teile dieser Halbinsel die noch ungemischten Reste der alten hellenischen Eleuthero-Lakonen ihren Mittelpunkt in dem festen Platze Mani bei dem (jetzt Porto Quaglio genannten) Psamathos hatten. Der viel ausgedehntere Stamm der Maniaten oder Mainotten dagegen der neueren Jahrhunderte ist aller Wahrscheinlichkeit nach aus den Resten der alten Hellenen des Hochgebirges und aus Taygetos-Slawen (Milinger und Ezeriten) seit der Komnenenzeit zusammengewachsen. Ihre starke soldatische Kraft bewährten sie zuerst 1480, wo dieser neu entstandene Stamm der Maniaten den Osmanen, die damals seit 20 Jahren die neuen Herren in Morea waren, grimmig die Zähne zeigten. Ähnlich wie andere, namentlich auch griechische, Reste waffentüchtiger christlicher Völker im Reiche der Hohen Pforte sind die M. von den Osmanen niemals vollständig unterworfen worden, und haben stets eine bessere Stellung sich behauptet, als sonst die griechische Rajah; nur daß sie in den seltenen Fällen, wo die Heerführer der Pforte einmal planmäßig zu Wasser und zu Lande gegen sie vorgingen, wie unter anderem 1614 und 1670, die Anerkennung der türkischen Oberhoheit und die Zahlung des Kharadsch doch nicht verweigern konnten. Zur Klephturie zu Lande und noch mehr zur Piraterie stets bereit — die letztere wurde namentlich von den Bewohnern des dürren südlichen Landes, von Kakobunia, mit Vorliebe betrieben —, traten sie 1685 gern zu den Venetianern über, welche ihr ganzes Gebiet und dazu noch einen Teil des übrigen Lakonien, mit der Hauptstadt Misithra, als „Braccio di Maina“ (aus dem älteren la Magna bildete bei den Italienern sich der Name Maina) unter eigene „Rettoren“ stellten. Bei dem Untergange der venetianischen Herrschaft 1715 machten auch die M. ihren Frieden mit der Pforte, empörten sich 1770 wieder zugunsten der Russen, unterlagen aber schnell und wurden nun erheblich abhängiger als zuvor. Im Jahre 1776 wurde ihre Lage endgültig in folgender Weise durch Vertrag geregelt. Seit alters bestanden in den Dörfern und Städten ihres Landes große Familien, aus denen erbliche Lokal-Kapitäne hervorgingen, welche die obere Zivil- und Militärgewalt ausübten und die Steuern erhoben; allmählich waren acht Eparchieen entstanden, an deren Spitze Bezirkskapitäne standen, mit der Hoheit über die untergeordneten Kapitäne. Die versammelten Kapitäne aber bildeten den Rat des Landes, der aus seiner Mitte den obersten Kapitän ernannte. Seit 1776 fiel nun die Bestätigung dieses Mannes als „Bey“ in die Hand des Sultans, und wurde ferner die M. aus dem Paschalik Morea ausgesondert und unter die Hoheit des Kapudan-Pascha gestellt, der durch den Bey aufzubringende jährliche Tribut an die Pforte auf 1000 Dukaten, das Geschenk für den Kapudan-Pascha auf 2000 Piaster bestimmt. Als erster Bey dieser Art erscheint 1777 Tzanetos Kutupharis; sonst rivalisierten um die höchste Stelle mit einander die großen Familien Murtsinos und Mauromichalis. Über ein ziemlich ausgedehntes Gebiet verbreitet, welches in seiner Ausbreitung von dem zwischen 1785 und 1795 gegründeten Marathonisi bis zur messenischen Grenze bei Selitsa, in die nördliche, „Außen-Mani“, die bis Limeri reicht, in die mittlere (mit dem Hauptort Tsimova) und in die südliche Mani zerfällt, — waren die M. durch ihre patriarchalisch rauhen Sitten, durch ihre Freiheitsliebe, aber auch durch ihre Raubgier und blutige Wildheit berühmt; bei vielen achtbaren Zügen ihres Stammescharakters war ihr Land bis tief in die Gegenwart hinein das klassische Gebiet erbitterter Clan- und Familienfehden, die von den Schlössern oder Türmen der großen Geschlechter aus geführt und durch die volkstümliche Praxis der Blutrache genährt und gesteigert wurden.

Die M. haben unter ihrem seit 1811 regierenden Bey Peter Mauromichalis und dessen Familie an dem 1821 entbrannten griechischen Unabhängigkeitskriege einen sehr bedeutenden Anteil genommen, haben auch (1826) allen Angriffen der Ägypter unter Ibrahim-Pascha glänzend widerstanden.

Ihren alten Geist trotziger Unabhängigkeit zeigten sie zuletzt noch in ihrer Gegnerschaft gegen den Präsidenten Kapodistrias (1831) und im Jahre 1834 durch einen nur mühsam gedämpften Aufstand gegenüber den zivilisatorischen Maßregeln der bayerischen Regentschaft. Gegenwärtig ist die M. mit mehr als 40,000 Einwohnern in die zu der Nomarchie Lakonien gehörenden Eparchieen Gytheion und Oitylos gegliedert.

Maine, Louis Auguste de Bourbon, Herzog von. Am 31. März 1670 zu Versailles als zweiter Bastard Ludwigs XIV. von der Marquise de Montespan geboren, wurde M. am 20. Dezember 1673 durch königlichen Brief als Herzog von Maine und Aumale legitimiert, am 1. Februar 1674 Generaloberst der Schweizer und Graubündner, am 3. Februar d. J. Kapitän der Compagnie Schweizer und am 13. August 1675 Inhaber des Turenneschen Infanterieregiments, das nun den Namen „Regiment Maine" annahm. Sein Vater liebte ihn außerordentlich, erlaubte ihm im Januar 1680, den Beinamen „von Bourbon" zu tragen, machte ihn im Februar 1681 zum souveränen Fürsten von Dombes und Grafen von Eu, am 29. Mai 1682 zum Gouverneur des Languedoc, am 2. Juni 1686 zum Ritter seiner Orden und am 15. September 1688 zum Generale der Galeeren. Seine Erziehung leitete Frau v. Maintenon (s. d.), die er weit mehr als die Mutter liebte. Obwohl gut beanlagt, wurde nichts aus ihm als ein geziertes, pedantisches Wesen, das allmählich seine Mutter haßte, und ein toller Verschwender. 1691 soll er dazu beigetragen haben, seine Mutter zum Verlassen des Hofs zu bewegen, und bezog sofort ihre Gemächer in Versailles. Voll Freude vernahm er im Mai 1707 ihren Tod, legte keine Trauer an und verbarg seine Gefühle keineswegs. Am 24. Oktober 1688 zum kommandierenden Obersten eines Kavallerieregiments ernannt, zog er mit in den Krieg, kämpfte bei Philippsburg und führte acht Jahre nominell den Oberbefehl der Kavallerie, wurde 1690 Maréchal-de-camp, am 8. Mai 1692 Generallieutenant und nahm an den Schlachten von Fleurus und Steenkerken wie an der Belagerung Namurs teil. Doch gebrach es dem Herzoge völlig an Mut, und 1695 benahm er sich vor Namur so jämmerlich, daß sein Vater davon abstehen mußte, ihm das Kommando eines Heeres zu geben. Am 10. September 1694 wurde M. Großmeister der Artillerie, und der König ließ für ihn die erloschene Pairie der Grafen von Eu wieder aufleben. 1702 diente er zum letztenmale in Flandern.

Am 19. März 1692 heiratete M. die ehrgeizige und intriguante Prinzessin Anne Louise Benedicte de Bourbon, eine Tochter des Prinzen Henri Jules de Condé (geboren am 8. November 1676) und erhielt 1693 den Rang unmittelbar nach den Prinzen von Geblüt; 1700 kaufte er Sceaux, wo seine Gemahlin einen litterarischen Hof errichtete, einen Bienenorden am 11. Juni 1703 stiftete, der sehr gesucht ward, und intriguierte, den indolenten Gatten gewaltsam zur Ehrsucht erziehend. Als der Tod im Königshause die Reihen lichtete, erhob Ludwig XIV. durch Deklaration vom 29. Juli 1714 den Herzog und seinen Bruder, den Grafen von Toulouse, zu Prinzen von Geblüt und erklärte sie, für den Fall, daß das königliche Haus im legitimen Stamme erlösche, für thronfolgefähig. So viel Mißbehagen dies auch erregte, wurde es vom Parlamente stillschweigend hingenommen und von ihm die Urkunde am 2. August einregistriert. Frau v. Maintenon, die mütterlich für M. und Toulouse sorgte, hatte die Deklaration bewirkt, um dem Herzoge von Orléans entgegenzuarbeiten. Sie setzte auch das Testament Ludwigs von demselben Tage durch. Obgleich Ludwig M. mit Wohlthaten überhäuft hatte, begrüßte dieser Elende seinen Tod jubelnd. Er glaubte nun, an die Spitze Frankreichs zu treten. Das am 2. September 1715 eröffnete Testament ergab, daß M. zum Mitgliede des Regentschaftsrats ernannt, mit dem Oberbefehle der königlichen Haustruppen und mit der Aufsicht über Sicherheit, Pflege und Erziehung Ludwigs XV. betraut worden war. Als Philipp von Orléans im Parlamente die Regentschaft ansprach, wollte M. opponieren, aber Orléans gebot ihm zu schweigen; das Parlament schlug sich zu Orléans, dieser wurde Regent und das Testament umgestoßen. Endlich kam M., der wie ein Schuljunge dastand, zum Worte; anstatt die Fülle der Macht anzutreten, von der er und seine Frau geträumt hatten, stammelte er Entschuldigungen, erklärte sich zu jedem Opfer bereit und mußte damit zufrieden sein, daß ihm die nominelle Aufsicht über die Erziehung und Sicherheit Ludwigs XV. zugestanden wurde. Seitdem galt er für den ersten aller Unzufriedenen, die Herzogin schürte unablässig an ihm, eine Clique umgab beide, und sie hofften auf Spaniens Hilfe, um den Regenten zu stürzen. Dieser strafte M. am 1. Juli 1717 durch die Entziehung seines Thronfolgerechts und der Eigenschaft als Prinz von Geblüt, reduzierte ihn zum einfachen Pair und nahm ihm am 26. August 1718 die Aufsicht über die Erziehung des Königsknaben. War M. hierüber wütend, so beschloß die Herzogin, alle Mittel ins Werk zu setzen, um für sein und ihr Recht gegen die Willkür des Regenten zu kämpfen. Sie riß ihren schwachen Gemahl in die Verschwörung von 1718 hinein, die sie mit dem spanischen Gesandten, Herzog von Cellamare, einfädelte, um den Regenten zu stürzen, sein Ministerium unter Dubois (s. d.) zu beseitigen, die Regentschaft aber mit Spaniens Hilfe M. zu verschaffen. Dubois entdeckte jedoch das Komplott, man verhaftete Herzog und Herzogin von M. Der Herzog, der sich ohne jede Kraft benahm, wurde am 29. Dezember 1718 nach dem Schlosse Doullens, die Herzogin nach Dijon und 1719 nach Châlons gebracht. 1720 gab man beide frei, die Herzogin demütigte sich tief vor dem Regenten und umgab sich wieder in Sceaux mit Schöngeistern, die freilich oft ihre üble Laune erfahren mußten. Der Herzog hielt sich eine Zeit lang von ihr fern, da er ihr sein ganzes Elend vorwarf, und ging nach Clagny; er erhielt seine Ehrenstellen wieder, und das Edikt vom 26. April 1723 sprach ihm den Rang nach den Prinzen von Geblüt, vor den Herzogen und Pairs zu. Mit der Herzogin ausgesöhnt, erschien M. wieder bei Hof, wo Fleury (s. d.) ihm wohl wollte, und

beschäftigte sich am Abende seines Lebens mit Litteratur und Frömmigkeit. Nach furchtbaren Leiden an Gesichtskrebs starb M. zu Sceaux am 14. Mai 1736; am 23. Januar 1753 folgte ihm ebenda die Herzogin im Tode nach. Von ihren sieben Kindern wuchsen nur zwei heran, Louis Auguste de Bourbon, Fürst von Dombes, Generaloberst der Schweizer und Graubündner und Gouverneur des Languedoc, und Louis Charles de Bourbon, Graf von Eu, Großmeister der Artillerie und Generallieutenant. Ersterer starb unvermählt am 1. Oktober 1755 in Fontainebleau. Der Graf von Eu wurde nun Gouverneur des Languedoc, Generaloberst der Schweizer und Graubündner, resignierte aber 1762 auf letztere Stelle, tauschte am 28. März d. J. das ererbte Fürstentum Dombes gegen das Herzogtum Gisors und andere Ländereien an Ludwig XV. aus und beschloß, in Sceaux unvermählt sterbend, am 13. Juli 1775 den M.schen Stamm.

Vgl. besonders die Memoiren des Herzogs von Saint-Simon und P. Clément, Madame de Montespan et Louis XIV., Etude historique, 2. Aufl., Paris 1868.

Mainfeldzug s. preußisch-österreichisch-italienischer Krieg.

Maintenon, Françoise d'Aubigné, Marquise de. Als Enkelin des gewaltigen Vorkämpfers des Hugenottentums Theodore Agrippa d'Aubigné (gest. 1630) und Tochter des Wüstlings Baron Constant d'Aubigné im Gefängnisse zu Niort, wo letzterer wegen Hochverrats saß, am 27. November 1635 geboren, ging Françoise 1639 mit den Eltern nach Martinique, verlor dort 1645 den Vater und kehrte mit der Mutter nach Frankreich heim. Katholisch getauft, wurde sie bei ihrer streng calvinistischen Tante Madame de Villette aufgenommen und erzogen, bis eine Patin Frau v. Neuillant das arme schutzlose Mädchen zu sich zog und zum Katholicismus zu bekehren suchte. Diese brachte sie in das Ursulinerinnenkloster der Rue St. Jacques in Paris, Françoise trat hier zur römischen Kirche über und heiratete, da ihre Mutter gestorben war, um ihrer traurigen Lage zu entgehen, im Juni 1652 den alten Satirendichter Paul Scarron, einen Krüppel voll Geist. So gewann sie eine Stellung in der Welt, lebte inmitten der großen und glänzenden Gesellschaft, und bald fand sie zahlreiche Verehrer, war aber zu kühl und zu berechnet, um ihren Ruf zu riskieren. Sie wollte allen gefallen, aller Achtung gewinnen, steigen und Ehren genießen; daß sie schön war, kam ihr zugute; ihr sicheres gewandtes Wesen verlieh ihr Superiorität über ihre Gesellschaft. Am 14. Oktober 1660 verwitwet, zog sich Madame Scarron mit einer Pension von 2000 Frs. in das oben genannte Kloster zurück, sah aber nach wie vor die beste Gesellschaft und hütete bei aller Frivolität derselben ihren Ruf. Als die Königin-Mutter 1666 starb, verlor sie ihre Pension, aber Frau v. Montespan, mit der sie bekannt geworden war, bewog den König, sie ihr weiter zu zahlen. Sie gab nun ihren Plan auf, an den portugiesischen Hof zu gehen, und blieb in Paris. Als Frau v. Montespan 1669 zum erstenmale vom Könige Mutter ward, bot sie Madame Scarron an, die Erzieherin des Kindes zu werden; die vorsichtige Frau übernahm aber dies Amt nur, als der König es direkt wünschte. Sie entsagte ihrer Geselligkeit und erzog in einem Hause der Rue Vaugirard die Kinder Ludwigs XIV. und der Montespan in tiefem Geheimnisse. Anfangs war sie Ludwig antipathisch, er hielt sie für einen Schöngeist; aber ihre grenzenlose Sorgfalt für die 1673 legitimierten Kinder und deren innige Liebe zu ihr rührten ihn, ihre berechnete Selbstverleugnung betrog ihn, er wurde vertrauter mit ihr und gewann Geschmack an ihrem geistreichen Gespräche, während sie seinen Verführungskünsten kühl widerstand. Ludwig gab ihr reiche Geschenke, und sie konnte schon 1674 das Marquisat Maintenon, nach dem sie sich nun nannte, für 250,000 Livres kaufen. Bald wurde die Montespan auf sie eifersüchtig, jahrelang lebten und stritten sie mit einander, wiederholt sprach die Marquise de M. davon, den Hof zu verlassen, ließ sich aber leicht von ihrem Beichtvater, Abbé Gobelin, zum Bleiben bewegen, da sie für des Königs Heil nötig sei. Mit kalter Berechnung untergrub sie die Stellung der Montespan, strebte sie zu stürzen und selbst die erste Rolle zu spielen; auf Liebesgetändel verzichtend, wußte sie, daß es ihr bei ihren Jahren nicht anstehe, die Pfade einer La Vallière u. a. zu wandeln, und bestärkte Ludwig hingegen in seinen ernsten Gedanken; im Namen der Moral forderte sie von ihm die Entfernung ihrer Wohlthäterin, der Montespan, und gewann sich dadurch die ganze fromme Hofclique, selbst die Königin. Sie wurde 1680 Dame d'atours der Dauphine und schlug die Hand eines Herzogs aus, was Ludwig zu eigenen Gunsten auslegte. Die Montespan fiel, die Fontanges, ihre Nachfolgerin, starb rasch, und die M. war seit 1680 die erklärte Freundin des Monarchen, umschwärmt und umbettelt von aller Welt. Im Umgange mit ihr fand der alternde Monarch allmählich Beruhigung des Gewissens; sie näherte ihn der Königin, und als diese, voll Dankbarkeit für sie, am 30. Juli 1683 starb, wußte sie es zu verhüten, daß Ludwig wieder standesgemäß heirate. Sie stand auf der Höhe neben ihm, ihre sogenannte Tugend war überreich belohnt worden, Ludwig konnte nicht mehr ohne sie leben, und sie pflegte ihn aufopfernd, wenn er leidend war; seine Bastarde hingen voll Liebe an ihr, sein Beichtvater wirkte für sie. So kam es, daß Ludwig sie im September oder Oktober 1685 heimlich in der Kapelle zu Maintenon heiratete. Mit großem Takte und seltener Mäßigung fand sie sich in dieser mysteriös gehaltenen Rolle zurecht, während ihr die königliche Familie und der Hof voll Ehrerbietung begegneten, jedermann sich um ihre Protektion bewarb. Aber besänftigend und läuternd hat sie nicht auf Ludwig gewirkt; er wurde neben ihr verdrießlich, voll Mißtrauen und Fanatismus. Sie verhinderte nicht die Verwüstung der Pfalz, sie verband sich mit Louvois zur Protestantenverfolgung, sie drang in Ludwig, das Edikt von Nantes (s. d.) aufzuheben. Sie beherrschte Ludwig völlig, die Minister erstatteten ihr regelmäßig Bericht vom Gange der Geschäfte, und oft war Ministerrat bei ihr; durch zahlreiche geheime Korre-

spondenzen kannte sie die Stimmung im Reiche und im Auslande und wußte feindlichen Anschlägen bei ihrem Gemahle vorzubeugen. Sie verbreitete am Hofe einen mönchischen Ton und war selbst bei der Bereicherung ihrer Familie bescheiden; fast ausschließlich vergab sie die königlichen Gnadengeschenke; der traurigen Lage in ihrer Jugend eingedenk, veranlaßte sie 1684 den König zur Gründung einer Erziehungsanstalt für 250 arme Edelfräulein in St. Cyr und verwandte dafür großartige Summen; mit der Zeit fanden hier 400 Mädchen Aufnahme. Racine schrieb für diese Anstalt „Esther" und „Athalie", die dort aufgeführt wurden. Die Armen fanden in der M. eine gütige Beschützerin. Aber im engen Bunde mit Rom ging „die Mutter der Kirche" gegen die Gallikanischen Freiheiten, gegen die Quietisten, gegen Fénelon, den sie früher verehrt hatte, gegen die Jansenisten vor. Der Umgang mit Ludwig langweilte sie immer mehr; als sein Tod nahte, ermahnte sie ihn, nicht an sie sondern an Gott zu denken, und eilte nach St. Cyr, anstatt ihm zur Seite zu bleiben. Der Regent besuchte sie in St. Cyr, wo sie fortan residierte, und versprach ihr pünktliche Bezahlung ihrer Pension von 48,000 Livres. Sie zog sich fast ganz von der Welt zurück, doch besuchte sie Zar Peter 1717. Schwer traf sie die Kunde der Verhaftung ihres Lieblings Maine (s. d.). Sie starb zu St. Cyr, wo sie begraben ward, am 15. April 1719. Da sie „ein Rätsel für die Nachwelt" bleiben wollte, verbrannte sie die Korrespondenz mit König und Beichtvater; übrig blieben ihre Briefe an ihren Bruder, an die Prinzessin des Ursins, an den Kardinal von Noailles, an den Herzog von Noailles u. a., die ihren ruhigen und eleganten Stil bekunden. — Vgl. Herzog Paul von Noailles, Histoire de Madame de Maintenon, 4 Bde., Paris 1848—1858; Théophile Lavallée, Correspondance générale de Madame de Maintenon, 4 Bde., Paris 1865—1866; Ders., Oeuvres de Madame de Maintenon etc., 12 Bde., Paris 1854 ff.; Ders., Madame de Maintenon et la maison royale de St. Cyr, 2. Aufl., Paris 1876; Philippson, Das Zeitalter Ludwigs des Vierzehnten, Berlin 1879.

Mainz, Stadt und Erzbistum. Die Stadt M. seit dem Jahre 753 der Sitz eines Erzbischofs (s. „Kurfürsten") und im Mittelalter, als das Haupt des, auf Anregung ihres Kämmerers Arnold Walpod, 1254 gegründeten Rheinischen Städtebundes, ein mächtiger und reicher Handelsplatz, war bei Beginn der neueren Geschichte tief gesunken. Sie hatte sich der Vergewaltigung durch ihre geistlichen Oberhirten nicht entziehen können und bot in den letzten drei Jahrhunderten vor der französischen Revolution das Bild einer gefallenen Größe. Früher freie Reichsstadt, blühend durch Handel und Gewerbe, die vornehmste Stadt Deutschlands, von kräftigen mannhaften Bürgern bewohnt, von geistigem Leben und wissenschaftlichem Streben erfüllt, war sie jetzt die Residenz eines geistlichen Fürsten, welchen ein üppiger Hofstaat umgab und dessen glänzender Haushalt einen zahlreichen Adel in die Stadt zog, eine ansehnliche, hohe wie niedere, Dienerschaft erforderte; die übrige Einwohnerschaft aber war verarmt; für sie war nicht gut wohnen unter dem Krummstabe. Eine Fehde zwischen zweien ihrer Bischöfe war Veranlassung, daß die Stadt den letzten Rest ihrer Selbständigkeit einbüßte. Diether II., ein Graf von Isenburg, war zum Erzbischofe gewählt, da er indessen die Annaten (10,000 Gulden) nicht bezahlte, ward er vom Papste abgesetzt; an seiner Stelle ernannte dieser den Grafen Adolf II. von Nassau. Beide bekriegten sich; die Bürger aber standen zu Diether. In der Nacht vom 27. zum 28. Oktober 1462 überfiel Adolf die Stadt; verzweifelt wehrten sich die Bürger, aber sie unterlagen. Die beiden Fürsten legten ihren Streit durch einen zu Frankfurt abgeschlossenen Vertrag bei, Diether entsagte, und M. blieb, was es geworden war, erzbischöfliche Stadt. Daß Diether nach Adolfs 1475 erfolgtem Tode zum zweitenmale als Erzbischof bestellt wurde, änderte hierin nichts; Kaiser Maximilian verleibte vielmehr die Stadt 1486 dem Erzbistum förmlich ein; Diether errichtete 1477 die Universität, welche bis 1790 bestand. Stadt und Stift waren verarmt; die Kriegsdrangsale der nachfolgenden Zeiten trugen dazu bei, das Wiederaufblühen der alten Herrlichkeit zu verhindern.

Zuerst fiel 1552 Markgraf Albrecht von Brandenburg-Kulmbach mit seinen Scharen in das Stift ein, brandschatzte und drangsalte M. den Juli- und den Augustmonat hindurch auf das fürchterlichste und zog erst ab, als kaiserliche Truppen nahten; dann begannen siebzig Jahre später die Heimsuchungen des Dreißigjährigen Krieges. Durch Spinola, Tilly, Mansfeld, Christian von Braunschweig und andere eingeleitet, wurden sie besonders schwer und drückend, nachdem Gustav Adolf, welcher am 17. Dezember 1631 bei Oppenheim den Rhein überschritt, am 23. nach dreitägiger Einschließung das von den Kaiserlichen besetzte M. genommen hatte. Die Schweden machten daraus den Hauptstützpunkt für ihre Operationen im südwestlichen Deutschland; sie verstärkten die Festungswerke und legten zwischen Main und Rhein die Gustavsburg an. Im Juni und Juli 1635 wurden sie in M. von den Kaiserlichen vergeblich belagert, am 23. September schritten diese zu einer zweiten Belagerung und am 23. Dezember mußte die Besatzung, durch Hunger gezwungen, mit Gallas eine Kapitulation eingehen; 1636 gaben die Kaiserlichen sie dem Kurfürsten zurück, welcher sie indes am 15. September 1644 dem Herzoge von Enghien, nachmals der Große Condé genannt, ohne Gegenwehr überließ. Durch den Westfälischen Frieden wurde das Erzbistum dem Kurfürsten Johann Philipp von Schönborn zurückgegeben, doch verlor er die Bistümer Verden und Halberstadt, wogegen er 1667 Erfurt unterwarf. Auch sonst that dieser Kurfürst manches, um die durch den Krieg seinem Lande geschlagenen Wunden zu heilen; von ihm rührt die M.er Hofgerichtsordnung her. Durch den Krieg über die militärisch wichtige Lage der Stadt aufgeklärt, ließ er letztere durch den kaiserlichen Ingenieur Georg Spalla von 1657 bis 1676 nach dem Bastionärsystem neu befestigen. Ihre erste Probe bestand die Festung indessen schlecht; als 1688 Marschall Boufflers vor der-

selben erschien, wurde sie ihm am 16. Oktober ohne weiteres übergeben; auch wenn man den ernsten Willen gehabt hätte, sie zu verteidigen, würden die vorhandenen Kräfte zu nachhaltiger Gegenwehr nicht ausgereicht haben. 1689 erschien Herzog Karl von Lothringen vor der Stadt, schloß sie am 6. Juli ein, eröffnete am 12. die Laufgräben, war am 8. September bis zur Breschierung gelangt und stand im Begriff zu stürmen, als der französische Kommandant d'Uxelles die Stadt übergab. Von den späteren Kriegen Ludwigs XIV. wurde M. verhältnismäßig wenig berührt, nach Beendigung des Spanischen Erbfolgekrieges aber zur Reichsfestung erklärt und darauf durch Anlage von Außenwerken bedeutend verstärkt; als während des Polnischen Thronfolgekrieges der Stadt Gefahr zu drohen schien, wurden dem Prinzen Eugen zwei Römermonate zu weiterer Vermehrung der Widerstandsfähigkeit bewilligt. Das fast ununterbrochen gute Einvernehmen zwischen Österreich und Frankreich hatte aber zur Folge, daß die Werke von M. vernachlässigt wurden; die Stadt war daher bei Beginn der Kriege, welche die französische Revolution in ihrem Gefolge hatte, in schlechtem Verteidigungszustande; die Besatzung bestand lediglich aus den mainzischen Truppen.

Trotzdem war es keineswegs eine militärische Notwendigkeit, daß M., nachdem Custine am 18. Oktober 1792 mit 12,000 Mann und 8 Feldgeschützen vor der Stadt erschienen war und an den beiden folgenden Tagen kaum ernstlich gemeinte Angriffe auf dieselbe gemacht hatte, am 21. kapitulierte. Während der Besetzung durch die Franzosen spielten sich in M. lächerliche Scenen republikanischer Schilderhebung ab, unter denen die im März 1793 abgehaltenen Verhandlungen des sogen. deutschen Nationalkonvents die tollsten waren. — In diesem Jahre 1793 hielten die Verbündeten es für eine ihrer Hauptaufgaben, M. wieder zu nehmen. Am 10. April wurde die Stadt eingeschlossen, am 18. Juni wurden die Laufgräben eröffnet und am 23. Juli schloß der Kommandant, General d'Oyré, nach tapferer Gegenwehr, jedoch ehe eine Bresche in den Hauptwall gelegt war, mit dem Befehlshaber der preußischen Truppen, dem General Graf Kalkreuth, eine Kapitulation ab, in Gemäßheit deren er mit der 18,000 Mann starken Besatzung abzog. — Im November 1794 schlossen die Franzosen M. auf dem linken Rheinufer von neuem ein, und im Sommer 1795 dehnte Jourdan diese Cernierung auch auf das rechte Ufer aus, doch blieb die österreichische Besatzung in steter Verbindung mit ihren eigenen Truppen, und am 13. Oktober entsetzte der österreichische Feldmarschall Graf Clerfayt, dessen Truppen die französischen Schanzen stürmten, M. auf der rechten Rheinseite; am 29. wurden die Franzosen durch den Ausfall einer von Clerfayt in der vorangegangenen Nacht nach M. geführten Armeeabteilung auch auf dem linken Ufer aus der Nachbarschaft der Stadt vertrieben. Der Präliminarfrieden von Leoben aber überlieferte diese 1797 den Franzosen, und im Frieden von Luneville wurde sie 1801 ihnen förmlich abgetreten. Am 23. Oktober 1802, nachdem Frankreich mit dem Papste am 15. Juli 1801 ein Konkordat geschlossen hatte, ward in M. ein Bischof eingesetzt; seitdem ist M. Bistum geblieben.

Der Reichsdeputationshauptschluß vom 25. Februar 1803 verweltlichte das Stift, dessen letzter Erzbischof und Kurfürst Friedrich Karl Joseph von Erthal war. Das Erzstift umfaßte damals die Bistümer Worms, Straßburg, Speier, Konstanz, Augsburg, Chur, Würzburg, Eichstädt, Paderborn, Hildesheim und Fulda, im ganzen 150 Geviertmeilen mit 209,000 Einwohnern, früher hatten noch Mähren, Magdeburg, Bamberg, Prag, Verden und Halberstadt dazu gehört. Frankreich erhielt alles, was auf dem linken Rheinufer lag, dazu behielt es widerrechtlich das ihm nicht abgetretene Castel, den Brückenkopf von M.; Preußen bekam das Eichsfeld, Erfurt und andere Gebietsteile in Thüringen, auch Hessen-Cassel und Hessen-Darmstadt wurden bedacht; aus den Fürstentümern Aschaffenburg und Regensburg, der Grafschaft Wetzlar und einigen anderen Länderstücken wurde für den Koadjutor des letzten Erzbischofs, Karl Theodor v. Dalberg (s. d.), ein neues Erzbistum geschaffen. M. blieb nun bis zum Jahre 1814 unter französischer Herrschaft. Die Stadt begann aufzublühen, der Präfekt Jeanbon Saint-André erwies sich als ein einsichtiger und sorgsamer Verwaltungsbeamter. Dann begann die Kriegsdrangsal von neuem. In den ersten Tagen des Januar 1814 wurde die Stadt von verbündeten Truppen unter dem Herzoge von Sachsen-Coburg blockiert und am 4. Mai auf Befehl König Ludwigs XVIII. ihnen von dem Gouverneur, General Morand, übergeben. Durch den Wiener Kongreß kam sie an Hessen-Darmstadt, welches sie am 12. Juli 1816 in Besitz nahm, mit der Einschränkung jedoch, daß M. Bundesfestung sein sollte; die Besatzung (im Frieden 7000 Mann Infanterie, 200 Pferde, im Kriege nicht unter 20,000 Mann, 600 Pferde) stellten im Frieden Österreich und Preußen zu gleichen Teilen, dazu kam ein Großherzoglich hessisches Bataillon, im Kriege sollte sie zu einem Drittel aus Österreichern, Preußen und anderen Bundestruppen gebildet werden. Gouverneur und Kommandant wechselten alle fünf Jahre; gab Österreich den einen, so ernannte Preußen den anderen. 1819 wurde M. Sitz der Zentraluntersuchungskommission zur Ermittelung revolutionärer Umtriebe, welche in Gemäßheit der Karlsbader Beschlüsse niedergesetzt war und erst 1828, ohne zu einem befriedigenden Ergebnisse gelangt zu sein, ihre Thätigkeit beendete. — Das Jahr 1848 sah in M. wiederholt den Schauplatz heftiger Unruhen, namentlich hatte am 21. Mai die preußische Besatzung einen blutigen Straßenkampf zu bestehen. — Bei Ausbruch des Krieges von 1866 verließen die preußischen Truppen die Stadt; durch den Frieden von Prag erhielt Preußen dort das alleinige Besatzungsrecht; gegenwärtig ist M. Reichsfestung und Hauptstadt der Großherzoglich hessischen Rheinprovinz.

Vgl. „Die militärisch-politische Geschichte der Bundesfestung M.“ (Mainz 1835) von Schaab, sowie desselben Verfassers „Topographische Geschichte der Stadt M.“ (Mainz 1841—1851), 4 Bde.

spondenzen kannte sie die Stimmung im Reiche und im Auslande und wußte feindlichen Anschlägen bei ihrem Gemahle vorzubeugen. Sie verbreitete am Hofe einen mönchischen Ton und war selbst bei der Bereicherung ihrer Familie bescheiden; fast ausschließlich vergab sie die königlichen Gnadengeschenke; der traurigen Lage in ihrer Jugend eingedenk, veranlaßte sie 1684 den König zur Gründung einer Erziehungsanstalt für 250 arme Edelfräulein in St. Cyr und verwandte dafür großartige Summen; mit der Zeit fanden hier 400 Mädchen Aufnahme. Racine schrieb für diese Anstalt „Esther" und „Athalie", die dort aufgeführt wurden. Die Armen fanden in der M. eine gütige Beschützerin. Aber im engen Bunde mit Rom ging „die Mutter der Kirche" gegen die Gallikanischen Freiheiten, gegen die Quietisten, gegen Fénelon, den sie früher verehrt hatte, gegen die Jansenisten vor. Der Umgang mit Ludwig langweilte sie immer mehr; als sein Tod nahte, ermahnte sie ihn, nicht an sie sondern an Gott zu denken, und eilte nach St. Cyr, anstatt ihm zur Seite zu bleiben. Der Regent besuchte sie in St. Cyr, wo sie fortan residierte, und versprach ihr pünktliche Bezahlung ihrer Pension von 48,000 Livres. Sie zog sich fast ganz von der Welt zurück, doch besuchte sie Zar Peter 1717. Schwer traf sie die Kunde der Verhaftung ihres Lieblings Maine (s. d.). Sie starb zu St. Cyr, wo sie begraben ward, am 15. April 1719. Da sie „ein Rätsel für die Nachwelt" bleiben wollte, verbrannte sie die Korrespondenz mit König und Beichtvater; übrig blieben ihre Briefe an ihren Bruder, an die Prinzessin des Ursins, an den Kardinal von Noailles, an den Herzog von Noailles u. a., die ihren ruhigen und eleganten Stil bekunden. — Vgl. Herzog Paul von Noailles, Histoire de Madame de Maintenon, 4 Bde., Paris 1848—1858; Théophile Lavallée, Correspondance générale de Madame de Maintenon, 4 Bde., Paris 1865—1866; Ders., Oeuvres de Madame de Maintenon etc., 12 Bde., Paris 1854 ff.; Ders., Madame de Maintenon et la maison royale de St. Cyr, 2. Aufl., Paris 1876; Philippson, Das Zeitalter Ludwigs des Vierzehnten, Berlin 1879.

Mainz, Stadt und Erzbistum. Die Stadt M. seit dem Jahre 753 der Sitz eines Erzbischofs (s. „Kurfürsten") und im Mittelalter, als das Haupt des, auf Anregung ihres Kämmerers Arnold Walpod, 1254 gegründeten Rheinischen Städtebundes, ein mächtiger und reicher Handelsplatz, war bei Beginn der neueren Geschichte tief gesunken. Sie hatte sich der Vergewaltigung durch ihre geistlichen Oberhirten nicht entziehen können und bot in den letzten drei Jahrhunderten vor der französischen Revolution das Bild einer gefallenen Größe. Früher freie Reichsstadt, blühend durch Handel und Gewerbe, die vornehmste Stadt Deutschlands, von kräftigen mannhaften Bürgern bewohnt, von geistigem Leben und wissenschaftlichem Streben erfüllt, war sie jetzt die Residenz eines geistlichen Fürsten, welchen ein üppiger Hofstaat umgab und dessen glänzender Haushalt einen zahlreichen Adel in die Stadt zog, eine ansehnliche, hohe wie niedere, Dienerschaft erforderte; die übrige Einwohnerschaft aber war verarmt; für sie war nicht gut wohnen unter dem Krummstabe. Eine Fehde zwischen zweien ihrer Bischöfe war Veranlassung, daß die Stadt den letzten Rest ihrer Selbständigkeit einbüßte. Diether II., ein Graf von Ysenburg, war zum Erzbischofe gewählt, da er indessen die Annaten (10,000 Gulden) nicht bezahlte, ward er vom Papste abgesetzt; an seiner Stelle ernannte dieser den Grafen Adolf II. von Nassau. Beide bekriegten sich; die Bürger aber standen zu Diether. In der Nacht vom 27. zum 28. Oktober 1462 überfiel Adolf die Stadt; verzweifelt wehrten sich die Bürger, aber sie unterlagen. Die beiden Fürsten legten ihren Streit durch einen zu Frankfurt abgeschlossenen Vertrag bei, Diether entsagte, und M. blieb, was es geworden war, erzbischöfliche Stadt. Daß Diether nach Adolfs 1475 erfolgtem Tode zum zweitenmale als Erzbischof bestellt wurde, änderte hierin nichts; Kaiser Maximilian verleibte vielmehr die Stadt 1486 dem Erzbistum förmlich ein; Diether errichtete 1477 die Universität, welche bis 1790 bestand. Stadt und Stift waren verarmt; die Kriegsdrangsale der nachfolgenden Zeiten trugen dazu bei, das Wiederaufblühen der alten Herrlichkeit zu verhindern.

Zuerst fiel 1552 Markgraf Albrecht von Brandenburg-Kulmbach mit seinen Scharen in das Stift ein, brandschatzte und drangsalte M. den Juli- und den Augustmonat hindurch auf das fürchterlichste und zog erst ab, als kaiserliche Truppen nahten; dann begannen siebzig Jahre später die Heimsuchungen des Dreißigjährigen Krieges. Durch Spinola, Tilly, Mansfeld, Christian von Braunschweig und andere eingeleitet, wurden sie besonders schwer und drückend, nachdem Gustav Adolf, welcher am 17. Dezember 1631 bei Oppenheim den Rhein überschritt, am 23. nach dreitägiger Einschließung das von den Kaiserlichen besetzte M. genommen hatte. Die Schweden machten daraus den Hauptstützpunkt für ihre Operationen im südwestlichen Deutschland; sie verstärkten die Festungswerke und legten zwischen Main und Rhein die Gustavsburg an. Im Juni und Juli 1635 wurden sie in M. von den Kaiserlichen vergeblich belagert, am 23. September schritten diese zu einer zweiten Belagerung und am 23. Dezember mußte die Besatzung, durch Hunger gezwungen, mit Gallas eine Kapitulation eingehen; 1636 gaben die Kaiserlichen sie dem Kurfürsten zurück, welcher sie indes am 15. September 1644 dem Herzoge von Enghien, nachmals der Große Condé genannt, ohne Gegenwehr überließ. Durch den Westfälischen Frieden wurde das Erzbistum dem Kurfürsten Johann Philipp von Schönborn zurückgegeben, doch verlor er die Bistümer Verden und Halberstadt, wogegen er 1667 Erfurt unterwarf. Auch sonst that dieser Kurfürst manches, um die durch den Krieg seinem Lande geschlagenen Wunden zu heilen; von ihm rührt die M.er Hofgerichtsordnung her. Durch den Krieg über die militärisch wichtige Lage der Stadt aufgeklärt, ließ er letztere durch den kaiserlichen Ingenieur Georg Spalla von 1657 bis 1676 nach dem Bastionärsystem neu befestigen. Ihre erste Probe bestand die Festung indessen schlecht; als 1688 Marschall Boufflers vor der-

selben erschien, wurde sie ihm am 16. Oktober ohne weiteres übergeben; auch wenn man den ernsten Willen gehabt hätte, sie zu verteidigen, würden die vorhandenen Kräfte zu nachhaltiger Gegenwehr nicht ausgereicht haben. 1689 erschien Herzog Karl von Lothringen vor der Stadt, schloß sie am 6. Juli ein, eröffnete am 12. die Laufgräben, war am 8. September bis zur Breschierung gelangt und stand im Begriff zu stürmen, als der französische Kommandant d'Uxelles die Stadt übergab. Von den späteren Kriegen Ludwigs XIV. wurde M. verhältnismäßig wenig berührt, nach Beendigung des Spanischen Erbfolgekrieges aber zur Reichsfestung erklärt und darauf durch Anlage von Außenwerken bedeutend verstärkt; als während des Polnischen Thronfolgekrieges der Stadt Gefahr zu drohen schien, wurden dem Prinzen Eugen zwei Römermonate zu weiterer Vermehrung der Widerstandsfähigkeit bewilligt. Das fast ununterbrochen gute Einvernehmen zwischen Österreich und Frankreich hatte aber zur Folge, daß die Werke von M. vernachlässigt wurden; die Stadt war daher bei Beginn der Kriege, welche die französische Revolution in ihrem Gefolge hatte, in schlechtem Verteidigungszustande; die Besatzung bestand lediglich aus den mainzischen Truppen.

Trotzdem war es keineswegs eine militärische Notwendigkeit, daß M., nachdem Custine am 18. Oktober 1792 mit 12,000 Mann und 8 Feldgeschützen vor der Stadt erschienen war und an den beiden folgenden Tagen kaum ernstlich gemeinte Angriffe auf dieselbe gemacht hatte, am 21. kapitulierte. Während der Besetzung durch die Franzosen spielten sich in M. lächerliche Scenen republikanischer Schilderhebung ab, unter denen die im März 1793 abgehaltenen Verhandlungen des sogen. deutschen Nationalkonvents die tollsten waren. — In diesem Jahre 1793 hielten die Verbündeten es für eine ihrer Hauptaufgaben, M. wieder zu nehmen. Am 10. April wurde die Stadt eingeschlossen, am 18. Juni wurden die Laufgräben eröffnet und am 23. Juli schloß der Kommandant, General d'Oyre, nach tapferer Gegenwehr, jedoch ehe eine Bresche in den Hauptwall gelegt war, mit dem Befehlshaber der preußischen Truppen, dem General Graf Kalkreuth, eine Kapitulation ab, in Gemäßheit deren er mit der 18,000 Mann starken Besatzung abzog. — Im November 1794 schlossen die Franzosen M. auf dem linken Rheinufer von neuem ein, und im Sommer 1795 dehnte Jourdan diese Cernierung auch auf das rechte Ufer aus, doch blieb die österreichische Besatzung in steter Verbindung mit ihren eigenen Truppen, und am 13. Oktober entsetzte der österreichische Feldmarschall Graf Clerfayt, dessen Truppen die französischen Schanzen stürmten, M. auf der rechten Rheinseite; am 29. wurden die Franzosen durch den Ausfall einer von Clerfayt in der vorangegangenen Nacht nach M. geführten Armeeabteilung auch auf dem linken Ufer aus der Nachbarschaft der Stadt vertrieben. Der Präliminarfrieden von Leoben aber überlieferte diese 1797 den Franzosen, und im Frieden von Luneville wurde sie 1801 ihnen förmlich abgetreten. Am 23. Oktober 1802, nachdem Frankreich mit dem Papste am 15. Juli 1801 ein Konkordat geschlossen hatte, ward in M. ein Bischof eingesetzt; seitdem ist M. Bistum geblieben.

Der Reichsdeputationshauptschluß vom 25. Februar 1803 verweltlichte das Stift, dessen letzter Erzbischof und Kurfürst Friedrich Karl Joseph von Erthal war. Das Erzstift umfaßte damals die Bistümer Worms, Straßburg, Speier, Konstanz, Augsburg, Chur, Würzburg, Eichstädt, Paderborn, Hildesheim und Fulda, im ganzen 150 Geviertmeilen mit 209,000 Einwohnern, früher hatten noch Mähren, Magdeburg, Bamberg, Prag, Verden und Halberstadt dazu gehört. Frankreich erhielt alles, was auf dem linken Rheinufer lag, dazu behielt es widerrechtlich das ihm nicht abgetretene Castel, den Brückenkopf von M.; Preußen bekam das Eichsfeld, Erfurt und andere Gebietsteile in Thüringen, auch Hessen-Cassel und Hessen-Darmstadt wurden bedacht; aus den Fürstentümern Aschaffenburg und Regensburg, der Grafschaft Wetzlar und einigen anderen Länderstücken wurde für den Koadjutor des letzten Erzbischofs, Karl Theodor v. Dalberg (s. d.), ein neues Erzbistum geschaffen. M. blieb nun bis zum Jahre 1814 unter französischer Herrschaft. Die Stadt begann aufzublühen, der Präfekt Jeanbon Saint-André erwies sich als ein einsichtiger und sorgsamer Verwaltungsbeamter. Dann begann die Kriegsdrangsal von neuem. In den ersten Tagen des Januar 1814 wurde die Stadt von verbündeten Truppen unter dem Herzoge von Sachsen-Coburg blockiert und am 4. Mai auf Befehl König Ludwigs XVIII. ihnen von dem Gouverneur, General Morand, übergeben. Durch den Wiener Kongreß kam sie an Hessen-Darmstadt, welches sie am 12. Juli 1816 in Besitz nahm, mit der Einschränkung jedoch, daß M. Bundesfestung sein sollte; die Besatzung (im Frieden 7000 Mann Infanterie, 200 Pferde, im Kriege nicht unter 20,000 Mann, 600 Pferde) stellten im Frieden Österreich und Preußen zu gleichen Teilen, dazu kam ein Großherzoglich hessisches Bataillon, im Kriege sollte sie zu einem Drittel aus Österreichern, Preußen und anderen Bundestruppen gebildet werden. Gouverneur und Kommandant wechselten alle fünf Jahre; gab Österreich den einen, so ernannte Preußen den anderen. 1819 wurde M. Sitz der Zentraluntersuchungskommission zur Ermittelung revolutionärer Umtriebe, welche in Gemäßheit der Karlsbader Beschlüsse niedergesetzt war und erst 1828, ohne zu einem befriedigenden Ergebnisse gelangt zu sein, ihre Thätigkeit beendete. — Das Jahr 1848 sah in M. wiederholt den Schauplatz heftiger Unruhen, namentlich hatte am 21. Mai die preußische Besatzung einen blutigen Straßenkampf zu bestehen. — Bei Ausbruch des Krieges von 1866 verließen die preußischen Truppen die Stadt; durch den Frieden von Prag erhielt Preußen dort das alleinige Besatzungsrecht; gegenwärtig ist M. Reichsfestung und Hauptstadt der Großherzoglich hessischen Rheinprovinz.

Vgl. „Die militärisch-politische Geschichte der Bundesfestung M." (Mainz 1835) von Schaab, sowie desselben Verfassers „Topographische Geschichte der Stadt M." (Mainz 1841—1851), 4 Bde.

Maison, Nicolas Joseph, Marquis de, Marschall von Frankreich, am 19. Dezember 1770 zu Epinay-sur-Seine geboren, eines Bauern Sohn, durch die Revolution Soldat und bald Offizier, noch rascher aber durch die Willkür der Volksrepräsentanten bei der Nordarmee wieder gemeiner Soldat, focht, bis zum Jahre 1814 verhältnismäßig nur langsam aufsteigend, durch Bernadotte und sein eigenes Verdienst gefördert, von Napoleon wenig begünstigt, auf verschiedenen Kriegsschauplätzen, zuerst in den Niederlanden, 1796 in Deutschland, 1797 in Italien, 1799 in Holland, 1805 wieder in Deutschland, 1806/7 gegen Preußen, 1808 in Spanien, 1812 in Rußland und 1813 nochmals in Deutschland, wo u. a. seine Vorsicht bei Haynau die ihm unterstellten Truppen vor dem Untergange rettete. Zu selbständiger und hervorragender Thätigkeit gelangte er erst 1814, wo ihm mit wenigen Truppen die Verteidigung Belgiens gegen überlegene Kräfte oblag. Er entledigte sich dieses Auftrages mit glänzendem Erfolge; die Vorschläge Ludwigs XVIII., welcher ihn zu sich herüberzuziehen versuchte, wies er ab; der König sah sich in seiner Erwartung, daß die Zurücksetzungen, welche M. vom Kaiser erfahren hatte, ihn zum Verräter machen würden, getäuscht; Napoleon ließ M.s militärischen Fähigkeiten jetzt volle Gerechtigkeit widerfahren. Belgien hatte er freilich auf die Dauer nicht behaupten können. Den Bourbons, welchen er sich 1814 unterworfen hatte, blieb er auch 1815 treu; er verschmähte Napoleons Aufforderungen zum Übertritt. Nach der zweiten Restauration nahm er am politischen Leben teil; der Verfassungspartei angehörig, stieg und fiel er mit dieser. 1828 erhielt er den Oberbefehl des nach Griechenland gesandten Expeditionscorps. Am 17. August schiffte er sich mit 14,000 Mann in Toulon ein, landete in Koron, bestimmte Ibrahim Pascha zur Räumung des Landes und setzte sich in demselben, eine Reihe von festen Plätzen mehr oder weniger gewaltsam einnehmend, immer mehr fest, kehrte aber, zum Marschall ernannt, schon im April 1829 nach Frankreich zurück. Als die Julirevolution ausgebrochen war, schloß er sich Louis Philipp an und veranlaßte, nach Rambouillet gesandt, Karl X., den Kampf aufzugeben. Im November 1830 war er 14 Tage lang unter Lafitte Minister des Auswärtigen, ward dann Gesandter in Wien, später in St. Petersburg und am 30. April 1835 Kriegsminister; als solcher erwarb er sich mancherlei Verdienst um die Verwaltung. Am 19. September 1836 legte er sein Portefeuille nieder, zog sich in das Privatleben zurück, fuhr aber fort, in der Pairskammer der liberalen Partei zu dienen, und starb am 13. Februar 1840 zu Paris. In seinem Kriegsleben war er so vielfach und schwer verwundet, daß seine Erhaltung ein halbes Wunder war; seiner niederen Herkunft hat er sich nie geschämt. — Vgl. „Nouvelle biographie générale", Bd. XXXII, Paris 1863.

Maitland, s. Lauderdale.

Maizieres, s. Ladon.

Malachowski, Stanislaus Graf, polnischer Staatsmann, am 24. August 1735 geboren, trat als Landtagsmarschall des sogen. vierjährigen Reichstages der russenfreundlichen Partei entgegen, unterzeichnete 1790 einen Bündnisvertrag mit Preußen, war der Haupturheber der Konstitution vom 3. Mai 1791, widersetzte sich 1792 vergeblich dem Abschluß der Konvention von Tarnowitz, wagte mit Sapieha, als Mitglieder des Staatsrates, die an die Kaiserin Katharina gerichtete Drohnote zu unterzeichnen, und bemühte sich, als der Krieg mit Rußland ausgebrochen war, umsonst den König zu nachdrücklicher Führung desselben und zu persönlicher Teilnahme am Kampfe zu bestimmen. Den Ereignissen des Jahres 1794 blieb er fern. Aus Anlaß der Bestrebungen, welche die nach Italien ausgewanderten Polen zur Befreiung ihres Vaterlandes machten, wurde er 1799 von den Österreichern gefangen gesetzt, mußte eine bedeutende Geldstrafe bezahlen, erhielt durch den Frieden von Campo-Formio seine Freiheit wieder, trat 1807 in den Dienst des Großherzogtums Warschau und starb am 29. Dezember 1809 zu Warschau. — Sein am 27. März 1821 gestorbener jüngerer Bruder Hyacinth dagegen trat als Russenfreund hervor, er wurde von den Polen ebenso gehaßt, wie Stanislaus von ihnen geliebt ward.

Kasimir M., am 24. Februar 1765 zu Wisnowo in Litauen geboren, focht unter Kosziusko, trat 1797 als Major in Dombrowskis Polnische Legion, ging mit dieser 1801 in den französischen und 1806 in den polnischen Dienst über. Nach der Schlacht bei Leipzig, wo er gefangen genommen wurde, kehrte er nach Polen zurück und ward Kommandant von Modlin, nahm aber 1818 seine Entlassung. 1830 schloß er sich den Aufständischen an, focht an der Spitze einer Brigade bei Bialolenka und Grochow, ward Divisionskommandeur und übernahm nach Skrzyneckis Rücktritt den Oberbefehl der Armee, nachdem er denselben zuerst ausgeschlagen hatte, weil er seine Fähigkeiten für nicht ausreichend erachtete. Er hatte darin recht. In der Nacht zum 8. September sah er sich genötigt, die Kapitulation von Warschau zu unterzeichnen. Die Schuld mißt er Krukowiecki, dem Präsidenten der Regierung, bei. Am 9. September 1831 gab er, nachdem er seine Truppen nach Modlin geführt hatte und dort der Reichstag installiert war, seine Entlassung, zog sich nach Frankreich zurück und starb am 5. Januar 1845 zu Chantilly.

Malaka, lange schmale Halbinsel und südlichster Teil Hinterindiens am Wendepunkte der asiatischen Ost- und Südseite, zählt bei 150,000 □km Flächeninhalt nur eine halbe Million Einwohner, im Kerne Malayen, dann Chinesen, ferner zurückgedrängt ins innere Waldgebirge verschiedene rohe Wanderstämme ursprünglicher Landesrasse und endlich eine sehr gemischte Bevölkerung britischer Niederlassungen. Die weit in das Meer vorgeschobene Halbinsel, das goldene Chersones der Alten, hat sich fremden Einflüssen weniger entziehen können als das übrige Hinterindien. Nachdem die im 12. Jahrhundert eingewanderten Malayen sich später dem Islam zugewandt, hatten sie sich schnell entwickelt und bildeten, als die Portugiesen in den hinterindischen Gewässern erschienen, große, wohlgeordnete Feudalstaaten. Namentlich war die jetzt zum britischen Besitze ge-

hörende, sich damals aber längs der Südwestküste weit ausbreitende Provinz M. zu einem kräftigen Sultanat emporgeblüht, reich durch geschickte Begünstigung und Ausbeutung des Handels und mächtig durch seine Kriegsflotte, welche die Herrschaft der Indischen See behauptete. Die gleichnamige Hauptstadt an der die Halbinsel und Sumatra trennenden M.-Straße, günstig an der Grenze verschiedener Monsuns gelegen, galt als ein von allen umwohnenden Völkern besuchtes Emporium des indischen Gewürzhandels und war Knotenpunkt sämtlicher durch das Chinesische Meer bis Japan reichender, wie über Malabars Hafenplätze in das Persische und Rote Meer führender Handelslinien. Nachdem die Portugiesen in Vorderindien festen Fuß gefaßt hatten, erschien am 11. September 1509 Diogo Lopez de Sequeira mit einem kleinen Geschwader vor M.; anfangs vom Sultan wohlwollend aufgenommen, aber von den Arabern, welche die Konkurrenten abzudrängen suchten, verdächtigt, wurden die Portugiesen verräterisch angegriffen und zur Rückkehr gezwungen. Um den Verrat zu strafen und Portugals Macht auch in M. zu etablieren, unternahm d'Albuquerque (s. d.) im Frühjahr 1511 einen großen Eroberungszug dorthin. Die mit 1400 Mann besetzte stattliche Flotte von 19 Schiffen ging am 1. Juli auf der Rhede von M. vor Anker. d'Albuquerque forderte zunächst Freilassung der 1509 gemachten portugiesischen Gefangenen und ließ auf geschehene Verweigerung alsbald die Schiffe im Hafen und viele Handelshäuser am Strande in Brand stecken, worauf die Gefangenen freigegeben wurden. Dennoch scheiterte jedes friedliche Abkommen an den allzu hohen Forderungen der Portugiesen. Diese drangen am 25. Juli siegreich in die Stadt ein, mußten indessen wegen übergroßer Erschöpfung auf die Flotte zurückgezogen werden, doch wurde der Angriff am 10. August wiederholt und die Stadt nach hartnäckiger Verteidigung erstürmt. Unermeßliche Beute und zahlreiches Kriegsmaterial fiel in die Hände der Sieger. Zur Beherrschung der Stadt wurde eine steinerne Burg erbaut, welche den Namen „Famosa" erhielt. Um den Handel wieder zu beleben und Vertrauen in die neuen Verhältnisse zu wecken, traf d'Albuquerque die zweckmäßigsten Einrichtungen. Mit den großen Staaten Ostasiens, wie Siam, Sumatra, Java, später auch mit China, knüpfte er gewinnreiche Handelsverbindungen an und unterließ kein Mittel, den Orientverkehr zu regeln und zu erweitern. Die Eroberung M.s machte in Europa außerordentlichen Eindruck, zumal die erfolgreiche That überdies als Glaubenssieg angesehen wurde. Eine Gesandtschaft König Manuels an Papst Leo X. stellte in pomphaftem Aufzuge die Huldigung des Orients vor dem Haupte der Christenheit dar. Als später Holländer Indiens romanische Niederlassungen zu bedrängen anfingen, entbrannte auch um M. der Kampf, bis unter heftigem Ringen und nach manchen Wechselfällen den Portugiesen dieser Schlüssel zum Indischen Archipel entrissen wurde. Durch König Philipps II. von Spanien beständigen Krieg gegen die Niederländer war deren Seeverbindung mit Spanien und Portugal völlig unterbrochen worden, weshalb holländische Seefahrer direkten Verkehr nach Ostindien eröffnet und Anregung zur Vertreibung der bei den Eingeborenen verhaßten Portugiesen gegeben hatten. Um 1641 fiel M. mit seinem einträglichen Handel in die Hände der Holländer, welche die Kolonie in meist friedlichem Einvernehmen mit der Bevölkerung bis zu Ende des 18. Jahrhunderts verwaltet haben. Nach der für England verlustreichen französischen Occupation Hollands im Winter 1794/95 suchte sich ersteres durch Eroberung niederländischer Kolonieen zu entschädigen, wobei 1796 auch M. dem britischen Reiche einverleibt wurde. Die alte, einst so mächtige holländisch-ostindische Compagnie war nicht mehr stark genug, Widerstand zu leisten. Im Pariser Frieden 1814 erhielt Holland M. zurück, trat es aber 1824 durch Tauschvertrag förmlich an Großbritannien ab.

Seit sich die Europäer bei ihrem ersten Erscheinen in den ostindischen Gewässern an M.s Küsten festgesetzt, haben sie eigentlich niemals den Versuch einer größeren Ausbreitung auf der Halbinsel unternommen. Klimatische Bedingungen waren wohl maßgebend, denn wie die von Seewinden abgekühlte Küste konstant frische, milde Luft hat, so ungesund sind anderseits die binnenländisch heißen, waldigen und morastigen Gegenden. Auch handelt es sich heute, wo die Engländer schließlich Erben der Portugiesen geworden, vorwiegend nur um Innehaltung fester Stützpunkte an der wichtigen M.-Straße, weshalb die sogen. britischen „Ansiedlungen an der Straße" (straits settlements), zu denen die Provinz M. gehört, sich etappenweise längs der Westküste bis zum äußersten Südende der Halbinsel hinziehen. Hier weht seit 1819 Englands Flagge im Hafen des strategisch und kommerziell wertvollen Singapore, das schon längst den vormals so blühenden Seeplatz M. überflügelt hat. Nach wie vor sind die europäischen Niederlassungen von malayischen Staatenbildungen begrenzt, deren nördliche Gruppe mehr oder minder Vasallate des siamesischen Reiches bilden, während die Staaten der Süd- und Ostküste, ungerechnet des britischen Einflusses auf der ganzen Halbinsel, selbständig bestehen. Der Wert der Ausfuhr (Gewürz, Gold, und hauptsächlich Zinn) deckt nicht ganz die Einfuhrkosten, besonders da wegen der bisher nur in geringem Umfange betriebenen Bodenkultur des von Natur sehr fruchtbaren Landes bedeutende Mengen an Getreide von auswärts bezogen werden müssen.

Vgl. „Gesch. des Zeitalters der Entdeckungen" von Soph. Ruge (Berlin 1881), III. Buch, 7. Kap.; O. Peschel, Gesch. der Erdkunde rc.; H. Guthe, Geographie, neu bearb. von H. Wagner (Hannover 1882), Tl. I: Länderkunde der außereuropäischen Erdteile.

Malakow s. Krimkrieg.

Malborghetto, ein Fort im Thale der Fella, welches den aus dem Thale des Tagliamento in das der Drau führenden Paß von Ponteba sperrt, nach dem gleichnamigen Flecken (jetzt an der Eisenbahn zwischen Tarvis und Udine) in Kärnten benannt, war am 17. Mai 1809, wo die Franzosen beim Vordringen der Armee des Vizekönigs

Maison, Nicolas Joseph, Marquis de, Marschall von Frankreich, am 19. Dezember 1770 zu Epinay-sur-Seine geboren, eines Bauern Sohn, durch die Revolution Soldat und bald Offizier, noch rascher aber durch die Willkür der Volksrepräsentanten bei der Nordarmee wieder gemeiner Soldat, focht, bis zum Jahre 1814 verhältnismäßig nur langsam aufsteigend, durch Bernadotte und sein eigenes Verdienst gefördert, von Napoleon wenig begünstigt, auf verschiedenen Kriegsschauplätzen, zuerst in den Niederlanden, 1796 in Deutschland, 1797 in Italien, 1799 in Holland, 1805 wieder in Deutschland, 1806/7 gegen Preußen, 1808 in Spanien, 1812 in Rußland und 1813 nochmals in Deutschland, wo u. a. seine Vorsicht bei Haynau die ihm unterstellten Truppen vor dem Untergange rettete. Zu selbständiger und hervorragender Thätigkeit gelangte er erst 1814, wo ihm mit wenigen Truppen die Verteidigung Belgiens gegen überlegene Kräfte oblag. Er entledigte sich dieses Auftrages mit glänzendem Erfolge; die Vorschläge Ludwigs XVIII., welcher ihn zu sich herüberzuziehen versuchte, wies er ab; der König sah sich in seiner Erwartung, daß die Zurücksetzungen, welche M. vom Kaiser erfahren hatte, ihn zum Verräter machen würden, getäuscht; Napoleon ließ M.s militärischen Fähigkeiten jetzt volle Gerechtigkeit widerfahren. Belgien hatte er freilich auf die Dauer nicht behaupten können. Den Bourbons, welchen er sich 1814 unterworfen hatte, blieb er auch 1815 treu; er verschmähte Napoleons Aufforderungen zum Übertritt. Nach der zweiten Restauration nahm er am politischen Leben teil; der Verfassungspartei angehörig, stieg und fiel er mit dieser. 1828 erhielt er den Oberbefehl des nach Griechenland gesandten Expeditionscorps. Am 17. August schiffte er sich mit 14,000 Mann in Toulon ein, landete in Koron, bestimmte Ibrahim Pascha zur Räumung des Landes und setzte sich in demselben, eine Reihe von festen Plätzen mehr oder weniger gewaltsam einnehmend, immer mehr fest, kehrte aber, zum Marschall ernannt, schon im April 1829 nach Frankreich zurück. Als die Julirevolution ausgebrochen war, schloß er sich Louis Philipp an und veranlaßte, nach Rambouillet gesandt, Karl X., den Kampf aufzugeben. Im November 1830 war er 14 Tage lang unter Lafitte Minister des Auswärtigen, ward dann Gesandter in Wien, später in St. Petersburg und am 30. April 1835 Kriegsminister; als solcher erwarb er sich mancherlei Verdienst um die Verwaltung. Am 19. September 1836 legte er sein Portefeuille nieder, zog sich in das Privatleben zurück, fuhr aber fort, in der Pairskammer der liberalen Partei zu dienen, und starb am 13. Februar 1840 zu Paris. In seinem Kriegsleben war er so vielfach und schwer verwundet, daß seine Erhaltung ein halbes Wunder war; seiner niederen Herkunft hat er sich nie geschämt. — Vgl. „Nouvelle biographie générale“, Bd. XXXII, Paris 1863.

Maitland, s. Lauderdale.

Maizieres, s. Ladon.

Malachowski, Stanislaus Graf, polnischer Staatsmann, am 24. August 1735 geboren, trat als Landtagsmarschall des sogen. vierjährigen Reichstages der russenfreundlichen Partei entgegen, unterzeichnete 1790 einen Bündnisvertrag mit Preußen, war der Haupturheber der Konstitution vom 3. Mai 1791, widersetzte sich 1792 vergeblich dem Abschluß der Konvention von Tarnowitz, wagte mit Sapieha, als Mitglieder des Staatsrates, die an die Kaiserin Katharina gerichtete Drohnote zu unterzeichnen, und bemühte sich, als der Krieg mit Rußland ausgebrochen war, umsonst den König zu nachdrücklicher Führung desselben und zu persönlicher Teilnahme am Kampfe zu bestimmen. Den Ereignissen des Jahres 1794 blieb er fern. Aus Anlaß der Bestrebungen, welche die nach Italien ausgewanderten Polen zur Befreiung ihres Vaterlandes machten, wurde er 1799 von den Österreichern gefangen gesetzt, mußte eine bedeutende Geldstrafe bezahlen, erhielt durch den Frieden von Campo-Formio seine Freiheit wieder, trat 1807 in den Dienst des Großherzogtums Warschau und starb am 29. Dezember 1809 zu Warschau. — Sein am 27. März 1821 gestorbener jüngerer Bruder Hyacinth dagegen trat als Russenfreund hervor, er wurde von den Polen ebenso gehaßt, wie Stanislaus von ihnen geliebt ward.

Kasimir M., am 24. Februar 1765 zu Wisnowo in Litauen geboren, focht unter Kosziusko, trat 1797 als Major in Dombrowskis Polnische Legion, ging mit dieser 1801 in den französischen und 1806 in den polnischen Dienst über. Nach der Schlacht bei Leipzig, wo er gefangen genommen wurde, kehrte er nach Polen zurück und ward Kommandant von Modlin, nahm aber 1818 seine Entlassung. 1830 schloß er sich den Aufständischen an, focht an der Spitze einer Brigade bei Bialolenka und Grochow, ward Divisionskommandeur und übernahm nach Skrzyneckis Rücktritt den Oberbefehl der Armee, nachdem er denselben zuerst ausgeschlagen hatte, weil er seine Fähigkeiten für nicht ausreichend erachtete. Er hatte darin recht. In der Nacht zum 8. September sah er sich genötigt, die Kapitulation von Warschau zu unterzeichnen. Die Schuld mißt er Krukowiecki, dem Präsidenten der Regierung, bei. Am 9. September 1831 gab er, nachdem er seine Truppen nach Modlin geführt hatte und dort der Reichstag installiert war, seine Entlassung, zog sich nach Frankreich zurück und starb am 5. Januar 1845 zu Chantilly.

Malaka, lange schmale Halbinsel und südlichster Teil Hinterindiens am Wendepunkte der asiatischen Ost- und Südseite, zählt bei 150,000 □km Flächeninhalt nur eine halbe Million Einwohner, im Kerne Malayen, dann Chinesen, ferner zurückgedrängt ins innere Waldgebirge verschiedene rohe Wanderstämme ursprünglicher Landesrasse und endlich eine sehr gemischte Bevölkerung britischer Niederlassungen. Die weit in das Meer vorgeschobene Halbinsel, das goldene Chersones der Alten, hat sich fremden Einflüssen weniger entziehen können als das übrige Hinterindien. Nachdem die im 12. Jahrhundert eingewanderten Malayen sich später dem Islam zugewandt, hatten sie sich schnell entwickelt und bildeten, als die Portugiesen in den hinterindischen Gewässern erschienen, große, wohlgeordnete Feudalstaaten. Namentlich war die jetzt zum britischen Besitze ge-

hörende, sich damals aber längs der Südwestküste weit ausbreitende Provinz M. zu einem kräftigen Sultanat emporgeblüht, reich durch geschickte Begünstigung und Ausbeutung des Handels und mächtig durch seine Kriegsflotte, welche die Herrschaft der Indischen See behauptete. Die gleichnamige Hauptstadt an der die Halbinsel und Sumatra trennenden M.-Straße, günstig an der Grenze verschiedener Monsuns gelegen, galt als ein von allen umwohnenden Völkern besuchtes Emporium des indischen Gewürzhandels und war Knotenpunkt sämtlicher durch das Chinesische Meer bis Japan reichender, wie über Malabars Hafenplätze in das Persische und Rote Meer führender Handelslinien. Nachdem die Portugiesen in Vorderindien festen Fuß gefaßt hatten, erschien am 11. September 1509 Diogo Lopez de Sequeira mit einem kleinen Geschwader vor M.; anfangs vom Sultan wohlwollend aufgenommen, aber von den Arabern, welche die Konkurrenten abzudrängen suchten, verdächtigt, wurden die Portugiesen verräterisch angegriffen und zur Rückkehr gezwungen. Um den Verrat zu strafen und Portugals Macht auch in M. zu etablieren, unternahm d'Albuquerque (s. d.) im Frühjahr 1511 einen großen Eroberungszug dorthin. Die mit 1400 Mann besetzte stattliche Flotte von 19 Schiffen ging am 1. Juli auf der Rhede von M. vor Anker. d'Albuquerque forderte zunächst Freilassung der 1509 gemachten portugiesischen Gefangenen und ließ auf geschehene Verweigerung alsbald die Schiffe im Hafen und viele Handelshäuser am Strande in Brand stecken, worauf die Gefangenen freigegeben wurden. Dennoch scheiterte jedes friedliche Abkommen an den allzu hohen Forderungen der Portugiesen. Diese drangen am 25. Juli siegreich in die Stadt ein, mußten indessen wegen übergroßer Erschöpfung auf die Flotte zurückgezogen werden, doch wurde der Angriff am 10. August wiederholt und die Stadt nach hartnäckiger Verteidigung erstürmt. Unermeßliche Beute und zahlreiches Kriegsmaterial fiel in die Hände der Sieger. Zur Beherrschung der Stadt wurde eine steinerne Burg erbaut, welche den Namen „Famosa" erhielt. Um den Handel wieder zu beleben und Vertrauen in die neuen Verhältnisse zu wecken, traf d'Albuquerque die zweckmäßigsten Einrichtungen. Mit den großen Staaten Ostasiens, wie Siam, Sumatra, Java, später auch mit China, knüpfte er gewinnreiche Handelsverbindungen an und unterließ kein Mittel, den Orientverkehr zu regeln und zu erweitern. Die Eroberung M.s machte in Europa außerordentlichen Eindruck, zumal die erfolgreiche That überdies als Glaubenssieg angesehen wurde. Eine Gesandtschaft König Manuels an Papst Leo X. stellte in pomphaftem Aufzuge die Huldigung des Orients vor dem Haupte der Christenheit dar. Als später Holländer Indiens romanische Niederlassungen zu bedrängen anfingen, entbrannte auch um M. der Kampf, bis unter heftigem Ringen und nach manchen Wechselfällen den Portugiesen dieser Schlüssel zum Indischen Archipel entrissen wurde. Durch König Philipps II. von Spanien beständigen Krieg gegen die Niederländer war deren Seeverbindung mit Spanien und Portugal völlig unterbrochen worden, weshalb holländische Seefahrer direkten Verkehr nach Ostindien eröffnet und Anregung zur Vertreibung der bei den Eingeborenen verhaßten Portugiesen gegeben hatten. Um 1641 fiel M. mit seinem einträglichen Handel in die Hände der Holländer, welche die Kolonie in meist friedlichem Einvernehmen mit der Bevölkerung bis zu Ende des 18. Jahrhunderts verwaltet haben. Nach der für England verlustreichen französischen Occupation Hollands im Winter 1794/95 suchte sich ersteres durch Eroberung niederländischer Kolonieen zu entschädigen, wobei 1796 auch M. dem britischen Reiche einverleibt wurde. Die alte, einst so mächtige holländisch-ostindische Compagnie war nicht mehr stark genug, Widerstand zu leisten. Im Pariser Frieden 1814 erhielt Holland M. zurück, trat es aber 1824 durch Tauschvertrag förmlich an Großbritannien ab.

Seit sich die Europäer bei ihrem ersten Erscheinen in den ostindischen Gewässern an M.s Küsten festgesetzt, haben sie eigentlich niemals den Versuch einer größeren Ausbreitung auf der Halbinsel unternommen. Klimatische Bedingungen waren wohl maßgebend, denn wie die von Seewinden abgekühlte Küste konstant frische, milde Luft hat, so ungesund sind anderseits die binnenländisch heißen, waldigen und morastigen Gegenden. Auch handelt es sich heute, wo die Engländer schließlich Erben der Portugiesen geworden, vorwiegend nur um Innehaltung fester Stützpunkte an der wichtigen M.-Straße, weshalb die sogen. britischen „Ansiedlungen an der Straße" (straits settlements), zu denen die Provinz M. gehört, sich etappenweise längs der Westküste bis zum äußersten Südende der Halbinsel hinziehen. Hier weht seit 1819 Englands Flagge im Hafen des strategisch und kommerziell wertvollen Singapore, das schon längst den vormals so blühenden Seeplatz M. überflügelt hat. Nach wie vor sind die europäischen Niederlassungen von malayischen Staatenbildungen begrenzt, deren nördliche Gruppe mehr oder minder Vasallate des siamesischen Reiches bilden, während die Staaten der Süd- und Ostküste, ungerechnet des britischen Einflusses auf der ganzen Halbinsel, selbständig bestehen. Der Wert der Ausfuhr (Gewürz, Gold, und hauptsächlich Zinn) deckt nicht ganz die Einfuhrkosten, besonders da wegen der bisher nur in geringem Umfange betriebenen Bodenkultur des von Natur sehr fruchtbaren Landes bedeutende Mengen an Getreide von auswärts bezogen werden müssen.

Vgl. „Gesch. des Zeitalters der Entdeckungen" von Soph. Ruge (Berlin 1881), III. Buch, 7. Kap.; O. Peschel, Gesch. der Erdkunde ꝛc.; H. Guthe, Geographie, neu bearb. von H. Wagner (Hannover 1882), Tl. I: Länderkunde der außereuropäischen Erdteile.

Malakow s. **Krimkrieg**.

Malborghetto, ein Fort im Thale der Fella, welches den aus dem Thale des Tagliamento in das der Drau führenden Paß von Ponteba sperrt, nach dem gleichnamigen Flecken (jetzt an der Eisenbahn zwischen Tarvis und Udine) in Kärnten benannt, war am 17. Mai 1809, wo die Franzosen beim Vordringen der Armee des Vizekönigs

von Italien gegen Wien dasselbe nach tapferer Verteidigung durch eine schwache österreichische Besatzung unter dem Geniehauptmann Hensel einnahmen, Gegenstand eines hartnäckigen Kampfes. — Vgl. „Österreichische militärische Zeitschrift" (Wien 1818), 5. Heft.

Malchus, Karl August, Freiherr v. M., Graf von Marienrode. Am 27. September 1770 zu Mannheim aus jüdischer Familie geboren, besuchte M. die Gymnasien zu Zweibrücken und Mannheim mit vorzüglichem Erfolge, studierte seit 1787 in Heidelberg und Göttingen Staatswissenschaften und Cameralia, Jura und Diplomatik, wurde schon 1791 Privatsekretär des Mainzer Staatsministers Grafen Westphalen und bald darauf folgte er ihm, als dieser zum kaiserlichen Gesandten am Trierer Hofe ernannt worden, als Legationssekretär. Durch seine Hände ging die ganze Korrespondenz mit dem Kaiserhofe, mit den Reichs- und Kreisdirektorialgesandten und mit den Kurhöfen, er trat durch den Reichskrieg in Beziehungen mit den kaiserlichen Feldherren und mit den Emigranten in Coblenz. Nach Erledigung mancher Aufträge endete seine politische Thätigkeit vorerst durch die Ereignisse. Hatte er bereits einige kleinere Schriften verfaßt, so ließ er nun 1798 „Über die von Frankreich verlangte Übertragung der Schulden der Länder auf dem linken Rheinufer auf das rechte Ufer" erscheinen. Seiner Muße entriß ihn 1799 die Berufung zum Domsekretär und Schatzaktuar nach Hildesheim, wo er bald auch Hofgerichtsassessor wurde, sich als Finanzbeamter und Rechtsvertreter sehr tüchtig erwies und bis zur Säkularisation im August 1802 blieb. In Berlin war man auf M. durch seine 1800 erschienene Schrift „Über die Hochstift-Hildesheimische Staatsverwaltung" aufmerksam geworden; jetzt ernannte ihn Friedrich Wilhelm III. zum Mitgliede der Spezial-Organisationskommission und ließ ihn die Klöster und Stifter Hildesheims aufheben. Frühe hatte er zahlreiche Gegner, die Regierung aber erkannte seine Mühewaltung warm an und machte ihn 1803 zum Wirklichen Kriegs- und Domänenrate bei der Kammer in Halberstadt. Nach der Schlacht bei Jena gelang es M., bei den Verhandlungen mit der französischen Regierung, die Lasten der Occupation für die Saalegegend zu erleichtern. Dann aber trat er in die Dienste des Königs von Westfalen, wurde am 9. Januar 1808 Staatsrat, im April d. J. Generaldirektor der Steuern und im Mai d. J. zugleich Generalliquidator der Staatsschuld und Generaldirektor der Amortisationskasse. Er lag in beständigem Streite mit dem Finanzminister v. Bülow, wurde in der Frage wegen der Fonds der Amortisationskasse von ihm geschlagen und legte darum im Juni 1809 die Generaldirektion der Staatsschuld und der Amortisationskasse nieder. Er riet Jérôme, in der Militärverwaltung zu sparen, aber umsonst. 1810 ging er wegen der Besitzergreifung Hannovers als Kommissär auf längere Zeit dahin und bewies eminente Thatkraft bei der Neuorganisierung, wofür er am 15. August 1810 Baron wurde. Von September d. J. bis Januar 1811 war M. wegen der Staatsschulden und Hannovers in Paris, wo er die Unmöglichkeit der von Westfalen fortgesetzt verlangten Opfer offen darthat, vergebens aber um Schonung und Milderung bat. Jérôme ernannte ihn nach der Rückkehr im Januar 1811 zum Generaldirektor seiner Domänen. M. untergrub Bülows Ansehen und wurde am 8. April 1811 provisorisch, im Mai definitiv Finanzminister. Weit gefügiger als Bülow, den zu ersetzen er nie imstande war, suchte er Geld für die beständigen Anforderungen des Hofes zu beschaffen, dessen kostspielige Feste er geschmackvoll arrangieren half, und bemühte sich, freilich resultatlos, neue Einnahmequellen zu finden; anfänglich mußte er viel Kränkung hinnehmen und der Justizminister Graf Siméon zeigte ihm offene Mißachtung; dann aber verstand er es, sich im Sattel festzusetzen, Siméon u. a. zu gewinnen; er machte sich großen Anhang unter den Hofleuten und wurde durch Jérômes blindes Vertrauen allmächtig. Trotz der heftigsten Angriffe behauptete er sich als Vertrauter und Minister, während das Volk den hartherzigen Franzosendiener verabscheute. Im Januar 1813 leitete er die Proviantierung Magdeburgs, im August erhob ihn Jérôme zum Grafen von Marienrode, welche schöne Besitzung er ihm schenkte, und am 12. Oktober übernahm er zu seinem Ministerium noch das des Inneren, um Ende dieses Monats Westfalen zu verlassen. Er lebte nun in Paris, Westfalen wurde von der Karte gestrichen und bald siedelte M. nach Heidelberg über, um sich litterarischen Arbeiten ganz hinzugeben. Auf Bülows Unkosten illustrierte er die eigene Thätigkeit sowohl in den „Deutschen Blättern" und den „Zeitgenossen" wie in der 1814 (Stuttgart) veröffentlichten Schrift „Über die Verwaltung der Finanzen des Königreichs Westfalen". 1817 berief ihn König Wilhelm I. zum württembergischen Finanzminister; M. erwies sich sofort vielseitig thätig und reformatorisch, hatte aber beständig gegen Intriguen zu kämpfen und wurde schon 1818 wieder entlassen, worauf er abermals nach Heidelberg zog, um fortan nur schriftstellerisch zu wirken. Seinen Grafentitel hatte M. bei der Occupation Westfalens eingebüßt, während König Wilhelm den Freiherrnrang am 26. Februar 1818 bestätigte. Von M.s Werken verdienen noch Erwähnung „Die Organisation der Behörden für die Staatsverwaltung" (2 Bde., 1821), „Die Politik der inneren Staatsverwaltung" (3 Bde., Paris 1823), „Statistik und Staatenkunde" (Stuttgart 1826), „Handbuch der Finanzwissenschaft und Finanzverwaltung" (2 Bde., Stuttgart 1830), „Handbuch der Militärgeographie" (2 Bde., Heidelberg 1832, neue Auflage 1834) und „Die Sparkassen in Europa" (Stuttgart 1838). M. starb in Heidelberg am 23. Oktober 1840. — Vgl. „Allgemeine Deutsche Biographie", Bd. XX, Leipzig 1884; Kleinschmidt, Die Eltern und Geschwister Napoleons I., Berlin 1878; „Gesandtschaftspapiere in den Archiven zu Berlin und Darmstadt" (ungedruckt).

Malcolm, Sir John. Zu Burnfoot (Dumfriesshire, Schottland) am 2. Mai 1769 geboren, besuchte M. die Schule in Westerkirk, trat aber schon im Oktober 1781 in den Dienst der indischen Compagnie und wurde April 1783 einem Regimente in Vellore eingereiht. Er bildete sich

eifrig zum Soldaten aus und studierte orientalische Sprachen. Lieutenant im 29. Bataillon eingeborener Infanterie geworden, focht er seit 1790 gegen Tippo Sahib, stieß 1792 vor Seringapatam zu Lord Cornwallis (s. d.) und wurde von ihm wegen seiner Kenntnis des Persischen als Stabsdolmetsch zu Besprechungen mit den Truppen des Nizam verwendet. Seine Gesundheit nötigte ihn im Februar 1794 zur Heimkehr nach England, wo er tüchtig studierte, sich litterarisch beschäftigte und Männer von Geltung auf sich aufmerksam machte. Als Sekretär des Generals Clarke ging er 1795 über das Kap der guten Hoffnung nach Madras, blieb Militärsekretär unter Clarkes Nachfolger, General Harris, und war längere Zeit Platzmajor des Forts St. George. Von entscheidender Wichtigkeit wurde für M., daß er dem neuen Generalgouverneur Lord Mornington, nachmaligen Marqueß Wellesley, Studien über die indischen Verhältnisse unterbreitete; zugleich bat er, ihn diplomatisch zu verwenden; 1798 war er Kapitän geworden. Jetzt ernannte ihn Mornington im September d. J. zum Assistent-Residenten in Hyderabad, und M. nahm an den Verhandlungen teil, wonach der Nizam britische Truppen in Dienst nehmen und die französischen entlassen sollte; bei den Vorfällen gelegentlich dieser Entlassung bekundete er ebenso viel Mut wie Geschick. Bald gewann er Morningtons volle Gunst. Er nahm am Feldzuge gegen Tippo Sahib teil, war bei der Einnahme von Seringapatam, ging dann als erster Sekretär zu der Kommission, welche die Angelegenheiten mit dem Reiche Mysore regelte, und wurde im August 1799 zum außerordentlichen Gesandten in Persien ernannt. Nach vielen Erlebnissen erlangte er am 16. November 1800 seine Vorstellung in Teheran bei dem Schah; ziemlich rasch erreichte er den Abschluß günstiger Verträge in Handel und Politik und lähmte den französischen Einfluß. Im Februar 1801 verließ er Teheran, in seiner Kenntnis Persiens sehr bereichert, und traf im Juli in Kalkutta ein. Wellesley ernannte ihn zu seinem Privatsekretär, zeichnete ihn überall aus und sandte ihn wiederholt in wichtigen Angelegenheiten aus. Major geworden, sollte er eben als Resident nach Mysore gehen, als ihn im März 1803 der Krieg gegen die Mahratten in das Lager des Generals Arthur Wellesley (s. „Wellington, Herzog von") in Hoobly führte. Mit ihm trat M. in enge Freundschaft. Während des Kriegs wenig im Vordergrund und krank, ging er nach Abschluß des Friedens mit dem Maharadscha Scindiah im Januar 1804 in dessen Lager, um einige Abmachungen mit ihm zu treffen. Er stellte sie in einer Weise fest, die dem Marqueß Wellesley nicht gefiel, da sie zu nachgiebig gegen Scindiah schien; M. erhielt empfindlichen Tadel, doch grollte der Marqueß nicht lange und bewahrte ihm sein ganzes Vertrauen. M. ging als Resident nach Mysore, am 21. September 1804 zum Oberstlieutenant befördert. Wiederholt übernahm er mehr oder weniger wichtige politische Aufträge unter den Administrationen der sich rasch ablösenden Generalgouverneure Cornwallis, Barlow, Minto und Moira; am 4. Juli 1807 heiratete er in Mysore Charlotte Campbell. Lord Minto (s. d.) sandte ihn im Februar 1808 in außerordentlicher Mission an den Persischen Golf; doch gelang es ihm nicht, den französischen Einfluß in Persien zu brechen, er scheiterte völlig. Als 1809 die Meuterei in Masulipatam ausbrach, ging M. hin und zeigte viel Energie. 1810 ging er abermals in außerordentlicher Mission zum Schah, kam in Kollision mit dem britischen Gesandten in Teheran, Jones, fand aber bei dem Schah die herzlichste Aufnahme, wurde zum Khan, General und Ritter des Sonnen- und Löwenordens ernannt. Eifrig war er für die Einführung der Kartoffeln in Persien thätig, und man nannte sie dort „Malcolm-Pflaumen". Nach Indien zurückgekehrt, beschäftigte sich M. eifrigst litterarisch, besonders mit indischer und persischer Geschichte, über die er wertvolle Werke schrieb. Im Juli 1812 kam er nach England, und im Dezember d. J. ernannte ihn der Prinz-Regent zum Knight als „Sir John M.". Als Offizier der indischen Compagnie mußte er zu seinem tiefsten Schmerze während der Kämpfe gegen Napoleon ohne Verwendung bleiben. Im April 1815 wurde er Commandeur des Bath-Ordens, und im Juli d. J. besuchte er den alten Waffenbruder Wellington in Paris, erlangte in Oxford die Doktorwürde und traf im März 1817 wieder in Madras ein. Der Generalgouverneur Lord Moira sandte ihn im Mai als Agenten mit dem Rang eines Brigadegenerals nach dem Dekhan, M. nahm am Kriege gegen die Mahratten teil, schlug sie glänzend im Dezember in der Schlacht von Mehidpur, nahm ihr Lager und zerstörte die militärische Macht des Hollar, den er zu einem demütigenden Frieden nötigte. Weise waltete er in den vom Kriege heimgesuchten Gebieten und brachte sie zu hoher Blüte. Darum verletzte es ihn tief, daß ihm der begehrte Posten als Gouverneur von Bombay versagt wurde; als er stellvertretender Gouverneur von Zentralasien werden wollte, erfüllte man auch diesen Wunsch nicht, und er kehrte 1822 über Ägypten nach England heim, ohne jedoch im Schoße seiner Familie Indien vergessen zu können. Er bewarb sich vergebens um den Posten des Gouverneurs von Madras, erlangte hingegen endlich am 14. Februar 1827 den als Gouverneur von Bombay, wo er am 1. November 1828 sein Amt antrat. Hier geriet M. in Konflikt mit dem Oberrichter Sir John Grant, machte sich aber hochverdient durch Hebung der Baumwolle- und Seidenkultur, Errichtung eines Dampfschiffdienstes mit England, und verwertete die Ressourcen des Landes bestens. Am 5. Dezember 1830 sagte er Indien zum letztenmale Adieu und traf über Ägypten im Februar 1831 in England ein, wo gerade die Frage der Parlamentsreform alle beschäftigte. Durch und durch Tory, streng konservativ, bekämpfte er als Abgeordneter für Launceston (Cornwall) hartnäckig die Reformbill, die er auch für Indien nachteilig glaubte, zeigte aber nur geringe parlamentarische Begabung. In das neue Parlament trotz seiner Bestrebungen nicht gewählt, sprach er, obwohl krank, noch einmal im India House über die indischen Angelegenheiten, April 1833, und erlag einem Schlaganfalle am 30. Mai d. J. zu London. Generalmajor

M.s durch Subskription beschafftes Monument steht in der Westminster-Abtei, ein anderes auf Langholm Hill. — Vgl. J. W. Kaye, The life and correspondence of Major-General Sir John Malcolm etc., 2 Bde., London 1856.

Malesherbes, Chrétien Guillaume de Lamoignon de. Als Sohn des Kanzlers Guillaume de Lamoignon am 6. Dezember 1721 in Paris geboren, erhielt M. seine Erziehung bei den Jesuiten, studierte Geschichte, Litteratur und vor allem die Rechte, da ihn die Familientraditionen auf die juristische Laufbahn hinwiesen. 1741 wurde er Substitut des Generalprokurators, am 3. Juli 1744 Parlamentsrat, am 14. Dezember 1750 anstatt seines Vaters erster Präsident des Obersteuerhofs. Er diente lebenslang den Interessen der Menschheit, widersetzte sich heroisch jeder Vergewaltigung und Willkür, woher sie auch kam, war gerecht und maßvoll und dabei der gründlichste Kenner von Recht und Gesetz. Er sprach offen gegen den Despotismus der Intendanten, den Druck der Steuern, die Generalpächter und die lettres de cachet. 1779 erschienen in Paris seine „Mémoires pour servir à l'histoire du droit public de la France en matière d'impôts". Seit Dezember 1750 leitete er das Bücherwesen voll Toleranz; unter ihm nahm die Litteratur einen hohen Aufschwung, er begünstigte wesentlich die Encyklopädie, nahm sich der Autoren, deren mancher ihm persönlich nahe trat, warm an und verhinderte Ausschreitungen der Zensur. Ende 1763 legte er dies Departement nieder, was die Autoren tief beklagten. Maupeou und die Gräfin Dubarry intriguierten gegen den sie verachtenden Ehrenmann; als Maupeou die Parlamente beseitigte, protestierte M. am 18. Februar 1771 im Namen des Obersteuerhofs gegen diesen Gewaltakt und rief nach Reichsständen, worauf ihn Ludwig XV. am 6. April in höchster Ungnade auf seine Güter verwies und ihm, als sein Vater 1772 starb, nur auf drei Tage den Aufenthalt in Paris gestattete.

Ludwig XVI., der M. hoch schätzte, rief ihn unter dem Beifalle der ganzen Nation im November 1774 wieder an die Spitze des Obersteuerhofs. Im Einvernehmen mit seinem Freunde Turgot unternahm M. eine große Arbeit über die Reformen des Fiskalwesens, legte sie dem Monarchen im Mai 1775 vor und betonte die dringende Notwendigkeit einer Verfassung und Nationalvertretung. Hauptsächlich auf Maurepas' Antrieb wurden diese Vorstellungen kühl aufgenommen, was M. am 12. Juli d. J. zum Rücktritte vom Obersteuerhofe veranlaßte. Doch auf Drängen Turgots und auf Wunsch des Königs übernahm er unter der Bedingung, daß in seinem Departement keine lettres de cachet mehr ausgestellt werden dürften, das Ministerium des Inneren. Sein Programm, das Turgot teilte, war: Recht und Freiheit für jedermann, Verteidigungsrecht für die Angeklagten, Preß- wie Gewissensfreiheit, Erneuerung des Edikts von Nantes, Abschaffung der lettres de cachet und der Tortur, persönliche Sicherheit für alle. Es war des Freundes Montesquieus würdig. Er besuchte die Staatsgefängnisse und leerte sie. Mit Turgot sah er sich jedoch durch Maurepas gelähmt und trat mit ihm am 12. Mai 1776 ab. 1787 wurde er zwar Mitglied des Staatsministeriums, nahm aber keinen aktiven Anteil an den Geschäften, drang mit seinen guten Ratschlägen nicht durch, und Ludwig XVI. las seine Memoires nicht; vergebens beschwor ihn M. 1788, er möge die Unruhen nicht für unbedenklich halten und Reichsstände einberufen, die Kinder ihrer Zeit seien, freigewählte Grundbesitzer, mit denen man den Parlamenten entgegentreten könne. M. mißbilligte die Willkürakte des Ministeriums Brienne-Lamoignon und trat 1788 aus demselben, mit Bangen der Revolution entgegen blickend. Auf seinen Gütern wirtschaftete und studierte er und schrieb Memoires über wichtige Fragen, bis er vom Prozesse des Königs hörte, dem er so vergebens guten Rat erteilt hatte. Am 11. Dezember 1792 forderte der Greis vom Konvente, den König verteidigen zu dürfen, in Erinnerung der Tage, da die Stelle neben ihm von aller Welt erbuhlt worden sei. Der Konvent gestattete es, M. zog den Advokaten de Sezes hinzu, und mit offenen Armen nahm ihn Ludwig am 14. Dezember im Temple auf. M. und de Sezes entwarfen die Verteidigung, aber M. entbehrte der Rednergabe und de Sezes vermochte am 26. nicht, den Konvent zu rühren. Weinend verkündete M. Ludwig das Todesurteil, und vergebens suchte er am 19. Januar 1793 den Appell an das Volk zu erwirken. Voll Kummer aufs Land heimgekehrt, wurde M. im Dezember 1793 verhaftet und in Paris bei den Madelonetten, dann mit seiner ganzen Familie im Port-Libre (früher Port-Royal) eingekerkert. Er weigerte sich, vor dem Revolutionstribunale auf die Anklage sich zu verteidigen, er habe gegen die Einheit der Republik konspiriert, wurde mit seiner Tochter und deren Gatten de Châteaubriand aufs Schafott geführt und starb wie ein Held am 22. April 1794. Seit 16. Februar 1775 hatte er der Académie française, seit 1750 der Académie des Sciences und seit 1759 der Académie des Inscriptions angehört. 1819 wurde ihm durch Subskription ein Denkmal im Saale der Pasperdus des Justizpalasts in Paris errichtet; auch trägt seinen Namen der Boulevard M. in Paris. Von seinen zahlreichen Arbeiten erschien ein Auszug als „Oeuvres inédites" (Paris 1808). M.s Leben beschrieben u. a. J. B. Dubois (3. Aufl., Paris 1806), Gaillard (Paris 1805), N. L. Pissot (Paris 1808), Boissy d'Anglas (Paris 1818, 2 Bde.), L. Rozet (Paris 1831), Dupin der Ältere (Paris 1841), Sainte-Beuve (Causeries du Lundi, Bd. II) und Vignaux (Paris 1875).

Malet, Claude François de, französischer General, am 28. Juni 1754 zu Dôle geboren, diente unter den königlichen Mousquetaires und lebte nach deren 1775 erfolgter Auflösung als Privatmann, bis ihn die Revolution wieder zum Soldaten machte. Entschiedener Republikaner, stellte er sich Napoleon bald schroff gegenüber, wurde 1808 verabschiedet und bald nachher gefangen gesetzt. Als Napoleon 1809 in Deutschland im Kriege war, gelang es ihm, sich zu befreien, und in den Junitagen versuchte er, die

Nachricht vom Tode des Kaisers verbreitend, den Sturz der Dynastie herbeizuführen. Es blieb bei einem mißlungenen Putsch; M. wurde von neuem eingekerkert und blieb halb vergessen, selbst aber von der Idee beherrscht, das Kaisertum zu stürzen, im Gefängnis. Der russische Feldzug erweckte von neuem in ihm die Hoffnung, seine Pläne verwirklichen zu können; er erlangte seine Überführung in ein Krankenhaus, trat mit den Anhängern der Bourbons in Verbindung und hielt die Nacht vom 22. zum 23. Oktober für geeignet, das vorbereitete Unternehmen in das Werk zu setzen; ein Abbé Lafon war sein Haupthelfer. Paris war seit vierzehn Tagen ohne Nachrichten von der Großen Armee; M. entwich aus dem Krankenhause, zog eine Generalsuniform an, verbreitet wiederum die Nachricht vom Tode des Kaisers und einer Staatsumwälzung, findet bei einigen Truppenbefehlshabern und Behörden, welche er durch gefälschte Urkunden täuscht, Glauben und Anhang; stößt bei dem Kommandanten der 1. Militärdivision, General Hullin, auf Widerstreben, streckt diesen durch einen Pistolenschuß verwundet zu Boden und sieht sein Unternehmen halb gelungen, als die Obrigkeiten sich besinnen und ermannen. Da M.s Mitverschworene nicht die gleiche Pünktlichkeit und Energie entfalten, so stockt die Sache; M. wird verhaftet und alles verläuft im Sande. M. ward am 29. Oktober 1812 auf der Ebene von Grenelle erschossen. Die Nachricht von den Vorgängen in Paris, namentlich auch von der gänzlichen Nichtachtung der Ansprüche seines Sohnes, machten auf Napolen einen tiefen Eindruck und trugen wesentlich dazu bei, daß er die Armee verließ. — Die Geschichte von M.s Verschwörung haben der obengenannte Lafon (Paris 1814) und Dourille (Paris 1840) geschrieben; wertvolle Beiträge sind enthalten in Saulnier, Eclaircissements historiques sur la conspiration de M. (Paris 1834) und Desmarest, Témoignages historiques ou quinze ans de haute police sous tout le consulat et l'empire, den „Schriften zweier Wissenden". — Vgl. auch „Nouvelle biographie générale", Bd. XXXII, Paris 1863.

Malghera (Marghera), ein 5 Kilometer westlich von Venedig belegenes, der Lagunenstadt als Brückenkopf dienendes Fort, wurde im Jahre 1849 von den Österreichern belagert, welche M. besitzen mußten, ehe sie gegen Venedig ernstlich vorgehen konnten. Die Einschließung begann am 25. April, die Beschießung am 4. Mai, die Belagerungsarbeiten erforderten des sumpfigen Bodens wegen viel Mühe und Zeit, so daß erst am 23. Mai die erste Parallele eröffnet werden konnte. Der nun folgenden Beschießung aus schwerem Geschütz widerstand die Besatzung bis zum 26.; besonders der Mangel an gesicherten Unterkunftsräumen nötigte dann den Kommandanten, Oberst Ulloa, zur Räumung. Am 27. Mai besetzten die Österreicher das Fort. Venedig hielt sich noch bis zum 25. August. — Vgl. „Österreichische militärische Zeitschrift", Wien 1860.

Mallet du Pan, Jacques, namhafter französischer Publizist des 18. Jahrhunderts, wurde 1749 bei Genf als Sohn eines evangelischen Geistlichen geboren, unter dessen Leitung ihm eine tüchtige Erziehung zuteil wurde. Frühzeitig verlor er den Vater und mußte sich aus eigener Kraft mühsam fortbilden, konnte indessen bei reicher Begabung schon mit funfzehn Jahren die Universität beziehen. Er studierte in Genf anfangs die Rechte, wandte sich aber bald der Litteratur zu und lenkte wegen seiner gediegenen Kenntnisse die Aufmerksamkeit des im benachbarten Fernay wohnhaften Voltaire auf sich, durch dessen Vermittelung er bereits 1772 eine Anstellung als Professor der französischen Litteratur in Kassel erhielt. Hier veröffentlichte er bei seiner Amtseinführung eine Schrift „Discours de l'influence de la philosophie sur les lettres", deren freier Ton am landgräflichen Hofe Anstoß erregte und sogleich eine Spannung hervorrief, die M. veranlaßte, nach Verlauf weniger Monate, trotz Voltaires Abraten, der ihm seine Gunst fortan entzog, wieder aus dem Amte zu scheiden. Mit dem Vorsatze, sich eine schriftstellerische Laufbahn zu eröffnen, ging er nach Brüssel zu dem durch seine litterarische Polemik und Lebensschicksale bekannten Linguet, um an dessen „Annales politiques et littéraires" mitzuarbeiten. Obwohl Linguets sophistische Richtung M.s naturwahren Grundsätzen nicht zusagte, dauerte beider Zusammenwirken mehrere Jahre, bis Linguet, welcher die Zustände Frankreichs mit scharfer Feder gegeißelt hatte, 1779 unvorsichtigerweise in Paris erschien und dort in die Bastille gesetzt wurde. M. führte die Jahrbücher unter dem Titel „Annales pour faire suite à celles de Mr. Linguet" mit weitgreifenderer Auffassung und in mehr wissenschaftlichem Geiste fort, mußte aber dem 1783 aus der Haft entlassenen Linguet, als dieser sein litterarisches Eigentumsrecht geltend machte, weichen, worauf er zu Genf eigene Jahresberichte „Mémoires historiques politiques et littéraires sur l'état présent de l'Europe" mit dem Motto „Nec temere, nec timide" herausgab. Das freisinnig und geistvoll gehaltene Blatt hatte nur kurzen Bestand, doch blieb sein Erscheinen nicht ohne günstige Folgen für M.s Zukunft, dessen Name viel genannt wurde und dessen Kräfte nun der Pariser Buchhändler Panckouke für die Redaktion seines neu gegründeten „Journal historique et politique" zu gewinnen suchte. M. hatte sich eben in Genf durch eine Broschüre „De la dernière révolution de Genève en 1782" Haß und Widerwärtigkeiten zugezogen, weshalb er unter Aufgabe seines Blattes 1784 dem Rufe nach Paris bereitwillig Folge gab. Nach bedeutendem geschäftlichem Erfolge der neuen Zeitschrift vereinigte Panckouke dieselbe 1788 mit seinem „Mercure de France" in der Art, daß M. die Redaktion vom politischen Teile des „Mercure" behielt. In dieser Stellung besprach er beim Ausbruche der französischen Revolution die großen Tagesfragen in gemäßigter Weise, so daß man seinem leidenschaftslosen Urteil großes Gewicht beilegte. Kernhaft und fest trat er für die verfassungsmäßigen Rechte des Königtums ein und rügte, ungeachtet heftiger Drohungen der Jakobiner, die Ausschreitungen der Revolution, wie den Sturm der Bastille am 14. Juli und die

Metzelei in Versailles am 6. Oktober 1789 u. a. m. Bei der Flucht des Königs am 21. Juni 1791 zog man ihn mit Beschlagnahme seiner Papiere und zweimonatlicher Unterbrechung seiner litterarischen Thätigkeit in Untersuchung, dennoch mißbilligte M. nach Wiederaufnahme der redaktionellen Arbeiten nur um so erbitterter alle gewaltsamen Auftritte der fortschreitenden Bewegung, wodurch ihm auch die sich im Oktober bildende Girondistenpartei feindselig gesinnt wurde. Als Frankreich am 20. April 1792 an Österreich den Krieg erklärte, sandte ihn Ludwig XVI. mit vertraulichen Aufträgen an die Höfe von Wien und Berlin, um für eine möglichst schonende Intervention vorstellig zu werden, doch wurden seine Bemühungen von den Ereignissen in Paris überholt. Nach Einnahme der Tuilerien und Absetzung des Königs am 10. August 1792 wagte M. nicht nach Frankreich zurückzukehren, sondern begab sich nach Genf, wo auch seine Familie eintraf. Nun begann für ihn ein herumirrendes Leben voller Unruhe und Entbehrungen. Wegen der gefahrdrohenden Nähe der französischen Grenze ging er 1793 von Genf nach Brüssel, und nach Einbruch der Franzosen in Belgien wieder auf schweizerisches Gebiet nach Basel, wo man ihn 1796 infolge heftiger Angriffe gegen Bonapartes umgestaltende Maßregeln in Italien auswies. Er siedelte nach Zürich über und von dort nach Freiburg i. Br., wo er den Winter 1798/99 in der traurigsten Lage verbrachte. Inzwischen hatte er nicht nachgelassen, die Revolution mit gegnerischen Schriften zu bekämpfen, deren Resultate er vornehmlich in den „Considérations sur la nature de la révolution française“ (Londres 1793) und der „Correspondance politique pour servir à l'histoire du républicanisme français“ (Hambourg 1796) niederlegte. Endlich fand M. 1799 in London eine Freistätte, auch gelang ihm hier die sehr erfolgreiche Gründung des „Mercure britannique“, in dessen Spalten er sich mit intensiver Kraft gegen die Frankreichs Wohl gleichmäßig schädigenden Bestrebungen der Republik wie der exaltierten Emigration aussprach. Den günstigen Aufschwung seiner persönlichen Verhältnisse sollte er nicht lange genießen, schon seit längerer Zeit hinfällig, starb er am 10. Mai 1800 auf dem Landsitze des ihm befreundeten Grafen von Lally-Tolendal zu Richmond bei London. Seine mit fünf Kindern hinterbliebene Witwe erhielt von der englischen Regierung eine Pension, auch fiel ihr der Ertrag reichlicher Sammlungen zu.

M. war seiner persönlichen Überzeugung nach ein Anhänger der britischen Verfassung, deren Aptierung für Frankreich er stets befürwortete. Seine Schriften, welche der periodischen Geschichtsforschung wertvolle Quellen bieten, äußern tiefe, scharfsinnige Gedanken von eigenartig lebendiger und wirksamer Ausdrucksweise. Man hat M. fälschlich für einen Agenten der Koalition gehalten, aber niemals hat er im Solde einer fremden Macht gestanden, sondern war immer nur ein ebenso eifriger Verteidiger der Monarchie als uneigennütziger Ratgeber derselben. Wenn auch ein schneidiger, rastlos thätiger Gegner der französischen Republik, so wußte er sich doch ein unbefangenes Urteil zu erhalten. Den im Gefolge der Koalition mit der Losung „nicht gegen Frankreich, nur gegen die Anarchie!“ zu Felde ziehenden Emigranten rief er warnend zu: „aber die Heere, gegen welche ihr die Waffen führt, sind französisch!“ Seiner schriftstellerischen Würde und Pflicht vergab M. nicht das Geringste, Ehre, Wahrhaftigkeit und gute Sitte galten ihm als die allein sicheren Anker einer gedeihlichen, dem Staate und der Gesellschaft nützlichen Presse.

Außer den vorgenannten Schriften besitzt man von ihm: „Discours sur l'éloquence et les systèmes politiques“, Londres 1775: „Du principe des factions en général et de celles qui divisent la France“, 1791; „Essai sur la destruction de la ligue et de la liberté helvétique“, Londres 1798; ferner die Jahrgänge des „Mercure historique et politique de 1788 à 1792“. Im übrigen vergleiche „Mémoires et correspondances de Mallet du Pan, recueillis et mis en ordre par A. Sayous, ancien professeur à l'académie de Genève“, Paris 1851; „Revue des Deux-mondes, 1er décembre 1851“; „Nouvelle biographie générale“, Paris 1860, vol. 32.

Malmesbury, James Harris, erster Graf von M. und Viscount Fitzharris. Als Sohn des Verfassers des „Hermes“ James Harris am 21. April 1746 zu Salisbury geboren, wurde Harris in Winchester, Oxford und Leyden erzogen und ging 1768 als Sekretär zur britischen Gesandtschaft in Madrid. Während der Abwesenheit des Gesandten 1770 als Geschäftsträger thätig, entdeckte er die Absicht der spanischen Regierung, sich der Falklands-Inseln zu bemächtigen, und arbeitete ihr erfolgreich entgegen, wofür er zum interimistischen Minister ernannt wurde. Im Januar 1772 ging er als bevollmächtigter Minister nach Berlin, 1776 nach St. Petersburg, wo er sich durch seine Gewandtheit sehr beliebt machte und bei Katharina II., trotz ihrer Neigung zu Frankreich, Ansehen gewann; doch gelang es ihm nicht, sie zu einer Offensiv- und Defensiv-Allianz mit Großbritannien zu bestimmen, und er konnte 1780 die Erklärung der bewaffneten Neutralität nicht verhindern. Zum Ritter des Bath-Ordens ernannt, kehrte „Sir James Harris“ 1782 heim, um alsbald durch Fox die Gesandtschaft im Haag zu erhalten, die ihm Pitt im Juli 1784 ließ. Wesentlich förderte er Pitts kontinentale Politik, verschaffte ihr in Holland Autorität, und löste schlau Holland von Frankreich, um es 1788 zur Allianz mit Großbritannien und Preußen zu führen; zur Restauration der Oranier trug er so sehr bei, daß ihn Georg III. 1788 als Lord Malmesbury of Malmesbury in der Grafschaft Wilts zum Peer erhob und Friedrich Wilhelm II. ihm den preußischen Adler ins Wappen gab, um das der Prinz von Oranien die Devise seines Hauses „Je maintiendrai“ schlang. 1788 nach England heimgekehrt, beteiligte sich Lord M. eifrig an der Politik und unterstützte Fox, bis die Ausschreitungen der französischen Revolution ihn von diesem lösten und er mit Burke und Portland die Whigs verließ. Als die Koalition gegen Frankreich zu zerbröckeln begann, sandte das Kabinett von St.

James M., seinen gewiegtesten Diplomaten, im November 1793 nach Berlin, um Preußen bei derselben zu halten; er bot im Februar 1794 große Subsidien für die Stellung eines preußischen Heeres an, aber Österreich intriguierte und nur mit knapper Not gelang es M., das gelockerte Bündnis etwas zu kitten, worauf er am 23. März nach dem Haag abreiste; s. „Haager Vertrag". Bald kam es zu Differenzen der Kontrahenten, M. unterhandelte in Mastricht mit Haugwitz (s. d.), ging am 20. Juni ins preußische Hauptquartier und bestand auf dem Marsche der Preußen nach den Niederlanden; immer mehr zeigte sich Preußens Abneigung, auch bei den Konferenzen M.s mit Hardenberg (s. d.) in Frankfurt, und Preußen trat in Unterhandlung mit Frankreich. Mit dem Prinzen von Wales befreundet, unterhandelte M. 1795 für ihn die Verbindung mit Karoline von Braunschweig, obwohl er große Bedenken gegen diese Wahl hegte; später lohnte ihm der Prinz mit seiner entschiedenen Ungnade. 1796 und 1797 unterhandelte M. in Paris und in Lille resultatlos mit dem Direktorium wegen des Friedens. Zunehmende Taubheit zwang ihn, 1797 dem öffentlichen Leben zu entsagen. Aber „der alte Löwe", wie man ihn nannte, galt für einen politischen Nestor, für ein Orakel, an das sich die verschiedenen Minister der auswärtigen Angelegenheiten wandten; eine Zeit lang war er der politische Führer Cannings, und der junge Palmerston lauschte gerne seinen Worten. Er veranstaltete 1807 eine Prachtausgabe der Werke seines Vaters, schrieb eine Geschichte der holländischen Revolution und seine hochinteressanten Erlebnisse. Im Dezember 1800 erfolgte seine Erhebung zum Grafen Malmesbury und Viscount Fitzharris of Heron Court (Grafschaft Hants); auch wurde er Lordlieutenant und Archivbewahrer der Grafschaft Southampton. Sein Enkel (s. den Folgenden) gab 1844—1845 in London „Diaries and correspondence of James Harris, first Earl of Malmesbury" (4 Bde.) und 1870 „Letters of the first Earl of Malmesbury" (2 Bde.) heraus. M. starb am 20. November 1820 in London.

Malmesbury, James Howard Harris, dritter Graf von. Als Enkel des Vorigen am 25. März 1807 geboren, empfing M. seine Erziehung zu Eton und Oriel College (Oxford), kam für Wilton ins Unterhaus, folgte aber schon 1841 seinem Vater im Oberhause nach. Er gehörte zu den eifrigen Tories und Protektionisten, spielte aber keine hervorragende Rolle im Parlamente und in der Politik. Mit dem in England lebenden Prinzen Ludwig Napoleon befreundete er sich innigst, was von hoher Bedeutung für seine staatsmännische Haltung werden sollte. Im Februar 1852 im Kabinette Derbys (s. d.) zum Staatssekretär der auswärtigen Angelegenheiten ernannt, beeilte er sich, vor allen Großmächten durch Großbritannien Napoleon als Kaiser anerkennen zu lassen, sobald die Wahl in Paris erfolgt war, was ihn heftigen Angriffen im Parlamente und Publikum aussetzte. Mit Derby trat er schon am 17. Dezember 1852 ab, und nun gratulierte er in Person Napoleon III. Im Oberhause tadelte er 1856 bitter den Pariser Friedensvertrag. Unter Derby übernahm er am 26. Februar 1858 abermals das Staatssekretariat der auswärtigen Angelegenheiten. Er nahm für Österreich Partei und trug zum Siege der Liberalen bei den Neuwahlen hierdurch bei. Am 11. Juni 1859 legte er sein Portefeuille mit den Kollegen nieder. Im Kabinette Derbys vom 6. Juli 1866 bekleidete er das Amt des Lord-Siegelbewahrers, behielt es unter Disraeli, trat aber mit diesem im November 1868 ab; vom 21. Februar 1874 an bekleidete er dasselbe Amt, bis Disraeli es am 12. August 1876 selbst zur Premierschaft übernahm.

Malmö, Schweden. Hier fand im August und September 1524 durch Vermittelung der Lübecker eine Zusammenkunft der beiden neuen Könige von Dänemark und Schweden, Friedrich I. und Gustav Wasa, statt. Die zwischen beiden Staaten bestehenden Differenzen, die zu offenem Kriege zu führen drohten, wurden hier wesentlich durch den Einfluß des Lübecker Bürgermeisters Thomas v. Wickede beigelegt. Friedrich I. erkannte Gustav als König von Schweden an, dieser gab seine Ansprüche auf Gotland und auf dänische und norwegische Provinzen auf. Gleichzeitig bestätigte Friedrich I. die Privilegien der Hansa in den Reichen Dänemark und Norwegen. — Vgl. Allen, De tre nordiske Rigers Historie IV, 2. 426 ff.

Malmö, Waffenstillstand von. Die Frankfurter Nationalversammlung hatte die Regelung der schleswig-holsteinischen Sache an Preußen übertragen. Dieses schloß am 26. August 1848 unter dem Einflusse Rußlands, Englands und Schwedens den Waffenstillstand von M. ab. Die beiden ersteren Staaten wurden bei den Verhandlungen von ihrer Abneigung und Eifersucht gegen Deutschland, der letztere von skandinavischen Sympathieen geleitet; Preußen zog seine Ohnmacht zur See und die aus dem Kriege sich ergebende Schädigung des deutschen Handels in Betracht. Die Bedingungen waren wenig ehrenvoll; die Feder verdarb, was das Schwert gutgemacht hatte: alle seit dem 17. März erlassenen Gesetze wurden aufgehoben, eine von Preußen und Dänemark gemeinsam ernannte Regierung, an deren Spitze der dänisch gesinnte Graf Karl Moltke trat, übernahm an Stelle der provisorischen Regierung die Verwaltung des Landes, dessen Norden von Schweden besetzt wurde, während preußische Truppen Südschleswig besetzten, und nach sieben Monaten, als sie von ihrer Flotte wieder vollen Gebrauch machen konnten, kündigten die Dänen den Waffenstillstand; im April 1849 begann der zweite Feldzug des schleswig-holsteinischen Krieges. — In Frankfurt wurde die Genehmigung des Waffenstillstandes seitens der Nationalversammlung von der bei der Abstimmung unterlegenen Linken benutzt, um die Emeute vom 17. September in Scene zu setzen. — S. „Schleswig-Holstein".

Malplaquet, Schlacht am 11. September 1709. Das Kriegsjahr 1709 war in den Niederlanden bis zum Herbst unter Kämpfen um den Besitz französischer Grenzfestungen vergangen, da trafen die Heere auch noch einmal im freien Felde auf einander. Marschall Villars hatte, nachdem die angeknüpften Friedensunterhandlungen gescheitert waren, das Kommando einer Armee von

80,000 Mann, unter denen sich auch einige bayerische Truppen befanden, erhalten; mit dieser nahm er eine Aufstellung bei dem südlich von Mons und nordwestlich von Maubeuge belegenen Dorfe M., in welcher er von den Verbündeten unter dem Kommando von Eugen von Savoyen und Marlborough am 11. September angegriffen wurde. Sie verfügten über 90,000 Mann und 105 Geschütze, letzteren konnte Villars 80 entgegenstellen; nach anderen Angaben soll die Überlegenheit der Verbündeten noch größer gewesen sein. Die Artillerie leitete das Gefecht ein, dann begann die Schlacht, in welcher Eugen den rechten, Marlborough den linken Flügel befehligte. Sie war sehr blutig und hatte zum Endergebnis, daß Boufflers, an des verwundeten Villars Stelle, die französische Armee in ein Lager zwischen Valenciennes und le Quesnoy zurückführte; die Verbündeten konnten die Belagerung von Mons zu Ende bringen, welches am 21. Oktober kapitulierte. Die Entscheidung des Tages war Eugen zu danken. — Vgl. „Spanischer Erbfolgekrieg".

Malta, britische Insel im Mittelmeere, 90 km südlich von Sicilien und 270 km von der afrikanischen Küste entfernt, mit 322,6 □km Flächeninhalt und 150,000 Einwohnern ungerechnet der durchschnittlich 10—11,000 Mann zählenden englischen Besatzung, ihrer Lage nach Hauptknotenpunkt der Dampfschifflinien des Mittelmeeres, Hauptstation der britischen Mittelmeerflotte und für England kommerziell wie strategisch hochwichtige Etappe des kürzesten Seeweges nach Ostindien, war als Zentralplatz des Mittelmeeres in der Nähe zweier Erdteile, zwischen Abendland und Levante, von jeher viel begehrt und hat daher im Laufe der Geschichte mehrfach die Herrschaft gewechselt. Im Mittelalter zum Königreich Sicilien gehörig, räumte Kaiser Karl V. die Insel 1525 dem vom Sultan Soliman II. aus Rhodus vertriebenen Johanniterorden als kaiserliches Lehn ein, mit der Bedingung unausgesetzten Kampfes gegen die Türken, besonders gegen die moslemitischen Piraten. Nachdem der Orden 1530 mittelst päpstlicher Bulle im Besitze M.s bestätigt worden, siedelte derselbe, den Namen Malteserorden annehmend, noch in demselben Jahre nach der neuen Heimat über, deren Geschicke bis zu Ende des 18. Jahrhunderts eng mit seinem Ritterstaate verknüpfend. Letzterer hatte zunächst den Ausgangspunkt seiner ferneren Unternehmungen zu sichern, zumal der Islam bereits weitere Verfolgungen des gefährlichen Feindes im Schilde führte. Wie einst Rhodus schufen die Ritter M. zu einer unüberwindlichen Festung um und brachen durch tapfere Abwehr mehrere gewaltige Osmanenstürme. Höchst ruhmvoll war die Verteidigung der Hauptstadt, 18. Mai bis 11. September 1565, unter der kräftigen und einsichtsvollen Leitung des Großmeisters Jean de Lavalette (s. d.). Obgleich nach herzhaftem Widerstande von länger als zwei Monaten das an nordöstlicher Küste weit vorgeschobene Kastell St. Elmo fiel, so wurden doch von der Festung und deren Kollateralwerken, den festen Schlössern St. Angelo und St. Michèle alle sich wiederholenden Angriffe der Türken heldenmütig abgeschlagen, bis diese durch die schon erlittenen ungeheuren Verluste entmutigt, beim Erscheinen einer sicilianischen Entsatzflotte die Belagerung aufhoben und sich nach einer ihnen von den ausfallenden Rittern beigebrachten Niederlage einschifften. Aber auch die Streitkräfte des Ordens waren furchtbar gelichtet worden, weshalb Lavalette behufs erhöhter Widerstandsfähigkeit M.s, auf der felsigen Landzunge, deren äußerste Spitze noch heute Fort St. Elmo krönt, die nach ihr benannte Hauptstadt und Festung anlegte, welche unter seinen Nachfolgern vollendet und durch spätere fortifikatorische Arbeiten wesentlich verstärkt worden ist. Mit dem Niedergange des osmanischen Reiches schien die alte Mission erfüllt zu sein, der den Orden beseelende tüchtige Geist begann zu schwinden, und unter dem zersetzenden Einflusse vieler wechselnder Zeitströmungen drangen allmählich Uneinigkeit, Zuchtlosigkeit und Unzuverlässigkeit in die Reihe der Ritter ein. Als der Orden mehr und mehr an Bedeutung verlor, auch seine wirtschaftlichen Verhältnisse hauptsächlich infolge Beschlagnahme seines im Machtbereiche der ersten französischen Republik befindlichen Besitztums in Unordnung gerieten, trat derselbe, um dem drohenden Zerfalle vorzubeugen, mit Rußland in Verhandlungen, bereit, sich unter dessen Protektorat zu stellen. Kaiser Paul nahm dasselbe an, schon um für die russische Flotte einen Stützpunkt im Mittelmeere zu gewinnen, doch veranlaßten diese Beziehungen Frankreich zu dem Entschlusse, M. für sich in Besitz zu nehmen, wozu Bonapartes abenteuerlicher Zug nach Ägypten erwünschte Gelegenheit bot. Dieser kam am 9. Juni 1798 vor der Insel an und bemächtigte sich im Einverständnis mit den französischen Ordensrittern, ohne Widerstand der Hauptstadt La Valetta, am 17. Juni wehte Frankreichs Tricolore auf der ganzen Insel. Als im nächsten Jahre der Großmeister Freiherr von Hompesch (s. d.) zum Besten des Ordens seiner Würde entsagte, wählten die versprengten Ritter den Kaiser Paul mit dessen Genehmigung zum Großmeister, welcher Wahl Papst Pius VII. jedoch die Anerkennung versagte. Die französische Occupation M.s wurde wegen strenger Blockade durch die Engländer unmöglich, denen sich am 5. September 1800 die Insel durch Kapitulation ergab. Indessen verweigerte England die Rückerstattung des seiner erdumspannenden Machtkette neu eingefügten Gliedes an den Orden, wodurch Kaiser Paul in seiner seltsamen Laune, Großmeister der Malteser zu werden, tief gekränkt, fortan eine feindliche Stellung gegen die britische Regierung einnahm. Nach Pauls Tode konnte auch Kaiser Alexander trotz allen Entgegenkommens die im Frieden von Amiens am 27. März 1802 festgesetzte Herausgabe M.s nicht durchsetzen. Durch den ersten Pariser Frieden, 30. Mai 1814, wurde den Engländern der förmliche Besitz der Insel zugestanden, welche von diesem Zeitpunkte an im britischen Besitz geblieben. Die Einwohner haben ihre vom alten Ordensstaate überkommenen eigentümlichen Rechte und Freiheiten behalten, nur übt der englische Gouverneur, dem ein aus Beamten und Notabeln zusammengesetzter Rat zur Seite steht, die Zentralleitung aus, auch ist die englische Sprache Geschäftssprache. Trotz wohlwollendster Verwaltung

ist es England bisher kaum gelungen, sich die Sympathie der fremdländischen, katholischen Bevölkerung zu verschaffen. Die industrielle Thätigkeit auf der Insel ist gering, dagegen sind Handel, Schiffahrt und Fischerei sehr bedeutend. Unter der britischen Herrschaft ist die Befestigung der M.-Gruppe stetig fortgesetzt, der Stadtkomplex von La Valetta (Città Nuova, Città Vittoriosa, Burmola, Senglea) mit den Forts St. Elmo und Vittoria, welche den geräumigen und tiefen Hafen für Handels- und Kriegsschiffe beherrschen, bildet zugleich das System einer der stärksten Festungen unserer Zeit. — Vgl. Miège, Ancien consul de France à Malte, Histoire de Malte, Paris 1840, Bd. II u. III.

Mamluken nannte man noch zu Anfang unseres Jahrhunderts im unteren Nilthale dominierende militärische Machthaber. Das arabische Wort bedeutete eigentlich Sklaven, aus denen seit dem 9. Jahrhundert n. Chr. verschiedene Herrscher des islamitischen Orients ihre Leibwachen bildeten. Historische Bedeutung haben nur die M. in Ägypten erlangt, wo man während des 13. Jahrhunderts aus 12,000 Gefangenen (Tscherkessen, Mingrelier, Türken aus Kiptschak), welche der Sultan Nedschem-Eddin-Ejub dem großen mongolischen Weltverwüster Dschingiskhan abgekauft, ein solches Corps gebildet hatte. Denn diese Krieger entfalteten sehr schnell ähnliche Züge wie später die Janitscharen in Stambul, rissen die Übermacht im Lande an sich und erhoben nach dem Sturze des Sultans Moadham III. Turan-Schah (1251) aus ihren eigenen Reihen den Moad-Eibegk zum Beherrscher des Nilthales; dieser gründete die Herrschaft des Hauses der Baharidischen M., der seit 1382 die der Bordschiten folgte. Diese Art der Herrschaft der M. in Ägypten erreichte ihr Ende, als der furchtbare osmanische Sultan Selim II. im Jahre 1516 seinen glücklichen Krieg zu ihrer Unterwerfung begann; die furchtbare Niederlage der M. bei Ridania (22. Januar 1517), die Erstürmung von Kahira und der Tod ihres letzten Sultans Tumanbeg (13. April) machten aus Ägypten eine Provinz, ein Paschalik des osmanischen Reiches von Stambul. Allmählich aber, als die Kraft des Hauses Osman erlosch, kamen die M. in Ägypten in anderer Art wieder zur Macht; ihre Führer, die unter dem Namen von Beis die damals 24 Provinzen des ägyptischen Nilthales verwalteten und die M. stets aus den Völkern des Kaukasus neu ergänzten, setzten den Pascha der Pforte ziemlich trocken. Namentlich der kühne Ali-Bei (s. d.), der seit 1757 mächtig auftrat, konnte seit 1763 wieder als Sultan unabhängig schalten. Als er aber 1773 der Erhebung der durch das Gold und die Diplomatie der Pforte gegen ihn aufgestachelten eigenen Verwandten erlegen war, konnte 1786 der Padischah Abdul-Hamid I. den Zwiespalt unter den M. benutzen, um das Land wieder an die Pforte zu bringen. Trotzdem wußten nicht lange nachher die M. unter Murad und Ibrahim-Bei noch einmal zur Übermacht zu gelangen, die dann durch die französische Expedition unter Napoleon Bonaparte (dem später eine Anzahl von M. nach Frankreich gefolgt sind) 1798—1801, und seit 1805 durch den Pascha Mehemed-Ali gründlich erschüttert wurde. Nach längeren Kämpfen lockte der letztere ihre namhaftesten Männer unter dem Vorwande von Friedensverhandlungen und eines Feldzuges gegen die Wahabiten nach Kahira, wo er sie dann am 1. März 1811 durch seine Arnauten verräterisch überfallen und 470 an der Zahl niedermetzeln ließ.

Manchester, Sir Henry Montagu, Viscount Mandeville, erster Graf von. Zu Boughton (Northamptonshire) 1563 geboren, studierte Montagu, der Enkel eines Lord-Oberrichters und Sohn eines Sheriffs, in Cambridge, kam 1601 für Higham Ferrers ins Unterhaus, wurde zum Ritter geschlagen und war 1603—1616 Recorder von London; am Gerichtshofe Middle Temple erlangte er 1606 den Rang des Reader. 1604 kam er für London ins Unterhaus und nahm thätigen Anteil an den Parlamentsverhandlungen. Im Februar 1611 wurde er Coif und gleich danach King's Serjeant. Als solcher beteiligte er sich an der Verfolgung des Grafen von Somerset (s. „Carr") 1616. Er ging stets mit dem Hofe. Weit unbewanderter in der Kenntnis der Gesetze als Sir Edward Coke, aber viel gefälliger in seinem Wesen, wurde er am 16. November 1616 dessen Nachfolger als Lord-Oberrichter und schmeichelte dem eitlen Jakob I. (s. d.), um sich zu befestigen. 1618 mußte er Sir Walter Raleigh (s. d.) das Todesurteil verkünden. Nie fühlte er sich auf dem Platze Cokes heimisch, strebte weiter und bot 1619 nach der Entlassung Suffolks Buckingham (s. d.) 10,000 Pf. St. für das Schatzamt. Scheiterte er diesmal mit seinem Begehren, so war er am 14. Dezember 1620 glücklicher: gegen 20,000 Pf. St., die für ein freiwilliges Darlehen an den König ausgegeben wurden, erhielt er den lukrativen Posten des Lord-Großschatzmeisters von England; zugleich ernannte ihn Jakob zum Baron Montagu of Kimbolton und Viscount Mandeville. 1621 saß er auch eine Zeit lang in der Kommission, die das große Siegel bis zum Antritte des neuen Kanzlers Williams verwaltete. Als guter Protestant war er entschiedener Gegner einer spanischen Heirat des Prinzen von Wales und verlor darum, als diese eingefädelt wurde, am 13. Oktober 1621 seinen Posten; als schwache Entschädigung erhielt er den des Lord-Präsidenten des Geheimen Rats und Jakob erkannte die 20,000 Pf. als Schuld an. Mandeville blieb Lord Präsident bis 1628, wo ihn Karl I. zum Lord-Geheimsiegelbewahrer ernannte. Bereits am 5. Februar 1626 erhob er ihn zum Grafen von Manchester. Stets stand M. auffeiten der Krone und ihrer Forderungen; er genoß hohen Ansehens und war Karl treu ergeben. 1635 saß er in der Schatzkommission, und am 7. November 1642 starb er im Bürgerkriege als Geheimsiegelbewahrer. Er war dreimal verheiratet, und unter seinen Enkeln wurde Charles Montagu als Graf Halifax (s. d.) berühmt.

Manchester, Edward Montagu, Lord Kimbolton, Viscount Mandeville, zweiter Graf von. Als ältester Sohn des Vorigen 1602 geboren, erhielt Lord Mandeville eine mangelhafte Erziehung, studierte in

Cambridge, begleitete den Prinzen von Wales 1623 nach Spanien und wurde bei Karls Krönung 1625 Ritter des Bath-Ordens. Von Huntingdonshire ins Unterhaus entsandt, saß er während drei Legislaturen und trat dann als Baron Kimbolton ins Haus der Lords. Er schlug sich zu den Mißvergnügten und wurde durch seine Generosität sehr populär; Pym und Hampden unterhielten mit ihm Beziehungen.

1640 war Kimbolton unter den sechzehn Peers, die mit den Schotten in Ripon unterhandelten, nachdem er mit elf Genossen am 28. August bei Karl I. um ein Parlament petitioniert und es als einziges Heilmittel bezeichnet hatte. Im Langen Parlamente (s. d.) zählte er zu den erbitterten Gegnern der Regierung und trat in den permanenten Ausschuß, der in den Zwischenräumen der Sessionen tagen sollte. Am 19. Februar 1641 ernannte ihn Karl zum Mitgliede des Geheimen Rats, aber im April d. J. erfuhr Kimbolton vom Komplotte der Armee und teilte es sofort Pym mit. Das Parlament sandte ihn im Mai nach Portsmouth, um das Benehmen des Obersten Goring zu untersuchen. Bald darauf ging das Gerücht, Karl wolle ihn zum Staatssekretär machen, doch unterblieb dies. Karl betrachtete ihn mit Ingrimm und ließ ihn am 3. Januar 1642 durch den Generalstaatsprokurator im Oberhause auf Hochverrat anklagen. Der Baron forderte sofortige Untersuchung, das Oberhaus wählte hierzu einen Ausschuß und verfügte seine Verhaftung nicht, das Unterhaus trat auf seine Seite. Während Karl ihn am 7. zum Verräter erklärte, reinigte ihn das Parlament von der Anklage, und am 11. Januar fuhr er mit den gleich ihm angeklagten fünf Gemeinen (s. „Hampden", „Holles" und „Haslerigh") im Triumphe nach Westminster zurück. Als das Parlament sein Heer bildete, trat Kimbolton als Oberst bei der Infanterie ein und focht bei Edgehill (s. d.). Am 7. November 1642 folgte er dem Vater als Graf von Manchester.

Das Parlament übergab dem Grafen trotz seiner geringen militärischen Erfahrung 1643 ein Heer, und mit Cromwells (s. d.) Hilfe leistete er tüchtige Dienste gegen die königlichen Truppen unter Graf Newcastle. Im Mai 1644 erstürmte er an der Spitze eines Heeres Lincoln, und am 16. Juni begann er, vereint mit den Heeren der beiden Fairfax (s. d.) und der Schotten, den Sturm auf York. Nachdem er mit Cromwell den Pfalzgrafen Ruprecht und Newcastle bei Marston Moor (s. d.) am 2. Juli glänzend besiegt hatte, kapitulierte York am 16., und M. zog mit Cromwell Karl in den Rücken. Am 27. Oktober besiegte M. den König bei Newbury; da er ihn aber nur matt verfolgte, ihm den Entsatz Donningtons und die Rückkehr nach Oxford ermöglichte, benutzte dies der ehrsüchtige Cromwell und zieh ihn des Verrats und der Hinneigung zu Karl. M. hingegen beschuldigte den General der Insubordination, und beide Anklagen blieben resultatlos. Infolge der Selbstentäußerungsbill verlor M. im April 1645 das Kommando, mit viel Dankesworten vom Parlamente verabschiedet. Das Oberhaus wählte ihn zum Sprecher, und bei den Unterhandlungen mit Karl Ende 1645 schlug ihn das Parlament zum Marquisate vor. Am 30. Oktober 1646 übergaben beide Häuser M. und Lenthall die Bewahrung des großen Siegels, welches sie bis 15. März 1648 behielten. Vor dem wütenden Volke entfloh M. 1647 ins Hauptquartier von Cromwell und Fairfax, die ihn im August d. J. nach London zurückführten. Als jedoch das Parlament sich zum Gebieter machte und Karl im Januar 1648 aus seinem Staate stieß, protestierten am 15. d. M. M. und Warwick allein männlich im Oberhause. Entschieden mißbilligte M. den Prozeß des Königs und zog sich nach dessen Hinrichtung 1649 ins Privatleben zurück. Cromwell bot ihm als Lord-Protektor einen Sitz im Oberhause an, den er ablehnte. M. trat hingegen in Beziehungen zu Karl II. und Monk, um für die Restauration zu wirken. Im Konventionsparlamente von 1660 wurde er Sprecher des Oberhauses und im Mai d. J. Mitglied der Kommission des Großen Siegels. Von seinen revolutionären Anwandlungen geheilt, begrüßte der Graf den zurückkehrenden König, überbrachte ihm die Huldigung des Oberhauses und wurde mit dem Hosenbandorden belohnt. Karl ernannte ihn zum Mitgliede seines Geheimen Rats, zum Lord-Kammerherrn von England und zum Kanzler der Universität Cambridge. Im Genusse dieser Würden starb M. zu Whitehall am 5. Mai 1671. Aus fünf Ehen hatte er elf Kinder. — Seinen Enkel Charles Montagu, vierten Grafen von M., kreierte Georg I. am 30. April 1719 zum ersten Herzoge von Manchester; der heutige Herzog von M., William Drogo Montagu (geb. 15. Oktober 1823) ist der siebente.

Vgl. die bei „Karl I." und „Karl II." angegebenen Werke über Revolution und Restauration sowie S. R. Gardiner, History of England from the accession of James I. to the outbreak of the civil war 1603—1642, 10 Bde., London 1883—1884, und E. Foß, The Judges of England, Bd. VI, London 1857.

Mancini, Familie. Mazarins Schwester Hieronyma heiratete den römischen Patrizier Michael Lorenzo Mancini und starb am 29. Dezember 1656. Mazarin ließ ihre zahlreiche Descendenz nach Frankreich kommen.

1) **Laura Mancini**, die älteste 1636 geborene Tochter, die schön, die besonnenste und ruhigste der Schwestern war, wurde unter großen Schwierigkeiten 1651 mit einem Enkel Heinrichs IV., Louis Herzoge von Mercoeur, dann von Vendôme, verheiratet, starb aber schon am 8. Februar 1657, worauf ihr Gemahl Kardinal wurde und am 6. August 1669 starb.

2) **Olympia Mancini**, ihre Schwester, geboren 1640, war weniger schön als gewandt, geistvoll und sehr ehrgeizig. Mazarin ließ sie und ihre Geschwister in Paris auf königlichem Fuße erziehen, und sie gewann das Herz des jungen Königs Ludwig XIV., ihres Spielgenossen. Mazarin unterstützte die Neigung, die aber Ludwig nie sehr ernst nahm, und bald mußte Olympia auf den Traum, Königin zu werden, verzichten. Ihr entging eine Partie nach der anderen, bis Mazarin die ihm besonders

sympathische, zu Intriguen angelegte Nichte am 21. Februar 1657 mit **Eugen Moritz von Savoyen, Grafen von Soissons**, verheiratete: so wurde sie die Mutter von Prinz Eugen (s. d.) von Savoyen. Ludwig blieb noch einige Zeit in Beziehungen zu ihr, was der Graf als echter Höfling geschehen ließ. Später aber haßte er die Gräfin, die Oberintendantin des Hauses seiner Gemahlin geworden, glühend; sie wurde in den Prozeß der Giftmischerin Voisin 1679 verwickelt und entfloh vor Ludwigs Zorn nach Brüssel, wo sie am 9. Oktober 1708 starb.

3) Maria, Schwester der Vorigen, in Rom 1639 geboren, war die wenigst schöne der Schwestern, aber voll Liebenswürdigkeit und Geist; aufs feinste gebildet, kannte sie Italiens Dichter auswendig, liebte und verstand die Litteratur und sang entzückend. Der König sah sie mit Wohlgefallen, sie aber liebte ihn seit 1658 von ganzer Seele. Ihre reine, tiefe und nur seiner Person, nicht seinem Range geltende Liebe berührte ihn wundersam, er ließ sich von Maria litterarisch schulen, und sie nährte zugleich den königlichen Stolz in ihm. Eifersüchtig sah sie seine Bemühungen um Margareta von Savoyen, voll Freude begrüßte sie deren Abbruch, ihre Leidenschaft zu Ludwig wuchs, aber das Verhältnis blieb rein; sie gab sich alle Mühe, auch die Heirat mit einer spanischen Infantin zu hintertreiben, denn sie gönnte Ludwig keiner anderen Frau. Ludwig wurde feuriger, sie aber war zu stolz, seine Maitresse zu werden; Mazarin wie sie selbst dachten an eine Heirat. Hiergegen erhob sich die Königin-Mutter Anna, der Kardinal beugte sich ihrer ausgesprochenen Abneigung und erklärte seiner Nichte, sie könne nicht auf seine Unterstützung zählen. Maria wurde nun die erbitterte Gegnerin des Oheims und Annas und hetzte Ludwig gegen beide auf. Anna und Mazarin trennten, um die spanische Heirat zu Wege zu bringen, die Liebenden. Maria war in Verzweiflung, Ludwig brachte schweren Herzens seine Neigung zum Opfer, als er sah, er könne Mutter und Kardinal nicht zur Einwilligung in eine Ehe mit Maria bewegen. Als sich Ludwig unter Thränen am 22. Juni 1659 von Maria trennte, die mit ihren Schwestern Hortensia und Maria Anna nach der Citadelle von Brouage bei La Rochelle gebracht wurde, rief sie verächtlich aus: „Sie weinen und sind doch der Gebieter!“ Ihr Schmerz war tief wie ihre Liebe, ihr einziger Trost lag im Briefwechsel mit dem Monarchen. Mazarin aber, dem die spanische Heirat von eminenter Bedeutung für Frankreich schien, rastete nicht, bis er Ludwig von seiner Leidenschaft zu Maria geheilt hatte; dann kehrte diese mit den Schwestern im Januar 1660 nach Paris zurück. Der König heiratete die Infantin: um Maria bewarben sich bei Mazarin Karl (V.) von Lothringen und sein alter Oheim Karl IV.; sie erwiderte die Neigung des ersteren, aber Mazarin kreuzte auch diesen Weg und verbot dem Prinzen im August 1660 den Zutritt zu Maria. Er verlobte Maria trotz ihrer Liebe zu dem Lothringer mit **Lorenzo Onofrio de Gioeni, Herzoge von Taliacoti, Fürsten von Paliano und Castiglione, einem Colonna**, dem Großconnétable von Neapel; am 9. April 1661 fand, nachdem Mazarin gestorben war und Maria eine Mitgift von 100,000 Livres Renten in Italien angewiesen hatte, die Verheiratung durch Prokuration in Paris statt. Maria reiste zu Colonna, zeigte ihm aber bald Abneigung und gab nach Geburt mehrerer Kinder die Erklärung ab, künftig nicht mit ihm leben zu wollen. Colonna wurde ihr untreu, sie lebte sehr frei und entfloh, von einem Geliebten unterstützt, mit ihrer Schwester Hortense, ihrer Vertrauten, in Männerkleidern im Mai 1672 aus Rom. Ihr Erscheinen erregte in Frankreich Scandal, und Ludwig XIV. veranlaßte sie, eine Zusammenkunft abweisend, nach längerem Aufenthalte in den Abteien du Lys und Avenay nach Italien zurückzukehren. Von Turin aus wollte Maria ein zweites Mal nach Frankreich, Ludwig aber ließ alle Wege versperren. Maria ging nach Flandern, dann nach Spanien, wo sie im August 1677 in ein Kloster trat, aber keine Ruhe hatte und zahlreiche Abenteuer bestand. Sie schrieb dort „Apologie, ou les véritables mémoires de Mme. Maria Mancini, connétable de Colonna, écrits par elle-même“, die 1678 in Leyden erschienen und äußerst selten sind. Maria konnte sich nicht entschließen, in einem spanischen Kloster zu sterben, sie entfloh 1684 nach Frankreich. Ihr Gemahl löste sich ganz von ihr und starb am 15. April 1689, worauf sie nach Italien ging. In Frankreich war sie unbeachtet geblieben; 1705 kehrte sie nochmals dahin zurück. Seitdem ist ihr Los ungewiß. Sie soll, zur Abenteuerin herabgesunken, im Mai 1715 in Madrid gestorben sein.

4) Hortensia, geboren zu Rom 1646, galt für die schönste Frau ihrer Zeit. Um sie bewarben sich der Herzog Karl Emanuel II. von Savoyen und der verbannte König Karl II. von England. Mazarin aber schlug ihre Bewerbungen aus. Als Karl II. in England restauriert war, bot ihm Mazarin die Nichte mit mehreren Millionen an, Karls Mutter war dafür, aber Karl lehnte schroff ab. Im März 1661 vermählte sie Mazarin mit Armand La Porte de La Meilleraye, Großmeister der Artillerie, dem er den Titel „**Herzog von Mazarin**“ verleihen ließ. Diesem entfloh sie im Mai 1672 (s. „Maria Mancini“). Sie lebte in Chambéry und später in London, wo sie Dichter und Gelehrte um sich scharte und bei Hofe eine große Rolle spielte, noch im Alter von hoher Schönheit und leichtlebig. Mit dem galanten Abbé de Saint-Réal schrieb sie ihre Memoiren, die Aufsehen erregten; sie starb in London am 2. Juli 1699.

5) Maria Anna, zu Rom 1646 geboren, heiratete 1662 **Godefroi Maurice de La Tour, Herzog von Bouillon**, dem sie viele Kinder schenkte. In den furchtbaren Prozeß der Giftmischerin Voisin verwickelt, verspottete sie ihre Richter und wurde nach Nérac verwiesen; dann ging sie nach Italien, und 1690 erhielt sie Erlaubnis zur Rückkehr nach Frankreich. Eine Frau voll Geist, protegierte sie Künstler und Gelehrte, besonders erfreute sich La Fontaine ihrer Gunst. Sie starb in Paris am 20. Juni 1714.

6) **Philipp Julius**, Bruder dieser fünf Schwestern, wurde Herzog von Nevers. Sein Haus erlosch im Herzoge Ludwig Julius am 25. Februar 1798.

Vgl. A. Renée, Les nièces de Mazarin, Paris 1857; R. Chantelauze, Louis XIV. et Marie Mancini d'après de nouveaux documents, Paris 1880.

Mancini, Dr. Pasquale Stanislao. Zu Castel Caronia bei Ariano 1817 geboren, heiratete M. 1840 die als Dichterin bekannte Laura Beatrice Oliva (gest. in Florenz am 17. Juli 1869). Er wurde 1848 Parlamentsmitglied in Neapel, war ein gesuchter Advokat und interessierte sich lebhaft für die Bewegung von 1848. Im folgenden Jahre erhielt er die Professur des internationalen Rechts in Turin, und später kreierte ihn die Universität Heidelberg zum Ehrendoktor der Rechte. 1860 wählte ihn Ariano in das italienische Parlament, in dem er der Linken angehörte, und im Kabinette Rattazzi übernahm er im März 1862 das Ministerium des öffentlichen Unterrichts, um es alsbald wieder abzugeben. 1872 erhielt M. an der Universität Rom die Professur für Staats- und internationales Recht, 1873 das Präsidium des in Gent gegründeten Instituts für internationales Recht.

Im Parlamente, dem er dauernd angehörte, beantragte M. im Mai 1873, den Jesuitenorden mit verwandten Gesellschaften völlig zu verbieten, blieb aber in der Minorität. Auf das entschiedenste forderte er Maßregeln gegen die Anmaßungen des Klerus und dessen Unbotmäßigkeit gegen die Staatsgesetze; er bewunderte das schneidige Vorgehen der preußischen Regierung und verlangte im Mai 1875 eine ebenso feste Haltung von der italienischen. Im März 1876 übernahm M. im Kabinette Depretis das Ministerium der Gnaden, der Justiz und des Kultus. Als solcher legte er im Januar 1877 dem Parlamente einen Gesetzentwurf vor, welcher den Mißbrauch des priesterlichen Amts zur Aufreizung und Störung in Staat und Familie mit zweijährigem Gefängnisse und hohen Geldbußen belegte, eine Art Kanzelparagraph; derselbe ging bei den Deputierten am 24. Januar mit 150 gegen 100 Stimmen durch, aber die Senatoren brachten ihn am 7. Mai mit 105 gegen 92 zu Fall. Hingegen gelang es M., einen Entwurf über Einführung des Schulzwanges in beiden Häusern durchzubringen. Seine energische Haltung gegenüber dem Klerus bewog die Kurie, den Bischöfen die Einholung des staatlichen Exequatur zu erlauben. M. blieb bei der Umbildung des Kabinetts im Dezember d. J. im Amte, trat aber im März 1878 mit den Kollegen zurück.

Am 29. Mai 1881 wurde er in Depretis' neuem Kabinett Minister des Äußern. Er schloß sich der deutsch-österreichischen Allianz an, hinter der er eine Spitze gegen Frankreich vermutete, und drängte sich, als er sich geirrt hatte, an Gladstone (s. d.); gelegentlich der Wirren in Ägypten hoffte er, Anlaß zu finden, um Italien dort festen Fuß fassen zu lassen. Aber die Expedition nach Massauah geriet sehr schlecht, und M.s Stellung wurde von der Opposition so bestürmt, seine Kolonialpolitik so angegriffen, daß er im Mai 1885 seine Demission anbot; er blieb jedoch gerne im Amte, als ihn Depretis darum bat. Da demissionierte Gladstone am 12. Juni, und es wurde die Befürchtung rege, ein ruhmloser Rückzug von Massauah stehe vor der Thür; die Opposition griff M.s und seiner Kollegen Waltung unverblümt an, stimmte mit 142 Stimmen am 17. Juni dagegen, und das Kabinett fand nur noch 21 Stimmen Mehrheit, ja bei der Beratung des Etats des auswärtigen Amts ergab sich für dasselbe eine Mehrheit von nur vier Stimmen. M. war also der am meisten getadelte Rat der Krone und reichte darum seine Entlassung ein; Depretis erklärte das Kabinett für solidarisch verbunden, und alle Minister dankten am 18. Juni ab. Die Träume einer italienischen Kolonialmacht dürften vorüber sein und Italiens Flagge vom Roten Meere wieder verschwinden; M. hinterläßt seinem Nachfolger eine mühereiche Erbschaft.

Manin, Lodovico. (**Manini**.) Einer Patrizierfamilie Venedigs am 13. Juli 1726 entsprossen, folgte M. am 9. März 1789 in sehr kritischer Zeit Paolo Renier als Doge von Venedig. Der Staat war kaum mehr ein Schatten der einstigen Größe und M. ein schwacher, talentloser Mann, keiner großen Aufgabe gewachsen. Mit besonderen Ehrbezeugungen nahm er in Venedig den Grafen von Artois, den Kaiser Leopold und die Königin von Neapel auf, was die französischen Gewalthaber beleidigte. Er proklamierte die Neutralität der Republik Venedig, lieferte aber Sarden und Briten Munition und Lebensmittel und stellte dem emigrierten Regenten und seit 1795 „Könige“ Ludwig (XVIII.) in liebenswürdigster Weise im Mai 1794 Verona zur Verfügung, während er zögerte, den Abgesandten der französischen Republik zu empfangen. Wegen der Verwickelungen mit letzterer begrüßte er 1795 erfreut Ludwigs Absicht, nach der Bretagne oder Vendée zu gehen, die aber unausgeführt blieb, und machte Schwierigkeiten, ihn als König anzuerkennen, und schließlich wies er ihn auf Drohungen aus Paris hin am 13. April 1796 aus der Republik. Er lehnte die Aufforderung des Direktoriums ab, ein Bündnis gegen Österreich, Großbritannien und Rußland einzugehen. Mit Rüstungen hielt er zurück, um kein Mißtrauen zu erregen. Das Direktorium befahl 1796 dem Generale Bonaparte, die Republik als neutrale Macht zu behandeln; ihm jedoch gefiel es, ihre Neutralität nicht zu respektieren. Er folgte den durch ihr Gebiet zurückziehenden Kaiserlichen auf dem Fuße nach, zog in Brescia ein und spottete der Proteste M.s und des Senats; um die Gedanken an Widerstand durch Furcht zu ersticken, verfügte er in Peschiera, Verona u. s. w. wie in seinem Eigentume und antwortete auf die Proteste mit lügenhaften Anklagen. Im Besitze der Etsch-Linie konnte er M. etwas bieten. Preußen bot M. im Dezember 1796 ein Defensivbündnis an, aber er und der Senat lehnten es ab. Bonaparte wurde immer rücksichtsloser gegen Venedig, obwohl es in Frieden mit Frankreich stand, schürte an den Unterthanen, um einen Aufstand herbeizuführen, und hinderte die Regie-

rung, ihn zu bezwingen; trotzdem blieb diese bei ihrer Weigerung, eine Allianz mit Frankreich zu schließen. Zur Rache entfachte Bonaparte im März 1797 eine Revolution in der ganzen Republik und teilte dem Kaiser am 18. April in den Präliminarien von Leoben große Teile derselben zu, wogegen sie durch päpstliches Gebiet Ersatz finden sollte. Entschlossen, die Republik ganz aufzulösen, behandelte Bonaparte sie so brutal, ließ Junot (s. „Abrantès, Herzog von") derart in ihrem Senate poltern und wies dessen Abgesandte in Graz so schneidend zurück, daß M. alles verloren gab. Er dankte am 12. Mai 1797 ab, und ein französisches Heer unter Baraguay d'Hilliers (s. d.) besetzte Venedig. Nachdem Venedig kaiserlich geworden (s. „Campo Formio, Friede von"), leistete M., um seine ungeheuren Besitzungen nicht einzubüßen, dem Gouverneur Franz' II. den Eid der Treue, und 1803 starb er, ferne der Politik, in Macera.

Manin, Danielo. Am 13. Mai 1804 in Venedig aus einer früher jüdischen Familie geboren, die mit der des Dogen Manin in keinerlei Beziehung stand, wuchs M. im Hasse gegen Österreich und Frankreich auf. Mit siebzehn Jahren Doktor der Rechte in Padua geworden, studierte er Sprachen und Jurisprudenz und ließ sich 1830 bei Venedig (in Mestre) als Advokat nieder. Von glühender Vaterlandsliebe und dem Durste nach Freiheit beseelt, ergriff er 1831 die Kunde von der Februarerhebung Bolognas, um in einer heimlich verteilten Proklamation die Venetianer zur Befreiung von Oesterreich aufzurufen, erzielte aber nichts damit. 1838 beteiligte er sich voll Feuer an der Frage wegen einer Eisenbahn zwischen Venedig und Mailand und verteidigte „die Italienische Gesellschaft" gegen den Despotismus der österreichischen Regierung. Er wurde sehr populär, machte bei jeder Gelegenheit Österreich die energischste Opposition und stand unter steter Bewachung der mißtrauischen Behörden. M. war ein ehrlicher, begeisterter und opferfreudiger Republikaner, ein Mann von antikem Charakter und einer der besten politischen Köpfe Italiens. Am 21. Dezember 1847 überreichte er für Venedig der lombardischen Zentralkongregation eine Petition, in der er auf verschiedene Gebrechen aufmerksam machte und Reformen vorschlug. Dieselbe blieb unerfüllt, brachte aber M. am 18. Januar 1848 ins Gefängnis der Riva degli Schiavoni, von wo er protestierte. Als ihn eben das Volk befreien wollte, gab ihn die Regierung am 17. März frei, und das Volk trug ihn nachhause. Hier beschloß man die Losreißung von Österreich und die Verwirklichung von M.s Ideal, die Herstellung der Republik Venedig. M. bildete eine Bürgergarde und bemächtigte sich an der Spitze eines Teils der Bevölkerung am 22. März in einer Revolution des Arsenals, proklamierte die Republik und wurde am 23. März Minister des Äußern und Ministerpräsident der neuen Regierung, der sich rasch die Provinzen Venetiens anschlossen. M. hauchte dem neuen Gemeinwesen seine Seele ein, wollte jeder Unbill steuern und das Recht schützen; er strebte, rastlos thätig, nach einer festen Gestaltung des Freistaats, suchte das Rechtswesen neu zu ordnen, die Wehrkräfte zu heben und zur Verteidigung gegen Österreich zu rüsten, endlich eine Verbindung mit den übrigen Staaten Italiens anzubahnen. Ohne Geldmittel und genügende Truppenmacht, wollte er der Republik den Schutz Großbritanniens und als dies ablehnte, Frankreichs verschaffen, aber Lamartine (s. d.) ging nicht darauf ein, um Frankreichs Frieden nicht zu gefährden, und Frankreich erkannte den Freistaat nicht offiziell an. Während die Österreicher erobernd vorrückten und Venedig immer mehr bedrohten, arbeitete hier eine starke Partei auf den Anschluß an Sardinien hin; M. aber hielt fest an der Republik. Schließlich zwang ihn die Not der Umstände, gegen sein Gefühl dem Anschlusse an Sardinien das Wort zu reden: am 4. Juli beschwor er in der konstituierenden Versammlung seine Gesinnungsgenossen, ihre Überzeugung zu opfern und den Österreichern den Beweis der Eintracht zu liefern; die Versammlung votierte mit 127 gegen 6 Stimmen den Anschluß, M. lehnte den Eintritt in die neue Regierung unter Castelli ab und zog sich, von einem Herzleiden gepeinigt, zurück. Karl Albert sandte den Venetianern Geld und einige Mannschaft. Bald aber siegten die Österreicher über ihn, sein Waffenstillstand mit ihnen am 9. August erschien den Venetianern wie Verrat, sie riefen wiederum die Republik aus und stellten M. am 11. August als Diktator an ihre Spitze; er nahm nur an, als man ihm den Admiral Graziani und den Oberst Cavedalis als Kollegen gestattete (13. Aug.) und erklärte, nur wenn Venedig ungeheure Opfer bringe, könne es auf Erfolg rechnen. Blindlings gehorchten die Venetianer dem geliebten Vater, aber vergebens suchte er Unterstützung bei Großbritannien und Frankreich, vergebens war alle Todesverachtung, Aufopferung und Tapferkeit, mit der Venedig unter M. sich gegen die österreichischen Belagerer verteidigte, während M. am 2. April 1849 mit unbegrenzten Vollmachten ausgestattet wurde; die Hungersnot brach aus, die Cholera decimierte die Belagerten. Endlich trat M. in Unterhandlungen mit Österreich, doch dies verlangte die Kapitulation. M. blieb nichts übrig, als wegen derselben in Mestre im August 1849 Unterhandlungen einzuleiten. Er dankte am 21. August ab und verließ Venedig vor der am 24. d. M. erfolgenden Kapitulation. Am 27. schiffte er sich mit seiner Familie und 20,000 Frs., die ihm der Stadtrat namens der Stadt gab, nach Corfu ein, von wo er im Oktober nach Frankreich ging, um alsbald in Marseille seine Frau an der Cholera zu verlieren. Er ging nach Paris, wo er, der jede Bereicherung in den Tagen absoluter Machtfülle verschmäht hatte und weder von Staaten noch von Privaten etwas annahm, sich als italienischer Sprachlehrer sehr bescheiden ernährte. In Briefen, die in verschiedenen Zeitungen erschienen, protestierte er gegen die österreichische Occupation, bis er wegen eines Artikels in „La Presse" 1854 ausgewiesen wurde. Aber 1857 kehrte M. nach Paris zurück. Am Abende seines Lebens wurde er ein begeisterter Verehrer des Hauses Savoyen, erwartete von ihm die Befreiung Italiens von der Fremdherrschaft und

die Einigung aller Staaten der Halbinsel; sein politisches Testament lautete „Schart euch um Piemont!“ Es war M. nicht vergönnt, Mazzini (s. d.) zu dieser Auffassung zu belehren. 1857 trat er dem italienischen Nationalverein bei und starb in Paris an Herzleiden am 22. September d. J.

Ein Dekret König Victor Emanuels II. von Italien vom 21. März 1867 ordnete die Überführung von M.s Leiche auf Staatskosten nach Venedig an, wo sie im St. Marcus-Dome ruht. — Vgl. H. Martin, Daniel Manin, précedé d'un souvenir de Manin par Legouvé, Paris 1859; Chassin, Manin et l'Italie, Paris 1859; „Documents et pièces authentiques laissés par Daniel Manin, Président de la République de Venise, traduits sur les originaux et annotés par F. Planat de la Faye“, 2 Bde., Paris 1860; N. Rey, Histoire de la renaissance politique de l'Italie, 1814—1861, Paris 1864; Errera und Finzi, La vita e i tempi de Danielo Manin, Florenz 1872; Errera, Danielo Manin e Venezia, Florenz 1875; „Danielo Manin e Georgio Pallavicino. Epistolario politico. 1835—1857.“ Mailand 1877; Perlbach, Daniel Manin und Venedig 1848—1849, Greifswald 1878.

Manners, Lord John James Robert. Als zweiter Sohn des fünften Herzogs von Rutland am 13. Dezember 1818 auf Belvoir Castle (Leicestershire) geboren, ist M. bei der Kinderlosigkeit seines Bruders der präsumtive Erbe des Herzogstitels.

M. studierte in Eton und Cambridge, wurde 1840 Lieutenant in der Leicester-Miliz, kam 1841 für Newark ins Unterhaus, wo er sich zu den extremsten Konservativen bekannte und sich nachher an Disraeli enge anschloß. Bei den Wahlen von 1847 nicht auftretend, fiel er 1849 in London durch, kam aber für Colchester 1850 wieder ins Parlament, in das ihn 1857 Nord-Leicestershire entsandte; er saß stets auf der äußersten Rechten. Als Dichter und Schriftsteller gehört der Lord zu der fast ausgestorbenen Disraelischen Schule des Jungen England, die das einzige Heil für unsere krankende Zeit in der Rückkehr zum Feudalwesen und Mittelalter erschaut. Im Ministerium Derby (s. d.) erhielt er März 1852 das Departement der öffentlichen Arbeiten und das Oberkommissariat der Forsten, um im Dezember d. J. abzutreten. Er blieb Mitglied des Geheimen Rates der Königin. In den von Derby geleiteten Kabinetten von Februar 1858 bis Juni 1859 und von Juli 1866 bis Februar 1868 war M. Oberkommissär der Forsten, öffentlichen Gebäude und Arbeiten; er behielt dies Amt unter Disraeli März bis November 1868. In Disraelis Kabinett war er Februar 1874 bis April 1880 Generalpostmeister, welche Stellung er im Juni 1885 unter Salisbury wieder einnahm.

Mannheim, eine im Jahre 1606 von Kurfürst Friedrich IV. von der Pfalz an der Stelle eines Dorfes, zunächst durch Erbauung einer Feste Friedrichsburg, gegründete, im folgenden Jahre mit Städterecht versehene, meist mit Niederländern, welche ihrer Religion wegen ausgewandert waren, bevölkerte Stadt, hatte früh unter Kriegsdrangsalen mannigfach zu leiden. Am 8. Oktober 1622 ward sie von Tilly, 1631 von Bernhard von Weimar eingenommen, 1644 von den Franzosen besetzt, aber bald wieder an die Bayern verloren, welche erst 1649 abzogen. Noch schlimmer als bei dieser Veranlassung ging es der Stadt, als unter Ludwig XIV. die Franzosen mit Feuer und Schwert die Pfalz verwüsteten und die Wohnstätten in Asche legten; sie wurde am 11. November 1688 nach siebenzehntägiger Gegenwehr von den Truppen des Dauphin, welchem Marschall Duras als militärischer Ratgeber zur Seite stand, eingenommen und darauf am 5. März 1689 derart zerstört, daß Kurfürst Philipp Wilhelm, welcher 1699 den Wiederaufbau anordnete, ihr zweiter Gründer wurde. Er ließ die Stadt nach Coehorns Angaben mit Festungswerken umgeben, so daß sie fortan nebst der am linken Rheinufer gegenüber liegenden Rheinschanze, dem jetzigen Ludwigshafen, ihrem Brückenkopfe, ein wichtiger strategischer Punkt war; 1720 verlegte Karl Philipp auch die kurfürstliche Residenz von Heidelberg nach M.; mit dem Aussterben der Herrscherfamilie im Jahre 1777 hörte die Stadt auf, dies zu sein. — In den Kriegen gegen die französische Republik im letzten Jahrzehnt des 18. Jahrhunderts war Mannheim Gegenstand vielfacher Kämpfe. Zunächst setzten sich am 25. Dezember 1794 die Franzosen durch Beschießung in den Besitz der Rheinschanze, welche sie seit dem 15. Oktober eingeschlossen hatten. Der bayerische General Deroy mußte sie dem General Michaud überlassen, welcher versprach, daß M. von hier aus während des Krieges nicht beschossen werden solle. M. selbst und damit einen gesicherten Rheinübergang gewannen die Franzosen sodann am 20. September 1795, wo der bayerische Kommandant, vom Kurfürsten dazu angewiesen, die Stadt ohne weiteres an Pichegru überließ. Am 20. Oktober desselben Jahres schritten die Österreicher unter Wurmser zur Blockade und später zur Belagerung derselben. Der französische Kommandant Montaigu kapitulierte am 22. November, da er keine Aussicht auf Entsatz sah und die Stadt kaum länger haltbar war. M. ward nun, vermöge seiner günstigen Lage am Rhein und am Einfluß des Neckar in diesen, Hauptstützpunkt für die ferneren Operationen der Österreicher (vgl. „Österreichische militärische Zeitschrift“, Jahrgänge 1831—33), welche die Stadt das ganze Jahr 1796 hindurch behaupteten und erst nach Beendigung des Krieges räumten. — 1799 öffnete M. in den ersten Märztagen dem in Deutschland eindringenden Bernadotte ohne weiteres seine Thore; bei seinem vier Wochen später erfolgenden Rückzuge ließ dieser dort eine Besatzung zurück, und im August führte General Müller hier von neuem 30,000 Mann über den Strom. Am 18. September nahmen österreichische Truppen des Erzherzog Karl die Stadt mit Sturm, räumten dieselbe aber bald hernach wieder. Durch den Frieden von Luneville kam M. an Baden, die Festungswerke wurden geschleift. — Am 1. Januar 1814 bewerkstelligte hier

das zu Blüchers Schlesischem Heere gehörige russische Armeecorps des General Baron Sacken, 21,550 Mann mit 94 Geschützen stark, seinen Rheinübergang; die Franzosen, welche der Neckarmündung gegenüber eine Schanze erbaut hatten, leisteten einigen Widerstand. — In den Jahren, welche den Märztagen von 1848 vorangingen, war M. der geistige Mittelpunkt der revolutionären Bestrebungen im Großherzogtum Baden, in diesem Jahre und im folgenden der Schauplatz mancher Unruhen. Am 15. Juni 1849 wurden die aufständischen Truppen, welche Ludwigshafen besetzt hatten, von den anrückenden Preußen nach unbedeutender Gegenwehr nach M. zurückgedrängt; die Stadt selbst fiel wenige Tage später durch eine Kontrerevolution der Ordnungspartei in ihre Hände. — Eine Geschichte von M. schrieb Feder, Mannheim 1875.

Manning, Henry Edward, englischer Konvertit, katholischer Erzbischof von Westminster und römischer Kardinal, wurde geboren den 15. Juli 1808 zu Totteridge, in der Grafschaft Herford, als Sohn eines der anglikanischen Kirche angehörigen reichen Londoner Kaufmanns und Parlamentsmitglieds. Er studierte 1827 ff. Theologie in Oxford, promovierte daselbst 1830, wurde Fellow am Merton-College, erhielt die Priesterweihe in der bischöflichen Kirche, wurde Pfarrer in einem Dorfe Lavington in der Grafschaft Sussex und durch seine Verheiratung Schwager des Bischofs von Oxford. Später wurde er Archidiakonus von Chichester 1840 und Universitätsprediger zu Oxford, veröffentlichte auch verschiedene Bände Predigten, die großen Beifall fanden, und eine Schrift über die Einheit der Kirche 1842. Schon damals war er ein eifriger Anhänger Puseys und der von ihm ausgehenden Oxforder Bewegung (des Traktarianismus und Ritualismus). Während aber Pusey selbst und der besonnenere Teil seiner Anhänger trotz ihrer katholisierenden Neigungen doch von dem letzten Schritt eines Abfalls zur römischen Kirche sich zurückhielten, so trat dagegen M., dem Vorgang J. H. Newmanns folgend, am Osterfest den 6. April 1851 in der Jesuitenkirche zu London zur römischen Kirche über und wurde, nachdem seine Frau längst zuvor gestorben, vom Kardinal Wiseman zum Priester geweiht. Er begab sich sodann 1852 nach Rom, widmete sich hier dem Studium der römischen Theologie, erhielt den Doktorgrad, kehrte nach England zurück und entfaltete hier großen Eifer für Verbreitung seines neuen Glaubens, für Errichtung von katholischen Kirchen, Schulen, Klöstern und andern kirchlichen Instituten. Nach dem Tode Wisemans († 15. Februar 1863) wurde M. vom Papst zu dessen Nachfolger ernannt als zweiter Erzbischof von Westminster und Metropolit der englischen Kirche (Mai 1865) und war in dieser Stellung noch eifriger als sein Vorgänger bemüht, die Ausbreitung der römischen Kirche zu fördern durch Erbauung von Kirchen und Klöstern, Einrichtung von Schulen, Gewinnung von Proselyten, Veranstaltung von Versammlungen, besonders auch durch eine rege schriftstellerische Thätigkeit. Auf dem Vatikanischen Konzil des Jahres 1869—70 war M. einer der eifrigsten und schroffsten Vertreter des Infallibilitätsdogmas wie überhaupt des extremsten papalistischen Systems. Schon seit 1867 hatte M. eine Entscheidung der Frage über die päpstliche Unfehlbarkeit herbeizuführen gewünscht und in dieser Richtung gewirkt; er wurde 1868 vom Papst zu Rat gezogen wegen der Konzilsberufung, insbesondere wegen der Einladung der Protestanten; er suchte 1869 in einem Hirtenbrief, der in verschiedene Sprachen übersetzt wurde, die Opportunität und Notwendigkeit des neuen Dogmas darzuthun und gegen B. Dupanloup u. a. zu verteidigen; er hatte es übernommen, die Annahme des Dogmas auf dem Wege der Acclamation gleich in der ersten oder zweiten Sitzung des Konzils in Scene zu setzen, und als dieser Plan mißlang, suchte er als Mitglied der dogmatischen Kommission und des infallibilistischen Komitees das Ziel nur um so sicherer zu erreichen. Er war es auch vorzugsweise, der noch in der letzten Stunde des Konzils (15. Juli 1870) den momentan zur Nachgiebigkeit geneigten Papst bei den gefaßten Beschlüssen festhielt und ihn bestimmte, das Dogma in schroffster Form zu proklamieren, wie er denn auch nachher bemüht war, das Vatikanische Konzil und seine Beschlüsse gegen die ihm gemachten Vorwürfe und erhobenen Bedenken litterarisch zu verteidigen. Zum Lohn für seinen Eifer erhielt M. am 13. März 1875 vom Papst Pius IX. den Kardinalshut. Eine seiner ersten Amtshandlungen in der neuen Würde war die feierliche Einweihung der zu Kensington, einer Vorstadt von London, begründeten, im Oktober 1874 eröffneten römisch-katholischen Universität, am 9. April 1875. Seit dieser Zeit hat er wenig mehr von sich hören lassen; auch seine früher so rege litterarische Thätigkeit scheint verstummt zu sein, nachdem er noch 1874 mit einem Aufsatz unter dem Titel „Caesarism and Ultramontanism“ in den deutschen Kulturkampf sich eingemischt („Contemp. Review“). Sonst sind von seinen Schriften noch zu nennen: „Gründe des Glaubens“, 1852; „Briefe an Pusey“, 1864; „Reden über die weltliche Gewalt des Papstes“, 1865; „Über die Wiedervereinigung der Christenheit“, 1866; „England und Christentum“, 1867; „Wahre Geschichte des Vatikanischen Konzils“, 1872 (deutsche Übersetzung 1877) ꝛc. Ein Verzeichnis seiner Schriften siehe bei Alibone, Crit. dictionary of english Lit. II, 1214; Mitteilungen über seine Lebensgeschichte in Rosenthals „Konvertitenbildern“ II, 470 ff.; Nippold, N. K.-Geschichte II; Friedrich, Geschichte des Vatikanischen Konzils, Bd. I u. II.

Mansfeld, altes am Ostrande des Harzgebirges angesessenes Grafengeschlecht, dessen im Mittelalter kühn aufstrebende und mit großem Besitze ausgestattete Macht bei Beginn der neueren Geschichte den stärkeren Nachbaren, Kursachsen und den magdeburgischen Kirchenfürsten, bereits erlegen war; die fortgesetzten Teilungen ihrer Lande waren dazu eine Hauptveranlassung. Des Hauses Mitglieder gelangten noch später durch fremden Kriegsdienst zu Ruhm und Ansehen, bis das Geschlecht am 31. März 1780 im Mannesstamme ausstarb. Der zuletzt blühende Zweig war ein

in Böhmen angesiedelter. Das Erbe desselben kam durch Heirat an die Fürsten Colloredo, welche das Wappen der M. dem ihrigen hinzufügten und deren Namen in der Weise mit ihrem eigenen vereinigten, daß des Fürsten Erstgeborener Fürst von M., die jüngeren Grafen Colloredo-M. heißen. In der neueren Geschichte sind aus dem Geschlechte der M. hervorgetreten:

Albrecht III., am 18. Juni 1480 zu Leipzig geboren, hat sich durch sein mannhaftes Einstehen für die Lehren der Reformation einen Namen gemacht. Mit Luther, dem Mansfelder Bergmannssohne, nahe befreundet, war er einer der ersten Reichsfürsten, welche für dessen Bestrebungen eintraten; seiner Überzeugung ist er bis zu seinem Augenblicke treu geblieben. Den Ausschreitungen, welche das Werk der Kirchenverbesserungen im Gefolge hatte, trat er mit Entschiedenheit entgegen, so hatte er an dem Sieg von Frankenhausen am 15. Mai 1525, wo die durch Thomas Münzer unternommene soziale Revolution zu Falle kam, großen Anteil. Weniger vorteilhaft als im öffentlichen, tritt Graf Albrecht im Privatleben hervor; Streitigkeiten mit Verwandten und Hintersassen füllen sein Leben; um Familienzwiste des Grafen beizulegen, war Luther nach Eisleben gekommen, als er dort starb. Der Ausgang des Schmalkaldischen Krieges brachte Albrecht um sein ganzes Hab und Gut. Er hatte der Mühlberger Schlacht am 24. April 1547 nicht beigewohnt, weil Kurfürst Johann Friedrich von Sachsen ihn entsendet hatte, dem bedrängten Bremen Hilfe zu bringen. Auf diesem Zuge schlug er freilich den Herzog Erich von Braunschweig am 24. Mai 1547 bei Drakenburg an der Weser, konnte aber damit das Geschick der evangelischen Sache nicht wenden, sondern irrte selbst heimatlos umher, bis er 1550 in den Dienst der Stadt Magdeburg trat, an welcher die kaiserliche Acht vollstreckt werden sollte. Als Magdeburg erlegen war, mußte er von neuem den Wanderstab ergreifen. Bald aber wandelte der Passauer Vertrag sein Geschick. Er hatte sich dem Kurfürsten Moritz angeschlossen und erhielt durch jenes Abkommen seine Güter zurück. Am 4. März 1560 ist er zu Leutenburg im Krankenhause gestorben. — Vgl. Niemann, Geschichte der Grafen M., Aschersleben 1834.

Peter Ernst, spanischer General, am 20. Juli 1517 geboren, verrichtete seine ersten Waffenthaten in den Kriegen Kaiser Karls V. und König Philipps II. von Spanien und schwang sich im Verlaufe dieser Kriege zu immer höheren Ehrenstellungen auf. Besonders bedeutsam war seine Wirksamkeit zur Zeit des Abfalls der vereinigten Niederlande und der daraus sich ergebenden Kämpfe. M., ein strenger Katholik, aber mit den Gewaltthätigkeiten, welche seinem Glauben dienen sollten, wenig einverstanden, war während dieser Zeit Gouverneur von Luxemburg, erschien vielfach im Felde und verwaltete mehrmals das Gouvernement der Niederlande. Er starb am 22. Mai 1604 zu Luxemburg. — Vgl. C. v. Wurzbach, Biographisches Lexikon des Kaisertums Österreich, 16. Tl., Wien 1867.

Karl, österreichischer General, des Vorigen Sohn, 1543 geboren, diente zuerst der spanischen Krone in den Kämpfen gegen die aufgestandenen Niederländer, ging dann, mit Albas Maßnahmen unzufrieden und sich zurückgesetzt fühlend, nach Frankreich, wo er im Kabinett der Könige Karl IX. und Heinrich III. Verwendung fand, kehrte, als Don Juan d'Austria das Gouvernement übernommen hatte, in seine Heimat zurück und wird in den folgenden Kämpfen bei vielen Kriegsvorfällen mit besonderer Auszeichnung genannt. Sein Ruf empfahl ihn dem Kaiser Rudolf II., welcher ihn 1595 nach Ungarn berief, um das dortige Heer zu reorganisieren und dem Vordringen der Türken Einhalt zu thun. Nachdem er jenen ersten Teil seiner Aufgabe erledigt hatte, machte er sich an die Erfüllung des zweiten. Auch hier das gewünschte Ergebnis zu erzielen war er auf dem richtigen Wege, indem er, Nebendinge beiseite lassend, sich gegen des Feindes Hauptmacht wendete. Der Tod hinderte ihn, damit zu Ende zu kommen. Bevor die Festung Gran, welche er belagerte, gefallen war, starb er zu Hannover am 4. August 1595. — Quelle: M., Peter Ernst.

Ernst, geboren um 1580, einer der Helden des Dreißigjährigen Krieges, entstammte einer durch die Kirche nicht geheiligten Verbindung des obengenannten Grafen Peter Ernst. Sein Streben, die durch seine Geburt ihm vorenthaltene Stellung als vollbürtiger Sohn seines Vaters zu erringen, verbunden mit abenteuerlichem und gewaltthätigem Sinne, hat seinem Lebenslaufe den Stempel irrenden Rittertums aufgedrückt. Nachdem er unter kaiserlichen und spanischen Fahnen in Ungarn und in den Niederlanden den Krieg erlernt hatte, trat er 1610, in seinen Hoffnungen auf eine ihm genehme Wendung seiner äußeren Lebensstellung getäuscht, in die Dienste der Union und erschien, nachdem er unter savoyischen Fahnen in Italien gegen die Habsburger gefochten, 1618 auf dem böhmischen Kriegsschauplatz. Mit abwechselndem Glücke kämpfend, hielt er hier nach der Schlacht am Weißen Berge das protestantische Banner fest (vgl. Reuß, M. im Böhmischen Kriege, Braunschweig 1865), bis Kurfürst Friedrich V. ihn im Herbst 1621 zum Schutze seiner Erblande an den Rhein berief, wo er Frankenthal entsetzte, den spanischen General Cordova bei Speier schlug und Hagenau einnahm. Statt dann aber, vereint mit Karl Friedrich von Baden und Christian von Braunschweig und nach überlegtem Plane, einen Feldzug gegen die Liguisten zu unternehmen, verfolgte er Sonderinteressen, unterhandelte nach mehreren Seiten und trug einen großen Teil der Schuld daran, daß die protestantische Sache, für die er übrigens nie ein Herz hatte, durch Einzelniederlagen zu Fall kam. Diese hatten im Jahre 1622 Friedrich V., den Winterkönig, mutlos gemacht; er gab sich selbst auf und entließ M. und den Braunschweiger, welche 30,000 Mann versammelt hatten, aus seinem Dienste. Damit waren diese heimatlose Abenteurer geworden. Von den ihnen gemachten Anerbieten nahmen sie zunächst das der französischen Protestanten an. M. folgte dem Rufe des Herzogs von Bouillon, wandte sich dann aber nach den Niederlanden. Militärisch sehr merkwürdige

Operationen und sein Sieg über die Spanier bei Fleurus am 29. August bahnten ihm den Weg dahin. Als er aber angekommen war, da bedeuteten die Generalstaaten ihn seiner Wege zu gehen. Nun nahm Kurfürst Friedrich ihn von neuem in Dienst, da es ihm aber unmöglich war, nach dem Rhein durchzudringen, blieb er nebst Christian in dem an den Kämpfen gar nicht beteiligten Ostfriesland, dessen Wohlstand zerstört zu sehen den Generalstaaten sehr erwünscht war; sie weilten dort, das Land auf das grausamste heimsuchend, von Ende 1622 bis Anfang 1624, dann zog Christian ab; M. entließ seine Truppen und ging selbst nach dem Haag. England, Frankreich, Savoyen und Venedig einigten sich, ihm die Mittel zu neuen Kämpfen gegen das Haus Habsburg zu bieten. Der Vertrag kam am 6. September 1624 zu Saint Germain en Laye zustande. Von neuem mit Christian von Braunschweig vereint, brach er nach Deutschland auf, aber seine Offensive geriet aus Mangel an materiellen Mitteln den Anstrengungen des Kaisers gegenüber, welcher Wallenstein an die Spitze seiner Truppen gestellt hatte, bald ins Stocken; er bezog Quartiere an der Niederelbe und wandte sich von hier gegen Wallensteins feste Stellung an der Dessauer Brücke. Am 1. April 1626 begann hier ein denkwürdiger Kampf, dessen Endergebnis war, daß M. am 26. den Rückzug antreten mußte. Seines Gegners unbegreifliche Thatenlosigkeit schützte ihn vor völligem Untergange, und die rechtzeitige Unterstützung seiner Parteigenossen ermöglichte es ihm, schon nach sechs Wochen von neuem mit 25,000 Mann im Felde zu erscheinen. Jetzt zog er nach dem Osten, um die schon lange geplante Vereinigung mit Bethlen Gabor, dem Fürsten von Siebenbürgen, anzustreben und gemeinsam mit diesem Österreich in Ungarn zu bekriegen. Unter vielfachen Kämpfen gelang die Vereinigung; M.s unbeugsamer Sinn überwand alle Schwierigkeiten, sein kriegerisches Genie verschaffte ihm zahlreiche Erfolge über seine Gegner. Als er aber dem Ziele ganz nahe war, traf Bethlen ein Sonderabkommen mit Wallenstein und ließ seinen Waffengefährten treulos im Stich. Verlassen und hilflos befand er sich mit den Resten seines Heeres, welche durch Seuchen stark zusammen geschmolzen waren, in Ungarns Ebenen. Selbst schon lange krank übergab er jene dem Herzog Ernst von Sachsen-Weimar, um in Venedig und in England bei seinen Bundesgenossen neue Hilfe zu erlangen. Auf dem Wege dahin ereilte ihn in der Frühe des 29. November 1626 der Tod, welchen er stehenden Fußes in vollem Waffenschmuck erwartete. Wahrscheinlich geschah es zu Ratona bei Sarov; früher nahm man allgemein an, daß er am 24. November zu Urackowitz in Bosnien gestorben sei. M.s Leben beschrieben u. a. Graf Ütterodt zu Scharffenberg, Gotha 1867, und Villermont, Bruxelles 1866.

Manstein, Albrecht Ehrenreich Gustav v., preußischer General, am 24. August 1805 geboren und, abweichend von der Dienstlaufbahn der meisten anderen preußischen Heerführer, seit seinem 1822 in das 3. Infanterieregiment erfolgten Eintritt in die Armee fast nur in der Truppe verwendet, wird zuerst im Feldzuge von 1864 gegen Dänemark genannt, wo er die 6. (Brandenburgische) Division kommandierte, an deren Spitze er auch 1866 während des Krieges in Böhmen stand. Nach dem Friedensschlusse ward er kommandierender General des in den Elbherzogtümern garnisonierenden IX. Armeecorps, welches bei Ausbruch des Krieges gegen Frankreich die eine seiner Divisionen als Küstenschutz zurückließ, während M. mit der anderen (18.) und der hinzutretenden großherzoglich-darmstädtischen (25.) Division zur sofortigen Teilnahme am Kampfe berufen wurde. Sein IX. Corps machte nun zunächst die Kämpfe um Metz mit, rückte dann an die Loire und focht in den Dezembertagen vor Orléans und in den sieben Tagen vor le Mans. Im Jahre 1873 in den Ruhestand getreten, starb M. am 11. Mai 1877 zu Flensburg. — Vgl. v. Löbell, Jahresberichte über Militärwesen für 1876, Berlin.

Manstein, Christof Hermann v., preußischer General, 1711 in St. Petersburg geboren und im Kadettencorps zu Berlin erzogen, trat in russische Dienste, in denen sein Vater als General stand, zeichnete sich im Kriege gegen die Türken aus und ward, nach dessen Beendigung durch den Frieden von Belgrad (1739), als Oberstlieutenant Flügeladjutant des Feldmarschall Münnich. Als dieser den Regenten Biron stürzte, leistete M. ihm wesentlichen Beistand, indem er jenen in der Nacht vom 19./20. November 1740 verhaftete und nach Schlüsselburg brachte. Beförderung und Reichtum waren die Anerkennung seiner Dienste; den Krieg gegen Schweden von 1741 machte er als Brigadier mit. Inzwischen aber war Münnich gestürzt. M. wurde der größte Teil jener Belohnungen wieder entzogen, und bald nachher wurde er sogar, auf falsche Beschuldigungen hin, des Landesverrats angeklagt. Er ward zwar freigesprochen, mochte nun aber nicht länger in Rußland bleiben und trat, da ihm der Abschied verweigert wurde, am 15. März 1745, ohne diesen erhalten zu haben, als Oberst und Königlicher Generaladjutant in die preußische Armee, mit welcher er in der Suite Friedrichs des Großen an dem Feldzuge jenes Jahres teilnahm. Als General ging er in den Siebenjährigen Krieg, that sich gleich zu Anfang desselben beim Einmarsch in Böhmen hervor und trug am 6. Mai 1757 wesentlich zum Siege von Prag bei. Dagegen trugen am 18. Juni jenes Jahres seine Maßregeln und Anordnungen mit dazu bei, daß die Schlacht von Kolin verloren ging. M. wurde hier verwundet. Als er auf dem Wege nach Dresden begriffen war, um sich heilen zu lassen, ward der Transport, bei welchem er sich befand, am 27. jenes Monats bei Welmina von Kroaten angegriffen und er selbst bei dem sich entwickelnden Gefechte getötet. Über seine russische Dienstzeit hat er Memoiren hinterlassen, welche 1770 in deutscher, französischer und englischer Sprache erschienen sind und einen wichtigen Beitrag zur russischen Geschichte in den Jahren 1727 bis 1744 bilden. — Vgl. „Allgemeine deutsche Biographie“, Bd. XX, Leipzig 1884.

Manteuffel, Heinrich v., preußischer General, 1696 in Pommern geboren, erhielt im Sommer 1757 den Auftrag, die Schweden in Schach zu halten, welche sich Friedrichs des Großen zahlreichen Gegnern zugesellt hatten. Nur schwache Kräfte standen ihm zu diesem Zwecke zur Verfügung, die lahme Kriegsführung seiner Gegner aber erleichterte ihm seine Aufgabe, und im Spätherbst brachte Lehwaldt aus Ostpreußen ihm Hilfe. Als im folgenden Jahre Dohna mit dem Oberbefehl in Pommern betraut wurde, bestimmte der König M. zu dessen Berater; 1759 führte er eine Zeit lang selbst das Kommando, entwickelte aber nicht die gewünschte Energie. Er focht dann bei Kay, wurde verwundet und von Berlin, wo er sich seiner Heilung wegen aufgehalten hatte, mit einem besondern Corps gegen die Schweden entsandt, welche der Hauptstadt bedenklich nahe gekommen waren. Er drängte sie auf ihr eigenes Gebiet zurück, wurde aber am 28. Januar 1760 in Anklam überfallen und festgenommen, erlangte erst zwei Jahre später durch den Waffenstillstand von Ribnitz seine Freiheit wieder, verließ dann die Reihen der Armee und starb am 10. September 1778 zu Collatz, Kreis Belgard. — Vgl. Marschall v. Sulicki, Der Siebenjährige Krieg in Pommern, Berlin 1867.

Manteuffel, Otto Theodor v., geboren am 3. Februar 1805 in Lübben in der Lausitz. Nach dem frühen Tode seines Vaters fiel die Sorge für seine und seines Bruders Karl Erziehung seinem Oheim zu, dem Vater des Feldmarschalls Edwin v. M. Derselbe schickte die Brüder nach Pforta, wo O. v. M. unter Ilgen und Lange sich sehr eifrig mit den Schriftstellern des Altertums abgab. Im Herbst 1824 wurde er zur Universität entlassen und machte in Halle seine Studien für die höhere Verwaltung. Es ist zuviel behauptet, wenn man sagt, daß er hier durch Mühlenbruch und Pernice in die politische Denkweise, die später seiner Wirksamkeit ein bestimmtes Gepräge gab, eingeführt sei; er war vielmehr damals nur ein harmloser Student. Viel entscheidender für seine politische Parteistellung ward es, daß er mit einem anderen Oheim, der in Dresden ein hohes Amt bekleidete und ein sehr bewußter Gegner der modernen Staatstheorieen war, 1830 als Regierungsreferendar eine Reise nach Paris unternahm. Nicht nur die Julirevolution sondern mehr noch die Mißstimmung der Sachsen gegen den Oheim, welche soweit in die Ferne wirkte, daß sie diesen verhinderte, nach Dresden zurückzukehren, und nötigte, sich zum Bundestagsgesandten ernennen zu lassen, waren wohl die Veranlassung, daß bei M. eine Abneigung gegen alles, was mit dem Konstitutionalismus zusammenhing, Wurzel faßte. Als einen eifrigen Kämpfer für das ständische Prinzip erwies er sich im brandenburgischen Provinziallandtage, in welchen er von den Rittergutsbesitzern des Kreises Luckau, dessen Landrat er nach bestandenem großen Examen geworden war, gesandt ward. Die Verwaltung dieses Kreises leitete er in musterhafter und von allen Kreisinsassen dankbar anerkannter Weise. Dies und verschiedene Berichte wie Aufsätze legislatorischen Inhalts lenkten die Aufmerksamkeit der Zentralbehörden auf ihn, so daß er für die höhere Verwaltungslaufbahn ausersehen ward; dasselbe geschah ungefähr um dieselbe Zeit mit seinem Landsmann v. Patow, der sich freilich in anderen Vorstellungskreisen bewegte. Er ward 1841 Dirigent der landwirtschaftlichen Abteilung der Regierung in Königsberg, wo eben der bedeutendste Gegner seines Standpunktes, der Minister v. Schön, aus dem Staatsdienste schied. 1843 erfolgte seine Ernennung zum Vizepräsidenten der Regierung in Stettin. Nachdem er sodann noch einige Zeit bei dem Prinzen von Preußen als vortragender Rat beschäftigt gewesen und als solcher mit fast allen Zweigen und Richtungen des Staatslebens bekannt geworden war, ward er 1845 zum Direktor im Ministerium des Innern berufen, wo er wieder mit v. Patow zusammentraf.

Auch in diesem Amte erwarb er sich Anerkennung durch seine geschäftliche Korrektheit. In dem vereinigten Landtage des Jahres 1847 erschien er als der Vertreter seiner Heimat, ohne sich besonders hervorzuthun. Denn daß er im Mai in einer sorgfältig vorbereiteten Rede sich mit Entschiedenheit zu der Auffassung bekannte, die Berufung der Versammlung sei nur ein Akt königlicher Gnade, Rechtsansprüche darauf seien nicht vorhanden, daß er überhaupt jedesmal, wenn er sich vernehmen ließ, seine Anhänglichkeit an die ständischen Institutionen im schneidendsten Gegensatz zu den Liberalen betonte, konnte wohl vorübergehend Unwillen hervorrufen, befremdete indessen nicht, wurde vielmehr mit seiner Vergangenheit und seinem Amte als so zusammenhängend angesehen, daß ein besonderer Wert darauf nicht gelegt ward. Auch trat er dabei mehr als Verteidiger des Bestehenden auf, als daß er sich zu einer herausfordernden Bekämpfung des entgegengesetzten Standpunktes aufgeschwungen hätte.

Dies erklärt es, daß er im Jahre 1848 unter den verschiedenen liberalen Ministerien ungestört in seinem Amte belassen wurde, und daß, als das Ministerium Brandenburg, in welchem er das Departement des Innern übernahm, am 9. November die Verlegung der Nationalversammlung nach Brandenburg und die Auflösung der Bürgerwehr anordnete, sein Name zunächst nichts dazu beitrug, das Befremdliche oder Mißfällige dieser Maßregel zu vermehren — die „Deutsche Zeitung“, das Organ der Kaiserpartei in Frankfurt, nannte denselben allerdings einen unpopulären — ja, daß v. Vincke und andere Führer dieser Partei sich für die Loyalität seiner Absichten verbürgten. Die formale Gesetzmäßigkeit jener Maßregel ist damals sehr bestritten worden, daß jedoch M. nach Veranlassungen gesucht habe, um noch weiter rückwärts zu gehen, ist nicht glaublich. In dem Auftreten der Regierung gegen einzelne Gegner sind recht viel kleinliche Handgriffe wahrnehmbar, es spiegelt sich darin die chikanöse Praxis des vormärzlichen Polizeiregiments, doch ist schwerlich an prinzipielle Absichtlichkeit zu denken, selbst in der Behandlung Waldecks nicht, der der Regierung am gefähr-

lichsten war. Dann sind ferner schwere Bedenken gegen die Legitimation der Regierung zur Oktroyierung der Verfassung vom 5. Dezember erhoben, und in der That erscheinen die in dem Berichte des Ministeriums an den König aufgeführten Gründe nicht zwingend. Wohl aber drängte die allgemeine politische Lage, die Überhebung Österreichs, die Stellung Rußlands, endlich die unberechenbare Haltung der Frankfurter Versammlung dazu, die Bewegung im eigenen Lande zum Stillstand zu bringen; auch darf es als ein Beweis für die bona fides der Mitglieder der Regierung gelten, daß der Graf Brandenburg und Ladenberg zu ihr zählten. Wirklich wurde der Erlaß von den wohlgesinnten und gemäßigten Elementen mit Befriedigung aufgenommen. Daß auch Stimmen vernehmbar wurden, welche sofort den Rückschritt zur ständischen Verfassung verlangten (die Anhänger von Bülow-Cumerow), war damals vielleicht dem Ministerium nicht unangenehm, weil es Gelegenheit nehmen konnte, seine Verschiedenheit von dieser Gruppe zu betonen.

Wer die Katastrophen jener Zeit mit Bewußtsein durchlebt hat, wird sich erinnern, daß die nationalgesinnten Patrioten die Herstellung der königlichen Autorität, die Rückkehr zu geordneten Zuständen fast ausnahmslos guthießen; selbst gegen das Wiederaufleben der ehemaligen Herrenkurie in dem Herrenhause der revidierten Verfassung war die Opposition keine schwerwiegende. Anders stellt sich das Urteil über M.s Wirksamkeit in der auswärtigen Politik. Von der Bedeutung und dem Berufe Preußens in dem europäischen Staatensystem hat er, vielleicht weil seine Familie erst seit dem Wiener Frieden eine preußische geworden war und er selbst sich früher nur um das Regieren im Innern gekümmert hatte, erst spät eine einigermaßen richtige Vorstellung gewonnen; ebenso wenig hat er die Tiefe und Nachhaltigkeit der deutsch-nationalen Regung begriffen, die er nur als eine andere Seite der Revolution ansah; erst durch den Einfluß Bismarcks, den er in Ansehung des straff royalistischen Standpunktes mindestens für ebenbürtig halten mußte, ist er in eine höhere Sphäre gehoben. Persönlich mag er somit für dasjenige, was er als Leiter der auswärtigen Angelegenheiten gethan und gefehlt hat, auf Entschuldigung und Nachsicht Anspruch haben, dagegen war die Erbitterung und der Unwille, welcher sich über die Einbuße an Ehre und Ansehen des Staates vorzugsweise in den Schichten der gebildeten Klassen äußerten, nicht unverdient. Diese haben ihm das Preisgeben der Herzogtümer Schleswig-Holstein mit vollem Recht nicht verziehen. Daß der König, wie Ranke aus persönlicher Wissenschaft zu wissen behauptet, bei den wichtigsten Fragen entweder durchaus selbständig verfuhr oder sich von anderen Strömungen als dem Rate der Minister leiten ließ, daß der Einfluß des Kaisers von Rußland, wie die Aufzeichnungen des Feldmarschalls von Dohna nachweisen, übermäßig auf alle Entschließungen in Berlin drückte, kann die Vorwürfe, welche ihm in der Dunckerschen Schrift „Vier Monate preußischer Politik" gemacht wurden, nicht mindern und schwächt die Berechtigung der Angriffe vonseiten durchaus konservativer Männer in dem preußischen Wochenblatte nicht.

Als Preußen 1849 und 1850 den Versuch machte, seinen Einfluß in Deutschland, welchen es durch das Zurückweisen der Anerbietungen der Frankfurter Kaiserpartei verscherzt hatte, durch die Radowitzschen Entwürfe zurückzugewinnen, wurde der Widerstreit zwischen den Mitgliedern des Kabinetts Brandenburg akut. Die Gefahr, welche dem Staate von dem neu gekräftigten Österreich drohete, scheint M. nicht gesehen oder gering angeschlagen zu haben. Auch ist er dabei nicht konsequent geblieben. Während er in der Erfurter Versammlung taub blieb gegen die Mahnungen der nationalen Partei und sich auf die Seite der Stahlschen Richtung stellte, die mit allen Überlieferungen des Jahres 1848 gebrochen wissen wollte, willigte er doch auch in die Mobilmachung gegen Österreich auf Grund der Kurhessischen Frage im Herbste 1850. Nach der Intervention des Kaisers Nicolaus in Warschau und nach dem Tode des Grafen Brandenburg, übernahm er selbst das Ressort der auswärtigen Angelegenheiten, ging nach Olmütz, um sich und Preußen vor dem Fürsten Schwarzenberg völlig zu demütigen, ließ die Elbherzogtümer im Stich und duldete es, daß die Hassenpflugsche Wirtschaft in Kassel aufs neue eingeführt wurde. In Deutschland wie in Preußen war eine gewisse Ermüdung über die Geister gekommen, doch blieb der Stachel in dem Herzen vieler. Zu Österreich geriet er natürlich in immer größere Abhängigkeit, den Führern der Kreuzzeitungspartei, Stahl und den Gebrüdern v. Gerlach, ward immer weiterer Raum erstattet, auch das kopflose Walten seiner untergeordneten Kollegen Westphalen und Raumer nicht gehindert, ja der Abfall der auf Preußen angewiesenen Mittelstaaten anscheinend mit Gleichmut angesehen.

Nach Art solcher Beamten, welche erst nach mehreren Jahren ihres Wirkens die Tragweite ihrer Obliegenheiten vollständig übersehen, ist M. seit der Mitte des Jahrzehnts zu einer reiferen Auffassung der allgemeinen Verhältnisse gelangt. Damit ist ausgesprochen, daß er wohl für das Innere ein brauchbarer Minister, der auch für Auffindung von augenblicklichen Hilfsmitteln nicht ungeschickt war, gewesen sein mag, daß er jedoch für die Gesamtleitung des Staates weder die ausreichende Befähigung noch Übung besessen hat, ja daß ihm das rechte Zutrauen zur Lebenskraft desselben gefehlt hat. Wie wenn er selbst ein Gefühl von dem Mißverhältnis seiner Person zu den Dingen gehabt hätte, so sind die eigenen Äußerungen wie die gelegentlichen Schriften, welche von seinen Anhängern zu seiner Verteidigung veröffentlicht wurden, mehr Erklärungen seines Handelns oder Entschuldigungen, nicht Rechtfertigungen. Vornehmlich zeigte sich nunmehr eine Änderung seiner Politik in der Orientfrage. Hier bot sich eine Gelegenheit, die Fesseln, in welche er sich von Österreich hatte einschnüren lassen, abzuwerfen, woraus denn zugleich eine von der nächsten Vergangenheit verschiedene Behandlung der deutschen Angelegenheiten folgte.

Freilich ist diese Sinnesänderung zumeist auf die Anregungen des damaligen Bundestagsgesandten zurückzuführen.

Mit der Krankheit des Königs Friedrich Wilhelm IV. und der sich anschließenden Übernahme der Regentschaft durch den Prinzen von Preußen erfolgte im November 1858, also gerade 10 Jahre nach seinem Eintritt in das Ministerium, seine Entlassung. Die Erbschaft traten diejenigen durchaus konservativ gerichteten, doch für eine deutsche Politik Preußens viel lebhafter interessierten Männer an, welche ihm bisher eine scharfe Opposition gemacht hatten.

M. ist aus dem Staatsdienste geschieden, als wenn er sich gesagt hätte, daß seine Zeit abgelaufen sei. Öffentlich bemerkbar hat er sich bis zum Jahre 1882, in welchem er am 26. November starb, nicht mehr gemacht, wenn er auch noch im Herrenhause und im märkischen Provinziallandtage thätig gewesen ist. Hatte man ihn während der Verwaltung seines Ministeriums mit äußerster Schärfe angegriffen, wohl sogar neben Haugwitz gestellt, so haben die folgenden Jahre mit ihren Erfolgen unter der Führung der Dynastie diese Bitterkeit verwischt, die Urteile über ihn sind im Andenken daran, daß er nach seinen Kräften dazu beigetragen hat, den preußischen Vaterlandssinn wieder zu einem königlichen zu machen, viel milder geworden, ja die Presse der Gegenpartei hat nicht angestanden, viele Seiten seines Wesens lobend anzuerkennen. Diejenigen, welchen er am meisten gedient hat, haben ihn am schnellsten vergessen.

Manteuffel, Karl Rochus Edwin Freiherr v., preußischer General-Feldmarschall, ward am 24. Februar 1809 zu Dresden geboren, trat 1827 in das in Berlin garnisonierende (jetzt 1.) Garde-Dragoner-Regiment und war 1848 Adjutant des Prinzen Albrecht. Die Ereignisse jenes Heeres brachten ihn dem Könige näher, schon am 20. März ward er dessen Flügeladjutant, und fortan gehörte er zu seinem intimsten Kreise. Das nahe Verhältnis, in welchem er zu seinem Vetter Otto v. M. stand, kam ihm zustatten; in den Hofkreisen hatte er seit längerer Zeit durch seine eigene Persönlichkeit und durch seine 1844 erfolgte Vermählung mit einer Tochter des früheren Kriegsministers Job von Witzleben Ansehen und Bedeutung. Diese Umstände, verbunden mit seinen Fähigkeiten, seinem einnehmenden Wesen und seiner Gewandtheit, veranlaßten, daß er bald zu diplomatischen Sendungen gebraucht wurde. Die erste hervorragende darunter erfolgte im Jahre 1850, sie leitete den Tag von Olmütz ein, welcher bei dem damaligen Stande des preußischen Heerwesens kaum vermieden werden konnte; sie festigte aber auch in M. die Überzeugung, daß dieses Heerwesen umgestaltet werden müsse. Die Gelegenheit kräftig dabei mitzuwirken brachte ihm seine 1857 stattfindende Ernennung zum Chef des Militärkabinetts, welches alle persönlichen Angelegenheiten der Offiziere zu bearbeiten hat. Bei der bald darauf in Angriff genommenen Reorganisation der Armee war diese Stellung von doppeltem Gewicht und Einfluß. M. erkannte, daß eine der wichtigsten Aufgaben der Reorganisation die Verjüngung des Offiziercorps sein müsse und unterzog sich dieser mit rücksichtsloser Energie. Ohne Härten, thatsächliche und vermeintliche, konnte es dabei nicht abgehen. Die Feindschaften, welche er sich hierdurch zuzog, verbunden mit der Abneigung, welche sein Name ihm eintrug, seine Hinneigung zu Rußland, sein strengkirchlicher Sinn und die konservativen Grundsätze, zu denen er sich bekannte, brachten ihn, im Verein mit den unklaren Begriffen, welche im Publikum über das Wesen und die Thätigkeit des Militärkabinetts herrschten, in den Ruf des Junkertums und des reaktionären Pietismus; die Wortführer der Konfliktszeit griffen ihn auf das heftigste an, und einer unter ihnen, der Berliner Stadtgerichtsrat Twesten, beleidigte ihn 1861 in einer Flugschrift „Was uns noch retten kann" derart persönlich, daß M. ihn forderte. Twesten wurde der Arm zerschossen; M. kam nach Magdeburg auf Festung. — Der Feldzug von 1864 gegen Dänemark legte zuerst Zeugnis ab von dem Gelingen der Neugestaltung der Armee und damit auch für M.s Wirken. Im Juni 1865 erhielt dieser das Kommando über die preußischen Truppen in den Elbherzogtümern und im August, als der Gasteiner Vertrag Schleswig an Preußen zur Alleinverwaltung überwiesen hatte, trat er als Gouverneur von Schleswig an die Spitze derselben. Von dort rückte er in den ersten Junitagen des Jahres 1866 in Holstein ein, welches die österreichischen Truppen räumten, ging am 15. bei Harburg über die Elbe und folgte der hannoverschen Armee nach Thüringen. Zum Kampfe bei Langensalza kam er zu spät; nach demselben ward ihm der Auftrag, die Kapitulation abzuschließen. Sie war schon erfolgt; M. aber benutzte die ihm gewordene Vollmacht, ihre Bedingungen, welche Vogel von Falckenstein festgestellt hatte, zugunsten der Gegner nicht unwesentlich abzuändern. Sein ritterlicher Sinn bethätigte sich auch hier. Als dann der erste Teil des Mainfeldzuges (vgl. „Preußisch-italienisch-österreichischer Krieg") zu Ende war und Vogel von Falckenstein, der siegreiche Heerführer, Frankfurt besetzt hatte, wurde dieser am 19. Juli urplötzlich als Generalgouverneur nach dem eroberten Böhmen versetzt, und M. trat an seine Stelle. Die Beweggründe für diesen Vorgang sind noch nicht aufgeklärt. M. brach am 21. gegen die vereinten süddeutschen Gegner auf; binnen einer Woche war der Krieg siegreich beendet. Geschlagen und durch die Ereignisse in Böhmen auf sich selbst beschränkt, machten die Regierungen ihren Frieden mit Preußen. Rußlands Zustimmung zur Neugestaltung der Dinge in Deutschland herbeizuführen, war der Zweck einer Sendung nach Petersburg, welche M. bald darauf zuteil wurde und deren er sich mit gewohntem Geschick entledigte. Dann trat er an die Spitze des 1. Armeecorps und führte 1870 dasselbe nach Frankreich (vgl. „Krieg von 1870/71"). Nachdem Metz gefallen war, während dessen Belagerung die Schlacht von Noisseville ihn am meisten hervortreten ließ, erhielt er das Kommando der für die Operationen im Norden von Paris bestimmten I. Armee und schlug die Franzosen am 27. November bei Villers-

Bretonneux und am 23. Dezember an der Hallue. Wenn seiner dortigen Heerführung vielleicht nicht mit Unrecht der Vorwurf gemacht wird, daß sie der höchstmöglichen Energie entbehrt habe und daß die errungenen Vorteile besser hätten ausgenutzt werden können, so erstrahlen seine Leistungen an der Spitze der Südarmee, mit welcher er im Januar und im Februar 1871 Bourbaki über die Schweizergrenze drängte, in um so glänzenderem Lichte. Er blieb dann bis zur gänzlichen Räumung des französischen Gebietes im Herbst 1873 an der Spitze der Occupationstruppen und verstand es, mit den Besiegten gute Beziehungen zu unterhalten. — Zu neuer bedeutungsvoller Thätigkeit berief ihn seine im Herbst 1879 erfolgende Ernennung zum Statthalter von Elsaß-Lothringen, als welcher er in Straßburg Hof hielt. Ob der von ihm eingeschlagene Weg, die Bewohner der Reichslande durch Milde mit den neuen Zuständen auszusöhnen, der richtige gewesen ist, wird die Zukunft lehren. Er erwies sich hier wiederum als das Gegenteil von dem, wofür er zwanzig Jahre früher gegolten hatte; der verschrieene Absolutist verschmähte sogar nicht, nach Volksgunst zu trachten. Seine diplomatische Gewandtheit hat Preußen und Deutschland, außer in den angeführten Fällen, noch oftmals gute Dienste geleistet; am Wiener und am Petersburger Hofe war er hoch angesehen und beliebt. Er starb am 17. Juni 1885 zu Karlsbad. — Vgl. [v. Collas] Aus dem Leben des Feldmarschall von M., Berlin 1874 (von einem Offizier seiner Umgebung).

Mantua. Das Herzogtum M. mit der gleichnamigen Hauptstadt stand seit 1328 unter der Herrschaft der Familie Gonzaga, deren Häupter sich nach ihrem Siege über das Geschlecht der Bonacossi zu „Herren" von M. und Reggio aufgeschwungen hatten; Kaiser Sigismund machte sie 1433 gegen Zahlung von 12,000 Goldgulden zu Marchese; Kaiser Karl V. gab 1530 Friedrich II. den Herzogstitel und verlieh ihm 1536 die Markgrafschaft Montferrat als erledigtes Reichslehen. Sein Mannsstamm erlosch am 26. Dezember 1627 mit Vincenzio II. Auf den Nachlaß erhoben Ansprüche die in Guastalla regierende jüngere Linie seines Hauses und ein nach Frankreich gekommener Zweig derselben, welcher seit 1568 Herzoge von Nevers hieß, da Ludwig Gonzaga die Erbin des letzten Herzogs dieses Namens geheiratet hatte. Daneben machte Herzog Karl Emanuel von Savoyen Ansprüche auf Montferrat geltend. Die Gonzaga in Italien waren spanisch gesinnt gewesen, während Herzog Karl von Nevers das französische Interesse vertrat und deshalb dem Kardinal Richelieu Aussicht bot, daß durch seine Thronbesteigung Frankreich Einfluß in Italien gewinnen könne. Karl von Nevers setzte sich in Besitz der Erbschaft; Kaiser Ferdinand II. verhängte Sequester über dieselbe, bis er zwischen den Prätendenten entschieden haben würde. Karl weigerte sich, das Sequester anzuerkennen, außer auf Frankreichs Hilfe hoffte er auf den Beistand Venedigs und des Papstes Urban VIII., welche beide den wachsenden Einfluß des Hauses Habsburg fürchteten. Der Herzog von Savoyen dagegen stand auf seiten des letzteren. Die Weigerung Nevers' führte den Mantuanischen Erbfolgekrieg herbei.

Er begann im Frühjahr 1628 mit einem Angriff Gonsalez' de Cordova, des spanischen Gouverneurs von Mailand, auf Casale und die Einnahme fester Plätze in Montferrat durch den Herzog von Savoyen und den kaiserlichen General Serbelloni; 14,000 Mann, welche der Marquis d'Uxelles im Solde des Herzogs von Nevers aus dem Dauphiné nach Italien führte, konnte deren Eroberungen nicht hindern, sie wurden von den Savoyern am 7. August bei Sampeyre im Thale der Braita geschlagen. Durch den Fall von la Rochelle, des letzten Bollwerks der Hugenotten, trat eine günstigere Wendung der Dinge für Nevers ein; Richelieu bekam Luft für seine italienischen Pläne, und Anfang 1629 überschritt ein französisches Heer die Alpen, während ein anderes in die Grafschaft Nizza einfiel. König Ludwig XIII. nahm selbst am Feldzuge teil; Bassompierre, Schomberg, Créqui, Guise und d'Estrées befehligten die Truppen. Der Herzog von Savoyen mußte am 11. März zu Susa einen Vergleich eingehen, und die französische Macht konnte sich gegen Cordova wenden, welcher noch immer vor Casale lag. Er hob die Belagerung auf und räumte Montferrat, aber auch König Ludwig kehrte, nachdem Frankreich mit Savoyen, Venedig und dem Herzoge von Nevers ein Bündnis geschlossen hatte, nachhause zurück und ließ nur Teile des Heeres in Italien. — Der Einfall der Franzosen hatte Kaiser Ferdinand II. zur Entfaltung stärkerer Kräfte veranlaßt. Sein Feldmarschall Graf Collalto hatte in Schwaben 20,000 Mann gesammelt, war damit in das Gebiet von M. eingefallen und blockierte die Stadt; General Spinola, welcher an Cordovas Stelle das Kommando übernommen hatte, drang in Montferrat ein und belagerte Casale, zu dessen Entsatz Richelieu mit 23,000 Mann auf dem Kriegsschauplatze erschien, was Collalto veranlaßte, vor M. einen Waffenstillstand zu schließen und sich gegen die Franzosen zu wenden. Herzog Karl Emanuel spielte eine zweideutige Rolle, er unterhandelte mit den Franzosen und förderte heimlich die Pläne des Kaisers, die Franzosen wurden dadurch bewogen, im Mai 1630 Savoyen zu erobern. Nun erfolgte die Hauptwaffenthat des Krieges, die Einnahme von M. Nachdem dort der Waffenstillstand abgelaufen war, schlossen Gallas und Aldringer die Stadt eng ein und erstürmten dieselbe, nachdem sie einen Entsatzversuch der Venetianer abgeschlagen hatten, am 18. Juli; Verrat hatte sie in den Besitz eines der Thore gebracht. Die Stadt wurde unter fürchterlichen Greuelthaten geplündert; bei dieser Gelegenheit ward das berühmte, aus einem einzigen Onyx geschnittene „Mantuanische Gefäß", welches sich jetzt im Museum zu Braunschweig befindet, die Beute eines Soldaten; dann wurde die Citadelle durch Hunger bezwungen. Karl von Nevers erhielt freien Abzug. Herzog Karl Emanuel von Savoyen wurde immer mehr in die Enge getrieben, die Franzosen rückten in Piemont ein, da starb er am 26. Juli, und sein Nachfolger Viktor

Amadeus, welcher zunächst noch versucht hatte, den Kampf fortzusetzen, schloß am 4. September Waffenstillstand; Casale ward von den Kaiserlichen noch immer vergeblich belagert; doch richtete die Pest in beiden Heeren große Verwüstungen an, Ludwig XIII., welcher wieder bei der Armee eingetroffen war, und Richelieu kehrten deshalb nach Frankreich zurück. Die Krankheit, noch mehr aber die in Deutschland durch die Schweden drohende Gefahr veranlaßten jetzt den Kaiser auf Unterhandlungen einzugeben, bei denen Rom den Vermittler spielte. Die Franzosen räumten Casale. Piemont blieb jedoch von ihnen besetzt. Durch das getroffene Abkommen erhielt Nevers M. und Montferrat bis auf einige Teile des letzteren, welche an Savoyen fielen; er sollte sich aber verpflichten, den Feinden des Kaisers in Italien keinen Vorschub zu leisten. Als Richelieu diese Klausel verwarf, kam der Vertrag am 6. April 1631 zu Chierasco als definitiver Friedensschluß ohne dieselbe zustande. Frankreich erwarb die wichtige Grenzfestung Pignerol und erhielt einige andere Zugeständnisse, vor allem aber hatte Richelieu seinen politischen Zweck erreicht, Frankreichs Einfluß auf der Halbinsel war gesichert.

Die Beherrscher von M. wechselten jedoch in ihrer Zu- und Abneigung in Beziehung auf Frankreich. Herzog Karl II., welcher 1659 alle seine Besitzungen in letzterem Lande verkaufte, schloß sich ganz an Spanien an, Karl IV. aber ergriff bei Ausbruch des Spanischen Erbfolgekrieges die französische Partei und nahm 1701 eine französische Besatzung in seine Hauptstadt auf, worauf Prinz Eugen von Savoyen dieselbe längere Zeit ohne Erfolg blockierte. Nach der Schlacht von Turin wurde dem Herzoge seine politische Haltung verderblich, am 2. April 1707 rückten die Österreicher in M. ein und behielten das Land, während sie Montferrat an Savoyen überließen. Der Herzog Karl ist als der letzte seines Stammes schon 1708 gestorben. Durch den Frieden von Rastatt kam M. 1714 definitiv zu Österreich.

Nachdem die Stadt M., vermöge ihrer gesicherten Lage am unteren Laufe des Mincio, welcher die Stadt im Nordwesten, Norden und Osten seeartig umgiebt, ein strategisch sehr wichtiger Punkt, während des Polnischen Thronfolgekrieges, von den Österreichern unter Feldzeugmeister Baron Wutgenau standhaft verteidigt, eine vom Juni bis Dezember 1735 dauernde Blockade der Franzosen unter dem Herzog von Mortemar glücklich überstanden hatte, wurde die Stadt während des ersten italienischen Feldzuges Bonapartes Gegenstand zahlreicher Kämpfe zwischen Franzosen und Österreichern. Die Operationen beider Heere hatten damals in ähnlicher Weise den Besitz der Stadt zum Gegenstande wie 1870/71 die Kämpfe der Deutschen gegen die französische Republik die Einnahme von Paris bezweckten.

Die natürliche Festigkeit von M. war seit 1795 durch künstliche Mittel mannichfach verstärkt worden, und Bonaparte durfte, als er in seinem Siegeslaufe am 30. Mai 1796 den Mincio überschritten hatte, nicht wagen, seine Gegner weiter zu verfolgen, ehe er jene Feste besaß; mit ihrer Besatzung von 14,000 Mann durfte er sie nicht in seinem Rücken lassen. Am 3. Juni schon schritt daher General Serrurier zur Blockade, welche bald zur Belagerung wurde; aber der Kommandant Graf Canto d'Yrlés, verteidigte sich tapfer, und nach mehreren abgeschlagenen Stürmen und erfolglosem Bombardement zogen die Angreifer am 1. August mit Hinterlassung ihres gesamten Geschütz- und Munitionsparkes plötzlich ab. Bonaparte hatte, da Wurmser aus Tirol zum 1. Entsatzversuche vorbrach, alle Teile seines Heeres nach Brescia berufen; als er binnen kurzem durch verschiedene glückliche Kämpfe, namentlich durch die Schlacht von Castiglione delle Stiviere am 5., seine Gegner zurückgeworfen hatte, erschienen am 27. von neuem französische Truppen vor M., welche sich aber, da ihr Belagerungsmaterial von der Besatzung erbeutet war, auf eine Blockade beschränkten. Die Österreicher schritten alsbald zu einem 2. Entsatzversuche; derselbe mißglückte aber wiederum; Feldmarschall Graf Wurmser, der österreichische Oberbefehlshaber, welcher ihn unternommen hatte, wurde am 8. September bei Bassano geschlagen und nach M. hineingedrängt. Die Garnison wuchs dadurch auf 29,000 Mann, aber schon damals konnten nur 18,000 davon die Waffen tragen, so sehr hatte namentlich das Klima die Zahl der Streitbaren bereits vermindert, Ende Oktober war sie auf 12,000 gesunken. Die Franzosen mußten sich wiederum auf die Blockade beschränken. In Österreich machte man die größten Anstrengungen, um zum dritten Entsatzversuche ein Heer aufzustellen. Anfang November begann dieses unter Feldzeugmeister Alvinczy seine Operationen, aber das ungenügende Zusammenwirken der getrennten Heeresteile und die Erfolge, welche Bonaparte in der Mitte des Monats bei Arcole und bei Rivoli erfocht, machten dieselben ebenso scheitern wie die ersten Male. Zum 4. Entsatzversuche hatte Alvinczy im Januar 1797 wiederum 49,000 Mann gesammelt, aber auch dieses Mal zersplitterten die Österreicher ihre Kräfte, die Hauptmacht erlag am 14. und 15. auf dem alten Kampfplatze bei Rivoli, eine andere Abteilung unter Provera mußte im Angesicht von M. am 16. die Waffen strecken, und am 2. Februar kapitulierte die Festung, Hunger und Krankheit hatten sie dazu gezwungen; Wurmser selbst durfte mit 500 Mann und 2 Geschützen abziehen, die Garnison ward kriegsgefangen. Im Frieden von Campo-Formio trat Österreich M. definitiv ab, die Franzosen verstärkten und erweiterten nun die Festungswerke, so daß die Österreicher, als sie

im Jahre 1799, nach ihrem Siege bei Magnano, zur Belagerung schritten, eine schwere Aufgabe hatten. Feldzeugmeister Kray leitete den Angriff, General Foissac-Latour die Verteidigung. Das Nahen Macdonalds aus Süditalien unterbrach den ersteren für einige Zeit, nach der Schlacht an der Trebbia begann er aufs neue, Mitte Juli konnten die Österreicher ihre Parallelen eröffnen, und am 27. desselben Monats kapitulierte die Festung.

Im Frieden von Luneville trat Österreich dieselbe 1801 wiederum an Frankreich ab; der Friede von Paris gab sie 1814 zurück, nachdem die kaiserlichen Truppen schon am 1. April in die von ihnen blockierte Stadt eingerückt waren.

M. ward nun einer der vier Plätze, welche das oberitalienische Festungsviereck bildeten, und war 1848 einer der Hauptstützpunkte der Machtstellung Radetzkys im lombardisch-venetianischen Königreiche; unmittelbaren Einfluß auf die Kriegführung äußerte die Festung indes nicht. Die Sardinier schritten zwar am 13. Juli zur Blokade, mußten dieselbe aber infolge der von den Österreichern ergriffenen Offensive schon am 27. wieder aufgeben. — Der nach Beendigung des Lombardischen Krieges von 1859 gemachte Friede von Villa Franca schloß M. nebst Peschiera von der Abtretung der Lombardei, mit welcher die Festung seit 1735 vereinigt war, aus; erst 1866 gelangte sie mit Venetien in den Besitz Italiens. — Vgl. Gatti, Allgemeine und Kriegsgeschichte von Österreich, Wien 1868.

Manuel, Pierre Louis. Als Sohn eines Handwerkers zu Montargis 1751 geboren, wurde M. Hauslehrer in Paris, kam aber wegen eines Pamphlets auf drei Monate in die Bastille und schloß sich der Revolution mit wildem Entzücken an. Ein Todfeind des bisherigen Regiments, wetterte er dagegen in dem Klub der Konstitutionsfreunde und bei den Jakobinern. Die „Patrioten" zählten auf ihn, und so wurde der Fanatiker im November 1791 Prokurator der Commune von Paris, Danton (s. d.) sein Substitut. Wegen seiner schlechten Haltung bei der Büberei des 20. Juni 1792 vom Departementsrate abgesetzt, übernahm er seine Funktionen aus den Händen der Nationalversammlung wieder am 13. Juli und verwaltete sie ebenso gewissenlos am 10. August. In der neugebildeten Commune blieb er Prokurator. Er forderte die Überführung der königlichen Familie in den Temple, enthielt sich während der Septembermorde jeder Aktion und rettete einigen Gefangenen durch seinen Einfluß das Leben. Im Oktober verkündete er dem Könige die Abschaffung des Königtums. Am 3. November mißbilligte M. bei den Jakobinern die Septembergreuel, und am 16. forderte er sogar im Konvente, es dürfe kein seitdem in ein neutrales Land abgereister Franzose als Emigrant betrachtet werden. Von Paris in den Konvent gewählt, beantragte er, es solle der Präsident desselben in den Tuilerieen residieren, drang aber nicht durch; am 5. Dezember trat er für Mirabeaus Andenken ein, der verdächtig erschien, mit dem Könige konspiriert zu haben. Im Prozesse des Königs zeigte er eine widrige Geringschätzung für das Königtum, besonders am 11. Dezember, dann aber wandelte er merkwürdig seine Haltung, forderte am 27. Dezember die Versendung der Verteidigung Ludwigs in die Departements, stimmte für den Appell an das Volk, schließlich für Ludwigs Gefangenhaltung und Verbannung bei dem Frieden. Als Ludwig zum Tode verurteilt wurde, legte M. im Januar 1793 seine Stelle nieder und tadelte bitter den Konvent. Er ging in seine Vaterstadt, wurde aber nach dem 31. Mai als geheimer Royalist angeschuldigt und vor das Revolutionstribunal geschleppt. Seine Berufung auf seine Haltung am 10. August nützte ihm nichts, er wurde zum Tode verurteilt und in Paris am 14. November 1793 guillotiniert. M. hat Verschiedenes geschrieben und 1792 „Lettres écrites par Mirabeau à Sophie Ruffey, marquise de Monnier" (4 Bde.) publiziert; diese waren ihm bei der Einnahme der Bastille in die Hände gefallen und kamen ganz gegen Mirabeaus und Sophiens Wunsch an die Öffentlichkeit; Mirabeaus Familie trat gegen M. auf, konnte ihm aber seiner Stellung wegen nichts anhaben.

Manuel, Jacques Antoine. Am 19. Dezember 1775 zu Barcelonnette (Dep. Nieder-Alpen) geboren, studierte M. in Nimes, trat 1792 als Volontär in die italienische Armee, die er infolge schwerer Wunden als Kapitän verließ, nahm nach dem Frieden von Campo Formio den Abschied und lebte dem Studium der Rechte. Er wurde Gerichtsadvokat in Digne, dann in Aix und bald weithin berühmt. Nachdem er das Mandat für Aix in die Kammer der Cent-Jours 1815 abgelehnt hatte, nahm er für Barcelonnette an und erwies sich bald als einen der aufrichtigsten Patrioten und glänzendsten Redner. Napoleon unterlag bei Waterloo, M. sprach in der Kammer für sofortige Proklamierung Napoleons II., nachdem jener abgedankt hatte, und fand viel Beifall. Am 28. Juni in die Verfassungskommission gewählt, erregte er am 3. Juli durch seinen Entwurf einer Adresse an die Nation einige Mißstimmung, doch verteidigte er denselben, sich gegen die Restauration der Bourbons erklärend, und erlangte enthusiastische Anerkennung. Als Berichterstatter der Verfassungskommission hielt er am 7. Juli eine glänzende Rede, um darzuthun, daß die Kammern durch den Willen des Volkes zusammenberufen seien und nur der Gewalt der Bajonette weichen würden (Mirabeaus Worte vom 23. Juni 1789); die Alliierten kümmerten sich aber nicht um Phrasen und lösten die Kammern auf, wogegen M. protestierte. Die Restauration schloß M. von der Advokatenliste aus, was aber die Pariser nicht verhinderte, sich bei ihm Rats zu erholen. 1818 in den Departements Vendée und Finistère als Kandidat aufgestellt, nahm er für die Vendée einen Sitz in der Kammer an und sprach voll Erfolg bei einer langen Reihe wichtiger Fragen, der Opposition Siege gewinnend. Ebenso hielt er standhaft die freiheitliche Sache in den folgenden Sessionen fest; er sprach gegen Grégoires Ausschließung aus der Kammer (s. „Grégoire") und gegen alles Unkonstitutionelle, und wurde täglich mehr als Feind der Legitimität verschrieen; seine kalte Haltung und entschlossene Gegnerschaft gegen alle kontrerevolutionären Pläne reizten die Ultras immer bitterer. Als am 26. Februar 1823 über den Kredit für die Intervention eines Heeres in Spanien in der Kammer beraten wurde, hielt M. eine Rede, in der ein Satz durch Wut der Ultras falsch aufgefaßt und als Rechtfertigung der Hinrichtung Ludwigs XVI. gedeutet wurde. Die Ultras erhoben sich, schrieen den sich würdig Verteidigenden nieder und La Bourdonnaye forderte die Ausstoßung aus der

Kammer, worüber diese am 3. März in Diskussion trat. Trotz M.s edler Worte erfolgte seine Ausstoßung durch die Kammermajorität. Als er trotzdem am 4. März wieder erschien und auf den Befehl des Präsidenten, er solle sich entfernen, erklärte, er würde nur der Gewalt weichen, requirierte der Präsident die Nationalgarde. Deren Sergeant Mercier versagte aber seine Hand zu einem Gewaltstreiche gegen die Nationalvertretung, wofür ihn Béranger besang und das Volk feierte. Es mußten Gensdarmes aufgeboten werden, die den großen Vorredner der Linken aus dem Saale führten; mit ihm verließ seine erboste Partei denselben. Das Volk geleitete M. im Triumphe nachhause, und 63 Abgeordnete traten aus der Kammer, gegen alle ferneren Beratungen dieses Rumpfes protestierend. M. lebte seitdem in Zurückgezogenheit und starb am 20. August 1827 in Maisons. — Vgl. Fourtanier, Eloge de Manuel, Toulouse 1849.

Marat, Jean Paul. Als Sohn eines Protestant gewordenen Arztes zu Boudry (Neufchâtel) am 24. Mai 1744 geboren, studierte M. in Paris Medizin und Naturwissenschaften, machte Reisen und gab in Edinburgh eine Zeit lang Unterricht im Französischen. Hier ließ er 1774 die revolutionäre Schrift „The chains of slavery“ erscheinen, die er 1792 in Paris französisch reproduzierte, und schrieb das dreibändige Werk „De l'Homme, ou des principes et des lois de l'influence de l'âme sur le corps et du corps sur l'âme“ (Amsterdam 1775), das ihn in heftigen Streit mit Voltaire brachte. Dann gab er eine Reihe Abhandlungen über das Feuer, das Licht, die Elektrizität heraus, die an paradoxen Behauptungen reich waren und gegen Newton ankämpften; auch im Romane hat er sich versucht. Von Edinburgh ging M. nach London, wo er den Herzog von Orléans kennen lernte, dann nach Paris, fand aber wegen seines exzentrischen Wesens keinen Anklang. Er hielt sich für ein verkanntes Génie, während er froh sein mußte, als Stallarzt bei dem Grafen von Artois anzukommen. Die Revolution von 1789 bot ihm endlich die Bühne, nach der er sehnsüchtig strebte; er trat sofort als einer der leidenschaftlichsten Radikalen auf, hetzte an den Massen in den Klubs und in der Presse, schleuderte Pamphlete unter sie und reizte die Armen in gewissenloser Berechnung gegen die Besitzenden auf. Er stieß schon vor dem Bastillesturme die gemeinsten Drohungen und Schimpfreden gegen die königliche Familie aus, arbeitete für Orléans und wollte die Massen an das Ruder bringen; die Mordthaten der Revolutionäre bereiteten ihm ein kannibalisches Vergnügen. Seit 12. September 1789 erschien bis 14. Juli 1793 mit wechselndem Titel der von ihm redigierte „Ami du peuple“. In ihm lagerte er den ärgsten Unflat ab, alles in den Kot ziehend, denunzierte schamlos, forderte Blut und wirkte derart auf die Bestialität seiner Leser hin, daß ihn selbst seine Freunde den Schmutzigen nannten; er rief nach Bürgerkrieg und allgemeiner Insurrektion, befürwortete die Verbannung der Minister, die Verhaftung der Königin, die Hinrichtung „des infamen Riqueti“ (Mirabeau), nannte Lafayette „einen treulosen Verräter, einen Sklaven des Hofs“, forderte den Mord von 5—600 Verrätern und die Errichtung von 800 Galgen, deren ersten Mirabeau zieren sollte. Dies alles machte ihn zum Abgotte des Pöbels. Wenn er es manchmal zu toll trieb, sandte das Châtelet einen Verhaftsbefehl gegen ihn, er aber entwischte oder versteckte sich, Danton wiegelte die Cordeliers für ihn auf, und die Regierung blieb M.s Gemeinheit gegenüber ohnmächtig. Nachdem Ludwigs XVI. Flucht mißglückt war, machte M. allerhand Anstalten, Diktator zu werden, und am 17. Juli 1791 wartete der Feigling im Keller ab, wie die Demonstration dieses Tages ausfalle. Am 20. Juni 1792 trägt M. durch seine Hetzereien einen ebenso vollen Teil der Schuld wie am 10. August; als Erzjakobiner raste er gegen das Königtum wie gegen jede gemäßigte Richtung. Nach dem 10. August trat er als Schützling Dantons in den Gemeinderat von Paris, der provisorisch die Exekutivgewalt erhielt; die Septembermorde waren teilweise sein Werk, und zum Lohne dafür sandte ihn Paris im September 1792 in den Nationalkonvent. Eine gewisse Scheu hielt seine Nachbarn hier von ihm zurück, und allgemeine Verachtung antwortete ihm, als er sich vom Vorwurfe rein waschen wollte, er habe nach der Diktatur gestrebt, und noch 100,000 Leichen forderte, um die Feinde zu vernichten. Wütend griff er die Girondisten an, die ihn verabscheuten; während des Prozesses des Königs tobte seine Schandpresse mit verdoppeltem Geifer, er stimmte für schleunige Hinrichtung des Königs, forderte noch 270,000 Köpfe von Anhängern des ancien régime und die Reduzierung der Konventsmitglieder auf ein Viertel; sein Blutdurst wuchs ins Unersättliche. Er wollte, daß die Pöbelherrschaft dauernd am Ruder bleibe; sein schrankenloser Einfluß auf die Massen diente, um diese zu beständigen Exzessen anzuspornen; er donnerte gegen die Bürgerschaft, die Handelsleute und die Staatsmänner (Gironde), gegen jeden Gegner der Sansculotten, forderte zur Vernichtung der Girondisten auf und veranlaßte im Februar 1793 die Plünderung der Kaufläden. Trotzdem 1200 Häuser des Mittelstandes geplündert wurden, führte seine Anklage durch die Gironde im Konvente nicht zu seiner Verfolgung. Als Präsident des Jakobinerklubs forderte M. im April in einer Adresse die Citoyens zum Aufstande gegen den Konvent auf; die Gironde griff ihn darum an, am 13. beschloß man seine Verhaftung und die Untersuchung vor dem Revolutionstribunale. Eine Verurteilung dieses Kloakenmenschen hätte wenig genützt, so lange Robespierre in der Macht blieb, und das Tribunal bereitete der Gironde die Niederlage, ihn am 24. April einstimmig freizusprechen; mit Eichenlaub bekränzt, wurde er von den Bürgern und Bürgerinnen als Triumphator in den Konvent getragen, was selbst Danton zu stark fand. M. rächte sich an den Girondisten durch wilde Angriffe auf den Zwölferausschuß und organisierte mit Robespierre u. a. die Kämpfe, die mit ihrem Sturze am 2. Juni endeten; an diesem Tage zog er selbst am Rathause die Sturmglocke und schürte an den Insurgenten; die Diktatur

an sich reißend, entwarf er die Liste der zu Verhaftenden, deren Leben ihm aber Danton vorerst entzog. Am 12. Juli denunzierte M. die Generale Custine und Biron im Konvente: es sollte seine letzte That sein. M. hatte es verstanden, im Trüben zu fischen und sich ein behäbiges Dasein mit allem Komfort zu gründen; er sollte es nicht lange genießen. Am 13. Juli 1793 erstach ihn Charlottte Corday (s. d.) im Bade. Die Radikalen rühmten den Toten wie einen Heros, der Konvent geleitete ihn mit Gepränge zur Bestattung im Garten der Cordeliers und ließ sein Bild von David im Sitzungssaale aufhängen. Seine Büste ward in allen Munizipalitäten aufgestellt. Laut Dekret vom 14. November 1793 kam die Leiche 1794 in das Pantheon, aber im November 1794 wurde sie daraus entfernt und die Büste in eine Kloake geworfen. — Vgl. die Werke über die Revolution.

Marburg, Religionsgespräch 1529, s. **Luther** und **Zwingli.**

Marburger Erbschaft s. **Hessen** und **Hessen-Kassel,** Bd. II, S. 501.

Marceau, François-Sevérin Desgraviers, französischer General, am 1. März 1769 zu Chartres als der Sohn eines Rechtsgelehrten geboren, befand sich am 14. Juli 1789, dem Geburtstage der französischen Revolution, als Sergeant in einem Infanterieregiment in Paris auf Urlaub, beteiligte sich am Bastillesturm und wurde 1792 zum Kommandanten eines Freiwilligenbataillons seines heimatlichen Departements gewählt. In dieser Eigenschaft war er im Herbst 1792 in Verdun, als die Stadt den Preußen übergeben wurde, ging dann als Kürassierlieutenant nach der Vendee, zog die Aufmerksamkeit der Volksvertreter auf sich, wurde 1793 Divisionsgeneral, geriet aber in Zwistigkeiten mit dem ihm weit nachstehenden Turreau und verlor deshalb sein Kommando. Im folgenden Jahre ward er nach Belgien geschickt, wo er sich namentlich bei Fleurus auszeichnete. Beim Rückzuge über den Mittelrhein im Jahre 1795 kommandierte er die Nachhut; als das vorzeitige Abbrennen der Rheinbrücke ihm mit Gefangenschaft drohte, wollte er sich töten; der kaltblütigere Kleber, welcher M. trotzdem sehr günstig beurteilt, griff ein und wandte die drohende Gefahr ab. 1796 befehligte er eine Division der Sambre- und Maasarmee; beim Rückzuge derselben durch das Lahnthal wurde er am 19. September bei Limburg durch den Schuß eines Tiroler Jägers tödlich verwundet. Am folgenden Tage starb er zu Altenkirchen. Die Österreicher überlieferten seine Leiche im feierlichen Zuge den Franzosen, welche sie bei Coblenz bestatteten. M. glänzte durch Charakter und soldatische Eigenschaften; sein früher Tod verhinderte ihn, seine reichen militärischen Anlagen voll zu entfalten. — Eine Lebensbeschreibung gab Doublet de Boisthibault, Chartres 1851, heraus. Vgl. auch Claude Desprez, Kleber et Marceau, Paris 1857.

Marcellus II., Papst, März bis April 1555, Nachfolger Julius' III., ihm folgte Paul IV.

Marchand, Jean-Gabriel, Graf, französischer General, am 10. Dezember 1765 zu Albenc bei Saint-Marcellin im Departement Isère geboren, vor der Revolution Anwalt in Grénoble, durch diese Soldat, diente zuerst auf dem italienischen Kriegsschauplatze, ward während des Feldzuges von 1805 in Deutschland Divisionsgeneral, machte als solcher den Krieg von 1806/7 gegen Preußen mit, focht von 1808 bis zum russischen Kriege in Spanien, kommandierte 1812, nachdem er zuerst an der Spitze des Generalstabes des Königs Jerôme gestanden hatte, eine württembergische Division, organisierte 1814 in Savoyen mit Erfolg den Widerstand gegen das Eindringen der Österreicher und schloß sich dann den Bourbons an. Als Napoleon von Elba zurückkehrte, waren es Truppenteile seiner Militär-Division, welche diesem entgegengeführt wurden, aber sofort zu ihm übergingen. Es wurde daraus M. später ein Vorwurf gemacht; er wurde in Anklagezustand versetzt, aber freigesprochen. Die Julirevolution brachte ihm für kurze Zeit eine erneute Verwendung im aktiven Dienst, sowie später (1837) die Ernennung zum Pair. Im November 1851 starb er zu Saint-Esquier (Isère). In Rom war er 1798, als Kommandant, den Erpressungen der Kriegskommissäre unerschrocken entgegengetreten, was ihn für einige Zeit seine Stelle kostete. — Vgl. „Nouvelle biographie générale“, T. XXXIII, Paris 1863.

Marchin, fälschlich auch **Marcin, Marsin** geschrieben, Ferdinand, Graf, Marschall von Frankreich, im Februar 1656 geboren, der Sohn eines dem Adel von Lüttich entstammenden Generals, welcher in den Diensten Frankreichs und Spaniens stand und in den Kämpfen zwischen diesen beiden Mächten um die Mitte des 17. Jahrhunderts genannt wird, trat 1673 in die französische Armee, kämpfte in den Raubkriegen Ludwigs XIV. und wurde von diesem als Gesandter 1701 zu seinem Enkel Philipp von Anjou nach Spanien geschickt. Er begleitete denselben 1702 nach Neapel und focht bei Luzzara; 1703 trug er am Rhein zu dem Erfolge von Speierbach (13. November) bei, vereinigte sich dann mit dem Kurfürsten von Bayern, ersetzte Villars und wurde in Gemeinschaft mit Tallard am 15. August 1704 bei Höchstädt geschlagen. 1705 befand er sich mit Villars am Rhein Ludwig von Baden gegenüber, 1706 führte er Villeroi eine Heeresabteilung nach Flandern zuhilfe, welche aber erst nach dessen Niederlage bei Ramillies anlangte, und ward dann als Berater des dort mit dem Kommando betrauten Herzog von Orléans nach Italien geschickt, wo er am 7. September in der Schlacht von Turin eine Wunde empfing, welcher er als Kriegsgefangener am folgenden Tage erlag. Über seine Schuld an der Niederlage von Turin ist viel gestritten. M. selbst beteuerte auf seinem Totenbette, er sei unschuldig daran, daß man den Prinz Eugen, welcher zum Entsatz des von La Feuillade tapfer verteidigten Turin heranrückte, in der eingenommenen Stellung erwartet habe, statt ihn im Marsche anzufallen, wodurch der Mißerfolg herbeigeführt wurde. Die vom k. k. Kriegsarchiv in Wien herausgegebenen „Feldzüge des Prinz Eugen“ halten an der in Frankreich erhobenen Behauptung fest, daß M. es gewesen

sei, welcher Orléans' Ansicht zuwider den Entschluß des Kriegsrats, stehen zu bleiben, herbeigeführt habe. M.s Fähigkeiten waren mittelmäßig; Saint-Simon („Mémoires" III, 317) nennt ihn einen Menschen „dont tout l'art allait à plaire". Unter seinem Namen erschien 1742 zu Amsterdam „Campagne en Allemagne en 1704". — Vgl. „Nouvelle biographie générale", T. XXXIII, Paris 1860.

Marengo, Schlacht am 14. Juni 1800. Bonapartes Übergang über den Sankt Bernhard hatte die eigentümliche Kriegslage geschaffen, daß er mit seiner Armee im Rücken der im ligurischen Küstenlande den Einmarsch in die Provence planenden Österreicher stand; der Oberbefehlshaber der letzteren, General Baron Melas, ward dadurch veranlaßt umzukehren und diesem neuen Gegner entgegenzutreten. Der Zusammenstoß der Armeen erfolgte bei M., einem südöstlich von Alessandria auf steiniger Ebene belegenen Dorfe; jedes der beiden Heere schlug sich mit verkehrter Front, die Österreicher drehten Frankreich, die Franzosen dem Adriatischen Meere den Rücken; beide Teile suchten die Schlacht. Am Nachmittage des 13. Juni stießen ihre Vortruppen auf einander; bei dieser Gelegenheit wurden die österreichischen in den Brückenkopf an der Bormida zurückgeworfen, aus welchem ihre Armee am folgenden Tage sich entwickeln mußte. Letzteres kostete daher am 14. schwere Opfer; es gelang indessen, und die Franzosen mußten weichen, namentlich Victors Truppen hatten starke Verluste erlitten, und Bonaparte, welcher um Mittag mit frischen Truppen auf dem Kampfplatze eintraf, konnte das Gefecht nicht herstellen, seine Armee befand sich bald in vollem Rückzuge auf der Straße nach San Giuliano. Melas hatte sich verwundet nach Alessandria zurückbegeben, sein Generalquartiermeister Zach leitete die Verfolgung, welcher indessen Energie und einheitliche Leitung mangelten. Darüber war es 5 Uhr nachmittags geworden, die österreichische Vorhut langte bei San Giuliano an. Hier war inzwischen der General Desaix eingetroffen, welchen Bonaparte tags zuvor mit zwei Divisionen in der Richtung auf Genua gegen die Verbindungen des Feindes und um diesen aufzusuchen entsandt hatte; schon am Morgen hatte er ihm den Befehl geschickt, umzukehren und wieder zur Armee zu stoßen, die eine seiner Divisionen, Monnier, hatte daher schon seit Mittag am Gefecht teilnehmen können, mit der anderen, Boudet, war er jetzt gerade rechtzeitig angelangt, um der Schlacht eine ganz neue Wendung zu geben. Bei San Giuliano wurden die sorglos nahenden Österreicher unerwartet von einem heftigen Feuer empfangen; Desaix' beide Divisionen, Lannes und die Kavalleriebrigade Kellermann traten ihnen entgegen und verwandelten ihren bisherigen Sieg, obgleich Desaix fiel, rasch in eine entschiedene Niederlage, welche die Kaiserlichen über die Bormida zurück und in ihr Lager von Alessandria führte. Von allen seinen Verbindungen abgeschnitten und rings von Feinden umgeben, schloß Melas hier am 15. eine Übereinkunft, welche ihm gestattete, seine Truppen hinter den Mincio zu führen; alles am rechten Ufer dieses Flusses liegende Land überließ er dem Feinde; zugleich ward ein Waffenstillstand für ganz Italien abgeschlossen. Jedes der Heere hatte etwa 28,000 Mann gezählt und an Toten und Verwundeten ungefähr 5000 Mann verloren. — Vgl. „Österreichische militärische Zeitschrift", Wien 1823; Jomini, Histoire des guerres de la révolution, Paris 1820—1824.

Maret, Hugues-Bernard, Herzog von Bassano, französischer Minister, als der Sohn eines gelehrten Arztes am 1. Mai 1763 zu Dijon geboren, befand sich bei Ausbruch der Revolution zu Paris, wo er sich als Sachwalter niederzulassen beabsichtigte, und faßte hier, durch die Verhandlungen der Konstituierenden Versammlung angeregt, den Plan, diese Verhandlungen durch ein Bulletin der weiteren Öffentlichkeit zu übergeben. Aus dem Bulletin entstand bald das später so bedeutende Journal der „Moniteur", und aus dem Zeitungsschreiber M. ward ein Staatsmann, dessen Wirksamkeit als solcher freilich zunächst durch den Wechsel der Regierungen und durch eine dreijährige Gefangenschaft unterbrochen wurde, in welcher ihn die Österreicher bis 1796 hielten, nachdem sie ihn auf einer Reise zu dem ihm bestimmten Gesandtschaftsposten in Neapel aufgegriffen hatten. Als Napoleon aus Ägypten zurückgekommen war und die Zügel der Regierung fest in die Hand genommen hatte, erkannte er M.s Wert, und bald war dieser Minister; seit 1802, wo Bourienne beim Ersten Konsul in Ungnade fiel, hatte er die Leitung des Ministeriums der auswärtigen Angelegenheiten allein in der Hand. Daneben flossen aus seiner Feder die Aufsätze, durch welche die abhängige Presse Europas über die äußere Politik des Kaisers unterrichtet wurde. M. begleitete letzteren überall, im Frieden und in den Krieg; ihm lag die Vertretung Frankreichs bei all den zahlreichen Unterhandlungen über Bündnisse, Friedenstraktate und andere Verträge ob; 1814 mußte er auch die Verordnungen zur letzten Kraftanstrengung ausarbeiten, welche Frankreich für das Kaiserreich machte. Als Napoleon von Elba zurückkehrte, übernahm M. seine früheren Geschäfte von neuem und begleitete den Kaiser nach Belgien, dann lebte er mehrere Jahre in der Verbannung in Graz, ward von Louis Philipp in seine Ehrenämter wieder eingesetzt, trat aber im öffentlichen Leben nicht wieder hervor und starb am 13. Mai 1839 zu Paris. — Vgl. „Nouvelle biographie générale", T. XXIII, Paris 1863. Eine Lebensbeschreibung von Frau Oilleaux-Desormeaux (Charlotte de Sor) (Paris 1833) ist ohne Wert.

Margareta, Königin von Navarra, Tochter Karls von Orleans, Herzogs von Angoulême mit Luise von Savoyen, Schwester des Königs Franz I. von Frankreich, wurde am 11. April 1492 zu Angoulême geboren und starb am 21. Dezember 1549 auf dem Schlosse Odos en Bigorre, jetzigen Departements Hautes Pyrénées. Kaum vier Jahre alt, verlor sie den Vater, empfing jedoch unter Aufsicht ihrer hochbegabten Mutter eine vorzügliche Erziehung. Mit dem dreizehnten Lebensjahre erschien M. am königlichen Hofe, wegen Herzensgüte und liebenswürdigen Wesens

allgemein verehrt. Heiratsprojekte mit den Thronerben von England und Österreich zerschlugen sich aus politischen Gründen, worauf König Ludwig XII. die durch Geist und Schönheit ausgezeichnete junge Fürstin am 9. Oktober 1509 mit Karl IV., letztem Herzoge von Alençon, erstem Prinzen von Geblüt und Connetable von Frankreich vermählte. Bei der Thronbesteigung ihres Bruders, der ihr sehr zugethan war und in dem sie das Ideal eines mannhaften Helden mit schwärmerischer Bewunderung verehrte, wie sie auch in seinem Glücke ihre eigenste Befriedigung fand, wurden ihr 1515 die Würden einer Prinzessin von Valois und Herzogin von Berri verliehen. Nicht glücklich in der Ehe, folgte M. meist dem an Pracht strahlenden heiteren Hofe des Königs, wo sie durch Anmut und reiches Wissen glänzte. Sie sprach nicht nur italienisch und spanisch, sondern erlernte auch die alten Sprachen, um durch Lektüre der griechischen und römischen Schriftsteller ihre ideale Bildung zu fördern. Auf ihren königlichen Bruder, dem sie nach dessen Gefangennahme in Madrid tröstend zur Seite stand, gewann sie einen überwiegenden Einfluß, wie ihn besonnene und scharfsichtige Frauen wiederholt in großen Staaten ausgeübt haben. Vor allem aber war es Liebe zur Kunst und Wissenschaft, welche das gemeinsame Band ihrer Seelen innig verknüpfte, zahlreich erhaltene Briefe bezeugen das herzliche Verhältnis, welches M. mit dem nur um einige Jahre jüngeren Bruder unterhielt. In Madrid leitete sie die Unterhandlungen mit Kaiser Karl V., um die Haft ihres Bruders zu brechen, auch that sie viel zur Herbeiführung des Friedens von Madrid am 14. Januar 1526. Die fremden Gesandten bewunderten ihre politischen Kenntnisse wie ihr sicheres Urteil in den schwer wiegenden religiösen Zeitfragen, doch während M. die in staatsmännischer Kunst so erfahrenen Diplomaten durch ihre Unterhaltungsgabe entzückte, wußte sie ihnen die wichtigsten Mitteilungen zu entlocken. Als ihr Gatte, dessen Unentschlossenheit man das Unglück des Tages von Pavia und die Gefangennehmung des Königs zur Last legte, bald nachher zu Lyon gestorben war, heiratete sie 1527 Heinrich von Albret, König von Nieder-Navarra und Béarn. Aus dieser Ehe ging Johanna von Albret (s. d.) hervor, die als Gemahlin Antons von Bourbon (s. d.) Nachfolgers von Heinrich von Albret und als Mutter König Heinrichs IV. von Frankreich in der Geschichte der Religionskriege Frankreichs eine bedeutende Rolle zu spielen berufen war. Auf dem Throne war M. ihrem Lande eine wohlthätige Regentin, deren lebenskräftiges Wirken sich in dem beschränkten navarresischen Gebiete vollauf und segensreich entfalten konnte. Sie hob den Landbau, verschönerte und befestigte die Städte und ermunterte Künste und Wissenschaften. Bei natürlicher Vorliebe und Hinneigung zur Litteratur war die Königin von Navarra Verkünderin der Ideen und Richtungen, welche damals die Welt beherrschten. Wie ihre Mutter und ihr Bruder war sie den Glaubenslehren der Reformation aufrichtig zugethan. Kühn und unerschrocken nahm sie die Reformatoren zu Meaux, mit denen sie einen mystisch-religiösen Briefwechsel unterhielt, in Schutz gegen die Anfeindungen der Sorbonne, bis sie sich selbst wegen ihrer evangelischen Anschauungen, die sie 1533 in einer Schrift „Miroir de l'âme pécheresse" niederlegte, den heftigsten Angriffen der Sorbonne ausgesetzt sah und der Ketzerei beschuldigt wurde. Dennoch erzog sie unbeirrt ihre Tochter Johanna in der neuen Lehre und bewirkte somit, daß diese Fürstin dann später als Gönnerin Bezas, des thätigsten Gehilfen Calvins, der Reformation den Weg in die Thäler der Pyrenäen öffnete.

Am Hofe Franz I. wie seiner Nachfolger sah man die Poesie nach italienischem Muster der Mediceer als eine Erweiterung und Verfeinerung des geselligen Vergnügens an. In diesem Sinne verfaßte M. eine Sammlung galanter, aber hübsch erzählter Novellen (Heptaméron), die, wie man zu glauben berechtigt ist, teils Selbsterlebnisse, teils Liebesabenteuer ihres Bruders schildern. Schon der Titel weist auf das „Dekameron" des Boccacio hin, und jedenfalls hat dies Buch der fürstlichen Dichterin vorgeschwebt, wenn auch nur in der Anordnung, denn dem Inhalte nach sind die Erzählungen der Königin von Navarra selbständig und zeichnen sich durch lichtvolle und elegante Darstellung aus, deren Handlung philosophisch und mit heiterer Ironie auf die menschlichen Schicksale herabblickt. M.s schriftstellerisches Talent verbindet Keckheit mit Anmut. Ihre Toleranz atmenden theologischen Dichtungen sind weniger bedeutend als ihre anderen litterarischen Werke, unter denen die Erzählungen das älteste Werk französischer Prosa bilden und noch heute gelesen werden, weil sie durch und durch französisch gedacht und geschrieben sind. Die derbe Natürlichkeit und Zweideutigkeit derselben entspricht den damaligen Sitten und darf nicht zu unrichtigen Schlüssen auf den Charakter der Verfasserin hinleiten. Wie das dichterische Vermögen dieser den Namen einer zehnten Muse erwarb, so bezeichnete man sie ihrer seltenen Schönheit wegen als vierte Grazie.

Gegen Ende ihres Lebens nahm M. nach dem Tode ihres Bruders, wahrscheinlich im Familieninteresse, aus Rücksichten für ihren Neffen König Heinrich II. von Frankreich und Katharina Medici, den katholischen Glauben wieder an.

M. hinterließ eine Reihe von Schriften in Prosa und in Versen. Ein Teil der letzteren erschien noch bei ihren Lebzeiten unter dem Titel „Marguerites de la Marguerite des princesses, tres illustre règne de Navarre", Lyon 1547, veröffentlicht von ihrem Kammerdiener Jean de la Haye. Ihre Erzählungen, welche als „Histoire des amants fortunés", Pierre Boaistuau, Paris 1558, herausgab, wurden von Claude Gruget, Paris 1559, geordnet und erschienen als „l'Heptaméron des nouvelles" später oft wiederholt zuletzt in Paris 1609 und in Holland 1698. Die beste Ausgabe neuester Zeit heißt „Contes et nouvelles de Marguerite de Valois, reine de Navarre, conforme au texte original, mis en beau langage" von Leroux de Lincy, Paris 1853, und nachmals neu herausgegeben von P. L. Jacob, Paris 1858. Ihr in-

Kammer, worüber diese am 3. März in Diskussion trat. Trotz M.s edler Worte erfolgte seine Ausstoßung durch die Kammermajorität. Als er trotzdem am 4. März wieder erschien und auf den Befehl des Präsidenten, er solle sich entfernen, erklärte, er würde nur der Gewalt weichen, requirierte der Präsident die Nationalgarde. Deren Sergeant Mercier versagte aber seine Hand zu einem Gewaltstreiche gegen die Nationalvertretung, wofür ihn Béranger besang und das Volk feierte. Es mußten Gensdarmes aufgeboten werden, die den großen Vorredner der Linken aus dem Saale führten; mit ihm verließ seine erboste Partei denselben. Das Volk geleitete M. im Triumphe nachhause, und 63 Abgeordnete traten aus der Kammer, gegen alle ferneren Beratungen dieses Rumpfes protestierend. M. lebte seitdem in Zurückgezogenheit und starb am 20. August 1827 in Maisons. — Vgl. Fourtanier, Eloge de Manuel, Toulouse 1849.

Marat, Jean Paul. Als Sohn eines Protestant gewordenen Arztes zu Boudry (Neufchâtel) am 24. Mai 1744 geboren, studierte M. in Paris Medizin und Naturwissenschaften, machte Reisen und gab in Edinburgh eine Zeit lang Unterricht im Französischen. Hier ließ er 1774 die revolutionäre Schrift „The chains of slavery“ erscheinen, die er 1792 in Paris französisch reproduzierte, und schrieb das dreibändige Werk „De l'Homme, ou des principes et des lois de l'influence de l'âme sur le corps et du corps sur l'âme“ (Amsterdam 1775), das ihn in heftigen Streit mit Voltaire brachte. Dann gab er eine Reihe Abhandlungen über das Feuer, das Licht, die Elektrizität heraus, die an paradoxen Behauptungen reich waren und gegen Newton ankämpften; auch im Romane hat er sich versucht. Von Edinburgh ging M. nach London, wo er den Herzog von Orléans kennen lernte, dann nach Paris, fand aber wegen seines exzentrischen Wesens keinen Anklang. Er hielt sich für ein verkanntes Génie, während er froh sein mußte, als Stallarzt bei dem Grafen von Artois anzukommen. Die Revolution von 1789 bot ihm endlich die Bühne, nach der er sehnsüchtig strebte; er trat sofort als einer der leidenschaftlichsten Radikalen auf, hetzte an den Massen in den Klubs und in der Presse, schleuderte Pamphlete unter sie und reizte die Armen in gewissenloser Berechnung gegen die Besitzenden auf. Er stieß schon vor dem Bastillesturme die gemeinsten Drohungen und Schimpfreden gegen die königliche Familie aus, arbeitete für Orléans und wollte die Massen an das Ruder bringen; die Mordthaten der Revolutionäre bereiteten ihm ein kannibalisches Vergnügen. Seit 12. September 1789 erschien bis 14. Juli 1793 mit wechselndem Titel der von ihm redigierte „Ami du peuple“. In ihm lagerte er den ärgsten Unflat ab, alles in den Kot ziehend, denunzierte schamlos, forderte Blut und wirkte derart auf die Bestialität seiner Leser hin, daß ihn selbst seine Freunde den Schmutzigen nannten; er rief nach Bürgerkrieg und allgemeiner Insurrektion, befürwortete die Verbannung der Minister, die Verhaftung der Königin, die Hinrichtung „des infamen Riqueti“ (Mirabeau), nannte Lafayette „einen treulosen Verräter, einen Sklaven des Hofs“, forderte den Mord von 5—600 Verrätern und die Errichtung von 800 Galgen, deren ersten Mirabeau zieren sollte. Dies alles machte ihn zum Abgotte des Pöbels. Wenn er es manchmal zu toll trieb, sandte das Châtelet einen Verhaftsbefehl gegen ihn, er aber entwischte oder versteckte sich, Danton wiegelte die Cordeliers für ihn auf, und die Regierung blieb M.s Gemeinheit gegenüber ohnmächtig. Nachdem Ludwigs XVI. Flucht mißglückt war, machte M. allerhand Anstalten, Diktator zu werden, und am 17. Juli 1791 wartete der Feigling im Keller ab, wie die Demonstration dieses Tages ausfalle. Am 20. Juni 1792 trägt M. durch seine Hetzereien einen ebenso vollen Teil der Schuld wie am 10. August; als Erzjakobiner raste er gegen das Königtum wie gegen jede gemäßigte Richtung. Nach dem 10. August trat er als Schützling Dantons in den Gemeinderat von Paris, der provisorisch die Exekutivgewalt erhielt; die Septembermorde waren teilweise sein Werk, und zum Lohne dafür sandte ihn Paris im September 1792 in den Nationalkonvent. Eine gewisse Scheu hielt seine Nachbarn hier von ihm zurück, und allgemeine Verachtung antwortete ihm, als er sich vom Vorwurfe rein waschen wollte, er habe nach der Diktatur gestrebt, und noch 100,000 Leichen forderte, um die Feinde zu vernichten. Wütend griff er die Girondisten an, die ihn verabscheuten; während des Prozesses des Königs tobte seine Schandpresse mit verdoppeltem Geifer, er stimmte für schleunige Hinrichtung des Königs, forderte noch 270,000 Köpfe von Anhängern des ancien régime und die Reduzierung der Konventsmitglieder auf ein Viertel; sein Blutdurst wuchs ins Unersättliche. Er wollte, daß die Pöbelherrschaft dauernd am Ruder bleibe; sein schrankenloser Einfluß auf die Massen diente, um diese zu beständigen Exzessen anzuspornen; er donnerte gegen die Bürgerschaft, die Handelsleute und die Staatsmänner (Gironde), gegen jeden Gegner der Sansculotten, forderte zur Vernichtung der Girondisten auf und veranlaßte im Februar 1793 die Plünderung der Kaufläden. Trotzdem 1200 Häuser des Mittelstandes geplündert wurden, führte seine Anklage durch die Gironde im Konvente nicht zu seiner Verfolgung. Als Präsident des Jakobinerklubs forderte M. im April in einer Adresse die Citoyens zum Aufstande gegen den Konvent auf; die Gironde griff ihn darum an, am 13. beschloß man seine Verhaftung und die Untersuchung vor dem Revolutionstribunale. Eine Verurteilung dieses Kloakenmenschen hätte wenig genützt, so lange Robespierre in der Macht blieb, und das Tribunal bereitete der Gironde die Niederlage, ihn am 24. April einstimmig freizusprechen; mit Eichenlaub bekränzt, wurde er von den Bürgern und Bürgerinnen als Triumphator in den Konvent getragen, was selbst Danton zu stark fand. M. rächte sich an den Girondisten durch wilde Angriffe auf den Zwölferausschuß und organisierte mit Robespierre u. a. die Kämpfe, die mit ihrem Sturze am 2. Juni endeten; an diesem Tage zog er selbst am Rathause die Sturmglocke und schürte an den Insurgenten; die Diktatur

an sich reißend, entwarf er die Liste der zu Verhaftenden, deren Leben ihm aber Danton vorerst entzog. Am 12. Juli denunzierte M. die Generale Custine und Biron im Konvente: es sollte seine letzte That sein. M. hatte es verstanden, im Trüben zu fischen und sich ein behäbiges Dasein mit allem Komfort zu gründen; er sollte es nicht lange genießen. Am 13. Juli 1793 erstach ihn Charlottte Corday (s. d.) im Bade. Die Radikalen rühmten den Toten wie einen Heros, der Konvent geleitete ihn mit Gepränge zur Bestattung im Garten der Cordeliers und ließ sein Bild von David im Sitzungssaale aufhängen. Seine Büste ward in allen Munizipalitäten aufgestellt. Laut Dekret vom 14. November 1793 kam die Leiche 1794 in das Pantheon, aber im November 1794 wurde sie daraus entfernt und die Büste in eine Kloake geworfen. — Vgl. die Werke über die Revolution.

Marburg, Religionsgespräch 1529, s. **Luther** und **Zwingli**.

Marburger Erbschaft s. **Hessen** und **Hessen-Kassel**, Bd. II, S. 501.

Marceau, François-Sevérin Desgraviers, französischer General, am 1. März 1769 zu Chartres als der Sohn eines Rechtsgelehrten geboren, befand sich am 14. Juli 1789, dem Geburtstage der französischen Revolution, als Sergeant in einem Infanterieregiment in Paris auf Urlaub, beteiligte sich am Bastillesturm und wurde 1792 zum Kommandanten eines Freiwilligenbataillons seines heimatlichen Departements gewählt. In dieser Eigenschaft war er im Herbst 1792 in Verdun, als die Stadt den Preußen übergeben wurde, ging dann als Kürassierlieutenant nach der Vendee, zog die Aufmerksamkeit der Volksvertreter auf sich, wurde 1793 Divisionsgeneral, geriet aber in Zwistigkeiten mit dem ihm weit nachstehenden Turreau und verlor deshalb sein Kommando. Im folgenden Jahre ward er nach Belgien geschickt, wo er sich namentlich bei Fleurus auszeichnete. Beim Rückzuge über den Mittelrhein im Jahre 1795 kommandierte er die Nachhut; als das vorzeitige Abbrennen der Rheinbrücke ihm mit Gefangenschaft drohte, wollte er sich töten; der kaltblütigere Kleber, welcher M. trotzdem sehr günstig beurteilt, griff ein und wandte die drohende Gefahr ab. 1796 befehligte er eine Division der Sambre- und Maasarmee; beim Rückzuge derselben durch das Lahnthal wurde er am 19. September bei Limburg durch den Schuß eines Tiroler Jägers tödlich verwundet. Am folgenden Tage starb er zu Altenkirchen. Die Österreicher überlieferten seine Leiche im feierlichen Zuge den Franzosen, welche sie bei Coblenz bestatteten. M. glänzte durch Charakter und soldatische Eigenschaften; sein früher Tod verhinderte ihn, seine reichen militärischen Anlagen voll zu entfalten. — Eine Lebensbeschreibung gab Doublet de Boisthibault, Chartres 1851, heraus. Vgl. auch Claude Desprez, Kleber et Marceau, Paris 1857.

Marcellus II., Papst, März bis April 1555, Nachfolger Julius' III., ihm folgte Paul IV.

Marchand, Jean-Gabriel, Graf, französischer General, am 10. Dezember 1765 zu Albenc bei Saint-Marcellin im Departement Isère geboren, vor der Revolution Anwalt in Grénoble, durch diese Soldat, diente zuerst auf dem italienischen Kriegsschauplatze, ward während des Feldzuges von 1805 in Deutschland Divisionsgeneral, machte als solcher den Krieg von 1806/7 gegen Preußen mit, focht von 1808 bis zum russischen Kriege in Spanien, kommandierte 1812, nachdem er zuerst an der Spitze des Generalstabes des Königs Jerôme gestanden hatte, eine württembergische Division, organisierte 1814 in Savoyen mit Erfolg den Widerstand gegen das Eindringen der Österreicher und schloß sich dann den Bourbons an. Als Napoleon von Elba zurückkehrte, waren es Truppenteile seiner Militär-Division, welche diesem entgegengeführt wurden, aber sofort zu ihm übergingen. Es wurde daraus M. später ein Vorwurf gemacht; er wurde in Anklagezustand versetzt, aber freigesprochen. Die Julirevolution brachte ihm für kurze Zeit eine erneute Verwendung im aktiven Dienst, sowie später (1837) die Ernennung zum Pair. Im November 1851 starb er zu Saint-Esquier (Isère). In Rom war er 1798, als Kommandant, den Erpressungen der Kriegskommissäre unerschrocken entgegengetreten, was ihn für einige Zeit seine Stelle kostete. — Vgl. „Nouvelle biographie générale", T. XXXIII, Paris 1863.

Marchin, fälschlich auch **Marcin**, **Marsin** geschrieben, Ferdinand, Graf, Marschall von Frankreich, im Februar 1656 geboren, der Sohn eines dem Adel von Lüttich entstammenden Generals, welcher in den Diensten Frankreichs und Spaniens stand und in den Kämpfen zwischen diesen beiden Mächten um die Mitte des 17. Jahrhunderts genannt wird, trat 1673 in die französische Armee, kämpfte in den Raubkriegen Ludwigs XIV. und wurde von diesem als Gesandter 1701 zu seinem Enkel Philipp von Anjou nach Spanien geschickt. Er begleitete denselben 1702 nach Neapel und focht bei Luzzara; 1703 trug er am Rhein zu dem Erfolge von Speierbach (13. November) bei, vereinigte sich dann mit dem Kurfürsten von Bayern, ersetzte Villars und wurde in Gemeinschaft mit Tallard am 15. August 1704 bei Höchstädt geschlagen. 1705 befand er sich mit Villars am Rhein Ludwig von Baden gegenüber, 1706 führte er Villeroi eine Heeresabteilung nach Flandern zuhilfe, welche aber erst nach dessen Niederlage bei Ramillies anlangte, und ward dann als Berater des dort mit dem Kommando betrauten Herzog von Orléans nach Italien geschickt, wo er am 7. September in der Schlacht von Turin eine Wunde empfing, welcher er als Kriegsgefangener am folgenden Tage erlag. Über seine Schuld an der Niederlage von Turin ist viel gestritten. M. selbst beteuerte auf seinem Totenbette, er sei unschuldig daran, daß man den Prinz Eugen, welcher zum Entsatz des von La Feuillade tapfer verteidigten Turin heranrückte, in der eingenommenen Stellung erwartet habe, statt ihn im Marsche anzufallen, wodurch der Mißerfolg herbeigeführt wurde. Die vom k. k. Kriegsarchiv in Wien herausgegebenen „Feldzüge des Prinz Eugen" halten an der in Frankreich erhobenen Behauptung fest, daß M. es gewesen

sei, welcher Orléans' Ansicht zuwider den Entschluß des Kriegsrats, stehen zu bleiben, herbeigeführt habe. M.s Fähigkeiten waren mittelmäßig; Saint-Simon („Mémoires" III, 317) nennt ihn einen Menschen „dont tout l'art allait à plaire". Unter seinem Namen erschien 1742 zu Amsterdam „Campagne en Allemagne en 1704". — Vgl. „Nouvelle biographie générale", T. XXXIII, Paris 1860.

Marengo, Schlacht am 14. Juni 1800. Bonapartes Übergang über den Sankt Bernhard hatte die eigentümliche Kriegslage geschaffen, daß er mit seiner Armee im Rücken der im ligurischen Küstenlande den Einmarsch in die Provence planenden Österreicher stand; der Oberbefehlshaber der letzteren, General Baron Melas, ward dadurch veranlaßt umzukehren und diesem neuen Gegner entgegenzutreten. Der Zusammenstoß der Armeen erfolgte bei M., einem südöstlich von Alessandria auf steiniger Ebene belegenen Dorfe; jedes der beiden Heere schlug sich mit verkehrter Front, die Österreicher drehten Frankreich, die Franzosen dem Adriatischen Meere den Rücken; beide Teile suchten die Schlacht. Am Nachmittage des 13. Juni stießen ihre Vortruppen auf einander; bei dieser Gelegenheit wurden die österreichischen in den Brückenkopf an der Bormida zurückgeworfen, aus welchem ihre Armee am folgenden Tage sich entwickeln mußte. Letzteres kostete daher am 14. schwere Opfer; es gelang indessen, und die Franzosen mußten weichen, namentlich Victors Truppen hatten starke Verluste erlitten, und Bonaparte, welcher um Mittag mit frischen Truppen auf dem Kampfplatze eintraf, konnte das Gefecht nicht herstellen, seine Armee befand sich bald in vollem Rückzuge auf der Straße nach San Giuliano. Melas hatte sich verwundet nach Alessandria zurückbegeben, sein Generalquartiermeister Zach leitete die Verfolgung, welcher indessen Energie und einheitliche Leitung mangelten. Darüber war es 5 Uhr nachmittags geworden, die österreichische Vorhut langte bei San Giuliano an. Hier war inzwischen der General Desaix eingetroffen, welchen Bonaparte tags zuvor mit zwei Divisionen in der Richtung auf Genua gegen die Verbindungen des Feindes und um diesen aufzusuchen entsandt hatte; schon am Morgen hatte er ihm den Befehl geschickt, umzukehren und wieder zur Armee zu stoßen, die eine seiner Divisionen, Monnier, hatte daher schon seit Mittag am Gefecht teilnehmen können, mit der anderen, Boudet, war er jetzt gerade rechtzeitig angelangt, um der Schlacht eine ganz neue Wendung zu geben. Bei San Giuliano wurden die sorglos nahenden Österreicher unerwartet von einem heftigen Feuer empfangen; Desaix' beide Divisionen, Lannes und die Kavalleriebrigade Kellermann traten ihnen entgegen und verwandelten ihren bisherigen Sieg, obgleich Desaix fiel, rasch in eine entschiedene Niederlage, welche die Kaiserlichen über die Bormida zurück und in ihr Lager von Alessandria führte. Von allen seinen Verbindungen abgeschnitten und rings von Feinden umgeben, schloß Melas hier am 15. eine Übereinkunft, welche ihm gestattete, seine Truppen hinter den Mincio zu führen; alles am rechten Ufer dieses Flusses liegende Land überließ er dem Feinde; zugleich ward ein Waffenstillstand für ganz Italien abgeschlossen. Jedes der Heere hatte etwa 28,000 Mann gezählt und an Toten und Verwundeten ungefähr 5000 Mann verloren. — Vgl. „Österreichische militärische Zeitschrift", Wien 1823; Jomini, Histoire des guerres de la révolution, Paris 1820—1824.

Maret, Hugues-Bernard, Herzog von Bassano, französischer Minister, als der Sohn eines gelehrten Arztes am 1. Mai 1763 zu Dijon geboren, befand sich bei Ausbruch der Revolution zu Paris, wo er sich als Sachwalter niederzulassen beabsichtigte, und faßte hier, durch die Verhandlungen der Konstituierenden Versammlung angeregt, den Plan, diese Verhandlungen durch ein Bulletin der weiteren Öffentlichkeit zu übergeben. Aus dem Bulletin entstand bald das später so bedeutende Journal der „Moniteur", und aus dem Zeitungsschreiber M. ward ein Staatsmann, dessen Wirksamkeit als solcher freilich zunächst durch den Wechsel der Regierungen und durch eine dreijährige Gefangenschaft unterbrochen wurde, in welcher ihn die Österreicher bis 1796 hielten, nachdem sie ihn auf einer Reise zu dem ihm bestimmten Gesandtschaftsposten in Neapel aufgegriffen hatten. Als Napoleon aus Ägypten zurückgekommen war und die Zügel der Regierung fest in die Hand genommen hatte, erkannte er M.s Wert, und bald war dieser Minister; seit 1802, wo Bourienne beim Ersten Konsul in Ungnade fiel, hatte er die Leitung des Ministeriums der auswärtigen Angelegenheiten allein in der Hand. Daneben flossen aus seiner Feder die Aufsätze, durch welche die abhängige Presse Europas über die äußere Politik des Kaisers unterrichtet wurde. M. begleitete letzteren überall, im Frieden und in den Krieg; ihm lag die Vertretung Frankreichs bei all den zahlreichen Unterhandlungen über Bündnisse, Friedenstraktate und andere Verträge ob; 1814 mußte er auch die Verordnungen zur letzten Kraftanstrengung ausarbeiten, welche Frankreich für das Kaiserreich machte. Als Napoleon von Elba zurückkehrte, übernahm M. seine früheren Geschäfte von neuem und begleitete den Kaiser nach Belgien, dann lebte er mehrere Jahre in der Verbannung in Gratz, ward von Louis Philipp in seine Ehrenämter wieder eingesetzt, trat aber im öffentlichen Leben nicht wieder hervor und starb am 13. Mai 1839 zu Paris. — Vgl. „Nouvelle biographie générale", T. XXIII, Paris 1863. Eine Lebensbeschreibung von Frau Dilleaux-Desormeaux (Charlotte de Sor) (Paris 1833) ist ohne Wert.

Margareta, Königin von Navarra, Tochter Karls von Orleans, Herzogs von Angoulême mit Luise von Savoyen, Schwester des Königs Franz I. von Frankreich, wurde am 11. April 1492 zu Angoulême geboren und starb am 21. Dezember 1549 auf dem Schlosse Odos en Bigorre, jetzigen Departements Hautes Pyrénées. Kaum vier Jahre alt, verlor sie den Vater, empfing jedoch unter Aufsicht ihrer hochbegabten Mutter eine vorzügliche Erziehung. Mit dem dreizehnten Lebensjahre erschien M. am königlichen Hofe, wegen Herzensgüte und liebenswürdigen Wesens

allgemein verehrt. Heiratsprojekte mit den Thronerben von England und Österreich zerschlugen sich aus politischen Gründen, worauf König Ludwig XII. die durch Geist und Schönheit ausgezeichnete junge Fürstin am 9. Oktober 1509 mit Karl IV., letztem Herzoge von Alençon, erstem Prinzen von Geblüt und Connetable von Frankreich vermählte. Bei der Thronbesteigung ihres Bruders, der ihr sehr zugethan war und in dem sie das Ideal eines mannhaften Helden mit schwärmerischer Bewunderung verehrte, wie sie auch in seinem Glücke ihre eigenste Befriedigung fand, wurden ihr 1515 die Würden einer Prinzessin von Valois und Herzogin von Berri verliehen. Nicht glücklich in der Ehe, folgte M. meist dem an Pracht strahlenden heiteren Hofe des Königs, wo sie durch Anmut und reiches Wissen glänzte. Sie sprach nicht nur italienisch und spanisch, sondern erlernte auch die alten Sprachen, um durch Lektüre der griechischen und römischen Schriftsteller ihre ideale Bildung zu fördern. Auf ihren königlichen Bruder, dem sie nach dessen Gefangennahme in Madrid tröstend zur Seite stand, gewann sie einen überwiegenden Einfluß, wie ihn besonnene und scharfsichtige Frauen wiederholt in großen Staaten ausgeübt haben. Vor allem aber war es Liebe zur Kunst und Wissenschaft, welche das gemeinsame Band ihrer Seelen innig verknüpfte, zahlreich erhaltene Briefe bezeugen das herzliche Verhältnis, welches M. mit dem nur um einige Jahre jüngeren Bruder unterhielt. In Madrid leitete sie die Unterhandlungen mit Kaiser Karl V., um die Haft ihres Bruders zu brechen, auch that sie viel zur Herbeiführung des Friedens von Madrid am 14. Januar 1526. Die fremden Gesandten bewunderten ihre politischen Kenntnisse wie ihr sicheres Urteil in den schwer wiegenden religiösen Zeitfragen, doch während M. die in staatsmännischer Kunst so erfahrenen Diplomaten durch ihre Unterhaltungsgabe entzückte, wußte sie ihnen die wichtigsten Mitteilungen zu entlocken. Als ihr Gatte, dessen Unentschlossenheit man das Unglück des Tages von Pavia und die Gefangennehmung des Königs zur Last legte, bald nachher zu Lyon gestorben war, heiratete sie 1527 Heinrich von Albret, König von Nieder-Navarra und Béarn. Aus dieser Ehe ging Johanna von Albret (s. d.) hervor, die als Gemahlin Antons von Bourbon (s. d.) Nachfolgers von Heinrich von Albret und als Mutter König Heinrichs IV. von Frankreich in der Geschichte der Religionskriege Frankreichs eine bedeutende Rolle zu spielen berufen war. Auf dem Throne war M. ihrem Lande eine wohlthätige Regentin, deren lebenskräftiges Wirken sich in dem beschränkten navarresischen Gebiete vollauf und segensreich entfalten konnte. Sie hob den Landbau, verschönerte und befestigte die Städte und ermunterte Künste und Wissenschaften. Bei natürlicher Vorliebe und Hinneigung zur Litteratur war die Königin von Navarra Verkünderin der Ideen und Richtungen, welche damals die Welt beherrschten. Wie ihre Mutter und ihr Bruder war sie den Glaubenslehren der Reformation aufrichtig zugethan. Kühn und unerschrocken nahm sie die Reformatoren zu Meaux, mit denen sie einen mystisch-religiösen Briefwechsel unterhielt, in Schutz gegen die Anfeindungen der Sorbonne, bis sie sich selbst wegen ihrer evangelischen Anschauungen, die sie 1533 in einer Schrift „Miroir de l'âme pécheresse" niederlegte, den heftigsten Angriffen der Sorbonne ausgesetzt sah und der Ketzerei beschuldigt wurde. Dennoch erzog sie unbeirrt ihre Tochter Johanna in der neuen Lehre und bewirkte somit, daß diese Fürstin dann später als Gönnerin Bezas, des thätigsten Gehilfen Calvins, der Reformation den Weg in die Thäler der Pyrenäen öffnete.

Am Hofe Franz I. wie seiner Nachfolger sah man die Poesie nach italienischem Muster der Mediceer als eine Erweiterung und Verfeinerung des geselligen Vergnügens an. In diesem Sinne verfaßte M. eine Sammlung galanter, aber hübsch erzählter Novellen (Heptaméron), die, wie man zu glauben berechtigt ist, teils Selbsterlebnisse, teils Liebesabenteuer ihres Bruders schildern. Schon der Titel weist auf das „Dekameron" des Boccacio hin, und jedenfalls hat dies Buch der fürstlichen Dichterin vorgeschwebt, wenn auch nur in der Anordnung, denn dem Inhalte nach sind die Erzählungen der Königin von Navarra selbständig und zeichnen sich durch lichtvolle und elegante Darstellung aus, deren Handlung philosophisch und mit heiterer Ironie auf die menschlichen Schicksale herabblickt. M.s schriftstellerisches Talent verbindet Keckheit mit Anmut. Ihre Toleranz atmenden theologischen Dichtungen sind weniger bedeutend als ihre anderen litterarischen Werke, unter denen die Erzählungen das älteste Werk französischer Prosa bilden und noch heute gelesen werden, weil sie durch und durch französisch gedacht und geschrieben sind. Die derbe Natürlichkeit und Zweideutigkeit derselben entspricht den damaligen Sitten und darf nicht zu unrichtigen Schlüssen auf den Charakter der Verfasserin hinleiten. Wie das dichterische Vermögen dieser den Namen einer zehnten Muse erwarb, so bezeichnete man sie ihrer seltenen Schönheit wegen als vierte Grazie.

Gegen Ende ihres Lebens nahm M. nach dem Tode ihres Bruders, wahrscheinlich im Familieninteresse, aus Rücksichten für ihren Neffen König Heinrich II. von Frankreich und Katharina Medici, den katholischen Glauben wieder an.

M. hinterließ eine Reihe von Schriften in Prosa und in Versen. Ein Teil der letzteren erschien noch bei ihren Lebzeiten unter dem Titel „Marguerites de la Marguerite des princesses, tres illustre règne de Navarre", Lyon 1547, veröffentlicht von ihrem Kammerdiener Jean de la Haye. Ihre Erzählungen, welche als „Histoire des amants fortunés", Pierre Boaistuau, Paris 1558, herausgab, wurden von Claude Gruget, Paris 1559, geordnet und erschienen als „l'Heptaméron des nouvelles" später oft wiederholt zuletzt in Paris 1609 und in Holland 1698. Die beste Ausgabe neuester Zeit heißt „Contes et nouvelles de Marguerite de Valois, reine de Navarre, conforme au texte original, mis en beau langage" von Leroux de Lincy, Paris 1853, und nachmals neu herausgegeben von P. L. Jacob, Paris 1858. Ihr in-

haltreicher Briefwechsel wurde im Auftrage der französischen Regierung durch M. Genie geordnet und zwar als „Des lettres de Marguerite d'Angoulême reine de Navarre“, Paris 1841 und als „Lettres de la reine de Navarre au roi François Ier“, Paris 1842. — Vgl. „Nouvelle biographie générale“, Paris 1860, Bd. XXXIII; Ranke, Französische Geschichte vornehmlich im 16. und 17. Jahrhundert, Stuttgart und Tübingen, Bd. I.

Margareta von Österreich, Statthalterin der Niederlande, Tochter Kaiser Maximilians I. und der Herzogin Maria von Burgund, geboren am 10. Januar 1480, kam nach dem Tode ihrer Mutter als Kind von zwei Jahren an den Hof Ludwigs XI. von Frankreich, um dort erzogen zu werden, weil sie nach den Bestimmungen des Friedens von Arras, 23. Dezember 1482, dem Dauphin, seit 1483 König Karl VIII. von Frankreich, zur Gemahlin bestimmt war. Als dieser jedoch in Aussicht auf Vereinigung der Bretagne mit seiner Krone, die bretonische Erbin, Herzogin Anna, ihrem Bräutigam Kaiser Maximilian abwendig gemacht und 1491 geheiratet hatte, deshalb auch in Krieg mit jenem geraten war, kehrte M. 1493 infolge Vergleichs von Senlis zu ihrem Vater zurück. Nun wurde sie 1497 bei der habsburgisch-spanischen Doppelhochzeit dem Infanten und Thronerben Don Juan vermählt, während ihr Bruder, Erzherzog Philipp der Schöne von Burgund, die Infantin Doña Juana heiratete. Die sturmbewegte Fahrt von Vlissingen zur asturischen Küste war ein Bild ihres Lebens. Als ihrem Schiffe im tobenden Wetter der Untergang drohte, fertigte sie sich mit stoischer Ruhe ihre Grabschrift:

„Cy gist Margot, la gente demoiselle
Qu'eut deux maris et si mourut pucelle.“

Schon sechs Monate nach der mit Pracht gefeierten Hochzeit starb ihr Gemahl, und weil M. am ernsten spanischen Hofe sich nun nicht mehr heimisch fühlte, begab sie sich wieder in ihre flandrische Heimat. Nochmals 1500 mit Herzog Philibert II. von Savoyen vermählt, entriß ihr der Tod auch diesen Gatten nach dreijähriger kinderloser Ehe, und bald darauf starb 1506 ihr Bruder Philipp. Tiefer Gram umschattete das Gemüt der durch so viel Unglück heimgesuchten jungen Fürstin, sie selbst giebt in einer noch erhaltenen Dichtung „Fortune infortune fort une“ ihrer trauernden und schmerzvollen Stimmung Ausdruck. Für Philipps minderjährigen Sohn Karl hatte zunächst der kaiserliche Großvater die vormundschaftliche Regierung übernommen, sah sich aber wegen dringender Reichsangelegenheiten und kriegerischer Vorgänge in Italien veranlaßt, die verwitwete Herzogin von Savoyen als Statthalterin der Niederlande einzusetzen, welche Stellung diese mit großer Umsicht und zur allgemeinsten Zufriedenheit während vieler Jahre bis zu ihrem Tode bekleidet hat. Ebenmäßig übernahm sie die Erziehung ihres jugendlichen Neffen. M. erwies sich nicht nur als kluge Regentin sondern war auch erfahrene Diplomatin, welche die damalige politische Lage der europäischen Mächte klaren Blickes erkannte. Als sich 1508 die Ligue von Cambrai gegen Venedig bildete, verständigte sie sich mit dem einflußreichen französischen Minister, Kardinal von Amboise und wußte diesen gewandten Staatsmann für die liguistischen Pläne zu gewinnen. Energisch verschaffte M. den Niederlanden innere Ruhe und äußere Sicherheit. Erfolgreich bekämpfte sie die Unternehmungen Herzogs Georg von Sachsen auf Friesland und bewog ihn 1515, seine Ansprüche ganz aufzugeben. Ebenso glücklich beendete sie die langjährige, vom feindseligen Frankreich fortdauernd genährte, geldrische Fehde durch vorsorgliche Vertragsbestimmungen im Frieden von Noyon, 13. August 1516, wonach König Franz I. sich verpflichtete, den streitsüchtigen Grafen Karl von Geldern zur Ruhe zu verweisen. Inzwischen war ihr Neffe Karl majorenn geworden und trat das burgundische und spanische Erbe an, doch wie der junge König durch sein eigenmächtiges Verfahren in Spanien Mißvergnügen erregt hatte, so fand er noch weniger Beifall in den Niederlanden, als er hier die Regierungsform ändernd, die statthalterischen Rechte der allverehrten Herzogin einzuschränken begann. Nicht lange verschloß sich indessen Karls bessere Einsicht der weisen, die Interessen des Hauses wahrenden Politik seiner Tante, und 1519 bestätigte er ihre Regentschaft in demselben Umfange wie zuvor. Kaiser Karl V. hat in der Folge M.s ruhigen, wohldurchdachten Rat zu würdigen verstanden, denn grade in ihrer Schule lernte er die ihm späterhin eigene kluge und berechnende Ausführung seiner Absichten und Pläne. Nach König Franz' Gefangennahme riet M. mit Rücksicht auf die hochgradige Erbitterung der französischen Nation zur Freilassung des Königs. Als dieser nach Wiedererlangung seiner Freiheit den Madrider Frieden vom 14. Januar 1526 schamlos brach, Frankreich aber nach neuen Niederlagen Ruhe begehrte, auch der Kaiser von den Türken schwer bedroht und mit Erledigung der lutherischen Frage beschäftigt, Frieden wünschte, trat die Herzogin nochmals vermittelnd dazwischen. In Cambrai kamen M. und Luise, die Königin Mutter von Frankreich, zusammen und stifteten hier am 3. August 1529 den sogen. Damenfrieden, in welchem Frankreich auf Italien, der Kaiser aber auf Burgund verzichtete. Der Abschluß dieses dem Kaiser vorteilhaften Friedens war M.s letzter politischer Akt, sie beabsichtigte, ihr Amt niederzulegen und sich in ein Kloster zurückzuziehen, als sie am 1. Dezember 1530 schnell an einer Fußwunde, die sie sich durch eingetretene Glassplitter zugezogen, in Mecheln starb.

Unter den fürstlichen Frauen, deren Leben eine Reihenfolge edler Thaten, selbstloser Hingebung und nie ermüdender Opferfreudigkeit war, gebührt M. eine hervorragende Stelle. Sie war eine wissenschaftlich gebildete, kunstsinnige, der Poesie innig befreundete Fürstin, die infolge ihrer Erziehung am königlichen Hofe von Frankreich sich gern den französischen Dichtern ihrer Zeit zuwandte und dieselben wie Jean le Maire und Molinet in ihre Umgebung zog, wodurch französische Sprache und Litteratur immer einheimischer in den Niederlanden wurde. Ihr Schloß zu Mecheln, auf dem sie meist residierte, hatte eine

reiche Bibliothek und Sammlungen von Kunstschätzen, vorzugsweise aus dem Gebiete der Kirchenarchitektur und deren Bildnerei. Von den Niederländern wegen ihrer weisen Verwaltung hoch geachtet, wegen ihrer Milde und Freundlichkeit überaus geliebt, erhielt sie das ihrer Fürsorge übergebene Land glücklich und blühend, in welchem ihr Andenken noch in neuester Zeit, wie das zu Mecheln 1850 errichtete schöne Denkmal bezeugt, treu bewahrt wird. Karl V. mußte es als ein ganz besonderes Glück ansehen, für M. eine würdige Stellvertreterin in seiner von ihr erzogenen Schwester, der verwitweten Königin Maria von Ungarn (s. d.) zu finden. M.s Privatleben umfaßte während der größten Zeit ihrer Statthalterschaft die sorgsame Obhut ihres Neffen Karl und seiner Geschwister, ihr öffentliches Leben war geteilt zwischen administrativen und diplomatischen Geschäften. Nach dem Tode des Herzogs von Savoyen warben noch zwei Könige vergeblich um ihre Hand, 1507 Heinrich VII. von England, dessen fünfzigjährigem Alter sie trotz vieler Versprechungen ihre Jugend nicht opfern mochte und 1515 Ludwig XII., ihr alter Bekannter vom französischen Hofe, der in merkwürdiger Verkettung menschlicher Schicksale, nach dem 1514 erfolgten Tode Annas von Bretagne, die er als Witwe Karls VIII. geheiratet hatte, nun M., welche zweiundzwanzig Jahre zuvor der ersteren hatte weichen müssen, zur Frau begehrte.

M.s in französischer Sprache verfaßten Gedichte, Reden und sonstigen Schriften von Jean le Maire in der „Couronne Margaritique“, 1549 gesammelt, befinden sich auf der burgundischen Bibliothek zu Brüssel, doch ist die Hauptsammlung ihrer Gedichte, 3 Bde., mit dem Einbruche der Franzosen 1794 abhanden gekommen, ohne daß man über den Verbleib bisher etwas erfahren hat. Die Korrespondenz mit ihrem Vater, dem sie stets eine treuergebene Tochter war, ist mit reichhaltigen Erläuterungen von M. Leglais, Paris 1839, 2 Bde. herausgegeben worden. — Vgl. E. Münch, Margarete von Österreich, Oberstatthalterin der Niederlande, Biographie und Nachlaß nebst Beiträgen zur politischen und Litteraturgeschichte des 15. und 16. Jahrhunderts, Stuttgart 1833; „Geschichte der Niederlande“ von N. G. van Kampen, Hamburg 1833, Bd. I; „Nouvelle biographie générale“, Paris 1860, Bd. XXXIII; H. Ulmann, Zeitschrift für Allgemeine Geschichte II, 4, S. 289 (Stuttgart, Cotta, 1885).

Margareta, Herzogin von Parma und Piacenza, Statthalterin der Niederlande, etwa um Mitte 1522 als natürliche Tochter Kaiser Karls V. geboren, empfing die erste Erziehung am Brüsseler Hofe unter Aufsicht ihrer Großtante, der Statthalterin Margareta von Österreich (s. d.), und verblieb, als sie diese im achten Lebensjahre verlor, bei deren Nachfolgerin, Königin Maria von Ungarn (s. d.), ihres Vaters Schwester. Ihre Mutter Johanna van der Gheenst, bürgerlicher Herkunft, wurde später die Frau eines niederländischen Beamten van den Dycke und starb 1542. Nachdem M. am 29. Februar 1536 kaum vierzehn Jahre alt, aus politischem Interesse mit Herzog Alessandro Medici von Florenz, Neffen des Papstes Klemens VII., vermählt worden, mußte sie nach des Herzogs baldigem und gewaltsamem Tode, gleichfalls aus Staatsrücksichten, am 4. November 1538, den um vier Jahre jüngeren, noch im Knabenalter stehenden Herzog Ottavio Farnese, nachmaligen Herzog von Parma und Piacenza, Enkel Papst Pauls III. heiraten. Dies persönliche Mißverhältnis, verstärkt durch politische Streitigkeiten zwischen Kaiser und Papst, den Urhebern der Ehe, erzeugte peinlichen Unfrieden zwischen den jungen Leuten, doch noch unnatürlicher machte M.s herrschsüchtiger Charakter so wie ihr wenig weibliches Wesen diese Verbindung. Wie die Herzogin unermüdlich als Reiterin und auf der Jagd, männlichen Neigungen huldigte, gleich sehr war ihr streng katholischer Glaube mit derb asketischen Trieben durchsetzt. Mit den Jahren nahm die gegenseitige Entfremdung des herzoglichen Paares zu, weshalb M. für die dynastischen Interessen ihres Gemahls teilnahmlos blieb, dagegen dem habsburgischen Hause volle Hingabe bezeigte. Als sie 1557 ihren elfjährigen Sohn Alessandro, den später berühmten spanischen Feldherrn (s. „Al. Farnese“) an den Hof ihres königlichen Halbbruders Philipps II. brachte, knüpften sich zwischen ihr und dem Könige rege politische Beziehungen an, indem sie diesem als geeignetste Persönlichkeit für seine Stellvertretung in den Niederlanden erschien, besonders da sie dort erzogen und mit niederländischen Sitten und Gebräuchen vertraut war. Daher machte König Philipp 1559 M. das Anerbieten, die oberste Verwaltung in den Niederlanden zu übernehmen, worauf sie mit Einwilligung ihres Gemahls sogleich einging. Schon am 7. August 1559 führte sie der König bei den in Gent versammelten Generalstaaten feierlich ein. Ihre Aufgabe war von vornherein äußerst schwierig, denn um sich den Absichten des Königs dienstbar zu machen, hatte sie das von ihm in Spanien und Italien befolgte Regierungssystem auch in den Niederlanden durchzuführen. Hier aber handelte es sich um mehr als die Beugung oligarchisch niederländischen Wesens unter spanische Gewalt, ihre Regentschaft traf bereits auf die Anfänge des vieljährigen Ringens spanisch-katholischer Offensive und germanisch-protestantischer Gegenwehr. Wohl bewies die Herzogin praktischen Sinn für staatsbildnerische Entwürfe, doch fehlte ihr der klare politische Blick und die Festigkeit in entscheidenden Momenten. Sie bemühte sich, die Verwaltung möglichst unabhängig von der Mitregierung eines stolzen und mächtigen Adels zu machen und suchte eifrigst die protestantischen Ausschreitungen niederzuhalten. Anderseits trachtete der Adel nach Erweiterung seiner Gerechtsame und begünstigte das weitergreifende Wirken der Reformation. Die unter Philipps Vater loyal und opferwillig gewesenen Stände beklagten die neuen Zustände spanischer Maßregelung und fanden sich empfindlich verletzt durch den maßgebenden Einfluß von M.s Beirat, Kardinal Granvella, dessen Entfernung als die eines Fremden, der sich um heimisches Gesetz und Herkommen nicht kümmerte, verlangt wurde. Dieser jedoch täglichen Krän-

kungen seitens der Bevölkerung ausgesetzt, drang zuletzt selbst auf Abberufung, welche die Statthalterin, der lästigen Überwachung müde, gern befürwortete, der König aber nur widerstrebend 1564 genehmigte. Solche Nachgiebigkeit trug nur dazu bei, die Ansprüche des Adels zu erhöhen, welcher den nach seinem Willen beschließenden Generalständen, so wie dem von ihm besetzten, vollziehenden Staatsrate die Leitung der Regierung zuerkannt und den Protestanten volle Religionsfreiheit gewährt wissen wollte. M.s Bestreben, sich nach allen Seiten ihre Politik offen zu halten, führte zu unheilvoller Halbheit und Inkonsequenz, irrige Berichte wurden nach Madrid, unberechtigte Versprechungen in Brüssel erteilt. König Philipp hielt indessen an seinen Prinzipien fest, der Adel unter Führung der Grafen von Oranien, von Egmond und von Hoorn beharrte in seiner Opposition, die protestantische Bewegung nahm stetig zu, und die Verhältnisse drängten immer mehr zum offenen Bruche. Erst angesichts der Ereignisse des Bildersturms 1566 raffte sich die Herzogin aus ihrem unsicheren Auftreten empor, auch gelang es ihr, die Empörung niederzuwerfen, aber ohne die Gegensätze auszugleichen, die Erregung der Gemüter blieb. Ein Besuch des Königs in den Niederlanden sollte auf M.s Vorschlag das öffentliche Vertrauen wiederherstellen, doch hatte auf Philipps Befehl die militärische Besetzung der Provinzen unter Herzog von Alba (s. d.) vorherzugehen. Trotz Einspruchs der Regentin gegen diese kriegerischen Vorbereitungen, zog Alba am 22. August 1567 mit einem Heere in Brüssel ein. Seine ausgedehnten Vollmachten untergruben vollends die stark erschütterte Autorität der Herzogin, welche zu entsagen beschloß. Ihr wiederholtes Entlassungsgesuch bewilligte König Philipp mit gnädigen Dankesworten, noch im Dezember 1567 verließ sie die Niederlande und traf Anfangs 1568 auf den von Philipp ihr angewiesenen neapolitanischen Besitzungen ein, wo sie zu Aquila in den Abruzzen ihren Wohnsitz aufschlug. M.s achtjährige Verwaltung hat dem König wenig genützt und dem Volke viel geschadet. Die Regentin war weder eine gnädige Wohlthäterin, noch eine strenge Gewalthaberin, erbitterte vielmehr durch Energielosigkeit und schlecht verhüllte diplomatische Kunstgriffe alle Parteien. Wenn sie ihre politische Aufgabe somit nicht gelöst hat, so darf man doch nicht ihr allein die Verantwortung für die niederländischen Unruhen zuschieben, welche von der Macht des Zeitgeistes hervorgerufen wurden und in der Hochflut kirchlich-politischen Freiheitsdranges zu einem achtzigjährigen Unabhängigkeitskampfe heranwuchsen.

Von Aquila aus begleitete M. das Schicksal der ihr teuren Niederlande, sie erlebte das Scheitern Albas und das Einlenken Philipps in maßvollere Bahnen. Nochmals wurde sie 1580 vom Könige nach Brüssel gesandt, um die Herzen der Niederländer wiederzugewinnen, doch erwies sich auch diese Hoffnung als verfehlt. Die Niederländer sahen in ihr nur die ränkesüchtige Italienerin von 1567, und ihr Sohn Alessandro, der neu ernannte tüchtige Oberfeldherr, nur die Nebenbuhlerin, nicht die Mutter. Unter den ehrerbietigsten Formen entzog ihr dieser alle Macht, so daß M. von Widerwärtigkeiten und Hindernissen beharrlich umstrickt, sich 1583 vom König die sehnlichst gewünschte Ruhe erbat. Nach Italien zurückgekehrt, lebte sie noch einige Jahre, sich Andachtsübungen und frommen Werken hingebend und starb am 18. Januar 1586 zu Ortona am Strande der Adria.

Ihr Briefwechsel mit König Philipp II. findet sich größtenteils in der „Correspondance de Philippe II.“, publ. par M. Gachard, Bruxelles 1854, Bd. II und bietet wichtige Geschichtsquellen jener Zeit. Vgl. ferner Th. Juste, Histoire de la révolution des Pays-bas sous Philippe II., Bruxelles 1856, Bd. I.

Margareta, aus dem Geschlechte Lejonhufvud (Löwenhaupt), durch ihre Mutter dem Hause Wasa selbst entstammend, war die zweite Gemahlin des schwedischen Königs Gustav I. Wasa. Die fünfzehnjährige Ehe (1536—1551) mit ihr war wie die längste, so auch die glücklichste unter den drei Ehen des genannten Königs. Aber gleichzeitige Berichte schreiben M. doch eine Mitschuld an dem unglückseligen Charakter ihres Stiefsohnes Erich (XIV.) zu, da sie ihn „in beständiger Furcht“ gehalten, ihn mit „Verachtung“ behandelt und den Vater gegen ihn aufgereizt hätte. Sie selbst gebar ihrem Gemahl fünf Söhne (darunter die späteren beiden Könige Johann III. und Karl IX.) und ebenso viele Töchter.

Margareta von Valois, Königin von Navarra, jüngste Tochter König Heinrichs II. von Frankreich und Katharinas von Medici, geboren am 14. Mai 1553 zu St. Germain en Laye, verlebte dort ihre ersten Jugendjahre, wurde aber von ihrer Mutter während der Unruhen, welche den kirchlichen Verhandlungen von Poissy 1561 folgten, mit ihrem jungen Bruder Franz, nachmaligem Herzoge von Alençon und Anjou auf das feste Schloß von Amboise an der Loire geschickt. Nachdem M. bei frühzeitig entwickelter Verstandsschärfe eine vielseitige Erziehung empfangen, erschien sie 1564 am königlichen Hofe ihres Bruders Karl IX., wo sie durch Schönheit und geistige Vorzüge Bewunderung erregte. Um die Entzweiungen der Katholiken und Protestanten zu beruhigen, ließen sich der König und die Königin Mutter, durch eine versöhnliche Mittelpartei zu dem Entschlusse bewegen, M. mit dem Prinzen Heinrich von Nieder-Navarra und Béarn, dem Oberhaupte der Hugenotten, zu vermählen. Obwohl dieselbe einer streng katholischen Richtung huldigte, auch ihre Zuneigung bereits dem Prinzen Heinrich II. von Guise geschenkt hatte, mußte sie sich doch der politisch-dynastischen Notwendigkeit fügen und am 18. August 1572 den kurz zuvor König gewordenen Heinrich von Navarra heiraten. Wenige Tage nach der mit großer Pracht vollzogenen Vermählung brach in der Bartholomäusnacht (24. August) die Pariser Bluthochzeit über die Hugenotten herein. Die junge Königin, welche wie ihr Gemahl keine Ahnung von dem beabsichtigten Staatsstreich hatte, erzählt in ihren noch vorhandenen Memoiren von der schaurigen Nacht, wie sie mit

eigener Lebensgefahr einen verwundeten Hugenotten, der sich bis in ihr Schlafzimmer geflüchtet, vor seinen Verfolgern geschützt, dann im Nachtkleide durch das im Innern des Louvre stattfindende Gemetzel nach den Gemächern des Königs geflohen und mit fußfälliger Bitte vor letzterem einigen Beamten des navarresischen Hofstaates das Leben gerettet habe. Der unter so traurigen Vorbedeutungen geschlossenen Ehe blühte kein Glück; wie M. sich niemals bestrebte, die Liebe ihres Gemahls zu erwerben, nicht minder hat ihr dieser an Unzuverlässigkeit nachgestanden. Als Heinrich 1576 vom französischen Hofe in das Feldlager des protestantischen Heeres entwich, wurde M. auf Befehl ihres königlichen Bruders Heinrich III. in Paris zurückgehalten. Nun versuchte sie sich nicht ohne Erfolg in diplomatischen Leistungen, indem sie, freilich zum großen Mißfallen ihres Gatten, den Herzog von Alençon, seit seines Bruders Heinrich Thronbesteigung, von Anjou, der protestantischen Partei abwendig machte und mit dem Könige aussöhnte, auch begab sie sich 1577 unter dem Vorwande, die Bäder von Spaa gebrauchen zu wollen, nach Flandern und half hier, die demnächstigen Unternehmungen des Herzogs von Anjou gegen Spanien vorbereiten. Indessen näherte sich Heinrich III. von neuem dem Könige von Navarra, um dem unlängst geschlossenen Religionsfrieden Nachdruck zu geben, weshalb die Königin Mutter 1578 ihre Tochter dem Gemahl wieder zuführte. Ein rücksichtsvolles und scheinbar glückliches Leben vereinte für einige Jahre das königliche Paar an dem kleinen Hofe zu Nérac, den sich der hugenottische Protektor inmitten der protestantischen Guyenne eingerichtet hatte, bis M. in Ausübung des katholischen Gottesdienstes sich mit dem Gatten überwarf und 1582 zu ihrer Mutter zurückkehrte. Als sie sich aber in Paris einem zügellosen Lebenswandel überließ, machte ihr der darüber erzürnte König vor versammeltem Hofe sehr demütigende Vorstellungen und befahl ihr 1583, die Hauptstadt zu verlassen. Wegen des gegebenen Ärgernisses sah man zu Nérac ihre Wiederkehr nur höchst ungern, auch trugen sich in der Folge zwischen den Gatten die widerwärtigsten Dinge zu, so daß Katharina von Medici, die Trennung der Ehe voraussehend, mit dem Schwiegersohne völlig brach und gegen die ihm nach des Herzogs von Anjou Tode zugesprochenen Thronaussichten lebhaft intriguierte. Wirklich verließ M. ihren Gemahl und begann nun ein abenteuerliches Leben; sie begab sich 1587 nach Schloß Usson in der Auvergne, wo sie während eines Zeitraumes von achtzehn Jahren in schrankenloser Ungebundenheit ihren Neigungen und sinnlichen Zerstreuungen lebte. Daß sie dabei die Gebote der Ehrbarkeit arg verletzt, kann nicht bestritten werden, wohl aber dürften vielfache Erzählungen älterer Historiker von ihrem unzüchtigen Wesen auf gegnerische Übertreibungen zurückzuführen sein. Der Gedanke, die kinderlose Ehe zu trennen, ging von ihrem Gemahl aus, als dieser 1589 den französischen Thron bestiegen hatte. Um die Zukunft seiner Dynastie zu sichern, dachte Heinrich IV. an eine neue Ehe und ließ M. unter Zusicherung der Bezahlung ihrer Schulden und eines ansehnlichen Jahresgehaltes bezügliche Vorschläge machen. So lange diese glaubte, daß des Königs Geliebte, Gabrielle d'Estrées ihren Platz einnehmen solle, verweigerte sie die Scheidung, willigte jedoch nach deren Tode ein, worauf Papst Klemens VIII. sich entschloß, am 17. Dezember 1599 die Ehescheidung auszusprechen. Sechs Jahre später kehrte M., vom königlichen Hofe freundlich empfangen, nach Paris zurück und baute sich in der jetzigen Faubourg St. Germain ein prunkvolles Schloß mit ausgedehnten Gärten längs der Seine. Hier blieb sie fortan in galantem und wissenschaftlichem Verkehr mit den ausgezeichnetsten Geistern der Zeit, widmete sich aber auch in hervorragender Weise frommen Werken. Neben ihren Schwächen und leidenschaftlichen Verirrungen war sie gutmütig und wohlthätig, stiftete Klöster und beschenkte gemeinnützige Anstalten, oft mußte sie sich erst durch Anleihen die Mittel beschaffen, um Unterstützungen gewähren zu können, weshalb sie bei ihrem Tode beträchtliche Schulden hinterließ. Von der Pariser Bevölkerung aufrichtig betrauert, starb M. am 27. März 1615. Mit ihr erlosch das Geschlecht der Valois. Ihre Bestattung geschah in St. Denis, doch wurde ihr Herz im Kloster der Filles du Sacré-Coeur, das sie gestiftet, niedergelegt. Als man das ebenfalls von ihr gegründete Kloster der Petits-Augustins 1820 abbrach, fand sich eine schwarze Marmortafel mit einer, wie man annimmt, von M. selbst verfaßten Grabschrift. Diese Tafel sowie M.s handschriftlicher Nachlaß, enthaltend eine bußfertige Abhandlung „Le néant des grandeurs" und eine Sammlung epischer Dichtungen befinden sich auf der Bibliothèque nationale zu Paris. Ihre interessanten „Mémoires" vollständig zuerst von Auger de Maubeon, Paris 1648, herausgegeben, erschienen später in öfteren Ausgaben, deren beste und richtigste M. Guessard, Paris 1847, bewirkte. — Vgl. Antoine Mongez, Histoire de la reine Marguerite de Valois, première femme du roi Henri IV., Paris 1777; L. v. Ranke, Französische Geschichte, vornehmlich des 16. u. 17. Jahrhunderts, Bd. I.

Maria Tudor, die Katholische (die Blutige), Königin von England. Als Tochter König Heinrichs VIII. von England aus erster Ehe mit Katharina von Aragonien am 18. Februar 1516 zu Greenwich geboren, blieb M. allein von allen Sprossen dieser Verbindung am Leben und erhielt 1518 den Titel „Prinzessin von Wales", als welche sie in Ludlow Hof hielt. Sie wurde streng katholisch erzogen, lernte Geschichte, Litteratur und Sprachen. Bald dachte man an ihre Vermählung nach Schottland, bald nach Spanien, bald nach Frankreich, je nachdem es die Politik empfahl; auch sprach man von ihrer Vermählung mit dem Bastarde ihres Vaters, dem Herzoge von Richmond, und der Herzog von Norfolk wünschte sie zur Schwiegertochter. Am 23. Mai 1533 durch Cranmers (s. d.) Ausspruch für illegitim, am 23. März 1534 aber vom Kardinalskonsistorium zu Rom wieder für legitim erklärt, stand M. in zweifelhafter Stellung vor

England. Wie ihre unglückliche Mutter haßte sie Anna Boleyn (s. d.). Sorgfältig hielt man sie von der Mutter ferne, die sterbend sie 1536 dem Vater ans Herz band; sie lebte in Stille auf Landsitzen, z. B. Capped-Hall (Essex), von den Launen ihres Vaters viel erduldend, und stieß schroff ihre Stiefschwester Elisabeth (s. d.) von sich, die ihr als Bastard erscheinen mußte, während die herrschende Richtung M. hierzu stempelte und hierdurch die Pläne ihrer Verheiratung mit dem Infanten Don Luis von Portugal und mit Wilhelm von Cleve scheiterten. Unterwarf sich M. dem kirchlichen Systeme des Vaters, so geschah dies aus Politik, denn sie blieb fanatische Katholikin und Todfeindin der Reformation. Durch die Successionsakte von 1544 kam sie wieder zum unbestrittenen Rechte als Prinzessin und als thronfolgeberechtigt nach dem Tode ihres Stiefbruders Eduard. Sobald dieser König geworden war (s. „Eduard VI."), zeigte M., sich freier fühlend, wie sie die Reformation mißbillige, und erlangte durch die Einwirkung ihres Vetters, Kaiser Karls V., das Recht, bei sich katholischen Gottesdienst abhalten zu dürfen. Doch kam sie in beständige Konflikte mit Eduard, der sie haßte, mit Cranmer und dem Staatsrate; sie blieb unbeugsam und trotzte jeder Verfolgung. Dem Herzoge von Northumberland, dem Schwiegervater der M. verhaßten Jane Grey (s. d.), graute vor dem Gedanken an M.s Thronbesteigung und er überredete Eduard VI., die Thronfolgeordnung Heinrichs VIII. umzustoßen, M. und Elisabeth, die aus ungültigen Ehen stammten, für illegitim und erbunfähig zu erklären, was am 15. Juni 1553 geschah, und Jane Grey die Krone zu vererben. Trotzdem blieb M. für die Nation die rechtmäßige Thronerbin, auch für manches Mitglied des Geheimen Rates, das nur auf den Moment harrte, um für sie aufzutreten. Dieser erschien mit Eduards Tod am 6. Juli 1553. Northumberland, der alsbald Jane zur Königin proklamieren ließ, lud M. nach London ein, um sich ihrer zu bemächtigen; aber Anhänger warnten sie und meldeten ihr heimlich des Königs Ableben; sie entfloh von Hunsdon nach Norfolk, wo die mächtigen Howard für sie waren, rief alle loyalen Engländer zu ihrer Fahne, bewirkte den Anschluß Norfolks an ihre Sache und gebot den Lords am 9. Juli in einem energischen Schreiben, sich für sie zu erklären. Eine Reihe von ihnen trat zu M., Lord Derby führte ihr 20,000 Mann zu, der Verwalter des Hofhalts brachte ihr den Schatz nach Schloß Framlingham, die Gentry strömte herbei, selbst eifrige Protestanten kamen; bald gebot sie über ein stattliches Heer und ihr Anhang wuchs stetig, während der Janes zusammenschmolz. Die Flotte ging in Yarmouth zu ihr über, und das Heer Northumberlands meuterte. Am 18. Juli setzte M. einen Preis von tausend Pfund in Land für den Edelmann aus, der ihr den Herzog einliefere; diesem erklärte sein Heer in Bury einmütig, es kämpfe nicht gegen seine gesetzmäßige Königin M.; eine Anzahl von Lords entließen Jane aus dem Tower und traten teilweise mit dem Gesandten des Kaisers in Unterhandlung; M. ließ die Übergabe des Tower fordern; der Geheime Rat löste sich von Jane, ihr eigener Vater, der Herzog von Suffolk, überlieferte den Tower an M. und huldigte ihr; die Lords und der Lordmayor proklamierten M., sich in Loyalität überbietend, und London jubelte. Der Geheime Rat forderte in M.s Namen Northumberland am 19. Juli zur Niederlegung der Waffen auf, nachdem sie am Tage zuvor Befehl zu seiner Verhaftung gegeben; letztere erfolgte in Cambridge. M. verzieh vielen aber nicht allen, besonders dem Herzoge und seiner Familie nicht. Während sie diese in den Tower sperrte, öffnete sie dessen Thore den Opfern der vorigen Regierung. Am 3. August hielt sie mit Elisabeth ihren Einzug in London. Das Erbrecht feierte seinen glänzendsten Triumph. Karl V. riet ihr, sie möge ihren katholischen Eifer mäßigen, um sich nicht sofort ihre protestantischen Unterthanen zu entfremden, aber nur zu bald wich sie vom Wege der Milde, den sie anfangs betrat, ab. Northumberland und zwei Genossen fielen durch das Beil am 22. August; über Jane Greys Los: s. bei dieser. M.s katholische Sympathieen verleugneten sich in keinem Schritte; sie brachte die katholischen Bischöfe wieder empor und demütigte tief die protestantischen; über die Haltung ihres ersten Ratgebers, Bischofs Gardiner: s. „Gardiner". Bereits vernahm man, wie sich der Sturm der Verfolgung des Protestantismus ankündigte. Am 1. Oktober 1553 fand mit allen hergebrachten Zeremonieen M.s Krönung statt; die Wahlen zum Parlamente waren ihr sehr günstig, was sich aus der Mißstimmung über manche Vorgänge unter Eduard VI. erklären ließ; das Parlament widerrief sofort die Ungültigkeit der Ehe ihrer Mutter, wodurch Elisabeth zum Bastard gestempelt ward, warf die kirchlichen Neuerungen Eduards und Cranmers völlig um und stellte die Kirchenverfassung Heinrichs VIII. wieder her. Vielfach erhob sich in England der Wunsch, M. solle Eduard Courtenay heiraten, Gardiner war sehr dafür, M. aber lehnte es ab: sie wollte keinen Unterthanen zum Gatten. Karl V. schlug ihr nun seinen Sohn Philipp vor, und sie ging mit einer ihrem mürrischen Charakter wenig eigenen Freudigkeit darauf ein. Die öffentliche Meinung Englands hingegen war durchweg gegen die spanische Heirat, das Parlament sprach diese Ansicht aus und wurde von der erbosten Königin aufgelöst. Der religiösen Bedrückungen überdrüssig, fühlte sich der Adel im Besitze der erlangten Kirchengüter nicht sicher, fürchtete die von Spanien gestützte Gewalt der Krone und verabredete eine allgemeine Erhebung auf den 18. März 1554, um die katholische Regierung zu stürzen und M. zum Verzichte auf die spanische Ehe zu bewegen; ginge sie nicht hierauf ein, so sollte Elisabeth Königin werden. Ziemlich mühelos aber überwältigte M. diese Verschwörung, an deren Spitze der Vater Jane Greys, Sir Peter Carew und Sir Thomas Wyatt standen; M. zeigte während der Rebellion viel Mut, dann ließ sie ihrem Zorne den Lauf, ließ Jane und ihren Gatten, ihren Vater, Wyatt u. a. hinrichten, und bald schwamm England im Blute. Während sich das neue Parlament gegen die Wiederherstellung der päpstlichen Autorität

und der Ketzergesetze stellte, billigte es den Ehevertrag mit Spanien. M. war über die Maßen in Philipp verliebt und konnte kaum den Moment abwarten, da sie endlich das Weib des elf Jahre jüngeren Mannes würde; er aber schrieb ihr nicht einmal. Am 25. Juli 1554 durch Gardiner in Winchester mit dem Könige von Neapel und Sicilien vermählt, sah sie in ihm das Ideal eines Mannes; sie beobachtete ihn mit den Augen der Eifersucht und kannte keine Grenzen im lange entbehrten Genusse der Liebe. Kardinal Pole vermittelte zwischen der Regierung und der Kurie, der Papst erteilte England die Absolution, und es trat wieder in die Obedienz des römischen Stuhls (s. „Großbritannien"); die Ketzergesetze lebten von neuem auf, und M. ließ vom 4. Februar 1555 bis 10. November 1558 über zweihundert Märtyrer ihrer Überzeugungen verbrennen, darunter Cranmer, Latimer und Ridley. Diese Greuel haben ihr den Namen der Blutigen erworben, unter dem sie fluchbedeckt in der Geschichte fortlebt, von den Bischöfen Gardiner und Bonner im Würgen unterstützt. M. hatte weit mehr Sympathieen für Spanien als für England, die römische Kirche war ihr heiligstes, und sie wollte sie mit Philipp in England zur Alleinherrschaft führen. M.s eheliches Glück schien im Zenith, als sie sich 1555 Mutter fühlte, aber ihr Volk sah großenteils erfreut, daß sie sich getäuscht hatte: es war der Beginn der Wassersucht, was M. irre geführt. Philipp kehrte im September 1555 nach den Niederlanden heim, durch die Politik Karls V. dahin gerufen, und M. fühlte sich höchst unglücklich ohne ihn; ungeliebt von ihren Unterthanen, verfiel sie in tiefe Melancholie und interessierte sich nur noch für kirchliche Angelegenheiten. Bei allen wichtigen Dingen frug sie den fernen König um Rat, während Pole als Legat und erster Minister nach Gardiners Tod neben ihr stand. Zeitweilig kam es zu Erhebungen gegen M., von Frankreich unterstützt, aber sie scheiterten; über M.s Stellung zu Elisabeth: s. bei dieser. Im März 1557 kam Philipp II., jetzt auch König von Spanien, nochmals zu M., und es fiel ihm leicht, sie zu einer Allianz gegen Frankreich zu bestimmen; M. erklärte dieser Macht den Krieg, der einzig in Spaniens Interesse lag, und büßte im Feldzuge 1558 Calais ein (s. „Guise, 1."); England verlor seine letzte Besitzung in Frankreich. Der Papst geriet mit Pole in erbitterten Streit; die Unternehmungen, um die Schlappe von Calais auszutilgen, mißlangen, Schottland nahm eine drohende Haltung gegen England an, die Finanzen zerrütteten. M. sah ihre sämtlichen Hoffnungen vereitelt; ihr Gemahl vernachlässigte sie; kinderlos, schreckte die Papistin vor dem Blicke in die Zukunft zurück, wo nach ihr die protestantische Elisabeth herrschen würde; der Verlust von Calais ging ihr sehr nahe, wie eines ihrer letzten Worte drastisch betonte. Zu der Wassersucht gesellte sich ein schleichendes Fieber, und so ging sie, während man die Messe las, am 17. November 1558 zu London hinüber. — Vgl. **Madden**, Household Book of the Queen Mary, London 1830; die bei „Elisabeth" angeführten Werke von **Ranke**, **Froude** und **Turner**.

Maria Stuart, Königin von England und Schottland. Als älteste Tochter König Jakobs II. von England und Schottland aus erster Ehe mit Anna Hyde am 30. April 1662 in London geboren, verlebte M. ihre früheste Jugend in York House (Twickenham) bei ihrem Großvater, dem Lordkanzler Clarendon (s. d.). Prinz Wilhelm von Oranien bewarb sich um sie, die als Anglikanerin erzogen war, heiratete sie in London am 4. November 1677, und beide reisten nach dem Haag ab; Danby (s. „Leeds, Herzog von") war der Hauptvermittler dieser folgenreichen Ehe. Diese schien anfänglich wenig glückverheißend, M. war nicht für den kalten und kränklichen Mann geschaffen, der sie vernachlässigte; mehrfach auf dem Punkte, Mutter zu werden, mußte sie jedesmal diesem Glücke entsagen. Wilhelm argwöhnte, M. wolle, falls sie den Thron besteige, ihm nur eine untergeordnete Rolle zuweisen; aber sie erklärte ihm, dann würde sie ihm den Königstitel verschaffen und die Verwaltung ihres Reiches übergeben. Allmählich gewann sie seine Achtung, sein Vertrauen und seine Liebe, und volle Harmonie herrschte zwischen ihnen. So schlug sich M. ohne Skrupel auf die Seite der bedrohten englischen Freiheiten gegen den Papismus ihres Vaters und arbeitete mit Wilhelm auf die Revolution von 1688 hin; sie war eine schlechte Tochter, aber eine brave Gattin. Denn von der Partei, die ihr allein die Krone zuerteilt sehen wollte, mochte M. nichts hören, sie wollte sie nur mit Wilhelm annehmen und sich ihm unterordnen; sein Wille war ihr Gewissen. Das Konventionsparlament übertrug die Krone des gestürzten Königs am 23. (13.) Februar 1689 an Wilhelm III. und M. gemeinsam, und M. zeigte, als sie tags zuvor Whitehall bezog, eine gerechten Anstoß erweckende, wenn auch berechnete und nicht von Herzen kommende Ausgelassenheit. Am 21. (11. April) fand die Krönung des Paares in der Westminster-Abtei statt, und im Mai nahm dasselbe auch die schottische Krone an. M. überließ Wilhelm die Regierung, mischte sich wenig in Staatsgeschäfte, besorgte diese nur, wenn er abwesend war, unterstützte ihn aber nach besten Kräften und gewann seiner Herrschaft manchen wichtigen Halt; sie war eine treffliche Mitarbeiterin an seiner Größe und Englands Heil. Ihm brachte sie jedes Opfer, für ihn brach sie mit ihrer Familie. M. wahrte stets die äußere Rücksicht für ihren Vater und duldete nie, daß man geringschätzend von ihm redete; aber sie widersetzte sich energisch jedem Versuche seiner Restauration. Sie haßte ihre Stiefmutter, erkannte deren Sohn nicht als echten Bruder an und lag auch oft mit der eigenen Schwester Anna im Hader. Voll heiteren Humors, frei von Prätension, war M. zugleich geistvoll und besaß ein tiefes Gemüt. Als sie am 7. Januar 1695 (28. Dezember 1694) an den Blattern in Kensington verschied, brach Wilhelm III. in Verzweiflung zusammen; er meinte, sie nicht überleben zu können. Als Ehrendenkmal führte er, nachdem M. in der Westminster-Abtei beigesetzt worden, das von ihr projektierte Marine-Invalidenhaus in Greenwich aus. — Vgl. **Jesse**, Memoirs of the Court of

England from the revolution in 1688 to the death of George the Second, Bd. I, London 1843; v. Ranke, Englische Geschichte vornehmlich im siebzehnten Jahrhundert, 3. Aufl., Bde. VI u. VII, Leipzig 1877—1879; Gräfin M. Bentinck, Lettres et mémoires de la Reine Marie, Haag 1880.

Maria von Medici, Königin von Frankreich, Tochter des Großherzogs Franz II. von Toscana und dessen Gemahlin Erzherzogin Johanna von Österreich, wurde am 26. April 1573 zu Florenz geboren, wo sie am geistig regen mediceischen Hofe eine gute Erziehung erhielt, obwohl ihre Fähigkeiten das gewöhnliche Maß nicht überschritten. Von vornehmer Haltung, mit einschmeichelnd gewinnendem Ausdrucke im Antlitze und eigenwilligen Wesens, wußte sich die florentinische Prinzessin schon frühzeitig Ansehen zu verschaffen. Als Heinrich IV. von Frankreich, nach seiner Scheidung von Margareta von Valois (s. d.), auf Zuthun des Papstes Klemens VIII., zu einer Verbindung mit M. geraten wurde, hielt der König mit seinem Argwohn gegen die Familie seiner Schwiegermutter, welche letztere den französischen Thron so unheilvoll herabgewürdigt hatte, nicht zurück. Indessen vollzog sich die Ehe vorwiegend aus politischen Gründen, um im Bündnisse Frankreichs mit dem Papste und Toscana, den Spaniern in Italien ein Gegengewicht zu bieten. Die Hochzeit wurde durch Prokuration, am 5. Oktober 1600, zu Florenz mit unerhörter Pracht gefeiert. Ein toscanisches Geschwader führte Frankreichs junge Königin mit zahlreichem Gefolge nach Marseille, von wo sie in festlichem Zuge nach Lyon geleitet wurde und dort mit ihrem Gemahl, der gegen Savoyen im Felde stand, am 9. Dezember zusammentraf. Zwar trug M. dem herzlichen Wohlwollen des Königs anfangs dankbare Liebe entgegen, doch scheiterte dies glückliche Verhältnis sehr bald an den grell aufeinanderstoßenden Gegensätzen von Heinrichs Maitressenwirtschaft und M.s leidenschaftlich herrsch- und eifersüchtigem Charakter, so daß die Ehe in fortgesetzte Mißhelligkeiten ausartete. Trotz des für die Befestigung der bourbonischen Monarchie frohen Ereignisses der Geburt des Dauphins, späteren König Ludwigs XIII., 1601, fühlte sich der König zu seiner Gemahlin ferner nicht hingezogen, dagegen beklagte diese ihr Schicksal, einem zwanzig Jahre älteren, untreuen und ketzerischen Gatten vermählt zu sein. Vergebens suchte Heinrichs berühmter Minister und Waffengefährte Sully (s. d.) die Ehegatten zu versöhnen. Unseligen Einfluß übten auf die Königin zwei aus ihrem Haushalt hervorgegangene Personen aus, nämlich ihre florentinische Kammerfrau Leonora Galigai und deren Mann Concini, ein eiteler und anmaßender Italiener. Beide besaßen ausschließlich M.s Gnade und hatten Gewandtheit genug, sich in derselben zu behaupten, beide auch haßten gemeinsam den mit ihrer Gebieterin in Zwist lebenden König. Während die Frau Reichtümer sammelte, gewann der Mann im Rate der Königin Überlegenheit, was ihm nur gelingen konnte, weil sich unter den Großen des Landes kaum noch bedeutende politische Charaktere fanden, vielmehr jeder nur seinen eigenen Interessen oblag. Inzwischen arbeitete der König an seinen großartigen Plänen zur Umgestaltung Europas und ernannte 1610, als der große Kriegszug nach Jülich unternommen werden sollte, die Königin für die Zeit seiner Abwesenheit zur Regentin. Hierzu verlangte diese nach Eingebung Concinis, gekrönt zu werden, worin Heinrich, von trüben Ahnungen erfüllt, nur ungern einwilligte. Am 13. Mai 1610 ließ der König seine Gemahlin feierlich krönen, tags darauf wurde er ermordet. M.s augenfällige Unempfindlichkeit bei dem jähen Todesfalle zog ihr den Verdacht zu, der That nicht ganz fremd gewesen zu sein, es hat sich aber nicht ermitteln lassen, ob und wie weit sie am Morde beteiligt gewesen. Unter Beihilfe des ihr ergebenen, mächtigen Herzogs von Epernon riß sie sogleich mit der Vormundschaft des jungen Königs auch die Regentschaft an sich, welche sie sieben Jahre inne gehabt hat. M. war jetzt in blühendem Lebensalter, am Tage ihrer Krönung hatte ihre majestätische Erscheinung die Aufmerksamkeit der Bevölkerung von Paris mehr auf sich gezogen als selbst der Glanz der Brillanten, mit denen sie geschmückt war. So lange ihr Gemahl lebte, hatte sie nur auf dessen Wunsch und dann anscheinend ungern an den Staatsangelegenheiten teilgenommen, jetzt widmete sie sich denselben vom frühen Morgen bis zum Abend, den sie im Kreise ihrer Anhänger verbrachte. Anfangs furchtsam und ohne Einsicht in die Regierungsgeschäfte, entwickelte die Regentin bald hohen Mut und Sachkenntnis. In dynastischem Sinne setzte sie Heinrichs System fort, wich aber von seiner sonstigen, ihren Ideen und Überzeugungen fremden Politik ab und kehrte zur Freundschaft mit Spanien zurück, diese durch ein Übereinkommen besiegelnd, wonach der junge König Ludwig mit der ältesten Infantin von Spanien, Donna Anna und ihre Tochter Elisabeth mit Don Philipp, nachmals König Philipp IV. von Spanien, vermählt werden sollte. Sully und seine Räte erhielten ihre Entlassung, dagegen bemächtigte sich Concini, der nach und nach M.s persönliche Gunst erworben, der Staatsgewalt, wurde zum Marquis d'Ancre, ersten Kammerherrn, Gouverneur von Amiens und, ohne den Krieg bisher gesehen zu haben, zum Marschall von Frankreich erhoben. Hatte die Königin durch die den religiösen Frieden des Landes gefährdende spanische Politik sich im In- und Auslande bereits heftige Gegner zugezogen, so stand ihr noch die schwierige Aufgabe bevor, sich mit den Prinzen und dem Adel des Reiches abzufinden, die sich von der Regierung verdrängt sahen und ihre Ausschließung nicht geduldig hinnehmen wollten. Nach der alten Reichs-Ordnung gebührte den Prinzen von Geblüt sowie den Ständen bei Minderjährigkeit des Thronerben ein Anrecht auf die Führung der Regierung, aber gerade um den unabsehbaren Verwirrungen, welche eine reichsständische Versammlung unter dem Einfluß ehrgeiziger Prinzen veranlassen konnte, vorzubeugen, hatte sich M. auf Drängen ihrer Partei schleunigst der Prärogative der Krone bemächtigt. Dennoch machten die Forderungen der Aristokratie die Königin betroffen, das trotzige Auftreten des

an der Spitze der Opposition stehenden Prinzen Heinrichs II. von Condé trieb ihr sogar Thränen beleidigten Stolzes in die Augen. Sie unternahm es, die drohenden Feindseligkeiten durch Vergabungen aus dem Staatsschatze zu beschwichtigen, wodurch sie gewissenlos die Finanzen des Staates zerrüttete und sich infolge so argen Mißbrauches neue Feinde schuf. Endlich rüsteten sich die Großen des Landes, um mit den Waffen in der Hand ihre Teilnahme an der Regierung zu erzwingen, so daß auch M. zu entscheidenden Maßregeln greifen mußte und den Entschluß faßte, sich sämtlicher Oberhäupter der Gegenpartei gleichzeitig zu versichern, was ihr nur mit Condés Festnahme gelang. In dem nun ausbrechenden Bürgerkriege zeigte die Königin große Energie, auch erreichten ihre Waffen bald das Übergewicht, doch hatte sie bei aller Umsicht unterlassen, auf den heranwachsenden König und dessen Umgebung achtzugeben. Hier haßte man Concini wegen seines unehrerbietigen Verhaltens gegen Ludwig und knüpfte mit den aufständischen Prinzen Verbindungen an, um den mißliebigen Gewalthaber zu stürzen. Auf Antrieb von Luynes (s. d.), des vornehmsten unter den königlichen Günstlingen, wurde Concini am 14. April 1617 beim Eintritt in den Louvre niedergeschossen und M.s Regierung plötzlich unterbrochen. Die von der Katastrophe völlig überraschte Königin wurde auf das Schloß von Blois an der Loire, wo in früheren Jahren der königliche Hofhalt wiederholt gewesen, verbannt. Hier lebte sie zwar in fürstlichem Glanz, aber unerträglich war ihr, nichts mehr bedeuten zu sollen, und unausstehlich die Aufsicht, unter der sie stand. Daher ging sie, so sehr es sonst ihrer Würde widerstreben mochte, auf den Vorschlag ein, das Abenteuer einer Flucht zu bestehen und ließ sich bei Nacht an einer Strickleiter aus einem Fenster des Schlosses herab. Einige zu ihrem Schutze versammelte Edelleute geleiteten sie zum Herzog von Epernon, der sie nach dem hoch über dem Charenteufer belegenen festen Angoulême führte. Die Flucht war M.s letzter Zweck nicht, sie wollte eine Partei gegen den nun mächtigen Luynes bilden, sammelte alle Mißvergnügten um sich und eröffnete den Kampf gegen die Regierung ihres Sohnes. Aber ohne Zaudern griff Luynes an, sprengte die Truppen der Königin auseinander und zwang letztere zur Unterwerfung. Erst nach Luynes Tode am 14. Dezember 1621 durfte M. nach Paris zurückkehren, wo sie schon nach einiger Zeit wieder an die Spitze des Staatsrates trat. Inzwischen hatte Richelieu (s. d.), der die Aussöhnung der Königin mit ihrem Sohne durchgesetzt, durch Vermittelung der ersteren seine wichtige Machtstellung in Frankreich angetreten. Wegen seiner äußeren Politik kam es zwischen ihm und M. bald zu unangenehmen Berührungen, insofern des Ministers' feindliche Maßnahmen gegen Spanien und Savoyen, deren Herrscher Schwiegersöhne der Königin-Mutter waren, tiefen Groll bei dieser erzeugten. Ihre Bemühungen, Richelieu zu entfernen, scheiterten an des Königs Willen und Festigkeit, ihr Streit mit dem gewaltigen Minister fiel entschieden zu ihren Ungunsten aus, doch konnte sie es nicht ertragen, in Frankreich zu leben, ohne zu herrschen. Als nun Herzog Gaston von Orleans (s. d.) mit dem Könige zerfallen und deshalb von den Staatsgeschäften entfernt, 1630 die Hauptstadt in offener Widersetzlichkeit verließ, schrieb Ludwig XIII. seines Bruders Schritt mit Recht den Einflüsterungen der Mutter zu, die wirklich neue Hoffnungen für ihr Ansehen daran knüpfte. Aus dem erregten Paris begab sich der Hof nach Compiègne, wo Richelieu seine Entlassung forderte, falls den Intriguen der Königin-Mutter kein Ende gemacht werde. König Ludwig konnte des thatkräftigen Ministers nicht entbehren und entschloß sich zur Trennung von seiner Mutter, sie auf das alte Schloß der Herzoge von Bourbonnais nach Moulins am Allier verweisend. Von hier entfloh M. 1631 nach Brüssel zu ihrer Tante Isabella von Spanien, Gemahlin des Erzherzogs Albrecht von Österreich, Statthalters der Niederlande, wo sie mit ihrem Sohn Gaston zusammentraf, um gemeinsam gegen Frankreich zu agitieren. Nachdem des letzteren Einfall in Frankreich 1632 zurückgeschlagen und seine Anhänger bestraft worden, sich überhaupt die inneren Verhältnisse Frankreichs unter Richelieus planvollem Walten besser gestaltet hatten, konnte König Ludwig sich offen am Dreißigjährigen Krieg beteiligen und ließ alsbald ein Heer nach den Niederlanden abrücken. Nun mußte M. von hier fort, sie entwich 1638 nach England, und da man ihr auch hier nicht Ruhe ließ, wandte sie sich, nirgends willkommen, von Land zu Land flüchtend, zuletzt nach Köln. Noch einmal hat sie es über sich gewonnen, von dort aus um die Erlaubnis zur Rückkehr nach Frankreich nachzusuchen, doch wurde ihre Bitte abgeschlagen. Während ihr Sohn Ludwig siegreiche Kriege führte und Frankreichs Grenzen durch Eroberungen erweiterte, starb M. geistig und körperlich gebrochen am 3. Juli 1642 in einem Hause Kölns, in welchem Rubens geboren sein soll, der durch seine berühmten allegorischen Gemälde im Louvre einst in glücklichen Tagen den Triumph ihrer Regentschaft verherrlicht hatte. Dort wird die Königin unter mythologischer Begleitung dargestellt, wie ihr im versammelten Olymp Jupiter und Juno die Herrschaft der Welt, die durch eine von Tauben gezogene und von Amor gelenkte Weltkugel versinnbildet ist, überreichen. Als sie ihren Sohn verlobt, fliegen Liebes- und schwimmen Flußgötter rings umher, und, auf dem Throne sitzend, nimmt sie Nachrichten des Götterboten Merkur entgegen u. s. w. Aber die huldigenden Dämonen hatten sich wider sie und ihr Glück gewandt, der große Staatsmann, den sie befördert und zu seiner Höhe verholfen hatte, war der gefährlichste ihrer Feinde geworden, dem sie erlag. Der bekannte historische Forscher Wallraf, Begründer des Kölnischen Museums, hat zu ihrem Gedächtnis und unter Hinweis auf Rubens prächtige Darstellung der Glanzzeit ihres Lebens das Sterbehaus mit einer Inschrift versehen lassen. Der mediceischen Familientugend getreu unterstützte auch M. Künste und Wissenschaften, beschäftigte Rubens und begünstigte Malherbes Bemühungen um die Reinheit der französischen Sprache. In Paris ließ sie das schöne

England from the revolution in 1688 to the death of George the Second, Bd. I, London 1843; v. Ranke, Englische Geschichte vornehmlich im siebzehnten Jahrhundert, 3. Aufl., Bde. VI u. VII, Leipzig 1877—1879; Gräfin M. Bentinck, Lettres et mémoires de la Reine Marie, Haag 1880.

Maria von Medici, Königin von Frankreich, Tochter des Großherzogs Franz II. von Toscana und dessen Gemahlin Erzherzogin Johanna von Österreich, wurde am 26. April 1573 zu Florenz geboren, wo sie am geistig regen mediceischen Hofe eine gute Erziehung erhielt, obwohl ihre Fähigkeiten das gewöhnliche Maß nicht überschritten. Von vornehmer Haltung, mit einschmeichelnd gewinnendem Ausdrucke im Antlitze und eigenwilligen Wesens, wußte sich die florentinische Prinzessin schon frühzeitig Ansehen zu verschaffen. Als Heinrich IV. von Frankreich, nach seiner Scheidung von Margareta von Valois (s. d.), auf Zuthun des Papstes Klemens VIII., zu einer Verbindung mit M. geraten wurde, hielt der König mit seinem Argwohn gegen die Familie seiner Schwiegermutter, welche letztere den französischen Thron so unheilvoll herabgewürdigt hatte, nicht zurück. Indessen vollzog sich die Ehe vorwiegend aus politischen Gründen, um im Bündnisse Frankreichs mit dem Papste und Toscana, den Spaniern in Italien ein Gegengewicht zu bieten. Die Hochzeit wurde durch Prokuration, am 5. Oktober 1600, zu Florenz mit unerhörter Pracht gefeiert. Ein toscanisches Geschwader führte Frankreichs junge Königin mit zahlreichem Gefolge nach Marseille, von wo sie in festlichem Zuge nach Lyon geleitet wurde und dort mit ihrem Gemahl, der gegen Savoyen im Felde stand, am 9. Dezember zusammentraf. Zwar trug M. dem herzlichen Wohlwollen des Königs anfangs dankbare Liebe entgegen, doch scheiterte dies glückliche Verhältnis sehr bald an den grell aufeinanderstoßenden Gegensätzen von Heinrichs Maitressenwirtschaft und M.s leidenschaftlich herrsch- und eifersüchtigem Charakter, so daß die Ehe in fortgesetzte Mißhelligkeiten ausartete. Trotz des für die Befestigung der bourbonischen Monarchie frohen Ereignisses der Geburt des Dauphins, späteren König Ludwigs XIII., 1601, fühlte sich der König zu seiner Gemahlin ferner nicht hingezogen, dagegen beklagte diese ihr Schicksal, einem zwanzig Jahre älteren, untreuen und ketzerischen Gatten vermählt zu sein. Vergebens suchte Heinrichs berühmter Minister und Waffengefährte Sully (s. d.) die Ehegatten zu versöhnen. Unseligen Einfluß übten auf die Königin zwei aus ihrem Haushalt hervorgegangene Personen aus, nämlich ihre florentinische Kammerfrau Leonora Galigai und deren Mann Concini, ein eiteler und anmaßender Italiener. Beide besaßen ausschließlich M.s Gnade und hatten Gewandtheit genug, sich in derselben zu behaupten, beide auch haßten gemeinsam den mit ihrer Gebieterin in Zwist lebenden König. Während die Frau Reichtümer sammelte, gewann der Mann im Rate der Königin Überlegenheit, was ihm nur gelingen konnte, weil sich unter den Großen des Landes kaum noch bedeutende politische Charaktere fanden, vielmehr jeder nur seinen eigenen Interessen oblag. Inzwischen arbeitete der König an seinen großartigen Plänen zur Umgestaltung Europas und ernannte 1610, als der große Kriegszug nach Jülich unternommen werden sollte, die Königin für die Zeit seiner Abwesenheit zur Regentin. Hierzu verlangte diese nach Eingebung Concinis, gekrönt zu werden, worin Heinrich, von trüben Ahnungen erfüllt, nur ungern einwilligte. Am 13. Mai 1610 ließ der König seine Gemahlin feierlich krönen, tags darauf wurde er ermordet. M.s augenfällige Unempfindlichkeit bei dem jähen Todesfalle zog ihr den Verdacht zu, der That nicht ganz fremd gewesen zu sein, es hat sich aber nicht ermitteln lassen, ob und wie weit sie am Morde beteiligt gewesen. Unter Beihilfe des ihr ergebenen, mächtigen Herzogs von Epernon riß sie sogleich mit der Vormundschaft des jungen Königs auch die Regentschaft an sich, welche sie sieben Jahre inne gehabt hat. M. war jetzt in blühendem Lebensalter, am Tage ihrer Krönung hatte ihre majestätische Erscheinung die Aufmerksamkeit der Bevölkerung von Paris mehr auf sich gezogen als selbst der Glanz der Brillanten, mit denen sie geschmückt war. So lange ihr Gemahl lebte, hatte sie nur auf dessen Wunsch und dann anscheinend ungern an den Staatsangelegenheiten teilgenommen, jetzt widmete sie sich denselben vom frühen Morgen bis zum Abend, den sie im Kreise ihrer Anhänger verbrachte. Anfangs furchtsam und ohne Einsicht in die Regierungsgeschäfte, entwickelte die Regentin bald hohen Mut und Sachkenntnis. In dynastischem Sinne setzte sie Heinrichs System fort, wich aber von seiner sonstigen, ihren Ideen und Überzeugungen fremden Politik ab und kehrte zur Freundschaft mit Spanien zurück, diese durch ein Übereinkommen besiegelnd, wonach der junge König Ludwig mit der ältesten Infantin von Spanien, Donna Anna und ihre Tochter Elisabeth mit Don Philipp, nachmals König Philipp IV. von Spanien, vermählt werden sollte. Sully und seine Räte erhielten ihre Entlassung, dagegen bemächtigte sich Concini, der nach und nach M.s persönliche Gunst erworben, der Staatsgewalt, wurde zum Marquis d'Ancre, ersten Kammerherrn, Gouverneur von Amiens und, ohne den Krieg bisher gesehen zu haben, zum Marschall von Frankreich erhoben. Hatte die Königin durch die den religiösen Frieden des Landes gefährdende spanische Politik sich im In- und Auslande bereits heftige Gegner zugezogen, so stand ihr noch die schwierige Aufgabe bevor, sich mit den Prinzen und dem Adel des Reiches abzufinden, die sich von der Regierung verdrängt sahen und ihre Ausschließung nicht geduldig hinnehmen wollten. Nach der alten Reichs-Ordnung gebührte den Prinzen von Geblüt sowie den Ständen bei Minderjährigkeit des Thronerben ein Anrecht auf die Führung der Regierung, aber gerade um den unabsehbaren Verwirrungen, welche eine reichsständische Versammlung unter dem Einfluß ehrgeiziger Prinzen veranlassen konnte, vorzubeugen, hatte sich M. auf Drängen ihrer Partei schleunigst der Prärogative der Krone bemächtigt. Dennoch machten die Forderungen der Aristokratie die Königin betroffen, das trotzige Auftreten des

an der Spitze der Opposition stehenden Prinzen Heinrichs II. von Condé trieb ihr sogar Thränen beleidigten Stolzes in die Augen. Sie unternahm es, die drohenden Feindseligkeiten durch Vergabungen aus dem Staatsschatze zu beschwichtigen, wodurch sie gewissenlos die Finanzen des Staates zerrüttete und sich infolge so argen Mißbrauches neue Feinde schuf. Endlich rüsteten sich die Großen des Landes, um mit den Waffen in der Hand ihre Teilnahme an der Regierung zu erzwingen, so daß auch M. zu entscheidenden Maßregeln greifen mußte und den Entschluß faßte, sich sämtlicher Oberhäupter der Gegenpartei gleichzeitig zu versichern, was ihr nur mit Condés Festnahme gelang. In dem nun ausbrechenden Bürgerkriege zeigte die Königin große Energie, auch erreichten ihre Waffen bald das Übergewicht, doch hatte sie bei aller Umsicht unterlassen, auf den heranwachsenden König und dessen Umgebung achtzugeben. Hier haßte man Concini wegen seines unehrerbietigen Verhaltens gegen Ludwig und knüpfte mit den aufständischen Prinzen Verbindungen an, um den mißliebigen Gewalthaber zu stürzen. Auf Antrieb von Luynes (s. d.), des vornehmsten unter den königlichen Günstlingen, wurde Concini am 14. April 1617 beim Eintritt in den Louvre niedergeschossen und M.s Regierung plötzlich unterbrochen. Die von der Katastrophe völlig überraschte Königin wurde auf das Schloß von Blois an der Loire, wo in früheren Jahren der königliche Hofhalt wiederholt gewesen, verbannt. Hier lebte sie zwar in fürstlichem Glanz, aber unerträglich war ihr, nichts mehr bedeuten zu sollen, und unausstehlich die Aufsicht, unter der sie stand. Daher ging sie, so sehr es sonst ihrer Würde widerstreben mochte, auf den Vorschlag ein, das Abenteuer einer Flucht zu bestehen und ließ sich bei Nacht an einer Strickleiter aus einem Fenster des Schlosses herab. Einige zu ihrem Schutze versammelte Edelleute geleiteten sie zum Herzog von Epernon, der sie nach dem hoch über dem Charenteufer belegenen festen Angoulême führte. Die Flucht war M.s letzter Zweck nicht, sie wollte eine Partei gegen den nun mächtigen Luynes bilden, sammelte alle Mißvergnügten um sich und eröffnete den Kampf gegen die Regierung ihres Sohnes. Aber ohne Zaudern griff Luynes an, sprengte die Truppen der Königin auseinander und zwang letztere zur Unterwerfung. Erst nach Luynes Tode am 14. Dezember 1621 durfte M. nach Paris zurückkehren, wo sie schon nach einiger Zeit wieder an die Spitze des Staatsrates trat. Inzwischen hatte Richelieu (s. d.), der die Aussöhnung der Königin mit ihrem Sohne durchgesetzt, durch Vermittelung der ersteren seine wichtige Machtstellung in Frankreich angetreten. Wegen seiner äußeren Politik kam es zwischen ihm und M. bald zu unangenehmen Berührungen, insofern des Ministers feindliche Maßnahmen gegen Spanien und Savoyen, deren Herrscher Schwiegersöhne der Königin-Mutter waren, tiefen Groll bei dieser erzeugten. Ihre Bemühungen, Richelieu zu entfernen, scheiterten an des Königs Willen und Festigkeit, ihr Streit mit dem gewaltigen Minister fiel entschieden zu ihren Ungunsten aus, doch konnte sie es nicht ertragen, in Frankreich zu leben, ohne zu herrschen. Als nun Herzog Gaston von Orleans (s. d.) mit dem Könige zerfallen und deshalb von den Staatsgeschäften entfernt, 1630 die Hauptstadt in offener Widersetzlichkeit verließ, schrieb Ludwig XIII. seines Bruders Schritt mit Recht den Einflüsterungen der Mutter zu, die wirklich neue Hoffnungen für ihr Ansehen daran knüpfte. Aus dem erregten Paris begab sich der Hof nach Compiègne, wo Richelieu seine Entlassung forderte, falls den Intriguen der Königin-Mutter kein Ende gemacht werde. König Ludwig konnte des thatkräftigen Ministers nicht entbehren und entschloß sich zur Trennung von seiner Mutter, sie auf das alte Schloß der Herzoge von Bourbonnais nach Moulins am Allier verweisend. Von hier entfloh M. 1631 nach Brüssel zu ihrer Tante Isabella von Spanien, Gemahlin des Erzherzogs Albrecht von Österreich, Statthalters der Niederlande, wo sie mit ihrem Sohn Gaston zusammentraf, um gemeinsam gegen Frankreich zu agitieren. Nachdem des letzteren Einfall in Frankreich 1632 zurückgeschlagen und seine Anhänger bestraft worden, sich überhaupt die inneren Verhältnisse Frankreichs unter Richelieus planvollem Walten besser gestaltet hatten, konnte König Ludwig sich offen am Dreißigjährigen Krieg beteiligen und ließ alsbald ein Heer nach den Niederlanden abrücken. Nun mußte M. von hier fort, sie entwich 1638 nach England, und da man ihr auch hier nicht Ruhe ließ, wandte sie sich, nirgends willkommen, von Land zu Land flüchtend, zuletzt nach Köln. Noch einmal hat sie es über sich gewonnen, von dort aus um die Erlaubnis zur Rückkehr nach Frankreich nachzusuchen, doch wurde ihre Bitte abgeschlagen. Während ihr Sohn Ludwig siegreiche Kriege führte und Frankreichs Grenzen durch Eroberungen erweiterte, starb M. geistig und körperlich gebrochen am 3. Juli 1642 in einem Hause Kölns, in welchem Rubens geboren sein soll, der durch seine berühmten allegorischen Gemälde im Louvre einst in glücklichen Tagen den Triumph ihrer Regentschaft verherrlicht hatte. Dort wird die Königin unter mythologischer Begleitung dargestellt, wie ihr im versammelten Olymp Jupiter und Juno die Herrschaft der Welt, die durch eine von Tauben gezogene und von Amor gelenkte Weltkugel versinnbildet ist, überreichen. Als sie ihren Sohn verlobt, fliegen Liebes- und schwimmen Flußgötter rings umher, und, auf dem Throne sitzend, nimmt sie Nachrichten des Götterboten Merkur entgegen u. s. w. Aber die huldigenden Dämonen hatten sich wider sie und ihr Glück gewandt, der große Staatsmann, den sie befördert und zu seiner Höhe verholfen hatte, war der gefährlichste ihrer Feinde geworden, dem sie erlag. Der bekannte historische Forscher Wallraf, Begründer des Kölnischen Museums, hat zu ihrem Gedächtnis und unter Hinweis auf Rubens prächtige Darstellung der Glanzzeit ihres Lebens das Sterbehaus mit einer Inschrift versehen lassen. Der mediceischen Familientugend getreu unterstützte auch M. Künste und Wissenschaften, beschäftigte Rubens und begünstigte Malherbes Bemühungen um die Reinheit der französischen Sprache. In Paris ließ sie das schöne

Palais des Luxembourg nach dem Plane des florentiner Palastes Pitti, sowie die großartige Wasserleitung von Arcueil und viele andere Baudenkmäler aufführen, auch machten ihre parkartigen Anlagen des Cours de la Reine, einer Promenade für sich und ihre Höflinge, den Anfang der prächtigen Champs-Elysées. Ihren Leichnam ließ König Ludwig, der ihr binnen Jahresfrist, wie Richelieu schon nach wenigen Monaten im Tode folgte, nach St. Denis bringen und in der königlichen Gruft beisetzen. — Vgl. L. v. Ranke, Französische Geschichte vornehmlich im 16. u. 17. Jahrhundert, Bd. II; „Nouvelle biographie générale", Paris 1860, Bd. XXXIII; Miß Pardoe, The life of Marie de Medicis, London 1852, 2. Aufl., 3 Bde.

Maria Theresia, Königin von Frankreich und Navarra. Als älteste Tochter König Philipps IV. von Spanien aus erster Ehe mit Elisabeth (Isabella) von Frankreich am 10. September 1638 im Escorial geboren, wurde M. politischer Gründe wegen bestimmt, Ludwig XIV. von Frankreich zu heiraten; Mazarin besonders betrieb diese Ehe. M. war schön, gewandt in ihrem Benehmen und ein Inbegriff von Tugend, aber sie war zu still und unberechnet, um einen Ludwig auf die Dauer fesseln zu können. Sie liebte ihn innig und kannte kein schöneres Ziel, als sein Weib zu werden. Am 2. Juni 1660 fand in Fuentarrabia die Prokurationsheirat, in Saint Jean de Luz am 9. d. M. die Vermählung in Person statt, nachdem Ludwig und M. feierlich auf die Ansprüche an spanisches Gebiet verzichtet hatten. Der Einzug in Paris geschah am 26. August 1660. Anfänglich glücklich, hatte M. bald den Kummer, daß Ludwig sein Herz zwischen ihr und anderen Frauen teilte, dann daß er ihr ganz untreu wurde. Ludwig zeigte ihr Ehrerbietung, mutete ihr aber zu, seine Maitressen bei Hofe zu sehen. 1672 führte M. während seiner Abwesenheit im Kriege die Regentschaft. Ohne jeden Ehrgeiz machte sie nie Ansprüche auf Anteil an den Staatsgeschäften, blieb der Politik und den Intriguen fern. Sanft und fromm, widmete sie sich ganz der Kirche und dem Kultus für den treulosen Gemahl. Sie gebar diesem drei Prinzen und drei Prinzessinnen, doch starben alle bis auf den Dauphin in der Wiege. Als sie selbst am 30. Juli 1683 in Versailles verschied, schien der König gerührt und äußerte, dies sei der erste Kummer, den sie ihm bereitet habe.

Maria Leszczynska, Katharina Sophie Felicitas, Königin von Frankreich und Navarra. Als Tochter des Wojewoden von Posen Stanislaw Leszczynski, der am 12. Juli 1704 König von Polen wurde, und der Katharina Opalinska am 23. Juni 1703 geboren, erhielt M. trotz der Wirren, die ihres Vaters Regierung beständig trübten und ihn wiederholt verschlugen, eine sorgfältige Erziehung. Entthront, leitete ihr Vater dieselbe, seit 1719 im Elsaß lebend. M. entwickelte sich geistig und körperlich zu seinem Stolze, war fein gebildet und, ohne schön zu sein, voll Grazie, dabei sanft, tugendreich und fromm. Als Stanislaw eben daran dachte, sie an den Herzog von Bourbon zu verheiraten, bewarb sich zu seiner grenzenlosen Freude König Ludwig XV. um sie. Die Vermählung fand durch Prokuration am 16. August 1725 in Straßburg und in Person am 5. September d. J. in Fontainebleau statt. Die Ehe war in den ersten Jahren sehr glücklich, dann aber entzog Ludwig M. seine Liebe und lebte im Banne leichter Frauen, die M. bitteren Kummer bereiteten. Sie fühlte sich wie eine Fremde in ihrem Palaste, war aber zu stolz und zu sehr Königin, um ihren Klagen freien Lauf zu lassen. Ferne den Staatsgeschäften, fand M. ihren Trost in der Religion und in der Ausübung einer unbeschränkten Wohltätigkeit; sie war eine treue Mutter für die eigene Familie, liebte Künstlern und Schriftstellern ihre Protektion zu verleihen und scharte um sich eine kleine auserlesene Gesellschaft „ehrlicher Leute", z. B. Luynes, Hénault und Moncrif. Einfach, würdevoll, verlassen — steht sie in der Geschichte neben ihrem fluchwürdigen Gemahle. Von ihren zehn Kindern begrub sie drei in früher Kindheit, drei erwachsen, unter letzteren den Dauphin, dem bald seine Gemahlin folgte; nur vier Töchter überlebten sie. Ihr am kalten Brande am 24. Juni 1768 in Versailles erfolgter Hintritt scheuchte Ludwig XV. nur flüchtig aus den Armen seiner Buhlerinnen auf.

Marie Antoinette, Josephe, Jeanne von Lothringen, Königin von Frankreich, Erzherzogin von Österreich, Tochter von Franz I. deutschem Kaiser und der Kaiserin Maria Theresia, Königin von Ungarn und Böhmen, wurde am 2. November 1755 geboren. Wohl unterrichtet, mit Geist und Anmut begabt, vermählte man sie kaum 15 Jahre alt, am 16. Mai 1770, aus politischem Interesse mit dem Dauphin, späteren König Ludwig XVI. von Frankreich. Der Herzog von Choiseul, Ludwigs XV. viel vermögender Minister, brachte die Heirat zustande, um die von ihm gestiftete „Allianz des Südens" der Häuser Habsburg und Bourbon, durch engen Familienbund zu befestigen. Aber ein großer Teil der königlichen Familie Frankreichs nebst starker Partei im Lande hielt nach wie vor zur altfranzösisch-antihabsburgischen Politik, der sich auch der Dauphin, dem Hofe seines damals von Choiseul völlig geleiteten Großvaters fernstehend, angeschlossen hatte. Zwar empfing der gutherzige Prinz seine kaiserliche Braut höchst rücksichtsvoll, doch da er sich nur ungern in die österreichische Heirat gefügt hatte, so unterblieb jede vertrauliche und herzliche Annäherung des jugendlichen Paares. Die Antagonie gegen Österreich hat M. von vornherein am meisten geschadet, und der verhaßte Name „Autrichienne" hat sie vom Tage ihrer Ankunft in Frankreich bis auf das Schafott begleitet. Die Hochzeit wurde zu Versailles mit ungeheurer Verschwendung gefeiert, doch sah man es sogleich als böses Vorzeichen an, daß aus Anlaß eines prächtigen Feuerwerks zu Ehren der Neuvermählten, wegen mangelnder Ordnung, in schrecklichem Volksgedränge eine zahlreiche Menschenmenge erdrückt und zertreten wurde. Schon in Wien war die junge Erzherzogin nach ihrer Verlobung von dem durch Choiseul ihrer Mutter empfohlenen Abbé Vermond in der französischen Sprache und

deren Feinheiten, wie in den Sitten der französischen Gesellschaft unterrichtet worden. Dieser geistvolle aber eitle Mann, welcher in den Pariser Salons durch sarkastischen Witz geglänzt hatte, pflanzte auch in die Seele seiner fürstlichen Schülerin Keime seiner Ironie, welche sich bei M. ohne eigentliche Bitterkeit entfalteten, ihr aber doch in Frankreich und an dessen Hofe später so viele Feinde machen sollte. An die Einfachheit und Gemütlichkeit des Wiener Hoflebens gewöhnt, bewegte sich die Dauphine zu Versailles mit großer Freiheit, weshalb sie sich in fortwährender Opposition mit der streng gehandhabten französischen Etikette befand. Mit offenen Armen begrüßte sie das Leben, verlangte zu lieben und wieder geliebt zu werden. Da jedoch ihr nach Teilnahme sich sehnendes Herz nicht Eingang fand zu dem verschlossenen, in sich gekehrten Wesen des Gatten, so wandte sich ihre Jugendlust allem zu, was die Phantasie beschäftigen konnte, Genüssen, welche Frauen gefallen und Fürstinnen zerstreuen, hauptsächlich der Geselligkeit, um Freundschaft zu finden, der Natur, um deren Schönheiten zu genießen, und der Litteratur, um den Geist zu erfrischen. Während ein zartes, fast melancholisches Gemüt unter M.s frohem Sinn schlummerte, erfüllte ihre Ausgelassenheit Versailles mit Leben und Bewegung, aber Naivetäten und Unbesonnenheiten gingen zwischen durch und führten zu gehässigen Konsequenzen. Beim Zeremoniell der Thronbesteigung ihres Gemahls (10. Mai 1774) konnte die junge Königin ihre scherzende Heiterkeit über das Verhalten einzelner Persönlichkeiten von Stande nicht zurückhalten, weshalb sie alsbald mit einem Spottliede bedacht wurde:

„Petite reine de vingt ans
Qui traites si mal les gens
Vous repasserez la barri`re!" etc.

Anderseits erwarb ihr der Verzicht auf die herkömmliche Königinsteuer eine Widmung anerkennender Strophen:

„Vous renoncez, aimable souveraine,
Au plus beau de vos revenus,
Mais que Vous servirait la ceinture de reine?
Vous avez celle de Vénus!"

Als der König auf Betrieb von Madame Adelaide, der Schwester seines Vaters, dem durch Abneigung gegen Österreich bekannten Kanzler Maurepas (s. d.) das Staatsruder anvertraute, sah sich die Königin, welche auf Choiseuls Rückberufung gerechnet hatte, ihrem Gemahl von neuem entfremdet. Wiederum vergnügte sie sich allein in den schönen Gärten von Marly mit harmlosen Zerstreuungen, Putz und ländlichen Spaziergängen. Letzteres verargte man ihr bei Hofe besonders als unerhörte Neuerung, insofern sich die Königinnen von Frankreich bisher nie zu Fuß, sondern nur in vollem Staate fahrend gezeigt hatten und durch eine lange Abstufung von Hofchargen dem Volke fern gehalten wurden. Freilich gefiel diesem M.s natürliche Freundlichkeit, doch sollte die Königin bald genug infolge böswilliger Verleumdungen die Wandelung der Volksgunst erfahren. Mit Wissen des Königs hatte sie sich in Begleitung ihres Gefolges zu den hochgelegenen Teilen des Schloßgartens begeben, um die Sonne aufgehen zu sehen, worauf seitens der ihr feindlich gesinnten Partei des Hofes eine Satire „Le lever de l'Aurore" verbreitet wurde, welche diesem nächtlichen Gange schändliche Zwecke unterlegte und die Sitten der Königin verdächtigte. Die Lästerungen mehrten sich, als M. Schloß und Garten von Kl. Trianon vom Könige zum Geschenk erhielt, fortan ihr Lieblingsaufenthalt, den sie ganz nach ihrem Geschmacke zu herrlicher Anlage umgestaltete, einer wahren Idylle ländlicher Einsamkeit. Hier lebte sie in traulichstem Verkehr mit der befreundeten Prinzessin von Lamballe (s. d.), für welche sie nach langem Widerstreben des Königs, der in die ökonomischen Maßnahmen seines Ministers Turgot (s. d.) nicht eingreifen wollte, die Wiederherstellung der einträglichen und mit bedeutender Machtbefugnis versehenen Oberintendanz des Hauses der Königin durchsetzte. Der hierüber am Hofe ausbrechende Lärm erstreckte sich nicht nur auf die gegnerischen Intriguen einer vielköpfigen Camarilla, sondern auch auf die öffentliche Meinung, welche anfing, die Vergeudung der Königin zu besprechen, deren Laune eine bereits unter Ludwig XV. abgeschaffte, kostspielige Würde der Monarchie wieder ins Leben gerufen hatte. Man rügte das Übermaß glanzvoller Feste in Trianon und spottete der vergnügungssüchtigen Österreicherin, die trotz unaufhörlicher Veranstaltung von Liebhaberschauspielen und Maskeraden, noch incognito die Opernbälle besuche u. s. w. Über so abfällige Kundgebungen beunruhigte sich die Königin in hohem Maße, doch feierte sie gerade jetzt (1777) den Triumph, das Herz ihres Gemahls zu gewinnen. Ihre vollkommen aufgeblühte, wahrhaft königliche Schönheit und die Liebenswürdigkeit ihres Benehmens machten zum erstenmale Eindruck auf den sonst so trockenen Gatten, der sein Mißtrauen fahren ließ und ihr seine Zuneigung schenkte. M. war entzückt über ihr Glück wie über die Erhöhung ihres Ansehens, denn von nun an beherrschte sie den schwachen Geist des Königs. Von der Herrschaft reizender Nichtigkeiten stieg sie empor zur Leitung ernster Staatsgeschäfte. Gleichzeitig schloß sie einen neuen Freundschaftsbund mit der Gräfin von Polignac, durch welche sie in einen engen Kreis von Verwandten und Hausfreunden derselben gebannt wurde. Nach Maurepas' Tode (1781) ließ sich der König ganz von seiner Gemahlin, welche ihm im Oktober d. J. den ersten Sohn (Louis Joseph Xavier François gestorben 1789) geschenkt hatte, unter dem Einflusse der Polignacs leiten. Durch diesen Zirkel kamen Calonne mit seinem System tollster Verschwendung, der vorerwähnte unzuverlässige Vermond und der unfähige Brienne in das Finanzministerium, unheilvolle Wahlen, für die man die Königin, welche den Entschließungen des Königs zur Seite stand, verantwortlich machte. In Anbetracht der bei schon vorhandenem Elende nunmehr von Grund aus zerrütteten Finanzen hatte sich die Mißstimmung der Nation zu heller Wut gesteigert, während die Königin im Taumel bequemer Gewöhnung eingeschläfert, in dieser Blütezeit der Vergeudung kaum den Schein vermied, Teilhaberin derselben zu sein. Indem sie das Beispiel übertriebenen Putzes gab,

Palais des Luxembourg nach dem Plane des florentiner Palastes Pitti, sowie die großartige Wasserleitung von Arcueil und viele andere Baudenkmäler aufführen, auch machten ihre parkartigen Anlagen des Cours de la Reine, einer Promenade für sich und ihre Höflinge, den Anfang der prächtigen Champs-Elysées. Ihren Leichnam ließ König Ludwig, der ihr binnen Jahresfrist, wie Richelieu schon nach wenigen Monaten im Tode folgte, nach St. Denis bringen und in der königlichen Gruft beisetzen. — Vgl. L. v. Ranke, Französische Geschichte vornehmlich im 16. u. 17. Jahrhundert, Bd. II; „Nouvelle biographie générale", Paris 1860, Bd. XXXIII; Miß Pardoe, The life of Marie de Medicis, London 1852, 2. Aufl., 3 Bde.

Maria Theresia, Königin von Frankreich und Navarra. Als älteste Tochter König Philipps IV. von Spanien aus erster Ehe mit Elisabeth (Isabella) von Frankreich am 10. September 1638 im Escorial geboren, wurde M. politischer Gründe wegen bestimmt, Ludwig XIV. von Frankreich zu heiraten; Mazarin besonders betrieb diese Ehe. M. war schön, gewandt in ihrem Benehmen und ein Inbegriff von Tugend, aber sie war zu still und unberechnet, um einen Ludwig auf die Dauer fesseln zu können. Sie liebte ihn innig und kannte kein schöneres Ziel, als sein Weib zu werden. Am 2. Juni 1660 fand in Fuentarrabia die Prokurationsheirat, in Saint Jean de Luz am 9. d. M. die Vermählung in Person statt, nachdem Ludwig und M. feierlich auf die Ansprüche an spanisches Gebiet verzichtet hatten. Der Einzug in Paris geschah am 26. August 1660. Anfänglich glücklich, hatte M. bald den Kummer, daß Ludwig sein Herz zwischen ihr und anderen Frauen teilte, dann daß er ihr ganz untreu wurde. Ludwig zeigte ihr Ehrerbietung, mutete ihr aber zu, seine Maitressen bei Hofe zu sehen. 1672 führte M. während seiner Abwesenheit im Kriege die Regentschaft. Ohne jeden Ehrgeiz machte sie nie Ansprüche auf Anteil an den Staatsgeschäften, blieb der Politik und den Intriguen fern. Sanft und fromm, widmete sie sich ganz der Kirche und dem Kultus für den treulosen Gemahl. Sie gebar diesem drei Prinzen und drei Prinzessinnen, doch starben alle bis auf den Dauphin in der Wiege. Als sie selbst am 30. Juli 1683 in Versailles verschied, schien der König gerührt und äußerte, dies sei der erste Kummer, den sie ihm bereitet habe.

Maria Leszczynska, Katharina Sophie Felicitas, Königin von Frankreich und Navarra. Als Tochter des Wojewoden von Posen Stanislaw Leszczynski, der am 12. Juli 1704 König von Polen wurde, und der Katharina Opalinska am 23. Juni 1703 geboren, erhielt M. trotz der Wirren, die ihres Vaters Regierung beständig trübten und ihn wiederholt verschlugen, eine sorgfältige Erziehung. Entthront, leitete ihr Vater dieselbe, seit 1719 im Elsaß lebend. M. entwickelte sich geistig und körperlich zu seinem Stolze, war fein gebildet und, ohne schön zu sein, voll Grazie, dabei sanft, tugendreich und fromm. Als Stanislaw eben daran dachte, sie an den Herzog von Bourbon zu verheiraten, bewarb sich zu seiner grenzenlosen Freude König Ludwig XV. um sie. Die Vermählung fand durch Prokuration am 16. August 1725 in Straßburg und in Person am 5. September d. J. in Fontainebleau statt. Die Ehe war in den ersten Jahren sehr glücklich, dann aber entzog Ludwig M. seine Liebe und lebte im Banne leichter Frauen, die M. bitteren Kummer bereiteten. Sie fühlte sich wie eine Fremde in ihrem Palaste, war aber zu stolz und zu sehr Königin, um ihren Klagen freien Lauf zu lassen. Ferne den Staatsgeschäften, fand M. ihren Trost in der Religion und in der Ausübung einer unbeschränkten Wohltätigkeit; sie war eine treue Mutter für die eigene Familie, liebte Künstlern und Schriftstellern ihre Protektion zu verleihen und scharte um sich eine kleine auserlesene Gesellschaft „ehrlicher Leute", z. B. Luynes, Hénault und Moncrif. Einfach, würdevoll, verlassen — steht sie in der Geschichte neben ihrem fluchwürdigen Gemahle. Von ihren zehn Kindern begrub sie drei in früher Kindheit, drei erwachsen, unter letzteren den Dauphin, dem bald seine Gemahlin folgte; nur vier Töchter überlebten sie. Ihr am kalten Brande am 24. Juni 1768 in Versailles erfolgter Hintritt scheuchte Ludwig XV. nur flüchtig aus den Armen seiner Buhlerinnen auf.

Marie Antoinette, Josephe, Jeanne von Lothringen, Königin von Frankreich, Erzherzogin von Österreich, Tochter von Franz I. deutschem Kaiser und der Kaiserin Maria Theresia, Königin von Ungarn und Böhmen, wurde am 2. November 1755 geboren. Wohl unterrichtet, mit Geist und Anmut begabt, vermählte man sie kaum 15 Jahre alt, am 16. Mai 1770, aus politischem Interesse mit dem Dauphin, späteren König Ludwig XVI. von Frankreich. Der Herzog von Choiseul, Ludwigs XV. viel vermögender Minister, brachte die Heirat zustande, um die von ihm gestiftete „Allianz des Südens" der Häuser Habsburg und Bourbon, durch engen Familienbund zu befestigen. Aber ein großer Teil der königlichen Familie Frankreichs nebst starker Partei im Lande hielt nach wie vor zur altfranzösisch-antihabsburgischen Politik, der sich auch der Dauphin, dem Hofe seines damals von Choiseul völlig geleiteten Großvaters fernstehend, angeschlossen hatte. Zwar empfing der gutherzige Prinz seine kaiserliche Braut höchst rücksichtsvoll, doch da er sich nur ungern in die österreichische Heirat gefügt hatte, so unterblieb jede vertrauliche und herzliche Annäherung des jugendlichen Paares. Die Antagonie gegen Österreich hat M. von vornherein am meisten geschadet, und der verhaßte Name „Autrichienne" hat sie vom Tage ihrer Ankunft in Frankreich bis auf das Schafott begleitet. Die Hochzeit wurde zu Versailles mit ungeheurer Verschwendung gefeiert, doch sah man es sogleich als böses Vorzeichen an, daß aus Anlaß eines prächtigen Feuerwerks zu Ehren der Neuvermählten, wegen mangelnder Ordnung, in schrecklichem Volksgedränge eine zahlreiche Menschenmenge erdrückt und zertreten wurde. Schon in Wien war die junge Erzherzogin nach ihrer Verlobung von dem durch Choiseul ihrer Mutter empfohlenen Abbé Vermond in der französischen Sprache und

deren Feinheiten, wie in den Sitten der französischen Gesellschaft unterrichtet worden. Dieser geistvolle aber eitle Mann, welcher in den Pariser Salons durch sarkastischen Witz geglänzt hatte, pflanzte auch in die Seele seiner fürstlichen Schülerin Keime seiner Ironie, welche sich bei M. ohne eigentliche Bitterkeit entfalteten, ihr aber doch in Frankreich und an dessen Hofe später so viele Feinde machen sollte. An die Einfachheit und Gemütlichkeit des Wiener Hoflebens gewöhnt, bewegte sich die Dauphine zu Versailles mit großer Freiheit, weshalb sie sich in fortwährender Opposition mit der streng gehandhabten französischen Etikette befand. Mit offenen Armen begrüßte sie das Leben, verlangte zu lieben und wieder geliebt zu werden. Da jedoch ihr nach Teilnahme sich sehnendes Herz nicht Eingang fand zu dem verschlossenen, in sich gekehrten Wesen des Gatten, so wandte sich ihre Jugendlust allem zu, was die Phantasie beschäftigen konnte, Genüssen, welche Frauen gefallen und Fürstinnen zerstreuen, hauptsächlich der Geselligkeit, um Freundschaft zu finden, der Natur, um deren Schönheiten zu genießen, und der Litteratur, um den Geist zu erfrischen. Während ein zartes, fast melancholisches Gemüt unter M.s frohem Sinn schlummerte, erfüllte ihre Ausgelassenheit Versailles mit Leben und Bewegung, aber Naivetäten und Unbesonnenheiten gingen zwischen durch und führten zu gehässigen Konsequenzen. Beim Zeremoniell der Thronbesteigung ihres Gemahls (10. Mai 1774) konnte die junge Königin ihre scherzende Heiterkeit über das Verhalten einzelner Persönlichkeiten von Stande nicht zurückhalten, weshalb sie alsbald mit einem Spottliede bedacht wurde:

„Petite reine de vingt ans
Qui traitez si mal les gens
Vous repasserez la barrière!" etc.

Anderseits erwarb ihr der Verzicht auf die herkömmliche Königinsteuer eine Widmung anerkennender Strophen:

„Vous renoncez, aimable souveraine,
Au plus beau de vos revenus,
Mais que Vous servirait la ceinture de reine?
Vous avez celle de Vénus!"

Als der König auf Betrieb von Madame Adelaide, der Schwester seines Vaters, dem durch Abneigung gegen Österreich bekannten Kanzler Maurepas (s. d.) das Staatsruder anvertraute, sah sich die Königin, welche auf Choiseuls Rückberufung gerechnet hatte, ihrem Gemahl von neuem entfremdet. Wiederum vergnügte sie sich allein in den schönen Gärten von Marly mit harmlosen Zerstreuungen, Putz und ländlichen Spaziergängen. Letzteres verargte man ihr bei Hofe besonders als unerhörte Neuerung, insofern sich die Königinnen von Frankreich bisher nie zu Fuß, sondern nur in vollem Staate fahrend gezeigt hatten und durch eine lange Abstufung von Hofchargen dem Volke fern gehalten wurden. Freilich gefiel diesem M.s natürliche Freundlichkeit, doch sollte die Königin bald genug infolge böswilliger Verleumdungen die Wandelung der Volksgunst erfahren. Mit Wissen des Königs hatte sie sich in Begleitung ihres Gefolges zu den hochgelegenen Teilen des Schloßgartens begeben, um die Sonne aufgehen zu sehen, worauf seitens der ihr feindlich gesinnten Partei des Hofes eine Satire „Le lever de l'Aurore" verbreitet wurde, welche diesem nächtlichen Gange schändliche Zwecke unterlegte und die Sitten der Königin verdächtigte. Die Lästerungen mehrten sich, als M. Schloß und Garten von Kl. Trianon vom Könige zum Geschenk erhielt, fortan ihr Lieblingsaufenthalt, den sie ganz nach ihrem Geschmacke zu herrlicher Anlage umgestaltete, einer wahren Idylle ländlicher Einsamkeit. Hier lebte sie in traulichstem Verkehr mit der befreundeten Prinzessin von Lamballe (s. d.), für welche sie nach langem Widerstreben des Königs, der in die ökonomischen Maßnahmen seines Ministers Turgot (s. d.) nicht eingreifen wollte, die Wiederherstellung der einträglichen und mit bedeutender Machtbefugnis versehenen Oberintendanz des Hauses der Königin durchsetzte. Der hierüber am Hofe ausbrechende Lärm erstreckte sich nicht nur auf die gegnerischen Intriguen einer vielköpfigen Camarilla, sondern auch auf die öffentliche Meinung, welche anfing, die Vergeudung der Königin zu besprechen, deren Laune eine bereits unter Ludwig XV. abgeschaffte, kostspielige Würde der Monarchie wieder ins Leben gerufen hatte. Man rügte das Übermaß glanzvoller Feste in Trianon und spottete der vergnügungssüchtigen Österreicherin, die trotz unaufhörlicher Veranstaltung von Liebhaberschauspielen und Maskeraden, noch incognito die Opernbälle besuche u. s. w. Über so abfällige Kundgebungen beunruhigte sich die Königin in hohem Maße, doch feierte sie gerade jetzt (1777) den Triumph, das Herz ihres Gemahls zu gewinnen. Ihre vollkommen aufgeblühte, wahrhaft königliche Schönheit und die Liebenswürdigkeit ihres Benehmens machten zum erstenmale Eindruck auf den sonst so trockenen Gatten, der sein Mißtrauen fahren ließ und ihr seine Zuneigung schenkte. M. war entzückt über ihr Glück wie über die Erhöhung ihres Ansehens, denn von nun an beherrschte sie den schwachen Geist des Königs. Von der Herrschaft reizender Nichtigkeiten stieg sie empor zur Leitung ernster Staatsgeschäfte. Gleichzeitig schloß sie einen neuen Freundschaftsbund mit der Gräfin von Polignac, durch welche sie in einen engen Kreis von Verwandten und Hausfreunden derselben gebannt wurde. Nach Maurepas' Tode (1781) ließ sich der König ganz von seiner Gemahlin, welche ihm im Oktober d. J. den ersten Sohn (Louis Joseph Xavier François gestorben 1789) geschenkt hatte, unter dem Einflusse der Polignacs leiten. Durch diesen Zirkel kamen Calonne mit seinem System tollster Verschwendung, der vorerwähnte unzuverlässige Vermond und der unfähige Brienne in das Finanzministerium, unheilvolle Wahlen, für die man die Königin, welche den Entschließungen des Königs zur Seite stand, verantwortlich machte. In Anbetracht der bei schon vorhandenem Elende nunmehr von Grund aus zerrütteten Finanzen hatte sich die Mißstimmung der Nation zu heller Wut gesteigert, während die Königin im Taumel bequemer Gewöhnung eingeschläfert, in dieser Blütezeit der Vergeudung kaum den Schein vermied, Teilhaberin derselben zu sein. Indem sie das Beispiel übertriebenen Putzes gab,

gingen von ihrem Boudoir in beständigem Wechsel die seltsamsten Damentrachten aus, als symbolischer Ausdruck der Unnatur, die in jener Zeit des französischen Hofes lag. Man hielt ihren Wunsch und ihre Kunst zu gefallen noch lange nicht genug dadurch bestraft, daß sich die öffentlichen Blätter erlauben durften, ihre vielgestaltigen Coiffüren zu verspotten, daß ihr Porträt von Maria Theresia mit kränkenden Bemerkungen zurückgeschickt wurde und daß ihr Bruder Joseph sich in derber Weise über ihren Anzug äußerte. Um sich leichter und bequemer auf Promenaden, in Tanz und Spiel bewegen zu können, brachte die Königin Kleider von feinem Linnen und Battist in Mode, da aber diese Stoffe vorzugsweise in den österreichischen Niederlanden verfertigt wurden, gab man der Österreicherin Schuld, auf Kosten der Lyoner Seidenfabriken die Brüsseler Produkte heben zu wollen. Die Gunst des Königs half ihr nicht viel, sie wurde immer wieder verleumdet, von den Brüdern ihres Gemahls, die sich seit 1778 ihres Einflusses und der Thronfolge beraubt sahen, als M. nach achtjähriger Unfruchtbarkeit zum erstenmale Mutter geworden (Marie, Thérèse, Charlotte am 19. Dezember 1778 geboren, am 10. Juni 1799 an ihren Vetter Herzog von Angoulême verheiratet, gestorben am 19. Oktober 1851), vom Adel wegen Bevorzugung der Polignacs und vom Volke, welches in ihrer Verschwendung und Günstlingswirtschaft die vornehmste Ursache der neuen Staatsschuld erblickte. Im Kreise der Polignacs befanden sich einige geistvolle aber tief entsittlichte Männer, als die Königin sich von diesen zurückzog, rächten sie sich mit raffinierter Bosheit, indem mehrere derselben sich rühmten, begünstigte Liebhaber M.s gewesen zu sein und verdächtigende Pasquille ausstreuten. In den schlimmsten Ruf kam M. indessen 1785 durch den Prozeß der berüchtigten Halsbandgeschichten (s. „La Motte de Valois“), welcher ungeheures Aufsehen machte und die zwar unvorsichtige aber doch schuldlose Königin vollends zum Gegenstande übeler Nachrede machte. Besonders erschienen in England hierüber und andere Dinge Schmähschriften, denn die englische Politik sah beständig in M. die Verkörperung von Choiseuls Aggressive. In allen Schichten der französischen Bevölkerung stieg die Erbitterung gegen die Königin, wovon diese schmerzlich betroffen war, sie mochte der Volksgunst nicht entbehren und wollte durchaus Französin sein. Noch vor kurzem (1784) hatte M. dem Kaiser Joseph, der ihre Mitwirkung für seine belgischen Pläne beanspruchte, erklärt, sie gehöre Frankreich, ehe sie Österreicherin sei. Nur noch einmal sollte sie sich wirklicher Anerkennung erfreuen, als sie während des harten Winters 1787—88 hilfreich bemüht gewesen war, die herrschende Not zu lindern; an einer ihr zu Ehren in der Rue St.-Honoré errichteten Schneepyramide befestigte man das Bild des Königspaares mit der Unterschrift:

„Reine dont la bonté surpasse les appas
Près d'un roi bienfaisant occupe ici la place,
Si ce monument frêle est de neige ou de glace,
Nos coeurs pour toi ne le sont pas!“

Als die ersten Regungen der Revolution begannen, war M. trotz Herzensgüte und Edelmut schon recht unpopulär, und bald knüpfte sich an den Namen der Österreicherin der blinde Haß fanatisierter Volksmassen. Man behauptete, ihr Einfluß auf Hof und Regierung verhindere jede friedliche Reform. Allerdings war sie nach Mirabeaus (s. d.) Worten der einzige Mann an der Seite des Königs, auch riet sie ihrem energielosen Gemahl der Bewegung entschlossen entgegenzutreten. Ihrer ganzen Erziehung nach begriff sie weder die Unterordnung unter den Volkswillen, noch konnte sie ihren Widerwillen gegen die neue Ordnung überwinden. Dies wußte das Volk, und deshalb bedrohte der in den Vorgängen des 5. bis 6. Oktober 1789 zum Versailler Schlosse hereinflutende Pariser Pöbel ihr Leben. Nachdem die königliche Familie nach Paris zurückgekehrt war, begann vornehmlich für die Königin die Reihe ununterbrochener Ängstigungen, welche erst mit ihrem Tode endeten. Sie bewohnte mit dem Könige, den beiden Kindern (Madame royale und der Dauphin s. „Ludwig XVIII.“) und der Schwester des Königs, Madame Elisabeth, die Tuilerien, wo sie von der argwöhnischen Bevölkerung geradezu bewacht wurde. Vergebens suchte sie das Volk zu versöhnen, besuchte Hospitäler, Waisenhäuser, Fabriken &c., alles umsonst, sie konnte sich den Haß der Massen nicht erklären und glaubte zuletzt fest an Aufwiegelung durch englische Agenten. Doch weitsichtiger als der König sah sie in der Flucht die einzige Möglichkeit, der drückenden Atmosphäre der anarchisch erregten Hauptstadt zu entkommen, und fortwährend sann sie auf Pläne zur Abreise. Ihr Gemahl stimmte zwar zu, wollte aber für seine Person zurückbleiben unter Hinweis auf Jakob II. von England, der die Krone verloren, weil er das Reich verlassen habe. M. wollte sich aber um keinen Preis vom Könige trennen und beschwor ihn nun, sich an die Spitze des Heeres zu stellen, um seine königlichen Rechte mit Gewalt wiederherzustellen, worauf der immer zwischen Halbheit und Inkonsequenz schwankende König wieder einwarf, daß Karl I. von England enthauptet worden sei, weil er gegen sein Volk Krieg geführt habe. Auch der Königin vorsichtiger Bruder, Kaiser Leopold II., warnte vor der Flucht, als zu gefährlich und riet zur Ausdauer auf konstitutioneller Bahn, womit der ersteren keineswegs gedient war, welche die Gefahr eines längeren Bleibens in Paris richtiger erwog und nur bat, die französische Nation durch keinen Angriff zu reizen. Inzwischen wuchs die Not; M. durfte sich nicht mehr am Fenster zeigen, ohne Schmähungen und Drohungen ausgesetzt zu sein. Durch die Emigration war der Hof verödet und von allen Freunden verlassen. Die verantwortlichen Minister verabscheute die Königin, und der alle dem Hofe angethanenen Unbilden beschönigende Lafayette (s. d.) war in ihrer Augen nur Kerkermeister der königlichen Familie. Letztere, stets beobachtet und von Spionen umgeben, geriet endlich in eine unerträgliche Lage. Als sich der Hof am 18. April 1791 zur Osterfeier nach St. Cloud begeben wollte, hielt ihn eine wütende Menge zurück, weil man in Paris wußte, daß Fluchtpläne gehegt wurden. Nun widerstand der König nicht länger, und in der Nacht vom

20.—21. Juni wurde die Flucht zur Ausführung gebracht. In Varennes erkannt und zur Umkehr gezwungen, bildete das Martyrium der Rückkehr unter den Verwünschungen herbeiströmender Volksmassen ein Vorbild künftiger Leidensgeschichte. Die revolutionäre Strömung trieb fortan hohe Wogen und es ist begreiflich, daß M. jetzt in den kaiserlichen Bruder drang, die österreichisch-preußische Invasion zu beschleunigen, um den Thron und die königliche Familie zu retten. Weil der König die Vollziehung einiger Beschlüsse der Nationalversammlung verweigerte, überhäufte man die Königin mit neuen Kränkungen, ihr den Namen Mme. Veto beilegend. Das revolutionäre Lied der damals entstehenden Carmagnole beginnt sogar mit den Worten:

„Mme Veto avait promis,
De faire égorger tout Paris etc."

Auch bei den Pöbelexcessen des 20. Juni 1792 war die Königin den Insulten am meisten ausgesetzt, obwohl es ihr gelang, durch Würde und Hoheit den Volkshaufen zu imponieren. Bei der furchtbaren Gährung des Aufstandes vom 10. August bezeigte sie große Fassung gegenüber der unbeschreiblichen Ratlosigkeit des Königs. Sie besprach mit dem Chef der Nationalgarde, Mandat, und dem Befehlshaber der Schweizertruppen, Bachmann, die Maßnahmen zur Verteidigung der Tuilerien und bestimmte ihren Gemahl, sich den Truppen zu zeigen und sie für den bevorstehenden Kampf zu begeistern, was durch das unkriegerische Auftreten des Königs allerdings verfehlt wurde. M. zog den Kampf auf Leben und Tod vor und war untröstlich über den Wankelmut des Gatten, welcher statt fürstlich zu sterben, mit seiner Familie Sicherheit im Schoße der Nationalversammlung suchte, um dort während sechzehn qualvoller Stunden in enger, niedriger Loge Zeuge zu sein, wie das Königtum des alten Frankreich zu Grabe getragen ward. Nun kamen die traurigen Tage und schlaflosen Nächte der Gefangenschaft im Temple, wo die königliche Familie inmitten wüsten Treibens roher Wächter, jeder Bequemlichkeit des Lebens beraubt und vom Verkehr mit der Außenwelt abgeschnitten blieb. Zu den Fenstern dieses Gefängnisses wurde bei den Septembermorden das blutende Haupt der bis in den Tod getreuen Frau von Lamballe emporgehalten, um der vor Schreck erstarrten Königin auch diesen Schmerz nicht zu ersparen. Diese verzweifelte indessen nicht, vielmehr gab sie sich standhaft der zärtlichsten Sorge für Kinder und Gatten hin, welchen letzteren man jedoch bei Beginn seines Prozesses aus unnötiger Grausamkeit von seiner Familie trennte. M. sah ihn erst wieder in der schweren Abschiedsstunde, am 20. Januar 1793, am Vorabende seiner Hinrichtung. Auf Verlangen wurde ihr nur ein schwarzes Trauerkleid einfachster Art bewilligt, über welches sie ein weißes Brusttuch zu tragen pflegte; das bekannte Gemälde von P. Delaroche stellt die Königin in diesem Anzuge vor ihren Richtern dar, mit verweinten Augen und früh ergrautem Haar. Bis Ende Juli befand sie sich mit beiden Kindern im Temple, bis der Wohlfahrtsausschuß auf das Gerücht einer girondistischen Verschwörung zugunsten des Sprößlings Ludwigs XVI. Trennung der Mutter von ihrem Sohne verfügte. Die Beamten des Gemeinderates erschienen in der Nacht, um der aus dem Schlafe jäh erwachenden Mutter den Befehl zu verkünden. Es folgte eine entsetzliche Scene, länger als eine Stunde leistete die unglückliche Frau heldenhaften Widerstand, den Sohn mit ihrem Leibe deckend; kein Zureden, keine Drohung half, bis einer der Kommissare ihre Tochter ergriff und sie niederzustoßen drohte, da brach die treue Mutter zusammen und ließ sich ein Kind rauben, um das andere zu retten. Fortan gab es für die schwer geprüfte Frau nichts Schlimmes mehr, bei allen weiteren Qualen zeigte sie nur noch stille Ergebung und sichere Todeshoffnung. Am 1. August befahl der Konvent die Abführung M.s in die Conciergerie und Überweisung vor das Revolutionsgericht. Während der von Mißhandlungen erfüllten achtwöchentlichen Haft in diesem Gefängnis unternahmen der Gefängnisaufseher Michonis, dessen Frau und der Marquis Rougeville einen Rettungsversuch der Königin, welcher durch Verrat mißglückte und den Urhebern desselben das Leben kostete. Nachdem M. zuerst insgeheim am 4. Oktober verhört worden, lud man sie am 14. d. M. vor die Schranken des Gerichtshofes. In dürftiger Bekleidung, aber mit einer ihrer Geburt und Bildung angemessenen Seelenstärke, erschien sie vor dem Tribunal, welches sie des Landesverrats beschuldigte, zwiefach verübt durch Unterhandlungen mit den äußeren Feinden der Republik und durch Teilnahme am Komplott zur Erregung des Bürgerkrieges. Die Königin verteidigte sich mit Freimut und ruhiger Würde und flößte sogar durch ihre leuchtende Resignation dem feindlich gesinnten Publikum Ehrfurcht und Mitleid ein. Diese Stimmung erreichte ihren Höhepunkt, als gegen die Angeklagte die maßlos widerliche Beschuldigung unzüchtiger Handlungen mit ihrem achtjährigen Sohne erhoben wurde. Sie schwieg, aber zur Aussage gedrängt, entgegnete sie mit halberstickter Stimme, hierauf nichts erwidern zu können, sich jedoch auf alle anwesenden Mütter berufen zu wollen. Tiefes Murren ging durch die Reihen der Zuhörer, und die Richter wagten nach dieser Richtung hin keine weitere Frage. Ihre beiden vom Gerichte bestellten Verteidiger Chauveau-Lagarde und Tronçon-Ducoudray unternahmen freilich nutzlos die Abwehr der Anklage ihres Einverständnisses mit äußern bezgl. innern Feinden der Nation. Das Schlußurteil verstand sich von selbst, am 16. Oktober morgens 4 Uhr wurde M. zum Tode verurteilt. Ruhig und sicheren Schrittes verließ sie den Saal, ohne ein Wort zu erwidern. In einem Abschiedsbriefe an ihre Schwägerin Elisabeth (10. Mai 1794 hingerichtet) legte die Königin ihre letzten Gedanken nieder, die Gefühle einer gottergebenen Fürstin und unglücklichen Mutter. Das Schreiben wurde dem Anwalt des Revolutionstribunals übergeben, scheint aber nicht an seine Adresse gelangt zu sein, wenigstens fand es sich 22 Jahre später im Nachlasse des ehemaligen Konventsmitgliedes Courtois und wurde Ludwig XVIII. überreicht. Ein vereideter Priester Girard meldete sich bei M., ihr die Tröstungen der Religion

zu bringen, obgleich sie ihm nicht beichtete, gestattete sie demselben, sie zur Richtstätte begleiten zu dürfen. Als Girard nochmals in M. drang, sich in letzter Stunde reumütig mit Gott zu versöhnen, äußerte sie sich laut: „Dites de mes fautes, mais de crimes jamais!“ Nur unter diesem Vorbehalte bekannte sie sich zur Sühne, und die neuesten Untersuchungen der Geschichte stellen die Wahrhaftigkeit ihrer Behauptung nicht mehr in Frage. Noch an demselben Tage wurde das Urteil vollstreckt. Man ließ die Königin nicht wie den König einen eigenen Wagen, die Österreicherin mußte den gemeinen Henkerkarren mit auf dem Rücken gefesselten Armen besteigen. Wiewohl gänzlich erschöpft und körperlich längst gebrochen, bewahrte sie auf dem weiten Wege zum Richtplatz Mut und Geistesgegenwart. Mittags 1 Uhr fiel ihr Haupt auf dem Blutgerüst. Ihre letzten Worte waren ein Lebewohl an ihre geliebten Kinder. M.s Tod galt ausschließlich dem Auslande, er sollte eine Drohung der Schreckensherrschaft gegen die Koalition, eine Antwort auf die letzten Siege Österreichs sein, aber notwendig war er nicht, weder für das Wohl der Republik noch für die Sache der Freiheit. Den Körper der Königin legte man auf dem Kirchhofe St. Madeleine in dasselbe Grab, in welchem ihr Gemahl bestattet worden war, erst nach der Restauration wurden die Gebeine beider in die Königliche Gruft von St. Denis überführt. M. behielt bis zuletzt eine königliche Haltung bei, ihre Gesichtszüge waren nicht regelmäßig, bezauberten aber durch Anmut und durch ein seelenvolles blaues Auge. Unter ihren zahlreichen Porträts zeichnen sich als naturwahr das des Schweden Roffline und der Mme Vigée-Lebrun aus. — Vgl. Mme de Campan, Mémoires sur la vie privée de la reine Marie Antoinette, Paris 1826; „Geschichte der Marie Antoinette“ von Edm. und Jul. de Goncourt, Paris 1859, übersetzt von Schmidt-Weißenfels, Prag 1859; A. de Lamartine, Histoire de Girondins, Paris 1847, Bd. I—IV; „Nouvelle biographie générale“, Paris 1860, Bd. XXXIII.

Maria Louise, Erzherzogin von Österreich, Kaiserin von Frankreich, Herzogin von Parma, Piacenza und Guastalla, geboren am 12. Dezember 1791, gestorben am 17. Dezember 1847, erstgeborene Tochter Kaiser Franz II. (I.) von Habsburg-Lothringen, aus dessen zweiter Ehe mit Maria Theresia, Tochter des bourbonischen Königs Ferdinand I. von Sicilien. — Im Jahre 1807 (13. April) verlor sie ihre Mutter, worauf der kaiserliche Vater seine dritte Ehe mit Maria Ludovika (s. Art.) einging. Mit achtzehn Jahren zur Gemahlin Napoleons ausersehen, nachdem dessen Bewerbung um eine russische Prinzessin beim Zarenhofe keinen Anklang gefunden haben soll, trat M. L., eine anmutige Erscheinung ohne den Zauber echter Weiblichkeit, gutmütig ohne Tiefe des Gemütes, und mittelmäßig begabt, in eine Ehe, die ihr Vater, dem Franzosenkaiser gründlich abgeneigt, nur als ein schweres Opfer der Politik betrachten konnte, und für die sie selbst keinerlei Neigung mitbrachte. Napoleon hatte seine kinderlose Zivilehe mit Josephine (verwitwete Beauharnais, s. Art.) gelöst, den früheren Gesandten Österreichs in Frankreich und damaligen Staatskanzler, Metternich, zum Vermittler einer Angelegenheit ausersehen, die für ihn von maßgebender Wichtigkeit war, da er nach einem Thronerben Verlangen trug, sich mit einer der ältesten legitimen Fürstenfamilien verschwägern und an dem österreichischen Ehebündnis eine Garantie für seine weitere Welterobererpolitik gewinnen wollte.

Metternich und Kaiser Franz I. begriffen die Schwierigkeit, dem Ansinnen eines Napoleon auszuweichen, und so kam es nach den diplomatischen Vorunterhandlungen zwischen beiden Teilen zur feierlichen Werbung des französischen Großbotschafters, Marschall Berthier (s. Art.), in Wien, den 2. April 1810 zur prokurationsmäßigen Trauung. Die Heirat Napoleons mit M. L. wurde von den optimistischen Freunden des Weltfriedens und von den Bewunderern des unwiderstehlichen Franzosenkaisers in Österreich als Bürgschaft des Glückes begrüßt, von den Schärferblickenden und von den Gegnern des korsischen Eroberers als etwas Unvermeidliches hingenommen. Die kriegsmüde Bevölkerung Wiens schwamm im Jubel. In dem entsetzlichen Brandunglück, das dem prunkvollen Gartenfeste des neuen österreichischen Gesandten in Paris, Fürsten Karl von Schwarzenberg, ein so trauriges Ende bereiten sollte, gewahrten Schwarzseher wohl schon damals keine gedeihliche Zukunft dieses Ehebündnisses. — Die Kaiserin der Franzosen wußte sich in ihrem Gatten und in den neuen Verhältnissen nicht so leicht zurechtzufinden, sie stand unter gestrenger Vormundschaft, — von einem maßgebenden Einflusse der jungen Frau konnte nicht die Rede sein. Die schwierige Entbindung von einem Sohne, dem ersehnten Thronerben Frankreichs, Franz Joseph Karl Napoleons, dem „Könige von Rom“ (20. März 1811), verband sie dem Gatten näher, und so mochte denn auch aus ihrem Briefe an Kaiser Franz I. vom 23. April 1811 über ihr Familienglück und Napoleons Freude an seinem Sohne wahres Gefühl sprechen.

Den 9. Mai 1812 reiste sie mit ihrem Gatten von St. Cloud zur Entrevue nach Dresden ab, wo sie mit dem Vater und der Stiefmutter zusammentraf. Später, an der Schwelle des verhängnisvollen Feldzuges nach Rußland, begab sie sich für einige Zeit nach Prag (1. Juli), um dann wieder nach Paris zurückzukehren, woselbst Napoleon aus den Schrecknissen der nordischen Campagne den 18. Dezember 1812 eintraf. Nicht lange sollte das weitere Zusammenleben der Gatten währen, denn das Jahr 1813 führte zum Existenzkampfe Napoleons. M. L. übernahm in der Abwesenheit des Gatten die Regentschaft Frankreichs; sie befand sich in der unerquicklichsten Lebenslage, denn der Vater und Gatte kreuzten die Waffen. Als das Frühjahr 1814 den Krieg nach Frankreich verpflanzte, begab sich die Regentin aus Paris nach Blois (28. März). Der französische Senat hatte den 1. April die Entthronung Napoleons und die Wiederherstellung der Bourbonenherrschaft ausgesprochen, am 6. April die Krone Ludwig XVIII. zugesichert und am 12. April

Napoleon selbst zu Fontainebleau jenen Traktat ratifiziert, wonach er für sich und seinen Erben auf den Thron Frankreichs verzichtete, sich mit dem Fürstentum Elba begnügte, während seiner Gattin und dem Sohne Parma, Piacenza und Guastalla als souveränes Gebiet zuerkannt wurden. Den 14. April richtete sie an ihren Vater jenen Brief, der andeutet, daß sie bei der Wahl zwischen dem Geschicke ihres Gatten und der Zuflucht beim Vater die letztere vorzöge. Am 16. April 1814 fand die Zusammenkunft mit letzterem in Rambouillet statt. M. L. begab sich dann mit ihrem Söhnlein aus Frankreich in die Heimat. Hier ließ sie — auffällig genug — ihren fünfjährigen Sohn, den nachmaligen „Herzog von Reichstadt", bei dem Großvater Kaiser Franz I. zurück und begab sich nach Parma, wo sie als Souveränin die Regierung den 17. März 1816 antrat. Inzwischen hatte sich das Endgeschick ihres Gatten vollzogen. Den „hundert Tagen" (1. März bis Juli 1815) war die Verbannung nach St. Helena gefolgt, woselbst Napoleon den 16. Oktober 1815 eintraf.

M. L. als Regentin Parmas (1816—1847) in keinem gesegneten Andenken, verband sich zweimal in morganatischen Ehen: 1) mit Adam Albert, Grafen von Neipperg, k. k. Generalfeldmarschall-Lieutenant (gestorben am 22. Februar 1829), aus welcher Verbindung Wilhelm Albrecht, Graf von Montenuovo (geboren 1821, gestorben 1871), 1864 gefürstet, k. k. Kämmerer und General der Kavallerie, stammte, und 2) mit Karl René, Graf von Bombelles, k. k. Geheimer Rat und Kämmerer (gestorben 1856). Ihr Sohn erster Ehe, der Herzog von Reichstadt, starb bereits 1832. — Die Schlußakte des Wiener Kongresses (9. Juni 1815, 99. Art.) hatte ihr Parma, Piacenza und Guastalla gewährleistet. — Als die nationale Bewegung Anfang 1831 ausbrach, mußte sie in das feste Piacenza flüchten; doch ging die Gefahr bald vorüber. Ihr Tod galt in den Augen der italienischen Einheitspartei als Bürgschaft einer besseren Zukunft.

Vgl. Frhr. Alex. v. Helfert, Maria Louise, Erzherzogin von Österreich, Kaiserin der Franzosen (Wien 1873); Reuchlin, Geschichte Italiens I (1859—1878 reichend); Ruth, Geschichte Italiens 1815—1850, 2 Bde. (Heidelberg 1867); Coppi, Annali d'Italia, 8.—10. Bd.; Ghetti, Storia d'independenza italiana 1814—1870 (Turin 1879).

Marie Charlotte Amalie Auguste Victorie Clementine Leopoldine, Kaiserin von Mejico, Herzogin zu Sachsen, Prinzessin von Sachsen-Coburg und Gotha. Am 7. Juni 1840 zu Laeken als Tochter Leopolds I., Königs der Belgier, aus zweiter Ehe mit Louise von Orléans, der Tochter König Ludwig Philipps, geboren, erhielt die Prinzessin eine ausgezeichnete Erziehung und heiratete am 27. Juli 1857 den Erzherzog Ferdinand Maximilian Joseph von Österreich, des Kaisers Bruder. Die Ehe blieb kinderlos. Die Erzherzogin verlebte die Jahre 1857—1859 in Mailand, wo sie und ihr Gemahl, der Generalgouverneur des lombardo-venetianischen Königreichs, sich vergebens bemühten, die Bevölkerung für Österreich zu erwärmen, und ihre Gesundheit rief sie im Winter 1859/60 nach Madeira. Dann residierte sie meist in Miramar bei Triest.

Sehr ehrgeizig, riet sie ihrem Gemahle eifrig zu, die mejicanische Krone anzunehmen, er that dies am 10. April 1864, und Kaiser und Kaiserin zogen am 12. Juni d. J. in der Hauptstadt Mejico ein. Die Kaiserin, die weit mehr Energie als ihr Gemahl, der sich Maximilian I. nannte, besaß, arbeitete unermüdlich an der Befestigung des neuen Throns und bewog den bald verzagenden Kaiser vom Gedanken der Abdankung abzustehen und auszuharren; kräftig widersetzte sie sich den Anmaßungen des päpstlichen Nuntius in Mejico, Meglia. Am 13. Juli 1866 reiste die heldenmütige Frau nach Europa ab, um den erlahmenden Napoleon III. zur Fortsetzung seiner Intervention in den mejicanischen Angelegenheiten, zur Sendung weiterer Truppen u. s. w. zu bestimmen, und traf am 8. August bei ihm ein. Aber Napoleon befand sich in so bedenklicher Lage, daß er nichts für Maximilian und Mejico wagen konnte; alle Beredsamkeit und aller Kummer der um Hilfe Flehenden wandten seinen Sinn nicht, und tiefgebeugt verließ die Kaiserin am 23. August Paris, um über Miramar nach Rom zu gehen. Pater Fischer verhandelte hier wegen eines Konkordats, die Kaiserin sollte das Nähere mit Pius IX. erörtern. Immer trübere Nachrichten langten aus Mejico an, der Papst konnte nur segnen nicht aber helfen, namenlose Seelenqualen stürmten auf die Kaiserin ein, und sie wurde während der Verhandlungen mit Pius wahnsinnig. Man brachte sie nach Miramar, und am 19. Juni 1867 endete der Kaiser unter dem Rufe „Arme Charlotte!" zu Queretaro durch die Kugeln der Insurgenten. Charlotte begriff hiervon nichts. Ihr Bruder, König Leopold II., führte sie nach seinem Schlosse Tervueren bei Brüssel, wo sie die aufmerksamste Pflege genoß, körperlich gesund, aber unheilbar wahnsinnig. Am 3. März 1879 brannte das Schloß ab, Charlotte kam nach Laeken und im April d. J. nach dem vom Könige für sie gekauften Schlosse Bouchoute. Die Kaiserin ist Sternkreuz- und Großkreuz-Dame des Malteser-Ordens.

Maria Theresia (Walpurgis), Erzherzogin von Österreich, Großherzogin von Toscana, Königin von Ungarn und Böhmen, römisch-deutsche Kaiserin, geboren am 13. Mai 1717, gestorben am 29. November 1780; erstgeborene Tochter Kaiser Karls VI. aus dessen Ehe mit Elisabeth, Prinzessin von Braunschweig-Wolfenbüttel. Der Tod des einzigen Sohnes dieses letzten deutschen Habsburgers, des Prinzen Leopold, im zarten Kindesalter (geb. 4. November 1716) und der Umstand, daß dem Vater nunmehr zwei Töchter, jüngere Schwestern M. Th.s, geboren wurden, verlieh der 1713 zunächst als Hausgesetz erlassenen „Pragmatischen Sanktion" eine wachsende Bedeutung als Basis der weiblichen Thronfolge. Dadurch gelangten die Töchter Karls VI. und zunächst M. Th. zur Anwartschaft Österreichs, während die Töchter seines Bruders und Vorgängers Joseph I. (s. Art.),

denen das Hausgesetz von 1703 die Erbfolge beim Erlöschen des Mannsstammes zusprach, ihr Vorrecht einbüßten und nunmehr eine zweite Successionslinie bildeten. Der erfolgreiche Türkenkrieg von 1716—1718, die kriegerischen Verwickelungen mit Spanien und die Bemühungen Karls VI., die pragmatische Sanktion als den Kern seiner politischen Lebensthätigkeit einer allgemeinen Anerkennung als Staatsgrundgesetz seitens der Erbländer, des Deutschen Reiches und sämtlicher Hauptmächte Europas entgegenzuführen, begleiten das Jugendleben M. Th.s in seiner körperlich und geistig gedeihlichen Entwickelung, deren Ergebnis uns dann vor Augen tritt, als das Geschick die Thronfolgerin des letzten deutschen Habsburgers einer Welt von Schwierigkeiten und Gefahren entgegentreten hieß. — Schon frühzeitig für eine Verbindung mit dem Erstgeborenen des Herzogs Leopold V. von Lothringen ausersehen, galt sie nach dem Tode des Prinzen Klemens (1723) bald wieder als künftige Verlobte seines nächstälteren Bruders Franz Stephan (s. Art.), der alsbald ihr Hofgenosse wurde und M. Th.s Neigung immer entschiedener gewann. Die Entwürfe des spanischen Bourbonenhofes und seiner bewegenden Seele, Elisabeths Farnese von Parma, der zweiten Gemahlin Philipps V., die Aussöhnung mit dem Wiener Hofe als Handhabe zu einer Vermählung des Prinzen Karlos mit der voraussichtlichen Thronerbin Österreichs zu verwerten, fanden bald ihre Enttäuschung, — dennoch war die lothringische Verlobung nicht bloß eine Frage der Zeit, sondern auch eine Angelegenheit, welche aus politischen Gründen starke Anfechtungen im Rate der Krone erlebte. Prinz Eugen (s. Art.), voll der Sorge um die Zukunft der pragmatischen Sanktion, scheint abweichender Meinung gewesen zu sein, und der einflußreichste Günstling Karls VI. in dessen letztem Jahrzehnt, Bartenstein (s. Art.), gilt als entschiedenster Widersacher des lothringischen Heiratsprojektes. Der Kaiser selbst blieb ihm jedoch geneigt, und M. Th.s Neigung, stark wie jede Empfindung dieser bedeutend angelegten Frau, trug den Sieg davon, wie dies der Botschafter Englands, Lord Robinson, früh genug erkannte und aussprach. Im ersten Jahre des zweiten aber unglücklichen Türkenkriegs ihres Vaters (12. Februar 1736) fand die Trauung M. Th.s mit Franz Stephan statt, und nachdem dieser Großherzog von Toscana geworden (1738), gab ihm die Gattin als Großherzogin das Geleite in ihr welsches Fürstentum. — Als sie von dort in die Kaiserstadt an der Donau zurückkehrte (1739) hatte der Türkenkrieg seine verhängnisvollste Wendung genommen und im Oktober den verlustreichen Belgrader Frieden im Gefolge, mit dessen Abschlusse eine nicht unbegründete Annahme die Thronfolgerin Österreichs in Verbindung setzt. — In diesen schwülen Zeiten der Verluste und Enttäuschungen, welche den Lebensabend Kaiser Karls VI. kummervoll gestalteten, gebot M. Th. keineswegs über jene Popularität und begeisterte Verehrung, die ihr später so reichlich zuteil wurde. — Man hatte ihre lothringische Heirat kühl aufgenommen, man gewahrte darin und in der pragmatischen Sanktion überhaupt eine Quelle von Gefahren, denen eine Vermählung M. Th.s mit Karl Albert von Bayern vorgebeugt haben würde, und der Umstand, daß die Thronerbin 1738—1740 nach einander dreier Töchter genas, somit das Geschick der Heiraten Joseph I. und Karls VI. sich auch hier zu wiederholen schien, machte das Gemüt Kaiser Karls VI. bekümmert, die Stimmung der Bevölkerung unlustig.

Als daher der letzte Habsburger am 20. Oktober 1740 dahinging, begrüßte kein Jubel die Thronerbin, und sie mußte sich erst die Gunst der öffentlichen Meinung durch die Ausdauer und Seelengröße erobern, mit der sie den allerwärtsher drängenden Gefahren des Reiches begegnete. — Der Schatz war leer, die Armee stark herabgeschmolzen und durch den letzten unglücklichen Krieg in ihrem Selbstgefühl gedrückt, die Grenzfestungen in schlechtem Verteidigungszustande, — und die Räte der Krone meist Greise, die den anstürmenden Gefahren geteilten Sinnes und ängstlich gegenüberstanden. Von der einen Seite Friedrich der Gr. (s. Art.) als Anwärter Schlesiens, mit der einen Hand am Schwerte, mit der andern zur Allianz einladend, von der zweiten Seite die eigentlichen Nebenbuhler um die österreichische Erbschaft und Anfechter der pragmatischen Sanktion: Bayern, Sachsen und Spanien, des Waffenbundes mit Frankreich sicher, welche letztere Macht entschlossen war, die Karte Europas auf Kosten der Nachfolgerin Karls VI. neu zu gestalten. Von den Alliierten Österreichs waren England und Holland zunächst nur diplomatisch thätig, Rußland noch unberechenbar. Zur Zeit der drohendsten Krise, nach der Niederlage bei Mollwitz und in den Tagen der bayerischen Invasion stand M. Th. (1741) so gut wie allein und verstand es, mit kühnem Entschlusse und mit dem Zauber ihrer Persönlichkeit die Ungarn für eine Erhebung zugunsten der bedrängten Monarchie zu begeistern. So ward sie, bereits glückliche Mutter eines ersehnten Sohnes (Joseph II. s. Art.), in den Stand gesetzt, mit geteilten Erfolgen einen Doppelkrieg auf drei Schauplätzen, in Deutschland, Italien und in den Niederlanden, aufzunehmen, nachdem sie die unmittelbarste Bedrängnis zurückgewiesen, Böhmen und Oberösterreich wieder gewonnen, den Krieg nach Bayern getragen hatte, und England, Holland und Savoyen als Waffengenossen Österreichs in Aktion getreten waren. Der größte Teil Schlesiens blieb allerdings an Preußen verloren, dafür gelang jedoch die Behauptung des ganzen übrigen Länderbestandes, die Herüberziehung Sachsens und die Gewinnung Rußlands für eine feste Allianz, ferner die Erwerbung der römisch-deutschen Kaiserkrone für ihren Gatten Franz Stephan (1745). Dem Schlusse des ersten und zweiten schlesischen Krieges (1742 und 1745) folgte der Ausgang des österreichischen Erbfolgekrieges und der Friede von Aachen; er bildet den Wendepunkt in den Allianzverhältnissen Österreichs und eröffnet zugleich eine Ära der fruchtbarsten inneren Reformen Österreichs, welche zwischen den Jahren 1748 und 1756 liegt. Der Hauptträger dieser Reformen, welche ein wesentlich neues Steuer-

und Urbarialsystem, anderseits die Einschränkung landschaftlich ständischer Autonomie zugunsten der politisch-administrativen Regierungsgewalt bezweckten, war Graf Haugwitz, dem später als Schöpfer eines neuen Systems der indirekten Steuern, Graf Chotek, an die Seite trat.

Es gehörte zu den Vorzügen M. Th.s nicht bloß eine kräftige und dabei zarte Empfindung, ein großer Blick für die Verhältnisse sondern auch ein glückliches Auge für die Beurteilung der Menschen nach Charakter und Fähigkeiten. Letzteres ließ sie auch bald die Bedeutung eines Kaunitz (s. Art.) erkennen; sie erhob ihn zum Hof- und Staatskanzler, und er blieb, abgesehen von der Begründung des neuen Allianzsystems, das dann im Siebenjährigen Kriege zutage tritt, die ganze Lebenszeit M. Th.s hindurch nicht bloß die Seele der äußern Politik Österreichs sondern der vornehmste Ratgeber der Kaiserin in allen Staatsfragen, dessen Wort bei ihr ungleich schwerer wog als das ihres Gatten und des Erstgeborenen, Joseph II., als dieser die Mitregentschaft antrat (1765) und mancher Meinungsunterschied zwischen der Mutter und dem Sohne mit prinzipiellen Gegensätzen zwischen dem Thronfolger und Kaunitz Hand in Hand ging.

Zur Zeit des Antrittes der Staatskanzlerschaft des Grafen, nachmals Fürsten Kaunitz, bereitete sich die folgenschwere Allianz Österreichs mit Frankreich vor, in welcher Kaunitz seither einen Angelpunkt der weiteren Politik Österreichs erblickte, und für welche sich M. Th. trotz gegnerischer Stimmen, zu welchen auch ihr Gatte zählte, um so eher gewinnen ließ, je stärker sie der Groll gegen den Preußenkönig als Eroberer Schlesiens und Begründer der Großmachtstellung seines Staates sowie die Hoffnung auf Rückgewinnung des Eingebüßten beherrschten.

Die Zwischenepoche des Österreichischen und des Siebenjährigen Krieges, der sich für M. Th. vorzugsweise um die Wiedereroberung Schlesiens drehte und deshalb mit Recht auch den Namen des Dritten schlesischen Krieges führt, — die Jahre 1748—1756 —, waren nicht bloß eine inhaltreiche administrativ-politische Reformperiode sondern auch für eine gründliche Verbesserung des Heereswesens maßgebend, wobei sich Fürst W. J. Liechtenstein (s. Art.) als Reorganisator der österreichischen Artillerie besonders hervorthat und nachmals die Dankbarkeit der Kaiserin verdiente.

Der Verlauf des Siebenjährigen Krieges (1756 bis 1763) ließ die Erwartungen M. Th.s allerdings unbefriedigt, denn Schlesien blieb verloren, dennoch verschafften ihr einige Siege, wie die bei Kolin (1757), Hochkirch (1758), Kunersdorf (1759), militärische Genugthuung, und sie hielt an dem politischen Systeme ihres Vertrauensmannes fest, als dessen Ausfluß wir auch die bourbonischen Heiraten ihrer Söhne und Töchter ansehen müssen. Ebenso wurden die guten Beziehungen mit Rußland gepflegt, die bloß für kurze Zeit (1762—1763) eine vorübergehende Störung erlebten.

Ein schwerer Verlust, den das Herz der Kaiserin nimmer verwinden konnte, war 1765 der Tod ihres Gatten Kaiser Franz I., dem sie 16 Kinder geboren hatte. Der starke religiöse Zug ihrer Seele tritt seitdem immer entschiedener hervor und weckte so manchen schwer zu begleichenden Konflikt mit dem Sohne und Mitregenten Joseph II., ohne aber in den Fragen, welche die Geltung landesfürstlicher Gewalt in Kirchensachen oder zeitgemäße Reformen betrafen, störend einzutreten, da die Kaiserin ein eben so kräftiges Gefühl für landesfürstliche Hoheit als ein unbegrenztes Vertrauen zu Kaunitz, dem Vertreter des Zentralismus und der Aufklärung hegte. Eben deshalb verschärfte dies Verhältnis der Kaiserin zu Kaunitz, genährt durch das Gefühl der hohen Achtung vor der Begabung und Thatkraft des Staatskanzlers und inniger Dankbarkeit, eines der schönsten Vorzüge der gesunden, harmonischen Natur M. Th.s, die Gegensätze zwischen Mutter und Sohn, da Joseph II. nicht bloß den Namen sondern auch die Geltung eines Mitregenten besitzen wollte und in seinem überquellenden Reformeifer mit der bedächtigen, selbstbewußten Geschäftsführung des Fürsten Kaunitz wiederholt in Konflikte geriet, in denen M Th. stets auf Seite ihres Staatskanzlers trat.

Die Annäherungsversuche zwischen Österreich und Preußen 1769—70, durch die Zusammenkünfte Josephs II. mit Friedrich II. zu Neisse und Mähr.-Neustadt gekennzeichnet, zeigten eine Übereinstimmung im Gedankengange Josephs II. und Kaunitz', welcher sich M. Th. fügte; noch mehr Selbstverleugnung mußte sie jedoch aufbieten, als beide dem Gebote der Realpolitik folgend, sich zur Verständigung mit Rußland und Preußen über die erste Teilung Polens herbeiließen. Das gesunde Rechtsgefühl der Kaiserin sträubte sich lange gegen eine solche Entgliederung Polens als Gewaltakt und gab widerwillig nach, als ihr Sohn und Staatskanzler die Unvermeidlichkeit eines solchen Schrittes darlegten (1772). Hand in Hand mit der ersten Teilung Polens, durch welche Österreich Ostgalizien erhielt, nachdem es die Revindikation der polnischen Zips oder der 16 Orte in Oberungarn am Fuße der Tátra — (s. 1412 an Polen verpfändet) bereits 1769 vollzogen hatte, ging die Occupation der bis dahin mit der Moldau verbundenen Bukowina (1774).

Die Kaiserin, vollauf mit Neugestaltungen im innern Staatswesen beschäftigt, die wir weiter unten im Zusammenhange betrachten werden, war längst der blutigen und kostspieligen Kriege überdrüssig geworden, und so war sie denn auch dem neuen Waffengange zwischen Österreich und Preußen aus Anlaß des Bayerischen Erbfolgestreites (1778—79) gründlich abgeneigt, wie dies ihre, hinter dem Rücken des kriegslustigen Thronfolgers zweimal veranstaltete Sendung des Diplomaten Thugut in das Feldlager des Preußenkönigs beweist, — eine Thatsache, welche die letzte ernstliche Differenz der Kaiserin mit ihrem Sohne heraufbeschwor.

Aber noch einmal schien ein Konflikt mit Friedrich II., ihrem alten Gegner, unvermeidlich, es war dies anläßlich der Bewerbung ihres jüngsten Sohnes, Maximilian um die Hochstifte Köln und Münster (1780). Der Preußenkönig werde sehen, wie die Löwin ihre Jungen verteidigen werde;

dies Wort M. Th.s machte damals die Runde. Das letzte politische Moment, das die Zeiten M. Th.s berührt, ist der Anlauf ihres Thronfolgers, sich der Allianz mit Rußland zu versichern, seine Reise an das Hoflager Katharinas II., nach Mohylew.

Die hohe Bedeutung der Epoche M. Th.s ruht nicht bloß in dem Gange der damaligen Ereignisse, aus denen sich neue europäische Machtverhältnisse von entscheidender Bedeutung für die Zukunft Europas und Österreichs insbesondere entwickelten, nicht bloß in dem Umstande, daß, wie dies ihr großer Zeitgenosse und Gegner, Friedrich II., selbst anerkannte, eine Frau mit männlichem Geiste ihren Staat aus der Tiefe äußerster Bedrängnis achtunggebietend emporbrachte, vom Verfalle zu neuem kräftigen Leben erhob, sondern auch und vielleicht noch mehr in den innern Reformen, welche die theresianische Ära zur wichtigsten Ausgangszeit der Neugestaltung Österreichs auf allen Gebieten stempeln. Das eigentliche Gebiet dieser Reformen waren die deutsch-böhmischen Erbländer. Den Beginn machten auf dem Boden der politisch-administrativen Verwaltung die oben bereits vorübergehend erwähnten Urbarialreformen weitesten Sinnes. Durch die Schöpfung der Kreise und Kreisämter als landesfürstlicher Verwaltungssphären und Behörden wurde im Geiste der auf Zentralisierung der Administration hinstrebenden Regierungspolitik die grundherrliche oder patrimoniale Gewalt eingeschränkt und zum Vorteile der Grunduntertanen oder des Bauernstandes kontrolliert. Anderseits kam es zur Heranziehung der bisher exemten oder privilegierten Stände, des Adels und der Geistlichkeit, zur allgemeinen Abgabenpflicht, womit eine billigere Verteilung der gemeinsamen Lasten der Staatsangehörigen im Prinzip gegeben war. Hiermit hing eine zweckmäßigere Normierung der Frohnde oder Robot und die Ermächtigung des allerdings noch schollepflichtigen Bauernstandes sich das Eigentumsrecht seiner Gründe einzukaufen oder abzulösen, zusammen. Sollte aber das gesamte Steuerwesen, einem großen einheitlichen Staatshaushalte entsprechend, aus dem bisherigen höchst ungleichen und schwankenden Bestande gehoben und auf festere, dauerndere Grundlagen gebracht werden, so war die Herstellung eines Steuerkatasters auf dem Wege der Bodenvermessung und Klassifikation notwendig, und so stammt denn auch diese wichtige Schöpfung aus der theresianischen Zeit. Mit ihr hing die für die Besitz- und Kreditverhältnisse maßgebende Einrichtung der Grundbücher zusammen. War schon 1749 die Scheidung des Gerichtswesens und der politischen Verwaltung ausgesprochen, während mit der letzteren die Administration der Finanzen verbunden blieb, und beide Sphären in einer Zentralstelle: Directorium in internis, in publicis et cameralibus vertreten erscheinen, — so wurde 1762—63 fortgeschrittener Einsicht zufolge gleich der Justiz auch das Kamerale selbständig, und es gab nunmehr drei oberste Behörden oder Ministerien: 1) die vereinigte böhmisch-österreichische Hofkanzlei für die deutschösterreichischen und böhmischen Kronländer 2) eine oberste Justizstelle und 3) die allgemeine Hofkammer, mit welcher letzteren eine Ministerialbancodeputation, eine Kreditdeputation, der Hofkommerzienrat und zunächst eine oberste Staatsrechnungsbehörde in Verbindung traten, aus welcher letzteren sich in nachtheresianischer Zeit das Generaldirektorium, der gegenwärtige Staatsrechnungshof entwickelte.

Obenan stand als eigentliches Reichsministerium die, seit dem Eintritt Kaunitz' in die Premierschaft (1753) neu organisierte k.k. Haus-, Hof- und Staatskanzlei, mit welcher das (1749—50) reformierte k.k. Haus-, Hof- und Staatsarchiv und die 1754 geschaffene k.k. orientalische Akademie als Schule für den diplomatischen Dienst im Auslande verbunden erscheinen. — Dem Plane des Ministers Kaunitz entsprechend schuf M. Th. 1760 den Staatsrat, der der eigentliche Schoß sämtlicher die allgemeine Gesetzgebung und die Administration betreffenden Regierungsmaßregeln wurde und auch als Kontrolle der Zentralstellen oder Ressortministerien zu gelten hat. Seine Wandlungen gingen Hand in Hand mit den öfteren Meinungsdifferenzen zwischen dem Thronfolger (Joseph II.) und dem Staatskanzler, wobei auch der naturgemäße Antagonismus jener Zentralstellen gegen die Ingerenz des Staatsrates auf den verschiedenen Gebieten der Verwaltung zutage trat.

Epochemachend für die Zeiten M Th.s ist auch die Legislation. Schon 1753 trat für die Ausarbeitung eines allgemeinen bürgerlichen Gesetzbuches — an Stelle der landschaftlich verschiedenen und systemlosen Rechtsnormen und Rechtsbräuche — eine Kompilationskommission zusammen, deren umfangreiche, handschriftliche Arbeiten eine Grundlage für das erst 1811 veröffentlichte Werk dieser Art abgaben. — 1768 erschien ein neues Strafgesetzbuch, die Nemesis Theresiana, das allerdings noch die Tortur aufrecht hält, aber wesentlich beschränkt, bis letztere 1776 förmlich außer Kraft gesetzt wurde — und wesentliche Fortschritte in der Klassifikation der Verbrechen und deren Strafen gegenüber den älteren Rechtsanschauungen zutage treten läßt. Außerdem wurde eine allgemeine Gerichtsordnung codifiziert, und grundlegende Satzungen des Handels- und Wechselrechtes ausgearbeitet (Handlungs-Falliten- und allgemeine Wechselordnung).

Die materielle Kultur Österreichs erfreut sich seit M. Th. einer weit fruchtbringenderen Fürsorge des Staates als unter ihren drei Vorgängern auf dem Throne. Die Einführung neuer Nahrungs- und Verbrauchsmittel, von ausnehmender Wichtigkeit, wie der Kartoffel und der Steinkohle, die Förderung des Ackerbaues, die Unterstützung des Großgewerbes, der Fabrikation, die Lockerung des Zunftzwanges im Interesse des Handwerks — ging Hand in Hand mit der Hebung der Handelsschiffahrt und der Erweiterung der einheimischen Absatz- und Verkehrsgebiete, für welche am besten die bedeutende Zahl der eingerichteten Konsulate spricht. — Die Aufnahme des Geldverkehrs spiegelt sich ab in der Schöpfung der Wiener Börse (1761—1771) und des Großhändlergremiums in Wien. Daß bei dem allem Kriege, Heeresreform und Staatsverwaltung bedeutende Belastungen des Staatsschatzes herbeiführen mußten, zeigen

das Anwachsen der Staatsschuld seit 1740 und anderseits die Erhöhung und Vermehrung der Gefälle oder Regalien, zu denen sich auch die ärarische Verwertung des alten Glückshafenspieles in der zu Genua gewohnten Form (Lotto di Genova) — nämlich die Lotterie gesellte. Für das Staatsbedürfnis und den gesteigerten Geldverkehr spricht die seit 1770 begonnene Emission von Papiergeld (Bankozettel) und seit 1772 der ersten Kupfer-Scheidemünze.

Nicht minder, ja noch bedeutsamer verewigte sich M. Th. in dem Bereiche des Unterrichtswesens; diese Reformen waren ein Ausfluß der neuen Stellung, welche die Staatsgewalt der Kirche und dem Kultus gegenüber einzunehmen begann. Wie ergeben der Kirche die Habsburger Leopold I. und Karl VI. auch erscheinen mögen, unverkennbar zeigt sich doch bei ihnen die Mehrung des landesfürstlichen Einflusses in Kirchensachen oder das sog. Placetum regium. Der Zeitgeist war dem Wachsen dieses Einflusses günstig, und M. Th. bei aller wahren Frömmigkeit vom Bewußtsein ihrer Stellung und Rechte durchdrungen, überdies von Persönlichkeiten, wie Kaunitz, dem Schüler französischer Bildung, beeinflußt, — so daß unter ihrer Regierung eine Reihe von Verordnungen erschien, welche das staatliche Aufsichtsrecht in Kirchensachen ungleich entwickelter zeigen und besonders, was die Stellung der Bischöfe zur Krone betrifft, jene Prinzipien wirksam offenbaren, die damals als „Febronianismus" (Hontheim = Justus Febronius, s. Art. „Hontheim") Geltung gewannen und von den staatlichen Professoren des Kirchenrechtes Routenstrauch und Eibel auf dem Lehrstuhle und in Lehrbüchern das Jus canonicum vertreten wurden.

Diese Prinzipien gingen Hand in Hand mit einer das gesamte Unterrichtswesen durchdringenden Reform, welche das bisherige Monopol der Kirche auf diesem Gebiete immer mehr zersetzte und zunächst den festen Grund elementarer Volksbildung schuf. Die neue theresianische Volksschule, welche unter wesentlicher Mitwirkung des Abtes von Sagan, Falbiger, in der allgemeinen Schulordnung für die „Deutschen Normal-, Haupt- und Trivialschulen" vom 6. Dezember 1774 den Abschluß ihrer Gründung erlebte, verknüpfte sich mit der reformierten Mittelschule (Gymnasium) und Universität. Hier war die Seele und treibende Kraft der Neugestaltung der berühmte Leibarzt der Kaiserin Van-Swieten (Switen), Präfekt der Hofbibliothek, und vor allem thätiger Leiter bei den Arbeiten der Studien- und Zensur-Hofkommissionen, durch welche Zentralstellen der frühere Einfluß der Kirche auf beiden Gebieten eine wesentliche Beschränkung erlebte. – Der Jesuitenorden, bis dahin tonangebend und herrschend im Gymnasial- und Hochschulwesen, wenn auch schon unter Karl VI., seit 1724–1735, Einschränkungen seines Privilegiums versucht wurden, mußte seit 1761 sich immer mehr den Weisungen der Staatsgewalt fügen lernen und fand an den Vätern der frommen Schulen, „Piaristen", die sich den staatlichen Zwecken gern anpaßten, Konkurrenten. Seine Aufhebung durch Papst Klemens XIV. (Ganganelli, s. Art. „Klemens XIV.") mußte auch für Österreich ein epochemachendes Ereignis sein, wo sich — nach längerem Zögern der Kaiserin — 1774 im September — diese Maßregel von Staats wegen vollzog.

Der Bildung des Militärstandes trug die Wiener-Neustädter Schule — seit 1752 Akademie — Rechnung, und für die des Adels hatte die theresianische Ritterakademie oder das Theresianum als eine Reichsanstalt, humanitärer Art durch ihre Stiftungsplätze, seit 1746 zu sorgen.

Außerdem darf nicht unbemerkt gelassen werden, daß sich das Augenmerk des Staates besonders einer Richtung des Studienwesens, den politisch-administrativen Fächern, der „Polizei-" und Finanzwissenschaft, Statistik u. s. w. entgegenkommend bewies, wobei Professor J. v. Sonnenfels, auch als Litterat, Kritiker und Bekämpfer der Tortur von Verdienst, von wesentlichem Einflusse war.

Die österreichische Litteratur, in gedeihlichen Wechselbeziehungen mit der gemeindeutschen, nimmt einen besseren Aufschwung, sie wird vielseitiger, reineren Geschmacks; das Zeitungswesen entwickelt sich, und die Zensurverhältnisse werden minder drückend. 1765 eröffnet das „Burgtheater" die neue Ära des Schauspiels in Österreich.

Von den andern Hauptgliedern des Staates Österreichs erfreuten sich auch die Niederlande und das Mailändische der staatlichen Fürsorge M. Th.s; das österreichisch gewordene Polen oder Galizien wurde der Boden von Reformen, welche vorzugsweise Joseph II. in Angriff nahm.

Am bedeutsamsten erscheint das Verhalten M. Th.s zu dem Königreiche Ungarn. Ihr Dankgefühl aus Anlaß der Erhebung Ungarns zu ihren Gunsten (1741) bewirkte Konzessionen in der Serbenfrage, die nicht ohne bedenkliche Rückwirkungen blieben, indem es zu Auswanderungen der Ungaroserben oder „Raizen" (Ráczok) kam. Die Trennung Fiumes, Buccaris und Porto-Rus von Inneröfterreich (1776) und Einverleibung in das Gebiet der ungarischen Krone, die Wiedervereinigung des Temescher Banates mit Ungarn (1778) erscheinen als solche Entlohnungen der Magyaren. — Dennoch war M. Th. nicht gewillt, sich durch die Opposition gegen die Regierungsvorlagen, wie solche am stärksten auf dem dritten Reichstage (1764) hervortrat, die Hände binden zu lassen. Sie berief deshalb seit 1764 keine weitere Ständeversammlung ein, und verstand es, mit dem Zauber ihrer Persönlichkeit die Magnatenkreise an Wien zu bannen und auf indirektem Wege manches zu erzielen. So wurde schon unter ihr die Urbarialreform Ungarns eingeleitet. Für die Interessen der Ungaroserben oder „Illyrier", wie der offizielle Name lautet, sorgte sie durch die Einrichtung der illyrischen Hofkanzlei, welche allerdings in häufige Konflikte mit der ungarischen geriet und die nicht-unierte oder „schismatische" Bevölkerung vor mannigfachen Katholisierungsmaßregeln nicht bewahren konnte. Der ruthenischen Bevölkerung Ungarns wurde inbezug ihres Kirchentums mehr Fürsorge zugewendet. — Das Studienwesen Ungarns erlebte Verbesserungen; die Übersiedlung der Tyrnauer Universität, bisher Jesuiten-Akademie, nach Ofen, be-

gründete den Bestand einer eigentlichen Universität des Landes. In Waizen wurde eine Adelsakademie gegründet. — Die Immunität des siebenbürgischen Sachsenlandes oder die sogenannte „sächsische Nationsuniversität" erfreute sich der Gunst der Kaiserin, welche dem damaligen Provinzialkanzler, dem siebenbürgischen Hofkanzler, Frh. v. Bruckenthal, ihr Wohlwollen und Vertrauen bewahrte. Eine der wichtigsten Schöpfungen für Ungarn und den Gesamtstaat war (1746—67) die Militärgrenze mit ihrer ungemein praktischen zivil-militärischen Verfassung.

Das Familienleben M. Th.s ist reich an Zügen, die uns vor der Gattin und Mutter mit tiefster Achtung erfüllen, und namentlich fesselt uns ihre Korrespondenz mit Söhnen und Töchtern durch die glückliche Mischung frauenhaften Zartgefühles, mütterlicher Liebe, gesunder, scharfer Kenntnis und Beurteilung der Welt und der Menschen. Sie blieb zeitlebens die Ratgeberin und Vormünderin ihrer Kinder, und selbst Joseph II. ließ sich die ernstlichen Rügen der Mutter gefallen. Der Kreis der Heiraten ihres Hauses war weit gedehnt. Die meiste, liebevolle Sorge machte ihr die jüngste Tochter, Marie Antoinette, seit 1770 Dauphine, dann bald Königin Frankreichs, auf dem schlüpfrigen Boden des dortigen Hoflebens und inmitten einer Welt von Vergnügungen und Intriguen. Das, was einen Grundzug des Wesens der Kaiserin ausmachte, eine natürliche Frömmigkeit und streng sittliche Lebensanschauung ohne alle pietistische Färbung und Splitterrichterei, — tritt in den Schlußjahren ihrer Regierung immer stärker in den Vordergrund, Hand in Hand mit einem Konservatismus, der dem glühenden Reformeifer des Thronfolgers einen Damm setzen sollte. Der unermüdliche Thätigkeitsdrang, welcher sie den ganzen Tag an die Pflichten des Herrscherberufes kettete, alterte nie, ebenso wenig ihr Sinn für die Genüsse der Natur und Kunst. An die Stelle jugendlicher Schönheit und Anmut waren Würde und freundliche Huld getreten, die den unwiderstehlichen Zauber der früheren Eigenschaften nicht vermissen ließen. Sie verhüllten die autokratische Denkweise und Leidenschaftlichkeit M. Th.s, welche bei der großen Selbstbeherrschung der fürstlichen Frau selten mit ganzen Stärke hervortraten. Populär in des Wortes bester Bedeutung, geachtet von Hoch und Nieder, behauptete M. Th. die erste Stelle unter den Herrscherinnen ihrer Zeit, und auch die Nachwelt ist der Bedeutung ihres Waltens gerecht geworden.

Die ältere Litteratur über M. Th. bei Weber, Litter. der deutschen Staatengesch. I (Österreich), S. 160—165; Hormayrs „Österr. Plutarch", 12. Bdchn. (1807); die populär gehaltenen Biographieen von Duller (1843—1844) und Schimmer (1844—1845); A. Wolf, Österreich unter M. Th. (Wien 1865); „Österr. Gesch. für das Volk" XI., XII., XIII. Bd. (bearb. von J. Weiß, f. Ilwof und H. Schwicker [1863 ff.]).

Die maßgebendsten Quellenpublikationen und das Hauptwerk über M. Th., das ihre Geschichte im Lichte umfassender archivalischer Forschung erscheinen läßt, stammen von Frh. v. Arneth („Gesch. M. Th.s" in 4 Abteilungen und 10 Bänden, Wien 1863—1879). Vgl. auch: Mathot v. Rudelingen, Belgien unter M. Th., deutsch von Stubenrauch (Wien 1850); Capefigue, Marie Thérèse imper. d'Autriche, roi d'Hongrie (Paris 1863) u. Asseline, Hist. d'Autriche depuis Marie Thérèse jusque à nos jours (Paris 1877, I). Die Detaillitteratur bei Krones, Grundriß der österr. Gesch., IV. A., S. 760—769.

Maria Ludovika Beatrix, Erzherzogin von Österreich-Modena-Este, Gemahlin Kaiser Franz I. von Österreich, — aus der Ehe des Erzherzogs Ferdinand Karl von Österreich (dritter Sohn Kaiserin Maria Theresias und Franz Stephans) mit Maria Richarda Beatrix von Este, Erbtochter des letzten Herzogs von Modena Este, Ercole III. Raynaldo (gest. 1803), und der Erbtochter des Herzogs Alderon Cibò von Massa und Carrara, Maria Theresia Cibò-Malaspina (gest. 1790) —, kam zur Welt den 14. Dezember 1787, gest. den 7. April 1816. — Diese geistvolle Frau, deren zarter Körper ein starkes Herz barg, war ursprünglich als jüngstes Kind der Eltern für das Klosterleben bestimmt. Im Alter von neun Jahren fand sie infolge der Umwälzung in Italien (1796) mit ihrer Mutter Beatrix ihre Zufluchtstätte in Österreich und zwar in Wiener-Neustadt. Ihre beiden älteren Schwestern, Maria Theresia und Maria Leopoldina, waren seit 1789 und 1795, die eine mit dem Könige von Sardinien, Emanuel I., die andere mit dem Kurfürsten Karl Theodor von der Pfalz vermählt, und die vier Brüder, Franz IV., Ferdinand Karl, Maximilian Joseph und Karl Ambrosius, erscheinen als Schützlinge des österreichischen Hofes, der sich ihre Versorgung angelegen sein ließ. — Am 6. Januar 1808 wurde M. L. die Gattin des kurz vorher zum zweitenmale verwitweten Kaiser Franz I. Wie sehr ihre Persönlichkeit geeignet war, den günstigsten Eindruck zu machen, beweist der Enthusiasmus der Ungarn für sie gelegentlich ihrer Krönung zur Königin. Als das Kriegsjahr 1809 begann, finden wir M. L. bald als Stütze der Kriegspartei; sie haßte Napoleon mit ganzer Seele, und wie sehr sie alles aufbot, um ihren Gatten Kaiser Franz I. zur Thatkraft anzuspornen, beweist ihre Reise ins kaiserliche Feldlager vor der Schlacht bei Aspern sowie das Urteil der Zeitgenossen und der Umstand, daß auch dann, als das Mißgeschick des Krieges zufolge der Wagramer Schlacht den kaiserlichen Hof nach Komorn in Ungarn (woselbst und zwar in Erlau M. L. mit ihren Stiefkindern bereits früher weilte) drängte, die Kaiserin an der Wiederaufnahme des Kampfes mit aller Zähigkeit festhielt, bis der Wien-Schönbrunner Friede (Oktober 1809) zur vollendeten Thatsache wurde. Das Kriegsunglück des Jahres 1809 und der Tod ihres geliebten Bruders, Karl Ambrosius, Primas von Gran (2. September 1809), zufolge desselben Leidens, dem sie dann selbst erlag, untergrub noch mehr ihre schwache Gesundheit durch Gemütsbewegungen, die eine so zartbesaitete Seele und ein nervösen Schwächezuständen ausgesetzter Körper nicht leicht verwinden konnten.

Das französisch geschriebene Tagebuch Friedrichs v. Gentz (herausgeg. von Varnhagen v. Ense) enthält zum März des Jahres 1810 nachstehende Charakteristik der Kaiserin: „Eine Persönlichkeit von hervorragendem Geiste, die in ihrem Benehmen alles verbindet, was Würde und Liebenswürdigkeit hervorzubringen vermögen, und deren Haltung während dieser Festlichkeiten (Heirat ihrer Stieftochter Marie Louise), die so sehr den eigenen Wünschen widersprochen, alle, die sie kannten, in Erstaunen versetzte und bezauberte. Die Kaisein wäre schließlich fähig, einen großen Umschwung herbeizuführen, wenn sie von den Umständen besser bedient würde; aber, gequält von einem tödlichen Übel, hat sie mit einem Menschen (Kaiser Franz I.) zu thun, der blind ist für alles, was sich nicht im Zirkel einer geistlosen Routine bewegt und der zur Verzweiflung von zwanzig Millionen Menschen weder sich selbst zu regieren versucht, noch den Gedanken, jemanden andern an seine Stelle zu setzen, ertragen kann.“ — Bevor Gentz diese Fürstin näher kannte, schrieb er (24. September 1809) in sein Tagebuch: „Gewahrend, eine glückliche Frau nicht werden zu können, scheine sie sich entschlossen zu haben, eine große zu werden und als Heroine zu sterben, was eine ‚romantische Idee‘ sei.“

Die österreichische Heirat Napoleons war und blieb ihr verhaßt; ebenso kostete ihr die Entrevue in Dresden (s. „Maria Louise“) viele Selbstverleugnung. Der Umschwung der Sachlage (1812 bis 1813) entsprach wohl ihren innersten Wünschen. Sie erlebte noch den Sturz Napoleons und die Wiederherstellung Österreichs, um dann einem Lungenleiden, nach kaum achtjähriger kinderloser Ehe, zu erliegen.

Die Litteratur über sie teilweise bei Wurzbach VII, 53 ff.; vgl. auch Helferts Werk über Maria Louise.

Maria Louise von Gonzaga, eine Tochter des Herzogs Karl I. von Nevers aus dem Hause Gonzaga, Königin von Polen, gest. 1667. König Wladislaw IV., der zweite Wasa auf dem polnischen Throne, hatte schon früher Wohlgefallen an der Prinzessin gefunden, ihr aber bei seiner ersten Vermählung die Tochter Kaiser Ferdinands II. vorgezogen. Nach dem Tode derselben gewann aber doch wieder die französische Partei so weit die Oberhand, daß Wladislaw 1646 M. L. zu seiner zweiten Gemahlin erkor. Ein Jahr nach dem Tode Wladislaws (1649) wurde sie auch die Gemahlin seines Bruders und Nachfolgers Johann II. Kasimir. Wie sie beide Male durch französischen Einfluß auf den polnischen Thron gekommen war, so vertrat sie auch als Königin stets die Interessen Frankreichs und der französischen Partei in Polen. (Genaueres siehe unter „Wladislaw IV.“ und „Johann II. Kasimir“.)

Maria I., Königin von Portugal, geboren am 17. Dezember 1734 zu Lissabon und gestorben am 20. März 1816 zu Rio de Janeiro, älteste Tochter Königs Joseph I. (s. d.) von Portugal und seiner Gemahlin, Königin Maria, Anna Viktoria, Infantin von Spanien, vermählte sich am 6. Juni 1760 mit Don Pedro, dem Bruder ihres Vaters. Minister Pombal (s. d.), welcher unter Josephs Regierung die Staatsgeschäfte mit eiserner Strenge leitete, um das staatlich verrottete Land im Sinne der Aufklärung des 18. Jahrhunderts umzugestalten, hielt die zwar gutmütige, aber bigotte und energielose Thronerbin für ungeeignet, die begonnene Reform fortzubilden, weshalb er dem König riet, seine Tochter zur Verzichtleistung auf die Nachfolge zu bewegen. Dies verweigerte M., bestieg vielmehr nach ihres Vaters Tode, 24. Februar 1777, den portugiesischen Thron. Sogleich fielen Pombal und sein System, doch waren die Wirkungen des letzteren nicht zu verwischen, wenn auch die Gewalt zunächst an Adel und Klerus zurückfiel. Die Königin erteilte für alle politischen Vergehen volle Amnestie, von der nur der Jesuitenorden ausgeschlossen blieb, wegen Anlasses zu dem gegen ihren Vater 1758 verübten Attentate. Obgleich sich M. täglich mehrstündigen Andachtsübungen hingab, so widmete sie sich auch strebsam der Pflege ihres Landes. Sie brachte 1777—78 die Grenzregulierung der spanischen und portugiesischen Besitzungen Südamerikas zustande, schuf mit den Fremdmächten nützliche Handelsverträge, gründete 1778 die Akademie der Wissenschaften zu Lissabon, vervollkommnete den Straßenbau und bewirkte die Kanalisation des die wenig ergiebige Provinz Beira durchströmenden Mondegoflusses. Tief betrübt durch den 1786 erfolgten Tod ihres Gemahls (seit M.s Thronbesteigung Don Pedro III.) und gemütskrank geworden, zog die Königin ihren ältesten Sohn Joseph Franz Xaver, Prinzen von Brasilien, zu den Regierungsgeschäften heran, und, als auch dieser 1788 starb, übertrug sie völlig gebrochen und geistesschwach dem zweiten Sohne Johann (s. „Johann VI.“) die Regentschaft. Mit dem Jahre 1791 wurde M.s Zustand unheilbar, nur selten hatte sie noch lichte Momente. Als Portugal in den großen Kriegen gegen Frankreich durch alte Verbindungen mit England verflochten, der wachsenden Macht Kaiser Napoleons I. erlag, betrieb der portugiesische Hof die Übersiedelung nach Brasilien und schiffte sich, bei der überraschenden Annäherung eines französischen Heeres unter Marschall Junot am 29. November 1807 nach Rio Janeiro ein, wo die hochbetagte Königin neun Jahre später im Wahnsinn starb. Ihre Asche ruht seit Rückkehr des Hauses Braganza nach Portugal in Lissabon. Außer ihren beiden Söhnen hatte sie eine Tochter Maria, Gemahlin des Infanten Don Gabriel von Spanien. — Vgl. „Nouvelle biographie générale“, Paris 1860, Bd. XXXIII.

Maria II. da Gloria, Königin von Portugal, geboren am 4. April 1819 zu Rio-de-Janeiro, älteste Tochter des Kaisers Pedro I. von Brasilien aus dessen erster Ehe mit Erzherzogin Leopoldine von Österreich, wurde nach dem Tode ihres Großvaters Königs Johann VI. von Portugal, durch Entsagung ihres Vaters auf die portugiesische Krone, am 2. Mai 1826 zur Königin von Portugal ernannt. Gleichzeitig verlobte Pedro die jugendliche Fürstin mit seinem jüngeren Bruder Don Miguel (s. d.), der unter Bedingung der Annahme von M.s Hand und einer neu entworfenen Verfassung bis zur Groß-

jährigkeit der Königin Vormund und Regent werden sollte. Einstweilen regierte in M.s Namen deren Tante Isabella, Schwester Pedros und Miguels und zwar ganz im Sinne der von ersterem getroffenen Bestimmungen. Aber Dom Miguel sah sich nach dem Gewohnheitsrechte der männlichen Nachfolge als allein berechtigten Thronerben an und fand sich nur widerstrebend in das Übereinkommen, Braut und Verfassung anzunehmen. Am 26. Februar 1828 trat er die Regentschaft an, erklärte jedoch, nachdem er sich aus Klerus und Landvolk eine Partei geschaffen, die von Pedro verfügte Thronfolge für ungültig und ließ sich zum legitimen König von Portugal proklamieren. Mit absoluter Gewalt richtete der Usurpator seine Herrschaft ein, deren wilde Grausamkeit das Reich zerrüttete. Über M.s Anhänger brach eine Schreckenszeit hinein, viele flüchteten aus dem Lande, andere schmachteten im Gefängnis oder wurden hingerichtet. Unter diesen Umständen löste Pedro die Verlobung seiner Tochter auf und sandte letztere über das Meer, um mit Englands Hilfe ihre Rechte geltend zu machen. Hier hatte indessen Miguel schon mit dem Toryministerium Unterhandlungen angeknüpft, so daß M. keine Unterstützung fand und sich deshalb veranlaßt sah, 1829 nach Brasilien zurückzukehren. Bereits im folgenden Jahre änderten sich infolge der Julirevolution und des in England eintretenden Sturzes der Tories die politischen Verhältnisse, denen der starrsinnige Miguel nicht Rechnung trug und somit in feindliche Beziehungen zu England und Frankreich geriet, während M.s Anhänger sich erhoben und besonders in Lissabon und Oporto Aufstände unternahmen. Auch hatte Pedro, dessen Regierung in Brasilien vielfach mißglückte und den die Verwickelungen des portugiesischen Tronstreites allzu sehr beschäftigten, die brasilianische Krone zugunsten seines Sohnes Pedro II. (s. d.) niedergelegt, um fortan persönlich die Ansprüche seiner unmündigen Tochter zu vertreten. Er kam 1831 nach Europa, wo die Westmächte soeben M. als rechtmäßige Königin anerkannt hatten. Der nun beginnende Kampf zwischen beiden Brüdern nahm 1833 für Pedro mit auswärtiger Hilfe eine günstige Wendung, denn Miguels Heer wurde zu Lande und zu Wasser besiegt. Ende Juli zog Pedro siegreich in Lissabon ein, und am 23. September 1833 hielt M. ihren feierlichen Einzug in die Hauptstadt. Da gleichzeitig auch Don Carlos in Spanien als Prätendent auftrat und gemeinsame Sache mit Dom Miguel machte, so schlossen die Westmächte mit den Königinnen von Spanien und Portugal die Quadrupelallianz vom 22. April 1834 ab, deren Wirkung alsbald folgte. Miguel unterzeichnete nach neuen Niederlagen die Verzichtleistuug auf den portugiesischen Thron. Die von ihm beseitigte Verfassung wurde wieder eingeführt, auch ordnete Pedro für M. den schwer geschädigten Staat, dessen Regentschaft die Cortes ihm übertrugen. Aber seit lange leidend starb er schon am 24. September 1834, nachdem M. kurz zuvor auf seinen Antrag für volljährig erklärt worden war und die Selbstregierung übernommen hatte. Am 26. Januar 1835 heiratete die Königin den Herzog August von Leuchtenberg, und als dieser schon nach zwei Monaten starb, schloß sie am 9. April 1836 eine zweite Ehe mit dem Prinzen Ferdinand von Sachsen-Coburg-Gotha-Kohary, aus welcher zwischen 1837—1847 sieben Kinder hervorgegangen sind, die Infanten Pedro, Ludwig, Johann, Ferdinand, August und die Infantinnen Maria Anna und Antonia.

M.s kraft- und einsichtslose Regierung konnte dem von Parteien zerrissenen, sittlich und wirtschaftlich tief gesunkenen Lande, dessen Lage eines freien und festen Charakters bedurfte, nicht förderlich sein. Portugal befand sich im Übergange zum modernen Staatsleben, ohne Aussicht bei den innern schwierigen Kämpfen der Konservativen (Anhänger der Verfassung Pedros von 1826) und der Liberalen (Anhänger der demokratischen Verfassung Johanns VI. von 1822) dauernde Ruhe zu finden. Nach einer Schilderhebung waren die Liberalen 1836 ans Staatsruder gebracht, bis sich der Minister Costa Cabral mit der Gegenpartei verständigte und 1842 einen Umschwung zugunsten der Konservativen bewirkte. Mehrere Aufstände wurden gedämpft, desto lebhafter aber gegen Costa Cabral intriguiert. Die Mißstimmung und Erbitterung ließ 1846 eine neue Revolution ausbrechen, die so drohenden Charakter annahm, daß der Thron der Königin in Gefahr kam. Selbst die Entlassung Costa Cabrals beruhigte die erregten Gemüter nicht, zumal die konservative Partei unter dem Ministerium des Marschalls Herzog von Saldanha die Macht behielt. Da die Liberalen den Kampf unausgesetzt fortführten, sich auch republikanische Strömungen und sogar wieder miguelistische Umtriebe bemerkbar machten, so entstanden nach und nach völlig anarchische Zustände. Der Königin, die selbstsüchtig einer unumschränkten Monarchie zuneigte, fehlte der eigentliche Wille, einen Ausgleich herbeizuführen, rat- und machtlos inmitten der extremen Faktionen, entschloß sie sich endlich auf Grund der Quadrupelallianz, die Hilfe der Bundesmächte anzurufen. Ein britisches Geschwader erschien an der portugiesischen Küste, während ein spanisches Hilfsheer 1847 in das Land einrückte und in Verbindung mit den königlichen Truppen die Ruhe herstellte. Diese hatte jedoch keinen Bestand, M. von Leidenschaften und Vorurteilen beherrscht und geleitet von den Einflüsterungen ihrer aristokratischen Umgebung, suchte jetzt in Anlehnung an die Konservativen eine möglichst unbeschränkte, persönliche Herrschaft zu etablieren, behufs deren sie 1849 Costa Cabral von neuem mit der Leitung der Staatsgeschäfte betraute. Die Folge war, daß sich der ehrgeizige Saldanha den Liberalen zuwandte, mittelst Aufstandes 1851 Costa Cabral vertrieb und durch Militärdiktatur den äußeren Frieden herstellte. Die zugunsten der Liberalen wesentlich modifizierte Verfassung von 1826 wurde dem Lande oktroyiert.

Am 15. November 1853 starb M. plötzlich im blühenden Lebensalter. In der Regierung folgte ihr der älteste Sohn Pedro V., während dessen Minderjährigkeit 1853—55 M.s Gemahl Ferdinand, der seit Pedros Geburt den Königstitel erhalten, die Regentschaft führte. Als König

Pedro V. bereits 1861 starb, bestieg M.s zweiter Sohn Ludwig I. den portugiesischen Thron. Ihre Söhne Johann und Ferdinand waren schon im Jünglingsalter gestorben, 1884 verschied Maria Anna, Gemahlin des Prinzen Georg zu Sachsen, so daß außer dem regierenden König nur noch der Infant August und Infantin Antonia, Gemahlin des Erbprinzen Leopold von Hohenzollern-Sigmaringen, am Leben sind.

Maria Eleonore, die älteste Schwester des letzten Herzogs von Jülich und Cleve, die Gemahlin Albrecht Friedrichs, des zweiten Herzogs in Preußen. Als ihr Vater seine Zustimmung zu der Vermählung mit dem erst zwanzigjährigen, um drei Jahre jüngern Herzoge gab, waren bei diesem bereits häufig Anzeichen von Geistesstörung zutage getreten, eine Folge davon, daß er in jugendlichem Alter an einem und demselben Tage den Vater und die Mutter durch den Tod verloren hatte und dann in die Hände eigennütziger und herrschsüchtiger Räte und zanksüchtiger Geistlichen gekommen war; zum Empfange der Braut und zu der Trauung (Oktober 1573), die der unglückliche Fürst bisher mit Freuden erwartet zu haben schien, konnte er nur unter Drohungen und fast mit Gewalt bewogen werden. Die liebevolle Behandlung der begabten und anmutigen Gemahlin brachte im Laufe der ersten Jahre in der That eine allmähliche Besserung in dem Zustande des Herzogs zuwege, aber neue Wirren und Unannehmlichkeiten am Hofe und in der Regierung, um welche die Räte, die Herzogin und der Markgraf Georg Friedrich von Ansbach, welcher, wenn den Herzog keine Söhne überlebten, der Erbe von Preußen war, gegen einander stritten, dann die allerunsinnigsten Heilversuche und zum guten Teile wohl auch die Schroffheit des Markgrafen, der schließlich vom Polenkönige die Vormundschaft und die Regierung erhielt, ließen es zu keiner vollständigen Heilung des „blöden Herrn" kommen. — Als die Herzogin 1608, zehn Jahre vor ihrem Gemahle, starb, hinterließ sie demselben, da zwei Söhne in frühestem Kindesalter gestorben waren, fünf Töchter, von denen zwei an die beiden brandenburgischen Kurfürsten Johann Sigismund und Joachim Friedrich verheiratet waren und dem brandenburgischen Kurhause das Erbrecht auf die jülich-clevischen Lande gebracht haben.

Maria Feodorowna, Kaiserin von Rußland. Am 25. Oktober 1759 zu Stettin als Tochter des preußischen Generallieutenants Herzogs Friedrich Eugen von Württemberg und Friederike Dorothea Sophiens von Brandenburg-Schwedt geboren, wurde Sophia Dorothea Auguste Louise mit dem Erbprinzen Ludwig von Hessen-Darmstadt verlobt, doch löste ihr Vater auf Veranstaltung Friedrichs des Großen 1776 diese Verbindung, um Dorothea am 23. Juli in Berlin mit dem Großfürsten Paul Petrowitsch zu verloben. Am 6. Oktober trat sie zur griechischen Kirche über, nahm den Namen „Maria Feodorowna" an, und am 18. Oktober 1776 fand in St. Petersburg die Trauung mit Paul statt. Anfänglich glücklich, trübte sich die Ehe mit den Jahren durch Pauls große Launenhaftigkeit, auch griff die Kaiserin Katharina II. gar rücksichtslos in die Erziehung der Kinder des Thronfolgers ein. Durch die Thronbesteigung ihres Gemahls am 17. November 1796 Kaiserin geworden, mußte M. von ihm die äußerste Kälte erdulden; er beargwöhnte ihren thatsächlich großen Ehrgeiz und dachte schließlich an ihre Verbannung, als die Mordnacht vom 24. März 1801 seinem Leben ein Ende setzte. In ihrer Herrschlust von Freunden, besonders der fürstlichen Familie Kurakin (s. d.) bestärkt, dachte M. daran, Selbstherrscherin zu werden, aber die Verschworenen kamen ihr zuvor, ihr Sohn wurde als Alexander I. ausgerufen, und M. huldigte ihm. M. war Großmeisterin des St. Katharinen-Ordens und stiftete zahlreiche wohlthätige Anstalten. Von ihren vier Söhnen mußte sie den Kaiser Alexander, von ihren sechs Töchtern vier begraben. Sie war es, die sich am leidenschaftlichsten einer Heirat ihrer Tochter Anna mit Napoleon, den sie haßte, widersetzte. M. starb zu St. Petersburg am 5. November 1828.

Maria Alexandrowna, Kaiserin von Rußland. Als Tochter des Großherzogs Ludwig II. von Hessen und bei Rhein und Wilhelmine Louisens von Baden am 8. August 1824 in Darmstadt geboren, wuchs Maximiliane Wilhelmine Auguste Sophie Marie zu einer der liebenswürdigsten und schönsten Prinzessinnen heran und zog das Auge des Zarewitsch Alexander Nikolajewitsch auf sich. Sie trat zur griechischen Kirche als „Maria Alexandrowna" über und wurde ihm in St. Petersburg am 28. April 1841 angetraut. Seit dem 2. März 1855 teilte sie seinen Kaiserthron. Sie gebar ihm sechs Söhne und zwei Töchter, deren eine als Kind starb; furchtbar traf sie der Tod ihres Zarewitsch Nikolai am 24. April 1865. Früh verblüht und meist kränkelnd, ging sie seitdem ganz in das bigotte Lager über, wurde die begeistertste Vorkämpferin der griechischen Kirche, bei der sie Trost suchte, und brachte ihr jedes Opfer. Im Bunde mit ihrem Beichtvater Bashanow, der sie gängelte, und den Hofdamen Gräfinnen A. Bludow und N. Protassow arbeitete sie gegen die Lutheraner, ihre einstigen Glaubensgenossen, während sie mit Entsagung ihren Gemahl auf der Fährte schöner Frauen sah. Sie mußte die Schmach seines offenkundigen Zusammenlebens mit der Fürstin Katharina Dolgoruki im eigenen Palaste durchkosten und sah dem Tode gern entgegen. Nach langen Leiden starb die Unglückliche am 3. Juni 1880 in St. Petersburg. — Vgl. Kleinschmidt, Kaiser Alexander II. Nikolajewitsch („Unsere Zeit", Leipzig 1881).

Maria Feodorowna, Kaiserin von Rußland. Als Tochter Christians IX., Königs von Dänemark, von Louise von Hessen-Kassel am 26. November 1847 geboren, wurde Marie Sophie Friederike Dagmar, eine seltene Schönheit, mit dem Großfürsten-Zarewitsch Nikolai Alexandrowitsch verlobt, der aber am 24. April 1865 in Nizza starb. Sie trat als „Maria Feodorowna" am 24. Oktober 1866 zur griechischen Kirche über und heiratete am 9. November d. J. in St. Petersburg des Verstorbenen Bruder, den Zarewitsch

Alexander Alexandrowitsch, durch dessen Thronbesteigung als Alexander III. sie am 13. März 1881 Kaiserin wurde; mit ihm ward sie in Moskau am 27. Mai 1883 gekrönt. M. gebar ihm bis jetzt vier Söhne und zwei Töchter, von denen ein Knabe starb.

Maria von Lothringen (Guise), Königin von Schottland. Als ältestes Kind Claudius' von Lothringen, Herzogs von Guise, und der Antoinette von Bourbon am 22. November 1515 geboren, heiratete M. am 4. August 1534 Ludwig II. von Orléans, Herzog von Longueville, der sie schon 1537 zur Witwe machte. Sie schlug die Hand Heinrichs VIII. von England aus, und als sich König Jakob V. (s. d.) von Schottland um sie bewarb, zauderte sie lange, bis der König von Frankreich sie zum Jawort drängte. Sie reiste 1538 nach Schottland, und die Vermählung mit Jakob V. fand zu St. Andrews am 9. Mai d. J. statt. Über den Tod ihrer Knaben und die Geburt ihrer Tochter: s. „Jakob V.". M. zog den König ganz auf die Seite Frankreichs, trieb ihn gegen England und veranlaßte ihn, im Bunde mit Kardinal Beaton (s. d.), zur Verfolgung der Protestanten. Am 13. Dezember 1542 abermals verwitwet, sah sie Regentschaft und Vormundschaft über ihre Tochter sich entgehen und intriguierte mit Beaton und den Unzufriedenen gegen die Regierung. Sie schloß sich enge an Frankreich an, geschickt die schottischen Wirren ausbeutend, sandte ihre Tochter nach St. Germain und verheiratete sie an den Dauphin. Seit Beatons Tod 1546 leitete M. die katholische Partei und hielt gewaltsam die Reformation nieder. 1554 trat ihr der Graf von Arran (s. „Hamilton, 4") gegen Jahrgeld die längst erbuhlte Regentschaft für ihre Tochter ab. Vorübergehende Schwankungen abgerechnet, behielten unter ihr die klerikalen Interessen die Oberhand; ihre Brüder Guise (s. d.) übten bestimmenden Einfluß auf ihre Politik; ihre meisten Räte waren Franzosen, was zu bitteren Zerwürfnissen mit dem beleidigten schottischen Adel führte. Ihr Haß gegen England manifestierte sich unverholen, z. B. in der Freude über den Verlust von Calais (s. „Maria Tudor") und in der Aufnahme englischer Flüchtlinge. Zwang sie auch einmal die Not zu Zugeständnissen an die Reformierten, so ergriff sie doch die erste Gelegenheit, diese wieder zu bedrücken: Knox und andere wußten davon zu erzählen. M. brachte es schließlich dahin, daß sie mit dem katholischen Klerus den Lords und den protestantischen Predigern gegenüber stand; es kam zum Bürgerkriege, in dem M. trotz französischer Hilfstruppen unterlag. Vermittelungen zwischen ihr und den Rebellen, die am 21. Oktober 1559 ihre Absetzung verfügt hatten, scheiterten; eine von Elisabeth (s. d.) gesandte englische Armee griff M. in Edinburgh an, und sie versöhnte sich sterbend mit den Häuptern der Rebellion, ihnen gegenseitige Toleranz und den Ausschluß jedes fremden Einflusses für die Zukunft anempfehlend. Sie starb in Edinburgh am 10. Juni 1560, eine weise Frau, die selbst die Feinde bewunderten.

Maria Stuart, Königin von Schottland und Frankreich. Als Tochter König Jakobs V. von Schottland und der Vorigen, seiner zweiten Gemahlin, am 8. Dezember 1542 im Schlosse Linlithgow geboren, verlor M. schon am 13. Dezember den Vater und wurde Königin von Schottland unter der Regent- und Vormundschaft des Grafen von Arran (s. „Hamilton, 4"). Heinrich VIII., der Schottland mit England vereinigen wollte, forderte ihre Hand für seinen Sohn, den Prinzen Eduard von Wales, und die Vormundschaft, doch wurde der dies stipulierende Vertrag alsbald wegen der allgemeinen Mißbilligung von den Schotten annulliert und 1543 ein enges Bündnis mit Frankreich abgeschlossen, nachdem M. am 9. September d. J. in Stirling gekrönt worden war. Es kam zum Kriege mit England, Frankreich sandte den Schotten Hilfstruppen, diese aber hatten Unglück, und nach der Niederlage bei Pinkie wurde M. 1547 nach der Insel Inchmahome im See Menteith geflüchtet. M.s Mutter knüpfte ihre Vermählung nach Frankreich an; Heinrich II. ging hocherfreut darauf ein, sandte Kriegsschiffe und Truppen zur Befreiung Schottlands von den Engländern, und am 7. August 1548 wurde M. von einem Geschwader abgeholt, um am französischen Hofe für ihre Bestimmung erzogen zu werden; am 13. August gelandet, lebte sie fortan in St. Germain-en-Laye am glänzendsten und leichtlebigsten Hofe der Welt. Über ihre Erziehung ist nicht viel bekannt; sie stand unter der Obhut der alten Herzogin Antoinette von Guise, ihrer Großmutter, und Margaretens, der Tochter Königs Franz I., doch leitete ihre Ausbildung ihr Oheim, der Kardinal von Lothringen (s. „Guise, 2"). Ihre Geistesgaben waren hervorragend, aber nicht so außergewöhnlich, wie unzählige Male behauptet ward; sie lernte mehrere Sprachen, trieb schöne Litteratur, Geschichte, Musik und machte dichterische Versuche; dabei war sie Meisterin in Tanz und Reiten und ein Bild vollendeter Schönheit. Hinter ihrer Geistesbildung blieb die Bildung des Charakters zurück; sie zeigte stets Neigung zum Oberflächlichen, viel Leichtsinn und Leidenschaftlichkeit, die eigentlich ihren Grundzug bildete; gleich feurig im Hasse wie in der Liebe, ist sie durch diese Leidenschaftlichkeit ins Unglück geraten. Ihr Ungestüm im Handeln, ihre Unüberlegtheit im Beschließen haben ihren Blick als Herrscherin getrübt; sie ist, ohne sich über die Gründe klar zu werden, Freundin oder Feindin gewesen; voll Unruhe, war sie immer zu neuen politischen Versuchen bereit. Sie besaß sehr viel königliches Selbstgefühl, vertraute jedoch sich und ihre Sache oft recht Unwürdigen an, denn sie war ohne alle Menschenkenntnis wie ohne politische Einsicht. Höchst gewandt wußte sie ihren Gedanken Worte zu verleihen, sie schrieb voll Geistesschärfe und hat sich auch in den schwierigsten Verhältnissen zurecht gefunden; nach jedem Schlage, so hart er auch war, hat sie sich aufgerafft und ist unermüdlich in der Aufspürung von neuen Mitteln und Wegen gewesen; eine Meisterin in der Verstellung, übte sie diese Kunst lebenslang.

Die Politik beschleunigte M.s Vermählung mit dem Dauphin Franz, neun schottische Kommissäre ließen sich von beiden am 19. April 1558 Ga-

rantieen für die Wahrung von Schottlands Gesetzen und Integrität geben, und am 24. April fand die Vermählung statt. M. hatte sich am 4. April von den Guises und anderen Ratgebern bestimmen lassen, ganz gegen das Interesse Schottlands für den Fall der Kinderlosigkeit ihrer Ehe Schottland und ihr Erbrecht an England und Irland Frankreich zu versprechen. Auf Anstiften Heinrichs II. führte M. auch das englische Wappen neben dem ihren, und als sie mit Franz II. am 10. Juli 1559 den Thron Frankreichs bestieg, nannte sie sich „Königin von Frankreich, Schottland, England und Irland", trat somit zu denen, die Elisabeth nicht als rechtmäßige Königin Englands anerkannten, sondern M. diese Würde zusprachen, und machte sich Elisabeth zur rachgierigen Feindin fürs Leben. Diese trat nun in enge Verbindung mit den unzufriedenen Großen und mit den Reformierten Schottlands. Der größere Teil des schottischen Adels wurde calvinistisch und entriß der Kirche fast ihren gesamten weltlichen Besitz; das Parlament vom August 1560 erhob sogar die Alleinherrschaft der neuen Lehre zum Beschlusse und bedrohte die Ausübung der katholischen mit den schwersten Strafen; M. weigerte sich natürlich, diese Verfügungen zu bestätigen.

Vorerst behielt sie aber noch den bestimmenden Einfluß auf ihren Gemahl, selbst von den Guises geleitet. Nachdem M. und Franz der Verschwörung von Amboise (s. d.) glücklich entgangen waren, starb Franz II. nach der glücklichsten Ehe in M.s treuer Pflege am 5. Dezember 1560. Sie beweinte ihn aufrichtig und hauchte ihren Schmerz in einem Liede aus. Eine achtzehnjährige Witwe, stand sie allein in fremdem Lande, ohne Stütze, denn die Guises verloren alle Macht, und Katharina Medici herrschte für Karl IX. (s. d.); sie war ihr so feind, daß M. sich immer mehr vom Hofe zurückzog. Bei der großen Elasticität ihres Geistes war ihr Schmerz nicht einseitig genug, um ihr zu verbergen, wie notwendig ihre Heimkehr in ihr nordisches Reich sei. In Schottland waren Katholiken wie Calvinisten, freilich aus sehr verschiedenen Gründen, für M.s alsbaldige Ankunft; beide sandten Diplomaten an sie, um sie zu bindenden Versprechungen zu bewegen; sie aber bekundete staatsmännische Begabung und große Energie, suchte ihre königlichen Rechte zu wahren und zwischen den schottischen Parteien wie auch Elisabeth hindurch zu lavieren. Heiratsanträge kamen rasch von Don Carlos von Spanien, von den Königen von Dänemark und Schweden, von Graf Arran (s. „Hamilton, 4") u. a.; M. wies alle ab, was Elisabeth von England einigermaßen beruhigte. Diese sah höchst ungern die Heimkehr M.s, verweigerte ihr die Durchreise und zeigte eine sehr gehässige Haltung. M. verließ mit großem Schmerze das schöne Frankreich, vergebens suchte Elisabeth die Landung zu verhindern, M. betrat am 19. August 1561 in Leith den heimischen Boden, um namenlos unglücklich zu werden.

Vorerst zeigte ihr Volk ihr viel Liebe, aber ihr Königtum war unterwühlt, und den Verhältnissen stand M. fremd gegenüber. Die puritanische Einfachheit und Plumpheit stieß sie unwillkürlich zurück, Knox (s. d.) begegnete ihr zu roh, sie konnte ihre religiöse Antipathie nicht überwinden, um das Vertrauen der Unterthanen zu erobern. Als eigentlichen Landesherrn fand sie den Adel, eng verbunden mit den calvinistischen Predigern; sie wünschte keinen Kampf mit ihm und übertrug die Leitung der Geschäfte seinem Führer, ihrem schlauen Halbbruder Murray (s. d.); sich behielt sie Duldung des katholischen Kultus vor, so sehr auch Knox und seine Anhänger tobten. Zu Elisabeth suchte sie sich besser zu stellen, um auch die Anerkennung ihres Erbrechts an England bei deren Lebzeiten zu erreichen; sie hatte den englischen Titel abgelegt; aber sie verkannte Elisabeth völlig; s. „Elisabeth". Knox und seine Leute schauderten vor dem Projekte, das M. wert war, Don Carlos ihren Gemahl werden zu lassen; dasselbe scheiterte übrigens am Widerspruche der Höfe von Frankreich und England wie an Philipps II. Kälte. M. schlug den Erzherzog Karl, Ferdinands I. Sohn, aus; über die Bewerbung Leicesters: s. „Leicester, Graf von". Sie heiratete zu ihrem Unheil am 29. Juli 1565 zu Holyrood Henry Darnley; s. bei ihm alles Nähere. Hierdurch brach sie mit Murray und fand doch an Darnley nie einen Halt. Murrays Rebellion eröffnete die Reihe der Erhebungen des protestantischen Adels gegen die katholische Monarchie, M. schlug jene nieder, zog Murrays Feind Bothwell heran und begünstigte die katholischen Lords; ihr ganzes Vertrauen besaß ihr Sekretär Riccio, der im päpstlichen Solde stand und auf die Ausrottung der Ketzerei hin arbeitete; sie dachte, mit spanischer und päpstlicher Hilfe Elisabeth in einem Kriege zu demütigen. Die protestantischen Lords aber ermordeten im Einvernehmen mit Darnley Riccio am 9. März 1566 in M.s Gemach. M. wurde wie eine Gefangene bewacht, entfloh aber mit Darnley, gewandt intriguierend, den Lords nach Dunbar; sie entwickelte große Energie gegenüber den Rebellen, söhnte sich mit Murray aus und zog am 19. März als Siegerin in Edinburgh ein. Über ihre Verachtung gegen Darnley: s. bei diesem; über ihr Zutrauen zu Bothwell: s. „Bothwell, Graf". Sie suchte nach einem Halte für sich und ihr Kind, dessen Stunde nahte, und glaubte, sie finde ihn in Bothwell, während Darnley ihr immer verächtlicher ward. Sie hörte auf die Lords, die ihr zur Scheidung rieten, ohne aber dazu zu schreiten, ließ am 17. Dezember ihren Sohn katholisch taufen und näherte sich Bothwell immer mehr. Sie besuchte ihren erkrankten Gemahl in Glasgow und nahm ihn nach Edinburgh mit, wo er am 9. Februar 1567 durch eine Adelsverschwörung unter Bothwell so entsetzlich endete. Über Bothwells Haltung in dem komödienhaften Rechtfertigungsprozesse und M.s Entführung: s. „Bothwell". Daß sie ihn am 15. Mai 1567 in Edinburgh heiratete, wie es ihr zehn Grafen, sechs Bischöfe und sechs große Lords in einer Urkunde empfahlen, war der traurigste Schritt ihres Lebens; die Ehe stellte sich alsbald als unglücklich heraus (s. „Bothwell"); ein Teil der Lords, die zur Heirat geraten hatten, erhob die Waffen, die Königin und Bothwell entflohen aus Schloß Borthwick und sammelten ihren Anhang,

Alexander Alexandrowitsch, durch dessen Thronbesteigung als Alexander III. sie am 13. März 1881 Kaiserin wurde; mit ihm ward sie in Moskau am 27. Mai 1883 gekrönt. M. gebar ihm bis jetzt vier Söhne und zwei Töchter, von denen ein Knabe starb.

Maria von Lothringen (Guise), Königin von Schottland. Als ältestes Kind Claudius' von Lothringen, Herzogs von Guise, und der Antoinette von Bourbon am 22. November 1515 geboren, heiratete M. am 4. August 1534 Ludwig II. von Orléans, Herzog von Longueville, der sie schon 1537 zur Witwe machte. Sie schlug die Hand Heinrichs VIII. von England aus, und als sich König Jakob V. (s. d.) von Schottland um sie bewarb, zauderte sie lange, bis der König von Frankreich sie zum Jawort drängte. Sie reiste 1538 nach Schottland, und die Vermählung mit Jakob V. fand zu St. Andrews am 9. Mai d. J. statt. Über den Tod ihrer Knaben und die Geburt ihrer Tochter: s. „Jakob V.“. M. zog den König ganz auf die Seite Frankreichs, trieb ihn gegen England und veranlaßte ihn, im Bunde mit Kardinal Beaton (s. d.), zur Verfolgung der Protestanten. Am 13. Dezember 1542 abermals verwitwet, sah sie Regentschaft und Vormundschaft über ihre Tochter sich entgehen und intriguierte mit Beaton und den Unzufriedenen gegen die Regierung. Sie schloß sich enge an Frankreich an, geschickt die schottischen Wirren ausbeutend, sandte ihre Tochter nach St. Germain und verheiratete sie an den Dauphin. Seit Beatons Tod 1546 leitete M. die katholische Partei und hielt gewaltsam die Reformation nieder. 1554 trat ihr der Graf von Arran (s. „Hamilton, 4“) gegen Jahrgeld die längst erbuhlte Regentschaft für ihre Tochter ab. Vorübergehende Schwankungen abgerechnet, behielten unter ihr die klerikalen Interessen die Oberhand; ihre Brüder Guise (s. d.) übten bestimmenden Einfluß auf ihre Politik; ihre meisten Räte waren Franzosen, was zu bitteren Zerwürfnissen mit dem beleidigten schottischen Adel führte. Ihr Haß gegen England manifestierte sich unverholen, z. B. in der Freude über den Verlust von Calais (s. „Maria Tudor“) und in der Aufnahme englischer Flüchtlinge. Zwang sie auch einmal die Not zu Zugeständnissen an die Reformierten, so ergriff sie doch die erste Gelegenheit, diese wieder zu bedrücken: Knox und andere wußten davon zu erzählen. M. brachte es schließlich dahin, daß sie mit dem katholischen Klerus den Lords und den protestantischen Predigern gegenüber stand; es kam zum Bürgerkriege, in dem M. trotz französischer Hilfstruppen unterlag. Vermittelungen zwischen ihr und den Rebellen, die am 21. Oktober 1559 ihre Absetzung verfügt hatten, scheiterten; eine von Elisabeth (s. d.) gesandte englische Armee griff M. in Edinburgh an, und sie versöhnte sich sterbend mit den Häuptern der Rebellion, ihnen gegenseitige Toleranz und den Ausschluß jedes fremden Einflusses für die Zukunft anempfehlend. Sie starb in Edinburgh am 10. Juni 1560, eine weise Frau, die selbst die Feinde bewunderten.

Maria Stuart, Königin von Schottland und Frankreich. Als Tochter König Jakobs V. von Schottland und der Vorigen, seiner zweiten Gemahlin, am 8. Dezember 1542 im Schlosse Linlithgow geboren, verlor M. schon am 13. Dezember den Vater und wurde Königin von Schottland unter der Regent- und Vormundschaft des Grafen von Arran (s. „Hamilton, 4“). Heinrich VIII., der Schottland mit England vereinigen wollte, forderte ihre Hand für seinen Sohn, den Prinzen Eduard von Wales, und die Vormundschaft, doch wurde der dies stipulierende Vertrag alsbald wegen der allgemeinen Mißbilligung von den Schotten annulliert und 1543 ein enges Bündnis mit Frankreich abgeschlossen, nachdem M. am 9. September d. J. in Stirling gekrönt worden war. Es kam zum Kriege mit England, Frankreich sandte den Schotten Hilfstruppen, diese aber hatten Unglück, und nach der Niederlage bei Pinkie wurde M. 1547 nach der Insel Inchmahome im See Menteith geflüchtet. M.s Mutter knüpfte ihre Vermählung nach Frankreich an; Heinrich II. ging hocherfreut darauf ein, sandte Kriegsschiffe und Truppen zur Befreiung Schottlands von den Engländern, und am 7. August 1548 wurde M. von einem Geschwader abgeholt, um am französischen Hofe für ihre Bestimmung erzogen zu werden; am 13. August gelandet, lebte sie fortan in St. Germain-en-Laye am glänzendsten und leichtlebigsten Hofe der Welt. Über ihre Erziehung ist nicht viel bekannt; sie stand unter der Obhut der alten Herzogin Antoinette von Guise, ihrer Großmutter, und Margaretens, der Tochter Königs Franz I., doch leitete ihre Ausbildung ihr Oheim, der Kardinal von Lothringen (s. „Guise, 2“). Ihre Geistesgaben waren hervorragend, aber nicht so außergewöhnlich, wie unzählige Male behauptet ward; sie lernte mehrere Sprachen, trieb schöne Litteratur, Geschichte, Musik und machte dichterische Versuche; dabei war sie Meisterin in Tanz und Reiten und ein Bild vollendeter Schönheit. Hinter ihrer Geistesbildung blieb die Bildung des Charakters zurück; sie zeigte stets Neigung zum Oberflächlichen, viel Leichtsinn und Leidenschaftlichkeit, die eigentlich ihren Grundzug bildete; gleich feurig im Hasse wie in der Liebe, ist sie durch diese Leidenschaftlichkeit ins Unglück geraten. Ihr Ungestüm im Handeln, ihre Unüberlegtheit im Beschließen haben ihren Blick als Herrscherin getrübt; sie ist, ohne sich über die Gründe klar zu werden, Freundin oder Feindin gewesen; voll Unruhe, war sie immer zu neuen politischen Versuchen bereit. Sie besaß sehr viel königliches Selbstgefühl, vertraute jedoch sich und ihre Sache oft recht Unwürdigen an, denn sie war ohne alle Menschenkenntnis wie ohne politische Einsicht. Höchst gewandt wußte sie ihren Gedanken Worte zu verleihen, sie schrieb voll Geistesschärfe und hat sich auch in den schwierigsten Verhältnissen zurecht gefunden; nach jedem Schlage, so hart er auch war, hat sie sich aufgerafft und ist unermüdlich in der Ausspürung von neuen Mitteln und Wegen gewesen; eine Meisterin in der Verstellung, übte sie diese Kunst lebenslang.

Die Politik beschleunigte M.s Vermählung mit dem Dauphin Franz, neun schottische Kommissäre ließen sich von beiden am 19. April 1558 Ga-

rantieen für die Wahrung von Schottlands Gesetzen und Integrität geben, und am 24. April fand die Vermählung statt. M. hatte sich am 4. April von den Guises und anderen Ratgebern bestimmen lassen, ganz gegen das Interesse Schottlands für den Fall der Kinderlosigkeit ihrer Ehe Schottland und ihr Erbrecht an England und Irland Frankreich zu versprechen. Auf Anstiften Heinrichs II. führte M. auch das englische Wappen neben dem ihren, und als sie mit Franz II. am 10. Juli 1559 den Thron Frankreichs bestieg, nannte sie sich „Königin von Frankreich, Schottland, England und Irland", trat somit zu denen, die Elisabeth nicht als rechtmäßige Königin Englands anerkannten, sondern M. diese Würde zusprachen, und machte sich Elisabeth zur rachgierigen Feindin fürs Leben. Diese trat nun in enge Verbindung mit den unzufriedenen Großen und mit den Reformierten Schottlands. Der größere Teil des schottischen Adels wurde calvinistisch und entriß der Kirche fast ihren gesamten weltlichen Besitz; das Parlament vom August 1560 erhob sogar die Alleinherrschaft der neuen Lehre zum Beschlusse und bedrohte die Ausübung der katholischen mit den schwersten Strafen; M. weigerte sich natürlich, diese Verfügungen zu bestätigen.

Vorerst behielt sie aber noch den bestimmenden Einfluß auf ihren Gemahl, selbst von den Guises geleitet. Nachdem M. und Franz der Verschwörung von Amboise (s. d.) glücklich entgangen waren, starb Franz II. nach der glücklichsten Ehe in M.s treuer Pflege am 5. Dezember 1560. Sie beweinte ihn aufrichtig und hauchte ihren Schmerz in einem Liede aus. Eine achtzehnjährige Witwe, stand sie allein in fremdem Lande, ohne Stütze, denn die Guises verloren alle Macht, und Katharina Medici herrschte für Karl IX. (s. d.); sie war ihr so feind, daß M. sich immer mehr vom Hofe zurückzog. Bei der großen Elasticität ihres Geistes war ihr Schmerz nicht einseitig genug, um ihr zu verbergen, wie notwendig ihre Heimkehr in ihr nordisches Reich sei. In Schottland waren Katholiken wie Calvinisten, freilich aus sehr verschiedenen Gründen, für M.s alsbaldige Ankunft; beide sandten Diplomaten an sie, um sie zu bindenden Versprechungen zu bewegen; sie aber bekundete staatsmännische Begabung und große Energie, suchte ihre königlichen Rechte zu wahren und zwischen den schottischen Parteien wie auch Elisabeth hindurch zu lavieren. Heiratsanträge kamen rasch von Don Carlos von Spanien, von den Königen von Dänemark und Schweden, von Graf Arran (s. „Hamilton, 4") u. a.; M. wies alle ab, was Elisabeth von England einigermaßen beruhigte. Diese sah höchst ungern die Heimkehr M.s, verweigerte ihr die Durchreise und zeigte eine sehr gehässige Haltung. M. verließ mit großem Schmerze das schöne Frankreich, vergebens suchte Elisabeth die Landung zu verhindern, M. betrat am 19. August 1561 in Leith den heimischen Boden, um namenlos unglücklich zu werden.

Vorerst zeigte ihr Volk ihr viel Liebe, aber ihr Königtum war unterwühlt, und den Verhältnissen stand M. fremd gegenüber. Die puritanische Einfachheit und Plumpheit stieß sie unwillkürlich zurück, Knox (s. d.) begegnete ihr zu roh, sie konnte ihre religiöse Antipathie nicht überwinden, um das Vertrauen der Unterthanen zu erobern. Als eigentlichen Landesherrn fand sie den Adel, eng verbunden mit den calvinistischen Predigern; sie wünschte keinen Kampf mit ihm und übertrug die Leitung der Geschäfte seinem Führer, ihrem schlauen Halbbruder Murray (s. d.); sich behielt sie Duldung des katholischen Kultus vor, so sehr auch Knox und seine Anhänger tobten. Zu Elisabeth suchte sie sich besser zu stellen, um auch die Anerkennung ihres Erbrechts an England bei deren Lebzeiten zu erreichen; sie hatte den englischen Titel abgelegt; aber sie verkannte Elisabeth völlig; s. „Elisabeth". Knox und seine Leute schauderten vor dem Projekte, das M. wert war, Don Carlos ihren Gemahl werden zu lassen; dasselbe scheiterte übrigens am Widerspruche der Höfe von Frankreich und England wie an Philipps II. Kälte. M. schlug den Erzherzog Karl, Ferdinands I. Sohn, aus; über die Bewerbung Leicesters: s. „Leicester, Graf von". Sie heiratete zu ihrem Unheil am 29. Juli 1565 zu Holyrood Henry Darnley; s. bei ihm alles Nähere. Hierdurch brach sie mit Murray und fand doch an Darnley nie einen Halt. Murrays Rebellion eröffnete die Reihe der Erhebungen des protestantischen Adels gegen die katholische Monarchie, M. schlug jene nieder, zog Murrays Feind Bothwell heran und begünstigte die katholischen Lords; ihr ganzes Vertrauen besaß ihr Sekretär Riccio, der im päpstlichen Solde stand und auf die Ausrottung der Ketzerei hin arbeitete; sie dachte, mit spanischer und päpstlicher Hilfe Elisabeth in einem Kriege zu demütigen. Die protestantischen Lords aber ermordeten im Einvernehmen mit Darnley Riccio am 9. März 1566 in M.s Gemach. M. wurde wie eine Gefangene bewacht, entfloh aber mit Darnley, gewandt intriguierend, den Lords nach Dunbar; sie entwickelte große Energie gegenüber den Rebellen, söhnte sich mit Murray aus und zog am 19. März als Siegerin in Edinburgh ein. Über ihre Verachtung gegen Darnley: s. bei diesem; über ihr Zutrauen zu Bothwell: s. „Bothwell, Graf". Sie suchte nach einem Halte für sich und ihr Kind, dessen Stunde nahte, und glaubte, sie finde ihn in Bothwell, während Darnley ihr immer verächtlicher ward. Sie hörte auf die Lords, die ihr zur Scheidung rieten, ohne aber dazu zu schreiten, ließ am 17. Dezember ihren Sohn katholisch taufen und näherte sich Bothwell immer mehr. Sie besuchte ihren erkrankten Gemahl in Glasgow und nahm ihn nach Edinburgh mit, wo er am 9. Februar 1567 durch eine Adelsverschwörung unter Bothwell so entsetzlich endete. Über Bothwells Haltung in dem komödienhaften Rechtfertigungsprozesse und M.s Entführung: s. „Bothwell". Daß sie ihn am 15. Mai 1567 in Edinburgh heiratete, wie es ihr zehn Grafen, sechs Bischöfe und sechs große Lords in einer Urkunde empfahlen, war der traurigste Schritt ihres Lebens; die Ehe stellte sich alsbald als unglücklich heraus (s. „Bothwell"); ein Teil der Lords, die zur Heirat geraten hatten, erhob die Waffen, die Königin und Bothwell entflohen aus Schloß Borthwick und sammelten ihren Anhang,

aber bei Carberry Hill wurden sie von den Lords am 15. Juni geschlagen, M. sah Bothwell nie wieder; s. über sein Geschick „Bothwell". M. fiel in die Hände ihres Adels, der sich rücksichtslos benahm und sie wie eine Verbrecherin behandelte, was Knox pries. Man schleppte sie am 18. Juni voll Brutalität nach dem Seeschlosse Lochleven unter die Obhut von Murrays Mutter, der alten Maitresse ihres Vaters; vergebens hoffte sie auf Intervention Frankreichs oder Englands. Die rebellischen Lords entsetzten sie des Throns, erzwangen am 24. Juli ihre Abdankung und krönten am 29. Juli ihren Sohn, für den Murray mit ihrer Zustimmung Regent wurde. Bei Abschluß des Jahres war durch Kirchenversammlung und Parlament die Alleinherrschaft des Calvinismus in Staat und Kirche wieder hergestellt, die katholische Regierung total beseitigt. Das Parlament bestätigte Murrays Regentschaft und verfügte M.s fernere Gefangenhaltung; Murrays Anhang verbreitete das Gerücht von geheimen Briefen M.s an Bothwell, die in einer Schatulle aufgegriffen worden seien, M.s Anhang bestritt ihre Echtheit. Die Briefe wurden nicht geprüft, eine Anklage wie eine Untersuchung gegen M. unterblieben, und sie selbst kam in dieser Frage nicht zu Wort, während am 12. September 1568 in Dumbarton 35 Mitglieder ihres Adels und Klerus im Rückblicke auf dies Parlament sich für M.s Unschuld aussprachen. M.s Haft in Lochleven war sehr hart und einförmig, sie sann auf Flucht; der erste Versuch mißlang, aber der zweite glückte mit Hilfe der Brüder Douglas am 2. Mai 1568. Rasch sammelte sich ihr Anhang, auch ein Teil der ihr feindlich gewesenen Lords trat zu ihr, am 8. Mai ward ein Bond für sie geschlossen; sie aber setzte alles an eine Schlacht gegen Murray und verlor sie am 13. Mai bei Langside. Nun gab sie alles preis und entfloh zu ihrem Unheil am 16. Mai nach England. Trotz aller Feindschaft gegen Elisabeth hegte sie ein unbegrenztes Vertrauen zu ihr; wie schändlich hat diese sie enttäuscht! Während M. von ihr Schutz erflehte, hielt Elisabeth sie ohne jede Berechtigung in harter Gefangenschaft und brachte sie durch Heuchelei jeder Art dazu, sie als Schiedsrichterin zwischen sich und ihrem Volke anzuerkennen. Zwischen den protestantischen Regierungen in Edinburgh und London bildete sich ein festes Komplott, die katholische M. für ewig von Schottland fern zu halten und durch jedes Mittel ihre Restauration zu verhindern. M. kam am 16. Juli nach Schloß Bolton; vergebens forderte sie von Elisabeth Freiheit, von Frankreich und Spanien Hilfe. Hingegen dachte bald der Herzog von Norfolk, der reichste Edelmann Englands und das Haupt der Katholiken, an eine Ehe mit M. und an ihre Aussöhnung mit Murray.

Elisabeth bewog Murray durch Drohungen, auf den am 4. Oktober in York eröffneten Konferenzen seine Halbschwester anzuklagen; aber er unterließ es, sie der Mitschuld am Morde Darnleys zu zeihen; nur die Heirat mit dem Mörder wurde ihr vorgeworfen; sich selbst verteidigte der Regent sehr mangelhaft gegen M.s Anklagen. Im Geheimnis teilte er den englischen Bevollmächtigten die „Schatullenbriefe" mit, die M. zur Mörderin und Ehebrecherin stempelten, und zwar in schottischer Urschrift ohne Datum, Adresse und Unterschrift. Die Konferenzen tagten seit 25. November in Westminster, Murray klagte M. wiederum an und wurde von ihren Kommissären angeklagt; er legte ein sie kompromittierendes Book of Articles, die Schatullenbriefe, jetzt alle als französische Originale ohne Datum, Adresse und Unterschrift vor, ohne sie M.s Kommissäre sehen zu lassen, die sich am 9. Dezember definitiv von den Konferenzen zurückzogen; mit Elisabeths und Cecils (s. d.) Einvernehmen richtete Murray es so ein, daß M.s Kommissäre von der Vorlegung der Briefe nur mittelbar Kenntnis erhielten; nur Elisabeth, Cecil und ihren Kommissären kamen sie zu Gesicht. In Hampton Court fand eine Nachkonferenz statt, die scheinbar Murrays Beweise prüfen sollte; diese Prüfung höchst flüchtiger Natur war eine Komödie; M.s Forderung, die Briefe zu sehen, wurde abgelehnt. Wären die Beweise über jeden Zweifel der Echtheit erhaben gewesen, so hätte Murray sie veröffentlicht, um M. moralisch zu vernichten, und sie zuvor ehrlich prüfen lassen. Elisabeth maß denselben kein Gewicht bei, in ihrem Namen erklärte Cecil am 10. Januar 1569 Murray amtlich: es sei nichts vorgezeigt worden, was ihr irgendeine üble Meinung gegen ihre gute Schwester beibringen könne. Es war also das ganze Schriftenmaterial Murrays aus dem Felde geschlagen, M. keine Mitschuld am Königsmorde und kein Ehebruch nachgewiesen. Die neueste Forschung bezeichnet vielfach die vorgelegten Briefe teils als Fälschungen Murrays, teils als Entstellungen wirklicher Texte (s. bei Oncken, Bekker, Gerdes, Breßlau, Sepp, Cardauns u. a.). Wenn aber auch Elisabeth M. für unschuldig hielt, so wünschte sie doch, es bleibe Verdacht an ihr hängen, und Cecil veranlaßte den feilen Buchanan, die Detectio Mariae Reginae zu schreiben; diese wurde überall verbreitet, um M. „zu entehren". Die seit 1571 erscheinenden Schriften in lateinischer, englischer und französischer Sprache, die zuerst Übersetzungen der Schatullenbriefe brachten, stammen aus der Detectio her. Nur wenn M.s Ruf untergraben ward, konnte Elisabeth es wagen, sie wider alles Recht gefangen zu halten, was ihr aus politischen Gründen notwendig erschien. Amtlich haben weder sie noch Cecil je mehr Gebrauch von den Briefen gemacht, M. hat sie anscheinend nie zu Gesicht bekommen. Der Ausgang der Konferenzen war resultatlos und Elisabeth beschloß darum, M.s Haft zu verschärfen. Dieselbe wurde am 26. Januar 1569 nach Tutbury Castle unter die Obhut des Grafen Shrewsbury gebracht, wo sie abwechselnd mit Wingfield lebte. Die katholischen Mächte Frankreich und Spanien unterstützten Norfolks Eheprojekt; dieser betrat ohne jede Befähigung dazu die Bahn der Verschwörung mit dem katholischen Adel, wurde aber, während dieser besiegt ward, von jenen Mächten im Stiche gelassen und verhaftet. Murray fiel 1570 durch Meuchelmord, worüber M. offene Freude zeigte; nochmals kam ihr Anhang empor und fiel, vom Papste unterstützt, in England ein, um jedoch rasch hier und in Schottland

überwunden zu werden. M. sah sich abermals in ihren Hoffnungen betrogen, Elisabeth zog Frankreich an sich, Spaniens Unterstützung war ungenügend, und Norfolks neue Konspiration endete im Januar 1572 mit seiner Enthauptung. M. kam mittlerweile nach Coventry, dann nach Sheffield in verschärften Gewahrsam. Die Wirren in Schottland erleichterten ihre Lage nicht; englische Juristen bewiesen jetzt schon, ihre Vergehen verdienten den Tod, und das Unterhaus beschloß, sie auf „Leben und Titel" anzuklagen, doch fand sich nicht Material genug zu einer förmlichen Anklage. Am liebsten hätte es Elisabeth gesehen, wenn schottische Hände M. beseitigt hätten, doch wußten dies nur Burleigh und Leicester, und die Verhandlungen darüber mit den Regenten Mar und Morton scheiterten. Als dann M.s bisheriger Todfeind Morton an ihre Restauration in Schottland dachte, die sie trotz des päpstlichen Eifers und trotz Don Juan d'Austrias von Philipp II. nicht erwirken konnte, stürzte ihn 1581 die Verschwörung d'Aubignys und des Adels. Wurde Jakob VI., ihr Sohn, total von d'Aubigny beherrscht (s. „Lennox, 2"), so war M. doch geneigt, ihn als Mitregenten anzunehmen, und ihr Anhang dachte an die Rekatholisierung Schottlands und dann Englands; Philipps II. Gesandter in London, Mendoza, war der Mittelpunkt aller katholischen Umtriebe in England. Über das Treiben der schottischen Seminare gegen Elisabeth: s. bei dieser; ebenda über die zahlreichen katholischen Konspirationen und M.s Beteiligung daran. Über Babingtons Verschwörung und M.s Haltung: s. „Babington". Von Tutbury, wohin sie zurückgebracht worden war, leidend nach Chartley Manor übergeführt, sann M. beständig auf Verschwörungen, um frei zu werden, kam aber statt dessen nach Babingtons Verhaftung am 16. August 1586 nach Tixall und als Kriminalgefangene am 25. September nach Fotheringhay in Northamptonshire, wo der Prozeß gegen sie am 11. Oktober begann. Verwarf M. den Gerichtshof standhaft und erschien nicht vor ihm, so konnte sie unmöglich verurteilt werden; leider ließ sie sich durch Elisabeth dazu bereden und war nun verloren. Ihre heldenhafte Haltung vor den Richtern, die sämtlich ihre Feinde waren, verdient die ungeteilte Bewunderung der Nachwelt; nie kam sie außer Fassung; ihr Geist hatte in Kerker und Leiden nichts an Spannkraft eingebüßt; mit seltener Klugheit und schlauer Benutzung aller Mittel verteidigte sie ihre Sache. Aber ihre Verurteilung war im voraus gewiß und erfolgte noch im Oktober. Stolz nahm sie das Todesurteil hin und beteuerte nochmals, an Babingtons Mordplan unschuldig zu sein. Über ihre unwürdige Behandlung: s. „Elisabeth", Bd. II, S. 18. M. bereitete sich sorgfältig zum Tode vor und blieb noch dreizehn qualvolle Wochen am Leben, da Elisabeth mit Unterzeichnung des Todesurteils zauderte. Über die Intervention Frankreichs und Spaniens, wie über Jakobs Haltung: s. „Elisabeth" und „Jakob I.". Da niemand sich fand, M. durch Mord zu beseitigen, wie Elisabeth es wünschte, so blieb ihr nichts übrig, als endlich das Todesurteil zu unterzeichnen. In ausgesuchter Tyrannei verweigerte sie M. ihren Priester und die letzte Ölung, diese wies den zudringlichen Dechanten zurück und endete auf dem Schafotte zu Fotheringhay voll Hoheit am 8. Februar 1587, im 45. Lebensjahre. Über die Wirkung ihres Todes in Europa: s. „Elisabeth". Die Leiche kam in die Kathedrale zu Peterborough, wo Katharina von Aragonien (s. d.) ruht, bis Jakob I. sie 1612 nach Westminster übertragen ließ, wo sie nicht weit von Elisabeth ihr Grab fand.

Vgl. Mignet, Histoire de Marie Stuart, 2 Bde, Paris 1850 (und öfter); das bei Elisabeth genannte Werk von Froude; v. Ranke, Englische Geschichte vornehmlich im siebzehnten Jahrhundert, Bd. I, 4. Aufl., Leipzig 1877; Gaedeke, Maria Stuart, Heidelberg 1879; Cardauns, Maria Stuart von der Ermordung Riccios bis zur Flucht nach England (1566—1568), Würzburg u. Wien 1885; Sepp, Die Kassettenbriefe Maria Stuarts, München 1884; Gerdes, Geschichte der Königin Maria Stuart, Bd. I, Gotha 1885; Oncken, Gießener Studien auf dem Gebiet der Geschichte, Hefte I u. III, Gießen 1881 u. 1885.

Maria Eleonore, eine Schwester des brandenburgischen Kurfürsten Georg Wilhelm, die Gemahlin König Gustav Adolfs von Schweden, gest. 1655. — Über die Vermählung der 21jährigen Prinzessin mit Gustav Adolf (1620) s. diesen Artikel. — Als der König im letzten Winter seines Lebens (1631/32) zu Mainz Hof hielt, befand sich eine Zeit lang auch die Königin dort; sie sah ihren Gemahl zum letztenmale im Oktober 1632 zu Erfurt, als er auf seinem Marsche von der Donau zur Elbe den Thüringer Wald überschritten hatte. Nachdem sie als Königin-Witwe der vormundschaftlichen Regierung für ihre Tochter Christine lange Zeit mit ihren launenhaften und oft sonderbaren Forderungen beschwerlich gefallen war, floh sie im Sommer 1640 mit dänischer Hilfe aus dem Reiche, indem sie verkleidet Gripsholm verließ und von einem dänischen Kriegsschiffe nach Dänemark hinübergeführt wurde. Da sie auch dort in Mißhelligkeiten geriet und zugleich in ständiger Furcht vor den Schweden lebte, so brachte endlich ihr Neffe, der Große Kurfürst, einen Vertrag zustande, nach welchem die schwedische Regierung in ihre Übersiedelung nach Preußen willigte und ihr ein Jahrgehalt von 30,000 Thalern zusicherte. Fünf Jahre lebte sie dann meist auf dem Schlosse zu Insterburg, öfter auch am Hofe zu Königsberg. Als Christine die Regierung selbst übernommen hatte, trat M. E. mit ihr wieder in Verbindung, suchte die „schwedisch-brandenburgische Heirat" (Christinens selbst mit dem Großen Kurfürsten) zuwege zu bringen und kehrte endlich 1648 nach Schweden zurück, wo sie weiter in einem guten Verhältnis mit ihrer Tochter gelebt zu haben scheint. Sie starb bald nach Christinens Abdankung.

Marie Sophie Amalie, Königin beider Sicilien 2c. Zu Possenhofen am 4. Oktober 1841 als Tochter Maximilian Josephs, Herzogs in Bayern und der Ludovica Wilhelmine von Bayern geboren, heiratete die feingebildete, schöne Herzogin am 3. Februar 1859 in Bari den Thronfolger beider Sicilien, der als

Franz II. (s. d.) am 22. Mai d. J. den Thron bestieg. Über seine kurze Regierung: s. bei ihm. Obwohl klug und energisch, vermochte es M. nicht, ihn bei der Regierung zu beraten und mußte das Mißgeschick über sein schönes Reich hereinbrechen sehen. 1860 forderte sie ihn auf, sein Schwert zur Verteidigung seines Thrones gegen Garibaldi zu ziehen, aber Franz ließ sich nicht aus seiner Passivität reißen. Mit ihm ging sie am 6. September 1860 nach Gaëta ab, wo sie während der Belagerung geradezu männlichen Mut und seltene Willenskraft zeigte, mit Hingebung die Pflege der Verwundeten leitete und die Spitäler besuchte; seit der Beschießung durch die Piemontesen am 22. Januar 1861 bewohnte sie mit dem Könige eine enge Kasematte. Gaëta mußte kapitulieren, und M. siedelte am 14. Februar mit dem entthronten Franz nach Rom über. Für ihre ritterliche Haltung verlieh der preußische Adel der jugendlichen Königin einen prachtvollen Ehrenschild. 1870 mit Franz nach Bayern übergesiedelt, lebt sie in England und Frankreich oder in Rom, die verwegenste und leidenschaftlichste Reiterin. Sie ist kinderlos.

Maria Louise Theresia, Königin von Spanien und Indien: s. bei „**Karl IV.**“ Bd. II, S. 782—784.

Maria Kristina, Königin von Spanien: s. **Christine** Bd. I, S. 604 f.

Maria, Königin von Ungarn und Böhmen, Tochter des Erzherzogs Philipp des Schönen von Burgund (s. d.) und seiner Gemahlin Doña Juana, Infantin von Spanien, mithin Schwester der Kaiser Karl V. und Ferdinand I., wurde am 13. September 1505 zu Brüssel geboren und erhielt dort wie auch zu Löwen unter Aufsicht ihrer Tante, der Statthalterin Margareta von Österreich (s. d.) ihre erste Erziehung, zugleich mit ihren Schwestern Isabella und Eleonora, nachmals Königinnen von Dänemark und Frankreich. Da M. schon in frühester Jugend den Vater verloren hatte, ihre Mutter aber geisteskrank in Spanien lebte, so übernahm Kaiser Maximilian die Sorge für ihre Zukunft. Bereits als Kind dem ungarischen Thronerben verlobt, wurde sie mit diesem, seit 1516 König Ludwig II. von Ungarn und Böhmen, am 13. Januar 1522 vermählt. Die glückliche Ehe endete sehr bald, als Ludwig im Türkenkriege eine schwere Niederlage erlitt und am 26. August 1526 bei Mohacz blieb. Das Andenken ihres Mannes treu bewahrend, entschloß sich die junge Witwe, unvermählt zu bleiben, und festen Sinnes hat sie trotz mehrfacher Anerbietungen ihre Gelübde gehalten. Bevor die Königin Ungarn verließ, veranlaßte sie mit diplomatischer Geschicklichkeit die so wichtige Erwerbung der ungarischen und böhmischen Krone für ihren Bruder Ferdinand, wodurch die habsburgische Macht im Osten vollen Abschluß fand. Dann begab sie sich nach Österreich und verbrachte zu Linz und Passau mehrere Jahre in stiller Zurückgezogenheit. M. verband mit hochherziger, kühner Denkungsart eine rastlose Thätigkeit, liebte körperliche Anstrengungen und besonders wie ihre Großmutter Maria von Burgund leidenschaftlich die Jagd zu Pferde. In den großen geistigen und religiösen Fragen ihrer Zeit war sie für die Notwendigkeit reformer Maßnahmen und zeigte sich insofern der neuen Lehre nicht abhold, doch immer nur unter der Bedingung, daß solche dem dynastisch-habsburgischen Interesse nicht widerstrebe. Gleich ihren Geschwistern war sie stets bereit, sich für die Größe des Hauses Habsburg dem Willen des ältesten Bruders Karl unterzuordnen und seiner Staatskunst gewissenhaft zu dienen. Die bewährte Schwester suchte Kaiser Karl nach dem 1530 erfolgten Tode seiner Tante Margareta für die Regentschaft in den Niederlanden zu gewinnen. Nach einigem Sträuben übernahm M., die sich eigentlich der Pflege ihrer kranken Mutter widmen wollte, das verantwortungsvolle Amt. Im März 1531 traf die 25jährige Königin in Begleitung des Kaisers, von den Generalstaaten mit Freude willkommen geheißen, in den Niederlanden ein und übernahm am 27. September 1531 die Landesverwaltung, an deren Spitze sie umsichtig und thatkräftig 24 Jahre gewirkt hat. Als Vertreterin der zentralen Bestrebungen ihres kaiserlichen Bruders beschäftigte sich die Statthalterin zunächst mit der Durchführung einer von diesem soeben sanktionierten neuen und zweckmäßig durchdachten Landesorganisation, aus der sie mit schöpferischer Kraft ihre ersprießliche, staatlich geeinte Regierung heranbildete, deren Gesamtgetriebe ein merkliches Emporblühen und allseitigen Aufschwung der Niederlande hervorgerufen hat. Indessen fand Karls V. Universalpolitik im Lande nur geringen Anklang, man wurde mit Aufbringung der Mittel für die ununterbrochenen Kämpfe gegen Frankreich sehr zurückhaltend, und die Kriegsereignisse von 1537 hatten sogar noch weitere Folge, als bei dem allgemeinen Mißvergnügen wegen übergroßer Abgaben die volkreiche Stadt Gent in Flandern eine von der Königin-Statthalterin geforderte erhöhte Steuerauflage geradezu ablehnte. Trotz warnenden Entscheides des obersten Landestribunals zu Mecheln, nahm die Bewegung größere Dimensionen an und brach zuletzt in offene Rebellion aus. Nun eilte 1540 der kaiserliche Landesherr herbei und bewältigte den Aufstand mit erdrückender Wucht, um überhaupt Gelegenheit zu nehmen, die niederländische Opposition und den partikularistischen Geist der Provinzen vollends zu brechen. In Verbindung damit sollten auch die protestantischen Regungen niedergehalten werden, der Kaiser erließ eine Reihe sich an Schärfe überbietender Glaubensedikte, deren schwerwiegende Folgen M.s Regentenweisheit sehr wohl voraussah, doch leistete sie als gute Habsburgerin keinen Widerstand, befolgte vielmehr in mäßigendem Sinne die kaiserlichen Vorschriften. Anderseits gelang es ihrer zähen Beharrlichkeit das gegenseitige Verhältnis der Niederlande zum deutschen Reiche zu regeln und die Selbständigkeit der vereinigten niederländischen Staatenordnung von ihrem Bruder gewährleistet zu sehen.

Obgleich Karls V. europäische Politik M.s niederländisches Wirken wesentlich erschwerte, so versagte letztere doch niemals ihren Beistand. Als 1536 der Einfall ihres Bruders in die Provence völlig mißglückte, half die Statthalterin sehr

energisch durch eine mit beträchtlichen Streitkräften in der Richtung auf Paris bis zur Somme vorgetriebene Diversion, ebenso eilte sie bald darauf mit ihrer Schwester Eleonora, Königs Franz I. von Frankreich Gemahlin, nach Italien, um die streitenden Monarchen zum Waffenstillstande von Nizza, 18. Juni 1538, zu bewegen, wodurch die bedrohlichen Fortschritte der Franzosen in Oberitalien gehemmt wurden. Inzwischen hatte der Kaiser nach Gefangennahme seines Schwagers Christian II. (s. d.) von Dänemark in die dortige Thronfolge abändernd eingegriffen, weshalb sich der Dänenkönig Christian III. (s. d.) mit dem Erbfeinde des burgundischen Hauses Karl von Geldern verbündete. Wie früher erfolgte auch dieser geldrische Einbruch 1536 im Zusammenhange mit dem französischen Kriege, wurde aber von den niederländischen Truppen erfolgreich abgewiesen. Mit Überwindung großer Schwierigkeiten unterstützte M. 1552 den Kaiser, der bei König Heinrichs II. von Frankreich im Bündnisse mit Kurfürst Moritz von Sachsen (s. d.) unternommenem Eroberungszug an den Rhein in die gefährdetste Lage geraten war, und nicht am wenigsten war es ihr Verdienst, wenn Karls V. Machtstellung und Ziele bei der damals für die habsburgischen Pläne so bedenklichen Wendung nicht überflügelt wurden.

M.s verständiger Rat beeinflußte ihre beiden Brüder, denen sie bei Zerwürfnissen wiederholt als Vermittlerin gedient hat, wie denn gestählte Pflichttreue im Dienste des habsburgischen Hauses der durchgehend historische Zug ihres Charakterbildes ist. Mit der Thronentsagung Kaiser Karls in Brüssel, 25. Oktober 1555, legte auch Königin M. die Regentschaft nieder, die sie mit Weisheit und Glück so lange geführt hatte. Ihr Neffe Philipp, der wenige Monate nachher als König Philipp II. den spanischen Thron bestieg, empfing die Huldigung der Stände. M. begleitete ihren Bruder 1556 nach Spanien, wo sie in dem bei Valladolid belegenen Städtchen Cigales gemeinsam mit ihrer seit 1547 verwitweten Schwester Eleonora ihren Sitz nahm. Noch im Jahre 1558 richtete König Philipp das Verlangen an sie, als Statthalterin in die Niederlande zurückzukehren, M. schwankte, stand aber im Begriff nach des Kaisers Tode am 21. September 1558 nachzugeben, als sie von einem heftigen Fieber ergriffen wurde, dem sie am 17. Oktober 1558 erlag. Ihre irdischen Überreste ließ König Philipp 1574 im Escurial beisetzen.

Vgl. „Allgem. Deutsche Biographie“, Leipzig 1884, Bd. XX; „Geschichte der Niederlande“ von N. G. van Kampen, Hamburg 1831, Bd. I; Juste, Les pays-bas sous Charles-Quint, darin „Vie de Marie de Hongrie“, Bruxelles 1855, nouv. ed. 1861.

Marienburg, Vertrag zu, (25. Juni 1656) zwischen dem Großen Kurfürsten und dem Könige Karl X. Gustav von Schweden (s. den letzteren Artikel). — Die M., am rechten Ufer der Nogat, einst anderthalb Jahrhunderte lang das Haupthaus des Deutschen Ordens, d. h. die Residenz seiner Hochmeister, war am Ende des 13. und im Verlaufe des 14. Jahrhunderts ausgebaut worden und ist der herrlichste und großartigste unter den erhaltenen Profanbauten des deutschen Mittelalters. Nachdem das Schloß 1456 (im großen Dreizehnjährigen Kriege) durch die unbezahlten Ordenssöldner den Polen verkauft und überliefert worden war, wurde es der Sitz des Woiwoden (obersten polnischen Beamten) der nach ihm benannten Provinz und ist daher während der drei Jahrhunderte seiner polnischen Zeit ziemlich erhalten geblieben. Infolge der ersten Teilung Polens wieder an Preußen gekommen, verlor die M., da Marienwerder der Sitz der obersten Verwaltung von Westpreußen wurde, jede Bedeutung und blieb zunächst zum großen Teile ganz unbenutzt; der Unverstand der damaligen Baubeamten und die ausschließlich praktische Richtung der mittellosen preußischen Regierung ließen den Prachtbau schnell verfallen, die Materialien der baufällig werdenden Teile wurden zur Ausbesserung der benutzten Teile und zu anderen Staatsbauten verwandt. Auf Befehl Friedrichs II. wurde der schönste und festeste Teil, das sogen. hohe Haus, schon 1773 zu einer Kaserne für ein Infanterieregiment umgebaut; dann ließ die Regierung 1801 sowohl diese Kaserne wie das Mittelschloß brechen und daraus ein großes Getreidemagazin herstellen; der allgemeine Unwille, der über diese letzte Zerstörung ausbrach, erregte zwar im Ministerium einige Bedenken, fand aber bei den ausführenden Beamten keine Beachtung. Erst nach den Befreiungskriegen, mit dem Jahre 1817, ging man an eine Wiederherstellung, doch beschränkte man sich vorläufig auf das Mittelschloß und einige Äußerlichkeiten an der Kirche, wobei man noch dazu durch das mangelhafte Verständnis von dem Bauwesen und den Baustilen des Mittelalters gehemmt und behindert wurde. Aus dem letzteren Grunde konnten auch die ernstlichen Bemühungen Friedrich Wilhelms IV. noch keine rechten Erfolge erzielen, noch vieles Falsche und Verkehrte kam bei den Restaurationen zutage. Äußerlich erhielt die Sache einen gewaltigen Aufschwung durch die Erinnerungsfeier des Jahres 1872, die Säkularfeier der Wiedervereinigung Westpreußens mit dem preußischen Staate, und da im Laufe der Zeit auch der eben erwähnte wesentliche Mangel durch immer tiefer eindringende Studien gehoben worden ist, so hat in letzter Zeit endlich eine Wiederherstellung im vollen Sinne des Wortes beginnen können und soll in der Folge mit verstärkten Kräften gefördert werden.

Marignano (**Melegnano,** s. d.), Schlacht am 13. und 14. September 1515. Franz I. war im Anmarsch auf Mailand. Die ihm gegenüberstehenden Schweizer traten schon mit ihm in Unterhandlungen ein, als der Bischof von Sion sie zum Widerstande bewog; nur die Berner zogen ab. Am 13. mittags saß Franz in M. mit Alviano, dem Feldherrn der befreundeten Venetianer, bei Tisch, als der Anmarsch der Schweizer gemeldet wurde, welche, durch eine am Morgen zu Mailand gehaltene Ansprache jenes Bischofs begeistert, ohne das spanisch-päpstliche Heer abzuwarten, welches unter Cardona bei Piacenza stand, zum Angriff heranrückten. Sie zählten nur 20,000 Mann. Die Franzosen hatten, doppelt so stark, eine Aufstellung genommen, welche quer

über die Straße von Lodi ging; Alviano eilte, die Venetianer heranzuholen. Der Kampf, welcher erst nachmittags begann und mit großer Erbitterung geführt wurde, brachte an diesem Tage keine Entscheidung. Nachdem ihn die Nacht für einige Stunden unterbrochen hatte, begann er am Frühmorgen des 14. von neuem. Die Franzosen wetteiferten mit den deutschen Landsknechten, die französische Kavallerie machte die Schande gut, welche sie bei Novara und bei Guinegate auf sich geladen hatte, die Schweizer wehrten sich tapfer. Da entschied um 9 Uhr morgens das Eingreifen Alvianos, welcher mit 16,000 Venetianern anlangte, die Schlacht. Die Schweizer waren überwunden, aber Schritt für Schritt wichen sie in guter Ordnung auf M. zurück; Franz wagte nicht, ihnen zu folgen; der Kampf war höchst mörderisch gewesen, aber er hatte über den Ausgang des Feldzuges entschieden. Der alte Marschall Trivulzio nannte sie eine Schlacht der Riesen. — Hauptquellen für die Schlacht sind die Werke von Guicciardini und Paul Jovius.

Markow, Arkadij Iwanowitsch, Graf. Als Bauernsohn am 6. Januar 1747 in Moskau geboren, besuchte der frühreife Knabe das Gymnasium und die Universität daselbst und trat 1764 als Übersetzer in das Ministerium des Äußeren, ging 1767 als Sekretär des Gesandten nach Madrid, wo er eigentlich die Geschäfte besorgte, und im März 1771 als Legationssekretär nach Warschau. Hier arbeitete er auf Polens Untergang hin, kam aber derart mit seinem Gesandten an einander, daß ihn sein Gönner Panin (s. d.) im Februar 1772 heimberief und im Departement des Äußeren beschäftigte. Seit 1773 Kollegienassessor, ging er 1774 nach dem Haag und mit Fürst Repnin als Legationsrat in die Türkei, trat wieder in Verwendung bei Panin, wurde 1779 Kanzleirat und ging als Stütze des Gesandten 1781 in den Haag, aber seine Aufgabe, England mit den Generalstaaten auszusöhnen, scheiterte an Frankreichs überwiegendem Einflusse. 1782 zum außerordentlichen Gesandten und bevollmächtigten Minister im Haag ernannt, unterstützte er 1783 den Fürsten Bariatinski bei dem Abschlusse des Pariser Friedens und ging im März 1785 auf den ihm schon vor zwei Jahren angewiesenen Gesandtenposten in Stockholm. Hier befehdete er, verbunden mit dem Adel, fortgesetzt die Königsmacht und zog viele Leute von Gewicht auf Rußlands Seite, trat barsch auf und lebte sehr liederlich. Am 10. Mai 1786 ernannte ihn Katharina II. zum dritten Mitgliede im Kollegium der auswärtigen Angelegenheiten; er wurde die rechte Hand Bezborodkos (s. d.), dem er mit schnödem Undanke seine Wohlthaten vergalt, leitete dann durch dessen Feind, Platon Subow (s. d.), das Reich, führte die Korrespondenz wegen Polens mit den Gesandten in Wien und Berlin und die gesamte auswärtige Korrespondenz der Kaiserin. Er nahm an allen wichtigen Verträgen teil, trieb Katharina 1795 zur Teilung Polens an und bereicherte sich maßlos durch ihre Gunst. Sie gab ihm große Besitzungen und Einkünfte, ernannte ihn im November 1792 zum Geheimen Rate, verlieh ihm ihre Orden, und Österreich suchte ihn zu einer Allianz gegen Frankreich zu gewinnen; auf Thuguts Antreiben erfolgte am 8. Juli 1796 M.s und seiner Brüder Erhebung zu Reichsgrafen vonseiten Franz' II. Wegen des Scheiterns der schwedischen Heirat fiel M. 1796 bei Katharina in halbe Ungnade.

Zar Paul haßte M. und verwies ihn sofort am 28. November 1796 aus St. Petersburg, nahm ihm die Stadt Letitschew, die er durch Katharina besaß, und entließ ihn des Dienstes. Alexander I. aber rief den Intriguanten 1801 zurück, um ihn zum Wirklichen Geheimrate zu erheben und im April als bevollmächtigten Minister in Paris zu accreditieren. M. und Bonaparte waren von vornherein ausgesprochene Feinde; Bonaparte that alles, um ihm Paris zu verleiden, und M. verkehrte mit Ostentation im legitimistischen Faubourg St. Germain; der aufgehäufte Haß kam endlich durch Bonaparte am 21. September 1803 zum offenen Ausbruche. M. verließ, von Alexander mit dem St. Andreas-Orden dekoriert, im Oktober Paris und nahm 1804 mit 12,000 Rubel Jahrespension den Abschied, um den Abend seines Lebens in Üppigkeit zu verbringen. Wiederholt reichte er Alexander Mémoires ein, die gegen den verhaßten Napoleon abzielten, dessen Sturz ihn in Jubel versetzte. Seit 1820 Mitglied des Reichsrats, siedelte der Graf nach St. Petersburg über und starb hier am 29. Januar 1827. Einer seiner Brüder war der Graf Iraklij Iwanowitsch Markow, der 1807 bei Mohrungen focht, am 13. Oktober 1811 die Türken bei Rustschuk schlug und sich als General in den Freiheitskriegen hervorthat.

Vgl. Kleinschmidt, Rußlands Geschichte und Politik, dargestellt in der Geschichte des russischen hohen Adels, Cassel 1877.

Marlborough, John, Herzog von, britischer General, am 24. Juni 1650 zu Ash in Devonshire geboren, kam, da sein Vater Sir Winston Churchill ein eifriger Royalist war, früh als Page des Herzogs von York (später König Jakob II.) an den englischen Hof; mit ihm als Edelfräulein der Herzogin seine Schwester Arabella, welche bald darauf Maitresse des Herzogs wurde. Diese Verhältnisse, wie M.s vorteilhafte äußere Erscheinung, seine liebenswürdige Persönlichkeit, sein scharfer Verstand, sein richtiges Urteil, seine Redegabe, seine Unerschrockenheit und seine Kaltblütigkeit förderten rasch seine Laufbahn und verhalfen ihm zu den höchsten Ehrenstellen. Sein Unterricht war ganz vernachlässigt gewesen. Seine großen militärischen Fähigkeiten an den Tag treten zu lassen, gaben ihm zuerst die Kriege Ludwigs XIV. (s. d.) Gelegenheit, an denen er von 1672 an teil nahm; schon Turenne sagte ihm damals eine glänzende Zukunft voraus. Nach dem Frieden von Nymwegen nach England zurückgekehrt, kam er wieder an den Hof des Herzogs von York und legte hier durch seine Verheiratung (vgl. „M., Herzogin von") einen weiteren Grund für sein Steigen. Schon jetzt ward er Pair und Kommandeur eines Dragonerregiments. Des Herzogs von York Thronbesteigung brachte ihm weitere Beförderung, und der thätige Anteil, welchen er 1685 an der Niederwerfung des Versuches des Herzogs

von Monmouth (s. d.), sich die Krone zu verschaffen, nahm, gab ihm neue Ansprüche auf König Jakobs Erkenntlichkeit. Dieser befriedigte indessen die Erwartungen, welche M.s Ehrgeiz und Habsucht, die einzigen Quellen seiner Handlungen, erhoben, nicht, und daher trat letzterer, als Wilhelm von Oranien die Entthronung des Königs, seines Schwiegervaters, plante, sofort mit jenem in Verbindung; als Wilhelm zur That schritt, verriet er Jakob in schmählichster Weise. Als er ihn, seinen unmittelbar vorher abgegebenen Gelöbnissen zuwider, verlassen hatte, mußte sein protestantisches Glaubensbekenntnis den Deckmantel für seine Wortbrüchigkeit bieten. Um so eifriger war er nun bemüht, den Interessen Wilhelms zu dienen, namentlich auch, als es sich darum handelte dessen Gemahlin Maria zu bewegen, daß sie die Regierung ihrem Gatten überließ. Von jetzt an hieß er Graf M. Noch im Jahre 1689 ward er mit einer Brigade nach dem Festlande gesandt, um den Holländern im Kampfe gegen die Franzosen beizustehen. Sein Geiz und seine Betrügereien gaben schon damals zu lebhaften Angriffen gegen ihn Veranlassung. 1690 war er bei der Bewältigung Irlands beteiligt, 1691 begleitete er den König nach den Niederlanden. Plötzlich wurde er, am 10. Januar 1692, aller seiner Würden und Ämter entkleidet, und, was für ihn noch schmerzlicher war, seine Reichtümer wurden ihm genommen. Warum? war den Zeitgenossen unerklärlich; erst spät hat die Nachwelt es erfahren. Um noch mächtiger und reicher zu werden, war er mit den Jakobiten in Verbindung getreten; da er aber nicht rechten Ernst machte, seine Zusagen zu erfüllen, hatten diese ihn an Wilhelm III. verraten. Des Hochverrats angeklagt, wurde er zwar bald außer Verfolgung gesetzt, blieb aber fünf Jahre lang ohne eine Anstellung. Vergeblich versuchte er durch die gewissenlosesten und verwerflichsten Mittel eine solche zu erlangen, so verriet er Jakob II., daß eine englische Expedition unter General Talmash Brest angreifen würde; er bezweckte damit, daß dieser General eine gänzliche Schlappe erleiden möchte, weil er hoffte, daß, nachdem Talmash als Befehlshaber diskreditiert sei, ihm, als dem dann allein für fähig gehaltenen, wieder ein Kommando anvertraut werden würde. Gleichzeitig buhlte er um die Gunst Jakobs und Wilhelms. Als im Dezember 1694 die Gemahlin des letzteren gestorben war, wandten M. und seine Gattin, die alle seine Pläne kannte und an seinen Intriguen Anteil hatte, ihre Aufmerksamkeit auch der Prinzessin Anna, der mutmaßlichen Thronerbin, zu. Nach und nach gewann M., geschickt sich windend, einen Teil seiner Stellung zurück; 1701 nahm ihn der König mit nach Holland und betraute ihn mit diplomatischen Verhandlungen, in denen er sich als ein Meister erwies, indem er verstand, sich das Vertrauen der Generalstaaten zu erwerben und vorteilhafte Verbindungen, zum Zweck der Bekriegung Frankreichs, anzuknüpfen. 1702 starb König Wilhelm. Ihm folgte die Königin Anna. Obgleich im Herzen der Partei der Tories angehörend, fügte sie sich den Wünschen der aus Whigs bestehenden Mehrheit des Unterhauses und regierte, eingedenk der Ereignisse des Jahres 1689, welche Jakob II. den Thron gekostet hatten, mit einem Whigministerium. Der letzteren Partei gehörte auch M. an, und es begann für ihn nun eine fast zehnjährige Periode des Ruhmes und des Glanzes, in welcher er, dem früheren Intriguenspiele entsagend, alle seine Fähigkeiten und Kräfte darauf richtete, England groß zu machen, indem er dazu beitrug, durch glänzende Leistungen auf dem Schlachtfelde und durch geschickte Verhandlungen mit den befreundeten Mächten die Absicht Ludwigs XIV., die Vereinigung der Krone Frankreichs und Spaniens, zu hintertreiben. Es war der Spanische Erbfolgekrieg (s. d.), welcher M. Gelegenheit gab, alle seine großen militärischen und diplomatischen Eigenschaften in erfolgreichster Weise zur Geltung zu bringen. Die Siege von Höchstädt, von den Briten Blenheim genannt, Ramillies und Malplaquet sind seine glänzendsten Erfolge. Die Kräfte Englands den Bedürfnissen der Kriegführung dienstbar zu machen, war Sache des ihm befreundeten und verschwägerten Lord Godolphin, des Ministers des Innern. Der Krieg war für M. eine Quelle der Ehren und des Reichtums; Belohnungen und Auszeichnungen aller Art wurden ihm fortwährend in ausgedehntestem Maße zuteil. Im Jahre 1710 änderte der Ministerwechsel in England die ganze Sachlage. Die Königin emanzipierte sich von dem Einflusse der sie bis dahin beherrschenden Herzogin von M. und berief die Tories Harley und Bolingbroke, M.s persönliche Gegner, als ihre Minister; M. war freilich zu sehr volksbeliebt, als daß man ihn sogleich hätte abdanken können, aber man bereitete ihm Kränkungen und Beleidigungen aller Art, und eine boshafte Flugschriftenlitteratur (vgl. Quellen zu „M., Herzogin von") untergrub nach und nach seinen Ruf und sein Ansehen, indem sie seine ganze Vergangenheit von neuem an das Licht zog und aus seiner Geldgier und den vielfachen Unrechtfertigkeiten, welche er sich hatte zuschulden kommen lassen, Stoff zu den heftigsten und vielfach übertriebenen Anschuldigungen schöpfte. 1711 durfte man endlich wagen, ihn abzuberufen, und am 1. Januar 1712 wurde er zum zweitenmale aller seiner Würden und Ämter entkleidet, auf daß seine ganze Amtsführung einer unparteiischen Untersuchung unterworfen werde. Bald darauf ward er förmlich in Anklagezustand versetzt. Es war das eine Maßregel, welche weiter keine Folgen hatte; seine Gegner wollten lieber die tiefen Schatten, welche alle diese Vorgänge auf den Charakter und die Laufbahn des Herzogs geworfen hatten, auf seiner Person ruhen lassen, als durch eine Klarlegung der wirklichen Vorgänge einen Teil der ihm gemachten Vorwürfe beweisen, andere aber als ungerechtfertigt bezeichnen zu müssen. M. ging nach dem Festlande, um in der Nähe des neuaufgehenden Tagesgestirns, des Kurfürsten Georg Ludwig von Hannover, zu sein. Als Königin Anna im Sterben lag, im August 1714, kehrte er zurück; seine politischen Freunde bereiteten ihm in London einen glänzenden Einzug. Georg I. setzte ihn in einen Teil seiner Ämter wieder ein, aber M. nahm an den öffentlichen Angelegenheiten keinen Anteil mehr. Er war alt

und krank geworden; im Mai 1716 erlitt er einen heftigen Schlaganfall, und am 17. Juni 1722 erlag er einem solchen auf seinem Landsitze Windsor-Lodge. Daß er das für damalige Zeiten fast unerhörte Vermögen von drei Millionen Pfund Sterling hinterließ, beweist am besten die Wahrheit des ihm gemachten Vorwurfes der Habsucht und des Geizes, der Raubgier und der Bestechlichkeit. M. war ein Mann von ungewöhnlichen Fähigkeiten und Eigenschaften, aber er war kein großer Mann, dazu fehlte ihm vor allem die schöpferische Kraft. Lord Chesterfield, welcher ihn genau kannte, gesteht ihm Talent aber kein Genie zu; Bolingbroke nennt ihn das Urbild eines durch Erfahrung gereiften Talentes. Auch im Kriegswesen hat er nichts Neues geschaffen; er war ein gescheiter Anführer aber kein Feldherr ersten Ranges, wie Prinz Eugen, Friedrich der Große und Napoleon. — Sein Leben schilderten W. Coxe, welcher aus den Archiven von Blenheim, M.s Schlosse, geschöpfte Memoiren veröffentlichte (London 1818—19) und ihn daher zu schonend behandelt; Alison, welcher M.s militärisches Leben (London 1852) vom torystischen Standpunkte beschrieb; ferner Bucke (London 1839) und Macferlane (London 1852). Seine Depeschen sind durch Sir Georges Murray (London 1845 bis 1861) veröffentlicht. Macaulay beurteilt M. sehr hart, es ist dabei indes zu bemerken, daß seine Darstellung der Ereignisse nur bis 1697 reicht, also vor der Glanzzeit M.s endet. Die älteren, bald nach M.s Tode erschienenen Biographieen von Ledyard und eine seinem Schwiegersohne, dem Herzog von Montaigu, zugeschriebene, sind ganz parteiisch für ihn.

Marlborough, Sarah, Herzogin von, des Vorigen Gemahlin, war die Tochter eines Landedelmanns Richard Jennings. Am 29. Mai 1660 zu Sandbridge in Hertfordshire geboren, kam sie zur Belohnung der Dienste, welche ihr Vater der königlichen Sache geleistet hatte, schon im Alter von 12 Jahren an den Hof der Herzogin von York und ward bald die vertraute Freundin von deren jüngerer Tochter, der nachmaligen Königin Anna. Diese war ebenso schüchtern, bescheiden und schwach an Verstand, wie Sarah hochfahrend, herrschsüchtig und klug. So kam es, daß die Prinzessin ihren Willen dem ihrer Freundin bald ganz unterordnete und, als sie selbst 1683 den Prinzen Georg von Dänemark heiratete, diese, die seit 1678 die Gattin des Oberst Churchill war, sich als erste Hofdame erbat. Ein Gegensatz bestand indessen zwischen den beiden Freundinnen: während Sarah eifrige Protestantin und Anhängerin der Whigs war, hegte Anna torystische Neigungen; doch ließ sie sich, als ihr Vater Jakob II. entthront wurde, durch das Ehepaar Churchill bestimmen, in das oranische Lager überzugehen. Auch als ihr Gatte in Ungnade fiel, behauptete Gräfin M. ihren Hofposten bei der Prinzessin Anna, sowie ihre Wohnung in Whitehall; als sie letztere endlich aufgeben mußte, weil sie dem König Wilhelm und der Königin Maria öffentlich Trotz zu bieten versucht hatte, folgte Anna ihr und ging mit in Sarahs Landhaus. Als Anna den Thron bestieg, ward der Einfluß des Ehepaares M. unbeschränkt und blieb es jahrelang, endlich aber ward selbst der Königin sanfter und nachgiebiger Charakter der Herrschaft ihrer herrschsüchtigen Favorite überdrüssig; eine andere Dame des Hofes, Abigail Hill, durch Anna an einen Offizier Namens Masham verheiratet, nahm deren Platz im Herzen der Königin ein, der politische Gegensatz zwischen Anna und Sarah erleichterte der Torypartei den lange vorbereiteten Sturz des Günstlingspaares M., welcher damit eingeleitet wurde, daß die Herzogin im April 1710 den goldenen Schlüssel, das Wahrzeichen der Stellung, welche sie einnahm, abgeben mußte. Unter Georg I. versuchte sie vergeblich, von neuem eine Rolle zu spielen. — Sie war nicht eine regelmäßige Schönheit, hatte aber schöne Augen und das schönste Haar der Welt; war geistvoll und besaß eine große Unterhaltungsgabe, viel Schlauheit und natürlichen Verstand. Sie beherrschte auch ihren Gemahl, dessen Ehrgeiz und Habsucht sie teilte. Sie starb am 29. Oktober 1744. Scribes Theaterstück „Das Glas Wasser“, welches den Sturz des herzoglichen Paares im Jahre 1711 behandelt, hat auf geschichtliche Wahrheit keinen Anspruch. — Die Denkwürdigkeiten der Herzogin, welche sie in ihren letzten Lebensjahren niedergeschrieben hatte, gab Hooke 1742 unter dem Titel eines Berichtes über ihr Leben heraus; zur Widerlegung desselben erschien eine andere Schrift „De l'autre côté de la question“. Im Sinne der letzteren ist auch „Histoire sécrète de la reine Sarah ou la duchesse de M. démasquée, La Haye 1708—12, geschrieben.

Marmont, Auguste Frédéric Louis Viesse de, Herzog von Ragusa, Marschall von Frankreich, der Sohn eines Offiziers, ward am 20. Juli 1774 zu Châtillon-sur-Seine geboren. Als Artillerielieutenant zog er vor Toulon die Aufmerksamkeit Bonapartes auf sich, welcher ihn von da an ganz an seine Person fesselte. Er nahm ihn als Adjutanten nach Italien und Ägypten mit und zog aus seiner kriegerischen Einsicht und seinen militärischen Fähigkeiten mannigfachen Nutzen; nach dem 18. Brumaire übertrug er ihm die Organisation des Artillerietrains, welcher bis dahin durch gemietete Pferde und Fuhrleute fortgeschafft worden war. Auch 1800 leistete er in Italien gute Dienste, namentlich durch die zweckmäßigen Vorbereitungen, welche er für den Übergang der Artillerie über die Alpen traf, und durch die Verwendung seiner Geschütze zur Vorbereitung von Desaix' Angriff bei Marengo. 1801 stellte der Erste Konsul ihn an die Spitze dieser Waffe, deren Entwickelung er große Sorgfalt widmete. Im Kriege von 1805 gegen Österreich befehligte er ein Armeecorps. Dann erhielt er das Oberkommando in dem an Frankreich abgetretenen Dalmatien, welches er teilweise den Russen und Montenegrinern erst abnehmen mußte. Seine dortige Verwaltung war für das Land segensreich, namentlich legte er Straßen an; eine der ihm zuteil gewordenen Belohnungen war sein Herzogstitel. Indessen verstand er nicht, sich mit Montenegro auf guten Fuß zu stellen, auch unterließ er, die Engländer am Festsetzen auf den Jonischen Inseln zu hindern. Als 1809 ein neuer

Krieg mit Österreich ausbrach, wurde M. mit seinen Truppen auf den Kampfplatz berufen; er drängte die ihm gegenüberstehenden Österreicher zurück und vereinigte sich mit der Großen Armee, war auch bei Wagram zur Stelle, kam aber nicht zum Schlagen; Napoleon macht ihm zum Vorwurf, daß sein Anmarsch nicht rasch genug gegangen sei. Mit der Verfolgung der geschlagenen Österreicher beauftragt, machte er von neuem Fehler, verfolgte zunächst eine falsche Spur und entging dann nur durch den Beistand anderer ihm zuhilfe kommender Generale bei Znaim am 11. und 12. Juli einer Niederlage, die Indisziplin seiner durch Sieg und Wein trunkenen Truppen hatte ihm große Schwierigkeiten bereitet. Trotzdem aber ernannte der Kaiser ihn darauf zum Marschall. Wiederum an die Spitze der Verwaltung der illyrischen Provinzen gestellt, bewährte er sich von neuem als tüchtiger Organisator. Im Mai 1811 übernahm er an der Stelle von Massena, welcher Portugal hatte aufgeben müssen, das Kommando im westlichen Spanien. Nach einander verlor er im folgenden Jahre Ciudad-Rodrigo (19. Januar), Badajoz (7. April) und Salamanca (28. Juni) an Wellington. Am 22. Juli griff er diesen bei letzterer Stadt an, seine Armee wurde gänzlich geschlagen, ihm selbst wurde ein Arm zerschmettert. Doch konnte er 1813 wieder im Felde erscheinen; der Kaiser gab ihm das Kommando des VI. Armeecorps, mit welchem er bei Groß-Görschen, Bautzen, Dresden und namentlich bei Leipzig tapfer focht, doch vertraute er ihm die Ausführung selbständiger Aufträge nicht an, und auch die Führung seines Armeecorps trug ihm vielfachen Tadel seitens seines kaiserlichen Feldherrn ein. Bei Beginn des Feldzuges von 1814 führte er das Kommando am Mittelrhein, von wo Blücher ihn zurückdrängte. Er focht dann bei Brienne und La Rothière, siegte am 10. Februar bei Champaubert, trug in den folgenden Tagen bei Vauchamps und Etoges Vorteile über die Schlesische Armee davon, verschuldete aber hauptsächlich den Ausgang des Tages von Laon. Der Tag von La Fère Champenoise warf ihn nebst Mortier gegen Paris zurück, welches beide Marschälle am 30. März vergeblich gegen die Verbündeten zu behaupten suchten. Am Nachmittage schloß M. mit diesen eine Übereinkunft ab, infolge deren die Hauptstadt aufgegeben wurde; inzwischen war der Kaiser zu Fromenteau eingetroffen; es war zu spät. Am 1. April ließ er M.s Truppen bei Essonne Revue passieren; er tadelte den Marschall nicht, empfahl ihm die dortige wichtige Stellung und bereitete sich zum Vorgehen gegen Paris. Indessen trat M. in weitere Unterhandlungen mit dem Feinde, welche am 5. zum Abschluß kamen und den Abmarsch seiner Truppen nach der Normandie zur Folge hatten. M.s Abfall beraubte den Kaiser der letzten Möglichkeit, den Krieg fortzusetzen, und hatte dessen Abdankung zur Folge. M. schloß sich den Bourbonen an, sah sich in seiner Hoffnung, eine politische Rolle zu spielen, freilich getäuscht, verließ aber 1815 mit ihnen Frankreich. Zurückgekehrt ließ er sich, da er eine andere seinem Ehrgeiz und seinem Drange nach Thätigkeit genügende Stellung nicht erlangte, auf Spekulationen ein, welche unglücklich ausfielen, ihn veranlaßten, mit Forderungen an Österreich hevorzutreten, welches ihm 1814 den Fortgenuß seiner illyrischen Dotation zugesagt hatte, und die Scheidung von seiner Gattin zur Folge hatten. 1826 fungierte er als Botschafter bei der Kaiserkrönung in Moskau. Bei Ausbruch der Julirevolution hatte er als Majorgeneral der Garde den Dienst beim Könige. Dieser vertraute ihm das Kommando in Paris an; seine Unentschlossenheit und Energielosigkeit trugen zum Gelingen der Revolution wesentlich bei. Nachdem er mit dem Könige Frankreich verlassen hatte, lebte er meist in Österreich; am 2. März 1852 ist er zu Venedig gestorben. Seine letzten Lebensjahre waren schriftstellerischer Thätigkeit gewidmet, hauptsächlich der Abfassung seiner umfangreichen Denkwürdigkeiten, die Zeit von 1792 bis 1832 umfassend, welche 1856 zu Paris erschienen und auch in das Deutsche übersetzt sind. Der Geist des Stolzes und der Überhebung, sowie die Schmähsucht und die Verletzung der wohlverdienten Ansprüche seiner Waffenbrüder, von welchen diese mit destillierter Galle geschriebenen Aufzeichnungen erfüllt sind, haben ihnen vielfachen Widerspruch und zahlreiche Berichtigungen zugezogen. Namentlich erschienen zwei Schriften, welche die Widerlegung der Aufzeichnungen M.s zum Gegenstande haben, „Le maréchal M. devant l'histoire“, dem Hofhistoriographen der Bonaparte A. du Casse zugeschrieben, und „Réfutation des mémoires du maréchal M.“, von Laurent de l'Ardèche, dem Biographen Napoleons I., herrührend. Die Beschreibung seiner Reisen in Osteuropa und dem Orient erschien schon 1838, ebenso eine Schrift über den Geist des Militärwesens. Alle diese Werke sind in das Deutsche übertragen.

M. war geistreich, unterrichtet, liebenswürdig im Umgange, ein Freund der Pracht und des Glanzes, von großem physischem, aber geringem moralischem Mute, Kaltblütigkeitim entscheiden den Augenblick und Besonnenheit in der Gefahr, wo er unselbständig und unentschlossen war, mangelten ihm. Napoleon behandelte und beurteilte ihn hart; die Anhänglichkeit, welche er den Genossen seiner ersten Erfolge überhaupt bewahrte, hinderten ihn indessen, M. ganz fallen zu lassen.

Marnix, Philipp v., Herr von Mont Saint-Aldegonde, unter welchem letzterem Namen er in der Geschichte am häufigsten genannt wird, 1538 zu Brüssel geboren, erhielt eine gelehrte Bildung und beschäftigte sich namentlich viel mit theologischen Angelegenheiten, welche er auch mehrfach schriftstellerisch behandelte; Calvin machte ihn zu einem begeisterten Anhänger der reformierten Lehre. Als er 1560 in sein Vaterland zurückgekehrt war, gaben die Verfolgungen, welchen diese dort ausgesetzt war, Veranlassung, seine Zugehörigkeit zu jener Kirche durch die That zu erweisen. An der Bildung des sogen. Kompromiß, jener Vereinigung patriotisch gesinnter Männer gegen die spanische Vergewaltigung, welche zu Anfang des Winters 1565 zu Brüssel zustande kam, hatte er hervorragenden Anteil; er ward bald die eigentliche Seele desselben und der Mittelsmann zwischen ihren Gliedern und seinem

Freunde Wilhelm von Oranien. Als am 18. Juli 1572 Herzog Alba die Versammlung von Dortrecht berief, auf welcher er sich herbeiließ, mit den niederländischen Ständen zu unterhandeln, vertrat M. den Prinzen und dessen Sache auf der von diesem gleichzeitig dorthin geladenen Zusammenkunft von Verordneten der Städte und von Adligen. Er erlangte Geldmittel von ihnen und legte durch das getroffene Abkommen den Grund zur Verfassung der Generalstaaten. Bei der Einnahme von Maaslandsluys fiel er 1573 in spanische Gefangenschaft. Als dann König Philipp in Unterhandlungen mit Oranien trat, entsandte er M. aus der Haft zu ihm, aber jener verschloß sein Ohr, und M. kehrte in die Gewalt der Spanier zurück. 1574 wurde er ausgewechselt. Auf dem fruchtlos verlaufenen Kongreß zu Breda, welchen Kaiser Maximilian II. zustande gebracht hatte, fungierte er wieder als einer der Abgesandten Oraniens. Im November 1576 unterzeichnete er als dessen Vertreter den Vertrag von Gent, welcher die südlichen mit den nördlichen Provinzen einen sollte; verschiedene diplomatische Sendungen, bestimmt, den Beistand Englands, Frankreichs und des Reiches für die Generalstaaten zu gewinnen, nahmen in dieser Zeit seine Thätigkeit in weiteren Anspruch. Sie sollten keine Früchte tragen und dem Genter Vertrage sollte bald die Union von Utrecht folgen, welche am 23. Januar 1579 jenes Scheinwerk zerstörte, indem sie die sieben Nordprovinzen zu einem geschlossenen Ganzen verschmolz. Im November 1583 ward er zum Bürgermeister von Antwerpen ernannt. Seit 1584 ward die Stadt zwölf Monate lang durch die Spanier unter Alexander von Parma belagert; ihre Übergabe am 17. August 1585, meist durch die mangelnde Unterstützung seitens der Bürgerschaft herbeigeführt, zog M. eine Anklage zu. Er wurde freilich freigesprochen, zog sich aber verstimmt von allen öffentlichen Geschäften zurück, bis ihn 1590 die Generalstaaten von neuem mit einer diplomatischen Sendung nach Frankreich betrauten. In seinen letzten Lebensjahren unternahm er es, die Bibel in das Niederländische zu übersetzen, sein zu Leyden am 15. Dezember 1598 erfolgter Tod hinderte die Vollendung des Werkes. E. Quinet mißt ihm in seiner „Histoire de la fondation des Pays-Bas" (Paris 1854) einen Hauptanteil an dem Verdienste der Befreiung seines Vaterlandes bei. — Vgl. A. J. van der Aa, Biographisch Woordenboek, 12. Tl., Harlem 1869.

Marokko, Sultanat im Nordwesten Afrikas, umfaßt mit der Oase Tuat in der Sahara annähernd 815,000 □km, wovon etwa ¼ auf wasserreiche, üppige Ebenen und fruchtbares Hochland, $^1/_{10}$ auf die Steppe und der übrige Teil auf unzugängliche Gebirgs- wie öde Wüstenregion entfällt. Der kulturfähige Boden ist bei dem milden Klima, denn nur im Süden des Atlas wehen heiße Saharawinde, sehr ertragreich. Die Landesbewohner, deren Zahl zu 6,500,000 berechnet wird, bestehen aus Überresten von Hamiten, Berbern, eingewanderten Arabern und Mauren. Das despotisch regierte Land, dessen religiös fanatische Bevölkerung von besonderem Haß gegen die Christen erfüllt ist, bildet den letzten Rest der arabischen Herrschaft in Nordafrika. Mit Beginn des sechzehnten Jahrhunderts hatte sich die Dynastie der thatkräftigen Scherife von Tafilet, Stadt einer gleichnamigen Oase im südlichen Steppensaume, des marokkanischen Thrones bemächtigt und einen bedeutenden Aufschwung des Reiches herbeigeführt, dessen Grenzen weit in algerisches Gebiet und über Tuat, Sammelplatz der Karawanen nach dem schon damals kommerziell wichtigen Timbuktu, bis zum Niger ausdehnend. Diese nationale Machtentfaltung hatte Fortgang trotz sich oft erneuernder Thronstreitigkeiten und Palastrevolutionen. Als der seit 1572 regierende Muley Mohammed von seinem Oheim Muley Moluk mit türkischer Hilfe vertrieben wurde, rief ersterer den Schutz Königs Sebastian von Portugal an, welcher, die Gelegenheit benutzend, einen lang geplanten Kriegs- und Eroberungszug nach M. unternahm. Der Feldzug fand indessen schon auf dem Vormarsche nach Fez verhängnisvollen Abschluß in der Schlacht von Alcazar, jetzt Kazr el Kebir, am 4. August 1578, wo die Portugiesen eine furchtbare Niederlage erlitten, König Sebastian und Mohammed fielen, auch der schon vor der Schlacht kranke Moluk starb während derselben. Muley Hamet, ein anderes Glied des Herrscherhauses, bestieg nun den Thron und leitete versöhnliche Schritte mit Spanien ein, an welches Portugal schon 1580 fiel. Durch innere Unruhen und besonders infolge häufiger Empörungen der fast unabhängigen Gebirgsstämme geschwächt, zerfiel allmählich das Reich, so daß es um Mitte des siebzehnten Jahrhunderts einer zweiten Scheriffamilie fatimidischer Abstammung gelang, die bisherige Dynastie zu stürzen und das noch jetzt regierende Herrscherhaus zu begründen. Einer ihrer größten Machthaber, Muley Ismail (1672—1727), beherrschte M. mit echt orientalisch grausamer Tyrannei, verschaffte dem Lande aber Glanz nach außen. Er nahm den Spaniern den bedeutenden Handelsplatz Tanger am westlichen Eingange der Gibraltarstraße, sowie ihre Besitzungen an der Nordküste bis auf die sogenannten noch heute spanischen Presidios, vier isolierte stark befestigte aber verödete Hafenplätze meist ohne Landbesitz, deren wichtigste die Festung Ceuta am Ostthore der Meerstraße ist. Unter seinem schwachen Nachfolger litt das Reich von neuem durch staatsfeindliche Umtriebe frondierender Häuptlinge bis zur Regierung des einsichtsvollen Muley Sidi Mohammed (1757—89), dessen Wirksamkeit nach Regelung diplomatischer Verhältnisse mit den europäischen Seemächten die organische Gestaltung des Staatswesens wesentlich verbesserte. Ihm folgte nach kurzer Unterbrechung alter Barbarei Sultan Muley Suleyman (1794—1822), dessen zivilisierende Bestrebungen wieder bessere Zustände anbahnten, zunächst durch Maßregeln gegen die für Europa furchtbar gewordene marokkanische Seeräuberei und des damit verbundenen Haltens von Christensklaven. Unter seinem Nachfolger Muley Abd-ur-Rahman (1822—59), einem ebenfalls für bedingte Reformen zugänglichen Regenten, wurde aus äußerer Veranlassung der Friede des Reiches arg und lange gestört. Seit der Besitznahme Al-

giers durch die Franzosen bezeigte auch M. in islamitischer Glaubensgemeinschaft erbitterten Haß gegen die fremden Eroberer. Der vom Marschall Bugeaud (s. d.) über die Grenze gedrängte Emir Abd-el-Kader fand daher bei den Marokkanern offene Unterstützung, auch gab der Sultan der Volksstimme nach und stellte ein Heer an der Ostgrenze des Landes auf. Noch vor der Kriegserklärung brachen im Mai und Juni 1844 wegen Grenzverletzung Feindseligkeiten mit den Franzosen aus. Diese rückten darauf in M. ein und erfochten am 14. August einen entscheidenden Sieg am Flusse Isly, während die französische Flotte vor den marokkanischen Haupthäfen erschien, am 6. August Tanger und am 15. d. M. Mogador an der atlantischen Küste beschoß und deren Strandbefestigungen zerstörte. England, besorgt wegen der wachsenden Befestigung und Ausdehnung der französischen Macht in Afrika, vermittelte zwischen den kriegführenden Parteien, bis ein am 10. September abgeschlossener, sonst glimpflicher Friede die Ausweisung Abd-el-Kaders erzwang. Den Vertrag zu erfüllen, besaß jedoch Abd-ur-Rahman nicht die Macht, weil der kühne Emir eigenmächtig zum heiligen Kriege aufgefordert und ein großer Teil der Bevölkerung des nördlichen und östlichen M. seinem Rufe begeistert Folge geleistet hatte. Im Oktober 1845 stand Abd-el-Kader wieder kampfbereit da, ohne die Autorität des Sultans noch ferner zu beachten. Letzterer, von Frankreich gedrängt, zog mit einem Heere gegen den Emir ins Feld, aber seine erfolglosen Operationen wie sein anscheinend zweideutiges Verhalten veranlaßte Frankreich nochmals zu intervenieren. Nun entfaltete Abd-ur-Rahman größere Energie, unterwarf die aufrührerischen Grenzstämme und trieb Abd-el-Kader auf französisches Gebiet, wo sich derselbe am 22. Dezember 1847 den Franzosen gefangen gab. Inzwischen sah sich der Sultan mit Spanien und den skandinavischen Mächten in Händel verwickelt. Spanien verlangte wegen Ermordung seines Konsularagenten Genugthuung, welche nach längerem Widerstreben am 4. September 1844 durch englische Vermittelung gewährt wurde. Schweden und Dänemark verweigerten den bisher an M. bezahlten Tribut, welchen sie wie andere Seestaaten vertragsmäßig geleistet hatten, um ihre Handelsschiffe vor marokkanischer Seeräuberei sicher zu stellen. Von den größeren Seemächten war der Schutz ihrer Flaggen bereits gewaltsam erzwungen worden, so zuletzt auch von Österreich 1829—30 durch eine resultatreiche kriegerische Expedition gegen M.s Küstenplätze. Das skandinavische Zerwürfnis erledigte sich durch Englands und Frankreichs Dazwischenkunft, indem Abd-ur-Rahman am 5. April 1845 überhaupt auf jeden ferneren Tribut verzichtete. War die Ruhe nach außen für einige Zeit wiederhergestellt, so entstand 1850 infolge von Mißernte und gänzlicher Handelsstockung, diese vorwiegend durch des Sultans eigennützige Wirtschaftspolitik hervorgerufen, ein weitverbreiteter Aufstand, während dessen Wirren eine selbstsüchtige Kamarilla intriguierte, um Abd-ur-Rahman zu stürzen. Nach Unterdrückung dieser Bewegung traten neue Zerwürfnisse mit Frankreich ein wegen Plünderung eines an M.s Strande gescheiterten französischen Schiffes. Wie gewöhnlich wurde ein Ausgleich der geschehenen Unbilden verweigert, weshalb ein französisches Geschwader in die Rhede von Salee am Atlantischen Meere eindrang und durch Beschießung dieser Seefestung, früheren Hauptplatzes marokkanischer Seeräuberei, 26. November 1851, Frankreichs Forderungen zur Geltung brachte. Nachdem Abd-ur-Rahman gegen Ende seiner Regierung mit verschiedenen europäischen Mächten Mißhelligkeiten gehabt hatte wegen Räubereien der im gebirgigen Küstenlande des Mittelmeers wohnenden Rifpiraten, vererbte er 1859 einen aus solchen Motiven entbrannten Krieg mit Spanien auf seinen Sohn und Nachfolger Sidi Mohammed (1859–73). Wiederum war nach einem Einfalle der Rifpiraten in das spanische Gebiet von Ceuta die beanspruchte Entschädigung versagt worden, worauf Spanien am 22. Oktober 1859 den Krieg an M. erklärte. Ein spanisches Heer unter Marschall O'Donnel rückte gegen die wenig südlich von Ceuta in fruchtbarer schöner Ebene gelegene marokkanische Festung Tetuan vor, erstürmte diese am 4. Februar 1860 und siegte nochmals am 23. März westlich des Platzes in offener Schlacht. Nun suchte der Sultan um Waffenstillstand nach, welcher am 26. April zum Frieden führte, dessen Bedingungen M. zu beträchtlicher Kriegsentschädigung und Gebietsabtretungen in der Nähe von Ceuta nötigten. Zwar dauerte der äußere Friede fort, doch gärten die algerischen Erhebungen 1865—67 zu den marokkanischen Grenzlanden hinüber und fanden hier eifrigen Vorschub. Besonders als sich im März 1870 ein größerer Aufstand von hervorragend religiösem Charakter im südlichen Oran entwickelte, brachte die benachbarte Bevölkerung M.s thätige Hilfe, weshalb zur Bewältigung der Unruhen französische Streitkräfte unter General v. Wimpffen (s. d.) auch in das südöstliche M. einrückten. Ebenso beteiligten sich marokkanische Stämme an dem Aufruhr von 1870 bis 1871, welcher in Algerien nach Zertrümmerung des französischen Heeres im Kriege gegen Deutschland ausgebrochen war. Am 25. September 1873 starb Abd-ur-Rahman, und sein Sohn Muley Hassan succedierte, ein dem Rufe nach wohlgesinnter und charakterfester Fürst, welcher bestrebt ist, die politische Macht M.s durch Staatseinrichtungen nach europäischem Gepräge zu befestigen, trotz starren Widerstrebens fanatischer Moslems gegen seine autoritären Maßnahmen. Zeitgemäße Vervollkommnung der binnenländischen und überseeischen Handelsverbindungen, Einschränkung der Willkür provinzieller Statthalter wie der Häuptlinge aller landsässigen Stämme und geordnete Rechtspflege sollen zunächst aus staatlicher Verrottung heraushelfen.

Die beiden Hauptstädte des Reiches liegen im Innern des Landes. Nördlich Fez (100,000 Einwohner) in schönem und wohlbewässertem Thale, einst Blütepunkt mohammedanischer Zivilisation, jetzt nur ein Schatten früherer Größe, aber doch noch die bedeutendste Stadt M.s mit altberühmter arabischer Akademie und lebhafter Industrie. Südlich liegt M. oder Marakesch, d. i. „die Geschmückte", wegen ihrer schönen Lage in einer

Fruchtebene am Fuße des auf hohem Gipfel meist schneebedeckten Atlas, eigentliche Residenz (50,000 Einwohner), wie Fez im Mittelalter gegründet und früher volkreicher, ebenfalls Industriestadt, besonders in Lederfabrikation (Maroquin). Das stehende Heer umfaßt 20,000 Mann (12,000 Mann Infanterie, 5000 Mann Kavallerie, 3000 Mann Artillerie und Marine) und 40,000 den Gendarmeriedienst versehende berittene Truppen, läßt sich im Kriegsfalle durch Aufgebot irregulärer Truppen auf über 400,000 Kombattanten verstärken, kann sich jedoch mit europäischen Truppen in keiner Weise messen. Das vorzeiten so ansehnliche und gefürchtete Seewesen ist gänzlich heruntergekommen. Die wichtigsten Landesprodukte der Ausfuhr bestehen in Erzeugnissen des Ackerbaues und der Viehzucht, eingeführt werden als Hauptbedarf Seiden- und Baumwollstoffe, Eisen- und Stahlwaren, Wert der Aus- und Einfuhr deckte sich in den letzten Jahren.

Vgl. G. Rohlfs Reiseberichte in „A. Petermanns geographischen Mitteilungen 1863—65"; D. Schlagintweit, Spanisch-marokkanischer Krieg 1859—60 (Leipzig 1863); „Goth. Hofkalender 1885".

Maroto, Rafael, spanischer General, 1785 zu Lorca im Königreich Murcia aus niederem Stande geboren, trat 1808 in ein Freicorps, ward zum Offizier befördert, aber wegen Diebstahlverdachts kassiert. Trotzdem war er 1815 Kommandeur eines spanischen Regiments in Chile. Indessen nicht für lange. Unrechtfertigkeiten verschiedener Art, deren Schwere durch die Erzählungen seiner Feinde vielleicht übertrieben ist, bewirkten, daß er sich nirgends lange halten konnte. Nach einem abenteuernden Leben schloß er sich Don Karlos an, nahm an dessen Kämpfen teil und erhielt im Sommer 1838 den Oberbefehl sämtlicher Streitkräfte desselben. Er nahm sich der Reorganisation des Heeres ernstlich an, sorgte für die Bezahlung der Soldaten und gewann deren Sympathieen, konnte aber seinen Feldzugsplan seinen klerikalen Gegnern gegenüber nicht durchsetzen. Auch sonst machten sie ihm viele Schwierigkeiten und planten sogar seine Ermordung. M. hatte jedoch die Macht in Händen und ließ am 18. Februar 1839 vier ihm feindliche Generale nebst einem Sekretär zu Estella erschießen. Die Umgebung Don Karlos' bestimmte denselben, gegen ihn einzuschreiten, er zwang aber den Prätendenten, seine Verfügungen zurückzunehmen und M.s Gegner zu verbannen. Dieser sah indessen ein, daß der Kampf des Absolutismus gegen die Übermacht der Christinos hoffnungslos sei und trat mit Espartero in Unterhandlungen, welche am 31. August 1839 zum Abschluß des Vertrages von Bergara führten. Der Streit sollte dadurch beendet werden, daß Don Karlos' ältester Sohn die Königin Isabella heiratete. Der Prätendent versuchte vergeblich, die Truppen umzustimmen, sie folgten M., welcher für seinen Verrat mit Geld und Ehren reich belohnt wurde. Seine Abmachungen aber wurden nicht verwirklicht; er selbst ging, gemieden und verachtet, nach Chile und starb dort Anfang 1847. — Vgl. Baumgarten, Geschichte Spaniens seit der französischen Revolution, Leipzig 1865—71 (in Biedermann, Staatengeschichte der neuesten Zeit).

Marradas, Don Balthasar, geb. ca. 1560 in Valencia, gest. am 12. August 1638 zu Prag als kaiserlicher General, Geheimrat und Statthalter Böhmens. Er kam als Ritter des Malteser-Johanniter-Ordens nach Österreich und machte hier ohne sonderliches Talent im Waffendienste bald sein Glück, da es ihm weder an persönlicher Tapferkeit noch an Geschick, sich die Gunst des Hofes zu erwerben, gebrach. 1617 verteidigte M. Gradiska gegen die Venetianer, 1618 machte er den Feldzug Bouquois gegen die aufständischen Böhmen mit und wurde bereits 1619 zum Generalwachtmeister über das spanische Hilfsvolk bestellt, in welcher Eigenschaft er der böhmischen Campagne 1619—20 seine Dienste widmete. Nach der Schlacht am Weißen Berge (8. November 1620) zeigte er sich mit dem Verhängen von Kontributionen und Konfiskationsmaßregeln keineswegs säumig, und verstand es — bereits im Besitze mannigfacher Würden und Titel —, als Generaloberst der Reiterei (1622) namhafte Entlohnungen sich zu verschaffen, die ihm den gewinnbringenden Ankauf bedeutender Konfiskationsgüter erleichterten. 1623 begleitete er den neuen Oberanführer Hieronymus Grafen von Carafa-Montenegro in den Feldzug gegen Gabriel Bethlen, Fürsten Siebenbürgens. — 1625 wurde ihm eine außerordentliche Botschaft an den Münchner Hof übertragen; von welcher, ohne diplomatischen Erfolg zurückgekehrt, M. der Armee des neuen Generalissimus, Wallenstein, zugeteilt wurde, der sich ihn auch 1626 als Feldmarschall und gelegentlichen Stellvertreter gefallen ließ. — Am 24. Mai 1627 erhob ihn der Kaiser zum Generallieutenant, doch vermied es Wallenstein, ihn zu verwenden. Erst 1631, als der Herzog von Friedland, längst seines Amtes enthoben, noch im Privatleben sich befand, trat M. wieder auf den Kriegsschauplatz; doch war er seiner Aufgabe, die Sachsen aus Böhmen zu verdrängen, nicht gewachsen. — Als Wallenstein 1632 das zweite Generalat antrat, eine Erhebung, die ihm, dem ungleich jüngeren Waffengenossen, M. ebenso wenig gönnte als den früheren Oberbefehl, sollte M. als Generallieutenant und Kommandierender in Böhmen, die Sachsen in der Lausitz und in Schlesien abwehren. Doch gelang ihm dies so schlecht, daß Wallenstein auf seiner Abberufung bestand. Seit hier war M. dem Friedländer spinnefeind geworden, und seit Februar 1634 war sein Lieblingssitz, Frauenberg in Böhmen, der Ort, wo sich Gallas, Aldringer und Piccolomini mit ihm über die Aktion gegen Wallenstein als Feind des Kaisers verständigten. M. erlebte die Katastrophe des Friedländers (24. Februar 1634), hierauf, mit 124,000 fl. entlohnt, den Prager Frieden (1635) und den Reichstag in Eger (1636). Er starb zu Prag und wurde von seinem Brudersohne, Georg, beerbt. — Vgl. Bergmann, Medaillen II (1858); Heß, Autographen und Biographieen zu Schillers „Wallenstein" (1859); das Beste nach Archivalien Hallwich in der „Allgem. deutsch. Biographie" (1884), Bd. XIX.

Marsal, kleine Stadt in Elsaß-Lothringen, an der Seille, wurde 1552 von Heinrich II. eingenommen, kam dann in den Besitz der Herzoge von Lothringen, war von diesen gegen die französischen Vergewaltigungsgelüste mit Hartnäckigkeit behauptet, mußte 1670 Ludwig XIV. für eine Zeit lang überlassen werden und kam 1736 endgültig in den Besitz Frankreichs. 1815 wurde die Festung von den Preußen bombardiert. Am 13. August 1870 wurde sie von den reitenden Geschützen der preußischen 4. Kavallerie-Division vergeblich beschossen, am 14. ergab sie sich der Division Bothmer des 2. bayerischen Corps, ohne weitere Gegenwehr zu leisten.

Marsala. Nachdem im Verfolg der Ereignisse des Jahres 1859 der Norden und ein großer Teil Mittelitaliens mit Sardinien vereinigt und die Häupter der national-liberalen Partei im Lande, Mazzini und Garibaldi, übereingekommen waren, ihre Bestrebungen zur Einigung des Landes zunächst im Süden desselben fortzusetzen, wurde eine Expedition nach Sicilien beschlossen. Es war anscheinend ein kühnes Unternehmen, da Franz II., König beider Sicilien, über ein Heer von 150,000 Mann gebot, dessen Organisation und Disziplin lange Zeit eines guten Rufes genossen hatten. Aber der Geist desselben war schlecht geworden, die geheimen Gesellschaften hatten den Boden für die Revolution vorbereitet, die Entlassung der Schweizertruppen, ein Zugeständnis des Königs an die Liberalen, hatte ihn einer zuverlässigen Stütze beraubt, und so kam es, daß die vielgepriesenen „Tausend von M." leichtes Spiel hatten. Es waren 1062 italienische und 5 ungarische Freiwillige, unter den letzteren Türr. Garibaldi war am 6. Mai 1860 mit ihnen auf zwei Dampfern von Genua abgesegelt, von der piemontesischen Regierung öffentlich desavouiert, im stillen begünstigt. Am 11. geschah die Landung an der Westküste der Insel bei M., dem Lilybäum der Alten, von englischen Kriegsschiffen gedeckt. Ohne Widerstand zu finden zog Garibaldi von M. weiter in die Berge; die Umsturzpartei hatte ihm alle Wege geebnet, seine Schar wuchs rasch auf ihre vierfache Stärke, und am 27. Mai stand er vor Palermo.

Marseillaise heißt die weltbekannte französische Kriegshymne, welche 1792 als Schlachtgesang der Rheinarmee (le chant de guerre de l'armée du Rhin) entstand und noch heute alle Freiheitslieder an nationaler Kraft, begeisterter Vaterlandsliebe und Ausströmung tief ergreifender Gefühle übertrifft. Die zauberische Macht dieses Liedes sichert dem Schöpfer desselben, Rouget de l'Isle, für alle Zeiten einen hervorragenden Rang im Gebiete lyrischer Dichtkunst wie melodischer Komposition. Derselbe wurde am 10. Mai 1760 zu Lons-le-Saulnier am Westhange des Jura in der Franche Comté geboren und stand zur Zeit des um Freiheit und Vaterland beginnenden Kampfes Frankreichs gegen die erste Koalition als Ingenieuroffizier zu Straßburg. Da man hier von den zur Ostgrenze durchmarschierenden Truppen nur Kriegsgesänge trivialster Art hörte, so ersuchte gelegentlich des bevorstehenden Ausmarsches eines Freiwilligencorps der Maire Dietrich den ihm als Dilettanten in Poesie und Musik bekannten Offizier, ein schwungvolles Kriegslied zu schaffen. De l'Isle kam dem patriotischen Wunsche gern nach und vollendete sogleich, 24.—25 April 1792, Text und Melodie einer Hymne, welche propagandistisch den revolutionären Ideen gegen das feudale Europa Ausdruck gab. Gewaltige Entschlossenheit und hinreißende Leidenschaft charakterisieren das Lied, dessen rhythmische Gestaltung zwischen düster ahnungsvoll getragenen und wildfeurig schnellen Tönen wechselt. Dasselbe verbreitete sich bald in der französischen Nordarmee, dagegen hörte man es in Paris zuerst in den Reihen der Marseiller Föderierten, welche auf Anregung ihres Landsmanns Barbaroux (s. d.) im Sommer 1792 dorthin kamen. Da die Pariser den wahren Ursprung nicht kannten, so gaben sie dem Gesange den Namen „hymne des Marseillais", demnächst „la M." Unter letzterer Bezeichnung erlangte das Lied seitdem eine weltgeschichtliche Bedeutung, insofern seine Klänge die damalige Gemütsstimmung der Nation völlig beherrschten und sein agressiver Geist den siegreichen Heeren der ersten französischen Revolution auf den Schlachtfeldern voranschritt. So erklärt sich Klopstocks schmeichelhafte Bemerkung, welche er dem französischen Dichter bei dessen Besuche in Hamburg 1797 machte, daß dieser ein schrecklicher Gegner, mit seiner M. tausende tapferer Deutscher erschlagen habe. Der Dichter selbst hörte während der Schreckenszeit zitternd sein berauschendes Sturmlied von terroristischen Banden spielen, vor denen er aus dem Vaterlande fliehen mußte, während bei Dietrichs Hinrichtung das Volk dieselbe Melodie anstimmte. Nach Robespierres Sturz kehrte de l'Isle nach Frankreich zurück, kämpfte 1795 unter Hoche (s. d.) gegen die Emigranten, wurde aber schwer verwundet und zog sich ins Privatleben zurück, wo er unbeachtet blieb, zumal die M. unter dem ersten Kaiserreich und der Restauration als revolutionäre Demonstration galt. Erst die Julirevolution ließ die Hymne wiedererstehen und verschaffte dem Dichter erneute Anerkennung bis zu seinem Tode am 26. Juni 1836. Auch bei Ausbruch der Februarrevolution (1848) erklangen die aufregenden Töne der M., verstummten aber nochmals während des zweiten Kaiserreichs. Als dieses jedoch 1870 die Kriegserklärung gegen Deutschland schleuderte, wurde das alte Sturmlied als Losung zum Kampfe freigegeben, um die chauvinistische Exaltation, welche Paris und ganz Frankreich ergriffen hatte, zu schärfen und die Kriegslust des gegen den Feind marschierenden Heeres aufs höchste zu entflammen. — Vgl. G. Weber, Allgemeine Weltgeschichte, Leipzig 1881, Bd. XIII; J. Scherr, Geschichte der Litteratur, Stuttgart 1851.

Marseille, Hauptstadt des französischen Departements der Rhonemündungen, am Mittelmeer (über 360,000 Einw.), bedeutendster Seehandelsplatz Frankreichs, mit großem befestigtem Hafen, weiter Rhede und großartiger Schiffsbewegung, beherrscht den ungemein ausgebreiteten kommerziellen Verkehr mit Algier, Spanien, Italien und der Levante. Seit seiner Vereinigung mit Frankreich (1482) hat sich M. stets durch nationale

Hingebung und Opferwilligkeit ausgezeichnet, so 1524 gegen die landesverräterischen Absichten des Connetable von Bourbon (s. d.) als dieser mit deutschen und spanischen Truppen die Stadt vergeblich belagerte, so auch 1536 bei Kaiser Karls V. mißlungenem Einbruche in die Provence und ebenso (1576—96) als eifriges und hartnäckiges Mitglied der französischen Ligue (s. d.), weniger aus religiösem als aus politischem Interesse gegen die unter König Heinrich III. vollends herabgewürdigte herrschende Dynastie der Valois. Eine furchtbare Pestepidemie, durch ein Schiff aus dem Orient eingeschleppt, entvölkerte 1720—21 die Stadt. Diese hielt nach Ausbruch der Revolution treu zu den Grundsätzen von 1789, dann in girondistischem Sinne auf gesetzliche Regelung des republikanischen Staatswesens hinwirkend. Als sich 1792 die revolutionären Faktionen zum Sturze der Monarchie einigten, suchte man die kurz vorher im Juni durch königliches Veto verhinderte Einberufung von 20,000 Nationalmilizen nach Paris unter anderer Form durchzuführen. Deshalb verfügte ein Beschluß der Nationalversammlung, welchem der König die Bestätigung nicht wohl versagen konnte, daß alle zur bevorstehenden Feier des Bastillesturmes (14. Juli) in Paris eintreffenden wehrfähigen Mannschaften der Departements nach Beendigung des Festes in einem Lager nördlich der Hauptstadt als ein zum Schutze derselben verfügbares Nationalgarde-Corps konzentriert werden sollten. Der Girondist Barbaroux (s. d.) aus M. ließ es sich angelegen sein, 500 „Föderierte von M." kommen zu lassen, nervige, verwegene Leute, meist dem Marseiller Hafen entstammend, in dem sich wie in jeder größeren Seestadt das Proletariat eines halben Weltteils begegnet. Brauchbar für jedes Handgemenge, sowohl zu Zwecken des beabsichtigten Staatsstreiches wie zur Zügelung der bewaffneten Pariser Massen der Cordeliers (s. d.), standen diese südlichen, leidenschaftlichen Naturen im Dienste der damals noch Ausschlag gebenden Gironde, auch haben sie dem Aufstande des 10. August 1792, welcher dem Königtum ein Ende machte, wesentlichen Vorschub geleistet. Nach dem Sturze der Gironde (2. Juni 1793) erhob sich in M. wie zu Lyon, Bordeaux, Toulon u. a. wichtigen Städten, die gemäßigt republikanisch denkende Bürgerschaft gegen den Terrorismus, durch welchen man die ganze Geistesarbeit der konstituierenden Versammlung zerbrochen sah. Barbaroux, welcher sich im Konvent der Partei Marats und Robespierres kühn widersetzt hatte, war geächtet auf der Flucht, während sein politischer Freund Rebequi, ermutigt durch die kriegerischen Vorgänge in Savoyen und die Nähe der Emigranten, die M.r zum Widerstande anfeuerte. Anderseits benutzten die einheimischen Jakobiner die allgemeine Verkehrsstockung, um die brotlos gewordene, zahlreiche Arbeiterbevölkerung gegen die städtischen Behörden aufzuhetzen, so daß letztere den Jakobinerklub schließen und die Führer desselben vor einem eigens zu diesem Zweck niedergesetzten Gerichtshof als Aufruhrstifter und Raubgesellen in Anklagezustand stellten, die Konventskommissare aber auswiesen. Hierüber geriet der Wohlfahrtsausschuß zu Paris in heftige Entrüstung, um so mehr als die unweit westlich von M. belegenen Städte Montpellier und Nimes dem Beispiele der aufständischen Großstadt gefolgt waren. Ein Revolutionsheer rückte unter Führung des eifrigen Terroristen Carteaux im Rhônethal gegen M. vor, drängte 6000 bis Avignon entgegengezogene M.r zurück und besetzte am 25. August 1793 die Stadt. Nun entwickelte sich auch hier die planmäßige Metzelei, wie solche schon zu Arras und im Jura geschehen und nachher in Lyon, Bordeaux, Toulon und Nantes verübt wurde. Die Konventsdeputierten Barras und Fréron nahmen eine Menge Hinrichtungen vor, Rebequi stürzte sich ins Meer, um der Guillotine zu entrinnen. Noch im September war M. mit der Küstenlandschaft des Rhônedelta dem Konvent wiedergewonnen. Als sich nach der Contrerevolution der Thermidoristen (9. Thermidor od. 27. Juli 1794) trotz Wiederherstellung des natürlichen Übergewichts der gebildeten Klassen, die Pariser Septembermorde von 1792 in umgekehrtem Sinne erneuerten, sah man in allen Orten Frankreichs, wo die Greuel der Schreckensherrschaft stattgefunden hatten, Volkshaufen zu Banden organisiert, sogenannte Jesus- oder Sonnen-Compagnieen, in die Gefängnisse eindringen und an den gefangenen Terroristen Volksjustiz ausüben. Über 100 derselben verfielen 1795 im Fort St Jean zu M. dem furchtbaren Vergeltungsrechte. Wie im übrigen Frankreich, so versuchte auch in M. die Pariser Kommune 1871 durch Proklamationen und Sendlinge den Gedanken einer großen Föderation selbständiger Gemeinden nach ihrem Vorbilde annehmlich zu machen, was zu M. wie in Lyon und anderen großen Städten Anklang fand und lärmende Krawalle veranlaßte, welche aber im Verlauf weniger Tage bezwungen wurden und der Verpflanzung der Kommuneeinrichtungen den Boden entzogen. — Vgl. außer v. Sybel L. Häusser, Geschichte der französischen Revolution 1789—99, Berlin 1867; C. Bulle, Geschichte der neuesten Zeit, Bd. II: 1848—71, Leipzig 1876.

Marsin s. **Marchin.**

Mars-la-Tour s. **Vionville.**

Marston-Moor, Schlacht am 2. Juli 1644. Der Marquis von Newcastle hatte mit den königlichen Truppen vor der vereinigten Macht der Schotten unter Leslie und des englischen Parlamentsheeres unter Manchester und Fairfax auf York zurückweichen müssen, als Rupert von der Pfalz ihm Hilfe brachte. Bei M., sieben englische Meilen nordwestlich von York, kam es am Spätnachmittage des 2. Juli zur Schlacht; auf jeder Seite fochten etwa 20,000 Mann. Prinz Rupert warf den feindlichen rechten Flügel, welchen Fairfax befehligte, und Lord Goring brachte das in der gegnerischen Mitte stehende schottische Fußvolk zum Weichen, der Tag schien für die Presbyterianer verloren, da fiel Cromwell an der Spitze seiner Panzerreiter mit vernichtender Wucht auf den linken Flügel der Royalisten und verwandelte deren anfänglichen Sieg in eine entschiedene Niederlage. Nordengland war für die königliche Sache verloren. Die Schlacht war die bedeutendste im

Bürgerkriege und sehr blutig. — Vgl. L. v. Ranke, Sämtliche Werke, Bd. XVI.

Martignac, Jean Baptiste Silvère Gaye, Vicomte de. 1776 zu Bordeaux geboren, studierte M. daselbst die Rechte, begleitete 1798 Sieyès als Sekretär, als dieser Gesandter in Berlin wurde, widmete sich nachher eine Weile in Paris dem Vaudeville und ließ sich in Bordeaux als Advokat nieder. Bordeaux sprach sich enthusiastisch für die Restauration aus, M. war hier seit März 1814 für ihre Sache thätig und erwies während der Hundert Tage Madame Royale nützliche Dienste. Ludwig XVIII. verlieh ihm hierfür 1815 das Ludwigskreuz und die Stellung eines Generaladvokaten am königlichen Gerichtshofe zu Bordeaux, bald die des Generalprokurators zu Limoges, wo er sich ebenso durch Geschäftskenntnis wie durch monarchische Treue auszeichnete. 1821 deputierte ihn das Wahlkolleg von Marmandé (Lot-et-Garonne) in die Kammer; er nahm, was Villèle freudig begrüßte, seinen Sitz auf der Rechten und zeichnete sich als eleganter und bestrickender Redner aus; bei schwierigen Fragen oft Berichterstatter, leistete er seiner Partei bei der Diskussion über die Bewachung der periodischen Presse wesentliche Dienste. Bald darauf (im Juni 1822) wurde M. Staatsrat, 1823 Vizepräsident der Kammer. In ihr befürwortete er feurig die Intervention in Spanien, worauf er Angoulême (s. d.) als Zivilkommissär dahin begleitete und in seinem Rate für Mäßigung sprach. Aus seinem Nachlasse erschien 1832 in Paris der dreibändige „Essai historique sur la révolution d'Espagne et sur l'intervention de 1823“.

Nach seiner Rückkehr aus Spanien erfolgte M.s Ernennung zum Staatsminister und Generaldirektor des Enregistrement und der Domänen, 1824 seine Kreierung zum Vicomte. Dabei blieb er in der Kammer. Er sprach daselbst für die Zulassung Constants (s. d.), für die siebenjährige Erneuerung der Kammer, für das von ihm ausgearbeitete Emigrantenentschädigungsgesetz, denn er wünschte, die Wunden der Revolution endlich geheilt zu sehen. Sein achtungswerter Charakter, sein klarer Geist hoben ihn weit über den großen Haufen der Royalistenpartei empor; vor anderen konnte er als geborener Vermittler gelten. Nach Villèles Rücktritt ernannte ihn Karl X. am 4. Januar 1828 zum Minister des Inneren. Über sein Ministerium und seine Stellung zu dem Monarchen, der ihm nicht gewogen war: s. „Karl X.“, Bd. II, S. 747. Am 8. August 1829 trat er mit den Kollegen ab; seine Devise war Ehrenhaftigkeit, Mäßigung und Fortschritt gewesen. Karl X. gab ihm das Großkreuz der Ehrenlegion und 12,000 Frs. Pension. M. trat in der Kammer zur Opposition gegen das Ministerium Polignac, unterstützte die 221 (s. „Karl X.“), nahm aber nach der Revolution von 1830 seinen Sitz auf der äußersten Rechten und verteidigte voll Ritterlichkeit die angeklagten Minister Polignac und Peyronnet vor den Pairs; als Karl in der Kammer grausam genannt wurde, reinigte ihn M. am 15. November 1831 von diesem Vorwurfe. M. war ein unsträflicher Ehrenmann. 1831 zog er sich vom politischen Leben zurück und starb in Paris am 3. April 1832. Seiner greisen Witwe verlieh Napoleon III. im Andenken an M.s Verdienste 1858 eine Pension von 6000 Frs.

Vgl. die bei „Ludwig XVIII.“ und „Karl X.“ angeführten Werke über die Restauration.

Martimprey, Edmond Charles de, französischer General, am 16. Juni 1808 zu Meaux geboren und in Saint-Cyr ausgebildet, hat den größten Teil seiner Dienstzeit in Algier zugebracht. 1848 wurde sein dortiger Aufenthalt durch eine mehrmonatliche Verwendung im Kriegsministerium unterbrochen, und 1859 erhielt er dort, nachdem er 1854 als Generalstabschef Saint-Arnauds nach der Krim gegangen war und 1859 in Italien als erster Gehilfe des Majorgeneral der Armee Marschall Vaillant fungiert hatte, den militärischen Oberbefehl. Nach Pélissiers 1864 erfolgtem Tode ward er Generalgouverneur von Algerien. Am 1. Juni 1870 zum Generalgouverneur der Invaliden ernannt, befand er sich während des deutsch-französischen Krieges auf diesem Posten. Während der Kommune nahmen die Aufständischen ihn als Geisel gefangen und wollten ihn erschießen, als der Einmarsch der Regierungstruppen ihn rettete. Er starb am 15. Februar 1883 zu Paris. — Vgl. v. Löbell, Jahresberichte über Militärwesen für 1883.

Martinestie, Schlacht am 22. September 1789. Um die türkischen Waffen wegen der am 1. August erlittenen Niederlage bei Fockschan zu rächen, ging der Großvezier Rudschuk Hassan Pascha bei Braila auf das linke Donauufer über und nahm bei dem Dorfe M., 7 Meilen nordwestlich von dieser Stadt, eine Aufstellung. Prinz Friedrich Josias von Sachsen-Coburg beschloß, ihn dort anzugreifen; da er aber mit seinen 16,000 Österreichern dem auf 50,000 Streitbare geschätzten Türkenheere nicht allein entgegentreten wollte, so ersuchte er Potemkin, ihm Suworow zuhilfe zu senden. Dieser traf am 21. September mit seiner 7000 Mann starken Division ein. Am folgenden Tage überschritten die Verbündeten den Rimnafluß. Nachdem Suworow die türkische Vorhut geworfen hatte, geschah gemeinsam der Angriff auf die türkische Stellung, deren Hauptstützpunkt ein Wald war. Die Artillerie leitete den Kampf ein, dann brach die Kavallerie durch die Zwischenräume der Infanterie vor, nahm Wald und Schanzen und trieb die Moslem, welche ihr ganzes Lager im Stiche lassen mußten, in wilder Flucht vor sich her. Der Mangel an einer energischen, einheitlichen Oberleitung bewirkte, daß die Verbündeten, wie nach dem Erfolge bei Fockschan, aus ihrem Siege nicht den verdienten Nutzen zogen. — Vgl. A. v. Witzleben, Prinz Friedrich Josias von Sachsen-Coburg, Bd. I, Berlin 1859 (mit Plan).

Martinique, französische Insel der kleinen Antillen, hat 988 □km Flächeninhalt mit einer dichten Bevölkerung von 167,000 Einwohnern, welche zu etwa 85% Schwarze, 8% Europäer, 6% Indier und 1% Chinesen sind. Bei seiner zweiten Reise nach Amerika berührte Kolumbus 1493 die Antillenkette an der nur 38 km nördlich von M. liegenden Insel Dominica, segelte dann aber nordwestlich längs dieser geselligen Inselgruppe nach Haïti (S. Domingo), weshalb

M. wohl in Sicht gewesen, jedoch nicht besetzt wurde und den eingeborenen Cariben überlassen blieb. Erst seit 1635 wurde die Insel von Franzosen auf der Südwestseite kolonisiert, die Urbevölkerung nach und nach verdrängt und 1758 in Massentransporten nach Haïti und S. Vincent übergeführt. Als Frankreichs tüchtiger Finanzminister Colbert (s. d.) 1664 für die Kolonieen staatlich garantierte Handelsgesellschaften errichtete, erhielt auch M. eine neue und bessere Organisation, die ein kräftiges Emporblühen der Ansiedelung zur Folge hatte. Im Koalitionskriege gegen Ludwigs XIV. Eroberungspolitik (1688 bis 1697), welcher auch auf das überseeische Gebiet herüberspielte, wurden die Angriffe einer vor M. 1693 erschienenen englisch-holländischen Flotte abgewiesen. Während des Siebenjährigen Krieges jedoch, als Frankreich im Seekriege mit England seine besten Niederlassungen einbüßte, wurde M. 1762 nach tapferer Gegenwehr genommen, aber schon im Frieden von Paris am 3. November d. J. zurückgegeben. Ebenso nahmen die Engländer 1794 und 1809 die Insel in Besitz, welche in beiden Fällen durch die Friedensschlüsse von Amiens am 25. März 1802 und von Paris am 30. Mai 1814 an Frankreich zurückfiel. Die Kaiserin Josephine, erste Gemahlin Napoleons I., erblickte 1763 auf M., wo ihr Vater Tascher de la Pagerie königlicher Hafenkapitän war, das Licht der Welt; auch ihr erster Gemahl, Vicomte Alexandre de Beauharnais, wurde 1760 auf der Insel geboren und diente als Offizier in einem dortigen Infanterieregimente, als er daselbst seine schöne und reiche Landsmännin heiratete.

Das Klima des M.schen Hochlandes ist trotz tropischen Witterungswechsels gesund, indessen erzeugt die heiße feuchte Atmosphäre der sich nur wenig über die Oberfläche des Meeres erhebenden Niederungen leicht gelbes Fieber, das schon wiederholt große Epidemieen auf der Insel anrichtete. Auch durch Erdbeben (zuletzt 1838) wie durch die in Westindien häufig vorkommenden Orkane (besonders 1845) hat M. furchtbare Verheerungen erlitten. Der sehr fruchtbare verwitterte Lavaboden, wegen schwieriger Gestaltung bisher nur zum dritten Teile angebaut, gestattet außer anderen Kolonialprodukten (Kaffee, Cacao, Baumwolle, Tabak) und mannigfachen Nahrungspflanzen, eine äußerst reiche Zuckerkultur. Den ausländischen Handel vermitteln die beiden wichtigsten an der Westküste belegenen Hafenplätze St. Pierre (24,000 Einw.) und Fort de France (14,000 Einw.), Hauptstadt und Residenz des Gouverneurs. Die Ausfuhr übertraf (1882) die Einfuhr um $^1/_4$ des Wertes.

Vgl. O. Peschel, Geschichte der Erdkunde &c., München 1865; H. Guthe, Geographie, neu bearb. von H. Wagner, I Länderkunde der außereuropäischen Erdteile, Hannover 1882; Gothaer Hofkalender 1885.

Martinitz, Jaroslaw, Bořita von Smečna (Smečansky) aus einem Zweige des altböhmischen Geschlechtes der v. Kunic (Kaunitz), das seit dem 15. Jahrhundert emporkommt und sich in zwei Linien: Smečna und Okořo scheidet, deren letztere schon 1590 erlosch, Sohn des königlichen Rates und Kämmerers Jaroslaw (gest. 1598), geboren im Jahre 1582, Zögling der Jesuiten, streng katholisch, bei Hofe sehr beliebt; 1603 von Kaiser Rudolf II. zum Rate und sechs Jahre später zum Hofmarschall und Landrechtsbeisitzer ernannt. Es war dies zur Zeit, als der Kaiser sich zur Ausfertigung des Majestätsbriefes gezwungen sah. M. bildete mit Zdenko Adalbert v. Lobkowitz (s. Art.) und mit dem Konvertiten Wilhelm v. Slawata-Neuhaus die Trias der entschiedensten Gegner dieses Zugeständnisses an die Protestanten Böhmens und wurde dadurch bei diesen bestverhaßt. Den persönlichen Groll eines der böhmisch-ständischen Direktoren, des Grafen Heinrich Mathias Thurn, hatte M. durch die Ernennung zum Burggrafen von Karlstein (1617) herausgefordert, da jener das angesehene und einträgliche Amt verlor. M. versuchte sich in Rekatholisierungen seines Amtsbezirkes, wie er dies vorher als Schlaner Kreishauptmann bewiesen hatte, und nahm 1618 als kaiserlicher Statthaltereirat entschieden Stellung gegen die Akatholiken, als der verhängnisvolle Streit über die Kirchenbauten der letzteren zu Klostergrab und Braunau begann. Man bezeichnete ihn und Slawata als die Urheber des kaiserlichen Erlasses und ersah ihn zum Opfer jenes Attentates, das am 24. Mai 1618 auf der kaiserlichen Burg auf dem Hradschin stattfand und unter dem Namen der „Defenestration“ allgemein bekannt ist. Er nahm von dem Fenstersturz nur geringen Schaden, auch die nachgesendeten drei Schüsse verletzten ihn nur wenig. Es gelang ihm mit dem schwerer verletzten Gesinnungsgenossen und Leidensgefährten aus dem Burggraben in das anstoßende Haus der Gattin des Amtskollegen Lobkowitz, Polyxene, zu entkommen und dann bald unter Gefahren den Weg aus Prag und durch Böhmen nach Bayern zu finden. Hier genoß er die Gastfreundschaft des Herzogs Maximilian und wurde diplomatischer Agent Österreichs am Münchener Hofe. Nach der Schlacht am Weißen Berge kam es zur glänzenden Rehabilitierung des von den aufständischen Böhmen geächteten und seiner Güter verlustig erklärten Legitimisten. M. erhielt alle seine Güter wieder, auch das Karlsteiner Burggrafenamt, wurde 1621 in den Reichsgrafenstand mit dem Titel „Regierer des Hauses Smečna“ erhoben und gelangte 1629—1638 zum Amte eines Oberstlandrichters, Oberstkämmerers, Obersthofmeisters und schließlich Oberst-Burggrafen. An der Organisation Böhmens in der katholischen Restaurationsepoche nahm M. keinen untergeordneten Anteil. Er überdauerte, viermal vermählt, die Zeiten Ferdinands und den 30jährigen Krieg, dessen Episode 1631—32, die Invasion der Sachsen in Böhmen und die durch sie bewirkte Rückkehr der Exulanten — den Grafen Thurn an der Spitze —, vornehmlich auch ihm (damals Landes-Obersthofmeister) eine vorübergehende Gefahr bereiten mußte. Als die Schweden 1648 Prag überrumpelten, geriet M. in die Hände des Feindes. Frei geworden, und noch Zeitgenosse des ersten Friedensjahres nach den Erschütterungen eines wüsten Krieges, der seit seinem Beginne Böhmen heimgesucht, starb M., der Begründer eines großen

Fideikommisses, am 11. November 1649. Von seinen Söhnen aus zweiter Ehe mit Maria Eusebia Gräfin von Sternberg hatte er den Erstgeborenen, Georg Adam Bořita v. M., zum Nachfolger in der Regierung des Hauses. Derselbe, 1644 Landes-Oberstkanzler, starb zwei Jahre nach dem Hinscheiden des Vaters zu Wien am 8. November 1651. Der zweite Sohn Bernhard Ignaz, in Passau, Ingolstadt, Graz und Rom geschult, ein eifriger Gönner des katholischen Regularklerus und nicht müßig mit der Feder, brachte es 1643—1651 vom Appellationsgerichts-Präsidenten schließlich zum Landes-Oberstburggrafen Böhmens, als welcher er nach 34jähriger Amtsthätigkeit am 17. November 1685 starb. Ebenso bekleidete der dritte Sohn, Max Valentin, 1652—1677 (gest. am 20. Dezember) die höchsten Landesämter; er stiftete 1636 das zweite Familien-Fideikommiß. Der Sohn dieses M. V. war Georg Adam (III.), ein namhafter Diplomat, der zunächst am englischen und portugiesischen Hofe österreichischer Geschäftsträger war, 1682 nach Italien abging, hier an verschiedenen Fürstenhöfen und insbesondere bis zum Spätherbste 1683 in Rom weilte, um dem Kaiser Hilfe für den Türkenkrieg zuzuführen. 1696 wurde er abermals nach Rom entsendet. Den Höhepunkt seiner Laufbahn bildet die Bestallung zum kaiserlichen Kommissär und Vizekönig für Neapel im siebenten Jahre des Spanischen Erbfolgekrieges (1707). Doch mußte er aus Kränklichkeitsrücksichten schon im Dezember 1707 nach Wien zurück; er starb am 24. Juli 1714. — Vgl. über Jar. M. die Litteratur der Geschichte Böhmens und des 30jährigen Krieges (Gindely u. a.). A. Wolf, Gesch. Bilder aus Österreich I (Biogr. Slawatas); Zwiedinek in der „Allgem. deutsch. Biogr." XIX. Spezielle genealogische und litterarische Nachweise bei Wurzbach XVII, 43—50.

Marwitz, Friedrich August Ludwig von der, preußischer General, am 29. Juni 1777 zu Berlin geboren, verlebte seine Jugend in dem dort tonangebenden Regiment Gendarmen, verließ 1802 den Dienst, um sich der Bewirtschaftung seines bei Küstrin gelegenen Gutes Friedersdorf zu widmen, trat aber, von Patriotismus beseelt, 1805 wie 1806, sobald Krieg mit Frankreich in Aussicht stand, wieder ein. Beide Male gehörte er dem Stabe des Fürsten Hohenlohe an. Mit diesem in die Kapitulation von Prenzlau eingeschlossen, bildete er, nach seiner Auswechslung, in Pommern ein Freicorps, welches aber nicht mehr zur Verwendung kam. Als er nach Friedersdorf zurückkehrte, begann die Aufrichtung des neuen Preußens. M. war mit den Mitteln, durch welche diese herbeigeführt werden sollte, und mit dem Wege, den die Stein-Hardenbergischen Reformen gingen, nicht einverstanden. Er wollte den Staat auf den alten Grundlagen aufbauen und wollte von seinen und seiner Standesgenossen Vorteilen und Vorzügen nichts opfern zum Wohle des Ganzen. Dadurch geriet er in scharfen Gegensatz zur Regierung, welcher er bei den ständischen Verhandlungen nachdrücklich entgegentrat; als Hardenberg, durch den Geldmangel in den Kassen des Staates veranlaßt, einen gewaltsamen Eingriff in die von ihm vertretenen ständischen Gerechtsamen machte, spitzten sich die Gegensätze derart zu, daß M. 1811 für einige Zeit auf die Festung Spandau kam. Er zog sich nun vom öffentlichen Leben zurück, 1813 aber stellte er sich sofort wieder dem Vaterlande zur Verfügung. Die Kurmark berief ihn an die Spitze ihrer Landwehrbrigade, welche er den ganzen Krieg hindurch mit großem Verständnis und mit hoher Auszeichnung kommandierte. Das Treffen von Hagelberg (s. d.) und sein am 25. September 1813 ausgeführter Streifzug nach Braunschweig, von wo er Gefangene und Beute zurückbrachte, waren seine hervorstechendsten Erfolge. 1815 kommandierte er bei Ligny, Wawre und Namur eine Kavalleriebrigade und blieb dann noch eine Reihe von Jahren im Dienst, „des leidigen Geldes wegen", sagte er; die schweren Zeiten hatten seinen Grundbesitz stark geschädigt, und seine Garnisonen lagen so, daß er diesen von ihnen aus bewirtschaften konnte. Auch am öffentlichen Leben nahm er wieder teil; in den bürgerlichen Staatsdienst zu treten, lehnte er ab. Er starb am 6. Dezember 1837 zu Friedersdorf, ein treuer Diener seines Königs und Vaterlandes, der mit aller Kraft seines starken Wollens für dasjenige eintrat, was er für Recht hielt. Er hinterließ interessante Denkwürdigkeiten, welche unter dem Titel „Aus dem Nachlasse des ꝛc. v. d. M." 1852 zu Berlin erschienen sind. Der erste Teil enthält seine Lebensbeschreibung, der zweite militärische und politische Aufsätze. — Vgl. „Allgem. deutsche Biogr.", Bd. XX, Leipzig 1884.

Marx, Karl. Als Sohn eines getauften Juden und Advokaten in Trier am 2. Mai 1818 geboren, studierte M. in Berlin die Rechte, fand aber keinen Geschmack daran und warf sich auf Philosophie, Nationalökonomie und Geschichte. 1841 wurde er Redakteur der in Köln erscheinenden „Rheinischen Zeitung", legte diese Stelle 1843 nieder und ging nach Paris, um mit A. Ruge die „Deutsch-französischen Jahrbücher" herauszugeben; schon hier bekundet sich seine eigentlich negative Lebensanschauung und seine echte Überzeugung von der unrechtmäßigen Unterdrückung des Proletariats. 1845 auf preußischen Wunsch aus Paris verwiesen, lebte M. im engen Bunde mit Friedrich Engels bis Februar 1848 in Brüssel, schrieb mehrere philosophische Arbeiten, und in der 1847 erschienenen „Misère de la philosophie, réponse à la Philosophie de la misère par Mr. Proudhon" (Brüssel) geißelte er Proudhons nationalökonomische Ansichten. Er trat 1846 in den Bund der Kommunisten ein, gründete mit Engels den deutschen Arbeiterbildungsverein in Brüssel und erließ mit ihm 1847 das „Manifest der kommunistischen Partei" (London 1848); s. über den Inhalt bei „Internationale". Dasselbe wurde das Credo der Kommunisten, fand zahlreiche Auflagen und Übersetzungen. Im Februar 1848 aus Belgien verwiesen, ging M. nach Deutschland, redigierte vom 1. Juni 1848 an in Köln die „Neue Rheinische Zeitung", kam zweimal wegen ihrer radikalen Haltung vor die Assisen und wurde freigesprochen, doch mit dem 18. Mai 1849 wurde das Blatt unterdrückt und M. aus Preußen verwiesen. Seine Hoffnung

auf Paris, wohin er eilte, scheiterte mit der Demonstration vom 13. Juni, M. wurde ausgewiesen und siedelte nach London über. Hier ließ er eine Monatsschrift als „Neue Rheinische Zeitung“ erscheinen, die aber im November 1850 einschlief. Er arbeitete an amerikanischen Zeitschriften mit; in der „Revolution“ erschien z. B. 1852 „Der achtzehnte Brumaire Louis Bonapartes“ (2. Aufl., Hamburg 1869). M. trat in London in die Zentralbehörde des Bundes der Kommunisten; diese spaltete sich am 15. September 1850, die Majorität mit M. und Engels verlegte den Sitz derselben nach Köln, wo ihr der Kommunistenprozeß von 1852 ein Ende bereitete; M. ließ über diesen Prozeß 1853 „Enthüllungen“ erscheinen. Gegen Karl Vogt richtete er 1860 (London) das Pamphlet „Herr Vogt“. Seit 1864 war M. der geistige Führer der Internationale; s. alles Nähere unter diesem Artikel. Mit der Zeit aber verlor er seinen mächtigen Einfluß: s. „Internationale“.

M.s Hauptwerke sind „Zur Kritik der politischen Ökonomie“ (Berlin 1859) und „Das Kapital“, wovon nur ein Band erschien (Hamburg 1867, 3. Aufl. 1883). Nachdem 1881 seine Gattin, eine Schwester des einstigen preußischen Ministers von Westphalen gestorben war, nahm M.s Kränklichkeit bedeutend zu, und der Tod einer geliebten Tochter gab ihm den Todesstoß; er entschlief in London am 14. März 1883. Engels ordnet seinen litterarischen Nachlaß.

Vgl. „Allgemeine deutsche Biographie“, Bd. XX, Leipzig 1884.

Masaniello, zusammengezogen aus Thomas Aniello, war im Jahre 1622 zu Amalfi geboren. Als der Steuerdruck, welchen Spanien, durch die Kosten, welche der Krieg mit Frankreich machte, veranlaßt, immer schwerer auf den italienischen Besitzungen lastete und durch eine neue Auflage auf die notwendigsten Lebensmittel unerträglich wurde, brach, nach einem Vorspiel am 30. Mai 1647, am 7. Juli desselben Jahres, einem Sonntage, in Neapel ein Volksaufstand aus, dessen Leiter M., ein armer Fischer, wurde. Der Vizekönig, Herzog von Arcos, gegen welchen, ohne die spanische Herrschaft im übrigen abschütteln zu wollen, die Empörung sich richtete, mußte zuerst in ein Kloster, dann nach Castel nuovo flüchten und mit M. unterhandeln. Einem Versuche gedungener Meuchelmörder entging dieser; derselbe kostete dessen Teilnehmern sowie einigen Mitgliedern der Aristokratie, welche man neben dem Herzoge von Arcos für die Anstifter hielt, das Leben. Der Kardinal Filomarino brachte Unterhandlungen zustande, der Herzog gestand die Forderungen des Volkes zu. M. schien sich vollständig in seine bescheidene Vergangenheit zurückziehen zu wollen. Da brach plötzlich am 14. Juli ein Größenwahnsinn bei ihm aus, der ihn für seine nächste Umgebung gefährlich machte. Die Ursache dafür hat man in einem Gifte gesucht, welches der Herzog ihm soll haben beibringen lassen. Der Beweis ist nicht geführt. Dagegen steht fest, daß dieser jenen Umstand benutzte, ihn am 16. Juli durch Banditen umbringen zu lassen. Seine Leiche, zuerst in eine Kloake geworfen, wurde bald darauf mit fürstlichen Ehren in der Kirche del Carmine beigesetzt. Binnen wenigen Tagen war M., ein armer Fischer und der Gebieter von Neapel, wie ein Missetäter behandelt und wie ein Heiliger verehrt. M.s Schicksale behandelt der Text der Auberschen Oper „Die Stumme von Portici“. Über den Aufstand schrieben u. a. Gualdo Priorato (Paris 1654), der Graf von Modena (Paris 1666 bis 1667), Saavedra de Rivas (Paris 1849); M.s Leben beschrieben Midon (London 1729) und Meißner (Leipzig 1785).

Masowien hieß der um die mittlere Weichsel und den unteren Bug an der Südgrenze des heutigen Ostpreußen gelegene Teil Polens mit den Hauptorten Plock und Warschau; M. bildete eines jener Teilfürstentümer, aus denen das polnische Reich zusammengewachsen ist. Bis über das Mittelalter hinaus hatte sich M. seine Selbständigkeit wenigstens insoweit bewahrt, daß es ein gesondertes, von eigenen Fürsten regiertes, wenn auch unter der Oberhoheit der Könige von Polen stehendes Fürstentum bildete. Diese Herzöge von Masowien gehörten noch dem uralten Hause der Piasten an, deren königlicher Zweig bereits 1370 mit Kasimir III. ausgestorben war; sie stammten von dem zweiten Sohne des Polenherzogs Kasimir II. des Gerechten (st. 1194) ab, jenem Konrad von Kujawien und Masowien, der einst den Deutschen Orden gegen die Preußen berufen hatte. In den ersten Jahren des 16. Jahrhunderts starb auch die masowische Linie bis auf die beiden Brüder Johann und Stanislaus aus, und als auch sie beide im Jahre 1526 ohne Leibeserben starben, wurde M. ganz mit der Krone Polen vereinigt. — Der heute landläufige Name Masuren für den südöstlichen (und südlichen) Teil der heutigen Provinz Ostpreußen und ihre spät eingewanderte polnische Bevölkerung taucht erst gegen das Ende des 16. Jahrhunderts auf und ist in allgemeine Anwendung erst seit der neuesten Kreiseinteilung vom Jahre 1818 gekommen.

Masséna, Andrea, Herzog von Rivoli, Prinz von Eßlingen, Marschall von Frankreich, am 6. Mai 1758 zu Nizza geboren, diente fünfzehn Jahre in der französischen Armee, ohne es zum Offizier bringen zu können und lebte in bürgerlichen Verhältnissen zu Antibes, als die Revolution ausbrach. Sie machte ihn von neuem zum Soldaten und, Dank seiner militärischen Brauchbarkeit und seinen Leistungen während der Kämpfe in den Seealpen, war er Ende 1793 Divisionsgeneral. Seine Oberbefehlshaber Anselm, Biron, Dumerbion und Kellermann erkannten sämtlich seine Fähigkeiten, seinen Eifer und seine Tapferkeit an. Als Scherer, an die Spitze der Armee von Italien gestellt, den Entschluß faßte, gegen Ende des Jahres 1795 angriffsweise gegen die Austro-Sarden vorzugehen, entwarf M. den Plan, dessen Verfolg am 25. November zur Schlacht von Loano führte. Sie bereitete, im Verein mit den in den nächsten Tagen sich daran schließenden Kämpfen, die Erfolge vor, welche im nächsten Jahre Bonaparte hatte; an dem glücklichen Ausgang der ersteren sowohl, wie an des neuen Oberbefehlshabers Siegesfluge von Montenotte

bis Leoben hatte M. hervorragenden Anteil. Sein späterer Herzogstitel erinnert an einen seiner Hauptruhmestage, den von Rivoli; Bonaparte nannte ihn damals l'enfant chéri de la victoire. Als M. mit den erbeuteten Fahnen in Paris ankam, um die Genehmigung der am 18. April 1797 zu Leoben abgeschlossenen Friedenspräliminarien einzuholen, wurde er mit Begeisterung und großen Ehren empfangen; es war die Rede davon, ihn Bonaparte gegenüberzustellen, dessen Ehrgeiz man fürchtete, und ihn in das Direktorium zu bringen. Nicht so gut ging es ihm in Italien, wohin er im Februar 1798 zurückkehrte. Er sollte Berthier, mit welchem das Direktorium unzufrieden war, in seinem Kommando zu Rom ersetzen; in den Reihen der Offiziere und Soldaten aber, welche darbten, während die Generale und Verwaltungsbeamten im Überfluß schwelgten, rief die Ernennung des wegen seiner Räubereien und Unterschleife verhaßten und verachteten M. eine solche Entrüstung und einen derartigen Widerspruch hervor, daß er auf das Kommando verzichten mußte. Vergeblich rief er damals Bonapartes Beistand an, um durch eine diplomatische Sendung den Unannehmlichkeiten und Schwierigkeiten seiner Lage entzogen zu werden. Das Kriegsjahr 1799 brachte ihm neue Verwendung. Als der Krieg gegen die 3. Koalition ausbrach, erhielt er den Oberbefehl in der Schweiz. Er vereinigte mit den dort stehenden Truppen die Reste von Jourdans bei Stockach geschlagener Armee, verstand es, die Österreicher im Schach zu halten und rettete durch seinen am 25. und 26. September bei Zürich über die Russen unter Korsakow erfochtenen Sieg Frankreich vor dem drohenden Einfalle des Feindes.

Bonaparte, zum Ersten Konsul ernannt, nahm ihm das Kommando seiner Armee und gab ihm das des Heeres von Italien. Am 18. Februar 1800 kam er zu Genua an. Die Fortschritte der Österreicher beschränkten ihn bald auf den Besitz dieser Stadt. In dieselbe von ihnen eingeschlossen und zur See durch eine englische Flotte von der Außenwelt getrennt hielt er hier mit heldenmütiger Standhaftigkeit eine lange Belagerung aus; durch Hunger und Krankheiten bezwungen kapitulierte er am 5. Juni; seine Hartnäckigkeit hatte Bonapartes Alpenübergang wesentlich erleichtert, der Sieg desselben bei Marengo gestattete M. schon am 24. Juni in Genua wieder einzuziehen. Gegen Bonapartes politisches Emporkommen verhielt er sich ablehnend; trotzdem machte dieser ihn, als er Kaiser geworden war, zum Marschall und gab ihm 1805 wiederum das Kommando in Italien, wo es indessen zu entscheidenden Schlägen nicht kam, weil die Mißerfolge der österreichischen Waffen den M. gegenüberstehenden Erzherzog Karl zum Abzuge nach Deutschland nötigten. Vorher hatte ihn jedoch sein Gegner durch die Schlacht von Caldiero (29. bis 31. Oktober) zum Rückzuge nach Verona genötigt.

Als der Kaiser dann seinen Bruder Josef auf den Thron von Neapel setzen wollte, mußte M. ihm 1806 sein Königreich erobern; die Hauptwaffenthat des Feldzuges war die Einnahme von Gaëta. Im Jahre 1807 erschien M. noch auf dem Kriegsschauplatze in Polen und Preußen. Bald hernach verlor er auf der Jagd durch einen Schuß Berthiers ein Auge; 1809 konnte er jedoch an dem Feldzuge gegen Österreich teilnehmen. Er kommandierte das 4. Corps der Hauptarmee in Deutschland.

1810 vertraute ihm Napoleon den Oberbefehl der Armee von Portugal an, mit welcher er die Engländer von der Pyrenäischen Halbinsel verjagen sollte, was Junot und Soult vergeblich versucht hatten. Im Mai in Valladolid angekommen eroberte er im Juli Ciudad-Rodrigo, im August Almeida, veranlaßte durch Umgehung der britischen Stellung bei Busaco, welche er am 27. September vergeblich angegriffen hatte, Wellingtons Rückzug aus Spanien, fand sich aber, bei Lissabon angelangt, vor den Linien von Torres-Vedras, welche er nicht wagen konnte anzugreifen, und mußte nach fünf Monaten zwecklosen Ausharrens vor denselben im März 1811 unverrichteter Sache wieder abziehen. Am 4. und 5. Mai versuchte er mit ebenso wenig Erfolg bei Fuentes d'Onoro das Schlachtenglück gegen Wellington, welcher ihm gefolgt war. Er konnte diesen weder vertreiben, noch gelang es ihm, denselben aus seiner Stellung herauszulocken. Jetzt ersetzte Napoleon ihn durch Marmont und verwendete ihn nicht weiter im Felde. 1814 kommandierte er zu Marseille, schloß sich den Bourbons an, welche ihn dort beließen, beobachtete 1815 zuerst eine abwartende Haltung, entschied sich dann für Napoleon, trat aber bald mit Fouché in Verbindung, übernahm nach der Schlacht von Waterloo den Befehl der Nationalgarde in Paris, mußte sich der Restauration gegenüber einigermaßen zu rechtfertigen und starb, bei allen Parteien in geringem Ansehen, am 4. April 1817 zu Paris. Napoleon traute ihm nie recht; in der Armee schadeten seine Räubereien und seine Habsucht dem Ansehen, welches seine guten militärischen Eigenschaften ihm gaben. Seine Denkwürdigkeiten hat in den Jahren 1848—50 der General Koch herausgegeben.

Massenbach, Christian von, preußischer Oberst, am 16. April 1758 zu Schmalkalden geboren und auf der Karlsschule erzogen, stand zuerst in württembergischen Diensten, trat aber 1782 als Lieutenant im Generalquartiermeisterstabe in die preußische Armee und nahm an der Expedition nach Holland sowie an den Rheinfeldzügen teil. Die Schriften, welche er über letztere, wie über die späteren Kriege Österreichs gegen Frankreich veröffentlichte, trugen dazu bei, den Ruf, dessen er als wissenschaftlich hochgebildeter Offizier und tüchtiger Stratege genoß, noch zu vermehren; sein politisches Glaubensbekenntnis, in welchem engster Anschluß an Frankreich, von woher allein Heil für Preußen zu erwarten sei, den ersten Platz einnahm, erschütterte das Vertrauen derjenigen nicht, die bei einem etwaigen Kriege von ihm die Rettung der Monarchie erhofften. Sie sollten arg enttäuscht werden. Als Generalquartiermeister des Fürsten Hohenlohe verwendet, übte er im Jahre 1806 auf den Gang der Operationen und auf die gesamte Kriegführung von

Haus aus einen nachteiligen Einfluß, der sich namentlich am 14. Oktober fühlbar machte, und schließlich dahin führte, daß der Fürst, durch M. über das Verhältnis seiner Heeresabteilung zum Feinde getäuscht, am 28. desselben Monats mit derselben bei Prenzlau die Waffen streckte. Nicht daß M. Verrat geübt hätte, aber er war ein unpraktischer Theoretiker, der im entscheidenden Augenblick die Besinnung verlor, sich nicht zu raten noch zu helfen wußte und die Gebilde seiner erregten Phantasie für Wirklichkeit hielt. Da der Fürst die ganze Verantwortung für alles Geschehene allein auf sich selbst nahm, so entging M. der Bestrafung, umsonst aber versuchte er durch eine Reihe von Schriften, welche er drucken ließ, sein Verhalten zu rechtfertigen. 1813 bot er vergeblich seine Dienste an; er darf daher nicht mit einem General seines Namens verwechselt werden, welcher unter Grawert und York den Krieg von 1812 gegen Rußland mitmachte. Zur Ausübung einer Virilstimme berufen, welche seiner Familie in der württembergischen ersten Kammer zugestanden war, machte er der dortigen Regierung heftige Opposition, wurde ausgewiesen und in Frankfurt auf Requisition der preußischen Regierung verhaftet, weil er dieser zum Druck bestimmte Schriften zum Kauf angeboten hatte, deren Veröffentlichung angeblich das von ihm zu bewahrende Dienstgeheimnis verletzen würde. Auf die Anschuldigung des Landesverrates hin verurteilt, kam er 1817 auf Festung, wurde 1826 begnadigt und starb am 21. November 1827 zu Bialokoscz bei Pimee in der Provinz Posen. — Vgl. „Allgemeine deutsche Biographie“, Bd. XX, Leipzig 1884.

Mastricht, bei Beginn der neueren Geschichte eine stark befestigte Stadt, gedachte im Jahre 1576 das spanische Joch abzuschütteln. Der Stadtrat trat zu diesem Ende mit dem deutschen Teile der Besatzung in Verbindung und vertrieb die Spanier, welche sich jedoch schon sehr bald, am 10. Oktober desselben Jahres, von Vargas und Albas Sohne, Fernando von Toldedo, geführt, wieder in Besitz setzten; M. mußte den Versuch schwer büßen. — Im Verlaufe der Ereignisse war M. jedoch den Spaniern verloren gegangen, als 1579 Alexander Farnese, Prinz von Parma, der neue Statthalter, den Versuch zur Wiedereinnahme zu machen beschloß. Am 12. März erschien er vor der Stadt, welche seinen Angriffen unter ihrem Kommandanten, dem Oberst Heve genannt Schwarzenberg, heldenmütigen Widerstand entgegensetzte; die Frauen, militärisch organisiert, beteiligten sich erfolgreich an der Verteidigung, bei welcher namentlich der von Wilhelm von Oranien gesandte Hauptmann Tapin wesentliche Dienste leistete. Alexander Farnese kommandierte in Person, den Angriff auf das am rechten Maasufer M. gegenüber belegene Städtchen Wyck leitete Mondragone. Nach mehreren mißlungenen Sturmversuchen schritten die Spanier Ende April zu einer systematischen Belagerung, gegen welche die Besatzung zahlreiche Ausfälle unternahm; trotzdem aber rückten die ersteren immer näher, und die Eingeschlossenen litten bereits am Notwendigsten Mangel, als am 29. Juni ein Überfall, durch den Mangel an Wachsamkeit der ermüdeten Besatzung ermöglicht, die Stadt nach heftiger Gegenwehr in die Hände der Spanier fallen ließ, welche nun in derselben fürchterlich wüteten. — Im Jahre 1673 belagerten die Franzosen M., König Louis XIV. befehligte in Person, unter ihm leitete Vauban, welcher hier zum erstenmale die Parallelen anwendete, die Belagerung. Sie begann am 10. Juni, am 29. unterzeichnete der Gouverneur Farjaux, von den Einwohnern gedrängt, die Kapitulation. Vauban setzte die Stadt von neuem in Verteidigungszustand. — 1676 machte Wilhelm von Oranien den Versuch, sie wiederzugewinnen, General Graf Calvo verteidigte sie. Am 7. Juli begann die Belagerung. Nachdem mehrere Stürme abgeschlagen waren, nahte Graf Schomberg zum Entsatz; Oranien, welcher bedeutende Verluste erlitten hatte, fand sich dadurch bewogen, am 26. August abzuziehen. — Der Friede von Nymwegen gab M. 1679 den Niederlanden zurück. — Im Jahre 1748 ward M., vom Gouverneur Graf Aylva, und dem Befehlshaber der österreichischen Truppen, General von Marschall, verteidigt, vom Marschall von Sachsen, unter welchem Graf Löwendal kommandierte, belagert und kapitulierte am 7. Mai, nachdem die Friedenspräliminarien abgeschlossen waren. Der Frieden von Aachen gab die Stadt den Niederländern zurück. — Am 6. Februar 1793 hatte Miranda die ihm von Dumouriez aufgetragene Blockade von M. begonnen, als der Verlust der Schlacht bei Aldenhoven (1. März) ihn schon am 3. desselben Monats bestimmte, dieselbe wieder aufzuheben. — Am 22. September 1794 unternahm der französische General Kleber es, M. zu belagern; die Besatzung bestand aus 7000 Österreichern und 300 holländischen Artilleristen; Prinz Friedrich von Hessen war Gouverneur. Erst am 23. Oktober konnten die Laufgräben eröffnet werden. Am 4. November kapitulierte die Besatzung, an vielen Dingen Mangel leidend, infolge des ungünstigen Ganges der Kriegsereignisse, welcher ihr jede Aussicht auf Entsatz genommen hatte. — 1814 wurde M. von den Preußen blockiert, ging aber erst nach Napoleons Abdankung in ihren Besitz über.

Mathy, Karl, badischer Staatsminister, geboren zu Mannheim am 17. März 1807, gestorben zu Karlsruhe am 3. Februar 1868. Der Sohn eines katholischen Geistlichen, der zum evangelischen Bekenntnis übergetreten war, sich verheiratet hatte und eine Lehrstelle für Latein und Mathematik am Lyceum zu Mannheim bekleidete, war M. durch den frühen Tod des Vaters und die Mittellosigkeit der Mutter schon in jungen Jahren gelehrt, sich auf sich selbst zu stellen. Nur durch Erteilung von Privatunterricht ermöglichte er das Studium der Cameralwissenschaften auf der Universität Heidelberg. Mitglied der Burschenschaft und früh von idealen Bestrebungen beherrscht, ging er nach Vollendung seiner Studien nach Paris, um sich dem philhellenischen Komitee zur Verfügung zu stellen. Als er die Aussichtslosigkeit seines Vorhabens einsah, eilte er zu Fuß in die Heimat zurück und kam gerade zur rechten Stunde, um sein Staatsexamen vorzüglich zu bestehen. Es

schien sich dem jungen Cameralpraktikanten, der im Jahre 1829 in die Beamtenlaufbahn eintrat, eine gute und sichere Zukunft im Staatsdienst zu eröffnen, um so mehr, da mit dem Regierungsantritt des Großherzogs Leopold (1830) sich eine freiere, der Ausbildung des konstitutionellen Wesens günstigere und somit auch jungen strebsamen Talenten aussichtsvollere Epoche aufthat. M., erfüllt von freisinnigen Ideen, dabei aber dem öden Radikalismus und Phrasentum, das sich damals, zumal in Süddeutschland, breit machte, abhold, wurde der Antrag gemacht, seine Feder, bald erprobt in hervorragenden publizistischen Beiträgen der periodischen Presse, in den Dienst der Regierung zu stellen. Da er sich dessen weigerte, verlor er jede Aussicht auf Beförderung im Staatsdienst und wurde, der Freundschaft mit radikalen Politikern verdächtig, von der Mainzer Zentralkommission bei der badischen Regierung verklagt, mit Verhaftung bedroht. Dieser Gefahr entwich er durch Auswanderung in die Schweiz, wo er, zuerst als Journalist thätig, in Verbindung mit Flüchtlingen aus den verschiedenen europäischen Staaten, doch ohne deren Utopien zu teilen, später drei Jahre lang (1837—1840) als Lehrer der Kantonschule zu Grenchen (Kanton Solothurn), eine segensreiche Thätigkeit entwickelte. 1840 zogen ihn seine Freunde wieder nach Baden, wo er als Publizist und Abgeordneter bald einen bedeutenden Einfluß auf die öffentlichen Angelegenheiten ausübte. Er vereinigte reiche Kenntnisse auf dem Gebiete der Staatsfinanzen mit einem weiten Blick auf jenem des wirtschaftlichen Lebens. Mit Entschiedenheit war er, die liberalen Vorurteile bekämpfend, schon 1834 für den Anschluß Badens an den Zollverein eingetreten. Nun trat er in der vollen Kraft des gereiften Mannes dem Bestreben der badischen Regierung, insbesondere des Ministers v. Blittersdorff entgegen, die durch die Verfassung der Volksvertretung eingeräumten Rechte zu beschränken, ja womöglich die Verfassung selbst zu beseitigen. Es ging in dem Streit nicht immer glimpflich zu, und M. gehörte zu den Oppositionsmännern, die der Regierung am schärfsten zusetzten. Anderseits aber war er bereit, sich an jeder der Gesamtheit zugute kommenden Thätigkeit zu beteiligen und verurteilte aufs schärfste die Bestrebungen der republikanisch-sozialistischen Fraktion, welche auch auf dem wirtschaftlichen Gebiete ihrem politischen Radikalismus Geltung zu verschaffen suchte. Gegen solche Tendenzen strebte M. alle Liberalen zu gemeinsamer Arbeit zu vereinigen und reichte in diesem Streben über die Grenzen Badens hinaus. In dieser Gesinnung war er einer der eifrigsten bei Begründung der „Deutschen Zeitung" in Heidelberg (1847), nahm mit Begeisterung an der Zusammenkunft liberaler Männer aus Nord- und Süddeutschland in Heppenheim teil (Herbst 1847) und sprach im Februar 1848 in der badischen Kammer für Bassermanns Antrag auf Einführung einer Nationalvertretung am Deutschen Bunde. Seinem klaren Blick schien zunächst das Wünschenswerteste, was erreichbar war, mit den Reformideen an das bestehende Zentralorgan, den Bundestag anzuknüpfen. Damit trat er, seinem ganzen Naturell entsprechend, in den entschiedensten und bewußten Gegensatz zu den Radikalen und Republikanern. Überall trat er ihnen und ihren Bestrebungen entgegen. Die Aufwiegelung des badischen Seekreises durch einen populären Agitator, Fickler, verhinderte er im entscheidenden Augenblick, indem er dessen Verhaftung veranlaßte. Wurde er durch solch entschlossenes Vorgehen den Radikalen verhaßt, so schien dafür der Regierung seine Teilnahme an der Staatsleitung erwünscht. Doch konnte das alte gegen ihn bestehende Vorurteil nicht völlig beseitigt werden, und statt ihm umfassende Vollmachten zu erteilen, wurde er nur mit dem Titel „Staatsrat" zum Minister ohne Portefeuille ernannt. Da er sich in dieser Stellung in Karlsruhe durchaus überflüssig vorkam, zog er vor, eine mehr Erfolg verheißende Thätigkeit am Sitze der Bundes-Zentralgewalt zu entwickeln. In einem württembergischen Wahlkreise in das Parlament gewählt, nahm er — nebenher als Unterstaatssekretär im Reichsfinanzministerium thätig — an deren Verhandlungen als eifriges Mitglied der kaiserlichen Partei Anteil und versuchte auch nach Ablehnung der Kaiserkrone durch den König von Preußen noch so lange für Einführung der Reichsverfassung zu wirken, als dies auf gesetzlichem Wege möglich schien. Als diese Hoffnung schwand, trat M. mit seinen Freunden am 20. Mai 1849 aus der Versammlung. Mit seinen Parteigenossen ging er auch noch nach Gotha und Erfurt. Erst als Preußen selbst auf die Führung Deutschlands verzichtete, trat auch M. vom politischen Schauplatze ab. Die Reaktionszeit in Baden hatte für diesen Mann keinen Platz. Da er noch nicht fünf Jahre im Staatsdienst gestanden, erfolgte seine Entlassung ohne Ruhegehalt. Als tüchtiger Finanzmann eröffnete er sich bald anderswo bedeutende Stellungen, zuerst bei dem Schaffhausenschen Bankverein in Köln, dann bei der Diskontogesellschaft in Berlin, 1857 wurde er Direktor der Gothaer Privatbank, 1859 der Leipziger Kreditgesellschaft. Aus dieser Thätigkeit rief ihn Großherzog Friedrich von Baden wieder in den badischen Staatsdienst zurück. 1862 wurde er vorsitzender Rat im Finanzministerium und Direktor der Domänenkammer, 1864 Präsident des Handelsministeriums. Neben umfassender Wirksamkeit für die seinem Ressort zunächst obliegenden materiellen Interessen war er mit Minister v. Roggenbach ein eifriger Vertreter der nationalen Politik seines Fürsten. Als diese im Jahre 1866 bei der geographischen Lage des Landes und der preußenfeindlichen Stimmung der Bevölkerung eine kurze Spanne Zeit hindurch unmöglich gemacht wurde, trat M. sofort wieder in das Privatleben über. Die preußischen Siege von 1866 führten ihn auf den Ministerstuhl zurück. Er übernahm nun zum Handelsministerium auch noch das Finanzministerium und den Vorsitz im Staatsministerium. In dieser Eigenschaft war seine volle Aufmerksamkeit darauf gerichtet, Baden fähig zu machen, als ebenbürtiges Glied dem deutschen Bundesstaat beizutreten, für dessen Zustandekommen er mit allen Anstrengungen sich bemühte. Er bot alles auf, den im Prager Frieden vorgesehenen Südbund unmöglich zu machen, die Erneuerung

des Zollvereinsvertrages herbeizuführen, die möglichste Gleichförmigkeit der militärischen Einrichtungen Badens mit jenen Preußens anzubahnen. Für die materiellen Verhältnisse seiner Heimat sorgte er insbesondere durch rationelle Erweiterung des Eisenbahnnetzes. Dem bedeutenden Manne war es leider nicht gegönnt, die Erfüllung der seit seinen Jugendjahren gehegten nationalen Hoffnungen zu erleben. Nach kurzer Krankheit erlag er in der Nacht vom 2. bis 3. Februar 1868 einem Herzleiden. Daß in der Vorhalle des Reichstagsgebäudes unter den Porträts der um Deutschlands Einheit am meisten verdienten Männer auch M.s Bildnis angebracht wurde, ist ein ehrenvoller Zoll der Anerkennung der rastlosen Thätigkeit dieses bedeutenden Menschen für die nationale Sache. — Vgl. „Karl Mathy, Geschichte seines Lebens" von Gustav Freytag (Leipzig 1870).

Matthias, Erzherzog von Österreich, König von Ungarn und Böhmen, römisch-deutscher Kaiser, geb. am 24. Februar 1557, gest. am 20. Mai 1619. Er war der drittälteste Sohn Kaiser Maximilians II. aus dessen Ehe mit Maria, Tochter Kaiser Karls V. Seine Geschichte als jüngerer Bruder Kaiser Rudolfs II. beginnt mit seinem wenig erfolgreichen Versuche, mitten in den Wirren des niederländischen Unabhängigkeitskrieges sich an die Spitze einer Ständefraktion der südlichen katholischen Staaten zu stellen, welche unter der Führung des Hauses Ärschot den damals 20jährigen Erzherzog zu dieser ebenso schwierigen als undankbaren Rolle im Herbste 1577 einlud. Heimlich entwich M. im Oktober d. J. aus Wien nach Köln, begab sich von hier in die spanischen Niederlande und wurde im Januar 1578 zum Generalstatthalter ausgerufen. Bald geriet er jedoch bei seiner geringen Befähigung und mangelnden Energie angesichts einer solchen Aufgabe in große Bedrängnis, in eine unhaltbare Zwangslage gegenüber der Parteiung Belgiens und dem Unwillen Spaniens, den sein Bruder, Kaiser Rudolf II., anfänglich zu beschwichtigen suchte. Aber die Kölner Konferenzen von Mai bis Dezember 1579 konnten seine Stellung nicht haltbarer machen, und er klammerte sich an dieselbe bis 1581, wo er dann (Ende Oktober) erfolg- und ruhmlos mit fremdem Geldkredit heimzog. Der Kaiser von der bisherigen Rolle des Bruders wenig erbaut, suchte ihm nun die Selbstversorgung mit einem geistlichen Fürstentum nahe zu legen. M. ging darauf ein, aber ohne Erfolg, und jedenfalls stand sein Sinn weit mehr auf weltliche Ämter und Würden. Als Stephan (Bathory), der Wahlkönig Polens, 1586 starb, machte er Miene, sich um die Krone des Lechenreiches zu bewerben, doch that dies dann ernstlich sein jüngerer Bruder Erzherzog Maximilian. Auch die vormundschaftliche Verwesung im Innern, nach dem Tode Erzherzog Karls (s. „Habsburger") 1590, wäre ihm willkommen gewesen, aber diese führte sein älterer Bruder Ernst, dem zunächst, seit der Thronbesteigung Rudolfs II. und dessen Übersiedelung nach Prag, die Statthalterschaft im Lande Österreich ob und unter der Enns mit Wien als Residenz zugefallen war. Da wurde 1593 Erzherzog Ernst von dem spanischen Hofe in die Niederlande als Gouverneur berufen, und nun der Weg für M. freier, hoffnungsreicher. Er verließ Linz, seinen vorzugsweisen Aufenthaltsort, und trat das erledigte Amt in Wien an. — Die Aufgaben desselben waren schwierig; es galt, das landesfürstliche Ansehen zu wahren und der katholischen Gegenreformation Raum zu schaffen, angesichts der selbstbewußten Haltung eines protestantischen Adels, dem Widerstande der dem gleichen Glauben stark ergebenen Bürgerschaft der landesfürstlichen Städte und eines auch gegen seine soziale Stellung ankämpfenden Bauernstandes. 1595 kam es auch zum Bauernaufstande Oberösterreichs, zwei Jahre später brach die Rebellion in Niederösterreich los, aber die gesetzliche Gewalt wurde der Bewegung Meister. — Am meisten gab dem Erzherzog-Statthalter die protestantische Ständepartei zu schaffen. Vor allem war es jedoch eine andere Angelegenheit, die seit 1595, dem Todesjahre Erzherzog Ernsts, neben dem Titularoberbefehle im Türkenkriege Ungarns den nunmehr nächstältesten Bruder des Kaisers beschäftigte: die Thronfolge- und Mitregentschaftsfrage, welche insbesondere seit 1598, da die bedenklichsten Gemütslagen und offenkundigen Spuren geistiger Krankheit den an sich melancholisch-apathischen Kaiser Rudolf II. in das ungünstigste Licht stellten, den Familienkreis des Kaisers so gut wie die auswärtigen Höfe, insbesondere den Madrider, immer ausgiebiger zu beschäftigen begann. Es war dies zu der gleichen Zeit, in welcher dem Erzherzog-Statthalter M. als Ratgeber Khlesl (s. Art.) an die Seite trat und bald die bewegende Seele aller politischen Entschließungen des Erzherzogs wurde. — Seit 1599 strebte nun M. die Ernennung zum Thronfolger und Mitregenten auf unmittelbarem und mittelbarem Wege an und geriet dadurch bei seinem kaiserlichen Bruder in ein schiefes Licht; er mußte als aufdringlich erscheinen, und die wachsende Verschlimmerung der beiderseitigen Beziehungen, die sich schärfenden Gegensätze zwischen dem Wiener und Prager Hofe wuchsen insbesondere seit 1601, in welchem Jahre der Kaiser den Erzherzog des neuerdings seit 1598 bekleideten Oberbefehles im ungarischen Türkenkriege enthob, allerdings nicht ohne triftige Gründe, da M. zu nichts weniger als zum Oberfeldherrn taugte. Die Vertretung des Kaisers in den ungarischen Angelegenheiten, das Locumtenentiat, blieb nichtsdestoweniger in den Händen des Erzherzogs, und so wurde denn gerade Ungarn das Feld einer Thätigkeit, die für den Kaiser sich verhängnisvoll gestalten sollte. Das Odium der Regierungsmaßregeln fiel auf den Monarchen, der wie immer schwer zugänglich blieb, dagegen konnte M. seine Stellung als Vertreter des Kaisers ausbeuten, sich politische Freunde werben. Das war denn auch in Unter- und Oberösterreich der Fall, woselbst 1603 die protestantischen Herren und Ritter eine feste Einigung gegen die kaiserlich-katholischen Restaurationspläne schlossen. — Der siebenbürgische Aufstand unter der Führung Stephans Bocskay (s. Art.) vom Jahre 1604, der alsbald die Insurrektion der protestantischen Stände Oberungarns zur Folge hatte, brachte, Hand in Hand mit der Türkengefahr das Haus Österreich

in eine schwere Krise, welche bei der oppositionellen Stimmung der protestantischen Stände Österreichs und Mährens insbesondere, damals schon gern von dem Agenten der sich bildenden Union, Fürsten Christian von Anhalt-Bernburg (s. Art.), als „terminus fatalis domus Austriae" (verhängnisvoller Ausgang des Hauses Österreich) ausgebeutet worden wäre. Ohnehin hatten schon 1603 die protestantischen Stände Österreichs den Freiherrn v. Hofkirchen an alle protestantischen Stände Deutschlands mit Klagen über die kaiserlichen Restaurationsmaßregeln in Glaubenssachen entsendet. — Die Apathie des Kaisers spielte das „Rettungswerk" des Hauses Österreich dem Erzherzog M. in die Hände, und diesem wurde in der Linzer Zusammenkunft der Erzherzoge (10. Mai 1605) die Vertrauensmission zuteil, in Vertretung des an „Gemütsblödigkeit" leidenden Kaisers die Regentschaft in die Hand zu nehmen. Diese geheime Übereinkunft vollzog nur das, was bereits 1600 durch die Schottwiener Verständigung der kaiserlichen Verwandten angebahnt worden und längst auch von Spanien gutgeheißen war, obschon dasselbe geradezu die Abdankung oder Depossedierung Rudolfs II. vorgezogen hätte. — Dem Kaiser konnten die Dinge nicht verborgen bleiben; er bequemte sich, wenngleich widerwillig, zur Genehmigung der Friedensunterhandlungen mit Bocskay, die Erzherzog M. dem vor wenig Jahren geächteten Magnaten und Akatholiken Stephan Illésházi übertrug. Sie hatten zufolge der Karpfner Präliminarien (21. März 1606) den bedeutungsvollen Wiener Frieden vom 29. Juni zur Folge, der das Selbstgefühl der ständischen Aktionspartei Ungarns, Österreichs und Mährens als Garanten dieses Traktates (7. bis 24. September 1606) ungemein kräftigen mußte. Diese Aktionspartei unter Führung Illésházis, Tschernembls und Karls v. Zierotin verband sich alsbald 1607—1608 mit Erzherzog M. zur Depossedierung Rudolfs II., dem man nur mit Mühe die Ratifikation des Wiener Friedens abgerungen hatte und dem es auch sauer wurde, den von M. abgeschlossenen Türkenfrieden von Zsitvatorok (9. Dezember 1606) zu bestätigen. M. erzwang mit seinem österreichisch-ungarischen und mährischen Ständeheere im Caslau-Liebauer Vertrage vom 29. Juni 1608 die Abtretung Ungarns, Österreichs und Mährens, und seinem kaiserlichen Bruder verblieb nunmehr der schwankende Besitz der Krone Böhmens. Er empfing am 30. August 1608 die Huldigung Mährens und den 19. November auf Grundlage einer dem Ständetum und Protestantismus Ungarns günstigen Wahlkapitulation die Krönung zum Könige Ungarns. Er hatte aber die Depossedierung seines Bruders mit Zugeständnissen an die Mährer und Ungarn erkaufen müssen, die den protestantischen Ständebund Österreichs, die „Horner" Partei, zur Erlangung des gleichen anspornten und einen Federkrieg zwischen ihr und dem König M. hervorriefen, den die Kapitulations-Resolution des Landesfürsten auf Grundlage der Satzung Kaiser Maximilians II. vom Jahre 1568 ebenso wenig als die Resolution vom 27. Februar 1610 für die Stadtbürger endgültig zu beseitigen vermochten. Anderseits versuchte Kaiser Rudolf II. voll begreiflichen Hasses gegen M. die Stände der abgetretenen Länder seinem Bruder durch allerhand Angebote wieder abtrünnig zu machen und dessen Erbfolge in Böhmen zu beseitigen. Die verhängnisvolle Maßregel Rudolfs II., die Berufung des Passauer Kriegsvolkes nach Böhmen (Ende 1610), behandelte nun M. als Kriegsfall, und da ihn die mit dem Kaiser ganz zerfallenen Stände Böhmens selbst einluden, gelang es ihm mit leichter Mühe, seinem Bruder Rudolf II. auch Böhmen abzutrotzen, was die Thronentsagung des letzteren vom 23. Mai 1611 besiegelte. August-September empfing M. die Huldigung der Schlesier und Lausitzer, und vergeblich war der letzte verzweifelte Versuch des nunmehr auf den deutschen Kaisertitel und eine Jahresrente beschränkten Rudolf II. die Union gegen seinen Bruder M. zu gewinnen. Der Tod (20. Januar 1612) schloß die Leidensgeschichte seiner letzten Herrscherjahre, und M. erlangte am 13. Juni 1612 die einstimmige Wahl zum römisch-deutschen Kaiser. Mit 55 Jahren stand er nun auf der Höhe seiner Lebenserfolge und gründete erst jetzt, Ende 1611, seine Häuslichkeit durch Vermählung mit seiner schönen Base Anna, Tochter Erzherzog Ferdinands von Tirol (gest. 1595). Die Regierungssorgen überließ er aber ganz und gar seinem allmächtigen Premier, Kardinalbischof Khlesl; er selbst zeigte sich bald nicht minder apathisch als sein verstorbener Bruder Rudolf II., dem doch wissenschaftliche und künstlerische Beschäftigungen geläufig waren. Die Zeiten aber gestalteten sich immer bewegter; die raschen Herrschaftsveränderungen in Siebenbürgen (Sigismund Rákóczi, Gabriel Báthory, Gabriel Bethlen 1607—13), der Religionsstreit in Ungarn, die ständischen und konfessionellen Wirren Österreichs und Böhmens gingen Hand in Hand mit den Gegensätzen im Reiche, mit den jülich-cleveschen Händeln, und überdies mißlang der Versuch des Wiener Kabinetts durch den Linzer Generallandtag vom August 1614 und die Ankündigung einer kriegerischen Aktion gegen die Türken, das monarchische Prinzip zu kräftigen und die innere Spannung, die Opposition des Ständetums gegen die Monarchie nach außen hin abzuleiten. — Überdies führte die Kinderlosigkeit des Kaisers, die Adoption Erzherzog Ferdinands von der innerösterreichischen Linie (s. Art.) und dessen Wahl zum Könige Böhmens und Ungarns (1616—1618), ein verhängnisvolles Ankämpfen des Erbfolgers und dessen Verbündeten Erzherzog Maximilian III. gegen Khlesls Allgewalt und Politik herbei, das nach dem Ausbruche der böhmischen Rebellion (Mai 1618) bald die gewaltsame Beseitigung oder Entführung Khlesls aus Wien (20. Juli) zur Folge hatte. Seitdem tritt Kaiser M. ganz in den Hintergrund; er erlebte noch den Tod seiner Gattin (Dezember 1618) und starb mitten in der großen Krise (20. Mai 1619). — Litt.: Die Werke zur Geschichte Rudolfs II. und Kardinal Khlesls (Gindely, Hammer-Purgstall), zur Geschichte des jülich-cleveschen Streites und des 30jährigen Krieges, zur Politik Bayerns seit 1591 (Ritter und Stieve); Mittag, Beiträge zur Geschichte Österreichs (Dissert. Bonn 1882); Rit-

ters Artikel in der „Allgem. deutschen Biogr.“, Bd. XX (1884).

Matthiesen s. **Wiedertäufer.**

Maubeuge, 1814 von den Verbündeten bis zum Frieden eingeschlossen, nachdem der Herzog von Weimar vergeblich bombardiert hatte, gehörte zu denjenigen französischen Festungen, welche im Jahre 1815 nach der Schlacht von Waterloo durch das dem Prinzen August von Preußen unterstellte Belagerungscorps genommen wurden. Die Einschließung begann schon am 20. Juni. Da M. die Straße von Mons nach Paris sperrte, war es für die Verbündeten wünschenswert, so rasch als möglich in ihren Besitz zu gelangen. Man versuchte es daher am 29. und 30. Juni mit dem Bombardement, der Versuch scheiterte aber an der Standhaftigkeit des Kommandanten Graf Latour. Man mußte sich zur förmlichen Belagerung bequemen; der preußische General v. Pirch I. leitete dieselbe unter dem Prinzen, das schwere Geschütz stellten größtenteils die Engländer. Das Feuer der Verbündeten war dem ihrer Gegner weit überlegen, trotzdem, und obgleich Latour fast nur über Nationalgarden verfügte, wehrten sie sich hartnäckig; erst am 11. Juli 1815 gingen sie eine ehrenvolle Kapitulation ein. — Vgl. v. Ciriacy, Geschichte des Belagerungskriegs des zweiten deutschen Armeecorps im Jahre 1815, Berlin 1818.

Maupeou, René Charles de M., Marquis de Morangles, Vicomte de Bruyères-le-Châtel, Seigneur de Noisy. Einer Familie der noblesse de robe am 11. Juli 1688 zu Paris entstammt, debutierte M. 1708 als Advokat des Königs am Châtelet, wurde 1710 Parlamentsrat, kaufte 1712 die Stelle eines maître des requêtes, heiratete eine Lamoignon und kaufte 1717 um enormen Preis die Stelle als Président à mortier am Pariser Parlamente. Er war ein Ehrenmann, bescheiden und gerecht, voll Takt und Würde, ohne hervorragende Geistesgaben zu besitzen. Mit Maurepas' (s. d.) Hilfe wurde er im Oktober 1743 erster Präsident des Pariser Parlaments, nahm seine Wohnung im Versailler Schlosse und wurde als Minister behandelt; er trat seinem Sohne das Amt als Président à mortier ab und gab ihm eine Erbin mit über 50,000 Livres Rente zur Ehe. Ihn frug er in allen wichtigen Dingen um Rat. 1750 hoffte M. vergebens auf die Kanzlerwürde, sein Rivale Lamoignon de Blaumesnil erhielt sie. Hatte M. bisher das schwer zu behandelnde Parlament vor Übergriffen gewahrt und viel Maßhaltung bewiesen, so änderte sich dies, seit er sich von den Jesuiten zu den Jansenisten schlug und zwischen Volks- und Hofgunst hin und her schwebte; er geriet aufs heftigste aneinander mit dem Pariser Erzbischofe Christophe de Beaumont, trotzte dem Könige, und dieser verwies das Parlament 1753 nach Pontoise und dann nach Soissons; aber am 27. August 1754 kehrte M. mit demselben im Triumphe zurück, und es trat wieder in die alte Machtstellung ein, während der Erzbischof ins Exil wanderte. Bald kam M. von neuem mit Ludwig XV. in Streit; er verlor in diesem Kampfe an Ansehen, weil er nicht kräftig genug die Rechte des Parlaments gegen die Krone wahrte, und sah keinen Ausweg als am 22. September 1757 abzutreten; er behielt den Titel Ehrenpräsident und 40,000 Frs. Pension, war aber in Ungnade. Im Oktober 1763 wurde er Vizekanzler und Großsiegelbewahrer, sein Sohn unterstützte ihn im Amte, aber seine Waltung war keine segensreiche. Als Lamoignon, sein alter Feind, am 15. September 1768 die Kanzlerwürde niederlegte, übernahm sie M., um sie nach 24 Stunden seinem Sohne abzugeben. M. starb, von den Geschäften zurückgetreten, am 4. April 1775, im 87. Jahre.

Maupeou, René Nicolas Charles Augustin de. Als Sohn des Vorigen am 25. Februar 1714 geboren, wurde M. am 11. August 1733 Parlamentsrat, erhielt die Anwartschaft auf das Amt des Président à mortier am 1. April 1737 und das Amt selbst im Oktober 1743, heiratete 1744 Mademoiselle de Roncherolles und suchte zu steigen. Im Gegensatze zum Vater unliebenswürdig und unbeliebt, lebte er nur der Intrigue, war heimtückisch und verschlossen, während er andere ausspionierte, schmeichelte den Schwächen der Menschen, kannte keine sittlichen Bedenken, besaß hingegen eine ungewöhnliche Willensstärke, Intelligenz und Verständnis für sein Departement und war beständig thätig. Unter des Königs Namen wollte er seine eigene Autorität befestigen, sich bereichern und hat nie nach den Mitteln gefragt; allgemein gefürchtet, ward er von niemandem geliebt. Im Oktober 1763 des Vaters Nachfolger als erster Präsident des Parlaments von Paris geworden, war er des Vaters rechte Hand und erster Rat in dessen neuem Amte, und am 16. September 1768 folgte er ihm, vom Herzoge von Choiseul warm begünstigt und vom Könige sehr geschätzt, als Kanzler und Großsiegelbewahrer. Er ließ alles Schmähliche unter Ludwig XV. geschehen und suchte dessen Gunst ganz zu gewinnen, um zu herrschen; voll Undank verließ er Choiseul und schlug sich zu seinem Gegner Aiguillon. Um die Krongewalt zu stärken, ging er gegen die Parlamente vor, spornte Ludwigs Groll immer an, umgab ihn mit gleichgesinnten Leuten wie Terray und lag im Staube vor der Maitresse Dubarry. Nach manchem vorbereitenden Streiche bewog er Ludwig zu den Verfügungen von 1770 gegen das Pariser Parlament und ließ die Oppositionsmitglieder desselben in der Nacht zum 20. Januar 1771 von Musketieren verhaften, ihrer Stellen entkleiden und exilieren. Dann begann er mit Einführung einer neuen Gerichtsverfassung, mit Obergerichten u. dgl., während die hohen Gerichtshöfe sämtlich protestierten und das ganze Reich in Aufregung geriet; ohne sich durch den Widerstand aufhalten zu lassen, verbannte er seine Feinde und schuf aus seinem Anhange das mißachtete „Maupeou-Parlament“. Kam dasselbe auch zustande und schien M.s Reform lebensfähig, so wuchs doch die Verachtung und der Haß gegen ihn beständig, und Ludwig XVI. entsprach der allgemeinen Stimmung, indem er auf Maurepas' Rat M. am 24. August 1774 die Siegel abfordern ließ. M. weigerte sich, während er diese

gab, jemals die Kanzlerwürde abzulegen und wurde exiliert. Er zog sich nach Roncherolles bei Les Andelys zurück, kaufte für 700,000 Livres das Schloß Thuit und blieb dem öffentlichen Leben fern. Als er im April 1790 erfuhr, im Staatsschatze fehle es sehr an Bargeld, lieh er ohne Interessen 500,000 Livres. Er kaufte Nationalgüter, um seine Besitzungen abzurunden, sandte Ludwig XVI. 1789 einen sehr gefärbten Rechenschaftsbericht über seine Verwaltung, der aber nicht die gewünschte Wirkung erzielte, und starb zu Thuit am 29. Juli 1792. — Vgl. J. Flammermont, Le chancelier Maupeou et les parlements, Paris 1883.

Mauren-Verfolgungen in Spanien **(Moriscos).** Bald nach der Eroberung Granadas durch Ferdinand und Isabella (1492) begannen Bedrängungen der Mauren, um sie zu Christen zu machen. Erwies sich Karl V. im ganzen milde, zumal er wohl wußte, daß ihnen die hohe Blüte der Landwirtschaft in Südspanien zu danken sei, so ließ sich Philipp II. von Fanatikern und Schurken gegen die M. entflammen. Nach einer Reihe vorbereitender Eingriffe in ihre alten Gewohnheiten schrieb er ihnen 1566 durch ein Gesetz vor, binnen dreier Jahre die arabische Sprache, ihre Gebräuche und nationale Kleidung abzulegen und völlig als Kastilianer zu leben. Die stürmischen Petitionen des zur Verzweiflung gebrachten Volks wurden mit Hohn abgewiesen, die M. erhoben sich unter einem Abencerragen Ende 1568, ermordeten 3000 Christen in den Alpujarras und ernannten einen König. Trotz aller Todesverachtung und Tapferkeit erlagen die M. den spanischen Truppen nach beiderseits grausam geführtem Kriege im März 1571, als ihr zweiter König dem ersten in den Tod gefolgt war. Die nichtchristlichen Bewohner der Alpujarras wurden alle in anderen Teilen Spaniens angesiedelt. Den gesamten M. wurde jedes arabische Wort verboten; die Krone, die Inquisition und der Adel bedrängten sie in allem, schwere Abgaben lasteten auf dem gepeinigten Volke, das so fleißig, enthaltsam und geschickt war. Die von ihnen erhobenen Steuern sollen jährlich viele Millionen Dukaten betragen haben. Äußerlich Christen, blieben die vom Christentum so schwer gepeinigten Moriscos in der Tiefe ihres Herzens Mahommedaner, und alle Bekehrungsversuche fruchteten nichts. Zeloten rieten Philipp III. zu ihrer vollen Vernichtung, der Papst billigte letztere und der allmächtige Minister Lerma (s. d.) willigte ein. Mit September 1609 begannen die Verbannungserlasse gegen die M.; ein Aufstand, den sie versuchten, wurde in Blut erstickt, und bis Juli 1611 waren die letzten M., auch die schon längst christlichen, aus Spanien vertrieben. Der König hatte selbst mindestens eine halbe Million seiner fleißigsten Unterthanen exiliert. Die M. verpflanzten z. B. fast die ganze Wollenmanufaktur von Toledo nach Tunis, viele Kleinhandwerke hörten in Spanien ganz auf, der Export Spaniens sank um fast die Hälfte. — Vgl. M. Philippson, Westeuropa im Zeitalter von Philipp II., Elisabeth und Heinrich IV., Berlin 1882; Forneron, Histoire de Philippe II., 2. Aufl., Bd. II, Paris 1881.

Maurepas, Jean Frédéric Phélypeaux, Graf. Der adeligen Familie Phélypeaux als Enkel des Kanzlers Pontchartrain und Sohn des Staatsministers Jérôme de Pontchartrain am 9. Juli 1701 zu Versailles entstammt, erhielt M., der schon als Kind Malteser-Ritter geworden war, infolge der Demission seines Vaters am 8. November 1715 die Stelle eines Staatssekretärs für die Marine und das königliche Haus; wegen seiner Jugend vertrat ihn sein nachmaliger Schwiegervater, Marquis de La Brillière, auch nachdem er den Altersdispens 1718 erhalten hatte, und erst 1725 übernahm er selbst die Geschäfte, am 11. August d. J. bereits als Ehrenmitglied in die Akademie der Wissenschaften aufgenommen. Zum Staatsminister ernannt, nahm M. Sitz im Kabinette. Oberflächlich und zu ernster Arbeit und Vertiefung in eine innere Welt unfähig, besaß M. ein geübtes Auge für das Wesentliche der Geschäfte und ein gutes Teil gesunden Verstandes; durchaus Intriguant und Ränkeschmied, nützte er geschickt die Fehler anderer aus und stellte seine Vorzüge in grelle Beleuchtung; seine gewandte Art, seine konversationellen Talente machten ihn, wie Marmontel sagt, zum verführerischsten Minister. Er ließ seine Beamten gewähren und schmückte sich mit ihren Verdiensten. Doch wurde unter ihm recht viel für die Marine geleistet; M. veranlaßte einige wissenschaftliche Expeditionen, verwertete die Wissenschaft im Dienste der Marine, legte in Paris eine Seemannsschule an und ließ die Küsten Frankreichs durchforschen. Auch als Schöngeist versuchte er sich, und ein Epigramm auf die Pompadour veranlaßte am 24. April 1749 seine Verabschiedung als Minister und seine Verbannung nach Bourges, von wo er sich nachher nach Pontchartrain zurückzog. Hier lebte er ein Vierteljahrhundert, mit Litteratur, Beobachtung des Staatslebens und Intriguen beschäftigt.

Ludwig XVI. bestieg im Mai 1774 den Thron und berief M. als ersten Ratgeber zu sich; das Epigramm auf die Pompadour trug reiche Früchte! Ein elender Höfling des ancien régime, dachte M., der mit dem Titel Staatsminister und Chef des Finanzrats die Macht des Premierministers erhielt, nicht an des jungen Königs und Frankreichs Heil, sondern an Hofgunst und eigenes Interesse; er machte den ohnehin schwachen König ganz unselbständig und trieb ihn zu lauter halben Maßregeln oder Inkonsequenzen; überall wirkte sein Einfluß lähmend und entnervend. Da M. sich für berufen hielt, die Dinge zu leiten, so hielt er vom Ministerium manche Talente zurück, und als man ihm Turgot und Malesherbes zuwies, suchte er, wo er nur konnte, sie niederzuhalten und ihre Reformen zu verhindern. Auf M.s Antrieb wurden die Parlamente sofort zurückgerufen, was freilich manchen Übelstand mit sich brachte. Turgot war ihm ein Stein des Anstoßes, M. zettelte gegen ihn den Mehlkrieg von 1775 an und rastete nicht, bis das Ministerium Turgot-Malesherbes entlassen wurde. Gegen Necker wühlte der alte Intriguant unablässig bei Ludwig, voll Gift äußerte er sich über dessen erlogenen Compte-rendu, den er ein

conte bleu nannte, und veranlaßte den König zu Neckers Demission. Der Eintritt Frankreichs in den Krieg Amerikas gegen Großbritannien bereitete M.s Administration viel Ruhm, er hob die Kolonialpolitik, ließ hingegen, was bittersten Tadel fand, Frankreichs alten Alliierten, Polen, ausspeisen. Kinderlos starb M. in Versailles am 21. November 1781. Die ihm zugeschriebenen Memoiren stammen von Soulavie. Condorcet und Guyot schrieben 1782 Eloges über M.

Maurer, Georg Ludwig, Ritter von, berühmter bayerischer Jurist und Politiker, war am 2. November 1790 zu Erpolzheim bei der rheinpfälzischen Stadt Dürkheim geboren. Zu einem tüchtigen Rechtsgelehrten ausgebildet, seit 1814 als praktischer Jurist thätig, 1823 Staatsprokurator bei dem Bezirksgerichte zu Frankenthal, wurde er auf Grund seiner von der Münchener Akademie der Wissenschaften gekrönten Preisschrift: „Geschichte des altgermanischen und namentlich altbayerischen mündlichen Gerichtsverfahrens“ (Heidelberg 1824) im Jahre 1826 als Professor des deutschen Privatrechtes, der deutschen Reichs- und Rechtsgeschichte und des französischen Rechts an die Universität München berufen. In dieser Stellung ließ er noch die Werke erscheinen: „Grundriß des deutschen Privatrechts“ (München 1828), „Über die bayerischen Städte und ihre Verfassung unter der römischen und fränkischen Herrschaft“ (München 1829) und „Über die deutsche Reichsterritorial- und Rechtsgeschichte“ (München 1830). Nachdem M. 1829 zum Geheimen Hofrat, zum ordentlichen Mitglied der Akademie der Wissenschaften und zum Staatsrat, zu Anfang des Jahres 1831 dagegen unter Erhebung in den Adelstand zum lebenslänglichen Mitglied der Kammer der Reichsräte ernannt war, sollte er für einige Jahre auf dem heißen Boden des damals aus der wildesten Anarchie emportauchenden jungen Königreiches Griechenland sich beschäftigt sehen. König Ludwig I. von Bayern ernannte ihn nämlich zu Anfang Oktober 1832 zu einem der Mitglieder der während der Minderjährigkeit seines Sohnes Otto, des neuen Königs von Griechenland, mit der Regierung in diesem Lande betrauten „Regentschaft“. Speziell sind ihm bei der Neugestaltung des Landes die jurisdiktionellen und die auf den öffentlichen Unterricht bezüglichen Arbeiten anvertraut worden. Nach dieser Seite hat v. M sehr Bedeutendes geleistet; sein am 1. Mai 1834 veröffentlichtes Strafgesetzbuch, dann die Gesetzbücher über das Kriminal- und Zivilverfahren, wie auch die Gerichts- und Notariatsordnung sind allgemein anerkannt worden und haben sich auch mit Ausnahme einiger Einzelheiten über die Revolution von 1843 hinaus behauptet. Minder glücklich war der liberale, ebenso wohlmeinende, als arbeitskräftige, aber auch rechthaberische, reizbare und schroffe Mann als Politiker. Obwohl mit der Vorgeschichte Griechenlands tief vertraut, scheint er (abgesehen von den sonst bekannten, der Regentschaft gemeinsamen Fehlern) seine wohlgemeinten Pläne mehrfach zu rasch und zu rücksichtslos betrieben zu haben. Seine Kirchenpolitik, die auf die Abtrennung der hellenischen Kirche von Konstantinopel und auf bedeutende Verringerung der übermäßig zahlreichen Klöster abzielte, war allerdings prinzipiell durchaus berechtigt; aber er schritt zu gewaltsam vor und erbitterte die mächtige orthodoxe Partei der Kybernitiker und die russische Politik in hohem Grade. Anderseits wirkte seine Forderung, daß die Feudalschlösser der Maina sofort abgebrochen werden sollten, mit zu dem Ausbruche des maniatischen Aufstandes im Jahre 1834. Die energische Unterdrückung eines geplanten kybernitischen Aufstandes im September 1833 half ihm deshalb wenig, weil er persönlich in Verbindung mit v. Abel und v. Heydeck zu dem Grafen von Armansberg in dem unangenehmsten Gegensatze stand, derart daß die deutschen Staatsmänner in Nauplia einander auf das bitterste befehdeten. Als endlich der Streit vor König Ludwig gebracht wurde, nahm dieser, wesentlich durch England und Rußland bestimmt, entschieden für Armansperg Partei. M. ist am 31. Juli 1834 in ungnädigster und härtester Weise aus Griechenland zurückberufen worden, um seitdem wesentlich der Wissenschaft zu leben, die ihm das wichtige Werk: „Das griechische Volk in öffentlicher, kirchlicher und privatrechtlicher Beziehung vor und nach seinem Freiheitskampfe“ (3 Bde., Heidelberg 1836) verdankte. Später (von Februar bis November 1847) in seinem Vaterlande vorübergehend in die Stellung eines Ministers des Auswärtigen und der Justiz (in dem sogen. Ministerium der Morgenröte) berufen, verfaßte M. noch die Werke: „Einleitung zur Geschichte der Mark-, Hof-, Dorf- und Stadtverfassung“ (München 1854), „Geschichte der Markenverfassung in Deutschland“ (Erlangen 1856), „Geschichte der Fronhöfe, der Bauernhöfe und der Hofverfassung in Deutschland“ (4 Bde., Erlangen 1862/63), „Geschichte der Dorfverfassung in Deutschland“ (2 Bde., Erlangen 1865/66) und „Geschichte der Städteverfassung in Deutschland“ (4 Bde., Erlangen 1869/71). M. ist am 9. Juli 1872 in München gestorben.

Mauriner sind ein reformierter, um die Geschichtswissenschaft hochverdienter Zweig der französischen Benediktiner. Der Orden der Benediktiner war mit dem Ausgange des Mittelalters und im Laufe des 16. Jahrhunderts in so tiefen Verfall geraten, daß eine Zeit lang alle Besserungsversuche vergeblich blieben und schon an seine Aufhebung gedacht wurde. Endlich gelang das für unmöglich gehaltene Werk einem einfachen lothringischen Mönche, welcher von dem seit der Mitte des 16. Jahrhunderts auch in der katholischen Kirche rege gewordenen reformatorischen Geiste durchdrungen war; derselbe reformierte einige lothringische Klöster, und dieser neue Aufschwung wirkte auch auf Frankreich ein. Auf einem Generalkapitel der französischen Benediktiner wurde 1618 die Bildung einer eigenen Kongregation beschlossen, welche sich nach dem Lieblingsjünger des heiligen Benedikt Congregation de St. Maur nannte und alle ihr zugehörigen Klöster in eine lebendige Gemeinschaft zusammenfassen sollte; 1621 erfolgte die päpstliche Bestätigung. Lange Zeit wurde die Thätigkeit der M. von ihren Vorstehern auf wissenschaftliche, gelehrte Studien gerichtet; in dem Kloster

St. Germain zu Paris wurde eine große Bibliothek errichtet und die zu wissenschaftlichen Arbeiten geeignetsten Mitglieder des ganzen Ordens dort hingezogen, wo ihnen die reichsten Hilfsmittel zur Verfügung gestellt wurden. So entstanden Werke von ungeheurem Umfang und vom höchsten Wert: „Die unübertroffenen Ausgaben der Kirchenväter, die Geschichte des Ordens und seiner Heiligen, der Klöster, der Provinzen und Bistümer, die Sammlung der Historiens des Gaules, die Histoire littéraire de la France und so viele andere Werke von bleibendem Wert und gründlichster Gelehrsamkeit“. Die M. sind geradezu als die Schöpfer der Urkundenwissenschaft und der historischen Chronologie zu betrachten. Im späteren Verlaufe des 18. Jahrhunderts kam der Orden wieder in innere Auflösung und wachsenden Verfall.

Maurokordatos ist der Name einer berühmten Fanariotenfamilie. Nikolaos M., der erste M., dessen die Quellen gedenken, war 1599 auf Chios geboren und als Seidenhändler reich geworden; er siedelte seinerzeit nach Stambul über und heiratete hier die Witwe eines walachischen Fürsten, Roxandra, aus dem reichen Hause Skarlatos. Sein Sohn Alexander M. (geb. 1636, gest. 1709) hat in Padua und Bologna Medizin studiert, ein geschätztes Werk über den Umlauf des Blutes geschrieben („Pneumaticum circulandi sanguinis instrumentum“, Bonn 1664, neue Auflage Leipzig 1870) und wirkte zunächst an der 1661 durch Manolakis aus Kastoria zu Stambul für den Fanar neugestifteten Hochschule als Professor der Philosophie und Medizin. Der tüchtige Mann wurde bei seiner staunenswerten Kenntnis der griechischen und lateinischen, italienischen und französischen Sprache, wie auch des Slawischen, Türkischen, Persischen und Arabischen, dank der Empfehlung eines angesehenen Türken zweiter Dolmetscher, und nach dem Ableben des Panajotakis Nikusios im Oktober 1673 durch seinen berühmten Gönner, den Großwessir Achmet-Köprili, Großdragoman der Pforte. In dieser Stellung (zugleich auch Leibarzt des Sultans) hat Alexander M., der auch ein sehr bedeutendes diplomatisches Talent besaß, für drei Jahrzehnte eine sehr bedeutsame Rolle gespielt; ganz besonderen Ruhm erwarb er sich bei den Karlowitzer Friedensverhandlungen 1698/99, nach deren Abschluß der deutsche Kaiser Leopold I. ihn, was freilich die Osmanen nicht sogleich erfuhren, in den Grafenstand erhob. Sehr nützlich wirkte der einflußreiche Mann in dem türkischen Reiche für seine griechischen Landsleute; nicht nur daß er als Staatsmann die Ansprüche der griechischen Kirche auf die heiligen Stätten zu Jerusalem gegen die Anforderungen der Lateiner sicher stellte, so hat A. namentlich für die Erweckung des griechischen Geistes gewirkt, indem er nach Kräften auf Gründung und Pflege von Schulen und Gymnasien hinarbeitete und überall dazu anregte; namentlich auf seinen Antrieb wurde einerseits die altgriechische Sprache zur Grundlage des höheren Unterrichts gemacht, anderseits aber auch der neugriechischen Volkssprache die nötige Aufmerksamkeit zugewandt. — Von seinen Söhnen wurde Nikolaos 1709 zuerst Pfortendolmetscher, dann 1712 Hospodar, zunächst in der Moldau, 1716 in der Walachei; nach seinem Tode folgte ihm (1731) sein Bruder Konstantin in dieser Stellung, um zwei Jahre später die Regierung der Moldau zu übernehmen. Des Nikolaos ältester Sohn Konstantin ist ebenfalls (1735—1761) Hospodar der Walachei gewesen; dessen Bruder Alexander, der auch in den rumänischen Ländern als Fürst zeitweise gewaltet hatte, mußte 1787 auf Grund von Serailintriguen nach Rußland flüchten, wo er von Katharina II. den Prinzentitel erhielt.

Des letzteren Enkel nun, der am 15. Februar 1791 zu Stambul geborene Fürst Alexander M., sollte einer der dem Abendlande bekanntesten, neugriechischen Staatsmänner werden. Bei erheblicher wissenschaftlicher Bildung war er zunächst seinem Oheim Johannes Karadscha, der als Hospodar die Walachei regierte, als dessen nächster Vertrauter im Dienst gefolgt, hatte dann, als dieser 1818 nach Italien austrat, ihn begleitet, und, bereits Mitglied der großen Hetärie der Philiker, durch eine Denkschrift über die Lage des osmanischen Reiches, die sein Oheim im September 1820 mehreren Höfen übersandte, zugunsten der Griechen auf die europäischen Kabinette zu wirken versucht. Als aber im Frühling 1821 der neugriechische Aufstand gegen die Pforte ausbrach, da rüstete M., der damals zu Pisa lebte, zu Livorno eine hydriotische Brigg aus und führte seinen kämpfenden Landsleuten eine kleine Expedition zu, mit ihr den trefflichen Artilleristen Maxime Raybaud, einen französischen Philhellenen, und erreichte am 26. August 1821 das Lager seiner Landsleute vor Tripolitsa. Mit den peloponnesischen Pallikaren, wie Kolokotronis, und mit Demetrios Hypsilanti, später auch mit Kolettis, konnte der hochbegabte, geschäftlich und diplomatisch sehr gewandte Mann europäischer Bildung sich nur schwer verständigen; doch hat er wiederholt eine ganz bedeutende Rolle in seinem Vaterlande gespielt. Da er in Morea keinen Boden fand, wandte er sich nach Westgriechenland, wo er gegen Ende November 1821 zu Missolunghi die provisorische westgriechische Gerusia ins Leben rief. Dann hat er seit Anfang des Jahres 1822 der ersten griechischen Nationalversammlung zu Piadha präsidiert, veröffentlichte deren Manifest der griechischen Unabhängigkeit, und wurde von ihr an die Spitze der provisorischen Zentralregierung für Griechenland gestellt. Zu seinem Unglück scheiterte aber der von ihm persönlich geleitete Feldzug nach dem südlichen Epirus im Sommer 1822 vollständig, und selbst die von ihm mit Markos Botsaris ebenso tapfer als glücklich geleitete Verteidigung von Missolunghi gegen Türken und Albanesen im Spätjahr 1822 hob ihn nicht wieder auf eine beherrschende Höhe. Seit dieser Zeit war M. andauernd teils als Mitglied der verschiedenen Nationalversammlungen, teils der jährlich neu gebildeten Regierungskommissionen oder ihrer Ministerien thätig. Als erster Staatssekretär (1825) nahm er mit großer Tapferkeit (8. Mai) an der zuletzt doch erfolglosen Verteidigung der Insel Sphakteria bei Navarin gegen Ibrahim-Paschas Ägypter teil, und veranlaßte

nachher im Sommer dieses Jahres unter dem Drucke der ägyptischen Überflutung von Morea die Regierung in Nauplia, sich unter Englands Schutz zu stellen. Führer derjenigen politischen Elemente in dem modernen Griechenland, die man (bis weit über die Mitte unseres Jahrhunderts hinaus) die „englische“ Partei zu nennen pflegte, sympathisierte er nur wenig mit der Präsidentschaft des Grafen Giovanni Kapodistrias, der ihn anfangs persönlich in seine Nähe zu ziehen suchte. Schon im Sommer 1829 stand er zu demselben in ausgesprochener Gegnerschaft, und war nachmals gegenüber Augustin Kapodistrias (1832) im Lager der Syntagmatiker zu Perachora, und zuletzt Finanzminister der sogen. Siebenerkommission. Dasselbe Amt hat ihm 1833 die bayerische Regentschaft übertragen, doch mußte er es schon zu Ende Oktober desselben Jahres mit dem auswärtigen Amte vertauschen, und wurde seit dem Sommer 1834 im Zusammenhange mit Konflikten innerhalb der Regentschaft als Gesandter für München und Berlin aus Griechenland entfernt. Später auch Gesandter in London, seit 1835 Mitglied des griechischen Staatsrats, 1840 Ministerpräsident und 1842 wieder Gesandter bei der Pforte, stand er nach der athenischen Septemberrevolution 1843, als Präsident an der Spitze der am 20. November 1843 zu Athen zusammentretenden, verfassunggebenden Nationalversammlung, deren Arbeiten am 16. März 1844 zum Abschluß gediehen. Das Ministerium aber, welches er am 11. April 1844 mit seinem Schwager Trikupis bildete, hielt sich gegenüber der Feindschaft der anderen Parteien nur bis zum August desselben Jahres. Nachher ist M., der 1850—1854 als Gesandter in Paris sich befand, zur Zeit des Krimkrieges und der englisch-französischen Besetzung des Piräus (Ende Mai 1854) an die Spitze eines durch die Westmächte den Griechen vorgeschriebenen Kabinetts gestellt worden, welches sich aber nur bis zum Oktober 1855 hielt. Nach des Königs Otto Sturze war M. Mitglied der griechischen Nationalversammlung von 1862 und übte erheblichen Einfluß aus auf die Neubesetzung des griechischen Thrones. Zuletzt erblindet, ist M. am 18. August 1865 auf der Insel Ägina gestorben.

Mauromichalis ist der Name einer der angesehensten Familien in der griechischen Landschaft Maina (s. das.), die in der Zeit vor dem Ausbruche des neugriechischen Unabhängigkeitskrieges namentlich mit den Murtsinos um den höchsten Einfluß in ihrem Stamme rivalisierte. In Europa sind sie namentlich durch ihr Auftreten in dem 1821 entbrannten Kriege bekannt geworden, in welchem der letzte Bey der Maniaten, der aus ihrem Hause hervorgegangen war, eine wichtige Rolle spielte. Dieser Mann war des alten Kapitäns Johannes M. Sohn Petros M. von Limeni, der, kurz vor 1770 geboren, nur mit Mühe aus den Schrecknissen des damals in Messenien wütenden russisch-griechisch-albanesischen Krieges gerettet worden ist. Seit 1811 Bey der Maina, hatte er bei großem Reichtum und weitverzweigten Familienverbindungen seines Hauses eine sehr starke Machtstellung. Für das Wohl und für die Zivilisierung seiner Maniaten lebhaft bemüht, deren Armut und räuberischen Neigungen er durch Eröffnung neuer Erwerbsquellen zu begegnen stets bestrebt war, imponierte P. später den Europäern durch seine Schönheit und durch die Würde seiner Erscheinung. Der „Hetärie“ ist P. etwa 1819 beigetreten; obwohl er sehr gern im Hinblick auf den künftigen Krieg die vollständige Aussöhnung unter den großen rivalisierenden Familien der Maina sah und förderte, war er anderseits doch viel zu klug und besonnen, um sich lange durch die Schwindeleien der Führer der Hetäristen blenden zu lassen. Trotzdem besaß P. nicht die politischen und feldherrlichen Talente, um nach Ausbruch des Krieges gegen die Türken etwa die Leitung des Kampfes und des griechischen Volkes in seine Hände nehmen zu können. Obwohl er zu Anfang eine namhafte Rolle gespielt, am 4. April 1821 bei der Eroberung von Kalamata entscheidend mitgewirkt, zuerst auch an der Spitze der Gerusia von Messenien, dann während der Belagerung von Tripolitsa als Oberfeldherr an der Spitze der peloponnesischen Truppen und der Gerusia von Kaltetsi gestanden hat und auch noch später einmal (1823) Präsident der provisorischen Regierung Griechenlands gewesen ist, so wurde er als Führer doch sehr schnell durch die überlegene militärische Begabung von Männern wie namentlich Theodor Kolokotronis beiseite gedrängt; infolge der daraus erwachsenden Eifersucht hielt Petrobei während der erbitterten Parteiungen, die allmählich zwischen den Kapitänen und den Primaten des befreiten Griechenlands ausbrachen, sich zu den letzteren. Durchaus tragisch aber gestaltete sich seine und seines Geschlechts Stellung zu dem Präsidenten Giovanni Kapodistrias. Aus dem Hause M. hatten in dem Kriege 40 Männer den Tod gefunden; die M., namentlich des Petrobei Sohn Georg, der bis dahin vielfach politisch verwendet, 1827 auch Mitglied der Regierungskommission gewesen war, hatte sich lebhaft für seine Berufung interessiert. Nun aber hatte Kapodistrias durch sein allzu rasches und rücksichtsloses Vorgehen die Interessen der Maniaten und speziell der M. vielfach verletzt, — unter anderem durch Begünstigung des Hauses Murtsinos und durch Ernennung eines Herrn Genovellis zum Gouverneur der Maina, so daß seit 1830 die M. zu ihm in offener Gegnerschaft standen. Bereits waren mehrere M. in Nauplia, damals der Hauptstadt des Landes, festgehalten, und als zu Anfang des Jahres 1831 die Maniaten zu offenem Aufstand sich erhoben, und der Präsident dem als Senatsmitglied in Nauplia lebenden Petrobei die Reise nach der Maina zur Stillung der Unruhen nicht erlaubte: da entfloh Petrobei (Februar 1831) heimlich aus der Hauptstadt, wurde aber an der Westküste von Morea festgenommen, dann in Nauplia auf Hochverrat angeklagt und einstweilen auf unbestimmte Zeit in der Citadelle Itschkale eingeschlossen. Als endlich das Mißglücken eines Versuches (8. Oktober), die Gnade des Präsidenten zu gewinnen, in den Augen der M. als offener Hohn gegen den alten Fürsten erschien, haben des letzteren Bruder Konstantin M., einer der einflußreichsten Führer der Maniaten, und der junge Georg M. am 9. Oktober 1831 den Präsidenten vor der

Kirche St. Spiridon ermordet. Konstantin wurde sofort durch das Volk totgeschlagen, Georg dagegen am 22. Oktober kriegsrechtlich erschossen.

Petrobei erhielt (25. März 1832) durch die Vermittelung von Thiersch seine Freiheit wieder. Er ist später ein ergebener Anhänger des Königs Otto gewesen, wurde Mitglied (und 1836 Vizepräsident) des griechischen Staatsrates, und wirkte mehrfach zur Gewinnung seiner Maniaten für Zivilisierung und allmählichen friedlichen Übergang in die neue Ordnung der Dinge. Sein Tod erfolgte am 29. Januar 1848. Einer seiner Söhne, Anastasios M., ist 1832 Mitglied der sogen. Siebenerkommission und unter König Otto auch Minister gewesen, und starb am 11. Mai 1870 zu Athen.

Maxen, Kapitulation am 21. November 1759. Einer der schwersten Schläge, welche die preußischen Truppen im Siebenjährigen Kriege trafen, war der „Finkenfang" bei M. — Ungeachtet der Niederlagen bei Kay und Kunersdorf und der Übergabe Dresdens hatte König Friedrich II. gegen Ende des Jahres 1759 den Plan gefaßt, seiner Armee Winterquartiere im Kurfürstentum Sachsen zu erobern. Dazu sollten die Österreicher und die Reichstruppen aus demselben verdrängt werden. Zur Verstärkung des dort kommandierenden Prinz Heinrich entsandte er, sobald die Russen Schlesien geräumt und den Marsch nach der Weichsel in ihre Winterquartiere angetreten hatten, den General v. Hülsen mit 15,000 Mann; Prinz Heinrich aber schickte den General v. Finck, in welchem der König „einen zweiten Turenne" erkannt zu haben glaubte, mit 13,500 Mann in Dauns, des kaiserlichen Oberbefehlshabers, Rücken, um ihn zum Abzuge zu veranlassen und ihm bei demselben möglichst Schaden zu thun. Als der König am 14. November selbst bei der Armee eingetroffen war, mußte Finck, trotz seiner Gegenvorstellungen, zu diesem Zweck nach M., 10 Kilometer südwestlich von Pirna, marschieren und dorthin sogar eine Abteilung ziehen, welche er, um seine eigenen Verbindungen besorgt, in Dippoldiswalde hatte stehen lassen. Am 19. besetzte der österreichische General Sincere diesen Ort und von allen Seiten rückten kaiserliche und Reichstruppen gegen die Stellung bei M. heran, so daß Finck bereits an diesem Tage von fast dreifacher Übermacht so gut wie eingeschlossen war. Er erfuhr, daß er am 20. angegriffen werden sollte und bat, bei der Meldung hierüber an den König, um eine Diversion zu seinen Gunsten. — Der Angriff erfolgte in der That. Finck wehrte sich tapfer, die Maschen des Netzes, welches Feldmarschall Daun um ihn gespannt hatte, zogen sich aber immer enger zusammen, und am Abend erkannte der preußische General, daß ihm jeder Ausweg abgeschnitten sei. Trotzdem gedachte er am Morgen des 21. einen Durchbruchsversuch zu machen. Er mußte sich jedoch überzeugen, daß seine Infanterie, welche durch den Kampf auf Schnee und Eis und durch Desertion stark zusammengeschmolzen war und an Munition Mangel litt, dazu nicht imstande sei, und schickte daher den General v. Rebentisch ab, um zu kapitulieren; General v. Wunsch sollte versuchen, sich mit der Kavallerie durchzuschlagen. Daun machte jedoch zur Bedingung, daß die Kavallerie in die Kapitulation einbegriffen werden solle, und so streckten 10,000 Mann die Waffen, eine Menge von Trophäen und Heergerät fiel in die Hände der Sieger. General v. Hülsen, welcher zum Entsatz nahte, kam zu spät und kehrte unverrichteter Sache um. Der König mußte die Winterquartiere in Sachsen mit seinen Gegnern teilen. Ein nach Friedensschluß niedergesetztes Kriegsgericht verurteilte Finck zur Kassation und zu Festungsstrafe. Nachdem er seine Freiheit wiedererlangt hatte, trat er in dänische Dienste, starb aber schon am 22. Februar 1766. — Vgl. „Siebenjähriger Krieg".

Maximilian I., römisch-deutscher Kaiser, Regent der österreichischen Länder, geb. zu Wiener-Neustadt am 22. März 1459, gest. am 12. Januar 1519 zu Wels in Oberösterreich. Er war der einzige Sohn Kaiser Friedrichs III. (Herzog Friedrich V. aus der steiermärkischen oder innerösterreichischen Habsburger Linie — s. Art. „Habsburg"), aus dessen Ehe vom Jahre 1452 mit Lenor von Portugal (geboren 1437, gestorben am 1. September 1467). Von der südländischen Mutter, einer hochsinnigen Frau, erbte er das lebhafte, leutselige, phantasiereiche Wesen, den Gedankenschwung und den Sinn fürs Schöne, während sich in der Gestalt der Vater ausprägte, dessen Humor auch auf den Sohn überging. Mit kaum drei Jahren (1462) erlebte M. die Belagerung der Wiener Hofburg durch die aufständischen Bürger, welche für seinen Oheim (Herzog Albrecht V. gestorben 1463) unter der Anführung Wolfgang Holzers sich erhoben hatten; zehn Jahre alt geworden, befand er sich in der Grazer Hofburg, als die Baumkirchersehde neuerdings und ernstlicher losbrach (1469); früh machte er so mit dem Ernste des Lebens Bekanntschaft. Sein Vater, eine strenglebige, pedantische, aber vom unerschütterlichen Glauben an den Bestand und die Zukunft seines Hauses erfüllte Natur, sorgte für eine ernste, schulgerechte Erziehung, deren Schattenseiten nicht derart vorwogen, um den Lerntrieb, die Wißbegierde des begabten Erben zu ersticken. Er konnte für seine Zeit ein wohl unterrichteter Fürstensohn heißen, frühzeitig aber auch ein Meister im Reiten, im Waidwerk und in der Führung der Waffen, voll feurigen Dranges nach Unternehmungen, Abenteuern und Lebensgenuß. Seit 1473 galt er als Verlobter der reichen burgundischen Erbtochter Maria, mit deren Vater, Karl dem Kühnen, er damals in Trier zusammengetroffen war und das Wohlgefallen des künftigen Schwiegervaters erregte. Mit seinem achtzehnten Lebensjahre (1477) trat jenes Ereignis ein, das den Kaisersohn fortan in große, bewegte Verhältnisse zog und auf die Machtstellung und Politik seines Hauses einen entscheidenden Einfluß nehmen mußte.

1477 im Januar war Karl der Kühne in der Schweizerschlacht bei Nancy gefallen, Maria von Burgund, M.s Verlobte, vom Parteienhaß und zudringlicher Bewerbung geängstigt; er sollte sich sputen, die Ehe einzugehen, während daheim die Kriegsgefahr von Ungarn drohte, und der Mangel an Geldmitteln den kaiserlichen Vater wie so oft

nachher im Sommer dieses Jahres unter dem Drucke der ägyptischen Überflutung von Morea die Regierung in Nauplia, sich unter Englands Schutz zu stellen. Führer derjenigen politischen Elemente in dem modernen Griechenland, die man (bis weit über die Mitte unseres Jahrhunderts hinaus) die „englische" Partei zu nennen pflegte, sympathisierte er nur wenig mit der Präsidentschaft des Grafen Giovanni Kapodistrias, der ihn anfangs persönlich in seine Nähe zu ziehen suchte. Schon im Sommer 1829 stand er zu demselben in ausgesprochener Gegnerschaft, und war nachmals gegenüber Augustin Kapodistrias (1832) im Lager der Syntagmatiker zu Perachora, und zuletzt Finanzminister der sogen. Siebenerkommission. Dasselbe Amt hat ihm 1833 die bayerische Regentschaft übertragen, doch mußte er es schon zu Ende Oktober desselben Jahres mit dem auswärtigen Amte vertauschen, und wurde seit dem Sommer 1834 im Zusammenhange mit Konflikten innerhalb der Regentschaft als Gesandter für München und Berlin aus Griechenland entfernt. Später auch Gesandter in London, seit 1835 Mitglied des griechischen Staatsrats, 1840 Ministerpräsident und 1842 wieder Gesandter bei der Pforte, stand er nach der athenischen Septemberrevolution 1843, als Präsident an der Spitze der am 20. November 1843 zu Athen zusammentretenden, verfassunggebenden Nationalversammlung, deren Arbeiten am 16. März 1844 zum Abschluß gediehen. Das Ministerium aber, welches er am 11. April 1844 mit seinem Schwager Trikupis bildete, hielt sich gegenüber der Feindschaft der anderen Parteien nur bis zum August desselben Jahres. Nachher ist M., der 1850—1854 als Gesandter in Paris sich befand, zur Zeit des Krimkrieges und der englisch-französischen Besetzung des Piräus (Ende Mai 1854) an die Spitze eines durch die Westmächte den Griechen vorgeschriebenen Kabinetts gestellt worden, welches sich aber nur bis zum Oktober 1855 hielt. Nach des Königs Otto Sturze war M. Mitglied der griechischen Nationalversammlung von 1862 und übte erheblichen Einfluß aus auf die Neubesetzung des griechischen Thrones. Zuletzt erblindet, ist M. am 18. August 1865 auf der Insel Ägina gestorben.

Mauromichalis ist der Name einer der angesehensten Familien in der griechischen Landschaft Maina (s. das.), die in der Zeit vor dem Ausbruche des neugriechischen Unabhängigkeitskrieges namentlich mit den Murtsinos um den höchsten Einfluß in ihrem Stamme rivalisierte. In Europa sind sie namentlich durch ihr Auftreten in dem 1821 entbrannten Kriege bekannt geworden, in welchem der letzte Bey der Maniaten, der aus ihrem Hause hervorgegangen war, eine wichtige Rolle spielte. Dieser Mann war des alten Kapitäns Johannes M. Sohn Petros M. von Limeni, der, kurz vor 1770 geboren, nur mit Mühe aus den Schrecknissen des damals in Messenien wütenden russisch-griechisch-albanesischen Krieges gerettet worden ist. Seit 1811 Bey der Maina, hatte er bei großem Reichtum und weitverzweigten Familienverbindungen seines Hauses eine sehr starke Machtstellung. Für das Wohl und für die Zivilisierung seiner Maniaten lebhaft bemüht, deren Armut und räuberischen Neigungen er durch Eröffnung neuer Erwerbsquellen zu begegnen stets bestrebt war, imponierte P. später den Europäern durch seine Schönheit und durch die Würde seiner Erscheinung. Der „Hetärie" ist P. etwa 1819 beigetreten; obwohl er sehr gern im Hinblick auf den künftigen Krieg die vollständige Aussöhnung unter den großen rivalisierenden Familien der Maina sah und förderte, war er anderseits doch viel zu klug und besonnen, um sich lange durch die Schwindeleien der Führer der Hetäristen blenden zu lassen. Trotzdem besaß P. nicht die politischen und feldherrlichen Talente, um nach Ausbruch des Krieges gegen die Türken etwa die Leitung des Kampfes und des griechischen Volkes in seine Hände nehmen zu können. Obwohl er zu Anfang eine namhafte Rolle gespielt, am 4. April 1821 bei der Eroberung von Kalamata entscheidend mitgewirkt, zuerst auch an der Spitze der Gerusia von Messenien, dann während der Belagerung von Tripolitsa als Oberfeldherr an der Spitze der peloponnesischen Truppen und der Gerusia von Kaltetsi gestanden hat und auch noch später einmal (1823) Präsident der provisorischen Regierung Griechenlands gewesen ist, so wurde er als Führer doch sehr schnell durch die überlegene militärische Begabung von Männern wie namentlich Theodor Kolokotronis beiseite gedrängt; infolge der daraus erwachsenden Eifersucht hielt Petrobei während der erbitterten Parteiungen, die allmählich zwischen den Kapitänen und den Primaten des befreiten Griechenlands ausbrachen, sich zu den letzteren. Durchaus tragisch aber gestaltete sich seine und seines Geschlechts Stellung zu dem Präsidenten Giovanni Kapodistrias. Aus dem Hause M. hatten in dem Kriege 40 Männer den Tod gefunden; die M., namentlich des Petrobei Sohn Georg, der bis dahin vielfach politisch verwendet, 1827 auch Mitglied der Regierungskommission gewesen war, hatte sich lebhaft für seine Berufung interessiert. Nun aber hatte Kapodistrias durch sein allzu rasches und rücksichtsloses Vorgehen die Interessen der Maniaten und speziell der M. vielfach verletzt, — unter anderem durch Begünstigung des Hauses Murtsinos und durch Ernennung eines Herrn Genovellis zum Gouverneur der Maina, so daß seit 1830 die M. zu ihm in offener Gegnerschaft standen. Bereits waren mehrere M. in Nauplia, damals der Hauptstadt des Landes, festgehalten, und als zu Anfang des Jahres 1831 die Maniaten zu offenem Aufstand sich erhoben, und der Präsident dem als Senatsmitglied in Nauplia lebenden Petrobei die Reise nach der Maina zur Stillung der Unruhen nicht erlaubte: da entfloh Petrobei (Februar 1831) heimlich aus der Hauptstadt, wurde aber an der Westküste von Morea festgenommen, dann in Nauplia auf Hochverrat angeklagt und einstweilen auf unbestimmte Zeit in der Citadelle Itschkale eingeschlossen. Als endlich das Mißglücken eines Versuches (8. Oktober), die Gnade des Präsidenten zu gewinnen, in den Augen der M. als offener Hohn gegen den alten Fürsten erschien, haben des letzteren Bruder Konstantin M., einer der einflußreichsten Führer der Maniaten, und der junge Georg M. am 9. Oktober 1831 den Präsidenten vor der

Kirche St. Spiridon ermordet. Konstantin wurde sofort durch das Volk totgeschlagen, Georg dagegen am 22. Oktober kriegsrechtlich erschossen.

Petrobei erhielt (25. März 1832) durch die Vermittelung von Thiersch seine Freiheit wieder. Er ist später ein ergebener Anhänger des Königs Otto gewesen, wurde Mitglied (und 1836 Vizepräsident) des griechischen Staatsrates, und wirkte mehrfach zur Gewinnung seiner Maniaten für Zivilisierung und allmählichen friedlichen Übergang in die neue Ordnung der Dinge. Sein Tod erfolgte am 29. Januar 1848. Einer seiner Söhne, Anastasios M., ist 1832 Mitglied der sogen. Siebenerkommission und unter König Otto auch Minister gewesen, und starb am 11. Mai 1870 zu Athen.

Maxen, Kapitulation am 21. November 1759. Einer der schwersten Schläge, welche die preußischen Truppen im Siebenjährigen Kriege trafen, war der „Finkenfang" bei M. — Ungeachtet der Niederlagen bei Kay und Kunersdorf und der Übergabe Dresdens hatte König Friedrich II. gegen Ende des Jahres 1759 den Plan gefaßt, seiner Armee Winterquartiere im Kurfürstentum Sachsen zu erobern. Dazu sollten die Österreicher und die Reichstruppen aus demselben verdrängt werden. Zur Verstärkung des dort kommandierenden Prinz Heinrich entsandte er, sobald die Russen Schlesien geräumt und den Marsch nach der Weichsel in ihre Winterquartiere angetreten hatten, den General v. Hülsen mit 15,000 Mann; Prinz Heinrich aber schickte den General v. Finck, in welchem der König „einen zweiten Turenne" erkannt zu haben glaubte, mit 13,500 Mann in Dauns, des kaiserlichen Oberbefehlshabers, Rücken, um ihn zum Abzuge zu veranlassen und ihm bei demselben möglichst Schaden zu thun. Als der König am 14. November selbst bei der Armee eingetroffen war, mußte Finck, trotz seiner Gegenvorstellungen, zu diesem Zweck nach M., 10 Kilometer südwestlich von Pirna, marschieren und dorthin sogar eine Abteilung ziehen, welche er, um seine eigenen Verbindungen besorgt, in Dippoldiswalde hatte stehen lassen. Am 19. besetzte der österreichische General Sincere diesen Ort und von allen Seiten rückten kaiserliche und Reichstruppen gegen die Stellung bei M. heran, so daß Finck bereits an diesem Tage von fast dreifacher Übermacht so gut wie eingeschlossen war. Er erfuhr, daß er am 20. angegriffen werden sollte und bat, bei der Meldung hierüber an den König, um eine Diversion zu seinen Gunsten. — Der Angriff erfolgte in der That. Finck wehrte sich tapfer, die Maschen des Netzes, welches Feldmarschall Daun um ihn gespannt hatte, zogen sich aber immer enger zusammen, und am Abend erkannte der preußische General, daß ihm jeder Ausweg abgeschnitten sei. Trotzdem gedachte er am Morgen des 21. einen Durchbruchsversuch zu machen. Er mußte sich jedoch überzeugen, daß seine Infanterie, welche durch den Kampf auf Schnee und Eis und durch Desertion stark zusammengeschmolzen war und an Munition Mangel litt, dazu nicht imstande sei, und schickte daher den General v. Rebentisch ab, um zu kapitulieren; General v. Wunsch sollte versuchen, sich mit der Kavallerie durchzuschlagen. Daun machte jedoch zur Bedingung, daß die Kavallerie in die Kapitulation einbegriffen werden solle, und so streckten 10,000 Mann die Waffen, eine Menge von Trophäen und Heergerät fiel in die Hände der Sieger. General v. Hülsen, welcher zum Entsatz nahte, kam zu spät und kehrte unverrichteter Sache um. Der König mußte die Winterquartiere in Sachsen mit seinen Gegnern teilen. Ein nach Friedensschluß niedergesetztes Kriegsgericht verurteilte Finck zur Kassation und zu Festungsstrafe. Nachdem er seine Freiheit wiedererlangt hatte, trat er in dänische Dienste, starb aber schon am 22. Februar 1766. — Vgl. „Siebenjähriger Krieg".

Maximilian I., römisch-deutscher Kaiser, Regent der österreichischen Länder, geb. zu Wiener-Neustadt am 22. März 1459, gest. am 12. Januar 1519 zu Wels in Oberösterreich. Er war der einzige Sohn Kaiser Friedrichs III. (Herzog Friedrich V. aus der steiermärkischen oder inneröstereichischen Habsburger Linie — s. Art. „Habsburg"), aus dessen Ehe vom Jahre 1452 mit Lenor von Portugal (geboren 1437, gestorben am 1. September 1467). Von der südländischen Mutter, einer hochsinnigen Frau, erbte er das lebhafte, leutselige, phantasiereiche Wesen, den Gedankenschwung und den Sinn fürs Schöne, während sich in der Gestalt der Vater ausprägte, dessen Humor auch auf den Sohn überging. Mit kaum drei Jahren (1462) erlebte M. die Belagerung der Wiener Hofburg durch die aufständischen Bürger, welche für seinen Oheim (Herzog Albrecht V. gestorben 1463) unter der Anführung Wolfgang Holzers sich erhoben hatten; zehn Jahre alt geworden, befand er sich in der Grazer Hofburg, als die Baumkircherfehde neuerdings und ernstlicher losbrach (1469); früh machte er so mit dem Ernste des Lebens Bekanntschaft. Sein Vater, eine strenglebige, pedantische, aber vom unerschütterlichen Glauben an den Bestand und die Zukunft seines Hauses erfüllte Natur, sorgte für eine ernste, schulgerechte Erziehung, deren Schattenseiten nicht derart vorwogen, um den Lerntrieb, die Wißbegierde des begabten Erben zu ersticken. Er konnte für seine Zeit ein wohl unterrichteter Fürstensohn heißen, frühzeitig aber auch ein Meister im Reiten, im Waidwerk und in der Führung der Waffen, voll feurigen Dranges nach Unternehmungen, Abenteuern und Lebensgenuß. Seit 1473 galt er als Verlobter der reichen burgundischen Erbtochter Maria, mit deren Vater, Karl dem Kühnen, er damals in Trier zusammengetroffen war und das Wohlgefallen des künftigen Schwiegervaters erregte. Mit seinem achtzehnten Lebensjahre (1477) trat jenes Ereignis ein, das den Kaisersohn fortan in große, bewegte Verhältnisse zog und auf die Machtstellung und Politik seines Hauses einen entscheidenden Einfluß nehmen mußte.

1477 im Januar war Karl der Kühne in der Schweizerschlacht bei Nancy gefallen, Maria von Burgund, M.s Verlobte, vom Parteienhaß und zudringlicher Bewerbung geängstigt; er sollte sich sputen, die Ehe einzugehen, während daheim die Kriegsgefahr von Ungarn drohte, und der Mangel an Geldmitteln den kaiserlichen Vater wie so oft

bedrängte. M. zog auch nicht leichten Herzens mit seinem Gefolge in die Niederlande, denn zuhause hatte er schon die Liebe verkostet, wie dies sein interessanter Briefwechsel mit Sigismund von Peuschenk bezeugt; aber er fand in Maria von Burgund, mit der er bereits im April 1477 prokurationsmäßig getraut war und den 19. August in Gent vor den Altar trat, eine ihm in jeder Richtung ebenbürtige Gattin. Durch den Schlachttag bei Guinegate in der Picardie (1479), der den ländergierigen Franzosen eine empfindliche Schlappe zufügte, und die Geburt zweier Kinder, vor allem des Landeserben, Philipp des Schönen (1478), besserte sich die Stellung M.s zu den Niederländern, welche den Fremdling mit Mißtrauen und Abneigung aufgenommen hatten. Um so härter traf ihn die Lösung seiner glücklichen Ehe durch den Tod seiner Gattin (1482), da jene Schwierigkeiten, insbesondere zufolge der von M. mit Recht beanspruchten Regentschaft (Mambournie) nun, Dank dem Schüren König Ludwigs XI. von Frankreich, sich verdoppelten und den Habsburger zum Frieden von Arras drängten, welcher dem Valois die Tochter M.s, Margareta, als Braut des Dauphins und mit ihr eine reiche Mitgift von burgundischen Westprovinzen zusicherte. Volle drei Jahre hatte überdies M. mit den unbotmäßigen Ständen, insbesondere Flanderns, um die Mambournie und den eigenen Sohn zu streiten, bevor es ihm gelang, seinen Anspruch durchzusetzen. 1486 wurde dem bedächtigen und argwöhnischen Vater die Zustimmung zur Königswahl M.s abgerungen, und dieselbe fand mit Ausschluß der böhmischen Kurstimme statt (16. Februar). Zwei Jahre später (1488) wurde er Gefangener der aufgewiegelten Bürger von Brügge, denen die besonders französisch gesinnten Genter den königlichen Gefangenen ablisten wollten. Ein deutsches Reichsheer, mit dem Kaiser an der Spitze und von Herzog Albrecht dem Kühnen befehligt, bewirkte die Freilassung M.s, dem die von Brügge das eidliche Versprechen ihrer Straflosigkeit abgenommen hatten. Nichtsdestoweniger kam es zu einem nahezu vierjährigen Kriege mit den niederländischen Widersachern M.s und hiermit zur Steigerung der alten Gegensätze.

1489—1490 bereitete sich der Anfall Tirols und Vorderösterreichs an die Hauptlinie der Habsburger vor, indem der letzte, kinderlose Herzog der tirolischen, Sigismund, gedrängt wurde, sein ursprüngliches Projekt, Herzog Albrecht von Bayern-München als Gemahl der Kaisertochter Kunigunde mit Tirol auszustatten, aufzugeben und noch bei seinen Lebzeiten den königlichen Neffen M. als Nachfolger und Regenten anzuerkennen. In dem gleichen Jahre (1490) machte der Tod des Königs Mathias Corvinus (6. April) den alten Kaiser der schwersten Sorgen ledig, und M. konnte mit leichter Mühe alle Occupationen der Ungarn in den österreichischen Ländern (1479 bis 1490) samt Wien zurückerobern. Doch ließ er es dabei nicht bewenden, sondern brach mit einem Söldnerheere im Herbste 1490 nach Ungarn auf, um den kürzlich erledigten Thron dem jüngst gewählten Jagellonen Wladislaw, bereits seit 1471 Wahlkönig Böhmens, abzudringen. Soldmangel und Meuterei zwangen ihn jedoch, bald nach der Eroberung von Stuhlweissenburg heimzukehren, und nun begannen Friedensunterhandlungen, die in dem Preßburger Traktate vom 7. November 1491 ihren Abschluß fanden und dem Hause Habsburg ein bedingtes Erbrecht auf Ungarn sicherten. Um dieselbe Zeit hatte im Westen die prokurationsmäßige zweite Heirat M.s mit der Erbin der Bretagne, Anna, Tochter des letzten Landesherzogs Franz, Ende 1490 und der sie durchkreuzende „Brautraub" vonseiten Karls VIII., oder genauer gesagt, die päpstliche Gefälligkeit, welche es dem französischen Könige ermöglichte, seine Verlobung mit Margareta zu lösen und sich die Hand der Bretonin Anna (6. Dezember 1491) zu erzwingen, — also die doppelte Schmach des deutschen Königes — einen neuen Zusammenstoß mit Frankreich herbeigeführt, der nach dem Kampfe bei Dournon-Salins mit dem Frieden von Senlis (1493) schloß, der an M. die verschmähte, damals dreizehnjährige Tochter Margareta und die burgundische Freigrafschaft (Franche-comté) zurückgab. —

Der Tod Kaiser Friedrichs III. (19. August 1493) eröffnet die Alleinregierung M.s I. Sein Ideal war und blieb die Großmachtstellung und Vorherrschaft seines Hauses in Europa und eine starke Kaisergewalt, die Politik des Krieges gegen das rivalisierende und seit Ludwig XI. monarchisch erstarkte Frankreich, wogegen die Kurfürstenpartei eine Politik des Friedens und die Herstellung einer Oligarchie in Deutschland anstrebte. Bei diesem Gegensatze konnte das deutsche Reformwerk und ein gutes Einvernehmen zwischen dem Oberhaupte und den Fürsten des Reiches nicht wohl gedeihen. Es zeigte sich dies bald nach dem Wormser Reichstage vom Jahre 1495, der den ewigen Landfrieden, das Reichskammergericht schuf und die Reichssteuer oder den gemeinen Pfennig regelte, — zur Zeit der verhängnisvollen Invasion Karls VIII. nach Neapel (1494—1495) und des Erstehens der namentlich von Venedig gestützten ersten heiligen Liga (März 1495) wider die italienische Angriffspolitik Frankreichs. M. hatte nur einen Augenblick, verlockt durch die Idee eines Türkenkrieges und durch die Hoffnung, sich an der ihm verhaßten Signoria schadlos halten zu können, mit dem Losschlagen gegen Frankreich gezögert und dann rasch jenem Bündnisse sich zugesellt, welchem vorab Ludovico Sforza, Herzog Mailands und seit 1493 Schwiegeroheim Kaiser M.s durch dessen Heirat mit Bianca Maria Sforza, angehörte. Doch hinderte ihn die Friedenspolitik und Kargheit der deutschen Fürsten, etwas Gedeihliches in Italien auszuführen. Der Zug vor Livorno (Oktober/November 1496) war unfruchtbar, und ebenso mußte M. die Romfahrt aufgeben. Dagegen glückte ihm das Zustandebringen der habsburgisch-spanischen Doppelheirat. — König Ferdinand der Katholische von Arragon und dessen Gattin Isabella von Kastilien, die Repräsentanten der Personalunion Spaniens, hatten sich schon zur Zeit der Gefangenschaft M.s in Brügge ihm freundlich bezeigt und bald darauf die Heiratsbewerbung für seinen

Sohn Philipp (dem zunächst eine Tochter König Eduards IV. von England, dann Elisabeth von Bayern-Landshut als Bräute zugedacht waren) entgegengenommen; 1492 verbanden sich Spanien mit England und M. gegen Frankreich, und seit 1495 kam es zu neuem Bruche zwischen den Höfen hüben und drüben der Pyrenäen. Dies beschleunigte 1496—1497 den Abschluß der Wechselheirat, indem der Infant Juan mit Margareta von Österreich, und die Infantin Juana mit Philipp dem Schönen vermählt wurden. Der frühe Tod des Erstgenannten (4. Oktober 1497) stellte dem zweiten Ehepaare die spanische Erbschaft, zunächst des Reichs Kastilien in Aussicht.

Ein verhängnisvoller Wendepunkt in der Stellung M.s zu Deutschland wurde das Jahr 1499 durch den Schweizerkrieg, worin sich eine blutige Auseinandersetzung der Eidgenossenschaft mit Deutschland, insbesondere mit dem schwäbischen Bunde, anderseits im Zusammengehen mit den „Bündnern", als Nachbarn Tirols, kundgab, und durch den erfolgreichen Angriff König Ludwig XII. von Frankreich auf Mailand. Die Waffenerfolge der Schweizer in zehn Gefechten, so insbesondere bei Frostanz (20. April) und auf der Malser Haide (22. Mai) nötigten endlich M., der erst jetzt aus den Niederlanden herbeikam und die Waffenehre Deutschlands retten wollte, den Baseler Friedensschluß (22. September 1499) mit den Eidgenossen einzugehen, welche nunmehr ihre staatliche Unabhängigkeit vom Reiche zugestanden erhielten. Den Franzosen mußte er das Mailändische belassen und sich zum Trienter Vertrage bequemen, der gleichwie der ziemlich gleichzeitige Traktat von Blois (1501) die mailändische und burgundische Belehnungsfrage ordnete. Das war die Zeit, in welcher die Kurfürsten, seit dem Augsburger Tage (1500), der ein ständisches Reichsregiment bestellte und den König nur als Vorsitzenden des Rates und Vollstrecker der Beschlüsse betrachtet wissen wollte, mit M. zerfallen, den Gedanken faßten, ihn des deutschen Thrones zu entsetzen. Ihre Zusammenkunft in Gelnhausen (1502) ließ eine solche Krise besorgen. Da glückte es dem Habsburger in dem Streite der Kurpfalz mit Bayern-München um die Landshuter Erbschaft, seinem Schiedsspruche zugunsten der verschwägerten Wittelsbacher durch den Sieg über das böhmische Söldnerheer der Pfälzer unweit Regensburg (12. September 1504) Nachdruck zu verschaffen und durch diesen Erfolg und seine Popularität im Volke das wankende Ansehen neu zu befestigen. Die Demütigung des Pfälzers (1505) war eine Folge dieses Umschwunges, und da die Seele der kurfürstlichen Opposition, Berthold v. Henneberg, der Mainzer, Ende 1504 gestorben, so durfte der gegnerische Bund als zersprengt gelten. Überdies hatte bei der Entscheidung des Landshuter Erbstreites Kaiser M. die Herrschaften Kufstein, Kitzbühel und Ruttenberg (1369 an Bayern abgetreten) als Kriegsentschädigung zugesprochen erhalten, und mit ihnen eine vorteilhafte Abrundung des nordöstlichen Tirols gewonnen. Bei der Eroberung von Kufstein, auf dessen gewaltige Festungsmauern der Befehlshaber, Pienzenauer, gepocht, bewährten sich die gewaltigen Feuerschlünde M.s (Oktober 1504).

Dennoch glückte dem Habsburger die Durchführung einer monarchischen Gestaltung des Reichsregiments, obschon er auf dem Kölner Tage (1505) dafür entschieden eintrat und das Vorhaben, die Kronen Böhmen und Ungarn an das deutsche Reich zu bringen, laut werden ließ, ebenso wenig als die Gestaltung Tirols zu einem Kurfürstentum seines Sohnes Philipp.

Der letztere war durch den Tod seiner Schwiegermutter, Isabella von Kastilien (1504), bereits auf dem Wege der Erberwerbung Spaniens, dessen Königstitel er 1505 (Januar) annahm und hierdurch mit seinem Schwiegervater, Kaiser Ferdinand dem Katholischen, in Spannungen geraten, die sich durch sein Eintreffen in Kastilien (1506) steigerten. M. glaubte unter diesen Verhältnissen ein gutes Einvernehmen mit Frankreich erhalten zu müssen, da diese Macht dem unfriedlichen Grafen von Geldern als Stütze diente, anderseits aber durch ihre unverkennbare Mißstimmung gegen Venedig als unbequemen Nachbarn in Oberitalien die Hoffnung M.s erweckte, Hand in Hand mit Frankreich die Signoria erfolgreich bekriegen zu können. Die Streitigkeiten Habsburgs mit Venedig hatten nämlich seit dem Jahre 1500, in welchem der Tod des letzten vom Mannesstamme der Görzer, des Pfalzgrafen Leonhard, dem Hause Österreich namhaften Besitz in Kärnten, die Grafschaft Görz, und Städte und Landschaften in Friaul zubrachte, neue Nahrung erhalten. Die Verträge M.s mit Ludwig XII. zu Blois (September 1504) stipulierten die Verlobung seines Enkels Karl (s. Art. Karl V.) mit Claudia, Tochter des Franzosenköniges, dem es jedoch zunächst nur darum zu thun war, die Belehnung mit Mailand (Hagenau 1505) herauszuschlagen, und den deutschen König mit jenem Verlobungsprojekte hinzuhalten. — M. hatte aber auch noch einen anderen Grund, jeder ernstlichen Verwickelung mit Frankreich aus dem Wege zu gehen, weil ihn 1505—1506 die Sachlage in Ungarn lebhaft beschäftigte. Hier stemmte sich nämlich die nationale Oppositionspartei unter der Führung Johanns Zápolya, des Erbgrafen der Zips, gegen den Preßburger Erbvertrag vom Jahre 1491 und wollte durch einen Ständebeschluß von 1506 der habsburgischen Anwartschaft den Weg versperren. M. war zur Aufrechthaltung der Ansprüche seines Hauses zum Kriege gegen Ungarn entschlossen, wie seine damaligen Rundschreiben und Rüstungen beweisen. Anderseits hatte er den Willen, mit Unterstützung des Reiches und seines Sohnes Philipp die Romfahrt zu unternehmen. Der unvermutete Tod des letzteren (September 1506) und die Haltung des Papstes Julius II. drängte das letztere Projekt zurück, während die Geburt des Thronerben Wladislaws, Ludwig, die ungarische Frage in ein friedlicheres Geleise lenkte. — Statt der Romfahrt kam es infolge der Unterhandlungen mit dem Papste und angesichts der abwehrenden Haltung Venedigs zur Kaiserkrönung in Trient (4. Februar 1508), der ersten dieser Art, und zur Annahme des Titels „erwählter römischer Kaiser", welche Thatsachen auch den Um-

schwung der Zeiten, die Ausgelebtheit mittelalterlicher Verhältnisse und Anschauungen charakterisieren. Alsbald brach aber auch der Krieg mit Venedig los, der tief nach Innerösterreich eingriff und bald die Überlegenheit der Signoria an Kriegsmitteln darthat. Dies bewog nun M., unangesehen der Intriguen Frankreichs, dessen Groll gegen Venedig für ein Bündnis gegen die Signoria auszunützen und demselben auch König Ferdinand von Spanien und den Papst Julius II. zuzuführen. Seine staatskluge Tochter Margarete schloß im Namen des Vaters mit dem Kardinalminister Ludwigs XII. zu Cambrai (Dezember 1508) jenes kurzlebige Waffenbündnis ab, das eine schwere Demütigung und Bedrängnis Venedigs (1509) zur Folge hatte. Der Signoria gelang es aber bald, sich mit Spanien und mit dem Papste auszusöhnen (1510) und im Kampfe um ihren Machtbestand zu behaupten. Während sich die Politik Frankreichs mit der Beseitigung des Papstes Julius II. und der Erhebung des Kardinals Amboise auf den Stuhl Petri beschäftigte, und zu diesem Zwecke durch eine unzufriedene Kardinalspartei eine Kirchenversammlung in Pisa (1511) einberufen ließ, bewegte sich das Streben des Kaisers in dem gleichen Geleise, doch nur um dabei den Franzosen zuvorzukommen. So erklären sich der abenteuerliche, von M. selbst gegen seine Tochter und vertraute Räte öfters ausgesprochene Plan, selbst Papst zu werden (1510–1511), und seine Beziehungen zu dem Kardinal Adrian von Corneto, auch einem der oppositionellen Kardinäle. — Doch kam es zu keinerlei ernstlichem Versuche, diesem Gedanken irgendwelche Verwirklichung zu geben, Papst Julius II. behauptete sich, das Pisaner Konzil erlangte keine entscheidende Geltung, und schließlich fand es M. angezeigt, sich der zweiten heiligen Liga gegen Frankreich (von 1511) selbst anzuschließen (1512), ohne jedoch den Sonderkrieg gegen das eine der Bundesglieder, Venedig, aufzugeben, in welchem ihn auch Spanien unterstützte. Die schlechten Beziehungen M.s zu König Ferdinand dem Katholischen (1506—1508) hatten sich (abgesehen von der Liga zu Cambrai) seit 1509 gebessert, der Präsident des burgundisches Rates, P. Mercurius Gattinara übernahm die Mission M.s an den spanischen Hof, und das damalige politische Interesse Frankreichs bestimmte diese Macht in gleichem Sinne zu intervenieren. So kam es 1509 im Dezember zum Ausgleichstraktate von Blois, und die Differenz in den Anschauungen M.s und Ferdinands von Spanien drehten sich nur noch um den einen Punkt, wonach M. Karl, den erstgeborenen Enkel, als Universalerben mit dem gesamten burgundischen, spanischen und habsburgischen Erbe ausgestattet wissen wollte, während Ferdinand von Spanien dem gleichnamigen, jüngeren Enkel die spanische Krone zudachte. Die Verdrängung Frankreichs aus Italien (1512) entsprach der Politik beider Herrscher, und 1513 bekämpfte M. den alten Gegner an der Spitze eines von England besoldeten Heeres. Es gelang ihm den 17. August, die Franzosen bei Guinegate wie einst vor 34 Jahren zu schlagen, Terouanne und Tournay einzunehmen. Bald schwenkte aber wieder England hinüber zu einer dynastischen Verbindung mit Frankreich, und letzteres nahm unter dem neuen König Franz I. bald wieder den Anlauf (1515) zur Rückeroberung Mailands. Der Gegenzug M.s (1516) scheiterte an Geldmangel und Unzuverlässigkeit der Landsknechte. Der Krieg mit Venedig hatte seit 1508, allen sonstigen politischen Kombinationen zum Trotz, fortgewährt, ohne daß M. dabei namhafte Vorteile gewinnen konnte. Die Belagerung des venetianischen Padua (1513) und die Verteidigung Veronas (1510—1516) gegen die Truppen der Signoria bilden die vornehmsten Momente des „Venedigerkrieges“, der endlich gleichwie der französische (4. Dezember 1516) sein Ende fand (1517) und mit längerer Waffenruhe schloß. Der einzige Gewinn des langen Kampfes war die Arrondierung Tirols im Süden durch Riva, Roveredo, die vier Reichsvikariate und durch die Grenzburgen Kofel (Covolo) und Peutelstein (Pudestagno).

War es M. in der spanischen Frage geglückt, sein angestrebtes Ziel zu erreichen und am 22. Januar 1516 das endgültige Testament Kaiser Ferdinands von Spanien herbeizuführen, wonach Karl, sein Enkel, zum Universalerben der gesamten spanischen Monarchie eingesetzt wurde, — so gelang ihm auch die günstige Lösung seiner Ungarn und Böhmen betreffenden Aufgabe mittelst der Durchführung der habsburgisch-jagellonischen Wechselheirat in der Form einer bindenden Verlobung zwischen Anna der Jagellonin und einem der beiden Enkel M.s, anderseits zwischen Ludwig, Annas Bruder, des ungarisch-böhmischen Thronfolgers, mit der Enkelin des Kaisers. Dies stipulierte der Wiener Fürstenkongreß im Hochsommer 1515, als Schlußergebnis langwieriger diplomatischer Negotiationen mit König Wladislaw von Ungarn und Böhmen, die seit 1506 einherliefen und sich mit der schwierigen Aktion Polen gegenüber verketteten. Hier spielte die deutsche Ordensfrage hinein, und M. benützte selbst die Allianz mit dem „weißen Zaren der Moskowiter“ (Iwan I., gestorben 1505 und Wasiliei 1506—1533), um einen Druck auf Polen auszuüben. Der Wiener Kongreß besiegelte auch den Ausgleich Habsburgs mit Polen.

Die Schlußaufgaben der Herrscherzeit M.s als deutschen Kaisers drehten sich um den Plan eines Türkenkrieges, der die Osmanenmacht vernichten sollte, und um die Wahl des Enkels Karl zum römisch-deutschen Könige. Jenes Unternehmen kündigte sich im Jahre 1517 an und sollte auf dem Augsburger Reichstage (1518) die deutschen Fürsten zur gemeinsamen That begeistern. Aber schon war auch die Opposition gegen Rom im Gange und das zweite Jahr der deutschen Reformation gekommen. Daß der Kaiser ihren Gang nicht ahnte, darf weder ihm noch den Zeitgenossen zum Vorwurfe gemacht werden; auch ein Hutten sah damals in Luther noch nicht den Träger einer neuen Kirche, und Luther selbst stand erst vor der Schwelle des Bruches mit Rom. Es kam zu Augsburg zu keiner Schilderhebung gegen die Türken, aber auch der Lieblingsgedanke des bereits kränkelnden Kaisers, die Sicherung der Thronfolge seines Enkels verwirklichte sich nicht,

die Fürsten wichen jeder bindenden Zusage aus. M. verließ dann Augsburg, um Deutschland, dessen Kreisverfassung der Kölner Tag begründet (1512), nie wieder zu sehen. Er wollte in seinem Lieblingslande Tirol an Leib und Seele in der Gebirgsluft und beim edeln Waidwerk gesunden. Doch gekränkt durch das Benehmen der Bürger von Innsbruck setzte er seine Reise nach Oberösterreich fort, wo ihn zu Wels ein tödliches Leiden erfaßte, dem er am 12. Januar 1519 nach Bestellung seines letzten Willens erlag. „Nun ist der tot, der die Dinge leiten und bestimmen konnte, der geliebt und gefürchtet war; nun hat die Sache eine andere Gestalt“ — klagte Heinrich von Nassau, einer der Zeitgenossen.

Sind die Zeiten M.s I. bei allem Unfertigen so mancher Schöpfung von einschneidender Wichtigkeit für das Ganze des Deutschen Reiches, dem nunmehr die habsburgischen und burgundischen Länder als zwei von den zehn Kreisen eingefügt erscheinen, so verleihen sie auch den Zuständen der österreichischen Erbländer ein vielfach neues Gepräge. Die landesfürstliche Gewalt gewinnt festere Grundlagen, die Finanznot des Herrschers, der selbst einmal in seinem „Reiterlatein“ gesagt haben soll: Est una res miserabilis nostra paupertas (es ist denn doch ein elend Ding unsere Armut), zwang zur Reformierung des Kammergutes, zur genaueren Regelung des Steuerwesens, zur Buchführung über den staatlichen Haushalt. Türkengefahr und Kriege, insbesondere der mit Venedig hatten für die Regelung des Aufgebotes und der Landesdefension den Ausschlag gegeben. Anderseits waren die Stände bedacht, sich mit dem Landesfürsten über den Kreis ihrer Pflichten und Rechte auseinanderzusetzen. So kam es zu bedeutsamen Anläufen einer neuen Landesgesetzgebung infolge zahlreicher Verhandlungen mit den ständischen Ausschüssen, wie sie uns namentlich als Augsburger und Innsbrucker „Libell“ (1510 und 1518) entgegentreten. Das Kriminalrecht fand eine wesentliche Förderung durch die zunächst für Tirol erlassene „Malefizordnung“ M.s. — Seine Zeit ist auch durch soziale Krisen bedeutsam, wie z. B. durch den windischen Bauernaufstand in Untersteier, Kärnten und Krain gegen die geistlichen und weltlichen Grundherren.

M. wird gemeinhin der „letzte Ritter“ auf dem deutschen Kaiserthrone genannt; er ist zugleich der „Landsknechtvater“, der Organisator des Fußvolks in der beginnenden Neuzeit und ein besonderer Förderer des Geschützwesens, der „Arkelei“ (Artillerie), wie sie dann hieß. — Aber auch für die Wissenschaft und Kunst besaß er ein offenes Auge und regen Sinn; er folgte der humanistischen Strömung seines Zeitalters. Männer wie Peutinger, Pirkheimer zählten zu seinen Vertrauten, Künstler vom Range eines Albr. Dürer, Burgkmaier, Vischer zu den von ihm beschäftigten Künstlern. Seine eigenhändig geführten „Memoranden-“ oder Notizbücher bezeugen die Beweglichkeit seines Auges für alles Wissenswürdige; hat er doch auch 1510 dem gelehrten Polyhistor Abt Johann Trithem theologische Fragen zur Beantwortung vorgelegt. Die alte Bedeutung und Zukunftsgröße seines Hauses erfüllte ihn ganz. Dies bezeugen die von ihm angeregten genealogischen Studien über die Habsburger. Seine Lebensläufe als Mensch und Politiker ließ er noch bei Lebzeiten in zwei kostbar illustrierten Werken niederlegen, deren Inhalt von ihm selbst herrührt. Das eine ist der „edle Held Teuerdank“, wie er unter der Herrschaft dreier „Hauptleute“ oder Genien: des „Fürwittig“, „Unfalo“ und „Neidelhort“ Jugend- und Mannesjahre dahinbringt, eine Art allegorisierender Lebensskizze in versifizierte Erzählungen gegliedert, welche der eine seiner Geheimschreiber, Lorenz Pfinzing, unter M.s Augen abfaßte, — das andere, der „Weißkunig“ (rex albus), eine allegorisierende Skizze seiner politischen Unternehmungen, seines äußeren Thatenlebens bis ans Jahr 1509. Als Freund des Waidwerks hat er für seine Enkel das „Jagdbuch“ abgefaßt. Auch den Grund der auch litterarisch bedeutenden Ambraser Sammlung hat M. gelegt. — Leutseligkeit, schlagfertiger Witz und treffender Humor, gemütliche Selbstironie waren ihm eigen und erhielten samt den ritterlichen Thaten, so namentlich durch den rühmlich bestandenen Zweikampf zu Worms mit Claude de Barre sich lebendig im Andenken des deutschen Volkes, das ihn als unerschrockenen Kämpfer für seine Waffenehre und Freund des Bürgertums sich gern vor Augen hielt. — Sein Leben war immerwährende Bewegung, Thätigkeit; von Plan zu Plan ging sein Sinnen, aber seine Elastizität war bedeutender als seine Beharrlichkeit. Seit Rudolf I. war er der volkstümlichste Habsburger auf dem deutschen Throne, und überall trat auch sein deutsches Wesen in Gestalt, Brauch und Wort an den Tag.

Die ältere Litteratur am besten bei Schmit-Tavera, Bibliogr. der österr. Geschichte, 1. Abteilung. Vgl. Wurzbach, Österr. biogr. Lex., 6. B. „Habsburger“ und Krones, Grundriß der österr. Gesch., 2. Abteil., S. 414 ff. (Vgl. sein „Handb. der österr. Gesch.“ II, 1877). Von Biographieen: Hegewisch (1782–1783, 2. T.); Hormayr im „Österr. Plutarch“ (5. Bändchen); Haltaus (1850); Klüpfel (1864, „Deutsche Nation. Bibl.“); Kraus („Hölders hist. Jugendbibl.“, Wien 1877). — Bahnbrechend für eine tiefere, universalhistorische Auffassung: Rankes Geschichte der germ. und röm. Völker 1494—1514 (1824, siehe Werke Bd. 33. 34) und „Geschichte Deutschl. im Reform.-Zeitalter“; Lanz, Einl. zum 1. Band. der 2. Abteil. der „Monum. habs.“ (Wien 1857); Janssen Geschichte des deutsch. Volkes seit dem Ref.-Zeitalter., I. — Das neueste Hauptwerk von Ulmann, Kaiser Max., 1. Bd. (1884); vgl. auch seinen Art. in der „Allgem. deutsch. Biogr.“ XIX (1884).

Maximilian II., Erzherzog von Österreich, König von Ungarn und Böhmen, Gründer der österreichischen Hauptlinie der deutschen Habsburger, römisch-deutscher Kaiser, geb. zu Wien 1527 am 31. Juli, gest. am 12. Oktober 1576, der älteste Sohn Kaiser Ferdinands I. aus dessen Ehe mit Anna, Tochter König Wladislaw II. von Böhmen-Ungarn (s. Art. „Kaiser Ferdinand I.“). Seine erste Jugendzeit (1527—1544) verfloß am väterlichen Hofe, 1544 wurde er ins kaiserliche Kriegs-

lager berufen, ging mit seinem Oheime Kaiser Karl V. in die Niederlande und nach Deutschland, woselbst er sich 1546 am Schmalkaldischen Kriege beteiligte. Ein scharfer Brief seines strenglebigen Vaters vom Jahre 1547 rügte mancherlei Ausschreitungen des lebenslustigen, begabten und leutseligen jungen Mannes, der seit 1548 Gatte seiner Muhme, der Kaisertochter Maria, und gleich seinem Vater reichen Familiensegens (7 Söhne und mehrere Töchter) teilhaftig wurde. — Am 13. September 1548 beging er seine Hochzeit in Valladolid und übernahm bei Abwesenheit des Kaisersohnes Philipp die Regentschaft Spaniens. Es war dies zur Zeit, als Karls V. Plan (s. Art. „Karl V."), seinem Thronerben auch die deutsche Kaiserkrone zuzuwenden, eine längere Verstimmung zwischen dem spanischen und deutschen Habsburgerhofe wachrief und im September 1550 die Rückberufung M.s aus Spanien zur Folge hatte. Erst im Herbste 1551 kam es zu einem Ausgleiche beider Teile, welcher jedoch den Plänen des spanischen Hofes wenig frommte, anderseits die Abneigung M.s, seinen Verdacht gegen die spanischen Verwandten noch nicht ganz behob. — Am 14. Februar 1549 bereits zum (jüngeren) Könige Böhmens gewählt und seit 1552 mit der Verwaltung der österreichischen Erbländer zeitweise betraut, begab er sich 1556 nach Brüssel zu seinem kaiserlichen Schwiegervater, der an der Schwelle seiner Thronentsagung stand, ohne daß M. die eigenen Hoffnungen, davon einen Vorteil zu ziehen, befriedigt sah.

Um diese Zeit galt er in den Augen seiner strengkatholischen Gattin, seines darüber sorgenvollen Vaters, König Ferdinand, des Kaisers und des spanischen Hofes als geheimer Protestant. Ob der Einfluß eines seiner Jugendlehrer, Wolfgang Severus (Schiefer) bereits den Grund zu dieser akatholischen Gesinnung gelegt hatte, oder ob dies erst spätere Eindrücke und Bekanntschaften, insbesondere der Einfluß des protestantisierenden Predigers an seinem Hofstaate, Sebastians Pfauser, bewirkten, ist nicht leicht klarzustellen. Aber sein „Ketzertum" war allbekannt, und der Papst Paul IV., an sich kein Freund der Deutschhabsburger, unterließ es auch nicht, dies in der unverblümtesten Weise 1558 seinem Vater Ferdinand I. vorzuhalten, als dieser der Nachfolger Karls V. im Kaisertum wurde, und die römisch-deutsche Königswahl seines Erstgeborenen in Aussicht stand. Das ernstliche Einschreiten des Vaters, die Drohung, ihn zu enterben, anderseits die Unsicherheit, bei den protestantischen Fürsten einer entschiedenen Parteinahme zu begegnen, die Rücksichten auf seine Zukunft, das Gefühl der Schwierigkeit, mit den katholischen Traditionen seines Hauses zu brechen, wirkten da ebenso zusammen wie das konziliatorische, minder energische als erregbare seines Naturells, das unter dem Einflusse eines organischen Herzleidens stand, die ungünstigen Eindrücke von der tiefen Spaltung, dem Parteigezänke und Sektenhasse im Schoße des damaligen Protestantismus, — um ihn dahin zu bringen, äußerlich beim Katholicismus zu verharren, sich den väterlichen Wünschen zu fügen und auch mit seinem ihm verhaßten Schwager König Philipp II. auf besseren Fuß zu treten. — So unterblieb der Bruch mit dem Vater, das Projekt einer Flucht nach Deutschland · hatte er auch zu seinen Vertrauten brieflich geäußert, „der Hosius" (Bischof von Ermeland), ein bedeutender Mann in der katholischen Kirche, „werde ihn sicherlich nicht bekehren", so ließ er sich doch die Entfernung Pfausers (1560) abdringen. Mit seiner Gemahlin blieb er trotz der Gegensätze in den Glaubensanschauungen im besten Einvernehmen, und ihr persönlicher Einfluß wirkt sichtlich auf die äußerliche Haltung des Gatten.

Am 20. September 1562 zum Könige Böhmens, am 8. September 1563 zu solchem in Ungarn gekrönt, hatte er inzwischen auch seine Nachfolge im Reiche durch die Wahl und Krönung zum römisch-deutschen Könige (24.—30. November 1563) gesichert, und der Tod seines Vaters Ferdinand I. (25. Juli 1564) führte das von dem Katholicismus mit ernstlichen Besorgnissen erwartete, von den Protestanten mit hochgehenden Hoffnungen begrüßte Ereignis, den Antritt des deutschen Kaisertums M.s herbei. Daß M. nicht Protestant wurde, daß er es vorzog, äußerlich Katholik zu bleiben, daß er ein „Ireniker" wurde, der über den Parteien stehen, mit der einen Hand den Protestanten geben wollte und gab, ohne die andere für die Katholischen ganz zu verschließen, mußte für seine Beurteilung in beiden Lagern verhängnisvoll werden. Er verfiel dem Lose aller, die inmitten streitender Mächte neutral zu bleiben sich abmühen; den Protestanten galt er als Abtrünniger oder doch als karger Gönner, den Katholischen als Kryptoprotestant, und die ersteren glaubten in seiner Politik der Kurie gegenüber, vor allem aber in den Heiraten seiner beiden Töchter, — Anna (geb. 1549, gest. 1580) mit König Philipp II. von Spanien (s. 1571) und Elisabeth (geb. 1554, gest. 1592 im Kloster) mit Karl IX. von Frankreich (s. 1570) den schlagendsten Beweis einer katholischen Rückschwenkung bedauern zu müssen, um so mehr, als seine Haltung gegen die Kalvinischen, und der „Reichskrieg" (bellum Gothanum) wider Grumbach und den Ernestiner Johann Friedrich von Sachsen-Gotha, Grumbachs Hinrichtung — die Vorgänge in Deutschland 1566 bis 1567, auf die kaiserliche Politik die schwärzesten Schatten geworfen hatten, die durch M.s Stellung zu dem Unabhängigkeitskriege der protestantischen Niederländer nicht zerstreut werden konnten. Man braucht nur die gleichzeitigen Auslassungen des Heidelberger Diakonus Clebitius wider ihn als „zweiten Julian" zu lesen, um zu sehen, welche Fülle von Groll sich wider M. namentlich im Herzen der Reformierten früh genug angesammelt.

Aber ebenso nachhaltig blieb das Mißtrauen der Kurie seit der Obedienzerklärung M.s als römisch-deutschen Königs vom 7. Februar 1564. Daß er die Bezeichnung „römisch-katholisch" in „katholisch" anordnete (5. September 1564), daß er für die Genehmigung der Priesterehe eintrat und beharrlich der Verkündigung der Trienter Konzilbeschlüsse als gemeingültiger Normen widerstrebte, wurde ihm vom Papsttum ebenso verübelt als seine ganze Haltung gegenüber den Protestanten in seinen Erbländern und Reichen.

Er war kein Freund des Jesuitenordens; das bewies er durch seine Verfügung über das Wiener Jesuiten-Seminar und Konvikt (1565). Vollends aber mußte sein, nach einigem Zögern erlassenes Edikt von 1568 zugunsten der freien Religionsübung des protestantischen Adels Österreichs auf dessen Schlössern und Gütern die katholische Welt tief verstimmen¹, und daran änderte nichts sein Verhalten gegenüber den landesfürstlichen Städten und Märkten, die er von dieser Freiheit ausschloß, ohne sie übrigens in dem thatsächlichen Protestantentum wesentlich zu beirren. Ernstlich bemüht, dem um-sich-greifenden Sektierertum zu steuern, und eine einheitliche Lehr- und Kirchenordnung den österreichischen Lutheranern zu verschaffen, ließ er die angesehenen Führer des deutschen Protestantentums, Camerarius, Carlowitz und später D. Chyträus aus Rostock nach Österreich kommen, welcher letztere dann im Mai 1569 die „Agende" zustande brachte, ohne den Kaiser zu befriedigen. Immerhin kam sie, wiederholt revidiert, 1570 in Druck und zur allgemeinen Geltung, 1571 erteilte M. den protestantischen Ständen Österreichs die förmliche Verbürgung freier Religionsübung in der sogen. „Religionsassecuration".

In **Böhmen**, allwo Katholicismus, Utraquismus, Luther-, Kalvinertum und böhmische Brüder-Union im ewigen Hader lebten, suchte M. ein Gleichgewicht zu erzielen. Der Einfluß von Vertrauensmännern, wie z. B. Cratos von Craftheim, des königlichen Leibarztes, die Einsicht von der Überlebtheit des utraquistischen Privilegiums und der Ekel an der halbschlächtigen Natur und unduldsamen Selbstüberhebung der Utraquisten, endlich die Sorge für die böhmische Königswahl seines Thronfolgers Rudolf — bestimmten König M. im Jahre 1575 zum Zugeständnis freier Religionsübung an die Protestanten Böhmens.

In **Ungarn** machten die politische Sachlage, der Türkenkrieg und auch die Religionsfrage dem König vollauf zu schaffen. Das Magyarentum, in welchem bald der Kalvinismus als „nationaler Glaube" (magyar hit) überwog, war auf den Protestantismus, den „deutschen Glauben", (német hit) das kaiserliche, „deutsche Regiment" schlecht zu sprechen, besonders als der Augsburger Reichstag vom März bis April 1566 die Bewilligung der Türkenhilfe mit der Forderung, Ungarn dem Deutschen Reiche einzuverleiben, verquickte. — Ebenso ungünstig gestaltete sich M.s Verhältnis zu dem Fürsten Siebenbürgens und Ostungarns, Johann Sigismund Zápolya, trotz des Geheimvertrages, den derselbe durch Stephan Báthori (s. Art.) am 21. April 1565 mit dem König hatte abschließen lassen, und worin jener dem Königstitel entsagen, die ungarische Oberhoheit anerkennen und den Rückfall der ostungarischen Gebiete an die ungarische Krone bei seinem Ableben verbürgen zu wollen erklärt hatte; denn gleich darauf zog es Zápolya vor, sich mit der von ihm gefürchteten Pforte als Vasall zu verständigen und jenen Traktat in Abrede zu stellen. — Der Kriegszug gegen die Pforte, durch den sechsten und letzten Einbruch Sultans Sulejman II. nach Ungarn herbeigeführt, schloß, ungeachtet der bedeutenden Kriegsmacht, die der König in Westungarn zusammenziehen ließ (1566), ohne namhafte That, und der Umstand, daß Zrinyi, der heroische Verteidiger Szigeths (6. August bis 7. September) ohne Entsatz blieb, ermunterte die nationale Opposition zu wachsendem Ankämpfen gegen die „deutsche Soldateska" als deren bedeutendste Führer: Heinrich von Gleisenthal, Hanns von der Aschenburg, Rudolf Salis, Jakob von Schulenburg, insbesondere aber die protestantischen Feldobersten Hanns Rueber von Pixendorf und Lazar Schwendi, welcher letztere zu den bevorzugten Vertrauensmännern M.s zählte, in Ostungarn viel zu thun bekamen. Bald nach dem auf 8 Jahre mit dem neuen Sultan, Selim II., am 17. Februar 1568 geschlossenen Frieden kam es (1569) zu einem sensationellen Hochverratsprozesse gegen die ungarischen Magnaten Balassa und Dobó, als geheime Freunde des Fürsten von Siebenbürgen und seines Agenten, Georg Bocskai, welches Ereignis sehr viel Staub aufwirbelte und bei dem Mangel entscheidender Beweise mit der Begnadigung beider schloß (1570). — Das Jahr 1570 führte zu dem neuen allerdings wieder unfruchtbaren Geheimvertrage M.s mit dem Fürsten Siebenbürgens (vom 12. August), worin ein wechselseitiges Schutz- und Trutzbündnis gegen die Pforte abgeschlossen, die Revindikation Siebenbürgens gegen die eventuelle Versorgung Zápolyas mit Oppeln und Ratibor und dessen Vermählung mit einer Nichte des Kaisers stipuliert erscheint. Als nun am 14. März 1571 Joh. S. Zápolya unvermählt starb, wählten die Stände Siebenbürgens trotz des von ihnen am 12. September 1576 — allerdings widerwillig — bestätigten Traktates den allgemein geachteten Stephan Báthori zum „Wojwoden", der den Tribut von 15,000 Dukaten der Pforte wieder zusagte, sie somit als Schutzmacht neuerdings anerkannte und sich auch gegen den von M. begünstigten Nebenbuhler Békési zu behaupten verstand.

Aber auch in der polnischen Thronfolge sollte M. zweimal den kürzeren ziehen. Es war ihm nicht gelungen², bei seinem Schwager Sigismund August, dem letzten Jagellonen (gest. 7. Juli 1572), die Thronfolge seines zweitältesten Sohnes, Erzherzog Ernst durchzusetzen, und als M. nun nach dem Tode des Polenkönigs nahe daran sich wähnte, mit dieser Kandidatur bei den Ständen des Lechenreiches durchzudringen, behauptete die französische Kandidatur, Heinrich, Bruder König Karls IX. von Frankreich, das Feld (im Mai 1573). — Bald aber, als der Thron der Valois erledigt ward (30. Mai 1574) und Heinrich von Anjou nach Frankreich eilte, um der Nachfolger seines Bruders zu werden, M. anderseits alles aufbot (1574—1575), um die habsburgische Kandidatur durchzusetzen, kreuzte alle seine Anstrengungen die Partei des Reichsadels, welche am 14. Dezember 1575 den Wojwoden Siebenbürgens Stephan Báthori, zum Könige ausrief und auf dem Andrzeiower Tage (Januar und Februar 1576) die Gegenanstrengungen der kaiserlichen Sendboten zunichte machte.

M. starb bald darauf an seinem Herzleiden den 12. Oktober 1576 zu Regensburg am Tage des Reichsabschieds, nachdem es ihm (27. Oktober

1575) gelungen war, die Königswahl seines Erstgeborenen, Rudolf II., durchzusetzen, inmitten des konfessionellen Parteikampfes, der die Bewilligung neuer Türkenhilfe des Reiches erschwerte, — von den Protestanten als Parteigänger der katholischen Sache angesehen.

Er für seine Partei war der „Ireniker" geblieben; er hatte die Bartholomäusnacht, den dunkelsten Fleck der Regierung seines unseligen Schwiegersohnes, als „unredliche That" und „schändliches Blutbad" in dem Schreiben an Freiherr Lazar Schwendi verurteilt und beklagt, und obschon sich Gattin und Schwester, der Botschafter Roms, Kardinal Morone, und der Gesandte Spaniens, Almazan, alle Mühe gaben, den Todeskranken zu einem katholischen Glaubensbekenntnis zu bewegen, blieb er dabei, er sei mit sich im Reinen und starb ruhig, ohne Beichte und Kommunion. „Der Unglückliche starb so, wie er gelebt", stand in der Depesche Almazans an seinen Hof. M. war eine vielseitig gebildete, sprachenkundige, belesene, unermüdlich thätige und humane Regentennatur, aber nicht geschaffen, in stürmischen Zeiten unversöhnlicher Gegensätze seine Herrscheraufgabe zu lösen. Immerhin hebt sie sich vorteilhaft ab von der Regentenepoche seines Sohnes und Nachfolgers, Rudolf II.

Litt.: die ältere bei Weber, Litt. der deutsch. Staatengeschichte, Nr. 387—391; die neuere bei Krones, Gedr. der österr. Geschichte, 3. Aufl., S. 493—94; insbesondere Ranke in der „Histor. polit. Zeitschrift" I (1832) und sämtliche Werke VII (1868); M. Koch, Quellen zur Geschichte des Kaisers Maximilian II. (1857. 1861); Gillet, Crato von Crafftheim (1860); Reimann in der Sybelschen „Histor. Zeitschrift" XI, XV und in den „Forsch. zur deutschen Geschichte" VIII; Janko, Lazarus von Schwendi (1871); Wertheimer, Zur Geschichte des Türkenkrieges von 1565—66 („Archiv für österr. Geschichte" 1875); Maurenbrecher für die Zeit von 1548 bis 1862 in der „Histor. Zeitschrift" von Sybel (XXXII, 1875); Reitzes, Zur Geschichte der religiösen Wandlung Maximilians II. (1870); Bažout u. Tupetz, Österreich im Ref.-Zeitalter 1516—1617 und Österr. Geschichte für das Volk (Wien 1779). Vgl. auch den Artikel bei Wurzbach („Habsburg", 6 Bd.) und den in der „Allgemeinen deutschen Biographie" von Maurenbrecher, 22. Bd. (1884).

Maximilian I., Herzog, später Kurfürst von Bayern, ward am 17. April 1573 zu München geboren. Seine Eltern, Herzog Wilhelm V. und Renata von Lothringen, selbst in hohem Grade bigott, ließen ihn streng kirchlich erziehen; der jesuitisch-katholischen Richtung, welche sein Geist und Gemüt schon in früher Jugend erhielten, ist M. bis an sein Ende treu geblieben, aus ihr muß sein ganzes Handeln betrachtet und beurteilt werden, sie ward die Quelle seiner überschwenglichen Frömmigkeit, welche ihn zum Asketen machte und seine tiefe Verehrung für die Kirche und deren Diener zu Wege brachte. Neben dieser Charaktereigenschaft aber treffen wir in M. einen überaus kräftigen und festen Willen und eine Selbständigkeit des Urteils, welche ihn die weltlichen Gelüste des Klerus klar erkennen und dessen Übergriffe in seine Herrscherrechte mit Entschiedenheit abweisen ließen. Sein Fürstenamt war ihm ein von Gott anvertrautes Heiligtum; Rechte der Stände erkannte er nicht an, und in der That machte er Bayern zu einer unumschränkten Monarchie, die Steuern ließ er sich durch den ständischen Ausschuß bewilligen, dessen Mitglieder er als seine Diener betrachtete. Aus seiner Herrscherwürde leitete er als seine vornehmste Sorge die Pflicht her, für das Seelenheil seiner Unterthanen einzustehen, welches seiner Überzeugung nach nur bei starrem Festhalten an den Satzungen der katholischen Kirche gewahrt werden konnte; in zweiter Linie stand ihm das zeitliche Wohl seines Landes. War jener ersten Rücksicht Genüge gethan, so gehörte seine ganze Hingebung dieser zweiten Pflicht. Er fand früh Veranlassung, sich der letzteren zu widmen. Ganz jung noch ward er von seinem Vater zu den Geschäften der Regierung herangezogen, und am 4. Februar 1598 übernahm er diese ganz. Er drang sie seinem Vater ab. Das Regiment, welches dieser geführt hatte, war kein segensreiches gewesen; M. fand in der Verwaltung nur Unordnung und Willkür vor, das Land ward von Schulden erdrückt, Wilhelm V. aber unterließ es nicht, nachdem er die Regierung im wesentlichen abgetreten hatte, in des Sohnes Maßregeln einzugreifen und so die Verwirrung zu mehren, darin findet M.s Vorgehen gegen den Vater seine Rechtfertigung. Mit Ernst nahm er sich der Besserung der Zustände an, ein 1616 erschienener Rechtscodex, die „Malefizordnung", welcher bis 1751 in Kraft blieb, und die treffliche Ordnung der Finanzen, welcher er verdankte, daß seine Kassen noch 1640 eine ansehnliche Barschaft aufwiesen, zeugen dafür, und so war er auf dem besten Wege, Wandel zu schaffen, als der Dreißigjährige Krieg kam. Mit diesem und seinen Wechselfällen steht M.s fernere Regententhätigkeit im engsten Zusammenhange; als Feldherr ist er nicht hervorgetreten, er fühlte, daß das Kriegführen nicht seine Stärke war und überließ es seinen Generälen, welche er trefflich zu wählen verstand. Schon vor dem Ausbruche jenes Krieges hatte er die freie Reichsstadt Donauwörth erworben. Der Kaiser hatte ihm wegen einer den dortigen Katholiken von der protestantischen Bürgerschaft zugefügten Unbill die Achtsvollstreckung übertragen, er hatte am 17. Dezember 1607 die Stadt erobert und ließ sie sich nun am 3 Juni 1609 als Unterpfand für die Exekutionskosten überweisen; sein Privatinteresse deckte sich vortrefflich mit seinem kirchlichen Gewissensdrange. Bald darauf, am 10. Februar 1610, kam nach vorbereitenden Verhandlungen im Jahre 1609 die Liga zustande, ein Bündnis, welches alle katholischen Reichsstände behufs Wahrung der Rechte ihrer Glaubensgenossen den Protestanten gegenüber vereinigen sollte. M., der Hauptförderer, ward zum Direktor derselben in Oberdeutschland gewählt; im Kriege sollte Bayern allein das Kommando zufallen; die Eifersucht des Kaiserhauses, welches sich beiseite geschoben sah, verhinderte indessen für jetzt den Bund an einer Machtentfaltung, wie M. sie im Sinne hatte;

die Liga verfiel vor der Zeit und löste sich 1617 ganz auf. Um diese Zeit trat an M. die Versuchung heran, Kaiser zu werden. Die protestantischen Fürsten wären nicht abgeneigt gewesen, ihn statt Ferdinand II. zu wählen, M. lehnte aber ab, vornehmlich um die habsburgische Macht, die Vormauer gegen die von Osten drohende Türkengefahr, nicht zu schwächen. Die zweite Eigenschaft des Habsburgischen Hauses, um derentwillen M. dieses fortwährend unterstützte, obgleich er ihm im Herzen Gram war und gern auf Kosten desselben die Grenzen seines eigenen Landes erweitert hätte, war der Katholicismus. Dieser veranlaßte ihn, bei Ausbruch der böhmischen Unruhen offen seine Partei zu ergreifen und mit dem Schwerte in der Hand für Österreich einzustehen. Dazu wurde die Liga wieder aufgerichtet und M. der Oberbefehl über ihre Streitkräfte übertragen; am 8. Oktober 1619 schloß er mit Kaiser Ferdinand II. zu München für sich und die Liga ein Bündnis ab, und im folgenden Jahre zog er selbst nach Böhmen zu Felde. Die Schlacht am Weißen Berge bei Prag am 8. November 1620 entschied den Feldzug zugunsten Ferdinands und der Liga; mit den Truppen der letzteren hatte M.s Feldherr Tilly in den nächsten Jahren den Hauptanteil an der Niederwerfung der abenteuernden Soldaten, welche für des Winterkönigs und des Protestantismus' Sache auf dem Kampfplatze erschienen, des Markgrafen Georg Friedrich von Baden-Durlach, Christians von Braunschweig und Mansfelds; sein Lohn war der Kurhut von Friedrichs V. von der Pfalz Haupte, am 5. Februar 1623 fand zu Regensburg die Belehnung statt, im Februar 1628 erhielt er dazu die rechtsrheinische Pfalz und die Oberpfalz. Als dann auch durch der Liga und Wallensteins vereinte Kräfte, die von Dänemark her durch König Christian IV. drohende Gefahr beseitigt war, betrieb M. den Erlaß des Restitutionsedikts, welches der Kirche das ihr nach seiner Auffassung seit mehr als hundert Jahren widerrechtlich Entrissene zurück erstatten, Hunderttausende von Seelen ihrem allein seligmachenden Schoße wiedergeben, und dem Katholicismus für alle Zeiten das Übergewicht in Deutschland sichern sollte. Am 6. März 1629 ward es vom Kaiser erlassen. Aber um die Beute entstand Zwist zwischen den Siegern; des Bayernfürsten Abneigung und Eifersucht gegen das benachbarte Österreich erhielten durch Wallensteins Gebaren neue Nahrung, die kaiserliche Hauspolitik drohte, Deutschland in Welthändel zu verwickeln, welche M. fernzuhalten wünschte, und so spitzte sich der Gegensatz des Hauptes der Liga gegen Ferdinand II. immer mehr zu. Auf dem Kurfürstentage zu Regensburg im Jahre 1630 kam der Streit zum Austrage; M. blieb Sieger. Wallenstein wurde entlassen, das erheblich verminderte kaiserliche Heer wurde Tilly unterstellt, der Kaiser mußte treues Halten der Reichsverfassung versprechen, mit Frankreich Frieden schließen und auf den Krieg mit den Generalstaaten verzichten. M. stand auf der Höhe seiner Macht, aber bald wandte sich das Blatt. Gustav Adolf erschien und zertrümmerte die Kraft der Liga, so daß sie sich nicht wiedererhob, und, nachdem am 15. April 1632 bei Rain Tillys Heer noch einmal geschlagen war, führte M. dessen Trümmer nach Regensburg, und war bald gezwungen, sein ganzes Land den Schweden preiszugeben. Wallensteins Benehmen und Haltung steigerten M.s Abneigung gegen den Friedländer, an seinem schließlichen Sturze hatte der Bayer wesentlichen Anteil. Indessen drängte sich ihm das Friedensbedürfnis immer stärker auf; er beteiligte sich freilich noch fortwährend mit aller Kraft am Kriege, aber er bemühte sich daneben aufrichtig, dem Reiche endlich den Frieden zu geben, dem Gedanken an eine Alleinherrschaft des Katholicismus hatte er längst entsagt. Abwechselnd versuchte er es durch Verhandlungen mit Frankreich und mit Schweden und durch Vorstellungen bei Kaiser Ferdinand III, auf welchen die spanische Politik indes größeren Einfluß hatte. Als alle seine Bemühungen scheiterten, Franzosen und Schweden sein Land verwüsteten und er aus demselben hatte flüchten müssen, schloß er endlich am 14. März 1647 einen Separatfrieden ab. Er hatte gehofft, daß diesem bald der allgemeine folgen würde; als er sich darin getäuscht sah, die Gegenpartei vielmehr ihre Forderungen bei den schwebenden Verhandlungen steigerte und Frankreich deren Zustandekommen hinderte, griff er von neuem zu den Waffen. Erst der allgemeine Frieden, der Westfälische, gab M. und seinem Lande Ruhe; er sicherte ihm den Besitz der Kurwürde, der Oberpfalz und der Grafschaft Cham. Die Wunden, welche der Krieg seinem Lande geschlagen hatte, zu heilen, war M. nicht mehr vergönnt, da er schon am 27. September 1651 zu Ingolstadt starb. Er war zweimal vermählt, zuerst mit einer Lothringerin, dann zweiundsechzigjährig mit einer Erzherzogin, der Mutter seiner beiden Söhne Ferdinand Maria, seines Nachfolgers, und Maximilian Philipp. — Seine Geschichte schrieben Wolf (1804 ff.), v. Aretin (1842), v. Schaching („M. der Große", 1876); wichtige Beiträge zu derselben enthalten namentlich die neueren Schriften von Söltl und Stieve; ein von letzterem gezeichnetes Lebensbild findet sich im 21. Bde. der „Allgem. Deutschen Biographie", Leipzig 1885.

Maximilian II. Emanuel, Kurfürst von Bayern, ward am 11. Juli 1662 zu München geboren. Seine Eltern waren Kurfürst Ferdinand Maria und Adelheid Henriette von Savoyen; von der Mutter erbte er den lebhaften aber unbeständigen Geist, die Lust an Prunk und Glanz. Der Vater starb schon 1679; am Tage, wo er achtzehn Jahre alt wurde, übernahm M. die Regierung seines Landes. Es geschah unter den günstigsten Aussichten für die Verwirklichung der Wünsche des nach Ruhm und Größe dürstenden Fürsten. Die Häuser Habsburg und Bourbon, stets auf die Mehrung ihres Einflusses in dem uneinigen, zerrissenen Deutschland bedacht, waren beide bemüht ihn zu sich herüberzuziehen; Ludwig XIV. wollte ihn mit der Tochter des Herzogs von Orléans, Kaiser Leopold mit seiner eigenen Tochter vermählen. Zunächst siegte Habsburg; es schien als würde M., in die Fußtapfen seines Großvaters, des Kurfürsten Maximilian I.

tretend, der deutschen Partei seine Kräfte widmen, am 26. Januar 1683 schloß er mit Leopold ein Bündnis. Nachdem er durch seine Teilnahme an dem Entsatze von Wien, zu welchem er mit seinen Bayern am 12. September 1683 wacker mitwirkte, die Türkengefahr hatte abwenden helfen, führte er 1685 jene Erzherzogin heim. Sie mußte freilich sowohl auf die österreichischen Erblande wie auf die spanischen verzichten, welche nach dem in Aussicht stehenden kinderlosen Ableben Königs Karl II. ihr zugefallen sein würden, sollte aber in diesem Falle die spanischen Niederlande erhalten. Ein Reihe von Jahren hindurch brachte M. nun die Sommer im Feldlager, die Winter inmitten der Vergnügungen der Großstädte Venedig oder Brüssel zu, an letzterem Orte namentlich seit er am 12. Dezember 1691 zum Statthalter der spanischen Niederlande ernannt worden war. In den Kriegen, welche er mitmachte, zuerst gegen die Türken in Ungarn, wo er 1683 Gran eroberte, 1684 an der Belagerung von Ofen teil hatte, 1685 bei dem Entsatz von Gran und der Einnahme von Neuhäusel mitwirkte, 1686 Ofen stürmen half, 1687 bei Mohacs den rechten Flügel kommandierte und 1688 gar Belgrad gewann, aber für 30,000 geopferte Soldaten nur leere Kassen und einige Trophäen heimbrachte, dann während des dritten Raubkrieges am Rhein, in Italien oder in den Niederlanden, erwies er sich als tapferer Soldat und tüchtiger General, ein Feldherr war er nicht. Die Verwaltung seines Landes ging ihren gewohnten Gang. Inzwischen war aber sein Verhältnis zum kaiserlichen Hofe in Wien wesentlich schlechter geworden, namentlich nach dem im Jahre 1692 erfolgten Tode seiner Gemahlin. Das Testament derselben hatte ihn von deren Erbe ausgeschlossen, dagegen eröffneten sich für ihren und M.s kurz zuvor geborenen Sohn Joseph Ferdinand um so glänzendere Aussichten. In Spanien war eine große und rührige Partei vorhanden, welche diesen trotz des Verzichtes seiner Mutter für den rechtmäßigen Thronerben hielt und, als König Karls II. am 28. November 1698 errichtetes Testament ihn zu dessen Universalerben eingesetzt hatte, schien seine Nachfolge gesichert. Da starb der Knabe am 6. Februar 1699. M.s Hoffnungen waren vereitelt, seine Pläne durchkreuzt. Es war ihm um so schmerzlicher, als er um ihretwillen darauf verzichtet hatte sich um den polnischen Königsthron zu bewerben, welchen zu erhalten er, als Johann Sobieski 1696 gestorben war, Aussicht gehabt hätte, da er sich 1694 in zweiter Ehe mit dessen Tochter vermählt hatte.

Ludwig XIV. benutzte diese Verhältnisse, um M. der deutschen Sache abwendig zu machen und ihn zu sich herüberzuziehen. Am 9. März 1701 schloß dieser nebst seinem Bruder Joseph Klemens, dem Kurfürst-Erzbischof von Köln, ein geheimes Bündnis mit Frankreich ab; die spanischen Niederlande und, im Falle des Todes oder der Absetzung seines Schwiegervaters Leopolds I., der Beistand Frankreichs zur Erlangung der deutschen Kaiserkrone sollten der Lohn sein für den Beistand, welchen er Ludwig XIV. für den beginnenden Spanischen Erbfolgekrieg zusagte und redlich geleistet hat. Der Verrat am Vaterlande und der Versuch, dem Wittelsbacher Hause den ersten Platz in Deutschland zu verschaffen, haben über Bayern namenloses Elend gebracht, M. selbst hat den unheilvollen Entschluß schwer büßen müssen. Im folgenden Jahre schlug er los, indem er am 9 September 1702 die freie Reichsstadt Ulm besetzte; 1703 brachte ein französisches Heer unter Villars ihm Hilfe gegen die andringenden Kaiserlichen, doch konnte er sich mit Villars nicht vertragen und unternahm daher einen Eroberungszug nach Tirol, welcher ihm übel bekam; unter großen Verlusten ward er in sein Land zurückgetrieben. Hier lächelte ihm einmal das Glück der Waffen, am 20. September schlug er bei Höchstädt die Österreicher unter Styrum, aber ein Jahr später, am 13. August 1704, erlag die geeinte fränkisch-bayerische Macht unter Tallard und M. auf denselben Feldern ihren verbündeten Gegnern; M. deckte den Rückzug über die Grenzen seines Landes, welches er nun elf Jahre lang nicht wiedersehen sollte. Österreich nahm es in seine Verwaltung, der Aufstand des Volkes im Jahre 1705 wurde blutig zu Boden geschlagen, M selbst und seinen Bruder traf 1706 die Reichsacht. Der Krieg nahm für die Sache, welcher er diente, einen immer ungünstigeren Verlauf; auch Brüssel, wo er jetzt, nachdem er im Sommer im Felde gestanden hatte, im Winter zu residieren pflegte, ging verloren, und nach der Schlacht von Malplaquet (11. September 1709) mußte er froh sein, daß Ludwig XIV. ihm im Schlosse zu Compiègne eine Gastfreundschaft anbot, welche allerdings mitunter kaum notdürftigen Unterhalt gewährte, da die französischen Finanzen nicht imstande waren, ihm die bedungenen Renten zu zahlen. Der Ausgang des Krieges führte indessen für M. ein besseres Ergebnis herbei, als es lange Zeit den Anschein gehabt hatte. Ludwigs XIV. Einstehen für seinen Bundesgenossen, noch mehr aber die Eifersucht der anderen Mächte, welche Österreich eine Gebietserweiterung auf Kosten Bayerns nicht gönnten, brachten zuwege, daß M. wie seinem Bruder durch den am 7. März 1714 zu Rastatt geschlossenen Frieden ihre Kurfürstentümer zurückgegeben wurden. Daß M.s Geneigtheit, das seine gegen einen Königsthron in Neapel oder in Brüssel zu verhandeln, welche bei den Unterhandlungen sich offenbarte, keine Folge hatte, war außer dem Einflusse anderweiter politischer Erwägungen seinem Bruder Joseph Klemens zu danken, welcher lebhaft dagegen protestierte. Auf M.s Charakter wirft es ein wenig günstiges Licht, daß die Treue, mit welcher seine Bayern ihm angehangen, nicht mehr Eindruck auf ihn gemacht hatte. 1715 kehrte er nach Bayern zurück, am 26. Februar 1726 starb er, bis an das Ende seiner Tage ganz dem französischen Interesse ergeben und die Verfolgung seiner eigenen Politik auch seinem Sohne und Nachfolger Karl Albert empfehlend. Er hoffte, seinem Hause dadurch die Kaiserkrone zu verschaffen, welche jener in der That später trug.

Über seine Feldzüge und seine Statthalterschaft in den Niederlanden schrieb Lipowski 1820; über seine Achtserklärung Froboese 1874, eine

französische Lebensbeschreibung lieferte Bormans 1875. Vgl. ferner C. v. Noorden, Europäische Geschichte im 18. Jahrhundert 1870 und die vom k.k. Kriegsarchiv herausgegebenen Feldzüge des Prinzen Eugen.

Maximilian III. Joseph, Kurfürst von Bayern, geboren am 28. März 1727, war ein Regent, welcher nicht durch Eingreifen in die Welthändel hervorgetreten ist, aber durch sein Wirken in dem ihm angewiesenen engeren Kreise das Rechte zu leisten bestrebt war und Gutes zu Wege gebracht hat. Wo es ihm nicht gelang, lag die Schuld in der mangelnden Festigkeit seines Charakters. Es fehlte ihm an starkem bewußten Wollen, deshalb schwankte er vielfach zwischen dem ergebenen Gehorsam, welchen die Kirche von ihm verlangen zu dürfen glaubte, und den Forderungen hin und her, welche die Aufklärungsphilosophie seiner Zeit an den Fürsten stellte. Es machte sich darin der Einfluß seiner beiden Lehrer, des Jesuitenpater Stadler und des Professor Ickstatt, bemerkbar, welche beide Zeit ihres Lebens auf M. einwirkten und von denen bald der eine, bald der andere die Oberhand hatte (vgl. Kluckhohn, Der Freiherr von Ickstatt und das Unterrichtswesen in Bayern, 1869). Ganz jung noch mußte er nach seines Vaters, des Kurfürsten und Kaisers Karl Albert, am 20. Januar 1745 erfolgtem Tode die Regierung übernehmen. Die Verhältnisse, unter denen es geschah, waren in hohem Grade schwierig. Das Land war auf das äußerste erschöpft und fast ganz in den Händen der Österreicher, M. selbst mußte vor ihnen vom Leichenbegängnisse seines Vaters nach Augsburg flüchten, dazu bemühte sich eine österreichische Partei, an deren Spitze seine Mutter, des Kaiser Joseph I. Tochter, und der aus kaiserlichen Diensten in die bayerischen getretene Feldmarschall Seckendorff standen, ihn zum Frieden mit Wien zu bestimmen, während eine andere, von seines Vaters Minister, dem Feldmarschall Graf Törring geleitete, die von Frankreich gewünschte Fortsetzung des Krieges befürwortete; letztere betrieb auch Friedrich der Große. Aber der junge Kurfürst, ein willenloses Werkzeug seiner Ratgeber, ließ sich für den Frieden bestimmen, welcher am 23. April 1745 zu Füssen abgeschlossen wurde. Der Hauptvorteil, welchen M. erzielte, war, daß sein Land vom Kriegsdruck befreit wurde und daß er seine ganze Thätigkeit der Wohlfahrt desselben widmen konnte. Sein Vater hatte ihm eine Schuld von vierzig Millionen Gulden hinterlassen; die zerrütteten Finanzen zu heben, war sein Hauptbestreben, zu diesem Ende vermietete er den Generalstaaten bayerische Regimenter und verpflichtete sich 1756 gegen ein Jahrgeld, Frankreich gegenüber in allen Reichsangelegenheiten nur im französischen Interesse zu stimmen, ein Versprechen, welches nach den Anschauungen der damaligen Zeit kaum etwas Auffälliges bot. Am Siebenjährigen Krieg beteiligte er sich durch Stellung seines Kontingents von 2500 Mann zur Reichsarmee und mit einem Hilfscorps von 6800 Mann, welches er für französische Subsidien an Österreich überließ. Daneben war er auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens thätig; er bemühte sich, die unglaublich im Argen liegende Verwaltung zu bessern, sorgte durch seinen Kanzler Kreittmayr für zeitgemäße Gesetze, förderte das Schulwesen, indem er u. a. 1759 die Akademie der Wissenschaften gründete und 1771 die allgemeine Schulpflicht einführte, begünstigte Handel und Gewerbe, wenn auch nicht immer in geschickter Weise, und wußte den Klerus, unbeschadet seiner Ergebenheit in kirchlichen Dingen, von der Einmischung in die Angelegenheiten des Staates fern zu halten. Dem Volke machten seine Herzensgüte und seine Freude am Wohlthun den Kurfürsten teuer. Er starb am 30. Dezember 1777 zu München. Da seine Ehe mit einer sächsischen Prinzessin kinderlos war, folgte ihm Kurfürst Karl Theodor von der Pfalz, wodurch die Lande der beiden bayerischen Linien wieder vereinigt wurden. — Lebensbeschreibungen haben Rothammer (1785) und Lipowski (1833) veröffentlicht.

Maximilian I. Joseph, König von Bayern, Pfalzgraf bei Rhein, Herzog von Bayern, Franken und in Schwaben. Als jüngster Sohn des Pfalzgrafen Friedrich Michael bei Rhein aus der Linie Zweibrücken-Birkenfeld und der Maria Franziska von Pfalz-Sulzbach am 27. Mai 1756 zu Schwetzingen geboren, verlebte M. J. seine Jugend in Mannheim und Zweibrücken, wurde 1777 Oberst des französischen Regiments d'Alsace und 1778 Maréchal de camp, lebte meist in Straßburg, wo der joviale Prinz allgemein beliebt war, und sympathisierte innig mit Frankreich. Im kurpfälzischen Heere bekleidete er die Stelle eines Obersten und Inhabers eines Kavallerie-Regiments Am 30. September 1785 heiratete er die Prinzessin Marie Wilhelmine Auguste von Hessen-Darmstadt (geboren am 14. April 1765), die ihm in glücklicher Häuslichkeit zwei Söhne (s. „Ludwig I, König von Bayern" und „Karl, Prinz von Bayern") und drei Töchter gebar; von diesen starb eine als Kind, Auguste heiratete Eugène Beauharnais (s. d.) und Charlotte zuerst den Kronprinzen Wilhelm von Württemberg und nach Scheidung dieser unseligen Ehe den Kaiser Franz I. von Österreich. Am 30. März 1796 verwitwet, trat M. J. am 9. März des folgenden Jahres in zweite Ehe mit der Prinzessin Friederike Wilhelmine Karoline von Baden (geb. am 13. Juli 1776); auch diese Ehe war glücklich und durch die Geburt eines frühe verstorbenen Prinzen und von sechs Töchtern gesegnet, von denen zwei Königinnen von Sachsen, eine Königin von Preußen und eine die Mutter des heutigen Kaisers von Österreich wurde. Als die französische Revolution ausbrach, siedelte M. J. nach Mannheim über und öffnete sein gastliches Heim den Emigranten; dann lebte er in Darmstadt und Rohrbach. Der Tod seines Bruders, Herzogs Karl II., machte ihn am 1. April 1795 zum Herzog von Zweibrücken, doch hielten die Franzosen dies Land besetzt. Wiederholt ging er nach München, wo er bald zu residieren hoffen konnte, da er der präsumtive Erbe von Pfalz, Bayern, Jülich und Berg war; er wurde rasch beliebt, zumal man wußte, daß er trotz seiner steten Finanznot das österreichische Anerbieten, ihm gegen bayrisches Gebiet Geld zu

geben, abgeschlagen, am Reichstage Protest gegen österreichische Tauschpläne erhoben und sich an Preußen angelehnt hatte. Kaum war Karl Theodor am 16. Februar 1799 verschieden, so ergriff der Herzog als **Maximilian IV. Joseph, Kurfürst von der Pfalz und Bayern**, Besitz. Mit ihm zog ein neuer Geist in diesem Lande ein; s. über seine Regierung „Bayern, neue Geschichte von". Ohne hervorragende Geistesgaben traf M. J. mit seinem klaren Verstande gar oft das Richtige, und voll Wohlwollen handelte er für das Beste seiner Unterthanen; er wurde ungewöhnlich beliebt. In Montgelas (s. d.) besaß er einen Minister von seltenem Talente. Das Kriegswesen lag in M. J.s eigener Hand. Bei Ausbruch des zweiten Koalitionskriegs trat er auf Österreichs Seite und erklärte sich zur Reichshilfe bereit; die Franzosen drangen 1800 in Bayern ein, M. J. entfloh nach Amberg und kehrte erst im Februar 1801 nach dem Friedensschlusse heim. Von Österreichs Gelüsten abermals bedroht, schloß er sich jetzt an Frankreich an, verzichtete im Separatvertrage vom 24. März 1801 auf die längst von den Franzosen besetzten linksrheinischen Gebiete, erhielt Zusagen von Entschädigung, und diese erfolgte 1803; s. „Bayern". M. J. verschmähte es, die republikanischen Umtriebe in Bayern mit Härte zu bestrafen; er erwies sich als zu besonnen und aufgeklärt, um das Schwert der Rache zu schwingen. Überall trat er hinter Montgelas' Thatkraft in den Schatten.

1805 duldete Napoleon nicht, daß M. J. im Kriege neutral blieb; über des Kurfürsten sonderbare Rolle und den Krieg; s. „Bayern". Ebenda siehe: die neuen Erwerbungen. Im Preßburger Frieden mit der Königswürde und voller Souveränität ausgestattet, trat M. J. aus dem Reiche, **nahm am 1. Januar 1806 den Königstitel an** (s. Näheres bei „Bayern") und trat am 17. Juli in den Rheinbund. Am 1. Januar 1806 stiftete er den Militär-Max-Joseph-Orden und am 19. Mai 1808 den Verdienstorden der bayrischen Krone. Im November 1807 feierten M. J. und seine Familie in Oberitalien die Feste für Napoleon mit. Über Tirol: s. „Bayern" und „Tirol". Mit Napoleon ging M. J. auch im Feldzuge von 1809 und wurde reich belohnt; s. „Bayern"; durch Gefügigkeit und Pünktlichkeit suchte er sich die kaiserliche Gunst zu bewahren, um Bayern zu vergrößern.

Aber im Lande begann sich das Gefühl hie und da zu regen, Bayern liege in unwürdiger Abhängigkeit; der stete Krieg kostete enorme Opfer; Handel und Gewerbe lagen am Boden; Abgaben und Schulden stiegen rapid; die Ländertäusche waren häufig mit Einbußen an Geld verknüpft, die Bayreuther Domänen z. B. mußten Napoleon für 16 Millionen Gulden abgekauft werden. Über die Geschichte bis zum Rieder Vertrag: s. „Bayern". Nachdem M. J. in diesem Vertrage, 8. Oktober 1813, zu den Alliierten gegen Napoleon getreten war, tobte dieser über seinen Verrat und drohte, ihn klein zu machen, wie er ihn groß gemacht. M. J. besuchte mit seinen Prinzen den Wiener Kongreß, wo er sich in der sächsischen Frage schroff gegen Preußen stellte und noch viel Interesse für Frankreich kundgab. („Talleyrands Briefwechsel mit König Ludwig XVIII. während des Wiener Kongresses. Von Pallain. Übersetzt von Bailleu. Leipzig 1881"). Er wollte nichts von einer festeren Gestaltung Deutschlands wissen, verfocht egoistisch die absolute Souveränität der Fürsten und dachte weit weniger deutsch als sein Kronprinz, mit dem er oft anderer Meinung gewesen ist. Über die Gebietsabmachungen: s. „Bayern".

Die seit September 1814 begonnene Verfassungsarbeit geriet ins Stocken, den ihm vorgelegten Entwurf verwarf M. J., und Montgelas liebte keine Konstitution. Über das Konkordat mit dem Papste: s. „Bayern" und „Konkordate".

Im Verhalten Montgelas' gegen die Kurie erblickten der Kronprinz Ludwig und der Marschall Fürst Wrede (s. d.) eine Gefahr für die Religion, in der heimlichen Neigung Bayerns zu Frankreich eine Schmach; sie bestürmten, von Wien her unterstützt, den König, Montgelas zu entlassen, und dieser gab endlich am 2. Februar 1817 nach, was ungeheuchelten Jubel in Bayern hervorrief. Über die Verfassung, die M. J. am 27. Mai 1818 beschwor, die Landtage u. s. w.: s. „Bayern". M. J. war viel zu volksfreundlich, um Metternich zu folgen und die Verfassung anzutasten, als sie ihm Verdrießlichkeiten bereitete; er wie der Kronprinz mißbilligten die Karlsbader Beschlüsse, und M. J. sagte sich thatsächlich davon los; er ließ die politischen Prozesse in Bayern nicht sehr strenge führen.

Als „der bürgerlichste König" allgemein beliebt, starb M. J. zu Nymphenburg am 13. Oktober 1825 infolge eines Schlaganfalls; er ruht in München. Denkmäler von ihm stehen in München, Amberg, Kreuth und Passau. Seine Witwe starb am 13. November 1841.

Vgl. Söltl, Maximilian Joseph, König von Bayern, sein Leben und Wirken, Stuttgart 1837; G. Freiherr v. Lerchenfeld, Geschichte Bayerns unter König Maximilian Joseph I., Berlin 1854; M. Freiherr v. Lerchenfeld, Die bayerische Verfassung und die Karlsbader Beschlüsse, Nördlingen 1883; „Allgemeine deutsche Biographie", Bd. XXI, Leipzig 1885.

Maximilian II. Joseph, König von Bayern, Pfalzgraf bei Rhein, Herzog von Bayern, Franken und in Schwaben. Als ältester Sohn König Ludwigs I. von Bayern von Therese von Sachsen-Altenburg am 28. November 1811 geboren, verlebte M. seine Jugend in Innsbruck, Salzburg und Würzburg, erhielt eine einfache und gediegene Erziehung und studierte 1829—1831, 1830 zum Generalmajor ernannt, eifrigst in Göttingen und Berlin Geschichte und Staatswissenschaft; gelehrter Umgang blieb ihm zeitlebens der liebste, seine einzige Leidenschaft war Lernen. Nach Ablauf der Studienzeit besuchte er Italien und zweimal Griechenland. „Geistig ungemein regsam, von ebenso vielseitiger wie gründlicher Bildung, auch voll warmer, zuweilen sogar leidenschaftlicher Empfindung, neigte er sich doch gerne frembem Rat. Eine liebenswürdige, man kann sagen vornehme Bescheidenheit, der Widerwille gegen alle Ostentation waren ihm angeboren. Zwar fehlte ihm die urwüchsige, schöpferische Kraft

des Vaters, aber sein rastloser Fleiß und seine Gewissenhaftigkeit in allem ersetzten ihm die Genialität." Wie sein Vater, dichtete M. und hielt etwas auf sein Talent, doch stand er auf Geibels Rat von der Publizierung seiner Gedichte ab. M. war ein fester und großer Charakter, voll Wohlwollen für die Menschheit wie für sein Volk. Unter den Münchener Gelehrten besaß Schelling auf ihn den dauerndsten Einfluß. In der Kunst besonders den altdeutschen Stil bewundernd, ließ M. Hohenschwangau in diesem restaurieren, nahm hier seinen Sommersitz und versammelte um sich einen Kreis auserlesener Gelehrten, Künstler und Dichter. Seit 1836 Mitglied des Staatsrats, blieb der Kronprinz den Staatsgeschäften ziemlich fremd; ein Abel (s. d.) mußte ihn abstoßen, dessen System ihn anwidern. Am 5. Oktober 1842 vermählte er sich durch Prokuration in Berlin und am 12. Oktober d. J. in Person in München mit der Tochter des verstorbenen Prinzen Wilhelm von Preußen, Maria Friederike Franziska Auguste Hedwig (geboren am 15. Oktober 1825); die sehr glückliche Ehe wurde mit zwei Söhnen, (König Ludwig II. [s. d.] und Prinz Otto) gesegnet.

Im Kampfe gegen das System Abel zeigte sich M. am Ende der Regierung des Vaters als ein Feind der klerikalen Übermacht und unterstützte die Anträge des Fürsten Wrede gegen diese; er fühlte, eine Reform in volksfreundlichem Geiste sei für Bayern unerläßlich, und nahm mit diesem Bewußtsein aus des geliebten Vaters Hand am 20. März 1848 die Krone entgegen. Über seine Regierung und Politik: s. „Bayern, neue Geschichte von". M. war stolz darauf, ein konstitutioneller König zu heißen, und nannte seine Anschauung konservativ-liberal. Er wollte keinen kaiserlichen Einheitsstaat in Deutschland und keine Hegemonie Preußens, hielt als am Wertvollsten an der Machtstellung Bayerns fest und träumte von einer Trias, indem die Mittel- und Kleinstaaten einen Bund unter Bayerns Führung bilden sollten, der neben den Großmächten stehe. Über M.s Stellung zu der Frankfurter Nationalversammlung, zur Reichsgewalt u. s. w.: s. „Bayern"; ebenda über den pfälzischen Aufstand und seine Bezwingung. Wie kein Zweiter, hegte M. die Wissenschaften am Herzen. Im ununterbrochenen Verkehre mit ihren Priestern strebte er danach, Bayern zur Hochschule Deutschlands zu erheben, berief die ersten Größen nach München und sparte, sonst sparsam, keine Gelder zu wissenschaftlichen Zwecken; in die Akademie der Wissenschaften reihte er die naturwissenschaftlich-technische und die historische Kommission ein, besonders für die Geschichte eminent eingenommen; am 28. November 1853 stiftete er den Maximilians-Orden für Wissenschaft und Kunst. Eifrig bemüht, einen neuen das charakteristische Gepräge unserer Zeit tragenden Baustil zu erfinden, ließ er die wenig schönen Bauten der Maximiliansstraße in München aufführen; er legte das Maximilianeum, das Nationalmuseum, die englischen Anlagen an der Isar u. s. w. an. Über den Besuch der Fürstenkongresse in Baden und Frankfurt: s. „Bayern". Seine große Kränklichkeit hielt M. oft von den Staatsgeschäften zurück und machte ihn still, scheu und zurückhaltend, Eigenschaften, die den Bayern an ihren lebensfrohen Fürsten ganz fremd waren. Auf Wunsch der Ärzte verlebte er den Spätherbst 1863 in Rom, von wo ihn die Schleswig-Holsteinische Frage nachhause trieb. Mit hingebender Herzlichkeit trat er für Friedrich VIII. von Augustenburg ein, der keinen wärmeren Schützer finden konnte, aber die Aufregungen, die Friedrichs sich täglich mindernde Aussichten M. bereiteten, stürzten diesen ins Grab. Aufrichtig betrauerte Bayern den herrlichen am 10. März 1864 in München verschiedenen König, den gewissenhaftesten seiner Fürsten. Seine Denkmäler erheben sich in Lindau, Bayreuth, Landshut, Kissingen und München. Seine Witwe wurde am 12. Oktober 1874 katholisch.

Vgl. Söltl, Maximilian II., König von Bayern, 2. Aufl., München 1867; „Allgemeine deutsche Biographie", Bd. XXI, Leipzig 1885.

Maximilian I., **Ferdinand** Maximilian Joseph, Kaiser von Mejico. Als zweiter Sohn des Erzherzogs Franz Karl von Österreich und der Sophie von Bayern am 6. Juli 1832 in Wien geboren, wuchs Erzherzog Ferdinand Maximilian unter der Leitung des Grafen Heinrich Bombelles auf, der 1848 mit ihm und seinem älteren Bruder vor der Revolution nach Innsbruck entfloh, und bekundete ein ungewöhnliches Interesse für Wissenschaft und besonders für Kunst. Zum Seefache bestimmt, bereiste er 1850 und in den nächsten Jahren den Orient, Westeuropa und den Norden Afrikas, wurde 1853 Korvetten-Kapitän, 1854 Kontreadmiral, später Vizeadmiral mit dem Range eines Feldmarschallieutenants und Kommandant der k. k. Kriegsmarine, auch Inhaber des Ulanen-Regiments Nr. 8 und Chef des preußischen neumärkischen Dragoner-Regiments Nr. 3. Mit siebzehn Kriegsschiffen unternahm er 1854 eine Expedition nach Griechenland, Kleinasien, dem Libanon, den Küsten Palästinas, wo er zum heiligen Grabe pilgerte, und Ägypten, hielt sich in letzterem Lande wissenschaftlicher Zwecke halber einige Zeit auf und bereiste dann die maritimen Etablissements in Frankreich. Am 27. Juli 1857 heiratete er in Brüssel die Prinzessin Marie Charlotte von Belgien (s. d.), nachdem er abermals Europa bereist hatte, und 1859 machte er mit ihr eine wissenschaftliche Excursion über Sizilien, Südspanien und Madeira nach Brasilien. Wie fein er zu beobachten wußte, wie offen er urteilte, zeigen die als Manuskript 1859 gedruckten, anziehend geschriebenen vier Bände „Reiseskizzen"; 1861 erschienen als Manuskript gedruckt „Aphorismen". Nach seinem frühen Ende erschien 1867 in Leipzig „Aus meinem Leben" (sieben Bände) und 1868 ebenda „Mein erster Ausflug. Wanderungen in Griechenland von Maximilian I."

Kaiser Franz Joseph ernannte den Bruder, auf den er Großes hielt, im Februar 1857 zum Nachfolger Radetzkys als Generalgouverneur des lombardo-venetianischen Königreichs; hier versuchte der Erzherzog alles, was in seiner Macht stand, um Ordnung und Gesetzlichkeit herzustellen und die Unzufriedenheit zu beseitigen; seine Gemahlin half ihm eifrig, aber beide arbeiteten vergebens. Bei Ausbruch des Kriegs am 20. April 1859 seines

Amtes als Generalgouverneur enthoben und durch Gyulai ersetzt, zog er sich nach seinem Schlosse Miramar bei Triest zurück. Aber der ehrgeizige und thatendurstige Fürst, der so reich begabt war, strebte nach einem Wirkungskreise; ihn bewegten große, manchmal schwärmerisch angehauchte Ideen. In ihm glaubte darum Napoleon III den rechten Mann gefunden zu haben, als er an die Errichtung eines Throns in Mejico dachte; der Erzherzog ergriff feurig den Gedanken, die lateinische Rasse jenseits des Ozeans durch europäische Institutionen in Glück und Fortschritt einzuführen. Die Notabelnversammlung in Mejico wählte, von Frankreich beeinflußt, den Erzherzog am 10 Juli 1863 mit 230 von 250 Stimmen zum Kaiser, und er erklärte am 3. Oktober in Miramar der ihm die Krone anbietenden mejikanischen Deputation, er mache die Annahme davon abhängig, daß die ganze Nation in freier Kundgebung den Wunsch der Hauptstadt bestätige und daß Garantieen geboten würden, die das Kaiserreich vor den seiner Integrität drohenden Gefahren sicherten. Am 9 April 1864 unterzeichnete er einen Familienpakt, worin er als Erzherzog für sich und seine Descendenz allen Ansprüchen auf den österreichischen Thron entsagte, und am 10. nahm er von der mejikanischen Deputation in Miramar die Kaiserkrone an; er nannte sich Maximilian I. und schloß mit Napoleon einen Vertrag (s. „Mejico, Geschichte"). Am 14. ging er von Triest nach Rom, um sich den Segen des Papstes zu holen, am 28. Mai landete er mit seiner ehrgeizigen Gemahlin auf der Rhede von Veracruz, und beide zogen am 12. Juni unter frenetischem Jubel in der Hauptstadt Mejico ein. M. besaß den besten Willen, sein neues Volk zu beglücken, aber die Verhältnisse waren zu fremd und ungünstig, er entbehrte der staatsmännischen Begabung, war unentschlossen von Natur und schreckte leicht vor energischer That zurück. Er stand haltlos in der Mitte zwischen den Liberalen und Ultramontanen, der französische Feldherr Bazaine (s. d.) hielt ihn in schmählicher Abhängigkeit, ihn als Schattenkaiser behandelnd; s. über seine Regierung „Mejico, Geschichte". Am 1. Januar 1865 stiftete er den Orden des mejicanischen Adlers, am 10. April für Frauen den kaiserlichen Orden des heiligen Karl und reformierte den Orden Unserer lieben Frau von Guadeloupe. Nie gelang es ihm, festen Fuß zu fassen, auch die Begünstigung der Familie Iturbide (s. d.) nützte ihm nichts Napoleon ließ ihn im Stiche; ritterlich wies M. den wiederholt erteilten Rat, abzudanken, von der Hand, die Kaiserin trat ihre unglückliche Reise nach Europa an, um Hilfe zu bringen (s. „Marie Charlotte"), M. wurde vom Oberst Lopez verraten, fiel in Queretaro am 15. Mai 1867 in die Hände des republikanischen Generals Escobedo, und vergebens verwandten sich die Höfe bei Juarez (s. „Mejico") für Schonung. Am 13. Juni verurteilte ein Kriegsgericht ihn, die Generale Miramon und Mejia zum Tode, vergebens rief, während der französische Gesandte schwieg, der preußische Juarezs Barmherzigkeit an; M. endete als Held am 19. Juni unter den Kugeln der republikanischen Soldaten, die er noch beschenkte. Nach manchen Schwierigkeiten gelang es dem österreichischen Admirale Tegethoff (s. d.) die Leiche zu erhalten, und er brachte sie nach Wien, wo M. am 18. Januar 1868 mit großer Feierlichkeit in der Kaisergruft der Kapuziner beigesetzt ward. Zu seinem Gedächtnis erheben sich Denkmäler in Hietzing bei Wien, in Triest und Pola.

Vgl. Graf Keratry, L'élévation et la chute de l'empereur Maximilien, Paris 1867; F. v. Hellwald, Maximilian I., Kaiser von Mejico, Wien 1869, 2 Bde; Felix Prinz zu Salm-Salm, Queretaro. Blätter aus meinem Tagebuche in Mejico, 2 Bde., 2. Aufl., Stuttgart 1869; Agnes, Prinzessin zu Salm-Salm, Zehn Jahre aus meinem Leben, 3 Bde., Stuttgart 1875; Basch (Leibarzt M.s), Erinnerungen aus Mejico, Leipzig 1868.

Maximilian (III.), Erzherzog von Österreich, Hoch- und Deutschmeister, fünfter Sohn Kaiser Maximilians II. (s. Art.), geb. am 12. Okt. 1558, gest. am 2. November 1618. Zunächst für den deutschen Orden bestimmt, erlangte der Erzherzog bereits mit 27 Jahren (1585) die Stelle des Koadjutors bei dem Hochmeister Heinrich v. Bobenhausen. Bald jedoch zog ihn die Erledigung des polnischen Thrones zufolge des Ablebens König Stephans (Báthori) 1586 am 13. Dezember in die Wirren der neuen Besetzung desselben. Polen schied sich in zwei Parteilager, an deren Spitze die Magnaten Zborowski und Zamojski standen. Zborowski trat für den Erzherzog M. ein, während sein Nebenbuhler den schwedischen Kronprinzen Joh. Sigismund kandidierte. Großpolen war der Hort der Habsburgischen, Kleinpolen-Galizien der Halt der Wasa-Partei, deren Haupt, Zamojski, Krakau besetzt hielt. M. beging den Fehler, sich mit dem undankbaren Feldzuge im Krakauer Gebiete abzumühen, der trotz der Mogilaer Parteibeschlüsse zu seinem Gunsten nach der ihm von Zamojski beigebrachten Niederlage im Schlesischen, wohin M. zurückgewichen war, mit seiner Gefangennehmung und 1589 mit dem Beuthen-Bendziner Friedensvertrage vom 9. März schloß, durch welchen sich M. von seinem kaiserlichen Bruder im Stiche gelassen sah. Er versuchte durch eine heimliche Reise nach Rom den Papst für sein zähes Festhalten an dem Titel eines Königs von Polen zu gewinnen und die Sache seines Gegners, des Wasa, durch kompromittierende Enthüllungen, Johann Sigmund gedenke zugunsten des ältern Bruders Maximilians, Erzherzog Ernst, zu abdizieren, den Polen ins schlechteste Licht zu stellen. Die Sache fand da und dort Glauben, weil sich Sigismund August Wasa nach seiner von den Polen geforderten Rekatholisierung (1592, 1. Juni) mit Anna, der ältesten Tochter Erzherzog Karls von Inneröstereich, der Base M.s, vermählte und seine Annäherung an die Habsburger damit bezeugte. Die halb erzwungene, halb bezahlte Abdikation des Hoch- und Deutschmeisters H. v. Bobenhausen (1590) hatte dem Erzherzog M. seine Stellung im deutschen Dienste gesichert. 1593 bis 1595 bekleidete er die Regentschaft in Innerösterreich, während der Minderjährigkeitsepoche Erzherzog Ferdinands (s. Art. „Ferdinand II."), an

Stelle seines älteren Bruders Erzherzog Ernst. 1596 kommandierte er in Ungarn. Trotz langen, vielseitigen Drängens entsagte er erst 1598 am 8. Mai dem polnischen Thronanspruche, wahrte jedoch in einer besonderen Erklärung die Ordensansprüche auf Preußen und Livland. — Die Verzichtleistung Sigismund Báthoris, des Fürsten von Siebenbürgen (s. Art.), auf sein Land zugunsten des Kaisers (1597, 13. Dezember) nährte M.s Hoffnungen auf eine ihn vielleicht begünstigende Kombination. Als dann der launenhafte Sigismund Báthori, der Selbstverbannung aus Siebenbürgen bald müde geworden, dahin zurückstrebte, und auch schon 1598 am 20. August wieder im Lande erschien, um schon 1599 neuerdings zum Abgange aus dem Lande sich zu rüsten, weilte damals Erzherzog M. in Kaschau und empfing Anträge Báthoris, die allerdings ebenso verlogen waren wie dessen Anbringen an den Kaiser, — denn bereits im März 1599 überließ Báthori das Land seinem Vetter, Kardinal Andreas Báthori. So war denn auch in dieser Frage M. um eine Hoffnung ärmer geworden. Bald jedoch sollte sich seinem Ehrgeize und Thätigkeitstriebe ein bequemerer Schauplatz erschließen, Tirol, dessen Erzherzog-Regent Ferdinand 1595 ohne successionsfähige Erben verstorben war und nun die beiden andern Habsburgerlinien, die maximilianische und ferdinandeische zu Nachfolgern hatte. 1602 am 2. Februar wurde M. zum Vertreter des Hauses Habsburg-Österreich in Tirol und Vorderösterreich mit dem Titel Gubernator ernannt. Sein Walten in dieser Stellung zeigte sich ersprießlich, da er allen drohenden Konflikten vorzubeugen oder ihnen die Spitze abzubrechen verstand. Auch fehlte es ihm weder an Scharfblick noch Energie, in welchen beiden Richtungen er den andern Brüdern überlegen war. Als der Agent der pfälzischen Union, Fürst Christian von Anhalt-Bernburg (s. Art.), um das Jahr 1605 das Ziel verfolgte, die Absichten Spaniens zugunsten der Thronfolge Erzherzog Albrechts, Gemahls der Infantin Klara Isabella Eugenia und lehensmäßigen Regentin der Niederlande, an Kaiser Rudolfs II. Stelle, zu durchkreuzen und die habsburgischen Erzherzöge gegeneinander aufzuhetzen, — indem er an Erzherzog M. als Versucher in dieser Richtung herantrat, — benahm sich M. nicht ohne Geschick, indem er zum Scheine entgegenkam, thatsächlich aber an der Führerschaft seines älteren Bruders Mathias (s. Art.) festhielt. Stieve, ein maßgebender Kenner dieser Verhältnisse, spricht sich darüber folgendermaßen aus: „Soviel wir von ihm (M.) wissen, war er von uneigennützigem, bisweilen leidenschaftlichem Eifer für das Wohl seines Hauses erfüllt", und neigt sich der bezüglichen Anschauung Gindelys und Ritters zu. M. spielte in dem habsburgischen Bruderzwiste von 1606—1611 keine untergeordnete Rolle, indem er beispielsweise 1608—1609 die Aussöhnung Mathias' mit ihrem beiderseitigen Vetter, Erzherzog Ferdinand von Innerösterreich, bewerkstelligte. Mit diesem letztgenannten verknüpfte ihn der streng-katholische, jedem Kompromiß abgeneigte Standpunkt, und so erscheinen sie denn seit 1611 immer enger verbunden. — 1612 wurde M. von seinen Verwandten als Landesfürst Tirols und Vorderösterreichs anerkannt, und seither betrieb er, der Unvermählte, bei der voraussichtlichen Kinderlosigkeit seiner Brüder, Kaiser Mathias' und Erzherzog Albrechts (VII), die Thronfolge Erzherzog Ferdinands, trotz aller Gegenbemühungen Khlesls (s. Art.) und des für Albrecht eingenommenen spanischen Hofes. Letzteren bewog er auch 1615 zum Verzichte auf die Succession. Außerdem wirkte er bei den geistlichen Kurfürsten in diesem Sinne und war bestrebt, der Liga und insbesondere deren Haupte, dem Herzoge von Bayern, eine vom Kaiser aus Spanien beizustellende Heeresmacht, die bewaffnete Führung der katholischen Sache in Deutschland zu entwinden. Khlesl setzte sich aus persönlichen und politischen Gründen dem entgegen, hatte es nun aber mit der entschiedensten Feindschaft des Erzherzogs M. zu thun, der in dem Kardinal-Minister einen „Verderber" des Hauses Österreich erblickte, und bekanntlich das Gutachten maßgebender Körperschaften einholte, ob man unter solchen Umständen sich Khlesls nicht mit Gewalt entledigen dürfe. Als nun die böhmische Rebellion ausbrach und M. mit Ferdinand, dem Thronfolger, für die Politik der strengen Bestrafung eintraten, Khlesl dagegen der Politik des „Lavierens" und „Temporisierens" das Wort redete, und die beiden Erzherzöge besorgen mußten, der von Khlesl ganz beherrschte Kaiser Mathias werde diesen Weg einschlagen, so war es M., der die „Entführung" des verhaßten Premiers durchsetzte und ihm zunächst als Haftort Schloß Amras, dann das Kloster St. Georgenberg in Tirol anwies. Mitten in der großen Krise, 1618 am 2. November, starb M. in Wien, ein ebenso rigoroser Katholik als kunstsinniger, prachtliebender Fürst. — Litt.: Vgl. die zu den Art. Ferdinand II., Khlesl und Mathias; überdies die „Monographieen zur Geschichte der polnischen Königswahl" von Caro (1861), E. v. Mayer (1861) und Sieniawski (1869); „Monumenta comit. R Transsylvania, 1587—1601", herausg. von Szilágyi (1878) und dessen „Erdél. tört." (Gesch., S. 66.); Ritter, Gesch. der Union. II; Stieve, Die Politik Bayerns 1591—1607, 2 H. (1883); Dudik, Des Hoch- und Deutschmeisters Erzherzog M. Testament und Verlassenschaft („Arch. f. K. ö. G." XXXIII); Egger, Geschichte Tirols II; v. Zeißberg in der „Allg. deutsch. Biogr." XXI (1885).

Maybach, Albert. Zu Werne (Westfalen) am 29. November 1822 geboren, studierte M. in Bonn und Berlin, trat 1845 in den preußischen Justizdienst, ging aber 1853 zur Eisenbahnverwaltung über, um 1857 Vorsitzender der Direktion der Oberschlesischen Eisenbahn zu werden. 1858 trat er wieder als vortragender Rat in das Handelsministerium, aber 1863 wurde er Direktor en chef der Ostbahn und 1867 der hannöverschen Staatsbahnen. 1874 erhielt M. den Posten des Ministerialdirektors im Handelsministerium, sehr bald aber den als Präsident des neu errichteten Reichseisenbahnamtes. Mit seltener Arbeitskraft ausgerüstet, wurde M. der Schöpfer des Reichseisenbahn-Projekts; 1875 legte er dasselbe vor.

Seiner Ansicht nach konnte ein umfassendes Eisenbahngesetz keine Aussicht auf Annahme haben, so lange es Staatsbahnen gebe; dieselben müßten darum in Reichsbahnen umgewandelt werden und so das finanzielle Interesse der Einzelstaaten verschwinden; Bismarck griff diese Idee eifrig auf. 1877 legte M., der auf viel Widerstand stieß, sein Amt nieder und trat im März als Unterstaatssekretär ins Handelsministerium. Am 30. März 1878 ersetzte er Achenbach als Handelsminister, am 30. März 1879 erhielt er das Ministerium der öffentlichen Arbeiten, und am 12. Juli d. J. wurde er Chef des neuen Amts für Verwaltung der Reichseisenbahnen. Er betrieb die Ausarbeitung des im Dezember 1878 dem Bundesrate eingereichten Reichseisenbahn-Gesetzes und knüpfte mit den bedeutendsten preußischen Privatbahnen Unterhandlungen wegen Ankaufs derselben durch den Staat an. Am 13. Februar 1879 legte er sein Programm der Eisenbahnpolitik dem Abgeordnetenhause vor, erlangte zwar nicht die Billigung desselben, erfuhr aber auch keine Ablehnung. Im November 1879 legte er dem Landtage eine Vorlage wegen Ankaufs von vier Bahnen zur Genehmigung vor. Seit August 1880 ist M. Minister der öffentlichen Arbeiten.

Mayenne, Herzog von: s. **Guise**, 6.

Maynooth-Bill. In Maynooth (Irland) wurde 1795 das großartige katholische Priesterseminar St. Patrick gegründet, welches bis 1845 jährlich an 9,000 Pfd. Sterl. Einkünfte bezog. Um die Katholiken zu Dank zu verpflichten und das geistige Leben in Irland zu heben, brachte der Minister Peel (s. d.) im April 1845 die M.-B. ein, wonach das Seminar künftig einen Staatszuschuß von 26,000 Pfd. Sterl. jährlich erhalten sollte. Der Antrag stieß auf gewaltigen Widerstand von protestantischer Seite, im Parlamente wie im Lande erscholl wieder der alte Ruf „No popery!", es liefen Petitionen gegen die Bill um und fanden 3 Millionen Unterschriften; doch überstand sie alle Anfechtungen und ging mit bedeutender Majorität im Parlamente durch. Mit dem Jahre 1872 hörte die Staatskirche in Irland auf und das Seminar in Maynooth verlor 1869 den Staatszuschuß, wofür es durch ein vierzehnmal so großes Kapital entschädigt wurde.

Mayo, Richard Southwell Bourke, sechster Graf von. Als ältester Sohn des fünften Grafen von M. am 21. Februar 1822 in Dublin geboren, studierte Lord Naas, wie M. bei Lebzeiten des Vaters hieß, auf dem Trinity College in Oxford und trat 1847 in das Unterhaus, wo er zu den Konservativen zählte. Unter den beiden Verwaltungen des Grafen Derby (s. d.) von 1852 und 1858 war er erster Sekretär für Irland und Mitglied des geheimen Staatsrats, und unter Derbys neuer Administration vom Juli 1866 wurde er erster Sekretär und Geheimsiegelbewahrer für Irland mit Sitz im Kabinette. Durch des Vaters Tod seit August 1867 Graf von Mayo und irischer Peer, nicht aber Mitglied des britischen Oberhauses, behielt er unter Disraelis (s. d.) Verwaltung seine bisherigen Ämter, bis ihm Viktoria im August 1868 an Stelle von Lawrence das hochwichtige Amt des Vizekönigs und Generalgouverneurs von Indien übertrug. Als solcher bewies der Graf große Umsicht und Klugheit, bedeutende Energie und pflichttreue Gewissenhaftigkeit; seine Verwaltung zählt zu den besten Indiens. Bei einem Besuche der Verbrecheransiedelung zu Port Blair auf den Andamanen-Inseln traf ihn der Dolch eines fanatischen Muselmanns am 8. Februar 1872. — 1876 wurde M. ein Standbild in Dublin errichtet. Sein Leben beschrieb Hunter (London 1875, 2 Bände).

Mazarin (Mazarini), Giulio. Am 14. Juli 1602 einer mäßig begüterten bürgerlichen sicilianischen Familie entstammt, studierte M. in Rom und Alcala Philosophie, Theologie und kanonisches Recht, wurde 1622 in Rom Doktor der Rechte und wies die Aufforderung der Jesuiten von sich, in ihren Orden zu treten. 1624 diente er als Kapitän bei den päpstlichen Truppen im Veltlin, und im Mantuanischen Erbfolgekriege zeichnete er sich, dem Nuntius Pancirolo beigegeben, als schlauer Diplomat aus; er war der eigentliche Vermittler des Friedens von Cherasco (s. d.), April 1631. Richelieu war auf ihn aufmerksam geworden, zumal er trotz seiner spanischen Unterthanschaft Frankreichs Interessen vor allem zu fördern bestrebt war, und empfahl ihn warm in Rom. M. zog das geistliche Kleid an, wurde, ohne je die Weihen zu erhalten, Monsignore, Domherr zu St. Johann im Lateran, 1632 Vizelegat in Avignon und 1634 außerordentlicher Nuntius am französischen Hofe. Hier arbeitete er so offen im französischen Interesse, daß ihn der Papst auf Spaniens Klage hin am 17. Januar 1636 heimrief und wieder auf den Posten in Avignon sandte. Von Richelieu gewonnen, verließ M. 1639 den päpstlichen Dienst und lebte von April d. J. an, als Franzose naturalisiert, ohne offizielle Stellung am französischen Hofe. Richelieu schenkte ihm sein ganzes Vertrauen, er ersetzte bei dem großen Lenker Frankreichs den jüngst verstorbenen Père Joseph (s. d.). Als außerordentlicher Gesandter ging er im September 1640 nach Chambéry, um in der herzoglichen Familie von Savoyen den Frieden herzustellen, die Regentin Christine mit den Prinzen auszusöhnen, und es gelang ihm, den Abschluß des Bürgerkrieges anzubahnen. Richelieu wandte ihm die Abtei Ourscamp zu und verschaffte ihm am 16. Dezember 1641 den Kardinalshut; als M. 1642 den Hof auf der Reise in Südfrankreich begleitete, setzte ihm Ludwig XIII. am 26. Februar den Hut in Valence auf. M. wohnte der Diktierung von Richelieus Testament bei, unterstützte ihn gegen die Verschwörung von Cinq-Mars (s. d.) und erlangte vom Herzoge von Bouillon die Abtretung Sedans an den König. Sterbend empfahl Richelieu letzterem den Kardinal M. als seinen Nachfolger, da kein Zweiter derart befähigt sei, ihn zu ersetzen. In der That war M. der vollendete Vertreter der geistreichen und gewissenlosen Staatsraison; genau wog er alles ab, sich nie überstürzend, nichts überließ er dem Zufalle; seine Menschenkenntnis war eine unschätzbare Verbündete seiner Thatkraft; entbehrte er der schöpferischen Ideen Richelieus, die er zur Richtschnur seiner Politik nahm, so war er gewandter

und listiger als das größere Vorbild; von grenzenlosem Egoismus und Triebe nach Besitz und Macht beseelt, vergaß er doch darüber nie das Interesse des Staates; wenn er sich auch manchmal vor dem Zwange der Verhältnisse beugte, so erspähte er bereits den Moment, da er wieder ihrer Herr werden und sie nach seinem Willen lenken könnte. Noch am 4. Dezember 1642 rief Ludwig XIII. M. in seinen Staatsrat. M. übernahm mit dem vollen Bewußtsein der ungeheuren Verantwortung die Riesenarbeit einer ganz Europa umfassenden und beeinflussenden Politik. Er eröffnete den zahllosen von Richelieu Zurückgestoßenen die Aussicht auf mildere Zeiten, gab manchen Großen die Freiheit und näherte sich heimlich der Königin, die der kranke Monarch auf seinen Rat zur Regentin ernannte; er trat in den ihr beigegebenen Regentschaftsrat, versprach aber Anna, nach des Königs Tod wolle er ihr zur Erlangung der unumschränkten Regentschaft verhelfen. Kaum war Anna Regentin, so ernannte sie zum allgemeinen Erstaunen am 18. Mai 1643 den Kardinal zum ersten Minister. M. erschien als die Liebenswürdigkeit selbst, sprach so uneigennützig, wie man es bei Hofe nicht gewohnt war, war gegen jedermann gefällig und freigiebig, arbeitete rastlos und gewann nicht nur einen dominierenden Einfluß auf Anna, deren Herz er rasch eroberte, sondern versöhnte selbst die Prinzen und großen Herren, „die Importants“, mit seiner Administration. M. triumphierte im Kriege über die Habsburger, der Sieg von Rocroi schwellte die Brust der Franzosen, die Dichter verherrlichten die neue Regierung, Corneille schuf seine Meisterwerke. Die Importants aber mißgönnten bald M. die Herrschaft und machten unter dem Herzoge von Beaufort, einem Enkel Heinrichs IV., gegen ihn die Verschwörung von 1643, die er rasch besiegte. Er zersprengte die Importants, nahm nur Anhänger ins Ministerium und besaß noch mehr Macht als Richelieu. Mit Anna lebte er im Palais-Royal im intimsten Verhältnisse, ja man sprach von einer geheimen Ehe.

M. dachte nicht daran, einen von Richelieus großen Plänen aufzugeben, und führte, vom Kriege wenig verstehend, ihn ohne genügenden Erfolg weiter. Catalonien ging verloren, Neapel kam wieder unter Spaniens Tyrannei. Dabei wuchs der Steuerdruck ins Unerträgliche, und Annas Liberalität leerte den Schatz; ein populärer Widerstand sammelte sich gegen M. an, das Pariser Parlament widersetzte sich ebenfalls und ließ sich durch das gewaltsame Einschreiten M.s nicht abschrecken. Dieser spielte jetzt nicht mehr den Gütevollen und Uneigennützigen; er stieß die Großen vor den Kopf, bereicherte sich nach besten Kräften und brachte seine Leute zu Rang, Amt und Geld. Das verzieh man ihm um so weniger, als er ein Fremder war. Gelang es auch M., den so vorteilhaften Westfälischen Frieden von 1648 zu schließen, so wurde hingegen sein Kampf mit den Parlamenten immer erbitterter. Es kam zu einem Aufstande in Paris, Parlament und Volk standen zusammen gegen Anna und M., und der Bürgerkrieg der Fronde begann; s. hierüber „Frondeurs“. Mit dem Hofe flüchtete M. in der Nacht zum 6. Januar 1649 nach St. Germain-en-Laye, das Parlament ächtete ihn am 8. Januar als Störer der öffentlichen Ruhe, Feind des Königs und des Staates, und befahl ihm, Frankreich in acht Tagen zu räumen; es erklärte seine Güter für konfisziert u. s. w. M. rechtfertigte sich gewandt am 23. Januar in einem offenen Briefe und warf auf das Parlament den Verdacht des Landesverrats, während zahllose Epigramme auf ihn und Anna kursierten (Mazarinaden). Der Krieg entbrannte nach dem Frieden von Rueil mit doppeltem Feuer; Condé drohte M. selbst zu besiegen; dieser aber zog das Haupt der alten Fronde, den charakterlosen Gondi, und Orléans zu sich herüber und ließ Condé, Conti und Longueville einkerkern, ihre Gebiete besetzen. Nun fielen die Spanier in die Picardie ein, in Guyenne und Poitou erhob sich der Anhang Condés; M. wurde beider Bewegungen Meister und wagte es, Gondi seine Versprechungen nicht zu halten; da aber vereinigten sich die alte und die neue Fronde gegen ihn, M. wich dem Sturme, verließ Paris, kündete selbst den drei Prinzen (s. oben) im Havre an, sie seien frei, und ließ sich mit Nichten und Neffen am 6. April 1651 im kurkölnischen Schlosse zu Brühl nieder. Das Parlament verbot ihm, unter irgendeinem Vorwande je nach Frankreich zurückzukehren; das Ministerium mußte abtreten. Damit jedoch kehrte keine Ruhe ein; bei Hofe hörten die Intriguen, in Paris die Bewegungen nicht auf; von Brühl aus lenkte M. die Politik Annas; diese billigte scheinbar die Schritte des Parlaments, das M. zahlreicher Willkürakte zieh, leitete aber ihren Sohn Ludwig XIV. an, heimlich M. zur Rückkehr zu bestimmen. Das Parlament setzte auf M.s Kopf den Preis von 50,000 Thalern, der aus dem Erlöse seiner kostbaren Bibliothek zu zahlen sein sollte; er aber warb aus eigenen Mitteln 6000 Mann, nach Huy übersiedelnd, und während Condé den Bürgerkrieg von neuem entfachte, stieß M., unbekümmert um alle Verfügungen des Parlaments, am 29. Januar 1652 in Poitiers zu Ludwig XIV., der ihm entgegen reiste. Das Parlament wagte nichts gegen ihn; er stellte Condé den gewaltigen Turenne entgegen, es wurde mit wechselndem Erfolge gekämpft, aber nach den furchtbaren Kämpfen in Paris und dem Auftreten des Gegenparlaments von Pontoise zog sich M. am 19. August 1652 vom Hofe zurück. Vom Könige zum „erwählten Bischofe von Metz“ befördert, nahm er in Bouillon seinen Sitz. Er erwartete das Ende der Pariser Schreckensherrschaft, hörte mit Befriedigung von Ludwigs Einzug in Paris, und bald drängten dieser und Anna ihn, zurückzukehren. Er aber rüstete in der Champagne ein Heer, regierte durch seine Leute in Paris, stritt mit Turenne gegen Condé, bändigte die Fronde völlig und zog als Triumphator unter grenzenlosem Jubel mit Ludwig am 3. Februar 1653 in Paris ein. Seine Allmacht erschien unbestritten, Anna sah nur durch seine Augen, Ludwig ließ ihn gewähren und verehrte ihn wie seinen Vater; trotz aller Begünstigung seiner Familie stellte M. das Staatsinteresse zu hoch, um nicht seine Nichten (s. „Mancini“) vom Herzen des Königs zu reißen; er

verschaffte ihm, nachdem mit Spanien der Pyrenäische Friede (s. d.) 1659 geschlossen worden, die Hand der Infantin Maria Theresia (s. d.). In England gewann er sich einen Alliierten an Cromwell; s. bei diesem; über die Stiftung der Rheinischen Allianz: s. „Johann Philipp von Mainz". Condé söhnte sich mit Ludwig und M. aus, es herrschte Ruhe im Inneren, und Frankreichs Stellung nach außen war glänzender als selbst unter Richelieu; sein Einfluß gebot in Holland und Schweden. Von M.s Willen allein hing alles in Frankreich ab. Das widrigste an M. war die Habsucht; seine zahlreichen Ämter, die Gouvernements von Elsaß, La Rochelle, Brouage, Breisach und Philippsburg, die Einkünfte zweier Herzogtümer, vierzig Abteien und vieler Grafschaften warfen ihm noch nicht genug ab; er bestahl fortgesetzt den Staatsschatz und handelte mit Ämtern; das Palais Cardinal überbot an Glanz weit die königliche Residenz. Man schätzte M.s Gesamtvermögen auf 40—50 Mill. Livres. Die ersten Familien verschwägerten sich mit ihm (s. „Mancini").

M. liebte die Künste, ließ aus Italien Künstler und Komödianten kommen, sammelte eine kostbare Bibliothek und hinterließ sie dem von ihm gestifteten Kollege der Vier Nationen, in dem sechzig Kinder aus den von M. erworbenen Provinzen Artois, Roussillon, Elsaß, Pignerol umsonst erzogen werden sollten. M. hat sich nur wenig mit der inneren Verwaltung beschäftigt, Fouquet (s. d.), trotzdem er seine Verschleuderungen kannte, die Finanzen preisgegeben, Ackerbau, Handel, Industrie lagen lahm, den Kolonieen wurde geringe Aufmerksamkeit gewidmet. Sterbend schenkte M. dem Könige sein ganzes Vermögen; dieser schlug es aus, erhielt die schönsten Diamanten und Gemälde und eignete sich, wie es heißt, einige Millionen zu. M. hinterließ sein Vermögen seinen Neffen und Nichten Mancini und Martinozzi, den Titel eines Herzogs von Mazarin dem Gemahle seiner Nichte Hortense (s. „Mancini"), setzte Summen für Gelehrte, Klöster und Hospitäler aus und starb mit dem stolzen Bewußtsein, Frankreich zwei unsterbliche Töchter, die Friedensschlüsse von 1648 und 1659, zu hinterlassen, am 9. März 1661 in Vincennes; er hatte wie Richelieu achtzehn Jahre regiert. Sein Grab fand er in der Kapelle des Kollegs der Vier Nationen in Paris, in der großen Revolution aber warf man den Staub des Gewaltigen in die öffentliche Grube. Von den gegen ihn geschleuderten Mazarinades publizierte Moreau fünf Bände (Paris 1853).

Vgl. Bazin, Histoire de France sous Louis XIII. et sous le ministère du cardinal Mazarin, 2. Aufl., Paris 1846, 4 Bde.; Gaillardin, Histoire du règne de Louis XIV., Paris 1874 bis 1876, 6 Bde; Chéruel, Histoire de France pendant la minorité de Louis XIV., Paris 1879, 2 Bde.; Derselbe, Histoire de France sous le ministère de Mazarin (1651 bis 1661), 3 Bde., Paris 1882.

Mazeppa, Iwan Stefanowitsch, Kosakenhetman, um das Jahr 1644 zu Mazepintzi im jetzigen Gouvernement Kiew geboren, ward, als Page des Königs von Polen, von einem Edelmann, mit dessen Frau er ein Liebesverhältnis angeknüpft hatte, nackt, nachdem er mit Theer bestrichen und in ein Federbett getaucht war, auf ein wildes Pferd gebunden, welches ihn auf sein Gut trug, von wo er 1663 zu den Kosaken ging. Klug, tapfer und gewissenlos schwang er sich 1687 zu deren Hetman auf, unterstützte die Russen in ihren Kämpfen gegen Tataren und Türken und stand bei Peter dem Großen in hohen Gnaden und Ansehen. Da zeigte der Nordische Krieg ihm die Möglichkeit durch den Anschluß an Schweden noch größere Vorteile zu erlangen, als des Zaren Freundschaft ihm bot; 1708 schloß er mit Karl XII. ein förmliches Bündnis. Sein Abfall machte auf den Zar einen tiefen Eindruck; er ließ M. im Bildnis hängen. Nach der Schlacht von Poltawa ging dieser mit dem Schwedenkönige nach Bender. Als letzterer in Unterhandlungen mit der Pforte eintrat, mußte M. fürchten, derselben ausgeliefert zu werden, er zog es daher vor, sich zu vergiften, und starb zu Bender am 22. September 1709.

Mazzini, Giuseppe. Am 12. Juni 1805 in Genua geboren, wo sein Vater Professor an der Hochschule war, zeigte M. früh bei schwächlicher Gesundheit hervorragende geistige Fähigkeiten, verließ frühe das Studium der Anatomie, studierte Jura und nahm 1826 seine Grade; daneben trieb er Sprachen und Litteratur. M. wurde Advokat in Genua, fand aber wenig Geschmack an dem trockenen Detail der Praxis, zog litterarische Beschäftigung vor, schrieb Essays und Beiträge und gründete, voll Erbitterung über die Mißwirtschaft in Italien, den „Indicatore Genovese". Bald wurde dieser unterdrückt; M. gründete, nach Livorno übersiedelnd, den „Indicatore Livornese", und auch dieser wurde 1829 verboten. Er trat in den Geheimbund der Carbonari, errang hier rasch eine angesehene Stellung, war aber unzufrieden mit der Organisation und sann auf Verbesserungen, als er 1830 den piemontesischen Behörden verraten und in der Festung Savona eingekerkert wurde. Nach mehreren Monaten freigegeben, verließ er lieber das Land, als sich den ihm zugemuteten Einschränkungen seiner Freiheit zu unterziehen, und ließ sich 1831 in Marseille nieder. Hier sammelten sich allerlei Flüchtlinge und Unzufriedene um ihn, der für Italiens Einheit und Freiheit glühte. Er schrieb Ende 1831 einen merkwürdigen Brief an Karl Albert (s. d.), den neuen König von Sardinien, in dem er ihn aufforderte, im bevorstehenden Kampfe für Italiens Unabhängigkeit an die Spitze zu treten, hielt aber wenig von der Wirkung; er ließ den Brief in Marseille publizieren und heimlich über ganz Italien verbreiten, was große Sensation verursachte und die sardinische Regierung derart verletzte, daß sie M.s sofortige Verhaftung und Einkerkerung für den Fall verfügte, daß er die Grenze überschritte. M. gründete in Marseille den Bund der Flüchtlinge „La giovine Italia" und ihr Journal, welches eine geeinigte Republik Italien verlangte; für Freiheit und Gleichheit sollte durch die Presse und auf dem Wege der Verschwörung gewirkt werden.

Das Journal wurde über die Grenze geschafft, und bald bildeten sich Kongregationen in Genua u. a. Städten. Auf Verlangen der sardinischen Regierung im August 1832 aus Marseille verwiesen, trieb sich M. eine Zeit lang umher, um schließlich in die Schweiz zu gehen, wo er lediglich auf Verschwörungen sann. 1833 scheiterten eine von ihm angeregte Rebellion im sardischen Heere und eine Bewegung in Genua; von Genf aus, wo sein Journal „L'Europe centrale“ seit 1833 erschien, organisierte er den „Savoyerzug“ vom Februar 1834 unter Mitwirkung flüchtiger Polen und Franzosen wie verführter Piemontesen; er wollte eine große republikanische Erhebung in Savoyen hervorrufen, schilderte seinen Leuten die Monarchie als in vollem Aufruhr gegen die Tyrannei Karl Alberts und posaunte, mit Ramorino und seinen Haufen die Grenze überschreitend, die einheitliche Republik von den Alpen bis zum Faro von Reggio aus; doch blieb die Bevölkerung dem Könige treu, die Banden wurden zersprengt, M. entfloh. Er tobte mehr denn je gegen den königlichen Verräter und Tyrannen und regte manchen an, ihn meuchlings zu töten; sein Haß kannte keine Grenzen. In „La giovine Europa“ suchte er nun ganz Europa zum Sturze der bestehenden Ordnung zu vereinigen, und aus seinem Asyle in Grenchen (Kanton Solothurn) gab er „La jeune Suisse“ heraus, welches Blatt einen alpinen Bund anstrebte und Karl Mathy, den späteren badischen Minister, zum Mitarbeiter zählte, nach einem Jahre aber sistiert werden mußte. In Sardinien in contumaciam zum Tode verurteilt, wurde M. auf auswärtige Hinwirkung hin 1836 aus der Schweiz verwiesen und ging im Januar 1837 nach London. Hier mußte er mit der Not kämpfen, schrieb in Revuen und konspirierte ohne Unterlaß; 1839 trat er in Beziehungen zu den Revolutionskomitees in Malta und Paris, 1840 gründete er eine Schule für italienische Handwerker, 1840—1843 redigierte er die Zeitschrift „L'Apostolato populare“, dann den „Educatore“, und korrespondierte ununterbrochen mit den italienischen Unzufriedenen. Die britische Regierung überwachte jedoch seinen Briefwechsel und konnte die italienischen Regierungen von manchen seiner Pläne unterrichten, z. B. 1844 die neapolitanische von dem Komplotte Bandiera (s. Näheres bei „Graham, Sir James Robert George“).

Als Pius IX. sein Pontifikat mit Reformen begann, forderte ihn M. in einem Briefe vom 8. September 1847 auf, der Schöpfer von Italiens Einheit zu werden und Europa religiös und politisch neubilden zu helfen; Pius antwortete durch die Allokution vom 17. Dezember verwahrend. Als in Mailand der Aufstand ausbrach, ging M. im März 1848 hin, gründete die Zeitung „L'Italia del popolo“ und den politischen Klub „Circolo nationale“ und arbeitete dort wie in ganz Italien für die Verbreitung republikanischer Ideen, erzielte aber nur geringen Erfolg. Bald drängten ihn die Gemäßigten in den Hintergrund, er focht eine Zeit lang in Garibaldis Scharen und ging wieder nach Mailand, als die Sarden, seine Todfeinde, die Stadt räumten. Er ergriff die Diktatur, suchte die Schilderhebung der italienischen Republik zu erreichen, scheiterte aber und die österreichischen Siege trieben ihn auf Schweizer Gebiet nach Lugano. Ohne Pause intriguierte und wühlte er gegen Karl Albert und die anderen Fürsten Italiens. Als der Großherzog von Toskana im Februar 1849 entfloh, sollte M. in die provisorische Regierung treten, ging aber infolge der Bewegung in Rom dahin, trat in die Costituente und übernahm am 30. März mit Armellini und Saffi die Diktatur der römischen Republik. Dies Triumvirat, dessen Seele M. war, that sein Möglichstes, die Republik zu organisieren und Rom zur Verteidigung gegen die Franzosen zu rüsten, doch konnte es nicht von Dauer und Erfolg sein, Rom fiel am 2. Juli, und M. ging über die Schweiz nach London. Hier gründete er mit Kossuth, Ledru-Rollin und Ruge das „Comitato Europeo“, dessen Ziel war, ganz Europa zu republikanisieren, konspirierte fortgesetzt und betrieb zur Verwirklichung seiner Pläne „die Mazzinische Anleihe“ bei den Radikalen aller Staaten. Seit 1850 Präsident des nationalen italienischen Komitees, erließ er in dessen Namen mit fünf Genossen am 21. November d. J. ein Schreiben an die französische Nationalversammlung, worin gegen die Beseitigung der römischen Republik protestiert und an jene die Aufforderung gestellt wurde, die Italiener durch das allgemeine Stimmrecht wegen der Republik zu befragen. Die Aufstandsversuche in Mantua 1852, Mailand am 6. Februar 1853 und Genua vom 29. bis 30. Juni 1857 waren in erster Linie M.s Werk; bei letzterem selbst zugegen, rettete er sich nur mit Mühe durch die Schweiz nach London und wurde abermals daheim in contumaciam zum Tode verurteilt. Ende 1858 gründete er in London das Wochenblatt „Pensiero ed Azione“, beständig rief er darin nach Aktion; auch forderte er Viktor Emanuel II. in einem Briefe auf, die italienische Einheit herbeizuführen, und verhieß ihm republikanische Hilfe. Leidenschaftlich erklärte er sich 1859 gegen das Bündnis des Königs mit Napoleon III., während er Garibaldis Expedition nach Sizilien unterstützte und zu Cavours Verzweiflung Garibaldi fortgesetzt anfeuerte, auch Rom und Venetien zu überfallen und zu befreien. Nach Garibaldis Besiegung bei Aspromonte im August 1862 erklärte M. in einem fulminanten Manifeste den Pakt seiner Partei mit der Monarchie auf ewig zerrissen und sprach seitdem noch republikanischer. „Die Monarchie wird mich niemals zu ihren Dienern oder Anhängern zählen“, sagte er. 1865 von Messina ins Parlament gewählt, nahm er nie seinen Sitz ein, da er den Eid an den Monarchen nicht schwören konnte, und die Kammer kassierte 1866 die Wahl; er hingegen lehnte 1866 die ihm angebotene Amnestie ab, da er keine Verzeihung dafür wolle, Italien vor allen irdischen Dingen geliebt zu haben. 1868 ging er nach Lugano, von wo ihn die Schweizer Regierung im Mai 1869 wegen Unterstützung Garibaldis auswies, verbrachte einige Monate in England und erschien im August 1870 vor Palermo, wurde aber auf dem Meere verhaftet und

in Gaeta zwei Monate eingesperrt. Am 15. Oktober freigegeben, da die von M. befürchtete Erhebung unterblieb, verlebte er die folgende Zeit in London und Lugano. Offen tadelte er es, daß Garibaldi mit den Franzosen 1870—1871 gegen Deutschland kämpfte, dem M. stets hold war, und hinderte Viktor Emanuel durch Androhung einer Revolution an der Teilnahme am Kriege auf Napoleons Seite; er mißbilligte die Pariser Kommune und die päpstliche Unfehlbarkeit. Seit 1871 ließ er in Rom „La Roma del popolo" erscheinen, welches Blatt die Exzesse der sozialistischen Partei verurteilte. M. schrieb sehr viel, und sein Stil war meisterhaft. Er schrieb und handelte aus heiliger Überzeugung, ihr brachte er lebenslang die kostbarsten Opfer, niemand konnte selbstloser als M. sein. Nach Pisa übergesiedelt, starb er hier am 10. März 1872; die Presse Italiens verherrlichte ihn, große Trauerfeste fanden in Rom und anderen Orten statt, und in Genua wurde er feierlichst in mütterlicher Erde bestattet. Einmütig sprach am 11. März die zweite Kammer ihr Bedauern über seinen Tod aus, der Präsident pries ihn als ein Muster der Selbstverleugnung und einen, der sein Leben in den Dienst der Freiheit Italiens gestellt habe. Denkmäler M.s stehen in New-York und Buenos-Ayres. Von 1861—1880 erschien eine Auswahl seiner Arbeiten als „Scritti editi ed inediti" in Mailand (zehn Bände).

Vgl. „Life and writings of Joseph Mazzini", 6 Bde., London 1864—1870; Simoni, Histoire des conspirations mazziniennes, Paris 1870; Narbi, Giuseppe Mazzini, la vita, gli scritti e le dottrine, Mailand 1872; Mrs. E. A. Venturi, Joseph Mazzini, a memoir, London 1875; „The Encyclopaedia Britannica, 9. Aufl., Bd. XV, Edinburgh 1883.

Mecklenburg, neue Geschichte von. Das obotritische Haus M. ist eines der ältesten Deutschlands. Ihm entstammten die Brüder, Herzog Adolf Friedrich I., der Begründer der Linie zu Schwerin, und Herzog Johann Albrecht II., der Begründer der Linie zu Güstrow. Bei der Teilung erhielt jeder 1611 neunzehn Ämter; ungeteilt und gemeinsam blieben die Landschaft, die Hansestädte Wismar und Rostock, Universität, Konsistorium, Hofgericht und Regalien. Die Herzoge nahmen am Dreißigjährigen Kriege teil, wurden nebst ihren Landen von den kaiserlichen und liguistischen Truppen hart behandelt und verloren sogar ihre Gebiete an Wallenstein (s. d.), der sie 1627 vertrieb. Der Kaiser ächtete sie, gab M. Wallenstein am 16. Juni 1629 förmlich zu Lehen, aber die Schweden restituierten die Herzoge 1631 wieder, und im Prager Frieden söhnten sich diese 1635 mit dem Kaiser aus. Ihre Lande waren entsetzlich verwüstet, großenteils menschenleer, die freien Bauern mußten meist Frondienste nehmen. Im Westfälischen Frieden verloren die Herzoge 1648 die Stadt Wismar, die Ämter Poel und Neukloster an Schweden, wurden hingegen mit den Bistümern Schwerin und Ratzeburg und den Johanniterkomthureien Mirow und Nemerow entschädigt. In Johann Albrechts II. Sohn, Herzog Gustav Adolf (seit 1636) erlosch das Haus M.-Güstrow am 26. Oktober 1695 im Mannsstamme, und der Kaiser ließ das Land bis 1697 verwalten.

Mit seinen Ständen wegen der Steuern in Hader, führte Adolf Friedrich I. in Schwerin das Hof- und Landgericht ein. Sein Nachfolger Christian Ludwig I. (seit 1658) brachte durch seine Anhänglichkeit an Ludwig XIV. viel Elend über M.-Schwerin und wurde 1663 in Paris katholisch; 1675—1679 überschwemmten Dänen, Brandenburger und Schweden das Land, der Herzog lebte in stetem Streite mit den Ständen in Paris, Haag oder Hamburg und starb kinderlos am 21. Juni 1692 im Haag. Ihm succedierte sein Neffe Friedrich Wilhelm, trotzdem des Verstorbenen Bruder Adolf Friedrich protestierte, und der Kaiser sprach ihm 1697 auch Güstrow zu. Schweden, Brandenburg und Braunschweig-Lüneburg ergriffen hingegen für Adolf Friedrich die Waffen, und es kam zum Teilungsvergleiche von Hamburg am 8. März 1701: Friedrich Wilhelm erhielt Güstrow, Adolf Friedrich II. das Fürstentum Ratzeburg nebst Sitz und Stimme auf Reichs- und Kreistagen, die Herrschaft Stargard, die Komthureien Mirow und Nemerow und jährlich 9000 Thaler aus dem Boitzenburger Zolle. Nur die Friedrich Wilhelmsche Linie durfte Landtage berufen, auf denen auch die andere ihre Sachen erledigte; in beiden Linien wurde die Primogenitur bestätigt. Adolf Friedrich II. nahm zu Strelitz Wohnung, und so entstanden die noch blühenden Linien M.-Schwerin und M.-Strelitz.

In Schwerin errichtete Friedrich Wilhelm wegen der Landsteuern einen Vergleich mit den Ständen, aus dem sich solcher Streit ergab, daß der Herzog gegen die Rittergüter preußisches Militär requirierte. Der Nordische Krieg, während dessen Schweden, Dänen, Russen und Sachsen in M. hausten, brachte Schwerin über $2^1/_2$ Mill. Thaler Unkosten, und nun nahm obendrein der neue Herzog Karl Leopold (seit 1713) an dem Kriege gegen Schweden für Rußland und Dänemark teil, stürzte sich in enorme Schulden, fand an den Russen Beistand gegen seine Stände, aber schließlich ließ der Kaiser 1719 die Reichsexekution über ihn verhängen und von hannöverischen und braunschweigischen Truppen vollstrecken. Dem Herzoge blieb nur die Festung Dömitz, und als er sich der kaiserlichen Kommission in Rostock widersetzte, erfolgte 1728 durch den Reichshofrat seine Absetzung. Sein Bruder Christian Ludwig erhielt die Administration, wurde 1732 kaiserlicher Kommissär, und als die preußische Intervention wie die Erhebung des Flachlands und der kleinen Städte für den abgesetzten Herzog erfolglos geblieben war, 1747 Herzog. Christian Ludwig II. errichtete am 18. April 1755 mit Ritter- und Landschaft den Rostocker Landesvergleich, worin der Feudalismus einen so vollkommenen Sieg über die fürstliche Macht errang, daß die Folgen noch nachwirken. Ein neues Landgrundgesetz erging mit genauer Festsetzung der Steuererhebungsweise, die Kammergüter sollten gleich den ritterschaftlichen, deren Besitzer M.s eigentliche Herren waren, zur Tragung der Staatskosten

beigezogen werden. Friedrich der Gütige (seit 1756) zeigte sich während des Siebenjährigen Krieges Preußen feindlich, was sein Land durch Invasionen büßen mußte; er gründete 1760 die Hohe Schule zu Bützow, die 1788 mit der Universität Rostock vereinigt wurde, besserte die Finanzlage und erlangte 1779 im Frieden zu Teschen das Privilegium de non appellando, dem die Ritterschaft lebhaft entgegen trat. Sein Neffe Friedrich Franz I. (seit 1785) löste vier an Preußen verpfändete Ämter ein, erhielt 1803 durch Vertrag mit Schweden die Stadt Wismar, die Ämter Poel und Neukloster für 1,250,000 Thaler zu hundertjährigem Pfandbesitze, und der Reichsdeputationshauptschluß verschaffte ihm sieben bischöflich lübeckische enklavierte Dörfer gegen eine kleine Einbuße. Über seine bewegte Regierung, s. „Friedrich Franz I." Zum Großherzoge am 9. Juni 1815 aufgestiegen, vereinbarte er 1817 ein organisches Staatsgesetz, welches über Streitigkeiten zwischen Fürst und Ständen Bestimmungen traf, aber an der elenden Verfassung nichts änderte. Auf dem Sternberger Landtage wurde 1819 die Leibeigenschaft aufgehoben (alle Unterthanen sollten bis 1824 frei sein) und die Errichtung eines Oberappellationsgerichts in Parchim beschlossen. Jede separierte Bauernhufe sollte womöglich in Erbpacht kommen, und der Bauernstand blieb sehr bedrückt gegenüber den Rittergütern. Die Auswanderung nahm in Schwerin wie in Strelitz bedeutend zu, bei der systematischen Absperrung dieser Lande sanken Handel und Gewerbe. Unter dem humanen Großherzoge Paul Friedrich (seit 1837) wurden in M.-Schwerin die ersten Eisenbahnen angelegt; ihm folgte am 7. März 1842 sein jugendlicher Sohn, Friedrich Franz II. (s. d.).

In M.-Strelitz war auf Adolf Friedrich II. (s. oben) 1708 Adolf Friedrich III. gefolgt, der Neustrelitz anlegte. Adolf Friedrich IV. (seit 1752) trat dem Rostocker Landesvergleiche bei (s. oben), und unter Karl II. Ludwig Friedrich (seit 1794) blieb auf bayerische Fürsprache hin sein Land 1806 von der französischen Occupation verschont. Am 18. Februar 1806 trat der Herzog dem Rheinbunde bei, die Rheinbundszeit kostete dem Lande 2 Mill. Thaler, schon am 25. März 1813 verließ der Herzog diesen Bund, und am 17. Juni 1815 nahm er nach dem Vorbilde des Schweriner Agnaten den Titel eines Großherzogs an, dem deutschen Bunde beitretend. Im Pariser Frieden empfing er einen Distrikt im Saardepartement mit 10,000 Seelen, aber sein Nachfolger Georg (seit 1816) verkaufte diesen 1819 für eine Mill. Thaler an Preußen; ihm folgte am 6. September 1860 sein Sohn, der regierende Großherzog Friedrich Wilhelm.

Die Bewegung des Jahres 1848 ergriff rasch beide Herzogtümer, zumeist die Städte; diese verlangten zeitgemäße Reform der Verfassung, ein Wahlgesetz und Einberufung eines außerordentlichen Landtags zur Beratung hierüber. Eine ausweichende Antwort und das Verbot, überhaupt Petitionen an den Großherzog zu richten, veranlaßte einen offenen Brief der Schweriner an Friedrich Franz II. und mehrfache Unruhen. Der Großherzog berief am 18. März einen außerordentlichen Landtag, hob die Zensur auf, versprach am 23. März Volksvertretung am Bundestage, Reform der Landesvertretung, Vereinigungsrecht, Volksbewaffnung und Umgestaltung der Justizpflege und eröffnete in Person am 26. April den außerordentlichen Landtag in Schwerin. Hier wurde ein auf allgemeinem Wahlrechte beruhendes Wahlgesetz vereinbart; die neue Landesvertretung sollte mindestens dieselben Rechte wie bisher Ritter- und Landschaft haben, nur gewählte Repräsentanten dürften künftig die Ständeversammlung bilden. Nach Schluß dieses Landtags (16. Mai) erfolgte am 15. Juli die Publikation des Wahlgesetzes. Die demokratische und konstitutionelle Partei befehdeten sich von nun an; letzterer wandte sich die feudale Partei zu und gab ihr durch ihr Übergewicht einen streng konservativen Charakter; die demokratische hingegen ruhte nicht, bis die bisherigen Minister und Ratgeber entfernt waren. Die verfassungvereinbarende Versammlung von 103 Abgeordneten, überwiegend demokratisch, wurde auf den 31. Dezember einberufen und brachte u. a. zustande Gesetze zum Schutze der persönlichen Freiheit, die Aufhebung der politischen Gewalt der alten Landstände, den Übergang der Verwaltung der Landesklöster an den Staat, die Aufhebung der Prügelstrafe. Abgesehen von der Kaiserfrage, standen sich in der deutschen Frage Regierung und Landtag feindlich gegenüber; während der Landtag allein die Nationalversammlung für kompetent erachtete, ging die Regierung auf eigene Faust vor, schloß, ohne dem Landtag Mitteilung davon zu machen, am 11. und 22. Mai 1849 in Strelitz und Schwerin Militärkonventionen mit Preußen und sagte sich am 11. Mai von der bisher anerkannten Reichsverfassung los, untersagte Neuwahlen zur Nationalversammlung und entzog den nicht ausgetretenen Deputierten das offizielle Mandat und ihr Amt. Nachdem endlich eine Übereinstimmung zwischen der Kammer und den Regierungen erfolgt war, trat M. dem Dreikönigsbündnisse im August bei, und die Kammer wählte Deputierte nach Erfurt; am 3. August wurde das Staatsgrundgesetz mit dem Wahlgesetze für beide Großherzogtümer angenommen. Es gelang der Kammer, sich mit der Schweriner Regierung am 21. August zu einigen, nachdem Adel, Orden, Polizei, kirchliche Rechte restituiert, das Veto, die Zensur u. s. w. im Sinne der Kommissäre geordnet waren. Aber Großherzog Georg von M.-Strelitz erklärte dem Landtage in einer Botschaft vom 11. August, er sei außer Stand, die Verhandlungen behufs Vereinbarung einer Verfassung mit der gegenwärtigen Versammlung fortzuführen, und löste sie, was er nicht durfte, am 13. auf. Unter diesen Umständen dekretierte die Kammer am 19. die Aufhebung der Union beider Großherzogtümer. Friedrich Franz sanktionierte am 22. das Staatsgrundgesetz, löste die Kammer auf und setzte am 23. August das Staatsgrundgesetz nebst Anlagen in M.-Schwerin in Kraft; zugleich ließ er das Gesetz über die Aufhebung der landständischen Verfassung und die Verordnung über

die Organisation der obersten Staatsbehörden publizieren. Vom 5. bis 10. Oktober gingen die Proteste der Prinzen von M. und des Großherzogs Georg gegen die Rechtsgültigkeit der neuen Verfassung ein; gestützt auf den 1442 zwischen M. und Brandenburg vereinbarten Successionsvertrag protestierte auch der König von Preußen am 22. November, ebenso in sehr heftiger Weise die Ritterschaft, sich an Strelitz anlehnend. Das konstitutionelle Ministerium Lützow wies die Ansprüche der Ritterschaft, den Rechtsweg eingeschlagen zu sehen, und ihre anderen Beschlüsse wegen Illegalität des Ritterkonvents selbst zurück und löste am 20. Dezember den engeren ritterschaftlichen Ausschuß auf.

Die Ritterschaft erwirkte unterdessen bei den Regierungen in Wien und Berlin abmahnende Noten an das Ministerium und machte, von Strelitz aus unterstützt, Vorstellungen bei der Bundeszentralkommission, worauf diese am 11. Januar 1850 von fernerem Vorschreiten auf dem Boden der neuen Verfassung abmahnte. Da Friedrich Franz ihre Abmahnungen nicht abwies, trat das Ministerium Lützow am 29. März ab, der Landtag wurde am 4. April vertagt, und v. Bülows Ministerium begann am 12. April. Ein Schiedsgericht wegen der Rechtsbeständigkeit der Verfassung verwarf diese am 11. September, erklärte das Gesetz über die Aufhebung der landständischen Verfassung für nichtig und forderte vom Großherzoge Friedrich Franz, er müsse zum Herbst einen Landtag nach dem Erbvergleiche von 1755 berufen, der bis zur Stunde Fundamentalgesetz blieb; somit wurde die Union beider Großherzogtümer wieder hergestellt. Der Großherzog erkannte die Sentenz an. Der engere Ausschuß von Ritter- und Landschaft trat in Rostock am 28. September zusammen, so sehr auch die nach dem Staatsgrundgesetze vom 3. August 1849 gewählten Landtagsabgeordneten und städtischen Ausschüsse protestierten; am 9. Oktober wurden die deutschen Grundrechte für M. aufgehoben, am 27. Januar 1851 alle Versammlungen politischen Zwecks verboten. Mittlerweile war M.-Strelitz im März, M.-Schwerin im November 1850 vom Dreikönigsbündnisse ausgeschieden. Auf dem allgemeinen Landtage von Malchin 1851 waren die Feudalen ganz im Übergewichte, Anträge auf Verfassungsreform u. s. w. wie auf Beitritt zum Zollvereine blieben ohne Resultat. Die Prügelstrafe wurde am 31. Januar 1852 wieder eingeführt, der Polizeidruck nahm zu, die oberste Verwaltung dehnte ihren Wirkungskreis aus, besonders seit ein Komplott auf Umsturz der Verfassung entdeckt worden war, das mit der Londoner Emigration zusammenhing; die Untersuchung, in die Advokat Wiggers und sein Bruder verwickelt wurden, ergab kein genügendes Resultat. Die unheilvollen Zustände veranlaßten immer größere Auswanderung aus dem ohnehin dünn bevölkerten Lande. Der Bülow am 29. Juni 1858 folgende Ministerpräsident von Oertzen bezeichnete ehrlich als maßgebende Grundlage seiner Administration den Erbvergleich von 1755, und vor Eröffnung des Landtags von 1859 verbot die Regierung die Teilnahme am Deutschen Nationalvereine. Als der Antrag Maneckes auf Wiedereinführung der Repräsentativverfassung von 21 Mitgliedern aufgenommen wurde, bedrohte ein großherzogliches Reskript vom 5. Dezember 1859 die Wiederholung solcher ruhestörenden Anträge mit zeitweiliger oder lebenslänglicher Entziehung der Standschaft; der Protest des Landtags hiergegen wanderte ad acta, und als 56 Mitglieder der Ritterschaft 1861 den Antrag erneuerten, hintertrieb der Landesausschuß die Verhandlung darüber. Über Friedrich Franzs Haltung auf dem Frankfurter Fürstenkongresse von 1863, s. „Friedrich Franz II."; ebenda über die Stellung zum Kriege von 1866. Der Strelitzer Hof zeigte wenig Sympathie für Preußen, und sein Kontingent konnte am Kriege nicht mehr teilnehmen. Nur unter Vorbehalt unterzeichneten beide Großherzoge am 21. August 1866 den preußischen Entwurf des Norddeutschen Bundes. Die Stände nahmen an der Bundesverfassung großes Ärgernis, trotzdem nahm der Landtag sie mit enormer Majorität am 4. Juni 1867 an. Am 5. Dezember 1866 verwarf er hingegen Maneckes Antrag auf Aufhebung des Handelsvertrags mit Frankreich, und es währte bis zum 11. August 1868, bis dies Hindernis fiel und beide M. dem Zollvereine beitraten. Für die Wahlen in den ersten norddeutschen Reichstag teilte die Regierung die Wahlkreise ganz nach ständischem Standpunkte ab und fand an der Ritterschaft eine unverbrüchliche Stütze; ohne in der Verfassungsfrage Konzessionen zu machen, erlangte sie von ihr unbedingt am 14. und von der Landschaft am 18. Dezember die Bewilligung der durch den Norddeutschen Bund erwachsenen Neukosten. Der Landtag, auf dem die Feudalen dominierten, widersetzte sich dem Regierungsvorschlage einer neuen Steuerverfassung, Oertzen machte darum dem Haupte der Feudalen, Grafen Bassewitz, am 1. März 1869 Platz, und dieser brachte die neuen Steuern am 30. Dezember teilweise durch. Am 19. Februar 1870 wies das Landesdirektorium einen Antrag auf Herstellung der Verfassung von 1849 als ungeeignet ab. 1870—1871 stritten die Truppen beider Großherzoge in der 17. Division im 13. Armeecorps glänzend gegen Frankreich; s. „Friedrich Franz II."

Am 1. Januar 1871 trat das norddeutsche Strafgesetzbuch in Kraft, und die Prügelstrafe fiel. Der Ruf nach Reform der Verfassung ertönte seit 1871 wiederholt im Landtage, in Presse und Vereinen, aber es kam zu nichts als Hin- und Herreden und Anträgen; vergebens bemühten sich Büsing u. a. für eine konstitutionelle Verfassung am Landtage und im Reichstage, Friedrich Franz betonte dagegen am 7. Juni 1873 in Wismar die berechtigten Eigentümlichkeiten M.s mit den Worten: „Der Rock, den wir tragen sollen, muß uns auch passen!" Vor allem an der Ritterschaft scheiterte jeder Versuch, M. in die der modernen Zeit entsprechenden Bahnen zu leiten; wiederholt thaten selbst die Regierungen dahin abzielende Schritte, aber z. B. das Endresultat der zur Beratung der Abänderung der Feudalverfassung berufenen Kommission (13. März 1880) bewies die Unbelehrbarkeit des Adels, der immer schroffer

wurde, sich jeder Reform entgegen setzte und vergebens bei dem Bundesrate die Abschaffung der Zivilehe für M. forderte. Für die teuere neue Justizverwaltung verwilligte der Landtag 1881 600,000 Mark, für Eisenbahn- und Hafenbauten der von 1882 5 Millionen à fonds perdu und hierfür schwiegen die Regierungen von der Revision der altertümlichen Verfassung. Am 15. April 1883 folgte in Schwerin Friedrich Franz III. seinem Vater, der allbetrauert gestorben war. Er behielt das Ministerium Bassewitz bei und stiftete am 15. September 1884 den „Greifen-Orden".

Vgl. v. Lützow, Versuch einer pragmatischen Geschichte von M., 3 Bde., Berlin 1827—1835; E. Boll, Geschichte M.s, 2 Teile, Neubrandenburg 1855—1856; Pentz, Geschichte M.s, 2 Bde., Wismar 1872.

Medellin, Schlacht am 28. März 1809. Nachdem im Januar 1809 die Engländer unter Moore aus Spanien vertrieben waren, richtete sich das Augenmerk der französischen Heeresleitung auf die Eroberung von Portugal. Napoleon, durch den Krieg gegen Österreich nach Deutschland berufen, behielt dieses Ziel trotzdem im Auge. Drei getrennte Heersäulen sollten gegen die Grenze vorgehen: Soult im Norden, Sebastiani in der Mitte und auf dem linken Flügel Marschall Victor. Diesem gegenüber hatte der spanische General Cuesta 24,000 Mann zusammengebracht, zum Teil waren sie noch nicht einmal uniformiert. Victor brach Mitte März mit 18,000 Mann von Almaraz am Tajo auf, überschritt unter mannigfachen Kämpfen diesen Fluß und die Guadiana und befand sich am 28. den Spaniern gegenüber, welche vor M., einer Stadt in der spanischen Provinz Estremadure, eine Aufstellung genommen hatten. Der erste Angriff der Franzosen wurde abgewiesen, sie mußten sich zurückziehen, ihre Gegner folgten ihnen, da rief die Flucht einiger spanischen Ulanenschwadronen, welche von französischen Husaren geworfen waren, in den Reihen der siegreichen Spanier eine Panik hervor. Sie wirkte ansteckend und riß die ganze Armee zu regellosem Rückzuge hin, auf welchem sie eine Menge von Gefangenen und von Heergerät in den Händen des Feindes ließ. Der Ausgang der sehr blutigen Schlacht machte aber auf die Spanier einen ganz anderen Einfluß als sonst Niederlagen auszuüben pflegen; er bestimmte die Regierung zu immer entschiedenerem Widerstande und zur Entfaltung der größten Thätigkeit.

Mediationsverfassung der Schweiz. Vom 19. Februar 1803 bis Ende 1813. Wie ein durch Fieber verzehrter Leib war das helvetische Staatswesen (s. d.) aus fünfjährigen Stürmen geschwächt und zerrüttet hervorgegangen, als sich der erste Konsul Frankreichs mit seinen von vornherein allerdings schlechthin unabweisbaren Ratschlägen als Arzt anerbot. Unleugbar war der „Mediator der Schweiz" — Napoleon nahm nachher in seinen vollen Titel diese Bezeichnung auf — von bestimmten egoistischen Absichten erfüllt, als er dergestalt die Entwickelung der schweizerischen Dinge durch sein Diktat ordnete. Allein es ist auch durchaus anzuerkennen, daß diese Mediationsakte den innern Frieden zurückgab und durch die Aufrichtung einer sicheren Ordnung dem schwer heimgesuchten Lande seine materielle Herstellung erlaubte. Allerdings blieb das Territorium sehr beschränkt. Die Abreißungen von 1798 (Mühlhausen, Biel, der gesamte bischöflich Baselsche Jura, Genf) blieben bei Frankreich. Das Fürstentum Neuchatel, schon seit 1798 seiner Verbindung mit der Eidgenossenschaft entlassen, ging 1806 vom preußischen Königshause an den kaiserlichen Vasallen, Marschall Berthier (s. d.), über. Für das 1802 abgelöste, 1810 dem Kaiserreich definitiv eingefügte Wallis — Simplon-Departement — war das schließlich dem Kanton Aargau zugewiesene Frickthal, mit Rheinfelden und Groß-Laufenburg, eine österreichische Abtretung des Luneviller Friedens für Frankreich, nur ein sehr geringfügiger Ersatz.

An den Arbeiten der im November 1802 gewählten Abordnungen der Konsulta (Bd. II, S. 490) hatte der erste Konsul, insbesondere in einer Sitzung der Ausschüsse, Ende Januar 1803, regsten Anteil genommen und dabei Äußerungen fallen lassen, welche seine ausgezeichnete Sachkunde und sein vorzüglich richtiges Urteil inbetreff der schweizerischen Dinge in das hellste Licht rückten. So sagte er von den Landesgemeindekantonen, daß sie dasjenige seien, was die Schweiz auszeichne und die Augen der Welt auf sie ziehe, das, was den Gedanken nicht fest werden lasse, die Schweiz mit anderen Staaten zu verschmelzen. Ganz vorzüglich war aber die sorgfältige Abwägung des Durchführbaren und Zuträglichen, zwischen hindurch durch die einander entgegenstehenden Forderungen der Unitarier und Föderalisten, der Radikalen und Konservativen, eben dasjenige, was die M. auszeichnete. Wie die Anhänger des unhistorischen Zentralstaates sich abgewiesen sahen, unterlagen in noch höherem Grade diejenigen, welche die Unterthanenverhältnisse, wie sie vor 1798 gewesen, herstellen wollten. Die aus früher abhängigen Territorien zusammengesetzten neuen Kantone — Aargau, Thurgau, Tessin, Waadt — blieben aufrecht oder wurden endgültig zusammengelegt, und ein ganzes Konglomerat von zehn früher verschiedenartig gestellten Territorien legte erst Bonaparte zu dem neugeschaffenen Kanton St. Gallen zusammen, indem er zugleich in dem höchst gewandten Müller-Friedberg, einem früheren hohen Beamten des fürstäbtlich St. Gallenschen Staatswesens dem neuen Kanton den vorzüglich befähigten anordnenden Staatsmann erlas. Anderseits wieder war es eine Begünstigung der ansehnlichsten unter den früher allein herrschenden Städten, daß nur diese das Recht erhielten, als Direktorial-Kantone je auf ein Jahr durch ihren als Landammann der Schweiz fungierenden höchsten Beamten die bundesstaatlichen Angelegenheiten zu leiten. Es waren die sechs Kantone Freiburg, dessen Schultheiß Ludwig d'Affry, eine besondere Vertrauensperson des Mediators, 1803 der erste Landammann wurde, Bern, Solothurn, Basel, Zürich, Luzern. Dagegen sollten hinwieder die sechs volkreichsten Kantone, worunter vier neue Kantone, an der je im betreffenden Direktorialhauptort sich versammelnden Tagsatzung doppelte Stimme führen. Auch die Kantonalverfassungen waren durch die M. geordnet.

Die ehemals herrschenden Hauptstädte in den Städtekantonen erhielten die Mehrheit in den Räten und dadurch wieder vorwiegenden Einfluß; in den neuen Kantonen war durch die ziemlich künstliche Wahlart die Bildung einer neuen Amtsaristokratie bewirkt. Daneben aber waren diese in sich abermals selbständig gestellten kantonalen Gebilde, denen allerdings wesentliche Sonderrechte — Münze, Post, Zoll u. ä. — im Gegensatz zur helvetischen Zeit auch wieder zufielen, doch nicht mehr wie vor 1798 souveräne Glieder eines losen Staatenbundes. Vielmehr hatte die Tagsatzung bestimmte entscheidende Rechte über allgemeine Fragen und schiedsrichterliche Kompetenz; ebenso war aus den Kantonal-Kontingenten ein freilich durch den Mediator aus Mißtrauen auf bescheidener Höhe gehaltenes Bundesheer gebildet. Ja, die Betonung der Zentralgewalt war nun gerade für früher unitaristisch gesinnte neue Kantone vielfach lästig und ein peinlicher Anstoß. Allerdings war der so neu geordnete Föderativstaat Frankreich und dem Urheber seiner Verfassung gegenüber in den äußeren Fragen ohne jeden eigenen Willen, seine Neutralität für den Mediator „ein Wort ohne Sinn". Gleich 1803 mußte ein Schutzbündnis und, was besonders belastend war, eine Militärkapitulation abgeschlossen werden, welche vier stets vollzählig zu haltende Regimenter von je 4000 Mann in Aussicht nahm, bei Angriffen auf Frankreich noch zu einer außerordentlichen Werbung von 8000 Mann verpflichtete. Aber im Innern der Schweiz schwieg doch der Parteihader — eine Erhebung im Kanton Zürich, welche bei der strengen Forderung der Ruhe vonseiten des Mediators sehr leicht die ganze Schweiz hätte in Gefahr bringen können, wurde 1804 durch die Energie des Landammanns Rudolf v. Wattenwyl (s. d.) rasch darniedergeworfen —, und es wurde möglich, eine so umfangreiche Friedensarbeit, wie die Linthkorrektion war (s. Bd. II, S. 59), in die Hand zu nehmen. Auch das Gewerbe fand neue Pflege, und wissenschaftliche wie künstlerische Interessen gewannen mehr als früher über die kantonalen Grenzen hinüber greifende gemeinschaftliche Besorgung.

Freilich steigerte sich mit der autokratischen Willkür des Kaisers auch die Höhe der Anforderungen des Vermittlers. Ganz besonders belasteten die Nachwirkungen des Kontinentalsystems sehr schwer Gewerbe und Handel. Das Dekret von Fontainebleau über Verbrennung englischer Waren, Herbst 1810, fand in Genf und Neuchatel an den Grenzen der Schweiz peinlichste Durchführung und erzeugte durch die übertriebenen Steueransätze auch in den Kantonen selbst große Verluste. Dann ließ der Kaiser ferner unter dem Vorwande der Hinderung des Schleichhandels Teile vom Kanton Tessin und das Graubündnerische Thal Misocco mit französischen Truppen besetzen, und die Gefahr einer das Schweizer Gebiet verkleinernden Grenzregulierung lag auf dieser südlichen Strecke bis 1813 vor. Ganz unerträglich wurde der Druck der Militärkapitulation vollends seit den Verlusten des russischen Feldzuges, während dessen sich die Schweizer in den Gefechten bei Polocz, im Oktober 1812, hernach an der Beresina ausgezeichneten. Auch polizeiliche Gewaltmaßregeln geschahen unter roher Verletzung der Rechtsgarantien, und als ein jüngerer Tagsatzungsabgeordneter, Sydler von Zug, 1811 einige keineswegs exorbitant gehaltene Worte über die Tessiner Sache fallen ließ, gab Napoleon seine zornige Verletzbarkeit in Drohungen zu erkennen.

So ließ sich erwarten, daß mit dem sinkenden Glücke Napoleons auch die M. als sein Werk dahinfallen werde. Zwar hatte die Tagsatzung zu Zürich — dieses war 1813 Direktorialort, Hans v. Reinhard (s. d.) Landammann — nach der Schlacht bei Leipzig die Neutralität der Schweiz erklärt, wie das in den ähnlichen früheren Fällen 1805 und 1809 geschehen war, auch bei Annäherung der Armee der Alliierten im Dezember die Grenze bei Basel besetzen lassen. Aber eigennützige Handreichungen reaktionärer Coterieen in einigen früher herrschenden Städten, Mangel an Energie an der leitenden Stelle, die sich allerdings durch das innere Mißtrauen, durch die numerische Inferiorität gelähmt sah, die Einsicht, daß die fremde Intervention nur durch Gefährdung der eigenen Existenz abgewehrt werden könnte, führten am 18. Dezember zur Preisgebung der Neutralität, und am 21. begannen die Durchzüge der alliierten Truppen nach Frankreich. Schon am 23. rekonstituierte sich dann der vorrevolutionäre große Rat der „Stadt und Republik Bern", und am 29. erklärte die Tagsatzung in Zürich die M. als aufgehoben. Reinhard übernahm, statt nach Wortlaut der M. die Leitung für 1814 an Luzern abzugeben, als Bürgermeister des früheren eidgenössischen Vorortes die provisorische Leitung der Angelegenheiten.

Vgl. A. v. Tillier, Geschichte der Eidgenossenschaft während der Herrschaft der Vermittelungsakte, 2 Bde., Zürich 1845—1846.

Medici de', berühmtes Florentiner Geschlecht, welches gegen Ende des 12. Jahrhunderts aus dem nördlich von Florenz zum Apennin aufsteigenden Hügellande des Mugello, wo es zu alten Zeiten bedeutenden Grundbesitz hatte, nach der Hauptstadt des mächtigen Freistaates am Arno übersiedelte und dort den vornehmen Popolanfamilien angehörend, im Laufe des 14. Jahrhunderts emporkam. Das Familienwappen, rote Kugeln im goldenen Felde, deutete man auf die Hesperidenäpfel, richtiger wohl auf Pillen, wozu der Name Anlaß giebt. Glückliche Handelsgeschäfte hatten den Reichtum der M. begründet und ihnen Ansehen wie Einfluß verschafft; für das Aufblühen von Florenz sind sie besonders thätig gewesen, insofern sie die Stadt mit herrlichen Palästen und Prachtbauten geschmückt, großartige Sammlungen für Kunst und Wissenschaft angelegt und so die Schöpfer jener hohen, auf der Wiederbelebung des klassischen Altertums beruhenden Blüte Italiens, womit die Geschichte der modernen Kunst beginnt, geworden sind. Mit Cosimo M. übernahm die Familie seit 1434 die Staatsleitung, welche sich allmählich in ihren Händen zur fürstlichen Gewalt umwandelte. Von 1469—1492 stand Cosimos Enkel Lorenzo il Magnifico d. i. der Erlauchte (geb. am 1. Januar 1448) an der Spitze der Verwaltung. Ohne Macht-

titel erlangte dieser große Machtvollkommenheit, geehrt von allen Regenten Europas und geliebt von seinen Mitbürgern, war er bereits wirklicher Repräsentant des Staates. Florenz hat keine ruhigeren Zeiten, keine freiere Bewegung im Inneren und kein größeres Ansehen im Auslande gehabt als in Lorenzos letzten Jahren. Aber dieser erste Aufbau M.scher Größe, woran seit Cosimo die Familie unablässig mit geschickter Hand gearbeitet und den Lorenzos reiche Künstlernatur auch politisch vervollkommnet hatte, stürzte 1494 unter seinem unfähigen Sohne Piero (geb. am 15. Februar 1471) zusammen. In der Verwirrung, welche die Ränke Lodovicos Sforza, Herzogs von Mailand, und der Kriegszug des französischen Königs Karl VIII. gegen Neapel, über ganz Italien brachten, hatte Pieros schwankende Politik eine Umwälzung heraufbeschworen, die ihn samt seinen jüngeren Brüdern, Kardinal Giovanni (geb. 1475) und Giuliano (geb. 1479) nachmaligem Herzog von Nemours, aus Florenz vertrieb. Pieros Versuche, die verlorene Stellung wiederzuerlangen, schlugen fehl, erst im Spätsommer 1512, neun Jahre nach seinem Tode, den er am 28. Dezember 1503 auf der Flucht nach der Schlacht am Garigliano in den Fluten dieses Flusses gefunden, führten die Waffenerfolge der Heiligen Ligue die beiden jüngeren Söhne Lorenzos nach Florenz zurück. Das politische System Italiens hatte sich während des langen Krieges völlig verändert und in Florenz die päpstlich-spanisch gesinnte M.sche Partei wieder an die Spitze gebracht. Doch wollte man den M.s nur als Bürgern der Stadt die Thore öffnen, und noch befanden sich die heimkehrenden Brüder in gänzlicher Unsicherheit, als Giovanni am 11. März 1513 den päpstlichen Stuhl bestieg. Mit dieser Erhebung änderten sich die Verhältnisse, indem die mißgünstigen Florentiner Familien nunmehr Abstand nahmen, den M.s, welche zu alter Größe eine so wichtige neue gewonnen, den Rang ablaufen zu wollen, die Massen aber durch den weltlichen Glanz geblendet wurden, der den siebenunddreißigjährigen Papst umstrahlte. Auch war Leo X. (s. d.) nicht der Mann, günstige Umstände ungenützt zu lassen. Da sein Bruder Giuliano kränklich und ohne Ehrgeiz war, so wurde Pieros Sohn Lorenzo (geb. am 13. September 1492) Haupt der Familie und gewissermaßen der Regierung, deren Form der alten, wie sie unter Leos Vater bestanden, ähnlich blieb. Ferner ernannte der Papst 1515 Lorenzo zum Herzog von Urbino, nachdem er dem Neffen seines Vorgängers den ererbten Staat gewaltsam genommen, und vermittelte 1517 des Herzogs Vermählung mit Madeleine de la Tour d'Auvergne, welche ihren Gatten mit dem Königshause Frankreichs in Verbindung brachte. Kaum noch vertrug sich die Stellung der M. mit der bürgerlichen Gleichheit und schon ließ sich ein Wechsel der Regierungsform zu Florenz voraussehen, als Lorenzo am 4. Mai 1519 mit Hinterlassung einer drei Wochen alten Tochter Caterina, der später so berühmt gewordenen Gemahlin König Heinrichs II. von Frankreich, starb. Sein Oheim Giuliano war ihm um drei Jahre vorausgegangen. Die Verbindung, welche sich zwischen dem königlichen Hause der Valois und den M. anknüpfte, wurde in der Folge von weittragender Bedeutung. Leos X. Vetter, der Kardinal Giulio de' M. (geb. 1478), Sohn von Giuliano, dem Bruder des Magnifico, nahm nach dem Tode des Herzogs von Urbino die Regierungsgeschäfte und das Familieninteresse in seine Hand. Obgleich dieser tüchtige, pracht- und kunstliebende Mann als päpstlicher Legat oft von Florenz abwesend sein mußte, so gedieh doch der Staat unter seiner verständigen Verwaltung, und ungern sah man ihn scheiden, als er nach Rom berufen, am 19. November 1523 (s. „Klemens VII.") Papst wurde. Nun ging die Herrschaft unter Leitung des dem M.schen Hause treu ergebenen Kardinals Passerini von Cortona an zwei jüngere Sprößlinge der Familie über, Alessandro (geb. 1510) angeblich natürlicher Sohn des Herzogs von Urbino, und Ippolito (geb. 1511), den der Herzog von Nemours als Sohn anerkannt hatte. — Bereits sah man den Florentiner Staat als Angehänge des M.schen Papsttums an, doch sollten solche Pläne noch einmal durchkreuzt werden. Die wandelbare Politik Klemens' VII. Frankreich und Deutschland gegenüber hatte für ganz Italien arge Notstände herbeigeführt. Auch Florenz, vom Papste in das französische Bündnis hineingezogen, mußte in kurzer Zeit die ganze Schwere sich rasch wiederholender Kriegsleistungen tragen. Hierüber zürnte man den M.s, welche nach Erstürmung Roms durch das deutsche Heer von den Florentinern am 15. Mai 1527 vertrieben wurden. Inzwischen war auch dem Papste keine andere Wahl geblieben, als sich mit dem siegreichen Kaiser Karl V. zu verständigen, wobei ihm die Wiedereinsetzung seiner Familie in Florenz zugesichert wurde. Hier suchten die M.schen Parteigänger einen Ausgleich zu erstreben, doch siegte die ererbte guelfische Gesinnung der Masse, so daß man sich zur Abwehr des im Oktober 1529 heranziehenden kaiserlich-päpstlichen Heeres rüstete. Nach zehnmonatlicher tapferer Verteidigung fiel Florenz, am 4. August 1530, und mit ihm seine 400jährige ehren- und ruhmreiche Freiheit, denn am 17. Februar 1531 mußten die Florentiner, zufolge kaiserlichen Dekrets vom 27. Oktober 1530, Alessandro de' M. als erbliches Staatsoberhaupt zurückberufen. Letzterem hatte der Kaiser seine natürliche Tochter Margarete von Österreich (s. d.), nachmals Herzogin von Parma und Statthalterin der Niederlande, verlobt und gleichzeitig den Herzogstitel verliehen. Am 5. Juli 1531 hielt Alessandro seinen festlichen Einzug in Florenz. Dem Herzoge fehlte es weder an Geist noch an Geschick und Thätigkeit, auch zeigte er anfangs Lust an den Regierungsgeschäften, aber es währte nicht lange, obwohl er mehr und mehr auf persönliche Herrschaft sann. Einen geradezu verderblichen Einfluß auf ihn übte Filippo Strozzi aus, das Haupt einer angesehenen Florentiner Familie und Gemahl von Clarice de' M., Schwester des Herzogs von Urbino. Filippo glaubte vermöge seiner Macht mit dem Herzoge, welchem die unrechtmäßige Geburt einen Makel aufgedrückt, in die Schranken treten zu können und suchte den leichtsinnigen jungen Fürsten durch

Verführung zu verderben. Bald gab sich Alessandro einem grobsinnlichen Leben hin, Ausschweifungen aller Art wechselten, besonders in nächtlichen Abenteuern, wobei es an ärgerlichen Auftritten nicht fehlen konnte. Ernstliche Vorstellungen des päpstlichen Oheims fruchteten nicht und als der Herzog sogar edle Frauen beleidigte und verfolgte, bildete sich eine Opposition der höheren Stände, der nun auch Strozzi, welcher seine eigennützigen Zwecke erreicht zu haben glaubte, beitrat. Sammelpunkt dieser Gegenpartei wurde nach Klemens' VII. Tod Rom, wohin die Unzufriedenen auswanderten, um von hier aus zugunsten des seither Kardinal gewordenen Ippolito, des Herzogs Beseitigung zu betreiben. Als jener diesen Bestrebungen freien Lauf ließ, starb er plötzlich am 10. August 1535 an Gift, welches ihm auf Einwirken Alessandros beigebracht worden war. Vergeblich beschwerten sich die Ausgewanderten bei Karl V. über das tyrannische Walten des Herzogs, dem der Kaiser aber in Anbetracht seiner am 31. Mai 1536 stattfindenden Vermählung mit Margarete von Österreich Verzeihung zuteil werden ließ. Indessen arbeiteten die Strozzi, nachdem Filippos Sohn Piero, der in französischen Diensten gegen den Kaiser gefochten, vom Herzoge zum Rebellen erklärt worden war, noch mehr als bisher an dessen Sturze. Es gelang ihnen, Alessandros Vetter und unzertrennlichen Gefährten Lorenzino de' M. (geb. 1514), Abkömmling von Lorenzo de' M., dem Bruder des alten Cosimo, zu gewinnen, zumal Lorenzinos Schwester, Laudomia de' M., an Piero Strozzi verheiratet war. Lorenzino, stets ein verwegener Teilnehmer der herzoglichen Orgien, wußte leicht Gelegenheit zu finden, mit Hilfe eines gedungenen Bravo Alessandro am 5. Januar 1537 umzubringen. Um sich selbst die Nachfolge auf den schönen Thron von Florenz zu verschaffen, hatte er sich mit dem Morde beeilt, damit dem Herzoge nicht zuvor von Margarete ein Erbe geboren werde. Nun entfloh er schleunigst zu Filippo Strozzi nach Venedig, wurde aber wegen seiner Bluttat unablässig verfolgt und auf Cosimos I. Befehl am 26. Februar 1548 in Venedig ermordet. Mit Alessandro erlosch der Mannsstamm Cosimos, des Gründers der M.'schen Partei in Florenz. Der Senat wählte den jungen Cosimo de' M. (geb. 11. Juni 1519) zum Staatsoberhaupte, der wie Lorenzino in vierter Generation von Lorenzo abstammte. Cosimo I. (s. d.) war der Sohn Giovannis de' M, delle Bande nere, des heldenmütigen Führers der schwarzen Banden, welcher (1498 geb.) schon zu Ende des Jahres 1526 im Kampfe mit Frundsbergs Landsknechten am Po gefallen war. Die Politik des neuen Herrschers (1537—74) war durch die Umstände vorgezeichnet, unter denen seine Erhebung stattgefunden hatte. Nachdem ein vornehmlich von den Strozzis geleiteter Aufstand zur Herstellung der Republik blutig unterdrückt war, schritt Cosimo mit Scharfsinn und Festigkeit rücksichtslos seinem Ziele, der Bildung eines unabhängigen toscanischen Staates, zu. Seine Reformen erstreckten sich auf alle Zweige der Verwaltung, auch im Getriebe der auswärtigen Politik verfuhr er einsichtsvoll und berechnend. Wie er das Land mit ausgezeichnetem Geschick regiert hat, so sichern ihm seine Verdienste um geistige Bestrebungen ebenfalls für immer reichlichen Ruhm. Da Cosimos Staatsgeschäfte ihm keine Zeit ließen zur Verwaltung seines beträchtlichen Privatvermögens, so legte er dieses in die Hand von Ottaviano de' M., dem er großes Vertrauen schenkte und der ihm zuletzt ein persönlicher Freund wurde. Ottaviano entstammte einer entfernten, nach ihrem Stifter Giovenco de' M. (gest. 1320) benannten Linie des Geschlechts, stand aber vornehmlich durch seine Vermählung mit Francesca Salviati, Cosimos Muhme, diesem nahe. Er war ein immer gefügiger Anhänger des Herzogs, dem er sich auch in dessen Beziehungen zur Kunst mit richtigem Urteile nützlich erwies. Von seinen beiden Söhnen wurde Alessandro später Papst (s. u.), der andere, Bernardetto de' M., heiratete Giulia, natürliche Tochter des ermordeten Herzogs Alessandro, verließ aber infolge von Mißverständnissen mit Cosimo wegen der väterlichen Erbschaft Florenz und siedelte nach Neapel über. Bei den Rüstungen gegen Siena erhielt Gian Giacomo de' M. den Oberbefehl, ein Sohn des Marchese von Marignano, welcher letztere sich von niederer Herkunft zur mailändischen Aristokratie emporgearbeitet hatte. Der Familienname Medichini wurde verkürzt und das Pillenwappen angenommen, da ein Zweig des Florentiner Geschlechtes in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts nach der Lombardei verpflanzt sein sollte. Gian war ein tüchtiger Feldherr, aber grausam und habsüchtig; nachdem er Pietro Strozzi, welcher die französischen Truppen befehligte, geschlagen und Siena am 17. April 1555 durch Kapitulation genommen hatte, erkannte ihn Cosimo als Familienmitglied an. Nach weiteren Waffenthaten gegen Franzosen und Türken starb Gian 1556. Sein Bruder, Kardinal Gian Angelo de' M. wurde am 26. Dezember 1559 als Pius IV. (gest. am 9. Dezember 1565) zum Papst gewählt, unter dessen verständigem Pontifikat das tridentinische Konzil zu Ende geführt worden ist. Cosimos Sohn Ferdinando ernannte Pius schon als Knaben zum Kardinal, der nachher großen Einfluß auf ihn gewann. Die natürlichen Kinder Herzog Alessandros hatte Cosimo wie die seinigen gehalten und erzogen, wozu nicht etwa allein der Beweggrund, sich ihrer zu versichern, ihn bewog. Namentlich interessierte er sich für Giulio de' M., der sich als Admiral in den Unternehmungen des am 15. März 1562 zur Sicherung der Küsten des Mittelmeeres gegen Türken und Barbaresken gegründeten Stephansordens auszeichnete. Das Jahr der Stiftung dieses Ritterordens sollte übrigens für Cosimo verhängnisvoll werden, der während eines Jagdzuges in die pisanische Maremma dort binnen weniger Tage seine Gattin, Eleonora de Toledo, und zwei seiner Söhne, Giovanni und Garcia, blühende, schöne Jünglinge, durch den Tod verlor. Bei seinem Tode am 21. April 1574 hinterließ Cosimo dem ältesten Sohne Francesco (geb. am 25. März 1541) ein gut geordnetes Staatswesen (1574—87). Dieser schritt wiewohl mit weit geringerer Befähigung auf dem betretenen Wege weiter, doch fehlte

ihm der lebendige, hochfliegende Geist des Vaters, besonders im diplomatischen Verkehr nach außen. Beide waren durchaus verschiedene Naturen, während in Cosimo der praktische Florentiner Bürgersinn nie erloschen, beobachtete Francesco gern die strengen Gesetze spanischer Hofetikette. Ersterer begnügte sich 1569 mit der päpstlichen Verleihung des großherzoglichen Titels, letzterer ließ es sich enorme Summen Geldes kosten, um von Kaiser Rudolf II. am 26. Januar 1576 die kaiserliche Bestätigung zu erlangen. Im Grunde teilten beide nur den Kunstsinn der Familie und das Interesse für Naturwissenschaften. Mit seiner Gemahlin, der österreichischen Erzherzogin Johanna lebte Francesco um so weniger glücklich, als er eine heftige Leidenschaft zu Bianca Capello, einer vornehmen, äußerst gewandten Venetianerin von üppiger Schönheit gefaßt hatte. Nach Johannas Tode (11. April 1578) vermählte sich der Großherzog mit Bianca, die von nun an auf die öffentlichen und Familienangelegenheiten einen weittragenden Einfluß ausübte. Ernennung und Entfernung der Räte unterlagen ihrer Gunst wie ihren Intriguen, wobei ihre Auswahl jedoch meist zum Heile des Landes ausfiel, anderseits reichte ihre Einwirkung auch in die Finanzwirtschaft hinein und hier gewiß nicht zum Vorteil des Staates. Wo es ihrem Interesse nicht widersprach, vermittelte sie Francescos wechselvolle Beziehungen zu seinen beiden Brüdern, welche wenig mit ihm harmonierten. Da der Großherzog von Johanna nur Töchter, — Erbprinz Filippo war schon im zartesten Alter gestorben, — von Bianca aber keine Kinder hatte, so war sein nur acht Jahre jüngerer Bruder Ferdinando, der, wie erwähnt, als Kardinal in Rom eine bedeutende Stellung hatte, präsumtiver Thronerbe. Ein untergeschobener Sohn von Bianca Antonio, dem Ferdinand in der Folge den Namen der M. und bedeutendes Vermögen ließ, wurde mehrfach in toscanischen Kriegsdiensten auch als Gesandter verwendet, und starb 1621 als Malteserprior von Pisa. Ferdinand stimmte mit Francesco zwar überein, wenn es sich um gemeinsame Familien- und Staatsinteressen handelte und unterstützte ihn in letzterer Hinsicht mit Thätigkeit und großer Umsicht, hatte aber stets Partei für seine österreichische Schwägerin genommen und des Bruders Heirat mit Bianca als eine Schmach empfunden. Der jüngere Bruder Pietro (geb. 1554), ein wüster und gewaltthätiger Mann, lebte meist in Spanien, nachdem er 1576 auf seiner Villa bei Florenz aus Eifersucht seine Gemahlin Eleonora von Toledo eigenhändig getötet hatte. Dennoch war der schlimm berufene Prinz eifriger Beschützer der 1584 eröffneten Academia della Crusca, der berühmtesten Italiens, welcher alle M. mit persönlicher Vorliebe anhingen und deren litterarische Thätigkeit sich noch jetzt erhalten hat. Er starb am 25. April 1604 zu Madrid, ein unverbesserlicher und durch politische Intriguen gefährlicher Gegner Ferdinandos I. Dieser nahm sich jedoch nach Pietros Tode dessen natürlicher Kinder von Beatrice de Meneses an, die Töchter fanden in dem M.schen Kloster von Murate Aufnahme, der Sohn trat in toscanischen Militärdienst und endete als General der Reiterei und Gouverneur von Livorno. Von tiefer Melancholie befallen starb Francesco am 19. Oktober 1587 in Gegenwart des Kardinals, der sich wenige Monate zuvor mit Bianca versöhnt hatte. Auch diese, wie ihr Gemahl seit längerer Zeit erkrankt, folgte ihm anderen Tages im Tode nach, die Nachricht von dem tödlichen Ausgange der Krankheit des Großherzogs hatte ihr Ende beschleunigt. Eine reiche in der vorzüglichen Schule des päpstlichen Hofes gewonnene Erfahrung hatte Ferdinando I. (1587—1609) Vorsicht in allen Geschäften gelehrt, so daß er in der bewegten Zeit seines Regierungsantrittes, wo König Philipp II. die Ausdehnung spanischen Einflusses eifrig betrieb, mit ungewöhnlicher Sicherheit eigene Wege gehen konnte. Dabei verlor er die geistigen Bestrebungen seines Hauses nie aus dem Auge, seine schön belegene Villa war Sammelplatz von Künstlern und Gelehrten. Das großartigste Fest, welches das Residenzschloß zu Florenz, der an Kunstwerken so außerordentlich reiche, große und schöne Palast Pitti je gesehen, fand am Himmelfahrtstage 1589 zur Feier der Vermählung Ferdinands mit Christine von Lothringen statt, nachdem dieser mit des Papstes Bewilligung den Kardinalspurpur abgelegt hatte. Des Großherzogs Verhältnis zu Spanien wie überhaupt zum Hause Habsburg besserte sich nicht durch die Verheiratung Marias de' M. (s. d.), der Tochter Francescos und Johannas von Österreich, mit König Heinrich IV. von Frankreich. Wohl erkannte Ferdinand bald das Mißverhältnis dieser Ehe, denn wie er Marias Verhalten tadelte, so überhäufte er ihren Vertrauten Concini mit Vorwürfen, aber freilich flößte ihm auch König Heinrichs Lebensweise kein Vertrauen ein. Deshalb lehnte er eine Patenstelle bei dem am 27. September 1601 geborenen Dauphin, nachmaligen Könige Ludwig XIII., ab. Allmählich erkalteten sogar seine Beziehungen zum Pariser Hofe, gestalten sich dagegen nach Madrid freundlicher. Ein neuer M.scher Erfolg war die Wahl Alessandros de' M., Ottavianos Sohn, zum Papst 1605 (s. Leo XI.), der nur wenige Tage regierte, sich aber bereits als Kardinal-Erzbischof von Florenz und päpstlicher Legat bedeutend hervorgethan hatte. In ersterer Hinsicht bestand er 1583 den heftigen Streit mit den Dominikanern wegen ihres provozierenden Savonarola-Kultus, während er als Legat den Frieden von Vervins am 2. Mai 1598 zwischen Spanien und Frankreich vermittelte. Die Hochzeitsfeier von Ferdinandos ältestem Sohne, des Erbprinzen Cosimo (geb. am 12. Mai 1590), mit der anmutigen Erzherzogin Maria Magdalena, wo Reichtum und Pracht im Geschmacke des M.schen Hofes wetteiferten, sollte dem Großherzog verhängnisvoll werden. Kränklich wie er war, hatte der bunte Wechsel der Feste seine Gesundheit angegriffen. Er starb am 6. Februar 1609, durch letztwillige Verfügungen den Notleidenden seines Landes reichliche Wohlthaten spendend. Die drei großen von ungleichem Erfolge gekrönten Unternehmungen, von denen sein Name unzertrennlich bleibt, nämlich die Arbeiten zur Trockenlegung des Chianathales wie der Maremmen und die Gründung

von Livorno als Hafenstadt, schließen sich unmittelbar an die von seinem Vater und Bruder herrührenden Anfänge an. Sein und seiner Gemahlin gutes Beispiel wirkte sehr günstig auf die Sitten- und Rechtszustände Toscanas ein. Cosimos I. Söhne, zwar gründlicherer Bildung als ihr Vater teilhaftig, erreichten diesen an geistigen Eigenschaften nicht, standen auch zur Litteratur ihrer Zeit nicht wie dieser in lebendiger Wechselbeziehung. Francesco nahm an Natur- und Erfahrungswissenschaften bei weitem größeren Anteil als an Litteratur im engeren Sinne, weshalb unter seiner ebenso emsigen als sinnigen Pflege von Gartenkunst und Bergbau, Botanik, Mineralogie, Physik und Chemie gute Förderung fanden. Die Zeit der ersten Großherzoge umfaßte ein reges Leben der Akademieen, uud prachtvolle Palast- und Villenbauten, weniger verstand sich diese Zeit auf Kirchenarchitektur. Unter Ferdinando I. entstand das Museum, welches der Name der Uffizien weltberühmt gemacht hat. An der M.schen Grabkapelle, zu welcher dieser 1604 den Grundstein legte, ein Bau, in welchem das Steinmusiv im großen seine Probe abgelegt hat und ein Monument von barocker Pracht und größtem Luxus, arbeiteten alle folgenden M. weiter, bis unter den Lothringern das Werk vollendet wurde. Ganz besonderen Dank verdienen Cosimo und seine Söhne für den wahren Kunstsinn und die unermüdliche Beharrlichkeit, womit sie, während viele talentvolle Künstler dabei Beschäftigung fanden, ihre Sammlungen mehrten und für deren Bewahrung Sorge trugen. Noch als Ferdinando Kardinal war, lernte er 1575 Torquato Tasso (s. d.) kennen, dessen Verhältnis zu den M.s ungetrübt blieb, bis 1584 sein nur zu lauten Wiederhall findender Hader mit den Florentinern und deren Herrscherfamilie entstand.

Es war eine ängstlich harrende Zeit, in welcher Ferdinandos Sohn Cosimo II. (1609–21) den Thron bestieg. Die Übermacht Frankreichs wurde täglich sichtbarer, und Heinrichs IV. Ehrgeiz ließ fürchten, daß er nach der Suprematie in Italien, um welche einst Franz I. Zeit seines Lebens mit Karl V. gekämpft, strebe. Dem jungen und unerfahrenen Herrscher Toscanas fiel die Vermittlerrolle in dieser ererbten Nebenbuhlerschaft zu, denn noch immer erfreuten sich die M. großen Ansehens, zumal ihr Reichtum sowohl den Habsburgern wie den Bourbons beträchtliche Summen vorgestreckt hatte. Heinrichs IV. Ermordung gab der europäischen Politik 1610 eine andere Wendung. Nun konnte Cosimo anderen Plänen nachgehen, die indessen nur zu sehr chimärischen Entwürfen Raum gaben. Sein Vater hatte in nur vorübergehenden maritimen Unternehmungen mindestens augenblicklichen Gewinn im Auge gehabt, der Sohn ließ sich jedoch in orientalische Verwickelungen ein, deren Aussichten sich in dem Maße minderten, wie inmitten der steigenden Zerwürfnisse der Großmächte eine gemeinsame Aktion der europäischen Christenheit gegen das Osmanentum unmöglich wurde. An den bedeutungslosen Kreuzzügen des Stephansordens, mit dem Toscana zusammenwirkte, beteiligte sich seit dem frühen Tode von Cosimos Bruder Francesco (1614), der auch im Kampfe um Montferrat das toscanische Hilfscorps nach der Lombardei geführt hatte, nur dessen Oheim Giovanni de' M. (geb. 1566), natürlicher Sohn Cosimos I., welcher in kaiserlichen und spanischen Diensten, in Ungarn und den Niederlanden die Kriegswissenschaften studiert hatte. Sein lebendiger Geist und seine Gewandtheit in Geschäften hatten ihm unter Großherzog Ferdinandos Regierung eine bedeutende Stellung gesichert, und diesem wie seinem Nachfolger hat er sich stets nützlich erwiesen, obgleich die Unregelmäßigkeit seines Lebenswandels und sein militärischer Freimut oft am Hofe mißfielen. Gelehrte, Künstler und die vornehme Jugend sammelte er gern um sich zu geistiger Unterhaltung und ritterlichen Waffenübungen. Das Mißverhältnis seiner Ehe mit einer Genuesin niederen Standes, Livia Vernazza, die er ihrem Gatten abwendig gemacht, brachte ihn in Zerwürfnisse mit seinen M.schen Verwandten, weshalb er 1616 den Antrag der Republik Venedig annahm, die ihn zum Generalkapitän ernannte und der er nicht geringe Dienste geleistet hat. Cosimo II. erlag am 8. Februar 1621 einem Brustübel. Er war ein politisch schwacher Fürst, völlig beherrscht von spanischem Einflusse, aber inbezug auf wissenschaftliche Bildung und geistige Interessen ein echter Sohn seines Hauses. Galileo erwies er sich bei dessen erstem Auftreten günstig und fördernd. Handel und Industrie hielt er noch aufrecht, wenn auch die frühere Blüte geschwunden war. Sein ältester Sohn Ferdinando (geb. am 14. Juli 1610), stand erst im 11. Lebensjahre, als Cosimo starb, welcher testamentarisch Christine und Maria Magdalena, Großmutter und Mutter des jungen Fürsten mit gemeinsamer Regentschaft betraut hatte. Ihnen stand zwar ein Beirat unter Leitung von Giuliano de' M., Erzbischof von Pisa (gest. 1631), zur Seite, aber die Zeiten waren bei Beginn des 30jährigen Krieges, der auch Italien in Mitleidenschaft zog, wenig geeignet für eine Regierung von Frauen, die weder hinreichende Staatskenntnis noch Willenskraft besaßen. Es waren traurige Zeiten für Toscana, welche von den Tagen dieser Regentschaft bis zur Mitte von Ferdinandos II. Regierung einander folgten, Mißwachs, Truppendurchzüge, Hemmnisse des Handels und der Agrikultur, dazu Verwilderung der Bevölkerung. In der Familie der M. verfuhren die Regentinnen höchst ungerecht gegen die Hinterbliebenen Giovannis de' M., der am 19. Juli 1621, von der Republik Venedig geehrt und betrauert, gestorben war. Durch List und Drohungen wußten die Großherzoginnen seine Witwe und deren Sohn in ihre Gewalt zu bekommen, worauf es ihnen bald gelang, die Ehe für nichtig erklären zu lassen und das reiche Erbe Giovannis einzuziehen. Die Gattin desselben endete im Kloster, der Sohn fristete ein dürftiges Dasein und ist später verschollen. Um so treuer sorgten beide Fürstinnen indessen für die Erziehung von Cosimos Söhnen. Im kritischen Moment des Mantuanischen Erbstreites trat Ferdinando II. (1628 bis 1670), dem es an Geist und Fähigkeiten nicht fehlte, von ausländischen Reisen zurückgekehrt, in die politische Welt ein und übernahm am 14. Juli

1628 die Regierung. Mit dem Mantuanischen Kriege war die Pest 1631 und 1633 auch über Toscana hereingebrochen und hatte das Land schrecklich verödet. Des jungen Großherzogs mutiges und menschenfreundliches Verhalten während der Seuche gewann ihm von vornherein die Herzen seines Volkes. Gleich sehr erwarb er sich nach außen Ansehen und Achtung, wenn es ihm auch nicht gelang, durch Unterhandlungen mit Richelieu Marias de' M. Schicksal zu erleichtern und die Vergewaltigung Lothringens, dessen Herrscher nah und mehrfach mit seinem Hause verwandt waren, abzuwenden, aber seine gut gewählten und thätigen Diplomaten thaten sich mit Eifer und Umsicht an den europäischen Höfen hervor. Von seinen Oheimen, Cosimos II. Söhnen, hatte Kardinal Carlo, welcher zum Range eines Prodekans des heiligen Kollegiums emporgestiegen und 1666 in Rom starb, stets ein wachsames Auge auf die Interessen der Familie und des Staates, während der andere, Lorenzo, ohne Beteiligung an politischen Angelegenheiten, nur im heiteren Geiste seiner Zeit mit Theater und geselliger Unterhaltung beschäftigt, bereits 1648 gestorben war. Von seinen Brüdern gingen Francesco und Matthias sehr jung in österreichische Dienste, durch ihre Mutter dem kaiserlichen Bruder zugeführt. Indessen starb Maria Magdalena am 1. November 1631 in Passau, bevor sie ihr Reiseziel erreicht hatte. Beide Prinzen kämpften in der Schlacht von Lützen am 6. November 1632 mit, doch starb Francesco sehr bald, (1634) im Lager von Regensburg, während Mathias mit Auszeichnung auch bei Nördlingen am 6. September 1634 focht. Nach seiner Rückkehr Befehlshaber des toscanischen Heeres, welches er im Barberinischen Kriege führte, war er zuletzt Gouverneur von Siena, wo er (1667) unvermählt gestorben ist. Der jüngste Bruder, Gian Carlo, wurde 1644 von Papst Innocenz X. zum Kardinal ernannt; wenn sein unkirchlicher Sinn und seine lockeren Sitten ihn für den römischen Aufenthalt auf die Dauer ungeeignet erscheinen ließen und zur Rückkehr nach Florenz veranlaßten, wo er (1663) starb, so ersetzte er durch Glanz und Reichtum, was ihm, der für eine ganz andere Laufbahn bestimmt war, an Eigenschaften für diejenige abging, zu der er berufen worden. Der dritte Bruder, Leopoldo (geb. am 6. November 1617), erhielt nach Carlos Tode wegen seiner wissenschaftlichen Bestrebungen und geistigen Vorzüge 1667 den Purpur, er ist unter den M.schen Kardinälen der berühmteste geworden. Der Großherzog gewährte seinen Brüdern Anteil an der Regierung, um auf diese Weise dem überwiegenden Einfluß der Staatssekretäre, die unter den Regentinnen alle Geschäfte an sich gerissen hatten, ein Ziel zu setzen. Als Galileo 1632 von dem Inquisitionsgerichte angeklagt wurde, nahm sich Ferdinando seiner lebhaft an, einige Jahre später haben er und Leopoldo teilnahmsvoll dem Schwerleidenden in Siena und Arcetri öftere Besuche gemacht. An Leopoldo fand der Großherzog überhaupt eine wirksame Stütze, immer stand ihm dieser Bruder zur Seite, auch wenn neben politischen persönliche und Familienangelegenheiten allerlei Störung verursachten. In letzterer Beziehung blieb für Ferdinandos unglückliche Ehe mit Vittoria della Rovere, Prinzessin von Urbino, nur der Ausweg dauernder Trennung. Vittoria war fromm, in ihrer Weise wohlmeinend und thätig, aber unbedeutend. Ihr Charakter paßte nicht zu dem ihres Mannes, auch nicht zum florentinischen Leben, wie es sich am Hofe und in der Stadt entwickelt hatte. Im Frühjahr 1661 vermählte sich der Erbprinz Cosimo (geb. am 14. August 1642) auf Kardinal Mazarins Anraten mit der siebzehnjährigen schönen, doch ehrgeizigen Margarete Luise von Orleans, deren Zuneigung bereits ihrem Vetter, dem als Feldherrn berühmten Herzog Karl V. von Lothringen gehörte. Dies und die völlige Verschiedenheit der Charaktere führte zu einem weit schlimmeren Zerwürfnis als bei Ferdinand und seiner Gemahlin, weil die leidenschaftliche Heftigkeit der französischen Prinzessin den Palast Pitti zum Schauplatz von Streitigkeiten machte, welche über die häuslichen Wände hinaus in das Land drangen. Der Last solcher Quälereien entzog sich Cosimo durch Reisen nach Deutschland, den Niederlanden, England und Spanien, überall Gelegenheit findend, durch Kenntnisse und feine Sitte den wegen der Klagen seiner Gemahlin hervorgebrachten unvorteilhaften Eindruck zu verwischen. Als er 1669 nach Florenz zurückkehrte, begann er sich an den Regierungsgeschäften zu beteiligen, die ihm bald ganz anheimfielen, als Großherzog Ferdinand II. am 24. Mai 1670 starb. Unter letzterem hatte sich allmählich der Verfall Toscanas vorbereitet, ungeachtet er und sein Bruder Leopoldo für physische und geistige Kultur im alten Rufe der M. Sorge trugen und dem Lande noch einen Glanz verliehen, den Politik und Krieg ihm bei der Unselbständigkeit Italiens nicht mehr zu geben vermochten. Ferdinand ließ die Säle des Pitti-Palastes mit den mythologischen Deckengemälden schmücken, in welchen die Gestalten der alten Götterlehre zur Verherrlichung der M. dienen müssen.

Cosimos III. Epoche (1670—1723) ist die der größten Schwäche und wirklichen Verfalls des Staates, obgleich auch er trotz seiner Frömmelei und unbedingten Abhängigkeit von der Kirche den geistigen Interessen nicht entsagte. Sein Charakter war von dem seines Vaters sehr verschieden, statt Ferdinandos Leutseligkeit bezeigte er steife Zurückhaltung. Von starrem, wenn auch nicht beschränktem Geiste, war er meist grämlicher Pedant, das häusliche Mißgeschick hatte zu ungünstig auf ihn eingewirkt. Als Marie Luise schließlich noch die Mitbeteiligung an der Regierung durchgesetzt und ihren Stolz befriedigt hatte, verließ sie den Gemahl und begab sich nach Frankreich zurück, wo sie am 17. September 1721, zwei Jahre vor Cosimo, gestorben ist. Nach dem Tode des Kardinals Leopoldo am 10. November 1675, des treuesten, besten Beraters und der letzten Celebrität des M.schen Hauses, wurde Cosimos Politik ganz schwankend und unzuverlässig, weshalb die Mächte Toscana gleichmäßig übervorteilten. Dem Könige Ludwig XIV. von Frankreich war der Großherzog völlig ergeben. Nicht nur hing er wegen seiner traurigen Eheangelegenheiten von diesem ab, sondern er schmeichelte sich auch mit der Hoffnung, seine Tochter

Anna Maria Luisa (geb. 1667), später Gemahlin des Kurfürsten Johann Wilhelm von der Pfalz, dem Dauphin zu vermählen. Der Erbprinz Ferdinando (geb. 1663) heiratete durch Ludwigs XIV. Vermittelung 1689 des bayerischen Kurfürsten Ferdinand Tochter Violante Beatrix, Schwester der Dauphine von Frankreich. Der Erbprinz hatte bis dahin mit seinem nur drei Jahre älteren Oheim, dem Kardinal Francesco Maria de' M., in enger Freundschaft verkehrt und sich in dessen glänzendem Haushalte Frohsinn und Herzensgüte angeeignet, doch waren gute und böse Eigenschaften auffallend in ihm gemischt. Leichtsinnig ergab er sich einem wüsten Leben, das ihn im Laufe der Jahre zugrunde richtete. Violante Beatrix, welche durch geistige Begabung und Anmut des Benehmens den Mangel an körperlichen Reizen ersetzen mußte, war nicht die Frau, den sittenlosen Prinzen zu fesseln, und das gegenseitige Verhältnis erkaltete bald, zumal die Prinzessin die Hoffnung auf Nachkommenschaft nicht erfüllte. Während des großen europäischen Krieges, den der Ryswicker Friede 1697 beendete, hatten sich die streitenden Mächte bestrebt, Toscana mit dem übrigen Italien ihren Zwecken dienstbar zu machen. Cosimo gelang es, durch abwehrendes Verhalten seinem Lande zeitweise den Frieden zu bewahren, aber nur mit großem Kostenaufwande und mit Mitteln, welche Toscana seine auswärtige Bedeutung und die Grundlage innerer Blüte und Kraft einbüßen ließen. Infolge verschwenderischen Gepränges, maßloser Eitelkeit und sinnloser Vergeudung machte sich die Zerrüttung der finanziellen Zustände mit jedem Tage fühlbarer. Aber mehr noch als die nicht beneidenswerte Lage des Landes, nahmen die unerfreulichen Familienverhältnisse den Großherzog in Anspruch. Da die Erbprinzessin kinderlos blieb, so war die Vermählung des jüngeren Sohnes Johann Gasto (geb. am 24. Mai 1671), notwendig geworden, doch recht unglücklich wählte Johann Wilhelm von der Pfalz, nur politischen Gründen Rechnung tragend, seinem Schwager die Braut aus. Es war Anna Maria Franziska von Sachsen-Lauenburg, die reiche Witwe des Pfalzgrafen Philipp von Neuburg und eine nahe Verwandte des kaiserlichen Hauses. Die 1697 abgeschlossene Heirat hat das Geschick der M. besiegelt. Giovanni Gasto, der zartgebaute und geistvolle Sprößling eines Hauses, dessen feine Bildung und künstlerischer Geschmack auch jetzt noch nicht aufgehört hatte, sollte fern von dem an Kunstschätzen reichsten Fürstensitze des schönsten Landes, in Gesellschaft einer ungebildeten, herrschsüchtigen, nur in lärmenden Vergnügungen sich gefallenden Frau, auf deren böhmischen Besitzungen leben. Ein auskömmlicher Vergleich war nicht anzubahnen, denn die Pfalzgräfin wollte aus Abneigung gegen alles Welsche dem Gatten nicht nach Florenz folgen, auch kam sie wirklich niemals nach Italien und starb 1741 in Deutschland. Johann Gasto kehrte 1705 allein in die Heimat zurück, zur Zeit als Erbprinz Ferdinand bereits infolge seiner Ausschweifungen am Rande des Grabes stand. Aus Rücksicht auf Erhaltung der Dynastie vermochte nun Cosimo 1709 seinen Bruder Francesco Maria, der inzwischen im Deutschen Reiche, Spanien und Frankreich als päpstlicher Legat fungiert hatte, dem Kardinalspurpur zu entsagen und sich mit Eleonora Gonzaga von Guastalla zu vermählen. Aber auch die auf diese Verbindung gegründeten Hoffnungen schlugen fehl, die Fürstin hatte keine Neigung zu ihrem Gemahl, worüber dieser schwer bekümmert, am 3. Februar 1711, starb. Bald folgte ihm im Tode, 13. Oktober 1713, Erbprinz Ferdinando, tief betrauert vom Volke, das ihn, ungeachtet mancher Verirrungen, wegen seiner Geistes- und Herzenseigenschaften geliebt hatte. Als nunmehr die Hoffnung auf Nachkommenschaft geschwunden, faßte Cosimo die Zukunft entschlossen ins Auge und proklamierte, trotz aller Einwendungen des Wiener Hofes, mit Zustimmung des toscanischen Senates das Erbfolgerecht seiner Tochter, der Kurfürstin Anna Maria von der Pfalz. Nachdem Johann Wilhelm (1716) gestorben, kehrte die kinderlose Witwe im folgenden Jahre nach Florenz zurück, wo sie sogleich großen Einfluß auf die Regierung gewann. Seit der Quadrupelallianz von 1718 beschäftigte sich die europäische Diplomatie mit der Zukunft Toscanas, das mit Parma vereint an Don Karlos, nachmaligen König Karl III. von Spanien, fallen sollte, obgleich die M. jeden Schritt, aus welchem feudale Verpflichtungen für das florentinische Gebiet hätten gefolgert werden können, von jeher sorgsam und konsequent vermieden hatten. Man erbot sich in Madrid, den jungen Prinzen zur Erziehung unter Aufsicht der Kurfürstin nach Florenz zu senden, allein es kam zu keiner Verständigung, weil der Großherzog auf die Nachfolge seiner vom Senate gewählten Tochter bestand. Es war übrigens sein letzter Regierungs-Akt. Nach einem streng geregelten Leben starb er am 31. Oktober 1723 mit 81 Jahren, einem in seiner Familie unerhörten Alter. Inzwischen waren noch weitere Ansprüche an die toscanische Erbschaft aufgetaucht, Modena, Savoyen, Bayern, daneben Giuseppe de' M., Fürst von Ottaiano, zeitiges Haupt der Linie, zu welcher Papst Leo XI. gehört hatte. Letztere Agnaten fanden um so weniger Berücksichtigung, als sie bereits durch das kaiserliche Dekret vom 27. Oktober 1530 von der Nachfolge ausgeschlossen waren. Florenz war durch die Kunstliebe der M. allmählich überfüllt mit kostbaren und seltenen Gegenständen, die aus der ganzen Welt zusammengebracht waren. Der kunstverständige Erbprinz Ferdinando, ein intelligenter Sammler, hatte 1705 die erste Ausstellung eröffnet, in welcher eine ansehnliche Zahl vorzüglicher Kupferstiche der von ihm erworbenen Gemälde besonderes Aufsehen erregten. Die Galerie der Ufficien erhielt großen Zuwachs, als Cosimo den wertvollen Nachlaß seines Oheims, des Kardinals Leopoldo, dorthin schaffen ließ. Aus dieser Zeit stammt auch das Vestibulum der Ufficien, in welchem später die Büsten der M. und lothringischen Herrscher neben antiken Marmorn Platz fanden. Johann Gasto (1723 bis 1737), infolge unordentlichen Lebens körperlich zerrüttet, vor der Zeit gealtert und energielos, übernahm 52 Jahre alt die Regierung, um deren Vererbung die Großmächte bereits stritten. Mit seinem Vater hatte er niemals harmoniert, noch weniger mit seiner Schwester Anna Maria, dagegen gutes Einvernehmen gehalten mit seiner Schwägerin Violante

Beatrix, einer verständigen und leutseligen Frau, welche das Gouvernement von Siena verwaltete. Jahrelang machte er es sich zur Aufgabe, einen Schein von Selbstbestimmung zu retten, indem er die Ausführung des Erbfolgevertrags hinausschob und die Unabhängigkeit des Landes wie die Gültigkeit des Senatsbeschlusses aufrecht erhielt. Endlich kam er am 5. Juli 1731 mit dem Madrider Hofe überein wegen Succession des Infanten Karlos, der zu Ende des Jahres in Florenz eintraf und bei den beiden noch lebenden Mitgliedern der M.schen Familie, dem Großherzoge und der Kurfürstin, freundliche Aufnahme fand. Doch in Wien wurde man mißtrauisch, und da Toscana schon seit dem Spanischen Erbfolgekriege ganz unter österreichischer Machtsphäre stand, so mußte wieder nach einem Ausgleich gesucht werden. Schon glaubte man, einen solchen in der Vermählung des Infanten mit einer österreichischen Erzherzogin gefunden zu haben, als der polnische Thronfolgestreit nochmals eine neue Lage der Dinge für die M.sche Erbschaft herbeiführte. Der Wiener Frieden vom 18. November 1735 verschaffte dem Herzoge Franz Stephan von Lothringen, später unter dem Namen Franz I. (1745—65) römisch-deutscher Kaiser, die Anwartschaft auf Toscana. Der Großherzog, dessen Kränklichkeit und Entfremdung von den Regierungs-Geschäften mehr und mehr zunahm, begegnete den Ereignissen, die ihn persönlich nur noch in geringem Maße betrafen, mit zunehmender Gleichgültigkeit. Sein lebenslustiger Hofhalt half ihm die Widerwärtigkeiten seiner Stellung überwinden. Da er übrigens die Ausgaben seines Vaters vielfach eingeschränkt hatte, und es ihm deshalb möglich geworden, in den Abgaben bedeutende Erleichterungen eintreten zu lassen, so wandte sich ihm zuletzt noch die Liebe der Toscaner zu, obgleich er inmitten einer unwürdigen Umgebung moralisch verkam. Inbetreff künftiger Übertragung des M.schen Allodialvermögens sandte Herzog Franz Stephan im Sommer 1737 einen Vertreter nach Florenz, mit dem Johann Gasto (gest. 7. Juli d. J.) krankheitshalber schon nicht mehr unterhandeln konnte. Der neue Großherzog, welcher als solcher den Namen Francesco II. annahm, bot der alternden Kurfürstin die Regentschaft während seiner Abwesenheit an, was diese zwar ablehnte, sich aber in ein gutes Verhältnis mit ihm und seiner Gemahlin Maria Theresia setzte, was ihr um so leichter gelang, als sie lange in Deutschland gelebt und ihr Gatte in vertrauten und verwandtschaftlichen Beziehungen zum Kaiserhofe gestanden hatte. Nach Beseitigung mancher Schwierigkeiten erfolgte 1738 zwischen Maria Anna und dem Großherzoge der Abschluß einer Konvention über sämtliche M.sche Allodien. Als Giuseppe de' M. hiergegen Verwahrung einlegte, indem er das Eigentumsrecht der angeblich fideikommissarischen Güter als nächster Agnat für sich in Anspruch nahm, erfuhren seine Ansprüche entschieden abweisende Maßregeln. Mit der Kurfürstin, welche am 18. Januar 1743 starb, erlosch die Familie der M. in ihrem regierenden Stamme. Maria Anna hatte in ihrem letzten Willen den Großherzog zum Erben bestimmt, den Nachlaß aber mit ansehnlichen Legaten belastet, namentlich zugunsten der ihr ergeben gewesenen Florentiner Nebenlinie der M. und zur Vollendung der M.schen Grabkapelle.

Die Florentiner Agnaten entstammten der Giovencischen Linie und haben sich in den M. Tornaquinci fortgesetzt, welche diesen Namen von einer 1785 gestorbenen Erbin dieses alten Geschlechtes annahmen und an welche seither die Erbschaft eines Zweiges der Altoviti gelangt ist. Sie führen jetzt den Titel Marchesi di Castellina. Zu einer anderen von Giovenco M. abstammenden, unlängst erloschenen Linie, die vom 15. Jahrhundert an in vielfachen Beziehungen zum Stamme des alten Cosimo stand, gehörte Caterina, Gemahlin des französischen Marschalls Louis de Marillac, den die Gunst der Königin Maria de' M. emporgehoben, aber auch mit Richelieu in Konflikt gebracht hatte, der ihn 1632 hinrichten ließ. Ein Großoheim von Caterina war Stammvater einer dritten, heute mit den Titeln Fürsten von Ottaiano und Herzöge von Sarno blühenden neapolitanischen Linie, welche einst durch Bernardetto de' M. aus Florenz nach Neapel verpflanzt wurde. Von diesen meist unbedeutenden M.schen Nebenlinien machte sich nur der neapolitanische Minister **Luigi** de' M. (geb. 1760), Enkel von Giuseppe de' M. (letzterer 1743 in Livorno gest.), bemerklich, ein talentvoller, thätiger Staatsmann, dessen glänzende Entwürfe indessen bei den verrotteten Zuständen Neapels nur selten durchgeführt werden konnten. Schon 1805 Minister der auswärtigen Angelegenheiten, mußte er während der französischen Herrschaft (1806—15) sein Vaterland meiden und lebte in England. Nach Wiedereinsetzung König Ferdinands IV. von Neapel (seit 1816 Ferdinand I. beider Sicilien) zurückgekehrt, wurde Luigi Polizeiminister. Als solcher von Murats (s. d.) 1815 unternommener Expedition zur Wiedererlangung der Krone vorher unterrichtet, veranlaßte er dessen Verhaftung und befürwortete die Hinrichtung desselben. Mit dem päpstlichen Stuhle schloß er 1818 ein Konkordat ab, welches freilich weniger der geistigen Entwickelung des Volkes als der Befreiung der Dynastie von lästiger, päpstlicher Vasallität zugute kam. Nach der Revolution von 1820 nahm er seine Entlassung, doch stellte ihn König Ferdinand, vom Veronaer Kongresse heimkehrend, 1822 an die Spitze des neugebildeten Ministeriums. Seine allen Extremen abholde Politik folgte einer gemäßigten und versöhnlichen Richtung, für Rechtspflege that er viel, im Finanzwesen führte er ein sehr weises Münzsystem ein. Auch unter König Franz I. verblieb Luigi de' M. in seiner Stellung. Durch günstige Verhandlungen mit Österreich wußte er die Entfernung der das Land schwer bedrückenden österreichischen Occupationstruppen zu beschleunigen. Er starb 1830 zu Madrid, als er den König zur Vermählung von dessen Tochter Marie Christine mit König Ferdinand VII. von Spanien dorthin begleitete.

Vgl. A. v. **Reumont**, Geschichte Toscanas, Tl. I: Die Medici 1530—1737 (Gotha 1876); H. **Leo**, Geschichte von Italien, Bd. V (Hamburg 1832).

Medici, Giacomo, italienischer General, am 17. Januar 1819 zu Mailand geboren, focht in Portugal und Spanien für die konstitutionelle Sache, diente darauf in Montevideo unter Garibaldi gegen Brasilien und 1848 mit den italienischen Freischaren gegen Österreich. Nach der Schlacht bei Novara ging er zu Garibaldi und nahm im Mai 1849 an der Verteidigung Roms teil, hier wurde er zweimal verwundet. Als Garibaldi 1860 auf Sizilien gelandet war, führte M. ihm Ende Juni 2000 Freiwillige aus Oberitalien zu, mit denen er zuerst bei Milazzo (s. d.) focht. In der Nacht zum 22. Juli ging er nach dem Festlande über und nahm hier an den ferneren Kämpfen gegen die neapolitanischen Truppen teil. Garibaldis Zug nach Aspromonte mitzumachen lehnte er ab und verblieb auf seinem Posten als Kommandeur der Nationalgarde von Palermo. In die italienische Armee eingetreten, stand er im Kriege von 1866 zuerst unter Cialdini am Po; am 20. Juli erhielt er Befehl, mit 9000 Mann in Tirol einzurücken, er ging energisch vor, nach einigen Gefechten machte aber die verabredete Waffenruhe den Feindseligkeiten schon am 22. ein Ende. (T. Tabachi, Narrazione storico-militare etc.) Später unterdrückte er die in Sizilien ausgebrochenen Unruhen, war längere Zeit Gouverneur der Insel und starb am 9. März 1882 zu Rom. — v. Löbell, Jahresberichte für 1882, Berlin.

Medina de Rio Secco, Schlacht am 14. Juli 1808. Josef Bonaparte war unter dem Schutze einer vom Marschall Bessières befehligten Armee von 18,500 Mann auf dem Wege nach Madrid begriffen, um dort von seinem neuen Königsthrone Besitz zu nehmen, als sich ihm bei der Stadt M. d. R. S., 31 Kilometer nordöstlich von Valladolid und auf der Straße dorthin belegen, 21,000 Spanier unter den Generalen Cuesta und Blake entgegenstellten. Sie erwarteten die Franzosen auf dieser Straße, während dieselben in Wirklichkeit auf der nach Palencia führenden heranrückten. So kam es, daß der französische Angriff auf die linke Flanke der wenig manövrierfähigen Spanier traf. Diese waren in zwei Treffen aufgestellt, von denen Blake das vordere, Cuesta das hintere kommandierte. General Merle warf zunächst das erstere über den Haufen, dann wandte er sich, mit General Mouton vereint, gegen das letztere. Die jungen Truppen der Spanier wurden trotz tapferen Widerstandes, welchen einzelne Truppenteile leisteten, gänzlich geschlagen und verließen in Auflösung das Schlachtfeld. Blake deckte den Rückzug, welcher auf Benevent ging, wo die Armee reorganisiert wurde. Die französische Kavallerie unter Lasalle, obgleich nur 2000 Pferde zählend, hatte an dem Siege, welcher den Weg nach Madrid freilegte, hervorragenden Anteil; die Franzosen kostete derselbe nur geringe Opfer, während die spanischen Verluste, namentlich an Kriegsgerät, beträchtlich waren.

Medina Sidonia, Alfonso Ferez de Gusman, Herzog von, hatte sich als ein tapferer Kriegsmann erwiesen, als König Philipp II. von Spanien ihm im Jahre 1588 den Oberbefehl der Armada übertrug, welche das ketzerische Großbritannien in seinem eigenen Lande bekriegen sollte. Das Kommando war ursprünglich dem Marquis von Santa-Cruz zugedacht gewesen, einem erprobten Kriegsmanne, welcher kurz vor dem Beginn der Expedition starb. Der Herzog, bis dahin nur Landsoldat und geistig wenig hervorragend, übernahm damit eine Aufgabe, welche ihm ganz fremd und welcher er nicht gewachsen war; in seiner Admiralität fand er nicht diejenige Unterstützung, welche ihm den Mangel eigener Fachkenntnis hätte ersetzen können. So kam es, daß von der unüberwindlichen Flotte, welche am 19. Mai 1588 mit 135 Schiffen von ungewöhnlicher und für die Gewässer, in denen sie wirken sollten, wenig geeigneter Größe und Bauart aus dem Tajo ausgelaufen war, nur 45 nach Spanien zurückkamen. Mehr als des Feindes Waffen hatten die Elemente diesen Mißerfolg zuwege gebracht. Tiefgebeugt kehrte M. S. in die Heimat zurück und entzog sich fortan ganz dem Verkehr mit der Außenwelt. Nur einmal noch, als im Jahr 1596 Graf Essex Cadix angriff, ist er aus seiner Abgeschiedenheit hervorgetreten. Er starb 1615. — Vgl. L. v. Ranke, Sämtliche Werke, 14. Bd.

Meer, Treffen am 5. August 1758. Nach der gesamten Kriegslage war der Besitz des Rheinüberganges bei Rees, abwärts von Wesel, für den Herzog Ferdinand von Braunschweig von höchster Bedeutung. Zum Schutze desselben hatte er dort den braunschweigischen General v. Imhoff mit 3500 Mann aufgestellt. Gegen diesen rückte am Morgen des 5. August der französische General Chevert mit 10,000 Mann heran, welchen Marschall Contades am 30. Juli bei Köln über den Rhein gesandt hatte; er hoffte, Imhoff zu überrumpeln. Dies mißlang. Imhoff erwartete ihn bereits bei M., eine Meile vorwärts, brachte seine Truppen durch den Flankenangriff eines hannoverschen Bataillons in Unordnung, vervollständigte seinen Vorteil durch den tapferen Angriff hessischer Truppen und warf die Franzosen in größter Verwirrung nach Wesel zurück. — Vgl. Renouard, Geschichte des Krieges in Hannover, Hessen und Westfalen, 1756—1763, Bd. I, Kassel 1863.

Meergeusen. Als an einem der ersten Apriltage des Jahres 1566 zu Brüssel eine Abordnung von dreihundert niederländischen Edelleuten, infolge des gegen Ende des vorangegangenen Jahres unter dem patriotischen Adel zustande gekommenen „Kompromiß“, der Regentin Margarete von Parma mit einer Schrift nahte, in welcher sie um Abstellung der im Lande vorhandenen Mißstände und um Schutz für ihren evangelischen Glauben baten, flüsterte ihr einer ihrer Ratgeber, der Graf Barlaimont, Präsident der Finanzabteilung, zu, sie möge sich nicht vor einem Haufen Bettler (gueux) fürchten. Dieses Wort, den damit Gemeinten beim Festmale desselben Tages hinterbracht, ward Veranlassung, daß die Patrioten die ihnen gewordene Bezeichnung „Geusen“ sich selbst beilegten; aus dem Schimpfsworte machten sie einen Ehrennamen Einer ihrer Führer, Graf Brederode, der „Großgeuse“, ließ sich einen Quersack und einen hölzer-

nen Napf bringen, wie ihn die Bettelmönche führten; diese Attribute wurden die Wahrzeichen der Geusen, welche das Gewand jener anzulegen liebten und eine Medaille, den Geusenpfennig, um den Hals hängten; „Treu bis zum Bettelsack" hieß ihr Wahlspruch. Albas Schreckensregiment unterwarf bald darauf die Niederlande, die Geusen schienen verschwunden zu sein, da erstand ihr Name in dem der „M." von neuem. Wilhelm von Oranien, kühn, klug und zäh, organisierte den Widerstand gegen die spanische Herrschaft; als deutschem Reichsfürsten stand ihm frei, zu Wasser und zu Lande Kriege zu führen; er erteilte daher einem Verwandten Egmonts, dem Grafen von der Mark, welcher geschworen hatte, jenes Tod zu rächen, Kaperbriefe, und dieser stand bald an der Spitze einer kleinen Flotte, welche dem spanischen Handel großen Schaden zufügte. Am 1. April 1572 eroberte Mark durch einen Handstreich sogar die feste Stadt Briel an der Mündung der Maas, ließ sie Oranien huldigen und legte dadurch den ersten Grund zu dessen späterer Herrschaft. Von ihm unterstützt erhob sich gleich nachher Vlissingen, andere Städte folgten, und bald stand das Land in vollem Aufruhr gegen Albas Regiment. Auch später noch verrichteten die M. manch tapfere That, die Entscheidung des Kampfes aber fiel auf dem festen Lande. — Vgl. van Kampen, Geschichte der Niederlande, Hamburg 1831.

Mehemed-Ali, während der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts berühmter Pascha von Ägypten, war der hochbegabte, im Jahre 1769 in dem makedonischen Küstenstädtchen Kavala geborene Sohn eines türkischen Agas der Straßenwärter, und wurde nach des Vaters frühzeitigem Tode bei seinem Oheim, dem Muteſſelim von Kavala erzogen, lernte freilich erst später Lesen und Schreiben, entwickelte aber schon in jungen Jahren rasche Auffassungsgabe, praktischen Geschäftssinn und durchschlagende Kraft, wie er denn schon 1783 in Kavala eine unruhige Bewegung zu dämpfen vermochte. Nachher (1787) Milizoffizier und Tabakshändler, begann seine historische Laufbahn, als er 1799 an der Spitze des Kontingents von Kavala an dem türkischen Feldzuge nach Ägypten zur Abwehr der damaligen nach dem Nilthal geschickten französischen Expedition in mehreren Gefechten derart sich auszeichnete, daß er 1801 zum Major (Bim-Baschi) befördert wurde. Als Führer der albanesischen Söldner zu Kahira schuf er sich eine so mächtige Stellung, daß er den seit 1804 in Ägypten regierenden türkischen Statthalter Chosrew-Pascha aus diesem Lande verdrängen konnte: damit schuf er allerdings sich auch eine politische Gegnerschaft, die für ihn und für die Pforte bis über des Sultans Mahmud II. Tod hinaus verhängnisvoll gewirkt hat. Zunächst aber wußte M. 1805/6 in Stambul seine Ernennung zum Pascha von Unter-, später auch von Ober-Ägypten zu erzielen, und nun durch Klugheit und Wachsamkeit sich gegen alle Intriguen in Stambul, wie gegen die Beis der Mamluken (s. das.) zu behaupten. Einen furchtbaren, nach der Art aber des Orients imponierenden und ihm nützlichen Ruf gewann er, als er die angesehensten Führer der Mamluken nach Kahira gelockt und daselbst (1. März 1811) samt ihrer Gefolgschaft durch treulosen Überfall mit seinen Arnauten aus dem Wege geräumt hatte. Weit höher aber schätzten ihn die Völker des moslemitischen Orients, als er, viel kraftvoller den Islam repräsentierend als damals der Padischah in Stambul, in längerem Kriege (1811—1819) die arabischen Wahabiten überwunden und dadurch die religiöse Pilgerfahrt nach Mekka wieder möglich gemacht hatte. — In seiner inneren Politik vereinigte M. in höchst eigentümlicher Weise uralt pharaonische, alttürkische und modern rationelle Gesichtspunkte. Rascher und bequemer als Mahmud II. in Stambul konnte er auf die Übertragung abendländischer Zivilisation nach Ägypten eingehen, immer zahlreichere Europäer in seine Dienste nehmen, bei kraftvoller Sorge für die öffentliche Sicherheit den moslemitischen Fanatismus im Zaume halten, daneben in ausgedehnter Weise durch Nutzbauten, durch Anlage von Straßen und Kanälen, durch die Schöpfung eines Nilstauwerkes, die Erträge des fruchtbaren Landes steigern und weiter eine bedeutende Fabrikthätigkeit ins Leben rufen. Dagegen war es ganz im Sinne des uralten wie des späteren orientalischen Despotismus, daß er (seit 1814) weithin sich zum Eigentümer des Bodens erklärte und die Grundbesitzer in Pächter umwandelte; daß er Zwangspreise feststellte, daß er das Monopol der Landwirtschaft und der durch ihn eingeführten Baumwollenfabrikation an sich zog. Trotz alles äußeren Schimmers blieb M. stets ein glänzender Despot; und neben dem Druck der Steuern lastete auf dem Volke des Nilthales auch die Wucht gewaltiger Rekrutierungen. Da M., wie einst die großen Pharaonen, die Ptolemäer und die ägyptischen Sultane des Mittelalters dahin strebte, das Nilthal zum Mittelpunkte eines großen Reiches zu machen, und allmählich alle jene Länder zu gewinnen, die seit der Zeit der Ramessiden stets, so oft Ägypten stark gewesen war, unter der Hoheit der Herren des Nilthals gestanden hatten, so brauchte er ein großes Heer und eine starke Flotte. Da die Albanesen sich nicht leicht an europäische Taktik und Schulung gewöhnen wollten, so hob M. die fügsamen, anspruchslosen und physisch dauerbaren Fellahs in Masse aus und ließ sie namentlich durch französische Exerziermeister zu Soldaten ausbilden, um mit solchen Truppen zuerst 1820—1822 Nubien, Sennaar, Dongola und Kordofan zu erobern: Länder, die ihm nachher neues militärisches Material stellten. — Die Abneigung des Sultans Mahmud II. gegen den übermächtig gewordenen Vasallen, die, wie M. bestimmt annahm, durch Chosrew-Pascha stets noch geschärft wurde, hätte nun schon frühzeitig zu einem Kriege zwischen Türken und Ägyptern geführt, wäre nicht der griechische Krieg hindernd dazwischengetreten. Nun aber war die Pforte genötigt, zunächst 1822 auf Kreta ägyptische Hilfe in Anspruch zu nehmen, dann aber im März 1824 M. den Oberbefehl zu Wasser und zu Lande gegen die Griechen anzutragen. Nun stand allerdings das Glück seinen Truppen in Griechenland wiederholt zur Seite; nur daß Chosrew-Paschas geheime Hoffnung, die ägyptische Kriegsmacht in diesen schwierigen Kämpfen

sich stark abnutzen zu sehen, ebenfalls in Erfüllung ging. Die Schlacht bei Navarin (1827) zertrümmerte endlich die ägyptische Flotte, und gegenüber dem Drucke der Großmächte Rußland, Frankreich und England zog M. es vor, auf Grund eines Abkommens mit dem britischen Admiral Codrington (9. August 1828) seine Streitkräfte aus Griechenland seit Mitte September 1828 zurückzuziehen. Sultan Mahmud II., den M.s Vorbild bei Vertilgung der Janitscharen und Ausbildung neuer Truppen wesentlich gefördert hatte, belohnte M.s Opfer in Griechenland nur durch Abtretung von Candia (1830). Aber die Besorgnisse vor seinen Rüstungen auf seite des Sultans und die Unthätigkeit M.s während des russischen Krieges auf der andern Seite, weiter aber die Furcht vor großen Plänen, die ihm in Stambul zugeschrieben wurden, trieben endlich zu einem großen Kriege zwischen Mahmud und M. Als der Sultan in einem Streite zwischen M. und Abdallah-Pascha von Akka für diesen Partei ergriff, kam im November 1831 der Kampf zum Ausbruch, welcher für M. so glücklich ausfiel, daß ihm der Friedensschluß zu Kutahja (5. Mai 1833) die Abtretung von Syrien und Adana einbrachte. Seit dieser Zeit war jedoch (s. „Ägypten") der Haß Mahmuds II. und Chosrew-Paschas gegen M. so unversöhnlich, daß, geschürt durch die Abneigung sowohl Englands wie Rußlands gegen seine Machtstellung, im Jahre 1839 die Pforte den Krieg wieder eröffnete. Der Sieg der Ägypter bei Nissib (24. Juni 1839), der Tod Mahmuds II., der Abfall der türkischen Flotte zu den Ägyptern (5. Juli) und die Gunst Frankreichs schienen M.s Übermacht zu sichern; er forderte jetzt die Erblichkeit seiner Dynastie und die Absetzung des alten Großwessirs Chosrew-Pascha. Das letztere ist im Spätjahr 1839 allerdings erreicht worden; aber die auf Grund des am 15. Juli 1840 zu London zwischen Rußland, England, Österreich und Preußen zum Schutze des Sultans Abdul-Medschid geschlossenen Vertrags erfolgende britisch-österreichische Intervention veranlaßte die Erhebung Syriens gegen die Ägypter, und M., der in Alexandrien durch die englische Flotte selbst bedroht wurde, schloß am 27. November 1840 den vorläufigen Unterwerfungsvertrag. M. hat nur die Nilprovinzen behauptet, über die ihm der Hattischerif vom 1. Juni 1841 für seine Dynastie die Erblichkeit verlieh; er sollte der Pforte jährlich Tribut zahlen, sich aber den allgemeinen Gesetzen und auswärtigen Verträgen des Reiches fügen, sollte auch ohne Zustimmung des Sultans sein Heer nicht vergrößern, und die Offiziere vom Oberst an aufwärts durch denselben bestätigen lassen. Seit dieser Zeit nicht wieder hervortretend, ist M., der im Jahre 1846 noch einmal Stambul besucht hat, bei wachsendem Stumpfsinn am 17. Juni 1848 für regierungsunfähig erklärt worden. Da sein Stiefsohn Ibrahim-Pascha auch schon am 10. November 1848 starb, so fiel die Herrschaft an M.s Enkel Abbas-Pascha. Der alte M. seinerseits starb am 2. August 1849. — Vgl. Mouriez, Histoire de Méhémét-Ali, 4 Bde. (Paris 1855—58); Rosen, Geschichte der Türkei, 2 Bde. (Leipzig 1866/67); v. Prokesch-Osten, Mehemed-Ali, Vizekönig von Ägypten. Aus meinem Tagebuche 1826—41. (Wien 1877.)

Mehemed-Ali-Pascha (Karl Detroit), osmanischer Heerführer der neuesten Zeit, war ursprünglich deutscher Abkunft, der am 18. November 1827 zu Brandenburg an der Havel geborene, zu Magdeburg ausgebildete, Sohn des preußischen Stabstrompeters Detroit, kam zu Ende 1843 als Schiffsjunge auf einem mecklenburgischen Fahrzeuge nach Stambul, wo er nachher zum Islam übertrat, die Teilnahme des später so einflußreichen Staatsmannes Aali-Pascha erweckte und, durch diesen 1846 der türkischen Kriegsschule zugeführt, seit 1853 als Offizier in den Heeresdienst der Pforte eintrat. Bei guter Begabung ist M. allmählich zu den höchsten militärischen Würden emporgestiegen, obwohl die Türken der neueren Zeit, im Gegensatze zu der Praxis ihrer älteren Jahrhunderte, den fremden Renegaten mit harter Abneigung und intriganter Eifersucht zu begegnen pflegen. Im Krimkriege, in Kämpfen gegen Montenegro und auf Kreta erprobt, 1865 Brigadegeneral und Pascha, 1869 Ferik oder Divisionsgeneral, 1875 Muschir oder Marschall, 1877 in dem bis jetzt letzten russisch-türkischen Kriege Führer der im östlichen Bulgarien aufgestellten türkischen Donau-Armee, nach einer Reihe guter Erfolge (obwohl kein Feldherr von nachdrücklicher Offensive, und ohne rechten Rückhalt an den Unterfeldherren, die dem Fremden abgeneigt waren) am 21. September 1877 durch Tatischef bei Cerkowna geschlagen, dann durch Suleiman-Pascha ersetzt, zu Anfang 1878 aber in Stambul als Serdar-Ekrem zum Abschluß eines Waffenstillstands mit den Russen beauftragt, vertrat er die Pforte im Sommer 1878 als zweiter Bevollmächtigter auf dem Berliner Kongreß, und wurde bei Regulierung der neuen Grenze gegen Montenegro durch empörte fanatische Albanesen am 7. September 1878 zu Diakova ermordet.

Mehemed-Kybrysli-Pascha, der seinen auszeichnenden Zunamen erhalten hat, weil er (1810) auf der Insel Cypern geboren ist. Zuerst Soldat, dann zu Paris und Metz nach europäischer Art militärisch höher ausgebildet, seit 1842 General und Direktor der Militärschulen, gehörte M. K. zu den ausgesprochensten Freunden einer gründlichen Reform innerhalb des Reiches der hohen Pforte, die aber in seinem Sinne nicht lediglich in Nachahmung der abendländischen Einrichtungen bestehen sollte. Wiederholt mit der Regierung wichtiger Provinzen betraut — er war 1846 Statthalter in Jerusalem, 1848 in Belgrad, und unterwarf 1851—53 als Generalgouverneur von Haleb die unruhige Bevölkerung des Hochlands von Hauran —, ist er, durch den berühmten Reschid-Pascha gefördert, 1854 Kapudan-Pascha, vorübergehend auch Großwessir gewesen. Nachher Präsident des Tansimât-(Reform-)Rates, im Mai 1860 abermals zum Großwessir ernannt, ist M. K. im Juni 1861, unter Sultan Abd-ul-Asis, wegen seiner Hinneigung zu Rußland durch seine politischen Gegner Fuad-Pascha und Aali-Pascha vom Ruder verdrängt und als Generalgouverneur nach Edirneh versetzt worden und am 6. September 1871 in Stambul gestorben.

Mehemed-Rüschdi-Pascha (1809 zu Stambul geboren) hat seine Laufbahn wesentlich als Soldat gemacht, nachdem er zuerst 1825 in die Armee eintrat. Seit 1839 Oberst, ist der brave und tüchtige Mann, einer der besten Patrioten der Türkei, seit 1853 wiederholt an die Spitze des Kriegsministeriums gestellt worden, auch zweimal Großwessir gewesen. Nach dem Sturze Mahmud-Nedims wurde er im Mai 1876 abermals Großwessir und überdauerte den damaligen Wechsel des Sultanats, bis er dann am 19. Dezember desselben Jahres vor Midhat-Pascha, dem mächtigen Repräsentanten der Reformpartei, zurücktreten mußte. In den bewegten Zeiten vor dem Berliner Kongreß war M. noch einmal für ein paar Tage (28. Mai bis 4. Juni 1878) Großwessir. Der Übersetzung mehrerer militärischer Werke aus dem Französischen verdankte er seinen Beinamen Müterdschim, „der Übersetzer“.

Ein anderer türkischer Staatsmann der Gegenwart, der ebenfalls den Namen **Mehemed-Rüschdi-Pascha** führte, wurde zur Unterscheidung von dem „Übersetzer“ als „Schirwani-Zade“ bezeichnet, weil er (1824) zu Schirwan, in einer Stadt am Südostfuße des Kaukasus geboren war. Dieser letztere machte seinen Weg von der Seite der Wissenschaften her. In Stambul ausgebildet, Mitglied der Ulemas, endlich Mufti, wurde er durch Fuad-Pascha in den höheren Staatsdienst gezogen. Hatte er zuerst (1860) diesem einflußreichen Manne als Rechtsbeistand in Untersuchung der Greuel von Damaskus (1860) zur Seite gestanden, so wurde er 1862 Generalgouverneur von Syrien, um demnächst mit der obersten Verwaltung der Wakufs, d. i. der Moscheengüter, dann der Finanzen, endlich des Innern betraut zu werden. Der Tod des mächtigen Aali-Pascha (1871) und das Emporkommen Mahmud-Nedims zum Großwessir führte zunächst seinen Sturz herbei; doch erschien er 1872 wieder im Ministerium und wurde 1873 Großwessir. Diese Stellung, in welcher er dem ägyptischen Khedive Ismaïl-Pascha die vielersehnten Zugeständnisse verschaffte, die damals das Nilthal von der Pforte momentan fast unabhängig machten, behauptete M. nur bis zum Januar 1874; den 23. September desselben Jahres ist er dann als Statthalter des arabischen Hedschas zu Taif gestorben.

Mexico, Geschichte von. Über die Eroberung durch Cortez und seine Administration: s. „Cortez“. Nach ihm beherrschten auf fünf Jahre eingesetzte Vizekönige M., „Neu-Spanien“, und sogen es furchtbar für sich aus. Fremde durften M. nicht betreten, Handel wurde im Namen der Regierung in zwei Häfen nach dem Ausland betrieben, aus Acapulco ging jährlich ein Regierungsschiff mit Silber, Gold und spanisch-amerikanischen Erzeugnissen nach Manila und kehrte mit Spezereien, chinesischen und japanesischen Luxuswaren zurück. Nach Veracruz kamen jedes vierte Jahr vier von der Regierung privilegierte Registerschiffe von Sevilla und Cadiz mit den Erzeugnissen Spaniens, andere durften in M. nicht verbraucht werden; von Veracruz schaffte man die Waren auf die Messe in Jalapa, wo sie Großhändler kauften, um sie an Kleinhändler abzulassen. Erst seit 1778 wurde der Verkehr M.s mit Spanien etwas freier. Aber der Druck furchtbarster Knechtschaft lastete auf den unwissenden Eingeborenen und auf den in M. geborenen Spaniern; diese Creolen durften weder Wein, noch Öl, noch Hanf, Flachs und Safran bauen und kein öffentliches Amt bekleiden: die Spanier aus dem Mutterlande allein waren hierzu berechtigt und kamen darum nach M. Die Jesuiten leiteten die Gemüter des Volks, und überall tauchten Klöster auf. Neu-Spanien umfaßte etwa 42,600 □Meilen mit 5,847,000 Seelen (1803) und zerfiel in zwölf Intendanzen für die Zivilverwaltung.

1808 wollte M. Ferdinand VII. treu bleiben, während die reichen Creolen beanspruchten, mit den Spaniern auf einen Fuß gestellt zu werden. Am 14. September 1810 begannen die Creolen unter dem Pfarrer Miguel Hidalgo y Castilla die erste mexicanische Revolution. Als Generalissimus drang Hidalgo mit Beihilfe der Indianer und einem ungeordneten Heere von 80,000 Mann vor, gab aber bald den Sturm auf die Hauptstadt auf, erlitt drei Niederlagen und wurde am 27. Juli 1811 hingerichtet. Seine Generale setzten den Kleinkrieg fort, eine revolutionäre Junta handelte zum Scheine in Ferdinands Namen, vorzüglich zeichnete sich der Priester Morelos als Bandenführer aus, am 19. April 1812 vom Kongresse zu Oajaca mit der Diktatur bekleidet, aber auch er endete durch Pulver und Blei am 21. Dezember 1815. Unter dem Vizekönige Apodaca kehrte die Ruhe zurück, der Bandenführer Bravo wurde gefangen und der gefährliche Mina erschossen; nur Guerrero widerstand den Spaniern. In der Stille aber gärte es, besonders bei den bedrückten Creolen; 1818 brachen wieder Unruhen in Texas aus, und dies erklärte sich im Januar 1819 für unabhängig; Iturbide veranstaltete die zweite Revolution. Über diese und das Kaisertum von 1822—1823: s. „Iturbide“. M. wurde Republik, Guatemala und Guadalajara trennten sich davon als unabhängige Staaten; am 16. Dezember 1823 nahm der neue Kongreß die liberale Konstitution als Bundesstaat von zwanzig Staaten und fünf Gebieten an, die katholische wurde die ausschließliche Staatsreligion. Der Kongreß kontrahierte eine Anleihe von acht Millionen Pfund Sterling, erklärte an Spanien, welches M.s Unabhängigkeit nicht anerkannte, den Krieg und verwies alle geborenen Spanier aus dem Lande. General Vittoria wurde am 31. Januar 1824 erster Präsident auf vier Jahre, warf den Aufstand des Generals Loblato nieder, und Iturbides Rückkehr kostete diesem das Leben; s. „Iturbide“. Erst am 4. Oktober trat die Konstitution in Wirksamkeit, am 13. Januar 1825 wurde der Sklavenhandel abgeschafft; die europäischen Staaten, voran England, und die Vereinigten Staaten von Nordamerika erkannten die Republik M. an, nur Spanien nicht. Am 19. November 1825 fiel der letzte Punkt, den Spanien noch in M. besaß, das Fort San Juan de Ulloa. Nie hörten unter der Säbelherrschaft ehrsüchtiger Generale, dem Einflusse gewissenloser Pfaffen und der Unfähigkeit des abgestumpften Volks, von der Freiheit den rechten Gebrauch zu machen, die Un-

ruhen auf, und gegenüber den Parteien der Escoseses (reaktionäre Zentralisten) und Yorkinos (radikale Föderative) waren die Präsidenten machtlos. Die Escoseses unter General Bravo und die Yorkinos unter General Guerrero befehdeten sich seit 1828, es kam zum Bürgerkriege, und Guerrero wurde darin Präsident, am 1. Januar 1829 vom Kongresse bestätigt. Durch Gesetz vom 20. März d. J. wurden die Spanier aus M. verbannt; 22,000 Mann verließen den Staat und nahmen ihr Vermögen, 140 Millionen Dollars, mit. Guerrero besiegte eine spanische Invasion, aber General Bustamente untergrub seine Stellung, der Kongreß erhob ihn an Guerreros Stelle am 1. Januar 1830 zum Präsidenten, und im neuen Bürgerkriege wurde Guerrero am 17. Februar 1831 erschossen. Aber gegen Bustamente erhob sich General Santa Anna (Santana), war im Verein mit Pedraza siegreich, und der neue Kongreß ernannte ihn im März 1833 zum Präsidenten. Damit hörten jedoch die Aufstände nicht auf; der thatkräftige Santa Anna, gewiß die imposanteste Persönlichkeit des neuen M., löste, um Ruhe zu erzwingen, am 31. Mai 1834 ungesetzlich den Kongreß auf und regierte ganz reaktionär, vom Klerus unterstützt. Fester als je stehend, eröffnete er einen neuen General-Kongreß, der die Miliz reduzierte, hob die Unabhängigkeit der Einzelstaaten am 23. Oktober 1835 auf, fiel aber bei dem Kriege gegen Texas am 20. April 1836 in Gefangenschaft und mußte die Unabhängigkeit von Texas am 14. Mai anerkennen. Im Dezember 1836 erkannte Spanien die Unabhängigkeit M.s an. Santa Annas Anhang unterlag, Bustamente war seit dem 25. Februar 1837 Präsident. Unter ihm kam es 1838—39 zum Kriege mit Frankreich, der für M. mit großen Geldopfern endete. In einer föderalistischen Verschwörung verlor Bustamente die Präsidentschaft, der intrigante Santa Anna übernahm sie 1840 provisorisch, um sich im Oktober 1841 zum Diktator zu erklären, die Bases acordados en Tabucaya zu entwerfen und absolut zu regieren. Äußerst unzart in Geldfragen, trachtete er vor allem danach, recht viel Geld zu sammeln; er negoziierte eine Anleihe von 14 Millionen Dollars, erhob neue Steuern, erpreßte vom katholischen Klerus 15 Millionen Dollars und gestattete auch Nichtkatholiken die Erwerbung von Grundeigentum. Eine Revolution brach am 18. Dezember 1842 aus, der Diktator trieb hierauf den Kongreß zu Paaren, berief einen neuen und verwandelte sich, nachdem auf dem Boden der alten am 12. Juni 1844 eine neue Verfassung gegeben worden, in einen Präsidenten. Aber die Generale Herrera und Paredes erhoben die Waffen gegen ihn, der Kongreß stellte Herrera am 3. Dezember als interimistischen Präsidenten auf, das Heer fiel von Santa Anna ab, er wurde auf der Flucht am 5. Januar 1845 ergriffen, als Hochverräter und Unterschlager am 16. April zu lebenslänglicher Verbannung und Konfiskation des Vermögens verurteilt, und ging nach Cuba. Wegen Texas kam es zum Kriege mit den Vereinigten Staaten von Nordamerika von 1845 bis 2. Februar 1848: M. verlor im Friedensschlusse fast die Hälfte seines Gebiets (die jenseits des Rio grande del Norte gelegenen und nun zu Texas geschlagenen Teile der Staaten Tamaulipas, Cohahuila und Chihuahua, Neu-Mejico und Neu-Californien) und erhielt von den Vereinigten Staaten 15 Millionen Dollars, die bald verschleudert waren. Am 16. September 1845 definitiv eingesetzt, war Herrera unterdessen am 30. Dezember d. J. durch Paredes gestürzt worden, den eine Revolution am 5. August 1846 vom Präsidentenstuhle trieb; der provisorische Präsident Sales, der am 22. August die föderative Republik mit der Verfassung von 1824 wieder einführen ließ, wich im März 1847 Santa Anna, der alsbald wieder die Diktatur übernahm, aber mit Paredes zu kämpfen hatte, endlich entfloh und im Februar 1848 M. verließ. Unter Herreras neuer Präsidentschaft traten die Zerrüttung der Finanzen und die Unsicherheit der Zustände grell zutage, und unter Arista (seit Januar 1851) hörten die Aufstände nicht auf. Nach dem Plane von Guadalajara vom 20. Oktober 1852, den fast ganz M. annahm, sollte Santa Anna zurückgerufen werden, und da täglich die Anarchie stieg, wurde der Ruf nach einer Diktatur laut; am 17. März 1853 wurde sie Santa Anna übertragen. Er entfaltete eine grandiose Thätigkeit und eine Energie, die keine Schonung kannte, entfernte seine Hauptfeinde, organisierte die Verwaltung neu, die Zentralisation durchführend, erneuerte Iturbides Orden, erließ ein strenges Preßgesetz u. s. w. Er suchte das Heer auf einen imposanten Fuß zu bringen und den Klerus durch Wiederzulassung der Jesuiten zu bestechen. Wenigstens dem Anscheine nach war das Volk zufrieden, und Santa Anna erhielt am 16. Dezember als Altezza Serenissima die Diktatur auf Lebenszeit. Ein Grenzstreit mit den Vereinigten Staaten wurde durch den Gadsden-Vertrag vom 30. Dezember 1853 beigelegt.

Aber die Einfälle der Indianer und Abenteurerzüge hörten nicht auf, die harten Maßregeln des gewissenlosen Diktators häuften Haß gegen ihn, Generale machten Pronunciamentos: Santa Anna mußte schließlich abdanken und sich am 19. August 1855 nach Havanna begeben. Die wildeste Anarchie brach los, ein Präsident stürzte den andern, und als am 10. Dezember General Comonfort provisorisch das Amt antrat, war er in vier Monaten der fünfte (innerhalb 40 Jahren der sechsunddreißigste) Inhaber. Auch er besaß nicht allgemeines Vertrauen, aber er befestigte sein maßvolles Regiment, sich den Liberalen zuneigend, und arbeitete an einer neuen Verwaltung und Verfassung; er verbot dem Klerus den Besitz von Grundeigentum, proklamierte die Gewissensfreiheit und wies die Jesuiten aus. Die Aufstände gegen ihn wurden darum vom Klerus unterstützt; dieser verweigerte der neuen, strengdemokratischen Verfassung vom 5. Februar 1857 jede Mitwirkung, und endlich sah sich der Präsident, der im Juli definitiv gewählt worden war, gezwungen, die Verfassung am 16. Dezember wieder aufzuheben. Im Januar 1858 wurde er gestürzt und General Zuloaga interimistischer Präsident; als Erzreaktionär stellte er die Vorrechte

des Klerus wieder her, aber derselbe half ihm nicht, seine zahllosen Feinde zu bändigen; ³/₄ der Republik erkannten ihn nicht an, und er dankte am 2. Februar 1859 ab, während der Vize-Präsident Benito Juarez in Veracruz eine Nebenregierung errichtete. General Miramon sah, zur Präsidentschaft gelangt, in Juarez seinen bedrohlichsten Gegner; dabei war er mit den Vereinigten Staaten in Fehde, hatte beständig mit Zuloaga, Ortega u. a. zu kämpfen und verlor fast das ganze Land. Am 11. Januar 1861 verlegte Benito Juarez seine Residenz nach der Hauptstadt Mejico, und das Ausland erkannte ihn als Präsidenten an. Er verwies seine Feinde oder verfolgte sie im Bürgerkriege, setzte die Verfassung von 1857 in Kraft und wurde am 30. Juni vom Kongresse zum Präsidenten mit diktatorischer Gewalt erwählt. Wegen der beispiellosen Finanzzerrüttung beschloß der Kongreß am 17. Juli die Suspendierung aller Zahlungen auf zwei Jahre. Infolge dessen brachen die Regierungen von Frankreich und Großbritannien jeden Verkehr mit der mejicanischen ab, diese ließ ein Attentat auf den französischen Gesandten ohne Untersuchung, und quälte Engländer und Franzosen, wo sie konnte. Frankreich, Spanien und Großbritannien einigten sich in der Londoner Konvention am 31. Oktober zur gemeinsamen Intervention in M., zu der auch hervorragende Verbannte anfeuerten, und forderten Genugthuung für die ihren Unterthanen zugefügten Unbilden sowie Garantieen gegen deren Wiederkehr, aber keinerlei Gebietserwerbung oder ein Recht auf Einmischung in die inneren Angelegenheiten. Napoleon III. freilich dachte schon an die Errichtung einer Monarchie unter dem Erzherzoge Ferdinand Maximilian.

Juarez ließ das Ultimatum der Gesandten Großbritanniens und Frankreichs vom 24. November unbeantwortet; er rechnete auf die natürlichen Hindernisse M.s gegen einen Angriff und auf die Uneinigkeit unter den Gegnern, zumal die Vereinigten Staaten von Nordamerika schon um des republikanischen Prinzips willen am 4. Dezember den Beitritt zur Londoner Konvention abgelehnt hatten; eine Hilfe konnte freilich M. von Washington aus nicht erwarten, da der Sezessionskrieg Nordamerika durchraste. Am 8. Dezember traf die spanische Escadre unter Rubalsava vor Veracruz ein, General Gasset setzte am 17. 6000 Spanier ans Land. Juarez ließ nun weit und breit alles verwüsten, alle Nahrungs- wie Transportmittel wegschaffen und dehnte, am 15. vom Kongresse mit umfassenden Vollmachten versehen, die Einkommensteuer auf die Ausländer aus, wogegen der preußische Ministerresident am 2. Juni Protest einlegte.

Anfangs Januar 1862 trafen das französische und das britische Geschwader unter Jurien de la Gravière, de Lorencez, Dunlop und Lowder und ein neues spanisches Corps unter General Prim ein. Aber schon bei der Feststellung der Höhe der Entschädigungen zeigte sich am 13. Januar die Zwietracht der Kabinette, die Juarez geschickt benutzte. Prim schloß am 19. Februar mit M. zu La Soledad Präliminarien, worin er namens der drei Mächte erklärte, sie beabsichtigten keineswegs die Souveränität und Unabhängigkeit M.s anzufechten; um die streitigen Ansprüche auszugleichen, sollten in Orizaba Verhandlungen stattfinden. Die Briten verließen M., die Franzosen besetzten Tehuacan, die Spanier Cordova und Orizaba, aber ehe es hier zu den Verhandlungen kam, führten die Ankunft des von den Franzosen protegierten Generals Almonte und die allmähliche Aufklärung über Napoleons Pläne zum Bruche unter den Alliierten; die letzten britischen und die spanischen Truppen räumten M. Anfang Mai, die Londoner Konvention vom 31. Oktober 1861 war zerrissen, Frankreich allein stand M. gegenüber. Juarez forderte zum Vernichtungskriege gegen die Franzosen auf, sie hingegen versicherten den Mejicanern, sie bekämpften nur seine Mißwirtschaft und wollten M. regenerieren, rückten voran, litten aber nicht, daß Juarez' Feinde Almonte zum Präsidenten erhoben. Das Volk zeigte sich gleichgültig oder feindselig. Den Sturm des Generals Lorencez auf Puebla schlug General Zaragoza am 4. Mai ab, Lorencez ging auf Orizaba zurück, zog Verstärkungen an sich und wies die feindlichen Angriffe vom 12—15. Juni ab. Seine Truppen litten furchtbar durch Terrainschwierigkeiten, Strapazen und das gelbe Fieber; Napoleon aber wollte den Krieg um jeden Preis fortsetzen, in M. die Zivilisation durchführen und „der lateinischen Rasse jenseits des Ozeans ihren Glanz wieder verleihen". General Forey, der am 22. September landete und bald 45,000 Mann um sich scharte, betonte in seinen Proklamationen die zivilisatorische Aufgabe Frankreichs, das nur Juarez bekriege, und brach mit den Reaktionären. Ortega sah sich trotz seines Heroismus gezwungen, am 17. Mai 1863 in Puebla zu kapitulieren, und die Straße nach der Hauptstadt lag frei vor Forey. Juarez verließ am 31. mit 7000 Soldaten und den Ministern die Residenz und feuerte aus San Luis de Potosi die Nation zum Kampfe an. Am 7. Juni traf die französische Vorhut unter Bazaine, am 10. Forey und Almonte in der Stadt Mejico ein, Forey organisierte eine Junta superior del gobierno von 35 Personen, und diese ernannte eine Regentschaft (die Generale Almonte und Salas, der Erzbischof von M., Labastida). Am 8. Juli trat eine Notabelnversammlung von 250 Mitgliedern (215 und die Junta superior) zusammen und faßte am 10. mit 230 Stimmen die Beschlüsse: die Nation wolle einen Kaiser und zwar den Erzherzog Ferdinand Maximilian; nehme dieser nicht an, so möge ihr Napoleon einen andern katholischen Fürsten bezeichnen. Die Regentschaft nannte sich nun Regentschaft des mejicanischen Kaisertums. Über die Annahme der Krone durch Maximilian: s. bei diesem. Guerillas umschwärmten unterdessen beständig das französische Heer; Forey, der sich offen den reaktionären Gelüsten der Regentschaft widersetzte, wurde am 1. Oktober durch Bazaine ersetzt und ging nach Europa. Von Bazaine bedroht, löste sich der Kongreß in San Luis de Potosi am 20. November auf, Juarez zog am 18. Dezember nach Saltillo und dann nach Monterey, und Mejia besetzte am 24. San Luis de Potosi. Über Bazaines Stellungnahme

zu den Klerikalen; s. „Bazaine“. Die Franzosen nahmen am 5. Januar 1864 Guadalajara, am 23. Campeche, wodurch ganz Yucatan sich unterordnete, im Februar Aguas Calientes und Zacatecas; Santa Anna landete und erklärte sich am 27. Februar für Maximilian, aber die Franzosen veranlaßten ihn aus Mißtrauen, M. wieder zu räumen. Maximilian I. erließ am 10. April die ersten Dekrete als Kaiser von M. und einigte sich mit Napoleon dahin, er wolle diesem für die mejicanische Expedition bis zum 1. Juli 1864 270 Millionen Frs. und für jeden über diesen Termin hinaus in M. bleibenden Soldaten jährlich 1000 Frs. zahlen, auch die französischen Unterthanen für ihre Einbußen entschädigen. Maximilian nahm mit Napoleons Unterstützung in London eine Anleihe von 201,600,000 Frs. (nominal) auf, ernannte Almonte zu seinem Stellvertreter, bis er ankomme, landete mit der Kaiserin am 29. Mai und zog am 12. Juni in der Hauptstadt ein; die Begeisterung, besonders der Indianer, war grenzenlos. Maximilian bereiste alsbald die Provinzen, erließ eine Amnestie für politische Vergehen, hob die Zensur auf und suchte Ruhe und Ordnung zu schaffen; alle Großmächte erkannten ihn im Laufe des Jahres 1864 an. Die Franzosen besetzten Acapulco, Durango, Saltillo und Monterey, Juarez zog nach Chihuahua und seine Truppen erlitten durch Oberst Martin am 21. September die Niederlage von Estanzuela; Mejia eroberte Matamoros, bald fielen Colima, Mazatlan, Manzanillo u. a. Städte. Der Kaiser schuf eigene Truppen und aus den ihm gefolgten Österreichern und Belgiern Fremdenlegionen. Bald machten ihm der Klerus und die Finanzen ebenso viel zu schaffen wie Juarez, dessen Guerillas ihm keine Ruhe gönnten und gegen den seine Oktober-Dekrete von 1865 nichts fruchteten. Er ging auf die klerikalen Zumutungen, die der Nuntius Meglia stellte, nicht ein, denn er wollte sich nicht alle Freigesinnten zu Todfeinden machen, und so verfeindete er sich, ohne letztere zu gewinnen, mit dem Klerus, seiner einzigen Stütze. Bei den zerfahrenen Verhältnissen blieben Maximilians unermüdliche Arbeit und Reformlust auf allen Gebieten, die Erleichterung und Verbesserung von Verkehr und Unterricht resultatlos; das Heer wurde nie zu einem organischen Ganzen, die Unehrlichkeit der Beamten ließ die Administration nicht gedeihen, Bazaine erschwerte dem Kaiser die Stellung, wo er konnte (s. Näheres bei „Bazaine“). Ein schwindelhaftes neues Anlehen von 250 Millionen Frs. (in Paris abgeschlossen), von dem nur 136 Millionen an M. gezahlt wurden, zerrann; Schatzbons wurden ausgegeben, die Steuern erhöht, Beamtung und Hofhalt vermindert, die Vertretung im Auslande beschränkt; Maximilian verzichtete auf $^2/_3$ der Zivilliste und sequestrierte die Güter seiner Gegner; aber er konnte sich nicht halten. Juarez blieb trotz aller Schicksalsschläge dem Gedanken treu, die Fremdherren zu stürzen; immer offener traten die Vereinigten Staaten von Nordamerika auf seine Seite gegen Maximilian und Napoleon, und letzterer wollte, durch das Jahr 1866 beschäftigt, einen Krieg mit der Union vermeiden. Er ließ Maximilian fallen, da dieser ritterlich den Vorschlag, abzudanken, verwarf; Bazaine begann M. zu räumen bereits im Juli 1866 und beendete dies Geschäft im März 1867. Die Reise der Kaiserin nach Paris und Rom, um Hilfe zu erbitten, führte zu keinem Erfolge; s. Näheres bei „Marie Charlotte von M.“. Bald besaßen die Juaristen wieder das Land, überall schossen die Guerillas aus dem Boden auf, Juarez verlegte seinen Sitz am 10. Dezember 1866 nach Durango. Miramon wurde von Escobedo bei San Jacinto geschlagen; der Kaiser zog nun, um ihm Hilfe zu bringen, am 19. Februar 1867 nach Queretaro, aber Escobedo schloß ihn hier ein, und am 15. Mai fiel er durch den Verrat seines Obersten Miguel Lopez auf dem Platze Las Campanas mit der Festung in Escobedos Hände. Bei einem Landungsversuche wurde Santa Anna am 11. Juni in Sisal gefangen und Juarez ausgeliefert, der ihn aber ziehen ließ. Vergebens verwendeten sich die Höfe, vergebens selbst die Union und Garibaldi bei dem nun allgewaltigen Juarez für Maximilians Schonung. Am 2. April nahm General Porfirio Diaz Puebla und am 20. Juni Mejico, Juarez am 25. Juni Veracruz. Ein Kriegsgericht verurteilte Maximilian und seine treuen Generale Miramon und Mejia am 13. Juni zum Tode, und Juarez ließ den Ruf der Barmherzigkeit, den der preußische Ministerresident v. Magnus erschallen ließ, unerhört, verweigerte auch dem Kaiser die erbetene Zusammenkunft und ließ ihn, Miramon und Mejia am 19. Juni 1867 in Queretaro erschießen. Die fremden Truppen durften M. verlassen, gegen die mejicanischen Anhänger des Kaisertums aber erging ein grausames Strafgericht, und am 15. Juli zog Juarez mit seinem Ministerium wieder in der Residenz ein.

Im Dezember 1867 wieder zum Präsidenten gewählt, konnte er trotz Blutvergießens die Anarchie nicht bannen; ein Rechtsgelehrter, suchte er vergeblich mit legislativen Allgemeinheiten zu wirken, während es ihm an Autorität und organisatorischem Talente gebrach. Rasch folgten sich die Empörungen, Santa Anna und Ortega waren ihre Hauptführer, aber Juarez besiegte sie. Das Ausland wurde dadurch schwer betroffen, daß Juarez die kaiserlichen Anlehen ebenso wenig wie die bei Maximilian accreditierten Gesandten anerkannte. Mit dem Norddeutschen Bunde schloß er 1869, mit Italien 1870 einen Freundschafts-, Handels- und Schiffahrtsvertrag. Die Präsidentenwahl von 1871 führte zu stürmischen Kämpfen zwischen den Bewerbern Juarez, Porfirio Diaz und Lerdo de Tejada, aber die Majorität des Kongresses entschied am 16. September 1871 für Juarez, Diaz wurde in hartem Ringen besiegt, und Juarez trat am 1. Dezember wieder sein Amt an, um es in beständigem Kampfe mit der Insurrektion bis zum Tode, am 18. Juli 1872, zu führen. Sein Nachfolger Lerdo de Tejada (seit 1. Nov. 1872) mußte fortgesetzt mit Porfirio Diaz kämpfen, sah Finanzen und Industrie trotz seines ehrlichen Strebens am Boden liegen, hatte mit den widrigsten Kirchenzwisten zu rechnen, wurde zwar im Juli 1876 abermals gewählt, aber Iglesias und Diaz warfen sich als Prätendenten auf. Am 16. November von Diaz bei Inaniantina

besiegt, entfloh Lerdo de Tejada, Diaz zog in der Residenz ein, besiegte Iglesias und wurde vom Kongresse im Februar 1877 zum Präsidenten gewählt. Mehrere Versuche Lerdos, sich der Gewalt zu bemächtigen, wurden 1877 von Porfirio Diaz vereitelt. Dieser konnte freilich die Pronunciamentos kecker Generale nicht verhüten und kam in mehrfache Konflikte mit der Union, die ihn darum erst 1878 anerkannte; seine Minister und sein Kongreß lähmten ihn, aber im ganzen führte er ein geordnetes Regiment; er beobachtete gewissenhaft die Konstitution vom 5. Februar 1857, reorganisierte das kostspielige und elende Heerwesen, suchte Handel und Industrie aus dem Schutte zu erheben und sah mit Stolz auf seine Amtung zurück, als am 1. Dezember 1880 sein Freund, der General Manuel Gonzalez, mit der Präsidentenwürde bekleidet wurde; mit Diaz fuhr Gonzalez fort zu reformieren, Handel und Verkehr blühten auf, im Baue von Eisenbahnen wurde eine fabelhafte Rührigkeit bemerkt; die Einwanderung nach M. nahm zu, besonders aus der Union und Italien, im Dezember 1882 kam ein Handelsvertrag mit dem Deutschen Reiche auf dem Fuße der meistbegünstigten Staaten zuwege, und ein Grenzstreit mit der Republik Guatemala endete mit deren Verzichtleistung auf den unberechtigt prätendierten Landstrich Soconusco im Staate Chiapas. Im Juli 1884 wieder gewählt, übernahm Porfirio Diaz am 1. Dezember 1884 die Präsidentschaft.

Vgl. Young, History of Mexico, New-York 1847; Alaman, Historia de Mejico, 5 Bde., Mejico 1849—52; v. Richthofen, Die äußeren und inneren Zustände der Republik Mejico, Berlin 1859; Welzhofer, Die Republik Mejico, Leipzig 1862. Die Werke über Maximilian und seine Zeit: s. bei „Maximilian I".

Meinders, Franz v., einer der hervorragendsten Staatsmänner des Großen Kurfürsten. Von seiner Jugend weiß man nur, daß er aus der Grafschaft Ravensberg stammte und die Rechte studiert hatte. Er stand zuerst im Dienste des Grafen Georg Friedrich von Waldeck, der in der ersten Periode nach dem Dreißigjährigen Kriege die brandenburgische Politik leitete. In die Dienste des Kurfürsten selbst übergetreten, machte er die übliche Ämterlaufbahn durch und wurde 1672 zum Geheimen Rat ernannt. Seine Hauptthätigkeit war der auswärtigen Politik gewidmet; bald erscheint er als Gesandter, bald als Unterhändler in einzelnen wichtigen Fällen: der jülich-clevische Erbvertrag von 1666 (Vertrag von Cleve), das holländische Bündnis von 1672, der Frieden von Vossem von 1673, auch der Frieden von St. Germain von 1679 und das Bündnis mit Frankreich waren M.s' Werke. Nach dem Tode Schwerins (1679) haben Fuchs und M. die oberste Verwaltung, sowie die auswärtige Politik des brandenburgischen Staates geleitet. Von seinem Herrn erhielt M. den brandenburgischen, vom Kaiser den Reichsadel. Der bedeutendste und zugleich der letzte Handel, bei welchem M. unter Friedrich III. thätig erscheint, ist die Ordnung der Angelegenheit von Schwiebus. Er starb 1695. — Nach dem Artikel in der „Allgemeinen Deutschen Biographie."

Melanchthon, Philipp, der Humanist, Reformator und Praeceptor Germaniae, ist geboren am 16. Februar 1497 zu Bretten in der Pfalz, als Sohn eines Waffenschmieds Georg Schwarzerd und seiner Gattin Barbara geb. Reuter. Seine erste Bildung erhielt er teils in der Stadtschule zu Bretten, teils durch einen Privatlehrer Unger aus Pforzheim, kam dann nach dem Tod seines Vaters und Großvaters nach Pforzheim in die dortige Stadtschule und in das Haus seiner Großmutter, einer Schwester des Humanisten Johann Reuchlin, der sich des talentvollen Knaben freundlich annahm und seinen deutschen Familiennamen in den griechischen Gelehrtennamen Melanchthon oder Melanthon umwandelte. Auf seinen Rat bezog er 1509, noch nicht 13 Jahr alt, die Universität Heidelberg, wurde 1511 Baccalaureus, übersiedelte aber 1512 nach Tübingen, wo er 1514 Magister wurde und immer entschiedener der humanistischen Richtung sich zuwandte: er trieb mit großem Eifer philologische und philosophische Studien, hielt Vorlesungen über lateinische Schriftsteller und über griechische Grammatik, beschäftigte sich daneben aber auch mit mathematischen, historischen, medizinischen und juristischen, besonders aber mit theologischen Fragen, wozu vornehmlich die Erasmische Ausgabe des Neuen Testamentes ihn anregte, und galt in der Zeit des Kampfes zwischen Reuchlinisten und den viri obscuri bereits als einer der tüchtigsten Vertreter der neuen Richtung. — Auf Empfehlung seines Großoheims Reuchlin 1518 nach Wittenberg berufen, als Lehrer der griechischen Sprache und Litteratur, eröffnet er seine dortige Wirksamkeit mit der bahnbrechenden Rede „de corrigendis adolescentium studiis", worin er das Programm seines akademischen Wirkens aufstellt, und entfaltet trotz seiner Jugend und zarten Gesundheit bald eine solche Anziehungskraft, daß alles voll ist von seiner Bewunderung und daß die Studentenzahl in Wittenberg rasch von einigen Hunderten auf mehrere Tausende stieg. Zwischen M. und Luther bildete sich bald trotz aller Verschiedenheit der beiden Persönlichkeiten ein inniges, auf gegenseitiger Achtung begründetes Verhältnis der Freundschaft, das noch enger wurde seit den Tagen der Leipziger Disputation (Juli 1519). Obwohl hier M. nur die Rolle eines „müßigen Zuschauers" spielen wollte, wurde er doch in den Kampf mit Eck hineingezogen durch einen brieflichen Bericht, den er an den Baseler Ökolampad über den Gang des Gespräches anstellte und der einen Schriftenwechsel zwischen M. und Eck zur Folge hatte („Excusatio Eccii" und „Defensio M. contra E."). Immer eifriger beschäftigt er sich jetzt neben den philologischen und philosophischen mit theologischen und besonders biblischen Studien, liest über neutestamentliche Schriften, schreibt über die paulinische Lehre, weist hin auf den Unterschied zwischen scholastischer und biblischer Theologie und betont das ausschließliche Recht der heiligen Schrift, Glaubensartikel zu begründen. Mitten unter diesen angestrengten Arbeiten verheiratet er sich im November 1520 auf den Rat seiner Freunde mit Katharina, Tochter des Wittenberger Bürgermeisters Krapp, mit der er eine 37jährige glückliche, mit zwei Söhnen und zwei Töchtern geseg-

nete Ehe geführt hat. An dem reformatorischen Kampf beteiligt er sich nicht bloß durch mehrere Schutzschriften für Luther gegen die Angriffe eines italienischen Dominikaners Thomas Rhadinus wie gegen die Pariser Theologen (1521), sondern sucht auch durch Vorlesungen und Schriften das Werk der Studien- und Kirchenreform in selbständiger Weise zu fördern, besonders durch sein dogmatisches oder biblisch-theologisches Hauptwerk, seine in dem Jahre 1519—21 aus Vorlesungen über den Römerbrief erwachsenen „Loci communes rerum theologicarum“ (1521 erstmals gedruckt, dann in zahlreichen teils erweiterten, teils umgearbeiteten Ausgaben), eine Zusammenstellung der Grundwahrheiten des Christentums aus der heiligen Schrift, besonders den paulinischen Briefen, die erste Dogmatik der neuen evangelischen Kirche.

Schmerzlich vermißte M. Luthers Gegenwart in den Jahren 1521 und 1522, während des Wormser Reichstages und des Wartburgaufenthaltes (21. April bis 22. Mai), zumal während der durch Karlstadt und Didymus, später durch die Zwickauer Propheten veranlaßten Wirren und Stürme: er mahnte zur Mäßigung, vermochte aber den Sturm nicht aufzuhalten und verlangte daher immer dringender Luthers Rückkehr, da dieser allein imstande sei, die Geister zu prüfen, den Sturm zu beschwichtigen (vergl. den Art. „Karlstadt“). Am liebsten hätte er sich nun von den kirchlichen Dingen und den theologischen Fragen ganz und gar zurückgezogen und sich auf seine philologischen Studien und Vorlesungen beschränkt, während dagegen Luther in ihn drang, sich mehr und mehr theologischen Arbeiten, besonders der Schrifterklärung zuzuwenden. Insbesondere nahm er seine Mitarbeit in Anspruch für die Fortsetzung und Vollendung der auf der Wartburg begonnenen deutschen Bibelübersetzung (1522 ff.). Aber auch sonst ist aus seiner Feder eine ganze Reihe von theologischen und kirchenpolitischen Schriften geflossen, welche tief in den Gang der deutschen Reformation eingriffen; so 1524 während einer Reise nach Süddeutschland eine „Darstellung des evangelischen Lehre“, die er dem Kardinal Campeggi widmete (1524), eine „Epitome doctrinae ch.“, durch welche Landgraf Philipp für die Reformation gewonnen wurde, ein „Gutachten über die 12 Artikel der Bauern“, das er für den Kurfürsten von der Pfalz ausarbeitete (1525), dann sein „Visitationsbüchlein“ oder seine „Artikel für die kursächsische Kirchenvisitation“ 1527 ff., an der er auf Luthers Wunsch und im Auftrag des Kurfürsten Johann von Sachsen sich beteiligte, ein „Gutachten über die Wiedertäufer“ u. s. w., vor allen aber der wichtigste Beitrag, den er zum Werke der Kirchenreformation und der Begründung der evangelischen Kirche geliefert hat: das „Augsburgische Bekenntnis“ des Jahres 1530 und dessen Verteidigung — die „Confessio“ und „Apologia Augustana“ (siehe darüber die besonderen Artikel dieser Encyklopädie).

So gab es schon zu Luthers Lebzeiten keine wichtige Verhandlung der evangelischen Theologen und Reichsstände, wozu M. nicht zugezogen wurde. Im Februar 1529 begleitete er seinen Kurfürsten nach Speier zum Reichstag, 1529 im Oktober nahm er teil am Marburger Gespräch, wo er mit Zwingli sich unterredete, während Luther mit Ökolampad verhandelte, 1530 von Juli bis September an den vergeblichen Vergleichsverhandlungen in Augsburg, wo seine Nachgiebigkeit und Ängstlichkeit soweit ging, daß er bei seinen Glaubensgenossen in den Verdacht der Halbherzigkeit oder gar des Verrats an der evangelischen Sache kam, 1534 am Kasseler Gespräch, 1536 an der sogen. Wittenberger Concordia inbetreff der Abendmahlslehre, 1536 an den Verhandlungen über das vom Papst ausgeschriebene Mantuaner Konzil, 1537 an dem Konvent zu Schmalkalden, für den er seinen Traktat über die Gewalt des Papstes und die Jurisdiktion der Bischöfe ausarbeitete, 1540/41 an den Religionsgesprächen zu Hagenau, Worms und Regensburg, 1542 ff. an den Vorarbeiten für die Kölner Reformation, 1544 an den neuen Religionsverhandlungen im Deutschen Reich, für welche er die sogen. Wittenberger Reformation, d. h. einen für die Verhandlungen zwischen Kaiser und Reich bestimmten, möglichst konservativ gehaltenen Vergleichsentwurf ausarbeitete. Und nicht bloß in Deutschland wurde M.s Rat oder thätige Beihilfe beim Werk der Kirchen- und Schulreformation von den verschiedensten Seiten her (Sachsen, Brandenburg, Württemberg, Nürnberg, Leipzig, Mecklenburg ꝛc.) in Anspruch genommen, ohne daß er sich je hätte entschließen können, Wittenberg dauernd zu verlassen: auch Frankreich und England suchten ihn wiederholt, aber vergeblich zu gewinnen. Er lehnte alle derartigen Berufungen ab teils aus eigenem Entschluß, teils weil Luther und der Kurfürst den „treuen Mann“ und unentbehrlichen Gehilfen nicht wollten ziehen lassen. Zwar fehlte es zwischen den beiden so grundverschiedenen und doch so innig verbundenen Wittenberger Reformatoren keineswegs an momentanen Differenzen und Verstimmungen, da einerseits der glaubensstarke Luther nicht selten guten Grund hatte, die allzu große Ängstlichkeit und Nachgiebigkeit M.s zu beklagen, und da anderseits M. durch Luthers Autorität und Schroffheit sich beengt und gedrückt fühlte. Insbesondere war es die Abweichung M.s von Luthers Abendmahlslehre, der er selbst 1529 und 1530 zugestimmt hatte, die er aber später unter dem Einfluß Bucers und Calvins merklich modifizierte, was zur Störung des beiderseitigen Verhältnisses beitrug. Aber trotz aller Verdächtigungen und Verstimmungen kommt es doch, so lange Luther lebt, zu keinem Bruch. Als M. 1540 aus Kummer über die Doppelehe Philipps von Hessen und das dadurch gegebene Ärgernis zu Weimar tödlich erkrankte, war es Luther, der durch sein glaubensvolles Gebet und seinen tröstlichen Zuspruch ihn dem Leben wiedergab, und gerade in Luthers letzter Lebenszeit hatte das Verhältnis beider Männer wieder aufs freundlichste sich gestaltet. Um so tiefer fühlte dann aber M. auch den schweren Schlag, der ihn und die evangelische Kirche traf durch Luthers unerwarteten Tod am 18. Februar 1546. Soeben hatte er „dem ehrwürdigen Manne, dem Wiederbringer der reinen Lehre, seinem teuersten Vater“ eine glückliche Heimkehr gewünscht, da erhielt er von Jonas die Todesnachricht, die er tiefgebeugt

und unter Thränen seinen Studenten mitteilte. Er hielt dem geschiedenen Freund eine lateinische Leichenrede, nahm sich seiner Hinterbliebenen liebevoll an und setzte ihm ein litterarisches Denkmal in seiner „Vita Lutheri", die er dem zweiten Band der „Opera Lutheri" als Einleitung beigab.

Mit Luthers Tod beginnt M.s schwerste Zeit — die Zeit seines letzten Streitens und Leidens — 1546—60. Bisher Luthers Gehilfe und Mitarbeiter am Werke der Kirchenreformation, sieht er sich jetzt plötzlich in die erste Stelle vorgeschoben als Leiter der Wittenberger Universität und der lutherischen Kirche, „befreit von der ‚Knechtschaft', die er bisher getragen", aber auch entblößt des Schutzes und Haltes, den ihm Luthers Ansehen und Festigkeit bisher gewährt hatte, — und das in demselben Moment, wo der Kriegssturm über Kursachsen hereinbrach, wo die Universität zerstreut, die ganze evangelische Kirche durch das kaiserliche Interim und bald darauf durch innere Parteikämpfe aufs gefährlichste bedroht ward. Kaum hatte nach der Schlacht bei Mühlberg der neue Kurfürst Moritz die Wiederherstellung der Universität Wittenberg angekündigt, so kehrte auch M. wieder in „sein geliebtes Nest an der Elbe" zurück, ohne auf die Anerbietungen zu hören, die ihm von verschiedenen Seiten her und insbesondere von Jena aus zugekommen, wo die Gründung einer neuen Ernestinischen Universität, einer Rivalin Wittenbergs, beabsichtigt wurde. Noch schwerere Anfechtungen bereitete ihm 1548 ff. das kaiserliche Interim (s. d.). Sein Widerspruch gegen dasselbe erregte den Zorn des Kaisers. Als er sich dann bewegen ließ, an den Verhandlungen über eine Modifikation des Augsburgischen, das sogen. Leipziger Interim, teilzunehmen, und insbesondere als aus diesem Anlaß ein vertraulicher Brief M.s an den kursächsischen Rat Carlowitz veröffentlicht wurde: so wurde dies für M. eine Quelle von Angriffen, Verdächtigungen und Streitigkeiten, die dem alternden Manne den Rest seines Lebens verbitterten (die sogen. Philippistischen Streitigkeiten mit ihren Unterabteilungen, dem sogen. adiaphoristischen, majoristischen, synergistischen, krypto-kalvinistischen Streit), sodaß es kein Wunder war, daß er zuletzt nur noch den einen Wunsch hatte, erlöst zu werden von der rabies theologorum (das Nähere hierüber gehört in die Kirchengeschichte und speziell in die Geschichte des lutherischen Lehrbegriffs). Seine Sehnsucht erfüllte sich, nachdem er trotz zunehmender Kränklichkeit unermüdlich bis in seine letzten Lebenstage fortgearbeitet und fortgestritten, am 19. April 1560, wo er infolge einer Erkältung, die er auf einer Dienstreise nach Leipzig sich zugezogen, nach kurzer Krankheit sanft und ohne Todeskampf inmitten der Seinigen in Wittenberg starb. Seine Leiche wurde neben Luthers Grab in der Schloßkirche beigesetzt. Seine Frau war ihm 1557 während des Wormser Kolloquiums im Tode vorausgegangen; von seinen vier Kindern überlebten ihn zwei, eine Tochter Magdalena, die Gattin des kursächsischen Leibarztes Peucer, und ein Sohn Philipp, gestorben 1603 als kursächsischer Konsistorialsekretär.

Das Urteil der Nachwelt wie der Zeitgenossen über M.s theologisch-kirchliche Stellung und Bedeutung ist natürlich nach dem verschiedenen Standpunkt der Beurteiler ein sehr verschiedenes, ja entgegengesetztes gewesen: eine vorherrschend orthodox-lutherische Richtung hat lange Zeit hindurch und noch bei manchen „Lutheranern" der Gegenwart einer gerechten Würdigung seiner Verdienste im Wege gestanden. Und auch sein persönlicher Charakter hat viel Lob und Tadel erfahren, je nachdem man mehr die Lichtseiten desselben — seine echte Humanität, christliche Pietät, seine Berufs- und Freundestreue, seine Milde und Friedfertigkeit — oder die Schattenseiten, seine übertriebene Ängstlichkeit, Reizbarkeit, Empfindlichkeit &c. hervorgehoben hat. Allgemein anerkannt aber und unangefochten blieb seine wissenschaftliche Tüchtigkeit und Vielseitigkeit, seine ausgebreitete und verdienstvolle akademische, litterarische, pädagogische Wirksamkeit, die ihm den Ehrennamen des Praeceptor Germaniae, des Reformators und Organisators des Gelehrtenschulwesens in Deutschland, verschafft hat. Mehr theoretisch als praktisch begabt, mehr konservativ als aggressiv, mehr ein Mann des vielseitigen Talents und Wissens als der schöpferischen Genialität, mehr Humanist und Pädagog als Theolog und Kirchenmann, war M. nicht dazu berufen und hat sich auch nicht dazu gedrängt, die leitende Persönlichkeit beim reformatorischen Kampf und kirchlichen Neubau zu werden. Aber unter allen Mitarbeitern Luthers am Reformationswerk ist er der treueste und tüchtigste; insbesondere aber ist er es, der, als der Humanist unter den Reformatoren und als echtester Typus der evangelischen Humanität, die humanistische Bildung und Wissenschaft voll und ganz in den Dienst der evangelischen Kirchenreformation gestellt und die reformatorischen Gedanken mit der Schule, der Wissenschaft, der allgemeinen Bildung zu vermitteln gesucht hat.

Von M.s zahlreichen Schriften giebt es zahllose Einzelausgaben, über welche eigene bibliographische Schriften von Strobel, Bindseil &c. Auskunft geben; die beste und nahezu vollständige Gesamtausgabe haben K. G. Bretschneider und H. E. Bindseil geliefert in den ersten 28 Bänden des sogen. „Corpus reformatorum" (Halle und Braunschweig 1834—60). Von Biographieen M.s sind zu nennen die beiden zeitgenössischen von Heerbrand 1560 und Camerarius 1566, und die beiden neuesten und besten von Meurer 1860 u. 1869 und von C. Schmidt 1861. Weiteres Material und litterarische Nachweisungen geben die beiden Artikel über M. in der „Theol. Real-Encyklopädie" (von Landerer und Herrlinger) und in der „Allgem. deutschen Biographie" (von Wagenmann).

Melas, Mich. Friedr. Bened., Ritter v., österreichischer General, geboren am 12. Mai 1729 zu Radeln bei Schäßburg in Siebenbürgen, gestorben am 31. Mai 1806. Sohn des evangelischen Pfarrers Bartholomäus, widmete sich der junge Sachse dem Kriegsdienste, brachte es am Schlusse des Österreichischen Erbfolgekrieges zum Hauptmann und erscheint im Siebenjährigen Kriege als Adjutant des Feldherrn Daun. 1771—1781

nete Ehe geführt hat. An dem reformatorischen Kampf beteiligt er sich nicht bloß durch mehrere Schutzschriften für Luther gegen die Angriffe eines italienischen Dominikaners Thomas Rhadinus wie gegen die Pariser Theologen (1521), sondern sucht auch durch Vorlesungen und Schriften das Werk der Studien- und Kirchenreform in selbständiger Weise zu fördern, besonders durch sein dogmatisches oder biblisch-theologisches Hauptwerk, seine in dem Jahre 1519—21 aus Vorlesungen über den Römerbrief erwachsenen „Loci communes rerum theologicarum" (1521 erstmals gedruckt, dann in zahlreichen teils erweiterten, teils umgearbeiteten Ausgaben), eine Zusammenstellung der Grundwahrheiten des Christentums aus der heiligen Schrift, besonders den paulinischen Briefen, die erste Dogmatik der neuen evangelischen Kirche.

Schmerzlich vermißte M. Luthers Gegenwart in den Jahren 1521 und 1522, während des Wormser Reichstages und des Wartburgaufenthaltes (21. April bis 22. Mai), zumal während der durch Karlstadt und Didymus, später durch die Zwickauer Propheten veranlaßten Wirren und Stürme: er mahnte zur Mäßigung, vermochte aber den Sturm nicht aufzuhalten und verlangte daher immer dringender Luthers Rückkehr, da dieser allein imstande sei, die Geister zu prüfen, den Sturm zu beschwichtigen (vergl. den Art. „Karlstadt"). Am liebsten hätte er sich nun von den kirchlichen Dingen und den theologischen Fragen ganz und gar zurückgezogen und sich auf seine philologischen Studien und Vorlesungen beschränkt, während dagegen Luther in ihn drang, sich mehr und mehr theologischen Arbeiten, besonders der Schrifterklärung zuzuwenden. Insbesondere nahm er seine Mitarbeit in Anspruch für die Fortsetzung und Vollendung der auf der Wartburg begonnenen deutschen Bibelübersetzung (1522 ff.). Aber auch sonst ist aus seiner Feder eine ganze Reihe von theologischen und kirchenpolitischen Schriften geflossen, welche tief in den Gang der deutschen Reformation eingriffen; so 1524 während einer Reise nach Süddeutschland eine „Darstellung der evangelischen Lehre", die er dem Kardinal Campeggi widmete (1524), eine „Epitome doctrinae ch.", durch welche Landgraf Philipp für die Reformation gewonnen wurde, ein „Gutachten über die 12 Artikel der Bauern", das er für den Kurfürsten von der Pfalz ausarbeitete (1525), dann sein „Visitationsbüchlein" oder seine „Artikel für die kursächsische Kirchenvisitation" 1527 ff., an der er auf Luthers Wunsch und im Auftrag des Kurfürsten Johann von Sachsen sich beteiligte, ein „Gutachten über die Wiedertäufer" u. s. w., vor allen aber der wichtigste Beitrag, den er zum Werke der Kirchenreformation und der Begründung der evangelischen Kirche geliefert hat: das „Augsburgische Bekenntnis" des Jahres 1530 und dessen Verteidigung — die „Confessio" und „Apologia Augustana" (siehe darüber die besonderen Artikel dieser Encyklopädie).

So gab es schon zu Luthers Lebzeiten keine wichtige Verhandlung der evangelischen Theologen und Reichsstände, wozu M. nicht zugezogen wurde. Im Februar 1529 begleitete er seinen Kurfürsten nach Speier zum Reichstag, 1529 im Oktober nahm er teil am Marburger Gespräch, wo er mit Zwingli sich unterredete, während Luther mit Ökolampad verhandelte, 1530 von Juli bis September an den vergeblichen Vergleichsverhandlungen in Augsburg, wo seine Nachgiebigkeit und Ängstlichkeit soweit ging, daß er bei seinen Glaubensgenossen in den Verdacht der Halbherzigkeit oder gar des Verrats an der evangelischen Sache kam, 1534 am Kasseler Gespräch, 1536 an der sogen. Wittenberger Concordia inbetreff der Abendmahlslehre, 1536 an den Verhandlungen über das vom Papst ausgeschriebene Mantuaner Konzil, 1537 an dem Konvent zu Schmalkalden, für den er seinen Traktat über die Gewalt des Papstes und die Jurisdiktion der Bischöfe ausarbeitete, 1540/41 an den Religionsgesprächen zu Hagenau, Worms und Regensburg, 1542 ff. an den Vorarbeiten für die Kölner Reformation, 1544 an den neuen Religionsverhandlungen im Deutschen Reich, für welche er die sogen. Wittenberger Reformation, d. h. einen für die Verhandlungen zwischen Kaiser und Reich bestimmten, möglichst konservativ gehaltenen Vergleichsentwurf ausarbeitete. Und nicht bloß in Deutschland wurde M.s Rat oder thätige Beihilfe beim Werk der Kirchen- und Schulreformation von den verschiedensten Seiten her (Sachsen, Brandenburg, Württemberg, Nürnberg, Leipzig, Mecklenburg ꝛc.) in Anspruch genommen, ohne daß er sich je hätte entschließen können, Wittenberg dauernd zu verlassen: auch Frankreich und England suchten ihn wiederholt, aber vergeblich zu gewinnen. Er lehnte alle derartigen Berufungen ab teils aus eigenem Entschluß, teils weil Luther und der Kurfürst den „treuen Mann" und unentbehrlichen Gehilfen nicht wollten ziehen lassen. Zwar fehlte es zwischen den beiden so grundverschiedenen und doch so innig verbundenen Wittenberger Reformatoren keineswegs an momentanen Differenzen und Verstimmungen, da einerseits der glaubensstarke Luther nicht selten guten Grund hatte, die allzu große Ängstlichkeit und Nachgiebigkeit M.s zu beklagen, und da anderseits M. durch Luthers Autorität und Schroffheit sich beengt und gedrückt fühlte. Insbesondere war es die Abweichung M.s von Luthers Abendmahlslehre, der er selbst 1529 und 1530 zugestimmt hatte, die er aber später unter dem Einfluß Bucers und Calvins merklich modifizierte, was zur Störung des beiderseitigen Verhältnisses beitrug. Aber trotz aller Verdächtigungen und Verstimmungen kommt es doch, so lange Luther lebt, zu keinem Bruch. Als M. 1540 aus Kummer über die Doppelehe Philipps von Hessen und das dadurch gegebene Ärgernis zu Weimar tödlich erkrankte, war es Luther, der durch sein glaubensvolles Gebet und seinen tröstlichen Zuspruch ihn dem Leben wiedergab, und gerade in Luthers letzter Lebenszeit hatte das Verhältnis beider Männer wieder aufs freundlichste sich gestaltet. Um so tiefer fühlte dann aber M. auch den schweren Schlag, der ihn und die evangelische Kirche traf durch Luthers unerwarteten Tod am 18. Februar 1546. Soeben hatte er „dem ehrwürdigen Manne, dem Wiederbringer der reinen Lehre, seinem teuersten Vater" eine glückliche Heimkehr gewünscht, da erhielt er von Jonas die Todesnachricht, die er tiefgebeugt

und unter Thränen seinen Studenten mitteilte. Er hielt dem geschiedenen Freund eine lateinische Leichenrede, nahm sich seiner Hinterbliebenen liebevoll an und setzte ihm ein litterarisches Denkmal in seiner „Vita Lutheri“, die er dem zweiten Band der „Opera Lutheri“ als Einleitung beigab.

Mit Luthers Tod beginnt M.s schwerste Zeit — die Zeit seines letzten Streitens und Leidens — 1546—60. Bisher Luthers Gehilfe und Mitarbeiter am Werke der Kirchenreformation, sieht er sich jetzt plötzlich in die erste Stelle vorgeschoben als Leiter der Wittenberger Universität und der lutherischen Kirche, „befreit von der ‚Knechtschaft‘, die er bisher getragen“, aber auch entblößt des Schutzes und Haltes, den ihm Luthers Ansehen und Festigkeit bisher gewährt hatte, — und das in demselben Moment, wo der Kriegssturm über Kursachsen hereinbrach, wo die Universität zerstreut, die ganze evangelische Kirche durch das kaiserliche Interim und bald darauf durch innere Parteikämpfe aufs gefährlichste bedroht ward. Kaum hatte nach der Schlacht bei Mühlberg der neue Kurfürst Moritz die Wiederherstellung der Universität Wittenberg angekündigt, so kehrte auch M. wieder in „sein geliebtes Nest an der Elbe“ zurück, ohne auf die Anerbietungen zu hören, die ihm von verschiedenen Seiten her und insbesondere von Jena aus zugekommen, wo die Gründung einer neuen Ernestinischen Universität, einer Rivalin Wittenbergs, beabsichtigt wurde. Noch schwerere Anfechtungen bereitete ihm 1548 ff. das kaiserliche Interim (s. d.). Sein Widerspruch gegen dasselbe erregte den Zorn des Kaisers. Als er sich dann bewegen ließ, an den Verhandlungen über eine Modifikation des Augsburgischen, das sogen. Leipziger Interim. teilzunehmen, und insbesondere als aus diesem Anlaß ein vertraulicher Brief M.s an den kursächsischen Rat Carlowitz veröffentlicht wurde: so wurde dies für M. eine Quelle von Angriffen, Verdächtigungen und Streitigkeiten, die dem alternden Manne den Rest seines Lebens verbitterten (die sogen. Philippistischen Streitigkeiten mit ihren Unterabteilungen, dem sogen. adiaphoristischen, majoristischen, synergistischen, krypto-kalvinistischen Streit), sodaß es kein Wunder war, daß er zuletzt nur noch den einen Wunsch hatte, erlöst zu werden von der rabies theologorum (das Nähere hierüber gehört in die Kirchengeschichte und speziell in die Geschichte des lutherischen Lehrbegriffs). Seine Sehnsucht erfüllte sich, nachdem er trotz zunehmender Kränklichkeit unermüdlich bis in seine letzten Lebenstage fortgearbeitet und fortgestritten, am 19. April 1560, wo er infolge einer Erkältung, die er auf einer Dienstreise nach Leipzig sich zugezogen, nach kurzer Krankheit sanft und ohne Todeskampf inmitten der Seinigen in Wittenberg starb. Seine Leiche wurde neben Luthers Grab in der Schloßkirche beigesetzt. Seine Frau war ihm 1557 während des Wormser Kolloquiums im Tode vorausgegangen; von seinen vier Kindern überlebten ihn zwei, eine Tochter Magdalena, die Gattin des kursächsischen Leibarztes Peucer, und ein Sohn Philipp, gestorben 1603 als kursächsischer Konsistorialsekretär.

Das Urteil der Nachwelt wie der Zeitgenossen über M.s theologisch-kirchliche Stellung und Bedeutung ist natürlich nach dem verschiedenen Standpunkt der Beurteiler ein sehr verschiedenes, ja entgegengesetztes gewesen: eine vorherrschend orthodox-lutherische Richtung hat lange Zeit hindurch und noch bei manchen „Lutheranern“ der Gegenwart einer gerechten Würdigung seiner Verdienste im Wege gestanden. Und auch sein persönlicher Charakter hat viel Lob und Tadel erfahren, je nachdem man mehr die Lichtseiten desselben — seine echte Humanität, christliche Pietät, seine Berufs- und Freundestreue, seine Milde und Friedfertigkeit — oder die Schattenseiten, seine übertriebene Ängstlichkeit, Reizbarkeit, Empfindlichkeit 2c. hervorgehoben hat. Allgemein anerkannt aber und unangefochten blieb seine wissenschaftliche Tüchtigkeit und Vielseitigkeit, seine ausgebreitete und verdienstvolle akademische, litterarische, pädagogische Wirksamkeit, die ihm den Ehrennamen des Praeceptor Germaniae, des Reformators und Organisators des Gelehrtenschulwesens in Deutschland, verschafft hat. Mehr theoretisch als praktisch begabt, mehr konservativ als aggressiv, mehr ein Mann des vielseitigen Talents und Wissens als der schöpferischen Genialität, mehr Humanist und Pädagog als Theolog und Kirchenmann, war M. nicht dazu berufen und hat sich auch nicht dazu gedrängt, die leitende Persönlichkeit beim reformatorischen Kampf und kirchlichen Neubau zu werden. Aber unter allen Mitarbeitern Luthers am Reformationswerk ist er der treueste und tüchtigste; insbesondere aber ist er es, der, als der Humanist unter den Reformatoren und als echtester Typus der evangelischen Humanität, die humanistische Bildung und Wissenschaft voll und ganz in den Dienst der evangelischen Kirchenreformation gestellt und die reformatorischen Gedanken mit der Schule, der Wissenschaft, der allgemeinen Bildung zu vermitteln gesucht hat.

Von M.s zahlreichen Schriften giebt es zahllose Einzelausgaben, über welche eigene bibliographische Schriften von Strobel, Bindseil 2c. Auskunft geben; die beste und nahezu vollständige Gesamtausgabe haben K. G. Bretschneider und H. E. Bindseil geliefert in den ersten 28 Bänden des sogen. „Corpus reformatorum“ (Halle und Braunschweig 1834—60). Von Biographieen M.s sind zu nennen die beiden zeitgenössischen von Heerbrand 1560 und Camerarius 1566, und die beiden neuesten und besten von Meurer 1860 u. 1869 und von C. Schmidt 1861. Weiteres Material und litterarische Nachweisungen geben die beiden Artikel über M. in der „Theol Real-Encyklopädie“ (von Landerer und Herrlinger) und in der „Allgem. deutschen Biographie“ (von Wagenmann).

Melas, Mich. Friedr. Bened., Ritter v., österreichischer General, geboren am 12. Mai 1729 zu Radeln bei Schäßburg in Siebenbürgen, gestorben am 31. Mai 1806. Sohn des evangelischen Pfarrers Bartholomäus, widmete sich der junge Sachse dem Kriegsdienste, brachte es am Schlusse des Österreichischen Erbfolgekrieges zum Hauptmann und erscheint im Siebenjährigen Kriege als Adjutant des Feldherrn Daun. 1771—1781

Major und Oberstlieutenant geworden, 1781 Oberst, machte er seit 1788 den Türkenkrieg mit und gab von seiner Geistesgegenwart und Energie den besten Beweis in der Katastrophe zwischen Kaoranschebesch und Lugposch (20.—21. September 1788). 1789 Generalmajor und Brigadier der Kavallerie geworden, befehligte er seine Brigade 1793 an der Sambre und erwarb sich Feldmarschalllieutenantscharge, in welcher er 1794 selbständig an der Mosel operierte. Der Höhepunkt seiner Laufbahn ist der italienische Feldzug vom Jahre 1799, nachdem er schon 1796 auf diesem Boden unter Beaulieu und dann unter Wurmser mit Bravour gedient hatte, denn in diesem Koalitionskriege befehligte er die österreichische Armee unter dem Oberkommando Suworows, zunächst April 1799 zwischen der Etsch und dem Mincio, dann 26. u. 27. April an der Adda und besetzte Ende des Monats die Stadt Mailand — was alles ihm das Kommandeurkreuz des Maria-Theresien-Ordens eintrug. Die Verhinderung des Zusammentreffens der französischen Corps Moreaus und Macdonalds war hauptsächlich sein Verdienst, indem er seine Stellung bei Verato und am Ponte Tidone (17. Juni) festhielt. Auch an dem blutigen Siege vom 18./19. Juni an der Trebbia nahm er als Befehlshaber des linken Flügels einen entscheidenden Anteil und bewirkte in der folgenden Schlacht bei Novi (5. August) die Umgehung des Feindes. Nach dem Abmarsche der Russen unter Suworow in die Schweiz, hielt er die Stellung der Österreicher in Oberitalien fest, wie dies seine Erfolge bei Savigliano (18. September), Genola (4./5. November) und die Einnahme von Cuneo (3. Dezember 1799) darthun. Als ihm vom Wiener Kabinette ein Winterfeldzug aufgezwungen wurde, wollte er seine Enthebung der nutzlosen Preisgebung der dezimierten Armee vorziehen. Der Kaiser bewog ihn jedoch zu bleiben und sich für den Feldzug des Jahres 1800 zu rüsten, in welchen sich bald Bonaparte als erster Konsul mit frischen Heereskräften stürzte. So kam es 1800, Mitte Juni, zur großen Entscheidung bei Marengo, aus welcher er sich, verwundet und des Erfolges zu früh gewiß, zurückzog, um bald den Sieg der Franzosen, durch Desaix' Eingreifen herbeigeführt, vernehmen zu müssen. Die Achtung des Feindes bezeugt ein schmeichelhaftes Schreiben Bonapartes und die gleichzeitige Übersendung des Säbels, den dieser in Ägypten erbeutet. M. übergab nun das Kommando an den Kavalleriegeneral Bellegarde, bekleidete dann die Stellung eines Kommandierenden in Innerösterreich (1801), 1801—3 in Böhmen und schloß in kurzem Ruhestande zu Elbeteinitz seine Lebenstage. — **Litt.:** Wurzbach XVI (1867) und die Werke zur Geschichte des Krieges in Italien 1799—1800; „Österr. militär. Zeitschrift" I (1812); Mihailowski-Danilewski, Geschichte des Krieges Rußlands mit Frankreich, aus dem Russischen von Schmidt (München 1856—1858).

Melbourne, William Lamb, zweiter Viscount. Als zweiter Sohn Sir Peniston Lambs, ersten Viscount M., am 15. März 1779 in London geboren, studierte Lamb auf dem Trinity College in Cambridge und in Glasgow die Rechte, trat 1797 in Lincolns Inn ein und wurde 1804 Advokat. 1805 heiratete er die exzentrische Romanschriftstellerin Lady Caroline Beßborough. Seit 1805 im Unterhause, gehörte er zur Opposition unter Fox, den er sehr bewunderte, doch war sein Liberalismus kein sehr ausgeprägter, und er unterstützte nicht selten Liverpool (s. d.) und später Wellington. In Cannings Administration wurde er 1827 Obersekretär für Irland. Durch des Vaters Tod am 22. Juli 1828 Viscount M. und Peer geworden, übte er seitdem politischen Einfluß aus. Mit Wellington kam er wegen der Parlamentsreform in Disharmonie, und im Kabinette des Grafen Grey (s. d.) übernahm er im November 1830 das Staatssekretariat des Inneren. Aber ihm fehlten für ein solches Amt zu solcher Zeit genügende Einsicht und Energie; er war ohne solide Kenntnisse und ohne alle bestechenden Talente, kein bedeutender Redner und kein Staatsmann; seine besten Eigenschaften sogar waren negative. Trotzdem wurde er im Juli 1834 erster Lord des Schatzes an Stelle Greys, aber schon am 14. November d. J. entließ ihn Wilhelm IV. und gab ihm Peel zum Nachfolger. Bereits am 18. April 1835 wurde er abermals erster Lord des Schatzes. Als solcher führte er 1837 Viktoria mit dem feinsten Takte in die Regierungsgeschäfte ein. Viktoria verehrte ihn mit kindlicher Herzlichkeit und sah ihm seine Lässigkeit und Bequemlichkeit nach, mit der er übrigens geradezu kokettierte. Die Opposition griff den Vertrauten der Monarchin giftig an, ihn für einen Majordomus ausgebend, wovon er weit entfernt war; Brougham (s. d.) und Lyndhurst machten ihm das Leben recht sauer. Die kanadischen Angelegenheiten hätten einen anderen Mann als M. erfordert, die Chartistenbewegung durchzog das ganze Land, alle vorgeschrittenen Liberalen verabscheuten die Administration M.s, die immermehr das Vertrauen des Landes verlor und viele Fehler machte; infolge der Jamaica-Affaire reichte M. am 7. Mai 1839 seine Entlassung ein; Viktoria, die ihn sehr ungern verlor, wandte sich an Peel; da dieser einen Wechsel ihrer Umgebung forderte, kam es auf ihre Weigerung hin am 9. Mai zur Rückkehr der Whigs unter M. Sie aber waren ganz diskreditiert, und Brougham griff sie schonungslos an. M.s Amtung war überfüllt von Reformplänen, aber es kam wenig dabei heraus, und er schien überzeugt, die Aufrechterhaltung seines Kabinetts sei das Wichtigste. Von der Freihandelsbewegung sprach er stets verächtlich; um aber im Amte zu bleiben, trat er 1841 für gemäßigte und fixierte Getreidezölle ein, was allgemeine Mißbilligung erregte. Das von Peel im Unterhause beantragte Mißtrauensvotum gegen das Kabinett wurde am 4. Juni mit einer Stimme Majorität angenommen, worauf die Auflösung des Parlaments erfolgte, aber die Haltung des neuen Parlaments zwang M. und seine Kollegen, am 29. August 1841 abzutreten. Seitdem zeigte M. wenig Interesse an der Politik. Er starb in Melbourne-House (Derbyshire) 24. November 1848. — **Vgl.** J. M'Carthy, Geschichte Englands von der

Thronbesteigung Viktorias bis zum Berliner Kongreß (1837—1878), übersetzt von Katscher, Bd. I, Leipzig 1881; The Greville Memoirs.

Melchers, Paul, deutscher Prälat und römischer Kardinal des 19. Jahrhunderts, wurde geboren am 6. Januar 1813 in Münster, studierte erst Jurisprudenz, dann Theologie, erhielt 1841 die Priesterweihe, wurde Kaplan zu Haltern, Subregens am Priesterseminar zu Münster, Generalvikar daselbst, 1857 Bischof in Osnabrück, 1866 Erzbischof von Köln. Auf dem Vatikanischen Konzil 1869—70 gehörte er zur Mittelpartei und stimmte am 13. Juli bei der Abstimmung über das Infallibilitätsdogma mit placet juxta modum (ja, mit Vorbehalt). An der Minderheitsadresse der 56 Prälaten an den Papst, worin diese ihr abweichendes Votum schriftlich wiederholten, aber ihr Wegbleiben von der mündlichen Schlußabstimmung erklärten (17. Juli), beteiligte er sich nicht; bei der Schlußabstimmung am 18. Juli war er nicht anwesend. Alsbald nach seiner Rückkehr in seine Diöcese aber erklärte er nicht bloß für sich selbst seine Unterwerfung unter die Vatikanischen Beschlüsse, sondern verlangte auch von seinen Diöcesanen deren rückhaltlose Anerkennung. Er erließ die Einladung zu der deutschen Bischofsversammlung, die im August 1870 in Fulda zusammentrat, um die geeigneten Schritte zu beraten gegenüber der in Deutschland sich regenden Opposition gegen die römischen Konzilbeschlüsse, und war hierauf der erste unter den deutschen Bischöfen, der infolge der Fuldaer Konferenz mit einem besonderen Hirtenbrief hervortrat. Der einzige Geistliche seiner Diöcese, Pfarrer Tangermann in Unkel, der es für Gewissenspflicht hielt, den von ihm verlangten Gehorsam zu verweigern, wurde suspendiert und seines Amtes entsetzt, den Bonner Professoren Hilgers, Reusch, Langen, Knoodt die Missio canonica entzogen und ihre Vorlesungen untersagt. Als Minister Mühler dieses Vorgehen des Erzbischofs als eine Kompetenzüberschreitung rügte, suchte Melchers sich gegen diesen Vorwurf in der Kölner Zeitung zu rechtfertigen, die vier Bonner Professoren aber wurden von ihm unter dem 12. März 1872 mit dem großen Bann belegt. Sie antworteten mit einem Protest, worin sie dem Erzbischof sein eigenes Verhalten in Rom nachdrücklich zu Gemüt führten. Später zog sich Melchers durch seinen Widerstand gegen die preußischen Maigesetze wiederholte Verwarnungen und Strafen zu, entzog sich aber schließlich 1875 den weiteren Folgen seines Ungehorsams durch die Flucht nach Holland und Belgien. Vom Gerichtshof für kirchliche Angelegenheiten 1877 zur Absetzung verurteilt, nahm er seinen Aufenthalt zu Mastricht, wo er zwei Zimmer im Franziskanerkloster in größter Zurückgezogenheit bewohnte. Zuletzt ist er nach zehnjährigem Exil im Juli 1885 von Papst Leo XIII. zum Kardinal der römischen Kirche erhoben und der erledigte erzbischöfliche Stuhl von Köln mit dem Bischof Kremenz von Ermland wieder besetzt worden. — Vgl. die Litteratur zur Geschichte des Vatikanischen Konzils und des preußischen Kulturkampfes.

Melegnano (Marignano, s. d.), Gefecht am 8. Juni 1859. Als die Franzosen nach der Schlacht von Magenta in Mailand angekommen waren, standen bei der Stadt M. am Lambro, halbwegs nach Lodi, nur 17 Kilometer von Mailand entfernt, noch österreichische Truppen in unbequemer Nähe. Es war die Brigade Roden, etwa 4500 Mann stark, vom Corps Benedek. Um sie zu vertreiben, wurden am 8. fünf französische Divisionen entsendet, die Corps Baraguey d'Hilliers und Mac Mahon. Das erstere sollte in der Front angreifen, das letztere eine Umgehung machen. Baraguey d'Hilliers hatte einen weiteren Marsch zurückzulegen und langte erst am späten Nachmittage vor der Stellung an, welche die Österreicher auf dem rechten Lambroufer genommen hatten; Bazaine griff mit großer Energie an und drängte, trotz der schwierigen Ortsbeschaffenheit, die durch sein Erscheinen überraschten Österreicher bald in die Stadt, wo der Kampf fortgesetzt wurde; eine Umgehungskolonne unter L'Admirault, ebenfalls von Baragueys Corps, verlegte ihnen den Rückzug. Da erschien, durch Benedek von Lodi zu ihrem Beistande entsendet, die Brigade Boër, vertrieb die Umgehungskolonne und ermöglichte dem General Berger, welcher in M. den Oberbefehl geführt hatte, den Abzug. Um 8 Uhr abends machten Dunkelheit und heftiges Gewitter dem Kampfe ein Ende, welcher den Österreichern gegen 400 Tote und Verwundete, den Franzosen fast das Dreifache dieser Zahl gekostet hatte, außerdem verloren die ersteren infolge ihrer gewagten Aufstellung auf dem rechten Flußufer 1200 Mann an Gefangenen. Mac Mahons Umgehung kam nicht zur Wirkung. — Vgl. „Lombardischer Krieg von 1859."

Melville, Henry Dundas, Baron Dunira und Viscount. Als jüngster Sohn von Robert Dundas, Lord-Präsident des schottischen Court of sessions, am 28. April 1742 in Edinburgh geboren, studierte Dundas an der dortigen Universität und wurde 1763 Advokat, als welcher er sich besonders in der Generalversammlung der schottischen Kirche rühmlichst hervorthat. Seit 1775 Lord-Advokat von Schottland, zog er sich allmählich von der Advokatur zurück, um sich der Politik zu widmen. Die Grafschaft Edinburgh sandte ihn 1775 und nachmals wiederholt ins Unterhaus, wo er sich trotz seiner ungraciösen Redeweise in den Debatten durch Klarheit der Gedanken und streng logische Beweisführung einen Namen machte. Anfänglich Mitglied der Opposition, ließ er sich vom Premier Lord North gewinnen und verteidigte gegen Burke und Fox die verfehlten Maßregeln dieses Kabinetts. Norths Nachfolger, Lord Rockingham, hielt viel auf Dundas, dieser wurde 1782 Mitglied des Geheimen Rats und unter der Administration Lord Shelburnes (s. „Landsdowne, erster Marqueß von") in demselben Jahre Schatzmeister der Marine. Als aber Fox im Frühjahr 1783 ins Ministerium Portland trat, konnte Dundas nicht bleiben. Er griff nun Fox im Parlamente an, besonders bei der India-Bill (s. „Fox"), und der neue Premier Pitt, der bald sein intimster Freund werden sollte, ernannte ihn Ende 1783 wieder zum Schatzmeister

der Marine und zugleich zum Präsidenten des indischen Amts (Board of control); Dundas füllte seine Ämter vorzüglich aus und erwarb sich dauernde Verdienste. Bei der Frage der Einsetzung einer Regentschaft für den geisteskranken König bekämpfte er Fox und den Plan, den Prinzen von Wales damit zu bekleiden, erwarb sich dadurch die Sympathie von König und Königin und verdankte ihr seine 1791 erfolgende Ernennung zum Staatssekretär des Innern, welches Amt er 1794 mit dem Staatssekretariate des Kriegs vertauschte, um auch zugleich Lord-Geheimsiegelbewahrer von Schottland zu werden. In Schottland besaß er einen gewaltigen Einfluß, verfügte im Parlamente fast über alle Stimmen der schottischen Commoners und Peers und war außerdem Gouverneur der Bank von Schottland. Als Kriegsminister war Dundas eine wertvolle Stütze von Pitts kriegslustiger Politik, bekämpfte den Geist der Revolution, der von Frankreich nach Großbritannien hinüberschlug, und ging in der irischen Einverleibungsfrage entschieden gegen Irland vor. Als er 1800 sein indisches Amt niederlegte, wollten ihm die Direktoren der Compagnie eine Pension von 2000 Pf. St. aussetzen, die er aber nur für seine Frau annahm. Mit dem Freunde Pitt trat er im März 1801 aus dem Ministerium, und am 14. Dezember 1802 erfolgte seine Erhebung zum Peer als Baron Dunira und Viscount Melville. Addington dachte ihm 1803 die Admiralität zu und bewog ihn, im März zu Pitt zu gehen, um ihn zum Eintritt ins Kabinett zu bewegen; Pitt aber wollte hiervon nichts hören. Im Mai 1804 wurde M. in Pitts Kabinett erster Lord der Admiralität und führte im Seewesen viele Reformen ein, deren dasselbe ungewöhnlich bedürftig war. Je höher Pitt seine Dienste schätzte, desto mehr fehdete die Opposition M. an. Eine mit der Untersuchung des Seewesens betraute Kommission erstattete 1804 Bericht; es ergab sich, daß M.s Zahlmeister öffentliche Gelder für sich verwendet und M. ihm nicht verboten hatte, einen Teil desselben bei seinem Privatbanquier anzulegen. Die zahlreichen Feinde M.s beschuldigten ihn nun, Gelder zum eigenen Nutzen beseitigt zu haben, während er sie zu geheimen Staatsausgaben verbraucht hatte, die er nicht enthüllen konnte. Das Unterhausmitglied Whitbread entzündete die Stimmung gegen M., Pitt verteidigte den Freund voll Feuer; es erfolgten im April 1805 leidenschaftliche Debatten, in denen sich Wilberforce unter den Angreifern, Petty (s. „Landsdowne, zweiter Marqueß von") unter den Verfechtern M.s hervorthat; der Antrag auf Anklage M.s fand ebenso viel ablehnende wie bejahende Stimmen, worauf der Sprecher mit der seinen den Ausschlag für die Anklage gab. Pitt war außer sich, M. verzichtete sofort auf sein Amt bei der Admiralität, aber das genügte der Opposition nicht, auch nicht die Streichung seines Namens aus der Liste der Geheimen Räte. M. verteidigte sich selbst am 11. Juni im Parlamente, fand aber keine günstige Aufnahme, und am 26. beantragte Whitbread die öffentliche Anklage. Pitt starb, und im April 1806 erschien M. vor dem Hause der Lords, welches ihn am 12. Juni als unschuldig freisprach. Nie trat er mehr ins Amt und im Oberhause sprach er nur noch einmal, indem er sich 1807 energisch gegen die Katholikenemanzipation erklärte. Vom politischen Leben zurückgezogen, erlag M. am 29. Mai 1811 in Edinburgh einem Herzleiden. — Vergl. Graf Stanhope, Life of the R. H. William Pitt, 2. Aufl., 4 Bde., London 1862.

Melville, Robert Saunders Dundas, zweiter Baron Dunira und Viscount. Als Sohn des Vorigen am 14. März 1771 in Edinburgh geboren, trat Dundas 1802 für diese Grafschaft ins Unterhaus, wurde 1808 Präsident des indischen Amts, 1809 Obersekretär für Irland und 1810 wieder Präsident des indischen Amts. Seit 29. Mai 1811 Peer und Viscount M., wurde er 1812 unter Liverpool erster Lord der Admiralität, Konservator der britischen Museen, Lord-Geheimsiegelbewahrer von Schottland und Kanzler der Universität Edinburgh, ohne aber des Vaters Gaben zu besitzen. Als Canning April 1827 ans Ruder trat, ging M. ab und schlug sich zur toryistischen Opposition. Unter Wellington war er von Januar 1828 bis zum Rücktritte desselben im November 1830 wieder erster Lord der Admiralität. Wie einst der Vater besaß M. großen Einfluß in Schottland. Er starb auf Melville-Castle am 10. Juni 1851.

Melzi d'Erile, Francesco, Herzog von Lodi. Einer bedeutenden Familie in Mailand am 6. März 1753 entsprossen, besuchte M. das Adelskolleg daselbst, wurde 1776 Kammerherr der Kaiserin Maria Theresia und 1782, als er in Spanien die mütterliche Erbschaft und das Majorat Erile antrat, Grande von Spanien erster Klasse. Nachdem er die iberische Halbinsel, Frankreich und Großbritannien bereist hatte, beschäftigte er sich eifrig mit Politik, ergriff die Ideen der französischen Revolution mit Feuer und wurde in Mailand einer der hervortretenden Fürsprecher für die Republik. Als die Cisalpinische Republik entstanden war, vertrat sie M. als Gesandter auf dem Rastatter Kongresse. Dann lebte er einige Jahre in Spanien, bis Bonaparte ihn ganz für sich gewann; er wurde sein serviler Verehrer und im Januar 1802 auf der Konsulta in Lyon zum Vicepräsidenten der italienischen Republik ernannt; durch ihn herrschte Bonaparte nach Belieben. Bonaparte wurde Kaiser Napoleon, und M. arbeitete rührig darauf hin, die Republik in ein Königreich Italien zu verwandeln; aber zu seiner bitteren Enttäuschung ernannte Napoleon nicht ihn, sondern seinen Stiefsohn Eugène zum Vizekönige von Italien. M. mußte sich Juni 1805 mit der Würde des Großkanzlers und Siegelbewahrers begnügen, wozu er im Dezember 1807 den erblichen Titel eines Herzogs von Lodi mit einer Dotation von 200000 Frs. Rente in Grundbesitz empfing. Auch wurde er 1809 Präsident des Ministerrats und konzentrierte in sich die Zwilgewalt wie General Caffarelli die militärische. Napoleon, der ihm seine Orden verlieh, war mit seinen administrativen Leistungen sehr zufrieden, denn M. that, was er befahl. 1814 hätte er gern das Königreich Italien erhalten gesehen und

wünschte einen anderen Gebieter als Eugène, aber die Verhältnisse zerschlugen die neue Schöpfung. M. zog sich ins Privatleben zurück, war litterarisch thätig und starb in Mailand im Januar 1816.

Menabrea, Ludovico Frederigo, Graf, italienischer General und Staatsmann, am 4. September 1809 in Chambéry geboren, trat in das piemontesische Geniecorps und machte sich bald als Lehrer und Schriftsteller auf den Gebieten der Mechanik und der angewandten Mathematik einen Namen. 1848 wurde er in die Herzogtümer gesandt, um die Annexionsgelüste seines sardinischen Vaterlandes zu fördern. Am Kriege gegen Österreich nahm er als Hauptmann teil. Um diese Zeit begann, durch seine 1849 erfolgte Wahl zum Parlamentsmitgliede für den von ihm bis 1860 vertretenen, dann französisch gewordenen Bezirk von Saint Jean de Maurienne, seine staatsmännische Thätigkeit, er fungierte in mehreren Ministerien als Staatssekretär und trat in den folgenden Friedensjahren eifrig und erfolgreich für die Interessen und die Verbesserung der Armee in die Schranken. Er saß auf der Rechten unter den Katholiken, welche noch immer glaubten, die Einheit Italiens unter Aufrechterhaltung der weltlichen Herrschaft des Papstes herbeiführen zu können; Cavour gelang es jedoch ihn eines anderen zu überzeugen. Am Kriege von 1859 nahm er, zum Oberst befördert, an der Spitze des Geniewesens teil. 1860 optierte er für Italien, obgleich Kaiser Napoleon lebhaft wünschte, ihn seinem Heimatlande Savoyen zu erhalten; bei der Eroberung von Gaëta leitete er die Belagerungsarbeiten. Rasch wurde er General-Lieutenant, Graf und Senator. (Mitteilungen über Gegenstände des Artillerie- und Geniewesens, Wien, Jahrgang 1864). Im Juni 1861 ward er unter Ricasoli Marineminister, im März 1862 ersetzte ihn Persano, im Dezember desselben Jahres übernahm er im Ministerium Farini-Minghetti das Portefeuille der öffentlichen Arbeiten, später hatte er an mehreren wichtigen diplomatischen Verhandlungen, namentlich an der Übereinkunft mit Frankreich vom 15. September 1864 und am Prager Friedensschlusse teil. Nach dem Sturze des Kabinett Rattazzi bildete er am 27. Oktober 1867 ein Versöhnungsministerium. Es war eine schwierige Aufgabe; Garibaldi war im Marsche auf Rom begriffen, und Frankreich erklärte jene Übereinkunft vom 15. September für gebrochen. M. erbot sich, gegen Garibaldi einzuschreiten, erklärte aber gleichzeitig, indem er den Papst als das Oberhaupt der Kirche anerkannte, dessen weltliche Macht als unvereinbar mit der Einheit Italiens. Da er indessen nicht daran denken konnte, die Franzosen zur Räumung Roms zu zwingen, so erneute er den Vertrag vom 15. September und erklärte, daß Italien einig sein könne, ohne Rom zu besitzen; ersteres müßte warten, bis das letztere zu ihm käme. Die Mißstimmung, welche er dadurch bei der Linken hervorrief, veranlaßte ihn, seine Entlassung anzubieten; da der König sie nicht annahm, blieb er, mit einer Änderung unter den Persönlichkeiten seines Ministeriums, im Amte, vergeblich bemüht, Frankreich zum Aufgeben seiner Stellung zu bestimmen und unablässig gegen die finanziellen Schwierigkeiten ankämpfend, welche die mißliche Lage des Schatzes der Regierung bereitete; mehreren republikanischen Schilderhebungen mußte er mit Gewalt entgegentreten. Als der Papst das Konzil vorbereitete, welches seine Unfehlbarkeit zum Glaubenssatze erheben sollte, verwahrte er Italien von vornherein energisch gegen die Einwirkungen der Beschlüsse der Versammlung auf die staatlichen Einrichtungen des Königreichs. Doch sollte er die „Krönung des Werkes" durch die Einnahme von Rom als Minister nicht erleben, im Dezember 1869 mußte er sein Portefeuille an Lanza-Sella überlassen. Nachdem er in den Jahren 1870 und 1871 Italien in Wien vertreten hatte, wurde er im April 1876 zum Botschafter in London ernannt, von wo er auf den noch gegenwärtig von ihm bekleideten gleichen Posten zu Paris überging.

Mendoza. Aus der vornehmen Familie dieses Namens, welche in der Geschichte der iberischen Halbkugel schon früher eine große Rolle gespielt hat und von deren Gliedern Peter Gonzalez M., auch bekannt unter dem Namen des gran cardinal de España, ein Hauptkämpfer gegen das Maurentum unter Ferdinand und Isabella, an der Schwelle der neueren Geschichte steht, sind besonders hervorgetreten:

Pedro, gegen 1487 geboren, welcher Karl V. bestimmte, die Entdeckungen und Erwerbungen der Spanier jenseits des Äquators nach Süden auszudehnen. Der Kaiser sicherte ihm für den Fall des Gelingens seines Unternehmens bedeutende Rechte, Ehren und Einkünfte zu, und am 24. August 1534 verließ M. mit zwölf Schiffen den Hafen von San-Lucar, landete am La Plata, gründete 1515 Buenos-Ayres, stieß aber auf unerwartete und unüberwindlich scheinende Schwierigkeiten, schiffte sich 1537, einen Teil seiner Mannschaften in den in Besitz genommenen Landstrichen zurücklassend, krank nach Europa ein und starb im Wahnsinn während der Überfahrt. — Vgl. Antonio Alcedo, Diccionario geografico-historico de las Indias, Madrid 1787.

Diego, 1503 zu Granada geboren, unter Karl V. Gesandter in Venedig, später in Rom, welcher sich außer durch staatsmännische Gewandtheit, durch Liebe zu den Wissenschaften und Eifer für geschichtliche Forschung auszeichnete und 1575 zu Madrid starb. Sein Leben beschrieb de Ayala 1776.

Ein anderer M., Andrea, bekannter unter dem Namen Marquis Canetta, war unter Karl V. seit 1537 Vizekönig von Peru. Er beseitigte den letzten Rest der Herrschaft des Inka, zog sich aber durch sein Einschreiten gegen die Gewaltthätigkeiten und Räubereien seiner eigenen Landsleute viele Feindschaften zu, deren Einfluß seine Absetzung zuwege brachte. Aus Kummer darüber starb er 1560 zu Lima.

Menin, belgische Stadt in der Provinz Westflandern, am linken Ufer der Lys belegen, war nach ihrer im Spanischen Erbfolgekriege stattgehabten Schleifung eine demolierte Festung, deren

Verteidigung bei Beginn der Operationen des Feldzugsjahres 1794 dem hannoverschen General v. Hammerstein aufgetragen wurde. Es standen ihm zu diesem Zweck etwa 2400 Mann zur Verfügung, darunter 400 Emigranten; Munition und Vorräte fehlten. Am 27. April wurde M. durch Moreau mit 20,000 Mann eingeschlossen, welche sofort zum Angriff schritten; am 29. war nur noch für einen Tag Schießbedarf vorhanden, und die Niederlage, welche Feldmarschall Clerfait an diesem Tage bei Mouscron erlitt, raubte der Garnison jede Hoffnung auf Entsatz. Hammerstein, ein tüchtiger Soldat und durch den nachmals so berühmt gewordenen Artilleriehauptmann Scharnhorst gut beraten, beschloß daher sich durchzuschlagen, zumal er befürchten mußte, daß man den Emigranten eine etwaige Kapitulation nicht halten würde. In der Nacht vom 29. zum 30. wurde der Plan ins Werk gesetzt; ein Teil der Garnison mußte zurückbleiben und geopfert werden: auch die übrigen erlitten schwere Verluste. Die Selbstbefreiung aber war gelungen, die Garnison hatte sogar noch feindliche Geschütze genommen. Aus Scharnhorsts „Militärische Denkwürdigkeiten“, 4. Bd., ist ein Sonderabdruck erschienen (zuerst Hannover 1803), welcher die Verteidigung von M. zum Gegenstande hat.

Menno und die **Mennoniten.** — Menno Simons, geboren 1492 zu Witmarsum in Friesland als Sohn eines Landmannes, trat 1516 in den geistlichen Stand, wurde katholischer Priester, schöpfte aber aus fleißigem Lesen der heiligen Schrift allerlei Zweifel am katholischen Dogma, wurde 1531 durch den Eindruck, den der Märtyrertod eines Mitgliedes der Wiedertäufersekte zu Leuwarden, namens Sicke Freerks, auf ihn gemacht, für die Lehren der Wiedertäufer gewonnen, schied 1536 aus seinem Amt und aus der katholischen Kirche aus, ließ sich noch einmal taufen, wurde Prediger der Wiedertäufer in Groningen und suchte von da an, abgestoßen von dem schwärmerischen Fanatismus der Münsterschen Rotte, mit unermüdlicher Geduld und unter unablässigen Kämpfen und Mühseligkeiten, von Ort zu Ort umherreisend, aber auch überall geächtet und verfolgt, die zersprengten Anabaptisten im nördlichen Deutschland, in Friesland und Holland zu geordneten Gemeinden zu sammeln, zu reformieren und zu organisieren. 1543 war er in Emden, wo er mit Johann a Lasco öffentlich disputierte, 1544 ging er nach Köln, 1546 nach Holstein, hielt sich zuletzt an verschiedenen Orten an der Ost- und Nordsee auf und starb nach einem fast 25jährigen Wanderleben am 13. Januar 1559 zu Oldesloe zwischen Hamburg und Lübeck. Seine in plattdeutscher Sprache verfaßten Schriften, meist kleine Traktate, erschienen gesammelt 1606, in zweiter Ausgabe 1646 zu Amsterdam, die dritte, vollständigste Ausgabe ebenda 1681. Sein Leben wurde beschrieben von Cramer, Amsterdam 1837, von Harder, Königsberg 1846, von Roosen, Leipzig 1848, von Brown, Philadelphia, 1857; seine Anhänger haben ihm 1879 ein Denkmal in seinem Geburtsort errichtet.

M.s Lehrbegriff, wie er besonders in seiner Schrift u. d. T. „Fundamentum“ oder „Fondamentboek“ niedergelegt ist, schließt im wesentlichen an den der reformierten Kirche sich an. Was ihn von diesem unterscheidet, ist die Verwerfung der Kindertaufe, der spiritualistische Kirchenbegriff oder die Auffassung der Kirche als einer Gemeinde der Heiligen und gewisse damit zusammenhängende besondere Ansichten und sittliche Forderungen, besonders das Verbot des Eides und Waffentragens und das Dringen auf strenge Sittenzucht. Der stille fromme Sinn und Wandel der M. oder, wie sie sich später mit Vorliebe nannten, der Taufgesinnten, verschaffte ihnen nach schweren, anfangs über sie wie über die andern Wiedertäufer ergangenen Verfolgungen allmählich Duldung erst in Holland (1672), später auch in Deutschland, der Schweiz und anderen Ländern, auch in Rußland, wo sie seit 1783 einige Kolonieen gründeten; vor allem aber in Nordamerika, wo sie seit 1682 sich niedergelassen haben und wo sie jetzt die größte Zahl von Mitgliedern besitzen (circa 175,000 in den Vereinigten Staaten, circa 25,000 in Kanada). Noch zu M.s Lebzeiten, circa 1554, spalteten sich seine Anhänger wegen Fragen der Kirchenzucht oder des sogen. Banns in „Feine“ und „Grobe“, d. h. strengere und mildere (sogen. Waterländer), jene wieder seit 1565 in die drei Parteien der Flaminger, Friesen und Deutschen. Diese Spaltungen verloren sich im Lauf des 17. Jahrhunderts durch den Sieg der milderen Partei. Dagegen entstand seit 1664 eine neue Spaltung, zunächst in der Amsterdamer Gemeinde, über die Lehre von der Gnadenwahl zwischen remonstrantisch- und prädestinatianisch-gesinnten. Erstere hießen auch nach ihrem Haupt, dem Arzt Galenus de Haen, Galenisten, die andern nach ihrem Führer Samuel Apostool Apostoolen, von ihren Versammlungshäusern, von denen das eine mit dem Bild des Lammes, das andere mit dem der Sonne bezeichnet war, hießen sie auch Lammisten und Sonnisten. Die Lammisten, die gar kein formuliertes Glaubensbekenntnis anerkennen wollen, erhielten mehr und mehr das Übergewicht, und im Anfang des 19. Jahrhunderts kam es zu einer Vereinigung aller Taufgesinnten durch die 1811 gegründete „algemeene Doopsgezinde-Societeit“. In ihrer Kirchenverfassung aber halten sie fest an dem kongregationalistischen Prinzip, d. h. Wahrung völliger Unabhängigkeit der Sondergemeinden gegeneinander sowohl als gegenüber vom Staat. Daher unterscheiden sich die einzelnen Gemeinden von einander in vielen Stücken, z. B. im Kultus, im Gebrauch von Psalmen und Gesangbüchern, religiösen Unterrichtsbüchern ꝛc.; doch hängen sie mit großer Liebe aneinander und sind zu gegenseitiger Hilfe bereit. Die Prediger werden durch Stimmenmehrheit gewählt, aber weder ordiniert noch tragen sie ein Amtskleid. Bekenntnisschriften und Verpflichtungsformulare werden nicht geduldet, auf dogmatische Unterschiede kein Gewicht gelegt. Destomehr beteiligten sie sich bei praktisch-philanthropischen Bestrebungen, und es nehmen daher die Mitglieder der mennonitischen oder taufgesinnten Gemeinden, seit diese ihre früheren Ansichten über Kirchenzucht, Waffenverbot und Verbot der Annahme obrigkeitlicher Ämter aufgegeben haben, an verschiedenen Orten, besonders in den

Niederlanden, sehr hervorragende und geachtete Stellungen in bürgerlichen, kommerziellen, politischen, sozialen, teilweise auch im wissenschaftlichen Leben ein; überall aber gelangten sie durch Fleiß, Sparsamkeit, Ehrlichkeit und Friedensliebe zu Wohlstand und Achtung.

Zur Geschichte der Mennoniten vgl. H. Schyn, Historia Mennonitarum, 1723—29; J. C. Jhering, Gründl. Historie von den Taufgesinnten, 1720; J. A. Starck, Geschichte der Taufe und Taufgesinnten, 1789; Blaupotten Cate, Geschiedenis der Doopsgezinden, 5 Tle., 1839 bis 1847; J. Mannhardt, Mennonitische Blätter; de Hoop-Scheffer in der „Theol. Real-Enc.", 2. Aufl., Bd. IX, S. 560 ff.; A. Brons, Ursprung und Schicksale der Taufgesinnten oder Mennoniten, Norden 1884.

Menorka. Ehe noch der Krieg, welcher zwischen England und Frankreich, gleichzeitig mit dem Siebenjährigen Kriege, zur See und in den Kolonieen geführt wurde, förmlich erklärt war, hatten die Feindseligkeiten schon begonnen. Der französische Admiral La Galissonière führte, am 10. April 1756 von Toulon auslaufend, 16,000 Mann unter dem Herzog von Richelieu nach der durch den Spanischen Erbfolgekrieg englisch gewordenen Insel M. Die Franzosen bemächtigten sich derselben mit Leichtigkeit und schritten dann zur Belagerung von San Felipe, der Citadelle der Hauptstadt Port Mahon, welche sie trotz tapferer Gegenwehr der schwachen Garnison von 2800 Mann unter General Blakeney am 28. desselben Monats einnahmen. Der englische Admiral Sir George Byng, welcher den Versuch, den Verteidigern Hilfe zu bringen, aufgegeben hatte, ohne deshalb einen ernstlichen Kampf mit der französischen Flotte zu wagen, wurde am 14. März 1757 standrechtlich erschossen, die öffentliche Meinung in England verlangte ein Opfer für den Verlust der Insel; durch den zu Paris am 10. Februar 1763 geschlossenen Frieden kam dieselbe wieder an England, welches auf ihren Besitz wegen des vortrefflichen Hafens von Port Mahon großen Wert legte. — Während des Nordamerikanischen Unabhängigkeitskrieges unternahm im Juli 1781 der in spanischen Diensten stehende Herzog von Crillon eine Expedition nach M. Er landete mit 8000 Mann, machte sich, von den Einwohnern unterstützt, leicht und schnell zum Herrn der Insel, vermochte aber Mahon, wohin der englische General Murray sich zurückgezogen hatte, erst am 5. Februar 1782 nach siebenmonatlicher Belagerung zu nehmen, zu welcher französische Truppen mitwirken mußten. Die englische Besatzung war zuletzt nur noch 1000 Mann stark. Crillon wurde zum Herzog von Mahon erhoben. Durch den Frieden von Versailles (20. Januar 1783) kam M. wieder an Spanien.

Menou, Jacques François Baron de, französischer General, 1750 zu Boussay de Loches (Indre-et-Loire) geboren, war bei Ausbruch der Revolution Maréchal-de-Camp. Durch den Adel der Touraine in die Generalstaaten von 1789 gewählt, ergriff er mit Eifer die neuen Ideen und erwarb sich als Mitglied der Volksvertretung mancherlei Verdienste um die Veränderungen, welche die neue Staatsform für die Armee herbeiführte; nach der Flucht des Königs schloß er sich, um den weiteren Folgen der begonnenen Umwälzung Einhalt zu thun, den Feuillants an. 1793 nach der Vendee gesandt, ward er geschlagen; die Jakobiner versetzten ihn in Anklagestand, Barères Verteidigung rettete ihn. Nach dem 9. Thermidor zum Divisionsgeneral ernannt, unterdrückte er mit Kraft einen Aufstand des Faubourg Saint-Antoine am 2. Prairial des Jahres III; weniger energisch erwies er sich bei einer ähnlichen Gelegenheit am 12. Vendemiaire des Jahres IV; Barras beschuldigte ihn des Einverständnisses mit den Aufständischen; Bonaparte, welchem er sein Kommando hatte abtreten müssen, warf die Erhebung am 13. in wenigen Stunden nieder; sein Gutachten rettete M. vor der Verurteilung, Bonaparte war es auch, der ihn, als er nach Ägypten ging, aus der Vergessenheit hervorzog, indem er ihm das Kommando einer Division anvertraute; es war gewissermaßen ein Akt der Erkenntlichkeit des Ersten Konsul dafür, daß M. ihm Gelegenheit gegeben hatte sich hervorzuthun. Dieser zeichnete sich bei der Eroberung von Alexandria aus, heiratete in Rosette die Tochter eines reichen Badehalters und trat unter dem Namen Abdallah zum Islam über. Bei Abukir zeigte er glänzende Tapferkeit. Als Rangältester übernahm er nach Klebers Ermordung am 14. Juni 1800 das Oberkommando, in welchem ein Erlaß des Ersten Konsul ihn bestätigte, für welches er sich jedoch wenig geeignet erwies. Es führte dies Streitigkeiten mit den tüchtigeren Generalen herbei, von denen einer, der General Reynier, welchen er nachhause schickte, ihn durch die Presse heftig angriff. Inzwischen hatten die Engländer Fortschritte gemacht; Abercrombie war bei Abukir gelandet, die Franzosen waren nach Alexandria zurückgedrängt, Belliard hatte in Kairo kapitulieren müssen, und endlich mußte auch M., in Alexandria eingeschlossen, sich in Unterhandlungen einlassen (31. August 1801). Sie hatten die Räumung Ägyptens durch die Franzosen zur Folge; im September verließen ihre Schiffe Afrika. Bonaparte, dem er stets große Ergebenheit bewiesen hatte, empfing ihn freundlich, gab ihm noch verschiedene Anstellungen, ohne ihn im Felde zu verwenden, und machte ihn zuletzt zum Gouverneur von Venedig, wo er am 15. August 1810 starb. Marmont nennt ihn in seinen „Denkwürdigkeiten" (1. Teil) brav, aber alles militärischen Talentes ermangelnd, und schildert ihn als einen Halbverrückten, einen Aufschneider und unterhaltenden Schwätzer, der tausend Dinge anfing und nichts zu Ende brachte, für die Führung von Geschäften irgendwelcher Art durchaus ungeeignet, dabei stets tief verschuldet und von seinen Gläubigern verfolgt. Die Farben, wenn auch stark aufgetragen, treffen im ganzen das Richtige. — Vgl. „Nouvelle biographie générale", T. XXXIV, Paris 1865.

Mensdorff-Pouilly, Alexander Graf, Militär und Staatsmann Österreichs, geboren zu Coburg am 4. August 1813, gestorben am 14. Februar 1871, Sohn des Generals Emanuel (s. u.) und der Herzogin Sophie von Sachsen-Coburg, Tante der englischen Königin. Seine Sol-

datenlaufbahn gipfelte im Jahre 1849, als er, seit November 1848 Flügeladjutant des Kaisers, den ungarischen Revolutionskrieg mitmachte und in der Schlacht von Komorn (2. Juli 1849) sich das Anrecht auf das Theresienkreuz erwarb. Generalmajor geworden, fand M.-P. alsbald diplomatische Verwendung. 1850—52 war er kaiserlicher Bundeskommissär in Holstein, 1852—54, bis zum Ausbruche des Krieges der Westmächte gegen Rußland, Gesandter in Petersburg, 1854 bis 1856 kommandierender General im Banate. 1856 gab er dem Erzherzog Ferdinand Maximilian das Geleite nach Paris. 1860 Ende Oktober wurde er für das Amt eines kaiserlichen Kommissärs in der serbischen Wojwodina ausersehen, und nach dieser Zwischenstellung 1862 zum Statthalter und Landeskommandierenden in Galizien ernannt. Als der k. k. Minister des Äußern, Graf Rechberg, sich zum Rücktritt gezwungen sah, übernahm M.-P., durch seine Heirat mit einer der reichen Erbtöchter des letzten Fürsten von Dietrichstein der österreichischen Hocharistokratie und dem Hofe eng verbunden, das schwierige Amt und eine der schlimmsten staatsmännischen Erbschaften, deren Besserung seinen guten Willen weit überstieg. Dieser gute Wille zeigte sich in dem Festhalten an der Verfassungspartei und in dem Streben, den drohenden Doppelkrieg Österreichs mit Preußen und Italien zu vermeiden. Obschon am 27. Juli 1865 das Ministerium Belcredi seinen Anfang nahm, dessen Tendenzen eigentlich den Rücktritt M.-P.s nach sich ziehen sollten, behielt dieser dennoch sein Portefeuille und hatte nun jenen unfruchtbaren Notenwechsel mit dem preußischen Kabinett zu unterhalten, der dem 1866er Kriege voran lief und einerseits die Stellung Österreichs in der schleswig-holsteinischen Länderangelegenheit, die Aktion des Deutschen Bundes, anderseits die Rüstungs- und Abrüstungsfrage Italien und Preußen gegenüber zum Grundtone hatte. — Am Tage nach der Entscheidung bei Königgrätz-Sadowa (4. Juli) eilte M.-P. auf den Kriegsschauplatz, um die verhängnisvolle Sachlage ins Auge zu fassen. Um dieselbe Zeit spielte aber auch schon der Telegraph zwischen dem Wiener Kabinett und den Tuilerieen, bezüglich der Abtretung Venetiens an Frankreich, — ein Schritt, der gegen die Anschauung des Ministers verstieß, ohne von demselben vereitelt werden zu können. Seine letzten Mühen in der großen Krise drehten sich um die Negozierung der Waffenruhe zu Nikolsburg (23. bis 26. Juli) und des Friedens mit Preußen und Italien (23. August bis 3. Oktober). Der 4. November 1866 besiegelte die Enthebung des persönlich beliebten Ministers, dem das Großkreuz des Stephansordens als Beweis kaiserlicher Erkenntlichkeit zuteil ward. Am 20. März 1869 übertrug ihm ein kaiserliches Diplom den Namen und den Fürstentitel seines Schwiegervaters, des letzten Dietrichsteiners. 1870 als Militär reaktiviert, wurde er zunächst Kommandierender in Agram und dann für den Statthalter- und Kommandierender-Posten in Böhmen bestimmt. Er erlag, in dieser Stellung kaum thätig geworden, einem jähen Tode. — Vgl. Wurzbach XVI (1867): „Das Wirken des Streifcorps unter dem k. k. Obersten Emanuel Grafen Mensdorff-Pouilly im Feldzuge 1813 in Deutschland"; Streffleurs „Österr. milit. Zeitschr." I (1876); Rogge, Österreich seit Világos bis zur Gegenwart II. III (1873) und die Litteratur der Zeitgeschichte von 1864 bis 1866.

Menschikow, Fürsten. — Alexander Danilowitsch M., als der Sohn eines Bauern am 27. November 1672 bei Moskau geboren, kam in den Dienst Leforts (s. d.), wo Peter der Große ihn kennen lernte. Dieser fand solches Gefallen an ihm, daß er M. zu seinem Adjutanten und nach Leforts Tode zu seinem erklärten Günstling machte. Die Sanftheit seines Charakters und die Liebenswürdigkeit seines Wesens hatten ihm das Herz des Zaren gewonnen; die Anzeige eines beabsichtigten Strelizenaufstandes und die Thätigkeit, welche er bei dessen Niederwerfung entwickelte, verliehen ihm weiteren Anspruch auf die Erkenntlichkeit Peters; er hatte diesen auch auf seiner Reise nach Westeuropa begleitet. Die guten Dienste, welche er im Nordischen Kriege (s. d.) leistete, wurden durch Reichtum und Ehren aller Art anerkannt. Nachdem der deutsche Kaiser Leopold I. ihn 1705 zum Reichsgrafen und darauf zum Fürsten gemacht hatte, verlieh der Zar ihm gleichfalls die letztere Würde mit dem Titel Durchlauchtigst; für Auszeichnung bei Poltawa wurde er Feldmarschall. Als er aber das von ihm 1713 genommene Stettin des Zaren Absichten zuwider an Preußen überlassen hatte, benutzten seine Gegner diesen Vorfall, um ihn zu stürzen. Unterschleife und Betrügereien aller Art, welche er in seiner Eigenschaft als General-Gouverneur von Sankt-Petersburg und als dirigierender Minister während der Abwesenheit des Zaren gemacht hatte, boten genügende Veranlassung, ihn vor ein Kriegsgericht zu stellen; so wurde er 1715 zum Tode und zu einer ungeheueren Geldstrafe verurteilt; der Zar aber beschränkte sich darauf, ihn die letztere bezahlen zu lassen, ihn sonst aber in seinen Würden zu bestätigen. Wiederholt noch zogen seine Raubgier und Bestechlichkeit ihm Untersuchung und Strafe zu; Peter nahm aber den unentbehrlichen Gesellschafter stets wieder zu Gnaden auf. Als des Zaren Ende nahte, bereitete M. für dessen Gemahlin Katharina, welche seine eigene Maitresse gewesen und stets seine Fürsprecherin bei ihrem Gemahl geblieben war, die Thronfolge vor; er bemächtigte sich des Schatzes und sicherte sich die Ergebenheit des Heeres; hierauf gestützt setzte er in Verbindung mit dem Erzbischof Theophanes durch, daß der Senat seine Zustimmung gab, Katharina, mit Übergehung des rechtmäßigen Thronerben, ihres Gatten Nachfolgerin werden zu lassen. M. wurde nun der Beherrscher Rußlands, dessen Geschicke er mit wahrhaft staatsmännischem Verständnis leitete, und benutzte diese Stellung, um ein unermeßliches Vermögen zusammenzuraffen. Herzog von Kurland zu werden, gelang ihm indessen nicht. Nach Katharinas Tode am 6. Mai 1727 behauptete er seinen Einfluß auf Zar Peter II.; seine Anmaßung und Herrschsucht machten ihn diesem aber bald verhaßt und so gelang es seinen Gegnern, an deren Spitze

die Dolgorucki standen, ihn schon im September desselben Jahres zu stürzen. Er wurde nach Sibirien verbannt, weil er am Tode des Zarewitsch Alexis teil habe, und starb dort schon nach zwei Jahren am 2. November 1729 zu Berezow, fast 1000 Werst jenseits Tobolsk. M. war ein Mann von ungewöhnlichen Anlagen und Fähigkeiten; obgleich er in seiner Jugend weder lesen noch schreiben gelernt hatte, ward er ein tüchtiger Heerführer und geschickter Diplomat, begünstigte Künste und Wissenschaften und hat sich um die Einführung abendländischer Kultur in Rußland großes Verdienst erworben. (Bülau, Geheime Geschichten und rätselhafte Menschen, 1855.) — Sein einziger Sohn Alexander M., am 17. März 1714 geboren, starb am 8. Dezember 1764 als General.

Alexander Sergewitsch M., sein Urenkel, 1789 zu Sankt-Petersburg geboren, während der Befreiungskriege Adjutant Kaiser Alexanders I., nahm nach Friedensschluß an den von Rußland ausgehenden philhellenischen Bestrebungen teil, ging dann als Gesandter zu Abbas Mirza, dem Schah von Persien, kämpfte im Türkenkriege mit, wurde aber vor Varna, dessen Belagerung er leitete, am 21. August 1828 schwer verwundet, widmete sich nach seiner Herstellung dem Seedienst, war mit dem Großfürsten Konstantin bestrebt, die Flotte zu heben, und ward 1836 Marineminister. 1853 als außerordentlicher Gesandter nach Konstantinopel gesandt, trug er wesentlich zum Ausbruch des Krimkrieges (s. d.) bei, erhielt dann das Kommando auf der Taurischen Halbinsel, führte dieses bis zum März 1855 und ist später bis zu seinem in der Nacht vom 1./2. Mai 1869 in Sankt-Petersburg erfolgten Tode, im öffentlichen Leben nicht weiter aufgetreten. M. war ein Mann von mittelmäßigen Fähigkeiten und einer der Hauptvertreter der altrussischen Partei; es werden eine Menge von Witzworten von ihm erzählt.

Vgl. Kleinschmidt, Rußlands Geschichte und Politik, Kassel 1877.

Mentana, Gefecht am 3. November 1867. Garibaldi hatte, unbeirrt durch das fünf Jahre früher bei Aspromonte ihm widerfahrene Mißgeschick, den Entschluß gefaßt, einen neuen Versuch zur Einnahme Roms zu machen. Ende Oktober 1867 war er bei Monte Rotondo, nordöstlich von Rom am Tiber, angekommen und hatte sich hier in Erwartung weiteren Zuzuges verschanzt. Inzwischen hatte Kaiser Napoleon, welcher die weltliche Macht des Papstes nicht ganz aufhören lassen wollte, seine Panzerflotte nach Civita Vecchia gesandt und dort ein Expeditionscorps unter General de Failly landen lassen, welches am 29. Oktober und den folgenden Tagen in Rom anlangte. Die päpstlichen Truppen unter General Kanzler waren Garibaldi entgegengerückt, eine französische Brigade unter General Polhes folgte ihnen. Garibaldi wollte dem Kampfe mit der Übermacht ausweichen und verließ am 3. November seine Stellung, wurde aber auf dem Wege nach Tivoli bei M. von den Päpstlichen angegriffen. In dem Gefechte, welches sich entwickelte, kamen diese in eine mißliche Lage, so daß die Franzosen eingreifen mußten. Sie waren mit dem Chassepotgewehre bewaffnet, welches hier die Feuerprobe bestand. „Les chassepots ont fait merveille“, sagte der Gefechtsbericht. Die Garibaldiner wurden völlig geschlagen und zerstreut; italienische Truppen, welche Victor Emanuel mit Rücksicht auf die Aktionspartei in das römische Gebiet hatte einrücken lassen, entwaffneten sie. Der Kampf hatte vier Stunden gedauert, er kostete den Garibaldinern 600 Tote; Garibaldi selbst wurde von den Italienern festgenommen. Papst Pius IX. stiftete eine M.-Medaille.

Mercy (Merci), Claude M., Florimund, Graf de Villets, österreichischer Feldherr und Staatsmann, geboren 1666 in Lothringen, gestorben am 29. Juni 1734 in der Schlacht bei Parma. Er war der Enkel des berühmten Franz Frhr. v. M. (s. Art.) und Sohn des kaiserlichen Feldmarschall-Lieutenants Peter M. — Vielseitig gebildet, kenntnisreich und getragen von dem bedeutenden militärischen Rufe seiner Ahnen, begann M. seine Soldatenlaufbahn mit 16 Jahren (1682), kämpfte die Wiener Befreiungsschlacht im September 1683 mit und verdiente sich hier die Lieutenantscharge. Der Türkenkrieg in Ungarn 1684—1690 war seine Militärschule und hielt ihn bis 1686 seinem Vater zur Seite, der in dem Kampfe um Ofen (Juni bis 2. September) den Kriegertod starb. Hier zum Rittmeister befördert, vertauschte M. den ungarischen Kriegsschauplatz 1691—1696 mit dem in Italien und erwarb sich das Vertrauen Eugens von Savoyen, dem er 1697 nach Ungarn folgte und hier am 11. September in der glorreichen Türkenschlacht so tapfer focht, daß er es bald zum Oberstlieutenant brachte. Dieser bis zur Verwegenheit, zum äußersten Wagnis verlockende Mut und ein unbestechliches Pflichtgefühl geben dem vierunddreißigjährigen Manne das Geleite auf den italienischen Schauplatz des spanischen Erbfolgekrieges, — nicht so immer das Glück, denn bei Fossa Mantovana, wo er anfänglich mit Erfolg stritt (9. Dezember 1701) stürzte er vom Pferde und geriet in Gefangenschaft, allerdings nur für kurze Zeit, denn vor Cremona, wo es den 31. Januar 1702 die Überrumpelung des französischen Feldherrn Villeroi galt (s. Art. „Eugen von Savoyen“), war er wieder unter den Vordersten, büßte aber seine Tapferkeit mit schwerer Verwundung und abermaliger Gefangenschaft. Aus derselben gelöst, empfing er den verdienten Lohn in seiner Beförderung zum Obersten und Inhaber eines Reiterregimentes, mit welchem er im Rheinfeldzuge den Sieg bei Friedlingen (14. Oktober) erfechten half. Er genoß das Vertrauen seines Oberkommandanten, des Markgrafen Ludwig von Baden (s. Art.), der ihn im folgenden Kriegsjahr (1703) mit der Beschäftigung und Beobachtung des Feindes betraute. Im Februar 1704 streifte er bis München und nahm — General-Wachtmeister geworden — an der Schlacht bei Donauwörth oder am Schellenberge (2. Juli 1704) einen wesentlichen Anteil. Als dann die Franzosen infolge des Sieges bei Höchstädt und Blindheim (13. August) zurückgeworfen wurden, besetzte M. Weißenburg. Er machte auch die deutsche Campagne des Jahres 1705 mit, wurde

1706 an den Wiener Hof gesendet, um hier für die notwendigen Verstärkungen und Bedürfnisse der Armee das Wort zu nehmen und ging dann an den Oberrhein ab. Am 24. September 1707 schlug er bei Offenburg das französische Corps des Marquis de Vivans, wurde Feldmarschall-Lieutenant und als solcher 1708 mit der Vorbereitung des Rheinüberganges betraut. 1709 zunächst nach Mantua beordert, vertauschte er Oberitalien gleich wieder mit dem Kriegsschauplatze am Rheine, wo er bei Neuenburg einen Brückenschlag durchführte und ein verschanztes Lager bei Rummersheim bezog. Hier aber brachte ihm der überlegene Feind (26. August) eine Schlappe bei.

Der Türkenkrieg der Jahre 1716—1717 erschloß für M. eine dankbarere Epoche seines militärischen und administrativen Wirkens. Er half (5. August) den Sieg bei Peterwardein erfechten, das feste Temesvár (September bis Oktober 1716) den Türken entreißen und drang dann bis Orsova am „eisernen Thore" der Donau vor. Zum Generalkommandanten des Temescher „Banates", wie es nunmehr offiziell genannt wird, d. i. der alten Temescher Gespanschaft, der dauerhältigsten Frucht des Türkenkrieges, ernannt, hatte er zunächst den Kampf um Belgrad (Juni bis August 1717) zu unterstützen und beteiligte sich an der großen Entscheidung des 16. August in hervorragender Weise durch die Zurückwerfung des Feindes. 1718 vor dem Abschlusse des Friedens von Passarowitz (Požarevac) operierte er gegen Neu-Palanka und Orsova. 1719 erhielt er den Befehl gegen die Spanier, welche Sizilien überrumpelt hatten und bereitete von Neapel aus die Expedition gegen Sizilien vor, woselbst er bei Patti, den 27. Mai 1719, landete. Im heißen Kampfe bei Francavilla (20. Juni) erlitt er eine schwere Verwundung. Nach fünfmonatlicher Belagerung brachte er (20. Oktober 1719) Messina zum Falle, zwang Castel-Vetrano zur Kapitulation (7. März 1720), zog dann vor Palermo und wurde hier im Lager von dem Friedensschlusse benachrichtigt.

Jetzt konnte er sich dauernd dem widmen, was er schon vorher mit Erfolg versucht hatte, der Emporbringung des seit der Türkenherrschaft ganz daniederliegenden Banates. Aus demselben die „Korn- und Weizenkammer" Ungarns und Österreichs geschaffen, ein blühendes Kolonistenland gestaltet zu haben, bleibt sein unsterbliches Verdienst. — Leider entführte der leidige Krieg der Jahre 1733—1734 Mercy als „Generalfeldmarschall" dieser segensreichen Thätigkeit und ließ den kinderlosen Greis von 67 Jahren in der Schlacht bei Parma (29. Juni 1734) im heißen Kampfe den feindlichen Geschossen erliegen. Mit ihm erlosch sein Geschlecht, dessen Namen der Adoptivsohn, Oberst Graf Argenteau und der österreichische Diplomat der Zeiten des Ministers Kaunitz und französischen Revolutionsepoche (Mercy-Argenteau) forterbten.

Lit.: Wurzbach XVII (1867); Frhr. v. Arneth, Prinz Eugen von Savoyen (1858—59, 2. Aufl. 1864); „Feldzüge des Prinzen Eugen von Savoyen", herausgegeb. vom k. k. Kriegsarchiv 1876—82 („Spanischer Erbfolgekrieg" 1700 bis 1705, 2.—7. Bd.); „Geschichte des Banates" von H. Schwicker und Böhm. Vgl. auch die magy. Monogr. von Szentkláray (1881).

Mercy, Franz, Frhr. v., Herr von Mander und Collenberg, kaiserlich-liguistischer General im Dreißigjährigen Kriege, gebürtig aus Lothringen, gefallen in der Schlacht bei Allersheim am 3. August 1645. — Ende des 16. Jahrhunderts geboren, 1606—1630 in kaiserlichen Kriegsdiensten, über die uns nichts bekannt ist, deren er jedoch selbst in seiner Eingabe an Kaiser Ferdinand III. vom 18. Januar 1639 gedenkt, und die sein Geburtsjahr um 1588—1590 etwa (nicht 1598, wie gemeinhin angenommen wird) ansetzen lassen, tritt er erst im Jahre 1631 als Oberstwachtmeister des liguistisch-kaiserlichen Heeres in der unglücklichen Schlacht bei Breitenfeld (17. September) uns vor Augen. 1833 Obrist eines Regiments zu Fuß und Verteidiger der Festung Breisach, fiel er hier dem belagernden Feinde in die Hände. Der Gefangenschaft ledig geworden, hielt er im Jahre 1634 das wichtige Rheinfelden drei Monate lang und übergab erst dann die Festung, als der äußerste Hunger die Besatzung bedrängte. Als Generalfeldwachtmeister stritt er 1635—1637 im Elsaß und dessen Nachbarschaft, in Lothringen, gegen die Franzosen als kaiserlicher General an der Spitze des verbündeten Heeres Herzog Karls IV. von Lothringen. Erst nachdem er die kaiserliche Genehmigung erhalten — am 27. September 1638 —, nahm M. bayerische Dienste, die ihm seit langem bereits angetragen worden. Seine Unternehmungen am Rhein und Main waren kühn und doch auch klug bemessen. 1640 an die Donau und in die bayerische Oberpfalz entsendet, zwang er den Schwedengeneral Banèr (s. Art.) Franken zu räumen und vereitelte dessen kühnen Plan, Hand in Hand mit dem französischen Feldherrn Guébriant 1641 (Januar) den Reichstag und den Kaiser in Regensburg zu überrumpeln, wobei ihn Erzherzog Leopold Wilhelm (s. Art.) unterstützte. Er setzte dann den Schweden nach und nahm zu Naunburg „am Walde" ein feindliches Corps mit drei Obersten, darunter den vielgenannten Erich Slange, gefangen (März). Im Juni hatte er den wesentlichsten Anteil an dem Erfolge vor Wolfenbüttel. Auch bei der kurzen und dann aufgegebenen Belagerung Göttingens (27. Oktober bis 15. November 1641) bewies er seine Umsicht und nahm bei der Verfolgung der Schweden den Obersten Rosen gefangen. Das Jahr 1642 führt uns ihn als Befehlshaber der bayerisch-liguistischen Truppen im Schwäbischen vor, das er vom Feinde säuberte. 1643 war ein Glanzpunkt seiner Leistungen, denn es gelang ihm, die Franzosen unter Guébriant, der nach Bayern einfallen wollte (Januar bis Februar), an den Rhein zurückzuwerfen. Das gleiche gelang dem „Generalfeldmarschall" M. im Sommer desselben Jahres, und als Guébriant am 31. August den Rhein abermals überschritt, that M. das Gleiche. Doch mußte er bald zurückkehren, um im November den Feind aus seinem verschanzten Lager bei Tuttlingen zu vertreiben. Trotz ungünstigster Witterung eilte M.

mit dem Herzoge von Lothringen dahin und erfocht am 14. und 15. November den glänzenden Sieg, der dem Feinde 3000 Mann als Tote, 50 Fahnen, das ganze Lager mit allen Vorräten, 7000 Gefangene, darunter 107 Offiziere und 14 Obriste samt dem Befehlshaber Ranzau kostete. 1644 war das Ufergelände des Bodensees der Schauplatz der Frühjahrsunternehmungen M.s. Er nahm Überlingen dem Feinde ab, ließ den Hohentwiel, einen wichtigen Stützpunkt des Feindes, cernieren und schritt dann zur Belagerung Freiburgs im Br., um welchen wichtigen Punkt, nach dessen Kapitulation vom 27. Juli, zwischen ihm und der feindlichen Übermacht unter der Führung Turennes und Condés ein heftiger Kampf (3. August 1644) entbrannte, in welchem sein Bruder General-Feldwachtmeister Kaspar M. den Tod fand. M. behauptete das Schlachtfeld, trat aber dann den Rückzug an und erhielt vom bayerischen Kurfürsten die Weisung, jede weitere Operation einzustellen, da an seiner und des Heeres Erhaltung alles gelegen sei. Im September 1644 zum Kommandierenden Ingolstadts ernannt, verstand es M., auch jetzt den Feind in Atem zu halten. Der Höhepunkt seines Lebens, aber auch das Ziel desselben war der Feldzug des Jahres 1645, in welchem er den Franzosen unter Turenne gegenübertrat und ihrem Führer am 5. Mai seine erste Niederlage beibrachte. Dieser Kampf bei Mergentheim-Herbsthausen kostete dem Feinde 3000 Mann, und er mußte an den Rhein zurückweichen. Sein Ehren- und zugleich Todestag war der 3. August, die Schlacht bei Allersheim, unweit von Nördlingen, wo ihm Condé die Spitze bot. Mitten in dem wuchtigen Angriff seines Fußvolkes von dem Friedhofe aus, den er, wie immer mit persönlicher Tapferkeit voranleuchtend, ausführte, fiel er durch eine Kugel der eigenen Leute, die vom Kirchturme aus den Feind beschossen. Den Tod des geliebten Führers rächten seine Leute durch das Werfen des feindlichen Fußvolks. Condé ließ dem geachteten Gegner einen Leichenstein mit der lateinischen Inschrift: „Halte still, Wanderer, du trittst auf einen Helden" (Siste viator, heroëm calcas) setzen und konnte nicht hoch genug seinen Kriegertod als Gewinn der eigenen Sache anschlagen. „In den Feldzügen, in denen ich gegen M. gefochten", lauten Condés Worte, „hat dieser nicht einen Schritt gethan, der nicht den Stempel der höchsten Begabung trug. Er sah meine Pläne so genau vorher, als wäre er ein Mitglied meines Kriegsrates gewesen." — M. ist aber nicht nur eine der bedeutendsten Feldherrengestalten des Dreißigjährigen Krieges, sondern er gilt, was so selten war, als ein edler humaner Charakter, den die Verrohung nicht erfaßte, der dem wüsten Schlemmen anderer Waffengenossen keinen Geschmack abzugewinnen verstand, der den Krieg nicht als blutiges Abenteuer und schonungslose Freibeuterei betrieb, sondern als Mittel für die größeren Zwecke, denen er diente. Es ist nicht bedeutungslos, daß der sogen. „Palmenorden", oder die „fruchtbringende Gesellschaft", 1617 nach dem Muster der Academia della crusca auf der Weimarer Wilhelmsburg gestiftet, ihn 1645 als Mitglied aufnahm und ihm den Vereinsnamen „Der Anzeigende des Leidens mit der Passionsblume" beilegte.

Lit.: Barthold, Geschichte des großen deutschen Krieges (2. Tl. 1843); J. Heilmann, Die Feldzüge der Bayern in den Jahren 1643, 1644, 1645 unter den Befehlen des Feldmarschalls Franz Frhr. v. Mercy (1851, das relativ beste Werk über M.); Keym, Geschichte des Dreißigjährigen Krieges II (1863); W. Koch, „Geschichte des Deutsch. Reichs und der Reg. Ferdinands III. (2 Bde. 1865, 1866); Schreiber, Max I., der kath. Kurfürst von Bayern und der Dreißigjährige Krieg (1868); Lufft, Die Schlachten bei Freiburg im August 1644 (1882).

Mergentheim, Schlacht am 25. April (5. Mai n. St.) 1645. Feldmarschall Mercy hatte sich mit seinen 7000 Bayern vor Marschall Turenne, welcher im April mit 10,000 Franzosen bei Philippsburg den Rhein überschritten hatte, nach Schwaben zurückgezogen. Als Turenne im Begriff war, seine Truppen in der Gegend von M. Quartier beziehen zu lassen, beschloß Mercy, ihn dort zu überfallen. Turenne merkte die Absicht und versuchte, seine Streitkräfte in einer Stellung bei Herbsthausen in der Nähe von M., zu vereinigen. Ehe er damit fertig geworden war, griff Mercy an; Johann v. Werth führte die Entscheidung des Kampfes herbei, welche die Franzosen zur Umkehr nötigte. — Vgl. J. Heilmann, Feldzüge der Bayern in den Jahren 1643—45, Leipzig 1851.

Mergentheim, jetzt die Hauptstadt des gleichnamigen württembergischen Oberamts, war im Mittelalter, seitdem es 1219 durch Schenkung der Herren von Hohenlohe in den Besitz des Deutschen Ordens gekommen war, häufig der Aufenthaltsort der Deutschmeister gewesen. Nach dem Abfalle Preußens vom Deutschen Orden nahmen die Träger der nunmehr vereinigten Hoch- und Deutschmeisterwürde ihren ständigen Sitz in M.; M. wurde der Hauptort der reichsunmittelbaren Besitzungen des Ordens und blieb es bis zur Auflösung desselben. — Ein Artikel des Friedens von Preßburg zwischen Napoleon I. und Österreich (26. Dezember 1805) bestimmte, daß die Würde des Hoch- und Deutschmeisters samt allen zu ihr und zum Deuschen Orden überhaupt gehörigen Besitzungen einem Prinzen des österreichischen Hauses erblich übertragen werden sollte. Aber gleich nach den ersten Siegen über die Österreicher im Jahre 1809 erklärte Napoleon am 24. April den Deutschen Orden für aufgehoben und sprach das Gebiet von M. mit den an das Hochmeistertum geknüpften Rechten, Domänen und Einkünften der neuen Krone Württemberg zu.

Merino, Geronimo, bekannt unter dem Namen des Pfarrer M., war als Geistlicher in seinem Heimatsorte Villoviado in Altkastilien, wo er 1770 geboren war, im Amte, als die französische Invasion von 1808 ihn zum Guerilla machte. Als solcher hat er sich einen bekannten und gefürchteten Namen erworben; er war einer der geschicktesten und thätigsten, aber auch grausamsten Bandenführer. Dasselbe Geschäft nahm er wieder auf, als die Konstitution von 1820

die royalistisch-klerikale Reaktion unter die Waffen rief, und nochmals 1833, wo er öffentlich sich Maria Christine zur Verfügung stellte, in der Stille aber für Don Carlos wirkte und bald auch für diesen zu Felde zog. Als er in Altkastilien durch den General Quesada bezwungen war, ging er in die Wälder von Soria und führte hier den Kampf bis 1838 mit abwechselndem Erfolge. Gänzlich geschlagen suchte er Zuflucht in den Nordprovinzen und bemühte sich, hier von neuem Truppen aufzustellen, das Ende der karlistischen Erhebung nötigte ihn indessen, mit dem Prätendenten über die französische Grenze zu gehen, wo er interniert wurde und 1847 zu Montpellier starb. — Vgl. H. Baumgarten, Geschichte Spaniens vom Ausbruch der französischen Revolution bis auf unsere Tage, 3. Tl., Leipzig 1871.

Merlin de Douai, Antoine Philippe, Graf. Am 30. Oktober 1754 zu Arleux (Cambrésis) als Pächterssohn geboren, studierte M. auf dem Collège Anchin in Douai, von welcher Stadt er nachmals den Beinamen zur Unterscheidung annahm. 1775 Advokat am Flandrischen Parlamente geworden, stand er bald an der Spitze der Fachgenossen der Provinz, war unermüdlich arbeitsam, sammelte große Kenntnisse und arbeitete seit 1777 eifrig mit am „Répertoire universel et raisonné de Jurisprudence, en matière civile, criminelle, canonique et bénéficiale“, erwarb später das Recht der Herausgabe dieses als Autorität anerkannten Werkes und veranstaltete unter dem Namen „Répertoire de jurisprudence“ die 3., 4. und 5. Auflage (1807—1830); außerdem verfaßte er den „Traité des droits etc.“ (4 Bde., Paris 1786—1788), den „Recueil alphabétique des questions de droit etc.“ (Paris 1810, neu aufgelegt in 16 Bänden Brüssel 1827—1830) und andere Arbeiten. Als Advokat weitberühmt, in den Prozessen Beaumarchais' und Dupatys thätig, kaufte M. 1782 die Stelle eines königlichen Sekretärs und wurde 1789 Mitglied des Apanagenrates des Herzogs von Orléans, dem er im Dezember 1792 zur Auswanderung nach den Vereinigten Staaten von Nordamerika riet. 1789 sandte das Amt Douai M. in die Reichsstände-Versammlung, in der er sich hauptsächlich durch den Bericht vom 3. Februar 1790 über die Resultate der Nacht des 4. August 1789 berühmt machte, der die Wurzeln des Feudalismus ganz zu zerstören empfahl. Er trat für Gleichheit in der Gesellschaft ein, wurde Mitglied der Ausschüsse für Verfassung und für Veräußerung der Nationalgüter, sprach für gleiches Erbrecht aller Erben u. s. w., für Zerstörung aller Vorrechte, und seine Berichte an die Constituante galten als Muster an Intelligenz, Logik und Kenntnis. Nach dem Scheitern der Flucht des Königs sprach M. gegen gewaltthätige Maßregeln, und warnend bekämpfte er die sinnlose Verfügung, es dürfe kein Mitglied der Constituante in die Legislative treten. Im Herbst 1791 wurde er Präsident des Kriminalgerichts in Douai, im September 1792 aber Deputierter dieser Stadt in den Nationalkonvent. Herzlich stimmte er der neuen Regierung zu, und im Prozesse des Königs gab er sein Votum für den Tod ab. Im Januar 1793 übernahm er eine Mission bei dem Nordheere, im April in die Vendée, von wo er gegen den 31. Mai (s. „Girondisten“) protestierte. Mitte August nach Paris berufen, trat er in den Gesetzgebungsausschuß; er sollte die Gesetze gegen die Verdächtigen revidieren, ließ sich aber durch Furcht und Schwäche bestimmen, dies in so ungerechter Weise zu thun, daß das Gesetz vom 17. September einen Makel auf ihn warf. Aber er wie Merlin de Thionville, sein intimer Freund, haßten heimlich die Schreckensherrschaft, halfen zum Sturze Robespierres, und nach dem 9. Thermidor (Juli 1794) wurde M. Präsident des Konvents. Am 1. September trat er in den Wohlfahrtsausschuß, in dem er bald großen Einfluß gewann und für Mäßigung wirkte. Im Namen des Gesetzgebungsausschusses beantragte er eine Neugestaltung des Revolutionstribunals und die sofortige Auflösung der Pariser Commune, die auch erfolgte. Auf seinen Antrieb wurde am 11. November der Jakobinerklub vom Wohlfahrtsausschusse geschlossen, und er sprach für die Rückberufung der Reste der Gironde. Im Wohlfahrtsausschusse mit dem auswärtigen Ministerium betraut, leitete M. die Unterhandlungen ein, die zum Frieden von 1795 mit Preußen, Spanien und Holland führten. Während seiner Administration wurden Belgien, Lüttich und Bouillon einverleibt. Am 5. Oktober 1795 (13. Vendémiaire) war M. unter den Fünf, die mit der Sorge für die Sicherheit des Konvents betraut wurden, und trat für Bonapartes Ernennung zum Befehlshaber der Truppen ein. Dann redigierte er und erstattete am 25. Oktober den Bericht über den Strafcodex. Über 80 Wahlversammlungen riefen M. in den Rat der Alten, in dem er aber nur einen Tag saß, da ihm das Direktorium schon am 30. Oktober das Justizministerium übertrug. In ihm entfaltete M. eine bewundernswerte Arbeitslust und Präcision. Am 7. Januar 1796 mit dem neuen Polizeiministerium bekleidet, legte er dies Gesundheits halber nieder, um am 3. April 1796 die Justiz wieder zu übernehmen. Bisweilen handhabte er politische Verfügungen sehr strenge, wie er z. B. gegen die Emigranten feindlich auftrat, was sie mit Anschuldigungen vergalten. Am 18. Fructidor (4. September 1797) mitverschworen, gelangte er tags darauf an Barthélemys Stelle in das Direktorium der Republik, um die ganze Abneigung, die sich gegen dasselbe anhäufte, mittragen zu müssen. Gewiß war er der bedeutendste unter den Kollegen, er leitete die inneren Angelegenheiten Frankreichs durchgreifend, fürchtete sich aber vor Bonaparte; meist ging er mit Treilhard und Larevellière de Lépeaux (s. d.) gegen Barras und Rewbell. Sobald aber Siéyes an Rewbells Stelle trat, verband er sich mit Barras gegen die Drei, erzwang Treilhards Kassation und bedrohte die beiden übrigen mit einer Anklage in aller Form, worauf sie voll Schrecken freiwillig am 18. Juni 1799 abtraten: so entgingen sie der Anklage wegen Verschleuderung der Staatsgelder und wegen willkürlicher Regierung. M. blieb nun in Zurückgezogenheit, nahm keinen Anteil am 18. Brumaire und verfeindete sich mit Bonapartes Brüdern. 1800 wurde er Substitut des Regierungskommissars am

Kassationshofe und 1801 Generalprokurator an demselben. Hier war der große Jurist im rechten Fahrwasser. Napoleon ernannte ihn zum lebenslänglichen Mitgliede des Staatsrats, in dem er ihm glänzende Dienste leistete, zum Mitgliede des Ausschusses für Streitsachen der Krone, zum Großoffiziere der Ehrenlegion und zum Reichsgrafen. 1814 schloß ihn die Restauration aus dem Staatsrate aus, und am 17. Februar 1815 entsetzte sie ihn des Amts als Generalprokurator. Während der Hundert Tage in letzteres zurückgekehrt und mit dem Titel eines Staatsministers ausgezeichnet, sowie Mitglied der Repräsentantenkammer, wurde der Graf in der zweiten Restauration als régicide am 24. Juli exiliert und ging nach Belgien. Auch von hier auf französischen Wunsch am 17. Dezember ausgewiesen, schiffte er sich 1816 mit seinem einzigen Sohne nach den Vereinigten Staaten von Nordamerika ein, litt aber Schiffbruch, wurde nach Vlissingen gerettet und lebte mit Erlaubnis König Wilhelms in Haarlem, dann in Amsterdam, eine Zeit lang unter falschem Namen. Erst 1830 durfte er nach der Julirevolution in sein Vaterland zurückkehren, trat in das Institut und in die Akademie der moralischen und politischen Wissenschaften und starb, „der Fürst der Rechtsgelehrten“, in Paris am 26. Dezember 1838, im 85. Lebensjahre. Sein Sohn, Antoine François Eugène, Graf M., starb als Generallieutenant und Pair am 29. August 1854 kinderlos. — Vgl. außer den Werken über Revolution, Kaiserreich und Restauration: Mignet, Le comte Merlin, in den „Notices et portraits“, Bd. I, Paris 1843; Mathieu, Eloge historique du comte Merlin, Paris 1839.

Merlin de Thionville, Antoine Christophe. Als Sohn eines Prokurators am 13. September 1762 in Thionville geboren, woher er den Beinamen annahm, erhielt M. daselbst seine Erziehung, brachte es bei den Lazaristen in Metz zum Magister Artium, sollte Geistlicher werden, was jedoch sein wilder Sinn verschmähte, entlief 1781 den Lazaristen, unfähig die Gelübde abzulegen, und wurde, nachdem er einige Zeit in Paris lateinischen Unterricht gegeben und sich mit den Eltern wieder versöhnt hatte, erster Schreiber bei seinem Vater und um 1783 Parlamentsadvokat in Metz. Begeistert warf er sich in die Revolution, wurde als städtischer Beamter aus Thionville nach Paris gesandt, um für rasche Bewaffnung der Nationalgarde zu wirken, und kam 1791 für das Mosel-Departement in die Legislative Nationalversammlung. Voll Erbitterung bekämpfte er Adel und Klerus, beobachtete streng die Schritte der verhaßten Emigranten, tobte von der Tribüne gegen die Feinde des neuen Frankreich, keine Waffe als zu schlecht verwerfend, und zählte zu den angesehensten Jakobinern. Von ihm ging die Initiative aus zur Errichtung eines Überwachungsausschusses, in den er im Oktober 1791 trat, und zur Konfiskation aller Emigrantengüter; er forderte die Deportation der ruhestörenden Geistlichen nach Amerika, die Anklage gegen die emigrierten Prinzen, vom Könige und den Beamten $^1/_3$ ihres Gehalts als patriotische Steuer u. s. w., klagte fortgesetzt die Minister an und wetterte im Mai 1792 gegen das (erfundene) comité autrichien am Hofe. Er untergrub dem Throne die letzten Stützen, nahm am 10. August bedeutenden Anteil, schrie nach Krieg gegen die Könige Europas, durcheilte mit Debry als Kommissar der Legislative die Departements Seine-et-Marne, Oise, Aisne und Somme, um Geld, Lebensmittel und Pferde aufzutreiben, führte 7000 Freiwillige dem Heere zu und widersetzte sich in Laon dem Morden der Gefangenen. Das Aisne- und das Mosel-Departement sandten den Stürmer in den Konvent, wo er dem Berge angehörte; er bat am 24. September 1792 um die Ehre, jeden erdolchen zu dürfen, der nach der Tyrannei strebe, drang darauf, „den infamen Ludwig“ abzuurteilen und „die infame Antoinette“ anzuklagen, griff Roland an und verteidigte Robespierre gegen Louvet. Im Dezember 1792 selbst heftig angegriffen, ging er mit Rewbell als Kommissar des Konvents zur Armee Custines vor Mainz und war daher bei dem Prozesse des Königs nicht anwesend. Vergebens erbat er in Paris Verstärkungen für Custine; bei der Belagerung von Mainz durch die Preußen entfaltete er große Umsicht und Energie, und die Preußen nannten ihn „den Feuerteufel“, aber er konnte den Fall von Mainz am 23. Juli 1793 nicht verhüten, wollte auch das Äußerste nicht anwenden. Zurückgekehrt, wurde M. des Verrates angeklagt, aber freigesprochen. Im September ging er mit dem Mainzer Heere in die Vendée und suchte auf ihre Pacifikation hinzuwirken, schlug sich tapfer mit „den Weißen“ bei Torfou, St. Symphorien, Cholet und Château-Gonthier und nahm am 6. November wieder seinen Sitz im Konvente ein, in dem sich so vieles geändert hatte. M. beobachtete die Versammlung, ohne sich zu einer Partei zu schlagen, sprach zugunsten der Dantonisten, wirkte als Mitglied des Kriegsausschusses auf Reformen bei der leichten Artillerie hin u. s. w. Am 9. Thermidor arbeitete M. wesentlich zum Sturze des ihm verhaßten Robespierre mit, nachdem er Henriot (s. d.) hatte verhaften lassen. Am 1. August 1794 trat er in den Sicherheitsausschuß, und wurde am 17. Präsident des Konvents. Jetzt zählte er zu den schroffen Thermidorianern, bekämpfte eifrigst die Jakobiner und rastete nicht, bis sie zersprengt wurden, erleichterte das Los vieler Gefangenen und Verdächtigen, besonders Adeliger und Priester: welch eine Wandlung! 1794 erschien in Paris sein pamphletartiges „Portrait de Robespierre“.

Am 27. Oktober 1794 zur Rhein- und Mosel-Armee entsandt, trug M. zur Einnahme Mannheims und zur Eroberung von Luxemburg hervorragend bei. Am 1. April 1795 Pichegru (s. d.), beigegeben, half er bei der Unterdrückung der Insurrektion der Vorstädte. Mehr als dreißig Departements wählten ihn im Oktober d. J. in den Rat der Fünfhundert, in dem er aber wie begraben war. Er weigerte sich am 18. Fructidor (s. d.) teilzunehmen und forderte die Deportation Amars und seiner Spießgesellen. Dann zog er sich trotz seiner Jugend vom öffentlichen Leben zurück und wurde 1798 nicht wiedergewählt. M. trat in die Generaladministration der Posten, war kurze Zeit oberster Kriegskommissar der italieni-

schen Armee und sprach gegen Bonapartes Wahl zum Konsul auf Lebenszeit, verkaufte das von ihm als Nationalgut erworbene Besitztum am Mont-Valérien und trieb in Commenchon (bei Chauny) große Landwirtschaft, von seinen Ämtern zurückgetreten und nur Gehilfe des Friedensrichters. Bei der Bedrohung Frankreichs durch die Alliierten erlangte M. 1814 auf Ansuchen von Napoleon ein Patent als Oberst, das Kommando in Péronne und die Erlaubnis, eine Freiwilligenlegion zu organisieren, leistete aber fast nichts. Als Ludwig XVIII. auf dem Throne saß, schrieb M. bußfertig an die Minister, beteuerte die absolute Änderung seiner Gesinnungen und empfahl sich der königlichen Gnade, auf die ihm sein skandalöser Brief vom 6. Januar 1793 an den Konvent wenig Anrecht gab. Man ließ M. ungehindert in Paris, wo er am 14. September 1833 starb. Ein Bruchstück seiner Memoiren ist von Jean Reynaud in seiner „Vie et correspondance de Merlin de Thionville“ (Paris 1860) publiziert. Von M.s Brüdern starb Antoine François M. im September 1842 als Brigadegeneral, Jean Baptiste Gabriel, Reichsbaron M., in gleicher Stellung am 27. Januar 1842 und Christophe Antoine, Graf M., als Divisionsgeneral am 8. Mai 1839.

Vgl. die Werke über Revolution und Kaiserreich.

Merode, Johann, Graf, geboren um 1589, gestorben im Juli 1633, aus dem Lütticher Wallonenlande; 1619 als spanischer Kapitän dem Landsmanne General Buquoy zugesendet und ebenso in den Kämpfen der Kaiserlichen mit Mansfeld (Herbst 1619), als auch in der Entscheidungsschlacht am Weißen Berge mit Ehren genannt. Im Juli 1621, nach Buquoys Tode vor Neuhäusel an der Waag, kehrte er aus Ungarn zurück und übernahm den Befehl über ein Liechtensteinsches Reiterregiment. 1622 in den erblichen Reichsgrafenstand erhoben (s. f. A.), 1623 Oberst und Regimentsinhaber, und aus den Kämpfen mit dem Fürsten Bethlen (s. Art.) bei Wallenstein in gutem Andenken, erhielt M. im Spätherbste 1625 den kaiserlichen Auftrag, im Wallonenlande Regimenter zu werben, die er 1626 dem Generalissimus zuführte. Damals machte er die Campagne in Sachsen, Schlesien und Ungarn gegen Mansfeld, Ernst von Weimar und Bethlen mit und nahm 1626/27 Winterquartiere in Mähren. 1627 focht er in Schlesien und an der pommerschen Grenze als Oberster in der Avantgarde Wallensteins, mit diesem dann im Holsteinschen, 1628 in Pommern. 1629 erhielt er den kaiserlichen Befehl, die Pässe der Ostschweiz zu forcieren, was er mit ungemeiner Raschheit bewerkstelligte. In schwieriger Lage blieb er in diesen Gegenden bis zum Frieden von Chierasco zwischen Österreich und Frankreich im Mantuanischen Erbkriege (1631), und kam dann nach Deutschland zur Zeit des ersten großen Erfolges Gustav Adolfs. Im Herbste 1631 überbrachte M. eine kaiserliche Botschaft nach Mailand, von wo er im Spätjahre zurückkehrend, die Beförderung zum Generalwachtmeister erhielt. Es geschah dies, als Wallenstein, von M. hochgehalten und diesem auch befreundet, sein zweites Generalat übernahm. Der Oberfeldherr betraute ihn alsbald mit wichtigen Aufträgen an Aldringer, Pappenheim und an die rheinischen Kurfürsten. M. schlug sich dann mit den Hessen herum und vollführte auf Befehl Pappenheims vom 28. September bis 5. Oktober 1632 den Entsatz Wolfenbüttels. Von Hildesheim aus machte M. die ganzen Märsche Pappenheims mit, desgleichen seit der Trennung der beiden Heere Wallensteins und Pappenheims bei Weißenfels (Ende Oktober 1632) den Zug des letzteren gen Halle. In die Lützener Schlacht (16. November) konnte M. mit seinen Infanterieregimentern nicht mehr eingreifen, deckte jedoch den Rückzug Wallensteins. Im Dezember 1632 kaiserlicher Feldzeugmeister geworden, überkam M. Botschaften ins Westfälische und an die Herzoge von Orléans und Lothringen. Anfang März 1633 wurde er dem unfähigen ligistischen Generale Gronsfeld zugeteilt und, nachdem er mit Erfolg am Niederrhein gefochten, von Gronsfeld zum gemeinsamen Angriff auf Hameln entboten. Im Treffen vor Oldendorf an der Weser Anfangs Juli 1633 wurde M. tödlich verwundet und starb bald darauf, als ehrenwerter, pflichttreuer Kriegsmann geachtet, dessen entlassenes Söldnervolk die Bezeichnung „Merodebrüder“ zu einem populären Spitznamen der herumlungernden Söldner als einer Landplage verallgemeinerte. Offenbar hängt das süddeutsche Schimpfwort „Marodibruder“ damit zusammen, obschon dessen Bedeutung auf „marod“, „Marodeur“ hinweist. — Vgl. Hallwich, Gestalten aus Wallensteins Lager I: Joh. Merode. Ein Beitrag zur Geschichte des 30jährigen Krieges. Mit einem urkundlichen Anhang über die Schlacht bei Hessisch-Oldendorf. Leipzig 1885.

Merode, eines der ältesten niederrheinischen Adelsgeschlechter, in Belgien, auch in Preußen und Frankreich ansässig, leitet seinen Ursprung vom Fürsten Peter Berengar, jüngerem Sohne Königs Raimund Berengar IV. von Aragonien her, der 1179 nach den Niederlanden kam und dort Adelaïde, einzige Tochter und Erbin des Baron von Rode, heiratete. Der spätere Name M. entstand durch Umwandelung der volkstümlichen Mundart „M'ehr (Mein Herr) von Rode“. Das heute in verschiedenen Linien blühende reichsgräfliche und reichsfreiherrliche Haus von M. bekennt sich zur katholischen Konfession und folgt einer gemeinsamen Familien-Erbordnung von 1457 bezüglich 10. März 1462. Aus ihm sind im Laufe der neueren Geschichte eine Reihe bedeutender Persönlichkeiten hervorgegangen. Johann Baron v. M., Herr von Westerloo, während des niederländischen Aufstandes gegen König Philipp II. von Spanien, zur streng krchlichen Adelspartei gehörend und der Oberstatthalterin Margareta von Parma (s. d.) treu ergeben, wurde von dieser wiederholt zu wichtigen und vertraulichen Sendungen an fremde Höfe beauftragt. Wiewohl er des Grafen von Egmond (s. d.) politische Ansichten nicht teilte, nahm er sich doch nach dessen Hinrichtung mit warmer Teilnahme der hinterbliebenen Witwe Sabina von Bayern und ihrer elf Kinder an, bis der unglücklichen Familie ihre dem königlichen Fiskus verfallenen Güter, Lehen und Rechte zurückgegeben wurden. Er starb 1601 in hohem Alter. — Johann Frhr. v. M.

wurde am 19. Juni 1622 von Kaiser Ferdinand II. in den Reichsgrafenstand und Philipp Frhr. v. M.-Petersheim am 20. Mai 1626 von König Philipp IV. von Spanien, Regenten der Niederlande, zum Marquis von Westerloo erhoben. — Ein späterer Nachkomme, Graf Johann Philipp Eugen v. M., geboren 1674 zu Brüssel, und 1732 in Deutschland gestorben, war k. k. Feldmarschall, Hauptmann der Arcieren-Leibgarde, Ritter des Goldenen Vließes und Erbburggraf des Erzbistums Köln. Seine ersten Waffenthaten leistete er im spanischen Erbfolgekriege unter Eugen von Savoyen in den Schlachten von Luzzara (15. August 1702) und Höchstädt (13. August 1704). Demnächst zeichnete er sich unter seinem Schwiegervater, dem Herzoge von Holstein 1708 bei der ebenso tapfern als unglücklichen Verteidigung von Oran gegen die Algierer aus. Von König Karl III. von Spanien, nachmaligem Kaiser Karl VI., empfing er 1709 die Würde eines Granden von Spanien. In Österreich war Graf M. vornehmlich als Marquis von Westerloo bekannt, weshalb auch das Dragoner-Regiment, dessen Chef er war, diesen Namen führte. In zweiter Ehe war er mit einer Prinzessin von Nassau verheiratet, die ihm zwei Söhne gebar. Er hat sehr interessante Memoiren hinterlassen, welche sein Urenkel Graf Heinrich M. 1840 herausgab, worauf noch in demselben Jahre zu Mons eine zweite Auflage von M. v. Reiffenberg mit Einleitung und Bemerkungen erschien. — Wilhelm Karl Ghislain, Graf v. M., belgischer Staatsmann, 1763 zu Brüssel geboren und dort am 18. Februar 1830 gestorben, war 1788 bevollmächtigter Minister der österreichischen Niederlande. Bei Ausbruch der Brabanter Unruhen nahm er seine Entlassung, wurde indessen nebst anderen Vertrauensmännern von den Ständen nach dem Haag gesandt, um wegen Verschmelzung Belgiens mit Holland zu unterhandeln. Nachdem Belgien aber 1790 unter österreichische Herrschaft zurückgetreten auch die alte Verfassung, wie solche vor Kaiser Joseph II. bestanden, wiederhergestellt war, unterstützte Graf M. durch seinen Einfluß die kaiserliche Regierung, namentlich 1794 im Kriege gegen die französische Revolution, wo er Franz II. aus eigenen Mitteln namhafte Summen Geldes zur Verfügung stellte. Seine ersprießliche Thätigkeit als Bürgermeister von Brüssel 1805 bis 1809 lebt noch im Gedächtnisse der Einwohner dieser Residenzstadt. Von Napoleon I. 1809 zum Senator ernannt, verteidigte er mutvoll die kirchlichen und politischen Rechte des Papstes Pius VII. ebenso bewahrte er später seine streng katholische Gesinnung dem Könige Wilhelm I. der Niederlande gegenüber, bei dem er die Würde eines Oberhofmeisters bekleidete. Durch königliches Diplom, 16. Oktober 1823, ward ihm gestattet, den Titel vom Fürstentum Rubempré-Everberghe, welches durch Heirat, 15. Mai 1707, an die Familie gelangt war, anzunehmen. Er hinterließ mehrere Söhne, die im belgischen Staatsdienste eine Rolle gespielt haben. — Heinrich Maria Ghislain, Graf von M., ältester Sohn des vorigen, geboren am 15. August 1782 zu Brüssel, wo er am 23. September 1847 gestorben, wurde 1830 nach der Revolution Mitglied des Belgischen Senats und war mehrfach bei besonderen Veranlassungen Vertreter Belgiens an auswärtigen Höfen. Er zog sich 1839 in das Privatleben zurück, um ganz den Wissenschaften zu leben. König Leopold I. erteilte ihm 1842 die Erlaubnis zur Führung des Titels vom Fürstentum Grimberghe, welches durch Heirat seines Vaters mit einer Prinzessin dieses Hauses von den M.s erworben war. Außer der Bearbeitung der Memoiren seines Ahnherrn (s. o.) hat man von ihm unter dem Titel „De l'Esprit de Vie et de l'Esprit de Mort" eine Sammlung klerikal-aristokratischer Betrachtungen über Kirche und Staat. — Philipp Felix Balthasar Otto Ghislain, Graf von M., Bruder des letztgenannten und als belgischer Staatsmann bekannt, wurde am 13. April 1791 zu Mastricht geboren und starb am 7. Februar 1857 zu Brüssel. Am September-Aufstande des Jahres 1830 nahm er den thätigsten Anteil und machte dann als Mitglied der provisorischen Regierung seinen Einfluß auf die Geistlichkeit und die mittleren wie unteren Volksklassen geltend. Den katholisch-hierarchischen Interessen seines Hauses ergeben, war er entschiedener Gegner der republikanischen Partei und wirkte lebhaft für die Wahl Königs Leopold, dessen stetiger Anhänger er blieb. Seit 1830 Minister ohne Portefeuille, beteiligte er sich interimistisch 1832 als Kriegsminister, 1833 als Minister des Auswärtigen und der Finanzen an der Regierung. Bei den Friedensverhandlungen mit den Mächten der Londoner Konferenz (s. d.) und mit Holland 1848, stimmte er für Nichtannahme der vorgeschlagenen Bedingungen. Auf französische Hilfe rechnend, übernahm er 1839 eine Sendung an König Louis Philipp, deren Zweck an der Unschlüssigkeit der französischen Regierung völlig scheiterte. Nunmehr von der Unausführbarkeit weiteren Widerstandes gegen die Vorschläge überzeugt, gab er seine Stellung als Staatsminister auf, blieb jedoch Staatsmitglied. Von seinen Schriften wurden veröffentlicht: „Les Jésuites", „La Charte", „Les Ignorantins", „l'Enseignement mutuel", „Tout peut vivre, quoi qu'on en dise", Paris 1828; „Un mot sur la conduite politique des catholiques belges", Bruxelles 1829; „A. Mr. Thiers", Avesnes 1844; „Liberté d'enseignement, réponse au rapport de Mr. Thiers", Bruxelles 1845. — Ludwig Friedrich Ghislain, Graf von M., Bruder des vorigen, geboren am 9. Juni 1792, nahm im belgischen Jägercorps 1830 teil am Revolutionskampfe. Bei Berchen vor Antwerpen am 25. Oktober schwer verwundet, wurde er nach Mecheln gebracht, wo er am 4. November seinen Wunden erlag. In der St. Gudulakirche zu Brüssel wurde ihm zu Ehren ein schönes Denkmal (von W. Geefs) errichtet. — Friedrich Xaver Ghislain, Graf von M., jüngerer Sohn des Grafen Felix, geboren am 26. März 1850, besuchte die Brüsseler Militärschule und stand bis 1847 als Offizier in belgischen Militärdiensten. Alsdann trat er in den geistlichen Stand und wurde schon nach einigen Jahren Hausprälat und Almosenier des Papstes Pius IX. Im Mai des für die

päpstliche Regierung so verhängnisvollen Jahres 1860, übernahm M., der als feuriger Ultramontane das weltliche Interesse des Papstes stets mit großem Eifer betrieben, angesichts der sardinischen Drohungen das Kriegsministerium. Von Österreich wirksam unterstützt, verstärkte er sogleich die päpstlichen Truppen und bewog den ihm befreundeten, verbannten französischen General Lamoricière, den Oberbefehl über dieselben zu übernehmen. Nach deren Niederlage bei Castelfidardo (18. September 1860) war M. sogleich wieder thätig, ein neues Heer zu sammeln, besonders als die Möglichkeit einer Abberufung der französischen Besatzung von Rom näher trat. Auf seinen Ruf strömten glaubenstreue und abenteuerlustige Ausländer zur Anwerbung herbei, der klerikale Adel vornehmlich Frankreichs und Belgiens drängte sich unter die Fahne des Kirchenfürsten, und den Ideen von der Aufrechterhaltung der weltlichen Macht des Papstes wurde nochmals ein mächtiger Aufschwung gegeben. Doch mit dem Falle seiner Partei infolge der französisch-italienischen Konvention von Paris (15. September 1864) nahm auch M. nach mehrmonatlicher Beurlaubung seine Entlassung aus päpstlichen Diensten. Er starb am 11. Juli 1874. — Das jetzige Haupt der Familie ist Karl Anton Ghislain, Sohn des 1847 verstorbenen Grafen Heinrich von M., geboren am 1. August 1824, Graf von M., Marquis von Westerloo, Fürst von Rubempré-Everberghe und von Grimberghe, Grande von Spanien, Senator des Königreichs Belgien, vermählt seit 1849 mit Prinzessin Marie von Aremberg. Beider Sohn und Erbe, Heinrich Karl Maria Ghislain, Graf von M. geboren 1856, ist seit 1883 vermählt mit der Prinzessin Natalie von Croy-Dülmen. — Vgl. Juste, Histoire de Belgique, Bruxelles 1854; „Nouvelle biographie générale“, T. XXXV, Paris 1861; „Historisch-heraldisches Handbuch der gräflichen Häuser“, Gotha 1855.

Merrimac war der Name eines von den konföderierten Staaten Nordamerikas bei Beginn des Bürgerkrieges erbeuteten Unionsdampfers, welcher von diesen gepanzert, zum Widderschiffe umgestaltet und „Virginia“ getauft wurde. Er erschien am 8. März 1862 auf der Rhede von Hampton, richtete unter den dort befindlichen Kriegs- und Transportschiffen große Verwüstungen an und zog sich am Abend nach Gosport zurück. Als er am folgenden Tage wiederkehrte, war über Nacht ein von Ericson erbautes nordstaatliches Turmschiff, der Monitor, angekommen. Dieser nahm den Kampf auf. Obgleich nur zwei schwere Geschütze führend, denen der M., unter diesem Namen ist die Virginia bekannter geworden, zehn entgegenstellte, zeigte er sich demselben vermöge seiner größeren Beweglichkeit überlegen; der M. zog sich am Abend übel zugerichtet nach Gosport zurück. Auf keiner Seite war ein Mann der Besatzung getötet. Als im weiteren Verlaufe der Operationen die Konföderierten Norfolk, wo der M. im Hafen lag, räumten, sprengten sie ihn am 11. Mai desselben Jahres in die Luft, um ihn nicht in die Hände der Unierten fallen zu lassen. Die Erfolge des M. schienen die große Überlegenheit der Panzerschiffe über Holzschiffe bewiesen zu haben, die Schlacht bei Lissa lieferte nicht lange nachher ein entgegengesetztes Resultat. Der Kampf ist besonders anschaulich geschildert in des Grafen von Paris „Histoire de la guerre civile en Amérique“, 2. Tl., Paris 1874.

Merveldt (Meerfeld), Maximilian, Graf v., österreichischer General und Diplomat, geboren am 29. Juni 1764 (?) im westfälischen Lande, gestorben am 5. Juli 1815 zu Loudon; Abkömmling eines, seit 1668 reichsfreiherrlichen, 1726 reichsgräflichen Adelsgeschlechtes und wahrscheinlich von seinem 19. Jahre an in österreichischen Kriegsdiensten. Im Türkenkriege 1788—1790 diente er als Husarenrittmeister und Flügeladjutant im Corps des Feldmarschall-Lieutenant Grafen Wartensleben, sodann als Major im Generalstabe Feldmarschall Laudons (s. Art.). Hierauf trat er in den deutschen Ritterorden und machte als Flügeladjutant des Feldmarschalls Prinzen Joseph von Koburg (s. Art.) die Schlacht bei Neerwinden (18. März 1793) mit, die seinen Verdiensten die Beförderung zum Oberstlieutenant im General-Quartiermeisterstabe und bald auch (1794) das Theresien-Ritterkreuz eintrug. M. wurde dann von Wien aus in das Hauptquartier der Verbündeten entsendet und dem Herzoge von York als General-Quartiermeister beigegeben. In den Treffen bei Famars, Valenciennes (Sommer 1793), und Landrecy, Tourcoing (April, Mai 1744) machte sich seine Geistesgegenwart und Bravour geltend. 1796 erscheint er als Kommandant des Chevauxlegers-Regiments Karaczay im Heere Erzherzog Karls (s. Art.) und zeichnete sich Mitte Juni bei Wetzlar, am 6. September 1796 bei Würzburg aus. Wenige Tage darauf zum General-Major befördert, übernahm er den Auftrag, im Corps des Feldmarschall-Lieutenants Petensch die Zurückwerfung der Franzosen über den Rhein zu beschleunigen. Das Jahr der verhängnisvollen Wendung der Dinge 1797, führt ihn uns als Regimentsinhaber und Armeediplomaten vor. Beim Abschluß der Waffenruhe mit Bonaparte, zu Judenburg im steiermärkischen Oberlande war er mit Bellegarde (s. Art.) bevollmächtigt; beide schlossen auch (17. und 18. April) den Präliminarvertrag von Leoben ab. M. begab sich dann nach Montebello, um mit Bonaparte über den Ort der endgültigen Friedensabmachungen zu unterhandeln. Bei diesen, im Schlosse Passeriano bei Udine (1. September bis 17. Oktober) stattgehabten Negotiationen wirkte M. mit und unterzeichnete auch den Traktat von österreichischer Seite an dritter Stelle, nach Marquis de Gallo und Graf Ludwig Cobentzl (s. Art.) Dann wurde M. nach Rastatt als Kongreßgesandter entboten, woselbst er bis zur Auflösung desselben (7. April 1799) blieb, um dann wieder seine militärische Laufbahn aufzunehmen. Er operierte in dem genannten Jahre (25. und 26. Juni) gegen die Franzosen zwischen Offenburg und Kehl. Im Jahre 1800 hatte er von April bis Juni den Rückzug der kaiserlichen Armee zu decken und that sich durch seine Tüchtigkeit an der Lech- und Iller-Linie hervor. Ihr verdankte er auch im September seine Beförderung zum Feldmarschall-Lieutenant,

in welcher Eigenschaft er am 1. bis 3. Dezember 1800 bei Ampfing und Hohenlinden, am 14. Dezember bei Biebhausen mit Ehren focht. Nachdem M. zu Kremsmünster (14. Dezember) einen zweitägigen Waffenstillstand mit dem siegreichen Feldherren der französischen Republik, General Moreau, abgeschlossen, wurde er mit seiner Division nach Preßburg disloziert. — Das Kriegsjahr 1805 führte M. als General-Quartiermeister der österreichisch-russischen Reservearmee unter Kutusow zu, da seine ursprüngliche Bestimmung, bei der österreichischen Hauptarmee zu kommandieren, durch die Ereignisse vereitelt wurde. M. sah sich im Spätherbste mit dem österreichischen Corps zufolge seiner allzu großen Aktionslust durch die raschen Bewegungen der feindlichen Übermacht von den Russen abgedrängt und zum Rückmarsche durch Steiermark und das nordwestliche Ungarn nach Mähren gezwungen, ohne die Austerlitzer Dezemberschlacht mitmachen zu können. Er vertauschte dann wieder den Soldaten mit dem Diplomaten und bezog 1806 bis 1808 den Posten eines Gesandten in Petersburg, indem er auch den Entschluß, aus dem deutschen Ritterorden zu treten und sich zu vermählen, verwirklichte. 1808 erscheint er als Divisionär in Galizien, nach dem Wien-Schönbrunner Frieden (Oktober 1809) als solcher in Mähren. Im ersten Jahre des großen Befreiungskrieges (1813) General der Kavallerie und Festungskommandant von Theresienstadt geworden, erhielt M. nicht lange darauf den Befehl, als Corpskommandant den Krieg mitzumachen. Hier zeichnete er sich vor allem in dem Treffen bei Kirnitz aus. In der Leipziger Schlacht (Oktober 1813) mit Ehren genannt, obschon er dabei verwundet und kriegsgefangen wurde, hierauf Landeskommandierender für Mähren, erhielt M. bereits Anfang 1814 die Bestimmung, als Botschafter nach London abzugehen. Hier erwarb er sich rasch das Vertrauen des brittischen Kabinetts und die Sympathieen des Publikums, so daß nach seinem schon 1815 allda erfolgten Tode die Absicht vorhanden gewesen sein soll, sein Andenken durch Beisetzung in der Westminsterabtei zu ehren.

Wurzbach, Bd. XVII (1867); Theimer, Geschichte des siebenten Ulanen-Regiments (Wien 1869); Schönhals, Der Krieg von 1805 (Wien 1873); Österreichische militärische Zeitschrift I 1846 (über die Gefechte vom 17. und 18. September 1813).

Merw, eine der ältesten und bedeutendsten Städte Mittelasiens, deren Gründung Alexander dem Großen zugeschrieben wird, im alten Baktrien, von den Mongolen, als sie mehr als eine Million Einwohner zählte, gründlich zerstört und nie wieder recht erblüht, in einer Oase am Südostrande der Turkmenensteppe belegen, bildet eine wichtige Etappe auf dem Wege des Vordringens der Russen gegen Indien; die Entfernung bis Herat beträgt nur 240 englische Meilen. Der Wert des Besitzes wird allerdings dadurch geschmälert, daß die Umgebung ganz Wüste geworden ist, seitdem im Jahre 1795 der Schah von Persien Murad, um M. zu bezwingen, einen Damm durchstechen ließ, welcher den Murghab, einen linken Nebenfluß des Amu-Darja, aufstaute und die Bewässerung der ganzen, bis dahin sehr fruchtbaren Gegend ermöglichte. Trotzdem waren Rußlands Augen seit langer Zeit mit Sehnsucht auf M. gerichtet. Ende 1883 schien der Zeitpunkt gekommen zu sein, wo die Einverleibung ohne vieles Aufsehen und großen Widerspruch erfolgen könnte. In aller Eile wurde zu diesem Zwecke eine kleine Expedition ausgerüstet, und am 4. Dezember 1883 setzte sie sich von Askhabat aus gegen M. in Bewegung. Dort war alles zum Empfange derselben vorbereitet; die Unsicherheit war auf den höchsten Punkt gediehen, und fast jedem erschien die russische Annexion vor den herrschenden Zuständen den Vorzug zu verdienen. Die Khane von vier Turkmenenstämmen und vierundzwanzig aus je zweitausend Kibitken gewählte Bevollmächtigte boten dem Zaren ihre unbedingte Unterwerfung an. Trotzdem ging es ohne Blutvergießen nicht ab. Einige Häuptlinge widersetzten sich, und es fanden kleine Gefechte statt, am 10. Februar 1884 aber war die Besitznahme von M. eine vollendete Thatsache, gegen welche niemand Widerspruch erhob; die Herrschaft des Zaren war anerkannt, den beteiligten russischen Truppen ward die Expedition als Feldzug angerechnet.

Messenhauser, Cäsar Wenzel, geboren zu Proßnitz in der mährischen Hannakei, am 14. Juni 1813, gestorben zu Wien am 16. November 1848 als Kommandant der Wiener National- und Mobilgarden. Als Sohn eines Militärmusikers und einer Taglöhnerin 1819 in ein Regiments-Knabenerziehungshaus untergebracht, 1829 Gemeiner im Infanterieregiment Kaiser, 1830 Unteroffizier, zählte M. zu jenen begabten Naturen, deren Ehrgeiz, Willensstärke und Wissensdrang gegen die Ungunst der gegebenen Verhältnisse ungebrochen ankämpft, die alles sich selbst verdanken und eine ideale Weltanschauung mit unstillbarem Bildungstriebe und überwuchernder litterarischer Produktionslust verbinden, Eigenschaften und Bestrebungen, welche bei einem niedern Militär des vormärzlichen Österreichs weit eher nach oben verhängnisvoll als ersprießlich ausschlagen konnten. Glücklicherweise war der damalige Personalreferent im Hofkriegsrate, Oberst Zanini, ein edler Mensch und schärfer blickender Chef, welcher sich durch Form und Inhalt des Gesuches M.s um die Stelle eines Inspektionsfeldwebels in der Wiener-Neustädter Militärakademie und insbesondere durch die ihr beigeschlossene Abhandlung „über die schiefe Schlachtordnung“ bestimmt fühlte, dem 20jährigen Soldaten eine Offiziercharge zu verschaffen (1833). Dieser Lebenswechsel begeisterte den jungen Mann zu verdoppelten Studien, die sich insbesondere der antiken Geschichte zuwandten und das auf 10 Bände berechnete Manuskript einer „Geschichte des Altertums“ zur Folge hatten. Selbstverständlich fand diese monströse Leistung eines namenlosen Autodidakten keinen Verleger. Etwas glücklicher war M. mit seiner dichterischen Ader, besonders als er seit 1839 als Lieutenant zum Regiment Deutschmeister nach Wien versetzt wurde. Hier erschloß sich seinen Novellen und Gedichten das belletristische Organ „der Humorist“,

redigiert vom damaligen Autokraten Wiens auf diesem Gebiete, Moritz Saphir, eine willkommene Unterkunft. 1841 erschien sein Drama „Demosthenes“. Daneben hatte er eine Geschichte seines Regimentes geschrieben, welche den reelleren Vorteil, M.s Beförderung zum Oberlieutenant, im Gefolge hatte. 1846, zur Zeit der galizischen Wirren, kam M.s Regiment nach Lemberg, und hier fand er Muße genug, als Belletrist fruchtbar zu sein, wie dies seine dreibändige Novellensammlung „Wildnis und Parkett“ (1847), „Die Polengräber“ (1848) und „Ernste Geschichten“ (1848) beweisen. Beide letztgenannten Publikationen führten das Pseudonym „Wenzeslaus March“ (Anspielung auf sein Geburtsland) im Titel. M. war ein Talent und vor allem ein ideal angelegter Charakter, von eiserner Beharrlichkeit, rechtschaffen, opferfreudig, aber kein Genie, das die Schlacken ungünstiger Entwickelungsverhältnisse und unmethodischer Autodidaktie, die viel verschlingt, aber nicht gleich viel verdaut, abstreift, sich den rechten Weg bahnt, die Verhältnisse siegreich überwächst oder beherrscht, — und noch weniger ein weltläufiger, menschenkundiger Streber, der jeder Strömung, jedem Sattel gerecht zu werden versteht. Seine belletristischen Arbeiten sind so gut wie verschollen, er wurde kein bedeutender Kriegsmann oder Militärschriftsteller, denn seine Standesverhältnisse befriedigten ihn nicht, aber auch kein hervorragender Politiker und noch weniger ein Demagoge, denn hierfür war er zu ideal, zu ehrlich, zu selbstlos angelegt. So trat an ihn das Bewegungsjahr, der Februar und März 1848, heran, dessen Schwingungen auch nach Lemberg reichten. Seine Stellung zum Lemberger Bürgerkomitee, das die Organisation einer Nationalgarde im Auge hatte, kompromittierte ihn bei der Militärbehörde und trug ihm eine Arreststrafe ein. Das bestimmte ihn, mit der Soldatenlaufbahn zu brechen, er quittierte Ende März 1848 mit dem üblichen Reverse, der für ihn später verhängnisvoll werden sollte, und suchte nun in Wien seinem Freiheitsideale zu dienen, eine Existenz als litterarischer Kämpfer für dasselbe zu gewinnen. Die von ihm hier begründete Zeitung „Die Volkstribüne“ konnte mit ihrer gemäßigten Sprache gegenüber dem Wortschwalle anderer, radikaler Blätter nicht aufkommen. Die entfesselten Leidenschaften der demokratischen Bewegung widerten ihn an, dagegen nahm er Anteil an der militärischen Schulung der Nationalgarde und akademischen Legion und nebenbei Zuflucht zu litterarischen Arbeiten. Mit der Ermordung des Kriegsministers Latour (s. Art.) hatte er ebenso wenig als mit anderen Greueln der Oktobertage zu schaffen, aber für den Bestand der Märzerrungenschaften wollte er mannhaft einstehen, und so übernahm er denn die ihm vom Wiener Reichstag und Gemeinderate (12. Oktober 1848) übertragene Stellung eines provisorischen Kommandanten der Wiener Nationalgarde, im vollen Bewußtsein aller Mühen und Gefahren dieser Stellung und angefeindet von dem Radikalismus, der in M. nur den rechtschaffenen Handlanger ausnützen wollte. M. bewies in seiner Stellung die ganze Energie und organisatorische Tüchtigkeit seines Wesens. Jedenfalls hatte er gegen sich die verdeckte Eifersucht des jüngst gewählten Chefs des Nationalgardestabes, Ernst Hauk und des gewesenen Militärs, Daniel Fenner, Frhr. v. Fenneberg (Sohn des 1824 verstorbenen Divisionärs Franz Philipp), die ihm nun als Unterkommandanten beigegeben wurden, und anderseits drängte ihn die dämonische Thatenlust des heimatlosen Polen und Revolutionsmannes, Josef Bem, vorwärts. Vor allem sah er auf strenge Mannszucht, die er auch der aus Arbeitern gebildeten Mobilgarde einzuflößen verstand, aber er war auch redlich bemüht, Wien gegen das Belagerungsheer des Fürsten Windischgrätz in Verteidigungsstand zu setzen. Nachdem General Bem als Kommandant der Mobilgarde in Belvedere sein Lager bezogen, verlegte M. das Hauptquartier nach dem Schwarzenbergpalast. Er war zu einem Angriff auf die Truppen des Banus Jellačić und des Generals Auersperg, welche auf die Vereinigung mit dem Hauptheere des Fürsten Windischgrätz warteten, entschlossen, aber der Wiener Reichstag und Gemeinderat verhinderten dies zufolge des Beschlusses, auf der bloßen Defensive zu verharren, und die Ankunft der angesuchten Frankfurter Parlamentsbotschaft abzuwarten. M.s Hoffnungen auf eine Wien freundliche Aktion Ungarns erwiesen sich als trügerisch, ebenso wie die des Wiener Gemeinderates auf die Mission der Kommissäre des Frankfurter Reichsministeriums Welker und Mosle, wogegen die Ankunft der Abgeordneten von der Linken des Parlamentes (Blum, Fröbel, Hartmann, Trampusch) die Widerstandslust der Wiener über Gebühr angefeuert hatte. Die kaiserlichen Manifeste vom 16. und 19. Oktober und der Aufmarsch des Heeres unter Windischgrätz (21. Oktober) gegen Wien, anderseits die Überbringung der Proklamation des kaiserlichen Feldmarschalls vom 20. Oktober, die das Standrecht und den Belagerunszustand über Wien verhängte, und vor allem die zweite Proklamation vom 23. Oktober (Hetzendorf) ließen keinem weiteren Zweifel Raum, daß man die bedingungslose Unterwerfung Wiens verlange. Das widerstrebte den Überzeugungen M.s. Er verkündigte nun seinerseits den Belagerungszustand, ernannte Fenner v. Fenneberg zum Chef der Militärpolizei, teilte Wien in Verteidigungsbezirke und that alles, um die Wehrfähigkeit und Wehrpflicht aufrechtzuhalten. Als jedoch in schweren Kämpfen am 24.—26. und 28. Oktober die Belagerungstruppen Meister der Linien und Herren der Vorstädte geworden —, sprach M. gegen das nutzlose weitere Blutvergießen und für die Notwendigkeit einer Kapitulation, was ihm den Dank des Gemeinderates eintrug. Den 29. schien die freiwillige Unterwerfung Wiens gesichert. Da bewirkte die Vorbereitung der Schwechater Schlacht zwischen den Ungarn unter Moga und dem Heere des Banus (30. Oktober), der Wahn, jene würden siegen, eine verhängnisvolle Wendung, denn sie riß die extreme Widerstandspartei zur Verwerfung der abgeschlossenen Kapitulation fort, und mit ihr auch mußte M. gehen. Als er sich jedoch wider das tollköpfige Wagnis eines

Ausfalles gegen die in den Vorstädten lagernden Truppen entschieden aussprach, riefen die Exaltierten Fenneberg zum Oberkommandanten aus. Als dann der 31. Oktober, der entschiedene Sieg des Banus an der Schwechat, das Bombardement und die Stürme des Belagerungsheeres den Fall der Stadt erzwangen, harrte M., trotz aller Anträge, ihm zur Flucht zu verhelfen, aus, und blickte seinem Schicksal mit unerschütterlichem Mute entgegen, während die Führer der letzten hoffnungslosen Kämpfe, ein Haul, Bem, Fenneberg und Gritzner ihr Entkommen mit Glück versuchten. Als seine Proskription in der Wiener Zeitung vom 5. November erschien, stellte er sich selbst dem Stadtkommandanten und benahm sich vor dem Kriegsgerichte mit ebenso viel Fassung als Würde. Trotz der Fürsprache des Gemeinderates lautete das Urteil auf den Tod, denn M. war Militär und hatte 1848 bei seiner Quittierung jenen vorgeschriebenen Revers unterzeichnet, der ihm verbot, „weder gegen das kaiserliche Erzhaus noch dessen Alliierte zu kämpfen". Den 16. November in den Stadtgraben zum Tode durch Pulver und Blei geführt, erbat er sich die Erlaubnis, offenen Auges das Kommando zum Feuern geben zu dürfen. Drei Schüsse trafen gut und machten dem Leben eines der selbstlosesten Verfechter des Freiheitsgedankens ein Ende. In dieser Beziehung mahnen seine Haltung im Bewegungsjahre und sein Verhängnis etwas an die Rolle, welche allerdings in wesentlich anderem Sinne, ein Andreas Hofer, der Freiheitskämpfer Tirols, spielte.

Nitschner, Messenhausser, sein Leben .... (Wien 1849); Friedemann, Messenhauser, biographisches Denkmal (Leipzig 1849); Die Monographieen zur Geschichte der Wiener Revolution von Duncker (Wien 1849) und Reschauer (Wien 1872); Buchheim und Falke, Die Wiener Oktober-Revolution (Mannheim 1848); Fröbel, Briefe über die Oktober-Revolution (Frankfurt a. M. 1849); Fenner v. Fenneberg, Geschichte der Wiener Oktobertage (Leipzig 1849, befangene Selbstapologie); Frhr. v. Helfert, Die Wiener Journalistik im Jahre 1848 (Wien 1877).

Meszaros, Lazar, ungarischer Kriegsminister, am 20. Februar 1796 zu Baja im Bacser-Komitat geboren, war Commandeur des 5. Husaren-Regiments, dessen Inhaber Radetzky war, als 1848 die ungarische Revolution ausbrach. Graf Batthyanyi, welcher den Auftrag erhalten hatte, ein ungarisches Ministerium zu bilden, bot ihm das Portefeuille des Krieges an. Oberst M., damals in Italien in Garnison, lehnte im Gefühl seiner mangelnden Geeignetheit ab; erst ein kaiserliches Handschreiben vom 7. Mai bestimmte ihn zur Annahme. Er suchte zu vermitteln; als aber der Gegensatz zwischen dem Magyarentume und dem Wiener Kabinett sich immer unversöhnlicher gestaltete, trat er auf die Seite des ersteren; seine alte Anhänglichkeit an die schwarz-gelbe Fahne verhinderte indes, daß seine Landsleute ihm ganz trauten. Mit Eifer und Erfolg machte er sich an die Organisation des Heeres; weniger glücklich war er bei der kriegerischen Verwendung desselben. Sowohl im Süden, wohin er sich im Herbst 1848 begeben hatte, wie im Norden focht er unglücklich; von Schlick am 4. Januar 1849 bei Kaschau geschlagen und zurückgedrängt, übergab er das Kommando an Klapka und folgte der Regierung nach Debreczin, wo er fortfuhr, die Geschäfte des Kriegsministeriums zu leiten. Als Ungarn am 14. April seine Unabhängigkeit erklärt hatte, schied er aus dem Amte, übernahm im Juli auf Kossuths Wunsch an Görgeys Stelle nochmals das Kriegsministerium, diente dann als Generalstabschef unter Dembinski, entkam mit diesem nach der Türkei, irrte in der Welt umher und starb am 16. November 1858 zu Eywood in der englischen Grafschaft Herford. M. hat in ungarischer Sprache eine Anzahl von Büchern geschrieben, welche die staatswirtschaftlichen Verhältnisse seines Vaterlandes zum Gegenstande haben. — Vgl. C. v. Wurzbach, Biographisches Lexikon des Kaisertums Österreich, 17. Tl., Wien 1867.

Metaxas ist der Name einer griechischen Adelsfamilie auf der Insel Kephalenia, die durch ihre eifrige Teilnahme an den neugriechischen Unabhängigkeitskriegen gegen die Pforte berühmt wurde. Graf Andreas M. (geboren 1786) führte am 21. Mai 1821 mit seinem Bruder Konstantin 450 ionische Krieger mit 4 Geschützen nach Glarentza und wirkte sehr energisch mit (Juni und Juli 1821) bei den Kämpfen gegen die Albanesen von Lala. Seit der Bildung einer griechischen provisorischen Regierung war Andreas M. wesentlich auf diesem Gebiete politisch wirksam. Zu Anfang des Jahres 1822 von der Nationalversammlung zu Piadha zum Staatssekretär des Innern ernannt, war M., im Mai 1823 zu Astros zum Mitglied der Regierungskommission erhoben, einer der griechischen Gesandten, die im Oktober 1823 vergeblich den Versuch machten, bis zu dem europäischen Kongreß von Verona zu gelangen. In der Regierung am 7. Dezember 1823 vonseite der Legislative durch Kolettis ersetzt, stand M. bei den inneren Unruhen des Jahres 1824 auffeite seines alten Freundes Kolokotronis, mit welchem vereinigt er auch später (1827) höchst eifrig für die Wahl des Grafen Giovanni Kapodistrias zum Präsidenten Griechenlands gewirkt hat. Unter des letzteren Herrschaft Mitglied des Panhellenion, Kriegsminister und endlich Mitglied des Senats, zuletzt außerordentlicher Kommissar für Morea, war M., von seinen ionischen Verhältnissen her wie ein erbitterter Gegner Englands, so ein leidenschaftlicher Anhänger der kapodistrianischen oder kybernitischen Partei, was er namentlich noch nach Giovannis Tode und 1832 als Mitglied der sogen. Siebenerkommission stark gezeigt hat. — Unter der bayerischen Regentschaft zuerst als Nomarch von Lakonien angestellt, 1834 aber als Generalkonsul nach Alexandria entfernt, nachher (1835) Mitglied des griechischen Staatsrates, später auch als Gesandter in Madrid und Lissabon, 1840 in Athen als Kriegsminister verwendet, hat M., jetzt einer der bedeutendsten Führer seiner (nunmehr auch Napisten genannten, und wesentlich zu Rußland neigenden) Partei, auf Grund der athenischen Septemberrevolution 1843 noch einmal vorüber-

redigiert vom damaligen Autokraten Wiens auf diesem Gebiete, Moritz Saphir, eine willkommene Unterkunft. 1841 erschien sein Drama „Demosthenes“. Daneben hatte er eine Geschichte seines Regimentes geschrieben, welche den reelleren Vorteil, M.s Beförderung zum Oberlieutenant, im Gefolge hatte. 1846, zur Zeit der galizischen Wirren, kam M.s Regiment nach Lemberg, und hier fand er Muße genug, als Belletrist fruchtbar zu sein, wie dies seine dreibändige Novellensammlung „Wildnis und Parkett“ (1847), „Die Polengräber“ (1848) und „Ernste Geschichten“ (1848) beweisen. Beide letztgenannten Publikationen führten das Pseudonym „Wenzeslaus March“ (Anspielung auf sein Geburtsland) im Titel. M. war ein Talent und vor allem ein ideal angelegter Charakter, von eiserner Beharrlichkeit, rechtschaffen, opferfreudig, aber kein Genie, das die Schlacken ungünstiger Entwickelungsverhältnisse und unmethodischer Autodidaktie, die viel verschlingt, aber nicht gleich viel verdaut, abstreift, sich den rechten Weg bahnt, die Verhältnisse siegreich überwächst oder beherrscht, — und noch weniger ein weltläufiger, menschenkundiger Streber, der jeder Strömung, jedem Sattel gerecht zu werden versteht. Seine belletristischen Arbeiten sind so gut wie verschollen, er wurde kein bedeutender Kriegsmann oder Militärschriftsteller, denn seine Standesverhältnisse befriedigten ihn nicht, aber auch kein hervorragender Politiker und noch weniger ein Demagoge, denn hierfür war er zu ideal, zu ehrlich, zu selbstlos angelegt. So trat an ihn das Bewegungsjahr, der Februar und März 1848, heran, dessen Schwingungen auch nach Lemberg reichten. Seine Stellung zum Lemberger Bürgerkomitee, das die Organisation einer Nationalgarde im Auge hatte, kompromittierte ihn bei der Militärbehörde und trug ihm eine Arreststrafe ein. Das bestimmte ihn, mit der Soldatenlaufbahn zu brechen, er quittierte Ende März 1848 mit dem üblichen Reverse, der für ihn später verhängnisvoll werden sollte, und suchte nun in Wien seinem Freiheitsideale zu dienen, eine Existenz als litterarischer Kämpfer für dasselbe zu gewinnen. Die von ihm hier begründete Zeitung „Die Volkstribüne“ konnte mit ihrer gemäßigten Sprache gegenüber dem Wortschwalle anderer, radikaler Blätter nicht aufkommen. Die entfesselten Leidenschaften der demokratischen Bewegung widerten ihn an, dagegen nahm er Anteil an der militärischen Schulung der Nationalgarde und akademischen Legion und nebenbei Zuflucht zu litterarischen Arbeiten. Mit der Ermordung des Kriegsministers Latour (s. Art.) hatte er ebenso wenig als mit anderen Greueln der Oktobertage zu schaffen, aber für den Bestand der Märzerrungenschaften wollte er mannhaft einstehen, und so übernahm er denn die ihm vom Wiener Reichstag und Gemeinderate (12. Oktober 1848) übertragene Stellung eines provisorischen Kommandanten der Wiener Nationalgarde, im vollen Bewußtsein aller Mühen und Gefahren dieser Stellung und angefeindet von dem Radikalismus, der in M. nur den rechtschaffenen Handlanger ausnützen wollte. M. bewies in seiner Stellung die ganze Energie und organisatorische Tüchtigkeit seines Wesens. Jedenfalls hatte er gegen sich die verdeckte Eifersucht des jüngst gewählten Chefs des Nationalgardestabes, Ernst Hauk und des gewesenen Militärs, Daniel Fenner, Frhr. v. Fenneberg (Sohn des 1824 verstorbenen Divisionärs Franz Philipp), die ihm nun als Unterkommandanten beigegeben wurden, und anderseits drängte ihn die dämonische Thatenlust des heimatlosen Polen und Revolutionsmannes, Josef Bem, vorwärts. Vor allem sah er auf strenge Mannszucht, die er auch der aus Arbeitern gebildeten Mobilgarde einzuflößen verstand, aber er war auch redlich bemüht, Wien gegen das Belagerungsheer des Fürsten Windischgrätz in Verteidigungsstand zu setzen. Nachdem General Bem als Kommandant der Mobilgarde in Belvedere sein Lager bezogen, verlegte M. das Hauptquartier nach dem Schwarzenbergpalast. Er war zu einem Angriff auf die Truppen des Banus Jellačić und des Generals Auersperg, welche auf die Vereinigung mit dem Hauptheere des Fürsten Windischgrätz warteten, entschlossen, aber der Wiener Reichstag und Gemeinderat verhinderten dies zufolge des Beschlusses, auf der bloßen Defensive zu verharren, und die Ankunft der angesuchten Frankfurter Parlamentsbotschaft abzuwarten. M.s Hoffnungen auf eine Wien freundliche Aktion Ungarns erwiesen sich als trügerisch, ebenso wie die des Wiener Gemeinderates auf die Mission der Kommissäre des Frankfurter Reichsministeriums Welker und Mosle, wogegen die Ankunft der Abgeordneten von der Linken des Parlamentes (Blum, Fröbel, Hartmann, Trampusch) die Widerstandslust der Wiener über Gebühr angefeuert hatte. Die kaiserlichen Manifeste vom 16. und 19. Oktober und der Aufmarsch des Heeres unter Windischgrätz (21. Oktober) gegen Wien, anderseits die Überbringung der Proklamation des kaiserlichen Feldmarschalls vom 20. Oktober, die das Standrecht und den Belagerunszustand über Wien verhängte, und vor allem die zweite Proklamation vom 23. Oktober (Hetzendorf) ließen keinem weiteren Zweifel Raum, daß man die bedingungslose Unterwerfung Wiens verlange. Das widerstrebte den Überzeugungen M.s. Er verkündigte nun seinerseits den Belagerungszustand, ernannte Fenner v. Fenneberg zum Chef der Militärpolizei, teilte Wien in Verteidigungsbezirke und that alles, um die Wehrfähigkeit und Wehrpflicht aufrechtzuhalten. Als jedoch in schweren Kämpfen am 24.—26. und 28. Oktober die Belagerungstruppen Meister der Linien und Herren der Vorstädte geworden —, sprach M. gegen das nutzlose weitere Blutvergießen und für die Notwendigkeit einer Kapitulation, was ihm den Dank des Gemeinderates eintrug. Den 29. schien die freiwillige Unterwerfung Wiens gesichert. Da bewirkte die Vorbereitung der Schwechater Schlacht zwischen den Ungarn unter Moga und dem Heere des Banus (30. Oktober), der Wahn, jene würden siegen, eine verhängnisvolle Wendung, denn sie riß die extreme Widerstandspartei zur Verwerfung der abgeschlossenen Kapitulation fort, und mit ihr auch mußte M. gehen. Als er sich jedoch wider das tollköpfige Wagnis eines

Ausfalles gegen die in den Vorstädten lagernden Truppen entschieden aussprach, riefen die Exaltierten Fenneberg zum Oberkommandanten aus. Als dann der 31. Oktober, der entschiedene Sieg des Banus an der Schwechat, das Bombardement und die Stürme des Belagerungsheeres den Fall der Stadt erzwangen, harrte M., trotz aller Anträge, ihm zur Flucht zu verhelfen, aus, und blickte seinem Schicksal mit unerschütterlichem Mute entgegen, während die Führer der letzten hoffnungslosen Kämpfe, ein Hauk, Bem, Fenneberg und Gritzner ihr Entkommen mit Glück versuchten. Als seine Proskription in der Wiener Zeitung vom 5. November erschien, stellte er sich selbst dem Stadtkommandanten und benahm sich vor dem Kriegsgerichte mit ebenso viel Fassung als Würde. Trotz der Fürsprache des Gemeinderates lautete das Urteil auf den Tod, denn M. war Militär und hatte 1848 bei seiner Quittierung jenen vorgeschriebenen Revers unterzeichnet, der ihm verbot, „weder gegen das kaiserliche Erzhaus noch dessen Alliierte zu kämpfen". Den 16. November in den Stadtgraben zum Tode durch Pulver und Blei geführt, erbat er sich die Erlaubnis, offenen Auges das Kommando zum Feuern geben zu dürfen. Drei Schüsse trafen gut und machten dem Leben eines der selbstlosesten Verfechter des Freiheitsgedankens ein Ende. In dieser Beziehung mahnen seine Haltung im Bewegungsjahre und sein Verhängnis etwas an die Rolle, welche allerdings in wesentlich anderem Sinne, ein Andreas Hofer, der Freiheitskämpfer Tirols, spielte.

Nitschner, Messenhausser, sein Leben .... (Wien 1849); Friedemann, Messenhauser, biographisches Denkmal (Leipzig 1849); Die Monographieen zur Geschichte der Wiener Revolution von Duncker (Wien 1849) und Reschauer (Wien 1872); Buchheim und Falke, Die Wiener Oktober-Revolution (Mannheim 1848); Fröbel, Briefe über die Oktober-Revolution (Frankfurt a. M. 1849); Fenner v. Fenneberg, Geschichte der Wiener Oktobertage (Leipzig 1849, befangene Selbstapologie); Frhr. v. Helfert, Die Wiener Journalistik im Jahre 1848 (Wien 1877).

Meszaros, Lazar, ungarischer Kriegsminister, am 20. Februar 1796 zu Baja im Bacser-Komitat geboren, war Commandeur des 5. Husaren-Regiments, dessen Inhaber Radetzky war, als 1848 die ungarische Revolution ausbrach. Graf Batthyanyi, welcher den Auftrag erhalten hatte, ein ungarisches Ministerium zu bilden, bot ihm das Portefeuille des Krieges an. Oberst M., damals in Italien in Garnison, lehnte im Gefühl seiner mangelnden Geeignetheit ab; erst ein kaiserliches Handschreiben vom 7. Mai bestimmte ihn zur Annahme. Er suchte zu vermitteln; als aber der Gegensatz zwischen dem Magyarentume und dem Wiener Kabinett sich immer unversöhnlicher gestaltete, trat er auf die Seite des ersteren; seine alte Anhänglichkeit an die schwarz-gelbe Fahne verhinderte indes, daß seine Landsleute ihm ganz trauten. Mit Eifer und Erfolg machte er sich an die Organisation des Heeres; weniger glücklich war er bei der kriegerischen Verwendung desselben. Sowohl im Süden, wohin er sich im Herbst 1848 begeben hatte, wie im Norden focht er unglücklich; von Schlick am 4. Januar 1849 bei Kaschau geschlagen und zurückgedrängt, übergab er das Kommando an Klapka und folgte der Regierung nach Debreczin, wo er fortfuhr, die Geschäfte des Kriegsministeriums zu leiten. Als Ungarn am 14. April seine Unabhängigkeit erklärt hatte, schied er aus dem Amte, übernahm im Juli auf Kossuths Wunsch an Görgeys Stelle nochmals das Kriegsministerium, diente dann als Generalstabschef unter Dembinski, entkam mit diesem nach der Türkei, irrte in der Welt umher und starb am 16. November 1858 zu Eywood in der englischen Grafschaft Herford. M. hat in ungarischer Sprache eine Anzahl von Büchern geschrieben, welche die staatswirtschaftlichen Verhältnisse seines Vaterlandes zum Gegenstande haben. — Vgl. C. v. Wurzbach, Biographisches Lexikon des Kaisertums Österreich, 17. Tl., Wien 1867.

Metaxas ist der Name einer griechischen Adelsfamilie auf der Insel Kephalenia, die durch ihre eifrige Teilnahme an den neugriechischen Unabhängigkeitskriegen gegen die Pforte berühmt wurde. Graf Andreas M. (geboren 1786) führte am 21. Mai 1821 mit seinem Bruder Konstantin 450 ionische Krieger mit 4 Geschützen nach Glarentza und wirkte sehr energisch mit (Juni und Juli 1821) bei den Kämpfen gegen die Albanesen von Lala. Seit der Bildung einer griechischen provisorischen Regierung war Andreas M. wesentlich auf diesem Gebiete politisch wirksam. Zu Anfang des Jahres 1822 von der Nationalversammlung zu Piadha zum Staatssekretär des Innern ernannt, war M., im Mai 1823 zu Astros zum Mitglied der Regierungskommission erhoben, einer der griechischen Gesandten, die im Oktober 1823 vergeblich den Versuch machten, bis zu dem europäischen Kongreß von Verona zu gelangen. In der Regierung am 7. Dezember 1823 vonseite der Legislative durch Kolettis ersetzt, stand M. bei den inneren Unruhen des Jahres 1824 aufseite seines alten Freundes Kolokotronis, mit welchem vereinigt er auch später (1827) höchst eifrig für die Wahl des Grafen Giovanni Kapodistrias zum Präsidenten Griechenlands gewirkt hat. Unter des letzteren Herrschaft Mitglied des Panhellenion, Kriegsminister und endlich Mitglied des Senats, zuletzt außerordentlicher Kommissar für Morea, war M., von seinen ionischen Verhältnissen her wie ein erbitterter Gegner Englands, so ein leidenschaftlicher Anhänger der kapodistrianischen oder kybernitischen Partei, was er namentlich noch nach Giovannis Tode und 1832 als Mitglied der sogen. Siebenerkommission stark gezeigt hat. — Unter der bayerischen Regentschaft zuerst als Nomarch von Lakonien angestellt, 1834 aber als Generalkonsul nach Alexandria entfernt, nachher (1835) Mitglied des griechischen Staatsrates, später auch als Gesandter in Madrid und Lissabon, 1840 in Athen als Kriegsminister verwendet, hat M., jetzt einer der bedeutendsten Führer seiner (nunmehr auch Napisten genannten, und wesentlich zu Rußland neigenden) Partei, auf Grund der athenischen Septemberrevolution 1843 noch einmal vorüber-

gehend eine bedeutende Rolle gespielt. Damals zum Ministerpräsidenten und Minister des Auswärtigen erhoben, dann (30. November) Vizepräsident der Nationalversammlung, schied er am 24. Februar 1844 wieder aus dem Ministerium, namentlich weil er in der Versammlung mit dem Widerspruch gegen die Lebenslänglichkeit der Senatsmitglieder nicht durchdrang. Nachher (von August 1844 bis zu August 1845) noch einmal unter Kolettis' Präsidium Finanzminister, und 1850—1854 Gesandter in Stambul, ist M. am 8. September 1860 zu Athen gestorben.

Methodisten, eine im 18. Jahrhundert in England entstandene, aus der anglikanischen Kirche hervorgegangene, aber auch über andere Länder und Kirchengebiete der alten und neuen Welt sich ausbreitende religiöse Gemeinschaft, deren Eigentümlichkeit nicht sowohl in besonderen Lehren oder Verfassungsformen besteht als vielmehr in dem Bestreben, das Christentum als heiligende Macht ins Leben einzuführen, speziell aber in einer gewissen Methodisierung der religiösen Gefühle und Gefühlsäußerungen, der christlichen Erweckung und Bekehrung. — Entstanden ist der Methodismus, ähnlich wie 50 Jahre früher der Pietismus, aus einem frommen Studentenverein in Oxford. Seine Väter sind die beiden Brüder John Wesley (geboren am 17. Juni 1703 zu Epworth, in der englischen Grafschaft Lincoln, gestorben am 2. März 1791 in London) und Charles Wesley (geboren am 18. Dezember 1708, gestorben am 29. März 1788), sowie ihr etwas jüngerer Freund Georg Whitefield (geboren am 16. Dezember 1714 zu Gloucester, gestorben am 30. September 1770 zu Newbury, Massach. in Nordamerika). Zuerst war es John Wesley, der im November 1729 mit seinem Bruder und einigen Freunden in Oxford einen frommen Verein stiftete, der sich gemeinsames Gebet, Bibellesen, häufige Abendmahlsfeier, Volkspredigt, Kranken- und Gefangenenbesuch zur Aufgabe stellte. Die Mitglieder dieses „frommen Klubs" erhielten von ihren Gegnern wegen ihrer methodischen Betreibung der Frömmigkeit den Spottnamen der M., den sie dann auch bereitwillig acceptierten als solche, „die nach der Methode der Bibel zu leben sich vornehmen". Die beiden Brüder Wesley folgten 1735 einem Ruf nach Nordamerika, wo sie teils unter den Kolonisten, teils unter den Indianern wirken wollten und wo sie auch mit herrnhutischen Sendboten (Nitschmann, Spangenberg u. a.) bekannt wurden, die einen bedeutenden Einfluß auf sie übten. Auch Whitefield schiffte sich nach Amerika ein, kehrte aber wie jene bald wieder nach England zurück (1738). Nun erst, nachdem unterdessen John Wesley auch noch einen Besuch in Herrnhut und Marienborn bei Graf Zinzendorf gemacht (1738), begann der Methodismus in England eine außerordentliche Kraft und Wirksamkeit zu entfalten: wie ein gewaltiger Sturm erschütterte die methodistische Predigt die Herzen, aber die Prediger selbst wurden mit fortgerissen, weiter als sie ahnten und wollten. Nichts hatte ihnen anfangs ferner gelegen als der Gedanke, eine neue Sekte zu bilden. Aber als die Kirchen ihnen verschlossen und sie selbst mit Exkommunikation bedroht wurden, sahen sie sich genötigt, entweder ihr Werk aufzugeben oder die bestehenden kirchlichen Ordnungen zu durchbrechen: sie hielten seit 1739 teils Predigten auf freiem Felde, wo Tausende von Zuhörern sich um sie sammelten, teils in eigenen Bethäusern oder Tabernakeln, die in den Städten errichtet wurden. Durch den unermüdlichen Bekehrungseifer Wesleys, der seit der Stunde seiner eigenen Bekehrung (24. Mai 1738, abends 8¾ Uhr) „Seelen zu gewinnen für seinen Beruf, die ganze Welt für seine Pfarrei" achtete, und durch die mächtige Rednergabe Whitefields, wie durch den Dienst immer zahlreicherer Orts- und Reiseprediger und die stürmischen Massenbekehrungen, die sie bezweckten und bewirkten, verbreitete sich die neue Gemeinschaft, die 1742 durch einen königlichen Befehl Schutz gegen die anfänglichen Verfolgungen erhielt, rasch in England, Schottland, Irland und Amerika, vorzugsweise unter den armen und niederen, von der bischöflichen Kirche vernachlässigten Volksklassen, aber auch, besonders durch Whitefield und seine geistliche Freundin, die verwitwete Gräfin Huntingdon, die sog. „Königin der Methodisten" (gestorben 1791), unter den höhern und höchsten Ständen. Die anfängliche Verbindung mit den Herrnhutern löste sich bald wieder (seit 1740), weil Wesley mit den quietistischen und antinomistischen Neigungen derselben, Zinzendorf dagegen mit der Bekehrungspraxis der M. und ihrer Lehre von der christlichen Vollkommenheit nicht einverstanden war. Aber auch im Schoß der M. selbst kam es seit dem 20. März 1741 zu einer dogmatischen Spaltung, da Whitefield mit seiner geistlichen Freundin an der calvinistischen Lehre von der partikulären Gnadenwahl festhielt, Wesley dagegen mit Fletcher und der überwiegenden Mehrzahl der Partei in arminianischer Weise einen Universalismus der Gnade lehrte. Die Haupteigentümlichkeit des Methodismus beruht aber nicht im Dogma, sondern teils in seiner Bekehrungs- und Heiligungspraxis, teils in seiner gesellschaftlichen Organisation, insbesondere in einem System strengster seelsorgerlicher Überwachung und Leitung der einzelnen durcheinander und durch die Gesamtheit. Zu diesem Zweck teilt sich der ganze Verein in sog. Klassen von je 15 bis 20 Personen gleichen Standes und Geschlechtes, an deren Spitze je ein sog. Klassenführer steht, der über den Seelenzustand und die Lebensführung seiner Pflegebefohlenen wacht und Buch führt. Neben den Vereinen der Erweckten (united societies) bestehen dann wieder engere, zu strengster Lebensführung verpflichtete Vereine der Begnadigten (band societies). An der Spitze des Ganzen aber steht seit 1744 eine jährlich sich versammelnde, aus lauter Geistlichen bestehende Synode oder Generalkonferenz, welche über die Disziplin beschließt, Bischöfe ernennt, Gemeindepfarrer und Reiseprediger anstellt, welche überhaupt das Herz der methodistischen Gemeinschaft bildet, von welchem alle Thätigkeit ausgeht. Solange John Wesley lebte (bis 1791), liefen alle Fäden der Leitung und Beaufsichtigung in seiner Hand zusammen; er besuchte alljährlich sämtliche Gemeinden in den drei brittischen Reichen

und soll gegen 50000 Predigten gehalten, über 100 Schriften verfaßt haben („Works" in 32 Bänden, Bristol 1771 ff.). Den Zusammenhang mit der bischöflichen Staatskirche wollte übrigens Wesley selbst möglichst festhalten. Erst die politische Trennung Nordamerikas von England veranlaßte ihn, zunächst für die nordamerikanischen Gemeinden 1784 einen eigenen Superintendenten, Thomas Coke, anzustellen, der den Titel eines Bischofs annahm und Begründer der methodistischen Episkopalkirche wurde, die sodann durch Aufstellung eines eigenen Glaubensbekenntnisses (25 Artikel statt der 39) von der englisch-bischöflichen immer mehr sich ablöste. Hier in Nordamerika hat überhaupt der Methodismus erst seine weiteste Verbreitung gewonnen, seinen größten Bekehrungseifer entfaltet, seine wohlthätigsten Wirkungen, aber auch seine seltsamsten Erscheinuugen hervorgebracht, besonders in den von methodistischen Reisepredigern veranstalteten Massenversammlungen, den sog. Revivals oder Erweckungen, und den auf freiem Felde oder in Wäldern gehaltenen Camp-meetings, wobei es auf gewaltsame Gemütserschütterungen abgesehen ist, die in konvulsivischem Seufzen und Schluchzen, Stöhnen und Ringen der auf der Angstbank sitzenden Unbekehrten, aber auch durch lautes Singen und Jauchzen, Lachen und Tanzen der Bekehrten und Begnadigten sich äußern. Trotz dieser Extravaganzen aber hat der Methodismus in Amerika vielfach wohlthätig gewirkt, die verwilderten Massen in heilsame Zucht genommen und insbesondere zur Befreiung und religiössittlichen Erziehung der Schwarzen beigetragen (vgl. „Das Leben des großen Sklavenbefreiers W. Wilberforce", London 1838; deutsche Übersetzung 1840). Aber gerade die Sklavenfrage gab auch seit 1847 Anlaß zu einer Spaltung im Schoß des nordamerikanischen Methodismus (zwischen abolitionistischen und die Sklaverei duldenden M.) und überdies hatte von der bischöflichen Methodistenkirche seit 1828 eine sog. protestantische mit mehr demokratischer Basis und kongregationalistischer Gemeindeverfassung sich getrennt. Außerdem giebt es dort zwei methodistische Negerkirchen und mehrere deutsche Methodistengemeinschaften, besonders eine deutsche bischöfliche Methodistenkirche gegründet von dem Württemberger, W. Nast, die sogen. evangelische Gemeinschaft der Albrechtsbrüder und die der „vereinigten Brüder in Christo" oder Otterbeinianer.

Aber auch in Europa hat teils die Verbreitung, teils die Spaltung des Methodismus in eine Anzahl von kleineren Parteien im Lauf des XIX. Jahrhunderts fortwährende Fortschritte gemacht. In England bestehen neben den beiden alten Fraktionen der Wesleyaner und Whitefieldianer noch verschiedene kleinere Gemeinschaften, die sich aus verschiedenen Gründen oder Anlässen in dem Hauptstamm abgelöst haben: so die New Connection, Primitive Methodists (auch Ranters, Lärmer genannt), Bible Christians, Wesleyan reformers u. s. w. Auf dem europäischen Festland aber haben teils englische, teils amerikanische Emissäre Eingang zu gewinnen versucht: so in Frankreich, wo sie besonders seit der Julirevolution 1830 Aufnahme gefunden und namentlich durch Bibel- und Traktatverbreitung an dem Evangelisationswerk mitzuwirken gesucht haben; in der Schweiz, wo sie besonders in Genf und dem Waadtland sich angesiedelt und, vom Volk als Momiers verspottet, Anlaß zu Störungen und Verfolgungen gegeben haben; in Schweden, wo seit 1840 Methodistenprediger auftraten, aber ausgewiesen wurden; besonders aber in Deutschland, wo namentlich Bremen und Württemberg von nordamerikanischen M. (besonders sogen. Albrechtsbrüdern) zum Versuchsfeld ihrer propagandistischen Thätigkeit mit wechselndem Erfolg gemacht wurden. Neuestens waren es vorzüglich die Nordamerikaner Pearsall Smith, Sankey und Moody, die durch ihre methodistischen Erweckungspredigten zuerst in England, dann auch auf dem Festland großes Aufsehen machten (1875 ff.); doch scheint dem schwärmerischen Erweckungsrausch schnell eine starke Abkühlung gefolgt zu sein, und auch die neueste Abart des englischen Methodismus, das phantastische Treiben der sogen. Heilsarmee (Salvation Army seit 1863) scheint auf dem Kontinent keinen Boden gefunden, in England aber seinen Kulminationspunkt bereits überschritten zu haben. — Die Gesamtzahl der M. mag in England ca. 2 Millionen, in Nordamerika über 4 Millionen betragen; der Einfluß, den sie durch ihre Missionäre und Wanderprediger in der alten und neuen Welt üben, erstreckt sich noch viel weiter, wenn es auch zu hoch gegriffen sein wird, wenn man die Zahl ihrer Bekenner in allen Weltteilen auf 20 Millionen geschätzt hat.

Die Litteratur über den Methodismus, sein Wesen und seine Geschichte, ist, besonders seit er durch seine europäische Propaganda die allgemeine Aufmerksamkeit erregt hat, eine sehr umfassende. Hier mag es genügen, einige Hauptwerke zu nennen, bes.: Southey, The life of Wesley, the rise and progress of Methodism, London 1820, deutsche Übersetzung Hamburg 1828, 4. Aufl. 1864; (andere Lebensbeschreibungen von Moore, Watson, Taylor, Tyermann ꝛc.); Smith, History of Methodism 1857; Stevens, Hist. of M. 1868; Jakoby, Handbuch des Methodismus, Bremen 1858—71; Lecky, Entstehungsgeschichte und Charakter des Methodismus. Aus dem Engl. von Löwe, 1880; Williams, Constitution of Wesleyan Meth. 1881 und die Artikel über M. von Schöll und Ph. Schaff in der „Theol. Real-Encykl." (2. Aufl.) IX, 681 ff., 715 ff.; J. Strong in Schaffs „Encycl. of relig. Knowl." II, 1485 ff; „Encycl. Brit.", Vol XVI.

Methuen-Vertrag. Der britische Gesandte in Lissabon, Ritter Methuen, schloß am 27. Dezember 1703 mit der portugiesischen Regierung einen Vertrag in drei Artikeln. Ihm zufolge bewilligte Großbritannien den portugiesischen Weinen einen Nachlaß von 1/3 der Zollgebühren, die von den französischen Weinen bei dem Importe gezahlt werden mußten; dagegen wurde Großbritannien die Erlaubnis erteilt, auf ewige Zeiten wieder alle britischen Wollenwaren, deren Importierung den anderen Nationen gesetzlich

verboten blieb, mit 23 % Eingangszoll in Portugal einzuführen. Sollte Großbritannien seine Bewilligung antasten, so stände Portugal das gleiche Recht zu. Durch diesen Vertrag wurde der portugiesische Handel lahm gelegt und Portugal ganz abhängig von Großbritannien. — Vgl. Schäfer, Geschichte von Portugal, Bd. V, Gotha 1854.

Metternich, Klemens, Wenzel, Lothar, Graf, dann Fürst, Herzog von Portella u. s. w., österreichischer Haus-, Hof- und Staatskanzler, geboren am 15. Mai 1773, gestorben am 11. Juni 1859. Dieser Staatsmann, der einem langen Zeitraume der Geschichte und des Staatswesens Österreichs das Gepräge seiner Thätigkeit aufdrückt, entstammte einer alten rheinländischen Adelsfamilie, die sich urkundlich bis ins 14. Jahrhundert zurückverfolgen läßt, zunächst in die Hauptlinien Zievel-Nieberberg und -Sommerberg zerfiel, die sich dann wieder in zahlreiche Äste: Schweppenberg, Brohl, Mülenark, anderseits: Bourscheid, Chursdorf, Bettelhofen und Beilstein spaltete und zunächst 1635 (28. Oktober) die Erhebung in den deutschen Reichsherrenstand — 1679, 1696 und 1711 in den Reichsgrafenstand — zuerkannt erhielt. Ahnherr der Linie, welche seit 1654 (28. März) mit dem Prädikate: Winneburg-Beilstein, reichsherrlich, 1716 auch bereits im böhmischen Herrenstande erscheint, war Wilhelm v. Winneburg (gestorben 1652).

M.s Großvater, Johann Hugo Franz (gestorben 1750), hatte das Geschlecht durch seine vier Frauen mit den Adelshäusern Kesselstadt, Hoensbroich, Nesselrode und Hompesch verschwägert. Dessen ältester Sohn, Franz Georg (geboren zu Koblenz am 9. März 1746, gestorben am 11. August 1818), stand zunächst in kurtrierschen Diensten, welche er 1774 mit kaiserlich österreichischen vertauschte. Wir finden ihn als kaiserlichen „Minister“ am Kurhofe von Trier und Köln, 1776 beim niederrheinisch-westfälischen Kreise, 1778 als Gesandten bei Kurmainz, später, seit 1791, als dirigierenden Minister in den österreichischen Niederlanden, 1797 als Bevollmächtigten am Rastatter Kongresse; 1803 in den Fürstenstand erhoben, vertrat er 1810 seinen Sohn als Minister des kaiserlichen Hauses und der auswärtigen Angelegenheiten während dessen Abwesenheit in Paris: hiermit schließt seine politische Rolle.

Der Erstgeborene von drei Söhnen und einer Tochter, aus Georgs Ehe mit der Gräfin Maria Beatrix Aloisia, Gräfin v. Kagenegg (geboren 1755, gestorben 1828), war Klemens Wenzel Lothar. Körperlich wohlgestaltet, begabt, eine feinfühlige, genußfrohe Kavaliernatur, mit nachhaltiger Empfänglichkeit für Wissenschaft und Kunst, kam M. mit 15 Jahren aus dem Elternhause, wo er die Vorbildung genossen, 1788 an die Straßburger Universität. Die Wogen der französischen Revolution gingen bald hoch; sein Hofmeister, wie wir aus M.s eigenen Denkwürdigkeiten erfahren, ward nachmals ein intimer Freund Robespierres und einer der Beisitzer des Tribunal révolutionair im Departement Bas-Rhin, als dessen öffentlicher Ankläger der berüchtigte Eulogius Schneider bekannt ist. 1790, im eigentlichen Revolutionsjahre, verließ M. die Hauptstadt des Elsaß, und seine angestammte Abneigung gegen Demokratie, die aristokratische, konservative Ader seines Wesens kräftigte sich immer mehr, je gewaltiger drüben die Revolution ihr Haupt erhob und die Zustände des alten Europa, insbesondere das morsche Deutsche Reich, zu erschüttern begann. Bei der Kaiserkrönung Leopold II. am 9. Oktober 1790 zu Frankfurt a. M. versah M. mit 17 Jahren das Amt eines Zeremonienmeisters der katholischen Adelsschaft des westfälischen Grafenkollegiums. 1790—94 widmete er sich juristischen Studien an der Hochschule zu Mainz, woselbst sein Vater als kaiserlicher Bevollmächtigter oder Minister residierte, unternahm nach beendigten Studien eine Reise nach England, von welcher ihn der Ausbruch des neuen Krieges um die Niederlande heimrief, und begab sich dann nach Wien, wo er, längst für die diplomatische Laufbahn ausersehen, mit der Enkelin des Staatskanzlers Kaunitz (s. Art.), Marie Eleonore, einzigen Tochter des Fürsten Ernst, sich vermählte.

Nur ungern vertauschte er das Mußeleben 1797 mit der Bestellung zum Vertreter des westfälischen Grafenkollegiums am Rastatter Kongresse, kehrte noch vor dessen Auflösung (8. April 1799) zurück und ließ sich erst im Jahre 1801 zur Übernahme eines Gesandtschaftspostens und zwar am kursächsischen Hofe bestimmen. Am 5. Februar ernannt, ging er im November nach Dresden ab. Seinen Memoiren entnehmen wir, daß er mit der Politik des damals entlassenen Premierministers Thugut nicht einverstanden war; er verurteilt sie in den schärfsten Ausdrücken. 1803, den 3. Januar, an Stelle des nach Petersburg versetzten Grafen Stadion für den Gesandtschaftsposten in Berlin ernannt und mit seinem Vater in den deutschen Reichsfürstenstand erhoben, wirkte M. am preußischen Hofe zur vollen Zufriedenheit des damaligen Kabinettsleiters, Grafen Ludwig Cobentzl (s. Art.). 1805 kam Kaiser Alexander I. von Rußland (s. Art.) nach Berlin und empfing im Verkehr mit dem Vertreter Österreichs die besten Eindrücke. M. war damals in der Blüte des Mannesalters und folgte mit scharfem Blick und richtigem „Instinkt“, welche Gabe er nach seinem eigenen Ausspruche in reichlichem Maße besaß, den Zeichen der Zeit, dem Entwickelungsgange des napoleonischen Imperiums und dessen weltbedrohenden Absichten. Als nach dem Preßburger Frieden (1805 im Dezember) das Ministerium Stadion die Neugestaltung und Wehrfähigkeit des schwer getroffenen Staates Österreich still und beharrlich anzustreben begann und in Paris eines Vertreters von ebenso viel Umsicht als Zähigkeit und empfehlenden Umgangsformen bedurfte, wurde M. (1806, 16. Januar, bereits mit dem Großkreuze des Stephansordens ausgezeichnet) im Mai 1806 zum Botschafter am Kaiserhofe Napoleons erkoren. Graf Philipp Cobentzl (s. Art.) räumte dem ungleich Befähigteren seinen Platz.

M. verschleierte seinen tiefen, prinzipiellen Haß gegen Napoleon, den Störer des Weltfriedens und der legitimen Machtverhältnisse Europas, so

erfolgreich, daß der Scharfblick des korsischen Imperators ihn nicht zu durchschauen vermochte, während die vertraulichen Depeschen des österreichischen Botschafters sein Kabinett zum rechtzeitigen Losschlagen drängten und einen kriegerischen Ton atmeten, der mit dem leidenschaftslosen Wesen und der späteren Friedenspolitik M.s im Widerspruche zu stehen scheint. M. haßte den französischen Gewalthaber wie gesagt aus Prinzip, denn er war überzeugt, daß derselbe Europa zu seinen Füßen sehen wolle, er haßte ihn als unersättlichen Erben der Revolution, als Emporkömmling mit dem Degen in der Faust, der überwunden werden müsse, damit die alte Staatenordnung und der Weltfriede wieder zurechtkämen; er haßte ihn mit dem Kopfe, nicht mit dem Herzen, als Diplomat und Politiker, nicht als deutscher Patriot. Und in dieser Gesinnung beharrte M. bis zum Sturze Napoleons, als Botschafter so gut wie als Staatslenker Österreichs; er blieb seinem Prinzip getreu und wechselte nur die Wege und Mittel. Die Unterredung mit Napoleon vom August 1808 hatte ihn einen tiefen Blick in das Wesen und übermütige Selbstgefühl des Imperators werfen lassen.

Als kaum ein Jahr nach der von M. abgeschlossenen Konvention von Fontainebleau (10. Oktober 1807), einer wichtigen Ergänzung des Preßburger Traktates, der neue Krieg Österreichs gegen Napoleon, später als dies M. wünschte, zur That wurde, und der österreichische Botschafter Paris verlassen wollte (April 1809), verweigerte man ihm die Pässe, als Repressalie für die Internierung französischen Botschafterpersonals in Ungarn. Unter militärischer Bedeckung gelangte M. erst nach der Schlacht bei Aspern-Eßlingen (21. und 22. Mai 1809) in das von den Franzosen besetzte Wien. Er weigerte sich beharrlich, dem Wunsche Napoleons nachzukommen und in diesem für den Franzosenkaiser kritischen Augenblicke eine zeitgewinnende Unterhandlung zu übernehmen. Am 2. Juli wurde er endlich auf der Vorpostenlinie gegen Komorn ausgewechselt und begab sich sofort in das kaiserliche Hauptquartier zu Wolkersdorf auf dem Marchfelde. Dem Kaiser zur Seite war er Zuschauer der Entscheidung vor Deutsch-Wagram (5. und 6. Juli) und gewann bereits derart die persönliche Gunst Kaiser Franz I., daß dieser anläßlich der bereits zu Znaim vom Minister Stadion angesuchten Demission, auf dem Entschlusse beharrte, M. an dessen Stelle zu bringen, wozu sich dieser in kluger Zurückhaltung nur bedingungsweise herbeiließ. M. reiste hierauf mit dem Monarchen von Znaim nach Komorn und den 4. August 1809 erfolgte seine Ernennung zum „Staats- und Konferenzminister", während Stadion formell noch in seinem Amte blieb. Die Sachlage war ungemein kritisch, denn Kaiser Franz blieb längere Zeit entschlossen, den von seinem Bruder Erzherzog Generalissimus Karl (s. Art.) zu Znaim geschlossenen Waffenstillstand nicht anzuerkennen und den Krieg fortzusetzen. Als dann während des Haders der Kriegs- und Friedenspartei am Komorner Hoflager die von Napoleon angeregten und schließlich nach Ungarisch-Altenburg verwiesenen Friedensunterhandlungen vom 16. August ab ihren schleppenden Gang nahmen, verhandelten M. und Graf Nugent mit dem französischen Minister Champagny. M.s Aufzeichnungen und sein Briefwechsel bezeugen, daß er lieber das Äußerste versucht, als einen verderblichen Frieden eingegangen wünschte, und wie schlecht er von dem Wien-Schönbrunner Frieden (14. Oktober 1809) erbaut war, den Napoleon mit Beseitigung des ihm unbequemen „Diplomaten" dem leichter zu beredenden Fürsten Joh. v. Liechtenstein (s. Art.) abzulisten verstand.

Wenige Tage zuvor (8. Oktober) war M. als „Minister des kaiserlichen Hauses und der auswärtigen Angelegenheiten" völlig an den Platz Stadions getreten und blieb vom Geschicke ausersehen, diese hervorragende Stellung als Steuermann des österreichischen Staatsschiffes volle 39 Jahre zu bekleiden. An Welt- und Menschenkenntnis, Findigkeit und weitem Blick, auch an planmäßiger Zähigkeit seinem Vorgänger unzweifelhaft überlegen, aber nicht so selbstlos wie dieser, war M. der rechte Mann, einem Napoleon gegenüber seine Stellung zu wahren, sich zu beugen aber nie zu brechen und klug lavierend, das Heute und Morgen fest im Auge, seinem geknebelten Staate eine wachsende Beweglichkeit zu verschaffen, die es diesem allmählich erlaubte, Fessel um Fessel zu lösen, insgeheim zu rüsten und jene Aktionsfreiheit zu erlangen, die Österreich befähigte, im entscheidenden Augenblicke den Ausschlag zu geben. — Man hat damals M. als Haupturheber der Eheschließung zwischen Napoleon und Erzherzogin Marie Luise (s. Art.) von Österreich bezeichnet und darin das Mittel des österreichischen Staatsministers erblicken wollen, Österreichs Zukunft an das Glück und die Macht Napoleons zu binden. Der Jubel der friedensseligen und die Größe des Franzosenkaisers anstaunenden Österreicher galt auch ihm als „Ehestifter". Dennoch lag die Sache anders. Napoleon bestand auf dieser den Gefühlen Kaiser Franz I. verhaßten Heirat, weil er in ihr eine Garantie seiner herrschenden Stellung, eine neue Fessel für die Politik Österreichs erblickte, und der Monarch und Minister dieses Staates durften nicht ablehnen, was der Allgewaltige forderte. M. aber legte sich diese unnatürliche Versippung zweier grundverschiedener Kaiserreiche in seinem Sinne aus. Auch er fand darin eine Garantie für die Zukunft des eigenen Staates, denn diese Heirat übertünchte die tieferliegenden Gegensätze, sie schläferte etwas Napoleons Mißtrauen gegen Österreich ein, und anderseits war M. seines kaiserlichen Herrn sicher, er wußte, daß Franz I. in Napoleon nie den Eroberer und angestammten Gegner über dem Schwiegersohne vergessen werde. Selbst die Geburt des Enkels, des „Königs von Rom" (1811, 20. März) änderte nichts daran. Und so verstand es denn auch M., der Bewerbung Napoleons um die Kriegshilfe Österreichs gegen Rußland durch einen Vertrag (März 1812) nachzukommen, welcher Österreich die Stellung einer Macht einräumte, die gegen Entlohnungszusage einer andern Hilfstruppen zukommen läßt, ohne

sich gegen die dritte, angegriffene Macht auf den Kriegsfuß zu setzen. Es wurde Österreich die Neutralität, also Unverletzlichkeit seines Territoriums vonseiten der kriegführenden Mächte gewährleistet. Dies Verhalten Österreichs zu Napoleons Russenkrieg ermöglichte auch die Täuschung des Franzosenkaisers über die militärischen Kräfte Österreichs. Er tadelte das bei der Aufstellung des österreichischen Auxiliarcorps augenfällige Verwenden der Cadres, ohne zu ahnen, daß die bezüglichen Regimenter für die Zukunft geräuschlos zusammengehalten blieben. M. rühmt in seinen Memoiren, es habe der damalige Hofkriegsratspräsident, Bellegarde, nächst dem Kaiser der vertraute Mitwisser der Hintergedanken und Zukunftspläne M.s, diese Aufgabe bestens zu lösen verstanden. — Was der hannoversche Diplomat Hardenberg in dieser Zeit der großen Krise aus den vertraulichen Mitteilungen M.s über seine Politik ungläubig aufnahm, als Spiegelfechterei beargwohnte, sollte doch das Lüften der Maske bedeuten, welche der österreichische Staatsminister noch längere Zeit vor der Welt tragen mußte, bis der Augenblick kam, sie ganz abzulegen. Daß die ersehnte Wendung so rasch eintreten, der nordische Winter das Riesenheer Napoleons verschlingen würde, das hatte sich allerdings jeder, so auch M.s Vorberechnung entzogen.

In der Abberufung des Corps Schwarzenberg nach dem Moskauer Verhängnis, gewahrte allerdings Napoleon sogleich den Anfang des „Abfalles" Österreichs. Aber er mußte an sich halten, um es nicht um so rascher in die Arme der neu verbündeten Nordmächte, Rußland und Preußen, zu drängen, noch immer von der Erwartung gegängelt, der Schwiegervater werde es nicht wagen, gegen den Tochtermann und dessen Waffenglück als Feind aufzutreten. Groß waren jedoch auch die Schwierigkeiten, welche M. jetzt zu lösen bekam, als Österreich von zwei Seiten heftig umworben wurde. Er hatte mit der gerechten Besorgnis des seit zwei Dezennien im Kriege mit Napoleon schwer geprüften Kaisers Franz vor einem neuen Erfolge Napoleons, mit der starken Friedenspartei am Hofe und im Volke, mit den Machtmitteln Österreichs und mit der Erprobung der Widerstandsfähigkeit Rußlands und Preußens in ihrem Waffengange mit Napoleon zu rechnen. Zunächst sollte Österreich die Rolle des bewaffneten Vermittlers spielen. Anfangs Juni 1813 begaben sich Kaiser Franz und M. nach Jitschin, dem Hauptquartiere der böhmischen Armee Österreichs. Die Poischwitzer Waffenruhe', vom 5. Juni bis 20. Juli abgeschlossen, war die Zeit, in welcher sich M. seine weitere Aufgabe zurechtlegte. Dann reiste der Fürst an die böhmisch-schlesische Grenze, nach Opotschno, um sich mit Kaiser Alexander I. zu verständigen und der „Mediation" Österreichs vonseiten Rußlands und Preußens formelle Anerkennung zu verschaffen. Diese Mediation war der Gegenstand jener historischen Unterredung zwischen Napoleon und M. zu Dresden (28. Juni), wohin der Franzosenkaiser den Minister eingeladen hatte, um sich seiner hier zu versichern, ihn einzuschüchtern und zu ködern. Napoleon täuschte sich, die lange Unterredung, von den vulkanischen Ausbrüchen seiner Leidenschaftlichkeit begleitet, brachte den österreichischen Staatsminister keinen Augenblick ins Schwanken, denn hinter ihm stand bereits der Reichenbacher Beitritt Österreichs zur Allianz Rußlands und Preußens (27. Juni). Er schied von Napoleon mit der Überzeugung, daß die Mediation, von ihm selbst nur als Übergangsstadium angesehen, seinem Staate das Zusammengehen mit Rußland und Preußen auf dem Kriegspfade nur erleichtern werde, da der Franzosenkaiser nicht der Mann sei, den Siegespreis der Jahre 1805, 1806 und 1808 zu opfern. Die Dresdener Konvention vom 30. Juni, worin Napoleon in seiner Bedrängnis die Mediation Österreichs anerkannte, hatte allerdings eine weitere Verlängerung des Waffenstillstandes und die Anbahnung des Prager Friedenskongresses im August 1813 zur Folge, M. täuschte sich aber sicherlich keinen Augenblick über das Unfruchtbare des ganzen Versuches in letzter Stunde. Dennoch müssen wir annehmen, daß Kaiser Franz die Möglichkeit eines Friedens und den Ausgleich mit Napoleon um den Preis der Rückgabe der illyrischen Provinzen an Österreich als „Minimum" der Forderungen des letzteren sich vor Augen hielt. In der Erledigung des Kaisers, welche dem Vortrage M.s über die Politik und den Friedenswunsch Österreichs vom 22. Juli zu Brandeis a. d. Elbe beigefügt erscheint, heißt es: „Ihnen habe ich großenteils den jetzigen ruhmvollen politischen Zustand meiner Monarchie zu verdanken; ich rechne auch auf Sie in meinen Bestrebungen, ihn zu erhalten. Frieden, dauerhafter Frieden, ist gewiß das für jeden redlichen Mann Erwünschteste, um so mehr für mich, dem das aus einem Krieg entstehende Leiden so guter Unterthanen so schöner Länder, an denen ich mit Leib und Seele hänge, am schmerzlichsten fällt ... Sollte sich das Ganze daran hängen, daß Frankreich zur Zurückgabe Illyriens bloß, um den allgemeinen Frieden zu bewerkstelligen, sich verbindlich machen wollte, so gestatte ich Ihnen, wenn Sie alle andern Mittel, es zu vermeiden, erschöpft haben sollten, hierin nachzugeben, um einen Beweis meines Wunsches, das allgemeine Beste zu befördern, zu geben." M. könne auf die „Festigkeit" des Kaisers rechnen. Und dieser bedurfte auch einer solchen Zusage für sein weiteres Handeln. Als am 10. August der verlängerte Waffenstillstand abgelaufen war, ohne daß Napoleon maßgebende Erklärungen durch seine Bevollmächtigten den Verbündeten unterbreiten ließ, wurde in der Nacht vom 10. auf den 11. August die von Gentz verfaßte Kriegserklärung Österreichs gegen Frankreich unterzeichnet, und am Morgen des 11. August überschritten die russisch-preußischen Heersäulen die böhmisch-schlesische Grenze. Napoleon aber sprach seine Meinung über die unfruchtbaren Prager Konferenzen dahin aus (13. August): „Der Prager Kongreß hat nie ernstlich existiert; er war nur ein Mittel, das Österreich gewählt hatte, um sich zu erklären." Und in seinen Bemerkungen für die Abfassung der Antwort auf das österreichische Kriegsmanifest findet sich die Stelle: „Österreich, der Feind Frankreichs, deckte seine Selbstsucht mit der Maske des Vermittlers, ver-

wickelte alles und machte jeden Ausgleich unmöglich!" Darin sprach sich deutlich genug der Ärger Napoleons über M.s Strategie aus.

Der Zusammenkunft der drei Monarchen in Prag folgte die von M. stipulierte Quadrupelallianz zu Teplitz (9. September) und der große Kampf, der mit den Schlachten bei Großbeeren und an der Katzbach anhub und mit der Leipziger Entscheidung (s. Art.) sein Ende nahm. Es kam nun zur langsamen Vorrückung der Verbündeten vom deutschen Boden auf den Frankreichs, und eine Fülle von Geschäften lastete auf M., die sich um die Abmachungen mit Bayern und Württemberg, um die Weiterführung des Krieges, die Stellung der Truppenkontingente und deren Verpflegung, um die Einsetzung einer Zentralverwaltung der occupierten Länder der Rheinbundfürsten und bald auch um die Occupation Frankreichs drehten. Schon am 20. Oktober 1813 hatte sich Kaiser Franz veranlaßt gefunden, M., den Mann seines Vertrauens (seit 10. März 1810 Ritter des Goldenen Vließes, 1811 Kurator der Wiener Akademie der bildenden Künste und 1813 am 3. Mai Kanzler des Maria-Theresien-Ordens) durch Verleihung des erbländischen Fürstenstandes auszuzeichnen. In dem bezüglichen Diplom lautet die Hauptstelle: „Die kluge Leitung des Departements der auswärtigen Verhältnisse, zu welchem unser Vertrauen ihn in schweren Zeiten berufen hatte, wurde in einem der entscheidendsten Augenblicke für das Schicksal der Welt mit dem glücklichsten Erfolge gekrönt." — M. befand sich seinem Monarchen zur Seite zu Frankfurt a. M., allwo ein langer Halt gemacht wurde, zu Freiburg im Breisgau, woselbst die Neutralität der Schweiz beseitigt werden mußte, und an der Schwelle der Schweiz, in Basel, wo der Vollmachtsträger Englands, Henry Robert Stewart, Viscount Castlereagh (s. Art.) oder Marquis von Londonderry (welchen Namen sein Bruder vorzugsweise führte) eintraf, um alles zugunsten der Geltung Englands bei der Lösung der französischen Frage aufzubieten und Rußland von den beiden andern Hauptmächten, Österreich und Preußen, abzuziehen. Die neuen Quellenpublikationen haben dargethan, daß M. keineswegs die Absicht hatte, den Invasionskrieg auf französischem Boden diplomatisch zu lähmen, und daß er ebenso wenig an die Möglichkeit eines napoleonischen Friedensreiches innerhalb der ihm von den Alliierten einzuräumenden Grenzen glaubte. Die Januar-Beschlüsse 1814 zu Langres bekräftigten nur das, was schon vorher abgemacht worden war, aber die unvermeidliche Meinungsverschiedenheit und Rivalität in der Heeresleitung und Bildung der Occupationsgebiete war mit einer ganzen Kette politischer Nebenabsichten und Eifersüchteleien der Hauptmächte und der mitthuenden Staaten zweiten und dritten Ranges verquickt, so daß Napoleons Taktik und Diplomatie länger bei Atem blieb, als den Männern rascher That, so einem Blücher, lieb sein konnte. Wenn zur Zeit des unfruchtbaren Kongresses von Chatillon (vom 5. Februar bis 19. März 1814) M. in den Vertrauensmann Napoleons, den Herzog von Vicenza, drängte, er möge seinen Herrn aus seiner Verblendung reißen und zu den unausweichlichen Opfern bewegen, die allein seine Existenz als Monarch sichern könnten, so erklärt sich dies leicht aus der Sachlage. Es waren Rücksichten für den Schwiegersohn des Kaisers von Österreich, die Überzeugung von der Unpopularität einer Restauration der Bourbonen und Bedenken vor einem Kampfe mit dem verzweifelten Gegner und dem Bonapartismus Frankreichs. Die Unmöglichkeit einer Verständigung mit dem halsstarrigen Franzosenkaiser beschleunigte die Lösung der Aufgabe, die sich die auch von M. verhandelte Quadrupelallianz zu Chaumont (1. März 1814) gestellt hatte. Daß M. und Kaiser Franz nicht gesonnen waren, im Schlepptau des russischen Zaren die Occupationsfrage zu lösen, beweist das österreichische Votum vom Februar 1814 über die Dynastiefrage und den russischen Gouverneur Frankreichs, insbesondere aber der geheime Vertrag zwischen M. und Hardenberg (Troyes, 14. Februar 1814) über die gemeinsame Besetzung der Stadt Paris; vor allem aber die Erklärung angesichts des Projektes Kaiser Alexanders, Österreich den Elsaß für Galizien zuzumuten, man werde es eher auf einen Krieg mit Rußland ankommen lassen, als Galizien abtreten.

Zwölf Tage nach dem Auseinandergehen des Kongresses von Chatillon (31. März) hielten die Verbündeten, Zar Alexander und der König von Preußen, ihren Einzug in Paris. Kaiser Franz blieb damals der Hauptstadt fern und zu Dijon, ihm zur Seite, befand sich M. Hier unterhandelte er auch die unvermeidliche Restauration der Bourbons, für welche hauptsächlich England und dann auch der Zar eintraten. Nachdem M. die Nachricht von der Pariser Kapitulation (29. März) erhalten, begab er sich in den Rat der Alliierten zu Paris und unterzeichnete hier am 11. April die Verzichtleistung Napoleons auf den Thron Frankreichs für sich und seine Erben, die der besiegte Herrscher tags darauf zu Fontainebleau ratifizierte. Dann spielte M. bei dem Abschlusse des ersten Pariser Friedens (30. Mai 1814) eine hervorragende Rolle. Das Hauptinstrument war von ihm und Stadion (als Botschafter) unterzeichnet. Wichtige Zwecke führten ihn nach England, wo sich auch die Monarchen Rußlands und Preußens einfanden. Hier wurde ihm von der Stadt Oxford das Ehrenbürgerrecht (4. Juni), von der Universität das Ehrendoktorat verliehen. Der April und Mai d. J. hatten ihm, dem Ehrenbürger Wiens (seit 24. Oktober 1813), die Einfügung des habsburg-lothringischen Wappens in sein Familienwappen, die ungarische Herrschaft Daruwár und das ungarische Indigenat als neue Beweise der Gunst seines kaiserlichen Herrn beschert, und dazu kam (20. September) die Verleihung des einzigen Großkreuzes jenes Ehrenzeichens, das Kaiser Franz zur Auszeichnung besonderer 1813 und 1814 erworbener Verdienste unter dem Namen „Zivilkreuz" in geringer Anzahl gestiftet hatte.

Heimgekommen hatte M. die weitläufigen Vorbereitungen für den größten aller bisherigen Kongresse Europas, den zu Wien, zu treffen, der unter seinem geschäftlichen Vorsitze den 3. November 1814 seinen eigentlichen Anfang nahm und bis zum 25. Mai 1815 währte. Er hatte

sich gegen die dritte, angegriffene Macht auf den Kriegsfuß zu setzen. Es wurde Österreich die Neutralität, also Unverletzlichkeit seines Territoriums vonseiten der kriegführenden Mächte gewährleistet. Dies Verhalten Österreichs zu Napoleons Russenkrieg ermöglichte auch die Täuschung des Franzosenkaisers über die militärischen Kräfte Österreichs. Er tadelte das bei der Aufstellung des österreichischen Auxiliarcorps augenfällige Verwenden der Cadres, ohne zu ahnen, daß die bezüglichen Regimenter für die Zukunft geräuschlos zusammengehalten blieben. M. rühmt in seinen Memoiren, es habe der damalige Hofkriegsratspräsident, Bellegarde, nächst dem Kaiser der vertraute Mitwisser der Hintergedanken und Zukunftspläne M.s, diese Aufgabe bestens zu lösen verstanden. — Was der hannoversche Diplomat Hardenberg in dieser Zeit der großen Krise aus den vertraulichen Mitteilungen M.s über seine Politik ungläubig aufnahm, als Spiegelfechterei beargwohnte, sollte doch das Lüften der Maske bedeuten, welche der österreichische Staatsminister noch längere Zeit vor der Welt tragen mußte, bis der Augenblick kam, sie ganz abzulegen. Daß die ersehnte Wendung so rasch eintreten, der nordische Winter das Riesenheer Napoleons verschlingen würde, das hatte sich allerdings jeder, so auch M.s Vorberechnung entzogen.

In der Abberufung des Corps Schwarzenberg nach dem Moskauer Verhängnis, gewahrte allerdings Napoleon sogleich den Anfang des „Abfalles" Österreichs. Aber er mußte an sich halten, um es nicht um so rascher in die Arme der neu verbündeten Nordmächte, Rußland und Preußen, zu drängen, noch immer von der Erwartung gegängelt, der Schwiegervater werde es nicht wagen, gegen den Tochtermann und dessen Waffenglück als Feind aufzutreten. Groß waren jedoch auch die Schwierigkeiten, welche M. jetzt zu lösen bekam, als Österreich von zwei Seiten heftig umworben wurde. Er hatte mit der gerechten Besorgnis des seit zwei Dezennien im Kriege mit Napoleon schwer geprüften Kaisers Franz vor einem neuen Erfolge Napoleons, mit der starken Friedenspartei am Hofe und im Volke, mit den Machtmitteln Österreichs und mit der Erprobung der Widerstandsfähigkeit Rußlands und Preußens in ihrem Waffengange mit Napoleon zu rechnen. Zunächst sollte Österreich die Rolle des bewaffneten Vermittlers spielen. Anfangs Juni 1813 begaben sich Kaiser Franz und M. nach Jitschin, dem Hauptquartiere der böhmischen Armee Österreichs. Die Poischwitzer Waffenruhe', vom 5. Juni bis 20. Juli abgeschlossen, war die Zeit, in welcher sich M. seine weitere Aufgabe zurechtlegte. Dann reiste der Fürst an die böhmisch-schlesische Grenze, nach Opotschno, um sich mit Kaiser Alexander I. zu verständigen und der „Mediation" Österreichs vonseiten Rußlands und Preußens formelle Anerkennung zu verschaffen. Diese Mediation war der Gegenstand jener historischen Unterredung zwischen Napoleon und M. zu Dresden (28. Juni), wohin der Franzosenkaiser den Minister eingeladen hatte, um sich seiner hier zu versichern, ihn einzuschüchtern und zu ködern. Napoleon täuschte sich, die lange Unterredung, von den vulkanischen Ausbrüchen seiner Leidenschaftlichkeit begleitet, brachte den österreichischen Staatsminister keinen Augenblick ins Schwanken, denn hinter ihm stand bereits der Reichenbacher Beitritt Österreichs zur Allianz Rußlands und Preußens (27. Juni). Er schied von Napoleon mit der Überzeugung, daß die Mediation, von ihm selbst nur als Übergangsstadium angesehen, seinem Staate das Zusammengehen mit Rußland und Preußen auf dem Kriegspfade nur erleichtern werde, da der Franzosenkaiser nicht der Mann sei, den Siegespreis der Jahre 1805, 1806 und 1808 zu opfern. Die Dresdener Konvention vom 30. Juni, worin Napoleon in seiner Bedrängnis die Mediation Österreichs anerkannte, hatte allerdings eine weitere Verlängerung des Waffenstillstandes und die Anbahnung des Prager Friedenskongresses im August 1813 zur Folge, M. täuschte sich aber sicherlich keinen Augenblick über das Unfruchtbare des ganzen Versuches in letzter Stunde. Dennoch müssen wir annehmen, daß Kaiser Franz die Möglichkeit eines Friedens und den Ausgleich mit Napoleon um den Preis der Rückgabe der illyrischen Provinzen an Österreich als „Minimum" der Forderungen des letzteren sich vor Augen hielt. In der Erledigung des Kaisers, welche dem Vortrage M.s über die Politik und den Friedenswunsch Österreichs vom 22. Juli zu Brandeis a. d. Elbe beigefügt erscheint, heißt es: „Ihnen habe ich großenteils den jetzigen ruhmvollen politischen Zustand meiner Monarchie zu verdanken; ich rechne auch auf Sie in meinen Bestrebungen, ihn zu erhalten. Frieden, dauerhafter Frieden, ist gewiß das für jeden redlichen Mann Erwünschteste, um so mehr für mich, dem das aus einem Krieg entstehende Leiden so guter Unterthanen so schöner Länder, an denen ich mit Leib und Seele hänge, am schmerzlichsten fällt . . . Sollte sich das Ganze daran hängen, daß Frankreich zur Zurückgabe Illyriens bloß, um den allgemeinen Frieden zu bewerkstelligen, sich verbindlich machen wollte, so gestatte ich Ihnen, wenn Sie alle andern Mittel, es zu vermeiden, erschöpft haben sollten, hierin nachzugeben, um einen Beweis meines Wunsches, das allgemeine Beste zu befördern, zu geben." M. könne auf die „Festigkeit" des Kaisers rechnen. Und dieser bedurfte auch einer solchen Zusage für sein weiteres Handeln. Als am 10. August der verlängerte Waffenstillstand abgelaufen war, ohne daß Napoleon maßgebende Erklärungen durch seine Bevollmächtigten den Verbündeten unterbreiten ließ, wurde in der Nacht vom 10. auf den 11. August die von Gentz verfaßte Kriegserklärung Österreichs gegen Frankreich unterzeichnet, und am Morgen des 11. August überschritten die russisch-preußischen Heersäulen die böhmisch-schlesische Grenze. Napoleon aber sprach seine Meinung über die unfruchtbaren Prager Konferenzen dahin aus (13. August): „Der Prager Kongreß hat nie ernstlich existiert; er war nur ein Mittel, das Österreich gewählt hatte, um sich zu erklären." Und in seinen Bemerkungen für die Abfassung der Antwort auf das österreichische Kriegsmanifest findet sich die Stelle: „Österreich, der Feind Frankreichs, deckte seine Selbstsucht mit der Maske des Vermittlers, ver-

wickelte alles und machte jeden Ausgleich unmöglich!" Darin sprach sich deutlich genug der Ärger Napoleons über M.s Strategie aus.

Der Zusammenkunft der drei Monarchen in Prag folgte die von M. stipulierte Quadrupelallianz zu Teplitz (9. September) und der große Kampf, der mit den Schlachten bei Großbeeren und an der Katzbach anhub und mit der Leipziger Entscheidung (s. Art.) sein Ende nahm. Es kam nun zur langsamen Vorrückung der Verbündeten vom deutschen Boden auf den Frankreichs, und eine Fülle von Geschäften lastete auf M., die sich um die Abmachungen mit Bayern und Württemberg, um die Weiterführung des Krieges, die Stellung der Truppenkontingente und deren Verpflegung, um die Einsetzung einer Zentralverwaltung der occupierten Länder der Rheinbundfürsten und bald auch um die Occupation Frankreichs drehten. Schon am 20. Oktober 1813 hatte sich Kaiser Franz veranlaßt gefunden, M., den Mann seines Vertrauens (seit 10. März 1810 Ritter des Goldenen Vließes, 1811 Kurator der Wiener Akademie der bildenden Künste und 1813 am 3. Mai Kanzler des Maria-Theresien-Ordens) durch Verleihung des erbländischen Fürstenstandes auszuzeichnen. In dem bezüglichen Diplom lautet die Hauptstelle: „Die kluge Leitung des Departements der auswärtigen Verhältnisse, zu welchem unser Vertrauen ihn in schweren Zeiten berufen hatte, wurde in einem der entscheidendsten Augenblicke für das Schicksal der Welt mit dem glücklichsten Erfolge gekrönt." — M. befand sich seinem Monarchen zur Seite zu Frankfurt a. M., allwo ein langer Halt gemacht wurde, zu Freiburg im Breisgau, woselbst die Neutralität der Schweiz beseitigt werden mußte, und an der Schwelle der Schweiz, in Basel, wo der Vollmachtsträger Englands, Henry Robert Stewart, Viscount Castlereagh (s. Art.) oder Marquis von Londonderry (welchen Namen sein Bruder vorzugsweise führte) eintraf, um alles zugunsten der Geltung Englands bei der Lösung der französischen Frage aufzubieten und Rußland von den beiden andern Hauptmächten, Österreich und Preußen, abzuziehen. Die neuen Quellenpublikationen haben dargethan, daß M. keineswegs die Absicht hatte, den Invasionskrieg auf französischem Boden diplomatisch zu lähmen, und daß er ebenso wenig an die Möglichkeit eines napoleonischen Friedensreiches innerhalb der ihm von den Alliierten einzuräumenden Grenzen glaubte. Die Januar-Beschlüsse 1814 zu Langres bekräftigten nur das, was schon vorher abgemacht worden war, aber die unvermeidliche Meinungsverschiedenheit und Rivalität in der Heeresleitung und Bildung der Occupationsgebiete war mit einer ganzen Kette politischer Nebenabsichten und Eifersüchteleien der Hauptmächte und der mitthuenden Staaten zweiten und dritten Ranges verquickt, so daß Napoleons Taktik und Diplomatie länger bei Atem blieb, als den Männern rascher That, so einem Blücher, lieb sein konnte. Wenn zur Zeit des unfruchtbaren Kongresses von Chatillon (vom 5. Februar bis 19. März 1814) M. in den Vertrauensmann Napoleons, den Herzog von Vicenza, drängte, er möge seinen Herrn aus seiner Verblendung reißen und zu den unausweichlichen Opfern bewegen, die allein seine Existenz als Monarch sichern könnten, so erklärt sich dies leicht aus der Sachlage. Es waren Rücksichten für den Schwiegersohn des Kaisers von Österreich, die Überzeugung von der Unpopularität einer Restauration der Bourbonen und Bedenken vor einem Kampfe mit dem verzweifelten Gegner und dem Bonapartismus Frankreichs. Die Unmöglichkeit einer Verständigung mit dem halsstarrigen Franzosenkaiser beschleunigte die Lösung der Aufgabe, die sich die auch von M. verhandelte Quadrupelallianz zu Chaumont (1. März 1814) gestellt hatte. Daß M. und Kaiser Franz nicht gesonnen waren, im Schlepptau des russischen Zaren die Occupationsfrage zu lösen, beweist das österreichische Votum vom Februar 1814 über die Dynastiefrage und den russischen Gouverneur Frankreichs, insbesondere aber der geheime Vertrag zwischen M. und Hardenberg (Troyes, 14. Februar 1814) über die gemeinsame Besetzung der Stadt Paris; vor allem aber die Erklärung angesichts des Projektes Kaiser Alexanders, Österreich den Elsaß für Galizien zuzumuten, man werde es eher auf einen Krieg mit Rußland ankommen lassen, als Galizien abtreten.

Zwölf Tage nach dem Auseinandergehen des Kongresses von Chatillon (31. März) hielten die Verbündeten, Zar Alexander und der König von Preußen, ihren Einzug in Paris. Kaiser Franz blieb damals der Hauptstadt fern und zu Dijon, ihm zur Seite, befand sich M. Hier unterhandelte er auch die unvermeidliche Restauration der Bourbons, für welche hauptsächlich England und dann auch der Zar eintraten. Nachdem M. die Nachricht von der Pariser Kapitulation (29. März) erhalten, begab er sich in den Rat der Alliierten zu Paris und unterzeichnete hier am 11. April die Verzichtleistung Napoleons auf den Thron Frankreichs für sich und seine Erben, die der besiegte Herrscher tags darauf zu Fontainebleau ratifizierte. Dann spielte M. bei dem Abschlusse des ersten Pariser Friedens (30. Mai 1814) eine hervorragende Rolle. Das Hauptinstrument war von ihm und Stadion (als Botschafter) unterzeichnet. Wichtige Zwecke führten ihn nach England, wo sich auch die Monarchen Rußlands und Preußens einfanden. Hier wurde ihm von der Stadt Oxford das Ehrenbürgerrecht (4. Juni), von der Universität das Ehrendoktorat verliehen. Der April und Mai d. J. hatten ihm, dem Ehrenbürger Wiens (seit 24. Oktober 1813), die Einfügung des habsburg-lothringischen Wappens in sein Familienwappen, die ungarische Herrschaft Daruwár und das ungarische Indigenat als neue Beweise der Gunst seines kaiserlichen Herrn beschert, und dazu kam (20. September) die Verleihung des einzigen Großkreuzes jenes Ehrenzeichens, das Kaiser Franz zur Auszeichnung besonderer 1813 und 1814 erworbener Verdienste unter dem Namen „Zivilkreuz" in geringer Anzahl gestiftet hatte.

Heimgekommen hatte M. die weitläufigen Vorbereitungen für den größten aller bisherigen Kongresse Europas, den zu Wien, zu treffen, der unter seinem geschäftlichen Vorsitze den 3. November 1814 seinen eigentlichen Anfang nahm und bis zum 25. Mai 1815 währte. Er hatte

die Restauration der Staaten- und Machtverhältnisse Europas zur Aufgabe. Es ist begreiflich, daß bei dem Streben Österreichs nach Wiederherstellung seiner Länderherrschaft und erweiterter Geltung als Großmacht, unter deren Fittigen die verwandten italienischen Souveräne und deutschen Mittelstaaten sich befinden sollten, bei seiner Eifersucht gegen die Tendenzen Rußlands und insbesondere Preußens, welche von dieser Seite reichlich erwidert wurde, und bei der dadurch gebotenen Verständigung mit England und Frankreich, wie selbe die geheime Konvention der drei Mächte vom 3. Januar 1815 als Pressionsmittel ausspricht, — die diplomatische Seite des Wiener Kongresses an großen und kleinen Stürmen und Kriegslisten nicht arm war, und M. seine ganze zähe und aalglatte Politikernatur zu verwerten reichliche Gelegenheit fand. Ein Bruchteil des Glanzes, der den Staatsminister Österreichs als Vorsitzenden und Leiter der Konferenzen umgab, fiel auch auf deren Protokollführer, Freiherrn v. Gentz (s. Art.), dessen Politikerrolle jedoch nicht überschätzt werden darf. Die bestimmte Nachricht von der Landung Napoleons an der französischen Küste erhielt M. durch den österreichischen Geschäftsträger in Genua (8. März) und beeilte sich, seinen Antrag auf Achtserklärung Napoleon Bonapartes als „Feindes und Störers des Weltfriedens" zu stellen, der auch am 13. März 1815 zum Beschlusse der acht Hauptmächte erhoben wurde. Die diplomatischen Arbeiten, welche dem zweiten und letzten Waffengange gegen das napoleonische Frankreich vorangingen und durch M.s Hände liefen, umfaßten die Zuerkennung der ewigen Neutralität an die 19 Schweizer Kantone (20. März), die Konvention vom 25. März zwischen Österreich, Preußen, England und Rußland zugunsten der Aufrechthaltung des Pariser Friedens und der Vollziehung der Wiener Kongreßbeschlüsse, verbunden mit einer Erneuerung der Liga von Chaumont (s. Art.), die Beratungen, Kämpfe und Beschlüsse über die neue Verteilung Polens zwischen Österreich, Rußland und Preußen, womit zugleich die Cessionen Sachsens an Rußland und Preußen verbunden waren, die neue Verfassungsfrage Deutschlands, der Entwurf einer deutschen Bundesakte (23. Mai bis 8. Juni) und die Schlußakte des Wiener Kongresses vom 9 Juni, dessen Endschwierigkeiten in der Vergrößerung Hannovers und in der Wiederherstellung des Länderumfanges Preußens auf den Fuß des Jahres 1805 lagen.

Zum zweitenmale begab sich M. mit dem kaiserlichen Hoflager auf den Weg durch Deutschland und die Schweiz nach Frankreich. Den 10. Juli 1815 fand der Einzug der drei verbündeten Monarchen in Paris statt. Und nun begann die langatmige Arbeit der Diplomaten zur Bewerkstelligung des zweiten Pariser Friedens. Die Aufgabe war um so verwickelter, da Englands Vertreter, Wellington und Castlereagh, für die möglichste Integrität des französischen Gebietes und finanzielle Schonung der neuerdings restaurierten Bourbons einzutreten hatten und sich diesfalls mit dem Kaiser Alexander I. und dessen Diplomaten, Rasumowski und Capodistria (s. Art.), bald verständigten, während die Vertreter Preußens, Hardenberg (s. Art.) und W. v. Humboldt, für die möglichste Einengung der französischen Ostgrenze und ausgiebige Kriegsentschädigung das Wort ergriffen. M. suchte innerhalb dieser schroffen Gegensätze eine Mittelstellung festzuhalten und hatte auch mit dem Chaos der Schwierigkeiten zu thun, welches die Gestaltung der Occupationsgebiete, anderseits die Proteste des bourbonischen Kabinetts gegen einzelne Maßregeln der occupierenden Mächte, gegen deren Geldforderungen, Lieferungen u. s. w. und seine Versuche, die Verwaltung und Jurisdiction in den besetzten Rayons an sich zu reißen, nach sich zogen. Es gelang M. erst den 2. Oktober, die Präliminarien des zweiten Pariser Friedens zustande zu bringen; er bequemte sich allmählich dem Drängen Englands und Rußlands und unterzeichnete den 3. und 6. November 1815 das Protokoll über die Verteilung des von Frankreich abzutretenden Gebietes und der französischen Kontributionsgelder; den 20. November endlich den zweiten Pariser Frieden. — Seinen Memoiren entnimmt man, wie kühl er den Gefühlsdusel der Madame Krüdener und die schwärmerischen Anwandlungen des Zaren als Genesis der wunderlichen „heiligen Allianz" vom 26. September 1815 (s. Art.) beurteilte. Als Hüterin der dynastischen Staatenordnung Europas, wie sie der Wiener Kongreß vorschrieb, war sie ihm allerdings willkommen. — Im Winter des Jahres 1815—16 verhandelte M. zu Mailand den Traktat mit Bayern über die endgültige Regelung der Territorialbestände, welcher den 14. April zu München unterzeichnet wurde. Damals trug sich M. auch mit der Idee eines Konkordates mit dem römischen Hofe für die gesamten deutschen Bundesstaaten, wie ein solches 1817 auch vonseiten Bayerns abgeschlossen wurde, dessen bisheriger Premier, Montgelas, dem österreichischen Kabinett unbequem war und bald darauf auch (1817) der Gegnerschaft des bayerischen Kronprinzen Ludwig wich. Überdies machte M. auch die Regelung der arg zerrütteten Geldverhältnisse Österreichs zu schaffen. Als Ehrensold für seine Mühen im Entscheidungsjahre 1816 hatte er am 1. Juli 1816 die Herrschaft Johannisberg am Rhein erhalten.

1817 gab er der Erzherzogin Leopoldine als prokurationsmäßig angetrauter Gattin des Kronprinzen von Portugal und Brasilien, Dom Pedro, als Übergabskommissär das Geleite bis Livorno. Sein längerer Aufenthalt in Italien, besonders zu Lucca, Modena, Parma und in Rom, regten in ihm die Ausarbeitung eines Memoirs (Graz, 5. November 1817) an, worin er im Hinblick auf das Emporkommen des Carbonarismus (s. Art.) für eine „nationale" Verwaltung des lombardisch-venetianischen Königreiches zur Beschwichtigung des „Nationalgeistes" und der „Eigenliebe" der Italiener das Wort ergriff. M. beschäftigte sich auch damals (Oktober 1817) mit dem Plane einer neuen Organisation der Zentralverwaltung Österreichs, indem er in dem Vortrage an den Kaiser (vom 27. Oktober) die Errichtung von vier Ministerien: Äußeres, Inneres (mit vier Hofkanzleien), Justiz und Finanzen vertrat. Interessant sind die Bemerkungen über den

föderativen Charakter Österreichs und die Notwendigkeit einer „Zivilisation Ungarns". Um der österreichischen Regierung den Ruf der Litteraturfreundlichkeit zu verschaffen, wurden infolge M.s Betreiben die Wiener Jahrbücher für Litteratur begründet (27. Dezember 1817).

Das Wartburgfest vom 18. Oktober 1817 gab das Signal zu Besorgnissen der dynastischen Politik vor revolutionären Regungen in Deutschland, die auch in den Artikeln des „Rheinischen Merkur" verspürt wurden, und führte zu wachsend verschärften Maßregeln der Reaktion wider den gärenden Volksgeist und insbesondere gegen die Presse, die Turnerschaft und die Universitäten. Die nun bald darauf folgenden Bewegungen in den romanischen Südländern zeitigten (28. September bis 21. November 1818) den Aachener Fürstenkongreß, wo sich M. als Begleiter seines Monarchen einfand, nachdem er seine Badekur in Karlsbad geschlossen. Hier war er sowohl bei dem Akte der gegenseitigen Machtgarantie als bei dem der Koalition und Quadrupelallianz und vor allem bei den gegen den Geist des „Umsturzes" gerichteten Beschlüssen wesentlich beteiligt, obschon hier der russische Staatsrat Stourdza die Führung hatte. Speziell waren an die Adresse Preußens die „Organisationsvorschläge" M.s gerichtet, die er dem Fürsten Wittgenstein einhändigte, und die im Rückblick auf das Versprechen König Friedrich Wilhelms vom 22. Mai eine Repräsentativverfassung zu geben, in der Sentenz gipfeln: „Eine Zentral-Repräsentation durch Volksdeputierte ist die Auflösung des preußischen Staates." Aus dieser Zeit stammen auch zwei Denkschriften M.s: a) Über Erziehungswesen, Turnanstalten und Preßfreiheit, wobei auch scharfe Ausfälle gegen die „deutsche Burschenschaft" fielen. Im Frühjahre 1819 befand sich M. in Rom, Neapel und Perugia, um sich dann im August zu der Teplitzer Besprechung mit dem Preußenkönige und zu den Karlsbader Ministerkonferenzen einzufinden. Als M. von der Ermordung Kotzebues (23. März 1819) Nachricht erhielt, schrieb er am 9. April an Gentz: „Hier wird wahres Übel auch einiges Gute erzeugen, weil der arme Kotzebue nun einmal als ein argumentum ad hominem dasteht, welches selbst der liberale Herzog von Weimar (Karl August, der den 15. Mai 1816 eine landständische Verfassung gab) nicht zu verteidigen vermag. Meine Sorge geht dahin, der Sache die beste Folge zu geben, die möglichste Partie aus ihr zu ziehen, und in dieser Sorge werde ich nicht lau vorgehen. Es scheint ganz sicher zu sein, daß der Mörder Kotzebues als der Emissär, ein wirklicher Haschischin der Jenenser Feme, handelte." M. schrieb diesen Brief aus Rom und ergeht sich dann in begeisterten Schilderungen seiner antiken Trümmerherrlichkeiten. In den weiteren Briefen an Gentz vom 25. April und 17. Juni macht sich sein Ärger über den Großherzog von Weimar als „Ober-Burschen" Luft und das Thema der Zensur wird wiederholt erörtert. — Im Vortrage M.s über seine Zusammenkunft mit dem Preußenkönige und die Präliminarien der Karlsbader Konferenzen kommt M. auf den Satz: Keine Volksvertretung in Preußen! als ein Axiom zurück. Es gebe eine Fraktion in Preußen, meist aus dem Lehrerstande gebildet, welcher ein „revolutionärer Gesichtspunkt" eigen sei und zwar „die Vereinigung der Deutschen in Ein Deutschland". Bei den Karlsbader Konferenzen, die dann den 20. September 1819 vom Frankfurter Bundestage als Beschlüsse kundgemacht wurden, und vornehmlich die demagogischen Gebrechen des Schul- und Unterrichtswesens und den Mißbrauch der Presse betrafen, spielte M. die Hauptrolle. Angesichts der Fortsetzung der Karlsbader Konferenzen zu Wien (seit 25. November 1819) schrieb M. den 13. Oktober: „Ich falle von einer Schwangerschaft in die andere. Kaum bin ich in Karlsbad niedergekommen, so bereitet sich mir in drei Monaten eine neue Niederkunft vor. Mein Karlsbader Kind ist böse, es schlägt und beißt, es wird vielen schlechten Leuten und noch mehr Narren derbe Hiebe versetzen. Mein Wiener Kind wird sanft sein und brav, aber entsetzlich langweilig." Auch bei diesen Konferenzen, die das Karlsbader Werk und die deutsche Bundeskonstitution krönen sollten, tritt M. in den Vordergrund. M.s Eröffnungsrede kennzeichnet die Aufgabe der dynastischen Polizeiregierung, den Geist des Widerspruches und des Umsturzes zu bannen. Seine Korrespondenz vom Januar 1820 darüber atmet Zufriedenheit, wenn auch von bayerischer, württembergischer und hessischer Seite gegnerische Stimmen laut geworden waren. Den eigentlichen Abschluß der Wiener Konferenzarbeiten bot die vom 15. Mai 1820 datierte „Schlußakte", die in 65 Artikeln das Wesen des deutschen Bundes feststellt. Inzwischen hatte die spanische Revolution (seit Jänner 1820), die neue Ministerkrise Frankreichs mit den „Ausnahmegesetzen" des Kabinetts Richelieu, das Komplott gegen die englischen Minister und die Gärung im „Mob" alldort, die Diplomatie der großen Mächte neuerdings in Atem gesetzt, und rasch folgte (Juli 1820) die Volksbewegung in Neapel und Palermo, die den Carbonarismus als vogelfreien Verbrecherbund im lombardisch-venetianischen Königreiche zu ächten Anlaß gab, und Ende August die portugiesische Revolution, Stoff genug zu einem neuen Fürstenkongresse und zur neuen bewaffneten Intervention Österreichs. Interessant ist die briefliche Bemerkung M.s aus dieser Zeit (26. Juli) über sein Verhältnis zu Kaiser Franz. „Der Himmel hat mich neben einen Mann gestellt, der für mich wie geschaffen ist. Der Kaiser Franz verliert keine Worte, er weiß, was er will, und sein Wille ist immer das, was zu wollen meine Pflicht ist. Nebenerwägungen beiseite lassend, geht er immer gerade auf sein Ziel los."

Der Kongreß zu Troppau in Schlesien (20. Oktober bis 20. November 1820), den die Unterhandlungen M.s mit Rußland und Preußen herbeigeführt, versammelte abermals die drei gekrönten Alliierten und die Vertreter Englands und Frankreichs, welche jedoch die Unterschrift zu den von M. verfochtenen Beschlüssen verweigerten. Es war dies ein deutlicher Fingerzeig der Isolierung der drei Hauptmächte in den großen europäischen Fragen. M. war auch das Aufsehen nicht entgangen, das die Troppauer Beschlüsse in Deutsch-

land hervorriefen. Er verständigte sich daher mit den beiden anderen Kabinetten über eine „Deklaration" ihrer wohlgemeinten Absichten, die den 8. Dezember 1820 in die Welt geschickt wurde. In demselben Monate richtete M. auch eine besondere Denkschrift an den Zar Alexander, worin er sein politisches Glaubensbekenntnis (profession de foi) entwickelte. Es lag ihm alles daran, sich des Vertrauens des Russenkaisers zu versichern und die gegnerischen Einflüsse Capodistrias zu paralysieren. — Der Troppauer Kongreß hatte aber seine Schuldigkeit nur halb gethan, denn seinen Beschlüssen gegen die revolutionäre Bewegung im neapolitanischen Königreiche schien die Erklärung des eingeschüchterten Bourbonenkönigs vom 6. Juli 1820, er billige die Wünsche des Volkes nach einer Konstitution aus vollem Herzen, die Wege versperren zu sollen. M., dem die Dankbarkeit des Herrschers von Neapel (9. September 1818) den Titel eines „Herzogs von Portella" gespendet, einigte sich nun mit dem russischen und preußischen Kabinett über die Abhaltung eines neuen Kongresses in einem Italien nähergerückten Vororte der österreichischen Alpenländer, zu welchem der König von Neapel geladen wurde. So kam es im Januar 1821 zum Kongresse von Laibach, den Kaiser Franz, Zar Alexander, der König von Neapel und die Diplomaten der fünf Hauptmächte besuchten. M. einigte sich bald mit dem russischen und preußischen Kabinett über die Dringlichkeit der bewaffneten Intervention Österreichs in Neapel, während die Vertreter Frankreichs und Englands sofort in demonstrativer Weise von den weiteren Kongreßsitzungen wegblieben. — Allein während noch der Laibacher Kongreß bis 12. Mai 1821 tagte, erwuchs durch den seit 1. Januar rasch um sich greifenden Aufstand der Griechen ein neues und für M. verhängnisvolles Problem der Staatskunst, dessen glückliche Lösung, die Eindämmung der orientalischen Frage und Paralysierung der türkenfeindlichen Politik Rußlands ihm trotz aller Anstrengung ebenso wenig gelingen konnte, als eine fruchtbare Verständigung mit Frankreich und England über diese Frage. Und dazu kam seit Mitte März die sardinische Revolution. Wie hart ihn die Selbstentleibung (12. August 1822) des irrsinnig gewordenen Premiers Englands, Lord Castlereagh, den bald Canning (s. Art.), ein Antagonist M.s, ablöste, traf, sprach sich in seinem Briefe vom 20. August 1822 aus: „Welch schreckliche Nachricht! Ich bin übrigens gegen alle Vorkommnisse gewaffnet, meine Sache wird erst dann verloren sein, wenn ich gefallen bin. Er war mir im Herzen und in der Seele ergeben, nicht nur aus persönlicher Zuneigung, sondern auch aus Überzeugung." — Ein Ersatz für diesen Verlust eines Vertrauensmannes im englischen Kabinett war die Entlassung Capodistrias aus den russischen Staatsdiensten. „Das böse Element ewiger Zerwürfnisse", schrieb M. den 22. Oktober, „hat seine Bahn geendet, und mit ihm verschwinden tausend Verlegenheiten und Schwierigkeiten." Im Mai 1822 hatte sich M. eines entscheidenden Sieges über das russische Kabinett in den brennenden Fragen erfreuen zu sollen geglaubt. Kaiser Franz schrieb ihm darüber (1. Juni 1822): „Der Sieg, den Sie hier davongetragen, ist vielleicht der schwerste und schönste Ihres Ministeriums, wofür ich Ihnen nicht genug danken kann." Es hing dies mit der Mission des russischen Diplomaten Tatistscheff (Tatischeff) nach Wien (März/April 1822) zusammen. Aber dieser Sieg war nicht haltbar, denn angesichts des drohenden russisch-türkischen Krieges beeilte sich M., den allerdings schon zu Laibach vereinbarten und binnen Jahresfrist in einer Stadt Österreich-Italiens abzuhaltenden Kongreß nach Verona (20. Oktober bis 14. Dezember 1822) einzuberufen. Hier erschienen die drei Monarchen der heiligen Allianz, die Könige von Neapel und Sardinien. Wenn nun aber auch M. mit dem englischen Kabinett (im Juli 1822) in der orientalischen Frage ein Einvernehmen darin erzielt hatte, daß das Ministerium Canning die Verhinderung eines Krieges zwischen Rußland und der Pforte für ebenso wünschenswert hielt als M. selbst, so war damit keinerlei sichere Bürgschaft für die Harmonie der beiderseitigen Politik in der griechischen Frage gegeben, und die entschiedene Opposition Englands gegen die Interventionen Österreichs oder anderer Mächte in inneren Angelegenheiten fremder Staaten, wie solche wieder auf dem Tage von Verona zum Ausdruck gelangte, schwächte die Erfolge dieses Kongresses wesentlich ab. Wenn daher M. in seiner Korrespondenz (22. Oktober 1822) sich verlauten ließ: „Der Kongreß von Verona ist der wichtigste seit dem Jahre 1814 und wird hoffentlich goldene Früchte tragen", — so überschätzte er sicherlich sein Ergebnis. Denn wenn hier ausgesprochen wurde, im griechischen Aufstande fände man ein Fortschreiten desselben revolutionären Geistes, welcher Spanien und Italien in Aufruhr gebracht, und müsse gegen ihn die entschiedenste Mißbilligung verlautbaren, so war hiermit der Strom der Ereignisse und der Drang des Volksgeistes ebenso wenig dauernd zurückzustauen, als dies zufolge der Berichterstattung der Mainzer Zentral-Untersuchungskommission für politische Umtriebe an den Bundestag (vom 1. Mai 1822) durch alle Repressivmaßregeln in Deutschland selbst möglich wurde. Der Kampf gegen den revolutionären Geist Europas war es auch, der dem österreichischen Premier seine in Verona abgefaßte geheime Denkschrift für den Zaren „Über die Gründung eines Zentralkomitees der nordischen Mächte in Wien" diktierte und alle Gefahren vor dem Carbonarismus Italiens, Frankreichs und Deutschlands, vor den „nivelleurs", wie M. die Umsturzmänner nennt, in ihrer ganzen Schwärze malen hieß. Es fehlte nicht an Augenblicken, daß auch M. von bösen Ahnungen erfüllt wurde, wie aufreibend und wenig hoffnungsvoll der Kampf gegen den unbotmäßigen neuen Zeitgeist und dessen revolutionäre Wegspuren sei: „Tagtäglich frage ich mich", schreibt er den 20. Dezember 1823, „warum die Vorsehung mich entweder zu früh oder zu spät auf die Welt kommen ließ. Es ist für einen Staatsmann doch ein trauriges Los, sich ewig inmitten allgemeiner Stürme herumzuschlagen." — Die Jahre 1823 und 1824 ließen noch immer den Zielen und Bestrebungen der M.schen Politik den Schein des Erfolges. Es



kam zu der französischen Intervention gegen den Konstitutionalismus Spaniens, zur portugiesischen Gegenrevolution; M. konnte sich Bayerns für sicher halten und hoffen, daß die „blinde Wut“ des Württembergers gegen die veronesischen Beschlüsse denn doch gezähmt würde. Die Czernowitzer Entrevue des Kaisers von Österreich mit dem Zaren, durch welche M.s Politik in der orientalischen Frage Oberwasser erhalten sollte (September bis Oktober 1823), schien demselben Früchte zu bringen, die dann in den Petersburger Konferenzen (November) zeitigen sollten. Auch die Erneuerung der Karlsbader Beschlüsse (1824 im August), welche die von M. formulierte „Exekutionsordnung“ gegen den revolutionären Geist Deutschlands bezweckte, die Unterstellung der deutschen Universitäten unter Regierungskommissäre und die Zensur der periodischen Zeitschriften und Flugblätter empfahl, war ein Erfolg der Tendenzen, welche er hoch hielt, weil er in ihnen das einzige Heil für geordnete staatliche Zustände erblickte. Er glaubte sich im September 1824 mit Preußen über die deutsche Politik ins völlige Einvernehmen gesetzt zu haben und hielt sich im September desselben Jahres auch eines solchen in der orientalischen Frage für gewiß, was ihn über die Gegnerschaft Cannings einigermaßen tröstete. Selbst der Tod Ludwigs XVIII. und die Thronfolge dessen Bruders Karl X., des früheren Grafen von Artois, jenes Bourbonen, auf den am meisten das Wort Napoleons Anwendung finden sollte, „sie haben nichts gelernt und nichts vergessen“, hatte für seinen politischen Instinkt noch nichts unmittelbar Gefahrdrohendes.

Immerhin aber sollte das Jahr 1824 den Höhepunkt des Lebens und der staatsmännischen Geltung M.s und zugleich die Wendung zur minder günstigen zweiten Epoche seiner Premierschaft kennzeichnen. — M. hatte damals das fünfzigste Lebensjahr überschritten, er stand an der Schwelle des späteren Mannesalters. Die Glanzzeit seines Wirkens, die Tage der großen Kongresse 1814—1822, da Österreich die Herberge der gekrönten Häupter Europas und ihrer Diplomaten war, lag hinter ihm. In dieser Epoche hatte er auch (1821 am 20. Mai) seine Ernennung zum „Haus-, Hof- und Staatskanzler“ Österreichs erlebt, und hiermit schienen auch die Befürchtungen seiner Gegner und Neider vor seiner Allmacht verwirklicht zu werden. Aber wie groß auch das Vertrauen des Kaisers Franz zu M. als Steuermann der äußeren Politik war und blieb — eine unbestreitbare Thatsache, die auch darin ihren Beleg findet, daß M. im Jahre 1825 die Söhne des Kaisers, Ferdinand und Karl, in der „höheren Staatskunst“ zu unterrichten hatte — in der Staatsverwaltung wollte der Monarch nur seinen Willen gelten lassen, hier war der Einfluß M.s wesentlich eingeengt, und hier erwuchs ihm auch seit 1825—26 in dem neuen Staats- und Konferenzminister Grafen Franz Anton v. Kolowrat-Liebsteinsky (s. Art.) ein Rivale, der, wenn ihm auch an geistiger Elasticität und Geltung nicht ebenbürtig, von Jahr zu Jahr unbequemer wurde. Vor allem aber mußte sich M.s Kampf gegen den „revolutionären Zeitgeist“ als fruchtlose Sisyphusarbeit herausstellen, alle bezügliche Staatskunst ebenso abbrauchen, als der Versuch, die heilige Allianz zu galvanisieren und den inneren Gegensatz der russischen und preußischen Politik zur Politik Österreichs durch Konventionen und Verständigungen aller Art zu übertünchen. Auch unter den deutschen Fürsten fehlte es nicht an Opposition; vollends aber durchkreuzte die englische Politik die Wege des Wiener Kabinetts.

Das Jahr 1825 war nicht das erste, in welchem M. Todesfälle in seiner Familie erlitt; abgesehen von einem im Kindesalter verstorbenen Sohne hatte er damals bereits zwei erwachsene Töchter eingebüßt; jetzt traf ihn der Tod seiner Frau, die den 19. März 1825 zu Paris verstarb, wohin sie dem Gatten das Geleite gegeben. Über Italien nach Ober-Österreich in die Ischler Sommerfrische gelangt, bekam er es immer wieder mit der griechischen Frage zu thun, die ihm schwere Sorgen verursachte. Aber auch die ungarische Opposition bereitete ihm unangenehme Stunden. Interessant sind seine Urteile über den jungen Grafen Széchényi und den Széchényi-Károlyi-Klub, die er am 11. Dezember in dem Schreiben an Szögényi, den Präsidenten des ungarischen Abgeordnetenhauses, kundgiebt. Er sah darin den verhängnisvollen Quell revolutionären Geistes jenseits der Lejtha. Der größte Schlag für seine Politik mußte jedoch der Tod des Zaren Alexander I. (gestorben am 1. Dezember 1825) sein, denn konnte er sich in entscheidenden Fragen eines maßgebenden Einflusses auf den verstorbenen Russenkaiser rühmen, so sollte dies bei dem Thronfolger, Nikolaus I., bald mehr als fraglich werden. Immer isolierter gestaltet sich die Stellung Österreichs in der orientalischen Frage. Es zeigte sich dies am besten im Jahre 1827, das uns zunächst die zweite Ehe M.s mit dem Fräulein Antonie Leykam („Gräfin v. Beilstein“) vorführt. Österreich blieb neutral, während Rußland, England und Frankreich (6. Juli 1827) die Londoner Tripelallianz schlossen. Die Verständigung mit Preußens König zu Teplitz (August) konnte daran nichts ändern, und die Donner der Seeschlacht bei Navarin (20. Oktober 1827) drängten die Griechenfrage und das Zerwürfnis mit der Pforte weit über jene Grenze hinaus, die ihr selbst das englische Kabinett vorgezeichnet wissen wollte. Der Waffengang zwischen Rußland und der Türkei war nunmehr eine Frage der Zeit. Und noch schwerer mochten die Sorgen des österreichischen Staatskanzlers wiegen, die er angesichts der französischen Zustände empfand. Sein Briefwechsel mit dem ältesten Sohne Viktor, damals Attaché der österreichischen Gesandtschaft, giebt hierfür das beste Zeugnis. Mit wiederholten diplomatischen Anstrengungen M.s, die orientalische Frage auf friedlichem Wege zu lösen, dahin zielt auch sein Vorschlag, unabhängige Staaten im Orient zu gründen, stand die Sachlage, der Ausbruch des russisch-türkischen Krieges im grellsten Widerspruch. Dazu gesellte sich aber noch die portugiesische Frage, durch die Usurpation Dom Miguels auf Kosten der Tochter Kaiser Pedros von Brasilien, Maria da Gloria, heraufbeschworen. Der Vortrag M.s vom

22. September 1828 an den Kaiser über die alleinige Rechtmäßigkeit der Herrschaft Marias zeigt, wie angelegentlich man sich im Wiener Kabinett mit dieser Frage beschäftigte. — 1829 den 17. Januar verlor M. seine zweite Gattin (Leykam) im Wochenbette, und noch härter mochte ihn der Tod seines Sohnes Viktor treffen; es war ein schwüles Jahr im politischen Leben Europas, das dem Wettersturm von 1830 voranging. Auffällig ist die vorübergehende Täuschung M.s über die Erfolge des neuen französischen Ministeriums Polignac (seit 8. August 1829). „Er gehört ganz unserer Gesinnung an", heißt es im Vortrage M.s an seinen Kaiser (vom 13. August). „Seine Erhebung wird sehr günstig auf das englische Kabinett zurückwirken und für das russische ein Donnerschlag sein." Das neue Ministerium stände allerdings „vor der bereits beschlossenen Revolution"; — das Ereignis habe aber den Wert einer „Kontrerevolution". Pessimistischer angehaucht lautete die Randbemerkung Kaiser Franz': „Dient zur Nachricht, und der Erfolg wird erst zeigen, was diese Veränderung bewirken wird. Gott gebe, daß es nach Wunsch geht." — Der Friede von Adrianopel (14. September 1829) machte den Staatslenker Österreichs etwas aufatmen; es war mindestens ein „augenblicklicher Ruhepunkt", der M. bestimmte, in einem Vortrage an den Kaiser vom 9. Oktober 1829 eine Umschau über die Lage des Staates zu halten. Die finanziellen Zustände und das Heereswesen fand er hoffnungserweckender, als sie dies thatsächlich waren und von ihm selbst für sich erkannt wurden. Und ebenso hatte er allen Grund der politischen Sachlage zu mißtrauen. Er wußte gar wohl, „Rußland wolle eine schwache, waffenlose Türkei, ein nichtiges Griechenland, welches die Quelle von Chikanen für die Pforte werde. . . ." „Rußland und Frankreich hätten stets Berührungspunkte wegen ihrer uniformen Vergrößerungs- und Eroberungsluft." Ja, der russische Diplomat, Pozzo di Borgo, der „Abenteurer", wie ihn M. nannte, hatte sich im November 1828 verlauten lassen, Karl X. habe erklärt, M. täusche sich über die Sachlage gewaltig, denn im Falle einer allgemeinen Konflagration oder eines Zweikampfes zwischen Österreich und Rußland werde Österreich den größten Gefahren ausgesetzt sein; er werde seine Truppen mit denen des Zaren vereinigen. Ja, die wachsende Verstimmung zwischen Österreich und Rußland war so weit gediehen, daß Zar Nikolaus einen strategischen Plan zum eventuellen Angriffe auf Österreich ausarbeiten ließ. Das war wohl zunächst nur auf die Einschüchterung Österreichs berechnet, denn als Ende 1829 der neue Vertreter Österreichs, Graf Fiquelmont, nach Petersburg abging, wurde er freundlich aufgenommen und sollte an das Wiener Kabinett berichten, die Festigung der heiligen Allianz sei eine leichte Aufgabe freundlicher Verständigung.

Da schlug die Juli-Revolution Frankreichs vom Jahre 1830 wie ein Wetterstrahl in die versumpften Zustände und drohte das von Österreich so mühevoll und kostspielig aufrecht gehaltene Prinzip der absolutistischen Staatsordnung mit einemmale aus den Angeln zu heben. Nicht weniger als sieben Vorträge über die Juli-Revolution erstattete damals M an Kaiser Franz über das ungeheuerliche Ereignis. Die gemeinsame Gefahr vor der Revolution schweißte wieder die stark gelockerte heilige Allianz zusammen. Schon den 27. Juli kam es in Karlsbad zu Auseinandersetzungen M.s mit dem russischen Premier Nesselrode, der auch ein Nestor in der europäischen Ministerreihe werden sollte. Die Anerkennung des „Bürgerkönigs" Louis Philipp war unvermeidlich, anderseits vermittelte M. dem gestürzten Bourbonen (Karl X.) sein Asyl in Österreich. In der Staatskanzlei gab das Aufflammen der demokratischen Bewegung in Leipzig, Braunschweig, Dresden und Kassel (September), die belgische Revolution (August), insbesondere aber der Warschauer Aufstand (seit 25. November 1830) viel zu schaffen, und das Jahr 1831 bescherte dazu die Aufstände im Römischen und in Modena, die neuen Phasen der griechischen Bewegung und die Verfassungsfrage der Schweizer Eidgenossenschaft, infolge der Gegensätze der katholischen und protestantischen Kantone. Aus der Denkschrift M.s vom Juli 1831 über die Notwendigkeit einer Einigung der Nordmächte erhellt am besten, wie sorgenerregend die Zukunft der heiligen Allianz geworden. Im Oktober acceptierte das Wiener Kabinett den Abrüstungsvorschlag Frankreichs, während die alarmierendsten Gerüchte von umfassenden Rüstungen Österreichs durch die Welt flogen, und Rußland mit argwöhnischem Auge die Haltung Österreichs gegenüber Polen überwachte und den Verdacht eines Sympathisierens des Wiener Kabinetts mit den Insurgenten nicht verhehlte. Die Revision der Schweizer Bundesverfassung und die Anerkennung des neuen Königreiches Belgien waren Angelegenheiten, welche die Feder M.s im November 1831 stark in Anspruch nahmen.

Seit 7. Januar 1831 in dritter Ehe mit Melanie Gräfin v. Zichy-Fenaris verbunden, deren Tagebücher fortan manches willkommene Streiflicht auf das politische Wirken und Empfinden des Gatten werfen, hatte M. damals einen schüchternen Versuch gemacht, seinem Monarchen die eventuelle Notwendigkeit eines Kompromisses mit dem neuen Geiste der Zeiten näher zu rücken. In dem Leibjournale des Wiener Kabinetts, im „Beobachter" erschien zur Zeit der Entscheidung der Dinge in Russisch-Polen ein Artikel aus der Feder des Vertrauensmannes M.s in solchen Angelegenheiten, Friedrichs v. Gentz: es gebe eine Auflösung des Gegensatzes von Volkssouveränität und monarchischem Prinzip in einer repräsentativen Verfassung, also in einem konstitutionell-monarchischen System; das System des regelmäßigen Fortschrittes stünde nicht in notwendigem Widerspruche mit dem System der Erhaltung. Selbstverständlich hatte aber diese theoretische Betrachtung keine praktischen Folgen.

Der Sommer des Jahres 1832 brachte zwei Todesfälle, die den Staatskanzler Österreichs nahe berührten. Der Tod Friedrichs v. Gentz (9. Juli) beraubte ihn der gewiegtesten publizistischen Kraft, wie sehr sich dieselbe auch im sterilen Amte ab-

gebraucht hatte und wie häufig auch M. die Liebe Gentzens für das „Kleine“ und seine „gelehrte Pedanterie“ so nebenher zu bemängeln Anlaß nahm. Das Ableben des Herzogs von Reichstadt (22. Juli), des Sohnes Napoleons I., war ein Ereignis, das den Gesprächsstoff der Welt abgab und die schiefsten Deutungen herbeiführte. Das Wiener Kabinett war daher gern bereit, dem gewesenen Minister Karls X., Montbel, als Bourbonisten mit Materialien zu einer Biographie des Verstorbenen zu unterstützen, und das Tagebuch der Fürstin M. besagt den unmittelbaren Anteil, den ihr Gatte an diesem Buche hatte, das 1833 bereits in zweiter Auflage erschien. Sehr viel Verdruß bereitete dem österreichischen Staatskanzler die Haltung des neuen britischen Staatsmannes, Palmerston, gegenüber den Konferenzen der fünf Großmächte in Rom und seine „Einmischung in die inneren Angelegenheiten des deutschen Bundes“, welche M. zurückzuweisen nicht verabsäumte. Denn das sogen. Hambacher Fest (27. Mai 1832, s. Art.), worüber M. in nicht geringe Aufregung geriet, feierte die „schwarz-rot-goldene“ Einheit und Zukunft Deutschlands und machte Überzeugungen und Erwartungen Luft, welchen durch die Auflösung der kurhessischen Ständeversammlung und der württembergischen Kammer ein Dämpfer aufgesetzt werden sollte. Im Oriente stieg aber (1832—33) der Kampf zwischen der Pforte und Mehemed Ali von Ägypten als neues Gewitter empor. In der Schweiz, in Portugal gab es Bürgerkrieg; in nächster Nähe aber hatte das allerdings abenteuerliche Attentat gegen den Bundestag, der Frankfurter Aprilputsch des Jahres 1833, die Furcht vor der Revolution neu erweckt, eine Furcht, die freilich mehr Berechtigung im Carbonarismus Italiens fand. Da sollte denn neuerdings die heilige Allianz erneuert und der drohende Sturm beschworen, das Prinzip der Intervention gegen England emporgehalten werden. Das war der Zweck der Münchengräzer Entrevue der drei Alliierten, der letzten Zusammenkunft Kaiser Franz I. mit dem Zaren und dem Könige von Preußen im September 1833, welcher der Berliner Vertrag der drei Mächte folgte. All dies lief durch M.s Hände, und bald darauf, Anfangs Oktober 1833, ergingen die Einladungen des österreichischen Staatskanzlers zu den Wiener Ministerkonferenzen, welche seine Rede vom 12. Juni 1834 schloß. Um diese Zeit war jedoch auch schon der spanische Thronstreit zwischen Christinos und Karlisten in vollem Gange, welcher ein Zusammengehen der drei Alliierten zugunsten Christinens bewirkte.

Mit dem Tode Kaiser Franz I. hebt die Schlußepoche des M.schen Regimes an. „Jetzt ist also der Tag angebrochen, den ich fürchte, seit ich denken kann“, schreibt Melanie in ihr Tagebuch über das Ereignis vom 28. Februar. Jedenfalls war die festeste Stütze M.s gewichen; denn wenn auch das „Testament“ des Kaisers seinem Thronfolger Ferdinand, dem „gütigen“ aber unfähigen Herrscher, empfahl, sich der Ratschläge M.s auch fürder zu bedienen und dieser im vollen Besitze seiner tonangebenden Stellung blieb, so war denn jetzt eine mehrköpfige Regentschaft die unvermeidliche Folge der gegebenen Verhältnisse und ein Kompromiß zunächst zwischen M., Kolowrat und Erzherzog Ludwig (s. Art.) notwendig, der auch nach der Reise Kaiser Ferdinands I. nach Böhmen zur Teplitzer Zusammenkunft mit dem Zaren und dem Könige von Preußen (Oktober 1835), im Dezember zustande kam. Diesem Kompromiß zufolge wurde Erzherzog Ludwig Vertreter des Kaisers, M. Präses der Staatskonferenz, zu der auch Erzherzog Franz Karl, Bruder des jetzigen Kaisers, und Graf Kolowrat zählten. — Aber die Dinge kamen nicht so leicht ins Gleichgewicht, denn der Antagonismus M.s und Kolowrats blieb und dies um so mehr, als Frhr. v. Eichhoff, der neue Hofkammerpräsident (1835—40), mit Kolowrat, seinem Gönner, zusammenging und denselben aufstacheln mochte, während M. an die Stelle Appels den hochstrebenden Grafen Clam-Martinitz als kaiserlichen Generaladjutanten brachte und an ihm einen Vertrauensmann erhielt. „Soll Ein Mann“, schreibt er an diesen (den 23. Juli 1837 aus Teplitz), „neben dem Monarchen alle Gewalt in sich vereinigen? Wo ist der Mann? Der Erzherzog Louis? er will nicht; ich? desgleichen; Graf Kolowrat? er kann nicht; der Baron Eichhoff? dem folgt niemand! Also ein Konseil.... Graf Kolowrat ist zum Instrument aber nicht zur Hand geboren....“ Er spricht hierauf von Eichhoff als einem Mann von Verstand und Kenntnissen. „Heute ist der auf Graf Kolowrat mehr als einwirkende Genius Herr v. Eichhoff. Er tyrannisiert ihn, und hierzu eignen sich die beiden Charaktere in hohem Grade. Eichhoff ist ein geborener Tyrann, wie es alle Doktrinäre sind.“

Der Fürst kränkelte wiederholt, und die Wehen einer neuen Zeit, die inneren Gebrechen der Verwaltung, die Finanzmisère, die Symptome einer allgemeinen Unzufriedenheit mit dem „M.schen“ System, das richtiger wohl das „franziscеische“ genannt werden sollte, die ungarische und böhmische Ständebewegung, die ins Ausland flüchtende Oppositionslitteratur u. s. w., all das beunruhigte den alternden Mann, der das 63. Lebensjahr überschritt. „Die Entmutigung meines Mannes“, schreibt Fürstin Melanie in ihr Tagebuch, „erschreckt mich. Ich weiß, was er empfindet, und dies verursacht mir bittern Kummer. Er fühlt sich zu alt, um zu kämpfen, er traut sich nicht mehr die Kraft zu, diesen Kampf fortzusetzen, und versteht es nicht, den kleinlichen Krieg zu führen, der notwendig wäre. Er will nicht an der Spitze einer Partei stehen. Er sieht das Übel zunehmen, ohne es hindern zu können.“ Der jähe Tod des Grafen Clam-Martinitz, der in voller Manneskraft starb, raubte ihm einen wichtigen Verbündeten. Anderseits war es mit dem dominierenden Einfluß seiner europäischen Politik vorbei; die Ereignisse, neue Zeiten und neue Männer trieben über sie hinweg. An Blick für die Gefahren und besorglichen Strömungen von draußen und im Innern fehlte es ihm nicht, aber er vermochte nicht, sie zu beschwören. Dies beweist seine Korrespondenz mit dem neuen Hofkammerpräsidenten Kübeck über den deutschen Zollverein und mit Erzherzog Palatin Joseph über die ungarische

Frage. — Preußen hatte den Zollverein als Weg seines Emporkommens im Reiche betreten und die deutsche Einheitspartei sah in ihm einen Weg zu ihrem Ziele. Obschon sich nun das Berliner Kabinett beeilte, der Wiener Regierung alle Beschwichtigungen zukommen zu lassen, daß seine Zolleinigung mit den deutschen Südstaaten keinerlei Systemänderungen bezwecke, so war denn doch M. über die bedenklichen Tendenzen der Nachbarmacht keinen Augenblick im Dunkeln, wenngleich er sich mit der Unwahrscheinlichkeit eines Zusammengehens Preußens und des deutschen Radikalismus tröstete. Am 20. Oktober 1841 schrieb M. an Kübeck: „So sehr allenthalben die Vorteile gewürdigt werden, welche der Zollverein gewähre, so werde dennoch die überwiegende Stellung, welche Preußen dadurch gewinnt, lebhaft gefühlt, und der Wunsch trete zutage nach einem Anschlusse an Österreich, um ein Gegengewicht gegen die gravitierenden Fortschritte des preußischen Einflusses zu gewinnen. Falls die Hilfe Österreichs nicht rasch gewährt würde, so werde Süddeutschland auch seinen Verkehr in der Richtung gegen den Rhein lenken müssen, und um dies zu hindern, sei ein kombiniertes Eisenbahnsystem für Deutschland eine Notwendigkeit. Dabei faßte M. zwei Wege ins Auge: einen österreichischen Handelsvertrag mit dem Zollvereine, falls man handelspolitische Selbständigkeit wahren könne, — im Gegenfalle Beitritt des Kaiserstaates zum deutschen Zollvereine. Letzteres wurde aber von der ungarischen Oppositionspartei, Kossuth, wieder entschieden perhorresziert, und überhaupt konnten die Ideen M.s nicht durchdringen. Kübecks Plan vom Jahre 1841, einen österreichisch-italienischen Zollverein zu schaffen, entsprach im allgemeinen dem Gedankengange M.s, aber er hielt ihn angesichts des Mißtrauens der Franzosen für unausführbar. — Was die Stellung M.s zu Ungarn betrifft, in welchem eine starke nationale und reformeifrige Bewegung in aristokratischen und bürgerlichen Kreisen wachsende Erfolge errang, so besitzen wir ein ausführliches Exposé des Staatskanzlers an den Erzherzog Palatin Joseph, der, wie seine Entgegnung beweist, im entschiedenen Gegensatze zum Wiener Kabinettsregime, der konstitutionellen Autonomie ziemlich entschieden das Wort redete. Schon den 29. November 1843 hatte M. in einer Zuschrift an den Palatin sein Urteil über den Sprachenkampf in Ungarn ausgesprochen und den bedeutsamen sachlich vollkommen richtigen Satz aufgestellt: „Seit mehr als einem halben Jahrhundert lebt der König von Ungarn von dem Kapital seiner Macht, und wohin das führt, das lehrt die Erfahrung." In jenem historisch-politischen Exposé vom Jahre 1844 bezeichnet M. Ungarn als ein „stillstehendes Land", das der Auffrischung und Belebung bedürfe. Die Epoche des verewigten Kaisers Franz habe hinsichtlich Ungarns nichts zustande gebracht. „Die Ursache dessen lag darin, weil es den Dikasterien wohl nicht an gutem Willen sondern an Erkenntnis des Notwendigen gebrach und zwei Elemente oder Prinzipien miteinander im Kampfe lagen, das ungarisch-konstitutionelle und das deutsch-absolutistische. „Keins dieser Elemente ging auf dem rechten Wege vor, das erste wußte mit sich selbst nicht abzurechnen über das, was in der veralteten konstitutionellen Hauswirtschaft schon unbrauchbar geworden, das andere war teils von josephinischen, konstitutionswidrigen Ideen oder von der gänzlichen Unwissenheit dieser Ideen befangen. Inzwischen schritten die Reichstage auf ihrem Wege fort, und jeder derselben entzog der Regierung eines der Mittel, die zu deren Regierungsfähigkeit erforderlich waren." M. setzt auseinander, wie die Regierung ihre moralische Kraft verloren habe, wie sie von Formalitäten auf jedem Schritte eingeengt werde, die den destruktiven Elementen Schutz gewährten, wie sie sich, streng genommen, in den Händen von 52 Komitaten befände, wie das demokratische Element mit den gegebenen Verhältnissen im direkten Gegensatze stehe, und wie bei gegenwärtiger Sachlage die Bildung einer Regierungsmajorität unmöglich sei. M. versucht es auch, die Wege zur Bildung einer solchen und zur Durchführung einer neuen Methode der Gesetzgebung anzudeuten. Die „nachfolgenden praktischen Bemerkungen" des Erzherzog Palatins als Antwort sind kühl ablehnend und gipfeln in dem Satze! „Meiner Überzeugung nach kann jede Verbesserung nur dann von Erfolg sein, wenn sie mit der öffentlichen Meinung zusammentrifft. . . ." Bemerkenswert erscheint auch ein Vortrag M.s vom April 1844 anläßlich der Frage der Misch-Ehen über die kirchlichen Verhältnisse Österreichs. Darin erscheint M. als unverkennbarer Gegner des Josephinismus, der der Kirche eine größere Freiheit der Bewegung einräumen möchte. Die Abdankung Don Carlos', die Schweizer Wirren, anläßlich deren M. in seiner Korrespondenz die Bemerkung einfließen läßt, daß „die Jesuiten nur der Vorwand nicht der Zweck der Erhebung der Radikalen" gewesen seien, beschäftigten im ersten Halbjahre 1845 die Kabinettsthätigkeit. Im August kam er auf Stolzenfels mit dem König von Preußen, Friedrich Wilhelm IV., zusammen, dessen „Exzentricität" dem alten Staatsmann gemischte Eindrücke hinterließ. Träger aller bedeutenden europäischen Orden, hatte M. 1842, 29. Mai, auch den „pour le mérite" erhalten, mit einer ungemein schmeichelhaften Zuschrift, er solle sich nicht länger sträuben, denselben anzunehmen. In diesem originellen Handschreiben König Friedrich Wilhelms IV. findet sich die Stelle: . . . „Wie aber darf Ihr Name, verehrter Fürst, unter den 30 fehlen? Wer hat Wissenschaft und Kunst mehr zu seinem Eigentum gemacht als Sie? und zwar auf einem Felde, welches er nicht etwa nur großmütig bestellen läßt, sondern mit eigener Hand beackert. Hielt ich den Orden zurück, und er hat den allermindesten Ehrgeiz, so springt er Ihnen von selbst an den Hals. Aber! aber! dort hat der goldene Widder (das Goldene Vlies) seit langer Zeit Platz genommen und stößt eifersüchtig jeden Kompetitoren um den Raum einer Fingerbreite zurück. . . ."

Die galizische Bauernrevolte und die Krakauer Frage hielten 1846 M. lange in Atem. „Der Polonismus", schrieb er in seine Aphorismen, „ist nur eine Formel, ein Wortlaut, hinter dem die

Revolution in ihrer krassesten Form steht; er ist die Revolution selbst." Schon zeigte sich aber auch die verhängnisvolle Spannung mit Sardinien, und es schien dringlich, dem national sich gebärdenden Papste Pius IX. (Mastai Feretti) „Ratschläge" zukommen zu lassen. Überall, zunächst in der Krakauer und italienischen Sache trat das englische Kabinett mit Palmerston dem greisen Staatskanzler Österreichs in die Quere, — überall grinste ihn das Gespenst der Revolution an; in Österreichisch-Italien war der Mailänder Septembertumult 1847 ein schlimmes Vorzeichen; es fielen die Rufe: Evviva Pio nono, Morte ai tedeschi! In Österreich selbst stand man jedoch an der Schwelle der national-ständischen Revolution, die im entscheidenden Augenblick jedoch in die liberal-demokratische umschlagen sollte. Derselbe Baron Andrian v. Wahrburg, welcher 1841 (anonym) das vielgelesene Buch „Österreich und seine Zukunft" zu Hamburg in die Welt gesendet und 1847 demselben ein förmliches „Aktionsprogramm der niederösterreichischen Stände" beigesellt hatte, war auch der (anonyme) Herausgeber jener 1847 zu Leipzig in sechs Heften erschienenen „Aktenstücke zur Geschichte des österreichischen Ständewesens", die nichts anderes darstellen, als eine Art historischen Programmes ständischer Rechte und Bewegungen. Schuselkas „Österreichs Vor- und Rückschritte" (Hamburg 1847) stellte die Politik des „Nestors der Politik" förmlich an den Pranger; er schrieb: „Die Kabinette loben M., weil er sich auf dem Weltschauplatze so furchtsam und passiv verhält und alle anderen Mächte nach Belieben schalten und walten läßt, selbst dort, wo es Österreich den auffallendsten Schimpf und Schaden bringt.... Die Großmächte fragen in Wien um Rat, wenn sie längst beschlossen oder den Beschluß bereits ausgeführt haben. Sie geben dem österreichischen Kabinett scheinbar die Ehre, weil sie wissen, daß M. sich mit dieser Scheinehre zufrieden giebt." — Der „Italianismus" wuchs dem Lenker des österreichischen Staates zu Häupten; dies beweist sein Brief an Radetzky, seinen Genossen aus den Zeiten Napoleons, vom 22. August 1847. Die Note an den Staats- und Konferenzminister Grafen Fr. Hartig beschäftigt sich mit dem Kapitel der ständischen Vertretungen in den Kronländern. Er fühlte bald den Boden unter sich wanken; die Gründung der Wiener Akademie der Wissenschaften (1847) vermochte nicht das Urteil über sein System günstiger zu gestalten. Die Verwünschungen seines Systems wurden überall laut, und doch überraschten ihn die elementaren Gewalten der Märztage 1848. Am 1. März hatte er den jungen Diplomaten Hübner (s. Art.), den Schwiegersohn Pilats, des Redakteurs des österreichischen Botschafters, nach Mailand mit den Worten entlassen: „Jedermann will, daß etwas geschehe, aber das Haus ist zu alt und baufällig, als daß man Fenster und Thüren in die Wände brechen könnte. Man müßte ein neues bauen; hierzu fehlen mir nicht die Gedanken, aber Zeit und Macht."

Neun Tage später (10. März) schrieb die Fürstin Melanie in ihr Tagebuch: „Klemens erhielt eine Reihe von anonymen Briefen, voll von Drohungen, und Leontine (seine Tochter) fand an der Hausthür gegen die Bastei zu eine Aufschrift mit den Worten: ‚Fort mit M.! Keine Allianz mit Rußland, nur Konzessionen.' Die Ruhigsten sind erschüttert." Alle Tage in dieser drangvollen Zeit konferierte M. mit Erzherzog Ludwig, aber der 71jährige Staatskanzler fand nicht das Zauberwort, den Sturm zu beschwören, der ihn am 12. März niederwarf und wegfegte. Im Tagebuche der Fürstin heißt es: „6½ Uhr abends wurde M. zu Hofe berufen. Erzherzog Ludwig brachte es über sich, dem Manne, welcher nahezu funfzig Jahre die festeste Stütze der Monarchie gewesen, zu sagen: ‚Es seien Anzeichen vorhanden, welche darauf hindeuten, daß die Sicherheit der Residenz von seiner Abdankung abhänge.' Klemens, von allen Seiten verlassen, antwortete, ‚er wolle die Verantwortung für das in Wien geflossene Blut nicht auf sich nehmen und werde der Regierung nicht im Wege stehen'." Nur Windischgrätz habe alles aufgeboten, um M.s Demission zu hintertreiben. In seiner „autobiographischen Denkschrift" findet sich die Angabe zum 13. März: Er habe dem „Clubb" bei Erzherzog Ludwig seinen Rücktritt angekündigt und protestiert, daß man sage, es sei dies eine „generöse" Handlung (denn „Ich handle infolge meines Rechtsgefühles und meiner Pflicht"), oder daß man behaupte, „ich hätte die Monarchie mit mir davongetragen. Weder ich noch irgendjemand hat Schultern, stark genug, um eine Monarchie davonzutragen. Verschwinden Monarchieen, so geschieht es, weil sie sich selbst aufgeben." . . . „Ich wollte, daß die Regierung regiere; meine Gefährten suchten die zu lösende Aufgabe im Verwalten nach den bestehenden Normen. Wirft mir die irregeleitete Menge das Stillstehen der Regierung vor, so trifft der Vorwurf nicht mich. Ich wollte, daß die Regierung im gemessenen Gange gehe. Und so ausgedehnt mein persönlicher Wirkungskreis auf dem politischen Gebiete war, so beschränkt war er auf dem Gebiete der inneren Verhältnisse des Staatsregiments."

Vom 13. März datiert das Rücktrittsgesuch M.s an Kaiser Ferdinand I., von diesem den 18. mit einem Schreiben beantwortet, worin sich der Passus findet, er sei „aller Huld versichert, ‚wenn Sie auch eine höhere Gewalt von meiner Seite entfernt hat'". Den 14. d. M. schrieb M. an den Zaren Nikolaus und an König Friedrich Wilhelm IV. von Preußen, die ihm den 4. und 18. April äußerst verbindlich antworteten. In einem Schreiben an Münch-Bellinghausen vom 16. März betonte M. die Notwendigkeit der Gründung eines „konservativen" Tageblattes; doch möge der „Beobachter" das halb-offizielle Organ der Regierung bleiben.

M. und seine Familie hatten nach der Demission ihre erste Zuflucht vor dem Übermaße der Aufregung des Wiener Volkes im Hause des Grafen Taaffe gefunden, ein zweites Asyl in Feldsberg bei dem Fürsten Liechtenstein. Die Reise ging dann nach Prag, Teplitz, Dresden, Hannover, Minden bis Arnheim im Holländischen, sodann nach Amsterdam, nach dem Haag und über das Meer zu längerem Aufenthalte in

London. In diesem Exile starb die Fürstin Melanie.

Unter wesentlich veränderten Staatsverhältnissen Österreichs, nachdem die Bewegungsjahre 1848—49 dem neuen Absolutismus gewichen, 24. September 1851, traf M. wieder in Wien ein, um hier seinen ständigen Aufenthalt zu nehmen. Zahlreiche Briefe, Denkschriften u. s. w. beweisen, wie lebhaft ihn die österreichischen Vorgänge immerdar beschäftigten, wie sehr ihn alle Wandlungen der Dinge zu Äußerungen herausforderten. Im Juni 1848 hatte er beispielsweise an seine mit dem Grafen Sándor vermählte Tochter geschrieben: „Beklagenswerte Täuschungen liegen wie eine dichte Wolke auf der armen Stadt Wien. Sie glaubt sich in einer Stellung, wie Paris sie in Frankreich einnimmt, sie glaubt dem Reiche Gesetze vorschreiben zu können. Dies ist ein großer Irrtum. Wien ist nur die Rinde eines Kernes, der das Wesen ausmacht, es ist nur die erste Stadt der kleinsten Provinz des Reiches und wird nur die Hauptstadt des letzteren, wenn der Kaiser Kaiser bleibt und mit der Reichsregierung dort residiert.“ Im Juli und August 1848 korrespondierte er mit dem Erzherzog Johann über die deutsche Frage. 1849 schrieb er eine „Betrachtung über die Konstitution Österreichs“. — Mit der Politik des Fürsten Schwarzenberg war er nicht einverstanden. 1850 habe er an denselben geschrieben: Dort, wo die Rücksichten auf die Beachtung bestehender Verschiedenheiten eintreten, hüte sich die Regierung, dem Imperialisieren den Anschein des Germanisierens zu verleihen. Ungarn habe eine tausendjährige Geschichte, aus welcher sich der Anspruch auf nationale Selbständigkeit ableiten lasse. — Als er nach Wien kam, beschäftigte ihn ein Gutachten über Kübecks Reformpläne; bis ins Jahr 1857 begleiten uns Denkschriften, Gutachten u. s. w. über das Geldwesen Österreichs, über dessen Stellung im Krimkriege, über Ungarn.

In seinem „politischen Testament“ (1849 bis 1855 niedergeschrieben) finden sich die Worte: „Ich habe Geschichte gemacht und deshalb die Zeit, sie zu schreiben, nicht gefunden.“ Immerhin liegt in dem von seinem Sohne, Fürsten Richard (s. u.), in jüngster Zeit unter der Redaktion Alfons v. Klinkowström herausgegebenen Werke in 8 Bänden „Aus M.s nachgelassenen Papieren“ eine Fülle historisch-politischer Materialien und Aufschlüsse. Seine vertrauliche Korrespondenz und die Tagebücher seiner dritten Gattin lehren uns ihn auch als Privatmann, Freund des heiteren Lebensgenusses und der Künste, als Gatten und Vater kennen. Über sein politisches System schrieb der in seiner Vergangenheit und im Glauben an das ancien regime befangene Greis „Das sogen. M.sche System war kein System, sondern eine Weltordnung. Revolutionen ruhn auf Systemen; ewige Gesetze stehen außer und über dem, was mit Recht den Wert eines Systems hat.“ — Er starb den 11. Juni 1859, im 86. Jahre seines Lebens als Zeitgenosse der französischen Revolution, des napoleonischen Kaiserreiches und der langen Epoche, als deren Marksteine die Jahre 1789, 1801, 1809, 1812, 1814, 1830, 1848 und 1859 gelten können.

Von seinen Kindern überlebten ihn aus erster Ehe seine Tochter Leontine Pauline, vermählt mit dem durch seine Exzentricitäten und Reiterkünste seiner Zeit berufenen Grafen Moritz Sándor von Slavnicza (gest. 1861), deren Tochter Pauline Klementine (geb. 1836) den Erstgeborenen der zweiten Ehe M.s, Richard Klemens Lothar (geb. den 7. Januar 1829), ihren Stiefonkel, heiratete, sodann eine Tochter und zwei Söhne dritter Ehe.

Der genannte Sohn Richard Klemens Lothar wurde 1852 Attaché bei der französischen Gesandtschaft in Paris und 1859 Nachfolger des Frhrn. v. Hübner auf dem dortigen Posten; 1864 hieß es, daß er das Ministerium des Äußern übernehmen sollte; doch blieb er auf seinem Posten, den er ohne allen namhaften Einfluß weiterhin ausfüllte. Die Salzburger Entrevue Napoleons III. mit dem Kaiser von Österreich (1867) verschaffte ihm das Goldene Blies. In der großen Krise des Jahres 1870 konnte er weder den Hoffnungen der französischen Regierung, noch den politischen Kombinationen des Ministeriums Beust genügen. Den 23. November 1871 nahm der Fürst seine Entlassung und hatte den Grafen Apponyi, bisherigen Botschafter in London, zum Nachfolger.

Litt.: [Pilat], Kurzer Abriß der Lebensgeschichte des Haus-, Hof- und Staatskanzlers Fürsten von M. bis zum Jahre 1825. Wilh. Binder, Fürst Kl. Lothar von M. und sein Zeitalter; geschichtl. biogr. Darstellung (Ludwigsburg 1836). „Europäische Geheimnisse eines Mediatisierten; M. und Europa, Wien und Österreich“ (Hamburg 1836). „Österreich im Jahre 1840, Staat- und Staatsverwaltung, Verfassung und Kultur“, 2 Bde. (Leipzig 1840); 2. Folge: „Österreich und seine Staatsmänner“ (1843—44). [Louis de Loménie], Ms. de Metternich, par un homme de rien (Paris 1840). „M.“ (Leipzig 1844). Großhoffinger, Fürst M. und das österr. Staatssystem (1846). [Hormayr], Kaiser Franz und M.; ein nachgelassenes Fragment (Berlin 1848). Meinhart, Auszüge aus den gesammelten Memoiren des Fürsten M., ehemal. österr. Staatskanzlers (Weimar 1849). Schmidt-Weißenfels, Fürst M., Gesch. seines Lebens und seiner Zeit (Prag 1860). Wurzbach, Österr. biogr. Lexikon XVIII (1868). „Aus M.s Nachlasse“ (s. o. den Text), 3 Abteil. in 8 Bdn. (Wien 1881—82); in einer 4. Abteil. sollen noch andere vermischte Schriftstücke folgen. (Die 3. Abteil. oder der 8. Bd. umfaßt die „Ruhezeit, 1848—59“.) Vgl. auch die zeitgesch. Werke z. B. von Schlosser, Gervinus, A. Schmidt, Zeitgen. Gesch. II: Österreich 1830—48 (Berlin 1859); die einzelnen Abteilungen der „Europ. Staatengesch.“, verlegt bei Hirzel in Leipzig; insbes. Springers „Gesch. Österreichs“ (1863 bis 1865); Treitschke, Deutsche Geschichte im 19. Jahrh. (1880—82); [Graf Hartig], Genesis der Revolution in Österreich 1848 (Leipzig 1850, 3. Aufl. 1853). Von den neuesten Monographieen, welche die Geschichte M.s als Politikers in der Franzosenzeit ergänzen helfen, sind Ranke, Denkmäler des Staatskanzlers Fürsten Hardenberg (5 Bde. 1877 ff., vgl. Werke 46. bis 48. Bd.); A. Beer, Zehn Jahre österr. Politik 1801—10 (Leipzig 1877); Wertheimer, Gesch.

Österreichs und Ungarns 1800—9 I (Leipzig 1884) und insbesondere als Apologetik der Politik M.s Oncken, Österreich und Preußen im Befreiungskriege I. II (Berlin 1876 f.); dazu dessen Abhandlungen im „Historischen Taschenbuch", 6. Folge, 1881—86, 2. 4. 5. Jahrg. hervorzuheben. Vgl. auch die Litteratur zu den Artikeln „Erzherzog Karl", „Kaiser Franz" und „Frhr. v. Gentz".

Metz. König Heinrich II. von Frankreich hatte sich, mit Moritz von Sachsen gegen Kaiser Karl V. verbündet, im Jahre 1551 in den Besitz der Bischofstadt gesetzt; er war unter dem Vorgeben gekommen, der Schützer der deutschen Freiheiten gegen die kaiserliche Vergewaltigung zu sein; freiwillig hatten die Bürger ihm die Thore geöffnet. Bald aber ward ihnen klar, was der König beabsichtigte. Sobald der Kaiser durch den Vertrag von Passau sich des deutschen Gegners entledigt hatte, beschloß er einen Versuch zur Wiedereroberung der Stadt zu machen, deren Verteidigung der König dem Herzog von Guise anvertraute. Guise wendete alles an, was in seinen Kräften stand, um der drohenden Gefahr wirksam begegnen zu können. Er verfügte indessen nur über etwa 10,0 0 Soldaten, als der Kaiser am 19. Oktober 1552 mit gegen 100,000 Mann vor der Stadt erschien und diese am 20. einschloß. Die sofort begonnene Belagerung wurde mit allem Nachdruck betrieben, aber der Widerstand, auf welchen die Angreifer stießen, war so hartnäckig und Guises Verteidigungsmaßregeln erwiesen sich als so geschickt, daß Karl, trotz massenhafter Menschenopfer und vieler Kämpfe, den Platz nicht gewinnen konnte und endlich, durch die Ungunst der Jahreszeit und des Wetters gezwungen, unter Seuchen, welche sein Heer dezimierten, unter dem Mangel an Lebensmitteln und eigener Krankheit schwer leidend, sich am 24. Dezember zur Aufhebung der Belagerung bequemte. Er rettete so wenigstens den Rest seiner Truppen, von denen er 35,000 Mann eingebüßt haben soll. Am 10. Januar 1553 zog das Gros der Armee ab. (Vgl. Polignac, Histoire du siége de Metz, Paris 1853.)

Im Jahre 1814 wurde M. am 16. Januar von preußischen Truppen unter Prinz Wilhelm von Preußen eingeschlossen, welche vergeblich versuchten, den Platz durch Beschießung zu nehmen. Derselbe wurde daher nur blockiert; eine Aufgabe, welche zuerst russischen, dann kurhessischen Truppen übertragen war und erst durch den Frieden von Paris beendet wurde.

Im Jahre 1815 wurde die Stadt nur eingeschlossen und beobachtet.

Um so wichtiger war die Rolle, welche M. im Kriege von 1870 spielte. Die Befestigung der Stadt, welche bis dahin nur in der Stadtumwallung bestanden hatte, war seit 1868 auf die umliegenden Höhen ausgedehnt worden, die Werke waren aber noch nicht vollendet und keines der Forts war armiert, ebenso wenig waren genügende Vorräte vorhanden, zumal man die Magazine für die Feldarmee in offene Städte, wie Luneville, gelegt hatte. Die Vernachlässigung der Friedensaufgaben, im Verein mit der Art und Weise, wie man M. benützte, wurde für die französische Kriegführung verhängnisvoll. Die Heeresleitung wählte bei Beginn der Feindseligkeiten die Festung zum Ausgangspunkte ihres Angriffsverfahrens gegen Deutschland und Kaiser Napoleon machte dieselbe zu seinem Hauptquartier. Der unglückliche Ausgang der Kämpfe des 6. August nötigte ihn schon früh, auf die Offensive zu verzichten. Er vereinigte nun fünf Armeecorps bei M., während Mac Mahon mit seiner Armee bis nach Châlons zurückging, wohin auch die meisten anderen verfügbaren Truppen dirigiert wurden. Die Beweggründe für das Stehenbleiben bei M. lagen in der Apathie des Kaisers, in der Rücksicht auf die öffentliche Meinung, welcher gegenüber ein weiteres Zurückweichen bedenklich erschien, und in unrichtigen Ansichten über das Wesen und den Wert eines verschanzten Lagers. Als man bei dem weiteren Vordringen der deutschen Heere sich zum Abmarsche entschloß, war es zu spät; die Rückzugslinien waren im Besitz des Gegners, kaum gelang es am 16. August dem Kaiser, welcher am 12. den Oberbefehl an den Marschall Bazaine abgetreten hatte, zu entkommen. Die Kämpfe bei Vionville und Mars la Tour am 16. und die Entscheidungsschlacht von Gravelotte-Saint-Privat am 18. besiegelten das Schicksal der Rheinarmee, sie war in die Moselfeste eingeschlossen. Es begann jener Teil des Krieges, welchen man die Belagerung von M. nennt und bei welchem Prinz Friedrich Karl von Preußen den Oberbefehl führte. Es war nicht eine eigentliche Belagerung, sondern blieb eine Einschließung, die Deutschen überließen die Bezwingung der Stadt der Zeit und dem Hunger. Die Besatzung that nicht viel, um sich der eisernen Umarmung zu entziehen. Der bedeutendste Ausfall, welchen sie machte, war der vom 31. August. Der Zeitpunkt war gut gewählt, da gleichzeitig Mac Mahon zum Entsatz nahte; er führte zur Schlacht bei Noisseville (s. d.), sein Mißlingen und die Kunde von Mac Mahons Niederlage bei Sedan mußten Bazaine die Überzeugung geben, daß kein Entrinnen möglich und die Übergabe von M. nur eine Frage der Zeit sei. Die Einschließungslinie der Deutschen rückte näher, sie wurde immer mehr befestigt und gestaltete sich bald zu einer Gegenfestung; Verstärkungen aus Deutschland dichteten den Ring. Ihre Streitkräfte waren so verteilt, daß von Süden nach Norden auf dem linken Moselufer das III., II., IX., X., auf dem rechten das VIII., VII., I. Armeecorps und die Reservedivision Kummer standen; am 1. Oktober vertauschte letztere ihre Stellung mit der des X. Armeecorps; außerdem gehörten die 1. und 3. Kavalleriedivision zum Einschließungscorps. Bazaines Augen richteten sich ebenso sehr auf Frankreichs politische Lage wie auf die militärische. Die Ausfälle, welche er machte, waren nicht mehr, wie jener von Noisseville, Durchbruchsversuche, sondern hatten meist nur die Wegnahme der im Cernierungsrayon befindlichen Vorräte zum Zweck. Sie waren indessen nicht unblutig. Die bedeutendsten fanden am 27. September, wo namentlich bei Mercy le Haut und Peltre, aber auch auf der ganzen Ost- und Nordostfront gefochten wurde, in der Nacht vom 1. zum 2. Oktober, wo die

Franzosen Schloß Ladonchamps nahmen, und am 7. bei Bellevue statt, wo es auf eine Fourragierung moselabwärts auf dem linken Ufer abgesehen war. General v. Steinmetz, dessen Stellung als Commandeur der selbständigen I. Armee ein Mißverhältnis zu dem mit dem Oberbefehl bekleideten Prinz Friedrich Karl ergeben hatte, war am 13. September abberufen; er war zum General-Gouverneur von Posen ernannt; das Nähere über diesen Vorgang ist der Öffentlichkeit nicht bekannt geworden. Mehr als durch die feindlichen Waffen litten die deutschen Truppen durch die Schwierigkeiten der Verpflegung, welche auch dann noch sehr groß waren, als mit überraschender Schnelligkeit von der Station Remilly an der von Saarbrücken kommenden Eisenbahn eine Feldeisenbahn nach Pont-à-Mousson gebaut war, welche M. umging, sowie durch die Ungunst des Wetters, durch Kälte und Regen, welche das Lagern auf dem schweren Boden der Leichenfelder um M. erschwerten und vielfache Krankheiten hervorriefen. Bazaine war von der Außenwelt so gut wie abgeschieden; er wußte aber, daß auf die Dauer seines Widerstandes, welcher einen großen Teil der deutschen Streitkräfte vor M. fesselte, sehr viel ankam und harrte bis zum letzten Augenblick aus. Für die Deutschen war der Zeitpunkt, wo M. fiel, um so wichtiger, als Gambettas erfolgreiches Mühen um Schaffung neuer Heere von großem Erfolge begleitet war und ihnen ungeahnte Schwierigkeiten bereitete. Sie wiesen jedoch die Versuche zurück, welche zur Erhaltung der Armee von M. gemacht wurden, um mit ihrer Hilfe die staatliche Ordnung Frankreichs neu zu gestalten, und so kam es am 27. Oktober zum Abschluß der Kapitulation, welche zwischen den beiderseitigen Generalstabschefs, den Generalen v. Stiehle und Jarras zu Frescati, südwestlich von M., vereinbart wurde. Am 29. wurde die Festung übergeben; 3 Marschälle (Bazaine, Leboeuf, Changarnier), 60 Generäle, 6000 Offiziere, 173,000 Mann gingen in die Kriegsgefangenschaft, 56 Adler, 622 Feld-, 876 Festungsgeschütze, 72 Mitrailleusen nebst einer großen Menge von anderem Kriegsgerät wurden die Beute der Sieger, welche ihren Erfolg während der zehnwöchentlichen Einschließung mit einem Gefechtsverluste von 240 Offizieren und 5500 Mann an Toten bezahlt hatten. Die Armee von M. war frei geworden, um gegen die französischen Neuformationen verwendet zu werden. Gegen diese rückte sie unverzüglich in das Feld.

Vgl. „Der Krieg um M.“, Mainz 1871; Westphal, Geschichte von M., Metz 1875—77, 3 Bde.

Meung, kleine französische Stadt, 16 km südwestlich von Orléans belegen, war derjenige Ort, bei welchem die Armeeabteilung des Großherzog Friedrich Franz von Mecklenburg-Schwerin bei ihrem Vormarsch gegen Blois im Dezember 1870 zuerst auf Widerstand stieß. Am 6. wurden die Vortruppen der französischen Division Camô, welche M. besetzt hatten, nach leichtem Gefechte vertrieben; der Ort wurde dann wieder aufgegeben und am 7. ohne große Schwierigkeiten von neuem genommen; jenseits desselben aber stießen die Deutschen auf heftigen Widerstand, **welcher veranlaßte, daß der Vormarsch des Prinzen Friedrich Karl gegen Bourges aufgegeben und die verfügbaren Kräfte benutzt wurden, um** zunächst die Angriffsbewegung gegen Tours durchzusetzen. — Vgl. „Anteil der unter dem Großherzoge von Mecklenburg-Schwerin vereinigt gewesenen Truppen am Kriege 1870/71“, Berlin 1875; Chanzy, La deuxième armée de la Loire, Paris 1871.

Mexiko s. **Mejico.**

Meyendorff, Georg Freiherr v., russischer General, zu St. Petersburg 1793 als der Sohn eines russischen Generals geboren, welcher als Verfasser von „Voyage d'Orenbourg à Boukhara“ (deutsch von Scheidler, Jena 1826) bekannt ist, hat sich durch einen heldenmütigen Reiterangriff einen Namen gemacht, welchen er am 25. Februar 1831 in der Schlacht von Grochow an der Spitze des von ihm befehligten kleinrussischen Kürassierregiments Nr. 14 unternahm, um den Rückzug der Polen, nachdem sie das Erlenwäldchen verloren hatten, in eine Niederlage zu verwandeln. M. ritt alles über den Haufen, was ihm im Wege stand; da er aber nicht unterstützt wurde, mußte er unter den Mauern von Praga, der Vorstadt von Warschau, umkehren, und die Früchte seiner Kühnheit blieben ungeerntet. Er starb am 6. November 1879 zu St. Petersburg. — Vgl. „Russischer Invalide“, Nr. 238 vom Jahre 1869.

Meyer, Markus, einer der bedeutendsten und nächsten Genossen Jürgen Wullenwevers in Lübeck. Früher Ankerschmied in Hamburg, hatte er Kriegsdienste als Landsknecht genommen, und zwar zuerst bei Friedrich I. gegen Christian II. von Dänemark u. s. w., dann ging er zu den Lübeckern, den Verbündeten Friedrichs; seine kühnen Thaten bewirkten, daß glückliche Erfolge meist ihm zugeschrieben wurden. Als einen Hauptmann über 600 Kriegsknechte schickte ihn die Stadt nach Beendigung des dänischen Krieges dem Kaiser zum Türkenkriege zu. Von Gestalt groß, kräftig und wohlgebaut, von Charakter prahlerisch und eitel, liebte er es, reich geschmückt einherzugehen und jede Art von Prunk und Luxus zu zeigen. Er vermählte sich schnell mit der Witwe eines eben verstorbenen Bürgermeisters, aber öffentlich und ungescheut brach er die eheliche Treue. In dem Kampfe, durch welchen Lübeck auf Wullenwevers Betreiben im Sommer 1533 die Holländer von dem Handel in der Ostsee zu verdrängen gedachte, gingen die Sachen durchaus nicht günstig; auch M. M., der mit einigen Schiffen der Flotte zugeteilt wurde, hat nichts Sonderliches ausgerichtet. Als er selbst mit wenigen Begleitern tollkühnerweise an der englischen Küste ans Land stieg, wurde er, da er kurz vorher einige englische Schiffe mit englischen Waren aufgebracht hatte, festgenommen. Vor König Heinrich VIII. gebracht, wußte er diesen, der eben durch die Verstoßung seiner ersten Gemahlin mit Kaiser Karl V. zerfallen war und seine Reformation der englischen Kirche begonnen hatte, durch die Aussicht auf hanseatische Hilfe und durch Vorspiegelung der dänischen Krone so zu berücken, daß er vom Könige selbst den Ritterschlag empfing und reich beschenkt entlassen wurde. Diese englischen Bezie-

hungen hat M. M. auch später aufrecht erhalten und öfter seiner Stadt und ihren Verbündeten englische Hilfe in Aussicht gestellt, auch wohl auszuwirken gesucht — freilich immer vergebens. — Die „Grafenfehde", welche einige Zeit nach dem Tode Friedrichs I. um die Besetzung des dänischen Thrones und zugleich gegen Gustav Wasa geführt wurde, war völlig M.s und Wullenwevers Werk, wurde aber auch die unmittelbare Ursache zum Sturze beider. Noch vor der förmlichen Kriegserklärung überrumpelte M. die holsteinische kleine Feste Trittau. Als aber die Holsteiner gegen Lübeck heranrückten, war M. so wenig imstande, die Stadt zu verteidigen, daß dieselbe allein durch das Mißgeschick, welches die Feinde in anderen Gegenden traf, gerettet wurde; schon hierbei wurde der Unwille der Bürgerschaft gegen M. und seinen Genossen gewaltig laut. Auch weiterhin wandte sich, so große und schnelle Erfolge anfangs erreicht wurden, das Kriegsglück bald wieder gegen Lübeck und seine Verbündeten. Als sich M. M. mit einigen Fähnlein Knechte nach Helsingborg geworfen hatte, wurde er bald von den Schweden angegriffen, gefangen genommen (Januar 1535) und in Warberg, auf der holländischen Küste des Kattegat, festgesetzt. Aber schon nach zwei Monaten gelang es ihm mit Hilfe der den Deutschen geneigten Bürgerschaft, nicht nur sich selbst zu befreien, sondern auch das Schloß den Schweden zu entreißen. Hier hat er sich dann über ein Jahr lang, obgleich inzwischen Wullenwever selbst gestürzt wurde, in unabhängiger Stellung behauptet, als selbständiger Gebieter gewaltet; auch mit dem englischen Könige knüpfte er von hier aus die alten Verbindungen wieder an; so wenig, wie er von dort Hilfe erhielt, thaten die Lübecker selbst etwas zu seinem Entsatz. Im Mai 1536 wurde er durch dänische Schiffe gezwungen, sich selbst und das Schloß zu übergeben. Nach mehreren Verhören, bei denen nach Sitte der Zeit auch die Folter in Anwendung kam, wurde M. M. zum Tode verurteilt und enthauptet, sein Leichnam gevierteilt und aufs Rad geflochten (Juni 1536). — Vgl. G. Waitz, Lübeck unter Jürgen Wullenwever und die europäische Politik; 3 Bde., 1855 f.

Meza, Julius de, dänischer General, 1792 geboren, Enkel eines zum Christentum übergetretenen Rabbiners, nahm am Kriege von 1848 an der Spitze der Artillerie und an dem von 1849 als Commandeur einer Infanteriebrigade teil. 1850 stand er wiederum an der Spitze der Artillerie, als aber in der Schlacht bei Idstedt General von Schleppegrell, der Commandeur der 2. Division, gefallen war, übernahm er das Kommando der letzteren, stellte rasch die verloren gegangene Ordnung her und führte die Truppen von neuem gegen den Feind. Im Jahre 1864 erhielt er den Oberbefehl der in das Feld gerückten Armee, mit welcher er die Dannewerkstellung besetzte. Dänemark hatte seit einer Reihe von Jahren bedeutende Summen aufgewendet, um diese gegen einen überlegenen Feind haltbar zu machen. Die Bevölkerung von Kopenhagen setzte große Hoffnungen auf sie und erwartete, daß die Kraft des Feindes sich an ihr brechen würde. Um so ärger und schmerzlicher war die Enttäuschung, als man die Nachricht erhielt, daß M. die Stellung in der Nacht vom 5./6. Februar geräumt habe und sich in vollem Rückzuge befinde. Er hatte diese durch die Umstände unbedingt gebotene Maßregel ergriffen, nachdem ein zusammenberufener Kriegsrat fast einstimmig seiner Ansicht beigetreten war, und hatte das dänische Heer dadurch gerettet. Trotzdem opferte die Regierung ihn dem souveränen Willen der Kopenhagener; er mußte die Armee verlassen, ward, nachdem der Friede geschlossen war, verabschiedet und starb schon am 18. September 1865 zu Kopenhagen.

Mézières, französische Festung an der Maas, etwa 10 Kilometer von der belgischen Grenze, ward im Jahre 1815 seit Ende Juni von den Verbündeten eingeschlossen und demnächst belagert. Am 3. September erfolgte nach tapferem Widerstande, in Anbetracht der politischen Lage, die Übergabe seitens des General Lemoine an den Kommandierenden des Norddeutschen Bundescorps, den preußischen General von Hacke (v. Plotho, Der Krieg gegen Frankreich im Jahre 1815, Berlin 1818). Im Kriege von 1870/71 wurde M. nach der Schlacht von Sedan durch deutsche Truppen cerniert. Nachdem der Fall von Montmédy die Mittel zum Angriff verfügbar gemacht hatte, schritt am 19. Dezember General v. Kamecke mit der 14. Infanterie-Division zur Belagerung. An seine Stelle trat schon am 23., da er mit der Oberleitung des Ingenieurangriffs auf Paris betraut wurde, General v. Woyna. Am 24. begann der Batteriebau, am 31. die Beschießung aus 68 Belagerungs- und 30 Feldgeschützen. Bald stand ein großer Teil von M., wie der nördlich unmittelbar angrenzenden Stadt Charleville, in Brand; die französischen Geschütze, welche das Feuer zuerst lebhaft beantwortet hatten, schwiegen schon am Nachmittage; als das Bombardement auch am 1. Januar 1871 fortgesetzt wurde, entschloß sich der Kommandant, Oberst Vernet, zur Kapitulation, welche am 2. zustande kam. Damit hatten die deutschen Truppen vor Paris eine zweite rückwärtige Eisenbahnverbindung gewonnen. — Vgl. Goetze, Die Thätigkeit der deutschen Ingenieure 2c. im Feldzuge 1870/71, Berlin 1872.

Mezzacapo, Luigi, italienischer General, am 25. Januar 1814 zu Trapani geboren und im Militärkollegium zu Neapel erzogen, befand sich als Artilleriehauptmann bei dem Truppencorps, welches der König beider Sicilien im Frühjahr 1848 zum Kampfe gegen die Österreicher nach Norditalien entsandte. Als sein Kriegsherr dasselbe zurückrief und der Commandeur, General Pepe, vorzog, dem Befehl keine Folge zu leisten, blieb auch M., welcher im Generalstabe Verwendung gefunden hatte, auf dem Kriegsschauplatze. Als im folgenden Jahre die Feindseligkeiten zwischen den Österreichern und den Sardiniern nebst deren Anhange von neuem ausbrachen, erhielt M. das Kommando der Truppen der römischen Republik, mit denen er an der Verteidigung Roms unter Garibaldi teilnahm. Als das päpstliche Regiment hergestellt wurde, verlor er diese Stellung. Die Rückkehr in den neapolitanischen Dienst war ihm natürlich verschlossen. Er ging nach Turin und lebte hier in Erwartung der kommen-

den Dinge, mit schriftstellerischen Arbeiten beschäftigt, welche zum Zweck hatten, die militärische Bildung in Italien zu verallgemeinern. Mit seinem Bruder Carlo gründete er 1856 das noch jetzt bestehende Journal „Rivista militare“. Das Jahr 1859 brachte ihm Anstellung; am 30. Juni erhielt er das Kommando der Truppen in den Marken und den Legationen und im folgenden Jahre das Kommando einer Division im königlichen Heere, mit welcher er am 24. März 1861 nach kurzer Beschießung Civitella del Tronto einnahm. Während des Feldzuges von 1866 gelangte er nicht zu kriegerischer Verwendung, dagegen führte ihn das Jahr 1870 in die politische Arena. In den Senat berufen, trat er an die Spitze derjenigen Partei, welche ohne Rücksicht auf die finanziellen und wirtschaftlichen Verhältnisse des Landes alle Mittel des Staates auf die Bildung und Unterhaltung einer Armee verwenden und Italiens, mehr durch die Gunst der Verhältnisse und durch fremdes Verdienst, als durch eigene kriegerische Leistungen erlangte Großmachtsstellung auf ein möglichst starkes Heer stützen wollte; er geriet dabei namentlich mit dem Kriegsminister Ricotti in Widerspruch, welcher der Ansicht derjenigen beitrat, die da meinten, daß auch noch andere Interessen als die militärisch-politischen für die Regierung maßgebend sein müßten. Der 18. März 1876 brachte M. die Gelegenheit, seinen Ansichten praktische Folge zu geben. Er übernahm von Ricotti das Kriegsministerium, that sein Möglichstes für die Entwickelung und Verstärkung der Wehrkraft des Landes, mußte aber von der Verwirklichung der von ihm vertretenen Theorieen in sehr wichtigen Stücken absehen. Die Befestigung von Rom ist wesentlich M.s Werk. Nach zwei Jahren verlor er sein Portefeuille infolge des Ministerwechsels, erhielt am 2. November 1879 das Kommando des römischen Armeecorps (des VII., später IX.) und starb zu Rom am 28. Januar 1885. In seinem letzten Lebensjahre verfaßte er verschiedene Flugschriften, in welchen er seinen Ansichten über Italiens Heerwesen Ausdruck gab, zuerst veranlaßt durch des österreichischen Oberst v. Haymerle „Res italicae“. Ihre Titel sind: „Quid faciendum“, „Siamo pratici“ und „Armi et politici“. — Vgl. „L'Italia militare“ Nr. 11 vom 28. Januar 1885.

Mezzomorto (Hasan), ein algierischer Seeheld des ausgehenden 17. Jahrhunderts, welcher in dem damals wütenden unglücklichen Kriege der Pforte mit Venedig nach dem Verlust der Insel Chios an den venetianischen Generalkapitän Antonio Zeno (1694) die Pforte bei der Ausrüstung großer Linienschiffe zur Bekämpfung der venetianischen Marine eifrig unterstützte. Zuerst an der Seite des Kapudan-Pascha Hussein im Jahre 1695 glücklich gegen Zeno, der auch (21. Februar) Chios wieder aufgeben mußte, stand er 1695, 1696 und 1697, selbst zum Kapudan-Pascha ernannt, mit der türkischen Flotte Zenos Nachfolger Allessandro Molino gegenüber, dem er zuletzt (1697) eine Niederlage bereitete.

Miaulis (Andreas Vokos), einer der größten Seehelden in dem Kampfe der Neugriechen um ihre Unabhängigkeit von der türkischen Herrschaft, war um das Jahr 1770 auf Euböa geboren, hatte seine Laufbahn als Matrose begonnen, und noch in jungen Jahren die Seezüge des kühnen Lambros Kanzonis (1788—1790) mitgemacht, nachher während der französischen Revolutionskriege und noch später als Kauffahrer mit Getreide zahlreiche gewinnbringende Fahrten zwischen Odessa und den Häfen Spaniens und Frankreichs gemacht, endlich auf der Insel Hydra sich angesiedelt, wo er eine höchst angesehene Stellung einnahm. Als am 29. April 1821 auch die Hydrioten der griechischen Nationalerhebung gegen die Pforte sich anschlossen, trat unter ihren kriegsgewandten Kapitänen sofort M. hervor, der sein Schiff „Leonidas“ der Sache des Aufstands zuführte und fortan auf allen Punkten des weiten maritimen Kriegsschauplatzes neben Männern wie Kanaris und Sachthuris einen glänzenden Namen als Flottenführer sich erworben hat. M., der seit 1822 regelmäßig als Admiral an der Spitze hydriotischer Kriegsschiffe gestanden hat, war eine riesige Erscheinung; in seiner einfachen und schlichten Weise, bei großer natürlicher Begabung nur durch das Leben gebildet, war dieser ausgezeichnete Seemann bei voller Zuversicht zu seiner Sache, kaltblütig und besonnenen Mutes in jeder Gefahr, bei antiker Pflichttreue und Zuverlässigkeit, bei unerschütterlicher Ausdauer und bedächtiger Vorsicht, trotz seiner gichtischen Leiden stets bereit, auch die gefahrvollsten Unternehmungen zu bestehen. Entscheidende Schläge konnte er freilich mit den ihm zugebote stehenden Mitteln nicht führen, auch 1825 die Landung der Ägypter in Morea nicht verhindern. Aber seine Tapferkeit und Gewandtheit wußte den Türken und Ägyptern andauernd erheblich Abbruch zu thun und der feindlichen Übermacht zur See wiederholt die empfindlichsten Nachteile und Hindernisse zu bereiten. Unter allen Umständen hat M. unvergleichlich mehr ausgerichtet, als nachher Lord Cochrane, der am 10. April 1827 zum Oberbefehlshaber der griechischen Seemacht ernannt wurde, diese Stellung aber nur bis zum 10. Januar 1828 behauptete. Zu dem Präsidenten Giovanni Kapodistrias, der ihn gern für sich gewonnen hätte, trat M., der Richtung seiner hydriotischen Landsleute folgend, 1831 in offene Opposition; er gehörte auch zu der auf Hydra als „konstitutionelle Kommission“ im Juni 1831 gebildeten Gegenregierung. Als aber der Präsident mit Hilfe der russischen Flotte des Admirals Ricord einen Angriff auf Hydra rüstete, da hat M. (26./27. Juli 1831) im Auftrage seiner Gemeinde durch raschen Handstreich sich der griechischen Staatsflotte im Hafen von Poros bemächtigt und, als er sich vor Ricord nicht halten konnte, am 13. August die besten Schiffe, die Fregatte „Hellas“ und die Korvette „Hydra“ in Brand gesteckt: eine That, die nur aus dem starren Munizipalgeist des Hydrioten und aus der Wildheit des Parteikampfes heraus sich erklärt, aber heute nicht mehr als eine sogen. „nationale griechische Großthat“ gepriesen werden sollte. Als nach Austoben dieser inneren Kämpfe Prinz Otto von Bayern zum König von Griechenland bestimmt war, ging M. im September 1832 als Mitglied der Huldigungsdeputation nach München.

Die neue Regierung ernannte ihn am 9. September 1833 zum Kontreadmiral und Seepräfekten, am 5. April 1835 zum Vizeadmiral; er starb aber schon am 24. Juni 1835 in Athen. Sein Grab im Piräus wurde durch ein Denkmal geschmückt, sein Herz in einer silbernen Urne in Hydra beigesetzt. — Von seinen sechs Söhnen wurde Athanasios M. im Jahre 1855 Marineminister; dann ist er vom November 1857 bis zum Frühjahr 1862 Ministerpräsident, und nach des Königs Otto Rücktritt vom 22. Oktober 1862 bis 21. Februar 1863 für Hydra Mitglied der Nationalversammlung gewesen und zuletzt im Mai 1867 in Paris gestorben.

Michael, König von Polen 1669—1673. Als Johann Kasimir, der letzte jagiellonische Wasa, die polnische Königskrone niedergelegt hatte, entstand ein wüster Wahlkampf, in dem drei Thronbewerber (neben Christine, der ehemaligen Königin von Schweden) auftraten, der Pfalzgraf von Neuburg, der Prinz von Condé und der Herzog von Lothringen, und ihre Anhänger sich bis aufs Blut bekämpften. Aus den Reihen des minder bedeutenden Adels heraus tauchte endlich die Meinung auf, daß man statt eines Fremden vielmehr einen Einheimischen auf den Thron erheben müsse, und es wurde Michael Wisniowiecki, ein littauischer Edelmann, dessen Geschlecht seine Abstammung von Koribut, einem Bruder Jagiellos, herleitete, namhaft gemacht. Der unbemittelte junge Edelmann, der außer persönlicher Tapferkeit noch keine hervorragenden Eigenschaften gezeigt hatte, vereinigte nach siebenmonatlichem Interregnum die Stimmen der Wähler auf sich. Bald nach seiner Krönung vermählte sich M. mit Eleonore, einer Schwester Kaiser Leopolds I. Der schwache Fürst, unter dem gleich die beiden ersten Reichstage zerrissen wurden, vermochte der leidenschaftlichen Parteiwut des Adels keinen Einhalt zu thun. Er liebte es, denjenigen, die nicht sogleich für ihn gestimmt hatten, seine Abneigung in höchst gehässiger Weise zu zeigen, ganz besonders dem Krongroßfeldherrn Johann Sobieski (s. d. Art.). Zu den unheilvollen inneren Parteiungen kamen bald auch auswärtige Bedrängnisse, da die Umtriebe der Kosaken, bei denen sich zwei Hetmane, ein polnisch gesinnter und ein russisch gesinnter, bekämpften, 1672 einen Türkenkrieg herbeiführten. — Das Genauere über denselben siehe in den Artikeln „Johann Sobieski“ (in welchem der schimpfliche Frieden und der Tod König M.s aus Versehen um ein Jahr zu spät gesetzt sind) und „Kaminiec“. — Einen Tag, bevor Johann Sobieski, auf dessen Betrieb der polnische Reichstag dem vom Könige bewilligten schimpflichen Frieden von Budziak die Bestätigung versagt hatte, die Ehre der polnischen Waffen durch den Sieg bei Choczim wieder herstellte, starb König M.

Michael Feodorowitsch, Zar von Rußland. Als Sohn Feodor Nikititsch Romanows, eines Bojaren, nachmaligen Mönchs und dann Patriarchen Philaret, und der Xenia Iwanowna Schestowa am 12. Juli 1596 geboren, wurde M. 1601 nach Bjelo Ozero exiliert, seit 1602 von der Mutter in aller Stille in Klin und seit 1606 im Ipatius-Kloster bei Kostroma erzogen. Schon 1610 dachte das russische Volk an ihn als Thronkandidaten, und der Patriarch war für ihn; aber erst am 21. Februar 1613 vereinigten sich alle Stimmen auf ihn. Während er nahezu von Polen ermordet worden wäre, sträubte er sich lange, bis er die Krone annahm. Am 14. März entschloß er sich dazu, unterschrieb eine seine Macht beengende Wahlkapitulation, zog als „Zar, Großfürst und Selbstherrscher aller Reußen“ am 19. März in Moskau ein und wurde hier am 11. Juni gekrönt. In ihm bestieg das Haus Romanow den russischen Thron. Über seine Kämpfe mit den falschen Dimitris, den Polen, Schweden, Tataren: s. „Rußland, Geschichte“. Von seinem Vater geleitet, strebte M. nach Kräften danach, Rußland zu ordnen: s. über seine Thätigkeit „Rußland“. Er starb plötzlich in Moskau am 12. Juli 1645, an seinem Geburtstage. Am 19. September 1624 heiratete M. Maria Wladimirowna Dolgoruki, die schon am 7. Januar 1625 starb, und am 5. Februar 1626 die arme Jewdokia Lukianowna Streeschnew, die ihn nur einen Monat überlebte († 18. August). Von ihren vier Kindern folgte ihm Alexei Michailowitsch (s. d.) als Zar. — Vgl v. Wichmann, Urkunde über die Wahl Michaïl Romanows zum Zar des russischen Reichs im Jahre 1613, Leipzig 1819; Strahl u. Herrmann, Geschichte des russischen Staates; Kleinschmidt, Rußlands Geschichte und Politik, dargestellt in der Geschichte des russischen hohen Adels, Kassel 1877.

Michael Pawlowitsch, Großfürst von Rußland. Als letztes Kind Kaiser Paul Petrowitschs aus zweiter Ehe mit Maria Feodorowna (s. d.) von Württemberg am 8. Februar 1798 geboren, bereiste M. wiederholt Italien, Frankreich und Großbritannien und erhielt im Oktober 1818 von der Universität Oxford den Doktortitel. Er trat in die Artillerie und zeichnete sich 1825 bei dem Dekabristenaufstande an der Seite seines Bruders, des Kaisers Nikolaus, durch Besonnenheit und Todesverachtung aus; ihm durfte zum guten Teile die Dämpfung der Rebellion zugeschrieben werden. Als Chef des Ingenieurcorps wohnte er 1828 längere Zeit dem Kriege mit den Türken an, war bei der Belagerung von Braila und die dortige Besatzung kapitulierte in der Nacht zum 19. Juni an ihn. Auch den polnischen Krieg machte er mit. Meist in St. Petersburg lebend, bereiste er noch einigemal Deutschland und Großbritannien, wurde Kommandant der kaiserlichen Garden und Großmeister der Artillerie und starb am 9. September 1849 in Warschau. Seit 20. Februar 1824 war M. vermählt mit Helene Pawlowna (früher Friederike Charlotte Marie), Tochter des Prinzen Paul von Württemberg (geboren am 9. Januar 1807), einer der geistvollsten Frauen der Zeit; sie starb am 21. Januar 1873. Von ihren fünf Töchtern lebt nur noch die verwitwete Herzogin Georg von Mecklenburg-Strelitz.

Michael Nikolajewitsch, Großfürst von Rußland. Als jüngster Sohn Kaiser Nikolaus Pawlowitschs und Alexandra Feodorownas von Preußen am 25. Oktober 1832 geboren, wurde M. vortrefflich erzogen und zum Militär herangebildet, machte große Reisen und heiratete am

28. August 1857 Olga Feodorowna (bis dahin Cäcilie Auguste), die am 20. September 1839 geborene Tochter des Großherzogs Leopold von Baden; sie schenkte ihm sechs Söhne und eine Tochter, die regierende Großherzogin von Mecklenburg-Schwerin. M. wurde General der Artillerie, Generalfeldzeugmeister und Generaladjutant des Kaisers, im Juni 1864 Statthalter im Kaukasus und Generalkommandant der dortigen Armee, die er während des Kriegs mit den Türken 1877—78 nach besten Kräften und mit Erfolg führte. Hierfür stieg er am 29. April 1878 zum Generalfeldmarschalle auf. 1881 aus dem Kaukasus abberufen, als Alexander III. den Thron bestieg, wurde M. im Juli d. J. Präsident des Reichsrats und gelegentlich der Krönung am 27. Mai 1883 auch Mitglied des Ministerkomitee. M. ist außerdem Chef der 2. Garde-Artilleriebrigade, der 2. Batterie der reitenden Garde-Artilleriebrigade, des Garde-Grenadierregiments zu Pferde, des Kinburnschen Dragonerregiments Nr. 7, des Weißrussischen Dragonerregiments Nr. 7, des Wladimirschen Dragonerregiments Nr. 13, des Taurischen Grenadierregiments Nr. 6, des Kasanschen Infanterieregiments Nr. 64, des Infanterieregiments vom Schwarzen Meere Nr. 149, des 1. Kaukasischen Schützenbataillons, der Kaukasischen Grenadier-Artilleriebrigade, der 10. Artilleriebrigade, der 2. Konstantinschen Militärschule und des Dragonerregiments des Militärordens Nr. 13. In Österreich Inhaber des Infanterieregiments Nr. 26, in Preußen Chef des 1. schlesischen Husarenregiments Nr. 4, erschien M. an der Spitze der gratulierenden Deputation am 27. Februar 1884 gelegentlich des 70. Jahrestags der Schlacht von Bar-sur-Aube bei Kaiser Wilhelm in Berlin, um ihm eine Medaille in Form des St. Georg-Ordens und den Feldmarschallstab in Brillanten nebst Handschreiben Alexanders III. zu überreichen, und erhielt von Wilhelm die Kette zum schwarzen Adler-Orden.

Michael Obrenowitsch, der jüngere Sohn des serbischen Fürsten Milosch O. und der Ljubiza, am 16. September 1823 in Kragujewatsch geboren, wurde, als sein Vater M. am 13. Juni 1839 zugunsten des älteren Sohnes Milan hatte abdanken müssen, dann aber der letztere schon am 8. Juli 1839 gestorben war, auf Vorschlag des Senats zum Fürsten erhoben und von der Pforte bestätigt, die jetzt aber in ihrem neuen Berat ihm die Erblichkeit der Würde nicht mehr verlieh. Bald aber regte sich der Parteigeist, zuerst vonseiten der alten Anhänger des Hauses O. gegen die durch die Pforte dem Fürsten bis zu seiner Volljährigkeit zur Seite gestellten Räte Wutschitsch und Petroniewitsch, dann aber vonseiten vieler anderer Gegner der Wiederkehr eines Regiments nach Art des Fürsten Milosch; endlich aber erbitterte die Anstellung vieler gebildeter österreichischer Serben die einheimischen, die allerdings auch über manche Mißgriffe derselben zu klagen hatten, während die Bauern über eine Erhöhung der Steuern klagten. Endlich erhob unter herzlicher Zustimmung der Türken zu Belgrad Wutschitsch von Smederewo im Jahre 1842 einen Aufstand gegen M. und eroberte Kragujewatsch; die Mannschaften des Fürsten hielten in den Gefechten gegen den schlauen und von früher her populären Mann nicht stand, und M. mußte zu Ende August 1842 nach dem österreichischen Serbien übertreten, worauf nun Wutschitsch die Skuptschina bei Belgrad am 14. September 1842 bestimmte, des alten Kara-Georg zweiten Sohn Alexander (s. Bd. I, S. 100) zum Fürsten zu erheben.

Mit seinem Vater zu Anfang des Jahres 1859 aus der Verbannung zurückberufen und am 11. März 1860 durch die Pforte als Nachfolger anerkannt, bestieg M. nach seines Vaters Ableben am 26. September 1860 abermals den serbischen Thron. Durch langen Aufenthalt im Auslande gebildet, wohlwollend und verständig, strebte M. einerseits nach wirklicher Zivilisierung Serbiens, nach der Schöpfung eines stattlichen serbischen Nationalheeres, stellte die gewaltsame Art der Regierung seines Vaters ab, und war namentlich bemüht, die mit der Stellung der Türken in Belgrad zusammenhängenden, schwierigen Verhältnisse in einer für Serbien günstigen Weise zu ordnen. Bei der Gereiztheit der Türken über die Aufnahme vieler christlicher Flüchtlinge aus ihren slavischen Nachbarprovinzen in Serbien führte ein blutiger Konflikt (15. Juni 1862) am Türkenquartier in Belgrad zu einem Kampf zwischen Serben und Türken, dem am 17. Juni die Beschießung der Stadt aus der türkischen Citadelle folgte. Hieran knüpften sich langwierige Verhandlungen, die auch noch fortdauerten, als eine Kommission der Mächte des Pariser Vertrages von 1856, in Stambul (8. September 1862) die Schleifung des türkischen Quartiers in Belgrad und die Räumung der Festungen Sokol und Uschitza in Serbien festgestellt hatte. Dank der diplomatischen Arbeit M.s, der endlich durch alle europäischen Mächte, zuletzt speziell durch Österreich unterstützt wurde, verstand sich die Pforte endlich (3. März 1867) sogar dazu, die letzten Festungen zu räumen, die ihre Truppen noch in Serbien besetzt hielten, nämlich Belgrad, Feth-Islam, Smederewo und Schabatz. Mitten unter solchen Erfolgen wurde M. am 10. Juni 1868 in dem Parke von Toptschider durch einige fanatische Anhänger des Hauses Karageorgewitsch, an deren Spitze Paul Nedowanowitsch stand, ermordet.

Vgl. L. Ranke, Serbien und die Türkei im 19. Jahrhundert, Leipzig 1879.

Michel, Claude-Etienne [Graf], französischer General, am 3. Oktober 1772 zu Pointre im Jura geboren, durch die Revolution Soldat, in den Kriegen der Republik und des Kaiserreichs rasch befördert und 1813 zum Divisionsgeneral ernannt, von den Bourbons an die Spitze einer der Garde Napoleons entnommenen Jägertruppe gestellt, schloß sich 1815 von neuem der Sache des letzteren an und fiel bei Waterloo am Abend des 18. Juni, an der Spitze der Jungen Garde tapfer kämpfend. Die Aufforderung, sich zu ergeben, lehnte er mit der Antwort „Merde“ ab. („Militär-Wochenblatt“ Nr. 47, Berlin 1876). Die Legende hat daraus das bekannte, allerdings sehr viel mehr poetische Wort „La garde meurt, mais elle ne se rend pas“ gemacht und es dem

nicht gestorbenen, sondern von dem hannoverschen Oberst Halkett gefangen genommenen General Cambronne in den Mund gelegt; sie prangen auf dessen Denkmal zu Nantes. — Vgl. „Nouvelle biographie générale“, T. XXXV, Paris 1865.

Michelson, Iwan Iwanowitsch, russischer General, ein geborener Livländer, hatte im Siebenjährigen Kriege gedient, 1770 mit Auszeichnung gegen die Türken und 1772 in Polen gefochten, als Katharina II. ihm 1774 die Bezwingung Pugatschews auftrug. Der Erfolg, mit welchem er sich dieser Aufgabe entledigte, trug ihm großen Ruhm und reiche Belohnung ein. Er nahm dann am Finnischen Krieg von 1788—90 gegen Schweden teil und erhielt 1806, siebenundsechzigjährig, das Kommando des gegen die Türken bestimmten, bald Moldauarmee genannten Heeres. Da ihm aber nur ungenügende Streitkräfte zur Verfügung gestellt wurden, konnte er nichts Hervorragendes leisten, sondern mußte sich damit begnügen, Ismaila zu belagern. Ehe in diesen Verhältnissen eine Änderung eintrat, starb er am 17. August 1807 zu Bukarest.

Middelburg, Belagerung von. Im Jahre 1573 hatte die Kriegführung des Prinzen Wilhelm von Oranien die Eroberung der Küstenstädte Seelands in das Auge gefaßt. Bei manchen derselben erreichte er seinen Zweck leicht, nicht so bei M., welches von dem spanischen Heerführer Mondragone (s. d.) tapfer verteidigt wurde. Herzog Alba, den Wert von M. und namentlich dessen Wichtigkeit für die Rückeroberung der Insel Seeland erkennend, that sein Möglichstes, die Stadt zu entsetzen. Namentlich bemühte er sich, ihr Lebensmittel zuzuführen, damit nicht der Hunger die tapfere Besatzung zur Übergabe zwänge. Aber die Flotten, welche Alba und nach dessen baldiger Abberufung Avila de Zuniga zu diesem Zwecke entsandten, erreichten ihr Ziel nicht, die Meergeusen (s. d.) verstanden es, die Absichten der wenig seegewohnten Spanier zu vereiteln. So im Februar 1573, wo Avila selbst die Leitung übernommen hatte, und im August desselben Jahres, wo diese Philipp Beauvoir übertragen war. Avilas Nachfolger Requesens ließ es nun seine ersten Sorgen sein, das gleiche Ziel anzustreben. Aber auch die Anstrengungen der großen Flotte, welche er entsandte, wurden durch deren Niederlage bei der Insel Tholen am 29. Januar 1574 vereitelt, Boisot befehligte aufseiten ihrer Gegner. Die Not in M. war inzwischen auf das höchste gestiegen, und Mondragone mußte endlich in eine Kapitulation willigen, welche am 18. Februar 1574 zustande kam. Die tapfere Besatzung durfte mit allen Kriegsehren abziehen, den Spanischgesinnten unter den Einwohnern war gestattet, unter Mitnahme ihres Vermögens denselben zu folgen. Seeland war für die Spanier unwiederbringlich verloren. — Vgl. van Kampen, Geschichte der Niederlande, Hamburg 1831.

Midhat-Pascha, berühmter osmanischer Staatsmann der Gegenwart, der Sohn eines untergeordneten Beamten im Ministerium der frommen Stiftungen, des Hadschi-Eschref-Efendi (nach einer anderen Angabe Kadi in Widdin), war 1822 geboren und begann nach guter Vorbildung seine Laufbahn 1839 als Hilfsschreiber zu Rustschuk. Der überaus reich begabte Mann, der dann in das Korrespondenzbureau der Pforte übertrat, lenkte zu Anfang der sechziger Jahre als Mitglied des durch Fuad-Pascha neu organisierten Staatsrates durch seine gediegenen Kenntnisse und seine rüstige Arbeitskraft, zu welcher bei M. eine große Festigkeit in seinen Entschließungen und Beweglichkeit in der Ausführung des Beschlossenen traten, die Aufmerksamkeit jenes Staatsmannes auf sich. Bereits früher als Kaimakam von Nisch bewährt, wurde M. 1864 zur Durchführung der neuen Vilajetsverfassung als erster Vali nach dem neuen Donau-Vilajet (Bulgarien) geschickt, wo er zu Rustschuk residierte. Hier ist er mit rücksichtsloser Energie, freilich oft sehr gewaltsam, als Reformer aufgetreten, gründete viel Neues und wirtschaftlich Bedeutendes, und trat sowohl gegen die schlechten Beamten, wie auch mit blutiger Strenge gegen die panslavistisch-bulgarische Propaganda auf. Da er in letzterer Richtung allmählich der Pforte unbequem wurde, so ist M. gegen Ende 1867 als Statthalter nach Bagdad versetzt worden, wo er nun die unruhigen Araber zähmte, die Landschaft Nedscheb eroberte und viele hoffnungsreiche neue Unternehmungen einleitete. Gegen Ende des Jahres 1871 kehrte er nach Stambul zurück, wurde am 31. Juli 1872 Großwessir, verlor dieses Amt aber schon wieder nach drei Monaten, und stand nunmehr mit Energie aufseiten der zu energischen Reformen nach europäischer Art drängenden Opposition. Nachdem er noch einmal im Jahre 1873 für einige Monate Justizminister, dann (bis zu Februar 1874) Vali von Salonichi gewesen, trat er in das Privatleben zurück und wiederholte diesen Schritt, nachdem er noch einmal (August bis November 1875) die höchste Leitung der Justiz geführt hatte. Wahrscheinlich in naher Verbindung mit den Revolutionsparteien des Jahres 1876, ist M., der die Kunst verstand, auch die Softas und die Ulemas für sich zu gewinnen, nach dem Sturze des Mahmud-Nedim-Pascha (s. d.) durch die sogen. Softa-Revolution, am 20. Mai 1876 als Minister ohne Portefeuille in das neue Ministerium eingetreten, welches dann zehn Tage später den Sultan Abdul-Asis stürzte und Murad V. an seine Stelle setzte. M., der damals nur (5. Juni) die Stellung als Staatsratspräsident erhielt, wurde nun der Hauptvertreter der Richtung, welche auch in der Türkei eine konstitutionelle Verfassung zu schaffen lebhaft bemüht war. Wie es scheint, ließ er, um nur überhaupt vorwärts zu kommen, es zu, daß Murads Feind, und ein Gegner seiner eigenen Partei, der Scheik-ul-Islam, den schwachen Sultan Murad V. am 31. August 1876 wieder stürzte und durch Abdul-Hamid II. ersetzte. Während nun aber die allen Reformen schroff abgeneigte Partei völlig gesiegt zu haben glaubte, wußte M. es dahin zu bringen, daß der neue Sultan nach dem Rücktritt des alten Mahmud-Rüschdi-Pascha am 18. Dezember 1876 ihn zum Großwessir erhob. Und in dieser Stellung verkündigte M. am 23. Dezember die

neue **Verfassung**: ein Schachzug, der zugleich mit Erfolg darauf berechnet war, in dieser Zeit, wo die Pforte trotz ihrer glücklichen Kriegführung gegen Serbien durch die neue europäische Konferenz zu wesentlicher Nachgiebigkeit in Sachen der slavischen Länder auf der Balkanhalbinsel bestimmt werden sollte, die Arbeiten der Konferenz wesenlos zu machen und namentlich der russischen Einmischung in die inneren Zustände des Reiches einen Riegel vorzuschieben. Weiter aber ist M. nicht mehr gelangt. Seine vielen Gegner, die alttürkische Partei, die selbstsüchtige Masse der Efendis, die Kamarilla im Seraï, an ihrer Spitze der einflußreiche Schwager des Sultans, Damad-Mahmud-Dschelaladdin, benutzten ein Schreiben M.s an den Sultan, worin er in Betracht der Lage des Staates sich gegen alle Vergeudungen des Staatsschatzes aussprach. Das sollte jetzt als Hochverrat gelten; der völlig überraschte M. wurde ohne weiteres verhaftet und am 5. Februar des Jahres 1877 auf einer kaiserlichen Jacht nach Lesbos geführt, dann nach Italien exiliert und der Alttürke Edhem-Pascha an seinen Platz erhoben. M. ist nachher zwanzig Monate später aus der Verbannung zurückberufen und bei seiner Ankunft auf der Insel Kreta zum Statthalter von Syrien bestimmt worden, letzteres anscheinend auf des ihm wohlgeneigten Englands Wunsch. Aber seine Gegner brachten ihn bald ganz zu Fall; nach einiger Zeit wurde gegen ihn und andere türkische Politiker ein tückischer Prozeß gegen die „Mörder des Sultans Abdul-Asis" angestrengt, der natürlich mit der Verurteilung (29. Juni 1881) zum Tode abschloß. Der Sultan verwandelte diese Strafe in Verbannung nach Taif bei Mekka, wo M. ausgesucht roh behandelt wurde und am 8. Mai 1884 gestorben ist. — Vgl. über ihn: „Stambul und das moderne Türkentum", 2 Bde., Leipzig 1877/78 und „Serail und hohe Pforte", Wien 1879.

Microslawski, Ludwig v., 1814 zu Nemours als der Sohn eines mit einer Französin verheirateten polnischen Offiziers geboren und in der Militärschule zu Kalisch ausgebildet, war Fähnrich in einem Jägerregiment, als der Aufstand von 1830 ausbrach, und beteiligte sich eifrig an demselben. Nach der Niederwerfung ging er nach Frankreich, schriftstellerte und ward einer der Hauptleiter der auf die Wiederherstellung der Selbständigkeit seines Vaterlandes abzielenden Bestrebungen. Bei Ausführung einer Sendung nach dem Großherzogtum Posen, wo die Erhebung vorbereitet wurde, ward er von der preußischen Behörde verhaftet und zum Tode verurteilt, aber durch die Märzereignisse des Jahres 1848 befreit. Er ging sofort nach Posen, organisierte den Aufstand, trug anfänglich einige militärische Erfolge davon, unterlag aber bald, und schon Mitte Mai war die Bewegung trotz des schwächlichen Auftretens der preußischen Regierung vollständig unterdrückt. M. ging nach Frankreich, und von hier, durch die aufständischen Sicilianer gerufen, nach dieser Insel, vermochte aber den überlegenen Kräften der Neapolitaner und deren besser disziplinierten Truppen, besonders den Schweizern, gegenüber nichts auszurichten, wurde am 6. April 1849 bei Catania geschlagen, mußte das Land verlassen und wandte sich nun nach Baden, wo der Maiaufstand von 1849 ausgebrochen war. Er übernahm hier den militärischen Oberbefehl und operierte nicht ungeschickt; die Beschaffenheit der Streitkräfte, über welche er gebot, im Vergleich zu deren Gegnern hätte ihn aber das Hoffnungslose seines Regiments voraussehen lassen müssen. Gleich beim ersten Zusammentreffen am 22. Juni bei Waghäusel geschlagen, entzog er sich, während der größere Teil der Seinen davonlief, der drohenden Umschließung, leistete mit dem Rest am 29. und 30. an der Murglinie nochmals Widerstand, erlitt aber eine vollständige Niederlage, infolge deren sein Volksheer, soweit es nicht in Rastatt eingeschlossen wurde, sich zerstreute, und kehrte selbst nach Frankreich zurück, wo er Unterricht gab und sich wissenschaftlich beschäftigte, in Fühlung mit allen revolutionären Elementen Europas und der Hauptführer der polnischen Sache. Doch gelangte er nirgends mehr zu rechter Thätigkeit; bei dem Polnischen Aufstande von 1863 sollte er die militärische Oberleitung übernehmen, konnte sich aber bei den übrigen Führern keine Autorität verschaffen und vermochte nicht, Einheit in deren kriegerische Unternehmungen zu bringen. Schon am 22. Februar erlitt er bei Raziejewo eine Niederlage, flüchtete und überließ den anderen Parteigängern, unter denen bald Langiewicz hervortrat, die Fortführung des Kampfes. Am 23. November 1878 starb er zu Paris. Er hat Schriften über die polnischen Aufstände von 1830/31 (deutsch, Berlin 1847) und von 1848, sowie einen Bericht über seinen badischen Feldzug (Bern 1849) veröffentlicht.

Mignet, François Auguste Marie. Am 8. Mai 1796 zu Aix geboren, genoß M. hier und in Avignon den Unterricht, studierte seit 1815 in Aix die Rechte, wobei er Freundschaft bis zum Grabe mit seinem Kommilitonen Thiers schloß, wurde gleich ihm 1818 Advokat in Aix, erhielt 1821 von der Akademie der Inschriften und schönen Wissenschaften den Preis für Lösung einer Aufgabe und wandte sich nun der Litteratur zu. Im Juli 1821 kam er nach Paris, Thiers folgte ihm nach. Seine liberalen Ansichten empfahlen ihn Manuel (s. d.); durch ihn trat er in die Redaktion des „Courrier français" ein, und seine Artikel über die auswärtige Politik gewannen ihm die Wertschätzung Talleyrands. Am Athenäum hielt M. Vorträge, die großen Anklang fanden; als ihn die Regierung wegen seines Liberalismus chikanierte und wegen Publizierung der am Grabe Manuels gehaltenen Reden vor Gericht zog, rächte er sich durch eine noch kühnere Sprache am Athenäum. Seit 1824, wo sein unsterbliches Werk über „die französische Revolution" erschien, zählte M. zu den größten Historikern Frankreichs; bis zum Tode hat seine Feder nicht gerastet. 1830 nahm er Teil an der Gründung des „National" durch Thiers und Carrel, bekämpfte feurig die reaktionäre Regierung und unterzeichnete am 26. Juli den Protest der Journalisten gegen die Ordonnanzen, ohne sonst in der Revolution mitzuwirken. Ludwig Philipp ernannte ihn zum

Staatsrate im außerordentlichen Dienste und zum Direktor der sehr wertvollen Archive des auswärtigen Amtes und sandte ihn 1833 bei Gelegenheit der Thronbesteigung Isabellas II. in vertraulicher Mission nach Madrid. 1832 wurde M. Mitglied der Akademie der moralischen und politischen Wissenschaften, 1837 ihr beständiger Sekretär und Mitglied der französischen Akademie, am 5. Mai 1840 Kommandeur der Ehrenlegion. Von 1832—1835 saß er in der Kammer. Guizot übertrug ihm auch den Vorsitz in dem neugegründeten historischen Komité. Die Februarrevolution von 1848 nahm M. die Ämter im Staatsrate und Archive, und nach Napoleons Staatsstreich vom 2. Dezember 1851 legte er auch den Vorsitz des historischen Komité nieder. Unermüdlich als Historiker thätig, starb M. in Paris am 24. März 1884.

Miguel, Dom Maria Evarist, Usurpator Portugals, jüngerer Sohn Königs Johann VI. von Portugal und dessen Gemahlin Carlota Joachime, Schwester Königs Ferdinand VII. von Spanien, geboren am 26. Oktober 1802, wuchs während des Aufenthaltes der königlichen Familie in Brasilien (1807—21) als Liebling seiner Mutter ohne Zucht und Bildung heran. Bei der Rückkehr des Hauses Braganza nach Portugal, hatte der schwache König Johann vor der Landung eine in seiner Abwesenheit entworfene Verfassung, zum größten Mißfallen der Königin Carlota und Dom M.s beschwören müssen. Beide suchten den Umsturz dieser Verfassung herbeizuführen, weshalb der Hof der Königin fortan Ausgangspunkt aller absolutistischen Pläne wurde, die darauf hinzielten, M., dessen älterer Bruder Dom Pedro in Brasilien geblieben, die Regentschaft statt des stumpfen Vaters in die Hände zu spielen. Doch wurden diese Umtriebe im Keime erstickt und Carlota sowohl wie M. veranlaßt, die am 23. September 1822 vollendete Verfassungsurkunde zu beschwören. Trotzdem unterdrückten die klerikal-reaktionären Agitationen der leidenschaftlichen Königin und des Prinzen jede liberale Regung, endlich forderte M. am 27. Mai 1823 sogar die Nation auf, sich gegen das anarchische System der Cortes unter den Fahnen des Königtums zu sammeln. Da das Heer dem Prinzen zufiel, so trat auch der König nach einigem Schwanken auf dessen Seite und erklärte die Verfassung für aufgehoben. Johanns matte Anordnungen genügten indessen weder seiner Gemahlin noch seinem Sohne, weshalb sich letztere beide, zumal auch im benachbarten Spanien die Reaktion Fortschritte machte, rücksichtslos zur Entthronung des Königs entschlossen. Der Staatsstreich erfolgte am 30. April 1824, M. stellte sich zu Lissabon an die Spitze der Truppen, ließ die Häupter der Liberalen, darunter mehrere Minister verhaften und begann eine rachsüchtige Schreckensherrschaft. Dem Könige, welcher sich von seinem Sohne wie ein Gefangener behandelt sah, gelang es jedoch, auf ein britisches Kriegsschiff zu entkommen und mit Hilfe der westmächtlichen Diplomatie die Regierungsgewalt wieder zu gewinnen. M. zwar begnadigt, aber am 2. Mai ins Ausland verwiesen, begab sich nach Wien, wo er an Fürst Metternich (s. d.), welcher damals die Politik der drei Ostmächte leitete, Anhalt fand. Nun erklärte König Johann kurz vor seinem Tode (10. März 1826) seine Tochter, die Infantin Isabella, welche den Intriguen M.s und ihrer Mutter stets fremd geblieben, zur Regentin, bis der gesetzliche Erbe und Nachfolger Dom Pedro zwischen seinem Anspruch auf die portugiesische Krone und ihrer vertragsmäßigen Unvereinbarkeit mit der brasilianischen, Entschluß gefaßt habe. Dieser verzichtete auf den portugiesischen Thron zugunsten seiner ältesten, noch minderjährigen Tochter Maria da Gloria (s. d.), die sich künftig mit ihrem Oheim M. vermählen sollte. Die Gültigkeit seiner Entsagung machte er von der Beschwörung eines von ihm am 26. April 1826 erlassenen Verfassungsgesetzes und dem Abschluß der Heirat M.s mit seiner Tochter abhängig. Seine gute Absicht, Portugal durch Versöhnung der Parteien Ruhe zu schaffen, scheiterte sehr bald an neuen absolutistischen Aufwiegelungen. M., welcher inzwischen zu Wien seine zügellose Lebensweise fortgesetzt hatte, nahm Braut und Verfassung an, erhielt auch vom Papste den nachgesuchten Dispens zur späteren Vermählung mit seiner Nichte und wurde durch Dekret Dom Pedros, am 3. Juli 1827 zum Regenten von Portugal ernannt. Im Februar 1828 langte er zu Lissabon an und übernahm nach der Eidesleistung am 26. Februar die Regentschaft aus den Händen seiner Schwester Isabella. Aber der verderbliche Einfluß, den seine ränkesüchtige Mutter bereits früher auf M. geübt, trat wieder in volle Kraft. Die Miguelisten sprachen Dom Pedro die Befugnis ab, sein in Portugal ruhendes Thronrecht an seine Tochter abzutreten, vielmehr sei M. nach dem Verzichte des älteren Bruders der nächstberechtigte Erbe der portugiesischen Krone. Da der Regent bereits Donna Maria anerkannt und die Verfassung beschworen hatte, so konnte er nur mittels Eidbruches seine vermeintlichen Ansprüche geltend machen. Um diesen Eidbruch zu rechtfertigen, bestürmte man M. auf Anregung der Geistlichkeit des Landes mit Adressen, die Cortes aufzulösen und die alten Reichsstände zur Beschlußfassung einzuberufen. Er ließ sich nicht lange bitten, die Stände traten am 13. Mai zusammen und riefen am 23. Juni den Regenten zum König von Portugal aus. Sogleich umgab sich M. mit einem streng absolutistischen Ministerium und schickte sich an, die pedristische Partei unschädlich zu machen. Nachdem einzelne Aufstände derselben zu Coimbra und Oporto blutig unterdrückt waren, befestigte M. seine Herrschaft durch terroristische Maßregeln, wobei er und die Königin sich in fanatischer Parteiwut und verfolgungssüchtiger Grausamkeit überboten. Anderseits erklärte nun Dom Pedro seinen Bruder aller Rechte verlustig und hob auch dessen Verlobung mit seiner Tochter auf. Da indessen M.s Waffen siegreich blieben, auch die englische Torypolitik von Metternich stark beeinflußt wurde, so blieben Dom Pedros Erlasse wirkungslos. Die Königin Maria da Gloria, welche von ihrem Vater nach England gesandt war, dort Beistand gegen M. zu finden, kehrte 1829 enttäuscht nach Rio Janeiro zurück. Doch schon im folgenden Jahre brachte die Julirevolution

eine Wandlung der Verhältnisse. Wie in ganz Europa, erhoben auch in Portugal die Liberalen zuversichtlich ihr Haupt, um M.s despotischem System und seiner Tyrannenlaune ein Ziel zu setzen. Dom Pedro, welcher Brasilien seinem minderjährigen Sohne Pedro II. abgetreten hatte, unternahm von der mühsam behaupteten Azorengruppe aus den Angriff gegen seinen Bruder und eroberte 1832 Oporto. In dem dynastischen Rechtsstreit sah Europa gleichzeitig den weltbewegenden Prinzipienkampf, der Liberalismus eilte Dom Pedro zuhilfe, die Reaktion trat für M. ein. Die französische Julirегierung und England, wo eben die an das Staatsruder gelangten Whigs in andere Bahnen eingelenkt hatten, unterstützten den älteren, die Ostmächte begünstigten den jüngeren Bruder, dessen Reihen sich namentlich durch französische Legitimisten und spanische Karlisten verstärkten. Der zweijährige Bürgerkrieg verlief für M. ungünstig. Dom Pedro besetzte am 28. Juli 1833 Lissabon, wo auch Maria da Gloria bald darauf eintraf. Nachdem M. ferner am 15. Mai 1834 eine entscheidende Niederlage bei Thomar erlitten, sah er sich zur Kapitulation von Evora Monte am 26. bis 29. Mai 1834, wie zur Erklärung genötigt, auf die Krone Portugals zu verzichten und das Land für immer zu verlassen. Er schiffte sich am 1. Juni zu Sines auf einem englischen Kriegsfahrzeuge nach Genua ein, von wo er zunächst seine Zusagen widerrief, sich dann auch nach Rom begab und von der Kurie als König bestätigt wurde. Infolge solchen Vertragsbruches verlor M. das ihm zugesicherte Jahrgeld und wurde sein Privatvermögen mit Beschlag belegt. Übrigens war seine politische Rolle ausgespielt, gelegentliche Manifeste, sich den Portugiesen in Erinnerung zu bringen, blieben unbeachtet. Nach seiner Verheiratung am 24. September 1851 mit Prinzessin Adelheid von Löwenstein-Wertheim-Rosenberg, geboren am 3. April 1831, ließ sich M. zu Heubach bei Miltenberg am Main nieder, seit 1856 auf Schloß Bronnbach bei Wertheim in Baden, wo er völlig vergessen, am 15. November 1866 starb. Sein auf Schloß Heubach 1853 geborener Sohn, Prinz M. steht in k. k. österreichischem Militärdienst. — Vgl. „Historia da restauração de Portugal por S. M. J. Pedro o Duque de Bragança (Reinado de D. Miguel até convenção d'Evora Monte, 1828—34) composita por huma testemunha ocular“, Rio de Janeiro 1841; „Gothaer Hofkalender 1885“.

Milan I., Obrenowitsch, König von Serbien, geboren am 22. August 1854, war ein Enkel Jefrems, eines Bruders des alten Fürsten Milosch O., und wurde nach Ermordung des Fürsten Michael durch die nun eintretende Regentschaft (Blasnavatz, Iwan Ristitsch und Gavrilowitsch) und die Skupschtina, als nächster Verwandter zur Nachfolge bestimmt, 2. Juli 1868, und von Paris, wo er seine Studien betrieb, nach Belgrad berufen. Die Regentschaft, welche die serbische Verfassung nach belgischem Muster ausgestaltete, übergab ihm die Regierung, als er am 22. August 1872 großjährig wurde. Die Arbeiten des weiteren inneren Ausbaues wurden unterbrochen, als M. infolge der neuen Unruhen (1875) in der Herzegowina und in Bulgarien am 30. Juni 1876 den Krieg gegen die Türkei zur Befreiung der slavischen Rajah eröffnete. Dieser Kampf verlief aber so unglücklich, daß M. froh sein mußte, unter dem Drucke Rußlands auf die Pforte am 28. Februar 1877 den Frieden erlangen zu können, der für Serbien die Zustände wie vor Ausbruch des Krieges wiederherstellte. Als nachher der Krieg zwischen Russen und Türken ausbrach, griff auch M. am 13. Dezember 1877 wieder zu den Waffen, doch wurde außer der Einnahme von Nisch (10. Januar 1878) nicht viel erreicht. Durch den Berliner Frieden im Sommer 1878 gewann Serbien einen Gebietszuwachs von 11,097 Quadratkilometern; und am 22. August 1878 konnte Milan den Serben verkündigen, daß Serbien nunmehr völlig unabhängig sei und in die Reihe der souveränen Staaten Europas eintrete. Am 6. März 1882 hat er endlich den Titel als König angenommen. Der Ausbruch einer auf die Vereinigung Bulgariens mit Ostrumelien gerichtete Bewegung veranlaßte den König M. im Herbst 1885 zu einem Eroberungskriege gegen die Bulgaren; dieser fiel aber für die Serben sehr ungünstig aus, und schloß vorläufig Ende Dezember 1885 mit einem Waffenstillstande ab.

Milazzo. Ende Juni 1860 hatte Garibaldi den General Medici entsandt, um den nordöstlichen Teil von Sicilien zu besetzen. Seitens der Neapolitaner ward Oberst Bosco ihm entgegengeschickt, welcher am 15. Juli mit 3500 Mann in M., einer 30 Kilometer westlich von Messina auf einer Halbinsel belegenen Stadt, eintraf. Nachdem er am 17. vergeblich versucht hatte, die Garibaldianer aus ihrer Stellung bei Meri südlich von M. zu vertreiben, ward er am 20. von Garibaldi, welcher mit Verstärkungen eingetroffen war und das Kommando übernommen hatte, selbst angegriffen; beide Teile waren, da auch zu Bosco frische Truppen gestoßen waren, etwa 5000 Mann stark. Die Neapolitaner wurden nach längerem Gefechte geworfen. M. ward von den Garibaldianern erstürmt; am 24. schloß die neapolitanische Regierung eine Kapitulation ab, in Gemäßheit deren die Königlichen sich am 25. mit Zurücklassung ihrer Artillerie nach dem Festlande einschifften. — Vgl. W. Rüstow, Der italienische Krieg, Zürich 1860.

Milhaud, Jean-Baptiste (Graf), französischer General, ebenso wetterwendisch und unzuverlässig im öffentlichen Leben wie brauchbar und tapfer als Reiterführer war am 18. November 1766 zu Arpajon (Cantal) geboren, wurde, nachdem er vor der Revolution in der Kolonialarmee gedient hatte, 1792 in den Konvent gewählt, stimmte für den Tod Ludwigs XVI. und machte sich überall, namentlich auch bei verschiedenen Sendungen auf die Kriegsschauplätze, als eifriger Vertreter der Schreckensherrschaft bemerklich, deren Anordnungen er mit großer Strenge durchführte. Als jene gestürzt war, ward er von neuem Soldat. Er trat in die Kavallerie, förderte nach Kräften Bonapartes Staatsstreich vom 18. Brumaire und war eifriger Anhänger desselben. Nachdem

er 1805 gegen Österreich und Deutschland, 1806/7 gegen Preußen und dann jahrelang in Spanien mit großer Auszeichnung gedient und 1813/14 mit gleichem Erfolge gefochten hatte, unterwarf er sich den Bourbons, erhielt von diesen zuerst wesentliche Beförderungen, welche ihm eigentlich nicht zugedacht waren, ward dann zurückgesetzt und schloß sich, nach Napoleons Rückkehr von Elba, von neuem diesem an. Der Feldzug von 1815 gab ihm Gelegenheit, seine alte Tüchtigkeit zu bewähren; an der Spitze eines Kürassier-Corps erntete er neue Lorbeeren; seine Reiter waren es, denen Blücher sich am Abend des 16. Juli entgegen warf und am 18. befanden sie sich unter den Truppen, mit denen Napoleon die Mitte von Wellingtons Stellung durchbrechen wollte. Ebenso leicht wie das erste Mal ging er nach der Katastrophe von Waterloo wieder in das königliche Lager über, erhielt Verzeihung, mußte aber sein Vaterland meiden, kehrte nach der Julirevolution zurück und starb am 8. Januar 1833 zu Aurillac. — Vgl. (Michaud), Biographie universelle, T. XXXVIII.

Militärgrenze, Österreichische. Die Genesis derselben und ihre systemmäßige Ausbildung läßt uns zwei Hauptperioden, die vortheresianische (16. Jahrhundert bis 1740) und theresianische 1740—1780 unterscheiden, denen sich drei weitere Zeiträume: 1780—1807, 1807—1850 und 1851—1881 bis zur Auflösung dieses mehr als dreihundertjährigen Instituts anschließen. —

Die Anfänge dieser wider die Türken eingerichteten Grenzwehre knüpfen sich (1521—1538) an jene Übereinkunft zwischen dem letzten Jagellonenkönige Ungarns und Böhmens, Ludwig II. (s. Art.), und dessen Schwager Erzherzog Ferdinand I. von Österreich (s. Art.), der zufolge dem letzteren im solidarischen Interesse Ungarn-Kroatiens und Innerösterreichs das Grenzland und zwar die hochkroatischen Thalgemeinden: Lika und Krbava (Corbavia, Karbau), das Gebiet von Zengg (Segnia), die Festungen Krupa, Klissa, Knin, Skradin, Ostrowitza u. a. im Liburnisch-Dalmatinischen zur Verteidigung überlassen wurden. Besonders wichtig aber war die Ansiedlung serbokroatischer Flüchtlinge vom türkischen Gebiete („Uskoken"-„Predawcen") in krainerisch-kroatischen Grenzdistrikte von Sichelburg (Sicherberg) oder Sumberk, welcherlei Erscheinung ihr Seitenstück an der Unterbringung von Serben (Raizen-Rascier) in Ober-Slavonien um Kopreiniz (Kaproncza), Kreuz (Krischevci) und Iwanitsch fand. Seit der Mohátscher Schlacht (1526) hatte die Türkengefahr das Grenzwehrensystem immer entschiedener als eine Existenzbedingung Ungarn-Kroatiens und Deutsch-Österreichs erscheinen lassen; das gemeinsame Bedürfnis fand um so mehr Geltung, da es zur Personalunion dieser Gebiete unter dem Habsburger Kaiser Ferdinand I. gekommen war. In dessen letzten Tagen (gest. 1564) hatten sich Türkenflüchtlinge, „Wlachen", im Poscheganer Gebiete eingefunden. Aus solchen Ansiedlungsgebieten, deren Bevölkerung immerwährend zum Waffendienste bereit sein mußte, setzten sich vier Hauptglieder des ältesten Grenzwehrensystems: die Sichelburger Oberhauptmannschaft, die Meergrenze mit dem Vororte Zengg, die kroatische („krabatische") mit Petrinja und die „windische" mit Warasdin zusammen und wurden von Zeit zu Zeit immer wieder mit neuen Zuwanderungen bedacht. Um 1564 zählten sie an 55 befestigten Plätzen, für deren Erhaltung den meisten Aufwand die innerösterreichischen Länder Steiermark, Kärnten und Krain zu tragen hatten. Den ersten selbständigen „Obersten Hauptmann" dieses Grenzwehrensystems finden wir s. 1557 bestellt.

Seit der Länderteilung unter den Söhnen Ferdinands I. (s. Art. „Habsburg") war Innerösterreich, mit seinem Herrscher Erzherzoge Karl (s. Art.) das mit dieser Einrichtung eng verknüpfte Herrschaftsgebiet, insbesondere als 1578 dem genannten Habsburger von seinem Bruder Kaiser Maximilian II. (s. Art.) das Oberste Generalat der „Grenzen" übertragen und somit der innere Hofkriegsrat in Graz die Hauptbehörde für die Instandhaltung des „ewigen und immerwährenden Generalats der windischen und kroatischen Grenze" wurde. 1579 erscheint bereits an der Mündung der Korana in die Kulpa die neue Festung „Karlstadt" und bildete nun den Hauptort der kroatischen Grenze, wie dies Warasdin für die windische blieb. — 1630, am 5. Oktober, erließ Kaiser Ferdinand II. (s. Art.) das erste Verfassungsstatut für den „Grenzkriegsstaat" und zwar zunächst für die Warasdiner; doch gewann es allmählich auch für die anderen Grenzdistrikte maßgebende Geltung. Besondere Schwierigkeiten ergaben sich aus den politischen Prätensionen der Ungarn und Kroaten und nicht minder aus dem fast durchgängigen Glaubensgegensatze zwischen den Grenzvölkern und den Provinzialen, indem jene nicht unierte oder „schismatische" Christen, diese Katholiken waren. — Die große „Serbenansiedlung" im letzten Dezennium des siebzehnten Jahrhunderts und insbesondere der glückliche Ausgang des leopoldinischen Türkenkrieges mit dem Karlowizer Frieden (1699) mußten der Weiterentwickelung des Grenzwehrensystems mächtigen Vorschub leisten. Schon 1696 wurde infolge der Erweiterung des Distriktes von Petrinja oder der Kulpa-Grenze ein drittes Grenzgeneralat neben dem älteren Karlstädter und Warasdiner angebahnt und fand 1704 als „Banalgrenze" seine administrative Ausbildung. 1701—1702 waren jedoch auch schon zwei neue Grenzgeneralate an der Save, Donau, Theiß und Marosch errichtet worden und zwar 1) das Generalat an der Save und Donau von Gradiska (in Slavonien) bis zur Mündung der Theiß und 2) von hier bis gegen Siebenbürgen — die Theiß-Maroscher Grenze, deren Bewohner in die reguläre Landmiliz und in das Tschardakenvolk (Tschardaken-Grenzwachthaus) zerfielen. Überdies kam es 1701—1714 einerseits zur Zentralisierung der Militärgrenzen-Verwaltung im Schoße des Hofkriegsrates, anderseits zur Ausbildung der Militärdirektion in der Lika und Krbava, welches Grenzgebiet Hochkroatiens militärisch von dem Karlstädter Generalkommando, zivil von der innerösterreichischen Kriegsstelle in Graz abhing. Die Warasdiner Generalatsgrenzen hatten ihren von den Ungarn unablässig angefochtenen Bestand behauptet und 1707 durch kaiserliches Reskript neuerdings anerkannt erhalten.

Nach dem Frieden von Passarowitz (Požarevac) 1718, am 21. Juli kam es nun auch zur Bildung von 4 Grenz-Oberhauptmannschaften im neu gewonnenen Temescher Banate und zur Organisierung einer Landmiliz im österreichischen Serbien. In die Zeit der Unruhen des Grenzervolkes (1718—1739) fallen verschiedene Versuche zur neuen Ordnung der dortigen Verhältnisse oder die „Regulamente", zu denen sich das wichtige Kaiserliche Patent vom 8. Februar 1735 gesellt, wonach die Grenzer gegen durchgängige Abgabenfreiheit die Pflicht zu übernehmen hatten, auch außerhalb des Landes zu dienen. Mit diesem Patent hing das „Regulament" des Grafen Khevenhüller von gleichem Datum für das slavonische Generalat zusammen. Besonders wichtig erscheint jedoch das infolge der Mission des Feldzeugmeisters Herzog Friedrich Joseph von Sachsen-Hildburghausen ins Warasdiner Generalat von Karl VI. genehmigte und 1737 am 26. Januar zu Kreuz verlesene Statut, das vor allem die sogen. „Haus-Kommunionen" oder Familiengenossenschaften regelt, anderseits durch die Gestaltung zweier Grenz-Regimenter den Anstoß zur Umwandlung des Grenzvolkes aus einer irregulären Nationalmiliz in reguläre Feldtruppen gab. Beim Tode Kaiser Karls VI. (1740) gliederte sich die Militärgrenze in 1) Save- und Donaugrenze, 2) Theiß-Maroschergrenze mit dem Distrikt Syrmien, 3) Warasdiner Generalat, 4) Karlstädter Generalat, Oberhauptmannschaft Likka-Krbava und Banalgrenze. Im ganzen konnten diese Gebiete 45,615 feldmäßige Truppen stellen und an 20,000 Mann zum Grenzschutze behalten.

Die theresianische Epoche (1740—1780) bildet für die Gestaltung der M. einen entscheidenden Zeitraum. Zunächst kam es zur Auflassung der slavonischen und der Theiß-Maroscher Grenze, um die territorialen Ansprüche der Ungarn zu befriedigen, wogegen die Banater Grenze, das Warasdiner und Karlstädter Generalat an Ausbildung gewannen und hier das Reformwerk des Prinzen von Hildburghausen zur Durchführung gelangte (1743—1750). Hiermit hing auch die völlige Ablösung der M. von Innerösterreich zusammen (1748). In der Zeit von 1748—1753 wurden die Ortschaften Alt-Gradiska, Semlin, Brod, Karlowiz und Bukowitz zu freien „Militärkommunitäten" erhoben; in Peterwardein eine „Freischützencompagnie" geschaffen. Für das Generalkommando von Slavonien erließ Feldzeugmeister von Mercy (s. Art.) 1755 eine Normale. Eine der wichtigsten jurisdiktionellen Schöpfungen bildeten jedoch die von dem Grafen Cordua und Hofkriegsrate Jenko 1754 für das Karlstädter und Warasdiner Generalat entworfenen „Grenzrechte", die bis 1807 in Wirksamkeit blieben. Bald darauf, 1765, wurde ein „General-Grenzinspektorat" geschaffen, unter welchem die Hauptkommissionen, die Ökonomiekommission und die Schulkommission standen; überdies eine entsprechende territoriale Regulierung in den 3 kroatischen Grenzbezirken durchgeführt. Gleichzeitig ward die Ausbildung der Banater Militärgrenze mit einer deutschen und einer „illyrischen" (oder serbischen) Grenzmiliz durchgeführt und 1761—65 die siebenbürgische Militärgrenze ausgebildet; wozu seit 1763—1764 auch eine Tschaikisten-Grenze im Donau- und Theiß-Winkel (mit den Ortschaften Titel, Lok, Woschorin, Gordinowatz, Vilova und Schablja) kam, welche 1769 noch erweitert wurde. So war unter Maria Theresia im Laufe von beiläufig 30 Jahren die M. in ihrer Ausdehnung von dem Zermagna-Flusse bis zur Bukowina (227 Meilen) als ein geschlossenes und gleichförmig geregeltes Ganzes zustandegebracht. Sie umfaßte von Westen nach Osten die Bezirke: 1) Karlstadt, 2) Warasdin, 3) Banalgrenze, 4) die slavonische, 5) Banater-, 6) siebenbürgische Grenze, dazu 7) das Tschaikisten-Bataillon. 1776 bezifferten sich die diensttauglichen Grenztruppen auf 61,700 Mann.

Die zweite Hauptperiode von 1780 bis 1850 gliedert sich in zwei Zeiträume, die das Jahr 1807 scheidet. In dem vorlaufenden: 1780—1807 wurde die innere Ausgestaltung der Militärgrenz-Institution durchgeführt, indem durch territoriale Regulierung, neue Ansiedlung und Einrichtung der Kantons-Verfassung 1786—1787, durch welche die Trennung der bürgerlichen von der militärischen Administration zur vollendeten Thatsache ward, und im Wege der Regulierung der „Militär-Kommunitäten" oder Militärstädte erster, zweiter und dritter Klasse (insbesondere im Jahre 1787) jener legislatorischen Schöpfung die Wege geebnet wurden, welche infolge der reformatorischen Thätigkeit des Erzherzogs Karl (s. Art.) 1807 den 7. August als „Grundgesetze für die Karlstädter, Warasdiner, Banal-, slavonische und banatische Militärgrenze" die kaiserliche Sanktion erhielt. Ihre Durchführung wurde dem Erzherzoge Ludwig als General-Grenzdirektor übertragen. Diese Gesetze zerfielen in 7 Hauptstücke, die: von dem Rechte auf unbewegliche Güter, von dem Rechte, sich auf Gewerbe, Handel und Wissenschaften zu verlegen, von den Hauskommunionen, von der militärischen Widmung der Grenzer, von der Ärarial- und Gemeindearbeit, von der Grundsteuer und von der Industrie- und Schutzsteuer handeln. Die Redaktion dieser Gesetze hatte der Hofkriegsratskonzipist Klenle übernommen.

Der zweite Zeitraum, innerhalb dessen die Jahre 1809—1814 „Militär-Kroatien" als Bestandteil der illyrischen Provinzen Frankreichs (s. Art. „Illyrien") erscheinen lassen, schließt mit den Bewegungsjahren 1848—1849 ab, in welchen die Grenzer gegen das Ministerium und die Insurrektion Ungarns zu den Waffen griffen und findet in dem kk. „Grundgesetze" für die Grenze vom 7. Mai 1850 einen Ruhepunkt. Die M. wurde dadurch als untrennbarer Bestandteil der österreichischen Monarchie erklärt, die mit dem gleichnamigen Provinziale ein Landgebiet bilde, jedoch ihre besondere Verwaltung und Vertretung behielt und in seiner ursprünglichen Organisation aufrecht erhalten wurde, in Ansehung des Waffen-Militär-Administrationsdienstes in das Reichsheer eingefügt und der vollziehenden Reichsgewalt unterstellt erscheint. Die Grenzer wurden aus erblichen Nutznießern des Lehensgutes vollberechtigte Eigentümer des Grundbesitzes. Überhaupt

bildet dies Grundgesetz den Höhepunkt in der Entwickelung der Militärgrenze als Ganzes.

Die dritte und letzte Hauptperiode bewegt sich innerhalb der Jahre 1851—1881. Das kroatisch-slavonische Grenzgebiet umfaßte 339 □ Meilen mit 10 Regimenter-Bezirken (1. Likka, 2. Ottoschatz, 3. Ogulin, 4. Sluin, 5. I. Banal, 6. II. Banal K.-B., 7. St. Georgen, 8. Kreuz, 9. Gradiska, 10. Brod); das serbisch-banatische Grenzgebiet 245 □ Meilen mit 4 Regimenter-Bezirken (11. Peterwardein, 12. Deutsch-Banat, 13. Serbisch-Banat, 14. Rumänisch-Banat und 15. Titler oder Tschaikisten-Bataillon). Sie bildeten zusammen 8 Brigaden oder 4 Divisionen. Die „trockene" Grenze lief vom Berge Ruska-Pojana im Westen bis Orschowa (Orsova) im Osten; die „nasse" an der Donau, Save, Unna und Korana. Als „Grenzkommunitäten" galten: Zengg, Karlopago, Petrinja, Kostainitza, Belovar, Ivanitsch, Peterwardein, Karlowitz, Semlin, Pantschowa, Weißkirchen, Brod.

Den Anfang der Auflösung der M. bildete zufolge des Drängens der siebenbürgischen Stände die Aufhebung der fünf dortigen Grenzregimenter mit kaiserlichem Erlasse vom 22. Januar 1851. — Der Ausgleich mit Ungarn 1868 gab den entscheidenden Anstoß zur weiteren Auflösung. 1871, am 8. Juni, wurde die Provinzialisierung der Warasdiner Grenze angeordnet unter Symptomen einer von der „großkroatischen Rechtspartei" (Starčevičianer) geschürten nationalen Bewegung. Um dieselbe Zeit wurden für das noch bestehende Grenzland Reformen in Angriff genommen, mit deren Durchführung in der kroatisch-slavonischen Grenze (Karlstadt) Frhr v. Mollinary und in der Banater Frhr. v. Scudier als kommandierende Generäle betraut wurden. Die völlige Inkorporierung der 3 Banater Regimenter und des Titler Bataillons erfolgte 1873. Ziemlich gleichzeitig (15. Juni 1873) begann eine neue politische Organisierung der kroatisch-slavonischen Militärgrenze, wodurch dies Gebiet ebenfalls eine fast ausschließlich bürgerliche Verwaltung erhielt, ohne noch förmlich provinzialisiert zu werden; an die Stelle der 9 „Regimenter" traten Distrikte und zwar bloß 6. Durch kaiserliches Manifest vom 8. August 1873 wurden die Grenzer inbezug der Wehrpflicht den übrigen Provinzialen gleichgestellt, der Unterschied zwischen „Grenz"- und „Linien"-Truppen fallen gelassen, 1881, am 15. Juli, endlich die Vereinigung des kroatisch-slavonischen Grenzgebietes mit den Königreichen Kroatien und Slavonien vollzogen. — So schloß nach mehr als dreihundertjährigem Bestande eine Schöpfung, deren Vernichtung den nationalpolitischen Wünschen Ungarns und Kroatiens jedenfalls förderlicher erscheint als dem Staatszwecke und Reichsgedanken, wie bestechend auch die Losung war, mit der M. einen Anachronismus zu beseitigen.

Vgl.: Hietzinger, Statistik der M. des österreichischen Kaiserstaates (3 Tle., Wien 1819); Fras, Vollst. Topographie der Karlstädter M. (Agram 1835); Csaplovics, Slavonien und zum Teil Kroatien (2 Bde. 1839); Czörnig Frhr. v., Ethnographie des österreichischen Kaiserstaates Bd. II u. III (Wien 1855—1857); Vaniček, Spezialgeschichte der M. (4 Tle., 1875); Schwicker, Politische Gesch. der Serben (Budapest 1880); Schwicker, Gesch. der österr. M. (Wien-Teschen 1883).

Miliutin, Dimitri Alexiewitsch, Graf, russischer General, am 10. Juli 1816 geboren, trat 1833 in die Armee, kam früh in den Generalstab und machte sich durch die Dienste, welche er in den Kaukasuskämpfen leistete, wie durch seine Thätigkeit als Lehrer an der Kriegsakademie und durch seine militärisch-statistischen und kriegsgeschichtlichen Schriften in weiteren Kreisen einen Namen, sodaß Kaiser Alexander II. ihn bald nach seinem Regierungsantritte zu den Arbeiten heranzog, welche die Umgestaltung des gesamten Heerwesens Rußlands bezweckten. Im Januar 1862 zum Kriegsminister ernannt, ist er der Reorganisator der Armee geworden; ihm verdankt sie hauptsächlich die Neuerungen, welche seit dieser Zeit bis zum Jahre 1881, wo er von jenem Posten zurücktrat, ihr ganzes Wesen vorteilhaft verändert haben: die Einführung der allgemeinen Wehrpflicht, die Vermehrung ihrer Effektivstärke, die Verbesserungen der wirtschaftlichen und gerichtlichen Einrichtungen und die größere Fürsorge für die wissenschaftliche Ausbildung des Offiziercorps. Die vielfachen Mißerfolge der Armee im Kriege von 1877—78 gegen die geringgeachteten Türken bewiesen freilich, daß M.s Thätigkeit noch keineswegs genügt hatte, um alle Schäden zu bessern, an denen das russische Heerwesen krankte. Es ist dies um so erklärlicher, als dieser bei der Durchführung der schwierigen Aufgabe, welche ihm oblag, auf vielfachen aktiven und passiven Widerstand stieß. Sowohl die zahlreichen Persönlichkeiten, deren materielles Interesse er bedrohte, indem er gegen den Schlendrian, die Korruption und die Bestechlichkeit zu Felde zog, welche am Mark des Landes zehrten, waren ihm entgegen, wie die aristokratische Partei, welche in ihm den Eindringling sah, dessen reformatorisches Gebaren ihre bis dahin allein maßgebende Stellung gefährdete, denn, wie sein Bruder Nikolai (s. d.), huldigte der Kriegsminister liberalen Anschauungen. Daneben war er eifriger Panslavist; in diesem Sinne Propaganda zu machen, überließ er jedoch den Fadejew und Ignatiew. Als Kaiser Alexander III. der Nachfolger seines ermordeten Vaters geworden war und seine Politik nicht den von M. befürworteten Weg der liberalen Reformen einschlug, überließ dieser am 4. Juli 1881 sein Portefeuille dem General Wannowski.

Miliutin, Nikolai, begegnete sich mit seinem Bruder, dem Kriegsminister Dimitri M. (s. d.), in dem Bestreben, die Adels- und Nepotenwirtschaft im russischen Reiche zu beseitigen und liberalen Grundsätzen Eingang zu verschaffen. Sein Name ward in weiteren Kreisen zuerst 1857 und 1858 genannt, wo er in dem Komitee, welches Kaiser Alexander II. mit der Bearbeitung seiner auf Abschaffung der Leibeigenschaft hinzielenden Pläne betraut hatte, als Führer der radikalen Minderheit hervortrat, welche dem Bauernstande den Besitz seiner Ländereien ohne Gegenleistung zuwenden wollte. Die Unteilbarkeit des Gemeindebesitzes, welche den persönlichen Besitz ausschloß,

wollte er in die neue Organisation hinübernehmen. Als er mit seinen Ideen, welche den gänzlichen Ruin des Adels herbeigeführt haben würden, nicht durchdringen konnte, zog er sich zurück. Zur Zeit des polnischen Aufstandes ward er an die Spitze eines in Warschau gebildeten Organisations-Komitees berufen, welches die bäuerlichen Verhältnisse in Polen umgestalten sollte. Er brachte ein Ablösungsgesetz zustande, dessen Spitze sich wiederum gegen den Adel und außerdem gegen die Geistlichkeit richtete, indem es die Bauern zu Eigentümern ihrer Pachtbesitzungen machte, die Klöster aufhob, die Güter der Kirche einzog. Es sollte aus Polen eine russische Provinz, womöglich mit orthodoxem Glauben, gemacht werden. Noch größere Macht wurde M. durch seine 1866 erfolgte Ernennung zum Minister-Staatssekretär für Polen in die Hand gegeben, doch entzog ihn schon nach zwei Jahren ein Schlaganfall dieser Wirksamkeit. Von den Folgen desselben konnte er sich nicht erholen; er erlag ihnen 1874, tiefbeklagt von der Nationalpartei, deren sozialistische Wünsche, welche allen Menschen gleiche Ansprüche an die Mutter Erde geben wollen, er mit aller Kraft gefördert hat. Auch seine politischen Gegner nennen ihn einen ehrenwerten, überzeugungstreuen Mann. — Vgl. „Aus der Petersburger Gesellschaft“, Leipzig 1875 (für beide Miliutin).

Miliz. Mit dem Namen M. bezeichnete man bei Beginn der neueren Geschichte zuweilen die Gesamtheit der vorhandenen Streitkräfte; vielfach nannte man aber auch das Aufgebot im Gegensatz zu den geworbenen Truppen so. Seit Errichtung der stehenden Heere beschränkt sich die Benennung M. meist auf diejenigen Formationen, welche im Kriegsfalle von den Stadt- und Landgemeinden aufgestellt wurden, (Bürger-, Land-M.); Stämme für dieselben bestanden im Frieden nicht, doch unterlagen die M.-pflichtigen meist einer gewissen Kontrolle und waren zur Teilnahme an Übungen verpflichtet. Ihre Leistungen gingen, wenn sie einmal in Anspruch genommen wurden, nicht über die eines Landsturmes hinaus. Der Begriff M. deckte sich in damaliger Zeit zuweilen mit dem der „Defension“, zuweilen waren sie aber auch einander gerade entgegengesetzt, oder bezeichneten in der einen Periode in demselben Lande den Gegensatz von dem, was sie wenige Jahrzehnte früher bedeutet hatten. So nannte man in Bayern im Anfange des 18. Jahrhunderts das stehende Heer die „reguläre Miliz“ und gab während des österreichischen Erbfolgekrieges Regimentern, welche aus den „Landfahnen“, einem Aufgebote, gebildet wurden, den Namen „M.-Regimenter“. — Gegenwärtig versteht man unter M.-Truppen in der Regel solche, welche nicht durch die Schule des stehenden Heeres gegangen sind; unter den aus ihnen hergestellten Formationen muß zwischen solchen unterschieden werden, für welche die Rahmen im Frieden bereits vorhanden sind, und zwischen solchen, für welche sie im Kriegsfalle erst geschaffen werden müssen. Das letztere System liefert dem Staate die größte Menge von Streitern bei den geringsten Barauslagen. Da aber im allgemeinen die Güte eines Heeres in umgekehrtem Verhältnisse zu den auf dasselbe verwandten Mitteln steht, so ist erstere um so geringer, je weniger Mühe und Geld die Truppen kosten; die Brauchbarkeit von M.-Truppen ist daher bei dem jetzigen Stande der Kriegskunst und bei den Anforderungen, welche die Kriegführung an den Soldaten und an seine Führer stellt, nur eine geringe. — Am meisten ist das M.system gegenwärtig in der Schweiz durchgeführt; sie unterhält nur M.truppen, welche allerdings schon im Frieden einer gewissen Schulung unterworfen werden. Die nationalen und internationalen Verhältnisse des Landes rechtfertigen diese Art der Heeresorganisation; ihre Brauchbarkeit im Felde, einem fremden Gegner gegenüber, würde sie erst zu beweisen haben. Daß sie dem Lande billiger zu stehen kommt, als es bei den Heereseinrichtungen anderer Länder, namentlich Deutschlands, der Fall ist, bestreitet sogar ein Mann wie W. Rüstow (Zeitschrift „Nord und Süd“, Berlin 1877), welcher früher ein begeisterter Vorkämpfer für Volksheere war, später aber sich zu der Ansicht belehrte, daß M.en an Schlagfähigkeit und Kriegsbrauchbarkeit den stehenden Heeren, wie sie nach Preußens Vorgange jetzt in Europa fast überall da bestehen, wo die allgemeine Wehrpflicht eingeführt ist, durchaus nicht gewachsen sein können. — In Deutschland würde der Landsturm zu den M.en zu rechnen sein, während die Landwehr, weil sie aus Soldaten zusammengesetzt ist, welche im stehenden Heere ausgebildet sind, nicht dazu gehört. In Oesterreich-Ungarn, wo die Landwehr einen Teil ihres Ersatzes selbst ausbildet, könnte man sie schon eher zur M. zählen; ebenso haben die französische Territorialarmee, die russische Reichswehr (Opoltschenie), die türkischen Redifs einen milizartigen Charakter. In Italien, wo die Benennung „Milizia“ eine amtliche ist, entspricht die Mobil-M. etwa der deutschen Landwehr, während die Territorial-M. den reinen M.charakter trägt. In Großbritannien ist die „Militia“ eine Truppe mit eigener Rekrutierung, kurzer Ausbildungszeit und geringem Rahmen; es finden jährlich Übungen bei ihr statt; sie ist zunächst bestimmt, den eigenen Herd zu verteidigen und an Stelle des Heeres zu treten, wenn dieses außerhalb des Inselreiches ins Feld rückt; mit Genehmigung des Parlaments darf sie jedoch auch im Auslande verwendet werden, mit einem Teile, der M.-Reserve, ist dies jederzeit der Fall.

Millesimo, Gefechte am 13. und 14. April 1796. Feldzeugmeister Baron Beaulieu, welcher an der Spitze des österreichisch-sardinischen Heeres stand, eröffnete den Feldzug des Jahres 1796 in Oberitalien mit einer Angriffsbewegung. General Bonaparte antwortete mit einem Gegenstoße, welcher zu einer Reihe von größeren Gefechten führte, deren Ausgang für die französischen Waffen überall ein günstiger war. So bei M., einem Flecken in der Provinz Cuneo an der westlichen Bormida und der aus der Riviera bei Savona in nordwestlicher Richtung die Apenninen überschreitenden Straße. General Augereau, welcher die Mitte der französischen Armee befehligte, bemächtigte sich am 13. der Engpässe bei M., von wo er die Sarden vertrieb,

und schnitt gleichzeitig dem General Provera, welcher sich mit österreichischen Truppen bei jenen befand, den Rückzug ab. Provera warf sich mit 1800 Mann in das Bergschloß Cossaria und verteidigte sich dort tapfer, mußte sich aber am 14., da es dem Feldmarschall-Lieutenant Colli, welcher die Austro-Sarden kommandierte, nicht gelang, ihn zu entsetzen, aus Mangel an Lebensmitteln und Wasser ergeben. — Vgl. „Österreichische militärische Zeitschrift", Wien 1822; Jomini, Histoire des guerres de la révolution, Paris 1820—1824.

Milli Dusow, s. Kainsky.

Miloradowitsch, Michael Graf, russischer General, aus einer ursprünglich serbischen Familie 1770 zu St. Petersburg geboren, machte, in die Garde getreten, ein rasches Avancement und ward, nachdem er, stets durch glänzende Tapferkeit sich auszeichnend, gegen Türken und Polen, 1799 und 1805 gegen Frankreich gefochten und sich im Türkenkriege von 1808 und 1809 als Truppenführer bewährt hatte, bei Ausbruch des Krieges von 1812 mit der Bildung eines Reservecorps beauftragt, mit welchem er zur Teilnahme an der Schlacht an der Moskwa rechtzeitig eintraf. Während derselben übernahm er an des tödlich verwundeten Bagration Stelle das Kommando von dessen Armee, führte bei dem darauffolgenden Rückzuge die Nachhut und, nachdem er schon am 4. Oktober bei Winkowo einen Erfolg davon getragen hatte, als die Franzosen den Heimweg antraten, die Avantgarde. Seine Thätigkeit und Energie glichen die Langsamkeit und Vorsicht des Oberfeldherrn Kutusow einigermaßen aus. Die Führung der Vortruppen wurde ihm wiederum zuteil, als die Russen Deutschlands Boden betraten, ebenso hatte er nach der Schlacht bei Groß-Görschen, bei welcher er nicht zugegen war, den Rückzug zu decken. Nachdem er dann bei Bautzen, Dresden, Kulm und Leipzig und 1814 in Frankreich gefochten hatte, war er, als Kaiser Alexander starb, Gouverneur von St. Petersburg. Die Empörung, welche nach des Kaisers Tode ausbrach, verkannte er vollständig, und so kam es, daß er, als er am 26. Dezember 1825 sich den auf dem Isaakplatze versammelten Aufständischen näherte, von einem derselben durch einen Pistolenschuß getötet wurde. M. war ein glänzender Soldat und eine majestätische Erscheinung, aber kein Feldherr, sorglos, verschwenderisch und rechtschaffen, zugleich tapfer und ein prahlerischer Großsprecher, ungezügelt in seinen Begierden. — Vgl. Kleinschmidt, Geschichte und Politik Rußlands, Cassel 1877.

Milosch Obrenowitsch, Stifter der in dem gegenwärtigen Königreich Serbien regierenden Dynastie, war einer der tapfersten und glücklichsten Führer des serbischen Volkes in seinem Unabhängigkeitskriege in den beiden ersten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts. M. entstammte, wie alle namhaften Serben dieser Zeit, einer bäuerlichen Familie, die in der Nahia (Kreis) von Rudnik angesiedelt war. Der Bauer Obren von Brußnitza hatte von seiner Frau Wischnja zwei Söhne, Milan und Jakob; als Witwe heiratete die Wischnja den Bauern Tescho von Dobrinja in der Nahia von Uschitza, und hatte drei Söhne, deren ältester, Milosch, 1780 geboren wurde. Der letztere nun schloß sich seinem Halbbruder Milan, der zu Brußnitza ein reicher Viehhändler von sehr bedeutendem Ansehen unter allem Volke geworden war, persönlich und geschäftlich eng an, und hat auch den Familiennamen Obrenowitsch angenommen. In den seit 1804 entbrannten Kämpfen gegen die Türken kämpfte Milan mit seinem Bruder so erfolgreich, daß er, der über die Nahien Rudnik und Poschega gebot, allein mit Wuiza von Smederewo neben dem Hauptanführer Kara-Georg auf selbständiges Ansehen im Volke Anspruch erheben konnte, — ein Verhältnis, welches freilich schon seit 1810 den späteren Gegensatz der Familien Obrenowitsch und Karageorgewitsch eingeleitet hat. Als dann Milan starb, erbte M. seine Macht, sein Vermögen und seine Politik; aber ihm war eine weit großartigere Laufbahn vorbehalten. Als nämlich im Jahre 1813 der tapfere Held Kara-Georg der Macht des türkischen Großwessirs Churschid-Pascha erlag und zuletzt mit den meisten Führern nach Österreich floh, hielt M., durch seine Verteidigung von Rawanj berühmt, im Lande aus, gewann durch Unterhandlungen mit den Türken die Anerkennung als Oberknes von Rudnik, Poschega und Kragujewatsch, sammelte aber, als jene die alten Gewaltthätigkeiten in erhöhtem Grade wiederholten, bereits persönlich in Gefahr, das Volk zu dem neuen Aufstande, den er 1815 am Palmsonntage zu Takowo eröffnete. Damit begann ein neuer serbisch-türkischer Krieg, der nach langem und wechselvollem Kampfe zu einer halben Unabhängigkeit Serbiens führte. M., der übrigens sich nicht bedachte, auf Befehl der Türken den nach Adzagna bei Smederewo zurückgekehrten Kara-Georg 1817 aus dem Wege räumen zu lassen, wurde 1816 von der Pforte, deren Truppen die Festungen des Landes behielten, oder genauer von dem Pascha Maraschli-Ali in Belgrad, der Serbien hatte erobern sollen, als serbischer Woiwode, und am 6. November 1817 von allen Knesen und der hohen Geistlichkeit seines Landes als erblicher Fürst von Serbien anerkannt. Letztere Wahl wiederholte diese Landesversammlung oder „Skupschtina" noch einmal 1827 zu Kragujewatsch. Die noch immer durchaus provisorischen Zustände des Landes erhielten einen bestimmteren Charakter, als endlich nach ihrem unglücklichen Kriege mit Rußland die Pforte auf Grund des Friedens von Adrianopel (1829) durch den Ferman vom 15. August 1830 die Rechte der Serben genauer begrenzte und bestätigte. Nach außen war Serbien jetzt so gut wie ganz unabhängig; alle früheren Verpflichtungen gegen den Sultan und die türkischen Grundherren wurden in Gestalt eines jährlichen Tributes erledigt, die Türken auf ihre Festungen und das Türkenviertel in Belgrad beschränkt, endlich im Jahre 1833 die Grenzen des Landes nach den Wünschen der Serben festgestellt. Dagegen war die Regierung des Fürsten M. nach innen allmählich auf starke Schwierigkeiten gestoßen. Die autokratische Art, mit welcher M. die Knesen zu seinen Werkzeugen machte, die Macht der Dorfobrigkeiten sich unterordnete, dazu der finanzielle Druck und die Strenge seiner Regierung hatte schon jetzt ihm viele Gegner geschaffen. Da

aber auch nach Abschluß der provisorischen Zustände M. mit persönlicher Willkür weiter regierte; da die wirkliche Zivilisierung des Landes nicht weiter geführt wurde, so bildete sich allmählich eine starke Opposition wider ihn aus, die selbst seine nächsten Umgebungen ergriff. Da gab er auf der Skupschtina zu Kragujewatsch 1835 die Zustimmung zur Einführung einer Verfassung, die seine Gewalt wesentlich beschränken sollte, setzte dann aber doch, jetzt scheinbar auf die Pforte gestützt, sein altes System, namentlich das Monopolwesen, sehr hartnäckig fort, so daß endlich seine Gegner, unter Zustimmung der Pforte und des wegen einer neuen Befreundung M.s mit England gegen ihn verstimmten Rußlands, es ermöglichten, daß der Sultan selbst (1838) für Serbien ein Grundgesetz (Ustav) feststellen ließ und zu Anfang des Jahres 1839 veröffentlichte, welches dem Fürsten einen unabsetzbaren und auf Lebenszeit bestellten Senat zur Seite gab, der seine Macht auf das allerentschiedenste beschränkte. Da sowohl die Senatoren, unter ihnen namentlich der neuerdings mit M. verfeindete, mächtige Thomas Peritschitsch Wutschitsch, und die Minister, unter ihnen namentlich Abraham Petroniewitsch, und Georg Protitsch, entschlossene Gegner des bisherigen Systems waren, so wurde seine Stellung schnell unhaltbar. Als Wutschitsch eine gegen den Senat gerichtete Bewegung schnell gedämpft hatte, dankte M. am 13. Juni 1839 zugunsten seines ältesten Sohnes Milan (am 19. Oktober 1819 geboren) ab und zog sich nach Österreich zurück. Erst nach vielen Jahren, als nach wiederholter Neubesetzung des serbischen Thrones der Fürst Alexander Karageorgewitsch (s. d.) wieder durch die Skupschtina in Belgrad (23. Dezember 1858) gestürzt war, rief die provisorische Regierung unter Garaschanin, durch die unwiderstehliche Strömung der Versammlung bestimmt, den alten M., und zwar wieder als erblichen Fürsten, aus Wien nach Serbien zurück, der dem Volke jetzt nur noch als der alte siegreiche Gegner der Türken galt. M., der sich zur Zeit in Bukarest befand, gewann die Pforte, indem er ihr erklärte, nur dann wieder nach Serbien gehen zu wollen, sobald sie damit einverstanden sei, und erhielt am 12. Januar 1859 die Bestätigung als Fürst; nur die Erblichkeit wurde nicht ausdrücklich wieder anerkannt. Am 6. Februar 1859 nach Belgrad zurückgekehrt, regierte er mit alter Kraft und Energie, zähmte seine politischen Gegner (Wutschitsch starb in harter Haft), erreichte auch (11. März 1860) die Anerkennung seines Sohnes Michael als seines Nachfolgers durch die Pforte, und starb am 26. September 1860 zu Toptschider. — Vgl. namentlich L. Ranke, Serbien und die Türkei im 19. Jahrhundert, Leipzig 1879.

Miltitz, Karl v., sächsischer Edelmann und päpstlicher Kammerherr im XVI. Jahrhundert, bekannt durch seine Beteiligung an Luthers Ketzerprozeß, wurde um 1490 zu Miltitz bei Meißen geboren, studierte c. 1508 in Köln, wurde Kanonikus in Mainz, Trier, Meißen, kam 1515 nach Rom nnd wurde dort päpstlicher Notar und Kämmerer — ein gewandter Weltmann, mit deutscher Art und Sitte wohlbekannt, nicht allzu streng in seinen kirchlichen Anschauungen, wie in seiner Lebensweise, ein Freund des Weins und munterer Geselligkeit und in seinen Äußerungen nichts weniger als vorsichtig. Ihn ersah 1518 Papst Leo X., dem beim Bevorstehen der Kaiserwahl daran gelegen war, mit dem Kurfürsten Friedrich dem Weisen von Sachsen im guten Einvernehmen zu bleiben, zu einer Mission nach Deutschland, um dem Kurfürsten die am Sonntag Lätare geweihte goldene Rose als Zeichen besonderer Gunst nebst einem päpstlichen Begleitschreiben zu überbringen. Daneben aber hatte M. den speziellen Auftrag, nicht bloß den Kurfürsten von der Sache Luthers abzuziehen, sondern auch diesen selbst eventuell festzunehmen und nach Rom zu bringen, für welchen Zweck ihm verschiedene weitere Briefe an den Magistrat und Hauptmann in Wittenberg und an andere Adressen mitgegeben waren. Sobald aber M. den deutschen Boden betrat, hatte er Gelegenheit, die der Sache Luthers günstige und romfeindliche Stimmung im deutschen Volke kennen zu lernen; er fand, daß unter 5 Menschen kaum noch 2 oder 3 es mit dem Papste hielten. Darum beschloß er, die goldene Rose und den „Sack mit Ablässen“, den er bei sich führte, vorerst beim Hause Fugger in Augsburg zu deponieren, um zunächst als Privatmann das Gemüt des Kurfürsten zu erforschen und wo möglich Luther mit dem Papst zu versöhnen. In Sachsen angekommen, citierte er zuerst den Dominikanerprior Tetzel vor sich nach Altenburg und suchte ihn darauf, da er nicht kam, in Leipzig auf; schlimme Dinge stellten sich da heraus; Tetzel wurde scharf angelassen teils wegen ungeeigneten Verhaltens beim Ablaßvertrieb, teils wegen ärgerlichen Lebenswandels; der arme Mann soll aus Alteration ein halbes Jahr später gestorben sein. In den ersten Tagen des Januar 1519 kam es dann zu einer persönlichen Verhandlung zwischen M. und Luther auf dem Schloß zu Altenburg, wobei auch der kurfürstliche Rat Fabian v. Feilitzsch und der Hofprediger Spalatin zugegen waren. Durch freundlichen und beweglichen Zuspruch gelang es M., Luther zu einer Art von Waffenstillstand zu bestimmen. Dieser versprach, den Ablaßstreit ruhen zu lassen, sofern der Widerpart auch schweige; auch wollte er in einem demütigen Schreiben an den Papst sich wenden und in einer öffentlichen Schrift das Volk zum Gehorsam gegen die römische Kirche ermahnen. Abends saß M. mit Luther bei einem heitern Mahle zusammen und verabschiedete sich von ihm mit einem Kuß. Luther war weit entfernt, ihm zu trauen: seine Thränen nennt er Krokodilsthränen, seinen Kuß einen Judaskuß. Doch wollte er warten, was man zu Rom weiter beschließe. Der von M. gemachte Vorschlag aber, die Beilegung der Sache Luthers dem Erzbischof Richard von Trier zu überlassen, fand nicht den Beifall der Kurie. Weitere Verhandlungen zwischen M. und Luther zu Liebenwerda und Lichtenberg zerschlugen sich. Die Leipziger Disputation im Sommer 1519 und die päpstliche Bulle vom Jahr 1520 machten dem Miltitzschen Vermittelungsversuch ein Ende: es war eine Episode, die den Gang der Dinge nicht aufzuhalten ver-

mochte. — Von M.s weiteren Schicksalen ist wenig bekannt: 1529 soll er in der Nähe von Mainz bei der Überfahrt über den Rhein oder Main ertrunken sein. — Siehe Seidemann, Karl v. Miltitz, 1844; Löbe, Luther in Altenburg 1869; („Mitteilungen der geschichtsf. Gesellschaft des Osterlandes“ VII, 152 ff.); Ranke, Deutsche Geschichte im Zeitalter der Reformation I, 271 ff.; Köstlin, Luther I, 215 ff., 238 ff; Kolde, Luther I, 185 ff.

Milton, John. Einer guten Familie als Sohn eines Notars am 9. Dezember 1608 in London entsprossen, wuchs M. in puritanischer Frömmigkeit auf und gewann die ihn nie verlassende Neigung zu Musik und Gesang, genoß sorgfältigen Unterricht und legte den Grund zu einer späterhin Staunen erregenden Gelehrsamkeit; frühe versuchte er sich poetisch, um einst einer der gewaltigsten Dichter Englands zu werden und ihm „Das verlorene Paradies“ zu schenken. Am 12. Februar 1625 erfolgte seine Aufnahme in das Christ-College in Cambridge; er wurde am 26. März 1629 Baccalaureus und am 3. Juli 1632 Magister artium. Er sollte den geistlichen Beruf einschlagen, aber die in der Kirche herrschende Tyrannei und Gewissensknechtung stieß seinen freien Sinn ab, und er lebte in Horton nur der Poesie und Litteratur. 1638 trat er eine Reise durch Frankreich und Italien an und kehrte im August 1639 heim. Bald nahm er am Kampfe für die Reform der Kirche, der das Reich durchtobte, Anteil und schrieb im Sommer 1641 „Of reformation touching church-discipline in England: and the cavses that hitherto had hindred it. Two bookes, written to a freind.“ Er wollte darthun, warum die Reformation eine halbe geblieben sei und sprach für Abschaffung des Bistums, die er auch in der Schrift: „Of prelatical episcopacy and whither it may be deduc'd from the Apostolical times by vertue of those Testimonies which are alledg'd to that purpose in some late Treatises etc.“ forderte (1641). Von den Ereignissen mächtig bewegt, schrieb er 1642 „The Reason of Church government urg'd against Prelaty, two books“, wiederum voll Bitterkeit gegen die Prälaten. Damals war er ein überzeugter Verehrer des Presbyterianertums. Gegen Verleumdungen wußte er sich mit der Feder zu wehren.

1643 heiratete M. Mary Powell, doch wurde die Ehe unglücklich, und M. schrieb eine Reihe Abhandlungen über Ehescheidung und über Erziehung der Kinder; später gestaltete sich die Ehe freundlicher, die Kinder wurden ein versöhnendes Band.

Im großen Streite der Presbyterianer und Independenten trat M. bald, um der Freiheit willen, zu letzteren und wurde der geistvollste Verfechter ihrer Ideale; der presbyterianische Zwang hatte ihn abgestoßen. Er wurde ein independentischer Führer. 1644 erschien seine berühmte Schrift für Preßfreiheit „Areopagitica; A Speech of Mr. John Milton for the Liberty of unlicens'd printing to the Parlament of England“, eine der glänzendsten Abhandlungen, die je gegen die Zensur erlassen worden; sie griff die Presbyterianer scharf an. In seinem Hause in Barbican unterrichtete M. eine Reihe junger Leute, während der Bürgerkrieg forttobte. Er besang Fairfax und erklärte sich für die Republik; schon vor Beginn des Prozesses Karls I. begann er die Schrift: „The Tenure of Kings and Magistrates etc.“ (London 1649). Auch in ihr griff er die Presbyterianer an, deckte als Independent ihre Blößen wie die des Königtums auf und sprach gegen die Tyrannen, ohne geradezu den Tyrannenmord zu empfehlen; ein religiöser Grundton durchdringt die Schrift, ein Produkt entschiedensten Independentismus. Im März 1649 wurde M. Sekretär für die fremden Sprachen, hatte nun die auswärtige Korrespondenz der neuen Regierung lateinisch zu führen, und seine Depeschen galten als meisterhaft; dabei entstanden Staatsschriften wie die über den Friedensschluß von Kilkenny und die Gegenschrift gegen Karls I. „Εἰκὼν βασιλική“, der „Εἰκονοκλάστης“ (1649; 2. Aufl. 1651), die aber nicht den Eindruck der Karlschen Schrift hervorrief. Ebenso bekämpfte er Salmasius, der Karl I. verteidigt hatte, und schrieb im Auftrage des Staatsrats dagegen „Joannis Miltoni Angli pro Populo Anglicano Defensio contra Claudii Anonymi, alias Salmasii, Defensionem Regiam“ (1651); die Belohnung von hundert Pfund, die ihm der Staatsrat dafür anbot, lehnte er ab. Er stellte in seiner Defensio den Gedanken der Volkssouveränität in schroffster Form auf und betonte das unveräußerliche Recht des Widerstands gegen Tyrannei. Salmasius antwortete, das litterarische Europa nahm Anteil an dem Kampfe für oder gegen M., der seit 1652 erblindet war, aber im Streite nicht ermüdete. Gegen eine neue Verherrlichung Karls I. schleuderte M. 1654 eine zweite Verteidigungsschrift für das englische Volk, gegen Angriffe auf ihn selbst eine Selbstverteidigung (1655). Trotz seiner Erblindung blieb M. mit vermindertem Gehalte Sekretär unter dem Protektorate; er verehrte Cromwell als seinen Heros, stellte aber freimütig Forderungen und Mahnungen an ihn, und bald mußte er mit Cromwell, der die Freiheit unterband und einen Militärdespotismus schuf, in großen Widerspruch geraten. M.s Streben ging lebenslang auf Trennung der Kirche vom Staate und mit tiefem Kummer sah er, daß auch unter Cromwell die Geistlichen „Mietlinge“ der Staatsgewalt sein mußten. Die innere Regierung des Lord-Protektors verletzte überall die Ideale des blinden Dichters, während die auswärtige Politik desselben ihm aufrichtige Genugthuung bereitete und er ihren protestantischen Charakter pries.

Im Mai 1652 verwitwet, heiratete M. 1656 Katharina Woodcock, mußte sie aber nach glücklicher Ehe schon 1658 begraben. Nach Cromwells Tod trat er mit Abhandlungen über das Verhältnis des Staats zu den kirchlichen Angelegenheiten und über die geeignetsten Mittel, um Mietlinge aus der Kirche zu entfernen, hervor (1659). Unter den völlig veränderten Verhältnissen, die sich zur Restauration der Stuarts anschickten, war M. im Staatsamte nicht mehr möglich; er verlor es 1659. Er publizierte 1660 eine rasch in ver-

aber auch nach Abschluß der provisorischen Zustände M. mit persönlicher Willkür weiter regierte; da die wirkliche Zivilisierung des Landes nicht weiter geführt wurde, so bildete sich allmählich eine starke Opposition wider ihn aus, die selbst seine nächsten Umgebungen ergriff. Da gab er auf der Skupschtina zu Kragujewatsch 1835 die Zustimmung zur Einführung einer Verfassung, die seine Gewalt wesentlich beschränken sollte, setzte dann aber doch, jetzt scheinbar auf die Pforte gestützt, sein altes System, namentlich das Monopolwesen, sehr hartnäckig fort, so daß endlich seine Gegner, unter Zustimmung der Pforte und des wegen einer neuen Befreundung M.s mit England gegen ihn verstimmten Rußlands, es ermöglichten, daß der Sultan selbst (1838) für Serbien ein Grundgesetz (Ustav) feststellen ließ und zu Anfang des Jahres 1839 veröffentlichte, welches dem Fürsten einen unabsetzbaren und auf Lebenszeit bestellten Senat zur Seite gab, der seine Macht auf das allerentschiedenste beschränkte. Da sowohl die Senatoren, unter ihnen namentlich der neuerdings mit M. verfeindete, mächtige Thomas Petritschitsch Wutschitsch, und die Minister, unter ihnen namentlich Abraham Petroniewitsch, und Georg Protitsch, entschlossene Gegner des bisherigen Systems waren, so wurde seine Stellung schnell unhaltbar. Als Wutschitsch eine gegen den Senat gerichtete Bewegung schnell gedämpft hatte, dankte M. am 13. Juni 1839 zugunsten seines ältesten Sohnes Milan (am 19. Oktober 1819 geboren) ab und zog sich nach Österreich zurück. Erst nach vielen Jahren, als nach wiederholter Neubesetzung des serbischen Thrones der Fürst Alexander Karageorgewitsch (s. d.) wieder durch die Skupschtina in Belgrad (23. Dezember 1858) gestürzt war, rief die provisorische Regierung unter Garaschanin, durch die unwiderstehliche Strömung der Versammlung bestimmt, den alten M., und zwar wieder als erblichen Fürsten, aus Wien nach Serbien zurück, der dem Volke jetzt nur noch als der alte siegreiche Gegner der Türken galt. M., der sich zur Zeit in Bukarest befand, gewann die Pforte, indem er ihr erklärte, nur dann wieder nach Serbien gehen zu wollen, sobald sie damit einverstanden sei, und erhielt am 12. Januar 1859 die Bestätigung als Fürst; nur die Erblichkeit wurde nicht ausdrücklich wieder anerkannt. Am 6. Februar 1859 nach Belgrad zurückgekehrt, regierte er mit alter Kraft und Energie, zähmte seine politischen Gegner (Wutschitsch starb in harter Haft), erreichte auch (11. März 1860) die Anerkennung seines Sohnes Michael als seines Nachfolgers durch die Pforte, und starb am 26. September 1860 zu Toptschider. — Vgl. namentlich L. Ranke, Serbien und die Türkei im 19. Jahrhundert, Leipzig 1879.

Miltitz, Karl v., sächsischer Edelmann und päpstlicher Kammerherr im XVI. Jahrhundert, bekannt durch seine Beteiligung an Luthers Ketzerprozeß, wurde um 1490 zu Miltitz bei Meißen geboren, studierte c. 1508 in Köln, wurde Kanonikus in Mainz, Trier, Meißen, kam 1515 nach Rom nnd wurde dort päpstlicher Notar und Kämmerer — ein gewandter Weltmann, mit deutscher Art und Sitte wohlbekannt, nicht allzu streng in seinen kirchlichen Anschauungen, wie in seiner Lebensweise, ein Freund des Weins und munterer Geselligkeit und in seinen Äußerungen nichts weniger als vorsichtig. Ihn ersah 1518 Papst Leo X., dem beim Bevorstehen der Kaiserwahl daran gelegen war, mit dem Kurfürsten Friedrich dem Weisen von Sachsen im guten Einvernehmen zu bleiben, zu einer Mission nach Deutschland, um dem Kurfürsten die am Sonntag Lätare geweihte goldene Rose als Zeichen besonderer Gunst nebst einem päpstlichen Begleitschreiben zu überbringen. Daneben aber hatte M. den speziellen Auftrag, nicht bloß den Kurfürsten von der Sache Luthers abzuziehen, sondern auch diesen selbst eventuell festzunehmen und nach Rom zu bringen, für welchen Zweck ihm verschiedene weitere Briefe an den Magistrat und Hauptmann in Wittenberg und an andere Adressen mitgegeben waren. Sobald aber M. den deutschen Boden betrat, hatte er Gelegenheit, die der Sache Luthers günstige und romfeindliche Stimmung im deutschen Volke kennen zu lernen; er fand, daß unter 5 Menschen kaum noch 2 oder 3 es mit dem Papste hielten. Darum beschloß er, die goldene Rose und den „Sack mit Ablässen", den er bei sich führte, vorerst beim Hause Fugger in Augsburg zu deponieren, um zunächst als Privatmann das Gemüt des Kurfürsten zu erforschen und wo möglich Luther mit dem Papst zu versöhnen. In Sachsen angekommen, citierte er zuerst den Dominikanerprior Tetzel vor sich nach Altenburg und suchte ihn darauf, da er nicht kam, in Leipzig auf; schlimme Dinge stellten sich da heraus; Tetzel wurde scharf angelassen teils wegen ungeeigneten Verhaltens beim Ablaßvertrieb, teils wegen ärgerlichen Lebenswandels; der arme Mann soll aus Alteration ein halbes Jahr später gestorben sein. In den ersten Tagen des Januar 1519 kam es dann zu einer persönlichen Verhandlung zwischen M. und Luther auf dem Schloß zu Altenburg, wobei auch der kurfürstliche Rat Fabian v. Feilitzsch und der Hofprediger Spalatin zugegen waren. Durch freundlichen und beweglichen Zuspruch gelang es M., Luther zu einer Art von Waffenstillstand zu bestimmen. Dieser versprach, den Ablaßstreit ruhen zu lassen, sofern der Widerpart auch schweige; auch wollte er in einem demütigen Schreiben an den Papst sich wenden und in einer öffentlichen Schrift das Volk zum Gehorsam gegen die römische Kirche ermahnen. Abends saß M. mit Luther bei einem heitern Mahle zusammen und verabschiedete sich von ihm mit einem Kuß. Luther war weit entfernt, ihm zu trauen: seine Thränen nennt er Krokodilsthränen, seinen Kuß einen Judaskuß. Doch wollte er warten, was man zu Rom weiter beschließe. Der von M. gemachte Vorschlag aber, die Beilegung der Sache Luthers dem Erzbischof Richard von Trier zu überlassen, fand nicht den Beifall der Kurie. Weitere Verhandlungen zwischen M. und Luther zu Liebenwerda und Lichtenberg zerschlugen sich. Die Leipziger Disputation im Sommer 1519 und die päpstliche Bulle vom Jahr 1520 machten dem Miltitzschen Vermittelungsversuch ein Ende: es war eine Episode, die den Gang der Dinge nicht aufzuhalten ver-

mochte. — Von M.s weiteren Schicksalen ist wenig bekannt: 1529 soll er in der Nähe von Mainz bei der Überfahrt über den Rhein oder Main ertrunken sein. — Siehe Seidemann, Karl v. Miltitz, 1844; Löbe, Luther in Altenburg 1869; („Mitteilungen der geschichtsf. Gesellschaft des Osterlandes" VII, 152 ff.); Ranke, Deutsche Geschichte im Zeitalter der Reformation I, 271 ff.; Köstlin, Luther I, 215 ff., 238 ff; Kolde, Luther I, 185 ff.

Milton, John. Einer guten Familie als Sohn eines Notars am 9. Dezember 1608 in London entsprossen, wuchs M. in puritanischer Frömmigkeit auf und gewann die ihn nie verlassende Neigung zu Musik und Gesang, genoß sorgfältigen Unterricht und legte den Grund zu einer späterhin Staunen erregenden Gelehrsamkeit; frühe versuchte er sich poetisch, um einst einer der gewaltigsten Dichter Englands zu werden und ihm „Das verlorene Paradies" zu schenken. Am 12. Februar 1625 erfolgte seine Aufnahme in das Christ-College in Cambridge; er wurde am 26. März 1629 Baccalaureus und am 3. Juli 1632 Magister artium. Er sollte den geistlichen Beruf einschlagen, aber die in der Kirche herrschende Tyrannei und Gewissensknechtung stieß seinen freien Sinn ab, und er lebte in Horton nur der Poesie und Litteratur. 1638 trat er eine Reise durch Frankreich und Italien an und kehrte im August 1639 heim. Bald nahm er am Kampfe für die Reform der Kirche, der das Reich durchtobte, Anteil und schrieb im Sommer 1641 „Of reformation touching church-discipline in England: and the cavses that hitherto had hindred it. Two bookes, written to a freind." Er wollte darthun, warum die Reformation eine halbe geblieben sei und sprach für Abschaffung des Bistums, die er auch in der Schrift: „Of prelatical episcopacy and whither it may be deduc'd from the Apostolical times by vertue of those Testimonies which are alledg'd to that purpose in some late Treatises etc." forderte (1641). Von den Ereignissen mächtig bewegt, schrieb er 1642 „The Reason of Church government urg'd against Prelaty, two books", wiederum voll Bitterkeit gegen die Prälaten. Damals war er ein überzeugter Verehrer des Presbyterianertums. Gegen Verleumdungen mußte er sich mit der Feder zu wehren.

1643 heiratete M. Mary Powell, doch wurde die Ehe unglücklich, und M. schrieb eine Reihe Abhandlungen über Ehescheidung und über Erziehung der Kinder; später gestaltete sich die Ehe freundlicher, die Kinder wurden ein versöhnendes Band.

Im großen Streite der Presbyterianer und Independenten trat M. bald, um der Freiheit willen, zu letzteren und wurde der geistvollste Verfechter ihrer Ideale; der presbyterianische Zwang hatte ihn abgestoßen. Er wurde ein independentischer Führer. 1644 erschien seine berühmte Schrift für Preßfreiheit „Areopagitica: A Speech of Mr. John Milton for the Liberty of unlicens'd printing to the Parlament of England", eine der glänzendsten Abhandlungen, die je gegen die Zensur erlassen worden; sie griff die Presbyterianer scharf an. In seinem Hause in Barbican unterrichtete M. eine Reihe junger Leute, während der Bürgerkrieg forttobte. Er besang Fairfax und erklärte sich für die Republik; schon vor Beginn des Prozesses Karls I. begann er die Schrift: „The Tenure of Kings and Magistrates etc." (London 1649). Auch in ihr griff er die Presbyterianer an, deckte als Independent ihre Blößen wie die des Königtums auf und sprach gegen die Tyrannen, ohne geradezu den Tyrannenmord zu empfehlen; ein religiöser Grundton durchdringt die Schrift, ein Produkt entschiedensten Independentismus. Im März 1649 wurde M. Sekretär für die fremden Sprachen, hatte nun die auswärtige Korrespondenz der neuen Regierung lateinisch zu führen, und seine Depeschen galten als meisterhaft; dabei entstanden Staatsschriften wie die über den Friedensschluß von Kilkenny und die Gegenschrift gegen Karls I. „*Εἰκὼν βασιλική*", der „*Εἰκονοκλάστης*" (1649; 2. Aufl. 1651), die aber nicht den Eindruck der Karlschen Schrift hervorrief. Ebenso bekämpfte er Salmasius, der Karl I. verteidigt hatte, und schrieb im Auftrage des Staatsrats dagegen „Joannis Miltoni Angli pro Populo Anglicano Defensio contra Claudii Anonymi, alias Salmasii, Defensionem Regiam" (1651); die Belohnung von hundert Pfund, die ihm der Staatsrat dafür anbot, lehnte er ab. Er stellte in seiner Defensio den Gedanken der Volkssouveränität in schroffster Form auf und betonte das unveräußerliche Recht des Widerstands gegen Tyrannei. Salmasius antwortete, das litterarische Europa nahm Anteil an dem Kampfe für oder gegen M., der seit 1652 erblindet war, aber im Streite nicht ermüdete. Gegen eine neue Verherrlichung Karls I. schleuderte M. 1654 eine zweite Verteidigungsschrift für das englische Volk, gegen Angriffe auf ihn selbst eine Selbstverteidigung (1655). Trotz seiner Erblindung blieb M. mit vermindertem Gehalte Sekretär unter dem Protektorate; er verehrte Cromwell als seinen Heros, stellte aber freimütig Forderungen und Mahnungen an ihn, und bald mußte er mit Cromwell, der die Freiheit unterband und einen Militärdespotismus schuf, in großen Widerspruch geraten. M.s Streben ging lebenslang auf Trennung der Kirche vom Staate und mit tiefem Kummer sah er, daß auch unter Cromwell die Geistlichen „Mietlinge" der Staatsgewalt sein mußten. Die innere Regierung des Lord-Protektors verletzte überall die Ideale des blinden Dichters, während die auswärtige Politik desselben ihm aufrichtige Genugthuung bereitete und er ihren protestantischen Charakter pries.

Im Mai 1652 verwitwet, heiratete M. 1656 Katharina Woodcock, mußte sie aber nach glücklicher Ehe schon 1658 begraben. Nach Cromwells Tod trat er mit Abhandlungen über das Verhältnis des Staats zu den kirchlichen Angelegenheiten und über die geeignetsten Mittel, um Mietlinge aus der Kirche zu entfernen, hervor (1659). Unter den völlig veränderten Verhältnissen, die sich zur Restauration der Stuarts anschickten, war M. im Staatsamte nicht mehr möglich; er verlor es 1659. Er publizierte 1660 eine rasch in ver-

besserter Auflage erscheinende Schrift „The Readie and Easie Way to Establish a Free Commonwealth and the Excellence thereof Compar'd with the inconveniences and dangers of readmitting kingship in this nation“; in ihr pries er umsonst die Republik der ermüdeten Nation an, die sich zum Königtum zurücksehnte. Heftige Angriffe erfolgten nun gegen M., und als Karl II. in London eingezogen war, ängstigten sich die Freunde um sein Los. Auf Antrag des Unterhauses ließ der König den „Εἰκονοκλάστης“ und die erste „Defensio pro populo Anglicano“ am 27. August 1660 durch Henkershand verbrennen, doch geschah M. nichts. Hingegen blieb er nun für die herrschenden Kreise ein Toter. Er lebte unabhängig, in einfachen Verhältnissen, seit Februar 1663 mit Elisabeth Minshul verheiratet und viel von Gelehrten besucht. Er widmete sich ganz der Poesie, die jetzt ihre wunderbarsten Blüten trieb, philologischen, theologischen und historischen Arbeiten. Am öffentlichen Leben beteiligte er sich nur noch einmal, indem er 1673 das Schriftchen „Of True Religion, Haeresie, Schism, Toleration, and what best means may be us'd against the growth of Popery“ veröffentlichte; seine puritanische Auffassung machte ihn absolut intolerant gegen den Katholicismus. Lieblos von seinen Töchtern behandelt, aber treu von seiner Frau gepflegt, starb M. in London am 8. November 1674 und wurde in der Kirche St. Gilles beigesetzt. Seine Witwe starb erst 1727. M.s Denkmal steht in der Westminster-Abtei.

Vgl. A. Stern, Milton und seine Zeit, zwei Teile, Leipzig 1877—1879; D. Masson, Life of John Milton, London, 1859—1878, fünf Bände.

Mina, spanische Guerillaführer. — **1) Xaverio,** 1789 zu Idozin, einem Dorfe bei Pamplona, aus einer nicht unbemittelten Grundbesitzerfamilie geboren, vertauschte, als die Franzosen 1808 nach Spanien kamen, das geistliche Gewand mit dem Kleide des Kriegers, bildete eine Guerillabande und ward zum Kommandanten von Navarra ernannt. Bei seinen Gegnern machte er sich bald einen gefürchteten Namen, aber schon am 29. März 1809 von ihnen überfallen und zum Gefangenen gemacht blieb er bis zum Jahre 1814 in Vincennes im feindlichen Gewahrsam. Das reaktionäre Vorgehen König Ferdinands VII. veranlaßte ihn, im Verein mit seinem Oheim Francisco, im September desselben Jahres in Pamplona einen Aufstandsversuch zu machen, welcher die Herstellung der Konstitution von 1812 zum Zwecke hatte. Als dieser mißlungen war, ging er 1816 nach Mexiko, um zu dessen Befreiung von der spanischen Herrschaft mitzuwirken. An der Spitze einer in England ausgerüsteten Expedition segelte er von Liverpool ab, verstärkte dieselbe in Nordamerika, und landete am 24. November zu Galveston in Texas. Im folgenden Frühjahr eröffnete er seinen Feldzug. Er hatte mancherlei Erfolge, aber die Uneinigkeit unter den Mexikanern, wo jeder Führer nur sein persönliches Interesse verfolgte, hinderte ihn, dieselben auszubeuten. Wahrscheinlich durch Verrat ward er von den Spaniern gefangen genommen und am 13. November kriegsrechtlich erschossen. — **2) Francisco,** des Vorigen Oheim, am 17. Juni 1781 zu Idozin geboren, diente in der Bande seines Neffen, übernahm nach dessen Gefangennehmung das Kommando derselben und war bald einer der angesehensten und gefürchtetsten Guerillaführer. Seine Gewandtheit und Findigkeit befreiten ihn aus den gefährlichsten Lagen; kein Unfall und keine Widerwärtigkeit konnte ihn ganz zu Boden werfen. Namentlich die Baskischen Provinzen, aber auch Catalonien und Aragon waren die Schauplätze seiner Thaten. Der Ruf derselben verschaffte seiner Guerilla vielen Zulauf, sodaß sie schon im Jahre 1812 mehrere tausend Mann, aus allen Waffen bestehend, zählte, die Offiziere erhielten von der Zentralsjunta Patente, M. selbst wurde General. Meist führte er den Krieg auf eigene Hand; beim Vormarsch der englisch-spanischen Armee gegen die Pyrenäen beteiligte er sich jedoch mit Erfolg an deren Operationen. Nach dem mißlungenen Aufstandsversuche von Pamplona floh er nach Frankreich, lehnte aber 1815 Napoleons Aufforderung zu einer neuen Schilderhebung in Spanien ab. Als 1820 die Revolution in Spanien von neuem ihr Haupt erhob, kehrte er heim und sammelte rasch eine Schar um sich, welche unter unerhörten beiderseitigen Grausamkeiten der Glaubensarmee den Krieg machte. Zuerst Generalkapitän in Navarra, 1821 Generalissimus, nötigte er jene Armee zum Übertritt nach Frankreich. Den 1823 einrückenden Franzosen setzte er zunächst Widerstand entgegen, schloß aber am 2. November mit dem Marschall Moncey zu Barcellona eine Übereinkunft, welche die spanische Regierung nicht anerkannte, und rettete sich wiederum nach England. Hier veröffentlichte er Memoiren, welche Davesiès de Pontès 1825 zu Paris herausgab. 1830 versuchte er fruchtlos eine neue Schilderhebung im Interesse der konstitutionellen Sache, mit genauer Not kam er nach England zurück. 1834 bot er seine Dienste für den Kampf gegen Don Carlos an, erhielt das Kommando der Nordarmee in Navarra, welcher Zumalacarreguy gegenüberstand, konnte aber dem jugendlich thatkräftigen Feldherrn nichts anhaben und sah sich durch seine Gebrechlichkeit genötigt im April 1835 den Oberbefehl abzugeben. Seiner Unthätigkeit wegen war bereits, wie er wußte, General Valdez als sein Nachfolger in Aussicht genommen. Er starb am 26. Dezember 1836 zu Barcellona. — Vgl. H. Baumgarten, Geschichte Spaniens von der französischen Revolution bis auf unsere Tage, Leipzig 1865—71.

Mincio. Die Strombarriere des M., des Abflusses des Gardasee, welcher sich einige Meilen unterhalb der Festung Mantua in den Po ergießt, ist bei der Mehrzahl der Kriege, welche die lombardisch-venetianische Tiefebene gesehen hat, der Gegenstand heftiger Kämpfe gewesen. Namentlich hat der Fluß einer Schlacht seinen Namen gegeben, welche am 8. Februar 1814 zwischen den Österreichern unter Feldmarschall Graf Bellegarde und den Italienern unter dem Vizekönig Eugen an seinen Ufern stattfand. Letzterer hatte, seitdem Österreich im August 1813 an Frankreich den Krieg erklärt hatte, Schritt für Schritt bis

an den M. zurückweichen müssen; der im Januar 1814 erfolgte Abfall Murats veränderte die Kriegslage sehr zu seinen Ungunsten, da dessen schon im römischen Gebiete stehende Streitmacht seine rechte Flanke unmittelbar bedrohte. Er wurde dadurch veranlaßt, die Etschlinie aufzugeben, und Bellegarde schickte sich an, auch den M. zu überschreiten. Eugen hatte beschlossen, ihm entgegenzugehen. Am 8. trafen die Heere auf einander. Jedes ging mit einem Teile seiner Streitkräfte auf das andere Flußufer über und hatte dort Erfolge, wurde aber durch den Angriff des Feindes, welchen es auf dem anderen, also Bellegarde auf dem rechten, Eugen auf dem linken Ufer des M. erfuhr, verhindert, dieselben weiter zu verfolgen. Auf jeder Seite hatten etwa 33,000 Mann gefochten. Eugen ging am folgenden Tage hinter den M. zurück. — Im Jahre 1859 führte der Wunsch nach dem Besitze der M.linie zur Schlacht von Solferino. Nach derselben bildete der Fluß bis zum Jahre 1866 die Grenze zwischen Österreich und Italien.

Minden, seit dem Jahre 785 Bischofssitz, wurde durch den Westfälischen Frieden säkularisiert; Brandenburg erhielt das geistliche Stift als weltliches Fürstentum zum Ersatz für Pommern und übernahm es 1650 von den Schweden, welche 1634 die Stadt erobert hatten. Im Siebenjährigen Kriege ward die Stadt am 16. Februar 1758 den Verbündeten unter Herzog Ferdinand von Braunschweig nach kurzer Belagerung von den Franzosen unter General Marquis de Morangis übergeben, welche sie nach der Schlacht von Hastenbeck besetzt hatten; am 10. Juli 1759 erstürmten die Franzosen die von den Verbündeten unter dem braunschweigischen General v. Zastrow verteidigte Stadt. Nach dem Siebenjährigen Kriege ward M. als Festung aufgegeben; nach dem Jahre 1814 aber wurden die Festungswerke hergestellt; nach dem Kriege von 1870/71 sind dieselben geschleift worden.

Schlacht am 1. August 1759. Ende Juli standen die französische Armee unter Marschall Contades und die verbündete unter Herzog Ferdinand von Braunschweig nordwestlich von M. einander gegenüber, ersterer hatte etwa 45,000, letzterer ungefähr 36,000 Mann zur Stelle. Die Franzosen hatten eine fast unangreifbare Stellung eingenommen, ihr rechter Flügel lehnte sich an die Weser, vor dem linken und der Mitte lag das ungangbare M.er Moor, südlich desselben floß vor ihrer ganzen Front her die Bastau, ein linker Nebenfluß der Weser, welcher nur auf Brücken zu passieren war. Beide Teile wünschten die Schlacht; Contades verließ zu diesem Ende seine Stellung und führte in der Nacht zum 1. August seine Truppen aus derselben zum Angriff vor; die Gegend nördlich vom Moore und westlich der Weser bildete den Schauplatz des sich nun entspinnenden Kampfes. Herzog Ferdinand erwartete die Schlacht; ward aber trotzdem, Dank der Unachtsamkeit seiner Vorposten, durch das Anrücken seines Gegners überrascht. — Der Herzog von Broglio, welcher auf dem französischen rechten Flügel gestanden hatte, leitete das Gefecht ein; er stieß auf den hannoverschen General v. Wangenheim, welcher einen vorgeschobenen Posten beim Dorfe Totenhausen inne hatte, ließ sich aber, statt aus der Überraschung Nutzen zu ziehen, auf eine Kanonade ein und gönnte dem Feinde Zeit, sich vollständig in Schlachtordnung zu formieren. Als beide Teile ihren Aufmarsch vollendet hatten, stand der französischen Kavallerie, welche im Zentrum aufgestellt war, feindliche Infanterie, ihrer auf den Flügeln befindlichen Infanterie gegnerische Reiterei gegenüber. Die französische Kavallerie brach nun gegen die englischen und hannoverschen Bataillone los, wurde aber von diesen, welche nicht einmal Carré formierten, trotz tapferen Anreitens geworfen und wäre verloren gewesen, wenn Lord Sackville des Herzogs Befehl zum Nachhauen befolgt hätte; statt dessen untersagte er sogar seinen Unterführern zu attaquieren. Die verbündete Infanterie blieb indessen im Vorrücken, die französische Kavallerie bemühte sich vergeblich, demselben Stillstand zu gebieten, ihre tapferen Angriffe wurden kaltblütig zurückgeschlagen. Auch die französische Artillerie zeigte sich der feindlichen nicht gewachsen. Gegen 11 Uhr morgens war nach dreistündigem Kampfe die Schlacht für die Franzosen verloren; auffeiten der Verbündeten hatten alle Waffen an Tapferkeit gewetteifert, jede wollte es den anderen zuvorthun, nur Sackvilles Kavallerie verhielt sich passiv; die Franzosen leisteten überall mannhaften Widerstand.

An demselben Tage hatte der Erbprinz von Braunschweig (später Herzog Karl Wilhelm Ferdinand), welcher mit 9000 Mann gegen die Rückzugslinie des Feindes entsandt war, den Herzog von Brissac bei Gohfeld, 3 Meilen südwestlich von M., geschlagen. Dieser Umstand, und das Abbrennen der Werrabrücke bei Rehme durch den dortigen Kommandanten, veranlaßten Contades seinen Rückzug, welchen Broglio deckte, auf dem rechten Weserufer auszuführen; derselbe ging bis nach Hessen; M. kapitulierte am 2. August. — v. Sichart, Geschichte der hannoverschen Armee, 3. Bd., Hannover 1870.

Minghetti, Marco. Als Sohn eines reichen Kaufmannes zu Bologna am 8. September 1818 geboren, erhielt M. eine sorgfältige Bildung, studierte anfangs Mathematik und Natur-, dann Staatswissenschaften und sammelte neue Kenntnisse auf Reisen durch Italien, Deutschland, Frankreich und Großbritannien. Nach Bologna 1846 zurückgekehrt, hielt er in der Ackerbaugesellschaft einen Aufsehen erregenden Vortrag über die britische Korngesetzgebung, der mit anderen Vorträgen über volkswirtschaftliche Themata als „Della reforma della leggi frumentarie in Inghilterra a degli effetti che possono derivarne al commercio Italiano“ im Druck erschien (Bologna, 1846). Mit Montanari und Audinot gründete M. in diesem Jahre in der Vaterstadt die politische Zeitschrift „Il Felsineo“, die bald ein hervorragendes Organ der Gemäßigten wurde; auch schuf er ökonomische Konferenzen, denen er präsidierte. 1847 in die Consulta nach Rom berufen, setzte er große Hoffnungen auf den Reformpapst Pius IX. und übernahm gerne im Kabinette Antonelli am 10. März 1848 das Ministerium der öffentlichen Arbeiten, aber schon die Allokution Pius' vom 29. April belehrte ihn, wie

er sich in ihm getäuscht habe, und er trat ab. Obgleich mehrfach in die römische Kammer gewählt, lehnte er ab und wandte sich mit seinen Erwartungen vom Papste zum König Karl Albert von Sardinien. Er trat als Kapitän in dessen Generalstab, machte den Feldzug mit, wurde nach dem Treffen bei Goito Major und nach der Schlacht von Custozza mit dem St. Mauritius- und Lazarus-Orden dekoriert. Als ihm Graf Rossi ein Portefeuille im römischen Ministerium anbot, lehnte er ab, ging nach Bologna zurück und lebte ernsten Studien. Mit Cavour in Freundschaft tretend, eilte er auf seinen Ruf 1856 zu ihm nach Paris und unterstützte ihn bei der Darlegung der Wünsche Italiens. Zurückgekehrt, setzte er seine nationalökonomischen Arbeiten fort, und seine in Florenz 1859 erscheinende (von Leduc 1863 in Paris übersetzte) Schrift „Della economia publica e delle sue attinenze colla morale et col diritto" erwarb ihm einen Namen als Volkswirt und Freihändler. Auf der Reise nach dem Orient überraschte ihn der Krieg von 1859; er kehrte um, und sein Freund Cavour zog ihn als Generalsekretär in das auswärtige Amt, in dem er bis zum Frieden von Villafranca blieb. Dann wurde er Mitglied der Nationalversammlung der Romagna, die ihn zum Präsidium berief, organisierte die Emilia in militärischer Beziehung und betrieb eifrigst ihren Anschluß an Sardinien. Seitdem vertrat er Bologna immer im italienischen Parlamente.

Unter Cavour übernahm M. im Oktober 1860 anstatt Farinis (s. d.) das Ministerium des Innern und bekundete sein großes Talent als Redner. Er behielt das Portefeuille auch unter Ricasoli (s. d.). Als er aber den Entwurf einer Reorganisation der Verwaltung nach großen Regionen und in dezentralisierendem Sinne dem Parlamente vorlegte und dies „das Regionssystem" ungünstig aufnahm, legte er sein Portefeuille in Ricasolis Hände am 1. September 1861 nieder. Nach einer englischen Reise übernahm er noch 1861 das Vizepräsidium der Kammer. Rattazzi (s. d.) fiel, und im Kabinett Farini wurde M. am 8. Dezember 1862 Minister der Finanzen; als Farini zurücktrat, am 24. März 1863 auch Präsident des Ministerrates. Er legte den Kammern einen umfassenden Reorganisationsplan für die Finanzen vor und begann dessen Ausführung; mit Frankreich kam ein Handelsvertrag zustande. Sein Hauptwerk aber war die Konvention mit Napoleon III. vom 15. September 1864 wegen der Räumung Roms, die auf solche Mißstimmung stieß, daß M. mit seinen Kollegen am 23. September d. J. dem Kabinette La Marmora (s. d.) Platz machte. Erst im April 1865 trat M. wieder hervor, indem er im Parlamente seine Verwaltung glänzend verteidigte, und 1867 war der wenig populäre Mann der eigentliche Urheber des Gesetzes über die Kirchengüter (s. „Ricasoli"). Im Juli 1868 ging er als außerordentlicher Gesandter und bevollmächtigter Minister nach London, übernahm aber im Mai 1869 unter Menabrea (s. d.) das Ministerium für Handel, Industrie und Ackerbau, um schon am 19. November mit Menabrea abzugehen; begeistert hatte er für Einheit der Handelsgesetzgebung gearbeitet. Ein liberaler Katholik, erstrebte M. eine moderne Umänderung der geistlichen Institutionen Italiens; im Parlamente führte er die Opposition gegen das Kabinett Lanza-Sella (s. d.) und war Berichterstatter über dessen Finanzvorlagen. Er rastete mit der „Consorteria" nicht, bis das Kabinett gestürzt war, und bildete am 10. Juli 1873 ein neues, in dem er die Finanzen und den Vorsitz übernahm. Er erklärte es für seine Hauptaufgabe, die Fragen der inneren Verwaltung zu lösen und das finanzielle Gleichgewicht herzustellen, und hatte den großartigen Erfolg, die Allianz Deutschlands für Italien zu gewinnen und letzteres mit Österreich auszusöhnen; er begleitete Viktor Emanuel nach Wien und Berlin (Sept. 1873). Sein Glückwunschschreiben an den Papst am Jahrestage der Inthronisation 1874 blieb hingegen ohne Antwort und fand in einer Allokution an die Kardinäle bittere Verspottung. M. erwarb sich bedeutende Verdienste durch Beseitigung des Defizit und durch ein Bankgesetz, aber es gelang ihm nicht, Depretis zu einer Allianz der Rechten und Linken gegen die Zentrum zu gewinnen. Die Zersplitterung der Parteien im Parlamente und der Mangel einer festen Majorität nötigten ihn zu Halbheiten und einer Schaukelpolitik, die sein Ansehen untergrub. Als seine Steuergesetze, „der Omnibus", auf Widerspruch stießen, reichte er am 24. Mai 1874 seine Demission ein, die aber der König verweigerte. M. änderte nun sein Budget ab, und seine Stellung befestigte sich; die Besuche der Kaiser von Österreich und Deutschland bei Viktor Emanuel warfen großen Glanz auf M.s Waltung. Aber dem Vatikan gegenüber war er gar zu nachsichtig, seine Haltung in der Frage des Garantiegesetzes an den Papst erntete 1875 in der Kammer die heftigsten Vorwürfe und den Verdacht der Doppelzüngigkeit. Immer kecker griffen die Gegner ihn an, und er wurde selbst des Kampfes müde. Die Mahlsteuer bot neuen Anlaß zu Angriffen, er rief ein Mißtrauensvotum von 242 gegen 181 Stimmen hervor, und M. trat am 22. März 1876 ab, durch Depretis ersetzt. Seit Februar 1864 korrespondierendes Mitglied des Institut de France, griff M. wieder zur Feder und ließ 1878 in Mailand „Stato e chiesa" erscheinen, worin er auf der von Cavour gegebenen Basis ein kirchenpolitisches System aufrichtete, welches einerseits die alleinige Souveränität des Staats, anderseits seine Inkompetenz in religiösen Dingen darlegte. Im Juni 1885 konferierte König Humbert mit ihm resultatlos wegen Bildung eines neuen Kabinetts.

M.s kleinere Schriften erschienen 1872 in Florenz als „Opusculi literati et economici".

Minorca s. **Menorca.**

Minto, Gilbert Elliot, erster Viscount Melgund und Graf von. Als Sohn des bekannten Parlamentsmitglieds Sir Gilbert Elliot am 23. April 1751 zu Edinburgh geboren, empfing Elliot eine ausgezeichnete Erziehung, kam mit seinem zwölften Jahre nach Paris, wo seines Vaters Freund David Hume seine Studien leitete, setzte diese auf der Universität Edinburgh 1766

bis 1767 und auf dem Christchurch-College in Oxford fort, wurde Mitglied von Lincoln's-Inn und 1774 Advokat. Seit 1776 Mitglied des Unterhauses und seit 1777 durch des Vaters Tod Baronet, gehörte Elliot im Parlamente zur Opposition, unterstützte im allgemeinen die Administration Lord Norths, wußte sich aber eine unabhängige Stellung zu wahren und befürwortete 1782 die Adresse des Unterhauses zur Vermeidung eines Offensivkriegs gegen die Vereinigten Staaten von Nordamerika. Entschieden schloß er sich Fox und Burke an. 1789 sollte er wegen seiner großen Rednergaben Sprecher des Unterhauses werden, unterlag aber Grenville (s. Bd. II, S. 325). Er wurde Mitglied des Geheimen Rates und 1793 nach Toulon und Corsika gesandt; nachdem Corsika britisch geworden, erhielt er am 19. Juni 1794 die Bestallung als Vicekönig, mußte aber 1796 der französischen Partei weichen und im Oktober Corsika aufgeben. Er ging als Gesandter nach Neapel, wurde am 10. Oktober 1797 zum Peer als Lord Minto creiert und 1799 Botschafter in Wien, wo er am 9. August 1800 eröffnete, Georg III. sei bereit, an Unterhandlungen wegen eines allgemeinen Friedens teilzunehmen, und am 20. Juni mit Thugut einen Allianzvertrag schloß. Mit Pitts Rücktritt verließ M. 1801 Wien. Im Oberhause sprach er für die Union Irlands mit Großbritannien, widersetzte sich dem Frieden von Amiens und der Emanzipation der Katholiken. 1806 wurde M. Präsident des indischen Amts, am 31. Juli 1807 Generalgouverneur von Ostindien. Alsbald unterdrückte er einen Aufstand der Seapoys. Er befestigte die durch Wellesley (s. d.) gemachten Eroberungen, besetzte im Einvernehmen mit der portugiesischen Regierung Goa, Tranquebar und die anderen dänischen Kolonieen in Indien, nahm 1809 den Franzosen Bourbon und Isle-de-France weg, schlug 1810 den holländischen General Daendels und brachte die Holländer um Amboina, Celebes und Ceylon, 1811 um Java und 1812 um ihre Kolonieen auf Sumatra und Borneo; er beseitigte jeden Einfluß der anderen Mächte in Südasien, schickte Agenten und Gesandte nach West- und Mittelasien, um die Fürsten mit Großbritannien zu befreunden, knüpfte mit Afghanistan und Sindh wie mit Persien an (s. „Malcolm") und leistete solche Dienste, daß ihm beide Häuser des Parlaments ihren Dank votierten. Am 24. Februar 1813 erhob ihn der Prinz-Regent zum Viscount Melgund und Grafen von Minto. Am 4. Oktober 1813 legte M. sein Amt gesundheitshalber nieder und kehrte im Mai 1814 nach England heim, um schon am 21. Juni d. J. in Stevenage zu sterben. Um 1783 hatte er Mirabeau in britische Dienste ziehen wollen, Brissot vermittelte es, aber Mirabeau lehnte ab; M. und letzterer waren einst Schulkameraden gewesen. — Vgl. „Life and letters of Sir Gilbert Elliot, first Earl of Minto, 1751—1806. Edited by his greatniece the Countess of Minto" (3 Bde., London 1874).

Minto, Gilbert Elliot Murray Kynynmound, zweiter Graf von. Als ältester Sohn des Vorigen am 16. November 1782 in Lyon geboren, studierte Elliot an der Universität Edinburgh, trat 1806 in das Unterhaus, um ihm bis zum Tode des Vaters am 21. Juni 1814 anzugehören. Als Graf M. war er im Oberhause einer der erbittertsten Feinde Napoleons. Mit den Whigs stimmte er für die Katholiken-Emanzipation und für die Parlamentsreform. 1832 ging er als außerordentlicher Gesandter und bevollmächtigter Minister nach Berlin, von wo er 1835 heimkehrte, um im Kabinette Melbourne (s. d.) im April d. J. erster Lord der Admiralität zu werden. Am 29. August 1841 trat der Graf mit den Kollegen ab. Aber im Kabinette Russell wurde er im Juli 1846 Geheimsiegelbewahrer. Im September 1847 reiste er in spezieller Mission nach der Schweiz und dann an die Höfe von Florenz, Turin, Rom und Neapel, um die Regierung über die italienischen Verhältnisse zu orientieren; man brachte diese Reise nachher mit den liberalen Versuchen Pius' IX. und Karl Alberts wie mit den Unruhen Italiens in Beziehung, und der Graf mußte im Oberhause Vorwürfe hören. Im Mai 1848 zurückgekehrt, blieb er im Kabinette, bis es am 20. Februar 1852 zurücktrat. Nach mehreren Reisen nach Italien starb M. in London 31. Juli 1859.

Minutoli, Johann **Heinrich** Karl Menu von. Am 12. Mai 1772 zu Genf geboren, trat Menu 1787 als Lieutenant in preußische Dienste, wurde 1793 bei Bitsch schwer verwundet und nach seiner Genesung Kapitän an der Berliner Kadettenschule, an der er am 2. April 1803 zum Major avancierte. Er wurde Gouverneur des Prinzen Karl von Preußen, rückte zum Generalmajore auf und erhielt wegen seiner großen archäologischen Kenntnisse 1820 den Auftrag, eine wissenschaftliche Expedition durch Ägypten zu leiten. Begleitet von Liman, Hemprich, Ehrenberg und Scholz wie von seiner Gattin Wolfradine, Gräfin von der Schulenburg, verwitweten Frau von Watzdorf, drang er bis Assuan vor. Ein großer Teil der Sammlungen ging durch Schiffbruch zugrunde, die anderen brachte M. im August 1822 nach Berlin, wo sie der König um 22,000 Thaler für das ägyptische Museum erwarb. Die Akademie der Wissenschaften ernannte M. zum Mitgliede, und er schied als Generallieutenant aus der Armee. Am 7. Mai 1820 hatte ihm der König erlaubt, den Namen „von Menu" abzulegen und den des alten Stammhauses „von Minutoli" anzunehmen. M. schrieb über die Funde in Ägypten, über die auch seine Frau ein Buch herausgab, über antike Kunst wie über preußische und Kriegs-Geschichte, zog sich auf sein Gut bei Lausanne zurück und starb am 16. September 1846.

Miollis, Sextus Alexandre François, französischer Divisionsgeneral, am 18. September 1759 zu Aix in der Provence geboren, machte unter Rochambeau den Krieg in Nordamerika mit und war bei Ausbruch der Revolution Infanteriehauptmann. Im Widerspruch gegen seine Familie, welche zum Adel der Provence gehörte, schloß er sich den Bestrebungen derselben an und war in den italienischen Feldzügen von 1796/97 Brigadegeneral. Nach Beendigung derselben ward er Gouverneur von Mantua, bei dessen Belage-

rung er sich besonders ausgezeichnet hatte. Fast während seiner ganzen folgenden Dienstlaufbahn blieb er in Italien und erwarb sich um die Erhaltung der Kunst- und wissenschaftlichen Denkmäler des Landes großes Verdienst; seine Verwendungen, welche ihm mehr eine Verwaltungs- als eine militärische Thätigkeit anwiesen, gaben ihm dazu mannigfache Gelegenheit. Napoleon trug ihm lange nach, daß er im Jahre 1803 in Gegenwart der ganzen ihm untergebenen Garnison von Mantua gegen das lebenslängliche Konsulat gestimmt hatte. Im Jahre 1800 focht er unter Masséna in Genua, 1805 nahm er Venedig in Besitz, und 1809 drang er in Rom ein, machte der weltlichen Macht des Papstes ein Ende und schaffte diesen als Gefangenen aus dem Lande; fünf Jahre lang verwaltete er den Kirchenstaat und war in dieser Stellung das Werkzeug, dessen Napoleon sich zur Ausführung seiner Gewaltmaßregeln gegen die spanische Königsfamilie und die Königin von Etrurien bediente. In dieser Zeit raffte er großen Reichtum zusammen, dessen rechtliche Herkunft vielfach bezweifelt wurde; Thatsache ist, daß er große Einkünfte hatte und sehr geizig war. Sein Regiment hat indessen kein schlechtes Andenken hinterlassen. 1814 schloß er sich den Bourbonen an, 1815 zögerte er mit seiner Erklärung für Napoleon, bis dieser ganz Frankreich beherrschte, führte dann den Befehl in Metz und zog sich, als die Bourbons zurückgekehrt waren, auf seine Besitzungen in der Provence zurück. Er starb am 18. Juni 1828 zu Aix mit Hinterlassung ungedruckter Denkwürdigkeiten. — Vgl. „Biographie universelle" (**Michaud**), T. XVIII.

Mirabeau, Gabriel Honoré Riqueti, Graf von. Als ältester Sohn des Patriarchen der Physiokraten, Marquis Viktor de M., am 9. März 1749 zu Bignon bei Nemours geboren, wuchs M. unter den zerrüttetsten Verhältnissen auf, von den Blattern entstellt und schon darum vom Vater gehaßt, gegen den er die Mutter verfocht. Er bekundete ungewöhnliche Geistesgaben, ein staunenswertes Gedächtnis, eine unersättliche Wißbegier, aber auch einen unbändigen Sinn und unbändige Leidenschaftlichkeit, wie sie in der Familie lag. 1764 brachte ihn der Vater, der sich den Ami des hommes nannte, in die strengste Militärerziehungsanstalt Frankreichs und befahl ihm, sich Pierre Buffière zu nennen, dann nach Saintes in die strengste Garnison; M. aber machte einen tollen Streich um den andern und reizte den Vater zu solcher Wut, daß dieser ihn zwar nicht nach Surinam schickte, aber 1768 durch eine lettre de cachet nach der Insel Ré schaffte. 1769 mußte er im Regimente Lothringen als Kanonenfutter nach Corsika, um eine ihm unsympathische Sache gegen die Freiheit zu verfechten, erwarb sich wie überall Liebe und Achtung und schrieb eine Geschichte Corsikas, deren Druck der harte Vater hintertrieb. Im Mai 1770 mit der Anwartschaft auf den Kapitän zurückgekehrt, durfte M. nicht seinem Ideale, dem Kriegerberufe, folgen; sein Vater zwang ihn, Ökonom und Physiokrat zu werden und seine langweiligen Bücher auswendig zu lernen; er arbeitete auf den Gütern im Limousin ohne Unterlaß und nannte sich wieder Mirabeau. Während ihn die Bauern vergötterten, suchten Vater und Mutter ihn auf ihre Seite zu ziehen und vergifteten damit sein Leben. Am Hofe erregte er 1771 Aufsehen, aber der Vater rief ihn rasch ins Limousin und nach Mirabeau in der Provence; er verheiratete ihn ungefragt am 22. Juni 1772 in Aix an eine reiche, kühl berechnende Erbin, Marie Emilie de Covet, Tochter des Marquis de Marignane, und M. lebte in den Tag hinein. Der Vater verwies ihn im März 1773 durch lettre de cachet nach Manosque (Dep. Nieder-Alpen) und ließ ihn durch das Châtelet für mundtot erklären, um so den besten Advokaten der Mutter, die mit Prozessen drohte, zu beseitigen. In Manosque begann M. den „Essai sur le despotisme", eine Schrift von fabelhafter Wirkung auf das abgelebte Frankreich; ein Opfer des Despotismus in Haus und Staat fragt, wie solche Frevel geschehen könnten; es war ein Pamphlet an die Menschheit, die Wut eines eingekerkerten Raubtiers. M. selbst nannte die Schrift „das Glaubensbekenntnis eines Staatsbürgers". Ihm ist der Despotismus die scheußlichste aller Regierungsformen; er fordert freien Unterricht, freie Presse, Schutz der Parlamente, Abschaffung der lits de justice und der stehenden Heere u. s. w. Wegen einer Ehrensache ging M. von Manosque weg, und nun ließ ihn der Vater durch eine neue lettre de cachet am 23. August 1774 in die düstere Citadelle der Insel If schleppen, wohin seine Frau ihm nicht folgte. Hier schrieb M. an der obigen Schrift weiter und arbeitete an einer Familiengeschichte, gewann sich die Freundschaft des Gouverneurs, und kaum bemerkte dies der Vater, als er ihn durch eine neue lettre de cachet im Mai 1775 nach dem Fort Joux im Jura versetzte, in der stillen Hoffnung, der Sohn werde von da in die Schweiz flüchten und als flüchtiger Staatsgefangener seine bürgerliche Existenz aufgeben. Von Joux durfte er öfter nach Pontarlier, lernte hier die unglücklich verheiratete Frau des Präsidenten der Rechnungskammer zu Dôle, die Marquise Sophie de Monnier, kennen und lieben, suchte umsonst die ehebrecherische Leidenschaft zu ersticken und flüchtete mit Sophie am 15. September 1776 nach Amsterdam. Vom Gerichtshofe zu Pontarlier wurde er in effigie zur Enthauptung und zu einer Buße von 40,000 Francs an Monnier, Sophie zur lebenslänglichen Haft in einem Arbeitshause am 10. Mai 1777 verurteilt. In Amsterdam erging es ihm kläglich, er mußte den langen Tag für die Buchhändler arbeiten, übersetzte englische und deutsche Historien und Idyllen, was ihm aufgetragen wurde, schrieb über Musik wie über Reisen, einen „Avis aux Hessois et autres peuples de l'Allemagne, vendus par leurs princes à l'Angleterre", eine „Réponse aux conseils de la raison" und griff den Despotismus in den glühendsten Worten als crime de lèse nation an; als Freimaurer machte er 1776 den Vorschlag, eine engere Verbindung bedeutender Männer zu gründen, die für die Menschheit im Geiste der Weisheit, Tugend und Liebe wirkten;

er verlangt hier die Abschaffung aller Fronden, Zünfte und Handelseinschränkungen, der geistlichen Gerichtsbarkeit, der Zensur, die Minderung der Auflagen der Armen u. s. w. Da sein geiziger Vater jetzt kein Geld sparte, um den verhaßten Sohn fangen zu lassen, gelang die Verhaftung von M. und Sophie am 14. Mai 1777. Während letztere in ein Frauenasyl kam, ließ der Vater M. in das härteste Staatsgefängnis, in den Turm von Vincennes, durch eine lettre de cachet bringen. M. traf hier am 7. Juni 1777 ein, und man wies ihm einen Kerker an, wo ihm selbst Schreibzeug verweigert ward. Aber es gelang ihm mit seiner bestrickenden Liebenswürdigkeit, den gefürchteten Generallieutenant der Polizei, Lenoir, für sich zu interessieren; er erhielt Schreibzeug und widmete dafür Lenoir eine kindliche Dankbarkeit, während seine Augen litten. Sein einziger Trost war der Briefwechsel mit Sophie, die ihm im Januar 1778 eine Tochter gebar, um sie freilich schon im Mai 1780 wieder zu verlieren; in den „Lettres écrites du donjon de Vincennes“, die gegen M.s und Sophiens Wunsch später von Manuel publiziert wurden (s. darüber bei „Manuel“), spricht sich der ganze M. aus in seiner Stärke und seiner Schwäche, klug und offen, herzensgut und heftig, freiheitliebend und adelsstolz; der Todfeind des überlebten Despotismus beugt sich resigniert dem Geschicke und zerrt wieder mit gigantischer Wut an den Ketten; bald blickt er reuig auf die Vergangenheit, bald beseelt ihn der Trotz eines Himmelstürmers, und er gleicht dem sturmgepeitschten Ozean. Die Briefe zeigen alle großen Züge M.s, aber auch den Cynismus und die Lascivität, die seine Feinde so gründlich gegen ihn verwerten sollten. Es ward nicht gerastet, bis M. und Sophie von einander ließen, seine Leidenschaft verkühlte, das Urteil des Gerichtshofs von Pontarlier wurde im August kassiert, und Sophie starb, von M.s Herzen gerissen, 1789.

Vergebens waren alle Schritte M.s bei den Machthabern, um aus Vincennes loszukommen; da starb sein einziger legitimer Sohn Viktor und der alte Marquis wurde einer Aussöhnung mit dem Sträflinge geneigter; er erklärte ihm aber, er würde nur dann frei, wenn er seine verkommene Gattin wieder aufnehme, und M. antwortete mit harten Anklagen gegen seine nichtswürdigen Angehörigen. Schließlich ermüdete die Regierung selbst über des Vaters stete Verfolgungsgesuche, M. erheuchelte Unterwürfigkeit, und so gab der Vater den Sohn am 13. Dezember 1780 frei, um ihn im Prozesse gegen die Mutter zu verwerten; leider gewann er des Vaters Liebe nie und verlor auch noch die der tödlich verletzten Mutter. In Vincennes war M. litterarisch sehr ergiebig gewesen und hatte dabei fast die Augen eingebüßt. 1779 hatte er „Ma conversion“ mit der ganzen Glut jahrelang gezügelter Sinnenlust geschrieben, dann ein gleichartiges Buch „Eroticon biblion“; nur teilweise von M. war der zuerst 1782 in London erschienene „Espion devalisé“, das M. selbst getadelt hat; er bearbeitete Novellen Boccaccios, schrieb vierzehn Erzählungen nach italienischen Mustern, übersetzte aus Tibull, Johannes Secundus, Properz, Silius, Catull, Ovid, Tacitus, Tasso, schrieb an den „Mémoires du ministère du duc d'Aiguillon“, die Soulavie 1792 publizierte, Betrachtungen über die Toleranz, eine historische Übersicht des Islam, über die Revolutionen der Vereinigten Provinzen der Niederlande und anderes, was teils gedruckt wurde, teils in handschriftlichem Besitze von M.s 1782 geborenem natürlichem Sohne Lucas Montigny blieb. Die wichtigste seiner Schriften aber war „Des lettres de cachet et des prisons d'état“, erst November 1782 in Neuschâtel erschienen und Lenoir (s. oben) gewidmet. Hier brüllte der gereizte Löwe auf und biß in die Kerkerstäbe, hier wurde das ancien régime entlarvt; es gab keine kompetentere Autorität gegen seine Sünden als dies Opfer. M. machte zu diesem Werke große Studien in Geschichte und Staatsrecht. Wenn M. von Freiheit spricht, so ist er ein Erzfeind von Zügellosigkeit, die ihm stets als nächster Nachbar des Despotismus erschien; er denkt ganz modern, fühlt, eine Revolution sei nahe, ist aber weit entfernt von den Utopieen eines Rousseau, St. Just, Babeuf u. a., denkt durchaus praktisch; seine Schrift läutet Sturm gegen die Bastillen, in Vincennes wurde die Axt geschliffen, unter der die Bastille von Paris zusammenbrach. Mit ungebrochener Kraft dem Kerker entstiegen, rehabilitierte M. sich in mehreren Prozessen in der Gesellschaft, verlor zwar den gegen seine Frau, gewann aber durch seine wunderbaren Reden in demselben die Gunst des Volkes in Aix; sein Thema schien weit weniger er selbst als die Verkommenheit der Gesellschaft, und sein Name flog durch Frankreich. Der Vater verfeindete sich abermals mit ihm und verzichtete auf jede Autorität ihm gegenüber im September 1783; M. stand, gelöst von seiner Familie, in großer Geldnot da und war zu stolz, von Freunden etwas anzunehmen. Begeistert verfolgte er den Unabhängigkeitskampf der nordamerikanischen Kolonieen gegen Großbritannien, scharf griff er das Vorhaben an, auch dort einen Orden, den des Cincinnatus, stiften zu wollen, und schrieb von dieser Schrift an stets mit seinem Namen. Im August 1784 ging er mit seiner Maitresse Frau v. Nehra und seinem Bastarde Lucas (s. o.) nach England, dessen Verfassung und bürgerliche Freiheit ihn entzückten, ohne daß ihm die elende Administration entgangen wäre. Aber er hatte nur wenig litterarischen Erfolg über dem Kanal und kehrte darum, nach dem Erscheinen der Schrift über den Cincinnatusorden und der „Bedenken über die von dem Kaiser in Anspruch genommene Eröffnung der Schelde“ im März 1785 nach Paris zurück. Hier trat er in Beziehungen zu Calonne (s. d.), obgleich er in ihm einen „Theaterkönig“ sah, bekämpfte mit ihm Privatschwindel und Gründerwesen, besser als die meisten über Finanzwesen unterrichtet und von befreundeten Banquiers belehrt. Aber er vermietete sich nicht und brach bald mit Calonne und dem giftigen Beaumarchais. Um nicht wieder in ein Staatsgefängnis zu wandern, ging M. mit der Nehra und dem Bastarde im Dezember 1785 nach Preußen, wo er mehrere im Wortlaute nicht bekannte Unterredungen mit Friedrich dem Großen hatte; er befragte sich in

allen Schichten des Volkes über die Verhältnisse, lernte Hertzberg und Dohm kennen und erlangte in vier Monaten eine solche Kenntnis aller Institutionen, daß er Staunen erregte; die Geschichte bestätigte bald sein Endurteil, alles beruhe doch nur auf Friedrich II. und mit ihm werde der Atlas stürzen, der Preußen trage. Er geriet in heftige litterarische Fehde mit Lavater und dessen Verehrern nnd reiste über Braunschweig, wo er Mauvillons Freundschaft für das Leben gewann, im April 1786 nach Paris zurück. Hier spielte eben der Halsbandprozeß (s. bei „Lamotte"), und M. ging mit den Feinden des Hofes. Er entwarf im Juni eine Denkschrift über die politische Lage Europas, die eine sehr freimütige Sprache führte, und ging im Juli in geheimer Mission nach Berlin. Er forderte sofort von Friedrich Wilhelm II., den er zu seinem Kummer von Mystikern umgeben fand, Reformen, aber seine Ratschläge verhallten. Mit Mauvillon sammelte er Material zu einem Werke über Deutschland und speziell Preußen, das er dem entarteten Frankreich als Vorbild hinhalten wollte. Sobald er glaubte, seine Stunde nahe daheim, reiste er im Januar 1787 nach Paris, aber mit Calonne ließ sich nichts anfangen. M. griff ihn an, legte Ludwig XVI. seine im Umsehen vergriffene „Dénonciation de l'agiotage au Roi et à l'Assemblée des Notables" vor, worin er Frankreich nur die Wahl zwischen Staatsbankrott und einheitlicher Verfassung ließ, und rettete sich vor Calonne nach Lüttich; auch Necker wurde in der Schrift hart mitgenommen und bald schleuderte M. einige weitere gegen den Verdränger des gefeierten Turgot; Neckers Hohlheit war ihm kein Rätsel. Im Mai reiste M. abermals nach Deutschland, in äußerster Geldklemme, wie er denn nicht haushalten konnte; er schrieb „Sur Moses Mendelssohn, sur la réforme politique des Juifs et en particulier sur la révolution tentée en leur faveur en 1753 dans la Grande-Bretagne" und beendete in Braunschweig mit Mauvillon das dem Vater gewidmete Werk „De la Monarchie prussienne sous Frédéric le Grand" (London 1788, 4 Bände, deutsch von Mauvillon und Blankenburg, Leipzig 1793 bis 1796); ist auch M.s Urteil oft einseitig und irrig, so besteht doch der bleibende Wert des Buches darin, daß es die Fehler des preußischen Regiments neben den Vorzügen darthat und eine Neugestaltung forderte. Im September 1787 wieder in Paris, weinte er über die Zerrissenheit des Vaterlands und die böse Zukunft; er sah verachtend auf das Buhlen des Parlaments um Volksgunst und auf die kleinen Mittel der Minister; umsonst bemühte er sich bei dem Minister Montmorin um einen diplomatischen Posten in Rußland, Polen, Türkei oder Ägypten; unterstützt von Chamfort, Brissot u. a. gründete er, was seine Standesgenossen sehr tadelten, die Zeitschrift „Analyse des papiers anglais", verkündete die Segnungen britischer Zustände und wünschte ihre Übertragung nach Frankreich. Voll Mitgefühl für die holländischen „Patrioten", schrieb er die den Oraniern gegenüber so ungerechten Schriften „Aux Bataves sur le Stathoudérat" und „Le despotisme de la maison d'Orange prouvé par l'histoire" (1788); er leitet unter Betonung der allgemeinen Menschenrechte alle Gewalt vom Volke her, und seine Worte sind für Frankreich berechnet. Er ahnt, daß die Reichsstände dort bald zusammentreten müssen, und hofft, Frankreich werde das mächtigste Reich der Welt; aber er lieh seine Hand keiner absolutistischen Regierungsmaßregel und bedauerte, daß Ludwig XVI. nicht gutwillig Konzessionen mache und auf die Nation achte. Jubelnd begrüßte er die Einberufung der Reichsstände, und in leidenschaftlichem Sehnen rief er nach Beseitigung aller Privilegien und Feudalität, nach Verfassung und guten Gesetzen, die den König zum Marc Aurel machen würden. Seine Feder ruhte nicht; zugunsten besserer Gefängnisse schrieb er „Observations d'un voyageur anglais sur la maison de force" (Bicêtre), eine Verfassung forderte er in „Suite de la dénonciation de l'agiotage"; sich über die Parteiungen stellend, erließ er die „Réponse aux alarmes des bons citoyens"; 1789 erschienen, an Milton angelehnt, die berühmte Schrift „Sur la Liberté de la presse" und „Théorie de la royauté". Die Minister, voran Necker, legten ihm alle Hindernisse in den Weg, um ihn nicht in die Reichsstände zu lassen; M. sprach sich für das doublement du tiers aus und tadelte Necker, daß er die entscheidende Frage der Abstimmung nach Ständen oder Köpfen offen gelassen habe; er hielt ihm vor, daß er die Scheine der Diskontokasse entwerte, und griff das Papiergeld an. Bei Adrien Duport gründete er im November 1788 den Club constitutionnel, der aber durch Zwietracht mit diesem bald unterging. Im Januar 1789 wollte er sich in der Provence zum Deputierten des Adels in die Reichsstände wählen lassen, war aber ohne Geld und veranstaltete in größter Taktlosigkeit die Herausgabe seiner „Histoire secrète de la cour de Berlin, ou Correspondance d'un voyageur français du 5. juillet 1786 au 19. janvier 1787" (2 Bände, Alençon 1789); dies Werk stellte den Berliner Hof bloß und enthüllte diplomatische Geheimnisse, geißelte viele Personen von Stellung und schadete M. ungeheuer; das Pariser Parlament ließ es vom Henker verbrennen. Gleichzeitig publizierte M. die „Correspondance entre Mr. Cerutti et le Comte de Mirabeau", um Geld zum Leben zu bekommen. In Aix wandte sich M. sofort gegen die veralteten Rechte von Adel und Klerus, der Adel stieß ihn kalt als Apostaten zurück, das Volk hingegen jauchzte ihm zu. Er griff in einer Schrift die Stände der Provence an, geriet mit ihnen in die heftigste Fehde in Wort und Schrift, wurde am 8. Februar aus der Adelskammer ausgewiesen und antwortete am 11. durch die Brandschrift „An das Volk der Provence". M. erlebte beispiellose Triumphe in Marseille und Aix, ließ sich aber nicht verblenden und kannte die Unbeständigkeit der Volksgunst; läppisch ist die Mythe vom „Magasin de Mirabeau, marchand de draps". In Marseille und Aix einstimmig in die Reichsstände gewählt, nahm M. für Aix an; er war gewillt, seinen Feinden den Boden zu entziehen „durch ein staatsmännisches Benehmen, wovon noch wenig Menschen, ja noch wenig andere

Völker ein Vorbild boten". Er hatte mit Nutzen gelebt und gelitten, war bei aller Erbitterung gegen den Despotismus maßvoll, ein echter Staatsmann, kein Utopist und kein Umsturzprediger; er wollte vor der Sintflut, die über sein Vaterland hereinzufluten drohte, alles Lebensfähige retten. Voll Sympathie begrüßte ihn Frankreich in den Reichsständen; er ließ, ohne sich um die Zensur zu kümmern, eine Zeitschrift „Les Etats-généraux" erscheinen, in der er die Verhandlungen unverblümt besprach; sie zählte in acht Tagen 6000 Abonnenten. Da er Neckers Politik darin angriff, ließ dieser die Zeitschrift unterdrücken, M. aber setzte sie als „Lettres du Comte de Mirabeau à ses commettants" seit 7. Mai fort. M. war gegen die Allmacht der Nationalversammlung und wollte ihr keine absolute Souveränetät gönnen; obwohl der geschworene Feind des Feudalstaates der alten Zeit, dachte er monarchisch und wünschte eine konstitutionelle kräftige Monarchie. Empört sah er, wie die Hofpartei unter Artois (s. „Karl X.") Ludwig XVI., den er einmal „das Opfer" genannt hat, zu despotischen Streichen trieb; am 23. Juni trat er diesen nach der Séance royale schneidend entgegen und trotzte Ludwigs Befehlen; auf seinen Antrag wurden die Deputierten für sakrosankt erklärt. M. half wesentlich zur Entfesselung der Revolution mit, aber er suchte sie in ihrem Bette zu halten und warnte stets vor Ausschreitungen und Überhastung. Obwohl er den Herzog von Orléans verachtete, trat er mit ihm in Verbindung und dachte an ihn als Mitregenten Ludwigs, an sich als seinen Ministerpräsidenten; unbefangen nahm er von Orléans Geld an, ohne sich je dafür zu verkaufen. Am 8. Juli hielt der Meister der Rede eine leidenschaftliche Philippika gegen die Ansammlung fremder Regimenter und erließ dagegen eine unvergleichliche Adresse an Ludwig. Aber die Revolution schritt über den Schutt der Bastille weiter. Vom Sarge des Vaters weg, eilte M. wieder auf die Tribüne; er erblickte jetzt in der Nationalversammlung den Anker der Krone und sprach ihr souveräne Gewalt zu, griff schonungslos die intriguanten Minister und Höflinge an, wollte Frieden zwischen Fürst und Volk stiften und dann Frankreich selbst lenken. Aber statt des Friedens kam der Haß. M. schauderte vor dem Blutdurste der Massen und reichte durch seinen Freund, den Grafen von der Marck, dem bedrohten Könige die starke Hand; Marie Antoinette bewog Ludwig, die Hilfe „des plebejischen Grafen" zurückzuweisen. Nun galt es, den Hof einzuschüchtern und seine Macht fühlen zu lassen; er wühlte in den Distrikten und bemühte sich Maire zu werden, war aber den Jakobinern und den anderen Machthabern viel zu herrisch und selbständig. Spottend sprach er von Necker und Lafayette, vom Aufstellen der Menschenrechte vor der Verfassung; er tadelte bitter die Überstürzung der Nacht des 4. August. Die Anarchie ward ihm unerträglich, er dachte für den Fall der Flucht des Königs an die Regentschaft Monsieurs (s. „Ludwig XVIII.") und an sich als dessen Premier. In dem wütenden Veto-Streite trat M. vergebens für das absolute Veto des Monarchen ein, welches ihm die beste Schutzwehr gegen die Tyrannei einer souveränen Versammlung dünkte. Da ihm der Staatsbankrott als unvermeidlich vorschwebte, unterstützte er im September warm Neckers „patriotische Steuer". Mit Entsetzen vernahm er, daß Ludwig trotz seines Abratens im Oktober nach Paris übersiedele, und auf seinen Antrag, den Barnave unterstützte, folgte die Nationalversammlung, sich von ihm für unzertrennlich erklärend, dem Monarchen. Der Feudalstaat lag in Trümmern, M. wollte der Baumeister eines kräftigen Verfassungsstaats werden; vor seiner Seele stand Frankreich mit seinen Forderungen. Nüchtern, nie von Illusion befangen, betrachtete er die Errungenschaften des 4. August als unantastbar; Ludwig sollte sie ehrlich acceptieren und auf ihrer Basis konstitutionell herrschen. Aber Lafayette und Montmorin duldeten ebenso wenig wie Necker einen so starken Geist neben sich, Monsieur und der König befolgten sein Regierungsprogramm vom 15. Oktober nicht. Hatte M. die Krone zur Zeit ihrer Macht bekämpft, so hielt er in den Tagen ihrer Not die Hand schützend über sie; ihm ahnte ein Königsmord. Er sprach für das Martialgesetz gegen Aufrührer und für die Assignate, welche zweischneidige Waffe er sich als Premier so zu führen zutraute, daß sie nicht schaden könne; ohne Haß gegen die ihm gleichgültige Kirche, beantragte er doch am 12. Oktober, man solle die Kirchengüter, die 2000 Millionen an Wert repräsentierten, zum Nationaleigentum erklären. Um als Minister einflußreich zu sein, wagte er am 6. November den Antrag, es solle den Ministern beratende Stimme in der Nationalversammlung zuteil werden; aber seine Gegner setzten am 7. November einen Antrag durch, wonach kein Mitglied der Nationalversammlung im Laufe der Session Minister werden dürfe; vergebens suchte er den eigenen Antrag zu retten, indem er für sich Ausschluß vom Ministerium beantragte, und so zerrann sein schönster Traum; er allein noch hätte als Minister Frankreich der Anarchie aus den Klauen reißen können. Bei der Beratung der Konstitution war M. gegen die sinnlose Nivellierung, er suchte das Gute aus dem alten Staate hinüber zu retten, drang aber nicht durch. Als die Kirchenverhältnisse geregelt wurden, warnte er beredt am 13. April 1790 vor dem Fanatismus und erinnerte an die Bartholomäusnacht; sonst enthielt er sich meist der Beteiligung an kirchlichen Fragen. Vornehm stand er der Schmutzpresse und den radikalen Klubs gegenüber, Marat (s. d.) forderte wiederholt die Hinrichtung „des infamen Riqueti"; dieser aber suchte dem jakobinischen Treiben — freilich erfolglos — durch den „patriotischen Klub von 1789" entgegen zu arbeiten. Auch seine neue Annäherung an Monsieur hatte keinen weiteren Erfolg, als daß Ludwig XVI. ihm Schulden bezahlte und eine Monatspension von 6000 Frs. auswarf; vergebens griff er in titanischem Sehnen nach den Zügeln des Staats, weder die Nationalversammlung noch der Hof gönnten sie ihm. Marie Antoinette verzieh ihm nicht sein lasterhaftes Leben; die revolutionäre Presse aber behandelte ihn als Söldling des Hofs; vergebens hielt er offene Tafel und zerrüttete seine lebens-

allen Schichten des Volkes über die Verhältnisse, lernte Hertzberg und Dohm kennen und erlangte in vier Monaten eine solche Kenntnis aller Institutionen, daß er Staunen erregte; die Geschichte bestätigte bald sein Endurteil, alles beruhe doch nur auf Friedrich II. und mit ihm werde der Atlas stürzen, der Preußen trage. Er geriet in heftige litterarische Fehde mit Lavater und dessen Verehrern und reiste über Braunschweig, wo er Mauvillons Freundschaft für das Leben gewann, im April 1786 nach Paris zurück. Hier spielte eben der Halsbandprozeß (s. bei „Lamotte"), und M. ging mit den Feinden des Hofes. Er entwarf im Juni eine Denkschrift über die politische Lage Europas, die eine sehr freimütige Sprache führte, und ging im Juli in geheimer Mission nach Berlin. Er forderte sofort von Friedrich Wilhelm II., den er zu seinem Kummer von Mystikern umgeben fand, Reformen, aber seine Ratschläge verhallten. Mit Mauvillon sammelte er Material zu einem Werke über Deutschland und speziell Preußen, das er dem entarteten Frankreich als Vorbild hinhalten wollte. Sobald er glaubte, seine Stunde nahe daheim, reiste er im Januar 1787 nach Paris, aber mit Calonne ließ sich nichts anfangen. M. griff ihn an, legte Ludwig XVI. seine im Umsehen vergriffene „Dénonciation de l'agiotage au Roi et à l'Assemblée des Notables" vor, worin er Frankreich nur die Wahl zwischen Staatsbankrott und einheitlicher Verfassung ließ, und rettete sich vor Calonne nach Lüttich; auch Necker wurde in der Schrift hart mitgenommen und bald schleuderte M. einige weitere gegen den Verdränger des gefeierten Turgot; Neckers Hohlheit war ihm kein Rätsel. Im Mai reiste M. abermals nach Deutschland, in äußerster Geldklemme, wie er denn nicht haushalten konnte; er schrieb „Sur Moses Mendelssohn, sur la réforme politique des Juifs et en particulier sur la révolution tentée en leur faveur en 1753 dans la Grande-Bretagne" und beendete in Braunschweig mit Mauvillon das dem Vater gewidmete Werk „De la Monarchie prussienne sous Frédéric le Grand" (London 1788, 4 Bände, deutsch von Mauvillon und Blankenburg, Leipzig 1793 bis 1796); ist auch M.s Urteil oft einseitig und irrig, so besteht doch der bleibende Wert des Buches darin, daß es die Fehler des preußischen Regiments neben den Vorzügen darthat und eine Neugestaltung forderte. Im September 1787 wieder in Paris, weinte er über die Zerrissenheit des Vaterlands und die böse Zukunft; er sah verachtend auf das Buhlen des Parlaments um Volksgunst und auf die kleinen Mittel der Minister; umsonst bemühte er sich bei dem Minister Montmorin um einen diplomatischen Posten in Rußland, Polen, Türkei oder Ägypten; unterstützt von Chamfort, Brissot u. a. gründete er, was seine Standesgenossen sehr tadelten, die Zeitschrift „Analyse des papiers anglais", verkündete die Segnungen britischer Zustände und wünschte ihre Übertragung nach Frankreich. Voll Mitgefühl für die holländischen „Patrioten", schrieb er die den Oraniern gegenüber so ungerechten Schriften „Aux Bataves sur le Stathoudérat" und „Le despotisme de la maison d'Orange prouvé par l'histoire" (1788); er leitet unter Betonung der allgemeinen Menschenrechte alle Gewalt vom Volke her, und seine Worte sind für Frankreich berechnet. Er ahnt, daß die Reichsstände dort bald zusammentreten müssen, und hofft, Frankreich werde das mächtigste Reich der Welt; aber er lieh seine Hand keiner absolutistischen Regierungsmaßregel und bedauerte, daß Ludwig XVI. nicht gutwillig Konzessionen mache und auf die Nation achte. Jubelnd begrüßte er die Einberufung der Reichsstände, und in leidenschaftlichem Sehnen rief er nach Beseitigung aller Privilegien und Feudalität, nach Verfassung und guten Gesetzen, die den König zum Marc Aurel machen würden. Seine Feder ruhte nicht; zugunsten besserer Gefängnisse schrieb er „Observations d'un voyageur anglais sur la maison de force" (Bicêtre), eine Verfassung forderte er in „Suite de la dénonciation de l'agiotage"; sich über die Parteiungen stellend, erließ er die „Réponse aux alarmes des bons citoyens"; 1789 erschienen, an Milton angelehnt, die berühmte Schrift „Sur la Liberté de la presse" und „Théorie de la royauté". Die Minister, voran Necker, legten ihm alle Hindernisse in den Weg, um ihn nicht in die Reichsstände zu lassen; M. sprach sich für das doublement du tiers aus und tadelte Necker, daß er die entscheidende Frage der Abstimmung nach Ständen oder Köpfen offen gelassen habe; er hielt ihm vor, daß er die Scheine der Diskontokasse entwerte, und griff das Papiergeld an. Bei Adrien Duport gründete er im November 1788 den Club constitutionnel, der aber durch Zwietracht mit diesem bald unterging. Im Januar 1789 wollte er sich in der Provence zum Deputierten des Adels in die Reichsstände wählen lassen, war aber ohne Geld und veranstaltete in größter Taktlosigkeit die Herausgabe seiner „Histoire secrète de la cour de Berlin, ou Correspondance d'un voyageur français du 5. juillet 1786 au 19. janvier 1787" (2 Bände, Alençon 1789); dies Werk stellte den Berliner Hof bloß und enthüllte diplomatische Geheimnisse, geißelte viele Personen von Stellung und schadete M. ungeheuer; das Pariser Parlament ließ es vom Henker verbrennen. Gleichzeitig publizierte M. die „Correspondance entre Mr. Cerutti et le Comte de Mirabeau", um Geld zum Leben zu bekommen. In Aix wandte sich M. sofort gegen die veralteten Rechte von Adel und Klerus, der Adel stieß ihn kalt als Apostaten zurück, das Volk hingegen jauchzte ihm zu. Er griff in einer Schrift die Stände der Provence an, geriet mit ihnen in die heftigste Fehde in Wort und Schrift, wurde am 8. Februar aus der Adelskammer ausgewiesen und antwortete am 11. durch die Brandschrift „An das Volk der Provence". M. erlebte beispiellose Triumphe in Marseille und Aix, ließ sich aber nicht verblenden und kannte die Unbeständigkeit der Volksgunst; läppisch ist die Mythe vom „Magasin de Mirabeau, marchand de draps". In Marseille und Aix einstimmig in die Reichsstände gewählt, nahm M. für Aix an; er war gewillt, seinen Feinden den Boden zu entziehen „durch ein staatsmännisches Benehmen, wovon noch wenig Menschen, ja noch wenig andere

Völker ein Vorbild boten". Er hatte mit Nutzen gelebt und gelitten, war bei aller Erbitterung gegen den Despotismus maßvoll, ein echter Staatsmann, kein Utopist und kein Umsturzprediger; er wollte vor der Sintflut, die über sein Vaterland hereinzufluten drohte, alles Lebensfähige retten. Voll Sympathie begrüßte ihn Frankreich in den Reichsständen; er ließ, ohne sich um die Zensur zu kümmern, eine Zeitschrift „Les Etats-généraux" erscheinen, in der er die Verhandlungen unverblümt besprach; sie zählte in acht Tagen 6000 Abonnenten. Da er Neckers Politik darin angriff, ließ dieser die Zeitschrift unterdrücken, M. aber setzte sie als „Lettres du Comte de Mirabeau à ses commettants" seit 7. Mai fort. M. war gegen die Allmacht der Nationalversammlung und wollte ihr keine absolute Souveränetät gönnen; obwohl der geschworene Feind des Feudalstaates der alten Zeit, dachte er monarchisch und wünschte eine konstitutionelle kräftige Monarchie. Empört sah er, wie die Hofpartei unter Artois (s. „Karl X.") Ludwig XVI., den er einmal „das Opfer" genannt hat, zu despotischen Streichen trieb; am 23. Juni trat er diesen nach der Séance royale schneidend entgegen und trotzte Ludwigs Befehlen; auf seinen Antrag wurden die Deputierten für sakrosankt erklärt. M. half wesentlich zur Entfesselung der Revolution mit, aber er suchte sie in ihrem Bette zu halten und warnte stets vor Ausschreitungen und Überhastung. Obwohl er den Herzog von Orléans verachtete, trat er mit ihm in Verbindung und dachte an ihn als Mitregenten Ludwigs, an sich als seinen Ministerpräsidenten; unbefangen nahm er von Orléans Geld an, ohne sich je dafür zu verkaufen. Am 8. Juli hielt der Meister der Rede eine leidenschaftliche Philippika gegen die Ansammlung fremder Regimenter und erließ dagegen eine unvergleichliche Adresse an Ludwig. Aber die Revolution schritt über den Schutt der Bastille weiter. Vom Sarge des Vaters weg, eilte M. wieder auf die Tribüne; er erblickte jetzt in der Nationalversammlung den Anker der Krone und sprach ihr souveräne Gewalt zu, griff schonungslos die intriguanten Minister und Höflinge an, wollte Frieden zwischen Fürst und Volk stiften und dann Frankreich selbst lenken. Aber statt des Friedens kam der Haß. M. schauderte vor dem Blutdurste der Massen und reichte durch seinen Freund, den Grafen von der Mark, dem bedrohten Könige die starke Hand; Marie Antoinette bewog Ludwig, die Hilfe „des plebejischen Grafen" zurückzuweisen. Nun galt es, den Hof einzuschüchtern und seine Macht fühlen zu lassen; er wühlte in den Distrikten und bemühte sich Maire zu werden, war aber den Jakobinern und den anderen Machthabern viel zu herrisch und selbständig. Spottend sprach er von Necker und Lafayette, vom Aufstellen der Menschenrechte vor der Verfassung; er tadelte bitter die Überstürzung der Nacht des 4. August. Die Anarchie ward ihm unerträglich, er dachte für den Fall der Flucht des Königs an die Regentschaft Monsieurs (s. „Ludwig XVIII.") und an sich als dessen Premier. In dem wütenden Veto-Streite trat M. vergebens für das absolute Veto des Monarchen ein, welches ihm die beste Schutzwehr gegen die Tyrannei einer souveränen Versammlung dünkte. Da ihm der Staatsbankrott als unvermeidlich vorschwebte, unterstützte er im September warm Neckers „patriotische Steuer". Mit Entsetzen vernahm er, daß Ludwig trotz seines Abratens im Oktober nach Paris übersiedele, und auf seinen Antrag, den Barnave unterstützte, folgte die Nationalversammlung, sich von ihm für unzertrennlich erklärend, dem Monarchen. Der Feudalstaat lag in Trümmern, M. wollte der Baumeister eines kräftigen Verfassungsstaats werden; vor seiner Seele stand Frankreich mit seinen Forderungen. Nüchtern, nie von Illusion befangen, betrachtete er die Errungenschaften des 4. August als unantastbar; Ludwig sollte sie ehrlich acceptieren und auf ihrer Basis konstitutionell herrschen. Aber Lafayette und Montmorin duldeten ebenso wenig wie Necker einen so starken Geist neben sich, Monsieur und der König befolgten sein Regierungsprogramm vom 15. Oktober nicht. Hatte M. die Krone zur Zeit ihrer Macht bekämpft, so hielt er in den Tagen ihrer Not die Hand schützend über sie; ihm ahnte ein Königsmord. Er sprach für das Martialgesetz gegen Aufrührer und für die Assignate, welche zweischneidige Waffe er sich als Premier so zu führen zutraute, daß sie nicht schaden könne; ohne Haß gegen die ihm gleichgültige Kirche, beantragte er doch am 12. Oktober, man solle die Kirchengüter, die 2000 Millionen an Wert repräsentierten, zum Nationaleigentum erklären. Um als Minister einflußreich zu sein, wagte er am 6. November den Antrag, es solle den Ministern beratende Stimme in der Nationalversammlung zuteil werden; aber seine Gegner setzten am 7. November einen Antrag durch, wonach kein Mitglied der Nationalversammlung im Laufe der Session Minister werden dürfe; vergebens suchte er den eigenen Antrag zu retten, indem er für sich Ausschluß vom Ministerium beantragte, und so zerrann sein schönster Traum; er allein noch hätte als Minister Frankreich der Anarchie aus den Klauen reißen können. Bei der Beratung der Konstitution war M. gegen die sinnlose Nivellierung, er suchte das Gute aus dem alten Staate hinüber zu retten, drang aber nicht durch. Als die Kirchenverhältnisse geregelt wurden, warnte er beredt am 13. April 1790 vor dem Fanatismus und erinnerte an die Bartholomäusnacht; sonst enthielt er sich meist der Beteiligung an kirchlichen Fragen. Vornehm stand er der Schmutzpresse und den radikalen Klubs gegenüber, Marat (s. d.) forderte wiederholt die Hinrichtung „des infamen Riqueti"; dieser aber suchte dem jakobinischen Treiben — freilich erfolglos — durch den „patriotischen Klub von 1789" entgegen zu arbeiten. Auch seine neue Annäherung an Monsieur hatte keinen weiteren Erfolg, als daß Ludwig XVI. ihm Schulden bezahlte und eine Monatspension von 6000 Frs. auswarf; vergebens griff er in titanischem Sehnen nach den Zügeln des Staats, weder die Nationalversammlung noch der Hof gönnten sie ihm. Marie Antoinette verzieh ihm nicht sein lasterhaftes Leben; die revolutionäre Presse aber behandelte ihn als Söldling des Hofs; vergebens hielt er offene Tafel und zerrüttete seine lebens-

lang mißlichen Finanzen noch mehr, um sich eine Partei in der Nationalversammlung zu bilden. Ludwig unterhandelte mit M. und zahlte für seine Ratschläge, befolgte sie aber nicht und hörte auf die verstockten Royalisten; M.s Kredit in der Nationalversammlung schwand zusehends; wahre Prometheusqualen nagten am Herzen des gewaltigsten Mannes der Revolutionszeit. Im Mai hielt er jene wunderbaren Reden, die das Recht der Entscheidung über Krieg und Frieden König und Nationalversammlung gemeinsam zusprachen, entging kaum der Laterne, wurde des Verrates geziehen, achtete aber nicht der Wut der Feinde; er wußte, wie nahe dem Kapitole der tarpejische Fels sei. Er sandte seine Reden in die Departements, die Gesandten schickten sie an ihre Höfe; sie waren ein Ereignis und schlugen durch. Mit immer neuen Entwürfen beschäftigt, hatte der Graf im Mai die bekannte Zusammenkunft mit der Königin in St. Cloud, aus der er voll Anerkennung ihres männlichen Charakters schied, ohne jedoch das Kind des ancien régime belehrt zu haben. Verachtungsvoll blickte er im Juni auf die Narrheiten der Abschaffung von Titeln und Wappen; er behielt trotz aller Befehle den ererbten Namen stolz bei. In der Nationalversammlung verkündete er am 11. Juni den Tod Franklins und beantragte unter Beifall eine dreitägige Trauer. Im Dezember wurde er Präsident des Jakobinerklubs, am 16. Januar 1791 Mitglied des Departements von Paris und endlich am 31. Januar d. J. Präsident der Nationalversammlung. Jetzt näherte sich ihm Montmorin im Interesse des todmatten Königtums, aber es war zu spät, und Ludwig befolgte seine Ratschläge nicht; nur unterließ derselbe wenigstens, so lange M. atmete, die Flucht nach der Grenze. M. verteidigte in regelrechtem Kampfe die Monarchie gegen die täglich frecheren Jakobiner und bekämpfte am 28. Februar die proponierten Gesetze gegen die Emigranten mit bestem Erfolge. Aber seine Feinde wurden übermächtig, Desmoulins höhnte: „Er steht vor dem Becher auf dem Ölberge“, Duport und A. Lameth griffen ihn wütend an. Ihn ergriff der Ekel, während stete Sinnengenüsse seine letzte Kraft brachen; die Mittelmäßigkeit der Gegner erdrückte ihn; er arbeitete wie ein Lasttier und bejammerte seine vergeudete Jugend, deren Ruf sein Leben vergiftet habe. Bald ergab sich die Unterleibskrankheit als unheilbar, er glaubte, man habe ihm Gift kredenzt, und sprach ahnend von Schreckenszeiten, die bald kommen würden. Ganz Paris fragte täglich nach dem Bulletin über sein Ergehen, und er starb voll königlichen Selbstgefühls am 2. April 1791 im günstigsten Momente für ihn. In ihm begrub das leidtragende Frankreich im Pantheon, Ste. Geneviève, in unerhörtem Kondukte den Einzigen, der Frankreich vielleicht noch vor dem Königsmorde und der Terreur bewahren konnte. Im September 1794 wies der Konvent die Leiche aus dem Pantheon, um sie auf Clamart, dem Friedhofe der Hingerichteten, zu verscharren; Bonaparte ließ hingegen 1800 M.s Bild neben anderen in den Tuilerieen aufstellen. In Aix steht M.s Denkmal. Außer den oben genannten Schriften verfaßte M. noch viele weitere.

Vgl. Lucas Montigny, Mémoires biographiques, littéraires et politiques de Mirabeau etc. etc., 8 Bde., Paris 1834 (2. Aufl. 1841); Bacourt, Correspondance de Mirabeau et du Comte de Lamarck, 3 Bde., Paris 1851; „Oeuvres de Mirabeau“, 8 Bde., 1820 bis 1821 (Paris), und ebenda 9 Bde., 1825 bis 1827; Pipitz, Mirabeau, ein Lebensbild, 2 Bde., Leipzig 1850; Lewitz, Mirabeau, 1. Bd. 1852; Vermorel, Mirabeau, sa vie, ses opinions et ses discours, 5 Bde., Paris 1865; Reynald, Mirabeau et la Constituante, 2. Aufl., Paris 1872; endlich alle Werke über die Revolution.

Miramon, Miguel, mexikanischer General, einer aus Béarn stammenden und im 18. Jahrhundert über Spanien mit einem der Vizekönige nach Mexiko gekommenen Familie entsprossen, 1831 in der Landeshauptstadt Mexiko geboren und in der Militärschule zu Chapultepec erzogen, that sich bei der Niederwerfung der im sechsten Jahrzehnt gegen das klerikale Regiment des Präsidenten Zuluaga gerichteten liberalen Aufstandsversuche derart hervor, daß er nach jenes Sturz am 23. Dezember 1858 zu seinem Nachfolger erwählt wurde. Er hatte wenig Neigung, dem Rufe zu entsprechen, und machte sogar einen Versuch, Zuluaga auf seinen Platz zurückzuführen; vom Klerus gedrängt, mußte er denselben indessen Anfang Februar 1859 einnehmen. Noch im Laufe dieses Monats ward der liberale Gegenpräsident Juarez auf die allerdings sehr wichtige Hafenstadt Veracruz beschränkt; diesen aber in seine Gewalt zu bekommen, gelang M. ebenso wenig bei einem im März 1859 unternommenen Versuche, wie in demselben Monate des darauffolgenden Jahres, wo die Nordamerikaner seine Anschläge durch das Dazwischentreten ihrer Schiffe vereitelten, indem sie M. die Verbindung mit Cuba abschnitten; die Union trat ihm mittelbar und unmittelbar überall entgegen. Ein anderer schlimmer Feind war die Leere des Schatzes; sie veranlaßte ihn, Geld zu nehmen, wo er es fand, so 100,000 Pesetos, welche englischen Staatsgläubigern gehörten, aus dem britischen Gesandtschaftshotel, und gegen Wucherzinsen eine Anleihe mit einem Banquier Jecker zu schließen, dessen Ansprüche Frankreich den Anlaß zur Einmischung in die mexikanischen Händel boten. Seine schwierige Lage wurde unhaltbar, als sein Bruder Karlos M. am 22. Dezember 1860 vom General Ortega bei San Miguelito oder San Miguel de Calpulalpane geschlagen war; er verließ, nachdem er den Schatz gründlich geleert und dabei wieder Geld genommen hatte, welches englischen Unterthanen gehörte, das Land und ging zunächst nach Europa. Als dann die französisch-englisch-spanische Unternehmung gegen Mexiko in Scene gesetzt wurde, begab er sich nach der Havanna und bot den Verbündeten seine Dienste an, der englische Admiral Dunlop verwehrte ihm indessen (Januar 1862) das Land zu betreten. Erst als die Franzosen die Sache allein in die Hand genommen hatten, fand er Aufnahme, traf im Juli 1862 bei Forey in der Hauptstadt ein und erhielt den Oberbefehl über alle mexikanischen Truppen; der Nachfolger desselben, Bazaine, übernahm diesen freilich selbst

und machte M. zum Divisionsgeneral, letzterer blieb aber einflußreich. Als Erzherzog Maximilian sein Kaisertum antrat, ward er dessen eifriger Anhänger und gehörte zu denen, welche ihn bestimmten, im Lande zu bleiben, als die Franzosen abzogen; doch vergeblich versuchte er, ihm militärisch Luft zu machen. Er nahm freilich die Stadt Zacatecas, wurde aber bei San Jacinto geschlagen und zog sich im Januar 1867 nach Queretaro zurück, wo General Tomas Mejia die kaiserliche Standarte noch hochhielt. Dieser, ein um das Jahr 1820 geborener Indianer, welcher sich vom gemeinen Soldaten emporgeschwungen hatte, klein, häßlich, unansehnlich, aber ein geschickter Führer, bis zur Tollkühnheit verwegen, dabei ehrenhaft, uneigennützig und, wie M., dem Kaiser aufrichtig ergeben, war bei Ankunft der Franzosen aus der Vergessenheit aufgetaucht, hatte im Kampfe gegen die Juaristen Tüchtiges geleistet, namentlich am 26. September 1864 Matamoros genommen und sich als Kommandant der dortigen Division lange gehalten; am 23. Juni 1866 hatte er die Stadt endlich räumen und sich nun nach Queretaro zurückziehen müssen, wo auch der Kaiser am 24. Februar eintraf. Als die Stadt am 15. Mai jenes Jahres überrumpelt ward, leistete M. tapfere Gegenwehr, ward aber verwundet und gefangen genommen und mit dem Kaiser und Mejia am 19. Juni kriegsrechtlich erschossen, ein schöner, tapferer Mann. — Vgl. „Unsere Zeit“, Neue Folge, 3. Jahrgang, 2. Hälfte, Leipzig 1867.

Miranda, Francesco, französischer General, aus vornehmer Familie 1750 in Caracas geboren, diente zuerst im spanischen Heere, mußte aber infolge seiner Umtriebe, welche die Befreiung der spanischen Kolonieen in Südamerika von der Herrschaft des Mutterlandes zum Zweck hatten, sein Vaterland verlassen, und suchte nun in Europa Verbindungen anzuknüpfen, deren Beistand ihm zur Verwirklichung seiner Wünsche helfen könnte. Er hoffte, in Frankreich Unterstützung zu finden, wo eben die Revolution ausgebrochen war, und schloß sich dort eng den Girondisten an. Zum französischen General ernannt und unter Dumouriez in den Niederlanden thätig gewesen, wurde er in des letzteren Sturz verwickelt; die Aufhebung der Belagerung von Mastricht und der Ausgang der Schlacht von Neerwinden, wo er den linken Flügel kommandierte, wurden ihm zum Vorwurf gemacht, auch sollte er an Dumouriez' Verrat beteiligt gewesen sein. Seine eigene glänzende Verteidigung führte seine Freisprechung herbei, nicht ohne Grund aber fuhr man fort, seinen Maßregeln den Verlust jener Schlacht zuzuschreiben. Die kühne Sprache, welche er den Machthabern gegenüber führte, trug ihm neue Haft und Verbannung aus Frankreich ein. Er ging nach England, wo er einige Unterstützung fand; ein Aufstandsversuch, welchen er 1806 in seiner Heimat machte, schlug jedoch fehl (Biggs, History of M.'s attempt etc., London 1809). 1811 erschien er von neuem in seinem Vaterlande und errichtete in Caracas eine Art von Regierung, welche eine derartige Bedeutung gewann, daß M. am 26. August 1812 mit dem spanischen General Monteverde einen Vertrag schließen konnte, welcher Caracas die Einführung der von den Cortes für Spanien entworfenen Verfassung und allen Aufständischen Straflosigkeit zusicherte; trotz dieser Übereinkunft aber wurde M. gefangen genommen und starb, ohne seine Freiheit wieder erlangt zu haben, Anfang 1816 in den Kerkern der Jesuiten zu Cadix. — Vgl. Röding, Freiheitskampf im Spanischen Amerika, Hamburg 1819.

Mirandola, früheres Herzogtum Oberitaliens, bildete mit der dazu gehörigen Markgrafschaft Concordia einen der kleinen Staaten zwischen Po und Arno, welche als deutsche Reichslehen aus dem Mittelalter hervorgingen. An den Sitzen dieser politisch bedeutungslosen Fürstentümer blühten indessen Wissenschaften, bildende Künste und feine höfische Sitte, so daß sich hier meist italienische Bildung mit poetischem Glanze alten Ritterwesens vereinte. Auch in M. hatte sich unter der vom deutschen Kaiser gefürsteten Familie de' Pici reges kulturelles Leben und Sinn für edle Geselligkeit entfaltet, wiewohl die Herrscher dieses Hauses vorwiegend auf staatliche Selbständigkeit bedacht, einen Wechsel des politischen Systems erstrebten. Sich deshalb nach fremdem Schutze umsehend, boten ihnen die ligistischen Kriege, in welche Papst Julius II. die italienische Fürstenpolitik verstrickt hatte, Gelegenheit zum Anschlusse an Frankreich. In der Folge machte Galeotto Pico 1537 M. zum Werbeplatz und Ausgangspunkt der von Frankreich begünstigten Unternehmungen Pietro Strozzis gegen Florenz und betrieb dann nicht minder Frankreichs Interesse in dessen Kriegen gegen Kaiser Karl V. Sein Sohn Ludwig (1550 bis 1568) blieb dieser Politik nicht nur treu, sondern auch der festeste Anhänger des französischen Hofes in Italien, als König Heinrich II. die Kriege seiner Vorgänger gegen das Haus Habsburg fortsetzte. Das Mißgeschick der Niederlage von Lucignano, 2. August 1554, traf ihn als Führer der Reiterei in dem französisch-bündnerischen Heere, welches gegen Herzog Cosimo I. von Florenz (s. d.) zum Kampfe um Siena ins Feld rückte. Diese Anhänglichkeit an Frankreich, wodurch letzteres mitten in dem sonst unter spanischem Einflusse stehenden Italien einen festen Stützpunkt behielt, verschaffte M. eine weit größere Bedeutung, als solche dem Umfange dieses Kleinstaates eigentlich entsprach. Ludwigs Witwe, Fulvia da Correggio, regierte bis zu ihrem Tode 1590 und hielt noch zu Frankreich. Ihr Sohn Friedrich dagegen, der nach des älteren Bruders Galeotto Tode, 1592, zur Herrschaft gelangte, wandte sich wieder Deutschland zu, verschaffte seinem Lande Amnestie für die lange Reichsabtrünnigkeit und wurde 1596 durch Kaiser Rudolf II. von neuem mit seinem Besitztume belehnt. Als er 1602 nach friedlicher Regierung starb, war jedoch wegen seiner veränderten Politik M.s bedeutsame Rolle in Oberitalien geschwunden. Sein jüngerer Bruder und Nachfolger Alexander erhielt 1617 vom Kaiser Matthias die herzogliche Würde und hinterließ 1637 das Herzogtum seinem Enkel Alexander von seinem einzigen natürlichen, aber als erbberechtigt anerkannten Sohne Galeotto, der schon vor ihm gestorben war. Nach Alexanders II. Tode kam wieder dessen Enkel Franz Maria zur Regierung,

der sich im Spanischen Erbfolgekriege, wie einst seine Vorfahren, Frankreich anschloß. Nachdem ein kaiserliches Heer 1702 M. besetzt, eroberten die Franzosen 1705 die Citadelle der gleichnamigen Landeshauptstadt, mußten jedoch nach den Erfolgen der österreichischen Waffen in Gemäßheit des Mailänder Vertrages vom 13. März 1707 Stadt und Land räumen. Inzwischen war über den Herzog die Reichsacht verhängt und M. als verwirktes Reichslehen eingezogen worden. Um der Finanznot des Reiches abzuhelfen, wurde das Herzogtum 1710 dem Hause Este von Modena für den Betrag von 200,000 Dublonen (ca. 13,200,000 Mark) käuflich überlassen. Franz Maria starb 1747 zu Madrid, mit ihm erlosch das Haus de' Pici von M. Die ferneren Schicksale Modenas (s. d.) teilend, fiel M. mit diesem Staate 1860 an das Königreich Sardinien und bildet jetzt im italienischen Landesteile Emilia einen der modenesischen Provinzialdistrikte, dessen Hauptort die gewerbthätige Stadt M. geblieben ist. — Vgl. H. Leo, Geschichte von Italien, Bd. V, Hamburg 1832; auch A. v. Reumont, Geschichte Toscanas, Bd. I, Gotha 1876.

Missolunghi, das neugriechische Mesolongion, eine der klassischen Stätten des neugriechischen Unabhängigkeitskrieges, ist erst eine Stadt neuerer Gründung und nicht viel über drei Jahrhunderte alt. Von Fischern auf der Küste von Ätolien, in den Lagunen östlich vom Acheloos und von der Nachbarstadt Anatolikon angelegt, ist M. durch seine Salinen und Fischereien und durch seine für den Handel günstige Lage nicht fern von den Jonischen Inseln und dem Eingange des Golfes von Patras frühzeitig zu einer gewissen Blüte gediehen, so daß die Stadt, die 1715 bei dem Kriege der Türken gegen die Venetianer viel gelitten hat, in der Mitte des 18. Jahrhunderts der Sitz einer Art Akademie werden konnte, zu welcher die durch den Thessalier Panagiotis Balamas hier gestiftete hohe Schule erweitert wurde. Die übereilte Teilnahme der Bürger von M. an dem Aufstande der Peloponnesier gegen die Pforte im Jahre 1770 wurde von Türken und Albanesen durch Mord und Zerstörung grausam gestraft; erst 1804 zählte M. wieder 4000 Einwohner. Aber der eigentümlich kühne und freie Geist ihrer Bürger lebte fort, und so sind sie samt Anatolikon am 1. und 2. Juni 1821 voller Begeisterung der griechischen Nationalerhebung gegen die Türken beigetreten, um nachher mit höchstem Heldenmut für diese Sache zu fechten und zu dulden. Als nämlich im Sommer 1822 durch die unglückliche Schlacht bei Peta und die Vertreibung der Sulioten aus ihren Felsennestern das epirotische Bollwerk für die Griechen verloren gegangen war, wurde der durch M. mit seiner Inselfestung Vasiladi und durch Anatolikon gedeckte Terrainabschnitt für mehrere Jahre der Hauptwaffenplatz und das politisch wie militärisch gleich wichtige Bollwerk für das ganze nordwestliche Griechenland. Obwohl die Stadt M. damals nur auf der Seeseite durch Vasiladi und die seichten Lagunen wirklich gut geschützt, auf der Landseite nur erst schwach befestigt war, hielten in höchst kritischer Zeit der Präsident Alexander Maurokordatos und der tapfere Suliotenführer Markos Botsaris mit nur schwachen Streitkräften und mit der entschlossenen Bürgerschaft vom 27. Oktober 1822 bis zum 12. Januar 1823 die Belagerung des albanesischen Generals Omer Brionis ruhmvoll und glücklich aus. Die Stadt wurde seit dieser Zeit mit Eifer immer stärker verschanzt, so daß sie nachher viel größere Gefahren zu bestehen vermochte. Als nämlich im Sommer 1823 der tapfere Markos Botsaris bei dem Versuche, den Anmarsch der Albanesen des Mustaï-Pascha von Skutari am 21. August bei Karpenisi aufzuhalten, gefallen war, und Mustaï und Omer Brionis zu Anfang Oktober Anatolikon und M. wieder belagerten, hielten beide Orte den gewaltigen Stoß, von dem die Angreifer erst am 12. Dezember abließen, durchaus glücklich aus. Das nächste Jahr 1824, für M. durch die Ankunft und den Tod des Lord Byron unvergeßlich, war auf dieser Seite durch keine neuen Kämpfe bezeichnet; dagegen begann der weltberühmte Todeskampf der heldenmütigen Stadt, der damals die Sympathieen der Philhellenen in Europa für Griechenland aufs höchste steigerte, in derselben Zeit, wo auch Morea durch die Landung der ägyptischen Truppen in die höchste Gefahr geraten war. Der energische türkische Feldherr Mehemed-Reschid-Pascha Kiutagi legte sich seit dem 27. April 1825 mit etwa 20,000 Mann vor M., um die verhaßte Festung unter allen Umständen zu Falle zu bringen. Als aber aller Nachdruck und alle Gewandtheit dieses Heerführers an der zähen Tapferkeit der Bürger und der Pallikaren unter dem suliotischen Kapitän Notis Botsaris scheiterten, und auch die griechische Flotte unter Miaulis am 4. August die türkische auf der Seeseite vertrieb, da mußte auf des Sultans Mahmud II. dringenden Wunsch endlich auch Ibrahim-Pascha seine Armee, 13,000 Mann, aus Morea während des November nach den Linien vor M. führen. Trotzdem widerstand die tapfere Stadt, auch nach dem Fall (13. März 1826) von Anatolikon, noch mehrere Monate lang, bis alle Aussicht auf Entsatz geschwunden und ihre Lebensmittel und ihr Kriegsbedarf vollständig erschöpft waren. Als die Griechen aber, leider zu spät, den Entschluß faßten, mit wuchtigem Ausfall sich nach außen durchzuschlagen und die Ruinen ihrer Stadt zu verlassen, mißlang der den Ägyptern verratene Plan. Als in der Nacht vom 22. zum 23. April 1826 der kühne Streich geführt wurde, erreichten nur 1300 Griechen den Weg nach Salona. Die übrigen wurden in die Stadt zurückgedrängt und fanden im heldenmütigen Kampfe mit den nachdringenden Feinden fast ohne Ausnahme den Tod. Viel Gewinn hat diese furchtbar teuer bezahlte Eroberung den Türken freilich nicht gebracht; M. selbst ist, wie Anatolikon, unter militärisch völlig veränderten Verhältnissen schon am 14. Mai 1829 durch Unterhandlungen mit der türkischen Besatzung wieder in die Hände der Griechen gelangt. Im Oktober 1862 einer der Ausgangspunkte der gegen König Otto gerichteten Bewegung, ist M. jetzt im Königreich Griechenland die Hauptstadt einer nach ihr benannten Eparchie in dem Nomos Ätolien-Akarnanien und Sitz wie des Nomarchen, so eines Erzbischofs, und

hatte bei der Zählung im Jahre 1879: 6324 Einwohner.

Missouri-Kompromiß: s. **Clay**, Henry.

Missunde, Dorf am rechten Ufer der Schlei, unterhalb Schleswig. Lebhaftes Gefecht am 12. September 1850 zwischen den angreifenden Schleswig-Holsteinern und den Dänen, das nach entschiedenen Erfolgen der ersteren doch mit deren Rückzug endete. — Angriff des Prinzen Friedrich Karl am 2. Februar 1864 auf die zur Deckung des Schleiüberganges angelegten Schanzen der Dänen, der mit einem Verlust von 200 Toten und Verwundeten erfolglos endete.

Mitchell, Sir Andrew. Als einziger Sohn eines protestantischen Geistlichen 1711 in England geboren, studierte M. Jura und ging dann auf Reisen, lebte am liebsten mit Gelehrten, erwarb sich vielseitige Kenntnisse und trat 1738 in die politische Carriere, als Sekretär des Marqueß of Tweedale. 1747 ins Unterhaus gewählt, ging er 1751 als Resident nach Brüssel, wurde zum Baronet kreiert und war von Mai 1756 an bis zum Tode britischer Gesandter am Hofe Friedrichs des Großen, dessen vollstes Vertrauen und innige Freundschaft er gewann. Er starb in Berlin am 28. Januar 1771. — Vgl. Koser, Unterhaltungen mit Friedrich dem Großen. Memoiren und Tagebücher von Heinrich de Catt. Leipzig 1884.

Mitchell, John. Als Sohn eines protestantischen Geistlichen am 3. November 1815 zu Dungiven (Grafschaft Londonderry, Irland) geboren, besuchte M. das Trinity-College in Dublin, studierte Jura und praktizierte als Advokat in Newry und Bambridge. Eifrigst unterstützte er die Tendenzen O'Connells (s. d.) und war seit 1845 der keckste unter den Redakteuren der revolutionären Wochenschrift „The Nation"; er schrieb auch über Elisabeths gefährlichen Widersacher in Irland, den Grafen von Tyrone (s. bei „Elisabeth" und „Essex"). Aber O'Connell war ihm noch zu milde, er löste sich von ihm und wurde der Führer der radikalsten Opposition; mit Gleichgesinnten stiftete er die Irish Confederation, deren Organ die „Nation" blieb, und übte Hochverrat in Rede und Schrift. Da er täglich wilder auftrat, löste sich die Konföderation von ihm und die „Nation" wollte nichts mehr von ihm wissen, seit sie von der Regierung bestraft worden war. Er gründete nun die noch frecher aufbegehrende Zeitung „The united Irishmen", forderte darin ohne weiteres zur Revolution auf und überhäufte die Regierung mit Schmähungen. Diese ging endlich gegen M. vor und verurteilte ihn wegen Felonie am 27. Mai 1848 zu fünfzehnjähriger Transportation; nachdem er eine Zeit lang auf den Bermudas-Inseln in Haft gesessen, sandte ihn die Regierung mit mehreren Genossen nach dem Kap der guten Hoffnung; hier aber ließ man sie nicht landen, da die Bevölkerung keine Sträflingskolonie werden wollte, und sie wurden im Februar 1850 nach Vandiemensland geschafft. Sein Gesinnungsgenosse Patrick Smyth ging 1852 hierhin, um ihm zur Flucht zu verhelfen; sie gelang, M. eilte nach San Francisco und fand im November 1853 in New York eine enthusiastische Aufnahme. Hier publizierte er 1854 das Journal seiner Gefangenschaft und 1874 die Fortsetzung von Mac Geoghegans irischer Geschichte, gründete neue Hetzblätter und suchte besonders durch „The Citizen" die Revolte gegen England zu entfachen. 1875 nach Irland heimgekehrt, wurde er von Tipperary in das Parlament gewählt (s. „Fenier"); Disraeli aber erklärte am 16. Februar im Unterhause, M. könne als zu fünfzehnjähriger Deportation Verurteilter nicht in das Parlament eintreten, eine Neuwahl sei erforderlich. Das Unterhaus schloß M. aus; er wurde zwar am 12. März in Tipperary abermals gewählt, starb aber schon am 21. März d. J. — Vgl. J. M'Carthy, A history of England from the accession of Queen Victoria to the general election of 1880, Bd. I, London 1882.

Mittelamerika s. **Zentralamerika**.

Mitteldeutscher Handelsverein s. **Zollverein**.

Mittenwald, oberbayerischer Flecken an der Straße von München nach Innsbruck am Eingange des Scharnitzpasses gelegen, war im Jahre 1805, als der gegen Wien vorrückende Napoleon den Marschall Ney mit seinem (6.) Armeecorps behufs Deckung seiner rechten Flanke nach Tirol entsandte, mehrmals der Schauplatz heftiger Kämpfe. Am 18. Oktober vertrieben die Bayern die Österreicher aus dem Orte, am 19. eroberten diese denselben zurück, am 2. November nahm ihn Ney, welcher darauf am 5. in Innsbruck einzog. — Als im Mai 1809 die Tiroler die bayerisch-französische Heeresmacht aus ihrem Lande vertrieben hatten, unternahmen sie Streifzüge nach Bayern hinein. Bei einem solchen überfielen sie am 11. in M. eine bayerische Abteilung unter Oberst Arco, welche den Scharnitzpaß decken sollte; unter schweren Verlusten entkam dieser nach Benediktbeuern. — Vgl. Baader, Chronik des Markt M., Nördlingen 1860.

Mittermaier, Dr. Karl Joseph Anton. Am 5. August 1787 in München geboren, erhielt M. dort den ersten Unterricht, studierte auf der Universität Landshut Jura, daneben Philosophie und Naturwissenschaften, praktizierte nach Absolvierung der Studienzeit am Landgerichte der Vorstadt Au in München in Strafsachen und diente Feuerbach als Sekretär, als dieser sein bayerisches Strafgesetzbuch abfaßte. 1809 erlangte er in Heidelberg, wo er seine Studien noch ergänzt hatte, die Doktorwürde, wurde noch in demselben Jahre Privatdozent und folgte 1811 einem Rufe als Professor der Rechte nach Landshut, 1819 nach Bonn; hier versah er provisorisch das Amt des Universitätsrichters, welches ihm aber die Demagogenriecherei furchtbar zuwider machen mußte. Gerne folgte er darum 1821 dem Rufe nach Heidelberg, wo er bis zum Tode, alle Rufe an andere Hochschulen ausschlagend, als Lehrer des deutschen Privatrechts, des Zivil- und Strafprozesses als eine der größten Leuchten der Wissenschaft wirkte; seine schriftstellerische Thätigkeit war eminent, und seine zahlreichen epochemachenden Werke fanden bald Übersetzungen in fremde Sprachen und Verbreitung bis über den Ozean.

1826 zum Mitgliede der badischen Gesetzgebungskommission ernannt, war er bis zu ihrer Auf-

lösung thätig und nahm teil an ihren bedeutenden Schöpfungen. 1831 bis 1841 und 1846 bis 1848 gehörte er der Zweiten Kammer an, deren Präsident er 1833, 1835, 1837, 1847 und 1848 war, und wirkte mit durchschlagendem Erfolge auf die Reform der Rechtspflege hin. Er wollte, die öffentlichen Zustände sollten sich in langsamem und beständigem Fortschritte entwickeln, war in allen politischen Anforderungen gemäßigt, ein Feind aller Excesse und Überstürzungen. 1847 beteiligte er sich an der Gründung der „Deutschen Zeitung", im Herbst 1848 unterstützte er die Anträge Bassermanns (s. d.), wohnte den Verhandlungen der 51 in Heidelberg an und das Vorparlament in Frankfurt berief ihn zum Präsidenten. Von Rastatt und Gernsbach in die Frankfurter Nationalversammlung deputiert, zählte M. zu den meistbeschäftigten und einflußreichsten Mitgliedern, war im Verfassungsausschusse, saß im linken Zentrum in der Fraktion des Württemberger Hofs, war aber nie Parteimann im strengen Sinne. Stets stand er auf der Seite der Ordnung gegen die Anarchie; ganz besonderen Wert legte er den deutschen Grundrechten bei. M. befürwortete die Wahl eines Kaisers auf Lebenszeit, später aber änderte er seine Ansicht wie in manchem anderen Punkte und war für die Übertragung der erblichen Kaiserwürde an Friedrich Wilhelm IV., zu dem er als Mitglied der Deputation ging, um eine ablehnende Antwort zu erhalten. Bis zu ihrer Auflösung blieb M. in der Nationalversammlung; er wollte stets das Beste, irrte aber manchmal in seinen Anschauungen. Sich von der großen Politik zurückziehend, nahm Geheimrat M. neben seinem großartigen akademischen und litterarischen Arbeitsfelde noch emsig Anteil am Heidelberger Gemeindeleben, besonders an Armen- und Schulwesen. Er starb am 28. August 1867. Humanität war das Losungswort seines Lebens; immer schwebte ihm vor Licht, Recht und religiös sittliche Menschenbildung.

Vgl. K. A. Frhr. v. Reichlin-Meldegg, Das Leben eines ehemaligen römisch-katholischen Priesters, Heidelberg 1874; v. Weech, Badische Biographieen, Tl. II, Heidelberg 1875.

Mittewald, Dorf in Tirol an der Südseite der Brennerstraße, wo am 5. August 1809 der Marschall Lefèbvre von der aufgestandenen Landbevölkerung zur Umkehr nach Innsbruck gezwungen wurde.

Mittnacht, Hermann, geboren zu Stuttgart am 17. März 1825 als Sohn des um das württembergische Landesvermessungswesen verdienten Obersteuerrats M., durchlief nach vollendeten Studien die Bahn des württembergischen Richters: 1851 Oberamtsgerichts-Aktuar, 1854 Gerichtshofs-Assessor und Staatsanwalt, 1862 Vorstand des Stadtgerichts in Stuttgart, 1865 Obertribunalrat. Mittlerweile, 1861, von Mergentheim, dem Heimatbezirk seines Großvaters, eines katholischen Volksschullehrers, in den Landtag gewählt, wo er alsbald zu den Führern der Regierungspartei zählte, wurde M. im Ministerium Varnbüler 1867 Staatsrat und Chef des Departements der Justiz, 1868 in das Zollparlament gewählt und dort leitendes Mitglied der süddeutschen Fraktion, noch in demselben Jahr Justizminister, 1873 zugleich Minister des königlichen Hauses und der auswärtigen Angelegenheiten — womit das Verkehrswesen verbunden ist —, 1876 auch Präsident des Staatsministeriums, 1878 der Verwaltung des Justizdepartements auf Ansuchen enthoben, unter Belassung in den übrigen Ämtern. Die Geschichte seines Ministeriums siehe in dem Artikel „Württemberg".

Mobile, nordamerikanische Stadt im Staate Alabama, am Flusse und der Bai gleiches Namens, wurde am 23. Februar 1864 vom unierten Admiral Farragut vergeblich angegriffen. Am 5. August desselben Jahres erneuerte dieser seinen Versuch mit besserem Erfolge. Seine Flotte (8 Panzer-, 9 Holzschiffe, 10 Kanonenboote) fuhr bei den Forts, welche gleichzeitig zu Lande angegriffen wurden, vorbei und erzwangen die Einfahrt, welche der Konföderierten-Admiral Buchanan mit 8 Panzer-, 4 Holzschiffen und Torpedos verteidigte. Das unierte Panzerschiff Tecumseh flog durch einen Torpedo in die Luft, aber die Schiffe der Konföderierten, darunter das Widderschiff Tenessee, wurden meist vernichtet; die Forts ergaben sich am 6. und 8., Fort Morgan indessen erst am 22. August. Die Stadt M., selbständig befestigt und durch eine Barre vor der Flotte geschützt, ergab sich freilich erst am 22. April 1865, die Unierten aber waren durch jene Erfolge Herren der Alabamamündung geworden.

Mocenigo. Die Familie M., eine der vornehmsten Venedigs, welche dem Staate im Mittelalter mehrere Dogen gegeben hatte, weist in der neueren Geschichte noch einen davon, Ludovico M., auf, welcher am 9. Mai 1570 dem Dogen Pietro Loredano zu einer Zeit folgte, wo Venedig in einem unglücklichen Kriege mit den Türken begriffen war, welche, durch die am 9. September 1570 erfolgte Eroberung von Nicosia und die von Famagusta am 2. August 1570, sich zu Herren des bisher von Venedig beherrschten Cypern machten, auch der Seesieg von Lepanto (7. Oktober 1571), zu dessen Herbeiführung sich die christlichen Mächte damals aufrafften, gab Venedig die Insel nicht zurück, als diese 1573 Frieden machten. Unter M.s Regierung wütete 1576 die Pest in Venedig sehr heftig. Er starb am 4. Juni 1577.

Möckern, Treffen am 5. April 1813. Die verbündete Armee unter dem russischen General Graf Wittgenstein, aus den Corps von Yorck, Borstell und Bülow und der russischen Division Berg bestehend, war im Vormarsch gegen Magdeburg begriffen. Von hier war der Vizekönig Eugen mit den Corps von Lauriston und Grénier bis an die Ehle, einen rechten Nebenfluß der Elbe, vorgegangen und hatte hinter derselben eine Aufstellung genommen, in welcher seine Gegner ihn am 5. April unerwartet angriffen. Das Gefecht, welches sich entwickelte, zerfällt in drei Teile. Am weitesten nördlich zersprengte bei Zehdenick die preußische Kavallerie von Bülows Corps unter Oppen die feindliche Reiterei, südlich davon erstürmten Borstells Truppen Behlitz, noch weiter südlich nahmen Yorks Vortruppen unter Hünerbein Dannigkow. Die Gesamtheit dieser Gefechte wird nach dem östlich des Kampfplatzes, 8 Meilen

von Magdeburg gelegenen Städtchen M. genannt. Eugen ging infolge davon auf das linke Elbufer zurück; der glückliche Ausgang verfehlte seine Wirkung auf das moralische Element der Sieger nicht.

Schlacht bei M. wird das blutige Gefecht genannt, welches als ein Teil der Schlacht bei Leipzig (s. d.) am 16. Oktober 1813 beim Dorfe M. stattfand, weil der Kampf sich besonders um den Besitz dieses Ortes drehte.

Modena, vormals souveränes Herzogtum, jetzt gleichnamige Provinz des königlich italienischen Landesteils Emilia, reicht vom Apennin nordwärts in die Tiefebene des untern Pogebietes hinein. Als gegen Ende des 15. Jahrhunderts die italienischen Staatenverhältnisse ein festeres Gefüge annahmen, standen die Herzogtümer M., Reggio und Ferrara unter der fürstlichen Gewalt des in der Hauptstadt Ferrara residierenden Hauses Este (s. d.). Herzogs Herkules I. Regierung (1471—1505) hatte trotz ungünstiger Zeiten, in denen Papst Alexander VI. die Macht der italienischen Fürsten zu brechen suchte, dem Esteschen Besitztum Wohlstand und Sicherheit erhalten. Als tüchtiger Staatsmann und Feldherr bewährte sich auch sein Sohn Alfons I. (1505—1535), dessen antipäpstliche Politik zwar den zeitweisen Verlust seiner Staaten herbeiführte, die jedoch von Kaiser Karl V. nach der Eroberung von Rom 1527 dem ergebenen Vasallen zurückerstattet wurden. Gleich anhänglich blieben Herkules II. (1535—1559), wiewohl Schwiegersohn König Ludwigs XII. von Frankreich und Alfons' II. (1559—1597) dem habsburgischen Hause. Der ferrarische Hof war damals nicht nur Stätte reicher Gelehrsamkeit und bildenden Kunstsinnes, hier auch entfaltete sich jener feine gesellige Ton, der in prunkhaften Festspielen romantisch-ritterlicher Art besonderen Ausdruck fand. Die esteschen Fürsten wurden von den Dichtern ihrer Zeit gefeiert, so huldigte Ariosto in anmutigem Sonett Alfons I. und dessen Gemahlin Lucrezia Borgia, welche sich in Ferrara bestrebte, alte Sünden vergessen zu machen. Alfons II. würde seinen Vorgängern kaum nachstehen, wenn er nicht wegen unmäßiger Prachtliebe die Finanzen des Landes zerrüttet und seinen Charakter durch grausame Behandlung Tassos befleckt hätte. Kinderlos bestimmte er seinen aus nicht legitimer Ehe stammenden Vetter Cäsar zum Nachfolger, dessen Hoheitsrechte Kaiser Rudolf II. in den Reichslehen M. und Reggio bestätigte, Papst Klemens VIII. dagegen im päpstlichen Lehen Ferrara versagte. Herzog Cäsar sah sich schließlich genötigt, am 13. Januar 1598 vertragsmäßig auf Ferrara zu verzichten, verlegte seine Residenz nach der altestischen Stadt M. und wurde Gründer des herzoglichen M.esischen Hauses.

Nach seinem Tode 1628 folgte ihm als Herzog von M. der älteste seiner Söhne Alfons III., welcher sich schon 1629 in ein Tridenter Kloster zurückzog und die Regierung an seinen Sohn Franz I. abtrat. Dieser hielt sich während des mantuanischen Erbfolgestreites in bewaffneter Neutralität, schloß sich aber 1635 bei Ausbruch des langjährigen spanisch-französischen Krieges Mailand an, nachdem ein französisch-savoyisches Heer eigenmächtig reggianisches Gebiet durchzogen hatte. Auch am Kriege gegen die steigende Macht der französisch gesinnten Barberini nahm M. 1641 bis 1644 im Bündnisse mit Toscana, Parma und Venedig teil. Anderseits trat Herzog Franz 1647 von der Allianz mit Spanien zurück, weil dieses die Herausgabe des ihm 1635 für geleistete Hilfe als Afterlehn überlassenen Herzogtums Correggio dauernd verzögerte, ging sogar 1655 zu Frankreich über und ließ durch modenesische Truppen Correggio besetzen. Kurz nach seinem Tode 1658 beendete der Pyrenäische Friede (7. November 1659) auch die Feindseligkeiten in Italien. Spanien verzichtete zugunsten M.s auf Correggio, womit Kaiser Leopold I. nunmehr den Herzog Alfons IV. belehnte und später nach dem Ryswiker Frieden (30. Oktober 1697) gelegentlich der Untersuchung aller Rechts- und Besitzstände der italienischen Reichsvasallen auch diese Belehnung neu bestätigte. Alfons hinterließ minorenne Kinder, weshalb die Herzogin Witwe Laura bis zum Regierungsantritte des Erbprinzen Franz eine weise Regentschaft führte. Als Franz II., ein politisch unbedeutender Fürst, 1694 kinderlos starb, folgte ihm sein Oheim Kardinal Rinaldo von Este (1694 bis 1737), welcher dem Purpur entsagend, sich mit Charlotte Felicitas von Braunschweig verheiratete. Durch den Neutralitätsvertrag von Vigevano (7. Oktober 1696) schien die Ruhe in Italien gesichert, als dennoch 1701 die Feindseligkeiten des spanischen Erbfolgekrieges am Po begannen. Wegen einer Österreich wohlwollenden Neutralität besetzten französische Truppen 1702—1707 das M.esische Gebiet und zwangen Rinaldo zur Flucht nach dem päpstlichen Bologna. Nach seiner Rückkunft erwarb dieser durch Kauf 1710 das Herzogtum Mirandola (s. d.). Auch im polnischen Thronfolgestreit hatte M. (1734—1736) feindliche Invasion von Spaniern und Franzosen zu erleiden, doch erhielt es 1737 Gebietszuwachs, als dem nach nochmaliger Vertreibung heimkehrenden Herzoge das erledigte Reichslehen Novellara vom Kaiser verliehen wurde. Nach Rinaldos Tode übernahm sein einziger Sohn Franz III. (1737—1780) die Regierung. Obgleich er nach Ausbruch des österreichischen Erbfolgekrieges 1742 rüstete, um M.s Neutralität zu wahren, verließ er doch unentschlossen das Land und beauftragte von Venedig aus die Stände mit seiner Vertretung. Nachdem diese mit König Karl Emanuel von Sardinien in Unterhandlungen getreten, jener aber M. und Reggio in Verwaltung genommen, trat Franz nunmehr, thätigen Anteil am Kriege nehmend, zu Spanien über. Da letzteres die M.esischen Erblande nicht zu schützen vermochte, so trafen diese bis zum Aachener Frieden (18. Oktober 1748) harte Kriegsdrangsale. Inzwischen fiel durch Vermählung des Erbprinzen Herkules Rinaldo mit der Erbin von Massa-Carrara dies Herzogtum 1743 an M. Während der nun folgenden langen Friedenszeit erblühte M. zu neuem Gedeihen, weniger infolge landesherrlicher oft fruchtloser Reformversuche als auf Grund allgemein strebsamer Kulturpflege. Den sehr bemerkbaren Aufschwung von Ackerbau und Gewerbthätigkeit begleitete rege Pflege der Wissenschaften und Künste. Den Hof Franz' III. zierten Gelehrte und Künst-

lösung thätig und nahm teil an ihren bedeutenden Schöpfungen. 1831 bis 1841 und 1846 bis 1848 gehörte er der Zweiten Kammer an, deren Präsident er 1833, 1835, 1837, 1847 und 1848 war, und wirkte mit durchschlagendem Erfolge auf die Reform der Rechtspflege hin. Er wollte, die öffentlichen Zustände sollten sich in langsamem und beständigem Fortschritte entwickeln, war in allen politischen Anforderungen gemäßigt, ein Feind aller Excesse und Überstürzungen. 1847 beteiligte er sich an der Gründung der „Deutschen Zeitung", im Herbst 1848 unterstützte er die Anträge Bassermanns (s. d.), wohnte den Verhandlungen der 51 in Heidelberg an und das Vorparlament in Frankfurt berief ihn zum Präsidenten. Von Rastatt und Gernsbach in die Frankfurter Nationalversammlung deputiert, zählte M. zu den meistbeschäftigten und einflußreichsten Mitgliedern, war im Verfassungsausschusse, saß im linken Zentrum in der Fraktion des Württemberger Hofs, war aber nie Parteimann im strengen Sinne. Stets stand er auf der Seite der Ordnung gegen die Anarchie; ganz besonderen Wert legte er den deutschen Grundrechten bei. M. befürwortete die Wahl eines Kaisers auf Lebenszeit, später aber änderte er seine Ansicht wie in manchem anderen Punkte und war für die Übertragung der erblichen Kaiserwürde an Friedrich Wilhelm IV., zu dem er als Mitglied der Deputation ging, um eine ablehnende Antwort zu erhalten. Bis zu ihrer Auflösung blieb M. in der Nationalversammlung; er wollte stets das Beste, irrte aber manchmal in seinen Anschauungen. Sich von der großen Politik zurückziehend, nahm Geheimrat M. neben seinem großartigen akademischen und litterarischen Arbeitsfelde noch emsig Anteil am Heidelberger Gemeindeleben, besonders an Armen- und Schulwesen. Er starb am 28. August 1867. Humanität war das Losungswort seines Lebens; immer schwebte ihm vor Licht, Recht und religiös sittliche Menschenbildung.

Vgl. K. A. Frhr. v. Reichlin-Meldegg, Das Leben eines ehemaligen römisch-katholischen Priesters, Heidelberg 1874; v. Weech, Badische Biographieen, Tl. II, Heidelberg 1875.

Mittewald, Dorf in Tirol an der Südseite der Brennerstraße, wo am 5. August 1809 der Marschall Lefèbvre von der aufgestandenen Landbevölkerung zur Umkehr nach Innsbruck gezwungen wurde.

Mittnacht, Hermann, geboren zu Stuttgart am 17. März 1825 als Sohn des um das württembergische Landesvermessungswesen verdienten Obersteuerrats M., durchlief nach vollendeten Studien die Bahn des württembergischen Richters: 1851 Oberamtsgerichts-Aktuar, 1854 Gerichtshofs-Assessor und Staatsanwalt, 1862 Vorstand des Stadtgerichts in Stuttgart, 1865 Obertribunalrat. Mittlerweile, 1861, von Mergentheim, dem Heimatbezirk seines Großvaters, eines katholischen Volksschullehrers, in den Landtag gewählt, wo er alsbald zu den Führern der Regierungspartei zählte, wurde M. im Ministerium Varnbüler 1867 Staatsrat und Chef des Departements der Justiz, 1868 in das Zollparlament gewählt und dort leitendes Mitglied der süddeutschen Fraktion, noch in demselben Jahr Justizminister, 1873 zugleich Minister des königlichen Hauses und der auswärtigen Angelegenheiten — womit das Verkehrswesen verbunden ist —, 1876 auch Präsident des Staatsministeriums, 1878 der Verwaltung des Justizdepartements auf Ansuchen enthoben, unter Belassung in den übrigen Ämtern. Die Geschichte seines Ministeriums siehe in dem Artikel „Württemberg".

Mobile, nordamerikanische Stadt im Staate Alabama, am Flusse und der Bai gleiches Namens, wurde am 23. Februar 1864 vom unierten Admiral Farragut vergeblich angegriffen. Am 5. August desselben Jahres erneuerte dieser seinen Versuch mit besserem Erfolge. Seine Flotte (8 Panzer-, 9 Holzschiffe, 10 Kanonenboote) fuhr bei den Forts, welche gleichzeitig zu Lande angegriffen wurden, vorbei und erzwangen die Einfahrt, welche der Konföderierten-Admiral Buchanan mit 8 Panzer-, 4 Holzschiffen und Torpedos verteidigte. Das unierte Panzerschiff Tecumseh flog durch einen Torpedo in die Luft, aber die Schiffe der Konföderierten, darunter das Widderschiff Tenessee, wurden meist vernichtet; die Forts ergaben sich am 6. und 8., Fort Morgan indessen erst am 22. August. Die Stadt M., selbständig befestigt und durch eine Barre vor der Flotte geschützt, ergab sich freilich erst am 22. April 1865, die Unierten aber waren durch jene Erfolge Herren der Alabamamündung geworden.

Mocenigo. Die Familie M., eine der vornehmsten Venedigs, welche dem Staate im Mittelalter mehrere Dogen gegeben hatte, weist in der neueren Geschichte noch einen davon, Ludovico M., auf, welcher am 9. Mai 1570 dem Dogen Pietro Loredano zu einer Zeit folgte, wo Venedig in einem unglücklichen Kriege mit den Türken begriffen war, welche, durch die am 9. September 1570 erfolgte Eroberung von Nicosia und die von Famagusta am 2. August 1570, sich zu Herren des bisher von Venedig beherrschten Cypern machten, auch der Seesieg von Lepanto (7. Oktober 1571), zu dessen Herbeiführung sich die christlichen Mächte damals aufrafften, gab Venedig die Insel nicht zurück, als diese 1573 Frieden machten. Unter M.s Regierung wütete 1576 die Pest in Venedig sehr heftig. Er starb am 4. Juni 1577.

Möckern, Treffen am 5. April 1813. Die verbündete Armee unter dem russischen General Graf Wittgenstein, aus den Corps von York, Borstell und Bülow und der russischen Division Berg bestehend, war im Vormarsch gegen Magdeburg begriffen. Von hier war der Vizekönig Eugen mit den Corps von Lauriston und Grénier bis an die Ehle, einen rechten Nebenfluß der Elbe, vorgegangen und hatte hinter derselben eine Aufstellung genommen, in welcher seine Gegner ihn am 5. April unerwartet angriffen. Das Gefecht, welches sich entwickelte, zerfällt in drei Teile. Am weitesten nördlich zersprengte bei Zehdenick die preußische Kavallerie von Bülows Corps unter Oppen die feindliche Reiterei, südlich davon erstürmten Borstells Truppen Vehlitz, noch weiter südlich nahmen Yorks Vortruppen unter Hünerbein Dannigkow. Die Gesamtheit dieser Gefechte wird nach dem östlich des Kampfplatzes, 3 Meilen

von Magdeburg gelegenen Städtchen M. genannt. Eugen ging infolge davon auf das linke Elbufer zurück; der glückliche Ausgang verfehlte seine Wirkung auf das moralische Element der Sieger nicht.

Schlacht bei M. wird das blutige Gefecht genannt, welches als ein Teil der Schlacht bei Leipzig (s. d.) am 16. Oktober 1813 beim Dorfe M. stattfand, weil der Kampf sich besonders um den Besitz dieses Ortes drehte.

Modena, vormals souveränes Herzogtum, jetzt gleichnamige Provinz des königlich italienischen Landesteils Emilia, reicht vom Apennin nordwärts in die Tiefebene des untern Pogebietes hinein. Als gegen Ende des 15. Jahrhunderts die italienischen Staatenverhältnisse ein festeres Gefüge annahmen, standen die Herzogtümer M., Reggio und Ferrara unter der fürstlichen Gewalt des in der Hauptstadt Ferrara residierenden Hauses Este (s. d.). Herzogs Herkules I. Regierung (1471—1505) hatte trotz ungünstiger Zeiten, in denen Papst Alexander VI. die Macht der italienischen Fürsten zu brechen suchte, dem Esteschen Besitztum Wohlstand und Sicherheit erhalten. Als tüchtiger Staatsmann und Feldherr bewährte sich auch sein Sohn Alfons I. (1505—1535), dessen antipäpstliche Politik zwar den zeitweisen Verlust seiner Staaten herbeiführte, die jedoch von Kaiser Karl V. nach der Eroberung von Rom 1527 dem ergebenen Vasallen zurückerstattet wurden. Gleich anhänglich blieben Herkules II. (1535—1559), wiewohl Schwiegersohn König Ludwigs XII. von Frankreich und Alfons' II. (1559—1597) dem habsburgischen Hause. Der ferrarische Hof war damals nicht nur Stätte reicher Gelehrsamkeit und bildenden Kunstsinnes, hier auch entfaltete sich jener feine gesellige Ton, der in prunkhaften Festspielen romantisch-ritterlicher Art besonderen Ausdruck fand. Die esteschen Fürsten wurden von den Dichtern ihrer Zeit gefeiert, so huldigte Ariosto in anmutigem Sonett Alfons I. und dessen Gemahlin Lucrezia Borgia, welche sich in Ferrara bestrebte, alte Sünden vergessen zu machen. Alfons II. würde seinen Vorgängern kaum nachstehen, wenn er nicht wegen unmäßiger Prachtliebe die Finanzen des Landes zerrüttet und seinen Charakter durch grausame Behandlung Tassos befleckt hätte. Kinderlos bestimmte er seinen aus nicht legitimer Ehe stammenden Vetter Cäsar zum Nachfolger, dessen Hoheitsrechte Kaiser Rudolf II. in den Reichslehen M. und Reggio bestätigte, Papst Klemens VIII. dagegen im päpstlichen Lehen Ferrara versagte. Herzog Cäsar sah sich schließlich genötigt, am 13. Januar 1598 vertragsmäßig auf Ferrara zu verzichten, verlegte seine Residenz nach der altestischen Stadt M. und wurde Gründer des herzoglichen M.esischen Hauses.

Nach seinem Tode 1628 folgte ihm als Herzog von M. der älteste seiner Söhne Alfons III., welcher sich schon 1629 in ein Tridenter Kloster zurückzog und die Regierung an seinen Sohn Franz I. abtrat. Dieser hielt sich während des mantuanischen Erbfolgestreites in bewaffneter Neutralität, schloß sich aber 1635 bei Ausbruch des langjährigen spanisch-französischen Krieges Mailand an, nachdem ein französisch-savoyisches Heer eigenmächtig reggianisches Gebiet durchzogen hatte. Auch am Kriege gegen die steigende Macht der französisch gesinnten Barberini nahm M. 1641 bis 1644 im Bündnisse mit Toscana, Parma und Venedig teil. Anderseits trat Herzog Franz 1647 von der Allianz mit Spanien zurück, weil dieses die Herausgabe des ihm 1635 für geleistete Hilfe als Afterlehn überlassenen Herzogtums Correggio dauernd verzögerte, ging sogar 1655 zu Frankreich über und ließ durch modenesische Truppen Correggio besetzen. Kurz nach seinem Tode 1658 beendete der Pyrenäische Friede (7. November 1659) auch die Feindseligkeiten in Italien. Spanien verzichtete zugunsten M.s auf Correggio, womit Kaiser Leopold I. nunmehr den Herzog Alfons IV. belehnte und später nach dem Ryswiker Frieden (30. Oktober 1697) gelegentlich der Untersuchung aller Rechts- und Besitzstände der italienischen Reichsvasallen auch diese Belehnung neu bestätigte. Alfons hinterließ minorenne Kinder, weshalb die Herzogin Witwe Laura bis zum Regierungsantritte des Erbprinzen Franz eine weise Regentschaft führte. Als Franz II., ein politisch unbedeutender Fürst, 1694 kinderlos starb, folgte ihm sein Oheim Kardinal Rinaldo von Este (1694 bis 1737), welcher dem Purpur entsagend, sich mit Charlotte Felicitas von Braunschweig verheiratete. Durch den Neutralitätsvertrag von Vigevano (7. Oktober 1696) schien die Ruhe in Italien gesichert, als dennoch 1701 die Feindseligkeiten des spanischen Erbfolgekrieges am Po begannen. Wegen einer Österreich wohlwollenden Neutralität besetzten französische Truppen 1702—1707 das M.esische Gebiet und zwangen Rinaldo zur Flucht nach dem päpstlichen Bologna. Nach seiner Rückkunft erwarb dieser durch Kauf 1710 das Herzogtum Mirandola (s. d.). Auch im polnischen Thronfolgestreit hatte M. (1734—1736) feindliche Invasion von Spaniern und Franzosen zu erleiden, doch erhielt es 1737 Gebietszuwachs, als dem nach nochmaliger Vertreibung heimkehrenden Herzoge das erledigte Reichslehen Novellara vom Kaiser verliehen wurde. Nach Rinaldos Tode übernahm sein einziger Sohn Franz III. (1737—1780) die Regierung. Obgleich er nach Ausbruch des österreichischen Erbfolgekrieges 1742 rüstete, um M.s Neutralität zu wahren, verließ er doch unentschlossen das Land und beauftragte von Venedig aus die Stände mit seiner Vertretung. Nachdem diese mit König Karl Emanuel von Sardinien in Unterhandlungen getreten, jener aber M. und Reggio in Verwaltung genommen, trat Franz nunmehr, thätigen Anteil am Kriege nehmend, zu Spanien über. Da letzteres die M.esischen Erblande nicht zu schützen vermochte, so trafen diese bis zum Aachener Frieden (18. Oktober 1748) harte Kriegsdrangsale. Inzwischen fiel durch Vermählung des Erbprinzen Herkules Rinaldo mit der Erbin von Massa-Carrara dies Herzogtum 1743 an M. Während der nun folgenden langen Friedenszeit erblühte M. zu neuem Gedeihen, weniger infolge landesherrlicher oft fruchtloser Reformversuche als auf Grund allgemein strebsamer Kulturpflege. Den sehr bemerkbaren Aufschwung von Ackerbau und Gewerbthätigkeit begleitete rege Pflege der Wissenschaften und Künste. Den Hof Franz' III. zierten Gelehrte und Künst-

ler, wie beispielsweise in ersterer Beziehung der Geschichtsforscher Muratori und Tiraboschi, der Schöpfer italienischer Litteraturgeschichte. Herkules III. (1780—1803), letzter Herzog M.s aus dem Mannesstamme des Hauses Este, sah die kommenden Stürme der Zeit voraus und suchte, wenn auch in beschränktem Wirkungskreise, dem längst unvollkommenen Feudalwesen wie der weltlichen Macht der Kirche Schranken zu setzen. Nachdem die Heere der französischen Republik Italien betreten, wurde Herkules trotz eines am 17. Mai 1796 mit General Bonaparte abgeschlossenen Waffenstillstandes seines Landes beraubt. Noch in demselben Jahre teilte Bonaparte M. mit Reggio der cispadanen, 1797 aber beide ihrem Wunsche gemäß, gleich Massa-Carrara der cisalpinen Republik zu. Herzog Herkules im Lüneviller Frieden (9. Februar 1801) mit dem Breisgau entschädigt, überließ diesen seinem Schwiegersohne Erzherzog Ferdinand von Österreich. Wie Italien in den letzten Jahren des 18. Jahrhunderts als beständiger Kampfplatz fast aller Völker Europas zu leiden hatte, so wurden auch die an den Hauptetappen Oberitaliens liegenden M.esischen Staaten schwer betroffen, besonders bei der energischen Kriegführung 1799, deren Schauplatz am 12. Juni sogar die nächste Umgebung der Landeshauptstadt wurde (Niederlage der Österreicher unter Prinz von Hohenzollern durch ein französisches Corps unter Macdonald). Herzog Ferdinand von M.-Breisgau starb 1806, nachdem er den Breisgau bereits im Preßburger Frieden (26. Dezember 1805) verloren hatte. Als Österreich im ersten Pariser Frieden seine Erzherzöge in Italien wieder einsetzte, erhielt Ferdinands Sohn, Franz IV. (1814 bis 1846) das frühere M.esische Besitztum mit Ausnahme des seiner Mutter Maria Beatrix, Herkules' III. Tochter, überwiesenen Herzogtums Massa-Carrara, welches erst nach deren Tode 1829 an M. zurückfiel. Herzog Franz schloß sich ganz der reaktionären österreichischen Regierungsweise im lombardo-venetianischen Königreiche an, was in M. große Unzufriedenheit hervorrief. Daher brach bei den politischen Bewegungen Italiens nach der französischen Julirevolution der offene Aufstand auch zuerst in M. am 3. Februar 1831 aus. Österreichische Truppen unter General Frimont bewältigten die Erhebung und verschafften Herzog Franz die Regierung wieder, welche dieser nun mit eiserner Hand führte. Zufolge Bestimmung des Wiener Kongresses wie der bezüglichen Verträge (Paris, 10. Juni 1817) und (Florenz, 28. November 1844) fiel das Herzogtum Guastalla nach dem am 17. Dezember 1847 erfolgten Tode der Kaiserin Marie Luise, Gemahlin Napoleons I. am 8. Januar 1848 an M. Franz V., welcher 1846 seinem Vater gefolgt war, hatte dessen Regierungssystem beibehalten, worüber die Aufregung im Lande derartig zunahm, daß jener zum Schutze seiner Regierung österreichische Besatzungen für die wichtigsten M.esischen Städte herbeirief. Den Bestrebungen König Karl Alberts von Sardinien auf ein unabhängiges einiges Italien widerstrebte Herzog Franz im Vertrauen auf Österreichs Schutz und Hilfe als entschiedenster Gegner. Dennoch sah er sich gezwungen, 1848 seine Staaten zu verlassen, wo eine provisorische Regierung am 29. Mai den Anschluß an Sardinien proklamierte. Nach den Siegen der österreichischen Waffen kehrte indessen auch der Herzog am 10. August 1848, am Tage des Einzuges der Österreicher in Mailand nach M. zurück, seine frühere Selbstherrschaft rücksichtslos wiederherstellend. Aber der Zustand Italiens blieb äußerst gespannt, und seit die italienische Frage auf dem Pariser Friedens-Kongresse 1856 an die Tagesordnung gekommen, drängten die Verhältnisse zum politischen Umschwunge. Nach den Unfällen Österreichs im italienischen Kriege 1859 führte das gestärkte Nationalbewußtsein den Sturz der Kleinstaaten Italiens herbei. Auch Herzog Franz suchte mit dem größten Teile seiner Truppen Schutz im österreichischen Lager, wodurch M. die Freiheit eigenen Handels gewann. Als mit dem Züricher Frieden (10. November 1859) das Werk der staatlichen Einigung Italiens zunächst durch Vereinigung der ober- und mittelitalienischen Staaten mit Sardinien begonnen hatte, erfolgten im März 1860 die Volksabstimmungen, wonach außer Toscana, Parma und den römischen Legationen auch M. für den Anschluß an Sardinien stimmte. Gegen das Vereinigungsdekret König Victor Emanuels II. vom 18. März 1860 legte Herzog Franz V. am 22. März 1860 Verwahrung ein. Er begab sich nach Österreich, wo er als Erzherzog, königlicher Prinz von Ungarn und Böhmen mit dem Titel Herzog von M. lebte und am 20. November 1875 kinderlos starb.

Vgl. H. Leo, Geschichte der italien. Staaten, Hamburg 1832, Bd. IV—V; H. Reuchlin, Geschichte Italiens neuester Zeit, Leipzig 1859, Tl. 1 u. 2; C. Bulle, Geschichte neuester Zeit 1815—1871, Leipzig 1875; „Gothaer Hofkalender 1885".

Moderados. Die sich 1820 in Spanien bildende Partei der M., der Gemäßigten, wünschte volle Aussöhnung zwischen König und Volk und bekämpfte die verderblichen Machinationen der Exaltados (s. d.). Ihre Politik war der Ausdruck der wahren Bedürfnisse des Volks und Landes; die M. erstrebten einen sicheren und planvollen Fortschritt, dauernde Schöpfungen und Reformen; in ihrer Partei war alles versammelt, was genug politische Einsicht hatte, um sich vor der Selbstverblendung der Exaltados über die Lage der Welt und Spaniens zu bewahren. Sie haben alles begründet, was Spanien seitdem, freilich unterbrochen durch manche Rückschläge, in Staat und Wirtschaft, Kunst und Wissenschaft vorwärts brachte. Fast alle M. gehörten dem Geschlechte der Liberalen von 1810 an, und es fehlte ihnen an der Skrupelfreiheit und an der Charakterstärke, in geschlossenen Reihen die Exaltados anzugreifen und zu überwältigen. Die berühmtesten Führer der M. waren Martinez de la Rosa und Graf Toreno. Die M. wurden sehr beengt im Wirken, weil sie ebensowohl mit dem besiegten Absolutismus wie mit der siegreichen Revolution kämpfen mußten. Siehe über die wechselnden Erfolge und Niederlagen der M. bei „Spanien, neue Geschichte von". — Vgl. Gervinus, Gesch. des 19. Jahrh. seit den Wiener Verträgen, Bd. III, Leipzig 1858.

Modlin, s. Neu-Georgiewsk.

Modon, griechische Küstenstadt in Messenien, im Altertum Mothone genannt, fiel bei der Zertrümmerung des byzantinischen Reiches seit 1204 den Venetianern im Jahre 1206 zu und blieb eine ihrer wertvollen peloponnesischen Besitzungen bis zum 10. August 1500, wo sie M. an die stürmenden Janitscharen des türkischen Sultans Bajesid II. verloren. In des großen Francesco Morosini siegreichem Kriege gegen die Pforte wurde M. am 10. Juli 1686 von den Venetianern noch einmal erobert, ist ihnen aber dann 1715 (mit ganz Morea) für immer verloren gegangen. Bei dem Russenkriege und dem Aufstand der Griechen im Jahre 1770 durch Peter Dolgorucki vergeblich belagert, ist M. auch in dem 1821 ausbrechenden griechischen Unabhängigkeitskriege von den Griechen ohne Erfolg blockiert worden. So konnte Ibrahim-Pascha mit seinen ägyptischen Truppen am 23. Februar 1825 hier landen, die Stadt zuerst zu seiner strategischen Basis, nachher auch zu einem Markte machen, wo gefangene Griechen und Griechinnen in die Sklaverei verkauft wurden. Erst am 8. Oktober 1828 ging M. in die Hände des französischen Interventionscorps Maisons, und dadurch nachher in die der Griechen über. Jetzt hat M. etwa 3000 Einwohner.

Moen, Seeschlacht bei der Insel, am 22. und 23. September (n. St.) 1657. Als am 11. Juni 1657 Dänemark den mit Polen im Kampfe begriffenen Schweden ebenfalls den Krieg erklärt hatte, faßte König Karl X. Gustav sofort den Entschluß, seinen neuen Gegner im Herzen seiner Macht, auf seinen Inseln, anzugreifen. Im Verfolg dieses Planes ließ er auch seine Flotte auslaufen. Am 22. September traf sie unter Admiral Bjelkenstjerna die feindliche unter Admiral Bjelke. Die beiderseitigen Stärken werden sehr verschieden angegeben. Der Kampf, an diesem Tage unentschieden, wurde am folgenden fortgesetzt, führte aber wieder zu keinem Resultate.

Moga, Johann, ungarischer General, erschien in der österreichischen Geschichte nur flüchtig im Jahre 1848, wo er, als k. k. Feldmarschall-Lieutenant zur ungarischen Armee übergetreten, Jellačič gegenüberstand. Über Truppen desselben errang er, indem er dessen Angriff zurückwies, am 29. September bei Czala einen Vorteil, welcher insofern wichtig war, als er das Selbstgefühl der Ungarn bedeutend hob. Darauf gegen Wien vorgehend, verlor er am 30. Oktober die Schlacht bei Schwechat; dadurch kam die ungarische Offensive zur Umkehr, und M. trat in die Vergessenheit zurück. Er starb am 10. November 1861 in Ungarn. — Vgl. C. v. Wurzbach, Biographisches Lexikon des Kaisertums Österreich, 18. Tl., Wien 1868.

Mogador, Beschießung am 11. August 1844. Abd-el-Kader war, durch Bugeaud in die Enge getrieben, im Jahre 1844 auf marokkanisches Gebiet übergetreten und hatte den Beherrscher des Landes in den Krieg gegen Frankreich verwickelt. Während Bugeaud zu Lande gegen die Grenze vorrückte, erschien der Prinz von Joinville am 11. August mit einer französischen Flottenabteilung vor der Stadt M., 168 Kilometer westlich von Marokko, und bombardierte dieselbe durch zwei Linienschiffe, während ausgeschiffte Truppen die Marokkaner zu Lande schlugen, eine den Hafen beherrschende Insel nahmen und in der Nacht die von den Einwohnern verlassene Stadt besetzten. Dieser Erfolg und der Sieg bei Isly (s. d.) entschieden über den Ausgang des Feldzuges. — Vgl. Heim, Geschichte des Kriegs in Algier, Königsberg 1861.

Mohacs, Schlacht am 29. August 1526. Sultan Soliman II. war im Verfolg seines Lieblingsgedankens, die Herrschaft des Halbmondes in Europa auszubreiten, im Frühjahr 1526 in Ungarn eingefallen. Bei der Schwäche der dortigen Regierung machte er rasche Fortschritte und bedrohte bald den jungen König Ludwig II. in seiner Hofburg zu Ofen. Vergebens bat dieser die deutschen Fürsten und den König von Polen um Hilfe, selbst seine Unterthanen zeigten sich wenig willfährig. Nur 25,000 Mann brachte er zusammen, mit denen er den ihm wenigstens fünffach überlegenen Türken entgegenzog. Auch ein tüchtiger General fehlte ihm; die Heeresleitung stand unter dem Einflusse des Bischof von Colocsa, Paul Tomarus, eines hitzigen und ehrsüchtigen Mannes. Dieser bestimmte den König, den Sultan in seinem Lager anzugreifen, statt verteidigungsweise zu verfahren und die im Anzuge begriffenen Verstärkungen, namentlich die 14,000 Siebenbürger, welche unter Johann Zápolya im Anmarsch waren, zu erwarten. Am 29. früh brach das Heer gegen das verschanzte feindliche Lager auf; die Ungarn machten anfangs bedeutende Fortschritte, aber der Widerstand der Janitscharen, auf welche sie bald stießen, war ebenso mannhaft, und als eine Abteilung Spahis den Ungarn in die Flanke fiel, flohen diese in voller Auflösung. Vergebens führte der König seine geworbenen deutschen Hilfstruppen vor, er konnte das Schicksal des Tages nicht wenden, stürzte mit seinem Pferde in einen Sumpf und erstickte in demselben. Soliman, welcher seinen Sieg energisch verfolgte, eroberte bald darauf Ofen und Pest. Das Schicksal Ungarns war auf lange Zeit hinaus entschieden.

Schlacht am 12. August 1687. Nach dem günstigen Ausgange des Feldzuges vom Jahre 1686 erhielt Herzog Karl von Lothringen im nächsten Frühling den Befehl, nachdrücklich zur Vertreibung der Türken aus Ungarn vorzugehen. Er verfügte zu diesem Zwecke über 60,000 Mann, darunter 8000 Brandenburger. Nachdem er den Übergang über die Drau bei Essegg erzwungen hatte, lagerte er sich den 80,000 Mann des Feindes gegenüber, welche unter dem Großvezier eine so feste Stellung bezogen hatten, daß er nicht wagen durfte, sie in derselben anzugreifen. Da sie sich nicht herauslocken ließen, so ging er über die Drau zurück. Die Türken folgten ihm. Auf ihrem Marsche stießen sie am 12. auf die Truppen des Herzogs. Sie griffen mit Ungestüm an, Kurfürst Maximilian Emanuel von Bayern, welchen der erste Stoß traf, hatte schwer zu leiden; vom Markgrafen Ludwig von Baden unterstützt, hielt er indessen tapfer stand. General Piccolomini wehrte mit vier Reiterregimentern die Umgehung durch die Spahis ab. Der Großvezier begann nun Verschanzungen aufwerfen zu lassen. Ehe er

aber damit zu Ende war, griff der Herzog ihn mit seiner gesamten Macht an. Die Türken gingen ihm entgegen, das Gelände gestattete ihnen aber nicht zur vollen Entwickelung zu kommen. Sie wurden vollständig geschlagen und flohen in Auflösung; ihr ganzes Lager fiel den Überwindern in die Hände, welche ihren Erfolg kräftig ausbeuteten. Zum Zeichen, daß durch diesen Sieg die Niederlage des 29. August 1526 gesühnt sei, benannten die Christen die Schlacht nach dem am rechten Donauufer, ostsüdöstlich von Fünfkirchen und nördlich von Essegg belegenen Flecken M., obgleich der Kampf vier Meilen von dort am Berge Harsany stattgefunden hatte.

Vgl. Gatti, Allgemeine und Kriegsgeschichte von Österreich, Wien 1868.

Mohammed. Unter den osmanischen Sultanen dieses Namens gehören nur zwei der neueren Geschichte an. Zunächst **M. III.,** der im Jahre 1566 geborene Sohn und Nachfolger des Sultans Murad III., eine der unheimlichsten Gestalten aus Osmans Hause, bei dessen Regierungsantritt 1595 die durch M. II. eingeführte, infame Praxis des legalen Brudermordes in unerhört umfassender Weise ausgeübt, nämlich neunzehn Brüder der verschiedensten Altersstufen durch die Henker des Seraï aus dem Wege geräumt wurden. Der harte und grausame, als Herrscher dabei wenig begabte Mann war auch ein eifriger Gegner der Christen und ein heftiger Gegner des Hauses Österreich. Als er 1596 selbst nach Ungarn ausrückte, eroberte er Erlau und Stuhlweißenburg; doch fand er nachher viel härteren Widerstand, als seine Vorgänger, während in Asien der große persische Schahinschah Abbas seit 1601 durch Wiedergewinnung von Adherbeidschan seine erfolgreichen Kämpfe gegen die Pforte einleitete. Als M. 1603 starb, folgte ihm sein im Jahre 1589 geborener Sohn Achmet I. — **M. IV.** war der Sohn des Sultans Ibrahim I. und der Sultanin Tarchan. Als dieser am 8. September 1648 durch Janitscharen, Ulemas und Spahis gewaltsam beseitigt worden war, wurde der nur erst 7jährige M. auf den Thron erhoben. Lange war seine Regierung nur durch die Kämpfe und Intriguen seiner Mutter und seiner berühmten Großmutter Kössem, die endlich grausam ermordet wurden, bezeichnet; dabei gerieten die alten kriegerischen Einrichtungen, namentlich das soldatische Lehenswesen, in argen Verfall, die Janitscharen wurden immer übermütiger und anspruchsvoller, erzwangen die Hinrichtung ihnen unangenehmer Freunde des Sultans. Und zugleich erlitt die türkische Flotte am 6. Juli 1656 vor den Dardanellen durch die Venetianer eine schwere Niederlage. Da restaurierte die Macht und Kraft des Sultans das Haus großer Wessirs aus dem Hause Köprili (s. Heft XXII, S. 105 ff.). Der greise Mehemed Köprili (15. September 1656 bis 1661) stellte mit List und furchtbarer Energie die innere Ordnung her und begann die Venetianer mit Erfolg zu bekämpfen. Sein Sohn Achmed Köprili eroberte die venetianische Insel Kreta 1669, zwang die Maniaten in Morea 1670 zu huldigen, und war, zwar nicht immer in einzelnen Schlachten, aber doch im Kriege überhaupt auch gegen die Österreicher und die Polen glücklich. Als er aber 1676 nicht lange nach Abschluß des Polnischen Friedens starb, und nun sein Schwager Kara-Mustafa (s. d.) Großwessir wurde, da hat dieser wenig fähige Mann in dem ersten Kriege der Türken gegen Rußland in drei Feldzügen dem Zaren Feodor III. nicht die Spitze zu bieten vermocht, und 1681 mit demselben einen ungünstigen Frieden schließen müssen. Als dieser Großwessir dann nach seiner großen Niederlage vor Wien (1683) auf des Sultans Befehl zu Belgrad aus dem Wege geräumt war, hörten doch die Verluste der Türken in Ungarn nicht auf; und als der neue Großwessir Suleiman-Pascha am 12. August 1687 die gewaltige Niederlage bei Mohacz erlitt, meuterte die Armee, stürzte zuerst den Großwessir und entthronte dann auch in Stambul den Sultan, an dessen Platz sein Bruder Suleiman III. trat. M. wurde in den Kerker geworfen und starb 1691.

Mohammed-Jakub, 1820 zu Taschkent, seiner Abkunft nach der Sohn eines Mollah in Khokand in Ferghanah, hatte in der Mitte des 19. Jahrhunderts in den Kämpfen der Khokanzen gegen die Russen kriegerische Fähigkeit bewährt. In der Zeit nun, wo die Muhamedaner auf den Grenzen des chinesischen Reiches sowohl in Jünnan, wie in Ostturkestan unruhig wurden, erhob er sich als kühner Abenteurer gegen China, eroberte in blutigen Kämpfen 1865 Kaschgar, dann ganz Ostturkestan und gründete das selbständige Reich von Kaschgar, oder „Dschitischar“, und nannte sich Atalik-Ghasi, „Anführer und Verbreiter des Islam“. Als aber der Sohn des durch ihn gestürzten Herrschers von Jarkand, Hakim-Khan-Tjura, den kraftvollen Gewaltherrscher am 31. Mai 1877 ermordet hatte, und nun das Reich Kaschgar durch wilde Fehden zerrissen wurde, gewannen die Chinesen unter Strömen Blutes diesen westlichsten Teil ihres Reiches zurück.

Mohammed-(Mehemet-) Sokolli, der erste jener imposanten Großwessirs der Pforte, welche seit dem mit Sultan Selim II. beginnenden Verfall der Kraft des Hauses Osman mit ihren geistigen und politischen Mitteln noch längere Zeit den Ausfall deckten, war seiner Abkunft nach ein bosniakischer Christ, der aus dem Hause seines Oheims, eines Pfarrers in Saba, zuerst als junger Sklave nach dem Seraï in Stambul gebracht wurde und als „Türke“ seine geniale Begabung entfaltete. Unter Suleiman II. erreichte er die Stellung als Beglerbeg von Rumelien (1551), wurde endlich Großwessir, begleitete als solcher den Sultan 1566 in den Krieg nach Ungarn, und sicherte dem Thronfolger Selim II. die Herrschaft, als der alte Sultan (5./6. September 1566) vor Sigeth starb. Unter Selim II. wurden ihm alle Geschäfte überlassen, denen er mit erstaunlicher Kraft und Gewandtheit genügte; leutselig und jedem zugänglich, wohltätig und freigebig, dabei eine durchaus edle Natur, ohne Überhebung, ohne Rachsucht und Habgier, gütig und friedfertig, nüchtern und religiös, behauptete er sich trotz der Gegnerschaft Pialis (der, wie M. selbst, ein Schwiegersohn des Sultans war) und Salo Mustafas bis zu Se-

lims II. Tod (1574) und sicherte auch dessen Sohne Murad III. den Antritt der Herrschaft, der ihn aber bald zurückzudrängen anfing. M., der zwölf Kinder vor sich hatte hinsterben sehen, wurde aus Motiven der Privatrache im Jahre 1579 durch einen türkischen Timarli ermordet. — Vgl. die berühmte, glänzende Schilderung M.s bei L. Ranke, Die Osmanen und die spanische Monarchie, S. 48 ff.

Mohl, Robert v. Einer altwürttembergischen Beamtenfamilie entstammt, Urenkel Joh. Jakob Mosers (s. d.), der älteste von vier berühmt gewordenen Brüdern — außer Robert: Julius, 1800—1876, der Pariser Orientalist; Moritz, geboren 1802, der Nationalökonom und Parlamentarier in Stuttgart; Hugo, 1805—1872, der Tübinger Botaniker — ist M. am 17. August 1799 in Stuttgart geboren. Nach seiner Tübinger und Heidelberger Studienzeit und größeren Reisen, besonders auch nach England, bahnten ihm Schriften über die öffentliche Rechtspflege des Deutschen Bundes (1822) und über das Bundesstaatsrecht der Vereinigten Staaten von Nordamerika (1824) aus der diplomatischen Laufbahn den Weg zum Katheder: M. wurde mit 25 Jahren außerordentlicher Professor der Rechte, mit 28 ordentlicher Professor der Staatswissenschaften in Tübingen, 1836 auch Oberbibliothekar der Universität. Als Lehrer, der weniger durch Rednergabe, als durch Klarheit und den Eindruck der Überzeugungstreue wirkte, sehr geschätzt, selbstlos darauf bedacht, junge Kräfte für die noch neue staatswirtschaftliche Fakultät heranzubilden (Fallati, Hoffmann, Schüz), erwarb sich M. auch in der Litteratur rasch einen hochgeachteten Namen. In den Jahren 1829 und 1831 erschien sein „Staatsrecht des Königreichs Württemberg" (2. Aufl. 1840), ein noch heute hochangesehenes Buch, 1832 ff. das einen wichtigen Zweig der Staatswissenschaften im Geiste der neuen Zeit umgestaltende dreibändige Werk: „Die Polizeiwissenschaft nach den Grundsätzen des Rechtsstaats" (neue Auflagen 1844 und 1866). 1837 die Schrift über Ministerverantwortlichkeit, 1844 gründete er mit seinen Fakultätsgenossen die noch blühende „Tübinger Zeitschrift für die gesamte Staatswissenschaft", welche er vom ersten Jahrgang an bis 1875 mit einer stattlichen Reihe dauernd wertvoller Abhandlungen geschmückt hat. 1845 trat der nie mit dem Lehrstuhl ganz verwachsene Professor in das politische Leben ein, als Bewerber um eine Abgeordnetenstelle in der württembergischen Zweiten Kammer; verlor aber darüber seine akademische Stellung. Ein nicht für die Öffentlichkeit bestimmter Brief an einen Wähler zog M. eine Rüge durch den Minister des Innern und des Kirchen- und Schulwesens Schlayer und, als jener sich rechtfertigen wollte, die Versetzung auf eine Regierungsratsstelle zu. M. nahm seine Entlassung, wurde Gemeinderat in Tübingen, Landtagsabgeordneter für Tuttlingen, aber schon 1847 Professor in Heidelberg. Sofort riß ihn das Sturmjahr 1848 noch tiefer in die Politik hinein. Im Frankfurter Vorparlament, in der Nationalversammlung, wohin ein württembergischer Wahlkreis ihn gesandt, als hochgeachtetes Mitglied des linken Zentrums, als Reichsminister der Justiz, that M. treu und gewissenhaft seine Schuldigkeit und rang sich unter schwerem Verzicht auf frühere Anschauungen zu der Gewißheit durch, daß eine Deutschlands Heil verbürgende bundesstaatliche Einigung nur unter Preußens Führung zu gewinnen sei. Als der Frankfurter Versuch gescheitert war, zog der Fünfzigjährige sich in die durch edle Gastlichkeit angenehm unterbrochene Stille des Studierzimmers und den Hörsaal zurück, um wieder vorzugsweise durch umfassende schriftstellerische Thätigkeit zu wirken. Ein dreibändiges Werk in mehr als 20, zum Teil vortrefflich geschriebenen Monographieen: „Geschichte und Litteratur der Staatswissenschaften" 1855 bis 1858, eine im System mehrfach angefochtene, aber gut orientierende „Encyklopädie der Staatswissenschaften" 1859 (2. Aufl. 1872), endlich 3 Bände Monographieen über Staatsrecht, Völkerrecht und Politik 1860—1869, „ein wahres Arsenal für die wissenschaftlichen und praktischen Streitfragen der modernen Politik", sind ein bleibender Schatz jeder staatswissenschaftlichen Bibliothek. Im Jahr 1857 schickte ihn die Universität Heidelberg als ihren Vertreter in die badische Erste Kammer, welcher er fortan 15 Jahre, hauptsächlich für die Lösung der Kirchenfrage thätig, angehörte, seit 1863 durch das Vertrauen seines Landesherrn in dieselbe berufen, seit 1869 auch mit dem Präsidium betraut. 1860 wurde er zugleich zum badischen Bundestagsgesandten ernannt, was ihn veranlaßte, die Lehrthätigkeit ganz aufzugeben. In der wenig befriedigenden Frankfurter Zeit, die seit dem Fürstentag und dem schleswig-holsteinischen Feldzug immer reicher an Aufregungen wurde, hatte M. wenigstens die Genugthuung, zu dem Bundesbeschluß von 1862, welcher die Herstellung der kurhessischen Verfassung verlangte, thatkräftig mitzuwirken. Glücklicher fühlte sich nach den entscheidungsvollen Jahren der Mann der Wissenschaft in München, wohin er 1867 als badischer Gesandter übersiedelte und wo sofort ein genußreicher Verkehr mit den Gelehrten und Staatsmännern sich bildete, bald die Ereignisse von 1870 und 1871 den Greis mit jugendlicher Begeisterung erfüllten. Als ihm dann die Auflösung der badischen Gesandtschaft und Übertragung des Präsidiums der Oberrechnungskammer in Karlsruhe viel Muße verschaffte, widmete er diese hauptsächlich einem mit besonderer Frische und Wärme geschriebenen „Deutschen Reichsstaatsrecht" (1873), konnte es sich aber auch nicht versagen, noch einmal in das parlamentarische Leben einzutreten. Er nahm eine Wahl des zweiten badischen Wahlkreises in den Reichstag an und widmete darin besonders den Geschäftsordnungs- und Wahlprüfungsfragen seine eifrigen Dienste, schrieb auch als letzte gedruckte Arbeit „Kritische Erörterungen über die Reichstagswahlen und die Verhandlungen im Reichstag". Als er eben wieder zu solchen in Berlin eingetroffen war, durfte der glückliche Greis, im Vollbesitz körperlicher und geistiger Kraft, schmerzlos zur Ruhe eingehen am 4. November 1875.

In der Unabhängigkeit des Charakters wie in der Richtung und der Leichtigkeit und Unermüdlichkeit des Schreibens vielfach an seinen Ahn J. J. Moser erinnernd, hat M. als Gelehrter und Staatsmann in beharrlichem Eintreten für

die liberalen Prinzipien der verfassungsmäßigen Freiheit des Volks im Staat, welche er von Anfang an im Unterschied von den meisten seiner süddeutschen Genossen mehr nach englischem als nach französischem Muster dachte, der Eingliederung der Polizei in die Aufgaben und Mittel des Rechtsstaates, sowie für die Verwirklichung des großen deutschen Bundesstaats, sich mit den Besten seiner Zeit verdient gemacht. Als Mann umfassendster Bildung, reicher geselliger Talente, der die feine Haltung des Diplomaten und Edelmanns — der Großherzog von Baden verlieh ihm 1871 den Erbadel — mit dem unumwundenen, öfters schwäbisch derben Ausdruck seiner Ansicht verbunden hat, wird er lange in der Erinnerung bleiben. Aber unvergänglich wird M.s Andenken sein als des kritisch-gelehrtesten, universellsten Kenners und Darstellers des gesamten Staatsrechts und der zeitgenössischen Staatswissenschaften überhaupt.

Moira, Francis Rawdon, Graf von M., erster Marqueß von Hastings. Als Sohn des Sir John Rawdon, ersten Grafen von M., am 7. Dezember 1754 geboren, studierte Rawdon in Oxford, trat aber 1771 als Fähnrich im 15. Infanterieregimente ein und diente seit 1773 auf dem amerikanischen Kriegsschauplatze, wurde schon 1778 Generaladjutant des Generals Cornwallis (s. d.) und 1780 Oberst; bei allen Hauptaktionen des Krieges war er in ausgezeichneter Weise beteiligt, bei Bunkers Hill, Brooklyn, White Plains, Monmouth, Camden, Fort Washington, Fort Clinton und Charleston; er hob in Philadelphia ein Corps „irische Freiwillige" aus, schulte sie vorzüglich ein und siegte mit ihnen bei Hobkirk Hill. Seit 1782 invalid, wurde er auf der Heimfahrt gefangen und nach Brest geschafft, kam aber rasch frei, und Georg III. kreierte ihn für seine Dienste am 5. März 1783 zum britischen Peer als Baron Rawdon of Rawdon. 1793 folgte er dem Vater als zweiter Graf von M. in der irischen Peerage, und 1808 erbte er von seiner Mutter die alten Baronieen Hastings, Hungerford u. a.; am 12. Juli 1804 heiratete er Flora Muir Campbell, Gräfin von Loudoun.

M. wurde 1794 Generalmajor und eilte mit 10,000 Mann nach Ostende, um dem Herzoge von York und den Alliierten in den Niederlanden Hilfe zu bringen; daß das britische Heer dort nicht ganz zugrunde ging, durfte es M. zuschreiben. 1803 wurde er Höchstkommandierender in Schottland. Stets mit der Opposition gehend, verdankte er ihr, als sie 1806 an die Regierung kam, die Würde des Generalfeldzeugmeisters; er gewann große Bedeutung unter den Staatsmännern, wurde vom Prinz-Regenten besonderer Vertraulichkeit gewürdigt und war lange sein erster Ratgeber; 1809 und 1812 dachte man an ihn als Premierminister. 1813 erhielt er den Hosenband-Orden und ging als Mintos Nachfolger nach Kalkutta, um im Oktober die Zügel als Generalgouverneur und Oberbefehlshaber von Indien zu ergreifen. Er war der schweren Aufgabe völlig gewachsen und einer der wohlwollendsten und einsichtsvollsten Statthalter, die je in Indien walteten. Großbritannien konnte in den Angelegenheiten der indischen Staaten nicht neutral bleiben, und so sehr dies die Direktoren der ostindischen Compagnie auch tadelten, erweiterte M. das britische Gebiet in Indien sehr bedeutend. 1814 erklärte er Nepal den Krieg und führte ihn voll Erfolg, vernichtete die Selbständigkeit der Gorkha, und der König kreierte ihn am 7. Dezember 1816 zum Peer des Vereinigten Königreichs als Viscount Loudoun, Graf Rawdon und Marqueß von Hastings. 1817—1818 siegte Hastings über die Pindharees und vernichtete sie, annektierte Besitzungen des Peischwah der Mahratten, demütigte tief den Sindiah, Holkar und Berar und kaufte 1819 die Insel Singapore teilweise vom Sultan von Djohore. Die Inder segneten seinen Namen und erwiesen ihm die größte Verehrung, wie sie ihm auch das dankbarste Gedächtnis bewahrten; die Direktoren der Compagnie hingegen tadelten seine Maßregeln wegen Erziehung der Eingeborenen und wegen Freigebung der Presse. Und doch war unter Hastings die Verwaltung der Finanzen eine glänzende, er arbeitete an der Reform der Gesetzgebung, begünstigte Kunst und Litteratur. Vielfache ungerechte Angriffe und Verleumdungen verletzten sein Zartgefühl, er reichte 1821 sein Entlassungsgesuch ein und verließ Indien im Januar 1823. Er hatte sich so wenig bereichert, daß sein Finanzstand es ihm erwünscht machte, einen neuen Posten zu bekleiden. Georg IV. ernannte den alten Freund, dessen indische Administration von den Gegnern erfolglos gelästert wurde, 1824 zum Gouverneur und Höchstkommandierenden der Insel Malta. Auch besaß der Marqueß die Ämter eines Konstablers und Oberbefehlshabers des Tower, eines Lordlieutenants und Custos Rotulorum der Tower-Abteilung, eines Gouverneurs des Charter-House und eines Rats des Königs in Cornwall und Nordbritannien, war General und Oberst des 27. Regiments. In seinem Testamente verfügte er, man solle seiner Leiche die rechte Hand abschneiden und diese aufbewahren, um sie einst in den Sarg seiner Witwe (die erst am 8. Januar 1840 starb), zu legen. Sein „Private Journal" wurde 1858 von seiner Tochter, der Marquise von Bute, publiziert. Hastings starb auf der Rhede vor Bajae am 28. November 1826.

Vgl. Neumann, Geschichte des englischen Reiches in Asien, Bd. II, Leipzig 1857; „The Encyclopaedia Britannica", 9. Aufl., Bd. XI, Edinburgh 1880.

Moldau, die, nannte man früher die nördliche, kleinere Hälfte der heutzutage zu dem „Königreich Rumänien" zusammengefaßten Länder zwischen dem Pruth, den Karpathen und der unteren Donau. Die M., zu welcher übrigens bis zum letzten Viertel des 18. Jahrhunderts auch die Bukowina und noch länger Bessarabien gehörte, behauptete ihre alte Selbständigkeit auch gegenüber dem mächtigen Ausgreifen der türkischen Eroberer von Konstantinopel bis zu Anfang des 16. Jahrhunderts. Unter dem Fürsten Bogdan (1504—1517) wurde dagegen im Jahre 1511 mit dem osmanischen Sultan Selim I. die „Kapitulation" geschlossen, durch welche die M. zu der Pforte in das Verhältnis der „Suzeränetät" getreten ist. Die Pforte übernahm die Schutzherrschaft, die

Fürsten wurden tributär, die neu antretenden Fürsten bedurften fortan der Bestätigung vonseiten des Sultans. Dagegen sollte im übrigen das Land frei und unabhängig bleiben und in der M. keine Türken sich ansiedeln. Dieser Vertrag, der nachmals durch den Fürsten Basil Lupu (1634—1654) und Sultan Mohammed IV. 1649 erneuert wurde, hinderte aber nicht, daß der Einfluß der Pforte auf die inneren Zustände der M. und namentlich auf die Wahl der Fürsten immer fühlbarer wurde. Als seit Anfang des 18. Jahrhunderts die seitdem nicht wieder erloschene Gegnerschaft zwischen Russen und Türken sich immer bestimmter ausbildete, zog die Pforte es vor, zur Stärkung ihrer Machtstellung in Rumänien statt rumänischer Fürsten nunmehr Griechen aus dem Fanariotenadel zu Stambul als Hospodare in der M. und Walachei regieren zu lassen. In dieser fürstlichen Stellung hat zuerst des berühmten Alexander Maurokordatos' Sohn Nikolaos seit 1712 in der M., seit 1716 in der Walachei geschaltet. Die Herrschaft der Fanarioten in der M. hat bis 1821 gedauert; sie ist im ganzen wenig populär gewesen, nur wenige dieser fanariotischen Herrscher zeigten sich als Wohlthäter des Volkes; dagegen wurde ein Teil des Adels mehr oder minder gräcisiert, griechische Interessen wurden vielfach gefördert, so daß in diesem Lande, welches seit 1768 wiederholt der Schauplatz russisch-türkischer Kriege gewesen ist, und 1777 die Bukowina an Österreich, 1812 die Landschaft Bessarabien an Rußland verlor, auch die griechische Hetärie der Philiker erhebliche Verbreitung fand. Selbst der seit 1820 in Jassy regierende Hospodar Michael Sutsos schloß sich ihr an. Der ungeheure Mißgriff des Fürsten Alexander Ypsilanti, den griechischen Aufstandskrieg (7. März 1821) in der M. zu eröffnen, hatte weittragende Folgen. Zunächst rückten jetzt türkische Truppen in die M. und Walachei ein, und der Krieg zwischen Türken und Hetäristen ruinierte die rumänischen Länder in schlimmer Weise. Dann aber gab die Pforte seit dem gewaltsamen Bruch mit den Griechen in ihrem Reiche es natürlich fortan auf, griechische Hospodare nach der M. und Walachei zu schicken, und bestätigte, beziehentlich ernannte aus den Reihen der moldauischen Bojaren den Johann Sturdza am 19. Juli 1822 zum Regenten der M.

Als nachher unter den Nachwirkungen der griechisch-türkischen Kämpfe der neue Krieg zwischen Rußland und der Pforte 1828 ausgebrochen war, kam die M. wieder für längere Zeit in russische Hände, und jetzt wurden die Verhältnisse vorbereitet, die schließlich zu vollständiger Unabhängigkeit Rumäniens geführt haben. Bei der Glaubensverwandtschaft der Rumänen mit den Russen, bei ihrer noch 1821 sehr hart empfundenen Abhängigkeit von der türkischen Herrschaft, und bei der strategischen Lage des Landes war Rumänien vorzüglich geeignet, der russischen Politik als breite Basis bei dem Vordringen nach dem Bosporus zu dienen. Der Friede von Adrianopel (1829) gab denn auch in Rußlands Hände eine „Schutzherrschaft" neben der türkischen über M. und Walachei; außer anderen für die Rumänen vorteilhaften Bedingungen war namentlich noch bestimmt worden, daß die Hospodare (die nach dem Vertrage von Akjerman, 6. Oktober 1826, durch einen Diwan der Bojaren auf je sieben Jahre gewählt, unter Beirat eines Diwans regieren, und ohne Rußlands Zustimmung nicht sollten abgesetzt werden können) fortan auf Lebenszeit ernannt werden sollten, den Fall freiwilliger Abdankung oder der Absetzung wegen Verbrechen ausgenommen. Außerdem mußte die Pforte ein neues, während der russischen Occupation, unter der Verwaltung des Grafen Kisselew, nach den Wünschen der Notabelnversammlungen verfaßtes, „Organisches Verwaltungsreglement" gutheißen. — Von der Pforte jetzt großenteils unabhängig, wurde die M., wo nun 1834 bis 1848 Michael Sturdza, des Fürsten Johannes Sohn, als Hospodar regierte, desto stärker durch Rußland beeinflußt, dessen Generalkonsul namentlich in der M. eine völlig entscheidende Gewalt ausübte. Allerdings war der neue Hospodar ein geschickter Verwalter, und die Zivilisation machte in der M., die jetzt mehr und mehr auch von abendländischen Ideen berührt wurde, viele Fortschritte. Aber die Habsucht, Willkür und Härte des Fürsten und der russische Druck riefen allmählich gegen Sturdza und die russische Schutzherrschaft eine Verstimmung hervor, die 1848 zum Ausbruch kam. Im April 1848 trat in Jassy eine Notabelnversammlung zusammen, die den Hospodar um genaue Durchführung des organischen Reglements, um Verbesserung des Schulwesens, um Auflösung der russisch gesinnten Bojarenassemblée und um Errichtung einer Nationalgarde anging. Als Sturdza hierauf nur mit Gewaltschritten antwortete, wandten sich die Unzufriedenen klagend an die suzeräne Macht in Stambul. Aber der erste Anlauf der Pforte, zugunsten derselben einzuschreiten, hielt vor dem Drängen des „garantierenden" russischen Hofes nicht stand. Unter Leitung des russischen Kommissars General Duhamel und des türkischen Tolaat-Efendi wurden vielmehr die liberalen Regungen in der M. streng niedergehalten. Als aber im Sommer 1848 in der Walachei ernsthafte Unruhen ausbrachen, die freilich durch die Politik der Pforte schnell beschwichtigt wurden, und als ferner ein Mordversuch gegen Sturdza unternommen wurde, ließ Rußland am 10. Juli 1848 Jassy durch das Podolische Armeecorps besetzen, und veranlaßte auch die Pforte, am 25. September türkische Truppen in die Walachei einrücken zu lassen. Zu noch stärkerer Sicherung seiner Stellung schloß Rußland am 1. Mai 1849 mit der Pforte den Vertrag oder „Seneb" von Balta-Liman, durch welchen es sich für die Dauer von sieben Jahren etwa gleiche Rechte mit der Türkei zugestehen ließ. Es sollten neue Hospodare gewählt, die dazu designierten durch den Sultan für sieben Jahre ernannt werden. An die Stelle der Bojarenversammlungen sollte ein Diwan zur Prüfung des Budgets berufen werden, das organische Reglement in Kraft bleiben, aber revidiert werden. Bis zur vollständigen Herstellung der Ruhe sollten russische und türkische Truppen in Rumänien bleiben, und für die sieben Jahre Kommissare beider Höfe den Hospodaren

als Berater zur Seite stehen. — Für die M. wurde nun am 16. Juni 1849 der neue Hospodar **Gregor Alexander Ghika** gewählt; die Russen räumten 1851 das Land. Fürst Ghika nahm sich seiner Aufgabe mit Erfolg an; er wirkte kräftig für Reformen, und unter ihm wurde ein Entwurf ausgearbeitet, der unter anderem die Abschaffung des Zehnten und bedeutende Verbesserungen in der Lage der Leibeigenen verordnete, und unter Zustimmung der Schutzmächte als „Supplement au réglement organique" Gesetz geworden ist. Als aber bei dem Ausbruch des neuen russisch-türkischen Krieges die Russen zu Anfang Juli 1853 wieder in die M. eingerückt waren, hat der Hospodar am 30. Oktober zurücktreten müssen. Bekanntlich erschütterte dieser Krieg nun aber Rußlands Übergewicht auf *dieser* Seite sehr erheblich. Der *Pariser* Vertrag vom 27. April 1856 gab der M. einen Teil Bessarabiens wieder zurück, der durch eine lange Linie vom Schwarzen Meere und dem See Burne-Sole bis Katamori am Pruth östlich begrenzt wurde. Das spezielle Protektorat Rußlands über Walachei und M. hörte auf. Zu der Aussprache über die künftige Gestaltung beider rumänischer Länder wurden im Jahre 1857 besondere Notabelnversammlungen einberufen, die sogen. „Diwans ad hoc", deren wesentliche Wünsche *dahin* gingen, daß die M. mit der Walachei *vereinigt* und das ganze rumänische Land unter die Regierung eines auswärtigen Fürsten gestellt werden möge. Obwohl nun die Pariser Konvention vom 19. August des Jahres 1858, seit welcher die „Vereinigten Fürstentümer" M. und Walachei unter die Kollektivgarantie der sieben Mächte Frankreich, Österreich, England, Preußen, Italien, Pforte und Rußland gestellt wurden, auf diese Vorschläge nur insoweit einging, daß sie die Wahl von zwei Fürsten vorschrieb, welche durch eine gemeinsame Zentralkommission die Verschmelzung beider Länder vorzubereiten hätten, so setzten die Rumänen ihren Willen unter stillschweigender Zustimmung der Mächte doch durch. Als nämlich der Diwan der M. am 17. Januar 1859 den moldauischen Bojaren Oberst Cusa von Husch, der damals bei der provisorischen Kaimakamie für die M. das Kriegsministerium leitete, als Alexander Johann I. (s. Bd. I, S. 99) zum Fürsten gewählt hatte, folgte die Walachei am 4. Februar desselben Jahres diesem Beispiele. Als die Pforte endlich (zu Ende 1861) die Personalunion zugestanden hatte, verwandelte Cusa dieselbe zu Anfang 1862 durch Verschmelzung der beiden Landesverwaltungen sofort in eine Realunion, die von den garantierenden Großmächten 1866, aber erst nach seinem Sturze und nach der Thronbesteigung des Prinzen Karl von Hohenzollern, endgültig anerkannt (24. Oktober) worden ist. Die M., deren weitere Geschichte seit 1859 in der des neuen Staates „Rumänien" aufgeht, verlor 1878 nach dem letzten russisch-türkischen Kriege die 1856 gewonnenen bessarabischen Distrikte wieder an Rußland, und bildet jetzt einen integrierenden Teil des am 22. Mai 1877 durch eigenen Entschluß, am 13. Juli 1878 auch durch die Mächte auf dem Berliner Kongreß, als *unabhängig* anerkannten, am 26. März 1881 zum Königreich erhobenen Rumänien.

Molé, Louis Matthieu, Graf. Einer hochangesehenen Familie der Noblesse de robe am 24. Januar 1781 in Paris als Sohn des 1794 guillotinierten Parlamentspräsidenten Edouard François Matthieu M. entsprossen, verlebte M. seine Jugend im Exile in der Schweiz und England, unterrichtete sich selbst und lernte mit großem Eifer. 1796 nach der Vaterstadt zurückgekehrt, setzte er seine Studien an der Ecole centrale des travaux-publics fort, besuchte eine durch Geist auserlesene Gesellschaft, besonders den Salon der Madame de Beaumont, und befreundete sich eng mit Fontanes, Châteaubriand und Joubert. Er studierte die Menschen, die Gesellschaft und die Regierung und vereinigte seine Ansichten in den „Essais de morale et de politique" (Paris 1805, neue Auflage 1809). Hier entwickelte er, die Napoleonische Monarchie sei notwendig, um sowohl eine aristokratische wie eine demagogische Willkürmacht unmöglich zu machen. Napoleon rief M. zu sich, erkannte in ihm einen Staatsmann, ernannte ihn am 18. Februar 1806 zum Auditeur I. Klasse im Staatsrate und am 11. Juni d. J. zum Maître des requêtes, betraute ihn mit delikaten Fragen, z. B. einer Juden-Befügung, und sandte ihn am 10. November 1807 als Präfekt in das Departement Côte d'Or, wo er ein strammes Regiment führte. Am 18. Februar 1809 trat M. als Staatsrat in das innere Amt und wurde Graf des Kaiserreichs, am 2. Oktober d. J. Generaldirektor der Brücken und Chausseeen. Napoleon hielt sehr viel von ihm, verwendete ihn vorübergehend im Kabinette und berief ihn am 20. November 1813 als Grand-juge de France. Als das Unglück über Napoleon hereinbrach, hielt M. treu zu dem Wohlthäter, der dies zu würdigen wußte; er gab M. der Kaiserin-Regentin bei, die M. nach Blois begleitete. Während der ersten Restauration blieb er der Politik ferne; als Napoleon von Elba zurückkehrte, lehnte er ein Ministerportefeuille ab, wurde wieder Generaldirektor der Brücken und Chausseeen und Mitglied des Staatsrats und weigerte sich, die Erklärung gegen die Bourbons zu unterzeichnen. Die zweite Restauration führte ihn 1815 wieder in den Posten des Generaldirektors der Brücken und Chausseeen und in die Pairskammer, in der er die Magistratur gegen die Gewaltthätigkeit des Parteigeistes verfocht. Er verband sich mit den Doktrinärs, unterstützte ehrlich Richeliens Politik und übernahm am 12. September 1817 das Marine-Ministerium. Hier begann er sofort zu reformieren, aber seine Amtung war zu kurz, um alles durchzuführen; er trat schon im Dezember 1818 mit Richelieu ab, durch den Titel eines Mitglieds des Geheimen Rats ausgezeichnet. Eifrig bekämpfte er in der Pairskammer das Ministerium Villèle mit seinen reaktionären Gesetzentwürfen und Angriffen gegen den Code Civil; hingegen unterstützte er das Ministerium Martignac (s. d.) und verteidigte bis zum Sturze der Bourbons die Union der Legitimität mit der Charte. M. schloß sich 1830 der Neugestaltung Frankreichs durch die Revolution an, und im ersten Ministerium des Königs Ludwig Philipp übernahm er am 11. August das auswärtige Amt. In einer Note

an die Kabinette Europas belehrte er sie am 13. über die friedfertigen Absichten des Königs, versicherte, Frankreich werde gewissenhaft am Frieden festhalten, und die Regierung werde energisch jeden Versuch demokratischer Propaganda im Auslande bekämpfen. Diese Versicherungen verfehlten ihre Wirkung nicht. M. betonte zugleich das Prinzip der Nichtintervention in innere Angelegenheiten der Staaten und wollte nicht zulassen, daß die Preußen über die belgische Grenze rückten.

Das Ministerium konnte sich gegenüber den inneren Wirren nicht halten und mit den Kollegen trat M. am 2. November 1830 ab. Ludwig Philipp setzte großes Vertrauen in M., der nie seine Prärogative behelligte. Schon 1834 wollte er ihn an die Spitze des Ministeriums berufen, aber M. konnte der Kammermajorität nicht imponieren und Dupin, das Haupt der Mittelpartei, wollte durchaus sich ihm nicht unterordnen; so wurde der Herzog von Bassano Ministerpräsident. 1836 empfahl M. dem Könige Thiers als Ministerpräsidenten, lehnte selbst ab, und Thiers' Kabinett begann. Nach dessen Sturze aber bildete M. am 6. September 1836 ein Kabinett, in dem er den Vorsitz und das auswärtige Departement übernahm. Dasselbe war nach des Königs Herzen; M. wie diesen beherrschte eine geheime Antipathie gegen England und die Lust, sich den Nordostmächten zu nähern, die bereitwillig diese Avancen erwiderten; alsbald verweigerte die Regierung der bedrängten Verfassungspartei in Spanien Hilfe gegen den bewaffneten Legitimismus und trennte ihre Wege von den englischen; aber es schlug zum Schlimmen für Frankreich aus, und in der Schweiz erlitt es eine tiefe Demütigung. Die Regierung erlebte eine Reihe Mißerfolge, hatte keinen inneren Halt und fand keinen nach außen; M. konnte sich mit Guizot nicht vertragen, verweigerte ihm das Portefeuille des Innern, suchte vergebens Thiers und Dupin in das Kabinett zu ziehen, und 1837 drohte ihm die Neubildung nicht gelingen zu wollen; doch ging er schließlich am 15. April d. J. als Ministerpräsident und Minister der auswärtigen Angelegenheiten aus der Krisis hervor, und Ludwig Philipp glaubte sich am Ziele seiner Wünsche. Es wurde eine allgemeine Amnestie erlassen und die Kammer aufgelöst, der innere Friede schien einzukehren, und nach außen errang Frankreich, voran in Algerien, Erfolge. M. war persönlich beliebt und ragte als Redner in den Kammersitzungen hervor, was den König hoffen ließ, die neue Kammer werde mit seiner Politik sich vertragen. Aber im Inneren ergaben sich bald neue Schwierigkeiten, nach außen begegnete M die britische Regierung feindselig, die Schweiz verbittert, und die außereuropäischen Erfolge blendeten die Franzosen nicht allzu sehr. Es verdroß die öffentliche Meinung, daß der König den Mann seiner Wahl, Graf M., im August 1838 auf dessen Landsitze Champlâtreux besuchte, daß M. sich immer inniger an den König anschloß, um durch seine Autorität die Kollegen zu zügeln; er verlor an Boden in der Kammer, die Häupter derselben bildeten eine furchtbare Koalition gegen M., um, wie sie sagten, die parlamentarische Regierung zu verfechten, die M. gefährde. Die Presse tobte gegen M., und in der Kammer erfolgten im Januar 1839 die leidenschaftlichsten Angriffe von Guizot, Thiers, Berryer, Barrot u. a.; M. bestieg, um sich zu verteidigen, siebzehn Mal die Tribüne und hielt standhaft und zähe die Phalanx der Feinde mit seinem Leibe auf; über Lamartines Stellung: s. bei diesem. M. ging als Sieger aus dem Ringkampfe hervor, freilich halb zerschlagen, 221 Stimmen gegen 208 erklärten sich am 19. Januar für ihn. Er reichte am 22. seine Entlassung ein, da diese Majorität beschämend war, aber der König bat ihn, zu bleiben, und trotz Lamartines Gegenrat und des Erstaunens der Kammer blieb M. Die Kammer wurde aufgelöst, aber die neue war so ausgesprochen im Geiste der feindlichen Koalition, daß sofort der heftige Kampf gegen M. wieder begann. Als das Ministerium nur 207 Stimmen gegen 252 erhielt, trat M. mit den Kollegen am 8. März 1839 ab, und Soults Administration folgte. Der König blieb M.s Freund und suchte wiederholt, ihn ins Kabinett zu ziehen, doch kam es nie mehr hierzu. M. nahm in der Pairskammer einen bedeutsamen Anteil an den Debatten, in vornehmer Reserve gegenüber den politischen Fragen, die der Regierung Schwierigkeiten bereiteten. Seit dem 21. Februar 1840 Mitglied der Akademie française, schrieb M. einige „Discours politiques et académiques“, und unter seiner Mitwirkung begann die von Champollion Figeac im Auftrage der Gesellschaft für die Geschichte Frankreichs besorgte Herausgabe der „Mémoires“ seines berühmten Ahnen Matthieu M. (verstorben 1656 als Siegelbewahrer).

Als die Februarrevolution 1848 ausbrach, riet man Ludwig Philipp zur Berufung M.s; M. kam, konnte aber kein Ministerium zustande bringen und gab dem Könige seine Vollmachten zurück, indem er ihm riet, sie Thiers zu übertragen.

Am 17. September 1848 von der Gironde in die Konstituante deputiert, suchte M. die Ordnungspartei zu einigen und stark zu machen, und setzte in der Legislative, in die ihn dasselbe Departement berief, seit 1849 diese Bemühungen fort; er zählte zu den hervorragendsten Mitgliedern des Klub der Rue de Poitiers, brachte aber in der Nationalversammlung sein Rednertalent nicht zur Geltung. Er wurde Präsident des Ausschusses für das Wahlgesetz und protestierte am 3. Dezember 1851 gegen den Staatsstreich des Präsidenten Bonaparte, worauf er sich von der Staatsbühne zurückzog. Im November 1853 nahm er in Frohsdorf teil an den Verhandlungen wegen einer Fusion der Bourbons und Orléans, und am 23. November 1855 starb er auf Champlâtreux (bei Paris).

Vgl. die Werke über das Kaiserreich, und Hillebrand, Geschichte Frankreichs von der Thronbesteigung Louis Philipps bis zum Falle Napoleons III., Bde. I u. II, 2. Aufl., Gotha 1881 ff.

Molesworth, Sir William. Am 23. Mai 1810 zu Camberwell (Surrey) geboren, studierte M. in Cambridge und Edinburgh, machte Reisen und trat 1823 den großen Familienbesitz in Devonshire und Cornwall als achter Baronet an.

Der Ostdistrikt von Cornwall sandte ihn 1832 in das Unterhaus, um Greys (s. d.) Politik zu unterstützen; er nahm hier anfänglich wenig Anteil an den Debatten, gründete hingegen im April 1835 mit Roebuck die „London Review", kaufte die „Westminster Review" und gab beide im Vereine mit John Stuart Mill eine Zeit lang heraus.

Mit den fortgeschrittenen Liberalen stimmte M. für die absolute Emanzipation der Juden, für Roebucks Antrag eines ausgedehnten Nationalerziehungssystems, für geheime Wahlen u. s. w. Im Dezember 1834 wieder ins Unterhaus gewählt, verzichtete er im Juli 1837 bei den Neuwahlen, doch sandte ihn nun Leeds ins Unterhaus, in dem er als Redner und kluger Kopf großes Ansehen genoß. Gelegentlich der kanadischen Wirren legte er seine tiefen Ansichten über den Zustand und die Verwaltung der Kolonieen dar und als Präsident des Ausschusses für die Transportation hielt er eine epochemachende Rede über deren Mißbräuche; wesentlich trug er zur Reform der Maßregeln bei und veranlaßte die Bildung neuer Strafanstalten. Mit enormen Kosten gab er, beständig thätig, 1839—1845 die vollständigen Werke des Philosophen Thomas Hobbes (elf Bände, London) heraus. Der Wechsel der Parteien brachte M. 1841 um seinen Sitz im Parlamente, doch kam er 1845 für den Flecken Southwark (bei London) in dasselbe, den Widerstand wegen seiner Unterstützung der Maynooth-Bill (s. d.) besiegend, wurde das Haupt der „philosophischen Radikalen" und unterstützte Peels Zollreformen. Seine spezielle Aufmerksamkeit war den Kolonieen gewidmet, er sprach stets für ihr Wohl, für eine bessere Verwaltung, wollte der Befreier und Regenerator des Kolonialreichs Britanniens werden. Im Kabinette Aberdeens (s. d.) übernahm der Baronet im Dezember 1852 das Departement der öffentlichen Bauten, leistete hierin viel, erbaute die neue Westminster-Brücke u. s. w. Endlich erreichte er das Ziel seines Strebens: mit ihm begrüßte die öffentliche Meinung freudig seinen Eintritt in Palmerstons Kabinett vom Februar 1855 als Staatssekretär der Kolonieen. Mit verdoppeltem Eifer arbeitete er an der Verwirklichung der so lange geplanten Reformen; da entriß ihn ein Schlagfluß am 22. Oktober 1855 in London der trauernden Mitwelt.

Molinos, Miguel de, spanischer Theolog und Priester des 17. Jahrhunderts, bekannt als Vertreter einer sogen. quietistischen Mystik und als Opfer jesuitischer Verfolgungssucht. — Er wurde geboren den 21. Dezember 1640 zu Patacina bei Saragossa in Arragonien von reichen Eltern, studierte auf spanischen Universitäten, wurde Priester und Dr. theol. zu Coimbra, nahm aber kein kirchliches Amt an, übersiedelte 1669 oder 1670 nach Rom, gelangte hier durch seine Frömmigkeit, Gelehrsamkeit und Sittenstrenge, insbesondere aber durch seinen Eifer und Geschick in der Seelsorge zu großem Ansehen und Gunst nicht bloß bei dem Volk, sondern auch in den höheren und höchsten Kreisen der römischen Gesellschaft, z. B. der schwedischen Königin Christina, bei verschiedenen Prälaten und Kardinälen, insbesondere bei dem Kardinal Odescalchi, dem nachherigen Papst Innocenz XI. (1676—89). **Auf vielseitiges Verlangen veröffentlichte er 1675 in Rom zwei Schriften: 1) „Guida spiritual", geistlicher Führer, und 2) „Breve trattato della cotidiana communione", eine kurze Abhandlung über die tägliche Kommunion. Beide Schriften fanden vielen Bei**fall und große Verbreitung in Rom wie auswärts, in katholischen und protestantischen Kreisen (A. H. Francke in Halle übersetzte den „Guida" ins Lateinische unter dem Titel „Manuductio spiritualis" 1687, G. Arnold gab davon eine deutsche Übersetzung [„Kirchen- und Kezerhistorie" III, 57]). Dem damals allmächtigen Jesuitenorden, zumal da er kurz zuvor durch die Angriffe der Jansenisten gegen seine laxe Moral und pelagianische Dogmatik gereizt war, erschien die auf die innere Beschaulichkeit gerichtete, den äußeren frommen Übungen abgeneigte Frömmigkeit des spanischen Priesters um so gefährlicher, je mehr dieser bei dem Papst und dem römischen Publikum in Gunst stand. Ein jesuitischer Fanatiker, Paolo Segneri, war es zuerst, der als öffentlicher Ankläger wider die Lehren des „Guida sp." auftrat, noch ohne des Verfassers Namen zu nennen (Bologna 1681). Dieser Angriff erregte solchen Unwillen gegen den Angreifer, daß dieser vom Volk beinahe wäre gesteinigt worden. Die römische Inquisition setzte eine Kommission nieder zur Untersuchung der Schriften des M. und seines Freundes Petrucci, der als Verteidiger des ersteren aufgetreten war. Es erfolgte die völlige Freisprechung beider Angeschuldigten: ihre Schriften wurden in Übereinstimmung mit dem Glauben und der Moral der Kirche gefunden (1682). Da wurde der Kampf von den Jesuiten auf das Gebiet der Politik hinübergespielt. Durch den Jesuitenpater La Chaise wurde König Ludwig XIV. von Frankreich veranlaßt, sich einzumischen. Ihm bot die Sache des M. eine erwünschte Gelegenheit zur Demütigung des ihm verhaßten Papstes Innocenz XI. Er ließ diesem ernstliche Vorstellungen machen (1685) und forderte ihn auf, sofort gegen die kirchengefährlichen Lehren des Spaniers einzuschreiten. Der Papst verwies den König an das römische Inquisitionsgericht. Dieses aber, von den Jesuiten und dem französischen Hofe beeinflußt, drohte jetzt die Rechtgläubigkeit des Papstes selbst in Frage zu stellen. Da ließ der ängstlich gewordene Papst den armen Priester fallen. M. wurde noch im Lauf des Jahres 1685 verhaftet, sein ausgebreiteter Briefwechsel — ca. 20,000 Briefe aus allen Teilen der Welt — ließ die Inquisitoren tiefe Blicke thun in die weite Verbreitung der quietistischen Lehren und in deren für das jesuitische System bedenkliche Konsequenzen. M. wurde im Gefängnis behalten und hunderte von Personen, zum Teil aus den höchsten Ständen, als seine angeblichen Anhänger in die Untersuchung hineingezogen. Ganz Rom war von Schrecken erfüllt, daß die Inquisition Männer verfolge, die wegen ihrer seltenen Frömmigkeit bekannt und hochgeachtet waren. Die wunderlichsten Gerüchte tauchten auf. Man erzählte sich, der Papst selbst, wenngleich nicht als Statthalter Christi, sondern als Benedetto Odescalchi sei von der Inquisition vor ihr Glaubenstribunal gezogen worden. End-

lich erfolgte den 28. August 1687 ein Verdammungsdekret der Kongregation des heiligen Offiziums, welches nicht weniger als 68 teils wirkliche, teils angebliche Sätze des M. als ketzerisch, gotteslästerlich oder anstößig verurteilte. Der Papst bestätigte es (im November 1687), obwohl erst nach dreimonatlicher Zögerung, weil er seine Privatüberzeugung doch zuletzt seiner kirchlichen Stellung glaubte unterordnen zu müssen. M. leistete den öffentlichen Widerruf, den er bisher trotz Gefängnis und Folter verweigert hatte, und entging deshalb dem angedrohten Feuertod, wurde aber zu lebenslänglicher einsamer Klosterhaft verurteilt. Von dem Dominikanerbruder, der ihn in seine Zelle abführte, verabschiedete er sich mit den Worten: „Lebe wohl, mein Vater, wir sehen uns wieder am Tage des Gerichtes: dann wird sich zeigen, ob die Wahrheit auf Eurer oder auf meiner Seite gewesen." Schon 1693 wurde das Gerücht verbreitet, M. sei im Gefängnis gestorben; nach anderen Angaben aber soll er erst am 28. Dezember 1697 durch Krankheit oder Gift von seiner zwölfjährigen Haft erlöst worden sein. Seine Grabschrift bezeichnete ihn trotz des von ihm geleisteten Widerrufs als il gran heretico. Bis ins 18. Jahrhundert hinein dauerte die Verfolgung gegen einzelne seiner Anhänger und gegen die sogen. quietistische Mystik fort. Die Akten seines Prozesses haben nie das Tageslicht gesehen. — Vgl. bes. Scharling, Molinos Laeren, Kopenhagen 1852; deutsche Bearb. in Niedners „Zeitschr. f. hist. Theol." 1834—35; H. Heppe, Gesch. der quietist. Mystik, Berlin 1875; Tholuck und Zöckler in der „Theol. Real-Encykl.", Bd. X; Reusch, Der Index der verbotenen Bücher (1885) II, 610 ff.

Molitor, Gabriel Jean Josèphe, Marschall von Frankreich, am 7. März 1770 zu Hayange in Lothringen geboren, vertauschte bei Ausbruch der Revolution das geistliche Gewand mit der Uniform und kommandierte schon 1794 eine Brigade. Teils an der Spitze einer solchen, teils im Generalstabe dienend, leistete er in den Feldzügen am Rhein wesentliche Dienste und machte sich einen guten Namen, so daß er 1799 nach der Schweiz geschickt wurde, wo er, unter Masséna dienend, höchste Anerkennung erwarb. Ebenso ruhmvoll focht er 1800 unter Moreau in Deutschland. Der erste Konsul machte ihn zum Divisionsgeneral; da er diesem aber nicht persönlich bekannt war, wurde er nicht besonders bevorzugt. Der Feldzug von 1805, wo M. Massénas Vorhutdivision kommandierte, lenkte jedoch des Kaisers Aufmerksamkeit auf ihn. Er ernannte ihn zum Gouverneur von Dalmatien, welches M. den Russen, Montenegrinern und Engländern erst abgewinnen mußte. Das Geschick, welches er hier an den Tag legte, nötigte sogar dem galligen Marmont Anerkennung ab. 1807 wurde er mit seiner Division an die Küste der Ostsee versetzt. Kriegerische Lorbeeren zu ernten bot die Kriegführung der ihm gegenüberstehenden Schweden wenig Gelegenheit, dagegen bewährte sich M. von neuem an der Spitze der Verwaltung von Pommern. Im Feldzuge von 1809 gegen Österreich wiederum als Divisionskommandeur unter Masséna fechtend, teilte er den Ruhm, welchen dieser bei Aspern und bei Wagram erwarb. 1810 ward er Gouverneur der Hansestädte, 1811 von Holland. Als die Franzosen letzteres hatten räumen müssen, focht er im nördlichen Frankreich, zuerst als Divisionskommandeur unter Macdonald, dann an der Spitze des XI. Armeecorps. Vom bourbonischen Hoflager hielt er sich fern; erst spät ernannte Ludwig XVIII. ihn zum General-Inspecteur der Infanterie. Während der Hundert Tage übernahm er den Auftrag, die Nationalgarden zu organisieren, dafür ließ ihn die Restauration eine Zeit lang ohne Verwendung. 1823 erhielt er das Kommando der II. Division, welche den linken Flügel der in Spanien einmarschierenden Armee des Herzogs von Angoulême bildete; die Erfolge, welche er, namentlich Ballesteros gegenüber erfocht, trugen ihm den Marschallstab ein. Die Julirevolution brachte ihm einen Sitz in der Pairskammer, an deren Verhandlungen er eifrigen Anteil nahm; 1847 wurde er an Oudinots Stelle Gouverneur der Invaliden, überließ diesen Posten, als Louis Napoleon Präsident der Republik geworden war, dessen Oheim Jerôme, erhielt dafür das Amt des Großkanzlers der Ehrenlegion und starb am 28. Juli 1849 mit dem Rufe eines einsichtigen, braven Soldaten und eines rechtlichen Mannes. — Vgl. Nollet-Fabert, La Lorraine militaire I, Nancy 1852.

Möllendorff. — 1) Wichard Joachim Heinrich v. M., preußischer General-Feldmarschall, am 7. Januar 1724 auf dem Gute Lindenberg in der Priegnitz geboren, machte als Page Friedrichs des Großen die beiden schlesischen Kriege mit und stieg im Siebenjährigen Kriege vom Kapitän zum General auf. Bei einem der spätesten Ereignisse des letzteren, dem Treffen von Burkersdorf am 21. Juli 1762, bewährte er die guten soldatischen Eigenschaften, von denen sein Benehmen schon mehrfach, namentlich bei Torgau Zeugnis abgelegt hatte, auch an der Spitze größerer Abteilungen. In der darauffolgenden Friedenszeit erwarb er sich ein besonderes Verdienst dadurch, daß er auf eine minder rohe und barbarische Art den gemeinen Mann zu behandeln hinwirkte; er wollte das Ehrgefühl an die Stelle des Stockes setzen. Er gehörte damals zu König Friedrichs II. näherem Kreise. Im bayerischen Erbfolgekriege kommandierte er ein Corps bei der Armee des Prinzen Heinrich; im Januar 1794 übernahm er an des Herzogs von Braunschweig Stelle den Oberbefehl der preußischen und sächsischen Truppen am Rhein, welche damals bei Mainz standen. Im Frühjahr ging er angriffsweise vor und trug am 23. Mai bei Kaiserslautern einen Erfolg davon, wurde aber schon im Juni wieder zurückgedrängt und noch im Herbst durch die immer ungünstiger sich gestaltende Kriegslage genötigt, auf dem rechten Rheinufer Schutz zu suchen. Der Friede, welcher am 5. April 1795 den Feindseligkeiten ein Ende machte, entsprach ganz seinen Wünschen, da er an einen glücklichen Ausgang schon lange nicht mehr glaubte. Als die Armee zum Feldzuge von 1806 auszog, war M. ein abgelebter Greis, ohne Verständnis für die neue Zeit und ihre Kriegführung; auf seine Bitte nahm

ihn der König mit in das Feld, doch führte er kein Kommando; durch die Kapitulation von Erfurt, wo er krank lag, ward er kriegsgefangen, dann aber von Napoleon in Berlin sehr ausgezeichnet und deshalb von den Deutschgesinnten, die ihm auch allzu große Liebe zum Gelde vorwarfen, welche ihn zum Kornwucher verleitet habe, sehr angefeindet. Er starb am 28. Januar 1816 zu Havelberg. — 2) Karl v. M., preußischer General der Infanterie, am 20. März 1791 auf dem Gute Rheinsberg bei Halle geboren, hatte seine ganze Dienstzeit in der Garde verlebt und kommandierte im März 1848 eine Brigade derselben in Berlin. Es war ihm der Schutz des Schlosses anvertraut, am 18. nahm er am Straßenkampfe thätigen Anteil. Am 19. wollte er seinen Truppen in der Alexanderkaserne die Nachricht bringen, daß die Feindseligkeiten eingestellt seien; dabei nahmen ihn die Aufständischen gefangen; er ward aber bald wieder freigelassen, führte darauf seine Brigade nach Schleswig-Holstein, nahm am dortigen Feldzuge dieses Jahres teil, erhielt später das Kommando der Garde-Infanterie und starb außer Dienst am 6. November 1860 zu Berlin. — Vgl. „Allgemeine deutsche Biographie", 22. Bd., Leipzig 1885.

Moller, Karl Friedrich v., preußischer Oberst, trat jung im Jahre 1720 in das Artilleriecorps, in welchem sein Vater als Regimentsquartiermeister diente, und ging als Major in den Siebenjährigen Krieg, wurde schon für die ausgezeichnete Art und Weise, wie er die Feldartillerie in der Schlacht bei Lobositz am 1. Oktober 1756 verwendete, Oberst-Lieutenant und that sich auch in der Folge bei vielen Gelegenheiten, so bei Roßbach und Zorndorf, in ähnlicher Weise hervor, starb aber vor Friedensschluß am 9. November 1762 zu Freiberg in Sachsen. — Vogl. v. Schöning, Historisch-biographische Nachrichten zur Geschichte der brandenburgisch-preußischen Artillerie, Berlin 1844.

Möller, Eduard v., Oberpräsident von Elsaß-Lothringen. — Zu Minden am 3. Juni 1814 geboren, auf den Universitäten Heidelberg und Berlin gebildet, trat er 1835 in den preußischen Staatsdienst. Sehr bald im höheren Verwaltungsdienste thätig, zeichnete er sich durch bedeutende Arbeitskraft, umfassenden Blick und regen Eifer besonders für Entwickelung des Verkehrs aus. Dies bewies er während seiner 23jährigen Amtsführung als Regierungspräsident in Köln. Ihm ist namentlich die Erbauung einer festen Rheinbrücke zu danken. Juni 1866 übernahm er als königlich preußischer Kommissarius die Verwaltung des Kurfürstentums Hessen. Im Dezember 1868 wurde er Oberpräsident der Provinz Hessen-Nassau. Trotz heftiger Angriffe der hessischen Verfassungspartei und seiner Konflikte mit den reformierten Pastoren Niederhessens brach sich die Überzeugung Bahn, daß seine Verwaltung dem Lande zu großem Segen gereiche, und zeigte sich dies vor allem in der dankbaren Liebe und Verehrung, mit welcher ihm die Stadt Kassel zugethan blieb. Kaiserliches Vertrauen übertrug ihm am 6. September 1871 das Oberpräsidium von Elsaß-Lothringen (s. d.). Hier begann er mit der Entfernung der französischen Sprache aus dem Elementarunterricht und Einführung der allgemeinen Wehrpflicht. Auf seine Anregung hin wurde der Landesausschuß einberufen, dessen erste Sitzung er am 17. Juni 1875 eröffnete. Er wirkte mit Erfolg dahin, daß dessen Thätigkeit die Interessen des Landes fördere; er gewährte ihm, unter strenger Festhaltung des Reichsgedankens, möglichste Freiheit der Bewegung. Zu großem Danke verpflichtete er sich die Universität Straßburg. Am 30. September 1879 schied er aus dem Amte, um dem Statthalter Freiherrn E. v. Manteuffel (s. d.) Platz zu machen. Er nahm seinen Wohnsitz in Kassel, wo er wenige Wochen nach der Weihe des vollendeten Kölner Domes, welcher er beiwohnte, am 3. November 1880 starb. Deputierte des elsaß-lothringischen Landesausschusses, der Stadt und der Universität Straßburg folgten seinem Sarge. — Nach Wippermann, Allgem. deutsche Biographie, Bd. XXII, S. 132 ff.

Mollwitz, Schlacht am 10. April 1741. — Vgl. „Erbfolgekrieg, österreichischer". — Friedrich der Große war im Winter 1740/41 ohne ernstliche Kämpfe in den Besitz von fast ganz Schlesien gelangt; im Frühjahr wollte er an die Belagerung von Neisse gehen und zu deren Deckung eine Aufstellung gegen Olmütz nehmen, wo er die Hauptmacht der Österreicher vermutete. Auf dem Wege sich mit dem bei Jägerndorf stehenden Schwerin zu vereinigen, erfuhr er, daß Neipperg, der neue kaiserliche Feldherr, im Marsche auf Ohlau, wo Friedrich seine Magazine hatte, und auf das noch in Feindeshand befindliche Breslau begriffen sei. Derselbe hatte bereits Neisse erreicht und bedrohte dadurch des Königs Verbindungen in bedenklicher Weise. Statt sich aber gegen Ohlau zu wenden, marschierte er auf Brieg, dessen Einschließung die Preußen aufgaben, und legte sich in und um M., 1 Meile westlich von jener Festung, in Kantonnierungsquartiere. Über die Verhältnisse beim Feinde wenig besser unterrichtet, als dieser es in Beziehung auf ihn war, hielt er sich für vollkommen sicher und war nicht wenig überrascht, als ihm der Anmarsch des Königs gemeldet wurde. Dieser beging seinerseits den Fehler, daß er, statt den Feind zu überfallen, langsam und methodisch, in fünf Kolonnen und in genau vorgeschriebener Form, anrückte; dadurch gewannen die Österreicher Zeit, sich zum Kampfe zu ordnen. Sie zählten 10,800 Mann Infanterie und 8600 Reiter, denen der König etwa 22,000 Mann mit einer überlegenen Artillerie entgegenstellen konnte.

Erst um 2 Uhr nachmittags begann die Schlacht: ein Reiterkampf leitete sie ein. Die österreichische Kavallerie schlug die preußische, welche sich als höchst ungewandt und wenig manövrierfähig erwies, vollständig aus dem Felde; sie verschwand vom Schauplatze; mit ihr der König. Schwerin übernahm an seiner Stelle das Kommando; die österreichischen Reiter prallten an der felsenfesten Haltung des preußischen Fußvolks ab, welches, von seiner Artillerie trefflich unterstützt, unaufhaltsam vorrückte und die Österreicher endlich zum Rückzuge nötigte; seine Feuergeschwindigkeit, durch die eisernen Ladestöcke unterstützt, war der Hauptgrund seiner Überlegenheit. Neipperg führte sein

Heer auf Neisse zurück, die Verfolgung unterblieb, jeder Teil hatte mehr als ein Viertel seiner Streitkräfte eingebüßt. Den König hatte die Siegesnachricht entfernt vom Schlachtfelde in einem Bauernhause gefunden. Der lange Schimmel von M., auf welchem er seinen Rückzug bewerkstelligt hatte, war lange der Spott seiner Feinde, aber er hatte an diesem Tage viel gelernt. Er belagerte nun zunächst Brieg. Die Schlacht ist auch deshalb merkwürdig, weil beide Heere der eigenen Heimat den Rücken gewandt hatten und mit verkehrter Front schlugen. — Vgl. v. Orlich, Geschichte der Schlesischen Kriege, Berlin 1841.

Moltke, Helmuth Karl Bernhard Graf, preußischer Generalfeldmarschall, wurde am 26. Oktober 1800 zu Parchim im Großherzogtum Mecklenburg-Schwerin geboren, wo sein Vater zeitweilig wohnte, nachdem er ein Gut, welches er in der Priegnitz besaß, verkauft hatte. Später erwarb dieser im Holsteinschen einen anderen Besitz, und so kam es, daß sein Sohn in der Kopenhagener Landkadetten-Akademie erzogen wurde und, nachdem er in der Offizierprüfung die erste Note erhalten hatte, im Jahre 1819 bei einem in Rendsburg garnisonierenden Infanterieregimente Lieutenant wurde. Seine Jugend verging unter Entbehrungen; M.s Vater war, um seine zahlreiche Familie unterhalten zu können, in den dänischen Militärdienst getreten und nicht imstande, ihm eine Zulage zu gewähren; so blieb er allein auf sein Gehalt angewiesen. Die Aussichten auf Beförderung waren sehr gering; viele Offiziere nahmen deshalb den Abschied, unter ihnen der Lieutenant Freiherr v. M., welcher sich nach Preußen wandte. Um angestellt zu werden, mußte er nochmals ein Offiziersexamen machen; nachdem er es bestanden hatte, erfolgte am 12. März 1822 seine Ernennung zum Sekondlieutenant im 8. Leib-Infanterie-Regiment, welches in Frankfurt a. d. O. in Garnison stand. Schon im folgenden Jahre besuchte er die Allgemeine Kriegsschule (jetzt Kriegsakademie) in Berlin; der dreijährige Kursus, welchen er hier durchmachte, trug wesentlich zu seiner Ausbildung bei; seine Leistungen hatten zur Folge, daß er zunächst zum topographischen Bureau des großen Generalstabes kommandiert und 1833 in den letzteren versetzt wurde. Er ist seine ganze Dienstzeit hindurch in demselben verblieben. Neben militärischen Studien beschäftigten ihn jetzt auch historisch-politische, sie gaben ihm zur Veröffentlichung mehrerer Schriften Veranlassung. Im Herbst 1835 unternahm er, damals Hauptmann, eine Reise nach dem Orient. Auf derselben machte er in Konstantinopel die Bekanntschaft des allgewaltigen greisen Seraskier Chosrew Pascha, welcher Veranlassung wurde, daß M., von der preußischen Regierung beurlaubt, vier Jahre in der Türkei blieb. Von seinen dortigen Erlebnissen hat er in seinen bekannten „Briefen über Zustände und Begebenheiten in der Türkei aus den Jahren 1835—1839“ Rechenschaft gegeben. Das bedeutendste Ereignis während dieser Zeit war die Schlacht bei Nisib am 24. Juni 1839, in welcher die türkische Armee unter Hafiz Pascha von den Ägyptern unter Ibrahim Pascha gänzlich geschlagen wurde, Hafiz hatte stets das Gegenteil von dem gethan, was M. ihm geraten hatte. Als letzterer nach der Schlacht nach Konstantinopel zurückkam, war Sultan Mahmud II. gestorben. Mit ihm wurden seine militärischen Reformpläne zu Grabe getragen, bei welchen M. ihm Ratgeber gewesen war. Noch in demselben Jahre war dieser wieder in Berlin, kam 1840 zum Generalstabe des IV. Armeecorps nach Magdeburg und verheiratete sich zwei Jahr später, als Major, mit der Stieftochter seiner Schwester, einem Fräulein v. Burt. Nachdem er sodann als Adjutant des Prinzen Heinrich von Preußen 1845—1846 in Rom gelebt hatte, kehrte er nach dessen Tode in den Generalstab zurück und vertauschte später seine Stellung als Stabschef in Magdeburg wiederum mit einer Verwendung als Adjutant, indem er als solcher am 1. September 1855 zum Kronprinzen Friedrich Wilhelm kommandiert wurde; gleichzeitig erhielt er den Charakter als Generalmajor. Am 29. Oktober 1857 schied er aus ersterem Verhältnisse, um die Führung der Geschäfte als Chef des Großen Generalstabes zu übernehmen, am 18. September 1858 ward ihm diese Stellung endgültig verliehen. Die nächsten Jahre brachten vielfache Arbeit: die Mobilmachung in Veranlassung des italienischen Krieges, die Reorganisation der Armee und einen Auftrag zur Ausarbeitung eines Entwurfs zu einem gemeinsamen Verteidigungssysteme für die deutschen Küsten. Das Reorganisationswerk zu prüfen gab zuerst der Krieg von 1864 gegen Dänemark Gelegenheit. M. nahm an demselben nicht von Anfang an teil; erst nach dem Fall von Düppel wurden ihm die Geschäfte des Generalstabschefs der verbündeten Armee übertragen; er führte dieselben zunächst eine kurze Zeit unter dem Feldmarschall Wrangel, dann unter Prinz Friedrich Karl. Die gleiche Stellung hatte er im Kriege von 1866 gegen Österreich in Böhmen und 1870/71 in Frankreich bei dem Oberfeldherrn König Wilhelm im großen Hauptquartiere inne. Die Geschichte dieser Feldzüge ist daher die Geschichte M.s, welcher aus dem letzteren Kriege als Feldmarschall und Graf zurückkehrte. Mit der Dotation, welche er nach dem Kriege von 1866 erhielt, kaufte er das Gut Kreisau bei Schweidnitz; hier pflegt er, bis in sein spätes Greisenalter geistig frisch und körperlich kräftig, einen Teil des Jahres zu verleben, dem Dienste unausgesetzt seine Sorge widmend, obgleich ihm im Dezember 1881 in der Person des Generalquartiermeister Graf Waldersee eine Arbeitshilfe gewährt wurde. Seine Gattin starb am Weihnachtsabend 1868. Seit der Zeit, wo das geeinte Deutschland eine ständische Vertretung hat, ist M. Mitglied derselben und zwar ein höchst pflichttreues, auch als Redner ist der „große Schweiger“ mehrfach hervorgetreten. — Die Lebensbeschreibungen des Feldmarschalls sind in großer Zahl vorhanden, mehrere Episoden hat er in Buchform und in Journalartikeln selbst geschildert; eine der besten Biographieen und zugleich die neueste hat Professor W. Müller, Stuttgart 1885, geschrieben.

Moltke, Karl, geboren am 15. November 1798, Sohn des für die Rechte der schleswig-holsteinischen Ritterschaft eifrig eintretenden Adam Gottlob Detlev M., doch selbst ein nicht minder

eifriger Förderer der dänischen Politik. Nach Erlaß des „Offenen Briefes“ wurde M. 1846 an Stelle von Reventlow Kriminal-Präsident der deutschen Kanzlei in Kopenhagen, dann am 21. Januar 1848 Minister, doch schon zwei Monate später mit entlassen, um dem Märzministerium Platz zu machen. 1849 ging er als Gesandter nach Rußland. Aus dem Juliministerium des Jahres 1851 trat er zusammen mit Reedtz und Fibiger schon am 18. Oktober desselben Jahres aus, dann aber am 29. Januar 1852 in das Ministerium Bluhme als Minister für Schleswig ein; mit diesem wurde er am 18. Dezember 1854 entlassen. Die schleswigsche Reise des Königs war die Veranlassung. Am 11. Juli 1864 übernahm M. wieder eine Stelle in dem neuen Ministerium Bluhme, das die Aufgabe hatte, den Frieden zu schließen. M. starb am 12. April 1866.

Molukken oder Gewürzinseln, weitläufiger Archipel im Indischen Ozean und Bindeglied der dicht gesäeten Vulkanreihe, welche sich von Formosa über die Philippinen bis zu den Sunda-Inseln fortsetzt, Heimat des Gewürznelken- und Muskatnußbaums, gehörten ehemals zum portugiesisch-ostindischen Kolonialreiche und stehen seit Anfang des 17. Jahrhunderts unter niederländischer Hoheit. Nach der Eroberung Malakas (s. d.) waren die M. das ersehnte Ziel portugiesischer Handelspolitik, weshalb im Dezember 1511 von jenem hinterindischen Hafen drei Schiffe unter Oberbefehl des Antonio d'Abreu zur Aufsuchung dieser Inseln ausliefen, deren kostbare Landesprodukte man seither dem Zwischenverkehr mit arabischen Kaufleuten entnommen hatte. Die Sunda-See durchsegelnd gelangte das kleine Geschwader zur Amboina- und Bandagruppe südlich von Ceram; die eigentlichen Gewürzinseln, d. h. die 5—600 km weiter nordwärts den Westrand der vielgegliederten Insel Halmahera (Dschilolo) begleitenden kleinen Inseln, unter denen Tidor und Ternate die wichtigsten, erreichte d'Abreu nicht. Er begnügte sich, die M. in weiterem Sinne gefunden zu haben und kehrte, zumal sich seine Schiffe in mangelhaftem Zustande befanden, nach Malaka zurück. Eines der Schiffe unter Francisco Serrão strandete bald nach der Abfahrt an den Korallenriffen von Nusa-Pinja im Süden Amboinas, doch rettete sich dieser mit den Seinen glücklich ans Land und wußte sich sogar mit List eines malayischen Raubschiffes zu bemächtigen, dessen Besatzung sich gezwungen sah, die Portugiesen wieder nach Amboina zu bringen. Hier erfuhr Serrão, daß der Sultan von Ternate bereits von d'Abreus Zuge Kenntnis erhalten und nunmehr ihn samt der Mannschaft einlüde, in seine Dienste zu treten. Da sich auf diese Weise die sicherste Gelegenheit bot, das gewürzreiche Inselgebiet kennen zu lernen, so ging Serrão darauf ein, kam nach Ternate und wurde mit dem Sultan befreundet. Durch ein von dort mit Gewürzfracht nach Malaka bestimmtes malayisches Schiff, welches aber an Javas Küste strandete, gelangte im Frühjahr 1513 die Nachricht von Serrãos Schicksal nach Indien, von wo Antonio de Miranda d'Azewedo mit einem Geschwader aufbrach, um die fern verschlagenen Landsleute abzuholen. Bei seiner Ankunft bemühten sich die Herrscher von Ternate und Tidor als Rivalen eifrigst um die Freundschaft der zur See mächtigen Fremdlinge und erboten sich auch, ihnen Niederlassungsplätze anzuweisen. Vorläufig nahm indessen Miranda seinem Auftrage gemäß nur Serrãos Leute mit zurück, während letzterer auf Ternate verbleibend seinen Freunden Briefe übersandte, darunter einen an Fernão Magalhães (s. d.), worin er ruhmredig die Entfernung der M. von Malaka übertrieb. Dieser Brief wurde von weittragender Bedeutung, weil Magalhães seinem Freunde trauend aus den angegebenen Entfernungen den Schluß zog, daß die Gewürzinseln nicht mehr auf der den Portugiesen im Vertrage von Tordesillas vom 7. Juni 1494 zugewiesenen Erdhälfte lägen und weiterhin den Plan darauf baute, von Spanien aus auf westlichem Wege die M. zu erreichen. Als 1518 Tristão de Menezes vor Ternate ankerte, machte sich der Sultan auf Zureden Serrãos anheischig den Portugiesen eine feste Faktorei zu bauen, worüber aus eifersüchtiger Anmaßung Streitigkeiten mit den Fürsten von Tidor und der südlich von Halmahera liegenden Insel Batjan entstanden. Insofern Menezes vorzugsweise daran lag, Gewürzladungen zu erhalten, fuhr er dem Zwiste ausweichend mit seinem eigenen Schiffe und vier beladenen Dschunken, deren eine Serrão führte, davon. Durch Sturm zerstreut, kamen die Schiffe von einander, doch gelang es Menezes, sie mit Verlust einer Dschunke, welche die Eingeborenen Batjans nach Ermordung der Besatzung genommen, nochmals bei den M. zu sammeln und nach Malaka heimzuführen. Anderseits blieb Serrão nun wieder zurück, um nach wie vor auf Ternate für das portugiesische Interesse zu wirken, scheint aber bald nachher gestorben zu sein. Schon 1521 erschien ein von Portugal eingetroffenes größeres Geschwader unter Antonio de Brito in den Sunda-Gewässern, welches auf der Weiterfahrt nach den Gewürzinseln ein von dort kommendes javanisches Schiff mit in spanischer Sprache ausgestelltem Passe antraf. Da Brito wußte, daß Magalhães in spanischem Dienste eine Unternehmung begonnen, so schloß er mit Recht, daß dessen Schiffe den Weg zu den M. gefunden hätten. Nach Vereinigung der durch Unwetter auseinander gekommenen Flotte, lief diese 1522 zunächst Batjan an, um die Bewohner für die Ermordung der Portugiesen zu bestrafen und steuerte dann nach Tidor, wo Brito den spanischen Faktor Juan de Campos vorfand und außer Thätigkeit setzte. Zwei Fahrzeuge der Magalhãesschen Expedition hatten inzwischen am 8. November 1521 die Gewürzinseln erreicht und in Tidor freundliche Aufnahme gefunden, eines derselben befand sich bereits seit 21. Dezember 1521 auf der Heimreise nach Europa, während das andere durch Ausbesserung eines Lecks aufgehalten, erst am 6. April 1522 in See stach, aber alsbald scheiterte. Die schiffbrüchige Mannschaft, welche auf Halmahera Zuflucht gesucht, wurde von den Portugiesen nach Ternate und später nach Banda überführt, ging aber infolge harter Behandlung fast gänzlich zugrunde, so daß nur drei Leute nach Spanien zurückgelangt sind. In Ternate begann Brito den Bau einer Festung, die er nach dem Tage der

Grundsteinlegung S. João Bautista nannte, auch schloß er mit der Sultanin-Witwe, welche für ihren minderjährigen Sohn die Regentschaft führte, neue Handelsverträge ab. Nachdem er 1523 seinen Neffen Simão d'Abreu auf der portugiesischerseits noch nicht befahrenen Linie, nördlich um Borneo nach Malaka zurückgesandt, machte drei Jahre später Jorge de Menezes denselben Weg in umgekehrter Ordnung, um diese Reiselinie zu rekognoszieren. Derselbe verließ am 22. August 1526 Malaka, wurde jedoch südlich der Philippinen vom Westmonsun weit über sein Ziel hinaus ostwärts zur Nordküste von Neu-Guinea verschlagen und so der Entdecker dieser großen Insel. Erst im Mai 1527 landete er in Ternate, wohin unterdessen auf der gewöhnlichen Fahrbahn südlich von Borneo ansehnliche Verstärkungen für die Portugiesen eingetroffen waren, deren Oberbefehl nun Menezes übernahm, nachdem Brito schon 1526 von seinem Posten abberufen worden. Auch Spanien hatte zur Behauptung Tidors eine Flotte ausgerüstet, und so entstand zwischen den Nachbarstaaten der Streit um die Gewürzinseln, den wenn möglich auf friedlichem Wege zu schlichten, ein aus Vertretern beider Mächte gebildeter Kongreß vom 11. April bis 31. Mai 1524 in den Grenzstädten Elvas und Badajoz zusammentrat. Um die in Tordesillas vertragsmäßig bestimmte Teilungslinie 370 Leguas westlich der Capverden festzulegen, wie ihre Verlängerung über die andere Erdhälfte zu berechnen, bedurfte es genauer Messung der Länge eines Meridiangrades, worüber man nicht einig wurde, ja man kannte überhaupt noch nicht die Größe des Erdumfanges. Da somit beiden Parteien die Mittel zur Beweisführung der Rechtmäßigkeit ihrer indischen Grenzen fehlte, so mußte der Kongreß resultatlos verlaufen. Nunmehr wetteiferten die Nebenbuhler, auf den M. Boden zu gewinnen, und waren entschlossen, Gewalt anzuwenden. Die spanische Flotte, aus 7 Schiffen bestehend, war am 24. Juni 1525 von Coruña ausgelaufen, doch nur das Flaggenschiff hatte am 1. Januar 1527 Tidor erreicht, wo die Spanier als Befreier vom portugiesischen Übermut, mit offenen Armen empfangen wurden. Man hatte Befestigungen angelegt und wiederholte Überfälle der Portugiesen abgeschlagen, gleichzeitig waren durch Fernando Cortez von Mexiko aus Hilfsversuche unternommen, ohne indessen den bedrängten Landsleuten eine wesentliche Unterstützung gebracht zu haben. Da auch anderweitiger Beistand von den Portugiesen verhindert wurde, so räumten die Spanier Tidor und wichen nach Halmahera zurück. Schließlich entsagte Spanien dem ungleichen Kampfe und trat am 22. April 1529 seine Ansprüche an den Besitz der Gewürzinseln gegen eine Entschädigung von 500,000 Dukaten der Krone Portugal ab. Von nun an blieb diese in unbestrittenem Besitz des Gewürzhandels, bis es dem Übergewicht Hollands gelang, durch seine ostindische Compagnie 1605—1607 die M. zu erwerben. Im Interesse des Alleinhandels fand es die Compagnie vorteilhafter, alle Gewürzbäume nach Amboina und Banda zu verpflanzen und nur dort zu kultivieren. Sie schloß deshalb 1638 Verträge mit dem Sultan von Ternate sowie mit den andern Vasallenfürsten ab, wonach gegen Entrichtung eines Jahrgeldes die Gewürzbäume auf den ihnen zugehörigen Inseln ausgerottet und nicht wieder angebaut werden sollten. Zur Sicherheit der Vertragsbestimmungen wurden feste Plätze angelegt und der Schleichhandel durch Wachschiffe verhütet. Ungeachtet solcher Vorsichtsmaßregeln ließen die Einwohner die Bäume wieder heranwachsen und betrieben mit den Engländern einen schwunghaften Gewürzhandel, in deren Besitz die M. sogar seit 1796 zweimal übertraten. Im Pariser Frieden an Holland zurückgegeben, gestattete das niederländische Gouvernement eine freiere Ausdehnung des Handels, besonders seit einer 1824 ins Leben getretenen Neuorganisation der Verwaltung. Letztere umfaßt jetzt die Residentschaften Amboina und Ternate. Die größeren Inseln haben auch heute noch keine Bedeutung für die Niederländer, vielmehr werden zum Anbau der Gewürze bis jetzt nur wie zuvor die kleinen Vulkankegel ausgewählt, unter denen Ternate den Mittelpunkt der engbegrenzten Gewürznelken-Kultur bildet. Obwohl unter der eingeborenen Bevölkerung (in der Hauptmasse Alfuren, dann Malayen und einige Papuasstämme) die christliche Mission Fortgang findet, so ist erstere doch dem Seeraube sehr ergeben und liefert eine große Anzahl jener berüchtigten Piraten, welche die ostasiatischen Gewässer so unsicher machen. Außer den im Ertrage ungemein wechselnden Gewürzen, bestehen die Hauptausfuhrprodukte heutigen Handels in Sago, Kokosnüssen und anderen Tropenfrüchten. — Vgl. Soph. Ruge, Geschichte des Zeitalters der Entdeckungen, Berlin 1881; H. Guthe (Wagener), Länderkunde der außereuropäischen Erdteile, Hannover 1882.

Monaco, noch bestehender italienischer Minimalstaat am Mittelländischen Meere, umschlossen vom französischen Departement Alpes maritimes und noch teilnehmend an der klimatischen Begünstigung der Riviera di Ponente, ist seit neuester Zeit auf das Gebiet der gleichnamigen Stadt beschränkt. Letztere durch Natur und Kunst stark befestigt, gehört noch den Küstenpunkten an, von denen direkte Verkehrsstraßen in das Innere der Poebene führen und war deshalb von jeher Etappe wichtiger Kriegszüge. Seit Kaiser Ottos des Großen Zeiten ist das Haus Grimaldi in Besitz des Fürstentums M., das wie andere kleinere Herrschaften des genuesischen Küstenlandes als unabhängiges Reichslehen aus dem Mittelalter hervorging. Seiner geographischen Lage wegen stets unter dem Schutzverhältnis zu fremden Staaten stehend, wechselte mit deren jeweiliger Machtstellung M.s Politik, besonders nachdem zu Ende des 15. Jahrhunderts die fast ununterbrochenen Kämpfe Frankreichs mit dem Hause Habsburg begonnen hatten. Mit Hilfe König Franz' I. von Frankreich leistete der 1523 zur Regierung gelangte Fürst Lucian den Eroberungsgelüsten Genuas an der provenzalischen Küste Widerstand und behauptete den Besitz der Nachbarorte Mentone und Roccabruna. Sein Sohn Honorius I. entsagte jedoch dem französischen Schutze und trat unter die Schirmherrschaft des siegreichen Kaisers Karl V. Nach Honorius' Tode (1581) sah sich M. infolge liguistischer Um-

triebe während des Krieges im südlichen Frankreich durch die Truppen König Heinrichs IV. wiederholt bedroht, noch mehr aber bei dessen Angriffsplänen gegen die spanisch-österreichische Machtstellung, weshalb 1605 zur eigenen Sicherung spanische Besatzung aufgenommen wurde. Diese vertrieb Honorius II. 1642, welcher sich nach Erstehung des französischen Übergewichts unter Richelieu, dieser Macht wieder anschloß. Statt der neapolitanischen und mailändischen Lehngüter, die König Philipp VI. von Spanien der Familie Grimaldi nun entzog, erhielt der Fürst von Ludwig XIII. das Herzogtum Valence im Dauphiné nebst anderem Grundbesitz und der Pairswürde. Honorius liebte die Wissenschaften und bearbeitete bis zu seinem Tode 1662 die Geschichte seines Hauses unter dem Titel „Genealogica et historica Grimaldiæ gentis arbor“. Beim Aussterben des Grimaldischen Mannsstammes kam M. 1731 durch die Erbtochter Luise Hippolyta an deren Gemahl Franz Léonor de Goyon-Matignon, welcher den Namen Grimaldi annahm und zugleich Würden wie Besitztum dieser Familie empfing. Unter dessen Enkel, Honorius IV., wurde das Fürstentum am 14. Februar 1793 mit der französischen Republik vereinigt. Zwar trat M. nach der Restauration der Bourbons wieder in das frühere Verhältnis zu Frankreich und wurde an Honorius IV. zurückgegeben, doch schied es nach dem zweiten Pariser Frieden (20. November 1815) aus dem französischen Reichsverbande mit Übertragung seines Schutzverhältnisses an das Königreich Sardinien. Dies erkannte am 8. Dezember 1817 die Unabhängigkeit des Fürstentums an, behielt sich aber das Besatzungsrecht in der Stadt M. vor. Fürst Honorius V. (1819—1841) betrieb als eifriger Nationalökonom wissenschaftliche Studien und Forschungen über Volkswirtschaft und verfaßte die Schrift „Über den Pauperismus in Frankreich und die Mittel gegen denselben“, Paris 1839. Auch in M. entstanden hauptsächlich wegen hoher Salz- und Brotpreise hervorgerufen Unruhen, welche dem Könige Karl Albert I. von Sardinien Veranlassung gaben, die Gemeinden Mentone und Roccabruna mit Zustimmung der unzufriedenen Bewohner zu besetzen und mittelst Beschlusses vom 18. September 1848, trotz Einspruches des Fürsten Florestan I. (1841 bis 1856) und Berufung desselben an die Garantiemächte, seinen Staaten einzuverleiben. Nach der Annexion Nizzas durch Kaiser Napoleon III. stellte sich das nunmehr ganz von französischem Gebiet umgebene Fürstentum wie vormals unter den Schutz Frankreichs, auch trat der gegenwärtig regierende Fürst Karl III. Honorius Mentone und Roccabruna gegen eine Geldentschädigung von 4 Millionen Francs dem französischen Kaiserreiche ab. Durch weiteren Vertrag vom 9. November 1865 kam eine völlige Zolleinigung M.s mit Frankreich zustande. Sanitäre Rücksichten und mehr noch die Spielbank zu Monte-Carlo ziehen den beständigen Besuch vieler Fremder ins Land, deren Anzahl ($^1/_3$ Italiener, $^1/_3$ Franzosen, $^1/_3$ Engländer, Deutsche, Russen u. a.) 1882 die einheimische Bevölkerungszahl um das Sechsfache überstieg. — Vgl. H. Leo, Geschichte von Italien, Hamburg 1832, ebenso H. Reuchlins Neue Geschichte Italiens, Leipzig 1873, Bd. IV. Ferner s. „Grimaldi“ in „Nouvelle biographie générale“, Paris 1860, T. XXXVI und „Gothaer Hofkalender 1885.“

Monaldeschi, Giovanni, ein italienischer Marchese, aus Ascoli gebürtig, gehörte unter die große Zahl derjenigen Ausländer, welche sich, um ihr Glück zu machen, an den Hof der Königin Christine von Schweden, der Tochter Gustav Adolfs, begaben. Zuerst wurde er königlicher Stallmeister, bald darauf aber, nicht lange vor der Abdankung der Königin, mit diplomatischen Sendungen nach Polen und Italien betraut. Nach der Abdankung wurde er Oberstallmeister und begleitete die Königin, für deren erklärten Günstling er galt, auf ihren Reisen. Seine Ermordung, welche am 10. November 1657, als Christine zum zweitenmale am französischen Hofe weilte, im Schlosse zu Fontainebleau erfolgte, wurde ihr selbst zugeschoben.

Monarchie ist diejenige Staatsform, bei welcher eine einzelne Person, der Monarch, Träger der Staatsgewalt ist.

I. Arten der M.

1. Nach dem Staatszweck der M. unterscheidet Aristoteles (Pol. III, 5) a) eine Normalform, die Königsherrschaft, welche das Wohl der Gesamtheit, b) eine Ausartung, die Tyrannis, welche das Wohl des Herrschers bezweckt.

2. Nimmt man die Art, wie der Monarch zur Herrschaft gelangt, als Unterscheidungsgrund an, so ergeben sich a) die Wahlmonarchie, bei welcher über die Besetzung des erledigten Thrones durch (freie oder beschränkte) Wahl entschieden wird, b) die erbliche M., bei welcher nach verfassungsmäßig bestimmter Ordnung (Primogenitur, Seniorat u. dgl.) die Verwandten des Vorgängers zur Nachfolge berufen werden, c) die erbliche Wahl-M., eine Mischung von a und b, bei welcher der Thronfolger aus einer Anzahl erbberechtigter Personen gewählt wird.

3. Nach dem Umfange der dem Monarchen zustehenden Gewalt lassen sich unterscheiden: a) die unbeschränkte (absolute) M., bei welcher in der Person des Monarchen die gesamte Staatsgewalt konzentriert ist, b) die beschränkte M., bei welcher den Unterthanen ein regelmäßiger Einfluß auf die Regierung zugestanden ist. Unterarten der letzteren sind die ständisch-beschränkte und die konstitutionelle M. Bei der erstgenannten sind den wichtigeren gesellschaftlichen Kreisen des Volkes (z. B. Geistlichkeit, Adel, Städte), bei der letztgenannten dem Volke in seiner Gesamtheit politische Befugnisse eingeräumt.

II. Geschichte der M.

1. Die charakteristische Staatsform des Mittelalters, die auf das Lehenswesen basierte Einzelherrschaft (Feudal-M.), erhielt sich nur relativ kurze Zeit in ihrer ursprünglichen Gestalt. Das Verhältnis zwischen Lehensherren und Vasallen, dessen Grundlagen (wechselseitige Treue und wechselseitige Leistungen) in der Theorie so überaus zuverlässig erscheinen, erwies sich in der Praxis als unhaltbar. Nur zu leicht schlug die Vasallität in Rivalität, die Treue in Verrat, die Eintracht

in offene Fehde um. Gegen das Ende des Mittelalters war fast überall der Entscheidungskampf zwischen den Monarchen und den mächtigen Vasallen entschieden. Während in Deutschland die Grundherren und erblichen Beamten, begünstigt durch die italienische Politik der Kaiser und die unglückselige Wahlverfassung des Römischen Reichs deutscher Nation, sich als selbständige Herrscher (domini terrae = Landesherren) isolierend zwischen König und Unterthanen einschoben, siegte in Frankreich das Königtum (Ludwig XI. 1461 bis 1482) über die Vasallen (Seigneurs). In England, wo gleichfalls ein ausgebildetes Lehenswesen, freilich ohne die kontinentale Verquickung von Grundbesitz und Hoheitsrechten, existierte, gelang keinem der beiden widerstreitenden Elemente die Unterdrückung des anderen, das Schlußresultat der Entwickelung bildete vielmehr ein verfassungsmäßig beschränktes Königtum. Durch die magna charta libertatum vom 15. Juni 1215 gestand König Johann (ohne Land) zunächst den Geistlichen, Grafen und Baronen eine Reihe von politischen Befugnissen zu. Namentlich die Versammlung der größeren Kronvasallen, schon damals parliamentum genannt, gewann neben dem permanent (später privy) council — dem Staatsrat — einen steigenden Einfluß auf Steuerwesen und Gesetzgebung. Als späterhin (zuerst 1264) außer den Kronvasallen auch Vertreter der Ritterschaft und der Städte zum Parlamente zugezogen wurden, spaltete sich dasselbe in Oberhaus (house of lords) und Unterhaus (house of commons).

2. Nachdem der mittelalterliche Lehensstaat vernichtet war, wurde auf dem Kontinente die absolute M. zur herrschenden Staatsform. Ihre gesetzliche und wissenschaftliche Begründung fand dieselbe in den gerade damals rezipierten römischen Rechtsanschauungen. Sätze wie „quod principi placuit, legis habet vigorem“ (Ulpian in D. I, 4 fr. 1) trugen den despotischen Gelüsten der Fürsten in hohem Grade Rechnung. Einer der machtvollsten Vertreter der neuen absoluten M. war Ludwig XIV. Unter seinem eisernen Scepter gerieten die seit 1614 nicht mehr berufenen französischen Stände (états généraux) vollends in Vergessenheit. Sein politisches Glaubensbekenntnis: „l'état c'est moi“ fand an nahezu allen europäischen Höfen begeisterten Widerhall. Insbesondere die deutschen Fürsten waren auf das eifrigste bemüht, die autokratische Regierungsweise Ludwigs, und sei es auch nur im kleinen, getreulich nachzuahmen (Worte des Frhrn. v. Stein: „Die deutschen Fürsten sind um so herrschsüchtiger, je kleiner sie sind“). Nur in einzelnen deutschen Territorialstaaten (Württemberg, Braunschweig-Lüneburg, Mecklenburg) hielten sich die alten Landstände; in den meisten wurden sie entweder nicht mehr berufen (z. B. in Bayern seit 1669) oder nur dem Namen nach beibehalten (z. B. in der Mark Brandenburg seit dem großen Kurfürsten). Einige Landesherren übertrafen sogar ihr französisches Vorbild. Man denke beispielsweise an den schändlichen Soldatenschacher des Landgrafen von Hessen-Kassel, des Markgrafen von Ansbach und anderer (1776).

Sogar in England regten sich im 17. Jahrhundert die absolutistischen Bestrebungen. Die Stuarts (Karl I. s. d.) eröffneten einen förmlichen Vernichtungskampf wider die Parlamentsverfassung. Allein die überaus heftige Revolution der Volkspartei vom Jahre 1649 (s. „Cromwell“ und „Karl I.“) führte den Sturz der englischen M. herbei. Wohl kehrte das vertriebene Herrscherhaus noch einmal (1660) auf den englischen Thron zurück, doch nur, um ihn abermals nach kurzer Frist zu räumen (1688).

3. Mit Unrecht sucht Montesquieu den Ursprung der konstitutionellen M. „in den Wäldern der germanischen Vorzeit“ (hierüber Robert v. Mohl, Staatsrecht, Völkerrecht und Politik, S. 18). Der erste Versuch, diese moderne Erscheinungsform der Einzelherrschaft zur Ausbildung zu bringen, wurde vielmehr in England gemacht. Als im Jahre 1689 die englische Königskrone auf Wilhelm von Oranien (s. d.) und seine Gemahlin Maria Stuart (s. d.) überging, wurde in Gemäßheit eines zwischen Volk und Herrscher abgeschlossenen Vertrages die moderne Repräsentativ-M. geschaffen. Die zur Bill erhobene declaration of rights (s. d.) enthielt die sichersten Garantieen der hauptsächlichsten Rechte und Freiheiten des Volkes. (Anerkennung des Grundsatzes, daß die Krone Gesetze nicht suspendieren, auch niemanden von denselben dispensieren kann; Zugeständnis des Besteuerungsrechtes und der Redefreiheit an das Parlament; Verbot der geistlichen Gerichte; Bestätigung des freien Wahlrechtes der Bürger u. s. w.) Auch die Verantwortlichkeit der Minister, die Preß- und Versammlungsfreiheit, die Unabhängigkeit des Richterstandes u. dgl. wurden schon damals als leitende Grundsätze der englischen Politik anerkannt. Im Laufe der letzten beiden Jahrhunderte hat die englische Verfassung einen harmonischen Ausbau erfahren. Insbesondere ist seit dem Jahre 1782 das sogen. System parlamentarischer Regierung zur unbestrittenen Herrschaft gelangt. Hiernach wird das jeweilige Ministerium ohne Rücksicht auf die persönlichen Überzeugungen des Königs aus den Führern der Parlamentsmajorität gebildet. Aus der neuesten Zeit ist die Reformbill vom 7. Juni 1832 und das Wahlgesetz vom 15. August 1867 zu nennen, welch letzteres der englischen Verfassung eine neue, demokratische Grundlage gegeben hat. Wenn nun auch nach dem Gesagten der Wille des englischen Königs in vielen Fällen, namentlich bei der Auswahl der obersten Räte, hinter dem der Repräsentation zurücktreten muß, so erscheint es doch „unpassend, hier von einem venetianischen Doge zu reden. Auch in der jetzigen Gestaltung der Dinge bleibt für einen Regenten von Geist, Willenskraft und Liebe zum Guten eine königliche Stellung; und die ‚kaiserliche Krone‘ von Großbritannien und Irland hat wahrlich die Vergleichung mit keiner andern zu scheuen“ (Rob. v. Mohl a. a. O., S. 35). In ähnlichem Sinne spricht sich Edmund Burke (s. d.) aus: „Auf dem festen Lande hat man gemeiniglich von der Stellung eines Königs von Großbritannien eine falsche Vorstellung. Er ist ein wirklicher König, nicht ein vollziehender Beamter.“

Was in England das Resultat einer mehr denn

triebe während des Krieges im südlichen Frankreich durch die Truppen König Heinrichs IV. wiederholt bedroht, noch mehr aber bei dessen Angriffsplänen gegen die spanisch-österreichische Machtstellung, weshalb 1605 zur eigenen Sicherung spanische Besatzung aufgenommen wurde. Diese vertrieb Honorius II. 1642, welcher sich nach Erstehung des französischen Übergewichts unter Richelieu, dieser Macht wieder anschloß. Statt der neapolitanischen und mailändischen Lehngüter, die König Philipp VI. von Spanien der Familie Grimaldi nun entzog, erhielt der Fürst von Ludwig XIII. das Herzogtum Valence im Dauphiné nebst anderem Grundbesitz und der Pairswürde. Honorius liebte die Wissenschaften und bearbeitete bis zu seinem Tode 1662 die Geschichte seines Hauses unter dem Titel „Genealogica et historica Grimaldiæ gentis arbor". Beim Aussterben des Grimaldischen Mannsstammes kam M. 1731 durch die Erbtochter Luise Hippolyta an deren Gemahl Franz Léonor de Goyon-Matignon, welcher den Namen Grimaldi annahm und zugleich Würden wie Besitztum dieser Familie empfing. Unter dessen Enkel, Honorius IV., wurde das Fürstentum am 14. Februar 1793 mit der französischen Republik vereinigt. Zwar trat M. nach der Restauration der Bourbons wieder in das frühere Verhältnis zu Frankreich und wurde an Honorius IV. zurückgegeben, doch schied es nach dem zweiten Pariser Frieden (20. November 1815) aus dem französischen Reichsverbande mit Übertragung seines Schutzverhältnisses an das Königreich Sardinien. Dies erkannte am 8. Dezember 1817 die Unabhängigkeit des Fürstentums an, behielt sich aber das Besatzungsrecht in der Stadt M. vor. Fürst Honorius V. (1819—1841) betrieb als eifriger Nationalökonom wissenschaftliche Studien und Forschungen über Volkswirtschaft und verfaßte die Schrift „Über den Pauperismus in Frankreich und die Mittel gegen denselben", Paris 1839. Auch in M. entstanden hauptsächlich wegen hoher Salz- und Brotpreise hervorgerufen Unruhen, welche dem Könige Karl Albert I. von Sardinien Veranlassung gaben, die Gemeinden Mentone und Roccabruna mit Zustimmung der unzufriedenen Bewohner zu besetzen und mittelst Beschlusses vom 18. September 1848, trotz Einspruches des Fürsten Florestan I. (1841 bis 1856) und Berufung desselben an die Garantiemächte, seinen Staaten einzuverleiben. Nach der Annexion Nizzas durch Kaiser Napoleon III. stellte sich das nunmehr ganz von französischem Gebiet umgebene Fürstentum wie vormals unter den Schutz Frankreichs, auch trat der gegenwärtig regierende Fürst Karl III. Honorius Mentone und Roccabruna gegen eine Geldentschädigung von 4 Millionen Francs dem französischen Kaiserreiche ab. Durch weiteren Vertrag vom 9. November 1865 kam eine völlige Zolleinigung M.s mit Frankreich zustande. Sanitäre Rücksichten und mehr noch die Spielbank zu Monte-Carlo ziehen den beständigen Besuch vieler Fremder ins Land, deren Anzahl (1/3 Italiener, 1/3 Franzosen, 1/3 Engländer, Deutsche, Russen u. a.) 1882 die einheimische Bevölkerungszahl um das Sechsfache überstieg. — Vgl. H. Leo, Geschichte von Italien, Hamburg 1832, ebenso H. Reuchlins Neueste Geschichte Italiens, Leipzig 1873, Bd. IV. Ferner s. „Grimaldi" in „Nouvelle biographie générale", Paris 1860, T. XXXVI und „Gothaer Hofkalender 1885."

Monaldeschi, Giovanni, ein italienischer Marchese, aus Ascoli gebürtig, gehörte unter die große Zahl derjenigen Ausländer, welche sich, um ihr Glück zu machen, an den Hof der Königin Christine von Schweden, der Tochter Gustav Adolfs, begaben. Zuerst wurde er königlicher Stallmeister, bald darauf aber, nicht lange vor der Abdankung der Königin, mit diplomatischen Sendungen nach Polen und Italien betraut. Nach der Abdankung wurde er Oberstallmeister und begleitete die Königin, für deren erklärten Günstling er galt, auf ihren Reisen. Seine Ermordung, welche am 10. November 1657, als Christine zum zweitenmale am französischen Hofe weilte, im Schlosse zu Fontainebleau erfolgte, wurde ihr selbst zugeschoben.

Monarchie ist diejenige Staatsform, bei welcher eine einzelne Person, der Monarch, Träger der Staatsgewalt ist.

I. Arten der M.

1. Nach dem Staatszweck der M. unterscheidet Aristoteles (Pol. III, 5) a) eine Normalform, die Königsherrschaft, welche das Wohl der Gesamtheit, b) eine Ausartung, die Tyrannis, welche das Wohl des Herrschers bezweckt.

2. Nimmt man die Art, wie der Monarch zur Herrschaft gelangt, als Unterscheidungsgrund an, so ergeben sich a) die Wahlmonarchie, bei welcher über die Besetzung des erledigten Thrones durch (freie oder beschränkte) Wahl entschieden wird, b) die erbliche M., bei welcher nach verfassungsmäßig bestimmter Ordnung (Primogenitur, Seniorat u. dgl.) die Verwandten des Vorgängers zur Nachfolge berufen werden, c) die erbliche Wahl-M., eine Mischung von a und b, bei welcher der Thronfolger aus einer Anzahl erbberechtigter Personen gewählt wird.

3. Nach dem Umfange der dem Monarchen zustehenden Gewalt lassen sich unterscheiden: a) die unbeschränkte (absolute) M., bei welcher in der Person des Monarchen die gesamte Staatsgewalt konzentriert ist, b) die beschränkte M., bei welcher den Unterthanen ein regelmäßiger Einfluß auf die Regierung zugestanden ist. Unterarten der letzteren sind die ständisch-beschränkte und die konstitutionelle M. Bei der erstgenannten sind den wichtigeren gesellschaftlichen Kreisen des Volkes (z. B. Geistlichkeit, Adel, Städte), bei der letztgenannten dem Volke in seiner Gesamtheit politische Befugnisse eingeräumt.

II. Geschichte der M.

1. Die charakteristische Staatsform des Mittelalters, die auf das Lehenswesen basierte Einzelherrschaft (Feudal-M.), erhielt sich nur relativ kurze Zeit in ihrer ursprünglichen Gestalt. Das Verhältnis zwischen Lehensherren und Vasallen, dessen Grundlagen (wechselseitige Treue und wechselseitige Leistungen) in der Theorie so überaus zuverlässig erscheinen, erwies sich in der Praxis als unhaltbar. Nur zu leicht schlug die Vasallität in Rivalität, die Treue in Verrat, die Eintracht

in offene Fehde um. Gegen das Ende des Mittelalters war fast überall der Entscheidungskampf zwischen den Monarchen und den mächtigen Vasallen entschieden. Während in Deutschland die Grundherren und erblichen Beamten, begünstigt durch die italienische Politik der Kaiser und die unglückselige Wahlverfassung des Römischen Reichs deutscher Nation, sich als selbständige Herrscher (domini terrae = Landesherren) isolierend zwischen König und Unterthanen einschoben, siegte in Frankreich das Königtum (Ludwig XI. 1461 bis 1482) über die Vasallen (Seigneurs). In England, wo gleichfalls ein ausgebildetes Lehenswesen, freilich ohne die kontinentale Verquickung von Grundbesitz und Hoheitsrechten, existierte, gelang keinem der beiden widerstreitenden Elemente die Unterdrückung des anderen, das Schlußresultat der Entwickelung bildete vielmehr ein verfassungsmäßig beschränktes Königtum. Durch die magna charta libertatum vom 15. Juni 1215 gestand König Johann (ohne Land) zunächst den Geistlichen, Grafen und Baronen eine Reihe von politischen Befugnissen zu. Namentlich die Versammlung der größeren Kronvasallen, schon damals parliamentum genannt, gewann neben dem permanent (später privy) council — dem Staatsrat — einen steigenden Einfluß auf Steuerwesen und Gesetzgebung. Als späterhin (zuerst 1264) außer den Kronvasallen auch Vertreter der Ritterschaft und der Städte zum Parlamente zugezogen wurden, spaltete sich dasselbe in Oberhaus (house of lords) und Unterhaus (house of commons).

2. Nachdem der mittelalterliche Lehensstaat vernichtet war, wurde auf dem Kontinente die absolute M. zur herrschenden Staatsform. Ihre gesetzliche und wissenschaftliche Begründung fand dieselbe in den gerade damals rezipierten römischen Rechtsanschauungen. Sätze wie „quod principi placuit, legis habet vigorem“ (Ulpian in D. I, 4 fr. 1) trugen den despotischen Gelüsten der Fürsten in hohem Grade Rechnung. Einer der machtvollsten Vertreter der neuen absoluten M. war Ludwig XIV. Unter seinem eisernen Scepter gerieten die seit 1614 nicht mehr berufenen französischen Stände (états généraux) vollends in Vergessenheit. Sein politisches Glaubensbekenntnis: „l'état c'est moi“ fand an nahezu allen europäischen Höfen begeisterten Widerhall. Insbesondere die deutschen Fürsten waren auf das eifrigste bemüht, die autokratische Regierungsweise Ludwigs, und sei es auch nur im kleinen, getreulich nachzuahmen (Worte des Frhrn. v. Stein: „Die deutschen Fürsten sind um so herrschsüchtiger, je kleiner sie sind“). Nur in einzelnen deutschen Territorialstaaten (Württemberg, Braunschweig-Lüneburg, Mecklenburg) hielten sich die alten Landstände; in den meisten wurden sie entweder nicht mehr berufen (z. B. in Bayern seit 1669) oder nur dem Namen nach beibehalten (z. B. in der Mark Brandenburg seit dem großen Kurfürsten). Einige Landesherren übertrafen sogar ihr französisches Vorbild. Man denke beispielsweise an den schändlichen Soldatenschacher des Landgrafen von Hessen-Kassel, des Markgrafen von Ansbach und anderer (1776).

Sogar in England regten sich im 17. Jahrhundert die absolutistischen Bestrebungen. Die Stuarts (Karl I. s. d.) eröffneten einen förmlichen Vernichtungskampf wider die Parlamentsverfassung. Allein die überaus heftige Revolution der Volkspartei vom Jahre 1649 (s. „Cromwell“ und „Karl I.“) führte den Sturz der englischen M. herbei. Wohl kehrte das vertriebene Herrscherhaus noch einmal (1660) auf den englischen Thron zurück, doch nur, um ihn abermals nach kurzer Frist zu räumen (1688).

3. Mit Unrecht sucht Montesquieu den Ursprung der konstitutionellen M. „in den Wäldern der germanischen Vorzeit“ (hierüber Robert v. Mohl, Staatsrecht, Völkerrecht und Politik, S. 18). Der erste Versuch, diese moderne Erscheinungsform der Einzelherrschaft zur Ausbildung zu bringen, wurde vielmehr in England gemacht. Als im Jahre 1689 die englische Königskrone auf Wilhelm von Oranien (s. d.) und seine Gemahlin Maria Stuart (s. d.) überging, wurde in Gemäßheit eines zwischen Volk und Herrscher abgeschlossenen Vertrages die moderne Repräsentativ-M. geschaffen. Die zur Bill erhobene declaration of rights (s. d.) enthielt die sichersten Garantieen der hauptsächlichsten Rechte und Freiheiten des Volkes. (Anerkennung des Grundsatzes, daß die Krone Gesetze nicht suspendieren, auch niemanden von denselben dispensieren kann; Zugeständnis des Besteuerungsrechtes und der Redefreiheit an das Parlament; Verbot der geistlichen Gerichte; Bestätigung des freien Wahlrechtes der Bürger u. s. w.) Auch die Verantwortlichkeit der Minister, die Preß- und Versammlungsfreiheit, die Unabhängigkeit des Richterstandes u. dgl. wurden schon damals als leitende Grundsätze der englischen Politik anerkannt. Im Laufe der letzten beiden Jahrhunderte hat die englische Verfassung einen harmonischen Ausbau erfahren. Insbesondere ist seit dem Jahre 1782 das sogen. System parlamentarischer Regierung zur unbestrittenen Herrschaft gelangt. Hiernach wird das jeweilige Ministerium ohne Rücksicht auf die persönlichen Überzeugungen des Königs aus den Führern der Parlamentsmajorität gebildet. Aus der neuesten Zeit ist die Reformbill vom 7. Juni 1832 und das Wahlgesetz vom 15. August 1867 zu nennen, welch letzteres der englischen Verfassung eine neue, demokratische Grundlage gegeben hat. Wenn nun auch nach dem Gesagten der Wille des englischen Königs in vielen Fällen, namentlich bei der Auswahl der obersten Räte, hinter dem der Repräsentation zurücktreten muß, so erscheint es doch „unpassend, hier von einem venetianischen Doge zu reden. Auch in der jetzigen Gestaltung der Dinge bleibt für einen Regenten von Geist, Willenskraft und Liebe zum Guten eine königliche Stellung; und die ‚kaiserliche Krone‘ von Großbritannien und Irland hat wahrlich die Vergleichung mit keiner andern zu scheuen“ (Rob. v. Mohl a. a. O., S. 35). In ähnlichem Sinne spricht sich Edmund Burke (s. d.) aus: „Auf dem festen Lande hat man gemeiniglich von der Stellung eines Königs von Großbritannien eine falsche Vorstellung. Er ist ein wirklicher König, nicht ein vollziehender Beamter.“

Was in England das Resultat einer mehr denn

fünfhundertjährigen, stufenweise fortschreitenden Entwickelung war, das suchte die französische Nation mit einem Schlage durch die Verfassung des Jahres 1790 zu erreichen. Das in der Nacht des Absolutismus großgezogene Volk sollte in jähem Wechsel mit dem blendenden Lichte der Freiheit beglückt werden. Obwohl Montesquieu (s. d.) in seinem „Esprit des lois“, Livre XI, chap. 6 auf die englische Verfassung als erstrebenswertes Ziel hingewiesen hatte, sagten doch dem französischen Geiste die Lehren J. J. Rousseaus (s. d.) und die mit denselben im Einklang stehende, repräsentativ-demokratische Verfassung der Vereinigten Staaten (s. d.) vom Jahre 1787 in höherem Grade zu. Eine natürliche Folge hiervon war es, daß die im Jahre 1791 revidierte Verfassung der französischen M. sich ihrem innersten Wesen nach als rein demokratisch darstellte. „Das Königtum in ihr war eine Inkonsequenz des Systems, ein zurückgebliebener Rest der Vergangenheit, mit welcher die Revolution im übrigen von Grund aus gebrochen hatte“ (Bluntschli, Allgem. Staatsrecht, Bd. I, S. 406). Diktiert von einem nur allzu berechtigten Mißtrauen gegen die königliche Gewalt, vereinigte sie die wichtigsten politischen Befugnisse in den Händen der Volksvertretung. Bei der Gesetzgebung z. B. ließ sie der Krone nur ein suspensives Veto. Nach der Schreckenszeit der ersten Republik und der absolutistischen Militärherrschaft Napoleons I. (s. d.) machte Ludwig XVIII. (s. d.) den Versuch, Frankreich zu einer konstitutionellen M. umzugestalten. Seine „charte constitutionelle“ vom 4. Juni 1814 vermittelte zwischen den durch die Revolution geschaffenen Regierungsgewalten und dem absoluten Königtume, erkannte aber immerhin im Prinzip den Monarchen als alleinigen Träger der Staatsgewalt an (aus der Einleitung: „bienque l'autorité toute entière résidât en France dans la personne du Roi“). Die Rechte des Volkes wurden durch die Pairskammer und die Deputiertenkammer (ungefähr dem englischen Ober- und Unterhause entsprechend) wahrgenommen. Wenn die Charte niemals populär wurde, so lag dies daran, daß sie den Kreis der aktiv und passiv Wahlfähigen zugunsten der Begüterten allzu sehr einschränkte. (Voraussetzung der Wählbarkeit: 1000 Frs., des Wahlrechtes: 300 Frs. direkte, jährliche Steuer.) Auf 35 Millionen Einwohner entfielen nur 80,000 Wähler (also etwa ²/₉ Prozent!). Dem Bürger-, Bauern- und Arbeiterstand, welche zur Zeit der Revolution so entscheidend eingegriffen hatten, war die Ausübung politischer Rechte gänzlich entzogen. Trotz ihrer Mängel widerstand die Charte nicht nur der Maulwurfsarbeit des ultraroyalistischen „Pavillon Marsan“ (= der Partei des Grafen von Artois und späteren Königs Karl X. von Frankreich s. d.), sondern sogar den Stürmen der Julirevolution. Louis Philipp (s. d.) führte einige Abänderungen der Verfassung in freiheitlichem Sinne herbei (Abschaffung der Zensur, Verleihung des Rechts der gesetzgeberischen Initiative an die Kammer). Im übrigen hielt er während seiner ganzen Regierung treulich das Versprechen, welches er dem französischen Volke in seiner Proklamation vom 31. Juli 1830 gegeben: **„la charte sera désormais une vérité“. Als seine Dynastie im Jahre 1848 durch die Februarrevolution des Thrones verlustig** ging, mußte auch die gesamte Verfassung, „obwohl sie besser war, als die, welche ihr folgte, und, was sehr wichtig ist, obwohl die erforderlichen Mittel der Verbesserung in ihr lagen“ (Bluntschli), dem wuchtigen Ansturme der demokratisch-kommunistischen Elemente weichen. Nach der vierjährigen Lebensdauer der zweiten Republik richtete Napoleon III. („par la grâce de Dieu et la volonté nationale Empereur Français“) die M. in Frankreich wieder auf. Freilich trug die durch ihn geschaffene Verfassung (vom 14. Januar 1852) den Stempel des Absolutismus an der Stirne. Die Volksvertretung (corps législatif, aus allgemeiner direkter Wahl hervorgehend, und sénat, vom Kaiser ernannt) war zwar reichlich genug mit Besoldungen (15,000 Frs. der Deputierte, 30,000 Frs. der Senator), aber äußerst stiefmütterlich mit Rechten ausgestattet. Der „Gesetzgebende Körper“, des Rechtes der Initiative völlig beraubt, stimmte einfach mit Ja oder Nein über die Vorlagen der Regierung ab. Amendements bedurften der Genehmigung des Staatsrates. Dem Senat war die Prüfung der Gesetze auf ihre Verfassungsmäßigkeit übertragen. Neben der machtlosen Repräsentation standen der Kaiser und die Volksmehrheit (Plebiszite) als maßgebende politische Faktoren. Von dem Jahre 1860 ab machte Napoleon III. einige vorsichtige Versuche, die Verfassung in freiheitlichem Sinne umzubilden (1860: Zugeständnis des Interpellationsrechts an den Gesetzgebenden Körper, 1867: neues Vereins- und Preßgesetz, 1869: Gewährung des Budgetrechts und des Rechtes der Ministeranklage). Allein die Ereignisse des Jahres 1870 setzten dem zweiten Kaiserreich und damit all seinen konstitutionell-monarchischen Verfassungsplänen ein Ziel.

In Deutschland entstand mit dem Anfange des 19. Jahrhunderts eine lebhafte Bewegung zugunsten der konstitutionellen M. Wenn auch in einzelnen Territorialstaaten sich die alten landständischen Verfassungen gehalten hatten, so genügten sie doch keineswegs den Forderungen der neuen Zeit. Auch die während der Rheinbundszeit in einzelnen Staaten (Bayern 1808, Westfalen 1807, Großherzogtum Frankfurt 1810, Anhalt-Köthen 1810 und 1811) nach napoleonischem Vorbild geschaffenen Scheinkonstitutionen waren noch allzu sehr von absolutistischem Geiste durchweht. Ihre Bedeutung beruhte einzig und allein darin, daß sie durch die Wegräumung der alten Landstände und die Einrichtung einer, wenn auch mangelhaften, Repräsentation des gesamten Volkes der konstitutionellen M. den Boden ebneten. Als die Freiheitskriege dem deutschen Volke das lange verlorene Selbstbewußtsein zurückgegeben hatten, gewannen die konstitutionellen Theorieen mehr und mehr an Einfluß. Auf dem Wiener Kongreß wurde die Verfassungsfrage lebhaft erörtert. Nicht nur der ursprüngliche, von Preußen mitgeteilte, sondern auch der zwischen Preußen und Österreich vereinbarte Entwurf einer Bundesverfassung enthielt Vorschriften über die obligatorische Herstellung konstitutioneller Verfassungen in den einzelnen

Staaten. Preußen (Wilhelm v. Humboldt) ging sogar so weit, die Festsetzung eines Minimums ständischer Rechte zu fordern. Allein Bayern und Württemberg protestierten auf das heftigste. Auch die vorsichtige österreichische Fassung (Metternich) des Art. 13: „In allen Bundesstaaten soll eine landständische Verfassung stattfinden", gelangte nicht ohne weiteres zur Annahme, es wurde vielmehr an Stelle des Wörtchens „soll" das Wörtchen „wird" eingeschoben. Obwohl schon kurze Zeit nach der Gründung des Deutschen Bundes sich die reaktionäre Bewegung fühlbar machte, welche späterhin in den Karlsbader Beschlüssen (s. d.) und der Wiener Schlußakte (s. d.) hohe Triumphe feierte, beeiferten sich doch einzelne mittel- und süddeutsche Staaten (zuerst Nassau am 2. September 1814), Verfassungen nach dem Muster der französischen Charte zu erlassen. Diese ersten Versuche gehen von dem Grundsatze aus, daß alle öffentliche Gewalt dem Monarchen zustehe. Die Volksvertretung beschränkt ihn nur in der Ausübung gewisser Befugnisse. Nach der französischen Julirevolution kam der konstitutionelle Staatsgedanke auch in mehreren norddeutschen Staaten (Hannover, Sachsen, Kurhessen) zur Verwirklichung. Der Einfluß der Charte läßt sich auch hier nicht verkennen. Die Bewegungen des Jahres 1848 endlich gaben die Veranlassung, daß auch diejenigen Staaten, welche bis dahin an der absoluten M. festgehalten hatten, fast ausnahmslos in konstitutionelle Bahnen einlenkten. So namentlich Preußen. Schon Friedrich Wilhelm III. (s. d.) hatte wiederholt (z. B. in der Verordnung vom 22. Mai 1815) die Berufung einer Volksvertretung in Aussicht gestellt. Aber erst seinem Sohne Friedrich Wilhelm IV. (s. d.) war es vorbehalten, diese Verheißung zu erfüllen. Durch Patent vom 3. Februar 1847 ordnete er die Bildung eines in Herren- und Ständekurie gegliederten Landtages an. Da jedoch die der ständischen Vertretung zugestandenen Rechte äußerst unbedeutend waren (bei der Gesetzgebung z. B. nur beratende Stimme), beschloß die Versammlung sogleich nach ihrem Zusammentreten die Absendung einer Adresse an den König, in welcher sie die durch das „königliche Geschenk" verletzten ständischen Rechte wahrte. Die Ereignisse des Jahres 1848 hatten sodann eine Reihe neuer Experimente zur Folge, die aber zu keinem greifbaren Resultate führten. Erst nachdem die Regierung am 30. Mai 1849 ein neues Wahlgesetz (Einführung des Dreiklassensystems an Stelle des allgemeinen, gleichen Wahlrechts) oktroyiert hatte, gelang es ihr, in den neu berufenen Kammern die revidierte Verfassung für den preußischen Staat vom 31. Januar 1850 durchzusetzen. — Zur besseren Übersicht möge eine Zusammenstellung der deutschen Territorialverfassungen folgen.

Preußen: 31. Januar 1850; Novelle: 7. Mai 1853 (Herrenhaus). — Bayern: 26. Mai 1818; Novelle: 4. Juni 1848. — Sachsen: 4. September 1831; Novellen: 31. März 1849, 5. Mai 1851, 27. November 1860, 19. Oktober 1861, 3. Dezember 1868, 12. Oktober 1874. — Württemberg: 15. September 1819; Novellen: 26. März 1868, 23. Juni 1874. — Baden: 22. August 1818; Novellen: 5. August 1841, 17. Februar 1849, 17. Juni 1862, 21. Oktober 1867, 21. Dezember 1869, 16. April 1870. — Großherzogtum Hessen: 17. Dezember 1820; Novellen: 3. September 1849, 10. Oktober 1849, 8. September 1856, 8. November 1872. — Sachsen-Weimar: 15. Mai 1816; Novelle: 15. Oktober 1850. — Oldenburg: 18. Februar 1849; Novelle: 22. November 1852. — Braunschweig: 12. Oktober 1832. — Sachsen-Meiningen: 4. September 1824; Novelle: 23. August 1829. — Sachsen-Altenburg: 29. April 1831; Novellen: 1. Mai 1857, 31. Mai 1870. — Sachsen-Coburg-Gotha: 3. Mai 1852; Novelle: 31. Januar 1874. — Anhalt: 18. Juli und 31. August 1859; Novellen: 15. Juli 1871, 19. Februar 1872, 4. Februar 1874, 15. Juli 1875. — Schwarzburg-Rudolstadt: 21. März 1854; Novellen: 21. März 1861, 16. November 1870. — Schwarzburg-Sondershausen: 8. Juli 1857; Novellen: 24. Januar 1860, 2. August 1866, 27. Dezember 1871. — Reuß ä. L.: 28. März 1867. — Reuß j. L.: 30. November 1849, revidiert 14. April 1852; Novellen: 16. Mai und 10. Juni 1856, 19. Juli 1867, 18. Juni 1868. — Waldeck: 23. Mai 1849, revidiert 17. August 1852. — Schaumburg-Lippe: 17. November 1868. — Lippe: 8. Dezember 1867; Novelle: 3. Juni 1876.

Ohne konstitutionelle Verfassung sind von allen deutschen M.en nur noch die beiden mecklenburgischen Großherzogtümer. Ein im Jahre 1849 ausgearbeitetes und sogar publiziertes Staatsgrundgesetz wurde auf Betreiben der in ihren Rechten verletzten Ritterschaft durch Spruch des Freienwalder Schiedsgerichtes für nicht zu Recht bestehend erklärt.

Die bisher noch nicht erwähnten europäischen M.en sind, mit alleiniger Ausnahme Rußlands, im Laufe dieses Jahrhunderts in die Reihe der konstitutionellen Staaten eingetreten. An die französische Charte lehnen sich mehr oder minder an die Verfassungen von Portugal (vom Jahre 1826, revidiert 1838 und 1852), Spanien (vom 30. Juni 1876, Verbesserung der früheren Verfassungen aus den Jahren 1812, 1837, 1845) und Italien (auf der Grundlage der sardinischen Verfassung vom 4. März 1848 errichtet). Originell ist die belgische Verfassung vom 25. Februar 1831, welche die Prinzipien der Volkssouveränität (Art. 25: „Alle Gewalten gehen von der Nation aus") und der Gewaltenteilung zu verwirklichen sucht. In den Niederlanden wurde zuerst am 28. März 1814, dann am 14. Oktober 1848 eine Verfassung (sehr freisinnig) erlassen. Dänemark ging in den Jahren 1849, 1855, 1866 zur konstitutionellen M. über. Schweden, das vom 16. Jahrhundert bis in die Neuzeit an dem Vierständesystem (Adel, Geistliche, Bürger, Bauern) festgehalten hatte, führte im Jahre 1866 eine neue „Reichstagsordnung" (Zweikammersystem) ein. Im Gegensatz zu Schweden hat Norwegen seit dem 4. November 1814 eine wesentlich demokratische Verfassung (Volksvertretung = Storthing, in Lagthing und Odelsthing zerfallend, mit umfassenden Rechten aus-

triebe während des Krieges im südlichen Frankreich durch die Truppen König Heinrichs IV. wiederholt bedroht, noch mehr aber bei dessen Angriffsplänen gegen die spanisch-österreichische Machtstellung, weshalb 1605 zur eigenen Sicherung spanische Besatzung aufgenommen wurde. Diese vertrieb Honorius II. 1642, welcher sich nach Erstehung des französischen Übergewichts unter Richelieu, dieser Macht wieder anschloß. Statt der neapolitanischen und mailändischen Lehngüter, die König Philipp VI. von Spanien der Familie Grimaldi nun entzog, erhielt der Fürst von Ludwig XIII. das Herzogtum Valence im Dauphiné nebst anderem Grundbesitz und der Pairswürde. Honorius liebte die Wissenschaften und bearbeitete bis zu seinem Tode 1662 die Geschichte seines Hauses unter dem Titel „Genealogica et historica Grimaldix gentis arbor“. Beim Aussterben des Grimaldischen Mannsstammes kam M. 1731 durch die Erbtochter Luise Hippolyta an deren Gemahl Franz Léonor de Goyon-Matignon, welcher den Namen Grimaldi annahm und zugleich Würden wie Besitztum dieser Familie empfing. Unter dessen Enkel, Honorius IV., wurde das Fürstentum am 14. Februar 1793 mit der französischen Republik vereinigt. Zwar trat M. nach der Restauration der Bourbons wieder in das frühere Verhältnis zu Frankreich und wurde an Honorius IV. zurückgegeben, doch schied es nach dem zweiten Pariser Frieden (20. November 1815) aus dem französischen Reichsverbande mit Übertragung seines Schutzverhältnisses an das Königreich Sardinien. Dies erkannte am 8. Dezember 1817 die Unabhängigkeit des Fürstentums an, behielt sich aber das Besatzungsrecht in der Stadt M. vor. Fürst Honorius V. (1819—1841) betrieb als eifriger Nationalökonom wissenschaftliche Studien und Forschungen über Volkswirtschaft und verfaßte die Schrift „Über den Pauperismus in Frankreich und die Mittel gegen denselben“, Paris 1839. Auch in M. entstanden hauptsächlich wegen hoher Salz- und Brotpreise hervorgerufen Unruhen, welche dem Könige Karl Albert I. von Sardinien Veranlassung gaben, die Gemeinden Mentone und Roccabruna mit Zustimmung der unzufriedenen Bewohner zu besetzen und mittelst Beschlusses vom 18. September 1848, trotz Einspruches des Fürsten Florestan I. (1841 bis 1856) und Berufung desselben an die Garantiemächte, seinen Staaten einzuverleiben. Nach der Annexion Nizzas durch Kaiser Napoleon III. stellte sich das nunmehr ganz von französischem Gebiet umgebene Fürstentum wie vormals unter den Schutz Frankreichs, auch trat der gegenwärtig regierende Fürst Karl III. Honorius Mentone und Roccabruna gegen eine Geldentschädigung von 4 Millionen Francs dem französischen Kaiserreiche ab. Durch weiteren Vertrag vom 9. November 1865 kam eine völlige Zolleinigung M.s mit Frankreich zustande. Sanitäre Rücksichten und mehr noch die Spielbank zu Monte-Carlo ziehen den beständigen Besuch vieler Fremder ins Land, deren Anzahl ($^1/_3$ Italiener, $^1/_3$ Franzosen, $^1/_3$ Engländer, Deutsche, Russen u. a.) 1882 die einheimische Bevölkerungszahl um das Sechsfache überstieg. — Vgl. H. Leo, Geschichte von Italien, Hamburg 1832, ebenso H. Reuchlins Neueste Geschichte Italiens, Leipzig 1873, Bd. IV. Ferner s. „Grimaldi“ in „Nouvelle biographie générale“, Paris 1860, T. XXXVI und „Gothaer Hofkalender 1885.“

Monaldeschi, Giovanni, ein italienischer Marchese, aus Ascoli gebürtig, gehörte unter die große Zahl derjenigen Ausländer, welche sich, um ihr Glück zu machen, an den Hof der Königin Christine von Schweden, der Tochter Gustav Adolfs, begaben. Zuerst wurde er königlicher Stallmeister, bald darauf aber, nicht lange vor der Abdankung der Königin, mit diplomatischen Sendungen nach Polen und Italien betraut. Nach der Abdankung wurde er Oberstallmeister und begleitete die Königin, für deren erklärten Günstling er galt, auf ihren Reisen. Seine Ermordung, welche am 10. November 1657, als Christine zum zweitenmale am französischen Hofe weilte, im Schlosse zu Fontainebleau erfolgte, wurde ihr selbst zugeschoben.

Monarchie ist diejenige Staatsform, bei welcher eine einzelne Person, der Monarch, Träger der Staatsgewalt ist.

I. Arten der M.

1. Nach dem Staatszweck der M. unterscheidet Aristoteles (Pol. III, 5) a) eine Normalform, die Königsherrschaft, welche das Wohl der Gesamtheit, b) eine Ausartung, die Tyrannis, welche das Wohl des Herrschers bezweckt.

2. Nimmt man die Art, wie der Monarch zur Herrschaft gelangt, als Unterscheidungsgrund an, so ergeben sich a) die Wahlmonarchie, bei welcher über die Besetzung des erledigten Thrones durch (freie oder beschränkte) Wahl entschieden wird, b) die erbliche M., bei welcher nach verfassungsmäßig bestimmter Ordnung (Primogenitur, Seniorat u. dgl.) die Verwandten des Vorgängers zur Nachfolge berufen werden, c) die erbliche Wahl-M., eine Mischung von a und b, bei welcher der Thronfolger aus einer Anzahl erbberechtigter Personen gewählt wird.

3. Nach dem Umfange der dem Monarchen zustehenden Gewalt lassen sich unterscheiden: a) die unbeschränkte (absolute) M., bei welcher in der Person des Monarchen die gesamte Staatsgewalt konzentriert ist, b) die beschränkte M., bei welcher den Unterthanen ein regelmäßiger Einfluß auf die Regierung zugestanden ist. Unterarten der letzteren sind die ständisch-beschränkte und die konstitutionelle M. Bei der erstgenannten sind den wichtigeren gesellschaftlichen Kreisen des Volkes (z. B. Geistlichkeit, Adel, Städte), bei der letztgenannten dem Volke in seiner Gesamtheit politische Befugnisse eingeräumt.

II. Geschichte der M.

1. Die charakteristische Staatsform des Mittelalters, die auf das Lehenswesen basierte Einzelherrschaft (Feudal-M.), erhielt sich nur relativ kurze Zeit in ihrer ursprünglichen Gestalt. Das Verhältnis zwischen Lehensherren und Vasallen, dessen Grundlagen (wechselseitige Treue und wechselseitige Leistungen) in der Theorie so überaus zuverlässig erscheinen, erwies sich in der Praxis als unhaltbar. Nur zu leicht schlug die Vasallität in Rivalität, die Treue in Verrat, die Eintracht

in offene Fehde um. Gegen das Ende des Mittelalters war fast überall der Entscheidungskampf zwischen den Monarchen und den mächtigen Vasallen entschieden. Während in Deutschland die Grundherren und erblichen Beamten, begünstigt durch die italienische Politik der Kaiser und die unglückselige Wahlverfassung des Römischen Reichs deutscher Nation, sich als selbständige Herrscher (domini terrae = Landesherren) isolierend zwischen König und Unterthanen einschoben, siegte in Frankreich das Königtum (Ludwig XI. 1461 bis 1482) über die Vasallen (Seigneurs). In England, wo gleichfalls ein ausgebildetes Lehenswesen, freilich ohne die kontinentale Verquickung von Grundbesitz und Hoheitsrechten, existierte, gelang keinem der beiden widerstreitenden Elemente die Unterdrückung des anderen, das Schlußresultat der Entwickelung bildete vielmehr ein verfassungsmäßig beschränktes Königtum. Durch die magna charta libertatum vom 15. Juni 1215 gestand König Johann (ohne Land) zunächst den Geistlichen, Grafen und Baronen eine Reihe von politischen Befugnissen zu. Namentlich die Versammlung der größeren Kronvasallen, schon damals parliamentum genannt, gewann neben dem permanent (später privy) council — dem Staatsrat — einen steigenden Einfluß auf Steuerwesen und Gesetzgebung. Als späterhin (zuerst 1264) außer den Kronvasallen auch Vertreter der Ritterschaft und der Städte zum Parlamente zugezogen wurden, spaltete sich dasselbe in Oberhaus (house of lords) und Unterhaus (house of commons).

2. Nachdem der mittelalterliche Lehensstaat vernichtet war, wurde auf dem Kontinente die absolute M. zur herrschenden Staatsform. Ihre gesetzliche und wissenschaftliche Begründung fand dieselbe in den gerade damals rezipierten römischen Rechtsanschauungen. Sätze wie „quod principi placuit, legis habet vigorem“ (Ulpian in D. I, 4 fr. 1) trugen den despotischen Gelüsten der Fürsten in hohem Grade Rechnung. Einer der machtvollsten Vertreter der neuen absoluten M. war Ludwig XIV. Unter seinem eisernen Scepter gerieten die seit 1614 nicht mehr berufenen französischen Stände (états généraux) vollends in Vergessenheit. Sein politisches Glaubensbekenntnis: „l'état c'est moi“ fand an nahezu allen europäischen Höfen begeisterten Widerhall. Insbesondere die deutschen Fürsten waren auf das eifrigste bemüht, die autokratische Regierungsweise Ludwigs, und sei es auch nur im kleinen, getreulich nachzuahmen (Worte des Frhrn. v. Stein: „Die deutschen Fürsten sind um so herrschsüchtiger, je kleiner sie sind“). Nur in einzelnen deutschen Territorialstaaten (Württemberg, Braunschweig-Lüneburg, Mecklenburg) hielten sich die alten Landstände; in den meisten wurden sie entweder nicht mehr berufen (z. B. in Bayern seit 1669) oder nur dem Namen nach beibehalten (z. B. in der Mark Brandenburg seit dem großen Kurfürsten). Einige Landesherren übertrafen sogar ihr französisches Vorbild. Man denke beispielsweise an den schändlichen Soldatenschacher des Landgrafen von Hessen-Kassel, des Markgrafen von Ansbach und anderer (1776).

Sogar in England regten sich im 17. Jahrhundert die absolutistischen Bestrebungen. Die Stuarts (Karl I. s. d.) eröffneten einen förmlichen Vernichtungskampf wider die Parlamentsverfassung. Allein die überaus heftige Revolution der Volkspartei vom Jahre 1649 (s. „Cromwell“ und „Karl I.“) führte den Sturz der englischen M. herbei. Wohl kehrte das vertriebene Herrscherhaus noch einmal (1660) auf den englischen Thron zurück, doch nur, um ihn abermals nach kurzer Frist zu räumen (1688).

3. Mit Unrecht sucht Montesquieu den Ursprung der konstitutionellen M. „in den Wäldern der germanischen Vorzeit“ (hierüber Robert v. Mohl, Staatsrecht, Völkerrecht und Politik, S. 18). Der erste Versuch, diese moderne Erscheinungsform der Einzelherrschaft zur Ausbildung zu bringen, wurde vielmehr in England gemacht. Als im Jahre 1689 die englische Königskrone auf Wilhelm von Oranien (s. d.) und seine Gemahlin Maria Stuart (s. d.) überging, wurde in Gemäßheit eines zwischen Volk und Herrscher abgeschlossenen Vertrages die moderne Repräsentativ-M. geschaffen. Die zur Bill erhobene declaration of rights (s. d.) enthielt die sichersten Garantieen der hauptsächlichsten Rechte und Freiheiten des Volkes. (Anerkennung des Grundsatzes, daß die Krone Gesetze nicht suspendieren, auch niemanden von denselben dispensieren kann; Zugeständnis des Besteuerungsrechtes und der Redefreiheit an das Parlament; Verbot der geistlichen Gerichte; Bestätigung des freien Wahlrechtes der Bürger u. s. w.) Auch die Verantwortlichkeit der Minister, die Preß- und Versammlungsfreiheit, die Unabhängigkeit des Richterstandes u. dgl. wurden schon damals als leitende Grundsätze der englischen Politik anerkannt. Im Laufe der letzten beiden Jahrhunderte hat die englische Verfassung einen harmonischen Ausbau erfahren. Insbesondere ist seit dem Jahre 1782 das sogen. System parlamentarischer Regierung zur unbestrittenen Herrschaft gelangt. Hiernach wird das jeweilige Ministerium ohne Rücksicht auf die persönlichen Überzeugungen des Königs aus den Führern der Parlamentsmajorität gebildet. Aus der neuesten Zeit ist die Reformbill vom 7. Juni 1832 und das Wahlgesetz vom 15. August 1867 zu nennen, welch letzteres der englischen Verfassung eine neue, demokratische Grundlage gegeben hat. Wenn nun auch nach dem Gesagten der Wille des englischen Königs in vielen Fällen, namentlich bei der Auswahl der obersten Räte, hinter dem der Repräsentation zurücktreten muß, so erscheint es doch „unpassend, hier von einem venetianischen Doge zu reden. Auch in der jetzigen Gestaltung der Dinge bleibt für einen Regenten von Geist, Willenskraft und Liebe zum Guten eine königliche Stellung; und die ‚kaiserliche Krone‘ von Großbritannien und Irland hat wahrlich die Vergleichung mit keiner andern zu scheuen“ (Rob. v. Mohl a. a. O., S. 35). In ähnlichem Sinne spricht sich Edmund Burke (s. d.) aus: „Auf dem festen Lande hat man gemeiniglich von der Stellung eines Königs von Großbritannien eine falsche Vorstellung. Er ist ein wirklicher König, nicht ein vollziehender Beamter.“

Was in England das Resultat einer mehr denn

fünfhundertjährigen, stufenweise fortschreitenden Entwickelung war, das suchte die französische Nation mit einem Schlage durch die Verfassung des Jahres 1790 zu erreichen. Das in der Nacht des Absolutismus großgezogene Volk sollte in jähem Wechsel mit dem blendenden Lichte der Freiheit beglückt werden. Obwohl Montesquieu (s. d.) in seinem „Esprit des lois“, Livre XI, chap. 6 auf die englische Verfassung als erstrebenswertes Ziel hingewiesen hatte, sagten doch dem französischen Geiste die Lehren J. J. Rousseaus (s. d.) und die mit denselben im Einklang stehende, repräsentativ-demokratische Verfassung der Vereinigten Staaten (s. d.) vom Jahre 1787 in höherem Grade zu. Eine natürliche Folge hiervon war es, daß die im Jahre 1791 revidierte Verfassung der französischen M. sich ihrem innersten Wesen nach als rein demokratisch darstellte. „Das Königtum in ihr war eine Inkonsequenz des Systems, ein zurückgebliebener Rest der Vergangenheit, mit welcher die Revolution im übrigen von Grund aus gebrochen hatte“ (Bluntschli, Allgem. Staatsrecht, Bd. I, S. 406). Diktiert von einem nur allzu berechtigten Mißtrauen gegen die königliche Gewalt, vereinigte sie die wichtigsten politischen Befugnisse in den Händen der Volksvertretung. Bei der Gesetzgebung z. B. ließ sie der Krone nur ein suspensives Veto. Nach der Schreckenszeit der ersten Republik und der absolutistischen Militärherrschaft Napoleons I. (s. d.) machte Ludwig XVIII. (s. d.) den Versuch, Frankreich zu einer konstitutionellen M. umzugestalten. Seine „charte constitutionelle“ vom 4. Juni 1814 vermittelte zwischen den durch die Revolution geschaffenen Regierungsgewalten und dem absoluten Königtume, erkannte aber immerhin im Prinzip den Monarchen als alleinigen Träger der Staatsgewalt an (aus der Einleitung: „bienque l'autorité toute entière résidât en France dans la personne du Roi“). Die Rechte des Volkes wurden durch die Pairskammer und die Deputiertenkammer (ungefähr dem englischen Ober- und Unterhause entsprechend) wahrgenommen. Wenn die Charte niemals populär wurde, so lag dies daran, daß sie den Kreis der aktiv und passiv Wahlfähigen zugunsten der Begüterten allzu sehr einschränkte. (Voraussetzung der Wählbarkeit: 1000 Frs., des Wahlrechtes: 300 Frs. direkte, jährliche Steuer.) Auf 35 Millionen Einwohner entfielen nur 80,000 Wähler (also etwa ²/₉ Prozent!). Dem Bürger-, Bauern- und Arbeiterstand, welche zur Zeit der Revolution so entscheidend eingegriffen hatten, war die Ausübung politischer Rechte gänzlich entzogen. Trotz ihrer Mängel widerstand die Charte nicht nur der Maulwurfsarbeit des ultraroyalistischen „Pavillon Marsan“ (= der Partei des Grafen von Artois und späteren Königs Karl X. von Frankreich s. d.), sondern sogar den Stürmen der Julirevolution. Louis Philipp (s. d.) führte einige Abänderungen der Verfassung in freiheitlichem Sinne herbei (Abschaffung der Zensur, Verleihung des Rechts der gesetzgeberischen Initiative an die Kammer). Im übrigen hielt er während seiner ganzen Regierung treulich das Versprechen, welches er dem französischen Volke in seiner Proklamation vom 31. Juli 1830 gegeben: „la charte sera désormais une vérité“. Als seine Dynastie im Jahre 1848 durch die Februarrevolution des Thrones verlustig ging, mußte auch die gesamte Verfassung, „obwohl sie besser war, als die, welche ihr folgte, und, was sehr wichtig ist, obwohl die erforderlichen Mittel der Verbesserung in ihr lagen“ (Bluntschli), dem wuchtigen Ansturme der demokratisch-kommunistischen Elemente weichen. Nach der vierjährigen Lebensdauer der zweiten Republik richtete Napoleon III. („par la grâce de Dieu et la volonté nationale Empereur Français“) die M. in Frankreich wieder auf. Freilich trug die durch ihn geschaffene Verfassung (vom 14. Januar 1852) den Stempel des Absolutismus an der Stirne. Die Volksvertretung (corps législatif, aus allgemeiner direkter Wahl hervorgehend, und sénat, vom Kaiser ernannt) war zwar reichlich genug mit Besoldungen (15,000 Frs. der Deputierte, 30,000 Frs. der Senator), aber äußerst stiefmütterlich mit Rechten ausgestattet. Der „Gesetzgebende Körper“, des Rechtes der Initiative völlig beraubt, stimmte einfach mit Ja oder Nein über die Vorlagen der Regierung ab. Amendements bedurften der Genehmigung des Staatsrates. Dem Senat war die Prüfung der Gesetze auf ihre Verfassungsmäßigkeit übertragen. Neben der machtlosen Repräsentation standen der Kaiser und die Volksmehrheit (Plebiszite) als maßgebende politische Faktoren. Von dem Jahre 1860 ab machte Napoleon III. einige vorsichtige Versuche, die Verfassung in freiheitlichem Sinne umzubilden (1860: Zugeständnis des Interpellationsrechts an den Gesetzgebenden Körper, 1867: neues Vereins- und Preßgesetz, 1869: Gewährung des Budgetrechts und des Rechtes der Ministeranklage). Allein die Ereignisse des Jahres 1870 setzten dem zweiten Kaiserreich und damit all seinen konstitutionell-monarchischen Verfassungsplänen ein Ziel.

In Deutschland entstand mit dem Anfange des 19. Jahrhunderts eine lebhafte Bewegung zugunsten der konstitutionellen M. Wenn auch in einzelnen Territorialstaaten sich die alten landständischen Verfassungen gehalten hatten, so genügten sie doch keineswegs den Forderungen der neuen Zeit. Auch die während der Rheinbundszeit in einzelnen Staaten (Bayern 1808, Westfalen 1807, Großherzogtum Frankfurt 1810, Anhalt-Köthen 1810 und 1811) nach napoleonischem Vorbild geschaffenen Scheinkonstitutionen waren noch allzu sehr von absolutistischem Geiste durchweht. Ihre Bedeutung beruhte einzig und allein darin, daß sie durch die Wegräumung der alten Landstände und die Einrichtung einer, wenn auch mangelhaften, Repräsentation des gesamten Volkes der konstitutionellen M. den Boden ebneten. Als die Freiheitskriege dem deutschen Volke das lange verlorene Selbstbewußtsein zurückgegeben hatten, gewannen die konstitutionellen Theorieen mehr und mehr an Einfluß. Auf dem Wiener Kongreß wurde die Verfassungsfrage lebhaft erörtert. Nicht nur der ursprüngliche, von Preußen mitgeteilte, sondern auch der zwischen Preußen und Österreich vereinbarte Entwurf einer Bundesverfassung enthielt Vorschriften über die obligatorische Herstellung konstitutioneller Verfassungen in den einzelnen

Staaten. Preußen (Wilhelm v. Humboldt) ging sogar so weit, die Festsetzung eines Minimums ständischer Rechte zu fordern. Allein Bayern und Württemberg protestierten auf das heftigste. Auch die vorsichtige österreichische Fassung (Metternich) des Art. 13: „In allen Bundesstaaten soll eine landständische Verfassung stattfinden", gelangte nicht ohne weiteres zur Annahme, es wurde vielmehr an Stelle des Wörtchens „soll" das Wörtchen „wird" eingeschoben. Obwohl schon kurze Zeit nach der Gründung des Deutschen Bundes sich die reaktionäre Bewegung fühlbar machte, welche späterhin in den Karlsbader Beschlüssen (s. d.) und der Wiener Schlußakte (s. d.) hohe Triumphe feierte, beeiferten sich doch einzelne mittel- und süddeutsche Staaten (zuerst Nassau am 2. September 1814), Verfassungen nach dem Muster der französischen Charte zu erlassen. Diese ersten Versuche gehen von dem Grundsatze aus, daß alle öffentliche Gewalt dem Monarchen zustehe. Die Volksvertretung beschränkt ihn nur in der Ausübung gewisser Befugnisse. Nach der französischen Julirevolution kam der konstitutionelle Staatsgedanke auch in mehreren norddeutschen Staaten (Hannover, Sachsen, Kurhessen) zur Verwirklichung. Der Einfluß der Charte läßt sich auch hier nicht verkennen. Die Bewegungen des Jahres 1848 endlich gaben die Veranlassung, daß auch diejenigen Staaten, welche bis dahin an der absoluten M. festgehalten hatten, fast ausnahmslos in konstitutionelle Bahnen einlenkten. So namentlich Preußen. Schon Friedrich Wilhelm III. (s. d.) hatte wiederholt (z. B. in der Verordnung vom 22. Mai 1815) die Berufung einer Volksvertretung in Aussicht gestellt. Aber erst seinem Sohne Friedrich Wilhelm IV. (s. d.) war es vorbehalten, diese Verheißung zu erfüllen. Durch Patent vom 3. Februar 1847 ordnete er die Bildung eines in Herren- und Ständekurie gegliederten Landtages an. Da jedoch die der ständischen Vertretung zugestandenen Rechte äußerst unbedeutend waren (bei der Gesetzgebung z. B. nur beratende Stimme), beschloß die Versammlung sogleich nach ihrem Zusammentreten die Absendung einer Adresse an den König, in welcher sie die durch das „königliche Geschenk" verletzten ständischen Rechte wahrte. Die Ereignisse des Jahres 1848 hatten sodann eine Reihe neuer Experimente zur Folge, die aber zu keinem greifbaren Resultate führten. Erst nachdem die Regierung am 30. Mai 1849 ein neues Wahlgesetz (Einführung des Dreiklassensystems an Stelle des allgemeinen, gleichen Wahlrechts) oktroyiert hatte, gelang es ihr, in den neu berufenen Kammern die revidierte Verfassung für den preußischen Staat vom 31. Januar 1850 durchzusetzen. — Zur besseren Übersicht möge eine Zusammenstellung der deutschen Territorialverfassungen folgen.

Preußen: 31. Januar 1850; Novelle: 7. Mai 1853 (Herrenhaus). — Bayern: 26. Mai 1818; Novelle: 4. Juni 1848. — Sachsen: 4. September 1831; Novellen: 31. März 1849, 5. Mai 1851, 27. November 1860, 19. Oktober 1861, 3. Dezember 1868, 12. Oktober 1874. — Württemberg: 15. September 1819; Novellen: 26. März 1868, 23. Juni 1874. — Baden: 22. August 1818; Novellen: 5. August 1841, 17. Februar 1849, 17. Juni 1862, 21. Oktober 1867, 21. Dezember 1869, 16. April 1870. — Großherzogtum Hessen: 17. Dezember 1820; Novellen: 3. September 1849, 10. Oktober 1849, 8. September 1856, 8. November 1872. — Sachsen-Weimar: 15. Mai 1816; Novelle: 15. Oktober 1850. — Oldenburg: 18. Februar 1849; Novelle: 22. November 1852. — Braunschweig: 12. Oktober 1832. — Sachsen-Meiningen: 4. September 1824; Novelle: 23. August 1829. — Sachsen-Altenburg: 29. April 1831; Novellen: 1. Mai 1857, 31. Mai 1870. — Sachsen-Coburg-Gotha: 3. Mai 1852; Novelle: 31. Januar 1874. — Anhalt: 18. Juli und 31. August 1859; Novellen: 15. Juli 1871, 19. Februar 1872, 4. Februar 1874, 15. Juli 1875. — Schwarzburg-Rudolstadt: 21. März 1854; Novellen: 21. März 1861, 16. November 1870. — Schwarzburg-Sondershausen: 8. Juli 1857; Novellen: 24. Januar 1860, 2. August 1866, 27. Dezember 1871. — Reuß ä. L.: 28. März 1867. — Reuß j. L.: 30. November 1849, revidiert 14. April 1852; Novellen: 16. Mai und 10. Juni 1856, 19. Juli 1867, 18. Juni 1868. — Waldeck: 23. Mai 1849, revidiert 17. August 1852. — Schaumburg-Lippe: 17. November 1868. — Lippe: 8. Dezember 1867; Novelle: 3. Juni 1876.

Ohne konstitutionelle Verfassung sind von allen deutschen M.en nur noch die beiden mecklenburgischen Großherzogtümer. Ein im Jahre 1849 ausgearbeitetes und sogar publiziertes Staatsgrundgesetz wurde auf Betreiben der in ihren Rechten verletzten Ritterschaft durch Spruch des Freienwalder Schiedsgerichtes für nicht zu Recht bestehend erklärt.

Die bisher noch nicht erwähnten europäischen M.en sind, mit alleiniger Ausnahme Rußlands, im Laufe dieses Jahrhunderts in die Reihe der konstitutionellen Staaten eingetreten. An die französische Charte lehnen sich mehr oder minder an die Verfassungen von Portugal (vom Jahre 1826, revidiert 1838 und 1852), Spanien (vom 30. Juni 1876, Verbesserung der früheren Verfassungen aus den Jahren 1812, 1837, 1845) und Italien (auf der Grundlage der sardinischen Verfassung vom 4. März 1848 errichtet). Originell ist die belgische Verfassung vom 25. Februar 1831, welche die Prinzipien der Volkssouveränität (Art. 25: „Alle Gewalten gehen von der Nation aus") und der Gewaltenteilung zu verwirklichen sucht. In den Niederlanden wurde zuerst am 28. März 1814, dann am 14. Oktober 1848 eine Verfassung (sehr freisinnig) erlassen. Dänemark ging in den Jahren 1849, 1855, 1866 zur konstitutionellen M. über. Schweden, das vom 16. Jahrhundert bis in die Neuzeit an dem Vierständesystem (Adel, Geistliche, Bürger, Bauern) festgehalten hatte, führte im Jahre 1866 eine neue „Reichstagsordnung" (Zweikammersystem) ein. Im Gegensatz zu Schweden hat Norwegen seit dem 4. November 1814 eine wesentlich demokratische Verfassung (Volksvertretung = Storthing, in Lagthing und Odelsthing zerfallend, mit umfassenden Rechten aus-

fünfhundertjährigen, stufenweise fortschreitenden Entwickelung war, das suchte die französische Nation mit einem Schlage durch die Verfassung des Jahres 1790 zu erreichen. Das in der Nacht des Absolutismus großgezogene Volk sollte in jähem Wechsel mit dem blendenden Lichte der Freiheit beglückt werden. Obwohl Montesquieu (s. d.) in seinem „Esprit des lois“, Livre XI, chap. 6 auf die englische Verfassung als erstrebenswertes Ziel hingewiesen hatte, sagten doch dem französischen Geiste die Lehren J. J. Rousseaus (s. d.) und die mit denselben im Einklang stehende, repräsentativ-demokratische Verfassung der Vereinigten Staaten (s. d.) vom Jahre 1787 in höherem Grade zu. Eine natürliche Folge hiervon war es, daß die im Jahre 1791 revidierte Verfassung der französischen M. sich ihrem innersten Wesen nach als rein demokratisch darstellte. „Das Königtum in ihr war eine Inkonsequenz des Systems, ein zurückgebliebener Rest der Vergangenheit, mit welcher die Revolution im übrigen von Grund aus gebrochen hatte“ (Bluntschli, Allgem. Staatsrecht, Bd. I, S. 406). Diktiert von einem nur allzu berechtigten Mißtrauen gegen die königliche Gewalt, vereinigte sie die wichtigsten politischen Befugnisse in den Händen der Volksvertretung. Bei der Gesetzgebung z. B. ließ sie der Krone nur ein suspensives Veto. Nach der Schreckenszeit der ersten Republik und der absolutistischen Militärherrschaft Napoleons I. (s. d.) machte Ludwig XVIII. (s. d.) den Versuch, Frankreich zu einer konstitutionellen M. umzugestalten. Seine „charte constitutionelle“ vom 4. Juni 1814 vermittelte zwischen den durch die Revolution geschaffenen Regierungsgewalten und dem absoluten Königtume, erkannte aber immerhin im Prinzip den Monarchen als alleinigen Träger der Staatsgewalt an (aus der Einleitung: „bienque l'autorité toute entière résidât en France dans la personne du Roi“). Die Rechte des Volkes wurden durch die Pairskammer und die Deputiertenkammer (ungefähr dem englischen Ober- und Unterhause entsprechend) wahrgenommen. Wenn die Charte niemals populär wurde, so lag dies daran, daß sie den Kreis der aktiv und passiv Wahlfähigen zugunsten der Begüterten allzu sehr einschränkte. (Voraussetzung der Wählbarkeit: 1000 Frs., des Wahlrechtes: 300 Frs. direkte, jährliche Steuer.) Auf 35 Millionen Einwohner entfielen nur 80,000 Wähler (also etwa ²/₉ Prozent!). Dem Bürger-, Bauern- und Arbeiterstand, welche zur Zeit der Revolution so entscheidend eingegriffen hatten, war die Ausübung politischer Rechte gänzlich entzogen. Trotz ihrer Mängel widerstand die Charte nicht nur der Maulwurfsarbeit des ultraroyalistischen „Pavillon Marsan“ (= der Partei des Grafen von Artois und späteren Königs Karl X. von Frankreich s. d.), sondern sogar den Stürmen der Julirevolution. Louis Philipp (s. d.) führte einige Abänderungen der Verfassung in freiheitlichem Sinne herbei (Abschaffung der Zensur, Verleihung des Rechts der gesetzgeberischen Initiative an die Kammer). Im übrigen hielt er während seiner ganzen Regierung treulich das Versprechen, welches er dem französischen Volke in seiner Proklamation vom 31. Juli 1830 gegeben: „la charte sera désormais une vérité“. Als seine Dynastie im Jahre 1848 durch die Februarrevolution des Thrones verlustig ging, mußte auch die gesamte Verfassung, „obwohl sie besser war, als die, welche ihr folgte, und, was sehr wichtig ist, obwohl die erforderlichen Mittel der Verbesserung in ihr lagen“ (Bluntschli), dem wuchtigen Ansturme der demokratisch-kommunistischen Elemente weichen. Nach der vierjährigen Lebensdauer der zweiten Republik richtete Napoleon III. („par la grâce de Dieu et la volonté nationale Empereur Français“) die M. in Frankreich wieder auf. Freilich trug die durch ihn geschaffene Verfassung (vom 14. Januar 1852) den Stempel des Absolutismus an der Stirne. Die Volksvertretung (corps législatif, aus allgemeiner direkter Wahl hervorgehend, und sénat, vom Kaiser ernannt) war zwar reichlich genug mit Besoldungen (15,000 Frs. der Deputierte, 30,000 Frs. der Senator), aber äußerst stiefmütterlich mit Rechten ausgestattet. Der „Gesetzgebende Körper“, des Rechtes der Initiative völlig beraubt, stimmte einfach mit Ja oder Nein über die Vorlagen der Regierung ab. Amendements bedurften der Genehmigung des Staatsrates. Dem Senat war die Prüfung der Gesetze auf ihre Verfassungsmäßigkeit übertragen. Neben der machtlosen Repräsentation standen der Kaiser und die Volksmehrheit (Plebiszite) als maßgebende politische Faktoren. Von dem Jahre 1860 ab machte Napoleon III. einige vorsichtige Versuche, die Verfassung in freiheitlichem Sinne umzubilden (1860: Zugeständnis des Interpellationsrechts an den Gesetzgebenden Körper, 1867: neues Vereins- und Preßgesetz, 1869: Gewährung des Budgetrechts und des Rechtes der Ministeranklage). Allein die Ereignisse des Jahres 1870 setzten dem zweiten Kaiserreich und damit all seinen konstitutionell-monarchischen Verfassungsplänen ein Ziel.

In Deutschland entstand mit dem Anfange des 19. Jahrhunderts eine lebhafte Bewegung zugunsten der konstitutionellen M. Wenn auch in einzelnen Territorialstaaten sich die alten landständischen Verfassungen gehalten hatten, so genügten sie doch keineswegs den Forderungen der neuen Zeit. Auch die während der Rheinbundszeit in einzelnen Staaten (Bayern 1808, Westfalen 1807, Großherzogtum Frankfurt 1810, Anhalt-Köthen 1810 und 1811) nach napoleonischem Vorbild geschaffenen Scheinkonstitutionen waren noch allzu sehr von absolutistischem Geiste durchweht. Ihre Bedeutung beruhte einzig und allein darin, daß sie durch die Wegräumung der alten Landstände und die Einrichtung einer, wenn auch mangelhaften, Repräsentation des gesamten Volkes der konstitutionellen M. den Boden ebneten. Als die Freiheitskriege dem deutschen Volke das lange verlorene Selbstbewußtsein zurückgegeben hatten, gewannen die konstitutionellen Theorieen mehr und mehr an Einfluß. Auf dem Wiener Kongreß wurde die Verfassungsfrage lebhaft erörtert. Nicht nur der ursprüngliche, von Preußen mitgeteilte, sondern auch der zwischen Preußen und Österreich vereinbarte Entwurf einer Bundesverfassung enthielt Vorschriften über die obligatorische Herstellung konstitutioneller Verfassungen in den einzelnen

Staaten. Preußen (Wilhelm v. Humboldt) ging sogar so weit, die Festsetzung eines Minimums ständischer Rechte zu fordern. Allein Bayern und Württemberg protestierten auf das heftigste. Auch die vorsichtige österreichische Fassung (Metternich) des Art. 13: „In allen Bundesstaaten soll eine landständische Verfassung stattfinden", gelangte nicht ohne weiteres zur Annahme, es wurde vielmehr an Stelle des Wörtchens „soll" das Wörtchen „wird" eingeschoben. Obwohl schon kurze Zeit nach der Gründung des Deutschen Bundes sich die reaktionäre Bewegung fühlbar machte, welche späterhin in den Karlsbader Beschlüssen (s. d.) und der Wiener Schlußakte (s. d.) hohe Triumphe feierte, beeiferten sich doch einzelne mittel- und süddeutsche Staaten (zuerst Nassau am 2. September 1814), Verfassungen nach dem Muster der französischen Charte zu erlassen. Diese ersten Versuche gehen von dem Grundsatze aus, daß alle öffentliche Gewalt dem Monarchen zustehe. Die Volksvertretung beschränkt ihn nur in der Ausübung gewisser Befugnisse. Nach der französischen Julirevolution kam der konstitutionelle Staatsgedanke auch in mehreren norddeutschen Staaten (Hannover, Sachsen, Kurhessen) zur Verwirklichung. Der Einfluß der Charte läßt sich auch hier nicht verkennen. Die Bewegungen des Jahres 1848 endlich gaben die Veranlassung, daß auch diejenigen Staaten, welche bis dahin an der absoluten M. festgehalten hatten, fast ausnahmslos in konstitutionelle Bahnen einlenkten. So namentlich Preußen. Schon Friedrich Wilhelm III. (s. d.) hatte wiederholt (z. B. in der Verordnung vom 22. Mai 1815) die Berufung einer Volksvertretung in Aussicht gestellt. Aber erst seinem Sohne Friedrich Wilhelm IV. (s. d.) war es vorbehalten, diese Verheißung zu erfüllen. Durch Patent vom 3. Februar 1847 ordnete er die Bildung eines in Herren- und Ständekurie gegliederten Landtages an. Da jedoch die der ständischen Vertretung zugestandenen Rechte äußerst unbedeutend waren (bei der Gesetzgebung z. B. nur beratende Stimme), beschloß die Versammlung sogleich nach ihrem Zusammentreten die Absendung einer Adresse an den König, in welcher sie die durch das „königliche Geschenk" verletzten ständischen Rechte wahrte. Die Ereignisse des Jahres 1848 hatten sodann eine Reihe neuer Experimente zur Folge, die aber zu keinem greifbaren Resultate führten. Erst nachdem die Regierung am 30. Mai 1849 ein neues Wahlgesetz (Einführung des Dreiklassensystems an Stelle des allgemeinen, gleichen Wahlrechts) oktroyiert hatte, gelang es ihr, in den neu berufenen Kammern die revidierte Verfassung für den preußischen Staat vom 31. Januar 1850 durchzusetzen. — Zur besseren Übersicht möge eine Zusammenstellung der deutschen Territorialverfassungen folgen.

Preußen: 31. Januar 1850; Novelle: 7. Mai 1853 (Herrenhaus). — Bayern: 26. Mai 1818; Novelle: 4. Juni 1848. — Sachsen: 4. September 1831; Novellen: 31. März 1849, 5. Mai 1851, 27. November 1860, 19. Oktober 1861, 3. Dezember 1868, 12. Oktober 1874. — Württemberg: 15. September 1819; Novellen: 26. März 1868, 23. Juni 1874. — Baden: 22. August 1818; Novellen: 5. August 1841, 17. Februar 1849, 17. Juni 1862, 21. Oktober 1867, 21. Dezember 1869, 16. April 1870. — Großherzogtum Hessen: 17. Dezember 1820; Novellen: 3. September 1849, 10. Oktober 1849, 8. September 1856, 8. November 1872. — Sachsen-Weimar: 15. Mai 1816; Novelle: 15. Oktober 1850. — Oldenburg: 18. Februar 1849; Novelle: 22. November 1852. — Braunschweig: 12. Oktober 1832. — Sachsen-Meiningen: 4. September 1824; Novelle: 23. August 1829. — Sachsen-Altenburg: 29. April 1831; Novellen: 1. Mai 1857, 31. Mai 1870. — Sachsen-Coburg-Gotha: 3. Mai 1852; Novelle: 31. Januar 1874. — Anhalt: 18. Juli und 31. August 1859; Novellen: 15. Juli 1871, 19. Februar 1872, 4. Februar 1874, 15. Juli 1875. — Schwarzburg-Rudolstadt: 21. März 1854; Novellen: 21. März 1861, 16. November 1870. — Schwarzburg-Sondershausen: 8. Juli 1857; Novellen: 24. Januar 1860, 2. August 1866, 27. Dezember 1871. — Reuß ä. L.: 28. März 1867. — Reuß j. L.: 30. November 1849, revidiert 14. April 1852; Novellen: 16. Mai und 10. Juni 1856, 19. Juli 1867, 18. Juni 1868. — Waldeck: 23. Mai 1849, revidiert 17. August 1852. — Schaumburg-Lippe: 17. November 1868. — Lippe: 8. Dezember 1867; Novelle: 3. Juni 1876.

Ohne konstitutionelle Verfassung sind von allen deutschen M.en nur noch die beiden mecklenburgischen Großherzogtümer. Ein im Jahre 1849 ausgearbeitetes und sogar publiziertes Staatsgrundgesetz wurde auf Betreiben der in ihren Rechten verletzten Ritterschaft durch Spruch des Freienwalder Schiedsgerichtes für nicht zu Recht bestehend erklärt.

Die bisher noch nicht erwähnten europäischen M.en sind, mit alleiniger Ausnahme Rußlands, im Laufe dieses Jahrhunderts in die Reihe der konstitutionellen Staaten eingetreten. An die französische Charte lehnen sich mehr oder minder an die Verfassungen von Portugal (vom Jahre 1826, revidiert 1838 und 1852), Spanien (vom 30. Juni 1876, Verbesserung der früheren Verfassungen aus den Jahren 1812, 1837, 1845) und Italien (auf der Grundlage der sardinischen Verfassung vom 4. März 1848 errichtet). Originell ist die belgische Verfassung vom 25. Februar 1831, welche die Prinzipien der Volkssouveränität (Art. 25: „Alle Gewalten gehen von der Nation aus") und der Gewaltenteilung zu verwirklichen sucht. In den Niederlanden wurde zuerst am 28. März 1814, dann am 14. Oktober 1848 eine Verfassung (sehr freisinnig) erlassen. Dänemark ging in den Jahren 1849, 1855, 1866 zur konstitutionellen M. über. Schweden, das vom 16. Jahrhundert bis in die Neuzeit an dem Vierständesystem (Adel, Geistliche, Bürger, Bauern) festgehalten hatte, führte im Jahre 1866 eine neue „Reichstagsordnung" (Zweikammersystem) ein. Im Gegensatz zu Schweden hat Norwegen seit dem 4. November 1814 eine wesentlich demokratische Verfassung (Volksvertretung = Storthing, in Lagthing und Odelsthing zerfallend, mit umfassenden Rechten aus-

gestattet). **Österreich** erhielt nach langen inneren Kämpfen (seit 1848) am 31. Dezember 1867 ein Staatsgrundgesetz. Auch die Balkanstaaten sind dem Beispiele der westeuropäischen M.en gefolgt: so **Serbien** 1869, **Griechenland** 1843, 1844 und 1864, **Rumänien** 1856 und 1858. Selbst die **Türkei** hat seit dem 23. Dezember 1876 eine, allerdings nur auf dem Papiere stehende, konstitutionelle Verfassung.

Litt.: a) im allgemeinen: **Pölitz**, Europäische Verfassungen, 2. Aufl., Leipzig 1832—33; **Bluntschli**, Allgemeines Staatsrecht, Bd. I, München 1868; **Bluntschli** u. **Brater**, Deutsches Staatswörterbuch, Bd. VI, Artikel „M.“, Stuttgart u. Leipzig 1861; **Rob. v. Mohl**, Staatsrecht, Völkerrecht und Politik, Bd. I, Tübingen 1860; **Vollgraff**, Systeme der praktischen Politik im Abendland, Bd. III, Gießen 1828—29; **Karl Salomo Zachariä**, Vierzig Bücher vom Staate, Bd. III, Stuttgart, dann Heidelberg 1820—32; **Rob. v. Mohl**, Encyklopädie der Staatswissenschaften, Tübingen 1859, 2. Aufl. 1872; **Ders.**, Geschichte und Litteratur der Staatswissenschaften, Bd. I, Erlangen 1855 bis 1858. — b) im einzelnen: **Gneist**, Das englische Verfassungs- und Verwaltungsrecht, Berlin 1867. 1871; **v. Rönne**, Staatsrecht der preußischen Monarchie, 3. Aufl., Leipzig 1869—72; **Pözl**, Lehrbuch des bayerischen Verfassungsrechtes, 5. Aufl., München 1877; **O. E. Walter**, Die Verfassungsgesetze des Königreichs Sachsen, Leipzig 1875; **R. v. Mohl**, Württembergisches Staatsrecht, Zeitschrift für die gesamte Staatswissenschaft, Bd. VI, S. 44 ff.

Moncado, eine der vornehmsten Familien Kataloniens. — **1) Hugo**, kam mit Karl VIII. von Frankreich 1495 nach Italien und blieb dort, nach dem unglücklichen Ausgange jenes Zuges, zuerst unter Cäsar Borgia, dann unter Gonsalvo de Cordova seinem eigenen Vaterlande dienend, bis zu seinem Lebensende. Im Jahre 1527, wo er, Klemens VII. gegenüber, die Partei der Colonna ergriffen hatte, bemächtigte er sich Roms, plünderte den Vatikan und beschränkte den Papst auf die Engelsburg, bis dieser ihm in allem nachgab. Darauf zum Vizekönig von Neapel ernannt, ward er in der Stadt Neapel von Lautrec zu Lande, von Philipp Doria zur See eingeschlossen; im Kampfe gegen letzteren kam er Anfang Juni 1528 verwundet im Meere um. — Vgl. **Brantôme**, Vie des grands capitaines étrangers, T. IV. — **2) Francesco**, am 29. Dezember 1586 geboren, diente zuerst in den Niederlanden, war dann spanischer Gesandter in Wien und starb 1665 als militärischer Oberbefehlshaber. Er ist auch als Geschichtschreiber aufgetreten. — Vgl. „Revue des deux mondes“ vom 15. Oktober 1842. — **3) Ludovico Antonio**, am 30. November 1662 zu Motril in Granada geboren, ein frommer Priester und bedeutender Gottesgelahrter, welcher zur Zeit des Spanischen Erbfolgekrieges durch seinen Eifer für die Thronfolge Philipps V. sich bemerklich machte und aus diesem Grunde mehrfach geschichtlich erwähnt wird. — Vgl. **Moréri**, Grand dictionnaire historique, Paris 1735 ff.

Moncey, **Bon Adrien Jeannot**, Marschall von Frankreich, **Herzog von Conegliano**, ward am 31. Juli 1754 zu Besançon geboren. Seine Vorliebe für den Soldatenstand ließ ihn zu verschiedenen Malen in die Reihen der französischen Armee treten, obgleich es für einen Nichtadeligen damals fast unmöglich war, in derselben vorwärts zu kommen; sein Vater, ein Parlamentsanwalt, versuchte vergebens, ihn in eine andere Laufbahn zu bringen. Um so eifriger faßte M. die Ideen der Revolution auf, welche ihm bessere Aussichten eröffnete. In der That ward er in den Feldzügen gegen Spanien bald General. Er erwarb sich hier den Ruf eines tüchtigen Soldaten. Als Bonapartes Stern im Steigen war, schloß er sich dem jungen General an. Der militärische Oberbefehl in Lyon und darauf ein Kommando in der Schweiz während des Krieges von 1800 waren eine Anerkennung seiner Dienste. Bei letzterer Gelegenheit gelangte er nicht zu rechter Thätigkeit. Dagegen verwandte ihn der Erste Konsul bald nachher mit Nutzen an der Spitze der Gendarmerie, an welcher er blieb, nachdem Napoleon einen fehlgeschlagenen Versuch gemacht hatte, ihn als Feldherrn zu gebrauchen. 1808 nach Spanien gesandt, hatte er nichts ausgerichtet; sehr nützlich aber war er dem Kaiser, indem er den stets beargwöhnten Fouché kontrollierte, der wiederum M. überwachen mußte. Im Felde verwendete Napoleon ihn, obgleich er ihn zum Marschall ernannt hatte, nicht wieder; 1813 übertrug er ihm den Oberbefehl der Nationalgarde von Paris, mit welcher er an der Verteidigung der Stadt gegen die Verbündeten teil hatte. Ludwig XVIII. beließ ihn auf seinem Posten als General-Inspekteur der Gendarmerie; als Napoleon von Elba zurückkehrte, schloß er sich von neuem diesem an; nach den Hundert Tagen wurde er vom Könige zu Gnaden wieder aufgenommen. Er lehnte dann ab über Ney zu Gericht zu sitzen, dessen Hinrichtung er nebst den anderen Marschällen durch sein „Unschuldig“ hätte verhindern können. Er mußte nun selbst für einige Zeit in das Gefängnis wandern; erhielt aber, als Frankreich 1823 in Spanien intervenierte, den Oberbefehl der 4. Division, welche in Katalonien eindrang und Mina besiegte. 1830 schloß er sich ohne Zögern dem Julikönigtume an, wurde 1834 Gouverneur der Invaliden und starb als solcher am 20. April 1842 zu Paris. M. war ein tapferer, erfahrener Soldat ohne Feldherrngaben, Napoleon nennt ihn einen Ehrenmann. Sein Leben haben **Ambert**, Paris 1842, und **Chénier**, Paris 1848, beschrieben.

Moncontour, Schlacht am 2. und 3. Oktober 1569. Die Hugenotten hatten im Jahre 1569 von neuem die Waffen ergriffen; Condé hatte bei Jarnac Schlacht und Leben verloren; Coligny befand sich auf dem Rückzuge vor dem Herzoge von Anjou, dem späteren König Heinrich III. Unter dem Schutze eines Nachhutgefechtes überschritt er die Dive, einen Nebenfluß des bei Saumur von links in die Loire sich ergießenden Thonnet, blieb dann aber stehen und wurde am 2. Oktober von jenem erreicht. Jeder der beiden Gegner verfügte über etwa 25,000 Mann. Nun beabsichtigte Coligny, seinen Rückzug fortzusetzen,

da aber seine deutschen Söldner unter Graf Volrad von Mansfeld eine Schlacht verlangten, gab er diesen Gedanken wieder auf und in derselben Nacht bewerkstelligte der Herzog seinen Übergang über die Dive. Am 3. fand der, nach dem in Poitou und dem gegenwärtigen Departement Vienne belegenen Städtchen M. benannte Entscheidungskampf statt, in welchem Coligny geschlagen wurde; er verlor sein sämtliches Heergerät und seine Truppen wurden vollständig zersprengt; da aber seine Gegner ihren Sieg nicht benutzten, so blieb die Schlacht ohne Einfluß auf den Endausgang des Krieges, welcher nach weiteren Kämpfen am 8. August 1570 durch den Frieden von Saint-Germain in einer den Hugenotten günstigen Weise beendet wurde. — Vgl. Davila, Histoire des guerres civiles de France, Paris 1644.

Mondovi, Schlacht am 22. April 1796. Bonapartes Kriegführung in Oberitalien während der ersten Hälfte des April war durch eine Reihe von glänzenden Erfolgen gekennzeichnet gewesen. Bevor er zu einem weiteren Schlage gegen die bei Acqui sich sammelnden Österreicher ausholte, wollte er sich der Sarden entledigen, welche unter General Colli seine linke Flanke bedrohten. Auch die Instruktionen, welche er von Paris erhalten hatte, wiesen ihn an, den Turiner Hof dem Bündnisse mit Österreich abwendig zu machen. Er wandte sich daher mit vier Divisionen gegen Colli. Dieser, welcher über 10—12,000 Mann verfügte, ging bis M., einer kleinen Festung am Fuße der ligurischen Alpen, zurück. Bonaparte ließ ihn hier am 20. vergeblich angreifen. Als er am 22. den Angriff erneute, traf die Division Serrurier Colli auf dem Marsche in einer anderen Stellung, in welcher dieser zu schlagen beabsichtigt hatte. Sie eröffnete sofort das Gefecht, war anfangs im Nachteil, erhielt aber bald Verstärkungen und nötigte nun ihre Gegner zum Rückzuge. Die Sardinier verloren an General Dichat einen tüchtigen Führer und die Franzosen an Stengel, welcher bei den Rückzugsgefechten fiel, einen ihrer besten Kavalleriegenerale. Schon am 28. schloß der König von Sardinien unter sehr ungünstigen Bedingungen Waffenstillstand.

Mondragone, Christoforo, einer der hervorragendsten Unterführer der Spanier in ihren Kämpfen gegen die Niederländer, von armen Eltern um 1510 zu Medina del Campo in der Provinz Valladolid geboren, trat ganz jung in das Heer, ward bei Kaiser Karls V. Zuge nach Tunis für Auszeichnung beim Sturm auf Goletta zum Unteroffizier befördert, erscheint in der Schlacht bei Mühlberg als einer der Tapfersten, nahm dann an den Kriegen im nördlichen Frankreich teil und kam als Befehlshaber eines Regiments mit Alba nach den Niederlanden. Hier war die Verteidigung von Middelburg (s. d.) seine erste hervorragende Waffenthat. Dann ward er bei der Eroberung der Seeplätze an der holländischen Küste verwendet und nahm namentlich Zierikzee nach neunmonatlicher Belagerung. Bei vielen kriegerischen Unternehmungen, welche unter Requesens und dessen Nachfolgern in das Werk gesetzt wurden, wird M.s Name mit Auszeichnung genannt. Nach der Einnahme von Antwerpen, an welcher er, kurz vorher in den Grafenstand erhoben, wirksamen Anteil gehabt hatte, ward er Gouverneur der Stadt. Noch in hohem Alter erhielt er, als 1595 Prinz Moritz von Oranien in die Grafschaft Zütphen einfiel, vom Statthalter Graf Fuentes den Auftrag, diesem entgegenzutreten. M. entledigte sich seiner Aufgabe mit großem Geschick, schlug den Prinzen in der Nähe von Wesel und hielt ihn vom Eindringen in die von den Spaniern besetzten Provinzen ab. Bald nachdem er die Winterquartiere (1595/96) bezogen hatte, starb er nach einigen 86, nach anderen gar 90 Jahre alt. — Vgl. Heldenbuch von Schrenk v. Notzing, deutsch von Noyse von Campenhausen, Insprück 1602.

Monembasia, in der venetianischen Zeit gewöhnlich Malvasia oder Napoli di Malvasia genannt, auf der Ostküste von Lakonien, eine um den Beginn des Mittelalters entstandene, überaus verteidigungsfähige, griechische Stadt mit wichtigem Hafen, hat bis gegen Ende des Mittelalters eine glänzende historische Rolle gespielt. Bei der Ausbreitung der Osmanen über den Peloponnes stellten sich die Bürger von M. 1462 unter den Schutz der Republik Venedig, in deren Händen die Stadt zunächst bis 1540 blieb, wo auch sie an die Pforte abgetreten werden mußte. Später vorübergehend noch einmal venetianisch, nämlich 1690 bis 1715, ist die seit uralter Zeit hellenische Stadt seit 1770, nach dem unglücklichen Aufstand der Griechen gegen die Pforte, verödet, weil sehr viele ihrer Einwohner nach Hydra und Spetsä auswanderten. Daher hat die einst so starke Stadt denn auch in den 1821 entbrennenden Kämpfen nur eine untergeordnete Rolle gespielt. Seit dem 4. April 1821 von den aufständischen Griechen auf der Landseite, bald nachher durch die Spetsioten auf der Seeseite blockiert, übergaben die Osmanen wegen Proviantmangel die Festung am 4. August 1821 an den Fürsten Alexander Kantakuzenos; sie blieb dann bis zur Gründung des neugriechischen Königtums gewöhnlich in den Händen der Maniaten. Gegenwärtig ist M. mit (1879) nur noch 506 Einwohnern die Hauptstadt der zur Nomarchie Lakonien gehörigen Eparchie Epidauros-Limera.

Moniteur. Der Pariser Buchhändler Charles Joseph Panckoucke gründete 1789 den M., der vom 24. November d. J. an täglich unter dem Titel „Gazette nationale ou le Moniteur universel“ erschien; die neue offizielle Zeitung sollte Bericht erstatten über die auswärtigen Begebenheiten, ganz besonders aber über die Verhandlungen der Nationalversammlung. Die Redaktion fiel Marcilly, dann Thuau-Granville, 1793 Thoré, nach dem 9. Thermidor 1794 Jourdan zu; als das Konsulat begann, wurde der M. 1800 unter die Redaktion von Sauve gestellt und blieb während des Konsulats und des Kaiserreichs das fügsamste und willenlose Organ Napoleons, der oft eigene Aufsätze oder unter seiner Korrektur entstandene Artikel einsandte. Seit 1. Januar 1811 nannte es sich kurzweg „Le M. universel“. Die Restauration adoptierte das Organ Napoleons, und nichts ist lehrreicher für den Geist dieses

berühmten Blattes als die Schwenkung, die es wieder, als Napoleon die Hundert Tage über Frankreich heraufbeschwor, von Ludwig XVIII. zu ihm ausführte; hatte die für Frankreich tonangebende Zeitung Napoleon, als er eben Elba verließ, als Verräter, Tyrannen und Menschenfresser gegeißelt, so war sie mit seinen Erfolgen immer versöhnlicher geworden, um schließlich die Rückkehr „Seiner kaiserlichen Majestät in Ihr Tuilerienschloß" zu verkünden. Die zweite Restauration behielt den M. als Organ bei, schied ihn aber in einen offiziellen und nichtoffiziellen Teil, und so blieb es unter allen folgenden Regierungen. Das zweite Kaiserreich ließ ihn in einer großen und einer kleinen Ausgabe erscheinen, aber mit dem Dezember 1868 hörte der M. auf, Regierungsorgan zu sein, wozu das „Journal officiel" erhoben wurde; der M. blieb seitdem ein konservatives Privatjournal.

Monitor war der Name eines der Flotte der Vereinigten Staaten von Amerika angehörigen, mit zwei schweren Geschützen ausgerüsteten Panzerturmschiffes, welches durch seine Erfolge gegen den südstaatlichen Merrimac (s. d.) den Anstoß zur Erbauung einer Reihe ähnlicher Fahrzeuge gab und Veranlassung war, daß man diesen die Bezeichnung „M." als Gattungsnamen beilegte.

Monk, George, englischer General, am 6. Dezember 1608 zu Potheridge in Devonshire geboren, hatte in niederländischen Diensten die Kriegskunst erlernt, als König Karl I., dessen Zerwürfnisse mit seinen Unterthanen größere Dimensionen zu erhalten im Begriff standen, ihn 1640 in seine Dienste nahm. Eine Sendung nach Irland gab ihm Gelegenheit, die Zuneigung der dortigen Truppen zu gewinnen; die beiden politischen Parteien bemühten sich daher, ihn zu sich herüberzuziehen. Er blieb vorläufig dem König treu, die Anhänger desselben trauten ihm freilich nicht, doch widerstand er sogar in der Gefangenschaft, in welche er am 25. Januar 1644, als Fairfax die Royalisten vor Nantwich schlug, den Lockungen von dessen Feinden. Erst am 13. November 1646, als des Königs Stern dem Untergange nahe war, unterwarf er sich dem Parlament; Gold soll nicht ohne Einfluß auf seinen Entschluß gewesen sein. Er wurde nach Irland geschickt, um die Insel für das Parlament zu gewinnen, konnte aber seiner Autorität keine Geltung verschaffen und kehrte unverrichteter Sache nach England zurück; als bald darauf die Königlichen durch den am 19. Juni 1647 geschlossenen Vertrag einen Teil der Insel freiwillig räumten, erhielt er das Kommando in Ulster, konnte aber die Provinz nicht unterwerfen, wurde am 25. Juli 1649 von dem Führer der Aufständischen Inchinquin geschlagen, mußte in Dundalk kapitulieren und das Land verlassen. Das Parlament tadelte sein Verfahren, namentlich das Eingehen eines Vertrages mit einem anderen seiner Gegner O'Neill, setzte ihn aber außer Verfolgung, weil er in gutem Glauben gehandelt habe. M. vergaß diese Behandlung dem Parlamente nicht. Cromwell erblickte in ihm ein brauchbares Werkzeug für seine Pläne und verpflichtete ihn sich. Nachdem M. zum Gewinn der Schlacht bei Dunbar (3. September 1650) beigetragen hatte, unterwarf er Schottland. 1653 auf die Flotte versetzt, welcher er schon in seiner Jugend einmal angehört hatte, nahm er an den glücklichen Kämpfen dieses Jahres gegen die Holländer teil. Als rückkehrender Sieger gefeiert, heiratete er ein früheres Freudenmädchen, Anna Clargis, deren nunmehr royalistisch-kirchliche Gesinnung nicht ohne Einwirkung auf ihres Gatten Laufbahn blieb. 1654 von neuem nach Schottland gesandt, um die gestörte Ruhe herzustellen, blieb er hier, ohne sich von Cromwell, welchen M.s dortige Stellung zu beunruhigen anfing, fortlocken zu lassen; schon damals fingen die Royalisten an, auf ihn zu bauen, Karl II. versicherte ihn 1655 brieflich seiner Gnade. Auch nach Oliver Cromwells Tode blieb er ruhig auf seinem Posten, sah die Armee von England dessen Sohn Richard erheben und stürzen, das Lange Parlament von neuem berufen und sie sich mit demselben überwerfen, als aber Sir George Booth am 1. August 1659 für König Karl die Waffen ergriff, schloß er sich diesem an. Booths baldige Niederlage durch Lambert brachte M. in eine schiefe Stellung, er unterwarf sich am 3. September dem Parlament. Da jagte Lambert am 13. Oktober dasselbe auseinander, und nun benutzte M. die Gelegenheit, sich scheinbar zum Kämpen desselben aufzuwerfen, dadurch gewann er Zeit, und als am 25. Dezember Fleetwood die Reste des Parlaments, den sogen. Rumpf, in Westminster wieder eingesetzt hatte, führte er seine Truppen nach London, stellte die Ordnung her und berief ein neues Parlament, welches am 25. April 1660 zusammentrat. Keine Partei wußte, wie sie mit M. daran war. Dieser unterhandelte inzwischen mit Karl II., ließ ihn am 8. Mai zum König proklamieren, am 23. begrüßte er denselben zu Dover, wo er zuerst den Boden seines wiedergewonnenen Reiches betrat. M., jetzt Herzog von Albemarle, wurde mit Ehren und Reichtümern überhäuft, dafür ließ er sich willig als Werkzeug der königlichen Sache gebrauchen, keine Treulosigkeit und kein Vertrauensbruch machte ihm Bedenken. Dagegen bewährte er sich 1666 im Seekriege gegen Holland nochmals als tapferer Soldat, wie er schon 1665, während die Pest in London wütete, dort standhaft ausharrend gezeigt hatte, daß er auch moralischen Mut besaß; sein Hauptcharakterzug war überhaupt eine an Phlegma grenzende Ruhe. Am 3. Januar 1670 ist er dort gestorben. Sein Sohn verschwendete das bedeutende Vermögen, welches der Vater hinterließ. Sein Leben beschrieben sein Almosenier Gumble (London 1671) und Skinner (London 1723); neuerdings hat Guizot sein Leben zum Gegenstande eingehenden Studiums gemacht und „Mémoires de M." (Paris 1838) erscheinen lassen, welche er durch „M., chûte de la république et rétablissement de la monarchie" (Paris 1850) ergänzt hat.

Monmouth, James Scott, Herzog von, am 20. April n. St. 1649 zu Rotterdam geboren, war der Sohn eines Wallisermädchens Lucy Walters und, aller Wahrscheinlichkeit nach, des Oberst Robert Sidney, eines Bruders von Algernon Sidney; König Karl II., dessen Maitresse Lucy

Walters wurde, ließ M. indessen als seinen eigenen Sohn erziehen, nahm ihn nach seiner Thronbesteigung als solchen an seinem Hofe auf und verheiratete ihn mit einer reichen Erbin aus dem schottischen Geschlechte Buccleugh. M., körperlich ebenso schön und gewinnend wie geistig unbedeutend und moralisch schwach, ließ sich bald in heimliche Verbindungen ein, welche nach des Königs Tode ihn selbst an des papistisch gesinnten Bruders desselben, des nachmaligen Königs Jakob II., damals Herzog von York, Stelle auf den Thron bringen sollten, die Whigs stellten ihn förmlich als Nachfolger auf. Als Karl starb, befand sich M. in den Niederlanden, wo er am Hofe Wilhelms von Oranien Aufnahme gefunden hatte, nachdem seine hochverräterischen Umtriebe entdeckt waren. Im Einverständnis mit dem Grafen von Argyle, welcher in Schottland die Schilderhebung gegen König Jakob ins Werk setzen sollte, unternahm nun M. eine Landung in England; er wollte selbst König werden. Aber es fehlte ihm jegliche Eigenschaft, deren Besitz ihm diese Würde hätte verschaffen können. Am 21. Juni 1685 betrat er mit geringem Gefolge bei Lyme in Dorsetshire den Boden Englands. Seine kleine Schar vermehrte sich bald, aber es war nur gemeines Volk, welches sich ihm anschloß, die höheren Klassen hielten sich fern, und damit war das Schicksal seines Versuches besiegelt. Schon hatte Argyles Expedition ein klägliches Ende genommen, da stellte M. sich den königlichen Truppen, die unter Lord Feversham ausgesendet waren, um ihn einzufangen, am 16. Juli auf der Ebene von Sedgemoor, unfern Bridgewater, entgegen. Seine Kavallerie unter Lord Grey räumte zuerst das Feld; bald folgte ihr M., welcher Kriegserfahrung genug besaß zu erkennen, daß seine Sache verloren war, um das eigene Dasein zu retten, während seine Infanterie hoffnungslos noch eine Zeit lang weiter focht. Drei Tage lang irrte er im Lande umher, dann wurde er aufgegriffen und, so kläglich er auch um sein Leben bettelte, am 25. Juli n. St. auf Towerhill hingerichtet. Trotz alledem wurde er vielfach als ein Märtyrer für die protestantische Sache angesehen, und wiederholt tauchten später Menschen auf, welche sich für M. ausgaben. — Sein Leben beschrieb G. Roberts, London 1844; vgl. Macaulay, ch. 2, 5 und L. v. Ranke, Sämtliche Werke, 18. u. 19. Bd.

Monrad, Ditlev Gothard, geboren zu Kopenhagen am 24. November 1811, Theologe und eifriger liberaler Politiker. An den für 1848 vorbereitenden Bewegungen in seinem Vaterlande hat er einen lebhaften Anteil genommen. In das Märzministerium trat er als Kultusminister ein, nachdem er in Kopenhagen als Schulmann, auf Laaland als Pfarrer thätig gewesen war. Am 13. Februar 1849 wurde er für das Stift Laaland-Falster zum Bischof ernannt. Als Mitglied des Folkethings stellte er im Oktober 1853 den Antrag auf ein Mißtrauensvotum gegen das konservative Ministerium Örsted, was seine Absetzung als Bischof zur Folge hatte (gleichzeitig mit der Halls und Andrae). Als dann aber Hall Minister wurde, erhielt M. im Kultusministerium die Oberaufsicht über das Volksschulwesen; am 6. Mai 1859 wurde er selbst Kultusminister. Am 31. Dezember 1863, nach Halls Rücktritt, bildete M. ein neues Ministerium zur Durchführung des neuen Grundgesetzes; es mußte im Juli 1864 nach den Mißgeschicken des Krieges dem Ministerium Bluhme Platz machen. M. wanderte dann mit seiner Familie nach Neuseeland aus, von wo er 1869 zurückkehrte; 1871 erhielt er seinen alten Bischofssitz zurück. Er hat sich dann durch ein Jahrzehnt vollständig vom politischen Leben zurückgezogen; erst in den letzten Jahren ist er wieder einige Male in vermittelndem Sinne hervorgetreten.

Monroe, James. Am 2. April 1759 in der Grafschaft Westmoreland (Virginien) aus angesehener Familie geboren, studierte M. am William- and Mary-College Jura, als ihn der Unabhängigkeitskrieg 1776 unter die Fahne rief. Er kämpfte mutig bei Harlem Heights, White Plains und Trenton, wo er verwundet wurde, avancierte zum Kapitän, war 1777—1778 Adjutant des Lord Stirling, that sich bei Brandywine, Germantown und Monmouth hervor und wurde kurz vor Schluß des Kriegs auf Washingtons Empfehlung Oberst. Nach der Heimat zurückgekehrt, setzte M. das Studium der Rechte fort und kam 1782 in die Gesetzgebende Versammlung Virginiens, vertrat Virginien 1783—1786 im Staatenkongresse und wurde, nachdem er kurze Zeit in Fredericksburg als Advokat praktiziert hatte, wieder Mitglied der Gesetzgebenden Versammlung von Virginien. 1788 ging er als Delegierter zur Staatenkonvention, auf der die Bundesakte festgestellt wurde; er hielt zur Opposition wie Patrick Henry u. a. Mit seiner Kandidatur in das Repräsentantenhaus scheiterte er, nahm hingegen 1790 für Virginien seinen Sitz im Senate. M. gehörte ihm bis 1794 an, ging mit den Gegnern des Föderalismus und bekämpfte die Verwaltung Washingtons. Als Freund der französischen Revolution wurde er 1794 zum Gesandten der Vereinigten Staaten in Paris ausersehen und fand hier die günstigste Aufnahme. Seine Regierung aber fand seine Haltung bald gar zu versöhnlich und hingebend; man warf M. Mangel an Thatkraft und an Umsicht vor, behauptete, er gebe die amerikanischen Interessen preis und halte es schlecht mit der von der Regierung geübten Neutralität. 1796 heimberufen, rechtfertigte er sich 1797 durch die Herausgabe seiner diplomatischen Papiere, gab dabei der föderalistischen Verwaltung manche Rüge, blieb aber in guten Beziehungen zu Washington, dem er persönlich volle Gerechtigkeit widerfahren ließ. 1799—1802 war M. Statthalter von Virginien, 1803 sandte ihn der Präsident Jefferson (s. d.) in außerordentlicher Mission nach Paris, um den Ankauf von Louisiana (s. d.) anzubahnen, und nachdem dies gelungen war, nach London, um die Gesandtschaft zu übernehmen. Doch mußte er schon 1804 nach Madrid gehen, um mit dem Gesandten Pinckney wegen Louisianas Abmachungen zu treffen; beide erreichten ihren Zweck nicht, M. ging nach London zurück und verfocht die Neutralität der Vereinigten Staaten gegen die Seeherrschaftsansprüche Großbritanniens. Pinckney stieß zu ihm, und sie negoziierten am 31. Dezem-

der 1806 einen den Vereinigten Staaten sehr nachteiligen Vertrag mit der britischen Regierung; Jefferson verwarf ihn und legte ihn dem Senate gar nicht vor, während er M. und Pinckney befahl, neue Unterhandlungen zu beginnen. Der neue Minister Canning (s. d.) weigerte sich, in solche einzutreten, und so war M. in London unnötig. Er kehrte im Dezember 1807 heim und ließ sich als Kandidat für den Präsidentensitz aufstellen, unterlag aber Madison (s. d.) und blieb längere Zeit mit Jefferson auf gespanntem Fuße. Seit 1810 Gouverneur von Virginien, trat er im April 1811 an Smiths Stelle als Staatssekretär. Bald brach der Krieg mit Großbritannien aus, und in ihm erhielt M. zu seinem Amte 1814 noch das Kriegsministerium. In ihm bekundete er große Energie und Umsicht und leistete seinem Freunde Madison unvergeßliche Dienste. Gerade, ruhig, arbeitsam, faßte er ins Auge, was zu thun sei, entwarf kühne und umfassende Kriegspläne, dachte sogar daran, ein Heer von 100,000 Mann aufzubringen und, durch Neuengland ziehend, Kanada zu erobern, doch unterblieb dieses Projekt wegen der Genter Friedensaussichten und des Widerwillens der Nation gegen ein großes Heer. Nach dem Genter Frieden legte M. 1815 das Kriegsministerium nieder und förderte Madisons Politik, wo er nur konnte. Seit Jahren von den Demokraten zu dessen Erben designiert, wurde M. 1816 mit 183 Stimmen zum Präsidenten der Vereinigten Staaten von Nordamerika gewählt und trat am 4. März 1817 sein Amt unter den glücklichsten Verhältnissen an; die Union stand in schönster Blüte. Trotz Jacksons (s. d.) Rat gab M. die wichtigen Posten an seine Parteigenossen, war aber sonst versöhnlich gegen die Parteien. Er bereiste den Osten und Nordwesten, ohne einen Moment seine große Einfachheit abzulegen; seine freundliche Art entzückte, seine umfassenden Kenntnisse und sein sicheres Urteil ließen gern vergessen, daß er kein genialer Mensch sei. Er erwarb große Gebiete von den Indianern und nach langem Streite mit Spanien am 22. Februar 1819 West- und Ost-Florida gegen fünf Millionen Dollars; Florida, Mississippi, Illinois, Alabama, Maine und Missouri wurden unter ihm selbständige Unionsstaaten. Von Amerika aus wurde Liberia (s. d.) besiedelt und die Hauptstadt M. zu Ehren genannt. M. erkannte die Unabhängigkeit der südamerikanischen Republiken von Spanien an. Im März 1821 zum zweitenmale Präsident mit einer Einmütigkeit, wie bisher keiner seit Washington geworden, formulierte er die berühmte Monroe-Doktrin, die er am 2. Dezember 1823 in seiner Jahresbotschaft dahin aussprach: die Union erkläre den europäischen Regierungen, sie werde jeden von ihnen ausgehenden Versuch, ihr System auf irgendeinen Teil Amerikas auszudehnen, als dem Frieden und der Sicherheit gefährlich ansehen und keinerlei Einmischung oder Pression bei den als unabhängig anerkannten südamerikanischen Staaten dulden. So trat den Prinzipien der Heiligen Allianz und ihren Interventionsgelüsten ein amerikanisches Völkerrecht entgegen. Über M.s Regierung s. „Vereinigte Staaten von Nordamerika, Geschichte“. Am 3. März 1825 trat M. ab, Adams (s. d.) wurde Präsident. M. zog sich in die Grafschaft London seines Heimatstaates zurück, wurde Friedensrichter und Visitor der von ihm sehr begünstigten Universität zu Charlotteville. Er war sehr verschuldet, denn er verstand nichts von Haushalten; wiederholt machte er bei dem Kongresse Ansprüche geltend, weil er während des Kriegs bedeutende Summen vorgestreckt; es wurden ihm 30,000 Dollars zur Abfindung angewiesen, und zugunsten seiner Erben erfolgte am 3. März 1849 der Ankauf seiner Bücher und Handschriften durch den Kongreß für 20,000 Dollars. Seit 1830 in New-York ansässig, starb M. dort am 4. Juli 1831, am denkwürdigsten Tage der Unionsgeschichte, und seine Gebeine wurden 1859 auf Beschluß der Legislatur Virginiens nach Richmond übertragen. — Vgl. Neumann, Geschichte der Vereinigten Staaten von Amerika, Bd. II, Berlin 1865; v. Holst, Verfassung und Demokratie der Vereinigten Staaten von Amerika, Tl. I, Düsseldorf 1873.

Mons, zu deutsch Bergen, ehemals die Hauptstadt der Grafschaft Hennegau, jetzt der belgischen Provinz Hainaut, hat als starke Festung an der wichtigsten aus Frankreich nach Brüssel führenden Straße, in den Kriegen, von welchen jene Gegenden vom 16. bis zum 19. Jahrhundert fast ununterbrochen heimgesucht waren, mannigfache Belagerungen auszuhalten gehabt. 1572 wurde sie durch Ludwig von Nassau überrumpelt, aber schon in demselben Jahre ging sie wieder an die Spanier verloren, welche sie gegen die Rückeroberungsversuche Colignys wie der Niederländer zu behaupten verstanden. 1677 wurde M. vom Marschall d'Humières vergeblich blockiert, 1691 aber in König Ludwigs XIV. Beisein nach neunzehntägiger Belagerung vom Marschall Boufflers, unter welchem Vauban die Arbeiten leitete, am 9. April durch Kapitulation genommen. Der Friede von Ryswyk gab M. 1697 den Spaniern zurück. Bei Beginn des Spanischen Erbfolgekrieges überlieferte der Statthalter, Kurfürst Max Emanuel von Bayern, die Stadt den Franzosen. 1709 ermöglichte der Sieg von Malplaquet die Belagerung; der Prinz von Oranien übernahm dieselbe unter Oberleitung des Prinzen Eugen, am 25. September wurden die Laufgräben eröffnet, am 20. Oktober kapitulierte der Kommandant Grimaldi, nachdem Bresche in den Hauptwall gelegt war, und zog mit der tapferen, nur noch 1500 Mann starken Besatzung ab. Durch den Frieden von Baden kam M. 1714 an Österreich. Im Österreichischen Erbfolgekriege erhielt 1746 der Prinz Conti vom Marschall von Sachsen den Auftrag, M. zu belagern, dessen Besatzung aus 1500 Österreichern und 2600 Niederländern bestand; Gouverneur war der Prinz Wilhelm von Hessen-Philippsthal, Kommandant der General Nava. Am 7. Juni begann die Einschließung, schon am 11. Juli erfolgte die Übergabe, ohne daß die Besatzung freien Abzug erhalten hätte. Der Friede von Aachen gab M. 1748 an Österreich zurück. — Der Sieg von Jemappes am 6. November 1792, welcher Dumouriez zum Herrn von Belgien machte, lieferte auch M. fast ohne Wi-

derstand in die Hand der Franzosen, welche die Festungswerke schleiften.

Montague: s. „**Halifax**“, „**Manchester**“ und „**Sandwich**“.

Montalembert, Charles Forbes de Tryon, Graf von. In London am 29. Mai 1810 als Sohn eines Diplomaten geboren, kam M., kaum des Französischen mächtig, 1818 in das Collège der Schotten nach Paris und vollendete dort seine Studien 1829 im Institut Sainte-Barbe (Rollin), wo er mit einem Gesinnungsgenossen einen schriftlichen Pakt einging, ihr Leben der Ehre, dem Vaterlande, der Freiheit und der Religion zu weihen. Er begeisterte sich für die Romantik und den Neukatholicismus. Sein Vater war Gesandter Karls X. in Stockholm, und er sah dort mit Unwillen die Einschränkung des Katholicismus, sandte auch in die „Revue française“ einen Essay über die konstitutionelle Freiheit in Schweden. Als er im August 1830 nach Paris kam, schickte ihn sein Vater nach England, von wo aus er Irland und den gewaltigen O'Connell besuchte, den er sich zum Vorbilde erkor; O'Connells Reden wirkten zündend auf ihn; er beschloß, wie er für die religiöse Freiheit zu kämpfen. Begeistert schloß er sich, im November 1830 nach Paris heimgekehrt, dem Abbé Lamennais (s. d.) an und wurde neben ihm und dem Abbé Lacordaire Redakteur des „Avenir“, schrieb und sprach berückend in seinem Geiste, wurde Mitglied der Generalagentur für die Verteidigung der Religionsfreiheit, bereiste mehrere Departements, um den katholischen Eifer neu zu beleben, wirkte für die bedrückten Iren, deren Los er einige Broschüren widmete, und lieh der Sache der Polen seine Feder; er kämpfte gegen die Universität an und forderte vollste Unterrichtsfreiheit. Als die Pairs die dieses Begehren stellende Petition der Redakteure des „Avenir“ unberücksichtigt ließen, eröffneten die drei am 9. Mai 1831 als Kinderlehrer eine freie Volksschule, welche die Polizei am 11. schloß. Man führte die drei vor die Zuchtpolizei, dann vor die Jury. Da starb M.s Vater am 20. Juni, M. wurde Pair von Frankreich, und die Pairskammer mußte nun die Klage annehmen. Am 19. September verfocht M. vor ihr seine und seiner Kollegen Überzeugung mit bewundernswerter Beredsamkeit; die drei gewannen den Prozeß vor der öffentlichen Meinung, während die Kammer sie zum Minimum der angesetzten Geldstrafe (100 Frs.) verurteilte; jubelnd begrüßten sie dies billige Martyrium. Mit Lamennais und Lacordaire trat M. im November die Romfahrt an (s. bei „Lamennais“), mißgestimmt reiste er mit ersterem im Juli 1832 zurück, verließ ihn und flüchtete sich in Deutschland vor dem Zwiespalte seiner Seele ins Studium der Kirche. Während einerseits Lamennais, anderseits Lacordaire ihn für sich zu gewinnen strebte, vertraute er noch auf den Geist Roms, trat glühend für die Kirche ein in Wort und Schrift, und aus seinen Marburger Eindrücken gingen seine Arbeiten „Histoire de Sainte Elisabeth de Hongrie, duchesse de Thuringe, 1207—1231“ (Paris 1836, 14. Aufl. 1876) und „Monuments de l'histoire de Sainte Elisabeth de Hongrie“ (Paris 1838—1840) hervor. Im Oktober 1834 erklärte er, sich in den Streit der Kirche mit Lamennais nicht mehr mischen zu wollen, und dessen Paroles d'un croyant stießen ihn völlig zurück. Vergebens hatte er ihm von der Publizierung der „Affaires de Rome“ abgeraten; dabei ging er wieder eine Bahn mit Lacordaire und verteidigte nun den römischen Stuhl gegen Lamennais; sein Ergebenheitsbrief an den Papst wurde in Rom als wunderbar gepriesen. Am 14. Mai 1835 nahm M. seinen Sitz mit Stimme in der Pairskammer ein und leistete den Eid, um von nun an mit seltenem Freimute und einziger Beredsamkeit seine absoluten Theorieen zu entwickeln, für alle seiner Meinung nach ungerecht Verfolgten einzutreten; kühn stellte er den Kindern Voltaires die Kinder der Kreuzfahrer gegenüber, bezeichnete sich und seine Richtung als nichtswürdig unterdrückt und isoliert. Am 8. September 1835 bekämpfte er die der Preßfreiheit tödlichen Septembergesetze und beschwor die Regierung, sie möge nicht der Intelligenz einen blinden und verhängnisvollen Krieg erklären. Gelegentlich des Gesetzes über die Arbeit der Kinder geißelte der ritterliche Mann die Ergebnisse der weißen Sklaverei in den Fabriken, wie er zu anderer Zeit für die Schwarzen in Amerika redete, die unterdrückten Iren und Griechen an sein Herz nahm. Er verteidigte Wissenschaften und Künste gegen den modernen Vandalismus, schrieb darüber 1839 „Du Vandalisme et du catholicisme dans l'art, fragments“, und ihm hauptsächlich verdankt Frankreich die Erhaltung mehrerer Perlen des gotischen Stils mit gewölbten Seitenflächen; er machte den Bericht zur Restauration von Notre-Dame, sprach über den Untergang der Façade der alten Abtskirche zu Saint-Denis und bekämpfte 1837 den Gesetzentwurf über Abtretung des vom Erzbistume innegehabten Terrains an die Stadt Paris. 1840 sprach er für Affrés Ernennung zum Erzbischofe von Paris.

Seit 16. August 1836 mit Anne, Tochter des belgischen Staatsministers Grafen Merode, verheiratet, reiste er 1839 nach London, wo er in der Versammlung der Polenfreunde sprach, 1840 in den Orient, 1843 nach Madeira. Von hier erließ er gelegentlich des Gesetzentwurfs über den Sekundärunterricht die Broschüre „Du Devoir des catholiques dans la question de la liberté d'enseignement“; es galt ihm, den Katholicismus neu zu beleben und den Feinden zu Leib zu gehen. Bald kam er selbst, um bei den Pairs seine Autorität geltend zu machen, und hielt 1844 die alsbald publizierten „Trois Discours sur la liberté de l'église, la liberté d'enseignement et la liberté des ordres monastiques“; seine Worte erregten ungeheures Aufsehen: er sprach im Namen einer ganz neuen Generation, im Namen der Schule Lacordaires, zu der sich Episkopat, Klerus und katholisches Laientum bekannten. Manche sahen in ihm Frankreichs O'Connell; er wurde das Haupt der katholischen Partei und Präsident des von ihm gegründeten „Wahlkomitees für religiöse Freiheit“, das in Paris und der Provinz das große Wort an sich riß; er erklärte den Gallikanismus für vernichtet und bot der Regierung ungestraft Trotz; „vor allem katholisch“, hieß die

der 1806 einen den Vereinigten Staaten sehr nachteiligen Vertrag mit der britischen Regierung; Jefferson verwarf ihn und legte ihn dem Senate gar nicht vor, während er M. und Pinckney befahl, neue Unterhandlungen zu beginnen. Der neue Minister Canning (s. d.) weigerte sich, in solche einzutreten, und so war M. in London unnötig. Er kehrte im Dezember 1807 heim und ließ sich als Kandidat für den Präsidentensitz aufstellen, unterlag aber Madison (s. d.) und blieb längere Zeit mit Jefferson auf gespanntem Fuße. Seit 1810 Gouverneur von Virginien, trat er im April 1811 an Smiths Stelle als Staatssekretär. Bald brach der Krieg mit Großbritannien aus, und in ihm erhielt M. zu seinem Amte 1814 noch das Kriegsministerium. In ihm bekundete er große Energie und Umsicht und leistete seinem Freunde Madison unvergeßliche Dienste. Gerade, ruhig, arbeitsam, faßte er ins Auge, was zu thun sei, entwarf kühne und umfassende Kriegspläne, dachte sogar daran, ein Heer von 100,000 Mann aufzubringen und, durch Neuengland ziehend, Kanada zu erobern, doch unterblieb dieses Projekt wegen der Genter Friedensaussichten und des Widerwillens der Nation gegen ein großes Heer. Nach dem Genter Frieden legte M. 1815 das Kriegsministerium nieder und förderte Madisons Politik, wo er nur konnte. Seit Jahren von den Demokraten zu dessen Erben designiert, wurde M. 1816 mit 183 Stimmen zum Präsidenten der Vereinigten Staaten von Nordamerika gewählt und trat am 4. März 1817 sein Amt unter den glücklichsten Verhältnissen an; die Union stand in schönster Blüte. Trotz Jacksons (s. d.) Rat gab M. die wichtigen Posten an seine Parteigenossen, war aber sonst versöhnlich gegen die Parteien. Er bereiste den Osten und Nordwesten, ohne einen Moment seine große Einfachheit abzulegen; seine freundliche Art entzückte, seine umfassenden Kenntnisse und sein sicheres Urteil ließen gern vergessen, daß er kein genialer Mensch sei. Er erwarb große Gebiete von den Indianern und nach langem Streite mit Spanien am 22. Februar 1819 West- und Ost-Florida gegen fünf Millionen Dollars; Florida, Mississippi, Illinois, Alabama, Maine und Missouri wurden unter ihm selbständige Unionsstaaten. Von Amerika aus wurde Liberia (s. d.) besiedelt und die Hauptstadt M. zu Ehren genannt. M. erkannte die Unabhängigkeit der südamerikanischen Republiken von Spanien an. Im März 1821 zum zweitenmale Präsident mit einer Einmütigkeit, wie bisher keiner seit Washington geworden, formulierte er die berühmte Monroe-Doktrin, die er am 2. Dezember 1823 in seiner Jahresbotschaft dahin aussprach: die Union erkläre den europäischen Regierungen, sie werde jeden von ihnen ausgehenden Versuch, ihr System auf irgendeinen Teil Amerikas auszudehnen, als dem Frieden und der Sicherheit gefährlich ansehen und keinerlei Einmischung oder Pression bei den als unabhängig anerkannten südamerikanischen Staaten dulden. So trat den Prinzipien der Heiligen Allianz und ihren Interventionsgelüsten ein amerikanisches Völkerrecht entgegen. Über M.s Regierung s. „Vereinigte Staaten von Nordamerika, Geschichte". Am 3. März 1825 trat M. ab, Adams (s. d.) wurde Präsident. M. zog sich in die Grafschaft London seines Heimatstaates zurück, wurde Friedensrichter und Visitor der von ihm sehr begünstigten Universität zu Charlotteville. Er war sehr verschuldet, denn er verstand nichts von Haushalten; wiederholt machte er bei dem Kongresse Ansprüche geltend, weil er während des Kriegs bedeutende Summen vorgestreckt; es wurden ihm 30,000 Dollars zur Abfindung angewiesen, und zugunsten seiner Erben erfolgte am 3. März 1849 der Ankauf seiner Bücher und Handschriften durch den Kongreß für 20,000 Dollars. Seit 1830 in New-York ansässig, starb M. dort am 4. Juli 1831, am denkwürdigsten Tage der Unionsgeschichte, und seine Gebeine wurden 1859 auf Beschluß der Legislatur Virginiens nach Richmond übertragen. — Vgl. Neumann, Geschichte der Vereinigten Staaten von Amerika, Bd. II, Berlin 1865; v. Holst, Verfassung und Demokratie der Vereinigten Staaten von Amerika, Tl. I, Düsseldorf 1873.

Mons, zu deutsch Bergen, ehemals die Hauptstadt der Grafschaft Hennegau, jetzt der belgischen Provinz Hainaut, hat als starke Festung an der wichtigsten aus Frankreich nach Brüssel führenden Straße, in den Kriegen, von welchen jene Gegenden vom 16. bis zum 19. Jahrhundert fast ununterbrochen heimgesucht waren, mannigfache Belagerungen auszuhalten gehabt. 1572 wurde sie durch Ludwig von Nassau überrumpelt, aber schon in demselben Jahre ging sie wieder an die Spanier verloren, welche sie gegen die Rückeroberungsversuche Colignys wie der Niederländer zu behaupten verstanden. 1677 wurde M. vom Marschall d'Humières vergeblich blockiert, 1691 aber in König Ludwigs XIV. Beisein nach neunzehntägiger Belagerung vom Marschall Boufflers, unter welchem Vauban die Arbeiten leitete, am 9. April durch Kapitulation genommen. Der Friede von Ryswyk gab M. 1697 den Spaniern zurück. Bei Beginn des Spanischen Erbfolgekrieges überlieferte der Statthalter, Kurfürst Max Emanuel von Bayern, die Stadt den Franzosen. 1709 ermöglichte der Sieg von Malplaquet die Belagerung; der Prinz von Oranien übernahm dieselbe unter Oberleitung des Prinzen Eugen, am 25. September wurden die Laufgräben eröffnet, am 20. Oktober kapitulierte der Kommandant Grimaldi, nachdem Bresche in den Hauptwall gelegt war, und zog mit der tapferen, nur noch 1500 Mann starken Besatzung ab. Durch den Frieden von Baden kam M. 1714 an Österreich. Im Österreichischen Erbfolgekriege erhielt 1746 der Prinz Conti vom Marschall von Sachsen den Auftrag, M. zu belagern, dessen Besatzung aus 1500 Österreichern und 2600 Niederländern bestand; Gouverneur war der Prinz Wilhelm von Hessen-Philippsthal, Kommandant der General Nava. Am 7. Juni begann die Einschließung, schon am 11. Juli erfolgte die Übergabe, ohne daß die Besatzung freien Abzug erhalten hätte. Der Friede von Aachen gab M. 1748 an Österreich zurück. — Der Sieg von Jemappes am 6. November 1792, welcher Dumouriez zum Herrn von Belgien machte, lieferte auch M. fast ohne Wi-

verstand in die Hand der Franzosen, welche die Festungswerke schleiften.

Montague: s. „**Halifax**", „**Manchester**" und „**Sandwich**".

Montalembert, Charles Forbes de Tryon, Graf von. In London am 29. Mai 1810 als Sohn eines Diplomaten geboren, kam M., kaum des Französischen mächtig, 1818 in das Collège der Schotten nach Paris und vollendete dort seine Studien 1829 im Institut Sainte-Barbe (Rollin), wo er mit einem Gesinnungsgenossen einen schriftlichen Pakt einging, ihr Leben der Ehre, dem Vaterlande, der Freiheit und der Religion zu weihen. Er begeisterte sich für die Romantik und den Neukatholicismus. Sein Vater war Gesandter Karls X. in Stockholm, und er sah dort mit Unwillen die Einschränkung des Katholicismus, sandte auch in die „Revue française" einen Essay über die konstitutionelle Freiheit in Schweden. Als er im August 1830 nach Paris kam, schickte ihn sein Vater nach England, von wo aus er Irland und den gewaltigen O'Connell besuchte, den er sich zum Vorbilde erkor; O'Connells Reden wirkten zündend auf ihn; er beschloß, wie er für die religiöse Freiheit zu kämpfen. Begeistert schloß er sich, im November 1830 nach Paris heimgekehrt, dem Abbé Lamennais (s. d.) an und wurde neben ihm und dem Abbé Lacordaire Redakteur des „Avenir", schrieb und sprach berückend in seinem Geiste, wurde Mitglied der Generalagentur für die Verteidigung der Religionsfreiheit, bereiste mehrere Departements, um den katholischen Eifer neu zu beleben, wirkte für die bedrückten Iren, deren Los er einige Broschüren widmete, und lieh der Sache der Polen seine Feder; er kämpfte gegen die Universität an und forderte vollste Unterrichtsfreiheit. Als die Pairs die dieses Begehren stellende Petition der Redakteure des „Avenir" unberücksichtigt ließen, eröffneten die drei am 9. Mai 1831 als Kinderlehrer eine freie Volksschule, welche die Polizei am 11. schloß. Man führte die drei vor die Zuchtpolizei, dann vor die Jury. Da starb M.s Vater am 20. Juni, M. wurde Pair von Frankreich, und die Pairskammer mußte nun die Klage annehmen. Am 19. September verfocht M. vor ihr seine und seiner Kollegen Überzeugung mit bewundernswerter Beredsamkeit; die drei gewannen den Prozeß vor der öffentlichen Meinung, während die Kammer sie zum Minimum der angesetzten Geldstrafe (100 Frs.) verurteilte; jubelnd begrüßten sie dies billige Martyrium. Mit Lamennais und Lacordaire trat M. im November die Romfahrt an (s. bei „Lamennais"), mißgestimmt reiste er mit ersterem im Juli 1832 zurück, verließ ihn und flüchtete sich in Deutschland vor dem Zwiespalte seiner Seele ins Studium der Kirche. Während einerseits Lamennais, anderseits Lacordaire ihn für sich zu gewinnen strebte, vertraute er noch auf den Geist Roms, trat glühend für die Kirche ein in Wort und Schrift, und aus seinen Marburger Eindrücken gingen seine Arbeiten „Histoire de Sainte Elisabeth de Hongrie, duchesse de Thuringe, 1207—1231" (Paris 1836, 14. Aufl. 1876) und „Monuments de l'histoire de Sainte Elisabeth de Hongrie" (Paris 1838—1840) hervor. Im Oktober 1834 erklärte er, sich in den Streit der Kirche mit Lamennais nicht mehr mischen zu wollen, und dessen Paroles d'un croyant stießen ihn völlig zurück. Vergebens hatte er ihm von der Publizierung der „Affaires de Rome" abgeraten; dabei ging er wieder eine Bahn mit Lacordaire und verteidigte nun den römischen Stuhl gegen Lamennais; sein Ergebenheitsbrief an den Papst wurde in Rom als wunderbar gepriesen. Am 14. Mai 1835 nahm M. seinen Sitz mit Stimme in der Pairskammer ein und leistete den Eid, um von nun an mit seltenem Freimute und einziger Beredsamkeit seine absoluten Theorieen zu entwickeln, für alle seiner Meinung nach ungerecht Verfolgten einzutreten; kühn stellte er den Kindern Voltaires die Kinder der Kreuzfahrer gegenüber, bezeichnete sich und seine Richtung als nichtswürdig unterdrückt und isoliert. Am 8. September 1835 bekämpfte er die der Preßfreiheit tödlichen Septembergesetze und beschwor die Regierung, sie möge nicht der Intelligenz einen blinden und verhängnisvollen Krieg erklären. Gelegentlich des Gesetzes über die Arbeit der Kinder geißelte der ritterliche Mann die Ergebnisse der weißen Sklaverei in den Fabriken, wie er zu anderer Zeit für die Schwarzen in Amerika redete, die unterdrückten Iren und Griechen an sein Herz nahm. Er verteidigte Wissenschaften und Künste gegen den modernen Vandalismus, schrieb darüber 1839 „Du Vandalisme et du catholicisme dans l'art, fragments", und ihm hauptsächlich verdankt Frankreich die Erhaltung mehrerer Perlen des gotischen Stils mit gewölbten Seitenflächen; er machte den Bericht zur Restauration von Notre-Dame, sprach über den Untergang der Façade der alten Abtskirche zu Saint-Denis und bekämpfte 1837 den Gesetzentwurf über Abtretung des vom Erzbistume innegehabten Terrains an die Stadt Paris. 1840 sprach er für Affrés Ernennung zum Erzbischofe von Paris.

Seit 16. August 1836 mit Anne, Tochter des belgischen Staatsministers Grafen Merode, verheiratet, reiste er 1839 nach London, wo er in der Versammlung der Polenfreunde sprach, 1840 in den Orient, 1843 nach Madeira. Von hier erließ er gelegentlich des Gesetzentwurfs über den Sekundärunterricht die Broschüre „Du Devoir des catholiques dans la question de la liberté d'enseignement"; es galt ihm, den Katholicismus neu zu beleben und den Feinden zu Leib zu gehen. Bald kam er selbst, um bei den Pairs seine Autorität geltend zu machen, und hielt 1844 die alsbald publizierten „Trois Discours sur la liberté de l'église, la liberté d'enseignement et la liberté des ordres monastiques"; seine Worte erregten ungeheures Aufsehen: er sprach im Namen einer ganz neuen Generation, im Namen der Schule Lacordaires, zu der sich Episkopat, Klerus und katholisches Laientum bekannten. Manche sahen in ihm Frankreichs O'Connell; er wurde das Haupt der katholischen Partei und Präsident des von ihm gegründeten „Wahlkomitees für religiöse Freiheit", das in Paris und der Provinz das große Wort an sich riß; er erklärte den Gallikanismus für vernichtet und bot der Regierung ungestraft Trotz; „vor allem katholisch", hieß die

Parole. 1844 griff er in der Pairskammer, wie gewöhnlich über das Ziel hinausschießend, Villemains Unterrichtsgesetzentwurf wild an und rief Villemain und Broglie zu: für Leute ihres Schlages sei Knechtschaft das allgemeine Recht, Freiheit nur eine Ausnahme; Broglie mußte ihn ermahnen, sich zu mäßigen. 1844 ließ er „Saint Anselme", ein Fragment der Einleitung zur Geschichte St. Bernhards, und seine 1831 gehaltene „Défense de l'école libre devant la cour des pairs" erscheinen. Als die Regierung gegen die Jesuiten vorging, betonte M. 1845, die kleine Niederlage der Avantgarde des Katholicismus entscheide keineswegs den Kampf; noch stehe das ganze Glaubensheer, von achtzig Bischöfen geführt, in Frankreich zur Eroberung der Unterrichtsfreiheit kampfgerüstet. Er zuerst trennte die Sache der Religion ganz von der der Legitimität und war bereit, auch von der revolutionärsten Regierung die Freiheit der Kirche anzunehmen; er sprach zugunsten Polens, Griechenlands, der Christen in Syrien wie des Schweizer Sonderbunds, „war stets auf der Bresche, keck, heftig, immer angreifend und salbungsvoll zugleich"; bis ans Ende blieb er seinem Jugendschwure treu, zum Sturze tyrannischer und korrupter Staatsautoritäten nach Kräften beizutragen, die Ruhe derer zu stören, die den „Ultramontanen, Jesuiten, Neukatholiken" ihr Recht verweigerten; für seine Richtung wirkte die neue Zeitung „L'Ami de la religion" neben dem „Correspondant". Am 21. Januar 1847 hielt er bei den Pairs eine denkwürdige Rede gegen Krakaus Annexion durch Österreich, welchem er Unheil daraus prophezeite, und noch herausfordernder erklang seine Stimme am 14. Januar 1848 für den Schweizer Sonderbund, in dem er die liberale Ordnung als besiegt beweinte. Am 28. Februar 1848 bot der Graf durch ein Manifest, das ihm oft vorgeworfen werden sollte, der Demokratie seine Hand, und das Departement Doubs entsandte ihn in die Konstituierende Nationalversammlung, in der er auf der äußersten Rechten Platz nahm; er trat in das Wahlkomitee der Rue Poitiers und stimmte meist mit den Gemäßigten, doch sprach er mit der Linken gegen die Wiedereinführung der Zeitungsbürgschaft und gegen die Beobachtung des Belagerungszustandes während der Beratung der Verfassung, deren Gesamtform er nicht billigen wollte; gelegentlich des Rateauschen Antrags lud er am 12. Januar 1849 die Constituante ein, sich selbst aufzulösen; am 10. Februar erzielte er die Zerteilung der Kantone in vier Sektionen anstatt des Kantonalvotums, dem die Konstituante ihr Dasein verdankte, und am 21. d. M. ein Amendement, welches die Unabsetzbarkeit der damaligen Magistratur rettete. Das Doubs-Departement schickte M. auch in die Legislative, für die ihm das Departement der Côtes-du-Nord gleichfalls seine Stimmen gegeben. Um den Preis der Lehrfreiheit schloß er sich Ludwig Napoleon an und unterstützte dessen Wahl zum Präsidenten der Republik. Am 21. Juli 1849 sprach er bei der Diskussion des Gesetzentwurfs wegen Preßbeschränkung, den Dufaure (s. d.) einbrachte, und am 19. Oktober hielt er eine bittere Rede über die römische Frage, die ihm ein Dankbreve Pius' IX. und während einer Romfahrt das römische Bürgerrecht eintrug. 1849 ließ er „Quelques Conseils aux catholiques sur la direction à donner à la polémique actuelle et sur quelques dangers à éviter" erscheinen. 1850 beteiligte er sich lebhaft an Vorbereitung und Diskussion des am 31. Mai angenommenen Wahlreformgesetzes, und 1851 verteidigte er, wiederholt im Gegensatze zu seiner Partei, den Prinz-Präsidenten gegen Anschuldigungen. Er ließ sich mit dem Gesetzentwurf über die Sonntagsbeobachtung betrauen. An dem Prinz-Präsidenten hielt er fest, ging mit ihm reaktionäre Wege und begrüßte jubelnd den Staatsstreich vom 2. Dezember 1851, wurde Mitglied der Konsultativkommission, legte aber im Januar 1852 dies Amt nieder. Zum Nachfolger Droz' in der Académie française ernannt, wurde er am 5. Februar d. J. feierlich aufgenommen. Bald bemerkte M., daß Ludwig Napoleon seinem Ehrgeize entgegenstrebe, und brach mit Veuillot, nicht willens der absoluten Gewalt zu dienen und die Ultramontanen zum Instrumente des neuen Kaisers zu erniedrigen. In kirchlichen Dingen blieb er blind und sang in der Schrift „Des Intérêts catholiques au dix-neuvième siècle" (1852) ein Triumphlied über die Niederlage des Gallikanismus und den Sieg Roms; er pries de Maistre, dessen Gedanken Gemeinplätze für die katholische Jugend geworden seien. Aber sein Einfluß war gebrochen, Veuillots Richtung besiegte die ultramontane Partei, die Ultramontanismus und konstitutionelle Freiheit hatte verbrüdern wollen; M. hatte sein vollgerütteltes Maß an der Schuld, „das Idol im Vatikan" aufzurichten. Er kämpfte für die Unterrichtsfreiheit und die Freiheit der Orden erfolgreich weiter und setzte das Unterrichtsgesetz und die Erlaubnis zur Niederlassung für alle Orden, selbst den der Jesuiten, durch. Das Doubs-Departement entsandte den Grafen in den Gesetzgebenden Körper, in dem er fast allein die Opposition vertrat; als ein vertraulicher Brief M.s an Dupin (s. d.) gegen seine Absicht am 16. März 1854 in belgischen Blättern abgedruckt und in Paris kolportiert worden war, veranlaßte der Gesetzgebende Körper am 4. April seine gerichtliche Verfolgung wegen Beleidigung Napoleons III.; doch hatte dies keine weitere Wirkung. Seinem Unmute darüber, daß die Rom nächststehenden Katholiken sich nicht mit der allgemeinen Freiheit begnügten, sondern als Privilegierte die anderen Konfessionen unterdrücken wollten, lieh M. in „L'Avenir politique de l'Angleterre" (1855) warmen Ausdruck, und 1856 erschien sein „Pie IX. et Lord Palmerston". Bei den Wahlen in den Gesetzgebenden Körper unterlag er 1857 dem Regierungskandidaten und verließ nun nach 22 Jahren die politische Scene, um sich ganz der Publizistik zu widmen. Sein Artikel vom 25. Oktober 1858 im „Correspondant", Un débat sur l'Inde au parlement anglais, veranlaßte am 24. November seine Stellung vor das Zuchtpolizeitribunal der Seine, weil er Haß und Verachtung gegen die Regierung gepredigt, das allgemeine Stimmrecht und die konstitutionelle Autorität des Staatsoberhauptes wie die Achtung gegen die Gesetze angetastet habe; er wurde zu

sechsmonatlichem Gefängnisse und 3000 Frs. Buße verurteilt, legte Appell ein und wies, als ihm der Kaiser am 2. Dezember die ganze Strafe erließ, seine Gnade zurück; das Appellationsgericht sprach ihn am 21. Dezember von der Anklage des Angriffs auf die Verfassung frei, ermäßigte die Haft auf drei Monate und behielt die Geldbuße bei, worauf Napoleon ihn abermals begnadigte. M.s großes Werk „Les Moines d'Occident depuis Saint-Bénoît jusqu'à Saint-Bernard" (1860—1867, fortgesetzt bis 1877 [7 Bde.]) blieb ein Torso, aber auch „mit seinen gelehrt-poetischen Wanderungen durch das Dunkel der weiten Wälder der Geschichte und frommen Sage ein sprechendes Spiegelbild des glaubens- und vertrauensseligen, romantisch-ritterlichen Sinnes seines Verfassers". Er selbst veranstaltete eine Gesamtausgabe seiner Werke in neun Bänden (1861—1868). In dem dem Gedächtnisse des Freundes gewidmeten „Le Père Lacordaire" (1861) brach der Graf offen mit Veuillot, „der klerikalen Kanaille" und den Verrätern der Freiheit; aufs tiefste empfand er, wie die Resultate seines lebenslänglichen Ringens zerstört wurden. M. erschien 1863 auf dem internationalen Katholikenkongresse in Mecheln, um über bürgerliche und religiöse Freiheit im freien Staate zu reden; er nahm die Freiheit für alle ernst und wurde darum von den Gegnern gelästert und verhöhnt, besonders nach der Publizierung von „L'Eglise libre dans l'état libre" (1863). 1864 folgte die Broschüre „Le Pape et la Pologne", 1869 „L'Espagne et la liberté". Voll Interesse sah er, trotz schwerer Körperleiden, der Entwickelung der Dinge zu und suchte für seine Überzeugung daraus Nutzen zu ziehen; nach wie vor schrieb er am „Correspondant". Im Sommer 1868 erklärte er, er könne der römischen Kirchenpolitik, die er mißbilligte, nur noch das Schweigen einer christlichen Seele entgegensetzen, 1869 aber warnte er offen und ehrlich vor den Absichten Roms; im Juli d. J. pries er die Adresse der Koblenzer Laien an den Bischof von Trier und sprach dem Redakteur der „Kölnischen Volkszeitung", Hoffmann, sein Entzücken aus „über die nicht genug zu rühmende Kundgebung des Gewissens und der geistigen Einsicht dieser Altkatholiken"; er that alles, um die Adresse in Frankreich zu verbreiten. Warm billigte er das Auftreten Dupanloups und des Pater Gratry, während ihn selbst und seine Anhänger Bischof Pie von Poitiers am 25. Oktober 1869 unter Veuillots Jubel verdammte. Mit kindlichem Vertrauen betrachtete der Graf den am 6. September 1869 aus Fulda erlassenen Hirtenbrief der deutschen Bischöfe, aber bald überkam ihn neue Unruhe, und „obschon noch lebend, im Sarge" beschwor er am 7. November Döllinger, zum Konzile nach Rom zu eilen, um dort die „Niederträchtigkeit" nicht triumphieren zu lassen. Kein Geheimnis der Kirchengeschichte erschien ihm so merkwürdig als das der totalen Umwandlung des katholischen Frankreich in eine Antichambre des Vatikan, und anstatt Frankreichs hielt er nun Deutschland für auserwählt, „dem Wildstrome servilen Fanatismus, der alles zu verschlingen drohe, einen Damm entgegen zu werfen" — es war die letzte der zahlreichen Täuschungen in M.s Leben. Herzlich schmerzte es ihn, daß der „Correspondant", den er mit ins Dasein gerufen, seine Arbeit L'Espagne et la liberté nicht aufnahm, und am 6. März 1870 schrieb er Döllinger: wahrlich habe er die seichte Aufklärerei und die staatliche Allregiererei nicht darum bekämpft, um sie durch den Götzendienst des Papstes, den man jetzt predige, abzulösen; in einem Schreiben vom 28. Februar, das er beilegte und das in Paris am 6. März gedruckt wurde, sprach er sein letztes Wort gegen das Götzenbild im Vatikan, den geistlichen Despotismus, und Pius IX. tadelte dafür den Toten als „liberalen, d. h. halben Katholiken". M. verschied am 13. März 1870. — Vgl. Sainte-Beuve, Causeries du Lundi, Bd. I, Paris 1851; Hillebrand, Geschichte Frankreichs von der Thronbesteigung Louis Philipps bis zum Falle Napoleons III., Bd. II, 2. Aufl. Gotha 1881; Fridolin Hoffmann, Karl Graf von Montalembert, der französische O'Connell (in den Bildern aus der Geschichte der katholischen Reformbewegung des 18. und 19. Jahrh.), Mannheim 1876; Friedrich, Geschichte des Vatikanischen Konzils, 2 Bde., Bonn 1877—1883.

Montalembert, Marc René Marquis, französischer General, am 16. Juli 1714 zu Angoulême aus einer Familie des Poitou geboren, wohnte als Militärbevollmächtigter (1757—1758 beim schwedischen, 1759—1760 beim russischen Heere) den Feldzügen des Siebenjährigen Krieges bei und hat seine Briefe über die Ereignisse desselben veröffentlicht (London und Neufchatel 1777); sie erschienen in deutscher Übersetzung von v. Rohr, Breslau 1780—1781. M. war ursprünglich Reiteroffizier, Vaubans Schriften über die Befestigungskunst führten ihn zur Beschäftigung mit letzterer, in welcher er ein neues System begründete, indem er an Stelle des bastionären Grundrisses den polygonalen setzte; viele seiner Vorschläge finden noch gegenwärtig, namentlich auch in Deutschland Verwendung. Auch praktisch war er bei der Anlage von Befestigungen thätig; die M.schen Türme sind nach ihm benannt. Auf seinen Besitzungen schuf er eine Reihe von industriellen Anlagen, Munitionsfabriken, Geschützgießereien, von denen die zu Ruelle noch gegenwärtig besteht, u. dgl. m. Als er später in Vermögensverfall geraten war, gab ihm die Republik, deren Grundsätzen er huldigte, ein Gnadengehalt. Er starb am 29. März 1800 zu Paris. Von den zu seinem Andenken erschienenen Schriften ist das „Éloge historique par Delisle de Sales et de la Platrière", Paris 1801, die ausführlichste.

Montalivet, Jean Pierre Bachasson, Graf. Als Sohn eines Maréchal-de-camp am 5. Juli 1766 zu Neukirch bei Saargemünd geboren, trat M. 1779 in das Regiment Nassau-Husaren, um bald als Unterlieutenant zu den La Rochefoucauld-Dragonern überzugehen. Da aber seine Eltern ihn als Juristen sehen wollten, warf er sich auf die Gesetze, wurde Advokat am Parlamente von Grenoble und schon 1785 durch Altersdispens daselbst Rat. Frühe durch Fleiß und Rechtschaffenheit wie durch Urteilsschärfe aus-

gezeichnet, wurde er unter Briennes Administration 1788 mit seinen Kollegen exiliert; obgleich ihn die Beschlüsse der Nationalversammlung im September 1790 um sein Amt brachten, pflichtete er den Freiheitslehren der Zeit herzlich bei. 1789 in Valence mit Bonaparte bekannt geworden, erwarb er sich seine volle Achtung, obwohl ihre Charaktere und Ansichten weit auseinander gingen. Stets ein Mann gesunder Mäßigung, verfolgte M. voll Kummer, wie die Morgenröte der Revolution allmählich in einem Meere von Blut erlosch, und kämpfte nach Kräften gegen die Ausschreitungen; inmitten der Schreckenstage suchte er seinen Oheim den Henkern zu entreißen und klagte im Jakobinerklub selbst die Pariser Munizipalität an. In Paris nicht mehr sicher, ließ er sich dann als Freiwilliger anwerben und diente in Italien bis 1794, wo er als Korporal heimkehrte. Im Jahre III. Maire von Valence geworden, beschwor er dort Hungersnot und Unruhen; im April 1801 machte ihn der Erste Konsul zum Präfekten des Departements Manche, wo er dem Bürgerkriege weise begegnete, und am 31 März 1804 zum Präfekten des Departements Seine-et-Oise. Der Kaiser berief ihn 1805 in den Staatsrat und am 3. Mai 1806 zum Generaldirektor der Brücken und Chausseeen, als welcher er sich so fähig erwies, daß ihm nach Cretets Abgang am 1. Oktober 1809 das Ministerium des Innern und der Grafentitel zufielen. M. war nun in der Lage, seinen weiten Blick und die Vielseitigkeit seines Wissens zu verwerten, die nationale Industrie zu begünstigen und alle Ressourcen des Reichs heranzuziehen; unter ihm entstanden zahllose Bauten in Paris und Frankreich, Brücken, Fontänen, Triumphbögen wie Häfen und Landstraßen. Obwohl von Napoleons Génie geblendet, wurde er nie zum Sklaven, sondern wahrte sich stets Manneswürde und Freimut; als er dem Kaiser einmal die Entlassung einreichte, nahm dieser sie nicht an. M. ergriff, als Napoleon zur russischen Campagne aufbrach, laut Vereinbarung mit ihm alle Mittel, um eine drohende Hungersnot zu verhindern, und trat 1814 vergebens für die Verteidigung von Paris gegen die Alliierten ein. Mit der Regentin Marie Luise ging er dann nach Blois, wurde Sekretär der Regentschaft und wirkte durch Proklamationen auf die Stimmung zugunsten Napoleons hin. In den Hundert Tagen ernannte ihn Napoleon am 21. März 1815 zum Generalintendanten der Krone und am 2. Juni zum Pair von Frankreich. Nach Waterloo lebte er, der Politik ferne, auf seinen Gütern, bis ihn Ludwig XVIII. auf Antreiben Decazes' am 5. März 1819 in die Pairskammer berief. M. gehörte hier der konstitutionellen Partei an und verfocht eifrigst die Charte wie die von ihr garantierten Rechte. Seit 1821 Baron, kränkelte er seit Napoleons Tod und starb auf seinem Gute La Grange bei Pouilly (Departement Nièvre) am 22. Januar 1823. — Vgl. „Nouvelle biographie générale“, T. XXXVI, Paris 1861.

Montalivet, Marthe Camille Bachasson, Graf. Als Sohn des vorigen am 25. April 1801 in Valence (Departement Drôme) geboren, besuchte M. das Collège Henri IV. in Paris und die polytechnische Schule bis 1822, erregte als Schüler der Brücken- und Chausseeen-Schule die Aufmerksamkeit der Lehrer und wollte die Ingenieurcarrière einschlagen, als ihn der plötzliche Tod seines älteren Bruders zum Pair von Frankreich berief; des Alters wegen konnte er erst 1826 seinen Sitz einnehmen; von Anfang an war dieser unter den Freiheitsfreunden, um nicht immer taktvoll Karls X. Regiment anzugreifen. Er war Mitglied und Sekretär der Gesellschaft „Aide-toi, le ciel t'aidera!“ Wacker stritt er 1829 gegen Polignacs Waltung und trat für die 221 (s. bei „Karl X.“) ein. Am 30. Juli 1830 sprach er für Widerstand gegen die durch die Ordonnanzen sündigende Regierung und ging mit anderen zum Herzoge von Orléans, der als Ludwig Philipp den Thron bestieg. Der König erkannte in M. einen soliden, positiven Geist von natürlicher Gewandtheit, aus dem sich etwas machen ließe, ernannte ihn am 16. Oktober provisorisch zum Intendanten der Krondotation und auf Laffittes Rat am 2. November 1830 an Stelle Guizots in kritischster Zeit zum Minister des Innern; er hoffte, in ihm ein gelehriges Instrument seiner eigenen Intentionen zu haben, und M. wurde sein erklärter Günstling. Im Ministerprozesse traf M. alle Vorkehrungen zum Schutze der bedrohten Angeklagten, und am 10. Dezember geleitete er persönlich ihren Wagen von Vincennes nach dem Petit-Luxembourg, am 21. wieder dahin zurück. Vergebens bemühte er sich hingegen, den Bruch des Königs mit Lafayette zu verhüten, vergebens, die Unruhen der Parteien zu beschwören; wollte er die lauten Liberalen heranziehen, so machten sie bald unerfüllbare Forderungen; suchte er die Schuld an der Plünderung des erzbischöflichen Palastes im Februar 1831 auf die Legitimisten zu schieben, so gelang ihm doch die Entschuldigung der Regierung keineswegs; er war ohnmächtig wie der Ministerpräsident Laffitte, der am 13. März d. J. abtrat. Unter Périer übernahm M. nun das Portefeuille des öffentlichen Unterrichts und der Kulte, er durfte frei schalten, Périer rechnete auf ihn. Trotz seiner Ergebenheit an den Klerus hemmte er dessen Prätentionen, verfocht mutig die Rechte der Universität und begünstigte in erfolgreicher Weise die Entwickelung des Volksunterrichts.

Bei der Regelung der Zivilliste 1832 brachte er die Opposition durch den Ausdruck „Unterthanen“ in Wut, die fast in Thätlichkeiten ausartete. Aus den Händen des sterbenden Périer nahm er am 27. April d. J. das Portefeuille des Innern an, das seine an Girod abgebend. Er erklärte die Westdepartements in Belagerungszustand, ordnete die Verhaftung der Herzogin von Berry (s. d.) an, ohne sie aufzufinden, half kräftig zur Unterdrückung des Juniaufstandes und hielt mit dem Könige den Umritt vom 6. Juni, um alsbald über Paris den Belagerungszustand herbeizuführen. Er vermied es, das Blut der Besiegten zu vergießen, war trotzdem verhaßt, wurde von Dupin (s. d.) als Kollege abgelehnt, wollte selbst von Thiers und Guizot als solchen nichts wissen und mußte am 10. Oktober sein Portefeuille an Thiers abgeben. Er wurde General-

intendant der Zivilliste, und die Pairskammer bestimmte ihn 1834 zum Untersuchungsrichter im Prozesse gegen die Rebellen des April. Seit August 1830 Oberst der 4. Legion der Nationalgarde, wurde er 1832 Oberst derer zu Pferde und am 30. April 1843 Großkreuz der Ehrenlegion. Auf Wunsch des Königs übernahm er am 22. Februar 1836 abermals das Ministerium des Innern unter Thiers, um alsbald mit dem Könige gegen diesen zu wühlen; mit dem Könige suchte er die Schweizer Angelegenheiten ihm entgegen zu beeinflussen, und Thiers wußte, wer ihm solche Unannehmlichkeiten bereitete; in der spanischen Frage stand M. allein zum Könige, und mit ihm freute er sich über Thiers' Sturz im August 1836. Seine ungeschickte Intrigue in der Schweiz machte es unmöglich, daß er nun an die Spitze des Kabinetts trete; Guizot besonders protestierte gegen den unbeliebten Busenfreund des Monarchen. Hatte dieser ihn schon im Januar 1837 einschmuggeln wollen, so gelang dies erst am 15. April d. J., wo M. abermals das Portefeuille des Innern unter Molé übernahm.

Gelegentlich der Wahlen mußte er harte Anfeindungen erdulden; man zieh ihn ungesetzlicher Beeinflussung derselben, anderseits absoluter Unthätigkeit während des Kampfes. M. brachte in den Kammern mehrere Gesetze von Belang ein, legte besonderes Interesse an der Reform des Gefängniswesens an den Tag und ließ durch eine Kommission dasselbe in Nordamerika prüfen. Im Sturm der „Koalition" gegen Molé stand er letzterem treu zur Seite und ertrug ritterlich die allgemeine Abneigung; er leitete 1839 die Neuwahlen zur Kammer und trat, als sie das Ministerium in der Minorität zeigten, am 8. März 1839 mit den Kollegen ab, um abermals die Intendantur der Zivilliste anzunehmen und bis zur Revolution zu behalten. In dieser Stellung leistete M. Tüchtiges, zumal bei der Anlage des Nationalmuseums in Versailles und der Restauration der Schlösser des Königs. Nach wie vor verteidigte er ehrlich die Politik und die Handlungen des geliebten Königs. Seit 1840 gehörte M. als freies Mitglied der Akademie der schönen Künste an. Als Villemain das Ministerium des Unterrichts niederlegte, bestürmte Ludwig Philipp am 1. Februar 1845 den Freund, es zu übernehmen; der Liberale aber hielt die Regierung der Doktrinäre für verderblich und wollte nichts damit zu thun haben. 1847 und 1848 riet er dem Könige inständig, sich von Guizot zu trennen und der geforderten Wahlreform zuzustimmen, doch vergebens. Trotzdem hielt er an Ludwig Philipp fest und deckte am 24. Februar 1848 mit einem Reiterdétachement seine Flucht nach St. Cloud. Der Politik blieb er ferne, sprach unter den sich folgenden Regierungen warm und offen für das Haus Orléans und suchte Ludwig Philipps Regierung in den mit Vorsicht zu benutzenden Schriften „Le Roi Louis Philippe-La Liste civile" (Paris 1851) und „Rien! Dix-huit années de gouvernement parlementaire" zu rechtfertigen. Dem Liberalismus unverbrüchlich ergeben, starb M. als Ehrenmann auf seinem Gute La Grange am 5. Januar 1880.

Vgl. Hillebrand, Geschichte Frankreichs von der Thronbesteigung Louis Philipps bis zum Falle Napoleons III., 2 Bde., 2. Aufl. Gotha 1881; „Revue des Deux-Mondes", Lieferung vom 15. Januar, Paris 1880.

Montauban, Belagerung 1621. Die Stadt M., jetzt Hauptstadt des Departements Tarn et Garonne, war in den Hugenottenkämpfen eine der Hochburgen des Calvinismus. Als im Jahre 1621 König Ludwig XIII. von Frankreich seine protestantischen Unterthanen von neuem mit Krieg überzog, gebot der tapfere Widerstand derselben seinem Siegeslaufe Halt. Am 18. August begann die Belagerung, am 7. November mußte das königliche Heer, durch Mangel und Krankheiten dezimiert, unverrichteter Sache abziehen; fast alle berühmten Krieger Frankreichs hatten unter seinen Mauern gekämpft, der Herzog von Mayenne war dabei getötet; Graf d'Orval, Sullys Sohn, hatte die Verteidigung geleitet, welche der Herzog von Rohan von außerhalb unterstützte. Die Stadt blieb blockiert; als im Jahre 1622 ein Abkommen, welches das Edikt von Nantes bestätigte, den Feindseligkeiten ein vorläufiges Ende machte, wurde M. einer der den Reformierten gewährten Sicherheitsplätze. 1629 ließ Richelieu die Festungswerke schleifen. Unter Ludwig XIV. hatte M. unter den Dragonaden schwer zu leiden. — Vgl. Joli, Histoire du siège de M., 1623; Le Bret, Histoire de M., neue Ausgabe von Marcellin und Ruck 1842.

Montauban, Charles Guillaume Marie Appolinaire Antoine Cousin de, Graf von Palikao, französischer Divisionsgeneral, am 14. Juni 1796 zu Paris geboren, trat unter der Restauration als garde du corps de Monsieur in den Dienst, machte den Feldzug von 1823 gegen Spanien mit und betrat 1831 als Lieutenant der Chasseurs d'Afrique zuerst den afrikanischen Kriegsschauplatz, auf welchem er die nächsten 26 Jahre hindurch ununterbrochen mit großer Auszeichnung thätig blieb. Er war es, dem am 23. Dezember 1847 Abd el Kader sich ergab; zehnmal war sein Name als Anerkennung seiner Leistungen im Tagesbefehle lobend genannt worden; als Divisionsgeneral kehrte er 1857 nach Frankreich zurück. Zwei Jahre später erhielt er den Oberbefehl des etwa 8000 Mann zählenden Heeresteiles, welcher in Gemeinschaft mit den Engländern gegen China vorgehen sollte und seine kriegerische Aufgabe im Herbst des Jahres 1860 löste. Am 26. Februar hatte M. die Rhede von Hongkong erreicht; anfangs hatte er neben dem Kommando der Landtruppen auch die Verfügung über die Flotte und die Leitung der diplomatischen Geschäfte, später wurde er auf das erstere beschränkt. Nach sorgsamer Vorbereitung des Feldzuges begann am 12. August der Kampf, am 21. erfolgte die Einnahme der Forts an der Mündung des Peiho, dann wurde der Vormarsch gegen Peking angetreten, am 21. September fand der Kampf bei Palikao gegen die den Weg sperrenden chinesischen Truppen statt, welcher Veranlassung zu M.s Grafentitel wurde; die gebildeter Völker wenig würdige Plünderung und demnächstige Verbrennung des kaiserlichen Sommerpalastes durch Franzosen

und Engländer und die Einnahme von Peking am 12. Oktober führten am 25. desselben Monats den Friedensschluß herbei; M. kehrte, nachdem er unterwegs noch die Eroberung von Cochinchina beendet hatte, 1861 nach Frankreich zurück. Trotz der Gloire, welche der Krieg der französischen Armee und ihrem Führer eingetragen hatte, war die öffentliche Meinung gegen letzteren wegen der Beraubung der kaiserlichen Schätze und Kostbarkeiten, an welcher er für seine Person keineswegs unbeteiligt gewesen sein sollte, so aufgebracht, daß die sonst gefügige Kammer im Juli 1862 den Antrag auf Bewilligung einer Dotation für ihn ablehnte; zehn Jahre später kam bei den Budgetverhandlungen an den Tag, daß das Empire verstanden hatte, ihm, als ein Schmerzensgeld, 589,500 Frs. aus der von China gezahlten Kriegsentschädigung in die Hand zu spielen. Als der Krieg von 1870 ausbrach, stand er an der Spitze der 8. Militär-Division. Nach der unglücklichen Eröffnung des Feldzuges war der Rücktritt des Ministeriums Ollivier, welches Frankreich in den verhängnisvollen Kampf verwickelt hatte und jetzt das ganze Lügengewebe, durch welches es die öffentliche Meinung zu täuschen gesucht hatte, zerstört sah, eine Notwendigkeit geworden. Der Graf von Palikao wurde berufen, ein anderes Ministerium zu bilden, in welchem er selbst das Portefeuille des Krieges übernahm. Das neue Ministerium entwickelte große Thätigkeit, und M. that sein Möglichstes, um das Versäumte nachzuholen und die Schäden auszugleichen, bis die Ereignisse des 4. September ihn, und alles was mit der kaiserlichen Regierung zusammenhing, vom Staatsruder entfernten. Seine ministerielle Wirksamkeit hat er in einer Schrift „Un ministère de la guerre de vingt-quatre jours (10 Août jusqu'à 4 Septembre)", Paris 1871, geschildert. Am 8. Januar 1878 starb er zu Paris. Im Jahre 1883 wollte ein Graf Hérisson, welcher M. nach China begleitet hatte und 1885 das „Journal d'un interprète en Chine" herausgab, dessen geheime Korrespondenz veröffentlichen; die Regierung verhinderte es, indem sie die Handschrift kaufte, weil dadurch Englands treuloses Benehmen gegen seinen Bundesgenossen an den Tag gekommen sein würde und man diese Macht schonen wollte. — Vgl. v. Löbell, Jahresberichte über Militärwesen, Berlin 1878.

Montbrun, Louis Pierre [Graf], französischer General, am 1. März 1770 zu Florensac im Departement Herault geboren, trat 1789 in das 1. Jäger-Regiment zu Pferde, ward 1794 Offizier und 1800, seine Beförderungen seinen Leistungen auf dem Schlachtfelde dankend, Oberst jenes Regiments. Weitere Auszeichnung in den Feldzügen von 1800, 1805 und 1806/7 in Deutschland brachte ihm weitere Beförderungen, dann wurde er auf den spanischen Kriegsschauplatz versetzt, kehrte 1809 mit seiner leichten Kavallerie-Division nach Deutschland zurück, nahm am Kriege gegen Österreich ruhmvollen Anteil, führte 1810 Massénas Kavallerie nach Portugal, focht 1811 in Spanien und führte 1812 unter Murat das 2. Reserve-Kavalleriecorps nach Rußland, an dessen Spitze er am 7. September in der Schlacht an der Moskwa fiel. Er war einer von Napoleons besten Reiterführern; die Franzosen nannten ihn „l'autre Bayard". — Vgl. „Nouvelle biographie générale", T. XXXVI, Paris 1865.

Montcalm, Louis Josèphe, Marquis, französischer General, am 28. Februar 1712 auf dem Schlosse Candiac bei Nîmes geboren, ward 1756, als der Krieg gegen England ausbrach, mit dem Oberbefehl der geringen Streitkräfte bekleidet, welche Frankreich zur Verteidigung seiner kanadischen Besitzungen aufzubieten vermochte. Er that sein Möglichstes, die schwierige ihm gestellte Aufgabe zu erfüllen, hielt seine Gegner nach Kräften auf, nahm 1757 sogar das Fort Oswego und schlug am 18. Juli 1758 Lord Abercromby bei Fort Carillon, sah aber voraus, daß er bei der Unzulänglichkeit seiner Hilfsmittel und bei dem Ausbleiben jeglicher Unterstützung aus dem Mutterlande, nicht imstande sein würde, Kanada zu behaupten. In der That machten die Briten immer weitere Fortschritte, und 1759 drangen sie an drei verschiedenen Stellen in Kanada ein. General Wolfe ging mit 30,000 Mann gegen Quebeck vor, wo M. 13,000 zusammenraffte; eine englische Flotte unter Admiral Saunders wirkte mit dem Landheere zusammen. Am 27. Juni begann die Belagerung, die Verteidiger hielten wacker stand, und die Einnahme war zweifelhaft, bis am 13. September Wolfe sich einer Stellung bemächtigte, deren genügende Bewachung, wegen der Schwierigkeit zu derselben zu gelangen, M. unterlassen hatte. Dieser Erfolg des Feindes raubte M. die Besonnenheit; statt die Angreifer hinter seinen Werken zu erwarten, griff er im freien Felde selbst an, ward an der Spitze seiner Truppen tödlich verwundet und starb am 14. desselben Monats zu Quebeck. Am 18. kapitulierte die Stadt. — Vgl. Garneau, History of Canada with notes by A. Bell, Montreal 1866; „M. en Canada par un ancien missionaire", Paris 1867.

Mont-Cassel, Schlacht am 11. April 1677. Im 2. Raubkriege Ludwigs XIV. (vgl. Bd. III, S. 369) belagerte der Herzog von Orléans Saint-Omer; Wilhelm von Oranien beschloß, aus der Gegend von Ypern einen Versuch zum Entsatze des Platzes zu machen. Am 10. standen beide Heere sich gegenüber. Oraniens am 15. unternommener Vormarsch gegen die feindliche Stellung wurde aber durch Wasserläufe aufgehalten, und seine Maßregeln wurden durch einen Gegenangriff der Franzosen durchkreuzt, welcher seinen linken Flügel zum Weichen brachte und ihn zum Rückzuge nötigte. Er bewerkstelligte denselben unter dem Schutze seiner Reiterei in einer Art und Weise, welche ihm hohen Ruhm eintrug und seinen Ruf als Feldherr begründete, doch verlor er viele Trophäen und fast seinen ganzen Troß. Saint-Omer fiel am 22. April; einen entscheidenden Einfluß auf den Gang des Krieges hatte die Schlacht weiter nicht, da Orléans es unterließ, seinen Sieg zu verfolgen. — Vgl. de Quincy, Histoire militaire de Louis le Grand I, Paris 1726.

Mont-Cenis-Tunnel bezeichnet den Alpendurchgang der gleichnamigen Eisenbahn (Lyon-Chambéry-Turin), deren wichtige Linie jetzt die Hauptverbindung Frankreichs mit Italien bildet

und bereits den Überlandsverkehr zwischen London, Paris und dem Orient auf sich gelenkt hat. Mit den 1848 begonnenen inneren Reformen des Königreichs Sardinien gingen sehr beachtenswerte Leistungen für Handel und Verkehr Hand in Hand, so auch wurde am 30. August 1857 das längst geplante großartige Unternehmen einer Tunnelverbindung des savoyischen und piemontesischen Bahnnetzes zum Beschluß erhoben. Bezüglich der Ineinanderleitung dieser Schienenwege entschied man sich, möglichst der alten Landstraße über den Mont-Cenis-Paß, den seit Karls des Großen Zeiten besuchtesten aller Alpenpässe, zu folgen. Deshalb erhielt die neue Bahn auch den Namen des Mont-Cenis, obwohl der Tunnel nicht durch diesen, sondern 23 km südwestlich durch den Cime de Fréjus geführt worden ist. Die Feststellung von Höhe und Richtung des Tunnels beanspruchte fast ein Jahr, worauf dann der Durchbruch so genau bewirkt wurde, daß die von beiden entgegengesetzten Seiten eingetriebenen Stollen ganz entwurfsgemäß aufeinandertrafen. Auch ein vor Beginn der Arbeit abgegebenes geologisches Urteil über Natur und Mächtigkeit der zu erwartenden Gesteinschichten bestätigte sich, indem der Durchbruch, von italienischer Seite angefangen, 0,20 Kalkstein, 0,60 Kalkschieferbildung, 0,4 Quarzfels und 0,16 anthracithaltigen Boden seiner Gesamtlänge ergab. Von beiden Seiten wurde 1862 das Riesenwerk gleichzeitig begonnen. Anfänglich schritt die Arbeit langsam vorwärts, im ersten Jahre wurden 643 m, im zweiten 802 m vollendet, aber obgleich mit dem weiteren Eindringen in das Innere des Berges die Arbeit wegen technischer Schwierigkeiten, hauptsächlich bei Anlage der Ventilations- und Entwässerungs-Vorrichtungen, in ungewöhnlicher Weise wuchs, so gelang es doch, Werkzeuge und Maschinen so zu vervollkommnen, daß man mit beschleunigter Geschwindigkeit vordringen konnte. Schon 1867 erreichte man eine Bohrstrecke von 1512 m, so daß auf Grund der bisherigen Resultate die Tunnelvollendung im Laufe von 1870 erwartet werden durfte. Wirklich begrüßten sich am Weihnachtsabende d. J. die Arbeiter von französischer und italienischer Seite. Die Nachricht dieses epochemachenden Ereignisses wurde zunächst vom Lärm des Deutsch-französischen Krieges übertönt, als jedoch am 17. September 1871 der vollständig betriebsfähige Tunnel nach einem Kostenaufwande von 60 Mill. Mark dem öffentlichen Verkehr übergeben wurde, widmete die ganze civilisierte Welt dem monumentalen Baue, welcher zugleich das italienische Einigungswerk krönte, ihre Teilnahme und betrachtete seine Ausführung mit Recht als einen Sieg der modernen Technik. Seither durchdringt die von Chambéry im Arc-Thale laufende Eisenbahn von Modane (savoyisches Tunnelportal von 1200 m Höhe über dem Meere) südwärts in dem 13 km langen Tunnel den 2065 m hohen Gebirgsstock, um bei Bardonêche (piemontesisches Tunnelportal, 1250 m hoch) in einem Nebenthale der Dora Riparia wieder zutage zu treten. — Vgl. Guthe (Wagener), II. Länderkunde von Europa, Hannover 1882.

Montebello, Dorf in der italienischen Provinz Pavia, an der Straße von Tortona nach Piacenza. Am 9. Juni 1800 trafen 12,000, morgens von Voghera, 8 km westlich von M., aufgebrochene Österreicher unter Feldmarschall-Lieutenant Ott, welche nach der Kapitulation der Stadt Genua sich auf dem Marsche nach Piacenza befanden, wo die Armee sich vereinigen sollte, bei M. auf 8000 Franzosen unter General Lannes, welche ihnen den Weg verlegten. Die Kaiserlichen durchbrachen die französische Stellung, ein rechtzeitig eingreifendes Bataillon hemmte jedoch ihr weiteres Vordringen, und als nachmittags General Victor mit 5000 Mann Lannes' Truppen verstärkte, mußte Ott gegen Tortona zurückweichen. Lannes erhielt 1804 den Titel eines „Herzogs von M."; das Gefecht wird auch nach dem Städtchen Casteggio genannt.

Am 20. Mai 1859 unternahmen die Österreicher vom Po her eine Rekognoszierung gegen Voghera. Mit Ausführung derselben ward Feldzeugmeister Graf Stadion beauftragt; es standen ihm 22,000 Mann zur Verfügung. Auf der Chaussee ging die Division Urban vor, andere Abteilungen marschierten weiter nördlich gegen den Feind. Urban sollte in Casteggio Halt machen; da aber das nur 3—4 km westlich liegende Dorf Genestrello von den Franzosen besetzt war, so ging er weiter vor. Hieraus entwickelte sich ein heftiges Gefecht, welches nach dem zwischen Genestrello und Casteggio belegenen M. benannt wird. General Forey, zu dessen Division jene französischen Truppen gehörten, griff die Österreicher an, vertrieb sie zuerst aus Genestrello und später, nach heftigem Kampfe, auch aus dem östlich angrenzenden M.; die Österreicher, obgleich nicht verfolgt, räumten in der Nacht auch Casteggio und kehrten an den Po zurück; der Zweck ihrer Rekognoszierung war nicht erreicht. Sie hatten gegen 1300 Mann eingebüßt. Die Franzosen gaben ihren Verlust halb so groß an; Forey hatte höchstens 6000 Mann in das Gefecht geführt, aber er hatte sie einheitlich und energisch verwandt, während die Österreicher ihm immer nur ungenügende Kräfte entgegenstellten, deren glänzende Tapferkeit die Mängel der Gefechtsleitung nicht ausgleichen konnte. — Vgl. „Lombardischer Krieg von 1859".

Montecuccoli (Montecuculi), Raimund, Graf, österreichischer Feldmarschall, geboren den 21. Februar 1609 auf Schloß Montecuccolo im Modenesischen, gestorben den 16. Oktober 1680 zu Linz in Oberösterreich. Er stammte aus alter Familie als zweitgeborener Sohn des Grafen Galeotto M. und der Anna Bigi (Bisi), einer Adeligen aus Ferrara. Als der frühe Tod des Vaters (1619) die zahlreiche Familie (5 Söhne und 2 Töchter) in bedrängten Verhältnissen zurückließ, nahm sich der älteren Söhne, darunter auch Raimunds, der Kardinal Alexander, Bruder des Herzogs von Modena, an und sorgte für ihre Erziehung. — Der Ausbruch des Dreißigjährigen Krieges bot jungen Edelleuten Gelegenheit, ihr Glück mit den Waffen zu machen, und so vermittelte die Bekanntschaft des damals 16jährigen Raimund M. mit dem kaiserlichen General Rambaldo v. Collalto, der 1625 nach Modena kam, seine erste Reise nach Deutschland unter der Ob-

hut seines Vaterbruders Ernst M. (geb. 1584), der bereits seit 1604 in kaiserlichen Kriegsdiensten stand und eine namhafte Militärwürde bekleidete. 1626—1628 finden wir M., der 1625 als einfacher Soldat in Schlesien seine Laufbahn begonnen, wieder in Italien, und zwar in Modena, Rom und Neapel, worauf er nach Deutschland zurückkehrte und 1629 mit seinem Oheim den Krieg in den Niederlanden mitmachte. Nach der Enthebung Wallensteins vom ersten Generalat und dem Einmarsche der Schweden finden wir M. bereits als kaiserlichen Hauptmann und bei der Eroberung von Neubrandenburg (März 1631) mit Auszeichnung genannt. In der Schlacht bei Leipzig (17. September) kriegsgefangen, machte er dann, aus der Kriegsgefangenschaft bald gelöst, mit seinem Oheim Ernst die Kämpfe im Elsaß und in Bayern mit. Nach der Lützner Schlacht (16. November 1632) und dem Tode Ernsts M. (18. Juli 1633 zu Kolmar) begab sich Raimund M. nach Modena. — In der dritten Epoche des Dreißigjährigen Krieges, nach der Katastrophe Wallensteins, erscheint M. in der Schlacht bei Nördlingen (6. September 1634) als Befehlshaber eines Regimentes und wurde Oberst. Er beteiligte sich dann an den Kämpfen im Elsaß, in Sachsen und Schlesien. In der Schlacht bei Wittstock (4. Oktober 1636) verwundet, kehrte M. nach Italien zurück. Er richtete zwei Denkschriften an den Kaiser Ferdinand III. zur Rechtfertigung angesichts falscher Beschuldigungen und tritt 1639 wieder im kaiserlichen Heere auf. Im Treffen bei Brandeis in Böhmen (Mai 1639) Kriegsgefangener der Schweden unter Banér, erlangte M. erst im Juni 1642 die Freiheit. Als General-Feldwachtmeister erscheint er in Schlesien und schlug die Schweden unter Slang aus dem Felde. Er erhielt sodann vom modenesischen Herzog Franz I. den Auftrag, Kavallerie zu werben. 1642—1643 kommandierte er als Reitergeneral in dem Kriege um Nonantula, einer Episode des Castrensischen. In der letzten Epoche des Dreißigjährigen Krieges erblicken wir ihn, seit 1644 Feldmarschall geworden, auf dem Kriegsschauplatze in Franken, Sachsen, Bayern, dann als Kommandierenden in Schlesien, von wo er zum Entsatze von Brünn (1645) heranzog. Er ging dann nach Ungarn ab, erschien später vor Wien. Der Urlaub nach Modena wurde ihm verweigert. 1646 schlug er sich mit den Schweden unter General Wittemberg in Schlesien herum, nahm (Juni bis Juli) Frankenstein ein und drängte seinen Gegner zurück. Vom Erzherzog Leopold Wilhelm (s. Art.) nach Böhmen entboten, erhielt er kaiserliche Kontreordre und mußte nach Schlesien zurück. Hier leistete er mit geringen Truppen abermals Verdienstliches. 1647 zeichnete er sich im böhmischen Feldzuge vor Eger (Juli) und bei Triebel (August) aus. Nach der verhängnisvollen Schlacht bei Augsburg oder Zusmarhausen (17. Mai 1648) deckten er und Ulrich von Württemberg den Rückzug der Kaiserlichen. Bei dem Anschlage auf die Schweden unter Wrangel vor Dachau (15. September) war auch M. beteiligt und wandte sich hierauf zum Entsatze von Prag, den aber der Westfälische Friede überflüssig machte. Er hatte dann längere Zeit mit der Ordnung der militärischen Konventionen in Böhmen zu thun, wo er dem ihm befreundeten Ottavio Piccolomini zur Seite stand. M. begab sich nunmehr ans kaiserliche Hoflager und von da (1649) in die spanischen Niederlande. M. erscheint bald als Korrespondent und Vertrauter der katholisierenden und regierungsmüden Königin Christine von Schweden. Im Februar 1650 finden wir M. wieder in Wien, wo er in Aufträgen des Herzogs von Modena thätig war. 1652 reiste er nach Modena, und hatte das Unglück, einen seiner besten Freunde, Giov. Maria Molza, beim Turniere tödlich zu verwunden.

Eine bedeutsame Episode in seinem Leben bilden die Jahre 1653/54, da er Gelegenheit fand, als Diplomat des österreichischen Hofes, seine Korrespondentin Königin Christine in Schweden zu besuchen. Er vollführte dies im Spätjahre 1653 von Berlin aus, wo er in kaiserlichen Aufträgen an den Kurfürsten von Brandenburg-Preußen weilte. Es war der Plan einer Heirat zwischen dem österreichischen Thronfolger (Erzherzog Ferdinand IV.) und der Schwedenkönigin aufgetaucht. M. wurde äußerst ehrenvoll in Stockholm aufgenommen, doch verrann das Heiratsprojekt im Sande und der unvermutet rasche Tod des österreichischen Kronprinzen setzte es ganz von der Tagesordnung ab. Er konnte nachhause berichten, daß Christine fest entschlossen sei, abzudanken. Er gab der Königin 1654 im Februar das Geleite nach Upsala, woselbst sie den Reichsständen ihren Entschluß kundgeben wollte. Vor dem Akte der Abdikation selbst (6. Juni 1654) hatte M. bereits (Mitte März) Schweden verlassen. Auf seine Veranlassung verfaßte der namhafte italienische Hofpoet Graziani ein Huldigungsgedicht für die Schwedenkönigin: „La Calisto“ betitelt. — Von Schweden zurückgekehrt, befand sich M. zu Anfang Mai 1654 in Regensburg. Zu Wien erhielt er die briefliche Einladung der Schwedenkönigin, welche ihre Abreise von Stockholm in Männertracht vollzogen, sich bei ihr in Antwerpen einzufinden und das Geleite nach Italien zu geben. M. befand sich Ende September 1654 in Antwerpen, dessen Festlichkeiten zu Ehren der Schwedenkönigin den Ort nach M.s brieflicher Äußerung vom 22. September zu einer von den glückseligen Inseln machten. Für kurze Zeit reiste er nach England. Im Dezember 1654 finden wir ihn bei der Schwedenkönigin zu Brüssel, wo dieselbe ihr katholisches Glaubensbekenntnis ablegte. Als kaiserlicher Gesandter gab er dann Christinen das Geleite nach Rom und kehrte von hier 1655 zurück.

Das Jahr 1657 eröffnet die bedeutendste Epoche der Kriegsthaten M.s; es war die Zeit des österreichischen Auxiliarkrieges gegen die Schweden in Polen. M. befehligte da zunächst unter dem Oberkommando Hatzfelds die Reiterei, und führte dann nach Hatzfelds Tode 1658 den Krieg in Polen und Holstein. Nach dem Tode Kaiser Ferdinands III. war auch M. einer der Kommissäre, welche die Kaiserwahl Leopolds (I.) zu sichern hatten (1658). Überdies fällt in diese Zeit seine Ehe mit der Gräfin Marg. Dietrichstein; die Gattin begleitete ihn ins Feldlager. Mit dem Kurfürsten von Brandenburg, Friedrich Wilhelm,

als Höchstkommandierenden marschierte M. bis Kolding, wo die Winterquartiere 1658/59 bezogen wurden. Es heißt, Christine, die Exkönigin von Schweden, über die Zurückhaltung ihrer ausbedungenen Leibrente erbittert, habe dem Kaiser den Vorschlag gemacht, sie wolle mit 20,000 Mann unter dem Befehle M.s Pommern als ihr Kammerland erobern, was dann, nach ihrem Tode an den Kaiser fiele. M. ging bald nach Wien zurück, wo er Gegner hatte. In der nordischen Campagne des Jahres 1659 besetzte er Friedrichodde (Fridericia) und versuchte die Eroberung der Insel Fanöe, die auch im Juli gelang. Vom August bis November eroberte er die pommerschen Ortschaften Greifenhagen, Wollin, Dammgarten, Triebensee, Dammin, und wagte auch den Angriff auf Stettin. Die Eroberungen schlossen mit der Besetzung von Warnemünde (18. März 1660).

Der Friede von Oliva endigte den nordischen Krieg gerade, als M. Wismar stärker blockierte. Bei dessen Abschlusse war M. thätig. Er verfaßte dann eine für den Kaiser bestimmte politische Denkschrift, worin er vor allem die Umwandlung Ungarns in ein Erbreich der Habsburger verfocht. Er wurde darauf nach Graz ans Hoflager berufen, wo Beratungen über den unvermeidlichen Türkenkrieg abgehalten wurden und empfing die Weisung, seine Truppen für den Marsch nach Siebenbürgen bereit zu halten, allwo der Konflikt zwischen der Pforte und dem Fürsten Georg Rákóczi II. die bewaffnete Intervention Österreichs unvermeidlich machte, insbesondere, als 1660 im Sommer Rákóczi von den Türken geschlagen in Großwardein (6. Juni) an seinen Wunden starb, letztere Festungsstadt von den Türken (28. August) erobert wurde, und Joh. Keményi seit Januar 1661 als Gegner des von den Türken aufgeworfenen Fürsten Achaz Barcsai zu den Waffen griff und auf den Beistand Österreichs rechnete. M., der im Dezember 1660 zum Kommandanten der Hauptfestung des kaiserlichen Ungarns, Raab, ernannt worden, rückte im Mai 1661 in Oberungarn ein und drängte die Türken über die Theiß zurück. Seine Aufzeichnungen sind voll Unmut über die brüske feindselige Gesinnung der Ungarn, wie er solche schon bei seinem Zusammentreffen mit dem Palatin Wesselényi erfuhr. Als M. nach Siebenbürgen vordringen wollte, weigerten sich die ungarischen Truppenteile ihm zu folgen. Nichtsdestoweniger drang M. bis Klausenburg vor. Seine Truppen litten aber Mangel an allem, und den 28. Januar 1662 wurde Keményi von der türkischen Übermacht bei Schäßburg erdrückt und fand den Tod in der Schlacht. Inmitten des heftigsten Haders mit den Ungarn trat M. seinen Rückzug nach Oberungarn an (März 1662), welcher seinen Gegnern Anlaß genug zu Verunglimpfungen gab. Die autonomistische nationale Partei unter den Protestanten und Katholiken Ungarns, insbesondere der Banus Niklas Zrinyi, auch mit der Feder gegen M. thätig, ließen es an scharfen Ausfällen gegen die „deutsche Soldateska“ nicht fehlen, wie uns dies die zeitgenössischen Briefe des verbissensten Oppositionsmannes, Stephan Vitnyédi, darthun. Alles reifte einer großen inneren Bewegung entgegen, die uns dann nach dem Türkenkriege der Jahre 1663/64 als sogen. ungarische Magnatenverschwörung (1665—1671) entgegentritt. — Anderseits brachen die Türken bald bis über die Waag vor, indem sie das feste Neuhäusel nach langer Belagerung (27. September 1663) besetzten und bis nach Mähren Beutescharen aussandten. M. hatte Preßburg gedeckt. Daß Serinvar (Zrinyivár) im Juni 1664 von den Türken genommen wurde, ohne entsetzt zu werden, konnte ihm der Banus nicht verzeihen. In dem letztgenannten Jahre kam es zur entscheidenden Schlacht bei St. Gotthard an der Raab (1. August), in welcher M. mit schwerer Mühe den Sieg über den Großvezier Ahmed Köprili davontrug. Seine Schuld war es nicht, daß der Sieg vom kaiserlichen Kabinett nicht besser verwertet werden konnte. Immerhin mögen auch die Ausfälle der Gegner wider den Sieger bei St. Gotthard, er sei viel zu bedächtig und schwerfällig, einiges für sich haben. Jedenfalls wog bei dem vielseitig wissenschaftlich gebildeten Feldherrn nicht der kühne, waghalsige Handstreich, sondern die strategische Berechnung und die Methodik vor.

Die Schlußepoche seines Kriegslebens fällt innerhalb der Jahre 1672—1679. — Durch mehrere Jahre konnte er der Muße und kriegswissenschaftlichen Studien pflegen. 1668 zum Hofkriegsratpräsidenten oder Kriegsminister ernannt, somit an der Spitze des gesamten Heerwesens Österreichs, bekam er — seit 1672 als Befehlshaber der mit dem kurfürstlich-brandenburgischen Heere verbündeten Truppen — Ordre gegen Frankreich, das unter Ludwig XIV. (s. Art.) immer eroberungslustiger wurde. Er machte aber bald die Erfahrung, daß seine Operationen gegen Turenne vom Jahre 1673 durch die Franzosenfreundlichkeit des damaligen österreichischen Premierministers Lobkowitz (s. Art.) gehemmt wurden, dem es eben nur um einen Scheinkrieg zu thun war. Dennoch setzte M. den Marsch gegen Koblenz, die Vereinigung mit den Holländern und Spaniern und die Eroberung Laons (12. November 1673) durch. Mit Ehren nach Wien zurückkehrend, hatte er mit den Anfeindungen seines Rivalen de Souches und anderer Generale zu schaffen, so daß er entschlossen war, das Kommando nicht wieder zu übernehmen, und als sein Ersatzmann Bournonville, aber ohne Erfolge befehligte. M. benutzte die Muße zur Abfassung seiner Denkwürdigkeiten über Ungarn. — Das Jahr 1674 brachte wesentliche Änderungen. De Souches fiel in Ungnade, Minister Lobkowitz wurde gestürzt, desgleichen der unselige Hofkammerpräsident Zinzendorf. Der kaiserliche Hof war entschiedener als je zum Kriege gegen Frankreich entschlossen. Das Kriegsjahr 1675, das letzte M.s, erwarb ihm unbestrittene Ehren. Bei Saßbach (27. Juli) fiel sein großer Gegner, Turenne; dann schlug sich M. vor Hagenau mit Condé herum. Seine Truppen siegten bei Altenheim (Goldscheuer), Consarbrück (Saarbrück); Trier wurde eingenommen, Saverne (Zabern) beschossen. Von Gichtleiden geplagt, kehrte M. Anfang 1676 nach Wien zurück. Er entschloß sich zum Rücktritt vom Oberkommando und hatte den Herzog Karl von Lothringen (s. Art.) zu seinem Nach-

folger. Er blieb im Vertrauen und in der Gunst des Kaisers und überlebte seine Gattin, der er als Nachruf ein Sonett widmete, um ihr dann bald im Tode zu folgen; nur von Töchtern überlebt. Schriftstellerisch äußerst thätig, auch Akademiker, hinterließ M. zahlreiche, vor allem kriegswissenschaftliche Werke, die lange nach seinem Tode nur zum Teile im Druck erschienen und beim Herzog von Lothringen in großem Ansehen standen. Die erste Ausgabe der „Opere di Montecuculi" wurde 1704 bei Huissen in Köln gedruckt. 1718 erschien, vom Jesuiten Bombardi bearbeitet, eine lateinische Ausgabe, veranlaßt von M.s Verwandten, Marchese Franz M., in Wien. Doch findet sich auch mit dem Druckorte Graz und mit dem Namen des Jos. Marcus Hansiz 1716 bis 1718 eine Ausgabe der „Commentarii Raymundi Montecuculi Partes II cum aphorismis militaribus applicatis ad rationem belli Turcici in Hungaria gerendi". Es giebt auch eine deutsche und spanische und eine französische Edition vom Jahre 1770 mit einem Kommentar des Generals Turpin de Crissé.

Litt.: Vgl. die des Dreißigjährigen Krieges, der Kaiser Ferdinand II., III. und Leopold I., Kurfürst Friedrich Wilhelm I., Königin Christinens von Schweden, Lobkowitz. — Spenholtz, Aureum vellus, sive catena virtutum Raimundi comitis Montecuculi, Vienna 1668; „Raim. Montecuculis Leben", Wien 1792. 1802; **Cesare Campori**, Raimondo Montecuccoli, Firenze 1876 (Hauptwerk). Vgl. auch **Pahlen**, Österreichischer Türkenkrieg 1663—64 (Frankfurter Gymn.-Progr. 1879); Angeli in den „Mitteil. des k. k. Kriegsarch." II, Wien 1876—78; Wolf, Lobkowitz (1869); Großmann über Montecuculi 1672—73 eine Apologie („Oesterr. Gesch. Arch.", herausgeg. von der Akademie, Wien 1879 und Sep.-Abdr.).

Montemolin, Graf; s. **Carlos** I, 540.

Montenegro (slawisch Tschernagora) ist das kleinste der seit 1878 auch staatsrechtlich zu vollständischer Unabhängigkeit von der Herrschaft der Pforte gelangten slawischen Staatswesen auf der Balkanhalbinsel. Der Kern dieses kleinen Fürstentums ist ein rauhes, überaus schwieriges Gebirgsland an den Quellen der zur Sawe strömenden Drina und einiger zum See von Skutari gehender Flüßchen; die bis zu 2700 und 2400 m aufsteigenden Berge Dormitor und Kom bilden gleichsam die Eckpfeiler des zwischen Dalmatien, Herzegowina und dem osmanischen Paschalik von Skutari in Albanien eingekeilten Gebietes, welches bis zu dem Berliner Frieden nur etwa 4300 □km Areal umfaßte und physisch in die zwei Hauptteile, die minder hohe, aber überaus wilde, eigentliche Tschernagora im Westen und die erheblich höhere, aber minder wilde Brda sich gliedert. Die Einwohner gehören zu dem großen serbischen Zweige der Südslawen, der seit der ersten Hälfte des siebenten nachchristlichen Jahrhunderts die ganze nordwestliche Ecke der Balkanhalbinsel in Besitz genommen hat. Ihr Land war während der späteren Jahrhunderte des Mittelalters als Fürstentum Zeta ein Glied des serbischen Reiches; als aber seit der großen Niederlage der Serben 1389 auf dem Amselfelde die Osmanen ihre Herrschaft über Serbien immer bestimmter ausdehnten, wich mehr und mehr der tapferste und entschlossenste Teil dieses Volkes nach den Hochlandschaften der Brda und Tschernagora zurück, wo zunächst das Haus Balscha sich selbständig behauptete. Bedeutsam wurde es dann, daß nach des Balscha III. Tode (1422) der tapfere, seit 1419 hervortretende, Stefan Tschernojewitsch, der Schwager des später so ruhmreichen albanesischen Helden Skanderbeg als Fürst an der Spitze der Tschernagorzen kämpfte. Sein heldenmütiger Sohn Johannes (1465—1490), der auch mit der Republik Venedig in guten Beziehungen stand, hütete das Land mit Kraft, mußte aber, zumal seit Skanderbegs Tode die Kraft der Albanesen erlahmte, die unteren Landstriche auf der Südseite aufgeben, und zog sich nach dem Hochgebirge zurück, wo er das Felsenschloß Cetinje zum Sitz der Herrschaft machte und 1485 ein Kloster gründete und dasselbe zum Sitz des Bischofs von M. machte. Als sein minder kriegerischer Sohn Georg 1514 kinderlos zu Venedig starb, bekleidete das Volk zu Cetinje den damaligen Metropoliten oder „Wladika" Wawil als Fürstbischof auch mit der höchsten weltlichen Gewalt. Dieser, der schon 1520 starb, und seine Nachfolger, denen immer der jedesmal im Amt befindliche Woiwode der Nahija (Bezirk) Katun als Gouverneur zur Seite stand, setzten, in der Regel durch Venedig gefördert, aber auch wiederholt durch Uneinigkeit der verschiedenen Volksgruppen ihres kleinen Landes gehindert, den Verteidigungskrieg gegen die Türken andauernd mit Erfolg fort. Denn die letzteren wollten auch dieses, sehr unbequem in ihr Reich hineingekeilte, Gebirgsland mit seiner rauhen, höchst freiheitsstolzen und kriegerischen Bevölkerung unterwerfen und versuchten wiederholt mit größeren oder geringeren Streitkräften der Tschernagorzen Meister zu werden. Allmählich gewann M. im Ausland, wo auf die Dauer Venedigs Schutz immer schwächer wurde, starke Verbündete. Im Jahre 1697 war mit Danilo Petrowitsch aus dem Stamme Njegusch der Wladika zur Herrschaft gelangt, in dessen Hause nunmehr die fürstliche Gewalt erblich geworden ist (indem sie, da der Fürstbischof nicht heiraten durfte, immer von einem Oheim auf einen Bruder oder Neffen vererbt wurde). Dieser Wladika knüpfte als Fürst eines fast vollständig zur anatolischen Kirche gehörigen Volkes mit dem glaubensverwandten Rußland nähere Beziehungen an, und Peter der Große übernahm (1710) gern das Schutzrecht über M. Als Venedig in dem Frieden von Passarowitz 1718 M., welches niemals zu den Besitzungen der Republik der Lagunen gehört hatte, der Pforte überließ, wog dieses freilich staatsrechtlich nicht schwerer, als der Umstand, daß M. einst ein Teil des der Türkei jetzt unterworfenen serbischen Reiches gewesen war. Nun aber trieb die Lage der Verhältnisse die Tschernagorzen immer bestimmter zu engerem Anschluß an Rußland. Das Schutzrecht über M., der entscheidende Einfluß bei der Einsetzung jedes neuen Wladika, und die demselben durch russische Metropoliten erteilte Weihe,

blieben seitdem in den Händen der Zaren, und M. wurde fortan ein wichtiger Stützpunkt der russischen Politik bei allen ihren Kämpfen mit der Pforte. Obwohl M., welches wiederholt bei diesen Kriegen für Rußland die Waffen erhob, in dem Frieden von Szistowa 1791 keine besondere Berücksichtigung fand, und namentlich 1796 allein mit eigenen Kräften einen imposanten Angriff der Türken abschlagen mußte, so leistete ihr tapferer Wladika Peter Petrowitsch I. (1777—1830) doch auch gegen die Franzosen der napoleonischen Zeit den Russen erhebliche Hilfe. Als endlich der in St. Petersburg gebildete, um die Zivilisierung seines Volkes mehrfach verdiente Peter Petrowitsch II. (seit 1830) am 31. Oktober 1851 starb, traten mehrere wichtige Veränderungen ein. Die beiden letzten Fürstbischöfe hatten nach verschiedenen Seiten die Rechts- und Regierungszustände in M. besser auszubilden gesucht, der letztere auch die oft zu Streitigkeiten führende Stellung des Gouverneurs abgeschafft. Als aber Peter II. seinen Neffen Danilo zum Nachfolger bestimmt hatte, der nun ebenfalls in diese merkwürdige Vereinigung geistlicher, militärischer, administrativer und legislativer Herrschaft eintreten sollte, da wurde durch die Landesversammlung der Tschernagorzen zu Cetinje am 21. März 1852 die Trennung der geistlichen von der weltlichen Gewalt des Wladika beschlossen und in St. Petersburg die Anerkennung M.s als eines weltlichen Staates unter dem erblichen Regiment eines Fürsten erbeten, der nun natürlich auch zur Ehe schreiten sollte. Mit der höchsten geistlichen Gewalt in M. wurde fortan der Archimandrit des Klosters Ostrog bekleidet. Rußland ging auf die Wünsche der Tschernagorzen bereitwillig ein und sprach dabei die Anerkennung M.s als eines unabhängigen Staates sehr bestimmt aus. Die Pforte dagegen, die andauernd die Montenegriner nur als einen „zeitweilig in Empörung begriffenen Teil ihrer Rajah“ ansah, und nur mit Unwillen die wiederholten Beutezüge der Tschernagorzen nach ihren Provinzen ertrug, noch bedenklicher aber auf die unruhige Stimmung ihrer dem Lande M. benachbarten Landschaften blickte, die in M. leicht einen Rückhalt finden konnten, nahm im Hinblick auf die Regierungsveränderung in M., die auf die Gründung einer festen Dynastie abzielte, Veranlassung, auf Grund der Überrumpelung des albanesischen Zabljak (11. November 1852) durch Montenegriner einen großen Krieg gegen M. zu eröffnen. Der durch den Serdar Ekrem Omer-Pascha im Dezember 1852 mit 60,000 Mann begonnene und gut geleitete Feldzug hatte namentlich auf der Nordseite für die Osmanen Erfolg; als aber M. unterliegen zu müssen schien, trat Österreich für das kleine Land ein, sowohl aus Rücksicht auf die starken Sympathieen seiner südslawischen Völker, wie auch, um bei der slawischen Welt der Balkanhalbinsel nicht stets Rußland als deren einzigen Rückhalt erscheinen zu lassen. Die Sendung des Grafen Leiningen nach Stambul hatte den Erfolg, daß (Mitte Februar 1853) die Pforte auf die Weiterführung des Krieges gegen M. verzichtete, ohne daß über die staatsrechtliche Stellung des kleinen Landes weiter entschieden worden wäre. Bei der Natur der Verhältnisse hörte aber die Fehde zwischen der Pforte und M. keineswegs auf. Dem Krimkriege der Pforte gingen stete Kämpfe der M. mit den benachbarten türkischen Paschaliks zur Seite, und erst im Sommer 1858 stellte eine Kommission der europäischen Großmächte, die am 8. November d. J. zu Stambul ihr Schlußprotokoll abfaßte, die Grenzen von M. fest, die allerdings dem Volke so lange nicht genügen konnten, als dasselbe andauernd von dem Adriatischen Meere abgeschlossen und lediglich auf seine wenig ergiebigen Berglandschaften beschränkt blieb. Fürst Danilo, der die Regierung seines Landes nach mehreren Richtungen neu organisiert, aber auch viel innere Gegnerschaft gefunden hatte (vgl. den Artikel „Danilo“, Bd. I, S. 710), wurde am 12 August 1860 durch den montenegrinischen Flüchtling Kaditsch auf dem Wege von Perzagno nach Cattaro erschossen. Da er aus seiner 1855 mit Darinka Kvequitschewa, Tochter eines serbischen Großhändlers zu Triest, geschlossenen Ehe nur eine zweijährige Tochter hinterließ, so bewirkte die Witwe durch ihren Einfluß, daß seines Bruders Mirko jugendlicher Sohn Nikita (geb. 7. Oktober 1841) am 14. August 1860 zum Fürsten ausgerufen wurde. Die Parteinahme der Montenegriner für einen Aufstand in der Herzegowina führte schon 1862 wieder zu einem größeren Kriege mit der Türkei, und diesmal hatten die Osmanen so erheblichen Erfolg, daß sie endlich zu Anfang des Septembers selbst Cetinje besetzen konnten. Unter diesen Umständen nahm Nikita die ihm durch Omer-Pascha gestellten Friedensbedingungen an, auf Grund deren mehrere Punkte an der Straße durch M. von der Herzegowina nach Skutari türkischen Besatzungen eingeräumt werden sollten. Ein Vertrag vom 21. August 1864 regulierte die Grenzen neu; die Pforte kam nachher den Montenegrinern in der Art entgegen, daß sie ihnen im Oktober 1866 den Landstrich bei dem südlichsten österreichischen Orte Novosena überließ, der ihnen die Verbindung mit der Adria öffnete. Weitere Wünsche vermochte Nikita nicht durchzusetzen; nur daß die Pforte seit 1870 das Besatzungsrecht der neuen Etappenstraße thatsächlich wieder aufgab. War nun aber das Verhältnis zwischen den Montenegrinern und den Türken und Albanesen nach wie vor ein gereiztes geblieben, so gaben die Ereignisse, die sich an den 1875 auflodernden großen Aufstand in der Herzegowina knüpften, den Montenegrinern bald wieder die Möglichkeit, kraftvoll in den Vordergrund zu treten. Verbündet nämlich mit Serbien, eröffnete auch Nikita am 1. Juli 1876 den Krieg gegen die Pforte für die aufständischen Slawen des Nordwestens, und war an der Spitze von 15,000 Kriegern imstande, erhebliche Vorteile zu gewinnen. Als nach der Niederlage der Serben auf Grund der russischen Intervention in Stambul im Spätjahr über den Frieden unterhandelt wurde, schickte auch Nikita nach Abschluß eines Waffenstillstands (2. Novbr.) seinen Vertreter. Da jedoch die Wünsche der Großmächte, die für M. einige günstige Gebietsveränderungen beantragten, nicht durchdrangen, so rief Nikita (16. April 1877) seinen Unterhändler wieder zurück und nahm seit Ausbruch

des russisch-türkischen Krieges wieder lebhaft am Kampfe teil. Anfangs durch Mehemed-Ali (s. d.) in Schach gehalten, konnten die Montenegriner, seit seinem Abzug nach Bulgarien, im August angriffsweise vorgehen. Auf Seite der Herzegowina wurde (8. September) Nikschitz genommen, neue Angriffe der Türken auf M. siegreich abgeschlagen, dann auf der Südseite am 10. Januar 1878 Antivari, am 19. Januar 1878 Dulcigno erobert. Der Abschluß dieser Kämpfe brachte für M. große Vorteile. Durch den Berliner Vertrag vom 13. Juli 1878 wurde endlich die Unabhängigkeit des Landes staatsrechtlich anerkannt, ihm die Berechtigung zur Führung einer Handelsflagge zugesprochen, außerdem aber das Fürstentum nach Norden wie nach Süden erheblich ausgedehnt, so daß nunmehr Nikschitz, Podgorizza und das Gebiet zwischen dem See von Skutari und der Adria mit den Küstenplätzen Antivari und Dulcigno zu M. gehören, welches jetzt eine Ausdehnung von 9450 (nach anderen Rechnungen nur 8433 oder 9030) Quadratkilometer hat und 236,000 Einwohner zählt.

Montenotte, Gefechte am 11. und 12. April 1796. Bei Beginn des Feldzuges von 1796 in Oberitalien, welchen beide Teile mit einer Offensivbewegung eröffneten, trafen die Truppen des österreichischen General Argenteau am 11. April bei M., einem Dorfe, welches am Eingange eines aus der Ebene von Piemont nach Savona an der Küstenstraße über die Apenninen führenden Passes liegt, auf die Vorposten der französischen Division Laharpe. Es gelang ihnen nicht, dieselben zu werfen. Der Obergeneral Bonaparte erkannte die Wichtigkeit der österreichischen Stellung, welche die Verbindung zwischen den getrennten Heeresabteilungen Argenteaus und der des Höchstkommandierenden Beaulieu sicherte. Noch in der Nacht setzte er seine Truppen zur Umgehung des Feindes in Bewegung, griff denselben am 12 mit den Divisionen Laharpe, Augereau und Masséna von drei Seiten an und nötigte ihn zu verlustreichem Rückzuge. Argenteaus Truppen wurden fast ganz aufgerieben; französischerseits hatte Masséna den Hauptkampf zu bestehen. — Vgl. „Österreichische militärische Zeitschrift“, Wien 1822; Jomini, Histoire des guerres de la révolution, Paris 1820—1824.

Montereau, Schlacht am 18. Februar 1814. Sobald Napoleon durch die am 10. bei Champaubert, am 11. bei Montmirail, am 12. bei Château Thierry, am 14. bei Vauchamps und Etoges geführten Schläge Blüchers Vormarsch gegen Paris zum Stehen gebracht hatte, wandte er sich gegen die Hauptarmee, welche trotz ihres langsamen Fortschreitens demselben Zielpunkte sich inzwischen so weit genähert hatte, daß ihre Vortruppen bereits bis Fontainebleau streiften. Am 17. begann er seine Offensive, indem er Wittgensteins Vorhut bei Nangis angriff und über die Seine zurückdrängte, und den Marschall Victor entsendete, um M. zu nehmen. Da Victor an diesem Tage nichts Ernstliches unternahm, erhielt der General Gérard dessen Kommando. Schwarzenberg hatte beschlossen, seine Kräfte rückwärts bei Méry an der Seine zu vereinigen, der Kronprinz von Württemberg aber sollte M., eine am Einflusse der Yonne in die Seine, an beider Flüsse linkem Ufer liegende Stadt, so lange als möglich behaupten. Zu diesem Zwecke nahm dieser mit seiner etwa 13,000 Mann und 48 Geschütze starken, zu ¾ aus Württembergern, zu ¼ aus Österreichern bestehenden Heeresabteilung auf einem der Stadt nördlich, am rechten Seineufer, vorliegenden Höhenzuge Stellung und behauptete dieselbe gegen die Angriffe der Generale Gérard und Pajol bis zum Nachmittage. Als dann aber Napoleons Ankunft, wodurch die Stärke der Franzosen auf 30,000 Mann mit 60—70 Geschützen stieg, dem Angriff frisches Leben gab, mußte er weichen. Der Rückzug über den Fluß und durch die Stadt bereitete Schwierigkeiten; auch in den Straßen wurde gekämpft; das Eingreifen der württembergischen Reserve hatte aber die Wirkung, daß er sich mit leidlicher Ordnung vollzog; er ging Seineaufwärts, auf Bray, von der Kavallerie gedeckt; die Franzosen folgten, und Schwarzenberg zog sich trotz seiner Überzahl immer weiter zurück. Die Verbündeten verloren einschließlich Gefangene 4000 Mann, die Franzosen gaben ihren Verlust viel geringer an. — Vgl. F. v. Kausler, Atlas der merkwürdigsten Schlachten ꝛc., 5. Liefg., Karlsruhe 1831—37.

Monterey, Belagerung von, 21. bis 24. September 1846. Die Nordamerikaner hatten im Frühjahr 1846 die Feindseligkeiten, zu denen der Streit um den Besitz von Texas Veranlassung gab, durch ein angriffsweises Vorgehen eröffnet und im Mai die Linie des Rio Grande, des Grenzflusses zwischen Texas und Mexiko, gewonnen. Da die Mexikaner sich aber nicht geneigt zeigten nachzugeben, so rückte General Taylor gegen M., wohin General Ampudian mit 10,000 Mann sich landeinwärts zurückgezogen hatte; 6500 Mann stark trafen sie am 19. September mit 12 leichten und 2 schweren Geschützen vor der Stadt ein. Am 21. waren die Verteidiger in letztere zurückgedrängt, und am 24. kapitulierten sie, nachdem ein Durchbruchsversuch mißlungen war, gegen freien Abzug unter Zurücklassung eines Teiles ihres Heergerätes. Zugleich wurde ein Waffenstillstand abgeschlossen, welcher aber den Beifall der Regierung zu Washington nicht fand. Als derselbe nach acht Wochen abgelaufen war, begann der Kampf von neuem, um erst im Frühjahr 1848 mit dem Verzichte auf Texas und die Abtretung anderer Landstriche seitens Mexikos zu enden.

Montespan, Françoise Athénaïs de Rochechouart, Marquise de. Als jüngere Tochter Gabriel de Rochechouarts, Pairs von Frankreich, Gouverneurs von Paris und nachmaligen Herzogs von Mortemart, auf dem Schlosse Tonnay-Charente (Saintonge) am 26. April 1641 geboren, erhielt „Mademoiselle de Tonnay-Charente“, wie man sie nannte, ihre Erziehung im Marien-Kloster zu Saintes, kam 1660 nach Paris und wurde Ehrenfräulein der neuen Königin Maria Theresia. Der König bemerkte sie bald bei den Festen, Balletten u. s. w.; es boten sich ihr glänzende Partieen, und sie heiratete am 28. Januar 1663 Louis Henri de Pardaillan de Gondrin, Marquis de Montespan, der ein Jahr jünger war. Sie gebar ihm in glücklicher Ehe einen Sohn, den

späteren Herzog von Antin, und eine Tochter. Aber dies Glück verflog rasch; die selbstbewußte üppige Schönheit der Marquise zog immer wieder das lüsterne Auge des mit der La Vallière beschäftigten Monarchen auf sich, ihre leichte geistvolle Unterhaltung bezauberte ihn, und 1667 trat er zu ihr in intime Beziehungen. Alle Welt suchte nun ihren Salon auf, um des Königs Gnade mitzugenießen, und ihr Gemahl, der das Verhältnis nicht zugeben wollte, entging nur durch eilige Flucht der Bastille, begab sich auf seine Güter in Guyenne und dann nach Spanien. Die Marquise wurde thatsächlich die Maitresse Ludwigs, welchen Titel noch die La Vallière führte; beide Rivalinnen begleiteten ihn überall. Die M. gebar ihm sieben Kinder 1669—1678; deren Geburt wurde anfangs geheim gehalten, und Frau v. Maintenon (s. d.) übernahm die Erziehung. Am 7. Juli 1674 wurde die Trennung der Ehe des Marquis und der Marquise durch den Generalprokurator des Königs ausgesprochen. Die M. blieb von 1667—1680 das strahlende Tagesgestirn; kam ab und zu eine Wolke, so zerteilte sie dieselbe rasch wieder. Sie begegnete der Königin mit wenig Ehrerbietung und Takt, und diese nahm sie schweigend wie ein Verhängnis hin; Bossuet suchte vergebens den König zu ihrer Entfernung zu bewegen; Colbert war ihr ergebenster Diener und bestärkte den König in der Liebe zu ihr. Sie trieb einen ungeheuren Luxus, ließ sich großartige Schlösser bauen und Gärten durch Le Nôtre anlegen; die Minister erfüllten ihre Wünsche bereitwillig, die Dichter besangen ihre Reize und Tugenden, und seit 1674 führte sie, der La Vallière entledigt, den Maitressentitel. Auf den Gang der Staatsangelegenheiten übte sie keinen Einfluß. Allmählich erkaltete die Leidenschaft des Königs für sie, es kam die kurze Herrschaft der Fontanges, die Maintenon untergrub ihr den Boden (s. bei „Maintenon") und die Oberintendantin des Hauses der Königin, die mit Gnaden und Ehren überhäuft worden war, trat seit 1680 vor dieser Erzieherin ihrer Kinder in den Hintergrund. Bis 1684 aber blieb sie am Hofe, der König besuchte sie täglich. Im März 1691 zog sie sich, da er ihrer überdrüssig geworden, in das Kloster der Damen des heiligen Joseph zurück; ihre Kinder zeigten ihr keine Liebe und Achtung. Sie verbrachte ihre Zeit mit Reisen auf ihre Güter und mit wohlthätigen Werken, es nie verwindend, daß sie nicht mehr die erste Rolle spielte; noch immer empfing sie die vornehme Welt mit königlichem Dünkel. Ihr Gemahl wies jede Annäherung schroff zurück. Sie starb im Bade Bourbon l'Archambault am 27. Mai 1707. Von ihren Kindern vom Könige überlebten sie nur der Herzog von Maine (s. d.), der Graf von Toulouse (s. d.), die Herzoginnen von Bourbon und von Orléans. Der König nahm ihren Tod mit eisiger Kälte hin. — Vgl. „Mémoires de Madame la Marquise de Montespan", 2 Bde., Paris 1829; A. Houssaye, Mademoiselle de La Vallière et Madame de Montespan, 3. Aufl., Paris 1860; P. Clément, Madame de Montespan et Louis XIV., 2. Aufl., Paris 1868.

Montesquieu, Charles de Secondat, Baron de La Brède et de. Einer alten Familie der noblesse de robe am 18. Januar 1689 auf dem Schlosse La Brède bei Bordeaux entsprossen, wurde M. von einem Oheime zum Universalerben eingesetzt und nahm dessen Namen, Baron de Montesquieu, an. Er studierte die Rechte, wurde am 24. Februar 1714 Parlamentsrat in Bordeaux und durch des Oheims Vermächtnis am 13. Juli 1716 an seiner Statt Präsident à mortier dieses Parlaments; er war 1716 auch unter den Gründern der Akademie von Bordeaux. Seine Studien verhalfen ihm zur gediegenen Schulung eines gelehrten Richters, aber er blieb nicht am Buchstaben der Gesetze kleben, sondern rang sich zum Geiste derselben durch; sein Charakter als Magistrat war makellos, als Mensch äußerst liebenswürdig. Er war vertraut mit den Klassikern und fand an den Bestrebungen seiner Akademie weit mehr Gefallen als an Prozessen und dem ihm wenig sympathischen Gerichtsverfahren. 1722 redigierte er im Auftrage des Bordelaiser Parlaments Vorstellungen an Ludwig XV. wegen einer neuen Weinsteuer und erreichte ihre Streichung, doch wurde sie später wieder eingeführt. M. schrieb Essays über Naturgeschichte, Litteratur und Geschichte. In seinem Wesen ernst und gehalten, war M. frei von frivoler Verneinung und stand mit würdevoller Sicherheit den Forderungen seiner Zeit gegenüber. Seit 1721 gehörte M. der Welt an, denn damals waren seine „Lettres persanes" in Amsterdam erschienen; der Name war nicht angegeben, aber jedermann kannte bald den Autor. Die Art der Schilderung machte enormes Aufsehen; bei allem Spielen mit dem Humor, zeigte sich eine einschneidende, oft vernichtende Kritik des gegenwärtigen Frankreich in Staat und Kirche, Glauben und Leben; mit Porträtähnlichkeit waren die Charaktere der öffentlichen Welt gezeichnet; M. sprach ein Todesurteil über die gottvergessene Regentschaft aus. Die Regierung belegte die Briefe mit dem Banne, während sie mit der Zeit zahlreiche Auflagen erlebten (die neueste in zwei Bänden, Paris 1874). M. wurde Mitglied des geistvollen Club de l'Entresol in Paris, der sich um den Präsidenten Henault sammelte. Furchtbar verhöhnte er in seinem Werke die französischen Akademiker, trotzdem bewarb er sich nach Sacys Tod 1727 um einen Sitz bei ihnen; die Akademiker waren entschieden dagegen; als aber M. sich zu einem vollständigen Widerrufe bequemte, der äußerst schimpflich für seinen Charakter war, so empfahl ihn der Kardinal Fleury (s. d.), und er wurde mit Stimmenmehrheit am 5. Januar 1728 in die Akademie gewählt und am 24. eingeführt. Nachdem er 1726 sein Parlamentsamt niedergelegt hatte, ging er im April 1728 auf Reisen, um Länder und Völker nach allen Seiten zu studieren; er hoffte, als Gesandter verwendet zu werden, war aber zu diesem Berufe zu ängstlich. Er bereiste Deutschland, Ungarn, Italien, die Schweiz, Holland und England, doch begann er seine Studien erst mit England, wo er bei seinem Freunde Lord Chesterfield von November 1729 bis April 1731 in London lebte und Mitglied der königlichen Societät der Wissenschaften wurde. Ihm erschien England ein Land der Korruption und Gottlosigkeit, die

Engländer hielt er ihrer Freiheit nicht würdig; dem Staate erkannte er nur bescheidenes Lob zu, die staatliche Gestaltung, das System schienen ihm nicht haltbar. So urteilte er grenzenlos oberflächlich und einseitig und konnte sich keinerlei richtiges Bild von der britischen Verfassung machen. Nach seiner Rückkehr lebte M. seit 1731 auf La Brède als vornehmer Seigneur, feudalen Liebhabereien nachgehend. 1734 ließ er in Amsterdam die „Considérations sur les causes de la grandeur et de la décadence des Romains" erscheinen, welche d'Alembert eine römische Geschichte zum Gebrauche von Staatsmännern und Philosophen genannt hat, die aber gar nicht als historische Arbeit angesehen werden darf; das vielbewunderte Werk, das überall auf Frankreich abzielte, während es Roms Laster enthüllte, war „eine feurige Predigt von Römerpatriotismus, republikanischer Bürgertugend, fanatischer Freiheitsliebe, von der Pflicht des Tyrannenhasses und dem Recht des Tyrannenmordes" (Oncken); seine Lehren gingen für die Revolution nicht verloren. 1748 erschien in Genf das zweibändige Hauptwerk M.s „L'Esprit des Lois", an dem er seit zwanzig Jahren arbeitete; es errang einen Erfolg, wie kein zweites politisches Buch des Jahrhunderts, wurde sofort heimlich in Paris nachgedruckt, erlebte in 1½ Jahren 22 Auflagen und fand Übersetzungen in fast allen europäischen Sprachen. Der Enthusiasmus für dies Buch spottete der Beschreibung, alle Geister wurden auf den Staat hingelenkt, dem politischen Idealismus schien die Zukunft zu gehören. M.s Anschauung war unmonarchisch und feudal, er sprach als Aristokrat des ancien régime und befürwortete eine durch Privilegien gemäßigte Monarchie, griff den Despotismus schneidend an und empfahl merkwürdig genug den britischen Konstitutionalismus zur Verjüngung der französischen Monarchie. Hatte er früher das britische Staatsleben so ungünstig beurteilt, so bezeichnete er jetzt Großbritannien als das Land politischer Freiheit, in dem gesetzgebende, exekutive und richterliche Gewalt scharf von einander gesondert seien und sich gegenseitig am Mißbrauche hindern. Aber er machte keinen Versuch, seine Behauptungen mit Thatsachen zu belegen; seine ganze Lehre war eine Phantasie, die gar nicht auf Großbritannien paßte, wo die Gewalt nicht dreigeteilt, sondern im Parlamente vereinigt war. Aber daß es eine Irrlehre war, die M. vom britischen Staate vortrug, durchschaute damals fast niemand; seine Teilung der Staatsgewalt zwischen Krone, Volksvertretung und Richtern wurde zum Schlagworte; die konstitutionelle Monarchie nach dem von ihm erfundenen britischen Vorbilde wurde das Bekenntnis der Turgot, Malesherbes, Necker, Mounier, Lally-Tolendal u. a. Außer diesen Werken schrieb M. noch einiges von untergeordneter Bedeutung, erblindete nahezu, wies die Bekehrungsversuche der Jesuiten zurück und starb in Paris am 10. Februar 1755. Seine Werke fanden viele Ausgaben, die besten sind die achtbändige von 1819 (Paris) und die dreibändige Laboulayes (Paris 1875). — Vgl. Villemain, Eloge de Montesquieu, Paris 1816; Dangeau, Montesquieu, bibliographie de ses oeuvres, Paris 1874; Häusser, Geschichte der französischen Revolution, herausg. von Oncken, 2. Aufl., Berlin 1877; Vian, Histoire de Montesquieu, sa vie et ses ouvrages, Paris 1878; Oncken, Das Zeitalter Friedrichs des Großen, Bd. I, Berlin 1881.

Montesquiou-Fezensac, François Xavier Marc Antoine, Herzog von. Einem uralten Adelshause entsproß 1757 auf dem Familienschlosse Marsan (Depart. Gers) François Xavier de M.-F., der den geistlichen Stand ergriff, 1782 und 1786 die reichen Abteien Beaulieu in den Diözesen Langres und Mans erhielt und seit 1785 Generalagent des Klerus war. Die Pariser Geistlichkeit deputierte ihn 1789 in die Reichsstände; als Anhänger der alten Zeit, blieb der Abbé bei der Minorität des Klerus und pflichtete nur auf des Königs Befehl der Réunion der Stände am 26. Juni bei. Aber er erkannte, daß man der Zeit Opfer bringen müsse, hielt den Verzicht auf die Geldvorrechte seines Standes für gerechtfertigt und zeigte sich sehr gemäßigt, so daß er selbst unter seinen Gegnern Anklang und Ansehen fand. Am 28. Juli wurde er in das Comité des rapports für Polizei und Administration und auch in das geistliche Komitee gewählt. Am 10. August widersetzte er sich der Aufhebung des Zehnten, zumal derselbe nicht der Nation gehöre, und bei der Diskussion über die Veräußerung der geistlichen Güter sprach er am 31. Oktober, auf einen tausendjährigen Besitzstand hinweisend, energisch dagegen; am 2. November erklärte er seinen Austritt aus dem geistlichen Komitee, das denselben jedoch nicht zuließ. Unerschrocken verteidigte der Abbé die Interessen seiner Wähler, bestritt am 19. Dezember den projektierten Verkauf von Kirchengütern bis zum Belaufe von 400 Millionen Frs. und mit gleichem Mißerfolge die Ausgabe von Assignaten. Als aber die Gesetze erlassen worden, beugte er sich ihnen und trat in den Zwölferausschuß zur Veräußerung der geistlichen Güter. Am 4. Januar und am 13. Februar 1790 zum Präsidenten der Nationalversammlung erwählt, zeigte er eine solche Unparteilichkeit, daß jene ihm öffentlich dafür dankte. Am 13. Februar erhob er sich gegen die Aufhebung der geistlichen Orden, und da er sie nicht verhüten konnte, forderte er am 19. Februar wenigstens eine genügende Sicherstellung des Unterhalts der Mönche und Nonnen. In der merkwürdigen Diskussion über das Recht auf Krieg und Frieden sprach er am 19. Mai für das ausschließliche Recht des Monarchen, bewilligte jedoch der Nationalvertretung die Ratifizierung der Allianz- und Handelsverträge. Im April geriet er in der Versammlung mit dem Karthäuser Dom Gerles durch die bittere Bemerkung an einander, es sei ja schon im voraus alles zum Ruine des Klerus beschlossen. Am 26. November sprach er gegen die neue Kirchenverfassung und forderte, Pius VI. solle entscheiden, ob sie anzunehmen oder zu verwerfen sei, mußte aber verstummen. Bei allen wichtigen Fragen stimmte er mit der Rechten und protestierte am 12. September 1791 gegen die neue Ordnung. Während der Zeit der Legislative blieb M.-F. als Privatmann in Paris, ging oft zu

Hofe und wurde von den Majestäten ausgezeichnet; als aber die Schreckenstage des August 1792 eingetreten waren, suchte er in England Zuflucht und kehrte erst nach dem Sturze Robespierres im Sommer 1794 nach Frankreich zurück. Der exilierte „Ludwig XVIII." beauftragte ihn, Royer-Collard (s. d.) u. a., für seine Interessen zu wirken; der Abbé trat in fortgesetzte Korrespondenz mit ihm und übernahm unter dem Konsulate einen Brief „des Königs" an Bonaparte durch Lebrun (s. d.) zu bestellen, worin Ludwig ihn am 20. Februar 1800 zur Restauration der Bourbons aufforderte und ihm große Belohnungen verhieß. Bonaparte antwortete nicht; M.-F. übermittelte einen zweiten Brief, erhielt die Weisung, sofort das Land zu verlassen, doch behelligte man ihn nicht weiter.

Die Restauration kam, und M.-F. war der einzige reine Royalist in der im April 1814 gebildeten provisorischen Regierung; zu seinem Mißbehagen betonte man anstatt des unbedingten Erbrechts das Recht der Nation auf die Wiederbesetzung des Throns; er riet Ludwig XVIII., der noch in Hartwell weilte, er solle den Anmaßungen des Senats sein Erbrecht und die Geschichte entgegenstellen, sich nicht um die Verfassung des Senats kümmern, wohl aber mit Senatoren von Bedeutung in Übereinstimmung treten, und forderte ihn auf, da man in Frankreich am Alten hänge, möge er ein Edit du Roi de France et de Navarre bei seinem Einzuge erlassen, voll Güte und Wohlthaten; aber er verhehlte ihm nicht, das Heer sei ganz für Bonaparte. Als Monsieur in Paris eingezogen war, ernannte er M.-F. am 16. April zum Mitgliede des provisorischen Staatsrats. Ludwig XVIII. brachte ihn am 13. Mai fast mit Gewalt dazu, das Ministerium des Inneren zu übernehmen, denn der schwache Abbé war viel zu faul und der enormen Aufgabe, Frankreich neu zu organisieren, absolut nicht gewachsen. Er stand sich schlecht mit mehreren seiner Kollegen, hatte Reformgedanken, was Blacas (s. d.) sehr mißfiel, und überließ die Geschäfte seinem Generalsekretär Guizot (s. d.). Er war in der Kommission zur Vorbereitung einer Charte, gehörte zu ihren Redakteuren und hätte am liebsten das Wahlrecht sehr beschränkt. Am 5. Juli brachte er in der Deputiertenkammer einen Gesetzentwurf, den Royer-Collard und Guizot gemacht hatten, vor, welcher eigentlich die ganze in der Charte verheißene Preßfreiheit aufhob und einen Sturm heraufbeschwor; er mußte ihn bedeutend abschwächen, um ihn am 21. Oktober durchzusetzen. Mehr Beifall fand sein Exposé vom 12. Juli über die Lage des Reichs, wenn es auch in der Berechnung des vom Kaisertume hinterlassenen Defizit einen von Mollien sofort gerügten Fehler enthielt. Der von ihm am 21. November vorgelegte Gesetzentwurf wegen Beschränkung der Befugnisse des Kassationshofs auf die des Conseil des parties von 1789 wurde in der Deputiertenkammer derart zugerichtet, daß ihn die Regierung gar nicht an die Pairs gelangen ließ. M.-F. übte bei der Frage von der Besetzung der Präfekturen Milde und Mäßigung, was ihn allmählich mit den Prinzen des königlichen Hauses in Zwist brachte; ihm schien die totale Umwälzung gefährlich, und er sprach für Beibehaltung erprobter Beamten (s. „Talleyrands Briefwechsel mit König Ludwig XVIII. während des Wiener Kongresses", übersetzt von Bailleu, Leipzig 1881). Am 17. Februar 1815 erschien M.-F.s Unterrichtsgesetz, dessen Ausführung Napoleons Rückkehr verhinderte. Als er von dieser hörte, riet er dem Könige, Ney (s. d.) wegen seiner Popularität mit dem Oberbefehle zu betrauen, und bot seine Entlassung an. Anstatt Ludwig nach Gent zu folgen, ging er nach England; Blacas war ihm zuwider. Die zweite Restauration beließ M.-F. den Titel als Staatsminister mit 20,000 Frs. Pension und berief ihn am 17. August 1815 in die Pairskammer, in der er einige Male über die Finanzen sprach. Ein Collège des Departement Gard hatte ihm um dieselbe Zeit einen Sitz in der Deputiertenkammer verschaffen wollen. Er wurde Ritter des Heiligen Geist-Ordens, wurde 1817 Graf und 1821 Herzog, wobei er die Erlaubnis erhielt, den neuen Rang auf seinen Neffen, den Grafen Raymond Aimery de M.-F., zu vererben. Seit 21. März 1816 gehörte er durch königliche Ernennung der Académie française, seit 12. August 1816 durch freie Wahl der Akademie der Inschriften an; er hat sein Projekt, seine Memoiren zu schreiben, nicht ausgeführt, aber vielerlei historische Arbeiten im Manuskripte hinterlassen. Seine beste Charakteristik ist wohl die, welche Guizot in seinen „Mémoires" entwarf. Im Januar 1832 zog sich der Herzog Gesundheit halber zurück, trat aus der Pairskammer und starb auf seinem Schlosse Cirey bei Troyes am 4. Februar 1832.

Vgl. die Werke über die Revolution und die Restauration.

Montesquiou-Fezensac, Ambroise Anatole Augustin, Graf. Als Sohn des Barons (dann Grafen) Elisabeth Pierre de M.-F. am 8. August 1788 in Paris geboren, trat M.-F. 1806 in das kaiserliche Heer, wurde Adjutant Davouts (s. d.), bei Eßling Ritter der Ehrenlegion, machte die Feldzüge in Rußland und Deutschland rühmlich mit, wurde 1809 Ordonnanzoffizier, 1813 für seine Leistungen bei Hanau Adjutant Napoleons und Oberst. Er wollte Napoleon nach Elba folgen, doch wurde ihm dies versagt, und er ging nach Wien zu seiner Mutter, der Großerzieherin des „Königs von Rom". Diese Reise erregte jedoch Mißtrauen; man glaubte, Anatole solle den Sohn Napoleons, der eben Elba verlassen hatte, entführen; Talleyrand bewog ihn zur sofortigen Rückkehr, und seine Mutter mußte Wien räumen. (Kleinschmidt, Napoleon II. und Napoleon IV., in „Unsere Zeit", Leipzig 1882.) Darum auf die Verbannungsliste gesetzt, verdankte er die Streichung seines Namens seinem Vetter, dem Vorigen. Er trat als Adjutant des Herzogs von Orléans 1816 in dessen Umgebung, wurde 1823 Ehrenkavalier seiner Gemahlin, und blieb, als sie 1830 Königin der Franzosen wurde, in dieser Stellung bei ihr. Er zeigte die Thronbesteigung in Rom und Neapel an und wurde einer der eifrigsten Verfechter des Julithrons. Seit 21. April 1831 Maréchal de camp, gehörte er

1834—1841 der Deputiertenkammer an, wurde 1841 Pair von Frankreich und geleitete nach dem Sturze Ludwig Philipps im Februar 1848 die Herzogin von Orléans und ihre Söhne bis Koblenz. Im April d. J. trat er aus dem Dienste. Als Dichter bekannt, starb M.-F. auf Schloß Marsan am 21. November 1867.

Montferrat, ehemals selbständiges Herzogtum Oberitaliens, umfaßte im Bereiche der jetzigen italienischen Provinzen Cuneo und Alessandria, die vom ligurischen Apennin sich nordwärts abzweigende Berglandschaft zwischen dem südpiemontesischen Hochlande und der lombardischen Tiefebene. Nach dem Tode Johanns I. 1306, letzten Markgrafen des von Kaiser Karl dem Großen über M. gesetzten arelanischen Grafenhauses, hatte des Verstorbenen Schwester Jolanthe, Gemahlin des griechischen Kaisers Andronikos II. Paläologos ihrem zweiten Sohn Theodor das Markgrafentum verliehen. Während der Herrschaft dieses Seitenzweiges des byzantinischen Kaiserhauses betrieb Mailand seine selten ruhenden eroberungssüchtigen Pläne, weshalb auch M. in immer neue Kämpfe mit dem mächtigeren Nachbarstaate verwickelt wurde. Mehr durch die Unzugänglichkeit seiner Berge als durch die Gewalt seiner Waffen geschützt, ging M. aus diesen Kriegen glücklicher hervor als andere Kleinstaaten Oberitaliens. Mit Markgraf Johann Georg erlosch 1533 der Mannsstamm der paläologischen Dynastie M.s. Die Nachfolge beanspruchte Herzog Friedrich II. von Mantua als Gemahl zweier Nichten Johann Georgs, mit denen er nacheinander vermählt gewesen, ferner Markgraf Franz von Saluzzo, welcher seine Abkunft vom Grafen Arelan geltend machte und Herzog Karl III. von Savoyen, der sich auf frühere Hausverträge wie auch auf verwandtschaftliche Beziehungen mit den Paläologen berief. Ersterem sprach Kaiser Karl V., am 3. November 1536, M. zu und erteilte ihm die Belehnung. Als sich das zu Mantua regierende Haus Gonzaga in der folgenden Zeit wiederholte Verdienste um die habsburgische Politik erworben, wurde auch die Markgrafschaft M. für dasselbe durch kaiserliches Diplom von 1575 zum Herzogtum erhoben. Der thatkräftige Herzog Vincenz (1587—1612), welcher sich in den Türkenkriegen Kaiser Rudolfs II., 1595 und 1597 sowie besonders 1601 rühmlich hervorgethan hatte, suchte die gefährdete Lage M.s inmitten der fast beständig gegeneinander operierenden französischen und spanisch-mailändischen Heere, 1590 durch Neubefestigung der am rechten Po-Ufer strategisch wichtig belegenen Landeshauptstadt Casale zu verbessern. Casales starke Zitadelle bildete freilich in den späteren italienischen Feldzügen Frankreichs gegen die habsburgische Macht ein immerwährendes Streitobjekt, doch konzentrierte die Festung fortan die kämpfenden Heere in ihrer Nähe und entlastete somit das südlich binnenländische M. von Bequartierung durch fremde Truppen. Vincenz' Sohn und Nachfolger, Herzog Franz, starb am 21. Dezember 1612 nach nur zehnmonatlicher Regierung und hinterließ aus seiner Ehe mit einer Tochter Herzogs Karl Emanuel von Savoyen eine minderjährige Tochter Maria, für welche der letztere die Nachfolge in M. kraft weiblichen Erbrechtes in Anspruch nahm. Da inzwischen Herzogs Vincenz zweiter Sohn, der Kardinal Ferdinand Gonzaga den Purpur abgelegt und die Regierung von Mantua und M. übernommen hatte, so ließ der Herzog von Savoyen, welcher sich des von seinen italienischen Besitztümern umschlossenen Landes unter irgendeinem Rechtstitel versichern wollte, M. besetzen. Kaiser Matthias forderte ihn zur Räumung des Reichslehns auf, Mailand, Venedig und Toscana rüsteten für Ferdinand, und selbst Frankreich riet nachzugeben. Wiewohl die savoyischen Truppen 1613 das Land räumten, brach dennoch im folgenden Jahre der Krieg aus, welcher indessen mittelst Vertrags, am 22. Juni 1615, unterbrochen, durch den Frieden von Madrid am 26. September 1617 endgültig zugunsten des Herzogs Ferdinand entschieden wurde. Diesem folgte 1626 sein jüngerer Bruder Vincenz, mit dessen Tode schon nach Jahresfrist der männliche Stamm Herzog Friedrichs II. ausstarb. Der neu ausbrechende Erbfolgestreit um Mantua und M. zog Franzosen und Deutsche nach Italien und wurde äußerst verheerend für ganz Oberitalien. Seitens der französischen Nebenlinie da Gonzaga hatte der Herzog von Nevers und Rethel die Heirat seines Sohnes Karl mit Maria da Gonzaga (s. o.) vermittelt, um dadurch alle Zweifel an seinem Erbrechte auch auf M. heben zu können. Aber der Herzog von Savoyen beschloß seine alten Ansprüche nochmals mit Gewalt durchzusetzen und fand jetzt auch bei Kaiser Ferdinand II. Unterstützung, insofern dieser die Lehen von Mantua und M. für erledigt erklärte und den Herzog von Nevers, welcher auf französische und venetianische Hilfe rechnend, in Mantua zum Widerstande rüstete, mit der Reichsacht bedrohte. Während Karl Emanuel M. besetzte, führte König Ludwig XIII. 1629 ein Heer über die Alpen, schlug die savoyischen Truppen bei Susa und erzwang den Durchzug nach dem M., um sich mit den bei Mantua sammelnden Venetianern zu vereinigen. Diese wurden jedoch vorher von einem kaiserlichen Heere geschlagen, welches Mantua besetzte und den Herzog von Nevers zum Abzuge nötigte. Plötzlich starb am 26. Juli 1630 der Herzog von Savoyen, dessen Sohn und Nachfolger Victor Amadeus I. bald darauf bei Carignano ebenfalls von den Franzosen geschlagen wurde. Der Kaiser während des 30jährigen Krieges in Deutschland selbst bedrängt, konnte Savoyen nicht ferner helfen, sah sich vielmehr gezwungen, mit dem siegreichen König Ludwig am 6. April 1631, den Frieden von Cherasco zu schließen, nach dessen Vereinbarungen Karl von Nevers als Karl I. mit beiden streitigen Herzogtümern belehnt, dagegen Victor Amadeus mit den Grenzstädten Alba und Trino nebst mehreren dazu geschlagenen Flecken und Dörfern abgefunden wurde. Casale, der Schlüsselpunkt des oberen Pogebietes, verblieb mit Pinerolo und Saluzzo, den westlichen Alpenpforten Italiens, in Frankreichs Händen. Auf Herzog Karl I. folgte dessen Enkel Karl II. unter Vormundschaft seiner Mutter Maria, deren Gemahl bereits 1631 gestorben war. Die Regentin schloß sich der habsburgischen Politik innig an und machte vergebliche

Anschläge auf Casale, doch erst 1652 wurde die M.sche Hauptstadt nach wiederholten Belagerungen durch die Spanier den Franzosen entrissen und an Herzog Karl II. zurückgegeben. Nach seinem Tode am 15. September 1666, kamen unter der Regentschaft der Herzogin Witwe Isabella Klara eine Reihe ungestörter Friedensjahre, als aber ihr Sohn Ferdinand Karl die Regierung übernommen hatte, vollzog sich allmählich der Verfall der mantuanischen Herrschaft. Der sittlich verkommene Herzog bedurfte für seine Ausschweifungen eines bedeutenden Geldaufwandes, weshalb seine Staaten durch harte Steuern bedrückt wurden. Schließlich verkaufte er 1681 die Zitadelle von Casale für 500,000 Livres (ca. 494,000 Francs) an Frankreich, welches dieselbe indessen 1695 während des durch Ludwigs XIV. Anmaßung neu heraufbeschworenen Krieges den Verbündeten wieder überliefern mußte. Im spanischen Erbfolgekriege hatte Kaiser Leopold I. den Herzog von Mantua wegen Felonie geächtet und im Turiner Vertrage vom 25. Oktober 1703 dem ihm verbündeten Herzoge Victor Amadeus II. von Savoyen die Belehnung mit M. zugesichert. Nachdem die österreichischen Heere Oberitalien erobert und die Franzosen gemäß der Vereinbarung von Mailand am 13. März 1707 das Land geräumt hatten, übertrug Kaiser Josef I. das Reichslehn des ganzen mantuanischen M.s an Savoyen, welchem diese Erwerbung beim Abschlusse des Utrechter Friedens am 14. März 1713 seitens der Mächte garantiert wurde. — Vgl. H. Leo, Geschichte von Italien, Hamburg 1832, Bd. IV u. V; auch A. v. Reumont, Geschichte Toscanas, Gotha 1876, Bd. I.

Montgelas, Maximilian Karl Joseph Franz de Paula Hieronymus de Garnerin, Graf von. Savoyischen Ursprungs war der am 12. September 1759 als Sohn eines kurbayerischen Generals in München geborene Garnerin, Seigneur de la Thuille, Baron de Montgelas. Am Münchener Gymnasium tüchtig herangebildet, studierte er in Straßburg, besonders unter dem gefeierten Koch Geschichte, bereiste Frankreich und wurde bereits 1777 Hofrat in München, 1779 kurbayerischer Kämmerer und Zensurrat, verzichtete aber bald auf letzteres Amt und ging nach Italien. In Neapel lernte er den Herzog Karl II. von Zweibrücken kennen, wurde bei ihm 1785 Kämmerer und gewann die Freundschaft des Nachfolgers, Maximilian Joseph. 1795 wurde er, als dieser die Regierung antrat, sein leitender Staatsminister, und folgte ihm 1799 nach München, um von nun an achtzehn Jahre Bayerns Geschicke zu lenken, mit dem Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten betraut. Alsbald erkannte er, Bayern sei am meisten von Wien bedroht, Frankreich fordere eine Allianz, die abzulehnen sehr bedenklich werden dürfte; dann aber galt es vor allem, den Zaren Paul auszusöhnen, und es kam zur Allianz von Gatschina (s. „Bayern, Geschichte"). Nachher glaubte M., Bayern werde am besten seine Rechnung im Anschlusse an Bonaparte finden, der Pariser Vertrag von 1801 (s. „Bayern") verknüpfte es auf die ganze Zeit von Bonapartes Macht mit diesem. Seit 1803 auch Leiter der Finanzen und seit 1806 überdies Minister des Inneren, konzentrierte M. in sich eine enorme Machtfülle, war seinem Fürsten, dem er die Königskrone verschaffte, unentbehrlich und der Schöpfer des neuen Staates; Maximilian I. Joseph (s. d.) erkannte seine grandiosen Verdienste an, überhäufte den „Pombal Bayerns" mit Ehren und gab ihm, als er ihn am 29. November 1809 in den bayrischen erblichen Grafenstand erhob, die Königskrone ins Wappen. Thätig, gewandt und voll Energie, die dem Könige gebrach, benutzte M. für Bayern und das Haus Wittelsbach den Zusammenbruch des alten Reichs, räumte rücksichtslos mit den bestehenden Verhältnissen auf, beseitigte die abgelebten Verfassungen, hob Sonderrechte und Privilegien auf, stürzte alles total um und organisierte es neu; so nur konnte er Raum und Luft für ein lebensfähiges Reich schaffen, so nur wurde Bayern ein paritätischer Staat. Gründlich brach M. die Adels- und Priesterherrschaft in den altbayerischen Gebieten. Früher Illuminat, war er zeitlebens ein Todfeind der Jesuiten und verschaffte dem Ritter v. Lang alle Dokumente, um seine ihnen so verderbliche Geschichte der Jesuiten in Bayern zu schreiben. 1808 wohnte er dem Erfurter Kongresse bei, und wurde 1810 auch Minister der Finanzen, die sich in großem Wirrwarr befanden (s. „Bayern"). „Ein kaltblütiger Spieler, durch sittliche Bedenken niemals, durch Haß und Liebe selten beirrt, rechnete er unbefangen mit der Gunst des Augenblicks..." (Treitschke). Aber er stand Napoleon freier und fester gegenüber als sein Monarch, den er innigst liebte, und wünschte nicht, Napoleon zu allmächtig werden zu sehen; zweimal verhinderte er den Ausbau der Rheinbundsverfassung, und stets beschwor er den König, die bayerische Freiheit nicht durch zu große Unterthänigkeit unter den Protektor zu gefährden. Nur ungern verzichtete er, als Napoleons Stern sank, auf neue Ländererwerbungen und verließ ihn, um in Ried die Allianz mit den Verbündeten einzugehen (s. „Bayern"). Er hoffte nun auf eine Großmachtstellung Bayerns an der Spitze einer süddeutschen Liga und schürte den Unfrieden zwischen Österreich und Preußen. Die Monarchen empfingen ihn in Frankfurt voll Mißtrauen; er vertrat darum Bayern nicht selbst auf dem Wiener Kongresse, auf dem dieser Staat für Sachsens Wiederherstellung so thätig war. Als Bayern in den Deutschen Bund eingetreten war, lähmte M. dessen Thätigkeit nach Vermögen und hielt voll Härte die Patrioten im Lande nieder; die Einheit Deutschlands erschien ihm immer als Schreckgebilde; seine Politik war die des Lavierens. Er wies alle von Stuttgart ausgehenden Entwürfe wegen eines Sonderbunds der europäischen oder deutschen Mittelstaaten ebenso von sich wie die Begehrlichkeit des Kronprinzen Ludwig nach pfälzischem Gebiete, die er für aussichtslos hielt. Der Kronprinz haßte M., der ihm als Fronvogt Napoleons erschien, Wrede (s. d.) haßte ihn nicht minder. Die Verfassungsfrage verstärkte den Konflikt; M. ward immer mehr der Einführung einer Verfassung abhold und sprach offen seine Meinung aus; die mit der Revision der Verfassung von 1808, welche nie völlig ins Leben getreten war, betraute Kommission von lauter Staatsbeamten

brachte einen Entwurf zuwege, der auch den bescheidensten Hoffnungen nicht entsprach; schadenfroh sah M., wie die Verfassungsfrage 1815 ungelöst blieb, und wandte den Verhandlungen mit der Kurie seine Aufmerksamkeit zu, ohne sie zu einem Abschlusse bringen zu können. Zum allgemeinen Erstaunen wurde der allmächtige Ministerpräsident, Minister des Äußeren, des Inneren und der Finanzen am 2. Februar 1817 in rücksichtsloser Weise durch ein Handschreiben des Königs entlassen; es war das Werk des Kronprinzen, Österreichs und der Ultramontanen. Bayern atmete bei dem Sturze des verhaßten Bureaukraten auf; es vergaß ob seiner Härten die Vorzüge seines Regiments. M. bereiste nun Italien, die Schweiz und Frankreich und kehrte 1819 in die Vaterstadt zurück. Der König ernannte ihn am 26. Mai 1818 zum erblichen Reichsrate der Krone Bayern. Auf eine Angriffsschrift Wredes hatte M. 1815 in Altenburg mit „Der Minister Graf Montgelas unter der Regierung König Maximilians I." geantwortet, und 1819 erschienen in München „Fragmente aus dem aktiven Leben des Staatsministers Grafen von Montgelas". M. starb in München am 13. Juni 1838. — Vgl. „Erinnerungen an die Wirksamkeit des Grafen Montgelas", 2 Bde., München 1838; v. Freyberg, Rede zum Andenken an den verewigten Staatsmann von Montgelas, München 1839; v. Treitschke, Deutsche Geschichte im 19. Jahrhundert, 2. Tl., Leipzig 1882; M. Frhr. v. Lerchenfeld, Die bayerische Verfassung und die Karlsbader Beschlüsse, Nördlingen 1883.

Montgomery, Gabriel, Graf, der Sohn eines nach Frankreich ausgewanderten schottischen Edelmanns Jacques de Lorges, welcher 1543 die Grafschaft M. in der Normandie erwarb, war um das Jahr 1530 geboren. Sein Name ist vielgenannt, weil er am 30. Juni 1559 bei einem zu Paris abgehaltenen Turnier König Heinrich II. von Frankreich tödlich verwundete; M.s Unvorsichtigkeit war an dem Unglücksfalle schuld. Um sich der Rache der königlichen Witwe, Katharina von Medicis, zu entziehen, ging er nach Schottland; als eifriger Hugenott kehrte er von dort zurück und nahm an den Kämpfen seiner Glaubensgenossen gegen das katholische Königtum lebhaften Anteil. 1562 mußte er Havre nach hartnäckiger Verteidigung am 26. Oktober dem Herzog von Guise überlassen, entkam nach England und machte im folgenden Jahre Eroberungen in der Normandie; nach Erlaß des Edikts von Amboise (14. März 1563) ging er auf seine Güter, ergriff 1567, als der Kampf von neuem ausbrach, zum zweitenmale die Waffen und eroberte Béarn. Der Bartholomäusnacht entkam er durch die Schnelligkeit seines Pferdes. Er rüstete dann in Jersey und Guernsey eine Expedition aus, mit welcher er 1573 an der Küste der Normandie landete. Im folgenden Jahre von Matignon in Domfront eingeschlossen, mußte er am 27. Mai kapitulieren. Die Erhaltung seines Lebens wurde ihm ausdrücklich zugesichert („qu'il aurait vie et bagues sauvées"), trotzdem ward er am 26. Juni desselben Jahres, nachdem er die Folter überstanden hatte, auf dem Greveplatze in Paris hingerichtet. Brantôme schildert ihn in seinen „Capitaines illustres" als sorglos und vergnügungssüchtig, aber auch als ausnehmend tapfer und als einen guten Soldaten.

Ein anderer M., Richard, ein geborener Irländer, welcher im Siebenjährigen Kriege in Nordamerika gedient hatte und dann dort geblieben war, trat bei Ausbruch des Nordamerikanischen Unabhängigkeitskrieges auf die Seite seines Adoptivvaterlandes und ward General, fiel aber schon am 31. Dezember 1775 bei einem von ihm in Gemeinschaft mit dem General Arnold unternommenen Angriff auf Quebeck.

Vgl. „Nouvelle biographie générale", Bd. XXXVI, Paris 1865.

Montholon-Sémonville, Charles Tristan, Marquis de M.-S., Graf v. Lee. Einer Familie der noblesse de robe 1782 in Paris entstammt, machte M. schon 1792 als Marineschüler an Bord der Fregatte „Juno" bei dem Geschwader Truguets die sardinische Campagne mit, trat 1798 in das Heer über und zeichnete sich am 18. Brumaire als Schwadronschef unter den Getreuen Bonapartes aus. Er diente wacker in Italien, Österreich, Preußen und Polen, wurde 1807 Oberst und Adjutant Berthiers; bei Eßling schwer verwundet, erhielt er nach der Schlacht bei Wagram 1809 den Titel als Reichsgraf und kam in das Gefolge des Kaisers. Dieser betraute ihn mit mehreren wichtigen Aufträgen und accreditierte ihn 1811 als bevollmächtigten Minister bei dem Großherzoge von Würzburg. In dieser Stellung entwickelte er viel Takt und belehrte Napoleon in einem Mémoire über die innere Lage Deutschlands und die geheimen Wünsche seiner Fürsten, bei günstiger Gelegenheit sich gegen ihn zu verbünden. Nach Paris zurückgekehrt, avancierte er zum Brigadegenerale und erhielt 1814 das Kommando der Truppen im Loire-Departement. Nach Napoleons Niederlage ging er zu ihm nach Fontainebleau, um ihm einen kecken Plan vorzulegen, wie er die Ostarmee um sich scharen könne, aber der Kaiser lehnte denselben ab, bat ihn hingegen, in Frankreich zu bleiben und ihm treu zu sein. Vergebens bestürmten ihn Freunde und Verwandte, voran sein Schwiegervater, der Marquis de Sémonville, der ihn adoptiert hatte, und sein Schwager, der Marschall Macdonald (s. d.), sich Ludwig XVIII. anzuschließen; er hielt sich von Ludwig zurück und arbeitete für Napoleon. Als dieser von Elba kam, stieß er zu ihm, wurde sein Generaladjutant und focht bei Waterloo. Er verließ ihn nicht mehr und folgte ihm mit seiner Gattin 1815 nach St. Helena. Hier geriet er in Zwist mit General Gourgaud und Las Cases, diese reisten heim, und M. schrieb seitdem allein die Diktate Napoleons nieder, mit ihm die Welt durch die Napoleonische Legende betrügend. Mit rührender Sorgfalt pflegte er den Sterbenden, schloß ihm die Augen, war unter seinen Testamentsvollstreckern und entledigte sich, 1821 nach Frankreich zurückgekehrt, voll Gewissenhaftigkeit seiner Aufträge. Mit Gourgaud gab er 1823 in Paris die berühmten „Mémoires pour servir à l'histoire de France sous Napoléon, écrits à Sainte-Hélène sous sa dictée" (8 Bände) her-

aus. Mit den ihm von Napoleon hinterlassenen zwei Millionen wagte er verschiedene Spekulationen, wurde 1829 bankerott und flüchtete nach Belgien. 1830 erbte er das Vermögen seines Adoptivvaters, und es kostete Mühe, ihn unter dem Julikönigtum wieder in die Armee zu bringen. 1840 nahm er, sich ihm in London anschließend, als Stabschef an der Expedition Ludwig Bonapartes nach Boulogne teil, kam nach ihrem Scheitern vor den Pairshof, der ihn zu zwanzigjähriger Haft verurteilte, und wurde nach Schloß Ham abgeführt. Da hier seine Gesundheit litt, durfte er in einer maison de santé leben, kehrte aber, als sie sich gebessert hatte, in die Festung zurück und wurde erst freigegeben, als der Prinz 1846 entwischt war. Nach England übergesiedelt, gab M. in London 1847 „Récits de la captivité de l'empereur Napoléon à Sainte-Hélène" heraus. 1834 hatte er „De l'Armée française" und 1841 „Fragments religieux inédits de Napoléon, recueillis à Sainte-Hélène" (3. Auflage, 1843) herausgegeben. Nach der Februarrevolution wählte ihn das Departement Charente-Inférieure 1849 in die Legislative, aber er spielte keine Rolle. Er starb in Paris, umstrahlt vom Ruhme Napoleons I., am 22. August 1853.

Montlosier, François Dominique de Reynaud, Graf von. Als zwölftes Kind einer mäßig begüterten Adelsfamilie am 11. April 1755 zu Clermont-Ferrand (Auvergne) geboren, kam M. mit sechs Jahren in das bald aufgehobene Jesuitenkolleg daselbst, lernte trotz guten Willens wenig und bekundete frühe eine unabhängige Sinnesart und einen ungeselligen Charakter; mit lebhafter Phantasie begabt, zog er das Erraten regelrechtem Lernen weit vor. Er reiste mehrfach nach Paris, lernte Voltaire und d'Alembert kennen, studierte dies und das ohne Zusammenhang und ohne Ernst, empfand bald Ekel am Genußleben und heiratete, um wieder in den Besitz des verkauften Familienguts Recolène zu kommen, die um 15 Jahre ältere Besitzerin, eine unschöne, nicht reiche Landmannswitwe. In Recolène lebte er dem Landbaue, las die Kirchenväter, studierte die alten Denkmäler der Geschichte und schrieb über die Vulkane der Auvergne. 1789 ging er nach Paris und wurde Deputierter des Adels von Riom in der Nationalversammlung, zählte zu den eifrigsten Widersachern des Liberalismus und zu den Stützen der Rechten; er bestritt die Ansicht, die geistlichen Güter gehörten der Nation, reizte aber die Bischöfe durch den Hinweis darauf, daß sie ihrer goldenen Kreuze verlustig gehen sollten, um mit dem Holzkreuze Christi die Welt erlösen zu können. Sein Charakter erschien als ein sonderbares Gemisch von Religiosität, freimütigen Ansichten, Royalismus und Feudalismus. Am 26. Januar 1791 sprach M. in der Konstituante gegen die Absetzung der den Eid auf die constitution civile du clergé verweigernden Priester, und zu Ende Juni d. J. erklärte er mit 289 Kollegen, sie nähmen an der Versammlung nicht länger teil, weil diese den König suspendiert habe. Er emigrierte nun nach Koblenz, fand schlechte Aufnahme und mußte mehrere Duelle bestehen; dann machte er den unglücklichen Feldzug von 1792 mit, suchte 1794 mit dem Abbé de Pradt das Volk in den Niederlanden gegen die Franzosen zu revoltieren und siedelte nach Hamburg über. Von hier ging er nach London, verkehrte voll Abneigung gegen die Engländer nur mit Franzosen und gab ein antirevolutionäres Journal „Le Courier de Londres" heraus, in dem er auch den unverbesserlichen Emigranten bittere Wahrheiten sagte. Mit großem Interesse betrachtete M. das Konsulat, und 1800 übernahm er gern von den Bourbonen den Auftrag, zu Bonaparte zu reisen und ihm Anträge für ihre Restauration zu machen. In Calais verhaftet, kam er in den Temple, und nach 36 Stunden war er von Fouché und Talleyrand durch vertrauliche Mitteilungen über Bonapartes Absichten für diesen gewonnen. Seine Zeitung sprach fortan ihm freundlich, er siedelte 1801 nach Paris über, gab hier „Le Courier de Londres et de Paris" heraus, doch war dessen Sprache Bonaparte zu unabhängig und er unterdrückte bald das Blatt, M. mit einer Anstellung im auswärtigen Amte und hohem Gehalte entschädigend. Nach dem Bruch des Friedens von Amiens übernahm M. die Redaktion des gegen Großbritannien gerichteten „Bulletin de Paris" und schimpfte weidlich auf die ihm verhaßte Nation; seine anonymen Artikel wurden nachmals zu seinem Mißbehagen als „Les Anglais ivres d'orgueil et de bière" gesammelt herausgegeben.

Als Napoleon Kaiser war, betraute er den Grafen mit einer Denkschrift über die alte Monarchie, zu der er vier Jahre brauchte; eine Kommission prüfte sie, Napoleon aber konnte M.s Ansichten nicht billigen und verbot den Druck. Jedoch ließ er sich von M. fünfzehn Monate lang über Staatsaffairen Berichte machen. Ende 1812 reiste M., dem diese Arbeiten nicht zusagten, nach Italien und kehrte erst in der Restauration heim, um alsbald drei Bände „De la Monarchie française depuis son établissement jusqu'à nos jours, ou Recherches sur les anciennes institutions françaises, leurs progrès, leur décadence, et sur les causes qui ont amené la révolution et ses dernières phases jusqu' à la déclaration d'empire, avec un Supplément sur le gouvernement de Bonaparte depuis son commencement jusqu' à sa chute, et sur le retour de la maison de Bourbon" (Paris 1814) zu publizieren; er sprach hier Napoleon sehr feindselig und befürwortete einen ganz aristokratischen Feudalstaat. Während der Hundert Tage erschien noch ein vierter Band „De la Monarchie française depuis le retour des Bourbons jusqu'au 1. avril 1815; Considérations sur l'état de la France à cette époque; Examen de la Charte constitutionelle, de ses défectuosités et des principes sur lesquels l'ordre social peut être recomposé". Das Werk mißfiel den Bourbons, M. war mit der Politik der zweiten Restauration sehr unzufrieden und zog sich im Januar 1816 auf seinen Landsitz Randan bei Clermont zurück, mit leidenschaftlicher Unruhe Landwirtschaft treibend. Aber er hielt sein Auge auf die Politik gerichtet, gab gerne den Ministern, die das Königtum ohne Gewaltthätigkeit vertraten, Rat, und

als die schroffe Reaktion eines Villèle (s. d.) ans Ruder kam, griff er zum schneidigen Schwerte; voll unbändigen Hasses gegen die Priesterpartei schleuderte er am 1. März 1826 sein „Mémoire à consulter sur un système religieux et politique tendant à renverser la religion, la société et le trône“ (Paris) in die Welt. Er denunzierte vier große Landplagen, die Kongregationen, die Jesuiten, die Ultramontanen und den Geist der Priesterpartei, welche die ganze Staatsgewalt bedrohe, und das Buch, von dem in einigen Wochen acht Auflagen erschöpft waren, machte ungeheures Aufsehen. Der Liberalismus begrüßte sein Auftreten mit Jubel, obwohl sich M. verwahrte, ein Liberaler zu sein; die Reaktion und der Ultramontanismus überfluteten ihn mit Angriffen. M. reichte überdies eine unmittelbare Anklage gegen die von ihm Angegriffenen bei den Pairs ein. Die Pairskammer nahm den Antrag von Portalis an, über die meisten Punkte zur Tagesordnung überzugehen, den Teil aber, der sich auf Errichtung eines vom Gesetze unermächtigten Mönchsordens beziehe, an das Ministerium zu verweisen (19. Januar 1827). Karl X. war über M. entrüstet und entzog ihm seine Pension; er aber verdoppelte seine Thätigkeit gegen die Ultramontanen, schrieb mehrere Arbeiten gegen sie, und begrüßte jubelnd 1828 die Gesetze gegen die Jesuiten, ein Gallikaner von echtem Schrot und Korn. Da ihn die ehemaligen Freunde zurückstießen, wendete sich der alte Aristokrat den Liberalen zu. Nachdem er 1829 zwei Bände „Mémoires sur la Révolution française, le Consulat, l'Empire, la Restauration et les principaux événements qui l'ont suivie“ publiziert hatte, lieferte er Artikel in den „Constitutionnel“ und versuchte vergebens, eine Mittlerstelle zwischen den Parteien zu erlangen, indem er zu Beginn 1830 die Broschüre „De la Crise présente et de celle qui se prépare“ schrieb. Nach der Julirevolution wurde er Mitglied des Generalrats des Departements Puy-de-Dôme und am 11. Oktober 1832 von Ludwig Philipp in die Pairskammer berufen, in der er mit jugendlichem Feuer die neue Dynastie verteidigte und oft sprach, sogar die Sklaverei 1835 verteidigend. Seit 1833 zog er sich vom öffentlichen Leben fast ganz zurück. Als er bei Clermont-Ferrand auf seinem Gute den Tod nahen fühlte, forderte der Bischof von ihm die Unterzeichnung eines öffentlichen Widerrufs seiner Ansichten, M. verweigerte ihn und starb am 9. Dezember 1838, im 84. Lebensjahre. Die Kirche versagte ihm ein geweihtes Grab, die Bevölkerung antwortete auf diese Herzlosigkeit durch allgemeinen Zustrom zum Begräbnisse, und Cousin griff in der Pairskammer die Frechheit der Jesuiten an. M. war auch Präsident der Akademie seiner Vaterstadt.

Vgl. Gervinus, Geschichte des neunzehnten Jahrhunderts seit den Wiener Verträgen, Bd. VII, Leipzig 1865; Hillebrand, Geschichte Frankreichs von der Thronbesteigung Louis Philipps bis zum Falle Napoleons III., 2. Tl., Gotha 1879.

Montluc, zwei Brüder, Blaise und Jean, zu Anfang des 16. Jahrhunderts einer Familie der Guienne entsprossen, von denen der erstere, welcher Marschall von Frankreich wurde, durch seine Kriegsthaten, welche in den Feldzügen Lautrecs begannen und bei der Belagerung von la Rochelle im Jahre 1573 endeten, aber auch durch Grausamkeit und Rücksichtslosigkeit in den Hugenottenkriegen, der letztere als geschickter Diplomat sich einen Namen machte. Noch bekannter als durch die Leistungen der Brüder ist ihr Name aber durch die von Blaise veröffentlichten Denkwürdigkeiten (mehrfach aufgelegt) geworden, welche, obgleich sie das Gepräge der gascognischen Herkunft des Verfassers an der Stirn tragen, einen wertvollen Beitrag zur Geschichte der Zeit von 1521 bis 1574 bilden. Blaise starb im Juli 1577 auf seiner Besitzung Estillac bei Agen, Jean am 13. April 1579 zu Pontoise. — Vgl. W. Rüstow, Militärische Biographieen I, Zürich 1858.

Montmartin, Friedrich Samuel, Graf von, ist als Sprößling eines 1685 aus Frankreich vertriebenen Adelsgeschlechts 1712 geboren in Zeitz, wo sein Vater Hofmarschall der Herzogin von Sachsen-Naumburg, einer Markgräfin von Brandenburg, war. Der Markgraf Georg Wilhelm von Bayreuth ließ den Jüngling in Leipzig und Leiden studieren, sein Nachfolger Markgraf Friedrich erhob den Begabten rasch vom Kammerherrn und Regierungsassessor zum Hofrat und Regierungsdirektor in Erlangen, zum Geheimrat und Kreisdirektorial-Gesandten. Als Reichshofrat, was er durch Kaiser Karl VII. 1742—1744 war, betrieb M. mit Eifer und Erfolg die Mündigsprechung des jungen Herzogs Karl Eugen von Württemberg. Dies brachte ihn später, 1758, nach längeren Diensten in Sachsen-Gotha, und nachdem ihm der Kaiser für seine Bemühungen um den Reichskrieg gegen Preußen die Grafenwürde erteilt, in württembergische Dienste. Hier stieg er vom Mitglied des neugebildeten Staats- und Kabinettsministeriums rasch zum Premierminister und Geheimratspräsidenten auf. In der Geschichte der schlimmsten Willkürherrschaft, welche Württemberg gesehen, bleibt unvergessen, daß das verderblichste Werkzeug derselben Graf M. war, der vollendete Hofmann, ohne besondere Geistesanlagen und Kenntnisse, aber Meister in mancherlei Staatskunstgriffen und Ränken, stets nur darauf bedacht, seines Fürsten viel Geld erfordernde Wünsche zu erfüllen und dabei für sich möglichst viel zu erraffen. Als im unausgesetzten Kampf mit den Landständen, der durch die schnöde Behandlung eines Moser, Huber u. a. immer hitziger ward, die verbrauchten Künste nicht mehr verfingen, trat M., in wenigen Jahren reich geworden, 1766 vom Schauplatz ab, blieb aber noch ein viel benutzter Ratgeber des Herzogs, bis er 1778 zu Dinkelsbühl starb. Durch seine einzige Tochter Luise kamen seine Besitzungen an den Grafen von Dürkheim-Montmartin. — Vgl. Pfaff in den „Württemb. Jahrbüchern“ 1857, S. 207 ff.

Montmartre, Erstürmung des, am 30. März 1814. Napoleon hatte sich nach der Schlacht bei Arcis sur Aube gegen die Rückzugslinie der Verbündeten gewendet; er hoffte, dieselben dadurch von Paris abzuziehen. Sie blieben aber im Vormarsche, drängten die ihnen gegenüber-

stehenden Marschälle Marmont und Mortier zurück und langten gleichzeitig mit diesen am 29. vor der Stadt an, während Napoleon, durch Wintzingerodes ihm folgende Kavallerie irregeführt, erst am 27. bei Saint-Dizier seinen Irrtum erkannt hatte und umgekehrt war. Die Kaiserin-Regentin hatte am 28. Paris verlassen und den König Joseph als ihren Vertreter zurückgelassen. Zur Verteidigung der Stadt waren 30,000 Mann verfügbar, nämlich die Überbleibsel der Corps von Marmont und Mortier, verschiedene Depots, und 6000 Nationalgarden unter Moncey, im ganzen 30,000 Mann. Aufseiten der Verbündeten standen ihnen von der Schlesischen Armee auf deren rechtem Flügel die Corps von Langeron, York und Kleist und Wintzingerodes Infanterie gegenüber; links daran schloß sich Schwarzenbergs Hauptarmee; gegen 120,000 Mann konnten zum Angriff auf Paris verwendet werden. Im großen Hauptquartier zu Bondy wurde Kriegsrat gehalten und beschlossen, daß die Schlesische Armee den M., einen Paris nördlich vorliegenden, sehr verteidigungsfähigen Höhenzug angreifen und daß von der Hauptarmee das russische Corps Rajewski von Westen gegen Paris vorrücken solle, zu unmittelbarer Unterstützung der letzteren waren die russischen und preußischen Garden bestimmt, Barclay de Tolly erhielt die Oberleitung dieses Angriffs, nach weiter links sollte der Kronprinz von Württemberg vorgehen. Auf französischer Seite befehligte Marmont den rechten, Mortier den linken Flügel. — Früh am 30. begann der Kampf; da aber die Schlesische Armee sich noch im Anmarsch befand und den Angriffsbefehl erst später erhielt, so focht Barclay zuerst allein, und da er hartnäckigem Widerstande begegnete, kam er wenig vorwärts, bis gegen Mittag die Schlesische Armee eingriff. Ihr Erscheinen überzeugte den König Joseph, daß die Hauptmacht der Verbündeten vor Paris stehe. Er gab nun Marmont Vollmacht, sowohl für die Stadt wie für das Heer, zu kapitulieren und brachte seine eigene Person in Sicherheit. Mittlerweile war auch der Kronprinz von Württemberg in Thätigkeit getreten, hatte Vincennes genommen und war bis an die Stadt vorgedrungen. Barclay erneuerte jetzt gleichfalls den Angriff. Marmont verteidigte sich mit Mut und Entschlossenheit; von der Übermacht fast erdrückt, räumte er endlich am Nachmittage auf Grund eines abgeschlossenen zweistündigen Waffenstillstandes die Höhe von Belleville. Auf seinem rechten Flügel waren die preußischen Garden so weit vorgedrungen, daß sie im Begriff standen die Barriere zu stürmen, als die Waffenruhe eintrat. Der Angriff der Schlesischen Armee hatte um Mittag begonnen; Mortier setzte demselben einen ebenso zähen Widerstand entgegen, wie die Hauptarmee solchen durch Marmont erfahren hatte, und erst am Nachmittage war der M. in der Gewalt der Verbündeten, welche jetzt das bezwungene Paris zu ihren Füßen sahen, denn mit dem Verlust der Höhen von Belleville und des M. war die Stadt den Geschützen der Überwinder preisgegeben. Ihr Sieg hatte sie fast 9000 Mann gekostet, während die Franzosen, welche nur für die Ehre ihrer Waffen gekämpft hatten, 4000 Tote und Verwundete zählten. In der Nacht zum 31. wurde die Kapitulation abgeschlossen, in Gemäßheit deren die Marschälle die Stadt räumten. Ihren auf der Straße nach Fontainebleau abziehenden Truppen begegnete Napoleon, der den Seinen vorausgeeilt war; er ließ schweigend seinen Wagen umkehren. Um 11 Uhr begann am 31. der Einzug der verbündeten Monarchen durch die Barriere von Pantin. Der Krieg war zu Ende. — Vgl. Koch, Mémoires pour servir à l'histoire de la campagne de 1814, Bd. II, Paris 1819; v. Rau u. Hänel v. Cronenthal, Der Krieg von 1813—15, Bd. I, Berlin 1821 (beide mit Plänen).

Montmédy, besteht aus einem Bergkegel, welcher sich steil aus dem Thale des Chiers erhebt und mit an sich unbedeutenden Festungswerken versehen ist, und der nordöstlich davon gelegenen Unterstadt, Basmédy genannt. Der Ort, dessen oberen Teil Kaiser Karl V. regelmäßig befestigen ließ, war Gegenstand vieler Kämpfe zwischen Frankreich und Spanien als Besitzer der spanischen Niederlande, bis im Jahre 1659 der Pyrenäische Friede ihn endgültig in den Besitz des ersteren brachte, 1542 eroberte der Herzog von Guise ihn für Frankreich, 1544 gewannen Ferdinand von Gonzaga und Graf Wilhelm Fürstenberg ihn für Karl V. zurück, 1555 eroberte der Herzog von Nevers ihn von neuem für Frankreich, 1556 ward er an Spanien zurückgegeben, auch Heinrich IV. von Frankreich nahm ihn 1596 vorübergehend in Besitz. Besonders merkwürdig ist die Belagerung vom Jahre 1657 durch den überaus hartnäckigen Widerstand, welchen der spanische Kommandant d'Allamont ihr unter den Augen König Ludwigs XIV. bis zur schließlichen Kapitulation entgegensetzte. — 1815 wurde M. seit dem 30. Juni beobachtet und seit dem 18. Juli von Preußen und norddeutschen Bundestruppen eingeschlossen; in der Nacht zum 15. September erstürmten diese die Unterstadt, worauf die Festung am 12. von General Lamarque dem preußischen General v. Hacke übergeben wurde. — (v. Plotho, Der Krieg von 1815, Berlin 1818.) — Im Jahre 1870 versuchte zunächst das preußische Gardecorps, M. durch Beschießung zu nehmen, der Versuch mißlang; die Festung, in welcher Major Tessier 2000 Nationalgarden und etwa 700 von Sedan entkommene Soldaten befehligte, wurde nun zunächst von den benachbarten Etappenorten aus beobachtet. Nach dem Fall von Metz schloß am 15. November Oberst v. Pannwitz sie ein; als die Einnahme von Diedenhofen die nötigen Kräfte zur Verfügung stellte, schritt General v. Kameke am 5. Dezember zur Belagerung. Am 12. begann die Beschießung, die Garnison erwiderte das überlegene preußische Feuer nach Kräften, trat aber am 13. abends in Unterhandlungen, und am 14. Dezember ward M. übergeben. — Vgl. Spohr, Geschichte der Belagerung von M., Berlin 1877.

Montmirail, Schlacht am 11. Februar 1814. Blücher hatte sich nach dem am 1. Februar von den Verbündeten bei La Rothière erfochtenen Siege von der Hauptarmee wieder getrennt und war auf dem linken Marneufer im

Vorrücken gegen Paris begriffen. Er hatte sich zu diesem Zwecke mit York vereinigt, welcher gleichzeitig den aus den Niederlanden gekommenen Marschall Macdonald verfolgte, aber bald die Fühlung mit ihm verlor. Napoleon hatte Blüchers Absichten rasch durchschaut und sich gegen diesen gewandt. Blücher erkannte am 10., daß der Kaiser mit bedeutenden Kräften seine weit auseinandergezogene Flanke bedrohe und gab seinen Heeresteilen die nötigen Befehle zur Vereinigung; die Ausführung derselben führte zur Schlacht bei M., einem Städtchen an der südlichen der beiden von Châlons sur Marne über La Ferté sous Jouarre nach Paris führenden Straßen. — Napoleon, welcher am 10. ein russisches Corps bei Champaubert vernichtet hatte, stellte Marmont Blücher gegenüber und wandte sich mit seinen Hauptkräften, 24,000 Mann, gegen M., um Sacken und York entgegenzutreten. Seine Truppen hatten am 11. morgens dort Aufstellung genommen, als Sacken mit 18,000 Mann erschien und sie, trotz Yorks Aufforderung nördlich auszuweichen und sich an ihn heranzuziehen, dort angriff. Er wurde blutig zurückgewiesen; Napoleon aber, welcher bald selbst auf dem Schlachtfelde eintraf und dort über 24,000 Mann gebot, kostete es große Mühe, die Russen zu vertreiben. Erst gegen Dunkelwerden wichen diese; Yorks (12,000 Mann) Vorgehen gegen die Franzosen, welches auf Sackens Ersuchen am Nachmittage erfolgte, erleichterte ihren Rückzug, welchen sie unter großer Mühsal und bedeutenden Verlusten an Geschütz und anderem Fuhrwerk in grundlosen Querwegen auf Château-Thierry bewerkstelligten; York behauptete seine Stellung bis zum anderen Tage, wo der Kampf bei Château-Thierry fortgesetzt wurde. Die Russen verloren 3000, die Preußen 900, die Franzosen 2000 Mann. — Vgl. Koch, Mémoires pour servir à l'histoire de la campagne de 1814, I, Paris 1819; v. Rau und Hänel v. Cronenthal, Krieg von 1813—15, Bd. I, Berlin 1821.

Montmorency. Die jetzt erloschene Familie der M. war eine der ältesten in Europa und eine der bedeutendsten und vornehmsten in Frankreich. Der erste derselben, welcher nachweislich den Namen M. führte, war der um das Jahr 950 n. Chr. lebende Bouchard (Burchard), er nannte sich wie später seine Nachkommen Sire de M. par la grâce de Dieu; die Könige von Frankreich betitelten dieselben in der Folge mehrfach premiers chrétiens de France, premiers barons de France und bezeichneten sie als nobles princes, princes du royaume. Sie spalteten sich in viele Zweige, von denen mehrere in den Niederlanden zu großem Besitz und hohen Ehren gelangten. Ihnen gehörten Hoorne und Montigny an, welche bei Beginn der Kämpfe gegen Spanien das Blutgerüst bestiegen. In der neueren Geschichte sind aus dem Geschlechte der M. hervorgetreten:

Anne, der erste Herzog von M. (seit 1551), Connetable von Frankreich, am 15. März 1492 geboren, und mit dem nachmaligen König Franz I. erzogen, ward bald nach dessen Thronbesteigung sein einflußreichster Berater und später sein allgewaltiger Minister. Die Erfahrungen, welche M. in den Kriegen gegen Kaiser Karl V. an sich selbst machte, ließen ihn erkennen, daß er nicht zum Feldherrn geboren sei; er suchte daher durch diplomatische Künste zu erreichen, was er mit den Waffen durchzusetzen nicht hoffen durfte. Mit dem Könige 1525 bei Pavia in Gefangenschaft geraten, aber bald losgekauft, um den Frieden zu vermitteln, ging sein Streben fortan dahin, jede Entscheidung durch das Schlachtenglück zu vermeiden; er fürchtete durch die siegreichen Führer in Schatten gestellt zu werden und verlegte daher den Schwerpunkt der französischen Politik in das Gebiet der Diplomatie. Auch schrieb er 1536, als die Kaiserlichen in die Provence eindrangen, den Feldzugsplan vor, welcher den Feind dadurch zum Rückzuge zwingen wollte, daß er ihm unmöglich machte, sein Heer in dem verwüsteten Lande zu unterhalten; er setzte sein Vorhaben durch, aber mit Aufopferung von Tausenden von Einwohnern, welche Hungers starben und ihren Wohlstand vernichtet sahen. Ferner beendete er 1537 die Feindseligkeiten gegen Kaiser Karl in der Picardie und in Italien, statt aus seiner Überlegenheit militärischen Vorteil zu ziehen, durch Unterhandlungen. Im folgenden Jahre wohnte er der Zusammenkunft bei, welche Karl V. und Franz I. in Aigues-Mortes hatten; hier besonders betrieb er die Verbindung beider Monarchen, welche die Herrschaft in Europa teilen und der Ketzerei ein Ziel setzen sollten. Des allmächtigen Ministers hochfahrendes und überhebendes Wesen, seine Habsucht und Bestechlichkeit hatten ihm eine große Zahl von Feinden gemacht, deren Einfluß es schließlich gelang, ihm die Gunst des Königs zu entziehen. Ihr Vorhaben wurde ihnen dadurch erleichtert, daß Kaiser Karl des Königs Hoffnung, Mailand wieder zu erhalten, unerfüllt ließ und daß M. auffeiten der Partei des Dauphin stand, während Franz seinem jüngeren Sohne mehr geneigt war. M.s Einfluß minderte sich immer mehr, und Ende 1540 zog er sich auf sein Schloß Ecouen zurück. Der im März 1547 erfolgte Tod des Königs gab ihm bei dessen Nachfolger, dem sorglosen unbedeutenden Heinrich II., seinen ganzen Einfluß zurück; seine Stellung und der Wunsch, andere Persönlichkeiten, namentlich den Herzog von Guise, nicht neben sich aufkommen zu lassen, veranlaßten ihn damals, die Heerführung selbst in die Hand zu nehmen. 1552 nahm er Lothringen und die Bistümer Metz, Toul und Verdun in Besitz; 1553 führte er eine Armee nach Flandern, blieb aber zum großen Mißvergnügen derselben unthätig und schloß 1556 sogar zu Vaucelles einen Waffenstillstand auf fünf Jahre. Als trotzdem der König, auf Andringen von M.s Gegnern, den Krieg von neuem begann, setzte der Tag von Saint-Quentin M.s militärische Unfähigkeit in helles Licht. Er wurde gefangen genommen. Philipp II. entließ ihn aber, freilich gegen ein Jahres-Lösegeld, welches M. das Land bezahlen ließ, in der Zuversicht, daß er zum Frieden raten würde und sah sich darin nicht getäuscht; derselbe kam zu Chateau-Cambresis zustande und erregte in Frankreich großes Mißvergnügen. Unter der kurzen Regierung von König Franz II., dem Nachfolger Heinrichs, wo Katharina von Medicis die Zügel der Regierung führte, mußte M. seine Stellung dem Herzog von Guise, seinem Neben-

buhler, überlassen, als aber schon 1560 Karl IX. auf den Thron stieg, räumte Katharina, von den Guisen beleidigt, M. von neuem Einfluß ein, welchen dieser vor allem zum Kampfe gegen die Hugenotten benutzte. Er verband sich mit seinen bisherigen Gegnern; M., der Herzog von Guise und der Marschall Saint-André bildeten zu diesem Zweck im April 1561 das sogenannte Triumvirat, welches Katharina beiseite schob und mit der Gegenpartei, an deren Spitze Condé stand, bald in offenem Kriege lebte. Am 19. Dezember 1562 kam es bei Dreux zum Kampfe, M.s Unklugheit drohte, seine Sache zu verderben, aber Guise machte dieselbe gut und fesselte den Sieg an die eigenen Fahnen, M. geriet wiederum in Gefangenschaft. Der am 19. März 1563 geschlossene Friede machte dem Kampfe ein vorläufiges Ende, das Edikt von Amboise gestand den Hugenotten Gewissensfreiheit und beschränkte Ausübung ihres Gottesdienstes zu. Die Feindseligkeiten begannen aber bald von neuem. 1567 war M. in Paris von den Hugenotten eingeschlossen; am 10. November machte er einen Ausfall; bei Saint-Dénis kam es mit Condé zum Kampfe, in welchem M. tödlich verwundet wurde; am 12. starb er zu Paris.

Von seinen Söhnen wird der älteste, **François**, geboren am 17. Juli 1530, sowohl zu Lebzeiten seines Vaters wie nach dessen Tode, in den Hugenottenkriegen vielfach erwähnt, ohne daß er eine hervorragende Rolle gespielt hätte. Er war zuerst mit einem Fräulein v. Piennes heimlich vermählt, mußte aber diese Verbindung auf Geheiß seines Vaters 1557 lösen, um eine natürliche Tochter des Königs und der Diana von Poitiers zu heiraten. Es gab dies Veranlassung zu einer königlichen Verfügung gegen die heimlichen Ehen überhaupt. Nach seinem am 15. Mai 1579 zu Ecouen erfolgten Tode ging sein Herzogstitel auf seinen am 15. Juni 1534 zu Chantilly geborenen Bruder **Henri I.** über, welcher bis dahin Graf Damville geheißen hatte. Derselbe lebte meist in Languedoc, wo er 1563 Gouverneur geworden war und beherrschte diese Provinz mit fast souveräner Gewalt, bald der einen, bald der andern Partei anhängend, Freund oder Feind der Regierung, Förderer oder Gegner der Hugenotten, wie es gerade sein persönlicher Vorteil ihm angezeigt erscheinen ließ. Er starb am 1. April 1614 zu Agde.

Sein Sohn **Henri II.**, geboren am 30. April 1595 zu Chantilly, folgte ihm in seinem Amte als Gouverneur von Languedoc. Die Stellung, welche er als solcher einnahm, war mit dem Vorhaben des Kardinal Richelieu, die Macht der Großen zu brechen und den Einheitsstaat herzustellen, im Widerstreit. Um sie aufrecht zu erhalten verband er sich mit Gaston von Orléans, des Königs Bruder. Aber ihre Waffen unterlagen am 1. September 1632 bei Castelnaudary, Gaston unterwarf sich, M., welcher in Gefangenschaft geraten war, mußte sein Vorgehen mit dem Tode büßen. Am 30. Oktober 1632 ward er zu Toulouse enthauptet. Als Kriegsmann war er besonders bei der Belagerung von La Rochelle den Hugenotten und im mantuanischen Erbfolgekriege den Piemontesen gegenüber hervorgetreten.

Ein anderer M., **Matthieu**, Vicomte, dann Herzog von M.-Laval, am 10. Juli 1760 zu Paris geboren, brachte aus Amerika, wo er im Unabhängigkeitskriege gefochten hatte, Vorliebe für die neueren Ideen mit und vertrat dieselben in den Generalstaaten und in der konstituierenden Versammlung, wanderte aber, als die Revolution sich an den Umsturz aller Ordnung machte, aus und hielt sich, nach Frankreich zurückgekehrt, dem Hofe Napoleons, im Gegensatz zu anderen Trägern seines Namens, fern. Als die Bourbons zurückgekehrt waren, schloß er sich diesen eng an; er bekannte sich jetzt zu Grundsätzen, welche denen seiner Jugend ganz entgegengesetzt waren und übernahm in dem reaktionären Kabinett Villèle am 24. Dezember 1821 das Portefeuille des Auswärtigen. Als solcher erschien er auf dem Kongreß von Verona, wo der Kreuzzug nach Spanien beschlossen wurde. Seinen Ministerposten trat er bald an Chateaubriand ab, ward Erzieher des Herzogs von Bordeaux und starb am 24. März 1826 zu Paris. Die zweite Hälfte seines Lebens war besonders Werken der Frömmigkeit und der Wohlthätigkeit gewidmet; enge Freundschaft verband ihn mit Frau v. Staël und später mit Frau Récamier. Die Gedächtnisrede auf ihn in der Akademie hielt de Gerando; Notizen aus seinem Leben giebt Bétillard (Le Mans 1826). Der letzte M. starb am 2. April 1851.

Die Geschichte des Geschlechts M. haben Duchesne (Paris 1624) und Desormeaux (Paris 1764) geschrieben; sie wird ferner behandelt in „Les M. de France et les M. d'Irlande“, Paris 1828.

Montmorin-Saint-Hérem, Armand Marc, Graf von. 1745 geboren, wurde M. mit dem Dauphin erzogen und betrat die diplomatische Carrière. Als Ludwig XVI. den Thron bestiegen hatte, ging M. als Gesandter nach Madrid, wo er zu dem Heiligen Geist-Orden das Goldene Vlies erhielt. 1787 gehörte er der Notabelnversammlung an, und bei dem Tode Vergennes' ernannte ihn der König im Februar d. J. zum Minister der auswärtigen Angelegenheiten. Nach Calonnes (s. d.) Sturz rieten er, Lamoignon und Castries Ludwig zur Rückberufung Neckers, doch unterblieb sie noch. Späterhin erfolgte sie, und M. arbeitete mit Necker auf die Berufung der Reichsstände hin. Seine Gemahlin sah am 4. Mai 1789 mit bangen Ahnungen dem feierlichen Aufzuge derselben zu und sagte zu der entzückten Frau v. Staël, sie habe unrecht, sich zu freuen, denn großes Unheil werde über Frankreich kommen. Am 11. Juli mit Necker verabschiedet, kehrte M. schon nach dem 14. d. M. in sein Ministerium zurück. Er wurde Mitglied der Gesellschaft der Freunde der Konstitution, die ihn nachmals im Juni 1791 als Aristokraten ausstieß. Auf Mirabeaus Wunsch brachte Lafayette diesen mit M. zusammen; beide unterhandelten lange über die Mittel, die Monarchie zu befestigen; anfangs wollte M. Mirabeau mit der Gesandtschaft in Konstantinopel abspeisen, dann aber ließ er sich von ihm gewinnen. Freilich scheute er bald vor dem Gedanken zurück, ein solches Genie als Kollegen neben sich zu haben, und anstatt ihm ein Portefeuille zu verschaffen,

begnügte er sich damit, Ludwig zur teilweisen Zahlung seiner Schulden zu bestimmen. Am 14. Mai 1790 forderte er in der Nationalversammlung für den Fall eines Seekriegs Gelder zur Ausrüstung von Kriegsschiffen, doch schwieg man sein Ansuchen tot. Im September 1790 behielt er bei Neckers Abgang sein Portefeuille, da Ludwig darauf bestand, und nach St. Priests Rücktritt im November übernahm er auch provisorisch das Ministerium des Innern. Der ehrenhafte aber schwache Mann trat nochmals mit Mirabeau in Verbindung, um die Monarchie zu restaurieren; Ludwig aber handelte anders, als Mirabeau riet; trotz aller Mahnungen M.s und des kaiserlichen Gesandten Grafen Mercy überließ sich der König Mirabeaus Leitung nicht. Nach Mirabeaus Tod näherte sich M. das Triumvirat Barnave, Duport, A. Lameth, um Minister zu werden, welche Hoffnung Robespierre jedoch am 7. April 1791 zerschnitt. Am 13. April erklärte M. in einem Manifeste den fremden Mächten, Ludwig sei völlig frei und beobachte freudig die neue Konstitution; er war in den Fluchtplan nicht eingeweiht und konnte sich gegen Verdächtigungen rechtfertigen. So blieb er im Amte. Doch die Legislative zog ihn am 31. Oktober zur Verantwortung und forderte von ihm einen Bericht über die Haltung der Höfe. Allgemein mißtrauisch betrachtet, trat er aus dem Ministerium, blieb aber einer der Vertrauten des Königs; die Ultraroyalisten griffen ihn ebenso wild an wie die Ochlokraten, und er verteidigte sich in Wort und Schrift. Vergebens bemühte er sich, Marie Antoinette zu entschiedenem Einspruche gegen den Krieg mit dem Kaiser zu bestimmen, während man ihn der Teilnahme am Comité autrichien beschuldigte. Zwar siegte er im Prozesse mit Carra, aber nach den Augustgreueln zog man ihn aus seinem Verstecke im Faubourg St. Antoine und schleppte ihn am 21. August 1792 vor die Legislative. Seine kaltblütige Verteidigung blieb wirkungslos, man sperrte ihn in der Abtei ein, versetzte ihn am 31. in Anklagezustand, und er fiel am 2. September unter den Hieben der Henkersknechte Dantons in der Abtei. Seine Witwe endete am 23. März 1794 mit einem Sohne, der Sekondelieutenant bei den Jägern war, unter der Guillotine. — Vgl. die Werke über die Revolution.

Montpensier, Katharina Maria von Lothringen, Herzogin von. Als Tochter des Herzogs Franz von Guise (s. d.) am 18. Juli 1552 geboren, heiratete Katharina im Februar 1570 Ludwig II. von Bourbon, Herzog von M., der als reichster Seigneur Frankreichs am 23. September 1582, ohne von ihr Kinder erhalten zu haben, starb. An den Intriguen ihrer Familie gegen Heinrich III. und den präsumtiven Thronfolger, Heinrich von Navarra, beteiligt, schürte sie seit 1587 unablässig gegen beide und hetzte die Priester gegen Heinrich III. auf; dieser befahl ihr im Januar 1588, Paris zu verlassen; sie aber gehorchte nicht, drohte ihm mit der Tonsur, trieb das Volk zur Revolte und bereitete den Barrikadentag vor. Der König ließ ihre Brüder, Herzog Heinrich und den Kardinal Ludwig von Guise (s. „Guise, 4 und 5") ermorden; sie eilte nun zu ihrem anderen Bruder, dem Herzoge von Mayenne (s. „Guise, 6") und erschien mit ihm in Paris. Die Ermordung des Königs versetzte sie in tolle Lust, sie schrieb sich das Verdienst daran zu und zeigte sich im Triumphe den Parisern. Zu ihrer Verzweiflung erklärte sich Mayenne nicht zum Könige, Heinrich IV. zog siegreich in Paris ein, und die Herzogin unterwarf sich im März 1594. Der neue König ließ sie unbehelligt, sie starb an einem Blutsturze am 6. Mai 1596 in Paris. — Vgl. die Werke über „Guise".

Montpensier, Anna Maria Luise von Orléans, Herzogin von, „La grande Mademoiselle". Am 29. Mai 1627 in Paris als Tochter des Herzogs Gaston von Orléans und der Maria von Bourbon, Erbin des Hauses M., geboren, wurde Mademoiselle durch den Tod der Mutter bereits am 4. Juni d. J. eine der reichsten Erbinnen, aber alle Heiratspläne mißglückten. Männlichen Charakters stürzte sie sich in die Wirren der Fronde (s. d.), um so mehr da Ludwig XIV. sie nicht heiratete, zog selbst in den Krieg und ließ die Kanonen der Bastille auf die Truppen des Königs im Juli 1652 abfeuern, nahm am Straßenkampfe teil und entfloh nach dem Siege des Königs auf ihr Landgut Saint-Fargeau, wo sie ihre „Mémoires" schrieb; diese erschienen in acht Bänden in Amsterdam 1746 (neueste Ausgabe von Chéruel, vier Bände, Paris 1858 bis 1859).

1657 kehrte Mademoiselle an den Hof zurück, langweilte sich, verfiel auf allerhand Tollheiten und wollte am 15. Dezember 1670 den um sechs Jahre jüngeren Antoine Nompar de Caumont, Grafen, dann Herzog von Lauzun, den Günstling des Königs, heiraten. Dieser aber verbot am 18. die schon gestattete Ehe, Mademoiselle war in Verzweiflung, Lauzun wurde am 25. November 1671 in die Bastille und dann nach Pignerol abgeführt. Erst nach zehnjährigem Flehen erlangte Mademoiselle seine Freilassung, für die sie dem Herzoge von Maine (s. d.) ihre Grafschaft Eu, ihr Herzogtum Aumale und ihr Fürstentum Dombes abtreten mußte. Ihr wurde nicht gestattet, den wahnsinnig geliebten Mann öffentlich zu heiraten; dies geschah heimlich, und bald war die Ehe so unglücklich, ihre Eifersucht so rege, sein Betragen so verletzend, daß sie sich 1685 trennten; Mademoiselle wollte ihn nie wiedersehen und verzieh ihm nie. Sie schrieb noch „Portraits", die 1749 in Paris erschienen, eine „Histoire de la Princesse de Paphlagonie" (Paris 1747) u. s. w. Mademoiselle starb als fromme Büßerin in Paris am 5. April 1693, Lauzun erst am 19. November 1723.

Vgl. die Werke über „Ludwig XIV."

Montpensier, Anton Maria Philipp Ludwig von Orléans, Herzog von M., Infant von Spanien. Als jüngster Sohn des Herzogs Ludwig Philipp von Orléans, nachmaligen Königs der Franzosen, und der Maria Amalie Beider Sicilien am 31. Juli 1824 zu Neuilly geboren, besuchte M. das Collège Henri IV. in Paris und wurde zur Artillerie bestimmt. Am 29. April 1842 trat er als Unterlieutenant in das 3. Artillerieregiment, von wo er am 17. De-

zember 1843 als Kapitän und Kommandant der 7. Batterie in das 4. überging. Im Februar 1844 nahm der Herzog an dem algerischen Feldzuge teil und kämpfte neben seinem Bruder Aumale (s. d.) so wacker, daß er, in einem Gefechte leicht verwundet, am 24. Juni das Ritterkreuz der Ehrenlegion und am 8. August den Grad eines Schwadronschefs erhielt. Er reiste nun mit dem Könige im Oktober nach England, kehrte aber, am 22. März 1845 zum Oberstlieutenant befördert, nach Algier zurück und focht am 14. Mai rühmlich gegen die Kabylen. Hierauf bereiste er den Orient, erhielt nach seiner Heimkehr am 9. November das Großkreuz der Ehrenlegion, wurde am 13. April 1846 Oberst des 5. Artillerieregiments, am 11. September maréchal de camp und Kommandant der Artillerieschule in Vincennes. Seit mehreren Jahren sann sein Vater auf seine Vermählung mit der Schwester der Königin Isabella II. (s. d.) von Spanien, der am 30. Januar 1832 geborenen Infantin Marie Luise Ferdinande von Spanien; blieb Isabellas projektierte Ehe mit dem kläglichen Infanten Franz unfruchtbar, so durfte Ludwig Philipp hoffen, M. würde als Gemahl ihrer Schwester einst den spanischen Thron besteigen. So sehr das britische Kabinett diesem Projekte entgegen war, ließ Ludwig Philipp doch durch seinen Gesandten in Madrid, Graf Bresson, dafür wirken. Der Papst bewilligte den Dispens wegen der Verwandtschaft, und zum größten Verdrusse Viktorias und ihrer Minister fand die Hochzeit M.s direkt nach der Isabellas am 10. Oktober 1846 in Madrid statt, wobei M. das Goldene Vlies erhielt. Die Gatten ließen sich in Frankreich nieder. Als die Februarrevolution 1848 ausbrach, drang M. am 23. in den Vater, Guizot zu entlassen, zeigte sich mit ihm am 24. den Truppen und der Nationalgarde und riet schließlich mit Nemours (s. d.) zur Abdankung. Er begleitete den Entthronten bis Dreux und ging mit einem Teile der Familie nach Granville, wo er sich nach England einschiffte; seine Gemahlin, die guter Hoffnung war, wäre auf der Flucht beinahe in Abbéville erkannt worden, doch gelang auch ihr die Abfahrt nach England. Herzog und Herzogin gingen bald nach Holland und dann nach Spanien, wo sie sich in Sevilla niederließen. Am 14. August 1848 wurde M. mit dem Großcordon Karls III. geschmückt und am 5. August 1858 Generalkapitän der spanischen Armee, am 10. Oktober 1859 Infant von Spanien. Seine Hoffnungen auf den spanischen Thron waren rasch vereitelt worden, indem Isabella II. Kinder genug erhielt. Im Juli 1868 bildete sich im Heere eine große Verschwörung zu seinen Gunsten, der er nahe stand, aber die Regierung kam dem Ausbruche zuvor und befahl M., Spanien zu verlassen, damit sich die revolutionäre Partei seines Namens nicht als Fahne zu ihren Machinationen bediene. M. reiste mit den Seinen nach Lissabon ab, von wo er und seine Gemahlin am 3. August einen bitteren Protest an Isabella erließen; er legte seine spanischen Titel und Würden nieder. Voll Genugthuung begrüßte er im September den Sturz der Schwägerin. Er machte sich neue Hoffnungen auf den erledigten Thron; aber wenn auch einige einflußreiche Personen in der liberal-monarchischen Partei an ihn dachten, so wollten hingegen die siegreichen Generale der letzten Erhebung nichts von einem Gliede des Hauses Bourbon wissen, das überdies Isabella II. so nahe verwandt war. Als er am 12. Dezember der provisorischen Regierung seine Dienste gegen die Insurgenten anbot, wurden sie abgelehnt. Im März 1869 kam es in den Cortes zu Debatten wegen seiner Würde als Generalkapitän; Topete erklärte, falls er zwischen der Republik und M. zu wählen hätte, würde er sich für ihn als König aussprechen, wogegen Castelar (s. d.) energisch auftrat. M. beeilte sich, die neue Verfassung vom 6. Juni anzuerkennen, und kehrte am 17. d. M. nach Spanien zurück. Aber Topete verließ seine Partei, er fiel 1870 bei den Corteswahlen zweimal durch, wobei Napoleons III. Einfluß mitspielte, der keinem Orléans den spanischen Thron gönnte. Wegen seiner ehrgeizigen Ränke kam es überdies am 12. März 1870 zum Duelle zwischen M. und dem Schwager der Ex-Königin Isabella, dem Infanten Don Enriquez, Herzoge von Sevilla; M. schoß diesen nieder und machte sich als Thronkandidat ganz unmöglich. Ein Kriegsgericht verurteilte ihn am 13. April zu einmonatlicher Verbannung von Madrid und einer Buße von 30,000 Frs. an die Familie seines Opfers. Als Spanien sich am 16. November einen neuen König gab, fielen auf den Herzog nur 25 Stimmen. Er verließ 1871 Spanien und ging nach Frankreich. Hier söhnte er sich mit Isabella aus, was ihn mit seiner Partei, die er nicht um Rat gefragt hatte, verfeindete. In einem Briefe vom 17. April 1872 erkannte er das Erbrecht seines Neffen Don Alfonso auf den Thron Spaniens an. Als dieser König Alfonso XII. war, kam M. 1876 nach Spanien und hoffte, dadurch großen Einfluß zu erlangen, daß er ihn am 23. Januar 1878 mit seiner Tochter Mercedes vermählte; diese Ehe verfeindete M. abermals mit Isabella, und der schon am 26. Juni d. J. eintretende Tod der reizenden Königin zertrümmerte M.s stolze Zukunftspläne. Bei der Krönung Alexanders III. erschien er im Mai 1883 in Moskau und erhielt im Juni den St. Andreas-Orden. Von seinen vier Söhnen und vier Töchtern leben nur noch Isabella, vermählt mit seinem Neffen, dem Grafen von Paris, und der Infant Anton (geboren am 23. Februar 1866), seit 6. März 1886 vermählt mit Eulalie, Infantin von Spanien.

Montrose, James Graham Marquis, einem vornehmen schottischen Geschlechte entsprossen, wurde wahrscheinlich 1612 zu Edinburg geboren. Als am 28. Februar 1638 die Schotten die Angriffe König Karls I. (s. d.) gegen ihre Religion mit der Bildung eines neuen Kovenant beantworteten, gehörte M. zu dessen eifrigsten Anhängern und Verfechtern, in den Kämpfen der Jahre 1638 und 1639 spielte er eine hervorragende Rolle, und 1640, als, nach einer durch die Pazifikation von Berwick herbeigeführten kurzen Pause, der Kampf von neuem begann, führte er die schottische Vorhut über den Tweed. Bald aber ließ er sich, durch Eifersucht gegen andere schottische Adelsgeschlechter bewogen, von Ehrgeiz getrieben und

in seinen aristokratischen Gefühlen durch das Treiben der Presbyterianer abgestoßen, für die königliche Sache gewinnen, deren standhafter und glühender Anhänger er bis zum Tode geblieben ist. 1644 erschien er, als Generallieutenant der königlichen Streitkräfte für Schottland, auf dem Kriegsschauplatze und errang für Karls Sache, während sie in England verloren ging, nördlich vom Tweed zunächst glänzende Siege. Am 1. September schlug er Lord Elcho bei Tippermuir, nahm Perth, erstürmte Aberdeen, trieb die Gefolgschaften seines Hauptgegners, des Herzogs von Argyle, zu Paaren, und war im Sommer 1645, als Karl durch die Schlacht von Naseby (s. d.) sein englisches Reich verloren hatte, nach dem am 15. August von ihm bei Kilsyth erfochtenen Siege, Herr von fast ganz Schottland. Schon wollte der König dorthin kommen und sich ihm ganz in die Arme werfen, als am 13. September bei Philiphaugh unweit Selkirk das Schlachtenglück auch wider M. entschied, er wurde von Leslie gründlich geschlagen und rettete sich ins Ausland; dem Rufe Karls, welcher sich darauf dem schottischen Parlamente in die Arme geworfen hatte, leistete er keine Folge. Vergeblich aber versuchte er auf dem Festlande ausreichende Hilfsmittel zu einem neuen Unternehmen zu erhalten. Da erfolgte die Hinrichtung des Königs. M. that ein Gelübde, den Tod desselben zu rächen, und schiffte sich, durch Karl II. angestachelt, in Gotenburg nach den Orkneyinseln ein, landete an der schottischen Küste und traf mit den wenigen Kräften, welche er zusammengerafft hatte, am 16. April 1650 bei Invercharran auf einen von Leslie ausgesandten Reitertrupp unter Oberst Strachan, welcher seine kleine Schar leicht zerstreute. M. floh von neuem, der Verrat eines seiner Offiziere, welcher die auf M.s Kopf gesetzte Belohnung verdienen wollte, lieferte ihn in die Gewalt des Parlaments, und dieses ließ ihn am 21. Mai in der Highstreet zu Edinburg hängen. — Vgl. Napier, Life and times of M., 2. edition, London 1856.

Mont-Saint-Jean ist der Name, welchen die Franzosen der Schlacht bei Waterloo (s. d.) gaben; der letztere ist gegenwärtig auch in Frankreich der gebräuchlichere.

Mont-Valérien s. **Paris.**

Mooker Heide, Schlacht auf der, am 14. April 1574. Graf Ludwig von Nassau war mit seinem, 7000 Mann zu Fuß und 4000 zu Roß zählenden Heere, welches er mit französischem Gelde aufgebracht hatte, auf dem Marsche von Mastricht, welche Festung er bedroht hatte, nach Gelderland begriffen, um sich mit seinem Bruder Wilhelm von Oranien zu vereinigen. Der Statthalter Requesens sandte, um der Verwirklichung dieses Planes entgegenzutreten, Sanchez de Avila mit ungefähr gleicher Macht ab. Am 12. April gewann dieser bei Grave das rechte Maasufer, auf dem auch Ludwig sich befand. Auf der M. H., welche sich von dem am rechten Maasufer gelegenen Dorfe Mook gegen die 2 Meilen nördlich gelegene Stadt Nymwegen hinzieht, erhielten beide Heere Fühlung mit einander; am 13. fand ein Reitergefecht statt, in welchem die Spanier geschlagen wurden. Am 14. rückte Ludwig zum Rekognoszieren vor, er fand den Feind im Anmarsche und ordnete rasch sein Heer zur Schlacht, konnte aber nicht hindern, daß gleich zu Anfang des Kampfes die Spanier eine seine Stellung deckende Schanze wegnahmen. Die darauffolgende Schlacht bestand in einem Reiterkampfe, in welchem die Niederländer unterlagen, da ihr meuterndes Fußvolk die Teilnahme am Gefecht verweigerte. Graf Ludwig fiel, seine Truppen wurden vollständig zerstreut, und sein Lager ward eine Beute des Feindes, die beim Heere befindlichen Franzosen zogen sich jedoch in Ordnung nach dem Schlosse Kerpen zurück und behaupteten sich dort. Oranien räumte Geldern wieder und ging nach Seeland, die Spanier wurden bald darauf durch ihre meuternden Truppen in der Ausbeutung ihres Erfolges aufgehalten.

Moor, Treffen bei, am 30. Dezember 1848. Fürst Windischgrätz hatte bei seiner in der zweiten Hälfte des Dezember begonnenen Angriffsbewegung des österreichischen Heeres gegen Ofen dem 1. Armeecorps des Banus Jellačić die von Raab über M. und Stuhlweißenburg führende Straße angewiesen. Dieser erfuhr am 29., daß die Brigade Perczel bei M. stehe; letztere hatte Befehl, dort stehen zu bleiben und die begonnene Rückwärtsbewegung nicht weiter fortzusetzen. Jellačić beschloß, sie anzugreifen, und ließ zu diesem Zweck seine Truppen am 30. früh von Kisber aufbrechen; westlich von M. traf die Brigade Grammont auf die mit 5- bis 6000 Mann besetzte ungarische Stellung. Es fand zunächst ein Geschützkampf statt, welcher Perczels Infanterie in Unruhe versetzte und diesen veranlaßte, Anstalten zum Rückzuge zu treffen. Jellačić ließ nun das Regiment Wallmoden-Kürassiere von der Kavallerie-Brigade Ottinger angreifen, welche bald in den Reihen der Ungarn einen solchen Schrecken verbreiteten, daß diese ohne weiteren Kampf in wilder Flucht davoneilten. Das Erscheinen von Versprengten in Budapest wirkte entmutigend auf den Landesverteidigungsausschuß; schon am folgenden Tage beschloß der Reichstag, seinen Sitz und den der Regierung nach Debreczin zu verlegen; Görgey erhielt Befehl, die Armee nach Ofen zurückzuführen und dort, falls neue Unterhandlungen nicht zu einer Verständigung führten, eine entscheidende Schlacht anzunehmen. Jene schlugen fehl und die letztere Weisung, durch die Görgey gleichzeitig auferlegte Rücksicht auf Erhaltung der Armee und Schonung der Hauptstädte von vornherein hinfällig und zu einer halben Maßregel gemacht, wurde durch einen Kriegsrat aufgehoben. — Vgl. „Der Winterfeldzug in Ungarn unter Windischgrätz", Wien 1851; W. Rüstow, Geschichte des ungarischen Insurrektionskrieges, I, Zürich 1860.

Moore, Sir John, englischer General, am 13. November 1761 zu Glasgow geboren, diente im Nordamerikanischen Unabhängigkeitskriege, 1793 bis 1794 auf Corsika, 1796—97 in Westindien, 1798 gegen die aufständischen Irländer, 1799 in Holland, 1800 in Ägypten und ward 1808 mit 10,000 Mann nach Schweden gesandt, um hier nötigenfalls gegen die Russen und Dänen verwendet zu werden. Als sich dazu keine Gelegen-

heit bot und ein einmütiges Zusammenwirken mit König Gustav nicht herbeizuführen war, ward er mit seinen Truppen nach Portugal entsendet. Bei seiner Ankunft war soeben die Konvention von Cintra geschlossen; die Unterzeichner derselben wurden abberufen, und M. ward mit dem Oberbefehl bekleidet. Er erhielt die Weisung, in Spanien einzudringen und vereint mit den spanischen Truppen sich den Franzosen entgegenzustellen, aber in Salamanca angekommen, fand er eine ganz andere Sachlage, als er erwarten durfte. Auf eine irgend wesentliche Mitwirkung der Spanier war nicht zu rechnen; seine eigenen Hilfsmittel waren für ein selbständiges Vorgehen ganz unzureichend. Trotzdem entschloß er sich, auf Madrid zu marschieren, er hoffte, dadurch die französischen Streitkräfte vom Süden abzulenken. Hierbei traf er auf den Marschall Soult und mußte befürchten, daß Napoleon selbst ihm den Weg nach dem Meere verlegen würde. Er trat daher den Rückzug an und erreichte unter großen Mühseligkeiten und Beschwerden am 11. Januar 1809 Coruña. Sein Heil war, daß Napoleon von ihm abließ, weil er auf dem Marsche die bestimmte Nachricht erhielt, daß Österreich losschlagen wolle. Die englischen Schiffe waren noch nicht zur Stelle. Als die Truppen am 16. sich endlich einschiffen konnten, wurden sie angegriffen. Bei dem sich entspinnenden Kampfe ward M., als er die Hochländer vorführen wollte, tödlich getroffen; er starb an demselben Tage, allgemein betrauert, ein ebenso edler Mensch wie tüchtiger Soldat, hochgebildet, auch mannigfach zu diplomatischen Sendungen gebraucht, als tüchtiger Organisator durch die Schöpfung leichter Infanterie bewährt, welche er im Lager von Shorncliffe bildete. Sein Bruder veröffentlichte 1809 „Narrative of the campaign of Sir John M." und 1833 M.s Lebensbeschreibung.

Mordwinow, Nikolai Semenowitsch, Graf. Dieser exemplarische Mann, ein Sohn des Admirals Semen Iwanowitsch M., wurde Admiral und 1802 Minister der russischen Marine, behielt aber sein Portefeuille nur drei Monate. Ein Stockrusse und Todfeind Napoleons, gab er 1807 dem Zaren den nicht befolgten Rat, alle Fremden zu entfernen und sich auf den Adel zu stützen. An der Wende von 1809 zu 1810 wurde er Präsident des staatswirtschaftlichen Departements im Reichsrate, im April 1828 aber des dritten Departement (Civilsachen und geistliche Angelegenheiten); auch leitete er eine Zeit lang die dritte Abteilung der Geheimkanzlei des Kaisers und saß 1825/26 im Gerichtshofe über die Dekabristen. 1827 zählte er zu den Begründern der ersten russischen Feuerversicherungsgesellschaft. Der Kaiser erhob den treuen erprobten Diener am 7. Juli 1834 in den erblichen Grafenstand, und M. starb als Nestor der Beamtenaristokratie, im Plenum des Reichsrats sitzend, am 12. April 1845. — Vgl. Kleinschmidt, Rußlands Geschichte und Politik, dargestellt in der Geschichte des russischen hohen Adels, Kassel 1877.

Morea nannten die Franzosen, Griechen und Türken seit Anfang des 13. Jahrhunderts, und nach ihnen das Abendland zum Teil noch heute, die südlichste griechische Halbinsel, die bis dahin Peloponnesos geheißen hatte. Der Name M. ist nach der jetzt wahrscheinlichsten Annahme von den französischen Eroberern des vierten Kreuzzuges auf den Peloponnes angewandt worden und wird litterarisch zuerst von dem berühmten Gottfried v. Villehardouin, Marschall von Romanien, angewendet; er entstand vermutlich durch eine vonseiten der französischen Ritter beliebte „Metathesis" aus dem griechischen Namen Ῥωμαία (Land der Rhomäer, d. i. der byzantinischen Griechen). Ältere Erklärer wollten M. aus dem Griechischen ableiten und meinten, die Gestalt der Halbinsel sei mit einem Maulbeerblatt verglichen worden; noch andere dachten an slawischen Ursprung und deuteten M. als „Seeland, Küstenland". Ganz neuerdings hat Konstantin Sathas den Namen von einer (jetzt verschwundenen) Stadt in Elis, Margäa, im Mittelalter Morjá (bei der Fischerei von Muria in der Nähe des heutigen Katakolon zu suchen) abgeleitet. Sicher ist, daß der Name zuerst den französischen Besitzungen des Hauses Villehardouin in Elis angehörte und allmählich für die ganze Halbinsel üblich wurde, bis in der zweiten Hälfte unseres Jahrhunderts der alte Name Peloponnesos allmählich wieder das Übergewicht erhalten hat. Unter der Herrschaft der Osmanen war seit 1540 Nauplion, während des 17. Jahrhunderts Paträ der Sitz des Paschas von M.; die Venetianer, die 1685 bis 1715 die Halbinsel inne hatten, teilten ihr Regno di Morea in 24 kleinere, wieder in vier Provinzen (Romania, Lakonia, Messenia und Achaja) zusammengefaßte Territorien. Nach ihrer Vertreibung regierte wieder bis 1821 ein türkischer Pascha zu Tripolitsa über das in 23 Woiwodschaften gegliederte Land. — Infolge der altgenährten Abneigung der Rumelioten und Inselgriechen gegen die „Moraïten" hat dieser Volksname in Griechenland allmählich auch eine sehr wenig günstige Nebenbedeutung erhalten.

Moreau, Jean Victor, französischer General, am 11. August 1763 zu Morlaix in der Bretagne als der Sohn eines angesehenen Parlamentsadvokaten geboren, zeigte schon früh Neigung für die militärische Laufbahn, ließ sich aber durch seinen Vater, welcher mit seinem Wunsche, dieselbe einzuschlagen, wegen der schlechten Aussichten, die sie dem Unadeligen bot, nicht einverstanden war, bestimmen, sich dem Studium der Rechtswissenschaft zu widmen. Schon auf der Universität zu Rennes spielte er bei den Streitigkeiten zwischen Parlament und Regierung, welche der Revolution voraufgingen, auffeiten des ersteren eine Rolle. Als dann die Freiwilligen aufgerufen wurden, wählte man ihn zum Kommandeur des dortigen Bataillons; mit diesem stieß er 1793 zur Nordarmee unter Dumouriez. Auf diese Weise seinen Wunsch, Soldat zu werden, erfüllt sehend, beschäftigte er sich eifrig sowohl mit seiner eigenen militärischen Ausbildung, wie mit der seines Bataillons, und zeigte sich so tüchtig, daß er 1794, als Pichegru den Oberbefehl der Nordarmee übernommen hatte, Brigade- und kurz nachher Divisionsgeneral wurde. Die Schreckensregierung ließ seinen Vater hinrichten. Nach der Eroberung von

Holland erhielt er an Stelle von Pichegru, welchem die Oberleitung aller im Norden und Osten stehenden Truppen übertragen wurde, das Kommando von dessen Armee; das Jahr 1795 gab ihm jedoch keine Gelegenheit zu kriegerischer Thätigkeit. Desto mehr das folgende, es legte den Grund zu dem großen Rufe, in welchem M. gestanden hat. An die Spitze der Rhein- und Moselarmee (80,000 Mann) gestellt, bewerkstelligte er in geschickter Weise am 24. Juni bei Kehl seinen Rheinübergang, unterließ es aber, aus seiner Übermacht und der Zersplitterung der österreichischen Streitkräfte Nutzen zu ziehen. Er siegte zwar am 28. an der Rench, drängte den ihm gegenüberstehenden Latour an die Murg zurück und hatte am 9. Juli gegen den herangekommenen Erzherzog Karl zwischen Malsch und Rothensohl einen Erfolg, der dadurch schwerwiegend hätte werden können, daß jener zurückging. M. ließ aber die Zeit unbenutzt verstreichen und folgte langsam seinem Gegner, dem er, nachdem er sich mit ihm am 11. August bei Neresheim, wiederum ohne ein entscheidendes Resultat, gemessen hatte, Freiheit ließ, sich mit Wartensleben zu vereinigen und der unter Jourdan in Deutschland eingedrungenen Maas- und Sambrearmee entgegenzutreten. Langsam wandte er sich selbst nach Bayern gegen Latour, schlug diesen am 24. August bei Friedberg, blieb dann aber unthätig stehen, bis Jourdan geschlagen und an den Rhein zurückgedrängt war. Jetzt entschloß er sich ebenfalls zum Rückzuge. Statt aber dazu den kürzesten, durch das Kinzigthal führenden Weg zu wählen, ließ er sich durch allerhand Bedenklichkeiten bestimmen, den weiteren und beschwerlicheren durch das Höllenthal einzuschlagen. Nachdem er Latour, der mit 22,000 Mann seinen 40,000 sich in den Weg stellte, am 2. Oktober bei Biberach geschlagen hatte, legte er seinen Marsch glücklich zurück. Derselbe ist lange Zeit als ein Meisterstück betrachtet. Jenseits des Schwarzwaldes aber focht M. noch zweimal, am 19. und 20. Oktober bei Emmendingen, am 24. bei Schliengen, beide Male wurde er geschlagen, dann räumte er das rechte Rheinufer gänzlich. Im Jahre 1797 machte der Abschluß des Waffenstillstandes von Leoben, nachdem M. am 20. April bei Killstädt den Rhein überschritten hatte, den kaum begonnenen Feindseligkeiten ein rasches Ende. Seine Kriegführung hatte wenig befriedigt. Dazu kam, daß er den Inhalt eines ihm bekannt gewordenen Schriftwechsels des Generals Pichegru, welcher dessen Umtriebe zum Zweck des Sturzes der herrschenden Direktorialregierung betraf, der letzteren verheimlicht hatte; die Vorwürfe, welche ihm daraus gemacht wurden, nachdem der 18. Fructidor die Direktoren in ihrem Amte befestigt hatte, veranlaßten M., seine Entlassung zu nehmen; der Mangel an tüchtigen Generalen hatte aber zur Folge, daß er 1799 wieder angestellt wurde. Er ging als Generalinspekteur, d. h. als eine Art von Regierungsbevollmächtigten, zur Armee des General Scherer nach Italien, und trat, nachdem dieser am 5. April bei Magnano geschlagen worden war, an seine Stelle. Gleich nachher erlitt er bei Cassano am 27. selbst eine Niederlage, mußte in die Riviera zurückweichen und wurde Anfang August durch Joubert im Oberbefehl ersetzt; mit demselben nahe befreundet, verblich er indessen bei der Armee, und als Joubert bereits am 15. jenes Monats bei Novi gefallen war, übernahm M. das Kommando von neuem, jedoch nur für kurze Zeit, denn das Direktorium berief ihn nach Paris zurück, wo die Dinge der Entscheidung entgegengingen. M. hätte die Rolle übernehmen können, welche Bonaparte spielte; er war dazu aber teils zu gewissenhaft, teils zu unentschlossen und zu wenig selbstbewußt; so kam es, daß er jenem zu dem Staatsstreiche vom 18. Brumaire seinen Beistand lieh, welchen er mit dem Zusatze in Aussicht gestellt hatte, daß er an den vorangehenden Beratungen keinen Anteil haben wolle. Er bewachte an jenem Tage das Direktorium im Palast Luxemburg. Zum Dank für stellte Bonaparte ihn im Feldzuge des Jahres 1800 an die Spitze der Armee in Deutschland, etwa 110,000 Mann, denen ungefähr ebenso viele Österreicher und deren Verbündete unter Kray gegenüberstanden. M. erfocht eine Reihe von Teilerfolgen, indem er Anfang Mai bei Stockach, Engen, Mößkirch, Biberach und Memmingen siegte, doch war der Erste Konsul mit dem Ergebnisse derselben keineswegs zufrieden; er war sich bewußt, daß er selbst in gleicher Lage mehr geleistet haben würde. Kray fand zunächst unter den Kanonen von Ulm Schutz, mußte dann aber weiter zurückweichen und Bayern preisgeben, von welchem M. nun Besitz nahm. Mitte Juli machte ein aus Anlaß der in Italien durch die Schlacht von Marengo gefallenen Entscheidung zu Parsdorf abgeschlossener Waffenstillstand den Feindseligkeiten ein vorläufiges Ende. Am 11. November kündigte die Konsularregierung diesen, da die angeknüpften Unterhandlungen zu keinem Ergebnisse führten; die Österreicher, an deren Spitze der jugendliche Erzherzog Johann mit dem Feldzeugmeister Lauer als Berater zur Seite, getreten war, schritten zum Angriff, wurden aber am 3. Dezember von M.s Generalen bei Hohenlinden gänzlich geschlagen; M. selbst hatte am Gewinn der Schlacht nur geringen Anteil. Als er bis an die Traun gekommen war, machte der Waffenstillstand von Steyer am 25. Dezember dem Kampfe, und damit M.s kriegerischer Thätigkeit überhaupt, ein Ende. Bonaparte, welcher damals Grund hatte, seine Leistungen als Feldherr größer erscheinen zu lassen, als er sie schätzte und als sie es verdienten, zollte ihnen große Anerkennung, später hat er sie mit Recht schärfer beurteilt.

Im November 1800 verheiratete M. sich mit einem Fräulein Hulot, einer reichen und schönen, aber eitelen und ehrsüchtigen Dame, welche ihren Gatten gern an Bonapartes Stelle gesehen hätte; ihre Mutter unterstützte sie in dem Bestreben, M. gegen diesen aufzubringen, was ihnen um so leichter wurde, als des Ersten Konsul monarchisches Gebaren M.s republikanische Neigungen längst verletzt hatte. Sein Landsitz Grosbois wurde ein Vereinigungspunkt für die Unzufriedenen und auf den Umsturz der Regierung Sinnenden. Pichegru und Georges Cadoudal benutzten diese Stimmung, um ihn in ihre Pläne einzuweihen und ihn womöglich zu deren Teilnehmer zu machen.

und so wurde es Bonaparte leicht, ihn des Hochverrats beschuldigen zu lassen. Am 15. Februar 1804 wurde er verhaftet, und am 10. Juni sprach der gefügige Gerichtshof das Schuldig über ihn aus. Die Strafe lautete auf zwei Jahre Gefängnis; M.s Name stand in zu großem Ansehen, als daß ein Todesurteil aus dem Verfahren hätte hervorgehen dürfen. An Stelle der Vollstreckung des Spruches aber trat die Verbannung; Savary brachte den Verurteilten nach Cadix, von wo er sich nach Amerika einschiffte. Hier lebte M. auf einem von ihm angekauften Besitztume am Delaware in Neu-Jersey, von mancherlei Ungemach heimgesucht, bis der Niedergang des napoleonischen Gestirns ihn 1813 zur Rückkehr nach Europa veranlaßte. In Gesellschaft eines russischen Vermittlers langte er dort an und begab sich, nachdem er seinen alten Kameraden, den nunmehrigen Kronprinzen von Schweden, gesprochen hatte, zum Kaiser Alexander nach Prag. In der Uniform eines russischen Generals begleitete er diesen auf das Schlachtfeld von Dresden in den Kampf gegen seine Landsleute; auf der Höhe von Räcknitz zerschmetterte ihm dort am 26. August eine französische Kanonenkugel beide Beine, er wurde amputiert, starb aber am 2. September 1813 zu Laun in Böhmen. — Über M.s Feldherrngaben und seine Leistungen als Heerführer, welche eine Zeit lang sehr hochgestellt wurden, herrschen jetzt ganz andere Ansichten. Sie sind in vorstehender Darstellung begründet. Es fehlte ihm an Thätigkeit, Energie, Entschlossenheit und Ehrgeiz; selbst am Wohlleben Geschmack findend, scheute er sich, an die körperlichen und geistigen Leistungen seiner Untergebenen große Anforderungen zu stellen. In politischer Beziehung war er ein aufrichtiger Republikaner, fühlte aber weder Beruf noch Neigung zum Staatsmanne in sich. Napoleon bedauerte häufig, daß M., durch seine weiblichen Verwandten aufgereizt, sich von ihm abgewandt habe; wahrscheinlich würde er unter des Kaisers Leitung Gutes geleistet haben.

M.s Leben beschrieben Chateauneuf und Beauchamp, beide Paris 1814.

Moreaux, Jean René, französischer Divisionsgeneral, am 14. März 1758 zu Rocroi geboren, lebte, nachdem er als französischer Soldat am Nordamerikanischen Freiheitskriege teilgenommen hatte, zur Zeit des Ausbruches der Revolution als Baumeister in seiner Vaterstadt. Die Verwendung der Nationalgarden im freien Felde machte ihn von neuem zum Feldsoldaten; dieses Mal rückte er als Bataillonscommandeur aus, erwies sich bei der Verteidigung von Diedenhofen tüchtig und ward als Brigadecommandeur nach der Pfalz gesandt. Im September 1793 sollte er dort das Kommando der Moselarmee übernehmen, schlug dasselbe jedoch aus und überließ es Hoche; im Frühjahr 1794 aber mußte er sich zum Antritt bequemen und führte es mit Verständnis und Geschick. Als die Verbündeten das linke Rheinufer geräumt hatten, schritt er zur Belagerung des von den Österreichern unter Bender verteidigten Luxemburg, starb aber während derselben in der Nacht vom 10./11. Februar 1795. — Vgl. Léon Moreaux, Notice historique sur M., Paris 1852; „Spectateur militaire“, T. LIII, Paris 1852.

Moreno, Juan, spanischer Admiral, 1743 zu Cadix geboren, wurde 1800 an die Spitze einer Flotte gestellt, welche gemeinsam mit einer französischen im Mittelländischen Meere gegen die Engländer kämpfen sollte. Nachdem er versäumt hatte, die Vorteile, welche seine Verbündeten am 4. Juni bei Algesiras erfochten hatten, zu verfolgen, wurde er am 9. Juli in denselben Gewässern vom englischen Admiral Saumarez angegriffen und trotz tapferen Widerstandes gänzlich geschlagen. Gravina ersetzte ihn. M. starb 1817.

Moreno, Vincente Gonzalez, spanischer General, 1777 zu Cadix geboren, stieg bereits in den napoleonischen Kriegen zum Generalkapitän auf. Als der Karlistenkrieg begann, ging er mit einer von ihm gesammelten Guerillabande zu Don Karlos nach Portugal, folgte diesem von hier nach England und erhielt nach Zumalacarreguys Tode den Oberbefehl der karlistischen Streitkräfte. Aber er konnte seinen Vorgänger nicht ersetzen. Schon am 1. Juli 1835 mußte er die Belagerung von Bilbao aufgeben, wurde dann am 16. Juli bei Mendigorria geschlagen und am 21. Oktober seines Kommandos enthoben, doch blieb er im Hauptquartiere des Prätendenten, welchem er treu ergeben war. Zwistigkeiten und Intriguen aller Art, verbunden mit der Unschlüssigkeit seines eigenen Charakters und seinen mittelmäßigen Fähigkeiten, hatten ihn verhindert, mehr und Besseres zu leisten; auch seine fernere Wirksamkeit war eine wenig segensreiche; als Cabreras Talent die Armee am 12. September 1837 vor die Thore von Madrid geführt hatte, war es hauptsächlich seine übermäßige Vorsicht, welche den Versuch eines Handstreiches verhinderte; im November desselben Jahres wurde er ganz beseitigt und sogar eine Zeit lang selbst gefangen gehalten; später erschien er wieder im Hauptquartier und wurde gelegentlich der Zwistigkeiten im karlistischen Heere, welche dem Vertrage von Vergara (31. August 1839) vorangingen, von einem navarresischen Bataillon ermordet. — Vgl. H. Baumgarten, Geschichte Spaniens von der französischen Revolution bis auf unsere Tage, 3. Tl., Leipzig 1871.

Morgan, John Hunt, südstaatlicher General, am 1. Juni 1825 zu Huntsville im Staate Alabama geboren, hatte den Krieg gegen Mexiko, zuletzt als Offizier mitgemacht und dann ein abenteuerndes Sportleben geführt, als der Ausbruch der Streitigkeiten mit der Union ihn wieder zum Soldaten machte. An der Spitze einer von ihm selbst aufgestellten und ausgebildeten Schar, welche bis gegen 4000 Mann zählte, wurde er der Hauptbegründer jener Taktik, welche den Reiter im Gefecht hauptsächlich abgesessen verwendete und ihn im Kampfe zu Pferde den Revolver an Stelle der blanken Waffe führen ließ, und der erste, welcher die unter der Bezeichnung von Raids bekannt gewordenen weit ausgehenden Streifzüge ausführte. Der erste derselben fand im Juli 1862 durch Kentucky, der ergebnisreichste in demselben Monat 1863 durch Kentucky und Indiana statt, auf letzterem geriet M. durch ein plötzliches Anschwellen des Ohio in die Gewalt des Feindes, welcher

ihn in das Zuchthaus sperrte, aus welchem er im November des gleichen Jahres entwich. Immer fügte er auf diesen Zügen dem Feinde großen Schaden zu. Am 4. September 1864 wurde er bei Greenville in Ostteneſſee überfallen und getötet. — Vgl. Basil W. Duke, History of Morgan's cavalry, Cincinnati 1867.

Morillo, Pablo, Graf von Cartagena, spanischer General, 1777 zu Fuentes de Malso in der Provinz Toro von bäuerlichen Eltern geboren, that sich in den Kämpfen gegen die Franzosen hervor und wurde 1814 mit 10,000 Mann entsendet, um die aufständischen Besitzungen in Mittelamerika der Krone Spaniens zu erhalten. Er nahm freilich am 6. Dezember 1815 Cartagena, zog nach einigen kriegerischen Wechselfällen in Santa Fé de Bogota ein und suchte die Erhebung in Neu-Granada zu ersticken, konnte aber Bolivar nicht verhindern, seine Macht immer mehr auszubreiten und zu befestigen, und ward im Mai 1817 von Arismendi am Orinokko gänzlich geschlagen, errang bald darauf freilich einige Vorteile, konnte aber nicht hindern, daß Spanien am 25. November 1819 zu Truxillo ein Abkommen einzugehen genötigt wurde, welches Columbien als eine unabhängige Macht hinstellte und die völlige Abtrennung vom Mutterlande in Aussicht stellte. Unnötige Grausamkeit hatte den Glanz seines Namens befleckt und der spanischen Sache mehr geschadet als genützt. Als reicher Mann kehrte er nach Europa zurück. Als in seinem Heimatlande die Wirren ausbrachen, welche das Dazwischentreten Frankreichs herbeiführten, stand er zuerst auf seiten des absoluten Königtums, erachtete aber bald für vorteilhafter, zu den Konstitutionellen überzugehen, und erhielt, als 1823 der Einmarsch der Franzosen erfolgte, das Kommando einer Division. Der Widerstand, welchen er leistete, war gering; er hoffte, auf diese Weise König Ferdinands Gunst wieder zu erlangen, täuschte sich aber und wurde verbannt. Er starb am 28. Juli 1838 zu Madrid. Seine Kriegführung in Amerika hat ihm große Anerkennung eingetragen; er hat über dieselbe Aufzeichnungen veröffentlicht, welche als „Mémoires" durch E. de Blosseville in das Französische übersetzt sind (Paris 1826).

Moriskos, s. **Maurenverfolgungen in Spanien.**

Moritz, Prinz, später Fürst von Anhalt, der jüngste Sohn des alten Dessauer, am 31. Oktober 1712 zu Dessau geboren und von Jugend auf zum Soldaten erzogen, ist in den Kriegen Friedrichs des Großen nicht als Feldherr, aber als ein geschickter und brauchbarer General hervorgetreten. Daß er nicht mehr geleistet hat, schiebt der König auf seine vernachlässigte Erziehung, auch eine gewisse Ängstlichkeit und Scheu vor Verantwortlichkeit thaten seiner Wirksamkeit Abbruch. Der König vertraute ihm nur selten selbständige Kommandos an, zog aber verschiedentlich aus des Prinzen Leistungen auf dem Schlachtfelde und unter seiner eigenen unmittelbaren Einwirkung vortrefflichen Nutzen, den er durch sofortige Beförderung oder sonstige Belohnung anerkannte. So ernannte er ihn nach der Schlacht bei Hohenfriedberg, wo M. den rechten Flügel des ersten Treffens kommandiert und nach welcher er die Vorhut des Heeres nach Böhmen hineingeführt hatte, zum General-Lieutenant; nach der Schlacht bei Kesselsdorf gab er ihm den Schwarzen Adlerorden; nach der bei Leuthen beförderte er ihn unter großen Lobsprüchen zum General-Feldmarschall. Hervorragende Dienste leistete M. auch bei Kolin und beim Rückzuge nach der unglücklichen Schlacht. Als Hadik 1757 Berlin bedrohte, wurde M. aus Sachsen zum Schutze der gefährdeten Hauptstadt beordert, welche er freilich nicht rechtzeitig mehr erreichen konnte, welche sein Anmarsch jedoch rasch von ihren Bedrängern befreite; er war dann rasch genug wieder bei der Armee, um an der Schlacht bei Roßbach teilnehmen zu können. Bei Hochkirch verwundet, geriet er auf dem Transporte nach Bautzen in österreichische Gefangenschaft; aus dieser in die Heimat entlassen, starb er am 11. April 1760 zu Dessau. Gute Dienste soll Fürst M. dem preußischen Staate außerdem bei der Urbarmachung und Besiedelung wüstliegender Landstriche in der Mark und in Pommern geleistet haben, womit der König ihn betraute, als er in der Zeit zwischen dem zweiten Schlesischen und dem Siebenjährigen Kriege in jenen Gegenden in Garnison stand, L. v. Orlich in seiner 1842 zu Berlin erschienenen Biographie M.' bezweifelt diese landwirtschaftliche Thätigkeit. Sinn und Geschick für derartige Wirksamkeit bewies er auch bei Bewirtschaftung eigener Besitzungen im Dessauischen, Magdeburgischen und der Mark. — Allgemeine deutsche Biographie, 22. Bd., Leipzig 1885.

Moritz, Prinz von Oranien, wurde am 14. November 1567 als der Sohn Wilhelms von Oranien und einer Tochter des Kurfürsten Moritz von Sachsen geboren und später dessen Nachfolger in der Regierung der vereinigten Niederlande. Bei seines Vaters vorzeitigem Tode im Jahre 1584 war er zu jung dazu; es wurde ihm zwar der Vorsitz im Staatsrate übertragen, auch wurde er, als ein Jahr darauf Graf Leicester die Lenkung des Staatsschiffes übernahm, zum Statthalter und Generalkapitän von Holland und Seeland erwählt, damit nicht ein Engländer letzteren Posten erhielte, er hatte diese Ämter indessen zunächst nur dem Namen nach inne. Seine Bedeutung beruht außerdem in seiner militärischen Wirksamkeit; als Staatsmann hat er wenig geleistet. Dort waren es wieder die organisatorische, taktische und fortifikatorische Seite, wo er groß dasteht, als Feldherr war er z. B. seinem Gegner Spinola nicht ebenbürtig; seine Siege wurzelten in anderen Verhältnissen, besonders darin, daß er ein kleines aber wohlgeschultes und gut diszipliniertes Heer, welches mit allem reichlich versehen und von tüchtigen Offizieren befehligt war, den ungeordneten schlecht bezahlten Söldnermassen der Spanier gegenüber stellen konnte. Im Jahre 1590 gelangte er, da sein Vetter Graf Wilhelm Ludwig von Nassau, der Statthalter von Friesland, sich ihm unterordnete und er selbst Statthalter der übrigen Provinzen war, an die Spitze sämtlicher Streitkräfte der Union, und im Jahre 1591 ergriff er, mit dem früher befolgten Verfahren der Abwehr brechend, die Offensive. Durch die Feldzüge der

Jahre 1591—1595 befreite er den niederländischen Boden von den Feinden des Landes und entriß ihnen sämtliche bis dahin von ihnen besetzte Festungen. In den nächsten Jahren, wo der Kampf auf feindlichem Gebiete fortgesetzt wurde, hatte er ebenfalls glänzende Erfolge, so 1597 in dem Reiterkampfe von Turnhout. Drei Jahre später fällt eine seiner bedeutendsten Schlachten, die bei Nieuwport (s. d.) am 2. Juli 1600, wo er, auf einem gegen seine Ueberzeugung auf Drängen der Generalstaaten zur Bezwingung von Dünkirchen unternommenen Zuge, den Erzherzog Albrecht schlug, welcher ihm den Rückweg verlegen wollte. Dann aber erschien aufseiten der Spanier Spinola im Felde, welchem gegenüber er froh sein mußte, die Grenzen des eigenen Landes zu behaupten, bis im Jahre 1609 ein zwölfjähriger Waffenstillstand den Feindseligkeiten ein vorläufiges Ende machte. Nun war M., welcher bis dahin sich nur um seine soldatischen Pflichten gekümmert hatte, genötigt, in politischen und in den damit eng zusammenhängenden kirchlichen Dingen Partei zu nehmen. Es handelte sich um die Verschmelzung der selbständigen Provinzen zu einem Einheitsstaate und um die Unterstellung der Kirche unter die Regierungsgewalt. M. hätte die Mittel in der Hand gehabt, die Macht der Generalstaaten zu brechen und seine Dynastie zur Herrscherin im Lande zu machen, aber, obgleich er seinen bedeutendsten Gegner Oldenbarneveld, den Ratspensionär von Holland, hinrichten ließ, versäumte er die Gelegenheit; seine Schuld war es, daß die Union ein Staatenbund blieb, statt ein mächtiges, einheitliches Reich zu werden. In kirchlicher Hinsicht gehörte er zu den strengen Calvinisten, den „Gomaristen“, welche in heftigem Gegensatze zu den Arminianern oder Remonstranten standen, weil sie die Kirche der Gewalt der ständischen Behörden entziehen wollten. Als nach Ablauf jenes Waffenstillstandes der Krieg von neuem begann, führte M. ihn mit weniger Glück: Spinola stand ihm wieder gegenüber; namentlich gelang ihm 1624 nicht Breda zu entsetzen. Der Kummer, den er darob empfand, mag seinen Tod beschleunigt haben; er starb im Haag am 23. April 1625. — A. J. v. d. Aa, Biographisch Woordenboek der Nederlanden, 12. Deel, 1. Stuk, Haarlem 1869, nennt reiches Quellenmaterial.

Moritz, Kurfürst von Sachsen, wurde am 21. März 1521 zu Freiberg geboren. Sein Vater, Herzog Heinrich der Fromme, herrschte über ein kleines Besitztum; als er am 18. August 1541 starb, war dasselbe freilich durch die Erbschaft seines ihm im April 1539 vorangegangenen Bruders, des zu Dresden residierenden Herzogs Georg, nicht unerheblich vergrößert, und die albertinischen Lande waren wieder in einer Hand vereinigt, aber M.s ehrgeizigem, strebenden Sinne genügte sein Herzogtum nicht; er war sofort auf weiteren Erwerb bedacht. Das Mühen um denselben hat seine ganze Regierungszeit erfüllt und ist die Triebfeder aller seiner Handlungen geworden. Ein scharfer, berechnender Verstand, große Thatkraft und ein energischer, rücksichtsloser Wille standen ihm dabei fördernd zur Seite. Von Haus aus richtete er sein Auge auf die geistlichen Stifter in Sachsen, auf Magdeburg, Halberstadt, Merseburg und Naumburg; da die ernestinische, kurfürstliche Linie das gleiche Gelüste hegte, suchte er durch den Beistand Kaiser Karls V. sein Ziel zu erreichen. Ein Zwischenfall, die Wurzener Fehde, aus einem Streite über die beiden sächsischen Fürstenhäusern gemeinsame Schutzherrschaft der Pflege Wurzen entstanden, wurde zwar gütlich beigelegt, so daß die Aufgebotenen schon zu Ostern 1542 daheim die Fladen verspeisen konnten (daher „Fladenkrieg“ genannt); M.s Feindschaft gegen seinen Vetter aber wurde durch den Vorgang, bei welchem das Recht auf seiner Seite war, noch vermehrt. Um den Kaiser für sich zu gewinnen, leistete er diesem 1542 gegen die Türken, 1543 und 1544 gegen Frankreich Heeresfolge und bewährte sich bei diesen Gelegenheiten als tüchtiger Krieger. Mit seinen Schmalkaldener Glaubensgenossen brach er gleichwohl nicht; noch 1545 zog er mit ihnen gegen Herzog Heinrich den Jüngeren von Braunschweig (s. d.) zu Felde; er wollte dabei sein, wenn etwa die Kriegsbeute geteilt würde. Gelegentlich des Reichstages zu Regensburg im Sommer 1546 verpflichtete er sich dem Kaiser für den bevorstehenden Schmalkaldischen Krieg (s. d.); seines Vetters Kurhut und beträchtlicher Ländergewinn sollten sein Lohn sein. Der Gang des Krieges, welcher bald darauf begann, brachte M. zeitweise in übele Lage; die Schlacht bei Mühlberg (s. d.) am 24. April 1547 beendete denselben indessen in einer Weise, welche ihm die Erfüllung aller seiner Wünsche in Aussicht stellte. Die Kurwürde wurde ihm allerdings zuteil, am 24. Februar 1548 erfolgte zu Augsburg die feierliche Belehnung; aber der gehoffte Gebietszuwachs wurde ihm sehr verkürzt; in den Bedrängnissen seiner Kriegslage hatte er auf wichtige Stücke Verzicht leisten müssen, und jetzt fand er sich in Erwartungen getäuscht, welche nicht unberechtigt waren; der Kaiser wollte M. nicht zu mächtig werden lassen. Dazu kam, daß dieser M.s Schwiegervater, den gefangenen Landgrafen Philipp von Hessen, welchem M., allerdings in Überschreitung der ihm erteilten Vollmacht, Straflosigkeit und Freiheit versprochen hatte, in arglistiger Deutung seines eigenen gegebenen Wortes in Haft behielt. Die Verhandlungen wegen Einführung des Interim in Sachsen, welche der Kaiser nur scheinbar durchsetzte, indem an Stelle desselben ein anderes, das Leipziger Interim, trat, brachten allerdings noch keinen offenen Bruch, und M. übernahm die Vollstreckung der Reichsacht gegen Magdeburg (s. d.), auf welches er schon lange sein Auge geworfen hatte; inzwischen aber verhandelte er wegen seines Zutritts zu dem Bunde der protestantischen Fürsten, am 22. Mai 1551 erhielt dieser zu Torgau unter M.s Beteiligung seine feste Gestaltung, und am 15. Januar 1552 schloß Markgraf Albrecht von Brandenburg-Culmbach, namens des Bundes, zu Chambord ein Bündnis mit König Heinrich II. von Frankreich ab, durch welches die deutschen Fürsten diesem als Gegenleistung Cambray, Metz, Toul und Verdun preisgaben. Am 9. November 1551 war M. in Magdeburg eingezogen, das Aufhören der Feindseligkeiten benutzte er, um seine eigene Streitmacht durch Werbung unter seinen bisherigen Gegnern

zu verstärken. Im Frühling wurde losgeschlagen; gleichzeitig begann Frankreich die Feindseligkeiten. Der Kaiser lag krank zu Innsbruck, sein Bruder, König Ferdinand, war in einen Türkenkrieg verwickelt. Die Verbündeten sammelten sich in Franken, unter M.s Führung rückten am 1. April 25,000 Mann in Augsburg ein, am 19. Mai nahm dieser die Ehrenberger Klause, am 23. Innsbruck, von wo der gichtbrüchige Kaiser in einer Sänfte nach Villach geflohen war. Der Vertrag von Passau, welcher den Protestanten bis zu später in Augsburg ausgemachter Sache Religionsfreiheit zusicherte, war das Ergebnis des Feldzuges. Unmittelbar darauf zog M. nach Ungarn gegen die Türken zu Felde, dieses Mal ohne große Ergebnisse, und schon im Herbst kehrte er nachhause zurück, wo jenes Markgrafen Albrecht unbotmäßiges Benehmen, welches die Verwirklichung des friedlichen Abkommens in Frage stellte, seine Gegenwart dringend wünschenswert machte, denn ohne sich an Recht und Gesetz zu kehren, durchzog Albrecht die deutschen Lande. Mit Heinrich dem Jüngeren von Braunschweig vereinigt stieß M. am 9. Juli 1553 bei Sievershausen, zwischen Hannover und Braunschweig, auf jenen. Es kam zur Schlacht, Albrecht ward geschlagen, aber M. war tödlich verwundet und starb am 11. desselben Monats in seinem Zelte auf der Walstatt, zu früh für die Verwirklichung der hochfliegenden Pläne, mit denen sein ehrgeiziger Sinn sich getragen haben mag, aber doch der Begründer des künftigen Glanzes seines Hauses, dem er den ersten Platz unter den Wettinern gesichert hatte. Seinem Lande war er ein gewissenhafter und weiser Beherrscher gewesen, unter welchem alle Zweige des öffentlichen Lebens frisch erblüht waren. Seine Witwe Agnes von Hessen heiratete bald nachher M.s Todfeind, Johann Friedrich von Sachsen, den früheren Kurfürsten; seine einzige Tochter Anna ward die Gattin Wilhelms von Oranien; in der Regierung folgte ihm sein Bruder August. — Von seinen neueren Biographen sind namentlich v. Langenn, Leipzig 1841, und G. Voigt, Leipzig 1876, zu nennen; sie geben einen Nachweis der Quellen, welcher sich auch in der „Allgemeinen Deutschen Biographie", 22. Bd., Leipzig 1885, findet.

Moritz, Graf von Sachsen, der „Marschall von Sachsen", ein Sohn Kurfürst August II. von Sachsen und der Aurora von Königsmark, ward am 28. Oktober 1696 geboren. Schon von früher Jugend für den Soldatenstand vorgebildet, trat er 1720 als Maréchal de Camp in französische Dienste und benutzte, daneben die Genüsse, welche das Leben am französischen Hofe ihm bot, mit vollen Zügen genießend, die Zeit des Friedens, um die Lücken in seinem Wissen zu ergänzen und sich eine tüchtige Fach- und allgemeine Bildung zu erwerben, von welcher sein bekanntes kriegswissenschaftliches Werk „Mes rêveries" Zeugnis ablegt. Seine Aussichten auf den kurländischen Thron, auf welchem er dem kinderlosen Herzog Kettler zu folgen gedachte, scheiterten 1726 an dem Widerstreben Rußlands und Polens; ebenso als er sie 1740 wiederholte. Nachdem er den Polnischen Thronfolgekrieg am Rhein mitgemacht hatte, gab der österreichische Successionskrieg ihm Gelegenheit zu größerer Thätigkeit. In den Feldzügen von 1741, 1742 und 1743 in Böhmen, 1744 am Rhein, focht er als Unterführer, im Winter 1744/45 erhielt er zum erstenmale den selbständigen Oberbefehl einer Armee. Sie sollte Jakob III. Stuart sein Reich verschaffen; ein Sturm und die englische Flotte machten den Plan scheitern. Dafür erhielt er nun das Kommando in den Niederlanden, nahm 1745 eine Reihe von Festungen und schlug am 11. Mai den Herzog von Cumberland, welcher ihn an der Belagerung von Tournay hindern wollte, bei Fontenoy, setzte 1746 seine Eroberungen fort, schlug am 11. Oktober den Prinz Karl von Lothringen bei Raucourt, besiegte am 2. Juli 1746 den Herzog von Cumberland abermals bei Laffeld und beendete diese Reihe glänzender Feldzüge am 7. Mai 1748 mit der Einnahme der wichtigen Festung Mastricht. Nach Friedensschluß zog er sich auf sein Schloß Chambord zurück, den Wissenschaften sowie der Ausbildung eines von ihm errichteten Ulanenregiments lebend und einen Thron suchend, welchen er in Corsika und an verschiedenen Stellen Amerikas zu erwerben vergeblich hoffte. Am 30. November 1750 starb er infolge seiner Ausschweifungen. Sein 1736 erschienenes Werk „Mes rêveries" beschäftigt sich mit seinen Gedanken über die wünschenswerten Änderungen im Kriegswesen. — Die beste Lebensbeschreibung ist von K. v. Weber, 2. Aufl., Leipzig 1870.

Mormonen oder Heilige vom jüngsten Tag (Church of Jesus Christ of Latter Day Saints), die wunderlichste unter allen den wunderlichen Sektenbildungen oder Denominationen der Neuen Welt und Neuzeit — ein Gemisch aus heidnischen, jüdischen und christlichen, chiliastischen und kommunistischen, theokratisch-hierarchischen und demokratischen Elementen. — Ihr Stifter ist Joë oder Joseph Smith, Sohn eines gleichnamigen amerikanischen Farmers, geboren den 23. Dezember 1805 zu Sharon im Staat Vermont, gestorben den 27. Juni 1844 zu Carthago im Staat Illinois, ein Mann von geringer Bildung und zweifelhaftem Charakter, der mit Schatzgräberei und anderen Schwindeleien sich befaßte und in seiner Jugend schon Engelerscheinungen empfangen zu haben sich rühmte (seit 1820 resp. 1823). Aber erst im Jahr 1830 benutzte er das zufällig in seine Hände gekommene Manuskript eines ungedruckten, von einem früheren presbyterianischen Prediger S. Spaulding verfaßten Romans, in welchem die Indianer Nordamerikas als Nachkommen des israelitischen Zehnstämmereichs dargestellt waren, um eine angeblich neue, durch Vermittelung eines Engels an ihn ergangene Offenbarung zu fingieren, die er auf goldenen, aus der Erde gegrabenen Tafeln vorgefunden und mit Hilfe einer aus zwei Steinen (Urim und Thummim) bestehenden Wunderbrille entziffert zu haben behauptete. Angeblich aus diesen im September 1827 ausgegrabenen Tafeln, in Wahrheit aber aus jenem handschriftlichen Roman, der den Titel führte „The manuscript found" („Die gefundene Handschrift"), stellte Joë Smith mit Hilfe eines Schriftsetzers, früher Baptistenpredigers, Sidney Rigdon, seine Mormonenbibel oder „The book

of Mormon" zusammen, so genannt nach einem darin vorkommenden erdichteten Propheten Mormon, gedruckt zuerst in englischer Sprache 1830 zu Palmyra im Staate Newyork, später in wiederholten neuen Auflagen erschienen und in verschiedene Sprachen übersetzt (deutsch zu Hamburg 1852). Auf Grund dieses Humbugs organisierte sich am 6. April 1830 zu Fayette, Newyork, eine religiöse Gemeinde, die sich selbst die Jesus-Christus-Kirche der Heiligen vom jüngsten Tag nannte und anfangs aus 6, nach wenigen Wochen bereits aus 30 Mitgliedern bestand. Bald aber verlegte Smith, wohl wissend, daß der Prophet in seinem Vaterland nichts gilt, den Schauplatz seines Wirkens westwärts nach dem Staat Ohio, wo mehrere Gemeinden unter dem Namen „Zion" entstanden und die Mitgliederzahl schnell auf mehrere Tausende stieg (1831). Auch einige Theologen traten jetzt der Sekte bei, z. B. ein P. P. Pratt u. a., die durch Reden und Schriften zur Verbreitung der mormonischen Lehren beitrugen und die Verfassungs- und Kultusformen der neuen Gemeinde, meist nach alttestamentlichen Vorbildern, entwarfen. Die Zahl der neuen „Heiligen" wuchs, aber Zwistigkeiten mit den Nachbarn veranlaßten sie wiederholt zum Auswandern und Weiterziehen gen Westen. 1841 ließen sie sich im Staate Illinois nieder, wo sie am Mississippi eine Stadt Nauvoo gründeten und einen prachtvollen Tempel bauten. Durch Fleiß, Sparsamkeit und gute Zucht gelangten sie bald zu Wohlstand, erregten aber auch hier wieder den Haß und Neid der Umwohner: 1844 brach ein wilder Pöbelaufstand gegen sie aus, die Stadt Nauvoo wurde zerstört, der Tempel verbrannt, der „Prophet" Joë Smith ermordet. An seine Stelle trat jetzt als Führer der Gemeinde und als ihr allmächtiger „Priesterkönig" Brigham Young, ein Mann von geringer Bildung, aber von großer Klugheit, praktischem Sinn, von staunenswerter Energie und hervorragendem Organisationstalent, geboren 1801 zu Whitington im Staat Vermont, Farmer, seit 1832 Mitglied der Sekte, seit 1834 einer ihrer „zwölf Apostel", Reiseprediger in England und Amerika, auch Herausgeber eines mormonischen Gesangbuchs und einer Zeitung. Er führte jetzt seine Gemeinde in den Jahren 1845—1847 in mehreren Wanderzügen, unter namenlosen Mühsalen über die westlichen Felsengebirge (daher auch Rocky-Mountain-Saints) nach dem großen Salzsee (Salt-Lake) in das damals noch zu Mexiko gehörige, später seit 1848 an die Vereinigten Staaten abgetretene Territorium Utah oder Deseret. Hier gründete er in dem großen Salzseebecken sein Neu-Jerusalem oder Salt-lake-city als Hauptstadt des Mormonenstaates Deseret, und bald verwandelte sich die bisherige Wüste durch den Fleiß, den Ordnungssinn und die Geschicklichkeit der neuen Ansiedler in ein blühendes Paradies. — Die Verfassung des Mormonenstaats war, so lange B. Young lebte, eine streng theokratisch-monarchische: an der Spitze stand er selbst als Prophet, Patriarch und Priesterkönig, in dessen Hand alle Fäden der geistlichen und weltlichen Verwaltung zusammenliefen; ein ihm zur Seite stehender Hoherrat von 70 Gliedern und eine vielfach abgestufte Hierarchie von Aposteln und Propheten, Bischöfen und Ältesten, von Priestern nach der Ordnung Melchisedeks und Aarons 2c. waren nur die gefügigen Organe seines allmächtigen Willens. Zur Bestreitung der gemeinsamen Ausgaben dient ein streng durchgeführtes Steuer- und Zehntsystem, indem jedes Mitglied nicht bloß beim Eintritt sein ganzes Vermögen, sondern auch alljährlich sein Einkommen und seine persönliche Arbeitskraft teils zur Unterstützung der Armen, teils für religiöse und gemeinnützige Zwecke zu verzehnten hat. Die Lehre der M. enthält viel Seltsames, eine bunte Mischung von phantastisch-mystischen und von flachrationalistischen Sätzen, und ebenso erscheint ihre Moral als ein merkwürdiges Gemisch von mönchsartiger Askese und profaner Weltförmigkeit. Sie selber sprechen es als ihr oberstes Prinzip aus, „alle guten und wahren Prinzipien, die in der Welt vorhanden sind, zu sammeln und zu bewahren", und in der That scheinen sie den verschiedensten Religionssystemen ein Stück ihrer Lehren entlehnt zu haben: den Buddhisten die Seelenwanderung, dem Polytheismus den Glauben an eine Vielheit von Göttern und Dämonen, dem Judentum ihre theokratischen Ideen und hierarchischen Institutionen, dem orthodoxen Christentum den Glauben an den dreieinigen Gott, das Sühnopfer Christi, Bibel und Sakrament, dem Islam die Polygamie und das Verbot spirituöser Getränke, und ebenso haben sie den verschiedensten christlichen Denominationen, Methodisten, Chiliasten, Irvingianern, Baptisten 2c. das eine oder andere Stück ihrer Lehre und ihres Kultus entnommen. Was sie aber von allen anderen christlichen Sekten unterscheidet und was darum auch in dem sonst religiös so toleranten und indifferentistischen Nordamerika zum größten Anstoß gereicht, ist das anfangs verleugnete und verheimlichte, später aber von Brigham Young seit 1852 infolge einer neuen „göttlichen Offenbarung" offen verkündigte und teils mit biblischen, teils mit dogmatischen Gründen verteidigte Institut der Vielweiberei, die von ihnen nicht bloß als erlaubt, sondern geradezu als religiöse Pflicht bezeichnet wird, weil nur diejenigen Frauen, die einem Heiligen der jüngsten Tage angetraut oder „angesiegelt" sind, an der Seligkeit des ewigen Lebens teilnehmen können.

Durch die Eröffnung der Pazifikbahn 1869 und durch die immer stärkere Einwanderung von Fremden (gentiles, d. h. Nichtmormonen), die durch das Klima und den Metallreichtum des Territoriums Utah angezogen wurden, hatte die bisherige Isolierung der Mormonengemeinde ein Ende. Aber nun erst führte auch die bei dieser herrschende Vielweiberei und das geheime Mordsystem, das durch einen Geheimbund der sogen. Daniten oder Gideonsbrüder gegen Fremde (z. B. gegen einen großen Einwandererzug in den Meadowbergen 1857) geübt wurde, zu erneuten und verstärkten Konflikten zwischen den M. und der nordamerikanischen Staatenregierung (besonders seit 1874), welche durch Gesetze und Verordnungen, durch Einschreiten der Gerichte wie der staatlichen Verwaltungsbeamten die Selbständigkeit und Renitenz der Mormonensekte zu brechen, insbesondere aber

Holland erhielt er an Stelle von Pichegru, welchem die Oberleitung aller im Norden und Osten stehenden Truppen übertragen wurde, das Kommando von dessen Armee; das Jahr 1795 gab ihm jedoch keine Gelegenheit zu kriegerischer Thätigkeit. Desto mehr das folgende, es legte den Grund zu dem großen Rufe, in welchem M. gestanden hat. An die Spitze der Rhein- und Moselarmee (80,000 Mann) gestellt, bewerkstelligte er in geschickter Weise am 24. Juni bei Kehl seinen Rheinübergang, unterließ es aber, aus seiner Übermacht und der Zersplitterung der österreichischen Streitkräfte Nutzen zu ziehen. Er siegte zwar am 28. an der Rench, drängte den ihm gegenüberstehenden Latour an die Murg zurück und hatte am 9. Juli gegen den herangekommenen Erzherzog Karl zwischen Malsch und Rothensohl einen Erfolg, der dadurch schwerwiegend hätte werden können, daß jener zurückging. M. ließ aber die Zeit unbenutzt verstreichen und folgte langsam seinem Gegner, dem er, nachdem er sich mit ihm am 11. August bei Neresheim, wiederum ohne ein entscheidendes Resultat, gemessen hatte, Freiheit ließ, sich mit Wartensleben zu vereinigen und der unter Jourdan in Deutschland eingedrungenen Maas- und Sambrearmee entgegenzutreten. Langsam wandte er sich selbst nach Bayern gegen Latour, schlug diesen am 24. August bei Friedberg, blieb dann aber unthätig stehen, bis Jourdan geschlagen und an den Rhein zurückgedrängt war. Jetzt entschloß er sich ebenfalls zum Rückzuge. Statt aber dazu den kürzesten, durch das Kinzigthal führenden Weg zu wählen, ließ er sich durch allerhand Bedenklichkeiten bestimmen, den weiteren und beschwerlicheren durch das Höllenthal einzuschlagen. Nachdem er Latour, der mit 22,000 Mann seinen 40,000 sich in den Weg stellte, am 2. Oktober bei Biberach geschlagen hatte, legte er seinen Marsch glücklich zurück. Derselbe ist lange Zeit als ein Meisterstück betrachtet. Jenseits des Schwarzwaldes aber focht M. noch zweimal, am 19. und 20. Oktober bei Emmendingen, am 24. bei Schliengen, beide Male wurde er geschlagen, dann räumte er das rechte Rheinufer gänzlich. Im Jahre 1797 machte der Abschluß des Waffenstillstandes von Leoben, nachdem M. am 20. April bei Killstädt den Rhein überschritten hatte, den kaum begonnenen Feindseligkeiten ein rasches Ende. Seine Kriegführung hatte wenig befriedigt. Dazu kam, daß er den Inhalt eines ihm bekannt gewordenen Schriftwechsels des Generals Pichegru, welcher dessen Umtriebe zum Zweck des Sturzes der herrschenden Direktorialregierung betraf, der letzteren verheimlicht hatte; die Vorwürfe, welche ihm daraus gemacht wurden, nachdem der 18. Fructidor die Direktoren in ihrem Amte befestigt hatte, veranlaßten M., seine Entlassung zu nehmen; der Mangel an tüchtigen Generalen hatte aber zur Folge, daß er 1799 wieder angestellt wurde. Er ging als Generalinspekteur, d. h. als eine Art von Regierungsbevollmächtigten, zur Armee des General Scherer nach Italien, und trat, nachdem dieser am 5. April bei Magnano geschlagen worden war, an seine Stelle. Gleich nachher erlitt er bei Cassano am 27. selbst eine Niederlage, mußte in die Riviera zurückweichen und wurde Anfang August durch Joubert im Oberbefehl ersetzt; mit demselben nahe befreundet, verblieb er indessen bei der Armee, und als Joubert bereits am 15. jenes Monats bei Novi gefallen war, übernahm M. das Kommando von neuem, jedoch nur für kurze Zeit, denn das Direktorium berief ihn nach Paris zurück, wo die Dinge der Entscheidung entgegengingen. M. hätte die Rolle übernehmen können, welche Bonaparte spielte; er war dazu aber teils zu gewissenhaft, teils zu unentschlossen und zu wenig selbstbewußt; so kam es, daß er jenem zu dem Staatsstreiche vom 18. Brumaire seinen Beistand lieh, welchen er mit dem Zusatze in Aussicht gestellt hatte, daß er an den vorangehenden Beratungen keinen Anteil haben wolle. Er bewachte an jenem Tage das Direktorium im Palast Luxemburg. Zum Dank stellte Bonaparte ihn im Feldzuge des Jahres 1800 an die Spitze der Armee in Deutschland, etwa 110,000 Mann, denen ungefähr ebenso viele Österreicher und deren Verbündete unter Kray gegenüberstanden. M. erfocht eine Reihe von Teilerfolgen, indem er Anfang Mai bei Stockach, Engen, Möskirch, Biberach und Memmingen siegte, doch war der Erste Konsul mit dem Ergebnisse derselben keineswegs zufrieden; er war sich bewußt, daß er selbst in gleicher Lage mehr geleistet haben würde. Kray fand zunächst unter den Kanonen von Ulm Schutz, mußte dann aber weiter zurückweichen und Bayern preisgeben, von welchem M. nun Besitz nahm. Mitte Juli machte ein aus Anlaß der in Italien durch die Schlacht von Marengo gefallenen Entscheidung zu Parsdorf abgeschlossener Waffenstillstand den Feindseligkeiten ein vorläufiges Ende. Am 11. November kündigte die Konsularregierung diesen, da die angeknüpften Unterhandlungen zu keinem Ergebnisse führten; die Österreicher, an deren Spitze der jugendliche Erzherzog Johann, mit dem Feldzeugmeister Lauer als Berater zur Seite, getreten war, schritten zum Angriff, wurden aber am 3. Dezember von M.s Generalen bei Hohenlinden gänzlich geschlagen; M. selbst hatte am Gewinn der Schlacht nur geringen Anteil. Als er bis an die Traun gekommen war, machte der Waffenstillstand von Steyer am 25. Dezember dem Kampfe, und damit M.s kriegerischer Thätigkeit überhaupt, ein Ende. Bonaparte, welcher damals Grund hatte, seine Leistungen als Feldherr größer erscheinen zu lassen, als er sie schätzte und als sie es verdienten, zollte ihnen große Anerkennung, später hat er sie mit Recht schärfer beurteilt.

Im November 1800 verheiratete M. sich mit einem Fräulein Hulot, einer reichen und schönen, aber eitelen und ehrsüchtigen Dame, welche ihren Gatten gern an Bonapartes Stelle gesehen hätte; ihre Mutter unterstützte sie in dem Bestreben, M. gegen diesen aufzubringen, was ihnen um so leichter wurde, als des Ersten Konsul monarchisches Gebaren M.s republikanische Neigungen längst verletzt hatte. Sein Landsitz Grosbois wurde ein Vereinigungspunkt für die Unzufriedenen und auf den Umsturz der Regierung Sinnenden. Pichegru und Georges Cadoudal benutzten diese Stimmung, um ihn in ihre Pläne einzuweihen und ihn womöglich zu deren Teilnehmer zu machen,

und so wurde es Bonaparte leicht, ihn des Hochverrats beschuldigen zu lassen. Am 15. Februar 1804 wurde er verhaftet, und am 10. Juni sprach der gefügige Gerichtshof das Schuldig über ihn aus. Die Strafe lautete auf zwei Jahre Gefängnis; M.s Name stand in zu großem Ansehen, als daß ein Todesurteil aus dem Verfahren hätte hervorgehen dürfen. An Stelle der Vollstreckung des Spruches aber trat die Verbannung; Savary brachte den Verurteilten nach Cadix, von wo er sich nach Amerika einschiffte. Hier lebte M. auf einem von ihm angekauften Besitztume am Delaware in Neu-Jersey, von mancherlei Ungemach heimgesucht, bis der Niedergang des napoleonischen Gestirns ihn 1813 zur Rückkehr nach Europa veranlaßte. In Gesellschaft eines russischen Vermittlers langte er dort an und begab sich, nachdem er seinen alten Kameraden, den nunmehrigen Kronprinzen von Schweden, gesprochen hatte, zum Kaiser Alexander nach Prag. In der Uniform eines russischen Generals begleitete er diesen auf das Schlachtfeld von Dresden in den Kampf gegen seine Landsleute; auf der Höhe von Räcknitz zerschmetterte ihm dort am 26. August eine französische Kanonenkugel beide Beine, er wurde amputiert, starb aber am 2. September 1813 zu Laun in Böhmen. — Über M.s Feldherrngaben und seine Leistungen als Heerführer, welche eine Zeit lang sehr hochgestellt wurden, herrschen jetzt ganz andere Ansichten. Sie sind in vorstehender Darstellung begründet. Es fehlte ihm an Thätigkeit, Energie, Entschlossenheit und Ehrgeiz; selbst am Wohlleben Geschmack findend, scheute er sich, an die körperlichen und geistigen Leistungen seiner Untergebenen große Anforderungen zu stellen. In politischer Beziehung war er ein aufrichtiger Republikaner, fühlte aber weder Beruf noch Neigung zum Staatsmanne in sich. Napoleon bedauerte häufig, daß M., durch seine weiblichen Verwandten aufgereizt, sich von ihm abgewandt habe; wahrscheinlich würde er unter des Kaisers Leitung Gutes geleistet haben.

M.s Leben beschrieben Chateauneuf und Beauchamp, beide Paris 1814.

Moreaux, Jean René, französischer Divisionsgeneral, am 14. März 1758 zu Rocroi geboren, lebte, nachdem er als französischer Soldat am Nordamerikanischen Freiheitskriege teilgenommen hatte, zur Zeit des Ausbruches der Revolution als Baumeister in seiner Vaterstadt. Die Verwendung der Nationalgarden im freien Felde machte ihn von neuem zum Feldsoldaten; dieses Mal rückte er als Bataillonscommandeur aus, erwies sich bei der Verteidigung von Diedenhofen tüchtig und ward als Brigadecommandeur nach der Pfalz gesandt. Im September 1793 sollte er dort das Kommando der Moselarmee übernehmen, schlug dasselbe jedoch aus und überließ es Hoche; im Frühjahr 1794 aber mußte er sich zum Antritt bequemen und führte es mit Verständnis und Geschick. Als die Verbündeten das linke Rheinufer geräumt hatten, schritt er zur Belagerung des von den Österreichern unter Bender verteidigten Luxemburg, starb aber während derselben in der Nacht vom 10./11. Februar 1795. — Vgl. Léon Moreaux, Notice historique sur M., Paris 1852; „Spectateur militaire", T. LIII, Paris 1852.

Moreno, Juan, spanischer Admiral, 1743 zu Cadix geboren, wurde 1800 an die Spitze einer Flotte gestellt, welche gemeinsam mit einer französischen im Mittelländischen Meere gegen die Engländer kämpfen sollte. Nachdem er versäumt hatte, die Vorteile, welche seine Verbündeten am 4. Juni bei Algesiras erfochten hatten, zu verfolgen, wurde er am 9. Juli in denselben Gewässern vom englischen Admiral Saumarez angegriffen und trotz tapferen Widerstandes gänzlich geschlagen. Gravina ersetzte ihn. M. starb 1817.

Moreno, Vincente Gonzalez, spanischer General, 1777 zu Cadix geboren, stieg bereits in den napoleonischen Kriegen zum Generalkapitän auf. Als der Karlistenkrieg begann, ging er mit einer von ihm gesammelten Guerillabande zu Don Karlos nach Portugal, folgte diesem von hier nach England und erhielt nach Zumalacarreguys Tode den Oberbefehl der karlistischen Streitkräfte. Aber er konnte seinen Vorgänger nicht ersetzen. Schon am 1. Juli 1835 mußte er die Belagerung von Bilbao aufgeben, wurde dann am 16. Juli bei Mendigorria geschlagen und am 21. Oktober seines Kommandos enthoben, doch blieb er im Hauptquartiere des Prätendenten, welchem er treu ergeben war. Zwistigkeiten und Intriguen aller Art, verbunden mit der Unschlüssigkeit seines eigenen Charakters und seinen mittelmäßigen Fähigkeiten, hatten ihn verhindert, mehr und Besseres zu leisten; auch seine fernere Wirksamkeit war eine wenig segensreiche; als Cabreras Talent die Armee am 12. September 1837 vor die Thore von Madrid geführt hatte, war es hauptsächlich seine übermäßige Vorsicht, welche den Versuch eines Handstreiches verhinderte; im November desselben Jahres wurde er ganz beseitigt und sogar eine Zeit lang selbst gefangen gehalten; später erschien er wieder im Hauptquartier und wurde gelegentlich der Zwistigkeiten im karlistischen Heere, welche dem Vertrage von Vergara (31. August 1839) vorangingen, von einem navarresischen Bataillon ermordet. — Vgl. H. Baumgarten, Geschichte Spaniens von der französischen Revolution bis auf unsere Tage, 3. Tl., Leipzig 1871.

Morgan, John Hunt, südstaatlicher General, am 1. Juni 1825 zu Huntsville im Staate Alabama geboren, hatte den Krieg gegen Mexiko, zuletzt als Offizier mitgemacht und dann ein abenteuerndes Sportleben geführt, als der Ausbruch der Streitigkeiten mit der Union ihn wieder zum Soldaten machte. An der Spitze einer von ihm selbst aufgestellten und ausgebildeten Schar, welche bis gegen 4000 Mann zählte, wurde er der Hauptbegründer jener Taktik, welche den Reiter im Gefecht hauptsächlich abgesessen verwendete und ihn im Kampfe zu Pferde den Revolver an Stelle der blanken Waffe führen ließ, und der erste, welcher die unter der Bezeichnung von Raids bekannt gewordenen weit ausgehenden Streifzüge ausführte. Der erste derselben fand im Juli 1862 durch Kentucky, der ergebnisreichste in demselben Monat 1863 durch Kentucky und Indiana statt, auf letzterem geriet M. durch ein plötzliches Anschwellen des Ohio in die Gewalt des Feindes, welcher

ihn in das Zuchthaus sperrte, aus welchem er im November des gleichen Jahres entwich. Immer fügte er auf diesen Zügen dem Feinde großen Schaden zu. Am 4. September 1864 wurde er bei Greenville in Ostteneſſee überfallen und getötet. — Vgl. Basil W. Duke, History of Morgan's cavalry, Cincinnati 1867.

Morillo, Pablo, Graf von Cartagena, spanischer General, 1777 zu Fuentes de Malso in der Provinz Toro von bäuerlichen Eltern geboren, that sich in den Kämpfen gegen die Franzosen hervor und wurde 1814 mit 10,000 Mann entsendet, um die aufständischen Besitzungen in Mittelamerika der Krone Spaniens zu erhalten. Er nahm freilich am 6. Dezember 1815 Cartagena, zog nach einigen kriegerischen Wechselfällen in Santa Fé de Bogota ein und suchte die Erhebung in Neu-Granada zu ersticken, konnte aber Bolivar nicht verhindern, seine Macht immer mehr auszubreiten und zu befestigen, und ward im Mai 1817 von Arismendi am Orinokko gänzlich geschlagen, errang bald darauf freilich einige Vorteile, konnte aber nicht hindern, daß Spanien am 25. November 1819 zu Truxillo ein Abkommen einzugehen genötigt wurde, welches Columbien als eine unabhängige Macht hinstellte und die völlige Abtrennung vom Mutterlande in Aussicht stellte. Unnötige Grausamkeit hatte den Glanz seines Namens befleckt und der spanischen Sache mehr geschadet als genützt. Als reicher Mann kehrte er nach Europa zurück. Als in seinem Heimatlande die Wirren ausbrachen, welche das Dazwischentreten Frankreichs herbeiführten, stand er zuerst aufseiten des absoluten Königtums, erachtete aber bald für vorteilhafter, zu den Konstitutionellen überzugehen, und erhielt, als 1823 der Einmarsch der Franzosen erfolgte, das Kommando einer Division. Der Widerstand, welchen er leistete, war gering; er hoffte, auf diese Weise König Ferdinands Gunst wieder zu erlangen, täuschte sich aber und wurde verbannt. Er starb am 28. Juli 1838 zu Madrid. Seine Kriegführung in Amerika hat ihm große Anerkennung eingetragen; er hat über dieselbe Aufzeichnungen veröffentlicht, welche als „Mémoires“ durch E. de Blosseville in das Französische übersetzt sind (Paris 1826).

Moriskos, s. **Maurenverfolgungen in Spanien.**

Moritz, Prinz, später Fürst von Anhalt, der jüngste Sohn des alten Dessauer, am 31. Oktober 1712 zu Dessau geboren und von Jugend auf zum Soldaten erzogen, ist in den Kriegen Friedrichs des Großen nicht als Feldherr, aber als ein geschickter und brauchbarer General hervorgetreten. Daß er nicht mehr geleistet hat, schiebt der König auf seine vernachlässigte Erziehung, auch eine gewisse Ängstlichkeit und Scheu vor Verantwortlichkeit thaten seiner Wirksamkeit Abbruch. Der König vertraute ihm nur selten selbständige Kommandos an, zog aber verschiedentlich aus des Prinzen Leistungen auf dem Schlachtfelde und unter seiner eigenen unmittelbaren Einwirkung vortrefflichen Nutzen, den er durch sofortige Beförderung oder sonstige Belohnung anerkannte. So ernannte er ihn nach der Schlacht bei Hohenfriedberg, wo M. den rechten Flügel des ersten Treffens kommandiert und nach welcher er die Vorhut des Heeres nach Böhmen hineingeführt hatte, zum General-Lieutenant; nach der Schlacht bei Kesselsdorf gab er ihm den Schwarzen Adlerorden; nach der bei Leuthen beförderte er ihn unter großen Lobsprüchen zum General-Feldmarschall. Hervorragende Dienste leistete M. auch bei Kolin und beim Rückzuge nach der unglücklichen Schlacht. Als Hadik 1757 Berlin bedrohte, wurde M. aus Sachsen zum Schutze der gefährdeten Hauptstadt beordert, welche er freilich nicht rechtzeitig mehr erreichen konnte, welche sein Anmarsch jedoch rasch von ihren Bedrängern befreite; er war dann rasch genug wieder bei der Armee, um an der Schlacht bei Roßbach teilnehmen zu können. Bei Hochkirch verwundet, geriet er auf dem Transporte nach Bautzen in österreichische Gefangenschaft; aus dieser in die Heimat entlassen, starb er am 11. April 1760 zu Dessau. Gute Dienste soll Fürst M. dem preußischen Staate außerdem bei der Urbarmachung und Besiedelung wüstliegender Landstriche in der Mark und in Pommern geleistet haben, womit der König ihn betraute, als er in der Zeit zwischen dem zweiten Schlesischen und dem Siebenjährigen Kriege in jenen Gegenden in Garnison stand. L. v. Orlich in seiner 1842 zu Berlin erschienenen Biographie M.' bezweifelt diese landwirtschaftliche Thätigkeit. Sinn und Geschick für derartige Wirksamkeit bewies er auch bei Bewirtschaftung eigener Besitzungen im Dessauischen, Magdeburgischen und der Mark. — Allgemeine deutsche Biographie, 22. Bd., Leipzig 1885.

Moritz, Prinz von Oranien, wurde am 14. November 1567 als der Sohn Wilhelms von Oranien und einer Tochter des Kurfürsten Moritz von Sachsen geboren und später dessen Nachfolger in der Regierung der vereinigten Niederlande. Bei seines Vaters vorzeitigem Tode im Jahre 1584 war er zu jung dazu; es wurde ihm zwar der Vorsitz im Staatsrate übertragen, auch wurde er, als ein Jahr darauf Graf Leicester die Lenkung des Staatsschiffes übernahm, zum Statthalter und Generalkapitän von Holland und Seeland erwählt, damit nicht ein Engländer letzteren Posten erhielte, er hatte diese Ämter indessen zunächst nur dem Namen nach inne. Seine Bedeutung beruht außerdem in seiner militärischen Wirksamkeit; als Staatsmann hat er wenig geleistet. Dort waren es wieder die organisatorische, taktische und fortifikatorische Seite, wo er groß dasteht, als Feldherr war er z. B. seinem Gegner Spinola nicht ebenbürtig; seine Siege wurzelten in anderen Verhältnissen, besonders darin, daß er ein kleines aber wohlgeschultes und gut diszipliniertes Heer, welches mit allem reichlich versehen und von tüchtigen Offizieren befehligt war, den ungeordneten schlecht bezahlten Söldnermassen der Spanier gegenüber stellen konnte. Im Jahre 1590 gelangte er, da sein Vetter Graf Wilhelm Ludwig von Nassau, der Statthalter von Friesland, sich ihm unterordnete und er selbst Statthalter der übrigen Provinzen war, an die Spitze sämtlicher Streitkräfte der Union, und im Jahre 1591 ergriff er, mit dem früher befolgten Verfahren der Abwehr brechend, die Offensive. Durch die Feldzüge der

Jahre 1591—1595 befreite er den niederländischen Boden von den Feinden des Landes und entriß ihnen sämtliche bis dahin von ihnen besetzte Festungen. In den nächsten Jahren, wo der Kampf auf feindlichem Gebiete fortgesetzt wurde, hatte er ebenfalls glänzende Erfolge, so 1597 in dem Reiterkampfe von Turnhout. Drei Jahre später fällt eine seiner bedeutendsten Schlachten, die bei Nieuwport (s. d.) am 2. Juli 1600, wo er, auf einem gegen seine Ueberzeugung auf Drängen der Generalstaaten zur Bezwingung von Dünkirchen unternommenen Zuge, den Erzherzog Albrecht schlug, welcher ihm den Rückweg verlegen wollte. Dann aber erschien aufseiten der Spanier Spinola im Felde, welchem gegenüber er froh sein mußte, die Grenzen des eigenen Landes zu behaupten, bis im Jahre 1609 ein zwölfjähriger Waffenstillstand den Feindseligkeiten ein vorläufiges Ende machte. Nun war M., welcher bis dahin sich nur um seine soldatischen Pflichten gekümmert hatte, genötigt, in politischen und in den damit eng zusammenhängenden kirchlichen Dingen Partei zu nehmen. Es handelte sich um die Verschmelzung der selbständigen Provinzen zu einem Einheitsstaate und um die Unterstellung der Kirche unter die Regierungsgewalt. M. hätte die Mittel in der Hand gehabt, die Macht der Generalstaaten zu brechen und seine Dynastie zur Herrscherin im Lande zu machen, aber, obgleich er seinen bedeutendsten Gegner Oldenbarneveld, den Ratspensionär von Holland, hinrichten ließ, versäumte er die Gelegenheit; seine Schuld war es, daß die Union ein Staatenbund blieb, statt ein mächtiges, einheitliches Reich zu werden. In kirchlicher Hinsicht gehörte er zu den strengen Calvinisten, den „Gomaristen“, welche in heftigem Gegensatze zu den Arminianern oder Remonstranten standen, weil sie die Kirche der Gewalt der ständischen Behörden entziehen wollten. Als nach Ablauf jenes Waffenstillstandes der Krieg von neuem begann, führte M. ihn mit weniger Glück: Spinola stand ihm wieder gegenüber; namentlich gelang ihm 1624 nicht Breda zu entsetzen. Der Kummer, den er darob empfand, mag seinen Tod beschleunigt haben; er starb im Haag am 23. April 1625. — A. J. v. d. Aa, Biographisch Woordenboek der Nederlanden, 12. Deel, 1. Stuk, Haarlem 1869, nennt reiches Quellenmaterial.

Moritz, Kurfürst von Sachsen, wurde am 21. März 1521 zu Freiberg geboren. Sein Vater, Herzog Heinrich der Fromme, herrschte über ein kleines Besitztum; als er am 18. August 1541 starb, war dasselbe freilich durch die Erbschaft seines ihm im April 1539 vorangegangenen Bruders, des zu Dresden residierenden Herzogs Georg, nicht unerheblich vergrößert, und die albertinischen Lande waren wieder in einer Hand vereinigt, aber M.s ehrgeizigem, strebenden Sinne genügte sein Herzogtum nicht; er war sofort auf weiteren Erwerb bedacht. Das Mühen um denselben hat seine ganze Regierungszeit erfüllt und ist die Triebfeder aller seiner Handlungen geworden. Ein scharfer, berechnender Verstand, große Thatkraft und ein energischer, rücksichtsloser Wille standen ihm dabei fördernd zur Seite. Von Haus aus richtete er sein Auge auf die geistlichen Stifter in Sachsen, auf Magdeburg, Halberstadt, Merseburg und Naumburg; da die ernestinische, kurfürstliche Linie das gleiche Gelüste hegte, suchte er durch den Beistand Kaiser Karls V. sein Ziel zu erreichen. Ein Zwischenfall, die Wurzener Fehde, aus einem Streite über die beiden sächsischen Fürstenhäusern gemeinsame Schutzherrschaft der Pflege Wurzen entstanden, wurde zwar gütlich beigelegt, so daß die Aufgebotenen schon zu Ostern 1542 daheim die Fladen verspeisen konnten (daher „Fladenkrieg“ genannt); M.s Feindschaft gegen seinen Vetter aber wurde durch den Vorgang, bei welchem das Recht auf seiner Seite war, noch vermehrt. Um den Kaiser für sich zu gewinnen, leistete er diesem 1542 gegen die Türken, 1543 und 1544 gegen Frankreich Heeresfolge und bewährte sich bei diesen Gelegenheiten als tüchtiger Krieger. Mit seinen Schmalkaldener Glaubensgenossen brach er gleichwohl nicht; noch 1545 zog er mit ihnen gegen Herzog Heinrich den Jüngeren von Braunschweig (s. d.) zu Felde; er wollte dabei sein, wenn etwa die Kriegsbeute geteilt würde. Gelegentlich des Reichstages zu Regensburg im Sommer 1546 verpflichtete er sich dem Kaiser für den bevorstehenden Schmalkaldischen Krieg (s. d.); seines Vetters Kurhut und beträchtlicher Ländergewinn sollten sein Lohn sein. Der Gang des Krieges, welcher bald darauf begann, brachte M. zeitweise in übele Lage; die Schlacht bei Mühlberg (s. d.) am 24. April 1547 beendete denselben indessen in einer Weise, welche ihm die Erfüllung aller seiner Wünsche in Aussicht stellte. Die Kurwürde wurde ihm allerdings zuteil, am 24. Februar 1548 erfolgte zu Augsburg die feierliche Belehnung; aber der gehoffte Gebietszuwachs wurde ihm sehr verkürzt; in den Bedrängnissen seiner Kriegslage hatte er auf wichtige Stücke Verzicht leisten müssen, und jetzt fand er sich in Erwartungen getäuscht, welche nicht unberechtigt waren; der Kaiser wollte M. nicht zu mächtig werden lassen. Dazu kam, daß dieser M.s Schwiegervater, den gefangenen Landgrafen Philipp von Hessen, welchem M., allerdings in Überschreitung der ihm erteilten Vollmacht, Straflosigkeit und Freiheit versprochen hatte, in arglistiger Deutung seines eigenen gegebenen Wortes in Haft behielt. Die Verhandlungen wegen Einführung des Interim in Sachsen, welche der Kaiser nur scheinbar durchsetzte, indem an Stelle desselben ein anderes, das Leipziger Interim, trat, brachten allerdings noch keinen offenen Bruch, und M. übernahm die Vollstreckung der Reichsacht gegen Magdeburg (s. d.), auf welches er schon lange sein Auge geworfen hatte; inzwischen aber verhandelte er wegen seines Zutritts zu dem Bunde der protestantischen Fürsten, am 22. Mai 1551 erhielt dieser zu Torgau unter M.s Beteiligung seine feste Gestaltung, und am 15. Januar 1552 schloß Markgraf Albrecht von Brandenburg-Culmbach, namens des Bundes, zu Chambord ein Bündnis mit König Heinrich II. von Frankreich ab, durch welches die deutschen Fürsten diesem als Gegenleistung Cambray, Metz, Toul und Verdun preisgaben. Am 9. November 1551 war M. in Magdeburg eingezogen, das Aufhören der Feindseligkeiten benutzte er, um seine eigene Streitmacht durch Werbung unter seinen bisherigen Gegnern

zu verstärken. Im Frühling wurde losgeschlagen; gleichzeitig begann Frankreich die Feindseligkeiten. Der Kaiser lag krank zu Innsbruck, sein Bruder, König Ferdinand, war in einen Türkenkrieg verwickelt. Die Verbündeten sammelten sich in Franken, unter M.s Führung rückten am 1. April 25,000 Mann in Augsburg ein, am 19. Mai nahm dieser die Ehrenberger Klause, am 23. Innsbruck, von wo der gichtbrüchige Kaiser in einer Sänfte nach Villach geflohen war. Der Vertrag von Passau, welcher den Protestanten bis zu später in Augsburg ausgemachter Sache Religionsfreiheit zusicherte, war das Ergebnis des Feldzuges. Unmittelbar darauf zog M. nach Ungarn gegen die Türken zu Felde, dieses Mal ohne große Ergebnisse, und schon im Herbst kehrte er nachhause zurück, wo jenes Markgrafen Albrecht unbotmäßiges Benehmen, welches die Verwirklichung des friedlichen Abkommens in Frage stellte, seine Gegenwart dringend wünschenswert machte, denn ohne sich an Recht und Gesetz zu kehren, durchzog Albrecht die deutschen Lande. Mit Heinrich dem Jüngeren von Braunschweig vereinigt stieß M. am 9. Juli 1553 bei Sievershausen, zwischen Hannover und Braunschweig, auf jenen. Es kam zur Schlacht, Albrecht ward geschlagen, aber M. war tödlich verwundet und starb am 11. desselben Monats in seinem Zelte auf der Walstatt, zu früh für die Verwirklichung der hochfliegenden Pläne, mit denen sein ehrgeiziger Sinn sich getragen haben mag, aber doch der Begründer des künftigen Glanzes seines Hauses, dem er den ersten Platz unter den Wettinern gesichert hatte. Seinem Lande war er ein gewissenhafter und weiser Beherrscher gewesen, unter welchem alle Zweige des öffentlichen Lebens frisch erblüht waren. Seine Witwe Agnes von Hessen heiratete bald nachher M.s Todfeind, Johann Friedrich von Sachsen, den früheren Kurfürsten; seine einzige Tochter Anna ward die Gattin Wilhelms von Oranien; in der Regierung folgte ihm sein Bruder August. — Von seinen neueren Biographen sind namentlich v. Langenn, Leipzig 1841, und G. Voigt, Leipzig 1876, zu nennen; sie geben einen Nachweis der Quellen, welcher sich auch in der „Allgemeinen Deutschen Biographie", 22. Bd., Leipzig 1885, findet.

Moritz, Graf von Sachsen, der „Marschall von Sachsen", ein Sohn Kurfürst August II. von Sachsen und der Aurora von Königsmarck, ward am 28. Oktober 1696 geboren. Schon von früher Jugend für den Soldatenstand vorgebildet, trat er 1720 als Maréchal de Camp in französische Dienste und benutzte, daneben die Genüsse, welche das Leben am französischen Hofe ihm bot, mit vollen Zügen genießend, die Zeit des Friedens, um die Lücken in seinem Wissen zu ergänzen und sich eine tüchtige Fach- und allgemeine Bildung zu erwerben, von welcher sein bekanntes kriegswissenschaftliches Werk „Mes rêveries" Zeugnis ablegt. Seine Aussichten auf den kurländischen Thron, auf welchem er dem kinderlosen Herzog Kettler zu folgen gedachte, scheiterten 1726 an dem Widerstreben Rußlands und Polens; ebenso als er sie 1740 wiederholte. Nachdem er den Polnischen Thronfolgekrieg am Rhein mitgemacht hatte, gab der österreichische Successionskrieg ihm Gelegenheit zu größerer Thätigkeit. In den Feldzügen von 1741, 1742 und 1743 in Böhmen, 1744 am Rhein, focht er als Unterführer, im Winter 1744/45 erhielt er zum erstenmale den selbständigen Oberbefehl einer Armee. Sie sollte Jakob III. Stuart sein Reich verschaffen; ein Sturm und die englische Flotte machten den Plan scheitern. Dafür erhielt er nun das Kommando in den Niederlanden, nahm 1745 eine Reihe von Festungen und schlug am 11. Mai den Herzog von Cumberland, welcher ihn an der Belagerung von Tournay hindern wollte, bei Fontenoy, setzte 1746 seine Eroberungen fort, schlug am 11. Oktober den Prinz Karl von Lothringen bei Raucourt, besiegte am 2. Juli 1746 den Herzog von Cumberland abermals bei Laffeld und beendete diese Reihe glänzender Feldzüge am 7. Mai 1748 mit der Einnahme der wichtigen Festung Mastricht. Nach Friedensschluß zog er sich auf sein Schloß Chambord zurück, den Wissenschaften sowie der Ausbildung eines von ihm errichteten Ulanenregiments lebend und einen Thron suchend, welchen er in Corsika und an verschiedenen Stellen Amerikas zu erwerben vergeblich hoffte. Am 30. November 1750 starb er infolge seiner Ausschweifungen. Sein 1736 erschienenes Werk „Mes rêveries" beschäftigt sich mit seinen Gedanken über die wünschenswerten Änderungen im Kriegswesen. — Die beste Lebensbeschreibung ist von K. v. Weber, 2. Aufl., Leipzig 1870.

Mormonen oder Heilige vom jüngsten Tag (Church of Jesus Christ of Latter Day Saints), die wunderlichste unter allen den wunderlichen Sektenbildungen oder Denominationen der Neuen Welt und Neuzeit — ein Gemisch aus heidnischen, jüdischen und christlichen, chiliastischen und kommunistischen, theokratisch-hierarchischen und demokratischen Elementen. — Ihr Stifter ist Joë oder Joseph Smith, Sohn eines gleichnamigen amerikanischen Farmers, geboren den 23. Dezember 1805 zu Sharon im Staat Vermont, gestorben den 27. Juni 1844 zu Carthago im Staat Illinois, ein Mann von geringer Bildung und zweifelhaftem Charakter, der mit Schatzgräberei und anderen Schwindeleien sich befaßte und in seiner Jugend schon Engelerscheinungen empfangen zu haben sich rühmte (seit 1820 resp. 1823). Aber erst im Jahr 1830 benutzte er das zufällig in seine Hände gekommene Manuskript eines ungedruckten, von einem früheren presbyterianischen Prediger S. Spaulding verfaßten Romans, in welchem die Indianer Nordamerikas als Nachkommen des israelitischen Zehnstämmereichs dargestellt waren, um eine angeblich neue, durch Vermittelung eines Engels an ihn ergangene Offenbarung zu fingieren, die er auf goldenen, aus der Erde gegrabenen Tafeln vorgefunden und mit Hilfe einer aus zwei Steinen (Urim und Thummim) bestehenden Wunderbrille entziffert zu haben behauptete. Angeblich aus diesen im September 1827 ausgegrabenen Tafeln, in Wahrheit aber aus jenem handschriftlichen Roman, der den Titel führte „The manuscript found" („Die gefundene Handschrift"), stellte Joë Smith mit Hilfe eines Schriftsetzers, früher Baptistenpredigers, Sidney Rigdon, seine Mormonenbibel oder „The book

of Mormon" zusammen, so genannt nach einem darin vorkommenden erdichteten Propheten Mormon, gedruckt zuerst in englischer Sprache 1830 zu Palmyra im Staate Newyork, später in wiederholten neuen Auflagen erschienen und in verschiedene Sprachen übersetzt (deutsch zu Hamburg 1852). Auf Grund dieses Humbugs organisierte sich am 6. April 1830 zu Fayette, Newyork, eine religiöse Gemeinde, die sich selbst die Jesus-Christus-Kirche der Heiligen vom jüngsten Tag nannte und anfangs aus 6, nach wenigen Wochen bereits aus 30 Mitgliedern bestand. Bald aber verlegte Smith, wohl wissend, daß der Prophet in seinem Vaterland nichts gilt, den Schauplatz seines Wirkens westwärts nach dem Staat Ohio, wo mehrere Gemeinden unter dem Namen „Zion" entstanden und die Mitgliederzahl schnell auf mehrere Tausende stieg (1831). Auch einige Theologen traten jetzt der Sekte bei, z. B. ein P. P. Pratt u. a., die durch Reden und Schriften zur Verbreitung der mormonischen Lehren beitrugen und die Verfassungs- und Kultusformen der neuen Gemeinde, meist nach alttestamentlichen Vorbildern, entwarfen. Die Zahl der neuen „Heiligen" wuchs, aber Zwistigkeiten mit den Nachbarn veranlaßten sie wiederholt zum Auswandern und Weiterziehen gen Westen. 1841 ließen sie sich im Staate Illinois nieder, wo sie am Mississippi eine Stadt Nauvoo gründeten und einen prachtvollen Tempel bauten. Durch Fleiß, Sparsamkeit und gute Zucht gelangten sie bald zu Wohlstand, erregten aber auch hier wieder den Haß und Neid der Umwohner: 1844 brach ein wilder Pöbelaufstand gegen sie aus, die Stadt Nauvoo wurde zerstört, der Tempel verbrannt, der „Prophet" Joë Smith ermordet. An seine Stelle trat jetzt als Führer der Gemeinde und als ihr allmächtiger „Priesterkönig" Brigham Young, ein Mann von geringer Bildung, aber von großer Klugheit, praktischem Sinn, von staunenswerter Energie und hervorragendem Organisationstalent, geboren 1801 zu Whitington im Staat Vermont, Farmer, seit 1832 Mitglied der Sekte, seit 1834 einer ihrer „zwölf Apostel", Reiseprediger in England und Amerika, auch Herausgeber eines mormonischen Gesangbuchs und einer Zeitung. Er führte jetzt seine Gemeinde in den Jahren 1845—1847 in mehreren Wanderzügen, unter namenlosen Mühsalen über die westlichen Felsengebirge (daher auch Rocky-Mountain-Saints) nach dem großen Salzsee (Salt-Lake) in das damals noch zu Mexiko gehörige, später seit 1848 an die Vereinigten Staaten abgetretene Territorium Utah oder Deseret. Hier gründete er in dem großen Salzseebecken sein Neu-Jerusalem oder Salt-lake-city als Hauptstadt des Mormonenstaates Deseret, und bald verwandelte sich die bisherige Wüste durch den Fleiß, den Ordnungssinn und die Geschicklichkeit der neuen Ansiedler in ein blühendes Paradies. — Die Verfassung des Mormonenstaats war, so lange B. Young lebte, eine streng theokratisch-monarchische: an der Spitze stand er selbst als Prophet, Patriarch und Priesterkönig, in dessen Hand alle Fäden der geistlichen und weltlichen Verwaltung zusammenliefen; ein ihm zur Seite stehender Hoherrat von 70 Gliedern und eine vielfach abgestufte Hierarchie von Aposteln und Propheten, Bischöfen und Ältesten, von Priestern nach der Ordnung Melchisedeks und Aarons ꝛc. waren nur die gefügigen Organe seines allmächtigen Willens. Zur Bestreitung der gemeinsamen Ausgaben dient ein streng durchgeführtes Steuer- und Zehntsystem, indem jedes Mitglied nicht bloß beim Eintritt sein ganzes Vermögen, sondern auch alljährlich sein Einkommen und seine persönliche Arbeitskraft teils zur Unterstützung der Armen, teils für religiöse und gemeinnützige Zwecke zu verzehnten hat. Die Lehre der M. enthält viel Seltsames, eine bunte Mischung von phantastisch-mystischen und von flachrationalistischen Sätzen, und ebenso erscheint ihre Moral als ein merkwürdiges Gemisch von mönchsartiger Askese und profaner Weltförmigkeit. Sie selber sprechen es als ihr oberstes Prinzip aus, „alle guten und wahren Prinzipien, die in der Welt vorhanden sind, zu sammeln und zu bewahren", und in der That scheinen sie den verschiedensten Religionssystemen ein Stück ihrer Lehren entlehnt zu haben: den Buddhisten die Seelenwanderung, dem Polytheismus den Glauben an eine Vielheit von Göttern und Dämonen, dem Judentum ihre theokratischen Ideen und hierarchischen Institutionen, dem orthodoxen Christentum den Glauben an den dreieinigen Gott, das Sühnopfer Christi, Bibel und Sakrament, dem Islam die Polygamie und das Verbot spirituöser Getränke, und ebenso haben sie den verschiedensten christlichen Denominationen, Methodisten, Chiliasten, Irvingianern, Baptisten ꝛc. das eine oder andere Stück ihrer Lehre und ihres Kultus entnommen. Was sie aber von allen anderen christlichen Sekten unterscheidet und was darum auch in dem sonst religiös so toleranten und indifferentistischen Nordamerika zum größten Anstoß gereicht, ist das anfangs verleugnete und verheimlichte, später aber von Brigham Young seit 1852 infolge einer neuen „göttlichen Offenbarung" offen verkündigte und teils mit biblischen, teils mit dogmatischen Gründen verteidigte Institut der Vielweiberei, die von ihnen nicht bloß als erlaubt, sondern geradezu als religiöse Pflicht bezeichnet wird, weil nur diejenigen Frauen, die einem Heiligen der jüngsten Tage angetraut oder „angesiegelt" sind, an der Seligkeit des ewigen Lebens teilnehmen können.

Durch die Eröffnung der Pazifikbahn 1869 und durch die immer stärkere Einwanderung von Fremden (gentiles, d. h. Nichtmormonen), die durch das Klima und den Metallreichtum des Territoriums Utah angezogen wurden, hatte die bisherige Isolierung der Mormonengemeinde ein Ende. Aber nun erst führte auch die bei dieser herrschende Vielweiberei und das geheime Mordsystem, das durch einen Geheimbund der sogen. Daniten oder Gideonsbrüder gegen Fremde (z. B. gegen einen großen Einwandererzug in den Meadowbergen 1857) geübt wurde, zu erneuten und verstärkten Konflikten zwischen den M. und der nordamerikanischen Staatenregierung (besonders seit 1874), welche durch Gesetze und Verordnungen, durch Einschreiten der Gerichte wie der staatlichen Verwaltungsbeamten die Selbständigkeit und Renitenz der Mormonensekte zu brechen, insbesondere aber

die mit den Staatsgesetzen und mit den sittlichen Anschauungen der ganzen christlichen Welt im Widerspruch stehende Vielweiberei zu beseitigen suchte, während anderseits die M. durch Aussendung von Aposteln in der alten und neuen Welt für ihre Lehren Propaganda zu machen und sich Zuwachs zu verschaffen wußten. Am 29. August 1877 starb der Patriarch Brigham Young. An seine Stelle trat ein Apostelkollegium unter Leitung eines gewissen John Taylor als Senior. In der Gemeinde selbst aber trat jetzt eine Spaltung ein. Von der Majorität der Salzsee-M. oder Brighamiten, die an der Polygamie und anderen von Young eingeführten Institutionen festhalten wollten, trennte sich eine Partei der Alt-M. oder Kirtland-M., die unter Führung des jüngeren Joseph Smith, eines Sohnes des ersten Sektenstifters, die Polygamie und andere Neuerungen verwerfen und den ursprünglichen Mormonismus (mit der Monogamie) wiederherstellen wollen. Die Zukunft muß lehren, ob der damit begonnene innere Zersetzungsprozeß der Sekte weiter fortschreiten oder ob es den auch jetzt wieder (1886) zur Anwendung gekommenen Maßregeln der nordamerikanischen Staatenregierung gelingen wird, die Sekte selbst oder wenigstens jene anstößige Institution der Vielweiberei bei derselben zu unterdrücken. — Im ganzen schätzt man jetzt die Zahl der M. in der alten und neuen Welt auf ca. 200,000, von denen etwa 125,000 auf Utah, etwa 30,000 auf andere Teile Nordamerikas (Arizona, Kolorado ꝛc.), der Rest auf Europa (ca. 5000 auf Großbritannien, 8000 auf Skandinavien, 800 auf Deutschland, die Schweiz ꝛc.) und die übrige Welt kommen sollen.

Von der sehr zahlreichen Litteratur über die M. nennen wir nur: Mackay 1851; Olshausen 1856; Ferris 1856; Busch 1870; R. v. Schlagintweit 1874, 2. Aufl. 1878; Stenhouse, Mrs., A lady's life in Utah 1872, und The Rocky Mountains Saints, London 1873; J. Mann in der „Theol. Realencyklopädie", Bd. X, 1882; Tuttle in Schaffs „Encyklopädie" II, 1885.

Morny, Charles Auguste Louis Joseph, Herzog von. Als natürlicher Sohn der Königin Hortense (s. d.) von Holland und ihres Großstallmeisters Grafen Flahaut (s. d.) de La Billarderie am 23. Oktober 1811 in Paris geboren, wurde M. vom Grafen M. adoptiert und von Flahauts Mutter, der Marquise von Souza, erzogen. Er besuchte das Collège Bourbon und die Generalstabsschule, wurde am 19. Dezember 1830 Unterlieutenant und trat bei dem 1. Lanciers-Regimente Nemours ein. In Algier gab er Proben von Kaltblütigkeit, focht unter Changarnier bei Mascara und rettete bei Constantine dem Generale Trézel das Leben. Am 31. Juli 1836 wurde Graf M. Lieutenant und Ritter der Ehrenlegion; die Armee zählte ihn zu ihren schneidigsten Offizieren. Da starb Königin Hortense im Oktober 1837 und hinterließ dem Sohne 40,000 Frs. Jahresrente; er nahm 1838 den Abschied, widmete sich der Landwirtschaft und errichtete in Clermont-Ferrand eine Runkelrübenzuckerfabrik; die Vertreter dieser Industrie erwählten ihn auf ihrem Kongresse in Paris zum Präsidenten; er publizierte 1838 „Question des Sucres" und andere Arbeiten in dieser Branche und trat im Oktober 1841 in den Generalrat für Ackerbau und Handel. Im Juli 1842 deputierte ihn das 1. Wahlkolleg von Clermont in die Kammer, in der er sich häufig vernehmen ließ und das Ministerium Guizot unterstützte, im Juli 1846 abermals gewählt. Im Januar 1848 ließ er in der „Revue des Deux-Mondes" „Quelques réflexions sur la politique actuelle" erscheinen, welche den Gefahren Ausdruck gaben, die der sozialen Frage innewohnten. Industrielle Spekulationen und großartige Verluste im Spiele, das M. zeitlebens liebte, zerrütteten sein Vermögen vollständig. Seit Mai 1849 Deputierter für Puy-de-Dôme in der Legislative, stimmte er mit der monarchischen Majorität und schloß sich engstens an seinen Halbbruder, den Prinz-Präsidenten Ludwig Napoleon, an. Unter frivolen Gewohnheiten verbarg der glänzende Schüler der Madame Souza, unter der etwas englischen Eleganz eines Mannes nach der Mode, die glücklichsten geistigen Fähigkeiten. Wenn er auch den Ernst und die Würde zur Schau trug, so liebte er doch, seine souveräne Ironie spielen zu lassen, war der Mann der Bonmots und ohne jedes sittliche Bedenken, ohne Grundsätze und frivol in allem, auch in den wichtigsten Staatsaffairen. Leicht war der Spieler für die ehrgeizigen Pläne seines Halbbruders gewonnen, der ihm reichen Lohn in Aussicht stellte; dieser unterrichtete ihn vom Vorhaben seines Staatsstreichs zum 2. Dezember 1851, und M. ließ vor diesem Tage durch seinen Börsenmakler Manuel aufkaufen, was nur aufzutreiben war. Am 2. Dezember entwickelte er eine ungewöhnliche Umsicht, wurde Minister des Innern, zog so frühe in das Ministerium ein, daß er den bisherigen Minister Thorigny noch im Bette ablöste, und kontrasignierte alle Verfügungen des Prinz-Präsidenten. Auf seine Veranstaltung wurden die auf der Mairie des 10. Arrondissements versammelten Deputierten, weit über 200 an Zahl, verhaftet. Er behauptete eine vornehme Ruhe, während er um die Existenz spielte. Am 3. Dezember trat er in das Ministerium, und eine lange Reihe Verordnungen und Zirkulare gingen von ihm aus. Aber er mißbilligte das Dekret über die Konfiskation der Orléansschen Besitzungen und legte darum schon am 22. Januar 1852 sein Portefeuille nieder. Der Regierung blieb er treu ergeben, nahm, von Ambert und Clermont in den Gesetzgebenden Körper gewählt, am 16. April für Clermont an, wurde am 7. August Präsident des Generalrats von Puy-de-Dôme und am 2. Dezember Großkreuz der Ehrenlegion. Vom 12. November 1854 bis im Mai 1856 war er Präsident des Gesetzgebenden Körpers, ging im Mai in außerordentlicher Mission als Gesandter zu Alexander II., bei dessen Krönung er Frankreich vertrat, heiratete in St. Petersburg am 19. Januar 1857 die schöne und reiche Fürstin Sophie Sergejewna Trubetzkoi und kehrte im August 1857 nach Paris zurück. Wieder trat er an die Spitze des Gesetzgebenden Körpers, behielt diese Stellung bis zum Tode und gehörte seit 1. Februar 1858 dem Geheimen Rate an. Große

weltmännische Gewandtheit, liebenswürdiges Wesen, Unparteilichkeit zeichneten ihn vorteilhaft aus; er war nie ein Ultra in seinem Auftreten und verletzte darum nicht, aber bei allen Talenten war er auch nie ein Staatsmann. Bei allen Schwindelgeschäften, wie sie besonders in den Fünfziger Jahren in Frankreich wucherten, hatte M. die Hand im Spiele; schamlos raffte er Riesensummen zusammen, aber bei seiner systematischen Verschwendung verflüchtigten sich dieselben gar rasch wieder. An der mexikanischen Expedition nahm er den regsten Anteil, denn er besaß fast sämtliche Schuldscheine, mit denen Miramon die mexikanische Staatskasse belastet hatte, um den Banquier Jecker zu einem Darlehen zu bestimmen; selbstverständlich hoffte er nun, völlig befriedigt zu werden, und bitter enttäuschten ihn die Verhältnisse. Seit Juli 1862 Herzog, starb M. in Paris am 10. März 1865 und wurde auf Staatskosten auf dem Père La Chaise bestattet. Seine reiche Gemäldesammlung und Bibliothek kamen unter den Hammer. Sein kaiserlicher Freund setzte der Witwe des Matadors des Staatsstreichs eine Jahrespension von 100,000 Frs. aus, und sie heiratete den Herzog von Sesto, Gouverneur des nachmaligen Königs Alfonso XII. von Spanien. — Vgl. Taxile Delord, „Histoire du second empire", 6 Bde., Paris 1869—1875; v. Gottschall, Napoleon III., im „Neuen Plutarch", Bd. X, Leipzig 1884.

Morone, Giovanni de, Kardinal der römischen Kirche, einflußreicher Theolog und Kirchenpolitiker im Zeitalter der Reformation und Gegenreformation, geboren den 25. Januar 1509 in Mailand, gestorben den 1. Dezember 1580 in Rom. — Aus vornehmer Familie stammend, Sohn des Grafen Girolamo M., Großkanzlers von Mailand, wurde er frühe zum geistlichen Stande bestimmt, studierte zu Padua, wurde vom Papst Klemens VII. schon 1529, obwohl erst zwanzigjährig, zum Bischof von Modena ernannt, gelangte aber erst 1532 in den ruhigen Besitz seines Bistums. Von Papst Paul III. (1534—1549), der ihm großes Vertrauen schenkte, wurde er 1536 als Nuntius nach Deutschland zu König Ferdinand gesandt, um dort die Lage der kirchlichen Dinge zu beobachten und durch sein ebenso vorsichtiges wie versöhnliches Auftreten womöglich die Protestanten zur römischen Kirche zurückzuführen (vgl. die merkwürdige Instruktion vom 24. Oktober 1536: Instr. pro causa fidei et concilii data ep. Mutinensi bei Ranke, Deutsche Geschichte IV, 100). Er erstattete wahrheitsgetreue Berichte an die Kurie und wohnte im Auftrag derselben 1540/41 den Religionsgesprächen in Speier, Worms, Regensburg wie dem Speierer Reichstag 1542 bei, wo er über den Religionsfrieden und das zu berufende Konzil verhandelte und als Ort für das letztere schließlich die Stadt Trient acceptierte. Nach Italien zurückgekehrt und zur Belohnung für seine Verdienste zur Kardinalswürde erhoben (31. Mai 1542), ließ er, obwohl ein treuer Sohn der römischen Kirche, dennoch in seiner Diözese die schriftmäßige Lehre von der Rechtfertigung durch den Glauben predigen, äußerte sich in reformatorischem Sinne über Beichte und Absolution, über Heiligen-, Reliquien- und Mariendienst, duldete und förderte auch die Verbreitung evangelischer Traktate, wie des 1542 zu Modena gedruckten Büchleins von der Wohlthat Christi, und gehörte, wie seine Freunde Contarini, Polus u. a., zu jenen italienischen Reformfreunden, welche in der Lehre von der Rechtfertigung und Schriftautorität nahe an die lutherischen Anschauungen hinstreiften, aber durch die Furcht vor Zerreißung der kirchlichen Einheit von den praktischen Konsequenzen ihrer Ansichten sich immer wieder zurückhalten ließen. Nachdem er 1544 Legat von Bologna, 1553 Bischof von Novara geworden, wohnte er 1555 im Auftrag des Papstes Julius III. dem Augsburger Reichstag bei, und suchte hier im Zusammenwirken mit dem Kardinalbischof Otto von Augsburg das Zustandekommen des Religionsfriedens zu hindern, bis er durch den Tod des Papstes abgerufen wurde, um dem Konklave in Rom anzuwohnen. Gewählt wurde Marcell, und nach dessen frühem Tod der Kardinal Caraffa als Papst Paul IV. (1555). Dieser, zu dessen Wahl M. wesentlich mit beigetragen, ließ diesen 1557 wegen Verdachtes der Häresie und Begünstigung der Häretiker in die Engelsburg einsperren und ihm wie seinen Freunden, dem Kardinal Pole und Bischof Foscarini, den Prozeß machen (s. die „Articuli contra Moronum", 1558 von P. P. Vergario herausgegeben, abgedruckt bei Schelhorn l. l., Auszug bei Gieseler III, 1. 510). Erst Papst Pius IV. (1559—1565) setzte ihn wieder in Freiheit, kassierte das gegen ihn eingeleitete Verfahren, erklärte ihn für vollkommen unschuldig und ernannte ihn zum päpstlichen Legaten und Präsidenten des am 18. Januar 1562 wieder eröffneten Tridentinischen Konzils. Es gelang ihm, in einer persönlichen Konferenz mit Kaiser Ferdinand zu Innsbruck im April 1563 diesen zur Nachgiebigkeit inbetreff seiner reformatorischen Forderungen zu stimmen (s. den „kurzen und bündigen" Bericht M.s über diese Verhandlungen bei Ranke, Päpste I, 218) und dadurch für den raschen Abschluß der konziliaren Verhandlungen den Weg zu bahnen. „Niemand hat mehr als M. durch seine ebenso gewandte als friedfertige Diplomatie zur glücklichen Beendigung des Tridentinischen Konzils beigetragen: er zeigte recht, was ein geistreicher, geschickter Mann, der die Lage der Dinge begreift und sich ein erreichbares Ziel setzt, auch unter den schwierigsten Umständen leisten kann" (Ranke a. a. O., S. 222). Er war es, der in der letzten Sitzung des Konzils am 4. Dezember 1563 beim Schlußresumé über dessen Ergebnisse das bedeutungs- und zukunftsvolle Wort sprach: Großes sei erreicht, vielleicht hätte noch Größeres gewünscht werden können, Gott aber werde dereinst zu Besserem den Weg zeigen. Seine Verdienste um Papsttum und Kirche wurden von dem ihm aufrichtig ergebenen Papst belohnt durch seine Ernennung zum Dekan des Kardinalkollegiums 1564. Mehrmals wurde er noch unter dem Pontifikate Gregors XIII. zu diplomatischen Sendungen nach Genua und Deutschland verwendet, so 1575—1576 zu einer Sendung an Kaiser Maximilian in Sachen der polnischen Succession; auch erwarb er sich noch

besondere Verdienste um das Collegium Germanicum in Rom. Mehrmals war er auch nahe daran, mit der päpstlichen Tiara geschmückt zu werden: der unter Papst Paul IV. über ihn verhängte Ketzerprozeß scheint ihn trotz aller Verdienste, die er sich nachher um Kirche und Papsttum erworben, unmöglich gemacht zu haben. — M. verdient eine bessere monographische Bearbeitung als diejenigen, die ihm bis jetzt geworden. Frick in Schelhorns „Amoenit. lit." XII, 537; E. Münch, Denkwürdigkeiten 213 und Verm. histor. Schriften II, 111; C. Schmidt in der „Theol. Realencyklopädie", Bd. X; vgl. Ughelli, Italia sacra II; Tiraboschi, Lett. ital. VII und die Litteratur zur Geschichte der Reformation und des Tridentinischen Konzils. Briefe von ihm und an ihn sind teils abgedruckt teils verzeichnet bei Ranke, Deutsche Geschichte VI, 165; bei H. Lämmer, Monum. Vatic. und Anal. Romana und in anderen Sammlungen zur Geschichte des 16. Jahrhunderts; eine Rede von ihm, die er auf dem Konzil gehalten, ist gedruckt zu Mailand 1563 und 1576, sowie in den Akten des Concilium Tridentinum.

Morosini, Francesco, Doge und Generalissimus der Republik Venedig, wurde dort 1618 aus einer der vornehmsten Familien der Stadt geboren. Die Dienste, welche er derselben zur See leistete, hatten zur Folge, daß er schon 1648 zum General der Galeeren ernannt wurde; neue Auszeichnung, namentlich bei dem Siege über die Türken in den Gewässern zwischen Paros und Naxos im Jahre 1650, wo er, nachdem Mocenigo gefallen war, das Kommando übernahm, bewirkte seine Beförderung zum Oberbefehlshaber der Flotte. Eine Reihe von weiteren Vorteilen, welche er in den Seekämpfen gegen die Pforte davontrug, brachte ihm neuen Ruhm; das Jahr 1660 aber verlief unglücklich für die venetianischen Waffen, und als M. den Proveditore Antonio Barbaro dafür verantwortlich machen wollte, appellierte dieser gegen das gefällte Urteil und wurde freigesprochen, M. aber wurde abberufen. Als dann der Großvezier Köprili Candia belagerte, ward M. 1667 neuerdings entsendet, um die Stadt zu verteidigen und der Republik die Insel zu erhalten. Die Gegenwehr, welcher er unter dem Beistande des christlichen Europa den Türken entgegensetzte, hat seinen Namen unsterblich gemacht, die Verteidigung ist mit derjenigen von Troja verglichen worden. Endlich mußte er kapitulieren, am 27. September 1669 verließ er die Insel. Die Anerkennung von Feind und Freund begleiteten ihn, daheim aber beschuldigte man ihn des Verrates, und mit genauer Not entging er der Verurteilung. 1684 zog er von neuem zu Felde, eroberte den Peloponnes, daher „Peloponnesiacus", nahm Athen, machte eine Reihe weiterer Eroberungen, erfocht viele Siege und wurde 1688 zum Dogen erwählt. Er verblieb jedoch auf dem Kriegsschauplatze und unternahm die Belagerung von Negroponte, bis ihn im folgenden Jahre Krankheit nötigte, nachhause zurückzukehren. 1693 machte der Gang der Ereignisse seine Anwesenheit in Griechenland wünschenswert, zum viertenmale ward er zum Generalissimus ernannt. Er fand aber keine Gelegenheit mehr zu kriegerischer Thätigkeit und starb am 6. Januar 1694 zu Napoli di Romania. Daru nennt ihn in seiner „Geschichte von Venedig" den letzten Venetianer. Sein Leben beschrieben lateinisch Graziani (Padua 1698) und Arrighi (ebenda 1749), das letztere Werk verdient den Vorzug.

Mörs, ehemaliges zum westfälischen Kreise gehöriges deutsches Fürstentum am linken Rheinufer unweit der holländischen Grenze, stand im Mittelalter als klevesches Mannslehen unter den Grafen von M. Nach Aussterben derselben zu Ende des 16. Jahrhunderts, fiel die Grafschaft indessen nicht an Kleve zurück, sondern wurde nach Ausgleich weitläufiger Erbstreitigkeiten, der Tochter des letzten Grafen v. M., Gemahlin des Grafen zu Wied und Isenburg unter der Bedingung des Rückfalles an Kleve bei Erlöschen ihrer Nachkommenschaft überlassen. Als letztes Glied derselben vermachte eine Gräfin von Neeuvenaer trotz des vertragsmäßigen Abkommens M. dem Prinzen Moritz von Nassau-Oranien. Nun suchte sich 1600 Herzog Johann Wilhelm von Kleve der Grafschaft zu bemächtigen, doch Prinz Moritz behauptete dieselbe, und so verblieb M. beim Hause Nassau-Oranien bis nach dem 1702 erfolgten kinderlosen Tode Wilhelms III., Prinzen von Oranien und Königs von England, König Friedrich I. von Preußen, teils als Herzog von Kleve, das seit 1609 zu Brandenburg gehörte, teils als Erbe der oranischen Besitzungen durch seine Mutter, die Kurfürstin Luise Henriette, Prinzessin von Oranien, die Grafschaft einzog. Um die Ergebenheit König Friedrichs zu lohnen und dessen Bundesgenossenschaft zu festigen, erhob Kaiser Joseph I. auf Friedrichs Ansuchen, M. 1707 zum Fürstentum. Letzteres wurde im Frieden von Luneville (9. Februar 1801) mit dem linken Rheinufer an Frankreich abgetreten und dem Departement Roer einverleibt, durch den Pariser Frieden (30. Mai 1814) aber an Preußen zurückgegeben. Seither bildet M. einen selbständigen Kreis des preußischen Regierungsbezirks Düsseldorf. — Vgl. Altgelt, Geschichte der Grafen und Herren von M., Düsseldorf 1846; F. Eberty, Geschichte des preußischen Staates, Breslau 1867—73, Bd. II.

Mortara, Treffen am 21. März 1849. Der von den Sarden gekündigte Waffenstillstand vom 9. August 1848 war am 20. März, mittags 12 Uhr, abgelaufen. Sie, wie die Österreicher, hatten beschlossen, angriffsweise vorzugehen, ihre eigene Offensive kam aber durch Radetzkys Vormarsch sofort ins Stocken. Bei diesem Vormarsche stieß am 21. nachmittags die an der Spitze des 2. Armeecorps (Feldzeugmeister d'Aspre) befindliche Division des Erzherzog Albrecht (10,000 Mann) auf die piemontesische Division Durando, welche südöstlich vor der Stadt M. Aufstellung genommen hatte; zu ihrer Unterstützung stand, hinter ihrem rechten Flügel und hinter der Stadt, die Division des Herzogs von Savoyen bereit, im ganzen etwa 25,000 Mann. Die Österreicher griffen sofort an, warfen die Italiener, welche sich teilweise schlecht schlugen, nahmen im Abendgefechte die Stadt, welche Benedek trotz feindlichen Gegenangriffes behauptete, und nötigten die Sardinier zum Rück-

zuge, welchen Chrzanowski, der Oberleiter der sardinischen Operationen, auf Novara (s. d.) befahl, wo zwei Tage darauf der Entscheidungsschlag fiel. — Vgl. „Der Feldzug der österreichischen Armee in Italien", Wien 1852.

Mortemart, Casimir Louis Victurnien de Rochechouart, Herzog von M., Fürst von Tonnay-Charente. Am 20. März 1787 in Paris als Sohn des Herzogs Victurnien Jean Baptiste Marie von M. geboren, emigrierte M. 1791 mit den Eltern, wurde in England erzogen und kehrte erst 1801 nach Frankreich heim. Im September 1803 bei den Gensdarmes d'ordonnance eingetreten, erhielt er am 10. Februar 1806 eine Unterlieutenantsstelle im 1. Dragonerregimente, machte die Feldzüge in Preußen und Polen mit, wurde bei Golymin verwundet und für die bei Friedland gegen die Russen bewiesene Tapferkeit am 1. Oktober 1807 mit dem Ritterkreuze der Ehrenlegion dekoriert. Am 2. März 1809 wurde er Lieutenant, am 26. Juli d. J. Kapitän im 25. Dragonerregimente und am 10. März Adjutant des Generals Nansouty; er zeichnete sich bei Regensburg, Eßling und Wagram aus, und Napoleon ernannte ihn nicht nur am 12. Februar 1811 zu einem seiner Ordonnanzoffiziere, sondern betraute ihn auch mit der Generalinspektion der holländischen und dänischen Küsten und anderen Missionen. M. stieß in Posen zur Großen Armee, war im russischen Feldzug, wurde Baron des Kaiserreichs und kehrte so krank nach Frankreich heim, daß er den Feldzug von 1813 anfangs nicht mitmachen konnte; erst bei Leipzig erschien er wieder auf dem Schlachtfelde, und für seine Haltung bei Hanau erhielt er am 30. November das Offizierkreuz der Ehrenlegion. 1814 überbrachte er der Kaiserin die bei Champaubert, Nangis und Montereau erbeuteten Fahnen, war, als Paris kapitulierte, dort und schloß sich sofort der neuen Regierung an. Ludwig XVIII. ernannte ihn, der am 14. Juli 1812 dem Vater im Herzogstitel gefolgt war, am 4. Juni 1814 zum Pair von Frankreich und Kapitän-Obersten der Cent-Suisses seiner Garde, am 25. August zum St. Ludwigs-Ritter. Der Herzog geleitete ihn auf der Flucht im März 1815 bis Béthune, wo das militärische Haus verabschiedet wurde, stieß aber bald in Gent zu ihm und kehrte nach den Hundert Tagen nach Paris zurück. Aus der ihm unterstellten königlichen Gardecompagnie zu Fuß machte er eine Elitetruppe; Ludwig XVIII. und Karl X. schätzten ihn sehr hoch und belohnten seine Dienste am 14. Oktober 1815 mit der Würde des Generalmajors der Pariser Nationalgarde und am 22. November d. J. eines maréchal de camp, am 30. Mai 1825 mit den königlichen Orden und am 23. Oktober 1828 mit dem Range eines Generallieutenants. Seit März 1828 war er Botschafter in St. Petersburg, von wo er 1830 nach Frankreich in Urlaub kam. Als die Revolution begann, eilte er am 28. Juli zu Karl X. nach St. Cloud, um ihn zur Zurücknahme der verhängnisvollen Ordonnanzen zu bewegen, aber der Monarch verschob die Audienz, da bald Mitternacht war, auf den folgenden Tag. An diesem wies er seine Ratschläge entrüstet zurück, bis ihn die Gefahr zwang, mit Polignac (s. d.) zu brechen und seine Ordonnanzen zu widerrufen. Er betraute nun M. mit der Bildung eines Ministeriums, dessen Präsidium er übernehmen sollte, M. fügte sich mit Widerstreben und unterließ es, selbst in die Deputiertenversammlung zu gehen und des Königs Entschlüsse mitzuteilen. Der König verlor mit Zaudern unersetzliche Zeit, M. konnte erst am Morgen des 30. die Unterzeichnung der Dekrete erlangen, ohne die er nichts unternehmen durfte, wurde auf dem Wege nach Paris genötigt, auszusteigen, und kam erst um Mittag todmüde im Luxembourg an. Bereits hatten Laffitte, Talleyrand und ihre Leute das Feld occupiert; als M. nach dem Hôtel Laffitte ging, rief ihm der Deputierte Bérard zu: „Es ist zu spät!" Anstatt in die Deputiertenkammer zu gehen und alles an alles zu setzen, blieb der ermattete Ministerpräsident bei den Pairs im Luxembourg, was der bourbonischen Krone den letzten Stoß versetzte; er sandte einen Vertreter zu den Abgeordneten und die Dekrete in die Druckerei des „Moniteur", wo der städtische Ausschuß ihren Abdruck verhinderte; auf seinen Brief an Lafayette, der ihn in das Luxembourg citierte, antwortete dieser mit der Einladung auf das Rathaus. Im Luxembourg bekämpfte M. Sebastianis Vorschlag, den Herzog von Orléans zum Generallieutenant zu machen; als er aber erfuhr, noch immer weile Polignac bei Karl X., gab er „als Franzose" zu, Orléans' Ernennung sei jetzt am ratsamsten. Sobald Orléans im Palais Royal eingetroffen war, beschied er den Herzog zu sich; M. kam um 3 Uhr in der Frühe des 31. Juli, Orléans empfing ihn mit Beteuerungen der Treue an Karl X. und gab ihm einen Brief an Karl, der diesen versicherte, falls er Orléans zur Übernahme der Statthalterschaft ermächtige, werde Orléans sie nur vorübergehend im Interesse des Königtums verwalten. M. war eben im Begriffe, nach St. Cloud zu fahren, als Orléans den Brief wieder abholen ließ, M. gab ihn ohne weiteres. Hiermit war seine Rolle ausgespielt. Er schloß sich der neuen Krone an, wurde am 5. Januar 1831 zum außerordentlichen Botschafter in St. Petersburg ernannt und mit einer speziellen Mission an den Ludwig Philipp abholden Kaiser Nikolaus betraut, der ihn als Vertreter gewünscht hatte; im Oktober d. J. wurde er definitiv zum Botschafter an Stelle des Herzogs von Treviso ernannt. Seit 8. Januar 1831 Großkreuz der Ehrenlegion, blieb er bis 1833 in St. Petersburg.

Die Februarrevolution von 1848 verdrängte ihn aus seinen Ämtern, aber am 31. August 1849 wurde er wieder in die Generalstabslisten eingetragen und, nachdem er sich dem Prinz-Präsidenten angeschlossen hatte, erhielt er im Dezember 1851 das Kommando der 19. Militärdivision (Bourges); am 27. März 1852 trat er in den Senat. 1856 legte er sein Kommando nieder, und am 1. Januar 1875 starb er, 88 Jahre alt, zu Néauphle-le-Vieux; in ihm erlosch der herzogliche Zweig der älteren Linie der M. im Mannsstamme.

Vgl. Hillebrand, Geschichte Frankreichs von der Thronbesteigung Louis Philipps bis zum Falle Napoleons III., Bd. I, 2. Aufl., Gotha 1881.

Mortier, Eduard Adolf Casimir Josef, Herzog von Treviso, Marschall von Frankreich, am 13. Februar 1768 zu Château-Cambresis geboren, der Sohn eines angesehenen jüdischen Kaufmanns, trat, nachdem er eine sorgfältige Erziehung erhalten hatte, bei Ausbruch der Revolution in das Heer, focht zuerst in den Niederlanden, dann 1796 in Deutschland und 1799 hier und in der Schweiz, namentlich als Vorhut- und Vorpostenführer sich auszeichnend. In letzterem Jahre zum Divisionsgeneral ernannt, that er sich unter Masséna bei Zürich und in den Kämpfen gegen Suworow hervor. 1800 vertraute ihm der Erste Konsul das wichtige Kommando der 15. und 16. Militärdivision in Paris an und entsendete ihn 1803 zur Besitznahme Hannovers; 1804 erhob er ihn zum Marschall und überhäufte ihn mit Ehren und Reichtümern. Im Feldzuge von 1805 gegen Österreich wird sein Name besonders bei dem Gefechte von Dürrenstein am 11. November genannt, wo er, seinen Gegner Kutusow unterschätzend, infolge seiner Unbedachtsamkeit mit genauer Not der vollständigen Vernichtung des ihm unterstellten Heeresteiles entging. 1806 besetzte er das nordwestliche Deutschland, stand 1807 in Pommern den Schweden gegenüber und wurde, nachdem er mit diesen am 18. April einen Waffenstillstand abgeschlossen hatte, zur Großen Armee nach Preußen berufen, wo er an der Schlacht bei Friedland teilnahm. 1808 ging er als Kommandant des 5. Armeecorps nach Spanien, wo er bis 1811 blieb. Im Kriege von 1812 gegen Rußland und im Feldzuge von 1813 kommandierte er die Junge Garde; 1814 stand er bei Beginn der Feindseligkeiten in Belgien, war dann beim Kaiser und lieferte mit Marmont den Verbündeten die letzte Schlacht unter den Mauern von Paris (s. Montmartre). Dann schloß er sich den Bourbonen an und befand sich in Lille, als Ludwig XVIII., nachdem er dem von Elba zurückgekehrten Napoleon Paris überlassen hatte, dort eintraf. Da von den dortigen Truppen für die Sache des Königs nichts zu hoffen war, veranlaßte er diesen, Frankreich zu verlassen und stellte sich, nachdem der König ihn seines Eides entbunden hatte, Napoleon zur Verfügung, der ihn im Innern des Landes verwendete. Nach der zweiten Restauration trat er von neuem in den Dienst der Bourbons. Unter Louis Philippe war er eine kurze Zeit (18. November 1834 bis 12. März 1835) Ministerpräsident und Kriegsminister. Am 28. Juni 1835 kam er durch Fieschis Höllenmaschine ums Leben. M. war ein ehrenwerter, gebildeter Mann und tapferer Soldat, aber ohne Feldherrngaben, baumlang von Gestalt. — Vgl. „Nouvelle biographie générale“, T. XXXVI, Paris 1865.

Morton, James Douglas von Pittenbrich, vierter Graf von. Dem berühmten Hause der Douglas entstammt, gehörte Graf M. zu den Häuptern der reformierten Partei in Schottland und schloß sich enge an seinen Vetter Murray (s. d.) an. Noch ehe Maria (s. d.) Stuart nach Schottland kam, untergrub er in Verbindung mit ihm und dem englischen Gesandten ihren Thron. Sie berief den sehr talentierten aber charakterlosen Streber am 6. September 1561 in ihren geheimen Staatsrat und ernannte ihn 1562 zum Kanzler. Er bereicherte sich an Kirchengut und hauste voll Willkür. 1566 trat er an die Spitze der gegen Riccio und Maria gerichteten Verschwörung, gewann dafür den König Darnley (s. d.), unterzeichnete die feierlichen Bonds vom 1. März d. J. und besetzte am 9. d. M. das Schloß von Holyrood mit Verschworenen, während Riccio fiel. Bald darauf warfen sich die Lords, Murray und M. an der Spitze, Maria zu Füßen, M. bat in aller Namen um Verzeihung für den Mord, der zur Rettung von Leben und Vermögen notwendig gewesen sei. Maria warf ihm und seinen Genossen ihr illoyales Verhalten vor, erinnerte M. an seine Empörungen gegen ihre Mutter und sie selbst und an die Wohlthaten, die sie ihm erwiesen. Maria versöhnte sich mit Darnley, M. entfloh nach Berwick, von Murray warm an Cecil (s. d.) empfohlen, bat Maria brieflich um Verzeihung und versicherte sie lügnerisch, er habe nur auf Darnleys und Lennox' (s. d.) Bitten an der Verschwörung gegen Riccio sich beteiligt. Maria gewährte die Verzeihung nicht und entsetzte M. am 20. März des Kanzleramts. Sie befürchtete nun, er werde einen bewaffneten Einfall in Schottland versuchen, und traf dagegen alle Maßregeln. M. blieb im Exile in Newcastle, bis sich die Verschwörung zu Darnleys Ermordung bildete; dann trat Lethington mit ihm in Unterhandlung, sandte Archibald Douglas an ihn, um ihm Näheres mitzuteilen und zum Lohne seiner Beteiligung am Morde die Zurückberufung nach Schottland in Aussicht zu stellen, und M. erklärte sich zum Beitritte bereit. Am 24. Dezember aber begnadigte ihn Maria, er kehrte straffrei nach seinem Schlosse Whittingham zurück, wo ihn alsbald Bothwell (s. d.) und Lethington aufsuchten, um mit ihm den Mordplan gegen Darnley festzustellen; später hatte M. die Frechheit zu leugnen, daß er an der Verschwörung wirklich beteiligt gewesen sei. Kaum aber war Darnley ermordet, als M. in Murrays Bund zu seiner Rache trat und gegen Bothwell ankämpfte. Nachdem dieser Maria geheiratet hatte, beschloß M. loszuschlagen; aber sein Angriff auf Borthwick Castle, wo er Bothwell aufheben wollte, mißlang am 10. Juni 1567. Hingegen besetzten die Verschworenen Edinburgh und nahmen Maria bei Carberry Hill gefangen; bevor er von hier entfloh, nannte Bothwell ihr M. und andere als schuldig an Darnleys Tod und zeigte ihre Unterschriften unter dem Bond von Craigmillar gegen Darnley. M. und Hume nahmen die Königin im Lager in Empfang, und es kam zwischen M. und ihr zu bitteren Worten; bald drohte sie ihm mit dem Strange. Er aber leitete ihre Übersiedelung nach Lochleven. Fortgesetzt intriguierte der unverbesserliche Verschwörer gegen Maria, die zur Abdankung gezwungen wurde, wohnte der Krönung ihres Sohnes am 29. Juli in Stirling bei und leistete für ihn den Eid; bis Murray, der Regent, zurückkehrte, sollten M., Athole, Mar und Glencairn die Regentschaft führen. Am 4. Dezember unterzeichnete M. die Erklärung vieler Anhänger des Regenten, es ergebe sich Marias Teilnahme an Darnleys Mord

aus Briefen, die sie an Bothwell gerichtet habe. Maria entfloh, M. zog mit Murray, Kirkaldy (s. d.) u. a. und einem tüchtigen Heere ihr entgegen, und nach der Niederlage bei Langside flüchtete sie nach England. M. blieb für Murray eine der wertvollsten Stützen, ging mit ihm 1568 auf die Konferenzen nach York und Westminster (s. „Maria") und beschwor am 7. Dezember, die vorgelegten Schriftstücke, die gegen Maria zeugten, seien echt und die bereits vorher in York vorgelegten; auch den Verhandlungen in Hampton Court wohnte er an und kehrte mit Murray im Januar 1569 nach Schottland heim. Nach Murrays Ermordung stritt er wacker gegen das Heer, welches Marias Anhänger zusammengebracht hatten, und während der Regentschaft des Grafen Mar erklärten dieser und M. auf Schloß Dalkeith dem Abgesandten Elisabeths, Killegrew, im Oktober 1572, Maria könne schon drei Stunden nach ihrer Ankunft in Schottland hingerichtet werden, sobald man auf ihre Bedingungen eingehe. Mar starb, und M. folgte ihm im November 1572 als Regent für Jakob VI. Der finstere Mann schreckte vor keinem Verbrechen zurück, besaß aber große Thatkraft. Elisabeth unterstützte ihn eifrigst, ihr Einfluß gebot in Schottland, wo fast niemand mehr Maria als Königin anerkannte, und M. wurde zum Knechte Englands. Der Bürgerkrieg tobte in wildestem Stile, als „Douglaskrieg" verwünscht, bis sich endlich die Hamilton und Huntly unterwarfen; Kirkaldy von Grange wurde hingerichtet, da M. darauf bestand; Maitland v. Lethington vergiftete sich, und M. war nun unbestrittener Herr der Gewalt. Er lieferte Elisabeth den Grafen von Northumberland zur Hinrichtung aus und gewann dabei Judaslohn; überhaupt bereicherte er sich, wo er konnte, und seine Verwaltung drückte schwer, wenn auch das Land endlich Frieden erhielt und er für Handel und Gewerbe viel that; alles war unter ihm käuflich. 1577 machte M. merkwürdigerweise eine Schwenkung zu Maria hin, ihr Todfeind dachte an ihre Wiedereinsetzung; er wünschte wohl, in Frieden sein Leben zu beschließen, und traute Jakob VI. nicht, der bald volljährig werden sollte. Seine harte Herrschaft hatte zuletzt allgemeine Mißstimmung erzeugt, seine Standesgenossen haßten und das Volk verabscheute ihn, Maria aber hielt sich voll Mißtrauen zurück. Der allgemeinen Abneigung trug der Regent selbst Rechnung, indem er am 12. März 1578 sein Amt niederlegte und sich nach seinem Schlosse Dalkeith zurückzog; man hatte sich sehr gewundert, daß er so bereitwillig dem Wunsche des Staatsrats entsprochen habe, aber ihm war dafür volle Straflosigkeit für alle bisherigen Handlungen zugesichert worden. Es war ihm jedoch nicht gegeben, unthätig zu bleiben; er kehrte zurück, verjagte die neuen Räte Jakobs und ergriff wieder die Zügel. Jakob war seiner überdrüssig, und seine Günstlinge, voran Aubigny, wollten ihn stürzen (s. „Lennox, 2"). So wurde er von ihnen der Mitschuld an der Ermordung von Jakobs Vater angeklagt; er wurde verhaftet, der Prozeß gegen ihn begann und endete mit seiner Verurteilung. Er gab zu, um die Verschwörung gewußt zu haben, die Maria gebilligt, leugnete aber jede aktive Teilnahme und benahm sich mit viel Würde. Elisabeth that vergebens Schritte zu seiner Rettung und drohte mit Truppen; M. endete am 2. Juni 1581 in Edinburgh unter dem Beile. Der Mannsstamm dieser Linie der Douglas erlosch 1588 in seinem Neffen Archibald, fünftem Grafen von M. — Vgl. Gaedeke, Maria Stuart, Heidelberg 1879; Cardauns, Maria Stuart von der Ermordung Riccios bis zur Flucht nach England (1566—1568). Aufzeichnungen ihres Sekretärs Claude Nau. Nach der französischen Original-Ausgabe des P. J. Stevenson übersetzt und erläutert. Würzburg und Wien 1885; Gerdes, Geschichte der Königin Maria Stuart, Tl. I, Gotha 1885.

Morus, Sir Thomas (More). Am 18. April 1480 in London aus edlem Geschlechte als Sohn des Richters der Kings Bench, Sir John More, geboren, besuchte M. die St. Antonsschule daselbst, wurde Page bei dem Kardinal-Erzbischofe John Morton und kam durch seine Verwendung schon 1498 nach Oxford, wo er gründliche Studien machte und durch seine Talente Aufsehen erregte; er verband mit den humanistischen juristische Studien und bekundete eine eminente Vielseitigkeit. Nach einigen Jahren in Oxford bildete er sich in London zum Juristen aus, wurde ein sehr gesuchter Advokat, Untersherif von London und bereits 1504 Parlamentsmitglied. Kühn widersetzte er sich den Erpressungen, die Heinrich VII. dem Parlamente zumutete, und Verfolgungen drohten über ihn hereinzubrechen, er dachte schon an Auswanderung, als der König starb. Frühe zeichnete ihn Heinrich VIII. aus; M. wurde 1514 Master of the Requests, bald Mitglied des Geheimen Rats und mehrfach diplomatisch verwendet, zum Ritter geschlagen, 1522 Unterschatzmeister, 1523 Sprecher des Unterhauses, wo er selbst Wolsey (s. d.) opponierte, und 1525 Kanzler des Herzogtums Lancaster. M. half dem Könige an seinem Buche von den sieben Sakramenten, stellte ihm seine lateinische Eloquenz zugebote und schrieb 1522 auf Luthers Gegenschrift eine pseudonyme Replik; schon 1516 erschien in Löwen sein berühmtes Werk „De optimo statu reipublicae deque nova insula Utopia", worin er offen alle Schäden in England besprach und ihnen einen idealen Staat entgegen stellte. Heinrich schien nicht ohne M. leben zu können, und M.s Haus war für ihn eine Erholungsstätte; hier wehte ein idealer Hauch. M. zeichnete sich bei dem Abschlusse des Friedens von Cambrai aus, wagte wiederholt, Wolsey entgegenzutreten und wurde nach dessen Sturze 1529 Großkanzler von England. Er verwaltete dies hohe Amt ebenso gewandt wie rechtlich, während er sich mehr aus politischen als aus religiösen Gründen der Reformation widersetzte. Schwer lastete auf ihm die Ehefrage des Königs, aber trotz aller Neigung zum königlichen Busenfreunde blieb er der Ehescheidung von Katharina (s. d.) und der Eheschließung mit Anna (s. d.) wie der Losreißung vom Papsttume abhold, wandte sich schließlich mißmutig ab und legte zum Schmerze des Königs im Mai 1532 sein Amt nieder, das nun sein Feind Audley erhielt. Seine Gegner intriguierten

unablässig, aber Heinrich gab ihren Anklagen kein Gehör; immer wieder entging M. der Gefahr. Da wurde er im März 1534 nach Lambeth entboten, um zu schwören, er halte die Ehe mit Anna für gesetzlich und sich zum Gehorsam gegen sie und ihre Kinder verpflichtet, betrachte den König als das Haupt der Kirche von England, den Papst aber für unbefugt, eine andere Autorität anzusprechen als jeder andere Bischof in seiner Diözese. M. erklärte sich bereit, die neue Erbfolgeordnung anzuerkennen, verweigerte aber den Teil des Eides, der sich auf die Stellung des Königs an der Spitze der Kirche bezog, und kam im April in den Tower. Trotz aller Bemühungen blieb er bei der Verweigerung dieses oath of supremacy, hielt sich voll Würde gegenüber den Richtern, und wurde zur Verstümmelung und dann Hinrichtung durch Vierteilen verurteilt; der König begnadigte ihn zur Enthauptung, die am 6. Juli 1535 auf Tower-Hill stattfand. Er ließ alle Güter von M. konfiszieren, seine Witwe aus ihrem Hause in Chelsea treiben und sein Haupt auf der Londoner Brücke aufstecken.

M.s Werke erschienen gesammelt London 1559 und Löwen 1566.

Vgl. die Biographieen M.s von Rudhart, Mackintosh und Walter, die bei „Heinrich VIII." angeführten Werke, und Henke, Das häusliche Leben des Thomas Morus, in Sybels Historischer Zeitschrift, Bd. XXI, München 1869.

Mosby, John Singleton, südstaatlicher Oberst, am 6. Dezember 1833 zu Edgemont, Grafschaft Powhatan in Virginien, geboren, vor der Secession Anwalt, hat sich im Nordamerikanischen Bürgerkriege durch die Ausführung von Raids, d. h. von Streifzügen in das feindliche Gebiet, deren Schauplatz meist Nordvirginien war, einen angesehenen und gefürchteten Namen gemacht. Seine und der Seinen Thaten und Schicksale sind von Crawfurd in „Mosby and his men", NewYork 1867 und von Scott in „Partisan life with M.", geschildert.

Moser, Johann Jakob, der Vater des deutschen Staatsrechts und des positiven Völkerrechts, verdient teils als solcher, wenn auch von den mehr denn 300 Schriften, welche sein eiserner Fleiß zum Druck gebracht hat, nur noch einzelne späteren Geschlechtern mit Nutzen dienen, teils als fleckenloser Charakter, Bekenner und Märtyrer eines von tiefer Religiosität getragenen Patriotismus ein ehrendes Andenken. Er ist in Stuttgart am 18. Januar 1701 geboren, kam mit 16 Jahren auf die Universität Tübingen, wo er mit 17 seine erste Schrift, „Eine Tübinger Gelehrtengeschichte", herausgab, mit 19 außerordentlicher Professor der Rechte wurde. Da ihn die älteren Lehrer nicht aufkommen ließen, ging er mit dem Titel eines herzoglichen Regierungsrats nach Wien, die publizistische Laufbahn zu versuchen, kam aber als Protestant nicht vorwärts. Ein Versuch beim Reichskammergericht in Wetzlar scheiterte, und als ein zweiter Versuch in Wien besser gelang, fürchteten die württembergischen Machthaber den Einfluß des „ehrlichen Regierungsrats" in der Kaiserstadt und zogen ihn 1726 lieber heim in die eigene Regierung. Durch seinen Kampf gegen Mätressenherrschaft, Ämterverkauf und Kabinettsjustiz bald unbequem geworden, wurde M. als Professor nach Tübingen geschickt, dem Streit mit Denunzianten und Zensoren aber bald wieder entrückt durch einen Regierungswechsel, welcher ihn nach Stuttgart zurückrief. Mit dem nunmehr katholischen Hof sich zu vertragen, war M.s Sache nicht, ein Ruf zur Leitung der preußischen Universität Frankfurt a. O. 1736 ihm willkommen. Aber dort zeigte sich die seit dem 30jährigen Krieg „über den deutschen Hochschulen lagernde Versumpfung und sittliche Verwilderung" größer als irgendwo. Ihr abzuhelfen, war keine Aussicht, wenn der König Friedrich Wilhelm I. von den Lehrern verlangte, mit seinem Hofnarren eine Disputation zu halten. Also forderte M. seine Entlassung, erhielt sie endlich 1739 und zog sich nach Ebersdorf im Voigtland zurück, wo sein Landsmann, Hofprediger Steinhofer, dem frommen Kreis vorstand, der sich um die gräflich Reußische Familie gesammelt hatte. Arm an Geld, reich an Kindern, verbrachte M. hier „die vergnügtesten und seligsten Jahre", indem der Fleißige gegen 30 Bände seines deutschen Staatsrechts und nicht wenige andere Schriften verfaßte, der erste Darsteller des wirklich geltenden deutschen Staatsrechts, der treue Verteidiger der Grundrechte deutscher Unterthanen und des landständischen Rechts. Aber unzufrieden mit dem neuen Zinzendorfischen Papsttum, wandte er sich wieder dem Staatsdienst zu, indem er 1747 und 1748 den freilich vergeblichen Versuch machte, die zerrütteten Verhältnisse des Landgrafen von Hessen-Homburg und seines Ländchens zu ordnen. Dann setzte er in Hanau einen alten Lieblingsplan ins Werk, die Errichtung einer Akademie zur Heranbildung für den höheren Staatsdienst, erhielt aber schon 1751 aus der Heimat einen Ruf, dem er nicht widerstehen konnte, auf die Stelle eines Landschafts-Konsulenten, d. h. Anwalts und Vertreters der in Altwürttemberg sehr mächtigen Landstände gegenüber der Landesregierung. Einem Herzog Karl (s. d.) und Montmartin (s. d.) auf der einen, dem Ruhebedürfnis und engherzigen, bei einzelnen auch wohl eigennützigen Gehaben der Landschaft auf der anderen Seite gegenüber mußte der unmüßige, streitbare M., dessen Ehrlichkeit zur Kehrseite das immer und allein Recht haben wollen hatte, scheitern. Seine Reformpläne auf volkswirtschaftlichem Gebiet stießen auf die schwäbische Abneigung gegen das Neue und Fremde. Sein redliches Bemühen, statt des herkömmlichen Kriegszustandes ein ersprießliches Zusammenwirken von Regierung und Ständen herbeizuführen, verfeindete ihn mit beiden Teilen, der Widerstand der hierin mit der ganzen Bevölkerung einigen Volksvertretung gegen die preußenfeindliche Politik des katholischen Landesfürsten wurde hauptsächlich M., dem eifrigen Protestanten, der jahrelang im „Ausland" gelebt hatte, schuld gegeben; auf ihn mußte das längst drohende Gewitter sich entladen. Derselbe Herzog Karl, der noch 1756 an M. schrieb: „wollte Gott, es dächte jeder so patriotisch, wie der Herr Konsulent und ich, es ginge gewiß Herrn und Lande wohl", ließ ihn 1759 auf die Festung Hohentwiel abführen und dort mehr als 5 Jahre lang in

strengster Haft gefangen halten. Als Preußen, England und Dänemark in den Kaiser drangen, den Herzog zur Freilassung des „alten ehrwürdigen hartbedrängten Mannes", wie Friedrich der Große schrieb, zu zwingen, forderte der noch immer von schlechten Ratgebern umgarnte Fürst von M. eine demütigende Abbitte; M. verweigerte sie, wurde aber endlich im September 1764 entlassen. Der ungebrochene Kämpfer hatte sich nun fast mehr mit den Kollegen in der Landschaft als mit der Regierung herumzustreiten, bis er endlich in demselben Jahr 1770, welches dem Lande den inneren Frieden und den Beginn einer nach allen Richtungen besseren Zeit brachte, unter ehrenden Bedingungen in den Ruhestand trat. Er fuhr fort zu schreiben, erst die letzten Monate des hohen Alters brachen die Kraft, am 30. September 1785 ist der Patriarch sanft entschlafen. Seine Vaterstadt Stuttgart hat eine ihrer neuen Straßen an rebengrünem Berg Moserstraße genannt und dort 1885 eine schöne Erzbüste des treuen Sohnes aufgestellt. Außer M.s Selbstbiographie von 1777 ff. vgl. besonders A. Schmid, Das Leben J. J. Mosers, Stuttgart 1868 und H. Schulze, J. J. Moser, der Vater des deutschen Staatsrechts, Leipzig 1869.

Moser, Friedrich Karl, Frhr. v., ist als das älteste Kind Johann Jakob M.s (s. d. v. Art.) in Stuttgart am 18. Dezember 1723 geboren, teilte zunächst des Vaters Wanderleben und nach tüchtiger Schulung in Kloster-Berge bei Magdeburg und auf der Universität Jena längere Zeit auch jenes Thätigkeit in Homburg und Hanau, wurde gleich ihm ein vielbelesener und vielschreibender Mann. 15 glückliche Jahre war er landgräflich Hessen-Homburger und -darmstädtischer Rat, zuletzt Hessen-Kasseler Gesandter in Frankfurt a. M., wo er zu dem durch Goethe allgemein bekannten frommen Kreis der Susanne v. Klettenberg gehörte und neben vielen mit Geist geschriebenen und rechtsgeschichtlich wertvollen staats- und völkerrechtlichen, sowie patriotisch-politischen auch moralisch-religiöse Schriften verfaßte, darunter das Werk, „das ihn zu einem der gefeiertsten Patrioten deutscher Zunge machte": „Der Herr und der Diener" 1759. Nach kurzer Anstellung als Reichshofrat in Wien 1767—1770 und auf den kaiserlichen Besitzungen in der Pfalz bis 1772, wofür er in den Freiherrnstand erhoben wurde, trat M. wieder in den darmstädtischen Dienst, dem sein Bruder Wilhelm Gottfried als verdienter Forstkameralist angehörte, und wurde zum Präsidenten sämtlicher Landeskollegien und Kanzler ernannt. Nach allen Richtungen unermüdlich thätig für das Wohl des Landes und das Interesse des auswärts, in Pirmasens, residierenden Landgrafen Ludwig IX., sah M. 1774 mit dem Tod der Landgräfin Karoline seine mächtigste Stütze fallen; der Erbprinz war ihm nicht sehr geneigt, die Soldatenliebhaberei des Landgrafen kostete zu viel Geld, so forderte M. 1780 seine Entlassung, kurze Zeit nach ihm auch sein Bruder. Eine vom Landgrafen veranlaßte und genehmigte „Signatur", welche an die Höfe versendet wurde, bezeichnete M., der nach Zwingenberg und 1784 nach Mannheim zog, als unleidlichen Tyrannen und Heuchler, und er wurde trotz der Gunst Josefs II. auf Grund der Anklagen einer besonderen Kommission 1785 von der Juristenfakultät zu Frankfurt a. O. wegen Verletzung der Ehrerbietung gegen seinen Herrn 2c. zu 6jährigem Festungsarrest und Ersetzung von ca. 20,000 Gulden verurteilt. Der Reichshofrat hob das Urteil auf, weil er jene Kommission kassiert hatte. Als eine neue Kommission die Sache wieder aufnehmen sollte, starb der Landgraf 1790, und der Nachfolger zeigte sich versöhnlich. M. nahm die ihm gestellte Bedingung, nichts gegen das landgräfliche Haus und Land zu schreiben, an, und so konnte endlich der in seinem Kampf wider die faulen Zustände der Zeit, Übermut und Liederlichkeit auf der einen, Hundedemut auf der andern Seite, gewiß berechtigte, aber leidenschaftlich herbe, von Eigenwilligkeit und Herrschsucht nicht freizusprechende Mann 1790 mit einem Ruhegehalt von 3000 Gulden nach Ludwigsburg ziehen, wo er am 11. November 1798 gestorben ist. Seit seinem Austritt aus dem Dienst hatte M. wieder viel geschrieben, zuletzt ein der politischen Geschichte und Moral gewidmetes Sammelwerk, „Patriotisches Archiv für Deutschland" 1784—1790, 1792 und 1794 herausgegeben, darin vieles, wovon Herders Urteil in den „Briefen zur Beförderung der Humanität" gilt, daß M. „einesteils mit einer so treffenden Wahrheit, anderenteils mit einer Herzlichkeit geschrieben habe, als ob der Verfasser einmal Luthers Freund und Amanuensis gewesen wäre". Sein Großneffe Robert v. Mohl hat in der schönen Abhandlung „Zwölf deutsche Staatsgelehrte" (Geschichte und Litteratur der Staatswissenschaften II, 1856) K. Fr. M. wie seinem ehrwürdigen Vater Johann Jakob das beste Denkmal gesetzt. Eine „das Leben des vielseitigen, so verschiedenartig beurteilten Mannes eingehend beleuchtende Biographie" ist von Heidenheimer in Aussicht gestellt.

Möser, Justus. Am 14. Dezember 1720 als Sohn des Kanzleidirektors und Konsistorialpräsidenten zu Osnabrück geboren, zeigte M. als Knabe ein wundersames Redetalent, machte tolle Streiche und studierte 1740—1742 voll Erfolg in Jena und Göttingen die Rechte, worauf er als Advokat in seiner Vaterstadt praktizierte und viel Beifall erntete. Schon 1747 übertrug ihm die Regierung des Fürstbistums ihre Vertretung gegenüber den Ständen als Advocatus patriae, und so sehr genoß M. das öffentliche Vertrauen, daß ihn hinwider die Ritterschaft zu ihrem Sekretär und bald zu ihrem Syndikus wählte; er diente somit gleichzeitig zwei Herren. Im Siebenjährigen Kriege machte er sich als Landesdeputierter bei den das Bistum occupierenden Armeeen hochverdient und hielt die Opfer des Landes in leidlichen Schranken. 1762 Justitiar bei dem Kriminalgerichte geworden, ging er 1763 in besonderer Mission nach England, um die Landesforderungen bei dem britischen Kriegskommissariate zu liquidieren, und benutzte diese Zeit zum gründlichen Studium der von ihm bewunderten britischen Verfassung. 1768 wurde er Geheimer Referendar der Regierung und stand dem minderjährigen Fürstbischofe Friedrich, Herzog von York, als erster Ratgeber seit seiner Wahl 1764 zwanzig Jahre zur Seite, seit 1784

zum Geheimen Justizrate befördert. Er übte auf Osnabrück einen Einfluß wie nie ein ähnlicher in deutschem Lande errungen wurde, war ein Staatsmann ersten Rangs in den kleinen Verhältnissen und diente vielen zum Vorbilde. Seiner eminenten Bedeutung als Schriftsteller dürfen wir hier nur Erwähnung thun. M. starb in Osnabrück am 8. Januar 1794, wie ein Landesvater beweint. Drake hat dort 1836 sein Denkmal aufgestellt. Abeken gab seine sämtlichen Werke in zehn Bänden (Berlin 1842—1843) heraus, Nicolai „Vermischte Schriften" (zwei Bände, Berlin 1797—1798). — Vgl. Kreyßig, Justus Möser, Berlin 1857.

Moskau im Jahre 1812. Napoleons Sieg in der Schlacht bei Borodino oder an der Moskwa am 7. September war durch seine eigene Schuld kein entscheidender gewesen; er hatte sich gescheut, ihn durch das Einsetzen seiner Garden zu einem solchen zu gestalten; ungebrochenen Mutes hatte das russische Heer sich auf M. zurückgezogen, wo es am 12. ankam. Im Hauptquartier wurde beratschlagt, ob man die heilige Stadt ohne weiteres dem Feinde überlassen oder unter ihren Mauern nochmals schlagen sollte; man entschied sich für das erstere, weil die taktischen Verhältnisse es empfahlen und weil es rätlich erschien, zunächst die in Aussicht stehenden Verstärkungen abzuwarten. Ohne Kampf konnten die Franzosen am 14. gegen Abend in M. einrücken, die Garden besetzten dieselbe, die übrige Armee mußte außerhalb derselben biwouakieren, kaum eine Meile jenseits blieben die Russen stehen. Schon am folgenden Tage entstanden Feuersbrünste; ein heftiger Wind verbreitete die Flammen rasch auf die meist aus Holz erbauten Häuser, und nach fünf Tagen lag mehr als die Hälfte in Asche; Mangel an Stoff und eintretender Regen hemmten die weitere Verbreitung. Es ist vielfach darüber gestritten worden, ob die Russen, ob die Franzosen die Stadt angezündet hätten oder ob der Brand von M. durch Zufall entstanden sei. Alle drei Faktoren haben dazu beigetragen. Den französischen Soldaten war das Schauspiel, welches die brennende Zarenstadt bot, kein neues mehr; seit Smolensk hatten sie täglich erlebt, daß die erbitterten Besitzer, welche vor ihnen flohen, ihre Wohnungen in Brand setzten. So wird es auch hier mehrfach gegangen sein. Die Bewohner der Stadt hatten noch kurz vorher geglaubt, daß die Franzosen dieselbe nicht betreten würden. Als dies trotzdem bevorstand, vollzog sich eine völlige Völkerwanderung; von den 250,000 Menschen, welche die Stadtmauern umschlossen hatten, blieben kaum 10,000 zurück, fast nur Ausländer und die Hefe des Volkes. Mit den Ausziehenden verließ der Gouverneur Rostopschin die Stadt und nahm die Spritzen mit sich; die Urheberschaft am Brande hat er lange geleugnet, später aber hat er seine Mitschuld zugegeben. Durch die Russen selbst werden also die ersten Brände entstanden sein; später kamen solche hinzu, welche die Franzosen aus Unvorsichtigkeit, bösem Willen oder um die Spuren ihrer Plünderungen zu verwischen, selbst veranlaßten oder welche der an letzteren teilnehmende Pöbel herbeiführte. Keineswegs aber wurde durch den Brand der Aufenthalt des französischen Heeres in M. für den Winter unmöglich gemacht. Es blieb Obdach genug und auch die Vorräte wurden nicht in dem Maße von den Flammen zerstört, daß sie nicht einen wesentlichen Beitrag zur Ernährung des Heeres hätten liefern können, aber es geschah nichts um sie zum Besten des Ganzen zu retten, durch Raub und Plünderung ging das meiste zugrunde. Dadurch fügte sich die Armee selbst den größten Schaden bei, indem sie die Mannszucht untergrub. Eine andere Frage ist, ob ein Überwintern, auch wenn der Brand nicht stattfand, möglich gewesen wäre. Da die Russen die Winterquartiere in M. nicht unbehelligt gelassen haben würden, muß die Frage verneint werden. Napoleon handelte daher durchaus richtig, als er den Rückzug antrat; es geschah nur zu spät, hauptsächlich, weil der Kaiser hoffte, daß Zar Alexander Frieden schließen würde. Übrigens zog er die verschiedensten Pläne in Erwägung. Als er endlich seinen Entschluß gefaßt hatte, war sein Gegner Kutusow in der Lage, ihm das Gesetz vorzuschreiben; es nötigte ihn, auf der alten Hungerstraße, auf welcher er gekommen war, seinen Rückzug zu nehmen; sowohl numerisch wie moralisch war der russische Feldherr dem Eroberungsheere überlegen; während jenes an allem Mangel litt, war bei ihm wenigstens das Nötige vorhanden, und dieses reichte für seine Russen aus. Am 15. Oktober gab Napoleon den Befehl zur Vereinigung der Armee in M. zum Zweck des Abmarsches, am 19. verließ er selbst die Stadt, am 24. folgte Mortier mit der Nachhut, er hatte vorher den Kreml zu sprengen gehabt; wenn es ihm auch nur teilweise gelang, so ward doch der Ingrimm der Russen durch diese unnütze Rachethat auf das höchste gesteigert. — So begann der grausige Rückzug. Der französischen Armee gingen von vornherein alle Vorbedingungen ab, um denselben glücklich durchzuführen; die Soldaten waren entmutigt, schlecht genährt und bekleidet, ihre Disziplin untergraben, die Artillerie mangelhaft bespannt, die Reiterei nur zum Teil und dazu sehr schlecht beritten, ein unendlicher Troß hemmte die Beweglichkeit, Vorräte fehlten ganz, das Land, durch welches der Marsch führte, war öde und vollständig ausgesogen, dazu Feinde ringsum!

Mößkirch, Schlacht am 5. Mai 1800. Bei Beginn des Feldzuges von 1800 standen im südwestlichen Deutschland 128,000 Österreichern unter Feldzeugmeister Kray 110,000 Franzosen unter General Moreau in weitausgedehnter Stellung gegenüber. Letzterer warf sich auf den linken Flügel der österreichischen Aufstellung, siegte am 3. Mai bei Stockach und Engen und folgte dem Feinde am 5. in breiter Front auf dessen Rückzuge gegen die Donau. Bei M., einer Stadt an der Ablach, einem rechtsseitigen Nebenflusse der Donau, südwestlich von Sigmaringen, traf General Lecourbe 30,000 Mann unter Kray in einer vorteilhaften Stellung; nach und nach traten diesen gegenüber 55,000 Franzosen in Thätigkeit, und nach längerem heftigen Kampfe setzten die Österreicher unter dem Schutze der Nacht den Rückzug gegen die Donau fort, welche sie bei Sigmaringen überschritten. Weitere Unfälle seiner Heeresleitung nötigten Kray bald darauf Schutz unter den Kanonen von Ulm

zu suchen. — Vgl. „Österreichische militärische Zeitschrift“, Jahrgang 1836.

Moskwa, s. **Borodino**.

Mosle, Johann Ludwig, oldenburgischer General, am 2. Januar 1794 zu Varel geboren, war der Sohn eines Rechtsgelehrten und für den gleichen Stand bestimmt. Die Befreiungskriege unterbrachen seine Studien, er trat in den preußischen Militärdienst und aus diesem 1814 in den seines engeren Vaterlandes, in welchem er, auch vielfach in Stellungen außerhalb der Front verwendet, zum Oberst aufgestiegen war, als das Jahr 1848 ihm einen ganz andern Wirkungskreis anwies, indem das Vertrauen des Großherzogs ihn im April jenes Jahres zum Bundestagsgesandten bestimmte, aus welcher Stellung er bald in die als Bevollmächtigter bei der Zentralgewalt trat. Diese sandte ihn zweimal nach Wien, um ihre Vermittelung in Österreichs Angelegenheiten anzubieten; zuerst im August bei den Verhandlungen mit Sardinien, dann im Oktober gemeinsam mit Welcker, um einen Ausgleich in den inneren Angelegenheiten herbeizuführen; der Ausgang seiner Reisen belehrte ihn über die Ohnmacht seiner Auftraggeber. Als diese ihre Wirksamkeit eingestellt hatten, übernahm M. in Oldenburg die Leitung der auswärtigen Angelegenheiten und betrieb den Beitritt zum Dreikönigsbündnis; als der Landtag diesen im Dezember ablehnte, trat er mit dem übrigen Ministerium von seinem Posten zurück, blieb aber in diplomatischen Verwendungen thätig, bis im Jahre 1851 der Bundestag hergestellt wurde, worauf er in sein Verhältnis als Regimentskommandeur zurücktrat; 1857 verließ er den aktiven Dienst; am 24. Oktober 1877 ist er zu Oldenburg gestorben. Neben seiner dienstlichen Thätigkeit entfaltete er eine solche bei vielen Gelegenheiten zur Förderung gemeinnütziger Interessen. — Vgl. „Aus dem litterarischen Nachlasse von J. L. Mosle“, Oldenburg 1879.

Mosqua, Friedrich Wilhelm, der angebliche Stifter des sogen. Tugendbundes, geboren zu Danzig 1759, gestorben zu Berlin 1826. Nachdem M. in mehreren Städten der neu gewonnenen polnischen Gebietsteile Preußens gerichtliche Ämter bekleidet hatte und zuletzt Gerichtsdirektor in Warschau gewesen war, wurde er 1807 Untersuchungsrichter in Königsberg und 1811 beim Kammergericht in Berlin. Der „Deutsche Bund“, welchen M. im Vereine mit einigen Logenbrüdern im Frühjahr 1808 zur Befreiung und Aufrichtung des Vaterlandes plante, ist nie zustande gekommen. In den von gleichgesinnten Männern am 16. April 1808 gestifteten Tugendbund selbst ist M. erst am Tage nach der Stiftung eingetreten.

Mostaganem, eine in der algerischen Provinz Oran unweit der Mündung des Scheliff gelegene Seestadt, wurde im Mai 1833 von den Franzosen besetzt und im August desselben Jahres durch Abd-el-Kader vergeblich angegriffen. Im Februar 1840 erneuerte Mustapha ben Tami, Kalif von Mascara, den Versuch, M. zu nehmen; die Besatzung wies denselben indessen mit Erfolg ab. — Vgl. Heine, Geschichte des Krieges in Algier, Königsberg 1861.

Motz, Friedrich Christian Adolf v., geb. am 18. November 1775 in Kassel, gest. am 30. Juni 1830 in Berlin. Sein Vater war kurhessischer Präsident des Oberappellationsgerichts in Kassel und gehörte dem altgesessenen hessischen Adel an. Nachdem der Sohn seine Schulbildung vollendet und in Marburg die Rechte und Kameralwissenschaften studiert hatte, trat er in preußischen Dienst, wurde 1795 Auskultator, ging bald zur Verwaltung über und ward zunächst im Halberstädter Bezirke, dann im Eichsfelde Landrat; in Heiligenstadt gehörte zu seinen näheren Freunden, die er unter wissenschaftlich gebildeten Männern suchte, auch der berühmte Semitiker Gesenius. Seine vorzügliche Brauchbarkeit ward früh erkannt, man suchte ihn in den neupreußischen Landstrichen Polens zu verwenden; er schlug jedoch die ihm zugedachte Anstellung bei der Kammer in Bialystock aus und blieb dem Eichsfelde getreu, an das er durch seine Verheiratung, durch den Besitz des Gutes Vollenborn, doch auch durch seine Popularität bei den Bauern sich enge geknüpft fühlte. Als dies Gebiet 1807 zum Königreich Westfalen geschlagen wurde, glaubte er zwar in den Staatsdienst als Präfekt nicht eintreten zu dürfen, ließ sich jedoch bereit finden, die Verwaltung der direkten Steuern des Harzdepartements als Direktor zu übernehmen, wobei er den Wohnsitz auf dem Gute behalten konnte, und trat auch zweimal in dem Landtage des Königreichs als Abgeordneter auf. Bei Ausbruch der Freiheitskriege stellte er sich natürlich den Verbündeten sofort wieder zur Verfügung und leitete namentlich mit großem Geschick die Überführung der Heimat und des Fürstentums Fulda in die neuen deutschen Verhältnisse ein. Er paßte dazu wie kaum ein anderer, so daß es vornehmlich ihm zu danken ist, wenn sich die Teilungen der Nachbargebiete in preußische, hessische, sachsen-weimarische Territorien ohne Schwierigkeit vollzogen. Die preußische Regierung lohnte ihm diese Wirksamkeit durch die Ernennung zum Regierungs-Vizepräsidenten in Erfurt, schon 1818 ward er zum Chefpräsidenten des dortigen Kolleginms bestellt. Treitschke ist der Meinung, daß er in diesem Amte, welches ihn mit den Behörden der thüringischen Ländchen fast täglich in Berührung brachte, die Ärmlichkeit und Hilflosigkeit der Kleinstaaterei und der kleinen Höfe, sowie die Abhängigkeit der letzteren von Metternich verachten gelernt habe. Und allerdings zeugt ein Schreiben, das derselbe mitteilt und welches M. in Familienangelegenheiten an den Kurfürsten von Hessen richtete, von einem Unabhängigkeitssinn und einer rücksichtslosen Offenheit, wie sie damals gegen Souveräne nicht gewöhnlich waren. Denkschriften, welche er in derselben Zeit über Reformen der Verwaltung, über den Anschluß der kleineren deutschen Kontingente an das preußische Heer nach Berlin einreichte, beweisen die Weite seines Blickes; den König Friedrich Wilhelm III. veranlaßten dieselben neben dem Rufe von der Tüchtigkeit seiner Administration ihm 1820 das Oberpräsidium der Provinz Sachsen zu geben. Es war damals die Zeit der großen Oberpräsidenten, Schön, Vincke, Bassewitz, Merckel, Motz standen an der Spitze der Provinzen, jene

Zeit, in welcher fast in allen Zweigen der Verwaltung die Oberbeamten wie die Subalternen mit opferfreudiger Selbstlosigkeit das Streben verbanden, dem erschöpften Staate hier neue Grundlagen zu geben, dort zu vollerem Leben zu verhelfen. Allein die Nöte der Kriegsjahre waren noch immer nicht verwunden, es traten Mißstände hinzu, welche die schlimmen nächsten Jahre vorzugsweise der ackerbauenden Bevölkerung brachten, die Finanzverwaltung, welche von Klewitz mit treuer Sorgfalt, doch nicht in großem Sinne geleitet ward, schien ein größeres Defizit nicht ferner hintanhalten zu können. Klewitz kam um seinen Abschied ein. Der König, welcher sich nur zögernd zu durchgreifenden Änderungen entschloß, hielt es 1824 für zweckmäßig, den Entwurf des Staatshaushaltes einzelnen Oberpräsidenten zugehen zu lassen, unter diesen neben Schön und Vincke auch Motz, und von denselben eine gutachtliche Äußerung über die Befugnisse des künftigen Finanzministers einzufordern. Noch immer nämlich bildete die Generalkontrolle der Einnahme und Ausgabe ein besonderes selbständiges Ressort unter dem gewaltigen Arbeiter Ladenberg, der mit eiserner Festigkeit alle Einwirkung von außen fernhielt; noch immer war auch die Staatsschuldenverwaltung nicht unter das Finanzministerium gestellt. Der Bericht, welchen M. eingab und in welchem die Konzentration der verschiedenen Zweige der Staatsfinanzen in der Hand des Finanzministers als die erste Bedingung für eine Besserung der Verhältnisse gefordert ward, war für den König so überzeugend, daß er M. anf den fraglichen Posten berief, 1. Juli 1825. Ladenberg ward für die Generalkontrolle, welche er abgab, durch die Präsidentschaft in der Oberrechenkammer entschädigt, Schön, welcher auch jetzt vielleicht wieder den erwünschten Platz im Ministerium erwartet hatte, blieb unberücksichtigt. Unter M. standen Maaßen und jener Ludwig Kühne, welchen er bereits in Erfurt als einen vorzüglichen Arbeiter und einen Staatsmann von hoher Einsicht kennen gelernt hatte und der in der Folge die festeste Stütze für die preußischen Finanzen während der schwersten Krisen geworden ist. War in M. selbst nach der Darstellung Treitschkes ein Zug von kühner Wagelust und von hochfliegender, fast leichtfertiger Geringschätzung der kleinen Dinge, so ward dies Übermaß von Initiative durch die Besonnenheit und vielseitige Sachkunde des Einen und durch die trockene Kaltblütigkeit des Zweiten in die richtige Temperatur gebracht. Jedenfalls ist es Thatsache, daß das Zusammenwirken dieser Drei nicht nur den Grund für die Sicherung des Staatskredits gelegt, sondern auch die Verlegenheiten des Augenblicks rasch bemeistert hat. Von dem Defizit war bald keine Rede mehr, ja es ergaben sich in den folgenden Jahren sogar Überschüsse. Dazu wirkten allerdings nicht nur die Verbesserungen mit, welche M. in der Finanzverwaltung verdankt wurden (u. a. die Gründung einer Zentralkasse und die Einrichtung des Institutes der Provinzial-Steuerdirektoren), sondern auch die ertragreicheren Jahre, die von Beuth eingeleitete Hebung der Industrie, das Wachsen der Handelsbeziehungen, die größeren Einnahmen des von Nagler energisch, aber musterhaft geleiteten Postbetriebes. Noch größer indes ist das Verdienst, das er sich mit Maaßen — es ist zweifelhaft, wem auf diesem Gebiete der größere Anteil zuzuschreiben ist — um die Weiterbildung des Zollvereins erwarb. In der Zeit von 1828—1830 wurden die dahingehenden Verträge mit Hessen-Darmstadt, mit den drei anhaltischen Staaten, mit Sachsen-Gotha und Coburg, mit Hessen-Homburg abgeschlossen. Dazu trat ferner die Annäherung des Zollvereins an den Bund der süddeutschen Staaten, welcher ein Mittel wurde, um den Gegensatz, der sich in Mitteldeutschland wider die von Preußen beabsichtigte Gesamtzolleinigung gebildet hatte, niederzuwerfen. M. dachte groß genug, für diesen Zweck auch Ausgaben nicht zu scheuen, die sich freilich erst innerhalb eines Jahrzehntes lohnen konnten. Die weitere, umfassende Ausdehnung des Zollvereins hat er überhaupt nicht mehr erlebt. Er starb am 30. Juni 1830. Nun lag es Maaßen, der sein Nachfolger ward, ob, die Vollendung herbeizuführen. — Es wäre schon ein großes Verdienst, wenn M. nichts weiter erreicht hätte, als das Gleichgewicht der Finanzen zu einer Zeit herzustellen, wo gerade dies für die Machtstellung Preußens von der äußersten Wichtigkeit war. Daß er sich so rasch in die Anschauungen hineinlebte, aus welchen Eichhorn und Maaßen die Vervollkommnung des Zollvereins betrieben, und daß er dies noch viel mehr als jene aus politischen und nationalen Motiven that, erhebt ihn über viele seiner Zeitgenossen und Mitarbeiter. Er gleicht in dieser Beziehung manchem derjenigen preußischen Staatsmänner, welche nach ihrem Übertritt aus den Kleinstaaten in die größeren Verhältnisse der Monarchie in der Erinnerung an die Unerträglichkeit der heimatlichen Zustände in Preußen gute Deutsche geblieben sind und für eine Zusammenfassung des Gesamtvaterlandes mit Bewußtsein gearbeitet haben. — Zu den in der „Allg. Deutschen Biographie" angegebenen Quellen ist hauptsächlich hinzuzufügen: v. Treitschke, Deutsche Geschichte III, 453 ff. Übrigens giebt v. Treitschke S. 773 die Vornamen so an: T. Chr. A., während die „Allg. Deutsche Biographie" Friedrich Christian Adolf bietet.

Mouscron, Gefechte am 27.—29. April 1794. Während die Hauptarmee der Verbündeten Landrecies belagerte, lag dem österreichischen Feldmarschall Graf Clerfait mit 25,000 Mann die Deckung Flanderns ob. Am 26. April eröffnete der französische Oberbefehlshaber Pichegru den Feldzug seinerseits mit einer Angriffsbewegung auf der ganzen von ihm besetzten Linie. Hierbei stieß General Bertin auf die von dem hannoverschen General v. Wangenheim besetzte Stellung von M., einem 1 Meile östlich von Menin (s. d.) belegenen Dorfe, und nahm dieselbe. Am 28. eroberte der hannoversche General Graf Oeynhausen sie zurück; am 29. aber griffen die Franzosen von neuem an und nötigten Clerfait, welcher mit Verstärkungen herangekommen war und das Kommando selbst übernommen hatte, durch einen kombinierten Angriff der Generale Bertin und Souham nach tapferer Gegenwehr und einem Verluste von 2000 Toten und Verwundeten zum

Rückzuge. Menin ging verloren. — v. Sichart, Geschichte der hannoverschen Armee, 4. Bd., Hannover 1871.

Mouton, Georges, Marschall von Frankreich, am 21. Februar 1770 zu Pfalzburg geboren, einer Kaufmannsfamilie entstammend, durch die Revolution Soldat und seit 1806 General-Adjutant Napoleons, ward in weiteren Kreisen zuerst durch den Anteil bekannt, welchen er an dem Siege von Medina del Rio Secco (14. Juli 1808) hatte, verdiente sich durch seine Thaten im Kriege von 1809 gegen Österreich den Titel eines Graf v. Lobau, begleitete den Kaiser in den russischen Feldzug, kehrte mit ihm nach Frankreich zurück und geriet 1813 zu Dresden, gelegentlich der Übergabe der Stadt an die Verbündeten, in österreichische Gefangenschaft. Als er wieder nach Frankreich kam, saßen die Bourbons auf dem Throne. Er zögerte nicht, sich diesen anzuschließen, verließ sie aber, sobald Napoleon von Elba zurückkehrte und focht 1815 an der Spitze des VI. Armeecorps. Bei Waterloo von neuem in Gefangenschaft geraten, mußte er bis 1818 sein Vaterland meiden und lebte dann bis 1828, wo sein heimatliches Departement ihn in die Deputiertenkammer entsandte, in der Zurückgezogenheit. In der Kammer gehörte er der Opposition an. Als die Julirevolution ausbrach, förderte er nach Kräften die Sache Louis Philipps, welcher ihn in die Armee wieder aufnahm und seine Dienste u. a. durch die Ernennung zum Marschall belohnte. Er starb in Paris am 27. November 1838. M. ist auch dadurch bekannt geworden, daß er gelegentlich von Volksaufläufen auf dem Vendômeplatze zu Paris im Mai 1832 zuerst, in Gemeinschaft mit einem späteren Polizeipräfekten Delessert, Feuerspritzen benutzte, um die versammelten Haufen auseinanderzutreiben. — Sein Leben beschrieb Rouval, Paris 1838; außerdem haben 1838 und 1839 ungenannte Verfasser Nachrichten über seine Laufbahn drucken lassen; die Gedächtnisrede, welche Ph. de Ségur in der Pairskammer hielt, ist ebenfalls im Druck erschienen.

Mouton-Duvernet, Régis-Barthélemi, französischer General, am 3. März 1769 zu Puy-en-Velay geboren, diente zuerst in den Kolonieen, focht dann in den Kriegen der Republik und des Kaiserreichs und ward 1811 General. Sein Name wird vielfach mit Auszeichnung genannt. Bei Napoleons Rückkehr von Elba schloß er sich diesem sofort an, sprach nach der Niederlage von Waterloo in der Repräsentantenkammer für die Thronbesteigung Napoleons II. und wurde durch die königliche Ordonnanz vom 24. Juli beschuldigt, den König verraten und vor dem 23. März Frankreich und dessen Regierung mit den Waffen in der Hand angegriffen zu haben. Nachdem er sich ein Jahr lang den Nachforschungen der Behörden mit Erfolg entzogen hatte, stellte er sich freiwillig den Gerichten, wurde von einem unter dem Vorsitz des General Darmagnac zusammengetretenen Kriegsgerichte zum Tode verurteilt und am 27. Juli 1816 zu Lyon erschossen. Seine Hinrichtung nach so langer Zeit erscheint als eine unnötige Bluthat. Sein Leben und seinen Prozeß erzählt Bouchet, Puy 1844.

Moys, Treffen am 7. September 1757. Als König Friedrich der Große Ende August 1757 nach Thüringen ging, ließ er dem bei Zittau stehenden österreichischen Hauptheere (90,000 Mann) unter Prinz Karl von Lothringen den Herzog von Bevern mit 33,000 Mann gegenüber. Dieser nahm eine Aufstellung bei Görlitz. Einen Teil derselben bildeten 14,000 Mann unter General v. Winterfeld, welche auf dem rechten Neißeufer standen, wo 2 Kilometer südlich von Görlitz das Dorf M. liegt, während der übrige Teil der Heeresabteilung sich auf dem linken befand. Am 7. gegen Mittag ward Winterfeld von Nadasdy mit 23,000 Mann unter dem Schutze eines dichten Nebels überraschend angegriffen. Das Nahen der Österreicher war den preußischen Vortruppen vollständig entgangen, dazu kam, daß im Augenblicke des Angriffs Winterfeld sich beim Herzoge befand und sämtliche Generale und Stabsoffiziere in Görlitz zum Paroleempfange vereinigt waren. Nadasdys Truppen nahmen den der Stellung vorliegenden Jäkelsberg; der herbeieilende Winterfeld büßte seine Unvorsichtigkeit mit dem Tode; Zietens Erscheinen mit der Reiterei und der tapfere Widerstand, welchen verschiedene preußische Truppenteile leisteten, hemmten die weiteren Fortschritte Nadasdys. Er verlor 1600, die Preußen 2000 Mann. Bevern ging, allerdings mehr durch Verpflegungsrücksichten als durch den Ausgang des Treffens bewogen, nach Schlesien zurück. — Vgl. „Winterfeld und der Tag von M.", Görlitz 1857.

Müffling, Karl Freiherr v. M., genannt Weiß, preußischer General-Feldmarschall, am 12. Juni 1775 zu Halle geboren, stand, nachdem er als preußischer Offizier an den Feldzügen gegen die französische Republik und am Kriege von 1806 teilgenommen hatte, als Mitglied des Staatsrates in weimarischem Dienst und machte dann als Blüchers Generalquartiermeister den Krieg von 1813/14 mit. Er leistete hier gute Dienste, wenn dieselben auch nicht so hervorragend waren, wie M.s Aufzeichnungen sie darstellen; sein Einvernehmen mit Gneisenau, seinem nächsten Vorgesetzten, war kein sonderliches. Während des Krieges von 1815 befand er sich als preußischer Bevollmächtigter in Wellingtons Hauptquartier und muß folglich dafür mitverantwortlich gemacht werden, daß Blücher über dessen Lage und Absichten mangelhaft unterrichtet war; in gleicher Stellung blieb er während der französischen Occupation bei Wellington. 1821 ward er Chef des Generalstabs der preußischen Armee, welcher M. seine gegenwärtige Organisation dankt; große Sorgfalt wandte er der Landesvermessung zu, bei welcher er schon vor dem Jahre 1806 thätig gewesen war. 1829 betrieb er bei der Pforte in Rußlands Interesse den Friedensschluß von Adrianopel, war darauf bis 1839 kommandierender General in Koblenz und bis 1847 Gouverneur von Berlin. Seit 1838 war er Präsident des Staatsrates; als solcher trat er für die Berufung allgemeiner Landstände ein. Er starb am 16. Januar 1851. Seiner Feder entstammt eine große Zahl meist kriegsgeschichtlicher Schriften, unter den Anfangsbuchstaben C(arl) v. W(eiß) erschienen; eine Art der Bergzeichnung auf Plänen führt

seinen Namen. — Vgl. „Aus meinem Leben" von v. Müffling, Berlin 1851; Beiheft zum „Militär-Wochenblatt", Juli 1855; „Jahrbücher für Armee und Marine", 8. Bd., Berlin.

Mühlberg, Schlacht am 24. April 1547. Im Schmalkaldischen Kriege (s. d.) hatte Kurfürst Johann Friedrich von Sachsen mit wenig mehr als 10,000 Mann hinter der Elbe bei Meißen Stellung genommen, als das kaiserliche Heer, 30,000 Streiter unter des Herzog Alba Oberbefehl zählend, von Eger kommend, gegen ihn heranzog. Auf die Kunde vom Nahen seiner Gegner marschierte er nach dem festen Wittenberg ab, blieb aber unterwegs bei M. stehen und erwartete in einer gut gewählten Stellung den Feind, doch hatte er sein schweres Geschütz vorweg gesandt. Herzog Moritz von Sachsen, des Kurfürsten Vetter, führte die Vorhut, ein Müller zeigte derselben aus Rachsucht eine Stelle, an welcher sie den Elbstrom durchfurten konnte, und ungesäumt stürzten die kaiserlichen Reiter sich auf den Feind, während das Fußvolk unter Benutzung einer rasch hergestellten Schiffbrücke nachfolgte. Der Kampf war bald entschieden, er brachte der protestantischen Sache eine vollständige Niederlage, der Kurfürst selbst fiel in die Hand der Sieger. Die Schlacht wird auch nach ihrem Schauplatze „Schlacht auf der Lochauer Haide" genannt; Lochau heißt jetzt Annaburg. — Vgl. Panse, Beiträge zur Geschichte der Schlacht bei M., Mühlberg 1875.

Mühler, Heinrich Gottlob v. Am 23. Juli 1780 zu Louisenhof bei Pleß geboren, studierte M. in Halle die Rechte, wurde 1804 Assessor am Oberlandesgerichte zu Brieg, 1810 Oberlandesgerichtsrat daselbst, 1815 Kammergerichtsrat in Berlin und 1819 am dortigen rheinischen Kassationshofe Geheimer Oberrevisionsrat. Nachdem er 1822 zum Vizepräsidenten des Oberlandesgerichtes zu Halberstadt und 1824 desjenigen zu Breslau ernannt worden war, erfolgte 1832 seine Ernennung zum Justizminister neben Herrn v. Kamptz für die östlichen Provinzen der Monarchie und die Lehensangelegenheiten, sowie zum Mitgliede des Staatsrats. Seit 1838 war er Geheimer Staatsminister für die oberste Leitung der ganzen Justizverwaltung und die Lehenssachen, während Kamptz die Gesetzrevision leitete. Als Kamptz 1842 abging, blieb M. an der Spitze des Justizministeriums, und Savigny übernahm die Gesetzrevision. M. befreite das Gerichtsverfahren von vielen veralteten und fesselnden Formen, führte in Zivilsachen Öffentlichkeit und Mündlichkeit ein und trennte die Justiz von der Verwaltung. Zuletzt alleiniger Justizminister, trat er im August 1844 ab, blieb aber im Staatsrate und wurde im September d. J. Chefpräsident des Obertribunals, behielt auch Sitz und Stimme im Staatsministerium bis 1848. 1854 legte er sein Amt als Chefpräsident nieder, blieb aber Mitglied des Staatsrats und Staatsminister. Er starb, in den erblichen Adelstand am 22. Dezember 1833 erhoben, am 15. Januar 1857 in Berlin, seit 14. Juni 1851 Ritter des Schwarzen Adlerordens.

Mühler, Dr. Heinrich v. Als Sohn des Vorigen am 4. November 1813 zu Brieg geboren, besuchte M. die Gymnasien zu Halberstadt und Breslau, studierte seit 1830 in Berlin Jura und promovierte hier 1835 als Doktor beider Rechte. Nachdem er an verschiedenen Gerichten als Auskultator und Referendär thätig gewesen, trat er, von Eichhorn berufen, 1840 als Hilfsarbeiter in das Kultusministerium und war besonders eifrig bei der Ausarbeitung einer neuen Kirchenverfassung; 1846 wurde er Sekretär der Generalsynode und gab in Weimar „Geschichte der evangelischen Kirchenverfassung in der Mark Brandenburg" heraus. Auch als Dichter war er fruchtbar, und 1842 erschienen in Berlin seine „Gedichte", deren einige sehr populär wurden. Seit 1842 Regierungsrat und 1846 vortragender Rat im Kultusministerium, wurde M. 1849 Mitglied des Oberkirchenrates und erwarb sich große Verdienste um die Begründung des Geschäftskreises und die Abgrenzung der Wirksamkeit dieser Behörde. Auch gehörte er der Eisenacher Kirchenkonferenz als Mitglied an. Seine frömmelnde und ehrgeizige Gattin Adelheid v. Goßler besaß eminenten Einfluß auf M. und drängte ihn allmählich in das Lager der Pietisten, was auf seine Energie wie auf seinen an sich liebenswürdigen und heiteren Charakter lähmend einwirkte. Am 18. März 1862 wurde er Minister der geistlichen, Unterrichts- und Medizinal-Angelegenheiten, ohne jedoch dieser Stellung gewachsen zu sein; daneben vertrat er 1867—1870 im norddeutschen Reichstage einen schlesischen Wahlkreis. Zwar verstand es M. recht wohl, den Angriffen der Opposition mit Phrasen von der von Gott eingesetzten Obrigkeit zu begegnen, aber in der Verwaltung seines großen Departements leistete er blutwenig. Sorglich mied er jede Entscheidung in Prinzipienfragen, in schädlicher Weise kokettierte er mit den dreisten Ansprüchen der Kirchenbehörden, und seine Adelheid war der entscheidende Faktor in den wichtigsten Fragen, wodurch sie stehende Figur der Witzblätter wurde. Orthodoxe, wissenschaftlich wenig bedeutende Männer kamen in die evangelischen theologischen Fakultäten, während die Bischöfe die katholischen regierten, in den polnischen Distrikten fiel die Volksschule in die Hände des fanatischen Klerus, und bei allen Unterrichtsanstalten wurde übertrieben an Geldern gespart. Weder die evangelische Kirchenverfassung noch das Unterrichtsgesetz konnten unter M. fertig gestellt werden. Bald zeigte sich Mißstimmung gegen sein Regiment, die Liberalen bekämpften den hochorthodoxen Mann voll Erbitterung. Am 12. November 1868 brachte er im Landtage vier Gesetzentwürfe über die Volksschule ein, unter denen derjenige den meisten Widerspruch erregte, welcher den unentgeltlichen Unterricht in der Volksschule abschaffen wollte, um dem Staate neues Schulgeld zuzuführen. Mit 202 gegen 137 Stimmen lehnte das Abgeordnetenhaus diesen Entwurf 10. Februar 1869 ab. Zu einer lebhaften Debatte führte am 17. Februar der Entwurf über die Witwen- und Waisenkassen der Elementarlehrer, wonach die Staatskasse die Pensionen, so weit sie nicht durch die Beiträge der Lehrer und Gemeinden gedeckt werden könnten, bis zur Minimalhöhe von 50 Thalern übernehmen sollte. M. bezeichnete des Finanzstandes wegen die Annahme dieses Entwurfs mit einer solchen Bestim-

mung als für die Regierung unmöglich. Er wie die ihn hassende Opposition im Abgeordnetenhause gefielen sich in ihrem hitzigen Kampfe in Übertreibungen. Das Abgeordnetenhaus nahm nach bitteren Ausfällen gegen M.s Regiment den Entwurf mit großer Majorität an, und trotz seines Einspruches stimmte das Herrenhaus diesem Beschlusse bei. Auf dem Landtage von 1869/1870 hatte M. kein besseres Resultat, denn seine Anträge wurden abgelehnt oder unerledigt gelassen; als er sich der Finanzlage wegen gegen einen Zuschuß von 60,000 Thalern zur Witwen- und Waisenkasse der Elementarlehrer aussprach, erklärte sich der Finanzminister Camphausen (s. d.) im entgegengesetzten Sinne. M. begünstigte die Fraktion des Zentrums, wollte jedoch die Übergriffe der Bischöfe nicht dulden und wahrte ausdrücklich das Recht des Staates auf die ausschließliche Disziplinargewalt gegen die von ihm angestellten Beamten; gegenüber dem Unfehlbarkeitserlasse des Papstes sprach er sich dahin aus, der Staat müsse diejenigen, welche er bis 1870 für Katholiken angesehen habe, auch ferner dafür halten, selbst wenn sie die Unfehlbarkeit verwürfen. Seine Versuche, letzterer entgegenzutreten, erschienen gar zu schwächlich und energielos; ihm galt zu sehr der Buchstabe des Gesetzes mehr als die Gewissensfreiheit, als daß nicht die Liberalen alles unternommen hätten, ihn zu stürzen. Dabei hatte er sich dem Kampfe mit der Kurie nicht so völlig entziehen können, daß er nicht seinen orthodox-konservativen Anhang verletzt hätte, und dieser unterließ darum seine Verteidigung; die Kreuzzeitungspartei gab ihn preis. M. hatte sich mit dem Kronprinzen überworfen, Bismarck wirkte offen gegen ihn; im Abgeordnetenhause bereitete sich ein allgemeiner Sturm vor, und selbst eine Mißtrauenserklärung gegen ihn wurde beschlossen. Da gab M. am 12. Januar 1872 seine Entlassung ein, Bismarck bestürmte den König, sie zu gewähren, und dieser that es in verbindlicher Weise; Falk (s. d.) wurde M.s Nachfolger. M. entwickelte sein pietistisches System in dem Werke „Grundlinien einer Philosophie der Staats- und Rechtslehre nach evangelischen Prinzipien“ (Berlin 1873) und starb plötzlich am 2. April 1874 in Potsdam.

Mühlhausen im Elsaß: als zugewandter Ort der Eidgenossenschaft bis 1798. Schon seit dem 15. Jahrhundert hatte sich die Reichsstadt M. im Sundgau, gleich der benachbarten Rheinstadt Basel, gegenüber den Bedrohungen durch den umwohnenden Adel, nach einer Anlehnung an die schweizerische Eidgenossenschaft umzusehen begonnen. Ein 1466 auf 25 Jahre mit Bern und Solothurn abgeschlossenes Bündnis führte 1468 zu einem schweizerischen Kriegszuge nach dem Sundgau. Aber erst 1515 wurde M. von den Eidgenossen aller dreizehn Orte in ewige Freundschaft aufgenommen, und seither beteiligte sich die Stadt an dem politischen Leben ihrer Bundesgenossen, freilich nicht als gleichberechtigter Ort, sondern in einer mehr auf den Schutz angewiesenen Rechtsstellung. Der Übertritt zur Reformation, nach der Berner Disputation von 1528, vermehrte noch die in jedem Augenblick einer kriegerischen Verwickelung bedenkliche Lage des vom österreichischen Sundgau rings umschlossenen kleinen Gebietes. Zur Zeit der Gegenreformation wurde denn auch eine Privatangelegenheit, der Zwist der gegen ihre Obrigkeit ungehorsamen Gebrüder Finninger mit dem Rate von M., von der katholischen Majorität der Eidgenossen begierig aufgegriffen, um gegenüber dem reformierten verbündeten Staate den Bund aufzulösen: nur das thatkräftige kriegerische Einschreiten der reformierten Kantone, voran von Bern, rettete damals, 1587, M. vor dem Schicksale, der mit den katholischen Kantonen einverstandenen österreichischen Regierung zu unterliegen. Wieder mußten stets von neuem im 17. Jahrhundert, besonders während des Dreißigjährigen Krieges, hernach, als M. Enklave des französischen Machtbereiches geworden war, auch während der Kriege Ludwigs XIV. und noch später, die M. treugebliebenen evangelischen Städte diplomatische oder auch militärische Anstrengungen für den einzelnstehenden Bundesstaat eintreten lassen. Anderseits aber erblühte in der rührigen kleinen Republik seit der Mitte des 18. Jahrhunderts eine einträgliche Gewerbthätigkeit, bis die Umgestaltung Frankreichs infolge der Revolution durch Zollchikanen Störung brachte. Es war ersichtlich, daß M. zur Preisgebung seiner Selbständigkeit gebracht werden sollte, und es geschah, was nicht zu vermeiden war. Noch ehe die Schweiz selbst umgeworfen wurde, erklärte M., unter verhältnismäßig günstigen Bedingungen, am 28. Januar 1798 seinen Anschluß an die fränkische Republik.

Mühlhausen, Kreisstadt der preußischen Provinz Sachsen, an der ersten Thalerweiterung der Unstrut, wird schon sehr früh genannt und war seit Mitte des 14. Jahrhunderts freie Reichsstadt. Ihre errungene Reichsunmittelbarkeit hat die vormals ansehnliche und blühende Stadt, deren Name schon auf Wasserreichtum und Gewerbthätigkeit hindeutet, bis zur neuesten Zeit behauptet. In ihrem Gebiete galt eigenes Recht und fand von ihren Rechtssprüchen keine Berufung an das Reichsgericht statt. Kirchen und Klöster standen unter Vormundschaft der Stadt, welche eine Besitzausbreitung zur toten Hand nicht gestattete. Zwar war es seit 1351 den Zünften gelungen, Sitz und Stimme im Magistrate zu erlangen, doch erhielt sich das Übergewicht der Patrizier, deren ehrenvolle Stellung sich auf wissenschaftliche Bildung und Rechtskunde stützte, bis zu Ende der reichsstädtischen Freiheit. Durch große Feuersbrünste erlitt M. 1422 und 1487 bedeutenden Schaden. Im Bauernkriege begannen Ansehen und Macht der Stadt zu sinken. Unter Leitung eines ausgearteten Mönches Heinrich Pfeifer kamen 1523 politische und kirchliche Reformen in demokratischem Sinne zur Einführung, die wesentlich erweitert wurden, als auch der berüchtigte Schwärmer Thomas Münzer (s. d.), trotz Luthers Warnung, Aufnahme in M. fand. Münzers unruhiges Auftreten hatte indessen eine Spaltung der Reformpartei zur Folge, wodurch es den patrizischen Ratsherren gelang, die Herrschaft wiederzugewinnen und die Führer der Opposition, darunter Münzer und Pfeifer auszuweisen. Letzterer blieb in der Nähe und bereitete mit Erfolg eine gewaltsame Schilderhebung vor, weshalb der 1524 vom Oberrhein zurück-

kehrende Münzer günstigen Boden für seine Wirksamkeit fand und sich bald die niederen Leidenschaften des Landvolkes wie der unteren Bürgerschichten dienstbar machte. An Stelle des alten Rates der „Ehrbarkeit" berief Münzer 16. März 1525 einen „ewigen Rat", der fortan allein und ohne Systemwechsel regieren sollte. Nachdem Münzers weiteres Treiben zum thüringischen Bauernaufruhr geführt, dieser aber 15. Mai 1525 bei Frankenhausen blutig unterdrückt worden, erfolgte zu M. Münzers und Pfeifers Hinrichtung nebst der von 24 anderen Rädelsführern. Wie im allgemeinen der Bauernaufstand von den Gegnern der Reformation benutzt wurde, diese zu verdächtigen, so sollte er auch in M. die neue Kirchenordnung längere Zeit aufhalten. Die Sieger von Frankenhausen, Kurfürst Johann und Herzog Georg von Sachsen, sowie Landgraf Philipp von Hessen hatten mit abwechselnder Jahresregierung die Stadt für das Reich in Besitz genommen und willkommene Gelegenheit gefunden, sich der an ihren Grenzen liegenden, wohlhabenden Stadt unter Auferlegung harter Kriegssteuern zu bemächtigen. Als nun dem streng katholischen Herzog Georg das erste Regierungsjahr überlassen wurde, sagte dieser der Stadt um den Preis des Widerstandes gegen die Reformation Schutz zu, sodaß M. in Zurückhaltung derselben ein Mittel zur Behauptung städtischer Freiheit fand. Ungeachtet aller Drohungen der protestantischen Gewalthaber Johann von Sachsen und Philipp von Hessen verhielt sich der Rat möglichst abwehrend gegen das evangelische Bekenntnis, bis dieses 1536 unter sächsischem Schutze interimistisch und seit 14. September 1542 dauernd öffentlichen Ausdruck in M. fand. Doch erhielt die Stadt nach der Demütigung der beiden letztgenannten Fürsten infolge der Schlacht von Mühlberg 24. April 1547, von Kaiser Karl V. ihre alte Selbständigkeit zurück. Mehr noch als früher litt M. im dreißigjährigen Kriege, denn als von den wechselnden Bedrängern zuletzt schwedische Truppen die Stadt räumten, war diese völlig verarmt, Ackerbau und Gewerbe lagen darnieder, Kunstfleiß und Handel waren geschwunden. Nur langsam erholte sich die bisher so vermögende Stadt, welche vom 9. August bis 16. November 1673 Sitz eines Reichstags war, auf welchem zwischen dem Kaiser, Brandenburg, Sachsen und anderen Verbündeten wegen des bald darauf von neuem ausbrechenden Krieges gegen Frankreich verhandelt wurde. Auch im Siebenjährigen Kriege hatte M. wiederholt zu leiden und zwar 1757 bei der Besetzung Thüringens durch die verbündeten Franzosen und Reichstruppen bis zur Schlacht von Roßbach (5. November dess. J.) und 1760 während des österreichisch-würtembergischen Zuges zur mittleren Elbe. Streitigkeiten zwischen Rat und Bürgerschaft der von früherer Höhe sichtlich herabgekommenen Stadt bewirkten Einschränkungen ihrer Privilegien seitens des Reichsgerichts, noch bevor M.s Abtretung vom Reiche erfolgte. In Gemäßheit eines auf Grund der Lüneviller Friedensbestimmungen (9. Februar 1801) abgeschlossenen Vertrages zwischen Frankreich und Preußen vom 23. Mai 1802, bestätigt 25. Februar 1803 durch Reichsdeputations-Hauptschluß, verlor M. in Gemeinschaft der mit ihm alt verbundenen Reichsstädte Erfurt, Nordhausen und Goslar seine politische Selbständigkeit. Zufolge Patents vom 6. Juli 1802 ließ König Friedrich Wilhelm III. von Preußen am 3. August 1802 M. in Besitz nehmen, mußte es jedoch in der Zeit vom Tilsiter (7./9. Juli 1807) bis zum Pariser Frieden (30. Mai 1814) an das Königreich Westfalen abtreten. Seit M. Eisenbahnverbindung zum Anschluß einerseits an die Linie Halle-Kassel, anderseits an die Thüringische Bahn erreicht hat, beginnt es die Folgen langjähriger Isolierung zu überwinden, insofern die ersten Dezennien des Eisenbahnzeitalters den sonst über die Stadt führenden regen Straßenverkehr abgelenkt hatten. — Vgl. E. Jakobs, Geschichte der in der preußischen Provinz Sachsen vereinigten Gebiete, Gotha 1883; F. Stephan, Reformationsgeschichte der Reichsstadt Mühlhausen &c., Mühlhausen 1842.

Mukthar (Ahmed)-Pascha, einer der bekanntesten türkischen Heerführer der letzten Jahrzehnte, ist im September 1832 in der kleinasiatischen Stadt Brussa geboren. Seit 1860 in der sogen. Harbijé-Mekteb in Stambul Professor der Kriegswissenschaften und (seit 1865) Lehrer von Jussuf-Izzeddin-Efendi (ältester Sohn des Sultans Abdul-Asis-Khan), wurde M. seit 1867 als Kommissar der Pforte an den Grenzen von Montenegro beschäftigt, und blieb bis Ende 1870 zu Skutari. Seit dieser Zeit war er zuerst als Brigadegeneral (Liwa), dann als Divisionsgeneral (Ferik) bei einer erfolgreichen Expedition nach dem arabischen Jemen thätig, von der er als Pascha und Marschall (Muschir) zurückkehrte, um dann seit Sommer 1873 an verschiedenen Stellen des türkischen Reiches nach einander als Corpskommandant zu fungieren. Als er dann im Dezember 1875 zum Oberbefehlshaber in der seit dem Sommer dieses Jahres im Aufstande begriffenen Herzegowina ernannt worden war, zog er gegen die Aufständischen und die in diesen Kampf eintretenden Montenegriner wiederholt den kürzeren. Kurz vor Ausbruch des letzten russisch-türkischen Krieges, im April 1877, nach Kleinasien an die Spitze des 4. türkischen Armeecorps nach Erzerum versetzt, stand er hier bei Ausbruch des Krieges an der Spitze von 57,000 Mann mit 162 Geschützen, von denen sich 37,000 Mann bei Batum, Ardahan, Kars, Bajazid und den Grenzposten, 20,000 als Reserve bei Kars und Erzerum befanden. In diesem wechselvollen Kampfe gelang es einem seiner Unterfeldherrn, Ismail-Pascha, am 25. Juni bei Zewin, östlich von Erzerum, die Russen unter Melikow zu schlagen, so daß M. nun das belagerte Kars entsetzen und die Russen zum Rückzuge auf ihr Gebiet nötigen konnte. Diese Erfolge, für die M. den Titel „Ghasi", der Siegreiche, erhielt, waren aber nicht entscheidender Art; denn die verstärkte russische Armee unter Großfürst Michael brachte ihm am 14. Oktober in der Gegend des Aladscha-Dagh eine schwere Niederlage bei, infolge deren später Kars verloren ging und die Sache der Osmanen im offenen Felde unhaltbar wurde. Zuletzt von Erzerum nach Stambul zurückberufen, hat M. noch kurz vor Abschluß des Friedens von San Stefano den Befehl über die letzten bei Tschataldsche versammelten Truppen

geführt. Im Jahre 1879 Statthalter in Monastir, befindet sich M. seit 1884 als militärisch-politischer Agent der Pforte in Ägypten, um die ägyptische Armee neu zu organisieren.

Mulgrave, Constantine John Phipps, Lord. Als ältester Sohn des ersten Barons M. am 30. Mai 1744 geboren, trat Phipps frühe in die Marine und machte als Midshipman an Bord des „Dragon" 1761 den Angriff auf Martinique mit. Am 17. März 1762 wurde er Lieutenant, am 24. November 1763 Commander, am 20. Juni 1765 Post-captain und der Fregatte „Terpsichore" zugewiesen. 1767 übernahm er das Kommando des „Boreas", der 28 Kanonen trug. 1768 kam er bei den Generalwahlen für die Grafschaft Lincoln in das Parlament, wo er sich als begeisterter Vorredner der Rechte des Volks hervorthat. 1773 rüstete die Regierung zu einer Expedition, die durch die Nordmeere eine Durchfahrt in den Stillen Ozean suchen sollte, und nahm freudig Phipps' Anerbieten an, dieselbe zu führen. Mit zwei Schiffen „Racehorse" und „Carcass" segelte er am 4. Juni von Nore an der Themse ab, aber bei Spitzbergen versperrten ihm nicht nur Eisberge die weitere Fahrt, sondern er war bedroht, von ihnen absolut eingeschlossen zu werden; bei einer Kälte ohne gleichen, begrüßte er es am 80. Grade als einzige Rettung, daß sich plötzlich der Wind nach Westen drehte und die Schiffe in das offene Meer zurücktrieb. Vergebens suchte er, nordwärts weiterzufahren, und die Jahreszeit zwang ihn zur Heimkehr nach England, wo er am 24. September 1773 wieder eintraf. Er nahm von neuem im Unterhause Platz und folgte am 13. September 1775 seinem Vater als zweiter Baron M. of New-Roß (Grafschaft Wexford) in der irischen Peerage. 1777 wählte ihn die Stadt Huntingdon in das Parlament; vom 4. Dezember d. J. bis zum 30. März 1782 war er unter den Lords der Admiralität. Im Kriege mit den sich befreienden Kolonieen von Nordamerika kreuzte er auf dem 60 Kanonen haltenden „Ardent" in der Bai von Biscaya, um alsbald den Befehl des Linienschiffs „Courageux" von 74 Kanonen anzutreten, während des ganzen Kriegs zu führen und sich besonders am 27. Juli 1778 gegen die französische Flotte auszuzeichnen. 1779—1780 daheim verwendet, nahm M. am 4. Januar 1781 auf einer Kreuzerfahrt die „Minerva" mit 32 Kanonen und 316 in Gefangenschaft gefallenen Engländern. Zu dem ihm übertragenen Angriffe auf Vlissingen kam es nicht, aber 1782 ging er mit Lord Howe nach Gibraltar, wo er am 20. Oktober heldenhaft in vorderster Reihe kämpfte. 1784 kam er für Newark-upon-Trent in das Unterhaus, wurde im April Adlatus des Generalzahlmeisters der Streitkräfte und am 18. Mai Kommissioner für die indischen Angelegenheiten, außerdem fiel ihm das Amt eines Lord of trade and foreign plantations zu. Die königliche Gesellschaft von London nahm ihn als Mitglied auf, er besaß ausgebreitetes Wissen, und die Schiffsbaukunst verdankte ihm viele Verbesserungen; 1774 ließ er in London sein ins Deutsche und Französische übersetztes „Journal of a voyage towards the North Pole" erscheinen. Er war ein höchst ehrenwerter, wohlwollender und allgemein beliebter Mann. Am 16. Juni 1790 kreierte ihn Georg III. zum britischen Peer als Baron M. of M. (Yorkshire), 1791 legte er Krankheit halber alle Ämter nieder und entsagte dem politischen Leben. Mit seinem am 10. Oktober 1792 erfolgten Ableben erlosch, da er kinderlos war, sein britischer Titel, während sein Bruder (s. den Folgenden) den irischen erbte. — Vgl. „The Georgian Era", Bd. III, London 1834.

Mulgrave, Henry Philipp Phipps, erster Graf von. Als jüngerer Bruder des vorigen am 14. Februar 1755 geboren, widmete sich Phipps der Marine, machte die Feldzüge in Amerika und Westindien voll Bravour mit und wurde 1783 Oberstlieutenant, 1790 Oberst, 1793 Chef des 31. Infanterie-Regiments, für seine ausgezeichnete Haltung bei der Einnahme von Toulon 1794 Generalmajor, am 1. Juni 1801 Generallieutenant und 1809 voller General. Seit 1789 saß er im Parlamente und unterstützte die Regierung. Am 10. Oktober 1792 folgte er dem Bruder in der irischen Baronie als dritter Baron M. of New-Roß, und am 13. August 1794 kreierte ihn Georg III. zum britischen Peer als Baron M. of M. Er wurde Kanzler des Herzogtums Lancaster, unter seinem intimen Freunde Pitt 1804 Staatssekretär der auswärtigen Angelegenheiten, dann erster Lord der Admiralität. Seit 1806 in der Opposition, übernahm er 1807 wiederum letzteren Posten. Er hauptsächlich organisierte 1809 die unglücklich verlaufende Expedition nach der Insel Walcheren und wurde dafür die Zielscheibe der Opposition. 1812 entsagte er seinem Amte in der Admiralität, um Großmeister der Artillerie (Generalfeldzeugmeister) zu werden, und erlangte am 7. September d. J. die Titel eines Viscount Normanby und Earl of M., die er seinem Erstgeborenen (s. „Normanby, Marqueß") vererbte. 1818 trat er die Stellung als Großmeister der Artillerie an den Herzog von Wellington ab, blieb aber Mitglied des Kabinetts, in dem er entschieden gegen die Katholikenemanzipation sprach. M. war Großkreuz des Bath-Ordens, Gouverneur von Scarborough Castle, Lordlieutenant, Vizeadmiral und Custos rotulorum des Ostbezirks der Grafschaft York und starb am 7. April 1831.

Müller, Johannes (v.), geboren am 2. Januar 1752 zu Schaffhausen, gestorben am 29. Mai 1809 zu Kassel. Der Verfasser der „Vierundzwanzig Bücher allgemeiner Geschichten" und der „Schweizer-Geschichte" kann hier nur als politische Persönlichkeit besprochen werden, in welcher Eigenschaft er frühe der Heimat entzogen worden ist, wenn auch seine Anhänglichkeit an dieselbe stets groß blieb. Schon in der Jugend höchst erregbar und wegen seiner großen Begabung der Gegenstand reger Aufmerksamkeit, wendete sich M. dem theologischen Studium zu, wurde aber in Göttingen für geschichtliche Arbeiten gewonnen, deren er von Anfang an lebhaftes Verständnis entgegenbrachte. Zurückgekehrt litt M. überall unter den engen Verhältnissen der Vaterstadt, die ihm zwar eine Stellung zu bereiten suchte, und geriet durch die entgegengesetzten Wünsche, bald denjenigen, dem

Vaterlande zu dienen, bald das ungestüme Streben, auf einem großen Schauplatze eine höhere Bestimmung zu erfüllen, in peinliche Unklarheit. Dann fand er neue reiche Anregung als Erzieher in einem angesehenen Genfer Privathause seit 1774. Doch als der 1780 erschienene erste Band der Schweizer-Geschichte ihm in Deutschland einen Namen zu machen begann, wandte er von neuem sein Augenmerk auf eine politische Stellung, zunächst in Berlin ohne Erfolg, so daß er in Kassel mit einer untergeordneten Lehrstelle sich begnügen mußte. Erst in Mainz, zuerst — 1786 — als Bibliothekar des Kurfürsten, dann als dessen geheimer Kabinettssekretär, fand M. Gelegenheit, seine Begabung für politische Thätigkeit zu bewähren und in engster Verbindung hiermit auch litterarisch abermals hervorzutreten. Ganz besonders zählt seine „Darstellung des Fürstenbundes", 1787, zu den besten historisch-politischen Schriften überhaupt. Der Protestant im Dienste des katholischen Kirchenfürsten, aus dessen Feder „Die Reisen der Päpste" 1782 hervorgegangen waren, eignete sich auch zu einer diplomatischen Sendung nach Rom, zur Betreibung der Bestätigung des Koadjutors Dalberg für den Mainzer erzbischöflichen Stuhl. Eine geheime Mission nach der Schweiz, 1787, um im Auftrage der preußischen Regierung zu ergründen, inwieweit, vorzüglich in Bern, Geneigtheit zu einem Anschlusse an den Fürstenbund vorhanden wäre, gab ihm Gelegenheit, in einem Rechenschaftsberichte seine ausgezeichnete Kenntnis der politischen Situation in der Eidgenossenschaft darzulegen. Die Revolution kam ihm nicht überraschend, und da er zur Zeit der Eroberung von Mainz durch die französische Armee, 1792, gerade auf einer diplomatischen Sendung in Wien weilte, nahm er die ehrenvollen Bedingungen für den Eintritt in den österreichischen Staatsdienst an. Denn wie M. schon 1772 bei Widmung seiner Jugendschrift, des „Bellum Cimbricum", in dem Begleitschreiben an Joseph II. sich ausgesprochen, daß er „unter Joseph oder Friedrich" einer hervorragenden Stellung bedürfe, um Großes zu leisten, so besann er sich jetzt, dank jener Elastizität seines Wesens, in der bei aller Größe der Begabung seine moralische Schwäche beruhte, ganz und gar nicht, vom Boden einer überwiegend preußischen Tendenzen dienenden Thätigkeit hinweg in den entgegengesetzten Pol einzutreten. Bis 1800, wo der Übergang in die ihm mehr zusagende Stellung eines ersten Custos der kaiserlichen Bibliothek stattfand, arbeitete M. für die kaiserliche Hofkanzlei. Aber auch von Wien aus nahm er an den Geschicken der Schweiz, welcher die Gefahr der revolutionären Erschütterung immer näher rückte, lebhaftesten Anteil. So benutzte er 1797 einen Urlaub zu einer Reise nach der Schweiz, hatte aber, gerade infolge seiner reiferen unparteiischeren Ansicht darüber, was dem Lande fromme, daß es nämlich seine Umgestaltung selbst mache, um nicht von der Revolution überholt zu werden —, auf dieser Mission das Mißgeschick, von beiden Seiten her argwöhnische Anklagen vernehmen zu müssen und nirgends Gehör zu finden. Der Fall der Eidgenossenschaft traf ihn furchtbar schwer; doch ließ er den Mut nicht sinken und hoffte, durch seine Ratschläge bei seinem Vorgesetzten Thugut die Herstellung der Integrität der Schweiz im Koalitionskriege von 1799 erzielen zu können. Als auch diese Hoffnungen fehlschlugen, hielt er es für wichtig, Bonaparte, von dem er eine Besserung erwartete, richtige Vorstellungen über die schweizerischen Verhältnisse beibringen zu lassen, und in M. war diejenige Form der Neuordnung, welche dann in der Mediation (s. d.) ins Leben trat, als bestes Heilmittel schon vor ihrer Einführung zur Überzeugung geworden. — In Wien freilich war M. ein Führer der eifrig deutschgesinnten Partei, und als die Erwartung eines Zusammenschlusses der osteuropäischen Staaten gegen Frankreich sich bald neuerdings zu erfüllen schien, ließ er 1804 sich gerne nach Berlin ziehen, wo er die Funktionen eines beständigen Akademiesekretärs und eines Historiographen des königlichen Hauses übertragen erhielt. Neben großen wissenschaftlichen Aufgaben — voran einer Geschichte Friedrichs des Großen —, die er sich setzte, war nun M. wieder im Mittelpunkt der patriotisch kriegerischen Partei, welche die Erhebung Deutschlands gegen die Militärdespotie, unter Preußens Leitung, ersehnte. Daß dann M. nach der Katastrophe von 1806 durch selbstbeschönigende Schwäche sich dazu bringen ließ, Napoleon sich zuzuwenden, diese abermalige Schwenkung mußte er furchtbar büßen. Denn als er nach seinem Rücktritt aus dem preußischen Dienste, Ende 1807, in denjenigen des neu zusammengelegten Königreichs Westfalen getreten war, fand wohl sein Ehrgeiz in der ihm aufgelegten Geschäftslast ein Genügen. Aber die moralischen Erniedrigungen, die ihm die unbefriedigende Stellung eines Staatsrates und Generaldirektors des öffentlichen Unterrichtes an einem Hofe, wie derjenige Jérômes war, einbrachte, die Enttäuschung, wenn er seines Vorsatzes gedachte, zwischen der französischen Beherrschung und dem deutschen Wesen zu vermitteln, brachen seine Kraft. M. hatte vorzüglich der Erhaltung der Universitäten, Göttingen und Halle in erster Linie, zu dienen gesucht. Seine am 11. Mai 1809 eingereichte Entlassung — Jérome hatte geäußert, er brauche nur Soldaten, und die Hochschulen könnten zerstört werden — überlebte er nur um wenige Wochen. Am meisten hatte ihm auch politisch die Schweiz zu verdanken, da sein großes Werk über ihre Geschichte in einer Zeit allgemeiner Erschütterung die Aufmerksamkeit auf die Erhaltung des in seinem historischen Aufbau so eigentümlichen Staatswesens richtete. — Von neuester Litteratur vgl. Mörikofer, Schweizerische Litteratur des 18. Jahrhunderts, S. 459—525, und Wegele, Geschichte der deutschen Historiographie, S. 806ff., sowie Henking im „Jahrbuch für Schweizer Geschichte" 1884, Bd. IX (zur gerechten Beurteilung der Rolle M.s in der Schweiz 1797).

Müller-Friedberg, Karl. Als der Sohn des nachherigen hohen Beamten, Landshofmeisters, der Fürstabtei St. Gallen, Franz Joseph Müller — das Adels-Prädikat „v. Friedberg" ist die willkürliche Konstruktion eines kaiserlichen Diploms von 1774 —, wurde M.-F. am 24. Februar 1755 zu Näfels im Kanton Glarus geboren. Von

1782 an diente er der Fürstabtei St. Gallen, welche seit dem Jahre 1451 durch ein ewiges Burg- und Landrecht mit vier schweizerischen Kantonen der vornehmste der sogenannten zugewandten Orte der Eidgenossenschaft geworden war, in höherer Amtsstellung, insbesondere seit 1792 in der höchst schwierigen Funktion eines Landvogtes im Toggenburg. Der durch den Gang seiner allerdings ziemlich rasch abgeschlossenen Studien den Tendenzen der Aufklärung nahe gebrachte junge Mann, der auch litterarisch, sogar poetisch sich bethätigte, fand sich in der Aufgabe des Vertreters eines geistlichen Fürsten gegenüber einem von den Revolutionsideen schon berührten Volke lange gut zurecht, allerdings mit mehr Schwierigkeit, als 1796 an die Stelle des milden Abtes Beda ein starrer Mönch in der Person seines Nachfolgers, des Fürsten Pankraz (Vorster, aus Wil), erwählt worden war, welcher den warnenden Mahnungen angesichts der steigenden Gefahr der Umwälzung kein Vertrauen entgegenbrachte. In einer mahnenden Rede nahm der Ex-Landvogt am 3. Februar 1798, unter dem soeben aufgerichteten Freiheitsbaume stehend, von seinen durch sein Plakat als frei erklärten Toggenburger Unterthanen Abschied. — In der nun beginnenden helvetischen Epoche (s. d.) hielt sich M.-F. anfangs zurückgezogen im Privatleben — er nahm im Damenstift Schännis im Gaster-Lande seinen Wohnsitz für anderthalb Jahre und vergalt als Protektor desselben in den schwierigen Kriegsmonaten von 1799 reichlich die gefundene Gastfreundschaft —; dann aber folgte er im Anfang des Jahres 1800 als Mitglied des helvetischen Finanzrates einem Rufe des Vollziehungs-Direktoriums nach Bern. In den rasch sich folgenden Phasen der helvetischen Ordnung nahm M.-F. verschiedene arbeitsreiche Stellungen ein, in denen er sein organisatorisches Talent, sein konziliatorisches Geschick von neuem belegen konnte; allerdings verschärfte sich dabei seit Anfang 1802 seine anfangs gemäßigte unitaristische Richtung, und als im September dieses Jahres der Erste Konsul zur Neuordnung der Verhältnisse die helvetische Consulta zu sich nach Paris berief (s. Art. „Mediation"), befand sich M.-F. unter den drei Abgeordneten jenes helvetischen Senates, der soeben vor den Waffen der Föderalisten aus Bern nach Lausanne entflohen war. Aber eben die neue, auf föderativer Grundlage fußende Mediationsakte wies nun dem Staatsmanne den Wirkungskreis definitiv zu, wo dieser seine staunenswerte Begabung für den Aufbau einer neuen politischen Schöpfung beweisen mochte.

Wie nämlich M.-F. schon während der Verhandlungen der Consulta immer mehr als das geistige Haupt unter den Vertretern der Interessen der neuen Kantone erschienen war, so wurde er jetzt, innerhalb der von Bonaparte gleichfalls überwachten Ordnung der kantonalen Organisationen, für den ganz neu geschaffenen Kanton St. Gallen auf den 10. März 1803 hin zum Präsidenten der Regierungskommission für Einführung der Verfassung ernannt. Was er bei seiner Abschiedsaudienz dem ersten Konsul versicherte, ungestörte Ruhe sei „den aus so vielen heterogenen Atomen geschaffenen neuen Kantonen" hohes Bedürfnis, galt voran für St. Gallen, dessen Gebiet aus zehn verschiedenartigen, ungleich großen, vor 1798 ganz zusammenhangslosen, auch konfessionell ungleichartigen Stücken bestand. — Der „ungemein kluge, an Auswegen, Vereinpunkten und Wendungen unerschöpflich erfinderische Mann", wie M.-F. zu dieser Zeit von einem Kenner beurteilt wurde, konnte insbesondere in dem langwierigen Kampfe gegen seinen früheren geistlichen Herrn, den Abt Pankraz, seine Findigkeit anwenden. Denn dieser suchte auf alle Weise, bald mit mehr, bald mit weniger ausgedehnten Ansprüchen, unter Anrufung zeitweise auch der französischen Regierung, seine Position in St. Gallen zurückzugewinnen, mit anderen Worten, den Kanton zu zertrümmern. Aber M.-F., und in ihm der moderne Staatsgedanke, siegte in dem diplomatischen Zweikampfe, und am 8. Mai 1805 wurde die Auflösung des Klosters gesetzlich erklärt, woran M.-F. die Errichtung eines katholischen Kantonsgymnasiums anschloß. Er hatte nicht den Mut gehabt, seinen Plan einer paritätischen Schule durchzukämpfen, und er legte dadurch und durch weitere aus der Liquidation des Klostergutes sich ergebende Konzessionen den Grund zu einer verhängnisvollen politisch-konfessionellen Spaltung des Kantons. — Neue Anfechtungen der Existenz des Kantons, destruktive Versuche demagogischer und mönchisch-hierarchischer Färbung, Intriguen der Kantone Glarus und Schwyz und des Ex-Abtes, nach dem Umsturze der Mediation, wurden 1814 durch M.-F. glücklich abgewiesen, und als Landammann des am 23. Februar 1815 neu konstituierten Kantons blieb er auch während der Restaurationszeit die durchaus maßgebende Persönlichkeit. Aber der Durchbruch der demokratischen Ideen nach der Juli-Revolution hob ein jüngeres Geschlecht, voran den thatkräftigen Gallus Jakob Baumgartner, empor. Mit Undank wurde M.-F. bei der Neubestellung der Regierung 1831 übergangen. Da siedelte der weltmännisch feine Repräsentant einer überwundenen politischen Schule nach Konstanz über. Aber auch jetzt noch blieb er in voller Arbeit und verstand es, seine Erfahrungen in der Schilderung zeitgenössischer Geschichte, den „Schweizerischen Annalen" (1832–1836), niederzulegen. M.-F. starb am 22. Juli 1836 zu Konstanz.

Vgl. Joh. Dierauer, Müller-Friedberg, Lebensbild eines schweizerischen Staatsmannes (St. Gallen 1884), sowie G. J. Baumgartner, Geschichte des schweizerischen Freistaates und Kantons St. Gallen, Bd. I u. II (Zürich u. Stuttgart 1868).

Münchengrätz, Kongreß von. Die Lage Europas und sonderlich das Umsichgreifen revolutionärer Gesinnungen veranlaßte die Kabinette von Österreich, Preußen und Rußland im Geiste der Heiligen Allianz gemeinsame Gegenmaßregeln zu treffen. Der König von Preußen hatte Anfang September 1833 in Schwedt eine dahin abzielende Begegnung mit dem Kaiser von Rußland, und letzterer traf am 10. September in Münchengrätz (Böhmen) ein, wo ihn Kaiser und Kaiserin von Österreich, der russische Vizekanzler Graf Nesselrode, der österreichische Staatskanzler Fürst Metternich, der Großherzog von Sachsen, der Her-

zog von Nassau u. a. erwarteten; Graf Orlow und Graf Tatistschew, Fürst Suworow kamen mit ihm, und am 11. traf der Kronprinz von Preußen ein, den zu begleiten der Minister Ancillon sich geweigert hatte. Am 20. reisten die Kaiser wieder ab. Die Hauptergebnisse der Begegnung waren eine gegenseitige Übereinkunft gegen die falsche Lehre von der Nichtintervention, wie sie das Frankreich Ludwig Philipps besonders hochhielt; in Berlin wurde hierauf am 15. Oktober zwischen Graf Ficquelmont, Ancillon und Graf Nesselrode der Vertrag gegen die Nichtintervention abgeschlossen: die drei Regierungen, die sich bei inneren und äußeren Wirren hilfreich beizuspringen versprachen, bezeichneten jedes von einer anderen Regierung hiergegen eingelegte Hindernis als gegen alle drei geäußerte Feindseligkeit. Außerdem schlossen die Kaiser von Österreich und Rußland in M. Separatverträge wegen der Türkei und Polens; sie hielten fest am Bestehen der Türkei unter der Dynastie Osmans und wollten sich jedem Eingriffe in deren souveräne Autorität widersetzen; inbetreff Polens garantierten sie sich wechselseitig den ruhigen Genuß der ihnen zugefallenen Provinzen und versprachen, sich künftighin Unruhestifter und Rebellen auszuliefern. In M. wurde auch der Samen zu den Wiener Konferenzen von 1834 gelegt. — Vgl. A. Gabourd, Histoire contemporaine, Bd. II, Paris 1864; Aus Metternichs nachgelassenen Papieren, Bd. V, Wien 1882.

Münchengrätz, Treffen am 28. Juni 1866. Prinz Friedrich Karl hatte für den 28. einen umfassenden Angriff seiner eigenen, der 1., wie der ihm jetzt ebenfalls unterstellten Elbarmee auf M. angeordnet. Der Angriff traf nur noch auf die österreichische Brigade Leiningen, welche den schon am frühen Morgen angetretenen Rückzug des 1. und des sächsischen Armeecorps zu decken hatte. Derselbe erfolgte um 7 Uhr durch die Avantgarde der Elbarmee, welche die gegenüberstehenden schwächeren Kräfte allmählich zurückdrängte, indessen gelang es den Österreichern noch, die Iserbrücke bei M. in Brand zu stecken, deren Herstellung die Preußen sehr aufhielt. Da nun auch das Eingreifen der 7. Division von dem zur preußischen 1. Armee gehörenden 4. Corps in der österreichischen rechten Flanke sich fühlbar machte, setzte Leiningen seinen Rückzug auf die zu seiner Aufnahme bereitstehende Brigade Abele und, mit dieser vereint, um Mittag den weiteren Rückzug auf Gitschin fort, ohne vom Feinde weiter behelligt zu werden. — Vgl. „Preußisch-österreichisch-italienischer Krieg von 1866“.

Münchhausen, Adolf Gerlach, Frhr. v. Am 14. Oktober 1688 in Berlin altem Geschlechte entsprossen, studierte M. in Jena, Halle und Utrecht und trat 1714 in Dresden als Appellationsrat in Dienste, um jedoch schon 1715 Sachsen mit Hannover zu vertauschen und Oberappellationsrat in Celle zu werden. 1726 ging er als kurhannöverischer Komitialgesandter an den Reichstag nach Regensburg und wurde 1728 Mitglied des kurfürstlichen Geheimratskollegiums, als welches er für den Staat segensreich wirkte. Er bestimmte Georg II. (s. d.) 1734 zur Gründung der Universität Göttingen, richtete sie völlig ein und zog dahin die bedeutendsten Gelehrten des Deutschen Reichs; er schuf ihre Bibliothek, die Societät der Wissenschaften und andere Institute und machte die Hochschule weltberühmt. Über seine preußenfeindliche Haltung im Siebenjährigen Kriege s. bei „Georg II. von Großbritannien“. Seit 1765 erster Staatsminister, starb der große Staatsmann am 26. Nov. 1770.

Münchhausen, Alexander, Frhr. v. Auf dem in der Grafschaft Schaumburg gelegenen väterlichen Gute Apelern als Sohn eines kurhessischen Geheimrats 1813 geboren, studierte M. in Berlin und Göttingen Jura und trat 1836 als Auditor in Hannöverische Dienste, in denen er 1844 Kammerrat wurde. Seit 1841 saß er als Deputierter der Hoyaschen Ritterschaft in der Ersten Kammer, gemäßigt aristokratischen Ansichten huldigend. König Ernst August, der ihm besonderes Vertrauen schenkte, ernannte ihn 1847 zu seinem Kabinettsrate; als solcher trug ihm M. 1848 die Volkswünsche vor und teilte dem Volke die königliche Entschließung vom 17. März (s. bei „Ernst August“) mit. Er nahm am Landtage von 1848 keinen Anteil, gehörte hingegen dem von 1849 als eines der vier vom Monarchen ernannten Mitglieder der Ersten Kammer an. Am 28. Oktober 1850 trat er als Ministerpräsident, Minister des königlichen Hauses und der auswärtigen Angelegenheiten an die Spitze der Geschäfte, die er in gemäßigt konservativem Geiste leitete. (S. bei „Ernst August“ und „Hannover“.) Georg V., der mit seinem Systeme gar nicht übereinstimmte, entließ M. sofort am 22. November 1851. Erst 1856 trat der Freiherr wieder ins öffentliche Leben, von Stade in die Zweite Kammer entsandt; mit Bennigsen, Windthorst u. a. widersetzte er sich hier weiteren reaktionären Schritten, als solche durch die oktroyierten Gesetze von 1855 (s. „Hannover“) erfolgt seien, und bekämpfte eifrigst den Minister Borries (s. d.) und dessen ungesunde Richtung. Da er in der Domänenfrage offen die Regierung angriff, so fiel er in allerhöchste Ungnade und wurde vom Hofe verbannt. Im Frühlinge 1866 von der Universität Göttingen in die Zweite Kammer entsandt, suchte er vergebens die Regierung zur Neutralität im Kampfe zwischen Österreich und Preußen zu bestimmen. Nach der Annexion Hannovers trat er, 1867 in den norddeutschen Reichstag gewählt, als entschiedener Partikularist auf. Am 11. März d. J. hielt er dort eine so bittere Rede gegen die preußische Politik, daß Bismarck sich veranlaßt fand, seine Angriffe mit aller Energie zurückzuweisen. Als 1870 der deutsch-französische Krieg ausgebrochen war, schien M. welfischer Umtriebe verdächtig, und General Vogel v. Falkenstein setzte ihn in Königsberg in Haft, um ihn bald wieder frei zu lassen.

Munkacs, hochgelegene Feste über der gleichnamigen kleinen Stadt im nordöstlichen Ungarn (Bereghser Gespanschaft) gelegen, wurde im Jahre 1685, wo Herzog Karl von Lothringen angriffsweise gegen die Türken vorging, von den Kaiserlichen eingeschlossen. Gräfin Helene Zrinyi, die Gattin von Emerich Tököly, welcher selbst unter dem Halbmonde focht und 1686 vergeblich M. zu entsetzen suchte, verteidigte die Burg helden-

mütig, bis sie am 19. Januar 1688 sich zur Übergabe genötigt sah. — Später diente M. als Staatsgefängnis; einer der namhaftesten Insassen desselben war Alexander Ypsilanti.

Münnich, Burchard Christof (Graf), russischer Feldmarschall, am 20. Mai 1683 zu Neuen-Huntorf in der Grafschaft Oldenburg geboren, der Sohn eines früher dänischen Offiziers, welcher eine Anstellung beim Deichwesen hatte, erhielt eine gute Erziehung und eine vortreffliche, namentlich die Beschäftigung im Wasserbaufache bezweckende Ausbildung. Nachdem er zuerst in französischen Diensten gestanden, dann in Hessen-Darmstädtischen und Hessen-Kasselschen am spanischen Erbfolgekriege teil genommen und später der polnischen Armee angehört hatte, ging er 1721 nach Rußland, wo Peter der Große ihn zum General machte; 1723 beauftragte dieser ihn mit der Herstellung des nach Petersburg führenden Ladogakanals, ein Werk, welches er 1738 unter der Regierung der Kaiserin Anna vollendete. Daneben verstand er, nach oben kriechend, nach unten ein Tyrann, und gewissenlos in der Wahl seiner Mittel, sich am Hofe eine wichtige und einflußreiche Stellung zu machen, so daß seine politischen Gegner, seinen wachsenden Einfluß fürchtend, es für rätlich hielten, ihn zu entfernen. Der polnische Thronfolgekrieg bot die Gelegenheit. M. ward an die Spitze des Heeres gestellt, welches Danzig belagerte, und kehrte, als er diese Aufgabe durch die am 30. Juni 1734 abgeschlossene Kapitulation gelöst hatte, im Triumph nach Petersburg zurück; die Absichten seiner Widersacher hatten den entgegengesetzten Erfolg von demjenigen gehabt, welchen sie wünschten. 1736 erhielt er das Kommando der gegen die Türken und Tataren bestimmten Armee und eroberte die Krim; die Verluste, welche seine Truppen dabei erlitten, gaben indes seinen Feinden so reiche Nahrung für ihre Angriffe auf M., daß dieser heimkehrend nur frostig empfangen wurde. Doch gelang es ihm, die Anschuldigungen, welche gegen ihn gerichtet wurden, zu widerlegen, und 1737 erhielt er von neuem den Oberbefehl. Die Eroberung von Oczakow am 13. Juli brachte ihm großen Ruhm ein, größeren als seine Leistungen als Feldherr verdienten; der Verlust der Festung im folgenden Jahre vermochte nicht denselben ganz vernichten. Sein glänzendstes Kriegsjahr war das Jahr 1739, gekennzeichnet durch den Sieg von Stawutschane am 28. und die Einnahme von Chozim am 30. August. Die Unglücksfälle, von welchen die österreichische Kriegführung betroffen wurde, bewogen indes den Wiener Hof Frieden zu schließen, und bewirkten, daß auch Rußland nicht die Früchte zuteil wurden, welche M. zu ernten hoffen durfte, als der Belgrader Friede mit der Pforte zustande kam. So hoch M. auch bei der Kaiserin Anna in Gnaden stand, so vermochte er dennoch nicht, deren Günstling Biron zu verdrängen. Nach dem Tode der Kaiserin unterstützte er dessen Ernennung zum Regenten in der Hoffnung, daß er ihm in allen militärischen Angelegenheiten freie Hand lassen würde. Da Biron sich nicht von ihm leiten lassen wollte, stürzte er diesen schon am 20. November 1740 und setzte seine Verbannung nach Sibirien durch. Aber Zar Iwans Mutter, die Regentin Elisabeth, räumte ihm nicht diejenige Machtfülle ein, welche M.s ehrgeiziger, herrschsüchtiger Sinn beanspruchte; das Mißverhältnis zwischen beiden ward immer schärfer und brachte M. schließlich das Todesurteil, welches am 29. Januar 1742, als er sich bereits auf dem Schafott befand, in Verbannung verwandelt wurde. Unterwegs begegnete er dem heimkehrenden Biron, dessen Wohnung er bezog. Mit Würde und Ergebung trug er sein Schicksal. Elisabeths Tod brachte ihm nach zwanzigjährigem Aufenthalte in Sibirien die Freiheit. Seine Rückkehr glich einem Triumphzuge; Kaiser Peter III. setzte ihn in alle seine Würden wieder ein, auch Katharina II. schenkte ihm ihr Vertrauen und bediente sich mehrfach seiner Ratschläge. Er starb am 28. Oktober 1767 zu Petersburg. — Beste Lebensbeschreibung von van Halem, neue Auflage, Oldenburg 1838. F. Bülau, Geheime Geschichten und rätselhafte Menschen, 2. Bd., Leipzig 1850.

Münster, Bistum und Stadt. Die kirchlichen und staatlichen Gegensätze, denen wir im Anfange der neueren Geschichte in ganz Deutschland, vorzüglich aber in den geistlichen Besitzungen begegnen, führten in M. bald nach Beginn der Reformation zu der Auflehnung der Wiedertäufer (s. d.) gegen die Staatsgewalt. Als sie mit bewaffneter Hand niedergeworfen war, wurde auf dem Reichstage zu Worms im Jahre 1535 beschlossen, daß der Bischof, seit 1532 Franz von Waldeck, in seine Hoheitsrechte wieder einzusetzen sei, die Stadt aber ihre alten Gerechtsamen behalten solle. Trotzdem setzte der Adel durch einen Landtagsbeschluß vom 29. Januar 1537 eine neue Ordnung der Dinge durch, welche die Stadt arg benachteiligte; 1553 erhielt sie einen Teil ihrer Rechte zurück. Bischof Franz neigte der Reformation zu, es gelang ihm aber nicht, dieselbe einzuführen; Streitigkeiten mit seinen Nachbarn lähmten seine Thatkraft nach innen, das Bistum Minden, wo er ebenfalls regierte, verlor er an Herzog Heinrich den Jüngeren von Braunschweig. Er starb 1553, sein Nachfolger Wilhelm v. Ketteler trug sich ebenfalls mit dem Gedanken, die Lehren der Reformation einzuführen; da er nicht durchdrang, dankte er 1557 ab. Alle reformatorischen Gelüste aber beseitigte endgültig die 1585 erfolgte Wahl des Bischof Ernst, eines bayerischen Prinzen, zugleich Erzbischofs von Köln nnd Trägers einer Anzahl weiterer geistlicher Würden. Durch ihn und seinen Neffen Ferdinand, welcher ihm 1612 sowohl in Köln wie in M. im Amte folgte, hörten die Bischöfe von M. zunächst auf, eine selbständige Rolle zu spielen, M. folgte lediglich der Politik der kölnischen Erzbischöfe. Im Dreißigjährigen Kriege litt das Land schwer; Mansfeld und Christian von Braunschweig, Tilly und Anhalt, Spanier und Schweden, Hessen und Lüneburger besetzten und brandschatzten es abwechselnd. Die Friedensunterhandlungen, behufs deren der kaiserliche Gesandte Graf Johann Ludwig von Nassau-Hadamar im Juli 1643 in M. eintraf, schützten nur die Stadt vor weiteren Kriegsdrangsalen, das Land blieb denselben ausgesetzt, bis am 14./24. Oktober 1648 der Westfälische Friede, der zu M. und zu

Osnabrück geschlossen wurde, endlich zustande kam. Derselbe beließ das Bistum in seiner bisherigen Verfassung; es dankte dies dem Umstande, daß der Bischof eben jener bayerische Prinz war. Als dieser jedoch 1650 gestorben war, folgte ihm nicht, wie in Köln, sein Neffe, sondern Christoph Bernhard v. Galen (Bd. I, S. 320), dessen Regierung für das Land wenig segensreich war; besonders die Stadt M. hatte sich über ihn zu beklagen, er war ihr wenig freundlich gesinnt, nahm ihr ihre Freiheiten und schlug ihrem Wohlstande schwere Wunden. Bessere Tage sah das Land unter einem seiner Nachfolger aus dem Adel des Landes, Friedrich Christian v. Plettenberg, welcher von 1688 bis 1706 den Krummstab führte, obgleich seine Regierung fast ganz in Kriegszeiten fiel, in denen er treu zur deutschen Sache hielt. Das Gleiche that sein Nachfolger Wolf Arnold v. Metternich, doch stand er jenem als Regent weit nach; er erhielt 1708 Sitz und Stimme im Reichsfürstenrate, die Bischöfe, welche Direktoren des westfälischen Kreises und dessen kreisausschreibende Fürsten waren, wurden jedoch in jenen nie eingeführt. Als dieser gestorben war, gelangten 1719 wieder kölnische Erzbischöfe, welche zugleich bayerische Prinzen waren, auf den Bischofsstuhl von M., und bald folgte der Siebenjährige Krieg, wo Stadt und Land schwer heimgesucht wurden. Die Kämpfe zwischen den Truppen des Herzogs Ferdinand von Braunschweig und den französischen Heeren spielen sich vielfach auf bischöflichem Gebiete ab, M. selbst war mehrfach Gegenstand des Ringens. So hatte die Stadt im Jahre 1759 zwei Belagerungen auszustehen: zuerst im Juli, wo die Franzosen unter Armentières die Angreifer, die Verbündeten unter dem Hannoveraner Zastrow die Verteidiger waren und letzterer, nachdem er in der Nacht vom 9./10. einen Sturm abgeschlagen hatte und in der vom 19./20. die Laufgräben eröffnet waren, am 25. kapitulierte. Als darauf am 1. August die Schlacht bei Minden gewonnen war, wandten die Verbündeten sich sehr bald wieder gegen M.; sie wurden zwar durch Armentières' Anrücken genötigt, die Belagerung zu unterbrechen, Anfang Oktober aber begann der Braunschweiger Imhoff dieselbe von neuem, und am 20. November kapitulierte die französische Besatzung unter Gayon. — Noch während des Krieges, im September 1762, wurde ein Graf Königseck in Köln wie in M. zum Bischof gewählt, welcher die Regierung in letzterem Bistume ganz einem der Domherren, Franz Friedrich Wilhelm Freiherrn v. Fürstenberg-Herdringen, überließ. Zum Segen des Landes, welches sich dabei so wohl befand, wie nie zuvor; Fürstenberg sorgte in ausgezeichneter Weise für das materielle wie für das geistige Wohl desselben. Trotzdem wurde, als 1780 der bischöfliche Stuhl erledigt war, nicht er, sondern ein österreichischer Erzherzog, ein Sohn Maria Theresias, Maximilian Friedrich, zugleich zum Erzbischof von Köln gewählt, worauf Fürstenberg sich in das Privatleben zurückzog; unter ihm hörte M. auf Festung zu sein. Noch zweimal wiederholte sich die Wahl eines Erzherzogs, welcher zugleich auf dem erzbischöflichen Stuhle zu Köln saß, zum letztenmale durch die Wahl von Anton Victor. Sie geschah 1801 in aller Eile, um, wenn möglich, das Bistum vor der infolge des Friedens von Lunéville drohenden Verweltlichung zu retten, und ohne Rücksicht auf Preußen, welches ungeduldig des Augenblickes harrte, wo es durch Einverleibung des Bistums M. seine jenseits der Weser zerstreut liegenden Besitzungen zu einem Ganzen abrunden könnte. Die Wahl brachte aber den gehofften Erfolg nicht zuwege, der Reichsdeputationshauptschluß vom 25. Februar 1803 verweltlichte das Bistum, welches geteilt wurde. Preußen erhielt die Hauptmasse mit der Landeshauptstadt, seine Hoffnungen wurden aber ebenso wenig vollständig verwirklicht, da Ostfriesland außer Zusammenhang mit den übrigen Besitzungen blieb; ein Teil des Landes wurde verwendet, um kleinere Fürstenhäuser für Verluste auf dem linken Rheinufer zu entschädigen, so erhielt das Haus Aremberg Meppen und Recklinghausen, Salm die Ämter Bocholt und Ahaus und einen Teil von Horstmar; Croy einen Teil des Amtes Dülmen; Looz den Rest von Wolbeck und Bevergern als ein Fürstentum Rheina-Wolbeck; Oldenburg bekam Vechta und Kloppenburg für die Aufgabe des Weserzolls von Elsfleth. Am 3. August 1803 rückten die Preußen unter Blücher in M. ein und legten sofort Hand an die Einfügung des geistlichen Landes in ihren eigenen Staatsorganismus. Wie es damals dort aussah, ist in G. Freytags „Bildern aus der deutschen Vergangenheit" zu lesen. Aber nur kurze Zeit war ihnen für diesen Zweck vergönnt. Durch den Frieden von Tilsit am 9. Juli 1807 ging die Neuerwerbung wieder verloren; Napoleon schlug sie zunächst zum Großherzogtum Berg; am 13. Dezember 1810 aber vereinigte er M. als einen Teil des Lippedepartements mit dem französischen Kaiserreiche. Der Friede von Paris gab das Land im Jahre 1814 an Preußen zurück; die Stadt M. ward Sitz der Regierung der Provinz Westfalen, an deren Spitze namentlich der Oberpräsident v. Vincke eine höchst gedeihliche Wirksamkeit entfaltete. — Vgl. H. A. Erhard, Geschichte M.s, Münster 1837.

Münster-Ledenburg, Ernst Friedrich Herbert, Graf zu. Uraltem, seit 1792 reichsgräflichem Adelshause entsproß M. am 1. März 1766 zu Osnabrück. Er besuchte das Philanthropin zu Dessau und die Ritterakademie in Lüneburg, studierte 1784—87 in Göttingen, trat 1788 als Kammerauditor in kurhannöversche Dienste und wurde 1791 Hof- und Kanzleirat. Seit 1793 begleitete er den Herzog August Friedrich von Sussex auf seinen Reisen und kehrte erst 1798 heim, um Rat an der Finanzkammer zu werden. Von 1801 bis 1804 bevollmächtigter Minister am russischen Hofe, wurde der Graf 1804 Kabinettsminister Hannovers in London und verwandte seinen maßgebenden Einfluß unermüdlich dazu, die britische Regierung zum Kampfe gegen Napoleon anzufeuern. Ein Feind Preußens, arbeitete er eifrig der Occupation Hannovers durch Preußen entgegen, wie er dies schon in St. Petersburg gethan hatte. Ebenso thätig war er aber auch an der Vorbereitung zur Erhebung des deutschen Volkes gegen

die französische Zwingherrschaft und stand in lebhaftem Verkehre mit dem Herzoge von Braunschweig, Stadion und Stein, der ihn freilich nicht allzu hoch taxierte. Außer der Befreiung von Napoleon war es M. sonderlich um möglichst breite Arrondierung Hannovers zu thun; er träumte von einem Welfenreiche, das ganz Nordwestdeutschland und die Niederlande umfassen und unter einer liberalen Verfassung stehen sollte. Denn er dachte ganz welfisch und partikularistisch, war mehr Junker als Staatsmann, mehr Engländer als Deutscher, und seine oft kleinlichen Ansichten gipfelten im Hasse gegen Preußen, dem er Demütigungen aber keine Siege gönnte, was Stein in gerechte Wut versetzte. Sehr hochmütig auf seine Herkunft, auf seine Rolle in London und auf das Welfenhaus, blickte M. verächtlich auf die Zaunkönige des Rheinbundes, während er doch danach trachtete, das Kurfürstentum Hannover auch zum Königtum befördert zu sehen. 1813 und 1814 befand er sich im Hauptquartiere der Alliierten, und besuchte den Wiener Kongreß, auf dem er sich anfänglich wegen körperlicher Leiden zurückhielt. Kaum genesen, begann er seine Thätigkeit als hannöverischer Vertreter und heiratete am 7. November 1814 die Schwester des ersten Fürsten zu Schaumburg-Lippe, Wilhelmine Charlotte (geboren am 18. Mai 1783), was seinen Stolz noch erhöhte. Um Preußen nicht vergrößern zu lassen, sprach er eifrig für Sachsens Erhaltung und erklärte sogar, er verzichte auf die Hannover bestimmten Vergrößerungen, wenn dies zur Erhaltung Sachsens notwendig sei. Er saß in dem Ausschusse, der eine Bundesverfassung für Deutschland ausarbeiten sollte, aber die entgegengesetztesten Ansichten in sich schloß. Er war unter denjenigen, welche am 16. Oktober den Entwurf der Zwölf Artikel dem Ausschusse vorlegten, und wies mit seinem Kollegen, Grafen Ernst Hardenberg, am 21. in einer Erklärung das rheinbündische Staatsrecht des „Sultanismus“ nachdrücklich zurecht, forderte liberale Institutionen und Landstände. In der Kaiserfrage gab er die merkwürdige Erklärung vom 25. November ab, bemühte sich aber ebenso vergeblich für die Herstellung des Kaisertums wie für die Einführung freiheitlicher Konstitutionen in den deutschen Staaten. Ihm hauptsächlich war es zuzuschreiben, daß der Kongreß Hannover mitten in Preußen hineinstellte, um diesen Staat zu zerreißen; manchmal war es ihm durch Ernst Hardenberg gelungen, dem Staatskanzler Fürsten Hardenberg in die Karten zu sehen. Voll Erbitterung forderte er Napoleons und Joachims von Neapel Beseitigung als Grundbedingung des Friedens. Recht wohl fühlte er die geringe Energie, die er gegen die Rheinbündler trotz jener Erklärung vom 21. Oktober gezeigt hatte, und darum sprachen er und Ernst Hardenberg sich am 5. Juni 1815 dahin aus, die neue Bundesakte könne die Erwartungen der Nation nur teilweise befriedigen und Hannover werde stets bemüht sein, an ihrer Ausbesserung mitzuwirken. M. erwirkte für Hannover bedeutende Vergrößerungen und die Erhebung zum Königreiche und verschaffte diesem die ständische Verfassung von 1814 (s. „Hannover“). Zum Erblandmarschalle von Hannover 1814 ernannt und mit der Domäne Derenburg dotiert, richtete er als Kabinettsminister von London aus die Verwaltung des neuen Königreiches ein und wurde gleichzeitig von dem Prinz-Regenten durch Spezialvollmacht mit der Vormundschaft des jungen Herzogs Karl II. von Braunschweig-Wolfenbüttel betraut. Dieser haßte ihn und führte seit 1827 offen Krieg mit ihm; er klagte ihn geradezu an, wurde aber glänzend durch M.s Rechtfertigungsschrift seiner Vormundschaft (Hannover 1827) widerlegt; als er M. sogar zum Duelle forderte, lehnte dieser ab. Infolge der Unruhen von 1830 griff die demokratische Partei in Hannover den greisen Staatsmann in einem Libelle „Anklage des Ministeriums Münster“ wegen angeblicher unzweckmäßiger aristokratischer Maßregeln an; er antwortete sieghaft 1831 (Hannover) mit einer „Erklärung“ und einer „Aktenmäßigen Würdigung“. Als aber 1831 eine allgemeine Aufregung das Reich bedrohte, entließ König Wilhelm IV. den Grafen am 12. Februar seines Amtes als Staats- und Kabinettsminister. Bereits war M. Kanzler des Guelphen-Ordens, jetzt erhielt er am 22. Februar 1831 das Großkreuz des Bath-Ordens, schlug aber die ihm angebotene Fürstenwürde aus. Er lebte auf seinem Schlosse Ledenburg und starb hier am 20. Mai 1839; seine Witwe folgte ihm erst am 7. August 1858. — Vgl. Hormayr, Ernst Friedrich Herbert, Graf von Münster, drei Bände, 2. Auflage, Jena 1875, die Werke von Häusser, Treitschke u. a.

Münster-Ledenburg, **Georg** Herbert, Graf zu. Als einziger Sohn des Vorigen am 23. Dezember 1820 in London geboren, schlug M. die diplomatische Carriere ein und folgte dem Vater als Erblandmarschall von Hannover. Wichtige Depeschen desselben benutzend, veröffentlichte er 1867 in Leipzig „Politische Skizzen über die Lage Europas vom Wiener Kongreß bis auf die Gegenwart, 1815—1867“. Am 20. Juni 1857 wurde er als außerordentlicher Gesandter und bevollmächtigter Minister Hannovers in St. Petersburg accreditiert, wo er bis Juni 1865 blieb; dabei war er außerordentliches Mitglied des Staatsrates. 1866 gab er sich vergebliche Mühe, Georg V. zu einer Preußen freundlichen Haltung zu stimmen, schloß sich nach der Annexion Hannovers sofort Preußen an und rechtfertigte seine Haltung in „Mein Anteil an den Ereignissen des Jahres 1866“ (2. Auflage, Hannover 1868). König Wilhelm ernannte ihn 1867 zum erblichen Mitgliede des preußischen Herrenhauses und zum Landtagsmarschalle der Provinz Hannover. Als Mitglied der freikonservativen Partei saß er seit 1867 im Norddeutschen und im Deutschen Reichstage. In der Frage von der Verantwortlichkeit des Bundeskanzlers sprach er sich im Frühjahr 1869 warm für Preußen und Bismarck aus; in der Frage der Münzreform forderte er im Oktober 1871 im Reichstage vergebens, daß nur des Kaisers Bild auf die neuen Münzen kommen dürfe. 1871 sprach er gegen den Kanzelparagraphen (s. „Lutz, Freiherr von“), 1872 setzte er alle Kräfte für den Kreisordnungsentwurf ein, den Vorsitz einer freien Kommission dafür übernehmend, und betonte die Notwendigkeit einer gründlichen Reform des Herren-

hauses. 1868 erschien von ihm in Leipzig „Der Norddeutsche Bund und dessen Übergang zu einem Deutschen Reich". Außerdem schrieb er ein geschätztes Kochbuch. Seit dem 26. Juni 1873 war M. als Botschafter des Deutschen Reiches in London accreditiert, bis er am 5. November 1885 in gleicher Eigenschaft seine Creditive in Paris überreichte, während Graf Hatzfeldt (s. d.) ihn in London ersetzte.

Münzer, Thomas, Schwärmer und Bauernanführer im Zeitalter der Reformation, geb. ca. 1490 zu Stolberg im Harz, gest. den 30. Mai 1525 zu Mühlhausen in Thüringen. — Nachdem er in Leipzig und Wittenberg Theologie studiert hatte, und 1515 Magister und Baccalaureus theol. geworden war, bekleidete er Lehrerstellen zu Aschersleben, Halle, Braunschweig, wurde 1519 Kaplan eines Bernhardinerinnenklosters zu Beutitz bei Weißenfels, 1520 aber auf Luthers Empfehlung Prediger an der Haupt- und Pfarrkirche zu St. Marien in Zwickau. Als eifriger Anhänger der lutherischen Reformation kam er in Konflikt mit den Bettelmönchen, bald aber auch mit mehreren seiner Kollegen (besonders einem Pfarrer Egranus), schloß später den sogen. Zwickauer Propheten, dem Tuchmacher Niklas Storch und seinen Genossen, sich an, welche göttlicher Offenbarungen sich rühmten, die Kindertaufe und andere kirchliche Ordnungen verwarfen und ihre schwärmerischen Lehren durch ihre Apostel und Emissäre weiter zu verbreiten suchten. Er wurde deshalb 1521 seines Amtes entlassen und zuletzt wegen aufrührerischer Umtriebe aus der Stadt verwiesen. Nun ging er nach Böhmen, hielt eine Zeit lang in Prag sich auf und erließ von hier aus eine Proklamation an die Böhmen, in der er sich großsprecherisch als den Mann des lebendigen Wortes und Geistes ankündigte (November 1521). Von da wandte er sich in die Mark Brandenburg, kam 1522 während Luthers Abwesenheit auf der Wartburg nach Wittenberg und suchte hier mit Melanchthon, Bugenhagen, insbesondere mit A. Karlstadt in Verbindung zu treten. Nach Luthers Rückkehr verließ er Wittenberg und ging nach Thüringen, wo er zuerst in Nordhausen sich aufhielt, dann 1523 in dem kleinen Städtchen Allstedt bei Weimar eine Anstellung fand und in die Ehe trat. Durch die Beschäftigung mit mystischen Schriften (Tauler, Suso und den Joachimischen Weissagungen) und durch den Verkehr mit allerlei Schwärmern immer mehr verwirrt und aufgeregt, entfernte er sich immer weiter von Luther und der Wittenberger Reformation, die ihm als zu äußerlich, geistlos und konservativ erschien, während er unter Berufung auf sein „inneres Licht" und auf mißdeutete biblische Stellen eine Radikalreform der Kirche nicht nur, sondern auch des Staates und der Gesellschaft erstrebte und forderte. Luther warnte vor seinen Irrlehren und Schwärmereien, vor dem „Satan in Allstedt", der wie ein Verrückter oder Betrunkener rede und mit seinem „Weltfressergeist" alles zu verwirren und umzustürzen drohe. Dagegen sah M. jetzt in Luther und dessen Konservatismus das größte Hindernis der von ihm angestrebten Radikalreform, suchte daher einer persönlichen Verhandlung mit ihm auszuweichen, dagegen durch Schriften und Predigten Luthers Ansehen zu untergraben. Offen forderte er erst die Fürsten, dann das Volk auf, mit Gewalt und schonungslos die Gottlosen auszurotten, ja er stiftete einen weitverzweigten Geheimbund zu gewaltsamer Durchführung der von ihm beabsichtigten Radikalreform, zur Aufrichtung des neuen Gottesreichs, zur Herstellung allgemeiner Gleichheit und Gütergemeinschaft. Die Bewohner der Umgegend strömten in seine Predigten, das Volk hing fest an ihm, ein allgemeiner Umsturz schien sich vorzubereiten. Bereits wurde eine benachbarte Wallfahrtskirche vom Volke geplündert und verbrannt; die Aufregung war so groß, daß der Schösser zu Allstedt den Kurfürsten von Sachsen und seine Räte dringend zum Einschreiten aufforderte. Wiederholte Verwarnungen vonseiten der kurfürstlichen Regierung blieben vergeblich; endlich mußte M. Allstedt verlassen und wandte sich nun nach der benachbarten Reichsstadt Mühlhausen, wo ihm längst durch seine Emissäre der Boden vorbereitet, wo aber auch bereits der Rat durch einen Brief Luthers vom 14. August 1524 vor ihm verwarnt war. Nach kurzem Aufenthalt (August bis September 1524) zog er weiter nach Süddeutschland, um auch hier seine Agitationen fortzusetzen und mit den Führern der Bewegungspartei Verbindungen anzuknüpfen. Von Nürnberg aus, wo er mit dem Schulrektor Hans Denk verkehrt, erläßt er seine heftigste Streitschrift gegen Luther („Schutzrede und Antwort wider das geistlose sanftlebende Fleisch zu Wittenberg, welches durch den Diebstahl der heiligen Schrift die erbermliche Christenheit besudelt hat"), worin er diesen mit den wütendsten Schimpfreden als einen Erzheiden, Erzbuben, Doktor Lügner, den Wittenberger Papst ꝛc. überhäuft. Von da zieht er weiter nach Basel, nach dem Klettgau und Hegau, wo er „den giftigen Samen des Bauernaufruhrs, der bald hernach folgte, in die Herzen der Empörer pflanzte". Nachdem er hier acht Wochen lang als Prophet des politischen und religiösen Radikalismus gewirkt, wandte er sich wieder nach Thüringen. Anfangs Dezember ist er wieder in Mühlhausen, wo er zum Prediger an der Marienkirche sich wählen läßt und in Gemeinschaft mit dem aus dem Cisterzienserkloster Reiffenstein entlaufenen Mönch Heinrich Pfeifer oder Schwertfeger des Regiments über die Stadt sich bemächtigte. Die ruhigen Bürger verlassen die Stadt, eine Volksversammlung setzt am 15. März den Rat ab und einen neuen sogen. „ewigen Rat" ein, der ganz aus Anhängern Münzers und Pfeifers bestand. Unterdessen wälzte der in Süddeutschland ausgebrochene Bauernaufstand sich nach Franken und Thüringen; bald war das ganze westliche Thüringen, Eichsfeld und Harz in offener Empörung. Klöster und Burgen wurden zerstört, Edelleute und Bürger zum Anschluß gezwungen oder verjagt und mit dem Tode bedroht. Münzer war es, der die wilden Scharen durch Reden und Briefe anfeuerte, „damit sie, in Gott gelassen, den Streit des Herrn streiten"; „Dran! dran! dran! laßt euch nicht erbarmen, dieweil das Feuer heiß ist! Schmiedet Pinkepank auf dem Ambos Nimrods! Werfet ihren Turm zu Boden! Laßt euch nicht schrecken! Gott ist

bei euch!“ Aber schon rückte das Heer der verbündeten Fürsten von Sachsen, Hessen, Braunschweig herbei und bedrohte die im Besitz der aufständischen Bauern befindliche Stadt Frankenhausen. Münzer eilte ihr mit einem Bauernheer von 8000 Mann zuhilfe. Bei Frankenhausen kam es am 15. Mai 1525 zur Schlacht. M. entflammte seine Schar durch eine schwärmerische Ansprache und großsprecherische Verheißungen zum Ausharren und Dreinschlagen. Als aber die feindlichen Geschosse einschlugen, die fürstlichen Reiter anstürmten, löste sich das Bauernheer in wilde Flucht auf. Münzer selbst floh, wurde, in einem Bett versteckt, gefangen genommen, nach Schloß Heldrungen gebracht, grausam gefoltert und zum Tode verurteilt. Seine Kraft war gebrochen; er legte ein reumütiges Bekenntnis ab, irrtümlich und freventlich wider die Obrigkeit und die Ordnungen der heiligen Kirche gepredigt zu haben; ja er erklärte, es in allen Stücken mit der Kirche halten und als ihr versöhntes Glied sterben zu wollen. Zuletzt wurde er nach Mühlhausen gebracht und hier, nachdem er gebeichtet und das Abendmahl nach katholischem Ritus empfangen, den 30. Mai mit 25 anderen Aufrührern enthauptet. — Sein Leben ist oft beschrieben worden: so von Melanchthon 1525; Löscher 1708; Schlözer 1786; Strobel 1795; Baczko 1812; besonders aber von Seidemann 1842 (mit wertvollen Beilagen), und von Erbkam in der „Theol. Real-Encykl.“ (2. Aufl.) X, 365. Außerdem vergleiche die Litteratur zur Geschichte des Bauernkriegs und Reformationszeitalters, besonders Ranke, Deutsche Geschichte II, 187 ff.; Köstlin, Luther I, 520 ff.; Janssen, Gesch. des deutsch. Volks II, 165 ff.

Munzinger, Joseph. 1791 in dem stets rührig gewerbsthätigen Städtchen Olten, noch als Unterthan der aristokratischen Regierung von Solothurn geboren, gehörte M. als junger Mann 1814 zu denjenigen liberalen Oltener Bürgern, die sich nach der Aufhebung der Mediationsverfassung der Herstellung der vorrevolutionären Solothurner Regierung mit Gewalt zu widersetzen suchten. Er saß nach dem Mißerfolge der Erhebung kurze Zeit gefangen und mußte hernach einige Jahre im Auslande zubringen. Er beteiligte sich an einem kaufmännischen Geschäfte in Como. Noch während der Restaurationszeit konnte er indessen nach der Heimat zurückkehren. Als aber nach der Julirevolution die Dinge in der Schweiz von neuem in Fluß kamen, war er im Kanton Solothurn der Hauptwortführer der Bewegung und hielt auf der Volksversammlung des 22. Dezember 1830 zu Balsthal von der offenen Freitreppe eines Gasthauses seine zündende Rede über rückhaltslose Verkündigung der Souveränität des Volkes. Bei der Neugestaltung des Kantons kam er in die Regierung desselben und war bald, durchgreifend, wenn nötig, nicht ohne Gewaltsamkeit, die Seele der neuen Einrichtungen. Der in seinem Auftreten schlichte Mann, welcher auch als Haupt des Regierungsrates durch seine Familienangehörigen den offenen Kaufmannsladen weiter führen ließ, war trotz seiner vielfach nicht weitreichenden Jugendbildung den verschiedensten Aufgaben gewachsen. In den Parteikämpfen der Freischarenzeit, vor 1847, war M. ein ausgesprochenes Haupt der radikalen Gruppe innerhalb der Tagsatzungen, und einzig seine rücksichtslose Energie hielt den katholischen Kanton Solothurn bei der Majorität der Schweizer Kantone, gegenüber dem Sonderbunde, fest. Nach dem Siege über die Sonderbundskantone war M. alsbald einer der sachverständigsten, rührigsten Mitarbeiter bei Errichtung des neuen Bundes von 1848. In der vorbereitenden Tagsatzungskommission half er ganz besonders, im richtigsten historischen Verständnisse, zum Siege des Zweikammersystems in der neuen Bundesverfassung. Es verstand sich, daß er in den Bundesrat gewählt wurde, in welchem er sich als einsichtiger, unablässiger Arbeiter von neuem bewährte. Als Vorsteher des Finanzdepartements war er, vorzüglich durch Herbeiziehung der vorzüglichen Kraft des Basler Bankdirektors Speiser, der Haupturheber der Besserung der bisherigen Zersplitterung des schweizerischen Münzwesens, durch Anschluß an das französische System. Auch dem politischen Departement stand er als Bundespräsident 1851, in mäßiger, nüchterner Erfassung der obschwebenden schwierigen Fragen, wohl an. Das Übermaß der Arbeit schwächte seine Kraft, und er starb am 6. Februar 1855. — Söhne Joseph M.s waren Walther M., geb. 1830, gest. 1873, Professor an der Universität Bern, besonders thätig auf dem Gebiete der Unifikation des schweizerischen Privatrechtes und hervorragender Führer der altkatholischen Bewegung, und Werner M., geb. 1832, gest. 1875 (s. d.).

Munzinger, Werner, bekannter Afrikareisender, am 21. April 1832 zu Olten in der Schweiz geboren, studierte in Bern Naturwissenschaften und Geschichte, dann in München und Paris orientalische Sprachen. Nach Vollendung seiner Studien begab er sich 1852 nach Ägypten und hielt sich dort an verschiedenen Küstenpunkten des Roten Meeres, namentlich längere Zeit in Massaua auf. Von hier besuchte er die Bogos-Länder, in deren Hauptstadt Kerem er sich seit 1855 während eines mehr als zweijährigen, nur durch zeitweise Ausflüge in die umliegenden Landschaften unterbrochenen Aufenthaltes, mit ethnographischen und linguistischen Forschungen beschäftigte. Als er seine Erfahrungen in einer Schrift „Sitten und Recht der Bogos“, Winterthur 1859, — herausgegeben hatte, berief man ihn zum Mitgliede der 1860 zur Aufsuchung Dr. Vogels gebildeten deutschen Expedition. Die Teilnehmer derselben vereinigten sich am 1. Juli 1861 im Bogos-Lande, wo sie die Regenzeit bis Ende Oktobers verbrachten. Diesen Aufenthalt benutzte M., um seine vorerwähnten Angaben über die Bogos vielfach zu ergänzen. Zwischen dem Leiter des Unternehmens Heuglin und M. entstanden indessen betreffs des Reiseplanes Meinungsverschiedenheiten, welche dazu führten, daß sich M. und Kinzelbach bereits am 11. November 1861 von der Gesamtexpedition trennten. Sich westwärts wendend, glückte es ihnen, die von Europäern noch nicht betretenen Barea und Bazen-Länder im Marebgebiet zu durchforschen und hierdurch die Kenntnisse von Nordabessinien vollständig abzuschließen (s. Petermanns „Geographische Mitteilungen“, Ergänzungsheft Nr. 13).

Auf der Weiterreise in Kassala, dem Hauptorte des Taka-Landes, durch Fieberanfälle längere Zeit festgehalten, erreichten beide am 9. März 1862 Khartum, wo ihnen aus Deutschland die Genehmigung zuging, in das Wadaï vorzudringen. Sie begaben sich zunächst nach El-Obeïd in Kordofan, um hier die Erlaubnis des Sultans von Dâr-Fôr zur Fortsetzung ihrer Reise abzuwarten, die jedoch nicht gewährt wurde. Inzwischen erhielt M. in Kordofan bestimmte Nachrichten über Dr. Vogels letzte Schicksale und kehrte, seinen Reisegefährten in Ägypten verlassend, nach Europa zurück. Hier lieferte er sehr wertvolle geographische Berichte über die nördlichen Grenzländer Abessiniens, u. a. seine resultatvollen „Ostafrikanischen Studien", Schaffhausen 1864. Noch 1864 erschien M. wieder in Massaua und übernahm das britische Konsulat daselbst, in welcher Stellung er 1867 von der englischen Regierung vor Beginn des Feldzuges gegen Abessinien mit der Untersuchung des vom Hafenplatz Hanfila am Roten Meere durch die große Salzebene zum abessinischen Hochlande führenden Weges beauftragt wurde. Nach erfolgreicher Lösung dieser Aufgabe (s. „Zeitschrift der Berliner Gesellsch. für Erdkunde", Bd. IV, 1869) leistete M. vermöge seiner Länder- und Sprachenkunde den Engländern während ihres schwierigen Zuges in das Innere Abessiniens höchst wichtige Dienste. Beim Abzuge der britischen Truppen 1868 verblieb er in Massaua und verwaltete das französische Konsulat. Seit 1870 im Dienste des Khedive bereiste der rastlose Forscher nicht nur das bisher unbekannte Gebiet der an Abessinien und Schoa grenzenden Galla- und Somali-Länder, sondern nahm auch die Somaliküste bis über den 45. Grad ö. L. v. Gr. für seinen Gebieter Ismail-Pascha in Besitz und suchte das Land durch Anlage von Straßen und Telegraphenlinien zu heben. Bedeutender war seine Wirksamkeit als ägyptischer Generalgouverneur des östlichen Sudan, zu welcher Würde er 1872 mit dem Titel eines Pascha ernannt wurde. Auf einem 1875 unternommenen Kriegszuge gegen die Gallas wurde M. am 14. November bei einem feindlichen Überfalle in der Nähe des Aosa-Sees schwer verwundet, infolge dessen er zwei Tage später starb. Vgl. Paulitschke, Geogr. Erforsch. des afrikanischen Kontinents, Wien 1880; Petermanns „Geogr. Mitteilungen", Jahrg. 1858, 1862 u. 1867.

Murad. Unter den Männern der moslemitischen Welt, die in den neueren Jahrhunderten diesen Namen getragen haben, nennen wir hier als bedeutsame Erscheinungen: **M.-Bei**, großer Mamlukenführer am Ende des 18. und zu Anfang des 19. Jahrhunderts, Zeitgenosse und Schicksalsgenosse des Ibrahim-Bei (Bd. II, S. 590), wo auch über M. das Nötige bemerkt ist. Ferner die osmanischen Sultane:

M. III., der Sohn des Sultans Selim II., geboren 1546, folgte seinem Vater 1574 auf den Thron; er erweckte anfangs gute Hoffnungen, da er, im Gegensatze zu seinem Vater mannhaft, den Studien ergeben, den Waffen nicht abgeneigt, selbst klug, nüchtern und gerecht erschien. Nur unter hartem Widerstreben ließ er sich durch die Gelehrten und Priester des Islam die Zustimmung zu dem Befehl entreißen, der — nach der durch Mohammed II. fixierten schändlichen Praxis dieses Hofes — neun seiner Brüder das Leben raubte. Bald aber erwiesen sich alle diese Hoffnungen als Täuschungen; er verfiel in Unthätigkeit, er wurde ein melancholischer Träumer, und kannte allmählich nur noch zwei starke Leidenschaften, die zu den Frauen, die andere zur Anhäufung immer größerer Massen gemünzten Goldes, was ihn zu vielen Gewaltthaten und zu dem tollen System führte, die Anstellungen im Dienste der Pforte verkäuflich werden zu lassen. Seine Großwessirs, zuerst noch bis 1579 der große Mohammed-Sokolly (s. das.), dann nach dessen Tode nach einander Achmet, der Albanese Sinan, der Kroate Siawusch, und Ferhat, die er wiederholt jäh und planlos wechselte, führten für ihn die auswärtigen Kriege. Bemerkenswert war der große Krieg gegen Persien, der nach gewaltigen Opfern 1590 mit der Erwerbung von Kars, Eriwan und Tabris (Adherbeidschan) abschloß, während von besonderen Erfolgen seiner Heere auf der ungarischen Seite nicht die Rede war. M., unter dem auch die Janitscharen (unter die wider die alte Praxis jetzt nun auch viele Türken und andere geborene Mohammedaner aufgenommen wurden) immer zügelloser auftraten und wiederholt die Auslieferung ihnen verhaßter Männer zur Ermordung erzwangen, ist im Jahre 1595 gestorben; ihm folgte sein Sohn Mohammed III.

M. IV., der im Jahre 1609 geborene Sohn des Sultans Achmet I., wurde im Jahre 1623 unter Vermittelung seiner schönen, thatkräftigen, hochbegabten Mutter, der „Walide" Kösem, nach Absetzung seines stumpfsinnigen Oheims Mustafa I., auf den Thron erhoben. Noch drei Jahre führte die Walide die Vormundschaft, dann trat M. selbst als Herrscher auf. Dieser M. war seit Suleimans II. Tode zuerst wieder ein Sultan aus dem Hause Osman, der in der Art seiner starken Vorfahren massive Kraft und Selbständigkeit entfaltete. Persönlich zeigte er gewaltige Körperkraft und Gewandtheit, war einer der besten Reiter und Dschiridwerfer unter den Türken, und ein ausgezeichneter Bogenschütze, leider aber auch ein arger Trinker. Als nun aber die meuterischen Janitscharen eines Tages ihn genötigt hatten, die Ermordung seines Großwessirs Hafiz und vieler seiner Freunde zuzulassen, plante er furchtbare Rache und wußte allmählich durch geheime Hinrichtungen die Führer jener Empörung aus dem Wege zu räumen. Darüber erwachte bei ihm allmählich mit der Neigung, auf diese Weise auch Schätze zu sammeln, ein grauenhafter Blutdurst: er ist zu einem furchtbaren Blutmenschen ausgeartet, der schon bis zum Jahre 1637 volle 25,000 Menschen hatte umbringen lassen, von denen er sehr viele persönlich erschossen hat. Allerdings hat dieses entsetzliche Auftreten wenigstens die verwilderten Truppen wieder diszipliniert und gebändigt; kriegstüchtig sind sie freilich auf diese Art nicht geworden, — am wenigsten die Janitscharen, deren Ergänzung durch den schändlichen „Knabenzins", nämlich durch die Aushebung christlicher Kinder, M. im Jahre 1638 aufgegeben hat. Doch ist es M. gelungen, in zwei Feldzügen die Perser zu be-

siegen, denen er 1638 Bagdad entriß. Bei dem Volke war M. allerdings populär, weil er die Großen und die Milizen in Schranken hielt, und wie die alten Khalifen die unmittelbare Berührung mit der Menge liebte, um sich über ihre Stimmung zu unterrichten. Als er am 9. Februar 1640 starb, folgte ihm sein Bruder Ibrahim auf dem Throne. — Vgl. die berühmte Charakteristik M.s bei L. Ranke, Die Osmanen und die spanische Monarchie.

M. V. (Mohammed-Murad-Efendi), der älteste Sohn des 1861 verstorbenen Padischah Abdul-Medschid, geboren am 21. September 1840, wurde von seinem Oheim, dem Sultan Abdul-Asis-Khan, während dessen Regierung mit großer mißtrauischer Eifersucht überwacht und von aller Welt zurückgehalten, weil Abdul-Asis damit umging, die uralte, auf dem System des „Seniorats“ beruhende Thronfolgeordnung zu beseitigen und im Interesse seines Sohnes Jussuf-Izzeddin-Efendi die direkte Erbfolge vom Vater auf den Sohn einzuführen, und mit diesem Plane, der unter Umständen M.s Rechte schwer bedrohen konnte, auf starken Widerstand stieß. Nur die Klugheit, Besonnenheit und Mäßigung M.s schützte ihn vor ernsten Gefahren. Endlich aber wurde dieser Prinz, auf den die Gegner der verderblichen Regierung seines Oheims schon längst ihr Augenmerk gerichtet hatten, in den Vordergrund gestellt, als bei der tiefen Unzufriedenheit aller Parteien (s. Bd. I, S. 56) der Marschall Suleiman-Pascha und der Kriegsminister Hussein-Avni in der Nacht vom 29./30. Mai 1876 den Abdul-Asis entthronten. Nun wurde M. aus seiner Zurückgezogenheit zu Haidar-Pascha bei Skutari als Murad-Khan V. zum Padischah erhoben. Zuerst jubelnd begrüßt, für seine Person milde, gütig und wesentlich passiv geartet, aber eine durchaus brave und ehrenhafte Natur, hatte M. nicht die Kraft, in so schwieriger Lage die Herrschaft fest zu ergreifen. Da ferner die alttürkische Partei und der Klerus, an des letzteren Spitze der Scheik-ul-Islam Hassan Chairullah, M.s im Grunde liberale Sinnesweise mit tiefer Abneigung betrachteten, so wurde unter maßloser Übertreibung der körperlichen Leiden und der geistigen Verdüsterung des jungen Sultans, die Meinung verbreitet, M.s geistige und physische Gesundheit sei so tief erschüttert, daß er als regierungsunfähig zu betrachten sei. Durch den Einfluß des Scheik-ul-Islam wurde der ohnehin der Last der Herrschaft überdrüssige M. schon am 31. August 1876 wieder entthront, und durch seinen jüngeren Bruder Abdul-Hamid (II.)-Efendi ersetzt. Das gute Verhältnis zwischen den beiden Brüdern ist dadurch nicht gestört worden; auch nicht, als zu M.s tiefstem Schrecken im Jahre 1878 eine allerdings mißglückte Verschwörung sich gebildet hatte, um M. aus seinem Stillleben im Palast Tschiraghan wieder an die Spitze des Reiches zu führen. — Vgl. die Schrift: „Serail und hohe Pforte“, Wien 1879.

Murat, Joachim, König von Neapel, war am 25. März 1767 zu La Bastide-Frontonière bei Cahors als der Sohn eines bemittelten Gastwirts geboren. Seine Eltern bestimmten ihn zum geistlichen Stande; er studierte, wurde aber, nachdem er das Seinige verschwendet hatte, Soldat, und war Oberst eines Regiments reitender Jäger, als Bonaparte, der den Oberbefehl in Italien erhalten hatte, ihn als Ersten Adjutanten zu sich berief; er verwandte M. indes nicht nur als solchen, sondern vertraute ihm vielfach größere Kommandos, namentlich von Kavallerie, an und benutzte ihn auch zu diplomatischen Sendungen, ebenso nahm er ihn nach Ägypten mit. Wesentliche Dienste leistete M. seinem Chef beim Staatsstreiche vom 18. Brumaire; am 19. trieb er an der Spitze von 60 Grenadieren den Rat der Fünfhundert, welcher in St. Cloud tagte, auseinander. Der Erste Konsul verheiratete ihn darauf am 20. Januar 1800 mit seiner jüngsten Schwester Karoline, einer ebenso ehrgeizigen wie thatkräftigen Frau. Auch den Feldzug von 1800 in Italien machte er unter Bonaparte mit, wie immer durch Umsicht und ungestüme Tapferkeit sich auszeichnend; bei Marengo stellte jener die gesamte Reiterei unter M.s Befehle. Im folgenden Jahre führte er den Papst auf seinen Stuhl zurück und war dann bei der Wiederaufrichtung der Cisalpinischen Republik thätig. Bonaparte war überall mit seinen Leistungen zufrieden und überhäufte ihn mit Ehren und Gunstbezeugungen, 1804 wurde er Marschall, 1805 Prinz. Im Kriege von 1805 gegen Österreich stellte Napoleon, welcher M.s Wert als Reiterführer immer mehr erkannte, ihn an die Spitze der Reservekavallerie; die Dienste, welche er geleistet hatte, belohnte er durch die Ernennung zum Großherzog von Berg; M. dankte durch glänzende Thaten, welche er mit der Kavallerie im Kriege von 1806/7 gegen Preußen und Rußland ausführte. 1808 erhielt er den Oberbefehl der in Spanien einrückenden Armee. Nachdem er das aufrührerische Madrid niedergeworfen hatte, schmeichelte er sich König von Spanien zu werden, da erschien Joseph Bonaparte, und M. mußte zurücktreten, ward aber schon am 1. August 1808 durch den Thron von Neapel entschädigt, von welchem er im September desselben Jahres Besitz nahm. Den Pflichten seines Königsberufes hat er sich dann mit Ernst und Eifer hingegeben, so daß seine Herrschaft für das Land eine segensreiche geworden ist. Zwischendurch hatte er mit den Engländern zu kämpfen, welche Sicilien, wohin König Ferdinand sich zurückgezogen hatte, in Besitz hatten und sein Reich fortwährend bedrohten. Der Krieg gegen Rußland entriß ihn seinen friedlichen Beschäftigungen; er mußte ein Kontingent von 20,000 Mann stellen und erhielt selbst wieder wie früher das Kommando der Reservekavallerie. Im Laufe des Feldzuges hat er sich wie immer durch Unerschrockenheit und Schnelligkeit des Entschlusses ausgezeichnet, aber auch, wie zuweilen schon früher, durch Ungestüm und Sorglosigkeit manchen Unfall verschuldet. Als Napoleon die Armee verließ, übergab er M. den Befehl über die noch vorhandenen Trümmer; diesem aber stand der Sinn mehr nach seinem Königreiche im warmen Süden, als daß er Lust gehabt hätte, seine Kräfte der lästigen Sorge für eine so wenig dankbare Aufgabe zu widmen; er übertrug sie eiligst dem Vizekönig Eugen und kehrte nach

Neapel zurück, nur noch darauf bedacht, aus dem drohenden Schiffbruche sein eigenes Fahrzeug zu retten. Der Tadel, welchen der Kaiser seinem unmilitärischen Benehmen zuteil werden ließ, erbitterte ihn noch mehr gegen diesen, welchem seine eigene Familie seit längerer Zeit wenig wohlwollend gesinnt war, den König Joachim hatte er durch rücksichtslose Eingriffe in dessen Gerechtsamen und Regierungsmaßregeln häufig schwer verletzt. Trotzdem kam er noch einmal Napoleons Rufe nach und leistete ihm im Kriege von 1813 Heerfolge. Nach der Leipziger Schlacht aber kehrte er nach Italien zurück, und durch eine am 11. Januar 1814 mit Österreich und England geschlossene Übereinkunft trennte er seine Sache ganz von der seines kaiserlichen Schwagers. Gegen das Versprechen des Besitzes eines vergrößerten Königreichs Neapel verpflichtete er sich sogar, 30,000 Mann zum Kampfe gegen jenen zu stellen. Aber noch waren die Verhandlungen wegen der künftigen Stellung Italiens überhaupt und M.s insbesondere nicht zum Abschlusse gediehen, als Napoleon von Elba zurückkam. M. traute seinen neuen Freunden nicht und hielt außerdem den Augenblick für gekommen, wo er mehr und Größeres erreichen könnte; er gedachte, den schon damals zum Ausdruck gelangenden Einheitsdrang der Halbinsel zu benutzen und sich womöglich zum Herrn von ganz Italien zu machen. So begann er in den letzten Tagen des März 1815 den Krieg mit Österreich, aber bereits am 2. und 3. Mai ward er bei Tolentino gänzlich geschlagen, mußte flüchtig werden und rettete sich nach Frankreich, wo Napoleon ihn zurückwies. Nach der Schlacht bei Waterloo ging er nach Corsika und unternahm von hier mit geringen Kräften einen Zug nach Neapel, um sein verlorenes Königreich wieder zu gewinnen. Ein Sturm zerstreute seine wenigen Schiffe; mit nur 26 Soldaten stieg er am 8. Oktober, vom General Franceschetti begleitet, im Hafen von Pizzo an der Küste Kalabriens an das Land, wurde aber sofort überwältigt und am 13. Oktober 1815 an Ort und Stelle kriegsrechtlich erschossen. Sein Leben beschrieb L. Gallois, Paris 1828. Seine Witwe starb am 18. Mai 1839 zu Florenz; unter dem zweiten Kaiserreiche erneuerte die Familie, deren Mitglieder den Titel Hoheit führen, ihre Beziehungen zu den Bonaparte.

Murawiew, alte moskowitische Familie, aus welcher seit dem 18. Jahrhundert mehrere Mitglieder im russischen Staatsleben hervorgetreten sind.

Nikolai, geboren 1794, focht in den Befreiungskämpfen gegen Frankreich mit und machte sich dann auf mehreren asiatischen Kriegsschauplätzen als Soldat einen vielfach mit Ehren genannten Namen. Nachdem er darauf 1830 gegen die Polen gekämpft hatte, wurde er 1832 zu Sultan Mahmud II. gesandt, um dem von Mehemed Ali bedrängten Großherrn Rußlands freundnachbarliche Hilfe anzubieten. Es gelang ihm, einen Waffenstillstand zuwege zu bringen, welcher die Pforte rettete. Die Jahre von 1838 bis 1848 verlebte er in kaiserlicher Ungnade. Weshalb? steht nicht fest. 1855 erhielt er den Oberbefehl im Kaukasus. Die Einnahme von Kars (s. d.), welche ihm den Beinamen Karski eintrug, war seine Hauptwaffenthat während des Krimkrieges (s. d.); der Pariser Friede gebot seiner Siegeslaufbahn Halt. Er starb am 4. November 1866.

Sein Bruder **Michael**, 1795 geboren, ward früh Soldat, beteiligte sich dann an dem Werke der Geheimbünde, welche Rußland umgestalten wollten, entsagte aber dem Treiben bald und erwies sich schon 1831, wo er in Grodno befehligte, als ein energischer Gegner revolutionärer Gesinnungen und Bestrebungen. Selbst ein ausgezeichneter Mathematiker, leitete er in anderen Stellungen, welche ihm dann zuteil wurden, topographische Aufnahmen und förderte wissenschaftliche Unternehmungen zur Erforschung unbekannter Gegenden des weiten Zarenreiches. Daneben vergaß er sein eigenes Interesse nicht. Vermehrte Gelegenheit, sich zu bereichern, erhielt er dadurch, daß, als Nikolaus gestorben war, welcher dem Namen M. nicht hold war, dessen Nachfolger, Zar Alexander II., ihn zum Domänenminister machte. In dieser Stellung bekämpfte er mit aller Kraft die Sklavenemanzipation. Als ihre Anhänger gesiegt hatten, trat er von seinem Posten zurück (Dezember 1861). 1863 erschien er von neuem im öffentlichen Leben. Dieses Mal als Generalgouverneur von Litauen, wo es galt, den Aufstand niederzuwerfen und das Land zu russifizieren. Von Wilna aus führte er ein Schreckensregiment. Es währte bis zum April 1865. Dann mußte er der öffentlichen Meinung weichen und abtreten. Seine letzte Thätigkeit bestand in dem Vorsitz einer Kommission, welche das Karakasowsche Attentat auf das Leben des Kaisers zu untersuchen hatte. Am 11. September 1866 starb er auf seinem Gute Syrez bei Luga.

Nikolai, russischer General, geboren 1809, unternahm es, als er 1847 Gouverneur von Ostsibirien geworden war, russische Schiffe in den durch einen im Jahre 1689 mit China abgeschlossenen Vertrag ausschließlich diesem zugänglichen und gehörenden Amur einlaufen zu lassen und Forts an dessen Ufern zu errichten. 1854 setzte er sein Vorhaben mit geringen Mitteln ins Werk, behauptete sich dort trotz Chinas und Englands Widerspruch und brachte schließlich durch den am 16./28. Mai 1858 zustande gekommenen Vertrag von Aigun das ganze linke Stromufer in russischen Besitz. Zum Lohn ward er Graf mit dem Beinamen Amurski, doppelsinnig schrieb man Comte de l'Amour. Auch mit Japan schloß er 1859 einen sehr vorteilhaften Vertrag. Sein Gehilfe dabei war der General Ignatiew. Hofintriguen veranlaßten ihn, sich 1861 in das Privatleben zurückzuziehen. Am 18./30. November 1881 ist er gestorben.

Ein anderer Zweig der Familie, **M.-Apostol** genannt, seitdem einer der Ihrigen die Tochter eines Kosakenhetman Apostol geheiratet hatte, welcher die Vorrechte der Kosaken gegen Peters des Großen Vergewaltigungsgelüste tapfer verteidigte, hat durch die Teilnahme mehrerer seiner Mitglieder an den geheimbündlerischen Bestrebungen des jungen Rußland eine blutige Berühmtheit erlangt. Von den drei Söhnen des Diplomaten

Iwan M.-Apostol ward der ältere, Sergei, Oberstlieutenant im Regiment Tschernigow, wegen seiner Teilnahme an den bei Nikolaus' I. Thronbesteigung gemachten Umsturzversuchen, bei welchen er eine Hauptrolle spielte, am 28. Juli 1826 zu St. Petersburg gehängt; der zweite, Hippolyt, fiel im Kampfe gegen die kaisertreuen Truppen am 15. Januar 1826 bei Ustinowka; der jüngste, Matwej, bei derselben Gelegenheit gefangen, ward zur Zwangsarbeit in Sibirien begnadigt. — Vgl. Kleinschmidt, Rußlands Geschichte und Politik, Cassel 1877.

Murfreesborough, Schlacht vom 31. Dezember 1862 bis 4. Januar 1863. Mitte Dezember 1862 ergriff auf dem Kriegsschauplatze in Tenessee der konföderierte General Bragg, welcher sich Anfang Oktober vor dem überlegenen Feinde zurückgezogen hatte, von neuem die Offensive und nahm bei M., im Herzen des Staates, Stellung. Ihm gegenüber hatte an Stelle von Buell General Rosecrans (Rosenkranz) den Befehl der Cumberlandarmee erhalten. Um leben zu können, machte dieser, da die südstaatliche Reiterei ihm die Zufuhren abgeschnitten hatten, eine Vorwärtsbewegung; er gebot über 50,000 Mann mit 100, Bragg über 54,000 mit 120 Geschützen. Bei M. trafen beide Heere auf einander. Nachdem sie sich mehrere Tage lang beobachtet hatten, griff Bragg am 31. Dezember an. Dichter Nebel lag über der Gegend. Die Unierten hatten die Schlacht nicht erwartet, wurden überrascht und waren im Nachteil; es gelang aber den Konföderierten nicht, ihre Erfolge zu einer Niederlage des Gegners zu gestalten; ebenso wenig führte die Fortsetzung des Kampfes am 1. Januar zu einer Entscheidung. Am 2. fand mehr ein gegenseitiges Befühlen und Betasten als eine Schlacht statt, am 3. beschränkte heftiger Regen den Kampf auf ein Artilleriegefecht, am 4. trat Bragg, durch Erschöpfung, Mangel an Schießbedarf und Rosecrans' Fortschritte vom 2. bewogen, den Rückzug an, welchen letzterer nicht störte. Jeder Teil hatte gegen 12,000 Mann eingebüßt, doch war die Schlacht ohne Folgen; es trat auf diesem Kriegsschauplatze ein Stillstand in den Operationen ein, welcher bis zum Juni dauerte. — Vgl. C. Sander, Geschichte des vierjährigen Bürgerkrieges in den Vereinigten Staaten von Amerika (Frankfurt 1865), S. 72.

Muriden, s. **Kaukasus**.

Murray, James Stuart, Graf von. Als natürlicher Sohn König Jakobs V. von Schottland und der Lady Margaret Erskine, Tochter Johns zwölften Lords Erskine und nachmaligen Lady Douglas von Lochleven, 1531 geboren, wurde James Stuart schon in der Wiege vom Vater zum Baronet Tamtallan ernannt und mit sieben Jahren Prior von St. Andrews, was ihm große Einkünfte zubrachte. Später erhielt er noch die Priorie Pittenweem und die von Marcou in Frankreich, und leistete 1544 dem Papste den Treueid. 1548 begleitete er seine Halbschwester, die Königin Maria (s. d.), nach Frankreich, wohin er auch später zu ihrer Hochzeit ging. Zum Geistlichen gänzlich verfehlt, zeigte er frühe militärisches Talent und große Unerschrockenheit und zwang 1548 die eine Landung in Schottland versuchenden Lords Grey de Wilton und Clinton zur schleunigen Heimkehr. Lord James trat mit den Lords Lorne und Erskine zum Protestantismus über, was rasch Nachahmung fand, und wurde der politische Führer der protestantischen Partei Schottlands. Ihn verzehrte die Ehrsucht und erstickte in ihm alle edlen Regungen; er hatte bedeutende Geistesgaben und tüchtiges Wissen, durfte sich persönlichen Mutes und großer Kaltblütigkeit rühmen und war energisch und thatenlustig wie kein Zweiter; aber an List und Trug kamen ihm auch nur Wenige gleich, sein Gewissen war äußerst unempfindlich, und er buhlte nach der ersten Rolle im Staate, nach Marias Krone. Dabei schonte er die Katholiken, um sich am französischen Hofe eine Pension zu verschaffen, die er gleichzeitig von Elisabeth von England, mit der er zu intrigieren begann, als Entschädigung für seine Opfer im Dienste der Reformation beanspruchte. Er nahm an allen Komplotten gegen Maria den regsten, meist leitenden Anteil, wie er schon ihre Mutter Maria (s. d.) befehdet hatte, bis er sie auf dem Sterbebette sah. Als seine Schwester verwitwete, verständigte er sich mit den Häuptern der Reformierten, hatte in London geheime Zusammenkünfte mit Elisabeth und dem Minister Cecil (s. d.), wurde sehr ausgezeichnet, mit einer Pension bedacht und eilte zu Maria nach Saint-Dizier, um sie am 15. April 1561 zur Rückkehr nach Schottland zu drängen. Maria hielt große Stücke auf ihn, und er benutzte ihr Vertrauen, um sie unter der Maske des Biedermanns zu betrügen, versprach ihr Treue und zeigte ihr, wie er begeisterter Protestant sei und das Anerbieten des Kardinals von Lothringen ausgeschlagen habe, ihm, wenn er überträte, den Kardinalshut und große Abteien zu verschaffen. Maria weihte ihn in alle Pläne ein, und er suchte sie ganz in das Garn seiner Politik zu ziehen, wobei er für sich die Grafschaft Murray, das größte Kronlehen, forderte. Maria mochte es den Gordons nicht entreißen und versprach ihm die Regierung Schottlands bis zu ihrer Heimkehr, forderte jedoch, er solle seine Verbindung mit Elisabeth abbrechen. Anstatt es zu thun, ging er nach London und konspirierte mit Elisabeth und ihren Räten, denen er riet, die heimreisende Königin abzufangen. Dann eilte er nach Schottland, um ihr den Boden abzugraben, und sprengte aus, sie bedrohe als fanatische Papistin das reformierte Land; als sie aber landete, huldigte er vor allen und spielte den treuen Bruder. Er trat am 6. September in ihren Geheimen Staatsrat, in dem er alsbald mit dem Staatssekretär Lethington, gleich ihm einem Söldlinge Elisabeths, die leitende Rolle übernahm. Wie seine Mutter stets ihre Verbindung mit Jakob V. als eine Ehe angesehen hatte, der James als legitimer Sohn und Thronerbe entsproß, so huldigte er der gleichen Anschauung und zielte unablässig nach der Krone, deren er mit seinen staatsmännischen Talenten sehr würdig gewesen wäre. Ein geborener Heuchler, wußte er alle Rollen gut zu spielen und fand fast immer Glauben mit seinen Lügen; in seinen Äußerungen äußerst reserviert, verriet er nie sein Inneres, und mit Vorliebe benutzte er die Religion als Deckmantel für seine egoistischen

und arglistigen Pläne. Jetzt sicherte er Maria seine mächtige Unterstützung, für sie von unschätzbarem Werte, zu und erlangte für sie trotz alles Schreiens der Fanatiker die freie Ausübung des katholischen Kultus in ihrer Schloßkapelle; als der junge Lord Lindsay letztere mit einer Rotte stürmen wollte, warf er sich ihm in den Weg; auch löste er den Stadtrat von Edinburgh, der ultrafanatisch war, auf und besetzte ihn mit vernünftigen Männern; seine Schwester veranlaßte er, feierlich zu proklamieren, es solle mit dem bestehenden Glauben keine Änderung vorgenommen, ja jeder Angriff darauf mit dem Tod bestraft werden. An Cecil schrieb er, das beste Mittel zur dauernden Aussöhnung Englands und Schottlands sei die Erklärung Marias zur präsumtiven Nachfolgerin Elisabeths. Im Februar 1561 heiratete Lord James Anna, eine Tochter des 4. Earl Marishal William Keith, und wurde von Maria zum Grafen von Mar kreiert, was jedoch zu Streitigkeiten mit Lord Erskine führte. Längst nach dem Besitze der Grafschaft Murray lüstern, demütigte er die sie besitzende Familie Gordon, eine Adelsrebellion niederwerfend, ließ mehrere Gordons hinrichten und erhielt 1562 die reiche Grafschaft Murray mit der Würde des Siegelbewahrers. Vergebens aber suchte er Maria zu verleiten, auch die Familie Hamilton zu vernichten. Der Graf von Murray maßte sich eine Art von Vormundschaft in allen Regierungsangelegenheiten an; das Parlament bestätigte ihm den Besitz seiner neuen Grafschaft. Maria wollte durch den geliebten Bruder und ersten Kronrat ihr Erbfolgerecht auf England gesichert wissen, aber Elisabeth that dies nicht; hingegen hielt M. Maria davon ab, sich auf Antrieb der Guises an einem französischen Kriege gegen Elisabeth zu beteiligen. Vielleicht in der Erwartung, von Maria zum Regenten während ihrer Abwesenheit ernannt zu werden, gab er seine Zustimmung zu einer Heirat nach Spanien, wo er den Bischof von Roß dafür wirken ließ, was Knox sehr übel aufnahm; den entschiedensten Widerstand setzte er dem Projekte mit Darnley (s. d.) entgegen, im engen Einverständnis mit Elisabeth und Cecil; eher hätte er Leicester (s. d.) seine Stimme gegeben. Als Maria sich für Darnley entschied, überwarf sich M. mit ihr, entfernte sich im Mai 1565 vom Hof und entfachte im Lande einen Aufstand. Zwar erschien er auf der Notabelnversammlung in Stirling und gab zu Marias Entschluß, Darnley zu heiraten, wie alle Anwesenden seine Zustimmung, setzte sich jedoch mit Cecil und Graf Bedford in Verbindung, um durch englische Truppen an der Grenze einen schottischen Aufstand zu unterstützen, blieb dem Adelstage von Perth am 22. Juni mit der Entschuldigung fern, er wolle nicht von Darnley und dessen Vater Lennox (s. d.) ermordet werden, und komplottierte nach wie vor mit dem englischen Gesandten Randolph; es galt, Maria und Darnley zu überfallen, Darnley zu töten oder an Elisabeth auszuliefern, Maria einzukerkern und sie zur Übertragung der Geschäfte an M. zu zwingen. Als dies Komplott verraten wurde, schritt M. zum offenen Aufruhr, von Elisabeth mit Geld unterstützt, mißachtete die Befehle Marias, sofort die gesammelten Truppen zu zerstreuen, machte in Stirling mit seinen Genossen am 17. Juli einen engen Bond zur Reformation von Staat und Kirche und rief seine Glaubensbrüder unter die Waffen. Die Königin erließ Gegenproklamationen und heiratete Darnley. Wiederholt hatte M. Darnley und Lennox eines Attentates auf sein Leben beschuldigt; jetzt forderte ihn Maria auf, vor ihr seine Anklage gerichtlich zu beweisen; er aber kam nicht und zieh seine Schwester ungesetzlicher Handlungen. Sie sammelte ein Heer und besiegte im Kampfe seine Rebellion so glänzend, daß er, schon im August zum Rebellen erklärt, am 14. Oktober nach England entfloh. Elisabeth empfing ihn zum Scheine höchst ungnädig, sprach ihm öffentlich ihre Entrüstung über seine Rebellion aus und leugnete feierlich jede Gemeinschaft mit seinem Unternehmen ab, das sie in der That sehr ungenügend unterstützt hatte, versicherte ihn aber heimlich ihres Schutzes, während Maria ihn seiner Besitzungen verlustig erklärte und trotz all seiner Bitten und Beschwörungen, die Elisabeth unterstützte, nicht begnadigte. Gegen Riccio verband er sich mit seinen Todfeinden Darnley und Lennox selbst und ohne sich persönlich an der Verschwörung gegen ihn zu beteiligen, war er doch die Seele des Unternehmens; es wurde ihm nach ihrem Gelingen die Regierung zugesagt. Am 2. März 1566 unterschrieb er den Bond der Verbannten zugunsten Darnleys gegen Riccio, am 8. nahm er von England Abschied und traf am Abend des 9. in Edinburgh ein. Am 11. erschien er vor Maria, von Morton (s. d.) und andern Mördern Riccios begleitet, schwur, er habe erst nach seiner Heimkehr von dem Vorhaben erfahren, und empfahl Maria Gnade für ihn und seine Mitverbannten. Sie zeigte sich ihm gnädig, entfloh aber alsbald mit Darnley. M. erbat und erhielt ihre Verzeihung, was ihre Position befestigte; sie wußte nichts von seiner Unterschrift vom 2. März. Da er aber die Leitung der Geschäfte, auf die er gerechnet, nicht erhielt, so blieb er mit den flüchtigen Lords in Verbindung und empfahl sie England, während Darnley, sein persönlicher Feind Bothwell (s. d.) u. a. ihn möglichst von Maria zu entfernen bemüht waren. Maria wollte Frieden zwischen den streitenden Parteien stiften und berief M. im April an den Hof, wo sie ihn mit Bothwell, Athol und Huntley aussöhnte. Sie designierte ihn zum Mitgliede des eventuellen Regentschaftsrats, näherte sich ihm sehr und gestattete ihm, als ihre Entbindung nahte, den größten Einfluß; der Graf wohnte für den Fall einer unglücklichen Geburt im Schlosse, und umsonst wühlten die katholischen Lords gegen ihn. Er war nach Jakobs VI. Geburt vor allem bestrebt, Maria von Darnley zu trennen, erheuchelte Ergebenheit und behandelte ihn verächtlich und argwöhnisch. Darnley hingegen sann auf Rache an M. und wollte ihn töten lassen; er beschuldigte ihn des Anschlags auf sein Leben und bestürmte vergebens Maria, ihn aus ihrem Rate zu entfernen. Mit M. besuchte sie im August den Grafen Mar; er befestigte seine Stellung immer mehr, die Rückberufung seiner Freunde erwirkend und mit Bothwell in Fehde, den er aber im Oktober mit Maria besuchte. M. wollte durchaus Marias Scheidung, und da sie nicht darauf einging, wurde Darnleys Er-

mordung beschlossen. M. war klug genug, den Bond dazu nicht zu unterschreiben, hielt sich im Hintergrunde, nachdem er hauptsächlich auf den Mord hingearbeitet, und verreiste am Morgen des 9. Februar 1567, des Mordtages. Als Darnley tot war, hielt M. mit seinen Freunden geheime Zusammenkünfte, um einen Bund zu seiner Rache gegen Maria zu stiften, der sich bald über den größten Teil des Adels ausdehnte und auf Bothwells Beseitigung ausging; vergebens bestürmte ihn die Schwester, er möge zu ihr eilen. Er hetzte Lennox (s. d.) gegen Maria auf und hielt sich vor Bothwells Nachstellungen nicht sicher. Trotz aller Bitten Marias reiste er am 9. April nach dem Kontinente ab; es mußte ihm zu statten kommen, wenn er eine Zeit lang den Ereignissen fern blieb und Gras über seinen Haß gegen Darnley wuchs. Aus Frankreich stand er in beständigem Verkehre mit den rebellischen Lords, die ihn an die Spitze der Regierung bringen wollten, und komplottierte gegen Bothwell. Jubel erfüllte ihn, als er Maria in Lochleven im Gewahrsam seiner Mutter wußte; die rebellischen Lords riefen ihn heim und erhoben ihn im Juli zum Regenten für Jakob VI. Eben sollte er auf Anstiften des schottischen Gesandten in Paris, der seinen Intriguen auf die Spur gekommen war, verhaftet werden, als er glücklich aus Frankreich entkam. Nach geheimen Konferenzen in London traf er am 8. August in Berwick ein und heuchelte, er werde die Regentschaft nie annehmen; er hielt seinen Einzug in Edinburgh und stand unter so vielen durch den Sturz Marias Kompromittierten rein da, was ihm ungeheures Gewicht verlieh. Auf das tiefste bedauerte er, wie er sagte, den Gang der Dinge, aber nimmer dachte er an Marias Restauration. Jubelnd von der allgemeinen Stimmung begrüßt, wies er Marias Boten zurück und ging am 15. August zu ihr nach Lochleven, wo beide niedrige Komödie mit einander spielten, bis Maria ihm die Regentschaft anvertraute. Feierlich übernahm sie M. in Edinburgh am 22. August; fast der ganze Adel unterwarf sich seiner Autorität, und sein Eid war echt presbyterianisch-kirchlich gehalten. Mit äußerster Energie bemächtigte sich der Regent aller Plätze, die Jakob VI. noch nicht gehuldigt hatten, und stellte die für den Verkehr nötige Sicherheit her; über seine Haltung wegen Bothwells, dessen geringe Helfershelfer hingerichtet wurden: s. „Bothwell, Graf“. Das Parlament bestätigte M. im Dezember in der Regentschaft, und jetzt bereits begann die Operation mit den Schatullenbriefen (s. über sie bei „Maria Stuart“). Nochmals besuchte M. die Schwester auf Lochleven, die ihn mit Vorwürfen überschüttete, ihn als ihren Todfeind erkennend. Seine Härte und schonungslose Regierungsart entfremdete M. bald viele Anhänger; er bereicherte sich frech mit der Habe seiner Feinde oder teilte sie an feile Anhänger aus, während England und Frankreich ihm die nachgesuchte Unterstützung verweigerten. Die Flucht Marias versetzte ihn in die äußerste Bestürzung, nur die Städte hielten treu zu ihm, indessen die Lords in Masse zu Maria abfielen; er verwarf jeden Vergleich mit ihr, entfaltete seltene Kaltblütigkeit, sammelte ein kriegsgeübtes Heer und vernichtete ihre Truppen am 13. Mai 1568, worauf sie nach England entwich. Eifrig ging der Regent auf Elisabeths Wunsch ein, die Schiedsrichterin zwischen Maria und den rebellischen Lords zu spielen; er erklärte sich bereit, Dokumente zur Rechtfertigung ihrer Absetzung vorzulegen. Daß Elisabeth einen hochtrabenden Ton gegen ihn anschlug, kümmerte ihn wenig; mit Aufgebot aller Mittel brachte er ganz Schottland zum Gehorsam und gewann allmählich auch Marias Anhang für sich; eine Rebellion gegen ihn endete mit seinem Siege. Über seine gehässige Haltung auf den Konferenzen von York, Westminster und Hamptoncourt, auf denen er an der Spitze von Marias Feinden erschien und die Schatullenbriefe gegen sie verwertete: s. „Maria Stuart“. Norfolk geriet in Wut gegen M. und dachte an seine Beseitigung, die Grafen Northumberland und Westmoreland drohten, ihn zu töten, er aber entging allen Gefahren, und Elisabeth erklärte ihm am 10. Januar 1569 durch ihren Geheimen Rat, seine Ehre und Treue gingen aus den Verhandlungen unverdächtig hervor: er war somit von den Anklagen Marias und ihrer Vertreter gereinigt. Am 12. Januar verließ M. London mit einem Geschenke von 5,000 Pf. St.; Marias förmliche Anklage gegen ihn auf Königsmord war ganz ignoriert worden. Daheim beugte er mit eiserner Faust alle Unzufriedenen. Seine Schwester entflammte eine neue Erhebung, aber er bändigte sie rasch, und schon im Juli konnte er den Ständen in Perth die Pacifikation Schottlands verkünden; hier wurden Elisabeths Vorschläge einer Restauration Marias, die M. unmöglich annehmen konnte, abgelehnt; auch verwarf man auf M.s besonderen Antrieb das Projekt einer Scheidung Marias, welche ihre Ehe mit Norfolk ermöglichen sollte. M. forderte von Elisabeth die Auslieferung seiner Schwester, die in Schottland weit sicherer als in England bewacht werden könnte; mit verschiedenen Anhängern überwarf er sich, da er allen Forderungen Marias eisige Ablehnung entgegen setzte. Da traf ihn als Akt der Privatrache der Hamilton, die er schmählich verfolgt hatte, Meuchelmord. James Hamilton of Bothwellhaugh, ein Neffe des Herzogs von Châtellerault und des Erzbischofs von St. Andrews, schoß ihn auf der Straße in Linlithgow am 23. Januar 1570 nieder. Grenzenlos war die Trauer der Presbyterianer wie Marias Jubel. M. hinterließ zwei Töchter, die in die Familien Stuart of Doune und Errol heirateten, während seine Witwe Sir Colin Campbell, sechstem Grafen Argyle, Lord-Großkanzler von Schottland, die Hand reichte. — Vgl. die bei „Maria Stuart“ angeführten Werke.

Murray, George, englischer General, am 6. Februar 1772 aus guter schottischer Familie in Perthshire geboren, hatte sich bereits auf manchem Kriegsschauplatze bewährt, als er 1809 in der Eigenschaft als Generalquartiermeister zu Wellington kam. Als solcher hat er diesem während der Kämpfe auf der Peninsula und im südlichen Frankreich gute Dienste geleistet. Als Wellington 1815 von neuem den Oberbefehl im Kampfe gegen Napoleon erhielt, war M. unterwegs, um das Kommando in Canada zu übernehmen, er kehrte sofort um, kam aber zu spät, um noch am Kriege sich beteiligen zu können, dagegen blieb er bei der

unter Wellingtons Befehl gestellten Besatzungsarmee in Frankreich. 1823 trat er in das Unterhaus, kommandierte eine Zeit lang die Truppen in Irland und ward 1828 in seines Feldherrn Toryministerium Staatssekretär für die Kolonieen; mit diesem trat er im November 1830 ab. Als vier Jahre später die Tories unter Robert Peel von neuem ans Ruder kamen, ward M. Generalfeldzeugmeister; legte dieses Amt im April 1835, als seine Partei das Ministerium verlor, nieder, erhielt es aber 1841 von neuem, doch hatte er 1835 seinen Sitz im Parlament verloren und konnte ihn nicht wieder erlangen. Er gab die Depeschen Marlboroughs heraus (5 Bde., London 1845–46) und war von Wellington ausersehen, dessen Feldzüge zu beschreiben. Er starb am 28. Juli 1846 zu London.

Ein anderer **M.**, Sir John, ebenfalls englischer General, leitete 1812—13 eine von Sicilien aus unternommene Expedition nach dem südöstlichen Spanien, welche unglücklich ablief. Wegen seines Benehmens bei der Aufhebung der Belagerung von Tarragona am 11. Juni 1813 sprach das niedergesetzte Kriegsgericht einen Tadel gegen M. aus, dessen Kommando dann Lord Bentinck übernommen hatte.

Mustafa. Unter den vielen Männern der moslemitischen Welt, welche diesen Namen führen, sind hier zu nennen: zuerst der osmanische Sultan **M. I.** Er war ein Sohn Mohammeds III., und folgte am 22. November 1617 seinem früh verstorbenen Bruder Achmet I. auf dem Throne. Da er aber so gut wie blödsinnig war, so ist er schon 1618 durch die Janitscharen zugunsten seines Neffen Osman II. wieder abgesetzt und eingekerkert worden. Als dieser aber 1622 ermordet worden war, hat M. noch einmal für einige Monate als Sultan fungiert, bis dann 1623 Osmans zwölfjähriger Bruder Murad IV. zur Herrschaft gelangte.

M. II., ein Sohn Mohammeds IV., und Neffe des Sultans Achmet II., bestieg nach des letzteren Ableben (6. Februar 1695) den Thron zu Stambul. Ehrgeizig und thatkräftig, wie er war, wollte er mit aller Macht das Waffenglück der Türkei, die damals auf allen Seiten, gegen Venedig in Morea, gegen die Russen im Schwarzen Meere, gegen die Österreicher in Ungarn, in nachteiligem Kampfe stand, wieder herstellen; aber der Erfolg stand ihm nicht lange zur Seite. Wohl erfocht er selbst, als er 1695 in Ungarn einrückte, einige Vorteile; wohl wurde 1695 den Venetianern die Insel Chios wieder abgenommen, und auch sonst gewann die türkische Flotte zur Zeit allmählich wieder das Übergewicht im Ägäischen Meere; aber in Morea vermochten die Osmanen nichts auszurichten, und Sultan M. selbst erlitt am 11. September 1697 in Ungarn bei Zenta an der Theiß durch den Prinzen Eugen von Savoyen eine entsetzliche Niederlage. Nun mußten die Verhandlungen angeknüpft werden, die am 26. Januar 1699 zum Abschluß des in der Geschichte der Türkei so unheilvoll epochemachenden Friedens von Karlowitz führten, durch welchen die Pforte an Venedig Morea, an Österreich fast ganz Ungarn und Siebenbürgen, an Polen die Ukraine und Podolien, an Rußland Asow verlor. Erbittert über diesen Abschluß, und noch mehr über den Versuch, sie endlich wieder besser zu disziplinieren, entthronten die Janitscharen im Jahre 1703 den Sultan M., und erhoben seinen Bruder als Achmet III. auf den Thron.

M. III., ein Sohn Achmets III., folgte 1757 seinem Vetter Osman III., und sah sich während der ersten Hälfte seiner Regierung durch den kräftigen und einsichtsvollen Großwessir Raghib-Pascha, der die Janitscharen im Zaume zu halten, die Finanzen in Ordnung zu bringen, die Macht der Mamlukenbeis in Ägypten erheblich zu beschränken wußte, wesentlich gefördert. Als aber dieser Staatsmann 1763 gestorben war, und M. im Herbst 1768 den Krieg mit Rußland begonnen hatte, brach das Unheil über die Pforte herein. Die Russen, die nur in Morea keine Erfolge davontrugen, waren in Bessarabien und in der Krim, in der Moldau und Walachei überwiegend glücklich; ihre Flotte vernichtete im Juli 1770 bei Tschesme die türkische vollständig; dazu meuterten 1771 die Araber in Syrien, die Mamluken in Ägypten unter Ali-Bei machten ebenfalls neue und sehr erhebliche Schwierigkeiten, die erst 1773 durch Alis Niederlage und Tod bei Salahie erledigt wurden. Mitten unter so gefährlichen Umständen starb M. und hinterließ (21. Januar 1774) das Reich seinem Bruder Abdul Hamid I., der dann wenige Monate nachher mit Rußland den unheilvollen Frieden von Kutschuk-Kainardschi schließen mußte. — Als später Abdul Hamids Neffe und Nachfolger, der Reformsultan Selim III., am 31. Mai 1807 durch Ulemas und Janitscharen gestürzt wurde, erhielt Abdul Hamids Sohn **M. IV.** die Herrschaft, der nun wieder ganz in alttürkische Wege einlenken mußte. Als aber der kühne Statthalter von Rustschuk, Mustafa Bairaktar, zur Rettung der Reformen und Selims mit starker Macht nach Stambul marschierte und am 28. Juli 1808 den M. wieder zur Abdankung zwingen wollte, da benutzte M. den letzten Augenblick, um Selim III. ermorden zu lassen. Zur Rache setzte Bairaktar jetzt den M. ab, hielt ihn in Haft, und erhob nun M.s jüngeren Bruder Mahmud II. (s. d.) auf den Thron. Als nun aber am 14. November 1808 Ulemas, Janitscharen und Pöbel in Stambul in furchtbarer Empörung sich wider Bairaktar erhoben, der in der nächsten Nacht den Tod fand, da wurde, um Mahmud das Leben und die Krone zu retten, von der noch immer kämpfenden Reformpartei am 16. November M. erdrosselt, und am 18. November mußte Mahmud II. mit den siegenden Empörern vorläufig sich vergleichen.

Von anderen Männern des Namens nennen wir noch: Lala-M., der unter Sultan Selim II., für den er schon unter Suleiman II. 1561 bei Konia siegreich gegen den aufständischen jüngeren Prinzen Bajesid gekämpft hatte, in den Jahren 1570 und 1571 in blutigem Kampfe (glücklicher als 1565 bei dem Angriff auf Malta), den Venetianern die Insel Cypern entriß, aber dabei nach der Eroberung von Famagusta (1. August 1571) an dem gefangenen Kommandanten Marcantonio Bragadino und an der Stadt die infamsten Scheuß-

lichkeiten verübte, die nachher von Don Juan d'Austria bei Lepanto gerächt wurden. Unter Selims II. Nachfolger Murad III. (1574—1595) wurde der siebzigjährige Mann, der bei abschreckendem Aussehen und heftiger, gewaltsamer Sinnesweise äußerlich fein und geschmeidig sich zu geben verstand, nach Mohammed Sokollys Sturze und Achmets Rücktritt an die Spitze der Verwaltung gestellt. Da er aber nur die Geschäfte, nicht die Würde und die Siegel des Großwessirs erhielt, so starb er aus Mißmut, oder, wie es heißt, durch eigene Hand.

Über Kara-M. s. Bd. III, S. 106, und über M.-Bairaktar s. Bd. I, S. 213.

Mustafa (Mustai), Pascha von Scodra (Skutari), war einer der mächtigen Derebegs im osmanischen Reiche, mit deren Unterwerfung und Entwurzelung Sultan Mahmud II. so viel sich bemüht hat. Er gehörte zu der großen Familie der Buschatli, nämlich des Mehemet-Beg von Buschat in Ober-Albanien, die in den Zeiten großer Schwäche der Zentralgewalt zu Stambul seit der Mitte des 18. Jahrhunderts sich in den erblichen Besitz des Paschaliks von Scodra gesetzt hatte und sich sowohl gegen die Pforte wie gegen ihre fürstlichen Gegner in Südalbanien, wie Ali-Pascha von Janina, zu behaupten wußte, Politik nach ihrem Gutdünken trieb und der Pforte nur soweit gehorchte, als es ihnen selbst paßte. M. nun, der ein jüngerer Zeitgenosse des berühmten Ali Tepeleni, des Wessirs von Janina, war, hat seinerseits der Pforte mehrfache Dienste geleistet. Als Sultan Mahmud II. im Jahre 1820 den Krieg gegen Ali eröffnete, erhielt er den Auftrag, von dem nördlichen Albanien aus gegen den Empörer von Janina vorzugehen, und eroberte alles Land bis Durazzo, um sich hernach freilich gern durch eine Fehde mit Montenegro beschäftigen zu lassen. In dem Kriege gegen die aufständischen Griechen haben M.s katholische Albanesen in der Nacht vom 20./21. August 1823 bei Karpenisi mit Markos Botsaris geschlagen, seine Mirditen und Geghen am 9. September das Gefecht am Kaliakuda gewonnen, dann mit Omer Vrionis Anatolikon belagert. In dem russisch-türkischen Kriege endlich sammelte M. 1829 volle 20,000 Albanesen für die Pforte, kam freilich mit denselben erst dann nach dem westlichen Bulgarien, als der russische General Diebitsch bereits (Ende Juli) den Balkan überstiegen hatte. Statt nun die Armee des letzteren anzugreifen, begnügte er sich, unnützerweise das Geismarsche Corps in der Walachei von Widdin aus zu beobachten, und erst nach dem Friedensschlusse zwischen Diebitsch und der Pforte im Oktober 1829 ernsthafter aufzutreten, — wo dann bei seinem nunmehr ganz unzeitigen Marsche gegen Adrianopel der russische General Geismar sich an seine Fersen hing und seiner Nachhut am 16. Oktober bei Arnaut-Kelessi eine schwere Niederlage beibrachte. Als M. nachher im Jahre 1831 die Führung der gegen die Pforte unzufriedenen Albanesen übernahm und fünf andere albanesische Paschas ihm zufielen, rückte der vor Missolunghi und Athen erprobte Großwessir Mehmet-Reschid-Pascha Kiutagi mit 32,000 Mann und 150 Kanonen gegen ihn aus, schlug ihn im Mai 1831 bei Perlepe aufs Haupt, und nötigte ihn, im Oktober desselben Jahres der Pforte sich unbedingt zu unterwerfen.

Mützen, eine politische Partei in Schweden im 18. Jahrhundert; s. den Art. „**Hüte**“.

Mysore (Maisur), englischer Vasallenstaat in Vorderindien mit gleichnamiger Hauptstadt, unter Hyder Ali und Tippo Sahib (s. d.) der gefährlichste der einheimischen Feinde, welche der Herrschaft der Ostindischen Compagnie Widerstand entgegengesetzt haben, fristete, nachdem der letzte jener beiden Sultane am 4. Mai 1799 den Engländern unter Sir Arthur Wellesley, dem nachmaligen Herzog von Wellington, erlegen war, bis zum Jahre 1833 eine Scheinexistenz, verlor dann, weil die inneren Unruhen in M. die Sicherheit der Provinz Madras gefährdeten, den Rest seiner Selbständigkeit und wird jetzt von einem unter dem General-Gouverneur stehenden Kommissär regiert. Der in der Hauptstadt residierende Radscha ist ganz machtlos. — Vgl. Mark Wilks, Historical sketch of the south of India in the attempt to trace the history of Mysore, 3 Bde., London 1810—17.

N.

Nachimow, Paul Stepanowitsch, russischer Admiral, 1803 als der Sohn eines Gutsbesitzers im Gouvernement Smolensk geboren und im Seekadettencorps in St. Petersburg erzogen, focht bei Navarin und diente später fast immer auf dem Schwarzen Meere. Bei Beginn des Krimkrieges stand er an der Spitze der dortigen Flotte, am 30. November 1853 vernichtete er auf der Rhede von Sinope (s. d.) die türkische Seemacht in diesen Gewässern. Den Verbündeten, als sie an der Krim landen wollten, mit seinen Schiffen entgegenzugehen, wurde ihm von Menschikow nicht gestattet; er mußte dieselben vielmehr meist vor Sewastopol versenken. Er nahm nun an der Verteidigung dieser Festung thätigen Anteil, wurde am 10. Juli 1855 von einer feindlichen Kugel tödlich getroffen und starb sechsunddreißig Stunden darauf. — Vgl. „Unsere Zeit“ I. 347, Leipzig 1857.

Nachod, Gefecht bei, am 27. Juni 1866. Die Avantgarde des preußischen V. Armeecorps von der Armee des Kronprinzen, welche unter dem General v. Löwenfeld, aus der Grafschaft Glatz an diesem Tage in Böhmen einrückte, traf bei dem Städtchen N. auf das zur Deckung des Aufmarsches der Hauptarmee vorgeschickte VI. österreichische Corps unter Feldmarschall-Lieutenant Baron Ramming, welchem außerdem die I. Reserve-Kavallerie-Division unterstellt war. Die preußischen Vortruppen wurden zunächst bis an den Brankawald an der N.-Neustadter Straße zurückgedrängt, die Kavallerie-

brigade Wnuck behauptete sich aber vor ihrer Stellung gegen die Reiterbrigade Solms. Als aber nach und nach Verstärkungen bei ihnen eingetroffen waren, gingen die Preußen ihrerseits angriffsweise vor und drängten die Österreicher allmählich gegen Skalitz (s. d.) zurück. Zu dem Entschlusse Rammings, den Rückzug anzutreten, trug, außer dem verheerenden Einflusse des Feuers der Zündnadelgewehre, das Erscheinen anderer preußischer Truppen in seiner linken Flanke bei. Er hatte an Toten und Verwundeten gegen 5000 Mann verloren, seine Gegner wenig mehr als 1000; dazu hatte er gegen 1000 unverwundete Gefangene und 8 Geschütze eingebüßt. — Vgl. „Preußisch-österreichisch-italienischer Krieg von 1866".

Nachtigal, Gustav, einer der glänzendsten Vertreter der Afrikaforschung, geb. 23. Februar 1834 zu Eichstädt bei Stendal, studierte Medizin und ließ sich 1859 als praktischer Arzt in Köln nieder. Zur Heilung eines Lungenleidens ging er 1862 nach Algier, im folgenden Jahre nach Tunis, wo er Gelegenheit fand, sich 1864 als freiwilliger Militärarzt bei einem Zuge gegen rebellische Stämme auszuzeichnen und demnächst eine Anstellung als Leibarzt des tunisischen Minister-Präsidenten erhielt. Auf Rohlfs (s. d.) Verwendung wurde er 1869 mit Überbringung von Geschenken des Königs Wilhelm von Preußen an den Scheich Omar von Bornû betraut, weshalb er sich zur Übernahme der Sendung nach Tripolis begab. Als N. mit dieser Murzûk erreichte, dort aber keine Aussicht auf baldigen Abgang einer Handelskarawane fand, benutzte er die Zeit dieses unfreiwilligen Aufenthaltes, einen Ausflug in das nächstliegende Tebugebiet zu machen. Unter unsäglichen Gefahren und Entbehrungen bereiste er Tibesti, das Land der Têbu-Reschâde, südöstlich von Fezzân, wohin bisher kein Europäer gedrungen war. Erst Mitte April 1870 konnte er im Anschluß an eine türkische Gesandtschaft von Murzûk aufbrechen, mit welcher er auf der alten Bornû-Straße über Kawâr am 7. Juli nach Kûkaua, der am Tsadsee belegenen Residenzstadt Bornûs, gelangte. Nachdem er durch Abgabe der Geschenke sich hier seiner Verpflichtungen entledigt hatte, trat er mehrere kühne Reisen in die mohammedanischen Negerreiche an, welche das wasserreiche Tsadseebecken umlagern. Zunächst durchwanderte der rastlose Forscher in vielfachen Zügen die im Nordosten des Tsadsees gelegenen Landschaften der Uelâd-Slimân in Kânem und ergriff die sich darbietende Gelegenheit an einem Raubzuge teilzunehmen, um über Egäï und Bodelê nach Borkû zu kommen. Zwar berührte er schon von hier aus den nördlichsten Teil des feindlichen Wadâi, um jedoch von Westen her durch bewohntere Gegenden in dies Reich einzudringen, kehrte N. vorerst nach Bornû zurück. Nachdem er alsdann die südlichen Landstriche Baghirmis am Schârifluffe durchzogen hatte, brach er Anfangs März 1873 von Kûkaua auf und traf, seinen Weg am Fittrisee vorbei nehmend, den 31. Juli in der Hauptstadt Wadâis, Abêschr ein. Wegen des Fanatismus der Einwohner erforderten seine Forschungen große Vorsicht, indessen blieb es ihm vergönnt, die frühere Hauptstadt des Reiches Wara und die südliche Provinz Runga zu besuchen. Immerhin gelang es ihm somit zuerst, das geheimnisvolle Wadâi zu entschleiern. Wichtig für die Kongofrage war die durch N. erkundete Thatsache, daß jenseits der Südgrenze Rungas ein großer Strom fließe, den der Reisende, wie Stanley später bestätigen konnte, für die nördliche Ausbiegung des Kongo hielt. Sich nun ostwärts wendend, erreichte N. Dâr-Fôr, welches Land vor ihm von europäischen Reisenden nur Browne 1793 und Dr. Cuny 1858 betreten hatten. In der Hauptstadt El-Faschêr rastete er längere Zeit, da ihm die Weiterreise wegen der beginnenden Feindseligkeiten Fôrs mit Ägypten, wohin er sich wenden wollte, nicht ratsam erschien. Als er nach vier Monaten aufbrechend, am 10. August 1874 zu El-Obeïd in Kordofân anlangte, stieß er bereits auf die heranmarschierenden Truppen des Khedîve. Mit dem Betreten des ägyptischen Bodens fand N.s mühevolle Reise ihren Abschluß. Unter fast übermenschlicher Anstrengung und steter Lebensgefahr, ohne jeden europäischen Begleiter, durchstreifte der unermüdliche Forscher sechs Jahre lang die fast gänzlich unbekannten Länder des zentralen Sudans. Seine Entdeckungsreise gehört zu den großartigsten, welche je ausgeführt worden sind und muß epochemachend in der geographischen Erforschung Afrikas genannt werden. Im Jahre 1875 kehrte er nach Deutschland zurück, wo man ihn in Berlin zum Vorsitzenden der Gesellschaft für Erdkunde und der afrikanischen Gesellschaft erwählte. Die großen wissenschaftlichen Ergebnisse seiner Reise legte er in einem Werke: „Sahara und Sudan", Berlin 1879—81, nieder.

Im Jahre 1882 wurde N. zum deutschen Generalkonsul in Tunis ernannt; der Landessprache völlig mächtig und mit der Geschichte Tunisiens vertraut, verwaltete er diesen schwierigen Posten mit bestem Erfolge. Als nun 1884 die Kolonialbewegung in Gang kam und es galt, den deutschen Schutz auf die Westküste Afrikas auszudehnen, entsandte ihn die deutsche Reichsregierung als Bevollmächtigten dorthin. Die neuen Schutzgebiete bereisend, suchte er die erworbenen Kolonieen an das Mutterland zu festigen, fiel jedoch bald den Anstrengungen zum Opfer, denen er sich in unerschütterlicher Berufstreue und in dem Streben seinem Vaterlande zu dienen, ausgesetzt hatte. An der Malaria erkrankt, starb N. am 19. April 1885 auf hoher See an Bord des deutschen Kriegsdampfers Möwe, und schon anderen Tages fand seine Leiche die letzte Ruhestätte auf Kap Palmas in jenem afrikanischen Boden, dessen Erforschung er sein Leben geweiht hatte.

Vgl. Petermanns „Geograph. Mitteilungen" Bd. XV, XVI, XVII, XIX, XX, XXI (Jahrg. 1869—71, 1873—75); „Zeitschrift der Berliner Gesellschaft für Erdkunde", Bd. V, VI, IX, X, XII (Jahrg. 1870—71, 1874—75, 1877).

Nádasdi, ein ungarisches Adelsgeschlecht, das sich urkundlich bis ins 13. Jahrhundert verfolgen läßt, und auf zwei Stammhäupter die „Grafen" (?) Chupon und Pettend zurückgeführt zu werden pflegt. Die historische Bedeutung dieser Familie knüpft sich an den Sohn Franz (I.) N., Thomas, dessen weiter unten gedacht werden wird. Die bedeutendsten und bekanntesten Vertreter dieses Hauses sind nach der Namensfolge:

Franz (II.), geb. 1555, gest. 1604, Ober-

gespan des Eisenburger Komitates und kaiserlicher Oberjägermeister, ein namhafter Führer im Türkenkriege, berufen, wie einst Paul Kinizsi, durch seine Riesenstärke, gemeinhin der „schwarze Beg“ (fekete beg) genannt. Seine Gattin war eine Tochter des fürstlichen Hauses Bátory (s. 1. Bd.), Nichte des Königs Stephan von Polen, Elisabeth, welche als Witwe durch ihre von der Überlieferung übertriebenen Greuelthaten wahnwitziger Natur eine traurige Berühmtheit erlangte.

Franz (III.), der einzige Sohn Paulus N., der 1625 als Oberstkämmerer in den Grafenstand erhoben wurde, aus dessen zweiter Ehe mit Judit v. Réva, ein Enkel Franz (II.) v. N., 1633 Erb-Obergespan des Eisenburger Komitates, 1644 kaiserlicher Rat, 1646 kaiserlicher Ober-Hofmeister, 1664 kaiserlicher Ober-Hofrichter und Obergespan von Zal und Somogy, kaiserlicher Geheim-Rat und Locumtenens, nächst dem Palatin Franz Wesselényi der bedeutendste Würdenträger Ungarns, Gatte der Tochter des früheren Palatins Niklas Eszterházi, Juliane (gest. 1669), an Kindern und Glücksgütern so reich gesegnet, daß man ihn den ungarischen Crösus zu nennen pflegte. Er genoß der besondern Gunst Kaiser Leopolds I., und dieser Umstand machte seine Schuld als „Verschwörer“ in den Augen der Regierung nachmals um so strafbarer. Als reicher Kavalier erwarb er sich auch Verdienste um die historische und rechtswissenschaftliche Litteratur Ungarns, doch kann er nur als Mäcenas, nicht selbst als Schriftsteller gelten, wie sehr auch der ungarische Litterar-Historiker Horányi dafür eintritt, daß das auf des Grafen Kosten zu Nürnberg 1664 gedruckte Prachtwerk: „Basiliographia seu Mausoleum regni apostolici regum et primorum militantis Ungariae ducum“ (Königsbuch, oder Mausoleum der Könige des apostolischen Königreiches und der Vordermänner des kriegenden Ungarns) mit 58 Bildern ihn, und nicht den Jesuiten Joh. N. zum Verfasser haben soll. Er gab in seiner eigenen Buchdruckerei auf dem Schlosse Pottendorf das juristische Werk „Cyrosura Juristarum ....“ (1668, 4°), und die litterarische Hinterlassenschaft seines berühmten Großvaters von mütterlicher Seite, Franz de Réva (geb. 1568, gest. 1622 („de Monarchia et S. Corona Hungariae“) in verbesserter Ausgabe unter dem Titel „Centuriae septem de Monarchia et sacra corona Hungariae“ (Sieben Zenturien von der Monarchie und der heiligen Krone Ungarns) 1659 zu Frankfurt heraus.

In der sogen. „ungarischen Magnatenverschwörung“ von 1665—1671, deren Mittelpunkt bis zu seinem Tode (1667) der Palatin Franz Wesselényi war, und die dann ihre gefährlichste Klippe am Antagonismus zwischen N. und dem ehrgeizigen Banus Peter Zrinyi fand, spielte N. eine Hauptrolle, ohne daß wir seinen Endabsichten auf den Grund zu kommen vermögen. Der hitzigste Agent der Bewegung wider das „deutsche Regiment“ des Wiener Kabinetts, Stephan Vitnyédi, stand in dienstlichen Beziehungen zum H. N. Bis zum Jahre 1669 war der kaiserliche Hof über die Teilnahme N.s an der ganzen Aktion völlig im unklaren, und noch in der letzten Stunde versuchte N., sich in einer Audienz bei Kaiser Leopold I. als loyal gebliebener Mitwisser der Verschwörung aus der Schlinge zu ziehen. Sicher ist es, daß nicht er, sondern Peter Zrinyi und Franz Rákóczi (I.) im Jahre 1670 losschlugen. Nach ihrer Verhaftung (18. April) zu Wien und Einkerkerung in Wiener-Neustadt ereilte dann auch ihn das Verhängnis, dem er durch allerhand Versuche sich entwinden wollte. Der Kaiser konnte lange nicht an N.s Mitschuld glauben. Er wurde den 3. September von starker Militäreskorte zu Pottendorf, in seinem Lieblingsschlosse an der österreichisch-ungarischen Grenze aufgehoben und nach Wien geschafft. Zu Pottendorf fand man angeblich Bargeld und Kostbarkeiten im Gesamtwerte von vier Millionen aufgespeichert. Der Prozeß schloß den 20. April 1671 mit seiner Hinrichtung durch das Schwert und mit der Konfiskation des großen Güterbesitzes, der dann aber wieder teilweise an die Söhne, die eine Zeit lang den Namen N. mit „Herren v. Kreuz“ (Domini de Cruce) vertauschten, mit der kaiserlichen Gunst zurückgelangte. (Vgl. über die „Magnatenverschwörung“, abgesehen von den quellenmäßigen Publikationen Račkis und J. Paulers — die Monographie von A. Wolf „Fürst W. E. Lobkowitz“).

Franz (IV.), der älteste der fünf Söhne des Vorgenannten, brachte es im spanischen Erbfolgekriege zum Kavalleriegeneral und wurde Stifter des Ober-Lendvaer und Lepcsényer Majorates.

Sein vierter Sohn **Franz (V.),** geb. am 27. Oktober 1708 zu Radkersburg, gest. zu Karlstadt am 22. März 1783, betrat bald die Soldatenlaufbahn, rückte 1734 zum Obersten, 1741 zum Generalmajor vor und machte die lange Kriegsepoche bis 1757 mit. Zu seinen bedeutendsten Kriegsthaten zählt der Rheinübergang vom Juli 1744 und der Sieg bei Guastalla am 27. März 1746. Er erwarb sich das Theresienkreuz und den Feldmarschall-Lieutenants-Rang über das bourbonische Corps. 1754 Kavalleriegeneral geworden, machte N. noch den Anfang des Siebenjährigen Krieges mit. So hatte er an dem Erfolge bei Kolin (18. Juni 1757) wesentlichen Anteil. Nach der Niederlage der Österreicher bei Leuthen (5. Dezember 1757) zog sich N. aus dem Aktivstande zurück. Ein Jahr zuvor war er Banus geworden. Noch einmal sollte er in Aktion treten, als ihn Kaiser Josef II. 1778 zur Führung eines Corps in Galizien ausersah, doch kam es nicht dazu.

Franz Seraph. Geb. am 1. April 1801 zu Wien und gest. 1883 den 1. November allda, Enkel des Hofkanzlers Leopold (s. w. u.) und der Gräfin Maria Josepha Trautmannsdorf, betrat die Laufbahn des Vaters (Michael, geb. 1775, gest. 1854), wurde 1824 Kämmerer, 1841 Vizepräsident der siebenbürgischen Hofkammer, 1842 Geheimrat, 1843—1846 Thesaurarius oder kaiserlicher Schatzmeister von Siebenbürgen und 1848 Obergespan von Orva. Als gut kaiserlicher Magnat während der ungarischen Revolutionsepoche erprobt, trat N. in die Bachsche Verwaltungsära ein und zwar zunächst als Ober-Gerichtspräsident in Ödenburg (1851). Ende 1855 wurde er Präsident des kk. Urbarialgerichts, und gipfelte in seiner Carriere (18. Mai 1857 bis 20. Oktober 1860) als Justiz-

minister. Eine kurze Thätigkeit ward ihm vom 4.—26. Februar 1861 als Präses des verstärkten Reichsrates beschieden. In dem Schmerlingschen Ministerium war für ihn als Genossen der Bachschen und Goluchowskischen Zeit kein Platz, doch wurde er, durch und durch eine gefügige staatsmännische Natur, vom 7. November 1861 an Hofkanzler Siebenbürgens, bis ihn die Ausgleichsära beiseite schob.

Leopold (gest. am 31. Mai 1758), erstgeborener Sohn Franz VI., wurde 1730 Statthalterei-Rat, 1737 Geheimrat, 1739 Thesaurarius, 1744 Präses des ungarischen Staatsrates und 1746 Hofkanzler.

Thomas, der eigentliche Begründer der Bedeutung seines Hauses, geb. 1498, gest. 1562 am 2. Juni, der Sohn Franz I. aus dessen zweiter Ehe mit Ursula Töröl. Nachdem Thomas die erste Bildung in Ofen genossen, machte er nach der Sitte der damaligen jungen Kavaliere von höherem Streben Reisen und genoß das akademische Leben zu Bologna und Rom. Ein Jahr vor der verhängnisvollen Entscheidung bei Mohács (s. Art. „Ludwig II. von Ungarn und Böhmen") erscheint N. bereits unter den kaiserlichen Räten und 1526 im Juni bei der kaiserlichen Gesandtschaft, die sich nach Speier begab, um für die Reichshilfe gegen die Türken zu wirken. Nach der Mohácser Schlacht finden wir N. an Bornemiszas Stelle als Schloßhauptmann von Ofen und Parteigänger Kaiser Ferdinands I. 1529 geriet er jedoch in die Hände der Türken, wurde von Sultan Sulejman an dessen Schützling König Johann (Zápolya) ausgeliefert und erscheint nun in des letzteren Diensten, was er durch ein Schreiben an Kaiser Ferdinand I. ankündigte. Er verwaltete bald das königliche Schatzmeisteramt und zeichnete sich besonders durch die erfolgreiche Verteidigung Ofens gegen den Feldherrn Ferdinands, Wilhelm v. Rogendorf, aus, wofür N. die Magnatenwürde als Erbherr von Fogarasch in Siebenbürgen und die Herrschaft Huszt in der Marmarosch erhielt. Bald verleideten ihm jedoch die Abhängigkeit Königs Johann von der türkischen Willkür und das ränkevolle Wesen des großherrlichen Vertrauensmannes Ludovico Gritti, des eigentlichen Regenten im zápolyaschen Ungarn, seine durch die Verhältnisse aufgenötigte Parteistellung, und er trat schon 1532 unter das Banner Kaiser Ferdinands I. zurück, der ihn mit offenen Armen aufnahm. Seine protestantenfreundliche Gesinnung tritt immer mehr hervor. 1537 Banus von Kroatien, 1540 kaiserlicher Hofrichter, 1552 oberster Feldhauptmann, — hatte N. die bewegten Tage des Umschwungs, den Mowtinuzzi (Georg Utinsenovic) herbeigeführt, auch dessen tragisches Ende als einer der wichtigsten Vertrauensmänner Ferdinands durchlebt und erlangte 1554 die höchste Würde des Reiches, das Palatinat. Als Gatte der Ursula Kanizsai, einer der reichsten Magnatentöchter, beerbte er auch dieses Haus und starb 1562 zu Erlau im 64. Lebensjahre. Seine Gebeine wurden 1669 nach Léka (Lokhausen) in die Familiengruft überführt. Von seinen drei Söhnen pflanzte Franz (II. s. o.) die (gräfliche) Hauptlinie der N. fort. Ihr Wappen führte eine Wildente im blauen Felde.

Litt.: Wagner, Car. Collectanea geneal. histor. (II. Decad.); Lehoczky, Stemmatographia R. Hungariae; Nagy, Magyarorsz családai (8. Bd. 1861); Wurzbach, Österr. biogr.-Lex., 20. Bd. (wo sich auch die älteren Biographieen der N.s verzeichnet finden).

Nadir, Schah von Persien, 1687 oder 1688 im Dorfe Kelat der persischen Provinz Khorassan geboren, der Sohn eines Turkmenenhäuptlings, stand zuerst im Dienste des dortigen persischen Statthalters, überwarf sich aber mit diesem und führte nun ein abenteuerliches Soldatenleben, welches seinen Namen weithin bekannt und gefürchtet und ihn selbst nach und nach zum Herren eines ansehnlichen Landstriches machte. In Persien stritten damals die Schah Tahmas und Aschraf um die Herrschaft, ersterer rief N. zuhilfe, besiegte mit dessen Beistand seinen Nebenbuhler, machte denselben 1729 zum Oberbefehlshaber des Heeres und räumte ihm bei der Leitung der Staatsgeschäfte einen bedeutenden Einfluß ein; als aber Tahmas Georgien und Armenien an die Türken abtrat, entthronte N. den Schah, erhob 1732 dessen minderjährigen Sohn Abbas III. zu seinem Nachfolger, schlug die Türken namentlich 1733 bei Alderbend und 1735 bei Erivan, eroberte die abgetretenen Provinzen zurück und bestieg, als Abbas am 20. März 1736 gestorben war, selbst den Thron. Seine Stütze war das Heer, welches durch ihn Ruhm und Reichtum erworben hatte; selbst die Geistlichkeit, deren Interessen er mannigfach verletzte, vermochte nichts gegen seine durch Willkür und Grausamkeit gekennzeichnete Herrschaft, welche Persien sein altes Ansehen wiedergab. Fortgesetzte Kriege trugen dazu bei, dasselbe zu vermehren und die Soldaten bei guter Laune zu erhalten; dem Khan von Buchara nahm er 1735 Barcin, 1737 Balsch, eroberte Kandahar und unternahm 1739 einen Zug nach Indien, auf welchem er den Großmogul besiegte, Delhi einnahm und die Stadt unter Verübung fürchterlicher Grausamkeiten plündern ließ; durch den Friedensschluß, welcher den Krieg beendete, erwarb er mehrere Landstriche am Indus; der Großmogul mußte sich außerdem verpflichten, ihm einen Jahrestribut auszuzahlen. Später nahm die Unzufriedenheit in seinem Reiche derart zu, daß eine Verschwörung zu seinem Sturze sich bildete, an deren Spitze N.s Neffe Ali-Kuli-Khan sich stellte; gedungene Mörder machten seinem Leben am 26. Juni 1747 ein Ende. Nach seinem Tode zerfiel sein Reich. — N.s Leben beschrieb Fraser, London 1742; vgl. Malcolm, Geschichte Persiens, aus dem englischen von Becker, Leipzig 1830.

Nagler, Karl Ferdinand Friedrich v. Als Sohn eines Regierungsrates 1770 in Ansbach geboren, studierte N. Jura und Staatswissenschaften in Erlangen und Göttingen, erregte die Aufmerksamkeit des späteren Staatskanzlers von Hardenberg, wurde unter ihm Expedient bei dem fränkischen Departement und Referendär bei der Ansbachschen Regierung, dann Kriegsrat und Mitglied des Regierungskollegiums, 1802 Geheimer Legationsrat in Berlin. Wesentlich stieg sein Ansehen, seit sein Schwager Altenstein (s. d.) 1808 Finanzminister geworden war; er begleitete den König 1809 nach St. Petersburg, wurde dann

Geheimer Staatsrat und Direktor der zweiten Sektion des Kabinettsministeriums. Er war aber zu ausgesprochener Reaktionär, geriet mit Hardenberg in Differenzen, Goltz (s. d.) suchte ihn durch Küster zu verdrängen, und letzterer, bisher Gesandter in Kassel, trat im Juni 1810 an seine Stelle, er aber außer Dienst. Er reiste viel, sammelte Gemälde, besonders kostbare Kupferstiche, die der Staat 1835 für das Berliner Museum ankaufte. 1821 trat er als Chef des Postwesens wieder in Dienst, stieg 1823 zum Generalpostmeister auf und darf als Vater des neuen Postwesens in Deutschland betrachtet werden. Freilich erlangte sein schwarzes Kabinett eine schlimme Berühmtheit; im Verletzen des Briefgeheimnisses, um politische Entdeckungen zu machen, thaten es ihm wenige gleich; er verfolgte mit grenzenlosem Hasse jede liberale Regung, und jedes Mittel war ihm recht; er haßte den katholischen Klerus und die protestantische Orthodoxie, sah mit Unruhe auf den Kronprinzen und ist am besten aus seinem von K. Mendelssohn-Bartholdy und Kelchner 1869 (Leipzig, zwei Bände) herausgegebenen Briefwechsel mit dem Staatsrate von Kelchner zu beurteilen. Eine Art sehr dünnen Briefpapiers erhielt im Volksmunde die Bezeichnung „Naglers Verdruß". Von Friedrich Wilhelm III. am 4. Febr. 1824 geadelt, ging N. unter Beibehaltung des Postwesens in diesem Jahre als Bundestagsgesandter nach Frankfurt; hier geriet er mit dem Präsidialgesandten Münch-Bellinghausen (s. d.) alsbald in Zwist, doch rief Metternich den eitlen Mann nach Wien und söhnte ihn leicht mit Münch aus. 1835 in Frankfurt durch General von Schöler ersetzt, kehrte N. an die Spitze des Postwesens der Monarchie zurück, wurde 1836 auch Geheimer Staatsminister und Mitglied des Staatsrats und starb, unter Friedrich Wilhelm IV. einflußlos, am 13. Juni 1846 in Berlin.

Nagy, Alexander (magyarisch Sandor), ungarischer General, 1804 zu Großwardein geboren, war bei Ausbruch der Revolution von 1848 pensionierter Rittmeister. Die Nationalregierung ernannte ihn zum Major und Kommandanten der berittenen Honved des Pester Komitates; in den Kämpfen gegen die Raizen erwies er sich als tapferer Soldat; im Frühjahre 1849 wurde er als General an die Spitze des I. Armeecorps gestellt und that sich bei der Einnahme von Ofen (21. Mai) hervor, in den darauf (Mitte Juni) folgenden Kämpfen an der unteren Waag zeigte er dagegen geringe Thatkraft. Zu Görgey trat er als Anhänger der am 14. April ins Werk gesetzten Lostrennung vom Kaiserstaate in scharfen Gegensatz. Daß er am 4. Juli mit Klapka nach Pest ging, wo Görgeys Rücktritt von seiner Stellung als Kriegsminister herbeigeführt wurde, verschlechterte dieses Verhältnis noch. Auch in der Schlacht bei Komorn (11. Juli) bewies er keine große Thätigkeit, und auf dem sich daran schließenden Rückzuge hinter die Theiß ließ er es ebenfalls an solcher fehlen. Seine Feindschaft mit Görgey wirkte mannigfach auf die Operationen schädlich ein. Als dieser die Ansichten seiner Corpskommandanten inbetreff des Eingehens auf Unterhandlungen mit den Russen, denen er selbst nicht abgeneigt war, zu hören forderte, sprach N. sich für Fortsetzung des Kampfes aus; er stand auf dem Boden der Verfassung von 1849, Görgey hielt an der Konstitution von 1848 fest. Der ihm gegebenen Bestimmung zuwider ließ er sich dagegen am 2. August bei Debreczin auf ein Gefecht mit den Russen ein, in welchem er, da er eigensinnig auf seiner Absicht, sich zu schlagen, bestand, eine vollständige Niederlage erlitt. Am 13. August streckte er mit Görgey bei Vilagos die Waffen; am 6. Oktober ward er zu Arad gehängt. — Vgl. W. Rüstow, Geschichte des ungarischen Insurrektionskrieges in den Jahren 1848 und 1849, Zürich 1860—61; L. v. Wurzbach, Biographisches Lexikon des Kaisertums Österreich, 20. Bd., Wien 1869, giebt Quellen zur Kenntnis von N.s verschieden beurteiltem Charakter und Leistungen.

Namur, die am Einflusse der Sambre in die Maas auf beiden Ufern des ersteren und am linken des letzeren Flusses gelegene Hauptstadt der gleichnamigen belgischen Provinz, war früher stark befestigt und, als wichtiges Eingangsthor aus Frankreich nach den Niederlanden, der Gegenstand häufiger Kämpfe. — Im Jahre 1692 unternahm Ludwig XIV. (s. „Ludwigs XIV. Kriege") selbst mit 46,000 Mann die Belagerung; Ximenes, d'Humières kommandierten unter ihm, Vauban leitete die Arbeiten, Luxemburg deckte mit 60,000 Mann die Belagerung. In N. kommandierte der Prinz von Brabançon die spanische Besatzung, welche nur 8300 Mann zählte. In der Nacht vom 29./30. Mai wurden die Laufgräben eröffnet; am 6. Juni zog sich die Besatzung, welche zu schwach war, um die ausgedehnten Werke zu verteidigen, auf Grund einer Übereinkunft in die Citadelle und in das Fort William oder Coëhorn zurück. In der Nacht vom 8./9. wurde der Angriff gegen letzeres fortgesetzt, am 22. mußte dasselbe kapitulieren, am 30. folgte die Citadelle, alles nach tapferem Widerstande. König Wilhelm III. von England, welcher Luxemburg gegenüber im Felde stand, hatte nichts Ernstliches zum Entsatze der Festung unternommen (de Beaurain, Histoire militaire de Flandres 1690—95, Paris 1755). — Im Jahre 1695 hatten die Franzosen unter Boufflers N. besetzt. Die Verbündeten unter König Wilhelm waren die Belagerer, ihre Arbeiten leitete Coëhorn, die der Verteidiger der Marquis von Grigny, nächst Vauban Frankreichs erster Ingenieur; sie begannen Anfang Juli. Zuerst kapitulierte wiederum, nach tapferer Gegenwehr, die Stadt, die Verteidigung ihrer ausgedehnten Werke bereitete zu bedeutende Schwierigkeiten, am 5. und 6. August zogen etwa 1000 Franzosen sich in die Citadelle zurück. Der König ging nach Brüssel und überließ dem Kurfürst Maximilian Emanuel von Bayern die Leitung des Angriffs. Am 30. schritt dieser zum Sturme, derselbe mißglückte; ehe er aber erneut werden konnte, verlangte Boufflers am 1. September zu kapitulieren, am 5. zog die Garnison mit Kriegsehren ab. (de Beaurain, s. o.). Durch den Barrieretraktat von 1715 wurde N. Barriereplatz (s. d.). — Im Jahre 1746 hatten, als die Franzosen unter Clermont, welchem Löwendal zur Seite stand, vor N. erschienen, 9000 Holländer unter dem achtzigjährigen General Colyar N. besetzt. Die Verteidigung war

jämmerlich. Am 5. September begann die Einschließung, am 20. kapitulierte General Crommelin, welcher an Colyars Stelle das Kommando übernommen hatte; die Besatzung zog sich in die Citadelle zurück und ergab sich schon am 30. auf Gnade oder Ungnade („Österreichische militärische Zeitschrift“ für 1835). — 1792 unternahm nach der Schlacht bei Jemappes der französische General Valence die Belagerung. Am 27. November wurden die Parallelen eröffnet, am 27. ward die Stadt, am 2. Dezember die Citadelle übergeben; die österreichische Besatzung unter General Matelle hatte tapferen Widerstand geleistet. („Österreichische militärische Zeitschrift“, Wien 1866, Heft VII). — 1793 ward die Stadt infolge der Schlacht von Neerwinden von den Franzosen wieder geräumt; bei dem allgemeinen Rückzuge der Verbündeten im Jahre 1794 übergab die schwache österreichische Besatzung der Citadelle dieselbe am 17. Juli, ohne Widerstand zu leisten. — Später hat N. keine Rolle mehr gespielt; am 20. Juni 1815 fand hier ein Rückzugsgefecht zwischen dem von Wavre abziehenden Corps Grouchys und dem preußischen II. Armeecorps des Generals Pirch statt, dessen Schauplatz die Stadt war („Geschichte der Kriege in Europa seit 1792“, Berlin 1827—1853, Register in Bd. XV.) — Die seit 1816 hergestellten Werke sind 1866 geschleift, nur die Citadelle ist erhalten.

Nana Sahib, d. h. „Herr Großvater“, war der Ehrenname von Dandy Pant, Sohn eines Brahmanen im Dekhan, 1825 geboren, welchen Badschi-Rao, der letzte Peschwa der Maharatten, an Kindesstatt angenommen hatte. Als dieser 1851 gestorben war, verlangte N. S. auf Grund der Hindugesetze von der englischen Regierung dessen Erbe zu werden, mußte sich aber mit einer Abfindung begnügen. Dafür schwur er den fremden Eroberern Rache; vorerst aber lebte er mit ihnen auf freundschaftlichem Fuß. Mit der englischen Sprache und europäischen Sitten vertraut, gab er ihnen in seiner Hofburg zu Bithur glänzende Feste. Der Aufstand von 1857 schuf ihm Gelegenheit, seine wahren Gesinnungen zu bethätigen. Zuerst bei der Einnahme von Cawnpore, dessen Besatzung unter General Wheeler er am 27. Juni, nachdem sie sich ihm mittelst Kapitulation ergeben hatte, samt Frauen und Kindern grausam niedermachen ließ. Havelocks Ankunft nötigte ihn aber, schon am 17. Juli seine Eroberung wieder aufzugeben, auch Bithur konnte er nicht halten, er mußte nach Oudh flüchten und versuchte von dort aus am 16. August vergeblich, Cawnpore den Engländern wieder zu entreißen. Zurückgeschlagen ging er nach Oudh, dann nach Nepal und ist nach Niederwerfung des Aufstandes verschollen, vermutlich ist er an einer der herrschenden Seuchen gestorben.

Nangis, Gefecht am 17. Februar 1814. Sobald Napoleon in der ersten Hälfte des Februar die Offensive des Schlesischen Heeres gegen Paris zum Stehen gebracht hatte, wandte er sich gegen die Hauptarmee, welche inzwischen der Hauptstadt bedenklich nahe gekommen war. Am 17. brach er über den Yeresfluß, hinter welchem er eine beträchtliche Truppenmenge gesammelt hatte, gegen Wittgensteins Heersäule vor, deren Vorhut (2000 Mann Infanterie, 1500 Reiter) unter General Graf Pahlen III. bei Mormans stand: Victor rückte mit 5000 Mann zu Fuß auf der Straße vor, rechts und links derselben marschierten Milhaud und Kellermann mit 8000 Reitern. Pahlen suchte sich der drohenden Gefahr zu entziehen und wehrte sich, als er eingeholt war, tapfer, aber nur 400 Infanteristen und zwei Drittteile der Kavallerie entkamen, auch 9 Geschütze gingen verloren. Graf Hardegg, welcher mit Truppen von Wredes Corps in der Nähe war, leistete ihm keine Hilfe. — Vgl. Beitzke, Geschichte der deutschen Freiheitskriege in den Jahren 1813 und 1814, 4. Aufl., Bremen 1881 ff.

Nansen, Bürgermeister von Kopenhagen zur Zeit der schwedischen Belagerung 1658—1659. Durch Umsicht, Geistesgegenwart und persönlichen Mut erwarb er sich allgemeine Achtung und unbedingtes Vertrauen seitens der Bürger und den Dank des Königs. Im Reichstage von 1660 war er dann der Führer der Bürgerlichen, der zusammen mit Hans Svane wesentlich dazu beitrug, die Umwälzung von 1660 zugunsten der königlichen Gewalt herbeizuführen.

Nansouty, Etienne Antoine Marie de (Graf), französischer General, am 30. Mai 1768 zu Bordeaux geboren, war bei Beginn der Revolutionskriege Kavallerielieutenant, zeichnete sich aus und zog Napoleons Aufmerksamkeit auf sich, welcher ihm 1805 eine Kürassierdivision unterstellte. Seine Leistungen bei Wertingen und Austerlitz rechtfertigten dieses Vertrauen, auch im Kriege von 1806/7 gegen Preußen und Rußland und 1809 gegen Österreich erwies er sich tüchtig, so daß ihm der Kaiser 1812 das Kommando des ersten der vier großen Reitercorps gab. Bei Borodino verwundet, erhielt er 1813 in Deutschland das Kommando der gesamten Gardekavallerie und leistete mit derselben gute Dienste, bis im Winterfeldzuge von 1814 seine erschütterte Gesundheit ihn zwang, die Armee zu verlassen. In das königliche Heer getreten, starb er am 6. Februar 1815. N. war im Frieden ebenso tüchtig wie im Felde, dabei ein unterrichteter und vornehm denkender Mann. — Vgl. „Nouvelle biographie générale“, 37. Bd., Paris 1863.

Nantes, Edikt von, vom 13. April 1598: s. „Heinrich IV. von Frankreich“ und „Hugenotten“, S. 482 und 552 in Bd. II. — Aufhebung des Edikts am 22. Oktober 1685: s. „Cevennen“ in Bd. I, S. 565 und „Ludwig XIV. von Frankreich“ in Bd. III, S. 365.

Nantes während der Revolutionszeit. Kaum eine Stadt in Frankreich hatte die Grundsätze von 1789 mit solcher Begeisterung ergriffen wie N., keine hat dafür schwerer büßen müssen. Die Greuelthaten, welche Carrier (s. d.) hier verübte, sind nirgends übertroffen worden. Am 29. Juni 1793 war die Stadt auch Schauplatz eines lebhaften Kampfes, indem die Vendéer, kühn geworden durch die in der ersten Hälfte des Monats bei Machecoul und Saumur erfochtenen Siege, den Versuch machten, sich des reichen, ihnen verhaßten und als Seehafen wichtigen Ortes zu bemächtigen. Der Angriff sollte auf beiden Ufern der Loire geschehen, auf dem rechten durch das

Heer von Anjou unter dem Oberbefehle von Cathélineau (s. d.), auf dem linken durch Charette (s. d.) mit der Westarmee. Die Republikaner befehligte der General Canclaux. Die tapfere Verteidigung des Überganges über die Erdre bei Nort durch einen Handwerker Namens Meuri am 28. hielt das Heer von Anjou auf, so daß das gleichzeitige Zusammenwirken am 29. verfehlt wurde, Charette war außerdem durch das Abbrechen der Loire-Brücken an thätigem Eingreifen verhindert und beschränkte sich auf eine nutzlose Kanonade. Der Angriff der Hauptarmee schlug hauptsächlich deshalb fehl, weil Cathélineau, welcher bereits bis in die Mitte der Stadt vorgedrungen war, hier von einer Kugel tödlich getroffen wurde; seinen Bauern entsank nun der Mut und nur mit Mühe gelang es den übrigen Führern, einen geordneten Rückzug zu bewerkstelligen; sie gingen oberhalb von N. auf das linke Flußufer, wo ihre Truppen sich zerstreuten; Charette führte die seinigen nach Saint-Légé. — Vgl. Crétineau-Joly, Histoire de la Vendée militaire, 5. Aufl., Paris 1864.

Napoli di Romania s. **Nauplia.**

Napier, eine schottische Familie, welche seit der Zeit von John N., dem Erfinder der Logarithmen (1550—1617), eine Reihe von namhaften Persönlichkeiten hervorgebracht hat, ist in der neueren Geschichte mit Rücksicht auf mehrere ihrer Mitglieder zu erwähnen.

Charles N., britischer General, der Sohn eines Gardeoffiziers und durch Familienverbindungen in seiner Laufbahn sehr gefördert, auf welcher ihm, wie anderen seines Geschlechtes Mut, Unternehmungsgeist und administratives Geschick weiter halfen, aber auch Willkür und Unbotmäßigkeit ihn mitunter hemmten, am 10. August 1782 zu London geboren, focht unter Moore an der Spitze eines Regiments auf der pyrenäischen Halbinsel, nahm später an den dortigen Kämpfen als Freiwilliger teil, diente in Nordamerika und ward nach dem Sturze Napoleons Gouverneur von Corfu. Hier herrschte er als wohlwollender Despot und erwarb sich um die Hebung der wirtschaftlichen Zustände der Insel großes Verdienst, geriet aber in Zwist mit den höheren Behörden, wurde abberufen und trat erst wieder in einen größeren Wirkungskreis, als er 1841 zum Commandeur der ostindischen Bombayarmee ernannt wurde. Als er dort ankam, befanden sich viele der eingeborenen Völkerschaften in großer Aufregung, welche durch den jüngst beendeten Afghanenkrieg hervorgerufen war. N. unternahm es, die unruhigsten derselben, die Beludschen und die Emire von Scinde, zu der alten Botmäßigkeit zurückzuführen. Der General-Gouverneur, Lord Ellenborough, stimmte seinen Plänen zu; weniger einverstanden war die Ostindische Compagnie, welche eine weitere Ausdehnung ihrer Herrschaft und damit kostspielige Verwickelungen fürchtete. N. marschierte durch die Wüste, zerstörte das Fort Emaun Ghur, schlug am 17. Februar 1843 die Beludschen bei Miani, nahm die Feste Hyderabad, besiegte am 24. März 1844 die Emire bei Dubba und löste seine Aufgabe vollständig. 1847 kehrte er nach Europa zurück; seine reformatorischen Maßregeln hatten ihm viel Feindschaft seitens der Offiziere zugezogen. Als dann der Krieg gegen die Sikhs durch Lord Gough anfangs unglücklich ging, ward N. nochmals nach Ostindien gesandt; als er aber 1849 dort ankam, hatte sich die Sachlage bereits geändert; der Friede war hergestellt. N. starb am 25. August 1853 zu Oaklands bei Portsmouth. Sein Leben beschrieben sein Bruder William („Life and opinions etc.", London 1857, 4 Bde.; Auszug daraus durch W. Napier Bruce 1886) und Mac Call („Career and character etc.", London 1857), ersterer schrieb auch „The conquest of Scinde", London 1847; Mac Dougall veröffentlichte „General N., conqueror and governor of Scinde", London 1860.

Dieser Bruder **William N.**, ebenfalls britischer General, am 17. Dezember 1785 zu Callbridge bei Dublin geboren, hat sich besonders durch eine Geschichte des Peninsulakrieges einen Namen gemacht, welche 1828—40 erschien und ihm viel Lob, aber auch manche Anfeindungen zugezogen hat. Er starb am 12. Februar 1860 zu Clapham bei London. — Sein Leben beschrieb Bruce („Life and letters etc.", London 1862).

Ein dritter Bruder, **George N.**, am 30. Juni 1784 geboren, focht, wie die anderen, auf der pyrenäischen Halbinsel, verwaltete 1838—44 mit Geschick die Kapkolonie und starb am 8. September 1855 zu Genf.

Ein Vetter der Vorigen, ebenfalls **Charles N.** geheißen, am 6. März 1786 zu Merchiston-Hall, dem Stammsitze der Familie, bei Falkirk in der schottischen Grafschaft Stirling geboren, trat in den Seedienst, that sich mannigfach hervor, nahm dann, zum Besuche seiner Verwandten nach der pyrenäischen Halbinsel gegangen, am dortigen Kriege teil, war von 1811 bis 1813, wiederum auf der Flotte, an den kriegerischen Unternehmungen der Engländer im Mittelländischen Meere beteiligt (sein Titel „Cavaliere di Ponza" rührt von einem im Jahre 1813 ausgeführten Handstreiche gegen diese Insel), verlor durch fehlschlagende Spekulationen, namentlich die Versuche zur Ausbeutung von Erfindungen, sein Vermögen, erhielt 1829 wieder das Kommando einer Fregatte und befand sich mit dieser in den portugiesischen Gewässern, als der Kampf zwischen Dom Pedro und Dom Miguel entbrannte. Ersterer stellte ihn an die Spitze seiner Flotte, worauf England, Frankreichs Vorstellungen nachgebend, ihn in der Navy list strich. Am 5. Juli 1833 erfocht er bei Lagos auf der Höhe von Kap Vincent einen Sieg über die miguelitische Flotte (daher „Visconde de Cabo de San Vincente"). Er veröffentlichte über diese Vorgänge „War in Portugal", London 1836. 1836 in die Navy list wieder aufgenommen, erhielt er 1840 das Kommando der Schiffe, welche zu dem englisch-österreichisch-türkischen Geschwader unter Admiral Stopford stießen, und nahm an den Ereignissen in Spanien und an den Kämpfen gegen die Ägypter lebhaften Anteil. Darüber hat er „The war in Syria", London 1842, geschrieben. Nach England zurückgekehrt, beteiligte er sich aufs neue am parlamentarischen Leben, überwarf sich jedoch mit seiner eigenen, der Whigpartei, und wurde 1847 nicht

wieder gewählt. Seine rücksichtslose Derbheit verwickelte ihn in allerlei Zwistigkeiten. Seine Briefe an die „Times“, in welchen er die Einrichtungen des englischen Seedienstes angriff, gab sein Vetter William unter dem Titel „The navy, its past and present state“, London 1851, heraus. Im Krimkriege befehligte er in der Ostsee. Seine Leistungen entsprachen den Hoffnungen nicht, welche man auf ihn gesetzt hatte, sie bestanden im wesentlichen im Zerstören von Privateigentum; die bedeutendste That war der Angriff auf Bomarsund; Kronstadt anzugreifen, lehnte er ab; im Herbst 1854 wurde er zurückgerufen. Eine „History of the baltic campaign from accounts etc., furnished by Sir Charles N.“, London 1857, giebt Aufschluß über seine Thätigkeit. Er starb am 6. November 1860 zu Merchiston. — Lebensbeschreibungen sind 1841 und 1854 ohne Nennung der Verfasser veröffentlicht worden.

Robert N. of Magdala, britischer General, am 6. Dezember 1810 als der Sohn eines Artillerieoffiziers auf der Insel Ceylon geboren und in dem zur Heranbildung von Offizieren für den indischen Dienst bestimmten Addiscombe-College in England erzogen, trat in den Dienst der Compagnie, zeichnete sich in den beiden Sikhskriegen (1845—46, 1848—49) und während des Aufstandes von 1857—58 vielfach aus, machte als Divisionscommandeur den Krieg von 1860 in China mit, ward Mitglied des indischen Staatsrates und erhielt 1865 das Kommando in der Präsidentschaft Bombay. Von hier aus unternahm er die Expedition nach Abessinien, welche der Herrschaft des Königs Theodor ein Ende machte und ihm den Titel Lord N. of Magdala (s. d.) eintrug. Von 1870—76 führte er das Oberkommando in Indien.

Napoleon I., Kaiser der Franzosen, wurde am 15. August 1769 zu Ajaccio auf der Insel Corsica als der Sohn von Karl Bonaparte (s. d.) geboren. Über seine erste Jugend ist viel Falsches und Wahres geschrieben worden (Böhtlingk, N. Bonaparte, seine Jugend und sein Emporkommen, Jena 1877); sicher ist, daß er ein frühreifes, nachdenkliches Kind war; die noch frischen Erinnerungen an die Freiheitskämpfe seiner Heimat und an den von ihm glühend verehrten Paoli, von denen die ganze Insel erfüllt war, gaben seinem jugendlichen Denken schon früh eine politische Richtung. Durch Vermittelung des Grafen Marboeuf, Gouverneurs der Insel, erhielt er eine Freistelle in der Militärschule zu Brienne, in welche er am 23. April 1779 eintrat. Hier zeigte er sich verschlossen, selbständig, herrsch- und streitsüchtig, aber lernbegierig und folgsam gegen seine Lehrer. Binnen kurzer Zeit hatte er seine Mitschüler in der Mathematik überholt; auch in der Geschichte, namentlich der griechischen und römischen, leistete er Tüchtiges; die anderen Wissenschaften vernachlässigte er mehr oder minder, selbst im Französischen blieb er zurück. Am 22. Oktober 1784 trat er in die Militärschule zu Paris über. Der Aufenthalt in der glänzenden Weltstadt und die größere Freiheit, welche hier herrschte, bot und gestattete seinen meist wohlhabenden Kameraden eine Menge von Lebensgenüssen, welche N. bei der äußerst bedrängten Lage, in welche er nach seines Vaters Tode gekommen war, sich versagen mußte. Tief empfand er die Freudenlosigkeit seines Daseins. Er sonderte sich noch mehr von seinen Genossen ab, und auch seine Folgsamkeit den Lehrern gegenüber veränderte sich, er wurde immer selbständiger, bitterer und kritischer; scharf griff er alle Einrichtungen des öffentlichen Lebens an, welches seiner Zukunft wenig günstige Aussichten bot; ein brennendes Verlangen, diese Zukunft anders zu gestalten, verzehrte ihn. Am 1. September 1785 wurde er Unter-Lieutenant im Artillerieregiment La Fère und kam nach Valence in Garnison. Die Gunst edler Frauen machte hier die Eisrinde seines Herzens für kurze Zeit schmelzen und ihn zum erstenmale die liebenswürdigen Seiten seines Charakters entfalten, durch welche er bezaubernde Wirkung äußern konnte. Dabei war er ungemein fleißig; er schriftstellerte über verschiedene Themata, namentlich philosophischen Inhalts, und begann eine Geschichte seiner Heimatinsel zu schreiben, welche letztere er mehrfach besuchte. Nachdem er in verschiedenen Städten, auch in Paris, wo er an den politischen Vorgängen lebhaften Anteil nahm, in Garnison gestanden hatte, war er Premier-Lieutenant im Regiment Grénoble und in Auxonne in Garnison, als die französische Revolution ausbrach. „Revolutionen“, äußerte er damals, „sind eine gute Zeit für Soldaten, welche Geist und Mut haben.“ Er suchte aus derselben zunächst in seinem engeren Vaterlande Nutzen zu ziehen: Corsica vom französischen Joche zu befreien und dort eine Rolle zu spielen, war das Ziel seines Ehrgeizes. Am 1. September 1789 ging er mit längerem Urlaube dahin, suchte die Bevölkerung gegen Frankreich aufzuwiegeln und schloß sich eng an Paoli, der im Juli 1790 dorthin zurückkehrte. Ein Brief, welchen er am 23. Januar 1791 an den Deputierten Graf Matteo Bottasuoco schrieb und welchen er drucken ließ (bei weitem das Beste, was in jener Jugendzeit aus seiner Feder geflossen ist), legt Zeugnis von seinen Gesinnungen ab. Im September 1791 kehrte er von neuem nach Corsica zurück, welches er für eine Zeit lang verlassen hatte, um zu seinem Regimente zu gehen; als er dort blieb, nachdem sein Urlaub abgelaufen war, wurde sein Name am 6. Februar 1792 aus der Armeeliste gestrichen. Er wollte Chef eines der vier besoldeten Bataillone Nationalgarde in Ajaccio werden und setzte seine Wahl dazu mit rücksichtsloser Gewalt durch, machte einen verunglückten Versuch, der französischen Besatzung die Citadelle der Stadt zu entreißen, und ging dann wieder nach Frankreich (Mai 1792). Seine und Paolis Wege gingen fortan auseinander. In Paris gelang es ihm einigermaßen, sich zu rechtfertigen, nach dem 10. August ward er von neuem angestellt. Sofort kehrte er nach Corsica zurück, nahm seinen Posten in der Nationalgarde wieder ein und machte unter dem Befehl des Admiral Truguet eine Expedition zur Besitznahme Sardiniens mit, welche fehlschlug. Jetzt brachen Mißhelligkeiten zwischen dem Konvent, welcher in Frankreich die Zügel der Regierung ergriffen hatte, und Paoli aus, welcher unter einem bescheidenen Titel thatsächlich Beherrscher der Insel

war. N. wog die Vorteile, welche ihm aus einer fortgesetzten Anhänglichkeit an diesen erwachsen könnten, gegen diejenigen ab, die er für seine militärische Laufbahn in Frankreich erhoffen durfte, wo Krieg die Losung war, und entschloß sich, die Träume seiner Jugend zu opfern. Er machte einen zweiten Versuch, sich der Citadelle von Ajaccio zu bemächtigen, und rettete sich, nachdem dieser gescheitert war, samt seiner Familie mit knapper Not nach Marseille (Mai 1793), von wo er zu seinem Regimente nach Nizza ging. Er war damals Hauptmann. Zunächst hatte er die Waffen gegen seine eigenen Landsleute zu kehren. Es galt eine royalistische Bewegung niederzuwerfen, welche im südlichen Frankreich bedenkliche Fortschritte gemacht hatte. Wahrscheinlich ist, daß er eine kurze Zeit an der Belagerung von Lyon teilgenommen hat; gewiß, daß er die Kanonen Carteaux' auf Avignon richtete. Nach der Einnahme dieser Stadt behufs Einrichtung eines Artillerieparks dort zurückgeblieben, schrieb er „Le souper de Beaucaire", eine Schrift, in welcher er die Grundsätze der herrschenden Bergpartei vertrat und den Sieg der republikanischen Waffen voraussagte. Die in Avignon anwesenden Volksvertreter ließen dieselbe auf Staatskosten drucken; die Bekanntschaft mit ihnen förderte bald des Hauptmann Bonaparte rasches Aufsteigen zu höheren Stellungen.

Die Belagerung von Toulon gab den Anlaß. Wenn auch seine Thätigkeit und sein Einfluß dort nicht so bedeutend und maßgebend gewesen sind, wie er dieselben auf Sankt Helena schilderte, so waren sie doch hervorragend genug, ihm, nachdem er am 19. Oktober Bataillonschef und am 30. November für Auszeichnung vor dem Feinde Oberst geworden war, den Rang als Brigadegeneral zu verschaffen. Denn seine in einem am 25. November 1793 abgehaltenen Kriegsrate gemachten Vorschläge waren es, welche dem vom Obergeneral Dugommier befolgten Angriffsverfahren zugrunde gelegt wurden, und sein Waffenvorgesetzter, General Duteil der jüngere, hörte und befolgte öfter seinen Rat; während der Belagerung kommandierte er die Artillerie einer Brigade der Division Mouret, welche den rechten Flügel der Armee bildete. Sein ganzes Auftreten aber, die Art, wie er die Sachlage beurteilte, und die Mäßregeln, welche er daraufhin vorschlug, lassen deutlich seine Befähigung zum Feldherrn erkennen. Weitere Beweise für eine solche und für den Einfluß seiner Ansichten auf Entschließungen des Kriegsrates giebt auch seine Beteiligung an den Plänen für den Feldzug der Armee von Italien, bei welcher er im März 1794 eintraf, nachdem er die Mittelmeerküste in Verteidigungszustand gesetzt hatte; der am 9. Thermidor erfolgende Sturz der Schreckensherrschaft verhinderte jedoch die Ausführung. Der Umschwung, welchen dieses Ereignis im ganzen öffentlichen Leben hervorbrachte, übte auch auf Bonapartes Laufbahn seinen Einfluß aus, da seine Gönner und die Förderer seiner Laufbahn, unter denen besonders der jüngere Robespierre zu nennen ist, jener Partei angehörten. Unter nichtigen Vorwänden wurde er damals sogar für zehn Tage als Verräter eingekerkert und, des Jakobinismus verdächtig, im Januar 1795 als Kommandeur einer Infanteriebrigade der Armee des Westens überwiesen; er ging jedoch nicht dahin, sondern zog es vor, in Paris zu bleiben, um für alle Wechselfälle bei der Hand zu sein. Damals trug er sich mit allerlei Plänen, unter denen der, die Streitkräfte der Türkei zu reorganisieren, um an ihr gegen Österreich oder Rußland einen brauchbaren Bundesgenossen zu haben, der Ausführung am nächsten war. Seine äußere Lage war fortwährend sehr dürftig. Ohne dienstliche Beschäftigung greift er wieder zur Feder und legt dem Wohlfahrtsausschusse Denkschriften über die militärische Lage in Italien vor, welche die Grundgedanken seiner Kriegführung von 1796 enthalten. Schon sieht er sich im Geiste inmitten der österreichischen Staaten in Deutschland, der Rheinarmee die Hand reichend. Der Sektion des Wohlfahrtsausschusses zur Ausarbeitung der Feldzugspläne zugeteilt, wird er bald die Seele der Behörde; von den Generalen, welche in Italien kommandieren, antwortet freilich Kellermann, der Urheber jener Pläne gehöre in das Narrenhaus, und Scherer meint, wer sie gemacht habe, möge sie auch ausführen. Dieser Urheber ward, da er seinem dienstlichen Wirkungskreise im Westen beharrlich fern blieb, weil er seinem Sterne vertrauend, welcher ihm in Paris Glück bringen würde, auf die zweifelhaften Lorbeeren des Bürgerkrieges verzichtete, am 25. September 1795 aus der Reihe der angestellten (employés) Generale gestrichen, aber schon der 5. Oktober (s. 13. Vendémiaire) brachte ihm neue Verwendung. Menou (s. d.) hatte sich der Leitung des Kampfes gegen die Aufständischen am 12. nicht gewachsen gezeigt. Statt seiner wurde daher dem Oberbefehlshaber Barras am Abend des letzteren Tages Bonaparte zur Seite gestellt, welcher Geschütz herbeischaffen ließ, in der Nacht den Widerstand gegen die Angreifer organisierte und diese am folgenden Nachmittage ohne große Mühe niederwarf. Zum Dank dafür wurde er Divisionsgeneral; am 26. Oktober erhielt er das Kommando der Armee des Innern. Die Macht, welche diese Stellung ihm gab, benutzte er, um Ruhe und Ordnung in Paris herzustellen, die Nationalgarde zu reorganisieren, eine Garde des Direktoriums und des Gesetzgebenden Körpers zu bilden, und vor allem, um den Grund für sein eigenes weiteres Fortkommen zu legen, indem er einflußreiche Verbindungen anknüpfte und sich ergebene Anhänger schuf; bei der Wahl der Mittel, welche seinem persönlichen Interesse dienen sollten, war er nicht bedenklich. Ein sehr wesentliches darunter, bei welchem indessen sein Herz keineswegs unbeteiligt blieb, war seine Verheiratung mit Josefine Beauharnais (s. d.). Sie eröffnete ihm den Zutritt zu den höheren Gesellschaftskreisen und trug ihm, durch die Vermittelung ihres Freundes Barras, das Kommando der Armee von Italien ein. Das Direktorium beabsichtigte damit zugleich sich des ihm unbequem werdenden Generals zu entledigen, es bedachte nicht, daß er, siegreich zurückkehrend, um so gefährlicher sein würde.

Am 27. März übernahm er mittelst eines Tages-

befehls, welcher den schlecht bekleideten, schlecht ernährten und schlecht geführten Soldaten Überfluß und Ruhm in Aussicht stellte, die ihrer in den Ebenen der Lombardei warten würden, sein Kommando. Der mit dem General Colli am 28. April abgeschlossene Waffenstillstand beendete den ersten Teil des Feldzuges. (Über den Verlauf desselben sowie über die Kriege der Republik Frankreich überhaupt, s. „Revolutionskriege, französische".) Nicht eines halben Monats hatte es bedurft, um den kleinen, bis zur Unschönheit mageren Corsen mit dem gelblichen Antlitz, dessen große graublaue Augen, unter einer hohen Stirne hervorblitzend, freilich den gewaltigen Geist verrieten, welchen die nachlässige Hülle seiner Uniform barg, zum Sieger zuerst über die Österreicher, dann über die Sarden zu machen, jene über den Po hinüberzudrängen, diese von dem Bündnisse zu trennen. An Einsicht und Willenskraft seinem Gegner, dem 71jährigen Beaulieu, weit überlegen, im Vollbewußtsein seiner geistigen Herrschaft, diktiert er stets dem Feinde seinen eigenen Willen und zieht aus den Fehlern, zu denen er den Gegner verleitet, Nutzen. Sobald er sich genügend basiert hat, bricht er von neuem auf, am 15. Mai zieht er im Triumph in Mailand ein. Das Direktorium stellte damals das Ansinnen an ihn, daß er den Oberbefehl mit Kellermann teilen sollte; dieser würde links vom Po kommandieren, Bonaparte sich gegen Rom und Neapel zu wenden haben. Er erklärte, lieber ganz abtreten zu wollen, und die Regierung in Paris fügte sich. Am 24. Mai brach er von neuem auf. Der heldenmütige Widerstand, welchen das belagerte Mantua ihm entgegenstellte, und die Entsatzversuche, welche Österreich in ununterbrochener Folge machte, um dieses Bollwerk seines Besitzes in Italien zu retten, hemmten seinen Siegeslauf, konnten denselben aber nicht aufhalten. Genau ein Jahr, nachdem er die Operationen begonnen, am 7. April 1797, stand er zu Leoben, 20 Meilen von Wien; ein Waffenstillstand setzte am 17. April die Friedenspräliminarien fest. Der siegreiche General ging nach dem Schlosse Montebello (Mombello) bei Mailand, wo er sich mit einem glänzenden Hofstaate umgab, an welchem er Abgeordnete der Staaten und Städte Italiens, Gesandte Österreichs und der deutschen Fürsten, Generale seines eigenen Heeres und der anderen französischen Armeeen, Gelehrte und Künstler versammelte; er war bereits mehr als ein Feldherr und nicht nur eine militärische, sondern auch eine politische Persönlichkeit, mit welcher sowohl die eigene Regierung wie die fremden Mächte rechnen mußten. Den ersten Anstoß dazu hatte das Direktorium selbst gegeben, indem es den General Bonaparte, als ihm der Oberbefehl übertragen wurde, anwies, die Völker Italiens gegen ihre Beherrscher aufzuwiegeln, um selbst im Trüben zu fischen. Daß er bei seinem politischen Vorgehen ganz willkürlich verfuhr, lag in seinem selbst- und zielbewußten Charakter, seinem energischen Wollen, lag in seiner Herrschernatur jener schwächlichen Fünfmännerregierung gegenüber, welche er geringschätzend verachtete. Die Erfolge seiner Eigenmächtigkeiten machten die Einwände gegen dieselben verstummen, und vor allem rechtfertigte ihn der goldene Regen, den er über Frankreich ausschüttete. Mit Millionen in Gold und in Naturalleistungen mußten die Fürsten und Völker ihre Feindschaft gegen Frankreich büßen oder dessen Freundschaft und Schutz erkaufen; aus diesem Feldzuge stammt der von ihm fortgesetzt gepflegte Gebrauch, Schätze der Kunst und der Gelehrsamkeit von den Überwundenen zu erpressen und nach Paris zu schleppen. Der Herzog von Parma und der Großherzog von Toskana zahlten bar je 2, der Herzog von Modena 10, die Lombardei 20, der Papst 21 (zum Teil in Getreide und Vieh), später noch 15 Millionen Francs. Bonaparte schaltete mit den italienischen Gebieten nach Gefallen; er schuf die Cis- und die Transpadanische Republik und vereinigte beide am 27. Juni 1797 zur Cisalpinischen, formte Genua zur Ligurischen um, nahm Corsica den Engländern wieder ab, beschränkte Venedig, welches ebenfalls seinen Tribut an Millionen in bar, Schiffen, Kunstschätzen u. s. w. entrichten mußte, ohne mit der Republik Krieg zu führen, auf seine Lagunen, machte es zu einem ganz anderen Staate, als es gewesen war, und überließ es dann an Österreich; durch die Errichtung des Corps der Guiden, welche den Dienst bei seiner Person hatten, legte er den Grund zu seiner späteren Garde, durch seine Abmachungen mit dem Papst leitete er das Konkordat (s. d.) ein. Der Einfluß, welchen er auf die Ereignisse des 18. Fructidor (s. d.) ausübte, ließ das Direktorium noch am Leben und seine Scheinmacht noch bestehen, wider den Willen desselben schloß er am 17. Oktober mit Österreich den Frieden von Campo-Formio (s. d.). Über Rastatt (s. d.), wo der Kongreß versammelt war, kehrte er am 5. Dezember nach Paris zurück; dieses und Frankreich lagen zu seinen Füßen.

Das Direktorium fürchtete ihn und wünschte ihn zu entfernen; er war damit einverstanden, denn ihn dürstete nach Ruhm. Es wurde eine Expedition nach England vorgeschlagen, aber Bonaparte hütete sich vor dem gefährlichen Unternehmen und verfolgte lieber den Gedanken, Frankreichs Waffen nach Ägypten zu tragen, seine Träume im Orient zu verwirklichen und hier zugleich Albions Interesse empfindlich zu schädigen. Von dort aus einen Alexanderzug nach Indien zu unternehmen, lag keineswegs außerhalb des Kreises seiner Erwägungen. Dazu war Geld nötig; der Kirchenstaat und die Schweiz sollten es hergeben. Unter nichtigen Vorwänden wurden mit beiden Händel angefangen, wovon der Ausgang war, daß in Rom die Römische, in Bern die Helvetische Republik eingesetzt wurde; beide, nur dem Namen nach selbständig, lieferten die Barmittel. Am 19. Mai 1798 ging N. von Toulon aus unter Segel. Das Drängen des Direktoriums, welches schon jetzt einen Staatsstreich fürchtete, beschleunigte seine Abreise. Bei der Einschiffung versprach er jedem Soldaten, „daß er bei seiner Heimkehr genug besitzen solle, um sich sechs Morgen Land zu kaufen". Erst unterwegs erfuhren diese, wohin es ging. Malta und Ägypten eroberte er im Fluge, aber die Mauern von Saint-Jean d'Acre hemmten seinen Siegeslauf, der Feldzug nach Syrien war mißglückt, und die Zustände

Frankreichs erheischten gebieterisch seine Rückkehr. Rasch entschlossen und ohne Bedauern gab er seine Orientpläne auf; Kleber mußte die wenig dankbare Erbschaft antreten, welche er zurückließ, und am 22. August bestieg er mit Berthier, Lannes, Marmont und Murat das Schiff zur Heimfahrt nach Europa. Den englischen Kreuzern glücklich entgehend, landete er am 9. Oktober 1799 bei Fréjus, in ganz Frankreich ward er wie ein Triumphator empfangen. Die Nation verkörperte in ihm den Gedanken neuer Siege, nach denen sie sich sehnte, weil der Glanz der französischen Waffen im Niedergange war. Alle Parteien buhlten um seine Gunst, mit ihm war das Tagesgestirn aufgegangen. Bald war die Wahl des Weges getroffen, den er einschlagen wollte, um zur Macht zu gelangen. Der 18. Brumaire (s. d.) ward in Scene gesetzt. Bonaparte ging aus dem Staatsstreiche als Konsul hervor, gleichberechtigt mit den beiden anderen Konsuln, aber unmittelbar darauf Alleinherrscher und ihr Gebieter; die Konsular-Verfassung (s. d.) vom Jahre VIII (24. Dezember 1799) machte ihn zum Ersten Konsul. Im Innern ordnete er die Verwaltung im Geiste einer straffen, jede selbständige Regung ausschließenden Zentralisation und nahm sich mit Geschick der Regelung der zerrütteten Staatsfinanzen an; nach außen heuchelte er Friedensliebe, um seine Gegner zu trennen und den Vorwurf der Kriegslust von sich abzuwenden. Aber die Unterhandlungen, von keiner Seite mit Ernst geführt, zerschlugen sich, und im Frühling des Jahres 1800 entbrannte der Krieg in Italien und in Deutschland von neuem. Bonaparte hätte aus strategischen Gründen vorgezogen, den Oberbefehl auf dem letzteren Kriegsschauplatze zu übernehmen, aber hier hatte Moreau (s. d.) das Kommando, welchen er weder beiseite schieben noch sich unterordnen konnte, und daher mußte er seine Lorbeeren wiederum in den Ebenen der Lombardei zu pflücken gehen. Sie blühten ihm in reichem Maße auf dem Schlachtfelde von Marengo. Von hier kehrte er in die Tuilerieen und nach Saint-Cloud zurück, wo sein Hof die Erinnerungen an das alte Regime wachrief. Bald wurde die Konsulargarde geschaffen und am 19. Mai 1802 der Orden der Ehrenlegion gestiftet. Die Emigrierten kehrten zurück; Ludwig XVIII. war naiv genug, aus dem Ersten Konsul einen Monk machen zu wollen, und dieser knüpfte überall mit den europäischen Kabinetten Verbindungen an, welche seine Stellung nach außen und nach innen befestigten. Es gelang ihm, ein gutes Einvernehmen mit den Vereinigten Staaten herzustellen und diese mit England zu verfeinden, den Zar Paul für sich zu gewinnen und durch Godoy Spanien zu beherrschen. Mit starken Schritten ging er der Monarchie entgegen; überspannte Republikaner planten ein Attentat, welches ihn am 10. Oktober 1800 beim Besuch der Oper aus dem Wege räumen sollte, aber vorher entdeckt wurde, und ebenso wenig erfüllte die Höllenmaschine der Chouans ihren Zweck, welche am 24. Dezember desselben Jahres ihre Geschosse gegen seinen Wagen richtete. Der am 23. Januar 1801 geschlossene Friede von Lunéville, welcher den Thalweg des Rheins zu Frankreichs Grenze und Napoleon zum Gebieter in Italien machte, gab ihm Zeit, der inneren Entwickelung des sogenannten französischen Freistaates vermehrte Sorgfalt zuzuwenden; die Bemühungen der Revolution, ein bürgerliches Gesetzbuch zu schaffen, aus welchem später der Code N. (s. d.) hervorging, wurden damals zuerst zu einem gewissen Abschlusse gebracht. Im April 1802 wurde das Konkordat eingeführt; die katholische Religion war wieder Staatskirche.

N.s gefährlichster Gegner war schon jetzt Großbritannien; seine Hoffnung, durch einen Bund der Neutralen ein Gegengewicht gegen die Seeherrschaft des Inselreiches zu schaffen, wurde durch den Tod des Zaren Paul vereitelt. Zwar wurde am 27. März 1802 der Friede von Amiens (s. d.) unterzeichnet, und kurze Zeit war der Janustempel geschlossen, aber es bestand nur ein Waffenstillstand. N. befestigte zunächst seine Eroberungen und breitete sich auch im Frieden aus. Am 17. Oktober 1801 wurde die Verfassung verkündet, welche er der Batavischen Republik gegeben hatte, am 26. Januar 1802 nahm er die Präsidentschaft der Cisalpinischen, am 19. Februar 1803 das Protektorat der Helvetischen Republik an. Ein neuer Schritt auf dem Wege zur Monarchie war die am 3. August 1802 durch Senatsbeschluß, nachdem das Volk zugestimmt hatte, erfolgte Ernennung zum lebenslänglichen Konsul. Im Frühjahr 1803 begannen die Feindseligkeiten mit England von neuem. Ein Corps unter Mortier besetzte im Juni das mit letzterem durch Personalunion verbundene Hannover, die englische Flotte brachte französische Schiffe auf; das Dekret vom 23. Juni, welches die Einfuhr englischer Waren in französisches oder schutzverwandtes Gebiet untersagte, leitete das Kontinentalsystem (s. d.) ein. Die königlich Gesinnten regten sich von neuem, aber die französische Polizei wußte die Häupter derselben in ihre Gewalt zu bekommen. Am 22. März 1804 wurde der Herzog von Enghien (s. d.) erschossen, am 6. April fand man Pichegru (s. d.) im Temple erwürgt, am 26. Juni ward Cadoudal (s. d.) mit elf anderen hingerichtet, Moreau ging in die Verbannung. Am 18. Mai 1804 hatte der Erste Konsul Bonaparte den Titel N. I., Kaiser der Franzosen, angenommen, am 2. Dezember wurde er durch Papst Pius VII. in der Kirche Notre-Dame zu Paris gekrönt, doch setzte er die Krone sich selbst auf. „Ich habe mir keine Krone angemaßt", sagte er später von sich selbst, „ich hob sie aus der Gosse auf, und das Volk setzte sie mir auf das Haupt." Die Veränderung war nur eine äußerliche, denn dem Wesen nach hatte er die Obliegenheiten seiner neuen Würde schon lange ausgeübt; doch wurden Tribunat, Senat und Gesetzgebender Körper auch in ihrer Scheinmacht jetzt noch mehr beschränkt. Am 26. Mai 1805 fügte er im Dome zu Mailand die Krone Italiens hinzu; dem neuen Reiche wurden gleich darauf die Ligurische Republik, sowie Parma und Piacenza einverleibt, aber der Einheitstraum der Italiener blieb unerfüllt. Lucca gab N. seiner Schwester Elisa Bacchiochi, welche schon im März 1805 Piombino erhalten

jämmerlich. Am 5. September begann die Einschließung, am 20. kapitulierte General Crommelin, welcher an Colyars Stelle das Kommando übernommen hatte; die Besatzung zog sich in die Citadelle zurück und ergab sich schon am 30. auf Gnade oder Ungnade („Österreichische militärische Zeitschrift" für 1835). — 1792 unternahm nach der Schlacht bei Jemappes der französische General Valence die Belagerung. Am 27. November wurden die Parallelen eröffnet, am 27. ward die Stadt, am 2. Dezember die Citadelle übergeben; die österreichische Besatzung unter General Matelle hatte tapferen Widerstand geleistet. („Österreichische militärische Zeitschrift", Wien 1866, Heft VII). — 1793 ward die Stadt infolge der Schlacht von Neerwinden von den Franzosen wieder geräumt; bei dem allgemeinen Rückzuge der Verbündeten im Jahre 1794 übergab die schwache österreichische Besatzung der Citadelle dieselbe am 17. Juli, ohne Widerstand zu leisten. — Später hat N. keine Rolle mehr gespielt; am 20. Juni 1815 fand hier ein Rückzugsgefecht zwischen dem von Wavre abziehenden Corps Grouchys und dem preußischen II. Armeecorps des Generals Pirch statt, dessen Schauplatz die Stadt war („Geschichte der Kriege in Europa seit 1792", Berlin 1827—1853, Register in Bd. XV.) — Die seit 1816 hergestellten Werke sind 1866 geschleift, nur die Citadelle ist erhalten.

Nana Sahib, d. h. „Herr Großvater", war der Ehrenname von Dandy Pant, Sohn eines Brahmanen im Dekhan, 1825 geboren, welchen Badschi-Rao, der letzte Peschwa der Maharatten, an Kindesstatt angenommen hatte. Als dieser 1851 gestorben war, verlangte N. S. auf Grund der Hindugesetze von der englischen Regierung dessen Erbe zu werden, mußte sich aber mit einer Abfindung begnügen. Dafür schwur er den fremden Eroberern Rache; vorerst aber lebte er mit ihnen auf freundschaftlichem Fuß. Mit der englischen Sprache und europäischen Sitten vertraut, gab er ihnen in seiner Hofburg zu Bithur glänzende Feste. Der Aufstand von 1857 schuf ihm Gelegenheit, seine wahren Gesinnungen zu bethätigen. Zuerst bei der Einnahme von Cawnpore, dessen Besatzung unter General Wheeler er am 27. Juni, nachdem sie sich ihm mittelst Kapitulation ergeben hatte, samt Frauen und Kindern grausam niedermachen ließ. Havelocks Ankunft nötigte ihn aber, schon am 17. Juli seine Eroberung wieder aufzugeben, auch Bithur konnte er nicht halten, er mußte nach Oudh flüchten und versuchte von dort aus am 16. August vergeblich, Cawnpore den Engländern wieder zu entreißen. Zurückgeschlagen ging er nach Oudh, dann nach Nepal und ist nach Niederwerfung des Aufstandes verschollen, vermutlich ist er an einer der herrschenden Seuchen gestorben.

Nangis, Gefecht am 17. Februar 1814. Sobald Napoleon in der ersten Hälfte des Februar die Offensive des Schlesischen Heeres gegen Paris zum Stehen gebracht hatte, wandte er sich gegen die Hauptarmee, welche inzwischen der Hauptstadt bedenklich nahe gekommen war. Am 17. brach er über den Yèresfluß, hinter welchem er eine beträchtliche Truppenmenge gesammelt hatte, gegen Wittgensteins Heersäule vor, deren Vorhut (2000 Mann Infanterie, 1500 Reiter) unter General Graf Pahlen III. bei Mormans stand: Victor rückte mit 5000 Mann zu Fuß auf der Straße vor, rechts und links derselben marschierten Milhaud und Kellermann mit 8000 Reitern. Pahlen suchte sich der drohenden Gefahr zu entziehen und wehrte sich, als er eingeholt war, tapfer, aber nur 400 Infanteristen und zwei Drittteile der Kavallerie entkamen, auch 9 Geschütze gingen verloren. Graf Hardegg, welcher mit Truppen von Wredes Corps in der Nähe war, leistete ihm keine Hilfe. — Vgl. Beitzke, Geschichte der deutschen Freiheitskriege in den Jahren 1813 und 1814, 4. Aufl., Bremen 1881 ff.

Nansen, Bürgermeister von Kopenhagen zur Zeit der schwedischen Belagerung 1658—1659. Durch Umsicht, Geistesgegenwart und persönlichen Mut erwarb er sich allgemeine Achtung und unbedingtes Vertrauen seitens der Bürger und des Dank des Königs. Im Reichstage von 1660 war er dann der Führer der Bürgerlichen, der zusammen mit Hans Svane wesentlich dazu beitrug, die Umwälzung von 1660 zugunsten der königlichen Gewalt herbeizuführen.

Nansouty, Etienne Antoine Marie de (Graf), französischer General, am 30. Mai 1768 zu Bordeaux geboren, war bei Beginn der Revolutionskriege Kavallerielieutenant, zeichnete sich aus und zog Napoleons Aufmerksamkeit auf sich, welcher ihm 1805 eine Kürassierdivision unterstellte. Seine Leistungen bei Wertingen und Austerlitz rechtfertigten dieses Vertrauen, auch im Kriege von 1806/7 gegen Preußen und Rußland und 1809 gegen Österreich erwies er sich tüchtig, so daß ihm der Kaiser 1812 das Kommando des ersten der vier großen Reitercorps gab. Bei Borodino verwundet, erhielt er 1813 in Deutschland das Kommando der gesamten Gardekavallerie und leistete mit derselben gute Dienste, bis im Winterfeldzuge von 1814 seine erschütterte Gesundheit ihn zwang, die Armee zu verlassen. In das königliche Heer getreten, starb er am 6. Februar 1815. N. war im Frieden ebenso tüchtig wie im Felde, dabei ein unterrichteter und vornehm denkender Mann. — Vgl. „Nouvelle biographie générale", 37. Bd., Paris 1863.

Nantes, Edikt von, vom 13. April 1598: s. „Heinrich IV. von Frankreich" und „Hugenotten", S. 482 und 552 in Bd. II. — Aufhebung des Edikts am 22. Oktober 1685: s. „Cevennen" in Bd. I, S. 565 und „Ludwig XIV. von Frankreich" in Bd. III, S. 365.

Nantes während der Revolutionszeit. Kaum eine Stadt in Frankreich hatte die Grundsätze von 1789 mit solcher Begeisterung ergriffen wie N., keine hat dafür schwerer büßen müssen. Die Greuelthaten, welche Carrier (s. d.) hier verübte, sind nirgends übertroffen worden. Am 29. Juni 1793 war die Stadt auch Schauplatz eines lebhaften Kampfes, indem die Vendéer, kühn geworden durch die in der ersten Hälfte des Monats bei Machecoul und Saumur erfochtenen Siege, den Versuch machten, sich des reichen, ihnen verhaßten und als Seehafen wichtigen Ortes zu bemächtigen. Der Angriff sollte auf beiden Ufern der Loire geschehen, auf dem rechten durch das

Heer von Anjou unter dem Oberbefehle von Cathélineau (s. d.), auf dem linken durch Charette (s. d.) mit der Westarmee. Die Republikaner befehligte der General Canclaux. Die tapfere Verteidigung des Überganges über die Erdre bei Nort durch einen Handwerker Namens Meuri am 28. hielt das Heer von Anjou auf, so daß das gleichzeitige Zusammenwirken am 29. verfehlt wurde, Charette war außerdem durch das Abbrechen der Loire-Brücken an thätigem Eingreifen verhindert und beschränkte sich auf eine nutzlose Kanonade. Der Angriff der Hauptarmee schlug hauptsächlich deshalb fehl, weil Cathélineau, welcher bereits bis in die Mitte der Stadt vorgedrungen war, hier von einer Kugel tödlich getroffen wurde; seinen Bauern entsank nun der Mut und nur mit Mühe gelang es den übrigen Führern, einen geordneten Rückzug zu bewerkstelligen; sie gingen oberhalb von N. auf das linke Flußufer, wo ihre Truppen sich zerstreuten; Charette führte die seinigen nach Saint-Légé. — Vgl. Crétineau-Joly, Histoire de la Vendée militaire, 5. Aufl., Paris 1864.

Napoli di Romania s. **Nauplia.**

Napier, eine schottische Familie, welche seit der Zeit von John N., dem Erfinder der Logarithmen (1550—1617), eine Reihe von namhaften Persönlichkeiten hervorgebracht hat, ist in der neueren Geschichte mit Rücksicht auf mehrere ihrer Mitglieder zu erwähnen.

Charles N., britischer General, der Sohn eines Gardeoffiziers und durch Familienverbindungen in seiner Laufbahn sehr gefördert, auf welcher ihm, wie anderen seines Geschlechtes Mut, Unternehmungsgeist und administratives Geschick weiter halfen, aber auch Willkür und Unbotmäßigkeit ihn mitunter hemmten, am 10. August 1782 zu London geboren, focht unter Moore an der Spitze eines Regiments auf der pyrenäischen Halbinsel, nahm später an den dortigen Kämpfen als Freiwilliger teil, diente in Nordamerika und ward nach dem Sturze Napoleons Gouverneur von Corfu. Hier herrschte er als wohlwollender Despot und erwarb sich um die Hebung der wirtschaftlichen Zustände der Insel großes Verdienst, geriet aber in Zwist mit den höheren Behörden, wurde abberufen und trat erst wieder in einen größeren Wirkungskreis, als er 1841 zum Commandeur der ostindischen Bombayarmee ernannt wurde. Als er dort ankam, befanden sich viele der eingeborenen Völkerschaften in großer Aufregung, welche durch den jüngst beendeten Afghanenkrieg hervorgerufen war. N. unternahm es, die unruhigsten derselben, die Beludschen und die Emire von Scinde, zu der alten Botmäßigkeit zurückzuführen. Der General-Gouverneur, Lord Ellenborough, stimmte seinen Plänen zu; weniger einverstanden war die Ostindische Compagnie, welche eine weitere Ausdehnung ihrer Herrschaft und damit kostspielige Verwickelungen fürchtete. N. marschierte durch die Wüste, zerstörte das Fort Emaun Ghur, schlug am 17. Februar 1843 die Beludschen bei Miani, nahm die Feste Hyderabad, besiegte am 24. März 1844 die Emire bei Dubba und löste seine Aufgabe vollständig. 1847 kehrte er nach Europa zurück; seine reformatorischen Maßregeln hatten ihm viel Feindschaft seitens der Offiziere zugezogen. Als dann der Krieg gegen die Sikhs durch Lord Gough anfangs unglücklich ging, ward N. nochmals nach Ostindien gesandt; als er aber 1849 dort ankam, hatte sich die Sachlage bereits geändert; der Friede war hergestellt. N. starb am 25. August 1853 zu Oaklands bei Portsmouth. Sein Leben beschrieben sein Bruder William („Life and opinions etc.", London 1857, 4 Bde.; Auszug daraus durch W. Napier Bruce 1886) und Mac Call („Career and character etc.", London 1857), ersterer schrieb auch „The conquest of Scinde", London 1847; Mac Dougall veröffentlichte „General N., conqueror and governor of Scinde", London 1860.

Dieser Bruder **William N.**, ebenfalls britischer General, am 17. Dezember 1785 zu Callbridge bei Dublin geboren, hat sich besonders durch eine Geschichte des Peninsularkrieges einen Namen gemacht, welche 1828—40 erschien und ihm viel Lob, aber auch manche Anfeindungen zugezogen hat. Er starb am 12. Februar 1860 zu Clapham bei London. — Sein Leben beschrieb Bruce („Life and letters etc.", London 1862).

Ein dritter Bruder, **George N.**, am 30. Juni 1784 geboren, focht, wie die anderen, auf der pyrenäischen Halbinsel, verwaltete 1838—44 mit Geschick die Kapkolonie und starb am 8. September 1855 zu Genf.

Ein Vetter der Vorigen, ebenfalls **Charles N.** geheißen, am 6. März 1786 zu Merchiston-Hall, dem Stammsitze der Familie, bei Falkirk in der schottischen Grafschaft Stirling geboren, trat in den Seedienst, that sich mannigfach hervor, nahm dann, zum Besuche seiner Verwandten nach der pyrenäischen Halbinsel gegangen, am dortigen Kriege teil, war von 1811 bis 1813, wiederum auf der Flotte, an den kriegerischen Unternehmungen der Engländer im Mittelländischen Meere beteiligt (sein Titel „Cavaliere di Ponza" rührt von einem im Jahre 1813 ausgeführten Handstreiche gegen diese Insel), verlor durch fehlschlagende Spekulationen, namentlich die Versuche zur Ausbeutung von Erfindungen, sein Vermögen, erhielt 1829 wieder das Kommando einer Fregatte und befand sich mit dieser in den portugiesischen Gewässern, als der Kampf zwischen Dom Pedro und Dom Miguel entbrannte. Ersterer stellte ihn an die Spitze seiner Flotte, worauf England, Frankreichs Vorstellungen nachgebend, ihn in der Navy list strich. Am 5. Juli 1833 erfocht er bei Lagos auf der Höhe von Kap Vincent einen Sieg über die miguelitische Flotte (daher „Visconde de Cabo de San Vincente"). Er veröffentlichte über diese Vorgänge „War in Portugal", London 1836. 1836 in die Navy list wieder aufgenommen, erhielt er 1840 das Kommando der Schiffe, welche zu dem englisch-österreichisch-türkischen Geschwader unter Admiral Stopford stießen, und nahm an den Ereignissen in Spanien und an den Kämpfen gegen die Ägypter lebhaften Anteil. Darüber hat er „The war in Syria", London 1842, geschrieben. Nach England zurückgekehrt, beteiligte er sich aufs neue am parlamentarischen Leben, überwarf sich jedoch mit seiner eigenen, der Whigpartei, und wurde 1847 nicht

jämmerlich. Am 5. September begann die Einschließung, am 20. kapitulierte General Crommelin, welcher an Colyars Stelle das Kommando übernommen hatte; die Besatzung zog sich in die Citadelle zurück und ergab sich schon am 30. auf Gnade oder Ungnade („Österreichische militärische Zeitschrift" für 1835). — 1792 unternahm nach der Schlacht bei Jemappes der französische General Valence die Belagerung. Am 27. November wurden die Parallelen eröffnet, am 27. ward die Stadt, am 2. Dezember die Citadelle übergeben; die österreichische Besatzung unter General Matelle hatte tapferen Widerstand geleistet. („Österreichische militärische Zeitschrift", Wien 1866, Heft VII). — 1793 ward die Stadt infolge der Schlacht von Neerwinden von den Franzosen wieder geräumt; bei dem allgemeinen Rückzuge der Verbündeten im Jahre 1794 übergab die schwache österreichische Besatzung der Citadelle dieselbe am 17. Juli, ohne Widerstand zu leisten. — Später hat N. keine Rolle mehr gespielt; am 20. Juni 1815 fand hier ein Rückzugsgefecht zwischen dem von Wavre abziehenden Corps Grouchys und dem preußischen II. Armeecorps des Generals Pirch statt, dessen Schauplatz die Stadt war („Geschichte der Kriege in Europa seit 1792", Berlin 1827—1853, Register in Bd. XV.) — Die seit 1816 hergestellten Werke sind 1866 geschleift, nur die Citadelle ist erhalten.

Nana Sahib, d. h. „Herr Großvater", war der Ehrenname von Dandy Pant, Sohn eines Brahmanen im Dekhan, 1825 geboren, welchen Badschi-Rao, der letzte Peschwa der Maharatten, an Kindesstatt angenommen hatte. Als dieser 1851 gestorben war, verlangte N. S. auf Grund der Hindugesetze von der englischen Regierung dessen Erbe zu werden, mußte sich aber mit einer Abfindung begnügen. Dafür schwur er den fremden Eroberern Rache; vorerst aber lebte er mit ihnen auf freundschaftlichem Fuß. Mit der englischen Sprache und europäischen Sitten vertraut, gab er ihnen in seiner Hofburg zu Bithur glänzende Feste. Der Aufstand von 1857 schuf ihm Gelegenheit, seine wahren Gesinnungen zu bethätigen. Zuerst bei der Einnahme von Cawnpore, dessen Besatzung unter General Wheeler er am 27. Juni, nachdem sie sich ihm mittelst Kapitulation ergeben hatte, samt Frauen und Kindern grausam niedermachen ließ. Havelocks Ankunft nötigte ihn aber, schon am 17. Juli seine Eroberung wieder aufzugeben, auch Bithur konnte er nicht halten, er mußte nach Oudh flüchten und versuchte von dort aus am 16. August vergeblich, Cawnpore den Engländern wieder zu entreißen. Zurückgeschlagen ging er nach Oudh, dann nach Nepal und ist nach Niederwerfung des Aufstandes verschollen, vermutlich ist er an einer der herrschenden Seuchen gestorben.

Nangis, Gefecht am 17. Februar 1814. Sobald Napoleon in der ersten Hälfte des Februar die Offensive des Schlesischen Heeres gegen Paris zum Stehen gebracht hatte, wandte er sich gegen die Hauptarmee, welche inzwischen der Hauptstadt bedenklich nahe gekommen war. Am 17. brach er über den Yèresfluß, hinter welchem er eine beträchtliche Truppenmenge gesammelt hatte, gegen Wittgensteins Heersäule vor, deren Vorhut (2000 Mann Infanterie, 1500 Reiter) unter General Graf Pahlen III. bei Mormans stand: Victor rückte mit 5000 Mann zu Fuß auf der Straße vor, rechts und links derselben marschierten Milhaud und Kellermann mit 8000 Reitern. Pahlen suchte sich der drohenden Gefahr zu entziehen und wehrte sich, als er eingeholt war, tapfer, aber nur 400 Infanteristen und zwei Dritteile der Kavallerie entkamen, auch 9 Geschütze gingen verloren. Graf Hardegg, welcher mit Truppen von Wredes Corps in der Nähe war, leistete ihm keine Hilfe. — Vgl. Beitzke, Geschichte der deutschen Freiheitskriege in den Jahren 1813 und 1814, 4. Aufl., Bremen 1881 ff.

Nansen, Bürgermeister von Kopenhagen zur Zeit der schwedischen Belagerung 1658—1659. Durch Umsicht, Geistesgegenwart und persönlichen Mut erwarb er sich allgemeine Achtung und unbedingtes Vertrauen seitens der Bürger und den Dank des Königs. Im Reichstage von 1660 war er dann der Führer der Bürgerlichen, der zusammen mit Hans Svane wesentlich dazu beitrug, die Umwälzung von 1660 zugunsten der königlichen Gewalt herbeizuführen.

Nansouty, Etienne Antoine Marie de (Graf), französischer General, am 30. Mai 1768 zu Bordeaux geboren, war bei Beginn der Revolutionskriege Kavallerielieutenant, zeichnete sich aus und zog Napoleons Aufmerksamkeit auf sich, welcher ihm 1805 eine Kürassierdivision unterstellte. Seine Leistungen bei Wertingen und Austerlitz rechtfertigten dieses Vertrauen, auch im Kriege von 1806/7 gegen Preußen und Rußland und 1809 gegen Österreich erwies er sich tüchtig, so daß ihm der Kaiser 1812 das Kommando des ersten der vier großen Reitercorps gab. Bei Borodino verwundet, erhielt er 1813 in Deutschland das Kommando der gesamten Gardekavallerie und leistete mit derselben gute Dienste, bis im Winterfeldzuge von 1814 seine erschütterte Gesundheit ihn zwang, die Armee zu verlassen. In das königliche Heer getreten, starb er am 6. Februar 1815. N. war im Frieden ebenso tüchtig wie im Felde, dabei ein unterrichteter und vornehm denkender Mann. — Vgl. „Nouvelle biographie générale", 37. Bd., Paris 1863.

Nantes, Edikt von, vom 13. April 1598: s. „Heinrich IV. von Frankreich" und „Hugenotten", S. 482 und 552 in Bd. II. — Aufhebung des Edikts am 22. Oktober 1685: s. „Cevennen" in Bd. I, S. 565 und „Ludwig XIV. von Frankreich" in Bd. III, S. 365.

Nantes während der Revolutionszeit. Kaum eine Stadt in Frankreich hatte die Grundsätze von 1789 mit solcher Begeisterung ergriffen wie N., keine hat dafür schwerer büßen müssen. Die Greuelthaten, welche Carrier (s. d.) hier verübte, sind nirgends übertroffen worden. Am 29. Juni 1793 war die Stadt auch Schauplatz eines lebhaften Kampfes, indem die Vendéer, kühn geworden durch die in der ersten Hälfte des Monats bei Machecoul und Saumur erfochtenen Siege, den Versuch machten, sich des reichen, ihnen verhaßten und als Seehafen wichtigen Ortes zu bemächtigen. Der Angriff sollte auf beiden Ufern der Loire geschehen, auf dem rechten durch das

Heer von Anjou unter dem Oberbefehle von Cathélineau (s. d.), auf dem linken durch Charette (s. d.) mit der Westarmee. Die Republikaner befehligte der General Canclaux. Die tapfere Verteidigung des Überganges über die Erdre bei Nort durch einen Handwerker Namens Meuri am 28. hielt das Heer von Anjou auf, so daß das gleichzeitige Zusammenwirken am 29. verfehlt wurde, Charette war außerdem durch das Abbrechen der Loire-Brücken an thätigem Eingreifen verhindert und beschränkte sich auf eine nutzlose Kanonade. Der Angriff der Hauptarmee schlug hauptsächlich deshalb fehl, weil Cathélineau, welcher bereits bis in die Mitte der Stadt vorgedrungen war, hier von einer Kugel tödlich getroffen wurde; seinen Bauern entsank nun der Mut und nur mit Mühe gelang es den übrigen Führern, einen geordneten Rückzug zu bewerkstelligen; sie gingen oberhalb von N. auf das linke Flußufer, wo ihre Truppen sich zerstreuten; Charette führte die seinigen nach Saint-Légé. — Vgl. Crétineau-Joly, Histoire de la Vendée militaire, 5. Aufl., Paris 1864.

Napoli di Romania s. **Nauplia.**

Napier, eine schottische Familie, welche seit der Zeit von John N., dem Erfinder der Logarithmen (1550—1617), eine Reihe von namhaften Persönlichkeiten hervorgebracht hat, ist in der neueren Geschichte mit Rücksicht auf mehrere ihrer Mitglieder zu erwähnen.

Charles N., britischer General, der Sohn eines Gardeoffiziers und durch Familienverbindungen in seiner Laufbahn sehr gefördert, auf welcher ihm, wie anderen seines Geschlechtes Mut, Unternehmungsgeist und administratives Geschick weiter halfen, aber auch Willkür und Unbotmäßigkeit ihn mitunter hemmten, am 10. August 1782 zu London geboren, focht unter Moore an der Spitze eines Regiments auf der pyrenäischen Halbinsel, nahm später an den dortigen Kämpfen als Freiwilliger teil, diente in Nordamerika und ward nach dem Sturze Napoleons Gouverneur von Corfu. Hier herrschte er als wohlwollender Despot und erwarb sich um die Hebung der wirtschaftlichen Zustände der Insel großes Verdienst, geriet aber in Zwist mit den höheren Behörden, wurde abberufen und trat erst wieder in einen größeren Wirkungskreis, als er 1841 zum Commandeur der ostindischen Bombayarmee ernannt wurde. Als er dort ankam, befanden sich viele der eingeborenen Völkerschaften in großer Aufregung, welche durch den jüngst beendeten Afghanenkrieg hervorgerufen war. N. unternahm es, die unruhigsten derselben, die Beludschen und die Emire von Scinde, zu der alten Botmäßigkeit zurückzuführen. Der General-Gouverneur, Lord Ellenborough, stimmte seinen Plänen zu; weniger einverstanden war die Ostindische Compagnie, welche eine weitere Ausdehnung ihrer Herrschaft und damit kostspielige Verwickelungen fürchtete. N. marschierte durch die Wüste, zerstörte das Fort Emaun Ghur, schlug am 17. Februar 1843 die Beludschen bei Miani, nahm die Feste Hyderabad, besiegte am 24. März 1844 die Emire bei Dubba und löste seine Aufgabe vollständig. 1847 kehrte er nach Europa zurück; seine reformatorischen Maßregeln hatten ihm viel Feindschaft seitens der Offiziere zugezogen. Als dann der Krieg gegen die Sikhs durch Lord Gough anfangs unglücklich ging, ward N. nochmals nach Ostindien gesandt; als er aber 1849 dort ankam, hatte sich die Sachlage bereits geändert; der Friede war hergestellt. N. starb am 25. August 1853 zu Oaklands bei Portsmouth. Sein Leben beschrieben sein Bruder William („Life and opinions etc.", London 1857, 4 Bde.; Auszug daraus durch W. Napier Bruce 1886) und Mac Call („Career and character etc.", London 1857), ersterer schrieb auch „The conquest of Scinde", London 1847; Mac Dougall veröffentlichte „General N., conqueror and governor of Scinde", London 1860.

Dieser Bruder **William N.,** ebenfalls britischer General, am 17. Dezember 1785 zu Callbridge bei Dublin geboren, hat sich besonders durch eine Geschichte des Peninsularkrieges einen Namen gemacht, welche 1828—40 erschien und ihm viel Lob, aber auch manche Anfeindungen zugezogen hat. Er starb am 12. Februar 1860 zu Clapham bei London. — Sein Leben beschrieb Bruce („Life and letters etc.", London 1862).

Ein dritter Bruder, **George N.,** am 30. Juni 1784 geboren, focht, wie die anderen, auf der pyrenäischen Halbinsel, verwaltete 1838—44 mit Geschick die Kapkolonie und starb am 8. September 1855 zu Genf.

Ein Vetter der Vorigen, ebenfalls **Charles N.** geheißen, am 6. März 1786 zu Merchiston-Hall, dem Stammsitze der Familie, bei Falkirk in der schottischen Grafschaft Stirling geboren, trat in den Seedienst, that sich mannigfach hervor, nahm dann, zum Besuche seiner Verwandten nach der pyrenäischen Halbinsel gegangen, am dortigen Kriege teil, war von 1811 bis 1813, wiederum auf der Flotte, an den kriegerischen Unternehmungen der Engländer im Mittelländischen Meere beteiligt (sein Titel „Cavaliere di Ponza" rührt von einem im Jahre 1813 ausgeführten Handstreiche gegen diese Insel), verlor durch fehlschlagende Spekulationen, namentlich die Versuche zur Ausbeutung von Erfindungen, sein Vermögen, erhielt 1829 wieder das Kommando einer Fregatte und befand sich mit dieser in den portugiesischen Gewässern, als der Kampf zwischen Dom Pedro und Dom Miguel entbrannte. Ersterer stellte ihn an die Spitze seiner Flotte, worauf England, Frankreichs Vorstellungen nachgebend, ihn in der Navy list strich. Am 5. Juli 1833 erfocht er bei Lagos auf der Höhe von Kap Vincent einen Sieg über die miguelitische Flotte (daher „Visconde de Cabo de San Vincente"). Er veröffentlichte über diese Vorgänge „War in Portugal", London 1836. 1836 in die Navy list wieder aufgenommen, erhielt er 1840 das Kommando der Schiffe, welche zu dem englisch-österreichisch-türkischen Geschwader unter Admiral Stopford stießen, und nahm an den Ereignissen in Spanien und an den Kämpfen gegen die Ägypter lebhaften Anteil. Darüber hat er „The war in Syria", London 1842, geschrieben. Nach England zurückgekehrt, beteiligte er sich aufs neue am parlamentarischen Leben, überwarf sich jedoch mit seiner eigenen, der Whigpartei, und wurde 1847 nicht

wieder gewählt. Seine rücksichtslose Derbheit verwickelte ihn in allerlei Zwistigkeiten. Seine Briefe an die „Times“, in welchen er die Einrichtungen des englischen Seedienstes angriff, gab sein Vetter William unter dem Titel „The navy, its past and present state“, London 1851, heraus. Im Krimkriege befehligte er in der Ostsee. Seine Leistungen entsprachen den Hoffnungen nicht, welche man auf ihn gesetzt hatte, sie bestanden im wesentlichen im Zerstören von Privateigentum; die bedeutendste That war der Angriff auf Bomarsund; Kronstadt anzugreifen, lehnte er ab; im Herbst 1854 wurde er zurückgerufen. Eine „History of the baltic campaign from accounts etc., furnished by Sir Charles N.“, London 1857, giebt Aufschluß über seine Thätigkeit. Er starb am 6. November 1860 zu Merchiston. — Lebensbeschreibungen sind 1841 und 1854 ohne Nennung der Verfasser veröffentlicht worden.

Robert N. of Magdala, britischer General, am 6. Dezember 1810 als der Sohn eines Artillerieoffiziers auf der Insel Ceylon geboren und in dem zur Heranbildung von Offizieren für den indischen Dienst bestimmten Addiscombe-College in England erzogen, trat in den Dienst der Compagnie, zeichnete sich in den beiden Sikhskriegen (1845—46, 1848—49) und während des Aufstandes von 1857—58 vielfach aus, machte als Divisionscommandeur den Krieg von 1860 in China mit, ward Mitglied des indischen Staatsrates und erhielt 1865 das Kommando in der Präsidentschaft Bombay. Von hier aus unternahm er die Expedition nach Abessinien, welche der Herrschaft des Königs Theodor ein Ende machte und ihm den Titel Lord N. of Magdala (s. d.) eintrug. Von 1870—76 führte er das Oberkommando in Indien.

Napoleon I., Kaiser der Franzosen, wurde am 15. August 1769 zu Ajaccio auf der Insel Corsica als der Sohn von Karl Bonaparte (s. d.) geboren. Über seine erste Jugend ist viel Falsches und Wahres geschrieben worden (Böhtlingk, N. Bonaparte, seine Jugend und sein Emporkommen, Jena 1877); sicher ist, daß er ein frühreifes, nachdenkliches Kind war; die noch frischen Erinnerungen an die Freiheitskämpfe seiner Heimat und an den von ihm glühend verehrten Paoli, von denen die ganze Insel erfüllt war, gaben seinem jugendlichen Denken schon früh eine politische Richtung. Durch Vermittelung des Grafen Marboeuf, Gouverneurs der Insel, erhielt er eine Freistelle in der Militärschule zu Brienne, in welche er am 23. April 1779 eintrat. Hier zeigte er sich verschlossen, selbständig, herrsch- und streitsüchtig, aber lernbegierig und folgsam gegen seine Lehrer. Binnen kurzer Zeit hatte er seine Mitschüler in der Mathematik überholt; auch in der Geschichte, namentlich der griechischen und römischen, leistete er Tüchtiges; die anderen Wissenschaften vernachlässigte er mehr oder minder, selbst im Französischen blieb er zurück. Am 22. Oktober 1784 trat er in die Militärschule zu Paris über. Der Aufenthalt in der glänzenden Weltstadt und die größere Freiheit, welche hier herrschte, bot und gestattete seinen meist wohlhabenden Kameraden eine Menge von Lebensgenüssen, welche N. bei der äußerst bedrängten Lage, in welche er nach seines Vaters Tode gekommen war, sich versagen mußte. Tief empfand er die Freudenlosigkeit seines Daseins. Er sonderte sich noch mehr von seinen Genossen ab, und auch seine Folgsamkeit den Lehrern gegenüber veränderte sich, er wurde immer selbständiger, bitterer und kritischer; scharf griff er alle Einrichtungen des öffentlichen Lebens an, welches seiner Zukunft wenig günstige Aussichten bot; ein brennendes Verlangen, diese Zukunft anders zu gestalten, verzehrte ihn. Am 1. September 1785 wurde er Unter-Lieutenant im Artillerieregiment La Fère und kam nach Valence in Garnison. Die Gunst edler Frauen machte hier die Eisrinde seines Herzens für kurze Zeit schmelzen und ihn zum erstenmale die liebenswürdigen Seiten seines Charakters entfalten, durch welche er bezaubernde Wirkung äußern konnte. Dabei war er ungemein fleißig; er schriftstellerte über verschiedene Themata, namentlich philosophischen Inhalts, und begann eine Geschichte seiner Heimatinsel zu schreiben, welche letztere er mehrfach besuchte. Nachdem er in verschiedenen Städten, auch in Paris, wo er an den politischen Vorgängen lebhaften Anteil nahm, in Garnison gestanden hatte, war er Premier-Lieutenant im Regiment Grénoble und in Auxonne in Garnison, als die französische Revolution ausbrach. „Revolutionen“, äußerte er damals, „sind eine gute Zeit für Soldaten, welche Geist und Mut haben.“ Er suchte aus derselben zunächst in seinem engeren Vaterlande Nutzen zu ziehen; Corsica vom französischen Joche zu befreien und dort eine Rolle zu spielen, war das Ziel seines Ehrgeizes. Am 1. September 1789 ging er mit längerem Urlaube dahin, suchte die Bevölkerung gegen Frankreich aufzuwiegeln und schloß sich eng an Paoli, der im Juli 1790 dorthin zurückkehrte. Ein Brief, welchen er am 23. Januar 1791 an den Deputierten Graf Matteo Bottafuoco schrieb und welchen er drucken ließ (bei weitem das Beste, was in jener Jugendzeit aus seiner Feder geflossen ist), legt Zeugnis von seinen Gesinnungen ab. Im September 1791 kehrte er von neuem nach Corsica zurück, welches er für eine Zeit lang verlassen hatte, um zu seinem Regimente zu gehen; als er dort blieb, nachdem sein Urlaub abgelaufen war, wurde sein Name am 6. Februar 1792 aus der Armeeliste gestrichen. Er wollte Chef eines der vier besoldeten Bataillone Nationalgarde in Ajaccio werden und setzte seine Wahl dazu mit rücksichtsloser Gewalt durch, machte einen verunglückten Versuch, der französischen Besatzung die Citadelle der Stadt zu entreißen, und ging dann wieder nach Frankreich (Mai 1792). Seine und Paolis Wege gingen fortan auseinander. In Paris gelang es ihm einigermaßen, sich zu rechtfertigen, nach dem 10. August ward er von neuem angestellt. Sofort kehrte er nach Corsica zurück, nahm seinen Posten in der Nationalgarde wieder ein und machte unter dem Befehl des Admiral Truguet eine Expedition zur Besitznahme Sardiniens mit, welche fehlschlug. Jetzt brachen Mißhelligkeiten zwischen dem Konvent, welcher in Frankreich die Zügel der Regierung ergriffen hatte, und Paoli aus, welcher unter einem bescheidenen Titel thatsächlich Beherrscher der Insel

war. N. wog die Vorteile, welche ihm aus einer fortgesetzten Anhänglichkeit an diesen erwachsen könnten, gegen diejenigen ab, die er für seine militärische Laufbahn in Frankreich erhoffen durfte, wo Krieg die Losung war, und entschloß sich, die Träume seiner Jugend zu opfern. Er machte einen zweiten Versuch, sich der Citadelle von Ajaccio zu bemächtigen, und rettete sich, nachdem dieser gescheitert war, samt seiner Familie mit knapper Not nach Marseille (Mai 1793), von wo er zu seinem Regimente nach Nizza ging. Er war damals Hauptmann. Zunächst hatte er die Waffen gegen seine eigenen Landsleute zu kehren. Es galt eine royalistische Bewegung niederzuwerfen, welche im südlichen Frankreich bedenkliche Fortschritte gemacht hatte. Wahrscheinlich ist, daß er eine kurze Zeit an der Belagerung von Lyon teilgenommen hat; gewiß, daß er die Kanonen Carteaux' auf Avignon richtete. Nach der Einnahme dieser Stadt behufs Einrichtung eines Artillerieparks dort zurückgeblieben, schrieb er „Le souper de Beaucaire“, eine Schrift, in welcher er die Grundsätze der herrschenden Bergpartei vertrat und den Sieg der republikanischen Waffen voraussagte. Die in Avignon anwesenden Volksvertreter ließen dieselbe auf Staatskosten drucken; die Bekanntschaft mit ihnen förderte bald des Hauptmann Bonaparte rasches Aufsteigen zu höheren Stellungen.

Die Belagerung von Toulon gab den Anlaß. Wenn auch seine Thätigkeit und sein Einfluß dort nicht so bedeutend und maßgebend gewesen sind, wie er dieselben auf Sankt Helena schilderte, so waren sie doch hervorragend genug, ihm, nachdem er am 19. Oktober Bataillonschef und am 30. November für Auszeichnung vor dem Feinde Oberst geworden war, den Rang als Brigadegeneral zu verschaffen. Denn seine in einem am 25. November 1793 abgehaltenen Kriegsrate gemachten Vorschläge waren es, welche dem vom Obergeneral Dugommier befolgten Angriffsverfahren zugrunde gelegt wurden, und sein Waffenvorgesetzter, General Duteil der jüngere, hörte und befolgte öfter seinen Rat; während der Belagerung kommandierte er die Artillerie einer Brigade der Division Mouret, welche den rechten Flügel der Armee bildete. Sein ganzes Auftreten aber, die Art, wie er die Sachlage beurteilte, und die Maßregeln, welche er daraufhin vorschlug, lassen deutlich seine Befähigung zum Feldherrn erkennen. Weitere Beweise für eine solche und für den Einfluß seiner Ansichten auf Entschließungen des Kriegsrates giebt auch seine Beteiligung an den Plänen für den Feldzug der Armee von Italien, bei welcher er im März 1794 eintraf, nachdem er die Mittelmeerküste in Verteidigungszustand gesetzt hatte; der am 9. Thermidor erfolgende Sturz der Schreckensherrschaft verhinderte jedoch die Ausführung. Der Umschwung, welchen dieses Ereignis im ganzen öffentlichen Leben hervorbrachte, übte auch auf Bonapartes Laufbahn seinen Einfluß aus, da seine Gönner und die Förderer seiner Laufbahn, unter denen besonders der jüngere Robespierre zu nennen ist, jener Partei angehörten. Unter nichtigen Vorwänden wurde er damals sogar für zehn Tage als Verräter eingekerkert und, des Jakobinismus verdächtig, im Januar 1795 als Kommandeur einer Infanteriebrigade der Armee des Westens überwiesen; er ging jedoch nicht dahin, sondern zog es vor, in Paris zu bleiben, um für alle Wechselfälle bei der Hand zu sein. Damals trug er sich mit allerlei Plänen, unter denen der, die Streitkräfte der Türkei zu reorganisieren, um an ihr gegen Österreich oder Rußland einen brauchbaren Bundesgenossen zu haben, der Ausführung am nächsten war. Seine äußere Lage war fortwährend sehr dürftig. Ohne dienstliche Beschäftigung greift er wieder zur Feder und legt dem Wohlfahrtsausschusse Denkschriften über die militärische Lage in Italien vor, welche die Grundgedanken seiner Kriegführung von 1796 enthalten. Schon sieht er sich im Geiste inmitten der österreichischen Staaten in Deutschland, der Rheinarmee die Hand reichend. Der Sektion des Wohlfahrtsausschusses zur Ausarbeitung der Feldzugspläne zugeteilt, wird er bald die Seele der Behörde; von den Generalen, welche in Italien kommandieren, antwortet freilich Kellermann, der Urheber jener Pläne gehöre in das Narrenhaus, und Scherer meint, wer sie gemacht habe, möge sie auch ausführen. Dieser Urheber ward, da er seinem dienstlichen Wirkungskreise im Westen beharrlich fern blieb, weil er seinem Sterne vertrauend, welcher ihm in Paris Glück bringen würde, auf die zweifelhaften Lorbeeren des Bürgerkrieges verzichtete, am 25. September 1795 aus der Reihe der angestellten (employés) Generale gestrichen, aber schon der 5. Oktober (s. 13. Vendémiaire) brachte ihm neue Verwendung. Menou (s. d.) hatte sich der Leitung des Kampfes gegen die Aufständischen am 12. nicht gewachsen gezeigt. Statt seiner wurde daher dem Oberbefehlshaber Barras am Abend des letzteren Tages Bonaparte zur Seite gestellt, welcher Geschütz herbeischaffen ließ, in der Nacht den Widerstand gegen die Angreifer organisierte und diese am folgenden Nachmittage ohne große Mühe niederwarf. Zum Dank dafür wurde er Divisionsgeneral; am 26. Oktober erhielt er das Kommando der Armee des Innern. Die Macht, welche diese Stellung ihm gab, benutzte er, um Ruhe und Ordnung in Paris herzustellen, die Nationalgarde zu reorganisieren, eine Garde des Direktoriums und des Gesetzgebenden Körpers zu bilden, und vor allem, um den Grund für sein eigenes weiteres Fortkommen zu legen, indem er einflußreiche Verbindungen anknüpfte und sich ergebene Anhänger schuf; bei der Wahl der Mittel, welche seinem persönlichen Interesse dienen sollten, war er nicht bedenklich. Ein sehr wesentliches darunter, bei welchem indessen sein Herz keineswegs unbeteiligt blieb, war seine Verheiratung mit Josefine Beauharnais (s. d.). Sie eröffnete ihm den Zutritt zu den höheren Gesellschaftskreisen und trug ihm, durch die Vermittelung ihres Freundes Barras, das Kommando der Armee von Italien ein. Das Direktorium beabsichtigte damit zugleich sich des ihm unbequem werdenden Generals zu entledigen, es bedachte nicht, daß er, siegreich zurückkehrend, um so gefährlicher sein würde.

Am 27. März übernahm er mittelst eines Tages-

befehls, welcher den schlecht bekleideten, schlecht ernährten und schlecht geführten Soldaten Überfluß und Ruhm in Aussicht stellte, die ihrer in den Ebenen der Lombardei warten würden, sein Kommando. Der mit dem General Colli am 28. April abgeschlossene Waffenstillstand beendete den ersten Teil des Feldzuges. (Über den Verlauf desselben sowie über die Kriege der Republik Frankreich überhaupt, s. „Revolutionskriege, französische".) Nicht eines halben Monats hatte es bedurft, um den kleinen, bis zur Unschönheit mageren Corsen mit dem gelblichen Antlitz, dessen große graublaue Augen, unter einer hohen Stirne hervorblitzend, freilich den gewaltigen Geist verrieten, welchen die nachlässige Hülle seiner Uniform barg, zum Sieger zuerst über die Österreicher, dann über die Sarden zu machen, jene über den Po hinüberzudrängen, diese von dem Bündnisse zu trennen. An Einsicht und Willenskraft seinem Gegner, dem 71jährigen Beaulieu, weit überlegen, im Vollbewußtsein seiner geistigen Herrschaft, diktiert er stets dem Feinde seinen eigenen Willen und zieht aus den Fehlern, zu denen er den Gegner verleitet, Nutzen. Sobald er sich genügend basiert hat, bricht er von neuem auf, am 15. Mai zieht er im Triumph in Mailand ein. Das Direktorium stellte damals das Ansinnen an ihn, daß er den Oberbefehl mit Kellermann teilen sollte; dieser würde links vom Po kommandieren, Bonaparte sich gegen Rom und Neapel zu wenden haben. Er erklärte, lieber ganz abtreten zu wollen, und die Regierung in Paris fügte sich. Am 24. Mai brach er von neuem auf. Der heldenmütige Widerstand, welchen das belagerte Mantua ihm entgegenstellte, und die Entsatzversuche, welche Österreich in ununterbrochener Folge machte, um dieses Bollwerk seines Besitzes in Italien zu retten, hemmten seinen Siegeslauf, konnten denselben aber nicht aufhalten. Genau ein Jahr, nachdem er die Operationen begonnen, am 7. April 1797, stand er zu Leoben, 20 Meilen von Wien; ein Waffenstillstand setzte am 17. April die Friedenspräliminarien fest. Der siegreiche General ging nach dem Schlosse Montebello (Mombello) bei Mailand, wo er sich mit einem glänzenden Hofstaate umgab, an welchem er Abgeordnete der Staaten und Städte Italiens, Gesandte Österreichs und der deutschen Fürsten, Generale seines eigenen Heeres und der anderen französischen Armeeen, Gelehrte und Künstler versammelte; er war bereits mehr als ein Feldherr und nicht nur eine militärische, sondern auch eine politische Persönlichkeit, mit welcher sowohl die eigene Regierung wie die fremden Mächte rechnen mußten. Den ersten Anstoß dazu hatte das Direktorium selbst gegeben, indem es den General Bonaparte, als ihm der Oberbefehl übertragen wurde, anwies, die Völker Italiens gegen ihre Beherrscher aufzuwiegeln, um selbst im Trüben zu fischen. Daß er bei seinem politischen Vorgehen ganz willkürlich verfuhr, lag in seinem selbst- und zielbewußten Charakter, seinem energischen Wollen, lag in seiner Herrschernatur jener schwächlichen Fünfmännerregierung gegenüber, welche er geringschätzend verachtete. Die Erfolge seiner Eigenmächtigkeiten machten die Einwände gegen dieselben verstummen, und vor allem rechtfertigte ihn der goldene Regen, den er über Frankreich ausschüttete. Mit Millionen in Gold und in Naturalleistungen mußten die Fürsten und Völker ihre Feindschaft gegen Frankreich büßen oder dessen Freundschaft und Schutz erkaufen; aus diesem Feldzuge stammt der von ihm fortgesetzt gepflegte Gebrauch, Schätze der Kunst und der Gelehrsamkeit von den Überwundenen zu erpressen und nach Paris zu schleppen. Der Herzog von Parma und der Großherzog von Toskana zahlten bar je 2, der Herzog von Modena 10, die Lombardei 20, der Papst 21 (zum Teil in Getreide und Vieh), später noch 15 Millionen Francs. Bonaparte schaltete mit den italienischen Gebieten nach Gefallen; er schuf die Cis- und die Transpadanische Republik und vereinigte beide am 27. Juni 1797 zur Cisalpinischen, formte Genua zur Ligurischen um, nahm Corsica den Engländern wieder ab, beschränkte Venedig, welches ebenfalls seinen Tribut an Millionen in bar, Schiffen, Kunstschätzen u. s. w. entrichten mußte, ohne mit der Republik Krieg zu führen, auf seine Lagunen, machte es zu einem ganz anderen Staate, als es gewesen war, und überließ es dann an Österreich; durch die Errichtung des Corps der Guiden, welche den Dienst bei seiner Person hatten, legte er den Grund zu seiner späteren Garde, durch seine Abmachungen mit dem Papst leitete er das Konkordat (s. d.) ein. Der Einfluß, welchen er auf die Ereignisse des 18. Fructidor (s. d.) ausübte, ließ das Direktorium noch am Leben und seine Scheinmacht noch bestehen, wider den Willen desselben schloß er am 17. Oktober mit Österreich den Frieden von Campo-Formio (s. d.). Über Rastatt (s. d.), wo der Kongreß versammelt war, kehrte er am 5. Dezember nach Paris zurück; dieses und Frankreich lagen zu seinen Füßen.

Das Direktorium fürchtete ihn und wünschte ihn zu entfernen; er war damit einverstanden, denn ihn dürstete nach Ruhm. Es wurde eine Expedition nach England vorgeschlagen, aber Bonaparte hütete sich vor dem gefährlichen Unternehmen und verfolgte lieber den Gedanken, Frankreichs Waffen nach Ägypten zu tragen, seine Träume im Orient zu verwirklichen und hier zugleich Albions Interesse empfindlich zu schädigen. Von dort aus einen Alexanderzug nach Indien zu unternehmen, lag keineswegs außerhalb des Kreises seiner Erwägungen. Dazu war Geld nötig; der Kirchenstaat und die Schweiz sollten es hergeben. Unter nichtigen Vorwänden wurden mit beiden Händel angefangen, wovon der Ausgang war, daß in Rom die Römische, in Bern die Helvetische Republik eingesetzt wurde; beide, nur dem Namen nach selbständig, lieferten die Barmittel. Am 19. Mai 1798 ging N. von Toulon aus unter Segel. Das Drängen des Direktoriums, welches schon jetzt einen Staatsstreich fürchtete, beschleunigte seine Abreise. Bei der Einschiffung versprach er jedem Soldaten, „daß er bei seiner Heimkehr genug besitzen solle, um sich sechs Morgen Land zu kaufen". Erst unterwegs erfuhren diese, wohin es ging. Malta und Ägypten eroberte er im Fluge, aber die Mauern von Saint-Jean d'Acre hemmten seinen Siegeslauf, der Feldzug nach Syrien war mißglückt, und die Zustände

Frankreichs erheischten gebieterisch seine Rückkehr. Rasch entschlossen und ohne Bedauern gab er seine Orientpläne auf; Kleber mußte die wenig dankbare Erbschaft antreten, welche er zurückließ, und am 22. August bestieg er mit Berthier, Lannes, Marmont und Murat das Schiff zur Heimfahrt nach Europa. Den englischen Kreuzern glücklich entgehend, landete er am 9. Oktober 1799 bei Fréjus, in ganz Frankreich ward er wie ein Triumphator empfangen. Die Nation verkörperte in ihm den Gedanken neuer Siege, nach denen sie sich sehnte, weil der Glanz der französischen Waffen im Niedergange war. Alle Parteien buhlten um seine Gunst, mit ihm war das Tagesgestirn aufgegangen. Bald war die Wahl des Weges getroffen, den er einschlagen wollte, um zur Macht zu gelangen. Der 18. Brumaire (s. d.) ward in Scene gesetzt. Bonaparte ging aus dem Staatsstreiche als Konsul hervor, gleichberechtigt mit den beiden anderen Konsuln, aber unmittelbar darauf Alleinherrscher und ihr Gebieter; die Konsular-Verfassung (s. d.) vom Jahre VIII (24. Dezember 1799) machte ihn zum Ersten Konsul. Im Innern ordnete er die Verwaltung im Geiste einer straffen, jede selbständige Regung ausschließenden Zentralisation und nahm sich mit Geschick der Regelung der zerrütteten Staatsfinanzen an; nach außen heuchelte er Friedensliebe, um seine Gegner zu trennen und den Vorwurf der Kriegslust von sich abzuwenden. Aber die Unterhandlungen, von keiner Seite mit Ernst geführt, zerschlugen sich, und im Frühling des Jahres 1800 entbrannte der Krieg in Italien und in Deutschland von neuem. Bonaparte hätte aus strategischen Gründen vorgezogen, den Oberbefehl auf dem letzteren Kriegsschauplatze zu übernehmen, aber hier hatte Moreau (s. d.) das Kommando, welchen er weder beiseite schieben noch sich unterordnen konnte, und daher mußte er seine Lorbeeren wiederum in den Ebenen der Lombardei zu pflücken gehen. Sie blühten ihm in reichem Maße auf dem Schlachtfelde von Marengo. Von hier kehrte er in die Tuilerieen und nach Saint-Cloud zurück, wo sein Hof die Erinnerungen an das alte Regime wachrief. Bald wurde die Konsulargarde geschaffen und am 19. Mai 1802 der Orden der Ehrenlegion gestiftet. Die Emigrierten kehrten zurück; Ludwig XVIII. war naiv genug, aus dem Ersten Konsul einen Monk machen zu wollen, und dieser knüpfte überall mit den europäischen Kabinetten Verbindungen an, welche seine Stellung nach außen und nach innen befestigten. Es gelang ihm, ein gutes Einvernehmen mit den Vereinigten Staaten herzustellen und diese mit England zu verfeinden, den Zar Paul für sich zu gewinnen und durch Godoy Spanien zu beherrschen. Mit starken Schritten ging er der Monarchie entgegen; überspannte Republikaner planten ein Attentat, welches ihn am 10. Oktober 1800 beim Besuch der Oper aus dem Wege räumen sollte, aber vorher entdeckt wurde, und ebenso wenig erfüllte die Höllenmaschine der Chouans ihren Zweck, welche am 24. Dezember desselben Jahres ihre Geschosse gegen seinen Wagen richtete. Der am 23. Januar 1801 geschlossene Friede von Lunéville, welcher den Thalweg des Rheins zu Frankreichs Grenze und Napoleon zum Gebieter in Italien machte, gab ihm Zeit, der inneren Entwickelung des sogenannten französischen Freistaates vermehrte Sorgfalt zuzuwenden; die Bemühungen der Revolution, ein bürgerliches Gesetzbuch zu schaffen, aus welchem später der Code N. (s. d.) hervorging, wurden damals zuerst zu einem gewissen Abschlusse gebracht. Im April 1802 wurde das Konkordat eingeführt; die katholische Religion war wieder Staatskirche.

N.s gefährlichster Gegner war schon jetzt Großbritannien; seine Hoffnung, durch einen Bund der Neutralen ein Gegengewicht gegen die Seeherrschaft des Inselreiches zu schaffen, wurde durch den Tod des Zaren Paul vereitelt. Zwar wurde am 27. März 1802 der Friede von Amiens (s. d.) unterzeichnet, und kurze Zeit war der Janustempel geschlossen, aber es bestand nur ein Waffenstillstand. N. befestigte zunächst seine Eroberungen und breitete sich auch im Frieden aus. Am 17. Oktober 1801 wurde die Verfassung verkündet, welche er der Batavischen Republik gegeben hatte, am 26. Januar 1802 nahm er die Präsidentschaft der Cisalpinischen, am 19. Februar 1803 das Protektorat der Helvetischen Republik an. Ein neuer Schritt auf dem Wege zur Monarchie war die am 3. August 1802 durch Senatsbeschluß, nachdem das Volk zugestimmt hatte, erfolgte Ernennung zum lebenslänglichen Konsul. Im Frühjahr 1803 begannen die Feindseligkeiten mit England von neuem. Ein Corps unter Mortier besetzte im Juni das mit letzterem durch Personalunion verbundene Hannover, die englische Flotte brachte französische Schiffe auf; das Dekret vom 23. Juni, welches die Einfuhr englischer Waren in französisches oder schutzverwandtes Gebiet untersagte, leitete das Kontinentalsystem (s. d.) ein. Die königlich Gesinnten regten sich von neuem, aber die französische Polizei wußte die Häupter derselben in ihre Gewalt zu bekommen. Am 22. März 1804 wurde der Herzog von Enghien (s. d.) erschossen, am 6. April fand man Pichegru (s. d.) im Temple erwürgt, am 26. Juni ward Cadoudal (s. d.) mit elf anderen hingerichtet, Moreau ging in die Verbannung. Am 18. Mai 1804 hatte der Erste Konsul Bonaparte den Titel N. I., Kaiser der Franzosen, angenommen, am 2. Dezember wurde er durch Papst Pius VII. in der Kirche Notre-Dame zu Paris gekrönt, doch setzte er die Krone sich selbst auf. „Ich habe mir keine Krone angemaßt", sagte er später von sich selbst, „ich hob sie aus der Gosse auf, und das Volk setzte sie mir auf das Haupt." Die Veränderung war nur eine äußerliche, denn dem Wesen nach hatte er die Obliegenheiten seiner neuen Würde schon lange ausgeübt; doch wurden Tribunat, Senat und Gesetzgebender Körper auch in ihrer Scheinmacht jetzt noch mehr beschränkt. Am 26. Mai 1805 fügte er im Dome zu Mailand die Krone Italiens hinzu; dem neuen Reiche wurden gleich darauf die Ligurische Republik, sowie Parma und Piacenza einverleibt, aber der Einheitstraum der Italiener blieb unerfüllt. Lucca gab N. seiner Schwester Elisa Bacchiochi, welche schon im März 1805 Piombino erhalten

hatte; sie war die erste aus seiner Familie, welche er mit einer Krone aussteuerte: seine Brüder hatten solche Geschenke bisher zurückgewiesen. Jetzt begann der

Krieg der dritten Koalition zwischen England, Rußland, Österreich und Schweden. Am 16. Juli 1805 wurde zu Wien von Rußland und Österreich eine Übereinkunft hinsichtlich der Operationen auf dem Festlande abgeschlossen, laut deren am 20. Oktober 55,000 Russen am Inn eintreffen, 40,000 nach Böhmen gehen, und wenn der Kaiser oder ein Erzherzog die Armee kommandierte, diesem unterstellt werden sollten; 25,000 sollten sich in Pommern mit 20,000 Schweden vereinigen und mit Hilfe der Engländer Hannover besetzen, 25,000 in Neapel landen, dessen König Ferdinand IV. seinen Thron bedenklich gefährdet sah. Erzherzog Karl entwarf den Feldzugsplan, er wollte die Entscheidung in Oberitalien suchen, für den dortigen Krieg wurden 95,000 Österreicher aufgestellt, denen 33,000 in Tirol als Unterstützung dienen sollten, während in Deutschland 59,000 sich defensiv zu verhalten hätten, bis die Russen heran sein würden. Diese Rüstungen bestimmten N., auf den Gedanken einer Expedition nach England, zu dessen Angriff er seit 1803 seine Armee in stehenden Lagern an der ganzen Nordküste Frankreichs und der Batavischen Republik versammelt und alles vorbereitet hatte, für jetzt zu verzichten und das Heer vom Kanal an die Donau zu versetzen. Er beschließt, seinen Gegnern zuvorzukommen und ihre Pläne durchkreuzend die Entscheidung in Deutschland zu suchen. Dazu bestimmt er 219,000 Mann, deren Befehl er, mit Berthier als Stabschef, selbst übernimmt. Bessières kommandiert die Garde, Bernadotte das I., Marmont das II., Davout das III., Soult das IV., Lannes das V., Ney das VI. Corps, ein VII. ist unter Augereau in der Bildung begriffen; ferner gehören eine Anzahl von Reiterdivisionen unter Murat zur Armee, und 20,000 Bayern, demnächst auch 5000 Württemberger und 3000 Badenser, leisten Heeresfolge. Ihnen gegenüber erhielt Erzherzog Ferdinand das Kommando, doch wollte Kaiser Franz II. die Operationen selbst leiten und sandte zu diesem Zwecke den General Mack, welchen N. im Jahre 1800 als „einen der unfähigsten Menschen, die es giebt", bezeichnet hatte, als General-Quartiermeister zur Armee; die Einheit des Befehlens war dadurch von vornherein ausgeschlossen.

Am 25. September erfolgte Frankreichs Kriegserklärung; am 26. überschritt die Hauptmasse des französischen Heeres den Rhein; N. traf an diesem Tage zu Straßburg ein; sein Plan zur Vereinigung der getrennten Streitkräfte auf dem Kriegsschauplatze war ebenso meisterhaft angelegt wie durchgeführt; unbedenklich verletzte Bernadotte dabei die Neutralität des preußischen Gebietes. Die Österreicher, welche bereits am 2. September den Inn überschreitend in Bayern eingerückt, aber weit davon entfernt waren, konzentriert zu sein, sammelten sich Anfang Oktober zwischen Günzburg und Ulm, das Corps Kienmayer ward von der Hauptarmee abgedrängt, deren Verbindungen mit dem Inn bereits französische Truppen durch die Besetzung von Augsburg und München unterbrochen hatten. Am 8. Oktober ward die österreichische Division Auffenberg bei Wertingen (s. d.) geschlagen, am 9. gewann die französische Division Malher die Donaubrücke bei Günzburg und immer mehr wurden die kaiserlichen Truppen bei Ulm zusammengedrängt. Macks vereinzelte Durchbruchsversuche scheiterten (s. „Elchingen"), und am 17. Oktober ward die Kapitulation abgeschlossen (s. „Ulm"). Ein bedeutender Teil der Streitkräfte des Kaiserstaates war außer Gefecht gesetzt. — Die Kolonne des Feldmarschall-Lieutenant Jellačić wich nach Vorarlberg zurück; Feldmarschall-Lieutenant Werneck, welcher auf das Geschützfeuer vom 15. gegen Ulm marschiert, aber zurückgewiesen worden war, geriet nach mannhaftem Widerstande am 18. bei Trochtelfingen (s. d.) in Gefangenschaft, der Armeetrain wurde bei Bopfingen von den Franzosen genommen. Erzherzog Ferdinand hatte, die Katastrophe voraussehend, am 14. mit dem Fürsten Karl Schwarzenberg an der Spitze von 11 Schwadronen die Stadt verlassen und suchte sich mit Werneck zu vereinigen, traf aber nur noch Versprengte an und schlug sich mit diesen und anderen kleinen Abteilungen, welche sich ihm anschlossen, nach Böhmen durch. Am 23. erreichte er Eger, doch war der größere Teil der Infanterie und Artillerie aus Erschöpfung eine Beute des Feindes geworden. Der erste Teil des Krieges in Deutschland war zu Ende.

In Italien befehligte bei Beginn des Krieges der Erzherzog Karl 64,000 Mann unter Bellegarde, Argenteau und Davidovich; an seine Befehle waren ferner 17,000 Mann unter Hiller in Südtirol gewiesen; gegenüber standen 50,000 Mann unter Masséna. Die Feindseligkeiten hatten noch nicht begonnen, als die Nachricht von den Unfällen eintraf, welche Österreichs Waffen in Deutschland getroffen hatten. Sie veranlaßten Masséna, die Offensive zu ergreifen; in der Schlacht bei Caldiero am 29. und 30. Oktober wurde er blutig zurückgewiesen; dann trat der Erzherzog den Marsch nach Deutschland an und vereinigte am 26. November in Kärnten seine Truppen mit denen, welche Erzherzog Johann aus Tirol ihm zuführte, zu einem Heere von 80,000 Mann; Masséna folgte ihm unter fortwährenden Kämpfen bis Laibach.

Im Norden Deutschlands erschienen jetzt 15,000 Russen unter Tolstoi, welche durch Mecklenburg nach Hannover zogen; hier landeten auch englische Truppen, und am 3. November schlossen Zar Alexander und König Friedrich Wilhelm III. von Preußen den Vertrag von Potsdam, durch welchen letzterer eine Vermittlerrolle übernahm, und für den Fall, daß diese erfolglos bleiben würde, sich der Koalition anzuschließen versprach; Graf Haugwitz reiste ab, um die Vermittelung zu versuchen. N. rückte gegen Wien vor. Sein Marsch dahin war durch die österreichischen Truppen gefährdet, welche in Tirol standen. Er entsandte dorthin deshalb die Corps von Bernadotte, Ney und Augereau, vor denen jene sich nach Kärnten zurückzogen, nur Jellačić, welcher zu lange gezögert hatte, ward durch die

Kapitulation von Dornbirn genötigt, am 14. November die Waffen zu strecken; die zu seinem Corps gehörende Brigade des Prinzen Rohan entkam in das Brentathal, mußte sich aber bei Castelfranco den Truppen des General Gouvion Saint-Cyr ergeben, welcher mittlerweile aus Süditalien herangekommen war, um ebenfalls noch am Kampfe teil zu nehmen.

Zur See waren inzwischen die Würfel wider N. gefallen; bei Kap Trafalgar (s. d.) ward am 21. Oktober der Kampf um die Herrschaft auf dem Meere endgültig zu seinen Ungunsten entschieden.

Kutusow, welcher über 30,000 Russen und 20,000 Österreicher verfügte, zog sich hinter die Traun zurück, die französische Armee folgte ihm, besetzte nach einem am 31. Oktober bei Lambach gelieferten Treffen Wels und Linz und überschritt am 4. November die Enns. Nun ging die österreichische Infanterie unter Merveldt nach Steiermark, wo sie am 8. bei Mariazell durch Davout fast aufgerieben wurde, während die Kavallerie unter Kienmayer bei den Russen blieb, welche nun bei Stein auf das linke Donauufer gingen, Mortier am 11. bei Dürnstein schlugen und sich dann nach Mähren wandten, wohin die 2. russische Armee unter Buxhöwden im Anmarsch war. N. zog am 13. in Wien ein; ein Teil seiner Truppen folgte sofort dem abziehenden Auersperg, welcher ihnen die Donaubrücke preisgegeben hatte, doch wies die russische Nachhut unter Bagration deren Angriffe energisch zurück. Am 22. bezogen Kutusow und Buxhöwden eine Stellung bei Olmütz, in welcher am 24. auch Großfürst Konstantin mit den Garden eintraf. Kutusow erhielt den Oberbefehl des ganzen Heeres, bei welchem die Kaiser eingetroffen waren. Am 2. Dezember beendete die Dreikaiserschlacht bei Austerlitz (s. d.) den Krieg. Franz II. trennte seine Sache von der seiner Verbündeten und bat um Frieden; Zar Alexander kehrte in Etappenmärschen, welche mit dem Feinde vereinbart waren, in seine Staaten zurück; Haugwitz, drei Tage vor der Schlacht eingetroffen, um das Ultimatum zu stellen, schloß unter dem Eindruck des Sieges am 15. zu Schönbrunn (s. d.) ein schmachvolles Schutz- und Trutzbündnis ab, dessen Vereinbarungen am 15. Februar 1806 durch den Vertrag von Paris noch härtere wurden und sogar zum Kriege gegen England verpflichteten, und Österreich machte am 26. Dezember 1805 zu Preßburg (s. d.) unter den drückendsten Bedingungen Frieden. Die süddeutschen Fürsten nahmen ihren Judaslohn in Empfang. Sie mußten die Gemahlinnen für die Prinzen aus dem Hause Bonaparte liefern, Bayern für Beauharnais, Württemberg für Jerôme, der Kurprinz von Baden mußte Stephanie Beauharnais, eine Nichte Josephines, heiraten; Joachim Murat wurde Reichsfürst, und der letzte Dalberg (s. d.) nahm den Kardinal Fesch als Koadjutor an. — Vgl. v. Schönhals, Der Krieg von 1805 in Deutschland, Wien 1874; W. Rüstow, Der Krieg von 1805, Frauenfeld 1853.

N.s Pläne wurden immer hochfliegender. Er träumte sich als den Beherrscher des ganzen Occidents, nur Statthalter wollte er neben sich dulden. Am 25. Dezember 1805 erklärte er, das Königshaus in Neapel habe den Neutralitätsvertrag gebrochen, es habe daher aufgehört zu regieren; Masséna, Reynier und Gouvion Saint-Cyr besetzten das Land, von wo die russischen Truppen abberufen waren, der Hof flüchtete unter englischem Schutze nach Sicilien, und am 30. März 1806 gab N. den Neapolitanern seinen Bruder Joseph als König; Louis Bonaparte oder, wie er jetzt hieß, Louis Napoleon mußte am 5. Juni wider seine Neigung die Krone des Königreichs Holland annehmen. — An die Spitze des englischen Kabinetts war an Pitts (s. d.) Stelle Fox (s. d.) getreten; dieser ließ sich auf Unterhandlungen mit N. ein, welcher, gegen keinen seiner Gegner wahr und aufrichtig, mit jedem derselben gesondert zu paktieren liebte; sie führten zu keinem Resultate; dagegen kam mit Rußland zu Paris am 20. Juli ein Vertrag zustande, kraft dessen der Zar N. als Kaiser anerkennen sollte, aber Alexander verwarf diesen, und Rußland, England, Preußen schlossen sich enger an einander, trotz der zwischen den letzteren beiden Mächten dadurch entstandenen Spannung, daß König Friedrich Wilhelm III. aus des Corsen Hand das langbegehrte Hannover in Empfang genommen hatte. — Unbeschränkt gebot dieser dagegen im übrigen Deutschland. Am 12. Juli einte er seine dortigen Vasallen, 16 Fürsten unter Dalbergs Führung, zum Rheinbunde (s. d.), dessen vornehmste Aufgabe darin bestand, ihm Soldaten für fernere Raubzüge zu liefern. Dadurch ward die Scheinexistenz des heiligen römischen Reiches deutscher Nation zu einem vollständigen Nichts; am 6. August entsagte Kaiser Franz der Krone desselben. Preußen wurde mit der Aussicht auf das Protektorat eines Nordbundes geködert, aber es mußte bald erkennen, wie wenig ernst der Vorschlag gemeint war, und als es erfuhr, daß N. sich sogar bereit erklärt hatte, Hannover an Georg III. von England zurückzugeben, griff es zum Schwerte. Die Folge war der

Krieg von 1806/7 gegen Preußen und Rußland. Preußen hatte für denselben an Verbündeten zunächst nur den Kurfürsten von Sachsen und den Herzog von Weimar; ersterer stellte 19,400, letzterer 600 Mann, so daß es, da durch die am 9. August ergangene Mobilmachungsordre ein Teil der Truppen nicht betroffen war, nur mit 150,000 Mann im Felde erscheinen konnte. Daraus wurde eine Hauptarmee, bei welcher der König sich befand, unter Herzog Karl Wilhelm Ferdinand (s. d.) von Braunschweig, eine andere, zu der die Sachsen stießen, unter dem Fürsten Hohenlohe (s. d.), ein Corps unter General v. Rüchel (s. d.) und ein Reservecorps unter Prinz Eugen (s. d.) von Württemberg gebildet. Diesen gegenüber gebot N. über 190,000 Mann, welche meist nach dem vorigjährigen Kriege in Süddeutschland geblieben waren, 7 Corps (Garde, 1., 3. bis 7.), unter denselben Führern wie damals; der Rheinbund und Holland erfüllten ihre Vasallenpflicht, und unter Dąbrowskis Führung leisteten auch die Polen Heeresfolge, denen N. die trügerische Hoffnung auf Herstellung ihres Vaterlandes vorspiegelte. Durch Sebastianis (s. d.) diploma-

tische Künste verwickelte er Rußland in einen Kampf mit der Pforte und hielt dasselbe vorderhand von der Teilnahme am Kriege fern. Der preußische Feldzugsplan ging dahin, die Hauptmasse der Streiter am Nordfuße des Thüringer Waldes zu vereinigen und dann das Gebirge zu überschreiten, aber ehe es dazu kam, kreuzte N., der am 25. September von Paris abgereist war, die Absichten seiner Gegner; als ihn am 7. Oktober in Bamberg das preußische Ultimatum traf, hatten seine Operationen bereits begonnen. — Die beiderseitigen Verhältnisse waren sehr ungleich. Auf preußisch-sächsischer Seite waren die Truppen noch auf einen weiten Raum verteilt, in ihren Verbänden war wenig Zusammenhang, ihre Taktik war veraltet, ihre Verpflegung band sich an die starren Regeln des Magazinsystems, die Generale waren meist alt und abgelebt, die Führung ohne Energie und Autorität, die Politik schwächlich und schwankend; bei ihren Gegnern leitete ein zielbewußter Alleinherrscher, zugleich der erste Feldherr seiner Zeit, die Schritte festgegliederter Heereskörper, welche unter jungen kräftigen Führern standen und, rücksichtslos das Requisitionssystem anwendend, nur den militärischen Endzweck vor Augen hatten.

Die französische Armee bewegte sich in drei ziemlich gleich starken Kolonnen vorwärts: rechts Soult und Ney über Hof, im Zentrum, wo N. sich befand, Bernadotte und Davout über Lobenstein, links Lannes und Augereau über Coburg. Die vorgeschobenen preußischen Avantgarden wurden zurückgedrängt. Tauentzien ward am 9. Oktober bei Schleiz, Prinz Louis Ferdinand am 10. bei Saalfeld (s. d.) geschlagen; die geplante Versammlung der Hauptmassen war unmöglich geworden, dazu verzögerten Meinungsverschiedenheiten zwischen Braunschweig und Hohenlohe die Ausführung der erforderlich gewordenen Maßnahmen. Die Franzosen standen bereits in ihrem Rücken und in ihrer linken Flanke. Am 14. Oktober sollten die beiden Armeeen sich vereinigen, aber die Doppelschlacht von Jena (s. d.) und Auerstädt kam dazwischen, und erst bei Magdeburg sammelten sich die Trümmer der geschlagenen Heeresteile, nachdem sie am 16. bei Greußen, am 17. bei Nordhausen Gefechte bestanden hatten. Auch das Reservecorps unter dem Herzog von Württemberg kam dahin, nachdem es am 17. bei Halle von Bernadotte geschlagen war. Hohenlohe erhielt Befehl, die Trümmer des Heeres über die Oder zu führen, wohin der König nach Küstrin vorangegangen war, aber vom Feinde gedrängt, kopflos und erschöpft, kapitulierte jener am 28. bei Prenzlau (s. d.), und nun folgte eine schmachvolle Übergabe der anderen, sowohl im freien Felde wie seitens der festen Plätze. Erfurt ergab sich schon am 16. der Kavallerie Murats, Spandau öffnete am 25., Stettin am 20. Lasalles Reitern die Thore, Küstrin kapitulierte am 1. November mit der Division Gudin von Davouts Corps, Magdeburg am 8. mit dem Marschall Ney, Hameln am 22., die Plassenburg am 25., Nienburg am 26., Blücher erlag ehrenvoll bei Lübeck (s. d.) am 7. Der Kurfürst von Sachsen trennte seine Sache von der seines Verbündeten und trat auf die Seite seines bisherigen Gegners, der ihn durch das Geschenk des Großherzogtums Warschau belohnte, in welchem ihm, der nun auch König hieß, die alte polnische Herrlichkeit seiner Ahnen von neuem aufging. Der neutral gebliebene Kurfürst von Hessen wurde der Regierung für verlustig erklärt; der Herzog von Weimar hatte es seiner Verwandtschaft mit Baden und dem Auftreten der Herzogin zu verdanken, daß ihm nicht Gleiches widerfuhr; Braunschweig teilte Hessens Schicksal. Schon am 27. Oktober zog N. in Berlin ein; schwer lastete des Siegers Hand auf dem eroberten Lande. Der König bat um Frieden, die Bedingungen, unter denen derselbe gewährt werden sollte, waren aber so unerträglich, daß er die von seinen Unterhändlern am 16. November zu Charlottenburg getroffenen Abmachungen am 21. zu Osterode verwarf. Haugwitz wurde entlassen, und Friedrich Wilhelm III. entschloß sich, den Krieg fortzusetzen; er rechnete auf die Russen und machte die äußersten Anstrengungen zur Vermehrung und Verstärkung der eigenen Streitkräfte. Beide zusammen konnten aber zunächst nur 130,000 Mann verfügbar machen; ihnen gegenüber vereinigte N. Anfang Dezember 200,000 an der Weichsel. In Vorpommern standen 10,000 Schweden, ihnen gegenüber ein Corps unter Mortier; Jerôme N. zog mit den Rheinbundstruppen nach Schlesien, wo am 2. Dezember Glogau kapitulierte, und der Fürst von Anhalt-Pleß, von Graf Götzen unterstützt, den Widerstand organisierte. Österreich lehnte die Teilnahme am Kriege ab, England beteiligte sich an demselben nur mit Geld und mit seiner Flotte; das Kontinentalsystem hatte N. durch ein am 21. November zu Berlin erlassenes Dekret noch weiter ausgebildet.

Der russische General Bennigsen, welchem auch die von L'Estocq befehligten preußischen Truppen unterstellt waren, hatte Anfang Dezember die Weichsellinie freiwillig geräumt; am 21. befahl N., von Warschau aus, seinen Generalen, auf der ganzen Front gegen ihn vorzugehen; in einer Reihe von Gefechten, unter denen die am 26. bei Golymin und Pultusk (s. d.) den Russen, bei Biezun am 23. und bei Soldau und Mlawa am 25. L'Estocq gelieferten die bedeutendsten waren, drängten seine Marschälle ihre Gegner hinter die ostpreußischen Seeen zurück. Dann trat eine Pause in den Operationen ein. In der zweiten Hälfte des Januar begann Bennigsen dieselben von neuem; N. antwortete mit einem Gegenstoße; die Schlacht bei Preußisch-Eylau (s. Eylau) am 7. und 8. Februar beendete das Zwischenspiel des Winterfeldzuges; die Franzosen verschanzten sich hinter der Passarge; ehe der Feldkrieg von neuem begann, sollte Danzig (s. d.) genommen werden, N. schien in den Armen der Gräfin Walewska (s. „Walewski") des Krieges zu vergessen, an dessen Führung seine Soldaten sowohl wie deren Führer, durch das Land und das Wetter gleich wenig angezogen, schon länger angefangen hatten den Geschmack zu verlieren. Je weniger N. glaubte, sich Zwang auferlegen und Rücksichten nehmen zu müssen, desto mehr trat das Grobsinnliche seiner Natur zutage. Er sandte Bertrand mit dem Erbieten besserer Friedensbedingungen zum preußischen

König; wenn dieser dem russischen Bündnisse entsage, wolle N. die Polen aufgeben. Aber der König blieb fest. In Schlesien hatten Breslau am 6., Brieg am 16. Januar, Schweidnitz am 7. Februar kapituliert; Danzig, Graudenz, Kosel, Neiße, Glatz und Kolberg hielten sich. Hardenberg hatte die Leitung der Auswärtigen Angelegenheiten übernommen; am 26. April ward zu Bartenstein ein preußisch-russisches Bündnis abgeschlossen; Österreich zum Beitritt zu bestimmen gelang nicht; mit Schweden hatte Preußen am 20. April ein Bündnis geschlossen, um Pommern zu befreien; England, mit welchem Friedrich Wilhelm III. auf Grund der Rückgabe Hannovers am 28. Januar Frieden gemacht hatte, verpflichtete sich, beiden Hilfsgelder zu zahlen.

Nachdem Danzig am 26. Mai gefallen war, begann der Feldkrieg von neuem. N. hatte etwa 160,000 Mann zur Verfügung, welche unter Bernadotte, Soult und Davout an der Passarge standen, während Ney einen vorgeschobenen Posten bei Guttstadt inne hatte, Masséna am Narew sich befand und Murats Reiter verteilt waren, außerdem war bei Marienburg ein Reserve-Corps von 15,000 Mann unter Lannes gebildet und Mortier mit 14,000 nach Danzig herangezogen; an seine Stelle war Brune getreten, welcher 32,000 Mann befehligte. Auf der gegnerischen Seite stand Bennigsen mit 74,000 Russen bei Heilsberg und Bartenstein, L'Estocq mit 18,000 Preußen bei Heiligenbeil, Tolstoi mit 15,000 Russen bei Ostrolenka und am Narew. Der Angriff ging wiederum von Bennigsen aus. Er erfolgte am 5. Juni auf der ganzen Linie, hatte aber nur teilweise Erfolg. Der Hauptkampf fand bei Guttstadt gegen Ney statt; die Übermacht drängte ihn zurück, doch glückte es ihm am 6., wenig geschädigt, die Passarge hinter sich zu bringen. N. verlegte nun den Beginn seines für den 10. beabsichtigten Vorgehens auf den 7.; Bennigsen wich vor demselben in eine bei Heilsberg vorbereitete Stellung zurück. Hier kam es am 10. zur Schlacht. Sie war blutig und unentschieden; am 11. abends setzten die Russen jedoch ihren Rückzug fort. Am 14. fiel bei Friedland (s. d.) die Entscheidung. Bennigsen ging infolge davon nach Tilsit, wo auch L'Estocq, von Königsberg kommend, eintraf, und am 18. brachte die Armee die Stromwehr des Niemen zwischen sich und den Feind. Die Widerstandskraft der Russen war gebrochen; ohne seinen Bundesgenossen nur davon in Kenntnis zu setzen, bat der Zar um Waffenstillstand, welcher ihm am 21. bewilligt wurde. Am 25. trafen beide Kaiser auf dem Niemen zusammen; der Korse ließ den ganzen Zauber seiner Persönlichkeit walten und schlug den Zaren vollständig in die Fesseln seines überlegenen Geistes; staunend und bewundernd sah Alexander zu ihm hinauf. N. machte ihn glauben, daß er die Herrschaft der Welt mit ihm teilen wolle; dazu müsse erst der gemeinsame Feind England von ihnen besiegt werden. Am 7. Juli schloß er zu Tilsit (s. d.) mit Rußland Frieden, am 9. ebenda mit Preußen. Alexander erniedrigte sich so weit, aus des Siegers Hand ein Stück Eigentum seines Bundesgenossen, den Bezirk Bialystock, entgegenzunehmen; nur mit Rücksicht auf jenen, sagte N., gäbe er an König Friedrich Wilhelm III. die kleinere Hälfte seines Gebietes zurück. (Vgl. E. v. Höpfner, Der Krieg von 1806 und 1807, 2. Aufl., Berlin 1855; A. v. Montbé, Die kursächsischen Truppen im Feldzuge 1806, Dresden 1860).

Die Kontinentalsperre, welche Frankreichs und der übrigen dieselbe eingeführt habenden Mächte eigene Interessen weit mehr als Englands Wohlstand schädigte, wurde mit äußerster Härte durchzuführen versucht; nur zum Vorteil seines Staatssäckels gestattete N. Abweichungen von ihren strengen Satzungen. Das ganze Festland sollte dieselben befolgen: daß er Portugal mit Gewalt der Waffen dazu zwingen wollte, gab Anlaß zu lang andauernden Kämpfen auf der Pyrenäischen Halbinsel, dem Peninsulakriege (s. d.). N. war der Gebieter Europas. Überall verfuhr er mit der größten Willkür. So strich er jetzt das Königreich Etrurien (s. „Toscana"), eine Schöpfung des Friedens von Lunéville, auf Grund eines mit der allezeit gefügigen spanischen Regierung am 10. Dezember 1807 geschlossenen Abkommens, wieder von der Landkarte, machte es zu einem Bestandteile seines eigenen Reiches und begann mit dem später fortgesetzten Länderraube am Kirchenstaate. Die Eroberung von Schwedisch-Pommern vollzog sich im Herbst 1807.

Daneben fuhr er fort, für seine Familie zu sorgen, wodurch er zugleich neue Satrapen gewann. Zuerst kam die Gründung des Königreichs Westfalen (s. d.) für seinen Bruder Jerôme, dann benutzte er die Zwistigkeiten in der spanischen Herrscherfamilie, um König Karl IV. und den Thronerben, nachmals Ferdinand VII., nach Bayonne zu locken und dort beider Rechte an den Thron auf sich selbst übertragen zu lassen; er machte nun seinen Bruder Josef zum Könige von Spanien und an dessen Stelle seinen Schwager Murat, den bisherigen Großherzog von Berg, zum König von Neapel. Am 20. April 1808 zog Joseph in Madrid ein, aber sofort erhob sich die stolze Nation gegen die fremden Unterdrücker; ihr Freiheitskampf, durch England genährt, förderte wesentlich N.s endlichen Sturz. Auch seine persönliche Anwesenheit in Spanien, welche vom November 1808 bis zum Januar 1809 währte, änderte an der Sachlage nichts. Ehe er dahin ging, hatte im Herbst 1808 der Erfurter Kongreß (s. d.) stattgefunden, welchen der Zar mit einem Herzen voll Haß und Mißtrauen gegen seinen Bundesgenossen verließ; N. machten seine Erfolge immer übermütiger. Er war dem Verderben geweiht, die Götter schlugen ihn mit Blindheit. In Frankreich, dessen Wohlstand durch das Kontinentalsystem täglich mehr zurück ging und dessen Söhne auf den zahllosen Schlachtfeldern verbluteten, stieg die Mißstimmung gegen die Gewaltherrschaft, und die geknechteten Völker Europas bereiteten sich in stillem Grimme auf den Tag der Vergeltung. Zunächst sollte derselbe noch hinausgeschoben werden. Noch einmal sollten die Waffen Frankreichs und seiner Vasallen siegreich einen Kampf bestehen. Es war der

Krieg gegen Österreich im Jahre 1809. Der Friede von Preßburg hatte dem Kaiserstaate

große Opfer auferlegt, die französischen Ansprüche aber keineswegs befriedigt; immer neue traten an Österreich heran, dem keine Kränkung erspart wurde; wollte es nicht zu einer Macht zweiten Ranges herabgewürdigt werden, so mußte es zu den Waffen greifen. Das Heer hatte seit 1805 große Fortschritte gemacht, und das Volk brachte dem Kampfe lebhafte Begeisterung entgegen, aber auf Verbündete war nicht zu rechnen, nur Hilfsgelder waren von England zu erwarten, und auf Frankreichs Seite stand außer seinen Vasallen noch Rußland, freilich kein erbitterter Gegner der deutschen Macht. Die Lage der Dinge in Spanien begünstigte das Losschlagen, aber der richtige Zeitpunkt dazu wurde verabsäumt. Die Entscheidung sollte wiederum in Deutschland fallen, wo Kaiser N. mehr als 200,000 Mann vereinigte. Seine Corps-Kommandeure waren Davout, Masséna, Oudinot, Lefèbvre (Bayern), Vandamme (Württemberger), die Kavallerie-Reserve stand unter Bessières. Ihnen gegenüber kommandierte der Erzherzog Karl als Generalissimus; er selbst befand sich mit der Hauptarmee, 126,000 Mann unter den Corpsführern Rosenberg, Hohenzollern, Erzherzog Ludwig, Hiller, Liechtenstein und Kienmayer am Inn; eine Nebenarmee, 49,000 Mann, unter Bellegarde stand in Böhmen. Am 9. April erklärte Österreich den Krieg; am 10. rückten seine Armeen über die Grenze. Napoleon reiste am 12. abends, unmittelbar nach Empfang dieser Nachricht, von Paris ab. Bis zu seiner Ankunft hatte Berthier, der Chef seines Stabes, den Oberbefehl geführt; der Kaiser war mit den von ihm getroffenen Maßregeln sehr unzufrieden. Er fand seine Truppen in zwei, 16 Meilen von einander entfernten und durch die Donau getrennten Massen aufgestellt, die eine unter Davout bei Regensburg, die andere unter Masséna bei Augsburg, zwischen beiden Lefèbvre, aber der Feind hatte aus ihrer Zersplitterung keinen Nutzen gezogen. Der Erzherzog kam wenig über die Isar hinaus (s. „Landshut"). Bellegarde erreichte die Naab. N. zog sofort seine eigenen Truppen zusammen, warf sich auf die getrennten des Feindes und nach einer Reihe von erbitterten Kämpfen, welche in den Tagen vom 19. bis 23. April geliefert wurden (vgl. „Abensberg", „Eggmühl", „Hausen", „Thann", „Regensburg"), befanden sich die Österreicher in vollem Rückzuge, der Erzherzog mit dem größeren Teile auf dem linken Donauufer nach Böhmen, Hiller mit dem abgedrängten linken Flügel der Armee auf dem rechten.

Auf anderen Kriegsschauplätzen waren die französischen Waffen nicht so glücklich gewesen. In Italien, wo Erzherzog Johann mit etwa 45,000 dem Vizekönig Eugen mit 70,000 Mann gegenüberstand, hatte ersterer letzteren immer weiter zurückgedrängt und ihn am 16. April bei Sacile (s. d.) und Fontana Fredda glänzend geschlagen; in Tirol hatte das Landvolk, welches durch ein Corps von 10,000 Mann unter Chasteler unterstützt war, die Bayern und Franzosen aus dem Lande gejagt; in Innsbruck war am 12. die Besatzung unter dem bayerischen General Kinkel gefangen genommen, und Bisson hatte am 13. auf dem Berge Isel (s. d.) sogar die Waffen strecken müssen. Lefèbvre wurde mit den Bayern entsandt, um d[ie] Flanke N.s, welcher auf dem rechten Donauu[fer] gegen Wien vordrang, gegen Angriffe von Tir[ol] her zu schützen und dieses wieder zu erobern. Au[ch] der Erzherzog Ferdinand, welcher mit 30,000 Ma[nn] in Polen gegen den etwa gleich starken Poni[a]towski operierte, hatte einige Vorteile errungen.

Am 16. Mai erfolgte auf dem Marchfelde d[ie] Vereinigung des Erzherzogs mit Hiller. Letzterer hatte nach einem Gefechte bei Neumark[t] (s. d.) nur noch den Traunübergang bei Ebelsberg am 3. Mai ernstlich verteidigt. Wien hatte am 13. den Siegern überlassen werden müssen. N. setzte sich nun auf der Lobau (s. d.) fest, unterlag am 22. und 23. Mai den Waffen seines Gegners bei Aspern (s. d.) und Eßling, besiegte diesen aber am 5. und 6. Juli bei Wagram (s. d.). Der Geist des österreichischen Heeres war ungebrochen, in einer Reihe von Nachhutgefechten (s. „Znaym") setzte es den Verfolgern kräftigen Widerstand entgegen, aber Kaiser Franz leitete Unterhandlungen ein, welche am 12. zum Waffenstillstande von Znaym führten. Erzherzog Johann, welcher durch den ungünstigen Verlauf des Krieges in Deutschland veranlaßt war, Italien aufzugeben, hatte sich nach Ungarn zurückgezogen und war dort von Eugen am 14. Juni bei Raab (s. d.) geschlagen; vergeblich wurde sein Eingreifen in den Kampf bei Wagram erwartet. Auf dem polnischen Kriegsschauplatze hatte sich ein russisches Corps mit Poniatowskis durch Insurgenten verstärkten Truppen vereinigt; es geschah hier aber nichts Entscheidendes; ebenso wenig im Südosten der Monarchie, wohin Marmont, von Dalmatien kommend, vordrang. Aus Tirol, welches seit der zweiten Hälfte des Mai von regulären Truppen fast vollständig entblößt war, hatte das Landvolk die Fremden fast allein vertrieben, nur Kufstein hielten dieselben noch besetzt. Im Norden Deutschlands hatte die Erhebung Österreichs zu einzelnen verfrühten Versuchen zur Abschüttelung des französischen Joches geführt, welche durch den Einmarsch kaiserlicher Truppen unter Radivojevich nach Franken und Am Endes nach Sachsen unterstützt werden sollten. Der Waffenstillstand von Znaym untergrub die Hoffnungen auf ihr Gelingen, soweit sie nicht, wie die Unternehmungen Dörnbergs und Schills (s. d.), schon vorher gescheitert waren; Herzog Friedrich Wilhelm (s. d.) von Braunschweig-Öls entzog sich dem Verderben durch seinen Zug von Böhmen an die Nordsee. Aber es waren Zeichen der Zeit, wie der Mordgedanke gegen den Eroberer und den Unterdrücker deutschen Geistes, welchen Friedrich Staps (s. d.) am 12. Oktober in Ausführung zu bringen versuchte. Den Feldherrn N. zeigt seine Kriegführung vom Jahre 1809 nicht mehr auf der gleichen Höhe, auf welcher er namentlich 1796 und 1805 stand.

Am 14. wurde der Friede zu Schönbrunn (s. d.) geschlossen; durch die Abtretung Tirols überlieferte er das Land der alten Treue den Siegern (s. „Hofer"). (Vgl. v. Welden, Der Krieg von 1809, Wien 1872; Pelet, Mémoires sur la guerre de 1809, Paris 1824.)

N. konnte nun seine kriegerischen Anstrengungen

ganz wieder auf die Pyrenäische Halbinsel richten; dort traf er auch die seinen Angriffen sonst meist entzogenen Engländer, welche während des Krieges im Juni einen Versuch gegen Neapel gemacht hatten und jetzt eine unglückliche Expedition gegen die Insel Walcheren (s. d.) unternahmen. Um seine Dynastie noch mehr zu befestigen, ließ er sich von Josephine scheiden und heiratete an ihrer Stelle die Erzherzogin Marie Luise (s. d.). Kaiser Franz opferte seine Tochter dem vermeintlichen Staatsinteresse, nachdem Zar Alexander die Verbindung mit einer Prinzessin seines Hauses abgelehnt hatte. Die Ehe mit Josephine war 1804 durch den Kardinal Fesch nachträglich kirchlich eingesegnet worden; ihre Trennung mußte daher durch den Papst erfolgen, aber Pius VII. verweigerte diese, wie er abgelehnt hatte, die Ehe Jerômes zu scheiden; N.s Eingriffe in seine weltliche Macht waren immer gewaltsamer und umfassender geworden, denn der Kirchenstaat zerlegte den französischen Besitz in Italien in zwei Teile, und war daher höchst unbequem; unter den nichtigsten Vorwänden versuchte N. denselben immer mehr in seine Gewalt zu bringen. Am 17. Mai 1809 vereinigte er den letzten Rest des Patrimonium Petri mit Frankreich, am 10. Februar 1810 wurde die Einverleibung ausgesprochen. Der Papst, welcher in seiner eigenen Hauptstadt ein Gefangener war (s. „Miollis"), antwortete am 10. Juni mit dem Bannstrahl und wurde darauf als Gefangener nach Savona gebracht. An Stelle des Oberhirten ließ N. seine Ehe nun ganz willkürlich durch französische Organe lösen; den passiven Widerstand des Papstes und der von ihm vertretenen Kirche zu brechen gelang ihm nicht; auf einem im Sommer 1811 nach Paris berufenen Konzil konnte er seine Absichten nur zum kleinen Teile durchsetzen. Um so unumschränkter herrschte er in seiner Familie und in seinen Vasallenstaaten. Seinem Bruder Ludwig, welcher, um sein Königreich Holland nicht ganz zu ruinieren, die Kontinentalsperre nicht mit der befohlenen Strenge handhabte, nahm er einen Teil seines Landes; dieser verließ dasselbe, worauf N. es am 9. Juli 1810 als eine Anschwemmung der französischen Küste zu seinem eigenen Reiche schlug. Am 10. Dezember 1810 vergrößerte er dieses von neuem durch die Einverleibung von Wallis und der Nordseeküstenländer bis zur Elbe, letztere Gebiete nahm er seinem Bruder Jerôme und dem Herzoge von Oldenburg, einem Verwandten Zar Alexanders, diesen dadurch auf das höchste erzürnend. Sein Reich erstreckte sich jetzt von der Nordsee bis nach Neapel, von den Pyrenäen bis zur Elbe; die Geburt eines Thronerben, des Königs von Rom, am 20. März 1811 schien den letzten seiner Wünsche zu erfüllen, aber jede Befriedigung eines solchen rief neue hervor und steigerte die Begierden seiner zügellosen Phantasie in das Ungemessene. Auf dem Festlande Europas hatte nur noch ein großer Staat, Rußland, sich die Selbständigkeit bewahrt. War diese gebrochen, so war N. Alleinherrscher, und nicht unmöglich schien es ihm, seine Waffen von der Wolga nach Indien zu tragen, dort England an der Wurzel seiner Kraft zu fassen, seine eigenen Jugendträume im Orient zu verwirklichen. Der Gegensatz zum Kaiser Alexander hatte sich immer mehr zugespitzt; bereits hatte dieser sich am 31. Dezember 1810 durch einen Ukas, welcher einen russischen Zolltarif anordnete, von den Satzungen des Kontinentalsystems losgesagt; die lang verhaltene Feindschaft brachte der

Krieg von 1812 zum Austrage. Die Russen hatten in demselben keine Bundesgenossen; Alexanders Hoffnung, sich in den Polen solche zu verschaffen, hatte sich nicht verwirklicht, sie hofften noch immer Heil von Frankreich, doch hatte der im Mai zu Bukarest mit der Türkei geschlossene Friede Rußland von einem unbequemen Gegner befreit; N. dagegen gebot über die Kräfte des halben Europa, selbst Österreich und Preußen mußten ihm Heeresfolge leisten. Als er auf der Reise nach dem Kriegsschauplatze im Mai zu Dresden alle seine Vasallen um sich versammelte, erschienen auch Kaiser Franz und König Friedrich Wilhelm. Ende Juni stand die Hauptarmee, 375,000 Mann stark, am linken Ufer des Niemen. Chef des Stabes war wiederum Berthier, die Alte Garde kommandierte Lefèbvre, die Junge Mortier; die Gardekavallerie Bessières; das I. Corps Davout; das II. Oudinot; das III., bei welchem die Württemberger waren, Ney; das IV., zu welchem die Italiener gehörten, der Vizekönig Eugen; das V., die Polen, Poniatowski; das VI., die Bayern, Gouvion Saint-Cyr; das VII., die Sachsen, Reynier; das VIII., Hessen und Westfalen, Vandamme; die Reservekavallerie, in vier Corps gegliedert, war Murat unterstellt; 30,000 Österreicher unter Schwarzenberg sollen von Galizien, das X. Corps, 32,000 Mann, unter Macdonald, aus Deutschen, Polen und dem preußischen Hilfscorps unter Grawert zusammengesetzt, sollte von Tilsit aus vorgehen. Zum Rückhalt sollte ein IX. Corps unter Victor dienen, welches in der Bildung begriffen war. — Dieser Macht hatten die Russen zunächst nur halb so viel Truppen entgegenzustellen. Davon stand die I. Westarmee unter Barclay de Tolly, 130,000 Mann, bei Wilna, die II. unter Bagration, 50,000 Mann, weiter südlich, bei Wolkowisk, eine Reserve-Operationsarmee, 46,000 Mann, stand unter Tormassow südlich der Pripetzsümpfe, am Ostende der Sümpfe kommandierte Hertel eine Reserve von 15,000, in und um Riga standen 20,000 Mann.

Die kriegerischen Vorgänge spielen sich auf drei gesonderten Schauplätzen ab; durch den Wechsel der Überlegenheit der einen der kämpfenden Parteien über die andere ergeben sich drei Perioden, von denen die erste bis Smolensk, die zweite bis Moskau reicht und die dritte die große Retirade begreift. Die französische Hauptarmee überschritt vom 24. Juni an zwischen Kowno und Grodno den Niemen; sie war dazu in drei große Haufen geteilt. Bei der am weitesten nördlich stehenden befand sich N. selbst. Südlich davon ging der Vizekönig von Italien über, noch weiter südlich König Jerôme. Da dieser sich als unfähig erwies, trat Davout an seine Stelle, worauf Jerôme die Armee verließ. Schon in Wilna machte der Kaiser einen Halt; er fuhr fort, Polen zu insurgieren und die Litauer unter die Waffen zu rufen. Da er aber nichts that, was auf die Erfüllung ihrer

politischen Wünsche hindeutete, so hatten seine Bemühungen nur geringen Erfolg. Russischerseits begann man erst jetzt den Stand der Dinge zu erkennen. Man sah ein, daß es der Aufbietung der ganzen Kraft des Staates bedürfen würde, um sich des übermächtigen Gegners zu erwehren; der Krieg wurde als ein nationaler hingestellt, bei welchem es sich um das Wohl und Wehe des gesamten Volkes, um Heimat und Religion handele, und Alexander erklärte jegliche Friedensunterhandlung für ausgeschlossen, so lange noch ein fremder Soldat auf dem Boden Rußlands stände. Der Feldzugsplan wurde geändert. Vor allem sollten die beiden Westarmeeen vereinigt werden, ehe man auf einen ernstlichen Kampf sich einließe; da ein bei Drissa hergestelltes, verschanztes Lager sich als unbrauchbar erwies, setzten beide den begonnenen Rückweg fort, um diese Vereinigung weiter östlich zu suchen. Nach verschiedenen Zusammenstößen zwischen einzelnen Teilen der beiderseitigen Heere fand sie am 3. August bei Smolensk statt. Damit war man im alten Rußland angekommen.

Auf dem nördlichen Kriegsschauplatze war Macdonald inzwischen fast ohne Kampf bis an die untere Düna gelangt, wo er in Erwartung des Herankommens eines Belagerungsparks Riga beobachtete, während am mittleren Laufe dieses Flusses, wohin N. zuerst das II., dann auch das VI. Corps entsandt hatte, bei Poloczk (s. d.) heftige Kämpfe gegen den von der I. Westarmee abgezweigten Wittgenstein, zu zwei verschiedenen Malen, ausgefochten wurden.

Im Süden hatte Reynier mit dem VII. Corps sich auf die Abwehr des Feindes beschränken sollen. Da er dazu, namentlich nachdem seine Vortruppen, 4000 Mann stark, am 17. Juli in Kobryn eingeschlossen und gefangen genommen waren, Tormassows überlegenen Kräften gegenüber zu schwach war, so blieb Schwarzenberg, welcher eigentlich zur Hauptarmee stoßen sollte, auf eigene Verantwortung hier zurück, übernahm den Oberbefehl und schlug Tormassow am 12. August bei Podobna (s. d.) oder Gorodetschno.

Den Oberbefehl der bei Smolensk vereinigten Westarmeeen hatte Barclay übernommen, sie zählten 130,000 Mann. Die französische Hauptarmee war, außer durch die Entsendung des II. und VI. Corps, vermöge des Abgangs, welchen sie hauptsächlich durch Kranke und Marodeurs erlitten hatte, so geschwächt, daß sie nur noch 185,000 Mann zählte; der Mangel an Verpflegung hatte namentlich unter den Pferden stark aufgeräumt, statt 60,000 besaß sie nur noch 36,000 Reiter; die Geschütze waren noch sämtlich bespannt. Trotz der Minderzahl seiner Streiter entschloß sich Barclay, die vom Gegner sehnlichst gewünschte Schlacht anzunehmen, die Stimmung seines Heeres forderte eine solche. Nachdem am 14. August ein heftiges Gefecht bei Krasnoi (s. d.) vorangegangen war, ward sie in den Tagen vom 16. bis 19. geschlagen (s. „Smolensk"). Eine Entscheidung brachte sie nicht; Barclay konnte unbehelligt abziehen. Die Räumung des Landes wurde fortgesetzt; dasselbe wurde immer mehr zur Wüste; die Einwohner verließen, unter thunlichster Mitführung ihrer Habe, ihre Häuser; was zurückblieb, nahmen oder zerstörten die Franzosen. An die Spitze seiner sämtlichen Streitkräfte stellte der Zar am 20. August einen Nationalrussen, Kutusow, einen trotz seiner 67 Jahre körperlich und geistig noch frischen Führer, der das Vertrauen von Volk und Heer besaß, am 29. traf derselbe beim Heere ein; er durfte wagen, den Rückzug fortzusetzen und selbst Moskau zu räumen, ohne dieses Vertrauen einzubüßen; sein Stabschef, General Jermolow, war ihm ein vortrefflicher Gehilfe. Doch sollte die Räumung nicht geschehen, ohne vorher noch eine Schlacht zu wagen. Beide Teile sammelten ihre Kräfte zu einer solchen. N. befahl Victor, mit dem IX. Corps in Rußland einzurücken und den Etappendienst zu übernehmen und ließ an seiner Stelle Augereau mit einem neugebildeten XI. an die Weichsel rücken; seinen eigenen Vormarsch machte er jetzt der Verpflegung wegen in einer Frontausdehnung von 5 Meilen; er zog unter heftigen Gefechten vor sich. Am 7. September erfolgte die Schlacht von Borodino (s. d.) oder an der Moskwa. Sie brachte wiederum keine Entscheidung; unerschüttert ging die russische Armee aus derselben hervor, nur auf ihren Feldherrn hatte sie einen Eindruck hervorgebracht, welcher ihn für die Zukunft davon abhielt, seine Kräfte mit denen seines Gegners in offener Feldschlacht zu messen. Und doch hatte dieser in derselben nicht mehr den Genius früherer Zeiten entfaltet; noch mehr als der Krieg von 1809 zeigt der russische ein Zurückgehen in der Spannkraft und der Geistesschärfe des Kaisers, hervorgerufen durch eine Abnahme seiner körperlichen Kräfte.

Moskau (s. d.) wurde aufgegeben; der Einzug der Franzosen in die heilige Stadt ist der Wendepunkt des Krieges. Umsonst versucht N. Unterhandlungen anzuknüpfen; getreu seinem Worte weist der Zar jeden Versuch zurück. Ein Angriff des im Lager von Tarutino (s. d.) stehenden Kutusow auf Murats Vortruppen in der Frühe des 18. Oktober brachte N.s Entschluß, Moskau zu räumen, zur Reife. Der Marsch sollte auf der südlich über Kaluga führenden Straße vor sich gehen. Aber die Russen waren ihm bereits zuvorgekommen; vergebens suchte, am 24. Oktober in dem blutigen Treffen von Malo-Jaroslawez, der Vizekönig von Italien der Armee den Weg zu bahnen; der Kaiser mußte sich entschließen, die Straße, auf welcher er gekommen war, auch für den Rückmarsch zu benutzen. Die Armee bewegte sich auf derselben in vier Echelons, welche sich auf je einen Tagemarsch folgten; sie nahm also eine Länge von 12 Meilen ein, doch kam diese Ausdehnung der Verpflegung kaum zugute, da die Kosaken jetzt anfingen, die Armee zu umschwärmen und auch das Landvolk gegen diese auftrat. Schon am 3. November versuchte Miloradowitsch bei Wiasma Davout abzuschneiden, Eugens Hilfe rettete denselben; Ney hatte die Nachhut übernommen. Das Gefecht hatte die Russen die Zustände bei der französischen Armee kennen gelehrt, sie ging der Auflösung mit starken Schritten entgegen; der am 17. eingetretene strenge Frost, welcher dem bis dahin verhältnismäßig milden Wetter gefolgt war, trug dazu bei, diese zu beschleunigen.

Tags zuvor war die Armee, welche sich allmählich zusammengedrängt hatte, nach Dorogobusch gelangt, nur der Kaiser mit dem 1. Echelon war vorausgeeilt, er kam am 9. nach Smolensk und versuchte hier seine nach und nach eintreffenden Truppen zu organisieren, aber es fehlte an Vorräten und außerdem an Ordnung bei Verteilung derselben, dazu war die Kälte auf 17° gestiegen, und nicht einmal genügendes Obdach boten die Trümmer der im August eingeäscherten Stadt. Die Armee zählte etwa noch 50,000 Bewaffnete, die feindliche 70,000, auch diese hatten stark gelitten. Die Fortsetzung des Rückzuges war unvermeidlich; am 12. trat das erste Echelon denselben an; am 17. folgte Ney mit der Nachhut. Die Kämpfe von Krasnoi (s. d.) mußten den Weg frei machen.

Auf dem südlichen Kriegsschauplatze hatte inzwischen eine wesentliche Veränderung in den Stärkeverhältnissen stattgefunden. Durch den am 28. Mai zu Bukarest geschlossenen Frieden war, nachdem die Pforte denselben am 14. Juli genehmigt hatte, die Donauarmee des Admiral Tschitschagow frei geworden. Dieser vereinigte sich am 21. September am Stry mit Tormassow und befehligte nun 70,000 Mann, die III. Westarmee genannt, welcher Schwarzenberg nur 40,000 entgegenstellen konnte. Letzterer entzog sich daher einem ernsteren Zusammenstoße durch rückgängige Bewegungen. Da erhielt Tschitschagow Anfang Oktober den Befehl, unter Zurücklassung eines Beobachtungscorps, an die Beresina zu marschieren. Nachdem er seine Vorbereitungen getroffen, brach er am 30. mit mehr als 30,000 Mann auf, 30,000 blieben unter Sacken bei Brest-Litewski, Tormassow war an des bei Borodino gefallenen Bagration Stelle getreten, Schwarzenberg ging in völliger Unkenntnis der Vorgänge bei der großen Armee auf Warschau zurück. Nachdem er Verstärkungen erhalten, folgte er Tschitschagow, von dessen Abmarsche er Kenntnis erhalten hatte; Sacken trat ihm in den Weg; am 15. und 16. November kam es bei Wolkowisk zu heftigem Kampfe; Sacken war genötigt bis nach Kowel zurückzugehen, wo er eine Stellung zur Deckung Wolhyniens nahm, Schwarzenberg folgte ihm. Sacken hatte das Verdienst, den Admiral von ihm befreit zu haben. Am 25. erhielt Schwarzenberg den Befehl, auf Minsk zu marschieren, aber keinerlei Mitteilungen über die Große Armee; er ließ Sacken gegenüber die Sachsen unter Reynier. — Tschitschagow erfuhr am 7. in Slonim die Räumung Moskaus, er erkannte sofort die Möglichkeit, den zurückgehenden Franzosen an der Beresina den Weg zu verlegen, forderte Wittgenstein auf, mit ihm zu diesem Zwecke gemeinsame Sache zu machen, und ging selbst zunächst nach Minsk, welches er am 16. besetzte, und erreichte am 21. nach heftigem Kampfe Lamberts gegen Dąbrowski Borisow an der Beresina. Hier beschloß er, die Franzosen zu erwarten.

Im Norden waren die russischen Streitkräfte durch 10,000 Mann unter Steingel (Steinheil), welche aus Finnland kamen, auf 22,000 Mann verstärkt worden. Von Riga geschah nun ein Ausfall gegen das dort stehende preußische Corps, welchen der an Grawerts Stelle getretene York am 29. und 30. September bei Ruhenthal und Bauske energisch zurückwies. Steingel stieß jetzt zu dem an der mittleren Düna stehenden Wittgenstein, welcher, dadurch auf 40,000 Mann verstärkt, die Offensive gegen Gouvion Saint-Cyr ergriff. Es führte dies zum drittenmale zu Kämpfen bei Poloczk (s. d.), infolge deren die Franzosen die Stadt in der Nacht vom 19./20. Oktober räumten. Zu ihrer Hilfe kam Victor von Smolensk mit dem IX. Corps heran, am 31. Oktober erfolgte der Zusammenstoß der Vortruppen. Keine der beiden Parteien suchte eine Entscheidung; Victor mit Recht, weil er seine Kräfte sparen wollte, um der Großen Armee als Rückhalt dienen zu können. N.s Befehl veranlaßte ihn zu neuem Vorgehen, infolge dessen es am 13. Oktober beim Dorfe Omoljanzi an der Ulla zu einem heftigen Kampfe kam, welcher aber keine Entscheidung brachte. Bis zum 22. November blieben beide Teile unthätig, keiner wußte, was bei der Großen Armee geschehen war.

Diese war indessen zwischen Orscha und Dubrowna, N. selbst am 18. November an letzterem Orte eingetroffen. Seine Lage war sehr schwierig. Unmittelbar hinter sich hatte er eine weit überlegene, siegreiche Armee, zwei andere drohten ihm an der Beresina den Weg zu verlegen, nur einer der letzteren, der Wittgensteinschen, konnte er eine ihr ebenbürtige Heeresmacht gegenüberstellen. Wenn er aber bis dahin mancherlei Fehler und Unterlassungen sich hatte zu Schulden kommen lassen, so entfaltet er von nun an wieder glänzende Feldherrngaben und Organisationstalent. Er rafft zusammen, was noch die Waffen tragen kann, und richtet seinen Marsch, der durch das am 19. eingetretene Tauwetter erschwert wird, auf Borisow. Die Unthätigkeit Kutusows, welcher die Verfolgung bald Platows Kosaken allein überläßt, macht ihm die Sache leichter. Aber am 22. erfährt er, daß Borisow in den Händen der Russen ist. Der Beresina-Übergang (s. d) erfolgt daher weiter oberhalb. Mit dieser glänzenden militärischen Leistung, an welcher das Verdienst meist deutschen Soldaten unter französischen Generalen gebührt, war die Widerstandskraft der Armee erschöpft. Jeder war jetzt nur darauf bedacht, Wilna zu erreichen; den Fehlern der Russen verdankte man, daß dies überhaupt möglich blieb. Die Kälte war am 29. bereits wieder auf 20° gestiegen, am 9. Dezbr. waren 27°. N. verkündete am 3. Dezember von Molodetschno aus durch sein 29. Bulletin Europa und seinen eigenen entfernt stehenden Generalen den Untergang der Großen Armee, am 5. verließ er diese, seit der Beresina nur um seine eigene Rettung bekümmert. Am 18. war er in den Tuilerieen. Wie in Ägypten opferte er seine Feldherrnpflicht politischen Rücksichten. Den Oberbefehl übertrug er an Murat. Am 10. fiel Wilna, am 12. Kowno in Feindes Hand, am 14. gingen die letzten Reste des Heeres über die preußische Grenze, es waren noch 3500 Mann bei den Fahnen.

Schwarzenberg ging nach Empfang des 29. Bulletins in das Großherzogtum Warschau zurück, die Russen folgten ihm. Feindseligkeiten fanden nicht mehr statt; am 10. Januar 1813 überschritten die

Österreicher bei Warschau die Weichsel und traten dann auf Befehl ihres Kaisers den Marsch nachhause an; Reynier blieb mit den Sachsen zunächst bei Kalisch, erst im März kehrten diese in ihre Heimat zurück.

Macdonald, von N. ohne Befehle gelassen, trat, als er das 29. Bulletin erhalten hatte, ebenfalls den Rückmarsch an. In der Nacht vom 28./29. Dezember erreichte er Tilsit; hier erwartete er York mit der preußischen Kolonne, erhielt aber am 31. die Mitteilung, daß dieser am 30. mit Wittgenstein, welcher den Auftrag gehabt hatte, dem Feinde den Weg zu verlegen, die Übereinkunft von Tauroggen (s. d.) abgeschlossen habe. Geschickt entzog er sich mit den nichtpreußischen Truppen der durch Tschitschagow ihm drohenden Gefangennahme und erreichte am 4. Januar Königsberg (Vgl. Marquis de Chambray, Histoire de l'expédition de Russie, deutsch von Blesson, Berlin 1824; Bogdanowitsch, Geschichte des Feldzuges im Jahre 1812, deutsch von Baumgarten, Leipzig 1863).

Frankreich traf der heimgekehrte Kaiser in einer bedenklichen Stimmung, von welcher schon Mallets (s. d.) Verschwörung ihm Kunde gegeben hatte. Er wußte aber derselben Herr zu werden und nochmals die Kräfte der Nation an Menschen und Geld zu einem Kriege zusammenzuraffen, von dessen Ausgange er die Niederwerfung Rußlands erhoffte; nicht dieses sollte ihn besiegt haben, nur dem nordischen Klima wollte er erlegen sein. Den deutschen Mächten gegenüber benahm er sich noch immer als Gebieter; auch auf Preußens und Österreichs Beistand hoffte er. Daß inbezug auf ersteres seine Rechnung falsch sei, sollte er bald erfahren. Es knüpfte mit Österreich Unterhandlungen an und schloß mit Rußland am 28. Februar den Kalischer Vertrag (s. d.). Noch eine andere Hoffnung schlug ihm fehl; es war die, Papst Pius VII., der 1812 nach Fontainebleau übersiedelt war, zum Abschluß eines Konkordates zu bewegen. Am 16. März erklärte Preußen an Frankreich den

Krieg von 1813. Um denselben zu führen, hatte N. in Deutschland etwa 200,000 Mann zur Verfügung; die Garde unter Mortier, das I. Corps Davout, III. Ney, IV. Bertrand, V. Lauriston, VI. Marmont, VII. Reynier, XI. Macdonald, XII. Oudinot, das II. war unter Victor daheim und das IX. in Bayern unter Augereau in der Bildung begriffen, das VIII. stand unter Poniatowski in Galizien, von wo die Österreicher ihm dann gestatteten, an die Elbe abzumarschieren, das V. bildete unter Rapp die Besatzung von Danzig, Chef des Stabes war Berthier. Als der Kaiser am 25. April, nachdem er Frankreich unter die Kaiserin als Regentin, welcher Cambacérès zur Seite stand, gestellt hatte, in Erfurt eintraf, stand seine Armee ziemlich versammelt in Thüringen; ihr gegenüber Wittgenstein mit 22,000 Mann zwischen Mulde und Saale; Blücher mit 23,000 bei Altenburg; von der Hauptarmee befanden sich 18,000 unter Tormassow bei Dresden, die Vortruppen, 10,000 Mann bei Chemnitz; 10,000 Mann standen unter Wintzingerode bei Lützen; der Oberbefehl war Wittgenstein übertragen. Schweden schloß ein Bündnis mit England, welches ihm Subsidien zahlte, und mit Rußland; der Kronprinz Bernadotte landete an der Ostseeküste; in Norddeutschland, soweit es von den Franzosen geräumt war fanden Rüstungen statt. Nicht so vertrauenerweckend wie ihre Zahl war der innere Zustand der französischen Truppen, dazu litten sie bedenklichen Mangel an Kavallerie, womit ihre Gegner sehr gut versehen waren. Nachdem die Gefechte bei Lüneburg (s. d.) am 2. und bei Möckern (s. d.) am 5. April den Feldzug glücklich eingeleitet hatten, erfolgte der erste bedeutende Zusammenstoß am 2. Mai bei Groß-Görschen (s. d.). N. zeigte sich in seiner ganzen Feldherrngröße; er wußte, welchen Eindruck der Ausfall der Schlacht auf Europa machen würde und setzte sich den größten persönlichen Gefahren aus. Das Glück der Waffen war für ihn; die Verbündeten traten den Rückzug an, ungebeugten Geistes freilich, das hatte N.s Erfolg die Rheinbundfürsten, von denen die Herzoge von Mecklenburg und von Anhalt-Dessau bereits abgefallen waren, wieder fester an ihn gekettet; drei Viertel aller Deutschen standen wider Preußen in den Waffen. Der König von Sachsen kehrte aus Böhmen, wohin er, dem Einflusse der österreichischen Politik nachgebend, gegangen war, nach Dresden zurück; Österreichs Vermittelung, welche unter Umständen eine bewaffnete werden sollte, ward von N. schroff zurückgewiesen. Die Schlacht bei Bautzen (s. d.) am 21. und 22. Mai nötigte die Verbündeten, deren Truppen am 19. bei Königswartha-Weißig (s. d.) hatten weichen müssen, zu weiterem Rückzuge; Oudinot aber wurde, bei einem Versuche, gegen Berlin vorzugehen, am 4. Juni bei Luckau (s. d.) zurückgewiesen. Bei der Verfolgung der Hauptarmee erlitten die Franzosen freilich am 26. Mai bei Haynau (s. d.) eine Schlappe, doch gaben ihre Gegner, welche, um mit Österreich in Verbindung zu bleiben, sich auf Schweidnitz wandten, ihnen einen großen Teil Preußens preis. Beiden Teilen war jetzt der Waffenstillstand erwünscht; jeder gedachte während desselben seine Rüstungen zu vollenden, die Verbündeten hofften außerdem, Österreich zu sich herüberzuziehen; er ward am 4. Juni zu Poischwitz bis zum 20. Juli abgeschlossen. Zwischen die kriegführenden Armeeen ward eine 5 Meilen breite neutrale Zone gelegt. Hamburg (s. d.) war kurz vorher wieder in die Hand der Franzosen gefallen. N. ging nach Dresden, wo er sich mit kaiserlichem Glanze umgab. Neben den Vorbereitungen für die Fortsetzung des Kampfes, bei welchem sein Organisationstalent sich glänzend bewährte, war die Zeit diplomatischen Verhandlungen gewidmet. Metternich, der Leiter der Politik Österreichs, war auch jetzt noch geneigt, mit den Waffen in der Hand für ein großes und mächtiges Frankreich unter N. einzutreten. Rußland und Preußen hätten ihm gleichfalls sehr günstige Bedingungen zugestanden, aber er wollte nichts opfern, in nichts nachgeben, Ehrsucht und Menschenverachtung verblendeten ihn, er baute auf seinen Stern. Doch bequemte er sich, nachdem er am 28. Juni Metternich in Dresden eine heftige Scene gemacht hatte, zur Teilnahme an einem nach

Prag zu berufenden Kongreß, welcher ganz erfolglos blieb, da Österreich der einzige Staat war, welcher ernstlich an Frieden dachte. N.s Gegner aber schlossen sich immer enger an einander, die Nachrichten vom Gange des Krieges in Spanien machten sie immer weniger geneigt, die Waffen niederzulegen. England schloß am 14. und 15. Juni mit Preußen und Rußland Subsidienverträge, und zu Trachenberg (s. d.) wurde am 12. Juli der Operationsplan festgestellt; auch Bernadotte, von dem N. gesagt hatte, daß er nichts thun würde als auf der Stelle treten („piaffer"), wirkte dabei mit; er hätte gern den Oberbefehl übernommen; am 22. Juli trat Schweden dem Bündnis bei, Norwegen sollte sein Lohn werden. Nachdem Österreich sich am 27. Juli mit England insgeheim über Italien, wo der französischen Herrschaft ein Ende gemacht werden sollte, verständigt hatte, erklärte es am 12. August an Frankreich den Krieg, welcher nun, nachdem der Waffenstillstand bis dahin verlängert war, am 17. August von neuem entbrannte.

N. verfügte für denselben über 350,000 Mann; die Elbe bildete die Basis für seine Operationen, Dresden und Hamburg waren deren Stützpunkte. Er gedachte auf dem rechten Flügel zunächst verteidigungsweise zu verfahren, auf dem linken einen Angriffsstoß gegen Berlin zu richten. Die Verbündeten hatten den Oberbefehl Schwarzenberg übertragen, welchem Radetzky zur Seite stand, und drei Heeresmassen gebildet: die Hauptarmee, Österreicher, Preußen und Russen, 230,000 Mann stark, bei welcher deren Monarchen sich befanden, im nördlichen Böhmen; die Schlesische Armee, 95,000 Preußen und Russen, unter Blücher mit seinem Gehilfen Gneisenau in Schlesien; die Nordarmee, Schweden, Preußen, Russen, Norddeutsche, 156,000 Mann, von denen 110,000 unter Bernadotte bei Berlin standen. Blüchers Vordringen veranlaßt N. zunächst, sich gegen diesen zu wenden; als derselbe vom Bober zurückweicht und er hört, daß die Hauptarmee Dresden bedroht, eilt er selbst dahin zurück und überträgt das Kommando Blücher gegenüber an Macdonald, welcher am 26. an der Katzbach (s. d.) gänzlich geschlagen wird; N. selbst siegt zwar am 26. und 27. bei Dresden (s. d.), zieht aber aus den errungenen Vorteilen nicht den früher gewohnten Nutzen; Oudinots Entsendung gegen Berlin schlägt fehl. Wie dieser am 23. bei Groß-Beeren (s. d.) eine Niederlage erleidet, wird der zu gleichen Zwecken von Magdeburg aufgebrochene Girard am 27. bei Hagelberg (s. d.), und Vandammes Heeresteil, welcher die Hauptarmee von Dresden nach Böhmen verfolgen soll, am 29. und 30. durch N.s eigene Schuld bei Kulm (s. d.) ganz aufgerieben; ein erneutes Vorgehen gegen Berlin, welches Ney aufgetragen wird, endet am 6. September bei Dennewitz (s. d.) mit einem neuen Siege der Verbündeten; eine Bewegung des sonst in Hamburg ziemlich unthätigen Davout, welche Pecheux gegen Magdeburg ausführen soll, schließt unglücklich am 16. bei der Göhrde (s. d.). — N. schwankt in seinen Entschlüssen, während die verbündeten Heere, zielbewußt die Trachenberger Abmachungen verfolgend, der Vereinigung in den Ebenen von Leipzig zustreben. Als am 3. Oktober York gegen Bertrand den Elbübergang bei Wartenburg (s. d.) erstritten hat, verläßt N. am 7. Dresden (s. d.), zwei Corps unter Gouvion Saint-Cyr opfernd; am 16. leitet der Kampf bei Möckern die Völkerschlacht bei Leipzig (s. d.) ein, am 19. ist die französische Armee in vollem Rückzuge nach dem Rhein. Die Bayern, durch den Vertrag von Ried am 8. Oktober abtrünnig geworden, versuchen am 30. und 31. vergeblich ihr bei Hanau (s. d.) den Weg zu verlegen.

Das Band zwischen den Verbündeten war durch Verträge, welche am 9. September zu Teplitz unterzeichnet wurden, fester geworden; dieselben bezeichneten die Beschränkung der französischen Herrschaft auf das linke Rheinufer als ihre Grundlage, doch trat schon jetzt die Verschiedenheit in den Endzielen der Kabinette hervor; Preußen und Rußland drängten, durch Stein stets von neuem angefeuert, vorwärts, während Österreich und England hemmten. Die Rheinbundfürsten unterhandelten mit mehr oder minder Erfolg, ihre Truppen gingen zum Teil in offener Feldschlacht, wie die Sachsen und Normanns (s. d.) Württemberger bei Leipzig, zu den Alliierten über; Sachsens König ward nach der Leipziger Schlacht als Gefangener behandelt; der westfälische Thron, schon einmal durch Tschernyschew am 28. September umgestürzt, ward jetzt durch Jerômes Abzug am 26. Oktober endgültig erledigt; die früheren Fürsten nahmen wieder Besitz von ihren Ländern.

Am 2. November hatten die Trümmer der geschlagenen Armee, noch 60,000 Mann, bei Mainz den Rhein überschritten, aber noch standen 190,000 Mann, darunter 170,000 Franzosen und Polen, in rechtsrheinischen Festungen, welche zum Teil, wie Mainz, Magdeburg, Glogau und Hamburg erst nach Friedensschluß ihre Thore öffneten. Dagegen kapitulierten Dresden am 11. November, Modlin, Torgau, Stettin, Zamosk im Dezember, Wittenberg und Danzig im Januar, Küstrin im März 1814, keine ohne Not. Von der Nordarmee zog Bernadotte nach Holstein zum Kampfe gegen die Dänen, welche noch immer auf Frankreichs Seite standen, Norwegen für Schweden zu erstreiten, während Bülow die Niederlande für das Haus Oranien zurückgewann. Die Gelegenheit, in Frankreich einzurücken und N.s Herrschaft ein Ende zu machen, war günstig, aber es lag nicht im Interesse aller Kriegführenden; Metternich wollte den Kaiser auf dem Thron belassen, um einen Genossen im Kampfe gegen alles Revolutionäre zu haben, als dessen Anhänger er namentlich Stein, und auch den Zaren, betrachtete; daher wurde der Rest des Jahres mit diplomatischen Verhandlungen zu Frankfurt ausgefüllt, wohin die Monarchen sich begaben. Metternich trat von neuem mit N. in Verbindung, welcher ihm, trotz der Ratschläge Marets, sowie der Vorstellungen seiner Gemahlin und anderer Anhänger, mit den weitgehendsten Forderungen antwortete. Dadurch erhielt in Frankfurt endlich die Kriegspartei die Oberhand, sie riß den Zaren mit sich fort, und als Caulaincourt den Friedensvorschlägen vom 9. Dezember zustimmte, war es zu spät. Der Entschluß war gefaßt. Es begann der

Krieg von 1814. N. hatte für denselben, obgleich er bis auf die Konskription des Jahres 1804 zurück- und auf die von 1815 vorgriff, nur 117,600 Mann verfügbar machen können; die Kassen waren leer, das Budget von 1813 zeigte einen Ausfall von 442 Mill. Frcs., aber ebenso rücksichtlos wie mit der Menschensteuer verfuhr er mit den Abgaben; direkte wie indirekte wurden gewaltig in die Höhe geschraubt und, wo das Bargeld nicht reichte, wurden papierne Ersatzmittel gegeben. Er wäre imstande gewesen, den am Rhein stehenden Heeren gegenüber mit stärkeren Kräften aufzutreten, wenn er sich hätte entschließen können, die Truppen heranzuziehen, welche auf den Kriegsschauplätzen von untergeordneter Bedeutung, in den Niederlanden, in den Pyrenäen und in Italien im Felde standen, aber er konnte jetzt ebenso wenig über sich gewinnen, freiwillig etwas zu opfern, wie er 1813 sich hatte entschließen können, die deutschen Festungen aufzugeben und durch ihre Besatzungen seine Feldtruppen zu verstärken. Dem französischen Heere konnten die Verbündeten eine erdrückende Übermacht entgegenstellen, am Rhein hatten sie mehr als 300,000 Mann versammelt. Trotzdem erschien ihnen Gneisenaus Plan, direkt auf Paris vorzugehen, als zu kühn. Es sollte vielmehr durch Linksschiebung der Hauptarmee die Verbindung mit der italienischen gesucht und dann, gemeinsam mit den im südlichen Frankreich stehenden Heere Wellingtons und den Truppen in den Niederlanden, ein umfassender Angriff gemacht werden, zunächst wollte man das Plateau von Langres gewinnen, welches in den Köpfen der maßgebenden Strategen eine größere Rolle spielte als die feindliche Armee. Die dazu erforderlichen Bewegungen, schon Anfang Dezember begonnen, führten Schwarzenbergs Armee 120,000 Mann, welche durch die Schweiz ging, Mitte Januar auf jenes Plateau, Mortier räumte es freiwillig; Blücher, welcher mit 75,000 Mann bei Kaub (s. d.), Mannheim und Coblenz den Rhein überschritten hatte, war, nachdem er bedeutende Heeresteile vor den Moselfestungen gelassen hatte, am 25. Januar mit nur 27,000 Mann bei Saint-Dizier angekommen; ihm gegenüber hatten Ney, Marmont und Victor ihre Kräfte bei Vitry-le-François vereinigt. N., welcher die Kaiserin zur Regentin bestellt und ihr seinen Bruder Josef an die Seite gegeben, die eigentliche Leitung der Geschäfte aber wiederum Cambacérès übertragen hatte, traf am 26. Januar in Châlons sur Marne ein. Vorher hatte er dem Gesetzgebenden Körper, welcher ihm in Beziehung auf seine Kriegslust Opposition zu machen wagte, aufgelöst und den Papst, um ein besseres Einvernehmen mit der Kirche anzubahnen, nach Savona entlassen.

In dem nun beginnenden zweimonatlichen Kampfe zeigte der Kaiser sich noch einmal in seiner ganzen Feldherrngröße, freilich erleichterte die zaghafte Kriegführung der Großen Armee, welche nur durch den Feuereifer des Blücherschen Hauptquartiers mitunter zu Thaten hingerissen wurde, seine Aufgabe bedeutend. Trotz der numerischen Überlegenheit des Feindes beschloß er, sofort offensiv vorzugehen. Es geschah am 27. Januar. Er traf aber nur noch auf den russischen General Lanskoi, welcher von Saint-Dizier auf Joinville zurückgeworfen wurde; Blücher hatte sich nach Brienne (s. d.) gewandt, wo ihn N. am 29. angriff und zum Rückzuge nötigte. York, welcher vor den Moselfestungen durch nachrückende Truppen abgelöst war, hatte am 30. Saint-Dizier besetzt, er fand den Feind zwischen seinem und Blüchers Heeresteile, letzterer vereinigte sich mit Schwarzenbergs Armee. Es wurde nun beschlossen, auf N.s Offensive mit einem Gegenstoße zu antworten. Dies geschah am 1. Februar bei La Rothière (s. d.) und führte zu einem Erfolge, welcher nicht ausgenutzt wurde. Blücher ging wieder an die Marne, vereinigte sich mit York und faßte nun den Plan, auf Paris loszugehen; N. hatte sich vor dem ihm langsam folgenden Schwarzenberg nach Nogent sur Seine zurückgezogen. Der Blücher gegenüberstehende Macdonald wich ebenfalls zurück (s. „La Chaussee"); auf die Nachricht hiervon sandte N. ihm Verstärkungen und ging am 8. selbst mit der Hauptmasse seines Heeres an die Marne, Schwarzenberg gegenüber verhältnismäßig schwache Kräfte zurücklassend. Es kam ihm darauf an, sich zunächst seines gefährlichsten Gegners, Blüchers, zu entledigen. Die weitgedehnte Aufstellung desselben begünstigte N.s energischen Anfall. Es kam zu einer Reihe von blutigen Kämpfen. Am 9. bemächtigte der von N. entsandte Marmont sich des Überganges über den Petit Morin bei Saint-Prix, am 10. vernichtete der Kaiser das russische Corps Olsufiew bei Champaubert, am 11. schlug er York bei Montmirail (s. d.), drängte denselben am 12. bei Château-Thierry über die Marne zurück, wandte sich dann gegen Blücher und schlug diesen am 14. bei Vauchamps (s. d.) und Etoges, worauf derselbe bis nach Châlons sur Marne zurückging. Verpflegungsschwierigkeiten machten den Verbündeten viel zu schaffen, in ihrem Rücken stand das Landvolk auf.

Diese Unfälle veranlaßten Schwarzenberg, dessen Vortruppen schon bis nach Fontainebleau gekommen waren, am 16. ebenfalls den Rückweg anzutreten. Der unermüdliche N. war bereits mit einem großen Teile seines Heeres zur Stelle, um diesen zu beschleunigen. Am 17. wurde Wittgenstein bei Nangis (s. d.) geworfen, am 18. der Sieg bei Montereau (s. d.) erfochten. Schwarzenberg konnte 60,000 Franzosen 160,000 Verbündete entgegenstellen, trotzdem ward im Großen Hauptquartier der Rückzug an die Aube beschlossen. Hier wollte man das Ergebnis eines neuen Vorstoßes gegen Paris abwarten, welchen Blücher, den die aus den Niederlanden herankommenden Corps von Bülow und Wintzingerode verstärken sollten, zu unternehmen gestattet war. N. erfuhr den Abmarsch desselben in der Nacht vom 26./27. zu Troyes, sofort brach er wieder nach der Marne auf, um ihm in den Rücken zu fallen; nur 33,000 Mann ließ er unter Macdonald Schwarzenberg gegenüber, dessen Truppen Bar sur Aube (s. d.) behaupteten. Die Hauptarmee ruhte dann von neuem auf ihren Lorbeeren.

Die Blücher gegenüberstehenden Marschälle Marmont und Mortier waren anfangs vor ihm zurückgewichen; er selbst machte an der Thérouanne, einem rechten Nebenflusse der Marne, Halt, um

hier seine Kräfte zu vereinigen. Als er jedoch am 28. die Nachricht vom Nahen N.s erhielt, wich er gegen Soissons aus, um hinter die Aisne zu gelangen; sein Corps Kleist wurde am 1. und 2. März an der Thérouanne heftig zurückgedrängt, Soissons (s. d.) war in französischen Händen; wenn es sich hielt, so war Blüchers Lage kritisch, aber der Kommandant, General Moreau, den N. deshalb kriegsrechtlich erschießen ließ, kapitulierte am 3. März, Blücher konnte sich mit Bülow und Wintzingerode vereinigen, und am 7. kam es zur Schlacht von Craonne; das preußische Hauptquartier hatte N.s Absicht, seine linke Flanke zu umgehen, erkannt, wozu dieser am 5. sich der Aisnebrücke bei Berry au Bac und der Stadt Reims (s. d.) bemächtigt hatte. Am Nachmittage des 6. fanden Einleitungskämpfe statt. Am 7. gedachten beide Feldherren angriffsweise zu verfahren; Blücher, in einer starken Stellung stehend, wollte seinen frontalen Ausfall mit einer Umgehung des feindlichen rechten Flügels verbinden, welche Wintzingerode ausführen sollte. Dieser blieb jedoch, durch schlechte Wege und andere Verhältnisse aufgehalten, aus; und N.s Offensive ward schließlich mit Erfolg gekrönt; Blücher mußte auf Laon zurückgehen. Die Schlacht war die blutigste des Feldzuges, 40,000 Franzosen hatten gegen 52,000 Russen gekämpft, erstere hatten 8,000, letztere 4,800 Mann verloren. Am 9. griff N. bei Laon (s. d.) von neuem an, setzte den Kampf am 10. fort und ging dann nach dem von den Russen wieder geräumten Soissons. Nachdem er hier seinem geschwächten Heere eine neue Einteilung gegeben hatte, ging er nach Reims, welches die Seinen inzwischen verloren und wiedergewonnen hatten, und wandte sich von hier gegen Schwarzenberg, dessen Heer sich auf Kaiser Alexanders Betreiben wieder genähert hatte; Marmont und Mortier blieben mit 30,000 Mann Blücher gegenüber. Am 20. und 21. März kam es bei Arcis sur Aube (s. d.) zur Schlacht. Trotz ihrer dreifachen Übermacht und obgleich N.s Angriffe siegreich zurückgewiesen wurden, hatten die Verbündeten wiederum keinen namhaften Erfolg zu verzeichnen; N. zog unverfolgt ab und richtete seinen Marsch auf Vitry-le-François, um durch eine Operation gegen die Verbindungen der Hauptarmee letztere zum Rückzuge zu veranlassen. Diese Bewegung entschied über den Ausgang des Feldzuges, denn jetzt reichten sich am 23. bei Sommesous die Heere Schwarzenbergs und Blüchers die Hand, und, als ein aufgefangener Brief N.s an die Kaiserin-Regentin die Verbündeten über seine Absichten aufgeklärt hatte, wurde am 24. beschlossen, ihm Wintzingerode mit einem Reiter-Corps nachzusenden und mit allen verfügbaren Kräften auf Paris loszugehen. Am 25. wurde der Marsch dahin angetreten, welchen Kaiser Franz nicht mitmachte; an demselben Tage fand bei La Fère-Champénoise (s. d.) ein blutiges Gefecht gegen die auf dem Wege zur Vereinigung mit N. begriffenen Marschälle Marmont und Mortier statt, in welchem die Divisionen Amey und Pacthod von verbündeter Kavallerie und Artillerie gänzlich aufgerieben wurden. Die Marschälle waren genötigt, auf Paris zurückzugehen, wohin die Verbündeten ihnen folgten; die Schlacht am Montmartre (s. d.) am 30. beendete hier den Feldzug. N., welcher bis Saint-Dizier gekommen war, erkannte dort am 27. seine Lage, über welche Wintzingerode ihn bis dahin getäuscht hatte; er kehrte sofort um und suchte über Troyes vor dem Feinde Paris zu erreichen, aber, seinen Truppen vorausgeeilt, erhält er am Abend des 30. sichere Kunde von den Ereignissen in Paris und kehrt nach Fontainebleau zurück, wo seine Truppen erst am 4. und 5. eintrafen.

Neben den kriegerischen Ereignissen waren Friedens-Unterhandlungen (vgl. „Châtillon“, „Chaumont“) hergegangen; leicht hätten sie N. seinen Thron, welchen Metternich und anfangs auch Alexander zu stützen geneigt waren, erhalten können. Aber Ehrgeiz und Herrschsucht verblendeten ihn; jeder Waffenerfolg steigerte seine Forderungen, bis das Kriegsglück vollständig gegen ihn entschieden hatte und Paris wie seine eigenen Heerführer sich gegen ihn erklärten. Am 30. Mai wurde zu Paris (s. d.) Frieden geschlossen.

Der im südöstlichen Frankreich geführte Krieg blieb ohne wesentlichen Einfluß auf den Gang der Ereignisse. Augereau hatte hier ein Heer gesammelt und bemühte sich, die Österreicher unter Bubna, welche von der Schweiz aus in Savoyen und Frankreich eingerückt waren, zurückzudrängen, Besançon zu entsetzen und Genf zu nehmen, aber er wich bald auf Lyon und, als er dieses am 21. hatte räumen müssen, auf Vienne, schließlich auf Grénoble zurück und schloß am 11. April einen Waffenstillstand, welcher die Feindseligkeiten beendete. Wichtiger waren die Fortschritte, welche die Engländer im Südwesten machten (s. „Peninsulakrieg“), namentlich durch den Verlust von Bordeaux, wo der Herzog von Angoulême die weiße Fahne aufpflanzte.

In den Niederlanden hatten sich die Franzosen vor Bülow Mitte Januar nach Antwerpen zurückgezogen, zu dessen Belagerung diesem die Mittel fehlten. Hier kommandierte Carnot, im freien Felde General Maison. Außer Bülow standen den Franzosen Engländer unter Graham und Russen unter Wintzingerode gegenüber; letzterer war Mitte Januar bei Düsseldorf über den Rhein gegangen. Die preußischen und russischen Truppen wurden Anfang Februar durch das III. deutsche Bundes-Corps unter dem Herzoge von Weimar ersetzt, welches mit den Engländern nun die Einschließung von Antwerpen übernahm, während jene sich gegen Maison wandten. Mitte Februar wurden Bülow und Wintzingerode angewiesen, zur Armee in Frankreich zu stoßen; ersterer ließ die Brigade Borstell zurück, welche mit dem III. Bundes-Corps vereint den Kampf gegen Maison bis zu einem am 12. April geschlossenen Waffenstillstande fortsetzte. Antwerpen kapitulierte erst am 4. Mai. — Vgl. Bogdanowitsch, Geschichte des Krieges 1814 in Frankreich, deutsch von Baumgarten, Leipzig 1866; Beitzke, Geschichte der Freiheitskriege, 4. Aufl., Bremen 1881 ff.

Ganz gesondert war der Krieg in Italien 1813—1814 geführt worden. Derselbe begann, sobald Österreich an Frankreich den Krieg erklärt hatte. Ersteres hatte zu diesem Zweck 42,000 Mann unter Hiller, letzteres 46,000 Mann unter

Krieg von 1814. N. hatte für denselben, obgleich er bis auf die Konskription des Jahres 1804 zurück- und auf die von 1815 vorgriff, nur 117,600 Mann verfügbar machen können; die Kassen waren leer, das Budget von 1813 zeigte einen Ausfall von 442 Mill. Frcs., aber ebenso rücksichtslos wie mit der Menschensteuer verfuhr er mit den Abgaben; direkte wie indirekte wurden gewaltig in die Höhe geschraubt und, wo das Bargeld nicht reichte, wurden papierne Ersatzmittel gegeben. Er wäre imstande gewesen, den am Rhein stehenden Heeren gegenüber mit stärkeren Kräften aufzutreten, wenn er sich hätte entschließen können, die Truppen heranzuziehen, welche auf den Kriegsschauplätzen von untergeordneter Bedeutung, in den Niederlanden, in den Pyrenäen und in Italien im Felde standen, aber er konnte jetzt ebenso wenig über sich gewinnen, freiwillig etwas zu opfern, wie er 1813 sich hatte entschließen können, die deutschen Festungen aufzugeben und durch ihre Besatzungen seine Feldtruppen zu verstärken. Dem französischen Heere konnten die Verbündeten eine erdrückende Übermacht entgegenstellen, am Rhein hatten sie mehr als 300,000 Mann versammelt. Trotzdem erschien ihnen Gneisenaus Plan, direkt auf Paris vorzugehen, als zu kühn. Es sollte vielmehr durch Linksschiebung der Hauptarmee die Verbindung mit der italienischen gesucht und dann, gemeinsam mit den im südlichen Frankreich stehenden Heere Wellingtons und den Truppen in den Niederlanden, ein umfassender Angriff gemacht werden, zunächst wollte man das Plateau von Langres gewinnen, welches in den Köpfen der maßgebenden Strategen eine größere Rolle spielte als die feindliche Armee. Die dazu erforderlichen Bewegungen, schon Anfang Dezember begonnen, führten Schwarzenbergs Armee 120,000 Mann, welche durch die Schweiz ging, Mitte Januar auf jenes Plateau, Mortier räumte es freiwillig; Blücher, welcher mit 75,000 Mann bei Kaub (s. d.), Mannheim und Coblenz den Rhein überschritten hatte, war, nachdem er bedeutende Heeresteile vor den Moselfestungen gelassen hatte, am 25. Januar mit nur 27,000 Mann bei Saint-Dizier angekommen; ihm gegenüber hatten Ney, Marmont und Victor ihre Kräfte bei Vitry-le-François vereinigt. N., welcher die Kaiserin zur Regentin bestellt und ihr seinen Bruder Josef an die Seite gegeben, die eigentliche Leitung der Geschäfte aber wiederum Cambacérès übertragen hatte, traf am 26. Januar in Châlons sur Marne ein. Vorher hatte er dem Gesetzgebenden Körper, welcher ihm in Beziehung auf seine Kriegslust Opposition zu machen wagte, aufgelöst und den Papst, um ein besseres Einvernehmen mit der Kirche anzubahnen, nach Savona entlassen.

In dem nun beginnenden zweimonatlichen Kampfe zeigte der Kaiser sich noch einmal in seiner ganzen Feldherrngröße, freilich erleichterte die zaghafte Kriegführung der Großen Armee, welche nur durch den Feuereifer des Blücherschen Hauptquartiers mitunter zu Thaten hingerissen wurde, seine Aufgabe bedeutend. Trotz der numerischen Überlegenheit des Feindes beschloß er, sofort offensiv vorzugehen. Es geschah am 27. Januar. Er traf aber nur noch auf den russischen General Lanskoi, welcher von Saint-Dizier auf Joinville zurückgeworfen wurde; Blücher hatte sich nach Brienne (s. d.) gewandt, wo ihn N. am 29. angriff und zum Rückzuge nötigte. York, welcher vor den Moselfestungen durch nachrückende Truppen abgelöst war, hatte am 30. Saint-Dizier besetzt, er fand den Feind zwischen seinem und Blüchers Heeresteile, letzterer vereinigte sich mit Schwarzenbergs Armee. Es wurde nun beschlossen, auf N.s Offensive mit einem Gegenstoße zu antworten. Dies geschah am 1. Februar bei La Rothière (s. d.) und führte zu einem Erfolge, welcher nicht ausgenutzt wurde. Blücher ging wieder an die Marne, vereinigte sich mit York und faßte nun den Plan, auf Paris loszugehen; N. hatte sich vor dem ihm langsam folgenden Schwarzenberg nach Nogent sur Seine zurückgezogen. Der Blücher gegenüberstehende Macdonald wich ebenfalls zurück (s. „La Chaussee"); auf die Nachricht hiervon sandte N. ihm Verstärkungen und ging am 8. selbst mit der Hauptmasse seines Heeres an die Marne, Schwarzenberg gegenüber verhältnismäßig schwache Kräfte zurücklassend. Es kam ihm darauf an, sich zunächst seines gefährlichsten Gegners, Blüchers, zu entledigen. Die weitgedehnte Aufstellung desselben begünstigte N.s energischen Anfall. Es kam zu einer Reihe von blutigen Kämpfen. Am 9. bemächtigte der von N. entsandte Marmont sich des Überganges über den Petit Morin bei Saint-Prix, am 10. vernichtete der Kaiser das russische Corps Olsusiew bei Champaubert, am 11. schlug er York bei Montmirail (s. d.), drängte denselben am 12. bei Château-Thierry über die Marne zurück, wandte sich dann gegen Blücher und schlug diesen am 14. bei Vauchamps (s. d.) und Etoges, worauf derselbe bis nach Châlons sur Marne zurückging. Verpflegungsschwierigkeiten machten den Verbündeten viel zu schaffen, in ihrem Rücken stand das Landvolk auf.

Diese Unfälle veranlaßten Schwarzenberg, dessen Vortruppen schon bis nach Fontainebleau gekommen waren, am 16. ebenfalls den Rückweg anzutreten. Der unermüdliche N. war bereits mit einem großen Teile seines Heeres zur Stelle, um diesen zu beschleunigen. Am 17. wurde Wittgenstein bei Nangis (s. d.) geworfen, am 18. der Sieg bei Montereau (s. d.) erfochten. Schwarzenberg konnte 60,000 Franzosen 160,000 Verbündete entgegenstellen, trotzdem ward im Großen Hauptquartier der Rückzug an die Aube beschlossen. Hier wollte man das Ergebnis eines neuen Vorstoßes gegen Paris abwarten, welchen Blücher, den die aus den Niederlanden herankommenden Corps von Bülow und Wintzingerode verstärken sollten, zu unternehmen gestattet war. N. erfuhr den Abmarsch desselben in der Nacht vom 26./27. zu Troyes, sofort brach er wieder nach der Marne auf, um ihm in den Rücken zu fallen; nur 33,000 Mann ließ er unter Macdonald Schwarzenberg gegenüber, dessen Truppen Bar sur Aube (s. d.) behaupteten. Die Hauptarmee ruhte dann von neuem auf ihren Lorbeeren.

Die Blücher gegenüberstehenden Marschälle Marmont und Mortier waren anfangs vor ihm zurückgewichen; er selbst machte an der Thérouanne, einem rechten Nebenflusse der Marne, Halt, um

hier seine Kräfte zu vereinigen. Als er jedoch am 28. die Nachricht vom Nahen N.s erhielt, wich er gegen Soissons aus, um hinter die Aisne zu gelangen; sein Corps Kleist wurde am 1. und 2. März an der Thérouanne heftig zurückgedrängt, Soissons (s. d.) war in französischen Händen; wenn es sich hielt, so war Blüchers Lage kritisch, aber der Kommandant, General Moreau, den N. deshalb kriegsrechtlich erschießen ließ, kapitulierte am 3. März, Blücher konnte sich mit Bülow und Wintzingerode vereinigen, und am 7. kam es zur Schlacht von Craonne; das preußische Hauptquartier hatte N.s Absicht, seine linke Flanke zu umgehen, erkannt, wozu dieser am 5. sich der Aisnebrücke bei Berry au Bac und der Stadt Reims (s. d.) bemächtigt hatte. Am Nachmittage des 6. fanden Einleitungskämpfe statt. Am 7. gedachten beide Feldherren angriffsweise zu verfahren; Blücher, in einer starken Stellung stehend, wollte seinen frontalen Ausfall mit einer Umgehung des feindlichen rechten Flügels verbinden, welche Wintzingerode ausführen sollte. Dieser blieb jedoch, durch schlechte Wege und andere Verhältnisse aufgehalten, aus; und N.s Offensive ward schließlich mit Erfolg gekrönt; Blücher mußte auf Laon zurückgehen. Die Schlacht war die blutigste des Feldzuges, 40,000 Franzosen hatten gegen 52,000 Russen gekämpft, erstere hatten 8,000, letztere 4,800 Mann verloren. Am 9. griff N. bei Laon (s. d.) von neuem an, setzte den Kampf am 10. fort und ging dann nach dem von den Russen wieder geräumten Soissons. Nachdem er hier seinem geschwächten Heere eine neue Einteilung gegeben hatte, ging er nach Reims, welches die Seinen inzwischen verloren und wiedergewonnen hatten, und wandte sich von hier gegen Schwarzenberg, dessen Heer sich auf Kaiser Alexanders Betreiben wieder genähert hatte; Marmont und Mortier blieben mit 30,000 Mann Blücher gegenüber. Am 20. und 21. März kam es bei Arcis sur Aube (s. d.) zur Schlacht. Trotz ihrer dreifachen Übermacht und obgleich N.s Angriffe siegreich zurückgewiesen wurden, hatten die Verbündeten wiederum keinen namhaften Erfolg zu verzeichnen; N. zog unverfolgt ab und richtete seinen Marsch auf Vitry-le-François, um durch eine Operation gegen die Verbindungen der Hauptarmee letztere zum Rückzuge zu veranlassen. Diese Bewegung entschied über den Ausgang des Feldzuges, denn jetzt reichten sich am 23. bei Sommesous die Heere Schwarzenbergs und Blüchers die Hand, und, als ein aufgefangener Brief N.s an die Kaiserin-Regentin die Verbündeten über seine Absichten aufgeklärt hatte, wurde am 24. beschlossen, ihm Wintzingerode mit einem Reiter-Corps nachzusenden und mit allen verfügbaren Kräften auf Paris loszugehen. Am 25. wurde der Marsch dahin angetreten, welchen Kaiser Franz nicht mitmachte; an demselben Tage fand bei La Fère-Champénoise (s. d.) ein blutiges Gefecht gegen die auf dem Wege zur Vereinigung mit N. begriffenen Marschälle Marmont und Mortier statt, in welchem die Divisionen Amey und Pacthod von verbündeter Kavallerie und Artillerie gänzlich aufgerieben wurden. Die Marschälle waren genötigt, auf Paris zurückzugehen, wohin die Verbündeten ihnen folgten; die Schlacht am Montmartre (s. d.) am 30. beendete hier den Feldzug. N., welcher bis Saint-Dizier gekommen war, erkannte dort am 27. seine Lage, über welche Wintzingerode ihn bis dahin getäuscht hatte; er kehrte sofort um und suchte über Troyes vor dem Feinde Paris zu erreichen, aber, seinen Truppen vorausgeeilt, erhält er am Abend des 30. sichere Kunde von den Ereignissen in Paris und kehrt nach Fontainebleau zurück, wo seine Truppen erst am 4. und 5. eintrafen.

Neben den kriegerischen Ereignissen waren Friedens-Unterhandlungen (vgl. „Châtillon“, „Chaumont“) hergegangen; leicht hätten sie N. seinen Thron, welchen Metternich und anfangs auch Alexander zu stützen geneigt waren, erhalten können. Aber Ehrgeiz und Herrschsucht verblendeten ihn; jeder Waffenerfolg steigerte seine Forderungen, bis das Kriegsglück vollständig gegen ihn entschieden hatte und Paris wie seine eigenen Heerführer sich gegen ihn erklärten. Am 30. Mai wurde zu Paris (s. d.) Frieden geschlossen.

Der im südöstlichen Frankreich geführte Krieg blieb ohne wesentlichen Einfluß auf den Gang der Ereignisse. Augereau hatte hier ein Heer gesammelt und bemühte sich, die Österreicher unter Bubna, welche von der Schweiz aus in Savoyen und Frankreich eingerückt waren, zurückzudrängen, Besançon zu entsetzen und Genf zu nehmen, aber er wich bald auf Lyon und, als er dieses am 21. hatte räumen müssen, auf Vienne, schließlich auf Grénoble zurück und schloß am 11. April einen Waffenstillstand, welcher die Feindseligkeiten beendete. Wichtiger waren die Fortschritte, welche die Engländer im Südwesten machten (s. „Peninsulakrieg“), namentlich durch den Verlust von Bordeaux, wo der Herzog von Angoulême die weiße Fahne aufpflanzte.

In den Niederlanden hatten sich die Franzosen vor Bülow Mitte Januar nach Antwerpen zurückgezogen, zu dessen Belagerung diesem die Mittel fehlten. Hier kommandierte Carnot, im freien Felde General Maison. Außer Bülow standen den Franzosen Engländer unter Graham und Russen unter Wintzingerode gegenüber; letzterer war Mitte Januar bei Düsseldorf über den Rhein gegangen. Die preußischen und russischen Truppen wurden Anfang Februar durch das III. deutsche Bundes-Corps unter dem Herzoge von Weimar ersetzt, welches mit den Engländern nun die Einschließung von Antwerpen übernahm, während jene sich gegen Maison wandten. Mitte Februar wurden Bülow und Wintzingerode angewiesen, zur Armee in Frankreich zu stoßen; ersterer ließ die Brigade Borstell zurück, welche mit dem III. Bundes-Corps vereint den Kampf gegen Maison bis zu einem am 12. April geschlossenen Waffenstillstande fortsetzte. Antwerpen kapitulierte erst am 4. Mai. — Vgl. Bogdanowitsch, Geschichte des Krieges 1814 in Frankreich, deutsch von Baumgarten, Leipzig 1866; Beitzke, Geschichte der Freiheitskriege, 4. Aufl., Bremen 1881 ff.

Ganz gesondert war der Krieg in Italien 1813—1814 geführt worden. Derselbe begann, sobald Österreich an Frankreich den Krieg erklärt hatte. Ersteres hatte zu diesem Zweck 42,000 Mann unter Hiller, letzteres 46,000 Mann unter

Krieg von 1814. N. hatte für denselben, obgleich er bis auf die Konskription des Jahres 1804 zurück- und auf die von 1815 vorgriff, nur 117,600 Mann verfügbar machen können; die Kassen waren leer, das Budget von 1813 zeigte einen Ausfall von 442 Mill. Frcs., aber ebenso rücksichtslos wie mit der Menschensteuer verfuhr er mit den Abgaben; direkte wie indirekte wurden gewaltig in die Höhe geschraubt und, wo das Bargeld nicht reichte, wurden papierne Ersatzmittel gegeben. Er wäre imstande gewesen, den am Rhein stehenden Heeren gegenüber mit stärkeren Kräften aufzutreten, wenn er sich hätte entschließen können, die Truppen heranzuziehen, welche auf den Kriegsschauplätzen von untergeordneter Bedeutung, in den Niederlanden, in den Pyrenäen und in Italien im Felde standen, aber er konnte jetzt ebenso wenig über sich gewinnen, freiwillig etwas zu opfern, wie er 1813 sich hatte entschließen können, die deutschen Festungen aufzugeben und durch ihre Besatzungen seine Feldtruppen zu verstärken. Dem französischen Heere konnten die Verbündeten eine erdrückende Übermacht entgegenstellen, am Rhein hatten sie mehr als 300,000 Mann versammelt. Trotzdem erschien ihnen Gneisenaus Plan, direkt auf Paris vorzugehen, als zu kühn. Es sollte vielmehr durch Linksschiebung der Hauptarmee die Verbindung mit der italienischen gesucht und dann, gemeinsam mit den im südlichen Frankreich stehenden Heere Wellingtons und den Truppen in den Niederlanden, ein umfassender Angriff gemacht werden, zunächst wollte man das Plateau von Langres gewinnen, welches in den Köpfen der maßgebenden Strategen eine größere Rolle spielte als die feindliche Armee. Die dazu erforderlichen Bewegungen, schon Anfang Dezember begonnen, führten Schwarzenbergs Armee 120,000 Mann, welche durch die Schweiz ging, Mitte Januar auf jenes Plateau, Mortier räumte es freiwillig; Blücher, welcher mit 75,000 Mann bei Kaub (s. d.), Mannheim und Coblenz den Rhein überschritten hatte, war, nachdem er bedeutende Heeresteile vor den Moselfestungen gelassen hatte, am 25. Januar mit nur 27,000 Mann bei Saint-Dizier angekommen; ihm gegenüber hatten Ney, Marmont und Victor ihre Kräfte bei Vitry-le-François vereinigt. N., welcher die Kaiserin zur Regentin bestellt und ihr seinen Bruder Josef an die Seite gegeben, die eigentliche Leitung der Geschäfte aber wiederum Cambacérès übertragen hatte, traf am 26. Januar in Châlons sur Marne ein. Vorher hatte er dem Gesetzgebenden Körper, welcher ihm in Beziehung auf seine Kriegslust Opposition zu machen wagte, aufgelöst und den Papst, um ein besseres Einvernehmen mit der Kirche anzubahnen, nach Savona entlassen.

In dem nun beginnenden zweimonatlichen Kampfe zeigte der Kaiser sich noch einmal in seiner ganzen Feldherrngröße, freilich erleichterte die zaghafte Kriegführung der Großen Armee, welche nur durch den Feuereifer des Blücherschen Hauptquartiers mitunter zu Thaten hingerissen wurde, seine Aufgabe bedeutend. Trotz der numerischen Überlegenheit des Feindes beschloß er, sofort offensiv vorzugehen. Es geschah am 27. Januar. Er traf aber nur noch auf den russischen General Lanskoi, welcher von Saint-Dizier auf Joinville zurückgeworfen wurde; Blücher hatte sich nach Brienne (s. d.) gewandt, wo ihn N. am 29. angriff und zum Rückzuge nötigte. York, welcher vor den Moselfestungen durch nachrückende Truppen abgelöst war, hatte am 30. Saint-Dizier besetzt, er fand den Feind zwischen seinem und Blüchers Heeresteile, letzterer vereinigte sich mit Schwarzenbergs Armee. Es wurde nun beschlossen, auf N.s Offensive mit einem Gegenstoße zu antworten. Dies geschah am 1. Februar bei La Rothière (s. d.) und führte zu einem Erfolge, welcher nicht ausgenutzt wurde. Blücher ging wieder an die Marne, vereinigte sich mit York und faßte nun den Plan, auf Paris loszugehen; N. hatte sich vor dem ihm langsam folgenden Schwarzenberg nach Nogent sur Seine zurückgezogen. Der Blücher gegenüberstehende Macdonald wich ebenfalls zurück (s. „La Chaussee"); auf die Nachricht hiervon sandte N. ihm Verstärkungen und ging am 8. selbst mit der Hauptmasse seines Heeres an die Marne, Schwarzenberg gegenüber verhältnismäßig schwache Kräfte zurücklassend. Es kam ihm darauf an, sich zunächst seines gefährlichsten Gegners, Blüchers, zu entledigen. Die weitgedehnte Aufstellung desselben begünstigte N.s energischen Anfall. Es kam zu einer Reihe von blutigen Kämpfen. Am 9. bemächtigte der von N. entsandte Marmont sich des Überganges über den Petit Morin bei Saint-Prix, am 10. vernichtete der Kaiser das russische Corps Olsufiew bei Champaubert, am 11. schlug er York bei Montmirail (s. d.), drängte denselben am 12. bei Château-Thierry über die Marne zurück, wandte sich dann gegen Blücher und schlug diesen am 14. bei Vauchamps (s. d.) und Etoges, worauf derselbe bis nach Châlons sur Marne zurückging. Verpflegungsschwierigkeiten machten den Verbündeten viel zu schaffen, in ihrem Rücken stand das Landvolk auf.

Diese Unfälle veranlaßten Schwarzenberg, dessen Vortruppen schon bis nach Fontainebleau gekommen waren, am 16. ebenfalls den Rückweg anzutreten. Der unermüdliche N. war bereits mit einem großen Teile seines Heeres zur Stelle, um diesen zu beschleunigen. Am 17. wurde Wittgenstein bei Nangis (s. d.) geworfen, am 18. der Sieg bei Montereau (s. d.) erfochten. Schwarzenberg konnte 60,000 Franzosen 160,000 Verbündete entgegenstellen, trotzdem ward im Großen Hauptquartier der Rückzug an die Aube beschlossen. Hier wollte man das Ergebnis eines neuen Vorstoßes gegen Paris abwarten, welchen Blücher, den die aus den Niederlanden herankommenden Corps von Bülow und Wintzingerode verstärken sollten, zu unternehmen gestattet war. N. erfuhr den Abmarsch desselben in der Nacht vom 26./27. zu Troyes, sofort brach er wieder nach der Marne auf, um ihm in den Rücken zu fallen; nur 33,000 Mann ließ er unter Macdonald Schwarzenberg gegenüber, dessen Truppen Bar sur Aube (s. d.) behaupteten. Die Hauptarmee ruhte dann von neuem auf ihren Lorbeeren.

Die Blücher gegenüberstehenden Marschälle Marmont und Mortier waren anfangs vor ihm zurückgewichen; er selbst machte an der Thérouanne, einem rechten Nebenflusse der Marne, Halt, um

hier seine Kräfte zu vereinigen. Als er jedoch am 28. die Nachricht vom Nahen N.s erhielt, wich er gegen Soissons aus, um hinter die Aisne zu gelangen; sein Corps Kleist wurde am 1. und 2. März an der Thérouanne heftig zurückgedrängt, Soissons (s. d.) war in französischen Händen; wenn es sich hielt, so war Blüchers Lage kritisch, aber der Kommandant, General Moreau, den N. deshalb kriegsrechtlich erschießen ließ, kapitulierte am 3. März, Blücher konnte sich mit Bülow und Wintzingerode vereinigen, und am 7. kam es zur Schlacht von Craonne; das preußische Hauptquartier hatte N.s Absicht, seine linke Flanke zu umgehen, erkannt, wozu dieser am 5. sich der Aisnebrücke bei Berry au Bac und der Stadt Reims (s. d.) bemächtigt hatte. Am Nachmittage des 6. fanden Einleitungskämpfe statt. Am 7. gedachten beide Feldherren angriffsweise zu verfahren; Blücher, in einer starken Stellung stehend, wollte seinen frontalen Ausfall mit einer Umgehung des feindlichen rechten Flügels verbinden, welche Wintzingerode ausführen sollte. Dieser blieb jedoch, durch schlechte Wege und andere Verhältnisse aufgehalten, aus; und N.s Offensive ward schließlich mit Erfolg gekrönt; Blücher mußte auf Laon zurückgehen. Die Schlacht war die blutigste des Feldzuges, 40,000 Franzosen hatten gegen 52,000 Russen gekämpft, erstere hatten 8,000, letztere 4,800 Mann verloren. Am 9. griff N. bei Laon (s. d.) von neuem an, setzte den Kampf am 10. fort und ging dann nach dem von den Russen wieder geräumten Soissons. Nachdem er hier seinem geschwächten Heere eine neue Einteilung gegeben hatte, ging er nach Reims, welches die Seinen inzwischen verloren und wiedergewonnen hatten, und wandte sich von hier gegen Schwarzenberg, dessen Heer sich auf Kaiser Alexanders Betreiben wieder genähert hatte; Marmont und Mortier blieben mit 30,000 Mann Blücher gegenüber. Am 20. und 21. März kam es bei Arcis sur Aube (s. d.) zur Schlacht. Trotz ihrer dreifachen Übermacht und obgleich N.s Angriffe siegreich zurückgewiesen wurden, hatten die Verbündeten wiederum keinen namhaften Erfolg zu verzeichnen; N. zog unverfolgt ab und richtete seinen Marsch auf Vitry-le-François, um durch eine Operation gegen die Verbindungen der Hauptarmee letztere zum Rückzuge zu veranlassen. Diese Bewegung entschied über den Ausgang des Feldzuges, denn jetzt reichten sich am 23. bei Sommesous die Heere Schwarzenbergs und Blüchers die Hand, und, als ein aufgefangener Brief N.s an die Kaiserin-Regentin die Verbündeten über seine Absichten aufgeklärt hatte, wurde am 24. beschlossen, ihm Wintzingerode mit einem Reiter-Corps nachzusenden und mit allen verfügbaren Kräften auf Paris loszugehen. Am 25. wurde der Marsch dahin angetreten, welchen Kaiser Franz nicht mitmachte; an demselben Tage fand bei La Fère-Champénoise (s. d.) ein blutiges Gefecht gegen die auf dem Wege zur Vereinigung mit N. begriffenen Marschälle Marmont und Mortier statt, in welchem die Divisionen Amey und Pacthod von verbündeter Kavallerie und Artillerie gänzlich aufgerieben wurden. Die Marschälle waren genötigt, auf Paris zurückzugehen, wohin die Verbündeten ihnen folgten; die Schlacht am Montmartre (s. d.) am 30. beendete hier den Feldzug. N., welcher bis Saint-Dizier gekommen war, erkannte dort am 27. seine Lage, über welche Wintzingerode ihn bis dahin getäuscht hatte; er kehrte sofort um und suchte über Troyes vor dem Feinde Paris zu erreichen, aber, seinen Truppen vorausgeeilt, erhält er am Abend des 30. sichere Kunde von den Ereignissen in Paris und kehrt nach Fontainebleau zurück, wo seine Truppen erst am 4. und 5. eintrafen.

Neben den kriegerischen Ereignissen waren Friedens-Unterhandlungen (vgl. „Châtillon", „Chaumont") hergegangen; leicht hätten sie N. seinen Thron, welchen Metternich und anfangs auch Alexander zu stützen geneigt waren, erhalten können. Aber Ehrgeiz und Herrschsucht verblendeten ihn; jeder Waffenerfolg steigerte seine Forderungen, bis das Kriegsglück vollständig gegen ihn entschieden hatte und Paris wie seine eigenen Heerführer sich gegen ihn erklärten. Am 30. Mai wurde zu Paris (s. d.) Frieden geschlossen.

Der im südöstlichen Frankreich geführte Krieg blieb ohne wesentlichen Einfluß auf den Gang der Ereignisse. Augereau hatte hier ein Heer gesammelt und bemühte sich, die Österreicher unter Bubna, welche von der Schweiz aus in Savoyen und Frankreich eingerückt waren, zurückzudrängen, Besançon zu entsetzen und Genf zu nehmen, aber er wich bald auf Lyon und, als er dieses am 21. hatte räumen müssen, auf Vienne, schließlich auf Grénoble zurück und schloß am 11. April einen Waffenstillstand, welcher die Feindseligkeiten beendete. Wichtiger waren die Fortschritte, welche die Engländer im Südwesten machten (s. „Peninsularkrieg"), namentlich durch den Verlust von Bordeaux, wo der Herzog von Angoulême die weiße Fahne aufpflanzte.

In den Niederlanden hatten sich die Franzosen vor Bülow Mitte Januar nach Antwerpen zurückgezogen, zu dessen Belagerung diesem die Mittel fehlten. Hier kommandierte Carnot, im freien Felde General Maison. Außer Bülow standen den Franzosen Engländer unter Graham und Russen unter Wintzingerode gegenüber; letzterer war Mitte Januar bei Düsseldorf über den Rhein gegangen. Die preußischen und russischen Truppen wurden Anfang Februar durch das III. deutsche Bundes-Corps unter dem Herzoge von Weimar ersetzt, welches mit den Engländern nun die Einschließung von Antwerpen übernahm, während jene sich gegen Maison wandten. Mitte Februar wurden Bülow und Wintzingerode angewiesen, zur Armee in Frankreich zu stoßen; ersterer ließ die Brigade Borstell zurück, welche mit dem III. Bundes-Corps vereint den Kampf gegen Maison bis zu einem am 12. April geschlossenen Waffenstillstande fortsetzte. Antwerpen kapitulierte erst am 4. Mai. — Vgl. Bogdanowitsch, Geschichte des Krieges 1814 in Frankreich, deutsch von Baumgarten, Leipzig 1866; Beitzke, Geschichte der Freiheitskriege, 4. Aufl., Bremen 1881 ff.

Ganz gesondert war der Krieg in Italien 1813—1814 geführt worden. Derselbe begann, sobald Österreich an Frankreich den Krieg erklärt hatte. Ersteres hatte zu diesem Zweck 42,000 Mann unter Hiller, letzteres 46,000 Mann unter

dem Vizekönig Eugen an der Grenze versammelt. Letzterer zog sich, teils durch den Gegner gedrängt, teils durch den Gang des Krieges in Deutschland und Murats bald sehr wenig Vertrauen erweckende Haltung veranlaßt, unter fortgesetzten Gefechten langsam zurück und langte Anfang November an der Etsch an; die Illyrischen Provinzen, deren Bevölkerung zu Österreich neigte, wurden eine leichte Beute der einrückenden Kolonnen. Als Mitte Dezember Graf Bellegarde das Kommando der österreichischen Truppen übernommen hatte, änderte bald ein mit Murat am 11. Januar 1814 abgeschlossener Vertrag, welchem gemäß dieser mit 30,000 Mann auf dem rechten, die Österreicher auf dem linken Pouser und Lord Bentinck mit 8,000 Engländern von Livorno aus gegen Genua operieren sollte, die Kriegslage; Murat hatte schon vorher einen Teil des Kirchenstaates besetzt, es war ihm mit dem Kriege wenig Ernst; sein Königreich zu behalten und dasselbe wo möglich zu vergrößern, war das einzige Ziel, welches er im Auge hatte; in einen anderen Teil des Kirchenstaates waren zur See angekommene Österreicher unter Nugent eingerückt. Zwischen Eugen und Bellegarde kam es am 8. Februar zu einem größeren, aber wenig entscheidenden Zusammentreffen am Mincio (s. d.). Auf die Kunde von N.s Abdankung schloß Eugen am 17. April einen Waffenstillstand, welchem am 24. eine zu Mantua vereinbarte Militärkonvention folgte. Die Franzosen räumten in Gemäßheit derselben Italien, wo Österreich, abgesehen von dem Murat verbleibenden Neapel, meist die früheren Herrscher wieder einsetzte; Genua hatten am 18. die Engländer in Besitz genommen. — Vgl. Vaudoncourt, Histoire des campagnes d'Italie en 1813—1814, London 1817; C. Bade, Der Feldzug des Prinzen Eugen im Jahre 1813, Hamburg 1862.

N. sann in Fontainebleau zunächst darauf, den Kampf fortzusetzen. Der vor kurzem noch so knechtische Senat hatte ihn freilich schon am 2. April, samt seinem Hause, für entthront erklärt, der Gesetzgebende Körper hatte am 3. zugestimmt. Talleyrand, durch Kaiser Alexander an die Spitze der provisorischen Regierung gestellt, arbeitete für die Wiedereinsetzung der Bourbonen, und N.s getreuer Unterhändler Coulaincourt hatte diesem nicht verhehlt, daß er von den Verbündeten nichts zu erwarten habe, dennoch gab er die Hoffnung nicht auf, denn noch glaubte er Truppen zu seiner Verfügung zu haben: die, welche er von Saint-Dizier hergeführt hatte, die, welche unter Marmont und Mortier bei Paris gefochten hatten, die, welche Augerau befehligte, die, welche unter Soult und Suchet über die Pyrenäen gekommen waren, und die, welche in den Niederlanden standen. Aber die Soldaten, und noch mehr die höheren Führer, waren des Krieges müde, und der Abfall seiner Generale belehrte ihn bald eines anderen. Lefèbvre, Macdonald, Oudinot und Ney, welche er bei sich hatte, weigerten sich, weiter zu kämpfen, und veranlaßten ihn am 4., zugunsten seines Sohnes auf den Thron zu verzichten, selbst Berthier, sein Generalstabschef in vielen Feldzügen, und Maret, der Leiter der auswärtigen Angelegenheiten, ein Jugendbekannter aus der Zeit, als er noch der Lieutenant Bonaparte war, verließen ihn: Marmont ging förmlich zu den Verbündeten über, und am 6. dankte N. ganz ab. Ein am 11. abgeschlossener Vertrag verwies ihn nach Elba, welches er als souveräner Fürst beherrschen sollte; für sich und seine Familie sollte er außerdem von Frankreich jährlich 2 Mill. Frcs. beziehen, gegen 800 Soldaten sollten ihn begleiten; die Engländer übernahmen seine Bewachung; Marie Luise ward mit Parma, Piacenza und Guastalla abgefunden, leicht trennte sie ihr Schicksal von dem seinen. In der Nacht zum 13. nahm der entthronte Kaiser Gift, es hatte nicht die gewollte Wirkung; am 23. sagte er in der Cour des adieux seinen Garden Lebewohl, dann reiste er, von den Beauftragten der verbündeten Mächte geleitet, ab; kaum vermochten seine Wächter ihn vor der Wut der aufgeregten Südfranzosen zu retten. Am 4. Mai landete er auf Elba, aber schon schaute er rückwärts nach Frankreich. Die Getreuen, welche ihn nebst den Generalen Drouot, Cambronne und Bertrand begleitet hatten, sollten den Grund zu dem Heere legen, mit welchem er sein Kaisertum zurückerobern wollte, sie waren bald auf 1,500 Mann gebracht, dazu ward eine kleine Flotte ausgerüstet; in Frankreich wuchs die Unzufriedenheit mit der Restauration alltäglich. N.s zahlreiche Anhänger arbeiteten an seiner Rückkehr, die Königin Hortense ward ihr Haupt. Am 26. Februar 1815 schiffte er sich mit 1,100 Mann auf 7 Fahrzeugen ein, am 1. März setzte er am Ufer des Golf Juan den Fuß wieder auf französischen Boden. Wie eine Lawine schwoll die kleine Zahl seiner Begleiter an. Als er am 20. abends in Paris anlangte, welches Ludwig XVIII. morgens verlassen hatte, um nach Gent zu gehen, war er der Herr von Frankreich, der geringe Widerstand, welchen die bourbonischen Prinzen zu leisten versucht hatten, endete mit Kapitulationen, weil ihre Truppen sich nicht schlugen; nur in der Vendée gelang es den Bourbons, im Mai einen Aufstand anzufachen, der insofern wichtig war, als er N. für den Feldzug Soldaten entzog. Schon hatte N. wagen dürfen, seine Truppen hinter sich zu lassen; im bestaubten Reisewagen fuhr er in die Tuilerieen ein. Mit diesem Datum beginnen die „Hundert Tage" (vgl. Capefigue, Histoire des Cent-Jours, deutsch Karlsruhe und Freiburg 1843); er dankte seinen Erfolg der Armee; die Masse der Bevölkerung hielt sich von ihm fern; sie fürchtete den Krieg, welcher nicht ausbleiben konnte, obgleich N. den Mächten erklärt hatte, daß er auf den Grundlagen des Friedens von Paris in Freundschaft mit ihnen zu leben wünsche; sie wußten, wie wenig solchen Worten zu trauen sei, und er selbst begann sofort, die Armee zu verstärken und zu reorganisieren. Am 11. März abends war die Kunde seiner Abreise von Elba dem in Wien versammelten Kongreß zugegangen; am 13. erklärte derselbe „Napoleon Bonaparte" als einen Feind und Störer der öffentlichen Ruhe, und am 25. erneuerten die vier Großmächte den Vertrag von Chaumont, welchem nach und nach ganz Europa beitrat; jegliche Unterhandlung mit N. ward abgelehnt. Im Inneren versuchte dieser, durch vorgeschützte Friedensliebe

und durch liberale Einrichtungen die allgemeine Stimmung für sich zu gewinnen; ein „Acte additionel aux constitutions de l'empire“, vom „Moniteur“ am 23. April veröffentlicht, gewährte Preßfreiheit und schränkte die Militärgerichtsbarkeit ein, der Kaiser wollte in Zukunft die gesetzgebende Macht mit einem Pairs- und einem Abgeordnetenhause teilen; eine Volksabstimmung hieß die neue Verfassung gut, welche N. am 1. Juni auf einem nach fränkischer Sitte abgehaltenen Maifelde beschwor. Bald aber entzog ihn der

Krieg von 1815 dem verhaßten Schönthun mit dem Konstitutionalismus. Die verbündeten Mächte hatten den Oberbefehl über ihre Heere wiederum Schwarzenberg übertragen. Sein Feldzugsplan ging dahin, Frankreich auf seiner ganzen Ostgrenze gleichzeitig anzugreifen und seinen Gegner durch die Übermacht zu erdrücken. Wellingtons und Blüchers auf eine möglichst baldige und kräftige Offensive gerichteten Vorschäge fanden weder bei ihm noch bei den Monarchen Gehör. N., nicht gewohnt, von seinen Feinden sich die Gesetze für das eigene Handeln vorschreiben zu lassen, durchkreuzte auch dieses Mal Schwarzenbergs Überlegungen. Er durfte nicht warten, bis die Alliierten alle ihre Vorbereitungen vollendet hätten, die entfernten Preußen, die eben zuhause angelangten Österreicher und die in Schlesien und Polen zur Umkehr befehligten Russen wieder am Rhein ständen. Es galt, sie einzeln zu schlagen, auf Teilerfolge gestützt vielleicht die Verbrüderung Europas zu stören; die Vorgänge des Wiener Kongresses hatten ihm von der Einmütigkeit der Mächte und von der Aufrichtigkeit ihrer Freundschaftsversicherungen keinen hohen Begriff verschafft. Er durfte alles hoffen, mußte alles wagen. Im Juni hatte er 130,000 Mann als Operationsarmee gegen Belgien vereinigt, alles Kerntruppen, meist alte Soldaten, deren Grundstamm die aus den deutschen Festungen zurückgekehrten Regimenter bildeten; die Garde befehligte Mortier, das I. Corps Drouet d'Erlon, das II. Reille, das III. Vandamme, das IV. Gérard, das VI. Mouton, die Reserve-Kavallerie Grouchy, fast lauter Namen, die bisher in zweiter Linie geglänzt hatten, die alten Marschälle verhielten sich teils ablehnend, teils waren sie in Ungnade; Berthiers Stelle nahm dieses Mal Soult ein, vor kurzem noch des achtzehnten Ludwig Kriegsminister. Den König Murat hatte sein Geschick bereits ereilt. Mit N. seit längerer Zeit im Einverständnis, hatte er bereits am 30. März die Feindseligkeiten gegen Österreich eröffnet, hatte den Papst verjagt und den Kirchenstaat besetzt; er rechnete auf eine einmütige Erhebung Italiens, aber seine Erwartungen erfüllten sich nicht, und die Niederlage, welche er am 2. und 3. Mai bei Tolentino (s. d.) erlitt, machte dem ganzen Kriege ein Ende.

Zur Einleitung des Kampfes hatte N. die Versammlung seiner Armee südlich der Sambre, Charleroi gegenüber, angeordnet. Am 12. reiste er zu derselben von Paris ab, die Regierung seinem Bruder Josef übertragend. Am 14. Juni stand das Heer dort bereit. Demselben gegenüber befanden sich zwei gesonderte Armeen: die preußische unter Blücher, 124,000 Mann, in vier Armee-Corps unter Zieten (I.), Pirch I. (II.), Thielmann (III.) und Bülow (IV.) gegliedert, und das englisch-deutsch-niederländische unter Wellington, 95,000 Mann, aus dem I. Armee-Corps unter dem Prinzen von Oranien und dem II. unter Hill zusammengesetzt; das letztere zählte in seinen Reihen 33,000 Briten, 25,000 Niederländer und 37,000 Deutsche (meist Hannoveraner, ferner Braunschweiger und Nassauer). Blücher hatte sein Hauptquartier in Namur, Wellington in Brüssel. Obgleich die Feldherren der Verbündeten den Angriff erwarteten, hatten sie sich auf denselben nicht genügend vorbereitet. Am 15. bewerkstelligte N. den Übergang über die Sambre, die preußischen Vortruppen wurden ohne große Mühe zurückgeworfen. Für den 16. hatte er sein Heer in zwei große Gruppen geteilt: die linke, dem so eben bei der Armee eingetroffenen Ney unterstellt, sollte Wellington gegenübertreten; die rechte unter Grouchy, bei welcher der Kaiser sich selbst aufhielt, sollte Blücher angreifen. Ihr Vorgehen führte zu den Kämpfen bei Ligny (s. d.) und bei Quatre-Bras (s. d.). Trotz mancher Zeitversäumnisse und Fehler, welche gemacht waren, standen die Chancen für N. nicht ungünstig; hätten dem fünfundvierzigjährigen Kaiser noch die blitzschnelle Entschlossenheit und die rücksichtlose Energie innegewohnt, welchen der sechsundzwanzigjährige General seine ersten Feldherrenerfolge dankte, so hätte sein Stern auf diesem Teile des Kriegsschauplatzes von neuem aufgehen können, aber sein Geist gebot nicht mehr wie früher über seinen Körper und Gneisenaus großherziger Entschluß, nachdem die Preußen bei Ligny geschlagen waren, unter Aufgabe der eigenen Rückzugslinie nach dem Rhein, die Vereinigung mit Wellington zu suchen, entschied den Ausgang des Feldzuges. N., welcher am 17. erfuhr, daß des letzteren Truppen noch bei Quartre-Bras ständen, beschloß, von den Preußen, deren Spur er verloren hatte und die er auf der Retirade nach Lüttich glaubte, abzulassen und mit seiner Hauptmacht sich gegen die Engländer zu wenden. Zu diesem Zwecke teilte er seine Truppen anders ein. Mit dem größeren Teile marschierte er selbst auf Quatre-Bras, von wo Wellingtons Truppen bereits aufgebrochen waren um, auf Blüchers Versprechen ihnen zuhilfe kommen zu wollen bauend, in der Stellung von Mont-Saint-Jean eine Schlacht anzunehmen. Die Reiterei unter Uxbridge deckte ihren Rückzug. Als N. sie erreicht hatte, war es zu spät geworden, um sie an diesem 17. noch anzugreifen. Den kleineren Teil seines Heeres entsandte er unter Grouchy auf die vermeintliche Spur der Preußen; sein Weg führte diesen auf das Schlachtfeld von Wavre (s. d.), des Kaisers eigener auf das von Waterloo (s. d.). Nun wurde am 18. der Ausgang des Feldzuges besiegelt. Am 19. waren die Preußen schon wieder in Charleroi, am 20. abends erreichte, dem weichenden Grouchy folgend, ein anderer Teil von ihnen Namur. Energische Verfolgung war der maßgebende Gedanke der preußischen Heeresleitung. Wie glänzend er durchgeführt wurde, beweist der Umstand, daß von dem französischen Heere, welches bei Waterloo gefochten hatte, nur 10,000 Mann nach Paris gelangten.

N. hatte, nachdem er in später Abendstunde des 18. wie ein verzweifelter Spieler seinen letzten Einsatz verloren hatte, sich selbst aufgegeben. „Es ist zu Ende", sagte er, „retten wir uns!" und willenlos ließ er sich vom Schlachtfelde führen. Nach Genappe querfeldein reitend erreicht er am 19. in der Frühe Charleroi, besteigt hier mit Bertrand einen Wagen und fährt nach Laon. Der Schlag, welcher ihn getroffen hat, ist so gewaltig gewesen, daß seine ganze Willenskraft gebrochen zu sein scheint, zum erstenmale erläßt er ein Bulletin, welches seine Niederlage in vollem Umfange anerkennt, er verzichtet darauf, die Streitkräfte, welche ihm noch bleiben, zu neuer Anstrengung zusammenzuraffen, und läßt sich von seiner Umgebung bestimmen, sich von seiner Stütze, der Armee, deren Überbleibsel Soult nach Soissons führt, zu trennen, um nach Paris zu gehen. Am 21. traf er im Elysée ein, der Ermüdung des Leibes und des Geistes schier erliegend. Wie im Jahre zuvor Talleyrand, so hatte dieses Mal Fouché die Zügel in die Hand genommen, durch welche Frankreichs Schicksal geleitet werden sollte. Die neugeschaffene Kammer erwies sich N. äußerst feindlich und, als sie auf Lafayettes Vorschlag sich für unauflöslich erklärte, wies er seines Bruders Lucian Ansinnen, noch einmal einen 18. Brumaire in Scene zu setzen, zaghaft zurück. Am 22. unterzeichnete er die Urkunde, durch welche er zugunsten seines Sohnes abdankte; Fouché trat an die Spitze der provisorischen Regierung; er unterhandelte bereits mit den Bourbons, und am 25. verließ N. Paris, um vorläufig nach Malmaison zu gehen; der 28., der letzte Tag, welchen er hier verbrachte, bezeichnet das Ende der „Hundert Tage"; am 29. reiste er nach Rochefort ab; sein Ziel war Amerika. Blüchers Absicht, ihn, wenn er in seine Hände fiele, erschießen zu lassen, fand in Europa immer mehr Beifall. Nach längerem Zögern gewann N. es über sich, dem Festlande den Rücken zu kehren; er that es, indem er sein Geschick in die Hände des Prinz-Regenten von England legte, aber Albion vertraute im Einverständnis mit den Kontinentalmächten seine Bewachung dem Weltmeere an; am 7. August verließ er den Bellerophon, welchen er am 25. Juli bestiegen hatte, um an Bord des „Northumberland" nach Sankt Helena zu segeln.

Die Verbündeten hatten auf ihrem Marsche nach Paris wenig Widerstand gefunden, ebenso wenig hatten sie sich durch Unterhandlungen, welche französischerseits anzuknüpfen versucht wurden, aufhalten lassen, am 29. langten sie vor Paris an. Ein Teil ihrer Streitkräfte war vor den nördlichen Festungen zurückgeblieben; die Belagerung der westlich der Sambre belegenen hatten die Engländer, die der an diesem Flusse und östlich davon befindlichen hatten das II. preußische und eine aus norddeutschen Truppen zusammengesetztes unter Prinz August von Preußen übernommen. In Paris war Grouchy jedoch schon vor den verbündeten Heeren eingetroffen, und der Kriegsminister Davout hatte den Oberbefehl über die dort vereinigten Streitkräfte, 65,000 Mann, übernommen. Ludwig XVIII. war auf Wellingtons Aufforderung nach Frankreich zurückgekehrt und hatte am 25. von Cambrai aus den Franzosen eine väterliche Regierung versprochen. — Die Verbündeten verzichteten dieses Mal auf einen Angriff gegen Paris, sie beschlossen, der Stadt ihre Verbindungen abzuschneiden. Zu diesem Zweck umgingen die Preußen dieselbe westlich und nahmen die Straße nach Orleans in Besitz, während die Engländer, welche ihnen langsam gefolgt waren, im Norden blieben. Es führte dies zu mehreren Zusammenstößen, namentlich zu einem heftigen Ausfallgefecht bei Issy am 3. Juli. In einem Reitergefecht bei Versailles (s. d.) am 1. hatte preußische Kavallerie schwere Einbuße erlitten. Am 3. wurde indessen zu Saint-Cloud eine Kapitulation abgeschlossen, in Gemäßheit deren die französischen Truppen hinter die Loire zurückgingen und Paris übergeben wurde, wo die Preußen am 7. und Ludwig XVIII. am 8. Juli einzogen.

Zu diesem glänzenden Erfolge des kurzen Feldzuges hatte Schwarzenberg mit der Hauptarmee fast nichts beigetragen; nicht einmal nennenswerte Kräfte hatte sie abgezogen, denn außer den 25,000 Mann unter Lamarque, welche die Vendée in Anspruch nahm, hatte N. nur 4000 unter Clauzel an der spanischen Grenze, 6000 unter Brune bei Marseille, 16,000 unter Suchet bei Lyon, 5000 unter Lecourbe bei Belfort, 20,000 unter Rapp bei Basel gelassen. Mitte Juni standen vier Corps der Hauptarmee am Rhein, hinter ihnen das österreichische Reservecorps, dazu kamen ein Blockadecorps der Rheinfestungen und das im Anmarsch begriffene königlich sächsische Corps. Am 19. hatten die Bayern unter Wrede den Rhein überschritten und den Vormarsch in das Elsaß angetreten, auf die Kunde von der Schlacht bei Waterloo folgten bis zum 24. die übrigen Corps, ernstere Kämpfe aber fanden nur bei Mundolsheim zwischen den Württembergern unter ihrem Kronprinzen gegen Rapp und bei Belfort statt. Die aus Italien vordringenden Österreicher unter Frimont besetzten am 14. Lyon; das russische Hauptquartier war am 8. nach Bar-le-Duc gekommen. Paris ward jetzt wieder der Ort, wo Frankreichs Schicksal entschieden wurde, der am 20. November 1815 abgeschlossene Friede (s. „Paris"), welcher ihm die Bourbons zurückgab, schädigte es nur wenig, unbedeutende Gebietsteile waren es, welche an Deutschland und an das Königreich der Niederlande abgetreten wurden, und 700 Millionen betrug die zu zahlende Kriegskostenentschädigung, bis zu deren vollständigem Abtrage 150,000 Mann unter Wellingtons Oberbefehl in Frankreich stehen bleiben sollten; diese Occupation dauerte bis 1818. (Vgl. Charras, Campagne de 1815, Leipzig 1857; E. Quinet, desgl., Paris 1862; Siborne, History of the war in 1815, deutsch Berlin 1846; Chesney, Waterloo-Lectures, deutsch Berlin 1869; v. Ollech, Geschichte des Feldzuges von 1815, Berlin 1876.)

Das Schicksal des gefallenen Imperators, dem die Engländer nur den Titel General Bonaparte zugestanden, vollzog sich rasch. Seine Adjutanten Bertrand, Gourgaud und Montholon samt ihren Familien, der Kammerherr Las Cases mit seinem ältesten Sohne und der Arzt O'Meara, an dessen

Stelle später Antomarchi trat, durften ihn begleiten; Geld und Wertsachen, deren Besitz zur Flucht verhelfen könnte, mußte er, wie seine Umgebung, abliefern; seinen Degen, welchen er ablegen sollte, mochte ihm niemand nehmen. Am 15. Oktober landete er auf jenem Basaltfelsen im Ozean, auf welchem er langsam verschmachten sollte. Seine Bewachung wurde dem General Sir Hudson Lowe (s. d.) übertragen. Die enge Haft, in welcher er gehalten wurde, mußte seinem eigenwilligen Herrschersinne unerträglich sein; er vermehrte seine Leiden durch sein unbotmäßiges Benehmen und durch den Gegensatz, in welchen er zu seinen Wächtern trat. Die Aufzeichnungen über sein Leben („Mémoires pour servir à l'histoire de France sous N., écrits à Saint-Hélène sous sa dictée par Gourgaud et Montholon", Paris 1823), in denen er diesem eine allerdings sehr parteiisch gefärbte Darstellung zuteil werden ließ, geschichtliche Studien und der Verkehr mit den Genossen seines Unglücks bildeten seine Unterhaltung. Körperliches Unwohlsein begann bald seine Leiden zu vermehren. Es zeigten sich die Spuren derselben Krankheit, welcher sein Vater erlegen war, des Magenkrebses. Das Klima und der Mangel an Bewegung, welcher er zum Teil freiwillig entsagte, trugen dazu bei, die Wirkungen der Krankheit zu beschleunigen. Am Abend des 5. Mai 1821 starb er zu Longwood. Bei einer Quelle, an der er gern geweilt hatte, wurde er bestattet. Louis Philipp ließ seine Leiche durch den Prinzen von Joinville nach Europa bringen, am 15. Dezember 1840 ward sie im Dom der Invaliden zu Paris beigesetzt.

Die Litteratur über N. ist zu reichhaltig, um hier auch nur die wichtigsten der Quellenwerke anführen zu können. Schon zu seinen Lebzeiten hat sie viele Federn beschäftigt, deren Zahl sich nach seinem Tode sehr vermehrte und in Frankreich, zum Teil auf des Kaisers eigene Schriften gestützt, namentlich durch Thiers einen legendenhaften Charakter annahm. Die Zeit des dritten N., welcher die Archive öffnen und in einer Reihe von Werken N.s I. und der Seinen Schriftwechsel veröffentlichen ließ, brachte brauchbares Material; daneben erschien eine Reihe von Denkwürdigkeiten anderer und die Ergebnisse von Forschungen in Archiven. Auf diesen Grundlagen hat vor allen Lanfrey es unternommen, eine unparteiische Geschichte N.s zu schreiben; ohne erschöpfend zu sein beschreibt sein, wegen seines 1877 erfolgten Todes leider unvollendet gebliebenes Werk in fünf Bänden das Leben seines Helden bis zum Jahre 1811 in mustergültiger Weise. „Napoleon als Feldherr" ist der Titel einer zweibändigen Arbeit des preußischen Generalstabshauptmann Graf Yorck (Berlin 1885—86), welches seine Aufgabe in sachkundiger und durchaus objektiver Weise löst. Einen ziemlich vollständigen Nachweis der über N. erschienenen Schriften giebt Ed. M. Öttinger in der „Bibliographie biographique universelle", Paris 1866.

Napoleon (II.), Franz Joseph Karl, König von Rom, Herzog von Reichstadt. Als einziger Sohn des Kaisers Napoleon I. und Marie Luisens von Österreich am 20. März 1811 zu Paris geboren und mit grenzenlosem Jubel begrüßt, empfing N. den Titel „König von Rom" und wuchs unter der Obhut der Gräfin Montesquiou-Fézensac heran, die das eigenwillige Kind durch Ehrgefühl zu leiten verstand. Am 25. Januar 1814 sagte ihm der Vater Lebewohl, um ihm nie wieder zu sehen, und am 29. März siedelte die Kaiserin-Regentin mit dem sich sträubenden Sohne nach Blois, dann nach Rambouillet über. Des Vaters Abdankung zu seinen Gunsten am 4. April wurde nicht angenommen, der Vertrag von Fontainebleau (s. d., 6) eröffnete ihm als „Prinzen von Parma" die Aussicht auf die Erbfolge in Parma, Piacenza und Guastalla, und im Mai bezog seine Mutter mit ihm das Schloß Schönbrunn bei Wien, wo man sich bemühte, aus ihm alle Erinnerungen an Frankreich und den Vater auszutilgen und ihn wie einen Erzherzog zu erziehen. Während der Hundert Tage befürchtete man in Wien seine Entführung, bewachte ihn ängstlich (s. Montesquiou-Fézensac), und vergebens erwartete ihn Napoleon, um ihn auf dem Maifelde krönen zu lassen. Umsonst intriguierte Fouché (s. d.) für seine Thronbesteigung, und als Napoleon nach Waterloo am 22. Juni 1815 zu seinen Gunsten als „Napoleon II." abdankte, blieb dies erfolglos; Ludwig XVIII. bestieg abermals den Thron, und 1817 verlor N. auch Aussicht und Titel von Parma. Sein Großvater, Kaiser Franz I., kreierte in Böhmen ein Herzogtum Reichstadt, das er ihm am 22. Juli 1818 mit dem Prädikate „Durchlaucht" und dem Range unmittelbar nach den Erzherzogen verlieh, nahm ihm den Namen Napoleon, und er hieß fortan Franz Joseph Karl. Seine Erziehung übernahm unter der Leitung des Grafen Dietrichstein der Dichter Matthäus von Collin. Der Herzog von Reichstadt zeigte frühe Fassungskraft, Einsicht, Logik im Denken und Handeln, Festigkeit und Mut, Würde und Unbefangenheit; er besaß über sich eine fabelhafte Gewalt und eine bei seiner schiefen Stellung begreifliche Zurückhaltung, wurde mißtrauisch und melancholisch und kannte nur eine Freude, das Studium der Thaten seines in Schönbrunn verpönten Vaters, dessen Tod ihn tief erschütterte. Um den Vater drehte sich seine ganze Gedankenwelt, am mächtigsten zog ihn darum die Kriegsgeschichte und in ihr die seines Vaters an; er schien zum Strategen geboren; er fühlte im Degen seinen Titel und sein Scepter. Aufrichtig wahrheitsliebend, verschmähte er es jedoch, die geliebten Verwandten in der Hofburg zu hintergehen, zum Werkzeuge von Parteigängern und Intriguanten herabzusteigen, und die albernen Gerüchte über seine Haft und geistige Vernichtung steigerten seine Menschenverachtung; nur wenigen gab er sich mit ganzer Seele hin, so Prokesch-Osten (s. d.). Seit 1823 Fähnrich und 1828 Hauptmann, avancierte er 1830 zum Major, 1832 zum Oberst im k.k. ungarischen Infanterieregimente Gyulai und betrieb mit Feuereifer den aktiven Soldatendienst. Die Julirevolution warf einen unlöschbaren Brand in seine Seele; wies er auch Geheimagenten zurück, so fühlte er sich doch weit mehr zum Throne berechtigt als der Herzog von Orléans und ließ dessen Vertreter nicht vor sich. Die Bonapartisten

arbeiteten für ihn, besonders der Exkönig Joseph Napoleon (s. d.), aber erfolglos, und ebenso scheiterte sein Begehren, der Mutter bei den Unruhen in Parma Hilfe bringen zu dürfen, am Mißtrauen Franz' und Metternichs; diese erzwungene stete Unthätigkeit lastete auf N. wie ein Alp. Dazu kamen ein entnervendes überrasches Wachstum und krankhafte Sucht, dem schwachen Körper die härtesten Strapazen aufzuerlegen; es war, als wolle er selbst seinen Tod beeilen. So erlag er nach schweren Leiden am 22. Juli 1832 in Schönbrunn der Lungenschwindsucht, am 10. April d. J. wieder aus Frankreich durch Gesetz verbannt, und ruht in der Kaisergruft zu Wien. — Vgl. de Montbel, Le Duc de Reichstadt, Paris 1833; „Memoiren Marmonts, Herzogs von Ragusa"; Frhr. v. Prokesch-Osten, Mein Verhältnis zum Herzog von Reichstadt; Kleinschmidt, Napoleon II. und Napoleon IV. („Unsere Zeit"), Leipzig 1882.

Napoleon III., Karl Ludwig Napoleon, Kaiser der Franzosen. Als dritter Sohn Ludwig Napoleons, Königs von Holland (s. „Bonaparte 7") und der Hortense (s. d.) Eugenie de Beauharnais am 20. April 1808 in Paris geboren, im Nov. 1810 dort vom Kardinal Fesch (s. d.) getauft, nachdem ihn die Mutter im Frühjahr 1810 aus Holland mitgenommen hatte, verlebte N. seine ersten Jahre in Paris und Saint-Leu unter der Obhut seiner Mutter, von der er manchen Charakterzug annahm; von ihr hatte er die Herzensgüte, aber auch den Glauben an die Napoleonische Idee und wurde so zum Fanatiker des Ehrgeizes. Seine Erziehung leiteten Abbé Bertrand, Lebas und Madame de Boubers. Er sah die Glorie des Empire und seinen Sturz, floh mit Hortense 1814 vor den Kosaken nach Schloß Navarre, ging dann mit ihr nach St. Leu, und am 7. März 1815 sprach das Seine-Tribunal in ihrem Prozesse mit dem Gemahle N. ihr zu. In den Hundert Tagen wohnte er bei dem Kaiser, der ihn sehr liebte, im Elysée und in Malmaison; nach Waterloo verbarg er sich in Paris, floh dann mit der Mutter im Juli 1815 nach Aix (Savoyen), siedelte nach Konstanz und 1817 nach Schloß Arenenberg im Thurgau über, um meist den Winter in Augsburg fleißige Gymnasialstudien zu machen. Durch das Gesetz vom 12. Jan. 1816 aus Frankreich verbannt und von den Mächten sorgfältig überwacht, lebte er in den Erinnerungen des glänzenden Empire, dachte frühe selbständig, brütete aber viel und wurde in sich verschlossen. Der schweizerische Oberst (später General) Dufour (s. d.) unterrichtete ihn in den Kriegswissenschaften und leitete einen Artilleriekursus, den er in Thun absolvierte; Geschichte und exakte Wissenschaften zogen ihn an und litten nicht unter seiner Neigung zu der Beamtentochter Elise Ziegler; um ihm Eifer im Lateinischen einzuflößen, gab ihm Hortense eine schöne Mitschülerin in Sophie v. Mollenbec. 1825 verließen Hortense und N. Augsburg und brachten seitdem den Winter in Rom, den Sommer in Arenenberg zu. Die Julirevolution erweckte in ihnen glänzende Illusionen über die Macht des Namens Napoleon, aber Ludwig Philipp, in dem sie nur einen Usurpator sahen, zerstörte jene; sie setzten nun ihre Hoffnung auf Italien, und vergebens warnte N.s Vater vor politischen Abenteuern. N. ritt am 30. November 1830 mit trikolorer Schabracke durch Rom, worauf ihn die Polizei ergriff und zu dem Vater nach Florenz schaffte: so trat er zum erstenmale als republikanischer Konspirator auf zugunsten von Italiens nationaler Unabhängigkeit. Ciro Menotti, das Haupt der Verschwörung vom Febr. 1831 in der Romagna, bewog ihn und seinen älteren Bruder Napoleon, den Anhänger der Carbonari, sich den Insurgenten anzuschließen; sie täuschten die Wachsamkeit des Vaters, eilten am 20. zu Sercognanis Haufen, führten kleine Trupps an und organisierten unter Zulauf die Verteidigung von Foligno bis Civita-Castellana; vergebens bestürmten die Eltern sie, heimzukehren. Politische Rücksichten veranlaßten sie bald, als einfache Freiwillige zu kämpfen; sie zeichneten sich wiederholt im Kampfe aus, N. zumal bei der Belagerung von Civita-Castellana, bis die provisorische Regierung ihre Anwesenheit Frankreichs wegen störend empfand und sie mit Beginn des März das Heer verließen. In Toskana und überall, wo Österreich gebot, drohte ihnen Pulver und Blei oder der Kerker; als Hortense ihnen entgegen reiste, starb der ältere Prinz am 17. März in Forli an den Masern, in Pesaro stieß der jüngere, ebenfalls daran erkrankt, zu ihr. Unter Gefahren und Abenteuern retteten sich Hortense und ihr von der österreichischen Amnestie ausgeschlossener Sohn über Nizza nach Frankreich, wo sie Ludwig Philipp duldete, bis bonapartistische Regungen im Mai ihre Abreise nach England erwünscht machten. Hier behandelte man sie voll Auszeichnung, doch verwickelte sich N. ganz in die bonapartistische Konspiration und beredete sich mit den unzufriedenen Republikanern, bis diese sich von ihm abwandten. Mit Hortense kehrte er 1831 nach Arenenberg heim, wo ihn im September die Aufforderung erreichte, sich an die Spitze des polnischen Aufstandes zu stellen; trotz des Abratens der Mutter machte er sich auf den Weg, um jedoch schon in Sachsen den Fall Warschaus zu erfahren und nach dem Thurgau heimzuziehen. Er besuchte die Thuner Militärakademie, wurde am 30. April 1832 Ehrenbürger des Kantons Thurgau und 1834 Berner Artilleriekapitän und trieb eifrig militärische Studien; um sich bei dem französischen Heere als Soldat zu empfehlen, schrieb er 1833 „Politische und militärische Betrachtungen über die Schweiz" und 1835 „Handbuch der Artillerie". Nach dem Tode des Herzogs von Reichstadt (s. „Napoleon II.") im Juli 1832 betrachtete er sich, seit dem 10. April wieder aus Frankreich ausgestoßen, als den rechtmäßigen Erben des Kaisers; seine „Rêveries politiques" (1832) sprachen von einem Kaisertume, das auf der Volkssouveränität basierte; die drei Faktoren der ihm vorschwebenden Konstitution Frankreichs waren das Volk, der Gesetzgebende Körper und der Kaiser, aber neben bestechenden Konzessionen an die Demokratie bricht doch manchmal unwillkürlich Neigung zum Absolutismus durch, und er spricht von einem Despotismus der Freiheit, um den der Knechtschaft zu überwältigen. Als das Gerücht umlief, er bewerbe sich um Maria II. von Portugal, erklärte er in offenem

Briefe, mehr als alle Throne gelte ihm die Hoffnung, Frankreich einst als Bürger und Soldat dienen zu dürfen.

Die beständigen Unruhen in Frankreich boten dem Prinzen genug Terrain zu Intriguen gegen Ludwig Philipp, und Hortense sah mit Stolz auf seine Bestrebungen, sich an die Spitze der Nation zu stellen. Der Napoleonskultus arbeitete ihm in die Hand, man verkannte den harten Despoten, pries ihn als Freiheitshelden und Sohn der Revolution. Der tollkühne Spieler setzte stets alles auf eine Nummer, bis sie endlich herauskam, und fand Anhänger, die mit ihm spielten und Täuschungen erduldeten. Angesehene Franzosen bestärkten ihn in Arenenberg in seinen Ansichten; in Baden-Baden lernte er bei der Großherzogin Stephanie Offiziere aus Straßburg kennen, knüpfte geheime Beziehungen in der dortigen Garnison an, und sein Vertrauter Persigny (s. d.) leitete die Ausführung, an der auch die Demimonde teilnahm; aber das Straßburger (s. d.) Attentat vom 30. Okt. 1836 verlief wie eine Tragikomödie. Ludwig Philipp rieb sich die Hände, da N. sich vor Frankreich lächerlich gemacht hatte, entzog ihn der Strenge des Gesetzes, ließ ihn über Paris nach Lorient bringen und am 21. Nov. nach Amerika deportieren, wo N. in New-York die Vettern Murat traf. Aber Hortenses tödliche Erkrankung rief ihn zurück; über England und Holland reiste er nach Arenenberg und schloß ihre Augen im Okt. 1837. Während Frankreich in ihm Napoleons I. Erben sah, machte er sich durch Liberalität in der Schweiz populär, wurde Bürger in Salenstein, Mitglied des großen Rates in Diessenhofen und bei dem St. Gallener Schützenfeste 1838 glänzend empfangen, so sehr dies auch der Pariser Regierung mißbehagte. Als sein Genosse vom Straßburger Putsche, Lieutenant Laity, diesen in einer von N. mit Noten versehenen Broschüre verteidigte und die Napoleoniden pries, erfolgte in Paris seine Verurteilung, und Frankreich verlangte N.s Ausweisung; er aber spielte den Opferwilligen, verließ vor Europas Augen großmütig die Schweiz und reiste über Holland im Okt. 1838 abermals nach England, wo ihn die Aristokratie aufmerksam behandelte und er seine Oheime Joseph und Jérôme traf. Neben dem Sport und Galanterieen arbeitete er auf sein Ziel los, schrieb 1839 das berühmte „Des Idées Napoléoniennes“ und bemühte sich darin zu beweisen, Napoleon I. habe die moderne Freiheit einrichten wollen; es gelte Freiheit und Ordnung zu versöhnen. Persigny veröffentlichte zugleich die „Londoner Briefe“, die in den Kasernen verteilt wurden und auf N.s Mission hinwiesen, die Ideen des Kaisers für das Volk auszuführen; in der Presse arbeiteten für N. „Le Capitole“ und „Le Commerce“, während die französische Regierung ihn mit Spionen umgab. Im Gegensatze zu Napoleon I. war N. einer der größten Doktrinäre der Geschichte, der für jedes Beginnen seine Formel hatte, ein Ideologe, ein „Robespierre zu Pferd“ (Gottschall). Fast sein Leben lang Verschwörer, war er Hohepriester des Napoleonskultes und als diesem durch die Überführung der Asche des Kaisers in den Invalidendom 1840 neue Opfer gebracht wurden, warf er „L'Idée Napoléonienne, oeuvre mensuelle“ auf den Markt, eine schroffe Kriegserklärung an den Julikönig. Dann nahm er Geld zu hohen Zinsen auf, rüstete zum Sturme auf den Thron, und die Unternehmung auf Boulogne-sur-Mer (s. d.) scheiterte kläglich; am 7. Okt. 1840 schlossen sich hinter ihm die Thore der Festung Ham, ohne daß die Nation die mindeste Teilnahme zeigte; sein Vater verzweifelte fast bei diesem Schlage. In Ham, wo Graf Montholon (s. d.) und Dr. Conneau mit ihm saßen, machte der Prätendent ernste Studien auf volkswirtschaftlichem, militärischem und politischem Gebiete, schrieb „Le Canal de Nicaragua“, „Über die Zuckerfrage“ (1842), „Über die Ausrottung des Pauperismus“ (1843), „Historische Fragmente“ (1847) u. s. w. Sein Vater erkrankte auf den Tod und beschwor Ludwig Philipps Minister, den Sohn zu ihm zu lassen; der Sohn bestürmte in rührenden Worten durch O. Barrot den König, dem Sterbenden die Bitte zu erfüllen, und versprach, sich nach dem Besuche wieder in Ham zu stellen; der König aber wollte nichts davon hören. Da entfloh der Prinz, als Maurer Badinguet verkleidet, mit Conneaus Hilfe am 25. Mai 1846 und eilte über Ostende nach London, von wo er versprach, seine Versuche einzustellen, und um Abkürzung der Strafzeit seiner Mitschuldigen bat. Zum Vater zu reisen, verboten ihm die britischen Minister und Österreich; der Exkönig von Holland starb, ohne ihn sehen zu dürfen, in Livorno. Der Sturz Ludwig Philipps öffnete N. endlich die Thore zur Herrschaft, aber schlau ließ er seinen Anhang arbeiten und hielt sich in täuschender Zurückhaltung; er war Macchiavellist, bei dem der Zweck alle Mittel heiligte; seine Handlungen widerstritten meist seinen Worten; ein Wortbruch erschien ihm nichts Bedenkenerregendes, wenn er seiner Idee, seinem absoluten Ich nützte. Am 28. Febr. 1848 tauchte er aus London in Paris auf und zeigte der provisorischen Regierung an, er sei da und hege keinen Ehrgeiz als den Dienst für das Vaterland; da sie aber wünschte, er möge der Ruhe wegen letzteres wieder verlassen, so entfernte er sich sofort nach London, wie er ihr schrieb, um die Reinheit seiner Absichten und seinen Patriotismus zu bekunden, ließ aber beide Briefe in den Blättern abdrucken. So war die öffentliche Aufmerksamkeit wieder auf des Kaisers Neffen gelenkt, worüber die Regierung erschrak; während er in London bei den Chartistenunruhen als Konstabler für Ordnung mitwirkte, arbeitete sein Anhang in Frankreich rastlos für ihn. Es galt, ihn in die Nationalversammlung zu wählen, indessen er abermals die Maske des Uneigennützigen umband und am 11. Mai an Vieillard schrieb, er nehme keine Wahl an, um so mehr als ihm seine freiwillige Verbannung teuer sei. Am 4. Juni wählten ihn die Departements Charente-Inférieure, Sarthe, Seine und Yonne in die Versammlung, im Volke und Heere regten sich bonapartistische Strömungen; seine Biographie überschwemmte Paris, die Journale „Le Napoléon républicain“ und „Le Napoléonien“ tauchten auf; es kam am 10. und 12. Juni zu Tumulten, und die Exekutivkommission sprach deshalb durch Lamartine

am 12. Juni bei der Nationalversammlung dafür, das N. und seine Familie betreffende Verbannungsdekret vom 10. April 1832 gegen ihn allein aufrecht zu erhalten; aber seine Vettern in der Versammlung, Napoleon (s. d.) und Peter Bonaparte, die Söhne Jérômes und Lucians, bestritten seinen Ehrgeiz, der Antrag fiel durch, und die Versammlung ließ ihn am 13. als Deputierten zu. Er zog es vor, nochmals den Tugendhaften zu spielen, und verzichtete am 14. in einem Briefe an den Präsidenten auf sein Mandat: seine Wahl habe bedauerliche Umtriebe veranlaßt, lieber bleibe er im Exile, als solche zu erwecken; lege ihm aber das Volk Pflichten auf, so werde er wissen, sie zu erfüllen; sein Name sei das Symbol der Ordnung, der Nationalität, des Ruhms. Das Schreiben erregte Sensation im Hause, und Cavaignac (s. d.) warnte vor dem Verfasser. N. ließ die steigende Unzufriedenheit im Volke, seine beste Alliierte, für sich wirken und erließ, während die Regierung seine Preßorgane verfolgte, noch zwei Briefe an den Präsidenten der Nationalversammlung voll freundlicher Worte für Ordnung und Republik. Die Junitage, an denen bonapartistisches Geld wohl mit im Spiele war, ließen N. sehr hinter Cavaignac zurückstehen; er durfte darum nicht länger von der Scene bleiben und ließ sich im September in den Pariser Zeitungen durch seinen Oheim Jérôme bei den Neuwahlen als Kandidaten anmelden. Er wurde am 17. Sept. in Paris mit 110,752 Stimmen und noch in vier Departements gewählt; man wühlte für ihn: er trat am 26. für die Yonne in die Nationalversammlung, that sehr bescheiden, nahm im linken Zentrum nahe der Bergpartei Platz, betonte seinen Patriotismus, seine Liebe zur Ordnung und zur Republik und verwahrte sich gegen Verleumdung, wohnte übrigens selten den Sitzungen an und sprach nur noch zweimal. Das eine Mal, am 6. Okt., brachte er das Amendement Thouret zu Fall, wonach kein Mitglied der in Frankreich im Besitze der Krone gewesenen Familien zum Präsidenten der Republik wählbar sein sollte, das zweite Mal verteidigte er sich keck gegen Angriffe seines Kollegen Thomas. Das Landvolk war fast überall für N., auch viele Legitimisten und Orléanisten arbeiteten für ihn, freilich mit Hintergedanken; Vereine und Presse stimmten sein Lob an. Am 27. Nov. erschien sein höchst geschicktes Wahlmanifest mit der Verheißung von Ordnung im Innern, Frieden nach außen und Herabsetzung der Steuern, mit Lockspeisen für Arbeiter, Bürger und Krieger, mit republikanischer Liebe und parteiloser Gerechtigkeit, und um auch den Klerus für sich zu gewinnen, sprach er sich in Briefen vom 3. und 7. Dez. warm für die weltliche Souveränität des Papstes aus. So fiel das Resultat der Wahlen gegen Cavaignac und für N. aus, der von über 7,300,000 Stimmen 6,048,872 zum Präsidenten der Republik am 10. Dez. erhielt; am 20. wurde es in der Versammlung bekannt gegeben. N. beschwor die Konstitution, erklärte, die Stimme der Nation und sein Eid würden sein Verhalten regeln ꝛc., und dankte Cavaignac für seine Dienste, fand aber bei ihm eisige Aufnahme. Entsprach auch die Konstitution keineswegs seinen Wünschen, so saß er doch als Präsident im Elysée, in dem er 1815 mit dem Kaiser gewohnt hatte, aber nur auf 4 Jahre! Die höheren Klassen waren ihm nicht hold, die Generalität hielt wenig vom Helden von Straßburg und Boulogne, in der Nationalversammlung gab es keine bonapartistische eigentliche Partei, und er mußte seine Minister aus einer ihm im Grunde abgeneigten Majorität wählen. N. setzte diesen Mißständen ein unerschütterliches Vertrauen auf seinen Namen und unbeugsames Verharren auf seinem politischen Programme entgegen, kämpfte unentwegt mit der Versammlung und den Parteien, lockte allmählich das Heer auf seine Seite, um sich einst mit seiner Hilfe der Versammlung zu entledigen, und gewann die für ihren Beutel bangende Bourgeoisie durch die Betonung von Ordnung und Ruhe; er erkannte wohl, die Nation sei gegen das abgelebte parlamentarische System gleichgültig geworden und werde ihn in ihrer Mehrheit bei dessen Bekämpfung unterstützen. Sein erstes Ministerium unter Odilon Barrot (s. d.) bestand meist aus Liberalen und machte ihm und seinen selbständigen Regungen gehörig zu schaffen. Um den Klerus zu bestechen und Österreichs Einfluß in Italien zu lähmen, sandte N. Pius IX. ein Corps unter Oudinot (s. d.) im April 1849 zuhilfe, gegen das aber die Römer kämpften, bis endlich am 4. Juli Oudinot in Rom einziehen konnte. Auf Rateaus Antrag machte die Konstituante in Paris am 26. Mai 1849 der Legislative Platz; N., der ruhig das Parteitreiben beobachtete, war froh, erstere los zu sein. Er entging dem Antrage der Linken, ihn und sein Ministerium wegen der römischen Expedition anzuklagen, warf republikanische und sozialistische Unruhen nieder, z. B. die gefährliche Ledru-Rollins (s. d.) vom 13. Juni in Paris und die in Lyon (s. d.), belebte den Verkehr und befestigte seine Gewalt; er verhängte den Belagerungszustand über Paris, verfolgte Klubs und Presse, wandte sich gegen die Linke wie gegen die Reaktionäre der Legislative, schlug einen die Versammlung verletzenden selbstbewußten Ton an, verlangte volles Aufgehen der Minister in seine Ansichten und berief eigenwillig am 2. Dez. das bonapartistische Ministerium Rayneval-Rouher-Fould. Er ließ zwar seine Minister im Vordergrunde, gab aber ab und zu ein Zeichen, daß er nicht ewig hinter der Scene zu bleiben gedenke; stand doch hinter ihm das Zutrauen der Massen und verstärkte doch seine Rivalin, die Legislative, selbst seine Macht durch die infolge von Aufständen verfügte Erhöhung des Militärbestandes! Das Wahlgesetz wurde am 31. Mai 1850 erlassen und beschränkte die 11,023,189 Wähler auf 6,711,186. N. erwarb sich auf Reisen im Lande, Banketten ꝛc. Sympathieen, stets auf Kosten der Legislative, wob in seine Reden, die der Napoleonischen Idee entstammten, Reminiscenzen vom Empire ein; das parlamentarische Element trat sichtlich hinter dem militärischen zurück, und N. that alles, um sich des Heeres zu versichern; während die Legitimisten und die Orleanisten zu Chambord und der Witwe Ludwig Philipps wallfahrteten, schuf er sich Prätorianer mit Wein und Schmeichelei, und manchmal riefen sie „Es lebe der Kaiser!“ Er teilte das Heer in vier große

Militärdivisionen, entfernte den ihm abholden General Changarnier (s. d.) und ähnlich Denkende, ernannte dienstwillige Präfekten und Beamte, gewann Organe der Presse und Klubs, sah den raschen Wechsel der Ministerien gern, da er als einziger Haltpunkt erschien, und bald wünschten die Friede und Ordnung liebenden Leute, daß er nicht mit dem 3. Mai 1852 abtrete, sondern im Amte bleibe. Da die Verfassung letzteres verbot, so ließ der Präsident seine Partei für deren Abänderung agitieren; fast alle Generalräte der Provinzen petitionierten dafür; das Ministerium Rouher (s. d.)-Baroche (s. d.)-Faucher (s. d.) arbeitete seit 10. April 1851 eifrig darauf hin; es kam zur Beratung der Frage in der Legislative, doch fiel hier die Revision am 19. Juli d. J. mit 278 gegen 446 Stimmen durch (die erforderliche ³/₄-Mehrheit blieb aus). Konnte der Prinz auf legalem Wege nicht wieder gewählt werden, so ließ sich ein gewaltsamer Angriff seinerseits auf die Versammlung voraussehen. Unruhe ergriff die Gemüter und die Revision der Verfassung fand überall Vertreter. Auch die am 4. Nov. beantragte Wiederherstellung des allgemeinen Stimmrechts wurde am 13. in der Legislative mit 355 gegen 348 Stimmen abgelehnt. Nun war eine Katastrophe unvermeidlich. Ein Teil der Legislative forderte für die Volksvertretung das Recht, im Notfalle zu ihrer Verteidigung die bewaffnete Macht in Anspruch zu nehmen (Quästoren-Antrag), aber Bonapartisten und Linke brachten am 17. den Antrag mit 408 gegen 300 Stimmen zu Fall, und die Versammlung war wehrlos. Während N.s Gegner nicht feierten, selbst an seine Gefangennahme und Anklage dachten, organisierte er mit einigen Getreuen, voran seinem Halbbruder Morny (s. d.), Persigny (s. d.), dem Polizeipräfekten Maupas, dem Kriegsminister Saint-Arnaud (s. d.), General Magnan (s. d.), Oberst Espinasse (s. d.) und seinem Vertrauten Mocquart, den Staatsstreich vom 2. Dez.; in der Nacht wurden seine Hauptgegner verhaftet, und mit dem Tage erschienen seine Proklamationen und Dekrete; unter bitteren Klagen und Angriffen gegen die Legislative löste er sie und den Staatsrat auf, stellte das allgemeine Stimmrecht wieder her, verhängte den Belagerungszustand innerhalb der ersten Militärdivision und verordnete Wahlversammlungen wegen Verfassungsänderungen, die er in seinem Sinne vorschlug. Paris staunte, aber die Truppenmacht war für N., der Paris durchritt; Soldaten trieben die bei Crémieux (s. d.) sich versammelnden Deputierten der extremen Linken auseinander, zersprengten die Versammlung von 200 Deputierten auf der Mairie des 10. Arrondissements, die N. für abgesetzt erklärt hatte, und den Hohen Gerichtshof, der N. des Hochverrats anklagte. Die äußerste Linke bereitete eine Insurrektion vor, Barrikaden entstanden, es kam zum blutigen Straßenkampfe, zum Tode Baudins (s. d.) am 3. und zu Verwundungen. Der Aufstand wuchs in den nächsten Tagen, Canrobert (s. d.) richtete ein schmähliches Blutbad an, und am 6. war wieder Ruhe in Paris. Ähnliche Scenen spielten sich in der Provinz ab, um der Herrschaft des Terrorismus Bahn zu schaffen. Tausende wurden nach Cayenne und Algier deportiert, viele füsiliert, Frankreich gründlich „gereinigt“. Am 3. war eine Konsultativkommission als Ersetzung des Staatsrates zusammengetreten, die N.s Wege ging; am 20. und 21. stimmten 7,481,636 Franzosen gegen nur 646,292 für Verlängerung von N.s Präsidentschaft auf 10 Jahre und seine Berechtigung, die Verfassung nach seinem Gutachten zu ändern; Baroche (s. d.) legte N. am 31. das großartige Resultat der Abstimmung vor. Der Präsident empfing die Gratulationen der fremden Gesandten, erklärte die Tuilerieen zur Residenz und bekundete sich als Machthaber, der nach des Oheims Vorbild aus dem Großen heraus organisierte und freudig Verfügungen erließ.

Der Präsident exilierte die gefährlichsten Gegner, gestattete aber später manchen die Rückkehr, z. B. Thiers und Duvergier de Hauranne, erließ die Verfassung vom 14. Jan. 1852 (s. „Frankreich vom 16. bis 19. Jahrhundert“), eine Kopie der vom 13. Dez. 1799, und zog die Güter der Orléans am 22. ein, was Morny und Fould zum Austritte aus dem Ministerium vom 3. Dez. bewog. Die Wahlen in den Gesetzgebenden Körper fielen durch Beeinflussung ganz im Geiste des Dezembermannes aus, er wie der Senat traten am 29. März ins Leben. N. trachtete nach der Krone, stellte dies Verlangen aber feierlich in Abrede; er machte den Senat zu seinem Instrumente, köderte Heer und Klerus mit bestem Erfolge, schmeichelte den arbeitenden Klassen, die er mit Bauten beschäftigte und mit Wohlthätigkeitsanstalten beschenkte, zog die Kapitalisten und Rentiers zu sich und ebnete sich in jeder Weise den Weg zum Throne. Und nun liefen die Petitionen aus dem Lande ein, die kaiserlose schreckliche Zeit zu beenden, und N. bereiste, um der öffentlichen Meinung freie Äußerung zu erleichtern, im September und Oktober wie ein Triumphator Frankreich; als er am 16. Okt. nach Paris heimkehrte, war er überzeugt, er sei unentbehrlich und Frankreich wolle ihn als Kaiser. Er stieg in den Tuilerieen ab. Die Petitionen nahmen kein Ende, die Maires von Sèvres und Lisieux proklamierten den Prinzen in ihren Gemeinden kurzweg als Kaiser. Er berief am 19. Okt. den Senat zum 4. Nov. ein; sollte sich dieser für eine Änderung in der Regierungsform aussprechen, so würde der Beschluß der Billigung des Volkes unterbreitet; die napoleonische Komödie des Plebiszit fehlte nicht! Am 25. protestierte Chambord (s. d.) gegen das neue Empire, vom 4. bis 7. Nov. beriet der Senat unter dem Vorsitze Jerôme-Napoleons, des Exkönigs von Westfalen, über die Frage, von N. belehrt, daß die Nation, wenn sie ihn auf den Thron setze, sich selbst kröne; er spielte hier wie der Oheim den homme-peuple, den gekrönten Plebejer! Am 7. nahm der Senat mit allen gegen eine Stimme den Beschluß an, das Kaisertum in Ludwig N. als „Napoleon III.“ und seiner legitimen männlichen Descendenz zu erneuern; sollte er keine solche erzielen, so stände es ihm frei, einen Sprossen der Brüder Napoleons I. zu adoptieren. Sofort organisierten die Präfekten und Maires die Komitien des Volks, das sich am 21. und 22. über den Senatsbeschluß äußern sollte;

es stimmten für das Kaiserreich 7,839,552, dagegen nur 254,501; 63,699 Stimmen gingen verloren. In St. Cloud ließ sich der Präsident am 1. Dez. dies Resultat durch Senat und Gesetzgebenden Körper vorlegen, und am 2. erfolgte seine Proklamation als „Napoleon III., Kaiser der Franzosen". Großbritannien, die Niederlande, Sardinien, beide Sicilien, Spanien und die Schweiz erkannten ihn sofort an, Rußland, Österreich und Preußen erst am 5. und 6. Jan. 1853. N. erhielt am 12. Dez. eine Zivilliste von 25 Millionen und regelte am 18. die Thronfolge, modifizierte am 25. die Verfassung, organisierte am 31. Staatsrat, Senat und Gesetzgebenden Körper neu. Er bewarb sich erfolglos um die Hand der letzten Wasa (jetzt Königin von Sachsen) und heiratete, wie zum Proteste gegen die sich kühl zurückhaltenden Dynastieen, am 29. Januar 1853 als „Parvenu" die Spanierin Marie Eugenie (s. d.) de Guzman, die ihm erst am 16. März 1856 einen Sohn schenkte.

Durch große Organisationen im Innern und Energie nach außen wollte N. den Makel seiner Neulingsschaft im Konzerte der Monarchen auslöschen, und es gelang ihm, seinem Verwaltungssysteme den Ruf eines Modells für andere Reiche zu verschaffen. Auf Frankreich lastete der aufgeklärte Despotismus, der nur den vorgeschriebenen Weg zur Wohlfahrt duldete; der Gesetzgebende Körper wurde ein Schatten, der Senat ein Scherge, die Presse geknebelt; die Zentralisation schnitt tief ins Fleisch. Hingegen that N. ungemein viel für das materielle Wohl Frankreichs und besonders der unteren Stände (s. „Frankreich", Bd. II, S. 146); Paris wurde zum Weltwunder, die alte Stadt machte einer neuen Platz, die für Aufstände keine Aussicht bot. N. ermutigte aber das Börsenspiel, das die Moral unterwühlte; die Demimonde machte sich breit. Sehr empfindlich berührte es N., daß sich die ersten Größen der Litteratur, voran Hugo, der ihn als Napoléon le Petit verspottete, von ihm fern hielten und die Wissenschaften nichts von ihm wissen wollten, und doch war er so stolz auf seine Bücher; unter anderen erschien 1865—1866 die zweibändige „Histoire de Jules César" (deutsch, Wien), die den Cäsarismus pries, aber trotz alles Scharfsinns und fleißigen Studiums von der Kritik besonders Rogeards bitter mitgenommen wurde; auch die infolge von N.s Reise nach Algier 1865 entstandene Broschüre „Politique de la France en Algérie" erregte Verdruß, weil man von N. Abhilfe gegen die Fehler der Kolonisationspolitik, nicht matte Ratschläge erwartete; 1868 folgten „Carte de la situation militaire en Europe" und „Titres de la dynastie Napoléonienne", 1869 „Progrès de la France sous le gouvernement impérial", 1872 „Forces militaires de la France". Gesammelt erschienen „Oeuvres de Napoléon III." (5 Bände, Paris 1854—1869, deutsch von Richard, 4 Bände, Leipzig 1857 ff.) Nach N.s Tod kamen (London 1873) heraus „Posthumous works and unpublished autographs in exile". Die Academie française aber nahm N. nie als Mitglied auf und protestierte gegen ihre Erweiterung vom 14. April 1855; in das Collège de France führte er ministeriellen Einfluß durch das Dekret vom 8. Okt. 1857 ein. Für die Industrie geschah ungemein viel, und die Pariser Weltausstellung führte 1867 Europas Souveräne als Gäste zu dem Parvenu, dessen Stern jedoch schon im Sinken war.

Kaiser Nikolaus, der N. den Brudertitel verweigerte, glaubte, er werde ihm bei dem Streiche nicht in den Weg treten, den er gegen den Sultan führen wollte, aber er irrte sich; N., der die Oberhoheit in Europa erbuhlte, bekriegte ihn (s. das Nähere bei „Krimkrieg"). Er demütigte Rußland, sprengte die Heilige Allianz und gewann die Sympathieen der europäischen Liberalen; daß er Rußland im Pariser Frieden (s. d.) von 1856 nicht zu sehr bluten ließ, war weise Mäßigung. Er schützte die Pforte vor Rußland durch den am 15. April 1856 mit Großbritannien und Österreich abgeschlossenen Separatvertrag und stand glänzend im Rate der Monarchen da, wechselte nun mit Königin Viktoria Besuche, bewirtete deutsche und italienische Fürsten und kam im September 1857 in Stuttgart mit Alexander II. (s. d.) von Rußland zusammen; Gortschakow begünstigte sehr die Annäherung beider Kabinette. In der Neuenburger (s. d.) Streitfrage vermittelte N. 1857 den Frieden, Paris wurde der Areopag Europas; „der gekrönte Demokrat" verfocht die unterdrückten Nationalitäten, schmeichelte den Einheitsgelüsten in Deutschland und besonders in Italien. Man sprach in Frankreich viel von der kaiserlichen Demokratie, und doch war N.s Herrschaft absolut wie nur eine. Das Attentat Orsinis (s. d.) auf ihn am 14. Januar 1858, dem schon 1855 das Pianinis voranging, war eine Erinnerung an sein Versprechen, Italien zu einigen, und es war bezeichnend, daß N. Orsinis Briefe aus dem Kerker veröffentlichen ließ; er steuerte dem Kriege mit Österreich zu. In Frankreich entfaltete er nach dem Attentate ein rigoroses Regiment, verhing ein Ausnahmegesetz, vom Minister Espinasse (s. d.) sklavisch unterstützt, teilte das Land in fünf Militärkommandos und erließ für alle Fälle ein Regentschaftsgesetz. Die Allianz mit Großbritannien lockerte sich durch das Asylunwesen, doch brach sie nicht ab, und beide Mächte unterstützten das aufstrebende Sardinien. In Plombières besprach sich N. 1858 mit Graf Cavour (s. d.) und sein Neujahrsgruß 1859 an den österreichischen Gesandten verkündete der Welt, die dem Orakel in den Tuilerieen andächtig zu lauschen gewohnt war, den Krieg. Wegen Österreichs Haltung gegenüber dem serbischen Thronwechsel drohend, unterblieb derselbe vorerst; N. schloß das Ehebündnis seines Vetters mit einer sardinischen Prinzessin, inspirierte Laguéronnières (s. d.) Broschüre „Napoléon III. et l'Italie" und trat als Schutzherr der Berechtigung der Nationalitäten offen auf; es kam zum Kriege (s. „Lombardischer Krieg von 1859"), in dem sich der Kaiser als bedeutender Heerführer erprobte und der mit dem Züricher Frieden am 10. Nov. abschloß. Das Empire stand im Zenith, Österreich war gedemütigt, Italien mußte Frankreichs Allianz dauernd bewahren, in den Deutschen Bund war ein unheilbarer Riß gekommen; N. hatte den Papst vor der Vernichtung geschützt, was ihm aber das italienische Einheitsgelüste nie verzieh. Cavour wie Garibaldi (s. d.) machten seine italie-

nische Politik zu Schanden, sein Projekt eines europäischen Kongresses in Paris und Laguéronnières „Le Pape et le congrès“ scheiterten, aber er gewann wenigstens am 24. März 1860 Nizza und Savoyen für Frankreich. Sehr ungern sah er, wie Italien sich ohne ihn einigte, aber er konnte es nicht hindern (s. „Garibaldi“ und „Italien“); vergebens riet er Pius IX. zu Reformen, und es blieb ihm nichts übrig, als 1864 die Septemberkonvention mit dem Königreich Italien zu schließen und seine Truppen aus Rom wegzurufen. Der dänisch-deutsche Krieg (s. d.) von 1864 wurde gegen seinen Wunsch geführt, 1866 vermochte er nicht die Allianz Italiens mit Preußen zu hindern, das ihm übertragene Schiedsrichtertum wegen Venetiens (s. „Preußisch-österreichisch-italienischer Krieg“) täuschte ihn nicht über die Emanzipation Italiens von seinem Gängelbande, und wenn es ihm 1867 gelang, durch Faillys (s. d.) Expedition gegen Garibaldi Rom wieder zu besetzen, so eroberten 1870 die Sieger von Sadowa-Königgrätz, das den Franzosen wie ein Fluch in den Ohren hallte, den Italienern Rom. Auch in der Luxemburger Frage (s. d.) hatte N.s Politik großen Mißerfolg. Im Oriente beschäftigte er vielfach die französischen Waffen; er gab einen Beweis seiner zivilisatorischen Mission durch die Besetzung Syriens 1860—1861, führte den glücklichen Krieg mit China (s. „Chinas politische Beziehungen zu Europa“) und war in Japan (s. d.) von Erfolg begleitet; in Hinterasien machte er Frankreich zu einer bedeutenden Kolonialmacht, Cochinchina und Kambodscha huldigten ihm; um so demütigender fiel die mejicanische Expedition aus (s. „Mejico“, „Maximilian von Mejico“, „Bazaine“, „Forey“, „Frankreich vom 16. bis 19. Jahrhundert“), die er herbeigezogen hatte, und Rußlands Ablehnung seiner Intervention in Polen hatte etwas Verletzendes. Diese Niederlagen wogen bei den reizbaren Franzosen die Erfolge auf und erschütterten die Machtstellung des Reichs in Europa. N. erhöhte die Kriegsmacht, machte vergebliche Bündnisanträge bei Preußen und Österreich, und Bismarck beobachtete ihn mit gerechtem Mißtrauen. N.s Politik verlor ihren großen Stil, der Stein geriet ins Rollen, und vergebens verfügte N. eine Reihe liberale Konzessionen im Staatsleben, um sein Volk wieder zu gewinnen; die Oppositionspartei wuchs in bedrohlicher Dimension, in der Nation regten sich revolutionäre Kundgebungen (s. bei „Baudin“), Gambetta (s. d.) donnerte gegen das Kaisertum, Rochefort (s. d.) riß mit „La Lanterne“ dasselbe in den Kot; Emeuten folgten einander, N. wurde gehaßt und verachtet, sein Thron wankte; man höhnte ihn wegen der Niederlage von 1869 in der belgischen Eisenbahnfrage (s. „Frère-Orban“). Die Wahlen vom Mai 1869 bekundeten die Macht der revolutionären Partei; gegen den mächtigen Minister Rouher (s. d.), „den Vizekaiser“, richtete sie im Gesetzgebenden Körper das Verlangen eines verantwortlichen Ministeriums und des Rechts, Arbeit und Verkehr mit der Regierung selbst regeln zu dürfen; N. stellte hierauf am 12. Juli wichtige Reformen in Aussicht, die entschieden auf den ihm so verhaßten parlamentarischen Weg einlenkten, und der Senat nahm sie an. Aber die Zugeständnisse erlaubten dem schwer kranken Manne keine Ruhe; er mußte sich das parlamentarische Ministerium Ollivier (s. d.) am 3. Januar 1870 aufdrängen lassen und verstand sich zu weiteren Konzessionen in einem Briefe an Ollivier vom 22. März. Am 20. April nahm der Senat die neue liberale Verfassung an, N. setzte wieder ein Plebiszit in Gang, und am 8. Mai bestätigte dies mit über 7 Millionen gegen eine halbe Million (worunter das Militär mit fast 48,000 Stimmen) das parlamentarische Kaiserreich. N. aber kam zur Überzeugung, nur ein auswärtiger Krieg könne seinen Thron halten, ließ sich von seinen Umgebungen täuschen und brach den Krieg mit Preußen vom Zaune (s. „Benedetti“, „Eugenie“, „Leopold von Hohenzollern“, „Krieg von 1870/71“). Am 28. Juli traf er mit seinem Sohne bei dem Heer in Metz ein uud übernahm den Oberbefehl, am 2. August fand die Attaque auf Saarbrücken unter beider Augen statt; N. traf in Metz Bazaine, der am 9. August den Befehl anstatt seiner antrat, suchte vergebens die Allianz Italiens durch die Mission des Prinzen Napoleon nach, verließ am 14. mit dem Sohne Metz und begab sich am 17. nach Châlons-sur-Marne zur Armee Mac Mahons (s. d.). Seine Absicht, in Paris die Zügel des Regiments zu ergreifen, kam nicht zur Ausführung, sein Erscheinen dort drohte eine Revolution herbeizurufen, wovon ihn Rouher persönlich unterrichtete; er wollte sein Leben nicht gefährden, setzte aber das der ganzen Armee und seine Krone aufs Spiel, indem er am 22. den Marsch nach Norden befahl. Von allen Seiten umringt, mußte die Armee auf Sedan zurück; N. lehnte das Anerbieten des Generals v. Wimpffen, sich mit ihm nach Montmédy durchzuschlagen ab, stand mit fatalistischem Mute im Kugelregen und übersandte, als alles verloren war und ihn keine Kugel traf, am 1. Sept. dem Könige von Preußen durch Oberst Reille seinen Degen. Vergebens suchte er in der Begegnung mit Bismarck bei Donchéry am 2. Milderung der Kapitulationsbestimmungen zu erlangen, die Kapitulation wurde abgeschlossen, N. sprach den König im Bellevue-Schlosse bei Frénois und reiste, von einer starken preußischen Eskorte gegen sein Volk geschützt, bis zur belgischen Grenze; am 5. Sept. traf er auf der Wilhelmshöhe bei Kassel, einst dem Dorado des Königs Jérôme, als Kriegsgefangener ein. Auf Favres (s. d.) Antrag sprach der Gesetzgebende Körper am 4. seine und der Dynastie Entthronung aus, und die Republik wurde proklamiert; am 28. Febr. 1871 bestätigte die Nationalversammlung zu Bordeaux die Entthronung und machte N. für die Invasion und Zerstückelung des Landes verantwortlich, wogegen er am 6. März protestierte. Der Abschluß des Versailler Präliminarfriedens gestaltete ihm am 19. d. M. die Abreise von Wilhelmshöhe nach England, wo die Kaiserin und ihr Sohn in Camden Place bei Chislehurst Wohnung genommen hatten; von hier zog sich alsbald ein Netz von Intriguen nach Frankreich, Generale wurden gewonnen und eine Restauration angebahnt; Rouher blieb der erste Kopf des Bonapartismus und verteidigte das Empire am 22. Mai 1872 gegen Anschuldigungen in der Nationalversammlung, nachdem N. am 12. in einem Briefe an Wimpffen

die volle Verantwortlichkeit für die Kapitulation von Sédan auf sich genommen hatte. Die Steinbeschwerden N.s nahmen so sehr überhand, daß trotz seiner Schwäche am 2. Jan. 1873 eine Operation nötig wurde; ehe die zweite ausgeführt werden konnte, starb N. am 9. Jan. d. J. an Entkräftung. Am 15. fand die pomphafte Bestattung der „Sphinx auf dem Throne“ in der Marienkirche zu Chislehurst statt.

Vgl. v. Sybel, Napoleon III., Bremen 1873; Delord, Histoire du second empire, 6 Bde., Paris 1869—1875; Arnd, Geschichte der letzten vierzig Jahre, 2 Bde., Berlin 1857; Derselbe, Geschichte der Jahre 1848—1860, Berlin 1863; Derselbe, Geschichte der Jahre 1860—1867, 3. Auflage, 2 Bde., Leipzig 1868; Derselbe, Geschichte der Jahre 1867—1871, 2 Bde., Leipzig 1872—1873; Jerrold, Life of Napoleon III., 3 Bde., London 1877; Hillebrand, Geschichte Frankreichs von der Thronbesteigung Louis Philipps bis zum Falle Napoleons III., 2 Bde., 2. Auflage, Gotha 1881; v. Gottschall, Napoleon III. (in Bd. X des „Neuen Plutarch“), Leipzig 1884; Kleinschmidt, Die Eltern und Geschwister Napoleons I., 2. Auflage, Berlin 1886.

Napoleon (IV.), Eugen Ludwig Johann Joseph, kaiserlicher Prinz. Als einziges Kind des Vorigen und Eugenies (s. d.) am 16. März 1856 in Paris geboren, häufig in seiner Legitimität angezweifelt, wurde N. mit Jubel von Frankreich begrüßt. Schwächlich von Körper, wurde er von der Gouvernante, Admiralin Bruat, verhätschelt; als aber im März 1867 General Frossard (s. d.) seine Erziehung übernahm, härtete er ihn ab, und N., seit 1862 Korporal der Garde, gedieh an Körper und Geist, ohne je hervorragende Gaben zu entfalten. Zum Unterlieutenant in der Garde befördert, mußte er 1870 den Helden spielen, traf am 28. Juli bei dem Heere ein, empfing bei Saarbrücken am 2. August die Feuertaufe, was bis zum Lächerlichen aufgebauscht wurde, ging mit dem Kaiser nach Metz und Verdun, aber am 26. zur Mutter, der Regentin, nach Paris. Nach der Katastrophe von Sedan eilte er, des Throns beraubt, nach Belgien, schiffte sich am 6. September in Ostende ein und bezog mit der Mutter Camden Place bei Chislehurst. Seit dem Tode des Kaisers, 9. Januar 1873, verehrte der Bonapartismus in ihm, der seit 18. November 1872 Artilleriekadett zu Woolwich war, sein Haupt; der kaiserliche Prinz war äußerst fleißig und verließ im Februar 1875 die Akademie mit dem Patente eines Genieoffiziers. Seine Bemühungen um die Hand der Prinzessinnen Beatrix von Großbritannien und Thyra von Dänemark scheiterten. Eugenie und Rouher (s. d.) thaten alles zu seiner Restauration und hielten den Intriguen des Prinzen Napoleon wacker stand. Am 15. August 1873 machten seine Anhänger in Chislehurst eine Demonstration für ihn, worauf er seine Anerkennung der Volkssouveränität aussprach, und am 16. März 1874 erfolgte vor etwa 6,000 Franzosen die Mündigkeitserklärung „Seiner Majestät des Kaisers Napoleon IV.“, wobei er auf Arrighis (s. d.) Anrede sich bereit erklärte, „die Verantwortlichkeit zu übernehmen, die ihm das Votum der Nation auferlegen würde.“ Er verabscheute Staatsstreiche und Intriguen: seine Partei aber bestand darauf, ihm kriegerische Lorbeeren zu verschaffen, um den Franzosen zu imponieren. Da es ihm nicht gelang, in Europa in einem Heere Aufnahme zu finden, so bewog ihn sein Anhang trotz des Abratens Eugenies, als Freiwilliger im Stabe des Generallieutenants Lord Chelmsford den Zulukrieg mitzumachen. Er traf bei Chelmsford am 9. April 1879 in d'Urban ein, stritt voll Mut, wurde aber bei einem Rekognoszierungsritte am 1. Juni d. J. am Kraale Edutu überfallen und von siebzehn Assagaien durchbohrt. Sein Tod war ein nie zu verwindender Schlag für die Partei. Am 12. Juli 1879 wurde er neben dem Vater in der Marienkirche von Chislehurst bestattet. — Vgl. Kleinschmidt, Napoleon II. und Napoleon IV. (in „Unsere Zeit“), 10. Heft, Leipzig 1882.

Napoleon, Joseph Karl Paul, kaiserlicher Prinz (Plon-Plon). [Der Spottname soll sich auf den Aplomb beziehen, mit dem der nichtige Mann in der Krim auftrat.] Als drittes Kind des entthronten Königs Jérôme-Napoleon von Westfalen aus zweiter Ehe mit Katharina von Württemberg am 9. September 1822 in Triest geboren, wuchs N. in Rom auf, sorgsam von der Mutter und Frau v. Reding erzogen, führte den Titel eines „Prinzen von Montfort“ und mußte mit den Seinen infolge der Insurrektion von 1831 Rom verlassen und nach Florenz übersiedeln. Er besuchte ein Institut in Carouge, wurde dann mit Ludwig Napoleon, dem späteren Kaiser, in Arenenberg erzogen, bis er 1836 in der Militärakademie in Ludwigsburg eine treffliche Erziehung fand. Sein heißes Blut, sein Haß gegen die Deutschen, seine Insubordination machten ihm jedoch den württembergischen Dienst unerträglich, er trat 1840 aus demselben und bereiste bis 1845 Deutschland, England und Spanien; bei seinem Aufenthalte in Paris kam er 1845 in enge Beziehungen zu der Opposition, und seine frappante Ähnlichkeit mit Napoleon I. fesselte die Imperialisten; Thiers bewunderte seinen Geist und Takt, die Regierung aber verbot ihm 1847 einen neuen Aufenthalt; auf lange Unterhandlungen hin gestattete Ludwig Philipp im September einen solchen auf drei Monate. Nach dem Sturze des Julithrones bot N. sofort am 26. Februar 1848 der provisorischen Regierung seine Dienste an, stieß aber auf Mißtrauen, wurde in Corsika mit 39,229 Stimmen in die Konstituante gewählt, in der er zugunsten Polens und Italiens und als Demokrat sprach, trat gegen die Verbannung der Bourbons ein und kam für die Sarthe in die Legislative, wo er zur äußersten Linken hielt. Im April 1849 wurde er Gesandter in Madrid, aber wegen seines Tadels gegen die reaktionäre Politik des Prinz-Präsidenten alsbald zurückberufen, im Mai Oberst in der 2. Legion der Nationalgarde und im Juli in einem Duelle vom Redakteur des „Corsaire“ schwer verwundet. Sobald der Prinz-Präsident Kaiser geworden war, erhob er N. am 18. Dezember 1852 zum kaiserlichen Prinzen, zur Kaiserlichen Hoheit und zum eventuellen Thronfolger; N. wurde im Januar

1853 Divisionsgeneral, am 10. März 1854 Generallieutenant und saß im Senate. Im Krimkriege mit dem Kommando der 3. Infanteriedivision der Orientarmee betraut, machte er die Dobrutscha-Expedition mit, erkrankte an der Cholera, übernahm im August 1854 in Varna wieder den Befehl, landete am 14. September in der Krim und focht an der Alma, bei Sewastopol und Inkermann; abermals erkrankt, pflegte er sich seit 7. November, vielfach verspottet, in Konstantinopel, kehrte heim und soll bei der 1855 in Brüssel erschienenen Schrift beteiligt gewesen sein, welche die Expedition verurteilte. Er stand 1855 wie vorübergehend 1867 an der Spitze der Pariser Weltausstellungskommission und bereiste 1856 mit Fachleuten Nordeuropa, wurde auch August 1857 Mitglied der Akademie der schönen Künste. 1857 brachte er des Kaisers Vermittlungsplan in der Neuenburger (s. d.) Frage nach Berlin, vom 24. Juni 1858 bis 7. März 1859 bekleidete er das Ministerium für Algier und die Kolonieen. Da der Kaiser eine Allianz mit Sardinien wünschte, heiratete N. am 30. Januar 1859 in Turin die Tochter des Königs Viktor II. Emanuel, Clotilde Marie Therese Luise (geboren 2. März 1843), und der durch seine Untreue wenig glücklichen Ehe entsprossen drei Kinder (s. „Bonaparte", Stammtafel). Mit dem Kommando des 5. Armeecorps betraut, verließ N. am 10. Mai 1859 Paris, besetzte Toskana, dessen Heer er auch befehligte, und sollte das Großherzogtum erhalten, dessen Volk aber wollte nichts von ihm wissen, und er stieß in der Lombardei zum alliierten Heere, ohne etwas zu leisten. Durch das Haschen nach Popularität war N. allmählich zum Gegner des Kaisers geworden; eine Catilinanatur, ahmte er Egalité nach, spielte den Jakobiner, hielt die radikalsten Reden und hieß darum der rote Prinz; der Kaiser zürnte ihm oft und veranlaßte ihn zu Reisen in Europa, dem Oriente und Amerika, betraute ihn aber im März 1868 mit der hochwichtigen Mission nach Berlin, um wegen der Einverleibung Belgiens zu sondieren. 1869 sprach N. sehr gereizt im Senate gegen die freiheitfeindliche Regierung, kritisierte den von Rouher, seinem Feinde, inspirierten Entwurf zu dem Senatskonsulte und erregte bei der Majorität solche Entrüstung, daß Graf Ségur seine Rede skandalös nannte. Im August 1870 ging er von Châlons aus wie vorher schon einmal nach Italien, um seinen Schwiegervater zur Allianz gegen Preußen zu bewegen, erreichte aber hier ebenso wenig wie in Österreich. Die Entthronung Napoleons III. raubte ihm das Vaterland; zwar wurde er im Oktober 1871 auf Korsika in die Nationalversammlung gewählt, aber seine Agitationen veranlaßten die Regierung, Ferry (s. d.) und einige Panzerschiffe zu senden, und der Prinz verließ am 25. Oktober die Insel. Er lebte nun auf Schlössern des Königs von Italien, wurde wieder in den Generalrat von Korsika gewählt, traf im Oktober 1872 plötzlich bei seinem Freunde Richard bei Paris ein, um zu agitieren, wurde aber von dem Präsidenten Thiers am 12. d. M. ausgewiesen und that vergebens Schritte gegen diese Verfügung; auch die Nationalversammlung ließ solche unberücksichtigt; ebenso vergebens forderte er vom Präsidenten Mac Mahon die Wiederaufnahme ins Heer als Divisionsgeneral. Voll Lüsternheit nach dem Throne trotz aller republikanischen Phrasen griff er die legitime Geburt des Erben des Kaisers wiederholt an, entzweite sich mit Eugenie, Rouher, den Klerikalen, trat in Korsika als Rouhers Gegenkandidat bei den Wahlen vom Februar 1876 auf, unterlag ihm aber wie im Oktober 1877 dem Baron Haussmann; nur eine Nachwahl brachte ihn 1876 in Korsika in die Kammer, in der er sich durch Brandreden gegen die Klerikalen bei den Republikanern zu insinuieren suchte. Nach dem Tode „Napoleons IV." erkannten ihn die Bonapartisten trotz der Abneigung der Ultramontanen am 19. Juli 1879 in einer bei Rouher abgehaltenen Sitzung als Haupt der Dynastie an, und die ihm bisher unzugängliche Kaiserin empfing ihn am 21. November in Paris. Am 15. Januar 1883 erließ er plötzlich im „Figaro" ein auch an den Straßenecken angeschlagenes Manifest mit den heftigsten Angriffen gegen die bestehenden Verhältnisse, trat darin als Prätendent auf und proklamierte das Recht des wahren Souverains, d. h. der Nation, selbst ihr Oberhaupt zu bestimmen; sich bezeichnete er als Vertreter dieses Prinzips, als den Erben der beiden Kaiser und den Einzigen, auf dessen Namen sich 7,300,000 Stimmen vereinigt hätten. Während Floquets Antrag auf Verbannung aller einst in Frankreich regierenden Familien in der Kammer diskutiert, vom Senate aber verworfen wurde, war N. am 16. Januar verhaftet, da aber die Anklagekammer die Einstellung der Untersuchung beschloß, schon am 9. Februar wieder frei gegeben worden. Er mußte Frankreich verlassen und wurde von Eugenie und ihrem Anhange als unbestrittenes Haupt des Hauses Bonaparte anerkannt. Bald kehrte er nach Frankreich zurück, geriet jedoch in heftigen Zwist mit seinem ältesten Sohne, dem Prinzen Napoleon Victor Jérôme Friedrich, (geboren 18. Juli 1862), der einen weit größeren Teil der Bonapartisten um sich schart als der Vater; beide stehen sich als Prätendenten gegenüber. Am 22. Februar 1886 protestierte N. in Paris gegen den Antrag der Ausweisung der Prinzen und geberdete sich als Republikaner, erhielt aber einen empfindlichen Schlag durch die gleichzeitig publizierten Memoiren seiner einstigen Maitresse Cora Pearl. Er operierte nun mit Reue, besuchte im April Rom und erheuchelte eine freilich durchsichtige Frömmigkeit, um den Klerus zu bestechen, vermehrte aber nur die allgemeine Mißachtung. Im Juni protestierte er gegen die Ausweisung der Prätendenten und zieh die Kammer, sich als bürgerlichsten aller Prinzen aufspielend, monarchischer Haltung. — Vgl. Kleinschmidt, Die Eltern und Geschwister Napoleons I., 2. Auflage, Berlin 1886.

Narbonne-Lara, Ludwig, Graf. Einer der ältesten spanischen Familien am 24. August 1755 zu Colorno in Parma entsprossen, wurde N. seit 1760 am Versailler Hof erzogen, dann den Oratorianern von Juilly übergeben und vom Dauphin wie von seinen Schwestern ungemein verwöhnt. Nach glücklicher Beendigung seiner Studien trat

der begabte Jüngling in die Artillerie, wurde aber bald Dragoner-Kapitän, dann Fahnenjunker der Gensdarmerie von Frankreich, 1780 Oberst des Regiments Angoumois, später des Regiments Piémont und Ehrenkavalier von Madame Adelaïde, einer Tante Ludwigs XVI., deren Ehrendame und Vertraute seine Mutter, die Herzogin von N., war. Er bildete sich nicht nur zum tüchtigen Soldaten, sondern studierte auch Sprachen, beschäftigte sich, was ihm später einen Namen machen sollte, mit Diplomatie und hörte zwei Winter in Straßburg den gefeierten Historiker Christoph Wilhelm v. Koch, arbeitete auch in Versailles im Archiv des auswärtigen Amts und befreundete sich mit Rayneval und Rulhière. Eine reiche Heirat mit der Tochter des ersten Parlamentspräsidenten zu Rouen, de Montholon, brachte ihn in glänzende Verhältnisse und in Beziehung zur noblesse de robe. Obwohl ein treuer Anhänger der Bourbons, öffnete er sein Herz dem Reformbedürfnisse der Zeit, billigte die freiheitlichen Ideen und stand auf bestem Fuße mit manchen Männern der Konstituierenden Nationalversammlung von 1789. Er sprach sich für die Neuordnung aus und übernahm 1790, als er in Besançon in Garnison lag, das Kommando der Nationalgarden des Doubs-Departements, in dem er ernste Unruhen stillte; 1791 aber riefen ihn die Tanten des Königs zu sich, um ihre Reise nach Rom zu beschützen, und als der Pöbel sie in Arnai-le-Duc festsetzte, eilte er nach Paris, erwirkte von der Nationalversammlung ihre Reisefreiheit und geleitete sie über Sardinien nach Rom. Nach Frankreich zurückgekehrt, wurde er durch die Nationalversammlung zum maréchal de camp und im Dezember nach Annahme der Konstitution vom Könige zum Kriegsminister ernannt, und gab sich redliche Mühe, das gesunkene Königtum wieder zu heben. Der Salon der Frau v. Staël trug zum guten Teile zu seiner Ernennung bei; bald bekundete er Ehrsucht und kriegerische Neigungen, fühlte sich als Minister des Revolutionskriegs und eilte an die Grenze, bildete drei Heere unter Luckner, Rochambeau und Lafayette und rüstete die festen Plätze. Aber er stieß auf zahlreiche Feinde, denen zum Teil seine politischen Gesinnungen, zum Teil seine steten Anforderungen an den geldarmen Staatsbeutel oder sein Bestreben, durch Strenge im Heere Disziplin zurückzuführen, mißbehagten, fand keinen Halt am Könige und stürzte, als Brissot am 10. März 1792 das Ministerium angriff (s. „Girondisten"). Der Graf ging sofort zur Nordarmee, kehrte aber auf geheimen Wunsch des täglich mehr bedrohten Monarchen nach einigen Monaten zurück, um ihm gegen Excesse zur Hand zu sein; er langte zu spät in Paris an, um den 10. August verhüten zu können, wurde am 11. angeklagt, für vogelfrei erklärt, im Jakobinerklub als Gönner des Verräters Lafayette und Tyrannendiener gelästert und sah den Tod durch die Meute vor Augen. Da rettete ihn Frau v. Staël in ihr Hôtel; verkleidet entkam er über die Schweiz nach England, wo er manchen emigrantischen Gegner fand und vergebens Pitts Vertrauen zu gewinnen suchte; man beargwöhnte ihn, und er mußte bei Ausbruch des Kriegs gegen Frankreich abreisen. Er lebte einige Jahre in der Schweiz, dann in Schwaben und Sachsen, aber so eifrig er auch arbeitete, verdroß ihn doch bitter die Unthätigkeit für sein Vaterland, und freudig begrüßte er das Konsulat, das ihm Mitte 1800 die Heimkehr erlaubte. Der Erste Konsul wies jedoch sein Gesuch um Anstellung zurück, und erst der Kaiser ernannte ihn 1809 zum Divisionsgenerale, sandte ihn während des Feldzugs nach Wien, dann als Gouverneur nach Raab, später nach Triest. 1810 ging N. als bevollmächtigter Minister nach München, erhielt aber bald unbestimmten Urlaub und blieb in des Kaisers Umgebung, von ihm wegen seines Wissens wie wegen seiner hofmännischen Formen geschätzt, ein Repräsentant des ancien régime am Hofe des homme-peuple. Marie Luise lehnte ihn als Oberhofmeister ab, worauf ihn Napoleon zum Adjutanten nahm; als solcher begleitete N. ihn 1812 auf dem russischen Feldzuge, um Ende Januar 1813 nach Paris zurückzukehren. Im März d. J. sandte ihn Napoleon, mit Graf Otto unzufrieden, als Gesandten nach Wien; er sollte die zweideutige Politik dort enthüllen und erklugen, um welchen Preis Franz I. mit Napoleon gehen würde; am 17. März in Wien angelangt, durchschaute er rasch die Situation und machte sie Napoleon so klar, daß dies den Bruch beschleunigte (was ihm Napoleon auf St. Helena vorwirft); er war überzeugt, ein Krieg führe Österreich auf die Seite von Napoleons Feinden, und Metternich wies das Projekt einer Teilung Preußens wie einer Allianz mit Napoleon kühl zurück; als N. zu drängen begann, erfolgte am 26. April eine noch deutlichere Absage Metternichs; noch hoffte der Kaiser auf einen Umschlag in Wien und tadelte N.s Drängen, dieser jedoch wußte, woran er war, und Napoleon selbst vereitelte die letzte Möglichkeit eines friedlichen Ausgleichs mit Franz I. Mit Caulaincourt wurde N. am 15. Juli Bevollmächtigter auf dem Friedenskongresse in Prag, ohne jedoch Instruktionen erhalten zu haben, und konnte daher nur zwecklose Unterhandlungen beginnen; vergebens bestürmte er Napoleon, Frieden zu machen; der Kongreß schloß am 10. August, Metternich übergab N. am 12. ein Österreichs Kriegserklärung motivierendes Manifest, und N. verließ Prag. Er ging als Gouverneur nach Torgau und brachte die Festung in besten Stand, doch brachen schwere Krankheiten aus, Tauenzien belagerte den Platz, der Typhus ergriff N. und raffte ihn am 17. November 1813 hin; daß er infolge eines Sturzes vom Pferde gestorben sei, ist irrig. Zur Bestreitung seines Begräbnisses mußten seine Pferde verkauft werden.

Narischkin, russisches Adelshaus. Berühmt wurden:

1) Natalia Kyrillowna, Zarin von Rußland. Am 22. August 1651 als Tochter des unbedeutenden Strelitzenbefehlshabers N. geboren, wuchs Natalia im Hause des allmächtigen Ministers Matwejew auf, der, um die großen Familien Rußlands zurückzuhalten, die Augen des Zaren Alexei Michailowitsch auf Natalie lenkte; Alexei heiratete sie am 22. Januar 1671 und erhob ihre Familie unter die ersten. Sie gebar ihm Peter (s. d.) den Großen, wurde für diesen als Witwe am 27. April

1682 Regentin, aber bald durch die Zarewna Sophia (s. d.), seit 18. Mai ihre Mitregentin, aller Gewalt beraubt; vergebens suchte sie am 15. Mai ihre Familie vor den Spießen der rasenden Strelitzen zu retten, zwei ihrer Brüder fielen ihnen zum Opfer, drei entwischten. Als Sophia Peter ermorden lassen wollte, entfloh die Titularregentin Natalie mit ihm aus ihrer Residenz Preobrashensk im August 1689 in das Troitzkische Kloster, von wo beide am 9. September siegreich im Kreml einzogen. Natalie blieb zeitlebens Altrussin und tadelte Peters Reformen; sie hatte ihn mit einer Lapuchin verheiratet, um ihm den Rückhalt dieser Familie zu geben, und trieb seine Gattin an, sie dürfe sich seine Untreue nicht gefallen lassen. Trotzdem verehrte ihr Sohn sie hoch und betrauerte ihr in Moskau am 25. Januar 1695 erfolgtes Ableben. — Vgl. Brückner, Peter der Große, Berlin 1879.

2) Maria Antonowna. Eine geborene Fürstin Czetwertinska aus Polen, heiratete Maria den stets verschuldeten Alexander Ljewitsch N., einen Günstling Alexanders I. von Rußland, wurde des letzteren Maitresse und schenkte ihm drei Kinder. Sie starb in St. Petersburg am 10. Januar 1823, ihr Gatte als Oberkammerherr in Paris im Januar 1826. Von den Bastarden wuchs nur Sophia (geboren 1806), Gräfin Romanow, heran, die Alexander I. abgöttisch liebte, starb aber schon 1824 an der Schwindsucht als Braut des Grafen Dimitri Nikolajewitsch Scheremetew, des reichsten Magnaten. — Vgl. Kleinschmidt, Rußlands Geschichte und Politik, dargestellt in der Geschichte des russischen hohen Adels, Cassel 1877.

Narvaez, Don Ramon Maria, Herzog von Valencia, spanischer Marschall und Ministerpräsident, ward am 4. August 1800 (nach anderen 1795) zu Loja in Andalusien geboren und diente als Lieutenant in der königlichen Garde, als die ersten Kämpfe zwischen den Anhängern der Konstitution von 1812 und deren Gegnern stattfanden. Während ein großer Teil seiner Kameraden zu den letzteren gehörte, schlug N. sich auf die Seite der ersteren; am 2. Juli 1822 trug er zur Unterdrückung des Aufstandes bei, welcher die Beseitigung der im Jahre 1820 in Kraft gesetzten Verfassung zum Zwecke hatte. Im Kampfe gegen die Royalisten bei Gelegenheit der französischen Invasion im Jahre 1823 verwundet, zog er sich in seine Vaterstadt zurück und lebte dort, mit kriegswissenschaftlichen Studien beschäftigt, 10 Jahre lang in stiller Zurückgezogenheit. Als dann 1833 der Bürgerkrieg ausbrach, trat er auf die Seite der Cristinos, ward Jägerhauptmann, that sich als tüchtiger Soldat namentlich bei Mendigorria am 16. Juli 1835 hervor und war bereits 1836 Divisionsgeneral. Am 25. November jenes Jahres brachte er dem karlistischen General Gomez, welcher auf seinem abenteuerlichen Zuge durch Spanien sich bis dahin den Nachstellungen seiner Gegner geschickt zu entziehen gewußt hatte, auf der Hochebene von Majaceite bei Arcos eine empfindliche Niederlage bei. Die mangelnde Unterstützung durch den General Alaix beraubte ihn freilich der Früchte seines Sieges und, da ihm die Regierung keine Genugthuung gab, nahm er seine Entlassung; er war aber mit einem Schlage volksbeliebt und volksbekannt geworden und durfte, nachdem er 1837 wieder Dienste genommen hatte, bald wagen, mit Espartero um den ersten Platz zu ringen. Als er 1838 die Mancha zur Ruhe gebracht hatte, Gouverneur von Altkastilien geworden und zum Commandeur einer Reservearmee ernannt war, erschien er jenem gefährlich, so daß Espartero, welcher an der Spitze der Nordarmee stand, ihn dadurch unschädlich zu machen suchte, daß er den General Alaix in das Ministerium brachte, worauf N. sich in das Privatleben zurückzog. Ein gescheitertes Pronunciamento, welches Cordova gleich darauf in Sevilla ins Werk setzte, veranlaßte ihn, Spanien zu meiden. Er ging nach Paris und vereinigte sich dort 1840 mit Königin Maria Christina; beide planten gemeinsam Esparteros Sturz. Drei Jahre später waren die Sachen so weit gediehen, daß man zur That schreiten konnte. N. landete in Valencia, marschierte auf Madrid, schlug am 23. Juli 1843 den General Serrano bei Torrejon de Ardoz und zog als Sieger in die Hauptstadt ein. Zunächst verblieb die Herrschaft anscheinend den Progressisten. Im Mai 1844 aber trat N. als Ministerpräsident offen an die Spitze der Regierung, gleich nachher ward er Generalkapitän. Seine Partei, die der Moderados, revidierte nun die Verfassung von 1837 im reaktionären Sinne; die liberalen Parteien lehnten sich mehrfach gegen N.s diktatorische Regierung auf; er wußte sie jedoch niederzuhalten; erst als sein persönliches Auftreten seinen eigenen Anhängern unerträglich wurde, vermochte eine Hofintrigue ihn am 10. Februar 1846 zu stürzen. Ein zweites Ministerium N., an dessen Spitze er im März die Regierung von neuem übernahm, trat schon im April wieder ab, weil N. sich mit Maria Christina überwarf. Als diese im März 1847 das Land verlassen mußte, folgte N. ihr nach Paris, wo er den Gesandtenposten erhielt. Am 4. Oktober 1847 übernahm er von neuem die Leitung der Geschäfte und führte sie mit so kräftiger Hand, daß Spanien von der Bewegung, welche im Jahre 1848 fast ganz Europa durchzitterte, beinah unberührt blieb; auch mit den meisten fremden Regierungen wußte er gute Beziehungen herzustellen und zu unterhalten, nur England intriguierte gegen ihn, und der Gemahl der Königin war ihm stets feindlich gesinnt; Hofumtriebe und die Ränkesucht politischer Nebenbuhler waren es, welche im Januar 1851 seinen Rücktritt veranlaßten. Er ging von neuem nach Frankreich und erschien erst wieder, als Espartero und O'Donnell abgewirtschaftet hatten. Am 12. Oktober 1856 ward er wiederum für ein Jahr Minister. Als solcher widmete er sich mit aller Kraft der Wiederherstellung der königlichen Machtvollkommenheit, das Land war leidlich zufrieden mit ihm, obgleich er kein Muster von Rechtschaffenheit war, aber seine Neider und Nebenbuhler arbeiteten fortwährend an seinem Sturze; im November 1857 mußte er einem Ministerium Platz machen, welches die Rückkehr O'Donnells auf den Präsidentenposten vorbereitete, von dem N. jenen verdrängt hatte. Im September 1864 nahm er diesen Platz von neuem ein. Er entschloß sich nun, mit einem gemäßigten

Programm zu arbeiten, aber schon im November ward seine Stellung erschüttert, als die Königin dem Vorschlage ihrer Minister, San-Domingo aufzugeben, nicht beistimmen wollte: er behauptete damals sein Portefeuille, im Juni 1865 aber mußte er es an O'Donnell abtreten. Im Juli 1866 wurde dieser entlassen, weil er der Militäraufstände, welche meist Prim in Scene setzte, nicht Herr werden konnte, und N. nahm nun zum letztenmale von dessen Platze Besitz. Sein ganzes Streben richtete sich darauf, der Königin Isabella wankenden Thron durch Herstellung möglichst absoluter Herrschaft zu stützen. In diesem Streben begriffen, starb er am 23. April 1868 zu Madrid.

Narwa, Schlacht bei, am 20./30. November 1700, Sieg der Schweden über die Russen. Während Karl XII. gegen die Dänen auf Seeland kämpfte, nahm Zar Peter, äußerlich noch Freundschaft heuchelnd, die schwedische Gesandtschaft gefangen und begann den Krieg gegen Schweden selbst durch die Belagerung von Narwa. Dennoch hielt der junge Schwedenkönig, nachdem er die Dänen zum Frieden gezwungen, an seinem Plane, sich zuerst gegen die Sachsen und Polen in Livland zu wenden, fest, bis er nach seiner Landung bei Pernau erfuhr, daß die Russen das nur schwach besetzte Narwa hart bedrängten und die Umgegend in weiter Ausdehnung schlimm verwüsteten. Trotz aller Abmahnungen eilte er, mit nur 8430 Mann und 37 Kanonen das von fast 40,000 Russen belagerte Narwa zu entsetzen. 6000 Mann russischer Kavallerie wurden am 27. November n. St. im Passe von Pyhäjöggi durch wenige Kanonenschüsse zurückgeworfen und setzten durch übertriebene Nachrichten das Belagerungsheer, welches sich durch eine innere Umwallung gegen Ausfälle von der Festung und durch eine äußere gegen Entsatzversuche geschützt hatte, in die größte Furcht und Unruhe. Zar Peter selbst verließ unter dem Vorwande, den Anzug von Verstärkungen zu fördern, die Seinigen in schimpflicher Flucht und übergab, da er keinem russischen General genug vertraute, den Oberbefehl dem Herzoge von Croy, dem es an Erfahrung und als einem Ausländer an Ansehen bei den Russen fehlte. Am Nachmittage des 30. November griffen die Schweden an und konnten, da ein starkes Schneegestöber dem Feinde ins Gesicht trieb, ungesehen aus dem Walde herauskommen und bis an die Verschanzungen gelangen. Die beiden Angriffskolonnen befehligten die Generale Rehnsköld als Oberbefehlshaber und Vellingk; bei der ersteren, der linken, befand sich der König selbst, immer unter den Vordersten kämpfend. In einer Viertelstunde waren die Schweden in die Verschanzungen gedrungen. Die russischen Generale, Russen wie Ausländer, waren kopflos, die Reiterei warf sich sofort wieder in die Flucht, die Regimenter des Fußvolkes gerieten wild durcheinander, endlich brach die einzige Brücke über die Narowa unter der Last der Fliehenden; das Ende war am späten Abend ein blutiger Kampf in einer schnell hergestellten Wagenburg. Die fremden Generale ergaben sich aus Furcht vor der Rache der Russen; auch viele russische Offiziere wurden gefangen genommen, während die Mannschaft ruhig abziehen durfte. Die Besiegten verloren an Toten und Verwundeten etwa 8000, die Sieger kaum 2000 Mann. — Die Narwaschlacht hat zwar Karls XII. Kriegsruhm begründet, aber auch seine Kriegslust und seinen Eigenwillen gefördert und den Grund zu seiner Abenteurerpolitik gelegt.

Naseby, Schlacht am 14. Juni 1645. Das englische Parlamentsheer war nach dem von Cromwell (s. d.) gegebenen Muster umgemodelt und Fairfax (s. d.) zum Befehlshaber ernannt worden. Bei N., einem Städtchen im Nordwesten der Grafschaft Northampton, trat er mit demselben zum erstenmale den Königlichen entgegen. Auf jeder Seite mögen 10,000—12,000 Mann gefochten haben. Karl I. (s. d.) befand sich selbst beim Heere; seinen rechten Flügel befehligte Prinz Rupert, den linken Sir Marmaduke Langley, die Mitte Lord Astley; ihnen gegenüber stand auf dem rechten Flügel Cromwell, auf dem linken Ireton, im Zentrum kommandierten Fairfax und Skippon; auf beiden Seiten hatte die Reiterei die Flügel, das Fußvolk die Mitte inne. Prinz Rupert warf die gegnerische Kavallerie, wandte sich dann aber gegen den Troß, welchen seine Soldaten plündern wollten, während Cromwell, nachdem er Longdales nordenglische Truppen geschlagen hatte, das englische Zentrum angriff und, durch Fairfax und Skippon unterstützt, dieses ebenfalls zur Flucht nötigte; Rupert konnte, als er zu spät zurückkehrte, die Entscheidung nicht abwenden. Karl war gründlich geschlagen, seine Sache von nun an verloren.

Nassau, neue Geschichte von. Der ältere Sohn des Grafen Albrecht von Nassau-Weilburg, Graf Ludwig II. (geb. 9. Aug. 1565), succedierte ihm am 11. Nov. 1593 in Nassau-Weilburg und am 12. März 1602 seinem Oheime Philipp IV. in Nassau-Saarbrücken, erbte am 9. Juni 1605 auch die Lande der Grafen von Nassau-Wiesbaden-Idstein und vereinigte so alle Gebiete der Walramischen Linie des Hauses Nassau. In sehr bewegten Tagen pflegte er sorgsam sein Land, ohne nach außen hervorzutreten. Nach seinem am 8. Nov. 1626 erfolgten Ableben teilten seine Söhne das Land; Johann wählte Idstein, Wilhelm Ludwig Saarbrücken, Ernst Casimir Weilburg.

A. **Nassau-Idstein.** Der Stifter dieser Linie, Johann, hob sein Land nach besten Kräften. Er starb am 23. Mai 1677; sein Sohn Georg August Samuel nahm am 4. August 1688 den Fürstentitel an und beschloß die Linie am 27. Okt. 1721.

B. **Nassau-Saarbrücken.** Wilhelm Ludwig, Stifter der Linie, litt schwer unter dem Dreißigjährigen Kriege. Nach seinem Tode am 22. Aug. 1640 teilten seine Söhne Johann Ludwig, Gustav Adolph und Walrad.

a) Johann Ludwig stiftete die Linie Nassau-Ottweiler, und ihm folgte am 9. Febr. 1690 sein Sohn Friedrich Ludwig. Dieser erbte am 27. Okt. 1721 die Nassau-Idsteinschen Gebiete (s. o.) und am 6. Dez 1723 die Nassau-Saarbrückischen, starb aber ohne Söhne am 25. Mai 1728.

b) Gustav Adolph, der Stifter der Linie Nassau-Saarbrücken, starb am 9. Okt.

1677; ihm folgte im Tode am 14. Febr. 1713 Ludwig Crato, und dessen Erbe und Bruder Karl Ludwig beschloß schon am 6. Dez. 1723 die Linie.

c) Walrad (Volrad) stiftete die Linie Nassau-Usingen, erhielt am 4. August 1688 den Reichsfürstenstand für seine Familie und starb am 17. Okt. 1702, sein Sohn und Nachfolger, Fürst Wilhelm Heinrich, am 14. Febr. 1718. Des letzteren Söhne, Karl und Wilhelm Heinrich, erbten 1728 die Saarbrückischen und Ottweilerschen Lande und teilten 1736.

α) Fürst Karl erhielt Usingen, Idstein, Wiesbaden und Lahr (s. u.).

β) Fürst Wilhelm Heinrich erhielt Saarbrücken, Ottweiler, Saarwerden, Herbizheim und Homburg und starb am 24 Juli 1768. Unter seinem Sohne, dem Fürsten Ludwig (starb 1. März 1794), besetzten die Franzosen das Saarbrückener Land, und mit dessen Sohn, Fürst Heinrich, erlosch die neue Saarbrückener Linie am 27. April 1797 im Mannesstamme.

Fürst Karl zu Usingen (s. α) schloß 1738 mit den Linien von Saarbrücken und Weilburg einen Primogeniturvertrag, wonach die einzelnen Walramischen Linien im Falle des Aussterbens einander beerben sollten; die Ottonische Linie des Hauses Nassau (s. „Niederlande") trat diesem Vertrage 1783 bei. Auf Karl folgte am 21. Juni 1775 sein ältester Sohn Karl Wilhelm, der 1797 die Saarbrückener Lande erbte. Er verlor im Luneviller Frieden die Grafschaft Saarbrücken, ²/₃ von Saarwerden, Ottweiler und Lahr, ca. 20 □Meilen mit 60,200 Seelen, wurde aber im Reichsdeputationshauptschlusse von 1803 glänzend entschädigt, indem er die Mainzischen Ämter Königstein, Kronberg, Höchst, Rüdesheim, Oberlahnstein, Eltville, Harheim und Castel, die Besitzungen des Mainzer Domkapitels am rechten Rheinufer, z. B. Hochheim, das pfälzische Amt Caub, einen kleinen Teil des ehemaligen Kurstaates Köln, die Hessen-Darmstädtischen Ämter Katzenellenbogen, Braubach, Ems, Eppstein und Kleeberg, einige Frankfurter Dörfer, darunter Soden, die Grafschaft Sayn-Altenkirchen, die Kapitel und Abteien Limburg, Rummersdorf, Bleidenstadt und Sayn, zusammen 36 □Meilen mit 92,000 Seelen, erhielt. Er starb am 17. Mai 1803, und sein Bruder, Fürst Friedrich August, folgte. Dieser suchte die Grafen von Waldbott-Bassenheim um die Herrschaft Reiffenberg zu bringen, fiel über die Reichsritterschaft her und mußte vom Freiherrn v. Stein bittere Wahrheiten hören. Er schloß sich Napoleon an, trat am 17. Juli 1806 in Paris dem Rheinbunde bei und nahm am 1. August als Senior der Walramischen Linie den Titel eines souveränen Herzogs an; zugleich fiel ihm der Vorsitz im fürstlichen Kollegium des Rheinbundes zu. Der ganze Komplex der Walramischen Linie wurde für ein unteilbares Herzogtum Nassau erklärt, in dem vom 1. Jan. 1812 der Code Napoléon galt. Der Herzog erhielt die Hoheit über die Wied-Runkelschen Ämter Dierdorf, Altenwied und Neuenburg, einen Teil der Grafschaft Nieder-Isenburg, die Grafschaften Wied-Neuwied und Diez, die Herrschaften Holzapfel und Schaumburg, einen Teil von Münzfelden, die Ämter Wehrheim und Burbach, den am linken Ufer der Lahn gelegenen Teil der Herrschaft Runkel, den ritterschaftlichen Ort Krautberg und die Solmsischen Ämter Hohensolms, Braunfels und Greifenstein, trat hingegen Gebiete an den Großherzog von Berg ab. Für die neuen Vergrößerungen, ca. 31 □Meilen mit 84,000 Seelen mußte Nassau ein Kontingent zu allen Napoleonischen Kriegen stellen und alle Leiden der Zeit durchkosten. Am 23. Nov. 1813 trat der Herzog zu den gegen Napoleon alliierten Fürsten und am 8. Juni 1815 in den Deutschen Bund. Auf dem Wiener Kongresse wurde der Walramischen Linie für den Fall des Aussterbens der Ottonischen ihr Erbrecht an das Großherzogtum Luxemburg bestätigt. In einem Vertrage mit Preußen tauschte Friedrich August am 31. Oktober 1815 gegen Ehrenbreitstein und andere Besitzungen Diez, Hadamar, Dillenburg ohne Burbach und einen Teil von Siegen ohne diese Stadt ein. Am 24. März 1816 erlosch in ihm das Haus Nassau-Usingen im Mannsstamme, und es blieb nur noch das Haus Nassau-Weilburg.

C. **Nassau-Weilburg.** Ernst Casimir (s. o.), der Stifter der Linie zu Weilburg, starb nach einem vielbewegten Dasein am 16. April 1655, sein Sohn und Nachfolger Friedrich am 8. Sept. 1675. Dessen Sohn, Johann Ernst, starb am 1. März 1719, worauf seinem Nachfolger Karl August der Kaiser die alte reichsfürstliche Würde des Hauses am 9. Sept. 1737 bestätigte. Nach seinem Tode succedierte sein Sohn, Fürst Karl Christian, am 9. Nov. 1753 und ihm am 28. Nov. 1788 sein Sohn, Fürst Friedrich Wilhelm. Dieser verlor im Luneviller Frieden ¹/₃ der Grafschaft Saarwerden, die Herrschaften Stauf und Kirchheimbolanden, 8 □Meilen mit 18,000 Seelen, erhielt aber dafür 1803 im Reichsdeputationshauptschlusse die ehemals kurtrierischen Ämter Ehrenbreitstein und Bergpflege, den größten Teil der Grafschaft Nieder-Isenburg, die Ämter Hammerstein, Boppard, Welmich, Montabaur, Limburg, Camberg und Wehrheim, einen Teil von Münzfelden, die Abteien Arnstein, Schönau und Marienstadt, 16 □Meilen mit 37,000 Seelen. Sofort erklärte er den ständischen Institutionen, wie er sie im Kurtrierischen vorfand, den Krieg, griff die Reichsritterschaft an und erwartete von Napoleon neue Gebiete. Am 17. Juli 1806 trat er in den Rheinbund, am 23. Nov. 1813 auf die Seite der Alliierten und am 8. Juni 1815 in den Deutschen Bund. Als er am 9. Jan. 1816 gestorben war, bestieg sein Sohn von der Erbgräfin von Sayn-Hachenburg, Wilhelm (geb. 14. Juni 1792) den Thron, um alsbald am 24. März d. J.

Programm zu arbeiten, aber schon im November ward seine Stellung erschüttert, als die Königin dem Vorschlage ihrer Minister, San-Domingo aufzugeben, nicht beistimmen wollte; er behauptete damals sein Portefeuille, im Juni 1865 aber mußte er es an O'Donnell abtreten. Im Juli 1866 wurde dieser entlassen, weil er der Militäraufstände, welche meist Prim in Scene setzte, nicht Herr werden konnte, und N. nahm nun zum letztenmale von dessen Platze Besitz. Sein ganzes Streben richtete sich darauf, der Königin Isabella wankenden Thron durch Herstellung möglichst absoluter Herrschaft zu stützen. In diesem Streben begriffen, starb er am 23. April 1868 zu Madrid.

Narwa, Schlacht bei, am 20./30. November 1700, Sieg der Schweden über die Russen. Während Karl XII. gegen die Dänen auf Seeland kämpfte, nahm Zar Peter, äußerlich noch Freundschaft heuchelnd, die schwedische Gesandtschaft gefangen und begann den Krieg gegen Schweden selbst durch die Belagerung von Narwa. Dennoch hielt der junge Schwedenkönig, nachdem er die Dänen zum Frieden gezwungen, an seinem Plane, sich zuerst gegen die Sachsen und Polen in Livland zu wenden, fest, bis er nach seiner Landung bei Pernau erfuhr, daß die Russen das nur schwach besetzte Narwa hart bedrängten und die Umgegend in weiter Ausdehnung schlimm verwüsteten. Trotz aller Abmahnungen eilte er, mit nur 8430 Mann und 37 Kanonen das von fast 40,000 Russen belagerte Narwa zu entsetzen. 6000 Mann russischer Kavallerie wurden am 27. November n. St. im Passe von Pyhäjöggi durch wenige Kanonenschüsse zurückgeworfen und setzten durch übertriebene Nachrichten das Belagerungsheer, welches sich durch eine innere Umwallung gegen Ausfälle von der Festung und durch eine äußere gegen Entsatzversuche geschützt hatte, in die größte Furcht und Unruhe. Zar Peter selbst verließ unter dem Vorwande, den Anzug von Verstärkungen zu fördern, die Seinigen in schimpflicher Flucht und übergab, da er keinem russischen General genug vertraute, den Oberbefehl dem Herzoge von Croy, dem es an Erfahrung und als einem Ausländer an Ansehen bei den Russen fehlte. Am Nachmittage des 30. November griffen die Schweden an und konnten, da ein starkes Schneegestöber dem Feinde ins Gesicht trieb, ungesehen aus dem Walde herauskommen und bis an die Verschanzungen gelangen. Die beiden Angriffskolonnen befehligten die Generale Rehnsköld als Oberbefehlshaber und Vellingk; bei der ersteren, der linken, befand sich der König selbst, immer unter den Vordersten kämpfend. In einer Viertelstunde waren die Schweden in die Verschanzungen gedrungen. Die russischen Generale, Russen wie Ausländer, waren kopflos, die Reiterei warf sich sofort wieder in die Flucht, die Regimenter des Fußvolkes gerieten wild durcheinander, endlich brach die einzige Brücke über die Narowa unter der Last der Fliehenden; das Ende war am späten Abend ein blutiger Kampf in einer schnell hergestellten Wagenburg. Die fremden Generale ergaben sich aus Furcht vor der Rache der Russen; auch viele russische Offiziere wurden gefangen genommen, während die Mannschaft ruhig abziehen durfte. Die Besiegten verloren an Toten und Verwundeten etwa 8000, die Sieger kaum 2000 Mann. — Die Narwaschlacht hat zwar Karls XII. Kriegsruhm begründet, aber auch seine Kriegslust und seinen Eigenwillen gefördert und den Grund zu seiner Abenteurerpolitik gelegt.

Naseby, Schlacht am 14. Juni 1645. Das englische Parlamentsheer war nach dem von Cromwell (s. d.) gegebenen Muster umgemodelt und Fairfax (s. d.) zum Befehlshaber ernannt worden. Bei N., einem Städtchen im Nordwesten der Grafschaft Northampton, trat er mit demselben zum erstenmale den Königlichen entgegen. Auf jeder Seite mögen 10,000—12,000 Mann gefochten haben. Karl I. (s. d.) befand sich selbst beim Heere; seinen rechten Flügel befehligte Prinz Rupert, den linken Sir Marmaduke Langley, die Mitte Lord Astley; ihnen gegenüber stand auf dem rechten Flügel Cromwell, auf dem linken Ireton, im Zentrum kommandierten Fairfax und Skippon; auf beiden Seiten hatte die Reiterei die Flügel, das Fußvolk die Mitte inne. Prinz Rupert warf die gegnerische Kavallerie, wandte sich dann aber gegen den Troß, welchen seine Soldaten plündern wollten, während Cromwell, nachdem er Longdales nordenglische Truppen geschlagen hatte, das englische Zentrum angriff und, durch Fairfax und Skippon unterstützt, dieses ebenfalls zur Flucht nötigte; Rupert konnte, als er zu spät zurückkehrte, die Entscheidung nicht abwenden. Karl war gründlich geschlagen, seine Sache von nun an verloren.

Nassau, neue Geschichte von. Der älteste Sohn des Grafen Albrecht von Nassau-Weilburg, Graf Ludwig II. (geb. 9. Aug. 1565), succedierte ihm am 11. Nov. 1593 in Nassau-Weilburg und am 12. März 1602 seinem Oheime Philipp IV. in Nassau-Saarbrücken, erbte am 9. Juni 1605 auch die Lande der Grafen von Nassau-Wiesbaden-Idstein und vereinigte so alle Gebiete der Walramischen Linie des Hauses Nassau. In sehr bewegten Tagen pflegte er sorgsam sein Land, ohne nach außen hervorzutreten. Nach seinem am 8. Nov. 1626 erfolgten Ableben teilten seine Söhne das Land; Johann wählte Idstein, Wilhelm Ludwig Saarbrücken, Ernst Casimir Weilburg.

A. **Nassau-Idstein.** Der Stifter dieser Linie, Johann, hob sein Land nach besten Kräften. Er starb am 23. Mai 1677; sein Sohn Georg August Samuel nahm am 4. August 1688 den Fürstentitel an und beschloß die Linie am 27. Okt. 1721.

B. **Nassau-Saarbrücken.** Wilhelm Ludwig, Stifter der Linie, litt schwer unter dem Dreißigjährigen Kriege. Nach seinem Tode am 22. Aug. 1640 teilten seine Söhne Johann Ludwig, Gustav Adolph und Walrad.

a) Johann Ludwig stiftete die Linie Nassau-Ottweiler, und ihm folgte am 9. Febr. 1690 sein Sohn Friedrich Ludwig. Dieser erbte am 27. Okt. 1721 die Nassau-Idsteinschen Gebiete (s. o.) und am 6. Dez. 1723 die Nassau-Saarbrückischen, starb aber ohne Söhne am 25. Mai 1728.

b) Gustav Adolph, der Stifter der Linie Nassau-Saarbrücken, starb am 9. Okt.

1677; ihm folgte im Tode am 14. Febr. 1713 Ludwig Crato, und dessen Erbe und Bruder Karl Ludwig beschloß schon am 6. Dez. 1723 die Linie.

c) Walrad (Volrad) stiftete die Linie Nassau-Usingen, erhielt am 4. August 1688 den Reichsfürstenstand für seine Familie und starb am 17. Okt. 1702, sein Sohn und Nachfolger, Fürst Wilhelm Heinrich, am 14. Febr. 1718. Des letzteren Söhne, Karl und Wilhelm Heinrich, erbten 1728 die Saarbrückischen und Ottweilerschen Lande und teilten 1736.

α) Fürst Karl erhielt Usingen, Idstein, Wiesbaden und Lahr (s. u.).

β) Fürst Wilhelm Heinrich erhielt Saarbrücken, Ottweiler, Saarwerden, Herbitzheim und Homburg und starb am 24 Juli 1768. Unter seinem Sohne, dem Fürsten Ludwig (starb 1. März 1794), besetzten die Franzosen das Saarbrückener Land, und mit dessen Sohn, Fürst Heinrich, erlosch die neue Saarbrückener Linie am 27. April 1797 im Mannesstamme.

Fürst Karl zu Usingen (s. α) schloß 1738 mit den Linien von Saarbrücken und Weilburg einen Primogeniturvertrag, wonach die einzelnen Walramischen Linien im Falle des Aussterbens einander beerben sollten; die Ottonische Linie des Hauses Nassau (s. „Niederlande") trat diesem Vertrage 1783 bei. Auf Karl folgte am 21. Juni 1775 sein ältester Sohn Karl Wilhelm, der 1797 die Saarbrückener Lande erbte. Er verlor im Luneviller Frieden die Grafschaft Saarbrücken, ²/₃ von Saarwerden, Ottweiler und Lahr, ca. 20 □Meilen mit 60,200 Seelen, wurde aber im Reichsdeputationshauptschlusse von 1803 glänzend entschädigt, indem er die Mainzischen Ämter Königstein, Kronberg, Höchst, Rüdesheim, Oberlahnstein, Eltville, Harheim und Castel, die Besitzungen des Mainzer Domkapitels am rechten Rheinufer, z. B. Hochheim, das pfälzische Amt Caub, einen kleinen Teil des ehemaligen Kurstaates Köln, die Hessen-Darmstädtischen Ämter Katzenellenbogen, Braubach, Ems, Eppstein und Kleeberg, einige Frankfurter Dörfer, darunter Soden, die Grafschaft Sayn-Altenkirchen, die Kapitel und Abteien Limburg, Rummersdorf, Bleidenstadt und Sayn, zusammen 36 □Meilen mit 92,000 Seelen, erhielt. Er starb am 17. Mai 1803, und sein Bruder, Fürst Friedrich August, folgte. Dieser suchte die Grafen von Waldbott-Bassenheim um die Herrschaft Reiffenberg zu bringen, fiel über die Reichsritterschaft her und mußte vom Freiherrn v. Stein bittere Wahrheiten hören. Er schloß sich Napoleon an, trat am 17. Juli 1806 in Paris dem Rheinbunde bei und nahm am 1. August als Senior der Walramischen Linie den Titel eines souveränen Herzogs an; zugleich fiel ihm der Vorsitz im fürstlichen Kollegium des Rheinbundes zu. Der ganze Komplex der Walramischen Linie wurde für ein unteilbares Herzogtum Nassau erklärt, in dem vom 1. Jan. 1812 der Code Napoléon galt. Der Herzog erhielt die Hoheit über die Wied-Runkelschen Ämter Dierdorf, Altenwied und Neuenburg, einen Teil der Grafschaft Nieder-Isenburg, die Grafschaften Wied-Neuwied und Diez, die Herrschaften Holzapfel und Schaumburg, einen Teil von Münzfelden, die Ämter Wehrheim und Burbach, den am linken Ufer der Lahn gelegenen Teil der Herrschaft Runkel, den ritterschaftlichen Ort Krautberg und die Solmsischen Ämter Hohensolms, Braunfels und Greifenstein, trat hingegen Gebiete an den Großherzog von Berg ab. Für die neuen Vergrößerungen, ca. 31 □Meilen mit 84,000 Seelen mußte Nassau ein Kontingent zu allen Napoleonischen Kriegen stellen und alle Leiden der Zeit durchkosten. Am 23. Nov. 1813 trat der Herzog zu den gegen Napoleon alliierten Fürsten und am 8. Juni 1815 in den Deutschen Bund. Auf dem Wiener Kongresse wurde der Walramischen Linie für den Fall des Aussterbens der Ottonischen ihr Erbrecht an das Großherzogtum Luxemburg bestätigt. In einem Vertrage mit Preußen tauschte Friedrich August am 31. Oktober 1815 gegen Ehrenbreitstein und andere Besitzungen Diez, Hadamar, Dillenburg ohne Burbach und einen Teil von Siegen ohne diese Stadt ein. Am 24. März 1816 erlosch in ihm das Haus Nassau-Usingen im Mannsstamme, und es blieb nur noch das Haus Nassau-Weilburg.

C. **Nassau-Weilburg.** Ernst Casimir (s. o.), der Stifter der Linie zu Weilburg, starb nach einem vielbewegten Dasein am 16. April 1655, sein Sohn und Nachfolger Friedrich am 8. Sept. 1675. Dessen Sohn, Johann Ernst, starb am 1. März 1719, worauf seinem Nachfolger Karl August der Kaiser die alte reichsfürstliche Würde des Hauses am 9. Sept. 1737 bestätigte. Nach seinem Tode succedierte sein Sohn, Fürst Karl Christian, am 9. Nov. 1753 und ihm am 28. Nov. 1788 sein Sohn, Fürst Friedrich Wilhelm. Dieser verlor im Luneviller Frieden ¹/₃ der Grafschaft Saarwerden, die Herrschaften Stauf und Kirchheimbolanden, 8 □Meilen mit 18,000 Seelen, erhielt aber dafür 1803 im Reichsdeputationshauptschlusse die ehemals kurtrierischen Ämter Ehrenbreitstein und Bergpflege, den größten Teil der Grafschaft Nieder-Isenburg, die Ämter Hammerstein, Boppard, Welmich, Montabaur, Limburg, Camberg und Wehrheim, einen Teil von Münzfelden, die Abteien Arnstein, Schönau und Marienstadt, 16 □Meilen mit 37,000 Seelen. Sofort erklärte er den ständischen Institutionen, wie er sie im Kurtrierischen vorfand, den Krieg, griff die Reichsritterschaft an und erwartete von Napoleon neue Gebiete. Am 17. Juli 1806 trat er in den Rheinbund, am 23. Nov. 1813 auf die Seite der Alliierten und am 8. Juni 1815 in den Deutschen Bund. Als er am 9. Jan. 1816 gestorben war, bestieg sein Sohn von der Erbgräfin von Sayn-Hachenburg, Wilhelm (geb. 14. Juni 1792) den Thron, um alsbald am 24. März d. J.

durch das Usinger Erbe alle Walramischen Lande wieder zu vereinigen und Herzog von Nassau zu werden. Auf russischen Antrieb trat Wilhelm am 25. April 1817 der Heiligen Allianz bei. Schon am 2. Sept. 1814 hatte Nassau eine Verfassung mit zwei Kammern erhalten, in der die wesentlichsten Volksrechte, Abgabenbewilligung, Teilnahme an der Gesetzgebung und Aufsicht über die Verwendung der Staatseinnahmen gesichert waren und das Grundeigentum als Basis der Vertretung galt. Wilhelm setzte sie nach Reorganisation der ganzen Staatsverwaltung 1818 ins Leben, aber ein Teil der Mediatisierten war mit der Neuordnung höchst unzufrieden; es erhoben sich Zwiste, die erst mit der Abtretung dieser Mediatisierten an Preußen endeten. Der dirigierende Staatsminister Freiherr Marschall v. Biberstein leitete Nassau ganz im Geiste Metternichs, „ein Fanatiker des Partikularismus und der Reaktion" ein erklärter Feind Preußens (v. Treitschke, Die Anfänge des deutschen Zollvereins, Berlin 1872). Er arbeitete dem von Preußen ausgehenden deutschen Zollvereine aus Leibeskräften entgegen und für einen süddeutschen Sonderbund, der aber an eigener Ohnmacht scheiterte, verschwor sich mit Frankreich gegen den Zollverein, der Nassau rings umschloß, und am 19. Sept. 1833 kam der französisch-nassauische Handelsvertrag zustande, der erst 1866 ans Licht gelangte; derselbe wurde unehrlich umgangen, als er sich schädlich erwiesen, Nassau näherte sich nach Marschalls Tode dem Zollverein und trat ihm endlich am 10. Dez 1835 bei. Schon auf dem ersten Landtage begann der bis 1831 währende Domänenstreit zwischen dem Herzoge und den Ständen, welche, als sie die Verschmelzung der Domänen- und der Landeskasse verlangten, am 2. Mai 1831 vertagt wurden. Erst als sich die Regierung eine Majorität für gemeinsame Beratung beider Kammern verschafft hatte, berief sie den Landtag im Oktober wieder. Ungeachtet des Protestes der Deputiertenkammer gegen die willkürlichen Maßnahmen der Regierung, erklärte letztere die Steuern für durch 18 Stimmen der Herrenbank und 4 der Deputierten verwilligt und den Landtag im Oktober für aufgelöst. Die Neuwahlen ergaben 1832 fast nur die früheren Deputierten. Am 30. März wurde der Landtag eröffnet, und am 18. April erklärten 15 Deputierte ihre Wirksamkeit für suspendiert, so lange die verfassungswidrig eingerichtete Kammer vom Okt. 1831 bestehe; sie verließen am 31. Wiesbaden. Die Regierung aber ließ durch die bleibenden 5 Deputierten das Budget verwilligen, die 15 wurden für unfähig zur Wiederwahl erklärt, der Landtag am 12. Mai geschlossen, und der neue von 1833 bewilligte die Steuern. Marschall starb 1834, Graf Karl v. Walderdorff wurde Staatsminister. Als Herzog Wilhelm am 20. Aug. 1839 verschied, folgte ihm sein Sohn, Herzog Adolf (s. d.), um von Anfang an wenig liberal zu herrschen. Walderdorff trat im Juli 1842 ab, Freiherr E. A. v. Dungern wurde im Dez. 1843 Staatsminister und ließ sich von einer Kamarilla leiten; Nassau lag in Stagnation und nur die Zwiste mit dem Bischofe von Limburg unterbrachen die Öde. Auf dem Landtage von 1847 machte sich die liberale Richtung bemerklich, und das Jahr 1848 räumte mit der allzu konservativen Ordnung auf. Am 1. März begann die Bewegung in Wiesbaden, am 2. stellte eine Volksversammlung die Forderung allgemeiner Bewaffnung mit freier Wahl der Führer, unbedingter Preßfreiheit, Einberufung eines deutschen Parlaments, Vereidigung des Militärs auf die Verfassung, des Rechts der freien Vereinigung, des öffentlichen und mündlichen Verfahrens mit Schwurgerichten u. s. w. Dungern bewilligte, da Adolf abwesend war, aus eigener Macht Volksbewaffnung und Preßfreiheit, die Herzogin-Mutter Pauline sprach sich für die Gewährung aller Forderungen aus; Adolf kehrte unter persönlicher Gefahr zurück und bestätigte, freilich sehr gegen seine Neigung, am 4. alle für ihn gemachten Zugeständnisse, eröffnete am 11. den Landtag, bewilligte ein neues Wahlgesetz und einigte sich mit den Ständen über die Auflösung der Herrenbank und die Bildung einer einzigen Kammer (zur Hälfte Bauern, zur anderen Staats- und Kirchendiener). Nach einer neuen Formel schwur diese Kammer nur dem Volke Treue; sie trat am 22. Mai zusammen, um zu reformieren. Damit aber hörte die Revolution in N. nicht auf, am 16. Juli brach ein republikanischer Aufstand in der Hauptstadt aus, den Reichstruppen rasch niederwarfen.

Am 15. Febr. 1849 erklärte sich die Regierung für die Errichtung einer einheitlichen Zentralgewalt und die Erblichkeit des Reichsoberhauptes und war am 23. unter denen, welche der Zentralgewalt Bemerkungen zur Reichsverfassung vorlegten. Mit der Ablehnung der Kaiserwürde durch Friedrich Wilhelm IV. nahmen die Dinge in N. wieder einen erbitterten Charakter an. Seit dem 16. April war Hergenhahn Staatsminister, aber nicht stark genug, der Bewegung zu steuern. Am 2. Mai kam es zum Kammerbeschlusse einer Aufforderung an die Regierung, Truppen und Beamte auf die Reichsverfassung zu beeidigen und die Wehrkräfte derselben zur Verfügung zu stellen, worauf die Regierung einging, und am 24. zu dem weiteren Kammerbeschlusse, die Regierung aufzufordern, sie möge der Reichsverfassung allein Folge leisten und keine Truppen gegen Baden und Pfalz verwenden. Demokratischerseits betrieb man eifrigst die Agitation für die Reichsverfassung und seit dem 10. Mai tagte ein Landesverteidigungsausschuß von Demokraten. Hergenhahn räumte am 11. Juni das Staatsministerium dem Freiherrn Friedrich v. Wintzingerode. Während die Radikalen immer frechere Forderungen stellten und schließlich das Volk zur Steuerverweigerung aufriefen, wurde seit Ende Juni außer in Nord-N. die Stimmung des Volkes bedeutend ruhiger. Am 29. Juni trat der Herzog dem Dreikönigsbündnisse (s. d.) bei. 1850 wurden in N. die Zentralbehörden neu organisiert und am 27. Sept. der Bundestagsbeschluß über die Aufhebung der deutschen Grundrechte publiziert. Am 10. Mai 1851 trat der nassauische Gesandte, Freiherr v. Dungern (s. d.), in den reaktivierten Bundestag ein, und im Jan. 1852 beschickte N. den Zollkongreß in Wien, im April, August und September d. J. die Darmstädter Koalition. Schon im Dez. 1851 war Wintzingerode

abgegangen und am 7. Febr. 1852 durch den Prinzen August von Sayn-Wittgenstein-Berleburg als Staatsminister ersetzt worden; die Regierung betrat offen die Bahnen der Reaktion und hemmte den umsichgreifenden Liberalismus. Bereits am 28. Nov. 1851 wurde durch herzogliche Ordonnanz das Zweikammersystem wieder eingeführt und ein neues Wahlgesetz mit drei Wahlklassen, indirekten Wahlen und mündlicher Abstimmung erlassen. Die Wahlen fielen fast ausschließlich konservativ aus, Adolf eröffnete am 15. März 1852 den Landtag, und die zweite Kammer sprach ihre Übereinstimmung damit aus, daß die Gesetze einer stürmischen Zeit der Revision und Reform bedürften; in der That wurden die 48er Gesetze revidiert. 1853 begann ein heftiger Konflikt der Regierung mit dem Limburger Bischof wegen des Aufsichtsrechts des Staates über die Kirche; der Bischof nahm des Herzogs Anstellungsrecht katholischer Geistlichen für sich allein in Anspruch und besetzte im Dezember d. J. 8 Pfarreien eigenmächtig; die Regierung erkannte die 8 Geistlichen nicht an und überwies deren Einkünfte dem katholischen Zentralkirchenfonds; der Bischof antwortete hierauf im Jan. 1854 mit einem dreisten Hirtenbriefe, beharrte bei seinem Auftreten und forderte unter Androhung des großen Bannes die Gemeinden auf, die Abgaben an die Pfarrer zu entrichten; gegen Mitte 1854 aber wurden Regierung und Bischof im Hinblicke auf die mit der Kurie angeknüpften Verhandlungen etwas versöhnlicher. Auf dem Landtage von 1854 regte die Regierung die alte Domänenfrage an und schloß denselben am 1. Juli, als er gegen die Errichtung einer Domänen- und Steuerkasse protestiert hatte. Eine landesherrliche Ordonnanz vom 14. Juli schaffte die aus der Revolutionszeit resultierenden Gesetze über die Organisation der Zentralbehörden, über die Trennung der Justiz von der Verwaltung in der unteren Instanz, über die Gemeindeverwaltung ab und übertrug die Verwaltung der Geschäfte einem Staatsministerium (ein Minister, ein Ministerialdirektor, drei Ministerialräte), die Justiz einem Oberappellationsgerichte, zwei Appellationsgerichten und 28 Ämtern; am 26. wurden auch die obersten Militärbehörden neu organisiert, und Adolf trat selbst an ihre Spitze. War der Landtag von 1856 über das oktroyierte Jagdgesetz verstimmt, so kam der von 1857 der Regierung freundlicher entgegen, ohne daß aber die Domänenfrage ihre Erledigung gefunden hätte. Im Juni 1856 beschickte die Regierung die Eisenacher Zollkonferenzen. Waren die Neuwahlen für die Periode 1858—1864 überwiegend konservativ ausgefallen, so fand es die Regierung doch geraten, sich den Liberalen zu nähern, zumal sich die strengen Katholiken wegen ihrer Haltung gegen den anmaßenden Limburger Seelenhirten von ihr abwandten. Die Liberalen näherten sich gleichzeitig der Regierung und gaben ihr in einigen Fragen von Belang nach; sie vergalt dies mit Zugeständnissen in mehreren Punkten, besonders in der Konkordatsfrage. Alles schien gut zu gehen, bis sich die Liberalen in N. gegen den Eintritt des dem Herzoge teueren Österreich in den Zollverein und für den deutsch-französischen Handelsvertrag aussprachen. Es kam zum Bruche, und die Konvention der Regierung mit dem Bischofe von Limburg, die den Kirchenkonflikt beseitigte, erweiterte nur die Kluft; man zieh Adolf katholischer Sympathieen; anderseits forderten die Liberalen auf einer großen Landesversammlung die Wiedereinführung der Verfassung von 1849. In der deutschen Frage trat N. auf die Seite Österreichs. Die Regierung sprach sich in der Note vom 2. Febr. 1862 in Berlin entschieden gegen die Idee eines engeren Bundesstaates aus, beschickte die Wiener Konferenzen, und der Herzog ging im Aug. 1863 auf den Frankfurter Fürstentag, wo er enge zu Österreich hielt. Als die Neuwahlen für 1864 eine bedeutende liberale Majorität ergaben, schritt die Regierung mit Polizeimaßnahmen und Untersuchungen gegen diese ein. Der Landtag trat am 30. März zusammen, und am 9. Aug. sprach sich die zweite Kammer mit 14 gegen 6 Stimmen für die Wiedereinführung der Verfassung vom 28. Dez. 1849 und des Wahlgesetzes vom 25. April 1849 aus, worauf die Regierung erklärte, sie werde jeden Angriff auf die bestehende Verfassung energisch abweisen, und am 2. Nov. den widerspenstigen Landtag auflöste. Bei den Neuwahlen im Dezember siegte die Opposition in beiden Kammern und unterzog dann die regierungsfreundlichen Wahlen einer strengen Prüfung; die fortschrittliche Majorität in der zweiten Kammer machte den Konservativen das Leben so sauer, daß diese den Sitzungen fern blieben, und schließlich löste die Regierung am 4. Mai 1865 den beschlußunfähigen Landtag auf. Am 23. Juli verhinderte die Regierung militärisch eine Zusammenkunft preußischer Abgeordneter in Oberlahnstein. Die Neuwahlen ergaben nur vier Sitze für die Regierungspartei; am 4. Okt. strich die zweite Kammer die Kosten der diplomatischen Vertretung N.s an den deutschen Höfen, und am 13. nahm sie den Antrag auf Aufhebung der Preßverordnung und Wiedereinführung der Preßfreiheit mit allen gegen zwei Stimmen an; am 27. erfolgte die Annahme des Antrags auf Wiederherstellung der alten Verfassung mit allen gegen vier Stimmen. So kam das Jahr 1866 heran, mit dem N. aus der Reihe der Staaten verschwinden sollte. Der Herzog beschickte im April die Konferenz der Mittelstaaten in Augsburg und im Mai in Bamberg, stellte sich aber auf den Bundesstandpunkt, traf Anstalten zur Mobilmachung und ließ seinen Gesandten am Bundestage am 14. Juni für den österreichischen Antrag vom 11. gegen Preußen stimmen. Im Widerspruche mit seinen Ständen nahm er ein Darlehen zu Kriegszwecken auf und entließ am 7. Juli den Landtag; Prinz Wittgenstein (s. o.) ging als Bundestagsgesandter nach Augsburg. Ohne zum Treffen zu kommen, zog die nassauische Brigade in der Wetterau umher, die Preußen aber besetzten am 17. Höchst, am 18. Wiesbaden, am 19. Biebrich, und der Landrat von Diest übernahm sofort als preußischer Zivilkommissär die Verwaltung des eroberten Herzogtums, das der Landesherr am 15. verlassen hatte (s. „Adolf"). Am 19. Aug. wurde Freiherr v. Patow Zivilgouverneur, um später die Provinz Hessen-Nassau zu organisieren. Bei Günzburg an der Donau traf Adolf mit seinen Truppen zusammen

und entließ sie am 8. Sept. Am 20. d. M. erschien das Gesetz über die Vereinigung N.s mit Preußen, und am 3. Okt. ergriff König Wilhelm Besitz. N. bildet seitdem mit Frankfurt und Hessen-Homburg den Regierungsbezirk Wiesbaden in der Provinz Hessen-Nassau. Über Adolfs Verhandlungen mit Preußen und seinen Abfindungsvertrag s. „Adolf" (Bd. I, S. 68).

Vgl. Schliephake, Geschichte von Nassau von den ältesten Zeiten bis auf die Gegenwart. Fortgesetzt von K. Menzel, Bd. VI, Wiesbaden 1884.

Nassau. Johann der Mittlere, Graf von N.-Siegen, am 7. Juni 1561 geboren, wendete in seiner Jugend sein Interesse besonders auf militärische Dinge. Die Beteiligung seiner Familie an den Kriegshändeln in den Niederlanden gab ihm dazu besondere Veranlassung. Gleich Ludwig von N beschäftigte er sich mit der Taktik, über welche er ein von ihm geschriebenes, mit Kupfertafeln ausgestattetes Werk im Druck erscheinen ließ; auch erfand er eine Art von Sprenggeschossen. 1592/93 und 1597/98 focht er in den Niederlanden, 1601 als schwedischer Feldoberst gegen Polen in Livland. Nach seines Vaters 1607 erfolgtem Tode stiftete er die Linie N.-Siegen. In dem Gebiete derselben wollte er, um weiterer Zersplitterung der Erblande seiner Familie vorzubeugen, das Recht der Erstgeburt einführen, änderte aber 1621 ein zu diesem Zwecke 1607 errichtetes Testament wieder und teilte sein Territorium in drei Teile. Es gingen daraus langjährige Erbfolgestreitigkeiten hervor. Seinen Sinn für militärwissenschaftliche Bildung bethätigte er durch Errichtung einer zu deren Förderung bestimmten Ritterakademie zu Siegen im Jahre 1617. Obgleich eifriger Reformierter suchte er doch in den Religionshändeln seiner Zeit zu vermitteln; mit Friedrich V. von der Pfalz eng verbunden, blieb er als Oberbefehlshaber der am Rhein stehenden Truppen in dessen Erblanden zurück, als jener nach Böhmen zog. Er starb am 17. September 1623 zu Siegen. — Vgl. „Allgemeine deutsche Biographie", 14. Bd., Leipzig 1881.

Johann der Jüngere, Graf von N.-Siegen, Johann des Mittleren Sohn, am 29. September 1585 geboren, widmete im Widerstreite zu den Gesinnungen seines Stammes seine Kräfte wesentlich dem katholischen Glaubensbekenntnisse, welches er 1612 angenommen hatte. Seine Verheiratung mit einer Prinzessin aus dem Hause Ligne-Aremberg trug dazu bei. 1618 trat er sogar in spanische Kriegsdienste. In diesen erscheint er während des Dreißigjährigen Krieges mehrfach bei kriegerischen Vorfällen in Deutschland und in den Niederlanden; 1630 ward er von den Holländern bei Rheinbergen geschlagen und gefangen genommen. Sein Vater war schwach genug gewesen, zu seinen Gunsten eine letztwillige Verfügung, welche ihn von der Erbfolge ausschloß, zurückzunehmen, wogegen er versprochen hatte, seine künftigen Unterthanen in ihrem Glauben nicht zu stören; als er aber in Besitz gekommen war, betrieb er sowohl im Siegener Lande wie in dem ihm zugefallenen Teile des usingenschen Gebietes, welches der Kaiser seinen Vettern, ihrer Parteinahme für die protestantische Sache wegen, ab- und ihm zugesprochen hatte, rücksichtslos die Gegenreformation. Er starb am 17. Juli 1638. — Vgl. „Allgemeine deutsche Biographie", 14. Bd., Leipzig 1881.

Johann Moritz, Fürst von N.-Siegen, der „Brasilianer" oder „Amerikaner" zubenannt, am 7./17. Juni 1604 zu Dillenburg geboren, machte sich in den Kämpfen der Niederländer unter seinem berühmten Vetter Friedrich Heinrich von Oranien früh einen geachteten Namen. Als daher die Westindische Compagnie eines Generalstatthalters für ihre Besitzungen bedurfte, dessen gesamte Persönlichkeit eine Bürgschaft für tüchtige Leitung ihrer Angelegenheiten böte, wurde Johann dazu gewählt. Am 23. Januar 1637 trat er in Brasilien, wo die Compagnie seit 1630 Fuß gefaßt hatte, ans Land. Dasselbe mußte zugleich den Indianern und den Portugiesen abgerungen werden. Dabei wurde Johann dank der engherzigen Krämerpolitik der Leiter der Compagnie, der sog. XIX Herren, und dem starren Orthodoxismus der protestantischen Geistlichkeit, nicht nur schlecht unterstützt, sondern auch in vielen Dingen geradezu gehindert. Trotzdem und mancher Mißerfolge ungeachtet, erweiterte er die Grenzen des Gebietes, befestigte die Herrschaft der Compagnie, brachte Ordnung in die Verwaltung und verschaffte den Aktionären leidliche Einkünfte. Als er 1644 nach Europa zurückgekehrt war, machte Portugal der Herrschaft der Compagnie in Brasilien bald ein Ende. Johann lehnte ab, dahin zurückzukehren. Er ward nun General-Lieutenant der Reiterei und Gouverneur von Wesel, daneben übertrug ihm der Große Kurfürst Friedrich Wilhelm von Brandenburg die Statthalterschaft in Cleve, Mark und Ravensburg und benutzte ihn mehrfach zu diplomatischen Geschäften. Für die Generalstaaten hatte er 1658 gegen Bernhard von Galen, den Bischof von Münster, und 1672 bis 1674 gegen Frankreich und dessen Bundesgenossen zu fechten, so bei Senef. Als deutscher Reichsfürst bewährte er sich stets als Patriot, seine Anlehnung suchte er an Brandenburg, hie und da wird ihm Mangel an Thatkraft vorgeworfen. Am 10./20. Dezember 1679 starb er auf seinem Schlosse Bergendahl bei Cleve. — Über seine Thätigkeit in Brasilien schrieb Barlaeus (Baerle) eine lateinische Abhandlung, welche 1659 zu Cleve unter dem Titel „Brasilianische Geschichte bey der Regierung Johann Moritzens" ꝛc. deutsch gedruckt ist. Vgl. Driesen, Leben ꝛc., Berlin 1849; sowie die Übersetzung einer Biographie aus van Kampen, Leven van beromde Nederlanders, Haarlem 1840, von Troß, Siegen 1842.

Karl Heinrich Nikolaus **Otto,** Prinz von N.-Siegen, am 5. Januar 1745 geboren, war der Großsohn des Fürsten Immanuel Ignaz von N.-Siegen, welcher Charlotte de Mailly et Nesle geheiratet hatte; er gehörte dem katholischen Zweige der Familie an. Der Nachkommenschaft aus dieser Ehe wurde der Anspruch auf den fürstlichen Rang und die Erbfolge, welche die französischen Gerichte anerkannten, vom Reichshofrat in Wien bestritten. Dieses Verhältnis machte

Otto zum irrenden Ritter, eine Laufbahn, für welche sein, mit nicht allzu großen Verstandeskräften gepaarter Sinn ihn ganz geeignet erscheinen ließ. Nachdem er im französischen Heere gedient hatte, umschiffte er 1766—69 mit Bougainville die Welt, erfreute sich wie dieser der Gunst der Beherrscherin von Otaheiti, drang mit dem Chevalier d'Oraison in die Wüsten Afrikas ein, wo er den Kampf mit einem Tiger bestand, kehrte in die Reihen des französischen Heeres zurück, machte am 1. Mai 1779 einen verunglückten Versuch, sich der Insel Jersey zu bemächtigen, zeichnete sich bei der Belagerung von Gibraltar auf d'Arçons schwimmenden Batterieen aus, wofür der König von Spanien ihn fürstlich belohnte, und trat dann, als Rußland 1787 seinen Türkenkrieg begonnen hatte, in den Dienst der Kaiserin Katharina, welche ihm den Oberbefehl der Ruderflotte auf dem Schwarzen Meere anvertraute. Mit dieser vernichtete er in Gemeinschaft mit Paul Jones im Juni 1788 in den Gewässern von Oczakow die türkische Flotte des Kapudan-Pascha; im Kriege gegen Schweden trug er am 14. August 1789 bei Svensksund einen Erfolg über dessen Scheerenflotte davon; am 9. Juli 1790 aber erlitt er in denselben Gewässern eine entscheidende Niederlage, welche den Abschluß des Friedens beschleunigte. Seine Verheiratung mit einer polnischen Dame, von welcher wie von ihrem Gatten Zeitgenossen erzählen, daß sie mehr Einbildungskraft als Verstand gehabt habe, fesselte ihn noch mehr an den Osten; er wurde jetzt als Diplomat gebraucht, erfüllte Sendungen bei den Höfen von Versailles, Madrid und Wien, und hätte gern bei der dritten Teilung Polens, während welcher er im preußischen Hauptquartier militärische Aufträge zu erfüllen hatte, sich selbst eine kleine Souveränität gegründet, wozu die Möglichkeit vorlag, als die Frage erwogen wurde, zwischen die künftigen Grenzen Preußens und Rußlands ein unabhängiges Gebiet zu legen. Später dachte Venedig daran, ihm den Befehl seiner Truppen zum Kampfe gegen Frankreich anzuvertrauen, was der Widerspruch des österreichischen Hofes verhinderte, welcher N. für einen zu großen Preußenfreund hielt. Als nach dem Tode seiner Gönnerin Katharina ihr Sohn Paul den Thron bestiegen hatte, kehrte N. nach Frankreich zurück, um sich Napoleon zu nahen, welcher damals Erster Konsul war. Dieser beachtete ihn aber nicht weiter, und so starb er halb vergessen am 10. April 1808 zu Paris. — Der glänzenden Schilderung, welche sein Freund, der Prince de Ligne, von ihm entwirft, steht eine weniger schmeichelhafte entgegen, welche in den „Souvenirs et portraits", 1780—1789, par M. de Lévis, Paris 1813, enthalten ist.

Nassau, Christoph Ernst (Graf) von, preußischer General, 1686 auf dem Gute Hartmannsdorf in Schlesien geboren, trat, nachdem er verschiedenen Herren gedient und namentlich in Sachsen unter König August dem Starken eine einflußreiche Rolle gespielt hatte, weil er sich mit den Ministern von dessen Nachfolger, Brühl und Sulkowski, nicht stellen konnte, 1740 in den Dienst Friedrichs des Großen und ward von diesem bald an der Spitze größerer Abteilungen zur Erfüllung selbständiger Aufträge gebraucht. So führte er im Sept. 1744 dessen Avantgarde nach dem südlichen Böhmen, bahnte ihm, als der König umkehren mußte, im Nov. den Weg nach Schlesien und ward im Dez. zurückgesandt, um dem von Prag abziehenden General Einsiedel die Hand zu reichen. Aller dieser Aufträge entledigte er sich mit großem Geschick. Bei Hohenfriedberg (4. Juni 1745) nennt ihn der König unter denen, welche sich besonders ausgezeichnet hätten; dann gab er ihm das Kommando über 20,000 Mann, welche Oberschlesien deckten. Im März 1746 grafte er ihn; mit N.s am 19. Nov. 1755 zu Sagan erfolgtem Tode erlosch sein Stamm. — Vgl. „Allgemeine deutsche Biographie", 23. Bd., Leipzig 1886.

Nationalkonvent (Convention nationale): s. „Frankreich vom 16. bis 19. Jahrhundert", Bd. II, S. 141 ff.

Nationalverein, Deutscher. In Erwägung der widerstreitenden Interessen der Einzelstaaten, der alle freie Entfaltung hemmenden Thätigkeit des Bundestags und der politischen Ohnmacht Deutschlands beschlossen Patrioten, einen politischen Verein zu stiften, der eine durchgreifende Reform Deutschlands auf dem modifizierten Standpunkte der Reichsverfassung von 1849 betrieb; sie hatten meist zur Linken in Frankfurts Paulskirche gehört. Am 17. Juli 1859 traten sie in Eisenach zusammen und sprachen für eine wesentliche Umgestaltung der Gesamtverfassung des Deutschen Bundes; an die Stelle des veralteten und dem Volke entfremdeten Bundestags sollte eine starke Zentralgewalt zum Schutze der Unabhängigkeit Deutschlands gesetzt und eine Nationalrepräsentation einberufen werden; eine solche Reform könnte jetzt nur von Preußen als dem mächtigsten rein deutschen Bundesstaate, nicht aber von dem mit fremden Elementen zersetzten Österreich ausgehen; bis zur endgültigen Einsetzung der Zentralgewalt müßte Preußen die deutsche Kriegsmacht und die diplomatische Vertretung nach außen übernehmen: mit anderen Worten, Preußen sollte an die Spitze Deutschlands treten. Meist Mitglieder der zweiten hannöverischen Kammer, voran Rudolf von Bennigsen (s. d.), erklärten sich am 19. in Hannover in demselben Sinne und forderten Gesinnungsgenossen zum Anschlusse auf. Am 14. Aug. tagte in Eisenach eine zweite Versammlung und vom 16. Sept. an in Frankfurt a. M. eine entscheidende; zwar stellten sich Meinungsverschiedenheiten heraus, doch nahm man einstimmig die Forderung einer Zentralgewalt und eines Parlaments an, und am 17. konstituierte sich der deutsche N. Als Zweck nannte er die freiheitliche Entwickelung Deutschlands und die Verbreitung der nationalen Ideen. Es galt, den Bundestag zu beseitigen und durch ein Parlament zu ersetzen, Preußen die Hegemonie in Deutschland zu verschaffen, Österreich aus Deutschland auszuschließen und nur ein Unionsverhältnis mit ihm einzugehen. Der N. sollte seinen Sitz in Frankfurt haben, aber der Bundestag war zu sehr über die Statuten und Ideen desselben alteriert, und so verbot der Frankfurter Senat die Niederlassung; am 18. Okt. siedelte darum der Zwölferausschuß

und entließ sie am 8. Sept. Am 20. d. M. erschien das Gesetz über die Vereinigung N.s mit Preußen, und am 3. Okt. ergriff König Wilhelm Besitz. N. bildet seitdem mit Frankfurt und Hessen-Homburg den Regierungsbezirk Wiesbaden in der Provinz Hessen-Nassau. Über Adolfs Verhandlungen mit Preußen und seinen Abfindungsvertrag s. „Adolf" (Bd. I, S. 68).

Vgl. Schliephake, Geschichte von Nassau von den ältesten Zeiten bis auf die Gegenwart. Fortgesetzt von K. Menzel, Bd. VI, Wiesbaden 1884.

Nassau. Johann der Mittlere, Graf von N.-Siegen, am 7. Juni 1561 geboren, wendete in seiner Jugend sein Interesse besonders auf militärische Dinge. Die Beteiligung seiner Familie an den Kriegshändeln in den Niederlanden gab ihm dazu besondere Veranlassung. Gleich Ludwig von N. beschäftigte er sich mit der Taktik, über welche er ein von ihm geschriebenes, mit Kupfertafeln ausgestattetes Werk im Druck erscheinen ließ; auch erfand er eine Art von Sprenggeschossen. 1592/93 und 1597/98 focht er in den Niederlanden, 1601 als schwedischer Feldoberst gegen Polen in Livland. Nach seines Vaters 1607 erfolgtem Tode stiftete er die Linie N.-Siegen. In dem Gebiete derselben wollte er, um weiterer Zersplitterung der Erblande seiner Familie vorzubeugen, das Recht der Erstgeburt einführen, änderte aber 1621 ein zu diesem Zwecke 1607 errichtetes Testament wieder und teilte sein Territorium in drei Teile. Es gingen daraus langjährige Erbfolgestreitigkeiten hervor. Seinen Sinn für militärwissenschaftliche Bildung bethätigte er durch Errichtung einer zu deren Förderung bestimmten Ritterakademie zu Siegen im Jahre 1617. Obgleich eifriger Reformierter suchte er doch in den Religionshändeln seiner Zeit zu vermitteln; mit Friedrich V. von der Pfalz eng verbunden, blieb er als Oberbefehlshaber der am Rhein stehenden Truppen in dessen Erblanden zurück, als jener nach Böhmen zog. Er starb am 17. September 1623 zu Siegen. — Vgl. „Allgemeine deutsche Biographie", 14. Bd., Leipzig 1881.

Johann der Jüngere, Graf von N.-Siegen, Johann des Mittleren Sohn, am 29. September 1585 geboren, widmete im Widerstreite zu den Gesinnungen seines Stammes seine Kräfte wesentlich dem katholischen Glaubensbekenntnisse, welches er 1612 angenommen hatte. Seine Verheiratung mit einer Prinzessin aus dem Hause Ligne-Aremberg trug dazu bei. 1618 trat er sogar in spanische Kriegsdienste. In diesen erscheint er während des Dreißigjährigen Krieges mehrfach bei kriegerischen Vorfällen in Deutschland und in den Niederlanden; 1630 ward er von den Holländern bei Rheinbergen geschlagen und gefangen genommen. Sein Vater war schwach genug gewesen, zu seinen Gunsten eine letztwillige Verfügung, welche ihn von der Erbfolge ausschloß, zurückzunehmen, wogegen er versprochen hatte, seine künftigen Unterthanen in ihrem Glauben nicht zu stören; als er aber in Besitz gekommen war, betrieb er sowohl im Siegener Lande wie in dem ihm zugefallenen Teile des usingenschen Gebietes, welches der Kaiser seinen Vettern, ihrer Parteinahme für die protestantische Sache wegen, ab- und ihm zugesprochen hatte, rücksichtslos die Gegenreformation. Er starb am 17. Juli 1638. — Vgl. „Allgemeine deutsche Biographie", 14. Bd., Leipzig 1881.

Johann Moritz, Fürst von N.-Siegen, der „Brasilianer" oder „Amerikaner" zubenannt, am 7./17. Juni 1604 zu Dillenburg geboren, machte sich in den Kämpfen der Niederländer unter seinem berühmten Vetter Friedrich Heinrich von Oranien früh einen geachteten Namen. Als daher die Westindische Compagnie eines Generalstatthalters für ihre Besitzungen bedurfte, dessen gesamte Persönlichkeit eine Bürgschaft für tüchtige Leitung ihrer Angelegenheiten böte, wurde Johann dazu gewählt. Am 23. Januar 1637 trat er in Brasilien, wo die Compagnie seit 1630 Fuß gefaßt hatte, ans Land. Dasselbe mußte zugleich den Indianern und den Portugiesen abgerungen werden. Dabei wurde Johann dank der engherzigen Krämerpolitik der Leiter der Compagnie, der sog. XIX Herren, und dem starren Orthodoxismus der protestantischen Geistlichkeit, nicht nur schlecht unterstützt, sondern auch in vielen Dingen geradezu gehindert. Trotzdem und mancher Mißerfolge ungeachtet, erweiterte er die Grenzen des Gebietes, befestigte die Herrschaft der Compagnie, brachte Ordnung in die Verwaltung und verschaffte den Aktionären leidliche Einkünfte. Als er 1644 nach Europa zurückgekehrt war, machte Portugal der Herrschaft der Compagnie in Brasilien bald ein Ende. Johann lehnte ab, dahin zurückzukehren. Er ward nun General-Lieutenant der Reiterei und Gouverneur von Wesel, daneben übertrug ihm der Große Kurfürst Friedrich Wilhelm von Brandenburg die Statthalterschaft in Cleve, Mark und Ravensburg und benutzte ihn mehrfach zu diplomatischen Geschäften. Für die Generalstaaten hatte er 1658 gegen Bernhard von Galen, den Bischof von Münster, und 1672 bis 1674 gegen Frankreich und dessen Bundesgenossen zu fechten, so bei Senef. Als deutscher Reichsfürst bewährte er sich stets als Patriot, seine Anlehnung suchte er an Brandenburg, hie und da wird ihm Mangel an Thatkraft vorgeworfen. Am 10./20. Dezember 1679 starb er auf seinem Schlosse Bergendahl bei Cleve. — Über seine Thätigkeit in Brasilien schrieb Barlaeus (Baerle) eine lateinische Abhandlung, welche 1659 zu Cleve unter dem Titel „Brasilianische Geschichte bey der Regierung Johann Moritzens" ꝛc. deutsch gedruckt ist. Vgl. Driesen, Leben ꝛc., Berlin 1849; sowie die Übersetzung einer Biographie aus van Kampen, Leven van beromde Nederlanders, Haarlem 1840, von Troß, Siegen 1842.

Karl Heinrich Nikolaus **Otto,** Prinz von N.-Siegen, am 5. Januar 1745 geboren, war der Großsohn des Fürsten Immanuel Ignaz von N.-Siegen, welcher Charlotte de Mailly et Nesle geheiratet hatte; er gehörte dem katholischen Zweige der Familie an. Der Nachkommenschaft aus dieser Ehe wurde der Anspruch auf den fürstlichen Rang und die Erbfolge, welche die französischen Gerichte anerkannten, vom Reichshofrat in Wien bestritten. Dieses Verhältnis machte

Otto zum irrenden Ritter, eine Laufbahn, für welche sein, mit nicht allzu großen Verstandeskräften gepaarter Sinn ihn ganz geeignet erscheinen ließ. Nachdem er im französischen Heere gedient hatte, umschiffte er 1766—69 mit Bougainville die Welt, erfreute sich wie dieser der Gunst der Beherrscherin von Otaheiti, drang mit dem Chevalier d'Oraison in die Wüsten Afrikas ein, wo er den Kampf mit einem Tiger bestand, kehrte in die Reihen des französischen Heeres zurück, machte am 1. Mai 1779 einen verunglückten Versuch, sich der Insel Jersey zu bemächtigen, zeichnete sich bei der Belagerung von Gibraltar auf d'Arçons schwimmenden Batterieen aus, wofür der König von Spanien ihn fürstlich belohnte, und trat dann, als Rußland 1787 seinen Türkenkrieg begonnen hatte, in den Dienst der Kaiserin Katharina, welche ihm den Oberbefehl der Ruderflotte auf dem Schwarzen Meere anvertraute. Mit dieser vernichtete er in Gemeinschaft mit Paul Jones im Juni 1788 in den Gewässern von Oczakow die türkische Flotte des Kapudan-Pascha; im Kriege gegen Schweden trug er am 14. August 1789 bei Svenskfund einen Erfolg über dessen Scheerenflotte davon; am 9. Juli 1790 aber erlitt er in denselben Gewässern eine entscheidende Niederlage, welche den Abschluß des Friedens beschleunigte. Seine Verheiratung mit einer polnischen Dame, von welcher wie von ihrem Gatten Zeitgenossen erzählen, daß sie mehr Einbildungskraft als Verstand gehabt habe, fesselte ihn noch mehr an den Osten; er wurde jetzt als Diplomat gebraucht, erfüllte Sendungen bei den Höfen von Versailles, Madrid und Wien, und hätte gern bei der dritten Teilung Polens, während welcher er im preußischen Hauptquartier militärische Aufträge zu erfüllen hatte, sich selbst eine kleine Souveränität gegründet, wozu die Möglichkeit vorlag, als die Frage erwogen wurde, zwischen die künftigen Grenzen Preußens und Rußlands ein unabhängiges Gebiet zu legen. Später dachte Venedig daran, ihm den Befehl seiner Truppen zum Kampfe gegen Frankreich anzuvertrauen, was der Widerspruch des österreichischen Hofes verhinderte, welcher N. für einen zu großen Preußenfreund hielt. Als nach dem Tode seiner Gönnerin Katharina ihr Sohn Paul den Thron bestiegen hatte, kehrte N. nach Frankreich zurück, um sich Napoleon zu nahen, welcher damals Erster Konsul war. Dieser beachtete ihn aber nicht weiter, und so starb er halb vergessen am 10. April 1808 zu Paris. — Der glänzenden Schilderung, welche sein Freund, der Prince de Ligne, von ihm entwirft, steht eine weniger schmeichelhafte entgegen, welche in den „Souvenirs et portraits", 1780—1789, par M. de Lévis, Paris 1813, enthalten ist.

Nassau, Christoph Ernst (Graf) von, preußischer General, 1686 auf dem Gute Hartmannsdorf in Schlesien geboren, trat, nachdem er verschiedenen Herren gedient und namentlich in Sachsen unter König August dem Starken eine einflußreiche Rolle gespielt hatte, weil er sich mit den Ministern von dessen Nachfolger, Brühl und Sulkowski, nicht stellen konnte, 1740 in den Dienst Friedrichs des Großen und ward von diesem bald an der Spitze größerer Abteilungen zur Erfüllung selbständiger Aufträge gebraucht. So führte er im Sept. 1744 dessen Avantgarde nach dem südlichen Böhmen, bahnte ihm, als der König umkehren mußte, im Nov. den Weg nach Schlesien und ward im Dez. zurückgesandt, um dem von Prag abziehenden General Einsiedel die Hand zu reichen. Aller dieser Aufträge entledigte er sich mit großem Geschick. Bei Hohenfriedberg (4. Juni 1745) nennt ihn der König unter denen, welche sich besonders ausgezeichnet hätten; dann gab er ihm das Kommando über 20,000 Mann, welche Oberschlesien deckten. Im März 1746 grafte er ihn; mit N.s am 19. Nov. 1755 zu Sagan erfolgtem Tode erlosch sein Stamm. — Vgl. „Allgemeine deutsche Biographie", 23. Bd., Leipzig 1886.

Nationalkonvent (Convention nationale): s. „Frankreich vom 16. bis 19. Jahrhundert", Bd. II, S. 141 ff.

Nationalverein, Deutscher. In Erwägung der widerstreitenden Interessen der Einzelstaaten, der alle freie Entfaltung hemmenden Thätigkeit des Bundestags und der politischen Ohnmacht Deutschlands beschlossen Patrioten, einen politischen Verein zu stiften, der eine durchgreifende Reform Deutschlands auf dem modifizierten Standpunkte der Reichsverfassung von 1849 betrieb; sie hatten meist zur Linken in Frankfurts Paulskirche gehört. Am 17. Juli 1859 traten sie in Eisenach zusammen und sprachen für eine wesentliche Umgestaltung der Gesamtverfassung des Deutschen Bundes; an die Stelle des veralteten und dem Volke entfremdeten Bundestags sollte eine starke Zentralgewalt zum Schutze der Unabhängigkeit Deutschlands gesetzt und eine Nationalrepräsentation einberufen werden; eine solche Reform könnte jetzt nur von Preußen als dem mächtigsten rein deutschen Bundesstaate, nicht aber von dem mit fremden Elementen zersetzten Österreich ausgehen; bis zur endgültigen Einsetzung der Zentralgewalt müßte Preußen die deutsche Kriegsmacht und die diplomatische Vertretung nach außen übernehmen: mit anderen Worten, Preußen sollte an die Spitze Deutschlands treten. Meist Mitglieder der zweiten hannöverischen Kammer, voran Rudolf von Bennigsen (s. d.), erklärten sich am 19. in Hannover in demselben Sinne und forderten Gesinnungsgenossen zum Anschlusse auf. Am 14. Aug. tagte in Eisenach eine zweite Versammlung und vom 16. Sept. an in Frankfurt a. M. eine entscheidende; zwar stellten sich Meinungsverschiedenheiten heraus, doch nahm man einstimmig die Forderung einer Zentralgewalt und eines Parlaments an, und am 17. konstituierte sich der deutsche N. Als Zweck nannte er die freiheitliche Entwickelung Deutschlands und die Verbreitung der nationalen Ideen. Es galt, den Bundestag zu beseitigen und durch ein Parlament zu ersetzen, Preußen die Hegemonie in Deutschland zu verschaffen, Österreich aus Deutschland auszuschließen und nur ein Unionsverhältnis mit ihm einzugehen. Der N. sollte seinen Sitz in Frankfurt haben, aber der Bundestag war zu sehr über die Statuten und Ideen desselben alteriert, und so verbot der Frankfurter Senat die Niederlassung; am 18. Okt. siedelte darum der Zwölferausschuß

des N. nach Koburg über, von wo der Präsident Bennigsen zum Beitritte und zu ausdauerndem Mute aufforderte. Fand der N. in Österreich selbstverständlich keinen Beifall, so erging es ihm ebenso in Hannover und anderen deutschen Staaten, wo er mit der Polizei in Konflikt geriet; in Preußen und Kurhessen hingegen fand er viel Anklang und legte fruchtbringenden Samen. Bald aber entsprach der Gang der Dinge seinen Erwartungen nicht, der Konflikt der preußischen Regierung mit dem Landtage brachte ihn in eine schiefe Stellung, er entschlug sich mehr und mehr seiner Sympathieen für Preußen, auch im Hinblicke auf die Schleswig-Holsteinsche Affaire, stand von der Ablieferung der für die deutsche Flotte gesammelten Gelder an die preußische Marineverwaltung ab, und seine Führer vereinigten sich mit denen des Reformvereins. Nach einer Zusammenkunft beider in Nürnberg am 6. Dez. 1863 versammelten sich am 21. d. M. 491 Mitglieder deutscher Landtage in Frankfurt a. M. und sprachen sich einstimmig für Friedrich VIII. von Augustenburg aus, bildeten einen Zentralausschuß von 36 Mitgliedern als Mittelpunkt der gesetzlichen Thätigkeit der deutschen Nation zur Durchführung der Rechte der Herzogtümer und ihres rechtmäßigen Herzogs und betonten feierlich das Recht der deutschen Nation auf ein Parlament. Auf Veranlassung des Sechsunddreißiger Ausschusses fanden in diesem Sinne Ende März 1864 Volksversammlungen in über 270 deutschen Orten statt. In der Generalversammlung des N. zu Eisenach am 31. Okt. und 1. Nov. 1864 beschloß derselbe, es müsse über die künftigen Träger der deutschen Zentralgewalt zuerst die in einem Parlamente vertretene Nation entscheiden, und sein „auf die moralische Entrüstung der Nation" basiertes Urteil über die ganze preußische Politik klang vernichtend. Der N. verwarf die preußischen Bundesreformvorschläge vom 9. April 1866, geriet in Auflösung und ging nach seiner letzten im Dez. 1866 in Leipzig abgehaltenen Ausschußsitzung, sich der neuen Wendung der Dinge anschließend, im Herbst 1867 förmlich auseinander. Ihm war mittlerweile die nationalliberale Partei entsprossen.

Nationalverein, Italienischer: s. „Italien", Bd. II, S. 685, „Cavour", „Garibaldi", „La Farina", „Manin".

Nationalversammlung, Konstituierende (Constituante): s. „Frankreich vom 16. bis 19. Jahrhundert", Bd. II, S. 139—140.

Nationalversammlung, Gesetzgebende (Législative): s. „Frankreich vom 16. bis 19. Jahrhundert", Bd. II, S. 140—141.

Nationalversammlung, deutsche, zu Frankfurt a. M. Die französische Februarrevolution hatte auch dem lockern Deutschen Bunde einen erschütternden Stoß gegeben. Um die Reform des Bundes und Einberufung eines deutschen Parlaments zu bewirken, schuf sich die liberale Partei des südwestlichen Deutschlands, wohin sich die aus Westen kommende Bewegung zuerst fortgepflanzt hatte, am 5. März 1848 zu Heidelberg einen Ausschuß, der alle früheren und derzeitigen Mitglieder deutscher Ständeversammlungen für den 30. zu einem Vorparlament nach Frankfurt einlud. Dasselbe trat am letzten Märztage zusammen und beschloß, daß eine aus direkten Wahlen des deutschen Volkes hervorgehende N. die künftige Reichsverfassung zustande bringen sollte. Inzwischen hatte die revolutionäre Gärung ganz Deutschland ergriffen, sodaß der Bundestag selbst Zugeständnisse machte, um mindestens dem, was er nicht mehr hindern konnte, den Schein der Bundesgesetzlichkeit zu geben. Nachdem sich die Wahlen zur N. nicht ohne Schwierigkeiten seitens widerstrebender Regierungen und republikanischer Gegenströmungen vollzogen hatten, versammelten sich am 18. Mai die Abgeordneten in Frankfurt, begaben sich in feierlichem Zuge in die Paulskirche und erklärten die N. für eröffnet. Am folgenden Tage erwählte diese Heinrich v. Gagern (s. d.) zu ihrem Präsidenten.

Selten verfügte eine politische Versammlung über eine größere Fülle geistvoller und unterrichteter Persönlichkeiten, denen freilich die notwendige politische Praxis zur Lösung ihrer staatsumbildenden Aufgabe fehlte. Die nächsten Beschlüsse galten der Errichtung einer neuen Zentralgewalt an Stelle des Bundestages, doch gingen die Ansichten der Parteien über die organische Gestaltung der Zentralgewalt weit auseinander. Um aus diesem Labyrinthe einen Ausweg zu finden, entschied man sich nach vieltägiger Debatte auf Gagerns Veranlassung für vorläufige Einsetzung eines Reichsverwesers mit verantwortlichem Ministerium. Am 29. Juni wurde Erzherzog Johann von Österreich von 436 Stimmen unter 548 Anwesenden zum Reichsverweser gewählt, vierzehn Tage später begann er sein Amt mit Auflösung der Bundesversammlung. So volkstümlich der Erzherzog war, den Regierungsgeschäften schien er nicht gewachsen zu sein, er blieb in Frankfurt lediglich österreichische Schildwache, um die Hoffnungen, welche dort auf Preußen gesetzt wurden, zu vereiteln. Das von ihm berufene Reichsministerium gehörte vorzugsweise dem gemäßigten rechten Zentrum an, welches unter den Parteien, die nach und nach festere Form gewannen, die Mehrheit hatte. In der Ungültigkeitserklärung aller mit der zu beratenden Gesamtverfassung in Widerspruch stehenden Bestimmungen der Einzelverfassungen, glaubten Reichsverweser und N. ein Mittel gefunden zu haben, ihren Anordnungen Befolgung zu geben. Solche Diktatur ließen sich die Bundesstaaten, besonders Österreich und Preußen aber nur so lange gefallen, als die Wogen der Revolution hoch gingen und sie am eigenen Herd bedroht waren.

Die N. beschäftigte sich nun mit den Grundrechten des deutschen Volkes, geriet indessen durch die schleswig-holsteinsche Frage bald in eine Krise von weitgreifender Wirkung. Eine drängende Einmischung der fremden Diplomatie ließ den König Friedrich Wilhelm IV. von Preußen die Beendigung des dänischen Krieges, welchen er seit April im Namen des Deutschen Bundes führte, erwünscht erscheinen, weshalb Preußen Waffenstillstandsverhandlungen mit Dänemark eingeleitet hatte. Diese Unterhandlungen ergaben am 19. Juli ein Einverständnis, genügten aber keineswegs zu Frankfurt, wo die N. erklärte, keinen die Rechte Schleswig-Holsteins schädigenden Frieden genehmigen zu wollen. Trotzdem erteilte Erzherzog Johann unter einiger Einschränkung den preußisch-dänischen Verhand-

lungen seine Zustimmung. Als Preußen darauf am 26. August den Vertrag von Malmö abschloß, erregten dessen Bedingungen in Frankfurt das größte Mißfallen. Am 5. September nahm die N. einen vom Abgeordneten Dahlmann (s. d.) ausgehenden Antrag auf Verwerfung des Vertrages, wenn auch mit geringer Stimmenmehrheit an. Hierauf gab das Reichsministerium seine Entlassung, und Dahlmann sollte ein neues bilden, fand aber niemand, der das schwierige Werk hätte übernehmen wollen, den Krieg mit Dänemark ohne Preußen fortzuführen oder letzteres dazu zu zwingen. Die gemäßigte Partei drang daher auf Erneuerung der Beratung, in der am 16. nach heftiger Debatte der Waffenstillstand genehmigt, mithin der frühere Beschluß zurückgenommen wurde. Diese Schwäche bot den Radikalen, insofern die Waffenstillstandsfrage mit dem Gegensatze der Parteien völlig vermischt worden war, willkommenen Anlaß, die wildesten Leidenschaften der Volksmassen zu entfesseln, mit dem Ziele, die N. zu sprengen und die Republik auszurufen. Um die N. zu schützen, rief das Reichsministerium österreichische und preußische Truppen aus Mainz herbei, welche nach kurzem Straßenkampfe am 18. die Ruhe herstellten. So wenig ausdauernd die Aufständischen gekämpft hatten, um so heimtückischer und blutgieriger verfuhren sie außerhalb des Gefechtsbereiches, wo in der nächsten Umgebung der Stadt die Abgeordneten General v. Auerswald und Fürst Lichnowsky schmachvoll ermordet wurden. Die Septembertage hatten dem Ansehen der N. wesentlich geschadet, während in Österreich und Preußen die Gegenrevolutionen ihre ersten Siege feierten. Dieser Umschwung in den Verhältnissen wirkte fühlbar auf die Stellung der N. zurück, und je mehr die beiden deutschen Großmächte die Revolution überwältigten, um so schneller neigten sich die Tage von Frankfurt zu Ende.

Mit dem Jahresschluß waren endlich die Grundrechte beraten, und die Versammlung ging nun an die Besprechung über die wichtigsten Teile der Reichsverfassung. Hierbei trat die Frage in den Vordergrund, ob Österreich in den neuen Bundesstaat eintreten oder ausgeschlossen werden solle, wodurch sich eine ganz neue Gruppierung der Parteien bildete, nämlich Anhänger des Bundesstaates mit preußischer Führung (konstitutionelle Mehrheit unter Gagern) und die Gegner dieser Politik (Österreicher, Partikularisten, Linke). Gagern, der inzwischen an die Spitze des Reichsministeriums getreten war, stellte den Antrag auf einen engeren Bundesstaat ohne Österreich, jedoch unter Herstellung eines Unionsverhältnisses des letzteren zu Deutschland. An den zum Beschluß erhobenen Antrag knüpfte sich die Frage des Reichsoberhauptes, welches bei diesem neuen Bundesstaate zweifellos der Krone Preußen zufallen mußte. Aber Österreich verzichtete durchaus nicht auf seinen Eintritt in den deutschen Bundesstaat, auch sprachen sich der Kaiser von Österreich sowie andere deutsche Landesfürsten ganz entschieden gegen die Übertragung der erblichen Würde eines Kaisers der Deutschen an den König von Preußen aus. Ihn hatte die N. am 28. März 1849 mit 290 Stimmen zum Kaiser erkoren: 248 Mitglieder, darunter 100 Österreicher hatten sich der Abstimmung enthalten. Eine große Deputation begab sich nach Berlin, erhielt aber am 3. April vom Könige eine Antwort, die als bedingte Ablehnung gelten mußte. Friedrich Wilhelm wollte um Erringung der deutschen Kaiserwürde seine preußische Krone nicht aufs Spiel setzen. Des Königs abschlägige Antwort traf die N. in ihrem Lebensnerv, ihr weiteres Leben war nur noch Scheinexistenz. Österreich lehnte die Reichsverfassung ab und erklärte die Sendung seiner Abgeordneten für beendet, gleichzeitig kündete der Reichsverweser, einem Winke von Wien folgend, die Niederlegung seines Amtes an. Mit jedem Tage vermehrten sich die Verlegenheiten, in Preußen, Hannover und Sachsen wurden die Kammern, welche auf Annahme der Reichsverfassung drangen, aufgelöst, sodaß auch Preußen mit der N. vollends brach. Hier schieden sich nun die gemäßigten Elemente, welche noch nach einem friedlichen Ausgleich suchten, von der radikalen Partei, deren Agitation eine ungeheure Aufregung in Deutschland hervorrief und im Mai zu einer Reihe von Aufständen führte. Diese unterdrückte Preußen nicht nur im eigenen Lande, sondern bewirkte auch in Sachsen, der Pfalz und Baden die Bekämpfung republikanischer Schilderhebungen. Die N. eilte jetzt mit raschen Schritten ihrer Auflösung entgegen, denn nachdem sie die preußische Intervention als Reichsfriedensbruch erklärt hatte, berief auch Preußen seine Landesangehörigen aus der Versammlung ab. Gagern war kurz zuvor aus dem Reichsministerium geschieden.

Nun lichtete sich die Zahl der Zurückgebliebenen zusehends, besonders als die gemäßigte Partei durch die weiteren Beschlüsse der N. die Linie, welche sie innehalten wollte, bereits überschritten sah. Der Rest, nur noch aus Mitgliedern der Linken bestehend, siedelte in der Hoffnung, das süddeutsche Volk zum Kampfe für die Reichsverfassung fortzureißen, am 30. Mai nach Stuttgart über, gerade als die preußischen Truppen im Süden und Westen Deutschlands die Ordnung herzustellen begannen. In der ersten Sitzung am 6. Juni ernannte das Rumpfparlament eine Reichsregentschaft, welche sogleich ihre Übereinstimmung mit dem noch unbesiegten pfälzisch-badischen Aufstande aussprach. Die württembergische Regierung wollte indessen ihr Gebiet nicht durch Beschlüsse einer Versammlung, welche thatsächlich das deutsche Volk nicht mehr vertrat, insurgieren lassen und kündete der Versammlung das Gastrecht auf. Als sich diese am 18. zur Sitzung versammeln wollte, wurde sie mit Waffengewalt an der Fortsetzung ihrer Beratung verhindert. Eine feierliche Verwahrung gegen diesen Gewaltakt war die letzte Handlung der deutschen N. Alle Nichtwürttemberger mußten alsbald das Land verlassen. Die große Mehrheit des deutschen Volkes sah zwar nicht ohne Teilnahme das klägliche Ende der N., erkannte aber die Beseitigung dieses republikanischen Rumpfparlamentes schon damals als notwendige und rettende That an. — Vgl. R. Haym, Die deutsche Nationalversammlung, 3 Bde., Frankfurt und Berlin 1849—50; W. Müller, Politische Geschichte der neuesten Zeit mit besonderer Berücksichtigung Deutschlands, Stuttgart 1875.

Nationalwerkstätten (Ateliers nationaux): s. „**Blanc**", Bd. I, S. 365, und „**Internationale**".

Natzmer, pommersche Familie: **1) Dubislaw Gneomar**, preußischer Generalfeldmarschall, am 14. Sept. 1654 zu Gutzmin im Kreise Schlawe geboren, stand bei drei brandenburgisch-preußischen Herrschern, dem Großen Kurfürsten und den beiden ersten Königen, in großer Gunst und Gnade; im Kriege und im Frieden hat er ihnen, ohne Armeeen zu kommandieren oder bei großen Staatsaktionen in erster Linie thätig zu sein, gute und nützliche Dienste geleistet. Er war ein frommer, biederer Mann; als König Friedrich Wilhelm I. den „entlaufenen Oberstlieutenant Fritz" nach der ganzen Strenge der militärischen Gesetze abgeurteilt sehen wollte, gehörte N. zu denjenigen, welche bewirkten, daß der Kriegsherr der Stimme des Königs und des Vaters Gehör gab. Dem von N. errichteten, in der Geschichte Preußens vielgenannten Reiterregiment Gensdarmes wandte er große Sorgfalt zu, doch hat er nicht vermocht, dem Verfall der preußischen Kavallerie vorzubeugen. Er starb zu Berlin am 15. Mai 1739. N.s „Leben und Kriegsthaten" beschrieb, auf Grund seines bis 1713 reichenden Tagebuches, K. W. v. Schöning, Berlin 1838; dieses Tagebuch selbst veröffentlichte Gräfin Ballestrem, Berlin 1881.

2) George Christoph, preußischer General, um 1694 in Pommern geboren, des Vorigen Neffe, war der erste, welcher in Preußen Ulanen errichtete. 1738 erhielt er, in Ostpreußen in Garnison stehend, den Auftrag dazu; 1741 rückte er mit ihnen in den 1. Schlesischen Krieg; ihre Leistungen entsprachen aber den gehegten Erwartungen nicht, und namentlich ihre Haltung in einem am 7. Juni 1741 bei Olbendorf, zwischen Strehlen und Grottkau, gelieferten Gefechte veranlaßte, daß sie nach Friedensschluß in ein Husarenregiment umgewandelt wurden. An der Spitze desselben, der „weißen Husaren", hat N. diesen einen guten Namen gemacht und sich auch sonst im 2. Schlesischen Kriege mannigfach ausgezeichnet. Am 27. Jan. 1751 ist er zu Breslau gestorben. — Sein Leben beschrieb G. E. v. Natzmer, Hannover 1870.

3) Oldwig Leopold Anton, preußischer General, am 18. April 1782 zu Vellin im Kreise Schlawe geboren, 1798 bei der Fußgarde in den Dienst getreten, zeichnete sich schon jung durch Strebsamkeit und Interesse für wissenschaftliche Beschäftigung aus und wurde nach dem Kriege von 1806/7 mehrfach zu den Arbeiten herangezogen, welche die Reorganisation der Armee und deren Ausstattung mit zeitgemäßen Reglements zum Gegenstand hatten. Seit Beginn seiner Dienstzeit in nahen Beziehungen zu den Prinzen des königlichen Hauses stehend, ward er diesen durch die Verhältnisse seiner damaligen Garnison Potsdam immer näher gebracht und zu mancherlei diplomatischen Aufträgen gebraucht; seit 1809 war er Flügeladjutant des Königs. Der wichtigste jener Aufträge war der, welchen er im Januar 1813 auf einer Sendung nach dem Kriegsschauplatze im nordöstlichen Deutschland auszurichten hatte; es galt, die französischen Befehlshaber in Beziehung auf die Stellung des Königs zu dem Abfalle Yorks zu beruhigen und gleichzeitig ein Bündnis mit den Russen anzubahnen. N. entledigte sich desselben mit großem Geschick; drei Tage nach seiner Rückkehr nach Berlin, am 22. Jan., reiste Friedrich Wilhelm III. nach Breslau ab. Während des nachfolgenden Krieges von 1813/14 war seine Verwendung eine sehr vielseitige, indem er zuerst York, dann Blücher zugeteilt war, während des Waffenstillstands Gneisenau bei der Organisation der Schlesischen Landwehr half, und dann im königlichen Hauptquartiere als Flügeladjutant fungierte; dazwischen fallen Sendungen mit Sonderaufträgen, so zu Ostermann, als dieser zum Aushalten bei Kulm veranlaßt werden sollte, und nach der Leipziger Schlacht zum Könige von Sachsen; 1814 war er dem Prinzen Wilhelm, nachmals Kaiser Wilhelm I. beigegeben. Dann trat er in den Truppendienst zurück, zuerst beim Gardecorps, seit 1820 an der Spitze der Breslauer, später der Erfurter Division, und zuletzt des I. Armeecorps in Königsberg. Dazwischen fallen wieder militärisch-diplomatische Verwendungen, so 1821 im Hauptquartier des österreichischen Generals Frimont während dessen Feldzuges in Italien. Nachdem er 1839 aus Gesundheitsrücksichten den Abschied genommen hatte, starb er am 1. Nov. 1861 kinderlos auf seinem Gute Matzdorf im schlesischen Kreise Löwenberg. König Friedrich Wilhelm III. ging kurz vor seinem eigenen Tode mit dem Gedanken um, N. an Stelle des verstorbenen Grafen Lottum zu einer Art von Ministerpräsidenten zu machen. In Sachen der inneren Politik sprach sich N. gelegentlich der Bewegung, welche dem Jahre 1848 voranging, für ein Zweikammersystem aus; militärisch war er, obgleich Infanterist, mehrfach auf dem Gebiete der Ausbildung der Kavallerie thätig, ohne jedoch das Wesen der Waffe zu erfassen. — „Aus dem Leben des General Oldwig v. Natzmer" von G. E. v. Natzmer, I. Teil, Hannover 1876, reicht bis zum Jahre 1820, enthält aber daneben einen Abriß von N.s gesamtem Leben.

Vgl. „Allgemeine deutsche Biographie", 23. Bd., Leipzig 1886.

Naumburg-Zeitz, Bistum. Zur Zeit der beginnenden Kirchenreformation war Philipp, geborener Pfalzgraf bei Rhein, Inhaber des Bistums (1517—1541). Da er meist in dem ihm gleichfalls zustehenden Bistume Freising weilte, drangen die reformatorischen Ideen leicht in das stark zerteilte, von sächsischem Gebiete eingeschlossene Stiftsgebiet ein. Nach Philipps Tode wurde gegen Wissen und Willen des Kurfürsten Johann Friedrich von Sachsen Julius Pflug (s. d.) zum Bischof gewählt, der Kurfürst aber übernahm die Verwaltung des Bistums und ließ Luthers Freund Nikolaus von Amsdorf nach Durchführung der Reformation am 20. Jan. 1542 zum ersten evangelischen Bischof des Stiftes weihen. Erst 1546 nach Ausbruch des Schmalkaldischen Krieges wurde Pflug durch kaiserliche Truppen von Herzog Moritz in das Bistum eingeführt, welches er 1547 auf kurze Zeit wieder verlassen mußte. Aber nach der Schlacht bei Mühlberg mußte ihm Amsdorf wieder weichen. Als Pflug am 3. Sept. 1564 gestorben war, postulierte das Kapitel Alexander,

den Sohn des Kurfürsten August von Sachsen, zum Administrator. Da dieser am 8. Okt. 1565 starb, ging die Verwaltung an den Kurfürsten selbst über. 1653 gelangte das Stift an Johann Georgs I. vierten Sohn Moritz. Als dessen Linie (Zeitz) 1718 erlosch, fiel es an das Kurfürstentum Sachsen (s. d.) zurück, bis 1815 der größere Teil des Stiftes Naumburg-Zeitz an Preußen abgetreten werden mußte. — Vgl. Ed. Jacobs, Geschichte der preußischen Provinz Sachsen, Gotha 1883; Böttiger-Flathe, Geschichte von Sachsen, 2. Aufl., 3 Bde., Gotha 1867/73.

Naumburg, Vertrag von. Am 24. Feb. 1554 trat Kurfürst August von Sachsen seinen ernestinischen Vettern die Ämter Altenburg, Eisenberg, Sachsenburg und Herbisleben, sowie das Einlösungsrecht von Königsberg und Alstädt ab und verpflichtete sich zur Zahlung von 100,000 Gulden. — Vgl. Böttiger-Flathe, Geschichte von Sachsen, Bd. II (2. Aufl.), S. 5.

Nauplia, wie der antike, Nauplion, wie der mittelalterliche und modern-griechische Name dieser Seestadt in Argolis lautet, war trotz seines trefflichen Hafens und seiner festen Lage im Altertum niemals bedeutend. Erst als in den „dunklen Jahrhunderten" des früheren Mittelalters das benachbarte Argos gesunken war, tritt N. gegen Ende des 12. Jahrhunderts für die Dauer als einer der wichtigsten Punkte Griechenlands in den Vordergrund. Seit 1389 im Besitz der Republik Venedig, ist es dieser durch die Osmanen unter Suleiman II. im Jahre 1540 abgewonnen worden. Noch einmal fiel es in die Hand der kühnen Krieger der Republik der Lagunen unter Francesco Morosini und Königsmark (3. September 1686), und wurde nun als Hauptsitz der Venetianer in dem neugewonnenen Morea und als Hauptstadt der Provinz Romania (daher der italienische Name „Napoli di Romania") zu einer Stadt nach zivilisierter italienischer Art und zu einer der stärksten Festungen des Südens umgestaltet. N. lag (und liegt noch jetzt) auf einer kleinen, gegen Westen in das Meer vorspringenden, felsigen Halbinsel, welche durch einen Isthmus mit dem die Argivische Ebene im Südosten abschließenden Bergzuge zusammenhängt. Auf der Nordseite der Halbinsel liegt der Hafen, der durch die kleine Inselfestung Burtsi (Albanitika) geschützt wurde; die alte Akropolis der Stadt auf der Südseite wurde das Fort Itschkale, und vor allem wurde der mächtige, 210 Meter über den Isthmus aufsteigende „Gibraltarfelsen" Palamidhi, ein steiler Felskegel, zur Anlage einer starken Festung verwendet. Trotzdem ist N. in dem neuen Türkenkriege zu Ende Juli 1715 ohne besonders schwierigen Kampf in die Hände der Osmanen unter Ali Kumurdschi gefallen. Es blieb in ihrem Besitze, bis in den ersten Zeiten des neugriechischen Unabhängigkeitskrieges die Griechen in der Nacht zum 12. Dezember 1822 den Palamidhi erstürmten; dann ergab sich auch die Stadt an Theodor Kolokotronis. Die provisorische Regierung der kämpfenden Griechen hat seit dem Sommer 1824 ziemlich regelmäßig ihren Sitz in N. gehabt; unter dem Präsidenten Kapodistrias, der hier am 18./19. Januar 1828 eintraf und am 9. Oktober 1831 hier ermordet wurde, galt es bereits als die neue Hauptstadt des freien Griechenlands. Die während Kapodistrias' Präsidentschaft angelegte Vorstadt Pronia nördlich von dem Fuße des Palamidhi war endlich der Sitz der letzten griechischen Nationalversammlung (im Jahre 1832) vor der Gründung des Königreichs. Auch der am 6. Februar 1833 hier landende König Otto I. residierte noch zwei Jahre lang in N., bis endlich die Enge, Kleinheit und Unbequemlichkeit der Stadt Veranlassung wurde, Athen zur neuen Hauptstadt zu machen, wohin die Staatsregierung auch mit Ende des Jahres 1834 übersiedelte. N. wurde am 13. Februar 1862 der Schauplatz eines Militäraufstandes, welcher freilich (20. April) nach längerer Blockade durch General Hahn noch einmal überwältigt wurde, aber doch den Sturz der bayerischen Dynastie einleitete. Gegenwärtig die Hauptstadt einer Eparchie in dem Nomos „Argolis und Korinth", zählte N. im Jahre 1879: 4598 Einwohner.

Navarino, ist eine feste neugriechische Hafenstadt im südwestlichen Messenien, die ihre Bedeutung für die neuere Geschichte durch die nördlich von ihr sich halbmondförmig ausbreitende, von Süden nach Norden 11 Kilometer lange, und etwas über 7 Kilometer breite, auf der Westseite durch die Insel Sphakteria gedeckte Bucht, die sicherste und geräumigste in ganz Griechenland, erhalten hat. An der durch die Insel gebildeten nördlichen Einfahrt liegt das mächtige Vorgebirge, welches das alte, aus der Geschichte des Peloponnesischen Krieges so berühmte Pylos trug; die hier liegende mittelalterliche Ruine nennen die Griechen Paläokastron oder Alt-Navarin. Das gegenwärtige N. oder Neokastro wurde zur Beherrschung der südlichen Einfahrt durch den damaligen Bailli des französischen Fürstentums „Achaja", Nikolaus II. von St. Omer, als Zonclon (zwischen 1287 und 1289) angelegt; navarresische Abenteurer, die gegen Ende des 14. Jahrhunderts in Morea auftraten, eroberten 1381 dieses feste Schloß für sich, und aus dem von ihnen herrührenden Namen „Chasteaux Navarres" (Navarresenschloß) ist der spätere gräcisierte Name „Navarinon" entstanden. Später (1417) fiel N. in die Hände der im südlichen Messenien gebietenden Venetianer, denen es die Osmanen unter Sultan Bajesid II. am 15. August 1500 entrissen. 1644 war hier der Sammelplatz der gegen Candia bestimmten türkischen Flotte. Als eine seit 1572 ansehnlich verstärkte türkische Festung fiel N. später (im Sommer 1686) wieder in die Hände der Venetianer unter Francesco Morosini und Königsmark, ging aber 1715 wieder an die Türken verloren. Als nachher im Herbst 1768 der große russisch-türkische Krieg ausbrach, fiel im April 1770 N. in die Gewalt einer russischen Flottenabteilung, wo dann die aufständischen Mainotten vertragsbrüchig die Türken töteten und die Stadt in Brand steckten. Der Vorstoß gegen das innere Morea, den nachher Alexej Orlow von N. aus veranlaßte, scheiterte aber; und als Türken und Albanesen unter Hadschi-Osman auch Messenien wieder unterworfen hatten, füllten sich N. und Sphakteria mit vielen griechi-

Nationalwerkstätten (Ateliers nationaux): s. „**Blanc**", Bd. I, S. 365, und „**Internationale**".

Natzmer, pommersche Familie: **1) Dubislaw Gneomar**, preußischer Generalfeldmarschall, am 14. Sept. 1654 zu Gutzmin im Kreise Schlawe geboren, stand bei drei brandenburgisch-preußischen Herrschern. dem Großen Kurfürsten und den beiden ersten Königen, in großer Gunst und Gnade; im Kriege und im Frieden hat er ihnen, ohne Armeen zu kommandieren oder bei großen Staatsaktionen in erster Linie thätig zu sein, gute und nützliche Dienste geleistet. Er war ein frommer, biederer Mann; als König Friedrich Wilhelm I. den „entlaufenen Oberstlieutenant Fritz" nach der ganzen Strenge der militärischen Gesetze abgeurteilt sehen wollte, gehörte N. zu denjenigen, welche bewirkten, daß der Kriegsherr der Stimme des Königs und des Vaters Gehör gab. Dem von N. errichteten, in der Geschichte Preußens vielgenannten Reiterregiment Gensdarmes wandte er große Sorgfalt zu, doch hat er nicht vermocht, dem Verfall der preußischen Kavallerie vorzubeugen. Er starb zu Berlin am 15. Mai 1739. N.s „Leben und Kriegsthaten" beschrieb, auf Grund seines bis 1713 reichenden Tagebuches, K. W. v. Schöning, Berlin 1838; dieses Tagebuch selbst veröffentlichte Gräfin Ballestrem, Berlin 1881.

2) George Christoph, preußischer General, um 1694 in Pommern geboren, des Vorigen Neffe, war der erste, welcher in Preußen Ulanen errichtete. 1738 erhielt er, in Ostpreußen in Garnison stehend, den Auftrag dazu; 1741 rückte er mit ihnen in den 1. Schlesischen Krieg; ihre Leistungen entsprachen aber den gehegten Erwartungen nicht, und namentlich ihre Haltung in einem am 7. Juni 1741 bei Olbendorf, zwischen Strehlen und Grottkau, gelieferten Gefechte veranlaßte, daß sie nach Friedensschluß in ein Husarenregiment umgewandelt wurden. An der Spitze desselben, der „weißen Husaren", hat N. diesen einen guten Namen gemacht und sich auch sonst im 2. Schlesischen Kriege mannigfach ausgezeichnet. Am 27. Jan. 1751 ist er zu Breslau gestorben. — Sein Leben beschrieb G. E. v. Natzmer, Hannover 1870.

3) Oldwig Leopold Anton, preußischer General, am 18. April 1782 zu Bellin im Kreise Schlawe geboren, 1798 bei der Fußgarde in den Dienst getreten, zeichnete sich schon jung durch Strebsamkeit und Interesse für wissenschaftliche Beschäftigung aus und wurde nach dem Kriege von 1806/7 mehrfach zu den Arbeiten herangezogen, welche die Reorganisation der Armee und deren Ausstattung mit zeitgemäßen Reglements zum Gegenstand hatten. Seit Beginn seiner Dienstzeit in nahen Beziehungen zu den Prinzen des königlichen Hauses stehend, ward er diesen durch die Verhältnisse seiner damaligen Garnison Potsdam immer näher gebracht und zu mancherlei diplomatischen Aufträgen gebraucht; seit 1809 war er Flügeladjutant des Königs. Der wichtigste jener Aufträge war der, welchen er im Januar 1813 auf einer Sendung nach dem Kriegsschauplatze im nordöstlichen Deutschland auszurichten hatte; es galt, die französischen Befehlshaber in Beziehung auf die Stellung des Königs zu dem Abfalle Yorks zu beruhigen und gleichzeitig ein Bündnis mit den Russen anzubahnen. N. entledigte sich desselben mit großem Geschick; drei Tage nach seiner Rückkehr nach Berlin, am 22. Jan., reiste Friedrich Wilhelm III. nach Breslau ab. Während des nachfolgenden Krieges von 1813/14 war seine Verwendung eine sehr vielseitige, indem er zuerst York, dann Blücher zugeteilt war, während des Waffenstillstands Gneisenau bei der Organisation der Schlesischen Landwehr half, und dann im königlichen Hauptquartiere als Flügeladjutant fungierte; dazwischen fallen Sendungen mit Sonderaufträgen, so zu Ostermann, als dieser zum Aushalten bei Kulm veranlaßt werden sollte, und nach der Leipziger Schlacht zum Könige von Sachsen; 1814 war er dem Prinzen Wilhelm, nachmals Kaiser Wilhelm I. beigegeben. Dann trat er in den Truppendienst zurück, zuerst beim Gardecorps, seit 1820 an der Spitze der Breslauer, später der Erfurter Division, und zuletzt des I. Armeecorps in Königsberg. Dazwischen fallen wieder militärisch-diplomatische Verwendungen, so 1821 im Hauptquartier des österreichischen Generals Frimont während dessen Feldzuges in Italien. Nachdem er 1839 aus Gesundheitsrücksichten den Abschied genommen hatte, starb er am 1. Nov. 1861 kinderlos auf seinem Gute Matzdorf im schlesischen Kreise Löwenberg. König Friedrich Wilhelm III. ging kurz vor seinem eigenen Tode mit dem Gedanken um, N. an Stelle des verstorbenen Grafen Lottum zu einer Art von Ministerpräsidenten zu machen. In Sachen der inneren Politik sprach sich N. gelegentlich der Bewegung, welche dem Jahre 1848 voranging, für ein Zweikammersystem aus; militärisch war er, obgleich Infanterist, mehrfach auf dem Gebiete der Ausbildung der Kavallerie thätig, ohne jedoch das Wesen der Waffe zu erfassen. — „Aus dem Leben des General Oldwig v. Natzmer" von G. E. v. Natzmer, I. Teil, Hannover 1876, reicht bis zum Jahre 1820, enthält aber daneben einen Abriß von N.s gesamtem Leben.

Vgl. „Allgemeine deutsche Biographie", 23. Bd., Leipzig 1886.

Naumburg-Zeitz, Bistum. Zur Zeit der beginnenden Kirchenreformation war Philipp, geborener Pfalzgraf bei Rhein, Inhaber des Bistums (1517—1541). Da er meist in dem ihm gleichfalls zustehenden Bistume Freising weilte, drangen die reformatorischen Ideen leicht in das stark zerteilte, von sächsischem Gebiete eingeschlossene Stiftsgebiet ein. Nach Philipps Tode wurde gegen Wissen und Willen des Kurfürsten Johann Friedrich von Sachsen Julius Pflug (s. d.) zum Bischof gewählt, der Kurfürst aber übernahm die Verwaltung des Bistums und ließ Luthers Freund Nikolaus von Amsdorf nach Durchführung der Reformation am 20. Jan. 1542 zum ersten evangelischen Bischof des Stiftes weihen. Erst 1546 nach Ausbruch des Schmalkaldischen Krieges wurde Pflug durch kaiserliche Truppen von Herzog Moritz in das Bistum eingeführt, welches er 1547 auf kurze Zeit wieder verlassen mußte. Aber nach der Schlacht bei Mühlberg mußte ihm Amsdorf wieder weichen. Als Pflug am 3. Sept. 1564 gestorben war, postulierte das Kapitel Alexander,

den Sohn des Kurfürsten August von Sachsen, zum Administrator. Da dieser am 8. Okt. 1565 starb, ging die Verwaltung an den Kurfürsten selbst über. 1653 gelangte das Stift an Johann Georgs I. vierten Sohn Moritz. Als dessen Linie (Zeitz) 1718 erlosch, fiel es an das Kurfürstentum Sachsen (s. d.) zurück, bis 1815 der größere Teil des Stiftes Naumburg-Zeitz an Preußen abgetreten werden mußte. — Vgl. Ed. Jacobs, Geschichte der preußischen Provinz Sachsen, Gotha 1883; Böttiger-Flathe, Geschichte von Sachsen, 2. Aufl., 3 Bde., Gotha 1867/73.

Naumburg, Vertrag von. Am 24. Feb. 1554 trat Kurfürst August von Sachsen seinen ernestinischen Vettern die Ämter Altenburg, Eisenberg, Sachsenburg und Herbisleben, sowie das Einlösungsrecht von Königsberg und Allstädt ab und verpflichtete sich zur Zahlung von 100,000 Gulden. — Vgl. Böttiger-Flathe, Geschichte von Sachsen, Bd. II (2. Aufl.), S. 5.

Nauplia, wie der antike, Nauplion, wie der mittelalterliche und modern-griechische Name dieser Seestadt in Argolis lautet, war trotz seines trefflichen Hafens und seiner festen Lage im Altertum niemals bedeutend. Erst als in den „dunklen Jahrhunderten" des früheren Mittelalters das benachbarte Argos gesunken war, tritt N. gegen Ende des 12. Jahrhunderts für die Dauer als einer der wichtigsten Punkte Griechenlands in den Vordergrund. Seit 1389 im Besitz der Republik Venedig, ist es dieser durch die Osmanen unter Suleiman II. im Jahre 1540 abgewonnen worden. Noch einmal fiel es in die Hand der kühnen Krieger der Republik der Lagunen unter Francesco Morosini und Königsmark (3. September 1686), und wurde nun als Hauptsitz der Venetianer in dem neugewonnenen Morea und als Hauptstadt der Provinz Romania (daher der italienische Name „Napoli di Romania") zu einer Stadt nach zivilisierter italienischer Art und zu einer der stärksten Festungen des Südens umgestaltet. N. lag (und liegt noch jetzt) auf einer kleinen, gegen Westen in das Meer vorspringenden, felsigen Halbinsel, welche durch einen Isthmus mit dem die Argivische Ebene im Südosten abschließenden Bergzuge zusammenhängt. Auf der Nordseite der Halbinsel liegt der Hafen, der durch die kleine Inselfestung Burtsi (Albanitika) geschützt wurde; die alte Akropolis der Stadt auf der Südseite wurde das Fort Itschkale, und vor allem wurde der mächtige, 210 Meter über den Isthmus aufsteigende „Gibraltarfelsen" Palamidhi, ein steiler Felskegel, zur Anlage einer starken Festung verwendet. Trotzdem ist N. in dem neuen Türkenkriege zu Ende Juli 1715 ohne besonders schwierigen Kampf in die Hände der Osmanen unter Ali Kumurdschi gefallen. Es blieb in ihrem Besitze, bis in den ersten Zeiten des neugriechischen Unabhängigkeitskrieges die Griechen in der Nacht zum 12. Dezember 1822 den Palamidhi erstürmten; dann ergab sich auch die Stadt an Theodor Kolokotronis. Die provisorische Regierung der kämpfenden Griechen hat seit dem Sommer 1824 ziemlich regelmäßig ihren Sitz in N. gehabt; unter dem Präsidenten Kapodistrias, der hier am 18./19. Januar 1828 eintraf und am 9. Oktober 1831 hier ermordet wurde, galt es bereits als die neue Hauptstadt des freien Griechenlands. Die während Kapodistrias' Präsidentschaft angelegte Vorstadt Pronia nördlich von dem Fuße des Palamidhi war endlich der Sitz der letzten griechischen Nationalversammlung (im Jahre 1832) vor der Gründung des Königreichs. Auch der am 6. Februar 1833 hier landende König Otto I. residierte noch zwei Jahre lang in N., bis endlich die Enge, Kleinheit und Unbequemlichkeit der Stadt Veranlassung wurde, Athen zur neuen Hauptstadt zu machen, wohin die Staatsregierung auch mit Ende des Jahres 1834 übersiedelte. N. wurde am 13. Februar 1862 der Schauplatz eines Militäraufstandes, welcher freilich (20. April) nach längerer Blockade durch General Hahn noch einmal überwältigt wurde, aber doch den Sturz der bayerischen Dynastie einleitete. Gegenwärtig die Hauptstadt einer Eparchie in dem Nomos „Argolis und Korinth", zählte N. im Jahre 1879: 4598 Einwohner.

Navarino, ist eine feste neugriechische Hafenstadt im südwestlichen Messenien, die ihre Bedeutung für die neuere Geschichte durch die nördlich von ihr sich halbmondförmig ausbreitende, von Süden nach Norden 11 Kilometer lange, und etwas über 7 Kilometer breite, auf der Westseite durch die Insel Sphakteria gedeckte Bucht, die sicherste und geräumigste in ganz Griechenland, erhalten hat. An der durch die Insel gebildeten nördlichen Einfahrt liegt das mächtige Vorgebirge, welches das alte, aus der Geschichte des Peloponnesischen Krieges so berühmte Pylos trug; die hier liegende mittelalterliche Ruine nennen die Griechen Paläokastron oder Alt-Navarin. Das gegenwärtige N. oder Neokastro wurde zur Beherrschung der südlichen Einfahrt durch den damaligen Bailli des französischen Fürstentums „Achaja", Nikolaus II. von St. Omer, als Zonclon (zwischen 1287 und 1289) angelegt; navarresische Abenteurer, die gegen Ende des 14. Jahrhunderts in Morea auftraten, eroberten 1381 dieses feste Schloß für sich, und aus dem von ihnen herrührenden Namen „Chasteaux Navarres" (Navarresenschloß) ist der spätere gräcisierte Name „Navarinon" entstanden. Später (1417) fiel N. in die Hände der im südlichen Messenien gebietenden Venetianer, denen es die Osmanen unter Sultan Bajesid II. am 15. August 1500 entrissen. 1644 war hier der Sammelplatz der gegen Candia bestimmten türkischen Flotte. Als eine seit 1572 ansehnlich verstärkte türkische Festung fiel N. später (im Sommer 1686) wieder in die Hände der Venetianer unter Francesco Morosini und Königsmark, ging aber 1715 wieder an die Türken verloren. Als nachher im Herbst 1768 der große russisch-türkische Krieg ausbrach, fiel im April 1770 N. in die Gewalt einer russischen Flottenabteilung, wo dann die aufständischen Mainotten vertragsbrüchig die Türken töteten und die Stadt in Brand steckten. Der Vorstoß gegen das innere Morea, den nachher Alexej Orlow von N. aus veranlaßte, scheiterte aber; und als Türken und Albanesen unter Hadschi-Osman auch Messenien wieder unterworfen hatten, füllten sich N. und Sphakteria mit vielen griechi-

schen Flüchtlingen, deren mehr als 4000 auf der Insel elend durch Hunger und Durst umkamen. Am 1. Juni 1770 gab A. Orlow N. gänzlich wieder auf. Als 1821 der griechische Unabhängigkeitskrieg ausbrach, blockierte der Bischof Gregor von Modon die Festung seit Anfang April mit arkadischen und messenischen Milizen und vielen Joniern und Mainotten, mit Hilfe spetsiotischer Schiffe. Als die Türken endlich (19. August) die Stadt übergaben, wurde die Kapitulation nicht gehalten und ein schauderhaftes Gemetzel angerichtet. Vier Jahre später belagerte Ibrahim-Pascha von Ägypten die Festung seit dem 21. März 1825 und nötigte die Griechen nach langer, tapferer Gegenwehr am 23. Mai zur Räumung von N. Aber dann war es der prachtvolle Hafen bei N., wo seine ägyptische, und die mit derselben seit Frühling 1827 vereinigte, durch Tahir-Pascha geführte türkische Flotte (82 Kriegsschiffe mit 2000 Kanonen) von den vereinigten Geschwadern der zur Intervention zwischen Griechenland und der Pforte verbündeten Mächte England, Frankreich, Rußland, unter den Admirälen Codrington, de Rigny und Graf Heyden (27 große Kriegsschiffe mit 1270 Kanonen) am 20. Oktober 1827 zertrümmert worden ist. 2½ Uhr nachmittags begann der Kampf, und schon um 5 Uhr waren 1 Linienschiff, 12 Fregatten, 22 Korvetten, 25 kleinere Schiffe der Moslums zerstört, am anderen Morgen nur noch 29 Schiffe übrig, und 6000 Mann gefallen. Die Verbündeten waren freilich auch übel zugerichtet, hatten aber nur 470 Verwundete und 172 Tote. Aber ein Hauptelement der Streitkräfte der Pforte gegenüber den Griechen war vernichtet. Als Ende August 1828 der französische General Maison mit seinem Corps in Messenien landete, hatten die Ägypter bereits auf weitere Teilnahme am Kriege verzichtet, und die Türken in N. übergaben ihrerseits die Festung ohne Schwertstreich am 5. Oktober den Franzosen, so daß sie später Eigentum des neuen griechischen Königreichs werden konnte. — Gegenwärtig ist N. Hauptstadt der Eparchie Pylia im Nomos Messenien und hatte 1879: 1462 Einwohner.

Navarra, ehemaliges Königreich, zusammengesetzt aus Ober-N. an der südlichen und Nieder-N. an der nördlichen Abdachung der Westpyrenäen, hatte sich während der im fränkischen Reiche unter den Karolingern herrschenden Zerwürfnisse zu einem unabhängigen Staate entwickelt. Im Laufe seines siebenhundertjährigen kaum unterbrochenen Bestehens förderten thatkräftige Regenten den politischen Aufschwung des Landes und griffen sogar oft bestimmend und folgenreich in das geschichtliche Leben der Nachbarstaaten ein. Als indessen mit Beginn des 16. Jahrhunderts Spaniens und Frankreichs erstarkende Politik zu staatlicher Vereinigung gleichartiger und verwandter Elemente hindrängte, geriet das zwischen beiden Mächten und einem schmalen Küstensaume der biscayischen See eingezwängte n.'esische Gebiet in die gefährdetste Lage. Im Jahre 1484 hatte die Erbfürstin Katharina, Tochter Gastons IV., Grafen von Foix und Magdalenas, der Schwester König Ludwigs XI. von Frankreich, N. als Mitgift ihrem Gemahle Johann von Albret zugebracht, einem französischen Edelmann, dessen ausgedehnte Besitzungen im südwestlichen Frankreich mit dem Königreiche N. vereinigt wurden. Nur unter großer Schwierigkeit hielt sich das Herrscherpaar auf dem Throne, weil Gaston von Foix, dessen Vater ein jüngerer Sohn Gastons IV. gewesen war, Ansprüche auf N. geltend machte, von denen erst sein Tod in der Schlacht von Ravenna 1512 das n'.esische Königspaar befreiete. Nachdem aber König Ferdinand der Katholische der päpstlich-venetianischen Liga gegen Frankreich beigetreten, forderte er N. nicht allein zur Teilnahme an dieser auf, sondern beanspruchte auch für sein Heer freien Durchzug durch die pyrenäischen Pässe. Johann und Katharina mißtrauten den Absichten des spanischen Nachbars, der sich in schon vorgerücktem Alter nur aus politischen Rücksichten mit Germaine von Foix, Gastons Schwester, vermählt hatte, neigten vielmehr Frankreich zu und knüpften mit König Ludwig XII. Unterhandlungen wegen eines Bündnisses an. Nun ließ König Ferdinand seine Truppen in N. einrücken und besetzte 1512 Ober-N. Der schwache König Johann leistete zum größten Verdrusse seiner herzhaften Gemahlin sehr ungenügenden Widerstand und suchte mit dieser Schutz bei Frankreich. Über beide sprach Papst Julius II. den Bann aus, gebot auch ihren Unterthanen Ferdinand zu huldigen, wofür dieser die herkömmliche Verfassung garantierte. Als endlich ein französisches Heer in die Pyrenäen eindrang, um N. dem vertriebenen Königspaare wieder zu erobern, wurde es zurückgeworfen, und das Resultat aller kriegerischen und diplomatischen Unternehmungen Ludwigs XII. war, daß sich sein Bundesgenosse der König von N. 1513 des größeren Teiles seines Reiches beraubt sah. Königin Katharina beklagte das schlaffe Auftreten ihres Gemahls; man kennt ihre an letzteren gerichteten Worte: „Dom Juan, mon ami, si nous fussions nés vous Catherine et moi Dom Juan, nous serions encore rois de Navarre!“ Nach Ferdinands Tode 1516 ermannte sich Johann zu einem erfolglosen Einfall in sein früheres Reich, worauf er und Katharina noch in demselben Jahre starben. Erst Ludwigs XII. Nachfolger, König Franz I. erneuete 1521 die Feindseligkeiten in den Pyrenäen, um König Heinrich II. von N. zur Wiedereroberung seines Landes zu verhelfen. Andreas von Foix, Heinrichs nächster Verwandte, führte das französische Heer, welches im ersten Anlaufe ganz N. einnahm und sogar den Ebro überschreitend, castilisches Gebiet betrat, wo man dem beträchtlich verstärkten spanischen Heere von neuem begegnete. Statt vor der Übermacht zurückweichend sich im Gebirgslande von Ober-N. festzusetzen, griff Andreas keck an und erlitt eine schwere Niederlage. Mit dem fluchtartigen Abzuge der Franzosen aus den Pyrenäen war Ober-N. für König Heinrich unwiederbringlich verloren, er behielt fortan nur Nieder-N. Seiner Ehe mit Königs Franz I. geistvoller Schwester Margarete (s. d.) entstammte Königin Johanna von N., die sich 1548 mit Anton von Bourbon, Herzog von Vendôme verheiratete. Während dieser die Partei seines Hauses und der Reformierten aufgab, hielt Johanna um so fester

zur Reformation, der sie als eifrige Beschützerin ihr Land öffnete. Gleich ihrer Mutter war sie eine tüchtige Regentin wie ihre Maßregeln auf dem Throne überhaupt einer großen Fürstin würdig waren. Sie wußte sich und ihren Sohn, den nachmaligen König Heinrich IV. von Frankreich den Anschlägen der katholischen Partei in Frankreich lange zu entziehen, als sie sich aber zu Heinrichs Vermählung am französischen Hofe aufhielt, starb sie 1572 wenige Monate vor der Bartholomäusnacht, wahrscheinlich ein Opfer ihrer religiösen Standhaftigkeit an Gift. Als König Heinrich von N. 1589 auf den französischen Thron berufen wurde, vereinigte er für immer sein kleines Erbreich mit Frankreich, dessen Könige fortan den Titel König von Frankreich und N. führten. Ober-N. bildet jetzt die spanische Provinz N., Nieder-N. nebst Béarn behielt bis zur französischen Revolution eigene Verwaltung und umfaßt seither mit den gascognischen Landschaften Soule und Labour das französische Departement Pyrénées (Basses).

Navarro, Pedro, ein Kriegsmann des 15. und 16. Jahrhunderts, zu Val de Roncalo in Navarra geboren, welcher durch Tüchtigkeit und Tapferkeit zu den höchsten militärischen Ehrenstellen gelangte. In den südeuropäischen Kriegen seiner Zeit wird N.s Name bald unter französischen, bald unter spanischen oder venetianischen Fahnen genannt. Er gilt für den Erfinder der Minen und starb 1528 im Castel Nuovo bei Neapel in der Gefangenschaft Kaiser Karls V. — Vgl. W. v. Janko in Streffleurs „Österreichischer militärischer Zeitung“ (Wien 1872) I, 165.

Navigationsakte. Am 9. Oktober 1651 beschloß das Parlament des Lord-Protektors O. Cromwell (s. d.) zur Förderung der britischen Schiffahrt und des überseeischen Handels die N., welche den holländischen Frachthandel niederwarf und Britannien zur Königin der Meere erhob: 1) keine Waren aus Asien, Afrika und Amerika durften auf anderen als britischen Schiffen nach britischem Gebiet gebracht und nie durfte unterwegs die Ladung des Schiffs voll gemacht werden; 2) die Produkte der europäischen Länder durften nur auf Schiffen der Staaten, in denen sie gewachsen und gearbeitet waren, oder auf britischen Schiffen in britische Häfen gelangen; 3) Heringe, Stock- und Walfische hatten nur auf britischen Schiffen Ein- und Ausfuhr. Am 31. Juli 1667 wurden die Bestimmungen der N. im Frieden von Breda (s. d.) dahin abgeschwächt, daß sie auf deutsche Produkte, welche in Holland den Rhein hinab oder zu Land eingeführt würden, keine Anwendung fanden. Die Bestimmung Nr. 2 sollte nur für gewisse Waren gelten, die seitdem als enumerated articles bezeichnet wurden. Bald jedoch erging das Verbot aller Einfuhr aus Holland, den Niederlanden und Deutschland, und 1696 wurde auch den britischen Kolonieen die Ausfuhr ihrer Produkte nach Irland und Schottland untersagt. Wurde auch mit der Zeit einiges an der N. ermäßigt, so blieb sie doch in ihren Hauptzügen in Kraft. 1787 erließen als Repressalie die Vereinigten Staaten von Nordamerika eine N., die Nordmächte Europas drohten mit ähnlichen Maßnahmen, und die britische Regierung lenkte darum ein; sie erließ neue Verfügungen auf Grundlage des Reciprocitätssystems und milderte die N. wesentlich, besonders 1825 unter Huskissons (s. d.) Verwaltung des Handelsamts. Als sie sich zum vollen Freihandel bekehrt hatte, hob eine Bill vom 26. Juni 1849 alle noch übrigen Bestimmungen der N. auf, außer denen zugunsten der Beschränkung der Küstenschiffahrt und der Fischerei, und 1854 fiel auch die Beschränkung der Küstenschiffahrt.

Naxos (Naxia), an Umfang (bei 374, oder nach anderer Berechnung 433 □km Flächeninhalt), Fruchtbarkeit, und in älterer Zeit auch an geschichtlicher Bedeutung die erste unter den Kykladen, spielt in der Geschichte der neueren Zeit seit Ausgang des 16. Jahrhunderts allerdings nur eine Nebenrolle. Die reizvolle, von der Natur mit reicher Fruchtbarkeit ausgestattete, und im Altertum sehr stark bevölkerte Insel war bei der Zertrümmerung des byzantinischen Reiches durch den lateinischen Kreuzzug in venetianische Hände gefallen. Seit 1207 bis 1362 n. Chr. wurde N., als Mittelpunkt eines längere Zeit ziemlich ausgedehnten Inselreiches im Ägäischen Meere (Dodekanesos), durch Herzöge aus dem Hause des Marco Sanudo regiert. Diesen Fürsten folgten die Herzöge aus dem verschwägerten Geschlecht der „dalle Carceri“, und seit 1383 (mit Hilfe eines erfolgreichen Meuchelmordes) deren Verwandte aus der lombardischen Familie der Crispi. Diese Dynastie hat sich bis gegen Ende des Jahres 1566 behauptet, in welchem Jahre der türkische Sultan Selim II. den letzten italienischen Herzog, Jacopo IV., entthronte und dem Inselstaate einen jüdischen Herzog gab, nämlich seinen Günstling und Hofbanquier, den Juden Juan Miquez, in der Geschichte dieser Zeit gewöhnlich „Don Joseph Nasi“ genannt. Als dieser am 2. August 1579 starb, wurde N. mit den sonst noch zugehörigen Inseln ein unmittelbares Besitztum der Pforte, durch Sultan Murad III. unter den Kapudan-Pascha gestellt und (1580) mit vielen Rechten begabt, welche die Lage der Griechen hier sehr erträglich erscheinen ließen. Nur lokalgeschichtliches Interesse haben fortan die starken Reibungen zwischen den geborenen Griechen und den römisch-katholischen Nachkommen der während der italienischen Herrschaft hier angesiedelten Venetianer und anderer Italiener, die wiederholt einen sehr leidenschaftlichen Charakter annahmen. Während des Unabhängigkeitskrieges seit 1821 hielten sich auch diese „Lateiner“ von der griechischen Sache zurück. Bei der Gründung des neugriechischen Königreichs ist N. zu demselben gekommen und bildet jetzt zusammen mit der Insel Paros eine Eparchie in der Nomarchie der Kykladen, mit (1879) zusammen 22,278 Einwohnern, von denen auf N. etwa 13,000, auf die Stadt Naxia (den Sitz eines griechischen Bischofs und eines römischen Erzbischofs) 1871 kommen.

Neapel, Geschichte von: s. „**Sicilien, Beide**“.

Nebenius, Karl Friedrich, geb. zu Rhodt in der Rheinpfalz — welches damals zur Markgrafschaft Baden gehörte — am 29. Sept. 1784,

als Sohn des dortigen Amtmanns, studierte nach Absolvierung des Gymnasiums zu Karlsruhe auf der Universität Tübingen die Rechte, praktizierte in Rastatt und in Frankreich, dessen Geschäftsgang nach Einführung des „Code civil" in Baden für dieses Land vorbildlich war, wurde 1807 zum Sekretär, 1810 zum Kreisrat in Durlach, 1811 zum Finanzrat im Finanzministerium ernannt. In dieser Stellung gestaltete er im Vereine mit seinem Freunde, dem späteren Finanzminister Boeckh das gesamte Steuerwesen des Landes um, wobei es sich u. a. um eine Revision des ganzen Steuerkatasters handelte. Daneben war er publizistisch für das gute Recht der jüngeren Linie des badischen Fürstenhauses hinsichtlich der Erbfolge und für die Erhaltung des territorialen Bestandes des Großherzogtums thätig. Als eine Reihe von Entwürfen für eine landständische Verfassung die Zustimmung der maßgebenden Faktoren nicht fand, wurde N. mit der Abfassung eines neuen Entwurfes beauftragt, aus dem die am 22. August 1818 publizierte im wesentlichen heute noch in voller Gültigkeit bestehende Verfassungsurkunde des Großherzogtums hervorging. In den 1820er Jahren nahm N. als Vertreter Badens an den zu Darmstadt, Stuttgart und in der Schweiz stattfindenden Verhandlungen über Neuordnung der Zollverhältnisse mit den Nachbarstaaten Anteil, nachdem er schon 1819 ein bei der Ministerialkonferenz zu Wien von dem Minister v. Berstett verteiltes Memoire über die deutsche Zollfrage verfaßt hatte, in welchem Roscher die erste Anregung für die Begründung des Zollvereins erblickt. Später bei den Verhandlungen über den Anschluß Badens an den großen, deutschen Zollverein amtlich nicht beteiligt, trug er zu dem diesem Anschluß zustimmenden Beschlusse des badischen Landtages — der nicht ohne harte Kämpfe erfolgte — durch mehrere litterarische Publikationen in entscheidender Weise bei. Schon längst galt er, insbesondere durch sein klassisches Werk über den öffentlichen Kredit (1820) für eine der ersten Autoritäten auf dem Gebiete der Nationalökonomie. — Aus dem Finanzdepartement in das Ministerium des Innern übergegangen erwarb er sich unvergängliche Verdienste durch Neugestaltung des höheren Schulwesens, wie denn auch die Gründung des Polytechnikums in Karlsruhe sein Werk ist. Auch der Bau der ersten Eisenbahn in Baden (Mannheim-Basel) und die Vornahme des Baues auf Staatskosten ist in erster Reihe N. zu verdanken, der alle Bedenken gegen die mangelnde Rentabilität des Unternehmens erfolgreich zurückwies. 1838 nach Minister Winters Tod zum Präsidenten des Ministeriums des Innern ernannt, erlag er schon im Okt. 1839 dem politischen Einflusse des Freiherrn von Blittersdorff und trat vorübergehend in den Ruhestand. 1845 zum zweitenmale mit Leitung dieses Ministeriums betraut, sah er sich dem täglich mächtiger werdenden Radikalismus gegenüber 1846 veranlaßt, sein Portefeuille in andere Hände — des Ministers Bekk — niederzulegen und beschränkte von da an sein öffentliches Wirken auf den Vorsitz im Staatsrat, bis er 1849 dauernd in den Ruhestand versetzt wurde. Der Mann des Rates hatte sich den stürmischen Bewegungen, die schließlich zur Revolution führten, nicht gewachsen gezeigt. Das Wort: „La légalité nous tue" fand auch auf ihn Anwendung. Die Mußestunden seines Alters füllten die Vorarbeiten für eine Biographie des Großherzogs Karl Friedrich von Baden aus, die erst 1868 aus seinem Nachlasse herausgegeben wurde. Von seinen zahlreichen litterarischen Arbeiten, die alle im Zusammenhang mit bedeutenden staatsmännischen Aufgaben standen, deren Lösung ihm oblag, hat noch heute die Schrift über „die katholischen Zustände in Baden" (1841), mit welcher er den ersten Regungen der Bekämpfung der Staatsgewalt durch die ultramontane Partei erfolgreich mit dem Rüstzeug umfassender historischer und juristischer Gelehrsamkeit entgegentrat, aktuelle Bedeutung. N. starb am 8. Juni 1857. — Litt.: **Beck**, C. F. Nebenius, Mannheim 1866; „Bad. Biographieen" II, 92 ff.

Necker, Jacques. Als Sohn eines Professors des deutschen Staatsrechts in Genf am 30. September 1732 geboren, trat N. trotz großer Vorliebe für Litteratur in das Pariser Bankhaus Vernet und wurde, ohne seine litterarischen Studien abzubrechen, ein gewiegter Kaufmann; 1762 gründete er mit Vernetschem Vorschuß das Bankhaus Necker-Thelusson, welches das bedeutendste Frankreichs ward. Alsbald betrieb er Handelsgeschäfte im großen, schloß mit der Regierung Getreideankäufe und Kreditoperationen, bemühte sich aber vergebens, unter Choiseuls (s. d.) Ägide die Indische Compagnie wieder zu beleben. 1764 heiratete er die ihn zeitlebens vergötternde und überschätzende Predigerstochter Suzanne Curchod, die ihm eine Tochter, die spätere Frau v. Staël-Holsteins, gebar; und nun versammelten sich im Hause des im Siebenjährigen Kriege rasch reich gewordenen Banquiers die ersten Litteraten und Gelehrten; durch seine Ernennung zum Residenten der Genfer Republik am französischen Hofe (1768) kam er in stete Beziehung zu den leitenden Staatsmännern, bekam Einblick in die zerrütteten Finanzen, half denselben nach Kräften auf und vermehrte durch neue Operationen sein Vermögen; wie oft wandte sich Terray (s. d.) an ihn! 1772 trieb ihn die Eitelkeit, sein Geschäft niederzulegen und Staatsmann zu werden; er glaubte, alle Fähigkeiten eines Colbert zu besitzen, den er 1773 in einem von der Akademie gekrönten schwerfälligen „Eloge" gepriesen und als sein Finanzideal gezeichnet hatte. Grollend sah er 1774 Turgot (s. d.) an Terrays Stelle treten, auf die er spekulierte, und befehdete ihn; er war Anhänger des Merkantilsystems, Turgot Physiokrat und darum schon jeder Friede ausgeschlossen; 1775 schleuderte er gegen den großen Reformer die Broschüre „Sur la Législation et le commerce des grains", und sprach darin Ansichten aus, die dem Eigentum wenig günstig lauteten. Turgot fiel, N. wurde im Juli 1776 Finanzrat und ließ dem Premier Maurepas (s. d.) ein Mémoire unterbreiten, wie man das Defizit ausfüllen könne. Am 22. Oktober 1776 trat er dem Generalkontrolleur der Finanzen Taboureau des Réaux als Direktor des königlichen Schatzes zur Seite, und wenn er auch als Protestant vom Posten des General-

kontrolleurs und dem Eintritte in den Staatsrat absehen mußte, so folgte er doch schon am 29. Juni 1777 Taboureau unter dem Titel eines Generaldirektors der Finanzen. Daß er nicht in persönlichen Verkehr mit dem Monarchen kam, gab den Ränken Maurepas' neue Kraft. N. ist von Frau und Tochter derart verherrlicht worden, daß das Urteil über ihn verzerrt werden mußte; sein Charakter war dem Guizots (s. d.) nicht unähnlich. Er war durchaus kleinlich, ertötete durch kleine Moral die große und hielt sich für ein Genie, verstand es jedoch niemals, die Dinge im großen zu betrachten. Waren ihm alle großen Naturen wie Turgot verhaßt, so wurde er weder Staatsmann noch Administrator und blieb stets auf dem Standpunkt des Banquiers. Eitelkeit war der Grundzug seines Wesens. Im Gegensatze zu Turgot dachte er nur daran, für den Moment Rat zu schaffen, und opferte sorglos die Zukunft der Gegenwart; persönlich uneigennützig, nahm er keinen Gehalt, war aber bei aller Ehrenhaftigkeit seinem Amte in solcher Zeit nicht gewachsen. Die von ihm vorgenommenen Ersparnisse in den höfischen Ausgaben und in der Beamtung brachten die Königsfamilie, den Hof und die Beamten gegen ihn auf, und die Aufhebung der Leibeigenschaft auf den königlichen Domänen und der Folter, für die er sprach, waren Kleinigkeiten im Vergleiche zur Finanznot. Hatte er trotz der Gegnerschaft von Hof und Parlament einige Provinzialversammlungen eingeführt und konnte hoffen, seinem Ziele, dem Repräsentativstaate, näher zu rücken, so blieb seine Hauptleistung, die Hebung der Finanzen, ein Schaugericht. Sein Kredit war ja schrankenlos, die Kapitalisten Europas bauten auf N. mehr als auf eine Regierung und hielten ihn für ein Finanzgenie; ihm standen Mittel zugebote wie keinem der Finanzminister der Revolutionszeit; die Staatspapiere stiegen, und jedermann legte sein Geld in N.s Anlehen an. Anstatt ein- für allemal die Schulden zu mindern, machte er neue zu ihrer Deckung und nahm durch Anlehen schon das folgende Jahr im voraus weg; zur lastenden Staatsschuld fügte er noch die Zinsenlast des Anlehens. In den Jahren 1777—1780 lieh er über 500 Millionen Frs. an und haufte, an permanente Defizits gebunden, aber das Parlament registrierte alles ruhig ein, da er auf die Einführung neuer Steuern verzichtete. Der Hof liebte nicht sein pedantisches Wesen, den Methodistenton seiner bombastischen Reden, Graf Artois (s. „Karl X.") verzieh ihm den Bürgersmann nicht. Und nun zwang ihn die öffentliche Stimme zu dem ihm unwillkommenen Kriege an Amerikas Seite und zu kräftiger Führung desselben; alle Ersparnisse des Staatshaushalts verflüchtigten sich, von neuen Schulden zehnfach überholt. Schließlich erkannte N., es sei Zeit, anders zu operieren, lenkte in Turgots Politik ein und sprach, während die Bedingungen bei dem Abschlusse neuer Anlehen härter wurden, von weiteren Provinzialversammlungen, Abschaffung der Wegefronden und Minderung der Kopfsteuer. N. wollte vor aller Welt sein Finanzsystem als Meisterstück bekunden und that, was in Frankreich unerhört war: eingedenk des englischen Blaubuchs, legte er öffentlich Kunde und Rechenschaft von dem Zustande des Reichs ab. Im Januar 1781 verfaßte er seinen „Compte-rendu, présenté au roi", der viel zu beweisen schien und doch nichts bewies, ein ganz falsches Bild von Frankreich entrollte, ein Defizit leugnete und von einem Überschusse von 10 Millionen sprach, während für dies Jahr das Defizit über 218 Millionen betrug und er 426 Millionen anleihen wollte. Mit königlicher Erlaubnis erschien der Compte-rendu im Drucke, und es konnte die Revolution nur befördern, als die Nation die maßlose Verschwendung des Hofs erfuhr. Der Compte-rendu aber brach N. den Hals; über Maurepas' Haltung: s. bei „Maurepas", über Artois' bei „Karl X." Hof, Minister, Parlamente und auch die Finanzwelt griffen N. an; er sah seine Stellung als unhaltbar an, wenn er nicht direkt mit dem Monarchen verkehren könne, forderte für sich Sitz und Stimme im Staatsrat und den Titel des Generalkontrolleurs und für seine Frau Zutritt bei Hof, und trat, als Maurepas Ludwig XVI. zu einem „Nein!" bewog, trotz der Bitten der Königin, in seiner Eigenliebe getroffen, am 20. Mai 1781 ab; hätte er bis zum Tode Maurepas' ausgehalten, so wären wohl seine Wünsche von Erfolg gekrönt worden! Zwar hatte er die Schuldenlast um 530 Millionen vermehrt, doch erschien seine Entlassung als ein nationales Unglück, und der Kredit Frankreichs in Europa sank. Sofort nach seiner Verabschiedung zog sich N. auf sein Landgut bei St. Ouen zurück, wo ihm die Träger der ersten Namen Frankreichs ihren Besuch abstatteten, um dem Könige zu trotzen. Katharina II., Joseph II. und die Königin beider Sicilien boten ihm die Leitung ihrer Finanzen an; er aber hielt sich die Rückkehr nach Paris offen. Während der Waltung Calonnes (s. d.) schrieb er eine neue Rechtfertigung seines Ministeriums „De l'Administration des finances de la France" (drei Bände), die ungeheures Aufsehen hervorrief, und als Calonne seine Angriffe gegen ihn unternahm (s. bei „Calonne"), verteidigte er sich und ließ trotz königlichen Verbotes seine von seinen Nachfolgern im Amte Joly de Fleury und d'Ormesson als wahrheitsgetreu bestätigte „Défense contre M. de Calonne" im Drucke erscheinen. Eine lettre de cachet verwies ihn sofort, im April 1787, auf vierzig Stunden von Paris; die vornehmsten Frondeurs am Hofe, auch Loménie de Brienne, statteten ihm Abschiedsbesuche ab, und bereits empfahl der Steuerhof in Bordeaux dem Könige seine Rückberufung ins Amt; nach Calonnes Sturz sprachen in derselben Richtung die Minister de Castries und Lamoignon bei Ludwig, aber Breteuil (s. d.) arbeitete gegen ihn und für Brienne (s. d.). Als Brienne bankrott war, bot er N. die Stellung als Generalkontrolleur der Finanzen unter seiner Administration an, N. aber lehnte weise ab, denn er fühlte, seine Stunde sei nahe. Brienne fiel am 25. August 1788. Allgemein rief man nach N., selbst die Königin und des Königs Brüder redeten für ihn, Ludwig gab widerwillig nach, und N. wurde am 26. August Generaldirektor der Finanzen mit Sitz und Stimme im Staatsrate, d. h. im Augenblicke leitender Staatsminister. Die Nation jubelte, rasch hob sich der Kredit, N.

Nationalwerkstätten (Ateliers nationaux): s. „**Blanc**“, Bd. I, S. 365, und „**Internationale**“.

Natzmer, pommersche Familie: **1) Dubislaw Gneomar**, preußischer Generalfeldmarschall, am 14. Sept. 1654 zu Gutzmin im Kreise Schlawe geboren, stand bei drei brandenburgisch-preußischen Herrschern, dem Großen Kurfürsten und den beiden ersten Königen, in großer Gunst und Gnade; im Kriege und im Frieden hat er ihnen, ohne Armeeen zu kommandieren oder bei großen Staatsaktionen in erster Linie thätig zu sein, gute und nützliche Dienste geleistet. Er war ein frommer, biederer Mann; als König Friedrich Wilhelm I. den „entlaufenen Oberstlieutenant Fritz“ nach der ganzen Strenge der militärischen Gesetze abgeurteilt sehen wollte, gehörte N. zu denjenigen, welche bewirkten, daß der Kriegsherr der Stimme des Königs und des Vaters Gehör gab. Dem von N. errichteten, in der Geschichte Preußens vielgenannten Reiterregiment Gensdarmes wandte er große Sorgfalt zu, doch hat er nicht vermocht, dem Verfall der preußischen Kavallerie vorzubeugen. Er starb zu Berlin am 15. Mai 1739. N.s „Leben und Kriegsthaten“ beschrieb, auf Grund seines bis 1713 reichenden Tagebuches, K. W. v. Schöning, Berlin 1838; dieses Tagebuch selbst veröffentlichte Gräfin Ballestrem, Berlin 1881.

2) George Christoph, preußischer General, um 1694 in Pommern geboren, des Vorigen Neffe, war der erste, welcher in Preußen Ulanen errichtete. 1738 erhielt er, in Ostpreußen in Garnison stehend, den Auftrag dazu; 1741 rückte er mit ihnen in den 1. Schlesischen Krieg; ihre Leistungen entsprachen aber den gehegten Erwartungen nicht, und namentlich ihre Haltung in einem am 7. Juni 1741 bei Olbendorf, zwischen Strehlen und Grottkau, gelieferten Gefechte veranlaßte, daß sie nach Friedensschluß in ein Husarenregiment umgewandelt wurden. An der Spitze desselben, der „weißen Husaren“, hat N. diesen einen guten Namen gemacht und sich auch sonst im 2. Schlesischen Kriege mannigfach ausgezeichnet. Am 27. Jan. 1751 ist er zu Breslau gestorben. — Sein Leben beschrieb G. E. v. Natzmer, Hannover 1870.

3) Oldwig Leopold Anton, preußischer General, am 18. April 1782 zu Vellin im Kreise Schlawe geboren, 1798 bei der Fußgarde in den Dienst getreten, zeichnete sich schon jung durch Strebsamkeit und Interesse für wissenschaftliche Beschäftigung aus und wurde nach dem Kriege von 1806/7 mehrfach zu den Arbeiten herangezogen, welche die Reorganisation der Armee und deren Ausstattung mit zeitgemäßen Reglements zum Gegenstand hatten. Seit Beginn seiner Dienstzeit in nahen Beziehungen zu den Prinzen des königlichen Hauses stehend, ward er diesen durch die Verhältnisse seiner damaligen Garnison Potsdam immer näher gebracht und zu mancherlei diplomatischen Aufträgen gebraucht; seit 1809 war er Flügeladjutant des Königs. Der wichtigste jener Aufträge war der, welchen er im Januar 1813 auf einer Sendung nach dem Kriegsschauplatze im nordöstlichen Deutschland auszurichten hatte; es galt, die französischen Befehlshaber in Beziehung auf die Stellung des Königs zu dem Abfalle Yorks zu beruhigen und gleichzeitig ein Bündnis mit den Russen anzubahnen. N. entledigte sich desselben mit großem Geschick; drei Tage nach seiner Rückkehr nach Berlin, am 22. Jan., reiste Friedrich Wilhelm III. nach Breslau ab. Während des nachfolgenden Krieges von 1813/14 war seine Verwendung eine sehr vielseitige, indem er zuerst York, dann Blücher zugeteilt war, während des Waffenstillstands Gneisenau bei der Organisation der Schlesischen Landwehr half, und dann im königlichen Hauptquartiere als Flügeladjutant fungierte; dazwischen fallen Sendungen mit Sonderaufträgen, so zu Ostermann, als dieser zum Aushalten bei Kulm veranlaßt werden sollte, und nach der Leipziger Schlacht zum Könige von Sachsen; 1814 war er dem Prinzen Wilhelm, nachmals Kaiser Wilhelm I. beigegeben. Dann trat er in den Truppendienst zurück, zuerst beim Gardecorps, seit 1820 an der Spitze der Breslauer, später der Erfurter Division, und zuletzt des I. Armeecorps in Königsberg. Dazwischen fallen wieder militärisch-diplomatische Verwendungen, so 1821 im Hauptquartier des österreichischen Generals Frimont während dessen Feldzuges in Italien. Nachdem er 1839 aus Gesundheitsrücksichten den Abschied genommen hatte, starb er am 1. Nov. 1861 kinderlos auf seinem Gute Matzdorf im schlesischen Kreise Löwenberg. König Friedrich Wilhelm III. ging kurz vor seinem eigenen Tode mit dem Gedanken um, N. an Stelle des verstorbenen Grafen Lottum zu einer Art von Ministerpräsidenten zu machen. In Sachen der inneren Politik sprach sich N. gelegentlich der Bewegung, welche dem Jahre 1848 voranging, für ein Zweikammersystem aus; militärisch war er, obgleich Infanterist, mehrfach auf dem Gebiete der Ausbildung der Kavallerie thätig, ohne jedoch das Wesen der Waffe zu erfassen. — „Aus dem Leben des General Oldwig v. Natzmer“ von G. E. v. Natzmer, I. Teil, Hannover 1876, reicht bis zum Jahre 1820, enthält aber daneben einen Abriß von N.s gesamtem Leben.

Vgl. „Allgemeine deutsche Biographie“, 23. Bd., Leipzig 1886.

Naumburg-Zeitz, Bistum. Zur Zeit der beginnenden Kirchenreformation war Philipp, geborener Pfalzgraf bei Rhein, Inhaber des Bistums (1517—1541). Da er meist in dem ihm gleichfalls zustehenden Bistume Freising weilte, drangen die reformatorischen Ideen leicht in das stark zerteilte, von sächsischem Gebiete eingeschlossene Stiftsgebiet ein. Nach Philipps Tode wurde gegen Wissen und Willen des Kurfürsten Johann Friedrich von Sachsen Julius Pflug (s. d.) zum Bischof gewählt, der Kurfürst aber übernahm die Verwaltung des Bistums und ließ Luthers Freund Nikolaus von Amsdorf nach Durchführung der Reformation am 20. Jan. 1542 zum ersten evangelischen Bischof des Stiftes weihen. Erst 1546 nach Ausbruch des Schmalkaldischen Krieges wurde Pflug durch kaiserliche Truppen von Herzog Moritz in das Bistum eingeführt, welches er 1547 auf kurze Zeit wieder verlassen mußte. Aber nach der Schlacht bei Mühlberg mußte ihm Amsdorf wieder weichen. Als Pflug am 3. Sept. 1564 gestorben war, postulierte das Kapitel Alexander,

den Sohn des Kurfürsten August von Sachsen, zum Administrator. Da dieser am 8. Okt. 1565 starb, ging die Verwaltung an den Kurfürsten selbst über. 1653 gelangte das Stift an Johann Georgs I. vierten Sohn Moritz. Als dessen Linie (Zeitz) 1718 erlosch, fiel es an das Kurfürstentum Sachsen (s. d.) zurück, bis 1815 der größere Teil des Stiftes Naumburg-Zeitz an Preußen abgetreten werden mußte. — Vgl. Ed. Jacobs, Geschichte der preußischen Provinz Sachsen, Gotha 1883; Böttiger-Flathe, Geschichte von Sachsen, 2. Aufl., 3 Bde., Gotha 1867/73.

Naumburg, Vertrag von. Am 24. Feb. 1554 trat Kurfürst August von Sachsen seinen ernestinischen Vettern die Ämter Altenburg, Eisenberg, Sachsenburg und Herbisleben, sowie das Einlösungsrecht von Königsberg und Allstädt ab und verpflichtete sich zur Zahlung von 100,000 Gulden. — Vgl. Böttiger-Flathe, Geschichte von Sachsen, Bd. II (2. Aufl.), S. 5.

Nauplia, wie der antike, Nauplion, wie der mittelalterliche und modern-griechische Name dieser Seestadt in Argolis lautet, war trotz seines trefflichen Hafens und seiner festen Lage im Altertum niemals bedeutend. Erst als in den „dunklen Jahrhunderten" des früheren Mittelalters das benachbarte Argos gesunken war, tritt N. gegen Ende des 12. Jahrhunderts für die Dauer als einer der wichtigsten Punkte Griechenlands in den Vordergrund. Seit 1389 im Besitz der Republik Venedig, ist es dieser durch die Osmanen unter Suleiman II. im Jahre 1540 abgewonnen worden. Noch einmal fiel es in die Hand der kühnen Krieger der Republik der Lagunen unter Francesco Morosini und Königsmark (3. September 1686), und wurde nun als Hauptsitz der Venetianer in dem neugewonnenen Morea und als Hauptstadt der Provinz Romania (daher der italienische Name „Napoli di Romania") zu einer Stadt nach zivilisierter italienischer Art und zu einer der stärksten Festungen des Südens umgestaltet. N. lag (und liegt noch jetzt) auf einer kleinen, gegen Westen in das Meer vorspringenden, felsigen Halbinsel, welche durch einen Isthmus mit dem die Argivische Ebene im Südosten abschließenden Bergzuge zusammenhängt. Auf der Nordseite der Halbinsel liegt der Hafen, der durch die kleine Inselfestung Burtsi (Albanitika) geschützt wurde; die alte Akropolis der Stadt auf der Südseite wurde das Fort Itschkale, und vor allem wurde der mächtige, 210 Meter über den Isthmus aufsteigende „Gibraltarfelsen" Palamidhi, ein steiler Felskegel, zur Anlage einer starken Festung verwendet. Trotzdem ist N. in dem neuen Türkenkriege zu Ende Juli 1715 ohne besonders schwierigen Kampf in die Hände der Osmanen unter Ali Kumurdschi gefallen. Es blieb in ihrem Besitze, bis in den ersten Zeiten des neugriechischen Unabhängigkeitskrieges die Griechen in der Nacht zum 12. Dezember 1822 den Palamidhi erstürmten; dann ergab sich auch die Stadt an Theodor Kolokotronis. Die provisorische Regierung der kämpfenden Griechen hat seit dem Sommer 1824 ziemlich regelmäßig ihren Sitz in N. gehabt; unter dem Präsidenten Kapodistrias, der hier am 18./19. Januar 1828 eintraf und am 9. Oktober 1831 hier ermordet wurde, galt es bereits als die neue Hauptstadt des freien Griechenlands. Die während Kapodistrias' Präsidentschaft angelegte Vorstadt Pronia nördlich von dem Fuße des Palamidhi war endlich der Sitz der letzten griechischen Nationalversammlung (im Jahre 1832) vor der Gründung des Königreichs. Auch der am 6. Februar 1833 hier landende König Otto I. residierte noch zwei Jahre lang in N., bis endlich die Enge, Kleinheit und Unbequemlichkeit der Stadt Veranlassung wurde, Athen zur neuen Hauptstadt zu machen, wohin die Staatsregierung auch mit Ende des Jahres 1834 übersiedelte. N. wurde am 13. Februar 1862 der Schauplatz eines Militäraufstandes, welcher freilich (20. April) nach längerer Blockade durch General Hahn noch einmal überwältigt wurde, aber doch den Sturz der bayerischen Dynastie einleitete. Gegenwärtig die Hauptstadt einer Eparchie in dem Nomos „Argolis und Korinth", zählte N. im Jahre 1879: 4598 Einwohner.

Navarino, ist eine feste neugriechische Hafenstadt im südwestlichen Messenien, die ihre Bedeutung für die neuere Geschichte durch die nördlich von ihr sich halbmondförmig ausbreitende, von Süden nach Norden 11 Kilometer lange, und etwas über 7 Kilometer breite, auf der Westseite durch die Insel Sphakteria gedeckte Bucht, die sicherste und geräumigste in ganz Griechenland, erhalten hat. An der durch die Insel gebildeten nördlichen Einfahrt liegt das mächtige Vorgebirge, welches das alte, aus der Geschichte des Peloponnesischen Krieges so berühmte Pylos trug; die hier liegende mittelalterliche Ruine nennen die Griechen Paläokastron oder Alt-Navarin. Das gegenwärtige N. oder Neokastro wurde zur Beherrschung der südlichen Einfahrt durch den damaligen Bailli des französischen Fürstentums „Achaja", Nikolaus II. von St. Omer, als Zonclon (zwischen 1287 und 1289) angelegt; navarresische Abenteurer, die gegen Ende des 14. Jahrhunderts in Morea auftraten, eroberten 1381 dieses feste Schloß für sich, und aus dem von ihnen herrührenden Namen „Chasteaux Navarres" (Navarresenschloß) ist der spätere gräcisierte Name „Navarinon" entstanden. Später (1417) fiel N. in die Hände der im südlichen Messenien gebietenden Venetianer, denen es die Osmanen unter Sultan Bajesid II. am 15. August 1500 entrissen. 1644 war hier der Sammelplatz der gegen Candia bestimmten türkischen Flotte. Als eine seit 1572 ansehnlich verstärkte türkische Festung fiel N. später (im Sommer 1686) wieder in die Hände der Venetianer unter Francesco Morosini und Königsmark, ging aber 1715 wieder an die Türken verloren. Als nachher im Herbst 1768 der große russisch-türkische Krieg ausbrach, fiel im April 1770 N. in die Gewalt einer russischen Flottenabteilung, wo dann die aufständischen Mainotten vertragsbrüchig die Türken töteten und die Stadt in Brand steckten. Der Vorstoß gegen das innere Morea, den nachher Alexej Orlow von N. aus veranlaßte, scheiterte aber; und als Türken und Albanesen unter Hadschi-Osman auch Messenien wieder unterworfen hatten, füllten sich N. und Sphakteria mit vielen griechi-

schen Flüchtlingen, deren mehr als 4000 auf der Insel elend durch Hunger und Durst umkamen. Am 1. Juni 1770 gab A. Orlow N. gänzlich wieder auf. Als 1821 der griechische Unabhängigkeitskrieg ausbrach, blockierte der Bischof Gregor von Modon die Festung seit Anfang April mit arkadischen und messenischen Milizen und vielen Joniern und Mainotten, mit Hilfe spetsiotischer Schiffe. Als die Türken endlich (19. August) die Stadt übergaben, wurde die Kapitulation nicht gehalten und ein schauderhaftes Gemetzel angerichtet. Vier Jahre später belagerte Ibrahim-Pascha von Ägypten die Festung seit dem 21. März 1825 und nötigte die Griechen nach langer, tapferer Gegenwehr am 23. Mai zur Räumung von N. Aber dann war es der prachtvolle Hafen bei N., wo seine ägyptische, und die mit derselben seit Frühling 1827 vereinigte, durch Tahir-Pascha geführte türkische Flotte (82 Kriegsschiffe mit 2000 Kanonen) von den vereinigten Geschwadern der zur Intervention zwischen Griechenland und der Pforte verbündeten Mächte England, Frankreich, Rußland, unter den Admirälen Codrington, de Rigny und Graf Heyden (27 große Kriegsschiffe mit 1270 Kanonen) am 20. Oktober 1827 zertrümmert worden ist. 2½ Uhr nachmittags begann der Kampf, und schon um 5 Uhr waren 1 Linienschiff, 12 Fregatten, 22 Korvetten, 25 kleinere Schiffe der Moslims zerstört, am anderen Morgen nur noch 29 Schiffe übrig, und 6000 Mann gefallen. Die Verbündeten waren freilich auch übel zugerichtet, hatten aber nur 470 Verwundete und 172 Tote. Aber ein Hauptelement der Streitkräfte der Pforte gegenüber den Griechen war vernichtet. Als Ende August 1828 der französische General Maison mit seinem Corps in Messenien landete, hatten die Ägypter bereits auf weitere Teilnahme am Kriege verzichtet, und die Türken in N. übergaben ihrerseits die Festung ohne Schwertstreich am 5. Oktober den Franzosen, so daß sie später Eigentum des neuen griechischen Königreichs werden konnte. — Gegenwärtig ist N. Hauptstadt der Eparchie Pylia im Nomos Messenien und hatte 1879: 1462 Einwohner.

Navarra, ehemaliges Königreich, zusammengesetzt aus Ober-N. an der südlichen und Nieder-N. an der nördlichen Abdachung der Westpyrenäen, hatte sich während der im fränkischen Reiche unter den Karolingern herrschenden Zerwürfnisse zu einem unabhängigen Staate entwickelt. Im Laufe seines siebenhundertjährigen kaum unterbrochenen Bestehens förderten thatkräftige Regenten den politischen Aufschwung des Landes und griffen sogar oft bestimmend und folgenreich in das geschichtliche Leben der Nachbarstaaten ein. Als indessen mit Beginn des 16. Jahrhunderts Spaniens und Frankreichs erstarkende Politik zu staatlicher Vereinigung gleichartiger und verwandter Elemente hindrängte, geriet das zwischen beiden Mächten und einem schmalen Küstensaume der biscayischen See eingezwängte n.'esische Gebiet in die gefährdetste Lage. Im Jahre 1484 hatte die Erbfürstin Katharina, Tochter Gastons IV., Grafen von Foix und Magdalenas, der Schwester König Ludwigs XI. von Frankreich, N. als Mitgift ihrem Gemahle Johann von Albret zugebracht, einem französischen Edelmann, dessen ausgedehnte Besitzungen im südwestlichen Frankreich mit dem Königreiche N. vereinigt wurden. Nur unter großer Schwierigkeit hielt sich das Herrscherpaar auf dem Throne, weil Gaston von Foix, dessen Vater ein jüngerer Sohn Gastons IV. gewesen war, Ansprüche auf N. geltend machte, von denen erst sein Tod in der Schlacht von Ravenna 1512 das n'.esische Königspaar befreiete. Nachdem aber König Ferdinand der Katholische der päpstlich-venetianischen Liga gegen Frankreich beigetreten, forderte er N. nicht allein zur Teilnahme an dieser auf, sondern beanspruchte auch für sein Heer freien Durchzug durch die pyrenäischen Pässe. Johann und Katharina mißtrauten den Absichten des spanischen Nachbars, der sich in schon vorgerücktem Alter nur aus politischen Rücksichten mit Germaine von Foix, Gastons Schwester, vermählt hatte, neigten vielmehr Frankreich zu und knüpften mit König Ludwig XII. Unterhandlungen wegen eines Bündnisses an. Nun ließ König Ferdinand seine Truppen in N. einrücken und besetzte 1512 Ober-N. Der schwache König Johann leistete zum größten Verdrusse seiner herzhaften Gemahlin sehr ungenügenden Widerstand und suchte mit dieser Schutz bei Frankreich. Über beide sprach Papst Julius II. den Bann aus, gebot auch ihren Unterthanen Ferdinand zu huldigen, wofür dieser die herkömmliche Verfassung garantierte. Als endlich ein französisches Heer in die Pyrenäen eindrang, um N. dem vertriebenen Königspaare wieder zu erobern, wurde es zurückgeworfen, und das Resultat aller kriegerischen und diplomatischen Unternehmungen Ludwigs XII. war, daß sich sein Bundesgenosse der König von N. 1513 des größeren Teiles seines Reiches beraubt sah. Königin Katharina beklagte das schlaffe Auftreten ihres Gemahls; man kennt ihre an letzteren gerichteten Worte: „Dom Juan, mon ami, si nous fussions nés vous Catherine et moi Dom Juan, nous serions encore rois de Navarre!“ Nach Ferdinands Tode 1516 ermannte sich Johann zu einem erfolglosen Einfall in sein früheres Reich, worauf er und Katharina noch in demselben Jahre starben. Erst Ludwigs XII. Nachfolger, König Franz I. erneuete 1521 die Feindseligkeiten in den Pyrenäen, um König Heinrich II. von N. zur Wiedereroberung seines Landes zu verhelfen. Andreas von Foix, Heinrichs nächster Verwandte, führte das französische Heer, welches im ersten Anlaufe ganz N. einnahm und sogar den Ebro überschreitend, castilisches Gebiet betrat, wo man dem beträchtlich verstärkten spanischen Heere von neuem begegnete. Statt vor der Übermacht zurückweichend sich im Gebirgslande von Ober-N. festzusetzen, griff Andreas keck an und erlitt eine schwere Niederlage. Mit dem fluchtartigen Abzuge der Franzosen aus den Pyrenäen war Ober-N. für König Heinrich unwiederbringlich verloren, er behielt fortan nur Nieder-N. Seiner Ehe mit Königs Franz I. geistvoller Schwester Margarete (s. d.) entstammte Königin Johanna von N., die sich 1548 mit Anton von Bourbon, Herzog von Vendôme verheiratete. Während dieser die Partei seines Hauses und der Reformierten aufgab, hielt Johanna um so fester

zur Reformation, der sie als eifrige Beschützerin ihr Land öffnete. Gleich ihrer Mutter war sie eine tüchtige Regentin wie ihre Maßregeln auf dem Throne überhaupt einer großen Fürstin würdig waren. Sie wußte sich und ihren Sohn, den nachmaligen König Heinrich IV. von Frankreich den Anschlägen der katholischen Partei in Frankreich lange zu entziehen, als sie sich aber zu Heinrichs Vermählung am französischen Hofe aufhielt, starb sie 1572 wenige Monate vor der Bartholomäusnacht, wahrscheinlich ein Opfer ihrer religiösen Standhaftigkeit an Gift. Als König Heinrich von N. 1589 auf den französischen Thron berufen wurde, vereinigte er für immer sein kleines Erbreich mit Frankreich, dessen Könige fortan den Titel König von Frankreich und N. führten. Ober-N. bildet jetzt die spanische Provinz N., Nieder-N. nebst Béarn behielt bis zur französischen Revolution eigene Verwaltung und umfaßt seither mit den gascognischen Landschaften Soule und Labour das französische Departement Pyrénées (Basses).

Navarro, Pedro, ein Kriegsmann des 15. und 16. Jahrhunderts, zu Val de Roncalo in Navarra geboren, welcher durch Tüchtigkeit und Tapferkeit zu den höchsten militärischen Ehrenstellen gelangte. In den südeuropäischen Kriegen seiner Zeit wird N.s Name bald unter französischen, bald unter spanischen oder venetianischen Fahnen genannt. Er gilt für den Erfinder der Minen und starb 1528 im Castel Nuovo bei Neapel in der Gefangenschaft Kaiser Karls V. — Vgl. W. v. Janko in Streffleurs „Österreichischer militärischer Zeitung“ (Wien 1872) I, 165.

Navigationsakte. Am 9. Oktober 1651 beschloß das Parlament des Lord-Protektors O. Cromwell (s. d.) zur Förderung der britischen Schiffahrt und des überseeischen Handels die N., welche den holländischen Frachthandel niederwarf und Britannien zur Königin der Meere erhob: 1) keine Waren aus Asien, Afrika und Amerika durften auf anderen als britischen Schiffen nach britischem Gebiet gebracht und nie durfte unterwegs die Ladung des Schiffs voll gemacht werden; 2) die Produkte der europäischen Länder durften nur auf Schiffen der Staaten, in denen sie gewachsen und gearbeitet waren, oder auf britischen Schiffen in britische Häfen gelangen; 3) Heringe, Stock- und Walfische hatten nur auf britischen Schiffen Ein- und Ausfuhr. Am 31. Juli 1667 wurden die Bestimmungen der N. im Frieden von Breda (s. d.) dahin abgeschwächt, daß sie auf deutsche Produkte, welche in Holland den Rhein hinab oder zu Land eingeführt würden, keine Anwendung fanden. Die Bestimmung Nr. 2 sollte nur für gewisse Waren gelten, die seitdem als enumerated articles bezeichnet wurden. Bald jedoch erging das Verbot aller Einfuhr aus Holland, den Niederlanden und Deutschland, und 1696 wurde auch den britischen Kolonieen die Ausfuhr ihrer Produkte nach Irland und Schottland untersagt. Wurde auch mit der Zeit einiges an der N. ermäßigt, so blieb sie doch in ihren Hauptzügen in Kraft. 1787 erließen als Repressalie die Vereinigten Staaten von Nordamerika eine N., die Nordmächte Europas drohten mit ähnlichen Maßnahmen, und die britische Regierung lenkte darum ein; sie erließ neue Verfügungen auf Grundlage des Reciprocitätssystems und milderte die N. wesentlich, besonders 1825 unter Huskissons (s. d.) Verwaltung des Handelsamts. Als sie sich zum vollen Freihandel bekehrt hatte, hob eine Bill vom 26. Juni 1849 alle noch übrigen Bestimmungen der N. auf, außer denen zugunsten der Beschränkung der Küstenschiffahrt und der Fischerei, und 1854 fiel auch die Beschränkung der Küstenschiffahrt.

Naxos (Naxia), an Umfang (bei 374, oder nach anderer Berechnung 433 □km Flächeninhalt), Fruchtbarkeit, und in älterer Zeit auch an geschichtlicher Bedeutung die erste unter den Kykladen, spielt in der Geschichte der neueren Zeit seit Ausgang des 16. Jahrhunderts allerdings nur eine Nebenrolle. Die reizvolle, von der Natur mit reicher Fruchtbarkeit ausgestattete, und im Altertum sehr stark bevölkerte Insel war bei der Zertrümmerung des byzantinischen Reiches durch den lateinischen Kreuzzug in venetianische Hände gefallen. Seit 1207 bis 1362 n. Chr. wurde N., als Mittelpunkt eines längere Zeit ziemlich ausgedehnten Inselreiches im Ägäischen Meere (Dodekanesos), durch Herzöge aus dem Hause des Marco Sanudo regiert. Diesen Fürsten folgten die Herzöge aus dem verschwägerten Geschlecht der „dalle Carceri“, und seit 1383 (mit Hilfe eines erfolgreichen Meuchelmordes) deren Verwandte aus der lombardischen Familie der Crispi. Diese Dynastie hat sich bis gegen Ende des Jahres 1566 behauptet, in welchem Jahre der türkische Sultan Selim II. den letzten italienischen Herzog, Jacopo IV., entthronte und dem Inselstaate einen jüdischen Herzog gab, nämlich seinen Günstling und Hofbanquier, den Juden Juan Miquez, in der Geschichte dieser Zeit gewöhnlich „Don Joseph Nasi“ genannt. Als dieser am 2. August 1579 starb, wurde N. mit den sonst noch zugehörigen Inseln ein unmittelbares Besitztum der Pforte, durch Sultan Murad III. unter den Kapudan-Pascha gestellt und (1580) mit vielen Rechten begabt, welche die Lage der Griechen hier sehr erträglich erscheinen ließen. Nur lokalgeschichtliches Interesse haben fortan die starken Reibungen zwischen den geborenen Griechen und den römisch-katholischen Nachkommen der während der italienischen Herrschaft hier angesiedelten Venetianer und anderer Italiener, die wiederholt einen sehr leidenschaftlichen Charakter annahmen. Während des Unabhängigkeitskrieges seit 1821 hielten sich auch diese „Lateiner“ von der griechischen Sache zurück. Bei der Gründung des neugriechischen Königreichs ist N. zu demselben gekommen und bildet jetzt zusammen mit der Insel Paros eine Eparchie in der Nomarchie der Kykladen, mit (1879) zusammen 22,278 Einwohnern, von denen auf N. etwa 13,000, auf die Stadt Naxia (den Sitz eines griechischen Bischofs und eines römischen Erzbischofs) 1871 kommen.

Neapel, Geschichte von: s. **„Sicilien, Beide“.**

Nebenius, Karl Friedrich, geb. zu Rhodt in der Rheinpfalz — welches damals zur Markgrafschaft Baden gehörte — am 29. Sept. 1784,

als Sohn des dortigen Amtmanns, studierte nach Absolvierung des Gymnasiums zu Karlsruhe auf der Universität Tübingen die Rechte, praktizierte in Rastatt und in Frankreich, dessen Geschäftsgang nach Einführung des „Code civil" in Baden für dieses Land vorbildlich war, wurde 1807 zum Sekretär, 1810 zum Kreisrat in Durlach, 1811 zum Finanzrat im Finanzministerium ernannt. In dieser Stellung gestaltete er im Vereine mit seinem Freunde, dem späteren Finanzminister Boeckh das gesamte Steuerwesen des Landes um, wobei es sich u. a. um eine Revision des ganzen Steuerkatasters handelte. Daneben war er publizistisch für das gute Recht der jüngeren Linie des badischen Fürstenhauses hinsichtlich der Erbfolge und für die Erhaltung des territorialen Bestandes des Großherzogtums thätig. Als eine Reihe von Entwürfen für eine landständische Verfassung die Zustimmung der maßgebenden Faktoren nicht fand, wurde N. mit der Abfassung eines neuen Entwurfes beauftragt, aus dem die am 22. August 1818 publizierte im wesentlichen heute noch in voller Gültigkeit bestehende Verfassungsurkunde des Großherzogtums hervorging. In den 1820er Jahren nahm N. als Vertreter Badens an den zu Darmstadt, Stuttgart und in der Schweiz stattfindenden Verhandlungen über Neuordnung der Zollverhältnisse mit den Nachbarstaaten Anteil, nachdem er schon 1819 ein bei der Ministerialkonferenz zu Wien von dem Minister v. Berstett verteiltes Memoire über die deutsche Zollfrage verfaßt hatte, in welchem Roscher die erste Anregung für die Begründung des Zollvereins erblickt. Später bei den Verhandlungen über den Anschluß Badens an den großen, deutschen Zollverein amtlich nicht beteiligt, trug er zu dem diesem Anschluß zustimmenden Beschlusse des badischen Landtages — der nicht ohne harte Kämpfe erfolgte — durch mehrere litterarische Publikationen in entscheidender Weise bei. Schon längst galt er, insbesondere durch sein klassisches Werk über den öffentlichen Kredit (1820) für eine der ersten Autoritäten auf dem Gebiete der Nationalökonomie. — Aus dem Finanzdepartement in das Ministerium des Innern übergegangen erwarb er sich unvergängliche Verdienste durch Neugestaltung des höheren Schulwesens, wie denn auch die Gründung des Polytechnikums in Karlsruhe sein Werk ist Auch der Bau der ersten Eisenbahn in Baden (Mannheim-Basel) und die Vornahme des Baues auf Staatskosten ist in erster Reihe N. zu verdanken, der alle Bedenken gegen die mangelnde Rentabilität des Unternehmens erfolgreich zurückwies. 1838 nach Minister Winters Tod zum Präsidenten des Ministeriums des Innern ernannt, erlag er schon im Okt. 1839 dem politischen Einflusse des Freiherrn von Blittersdorff und trat vorübergehend in den Ruhestand. 1845 zum zweitenmale mit Leitung dieses Ministeriums betraut, sah er sich dem täglich mächtiger werdenden Radikalismus gegenüber 1846 veranlaßt, sein Portefeuille in andere Hände — des Ministers Bekk — niederzulegen und beschränkte von da an sein öffentliches Wirken auf den Vorsitz im Staatsrat, bis er 1849 dauernd in den Ruhestand versetzt wurde. Der Mann des Rates hatte sich den stürmischen Bewegungen, die schließlich zur Revolution führten, nicht gewachsen gezeigt. Das Wort: „La légalité nous tue" fand auch auf ihn Anwendung. Die Mußestunden seines Alters füllten die Vorarbeiten für eine Biographie des Großherzogs Karl Friedrich von Baden aus, die erst 1868 aus seinem Nachlasse herausgegeben wurde. Von seinen zahlreichen litterarischen Arbeiten, die alle im Zusammenhang mit bedeutenden staatsmännischen Aufgaben standen, deren Lösung ihm oblag, hat noch heute die Schrift über „die katholischen Zustände in Baden" (1841), mit welcher er den ersten Regungen der Bekämpfung der Staatsgewalt durch die ultramontane Partei erfolgreich mit dem Rüstzeug umfassender historischer und juristischer Gelehrsamkeit entgegentrat, aktuelle Bedeutung. N. starb am 8. Juni 1857. — Litt.: Beck, C. F. Nebenius, Mannheim 1866; „Bad. Biographieen" II, 92 ff.

Necker, Jacques. Als Sohn eines Professors des deutschen Staatsrechts in Genf am 30. September 1732 geboren, trat N. trotz großer Vorliebe für Litteratur in das Pariser Bankhaus Vernet und wurde, ohne seine litterarischen Studien abzubrechen, ein gewiegter Kaufmann; 1762 gründete er mit Vernetschem Vorschuß das Bankhaus Necker-Thelusson, welches das bedeutendste Frankreichs ward. Alsbald betrieb er Handelsgeschäfte im großen, schloß mit der Regierung Getreideankäufe und Kreditoperationen, bemühte sich aber vergebens, unter Choiseuls (s. d.) Ägide die Indische Compagnie wieder zu beleben. 1764 heiratete er die ihn zeitlebens vergötternde und überschätzende Predigerstochter Suzanne Curchod, die ihm eine Tochter, die spätere Frau v. Staël-Holsteins, gebar; und nun versammelten sich im Hause des im Siebenjährigen Kriege rasch reich gewordenen Banquiers die ersten Litteraten und Gelehrten; durch seine Ernennung zum Residenten der Genfer Republik am französischen Hofe (1768) kam er in stete Beziehung zu den leitenden Staatsmännern, bekam Einblick in die zerrütteten Finanzen, half denselben nach Kräften auf und vermehrte durch neue Operationen sein Vermögen; wie oft wandte sich Terray (s. d.) an ihn! 1772 trieb ihn die Eitelkeit, sein Geschäft niederzulegen und Staatsmann zu werden; er glaubte, alle Fähigkeiten eines Colbert zu besitzen, den er 1773 in einem von der Akademie gekrönten schwerfälligen „Eloge" gepriesen und als sein Finanzideal gezeichnet hatte Grollend sah er 1774 Turgot (s. d.) an Terrays Stelle treten, auf die er spekulierte, und befehdete ihn; er war Anhänger des Merkantilsystems, Turgot Physiokrat und darum schon jeder Friede ausgeschlossen; 1775 schleuderte er gegen den großen Reformer die Broschüre „Sur la Législation et le commerce des grains", und sprach darin Ansichten aus, die dem Eigentum wenig günstig lauteten. Turgot fiel, N. wurde im Juli 1776 Finanzrat und ließ dem Premier Maurepas (s. d.) ein Mémoire unterbreiten, wie man das Defizit ausfüllen könne. Am 22. Oktober 1776 trat er dem Generalkontrolleur der Finanzen Taboureau des Réaux als Directeur des königlichen Schatzes zur Seite, und wenn er auch als Protestant vom Posten des General-

kontrolleurs und dem Eintritte in den Staatsrat absehen mußte, so folgte er doch schon am 29. Juni 1777 Taboureau unter dem Titel eines Generaldirektors der Finanzen. Daß er nicht in persönlichen Verkehr mit dem Monarchen kam, gab den Ränken Maurepas' neue Kraft. N. ist von Frau und Tochter derart verherrlicht worden, daß das Urteil über ihn verzerrt werden mußte; sein Charakter war dem Guizots (s. d.) nicht unähnlich. Er war durchaus kleinlich, ertötete durch kleine Moral die große und hielt sich für ein Genie, verstand es jedoch niemals, die Dinge im großen zu betrachten. Waren ihm alle großen Naturen wie Turgot verhaßt, so wurde er weder Staatsmann noch Administrator und blieb stets auf dem Standpunkt des Banquiers. Eitelkeit war der Grundzug seines Wesens. Im Gegensatze zu Turgot dachte er nur daran, für den Moment Rat zu schaffen, und opferte sorglos die Zukunft der Gegenwart; persönlich uneigennützig, nahm er keinen Gehalt, war aber bei aller Ehrenhaftigkeit seinem Amte in solcher Zeit nicht gewachsen. Die von ihm vorgenommenen Ersparnisse in den höfischen Ausgaben und in der Beamtung brachten die Königsfamilie, den Hof und die Beamten gegen ihn auf, und die Aufhebung der Leibeigenschaft auf den königlichen Domänen und der Folter, für die er sprach, waren Kleinigkeiten im Vergleiche zur Finanznot. Hatte er trotz der Gegnerschaft von Hof und Parlament einige Provinzialversammlungen eingeführt und konnte hoffen, seinem Ziele, dem Repräsentativstaate, näher zu rücken, so blieb seine Hauptleistung, die Hebung der Finanzen, ein Schaugericht. Sein Kredit war ja schrankenlos, die Kapitalisten Europas bauten auf N. mehr als auf eine Regierung und hielten ihn für ein Finanzgenie; ihm standen Mittel zugebote wie keinem der Finanzminister der Revolutionszeit; die Staatspapiere stiegen, und jedermann legte sein Geld in N.s Anlehen an. Anstatt ein- für allemal die Schulden zu mindern, machte er neue zu ihrer Deckung und nahm durch Anlehen schon das folgende Jahr im voraus weg; zur lastenden Staatsschuld fügte er noch die Zinsenlast des Anlehens. In den Jahren 1777—1780 lieh er über 500 Millionen Frs. an und hauste, an permanente Defizits gebunden, aber das Parlament registrierte alles ruhig ein, da er auf die Einführung neuer Steuern verzichtete. Der Hof liebte nicht sein pedantisches Wesen, den Methodistenton seiner bombastischen Reden, Graf Artois (s. „Karl X.") verzieh ihm den Bürgersmann nicht. Und nun zwang ihn die öffentliche Stimme zu dem ihm unwillkommenen Kriege an Amerikas Seite und zu kräftiger Führung desselben; alle Ersparnisse des Staatshanshalts verflüchtigten sich, von neuen Schulden zehnfach überholt. Schließlich erkannte N., es sei Zeit, anders zu operieren, lenkte in Turgots Politik ein und sprach, während die Bedingungen bei dem Abschlusse neuer Anlehen härter wurden, von weiteren Provinzialversammlungen, Abschaffung der Wegefronden und Minderung der Kopfsteuer. N. wollte vor aller Welt sein Finanzsystem als Meisterstück bekunden und that, was in Frankreich unerhört war: eingedenk des englischen Blaubuchs, legte er öffentlich Kunde und Rechenschaft von dem Zustande des Reichs ab. Im Januar 1781 verfaßte er seinen „Compte-rendu, présenté au roi", der viel zu beweisen schien und doch nichts bewies, ein ganz falsches Bild von Frankreich entrollte, ein Defizit leugnete und von einem Überschusse von 10 Millionen sprach, während für dies Jahr das Defizit über 218 Millionen betrug und er 426 Millionen anleihen wollte. Mit königlicher Erlaubnis erschien der Compte-rendu im Drucke, und es konnte die Revolution nur befördern, als die Nation die maßlose Verschwendung des Hofs erfuhr. Der Compte-rendu aber brach N. den Hals; über Maurepas' Haltung: s. bei „Maurepas", über Artois' bei „Karl X." Hof, Minister, Parlamente und auch die Finanzwelt griffen N. an; er sah seine Stellung als unhaltbar an, wenn er nicht direkt mit dem Monarchen verkehren könne, forderte für sich Sitz und Stimme im Staatsrat und den Titel des Generalkontrolleurs und für seine Frau Zutritt bei Hof, und trat, als Maurepas Ludwig XVI. zu einem „Nein!" bewog, trotz der Bitten der Königin, in seiner Eigenliebe getroffen, am 20. Mai 1781 ab; hätte er bis zum Tode Maurepas' ausgehalten, so wären wohl seine Wünsche von Erfolg gekrönt worden! Zwar hatte er die Schuldenlast um 530 Millionen vermehrt, doch erschien seine Entlassung als ein nationales Unglück, und der Kredit Frankreichs in Europa sank. Sofort nach seiner Verabschiedung zog sich N. auf sein Landgut bei St. Ouen zurück, wo ihm die Träger der ersten Namen Frankreichs ihren Besuch abstatteten, um dem Könige zu trotzen. Katharina II., Joseph II. und die Königin beider Sicilien boten ihm die Leitung ihrer Finanzen an; er aber hielt sich die Rückkehr nach Paris offen. Während der Waltung Calonnes (s. d.) schrieb er eine neue Rechtfertigung seines Ministeriums „De l'Administration des finances de la France" (drei Bände), die ungeheures Aufsehen hervorrief, und als Calonne seine Angriffe gegen ihn unternahm (s. bei „Calonne"), verteidigte er sich und ließ trotz königlichen Verbotes seine von seinen Nachfolgern im Amte Joly de Fleury und d'Ormesson als wahrheitsgetreu bestätigte „Défense contre M. de Calonne" im Drucke erscheinen. Eine lettre de cachet verwies ihn sofort, im April 1787, auf vierzig Stunden von Paris; die vornehmsten Frondeurs am Hofe, auch Loménie de Brienne, statteten ihm Abschiedsbesuche ab, und bereits empfahl der Steuerhof in Bordeaux dem Könige seine Rückberufung ins Amt; nach Calonnes Sturz sprachen in derselben Richtung die Minister de Castries und Lamoignon bei Ludwig, aber Breteuil (s. d.) arbeitete gegen ihn und für Brienne (s. d.). Als Brienne bankrott war, bot er N. die Stellung als Generalkontrolleur der Finanzen unter seiner Administration an, N. aber lehnte weise ab, denn er fühlte, seine Stunde sei nahe. Brienne fiel am 25. August 1788. Allgemein rief man nach N., selbst die Königin und des Königs Brüder redeten für ihn, Ludwig gab widerwillig nach, und N. wurde am 26. August Generaldirektor der Finanzen mit Sitz und Stimme im Staatsrate, d. h. im Augenblicke leitender Staatsminister. Die Nation jubelte, rasch hob sich der Kredit, N.

setzte Lamoignons Entlassung durch und schloß mit den Parlamenten Frieden, stellte das Pariser und die der Provinzen wieder her. N. fand im Schatze keine halbe Million Frs., aber sein Selbstvertrauen wich nicht. Edelsinnig streckte er für die bringendsten Bedürfnisse der Regierung $2^1/_2$—3 Millionen aus seinem Vermögen zinsfrei vor; die Kapitalisten brachten ihm bedeutende Zuschüsse, die sie Brienne verweigert hatten, die Papiere stiegen in einem Tage um 30%, die Anticipationen fanden wieder Käufer und die Steuern der Provinzen gingen wieder ein. Aber N. brauchte, wenn er helfen sollte, wöchentlich mehrere Millionen für bringende Ausgaben, und nur das allgemeine Vertrauen machte ihm die Arbeit möglich. Das Edikt vom 14. September, welches die Zahlungseinstellung Briennes beseitigte, kam lediglich auf ein Kunststückchen heraus: N. hielt das Geld für Gnadengehalte, Leibrenten, Zinsen, Rückzahlungen und teilweise Ausgaben der Verwaltung ein und zahlte damit bar die dringendsten Verpflichtungen. Nur durch die Diskontokasse, die Schöpfung Turgots, konnte er Zahlung leisten; er ließ sie vom Verbote entheben, keinerlei Geldgeschäfte mit dem Finanzamte machen zu dürfen, und entlieh ihr in den ersten acht Monaten 60 Millionen. Er zahlte so wenig alles wie Brienne, aber der Bankrott war maskiert. Furchtbar waren der Winter und die Teuerung; N. hemmte den Getreidehandel, untersagte die Kornausfuhr und ließ vom Auslande, besonders aus Amerika, Getreide und Mehl einführen, schädigte die Privatspekulation und monopolisierte den Getreideverkauf bei der Regierung, was die Kornpreise enorm steigerte; diese physiokratische Verkehrtheit hat N. manche schlaflose Nacht bereitet, es gab stete Unruhen im Volke, und schließlich zwang dies die Regierung, teuer angekaufte Vorräte billig abzulassen. In der wichtigsten Zeitfrage, der von den Reichsständen, erklärte sich N. sehr bereit, der Nation zuwillen zu sein; aber auch an sie trat er wie an eine Spielerei heran; ohne jeden Plan sah er mit verschränkten Armen der in der freien Presse entbundenen Revolution zu, versäumte, in der Regierungspresse mitzusprechen und die Baisse des parlamentarischen Ansehens auszubeuten; vergebens bestürmten ihn Malouet, Mounier und andere Gemäßigte, seiner Unentschlossenheit zu entsagen, sich über die Zahl der Deputierten und die Art ihrer Beratung zu äußern. N. hegte Vorliebe zur britischen Verfassung, aber er wagte es nicht, sie einem Bourbon zu empfehlen; energielos versäumte er es, die Revolution von oben zu machen und die verhaßten Standesprivilegien zu zerstören; er ließ die Arena der Opposition frei und verhüllte sein Auge vor der Zukunft. Er entschloß sich, die Verantwortung in der Ständefrage auf Notabeln abzuwälzen, und berief zum Erstaunen solche ein; auch ihnen gegenüber zeigte er sich haltlos, und als sie sich gegen das doublement du tiers erklärt hatten und entlassen worden waren, sprach er sich für dasselbe am 27. Dezember 1788 aus und ließ, um seine Popularität zu heben, das „Résultat du conseil du roi tenu le 27. déc. 1788“ drucken und verbreiten; bisweilen schlug er darin den Ton der Huld gegen Ludwig an und deutete die Gefahr seines Rücktritts an, falls der Monarch nicht seine Bahn wandeln wolle. Feige unterließ er aber, sich darüber zu äußern, ob die Reichsstände nach Ständen oder Köpfen stimmen sollten; er wollte niemandes Gunst einbüßen, freute sich seiner Beliebtheit und trotzte hochmütig den Feinden; die Ratschläge Malouets, aufgeklärter Prälaten u. a., eine Entscheidung zu treffen, prallten an ihm ab. Er schlug Ludwig Paris als Sitz des Reichstags vor, unterlag damit und beschäftigte sich nun mit seiner Rede, auf alle Initiative der Regierung verzichtend; ihm bangte um den Verlust der Volksgunst, und Montmorin (s. d.) schien stets seiner Ansicht. In seiner politischen Unfähigkeit begriff N. nicht, daß seine Unentschlossenheit Verderben bringen müsse, und hat zeitlebens seine Fehler nicht erkannt. Während von oben nichts gegen den Sturm vorbereitet war, hielt N. bei der Eröffnung der Reichsstände am 5. Mai 1789 eine Rede von drei Stunden, die seine Hohlheit schlagend bekundete; er log mit Bewußtsein über den Stand der Finanzen und ließ das Staatsschiff im Sturme treiben. Mirabeau griff ihn heftig in seiner Zeitschrift an, N. ließ sie unterdrücken und verfolgte Mirabeau mit dem Neide der Mittelmäßigkeit bis zum Grabe. Woche um Woche verfloß, ohne daß N. in den Gang der Reichsstände eingriff, die immer uneiniger wurden. Unter diesem Parteikampfe begann am 17. Juni die Nationalversammlung, und N. entschied sich endlich zu einem Schritte; Ludwig sollte handeln, in einer séance royale die Trennung der Reichsstände beseitigen und dem Volke fast alle wichtigen Forderungen bewilligen, um die öffentliche Meinung zu gewinnen; N. setzte die königliche Erklärung auf, aber die Hofpartei schwächte sie ab, und Ludwig gab zum Unheile letzterer nach. N. stritt fruchtlos mit ihr, mißbilligte ihre Pläne und blieb, um dies vor der Welt zu bekunden, ohne Avis an Ludwig am 23. Juni der séance royale fern: nur aus Eitelkeit stellte der Egoist den König auf offener Scene preis. Dafür steigerte sich seine Popularität, das Volk umdrängte ihn, wo er sich zeigte, und beschwor ihn, nicht abzutreten; er ließ sich von den Majestäten anflehen, zu bleiben, hatte übrigens gar nicht ernstlich an Rücktritt gedacht und duldete ohne weiteres die bösen Ratgeber vom 23. neben sich, was er als Ehrenmann nie durfte. Seine Selbstliebe war befriedigt, Versailles illuminierte ihm zu Ehren, und er dankte der Nationalversammlung in einem demütigen Schreiben für ihre Liebe. Auf seinen Rat handelte Ludwig ganz im Widerspruche mit seinen Deklarationen vom 23. und befahl den drei Ständen die Réunion zum 27. (Kleinschmidt, Die drei Stände in Frankreich vor der Revolution, Wien 1876.) Bald aber ermannte sich der Hof, sammelte trotz N.s Protesten Truppen, und N.s Stellung verschlimmerte sich; niemand hatte mehr Zutrauen zu ihm; am 10. Juli beleidigte ihn Graf Artois öffentlich und N. fürchtete Verhaftung; da erhielt er am 11. Juli königlichen Befehl, Frankreich sofort in der Stille zu räumen; unter falschem Namen eilte er über Brüssel in die Schweiz, wo er zu Coppet am Genfer See ein Landgut gekauft hatte. Seine

Entlassung erregte furchtbare Erbitterung, es kam in Paris zu Emeuten und in Versailles in der Nationalversammlung zu bewundernden Reden für N. wie zum Beschlusse vom 13., N. und seine Kollegen nähmen die Achtung und das Bedauern der Versammlung mit sich. Am 14. fand der Bastillesturm statt, und in seiner Verzweiflung rief der König N. am 16. zurück; N. erhielt den Ruf am 20. in Basel und nahm mit alter Selbstgefälligkeit an, so sehr sich auch die Dinge verschlimmert hatten. Seine Reise bis Versailles glich einem Triumphzuge, und am 29. dankte er der Nationalversammlung; am 30. stellte er sich den Pariser Stadtbehörden vor, feierte neue Triumphe und erwirkte von ihnen eine Generalamnestie, die doch nur vom Könige und der Nationalversammlung ausgehen konnte; verblendet meldete er den Majestäten das Ende der Revolution durch sein Auftreten in Paris. Aber sein „Glück währte nur kurz“, wie er selbst gestand, die Amnestie kam nicht zustande, in Mirabeau stand ihm ein titanischer Feind gegenüber, der Hof erkannte seine Ohnmacht und hatte kein Zutrauen zu dem Charlatan, die Finanzen waren aus den Fugen, und die Demokraten siegten über seinen Anhang, die Konstitutionellen. Was nützte es ihm, daß er seit 6. August erster Minister der Finanzen betitelt wurde? sein Ansehen schwand zusehends. Die von ihm vorgeschlagenen Anleihen fanden keinen Anklang, verderblich wirkte sein schwächliches Auftreten zugunsten des Suspensivvetos am 11. September, die von ihm am 24. September proponierte „patriotische Steuer“, zu der er 100,000 Frs. anbot, wurde hingegen bewilligt, da Mirabeau dafür sprach. N. riet zur Übersiedelung des Königs und der Versammlung nach Paris, womit er Lafayette gefällig war, und hielt den König von der Flucht und dem Bürgerkriege ab; es galt ihm in erster Linie die Volksgunst, in zweiter die Ehre der Krone! So viel es anging, verhehlte er die trostlose Finanzlage und nützte Diskontokasse und Antizipationen nach Kräften aus; fast alles Bargeld verschwand aus dem Verkehre, und das Ausland gab keinen Kredit mehr. Gelang es N., den Verkauf von Domänen und katholischen Kirchengütern bis zu 400 Mill. Frs. und die Einführung von Assignaten (s. d.) durchzusetzen, so konnte doch der Bankrott nicht ausbleiben. Mirabeaus Allianz wies N. „aus Moral“ beständig zurück, während er immer mehr in Mißkredit geriet und seine Finanzmaßnahmen erfolglos blieben. Seine Feinde rasteten nicht; das Volk forderte am 27. Juni 1790 vor den Tuilerieen seine Entlassung und drohte ihm mit der Laterne. Er aber wirtschaftete in alter Weise fort, sah Frankreich zusammenbrechen, und die Revolution flutete über ihn hinaus. Als er sich einer neuen Ausgabe von Assignaten widersetzte und sie in einem Mémoire bekämpfte, nahm die Nationalversammlung unter Mirabeaus Einfluß darauf keine Rücksicht, der Pöbel wollte ihn am 2. September 1790 an der Laterne sehen, und er entwich auf Lafayettes Rat in der Nacht zum 3. aus Paris. Sein Leben war bedroht, und er hielt sich versteckt; von der Nationalversammlung forderte er, taktlos die Gesundheit seiner Frau vorschützend, seine Entlassung und wäre auf ein freundliches Wort hin geblieben, aber man war froh, ihn scheiden zu sehen. In Arcis-sur-Aube und Vesoul auf seiner am 18. September 1790 angetretenen Reise angehalten, durfte er alsbald weiter und bezog, im Vollbewußtsein seiner Moral, Ende des Monats Coppet, wo er seine Administration in mehreren Werken vergötterte, besonders in „Sur l'Administration de M. Necker, par lui-même“ (Paris 1791), „Du Pouvoir exécutif dans les grands Etats“ (zwei Bände, Paris 1792) und „De la Révolution française“ (drei Bände, 1796). Während viele in der Schreckenszeit bedauerten, ihn nicht guillotinieren zu können, gab er im Exile den Franzosen nutzlosen Rat und kritisierte bitter ihre verschiedenen Konstitutionen; für seine zu Ludwigs Verteidigung publizierten „Réflexions présentées à la nation française sur le procès intenté à Louis XVI.“ (1792) kam er auf die Emigrantenliste, während der Schatz seine vorgestreckten Millionen nie herausgab und er seine Güter in Frankreich einbüßte. Auch mit Theologie und Religion war N. jetzt wie früher beschäftigt; seinem Buche „De l'Importance des opinions religieuses“ (London und Paris 1788) folgte 1800 in Genf das dreibändige „Cours de morale religieuse“. Der eitle Mann gab die Hoffnung nicht auf, ins Amt zurückzukehren, und begrüßte froh den 18. Brumaire (s. d.); im Mai 1800 hatte er in Genf eine Begegnung mit dem Ersten Konsul, der aber von ihm als Finanzminister nichts wissen wollte. Ganz im Gegensatze zu Bonaparte war damals N.s letzte Schrift „Dernières Vues de politique et de finances offertes à la nation française“ (Genf 1802). Die beste Ausgabe von N.s Werken besorgte sein Enkel, Baron Staël-Holsteins (15 Bde., Paris 1820—21). N. starb zu Coppet, wo er ruht, am 9. April 1804. — Vgl. die Werke über die französische Revolution.

Neerwinden, Schlachten bei. — Am 29. Juli 1693 erwartete König Wilhelm III. an der Spitze eines englisch-holländisch-spanisch-brandenburgisch-hannoverschen Heeres den Angriff der Franzosen unter dem Marschall von Luxemburg in einer Stellung, vor deren rechtem Flügel die Dörfer N. und Laer lagen, während der linke hinter dem Dorfe Landen stand, nach welchem die Schlacht ebenfalls genannt wird. Dieser verfügte über 96 Bataillone, 201 Schwadronen, jener nur über 58 Bataillone, 117 Schwadronen; durch die Auswahl eines für die Verteidigung geeigneten Geländes, dessen natürliche Stärke Befestigungsanlagen vermehrten, suchte der König die Minderzahl auszugleichen. Luxemburg richtete seinen Angriff hauptsächlich gegen den feindlichen rechten Flügel, die übrigen Teile seiner Schlachtordnung sollten zunächst zurückgehalten werden; um die dort liegenden Dörfer fand daher das Hauptringen statt; sie wurden mehrmals genommen und verloren; erst als die Verbündeten ihr Zentrum fast von Truppen entblößt hatten und die Franzosen auch von dort gegen den feindlichen rechten Flügel wirken konnten, gelang es, die Dörfer dauernd festzuhalten. Der französische rechte Flügel, wel-

cher vorzeitig angegriffen hatte, war inzwischen blutig zurückgewiesen worden. Der unvermeidlich gewordene Rückzug der Verbündeten wurde mit Ordnung angetreten; da aber ihre Reiterei der verfolgenden französischen gegenüber nicht ihre Schuldigkeit that, so verwandelte sich derselbe später in regellose Flucht, bei welcher viele der Flüchtigen in den Gewässern der Geete ihren Tod fanden. Die Verbündeten verloren 12,000 Mann und viele Trophäen, die Franzosen 8—9,000 Mann. — Das „Theatrum europaeum" giebt die beiderseitigen Berichte.

Am 18. März 1793. Dumouriez war, durch das Vordringen des Prinzen Josias von Sachsen-Koburg vom Niederrhein gegen Belgien, in seinen Plänen zur Eroberung von Holland gestört worden. General Valence war von den Österreichern am 1. März bei Aldenhoven geschlagen, diese hatten Aachen und Mastricht genommen und rückten gegen Brüssel vor. Dumouriez kehrte daher um und ging ihnen entgegen. In Tirlemont trafen die beiderseitigen Spitzen auf einander; Koburg ging zurück und nahm eine Stellung, in welcher Dumouriez ihn am 18. angriff. Die Kräfte waren der Zahl nach annähernd gleich; die Franzosen verfügten über etwa 45,000, die Österreicher über ungefähr 40,000 Mann, aber jene bestanden zum größten Teil aus Nationalgarden, und diese hatten eine zahlreichere gute Reiterei. Das Vordringen geschah in drei Abteilungen, welche wieder in mehrere Kolonnen zerfielen: auf dem rechten Flügel befehligte Valence, in der Mitte, vor welcher N. lag, der Herzog von Chartres (später König Louis Philipp), auf dem linken Flügel General Miranda. Österreichischerseits führte Erzherzog Karl die Avantgarde, Colloredo das 1., Ferraris das 2. Treffen, Clerfait den Rückhalt. Die Angriffskolonnen verbreiteten sich über einen Raum von fast 2 Meilen; die Schlacht zerfiel daher in ganz gesonderte Gefechte. In diesen wurde Miranda vollständig geschlagen, die Nationalgarden rissen schließlich die Linientruppen in wilder Flucht mit sich fort; auf den übrigen Teilen des Kampfplatzes wurde trotz mörderischen Ringens ein entscheidender Erfolg nicht erzielt; Dumouriez wurde indessen durch das Mißgeschick seines linken Flügels bewogen, am 19. den Rückzug anzutreten. Der beiderseitige Verlust an Toten und Verwundeten betrug etwa 3,000 Mann, die Franzosen ließen außerdem 1,000 Gefangene und 30 Geschütze in den Händen ihrer Gegner. Bei Löwen hielten sie am 23. noch einmal stand, obgleich die Nationalgarden sich größtenteils in Sicherheit gebracht hatten, aber schon hatte Dumouriez (s. d.) seine Unterhandlungen mit den Österreichern begonnen. Am 24. rückte Koburg in Brüssel ein. — Vgl. „Mitteilungen des k. k. Kriegsarchivs", Wien 1877.

Négrier. 1) François Marie Casimir, französischer General, am 27. April 1788 zu Le Mans geboren, 1806 in das Heer getreten, nahm an den Kriegen des ersten Kaisertums teil, ging als Bataillons-Kommandeur in den Dienst der Bourbons und kam 1836 zum erstenmale als Brigade-Kommandeur nach Algier, wo er mit einer Unterbrechung bis 1842 blieb und sich mehrfach auszeichnete; dann wurde er wegen Eigenmächtigkeiten zurückberufen, welche er sich im Verwaltungsdienste hatte zuschulden kommen lassen. Als im Juni 1848 der Arbeiteraufstand losbrach, befand N. sich als Abgeordneter aus dem Departement du Nord, wo er die Division in Lille kommandiert hatte, in Paris; die Nationalversammlung betraute ihn damals mit dem Schutze ihres Heims. Um die Revolte niederzuwerfen, übernahm er ein Kommando und wurde am 25. Juni, in dem Augenblick erschossen, wo er sich den Aufständischen näherte, um zu unterhandeln. — Lebensbeschreibung von A. de Poissonnier, Paris 1848.

2) François Oscar, französischer General, am 2. Oktober 1839 als der Sohn eines Generals zu Belfort geboren, des Vorigen Neffe, in Saint-Cyr erzogen, am 1. Oktober 1859 Sekonde-Lieutenant im 3. Bataillon Fußjäger, diente 1863 bis 1867 in Algier, focht 1870 als Jägerhauptmann in den Kämpfen bei Metz, dann, nachdem er verstanden hatte, sich der Kriegsgefangenschaft zu entziehen, bei der Nordarmee, wo er ein Bataillon kommandierte und verwundet wurde, und darauf gegen die Kommune, gehörte eine kurze Zeit dem Kriegsministerium an, und kam 1881 als Kommandeur der Fremdenlegion nach Algier zurück, wo er den Aufstand in Süboran unterdrückte und die Koubba von El-Abiod zerstörte; 1883 ward er als Brigade-General nach Tonkin geschickt. Hier hatte er 1884 an den Erfolgen der französischen Waffen hervorragenden Anteil, indem seine Brigade es war, welche am 12. März Bac-Ninh, am 12. April Huan-Hoa, am 8. Oktober Lang-Kep nahm; 1885 aber war er weniger glücklich. Am 16. Februar in Langson zurückgelassen, als sein Obergeneral Brière de l'Isle von dort aufbrach, um der bedrängten Garnison von Tuyen-Quan Hilfe zu bringen, geriet er bald durch Verpflegungsschwierigkeiten in eine übele Lage, Krankheit dezimierte seine Mannschaft. Durch einen am 23. Februar unternommenen Vorstoß trieb er freilich seine Gegner über die chinesische Grenze zurück; bei einer Wiederholung desselben, welche ihn über jene Grenze hinausführte, erlitt er indessen am 24. März eine empfindliche Schlappe, mußte nach Langson zurückweichen und wurde hier am 26. selbst angegriffen. Bei dieser Gelegenheit wurde er verwundet; Oberst-Lieutenant Herbringer übernahm das Kommando und damit die Verantwortung für die Niederlage und den verlustreichen, in voller Auflösung sich vollziehenden Rückzug, welcher der Räumung von Langson folgte (vgl. „Tonkin").

Neipperg, Graf, Adam Adalbert, geboren zu Wien am 8. April 1775, gestorben in Parma am 22. Febr. 1829, Sohn des Grafen Leopold Joh. N. (s. „Wilh. Reinhard N.") und der Gräfin Maria Ludovika, Gräfin von Hatzfeld-Wildenberg-Werther, trat als absolvierter Zögling der Stuttgarter Karlsschule als Husarenkadett in die österreichische Armee und machte 1792—1793 den Krieg in den Niederlanden und am Rheine unter Wenzel Graf Colloredo, Kaunitz und Clerfait und, nachdem er von den bei Doelen erlittenen Wunden genesen, und der Gefangenschaft (im Juli 1795) ledig geworden, — als Hauptmann im

Generalstabe bei der italienischen Armee (Alvinczi) 1796—1797 und bei der Verteidigung Tirols (unter General Laudon dem Jüngeren) mit. Hier erwarb er sich die silberne Ehrenmedaille der Tiroler Landschaft und ein ehrendes Zeugnis des Oberbefehlshabers. 1798 wirkte er als Stadt- und Festungskommandant von Trient sehr verdienstlich bei der Sicherung der südtirolischen Grenze und gewann im Kriege von 1799 nicht bloß die Anerkennung des Generals Bukassovich, sondern auch das Lob des Oberbefehlshabers Suworow. Major geworden, griff N. bei allen Unternehmungen der Division Bukassovich maßgebend ein, und war auch als Armeediplomat in Turin, Mailand und Paris thätig. N. bewährte sich auch bei den Operationen von 1800 am Mincio und im Jahre 1801, während der Verhandlungen der Waffenruhe, die dem Luneviller Frieden vorherging. Seit 18. Aug. 1801 Theresienordensritter, 1804, k. k. Kämmerer, 1805 Oberstlieutenant, machte N. die Herbstkämpfe im Friaulschen mit, rückte 1806 zum Obersten und Kommandeur des 1. Husarenregiments „K. Franz“ vor, und wurde im Kriegsjahre 1809 dem Erzherzog Ferdinand von Modena-Este (s. Art.) als Generaladjutant beigegeben. Den galizisch-polnischen Kriegsschauplatz kannte N. bereits vom Jahre 1808 her, wo er den Grenzcordon des neutralen Gebietes aufzurichten hatte. — An das Jahr 1811 knüpft sich seine nicht belanglose diplomatische Thätigkeit. Man entbot ihn, der 1810 Generalmajor geworden, nach Stockholm, um hier den Allianztraktat von Örebro (12. Juli 1812) zwischen Schweden und Rußland vermitteln zu helfen; 1813 kehrte N. dann wieder unter die Fahne zurück und beteiligte sich an den entscheidenden Herbstkämpfen dieses Jahres mit Erfolg, wie dies sein Vorrücken zum Feldmarschalllieutenant bezeugt (20. Okt. 1813). Durch seine diplomatische Rolle Murat (K. Joachim von Neapel) gegenüber, anderseits durch sein Kommando der Division am Mincio, bewährte N. den Ruf seiner Geschicklichkeit. Ein Wendepunkt in seinem Leben knüpft sich an den Auftrag des Kaisers Franz I. vom 5. Juli 1819, dessen Tochter Maria Luise (s. Art.), seit der Abdankung ihres Gatten Napoleon vom 11. April 1814 Exkaiserin der Franzosen, und — von ihrem Gemahl für immer getrennt — Souveränin der Herzogtümer Parma, Piacenza und Guastalla, in die Bäder von Aix in der Provence zu begleiten; er blieb ihr auch bei ihrer Reise nach Wien zur Seite und darf bereits als ihr erklärter Günstling gelten. N. war es, der jenes Mémoire abzufassen Gelegenheit nahm, worin die Rechte Maria Luisens auf die genannten italienischen Herzogtümer vor dem Wiener Kongresse vertreten erschienen. Als die Flucht Napoleons von der Insel Elba und seine Landung an der französischen Küste erfolgt war (26. Febr. bis 20. März 1815), wurde N. beauftragt, die französische Exkaiserin zu der Erklärung aufzufordern, daß sie den Plänen Napoleons vollkommen fremd sei. Vom März 1815 ab nahm N. die Stellung eines Oberststallmeisters und Armeebefehlshabers Maria Luisens als Souveränin von Parma, Piacenza und Guastalla ein; anderseits wurde ihm als Divisionär das Kommando des österreichischen Armeevortrabs gegen Joachim Murat übertragen. Vom 22. Mai bis Juni 1815 war N. Kommandierender in Neapel. Seine Gebieterin, den 9. Juli 1815 als Souveränin von Parma, Piacenza und Guastalla anerkannt, gelangte erst im Jahre 1816 zum Antritte ihrer Herrschaft. N. folgte ihr nach Parma als „Ehrenkavalier“ und Bevollmächtigter, zu welcher Stellung er seit Febr. 1816 gelangt war. Thatsächlich erscheint er als Regent, und das Hindernis einer morganatischen Vermählung mit Maria Luise wurde durch den Tod ihres Gatten Napoleon auf St. Helena (5. Mai 1821) behoben. N.s erste Gattin, Fr. Theresia Jos. Walpurgis Pola, geschiedene Gräfin von Thurn-Valsassina (vermählt zu Stockholm 1811, gestorben 23. April 1815) war bereits seit 6 Jahren tot. Die Trauung der Kaiserin-Witwe und des verwitweten Grafen fand Mitte August 1821 statt, ein halbes Jahr nach der Campagne N.s im Piemontesischen. N. beschränkte sich nun auf die Verwaltung der Länder seiner Gattin, die ihm einen Sohn: Wilhelm Albrecht, principe de Montenuovo, nachmals in kaiserlichen Militärdiensten, gebar. Dessen Halbbruder, N.s Sohn aus erster Ehe, Graf Erwin Franz (geboren 6. April 1813) brachte es in den gleichen Diensten zum Feldmarschalllieutenant. — N. schloß 1829, am 22. Febr., mit 54 Jahren sein bewegtes Leben. — Vgl. Wurzbach XX, 146—152 und die Litteratur über „Maria Luise“.

Neipperg, Wilhelm Reinhard, Graf, geboren am 27. Mai 1684, gestorben am 26. Mai 1774, aus der Ehe des k. k. Feldzeugmeisters Eberhard Friedrich, Freiherrn v. N. (gestorben 1725) mit Margarete Lucretie von Hornberg. Seit 1702 der österreichischen Armee angehörig, machte N. den Türkenkrieg der Jahre 1716/17 mit und stieg bald rasch in der militärischen Laufbahn, so daß wir ihm schon 1723 als Generalmajor und Erzieher des am Wiener Hofe weilenden Prinzen Franz Stephan von Lothringen, nachmals Gatten der Kaisertochter Maria Theresia (s. Art.) begegnen, ein Verhältnis, das seiner späteren Laufbahn günstig wurde. 1730 Kommandant im Luxemburgischen, 1733 auf dem italienischen Kriegsschauplatze, 1735 bereits Feldzeugmeister, zwei Jahre darauf Kommandierender im Temescher Banate, geriet N. im letzten Türkenkriege Karls VI. und zwar in dessen Schlußzeit (1739) an einen Wendepunkt seines Berufslebens, der leicht verhängnisvoll bleiben konnte. N. erschien nicht als Befehlshaber auf dem Schauplatze der unseligen Kämpfe, die bei der Übernahme des Kommandos durch den Grafen Wallis in der Niederlage der Kaiserlichen bei Groczka (23. Juli) gipfelten, sondern als Armeediplomat, als Vertrauensmann des Kaisers, der die schlimme Sachlage untersuchen und ihr entsprechend einen annehmbaren Frieden unterhandeln sollte. Wenn wir den Aufzeichnungen Schmettaus in seiner „geheimen Geschichte“ des Türkenkrieges trauen wollen, so wetteiferte N. mit dem völlig kopflos gewordenen Grafen Wallis in der äußersten Nachgiebigkeit gegen den mit ebenso viel orientalischer Schlauheit als wohlberechnetem Übermut vorgehenden Großvezier und ließ sich hierin von dem französischen Botschafter Villeneuve als Friedensvermittler nur noch mehr be-

cher vorzeitig angegriffen hatte, war inzwischen blutig zurückgewiesen worden. Der unvermeidlich gewordene Rückzug der Verbündeten wurde mit Ordnung angetreten; da aber ihre Reiterei der verfolgenden französischen gegenüber nicht ihre Schuldigkeit that, so verwandelte sich dieselbe später in regellose Flucht, bei welcher viele der Flüchtigen in den Gewässern der Geete ihren Tod fanden. Die Verbündeten verloren 12,000 Mann und viele Trophäen, die Franzosen 8—9,000 Mann. — Das „Theatrum europaeum" giebt die beiderseitigen Berichte.

Am 18. März 1793. Dumouriez war, durch das Vordringen des Prinzen Josias von Sachsen-Koburg vom Niederrhein gegen Belgien, in seinen Plänen zur Eroberung von Holland gestört worden. General Valence war von den Österreichern am 1. März bei Aldenhoven geschlagen, diese hatten Aachen und Mastricht genommen und rückten gegen Brüssel vor. Dumouriez kehrte daher um und ging ihnen entgegen. In Tirlemont trafen die beiderseitigen Spitzen auf einander; Koburg ging zurück und nahm eine Stellung, in welcher Dumouriez ihn am 18. angriff. Die Kräfte waren der Zahl nach annähernd gleich; die Franzosen verfügten über etwa 45,000, die Österreicher über ungefähr 40,000 Mann, aber jene bestanden zum größten Teil aus Nationalgarden, und diese hatten eine zahlreichere gute Reiterei. Das Vordringen geschah in drei Abteilungen, welche wieder in mehrere Kolonnen zerfielen: auf dem rechten Flügel befehligte Valence, in der Mitte, vor welcher N. lag, der Herzog von Chartres (später König Louis Philipp), auf dem linken Flügel General Miranda. Österreichischerseits führte Erzherzog Karl die Avantgarde, Colloredo das 1., Ferraris das 2. Treffen, Clerfait den Rückhalt. Die Angriffskolonnen verbreiteten sich über einen Raum von fast 2 Meilen; die Schlacht zerfiel daher in ganz gesonderte Gefechte. In diesen wurde Miranda vollständig geschlagen, die Nationalgarden rissen schließlich die Linientruppen in wilder Flucht mit sich fort; auf den übrigen Teilen des Kampfplatzes wurde trotz mörderischen Ringens ein entscheidender Erfolg nicht erzielt; Dumouriez wurde indessen durch das Mißgeschick seines linken Flügels bewogen, am 19. den Rückzug anzutreten. Der beiderseitige Verlust an Toten und Verwundeten betrug etwa 3,000 Mann, die Franzosen ließen außerdem 1,000 Gefangene und 30 Geschütze in den Händen ihrer Gegner. Bei Löwen hielten sie am 23. noch einmal stand, obgleich die Nationalgarden sich größtenteils in Sicherheit gebracht hatten, aber schon hatte Dumouriez (s. d.) seine Unterhandlungen mit den Österreichern begonnen. Am 24. rückte Koburg in Brüssel ein. — Vgl. „Mitteilungen des k. k. Kriegsarchivs", Wien 1877.

Négrier. 1) **François Marie Casimir,** französischer General, am 27. April 1788 zu Le Mans geboren, 1806 in das Heer getreten, nahm an den Kriegen des ersten Kaisertums teil, ging als Bataillons-Kommandeur in den Dienst der Bourbons und kam 1836 zum erstenmale als Brigade-Kommandeur nach Algier, wo er mit einer Unterbrechung bis 1842 blieb und sich mehrfach auszeichnete; dann wurde er wegen Eigenmächtigkeiten zurückberufen, welche er sich im Verwaltungsdienste hatte zuschulden kommen lassen. Als im Juni 1848 der Arbeiteraufstand losbrach, befand N. sich als Abgeordneter aus dem Departement du Nord, wo er die Division in Lille kommandiert hatte, in Paris; die Nationalversammlung betraute ihn damals mit dem Schutze ihres Heims. Um die Revolte niederzuwerfen, übernahm er ein Kommando und wurde am 25. Juni, in dem Augenblick erschossen, wo er sich den Aufständischen näherte, um zu unterhandeln. — Lebensbeschreibung von A. de Poissonnier, Paris 1848.

2) **François Oscar,** französischer General, am 2. Oktober 1839 als der Sohn eines Generals zu Belfort geboren, des Vorigen Neffe, in Saint-Cyr erzogen, am 1. Oktober 1859 Sekonde-Lieutenant im 3. Bataillon Fußjäger, diente 1863 bis 1867 in Algier, focht 1870 als Jägerhauptmann in den Kämpfen bei Metz, dann, nachdem er verstanden hatte, sich der Kriegsgefangenschaft zu entziehen, bei der Nordarmee, wo er ein Bataillon kommandierte und verwundet wurde, und darauf gegen die Kommune, gehörte eine kurze Zeit dem Kriegsministerium an, und kam 1881 als Kommandeur der Fremdenlegion nach Algier zurück, wo er den Aufstand in Südoran unterdrückte und die Koubba von El-Abiod zerstörte; 1883 ward er als Brigade-General nach Tonkin geschickt. Hier hatte er 1884 an den Erfolgen der französischen Waffen hervorragenden Anteil, indem seine Brigade es war, welche am 12. März Bac-Ninh, am 12. April Huan-Hoa, am 8. Oktober Lang-Kep nahm; 1885 aber war er weniger glücklich. Am 16. Februar in Langson zurückgelassen, als sein Obergeneral Brière de l'Isle von dort aufbrach, um der bedrängten Garnison von Tuyen-Quan Hilfe zu bringen, geriet er bald durch Verpflegungsschwierigkeiten in eine übele Lage, Krankheit dezimierte seine Mannschaft. Durch einen am 23. Februar unternommenen Vorstoß trieb er freilich seine Gegner über die chinesische Grenze zurück; bei einer Wiederholung desselben, welche ihn über jene Grenze hinausführte, erlitt er indessen am 24. März eine empfindliche Schlappe, mußte nach Langson zurückweichen und wurde hier am 26. selbst angegriffen. Bei dieser Gelegenheit wurde er verwundet; Oberst-Lieutenant Herbringer übernahm das Kommando und damit die Verantwortung für die Niederlage und den verlustreichen, in voller Auflösung sich vollziehenden Rückzug, welcher der Räumung von Langson folgte (vgl. „Tonkin").

Neipperg, Graf, Adam Adalbert, geboren zu Wien am 8. April 1775, gestorben in Parma am 22. Febr. 1829, Sohn des Grafen Leopold Joh. N. (s. „Wilh. Reinhard N.") und der Gräfin Maria Ludovika, Gräfin von Hatzfeld-Wildenberg-Werther, trat als absolvierter Zögling der Stuttgarter Karlsschule als Husarenkadett in die österreichische Armee und machte 1792—1793 den Krieg in den Niederlanden und am Rheine unter Wenzel Graf Colloredo, Kaunitz und Clerfait und, nachdem er von den bei Doelen erlittenen Wunden genesen, und der Gefangenschaft (im Juli 1795) ledig geworden, — als Hauptmann im

Generalstabe bei der italienischen Armee (Alvinczi) 1796—1797 und bei der Verteidigung Tirols (unter General Laudon dem Jüngeren) mit. Hier erwarb er sich die silberne Ehrenmedaille der Tiroler Landschaft und ein ehrendes Zeugnis des Oberbefehlshabers. 1798 wirkte er als Stadt- und Festungskommandant von Trient sehr verdienstlich bei der Sicherung der südtirolischen Grenze und gewann im Kriege von 1799 nicht bloß die Anerkennung des Generals Vukassovich, sondern auch das Lob des Oberbefehlshabers Suworow. Major geworden, griff N. bei allen Unternehmungen der Division Vukassovich maßgebend ein, und war auch als Armeediplomat in Turin, Mailand und Paris thätig. N. bewährte sich auch bei den Operationen von 1800 am Mincio und im Jahre 1801, während der Verhandlungen der Waffenruhe, die dem Luneviller Frieden vorherging. Seit 18. Aug. 1801 Theresienordensritter, 1804, k. k. Kämmerer, 1805 Oberstlieutenant, machte N. die Herbstkämpfe im Friaulschen mit, rückte 1806 zum Obersten und Kommandeur des 1. Husarenregiments „K. Franz“ vor, und wurde im Kriegsjahre 1809 dem Erzherzog Ferdinand von Modena-Este (s. Art.) als Generaladjutant beigegeben. Den galizisch-polnischen Kriegsschauplatz kannte N. bereits vom Jahre 1808 her, wo er den Grenzcordon des neutralen Gebietes aufzurichten hatte. — An das Jahr 1811 knüpft sich seine nicht belanglose diplomatische Thätigkeit. Man entbot ihn, der 1810 Generalmajor geworden, nach Stockholm, um hier den Allianztraktat von Örebro (12. Juli 1812) zwischen Schweden und Rußland vermitteln zu helfen; 1813 kehrte N. dann wieder unter die Fahne zurück und beteiligte sich an den entscheidenden Herbstkämpfen dieses Jahres mit Erfolg, wie dies sein Vorrücken zum Feldmarschalllieutenant bezeugt (20. Okt. 1813). Durch seine diplomatische Rolle Murat (K. Joachim von Neapel) gegenüber, anderseits durch sein Kommando der Division am Mincio, bewährte N. den Ruf seiner Geschicklichkeit. Ein Wendepunkt in seinem Leben knüpft sich an den Auftrag des Kaisers Franz I. vom 5. Juli 1819, dessen Tochter Maria Luise (s. Art.), seit der Abdankung ihres Gatten Napoleon vom 11. April 1814 Exkaiserin der Franzosen, und — von ihrem Gemahl für immer getrennt — Souveränin der Herzogtümer Parma, Piacenza und Guastalla, in die Bäder von Aix in der Provence zu begleiten; er blieb ihr auch bei ihrer Reise nach Wien zur Seite und darf bereits als ihr erklärter Günstling gelten. N. war es, der jenes Mémoire abzufassen Gelegenheit nahm, worin die Rechte Maria Luisens auf die genannten italienischen Herzogtümer vor dem Wiener Kongresse vertreten erschienen. Als die Flucht Napoleons von der Insel Elba und seine Landung an der französischen Küste erfolgt war (26. Febr. bis 20. März 1815), wurde N. beauftragt, die französische Exkaiserin zu der Erklärung aufzufordern, daß sie den Plänen Napoleons vollkommen fremd sei. Vom März 1815 ab nahm N. die Stellung eines Oberststallmeisters und Armeebefehlshabers Maria Luisens als Souveränin von Parma, Piacenza und Guastalla ein; anderseits wurde ihm als Divisionär das Kommando des österreichischen Armeevortrabs gegen Joachim Murat übertragen. Vom 22. Mai bis Juni 1815 war N. Kommandierender in Neapel. Seine Gebieterin, den 9. Juli 1815 als Souveränin von Parma, Piacenza und Guastalla anerkannt, gelangte erst im Jahre 1816 zum Antritte ihrer Herrschaft. N. folgte ihr nach Parma als „Ehrenkavalier“ und Bevollmächtigter, zu welcher Stellung er seit Febr. 1816 gelangt war. Thatsächlich erscheint er als Regent, und das Hindernis einer morganatischen Vermählung mit Maria Luise wurde durch den Tod ihres Gatten Napoleon auf St. Helena (5. Mai 1821) behoben. N.s erste Gattin, Fr. Theresia Jos. Walpurgis Pola, geschiedene Gräfin von Thurn-Valsassina (vermählt zu Stockholm 1811, gestorben 23. April 1815) war bereits seit 6 Jahren tot. Die Trauung der Kaiserin-Witwe und des verwitweten Grafen fand Mitte August 1821 statt, ein halbes Jahr nach der Campagne N.s im Piemontesischen. N. beschränkte sich nun auf die Verwaltung der Länder seiner Gattin, die ihm einen Sohn: Wilhelm Albrecht, principe de Montenuovo, nachmals in kaiserlichen Militärdiensten, gebar. Dessen Halbbruder, N.s Sohn aus erster Ehe, Graf Erwin Franz (geboren 6. April 1813) brachte es in den gleichen Diensten zum Feldmarschalllieutenant. — N. schloß 1829, am 22. Febr., mit 54 Jahren sein bewegtes Leben. — Vgl. Wurzbach XX, 146—152 und die Litteratur über „Maria Luise“.

Neipperg, Wilhelm Reinhard, Graf, geboren am 27. Mai 1684, gestorben am 26. Mai 1774, aus der Ehe des k. k. Feldzeugmeisters Eberhard Friedrich, Freiherrn v. N. (gestorben 1725) mit Margarete Lucretie von Hornberg. Seit 1702 der österreichischen Armee angehörig, machte N. den Türkenkrieg der Jahre 1716/17 mit und stieg bald rasch in der militärischen Laufbahn, so daß wir ihm schon 1723 als Generalmajor und Erzieher des am Wiener Hofe weilenden Prinzen Franz Stephan von Lothringen, nachmals Gatten der Kaisertochter Maria Theresia (s. Art.) begegnen, ein Verhältnis, das seiner späteren Laufbahn günstig wurde. 1730 Kommandant im Luxemburgischen, 1733 auf dem italienischen Kriegsschauplatze, 1735 bereits Feldzeugmeister, zwei Jahre darauf Kommandierender im Temescher Banate, geriet N. im letzten Türkenkriege Karls VI. und zwar in dessen Schlußzeit (1739) an einen Wendepunkt seines Berufslebens, der leicht verhängnisvoll bleiben konnte. N. erschien nicht als Befehlshaber auf dem Schauplatze der unseligen Kämpfe, die bei der Übernahme des Kommandos durch den Grafen Wallis in der Niederlage der Kaiserlichen bei Groczka (23. Juli) gipfelten, sondern als Armeediplomat, als Vertrauensmann des Kaisers, der die schlimme Sachlage untersuchen und ihr entsprechend einen annehmbaren Frieden unterhandeln sollte. Wenn wir den Aufzeichnungen Schmettaus in seiner „geheimen Geschichte“ des Türkenkrieges trauen wollen, so wetteiferte N. mit dem völlig kopflos gewordenen Grafen Wallis in der äußersten Nachgiebigkeit gegen den mit ebenso viel orientalischer Schlauheit als wohlberechnetem Übermut vorgehenden Großvezier und ließ sich hierin von dem französischen Botschafter Villeneuve als Friedensvermittler nur noch mehr be-

stärken. So kamen am 1. Sept. 1739 die Präliminarien und am 28. d. M. die Artikel des Friedens von Belgrad zustande, welche, das Temescher Banat ausgenommen, alle anderen Errungenschaften des Passarowitzer Friedens dem Hause Österreich entrissen. Kaiser Karl VI. empfand so sehr das Demütigende dieses Traktates und die Übereilung N.s, daß er am 6. Okt. die Erklärung abgab, N. habe seine Vollmachten überschritten, sich ohne Befehl und Vollmacht in das türkische Lager begeben; von den Präliminarien sei er erst nachträglich verständigt worden. Der Monarch verfügte daher auch, daß N. für seine Eigenmächtigkeit auf der Brünner Festung (Spielberg) büßen solle. — Da ihn Maria Theresia (s. Art.) bald nach ihrer Thronbesteigung (Okt. 1740) vollständig rehabilitierte, so gewann die Anschauung Raum, N. habe angesichts der Kränklichkeit des Kaisers und der Eventualität des Thronwechsels geheime Aufträge des Thronfolgerpaares, Maria Theresia und Franz Stephans (s. Art.), seines persönlichen Gönners, mit auf den Weg erhalten, den Frieden um jeden Preis zu schließen; eine Anschauung, für welche uns jedoch aktenmäßige Anhaltspunkte fehlen. Anderseits hat ein Sohn N.s, Leopold Joh. N. (aus der Ehe mit Maria Frd. Ther. geb. Gräfin Khevenhüller, geb. am 27. März 1728, gestorben am 5. Jan. 1792, k. Gesandter in Neapel, dann Reichshofrat; Erfinder einer Kopiermaschine) den Versuch gemacht, in seiner „Umständlichen, auf Originaldokumenten gegründeten Geschichte der sämtlichen und wahren Vorgänge bei der Unterhandlung des zu Belgrad am 18. Sept. 1739 zwischen des Kaisers Karls VI. glorreicher Majestät, Rußland und der ottomanischen Pforte unter Vermittlung des französischen Hofes geschlossenen Friedens (mit 69 Urkunden, Frankfurt und Leipzig 1790, 8°)" — eine Apologie des Vaters zu liefern, welche allerdings das Schwierige der Stellung N.s einleuchtend macht.

Der beste Beweis für die vollständige Rehabilitierung N.s ist seine Verwendung als Oberbefehlshaber der Armee, welche im Frühling 1741 die Bestimmung erhielt, dem Einfalle des Preußenkönigs in das schlesische Land Halt zu gebieten. Die Klagen des Unterbefehlshabers General Browne (s. Art.) über N.s Langsamkeit im Anmarsche warfen kein günstiges Licht auf die Schlagfertigkeit des Feldherrn. Dagegen darf der Verlust der Schlacht bei Molwitz (10. April 1741) ihm nicht allzu hoch angerechnet werden, da König Friedrich II. selbst das Schwankende der Entscheidung anerkannte, anderseits die Überlegenheit des preußischen Fußvolkes in der Waffe und in der Schulung und der damalige schlechte Zustand der österreichischen Artillerie — trotz der Trefflichkeit der österreichischen Reiterei unter Römers Führung — den Ausschlag gaben, — und schließlich auch von gegnerischer Seite eingeräumt wird, daß der Rückzug der Österreicher in geordneter Weise und unbehelligt vor sich ging. Immerhin war N. bei aller Methodik kein Feldherr. 1742 von dem Kommando abberufen, erscheint er wohl noch ein und das andere Mal im Kriege, so 1743, in welchem Jahre er auch kommandierender General im Lande Österreich wurde, bei der „pragmatischen Armee", oder als Adlatus Kaiser Franz I. (Fr... Stephan), — aber als Kriegsmann hatte er ... Rolle seit 1742 ausgespielt. 1755 Hofkriegs... Präsident geworden, also Kriegsminister, ein B... weis von seiner Geltung bei Hofe, scheint N. ... nicht beliebt gemacht zu haben. Man mißbillig... seine Launenhaftigkeit, sein Bekritteln und Be... der Kriegsführung anderer; auch legt man ... sein Benehmen gegen Laudon (s. Art.) zur La... Er hatte sich längst überlebt, als er im Alter ... 90 Jahren starb.

Die Biographie und Litteratur bei Wurzbach, Bd. XX, S. 159—162. (Vgl. Litt. zur Gesch. M. Theresias.)

Neiße, die alte Bischofsstadt und Festung, erhielt kurz vor Beginn des Dreißigjährigen Krieges ihre ersten modernen Werke. Dieselben hinderten indessen nicht, daß am Ostertage 1621 der Markgraf Johann Georg von Jägerndorf, welcher aufseiten Friedrichs V. von der Pfalz, des böhmischen Königs, stand, sich der Stadt bemächtigte; derselbe räumte sie jedoch bald wieder. 1632 öffnete N. widerwillig seine Thore den Sachsen unter Arnim, welche sie bald darauf nach kurzer Beschießung den Kaiserlichen unter Graf Schaumburg übergaben; am 10. Dezember zurückkehrend, versuchten sie vergeblich die Stadt wiederzugewinnen; 1639 erwehrten sich die Bürger eines schwedischen Angriffs durch eigene Kraft; 1642 wurde N. am 16. Juli den Schweden unter Oberst Lilljehoeck von der sächsischen Besatzung unter Oberst Rohrscheidt mittelst Accords übergeben. Als diese kurz nachher abzogen, ward N. stärker befestigt. — Als im Jahre 1740 Friedrich II. in Schlesien einrückte, war Graf Philipp Ludwig von Sinzendorf Bischof; diesen ließ der König auf seinem Schlosse Ottmachau aufgreifen, gestattete ihm dann aber, nach Wien zu gehen. N. leistete unter dem umsichtigen und energischen kaiserlichen Oberst v. Roth so kräftigen Widerstand, daß der König, nachdem er die Festung vom 13.—21. Januar 1741 vergeblich bombardiert hatte, sich mit einer Einschließung begnügen mußte, welcher Anfang April das Vorrücken der Österreicher ein Ende machte. Durch den Vertrag von Schnellendorf am 9. Oktober ward festgesetzt, daß kraft des abzuschließenden Friedensvertrages Schlesien bis zur Neiße an Preußen kommen und auch die Festung N. abgetreten werden solle; um die Übereinkunft jedoch Frankreich zu verheimlichen, solle diese zum Schein belagert und nach vierzehn Tagen übergeben werden. Letzteres geschah am 2. November. Der König ließ nun durch Walrave die Befestigungen erweitern und verstärken. — Als im August 1758 Friedrich der Große sich gegen die Russen wandte, entsandte Daun den General Harsch mit 12,000 Mann zur Belagerung von N., welches eine Garnison von 5,000 Mann hatte. Dieser schloß die Festung zunächst nur ein; als aber der König am 14. Oktober bei Hochkirch geschlagen, das Belagerungsgeschütz eingetroffen und er selbst auf 20,000 Mann verstärkt war, schritt er zum Angriff, gab jedoch die am 26. Oktober begonnene Beschießung, auf die Kunde vom Nahen des Königs mit einem Entsatzheere, schon am 4. November wieder auf und zog unter

Hinterlassung vielen Materials ab. — 1807 befand sich N. in ganz ungenügendem Verteidigungszustande, die Besatzung zählte, statt der erforderlichen 12,000, nur 5,000 Mann. Dennoch verteidigte der Kommandant, General Steensen, sich, als am 2. März die Laufgräben eröffnet waren, tapfer gegen die Angriffe Vandammes, bis er, nachdem die Entsatzversuche des Oberbefehlshabers in Schlesien, Graf Götzen, fehlgeschlagen waren, am 17. Juni dem Feinde die Thore öffnen mußte. Die Besatzung wurde kriegsgefangen.

Nelson, Horation Lord, englischer Admiral, am 29. Sept. 1758 als der Sohn eines Geistlichen zu Burnham-Thorpe in Norfolk geboren, hatte sich als tüchtiger Seemann bereits einen geachteten Namen gemacht, als die Kriege, zu denen die französische Staatsumwälzung die Veranlassung gab, ihn im Jahre 1793 als Kommandeur des Agamemnon, eines Linienschiffes von 64 Kanonen, aus dem Landleben, welches er seit seiner 1787 erfolgten Verheiratung mit der Witwe eines Dr. Nesbit führte, zu erneuter Thätigkeit beriefen. Sie blieb zunächst auf seinen Beruf beschränkt, in welchem er sich mehrfach durch hervorragende Leistungen und durch große Kühnheit auszeichnete. In der Schlacht von Kap San Vincent am 14. Febr. 1797 erwarb er den Grad eines Admiral, bei dem Versuche einer Landung auf Corsica verlor er 1793 ein Auge, bei einem Angriff auf spanische Schiffe im Juli 1797 büßte er den rechten Arm ein. Kaum hergestellt erhielt er 1798 den Auftrag, die französische Flotte im Hafen von Toulon zu überwachen; es gelang dieser zwar auszulaufen und Bonaparte mit seinen Truppen nach Ägypten zu bringen, N. aber setzte ihr nach und vernichtete sie am 1. und 2. August auf der Rhede von Abukir. Der Sieg, welcher in erster Linie seiner Kühnheit und seinen geschickten Anordnungen zu danken war, machte die britische Flagge zur herrschenden im Mittelmeere, begründete deren Übergewicht über die französische und wirkte zu dem Mißlingen von Bonapartes Expedition entscheidend mit, indem sie dessen Verbindung mit dem Mutterlande unterbrach. — Von hier nach Neapel gegangen, trat er in eine zweite Phase seiner öffentlichen Thätigkeit, welche seinen Nachruhm in empfindlichster Weise geschädigt hat, indem er eine schmähliche und seines Namens unwürdige politische Rolle zu spielen begann. Von jeher streng königlich gesinnt und durch ein persönliches Verhältnis zum Herzog von Clarence (später König Wilhelm IV.) in diesen Neigungen noch gestärkt, wurde er, bestrickt durch die Reize von Emma Hamilton (s. d.), der Gemahlin des englischen Gesandten Sir William Hamilton, ein willenloses Werkzeug der blutdürstigen Reaktionspolitik der Königin Karoline Marie (s. d. und „Ferdinand IV."). Nachdem er die königliche Familie 1798 nach Palermo gerettet und sie 1799 nach Neapel zurükgeführt hatte, ließ er sich zu schändlichem Bruche der vom Kardinal Ruffo abgeschlossenen Kapitulation gebrauchen und verschmähte nicht, sich an den blutigen Maßregeln zu beteiligen, mit denen die Anhänger der unterlegenen Regierung verfolgt wurden. Als Hamilton abberufen ward, ging N. im Jahre 1800 mit ihm und seiner Gattin nach England. Im Januar 1801 trennte er sich von seiner eigenen; in demselben Jahre gebar Emma Hamilton eine Tochter Horatia, welche N. als die seine anerkannte, Hamilton starb am 6. April 1803. Als im Jahre 1801 Großbritannien Dänemark gegenüber die Forderungen des von ihm beanspruchten Seerechtes mit Gewalt durchsetzen wollte, befand sich N. auf der unter Admiral Parker gegen Kopenhagen entsandten Flotte. An dem am 2. April auf die dänischen Schiffe gemachten Angriffe hatte er den Hauptanteil, absichtlich mißverstand er die Befehle, durch welche jener dem Kampfe ein Ende machen wollte, vermochte aber trotzdem nicht, denselben zu einem Siege zu gestalten. Im Sommer desselben Jahres unternahm er einen Angriff auf die französische Flotte bei Boulogne, welcher indessen ebenfalls nicht den gewünschten Erfolg hatte. Siegreich kämpfend fiel er am 21. Okt. 1805 bei Trafalgar (s. d.). Die Volksbeliebtheit, welcher N. als Seeheld in seinem Heimatlande sich erfreut, hat eine große Anzahl von Beschreibungen seines Lebens veranlaßt, so von White (Memoirs of his professional life), 1806 (deutsch, Hamburg 1806); Clarke and M'Arthur 1806; Charnock 1807 (deutsch, Bremen 1807); Churchill, 1808; Southey, mehrere Auflagen, zuerst 1813 (deutsch, Stuttgart 1837); Tucker 1847; Pettigrew 1849; seine „Letters and dispatches", 7 Bde, gab Sir Harris Nicolas 1841 ff., heraus. — Vgl. außerdem R. von Gottschall, Neuer Plutarch, 8. Bd., Leipzig 1880; R. Werner, Berühmte Seeleute, Berlin 1884.

Nemours, Karl Emanuel von Savoyen, Herzog von. Als ältester Sohn des Herzogs Jakob von Nemours (aus der Linie des Hauses Savoyen, welche seit 1528 das Herzogtum N. besaß) und Annas von Este, der Witwe des Herzogs Franz von Guise, im Febr. 1567 zu Nanteuil geboren, erhielt Karl Emanuel seit 1577 seine Erziehung am Turiner Hofe, ging 1585 mit Karl Emanuel I. von Savoyen nach Madrid und war kaum am 15. Juni d. J. Herzog von N. geworden, als er trotz Abmahnung des sterbenden Vaters sich durch das Haus Guise in die Stürme der Ligue hineinreißen ließ. Bei aller kirchlichen Frömmigkeit und Liebenswürdigkeit war N. Heuchler, Parteimann; und ebenso ehrgeizig wie habsüchtig, scheute er vor keinem Frevel zurück. Seit Nov. 1587 im Felde, verdiente er sich bei Vimory die Sporen; der König versprach ihm im August 1588 den Statthalterposten des Lyonnais, sperrte ihn aber bei der Ermordung seiner Stiefbrüder Guise (s. d.) am 23. Dez. in Blois ein; N. entfloh nach viertägiger Haft nach Paris, wurde am 17. Febr. 1589 Mitglied des Generalrates der Union und wies nun die Statthalterschaft des Lyonnais aus des Königs Hand zurück. Er führte seinem Stiefbruder, dem Herzoge von Mayenne (s. „Guise, 6"), Truppen aus Lyonnais, Forez und Beaujolais zu, wo er Statthalter desselben geworden, befehligte einen Teil seines Heeres und stritt wacker bei Arques. Er dachte an die Zerschlagung Frankreichs in Teilstaaten und an die Königskrone, machte Pläne auf Provence und Dauphiné, kämpfte bei Ivry, entfloh aber vom Schlachtfelde. Anstatt Aumales zum Gouverneur von Paris und der

Isle-de-France ernannt, erhielt er von Mayenne große Vollmachten, rüstete zur kräftigsten Verteidigung der Hauptstadt und schwur, lieber zu sterben als sie dem Könige von Navarra zu übergeben; trotz alles Flehens der hungernden Pariser und Anerbietungen Heinrichs (IV.) wollte er von Unterhandlungen mit diesem nichts hören, erstickte eine Verschwörung und bewahrte das Parlament im Aug. 1590 vor der Wut der „Sechzehn“, auf die er sich stützte. Sein Ehrgeiz wuchs bedrohlich, Mayenne verweigerte ihm die Statthalterschaft der Normandie und bewilligte ihm mit Freude die Entlassung von seiner Statthalterschaft in Paris und Isle-de-France, worauf N. im Frühjahre 1591 auf seine Statthalterschaft in Lyon zurückkehrte. Auf Streifzügen erfolgreich, träumte er beständig von einem souveränen Staate in Südfrankreich; Mayenne schonte ihn, da er volksbeliebt war, und so konnte er unter den Thronkandidaten figurieren; er hielt sich möglichst frei zwischen der Ligue und dem Anhange Heinrichs (IV.), der 1593 N.s ehrsüchtige Pläne in den „Chimères monarchiques de la Ligue“ (Tours) beleuchtete. N. eroberte 1592 Vienne, aber Lesdiguières hinderte ihn an weiterem Vordringen, und Mayenne duldete nicht, daß Frankreichs Einheit zertrümmert werde. N. trat in Lyon als Absolutist auf, stritt andauernd mit der Stadt, ohne sich um Mayenne zu kümmern, geriet aber im Straßenkampfe vom 20. Sept 1593 in Gefangenschaft und kam, seiner letzten Statthalterschaft verlustig, in das Fort Pierre-Encise; von hier entfloh er zwar am 26. Juli 1594 nach Vienne, erhielt savoyische Hilfstruppen und führte einen Kleinkrieg gegen Lyon, doch unterlag er überall Heinrich IV., und es blieb ihm nichts übrig, als in Unterhandlungen mit diesem einzutreten. Doch starb er während derselben am 13. Aug. 1595 in Annecy, unvermählt. Ihm folgte sein Bruder Heinrich I. als Herzog von N. — Vgl. de l'Estoile, Journal de Henry IV. in den „Archives curieuses de l'histoire de France“, 1. Serie, Bd. XIII; Mémoires de la Ligue, 6 Bde., Amsterdam 1758; Péricaud, Lyon sous la Ligue, Lyon 1844; R. de Bouillé, Histoire des Ducs de Guise, Bde. III—IV, Paris 1850; H. Martin, Histoire de France depuis les temps les plus reculés jusqu'en 1789, 4. Aufl., Bd. X, Paris 1865.

Nemours und Aumale, Karl Amadeus von Savoyen, Herzog von. Als zweiter Sohn Herzogs Heinrich I. von Nemours und Annas, der Erbin des Herzogtums Aumale, am 12. April 1624 geboren, verlor Karl Amadeus frühe die Eltern, wuchs am Pariser Hofe auf und wurde durch das Ableben des älteren Bruders Ludwig am 16. Sept. 1641 Herzog von N. und Aumale. Liebenswürdige Eigenschaften zeichneten ihn aus, aber er war wetterwendisch, ehrsüchtig und zu bitzig; seinem Ehrgeize diente die schon am 11. Juli 1643 geschlossene Ehe mit Elisabeth, der viel älteren Tochter des Herzogs Cäsar von Vendôme, der reichen Enkelin Heinrichs IV. von der schönen Gabriele. Nach einigen Feldzügen bei der Nordarmee, spielte N. in den Kämpfen der neuen Fronde gegen Mazarin seit 1648 eine bedeutende Rolle, trat für die Befreiung der in Hâvre gefangenen Prinzen ein und wurde am 8. Okt. 1651 der Majestätsbeleidigung schuldig erklärt; er machte den Feldzug Condés mit, leistete aber wenig, zog Vergnügungen ernstem Dienste vor und hatte am 2. Juli 1652 bei der Schlacht in der Antons-Vorstadt von Paris keinen Erfolg. Seit 26. Juli d. J. im Rate des Generallieutenants des Reichs, wurde er schon am 30. Juli von seinem Schwager, dem Herzoge von Beaufort, im Duell erschossen. Ihm folgte als Herzog sein Bruder Heinrich II., bisher Erzbischof von Rheims, ein Epileptiker, der schon am 14. Jan. 1659 den Mannsstamm seines Hauses beschloß. Karl Amadeus' Töchter, die Herzogin von Savoyen und die Königin von Portugal, verkauften die Herzogtümer N. und Aumale 1666 Ludwig XIV., der Nemours dem Hause Orléans, Aumale seinem Bastarde, dem Herzoge von Maine (s. d.), überließ. — Vgl. die Memoiren der Mademoiselle de Montpensier, Navailles', Jolys, der Herzogin von Nemours (Gemahlin Heinrichs II.), der Frau v. Motteville und Sainte-Aulaire, Histoire de la Fronde, 2. Aufl., 3 Bde., Paris 1860; H. Martin, Histoire de France etc., 4. Aufl., Bd. XII, Paris 1865; Fitzpatrick, Great Condé and the period of the Fronde, 2 Bde., London 1873; Chéruel, Histoire de France sous le ministère de Mazarin 1651–1661, Bd. I, Paris 1882.

Nemours, Ludwig Karl Philipp Raphael von Orléans, Herzog von. Am 25. Okt. 1814 in Paris als zweiter Sohn des Herzogs Ludwig Philipp von Orléans, nachmaligen Königs der Franzosen, und Marie Amaliens Beider Sicilien geboren, wurde der Herzog mit seinem älteren Bruder im Collège Henri IV. erzogen und zeigte Geschmack am Militärwesen. Karl X. ernannte ihn am 17. Sept. 1826 zum Obersten des 1. Jägerregiments, seitdem „Nemours-Jäger“, und am 21. Febr. 1830 zum Ritter seiner Orden. Nach der Revolution kam N. am 3. August 1830 mit seinem Regimente nach Paris und erhielt das Großkreuz der Ehrenlegion. Als die Belgier sich nach einem Könige umsahen, schickte ihre provisorische Regierung im Okt. 1830 Gendebien nach Paris, um bei dem Herzoge von N. wegen Annahme der Krone anzufragen; der König war anfänglich dagegen, lenkte jedoch ein, und bei dem ersten Stimmengange des Nationalkongresses erhielt N. am 3. Febr. 1831 89 von 191 Stimmen, bei dem zweiten von 192 97, worauf er zum Könige der Belgier proklamiert wurde; seine Rivalen waren Leuchtenberg (s. d.) und Erzherzog Karl. Eine Deputation reiste nach Paris ab, wo Ludwig Philipp in N.s Namen am 17. Febr. die Krone ausschlug; ebenso verbot er N. im Frühjahre 1832, auf die Offerte des griechischen Throns einzugehen. Im August 1831 nahm der Herzog an dem Feldzuge in Belgien teil, hier weilte er auch im Spätherbste 1832 und bekundete im November bei der Belagerung von Antwerpen Mut und Todesverachtung, schritt im April 1834 gegen die Emeute in Paris ein und wurde am 1. Juli d. J. maréchal-de-camp. 1836 bereisten er und sein älterer Bruder, der Herzog von Orléans, Deutschland und fanden an den Höfen von Berlin

und Wien eine der jungen Monarchie sehr wohlthuende Aufnahme. Von November bis Dezember d. J. machte N. die Expedition nach Constantine mit, die so unglücklich verlief, und versprach in Algier, er wolle bald wiederkommen und die Scharte auswetzen; und in der That stritt er seit 1. Okt. 1837 heldenhaft bei allen Operationen in Algerien mit, bis Constantine fiel, und erhielt am 11. Nov. 1837 den Grad eines Generallieutenants. Als am 20. Febr. 1840 der Finanzminister den Kammern vorschlug, dem Herzoge eine Dotation von 500,000 Frs. zu bewilligen, lehnten 226 gegen 200 Stimmen ab, dieselbe in Beratung zu ziehen, worauf das ganze Ministerium Soult abtrat. N. heiratete am 27. April d. J. die am 14. Febr. 1822 geborene Prinzessin Viktoria Auguste Antoinette von Sachsen-Koburg-Gotha, die ihm einen Teil des großen Koharyschen Vermögens zubrachte. Im April 1841 ging er wieder nach Afrika, um Abd-el-Kader zu bekämpfen, zeichnete sich bei Medeah und Milianah aus, trieb am 3. Mai die Kabylen nach einem Siege in die Flucht und wurde mit dem Kommando der ersten Division der Expeditionskolonne von Oran betraut. Bald darauf kehrte er nach Frankreich heim, um am 14. Juli das Oberkommando des Lagers von Compiègne zu übernehmen. Im August 1842 löste er das Operationscorps an der Marne auf, und am 18. Okt. 1843 wurde er Ritter des Goldenen Vließes von Spanien. Er nahm eifrigen Anteil an den Arbeiten der Pairskammer und reiste viel. Sein Vater ließ den Kammern im Sommer 1842 ein Regentschaftsgesetz vorlegen, welches N. während der eventuellen Minorität des Thronerben die Regentschaft übertrug; es ging durch und erhielt am 30. Aug. Gesetzeskraft, so sehr auch Lamartine u. a. es bekämpften. Als die Februarrevolution von 1848 eintrat, befehligte der Herzog Truppen auf dem Carroussel-Platze, zeigte aber keinerlei Umsicht und Energie und that, obgleich nach des Königs Abdankung Regent, keinen Schritt zur Aufrechterhaltung der Monarchie. Seine Gemahlin reiste mit dem entthronten Königspaare ab; er begleitete die Herzogin von Orléans und ihre Kinder in die Deputiertenkammer und beging die unglaubliche Thorheit, auf Wunsch der Insurgenten die Linientruppen von den Tuilerieen zurückzuziehen, die nun gestürmt wurden. Als Nationalgardist verkleidet, eilte N. von Boulogne nach London, wo er seine Familie antraf, ließ sich mit ihr am 4. März in Claremont nieder und protestierte hier am 20. Mai gegen den Gesetzentwurf wegen der Verbannung der Orléans aus Frankreich, doch nahm die Nationalversammlung keine Rücksicht auf seinen Brief. Mit der Zeit näherte sich N., der 1871 nach Frankreich heimkehrte, dem Gedanken einer Fusion mit dem Grafen von Chambord (s. d.). Als er die Altersgrenze im Militärdienste erreicht hatte, trat er am 25. Okt. 1879 in den Ruhestand. Im Juni 1886 siedelte er nach dem Prätendentengesetze nach Belgien über.

Seit 10. Nov. 1857 Witwer, hat N. zwei Söhne, den mit der brasilianischen Kronprinzessin vermählten Grafen von Eu und den Herzog von Alençon, und zwei Töchter, die Fürstinnen Czartoryski und Doria-Pamphili-Landi.

Nepokoitschizki, Arthur Abramowitsch, russischer General, 1813 geboren, im Pagencorps erzogen und aus dem Regiment Preobraschensk hervorgegangen, fungierte, nachdem er im Kaukasus gefochten hatte, als Generalstabschef des General Lüders, als dieser 1849 zum Kampfe gegen die Ungarn in Siebenbürgen einrückte. Damals wurde er General. 1853 war er mit Mentschikow in Konstantinopel, wo dieser den Krimkrieg zuwege brachte, dann unter Lüders an der Donau und vor Silistria, zuletzt Chef des Generalstabes der 2. Armee. Der Kriegsminister Miliutin verwendete ihn bei seinen Arbeiten behufs Umgestaltung der Armee. Beim Ausbruch des russisch-türkischen Krieges von 1877/78 wurde er zum Chef des Stabes der Operations-Armee ernannt; er hat daher einen großen Teil der schweren Verantwortung für die Kriegführung zu tragen. N. starb am 11./23. Nov. 1881. — Vgl. v. Loebell, Jahresberichte über Militärwesen für 1881, Berlin.

Neresheim, Schlacht am 11. August 1796. Erzherzog Karl war auf seinem Rückzuge, welcher zugleich die Vereinigung mit der am 11. bei Amberg stehenden Armee Wartenslebens herbeiführen sollte, bis gegen Nördlingen gekommen. Um jene Vereinigung, behufs deren er bei Donauwörth auf das rechte Donauufer zu gehen beabsichtigte, zu erleichtern, beschloß er Moreau, welcher bei N., einem württembergischen, zwischen Heidenheim und Nördlingen gelegenen Städtchen, Stellung genommen hatte, anzugreifen und womöglich zurückzuwerfen. Schon am 10. nachmittags fand ein von den Franzosen begonnenes Vorpostengefecht statt, welchem ein heftiges Gewitter ein Ende machte; die Franzosen waren 45,000, die Österreicher 35,000 Mann stark. Am 11. griffen die Österreicher in vielen Kolonnen an, deren weite Entfernungen von einander Übersicht und Zusammenwirken sehr erschwerten. Der französische rechte Flügel unter General Duhesme ward durch die Feldmarschall-Lieutenants Riese und Mercandin vollständig geschlagen, da aber die Mitte unter Hotze, welcher Gouvion Saint-Cyr, und der rechte Flügel unter Fürst Liechtenstein, welchem Desaix gegenüberstand, nicht ebenso große Fortschritte machten, so war der Erfolg kein entscheidender; der Erzherzog hatte seinen Zweck insofern erreicht, als Moreau seinen Abmarsch ruhig von statten gehen ließ. Er überschritt bei Nördlingen und Donauwörth die Donau und vereinigte sich über Ingolstadt mit Wartensleben. — Vgl. „Österreichische militärische Zeitschrift", Wien 1845, 2. Bd.; „Zeitschrift für Kunst 2c. des Krieges", Berlin 1832.

Nesselrode, Karl Robert, Reichsgraf von. Als Sohn des russischen Geheimrats und bevollmächtigten Ministers in Lissabon am 14. Dezember 1780 geboren, erhielt N. seine Erziehung am Militärkolleg zu St. Petersburg, kam schon in der Wiege als Offizier in die Garde und später unter die Adjutanten Kaiser Pauls, wandte sich jedoch bald der Carriere seines Vaters zu. 1802 der Gesandtschaft in Berlin attachiert, diente er dann in Stuttgart und 1804—1806 als Geschäftsträger im Haag. Alexander I. wurde auf ihn aufmerksam, schenkte ihm immer mehr Vertrauen und machte ihn 1807 zum Gesandtschafts-

cher vorzeitig angegriffen hatte, war inzwischen blutig zurückgewiesen worden. Der unvermeidlich gewordene Rückzug der Verbündeten wurde mit Ordnung angetreten; da aber ihre Reiterei der verfolgenden französischen gegenüber nicht ihre Schuldigkeit that, so verwandelte sich derselbe später in regellose Flucht, bei welcher viele der Flüchtigen in den Gewässern der Geete ihren Tod fanden. Die Verbündeten verloren 12,000 Mann und viele Trophäen, die Franzosen 8—9,000 Mann. — Das „Theatrum europaeum" giebt die beiderseitigen Berichte.

Am 18. März 1793. Dumouriez war, durch das Vordringen des Prinzen Josias von Sachsen-Koburg vom Niederrhein gegen Belgien, in seinen Plänen zur Eroberung von Holland gestört worden. General Valence war von den Österreichern am 1. März bei Aldenhoven geschlagen, diese hatten Aachen und Mastricht genommen und rückten gegen Brüssel vor. Dumouriez kehrte daher um und ging ihnen entgegen. In Tirlemont trafen die beiderseitigen Spitzen auf einander; Koburg ging zurück und nahm eine Stellung, in welcher Dumouriez ihn am 18. angriff. Die Kräfte waren der Zahl nach annähernd gleich; die Franzosen verfügten über etwa 45,000, die Österreicher über ungefähr 40,000 Mann, aber jene bestanden zum größten Teil aus Nationalgarden, und diese hatten eine zahlreichere gute Reiterei. Das Vordringen geschah in drei Abteilungen, welche wieder in mehrere Kolonnen zerfielen: auf dem rechten Flügel befehligte Valence, in der Mitte, vor welcher N. lag, der Herzog von Chartres (später König Louis Philipp), auf dem linken Flügel General Miranda. Österreichischerseits führte Erzherzog Karl die Avantgarde, Colloredo das 1., Ferraris das 2. Treffen, Clerfait den Rückhalt. Die Angriffskolonnen verbreiteten sich über einen Raum von fast 2 Meilen; die Schlacht zerfiel daher in ganz gesonderte Gefechte. In diesen wurde Miranda vollständig geschlagen, die Nationalgarden rissen schließlich die Linientruppen in wilder Flucht mit sich fort; auf den übrigen Teilen des Kampfplatzes wurde trotz mörderischen Ringens ein entscheidender Erfolg nicht erzielt; Dumouriez wurde indessen durch das Mißgeschick seines linken Flügels bewogen, am 19. den Rückzug anzutreten. Der beiderseitige Verlust an Toten und Verwundeten betrug etwa 3,000 Mann, die Franzosen ließen außerdem 1,000 Gefangene und 30 Geschütze in den Händen ihrer Gegner. Bei Löwen hielten sie am 23. noch einmal stand, obgleich die Nationalgarden sich größtenteils in Sicherheit gebracht hatten, aber schon hatte Dumouriez (s. d.) seine Unterhandlungen mit den Österreichern begonnen. Am 24. rückte Koburg in Brüssel ein. — Vgl. „Mitteilungen des k. k. Kriegsarchivs", Wien 1877.

Régrier. 1) **François Marie Casimir,** französischer General, am 27. April 1788 zu Le Mans geboren, 1806 in das Heer getreten, nahm an den Kriegen des ersten Kaisertums teil, ging als Bataillons-Kommandeur in den Dienst der Bourbons und kam 1836 zum erstenmale als Brigade-Kommandeur nach Algier, wo er mit einer Unterbrechung bis 1842 blieb und sich mehrfach auszeichnete; dann wurde er wegen Eigenmächtigkeiten zurückberufen, welche er sich im Verwaltungsdienste hatte zuschulden kommen lassen. Als im Juni 1848 der Arbeiteraufstand losbrach, befand R. sich als Abgeordneter aus dem Departement du Nord, wo er die Division in Lille kommandiert hatte, in Paris; die Nationalversammlung betraute ihn damals mit dem Schutze ihres Heims. Um die Revolte niederzuwerfen, übernahm er ein Kommando und wurde am 25. Juni, in dem Augenblick erschossen, wo er sich den Aufständischen näherte, um zu unterhandeln. — Lebensbeschreibung von A. de Poissonnier, Paris 1848.

2) **François Oscar,** französischer General, am 2. Oktober 1839 als der Sohn eines Generals zu Belfort geboren, des Vorigen Neffe, in Saint-Cyr erzogen, am 1. Oktober 1859 Sekonde-Lieutenant im 3. Bataillon Fußjäger, diente 1863 bis 1867 in Algier, focht 1870 als Jägerhauptmann in den Kämpfen bei Metz, dann, nachdem er verstanden hatte, sich der Kriegsgefangenschaft zu entziehen, bei der Nordarmee, wo er ein Bataillon kommandierte und verwundet wurde, und darauf gegen die Kommune, gehörte eine kurze Zeit dem Kriegsministerium an, und kam 1881 als Kommandeur der Fremdenlegion nach Algier zurück, wo er den Aufstand in Südoran unterdrückte und die Koubba von El-Abiod zerstörte; 1883 ward er als Brigade-General nach Tonkin geschickt. Hier hatte er 1884 an den Erfolgen der französischen Waffen hervorragenden Anteil, indem seine Brigade es war, welche am 12. März Bac-Ninh, am 12. April Huan-Hoa, am 8. Oktober Lang-Kep nahm; 1885 aber war er weniger glücklich. Am 16. Februar in Langson zurückgelassen, als sein Obergeneral Brière de l'Isle von dort aufbrach, um der bedrängten Garnison von Tuyen-Quan Hilfe zu bringen, geriet er bald durch Verpflegungsschwierigkeiten in eine übele Lage, Krankheit dezimierte seine Mannschaft. Durch einen am 23. Februar unternommenen Vorstoß trieb er freilich seine Gegner über die chinesische Grenze zurück; bei einer Wiederholung desselben, welche ihn über jene Grenze hinausführte, erlitt er indessen am 24. März eine empfindliche Schlappe, mußte nach Langson zurückweichen und wurde hier am 26. selbst angegriffen. Bei dieser Gelegenheit wurde er verwundet; Oberst-Lieutenant Herbringer übernahm das Kommando und damit die Verantwortung für die Niederlage und den verlustreichen, in voller Auflösung sich vollziehenden Rückzug, welcher der Räumung von Langson folgte (vgl. „Tonkin").

Reipperg, Graf, Adam Adalbert, geboren zu Wien am 8. April 1775, gestorben in Parma am 22. Febr. 1829, Sohn des Grafen Leopold Joh. N. (s. „Wilh. Reinhard N.") und der Gräfin Maria Ludovika, Gräfin von Hatzfeld-Wildenberg-Werther, trat als absolvierter Zögling der Stuttgarter Karlsschule als Husarenkadett in die österreichische Armee und machte 1792—1793 den Krieg in den Niederlanden und am Rheine unter Wenzel Graf Colloredo, Kaunitz und Clerfait und, nachdem er von den bei Doelen erlittenen Wunden genesen, und der Gefangenschaft (im Juli 1795) ledig geworden, — als Hauptmann im

Generalstabe bei der italienischen Armee (Alvinczi) 1796—1797 und bei der Verteidigung Tirols (unter General Laudon dem Jüngeren) mit. Hier erwarb er sich die silberne Ehrenmedaille der Tiroler Landschaft und ein ehrendes Zeugnis des Oberbefehlshabers. 1798 wirkte er als Stadt- und Festungskommandant von Trient sehr verdienstlich bei der Sicherung der südtirolischen Grenze und gewann im Kriege von 1799 nicht bloß die Anerkennung des Generals Vukassovich, sondern auch das Lob des Oberbefehlshabers Suworow. Major geworden, griff N. bei allen Unternehmungen der Division Vukassovich maßgebend ein, und war auch als Armeediplomat in Turin, Mailand und Paris thätig. N. bewährte sich auch bei den Operationen von 1800 am Mincio und im Jahre 1801, während der Verhandlungen der Waffenruhe, die dem Luneviller Frieden vorherging. Seit 18. Aug. 1801 Theresienordensritter, 1804, k. k. Kämmerer, 1805 Oberstlieutenant, machte N. die Herbstkämpfe im Friaulschen mit, rückte 1806 zum Obersten und Kommandeur des 1. Husarenregiments „K. Franz“ vor, und wurde im Kriegsjahre 1809 dem Erzherzog Ferdinand von Modena-Este (s. Art.) als Generaladjutant beigegeben. Den galizisch-polnischen Kriegsschauplatz kannte N. bereits vom Jahre 1808 her, wo er den Grenzcordon des neutralen Gebietes aufzurichten hatte. — An das Jahr 1811 knüpft sich seine nicht belanglose diplomatische Thätigkeit. Man entbot ihn, der 1810 Generalmajor geworden, nach Stockholm, um hier den Allianztraktat von Örebro (12. Juli 1812) zwischen Schweden und Rußland vermitteln zu helfen; 1813 kehrte N. dann wieder unter die Fahne zurück und beteiligte sich an den entscheidenden Herbstkämpfen dieses Jahres mit Erfolg, wie dies sein Vorrücken zum Feldmarschalllieutenant bezeugt (20. Okt. 1813). Durch seine diplomatische Rolle Murat (K. Joachim von Neapel) gegenüber, anderseits durch sein Kommando der Division am Mincio, bewährte N. den Ruf seiner Geschicklichkeit. Ein Wendepunkt in seinem Leben knüpft sich an den Auftrag des Kaisers Franz I. vom 5. Juli 1819, dessen Tochter Maria Luise (s. Art.), seit der Abdankung ihres Gatten Napoleon vom 11. April 1814 Exkaiserin der Franzosen, und — von ihrem Gemahl für immer getrennt — Souveränin der Herzogtümer Parma, Piacenza und Guastalla, in die Bäder von Aix in der Provence zu begleiten; er blieb ihr auch bei ihrer Reise nach Wien zur Seite und darf bereits als ihr erklärter Günstling gelten. N. war es, der jenes Mémoire abzufassen Gelegenheit nahm, worin die Rechte Maria Luisens auf die genannten italienischen Herzogtümer vor dem Wiener Kongresse vertreten erschienen. Als die Flucht Napoleons von der Insel Elba und seine Landung an der französischen Küste erfolgt war (26. Febr. bis 20. März 1815), wurde N. beauftragt, die französische Exkaiserin zu der Erklärung aufzufordern, daß sie den Plänen Napoleons vollkommen fremd sei. Vom März 1815 ab nahm N. die Stellung eines Oberststallmeisters und Armeebefehlshabers Maria Luisens als Souveränin von Parma, Piacenza und Guastalla ein; anderseits wurde ihm als Divisionär das Kommando des österreichischen Armeevortrabs gegen Joachim Murat übertragen. Vom 22. Mai bis Juni 1815 war N. Kommandierender in Neapel. Seine Gebieterin, den 9. Juli 1815 als Souveränin von Parma, Piacenza und Guastalla anerkannt, gelangte erst im Jahre 1816 zum Antritte ihrer Herrschaft. N. folgte ihr nach Parma als „Ehrenkavalier“ und Bevollmächtigter, zu welcher Stellung er seit Febr. 1816 gelangt war. Thatsächlich erscheint er als Regent, und das Hindernis einer morganatischen Vermählung mit Maria Luise wurde durch den Tod ihres Gatten Napoleon auf St. Helena (5. Mai 1821) behoben. N.s erste Gattin, Fr. Theresia Jos. Walpurgis Pola, geschiedene Gräfin von Thurn-Valsassina (vermählt zu Stockholm 1811, gestorben 23. April 1815) war bereits seit 6 Jahren tot. Die Trauung der Kaiserin-Witwe und des verwitweten Grafen fand Mitte August 1821 statt, ein halbes Jahr nach der Campagne N.s im Piemontesischen. N. beschränkte sich nun auf die Verwaltung der Länder seiner Gattin, die ihm einen Sohn: Wilhelm Albrecht, principe de Montenuovo, nachmals in kaiserlichen Militärdiensten, gebar. Dessen Halbbruder, N.s Sohn aus erster Ehe, Graf Erwin Franz (geboren 6. April 1813) brachte es in den gleichen Diensten zum Feldmarschalllieutenant. — N. schloß 1829, am 22. Febr., mit 54 Jahren sein bewegtes Leben. — Vgl. Wurzbach XX, 146—152 und die Litteratur über „Maria Luise“.

Neipperg, Wilhelm Reinhard, Graf, geboren am 27. Mai 1684, gestorben am 26. Mai 1774, aus der Ehe des k. k. Feldzeugmeisters Eberhard Friedrich, Freiherrn v. N. (gestorben 1725) mit Margarete Lucretie von Hornberg. Seit 1702 der österreichischen Armee angehörig, machte N. den Türkenkrieg der Jahre 1716/17 mit und stieg bald rasch in der militärischen Laufbahn, so daß wir ihm schon 1723 als Generalmajor und Erzieher des am Wiener Hofe weilenden Prinzen Franz Stephan von Lothringen, nachmals Gatten der Kaisertochter Maria Theresia (s. Art.) begegnen, ein Verhältnis, das seiner späteren Laufbahn günstig wurde. 1730 Kommandant im Luxemburgischen, 1733 auf dem italienischen Kriegsschauplatze, 1735 bereits Feldzeugmeister, zwei Jahre darauf Kommandierender im Temescher Banate, geriet N. im letzten Türkenkriege Karls VI. und zwar in dessen Schlußzeit (1739) an einen Wendepunkt seines Berufslebens, der leicht verhängnisvoll bleiben konnte. N. erschien nicht als Befehlshaber auf dem Schauplatze der unseligen Kämpfe, die bei der Übernahme des Kommandos durch den Grafen Wallis in der Niederlage der Kaiserlichen bei Groczka (23. Juli) gipfelten, sondern als Armeediplomat, als Vertrauensmann des Kaisers, der die schlimme Sachlage untersuchen und ihr entsprechend einen annehmbaren Frieden unterhandeln sollte. Wenn wir den Aufzeichnungen Schmettaus in seiner „geheimen Geschichte“ des Türkenkrieges trauen wollen, so wetteiferte N. mit dem völlig kopflos gewordenen Grafen Wallis in der äußersten Nachgiebigkeit gegen den mit ebenso viel orientalischer Schlauheit als wohlberechnetem Übermut vorgehenden Großvezier und ließ sich hierin von dem französischen Botschafter Villeneuve als Friedensvermittler nur noch mehr be-

cher vorzeitig angegriffen hatte, war inzwischen blutig zurückgewiesen worden. Der unvermeidlich gewordene Rückzug der Verbündeten wurde mit Ordnung angetreten; da aber ihre Reiterei der verfolgenden französischen gegenüber nicht ihre Schuldigkeit that, so verwandelte sich derselbe später in regellose Flucht, bei welcher viele der Flüchtigen in den Gewässern der Geete ihren Tod fanden. Die Verbündeten verloren 12,000 Mann und viele Trophäen, die Franzosen 8—9,000 Mann. — Das „Theatrum europaeum" giebt die beiderseitigen Berichte.

Am 18. März 1793. Dumouriez war, durch das Vordringen des Prinzen Josias von Sachsen-Koburg vom Niederrhein gegen Belgien, in seinen Plänen zur Eroberung von Holland gestört worden. General Valence war von den Österreichern am 1. März bei Aldenhoven geschlagen, diese hatten Aachen und Mastricht genommen und rückten gegen Brüssel vor. Dumouriez kehrte daher um und ging ihnen entgegen. In Tirlemont trafen die beiderseitigen Spitzen auf einander; Koburg ging zurück und nahm eine Stellung, in welcher Dumouriez ihn am 18. angriff. Die Kräfte waren der Zahl nach annähernd gleich; die Franzosen verfügten über etwa 45,000, die Österreicher über ungefähr 40,000 Mann, aber jene bestanden zum größten Teil aus Nationalgarden, und diese hatten eine zahlreichere gute Reiterei. Das Vordringen geschah in drei Abteilungen, welche wieder in mehrere Kolonnen zerfielen: auf dem rechten Flügel befehligte Valence, in der Mitte, vor welcher N. lag, der Herzog von Chartres (später König Louis Philipp), auf dem linken Flügel General Miranda. Österreichischerseits führte Erzherzog Karl die Avantgarde, Colloredo das 1., Ferraris das 2. Treffen, Clerfait den Rückhalt. Die Angriffskolonnen verbreiteten sich über einen Raum von fast 2 Meilen; die Schlacht zerfiel daher in ganz gesonderte Gefechte. In diesen wurde Miranda vollständig geschlagen, die Nationalgarden rissen schließlich die Linientruppen in wilder Flucht mit sich fort; auf den übrigen Teilen des Kampfplatzes wurde trotz mörderischen Ringens ein entscheidender Erfolg nicht erzielt; Dumouriez wurde indessen durch das Mißgeschick seines linken Flügels bewogen, am 19. den Rückzug anzutreten. Der beiderseitige Verlust an Toten und Verwundeten betrug etwa 3,000 Mann, die Franzosen ließen außerdem 1,000 Gefangene und 30 Geschütze in den Händen ihrer Gegner. Bei Löwen hielten sie am 23. noch einmal stand, obgleich die Nationalgarden sich größtenteils in Sicherheit gebracht hatten, aber schon hatte Dumouriez (s. d.) seine Unterhandlungen mit den Österreichern begonnen. Am 24. rückte Koburg in Brüssel ein. — Vgl. „Mitteilungen des k. k. Kriegsarchivs", Wien 1877.

Négrier. 1) **François Marie Casimir,** französischer General, am 27. April 1788 zu Le Mans geboren, 1806 in das Heer getreten, nahm an den Kriegen des ersten Kaisertums teil, ging als Bataillons-Kommandeur in den Dienst der Bourbons und kam 1836 zum erstenmale als Brigade-Kommandeur nach Algier, wo er mit einer Unterbrechung bis 1842 blieb und sich mehrfach auszeichnete; dann wurde er wegen Eigenmächtigkeiten zurückberufen, welche er sich im Verwaltungsdienste hatte zuschulden kommen lassen. Als im Juni 1848 der Arbeiteraufstand losbrach, befand N. sich als Abgeordneter aus dem Departement du Nord, wo er die Division in Lille kommandiert hatte, in Paris; die Nationalversammlung betraute ihn damals mit dem Schutze ihres Heims. Um die Revolte niederzuwerfen, übernahm er ein Kommando und wurde am 25. Juni, in dem Augenblick erschossen, wo er sich den Aufständischen näherte, um zu unterhandeln. — Lebensbeschreibung von A. de Poissonnier, Paris 1848.

2) **François Oscar,** französischer General, am 2. Oktober 1839 als der Sohn eines Generals zu Belfort geboren, des Vorigen Neffe, in Saint-Cyr erzogen, am 1. Oktober 1859 Sekonde-Lieutenant im 3. Bataillon Fußjäger, diente 1863 bis 1867 in Algier, focht 1870 als Jägerhauptmann in den Kämpfen bei Metz, dann, nachdem er verstanden hatte, sich der Kriegsgefangenschaft zu entziehen, bei der Nordarmee, wo er ein Bataillon kommandierte und verwundet wurde, und darauf gegen die Kommune, gehörte eine kurze Zeit dem Kriegsministerium an, und kam 1881 als Kommandeur der Fremdenlegion nach Algier zurück, wo er den Aufstand in Südoran unterdrückte und die Koubba von El-Abiod zerstörte; 1883 ward er als Brigade-General nach Tonkin geschickt. Hier hatte er 1884 an den Erfolgen der französischen Waffen hervorragenden Anteil, indem seine Brigade es war, welche am 12. März Bac-Ninh, am 12. April Huan-Hoa, am 8. Oktober Lang-Kep nahm; 1885 aber war er weniger glücklich. Am 16. Februar in Langson zurückgelassen, als sein Obergeneral Brière de l'Isle von dort aufbrach, um der bedrängten Garnison von Tuyen-Quan Hilfe zu bringen, geriet er bald durch Verpflegungsschwierigkeiten in eine übele Lage, Krankheit dezimierte seine Mannschaft. Durch einen am 23. Februar unternommenen Vorstoß trieb er freilich seine Gegner über die chinesische Grenze zurück; bei einer Wiederholung desselben, welche ihn über jene Grenze hinausführte, erlitt er indessen am 24. März eine empfindliche Schlappe, mußte nach Langson zurückweichen und wurde hier am 26. selbst angegriffen. Bei dieser Gelegenheit wurde er verwundet; Oberst-Lieutenant Herbringer übernahm das Kommando und damit die Verantwortung für die Niederlage und den verlustreichen, in voller Auflösung sich vollziehenden Rückzug, welcher der Räumung von Langson folgte (vgl. „Tonkin").

Neipperg, Graf, Adam Adalbert, geboren zu Wien am 8. April 1775, gestorben in Parma am 22. Febr. 1829, Sohn des Grafen Leopold Joh. N. (s. „Wilh. Reinhard N.") und der Gräfin Maria Ludovika, Gräfin von Hatzfeld-Wildenberg-Werther, trat als absolvierter Zögling der Stuttgarter Karlsschule als Husarenkadett in die österreichische Armee und machte 1792—1793 den Krieg in den Niederlanden und am Rheine unter Wenzel Graf Colloredo, Kaunitz und Clerfait und, nachdem er von den bei Doelen erlittenen Wunden genesen, und der Gefangenschaft (im Juli 1795) ledig geworden, — als Hauptmann im

Generalstabe bei der italienischen Armee (Alvinczi) 1796—1797 und bei der Verteidigung Tirols (unter General Laudon dem Jüngeren) mit. Hier erwarb er sich die silberne Ehrenmedaille der Tiroler Landschaft und ein ehrendes Zeugnis des Oberbefehlshabers. 1798 wirkte er als Stadt- und Festungskommandant von Trient sehr verdienstlich bei der Sicherung der südtirolischen Grenze und gewann im Kriege von 1799 nicht bloß die Anerkennung des Generals Vukassovich, sondern auch das Lob des Oberbefehlshabers Suworow. Major geworden, griff N. bei allen Unternehmungen der Division Vukassovich maßgebend ein, und war auch als Armeediplomat in Turin, Mailand und Paris thätig. N. bewährte sich auch bei den Operationen von 1800 am Mincio und im Jahre 1801, während der Verhandlungen der Waffenruhe, die dem Luneviller Frieden vorherging. Seit 18. Aug. 1801 Theresienordensritter, 1804, k. k. Kämmerer, 1805 Oberstlieutenant, machte N. die Herbstkämpfe im Friaulschen mit, rückte 1806 zum Obersten und Kommandeur des 1. Husarenregiments „K. Franz“ vor, und wurde im Kriegsjahre 1809 dem Erzherzog Ferdinand von Modena-Este (s. Art.) als Generaladjutant beigegeben. Den galizisch-polnischen Kriegsschauplatz kannte N. bereits vom Jahre 1808 her, wo er den Grenzcordon des neutralen Gebietes aufzurichten hatte. — An das Jahr 1811 knüpft sich seine nicht belanglose diplomatische Thätigkeit. Man entbot ihn, der 1810 Generalmajor geworden, nach Stockholm, um hier den Allianztraktat von Örebro (12. Juli 1812) zwischen Schweden und Rußland vermitteln zu helfen; 1813 kehrte N. dann wieder unter die Fahne zurück und beteiligte sich an den entscheidenden Herbstkämpfen dieses Jahres mit Erfolg, wie dies sein Vorrücken zum Feldmarschalllieutenant bezeugt (20. Okt. 1813). Durch seine diplomatische Rolle Murat (K. Joachim von Neapel) gegenüber, anderseits durch sein Kommando der Division am Mincio, bewährte N. den Ruf seiner Geschicklichkeit. Ein Wendepunkt in seinem Leben knüpft sich an den Auftrag des Kaisers Franz I. vom 5. Juli 1819, dessen Tochter Maria Luise (s. Art.), seit der Abdankung ihres Gatten Napoleon vom 11. April 1814 Exkaiserin der Franzosen, und — von ihrem Gemahl für immer getrennt — Souveränin der Herzogtümer Parma, Piacenza und Guastalla, in die Bäder von Aix in der Provence zu begleiten; er blieb ihr auch bei ihrer Reise nach Wien zur Seite und darf bereits als ihr erklärter Günstling gelten. N. war es, der jenes Mémoire abzufassen Gelegenheit nahm, worin die Rechte Maria Luisens auf die genannten italienischen Herzogtümer vor dem Wiener Kongresse vertreten erschienen. Als die Flucht Napoleons von der Insel Elba und seine Landung an der französischen Küste erfolgt war (26. Febr. bis 20. März 1815), wurde N. beauftragt, die französische Exkaiserin zu der Erklärung aufzufordern, daß sie den Plänen Napoleons vollkommen fremd sei. Vom März 1815 ab nahm N. die Stellung eines Oberststallmeisters und Armeebefehlshabers Maria Luisens als Souveränin von Parma, Piacenza und Guastalla ein; anderseits wurde ihm als Divisionär das Kommando des österreichischen Armeevortrabs gegen Joachim Murat übertragen. Vom 22. Mai bis Juni 1815 war N. Kommandierender in Neapel. Seine Gebieterin, den 9. Juli 1815 als Souveränin von Parma, Piacenza und Guastalla anerkannt, gelangte erst im Jahre 1816 zum Antritte ihrer Herrschaft. N. folgte ihr nach Parma als „Ehrenkavalier“ und Bevollmächtigter, zu welcher Stellung er seit Febr. 1816 gelangt war. Thatsächlich erscheint er als Regent, und das Hindernis einer morganatischen Vermählung mit Maria Luise wurde durch den Tod ihres Gatten Napoleon auf St. Helena (5. Mai 1821) behoben. N.s erste Gattin, Fr. Theresia Jos. Walpurgis Pola, geschiedene Gräfin von Thurn-Valsassina (vermählt zu Stockholm 1811, gestorben 23. April 1815) war bereits seit 6 Jahren tot. Die Trauung der Kaiserin-Witwe und des verwitweten Grafen fand Mitte August 1821 statt, ein halbes Jahr nach der Campagne N.s im Piemontesischen. N. beschränkte sich nun auf die Verwaltung der Länder seiner Gattin, die ihm einen Sohn: Wilhelm Albrecht, principe de Montenuovo, nachmals in kaiserlichen Militärdiensten, gebar. Dessen Halbbruder, N.s Sohn aus erster Ehe, Graf Erwin Franz (geboren 6. April 1813) brachte es in den gleichen Diensten zum Feldmarschalllieutenant. — N. schloß 1829, am 22. Febr., mit 54 Jahren sein bewegtes Leben. — Vgl. Wurzbach XX, 146—152 und die Litteratur über „Maria Luise“.

Neipperg, Wilhelm Reinhard, Graf, geboren am 27. Mai 1684, gestorben am 26. Mai 1774, aus der Ehe des k. k. Feldzeugmeisters Eberhard Friedrich, Freiherrn v. N. (gestorben 1725) mit Margarete Lucretie von Hornberg. Seit 1702 der österreichischen Armee angehörig, machte N. den Türkenkrieg der Jahre 1716/17 mit und stieg bald rasch in der militärischen Laufbahn, so daß wir ihm schon 1723 als Generalmajor und Erzieher des am Wiener Hofe weilenden Prinzen Franz Stephan von Lothringen, nachmals Gatten der Kaisertochter Maria Theresia (s. Art.) begegnen, ein Verhältnis, das seiner späteren Laufbahn günstig wurde. 1730 Kommandant im Luxemburgischen, 1733 auf dem italienischen Kriegsschauplatze, 1735 bereits Feldzeugmeister, zwei Jahre darauf Kommandierender im Temescher Banate, geriet N. im letzten Türkenkriege Karls VI. und zwar in dessen Schlußzeit (1739) an einen Wendepunkt seines Berufslebens, der leicht verhängnisvoll bleiben konnte. N. erschien nicht als Befehlshaber auf dem Schauplatze der unseligen Kämpfe, die bei der Übernahme des Kommandos durch den Grafen Wallis in der Niederlage der Kaiserlichen bei Groczka (23. Juli) gipfelten, sondern als Armeediplomat, als Vertrauensmann des Kaisers, der die schlimme Sachlage untersuchen und ihr entsprechend einen annehmbaren Frieden unterhandeln sollte. Wenn wir den Aufzeichnungen Schmettaus in seiner „geheimen Geschichte“ des Türkenkrieges trauen wollen, so wetteiferte N. mit dem völlig kopflos gewordenen Grafen Wallis in der äußersten Nachgiebigkeit gegen den mit ebenso viel orientalischer Schlauheit als wohlberechnetem Übermut vorgehenden Großvezier und ließ sich hierin von dem französischen Botschafter Villeneuve als Friedensvermittler nur noch mehr be-

stärken. So kamen am 1. Sept. 1739 die Präliminarien und am 28. d. M. die Artikel des Friedens von Belgrad zustande, welche, das Temescher Banat ausgenommen, alle anderen Errungenschaften des Passarowitzer Friedens dem Hause Österreich entrissen. Kaiser Karl VI. empfand so sehr das Demütigende dieses Traktates und die Übereilung N.s, daß er am 6. Okt. die Erklärung abgab, N. habe seine Vollmachten überschritten, sich ohne Befehl und Vollmacht in das türkische Lager begeben; von den Präliminarien sei er erst nachträglich verständigt worden. Der Monarch verfügte daher auch, daß N. für seine Eigenmächtigkeit auf der Brünner Festung (Spielberg) büßen solle. — Da ihn Maria Theresia (s. Art.) bald nach ihrer Thronbesteigung (Okt. 1740) vollständig rehabilitierte, so gewann die Anschauung Raum, N. habe angesichts der Kränklichkeit des Kaisers und der Eventualität des Thronwechsels geheime Aufträge des Thronfolgerpaares, Maria Theresia und Franz Stephans (s. Art.), seines persönlichen Gönners, mit auf den Weg erhalten, den Frieden um jeden Preis zu schließen; eine Anschauung, für welche uns jedoch aktenmäßige Anhaltspunkte fehlen. Anderseits hat ein Sohn N.s, Leopold Joh. N. (aus der Ehe mit Maria Frd. Ther. geb. Gräfin Khevenhüller, geb. am 27. März 1728, gestorben am 5. Jan. 1792, k. Gesandter in Neapel, dann Reichshofrat; Erfinder einer Kopiermaschine) den Versuch gemacht, in seiner „Umständlichen, auf Originaldokumenten gegründeten Geschichte der sämtlichen und wahren Vorgänge bei der Unterhandlung des zu Belgrad am 18. Sept. 1739 zwischen des Kaisers Karls VI. glorreicher Majestät, Rußland und der ottomanischen Pforte unter Vermittlung des französischen Hofes geschlossenen Friedens (mit 69 Urkunden, Frankfurt und Leipzig 1790, 8°)" — eine Apologie des Vaters zu liefern, welche allerdings das Schwierige der Stellung N.s einleuchtend macht.

Der beste Beweis für die vollständige Rehabilitierung N.s ist seine Verwendung als Oberbefehlshaber der Armee, welche im Frühling 1741 die Bestimmung erhielt, dem Einfalle des Preußenkönigs in das schlesische Land Halt zu gebieten. Die Klagen des Unterbefehlshabers General Browne (s. Art.) über N.s Langsamkeit im Anmarsche warfen kein günstiges Licht auf die Schlagfertigkeit des Feldherrn. Dagegen darf der Verlust der Schlacht bei Molwitz (10. April 1741) ihm nicht allzu hoch angerechnet werden, da König Friedrich II. selbst das Schwankende der Entscheidung anerkannte, anderseits die Überlegenheit des preußischen Fußvolkes in der Waffe und in der Schulung und der damalige schlechte Zustand der österreichischen Artillerie — trotz der Trefflichkeit der österreichischen Reiterei unter Römers Führung — den Ausschlag gaben, — und schließlich auch von gegnerischer Seite eingeräumt wird, daß der Rückzug der Österreicher in geordneter Weise und unbehelligt vor sich ging. Immerhin war N. bei aller Methodik kein Feldherr. 1742 von dem Kommando abberufen, erscheint er wohl noch ein und das andere Mal im Kriege, so 1743, in welchem Jahre er auch kommandierender General im Lande Österreich wurde, bei der „pragmatischen Armee", oder als Adlatus Kaiser Franz I. (Franz Stephan), — aber als Kriegsmann hatte er seine Rolle seit 1742 ausgespielt. 1755 Hofkriegsrats-Präsident geworden, also Kriegsminister, ein Beweis von seiner Geltung bei Hofe, scheint N. sich nicht beliebt gemacht zu haben. Man mißbilligte seine Launenhaftigkeit, sein Bekritteln und Bewitzeln der Kriegsführung anderer; auch legt man ihm sein Benehmen gegen Laudon (s. Art.) zur Last. Er hatte sich längst überlebt, als er im Alter von 90 Jahren starb.

Die Biographie und Litteratur bei Wurzbach, Bd. XX, S. 159—162. (Vgl. Litt. zur Gesch. M. Theresias.)

Neiße, die alte Bischofsstadt und Festung, erhielt kurz vor Beginn des Dreißigjährigen Krieges ihre ersten modernen Werke. Dieselben hinderten indessen nicht, daß am Ostertage 1621 der Markgraf Johann Georg von Jägerndorf, welcher aufseiten Friedrichs V. von der Pfalz, des böhmischen Königs, stand, sich der Stadt bemächtigte; derselbe räumte sie jedoch bald wieder. 1632 öffnete N. widerwillig seine Thore den Sachsen unter Arnim, welche sie bald darauf nach kurzer Beschießung den Kaiserlichen unter Graf Schaumburg übergaben; am 10. Dezember zurückkehrend, versuchten sie vergeblich die Stadt wiederzugewinnen; 1639 erwehrten sich die Bürger eines schwedischen Angriffs durch eigene Kraft; 1642 wurde N. am 16. Juli den Schweden unter Oberst Lilljehoeck von der sächsischen Besatzung unter Oberst Rohrscheidt mittelst Accords übergeben. Als diese kurz nachher abzogen, ward N. stärker befestigt. — Als im Jahre 1740 Friedrich II. in Schlesien einrückte, war Graf Philipp Ludwig von Sinzendorf Bischof; diesen ließ der König auf seinem Schlosse Ottmachau aufgreifen, gestattete ihm dann aber, nach Wien zu gehen. N. leistete unter dem umsichtigen und energischen kaiserlichen Oberst v. Roth so kräftigen Widerstand, daß der König, nachdem er die Festung vom 13.—21. Januar 1741 vergeblich bombardiert hatte, sich mit einer Einschließung begnügen mußte, welcher Anfang April das Vorrücken der Österreicher ein Ende machte. Durch den Vertrag von Schnellendorf am 9. Oktober ward festgesetzt, daß kraft des abzuschließenden Friedensvertrages Schlesien bis zur Neiße an Preußen kommen und auch die Festung N. abgetreten werden solle; um die Übereinkunft jedoch Frankreich zu verheimlichen, solle diese zum Schein belagert und nach vierzehn Tagen übergeben werden. Letzteres geschah am 2. November. Der König ließ nun durch Walrawe die Befestigungen erweitern und verstärken. — Als im August 1758 Friedrich der Große sich gegen die Russen wandte, entsandte Daun den General Harsch mit 12,000 Mann zur Belagerung von N., welches eine Garnison von 5,000 Mann hatte. Dieser schloß die Festung zunächst nur ein; als aber der König am 14. Oktober bei Hochkirch geschlagen, das Belagerungsgeschütz eingetroffen und er selbst auf 20,000 Mann verstärkt war, schritt er zum Angriff, gab jedoch die am 26. Oktober begonnene Beschießung, auf die Kunde vom Nahen des Königs mit einem Entsatzheere, schon am 4. November wieder auf und zog unter

Hinterlassung vielen Materials ab. — 1807 befand sich N. in ganz ungenügendem Verteidigungszustande, die Besatzung zählte, statt der erforderlichen 12,000, nur 5,000 Mann. Dennoch verteidigte der Kommandant, General Steensen, sich, als am 2. März die Laufgräben eröffnet waren, tapfer gegen die Angriffe Vandammes, bis er, nachdem die Entsatzversuche des Oberbefehlshabers in Schlesien, Graf Götzen, fehlgeschlagen waren, am 17. Juni dem Feinde die Thore öffnen mußte. Die Besatzung wurde kriegsgefangen.

Nelson, Horation Lord, englischer Admiral, am 29. Sept. 1758 als der Sohn eines Geistlichen zu Burnham-Thorpe in Norfolk geboren, hatte sich als tüchtiger Seemann bereits einen geachteten Namen gemacht, als die Kriege, zu denen die französische Staatsumwälzung die Veranlassung gab, ihn im Jahre 1793 als Kommandeur des Agamemnon, eines Linienschiffes von 64 Kanonen, aus dem Landleben, welches er seit seiner 1787 erfolgten Verheiratung mit der Witwe eines Dr. Nesbit führte, zu erneuter Thätigkeit beriefen. Sie blieb zunächst auf seinen Beruf beschränkt, in welchem er sich mehrfach durch hervorragende Leistungen und durch große Kühnheit auszeichnete. In der Schlacht von Kap San Vincent am 14. Febr. 1797 erwarb er den Grad eines Admiral, bei dem Versuche einer Landung auf Corsica verlor er 1793 ein Auge, bei einem Angriff auf spanische Schiffe im Juli 1797 büßte er den rechten Arm ein. Kaum hergestellt erhielt er 1798 den Auftrag, die französische Flotte im Hafen von Toulon zu überwachen; es gelang dieser zwar auszulaufen und Bonaparte mit seinen Truppen nach Ägypten zu bringen, N. aber setzte ihr nach und vernichtete sie am 1. und 2. August auf der Rhede von Abukir. Der Sieg, welcher in erster Linie seiner Kühnheit und seinen geschickten Anordnungen zu danken war, machte die britische Flagge zur herrschenden im Mittelmeere, begründete deren Übergewicht über die französische und wirkte zu dem Mißlingen von Bonapartes Expedition entscheidend mit, indem sie dessen Verbindung mit dem Mutterlande unterbrach. — Von hier nach Neapel gegangen, trat er in eine zweite Phase seiner öffentlichen Thätigkeit, welche seinen Nachruhm in empfindlichster Weise geschädigt hat, indem er eine schmähliche und seines Namens unwürdige politische Rolle zu spielen begann. Von jeher streng königlich gesinnt und durch ein persönliches Verhältnis zum Herzog von Clarence (später König Wilhelm IV.) in diesen Neigungen noch gestärkt, wurde er, bestrickt durch die Reize von Emma Hamilton (s. d.), der Gemahlin des englischen Gesandten Sir William Hamilton, ein willenloses Werkzeug der blutdürstigen Reaktionspolitik der Königin Karoline Marie (s. d. und „Ferdinand IV."). Nachdem er die königliche Familie 1798 nach Palermo gerettet und sie 1799 nach Neapel zurükgeführt hatte, ließ er sich zu schändlichem Bruche der vom Kardinal Ruffo abgeschlossenen Kapitulation gebrauchen und verschmähte nicht, sich an den blutigen Maßregeln zu beteiligen, mit denen die Anhänger der unterlegenen Regierung verfolgt wurden. Als Hamilton abberufen ward, ging N. im Jahre 1800 mit ihm und seiner Gattin nach England. Im Januar 1801 trennte er sich von seiner eigenen; in demselben Jahre gebar Emma Hamilton eine Tochter Horatia, welche N. als die seine anerkannte, Hamilton starb am 6. April 1803. Als im Jahre 1801 Großbritannien Dänemark gegenüber die Forderungen des von ihm beanspruchten Seerechtes mit Gewalt durchsetzen wollte, befand sich N. auf der unter Admiral Parker gegen Kopenhagen entsandten Flotte. An dem am 2. April auf die dänischen Schiffe gemachten Angriffe hatte er den Hauptanteil, absichtlich mißverstand er die Befehle, durch welche jener dem Kampfe ein Ende machen wollte, vermochte aber trotzdem nicht, denselben zu einem Siege zu gestalten. Im Sommer desselben Jahres unternahm er einen Angriff auf die französische Flotte bei Boulogne, welcher indessen ebenfalls nicht den gewünschten Erfolg hatte. Siegreich kämpfend fiel er am 21. Okt. 1805 bei Trafalgar (s. d.). Die Volksbeliebtheit, welcher N. als Seeheld in seinem Heimatlande sich erfreut, hat eine große Anzahl von Beschreibungen seines Lebens veranlaßt, so von White (Memoirs of his professional life), 1806 (deutsch, Hamburg 1806); Clarke and M'Arthur 1806; Charnock 1807 (deutsch, Bremen 1807); Churchill, 1808; Southey, mehrere Auflagen, zuerst 1813 (deutsch, Stuttgart 1837); Tucker 1847; Pettigrew 1849; seine „Letters and dispatches", 7 Bde, gab Sir Harris Nicolas 1844 ff., heraus. — Vgl. außerdem R. von Gottschall, Neuer Plutarch, 8. Bd., Leipzig 1880; R. Werner, Berühmte Seeleute, Berlin 1884.

Nemours, Karl Emanuel von Savoyen, Herzog von. Als ältester Sohn des Herzogs Jakob von Nemours (aus der Linie des Hauses Savoyen, welche seit 1528 das Herzogtum N. besaß) und Annas von Este, der Witwe des Herzogs Franz von Guise, im Febr. 1567 zu Nanteuil geboren, erhielt Karl Emanuel seit 1577 seine Erziehung am Turiner Hofe, ging 1585 mit Karl Emanuel I. von Savoyen nach Madrid und war kaum am 15. Juni d. J. Herzog von N. geworden, als er trotz Abmahnung des sterbenden Vaters sich durch das Haus Guise in die Stürme der Ligue hineinreißen ließ. Bei aller kirchlichen Frömmigkeit und Liebenswürdigkeit war N. Heuchler, Parteimann; und ebenso ehrgeizig wie habsüchtig, scheute er vor keinem Frevel zurück. Seit Nov. 1587 im Felde, verdiente er sich bei Vimory die Sporen; der König versprach ihm im August 1588 den Statthalterposten des Lyonnais, sperrte ihn aber bei der Ermordung seiner Stiefbrüder Guise (s. d.) am 23. Dez. in Blois ein; N. entfloh nach viertägiger Haft nach Paris, wurde am 17. Febr. 1589 Mitglied des Generalrates der Union und wies nun die Statthalterschaft des Lyonnais aus des Königs Hand zurück. Er führte seinem Stiefbruder, dem Herzoge von Mayenne (s. „Guise, 6"), Truppen aus Lyonnais, Forez und Beaujolais zu, wo er Statthalter desselben geworden, befehligte einen Teil seines Heeres und stritt wacker bei Arques. Er dachte an die Zerschlagung Frankreichs in Teilstaaten und an die Königskrone, machte Pläne auf Provence und Dauphiné, kämpfte bei Ivry, entfloh aber vom Schlachtfelde. Anstatt Aumales zum Gouverneur von Paris und der

Isle-de-France ernannt, erhielt er von Mayenne große Vollmachten, rüstete zur kräftigsten Verteidigung der Hauptstadt und schwur, lieber zu sterben als sie dem Könige von Navarra zu übergeben; trotz alles Flehens der hungernden Pariser und Anerbietungen Heinrichs (IV.) wollte er von Unterhandlungen mit diesem nichts hören, erstickte eine Verschwörung und bewahrte das Parlament im Aug. 1590 vor der Wut der „Sechzehn", auf die er sich stützte. Sein Ehrgeiz wuchs bedrohlich, Mayenne verweigerte ihm die Statthalterschaft der Normandie und bewilligte ihm mit Freude die Entlassung von seiner Statthalterschaft in Paris und Isle-de-France, worauf N. im Frühjahre 1591 auf seine Statthalterschaft in Lyon zurückkehrte. Auf Streifzügen erfolgreich, träumte er beständig von einem souveränen Staate in Südfrankreich; Mayenne schonte ihn, da er volksbeliebt war, und so konnte er unter den Thronkandidaten figurieren; er hielt sich möglichst frei zwischen der Ligue und dem Anhange Heinrichs (IV.), der 1593 N.s ehrsüchtige Pläne in den „Chimères monarchiques de la Ligue" (Tours) beleuchtete. N. eroberte 1592 Vienne, aber Lesdiguières hinderte ihn an weiterem Vordringen, und Mayenne duldete nicht, daß Frankreichs Einheit zertrümmert werde. N. trat in Lyon als Absolutist auf, stritt andauernd mit der Stadt, ohne sich um Mayenne zu kümmern, geriet aber im Straßenkampfe vom 20. Sept 1593 in Gefangenschaft und kam, seiner letzten Statthalterschaft verlustig, in das Fort Pierre-Encise; von hier entfloh er zwar am 26. Juli 1594 nach Vienne, erhielt savoyische Hilfstruppen und führte einen Kleinkrieg gegen Lyon, doch unterlag er überall Heinrich IV., und es blieb ihm nichts übrig, als in Unterhandlungen mit diesem einzutreten. Doch starb er während derselben am 13. Aug. 1595 in Annecy, unvermählt. Ihm folgte sein Bruder Heinrich I. als Herzog von N. — Vgl. de l'Estoile, Journal de Henry IV. in den „Archives curieuses de l'histoire de France", 1. Serie, Bd. XIII; Mémoires de la Ligue, 6 Bde., Amsterdam 1758; Péricaud, Lyon sous la Ligue, Lyon 1844; R. de Bouillé, Histoire des Ducs de Guise, Bde. III—IV, Paris 1850; H. Martin, Histoire de France depuis les temps les plus reculés jusqu'en 1789, 4. Aufl., Bd. X, Paris 1865.

Nemours und Aumale, Karl Amadeus von Savoyen, Herzog von. Als zweiter Sohn Herzogs Heinrich I. von Nemours und Annas, der Erbin des Herzogtums Aumale, am 12. April 1624 geboren, verlor Karl Amadeus frühe die Eltern, wuchs am Pariser Hofe auf und wurde durch das Ableben des älteren Bruders Ludwig am 16. Sept. 1641 Herzog von N. und Aumale. Liebenswürdige Eigenschaften zeichneten ihn aus, aber er war wetterwendisch, ehrsüchtig und zu hitzig; seinem Ehrgeize diente die schon am 11. Juli 1643 geschlossene Ehe mit Elisabeth, der viel älteren Tochter des Herzogs Cäsar von Vendôme, der reichen Enkelin Heinrichs IV. von der schönen Gabriele. Nach einigen Feldzügen bei der Nordarmee, spielte N. in den Kämpfen der neuen Fronde gegen Mazarin seit 1648 eine bedeutende Rolle, trat für die Befreiung der in Hâvre gefangenen Prinzen ein und wurde am 8. Okt. 1651 der Majestätsbeleidigung schuldig erklärt; er machte den Feldzug Condés mit, leistete aber wenig, zog Vergnügungen ernstem Dienste vor und hatte am 2. Juli 1652 bei der Schlacht in der Antons-Vorstadt von Paris keinen Erfolg. Seit 26. Juli d. J. im Rate des Generallieutenants des Reichs, wurde er schon am 30. Juli von seinem Schwager, dem Herzoge von Beaufort, im Duelle erschossen. Ihm folgte als Herzog sein Bruder Heinrich II., bisher Erzbischof von Rheims, ein Epileptiker, der schon am 14. Jan. 1659 den Mannsstamm seines Hauses beschloß. Karl Amadeus' Töchter, die Herzogin von Savoyen und die Königin von Portugal, verkauften die Herzogtümer N. und Aumale 1666 Ludwig XIV., der Nemours dem Hause Orléans, Aumale seinem Bastarde, dem Herzoge von Maine (s. d.), überließ. — Vgl. die Memoiren der Mademoiselle de Montpensier, Navailles', Jolys, der Herzogin von Nemours (Gemahlin Heinrichs II.), der Frau v. Motteville und Sainte-Aulaire, Histoire de la Fronde, 2. Aufl., 3 Bde., Paris 1860; H. Martin, Histoire de France etc., 4. Aufl., Bd. XII, Paris 1865; Fitzpatrick, Great Condé and the period of the Fronde, 2 Bde., London 1873; Chéruel, Histoire de France sous le ministère de Mazarin 1651–1661, Bd. I, Paris 1882.

Nemours, Ludwig Karl Philipp Raphael von Orléans, Herzog von. Am 25. Okt. 1814 in Paris als zweiter Sohn des Herzogs Ludwig Philipp von Orléans, nachmaligen Königs der Franzosen, und Marie Amaliens Beider Sicilien geboren, wurde der Herzog mit seinem älteren Bruder im Collège Henri IV. erzogen und zeigte Geschmack am Militärwesen. Karl X. ernannte ihn am 17. Sept. 1826 zum Obersten des 1. Jägerregiments, seitdem „Nemours-Jäger", und am 21. Febr. 1830 zum Ritter seiner Orden. Nach der Revolution kam N. am 3. August 1830 mit seinem Regimente nach Paris und erhielt das Großkreuz der Ehrenlegion. Als die Belgier sich nach einem Könige umsahen, schickte ihre provisorische Regierung im Okt. 1830 Gendebien nach Paris, um bei dem Herzoge von N. wegen Annahme der Krone anzufragen; der König war anfänglich dagegen, lenkte jedoch ein, und bei dem ersten Stimmengange des Nationalkongresses erhielt N. am 3. Febr. 1831 89 von 191 Stimmen, bei dem zweiten von 192 97, worauf er zum Könige der Belgier proklamiert wurde; seine Rivalen waren Leuchtenberg (s. d.) und Erzherzog Karl. Eine Deputation reiste nach Paris ab, wo Ludwig Philipp in N.s Namen am 17. Febr. die Krone ausschlug; ebenso verbot er N. im Frühjahre 1832, auf die Offerte des griechischen Throns einzugehen. Im August 1831 nahm der Herzog an dem Feldzuge in Belgien teil, hier weilte er auch im Spätherbste 1832 und bekundete im November bei der Belagerung von Antwerpen Mut und Todesverachtung, schritt im April 1834 gegen die Emeute in Paris ein und wurde am 1. Juli d. J. maréchal-de-camp. 1836 bereisten er und sein älterer Bruder, der Herzog von Orléans, Deutschland und fanden an den Höfen von Berlin

und Wien eine der jungen Monarchie sehr wohlthuende Aufnahme. Von November bis Dezember d. J. machte N. die Expedition nach Constantine mit, die so unglücklich verlief, und versprach in Algier, er wolle bald wiederkommen und die Scharte auswetzen; und in der That stritt er seit 1. Okt. 1837 heldenhaft bei allen Operationen in Algerien mit, bis Constantine fiel, und erhielt am 11. Nov. 1837 den Grad eines Generallieutenants. Als am 20. Febr. 1840 der Finanzminister den Kammern vorschlug, dem Herzoge eine Dotation von 500,000 Frs. zu bewilligen, lehnten 226 gegen 200 Stimmen ab, dieselbe in Beratung zu ziehen, worauf das ganze Ministerium Soult abtrat. N. heiratete am 27. April d. J. die am 14. Febr. 1822 geborene Prinzessin Viktoria Auguste Antoinette von Sachsen-Koburg-Gotha, die ihm einen Teil des großen Koharyschen Vermögens zubrachte. Im April 1841 ging er wieder nach Afrika, um Abd-el-Kader zu bekämpfen, zeichnete sich bei Medeah und Milianah aus, trieb am 3. Mai die Kabylen nach einem Siege in die Flucht und wurde mit dem Kommando der ersten Division der Expeditionskolonne von Oran betraut. Bald darauf kehrte er nach Frankreich heim, um am 14. Juli das Oberkommando des Lagers von Compiègne zu übernehmen. Im August 1842 löste er das Operationscorps an der Marne auf, und am 18. Okt. 1843 wurde er Ritter des Goldenen Vließes von Spanien. Er nahm eifrigen Anteil an den Arbeiten der Pairskammer und reiste viel. Sein Vater ließ den Kammern im Sommer 1842 ein Regentschaftsgesetz vorlegen, welches N. während der eventuellen Minorität des Thronerben die Regentschaft übertrug; es ging durch und erhielt am 30. Aug. Gesetzeskraft, so sehr auch Lamartine u. a. es bekämpften. Als die Februarrevolution von 1848 eintrat, befehligte der Herzog Truppen auf dem Carroussel-Platze, zeigte aber keinerlei Umsicht und Energie und that, obgleich nach des Königs Abdankung Regent, keinen Schritt zur Aufrechterhaltung der Monarchie. Seine Gemahlin reiste mit dem entthronten Königspaare ab; er begleitete die Herzogin von Orléans und ihre Kinder in die Deputiertenkammer und beging die unglaubliche Thorheit, auf Wunsch der Insurgenten die Linientruppen von den Tuilerieen zurückzuziehen, die nun gestürmt wurden. Als Nationalgardist verkleidet, eilte N. von Boulogne nach London, wo er seine Familie antraf, ließ sich mit ihr am 4. März in Claremont nieder und protestierte hier am 20. Mai gegen den Gesetzentwurf wegen der Verbannung der Orléans aus Frankreich, doch nahm die Nationalversammlung keine Rücksicht auf seinen Brief. Mit der Zeit näherte sich N., der 1871 nach Frankreich heimkehrte, dem Gedanken einer Fusion mit dem Grafen von Chambord (s. d.). Als er die Altersgrenze im Militärdienste erreicht hatte, trat er am 25. Okt. 1879 in den Ruhestand. Im Juni 1886 siedelte er nach dem Prätendentengesetze nach Belgien über.

Seit 10. Nov. 1857 Witwer, hat N. zwei Söhne, den mit der brasilianischen Kronprinzessin vermählten Grafen von Eu und den Herzog von Alençon, und zwei Töchter, die Fürstinnen Czartoryski und Doria-Pamphili-Landi.

Nepokoitschizki, Arthur Abramowitsch, russischer General, 1813 geboren, im Pagencorps erzogen und aus dem Regiment Preobraschensk hervorgegangen, fungierte, nachdem er im Kaukasus gefochten hatte, als Generalstabschef des General Lüders, als dieser 1849 zum Kampfe gegen die Ungarn in Siebenbürgen einrückte. Damals wurde er General. 1853 war er mit Mentschikow in Konstantinopel, wo dieser den Krimkrieg zuwege brachte, dann unter Lüders an der Donau und vor Silistria, zuletzt Chef des Generalstabes der 2. Armee. Der Kriegsminister Miliutin verwendete ihn bei seinen Arbeiten behufs Umgestaltung der Armee. Beim Ausbruch des russisch-türkischen Krieges von 1877/78 wurde er zum Chef des Stabes der Operations-Armee ernannt; er hat daher einen großen Teil der schweren Verantwortung für die Kriegführung zu tragen. N. starb am 11./23. Nov. 1881. — Vgl. v. Loebell, Jahresberichte über Militärwesen für 1881, Berlin.

Neresheim, Schlacht am 11. August 1796. Erzherzog Karl war auf seinem Rückzuge, welcher zugleich die Vereinigung mit der am 11. bei Amberg stehenden Armee Wartenslebens herbeiführen sollte, bis gegen Nördlingen gekommen. Um jene Vereinigung, behufs deren er bei Donauwörth auf das rechte Donauufer zu gehen beabsichtigte, zu erleichtern, beschloß er Moreau, welcher bei N., einem württembergischen, zwischen Heidenheim und Nördlingen gelegenen Städtchen, Stellung genommen hatte, anzugreifen und womöglich zurückzuwerfen. Schon am 10. nachmittags fand ein von den Franzosen begonnenes Vorpostengefecht statt, welchem ein heftiges Gewitter ein Ende machte; die Franzosen waren 45,000, die Österreicher 35,000 Mann stark. Am 11. griffen die Österreicher in vielen Kolonnen an, deren weite Entfernungen von einander Übersicht und Zusammenwirken sehr erschwerten. Der französische rechte Flügel unter General Duhesme ward durch die Feldmarschall-Lieutenants Riese und Mercandin vollständig geschlagen, da aber die Mitte unter Hotze, welcher Gouvion Saint-Cyr, und der rechte Flügel unter Fürst Liechtenstein, welchem Desaix gegenüberstand, nicht ebenso große Fortschritte machten, so war der Erfolg kein entscheidender; der Erzherzog hatte seinen Zweck insofern erreicht, als Moreau seinen Abmarsch ruhig von statten gehen ließ. Er überschritt bei Nördlingen und Donauwörth die Donau und vereinigte sich über Ingolstadt mit Wartensleben. — Vgl. „Österreichische militärische Zeitschrift“, Wien 1845, 2. Bd.; „Zeitschrift für Kunst ꝛc. des Krieges“, Berlin 1832.

Nesselrode, Karl Robert, Reichsgraf von. Als Sohn des russischen Geheimrats und bevollmächtigten Ministers in Lissabon am 14. Dezember 1780 geboren, erhielt N. seine Erziehung am Militärkolleg zu St. Petersburg, kam schon in der Wiege als Offizier in die Garde und später unter die Adjutanten Kaiser Pauls, wandte sich jedoch bald der Carriere seines Vaters zu. 1802 der Gesandtschaft in Berlin attachiert, diente er dann in Stuttgart und 1804—1806 als Geschäftsträger im Haag. Alexander I. wurde auf ihn aufmerksam, schenkte ihm immer mehr Vertrauen und machte ihn 1807 zum Gesandtschafts-

rate in Paris; er attachierte ihn seiner diplomatischen Feldkanzlei und fand an ihm einen seiner bestbefähigten, talentvollsten und weitestblickenden Mitarbeiter, der sich zwar seinem absoluten Willen geschmeidig fügte, aber seine allzu große Raschheit häufig zähmte und seinen Gedanken Halt verlieh. N. war der Vermittler zwischen der dem Auslande freundlichen und der altrussischen Partei in St. Petersburg und arbeitete in versöhnendem Geiste in Paris, bis Alexander sich mehr den Altrussen zuneigte und ihn abberief; Fürst Kurakin (s. d.) blieb allein in Paris. Während des Kriegs mit Napoleon trat der Graf an Stelle Rumanzows 1812 unter dem bescheidenen Titel eines Staatssekretärs an die Spitze der Staatskanzlei. Am 19. März 1813 unterzeichneten er und Stein den das Kalischer (s. d.) Bündnis wesentlich ergänzenden Breslauer Vertrag mit Hardenberg und Scharnhorst, und am 29. d. M. er allein mit Lebzeltern in Kalisch einen Vertrag, der ewig geheim bleiben und nur Friedrich Wilhelm III. mitgeteilt werden sollte: die Österreicher möchten zum Scheine vor den Russen auf das rechte Weichselufer weichen und Waffenstillstand mit ihnen schließen. Am 15. Juni und 6. Juli schloß er Subsidialverträge mit Großbritannien in Reichenbach und Peterswaldau, am 27. Juni mit Hardenberg und Stadion den Reichenbacher Vertrag wegen Österreichs Beitritt zum Kriege gegen Napoleon, und zur Befestigung dieses Vertrags am 9. September zu Teplitz einen weiteren mit Österreich und Preußen. Im Frankfurter Hauptquartiere vertrat er Rußland, stand ganz unter Metternichs Einfluß und sprach für Frieden, der im November durch Saint-Aignan Napoleon erfolglos angeboten wurde; ebenso dachte er auch noch in Langres im Januar 1814 im Gegensatze zu Alexander und Pozzo di Borgo (s. d.); aber diese drangen mit ihrer Meinung durch, und es kam am 1. März zum Vertrag von Chaumont (s. d.). N. regelte mit Castlereagh (s. d.) die Angelegenheit der Löhnung der Truppen und diplomatische Fragen von Belang, schloß neben Orlow und Paar mit Marmont am 30./31. März die Kapitulation von Paris ab und war bald von den Royalisten umlagert; rundweg erklärte er am 14. April dem Baron Vitrolles: die Bourbons verdankten alles dem Senate und man könne nur mit diesem Areopage Frankreichs, nicht aber mit einigen Emigranten unterhandeln. Die Bourbons jedoch siegten. Alexander überhäufte N., der alle Noten von Belang mit dem ihm eigenen Geschicke entwarf, mit Gunst und Ehren, und nach Abschluß des Pariser Friedens erschien er als Hauptbevollmächtigter des Zaren auf dem Wiener Kongresse, wieder im Schatten Metternichs. Als sich Alexander hier Frankreich näherte, trat N.s Einfluß vor dem Czartoryskis zurück; hingegen arbeitete N. eifrigst gegen Napoleon und unterzeichnete nach dessen Rückkehr von Elba die berühmte Deklaration der Kongreßmächte vom 13. März 1815 wie am 25. März den das Bündnis von Chaumont erneuernden Vertrag mit Österreich, Preußen und Großbritannien. Nach dem abermaligen Sturze Napoleons wirkte er erfolgreich auf Alexander zugunsten der Schonung Frankreichs im Pariser Frieden ein. Seit dem 9. August 1816 neben Capo d'Istria (s. d.) Minister der auswärtigen Angelegenheiten, wurde N. als echter Bewunderer Metternichs ein begeisterter Verfechter der Heiligen Allianz (s. d.), bekämpfte erbittert den europäischen Liberalismus und trieb seinen Gebieter zu Repressivschritten gegen die Revolutionsideeen an. Er konnte als die Seele der russischen Diplomatie betrachtet werden, besuchte die Kongresse von Aachen, Troppau, Laibach und Verona und leitete seit Capo d'Istrias Abgang 1821 allein das auswärtige Amt; er verwaltete es mit seltener Umsicht volle 40 Jahre, geehrt von seinem Landesherrn wie von Europa, ohne jedoch den Ideeenreichtum und die Unabhängigkeit des Charakters zu besitzen, die den wahren Staatsmann stempeln. Im Oktober 1823 unterhandelte er in Lemberg mit Metternich, nachdem er mit Alexander in Czernowitz gewesen. Der neue Kaiser Nikolaus bewahrte N. die Achtung und Anerkennung seines Vaters und gab ihm 1826 große Güter in West- und Südrußland; N. verstand es, sich gewandt dem Autokraten anzuschmiegen und ohne Verletzung seines Eigenwillens manchen seiner Beschlüsse weise zu modifizieren, und wurde 1829 zum Vizekanzler ernannt. Höchst geschickt war seine Haltung in der orientalischen Frage. Mit den Kabinetten von St. James und Paris verhandelte er gewandt wegen Griechenlands und der Türkei; in seiner Depesche vom 6. Januar 1828 an Fürst Lieven in London betonte er, Rußland habe kein Interesse sich zu vergrößern oder die Türkei zu gefährden; aber in einer weiteren vom 26. Februar hob er Rußlands unbestrittenes Recht zur bewaffneten Abwehr hervor und forderte die Ausführung des Londoner Vertrags. Es kam zum Kriege Rußlands mit der Türkei, und der Friede von Adrianopel befestigte Rußlands Übergewicht im Osten; die Türkei existierte, nach N.s Ausdruck, nur noch unter Rußlands Schutz, und N. ließ sich ihn hoch genug bezahlen. Er ordnete die griechischen Angelegenheiten, das Königreich Griechenland trat ins Leben und wurde aus St. Petersburg beeinflußt; in Persien schwächte er den britischen Einfluß und machte Rußland zum entscheidenden Faktor. 1830 besänftigte er des Zaren Kriegslust gegen den Usurpator Ludwig Philipp, und bald wandte er dessen Auge wieder dem Oriente zu. Er rettete 1833 die Türkei und kettete sie am 8. Juli durch den Defensiv-Allianzvertrag von Hunkiar Iskelessi eng an Rußland; ihr Fortbestand hing von Rußlands gutem Willen ab, das Schwarze Meer ward ein russischer Binnensee, was Frankreich und Großbritannien entrüstete; ein neuer Vertrag vom 29. Januar 1834 vermehrte noch die Abhängigkeit, und N. befahl 1836 dem Sultan die Beendigung des Streites mit Ägypten; oft genug ließ er ihn seine Hilfsbedürftigkeit empfinden. Er brach die französisch-britische Allianz entzwei, näherte sich Großbritannien und isolierte Frankreich durch die Quadrupelallianz in London vom 15. Juli 1840, hinderte freilich Großbritannien an der Neueinigung des osmanischen Reichs durch Ägyptens Herabdrückung zum Paschalik und begrub im Meerengen-Vertrage vom 13. Juli 1841 den von Hunkiar Iskelessi. Er erweiterte Ruß-

lands Einfluß in den Donaufürstentümern durch den Sened von Balta-Liman am 30. April/1. Mai 1849. In der bewegten Zeit von 1848/49 hielt er eine zurückhaltende Rolle ein, bis Österreich Rußlands militärische Unterstützung gegen Ungarn anrief; dann intervenierte der Zar, verpflichtete Österreich zu Dank und versetzte der Revolution durch den Tag von Vilagos den Todesstreich. Seit 1844 mit dem Titel des Reichskanzlers ausgestattet, blieb N. auch während des Krimkrieges der Leiter der Politik; er gehörte zu den wenigen, die im kaiserlichen Kabinette der Mäßigung das Wort redeten und sich nicht durch Nikolaus' Machtgefühl verblenden ließen. Doch kam es zum Kriege, der Rußland unsägliche Opfer kostete (s. „Krimkrieg"). Nikolaus starb, Alexander II. schloß in Paris am 30. März 1856 Frieden. Eine neue Ära brach an; durch den Zwiespalt mit Österreich und das Erwachen des N. unverständlichen slawischen Nationalitätsprinzips fiel sein System zu Boden, die Heilige Allianz ließ sich nicht länger aufrecht erhalten, und N. nahm am 15. April 1856 seinen Abschied, behielt aber den Titel des Reichskanzlers und trat in den Reichsrat. Blieb er auch ohne öffentliche Anteilnahme an der Politik, so arbeitete er doch bei Hof nach Kräften Gortschakows (s. d.) Politik entgegen, suchte die Heilige Allianz neu zu beleben und kein engeres Einvernehmen mit Frankreich Platz greifen zu lassen, doch überwand ihn Gortschakow. N.s Autobiographie erschien 1866 in Berlin in deutscher Sprache. Seit 1814 war N. mit der reichen Gräfin Maria Dimitrijewna Guriew, der Tochter des Finanzministers, verheiratet, die ihn bis zum Tode 1849 völlig beherrschte. N. starb als ein Nestor der Diplomatie Rußlands und Europas am 23. März 1862 in St. Petersburg.

Nettelbeck, Joachim, am 20. September 1738 zu Kolberg geboren, hatte ein wechselvolles Seemannsleben hinter sich, als er, fünfundvierzigjährig, sich in seiner Heimatstadt niederließ, um, wie sein Vater gethan hatte, Brauerei und Brennerei zu betreiben. In der Bürgerschaft ward er bald, obgleich keineswegs in glänzenden äußeren Verhältnissen lebend, eine angesehene und einflußreiche Persönlichkeit und war Repräsentant derselben, als das Jahr 1807 die Franzosen vor die Stadt führte und seine Teilnahme an der Verteidigung der letzteren ihm einen berühmten Namen machte. Mit Entschlossenheit und Energie widersetzte er sich von vornherein allen Anwandlungen der Schwäche, welche für Kolberg eine ebenso schmähliche Übergabe hätten herbeiführen können, wie andere Festungen sie erlebten; und unausgesetzt war er bemüht, die Stadt dem Könige zu erhalten. Er gab die erste Veranlassung, daß in Gneisenau ein tüchtiger Kommandant hergesandt wurde, welchem er dann mit Umsicht, Sachkenntnis und Unerschrockenheit in allem zur Hand ging, was auf das Überschwemmungs-, das Feuerlösch- und das Lotsenwesen Bezug hatte. Abgesehen von äußeren Ehren lohnte später, als seine Vermögensverhältnisse in Verfall gerieten, eine Pension seine Dienste. Sein hellsehender und unternehmender Geist trieb ihn mehrfach zu Versuchen, die Kolonialpolitik des Großen Kurfürsten von neuem zu beleben, verschiedentlich machte er zu diesem Zwecke Eingaben an die Regierung. Er starb am 19. Juni 1824 zu Kolberg. Von seinem Leben und seiner Sinnesart giebt eine Selbstbiographie, von J. C. L. Haken herausgegeben (Leipzig 1821—1823 und 1840), ein aufrichtiges und rühmliches Zeugnis.

Netzedistrikt, der, jetzt der Hauptteil des preußischen Regierungsbezirks Bromberg, ist bei Gelegenheit der ersten Teilung Polens an Preußen gekommen. Durch die Verträge von 1772 erhielt Preußen auch die nördlich von der Netze gelegenen Teile von Großpolen. Unter Berufung auf die Worte des Teilungsvertrages, daß „der Netzefluß ganz" an Preußen kommen solle, forderte König Friedrich II., da auch die anderen beteiligten Mächte, ganz besonders Österreich, über die ihnen zugewiesenen Grenzen hinausgriffen, noch einen einige Meilen breiten Strich auf der linken Seite der Netze und nahm denselben trotz aller Widersprüche in Besitz. Bei der endgültigen Bestimmung der Grenze durch die Grenzakte vom 22. August 1776 gab er von dieser eigenmächtigen Erwerbung nur kleinere Stücke (Gnesen u. s. w.) wieder heraus. Dieses ganze Netzegebiet, welches früher die nördliche Hälfte der Woiwodschaften Posen, Gnesen und Inowraclaw gebildet hatte, wurde unter dem Namen Netzedistrikt zu einem besondern Verwaltungsbezirke vereinigt. In dem Frieden von Tilsit verlor Preußen bis auf den nordwestlichen Teil (Deutsch-Krone und Flatow) den ganzen Netzedistrikt, der dann dem neuen Großherzogtum Warschau zugeteilt wurde. Nach den Befreiungskriegen aber wurde auch hier das Verlorene zurückgewonnen und daraus, mit Hinzufügung der Gebiete von Gnesen und Inowraclaw selbst, der Regierungsbezirk Bromberg gebildet.

Neu-Brandenburg, Erstürmung am 9./19. März 1631. Tilly war von Frankfurt a. d. Oder aufgebrochen, um sich zwischen Gustav Adolf, welcher in Mecklenburg, und Horn, welcher in Pommern stand, zu schieben. In N.-B. traf er am 4./14. März 1631 auf eine schwedische Besatzung von 2000 Mann unter General Knyphausen. Der König hatte diesem den Befehl gesandt abzumarschieren, der Überbringer war aber in die Hände der Feinde gefallen. N.-B. war nicht viel besser als ein ummauerter Flecken, und Knyphausen hatte nicht einmal Geschütz, trotzdem behauptete er seinen Posten. Der erste Anlauf und zwei weitere Stürme waren abgeschlagen, da schritt Tilly am 9./19. zum dritten. Er gelang, aber jeden Schritt machten die Verteidiger den Siegern streitig. Mit den letzten der Besatzung, seiner Gemahlin, Tochter, Sohn und einigen vornehmen Freunden zog Knyphausen sich zuletzt in das Rathaus zurück. Hier wurde er mit etwa 80 Fußknechten zum Gefangenen gemacht; alle übrigen wurden niedergemetzelt. — Vgl. Chemnitz, Schwedischer in Deutschland geführter Krieg, Bd. I, Alten-Stettin 1650; „Theatrum europaeum", II; Boll, Chronik von N.-B., Neu-Brandenburg 1874.

Neu-Breisach. Als Breisach durch den Frieden von Ryswyk an Österreich zurückgegeben war, ließ König Ludwig XIV. von 1699 ab, der Stadt gegenüber am linken Rheinufer, durch Vauban

die Festung N.-B. erbauen; aus dem bisherigen Brückenkopfe entstand das Fort Mortier. — Die Festung wurde 1813 seit dem 1. Jan. zuerst durch Württemberger, darauf durch Bayern und schließlich durch letztere und Österreicher unter dem k. k. General Minutillo berannt; die Besatzung blieb aber standhaft und unterwarf sich erst am 21. den Bourbons (vgl. C. v. Plotho, Der Krieg von 1813 und 1814 in Deutschland und Frankreich, Berlin 1817). — Ebenso wenig gelang es 1815 den blokierenden Truppen, zuerst badischen und österreichischen, dann sächsischen, die Garnison zur Übergabe zu bewegen; am 22. Sept. ward die Einschließung aufgehoben (vgl. C. v. Plotho, Der Krieg gegen Frankreich im Jahre 1815, Berlin 1818). — Im Jahre 1870 war N.-B. nach der Schlacht bei Wörth in einen genügenden Verteidigungszustand gesetzt worden; die 4700 Mann starke Besatzung bestand jedoch meist aus Mobilgarden; Kommandant war Oberstlieutenant v. Kerhor. Nachdem Schlettstadt am 24. Okt. kapituliert hatte, wandte sich General v. Schmeling mit Teilen der 4. Reserve-Division gegen N.-B. Am 31. Okt. wurde die engere Einschließung bewirkt, am 2. November begann die Beschießung, welche gleichzeitig gegen das Fort und die Festung stattfand; vom rechten Rheinufer her beteiligte sich badische Artillerie aus Rastatt an derselben. Am 6. kapitulierte das Fort, am 10. die Festung, beide nach tapferer Verteidigung. — Vgl. P. Wolff, Geschichte des Bombardements von Schlettstadt und Neu-Breisach, Berlin 1874; Neumann, Die Eroberung von Schlettstadt und Neu-Breisach, Berlin 1876.

Neuburg, s. Pfalz.

Neuenburg. Herrschaft und Bürgergemeinde N. waren schon seit den letzten Jahrhunderten des Mittelalters mit städtischen Gemeinwesen der emporwachsenden schweizerischen Eidgenossenschaft durch länger dauernde Bündnisse verknüpft. Doch erst nach dem Aussterben des älteren gräflichen Hauses von Welsch-N. schloß dessen Erbe, Graf Konrad, aus dem breisgauischen Freiburger Stamme, 1406 ein ewiges Burgrecht mit Bern ab, das von da an den kräftigen Schutz übernahm, teils gegen Versuche von Frankreich her, teils für die Wahrung der Rechte der Bürger von N. gegenüber der eigenen Herrschaft. Nur durch Hilfe Berns und Solothurns kam 1458 das markgräfliche Haus von Baden-Hochberg zum Genusse seines Erbrechtes; doch 1503 trat an die Stelle der Hochberger, durch Erbschaft, der Herzog von Longueville, Ludwig von Orleans. 1512 hatte N. dafür zu büßen, daß der Herzog sich völlig seinem Könige Ludwig XII. anschloß; denn nun wurden, im Zusammenhange mit dem französisch-eidgenössischen Kriege wegen des Herzogtums Mailand, Stadt und Land eine gemeinschaftliche Vogtei der zwölf eidgenössischen Orte, und erst 1529 wurde die Freiheit des Landes von denselben wieder anerkannt. Unter Berns Einwirkung war N. inzwischen durch Farel, der in verschiedenen Abschnitten seines Lebens daselbst wirkte, für die Reformation gewonnen worden. Nach 1529 blieb N. noch 178 Jahre, bis auf den Tod der Marie von Longueville, Herzogin von Nemours, mit der das Haus Longueville 1707 ausstarb, in den gleichen Verhältnissen; doch hatte Ludwig XIV., seit der Heranziehung der Franche Comté unmittelbarer Grenznachbar von N. geworden, schon bei Mariens Lebzeiten ein Anrecht auf die Erbschaft durch Vorschiebung des Prinzen von Conti sich zu verschaffen gesucht. Hatten aber schon vorher die mit N. verburgrechteten Schweizer Städte Bern, Luzern, Solothurn, Freiburg diesen Versuchen sich widersetzt, so erlitt Frankreich nun vollends eine empfindliche Schlappe. Der gewesene Kanzler von N., der scharfsinnige Politiker und weise Patriot, Georg v. Montmollin, der (gest. 1703) allerdings die Erfüllung der Dinge nicht mehr selbst sah, hatte die Ansprüche des Königs Friedrich I. von Preußen, als Nachkommen des Hauses Nassau-Oranien (resp. Chalons-Orange), bestimmt betont, und jetzt wurde durch Berns nachdrückliche Unterstützung dieser Monarch durch die Landstände als Fürst von N. anerkannt, sein Recht auch 1713 im Frieden von Utrecht durch Ludwig XIV. ratifiziert. Allerdings blieben der Souveränität des Fürsten, unter Garantie der verbündeten Schweizer Kantone, bestimmte Schranken gesteckt, denen gegenüber auch Friedrich der Große in Konfliktfällen sich zur Nachgiebigkeit verstehen mußte. — 1798 war N. bei der Revolution in der Schweiz neutral geblieben. 1806 aber mußte Friedrich Wilhelm III. N. an Napoleon abtreten, der daraus für seinen Marschall Berthier ein Fürstentum gestaltete. Der neue Herr sah sein thatsächlich ganz von Frankreich abhängiges Gebiet nie mit eigenen Augen. Nachdem 1814 Friedrich Wilhelm III. wieder Besitz ergriffen, wurde 1815 N. förmlich als 21. Kanton in der Rangfolge in den neuen Bundesvertrag aufgenommen und dadurch das eigentümliche Doppelverhältnis geschaffen, daß der unter monarchisch-landständischer Regierung stehende Staat zugleich Bestandteil einer republikanischen Föderation war. Das mußte seit 1830, wo an die Stelle der Verfassungen aristokratischen Zuschnittes in den meisten Kantonen neue Gestaltungen traten und auch der Gedanke einer revidierten Bundesverfassung stets ausgeprägtere Gestalt gewann, noch ungleich empfindlicher werden. Im Bewegungsjahre 1848 fand auch diese Sache ihren Abschluß. Gleich nach der Februar-Revolution erhoben vom Jura her, wo die seit dem 18. Jahrhundert zu hoher Bedeutung emporgewachsenen Uhrmacher-Dörfer Locle und Chaux-defonds stets Herde der Bewegung gewesen waren, die Radikalen am 1. März die Fahne der Republik, und die durch die Niederwerfung des Sonderbundes ermutigte schweizerische Tagsatzung nahm die Anerkennung der Wandelung vor. Aber Friedrich Wilhelm IV., der nach seinen Worten „auf keine seiner Unterthanen so stolz war, als auf seine allerteuersten Neuenburger", hatte seinen Anspruch auf N. durchaus nicht aufgegeben: es entsprach gerade seinen dynastischen und religiösen Überzeugungen, daß er sein für die Politik des Großstaates Preußen gleichgültiges, ja in der Hauptsache geradezu hinderndes persönliches Interesse als Fürst von N. gerne betonte. Seinen Getreuen, die in N. völlig in der Minderheit waren, wur-

den von Berlin Andeutungen gemacht, sie hätten ihre Gesinnung noch nicht thatsächlich erwiesen, und so führte die kleine Partei am 3. September 1856, unter Leitung des Grafen Pourtalès, einen kriegerischen Gewaltstreich durch, wurde aber schon am 4. in der Frühe durch Zurückgewinnung des von ihr besetzten Schlosses in N. darniedergeworfen. Hieraus — dadurch daß die Führer der Bewegung in Gefangenschaft gefallen waren — schien sich ein Konflikt zwischen dem Könige, der die Freilassung forderte und dabei von der Landesvertretung Preußens unterstützt werden zu wollen schien, und der schweizerischen Bundesregierung anzubahnen, und in der Schweiz wurde kriegerische Verteidigung vorbereitet (s. „Dufour"). Durch Frankreichs und der übrigen Großmächte Vermittelung (s. „Kern") wurde eine Verständigung erzielt. Am 16. Januar 1857 schlug die Bundesversammlung den Strafprozeß gegen die September-Angeklagten nieder, welche nun alsbald über die Grenze — nach Frankreich — entlassen wurden, und die aufgebotenen Truppen wurden verabschiedet. In einem zu Paris am 26. Mai festgestellten Vertrage, den Friedrich Wilhelm IV. am 8. Juni ratifizierte, verzichtete derselbe auf ewige Zeiten auf die Souveränitätsrechte. Wie Alfred Escher im Kommissarialberichte an den Nationalrat hinsichtlich der vom Großen Rate von N. amnestierten Führer anerkannte, sie hätten „nach ihrer Anschauungsweise in guten Treuen ihre Handlungsweise sogar für ein Gebot der Pflicht halten können", so entband anderseits der König am 19. Juni durch ein in freundlichen Worten gehaltenes Abschiedsschreiben seine Unterthanen des Eides der Treue. Seither ist N. ein in anerkannter Weise „sich selbst angehörendes" Glied der Eidgenossenschaft. — Vgl. Fr. de Chambrier, Histoire de Neuchâtel et Valangin jusqu'à l'avénement de la Maison de Prusse, 1840; L. Junod, Hist. popul. de Neuchâtel, 1863; J. J. Hottinger, Neuenburg in seinen geschichtlichen und Rechtsverhältnissen zur Schweiz und zu Preußen („Archiv f. schweizer. Geschichte", Bd. IX, 1853).

Neuschâtel s. **Neuenburg.**

Neu-Georgiewsk, früher **Modlin** genannt, eine starke russische Festung, nordwestlich von Warschau, an der Mündung des unfern von hier mit dem Bug sich vereinigenden Narew in die Weichsel gelegen, wurde 1807 von Napoleon angelegt, und war noch nicht vollendet, als am 5. Februar 1813 die Russen sie einschlossen. Sie hielt sich bis zum 1. Dezember, wo General Daendals, durch Krankheiten, Mangel und die Kriegslage bezwungen, sie dem General Kleinmichel übergab („Minerva" 1825, 1. Bd.). — Im Jahre 1831 zog sich nach dem Falle von Warschau die polnische Armee nach Modlin zurück, wo auch der Reichstag seinen Sitz nahm; Rybinski, welcher an Malachowskis Stelle getreten war, führte sie, als die Unterhandlungen mit den Russen erfolglos blieben, weiter nach Plock und ließ Ledochowski als Kommandanten zurück. Dieser unterhandelte vergeblich mit den Russen, beabsichtigte dann, die Festung in die Luft zu sprengen, erhielt aber nicht die Zustimmung des Kriegsrats und übergab sie am 9. Oktober. — Die Russen verstärkten nun die Werke bedeutend und nannten den Ort N.-G.

Neu-Granada, seit 1861 vereinigte Staaten von Kolumbia, umfassen im Nordwesten Süd-Amerikas das Stromgebiet des Magdalenenflusses einschließlich des Isthmus von Panama. Auf letzterem entstanden mit Beginn des 16. Jahrhunderts spanische Niederlassungen, deren Hauptstadt Panama Ausgangspunkt weiterer Unternehmungen wurde. Chimenez de Quesada drang 1527 südwärts zum Hochlande der Cordilleren vor, wo er das ackerbauende und gewerbsame Kulturvolk der Muiscas fand, unter denen sich die Spanier ansiedelten und hier die Generalkapitanie N. gründeten. Diese wurde mit der seit 1710 zugehörigen südlich angrenzenden Presidencia Ecuador, 1718 zum Vizekönigreich erhoben. Als die spanischen Kolonieen Süd-Amerikas das schwere Joch des europäischen Mutterlandes abwarfen, erklärte auch N. am 12. November 1811 seine Unabhängigkeit. Am 17. Dezember 1819 vereinigte sich der junge Freistaat mit Venezuela, der benachbarten Kolonialgruppe am Orinoco zur Föderativrepublik Kolumbia, welche den Vorkämpfer des Unabhängigkeitskrieges, Bolivar (s. d.), zum Präsidenten wählte. Die Schöpfung zerfiel indessen bald, denn schon im November 1829 brach in Venezuela und Ecuador gegen Bolivars straffe Regierung ein Aufstand aus, dessen Forderung auf Trennung von N. lautete. Nach Ausscheiden beider Staaten sicherte N. durch eigene Verfassung vom 21. November 1831 seine Selbständigkeit, die zuerst von den Vereinigten Staaten Nord-Amerikas und von Großbritannien, nach und nach von den übrigen europäischen Mächten, zuletzt am 30. März 1845 von Spanien anerkannt wurde. Aber wie die spanische Kolonisation in Süd-Amerika überhaupt nur entkräftete soziale und politische Zustände hinterlassen hatte, so war für N. durch die Teilung in verschiedene Staaten noch ein entschiedener Hang zur Parteiung überkommen; Umstände, welche eine ununterbrochene Reihe von Umwälzungen zur Folge hatten. Besonders hielten die Machtstreitigkeiten der Konservativen (Anhänger von Bolivars diktatorischem Regierungssystem) mit den Liberalen (zunächst aller Schattierungen) das Land in beständiger Aufregung. Nach langem Ringen um die Präsidentschaft siegten die Liberalen, worauf eine Schilderhebung der Konservativen unter General Obando 1839—1841 zu einem verheerenden Bürgerkriege führte. Nach dessen Beendigung und einer 1843 vorgenommenen Verfassungsänderung schufen die Präsidentschaften der Generale Herron (1841—45) und Mosquera (1845—49) dem Lande einige Ruhe, so daß die zerrütteten Finanzen geordnet, auch kulturelle Arbeiten berührt, und die Einwanderung begünstigt werden konnte. Inzwischen hatten die Radikalen, welche eine dezentralisierende Verfassung erstrebten, Gelegenheit gefunden, sich fester zu organisieren und beträchtlich zu verstärken, weshalb sie 1849 und 1853 bei der Präsidentenwahl siegen und eine Umgestaltung der Befassung in demokratischer Form durchsetzen konnten. Erst 1857 wurde wieder ein gemäßigt Liberaler, der Rechtsgelehrte Ospina Präsident, dem es trotz aller Ausgleichungsversuche nicht gelang, die Parteien zu versöhnen. Ein

neuverfaßtes Staatsgrundgesetz vom 15. Juni 1858 ward vielmehr Ursache zum Wiederbeginn der Revolution. Man hatte nämlich an Stelle des bisherigen Provinzialverbandes das nordamerikanische Föderativsystem selbständiger Einzelstaaten gesetzt, wonach eine Zentralregierung mit Senat und repräsentativer Kammer in der alten Landeshauptstadt Bogotá zusammentreten sollte. Doch schon die Ausführung des Wahlgesetzes zu diesem Föderalkongreß gab Veranlassung zur Auflehnung einzelner Staaten gegen die Zentralregiernng. Zu Anfang des Jahres 1860 erfolgte der Ausbruch des Kampfes, in dem sich wieder Konservative (diesmal sämtliche Föderalisten) und Liberale (diesmal nur Anhänger der demokratischen Dezentralisation) gegenüberstanden. Mit letzteren machte der energische Mosquera gemeinsame Sache und übernahm die Truppenführung der aufständischen Staaten. Nach siegreichem Gefechte nahm er am 18. Juli 1861 Bogotá, verfügte Ospinas Absetzung und bemächtigte sich selbst der Präsidentschaft, während die Konservativen im südwestlichen Gebiet der Konföderation den Widerstand fortsetzten. Diese hatten nach gesetzlichem Ablaufe von Ospinas Regierung an dessen Stelle den General Arboleda gewählt, der 1862 Ecuador um Hilfe anrief, bald darauf jedoch ermordet wurde. Währenddessen hatten die liberalen Staaten Bevollmächtigte zu einem Kongreß nach Bogotá berufen, durch welchen am 20. September 1861 eine neue Union unter dem Namen: „Vereinigte Staaten von Kolumbia" abgeschlossen und eine neue Verfassung entworfen wurde. Das Abkommen Arboledas mit Ecuador blieb wirkungslos, denn sein Nachfolger General Canal traf am 29. Dezember 1862 mit Mosquera eine Übereinkunft, welche dem mehrjährigen Bürgerkriege und der Anarchie ein Ende machte. General Canal unterwarf sich mit seinen Truppen der Regierung von Kolumbia, worauf ihm und seiner Partei volle Amnestie gewährt wurde. Am 4. Februar 1863 versammelten sich Abgeordnete aller Staaten (Antioquia, Bolivar, Boyacá, Cauca, Cundinamarca, Magdalena, Panamá, Santander und Tolima) im Städtchen Rio Negro des Staates Antioquia zu einer konstituierenden Versammlung. Mosquera legte die ihm seit 20. September 1861 übertragene diktatorische Gewalt in die Hände derselben nieder, welche für die Dauer der auszuarbeitenden Verfassung eine provisorische Regierung ernannte. Der Erlaß dieser gegenwärtig noch geltenden Verfassung datiert vom 8. Mai 1863. Nach derselben entscheidet die Bundesgewalt selbständig und allein über die Beziehungen zum Auslande, auswärtigen Handel, See- und Flußschiffahrt, interozeanische Verkehrsstraßen, Streitigkeiten zwischen den Einzelstaaten, Heer, Post und über öffentlichen Unterricht, während im übrigen jedem Staate die Leitung seiner lokalen Angelegenheiten überlassen bleibt. Die erste Präsidentenwahl, fortan mit zweijähriger Amtsdauer, war auf 1. April 1864 festgesetzt worden und fiel auf Dr. Manuel Murillo, der alsbald mit neuen revolutionären Bewegungen in Panamá und Bolivar, wo die Regierungen gestürzt wurden, zu kämpfen hatte. Während des spanisch-peruanischen Krieges beschickte Murillo 1864 den Kongreß zu Lima, auf welchem sämtliche südamerikanische Freistaaten gegen monarchische Eingriffe europäischer Mächte Verabredung trafen. Für die Periode 1866—68 wurde wieder Mosquera zum Präsidenten gewählt, jedoch am 23. Mai 1867 infolge ausgebrochener Zwistigkeiten mit dem Kongreß verhaftet, demnächst seines Amtes verlustig erklärt und später verbannt. Die vollziehende Gewalt übernahm bis 1870 der erste Vizepräsident General Gutierrez. Wie die vereinigten Staaten Nord-Amerikas zu den vielfachen Wirren der mittel- und südamerikanischen Staaten mehr und mehr schiedsrichterliche Stellung nahmen und meist mit Erfolg europäischen Einfluß auszuschließen suchten, so knüpften sie auch bezügliche Verbindungen mit der Bundesgewalt in Bogotá an. Der wichtige Panamá-Kanal, welcher den Welthandel von einem Ozean zum andern führen wird, ist durch Unternehmen einer Aktiengesellschaft, an deren Spitze Lesseps (s. d.) steht, in voller Ausführung begriffen. Die neue Wasserstraße soll bestimmungsmäßig am 1. Januar 1888 dem Verkehr übergeben werden, obwohl dieser Zeitpunkt aller Wahrscheinlichkeit nach überschritten werden wird. Für 1870—72 erhielt General Salgac die Präsidentschaft, dessen kraftvolle Regierung dem Lande eine verhältnismäßige Ruhe und Erholung gewährte. Seitdem begannen indessen wieder unruhige Perioden voll politischer Schwankungen und zügelloser Parteikämpfe, da es der spanisch-amerikanischen Bevölkerung immer noch schwer wird, sich den Verfassungsgesetzen zu fügen und die eigene Meinung dem Gesamtwillen zu unterwerfen. Präsident Nuñez (1884—86) bemühte sich eifrigst für Hebung und Förderung eines geregelten Staatswesens und nicht nur scheint sich die politische Aufregung in neuester Zeit gemildert zu haben, auch die Handelsverhältnisse des an wertvollen Erzeugnissen reichen Landes haben merklichen Aufschwung genommen. Das föderale Heer hat in Friedenszeiten nur einen numerisch unbedeutenden Stamm unter den Waffen, im Kriegsfalle sind die Staaten gehalten, ihr Kontingent bis auf 1 % der Bevölkerung zu erhöhen. Eisenbahnbauten sowie Anlagen von Telegraphenlinien nahmen seit einigen Jahren einen ersichtlichen Fortgang. Die Staatsschuld betrug am 1. Januar 1885 26,000,000 Pesos (1 Peso = 3,40 ℳ.) während der Ausfuhrwert den durchschnittlich 12,000,000 Pesos betragenden Wert der Einfuhr um etwa $^1/_4$ überstieg.

Neuhaus (z Hradec), Hermann von, ein Zweig des alten mächtigen Geschlechts der Witigonen im südlichen Böhmen im oberen Gebiete der Moldau, als deren andere Sippenglieder wir die Rosenberge und Landsteine kennen. Der neueren Geschichte gehören aus diesem Geschlechte, das auch wie die Rosenberge die fünfblättrige Rose mit zwei aufrechtstehenden Löwen im Wappen führte, und in dessen Familiensage die „weiße Frau" eine bekannte Rolle spielt, an:

1) **Adam v. N.**, der, 1523 Oberstkanzler, 1526 die Mohátscher Schlacht (s. Art. „Ludwig II. von Böhmen und Ungarn") als Anführer der böhmischen Hilfstruppen mitmachte und am 25. Juni 1531 starb; ferner

2) dessen Sohn **Joachim,** geb. 1526, 1551 Burggraf vom Karlstein, 1554 Oberstkanzler, bei König Ferdinand I. in Gunst, da er während der ständischen Unruhen Böhmens 1546/47 streng königlich gesinnt sich erwies, wie ein, sonst für ihn keineswegs vorteilhafter Bericht des venetianischen Gesandten Soranzo v. J. 1563 bezeugt; ein eifriges Haupt der Katholikenpartei, 1561 durch den Orden des Goldenen Vließes ausgezeichnet; am 12. Dezember 1565 im Donauflusse verunglückt; sodann dessen Sohn

3) **Adam** der jüngere, geb. 1549, gest. am 24. November 1596, bei Hofe beliebt, Begleiter des Erzherzöge Rudolf (Kaiser Rudolf II.) und Ernst nach Spanien, in die Niederlande und Frankreich, 1585 Oberstkanzler und 1593 Oberstburggraf, also der oberste ständische Würdenträger, dem der Jesuitenorden, dessen ergebener Gönner A. v. N. war, seine Ansiedelung in Neuhaus (Jindřichuw-Hradec) verdankt, allwo ein Kollegium des Ordens erstand.

4) **Joachim Ulrich,** der Sohn des Vorgenannten, gest. am 24. Januar 1604, war der letzte vom Mannesstamme dieses reichen Geschlechtes, dessen Hauptherrschaft, Stadt und Patrimonialgebiet Neuhaus, als Fideikommiß im 19. Jahrhundert auf 1¹/₂ Millionen Gulden bewertet erscheint; 1597 k. Rat, 1602 Burggraf vom Karlstein. Seine einzige Schwester Lucie Ottilie ehelichte den Herrn Wilhelm Slawata, Vetter Wallensteins, der vom Glauben der mährisch-böhmischen Brüder zum Katholicismus übergetreten war und das reiche Erbe mit seinem eigenen Besitze vereinigte.

Neuhaus, Karl. 1796 geboren, der Sohn einer angesehenen bürgerlichen Familie aus Biel, der bis 1798 im Verhältnisse eines zugewandten Ortes zur Eidgenossenschaft stehenden selbständigen städtischen Republik, wurde N. zum Kaufmanne bestimmt. In Neuenburg und während eines längeren Aufenthaltes in Straßburg nahm er sehr viel vom französischen Wesen an. Überhaupt stand er in seiner späteren staatsmännischen Laufbahn viel mehr auf dem Boden der französischen Anschauungen des opponierenden Konstitutionalismus, als auf demjenigen der historisch erwachsenen schweizerischen Zustände. Als er nach der Vaterstadt zurückgekehrt war, galt er als ein gesellschaftlich gewandter, geistig geweckter Mann, wenn auch Näherstehende Eitelkeit, hochfahrendes Wesen an ihm rügten. Der Sturz des während der Restaurationsepoche hergestellten Berner Patriciates und die Berufung des vom Volke erwählten Verfassungsrates 1831 versetzten N. zuerst auf die politische Schaubühne. Als französischer Sekretär des Rates und durch seine Redefertigkeit machte er sich bekannt, und er leitete im Gegensatze gegen eine gemäßigter zurückhaltende, historische Parteirichtung bewußt eine radikalere philosophische Schule in den Diskussionen und den begleitenden journalistischen Kundgebungen. So wurde er nach Abschluß der Verfassungsarbeit Mitglied des neuen Regierungsrates und übernahm darin das Erziehungsdepartement, so daß er 1834 auch an der Einrichtung der neugeschaffenen kantonalen Universität wesentlichen Anteil hatte. Doch in Fragen der eidgenössischen Politik — Umgestaltung des Bundesvertrages von 1815 — einerseits, wegen der Beschlüsse über die revolutionären Flüchtlinge, angesichts der Forderungen der fremden Mächte, in noch höherem Grade anderenteils, trennte sich N. von seinen bisherigen Parteigenossen, die sich um Glieder der Familie Schnell von Burgdorf gruppierten und denen die Betonung eines schwächlichen Juste Milieu vorgeworfen wurde. Diese gegenüber dem spezifischen Bernertum kosmopolitisch radikal gefärbte sogen. „Nationalpartei“ hatte in den Brüdern Ludwig und Wilhelm Snell (aus Nassau) ihre intellektuellen Spitzen, und 1838 siegte sie, indem die Brüder Hans und Karl Schnell ihre Beamtungen niederlegten. N. wurde seither, wie er denn nun in regelmäßigem Wechsel als Schultheiß das Regierungspräsidium führte, den Kanton Bern auf den Tagsatzungen vertrat und 1841 selbst als Schultheiß das Präsidium der in Bern versammelten Tagsatzung bekleidete, das geistige Haupt der Regierung und über das eigene engere Gebiet eine wirklich mächtige Persönlichkeit. Immer mehr kam unter ihm, seitdem mit 1841 durch Aufhebung der Aargauer Klöster der Parteikampf in der Eidgenossenschaft neu entbrannte, der Kanton in das Fahrwasser der ausgesprochen radikalen Partei, und im Anschlusse an diese Frage gedachte N. den Kanton Bern in der Bundesrevisions-Angelegenheit Ausschlag gebend vorangehen zu lassen. In den nun folgenden Jahren allgemeiner Aufregung, als zweimal, Ende 1844 und am 31. März 1845, Invasionen von Freischaren in das Gebiet des Kantons Luzern gemacht wurden, mit dem Zwecke, das Regiment Siegwarts (s. d.) zu stürzen, die Jesuiten aus dem katholischen Vororte zu vertreiben, aber beide Male Zurückweisungen erfuhren, enthielt sich die Berner Regierung, obschon besonders der zweite Zug besonders aus ihrem Kanton ausgegangen war (s. d. Art. „Ochsenbein“), aller Maßregeln für die Aufrechthaltung des Landfriedens gegenüber dem Nachbargebiete. Diese die stärksten Zweifel wachrufende Haltung wurde aber alsbald an N. durch die nun sogleich über die von ihm innegehaltene Linie hinausgreifende eigene Partei bestraft. Denn die erlittene Niederlage, das Schicksal der in Luzern liegenden gefangenen Teilnehmer am Freischarenzuge wurden jetzt als Agitationsmittel gegen die Regierung in Bern ausgenutzt, an der sich die aus Unaufrichtigkeit begangenen Fehler, die halben Maßregeln rächten. Zu spät kamen strenge Schritte zur Aufrechthaltung der Ordnung. N. bewies, daß er in seiner zunehmenden Unnahbarkeit die Volksstimmung zu kennen verlernt hatte. In der Abstimmung des Volkes vom 1. Februar 1846, daß ein Verfassungsrat die gewünschte Verfassungsrevision vornahm, unterlag das in N. repräsentierte Regierungssystem. Schon während der Dauer der Beratungen des Verfassungsrates war er in demselben von allen Seiten verlassen. Der gestürzte Staatsmann kehrte zur industriellen Beschäftigung nach Biel zurück. Wenn er geglaubt hatte, auf Grund der neuen Bundesverfassung, nachdem auf ihn ein Mandat in den Nationalrat gefallen war, in die neue Exekutive, den Bundesrat, gewählt zu werden, so wurde auch diese Hoff-

nung vernichtet. Diese Enttäuschung überlebte N. nur noch kurze Zeit: gebrochen starb er am 8. Juni 1849. — Vgl. den Artikel von Eug. Secretan in der „Galerie Suisse", Bd. III (1880), S. 38—61.

Neuhäusel, ungarische Stadt an der Neutra, in den Jahren 1724/25 geschleifte Festung, wurde am 27. September 1663, nachdem der Kommandant Graf Adam Forgács am 7. August bei Párkány geschlagen war, von den Türken unter dem Großvezier Achmed Köprili nach sechswöchentlicher Belagerung durch Kapitulation eingenommen — 1683 machte Herzog Karl von Lothringen einen Versuch zur Wiedereroberung; er schloß die Stadt ein und eröffnete die Laufgräben; das Vordringen des Großvezier Kara Mustapha gegen Wien veranlaßte ihn aber bald (Mitte Juni), seine Absicht aufzugeben. — 1685 erneuerte er, nachdem schon im vorhergegangenen Winter seine leichten Truppen dem Orte die Zufuhr abgeschnitten hatten, seinen Versuch. Am 7. Juli hatte er zu diesem Zwecke ein Heer von 60,000 Mann, zu welchem viele deutsche Fürsten Beiträge gestellt hatten, vor N. versammelt; vornehme Kriegsfreiwillige aus fremden Ländern hatten sich nach der Sitte der Zeit zu dem Schauspiele eingefunden. Sofort begann die Belagerung, welche auf hartnäckige Verteidigung seitens der höchstens 3000 Mann starken Besatzung stieß und bald durch Regen sehr erschwert wurde, der morastige Boden vermehrte die Schwierigkeiten. Das Nahen eines Entsatzheeres unter Ibrahim Pascha nötigte den Herzog am 7. August die Belagerung dem General Caprara mit 16,000 Mann allein zu überlassen und mit 40,000 den Türken entgegenzugehen, welche er am 16. vor Gran vollständig schlug. Am 19. schritt Caprara zum Sturme; Kaiserliche, Bayern und Hannoveraner führten denselben aus. Er gelang und endete mit einem furchtbaren Blutbade, nur 200 Mann der Besatzung blieben am Leben, den Siegern fiel eine reiche Beute in die Hände. — Vgl. „Histoire des troubles de Hongrie avec le siège de Neuhäusel etc.", Amsterdam 1686; C. v. Martens, Geschichte der Türkenkriege in Europa, Stuttgart 1829.

Neuhof, Theodor Stefan, Baron von, König von Corsica, war einer der interessantesten und der erfolgreichste unter den zahlreichen politischen Abenteurern, welche das 18. Jahrhundert zeitigte, unternehmend, genial und tapfer. Sein Großvater lebte auf dem Familiengute Pungelscheidt bei Altena; sein Vater, zuerst Hauptmann in der Münsterschen Garde des Bischof Bernhard Christoph von Galen, überwarf sich mit seiner Familie wegen seiner Verheiratung mit einer Bürgerlichen aus dem Bistum Lüttich, ging deshalb in französische Dienste, stand in Metz in Garnison und starb 1695. Dort wurde Theodor um das Jahr 1686 geboren. Er ward in Deutschland erzogen, soll wegen eines Zweikampfes sein Vaterland haben meiden müssen und durch Vermittelung der Herzogin von Orleans in Frankreich Offizier geworden sein, wo er sich zum Welt- und Staatsmann ausbildete. Bald trat er nach einander mit dem schwedischen Minister Baron Görtz, mit Ripperda und Alberoni in Verbindung. In Spanien heiratete er eine Verwandte des Herzogs von Ormond, ging mit dem Gelde und den Juwelen derselben durch, beteiligte sich an Laws schwindelhaften Unternehmungen, spielte, machte Schulden, trieb sich in ganz Europa und in Afrika umher, knüpfte in Genua und Livorno mit landesflüchtigen Corsen Verbindungen an und erschien von Tunis aus am 12. März 1736 in Corsica, dessen König er wurde (s. „Corsica"). Als seine dortige Rolle 1743 endgültig ausgespielt war, lebte er meist in England und zwar schließlich in so mißlichen Vermögensverhältnissen, daß er in das Schuldgefängnis von Kingsbench wandern und seinen Gläubigern seine gesamte Habe, auch sein Königreich Corsica, überlassen mußte. Am 11. Dezember 1756 starb er in London im Hause eines Schneiders in Soho-Square und wurde auf dem Annakirchhofe in Westminster begraben. „Das Schicksal schenkte ihm ein Königreich und versagte ihm im Alter Brot", schließt seine von Walpole verfaßte Grabschrift. — Sein Sohn Friedrich, welcher des Vaters Ansprüche auf Corsica verfolgte und sich daher nicht nach seinem Familiennamen, sondern „Oberst Frederick" nannte, ist mehrfach schriftstellerisch thätig gewesen, indem er eine bis zum Jahre 1755 reichende, den König Theodor verherrlichende Geschichte jener Insel, eine Biographie Paolis und anderes schrieb. Er stand eine Zeit lang im Dienste des Herzogs Karl von Württemberg, versuchte 1791 auf dem Kontinent vergeblich für verschuldete Mitglieder des englischen Königshauses eine Anleihe zu vermitteln, und endete am 1. Februar 1797 zu London durch Selbstmord. — Über das Leben des Königs Theodor ist viel geschrieben. Das Wesentlichste daraus ist in „Corsica" von F. Gregorovius, 2. Aufl., Stuttgart 1869, zusammengefaßt. Weniger zuverlässig ist die Lebensbeschreibung in Varnhagen von Ense, Biographische Denkmale, 1. Bd., 2. Aufl., Berlin 1845.

Neumann, David v., preußischer General, am 29. August 1737 in Ostpreußen geboren, trat während des Siebenjährigen Krieges in eins der Freicorps Friedrichs des Großen und war 1807 Kommandant von Cosel. Seine standhafte Verteidigung der für diesen Zweck höchst ungenügend vorbereiteten Festung hat ihm mit Recht großen Ruhm eingetragen; die Früchte derselben sollte er allerdings nicht reifen sehen, da er noch während der Belagerung am 16. April starb; der Friede von Tilsit aber verhinderte, daß Cosel in Feindeshand fiel. Seiner Nachkommenschaft ist gestattet, sich „v. N.-Cosel" zu nennen. — Vgl. „Militär-Wochenblatt für 1835", Nr. 933—4; „Allgemeine deutsche Biographie", XXIII, Leipzig 1886.

Neumarkt, Treffen bei. — Bernadotte hatte am 23. August 1796 bei dem im bayerischen Rezatkreise gelegenen Städtchen N., welches, wegen des Zusammentreffens verschiedener Straßen in dem Orte, von strategischer Wichtigkeit war, zur Deckung des Marsches seines Oberfeldherrn Jourdan auf Amberg (s. d.) Stellung genommen; da er aber den 30,000 Österreichern des Erzherzog Karl nur 9,000 Mann entgegensetzen konnte, so trat er, um der ihm drohenden Umfassung zu ent-

gehen, nach einer Kanonade den Rückzug gegen Nürnberg an. — Vgl. (Erzherzog Karl) Grundsätze der Strategie, erläutert durch die Darstellung des Feldzuges von 1796 in Deutschland, Wien 1862.

Beim bayerischen Flecken N. im Isarkreise lieferte am 24. April 1809 der österreichische Feldmarschall-Lieutenant Hiller dem Marschall Bessières ein glückliches Gefecht. Napoleon hatte jenem, nachdem er bei Landshut (s. d.) geschlagen war, nur die Divisionen Wrede und Molitor nebst der leichten Kavallerie des General Marulaz nachgesandt. Als Hiller, welcher etwa 30,000 Mann befehligte, über den Inn gegangen war, erkannte er die Schwäche seiner Gegner, kehrte um und warf sie nach heftigem Kampfe bis über N. zurück; die Nachricht von dem Verluste der Schlacht von Eggmühl (s. d.) am 22. veranlaßte ihn jedoch, die begonnene Angriffsbewegung nicht weiter fortzusetzen; er ging gegen Wien zurück, bestand am 3. Mai ein unglückliches Rückzugsgefecht bei Ebelsberg und vereinigte sich am 16. desselben Monats auf dem Marchfelde mit der Hauptarmee unter dem Erzherzoge Karl. — Vgl. „Österreichische militärische Zeitschrift", Wien 1846.

Neuß. Im Jahre 1586 wurde die Stadt N., welche 1474/75 den Eroberungsversuchen Karls des Kühnen siegreich widerstanden hatte, zweimal die Beute ihrer Angreifer. Es war im Truchsessischen Kriege (s. d.). Bischof Gebhards Truppen waren freilich bei Burg in der Grafschaft Zütphen fast vernichtet, aber drei ihrer Führer erhoben bald von neuem das Haupt und machten, von den protestantischen Niederländern geschützt, Einfälle in das Niederstift Köln. Es waren Graf Hermann von Neuenahr, Oberst Cloedt und Oberst Schenk v. Nideggen. In der Nacht vor dem Walpurgismarkte, jetzt Maimarkt genannt, bemächtigten sie sich der Stadt N. durch einen Handstreich; wahrscheinlich hat sich Cloedt mit verkleideten Soldaten in die Stadt geschlichen, die Wache überrumpelt und Neuenahr herbeigerufen. — Von hier streiften die Truchsessischen nun weit in das Gebiet des Gegenerzbischofs Ernst von Bayern hinein. Geldmangel hinderte diesen, eine eigene Truppenmacht gegen sie aufzubringen, er wandte sich daher um Hilfe an den Herzog von Parma, Alexander Farnese, welcher gerade Venloo belagert hatte. Sobald diese Stadt bezwungen war, erschien er vor N.; es war am 10. Juli. Ein sofort versuchter Sturm mißlang, die Aufforderung zur Übergabe lehnte Cloedt, welcher in N. kommandierte, mit Hohn ab; Parma schritt daher zur Belagerung. Am 25. konnte die Beschießung beginnen; am Nachmittage des 26. hatten 3773 Schuß aus 30 Geschützen ihre Schuldigkeit gethan, so daß zum Sturme geschritten werden konnte. Am Rheinthor drangen die Spanier, am Niederthor die Italiener ein; bald stand die Stadt in Flammen, vielleicht von den Truchsessischen selbst angezündet; Mord und Raub wütete überall. Die Besatzung ward größtenteils niedergemacht; der schwerverwundete Cloedt, da man ihn auf andere Weise nicht hinrichten konnte, als Rebelle in seinem Bette erdrosselt. — Vgl. Aitzinger, Novus de Leone belgico liber (mit Plan); Strada, De bello Belgico, Roma 1640 (französisch durch du Ryer); Löhrer, Geschichte der Stadt N., Neuß 1840.

Neutralität bedeutet die Nichtbeteiligung eines Staates an dem Kriege anderer.

I. Arten der N. Man unterscheidet 1) notwendige (vertragsmäßige) und freiwillige (natürliche) N. Jeder selbständige Staat, der nicht durch Verträge und Bündnisse zur Beihilfe verpflichtet ist, hat das Recht, bei Kriegen anderer Staaten neutral zu bleiben. Eine Pflicht zur N. besteht nur kraft vertragsmäßiger Abmachung. Einige Staaten, welchen ein sogen. ewiges Recht auf N. gewährleistet worden ist, haben die Pflicht dauernder N. Die beim zweiten Pariser Frieden beteiligten Mächte garantierten so durch die Deklaration vom 20. März 1815 (bestätigt durch Art. 84 der Wiener Kongreßakte und die Anerkennungsakte vom 20. November 1815) der Schweiz eine sogen. ewige N. Der im Art. 6 der Wiener Kongreßakte proklamierten N. Krakaus („.. à perpétuité cité libre, indépendante et strictement neutre ...") wurde durch die im Jahre 1846 trotz der Protestation Englands und Frankreichs vollzogene österreichische Occupation ein Ende gesetzt (s. „Krakau"). Bezüglich Belgiens (s. d.) bestimmte der Londoner Vertrag (s. „London") vom 15. November 1831: „La Belgique ... formera un Etat indépendant et perpétuellement neutre. Elle sera tenue d'observer cette même neutralité envers tous les autres États." In gleicher Weise wurde Luxemburg (s. d.) durch den Londoner Vertrag vom 11. Mai 1867 für neutral erklärt. Hauptsächlich die geographische Lage der genannten Staaten war es, welche den europäischen Großmächten die Neutralisierung angezeigt erscheinen ließ. Was Thiers in seiner „Histoire du consulat et de l'empire", volume I livre 3 von der Schweiz bemerkt: „Wäre sie nicht eine feste Burg der N., so würde sie das Hauptschlachtfeld Europas sein", das gilt in gleichem Maße von Belgien und Luxemburg. 2) Wenn ein Staat einer der beiden Kriegsparteien eine vor dem Kriege und ohne Rücksicht auf denselben zugesagte beschränkte Hilfe leistet, sich aber im übrigen neutral verhält, so spricht man von einer unvollständigen oder teilweisen N. (Beispiel: Dänemark im schwedisch-russischen Kriege 1788—1790). 3) Um den Krieg zu lokalisieren, können einzelne Gebietsteile der Kriegsparteien für neutral erklärt werden. Man bezeichnet diesen Fall als partielle N., im Gegensatze zu der allgemeinen N. eines am Kriege nicht beteiligten Staates (Beispiel: die Festung Königstein während des Siebenjährigen Krieges). Oft werden in dieser Weise einzelne Landstriche, Flüsse, Häfen, Meeresteile u. dgl. mit einer völkerrechtlich garantierten, sogen. ewigen N. begabt. So der Bosporus und die Dardanellen durch den Londoner Vertrag vom Jahre 1841, das Schwarze Meer durch den Pariser Vertrag vom Jahre 1856 (aufgehoben 1871), der Hafen von Antivari und alle zu Montenegro gehörigen Gewässer, sowie die Donau vom eisernen Thore bis zur Mündung durch den Berliner Vertrag vom Jahre 1878. Sogar auf einzelne Per-

sonen und Sachen kann die N. beschränkt werden. Durch die Genfer Konvention vom 22. August 1864, welcher sich nach und nach sämtliche europäische und mehrere außereuropäische Staaten angeschlossen haben, werden beispielsweise als neutral anerkannt: die Krankenwagen (Ambulancen) und Militärspitäler, sofern sie nicht mit militärischer Macht besetzt sind (Art. 1); das Material der Krankenwagen (nicht der Spitäler: Art. 4); die Feldprediger, sowie das Personal der Spitäler und Ambulancen für die Aufsicht, den Gesundheits-, Verwaltungs- und Krankentransportdienst (Art. 2). 4) Eine bewaffnete N. liegt vor, wenn der neutrale Staat gerüstet ist, seine N. im Notfalle vor Übergriffen der Kriegsparteien zu beschützen.

II. Über den Umfang der Rechte und Pflichten neutraler Staaten herrscht in Theorie und Praxis keine völlige Übereinstimmung. Einen unverkennbaren Einfluß auf den Ausbau dieser Lehre hat die im Jahre 1794 auf Alexander Hamiltons (s. d.) Anregung erlassene, 1818 revidierte, nordamerikanische Neutralitätsakte gehabt. Im allgemeinen stehen dem Recht auf Unverletzlichkeit des Gebietes, auf Handel und Verkehr u. s. w. folgende im Begriffe der N. liegende Pflichten gegenüber: Der Neutrale darf keinem der beiden kriegführenden Staaten mittelbar oder unmittelbar Unterstützungen zu Kriegszwecken gewähren; er muß anderseits jede Verletzung seiner N. durch eine der Kriegsparteien verhindern. Hieraus ergiebt sich der Spezialsatz, daß die auf neutrales Gebiet flüchtenden Truppenteile zwar aufgenommen und verpflegt werden dürfen (Asylrecht), jedoch zu entwaffnen und zu internieren sind. In musterhafter Weise genügten während des deutsch-französischen Krieges (s. „Krieg von 1870/71") Belgien (nach der Schlacht bei Sedan) und die Schweiz (nach dem Übertritt der 90,000 Mann starken Bourbakischen Armee am 1. Februar 1871) dieser den gegebenen Umständen nach recht drückenden Verpflichtung. Jede auf böswilliger Absicht oder grober Fahrlässigkeit beruhende Verletzung der N. berechtigt die benachteiligte Kriegspartei zur Forderung von Schadenersatz: ein Anspruch, welcher z. B durch das in der sogen. Alabamafrage (s. d.) erlassene Urteil des Genfer Schiedsgerichtes ausdrücklich anerkannt wurde.

Besondere Bestimmungen existieren bezüglich des Handels der Neutralen. Mit Rücksicht darauf, daß eine absolute Grenzlinie zwischen erlaubtem Handel und unerlaubter Zufuhr von Kriegscontrebande nur schwer zu ziehen ist, daß ferner bei völlig freiem, jeder Kontrolle entzogenem Handel zwischen Neutralen und Kriegsparteien eine geheime, wirksame Unterstützung unter dem Schutze der neutralen Flagge organisiert werden könnte, hat man den neutralen Handel verschiedenen Beschränkungen unterworfen. Eine der wichtigsten ist durch das Blockaderecht gegeben, wonach jede Kriegspartei über feindliche Gebietsteile eine totale Verkehrssperre (blocus) verhängen kann. Wann eine Blockade als wirklich vorhanden (effectif, Gegensatz fictif) anzusehen sei, stellte zunächst die „bewaffnete N." vom Jahre 1780 fest. Die angesichts des nordamerikanischen Unabhängigkeitskrieges auf Veranlassung Rußlands (Panin) in dem genannten Jahre stattgehabten Verhandlungen der neutralen Seemächte führten u. a. zur Anerkennung des Satzes: „on n'accorde cette determination (d'un port bloqué) qu'à celui, où il y a par la disposition de la puissance qui l'attaque avec des vaisseaux arrêtés et suffisamment proches un danger évident d'entrer." Der Pariser Kongreß vom Jahre 1856 entschied sich für folgende Fassung: „blocus effectifs, c'est à dire maintenus par une force suffisante pour intredire réellement l'accès du littoral de l'ennemi." Weiterhin steht jeder kriegführenden Macht das Durchsuchungsrecht (droit de visite) zu, d. h. die Befugnis, innerhalb des Kriegsfeldes neutrale Kauffahrer anzuhalten und rücksichtlich ihrer Staatsangehörigkeit sowie der Qualität, Herkunft und Bestimmung ihrer Ladung zu untersuchen. Das Durchsuchungsrecht darf nur in dem Falle nicht geübt werden, wenn ein neutraler Staat seine Handelsschiffe durch ein Kriegsschiff geleiten läßt und der Kommandant des letzteren versichert, daß die seiner Obhut anvertrauten Schiffe keinerlei Kriegscontrebande an Bord haben. (Grundsatz der N. vom Jahre 1800: Preußen, Rußland, Schweden, Dänemark.)

Schwierigkeiten bestehen endlich betreffs der Behandlung neutraler Ladung auf feindlichen Schiffen und feindlicher Ladung auf neutralen Schiffen. Während des Mittelalters wurde die Anschauung vertreten, daß feindliches Gut auch auf neutralem Schiffe beschlagnahmt werden dürfe, neutrales Gut auf feindlichem Schiffe dagegen unantastbar sei. („Frei Schiff, unfrei Gut — unfrei Schiff, frei Gut.") Im Gegensatze hierzu befolgte Frankreich (Ordonnanz vom Jahre 1681) zeitweise die Praxis, neutrale Schiffe, sobald sie feindliche Waren führten, und neutrale Ladungen, sobald sie sich auf feindlichen Schiffen befanden, rücksichtslos zu konfiszieren („Unfrei Schiff, unfrei Gut — unfrei Gut, unfrei Schiff", „la robe de l'ennemi confisque celle de l'ami"). Eine Änderung zugunsten der neutralen Schiffahrt wurde namentlich durch die bewaffnete N. vom Jahre 1780 herbeigeführt. Damals kam der Grundsatz zur Geltung, daß die neutrale Flagge nicht nur das neutrale Schiff, sondern auch die feindliche Ladung desselben decke („Frei Schiff, frei Gut — unfrei Schiff, unfrei Gut"). Noch weiter gehen die Beschlüsse des Pariser Kongresses vom 12. Juni und 12. Juli 1856: „Le pavillon neutre couvre la marchandise ennemie à l'exception de la contrebande de guerre. La marchandise neutre à l'exception de la contrebande de guerre n'est pas saisissable sous pavillon de guerre." („Frei Schiff, frei Gut — unfrei Schiff, frei Gut.")

Litt.: Bluntschli, Das moderne Völkerrecht der zivilisierten Staaten, 2. Aufl., Nördlingen 1872, 9. Buch; A. W. Heffter, Das europäische Völkerrecht der Gegenwart, Berlin 1844, § 144 ff.; H. B. Oppenheim, System des Völkerrechts, Stuttgart u. Leipzig 1866, Kap. 12; Berner, Artikel „N." in Bluntschli u. Brater, Deutsches Staatswörterbuch, Bd. VII, Stuttgart u. Leipzig 1862; Rob. v. Mohl, Encyklopädie der Staatswissenschaften, Tübingen 1859, § 75.

Neuwied, Karl Graf von Wied zu N., preußischer General, am 19. Okt. 1710 geboren, kam durch seinen mütterlichen Großvater, einen Graf Dohna, in den preußischen Dienst und besetzte 1744 als Oberst, mit 400 Mann von der Besatzung seiner Garnison Wesel, Ostfriesland, wo der letzte Graf Karl Edzard gestorben war, für Preußen. Nachdem er den ganzen Siebenjährigen Krieg hindurch tapfer gefochten und sich mannigfach hervorgethan hatte, ward im Feldzuge 1762 sein Name in weiteren Kreisen namentlich durch geschickt ausgeführte Unternehmungen bekannt, welche Daun aus seiner, die Festung Schweidnitz deckenden Stellung entfernen sollten, und durch den Anteil, welchen er an dem glücklichen Ausgange des Treffens bei Burkersdorf am 21. Juli jenes Jahres hatte. Am 9. Oktober 1765 endete bei N. auf der Jagd ein Schuß aus dem eigenen Gewehre sein Leben. — Vgl. „Allgemeine deutsche Biographie", Bd. XXIII, Leipzig 1886.

Nevers und Réthel, Ludwig v. Gonzaga, Herzog v. Als dritter Sohn des Herzogs Friedrich II. von Mantua aus dem Hause Gonzaga und Margaretens von Montferrat am 18. Sept. 1539 geboren, wuchs N. seit 1549 am französischen Hofe auf, wurde naturalisiert und diente als „Prinz von Mantua" mit Auszeichnung den Königen Frankreichs, focht bei St. Quentin, wurde von den Spaniern gefangen, löste sich aber für 60,000 Goldthaler. Am 4. März 1565 heiratete er Henriette von Cleve, die Erbtochter des Herzogs Franz I. von Nevers und Réthel, und wurde Herzog von N. und Réthel mit der Pairie. 1567 bis 1574 war er Gouverneur von Piemont und protestierte 1574 gegen die Rückgabe Pignerols an Savoyen; er focht wacker im Bürgerkriege mit, billigte die Bartholomäusnacht, in der er seinem Schwager Condé das Leben rettete, als fanatischer Katholik, wohnte der Belagerung von La Rochelle bei, ging mit Heinrich (III.) nach Polen und wurde nach seiner Rückkehr einer der wildesten Liguisten, der fortgesetzt den Kreuzzug gegen die Hugenotten predigte und dafür große Geldopfer einzusetzen bereit war. Vergebens spekulierte der Ehrgeizige auf das Gouvernement der Provence, vergebens ermahnte er Heinrich von Navarra in St. Bris, Katholik zu werden und sich zu unterwerfen. Er söhnte sich mit Heinrich III aus, wie ihm auch der Papst 1585 in Rom riet, und erhielt am 25. April 1587 das Gouvernement der Picardie, brach aber nie mit der Ligue und blieb trotz aller scheinbaren Unterwürfigkeit gegen den König in geheimen Beziehungen zu den Guise (s. d.). Im Okt. 1588 führte er das königliche Heer siegreich im Poitou, bis ihn die Ermordung der Guise zur Entlassung desselben und zur Vereinigung mit dem Könige in Blois zwang; vergebens suchte er den Mörder mit der Ligue auszusöhnen und ging in die Champagne, deren Gouverneur er im Januar 1589 geworden. Er mochte Heinrich von Navarras endlichen Sieg ahnen, denn trotz seines Religionshasses verwarf er das jenen vom Throne ausschließende Edikt der Union (Ligue); er behauptete nach dem Tode Heinrichs III. strenge Neutralität, erklärte sich jedoch, als Heinrich (IV.) von Navarra neuen Erfolg hatte, für ihn, lieh ihm 30,000 Goldthaler und führte ihm 1590 in die Schlacht von Ivry fünfhundert ausgerüstete Ritter zu. Nachdem er in der Champagne die Ruhe gewahrt, stieß er in der Normandie zu Heinrich IV. und rettete ihm 1592 bei Aumale das Leben, arbeitete eifrigst an des Königs Konversion und ging im Okt. 1593 zum Papste, um ihm öffentlich den Gehorsam Heinrichs auszusprechen und seine Absolution zu erbitten, aber der Papst blieb starrsinnig und wollte ihn nicht als Gesandten des Königs von Frankreich anerkennen; ehe N. Rom verließ, protestierte er feierlich gegen diese ungerechte Behandlung Heinrichs. Nach seiner Rückkehr erhielt N. im Nov. 1594 die Oberleitung der Finanzen, die ihm jedoch gar nicht zusagte, so daß er sie 1595 Harlay überließ, um am 30. Mai den Heeresbefehl in Picardie und Champagne anzutreten und die Spanier kräftigst im Schache zu halten; aber schon am 22. Okt. 1595 erlag er zu Nesle der Ruhr. Seine interessanten Memoiren erschienen 1665 in zwei Bänden zu Paris. Seine Witwe starb hier am 24. Juni 1601. Turpin beschrieb N s Leben (Paris 1789). Auf Ludwig folgte als Herzog von N. und Réthel sein Sohn Karl I., der nach dem Tode seines Vetters Vincenz II. am 26. Dez. 1627 auch Herzog von Mantua und Montferrat wurde (s. bei „Mantua"); dessen Enkel, Herzog Karl III. von Mantua, Montferrat, N. und Réthel, verkaufte 1659 die Herzogtümer N. und Réthel mit der Pairie an Mazarin, der sie seinem Neffen, Philipp Julius Mancini (s. d.), vererbte.

Newbury, eine Stadt in Berkshire, war während der englischen Revolutionskriege zweimal der Schauplatz von Kämpfen zwischen den Truppen des Königs und denen des Parlaments. — Zuerst am 20. September 1643, wo hier Graf Essex, mit dem Parlamentsheere auf dem Marsche nach London begriffen, auf Prinz Rupert von der Pfalz mit der königlichen Armee stieß. Das blutige Ringen, welchem erst die Nacht ein Ende machte, blieb unentschieden; beide Teile bezogen darauf Winterquartiere. — Schlimmer erging es dem Könige am 27. Okt. 1644, wo er, auf dem Marsche von Plymouth nach Oxford begriffen, bei N. von den Generalen Graf Manchester und Waller mit überlegenen Kräften angegriffen wurde, und es nur des ersteren Unverstande zu danken hatte, daß er unter dem Schutze der Nacht leidlich davon kam; Cromwell wollte den Mondschein zur Verfolgung des abziehenden Königs benutzen, konnte aber mit seiner Ansicht nicht durchdringen. — Vgl. L. v. Ranke, Sämtliche Werke, Bd. XVI, Leipzig 1870.

Newcastle, William Cavendish, Herzog von. Als Sohn des Sir Charles Cavendish, jüngsten Bruders des ersten Grafen von Devonshire, 1592 geboren, empfing Cavendish eine gute Erziehung, studierte aber mit Unlust am St. Johns-College in Cambridge und zog bei weitem den Sport vor, in dem er, einer der schönsten Kavaliere, es zur Vollendung brachte. Gentleman, tüchtig und mutig, liebte er Poesie und Musik, pflegte beide eifrig und galt für vielseitig. Schon 1610 ernannte ihn Jakob I. zum Ritter des Bath-Ordens, 1620 zum Peer von England als Baron Ogle und Viscount Mansfield. Karl I.

bewies ihm gleiche Gunst und erhob ihn 1628 zum Grafen von N. upon Tyne und Baron Cavendish; vom 4. Juni 1638 an leitete N. die Erziehung des Thronfolgers, als Monarchist und Hochkirchler, aber völlig indifferent in Religionsempfindungen und ausgesprochener Lebemann, bis ihn der Marqueß Hertford am 10. August 1641 ablöste. Als Karl 1639 Schottland besuchte, beherbergte ihn der Graf glänzend zu Walbeck, und als der Bürgerkrieg ausbrach, stellte er sich nicht nur auf Karls Seite, sondern legte auch 10,000 Pf. St. in des Königs Schatz und hob 200 Reiter für ihn aus. Anstatt Northumberlands erhielt er 1641 den Befehl von Truppen, die Karl bei dem zu frühe entdeckten Handstreiche der Armee unterstützen sollten, wurde Gouverneur der Stadt Newcastle und Kommandant der benachbarten Grafschaften Northumberland, Cumberland, Westmoreland und Durham, bald aber General aller Truppen nördlich des Trent-Flusses. Im Januar 1642 wollte er, zum Gouverneur daselbst ernannt, Besatzung nach Kingston upon Hull werfen, fand aber verschlossene Thore, während die Parlamentstruppen aufgenommen wurden; er nahm Newcastle am 17. Juni ein und führte die vereinigte königliche Armee gegen Cromwell, der vor ihm auf Huntingdon zurückweichen mußte, bedrohte die Grafschaften der östlichen Association, beging aber nun den verhängnisvollen Fehler, nicht sofort gegen diese vorzurücken, sondern die Zeit mit der Belagerung von Kingston upon Hull zu verlieren. Vater und Sohn Fairfax (s. d.) hatten gegen ihn einen schweren Stand, er besiegte sie am 30. Juni 1643 bei Atherton-Moor und schloß sie in Kingston upon Hull ein, vom dankbaren Könige zum Marqueß von N. kreiert. Aber Cromwell trat ihm entgegen, zersprengte bei Grantham und Gainsborough seine Scharen; N. war 1644 von vornherein unglücklich, mußte im Februar nach der Niederlage royalistischer Truppen auf York abziehen, die Belagerung von Kingston upon Hull abbrechen und auf die Vereinigung mit Karl verzichten. Es galt, York zu halten, und N. verteidigte die Stadt, bis Pfalzgraf Ruprecht (s. d.) sie entsetzte. Mit ihm geriet der Marqueß in Zwist; er warnte ihn inständig vor einer offenen Feldschlacht, aber der ruhmgierige Prinz drang darauf; N. wollte den Schein meiden, als möge er nicht unter ihm dienen, gab voll Abneigung nach und sah bei Marston-Moor (s. d.) am 2. Juli 1644 seine Infanterie niedermetzeln. Geschlagen mochte er nicht in England bleiben, sondern schiffte sich nach Hamburg ein, von wo er sich später nach Amsterdam und Paris wandte; in Paris schloß er eine zweite Ehe mit der als Schriftstellerin berühmt gewordenen Margarete Lucas (die 1667 in London N.s Leben herausgab). Da er von seinem Vermögen nichts hatte retten können, so lebte er in solcher Not, daß er seine Kleider versetzen mußte; ebenso erging es ihm in Antwerpen; sein Trost blieb die Pflege der Litteratur. 1660 kehrte N. mit Karl II. nach England heim, wurde Oberrichter der Grafschaften nördlich des Trent und im März 1664 Graf von Ogle, Herzog von N. Der Politik blieb er ferne, ordnete sein zerrüttetes Vermögen und lebte der Poesie und Kunst an der Seite seiner Frau, die er 1673 verlor. Er schrieb neben Werken über Pferdedressur Komödien und Gedichte, Dryden widmete ihm seinen „Even Song“. Er starb am 25. Dezember 1676 und ruht in der Westminster-Abtei. Mit seinem Sohne Henry erlosch schon am 26. Juli 1691 der Herzogstitel von N. in der Familie Cavendish. — Vgl. die Werke über Karl I. und II., die Revolution und Restauration.

Newcastle, Thomas Pelham Holles, Herzog von. Als ältester Sohn des Sir Thomas Pelham, ersten Lords Pelham of Loughton, aus zweiter Ehe mit Lady Grace Holles, einer Schwester des John Holles Cavendish, Herzogs von N. und Grafen von Clare, am 21. Juli 1694 geboren, studierte Pelham in Westminster School und Clare Hall (Cambridge). Er beerbte am 5. Juli 1711 den Oheim, der ihn adoptiert hatte, erlangte ein ungeheures Vermögen und nach des Vaters Tod im Februar 1712 auch die Baronie Pelham; als er 1714 majorenn wurde, zählte er zu den größten Grundbesitzern und reichsten Lords. Voll Eifer schloß er sich den Whigs an, die ihm zeitlebens die mächtigste Stütze bieten sollten. Er that der Thronfolge des Hauses Hannover Vorschub, ließ das Volk von London dafür bearbeiten und erwarb sich großes Anrecht an den Dank des neuen Herrschers, der den einflußreichen Mann im Oktober 1714 zum Viscount Pelham and Haughton, Grafen von Clare, und im August 1715 zum Marqueß Clare und Herzog von N. erhob; die Titel sollten auf seinen Bruder Henry Pelham vererblich sein; auch wurde er Lordlieutenant der Grafschaften Middlesex und Nottingham. 1715 schlug er mit einer ausgehobenen Mannschaft den Aufstand der Jakobiten und Tories gegen Georg I. nieder, wurde 1717 Lordkammerherr des königlichen Hauses, Mitglied des Geheimen Rates, im März 1718 Hosenband-Ritter und heiratete im April 1717 Lady Harriet Godolphin, die Enkelin Marlboroughs und älteste Tochter des Grafen Godolphin (s. d.). 1718 war N. unter den britischen Kommissären, die den britisch-französisch-kaiserlichen Allianzvertrag unterzeichneten, und 1720 gehörte er zu den Lordoberrichtern, die während der Abwesenheit Georgs das Reich administrierten. Sein maßloser Ehrgeiz verlangte jedoch nach einer politischen Rolle und diese fiel ihm zu, als Lord Carteret (s. d.) im April 1724 durch Walpole und Townshend gestürzt wurde. Sir Robert Walpole rechnete auf ihn als gefügigen Gehilfen, der ihm mit seinem großen Einflusse beispringen sollte, und übersah darum seine geringen Fähigkeiten; er ahnte nicht, welche Intriguen und Ränke sein Schützling gegen ihn anspinnen würde. Er erwog N.s Einfluß im Parlamente wegen der vielen von ihm abhängenden Stimmen und hielt ihn für ungefährlich als Rivale. So wurde N. Staatssekretär, um es volle dreißig Jahre zu bleiben. Von Anbeginn zeigte er eine fieberhafte Thätigkeit, schien stets in Geschäften versunken und that mit derselben Hast und demselben Geräusche nichts, als wenn er das Schwierigste ausführe; er war ebenso eitel wie nichtig, halt- und charakterlos, ein Lügner, hatte

trotz eines königlichen Vermögens und Haushalts nie einen Freund und wahren Anhänger, war von seltener Feigheit und erntete Verachtung. Bei Georgs II. Thronbesteigung schien seine Entlassung wahrscheinlich, doch beließ ihn der neue Monarch im Amte, hauptsächlich wegen seiner whigistischen Verbindungen und seiner Beeinflussung der Parlamentswahlen; ein sehr guter Debatter, war N. Meister in parlamentarischer Taktik, und verstand es wie wenige, beide Häuser des Parlaments zu behandeln. Georg II. hatte als Prinz N. verabscheut und öffentlich einen Schurken genannt, er glaubte ihn unfähig zum Minister und doch behielt er ihn bei. N. verfocht anfangs die Politik des Friedens, dann aber machte er sich wie gewöhnlich zum Mundstücke Georgs und redete trotz seiner Feigheit 1734 für den Krieg mit Frankreich und Spanien. Gelegentlich des Wiener Friedens von 1735 gab sich N. grundlos den Anschein eines eminenten Staatsmannes und war aufgeblasener als je. Unermüdlich in Intriguen, nährte er den Unfrieden im Königshause, stand schlecht mit der Königin, untergrub Walpoles Stellung und befestigte die eigene. Georg II. verabscheute ihn, hatte aber nicht den Mut, ihn zu entlassen; er ertrug den ewig schwankenden, unschlüssigen und wesenlosen Mann, schonte den Krösus der Whigpartei, hielt aber den kaum für befähigt, Kammerherr am kleinsten deutschen Hofe zu sein, der ihn mit seinen Kreaturen umzingelte. N. trug wesentlich zum Sturze Walpoles im Februar 1742 bei, blieb unter Carterets Administration, so sehr ihn auch dieser verachtete, und stand nach dessen Rücktritt im Dezember 1744 seinem begabten Bruder Henry Pelham, dem Haupte der Regierung, mit seinem Anhange und Reichtume zur Seite. Als Georg bei Gelegenheit der Invasion des Prätendenten Karl Eduard (s. d.) 1745 Grenville (s. „Carteret") an die Spitze des Kabinetts erheben wollte, reichten N. und Pelham ihre Entlassung ein; er aber befand sich in einem solchen Dilemma, daß er seine Quäler bitten mußte, im Amte zu bleiben, und nun waren sie frecher und gewaltiger als je, Georg mußte sich murrend beugen. 1748 wurde N. Kanzler der Universität Cambridge, 1750 begleitete er den König nach Hannover. Mit Spanien wurde Friede geschlossen; N., der zum Kriege geschürt hatte, gab im Vertrage die Ansprüche der Südseecompagnie preis, um sich bei Georg einzuschmeicheln. Als Pelham am 6. März 1754 starb, trat der bornierte Herzog von N. am 12. als erster Lord des Schatzes an die Spitze des Ministeriums; es war ein schwerer Mißgriff in solcher Zeit. N. kannte nur persönliche Antriebe, protegierte seinen Anhang und hob sein Ansehen, leitete mit Geld und Gunst die Parlamentswahlen und versicherte sich einer Majorität, während er Pitt und Fox nicht im Ministerium wünschte, ermunterte die Mißbräuche, anstatt sie abzustellen. Er suchte den Frieden mit Frankreich zu erhalten, aber der Herzog von Cumberland (s. d.) kreuzte seine Wege und trieb Georg auf kriegerische Unternehmungen hin; die Allianz England-Österreichs endete, Großbritannien stand ohne Alliierte Frankreich gegenüber, und ein N. war nicht der Mann, das alte unbrauchbar gewordene System durch ein neues zu ersetzen; er kannte ja nur eines, seine Eigenliebe. Noch immer wollte er den Frieden mit Frankreich erhalten, wurde täglich ratloser, machte zwar mit Fox und Cumberland Frieden, konnte aber Pitt zu keiner Nachgiebigkeit bewegen, und dieser führte nach wie vor die Opposition gegen ihn. Der Zwiespalt mit Preußen wurde beigelegt, in Westminster mit ihm der Neutralitätsvertrag abgeschlossen, aber N.s Waltung erwies sich immer unfähiger und kurzsichtiger; die britischen Waffen ernteten nur Mißerfolg gegen Frankreich, die Schläge auf Minorca und am Ontario und die Lage in Ostindien entflammten den nationalen Unwillen, während N. an einen schimpflichen Frieden mit Frankreich dachte. Ihm galt es wieder nur, im Amte zu bleiben; aber seine servile Nachgiebigkeit gegen den Thronfolger verfing nicht, Fox gab N. auf, dieser fand keinen Ersatz für ihn; Pitt lehnte den Eintritt in das Ministerium ab, und so mußte N., mochte es ihm noch so sauer werden, am 11. November 1756 dem Herzoge von Devonshire als Premier weichen. Georg war froh, seiner ledig zu sein, und N. lehnte die Pension ab, hoffend, bald ins Amt zurückzukehren. Dem Könige war Pitt verhaßt, und schon im Januar 1757 bot er N. an, wieder in das Ministerium einzutreten; dieser fürchtete die Verantwortung wegen Minorcas und zögerte darum, übernahm aber am 29. Juni 1757 im Koalitionsministerium wieder das Amt als Erster Lord des Schatzes, freilich ohne den alten Einfluß im Schatzkollegium; Pitt bedurfte seines Reichtums und seiner politischen Beziehungen. N. fügte sich aus Notgebot Pitts Forderungen, behielt in der inneren Verwaltung freie Hand, intriguierte aber bald nach Kräften gegen Pitt, der ihn immer mehr in den Schatten schob; voll Eifersucht arbeitete er an Pitts Sturz und wollte Frieden herbeiführen, da Pitts Macht auf dem Kriege beruhte, erlitt aber schwere Niederlagen durch dies Genie; sein Wühlen gegen die Fortsetzung des Kriegs war fruchtlos, seine Kriecherei vor Bute (s. d.) ehrlos. Er freute sich über Pitts Sturz im Oktober 1761, denn dessen Übergewicht hatte wie ein Alp auf ihm gelegen; aber Bute duldete ihn nur, voll Haß auf „den verschlissenen Alten", und N. mußte sich tief vor dem Günstlinge Georgs III. demütigen; dieser veranlaßte das Ministerium, N.s Vorschlag ans Parlament wegen Verwilligung von 2 Mill. Pf. St. für den Krieg mit Frankreich und Spanien und für die Subsidien an Preußen zu verwerfen, und N. mußte zu seinem Kummer am 26. Mai 1762 abtreten, womit die Herrschaft der großen Whigfamilien endete. Abermals lehnte er die ihm zustehende Pension ab, wie er denn den Dienst um 300,000 Pf. St. ärmer verließ, als er ihn vor 38 Jahren angetreten hatte. Er machte dem Premier Bute heftige Opposition, unterstützte zwar im April 1762 seinen Vorschlag, im Interesse des Friedensabschlusses Frankreich entgegen zu kommen, griff aber den Präliminarfrieden so erbittert an, daß er 1763 beide Lordlieutenantschaften einbüßte. 1765 erhielt der Herzog den Posten des Lord-Geheimsiegelbewahrers, verlor ihn aber 1766 wieder, kränkelte und starb am

17. November 1768 kinderlos. Seine Titel und Würden gingen auf den Gatten seiner Nichte Katharine Pelham, Henry Fiennes Clinton, neunten Grafen Lincoln, über, der 1794 starb. — Vgl. Coxe, Memoirs of the Administration of the R. H. Henry Pelham, 2 Bde., London 1829; „The Georgian Era", Bd. I, London 1832; Jesse, Memoirs of the Court of England from the Revolution in 1688 to the death of George the Second, Bd. III, London 1843; H. Walpole, Memoirs of the Reign of King George the Second, herausgegeben von Lord Holland, 2. Aufl., 3 Bde., London 1846; A. Schäfer, Geschichte des Siebenjährigen Kriegs, 2 Bde., Berlin 1867—74; John Lord Hervey, Memoirs of the Reign of George the Second from his accession to the death of Queen Caroline, herausgegeben von Wilson Croker, 3 Bde, London 1884.

Newcastle, Henry Pelham Pelham-Clinton, vierter Herzog von N.-under-Lyme, Graf von Lincoln. Als ältester Sohn des Henry Fiennes Clinton, dritten Herzogs von N., am 30. Januar 1785 geboren, folgte Pelham, der in Eton studiert hatte, 1794 dem Vater als Herzog, ging nach Abschluß des Friedens von Amiens nach Frankreich, wo er bei dem Wiederausbruche des Kriegs von Bonaparte zurückgehalten wurde, und kam erst 1807 frei. Seit 1809 Lordlieutenant der Grafschaft Nottingham, gehörte N. zu den strengen Konservativen, sprach gegen die Katholikenemanzipation und arbeitete wesentlich darauf hin, daß das Oberhaus die erste Reformbill am 8. Oktober 1831 verwarf; dies veranlaßte Volksaufläufe, bei denen sein Schloß in Nottinghamshire verbrannt und sein Haus in London verletzt wurde. Nach dem Siege der Reformbill im Juni 1832 entsagte N. dem öffentlichen Wirken und 1839 verlor er infolge eines beleidigenden Schreibens an den Lordkanzler Baron Cottenham seinen Posten als Lordlieutenant. Er starb auf seinem Schlosse Clumber Park bei Worksop (Nottinghamshire) am 12. Januar 1851, als Custos rotulorum von Newark, Steward und Keeper of the Sherwood-Forest and the Park of Folewood, High Steward of Retford.

Newcastle, Henry-Fiennes Pelham-Clinton, fünfter Herzog von N.-under-Lyme, Graf von Lincoln. Als ältester Sohn des Vorigen am 22. Mai 1811 in London geboren, studierte Pelham in Oxford, führte bis zum Tode des Vaters den Titel eines Grafen von Lincoln und heiratete am 27. November 1832 Lady Susan Hamilton-Douglas, einzige Tochter des Herzogs von Hamilton, von der er sich 1850 schied. 1832 trat er für Süd-Nottinghamshire in das Unterhaus, in dem er diesen Distrikt bis 1846 repräsentierte. Er hielt zu Sir Robert Peel, diente unter ihm von Dezember 1834 bis April 1835 als Lord des Schatzes, von September 1841 bis 1846 als Oberkommissär der Forsten und Domänen, trennte sich aber gelegentlich der Kornfrage von Peel und verlor, während sein Vater seine Neigung zum Freihandel mißbilligte, 1846 sein Mandat, doch wählte ihn sofort der schottische Distrikt Falkirk ins Unterhaus. Er wurde erster Sekretär für Irland, trat jedoch schon Ende Juni 1846 mit Peel zurück. Im Parlamente erwies er sich thätig, forderte die Dotierung des katholischen Klerus Irlands u. s. w. Zu den Ämtern eines Rider and Master Forester of Dartmoor und Keeper of St. Briavals Castle erhielt er am 6. Februar 1862 das des Lord-Warden of the Stannaries in Cornwall and Devon. Am 12. Januar 1851 dem Vater als Herzog von N. gefolgt, gehörte er im Oberhause zu den gemäßigten Liberalen. Im Kabinette Aberdeens (s. d.) übernahm er am 28. Dezember 1852 das Staatssekretariat der Kolonieen, welches er am 12. Juni 1854 mit dem des Kriegs vertauschte. Gerne rühmte er sich, freilich ohne sonderliches Recht, der Vater des Gedankens an einen Einfall in die Krim und an Sewastopols Belagerung zu sein; sein Eifer im Rüsten fand keine Anerkennung, man zieh ihn allgemein der Schläfrigkeit. Russell (s. d.) hielt ihn für seinem Amte nicht gewachsen und bestürmte Aberdeen im November 1854, Palmerston (s. d.) an seine Stelle zu setzen, aber der Premier lehnte es ab und wies N.s wiederholte Enthebungsgesuche zurück. Furchtbar waren die Schäden der Kriegsverwaltung und man wälzte alle Schuld auf N., Roebuck griff ihn im Januar 1855 im Unterhause wegen der Notlage der Armee schonungslos an, er verteidigte sich würdig und fand Palmerstons ritterliche Unterstützung, mußte aber der populären Erbitterung am 29. Januar mit den Kollegen weichen. Nun reiste er nach der Krim, wohnte der Erstürmung des Redan an und zog am 10. September 1855 mit den siegreichen Truppen in Sewastopol ein. Im Kabinette Palmerstons übernahm der Herzog im Juni 1859 das Kolonieen-Ministerium; in seiner neuen Stellung begleitete er 1860 den Prinzen von Wales nach Nordamerika und wurde nach der Heimkehr am 16. Dezember d. J. als Hosenbandritter installiert; er genoß die besondere Anerkennung des Prince-Consort. Am 4. April 1864 legte er Krankheits halber sein Portefeuille in Cardwells Hände nieder und starb am 18. Oktober d. J. Der jetzige siebente Herzog von N.-under-Lyme, Henry Pelham Pelham-Clinton (geb. 1864) ist sein Enkel. — Vgl. M'Carthy, A History of our own times from the accession of Queen Victoria to the General Election of 1880, 5 Bde., Leipzig 1879—80; Th. Martin, The Life of H. R. H. the Prince Consort, 5 Bde., London 1876—80.

New-Orleans, die im Jahre 1718 von Franzosen gegründete, nach dem damaligen Regenten benannte und 1803 von Frankreich den Vereinigten Staaten von Amerika durch Kauf überlassene Hauptstadt des Staates Louisiana, war im Dezember 1814 und im Januar 1815 der Schauplatz wichtiger Kämpfe zwischen Nordamerikanern und Engländern. Der Krieg zwischen beiden Völkern, in welchem auffseiten der letzteren auch die Indianer fochten, war seit Juni 1812 mit abwechselndem Glücke, aber ohne Entscheidung geführt worden, die stattgehabten Friedensunterhandlungen hatten keinen Erfolg gehabt, die britischen Forderungen aber in den Vereinigten

Staaten große Erbitterung hervorgerufen; England bereitete, nachdem die Versuche, von Canada aus vorzudringen, gescheitert waren, einen Angriff auf die Südstaaten vor. N.-O., die blühende Handelsstadt am Mississippi, war das Ziel desselben. — Die Ankunft des General Jackson (s. d.) brachte Einheit in die Verteidigungsmaßregeln, deren das Land um so mehr bedurfte, als es auf den Krieg nicht vorbereitet war und die Schiffe, meist Kanonenböte, welche Commodore Patterson dem Admiral Cockburn entgegenstellte, am 14. Dezember von den Engländern nahezu vernichtet wurden. Jackson nahm am linken Ufer des Stromes eine feste Stellung, in welcher er die Angriffe des General Packenham am 28. Dezember und 1. Januar zurückwies. Am 8. Januar fand ein neuer Angriff auf beiden Ufern statt; das Hauptcorps, 9000 Mann unter Packenham, welches auf dem linken vorging, sollte durch eine Abteilung auf dem rechten, 800 Mann unter Oberst Thornton, unterstützt werden. Aber die letztere kam ohne eigenes Verschulden zu spät, ersteres griff zunächst allein an und, als es vor den feindlichen Schanzen anlangte, fehlten Faschinen und Leitern; trotz aller Kühnheit und Aufopferung mußten die britischen Truppen von ihrem Versuche, die amerikanischen Milizen, 3700 Mann unter General Jackson, zu vertreiben, abstehen; die Erfolge auf dem rechten Ufer, wo die feindlichen Schanzen mit Sturm genommen und die Gegner, 1500 Mann unter General Morgan, dann davongelaufen waren, vermochten nicht, das Geschick des Tages zu wenden. Packenham war gefallen. Die Engländer traten den Rückmarsch an und schifften sich am 22. Januar wieder ein. Auch ein Versuch des Admiral Cockburn, das stromabwärts von N.-O. gelegene Fort Philipp zu nehmen, war am 9. fehlgeschlagen. Der am 24. Dezember 1814 zu Gent geschlossene, am 17. Februar 1815 zu Washington ratifizierte Friede machte bald nachher allen Feindseligkeiten ein Ende. — Vgl. „Minerva", Jahrgänge 1816 und 1817.

Glücklicher verlief der Angriff, welchen während des Nordamerikanischen Bürgerkrieges (s. d.) die Nordstaaten auf N.-O. machten. Admiral Farragut unternahm denselben im April 1861 mit 30 armierten Dampfern und 21 Mörserschiffen, welchen die Konföderierten nur schwache Kräfte entgegenstellen konnten; er hatte zu der Expedition alles sorgsam vorbereitet, während die Abwehrmaßregeln seiner Gegner dem Zwecke nur wenig entsprachen. Er richtete seinen Angriff zunächst gegen die beiden die Einfahrt beherrschenden Forts Jackson und Philipp, welchen die südstaatlichen Schiffe zuhilfe kamen. Während des Kampfes mit den letzteren fuhr die unierte Flotte bei den Forts vorüber, welche sich tapfer gewehrt hatten, und erschien am 24. vor der offenen Stadt, welche der Befehlshaber der Garnison, Lowell, am 25. übergeben mußte, am 27. kapitulierten auch die Forts. So fiel die reichste Handelsstadt des Südens schon früh in die Hand der Union; damit ging den Konföderierten eine wichtige Quelle ihrer Kraft verloren. General Butler, der Kommandierende der nordstaatlichen Truppen führte nun in N.-O. ein sehr strenges Regiment. — Vgl. „General Butler in New-Orleans", New-York 1865.

Ney, Michel, Marschall von Frankreich, am 10. Januar 1769 zu Saarlouis als der Sohn eines Böttchers und alten Soldaten geboren, für die Schreibstube erzogen, aber von der Natur nicht für dieselbe bestimmt, trat 1787 bei einem Husarenregimente in den Kriegsdienst, war bei Beginn der Revolutionskämpfe in den Niederlanden Unteroffizier, stieg dann, überall durch Umsicht und Entschlossenheit hervorstechend, rasch und ward 1796, namentlich durch Kleber gefördert, General. Er würde diesen Grad früher erlangt haben, wenn er ihn nicht wiederholt ausgeschlagen hätte; so sehr er es verstand, bei Unterhandlungen mit dem Feinde durch Großsprecherei und Überhebung zu imponieren, so bescheiden dachte er über seine eigenen Leistungen, er glaubte für jene Stellung noch nicht genug gethan zu haben. Er blieb nun auf dem deutschen Kriegsschauplatze, wo sein Name vielfach mit Auszeichnung genannt wird; schon 1797 schlug ihn Bournonville zum Führer der Sambre- und Maasarmee vor, deren Kommando jedoch Hoche erhielt; 1799 wurde N. Divisionsgeneral und focht als solcher in der Schweiz und in Süddeutschland. Seine Familie rühmt ihm nach, daß er damals nur das für einen Vorhutgeneral geringfügige Vermögen von 80,000 Frcs. besessen habe. 1800 kommandierte er eine Division unter Moreau. Bonapartes Bekanntschaft machte er 1801 zu Paris; dieser wußte ihn bald an sich zu fesseln, N.s Verheiratung mit einer Freundin von Hortense Beauharnais trug dazu bei. Als Gesandter nach der Schweiz geschickt, wo er bis 1803 blieb, bewies er diplomatisches Geschick. Das Kaiserreich brachte ihm die Marschallswürde, als solcher führte er 1805 das 6. Armeecorps aus dem Lager von Montreuil an die Donau; der 14. Oktober trug ihm den Titel Herzog von Elchingen ein. Nach der Kapitulation von Ulm drang er von Norden in Tirol ein, während das 7. Corps durch Vorarlberg kam; er war im Begriff, nach Kärnten vorzurücken, als der Friede von Preßburg den Krieg beendete. In dem darauffolgenden Feldzuge gegen Preußen führte N. wiederum sein 6. Corps, welches in Deutschland stehen geblieben war, focht bei Jena, nahm Magdeburg, folgte dann den vorangegangenen Truppen über die Weichsel, focht hier bei Preußisch-Eylau, glänzte überall durch Unermüdlichkeit und unbezähmbare Energie und erwarb sich Napoleons Dank besonders bei Friedland, wo er den Sieg entschied. 1808 nach der Pyrenäischen Halbinsel gesandt, blieb er dort bis 1811 und führte bei Massénas Rückzuge aus Portugal mit unerschütterlicher Festigkeit dessen Nachhut, benahm sich indessen gegen diesen so unbotmäßig, daß er von der Armee entfernt wurde. Schon im folgenden Jahre aber führte er wieder ein Corps, das 3., nach Rußland, erwarb in der Schlacht bei Borodino den Titel „Prinz von der Moskwa" und auf dem Rückzuge den Beinamen des Tapfersten der Tapfern. An der Spitze weniger Soldaten, es waren meist Deutsche, bot er zuletzt noch mit dem Gewehre in der Hand dem Feinde die Stirn. Ebenso ruhmvoll leitete er seine Laufbahn im Feldzuge von 1813 an der

Spitze des 3. Corps in den Schlachten von Groß-Görschen und von Bautzen ein, so daß ihm der Kaiser den Oberbefehl über die Heeresmacht übertrug, welche dem abziehenden Feinde nach Schlesien folgte. Als der Waffenstillstand abgelaufen war, berief er ihn zu sich, so daß N. auch bei Dresden gegenwärtig war, und gab ihm dann, an des bei Groß-Beeren geschlagenen Oudinot Stelle, das Kommando der gegen Berlin operierenden Truppen; N. ward indes ebenfalls, am 6. Sept. bei Dennewitz, geschlagen. Bei Leipzig, wo er Blücher gegenüber stand, verwundet, ging er nach Frankreich, erschien aber, als dort der Krieg entbrannte, von neuem im Felde, bedeckte sich überall, wo er auftrat, und das war immer da, wo Napoleon, der seine Brauchbarkeit stets mehr erkannte, selbst gegenwärtig war, mit Ruhm, vereinigte sich aber, als Paris genommen und alles verloren war, mit den übrigen Marschällen, um den Kaiser zur Abdankung zu bewegen, und huldigte dann den Bourbons. Die veränderten Zustände sagten ihm indessen nicht zu, er zog sich bald vom Hofe zurück. Als Napoleon von Elba zurückkehrte, übertrug Louis XVIII. ihm das Kommando der Militär-Division von Besançon. Mit heiligster Versicherung seiner Treue reiste er auf diesen Posten ab, aber schon am 18. März ging er in Auxerre zum Kaiser über, trug am 16. Juni bei Quatre-Bras einen Erfolg über Wellingtons Truppen davon und that am 18. bei Waterloo sein Möglichstes, den Sieg an Frankreichs Fahnen zu fesseln. Am Abend der Schlacht bot sein Anblick dasselbe Bild wie beim Rückzuge aus Rußland. Als das Reich der Bourbons wieder eingesetzt war, glaubte N., im Vertrauen auf die Übereinkunft vom 9. Juli, für seine Person nichts fürchten zu sollen; er verschmähte daher zu fliehen und ließ auch, als er am 5. Aug. festgenommen war, die Gelegenheit dazu ungenutzt. Das Militärgericht erklärte sich für unzuständig, die Pairskammer aber verstand sich dazu, das Schuldig über ihn auszusprechen, und am 7. Dez 1815 wurde er im Garten des Palast Luxemburg in Paris erschossen. Er starb seiner selbst würdig. — Seine Denkwürdigkeiten, von seiner Familie veröffentlicht, erschienen 1833 (deutsch Mannheim 1835, Quedlinburg 1834—36). Die Geschichte seines Prozesses schrieb Dumoulin (Paris 1815).

Nicaragua, s. **Zentralamerika.**

Nicotera, Giovanni, Baron. Zu San Biase in Calabrien am 9. Sept. 1828 geboren, studierte N. Jura, schloß sich frühe dem revolutionären Bunde „La giovine Italia“ an, beteiligte sich 1848 am calabrischen Aufstande und trat als Offizier in das Heer der römischen Republik. 1849 blessiert, lebte er zurückgezogen in Turin, bis er 1857 mit der von Mazzini angestifteten Expedition Pisaccanes abging; am 29. Juni landete er mit ihr, um den Thron Ferdinands II. von Beiden Sicilien zu stürzen, in Sapri, wurde jedoch am 1. Juli schwer verwundet, gefangen und zu lebenslänglicher Galeerenstrafe verurteilt. Aber er hatte nicht allzu lange zu schmachten. Nachdem er erst in Neapel, dann auf der Insel Favignana im Westen Siciliens gesessen, befreite ihn Garibaldi 1860 bei seiner Expedition, nahm ihn als Offizier in seine Freischar auf, und N. diente in ihr 1860, 1861, 1866 und 1867. Im Parlamente vertrat er Salerno und zählte zu den gewandtesten und beredtesten Führern der Republikaner, zu den Todfeinden der Consorteria, zu deren Sturz er im März 1876 in erster Reihe beitrug. Trotz seiner antimonarchischen Vergangenheit erkannte er das Königreich Italien ohne weiteres an und übernahm in Depretis' Kabinett am 22. März 1876 das Ministerium des Inneren. Früher bei Ergreifung der Mittel zum politischen Kampfe und Erfolge nicht wählerisch, kehrte N. als Minister recht demonstrativ seinen loyalen Monarchismus hervor und bekämpfte, während er seine süditalienischen Freunde offenkundig belohnte, rücksichtslos und unter Verwertung aller Machtfülle seine Feinde, besonders die Radikalen, was diese verblüffte; er verbot z. B. eine Versammlung von Steuerverweigerern in Mantua, gestand in der Kammer die Illegalität seines Verfahrens zu und erklärte, in solchem Falle werde er doch ebenso handeln. Gegenüber der Kurie bekundete er Energie, verbot den Umgang von Prozessionen außerhalb der Kirchen ohne besondere behördliche Erlaubnis und verpflichtete die Präfekten zu genauer Überwachung der Mönche wie zur Erstickung jedes Versuchs einer Erneuerung des Klosterwesens; um nicht dem Pöbel Bolognas entgegentreten zu müssen, löste er im Oktober 1876 den dort tagenden katholischen Kongreß auf. Im Herbste 1876 beschuldigte ihn die erboste Consorteria in der „Gazetta d'Italia“, er habe 1857 bei seiner Gefangennahme sein Leben dadurch gerettet, daß er seine für Murat Mitverschworenen der Regierung Ferdinands II. denunzierte; N. verklagte die Zeitung und erwirkte ihre Verurteilung. Unaufhörlich beschuldigten ihn seine Feinde der Saumseligkeit in der Reform der Verwaltung u. s. w. Er galt für die Seele des Kabinetts Depretis, aber seine Parteigenossen in Nord- und Mittelitalien ließen ihn immer mehr im Stiche, und selbst seine sicilianischen „Janitscharen“ begannen zu meutern, als er voll Strenge und Wirksamkeit gegen die Camorra (s. d.) und Mafia einschritt, wobei er es nach seiner Gewohnheit nicht allzu genau mit den Gesetzen nahm. Die Mafia hatte ihre Verzweigungen bis in die höchsten Kreise, darum erfolgten Angriffe auf N. in der Presse und im Parlament, ein großer Teil der sicilianischen Deputierten fiel von N. ab, und Crispi suchte ihn zu verdrängen. Seine Rücksichtslosigkeit und Unbeliebtheit bedrohte den Bestand des Kabinetts, darum opferten ihn die Kollegen am 16. Dez. 1877, und Crispi erhielt sein Portefeuille; N. aber ruhte nicht, bis er sich gerächt hatte und Depretis im Febr. 1878 fiel. — Vgl. Giordano, La vita ed i discorsi di Giovanni Nicotera, Salerno 1878.

Niebuhr, Barthold Georg. Als Sohn des berühmten Reisenden Carsten Niebuhr am 27. Aug. 1776 in Kopenhagen geboren, verlebte N. seine Kindheit zu Meldorf in Süddithmarschen, wo sein Vater seit 1778 Landschreiber war, erwarb sich mehr durch eigenes Studium als durch Unterricht ungewöhnliche Kenntnisse in alten und neuen Sprachen, Geschichte, Geographie und Mathematik und erregte frühe Bewunderung; im Sommer

1793 machte er sich bei Professor Büsch, dem Vorsteher der Hamburger Handelsakademie, mit dem Handel bekannt, und Klopstock erwies ihm Freundlichkeit. Von Ostern 1794—1796 studierte er in Kiel Philologie, Jura und Philosophie, im März 1796 wurde er Privatsekretär des dänischen Finanzministers Grafen E. Schimmelmann, im Frühjahr 1797 Sekretär an der königlichen Bibliothek in Kopenhagen, wo er Einblick in die Staatsgeschäfte durch Graf A. P. Bernstorff und Schimmelmann gewann, entsagte diesem Amte im Frühjahr 1798 und erweiterte seine wissenschaftliche Ausbildung in London und Edinburgh. Mit umfassenden Kenntnissen in Großbritanniens Geschichte und Institutionen ausgerüstet, kehrte er im Nov. 1799 heim, heiratete und trat am 1. Juli 1800 als Assessor in das dänische Kommerzkolleg für das ostindische Bureau und als Sekretär und Comptoirchef in die permanente Kommission für die Barbareskenangelegenheiten. Die Regierung erkannte bald seine Dienste an, holte seinen Rat in allen wichtigen Finanzangelegenheiten ein und übertrug ihm im Januar 1804 auch die Direktion der Bank. Auch mitten in den Geschäften studierte er eifrigst Litteratur und Geschichte des Altertums. 1803 machte er für die Regierung eine Finanzreise in Deutschland, das er stets als sein eigentliches Vaterland ansah. Wie sein Vater ein Feind der Revolution, sah er voll Sorge die französische Invasion über Deutschland heraufziehen, und trat, mit seinen amtlichen Verhältnissen unzufrieden, im Sommer 1806 auf Steins Veranlassung als Mitdirektor der Seehandlungssocietät in den preußischen Staatsdienst, wurde der Unsere. Als er in Berlin im Oktober 1806 eintraf, war eine neue Wandlung in Preußen eingetreten; mit den von Stein ihm anvertrauten Schätzen eilte er alsbald nach Stettin, von da nach Königsberg und Memel, wo ihm Friedrich Wilhelm III. großes Vertrauen bewies. Nach Steins Entlassung im Januar 1807 ließ er sich, tief erbittert, nur mit Mühe vom Austritt aus dem Dienste abhalten, hing er doch an Stein mit unbegrenzter Achtung. Hardenberg teilte ihn der Immediatkommission zu; er schloß sich eng an Nikolovius und Schön an, reichte aber mehrfach seine Verabschiedung ein, um in Dänemark ins Kauffach zu treten, und schied nach Hardenbergs Rücktritt, einen Platz in der neuen Kommission ablehnend, aus den Reihen der Reformer Preußens. Finanziell beschäftigt, nützte er jedoch Preußen nach Vermögen, ging zur Negoziierung einer Anleihe im Febr. 1808 nach Holland, führte mühsame Verhandlungen, welche großenteils durch die Ereignisse ergebnislos gemacht wurden, und fand bei seiner Rückkehr im April 1809 die ganze Administration im Wanken. Im Dezember 1809 wurde er Geheimer Staatsrat, Chef der Sektion für das Staatsschuldenwesen und die Geldinstitute; Altenstein, dann Hardenberg suchten seine Mitwirkung bei ihren Reformplänen, aber er konnte letztere nicht gutheißen und durchlebte traurige Zeiten, bis er sich am 23. Mai 1810 zum Rücktritte entschloß. Hardenberg, mit dem er zerfallen war, bat ihn um Begutachtung seines Finanzplanes, N. unterzog denselben in einer direkt an den König eingesandten Denkschrift vom 23. Juni einer vernichtenden Kritik und ging auf Hardenbergs Antrag nicht ein, selbst einen Finanzplan aufzustellen und gemeinsam mit ihm zu diskutieren; selbst das Finanzministerium lehnte der reizbare Mann ab, was Stein heftig tadelte. N. übernahm an J. v. Müllers Stelle das Amt des preußischen Historiographen und versprach, dem Finanzministerium auf Erfordern zur Hand zu gehen; bei der Eröffnung der Berliner Universität begann er seine glänzenden Vorträge über römische Geschichte; sein Werk darüber sichert ihm Unsterblichkeit. Der Freiheitskrieg entzog ihn der Muse der Geschichte, er gründete im April 1813 den „Preußischen Korrespondenten“, wirkte mit Arndt erhebend auf die Nation ein, wurde in das Hauptquartier berufen und unterhandelte z. B. mit den britischen Bevollmächtigten wegen des Reichenbacher Subsidienvertrages vom 14. Juni, im Februar 1814 in Holland mit britischen Kommissären wegen weiterer Subsidien. Seit Oktober 1814 wieder in Berlin, hielt er dem Kronprinzen Vorträge über Finanzkunde und erwarb sich seine dauernde Verehrung; seine Schrift „Preußens Recht gegen den sächsischen Hof“, eine Verurteilung der Kleinstaaterei, fand hingegen auf dem Wiener Kongresse keinen Boden und zog ihm leidenschaftliche Feindschaft zu. Im Juli 1816 ging N. mit seiner zweiten Frau als preußischer außerordentlicher Gesandter und bevollmächtigter Minister nach Rom, wo er sich rasch Freunde und Bewunderer erwarb. Die von ihm geführten Verhandlungen zur Neuorganisierung der katholischen Kirche in Preußen fanden dadurch ein Hemmnis, daß seine Instruktionen jahrelang ausblieben; als sie ihm endlich zugingen, betrieb N. rasch den Abschluß mit der Kurie, und so erblickte die Bulle „De salute animarum“ vom 16. Juli 1821 das Licht, wofür N. den Roten Adlerorden 2. Klasse mit Eichenlaub erhielt; Consalvi und Pius VII. zeichneten den Historiker Roms ungemein aus, während er beständig wissenschaftliche Funde machte und Unternehmungen anderer liberal unterstützte. Seine Wohnung im Palazzo Savelli, an dem jetzt eine Tafel seiner gedenkt, stand allen deutschen Gelehrten und Künstlern offen. Im Sommer 1823 kehrte er nach Deutschland heim, ließ sich vom Gesandtenposten entheben und siedelte, nachdem er 1824 dem Staatsrat angehört, 1825 dauernd nach Bonn über, um in freier Verbindung mit der Universität geschichtliche Vorlesungen mit eminentem Erfolge zu halten. Die Julirevolution erfüllte ihn mit Entsetzen, er sah die traurigsten Folgen voraus. Am 2. Januar 1831 erlag er einer Lungenentzündung in Bonn. H. Nissen ist mit einer ausführlichen Biographie des scharfsinnigen Kritikers, Historikers und Staatsmanns beschäftigt. — Vgl. „Lebensnachrichten über Barthold Georg Niebuhr“, 3 Bde., Hamburg 1838—1839; Wickworth, The life and letters of B. G. Niebuhr, 3 Bde, London 1852; J. Classen, Barthold Georg Niebuhr, Gotha 1876; Seeley, Stein. Sein Leben und seine Zeit. Deutschland und Preußen im Zeitalter Napoleons. Übersetzt von E. Lehmann, Bde. I u. II, Gotha 1883—1885.

Niederlande siehe Nachtrag zu N. bzw. Register.

Niel (spr. Ni-el), Adolphe, Marschall von Frankreich, am 4. Oktober 1802 zu Muret im Departement Haute-Garonne geboren, trat, nachdem er auf der Polytechnischen Schule zu Paris und der Applikationsschule zu Metz ausgebildet war, 1825 als Sekondeleutenant in den praktischen Dienst und machte die erste der vier Belagerungen, deren Geschichte sein Name angehört, im Jahre 1837 mit. Es war die von Konstantine. N. nahm an derselben als Generalstabsoffizier vom Genie teil; bei der Eroberung der Stadt am 13. Oktober führte er mit großer Auszeichnung eine der Sturmkolonnen. Als 1849 die Franzosen unter Oudinot den Angriff auf Rom unternahmen, erbat General Vaillant, welcher mit der Leitung der Belagerungsarbeiten betraut war, den Oberst N. zum Chef seines Generalstabes; der Gang der Ereignisse gab diesem jedoch zu hervorragenden Leistungen keine Gelegenheit. Ebenso wenig der dritte jener Festungskämpfe. Im Jahre 1854 sollte während des Krimkrieges in der Ostsee ein Schlag gegen Rußland ausgeführt werden; die Einnahme der auf einer der Alandsinseln belegenen Feste Bomarsund war dazu ausersehen; General N. erhielt unter Baraguey d'Hilliers das Kommando der Genietruppen. Die Besatzung kapitulierte am 18. August, nachdem am 13. die erste Breschbatterie ihr Feuer eröffnet hatte. Im Januar 1855 wurde N. zum Adjutanten des Kaisers ernannt, dessen militärischer Ratgeber er seit längerer Zeit war, und nach Sewastopol entsandt, um Bericht über den langsamen Gang der Belagerung zu erstatten. Er erklärte, daß die Richtung des Angriffs gegen die Stadt selbst an und für sich fehlerhaft sei; man müsse, da man die Belagerung einmal angefangen habe, gegen den Grimen-Hügel und den Malakow vorgehen. Auf der Rückreise nach Frankreich erhielt er die Weisung, an Stelle des am 11. April gefallenen General Bizot den Oberbefehl des Genie vor Sewastopol zu übernehmen. Er setzte nun seine früher entwickelten Ideen ins Werk, und der Erfolg sprach für deren Richtigkeit. Über die Belagerungen von Bomarsund und von Sewastopol hat er Tagebücher veröffentlicht. Der italienische Krieg von 1859 gab ihm Gelegenheit, sich auch als geschickter General im Feldkriege zu bewähren. Er wurde an die Spitze des ersten Armeecorps gestellt, griff mit diesem am 4. Juni rechtzeitig in den Gang der Schlacht von Magenta ein, wo bei Ponte-Nuovo die Garde hart bedrängt war, und trug am 24. desselben Monats bei Solferino durch sein starres Festhalten bei Guidizzolo, an welchem die österreichischen Durchbruchsversuche scheiterten, wesentlich zur glücklichen Wendung des Kampfes bei. Sein Lohn war der Marschallstab. Als die preußischen Erfolge vom Jahre 1866 in Frankreich den Wunsch erweckten, ein dem deutschen nicht nur ebenbürtiges, sondern sogar überlegenes Heerwesen zu besitzen, wurde an Randons Stelle am 20. Januar 1867 N. mit der Aufgabe betraut, ein solches zu schaffen. Das Gesetz vom 1. Februar 1868 ordnete die Ausführung seiner Vorschläge an (Pfister, Das französische Heerwesen, 3. Abteil., Kassel 1868); ehe er aber damit zu Ende war, starb er am 13. August 1869 zu Paris. N. galt für einen der Hauptführer der Kriegspartei; er soll dem Kaiser zum Kampfe gegen Deutschland geraten haben, um den Schwierigkeiten im Innern zu begegnen, hielt aber den Zeitpunkt zum Beginn der Feindseligkeiten noch nicht für gekommen, Frankreich noch nicht dazu vorbereitet.

Nieuwport, Schlacht am 2. Juli 1600. Prinz Moritz von Nassau war mit 15,000 Mann von Walcheren nach dem Festlande übergeschifft, um Flandern, wo nur noch Ostende in den Händen der Niederländer war, zurückzuerobern. Mit N., einer kleinen Hafenstadt, wollte er den Anfang machen. Kaum war er aber vor derselben erschienen, so wurde er durch die Ankunft eines Heeres überrascht, welches Erzherzog Albrecht von Österreich in der Stärke von 10,000 Mann zu Fuß und 1600 zu Pferde rasch bei Antwerpen gesammelt hatte. Am 2. Juli standen beide sich in den Dünen gegenüber. Der Kampf, welcher erst nachmittags begann und sehr erbittert war, endete mit einer vollständigen Niederlage der Spanier, welche viele Gefangene und ihr gesamtes Heergerät verloren; das Dunkel der Nacht und ihre eigene Erschöpfung hinderten die Sieger, ihre Erfolge auszubeuten. — Vgl. E. van Meteren, Niederländische Historien, Amsterdam 1640.

Seeschlacht am 12. und 13. Juli 1653. Die englische und die niederländische Flotte stießen am 12. auf der Höhe von N. unter Monk und Deane, bzw. unter Tromp, Ruyter u. a., aufeinander; jede zählte gegen 100 Schiffe, von denen aber die niederländischen denen ihrer Gegner an Größe sehr nachstanden. Der Kampf des ersten Tages, in welchem Deane fiel, brachte keine Entscheidung; am folgenden erneuert, endete er nach Sonnenuntergang mit dem Rückzuge der Niederländer, welchen die Engländer angesichts des schwierigen Fahrwassers und ihrer eigenen Verluste unbehelligt ließen. Sie hatten keine Schiffe verloren, die Niederländer aber deren 17 eingebüßt; ihre Admirale nahmen daraus Veranlassung, von neuem darauf zu dringen, daß die Generalstaaten Geld zur Herstellung einer Seemacht gäben, welche imstande wäre, der des Feindes die Spitze zu bieten. — Vgl. van Kampen, Geschichte der Niederlande, Hamburg 1833.

Nightingale, Miß Florence. In Florenz 1823 als Tochter eines Gutsbesitzers auf Embley Park (Derbyshire) geboren, erhielt Miß N. eine umfassende Bildung; ihre Mutter, eine Tochter des als Vorredner der Sklavenemanzipation bekannten Will-Smith, erzog sie im philanthropischen Geiste; sie bereiste Großbritannien und den Kontinent, besuchte Schulen, Spitäler und Rettungshäuser, hielt sich 1851 einige Monate in der trefflichen Diakonissenanstalt Fliedners in Kaiserswerth auf und verwandte nach ihrer Heimkehr einen bedeutenden Teil ihres Vermögens auf die Errichtung von Schulen, Kranken- und Rettungshäusern, reorganisierte das Gouvernantenhospital in London und dehnte ihre Reisen für das Wohl ihrer Mitmenschen bis nach Afrika aus. Als der Krimkrieg ausbrach, entschied sich die hochherzige Frau, an der Krankenpflege hervorragenden Anteil zu nehmen. Am 21. Okt. 1854 ging sie mit etwa vierzig

Gesinnungsgenossinnen, die teilweise den hohen Ständen angehörten, ab, und bald stieg deren Zahl auf 150 an. Sie stand den britischen Spitälern in Skutari und Balaclawa mit Selbstverleugnung vor und blieb, obwohl die Cholera sie in Balaclawa ergriff, im Dienste der Humanität bis 1856. Nach England heimgekehrt, wurde sie von der Königin besonders ausgezeichnet, lebte bald in London, bald auf ihrem Gute in Derbyshire; ein für ihre Zwecke aufgebrachtes Kapital von 50,000 Pf. St. wurde zur Erweiterung des Londoner St. Thomas-Spitals verwendet, und sie war bei der Ausbildung von Krankenpflegerinnen beständig thätig. Sie schrieb „Hints on hospitals" (London 1859, 3. Aufl. 1863, deutsch Memel 1866), „Notes on nursing" (London 1858, neue Aufl. 1868, deutsch Leipzig 1861).

Nigra, Dr. Constantino, Cavaliere. Einer bürgerlichen Familie bei Ivrea am 12. Juni 1827 entsprossen, trat N., der Jura studierte, 1848 als Freiwilliger in das Heer gegen Österreich, focht wacker bei Pastrengo, Santa Lucia, Calmosino und Rivoli, setzte seine Studien fort und promovierte 1849 als Dr. juris. Infolge einer Preisarbeit stellte ihn Massimo d'Azeglio im auswärtigen Amte an, N. nahm unter Cavours Leitung teil an den Unterhandlungen wegen der Handelsverträge Sardiniens mit dem Zollvereine, Großbritannien, Frankreich, Österreich und Belgien, begleitete 1855 Cavour bei den Besuchen des Königs in Paris und London als Sekretär und 1856 zum Pariser Kongresse als Chef der Gesandtschaftskanzlei. Mit der Leitung von Cavours Spezialkabinett betraut, wurde er von ihm in alles eingeweiht und zu vertraulichen Missionen verwendet. 1859 war er während des Krieges in Napoleons Hauptquartier, nahm am Züricher Frieden teil, ging im Febr. 1860 als Geschäftsträger nach Paris, stieg hier am 4. April d. J. zum Ministerresidenten auf und bekundete während des Kampfs Napoleons mit Cavour um die Oberherrschaft in Italien Takt, Klugheit und Mäßigung. Als es zum Zwiste mit Napoleon kam, verabschiedete sich N. von ihm am 26. Sept. und verließ am 2. Okt. Paris. Der Prinz von Carignan (s. d.) ging als Generalgouverneur nach Neapel, und seit 12. Januar 1861 stand ihm N. als Rat und verantwortlicher Minister zur Seite, bis er am 20. Mai sein Amt niederlegte. Unter Cavours letzten Wünschen war der der Ernennung N.s zum außerordentlichen Gesandten und bevollmächtigten Minister des Königreichs Italien in Paris; N. überreichte als solcher am 8. Aug. 1861 Napoleon seine Kreditive. Bald gehörte er zu den Vertrauten des Kaisers und den Günstlingen der Kaiserin, erlangte auch von den geheimsten Vorfällen und Wünschen Kenntnis, die er als Diplomat vortrefflich verwertete, und vermittelte Napoleons persönliche Anliegen an Viktor Emanuel und dessen Regierung. Nach dem Sturze Napoleons im Sept. 1870 deckte er mit Metternich die Abreise Eugeniens aus Paris, wo er blieb. Bei der Verstimmung mit Frankreich verließ er am 16. Okt. 1873 Paris auf unbestimmte Zeit, um schon am 19. Dez. zurückzukehren; durch dringende Vorstellungen erwirkte er am 13. Okt. 1874 die Heimkehr des zum Schutze des Papstes bei Civita Vecchia stationierten französischen Kriegsdampfers „L'Orénoque". Er blieb auf dem Pariser Posten bis 1876, ging im Juli d. J. als Botschafter nach St. Petersburg und von hier im Nov. 1882 nach London; an Stelle Robilants erhielt er im Okt. 1885 den Botschafterposten in Wien.

Nihilisten. Seit 1874 ist in Rußland eine sozial-revolutionäre Partei rührig; das politische Elend bot den Vorwand, alle Bande zu sprengen, Pietät, Pflicht, Ehre und Arbeit zu Lappalien zu erklären und politisches Mißvergnügen in nihilistischen Vandalismus umzusetzen; die N. reden nur von Zerstörung, sind cynisch radikal, um für Helden und Fackelträger der Neuzeit gehalten zu werden; sie bekämpfen maßlos alle bestehenden Institutionen, toben in Rußland heimlich, in Genf und Paris öffentlich, und vollführen willig ihnen von den Genossen auferlegte Mordaufträge; ohne jeden positiven Gedanken, wollen sie nur zerstören und im Trüben fischen. Der Nihilismus, der schon länger aufgetreten war, z. B. 1849, erhob sich mit erneuter Kraft und bedrohte, von einem Turgenjew in seiner ganzen Hohlheit gebrandmarkt, die Ordnung in Staat und Gesellschaft. 1869 nannte Herzen den Nihilismus die vollkommenste Freiheit von allen fertigen Begriffen, ererbten Hindernissen und Störungen des vorwärts drängenden occidentalischen Verstandes; viel weiter ging Bakunin (s. d.), der ihn als Zerstörung aller Staaten, Vernichtung der Zivilisation der Bourgeois, freie Organisation von unten nach oben vermittelst freier Vereinigungen, Organisation der befreiten Volksmassen der ganzen Menschheit und Herstellung einer Welt allgemeinen Menschtums charakterisierte; Fürst Krapotkin endlich, einer der schamlosesten N., schrie 1873 in Genf: alle Staatssysteme taugten nichts, Regierung und gesellschaftliche Ordnung müßten fallen, und erst wenn dies geschehen sei, sollte das Volk rasten und bedenken, was zu thun sein würde. Das große Talent der Russen zur Verschwörung bethätigte sich in einer Reihe von Studenten- und Litteratenverschwörungen, die Giftpflanze des Nihilismus schoß empor, politische Morde wurden Modesache und erregten Bewunderung. Ende 1876 gründete die „Volkspartei" die Zeitung „Selmja i Wolja" und strebte neben dem Umsturze der staatlichen Ordnung nach der Gründung einer Administration auf sozialistischer Grundlage. Brandstifter und Mörder durcheilten das Reich, Erpressungsversuche bei reichen Kaufleuten waren nichts Ungewöhnliches, eine Anzahl hervorragender Beamten und Offiziere wurden von N. ermordet, z. B. der Bruder Krapotkins, Baron Heyking, General Mesenzow, der Chef der verhaßten dritten Abteilung der Geheimkanzlei des Kaisers; auf andere erfolgten Attentate, so auf den Kaiser, Mesenzows Nachfolger, General Drentelen, u. a. Ein Prozeß schloß sich dem andern an, aber Hunderte Schuldiger entgingen Entdeckung und Strafe. Als am 5. Febr. 1878 die Nihilistin Wjera Sassulitsch den Oberpolizeimeister der Residenz, General Trepow, erschießen wollte, wurde sie von Tausenden neben die Corday (s. d.) gestellt und ihre Richter sprachen sie unter allgemeinem Jubel frei, was den Justizminister

Grafen Pahlen im Juni 1878 zum Rücktritte bewog. Alexander II. war tief bekümmert und gebeugt. Solowjews Attentat auf ihn am 14. April 1879 belehrte ihn bald, daß dessen Verbindungen durch ganz Rußland gingen; am 1. Dez. d. J. entrann er nur wundersam dem Tode. Mitte 1878 hatte sich von der „Volkspartei" eine „Terroristenpartei" abgezweigt, die vor nichts zurückbebte, die Brandfackel und den Kaisermord verherrlichte; sie gründete das Blatt „Narodnaja Wolja", ernannte eine anordnende Kommission und ein Exekutivkomitee und verkündete am 26. Jan. 1880 ihr Programm: Volksvertretung, Selbstverwaltung, volle Freiheit des Gewissens, des Worts, der Presse, der Vereine, der Versammlungen und der Wahlagitation, allgemeines Wahlrecht und territoriales Heer; sie betonte, sie müsse eine terroristische Thätigkeit entfalten, um die Gewalt der Regierung bei dem Volke zu untergraben, und bedrohte Alexander mit dem Tode vor seinem Regierungsjubiläum. Ein großer Nihilistenprozeß im Nov. 1880 brachte manchen Aufschluß, die Polizei nahm nihilistische Druckereien weg, aber alle Prozesse und Untersuchungen hemmten die N. nicht, die bis in die nächste Umgebung des Kaisers Fühlung hatten. So waren die frechen Attentate auf denselben am 17. Febr. 1880 und 13. März 1881 wie auf Loris-Melikow (s. d.), der den N. wacker zu Leibe gegangen war, möglich. Glücklicherweise blieb das Volk in Rußland bisher von dem Nihilismus unberührt, er lebt nur unter verfehlten Existenzen der verbildeten und halbgebildeten höheren Klassen. Keineswegs hören die Unthaten der N. unter Alexander III. auf, und es scheint, sie sammeln neue Kräfte.

Nikita (Nikolaos I.) Petrowitsch Njegosch, der gegenwärtig regierende Fürst von Montenegro, Sohn des Mirko Petrowitsch, wurde am 7. Oktober 1841 geboren, zuerst in Triest erzogen, dann mit 15 Jahren nach Paris geschickt, um daselbst in dem Lycée Louis le Grand ausgebildet zu werden, und bei dem kinderlosen Ableben (13. August 1860) seines Oheims, des Fürsten Dánilo, durch den Einfluß der Witwe desselben, der Fürstin Darinka, am 14. August 1860 als dessen Nachfolger zu Cetinje ausgerufen. Der reich begabte, auch als Dichter bei seinem Volke beliebte N. war einerseits für die Zivilisierung der Montenegriner mit Erfolg thätig; anderseits hat er sich als diplomatisch gewandt und als geschickt in der militärischen Organisation seines Volkes gezeigt, endlich aber in den wiederholten Kämpfen mit den Türken als ein tapferer und glücklicher Führer bewährt. Wegen der Geschichte der unter seiner Leitung geführten Kriege, die 1878 mit bedeutender Ausdehnung des von ihm beherrschten Gebietes abschlossen, ist der Artikel „Montenegro" zu vergleichen. Vermählt ist N. seit dem 8. November 1860 mit der (3. Mai 1847 geborenen) Tochter des Senators, Wojwoden und Führers der Leibgarde, Petar Wukotitsch, Milena; die älteste Tochter, Zorka, geboren 1864, heiratete 1883 den Fürsten Peter Karageorgewitsch (s. das.); der Erbprinz dagegen, Danilo Alexander, ist am 29. Juni 1871 geboren.

Nikitas, einer der tapfersten und thätigsten Heerführer der Neugriechen in ihrem Unabhängigkeitskampfe gegen die Türken, war ein Neffe des berühmten Theodor Kolokotronis, an dessen Seite er zuerst in britischen Kriegsdiensten, nachher aber in Griechenland militärisch und politisch bei allen Angelegenheiten gestanden hat, die zu der schließlichen Ausgestaltung des jungen griechischen Königreiches geführt haben. N. eröffnete am 2. April 1821 die griechische Erhebung in Messenien, und trug bei der Blockade von Tripolitsa, am 4. Juni 1821, in einem langwierigen Kampfe bei Dholiana mit nur 120 Mann über eine viel stärkere türkische Abteilung, die nach Verwena durchbrechen wollte, einen Erfolg davon, dem er den Beinamen des „Türkenfressers" verdankte, obwohl er bei seiner bescheidenen, milden, ehrenhaften und uneigennützigen Art wohl einen besseren Ehrennamen verdient hätte. Unter den vielen Kämpfen, an denen N. seit dieser Zeit mit wechselndem Glücke teilgenommen hat, heben wir noch den glänzenden Sieg hervor, den er am 6. und 8. August 1822 in den Tretonpässen bei Hagionori und St. Vasili über die von Argos nach Korinth ziehenden Truppen des Dramali davontrug. Durch Kolokotronis später in den verderblichen Gegensatz zu der organisierten Regierung des Landes hineingezogen; in den Kämpfen gegen Ibrahim-Pascha bei aller zähen Tapferkeit doch nur selten glücklich; stand er seit der Zeit gegen Ende 1826 in Rumelien an der Seite des kühnen Karaïskakis, und hat gegen Ende April 1827 bei der Eroberung des festen Klosters St. Spiridion am Piräus mitgewirkt. Wie sein Oheim, so erscheint auch N. nachher als ein andauernd ergebener Anhänger des Präsidenten Giovanni Kapodistrias, und zuletzt als ein eifriges Mitglied der Partei der Kybernitiker.

Nikolaus I. Pawlowitsch, Kaiser und Selbstherrscher aller Reußen. Zu Zarskoje-Selo am 6. Juli 1796 als dritter Sohn des Kaisers Paul Petrowitsch und der Maria Feodorowna (s. d.) von Württemberg geboren, erhielt N. unter der treuen Obhut seiner Mutter die sorgsamste Erziehung; ungewöhnlich stark, gedieh er trefflich unter den Händen der Gräfin Lieven, die er bis zum Tode wie eine Mutter verehrte. Innige Freundschaft verband ihn mit seinem jüngeren Bruder Michael, der seine Studien teilte. Seit 18. Nov. 1796 Chef des Regiments der Gardes-à-cheval mit Generallieutenantsrang, seit 9. Juni 1800 des Ismailowschen Garderegiments, erhielt er zum Gouverneur den General v. Lambsdorff, der es nicht verstand, ihm die rechten Zügel anzulegen, lernte politische Ökonomie bei Storch, wenig Latein und Griechisch bei Adelung, Französisch und Geschichte bei Dupuget, der ihm Haß gegen die französische Revolution einflößte, doch blieb seine litterarische und wissenschaftliche Ausbildung mangelhaft; die Geschichte zog ihn an, er drückte sich leicht französisch, deutsch und russisch aus, wurde Meister in allen ritterlichen Leistungen, hatte hingegen keinen Geschmack an den schönen Künsten außer Musik; mit Vorliebe betrieb er Kriegswissenschaft, Befestigungskunde und alles, was mit dem Soldatenberufe zusammenhing. Alexander I. hielt

ihn sorgsam von jeder Beziehung zur Politik und zum Staate ferne, er erfuhr nichts von den Tagesereignissen und bewunderte blind den kaiserlichen Bruder; als er 1812 gegen Napoleon zu kämpfen verlangte, wurde er zurückgewiesen. Er mied die rauschenden Vergnügungen des Hoflebens, war ernst, gemessen, verschlossen, voll Reserve. Mit Freude folgte er hingegen 1813 des Kaisers Ruf in das Hauptquartier und zog, freilich von aller Aktion zurückgehalten, in Paris ein, wo sein ritterliches Äußere Aufsehen erregte, bereiste die Niederlande, Deutschland und die Schweiz, und kehrte im Sept. 1814 heim. Nach Napoleons Landung in Frankreich trat N. als Stabsoffizier in das Armeecorps Barclay de Tollys, aber bei Waterloo zerbrach Napoleons Degen, N. stieß in Paris zu Alexander und erhielt im Juli 1815 den Heiligen Geist-Orden, begrüßte feurig die Heilige Allianz (s. d.) und verlobte sich in Berlin mit der schönen Tochter Friedrich Wilhelms III., Charlotte, die nun Alexandra Feodorowna hieß. Zum Kanzler der Universität Åbo und Chef des reitenden Jägerregiments von Sewersk ernannt, bereiste N. 1816 in kaiserlichem Auftrage die Krim und die Donsche Provinz, und trat eine Reise durch Deutschland, Frankreich, England und die Nierderlande an, wurde in Oxford am 11. Jan. 1817 Dr. juris, erhielt in Berlin das 6. Karabinierregiment und heiratete in St. Petersburg am 13. Juli 1817, wobei er zum Bataillonschef der Gardesappeurs und Generalinspektor des Géniecorps befördert wurde. Er bezog das Anitschkow-Palais und führte das reizendste Familienleben, vom Kaiser im Garnisonsdienst festgehalten und ohne Anteil an der Politik.

Während des Kaisers Abwesenheit in Aachen überwachte der Großfürst die Staatsgeschäfte, am 9. Aug. 1818 zum Kommandanten der 2. Brigade der 1. Gardeinfanterie-Division ernannt; mit peinlicher Sorgfalt versah er seinen militärischen Dienst, die Soldaten fürchteten ihn, erkannten aber seine Gerechtigkeit an; er nahm strategischen Unterricht bei General Jomini (s. d.) und vermied jede politische Beschäftigung. Im August 1819 sprach Alexander ihm zum erstenmale von seiner Bestimmung zum Kaiserthrone, und in Warschau zeigte sich bei dem Besuche Konstantins (s. d.) deutlich dessen Abneigung gegen die Thronfolge; in Wien feierte man N., als er sich zum Troppauer Kongresse begab, als zukünftigen Vorkämpfer der Heiligen Allianz; man ahnte seine Nachfolge auf dem Throne. N. vermutete nicht, daß Alexander und ihre Mutter Konstantins Entschluß billigten, auch nicht daß dieser unwiderruflich gefaßt sei und Konstantin am 26. Jan. 1822 renunciert habe; er kannte nicht das geheime kaiserliche Manifest vom 28. Aug. 1823. Der Kaiser ernannte ihn am 15. März 1825 zum Chef der 2. Gardeinfanterie-Division und machte ihm wiederholt Andeutungen über seine Succession, ohne sich je definitiv auszusprechen; als er nach Taganrog reiste, übertrug er ihm einen Anteil an den laufenden Geschäften in St. Petersburg. Nach Alexanders Tod huldigte Konstantin N. am 8. Dez. 1825 als seinem Kaiser, ihm seine Renunciation mitteilend; er hingegen huldigte Konstantin und ließ die Truppen und höchsten Behörden in Petersburg ein Gleiches thun. Aber Konstantin blieb bei seiner Weigerung, N. ließ durch Speranski (s. d.) ein Thronbesteigungsmanifest entwerfen, siedelte in das Winterpalais über und verkündete am 24. Dez. durch das Manifest den Beginn seiner Regierung. Aber eine vorbereitete Verschwörung brach aus, am 26. Dez. standen in Petersburg mehrere Regimenter und der Pöbel gegen N. auf, es kam zu dem entsetzlichen Blutbade, in dem N. nur durch seinen Heldenmut, die Hilfe seines Bruders Michael und den ihm treuen Teil der Garde Sieger blieb (Dekabristen-Aufstand); mit genauer Not entging er Mörderhand, und sein Haß gegen die Revolution fand neue Nahrung. Mit großer Strenge bändigte und strafte er die Empörer, traf aber auch Maßregeln zur Abstellung gerechter Beschwerden. Am 3. Sept. 1826 fand seine und der Kaiserin Krönung in Moskau, am 24. Mai 1829 in Warschau als König von Polen statt. Die Ziele seines Strebens waren unbedingte Herrschaft im Inneren, Erweiterung seines Einflusses auf Europa, schonungslose Unterdrückung jeder Opposition auch auf Unkosten des Fortschritts, eine unbedingt ergebene Bureaukratie und ein starkes stehendes Heer; er vermehrte ausgiebig seine militärische Umgebung und stellte die Zivilverwaltung gewissermaßen unter die Aufsicht seiner Generaladjutanten. Autokrat vom Scheitel bis zur Sohle, verhing er ein Polizei- und Spioniersystem über Rußland und schloß es möglichst dicht von westeuropäischer Berührung ab, Rußland wurde das europäische China.

Gegen Persien war er glücklich (s. „Rußland, Geschichte" und „Paskewitsch") und erwarb Armenien; er trat aus Interesse für die Griechen ein (s. „Rußland"), es kam zum Kriege mit der Pforte, und Diebitschs (s. d.) Siege erzwangen den Rußland vorteilhaften Frieden von Adrianopel (s. d.). N. mißbilligte zwar die letzten Regierungshandlungen Karls X., sah aber in Ludwig Philipp einen Usurpator, und nur mit Mühe verhüteten Pozzo di Borgo, Lieven u. a. 1830 einen Krieg mit Frankreich; betrachtete sich doch N. als den Hort der Legitimität. Mit äußerster Strenge unterwarf er das rebellische Polen, das ihn abzusetzen gewagt, und vereinigte es ganz mit Rußland (s. „Polen, Geschichte"); auf Deutschland übte er immer mehr direkten Einfluß, besonders auf Preußen, dessen König Friedrich Wilhelm IV. sich sehr nachgiebig zeigte und wo die reaktionär-pietistische Partei in ihm ihren Heiland verehrte. Durch seine Haltung gegen Ägypten brachte er die Pforte unter russische Vormundschaft (s. „Hunkiar Iskelessi") und bahnte sich die Straße nach Konstantinopel im Geiste Peters des Großen; mit Großbritannien kam er in Zentralasien in Konflikte, aber Perowskis Expedition nach Khiwa scheiterte, während sein Einfluß in Teheran wie in den Donaufürstentümern entschied. Er lockerte die britisch-französische Allianz, isolierte Frankreich durch die Quadrupelallianz und warf die Furcht vor seinem Umsichgreifen nach dem Westen; der russische Koloß bedrohte Europa. Überall wirkte N. in russifizierendem Sinne und schloß fremden Einfluß aus; die griechische Kirche bekehrte

systematisch die Bekenner anderer Konfessionen; die nationale Bildung des Volks fand Pflege, die auswärtige Unterdrückung. N. linderte die Leibeigenschaft, ohne je an ihre Aufhebung zu denken, gab Rußland neue Gesetze, verbesserte die Finanzen und führte großartige Bauten jeder Art aus. Auf seinen Reisen in Rußland spürte er manchen Mißbräuchen nach, auf denen im Auslande verstärkte er seinen Einfluß; hatten sich die Katholiken im Dez. 1845 von seinem Besuche bei dem Papste viel versprochen, so blieb doch das Konkordat von 1847 (s. „Bludow, Graf") weit hinter ihrer Erwartung zurück. In der Revolutionsepoche von 1848—1849 beobachtete N. anfänglich eine zuwartende Rolle, lehnte Dänemarks Antrag der Intervention im Streite mit Deutschland ab, bis er nachher Dänemark Begünstigung zuwandte, und erkannte die französische Republik an; dann aber kam er in Warschau mit dem Kaiser von Österreich zusammen, entschlossen, ihn durch Dankbarkeit an sich zu fesseln und Polen vor einer Revolution zu bewahren, und unterdrückte durch ein Heer den ungarischen Aufstand (s. „Ungarn, Geschichte", „Paskewitsch", „Rüdiger"). In Warschau vermittelte er 1850 in der deutschen Frage zwischen den Herrschern Österreichs und Preußens; er neigte sich denen zu, die sich auf die Verträge von 1815 stützten, half den Mittelstaaten gegen beide Großmächte und zwang Preußen zur Demütigung vor Österreich in Olmütz. Als die Wiedererrichtung des Kaisertums in Frankreich bevorstand, besprach sich N. in Wien und Potsdam mit den Herrschern, und am 5. Jan. 1853 erkannte er Napoleon III. als Kaiser an, da ihm ein Sieg des monarchischen Prinzips über die Revolution willkommen war, verweigerte ihm aber den Brudertitel. Er glaubte, die Stunde sei gekommen, „dem kranken Manne" in Stambul den Todesstoß zu versetzen, taumelte machttrunken in den Krimkrieg (s. d.), stand isoliert und erfuhr schwere Niederlagen. Furchtbar litt der herrische Sinn des seit einiger Zeit kränkelnden Mannes unter den Schlägen des Geschickes, und als er von der Niederlage bei Eupatoria erfuhr, erlag er der Lungenlähmung am 2. März 1855 in St. Petersburg, einer der gewaltigsten Herrscher Rußlands und seiner Zeit. Seine Witwe starb am 1. Nov. 1860; sie hatte ihm vier Söhne und fünf Töchter geschenkt, von denen sechs ihn überlebten.

Vgl. Baron M. Korff, Die Thronbesteigung des Kaisers Nikolaus I., Frankfurt a. M. 1857; Balleydier, Histoire de l'Empereur Nicolas, 2 Bde., Paris 1857; Lacroix, Histoire de la vie et du règne de Nicolas I., empereur de Russie, 8 Bde., Paris 1864—1875; Golowin, Rußland unter Kaiser Nikolaus I., Grimma 1846; Schnitzler, Histoire intime de la Russie sous les empereurs Alexandre et Nicolas et particulièrement pendant la crise de 1825, 2 Bde., Paris 1847; (Eckardt), Von Nikolaus I. zu Alexander III., Leipzig 1881.

Nikolaus Nikolajewitsch, Großfürst von Rußland. Als dritter Sohn des Vorigen am 8. August 1831 geboren, erhielt N. eine sorgsame Erziehung, studierte mathematische und Kriegswissenschaften und trat in das Géniecorps, um schon 1856 Generalinspektor desselben, 1860 Ingenieurgeneral, 1865 Generalinspektor der Kavallerie, Oberkommandant sämtlicher Garden und des Petersburger Militärbezirks sowie Präsident des obersten Komitees für die Organisation und Ausbildung der Truppen zu werden; als Berufssoldat that er redlich seine Pflicht, ohne je Kriegserfahrungen zu gewinnen, und unterhielt dabei durch galante Abenteuer die Gesellschaft. Er wurde Generaladjutant des Kaisers, Chef des Regiments der Gardelanciers, der Astrachanschen Dragoner, der Alexandria-Dragoner, der Twerschen Dragoner Nr. 5, der sibirischen Grenadiere Nr. 9, der Wolhynischen Infanterie Nr. 53, der Bataillone der Kaukasischen Sappeurs und erhielt von Österreich das Husarenregiment Nr. 2, von Preußen das Kürassierregiment Nr. 5 „Westpreußen". Seit 6. Febr. 1856 ist er mit Alexandra Petrowna, Tochter des verstorbenen Prinzen Peter von Oldenburg und Chef des Charkowschen Lancierregiments Nr. 4, vermählt, die ihm zwei Söhne gebar. Als es 1876 zum Kriege mit der Türkei kam, wurde N. am 13. Nov. zum Oberbefehlshaber der Südarmee ernannt, langte mit seinem ältesten Sohne Nikolaus am 5. Dez. in Kischenew an und übernahm das Kommando; die Armee überschritt am 24. April 1877 den Pruth, anfangs von Erfolg begleitet, doch bald zersplitterte der Großfürst seine Streitkräfte derart, daß er in die größte Bedrängnis geriet, aus der ihn nur die Sendung von Verstärkungen, die Fehler der Türken und die Thatkraft des Generals Tottleben retteten; der Waffenstillstand und der Friede von San Stefano, der ihm zum Ruhme angerechnet wurde, war nicht sein Verdienst, sondern das seiner Generale. Wiederholt ging er nach Konstantinopel und wechselte Besuche mit Abdul Hamid II., ein türkisch-russisches Offensiv- und Defensivbündnis schwebte in der Luft. Am 29. April 1878 wurde er Generalfeldmarschall, mußte aber den Oberbefehl an Tottleben abtreten und kehrte nach Petersburg heim. Er litt furchtbar durch die Enthüllungen des Prozesses gegen die Militärlieferanten Gregor-Horwitz-Cohen, an deren Betrügereien er Anteil genommen hatte, und der Thronfolger behandelte ihn mit offener Geringschätzung. Zu seiner Rechtfertigung ließ er 1880 in der Pariser „Nouvelle Revue" einen Artikel über den Krieg mit höchst indiskreten Angriffen auf die russischen Staatsmänner und Feldherren erscheinen, den der Kriegsminister Miliutin in demselben Blatte eingehendst widerlegte, und wurde darum im August 1880 seiner Stellung als Oberkommandeur sämtlicher Garden und des Petersburger Militärbezirks zugunsten des jetzigen Kaisers enthoben. Als letzterer den Thron bestieg, fiel N. in volle Ungnade, reiste April bis Juli 1881 im Auslande und kam im Juli 1882 unter kaiserliche Vormundschaft; der Kaiser zahlte ihm keine Schulden mehr, verwilligte ihm hingegen monatlich 7000 Rubel, freie Wohnung, Licht, Heizung, Wagen und Pferde.

Verzeichnis

der

im dritten Bande enthaltenen Artikel.

L.

M.

N.

Zur gefälligen Beachtung.

Ein weiteres Vorwort sowie Berichtigungen und Druckfehlerverzeichnis werden dem Schlusse des Werkes beigegeben.

Gotha, im September 1886.

Dr. Alfred Schulz.

Druck von Friedr. Andr. Perthes in Gotha.

Date Due


3 2000 009 747 793



